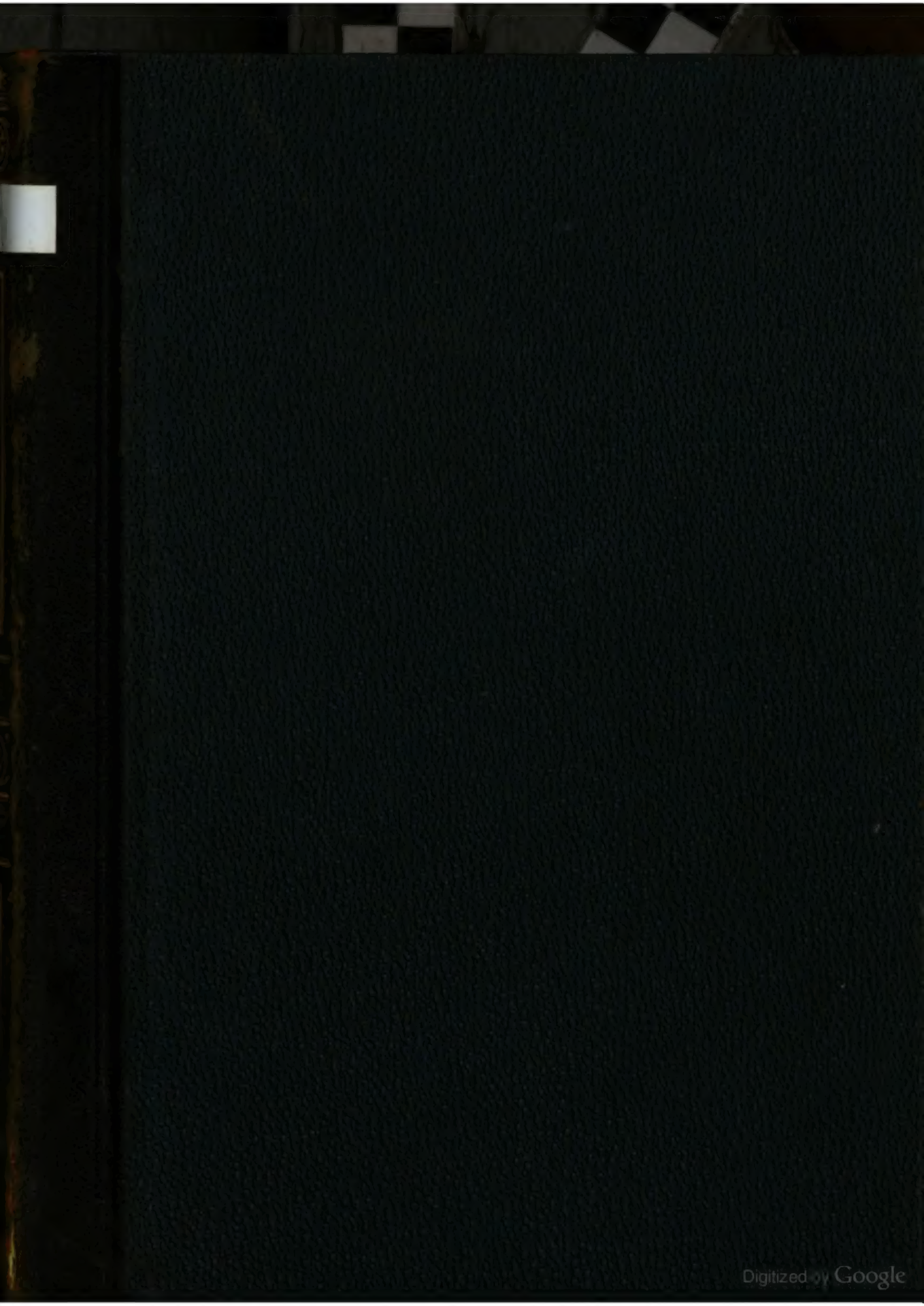

Digitized by Google

ORIGINAL-EINBAND
der Verlagshandlung
angef. in d. Buchbinderei
[illegible]perling, Leipzig.

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

900000220316

ogle

Digitized by Google

Henri L. Jacobson.

Digitized by Google

Meyers

Konverſations-Lexikon.

Dritte Auflage.

Vierter Band.

Buren — Darmſaiten.

Digitized by Google

RUG
FACULTEIT LETTEREN EN WIJSBEGEERTE
Seminarie voor Duitse Literatuur
BLANDIJNBERG 2 - B-9000 GENT

Ufo
MEY

Meyers

Konverſations-Lexikon.

Eine

Encyklopädie des allgemeinen Wiſſens.

Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit geographiſchen Karten, naturwiſſenſchaftlichen und technologiſchen Abbildungen.

Vierter Band.

Buren — Darmſaiten

26 FEB. 1973 18578

Leipzig.
Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.
1875.

Digitized by Google

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Digitized by Google

MEYERS

KONVERSATIONS-LEXIKON

DRITTE AUFLAGE

B.

Buren (spr. bjuren, nach holländischer Aussprache büren), Martin van, achter Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 5. Dec. 1782 zu Kinderhook im Staat New York als Sohn holländischer Emigranten, erhielt 1803 eine Advokatur daselbst. Im Jahr 1809 zog er nach Hudson, wo er sich neben seiner Advokatur mit den öffentlichen Angelegenheiten der Grafschaft befaßte und an die Spitze der demokratischen Partei trat. Seit 1812 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von New York, entwickelte er einen großen Eifer für energische Führung des Kriegs gegen England. Dafür ward er von seiner Partei 1815 zum Staatsanwalt dieses Staats ernannt. Als 1817 sein Gegner de Wit Clinton zum Gouverneur von New York gewählt worden war, verlor er sein Amt, ward aber, als seine Partei 1821 wieder die Oberhand gewonnen, als Senator Mitglied des Kongresses in Washington. Im Jahr 1827 wurde B. zum zweitenmal Mitglied des Kongresses, gegen Ende 1828 Gouverneur von New York. Im März 1830 erhielt er von Jackson, dessen Wahl zum Präsidenten er vorzüglich mit durchgesetzt, das Amt eines Staatssekretärs. 1831 ging er als Gesandter nach London, wurde aber, da der Senat seine Genehmigung verweigerte, kurz nach seiner Ankunft in England wieder abberufen. Mit Jackson, welcher 1833 zum zweitenmal den Präsidentenstuhl bestieg, wurde B. zum Vicepräsidenten gewählt. Er blieb der treueste Anhänger des Jackson'schen Systems und siegte bei der Präsidentenwahl von 1837 mit einer absoluten Mehrheit von 24 Stimmen über seine drei Mitbewerber, Clay, Webster und Harrison. Unter seiner Präsidentschaft brach 1837 die große Handelskrise in den Vereinigten Staaten aus. Um für die Zukunft ähnlichen Erschütterungen vorzubeugen, trug er, nachdem er der Staatsbank die Erneuerung ihres Freibriefs versagt hatte, auf Trennung der Finanzen des Staats und der Einzelstaaten von den Banken und auf Errichtung einer Schatzkammer in Washington und von Unterstützungskammern in den einzelnen Staaten an, erlitt aber bei der Abstimmung im Kongreß eine völlige Niederlage, von der sich seine Verwaltung nie wieder ganz erholte. So geschah es, daß bei der Präsidentenwahl von 1840 der Kandidat der Whigpartei, General Harrison, den Sieg davontrug. B. zog sich nach seinem Rücktritt 4. März 1841 nach Kinderhook zurück. Auch 1844 fand seine Kandidatur auf Seiten der demokratischen Partei keinen allgemeinen Beifall; namentlich ward das Mißtrauen der Sklavenstaaten gegen ihn rege, so daß der in Baltimore zusammenberufene demokratische Kongreß auf Calhouns Betrieb Polk zum Kandidaten der Partei ernannte, der auch wirklich zum Präsidenten gewählt wurde. Dadurch entstand eine Spaltung unter den nördlichen Demokraten, von denen ein Theil sich mit den Whigs vereinigte und die Partei der Freibodenmänner (Freesoilers) bildete, so genannt, weil sie die Sklaverei von den Territorien ausschließen wollten. Dieselbe berief einen Konvent nach Utica in New York, in dem B. einstimmig zum Präsidentschaftskandidaten für 1848 erklärt wurde. B. nahm die Wahl an, erlag aber dem General Taylor gegenüber. Er zog sich darauf ganz vom politischen Leben zurück, bereiste von 1853—55 Europa und starb in ländlicher Abgeschiedenheit auf seinem Gut Lindenwald bei Kinderhook 24. Juli 1862. — Sein Sohn, John van B., war bis 1844 einer der beliebtesten Redner der Demokraten im Staat New York und erklärte sich zuerst von dieser Partei für die Freiheit des Bodens; er erwarb sich großes Ansehen als Advokat.

Burford (spr. bör-), alter Marktflecken in der engl. Grafschaft Oxford, am Windrush, westl. von Oxford, mit lat. Schule, Bibliothek, werthvoller Gemäldesammlung und 1500 Einw. Hier 750 Sieg des Königs Cuthred von Wessex über Ethelbald von Mercia. Später war B. im Besitz der Grafen von Gloucester. Karl II. erhob 1676 seinen natürlichen Sohn Beauclair zum Grafen von B., in dessen Familie der Titel forterbte.

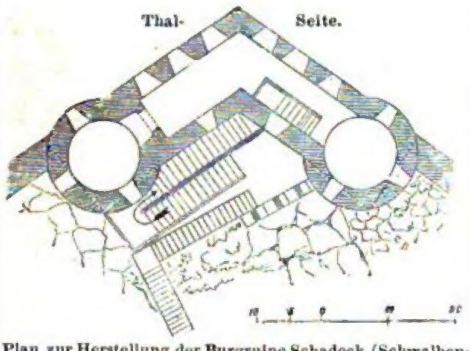
Burg, ursprünglich jeder durch Wall, Graben und Mauer befestigte Platz, insbesondere ein solcher aus dem Mittelalter herrührender Bau, welcher als Wohnsitz eines adligen Geschlechts diente. Diese Burgen waren entweder Wasserburgen oder Höhenburgen. Die Wasserburgen lagen in der Ebene und waren geräumige, viereckige oder auch unregelmäßig angelegte Gebäude mit dicken Rundthürmen an den Ecken und rings von tiefen und breiten Wassergräben umgeben, über welche eine Zugbrücke in den Burgraum führte. Sie fanden sich vornehmlich in der norddeutschen Ebene. Die Höhen-

Digitized by Google

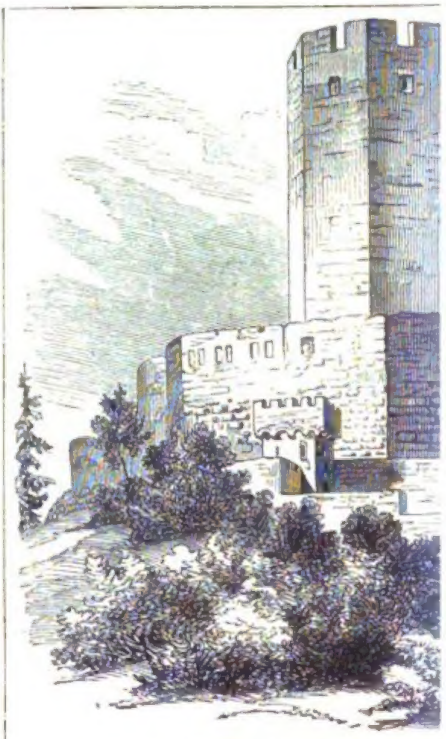
burgen, welche man vorzugsweise Burgen nennt, theilten sich wieder in Hofburgen oder in Fürstensitze von umfassender Anlage und in Burgställe oder eng zusammengedrängte, feste Wohnhäuser der Ritterschaft. Meist auf Bergkuppen oder steilen Vorsprüngen gelegen, waren sie von einem trockenen Graben umgeben, der den Burgfrieden von der Umgebung schied. Die ersten Befestigungen dieser Art in Deutschland knüpfen an die aus der Römerzeit herrührenden Kastelle an, gehen aber seit dem karolingischen Zeitalter in einen selbständigen Burgenbau über, der, dem Zweck seiner Entstehung entsprechend, vorzugsweise auf die Sicherstellung, erst später zugleich auf die Behaglichkeit der Bewohner berechnet war. Zu diesem Zweck wurden die an steilen Abhängen oder auf schwer zugänglichen Bergkuppen angelegten Höhenburgen mit festen, meist aus dem Gestein des Berges hergestellten Mauern umgeben, innerhalb welcher sich der Bergfrit (Bergfried), ein runder oder viereckiger Wart- und Vertheidigungsthurm, erhob, entweder ausgedehnt genug, um als Wohnung zu dienen, oder von besonderen, anfangs hölzernen, später steinernen Wohngebäuden umgeben, an welche sich die zu einem größern Rittersitz erforderlichen Wirtschaftsräume und Stallungen anschlossen. Der Eingang zu dem als letzter Zufluchtsort dienenden Bergfried lag im ersten Stock und stand mit dem Wohngebäude durch die im Fall einer Belagerung leicht zerstörbare Holzbrücke in Verbindung, während der Burghof zur Herstellung einer zweiten Vertheidigungslinie durch eine Scheide- oder auch eine Ringmauer in zwei Theile zerlegt ward. Beispiele dieser Art geben die noch an römische Anlagen angeschlossenen Burgen zu Steinsberg bei Speyer (s. Tafel) und Ebersteinschloß bei Baden-Baden. — Im Lauf des 12. Jahrh. entwickelten sich aus diesen ersten Anlagen die reicher ausgebildeten Burgen. Eine vollständige Hofburg hatte eine Umgebung von Mauerwerk oder Pfahlwerk (Zingeln, vom lat. cingere, umgürten), die in der Regel nicht mit Zinnen, sondern mit einfacher Brustwehr versehen und von einem oder mehreren Thoreingängen durchbrochen war, welche von zur Seite vorspringenden Thürmen vertheidigt wurden. Zwischen den Zingeln und der innern Mauer befand sich ein freier Raum, der Zwinger (Zwingelhof, Zwingolf), welcher zum Theil wohl auch Ställe, Wirtschaftsgebäude und den durch einzelne, in der Umfassungsmauer angebrachte Thüren zugänglichen Viehhof enthielt, zum Theil aber den nöthigen Raum zu ritterlichen Uebungen darbot, immer aber nur als Vorhof der eigentlichen B. betrachtet ward, welche meist höher gelegen und stärker befestigt, auch durch einen Graben von dem Zwinger geschieden war. Eine Zugbrücke (Schiffbrücke) führte zu dem auf einem festen, in den Graben vorspringenden Mauerwerk ruhenden, ein Steingewölbe bildenden Thor (Porte), über dem die Mauer mit Zinnen versehen war, hinter denen sich ein bedeckter, nach dem Innern der B. zu offener Gang (die Wer oder Letze) hinzog, von wo aus man durch Luken mit Armbrüsten schießen oder mit Steinen werfen konnte. Durch die Porte gelangte man entweder unmittelbar in den Burghof, oder zunächst in einen zweiten Zwinger, welcher, häufig kaum wegbreit, auf der einen Seite von der Burgmauer, auf der andern von den Gebäuden gebildet ward. Von diesem innern Zwinger, der manchmal nicht um die ganze B. herumlief oder auch zum Theil in einen Baumgarten umgeschaffen war, gelangte man durch einen offenen, hallenartigen, mittels Fallgittern (Slegetore) verschließbaren Durchgang, das Burgthor, in den innern Burghof (ballium, bayle). Von sämmtlichen, den letztern umgebenden Gebäuden nahm der Palas als das Hauptgebäude in der Regel eine ganze Seite des Hofs ein; fürstliche und königliche Burgen aber, welche für hunderte von Rittern hinreichenden Raum bieten mußten, hatten mehrere solcher, gewöhnlich zweistöckiger Gebäude. Das gewölbte Parterre enthielt Vorrathskammern, Bier- und Weinkeller u. dgl., das obere Stockwerk aber den Saal, das Hauptgemach der ganzen B., den Versammlungsort der Männer, wo sich nur bei festlichen Gelegenheiten, wie beim Empfang von Fremden 2c., auch die Frauen einfanden. Eine Treppe (die Gräden) führte aus dem Hof zu dem Saal empor. An den beiden Längenseiten, deren eine zuweilen in die äußere Burgmauer eingefügt sein mochte, war das starke Mauerwerk durch Fenster mit tiefen Nischen, welche Sitze enthielten, unterbrochen. Von der einen Fensterreihe sah man in den Burghof, von der andern auf den Reitplatz im Zwinger oder ins freie Land hinaus. Die Decke war in der Regel durch quer übergelegte Balken gebildet, über denen sich unmittelbar das Dach erhob. Bisweilen war der Saal überwölbt und durch Holz-, im letztern Fall durch Steinsäulen unterstützt. Der Fußboden war mit Estrich, gebrannten oder behauenen Steinplatten belegt, über welche man Teppiche oder Binsen breitete und duftende Blumen streute. Bei reicherer Ausschmückung waren auch die Wände mit Teppichen oder Tapeten (Stückelachen) beschlagen. Statt der nur durch Kamine und kellerartige Anordnung nothdürftig erwärmten unteren Etagen der Palase wurde um die Mitte des 14. Jahrh. die Anlage einer Dirnitz, eines durch Oefen heizbaren, bequemern Versammlungs- und Wohnraums, wie ihn unter andern die Wartburg, die Burgen zu Meißen und Amberg enthalten, allgemein. An den Giebelseiten des Palas und mit demselben durch Thüren verbunden waren kleinere Gemächer, die Kemenaten, die öfters noch reicher ausgestattet waren als der Saal selbst. Aeußerlich hob sich der Palas meist durch sein mit bunten Ziegeln belegtes Dach hervor. Einen prachtvollen Palasbau beschreibt Wolfram von Eschenbach im »Parcival«. Für die Frauen war meist ein eigenes Gebäude des Burghofs bestimmt, das vorzugsweise die Kemenate genannt wird und wenigstens drei Abtheilungen enthielt: eine für die Herrin und deren nächste Angehörigen, eine für die Dienerinnen und eine dritte, gewöhnlich das Gadem genannt, für Besorgung der weiblichen Arbeiten. Das zweite Hauptgebäude einer jeden B., der schon genannte Bergfrit (Belfrid, beffroi), war ein hoher runder oder viereckiger Thurm, der, in der Regel freistehend, auf einem kühnen Vorsprung des Burgraums errichtet war. Derselbe hatte zu ebener Erde keinen Eingang, sondern es führte nach dem ersten Stock von außen eine Treppe, die hinweggenommen werden konnte. Der untere, von außen nicht zugängliche Raum enthielt einen Brunnen oder ein Gefängnis, das Burgverließ (Donjon), in welches die Gefangenen von oben herabgelassen wurden. Die oberen Stockwerke enthielten Gemächer, welche als letzter Zufluchtsort der Belagerten dienten. Im Dachgeschoß wohnte der Thurmwart. Die Küche war in größeren Burgen meist ein abgesonderter,

Digitized by Google

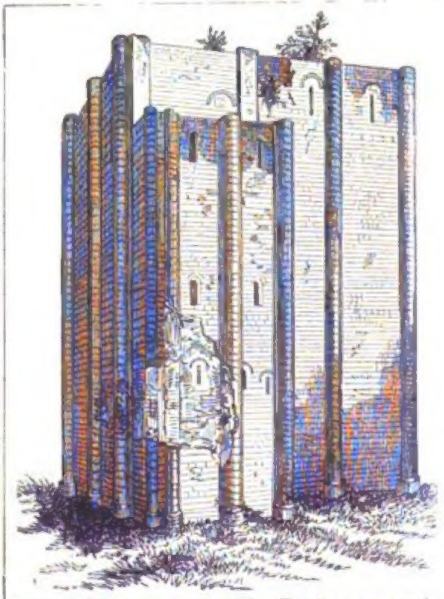
Bergseite der Burg Schadeck (Schwalbennest). Deutscher Burgstil des 12. Jahrh. mit beschränkter Raumanlage.



Plan zur Herstellung der Burgruine Schadeck (Schwalbennest) bei Neckarsteinach, nebst Grundriss der Burg.



Burg Steinsberg bei Speyer (a

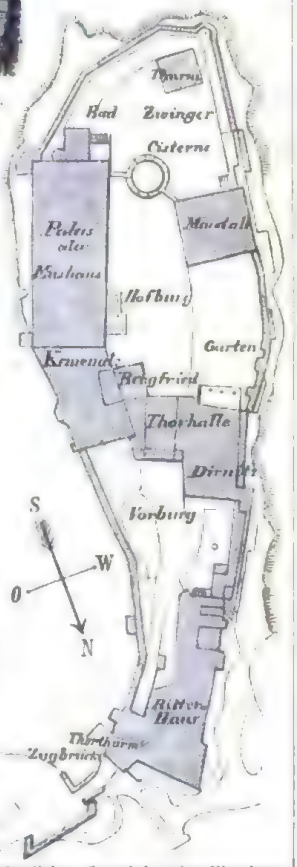


Burg zu Loches in Frankreich. (Donjon, normannis Anlage.)

Digitized by Google

römischer Anlage).

Die Wartburg bei Eisenach.
Ausgebildeter deutscher Burgstil
des 12. Jahrhunderts.



Ursprünglicher Grundplan der Wartburg.

Burg zu Hedingham bei Essex. (Englisch - normann. Anlage.)

...stitut in Leipzig.

Zum Artikel »Burg«.

Digitized by Google

Digitized by Google

geräumiger Bau, welcher zugleich als Wohnung des Küchengesindes diente Außerdem umgaben den Burghof noch Vorrathsgebäude, Wohnungen für die oft zahlreich einsprechenden Gäste, Rüstkammern, das sogen. Schnitzhaus zur Anfertigung von Waffen ꝛc. Den Blick in die Ferne boten die Zinnen, die in die starken Umfassungsmauern gebrochenen überwölbten Fensternischen oder Lauben, sowie auch künstlich angehängte Erker. Endlich befand sich wohl in jeder größeren B. auch eine Kapelle, die mit dem Chor nach Osten gerichtet und auch gewöhnlich an der Ostseite des Burghofs gelegen war. Jede B. hatte einen tiefen Ziehbrunnen, der oft bis zur Sohle des benachbarten Thals oder Flusses hinabging. Unter den Gebäuden zogen sich Keller hin, zuweilen von bedeutender Ausdehnung und mitunter auch zur Aufnahme Flüchtiger bestimmt. Beispiele solcher weiter ausgedehnten und reich ausgestatteten Burganlagen finden wir in der Burg zu Seligenstadt und in dem wegen seiner zwei weithin sichtbaren Bergfrite unter dem Namen »Wetterauer Dinten- und Sandfaß« bekannten Münzenberg, beide in Hessen, sowie in der wohlerhaltenen, neuerdings mit großer Pracht wiederhergestellten Wartburg. Wie der Grundriß (s. Tafel) derselben zeigt, zerfiel die lang gestreckte Bergveste in die nach NO. gelegene Vor- und in die durch einen mächtigen Thorbau von ihr getrennte, nach SW. gelegene Hofburg. Vor dem durch eine Zugbrücke gesicherten Eingang in die erstere lag ein befestigter, zur äußern Vertheidigung des Eingangs bestimmter Zwinger. Die Vorburg selbst bestand aus einem zur Vertheidigung des Eingangs dienenden Thorthurm, dem zur Wohnung von Dienstmannen bestimmten Ritterhaus und einigen mit einem kleinen Oekonomiehof verbundenen Stallungen. Den Abschluß der Vor- und Hofburg bildeten die mit heizbaren Wohnräumen versehene Dirnitz, die oben erwähnte Thorhalle und die für die Wohnung der Landgräfinnen bestimmte Kemenate, welche letztere mit dem Hauptthurm, dem Bergfrit, in unmittelbarer Verbindung stand. Dirnitz, Thorhalle und Kemenate gehörten schon der Hofburg an und waren selbst gegen die Vorburg mit allen damals üblichen Vertheidigungswerken, doppeltem Thor, Letze oder Lauf mit Zinnen und Pechnase über demselben versehen, so daß nach Abschluß des Thors die Hofburg eine unabhängige Burg bildete. An die Kemenate stieß das bedeutendste Gebäude der Hofburg, das auch Palas (Saalbau), Mushaus (Waffenhaus) oder hohes Haus genannte Landgrafenhaus, welches theilweise zur Wohnung, hauptsächlich aber zur Hofhaltung diente und daher außer Keller, Küche und Speiseraum in der untern und der zweiten Etage einen großen zu Versammlungen und Festlichkeiten bestimmten, vom Hofraum aus durch eine Freitreppe (Gräden) zugänglichen Ritter- und Waffensaal enthielt. Auf der Tafel sind ferner Palas, Kemenate und Bergfrit der Wartburg von der Ostseite dargestellt. An die Südseite des Palas schloß sich das durch die (infolge der Kreuzzüge aus dem Orient mitgebrachte) Sitte bedingte Badehaus. Dem mittelalterlichen Brauch der Ritter, durch die Vorhalle an dem Bergfrit vorbei bis vor die Gräden des Palas zu reiten, dort abzusteigen und dann erst das Pferd einzustellen, entsprechend, war hier auch der ursprünglich einstöckige Marstall. Zwischen beiden Bauten befand sich die durch niedrige Mauern mit ihnen verbundene, zur Zeit einer Belagerung die Burg allein mit Wasser versorgende Cisterne. In dem hierdurch abgeschiedenen niedrigern, auf dem Plan als Zwinger bezeichneten südlichen Theil der Hofburg befand sich das an den Marstall angeschlossene, jetzt verschwundene Back- und Waschhaus, sowie der zweite Hauptthurm der Burg, welcher früher wahrscheinlich durch zwei nach der im Plan punktirten Richtung angelegte Mauern mit der Ringmauer verbunden war. Näheres hierüber siehe v. Ritgen, Der Führer auf der Wartburg (2. Aufl., Leipz. 1868). Die älteren Hofburgen zeigen naturgemäß den Rundbogen, dessen schwerere Formen zugleich dem Zweck der Festigkeit und des Schmucks entsprachen. Die leichter aufstrebenden Formen des gothischen Stils finden sich selten an Burgbauten, am prächtigsten an denen des Deutschherrenordens in Preußen. Nicht selten bildeten größere Hofburgen gleichsam die Citadelle einer Stadt und schlossen sich an die Befestigungen derselben an, wie unter andern die Kaiserpfalz zu Oppenheim, die B. zu Nürnberg ꝛc. Diese Kaiserpfalzen entsprechen wenig den phantastischen Bildern, welche die Dichter des Mittelalters davon entwerfen. Abgesehen von deren Schmucklosigkeit fällt besonders die dürftige Enge derselben im Vergleich mit der Ausdehnung moderner Fürstenschlösser auf, welche sich daraus erklärt, daß sich diese Hofburgen als feste Bauten auf einen möglichst engen Raum, der meist durch die Lokalität geboten war, beschränken mußten. Unter dem Ausdruck Burgställe pflegte man die kleineren, lediglich auf Vertheidigung eingerichteten Burgen zusammenzufassen, die zugleich als ständiger Wohnsitz des Besitzers dienten. Sie waren von weit beschränkterem Umfang nicht nur wegen der geringern Mittel der Besitzer, sondern auch wegen ihrer Lage auf dem engen Raum eines Felsens (daher das »Stein« in vielen Burgnamen). Aus fünf Stücken bestand aber auch die kleinste B., nämlich aus der Umfassungsmauer, welche jedoch ganz oder zum Theil durch steinerne Wohngebäude ersetzt werden konnte, dem Bergfrit, dem Palas für die Männer, der Kemenate für die Frauen und der Küche für das Familienleben überhaupt. Da sich nun diese drei letzteren Lokalitäten in den verschiedenen Geschossen des Bergfrits anbringen ließen, so war in der That zu der kleinsten B. nichts weiter nöthig als eine Umfassungsmauer und der Bergfrit. Hatte dieser nicht zu ebener Erde, sondern ein Stockwerk höher seinen Eingang, so trat man zuerst in die Küche, von da führte in den dicken Wänden eine schmale Treppe in das Obergeschoß, während an anderen Stellen tiefe Wandschränke und verschließbare Bettstellen für die Mägde angebracht waren. Noch eine Treppe höher war die Kemenate, welche einen großen Ofen, einen großen Bettstall und Wandschränke enthielt. Noch ein Stockwerk höher war der Trinksaal oder Palas mit weniger dicken Wänden, einem Kamin und vielen Fenstern, hier und da wohl auch mit Erkern und einer hölzernen Treppe in den obersten Raum des Thurms versehen, wo auch noch für Knappen und Wächter Platz war. Das Erdgeschoß des Thurms enthielt gewöhnlich einen Brunnen und ward außerdem als Keller, Speisegewölbe, wohl auch als Gefängnis benutzt. Eine außen angebrachte, leicht wegnehmbare hölzerne Treppe führte von dem Hof in die Küche. Die nöthigen Ställe waren an der Umfassungsmauer angebracht. Als Beispiel einer solchen, auf das Nothwendigste beschränkten Burg-

anlage kann die wegen ihrer kühnen Anlage am Bergabhang unter dem Namen »Schwalbennest« bekannte Burg des Raubritters Ulrich Landschad von Steinach in Neckarsteinach dienen (Auf- und Grundriß derselben s. auf der Tafel), welche außer der Umfangsmauer nur einen durch zwei Bergfrite flankirten, nach der Bergseite hin unter einem Winkel vorspringenden Mittelbau enthielt. Verlangte die Gegend zu ihrer Uebersicht keine hohen Bauten, so dehnten sich solche Bergfrite wohl auch in die Breite aus und gestalteten sich zu thurmartigen Wohnhäusern. Zu größeren Wirtschaftsgebäuden, Viehhöfen, Reitplätzen mangelte meist der Raum; zuweilen aber findet sich in kleineren Burgen noch ein zweiter Bergfrit für den Wächter und das Verließ. Einzelne Theile der B. waren auch öfters in den Fels eingehauen. Bei vielen überrascht die Kühnheit, welche Gebäude auf Felsenspitzen zu gründen wagte, die nur dem Adler zugänglich erschienen, wie die in verschiedenen Gegenden Deutschlands vorkommenden Burgen mit den Namen Falkenstein, Hohenstein ꝛc. andeuten. Kühne Burgbauten dieser Art sind die meisten Ruinen des Rheinthals von Bingen bis zum Drachenfels, worunter die ausgedehnte Burg Rheinfels und die wiederaufgebauten Burgen Rheinstein und Stolzenfels hervorzuheben sind, des Neckarthals von Wimpfen bis Heidelberg mit den Burgen zu Horneck, Zwingenberg, Hirschhorn, Neckarsteinach, dem obenerwähnten Schwalbennest und zu Heidelberg, der hessischen Bergstraße mit den Burgen Frankenstein, Starkenburg, Windeck und Strahlenburg, der Rheingrafenstein bei Kreuznach, Altenahr bei Bonn, das Schloß Eltz unweit Moselkern an der Mosel u. a. Ohne Erlaubnis des Landesherrn durfte niemand eine B. bauen; verlieren konnte man solche wegen Aufnahme eines flüchtigen Friedbrechers, verübter Nothzucht an einer auf die B. entführten Frauensperson, Gefangenhaltung einer Person, welche der Kaiser hatte fordern lassen, und wegen verweigerter Leistung des Eides, daß man die B. nicht zum Unfrieden oder zur Empörung brauchen wolle.

Als Begründer des Burgenbaues in Frankreich sind die Normannen anzusehen, die, als siegreiche Eroberer vordringend, befestigter Schlösser bedurften, um ihre Errungenschaft zu behaupten. Die Burgen der Normannen entwickelten sich entweder in der Form eines mächtigen, mit Wall und Graben umgebenen, meist viereckigen Thurms, des Donjon, der nur im ersten Stock zugänglich war und hinlänglichen Raum zur Wohnung und zur Vertheidigung bot, oder in der Form mehrthürmiger Anlagen mit mannigfacher Anordnung der mit ihnen verbundenen Bauten. Unter den noch erhaltenen Beispielen von Donjons sind diejenigen zu Loches (s. Tafel) und Beaugency hervorzuheben, während die Burgen zu Lillebonne und Courcy in der Normandie mehrthürmige Burganlagen zeigen. Auch hier nehmen die Burganlagen des 12. Jahrh., z. B. zu Arques bei Dieppe meist größern Umfang, mannigfaltigere Befestigungen und behaglichere Einrichtung, insbesondere von Wohnräumen, an. Auch nach England übertrugen die Normannen das von ihnen in Frankreich ausgebildete System der Burganlagen. An vielen Orten legten sie gewaltige Donjons an, deren z. B. London allein drei und York zwei erhielt. Auch hier steigen sie in viereckiger Form auf, sind nur in der ersten Etage zugänglich und enthalten alle Anordnungen zur Wohnung und Vertheidigung, wie die Donjons zu Hedingham (s. Tafel), in Esser und zu Rochester, wovon die letztere bereits eine bequemere Einrichtung und reichere Ausstattung zeigt. Noch reichere Entwickelung des Grundrisses zeigt der gegen Ende des 12. Jahrh. ausgeführte Donjon von Rising-Castle in Norfolk, dessen Wendeltreppen schon in runden, nach außen vorspringenden Eckthürmen liegen, während die Wohnräume zahlreicher, die Verbindungen bequemer und alle Formen ausgebildeter sind. Vgl. die Tafel »Burg«. Mit Vervollkommnung des Schießgewehrs und der Geschütze wurden die Burgen wehrlos, und mit dem Ritterwesen schwanden allmählich auch diese Bauten, die durch die Bauernkriege und den Dreißigjährigen Krieg in Masse zerstört wurden. Die Schlösser des Adels stiegen in die Ebenen herab und breiteten sich behaglich zu offenen Edelsitzen aus. Vgl. Lübke, Geschichte der Architektur (4. Aufl., Leipz. 1870); Krieg von Hochfelden, Geschichte der Militärarchitektur in Deutschland (Stuttg. 1859); Caumont, Architecture civile et militaire (3. Aufl., Caen 1869); über die deutschen Burgen des 12. und 13. Jahrh. vgl. die Werke von Albin Schultz (Berl. 1862) und Cori (Linz 1874).

Burg, 1) Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Jerichow I., am Ihlekanal und an der Magdeburg-Berliner Eisenbahn, Sitz des Kreisgerichts, hat 3 evangel. und eine kathol. Kirche, ein Gymnasium (seit 1864), eine höhere Knaben- und höhere Töchterschule, eine Erziehungsanstalt für verwaiste Kinder, ein Armen- und ein Krankenhaus, eine städtische Schwimm- und Badeanstalt und (1871) mit Einschluß von 204 Mann Militär 15,566 Einw. (darunter 400 Katholiken). B. ist ein bedeutender Industrieplatz und namentlich ein Hauptsitz der Tuchfabrikation in der Provinz Sachsen, welche in 23 Etablissements mit 19 Dampfmaschinen betrieben wird. Außerdem sind hier 2 Eisengießereien, 2 Maschinenfabriken, 2 Oel- und eine Sirupfabrik, 3 Spinnereien, eine Schneide- und eine große Mahlmühle, sämmtlich mit Dampfbetrieb; ferner 2 Tabak- und 2 Fettfabriken, eine Flanellweberei, eine Cichoriendarre, 6 Färbereien, zahlreiche Gerbereien und Ziegeleien und eine Kalkbrennerei. Dazu wird viel Ackerbau getrieben. B. reicht bis in die Zeit Karls d. Gr. zurück und ist wahrscheinlich wendischen Ursprungs. In der Folge gehörte die Stadt zum Erzbisthum Magdeburg, kam 1635 durch den Prager Frieden an Kursachsen und von diesem 1687 an Brandenburg. Die Tuchmanufaktur blühte in B. bereits im 12. Jahrh.; das älteste Innungsprivilegium der Tuchmacher daselbst datirt von 1299. Später (1688 ff.) trug die Einwanderung vertriebener Franzosen, Wallonen und Pfälzer viel zur Hebung der städtischen Industrie bei. Vgl. Holmuth, Aus alten Tagen der Stadt B. (Burg 1870). — 2) Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Lennep, an der Wupper, mit Stahl-, Maschinen-, Papier- und Wolldeckenfabriken und (1871) 1589 meist evangel. Einwohnern. Von dem alten Schloß, bis zum 13. Jahrh. Residenz der Grafen vom Berg, sind nur noch geringe Ueberreste vorhanden.

Burg, Adam, Freiherr von, berühmter Mathematiker und Technologe, geb. 28. Jan. 1797 in Wien, erlernte die Tischlerei und arbeitete mehrere Jahre in der Werkstätte seines Vaters, des Hofmaschinisten Anton B. (gest. 1849). Nachdem er

1810—13 die Akademie der bildenden Künste besucht hatte, trat er in die vereinigte Akademiker-Abtheilung des Wiener Bürgermilitärs und that in derselben Dienste bis 1819. Im folgenden Jahr ward er Assistent der Mathematik und 1827 Professor der Mathematik in Salzburg, 1828 Professor der höhern Mathematik am Polytechnischen Institut zu Wien, wo er seit 1837 besonders Mechanik und Maschinenlehre docirte. In den Jahren 1838—41 unternahm er auf Staatskosten große Reisen durch Europa, um die wichtigsten Maschinenbauanstalten kennen zu lernen. 1844 ward er zum k. k. Regierungsrath ernannt; 1849 übernahm er die Direktion des Polytechnischen Instituts; als aber diese Anstalt 1852 unter militärische Leitung gestellt wurde, trat er als Sektionsrath ins Handelsministerium. Seit 1856 Präsident des niederösterreichischen Gewerbevereins, wurde er nach seinem statutenmäßigen Austritt 1870 zum lebenslänglichen Ehrenpräsidenten dieses Vereins erwählt. Seit 1848 Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften, ward er 1865 von der Wiener Universität zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt, 1866 vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben und 1869 als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen. Schon früh hatte sich B. um die Begründung der Sonntagsvorlesungen über Gegenstände der Naturwissenschaft bemüht, und seit 1870 bekleidet er die Präsidentenstelle des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. Die Stadt Wien verdankt ihm wesentliche Verbesserungen im Feuerlöschwesen, in der Wasserleitung und der Gasbeleuchtung; auch hat er große Verdienste um das Zustandekommen der Sicherheitsgesetze gegen die Gefahr von Dampfkesselexplosionen und um die Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems. Er ist der Lehrer der ganzen jetzigen Generation österreichischer Ingenieure und Maschinenbauer und hat sich als Schriftsteller einen wohlbegründeten Ruf erworben. Von seinen zahlreichen Werken verdienen besondere Erwähnung: »Anfangsgründe der analytischen Geometrie« (Wien 1824); »Handbuch der geradlinigen und sphärischen Trigonometrie« (das. 1826); »Auflösung algebraischer Gleichungen« (das. 1827); »Ausführliches Lehrbuch der höhern Mathematik mit besonderer Rücksicht auf die Zwecke des praktischen Lebens« (das. 1832—33, 3 Bde.); »Kompendium der höhern Mathematik« (3. Aufl., das. 1859); »Kompendium der populären Mechanik und Maschinenlehre« (3. Aufl., das. 1855, nebst Supplementband; 2. Aufl. 1863); »Lehrbuch der Maschinenlehre« (Wien 1856).

Burgas, Stadt im türkischen Vilajet Edirne (Adrianopel), an der gleichnamigen Bai des Schwarzen Meers, mit Hafen und 5000 Einw., führt Getreide, Wolle, Talg, Butter, Käse und Rosenwasser aus und liefert den Töpfern Konstantinopels und Adrianopels die Thonerde zu den bekannten türkischen Pfeifenköpfen. Dabei das besuchte Bad Litzni. In der Umgegend findet starker Weinbau statt.

Burgau, gewerbsame Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Bezirksamt Günzburg, an der Mindel und der Augsburg-Ulmer Eisenbahn, Sitz eines Landgerichts, hat ein ehedem stark befestigtes Schloß (aus dessen Fenster Wallenstein als Knabe stürzte, ohne sich zu beschädigen), eine schöne Kirche, ein Filial des Franciskaner-Frauenklosters in Augsburg, ein Hospital, eine mechanische Band-, Litzen- und Kordelfabrik, Wollwaarenfabrikation, Gerbereien, Ziegeleien und Färbereien, Schneide-, Mahl- und Oelmühlen und (1871) 2071 meist kathol. Einwohner. Dabei ein mächtiges Torflager mit einer jährlichen Ausbeute im Werth von 3—400,000 Fl. B. war früher Hauptstadt der gleichnamigen Markgrafschaft, die bis 1031 ihre eigenen Markgrafen hatte, nachher bis 1805 österreichisch war.

Burgbernheim, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Windsheim, an der Gunzenhausen-Würzburger Bahn, mit einem Schloß, Hopfenbau, besuchten Viehmärkten und (1871) 1770 meist protest. Einwohnern. Dazu gehört das in prächtigem Laubwald der Hohen Leite gelegene Wildbad mit 5 erdigen Säuerlingen, eins der ältesten Bäder Deutschlands, doch jetzt sehr schwach besucht.

Burgdorf, 1) Stadt im preuß. Landdrosteibezirk Lüneburg, Kreis Celle, an der Aue, Eisenbahnstation zwischen Lehrte und Celle, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Verwaltungsamts, sowie einer Superintendentur, hat ein altes Schloß (jetzt Amtssitz), eine uralte Pfarrkirche, ein Präparandeninstitut (für angehende Lehrer), Stärke- und Honigkuchenfabrikation und (1871) 3070 größtentheils evangel. Einwohner. — 2) Dorf im preuß. Landdrosteibezirk Hildesheim, Kreis Liebenburg, südwestlich von Börsum, mit 760 Einw. Dabei die Feldmark Warle, wahrscheinlich die Stätte der einst berühmten Kaiserpfalz Werle, wo sächsische und salische Kaiser gewohnt und Reichstage gehalten und die Billunger residirt haben. — 3) (Berthoud), Landstädtchen im schweiz. Kanton Bern, am Ausgang des Emmenthals, mit (1870) 5080 Einw. Im dortigen Schloß eröffnete Pestalozzi 1798 seine Erziehungsanstalt. B., einst Hauptstadt von Kleinburgund und Residenz der Zähringer, entstand aus dem Dorf Holzbrunn, welches Berthold V. von Zähringen um 1200 mit Mauern umgab. Später war es Sitz der Grafen von Kyburg und Nebenbuhlerin von Bern, kam 1363 käuflich an Oesterreich und wurde 1384 den Bernern für 37,000 Fl. käuflich überlassen. Der wohlhabende Ort, als Markt- und Gewerbsplatz von ziemlicher Bedeutung, ist eine Bahnstation der Linie Aarau-Bern.

Burgebrach, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Bamberg II., im Steigerwald, Sitz eines Landgerichts, mit Schloß, Synagoge, einer landwirtschaftlichen Fortbildungsschule (seit 1871), Getreide- und Hopfenbau, bedeutender Pferde- und Rindviehzucht, Holzhandel und 962 meist kathol. Einwohnern. Hier 29. Aug. 1800 Gefecht zwischen den Franzosen und Oesterreichern, in welchem der französische General Deverinne fiel.

Burger, s. v. w. Bürger; in der Schweiz Name der Mitglieder der Großen Räthe, welche in ihren öffentlichen Schriften sich »Räth und Burger« unterzeichneten.

Burger, Ludwig, Maler und Illustrator, geb. 19. Sept. 1825 in Krakau von deutschen Eltern, lebte vom 14.—17. Jahr in Warschau, wo er seine ersten Versuche in der Lithographie und mit der Radirnadel machte. Seit 1842 in Berlin, besuchte er die dortige Kunstakademie, während er zugleich, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, Illustrationen für den Buchhandel lieferte. Vorübergehend arbeitete er im Atelier des Malers Kolbe, im Winter 1852/53 während einer Studienreise auch in Paris bei Thomas Couture. 1857 begleitete er den Kaiser

von Oesterreich auf der Reise durch Ungarn. Unter seinen zahlreichen Arbeiten sind die Zeichnungen zu den Werken von Fontane über den schleswig-holsteinischen Krieg von 1864 und den deutschen Krieg von 1866 hervorzuheben, ferner sein in den Jahren 1866 und 1867 entstandenes Werk »Die Kanone«, ein Cyklus von einigen zwanzig Blättern, die jedoch nicht veröffentlicht wurden. Seit 1869 wandte er sich mit Glück dem dekorativen Gebiet zu; es entstanden die Malereien im Lesesaal und Stadtverordneten-Sitzungssaal des neuen Berliner Rathhauses, ferner einzelnes im Speisesaal des Hauses L. Ravené in Berlin u. a. Bei entschiedenem Talent hierzu konnte er sich bisher von allerlei naturalistischen Unschönheiten nicht losmachen, die häufig in seinen gemüthvollen und frischen Erfindungen stören. Eine Studienreise nach Italien 1872—73, nach der er vortrefflich gearbeitete Studien dortiger Renaissance-Dekorationen in Berlin ausstellte, hat ihn hoffentlich auf den richtigen Weg geführt. Seit 1869 ist er Mitglied der Berliner Akademie der Künste.

Burgfriedberg, s. Friedberg.

Burgfriede, eine Verabredung unter adligen Stammverwandten, wodurch ein Bezirk um die Burg herum bestimmt wurde, der als zu ihr gehörig angesehen werden und wie diese selbst gemeinschaftlich bleiben sollte; dann auch ein solcher Bezirk selbst; in späterer Zeit aber, namentlich auf Schlössern von Reichsunmittelbaren, eine Sammlung polizeilicher Verordnungen und Vorschriften, welche die Erhaltung der Ruhe und Sicherheit im Schloß und dessen nächster Umgebung bezweckten. Die Strafen für den Burgfriedensbruch waren hart, weil sich der Herr selbst durch denselben beleidigt fühlte. So wurde bei Thätlichkeiten dem Uebertreter die rechte Hand abgehauen; deshalb sah man häufig an den Wegen zu den Burgen und Schlössern Tafeln aufgestellt mit der Aufschrift »Burgfriede« und Beil und Hand daneben gemalt. Heut zu Tage kommt Burgfriedensbruch als besonderes Verbrechen nicht mehr vor; vielmehr wird die Störung der Ruhe in einer Burg oder einem Residenzschloß nach den Grundsätzen des Hausfriedensbruchs (s. d.) bestraft.

Burggraf (im mittelalterlichen Latein **Burcgravius**, auch Burghauptmann, Burgvogt, Pfleger ꝛc.), ursprünglich Befehlshaber in einer Burg, welcher neben den militärischen Funktionen die Gerichtsbarkeit in deren Gebiet ausübte und von dem Besitzer oder den Gauerben hierzu ernannt worden oder als Pfandinhaber in deren Besitz war, während der Eigenthümer nie diesen Titel geführt zu haben scheint. Gewöhnlich wurde zu diesem Amt ein Mitbesitzer oder ein Gläubiger aus dem niedern Adelsstand bestellt. Der Burggraf war ziemlich unumschränkt, konnte Gebäude aufführen lassen, überhaupt anordnen, was er für gut hielt, wofür er später entschädigt wurde. Wo kaiserliche Burgen zu Städten erwuchsen, verwandelten sich die Burggrafen in Stadtgrafen (Comites urbis) und übten als solche den Gerichts- und Heerbann, sowie überhaupt die Aufsicht und Polizei über die Freisassen aus. Ihr Ansehen sank mit der steigenden Macht der Städte. Nur einige Burggrafen, wie die zu Nürnberg, Meißen, Magdeburg ꝛc., gewannen die Burggrafschaft als erblichen Besitz und gelangten zu fürstlicher Machtstellung, wie z. B. die hohenzollern'schen B. von Nürnberg. Daher führen noch jetzt einige adlige Geschlechter den Titel Burggraf. Amt, Sitz, später auch Besitz eines Burggrafen hieß Burggrafenthum. In Böhmen führt der Gouverneur des Landes den Titel »oberster B.« Auch führen in Böhmen und Mähren die ersten Oekonomiebeamten größerer Herrschaften den Titel B. Vgl. Bourgraves.

Burghausen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Altötting, an der Salzach, unweit ihrer Mündung in den Inn, Sitz eines Landgerichts, hat ein altes Bergschloß, mehrere Kirchen, eine Lateinschule, ein im Entstehen begriffenes Gymnasium, eine Fortbildungsschule, ein Englisches Fräuleinstift (Pensionat), ein reich dotirtes Kranken- und ein Armenhaus, ein Kapuzinerkloster und einschließlich der Garnison (1 Jägerbataillon) 3134 kathol. Einwohner, welche neben Ackerbau Bildhauerei, Maschinen- und Wagenfabrikation und Glockengießerei treiben. Mit Unrecht hat man B. früher mit dem alten Abodiacum identificiren wollen, das vielmehr am Lech (bei Eppach) lag. Urkundlich kommt der Ort zuerst 1025 vor. Um 1050 setzte sich hier ein Zweig der Grafen von Chiemgau fest. Nach dem Aussterben des Geschlechts (1164) kam das Schloß mit der Grafschaft an die Herzöge von Bayern und war dann 1255—1505 Residenz der Herzöge von Niederbayern, die es befestigten und auch als Bewahrungsort vornehmer Gefangener und ihrer kostbarsten Schätze benutzten. Eine Pulverexplosion legte 1504 die Stadt bis auf 14 Häuser in Trümmer und Asche; 1705 hausten die aufrührerischen Bauern in B., kurz nachher die Kaiserlichen, die es 1742 abermals hart mitnahmen. Vgl. Huber, Geschichte der Stadt B. (Burghausen 1862).

Burghers und **Antiburghers** (spr. Antibörggers), zwei Parteien, in welche sich durch die Frage, ob der Bürgereid erlaubt sei oder nicht, 1747 die schottischen Seceders schieden. Eine neue Spaltung »des alten und des neuen Lichts« wurde in beiden Parteien durch die Lehre veranlaßt, daß zu Gunsten der Kirche und Religion die Obrigkeit keinerlei Gewalt üben dürfe. Die B. und A. des neuen Lichts vereinigten sich 1820 und verbanden sich mit der Reliefkirche 1827 zur United Presbyterian Church. Die übrigen Burghers traten meist zur Staatskirche, die Altlicht-Antiburghers zur freien Kirche über.

Burgk, 1) fürstliches, vor Zeiten festes Schloß im Fürstenthum Reuß-Greiz, unweit Schleiz, auf einem hohen und steilen Felsen über der Saale reizend gelegen, Sitz eines Justizamts, mit einem Amthaus, einem Domänengut und 80 Einw. Dabei der Burgkhammer, im Thal, mit 96 Einw., früher ein bedeutendes Eisenwerk, das seit neuester Zeit theilweise zu einem Holzsägewerk umgewandelt ist. — 2) (Großburgk) Dorf im sächs. Regierungsbezirk Dresden, im Plauenschen Grund, am Windberg, mit Rittergut, Schloß, bedeutenden Steinkohlengruben, auch wichtigen Eisenhüttenwerken und (1871) 1199 Einw.

Burgkmair, Hans, berühmter deutscher Maler, Kupferstecher und Formschneider, geb. 1473 zu Augsburg, Sohn des Malers Thomas B., lernte wohl zuerst bei seinem Vater, dann bei M. Schongauer und trat 1498 in die Augsburger Malergilde. Einige Jahre später ging er nach Italien, wo die venetianische Kunst einen entscheidenden Einfluß auf ihn ausübte. Zurückgekehrt nach seiner Vaterstadt, fand er einen Gönner an Kaiser Maximilian I. Er starb daselbst 1531. Er besonders war es, der den

Renaissancestil nach Deutschland übertrug. Seine früheren Bilder zeigen einen derben Geschmack, untersetzte Figuren, wulstige Gewandung und wenig sichere Zeichnung, jedoch ein kräftiges Kolorit; unzweifelhaft stand er damals seinem etwas ältern Zeitgenossen Hans Holbein u. a. bedeutend nach. Hauptwerke aus dieser frühern Periode sind die Darstellungen der drei Hauptkirchen Roms: Basilica Sancti Petri (1501), San Giovanni in Laterano (1502) und Santa Croce (1504), welche für das Katharinenkloster zu Augsburg gemalt wurden und sich jetzt in der königlichen Gallerie daselbst befinden. In dem Altar von 1507 daselbst, aus dem gleichen Kloster, macht sich dagegen schon der Einfluß der Renaissance geltend, der sich von nun an so hervordrängt, das B. als der früheste Hauptmeister derselben in Deutschland erscheint, als welcher er auf die oberdeutsche Kunst, die beiden Holbein eingeschlossen, entscheidend eingewirkt hat. Für B. von seltener Feinheit der Ausführung ist die kleine Madonna mit dem Kind in der Moritzkapelle zu Nürnberg (1510). Sein Hauptwerk aber dieser zweiten Richtung ist der Altar mit Christus am Kreuz von 1519 in der königlichen Gallerie zu Augsburg, dem in der tiefen Beseelung der Köpfe, der kräftigen Farbe und der verhältnismäßigen Reinheit der Form wenig altdeutsche Bilder gleichkommen. Weit manierirter ist Burgkmairs Christus in der Vorhölle von 1533 (in der St. Annakirche zu Augsburg). Sehr merkwürdig wegen der phantastischen südlichen Vegetation ist der Johannes auf Pathmos (in der Pinakothek zu München); der Künstler verstand sich überhaupt vortrefflich auf die Landschaft und ließ gern im Hintergrund derselben Schneeberge erglänzen, die er von den Wällen Augsburgs erblicken konnte. Freilich verleitete ihn seine Fertigkeit in der Ausführung zu starken Nachlässigkeiten. Ebenso wichtig wie als Maler ist B. auch als Zeichner für den Holzschnitt geworden; seine Thätigkeit in diesem war außerordentlich, und namentlich arbeitete er für den Kaiser Maximilian die Holzschnitte zu dem »Weißkunig«, dem »Triumphwagen« ꝛc. Interessant ist auch sein »Turnierbuch« in 52 Bildern (herausgeg. von J. v. Hefner, Frankf. 1854—56). Man ersieht aus den Holzschnitten, daß er Dürers Werke studirt hat; daher stammt auch die Meinung, er sei ein Schüler desselben gewesen, was aber nicht der Fall ist, da seine Gemälde ganz entschieden dagegen sprechen.

Burgkundstadt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Lichtenfels, am Einfluß des Weißmainflüßchens in den Main, Station der Eisenbahn von Bamberg nach Hof, hat ein Schloß, eine schöne geräumige Stadtkirche, ein sehr altes Rathhaus, eine Synagoge und (1871) 1248 Einw. (Katholiken und Juden), welche Fabrikation von Leinen- und Baumwollwaaren und ansehnlichen Vieh- und Hopfenhandel treiben.

Burglengenfeld, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, an der Naab, nördlich von Regensburg, Sitz eines Landgerichts und eines Bezirksamts, hat 3 Kirchen, ein Spital, Krankenhaus, eine Rettungsanstalt für Knaben, Lederfabrikation, Wollweberei, große Bierbrauereien und Brennereien, zahlreiche und ansehnliche Viehmärkte und (1871) 2829 Einw. Auf einer nahen Anhöhe die Ruine der Veste Lengenfeld und dieser gegenüber die hochgelegene schöne Heiligkreuzkirche. B. kam im 13. Jahrh. an die Herzöge von Bayern, ward 1255 Sitz eines Vicedominats, kam 1507 an Neuburg und wurde Hauptstadt des Neuburger Nordgaues, wo auch die Landtage abgehalten wurden. In der Nähe das Eisengußwerk Karolinenhütte und die großartige neue Maxhütte (s. d.) im sogen. Sauforst.

Burgmüller, August Friedrich, namhafter Musiker, geboren zu Magdeburg, war seit 1786 Musikdirektor bei verschiedenen Schauspielergesellschaften und starb als Musikdirektor in Düsseldorf 21. Aug. 1824. Er ist einer der Begründer der niederrheinischen Musikfeste und Komponist einiger Opern. — Als Komponist weit befähigter war sein Sohn Norbert B., geb. 8. Febr. 1810 zu Düsseldorf, gest. schon 7. Mai 1836 zu Aachen. Er war ein Schüler Spohrs und Hauptmanns und hinterließ verschiedene Werke (eine Symphonie, eine Rhapsodie, eine Sonate und Lieder), die durch Reichthum der Melodie, Sicherheit der Arbeit und Wahrheit der Stimmung noch nach seinem Tode Aufsehen erregten. Vgl. Schumann, Gesammelte Schriften, Bd. 3 (2. Aufl., Leipz. 1871). — Ein dritter Musiker dieses Namens, Friedrich B., geb. 1804 zu Regensburg, gest. Februar 1874 zu Beaulieu in Frankreich, durch Klavierkompositionen im leichtern Stil (darunter treffliche »Kinderetüden«) bekannt, scheint mit den vorigen nicht verwandt zu sein.

Burgos, die größte Provinz des spanischen Königreichs Altkastilien, grenzt im N. an die Provinz Santander, im O. an Alava und Logroño, im SO. an Soria, im S. an Segovia, im W. an Valladolid, Palencia und Santander, und hat ein Areal von 265,8 QM. (14,635 QKilom.) mit (1870) 353,560 Einw. Ihr Gebiet umfaßt einen Theil der nördlichen Idubedakette, besteht aber sonst aus baumlosen Ebenen und mit Gebüsch bedeckten Hügelgeländen, die auch ausgedehnte Viehtriften enthalten. Die Haupterzeugnisse sind Getreide und Wein, auch Obst und Gemüse und an Mineralien Salz, Kupfer und Silber. — Die gleichnamige Hauptstadt, in fruchtbarer, Bäume tragender Ebene am Fuß der Sierra d'Oca und am rechten Ufer des Arlanzon amphitheatralisch an einem Hügel liegend, halb alterthümlichen, halb modernen Aussehens, hat eine Citadelle (die ehemalige Zwingburg der kastilischen Könige), 9 Thore, 9 öffentliche Plätze (einen mit König Karls III. Statue), enge, aber reinliche Straßen, eine durch Bauart und Pracht ausgezeichnete gothische, im 13. Jahrh. von Ferdinand III. erbaute Kathedrale (98 Meter lang, 81 Meter breit) auf einer Terrasse stehend, zu welcher 38 Stufen führen, mit drei Schiffen und den Grabmälern vieler altkastilischen Herrscher, und zahlreiche andere, zum Theil prächtige Kirchen und Klöster. Außerdem sind der erzbischöfliche Palast, das Rathhaus, der zu Ehren des in Burgos gebornen Fernando Gonzalez errichtete Triumphbogen sehenswerthe Bauten. Links am Arlanzon liegt die große Vorstadt La Vega, im W. die Vorstädte Las Huelgas und San Pedro, welche der Fluß, über den 3 Brücken führen, scheidet. B. ist Sitz eines Erzbischofs und einer der ersten Waffenplätze Spaniens, hat 2 Kollegien, ein Seminar, eine chirurgische Schule, eine Kunstakademie, mehrere Hospitäler und Armenhäuser und 25,700 Einw. B. liegt an der Eisenbahn, welche die baskischen Provinzen mit Valladolid und Madrid verbindet. Vormals eine durch Industrie und Handel blühende Stadt, ist es durch die unaufhörlichen Bürgerkriege gänzlich herabgekommen und gegen-

wärtig eine der verödetsten Städte Spaniens, mit kaum 1/5 der frühern Bevölkerung. Bei B. liegt die Abtei Santa Maria de las Huelgas, von Alfons IX. für 150 adlige Nonnen gestiftet, deren Aebtissin Bischofsrechte und die Herrschaft über 17 Klöster, 14 Städte und 50 Dörfer hatte. B. (oder vielmehr der benachbarte Flecken Vivar) ist der Geburtsort des spanischen Nationalhelden Cid (s. d.), dessen steinernes Bild über einem der Thore angebracht ist, und dessen sowie seiner Gemahlin Jimena Grab sich in dem einige Stunden entfernten ehemaligen Kloster San Pedro de Cardeña befindet. Unfern der Stadt befindet sich auch die berühmte Kartause Miraflores mit den Grabmälern König Johanns II. und seiner Gemahlin. — B. wurde im 9. oder 10. Jahrh. an der Stelle der zerstörten Stadt Cauca (Auca) oder des alten Deobrigula erbaut und die Residenz der Grafen und Könige von Altkastilien. Alfons VI. verlegte den Bischofssitz von Gamonal hierher, und 1574 wurde B. zu einem Erzbisthum erhoben. In der neuern Kriegsgeschichte ist die Stadt merkwürdig durch den Sieg der Franzosen (40,000 Mann) unter Soult über die Spanier (20,000 Mann) unter dem Marquis von Belvedere 10. Nov. 1808 und durch die erfolglose Belagerung durch Wellington 19. Sept. bis 29. Okt. 1812.

Burgos, Francisco Javier de, span. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 22. Okt. 1778 zu Motel in der Provinz Granada, widmete sich der Theologie, dann der Jurisprudenz, ward unter König Joseph Bonaparte Unterpräfekt von Almeria und mußte beim Sturz der französischen Herrschaft nach Frankreich fliehen, wo er den Horaz übersetzte und kommentirte (1820—24, 4 Bde.) und ältere spanische Werke herausgab. 1817 nach Spanien zurückgekehrt, redigirte er seit 1819 eine Zeitschrift: »Miscelanea de comercio, artes y literatura«, der er 1820 einen politischen Theil hinzufügte. Als angesehener Publicist erhielt er auch die Redaktion des »Imparcial«. Nachdem er 1824 die Guebhard'sche Anleihe in Paris negociirt, wurde er 1827 Intendant beim Zollrath, dann Oberfinanzrath und Mitglied der spanischen Akademie der Wissenschaften. Seine damals aufgeführte, 10 Jahre früher verfaßte Komödie »Las tres iguales« sollte das klassische spanische Lustspiel verjüngen, ebenso die Stücke »El baile de Máscara« und »El optimista y el pesimista«. 1835 von der Königin-Wittwe zum Minister des Innern ernannt, entwickelte er eine außerordentliche organisatorische Thätigkeit, übernahm später auch das Portefeuille der Finanzen und blieb schließlich mit dem Kriegsminister Zarco del Valle allein an der Spitze der Regierung. Auch dem Ministerium Martinez de la Rosa gehörte er an und nahm, obwohl er sich wesentlichen Bestimmungen des Estatuto real widersetzt hatte, doch an dessen Abfassung theil, dankte jedoch ab, als er sich deshalb aufs heftigste angegriffen sah. Die Königin-Regentin ernannte ihn dafür zum Procer. Vom General Alava in der Guebhard'schen Anleihe des Unterschleifs angeklagt, ward er von der Kammer von ihren Sitzungen ausgeschlossen. Zwar sprach ihn die Untersuchungskommission frei (2. Jan. 1836), doch kehrte B., der sich inzwischen in Frankreich niedergelassen hatte, erst 1839 nach Spanien zurück, wo er seitdem zurückgezogen auf seinen Besitzungen in Granada lebte und 1845 starb. Von seiner in Paris geschriebenen »Geschichte der Regierung Isabella's II.« sind nur Bruchstücke veröffentlicht worden. Auch der Poesie hatte er sich in seinem Exil wieder zugewendet und mehrere Komödien und Gedichte, worunter die berühmte »Oda á la razon«, verfaßt.

Burgoyne (spr. börgeun), 1) John, engl. General, trat frühzeitig in die Armee, kommandirte 1762 ein Korps in Portugal, seit 1775 in Kanada und erhielt daselbst 1777 den Oberbefehl über 10,000 Mann, ward aber bei Saratoga von den Amerikanern eingeschlossen und mußte sich 16. Okt. mit 5550 Mann, unter der Bedingung nach Europa übergeschifft zu werden, dem amerikanischen General Gates ergeben. Nach seiner Zurückkunft ward er aus dem Staatsdienst entlassen und ihm der Hof verboten. Doch verschaffte ihm die Königin, die ihm wohlwollte, wieder Zutritt zu letzterem. Er wurde Parlamentsmitglied für Preston und starb 1792. Er schrieb die Dramen »Richard Löwenherz«, »Die Eichennymphe« u. a.

2) Sir John For, brit. Ingenieurgeneral, geb. 1782, ward 1798 Ingenieurleutnant, worauf er 1800 der Eroberung von Malta, 1806 der Expedition Stewarts in Sicilien und 1807 der des Generals Fraser nach Aegypten beiwohnte. Den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel machte er von der Errichtung der Linien zu Torres Vedras bis zur Schlacht bei Toulouse (1809—1814) mit und leitete zuletzt selbständig die Belagerungsarbeiten von San Sebastian 1813. 1814 ward er auf den nordamerikanischen Kriegsschauplatz entsendet, wo er an die Spitze des Genieweseus trat und dem verunglückten Sturm auf New Orleans (8. Jan. 1815) beiwohnte. Nach erfolgtem Frieden richtete sich Burgoyne's Thätigkeit auf das theoretische Studium. 1826 begleitete er die nach Portugal bestimmte Armee im Stab des Generals Clinton, und 1830 ward er Direktor der öffentlichen Bauten in Irland, in welcher Eigenschaft er die ausgezeichnetsten Dienste leistete Während seiner 15jährigen Wirksamkeit in Irland rückte er 1837 zum Generalmajor und 1845 zum Generalinspektor der Fortifikationen, sodann 1851 zum Generalleutnant auf. Vor Ausbruch des orientalischen Kriegs ward B. nach Konstantinopel entsendet, um mit der türkischen Regierung über die vorzunehmenden Operationen zu verhandeln. Vor Sebastopol war er Chef des Generalstabs der englischen Armee, wurde jedoch März 1855 von seinem Posten abberufen. Gleich im Anfang der Belagerung hatte er den Malakoff als den Hauptangriffspunkt bezeichnet, war aber mit seiner Ansicht bei den französischen Ingenieuren nicht durchgedrungen. Als Anerkennung seiner geleisteten Dienste erfolgte 1856 seine Erhebung zum Baronet, die City von London gab ihm das Ehrenbürgerrecht, und 1868 wurde er zum Generalfeldmarschall ernannt. B. war außerdem noch Constable des Towers von London und Custos Rotulorum der Tower-Flecken. Er starb 9. Okt. 1871. Er schrieb 1859 »Military Opinions«, welche sich besonders mit der Landesvertheidigung Englands beschäftigen, eine der bedeutendsten Flugschriften über die Landesvertheidigung im Fall einer Invasion. Biographien Burgoyne's lieferten Head (Lond. 1872) und Wrottesley (das. 1873).

Burgscheidungen, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Querfurt, an der Unstrut, Kirchscheidungen gegenüber, mit Rittergut und Schloß der gräflichen Familie von Schulenburg und 320 Einw., gilt für den Ort, wo einst Scheidingen (Skidingi), die alte Hauptstadt der thüringischen Könige, stand, die aber schon in der Mitte des 6. Jahrh. zerstört wurde.

Burg Schlitz, hochgelegenes, großartiges Schloß im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, südwestlich von Malchin in der sogen. »Mecklenburger Schweiz« gelegen, Besitzthum des Grafen Bassewitz, mit Bibliothek, Antiquitäten- und naturhistorischen Sammlungen und großartigen Parkanlagen. Vor dem Schloß steht als ein Denkmal Blüchers ein 13 Meter hoher, weithin sichtbarer Obelisk aus Granit. Die Umgegend hat eine inkrustirende und mehrere Eisenquellen.

Burgschmiet, Daniel, berühmter Bildgießer, geb. 11. Okt. 1796 zu Nürnberg als Sohn eines armen Steinhauers, zeigte früh Lust zum Zeichnen, Malen und Schnitzen; schon seit seinem 6. Jahr bildete er gesehene Gegenstände sogleich auf dem Papier nach. Der Tod der Mutter (1805) und eine schwere Krankheit des Vaters zwangen den Knaben, durch kleine Schnitzereien Geld zu verdienen. Nach dem Tod des Vaters (1807) nahm ihn der Drechslermeister Maichel in die Lehre, nach deren Beendigung er mit seinem Meister gemeinschaftlich für einen Kaufmann in Nürnberg sogen. »Kindertheater« fertigte, die in der Mechanik der Kulissen und Figuren wahre Meisterwerke gewesen sein sollen. Nachdem er sich 1819 als »mechanischer Spielzeugfabrikant« etablirt, baute er im folgenden Jahr mit dem Lithographen Paul Buchner ein Automatentheater, mit welchem er zwei Jahre lang in Deutschland herumzog, überall Beifall und Anerkennung erntend, worauf er sich unter Reindel für die Bildhauerkunst ausbildete. Zurückgekehrt, erhielt er durch Heideloffs und Campe's Vermittelung den Auftrag, die Skulpturarbeiten in dem Waisenhaus zu fertigen. Dann half er an der Reparirung des »schönen Brunnens«, stellte 1824—25 die schadhaften Basreliefs an den Stationen in der Seilergasse her und lieferte die Bildhauerarbeit an der Kanzel und am Altar der Jakobskirche. Daneben suchte er sich durch eifrige Studien in Reindels Akademie nachträglich jene Kenntnisse in der Technik zu erwerben, die ihm, dem Autodidakten, bisher noch abgingen. Seine Fortschritte bethätigte er zunächst 1825, als ihm die Ausführung der Heideloff'schen Zeichnung zur Melanchthonstatue übertragen ward. Ohne sich ein Modell gemacht zu haben, wagte er sich an das Hauen in Stein unmittelbar nach der Zeichnung, und das Werk gelang, worauf er auf Heideloffs Empfehlung Lehrer der Plastik an der neuerrichteten polytechnischen Schule ward. Nun zog er auch den Erzguß in den Bereich seines Wirkens. Zunächst ward ihm eine Reliefstatue des Fürstbischofs von Fechenbach für den Dom zu Bamberg nach Heideloffs Zeichnung übertragen; dann goß er für die neue Residenz in München zwei kolossale Leuchter, sowie die Büste König Maximilians I. Als ihm der Guß des von Rauch modellirten Standbildes Albrecht Dürers für Nürnberg anvertraut ward, begab er sich mit Unterstützung der Kommune auf ein halbes Jahr nach Paris, um sich im Atelier des Kunstgießers Crassatière noch im Erzguß zu vervollkommnen. Nach seiner Rückkehr goß er zunächst für die polytechnische Schule zu Nürnberg zwei Statuen von Dürer und Regiomontan. Das Modell für das Rauch'sche Dürerstandbild kam erst 1837 in seine Hände; der Guß begann noch in demselben Jahr, ward aber erst nach drei Jahren mühseliger Arbeit und oft vergeblicher Versuche vollendet, so daß das Werk am 21. Mai 1840 auf seinem Platz vor der Sebalduskirche enthüllt werden konnte. B. hat darin für die damalige Zeit Großes geleistet. Die bedeutendsten Werke, die der Meister später noch schuf, sind die Engel auf dem Altar der Lorenzkirche nach Heideloffs Zeichnung (1840), die Hähnel'sche Beethovenstatue für Bonn (1845), die Büste Scharrers auf dem Nürnberger Bahnhof (1845) und dessen Denkmal auf St. Johannis (1846). Darauf folgte der äußerst schwierige Guß eines vom Bildhauer Ernst Konrad in Hildburghausen modellirten Pokals für den Erzherzog Johann in Erz, dessen Ausführung sich die tüchtigsten Kunstgießer in Wien, Berlin und Paris nicht getraut hatten. Größere Arbeiten waren wieder die Statue Kaiser Karls IV., die bei der Jubelfeier der Universität zu Prag 1848 enthüllt wurde, die Denkmale für den Minister Winter in Karlsruhe und für Martin Luther in Möhra, sowie das Radetzkymonument für Prag. B. starb gleich nach Vollendung des letztern und noch vor seiner Enthüllung, 7. März 1858.

Burgsdorf, Friedrich August Ludwig von, bedeutender Forstmann und Forstbotaniker, geb. 23. März 1747 in Leipzig, trat sehr jung in franz. Kriegsdienste, mußte aber, als er den Neffen des Generals Valières beim Spiel tödtlich verwundet hatte, flüchten und trieb sich als Jagdpage bis 1767 an verschiedenen thüringischen Höfen umher. Nach einer größern Reise studirte er kurze Zeit in Berlin Botanik, erhielt 1777 eine Anstellung im preuß. Forstverwaltungsdienst, und obwohl ohne alle methodische Vorbildung, gelang es ihm durch eine ungewöhnliche Energie bald, die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise in Berlin auf sich zu ziehen. Ein von ihm verfaßtes »Handbuch der Forstwissenschaft« (2. Aufl., Berl. 1800, 2 Bde.), eine in forstbotanischer Beziehung epochemachende Leistung, begründete rasch seinen Ruf als Forstschriftsteller und trug ihm die Professur der Forstwissenschaft an der 1770 errichteten Forstschule in Berlin ein (1787). Später zum Oberforstmeister der Kurmark ernannt, wurde B. zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften gewählt und starb 18. Juni 1802 in Berlin. Er war gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts unbestritten der berühmteste deutsche Forstmann. Aber seine blendende Vielseitigkeit und eine außerordentliche geistige Rührigkeit vermögen in den Augen der strengen Kritik den ihm anklebenden Mangel an Tiefe des Wissens und Gründlichkeit der geistigen Arbeit nicht zu verdecken. Die gegen das Ende des 18. Jahrh. in ganz Deutschland herrschende Furcht vor einem bevorstehenden Mangel an Brennholz steigerte er durch seine Schriften in ganz unbegründeter Weise. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: »Beiträge zur Erweiterung der Forstwissenschaft« (Berl. 1780); »Anleitung zur sichern Erziehung der einheimischen und fremden Holzarten« (3. Ausg., das. 1806, 2 Thle.); »Versuch einer vollständigen Geschichte vorzüglicher Holzarten« (das. 1783—87, 2 Thle.).

Burgstädt, Stadt im sächs. Regierungsbezirk Leipzig, in der Herrschaft Schönburg-Rochsburg, Station der Chemnitz-Leipziger Bahn, ist Sitz eines Gerichtsamts, hat eine Lehr- und Erziehungsanstalt (Albertinum), welche für die höheren Klassen der Gymnasien und Realschulen vorbereitet, Fabrikation von Strumpfwaaren- und Trikothandschuhen und Strickmaschinen, Weberei und (1871) 4628 Einw. Hier legte 1750 ein Hamburger, Wilhelm Schlüssel, die erste sächsische Kattunfabrik an.

Burgstall, s. Burg.

Burgund (Bourgogne), vormalige franz. Provinz, der centrale Landstrich des östlichen Frankreich, welcher, im Gebiet der Seine, Loire und des Rhône liegend, im N. von Lothringen und der Champagne, im W. von Bourbonnais, im S. von Lyonnais und der Dauphiné, im O. von Savoyen und der Franche-Comté umschlossen wird. Die Provinz, bestehend aus dem ehemaligen Auxerrois, der Ballei oder dem Amt de la Montagne, dem Aurois, Dijonnais, Autunais, Châlonnais, Charolais, Mâconnais, dem Fürstenthum Dombes, der Bresse, dem Bugey, dem Land von Gex und Val Romey, ist 25,714 QKilom. (467 QM.) groß, mit über 2 Mill. Einw. und umfaßt die jetzigen Departements Ain, Saône-et-Loire, Côte d'Or und Yonne; im weitern historischen und physikalischen Sinn gehören aber auch die Departements Ober-Saône, Ober-Marne und Aube dazu. Die Saône theilt bis zu ihrer Mündung in den Rhône B. in einen westlichen und östlichen Theil; während der letztere im N. durch die mehrfach gegliederten Terrassen von Hochburgund, welche zu dem Quellland der Mosel aufsteigen, gebirgig ist, bildet er im S. die ziemlich einförmige Platte von Niederburgund, welche, von allen Seiten hoch umschlossen, sich an die westlichen Vorketten des Jura legt und im S. die an Teichen überaus reiche Landschaft Bresse enthält. Am rechten Ufer der Saône erheben sich die steilen Abfälle des Plateau's von Langres, der Côte d'or und der Gebirge von Charolais mit den anliegenden Höhen von Mâcon, welche durch tiefe Thalfurchen mit den Kanälen von B. und du Centre von einander geschieden werden und allmählich in breiten Terrassen zu den Centralebenen Frankreichs abfallen. Der südliche Theil weist die größten Erhebungen auf, indem westl. von der Bresse die Höhen von Mâcon und Charolais bis gegen 975 Meter und östlich von derselben die Gipfel des Jura bis zu 1625 Meter aufsteigen. Die Hauptgewässer von B. sind im Rhônegebiet der Rhône selbst, an der Südgrenze mit dem Ain, und die Saône mit Doubs und Dignon; im Seinegebiet der obere Lauf dieses Hauptflusses und die Yonne mit dem Armençon; im Gebiet der Loire außer dieser selbst, die B. auf eine kurze Strecke durchströmt, der Arrour. Die beiden genannten Kanäle stellen eine Verbindung zwischen diesen Flußgebieten her und machen, indem noch der vom Doubs abgehende Elsaßkanal hinzukommt, B. zu einer wichtigen Passagelandschaft zwischen dem Mittelmeer, der Nordsee, dem Kanal und dem offenen Atlantischen Ocean. Der Boden von B. gehört mit wenig Ausnahmen zwei Hauptgebirgsgruppen an, die niederburgundische Platte den tertiären Schichten der Molassegruppe und die umschließenden Höhen den Formationen des Jurakalks. Unter den mineralischen Schätzen finden sich Baumaterialien der verschiedensten Art, Brennstoffe aber fast nur in den bedeutenden Steinkohlenlagern des Departements Saône-et-Loire. Von der metallischen Ausbeute verdient das Eisen der Departements Saône-et-Loire und Côte d'Or hervorgehoben zu werden, woselbst dessen Verarbeitung auch eine sehr thätige Industrie beschäftigt. Im Schutz eines sehr gesunden und milden Klima's, das nur im S. durch die Gebirgsnatur oder durch Moräste weniger günstig ist, betreiben die Bewohner mit Vortheil eine ausgedehnte Forst- und Wiesenkultur, Acker- und Gartenbau und fast überall mit glücklichem Erfolg, im Departement Côte d'Or ausgezeichneten Weinbau. Die Weinberge nehmen 1100 QKilom. (20 QM.) ein. Auch die Rindviehzucht ist in gutem, die Schafzucht in noch besserem Zustand; dem Departement Côte d'Or verdankt Frankreich den Anfang der Veredelung der französischen Schafe. Die arbeitsamen Bewohner liefern, mit Ausnahme des ärmern Südens, dem ziemlich lebhaften Handel nicht allein beträchtliche Ueberschüsse ihrer Rohprodukte und vorzüglich schöne Weinsorten, sondern auch die Erzeugnisse ihrer Industrie, besonders in Leinen-, Woll- und Metallwaaren. Die 4 Hauptstädte von B. sind Auxerre, Dijon, Mâcon und Bourg. Der eigentliche Burgunder ist charakterisirt durch Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit, Beharrlichkeit und Festigkeit; er verbindet Frohsinn und Witz mit einer gewissen Barschheit, und sein rauhes schneidendes Patois paßt gut zu seinem satirischen Ton. Die Schriftsteller, deren B. viele aufzuweisen hat, zeichnen sich durch einen bilderreichen, aber auch oft schwülstigen Stil aus. Die Grundzüge des germanischen Charakters haben sich nicht ganz verwischt. In Bezug auf die historische Heranbildung Frankreichs und des französischen Volks ist B. eine der Hauptprovinzen des Reichs.

Geschichte. Die Burgunder (Burgundii, Burgundiones), ein großer german. Volksstamm, wohnten ursprünglich an der untern Weichsel im heutigen Westpreußen. Ein Theil von ihnen zog um 200 n. Chr. mit Vandalen und Gothen nach Süden an die Grenzen des römischen Reichs, wo sie von dem Gepidenkönig Fastida, der in den Karpathen herrschte, vernichtet worden sein sollen. Die anderen zogen nach dem Rhein, wo sie durch den Kaiser Probus um 276 zurückgetrieben wurden; im 4. Jahrh. erscheinen sie in Franken und Schwaben. Der Kaiser Valentinian suchte um 370 an ihnen eine Hülfe gegen die Alemannen zu gewinnen, und um diese Zeit erhielten sie bleibende Wohnsitze am Rhein. 413 gingen sie über den Rhein, breiteten sich trotz mehrerer Niederlagen, die sie durch Aëtius und dann durch den Hunnenkönig Attila (durch welchen der größte Theil des Volks unter König Gundicar vernichtet wurde, was in der Nibelungensage nachklingt) erlitten, in Gallien aus, nahmen das Christenthum an und errichteten allmählich ein Reich, welches von den Vogesen über Rhône und Saône bis an das Meer bei Marseille reichte. König Gundobald führte 500 einen unglücklichen Krieg gegen den Frankenkönig Chlodwig, behauptete sich aber noch im Besitz des Reichs, welchem er ein gutes Gesetzbuch (Lex Gundobalda) gab; nach seinem Tod 516 aber verbanden sich der Ostgothenkönig Theoderich und die fränkischen Könige Childebert und Chlotar gegen die Burgunder, welche 534 zum größten Theil dem fränkischen Reich unterworfen wurden. Doch behielten sie stets ihre althergebrachten Satzungen und Rechte. Anfangs war B. ein Theil von Neustrien; am Ende des 6. Jahrh. wurde daraus ein besonderes Königreich gebildet, welches, zuerst von Chlotars Sohn Guntram (gest. 595) beherrscht, bald für sich bestand, bald wieder mit den übrigen Theilen des Frankenreichs, Neustrien und Austrasien, vereinigt wurde. Bei dem Zerfall des fränkischen Reichs unter Karl dem Dicken ließ sich der Graf Boso von Vienne, Schwager Karls des Kahlen, mit Hülfe des Papstes Johann VIII. und auf Andringen seiner stolzen Gemahlin Irmengard, auf einer Versammlung der Großen zu Mantala (Montaille bei Vienne) zum König von B. und der Provence ernennen (879). So entstand das »cisjuranische« Burgunder-

reich, welches auch nach der Hauptstadt, Arles, das arelatische Reich hieß und alles Land von den Alpen bis über den Rhône hinaus und von dem Mittelländischen Meer gegen die Schweiz hin (mit Ausschluß von Genf) bis zur Saône, also das Gebiet von Châlon sur Saône und Mâcon in Bourgogne, Vienne, Lyon, einen Theil von Savoyen, die Provence und den südöstlichen Theil von Languedoc umfaßte. Nach Boso's Tod (887) huldigte seine Wittwe mit ihrem unmündigen Sohne Ludwig dem Kaiser Karl dem Dicken 887 und empfing von diesem das Reich als Lehen. In demselben Verhältnis stand B. zu Kaiser Arnulf. König Ludwig wurde 899 auch König der Longobarden und 901 von Benedikt IV. zum Kaiser gekrönt, aber von Berengar von Ivrea geblendet und nach B. zurückgetrieben, wo für ihn der Graf Hugo von Arles die Regierung führte und nach Ludwigs Tod 924 den Thron bestieg. — Schon 887 hatte der Welfe Rudolf I., Neffe des Königs Hugo von Frankreich, die Länder zwischen dem Jura und den penninischen Alpen, also die Westschweiz und Franche Comté zu einem neuen Königreich vereinigt, welches das transjuranische oder hochburgundische Reich genannt wurde und ebenfalls dem Kaiser Arnulf lehnspflichtig ward. Unter Rudolfs I. Sohn, Rudolf II. (seit 912), erfolgte 930 die Vereinigung der beiden burgundischen Reiche, wodurch das Königreich Arelat entstand. Unter Konrad dem Friedfertigen (937—964), der sich eng an Kaiser Otto I. anschloß, litt das Reich durch Einfälle der Ungarn und durch Fehden und Raubkriege der Großen. Sein Nachfolger, der schwache Rudolf III., schloß mit Kaiser Heinrich II., dem Sohn seiner Schwester Gisela, 1006 einen Erbvertrag, demzufolge nach seinem Tod B. an das Deutsche Reich fallen sollte. Zwar suchte nach Rudolfs Tod (1032) der burgundische Adel den Grafen Odo von Champagne, einen Neffen Rudolfs, als König einzusetzen; allein König Konrad II. brach diesen Widerstand und setzte sich 1034 in den Besitz Burgunds, wodurch also das Rhônegebiet, Savoyen und die Westschweiz in den Verband des Deutschen Reichs aufgenommen wurden. Zu den Ordnungen, welche zur Wahrung der innern Ruhe und Sicherheit eingeführt wurden, gehörte namentlich der sogen. Gottesfriede (s. d.); doch litt das Land trotzdem häufig durch innere Fehden der Großen, und der Verband mit dem Deutschen Reich war nicht selten gelockert, besonders unter Kaiser Heinrich IV. Zwar befestigte Friedrich Barbarossa den Zusammenhang wieder, indem er 1156 die Tochter des Herzogs Reinold III., Beatrix, heirathete und sich wieder in Arles krönen ließ, allein ohne dauernde Folgen. Nachdem Rudolf von Habsburg sich vergeblich bemüht hatte, B. beim Reich zu erhalten, gab sein Sohn Albrecht diese Politik auf. Zwar ließ sich Kaiser Karl IV. noch einmal 1364 zu Arles krönen, allein ohne etwas weiteres zur Erhaltung des Landes beim Reich zu thun. So zerfiel B. in eine Anzahl kleiner Herrschaften, welche im Lauf der Zeit größtentheils an Frankreich fielen.

Von diesem arelatensischen Königreich zu unterscheiden ist das Herzogthum B. (Bourgogne), welches im Anfang des 10. Jahrh. von Boso's Bruder, Richard von Autun, gestiftet wurde. Es erstreckte sich von Châlon sur Saône bis nach Châtillon an der Seine. Richards Sohn Rudolf bestieg 929 den Thron von Frankreich; Richards Enkelin Lindgard heirathete den Bruder Hugo Capets, Otto, dessen Nachkommen in diesem französischen Herzogthum B. regierten, bis sie 1361 mit Philipp de Rouvre erloschen, worauf König Johann von Frankreich das Land als Lehen und auf Grund der Verwandtschaft (Johanns Mutter war eine Schwester des Großvaters des letzten Herzogs) in Besitz nahm. Doch belehnte er damit seinen Sohn Philipp den Kühnen von Valois (1363), wodurch wieder der Grund zu einem selbständigen Reich B. gelegt wurde. Mit Philipp dem Kühnen (1363—1404), dem Stifter der neuen Linie der burgundischen Herzöge, beginnt die glänzendste Periode Burgunds. Schon König Karl V. von Frankreich hatte Philipps Besitzungen vermehrt und durch seine Heirath mit Margaretha, der Erbin von Flandern (1369), gewann derselbe ein dicht bevölkertes und durch Reichthum, Handel und blühende Städte ausgezeichnetes Gebiet, welches bald den Schwerpunkt des neuen Reichs bildete. Dazu erwarb er noch andere Territorien, wie die Grafschaft Charolais, durch Kauf. Bei der Geisteskrankheit des französischen Königs Karl VI. war er als Reichsverweser der eigentliche Regent von Frankreich, fand aber eben deshalb an des Königs Bruder, dem Herzog Ludwig von Orléans, einen erbitterten Gegner. Nach Philipps Tod (1404) wurde sein Sohn Johann der Unerschrockene (1404—1419) Erbe seiner sämmtlichen Länder, während Ludwig von Orléans die Reichsverweserschaft in Frankreich erhielt. Trotz einer scheinbaren Versöhnung unter den Mauern von Montfaucon und im Angesicht ihrer kampfbereiten Heere ließ Johann jenen zu Paris 1407 ermorden und suchte sich unter steten erbitterten Kämpfen mit der Partei der Orléans oder Armagnacs, auch im Bund mit England, an der Spitze der Regierung von Frankreich zu behaupten, wurde aber 1419 auf der Brücke von Montereau, wo er sich mit dem Dauphin (Karl VII.) versöhnen sollte, von dessen Begleitern ermordet. Daher trat sein Sohn Philipp der Gute (1419—1467) entschieden auf die Seite der Engländer über, welche damals unter Heinrich V. siegreich in Frankreich vordrangen. Dieser zu Troyes geschlossene Bund dauerte fort, bis 1435 zu Arras (nach dem Tod des Herzogs von Bedford) zwischen Philipp und Karl VII. Friede geschlossen wurde, im welchem sich der letztere zu sehr demüthigenden Bedingungen verstand: er leistete förmlich Abbitte wegen der Ermordung des Herzogs Johann und mußte das Sommegebiet, die Landschaften Mâcon und Auxerre nebst Ponthieu abtreten, sowie auf alle Lehnspflicht und Huldigung des Herzogs von B. verzichten. Außerdem, benutzte aber Philipp jede Gelegenheit zur Erweiterung seines Gebiets. Er erwarb Namur (1429) durch Kauf, erhielt Brabant und Limburg (1430) als nächster Verwandter der dortigen kinderlos gestorbenen Herzöge, gewann im Streit mit Jakobäa von Brabant deren Grafschaften Holland, Seeland und Hennegau (1436) und durch Vertrag und Kauf Luxemburg (1443), so daß das burgundische Reich eine sehr bedeutende Stellung einnahm, zumal es eine Menge industrieller Städte besaß und der Hof durch Pracht und Ritterlichkeit vor allen Höfen sich auszeichnete. Bei seiner Vermählung mit Isabella, der Tochter des Königs Johann I. von Portugal (1430), stiftete Philipp den Orden vom Goldenen Vließ. Gleichsam als eigentlicher Herr von Frankreich führte er nach Karls VII. Tod dessen Sohn Ludwig XI., der seit Jahren sich bei ihm aufgehalten hatte, 1461 nach Reims zur Krönung und

nach Paris auf den Thron. Ihm folgte 1467 sein Sohn Karl der Kühne, bisher Graf von Charolais. Nachdem derselbe mehrere Aufstände, besonders zu Lüttich, mit Strenge unterdrückt hatte, regierte er mit Glanz und Energie, aber in einer dem populären Auftreten seines Vaters ganz entgegengesetzten Weise. Der Adel wie die Städte wurden mit Strenge in Unterwürfigkeit gehalten; Ludwig XI. von Frankreich, welcher stets Unruhen in B. zu erregen suchte, wurde bei einer Zusammenkunft zu Péronne 1468 festgehalten und zum Verzicht auf seine Ansprüche gezwungen; die Stadt Lüttich, welche sich aufs neue erhob, wurde 1468 fast ganz zerstört. Nach dem Tod des Herzogs Arnold von Geldern und Zütphen (1473) setzte sich Karl durch Gewalt und Verträge in den Besitz dieser Länder. Schon 1469 hatte er von Herzog Sigismund von Oesterreich dessen Besitzungen in Elsaß für ein Darlehn von 80,000 Goldgulden an sich gebracht und dort einen tyrannischen Statthalter, Peter von Hagenbach, eingesetzt. Durch eine neue Heeresorganisation, wobei Söldnertruppen und treffliches Geschütz den Kern des Heers bildeten, machte er sich furchtbar. Sein Plan aber, Lothringen vom Kaiser Friedrich III. als Lehen und die Erhebung seines Reichs zu einem Königreich zu erlangen, wofür er dem Sohn des Kaisers, Maximilian, die Hand seiner Erbin Maria anbot, scheiterte an dem Widerstreben des Kaisers, mit welchem Karl 1473 zu Trier zusammenkam; überhaupt erweckte er durch seine allzu hohen Entwürfe überall Argwohn, Eifersucht und Widerstand. Als er 1473 den vertriebenen Erzbischof Ruprecht von Köln mit Gewalt wieder einsetzen wollte, traf er vor der Stadt Neuß energischen Widerstand und mußte eine Belagerung beginnen, welche unter großen Opfern an Geld und Menschen 11 Monate dauerte und 1475 ohne Erfolg aufgegeben werden mußte. Schon 1474 aber hatten sich die elsässischen Städte erhoben und den Statthalter Hagenbach (9. Mai 1474) zu Breisach enthaupten lassen. Es wurde nun ein Bund gegen Karl von Ludwig XI., dem Kaiser und den Schweizern geschlossen, und als Karl, nachdem er sich Lothringens bemächtigt, gegen die Schweizer sich wandte, wurde er 1. März 1476 bei Granson, 22. Juni 1476 bei Murten und zuletzt 5. Jan. 1477 bei Nancy geschlagen, in welch letzterer Schlacht er selbst den Tod fand. Seine Erbin war Maria, welche sich 1479 mit dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich vermählte. Indessen bemächtigte sich Ludwig XI. der südlichen Theile von B. und einer Reihe von Städten an der nördlichen Grenze von Frankreich; zugleich fand Maximilian nach Maria's 1482 erfolgtem Tod Widerstand in den burgundischen Provinzen, namentlich in Flandern und wurde nur als Vormund seines Sohnes Philipp und als Reichsverweser anerkannt. Nach dem Tod Philipps des Schönen (1506) fiel das Land an dessen minderjährigen Sohn, Karl (den nachmaligen Kaiser Karl V.), welcher mit König Franz mehrere Kriege um das Herzogthum B. führte. Die Abtretung desselben an Karl im Frieden von Madrid (1526) wurde 1529 im Frieden von Cambrai zurückgenommen. Auch die Franche Comté, welche 1493 von Karl VIII. an Maximilian I. überlassen worden war, wurde im Frieden von Nimwegen 1678 mit Frankreich vereinigt; seitdem verschmolzen beide Theile des alten B. mehr und mehr mit Frankreich. Die Geschichte der nördlichen Theile von B. geht seit Karl V. auf in der Geschichte der Niederlande. Vgl. Barante, Histoire des ducs de Bourgogne (Par. 1824, 8 Bde.; 8. Aufl. 1858); Dubois, La Bourgogne depuis son origine, jusqu'à son entière réunion à la couronne de France (2. Aufl., Rouen 1867); Binding, Geschichte des burgundisch-romanischen Königreichs (Leipz. 1868, Bd. 1, mit einem Anhang: »Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunden«, von W. Wackernagel).

Burgunderharz, **Burgunderpech** } s. Fichtenharz.

Burgunderweine, hochgeschätzte franz. Weine, welche in den Departements Côte d'Or, Yonne, Saône und Loire gewonnen und vornehmlich über Beaune, den Mittelpunkt des burgundischen Weinbaues, in den Handel gebracht werden. Der unverfälschte Burgunder der guten Lagen ist einer der edelsten Weine. Er ist von tiefer Purpurfarbe, delicatem, ganz unnachahmlichem Aroma, schmalzig, voll Körper, außerordentlich mild über die Zunge fließend, von köstlichem Wohlgeschmack, in kleinen Quantitäten dem Körper sehr zuträglich, sonst aber zu schwer, zu sehr ins Blut übergehend. Die besten Sorten werden zwischen Dijon und Châlon gezogen. Die B. zerfallen in Ober- und Niederburgunder und Mâcon. Die Hochgewächse Burgunds sind Romanée-Conti, Chambertin, Richebourg, Clos Vougeot, Romanée St. Vivant, La Tache, Clos St. Georges, Corton, zweite »Crûs«: Clos Prémeaux, Musigny, Clos du Tart, Bonnes Mares, Clos à la Roche, Vervilles, Clos Morjat, Clos St. Jean, La Perrière. Unter den weißen Weinen Burgunds steht der berühmteste französische Weißwein Mont Rachet aus dem Departement Côte d'Or in erster Linie; er besitzt einen sehr angenehmen, ihm ganz eigenthümlichen Haselnußgeschmack, und ein Mark und ein Bouquet, die ihn sofort von allen übrigen Weißweinen seines Landes unterscheiden lassen. Auch Volnay, Pommord, Chablis, Pouilly, Tonnerre liefern ausgezeichnete, wenn auch lange nicht so theure Weine wie die zuerst genannten. Man schlägt den jährlichen Ertrag der B. auf 3 Mill. Eimer an, wovon nach Deutschland sehr wenig, desto mehr nach England und Nordamerika ausgeführt wird. Außer Beaune sind Aurerre, Chablis, Tonnerre, Avallon, Joigny, Dijon, Gevrey, Nuits, Châlon und Mâcon die bedeutendsten Märkte für die B. Neuerlich bereitet man aus Burgunderweinen auch trefflichen Schaumwein, der selbst dem Champagner vorgezogen wird. Die niederburgunder Sorten werden in Feuillettes von 18 Velten oder 136 Liter, die feinsten Sorten nur in Flaschen versandt. Man bezieht echten Burgunderwein am sichersten von einem bekannten Haus im Land selbst. Der rothe, als der zarteste und empfindlichste aller französischen Weine, verlangt beim Lagern und Abziehen die sorgfältigste Behandlung. In trockener, gesunder Luft und, wenn er gehörig entwickelt ist, auf Flaschen hält er sich am besten. Die ausgezeichnetsten Gattungen dürfen höchstens 8—10 Jahre alt werden, einige Sorten sind schon im 3. oder 4. Jahr vollkommen entwickelt und dann auf Flaschen gefüllt am genießbarsten. Die weißen Sorten können in 12—18 Monaten auf Flaschen gefüllt werden und erhalten im Alter eine gelbliche Farbe; sie vertragen sämmtlich das Schwefeln nicht. Der Weinbau in Burgund war schon zur Zeit der römischen Herrschaft in Flor.

Burgundischer Kreis, einer der 10 Kreise, in welche unter Kaiser Maximilian I. 1512 Deutsch-

land eingetheilt wurde; er umfaßte die Freigrafschaft Burgund und die 17 Provinzen der Niederlande, also die Herzogthümer Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern, die Grafschaften Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur und Zütphen, die Markgrafschaft Antwerpen und die Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Overyssel und Gröningen. Da die Bevölkerung großentheils dem Deutschen Reich entfremdet war, so schloß Karl V. zu Augsburg 1548 einen Vertrag, wonach dieser Kreis zwar der Oberherrschaft des Deutschen Reichs entzogen wurde, das Reich sich aber zu fortwährendem Schutz desselben verpflichtete, wogegen der Burgundische Kreis zu des Reiches Schutz an Reichsumlagen so viel wie zwei und zu den Türkenkriegen so viel wie drei Kurfürsten zahlen sollte. Daher schickten seit 1556 auch die Könige von Spanien, als Herren der Niederlande, über hundert Jahre lang geborne Niederländer als Minister oder burgundische Gesandte auf den Reichstag und hielten am Reichskammergericht Advokaten oder Prokuratoren. Im Reichsfürstenrath hatte der Gesandte von Burgund auf der geistlichen Bank gleich nach Oesterreich Sitz und Stimme. 1579 rissen sich 7 Provinzen, die nachmalige Republik der vereinigten Niederlande, los, wozu Spanien im westfälischen Frieden (1648) noch Stücke von Flandern und Brabant abtrat. Der Pyrenäische Friede von 1659 und der Aachener Friede von 1668 rissen die später sogen. französischen Niederlande ab; der Nimwegener Friede von 1678 Hochburgund und einige niederländische Orte; die Friedensschlüsse von Utrecht (1713) und Rastadt (1714) überlieferten den Rest, mit Ausnahme der durch den sogen. Barrièretraktat (s. d.) abgerissenen Stücke, an Oesterreich. Diese »österreichischen Niederlande«, bestehend aus Brabant mit Antwerpen und Mecheln, Theilen von Luxemburg, Limburg, Geldern, Hennegau, Flandern und Namur, etwa 470 QMeilen mit über 1½ Mill. Einw., wurden im Lunéviller Frieden (1801) an Frankreich abgetreten. Gegen Ende 1813 besetzten die Alliirten diese Gebiete; der Wiener Kongreß bildete daraus und aus dem größern Theil des Hochstifts Lüttich durch die Akte vom 21. Juli 1814 das Stück des Königreichs der vereinigten Niederlande, welches jetzt größtentheils das Königreich Belgien bildet.

Burgundisches Gesetz, 1) (Lex Gundobalda, Lex Burgundionum, Loi Gombette) Rechtsbestimmungen der Burgunder, die vor der fränkischen Eroberung des Burgunderlandes, zwischen 486 und 516, unter den Herzögen Gundobald und Sigmund gesammelt wurden, herausgegeben von Georgisch (»Corpus juris germanici antiqui«, Bd. 4, Halle 1738), von Canciani (»Barbarorum leges«, Veneb. 1781) und von Walter (»Corpus juris germanici antiqui«, Berl. 1824). — 2) (Burgundionum lex Romana) ein aus 47 Titeln bestehender, unter öffentlicher Autorität von 517—534 n. Chr. veranstalteter Auszug aus den römischen Rechtsquellen mit Berücksichtigung des burgundischen Gewohnheitsrechts (der sogen. Papian), zum Gebrauch für Römer und Burgunder, herausgegeben von Schulting in »Jurisprudentia antejustinianea«, S. 827 (Leipz. 1737), von Biener in »Jus civile antejustinianeum«, Bd. 2, S. 1499, und von Barkow nach einem »Specimen editionis« (Berl. 1817, Greifsw. 1826).

Burgverlies, s. Burg.

Burgvogt, s. v. w. Burggraf; dann s. v. w. Aufseher über eine Burg, sowie derjenige, welcher in den Diensten des Burggrafen die polizeilichen und Gerichtsgeschäfte zu besorgen hatte; auch wohl s. v. w. Kastellan, Aufseher, Haushofmeister ꝛc. von fürstlichen Residenzen.

Burgwarte, die Warte einer Burg (s. d.), insbesondere Bezeichnung von Wartthürmen auf Anhöhen bei Städten und Dörfern zur Beobachtung hereinbrechender Feinde, hauptsächlich der Slawen. Sie kamen gegen 900 n. Chr. auf und verschwinden gegen das 13. Jahrh. mit der Unterjochung der Slawen.

Burhanpur, Stadt in den angloindischen Centralprovinzen, links an der Tapti, am Fuß der Asirgharberge, die mit einer starken Veste, 351,8 Meter ü. M., gekrönt sind, war im 15. und 16. Jahrh. eine blühende Stadt der Könige von Kandesch und ist noch jetzt ein bedeutender Handelsort mit vielen schönen Gebäuden und 34,137 Einw.; auch Sitz einer noch immer bedeutenden Weberei feiner Kattune und mit Silberfäden durchwirkter Seidenzeuge. Die Eisenbahn von Bombay nach Allahabad zieht 3 Kilom. nördlich der Stadt vorbei. Die Häuser sind größtentheils 3 Stock hoch, aus Ziegeln aufgeführt und mit schönen Façaden versehen, die Straßen geräumig und gepflastert. Es sind hier viele Bohra (Muselmanen) angesiedelt, eine besondere Kaste von Bankiers, welche Waaren statt Baargeld als Rückzahlung annehmen. Die Stadt wurde 1860 vom Maharadscha von Gwalior an die Engländer abgetreten.

Buridan, Jean, franz. Philosoph, geboren um 1300 zu Béthune in Artois, Schüler Occams in Paris und wie dieser Nominalist, ward um 1350 Lehrer der Philosophie und Theologie daselbst, soll später wegen seines vertrauten Verhältnisses zur Königin Johanna, der Gemahlin Philipps des Schönen, nach Wien geflohen sein und zur Stiftung der dortigen Universität Veranlassung gegeben haben, wovon jedoch Aschbach (»Geschichte der Wiener Universität«) nichts weiß. Er starb nach 1358. B. ist nicht sowohl durch das, was in seinen vergessenen Schriften steht, als vielmehr durch das, was nicht darin steht, durch das Beispiel vom »Buridanischen Esel«, berühmt geworden. Da nämlich ein hungriger Esel, zwischen zwei völlig gleiche Heubündel gestellt und von beiden gleich stark angezogen, unfehlbar zwischen beiden verhungern würde, so ist dadurch dargethan, daß der Wille, um zu einem Entschluß zu gelangen, nothwendig durch ein Motiv, welches stärker als alle übrigen ist, bestimmt werden und das sogen. aequilibrium arbitrii eine Täuschung sein muß. B. kann dasselbe, wenn überhaupt, nur mündlich gebraucht haben, da es weder in seinen »Quaestiones in politica Aristotelis« (Par. 1500) und »Quaestiones in X libros ethicos Aristotelis« (Par. 1489; Orf. 1637), noch in seiner »Summula de dialectica« (Par. 1487) und seinem »Compendium logicae« (Veneb. 1499) erscheint. Dagegen kommt in den letzteren die sogen. »Eselsbrücke« vor, mittels deren er bemüht war, durch Erleichterung der Auffindung des Mittelbegriffs richtige Schlüsse zu befördern.

Burier (Buri), eine von Tacitus als suevischer Stamm erwähnte Völkerschaft zwischen der Oder, den Karpathen und der Weichsel. Sie waren in beständigem Kampf mit den Quaden und halfen dem Trajan gegen die Dacier und dem Mark Aurel gegen die Quaden.

Burin (franz., m., spr. bürāng), Grabstichel; burinīren, mit dem Grabstichel arbeiten; Wappenstechen.

Burkard Waldis, s. Waldis.

Burke (spr. börk), 1) Edmund, berühmter Schriftsteller, Redner und Staatsmann Englands, geb. 1. Jan. 1730 zu Dublin, wo sein Vater Sachwalter war, erhielt seine Bildung zuerst im Trinity-College zu Dublin und studirte dann neben alten Sprachen und Philosophie die Rechtswissenschaft zu London. Wegen seiner Mittellosigkeit war er genöthigt, Korrekturen für Buchdrucker zu übernehmen; doch trat er früh als Schriftsteller auf. Seine erste bedeutende Schrift war die »Vindication of natural society« (1756), anonym im Stil und Geist Bolingbroke's geschrieben und dessen Angriffe auf die Religion persiflirend. Sodann machte sein »Philosophical inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful« (1757) in England und Deutschland (übersetzt von Garve, 1773) großes Aufsehen und verschaffte ihm einflußreiche Freunde; das »Annual Register«, das er mit dem Buchhändler Dodd 1758 herausgab, wurde für ihn eine bedeutende Hülfsquelle. Einige Aufsätze, die er 1763 im »Public Advertiser« veröffentlichte, empfahlen ihn dem Marquis von Rockingham, erstem Lord der Schatzkammer, der ihn 1765 als Privatsekretär anstellte. Zugleich ward er als Abgeordneter für Windover, einen Burgflecken in Buckinghamshire, ins Parlament gewählt, wo er namentlich die Stempelakte bekämpfte. Als Rockingham aus dem Ministerium schied, trat B. in entschiedene Opposition gegen das Kabinet Pitt. Damals gab er sein »Short account of a late short administration« (1766) heraus. 1768 vertheidigte er, als Wilkes aus dem Parlament ausgestoßen werden sollte, die Unverletzlichkeit des Wahlrechts und schrieb die »Thoughts on the cause of the present discontents« (1773), worin er seine Ansichten über die englische Konstitution niederlegte und den Vorschlag machte, hervorragende reiche Männer der Whigpartei in oligarchischer Weise an die Spitze der Regierung zu stellen. Als 1771 die Besteuerung Amerika's abermals zur Verhandlung kam, sprach er für die Rechte der Kolonien und gegen den Krieg. In dem neuen Parlament, wo er Bristol vertrat, schloß sich Fox ihm an. Am 22. März 1775 legte er dem Parlament 13 Vorschläge vor, um die Zwistigkeiten mit den Kolonien beizulegen, was aber durch die ministerielle Majorität vereitelt ward. Pitts Bill einer Parlamentsreform erklärte er für eine die Revolution begünstigende, brachte aber eine andere ein über die »Economical reform«, durch welche er sich bei den Sinekureninhabern eben so verhaßt machte, wie er es bereits bei dem Volk wegen seiner Fürsprache für Amerika geworden war. 1780 ward B. von Bristol nicht wieder gewählt, weil er für die Irländer auf freien Handel und für die Katholiken auf mildere Gesetze angetragen hatte; doch wählte ihn Malton. Unter Rockingham, der im März 1782 wieder ans Staatsruder trat, wurde B. Mitglied des Geheimen Raths und Generalzahlmeister der Armee, dessen Gehalt er zu Gunsten des Schatzes verkürzte, wie er überhaupt die Regulirung des Staatshaushalts durchsetzte. Da das nach Rockinghams Tod gebildete Ministerium Melbourne in die völlige Unabhängigkeit Amerika's nicht willigte, trat B. mit Fox, Lord Cavendish u. a. wieder zur Opposition, gehörte aber dem 1783 nach seinem Entwurf gebildeten Koalitionsministerium wieder als Generalzahlmeister an. Seit 1784 Rektor der Universität Glasgow, bestritt er Pitts Plan, das Parlament aufzulösen, und klagte 17. Febr. 1785 den Generalgouverneur Warren Hastings von Ostindien der gegen die indischen Fürsten ausgeübten Tyrannei und Erpressung an. Zwar wurde Hastings freigesprochen, doch erfolgte eine Aenderung des Systems der Verwaltung Indiens. Burke's Popularität gewann nicht durch diesen Proceß, da man die Heftigkeit seines Auftretens aus persönlicher Gereiztheit erklärte. Bei Verhandlung des Handelstraktats mit Frankreich (Januar 1787) griff er Pitt mit scharfen Waffen des Spotts an und bekämpfte 1788 in rücksichtsloser Weise die Einsetzung einer Regentschaft für den kranken altersschwachen Georg III. Mit der französischen Revolution konnte er sich nicht befreunden, da dieselbe alle Grundlagen eines gesunden Staatswesens umzustürzen schien; er trennte sich von Fox, als dieser in der Revolution ein glorreiches Ereignis erblickte, und bekämpfte mit Leidenschaft alles, was von Frankreich kam, sowohl in Reden als auch in seinem Werk »Reflection on the revolution in France« (Lond. 1790; neue Ausg. 1871; deutsch von Gentz, Berl. 1793, 2 Bde.; 3. Aufl. 1838). Er trat jetzt entschieden zur Regierungspartei über und nahm 1793 von Georg III. eine Pension von 2500 Pfd. Sterl. an, vertheidigte sich aber energisch gegen den Vorwurf, daß er sich damit der Bestechung zugänglich gezeigt habe. 1794 trat er aus dem Parlament und zog sich auf seine Villa Beaconsfield zurück, schrieb aber auch da noch für Fortsetzung des Kriegs gegen Frankreich die Schrift »Thoughts on a regicide peace« (1796). Die Peerschaft schlug er aus. Als eine Vertheidigung seines politischen Lebens veröffentlichte er 1796 ein »Sendschreiben an den Lord Fitzwilliam«, welches in kurzer Zeit 16 Auflagen erlebte. Er starb zu Beaconsfield 8. Juli 1797. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften ward von Lord Fitzwilliam und Sir R. Burke (Lond. 1826—44, 20 Bde.; 1842, 4 Bde.) herausgegeben. Vgl. J. Prior, Memoir on the life and character of E. B. (das. 1824; 4. Aufl. 1854, 2 Bde.); Macknigth, Life and times of B. (Lond. 1861, 3 Bde.); Morley, Edmund B., a historical study (Lond. 1867); v. Sybel, Kleine histor. Schriften, Bd. 1 (2. Aufl., Münch. 1869); »Speeches of Edmund B.« (Lond. 1816, 4 Bde.); neuere Ausgaben der Reden Burke's erschienen daselbst 1846 und 1853.

2) William, berüchtigter Mörder und Leichenverkäufer, ein Schuhmacher zu Edinburg, aus Irland gebürtig, nährte sich zum Theil dadurch, daß er heimlich Leichen von den Kirchhöfen entwendete und an Aerzte verkaufte. Bald aber ward ihm dies Geschäft zu mühsam, und er erdrosselte 1828 nach und nach mit Hülfe seines Nachbarn Hare 16 Personen und verkaufte ihre Leichname an Dr. Knox in Edinburg zum Behuf anatomischer Untersuchung. Endlich ward man durch das Abhandenkommen so vieler Menschen aufmerksam; B. wurde eingezogen, überwiesen, verurtheilt und 1828 hingerichtet. Burken heißt seitdem s. v. w. heimlich morden. Vgl. Auferstehungsmänner.

3) Sir John Bernard, berühmter engl. Historiker, Genealog und Heraldiker, geb. 1815 zu London, ward am Collége von Caen in der Normandie erzogen und 1839 Advokat im Middle Temple. 1853 folgte er Sir W. Betham in der Würde eines Ulster king of Arms nach, erhielt 1854 den Ritterschlag, sowie einen Ehrengrad an der Universität Dublin und wurde 1868 zum Ritter des Bath-

ordens ernannt. Seine Hauptwerke sind: »Knightage of Great Britain« (1841); »Encyclopaedia of heraldry or general armoury« (1844); »The historic lands of England« (1848—49, 2 Thle.); »The roll of Battle Abbey« (1848); »Anecdotes of the aristocracy and episodes in ancestral story« (1850, 2 Thle.); »The St. James's magazine and heraldic and historical register« (1850); »The heraldic register 1849—1850 (1850); »A visitation of the seats and arms of the noblemen and gentlemen of Great Britain« (1852—54, 4 Thle.); »Family romance, or episodes in the domestic annals of the aristocracy« (1853; 3. Aufl. 1861); »A genealogical and heraldic dictionary of the peerage and baronetage of the British empire« (36. Aufl. 1874); »The romance of the aristocracy, or anecdotes and records of distinguished families« (neue Ausg. 1855, 3 Thle.); »A genealogical and heraldic dictionary of the landed gentry of Great Britain and Ireland« (5. Aufl. 1871); »The book of orders of knighthood and decorations of honour of all nations« (1858); »Royal descents and pedigrees of founders kin« (1858); »Vicissitudes of families, and other essays« (5. Aufl. 1861; zweite Serie, 2. Aufl. 1861; dritte Serie 1863; umgearbeitete Ausgabe 1868, 2 Thle.); »A selection of arms« (1860); »Dormant and extinct peerages« (neue Ausg. 1866); »The rise of great families« (1873). Zuerst mit seinem Vater zusammen, nach dessen Tod allein gab B. noch die seinen Namen tragende: »Peerage« heraus, ein für den Rechtsgelehrten wie für den Historiker gleich unschätzbares Werk

4) Robert O'Hara, brit. Forschungsreisender in Australien, geb. 1821 zu St. Clevans in der irischen Grafschaft Galway, war für die militärische Laufbahn bestimmt und bildete sich auf der Akademie von Woolwich, dann in Belgien aus, worauf er in das österreich. Husarenregiment Radetzky eintrat. Zum Rittmeister vorgerückt, verließ er 1848 den österreich. Dienst und kehrte nach Irland zurück, wo er ein Kommando in dem reitenden Konstablerkorps erhielt. Im Jahr 1853 ward er als Inspektor zur Polizei nach Melbourne in Australien versetzt, wo er in den an die Goldfelder angrenzenden Städten der öffentlichen Sicherheit ersprießliche Dienste leistete. Er war 1858 in Castlemaine stationirt, als er sich nach erhaltener Aufforderung entschloß, Leiter der neu angeregten Expedition zur Erforschung des Innern von Australien zu werden, für welchen Posten er sich mit Eifer die erforderlichen Kenntnisse aneignete. Als Begleiter erhielt B. den Arzt Wills, den deutschen Botaniker Dr. Becker, Brahe (ebenfalls Deutscher), King, Gray, Patton, Wright u. a. Aus Indien wurden 25 Kamele als Reit- und Lastthiere herbeigeschafft. Der Weg, welchen die Expedition von Melbourne bis zur Carpentariabai zu durchmessen hatte, beträgt in gerader Richtung 2670 Kilom. (360 Meilen); rechnet man jedoch die vielen Fluß- und Thalkrümmungen, welche der Reisende in der Wildnis zu durchwandern hat, so ergibt sich leicht eine Länge von 4450 Kilom. Auf seinem Weg, etwa 1090 Kilom. von Melbourne, liegt Coopers Creek; hier sollte für Burke's Expedition ein Reservedepot als Operationsbasis angelegt werden. Am 20. Aug. 1860 brach die Haupterpedition von Melbourne auf. Ueberzeugt, daß er mit einer komplicirten Expedition nur langsam werde vordringen können, entschloß sich B., mit Wills, King und Gray allein die Reise nach dem Norden fortzusetzen, während der übrige Theil der Expedition zu Coopers Creek zurückbleiben und seine Rückkehr erwarten sollte. Darauf brach die reducirte Expedition unter B. 16. Dec. 1860 nach dem Norden auf. Nach einer an Entbehrungen und Mühseligkeiten überreichen Reise, bei welcher die Expedition zum erstenmal in südnördlicher Richtung das unbekannte Innere Australiens durchschnitt, war 20. Jan. 1861 das große Problem gelöst: B. und Wills hatten den austral. Kontinent von Melbourne bis zur Carpentariabai durchmessen. Aber das schwerste Stück Arbeit war noch zu thun, die Rückreise mit all ihren Schrecknissen. Gray erlag auf derselben den Beschwerden 17. April. Endlich 21. April abends erreichten die übrigen das Depot am Coopers Creek, fanden es aber verlassen, erst seit wenigen Stunden, wie man an einem Baumstamm las, wo die Worte: »Dig (Grabe!) 21. April« ganz frisch eingehauen waren. In einer mit Kameldünger bedeckten Grube fand man außer einer Quantität Nahrungsmittel Papiere, aus denen hervorging, daß von der Hülfsexpedition Patton und noch ein anderer gestorben, daß der kleine Rest vom Skorbut bedroht sei und die Noth gebiete, den Rückzug nach Melbourne anzutreten. Nach fünftägiger Rast brachen B. und Wills auf, aber nicht auf der alten Fährte nach Melbourne, sondern südwestlich nach Adelaïde. In die geöffnete Grube hatten sie Briefe nebst einem Theil der Journale gelegt, aber die Grube wieder so geschlossen, daß bei oberflächlicher Untersuchung nicht zu bemerken war, daß sie geöffnet gewesen. Nach mehrtägigem Vordringen gegen S. mußten B. und Wills wegen Wassermangels umkehren. Inzwischen war die Hülfsexpedition unter Brahe bei ihrem Rückzug auf Wright gestoßen, der mit frischen Vorräthen vom Darlingfluß heranzog und unterwegs den Dr. Becker durch den Tod verloren hatte. Sie erreichten Coopers Creek, kehrten aber zurück, da die Grube völlig unberührt schien. Hätte B. ein sichtbares Zeichen seiner Wiederkehr zurückgelassen, oder hätte Brahe nachgraben lassen, wobei ihm die Briefe in die Hände gefallen sein würden, so wären B. und seine Gefährten aufgesucht und gefunden worden. Auf die von Brahe und Wright nach Melbourne gebrachte Trauerbotschaft, daß von den vier Reisenden jede Spur verloren sei, boten sowohl das Komité, als Regierung und Kolonisten alles auf, um dennoch eine solche Spur wieder aufzufinden. Brahe und Howitt wanderten mit neuen Instruktionen von Melbourne nach Coopers Creek; sie kamen aber zu spät. Nachdem Wills erschöpft zurückgeblieben, starb B. am Morgen des 28. Juni; King schleppte sich mühsam weiter und gelangte zu einem Haufen Eingeborner, bei denen er verweilte, bis er 15. Sept. 1861 mit Howitts und Brahe's Expedition zusammentraf. Am 21. Sept. begrub man die unglücklichen Gefährten, und die Expedition kehrte nach Melbourne zurück, wo King 25. Nov. eintraf und mit Enthusiasmus empfangen wurde.

Burkenedschi, eine Landschaft Ostafrika's, im O. des Baringosees, etwa unter 1° nördl. Br., über deren Bewohner neuerdings der Missionär H. Wakefield aus dem Munde eines Eingebornen nähere Mittheilungen gebracht hat. Die Einwohner sind ein Hirtenvolk, das keinen Ackerbau treibt und auch den Fischreichthum seines großen und schönen Sees, der dem Baringo an Umfang gleich sein soll, unberührt läßt. Sie sind den Somali untergeben,

besitzen zahlreiche Pferde und Kamele und üben die Jagd zu Pferde auf eine eigenthümliche Weise aus, indem sie sich dem Wilde halb verborgen und langsam zu nahen wissen, dann es mit grellem Jagdgeschrei verfolgen und mit Wurfspeeren geschickt erlegen. Nördlich davon die Landschaft Samburu.

Burkersdorf, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Schweidnitz, mit 400 Einw. Hier erstürmte Friedrich d. Gr. 20. Juli 1762 das verschanzte Lager der Oesterreicher unter Daun, worauf die Eroberung von Schweidnitz folgte.

Burkhardtsdorf, industrieller Marktflecken im sächs. Regierungsbezirk Zwickau, im Zwönitzthal nordöstlich von Stollberg, mit Baumwollspinnerei, Strumpfwirkerei, Flachsbau, Zwirnfabrikation, Breterhandel und (1871) 2951 Einw.

Burleigh (spr. börli), engl. Staatsmann, s. Cecil.

Burlesk (vom ital. burla, Spott), unterscheidet sich vom Komischen überhaupt dadurch, daß es nicht nur Lachen zu erregen, sondern vielmehr andere lächerlich zu machen sucht, vom Feinkomischen insbesondere dadurch, daß es zur Erreichung dieses Zwecks niedrige Mittel nicht ausschließt. Durch erstere Eigenschaft ist das Burleske, wenn man von dem ihm fehlenden sittlichen Hintergrunde absieht, mehr der Satire als dem reinen Schwank oder der auf bloße Lustigkeit abzielenden Posse verwandt; durch letztere Eigenschaft ist der Gebrauch aller Mittel, das Lächerlichwerden hervorzubringen, in vergrößertem Maßstab, Uebertreibung äußerer wie innerer Deformität, ja selbst das Cynische und Ekelhafte zugelassen. Alle Künste daher, welche den Menschen darstellen, entweder direkt durch lebendige Menschen, wie die mimische Kunst, und sichtbare Bilder von solchen, wie die Bildner- und Malerkunst, oder indirekt durch das (gesprochene oder geschriebene) Wort, wie die dramatische und epische, insbesondere die Romanpoesie, vertragen das Burleske, während die Architektur es ausschließt, die Musik nur in Verbindung mit Text und Tanz oder doch wenigstens (wie in Haydns pastoralen Scherzo's) nur durch Ideenverknüpfung mit solchen dasselbe gestattet. Goldoni und Gozzi, Goethe (im »Pater Brey« und »Götter, Helden und Wieland«) haben in der dramatischen Burleske, Scarron, Rabelais und Fischart im burlesken Roman, Blumauer in der burlesken Travestirung des heroischen Epos sich ausgezeichnet.

Burletta (ital.), kleines Lust- und Possenspiel.

Burlingame (spr. börlingehm), Anson, amerikan. Staatsmann und später Führer einer chinesischen Gesandtschaft, geb. 14. Nov. 1822 zu Neuberlin in Chenango County im Staat New York, verbrachte seine Jugendjahre größtentheils an den westlichen Grenzen der Union, an Vermessungsarbeiten theilnehmend und mit Indianerstämmen Verträge abschließend. Nachdem er seine Schulbildung in einer Bildungsanstalt im Staat Michigan erhalten, studirte er auf der Harvard-Universität zu Cambridge in Massachusetts Rechtswissenschaft und practicirte dann als Advokat in Boston. Im Jahr 1852 betrat er die politische Laufbahn und ward in den Staatssenat von Massachusetts gewählt. Als Mitglied der republikanischen Partei that er sich im Kongreß hervor, unterstützte die Wahl Abraham Lincolns 1860 und wurde von diesem 1861 zum amerikan. Gesandten in Wien ernannt, trat jedoch, da er als Freund Italiens der österreichischen Regierung nicht genehm war, diese Stelle nicht an und ging als Gesandter nach China. Hier gewann er das Zutrauen der chinesischen Regierung in solchem Grad, daß er unter Verleihung der höchsten chinesischen Würden beauftragt wurde, »an den mächtigen Nationen der Erde zu gehen und sie zu bereden, so an den Chinesen zu handeln, wie sie selbst von den Chinesen behandelt zu sein wünschten«. So trat er im Februar 1868 seine Reise nach den Vereinigten Staaten und nach Europa an und schloß eine Reihe von Verträgen, z. B. mit der nordamerikan. Union, mit Frankreich, England und Preußen, im Namen China's ab. Als er mit der russischen Regierung Verhandlungen angeknüpft hatte, starb er 23. Febr. 1870 in Petersburg. Das Große von Burlingame's Bestrebungen liegt offenbar darin, daß er die Chinesen, mehr als irgend ein anderer, aus ihrer jahrhundertlangen Stagnation herausdrängte und zwischen dem Orient und Occident eine ersprießliche Wechselwirkung herzustellen bemüht war und theilweise auch wirklich herstellte.

Burlington (spr. börlingt'n), 1) s. Bridlington. — 2) Stadt im nordamerikan. Freistaat New Jersey, nördlich von Philadelphia, am Delaware und der Camden-Amboy-Bahn, ist wohl gebaut, Sitz des Bischofs von New Jersey, hat 11 Kirchen, blühende Unterrichtsanstalten, eine öffentliche Bibliothek und (1870) 5817 Einw. B. ward 1667 gegründet und hieß ursprünglich New Beverley. — 3) Stadt und Hafenort im nordamerikan. Staat Vermont, am Champlainsee malerisch gelegen, mit regelmäßigen Straßen und eleganten, von Gärten umgebenen Häusern, ist der bedeutendste Handelsplatz des Staats und steht, von den Dampfbootverbindungen auf dem See abgesehen, mit Montreal, Whitehall und Boston durch Eisenbahnen in Verbindung. B. hat eine 1791 gegründete, rühmlich bekannte Staatsuniversität (»University of Vermont«), verschiedene Kirchen und Schulgebäude, mehrere Banken und (1870) 14,387 Einw. Der Hafen ist der beste am Champlainsee und durch ein Bollwerk gegen Westwinde geschützt. — 4) Stadt im nordamerikan. Staat Jowa, Hauptstadt der Grafschaft des Moines, am Mississippi, über den eine Eisenbahnbrücke führt, und im Vereinigungspunkt von 6 Eisenbahnen, hat etwa 12 Kirchen, ein baptistisches College, eine Handelsschule und treibt bedeutenden Großhandel (namentlich mit Holz), der zum großen Theil in Händen von Deutschen ist. B. wurde erst 1833 gegründet, war 1838 der Sitz der ersten Territorialregierung von Jowa und zählt gegenwärtig (1870) 14,930 Einw. Die Umgegend zeichnet sich in geologischer Beziehung durch reiche Lager seltener Versteinerungen aus der Sekundärperiode aus, von denen sich in B. werthvolle Sammlungen befinden.

Burm., bei zoologischen Namen Abbreviatur für H. Burmeister (s. d.).

Burman, Gelehrtenfamilie, welche ursprünglich aus Köln stammt. Bemerkenswerth sind: 1) Peter B., geb. 6. Juni 1688 zu Utrecht, studirte die Rechte, practicirte dann in Utrecht als Rechtsanwalt, ward 1696 Professor der Geschichte und Beredsamkeit, später der griechischen Sprache und Politik an der Universität zu Utrecht, 1715 Professor der Geschichte, Beredsamkeit und griechischen Sprache zu Leiden; starb daselbst 31. März 1741. Er bearbeitete viele röm. Klassiker: Petronius (Utrecht 1709), Quinctilianus (Leiden 1720), Valerius Flaccus (das. 1724), Phädrus (Amsterd. 1698; zuletzt Leiden 1727), Ovid

(Amsterd. 1727), **Poetae minores** (Leiden 1731), Sueton (daſ. 1736), Lucanus (daſ. 1740). Seine »**Syllogo epistolarum**« (Leiden 1727, 5 Bde.) iſt für die Literaturgeſchichte wichtig.

2) **Peter**, Neffe des vorigen, geb. 23. Okt. 1713 zu Amſterdam, ſtudirte zu Utrecht die Rechte und Philologie, ward 1735 Profeſſor der Beredſamkeit und Geſchichte an der Univerſität zu Frankfurt, 1742 Profeſſor der Geſchichte und alten Sprachen, 1744 der Poeſie zu Amſterdam, 1752 zugleich Aufſeher der öffentlichen Bibliothek und 1753 Inſpektor des Gymnaſiums; ſtarb 24. Juni 1778 auf ſeinem Landgut Sandhorſt. Er lieferte ebenfalls treffliche Ausgaben beſonders römiſcher Klaſſiker: des Virgilius (Amſterd. 1746), der »**Anthologia veterum Latinorum epigrammatum**« (daſ. 1759 u. 1775, 2 Bde.), auch des Ariſtophanes (daſ. 1760, 2 Bde., Claudianus (Amſterd. 1760), des Propertius (vollendet von Santen, daſ. 1780) u. a.

Burmanniaceen, monokotyledoniſche Pflanzenfamilie, von Endlicher unter die Enſaten (Ensatae) ſeines Syſtems neben die Irideen geſtellt, zierliche einjährige Kräuter mit büſcheligen, bisweilen knollig verdickten Wurzeln, einfachem, bisweilen blattloſem oder ſchuppentragendem Stengel mit grundſtändigen grasartigen Blättern. Die regelmäßigen Blüten ſtehen einzeln oder zu mehreren auf dem Ende des Stengels. Das blumenartige Perigon hat eine dreikantige oder dreiflügelige Röhre und drei äußere größere, drei innere kleinere, bisweilen auch ganz verſchwindende Abſchnitte des Saums. Die drei Staubgefäße ſtehen wie bei den Irideen den inneren Perigonabſchnitten gegenüber, haben ſehr kurze Filamente und 2 getrennte Antherenfächer, welche einwärts gerichtet ſind und auerüber aufſpringen. Der Fruchtknoten iſt unterſtändig, beſteht aus drei Karpellen und bildet drei Fächer oder bleibt auch einfächerig. Die zahlreichen Samenknospen ſtehen in jenem Fall an einer axilen, in dieſem an einer parietalen Placenta. Der einfache Griffel theilt ſich in drei kugelige oder blumenblattartig ausgebreitete Narben, die mit den Antheren zuſammenhängen. Die ein- oder dreifächerige Kapſel ſpringt entweder unregelmäßig an der Spitze oder fachſpaltig auf. Die zahlreichen ſtaubförmig kleinen Samen erinnern an die der Orchideen. Die B. wachſen auf feuchtem Boden und Felſen und auf faulenden Baumwurzeln im tropiſchen Aſien und Amerika, ſowie auf Madagaskar.

Burmeiſter, **Hermann**, einer der namhafteſten deutſchen Naturforſcher der Gegenwart, geb. 15. Jan. 1807 zu Stralſund, ſtudirte ſeit Anfang 1826 zu Greifswald, darauf von 1827—29 in Halle Medicin, widmete ſich aber zugleich unter Nitzſch zoologiſchen, beſonders entomologiſchen Studien und gab ein »Lehrbuch der Naturgeſchichte« (Halle 1830) heraus. Nachdem er hierauf zu Hamburg die bedeutende Inſektenſammlung des Kaufmanns Sommer, ſeines nachmaligen Schwiegervaters, geordnet, ging er nach Berlin, um ſich daſelbſt an der Univerſität für das naturgeſchichtliche Fach zu habilitiren. Gleichzeitig erhielt er eine Lehrerſtelle für Naturgeſchichte an dem kölniſchen Realgymnaſium. Seinem weit verbreiteten »Grundriß der Naturgeſchichte« (Berl. 1833; 10. Aufl. 1868) ließ er für den Zweck akademiſcher Vorleſungen das größere, in der Zoologie bis in das kleinſte Detail meiſterhaft ausgearbeitete »Handbuch der Naturgeſchichte« (daſ. 1837) folgen. Zur Erläuterung dieſer Bücher iſt ſein »Zoologiſcher Handatlas« (Berl. 1835—43; 2. Aufl. von Giebel 1858—60) beſtimmt. Daneben begann er zwei umfaſſendere Werke über Entomologie, das »Handbuch der Entomologie« (Berl. 1832—55, Bd. 1—5) und die »**Genera insectorum**« (daſ. 1833—46, Heft 1—10). Nach Nitzſch' Tod erhielt er 1837 eine außerordentliche und 1842 eine ordentliche Profeſſur der Zoologie an der Univerſität zu Halle, zu deren bedeutendſten Lehrern er gehörte. Seine Vorträge erſtreckten ſich auch über das Gebiet der Zoologie hinaus, wie denn ſeine unter den Gebildeten aller Stände mit dem größten Beifall aufgenommene »Geſchichte der Schöpfung« (Leipz. 1843; 7. Aufl. 1867; 2. Abdruck 1872) aus geologiſchen Vorleſungen hervorgegangen iſt. In derſelben Weiſe entſtanden ſeine »Geologiſchen Bilder zur Geſchichte der Erde und ihrer Bewohner« (2. Aufl., Leipz. 1855, 2 Bde.) und die »Zoonomiſchen Briefe« (Leipz. 1856, 2 Bde.). Außer dieſen Arbeiten veröffentlichte B. noch eine große Anzahl von kleineren Abhandlungen für wiſſenſchaftliche Zeitſchriften, ſowie mehrere Monographien über noch beſtehende oder ſchon untergegangene Thiergeſchlechter. Zu letzteren gehören die Schriften: »Zur Naturgeſchichte der Gattung Calandra« (Berl. 1837), »Die Organiſation der Trilobiten« (daſ. 1843), die »Beiträge zur neuern Kenntnis der Gattung Tarſius« (daſ. 1846), »**Athlophorus Klugii**« (Halle 1847), »Die Labyrinthodonten« (Berl. 1849—50, Tbl. 1—3), »Der foſſile Gavial von Boll« (Halle 1854). B. iſt auf mehreren Gebieten der Zoologie zu den ausgezeichnetſten Artkennern unſerer Zeit zu zählen. Im Jahr 1848 ward er zu Halle als Stellvertreter Dunckers in die deutſche Nationalverſammlung, zu Liegnitz aber als Deputirter in die erſte preußiſche Kammer gewählt, wo er mit der Linken unter Dohrn ſtimmte. Mißgeſtimmt über die politiſchen Zuſtände Deutſchlands, nahm er im Sommer 1850 auf längere Zeit Urlaub zu einer Reiſe nach Braſilien. Er ging im September dahin ab, bereiſte im wiſſenſchaftlichen Intereſſe die Provinzen Rio de Janeiro und Minas Geraes, ward durch einen Schenkelbruch genöthigt, 5 Monate im Innern des Reichs zu verweilen, und trat im Januar 1852 die Rückreiſe nach Europa an. Im Jahr 1856 begab er ſich abermals nach Südamerika, und bereiſte von Montevideo aus den Staat Uruguay und den Norden der Argentiniſchen Konföderation, überſchritt im März 1859 die Andes auf einer noch von keinem Europäer betretenen Route und ging zur See von Copiapo über Panama nach Cuba, von wo er im Mai 1860 nach Deutſchland zurückkehrte. Im Mai 1861 gab er ſeine Profeſſur in Halle ganz auf und ſiedelte nach Buenos Ayres über, wo er als Profeſſor und Direktor des von ihm errichteten naturhiſtoriſchen Muſeums wirkte. 1870 wurde er Kurator der neubegründeten naturwiſſenſchaftlichen Fakultät an der Univerſität Cordova. Als Ergebniſſe ſeiner Reiſen erſchienen: »Reiſe nach Braſilien« (Berl. 1853), »Landſchaftliche Bilder Braſiliens« (daſ. 1853), »Syſtematiſche Ueberſicht der Thiere Braſiliens« (daſ. 1854—56, Bd. 1—3), »Erläuterungen zur Fauna Braſiliens« (daſ. 1857), »Reiſe durch die La Plata-Staaten« (Halle 1861, 2 Bde.), »Ueber das Klima der Argentiniſchen Republik« (daſ. 1861). Von ſeinem großen Werk über die Argentiniſche Republik, das 20 ſtarke Bände umfaſſen ſoll, wird der erſte Band binnen kurzem die Preſſe verlaſſen. In ſeiner neuen

Stellung hat er angefangen »Anales del Museo publico de Buenos Ayres« herauszugeben.

Burnes (spr. börns), Sir Alexander, politischer Agent der engl. Regierung in Kabul, bekannt durch seine Reisen nach Centralasien, geb. 16. Mai 1805 zu Montrose in Schottland, bildete sich auf der dortigen Schule und trat 1821 als Kadett in ein indisches Regiment, in welchem er binnen 10 Jahren bis zum Souschef des Generalstabs avancirte. Nachdem sein Plan, eine Erforschungsreise in die nordwestlich von Indien liegenden Länder zu unternehmen, an der Besorgnis gescheitert war, es möchte dadurch der Argwohn der dortigen Fürsten erregt werden, wurde er mit der Ueberbringung von Geschenken, besonders werthvoller Pferde, an den Radscha von Lahore beauftragt (1831) und erhielt nach geschickter Ausrichtung dieses Auftrags von dem Generalgouverneur Lord Bentinck 1831 die Erlaubnis zu einer Reise nach Centralasien und in die noch wenig bekannten Länder Balch, Kunduz und Bochara. B. reiste anfangs 1832 ab, begleitet vom Doktor Gerard, welcher die naturwissenschaftlichen Beobachtungen übernommen hatte. Er hat diese Reise, wie die vorige, selbst beschrieben, und seine »Travels into Bokhara« (Lond. 1834, 3 Bde.; neue Aufl. 1847; deutsch, Weim. 1834—35, 2 Bde.) wurden eine Hauptquelle aller Nachrichten über die Zustände Afghanistans und der angrenzenden Länder und sind noch jetzt nicht veraltet. Nachdem er Chullum, Balch und Bochara besucht, kehrte er über Persien nach Indien zurück. 1833 nach England berufen, erhielt er hier, wie in Paris, eine Menge Beweise auszeichnendster Anerkennung; man bot ihm in London einen diplomatischen Posten am persischen Hof, ja für den Fall, daß Ellis sich zurückzöge, den eines englischen Botschafters in Persien an. B. lehnte jedoch diese Anerbietungen ab und kehrte nach Indien zurück, wo er, zum Kapitän ernannt, noch im Oktober 1834 den schwierigen Auftrag erhielt, mit Sind Handelsbeziehungen anzuknüpfen und den englischen Erzeugnissen die Schiffahrt auf dem Indus zu öffnen. Noch vor Beendigung dieser Unterhandlung ward er im April 1836 nach Bombay zurückberufen, um mit den Fürsten von Sind und den Souveränen von Kabul, Kandahar und Kelat eine Offensiv- und Defensivallianz gegen Rußland und Persien zu unterhandeln. Aber der Fürst, welcher hauptsächlich in das Bündnis hineingezogen werden mußte, Dost Mohammed von Kabul, verlangte als Bedingung seines Beitritts, daß sich England verpflichte, ihm Stadt und Provinz Peschauer, welche der Sikhkönig Randschit Singh genommen, wieder zu verschaffen. Da die Erfüllung dieser Bedingung ohne einen Krieg mit dem König von Lahore unmöglich war, so beschloß die engl. Regierung, den verbannten Schah Schudscha von Afghanistan wieder auf den Thron von Kabul zu setzen. Genöthigt, im Frühjahr 1838 die Unterhandlungen abzubrechen, kehrte B. nach Indien zurück und begab sich dann nach Simla, wo er den Generalgouverneur mit den Vorbereitungen zu der Expedition über den Indus beschäftigt fand. Zum Oberstleutnant und zum politischen Agenten der englischen Regierung in Kabul ernannt, fand er hier 2. Nov. 1841 in dem Aufstand der Afghanen seinen Tod. Während seines Aufenthalts in Kabul 1836—38 hatte er die Materialien zu seinem reichhaltigen Werk »Cabool, being a personal narrative of a journey to and residence in that city« (Lond. 1842; deutsch von Oelckers, Leipz. 1843) gesammelt.

Burnet (spr. börnet), 1) Gilbert, engl. Theolog und Historiker, geb. 18. Sept. 1643 in Edinburg, aus streng royalistischem Haus, studirte Jurisprudenz, dann Theologie, bereiste Holland (1664) und ward 1665 Pfarrer zu Saltoun in Schottland. Seine »Gespräche zwischen einem Konformisten und Nonkonformisten« (1669) führten ihn in den Kampf der religiösen Parteien. 1669 auf den theologischen Lehrstuhl nach Glasgow berufen, vertheidigte er das Ansehen der Bischöfe gegen die Presbyterianer und die Duldung der Dissenters gegen die Episkopalen, machte sich aber durch seine toleranten Grundsätze bei beiden Parteien als Anhänger des sogen. Latitudinarianismus mißliebig. Seine Vertheidigung der souveränen Macht der schottischen Krone (gegen Buchanans berühmtes Werk: De jure regni apud Scotos) erwarben ihm die Gunst des Königs Karl II., die er aber durch seinen Freimuth und seinen antipapistischen Eifer bald wieder verscherzte. Nach Niederlegung seines Lehramts zu Glasgow (1673) wurde er Prediger in London und erwarb sich als entschiedener Gegner des kathol. Kultus einen Namen. Als der kathol. Jakob II. (1685) folgte, dessen Successionsrechte B. früher öffentlich bestritten hatte, begab sich B. auf Reisen und ward in Holland vertrauter Rath Wilhelms von Oranien, für welchen er in Flugschriften wirkte. Deshalb in England des Hochverraths angeklagt, ließ er sich in Holland naturalisiren. Er verfaßte 1688 das Manifest, worin alle Beschwerden der engl. Nation gegen Jakob II. aufgezählt waren und Wilhelm als Befreier des Volks angekündigt wurde. Er begleitete dann als Hofkaplan Wilhelm nach England und ward 1689 Bischof von Salisbury. Seine Thätigkeit im Kirchenamt und im Parlament war seitdem vom größten Einfluß. Als er aber in einem Hirtenbrief die Herrschaft des Prinzen von Oranien auf die Eroberung zu gründen wagte, wurde derselbe auf Befehl des Parlaments durch Henkershand verbrannt. Dennoch wurde er vom König zum Erzieher des Herzogs von Gloceſter, des muthmaßlichen Thronerben, erwählt, welcher aber früh starb. Sein Einkommen verwendete er meist für wohlthätige Zwecke, wobei er keinen Unterschied der Nation, Sekte oder Partei machte. Bei seinem Tod (17. März 1715) reichte sein Nachlaß eben hin, um seine Schulden zu bezahlen. Für seine »History of the reformation of the church of England« (Lond. 1679—1714, 3 Bde.; neue Ausgabe von Pocock, 1865, 7 Bde.; Ausgabe in 1 Bd. 1873) ward ihm vom Parlament eine Danksagung votirt. Seine »History of his own time« (von seinem Sohn Thomas B. herausgegeben, Lond. 1723—24, 2 Bde.; deutsch, Hamb. 1735—37; neue Ausgabe mit den in der ersten unterdrückten Stellen und Anmerkungen, Orford 1823, 6 Bde., 1839 wiederholt) enthält schätzbare Beiträge zur Geschichte der engl. Revolution.

2) John, schottischer Genremaler und Kupferstecher, geb. 1784 zu Fisher-Row bei Edinburg, erwarb sich, als Kupferstecher 1805 nach London gelangt, namentlich durch die Wiedergabe der Hauptwerke seines Freundes und Landsmanns Wilkie Ruf, ging aber 1813 nach Paris, um nach den Meisterwerken des Louvre zu studiren, worauf er die Raffael'schen Kartons (damals zu Hampton-Court, jetzt im South-Kensington-Museum) u. a. im Stich herausgab. Als Maler lieferte er kleine Genre-

bilder: die Invaliden von Greenwich, die kleinen Vögel, das Bretspiel ꝛc. Auch als Schriftsteller war er von 1815—30 thätig, indem er in fünf Lehrbüchern Unterweisung über verschiedene Kunstzweige gab. Er starb 29. April 1868 in London.

Burnetisiren des Holzes, s. Holz

Burney (spr. börni). 1) Charles, berühmter engl. Geschichtschreiber über Musik, geb. 1726 zu Shrewsbury, kam im Alter von 18 Jahren nach London, wo er seine musikalischen Studien unter dem berühmten Arne machte, und erhielt früh eine Stellung als Organist an einer der Londoner Kirchen, sowie im Orchester des Drurylane-Theaters, für welches letztere er die Operette »Robin Hood« komponirte. 1760 nahm er eine Stellung als Organist zu Swaffham in Norfolk an, kehrte aber auf Veranlassung des Herzogs von York nach London zurück, wo er durch seine Kompositionen bald so großen Ruf erlangte, daß ihn die Universität Oxford 1761 zum Doktor der Musik ernannte. Um Stoff zu einer ausführlichen Geschichte der Musik zu sammeln, unternahm er 1770 eine Reise durch Frankreich nach Italien, deren Resultat sein Buch »The present state of music in France and Italy etc.« (Lond. 1772, 2 Bde.; deutsch von Bode, Hamb. 1772—73, 3 Bde.) war. Eine zweite große Kunstreise durch Flandern, die Niederlande, Deutschland und Holland vollendete er 1772. Sein Hauptwerk ist die »General history of music from the earliest ages to the present period« (Lond. 1776—89, 4 Bde.; 1 Bd. deutsch von Eschenburg, Leipz. 1781). Außerdem schrieb er zu der 1784 in London veranstalteten Gedächtnissfeier für Händel eine kurze Lebensgeschichte desselben, welche 1785 ins Deutsche übersetzt wurde, sowie ein Leben Metastasio's (Lond. 1796). Unter seinen Kompositionen werden Sonaten und Konzerte für Klavier und für Violine, Kompositionen für Orgel, Kantaten u. a. genannt. Seit 1790 war er Organist am Chelseahospital in London, in welcher Stellung er 12. April 1814 starb.

2) Frances d'Arblay, bekannt als Miß B., Tochter des vorigen, beliebte Romanschreiberin, geb. 13. Juni 1752, war eine Zeitlang Kammerfrau bei der Gemahlin Georgs III., heirathete 1793 einen franz. Emigranten Namens d'Arblay, ging mit ihm 1802 nach Paris, 1812 nach England zurück und starb 6. Jan. 1840 zu Bath. Ihre Romane »Evelina« (Lond. 1773, 3 Bde; neue Ausg. 1861; deutsch, Leipz. 1783), »Cecilia« (Lond. 1782, 5 Bde.), »Georgina« (das. 1789; deutsch, Tübing. 1790) und »Camilla« (Lond. 1797, 4 Bde.; deutsch, Berl. 1798, 4 Bde.) waren ihrer Zeit Moderomane und sind noch jetzt als lebendige Darstellungen der damaligen socialen Zustände in den höheren Kreisen nicht ohne Werth. Der spätere Roman »The Wanderer« (Lond. 1814, 5 Bde.) steht den früheren weit nach. In den nach ihrem Tode erschienenen »Diary and letters of Madame d'Arblay« (Lond. 1846, 7 Bde.; 2. Aufl. 1854) findet sich manches Interessante, doch wird es von der Unmasse kleinlichen Details fast erdrückt.

Burnier (spr. bürnjeh), Richard, Thier- und Landschaftsmaler, geb. 1826 im Haag, hatte viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe er sich der Kunst vollständig widmen konnte. Die Summe von 250 Fl., die er für ein in Rotterdam ausgestelltes Bild erhalten, machte es ihm möglich, zu seiner weitern Ausbildung nach Düsseldorf zu gehen; dort lebte er etwa fünf Jahre und begab sich dann 1855 nach Belgien, wo er in Brüssel und Lüttich eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelte, später nach Paris, das ihn 1½ Jahre festhielt. 1866 kehrte er wieder nach Holland zurück und beschäftigte sich dort 3 Jahre fast ausschließlich mit Studien nach der Natur. Seit 1869 lebt B. wieder in Düsseldorf, wo er eine rastlose Produktivität entwickelt. Die königliche Akademie der bildenden Künste zu Amsterdam ernannte ihn zum Mitglied. Burniers Gemälde zeichnen sich durch eine seltene Leuchtkraft der Farbe und eine ungemein naturwahre Lichtwirkung aus; mag er glänzende Sonneneffekte oder ruhige Tagesbeleuchtung zur Anschauung bringen, immer überrascht er durch die Wahrheit in Ton und Wirkung, die auch dem einfachsten Motiv Reiz verleiht. Das Autodidaktische seines Entwickelungsganges ist nicht zu verkennen; es spricht ebenso aus einer originellen Frische der Auffassung, wie aus einer oft etwas flüchtigen Zeichnung. Auch verleitet ihn seine virtuose Technik mitunter zu einer allzu dekorativen Behandlung. Er malt mit demselben Geschick Landschaften und Thiere, vornehmlich Kühe und Ochsen, und hat sich auch im Porträt nicht ohne Erfolg versucht. Die meisten seiner zahlreichen Bilder befinden sich in Privatsammlungen in Rußland, England und Deutschland.

Burnitz, Karl Peter, angesehener Landschaftsmaler, geb. 1824 zu Frankfurt a. M., studirte Rechtswissenschaft, wurde 1847 Doktor, ging 1848 nach Italien und Sicilien und ließ sich 1849 als Advokat in seiner Vaterstadt nieder. Bald darauf bereiste er Algier und Spanien und ging 1850 nach Paris, wo er 10 Jahre blieb und sich ganz der Landschaftsmalerei widmete. B. ist ganz moderner Franzose in seiner Auffassung; er gebietet über einen stimmungsvollen grauen Ton, der freilich auch leicht matt und eintönig wird, und versteht namentlich die Fernen zu beherrschen und einen bedeckten Himmel sich darüber ausdehnen zu lassen. Staffage fehlt beinahe gänzlich bei ihm, was neben der trübwolkigen Stimmung seinen Bildern leicht einen einsam melancholischen Charakter gibt. Er hat auch Waldpartien gemalt, doch sind seine Flußufer, weitausgedehnten Felder ꝛc. vorzüglicher, indem es dem Künstler zu sehr an scharfer Zeichnung der Bäume, die überhaupt eine schwache Seite bei ihm bilden, gebricht. Das Städel'sche Institut in Frankfurt, wo er seit 1860 wohnt, besitzt eine »Waldpartie an der Nidda«.

Burnley (spr. börnli), Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Lancaster, im engen, schönen Thal des Burn, nördl. von Manchester, alten Ursprungs, aber erst in neuerer Zeit emporgekommen, hat 8 Kirchen, einen ansehnlichen Gerichtshof, eine lateinische Schule mit Bibliothek, ein Handwerkerinstitut und ein kirchlich-literarisches Institut, bedeutende Woll- und Baumwollfabriken, Eisengießereien, Maschinenfabrikation, große Seilerbahnen, Gerbereien und Brauereien und (1871) 40,858 Einw. (1861: 28,700). In der Nähe große Stein- und Schieferbrüche und Kohlengruben.

Burnouf (spr. bürnuf), 1) Jean Louis, franz. Philolog, geb. 14. Sept. 1775 zu Urville im Departement Manche, ward 1807 Professor am Collége Charlemagne in Paris, später an der École normale daselbst, 1816 Professor der Beredsamkeit am Collége de France, 1828 Inspektor der Universität und 1830 Generalstudiendirektor. Seit 1836 Mitglied der Akademie der Inschriften und seit 1840 Biblio-

thekar der Universität, starb er zu Paris 8. Mai 1844. B. hat sich um den Unterricht in den klassischen Sprachen als Lehrer und Schriftsteller namhafte Verdienste erworben. Seine »Méthode pour étudier la langue grecque« (Par. 1813, oft aufgelegt, zuletzt 1873) hat das Studium des Griechischen den Franzosen wesentlich erleichtert, wie seine »Premiers principes de la grammaire latine« (21. Aufl., Par. 1864) die des Lateinischen. Unübertroffen ist seine Uebersetzung des Tacitus (das. 1827—33, 6 Bde., zuletzt 1869). Vom »Panegyricus« des Plinius gab er Textrecensionen und eine Uebersetzung (3 Aufl., Par. 1845) heraus. Kleinere Arbeiten von ihm enthält namentlich das »Journal de l'instruction publique«, das »Journal Asiatique« und andere Zeitschriften.

2) Eugène, ausgezeichneter franz. Orientalist, Sohn des vorigen, geb. 1. Avril 1801 zu Paris, widmete sich anfangs dem Studium der Rechte, gab aber dasselbe auf, um sich dem der orientalischen Sprachen, namentlich des Indischen und Persischen, zuzuwenden. Im Jahr 1829 ward er Professor der allgemeinen Grammatik an der Normalschule, 1832 Professor des Sanskrit und der indischen Literatur am Collége de France, 1839 Inspektor der orientalischen Typographie an der königlichen Druckerei, 1832 Mitglied und später beständiger Sekretär der Akademie der Inschriften. Er starb zu Paris 28. Mai 1852. In Verbindung mit Lassen in Bonn gab er das verdienstvolle Werk »Essai sur le Pali, ou la langue sacrée de la presqu'île au-delà du Gange« (Par. 1826) und dann allein die »Observations grammaticales sur quelques passages de l'essai sur le Pali« (Par. 1827) heraus, durch welche Schriften in Europa zuerst ein helleres Licht über diese ihrer Mutter, dem Sanskrit, am verwandtesten gebliebene Tochtersprache verbreitet wurde. Sein Augenmerk richtete er ferner auf das Studium der in der Zendsprache erhaltenen Ueberreste der altpersischen heiligen Literatur, die noch gar nicht philologisch-kritisch bearbeitet worden waren. Er ließ zu diesem Zweck das Hauptwerk dieser Literatur, den »Vendidad Sadé, l'un des livres de Zoroastre« (Par. 1830), nach Anquetils Manuskript sorgfältig lithographiren. Wie vertraut B. überhaupt mit der indischen Philologie und Sanskritsprache war, ergab sich aus seiner vortrefflichen lateinischen Uebersetzung zu Chézy's »Yadjnadattabadha, ou la mort de Yadjnadatta, épisode extrait du Rámáyana, poëme épique sanscrit«, aus dem erklärenden Text zu »L'Inde française, ou collection de dessins lithographiés représentant les divinités, temples, pagodes«, und aus seinen werthvollen Aufsätzen im »Journal Asiatique«, später im »Journal des savants«. Seine Kenntnis der bisher verwahrlosten Zendsprache bewies er in seinem »Commentaire sur le Yaçna, l'un des livres religieux des Parses« (1835, Bd. 1). Seine Beschäftigung mit dem Altpersischen führte ihn im »Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes« (Par. 1836) zu einem Versuch der Entzifferung der persepolitanischen Keilinschriften. Für die »Collection orientale« gab er den Text und die franz. Uebersetzung des »Bhâgavat-Purâna« (Par. 1840—47, 3 Bde.), eines Systems der indischen Mythologie und Tradition, heraus. Bahnbrechend endlich wurden Burnoufs Leistungen auf dem Gebiete des Buddhismus. Er war der erste, der die noch erhaltenen und bis dahin nach Paris gelangten Werke der Buddhisten in ihrer ursprünglichen Sprache, dem Sanskrit, bearbeitete und aus ihnen, ungeachtet der sprachlichen und sonstigen Schwierigkeiten, ein überaus klares System des ursprünglichen Buddhismus konstruirte. Nach seinem Tod edirte J. Mohl aus seinem Nachlaß »Le Lotus de la bonne loi, traduit du Sanscrit, accompagné d'un commentaire et de 31 mémoires relatifs au Bouddhisme (Par. 1852). Der große Werth dieses Werks, das den 2. Band der »Introduction à l'histoire du Bouddhisme indien« (Bd. 1, das. 1845) bildet, beruht besonders in den Beilagen.

3) Emile Louis, Sohn des vorigen, geb. 25. Aug. 1821 zu Valognes (Departement Manche), früher Professor der alten Literatur in Nancy, dann zum Direktor der École française zu Athen ernannt, hat sich ebenfalls als Gelehrter hervorgethan. Wir nennen von seinen Schriften: »Des principes de l'art d'après la methode et les doctrines de Platon«, »De Neptuno ejusque cultu, praesertim in Peloponneso« (1850), »Essai sur le Vêda, ou introduction à la connaissance de l'Inde« (1863), das »Dictionnaire classique sanscrit-français« (mit Leupol, Par. 1863—65), »Histoire de la littérature grecque« (1869, 2 Bde.) und »La science des religions« (1872).

Burns (spr. börns), Robert, berühmter Volksliederdichter Schottlands, geb. 29. Jan. 1759 in der Grafschaft Ayr im südlichen Schottland, war der Sohn eines armen Pachters und verlebte eine Jugend voll Noth und Armut. Durch seine Mutter, eine Frau von sanftem Charakter, lernte er die romantischen Traditionen seiner Heimat und die im Volk lebenden Lieder kennen, die in seinen eigenen den schönsten Wiederklang finden sollten. Die ersten Bücher, die einen nachhaltigen Eindruck auf ihn machten, waren eine Lebensbeschreibung Hannibals und die Geschichte des schottischen Helden Wallace, welche letztere ihn mit glühender Vaterlandsliebe erfüllte. Auch die bedeutendsten Dichter Englands, besonders Pope und Shakespeare, selbst philosophische Schriften, wie von Locke und Bayle, hatte er im Alter von 16 Jahren bereits gelesen. Mehr auf diesem Wege, als durch Privatunterricht, den er trotz der dürftigen Verhältnisse der Eltern empfing, bildete sich B. fort. Der Vater hatte inzwischen eine Pachtung in Mount Oliphant übernommen, und der heranwachsende Sohn mußte ihm bei der Feldarbeit beistehen. Hier, hinter dem Pfluge war es, wo sein dichterischer Genius, durch die Liebe zu einem Landmädchen geweckt, seinen ersten Flug versuchte. 19 Jahre alt kam er auf die Schule zu Kirkoswald, einem Städtchen an der Meeresküste, um mathematische Studien zu treiben, aber auch diese wurden bald wieder durch die Liebe unterbrochen, und mit dem Wahlspruch »Vive l'amour et la bagatelle!« dem B. sein ganzes Leben hindurch treu blieb, verließ er die Schule. Der junge Bauernsänger, der zugleich der munterste Gesellschafter war, erregte bald die Aufmerksamkeit seiner Nachbarn und wurde nun in einen Strudel rauschender Vergnügungen hineingezogen, dem er bei seiner Erregbarkeit nur zu wenig Widerstand leistete. Als der Vater mit Strenge dagegen einschritt, verließ B. das väterliche Haus und ergriff in Gesellschaft eines Webers das Geschäft eines Flachshändlers in Irvine. Aber sein Haus ging in Feuer auf, und sein Kredit war dahin. Nach dem Tode des Vaters (1784), dessen Verhältnisse sich immer mehr verschlimmert

hatten, fühlte B. die Verpflichtung, die Stütze der Familie zu werden, und übernahm mit seinem Bruder Gilbert eine kleine Pachtung in Mosgiel bei Mauchline, wo er eine rastlose Thätigkeit entwickelte, ohne jedoch, von Mißernten heimgesucht, dem Unglück wehren zu können. Die ernstere Richtung, auf die ihn die Verhältnisse geführt hatten, zeigte sich zugleich in einem geregelteren, mit den einfachsten Bedürfnissen sich begnügenden Leben, wie in der größern Stetigkeit seiner Neigungen. Hier an den Ufern des Ayr fand er jene Hochland-Mary (Mary Campbell, Milchmädchen auf dem nahen Schloß Montgomery), der seine schönsten Lieder gewidmet sind und der er lebenslang (sie starb bald) das treueste Andenken bewahrte. Trotzdem knüpfte er schon kurze Zeit nach Mary's Tod mit einem andern Mädchen, Jean Armour, ein Verhältnis an, das bald vor den Augen der Welt eine Rechtfertigung durch die Ehe erheischte. B. war dazu bereit, allein die Verbindung stieß auf Seiten des Vaters, der der strengen calvinistischen Richtung angehörte, gegen welche B. mehrere Spottgedichte geschleudert hatte, auf unüberwindliche Hindernisse. Schon hatte der verzweifelnde Dichter den Entschluß gefaßt, eine Stellung als Plantagenaufseher in Jamaica anzunehmen, und war zur Reise bereit, als er erfuhr, daß eine Sammlung von Gedichten, die er auf Subskription hatte drucken lassen, in Edinburg den begeistertsten Beifall gefunden und ihm einen Reingewinn von 20 Pfd. Sterl. abgeworfen habe. B. begab sich nun nach Edinburg, wo er eine glänzende Aufnahme fand und über ein Jahr lang blieb, bewundert und geschmeichelt von Vornehmen und Gelehrten, wie Graf Glencairn, Mackenzie, Stewart, Blair, Robertson, Lord Monboddo, Frazer-Toler u. a., und nicht minder vom weiblichen Geschlecht mit Huldigungen überhäuft. Zugleich gab er eine 2. Auflage seiner Gedichte heraus unter dem Titel »Poems chiefly in the Scottish dialect etc.« (Edinb. 1787), die reißend abging und ihm 500 Pfd. Sterl. einbrachte. Endlich kehrte er in die Einsamkeit seines Hochlands zurück, im Herzen noch treu an Jean hangend, die ihm inzwischen Zwillinge geboren hatte und die der strenge Vater dem gefeierten Dichter nun nicht länger versagte. B. pachtete 1789 ein Gut bei Dumfries, das sich jedoch in etwas verwahrlostem Zustand befand; dazu nahmen ihn häufige Besuche und damit verbundene Zerstreuungen stark in Anspruch, und so kam es, daß er schon nach 3½ Jahren die Pachtung mit großem Verlust aufgeben und sich nach einer andern Stellung umsehen mußte. Durch Vermittelung des Grafen von Glencairn erhielt er einen Posten als Steueraufseher, der ihm jährlich 70 Pfd. Sterl. eintrug, aber begreiflicher Weise seiner Neigung wenig zusagte; dazu kamen andere Widerwärtigkeiten. Trotzdem dichtete B. um diese Zeit viele schöne Lieder und schrieb politische Aufsätze in die Tagesblätter. Die ersten Ereignisse der französischen Revolution hatten ihn mächtig ergriffen, aber seine unumwunden ausgesprochenen Gesinnungen zu Gunsten derselben ließen ihn als Jakobiner erscheinen und raubten ihm die Gunst seiner vornehmen Gönner und Freunde. Auch verhehlte er nicht seine warme Liebe zu der verdrängten Dynastie der Stuarts. Das ungeregelte Leben, eine Folge seines Berufs sowohl, wie der abnehmenden Festigkeit des Willens, der häufige Genuß geistiger Getränke, dem er sich hingab, untergruben seine Gesundheit. Eine schwere Krankheit nöthigte ihn endlich, seine Amtsthätigkeit aufzugeben, und nach kurzem Aufenthalt in einem benachbarten Seebad starb er zu Dumfries, wohin er mehrere Jahre zuvor mit seiner Familie übergesiedelt war, 21. Juli 1796, erst 38 Jahre alt. B., in Schottland vorzugsweise der »Ploughman (Bauersmann) of Ayrshire«, in England der »schottische Dichter« genannt, aber allgemein geliebt und verehrt, hatte in seinen Gesängen keinen andern Lehrer, als die Natur, keine andere Begeisterung, als die er aus der Tiefe seines Herzens und aus dem wirklichen Leben schöpfte. Er dichtete nichts, was er nicht erlebt und empfunden hatte; seine Gedichte sind daher seine Seele. Sie spiegeln wechselsweise seine Freuden und seine Schmerzen, seine Hoffnungen als Kind, seine Liebesneigungen als Jüngling, seine treue Anhänglichkeit an sein Hochland und an die Freiheit, seine Träumereien und sein Murren gegen die civilen Bande wieder und werden schon als Zeugnisse volksthümlicher Anschauung und Denkungsart einer Nation, die mehr und mehr erstirbt, einen bleibenden Werth behalten. Ein allen gemeinsamer Vorzug ist die überaus melodische Form; die Sangbarkeit ist bei ihnen von dem Inhalt und Ausdruck unzertrennlich; Wort und Weise stehen in innigster Harmonie. Auf die englische Literatur übte seine gesunde und frische Natürlichkeit einen großen Einfluß aus: W. Scott und Th. Moore, die Seeschule, selbst Byron und Shelley stehen auf seinen Schultern. Auch in der Prosa zeichnete sich B. aus. Seine Briefe und kleinen politischen Schriften zeigen eine Reinheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, eine Eleganz, Mannigfaltigkeit und Kraft, welche den Mann von Genie bekunden. Zum Besten seiner Wittwe und seiner Kinder veranstaltete sein Freund Currie eine Sammlung seiner Werke (Lond. 1800, 4 Bde.), worin jedoch mehrere seiner ausgezeichnetsten Dichtungen fehlen, die sich zum Theil in den später von Cromek herausgegebenen »Relics of Robert B.« (Lond. 1808) vorfinden. Seitdem erschienen zahlreiche Ausgaben, meist mit Biographie und Noten (bis 1858 etwa 115), unter anderen: Glasgow 1801, 5 Bde.; Lond. 1811, 2 Bde.; von Hamilton Paul herausgegeben, Glasgow 1819; von Gilbert Burns (des Dichters Bruder), das. 1820, 4 Bde.; von Allan Cunningham (Prachtausgabe, Lond. 1835, 8 Bde.); von Blackie (illustrirt mit Einleitung von Wilson, Edinb. 1871, 2 Bde.), von R. Chambers (mit Biographie, neue Ausg. 1873, 4 Bde.) und Leipz. 1845 (Bd. 90 von Tauchnitz' »Collection of British authors«). Deutsche Uebersetzungen der Gedichte (meist in Auswahl) lieferten Ph. Kauffmann (Stuttg. 1840), Heintze (Braunschw. 1840), Pertz (Leipz. 1859), Bartsch (Hildburgh. 1866), Laun (Berl. 1869). In Dumfries ward dem Dichter ein Denkmal gesetzt. Vgl. Lockhart, The life of Robert B. (Edinb. 1828; neueste Ausg. 1871), und die Charakteristik von Carlyle in seinen »Essays«, Bd. 1 (Lond. 1842; deutsch in »Ausgewählte Schriften« Bd. 4, Leipz. 1855).

Burnside (spr. börnsseid'), Ambrosius Everett, unionistischer General, geb. 23. Mai 1824 in Liberty im Staat Indiana, ward in der Militärakademie zu Westpoint erzogen, aus der er 1847 als Artillerieofficier ausschied. Sechs Jahre später zog er sich aus dem militärischen Dienst zurück und lebte anfangs als Gewehrfabrikant in Bristol in Rhode Island, dann in einer Stellung an der Illinois-

Centraleisenbahn. Der Bürgerkrieg rief ihn wieder unter die Waffen. Nach der ersten Schlacht von Bull-Run zum Brigadekommandeur ernannt, nahm er an der Reorganisation der Potomacarmee unter M'Clellan theil und machte anfangs 1862 eine Expedition nach Nordcarolina, um die Insel Roanoke und die Albemarle- und Pamlicosunde einzunehmen. In Verbindung mit dem Commodore Goldsborough gelang ihm dies auch im März 1862, hauptsächlich infolge der Schlacht auf der Insel Roanoke. Als Generalmajor zur Potomacarmee gesendet, spielte er eine Hauptrolle bei den Unternehmungen, welche die Vertreibung des Generals Lee aus Maryland bezweckten. Bei Antietam, 17. Sept. 1862, führte B. den linken Flügel, der den stärksten Stoß auszuhalten hatte. Im November übernahm er an M'Clellans Stelle den Oberbefehl. Allein für die oberste Leitung des Unionsheers war er nicht geeignet, was der unüberlegte Angriff auf Fredericksburg am Rappahannock im December 1862 bewies, daher er im Januar 1863 auf dem westlichen Schauplatz, zunächst im Ohiodepartement und dann unter General Grant in Tennessee wieder ein untergeordnetes Kommando übernahm. Im Herbst 1863 gelang es ihm, Knoxville einzunehmen, und seit dem Sommer 1864 stand er als Divisionär unter Grant bei Petersburg und kämpfte mit Auszeichnung in allen Schlachten Grants in Virginien. Vgl. **Woodbury**, Major-General Ambrose E. Burnside and the ninth Army Corps (Providence 1867).

Burntisland (spr. börntisländ), Stadt in der schott. Grafschaft Fife, an der Nordküste des Firth of Forth, Granton und Leith gegenüber, hat einen trefflichen Hafen, ein Seebad und über 3000 Einw., welche Schiffbau, Austern- und Häringsfang treiben. Nördlich der Stadt erhebt sich der 124 Meter hohe Dunearnhügel, mit einem Kreis von Steinblöcken bedeckt.

Burnus, der aus einem dichten Wollstoff gearbeitete Ueberwurf der Beduinen, meist von weißer Farbe, mit einer Kapuze versehen, die bei Regenwetter über den Kopf gezogen wird. Nachahmungen dieses B. in verschiedenen Formen sind auch bei den europäischen Völkern üblich geworden.

Buro (Buru), eine zu der Residentschaft Amboina gehörende Insel der Molukken, von ovaler Form und 9030 QKilom. (164 QM.) Flächeninhalt. Bis auf die wenig fruchtbare Ebene an der Katschelibai ist sie mit Bergen angefüllt, die auf dem an der Westspitze liegenden Pik von Tomahu die Höhe von 3148 Meter erreichen. Diese mit dichten Urwäldern bedeckten Berge erschweren trotz der Fruchtbarkeit des Bodens die Ausdehnung des Landbaues, der noch ganz in der Kindheit liegt. Die Vegetation ist überaus reich und üppig; ebenso mannigfaltig ist die Thierwelt der Insel; der Hirscheber (Babirusa) kommt hier allein in den Molukken vor. Die Bewohner der Insel (vielleicht nur 4000 an der Zahl) sind theils gebildetere, zum Islam sich bekennende sogen. Malayen, die den übrigen gebildeten Bewohnern der Molukken ganz ähnlich sind und jetzt in dem großen Dorf Katscheli vereinigt wohnen, theils Alfuren, die in ihrem Kulturzustand in jeder Hinsicht denen von Ceram gleichen und von den gebildeteren Einwohnern abhängen, aber in den Urwäldern versteckt, in kleinen Dörfern an der Küste und am Ufer eines großen, zwischen den Bergen liegenden Sees leben. Die Hauptausfuhrartikel sind das Kajeputöl, das nirgends so gut bereitet wird wie hier, und das getrocknete Fleisch der zahlreichen Rehe (Diuding); allein der Handel ist höchst unbedeutend, die Insel trotz ihrer großen Hülfsquellen überhaupt sehr vernachlässigt. Der holländische Statthalter, ein Unterresident, dem zugleich die Inseln zwischen B. und Ceram untergeben sind, lebt in Katscheli, wo sich auch eine kleine christliche Gemeinde von Eingebornen findet.

Burollos (Bourlos), salziger Lagunensee in Unterägypten, im Nildelta, östlich von Rosette, vom Mittelmeer durch eine schmale sandige Landzunge getrennt, an 60 Kilom. lang und etwa 24 Kilom. breit, zieht sich von W. nach O. mehr als die halbe Basis des Delta's entlang und nimmt mehrere Nilkanäle aus dem Innern desselben auf. Er hat viele Inseln, ist sehr fischreich und dadurch sehr einträglich für den Fiskus, gewöhnlich aber nicht über 1 Meter tief. Bei El-Borg (der alten Sebennytischen Nilmündung) steht er durch einen 195 Meter breiten Durchbruch durch die Nehrung mit dem Meer in Verbindung. Berühmt sind die hier wachsenden innen gelb gefärbten Wassermelonen.

Burow, Julie, Schriftstellerin, geb. 24. Febr. 1806 zu Kydullen in Ostpreußen, vermählt seit 1830 mit dem Baumeister Pfannenschmidt in Danzig, mit dem sie später nach Bromberg übersiedelte; starb daselbst 19 Febr. 1868. Sie hat durch eine Reihe von Romanen und Erzählungen, vorzugsweise aus dem Kreise des Familienlebens, nicht geringes Aufsehen erregt. Wir nennen davon: »Frauenlos« (Königsb. 1850); »Ein Arzt in einer kleinen Stadt« (2. Aufl., Leipz. 1855); »Aus dem Leben eines Glücklichen« (Königsb. 1852); »Novellen« (Leipz. 1853; darunter die Preisnovelle »Das Pfarrhaus in Rothanger«); »Ein Lebenstraum« (Prag 1854); »Bilder aus dem Leben« (Leipz. 1854); »Erinnerungen einer Großmutter« (Prag 1856); »Der Armut Leid und Glück« (Leipz. 1857); »Der Glücksstern« (Bromb. 1857); »Johannes Kepler« (Prag 1858); »Künstlerliebe« (das. 1859); »Ein Bürgermeister« (das. 1862); »Die Kinder des Hauses« (Wien 1863); »Den Frieden finden« (Bromb. 1864); »Aus der letzten politischen Revolution« (Wien 1864); »Die Preußen in Prag« (Forst 1867), u. a. Gewandtheit in Schilderung des kleinbürgerlichen Lebens, dabei viel praktischer Verstand in Verbindung mit einem warmen Gemüth werden diesen Romanen nachgerühmt. Außerdem hat sie »Gedichte« (Prag 1858) und mehrere Schriften über Erziehung (»Die Erziehung der Töchter«, Leipz. 1855; »Ueber die Erziehung des weiblichen Geschlechts«, 2. Aufl., Bromb. 1858), sowie einige Gedichtsammlungen: »Herzensworte« (21. Aufl., Berl. 1874), »Blumen und Früchte deutscher Dichtung« (20. Aufl., das. 1874), »Denksprüche für das weibliche Leben« (20. Aufl., das. 1873), »In stillen Stunden« (6. Aufl., das. 1874), »Frauenleben« (6. Aufl., das. 1874) und ihre Selbstbiographie (Prag 1857) veröffentlicht.

Burrhahn, s. v. w. Kampfläufer.

Burritt (spr. börrit), Elihu, bekannter amerikan. »Friedensapostel«, geb. 8. Dec. 1811 in New Britain im Staat Connecticut als das 10. Kind eines Schuhmachers, hatte nur gewöhnlichen Schulunterricht empfangen, als er in seinem 17. Jahr zu einem Schmied in die Lehre kam. Seinen großen Durst nach Kenntnissen suchte er aber auch in dieser Stellung zu befriedigen. Als seine Lehrzeit vorüber war, ließ er sich von seinem Bruder, einem Schullehrer, unterrichten und lernte von ihm die Anfangs-

gründe des Lateinischen, Französischen und der Mathematik. Nach sechs Monaten kehrte er in die Schmiede zurück, die Pausen zwischen der Arbeit benutzend, um sich mit dem Griechischen und dann mit dem Hebräischen bekannt zu machen. Nach Worcester übergesiedelt, fand er hier reichliche Gelegenheit, sich durch sein Handwerk sein Brod zu verdienen, und zugleich in der Bibliothek der antiquarischen Gesellschaft Befriedigung für seinen Wissensdurst. Hier schmiedete und studirte er das ganze Jahr 1837 hindurch. Das Anerbieten, im Harvard-College seine Studien fortzusetzen, lehnte er ab, um bei seinem Handwerk zu bleiben. Als Schriftsteller trat er zuerst 1842 mit Bearbeitungen der isländischen Sagas auf. Seine Sprachstudien umfaßten außer den älteren und neueren klassischen Sprachen auch die semitischen, das Portugiesische, Flämische, Dänische, Schwedische, Isländische, sowie die verschiedenen keltischen und slawischen Sprachen. Seinen großen Ruf verdankte aber der »gelehrte Grobschmied« (the learned blacksmith) weniger seinen schriftstellerischen Leistungen, als seinen Bemühungen um Herstellung eines allgemeinen Weltfriedens. Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte er, von tiefer, fast schwärmerischer Religiosität getrieben, einen Familienzirkel gebildet, dem er seine Ansichten vortrug, wobei er die Bibel zu Grunde legte. Seit 1840 bereiste er die Vereinigten Staaten, allenthalben den Frieden predigend und den Krieg als das Haupthinderniß aller gedeihlichen Entwickelung der Völkerwohlfahrt darstellend. Im Juni 1846 begab er sich nach England, gab hier eine kleine Schrift »Sparks from the anvil« (»Funken vom Amboß«) heraus und nahm dann an den hauptsächlich von ihm in Anregung gebrachten sogen. Friedenskongressen zu Brüssel, Paris, Frankfurt (1850) und London (1851) eifrigen Antheil. Seine in viele Sprachen übersetzten »Olivenblätter« (»Olive leaves«) wurden in Millionen Exemplaren über ganz Europa bis nach Rußland verbreitet. Nach Amerika zurückgekehrt, veröffentlichte er hier die »Thoughts and notes at home and abroad« (New York 1854; London 1868), worin er die auf seinen Reisen gemachten Beobachtungen niederlegte. Bald darauf begab er sich wieder nach England und fuhr hier fort, in Wort und Schrift, wenn auch mit geringem Erfolg, christliche Liebe und Brüderlichkeit zu predigen. Seine Wanderungen durch England und Schottland beschrieb er in »Walks from the Lands End to John Groats« (Lond. 1864; neue Ausg. 1867). Eine Selbstbiographie enthält seine neueste Schrift: »Ten minutes' talks on all sorts of topic« (1874).

Bursa, im mittelalterlichen Latein ein lederner Beutel, Geldbeutel (daher das französische bourse und das deutsche Börse); dann der gemeine Säckel, die gemeinschaftliche Kasse, aus welcher mehrere zugleich erhalten und verpflegt werden; ferner eine Zusammenkunft zum Schmausen und Trinken, ein Trinkgelag, wo auf gemeinschaftliche Kosten gezehrt wird. Daher kommt der Ausdruck bürsen (oder bürsten), d. h. auf gemeinschaftliche Rechnung trinken; und weil bei solchen Gelegenheiten, wo keiner zu kurz kommen will, viel getrunken zu werden pflegt, entstand das Sprichwort: »Er trinkt wie ein Bürstner«, was der Volkswitz verändert in »Bürstenbinder«. Endlich heißt B. auch ein Haus, in welchem mehrere Studenten Kost und Wohnung gemeinsam haben, dergleichen sonst auf den meisten Universitäten bestanden.

Bursarius (lat.), Verwalter einer gemeinschaftlichen Kasse, Säckelmeister, z. B. in einem Kloster; Theilhaber an einer auf gemeinschaftliche Kosten lebenden Gesellschaft, z. B. ein Student, der mit anderen seines Gleichen Wohnung und Tisch gemein hat. Davon kommen die deutschen Worte Bursche, Burschenschaft ꝛc.

Bursche, eigentlich ein aus der ehemaligen königlich französischen Bursa oder Kasse besoldeter Student, Stipendiat; dann jeder Mitgenoß an einer gemeinschaftlichen Wohnung (s. Bursa), Stubenbursche, daher s. v. w. Student, weil diese (daher Bursales) früher ein Gebäude gemeinsam bewohnten. Um sich von den Handwerksburschen zu unterscheiden, schrieben sich die Studenten eine Zeitlang Bursche. In einem andern Sinn bezeichnet das Wort B. einen Aufwärter, Gehülfen, oder jungen Menschen im allgemeinen.

Burscheid, 1) (Bourscheid) Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, an der Wupper, mit einer evangel. und einer kathol. Pfarrkirche, einer höhern Lehranstalt, einem Gewerbegericht und (1871) 5708 Einw. (darunter 700 Katholiken), welche Wollspinnerei, Fabrikation baumwollener und halbwollener Zeuge, mechanische Weberei und Färberei baumwollener Garne betreiben. — 2) S. v. w. Burtscheid.

Burschenschaft. Wie unter der gesammten deutschen Jugend, so hatte auch unter der deutschen Studentenschaft der Aufruf Friedrich Wilhelms III. zur Befreiung des Vaterlandes einen lebhaften Widerhall gefunden. Die Universität Jena, deren Studentenschaft, entgegen der gewöhnlichen Annahme, durch die Liebe und Verehrung für ihre Lehrer und durch die warme Theilnahme und den segensreichen Einfluß dieser auf die Gemüther ihrer jugendlichen Schüler immer auf einer gewissen über die übrigen Universitäten hervorragenden wissenschaftlichen und sittlichen Höhe sich gehalten hatte, entsendete den weitaus größten Theil ihrer Studenten zu den Befreiungskriegen. Aus denselben zurückgekehrt, fanden sie, die so viel durchgemacht, die an sich selbst das erhebende Gefühl der Einheit und des Gehorsams gegen eine gemeinsame Idee erfahren und durchlebt hatten, die alten Verbindungen mit den landsmannschaftlichen Tendenzen und ihrer kleinlichen Eifersucht wieder vor. Man fühlte, daß das Studentenleben der großen Zeit gerecht werden müsse; dies Gefühl und die noch lebendige Begeisterung ließen den rasch gefaßten Plan einer Vereinigung in eine allgemeine Burschengemeinde rasch zur That werden. Am 12. Juni 1815 fand die Konstituirung der Jenenser B. statt. An Stelle des ursprünglich angenommenen Wahlspruchs trat bald der andere: »Ehre, Freiheit, Vaterland«. Man gelobte sich, nicht nur nach äußerer Ehre, sondern auch in That und Leben nach innerer Ehre und Freiheit streben zu wollen, alles zum Heil und im Dienst des Vaterlands. Ein Symbol dieser Ideen glaubte man in den Farben Schwarz, Roth, Gold gefunden zu haben.

Der lobenswerthe Zweck, der sittliche Ernst und die Begeisterung für die Ideale gewannen der B. bald zahlreiche Mitglieder, unter ihnen fast sämmtliche früheren Landsmannschaften, sowie den Beifall und die Gunst der meisten Jenaischen Professoren. Auch auf fast allen anderen deutschen Universitäten wurden in dieser Zeit Burschenschaften gegründet, freilich meist nicht unter so allgemeiner Betheiligung

wie in Jena. Man beschloß daher 18. Okt. 1817 (bei Gelegenheit des 300jährigen Jubiläums der Reformation) auf dem großen Wartburgfest die Gründung einer allgemeinen deutschen B., welche sich über alle Universitäten erstrecken sollte. Die eigentliche Konstituirung erfolgte erst im folgenden Jahr. Bei dem Festfeuer am Abend des in vollständiger Ruhe und Ordnung verlaufenden Festes fand die bekannte Verbrennung mißliebiger Bücher, eines Schnürleibs, einer Perücke und eines Korporalstockes statt, ganz ohne Vorwissen des Festvorstands. Dies benutzte die damals wieder erwachende Reaktion als Anlaß vorläufig zur bloßen Verdächtigung und Denunciation der B. Kotzebue's Ermordung durch Ludwig Sand, ein früheres Mitglied der B., gab den Gegnern einer freiern Gestaltung der deutschen Verhältnisse den erwünschten Vorwand, gegen das deutsche Universitätswesen vorzugehen. Gegen die Verdächtigung beim deutschen Bundestag hatten die Gesandten von Weimar und Gotha energisch protestirt; da erließen zuerst einzelne deutsche Regierungen (besonders Preußen) Verordnungen, welche den Besuch Jena's erschwerten, im August 1819 trat eine Anzahl deutscher Minister unter Metternichs Vorsitz zu dem bekannten Karlsbader Kongreß (s. Karlsbader Beschlüsse und Deutschland, Geschichte) zusammen, infolge dessen der Bundestag seine Beschlüsse »über die in Ansehung der Universitäten zu erlassenden Maßregeln« faßte. Die weimarische Regierung mußte die B. auflösen; die Mitglieder derselben und die ihr befreundeten Jenenser Professoren wurden verfolgt, letztere theilweise abgesetzt. Ein Gleiches erfolgte auf den anderen Universitäten. Doch schon in den folgenden Jahren entstanden in Jena sowohl als auch in Berlin, Erlangen, Heidelberg, Leipzig u. a. O. wieder Burschenschaften, die sich freilich geheim halten mußten. Auch allgemeine Burschentage wurden in dieser Zeit abgehalten, bis 1822 die B. abermals aufgelöst wurde. Von allen Seiten überboten sich die Regierungen in den kleinlichsten Verfolgungen, so bei Examen und Anstellungen; seit dem Jahr 1824 bestand besonders in Jena die B. nur als eine »Kneipverbindung«. In den Jahren 1826 und 1827 erfolgten in Jena und den meisten anderen deutschen Universitäten im Geheimen Neubegründungen der B., auch allgemeine Burschentage wurden wieder abgehalten. In dieser Zeit machten sich in der allgemeinen B. zwei Strömungen geltend, die arminische und die germanische; diese führten auf den meisten deutschen Universitäten zu Spaltungen, so auch in Jena im Jahr 1830. Die arminische Richtung bezweckte eine »wissenschaftliche Durchbildung des Geistes und sittliche Kräftigung des Körpers, um als Staatsbürger mitzuwirken zur Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und auf Volkseinheit begründeten Zustandes im deutschen Volk«, die germanische Richtung dagegen setzte sich direkt zum Zweck die Herbeiführung eines solchen Zustandes. Nach langen Streitigkeiten trugen die Germanen über die Arminen den Sieg davon, was bei der damaligen Aufregung der Revolutionsjahre nur zu begreiflich ist. Nun organisirten sich in Tübingen, Würzburg, Heidelberg, München, Breslau, Marburg, Erlangen, Bonn, Kiel, Greifswald und später in Halle Burschenschaften mit rein »germanischer« Tendenz, die auch sich vereinend Ein Präsidium und Eine geschäftsführende B. hatten. Die scharf ausgeprägten politischen Tendenzen der germanischen Burschenschaften brachten die Mitglieder derselben in Verbindung mit der französischen Revolutionspartei und mit Verbannten der polnischen Revolution. Auch nahmen einzelne derselben an deutschen Begebenheiten Antheil, namentlich an dem Frankfurter Attentat am Gründonnerstag 1833, an dem Preßverein und an Agitationen für liberale Deputirtenwahlen in Hessen, Bayern 2c. Dies führte zu neuen Maßregelungen, Kriminalunterſuchungen; das Verbot jeglicher burschenschaftlichen Verbindung wurde aufs strengste wieder erneuert. Der Bundestag setzte eine sogen. Centralunterſuchungsbehörde ein, deren Machinationen viele burschenschaftlich Gesinnte zum Opfer fielen (vgl. Fr. Reuter, Ut mine Festungstid). In Jena, welches von Anfang an bis auf den heutigen Tag diejenige Universität gewesen ist, auf welcher die burschenschaftlichen Bestrebungen am meisten gepflegt wurden und in ihren verschiedenen Richtungen am klarsten zu Tage getreten sind, ging trotzdem die B. in dieser Zeit nie ganz unter, mußte allerdings wiederholt für aufgelöst erklärt werden, konstituirte sich aber immer wieder von neuem. Mehrere Vereinigungen der arminischen Partei mit der germanischen fanden statt, doch bald trat die alte Spaltung nach mehrfachen Richtungen hin wieder ein.

Das burschenschaftliche Leben der vierziger Jahre zeigte bald die Vorboten des Jahres 1848. Auf mehreren deutschen Universitäten gingen bestehende Verbindungen in sogen. Progreßverbindungen über, oder es entstanden solche. Diese schafften den Duellzwang ab, überließen den Einzelnen in seinem Thun und Handeln ganz und gar seiner eigenen Beurtheilung, das sociale Element trat in der angestrebten Aufhebung jeglichen Unterschieds zwischen Studenten und Nichtakademikern sehr in den Vordergrund. An den Bewegungen des Jahres 1848 nahmen die in der Mehrheit vorhandenen Progreßburschenschaften eifrigen und sogar thätlichen Antheil. Unter den damaligen Führern der gesammten Nation sind es viele burschenschaftliche Namen aus früherer Zeit, welche eine hervorragende, höchst ehrenwerthe Stellung in jenen Freiheitskämpfen einnehmen. Die deutsche Studentenschaft, an ihrer Spitze die Burschenschaften der deutschen Universitäten, nahm in ihrer Gesammtheit an der praktischen Politik Antheil, als eine von gegen 1500 Studenten besuchte allgemeine Versammlung auf der Wartburg Resolutionen annahm und durch eine Deputation in Frankfurt überreichen ließ, Resolutionen, welche zum größten Theil von dem Frankfurter Parlament zu Beschlüssen erhoben wurden. Ihre öffentliche Existenz hatten die Burschenschaften durch das im Jahr 1848 gewährte Recht der freien Association wieder erlangt, doch weder in der damaligen Zeit noch in der darauf folgenden der fünfziger Jahre gelang es ihnen, etwas anderes zu leisten oder eine andere Organisation sich zu geben, als vorher: die früheren Richtungen von der äußersten Rechten bis zum Progreß finden sich noch vertreten. In der jüngst vergangenen Zeit haben sich die Burschenschaften den Tendenzen der in der letzten Reaktionsperiode zu großer Ausbreitung gelangten Korpsverbindungen, die einen mehr, die anderen infolge ihrer Tradition weniger, genähert; zahlreiche Versuche, sämmtliche Burschenschaften oder nur einen größern Theil derselben zu einem Burschenschaftsbund zu vereinigen, sind mißglückt. Ob die ursprünglichen Ideen der deutschen B., welche dieselbe

groß gemacht und eine so bedeutende Umgestaltung des studentischen Lebens bewirkt haben, wieder neues Leben und durchdringende Macht gewinnen oder mehr und mehr aus der Reihe der bewegenden Kräfte in der deutschen Studentenschaft verschwinden werden, das sind Fragen, für deren Beantwortung im Angesicht der jetzigen Strömungen sichere Anhaltspunkte sich leider nicht finden lassen. Vgl. Oken, Studentenfrieden auf der Wartburg (»Isis«, 1817); Kieser, Das Wartburgfest am 18. Okt. 1817 in seiner Entstehung, Ausführung und Folgen (Jena 1818); Haupt, Landsmannschaft und B. (Leipz. 1820); Herbst, Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens unserer Zeit (Stuttg. 1823); Wesselhöft, Deutsche Jugend in weiland Burschenschaften und Turngemeinden (Magdeb. 1828); Ludw. Bechstein, Wollen und Werden, Deutschlands B. und Burschenleben (Halle 1850); Keil, Die Gründung der deutschen B. (Leipz. 1865); die eingehendste und sachgemäßeste Darstellung findet sich bei: Rich. und Rob. Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens 1548—1858 (das. 1858).

Burschikos, studentisch, renommistisch, flott, oft mit dem Nebenbegriff des Rohen und Ungeschliffenen; davon das Wort Burschikosität.

Bursēra *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Burseraceen, birkenähnliche Bäume mit abwechselnden, einfachen oder zusammengesetzten Blättern, in Trauben oder Rispen gestellten Blüten und dreikantiger fleischiger Kapsel, in Westindien und Brasilien. B. gummifera *L.*, auf Martinique und Guadeloupe, ist ein 9 Meter hoher Baum, mit in den Blattachseln stehenden Blütentrauben, die aus kleinen, gelblichweißen Blüten bestehen, abfälligen Blättern und beerenartigen, erbsengroßen Früchten. Eine Menge Wurzeln sind über der Erde, und die braune, glatte, häutige Rinde des Stamms fällt in Lappen ab. Die Rinde enthält einen balsamischen Saft, welcher eingetrocknet in großen, außen weißlichen, innen grünlichen oder gelblichen Stücken als Chibouharz oder Gomartgummi in den Handel kommt. Dies Harz gehört zur Elemigruppe, riecht terpentinartig, frisch aufgebrochen oder beim Erwärmen kümmelartig und wird arzneilich benutzt. B. acuminata *W.* (B. gummifera *Jacq.*) ist ein dem vorigen sehr ähnlicher Baum auf Portorico und St. Domingo, von dem das Carannaharz stammt.

Burseraceen, s. Terebinthaceen.

Bursfelder Kongregation oder **Union**, ein Verein von 75 Benediktinerklöstern in Norddeutschland, gestiftet durch Johann von Hegen (1439—69), Abt des Klosters Bursfelde (vormalige hannöversche Klosterdomäne im Fürstenthum Göttingen, Amt Münden), zur strengen Beobachtung der Benediktinerregel. Die Bursfelder Union wurde auf dem Koncil zu Basel 1440 und durch päpstliche Bullen 1451 und 1461 bestätigt. Die Reformation im 16. Jahrh. hob den Verein und das Bursfelder Kloster selbst auf, indem letzteres säkularisirt und ein lutherischer Titularabt eingesetzt wurde. Vgl. Benediktiner.

Bursian, Konrad, namhafter Philolog und Alterthumsforscher, geb. 14. Nov. 1830 zu Mutzschen im Königreich Sachsen, besuchte 1843—47 die Thomasschule zu Leipzig, studirte auf der Universität daselbst seit 1847 Philologie unter Haupt und O. Jahn und machte nach Abschluß seiner zuletzt in Berlin fortgesetzten akademischen Studien 1852—53 eine große wissenschaftliche Reise, die ihn nach Belgien, Frankreich, Italien und Griechenland führte. Nach seiner Rückkehr ließ er sich 1856 als Privatdocent in Leipzig nieder, erhielt 1858 eine außerordentliche Professur daselbst, ward 1861 als außerordentlicher Professor der Philologie und Archäologie nach Tübingen, 1864 als ordentlicher Professor der klassischen Alterthumswissenschaft nach Zürich, 1869 in gleicher Eigenschaft und als Direktor des archäologischen Museums nach Jena berufen und wirkt seit Ostern 1874 als ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität München. Seine Vorlesungen betreffen besonders die griechischen Alterthümer, die griechische Literaturgeschichte, die griechische Mythologie, die Geographie und Ethnographie von Griechenland, griechische Epigraphik, die griechisch-römische Kunstgeschichte, die Geschichte der Philologie und Erklärung alter Dichter. Als Schriftsteller hat er sich besonders durch seine treffliche, auf gründlichsten Studien beruhende »Geographie von Griechenland« (Leipz. 1862—72, 2 Bde.) verdient gemacht. Ferner hat er die Werke des Rhetors Seneca (Leipz. 1857) und die Schrift des Firmicus Maternus »De errore profanarum religionum« (das. 1856) herausgegeben, einen Abriß der griechisch-römischen Kunstgeschichte in der Allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber veröffentlicht, eine Reihe von Programmen für die Universitäten Zürich und Jena, zahlreiche Abhandlungen für die Schriften der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften und der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, denen er, sowie dem Archäologischen Institut in Rom, als ordentliches Mitglied angehört, sowie für verschiedene wissenschaftliche Zeitschriften verfaßt. Seit 1874 gibt er einen »Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Alterthumswissenschaft« (Berlin) heraus.

Burslem, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, auf einer Anhöhe am Grand-Trunkkanal, nördlich von Stoke, mit (1871) 25,562 Einw., hat ein Stadthaus und eine Markthalle, ein Arbeiterinstitut, ein großes Krankenhaus (außerhalb der Stadt) und ist der Mittelpunkt des englischen Töpfereibezirks (Potteries), der sich über 50 Kilom. im Umkreis erstreckt und von mehr als 100,000 Menschen bewohnt ist. Die hiesigen Steingut- und Porzellanfabriken, Töpfereien und Kohlengruben beschäftigen die Mehrzahl der Einwohner. Im Jahr 1870 wurde das »Wedgewood Institute« in B. eröffnet, auch neuerlich eine Kunstschule und ein Museum daselbst gegründet.

Burtenbach, s. Schärtlin von Burtenbach.

Burton (spr. bört'n), 1) John Hill, hervorragender, historischer, juristischer und biographischer Schriftsteller Schottlands, geb. 22. Aug. 1809 zu Aberdeen, verlor frühzeitig seinen Vater, der Officier war, erhielt aber doch durch die Fürsorge seiner Mutter trotz deren sehr beschränkten Mittel eine gute Erziehung. Er absolvirte seine Studien am Marischal-College, wo er den Grad eines Magisters erwarb, und wandte sich, nachdem er eine Zeitlang bei einem Rechtsgelehrten seiner Vaterstadt gearbeitet, der höhern juristischen Karrière zu. 1831 ward er Advokat am schottischen Gerichtshof und verwandte hier seine reichliche Muße auf das Studium des Rechts, der Geschichte und der Nationalökonomie. Seine ersten schriftstellerischen Arbeiten auf diesen Gebieten waren Aufsätze (seit 1833) für die »West-

minster Review«; später lieferte er auch Beiträge für die »Edinburgh Review« und das »Blackwood's Magazine«. Außerdem publicirte er folgende größere Schriften: »Manual of the Law of Scotland« (1839, zahlreiche Auflagen); »The law of bankruptcy, insolvency and mercantile sequestration in Scotland« (Bd. 1, 1845); »Life and correspondence of David Hume« (1846, 2 Thle.); »Lifes of Simon Lord Lovat and Duncan Forbes of Culloden« (1847); »Political and social economy« und »Emigration in its practical application to individuals and communities« (beides für Chambers »Library« 1849 u. 1851); »Narratives from criminal trials in Scotland« (1852, 2 Bde.); »History of Scotland from the Revolution to the extinction of the last Jacobite insurrection« (1853, 2 Thle.); »The book-hunter« (1862); »The Scot abroad« (1864); »The Cairngorm mountains« (1864) und »The history of Scotland from Agricola's invasion to the revolution of 1688« (1867—70, 7 Bde.; 2. Aufl. 1873, 8 Bde.), letzteres ohne Zweifel Burtons literarische Haupt- und Großthat, ein Werk von epochemachender Bedeutung. 1854—1860 war B. Sekretär am »Prison Board« von Schottland; 1868 ward ihm das Amt des jährlichen Sammelns der »Judicial statistics of Scotland« und der Berichterstattung darüber an das Parlament übertragen. Außerdem erhielt er die vakante Stelle des königl. Historiographen für Schottland.

2) Richard Francis, brit. Reisender, geb. 1821 zu Tuam in Irland, trat als Leutnant in die englisch-ostindische Armee, ward aber bald durch Thatendurst und Hang zu Abenteuern zu dem Wunsch getrieben, diesen Neigungen in der Erforschung bisher unbekannter Länder Genüge zu leisten, wozu ihm große Gewandtheit, geistige und körperliche Regsamkeit und Energie, ein außerordentliches Sprachtalent und die hervorragende Gabe der Nachahmung die trefflichsten Dienste zu leisten versprachen. Nachdem er verschiedene Reisen in Ostindien gemacht und die Aufmerksamkeit der Londoner Geographischen Gesellschaft durch die Herausgabe seines Werks »Goa and the Blue Mountains« (Lond. 1851) auf sich gezogen, faßte er den Plan, mit Unterstützung jener Korporation als Muselman verkleidet die heiligen Stätten von Mekka und Medina, sowie das unbekannte Innere von Arabien zu besuchen, was seit Burckhardt keinem Nichtmohammedaner gelungen war. Nachdem er sich gründlich mit den religiösen Gebräuchen der Mohammedaner vertraut gemacht und verkleidet hatte, bestieg er 1853 als frommer afghanischer Doktor unter dem Namen Scheich Abdallah zu Suez ein Pilgerschiff, das ihn nach Yanbo brachte. Von hier gelangte er zu Fuß glücklich nach Medina und von da nach Mekka, wo er der ganzen Feierlichkeit des Hadsch beiwohnen und an der Kaabah beten konnte. Mit dem Rang eines wirklichen Hadschi (Pilgers) bekleidet, kehrte B. im Februar 1854 über Dschidda nach Aegypten zurück, zwar mit reicher Ausbeute an interessanten Erlebnissen, jedoch ohne seinen eigentlichen Plan, Arabien von Medina nach Maskat oder von Mekka nach Makallah am Indischen Ocean zu durchschreiten, in Ausführung gebracht zu haben. Die Ergebnisse seiner Wanderung veröffentlichte B. in seinem »Personal narrative of a pilgrimage to El Medinah and Meccah« (Lond. 1855; 2. Aufl. 1857, 3 Bde.). Die Erfolge dieser ersten Reise Burtons veranlaßten die Londoner Geographische Gesellschaft, den Direktoren der Ostindischen Kompagnie die Unterstützung Burtons behufs der Untersuchung des sogen. Somâlilandes und der großen Handelsstadt Härär zu empfehlen. Obgleich der wissenschaftliche Gesichtspunkt vorangestellt war, so handelte es sich doch in Wirklichkeit wohl um den Versuch, mit diesem abgelegenen und abgeschlossenen Punkt des Binnenlandes Handelsbeziehungen anzuknüpfen. In Gesellschaft der Leutnants Herne, Stroyan und Speke, sämmtlich von der englisch-indischen Armee, und mit allen Hülfsmitteln ausgerüstet, wollte B. von Aden aus im Sommer 1854 die Expedition antreten; die öffentliche Meinung sprach sich hier jedoch wegen der Feindseligkeit der Eingebornen gegen das Unternehmen so laut aus, daß B. den Entschluß faßte, Härär fürs erste ohne seine Begleiter in der Tracht eines moslemischen Kaufmanns zu erreichen. Er schiffte sich demnach 29. Okt. 1854 nach dem afrikanischen Hafenort Zeyla ein und hatte das Glück, von Härär, das vor ihm noch kein Europäer besucht hatte, nach zehntägigem Aufenthalt daselbst, 9. Febr. 1855, im übrigen unverrichteter Sache, nach Berbera zurückzukehren. Von diesem großen Hafenplatz aus sollte nun im April 1855 die eigentliche Reise ins Innere angetreten werden; plötzlich aber ward in der Nacht vom 19. April 1855 das Lager von Räubern überfallen, wobei Leutnant Stroyan den Tod fand und die übrigen Officiere verwundet wurden. Nach seiner Genesung ward B. militärisch auf dem Kriegsschauplatz in der Krim verwendet, genoß jedoch zuvor die Auszeichnung, von der Londoner Geographischen Gesellschaft mit der großen goldenen Medaille geschmückt zu werden. Seine Härärreise beschrieb er in dem Werk: »First footsteps in eastern Africa or an exploration of Harar« (Lond. 1856). War sein Projekt, nördlich des Aequators in das östliche Afrika einzudringen, als gescheitert anzusehen, so richtete er jetzt sein Augenmerk auf die Suaheliküste südlich des Aequators, wo die wichtigsten geographischen Probleme der Enthüllung harrten. Es galt nämlich, die von den deutschen Missionären in Mombas (Krapff, Erhart und Rebmann) erkundete Existenz von hohen Schneebergen unter dem Aequator, ferner des großen Binnensees Njassa zu enthüllen. B. und Speke, beide mittlerweile zu Kapitänen aufgerückt, machten sich Ende 1856 mit Unterstützung ihrer Regierung von neuem von Bombay aus auf den Weg und wählten diesmal Sansibar zu ihrem Ausgangspunkt, den sie 18. Dec. 1856 erreichten. Nachdem sie einige Flüsse der Suaheliküste erforscht und eine Zeitlang am Klimafieber gelitten, traten sie erst 26. Juni 1857 mit einer Karawane die eigentliche Reise ins Innere an. Sie hielten sich diesmal in einer ziemlich geraden westlichen Richtung und hatten das Glück, im Februar 1858 als die ersten Europäer das östliche Gestade des großen afrikanischen Binnensees Tanganjika oder, wie er von den Arabern genannt wird, Ukerewe zu erreichen. Die Folgen der Reisebeschwerden, Schwäche und Blindheit, sowie Taubheit, durch den Stich eines giftigen Insekts in das Ohr herbeigeführt, nöthigten B., auf dem Rückweg in Unjanjembe ermattet liegen zu bleiben, während sein Begleiter Speke diese Frist benutzte, auf einem Ausflug nach N. den »Victoriasee« zu entdecken. Im März 1859 verließen die Reisenden Sansibar und kamen im Mai in England an. Geschildert hat B. die Ergebnisse dieser großen Reise, auf welcher er sich mit seinem Gefährten Speke entzweite, in dem Werk »The lake regions of Central-Africa« (Lond.

1860, 2 Bde.). Dieses Werk und die beiden vorhergenannten erschienen in deutscher Bearbeitung von Karl Andree unter dem Titel »Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika, nach den Entdeckungen von B., Speke, Krapf ꝛc.« (Leipz. 1861, 2 Bde.). Die Beschreibung Sansibars und der ostafrikanischen Küste veröffentlichte B. erst weit später in dem Werk »Zanzibar« (das. 1872, 2 Bde.). Das nächste Ziel Burtons waren die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er namentlich der wunderlichen Sekte der Mormonen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Nachdem er diese in dem Werk »The city of the Saints« (2. Aufl., Lond. 1862) beschrieben, begab er sich als britischer Konsul nach der Insel Fernando Po, von wo aus er dem eigentlichen Schauplatz seiner Thätigkeit, Afrika, wieder seine ganze Thätigkeit widmen konnte. Er besuchte Abeokuta, erstieg mit dem deutschen Botaniker Mann das Camerungebirge, welches er den Engländern als Deportationsstätte empfahl, und ging dann in diplomatischer Mission zum König Gelele von Dahomeh, wo er Gelegenheit hatte, den Menschenopfern beizuwohnen. Die Resultate seiner westafrikanischen Studien sind niedergelegt in den beiden Werken: »Abeokuta and an exploration of the Cameroon Mountains« (Lond. 1863, 2 Bde.) und »A Mission to Gelele, king of Dahomey« (2. Aufl., das. 1864, 2 Bde.). Im Jahr 1864 wurde B. zum Konsul zu Santos in Brasilien ernannt, und mit der ihm angebornen Reise- und Forschungslust begann er nun das Studium südamerikanischer Verhältnisse. Die erzreiche Provinz Minaes Geraes und der San Francisco-Strom wurden von ihm besucht und in dem Werk »The highlands of the Brazil« (Lond. 1868, 2 Bde.) geschildert. Auf einer amtlichen Reise begab er sich dann 1869 den Parana und Paraguay aufwärts, gerade als der Vernichtungskampf Brasiliens, Argentina's und Uruguay's gegen die Republik Paraguay geführt wurde. Er hatte Gelegenheit, diesen Kampf von hunderten gegen tausende zu beobachten, und schilderte ihn dann, nicht ohne Sympathien für Paraguay, in den »Letters from the battlefields of Paraguay« (Lond. 1870). Im Jahr 1869 wurde B. abermals in eine andere Gegend, nach Damaskus, als Konsul versetzt, wo er jedoch nur zwei Jahre blieb. Aber auch diese kurze Frist wußte er gewinnbringend zu machen, indem er, unterstützt durch seine amtliche Eigenschaft und im Verein mit Thorwitt Drake, in die von räuberischen Beduinen verschlossen gehaltenen Gegenden Syriens vordrang, Palmyra besuchte und reiche anthropologische und archäologische Schätze mit in die Heimat zurückbrachte. Im Verein mit dem genannten Reisenden veröffentlichte er sein neuestes Werk »Unexplored Syria« (Lond. 1872, 2 Bde.), bereiste dann im Sommer 1872 das Innere Islands und lebt zur Zeit als britischer Konsul zu Triest.

Burton (spr. bört'n), 1) B. upon Trent, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, am schiffbaren Trent, über den eine alte Brücke von 34 Bögen und 450 Meter Länge führt, südwestlich von Derby, hat 5 Kirchen, ein Stadthaus, eine lateinische Schule, berühmte und großartige Alebrauereien, deren Produkt nach fast allen Ländern Europa's, besonders nach Rußland, versendet wird, und (1871) 20,378 Einw. (1861: 13,696). In der Nähe die Ruine einer 1002 gegründeten Abtei. — 2) B. upon Stather, Marktflecken in der engl. Grafschaft Lincoln, an der Mündung des Trent, mit Schiffbau und 1000 Einw.

Burtscheid (Burscheid), blühende Fabrikstadt im preuß. Regierungsbezirk Aachen, am Wormfluß und am Abhang eines steilen Hügels, südöstl. dicht bei Aachen, ja durch Straßenanlagen bereits mit dieser Stadt zusammenhängend, hat eine evangel. und zwei kathol. Kirchen, eine evangel. und eine kathol. höhere Töchterschule und (1871) 10,079 meist kathol. Einwohner (1062 Protestanten). Dicht dabei der Bahnhof Aachen der Rheinischen Eisenbahn. B. hat mit Aachen eine Handelskammer gemeinsam und liefert auch ziemlich die gleichen Fabrikerzeugnisse wie jene Stadt. Bedeutend sind besonders die Tuch-, Buckskin-, Kasimir- und Nadelfabrikation, die Wollweberei, Streich- und Kammgarnspinnerei, Eisengießerei und Maschinenfabrikation. Ebenso ist B. gleich Aachen ein berühmter Badeort. Es besitzt 25 Thermen (Kochsalzquellen) von einer zwischen 21,5° und 59,5° R. variirenden Temperatur, die mehr oder minder nach Schwefelwasserstoff riechen, und von denen 9 zu therapeutischen Zwecken benutzt werden. Unter ihnen hat die höchste Temperatur (59,5° R.) die Mühlenbendquelle, die überhaupt die heißeste Quelle in Mitteleuropa ist; der Victoriabrunnen (48° R.) wird gewöhnlich zum Trinken benutzt. Die Wirksamkeit der Burtscheider Quellen beruht außer ihrer hohen Temperatur auf ihrem bedeutenden Gehalt an Kochsalz, kohlen- und schwefelsaurem Natron, schwefelsaurem Kali u. Kohlensäure; wie die Aachener Thermen werden sie daher vorzugsweise bei veralteten Rheumatismen, rheumatischen Neuralgien und Lähmungen, chronischen Hautausschlägen, Syphilis, chronischen Schleimhautkatarrhen und Hämorrhoiden innerlich und als Bäder angewendet. Uebrigens hat B. auch eine kalte Eisenquelle. Das Klima von B. ist sehr gesund und selbst Lungenkranken zuträglich. Unter den 10 Badehäusern der Stadt sind das Rosenbad (mit 100 Zimmern und 80 Bädern) und das Karlsbad (56 Zimmer und 16 Badekabinets) die größten und schönsten. Vgl. Hamberg und Lersch, Die Burtscheider Thermen bei Aachen (Aachen 1862). Geschichtlich kommt B. erst 1351 als Stadt vor. Seine Entstehung verdankt es dem einst berühmten Benediktinerkloster B., welches der griechische Prinz Gregorios, Bruder der Gemahlin Kaiser Otto's II., 973 hier gründete und das 1220 in ein reichsunmittelbares Cistercienserfrauenstift umgewandelt, 1802 aber säkularisirt wurde. Vgl. Quir, Historisch-topographische Beschreibung von B. (Aachen 1832); Derselbe, Geschichte der ehemaligen Reichsabtei B. (das. 1834).

Buruten, s. Kirgisen.

Burwani, Vasallenstaat in der ostind. Landschaft Malwa, unter Kontrolle des in Indor residirenden engl. Agenten und seiner Vertreter im Fürstenthum, umfaßt ca. 7700 Q.Kilom. (140 QM.) und zählt 31,000 Einw. in 190 Dörfern. Die Bhil (s. d.) bilden einen hervorragenden Theil der Bevölkerung (1867: 2806); sie haben sich aber in den letzten Jahrzehnten an seßhaftes Leben und Ackerbau gewöhnt. Das Land eignet sich vorzüglich zu Viehzucht und zum Anbau von Cerealien; Opium, Baumwolle und Zucker nehmen ca. 20 Proc. des bebauten Landes in Anspruch. Die gleichnamige Hauptstadt liegt an der Nerbada. Der Fürst mit dem Titel Rana genoß keine allgemeine Anerkennung bei den Großen seines Landes; Sicherheit des Eigenthums und der Person war nur der Furcht vor den Engländern und dem thätigen Eingreifen ihrer Beamten zu danken. Im Jahr 1860 wurde die Verwaltung des Landes unter

der Vorstandschaft von Rai Bahadur Venkut Rana nach englisch-indischem Vorbild organisirt und für Erziehung des minorennen Fürsten gesorgt. — Der Staat wurde seitdem zu einem der wohlgeordnetsten in Centralindien. Die Einnahmen stiegen von 47,000 auf fast 200,000 Mark (1873), die Bewohner wurden wohlhabend, die Dörfer blühend. Schulen wurden errichtet, Wege gebaut, Brunnen zur Bewässerung der Felder gegraben. Die Schulden konnten nicht nur bezahlt, sondern 200,000 Mark sogar in indischen Werthpapieren angelegt werden. 1872 wurde der Versuch gemacht, dem jungen Rana einen Distrikt seines Landes zur Selbstverwaltung zu überweisen, er zeigte sich dabei so eifrig, daß die Rückgabe der Regierung des ganzen Landes unter Aufsicht eines englischen Beamten in Aussicht steht. Die Ranafamilie leitet ihre Abstammung vom Radschput-Königsgeschlecht von Udaipur ab, und will vor 800 Jahren vom Lande Besitz ergriffen haben. Ihr Gebiet war früher viel größer; vor 200 Jahren verlor sie den größten Theil desselben mit der frühern Hauptstadt Awasgarh und blieb seitdem im ganzen auf den gegenwärtigen Umfang beschränkt. Ansprüche auf einen Theil des Landes erhob noch in den letzten Jahren der Holkar zu Indor, die englisch-indische Regierung schlichtete jedoch in Güte den lange schwebenden Streit.

Bury (spr. börri), 1) Fabrikstadt und Parlamentsflecken in der engl. Grafschaft Lancaster, am Irrwell nordwestlich von Manchester, in neuerer Zeit sehr verschönert, hat 13 Kirchen, eine lat. Schule und eine Bibliothek, ein Athenäum, eine große Markthalle, großartige Baumwoll- u. Wollfabriken, Färbereien und Bleichen, Eisengießereien, Hutfabrikation und (1871) 38,596 Einw. — 2) (B. St. Edmunds), Stadt und Parlamentsflecken in der engl. Grafschaft Suffolk, in schöner Lage auf einer Anhöhe am schiffbaren Lark, nordwestlich von Ipswich, mit den Trümmern einer der berühmtesten Abteien Englands, ist gut gebaut, hat 11 (früher 40) Kirchen (darunter merkwürdig die gothische St. Marienkirche, 1430 erbaut, mit dem Grabe der Königin Marie von Frankreich, sehenswerth die St. Jameskirche von 1500), ein schönes Rathhaus und ein Grafschaftshaus, ein Zellengefängnis und ein großes Krankenhaus, eine lat. und eine Handelsschule, ein Handwerkerinstitut, eine Bibliothek, einen botanischen Garten und (1871) 14,928 Einw. B., gegenwärtig einer der bedeutendsten Korn- und Viehmärkte Englands, war schon zur Sachsenzeit ein wichtiger Ort; hier bildeten die Barone die bekannte Ligue gegen König Johann ohne Land; Heinrich II. und Eduard I. hielten hier Parlament.

Bury (spr. büri), Henri Blaze, Baron de, franz. Schriftsteller; s. Blaze.

Bury (spr. börri), 1) Marie Pauline Rose Stuart, franz. und engl. Schriftstellerin, aus einer alten schottischen Familie zu Oban (Grafschaft Argyle) geboren, kam als Kind von 9 Jahren nach Frankreich, wo sie ihre Erziehung erhielt, und begann, 18 Jahre alt, unter dem Pseudonym Arthur Dudley die Veröffentlichung einer Reihe französisch geschriebener Novellen und kritischer Aufsätze in der »Revue de Paris« und der »Revue des Deux Mondes«, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Durch einige politische Artikel und einen »Essai sur Lord Byron« begründete sie dann ihren literarischen Ruf in Frankreich. Nach ihrer Verheirathung mit dem Baron de B. kehrte sie zur Sprache ihres Geburtslandes zurück und veröffentlichte »Molière and the French drama« (Lond. 1846), dann die Romane »Mildred Vernon« (1848) und »Germania« (1850). Eine 1848—49 unternommene Reise beschrieb sie in dem Werk: »Voyages dans Allemagne, Autriche et Hongrie« (Par. 1851), das von Alvensleben (Weim. 1851) deutsch bearbeitet wurde. Hieran reihen sich die mehr geschichtlichen »Memoirs of the Princess Palatine of Bohemia« (Lond. 1853).

2) Charlotte Suzanne Marie, engl. Schriftstellerin, Tochter des Herzogs von Argyle, geb. 21. Juni 1775, war zuerst mit ihrem Vetter, dem Obersten Campbell, vermählt, darauf Hofdame der Herzogin von Wales, über deren Privatleben sie später in »Diary illustrative of the times of George IV« (Lond. 1838, 2 Bde.) Mittheilungen machte, heirathete 1818 in zweiter Ehe den Geistlichen Edward B. und starb in hohem Alter 1. April 1861. Ihre zahlreichen Romane, deren Sujets dem High Life entnommen sind, wie »A marriage in high life« (1836), »The divorced« (1838, 2 Bde.), »Love« (1838; neue Ausg. 1860), »Family records« (1841, 3 Bde.) ꝛc., haben nur ephemeren Werth. Verdient hat sie sich jedoch um die Förderung Walter Scotts gemacht.

Burzenland, fruchtbare Gebirgslandschaft im südöstlichen Siebenbürgen, um Kronstadt im Land der Sachsen, etwa 1652 QKilom. (30 QM.) groß, hat ihren Namen vom Bach Burzen (Buroza), der sie durchfließt und in die Alt mündet. Meist von Deutschen bewohnt, bildet das B. zugleich eine besondere Gruppe im deutschen Sprachgebiet Siebenbürgens. Vgl. Hintz, Kulturbilder aus dem B. (Kronst. 1873).

Busachino (spr. -kino, Bisacquino), Stadt in der sicilian. Provinz Palermo, Kreis Corleone, im Val di Mazzara, mit (1871) 9128 Einw., welche Weberei, Handel mit Getreide, Hanf und Oel treiben. In der Nähe Achatgruben.

Busada (Bu-Saadah), Stadt in Algerien, Provinz Konstantine, am gleichnamigen Fluß, südöstlich von Algier in fruchtbarer Gegend, hat 700 Einwohner, meist Araber. Von den Franzosen 15. Nov. 1849 erobert, ist der Ort seitdem ein wichtiger Militärposten geworden.

Busan, Deltaarm der Wolga, welcher etwa 44 Kilom. oberhalb Astrachan aus der Wolga austritt und, nachdem er die Achtuba aufgenommen hat, in das Kaspische Meer fällt. Er ist nicht breiter als 30—40 Faden, hat viele Sandbänke und ein schleichendes Wasser, welches im Sommer oft völlig austrocknet, im Frühling aber weit überströmt. Aus den zahlreichen, am B. wie an der Achtuba befindlichen Ruinen von alten Gebäuden und den hier seit längerer Zeit ausgegrabenen Waffen und Geräthen schließt man, daß die Goldene Horde der Tataren einstmals hier ihre Sitze gehabt habe.

Busbecq (spr. büsbek), Augier Ghislain de, Staatsmann und Gelehrter, natürlicher Sohn von Aegidius Ghislain, Herrn von B., 1522 zu Comines in Flandern geboren und von Carl V. legitimirt, studirte zu Löwen, Paris, Venedig, Bologna und Padua die Rechte, begleitete 1554 den Gesandten des römischen Königs Ferdinand I. nach England, vermittelte 1555 mit Sultan Soliman II. in Amasia einen sechsmonatlichen Waffenstillstand, später mit der Pforte einen achtjährigen Waffenstillstand und brachte 7 Jahre als Gesandter Kaiser Ferdinands I. zu Konstantinopel zu. Nach seiner

Rückkehr wurde er Erzieher der Söhne Maximilians II., begleitete 1564 die Erzherzöge an den spanischen Hof und 1570 die Erzherzogin Elisabeth zu ihrer Vermählung mit Karl IX. nach Frankreich, blieb daselbst als ihr Haushofmeister und, als sie nach des Königs Tod Frankreich verließ, 1582 als kaiserlicher Gesandter. Wegen innerer Unruhen floh er nach Flandern, wurde jedoch 1592 von einem Haufen Liguisten angefallen, zwar, nachdem sie aus seinen Papieren seinen Rang ersehen, wieder in Freiheit gesetzt, aber doch so erschreckt, daß ihn ein heftiges Fieber befiel, woran er 28. Oktober 1592 auf dem Schloß Maillot bei Rouen starb. Seine zwei wichtigsten Schriften sind: »Legationis turcicae epistolae IV« (Par. 1589 u. öfter), worin er durch Darlegung der wirklichen Zustände des osmanischen Reichs den Schrecken des türkischen Namens im westlichen Europa vernichten half und »Epistolae ad Rudolphum II. Imperatorem e Gallia scriptae« (herausgeg. von Houwaert, Löwen 1630), für die Geschichte der damaligen Zeit sehr wichtig. Seine »Sämmtlichen Werke« erschienen Leiden 1633, Basel 1740. Gesammelt hat B. über 100 griechische Manuskripte (gegenwärtig Eigenthum der kaiserlichen Bibliothek in Wien), viele alte Münzen, Medaillen, griechische Inschriften; auch entdeckte er zu Ancyra das berühmte Monumentum Ancyranum (vgl. Angora) und brachte viele ausländische Gewächse und Thiere nach Deutschland, von denen manche, z. B. der Flieder, einheimisch geworden sind.

Busby (spr. bösbi), Thomas, namhafter engl. Musikhistoriker, geb. 1755 zu London, gest. 28. Mai 1838. Er gab ein musikalisches Wörterbuch (neue Ausgabe 1840) heraus; dann eine Geschichte der Musik (1819, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1821—22, 2 Bde.), welche wesentlich aber nur ein Auszug der Werke von Burney und Hawkins ist; ferner eine musikalische Zeitschrift (»Monthly musical Journal«) und auch verschiedene Kompositionen für Gesang und für Instrumente.

Busc (das, franz. m., spr. büsk), Blankscheit, Planchette; busquiren (büskiren), mit einem B. versehen.

Busca, Stadt in der ital. Provinz Cuneo, am Maira, in reizender, das »Paradies von Piemont« genannter Gegend, mit mehreren Wohlthätigkeitsanstalten, Alabasterbrüchen in der Umgegend und 3100 (als Gemeinde 9533) Einw.

Busch, 1) Emil, berühmter Industrieller, geb. 6. Aug. 1820 in Berlin als Enkel des Predigers Duncker (gest. 1843), des Begründers der optischen Industrie in Rathenow, welcher daselbst 1800 die erste Fabrik für Brillengläser, Brilleneinfassungen und Linsen errichtete und dieselbe 1824 seinem Sohn Eduard Duncker übergab. Dieser erweiterte die Fabrik bedeutend und bestimmte, da er kinderlos war, seinen Neffen Emil B. zum Nachfolger. Letzterer hatte bis 1845 seine wissenschaftliche, technische und kaufmännische Ausbildung absolvirt und nachdem er die Fabrik übernommen, gelang es ihm, die ganze Fabrikationsweise umzugestalten und die Zahl der Branchen erheblich zu vermehren. Der Handbetrieb wurde durch Dampfbetrieb ersetzt, und zu Hauptzweigen der Fabrikation entwickelten sich allmählich eine ganze Reihe von Artikeln wie Brillen, Lupen, Mikroskope, Fernröhre, Operngläser und photographische Objektive. Von letzteren wurden mehrere Gattungen wie das Pantoskop, das Universal-Triplet und ein neues, für alle Zwecke, namentlich aber für Porträtaufnahmen geeignetes Objektiv von B. erfunden und konstruirt. Die Fabrik liefert die Rekognoscirungsstuben und Doppelfernröhre für die preußische Armee, in welcher auch die leichten Militär-Doppelperspektive sehr verbreitet sind. Die zwölfgläserigen Operngläser stehen bis jetzt unübertroffen da. Im Jahr 1872 verkaufte B. seine Fabrik an eine Aktiengesellschaft unter der Firma: Rathenower optische Industrieanstalt, vormals Emil Busch, und trat als delegirtes Mitglied des Aufsichtsraths in die Direktion ein.

2) Moritz Julius Hermann, deutscher Publicist, geb. 13. Febr. 1821 zu Neustadt-Dresden, studirte 1842—46 auf der Universität Leipzig zuerst Theologie und hierauf unter Hermann Weiße Philosophie. Nachdem er schon früher literarisch thätig gewesen, widmete er sich 1847 ganz der Schriftstellerlaufbahn, redigirte die »Novellenzeitung«, betheiligte sich als Mitarbeiter an der Illustrirten Zeitung und übersetzte verschiedene Romane von Dickens und Thackeray. Die Jahre 1848—51 wurden für sein Leben ein wichtiger Wendepunkt. Republikanisch gesinnt von der Universität her, dabei entschieden von der nationalen Idee erfüllt, empfand er den Niedergang der 1848 erweckten Hoffnungen nach beiden Richtungen so tief, daß er nach den Vereinigten Staaten auszuwandern beschloß. 1851 ging er dahin ab, aber schon im nächsten Jahr kehrte er, nachdem er einen großen Theil der atlantischen und westlichen Staaten bereist und sich vorzüglich in Ohio aufgehalten, in die Heimat zurück. Die Zustände Amerika's hatten seinem Ideal nicht entsprochen, aber die Reise hatte sein politisches Urtheil geklärt und geläutert; auch hatte er dieselbe zu Studien und Beobachtungen benutzen können, die namentlich für die Kunde des gesellschaftlichen und religiösen Lebens des amerikanischen Volks von Werth waren, und die er in den »Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi« (Stuttg. 1853, 2 Bde.) niederlegte. 1853 bereiste er im Auftrag einer Gesellschaft von Patrioten die Elbherzogthümer sechs Monate, um deren Sache dann in den »Schleswig-holsteinischen Briefen« (Leipz. 1854, 2 Bde.) und zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften zu führen. Später unternahm er im Auftrag des Oesterreichischen Lloyd mehrere Reisen in die Levante. 1857 war er in Aegypten und Nubien, das Jahr darauf in Griechenland, 1859 in Palästina, Syrien, Kleinasien, der europäischen Türkei, Rumänien und Ungarn. Früchte dieser Reisen waren: »Eine Wallfahrt nach Jerusalem« (Leipz. 1860, 2 Bde.; 2. Aufl. 1863), »Bilder aus dem Orient«, »Bilder aus Griechenland« (beide mit Stahlstichen von A. Löffler) und drei Reisehandbücher für die Türkei, Aegypten und Griechenland für den Verlag des Lloyd in Triest. Seit 1856 betheiligte er sich an der Redaktion der »Grenzboten«, die er von 1859 bis zum Ausbruch des schleswig-holsteinischen Kriegs selbständig führte. 1864, unmittelbar nach dem Einrücken der Preußen und Oesterreicher in Schleswig, trat er in die Dienste des Herzogs Friedrich von Augustenburg, dessen Sache er von Kiel aus in der Presse vertheidigte, bis er sich überzeugte, daß das Augustenburgerthum der nationalen Idee auch nicht das nothwendigste Opfer bringen wollte. Im Januar 1865 nach Leipzig zurückgekehrt, gehörte er zu den Mitarbeitern an den »Preußischen Jahrbüchern«, auch übernahm er die Redaktion der »Grenzboten« wieder, aber nur, um sie im

Digitized by Google

April 1868 wegen entschiedenem Abweichens seiner politischen Ueberzeugung von derjenigen Freytags wieder niederzulegen. 1866 und 1867 war er dann während des Uebergangsjahrs als Adlatus für die Presse in der Umgebung des Freiherrn v. Hardenberg in Hannover. Seine Erfahrungen während dieser Zeit stellte er in der Schrift »Das Uebergangsjahr in Hannover« (Leipz., Quandt und Händel, 1868) zusammen. Nach Leipzig zurückgekehrt, veröffentlichte er die Bearbeitung von Lenormants: »Manuel d'histoire ancienne de l'orient« unter dem Titel: »Urgeschichte des Orients« (Leipz. 1868, 3 Bde.) und die »Geschichte der Mormonen« (das. 1870). Im Januar 1870 in das Auswärtige Amt zu Berlin berufen, um im unmittelbaren Verkehr mit dem Reichskanzler dessen Gedanken der Presse zu übermitteln, begleitete er denselben in den Krieg gegen Frankreich und verblieb, mit ihm von Versailles zurückgekehrt, noch bis zum März 1873 in jener Stellung, die er dann aufgab, um die Redaktion des »Hannoverschen Kuriers« zu übernehmen. Anfangs Republikaner, dann Gothaer, gehört er gegenwärtig dem rechten Flügel der Nationalliberalen an.

Buschelster, s. v. w. Raubwürger.

Buschfalk, s. v. w. Raubwürger.

Buschholzbetrieb, ein Niederwaldbetrieb mit sehr niedrigem Umtrieb, besonders bei Weiden, doch auch hier und da bei Buchen, Hainbuchen, Ulmen, Ahorn gebräuchlich. Der Abtrieb erfolgt nach je 1, 2, 3 bis 5 Jahren, die Verjüngung durch Stock- und Wurzelausschlag. Dieser Betrieb eignet sich nur für Waldgrundstücke von geringer Ausdehnung und mit sehr kräftigem Boden, namentlich für Weidenheger an schlickführenden Flüssen, in welchen durch periodische Ueberschwemmungen eine jährliche Düngung erfolgt.

Buschhornwespe, s. v. w. Kiefernkaminhornwespe; s. Blattwespen.

Buschhuhn, s. Wallnister.

Buschir, Stadt, s. v. w. Abuschehr.

Buschklepper, ein Jäger, meist Wilddieb, der ohne Hund im Buschwerk und Vorholz das Wild zu erlegen sucht; dann auch s. v. w. Strauchdieb, Räuber (vgl. Bushrangers).

Buschmänner, ein den Hottentotten verwandtes Volk im südwestlichen Afrika, wahrscheinlich die Urbewohner des Landes, die auf einer sehr tiefen Gesittungsstufe stehen und allmählich dem Untergang entgegen gehen. Sie selbst nennen sich Sän oder Sagua (Singular Maskulinum Sab, Femininum Sas), was wahrscheinlich von sâ (»ruhen«) abzuleiten ist, wonach es die »Seßhaften« bedeutet. Die Kaffern nennen sie Aba-tua, die Basuto Ba-roa (»Bogenmänner«), die Betschuanen Ma-kautu. Der Name B. (Bosjemans) wurde ihnen von den ersten holländ. Kolonisten des Kaplandes gegeben. Die Wohnsitze dieses zwischen Hottentotten und Betschuanen inselartig eingesprengten Volks erstrecken sich vom Atlantischen Ocean bis etwa zum 23.° östl. L. v. Gr. und vom 20. bis 30.° südl. Br. Nirgends wohnen sie aber auf diesem Raum in größeren Mengen zusammen, überall nur horden- und stammweise in den traurigsten und ödesten Landstrichen, fast in beständiger feindlicher Berührung mit ihren Nachbarn, von denen sie gehetzt und vernichtet werden. Sie sind hager und klein von Statur (etwa 1½ Meter hoch), dabei von großer Häßlichkeit der Gesichtszüge, sonst aber wohlgebildet, äußerst gewandt und der unglaublichsten Anstrengung fähig. Ihre Farbe wechselt zwischen hellgelb und dunkelbraun. Sie haben kurzes Wollhaar, dessen einzelne Kräusel sich in zollange Löckchen verlängern, welche herabhängen und bei vielen Stämmen mit Sorgfalt gepflegt werden. Ihrem Wesen nach sind sie träge, roh, grausam, rauf- und raubsüchtig; doch zeichnen die Frauen sich durch Keuschheit aus, und die nördlichen Stämme stehen weit über den südlichen. Sie gehen ganz nackt, nur auf dem Rücken tragen sie ein kleines Fell. Sie leben in Höhlen, Felsspalten, an einer Bergwand, in einem ausgehöhlten Ameisenhaufen ꝛc., oder in zerbrechlichen Hütten aus Matten und bauen höchstens etwas Dacha oder wilden Hanf zum Rauchen. Sonst ist ihnen Ackerbau wie Viehzucht fremd. Haben sie kein Wild, so nähren sie sich von Ameiseneiern, Heuschrecken, wildem Honig und den kleinen Zwiebeln der zahlreichen Irisarten ihres Gebiets. Wilde Thiere fangen sie in Gruben, durch giftiges Wasser ꝛc. Bei ihren Raubanfällen bedienen sie sich fast ausschließlich der Bögen und vergifteter, schnell tödtender Pfeile, die sie mit großer Sicherheit auf 100—150 Schritte zu schießen wissen. Früher waren sie der Schrecken der Grenzdistrikte, und noch in neuerer Zeit fürchteten Kolonisten wie Hottentotten trotz ihrer eigenen Feuergewehre die Raubanfälle der B. Alle Bemühungen von Gouverneuren, Privatpersonen und Missionären, die B. zu civilisiren, sind an ihrem unüberwindlichen Hang zum vagabundirenden Leben gescheitert. Nur jung gefangen, sind einzelne treue und nützliche Hirten der Bauern geworden und haben sich für gute Behandlung dankbar gezeigt. Sie haben eine unbestimmte Vorstellung von einem höchsten Wesen und noch eine unbestimmtere vom Mein und Dein. Ihre Sprache ist der lautarmste Zweig der Hottentottensprache, dagegen der reichste an Schnalzlauten und tiefen Kehltönen. Uebrigens sprechen sie so verschiedene Dialekte, daß ein Buschmann vom Kwatlambagebirge einen von der Küste des Atlantischen Meers kaum verstehen würde. Bei Beginn der Kapansiedelung fanden sich die B. südlich bis zu Ribeekskastel, unter dem Namen Sonqua, und die seltsamen Zeichnungen an den Wänden in ihren Höhlen findet man in fast jedem Theil der Kolonie. Gegenwärtig hat sich ihre Zahl infolge der Vernichtungskriege holländischer und englischer Kolonisten gegen sie sehr verringert, und die vorschreitende Kultur in Südafrika arbeitet emsig an ihrem gänzlichen Untergang. Vgl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker Bd. 2 (Leipz. 1860).

Buschmann, Karl Eduard, namhafter Linguist, besonders als Mitarbeiter der Brüder Humboldt bekannt, geb. 14. Febr. 1805 zu Magdeburg von geringen Eltern, besuchte die dortige Domschule und bezog 1823 die Universität Berlin, wo er unter Wolf, Böckh und Bopp klassische u. orientalische Philologie studirte und sich zugleich in den neueren Sprachen eifrig fortbildete. Nachdem er noch ein Jahr lang in Göttingen orientalische Studien betrieben, ging er als Erzieher zweier erwachsenen Söhne des Berghauptmanns Justus Ludwig von Uslar, im Dienste der »New Mexican mining company«, nach Veracruz in Mejiko (1827). Er hatte Gelegenheit, das Land in verschiedenen Richtungen zu bereisen, kehrte aber schon nach Jahresfrist nach Europa zurück und begab sich im Oktober 1828 nach Berlin, wo er durch Bopps Vermittelung mit W. v. Humboldt in nähere Verbindung trat, der den

Plan entwarf, mit ihm gemeinschaftlich die amerikanischen Sprachen für die Oeffentlichkeit zu bearbeiten, und ihn im Februar 1832 an die königliche Bibliothek brachte. Dadurch wurde Buschmanns Zweck, die Universitätslaufbahn in den orientalischen Sprachen zu betreten, vereitelt. Er wurde 1835 zum Kustos, 1853 zum Bibliothekar ernannt und 1851 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine ersten Schriften waren »Konjugation des franz. Verbums« (2. Aufl., Berl. 1833) und »Lehrbuch der engl. Aussprache« (das. 1832), worin er sich als gründlichen Kenner der neueren abendländischen Sprachen bekundete. Seine Bedeutung als Linguist beruht aber auf seinen sprachvergleichenden Forschungen und Arbeiten, zunächst über den großen malayisch-polynesischen Sprachstamm. Die Resultate seiner Forschungen auf diesem Gebiet sind der Hauptsache nach in W. v. Humboldts bekanntem und von B. herausgegebenem und vollendetem Werk »Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java« (Berl. 1836—40, 3 Bde.) niedergelegt, dessen dritter Theil, enthaltend die vergleichende Grammatik der Südseesprachen und beiläufig des malayischen Sprachstamms überhaupt, B. allein zum Bearbeiter hat. Hierher gehört auch die Schrift »Aperçu de la langue des îles Marquises et la langue taïtienne« (Berl. 1843). Außerdem hat sich B. nicht minder eingehend mit dem Studium und der Vergleichung der Sprachen von Nord- und Mittelamerika beschäftigt und über dieselben seit 1853 eine Reihe von Werken und Abhandlungen zu veröffentlichen begonnen. Als die wichtigsten sind zu nennen: »Ueber die aztekischen Ortsnamen« (Berl. 1853), »Die Spuren der aztekischen Sprache im nördlichen Mexiko und höhern amerikanischen Norden« (das. 1859, 2 Bde.), worin er die Sprachen Mexiko's und des ganzen nördlichen Amerika (nur den Osten der Vereinigten Staaten ausgenommen) durchmustert; »Der athapaskische Sprachstamm« (das. 1856—63) und die »Grammatik der Sonorischen Sprachen« (das. 1864—69, 3. Abtheilung, im Anschluß daran »Das Arache als eine athapaskische Sprache erwiesen« (das. 1860) und »Die Verwandtschaftsverhältnisse der athapaskischen Sprachen« (das. 1863). Eine interessante linguistische Arbeit ist auch die kleine Abhandlung »Ueber den Naturlaut« (Berl. 1853). Nach dem Tode W. v. Humboldts war ihm Alex. v. Humboldt näher getreten, und B. kam nachgerade mit ihm in dasselbe Verhältnis, in welchem er zu seinem Bruder gestanden, ihn (von 1839 an) in allen seinen Arbeiten zu unterstützen. Der ganze »Kosmos«, die dritte Ausgabe der »Ansichten der Natur«, der erste Band der »Kleineren Schriften« wurden von B. nach Humboldts Entwurf geschrieben, und der Druck wurde von beiden besorgt. Die Art dieses gegenseitigen Verhältnisses hat Humboldt im fünften Band des Kosmos (S. 17 und S. 128) angedeutet. Nach dem Tod desselben beendigte B., dem Auftrag des Autors gemäß, das berühmte Werk durch ein großartiges, kunstvolles Register, dem er 3¼ Jahre eifrigster Arbeit gewidmet hatte, und übergab so Ende 1862 dem Publikum den 5. Band. B. hat auch von den von Professor B. Mendelssohn herausgegebenen »Gesammelten Schriften Moses Mendelssohns« die Bände 1, 4—7 (Leipz. 1842—45) besorgt.

Buschneger, s. v. w. Maronneger.

Buschspinne, s. Vogelspinne.

Busch (Pausch), s. Papier.

Buschtiehrad, Dorf in Böhmen, 15 Kilom. nordwestlich von Prag, mit einem schönen Schloß und sehr reichen Kohlengruben (4 übereinander liegende Flötze, deren bedeutendstes eine Mächtigkeit von 2 Klaftern hat). Von B. hat ein ansehnlicher Eisenbahnkomplex Böhmens den Namen Buschtiehrader Eisenbahn erhalten, welcher die Hauptstadt Prag und ihre Industrien mit den wichtigsten Kohlenbecken des Landes (bei Kladno, Rakonitz, Komotau, Eger 2c.) verbindet und zugleich den Anschluß an die sächs. und bayr. Staatsbahnen vermittelt. Derselbe besteht gegenwärtig aus den Linien: Prag (Bubna)-Komotau-Eger (238 Kilom., 1861—73 erbaut), Prag (Smichow)-Hostiwic (20 Kilom., 1872 eröffnet), Wejhybka-Kralup (26 Kilom., 1857 eröffnet), Lana-Pinie (Pferdebahn), Lischan-Rakonitz (9 Kilom., 1871—73 erbaut), Priesen-Kaaden (11 Kilom., 1871 gebaut), Komotau-Weipert (58 Kilom, 1872 eröffnet) und Tirschnitz-Franzensbad (4 Kilom., 1871 eröffnet), während noch andere Linien (z. B. Falkenau-Graslitz-Klingenthal, Krima-Reizenhain im Bau befindlich sind.

Buschtruthahn, s. Wallnister.

Busdjakoma, großer Marktflecken im russ. Gouvernement Orenburg, Kreis Belebei, berühmt durch seine alljährlich zwischen 18. und 26. Dec. stattfindende (Nikol'sche) Messe.

Buse (Büse), s. v. w. Buis.

Busembaum, Hermann, ein durch seine spitzfindige Moral bekannter Jesuit, geb. 1600 zu Notteln in Westfalen, lehrte seit 1640 zu Köln Moral und wurde später Rektor des Jesuitenkollegiums zu Münster, wo er, als Beichtvater des kriegerischen Bischofs Christof Bernhard von Galen, 31. Jan. 1668 starb. Er ist Verfasser des Werks: »Medulla theologiae moralis« (Münst. 1650, über fünfzigmal aufgelegt, von Lacroix erweitert, Köln 1716—1733, 8 Bde.; mit neuen Zusätzen bereichert von Montausan, Lyon 1729, 2 Bde.; dann von Alfonso de Ligorio, Rom 1757, 3 Bde. und Zaccaria, Veneb. 1761, 3 Bde., zuletzt Löwen 1848, 2 Bde.), welches die Grundsätze der jesuitischen Moral in bequemer Uebersicht behandelt und bald in den Seminarien des Ordens in Gebrauch kam. Als Damiens Mordversuch auf Ludwig XV. den Jesuiten zur Last gelegt und die Anklage, daß der Orden Mord und Aufruhr im Dienst seiner Zwecke gutheiße, aus den Lehrbüchern desselben, namentlich aus Busembaums »Medulla«, bewiesen wurde, ließ das Parlament zu Toulouse das Werk öffentlich verbrennen. Die Superioren der Jesuiten erklärten aber vor Gericht, daß ihr Orden weder mit dem Verfasser der »Medulla«, noch mit dessen Grundsätzen etwas gemein habe. Auch das Parlament zu Paris verurtheilte das Buch, wogegen der italienische Jesuit Zaccaria die Vertheidigung Busembaums übernahm, aber vergeblich, denn die Vertheidigung wurde vom Pariser Parlament gleichfalls verdammt. Eine abermalige Apologie Busembaums versuchte der Jesuit Franzoja zu Padua (Bologna 1760).

Busen (Sinus), die Vertiefung zwischen den beiden weiblichen Brüsten; auch die letzteren selbst; im alten deutschen Recht und der biblischen Ausdrucksweise s. v. w. Frauensperson, wie: Das Erbe geht nicht außer dem B., so lange ebenbürtiger B. vorhanden; Das Kind folgt dem B. (s. Verwandtschaft); dann s. v. w. Herz, der Sitz von Gefühlen, Leidenschaften, Affekten und Begierden.

Digitized by Google

Busénto (der Pyroos der Griechen und Bucentius der Römer), Fluß in der unterital. Provinz Calabria citeriore, vereinigt sich bei Cosenza mit dem Crati, welcher in den Golf von Tarent ausmündet. Im Bett des B. ist das sagenberühmte Grab des Westgothenkönigs Alarich (s. d.) und seines Streitrosses.

Buseo, Kreishauptstadt in der Walachei, am Fluß B. und an der Hauptstraße von Bukarest nach Jassy gelegen, ist Sitz der Kreisbehörde und eines griechischen Bischofs, hat ein Gericht erster Instanz, eine Normalschule und 9000 Einw.

Bushel (spr. büschel), ein unserem Scheffel entsprechendes englisches Hohlmaß für trockene Waaren, namentlich Getreide und Sämereien, faßt in Großbritannien als gesetzliches Reichs- oder Imperialbushel (= ⅛ Quarter oder 8 Gallons) 2218,191 engl. Kubikzoll = 36,348 Liter, während in den Kolonien und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika noch das kleinere alte oder Winchesterbushel von 2150,42 engl. Kubikzoll = 35,237 Liter = 0,969 Imperialbushels gilt. 131 Winchesterbushels = 127 Imperialbushels, oder etwas weniger genau 33 Winchesterbushels = 32 Imperialbushels; 100 Winchesterbushels = 35,237 Hektol. = 64,112 preuß. Scheffel oder Hamburger Faß = 57,292 Wiener Metzen. Als Durchschnittsgewicht von 1 B. Getreide rechnet man Weizen 62, Roggen 54,5, Gerste 48, Hafer 39, Erbsen 66, Bohnen 65, Kleesaat 70 und Rapssaat 50 Pfd. engl. Avoirdupoids.

Bushrangers (spr. büschrehndschers), war in den australischen Verbrecherkolonien der gewöhnliche Ausdruck für Verbrecher, welche in die Wälder entliefen und sich häufig an die Wilden anschlossen, noch öfter in den bewohnten Distrikten mit Hehlern in Verbindung standen, übrigens von Raub ꝛc. lebten.

Busiris (Isidis oppidum), ehemalige Hauptstadt eines Nomos in Unterägypten, am Busiritischen Strom, dem östlichen Hauptarm des Nils, westlich von Alexandria, hatte einen prächtigen Tempel der Isis, welcher zu Ehren man hier jährlich ein großes Fest feierte, wurde aber von Diokletian zerstört; jetzt Busyr (Abussir) mit Ruinen. — Eine andere Stadt B. lag in Mittelägypten, bei Memphis, in der Nähe der Pyramidengruppe von Gizeh; jetzt Abusir (Busir), wo sich noch bedeutende Ueberbleibsel vom Tempel vorfinden.

Busiris, nach Diodor Statthalter des Osiris in den Grenzgebieten von Phönikien, oder auch ein ägyptischer König, der Beschließer oder der nächste Nachfolger der Menesdynastie. Derselbe erbaute Theben und soll ein Sohn des Poseidon, von dem ja alle Unholde abstammen mußten, gewesen sein. Als einst Aegypten 9 Jahre lang unfruchtbar war, rieth der Cyprier Phrasios dem König B., zur Abwendung des Uebels alljährlich dem Zeus einen Fremden zu schlachten, und der König begann mit dem Wahrsager selbst. Der Rath bewährte sich: B. lebte herrlich. Viele Fremde waren schon geopfert, als auch Herakles nach Aegypten kam, sich binden, bekränzen und bis zum Altar führen ließ. Da plötzlich riß er die Bande und erschlug den König, dessen Sohn, den Herold und die Opferdiener, und an ihm war nun die Reihe, sich zu Tisch zu setzen. Auf einer griechischen Vase ist B. als König auf einem Thron in barbarischer Kleidung gemalt, vor ihm Herakles, von Dienern gehalten und eine Keule schwingend. Euripides (in einem Satyrdrama), Epicharmos und Mnesimachos stellten komisch dar: »wie sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch«. Isokrates schrieb eine Schutzrede auf B., der wohl als Inkarnation des in seiner Hellenenfurcht grausamen Barbarenthums aufzufassen ist.

Busk (Buzsk), Stadt in Ostgalizien, im ehemaligen Kreis Zloczow, am Bug, hat sechs Vorstädte, die durch mehr als 30 Brücken mit der Stadt verbunden sind, ein weitläufiges Schloß, vier Kirchen und 4400 Einw., welche lebhaften Handel mit Bauholz, Töpfer- und Leinenwaaren treiben. B., das Spuren einer ehemaligen starken Befestigung enthält, wurde 1516 und 1672 von den Tataren eingenommen und zerstört.

Buskerud, Amt im norweg. Stift Christiania, 14,656 QKilom. (266 QM.) groß, mit 99,385 Einw., umfaßt die Landschaften Numedal und Hallingdal, jene vom Laagen, diese vom Hallingsdalelf durchflossen, die wegen ihrer Anmuth berühmte, fruchtbare Hügellandschaft Ringerige mit dem lieblichen See Tyrifjord und dem südlichen Theil der Gebirgslandschaft Valdersdalen. Den besten, fruchtbarsten und bevölkertsten Theil des Amts bildet die Vogtei B., wo starker Ackerbau betrieben wird, während in den anderen Landestheilen Waldwirtschaft und Viehzucht, auch Bergbau (auf Silber, Kobalt, Eisen) und Jagd (Waldvögel und Hasen bilden einen Ausfuhrartikel), dann Frachtfuhren und Fischerei die Hauptbeschäftigung bilden. Das Ganze besteht eigentlich aus drei großen Thalsenkungen, welche durch hohe Gebirgszüge sowohl von einander, als von den angrenzenden Aemtern getrennt werden. An der Grenze von Bergenhuus ist das Hardangerfjeld und an der Grenze des Stiftes Christianssand, das Tessung- und das Bleefjeld. Von den ansehnlichen Bergen der Landschaft ist der Hallingskarven (2005 Meter) hervorzuheben. Auf der Ostseite liegt der durch seine schöne Aussicht auf Ringerige bekannte, 411 Meter hohe Krogkleven. Hauptorte sind Drammen und Konsgberg.

Buß, Franz Joseph, einer der Hauptführer der ultramontanen Partei in Baden und fruchtbarer Schriftsteller, geb. 23. März 1803 in Zell am Harmersbach, studirte Philosophie, Medicin und Jurisprudenz, promovirte in diesen drei Fakultäten und habilitirte sich 1824 als Privatdocent in Freiburg, wo er 1833 eine außerordentliche und 1836 eine ordentliche Professur für Rechts- und Staatswissenschaft erhielt. Als Mitglied der zweiten badischen Kammer stand er 1837 und 1846 im Gegensatz zu seinen früher ausgesprochenen liberalen Grundsätzen auf Seiten der strengkirchlichen und reaktionären Partei, weshalb er beidemal nach kurzer Zeit sein Mandat niederlegte, da sein Auftreten den Erwartungen seiner Wähler nicht entsprach. In das Frankfurter Parlament von einem westfälischen Bezirk 1848 gewählt, war er einer der eifrigsten Führer der großdeutsch-katholischen Richtung. Auch außerhalb des Parlaments übte er eine umfassende Agitation aus und suchte durch zahlreiche, gegen den Deutschkatholicismus und gegen Preußen gerichtete Flugschriften namentlich die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat zu verfechten. Zugleich stiftete er eine große Menge von katholischen Vereinen und wurde 1848 Präsident der zu Mainz tagenden Pius-Vereine. Ein entschiedener Gegner der preußischen Hegemonie, suchte er das Heil Deutschlands auf allgemeine Rückkehr zum

Katholicismus zu begründen in der Schrift: »Die Aufgabe des katholischen Theils deutscher Nation« (Regensb. 1851). Ueberhaupt war er für Unterricht, Mission und Erziehung in streng katholischer Richtung auf jede Weise thätig, befürwortete die Errichtung katholischer Universitäten und eiferte für den Jesuitenorden in der Schrift: »Die Gesellschaft Jesu, ihr Zweck, ihre Satzungen, Geschichte ꝛc.« (Mainz 1853, 2 Bde.; neue Ausg. das. 1863). Sonst schrieb er noch: »Der heilige Thomas, Erzbischof von Canterbury« (das. 1856); »Geschichte und System der Staatswissenschaft« (Karlsr. 1839, 3 Bde.); »Oesterreichs Umbau in Kirche und Staat« (Wien 1863, Bd. 1) und bearbeitete mehrere fremde, auf Staatswirtschaft bezügliche Werke. Im Jahr 1863 wurde B. in den österreichischen Ritterstand erhoben. Oktober 1873 vom Wahlbezirk Achern in die badische Abgeordnetenkammer gewählt, wurde er der Führer der klerikalen Partei, vertheidigte die von ihm abgefaßte Gegenadresse, stellte 2. Dec. wegen Anerkennung des Dr. Reinkens als katholischen Bischofs eine Interpellation an die Regierung, sprach 16. Dec. für Diätengewährung und verlangte, jedoch vergeblich, 22. Dec. die Einführung direkter Wahlen. 18. Jan. 1874 wurde er von dem klerikalen badischen Wahlbezirk Tauberbischofsheim-Walldürn in den Reichstag gewählt und trat dort in das Centrum ein.

Bussa (Boussa), Hauptort des gleichnamigen afrikan. Reichs im östlichen Sudân, in der Landschaft Borgu, am Niger, der hier in drei Arme getheilt ist und wegen der ihn durchsetzenden Thonschieferfelsriffe den Schiffern nur eine gefährliche Passage gestattet, ist unregelmäßig und weitläufig gebaut und zählt 10—12,000 Einw. In der Nähe verlor 1805 Mungo Park sein Leben.

Bussa (Bosa), bei den Tataren eine Art Bier, aus Gerste und Hirse bereitet.

Bussaco, prächtig gelegenes Kloster in der portug. Provinz Beira, Bezirk Coimbra, am Mondego, eines der merkwürdigsten Bauwerke Portugals. Hier 17. Sept. 1810 Sieg der verbündeten Engländer und Portugiesen unter Wellington über die Franzosen unter Masséna.

Bussang (spr. bü-), Dorf im franz. Departement der Vogesen, Arrondissement Remiremont, am Ursprung der Mosel malerisch gelegen, mit 2115 Einw., hat drei berühmte Mineralquellen, welche Kohlensäure, kohlen- und salzsaures Natron und kohlensaures Eisen enthalten und von deren Wasser alljährlich ca. 400,000 Flaschen versandt werden. Es leistet besonders Personen von sitzender Lebensweise, bei großer Reizbarkeit des Nervensystems, bei Magen- und Unterleibsbeschwerden gute Dienste.

Bussarde (Buteonidae Sws.), Unterfamilie der falkenartigen Raubvögel, große oder mittelgroße Vögel mit etwas plumpem Körper, dickem, breitem, flachem Kopf, kurzem, komprimirtem, vom Grunde an gekrümmtem Schnabel ohne Zahn, langen Flügeln, an denen meist die dritte und vierte Schwinge am längsten sind, meist kurzem Schwanz, ziemlich hohen, nackten oder befiederten Läufen und kurzen, schwachen Zehen. Die B. bewohnen im Gebirge und in der Ebene kleine Waldungen und jagen auf benachbarten Feldern; sie fliegen langsam aber anhaltend, sind ziemlich träge und plump, nähren sich von Mäusen, Schlangen, Insekten, Würmern, Aas, auch von Pflanzenstoffen und sind im allgemeinen viel mehr nützlich als schädlich. Die nordischen Arten sind Wander- oder Strichvögel, die südlicheren Standvögel. Sie nisten auf hohen Bäumen, legen 3—4 Eier und sind nicht schwer zähmbar. Der Rauchfußbussard (Schneeaar, Archibuteo lagopus *Gould*), hat bis zu den Zehen befiederte Läufe; sein Gefieder ist sehr unregelmäßig, mehr oder minder hellbraun mit weiß, ins Gelbliche ziehend, gescheckt, der Schwanz weiß mit schwarzbraunen Querbändern. Er ist 57—65 Centim. lang, hat eine Flugbreite von 1,25—1,4 Meter und findet sich in ganz Europa, in Deutschland als Strich- oder Zugvogel (im September oder Oktober ankommend, im April weiter nach Norden ziehend) ziemlich häufig in größeren Wäldern. Er erhebt sich oft in kreisförmigen Schwenkungen hoch in die Luft, wo man ihn an seinem weißen Schwanz erkennt, fängt geschickter als die übrigen Arten Mäuse (im Norden besonders Lemminge), Amphibien, aber auch Feldhühner und junge Hasen. Er nistet vorzugsweise auf Felsen und legt (öfters sogar zweimal) vier weiße, röthlich gewölkte Eier. Der gemeine B. (Mäusebussard, Mäusefalke, Bußhard, Rüttelweih, Wasservogel, Unkenfresser, Waldgeier, B. vulgaris *Bchst.*, Falco Buteo *L.*, s. Tafel »Raubvögel«) ist oben dunkelbraun, am Bauch grau bis gelb mit mehr oder weniger zahlreichen dunkelbraunen, herzförmigen Flecken oder Wellenlinien; die Schäfte der Schwanzfedern und Schwingen sind weiß; der Schwanz ist aschgrau und mit 8—14 dunkeln Querbändern gezeichnet; die Wachshaut am Schnabel und die hinten nackten, nur im obern Drittel befiederten Füße sind gelb. Er ist übrigens in der Färbung sehr veränderlich, 57—65 Centim. lang und klaftert 1,3—1,5 Meter. Dieser träge, ungeschickte Vogel ist der gemeinste Raubvogel der nördlichen Welt, erscheint einzeln auch in Nordafrika und Indien und ist im Himalaya stellenweise gemein. Bei uns ist er Strichvogel, im Norden Zugvogel; er hält sich am liebsten in Vorhölzern auf, von wo aus er die Felder besucht, und beschreibt hoch in der Luft Kreise. Auf Bäumen und Steinen sitzt er stundenlang zusammengekauert, auf Mäuse, Ratten, Hamster, Kreuzottern, Amphibien, Schnecken, Heuschrecken und Regenwürmer lauernd. Obwohl er bisweilen auch Hasen, sowie junge Feld- und Haushühner wegfängt, so ist er doch weit mehr nützlich als schädlich. Sein Nest baut er Ende April auf hohen Bäumen nachlässig aus Zweigen und Wolle und legt vier grünlich-weiße Eier mit braunen Flecken. Seine Stimme ähnelt dem Miauen einer Katze, und daher hat er seinen Namen (Buse oder Puse, s. v. w. Katze).

Bußbücher (Bußordnungen, Beichtbücher, Libri poenitentiales), Anweisungen für Priester und Beichtväter über Verwaltung der Beichte, insbesondere über die für einzelne Sünden aufzuerlegenden Bußübungen. Sie beziehen sich hierbei auf einzelne Kanones, Synodalbeschlüsse, Dekretalien u. dgl. Die abendländischen B. gründen sich auf den Canon poenitentialis des Theodorus von Canterbury (gest. 690), auf das Poenitentiale Romanum, welches zwar nicht von der Kurie ausgegangen ist, aber die allgemein anerkannten Grundsätze über Buße enthält, auf Beda's (gest. 735) Buch de remediis und auf die Pönitentiarien von Egbert von York (gest. 767), Columban (gest. 615), Halitgarius (gest. 829). Die wichtigsten Quellen im Orient sind die drei Briefe des Basilius von Cäsarea (gest. 379) an Amphilochius und das dem Johannes Nesteuta (586) beigelegte Pönitentiale. Doch ist die Verfasserschaft aller genannten Beichtbücher mehr oder weniger schwankend.

Vgl. Wasserschleben, Beiträge zur Geschichte der vorgratianischen Kirchenrechtsquellen (Leipz. 1839); Derselbe, Die Bußordnungen der abendländischen Kirche (Halle 1851).

Buße, eigentlich die Wiederherstellung eines gestörten Rechtsverhältnisses. Seine Bedeutung im religiösen Sprachgebrauch hat das Wort durch die Auffassung der katholischen Kirche erhalten. Ueberall nämlich, wo, wie hier oder im Mosaismus, das Verhältnis zu Gott durch das Verhältnis zu einer äußerlichen Gemeinschaft (Kirche, Volk Israel) vermittelt oder bedingt und demgemäß das religiöse Verhalten ein gesetzlich vorgeschriebenes ist, ist die Sünde zunächst Störung eines auf dem religiösen Gesetz beruhenden Rechtsverhältnisses, welches daher durch äußerliches Thun oder Leiden erkennbar wieder ausgeglichen, gebüßt werden muß. Die evangel. Kirche behielt das einmal in den kirchlichen Sprachgebrauch aufgenommene Wort bei, aber in dem Sinn von Sinnesänderung, die hier den Schmerz über die Sünde und die erneute Hingabe an die Liebe und die Heiligkeit Gottes in sich schließt. Damit ist der Unterschied der katholischen und der evangelischen Lehre von der B. vollständig ausgesprochen, und es erklärt sich, weshalb jene den Begriff derselben so bestimmt, daß sie die Zerknirschung des Herzens (contritio cordis), das Bekenntnis des Mundes (confessio oris) vor dem Priester und die Genugthuung (satisfactio operis), Uebernahme gewisser Strafen zur Abbüßung (poenae canonicae), in sich begreift und daß die Kirche in der B. ein eigenes Sakrament erblickt. Der Gang der geschichtlichen Entwickelung ist folgender. Die ursprünglich unwillkürlichen und freiwilligen Aeußerungen des Reuschmerzes bei schweren Sünden wurden allmählich angesehen als nothwendige Zeichen und gleichsam als Probirsteine der Aufrichtigkeit der Reue, auch bei der Häufigkeit des Abfalls und der Verleugnung unter den Verfolgungen als nothwendig zu fordernde Genugthuung an die verletzte Gemeinschaft. Demnach wurden die Bußen bemessen nach der Größe des Vergehens (Bußgrade) und erschienen bald als von der Kirche aufgelegte Strafen. Waren sie aber dies, so konnten sie auch von der Kirche willkürlich erlassen, mit anderen vertauscht oder durch andere der Kirche angenehme Leistungen (gute Werke) ausgeglichen und ersetzt, ja von anderen und für andere übernommen werden; und weil die Versöhnung mit der Kirche die Versöhnung mit Gott in sich schließt, so mußte wenigstens in der Volksvorstellung auch die Verwechselung der ewigen Strafen der Sünde mit den zeitlichen von der Kirche verhängten eintreten, die durch Bußen ausgeglichen werden konnten. Unvermeidlich war daher die Veräußerlichung des Bußwesens in der römischen Kirche, als deren Extreme der Ablaßhandel und die Geiselbrüderschaften erscheinen, die sich aber nicht minder in den Büßerorden, den Bußbüchern, Bußthalern ꝛc. darstellt. Die evangelische Kirche ließ, indem sie zum Begriff der Sinnesänderung zurückkehrte, dies alles bei Seite, und wenn die lutherische Kirche die Privatbeichte nicht aufgab, so forderte sie dieselbe doch nicht als Genugthuung, sondern schätzte sie nur als Mittel der Seelsorge. Daß die Apologie der Augsburg. Konfession (1530) die B. noch ein Sakrament neben Taufe und Abendmahl nennt, ist eine Nachwirkung des noch nicht völlig überwundenen katholischen Systems. Als rein innerliche Sache zwar, aber doch in unnatürlich forcirter Weise wurde die B. von den Pietisten und Methodisten betont und geübt (Bußkampf, Durchbruch der Gnade).

Im juridischen Sinn ist B. die Ersetzung eines verursachten Schadens; daher die gerichtliche Genugthuung, welche früher der Beleidiger dem Beleidigten zu Theil werden lassen mußte, im Gegensatz zu Brüche und Wette (s. d.); dann jede Strafe für begangenes Unrecht, einerlei, worin sie besteht.

Bußen (auch Schwabenberg), isolirt stehender Berg im württemberg. Donaukreis, östl. von Riedlingen, 750 Meter ü. M. und 230 Meter über der Umgebung, mit weiter Aussicht über Oberschwaben bis an den Bodensee und die Schweizer Alpen. Die Römer hatten hier ein Kastell, auf dessen Ruinen sich später zwei Burgen erhoben. Hier war auch der Stammsitz des berühmten Bertholdischen Grafengeschlechts (schon 724). Später brachte Rudolf von Habsburg die Herrschaft an sich, und 1806 kam sie an Würtemberg. Vgl. Buck, Der B. und seine Umgebung (Sigmaring. 1868).

Bußkanon, in der ältern katholischen Kirche die Summe von Vorschriften über die Wiederaufnahme der Gefallenen nach den Synodalbeschlüssen von Elvira (305), Ankyra (318), Nikäa (325) u. a. Die älteste Aufstellung solcher Kanones enthielt ein Pönitentialschreiben des Petrus von Alexandria (gest. 311).

Bußkapitel, die in den Ordensstatuten bestimmten Versammlungen aller Konventualen eines Klosters oder aller Glieder eines Ordenskapitels, um vor den Oberen ihre Fehler zu beichten (Kapitelbeichte) und eine Buße dafür zu übernehmen.

Bussole, s. Kompaß

Bußorden, s. Tertiarier.

Bußpsalmen, diejenigen sieben Psalmen: 6, 32 (nach der Zählung der Vulgata 31), 38 (37), 51 (50), 102 (101), 130 (129), 143 (142), in welchen sich der Schmerz der Buße am ergreifendsten ausspricht, und von denen in der katholischen Kirche häufig ein seelsorglicher und liturgischer Gebrauch gemacht wird, wie namentlich vom Miserere 50 (51) und De profundis 129 (130).

Bußstationen (Bußgrade, Gradus, Stationes poenitentiae), die Stufen, welche die aus der Kirche Ausgeschlossenen (s. Bann) durchschreiten mußten, ehe sie in dieselbe wieder aufgenommen wurden. Die vier Hauptstufen waren: Fletus, Auditio, Substratio, Consistentia. Während der ersten lagen die Pönitenten während des Gottesdienstes ein Jahr lang im Bußgewand weinend vor der Kirche und flehten die Hineingehenden an, für sie zu beten; auf der zweiten vergönnte man ihnen, im Hintergrund der Kirche die Schrifterklärung anzuhören; im dritten Stadium durften sie im Schiff der Kirche knieend beten, im vierten wieder aufrecht stehend dem Gottesdienst vollständig anwohnen.

Bußtage (früher gewöhnlich Buß-, Bet- und Fasttage genannt), solche dem Gottesdienst gewidmete Tage, welche den besondern Zweck haben, die Kirchengemeinden auf ihre sittlichen Gebrechen und die Nothwendigkeit der Besserung aufmerksam zu machen. Man unterscheidet außerordentliche, für besondere Fälle angeordnete B. (dies supplicationum) und feststehende, jährlich wiederkehrende (dies rogationum). Zu ersteren gehörte z. B. der von Theodosius d. Gr. bei einem Erdbeben in Konstantinopel angeordnete Bußtag. Auch die regelmäßig wiederkehrenden B. sind durchgängig ursprünglich außerordentliche gewesen. Als feststehende Bußzeit kannte

die Kirche anfangs nur die Advents- und die österliche Fastenzeit; hierzu kamen dann die vier Quatemberfasttage, welche unter diesem Namen oder als vierteljährliche Bußtage auch in die evangelische Kirchenjahr übergingen. Jetzt sind die Bußtage in den meisten deutschen Ländern auf zwei oder auf einen im Jahr reducirt. Bei der Zersplitterung der kirchlichen Gebiete gehörte es zu den frommen Wünschen der deutschen evangelischen Kirche, daß auch in der Feier der Bußtage eine allgemeine Uebereinstimmung hergestellt werden möge.

Bussy (spr. büssi), **Roger de Rabutin, Graf von**, franz. Generalleutnant, Schöngeist am Hof Ludwigs XIV., geb. 1618 zu Epiry in Nivernois, zeichnete sich als Soldat besonders in dem Feldzug von 1658 aus und stieg zum Maréchal de Camp auf. Wegen eines obscönen Liedes auf die höchsten Personen ward er vom Hof verwiesen und beschäftigte sich nun damit, die galanten Abenteuer der vornehmsten Pariser Damen unter erdichteten Namen zu beschreiben. Das Werk ward gegen seinen Willen gedruckt bei Elzevier: »L'histoire amoureuse des Gaules« (Lüttich o. J.; neue Ausgabe Par. 1868, 2 Bde.). 1666 ward B. Mitglied der französischen Akademie, aber schon fünf Wochen später in der Bastille eingekerkert. Hier schrieb er die niedrig schmeichelnde »Histoire abrégée de Louis le Grand« (Par. 1699). Dennoch ward er nach dreizehnmonatlicher Haft auf sein Landgut Chaseu in Bourgogne verbannt. Vor seinem Tod erhielt er vom Hof Verzeihung und eine Pension von 4000 Livres. Er starb 1693. Von seinen Schriften nennen wir: »Lettres avec les réponses« (Par. 1711, 8 Bde.); »Discours sur le bon usage des adversités« (das. 1694); »Une carte géographique de la cour et autres galanteries« (Köln 1668). Seine »Livres d'heures« (Horenbuch) sind eine obscöne Parodie der katholischen Horen. Lalanne gab seine Memoiren (Par. 1857) und seine Correspondenz (das. 1858—59, 5 Bde.) heraus.

Bußzucht, das von der Kirche gegen solche Mitglieder beobachtete Verfahren, welche durch grobe Vergehungen sich der christlichen Gemeinschaft unwürdig gemacht haben, aber in dieselbe wieder aufgenommen sein wollen. Die B. ist ein Theil der Kirchenzucht (s. d.). Anfangs folgte die Kirche auch in der Gemeindedisciplin dem Vorbild der Synagoge; es genügte aber zur Wiederaufnahme das reumüthige Schuldbekenntnis. Bei der Ausbreitung der Gemeinde und den häufigeren Beispielen des Abfalls, der Verleugnung und des Rückfalls in heidnische Sitte erschien größere Strenge bei der Wiederaufnahme nöthig, so daß nun die vier Bußstationen (s. d.) vorhergehen mußten. Sogar die Dauer derselben wurde von manchen Synoden festgestellt und der Willkür der Bischöfe entzogen. Als im Abendland die öffentlichen Kirchenbußen selten wurden, traten andere Strafen an deren Stelle, theils hergenommen aus den Uebungen der ältern Askese, theils aus den fränkischen und germanischen Rechtsgewohnheiten, wie denn auch in dem bischöflichen Sendgericht kirchliches und bürgerliches Gericht zusammenfloß und die Ablösung der Kirchenstrafe mit Geld denselben Ursprung hat. Die Aufgabe der Bußbücher war es, dem Beichtvater die passende Bußübung zu bezeichnen. Die Bußen waren entweder eigentliche Strafen, wie Geldbußen, auch Schläge und Einsperrung, oder rein asketischer Art, Wallfahrten, bestimmte Gebete u. dgl., oder die Kirche fördernde Werke, Stiftung von Kirchen und Klöstern ꝛc. Die ältere, oft rigorose B. hat überall aufgehört und dauert nur in Klöstern noch fort. In der evangelischen Kirche gibt es keine B., nur Seelsorge und Kirchenzucht, wozu auch das Versagen der Wahl- und Pathenrechte, des Brautkranzes, des kirchlichen Begräbnisses zu rechnen ist, wo solches noch vorkommt.

Bustaménte, Anastasio, mejikan. Präsident, geboren um 1790 als Sohn eines Pflanzers in der Gegend von Queretaro in Mejiko, wurde 26. Jan. 1827 von den empörten columbischen Truppen an Lara's Stelle zum General erwählt und 16. März nach Guayaquil geschickt. Hier von den Seinigen verlassen, floh er und ging später mit 20 Officieren zu den Peruanern über, unter deren Fahnen er nun gegen Columbia focht. Nach dem Friedensschluß zwischen Peru und Columbia (1829) wandte er sich nach Mejiko, wurde schon 26. Jan. 1829 vom Kongreß zum Vicepräsidenten erwählt und ergriff sogleich Partei gegen Guerrero. Von der Erklärung, die er gegen letztern erließ, erhielten seine Anhänger den Namen Pronunciados. An ihrer Spitze bemächtigte er sich 22. Dec. 1829 Mejiko's, zwang den Präsidenten zur Niederlegung seines Amts und wurde 1. Jan. 1830 selbst zum Präsidenten von Mejiko erwählt. Er bildete zwar ein Ministerium aus Parteigenossen, gewann aber keine Popularität. Nach Unterdrückung mehrerer Militärrevolutionen und Aufstände brach 3. Jan. 1832 zu Veracruz ein neuer Aufstand aus, der sich trotz eines von B. 3. März bei Tolomé erfochtenen Siegs weiter ausbreitete und an dessen Spitze sich Santa Anna stellte. Anfangs siegreich, ward B. Oktober bei Puebla geschlagen und sah sich genöthigt, den Präsidentenstuhl an den frühern, verbannten Präsidenten Pedrazza abzutreten. Ein Dekret vom 24. Juli verbannte ihn sammt der ganzen aristokratischen Partei aus der Republik, worauf er nach Europa ging und sich längere Zeit in Paris aufhielt. Erst nach dem Sturz des an Pedrazza's Stelle getretenen Santa Anna kehrte er im April 1836 nach Mejiko zurück und ward 25. Febr. 1837 wieder zum Präsidenten gewählt. Doch hatte er stets theils mit den Parteien und der Finanznoth, theils mit äußeren Verlegenheiten, besonders den Verwickelungen mit Frankreich zu kämpfen, welches vom 13. April 1838 bis 9. März 1839 die mejikanischen Häfen blokirte; dadurch wurden Unruhen erregt, B. mußte abermals fliehen und ward 30. Sept. 1841 zur Abdankung gezwungen, worauf er 5. Okt. Mejiko verließ und nach Europa ging. An seiner Stelle kam Santa Anna wieder zur Regierung. B. lebte seitdem abwechselnd in London, Rom und Paris, kehrte nach Santa Anna's Sturz 1845 zwar nach Amerika zurück, spielte aber keine politische Rolle mehr und starb 6. März 1853 in Queretaro.

Busti, Agostino, auch **Bambaja** genannt, ital. Bildhauer, geb. um 1480 im Mailändischen, gehört zu den trefflichsten Bildhauern der Lombardei. Seine Auffassung ist schlicht, aber würdig, seine Behandlung von erstaunlicher Sorgfalt. Sein Hauptwerk, das Grabdenkmal des Gaston de Foix, ist jetzt leider in verschiedenen Stücken hier und da zerstreut, der Haupttheil befindet sich in der Brera in Mailand. Die Statue des Feldherrn ist von bezaubernder Schönheit. Daselbst ist noch ein anmuthiges kleines Grabdenkmal des Lancino Curzio. Außerdem besitzt Mailand ein Relief der Darstellung Maria's im Dom (1510), das Grabmal der Familie Biraghi

in San Francesco, das des 1538 gestorbenen Marino Carracciolo im Chorumgang des Doms, welches von guter Gesammtwirkung ist. Auch an den zahlreichen Bildwerken der Certosa bei Pavia arbeitete B. Charakteristisch für seine Werke, wenigstens in der spätern Zeit, ist die eigenthümliche Behandlung der Gewänder in Parallelfalten. B. starb um 1550.

Bustrophēdon (griech., »ochsenwendig«), alte Schreibweise der Griechen, bei welcher die Zeilen, gleich den Ochsen beim Pflügen, einmal von der Linken zur Rechten, dann von der Rechten zur Linken gehen. Außer den Inschriften auf Münzen und Denkmalen waren namentlich die Gesetze Solons so geschrieben.

Bustuarii (lat.), s. Gladiatoren.

Busuluk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Samara, am Zusammenfluß des Flusses B. und der Domaschnaja, mit (1867) 9932 Einw., meist Kosaken und Tataren, die außer Ackerbau, Bienenzucht und Viehzucht auch verschiedene städtische Gewerbe betreiben und einen sehr lebhaften Holzhandel unterhalten, da B. fast die einzige Gegend in der weiten Wolgasteppe ist, wo sich Wald findet.

But (franz., spr. büh), Ziel, Zweck; de b. en blanc (spr. d'bü-t-ang blang), »gerade aufs Ziel« (schießen), geradezu, rücksichtslos.

Butakow, Aleris Iwanowitsch, russ. Kontreadmiral und Forschungsreisender, erwarb sich zunächst durch seine Aufnahme des Aralsees, die er mit Possjelow 1848—49 ausführte, außerordentliches Verdienst, stellte dann Untersuchungen im Orusdelta an, die er später (1858—59) noch vervollständigte, widmete sich aber von 1853 an hauptsächlich der Erforschung des Jarartes (Sir Darja), den er zuerst mit dem Kapitän Iwaschtschinzoff von der Mündung bis Fort Perowski befuhr und aufnahm. Später berichtigte und vervollständigte er diese Arbeit, indem er den Fluß 1855 noch 85 Kilom. über Fort Perowski hinaus und 1863 nochmals von Perowski 850 Kilom. aufwärts bis Baildir-Tugai befuhr. Seine »Karte des Aralsees« wurde 1850 vom russ. Marineministerium herausgegeben. Ueber seine Forschungen, welche die Kenntnis jenes Theils von Innerasien wesentlich gefördert haben, berichtete er theils im Journal der Königlichen Geographischen Gesellschaft zu London (»Survey of the sea of Aral«, 1853; »The Delta and mouths of the Amu Darja« 1867), theils in der Berliner »Zeitschrift für allgemeine Erdkunde« (»Ueber den untern Theil des Sir Darja zwischen dem Fort Perowski und seiner Mündung«, 1858, und »Notiz über den obern Lauf des Sir Darja«, 1866). B. starb 11. Juli 1869 zu Schwalbach.

Bute (spr. bjuht), Insel an der Westküste Schottlands, im Firth of Clyde, im N. und NW. durch eine enge Straße (Kyles von B.) vom Festland getrennt, zur gleichnamigen schott. Grafschaft gehörig, ist 26 Kilom. lang, 5—6⅓ Kilom. breit, im nördlichen Theil gebirgig und schroff gegen das Meer abfallend, in der Mitte wellig mit fruchtbaren Thälern; eine niedere Sandebene (Longal-chorid) trennt den Südtheil, der mit dem 237 Meter hohen Garroch Head endet, von der übrigen Insel. Gerste, Hafer, Kartoffeln und Rüben werden mit Erfolg gebaut; auch Schiefer und schlechte Steinkohlen kommen vor. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 11,000. B. ist die Heimat der Stuarts. — Die Grafschaft B. bildet die südlichste der schottischen Hochlandsgrafschaften und besteht aus den Inseln B., Arran, Groß-Cumbray und Inchmarnock. Sie hat ein Gesammtareal von 578 QKilom. (10,5 QM.) und (1871) 16,977 Einw. Hauptstadt ist Rothesay, an der Ostküste der Insel B. Vgl. Reid, History of the county of B. (Glasgow 1864).

Bute (spr. bjuht), John Stuart, Graf von, brit. Staatsmann, geb. 1713 in Schottland aus einem den alten Königen dieses Landes verwandten Geschlecht, ward 1737, ohne vorher mit der Politik sich beschäftigt zu haben, ins Parlament gewählt und hielt sich zur heftigsten Opposition. Desbalb nicht wieder gewählt, zog er sich auf die Insel B. an der Westküste von Schottland zurück. Bei der Landung des Prätendenten Karl Stuart 1745 ging er nach London, wurde Günstling des Prinzen Friedrich von Wales und nach dessen Tod Erzieher des nachmaligen Königs Georg III. Nach dessen Thronbesteigung 1760 erhielt B. Sitz und Stimme im Staatsrath und wußte alle Personen, die seinen ehrgeizigen Plänen im Weg standen, aus der Nähe des Königs zu entfernen. Nur Pitt hielt sich bis zum Oktober 1761 im Departement des Auswärtigen. B. selbst nahm die Posten eines Staatssekretärs und eines Lords der Schatzkammer ein. Als solcher schloß er ohne Vorwissen Friedrichs d. Gr., des bisherigen Alliirten Englands, 10. Febr. 1763 den Separatfrieden von Paris, machte sich aber durch Begünstigung der Tories und neue Steuern, besonders durch Einführung der Stempeltaxe, wodurch der Streit mit Nordamerika entzündet wurde, viele Feinde, wußte sich aber in seiner Stellung zu behaupten. Im April 1763 dankte er wider Erwarten als Minister ab und lebte seitdem auf seinem Schloß Lutton in Berkshire, wo eine Bibliothek von 30,000 Bänden, ein botanischer Garten und ein reiches Kabinet physikalischer, mathematischer und astronomischer Instrumente ihn ganz in Anspruch nahmen; er starb 10. März 1792. Nur in Hofintriguen gewandt, ermangelte er aller staatsmännischen Befähigung. Sein Lieblingsstudium war Botanik. Für die Königin von England verfaßte er das Prachtwerk »Botanical tables«, 9 prachtvoll ausgestattete Quartbände, von denen nur 12 Exemplare gedruckt und verschenkt wurden. Sie enthalten die verschiedenen in Großbritannien einheimischen Pflanzenfamilien. Ein Exemplar (Buffons) besitzt die Pariser Bibliothek.

Butēa *Roxb.*, Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, kleine Bäume oder schlingende Sträucher in Indien mit dreizähligen Blättern, schönen hochrothen großen Blüten in prächtigen Trauben und zusammengedrückter, häutiger, einsamiger Hülse. B. frondosa *Roxb.* (Erythrina monosperma *Lam.*, Dhak oder Pulas) ist ein 9—12 Meter hoher Baum in den Dschangeln Ostindiens mit dickem Stamm, flaumigen Zweigen, rundlichen, etwas behaarten Blättern und hochrothen, mit hochgelbem und silberglänzendem Flaum schattirten Blüten in fußlangen hängenden Trauben. Der blutrothe, stark zusammenziehende Saft, welcher theils freiwillig, theils nach Verwundungen aus der Rinde fließt, erhärtet an der Luft und wird als Buteagummi oder ostindisches Kino in den Handel gebracht. Die ölhaltigen Samen liefern das wurmwidrige Moodoogaöl, die Blüten färben schön, aber nicht beständig gelb, und die Rinde des Stammes und der Wurzeln liefert eine grobe Faser, welche wie Werg benutzt wird. Die Lackschildlaus sucht häufig den Dhak heim und erzeugt durch ihre

Stiche auf demselben Stocklack. B. superba *Roxb.* (Rudolphia superba *Poir.*) ist ein wahrer Prachtbaum in Ostindien auf Bergen, dessen glatte Zweige sich um große Bäume schlingen und ebenfalls Gummi liefern. Die Blumen sind zahlreicher, größer und in viel größeren Trauben vereinigt, als bei voriger Art; sie dienen gleichfalls zum Gelbfärben, und aus der Rinde erhält man, wie bei der vorigen Art, eine Bastfaser (Pulas fibre).

Butenjew, Apollinar Petrowitsch, russ. Diplomat, geb. um 1790, ward 1821 Legationssekretär in Konstantinopel, 1830 Gesandter daselbst. Mit großem Geschick führte er hier die Verhandlungen über die Ausführung des Friedens von Adrianopel (14. Sept. 1829), bewog 1832 die Pforte, gegen Mehemed Ali die Hülfe Rußlands anzurufen, und benutzte die bedrängte Lage der Türkei, um ihr den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi (1833) abzunöthigen, durch den sich der Sultan völlig in das Schlepptau der russischen Politik nehmen ließ. Neun Jahre lang behauptete er diese gebietende Stellung trotz aller Anstrengungen der französischen und englischen Diplomatie. Erst im Herbst 1842 gerieth er wegen der serbischen Frage in ernsten Konflikt mit der Pforte. Er verließ deshalb Konstantinopel und erhielt 1843 den russischen Gesandtschaftsposten in Rom. Seine Aufgabe war hier, die Differenzen zwischen Rußland und Rom in Bezug auf die Verhältnisse der katholischen Kirche in Rußland auszugleichen; aber erst 1847 gelang es ihm, mit dem Grafen Bludow das Konkordat mit dem päpstlichen Stuhl zum Abschluß zu bringen. Nach der Beendigung des Krimkriegs ging B. im August 1856 abermals als Gesandter nach Konstantinopel, wo er sich mit Erfolg bemühte, das verlorene Terrain wiederzugewinnen und den Einfluß der Westmächte möglichst einzuschränken. 1859 kehrte er nach Petersburg zurück, um einen Sitz im Reichsrath einzunehmen.

Butéo (lat.), Bussard.

Buticularius (vom mittellat. buticula, Flasche), der Erzschenk im ehemaligen Deutschen Reich.

Butjadingerland (das »Land buten der Jahde«, d. i. jenseits der Jahde), fette Marschlandschaft in Oldenburg, umfaßt den nördlichsten Theil des Großherzogthums zwischen der Jahde und der Wesermündung, ist etwa 22 Kilom. lang und 4—7 Kilom. breit und hat einen dem Ackerbau, wie namentlich der Pferde- und der Rindviehzucht sehr günstigen Boden. Hauptort ist die Stadt Brake; andere Ortschaften des Ländchens sind Hammelwerden, Rodenkirchen, Abbehausen, Burhave, Bleren ꝛc. Das Land muß seine Existenz nach drei Seiten hin durch Deiche dem Meer abringen, was bei hoher Flut, wie solche 1717, 1786 und 1792 eintrat, sehr theuer zu stehen kommt. Produkte sind Gartenfrüchte, Getreide aller Art, wenig Wild und viele Fische. Die Viehzucht ist sehr in Flor und bietet Ueberfluß zur Ausfuhr. Dem Betrieb von Fabriken und Manufakturen gebricht es an Händen, da diese alle der Landbau beschäftigt. Die Chauken sind geschichtlich die ältesten Bewohner des Butjadingerlandes; ihnen folgten die Friesen, unter denen es einen Theil des Gaues Rüstringen bildete und zu den 7 Seelanden gehörte. Später unterlag es der fränkischen Uebermacht und mußte die Stadinger, dann die oldenburgischen Grafen als Herren anerkennen, bis es sich wieder zur Unabhängigkeit emporarbeitete. Im Verein mit Friesland bildete es eine Republik, an deren Spitze freie Güterbesitzer standen. Nach der Auflösung der friesischen Verbindung war das B., mit welchem 1420 der Erzbischof von Bremen und 1454 Graf Ulrich von Ostfriesland belehnt worden war, in beständigem Kampf mit diesen und den Grafen von Oldenburg begriffen, die sich um die Oberherrschaft stritten. In den Jahren 1513 und 1514 ward es von den Herzögen von Braunschweig und dem Grafen Johann XIV. von Oldenburg erobert und kam nun unter die Herrschaft Oldenburgs. Nach dem Aussterben des oldenburgischen Grafenhauses fiel das Land 1667 an die demselben Hause entstammende Linie Holstein-Plön und 1676 an Dänemark, ward aber 1773 von diesem gegen Theile des jetzigen Holstein wieder an Oldenburg abgetreten. Vgl. Friesen.

Butkow, Peter Grigorjewitsch, russ. Archäolog und Historiker, geb. 1776 zu Moskau, bekleidete nach gründlichen Studien an den Hochschulen zu Moskau und Kasan zuerst das Amt eines Gouvernementsschuldirektors in Woronesh, dann einen Posten beim Generalgouvernement von Finnland, wurde später Konseilsmitglied des Ministeriums des Innern und verwaltete in Abwesenheit des Ministers mehrmals dieses Ministerium. Nachdem er in die Akademie getreten, betheiligte er sich eifrig an deren Arbeiten. Er schrieb eine große Zahl wichtiger Aufsätze in den Memoiren und Bulletins der russischen Akademie, betreffend die russische Geschichte und Archäologie, welche, zum Theil in französischer Sprache verfaßt, Verbreitung bis ins Ausland fanden und ihm die Anerkennung der Specialgelehrten dieses Faches erwarben. Butkows erläuternde Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der älteren, mittlern und neuern russischen Geschichte erschienen von 1820 an in mehreren russischen wie auswärtigen Journalen und Zeitschriften. Für sein Hauptwerk gilt »Die Vertheidigung der Nestor'schen Annalen gegen die Ausstellungen der Skeptiker« (Petersb. 1840) mit einem Anhang dazu unter dem Titel: »Beantwortung einer neuen Frage rücksichtlich Nestors« (das. 1850). B. starb in Petersburg 12. Dec. 1857.

Butler, 1) (Buttler) Walther, Anstifter der Ermordung Wallensteins, ein Irländer von Geburt, war als gemeiner Soldat in kaiserliche Dienste getreten, diente später unter den Fahnen Wallensteins und stieg hier bis zum Obersten eines Dragonerregiments. Wallenstein zeichnete ihn wegen seiner militärischen Tüchtigkeit auf jede Weise aus und schenkte ihm sein Vertrauen, vermochte ihn aber nicht für seine Pläne zu gewinnen. Vielmehr verband sich B., welchen Wallenstein voll Vertrauen nach Eger mitgenommen hatte, auf die vom Kaiser gegen letztern erlassene Achtserklärung mit Gordon, Leslie, dem Hauptmann Deverour u. a. und bewirkte mit diesen, da eine Gefangennehmung Wallensteins nicht ausführbar schien, 25. Febr. 1634 dessen Ermordung. Der Kaiser erhob ihn dafür in den Grafenstand, ernannte ihn zum Generalmajor und überhäufte ihn mit sonstigen Auszeichnungen und Dotationen. B. focht noch in der Schlacht bei Nördlingen (7. Sept. 1634) mit großer Tapferkeit und Ausdauer, eroberte dann Aurach und andere Städte und Kastelle, starb aber noch in demselben Monat bei Schorndorf in Schwaben. Vgl. Carve, Itinerarium cum historia facti Butleri etc. (Bd. 1 u. 2, Mainz 1640—41; Bd. 3, Speyer 1646).

2) (spr. bötler), Samuel, engl. Dichter, geboren in

der ersten Hälfte des Februar 1612 zu Strensham in Worcestershire als Sohn eines unbemittelten Farmers, studirte zu Cambridge, mußte jedoch wegen seiner Mittellosigkeit die Studien abbrechen, war dann Schreiber des Friedensrichters Jeffery von Earls-Croom und beschäftigte sich in seinen Mußestunden viel mit Literatur, Musik und Malerei. Nachdem er eine Zeitlang im Haus der Gräfin Elisabeth von Kent verweilt und deren gute Bibliothek benutzt hatte, trat er in die Dienste des Sir Samuel Luke, eines Officiers Cromwells und fanatischen Puritaners, bei welchem religiöse und politische Sekten ihr Wesen trieben. Diese Umgebung erzeugte in ihm den Gedanken zu seinem »Hudibras« (Theil 1—2 Lond. 1663—64, 3. Theil 1678; dann öfter zusammengedruckt, am besten in der Prachtausgabe von Grey, mit Kupfern von Hogarth, Cambridge 1744, 2 Bde., und 1819, 3 Bde., zuletzt 1869; mit Anmerkungen von Nash, zuerst London 1793, neue illustrirte Ausgabe das. 1847, 2 Bde.; deutsch von Soltau, Königsberg 1798, und Eiselein, Freiburg 1845), worin er, in den beiden Hauptfiguren Hudibras und Ralph den Don Quijote und Sancho Pansa nachahmend, die Schwärmerei und wilde Ausgelassenheit der religiösen Sekten und politischen Parteien, die kurz vor und während der englischen Revolution obenauf waren, persiflirte. Leider bricht das Werk unvollendet ab, verdient aber auch in dieser Gestalt als Zeit- und Sittenspiegel das große Lob Voltaire's. Später ward B. Sekretär des Grafen von Ambury, starb aber 1680 zu London trotz seiner royalistischen und katholischen Gesinnungen in ärmlichen Umständen. Im Jahr 1721 ward ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei errichtet. Zuverlässig ist die Sammlung seiner Werke von R. Thyer: »Butler's genuine remains in verse and prose« (Lond. 1759) und »Butlers remains« (das. 1827). Die »Posthumous works« (das. 1720, 3 Bde.) sind (mit Ausnahme von drei Stücken unter 50) unecht. Die neueste Ausgabe der »Poetical works« besorgte R. Bell (mit Anmerkungen, Oxford 1855, 3 Bde.). Vgl. S. Johnson, Lives of the English poets, Bd. 1 (neue Ausg., Lond. 1872).

3) James B., Herzog von Ormond, s. Ormond.

4) Benjamin Franklin, General der nordamerikanischen Union, geb. 5. Nov. 1818 zu Deerfield in New Hampshire, studirte erst Theologie, dann Jura, practicirte seit 1841 in Lowell in Massachusetts als Advokat und war wiederholt Mitglied der Legislatur von Massachusetts. Beim Ausbruch des Secessionskriegs trat er in die Unionsarmee und eroberte im August 1861 das Fort Hatteras. Im Mai 1862 unternahm er mit dem Admiral Farragut die Expedition gegen New Orleans, nach dessen Einnahme er daselbst die Stelle eines Gouverneurs bis Ende 1862 bekleidete. Mit der größten Entschiedenheit und Strenge ging er gegen die zahlreich dort vorhandenen Antiunionisten zu Werke und zog sich dadurch die Feindschaft der Sklavenhalter in hohem Grad zu. Im Jahr 1864 wurde er nach Fort Monroe in Ostvirginien geschickt, wo er schon früher kurze Zeit kommandirt hatte. Dort nahm er im Mai 1864 am Einfluß des Appomator in den James River Stellung und bot damit Grant eine vortheilhafte Basis für seine Unternehmungen wider Richmond. Nach der mißglückten Expedition gegen Wilmington (22.—26. Dec. 1864) wurde er im Januar 1865 seines Kommando's enthoben. Nach der Unterwerfung des Südens gehörte er zu den Vertheidigern der strengsten Maßregeln gegen die Secessionisten. Seinen Anschauungen entsprach es daher vollständig, den Süden unter eine militärische Diktatur zu stellen. Als Mitglied des Repräsentantenhauses im Kongreß gehörte er zu den heftigsten Gegnern des Präsidenten Andrew Johnson, während er 1872 die Wiedererwählung von U. S. Grant befürwortete.

Buto, ägypt. Göttin aus dem Geschlecht der acht ersten Götter, die in der Stadt Butos (auch Buto, Bute, nordöstlich von Sais) in einem 40 Ellen hohen Tempel aus Einem Stein verehrt wurde. Jährlich wurde ihr zu Ehren eine Festversammlung gehalten, und ihr Orakel war das gefeiertste in ganz Aegypten. Sie wird mit der griechischen Leto (Latona) identificirt. Als Pflegemutter des Horos und der Bubastis, der Kinder von Osiris und Isis, rettete sie den Horos vor dem Verderben drohenden Typhon auf die schwimmende Insel Chemmis (sehr an Delos erinnernd!) in einem See bei Butos, wo sie als Göttin verehrt wurde. Es liegt wohl nahe, bei B. an die Feuchtigkeit des Oceans, vielleicht an die Trübe des Luftoceans, zu denken, der sich die beiden Himmelsaugen, denen jene vorstehen, entringen. Ihr Symbol war die Zisselmaus, die meist ein unterirdisch verborgenes Dasein führt.

Butomeen, monokotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Helobien, perennirende Kräuter mit Rhizom, grundständigen mit scheidenförmiger Basis umfassenden, bald breiten, bald langen und schmal linealischen Blättern, die von Luftkanälen durchzogen sind. Der Stengel ist schaftartig, einfach und endigt mit einer Einzelblüte oder einer Dolde. Die Blüten sind regelmäßig; das Perigon besteht aus drei äußeren mehr kelchartigen und drei inneren mit jenen abwechselnden blumenartig gefärbten Blättern. Die auf dem Blütenboden inserirten Staubgefäße stehen paarweis den äußeren, einzeln den inneren Perigonblättern gegenüber oder sind in unbegrenzter Anzahl vorhanden, wobei die äußeren häufig unfruchtbar sind. Die Antheren springen nach innen mit zwei Längsspalten auf. Die 6 oder zahlreichen in einem Quirl stehenden Karpelle bilden ebensoviele einblätterige und einfächerige Pistille mit kurzem oder fehlendem Griffel und einfacher Narbe. Die Samenknospen stehen zahlreich auf parietaler Placenta, welche die ganze Innenwand des Fruchtknotens überzieht. Jeder Fruchtknoten wird zu einer an der Bauchnaht aufspringenden Kapsel; die Samen sind endospermlos, mit geradem oder gekrümmtem Keimling. Die B. sind Sumpfpflanzen, unter denen die Gattung Butomus die bekannteste ist. Sie gehört der gemäßigten Zone der nördlichen Halbkugel, die wenigen übrigen Gattungen dem tropischen Amerika an.

Butŏmus *L.* (Wasserliesch, Schwanenblume, Wasserviole, Blumenbinse), Pflanzengattung aus der Familie der Butomeen, Sumpfgewächse mit unterirdischem Stock, langen grundständigen schmalen Blättern, blattlosem Schaft und einfacher Blütendolde. B. umbellatus *L.* hat schöne, große, röthliche Blumen auf meterhohem Schaft und findet sich in Wassergräben, Flüssen und Teichen durch ganz Europa und Asien von 38—63° nördl. Br. Wurzel und Samen dieser schönen Pflanze schmecken bitter und haben zusammenziehende Kräfte, weshalb sie sonst in den Apotheken unter dem Namen Radix et Semen junci floridi gebraucht wurden.

Aus den Blättern verfertigt man Körbe und Matten. Die Wurzeln dienen geröstet oder getrocknet den Kalmücken, Ostjäken und anderen benachbarten Völkern als Nahrungsmittel. Ihr Mehl soll sich beim Kneten wie Getreidemehl verhalten, der mit Hefe bereitete Teig sich sehr leicht heben und das daraus gebackene Brod sich nur in der Art vom Weizenbrod unterscheiden, daß es leichter bröckelt und etwas bitter schmeckt, übrigens, gleich diesem, gesund und nährend sein. In Gartenbassins wird der Wasserliesch als Zierpflanze kultivirt.

Buton (Butung), eine Inselgruppe im S. der südöstlichen Halbinsel von Celebes, zum holländischen Gouvernement Celebes gehörend, mit der gleichnamigen Hauptinsel, die 4735 QKilom. (86 QM.) groß, hoch, obschon nicht gebirgig und im ganzen wenig ergiebig, doch mit reicher Vegetation bedeckt ist. Die fahrbare Butonstraße trennt sie von der Insel Muna. In der befestigten Stadt Bolio, am Südende der Insel, residirt der Sultan des Archipels, unter dessen Herrschaft außer dieser Insel noch die umliegenden Muna, Kambaina, Wowoni, Mamui und Tukangbesi stehen, sowie der niederländische Unterresident.

Butrinto (Butzindro), befestigte Stadt im türkischen Vilajet Janina, Korfu gegenüber, mit 3000 Einw. und kleinem Fischerhafen. In der Nähe die Ruinen der alten Stadt Buthroton, die schon frühzeitig der gewöhnliche Ueberfahrtsort nach Italien war. Bis 1797 gehörte B. nebst Gebiet der Republik Venedig, der sie von den Franzosen und diesen von den Russen und Türken entrissen wurde.

Butt (Butte), s. Schollen.

Butte, Wilhelm, staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 1772 in Treis in Kurhessen, wurde 1792 Professor am Gymnasium in Gießen, 1794 landgräflich hessen-darmstädtischer Prinzenhofmeister, 1804 Professor der Statistik und Staatswissenschaft in Landshut, 1816 Regierungsrath in Köln und starb daselbst 1833. Er ist Begründer der sogen. anthropologischen Biotomie. Er schrieb »Einwohnerordnungslehre« (Landsh. 1807, Thl. 1); »Statistik als Wissenschaft« (das. 1808); »Grundriß der Arithmetik des menschlichen Lebens« (das. 1811); »Prolegomènes de l'arithmétique de la vie humaine« (1812); »Supplément au système du monde« (1812, 2 Bde.); »Die Biotomie des Menschen« (Bonn 1829); »Uebersicht der anthropologischen Biotomie« (Köln 1829); »Der Grundbegriff des Staats« (Leipz. 1831) u. a.

Buttelstädt, Stadt im sachsen-weimar. Amt Buttstädt, nördl. von Weimar, an der Scherkonde und am Fuß des Ettersbergs, mit 2 Rittergütern und 957 Einw., welche hauptsächlich Landwirtschaft treiben. B. war früher einer der vier thüringischen Dingstühle.

Butten, auch Hagebutten, die Früchte der Rosen und des Weißdorns.

Butter, das Fett der Milch, welches in dieser in äußerst feiner Vertheilung enthalten ist. Die Milch besteht aus einer wasserklaren Lösung von Käsestoff, Milchzucker und einigen Salzen und erhält ihre weiße Farbe lediglich durch die darin schwebenden Fetttröpfchen, von denen die größten beim ruhigen Stehen der Milch an die Oberfläche steigen und den Rahm bilden. Die abgerahmte Milch ist bereits bläulich durchscheinend und sie würde ganz durchsichtig werden, wenn die Abscheidung der Butterkügelchen einigermaßen vollständig erfolgte. Allein die kleinsten Fetttröpfchen besitzen eine so geringe Triebkraft, daß auch unter den günstigsten Bedingungen die Milch lange vor der völligen Abscheidung der B. gerinnt. Man hat zur Erklärung dieser Erscheinung angenommen, daß die Fetttröpfchen in der Milch mit einer Käsestoffhülle umgeben seien, welche das specif. Gewicht der kleinsten Fetttröpfchen verhältnismäßig am meisten erhöhen würde. Für die Existenz dieser Hüllen spricht auch der Umstand, daß man der Milch durch Schütteln mit Aether die B. gewöhnlich nicht entziehen kann. Dies gelingt erst nach Zusatz von etwas Essigsäure und Kalilauge unter deren Einfluß, wie man annimmt, die Käsestoffhüllen gelöst werden. B. ist in reinem Zustand ein farbloses Fett, schmilzt bei 31° und erstarrt wieder bei 19—20° (Faßbutter schmilzt bei 32°, erstarrt bei 24°). Sie enthält etwa 1 Proc. weniger Kohlenstoff als die Fette des Fettgewebes und besteht aus ca. 68 Proc. Stearin, Palmitin und Myristin, 30 Proc. Olein und 2 Proc. eines Fettgemenges, welches bei der Verseifung Kapron-, Kaprin-, Kaprylsäure und Buttersäure liefert. Im Winter scheint die B. von dem erstern Fettgemenge etwas mehr zu enthalten als im Sommer, weshalb Winterbutter im allgemeinen etwas härter ist als Sommerbutter. Außerdem findet sich in der B. meist ein aus dem Futter stammender Farbstoff und in der gewöhnlichen ungeschmolzenen B. mehr oder weniger Käsestoff und Milchzucker. Diese restirenden Milchbestandtheile lassen sich durch Auskneten mit Wasser, vollständiger aber durch Schmelzen entfernen; sie bedingen zum Theil den Geschmack der B., tragen aber auch durch ihre leichte Zersetzbarkeit zum Ranzigwerden derselben wesentlich bei. Geschmolzene B. ist daher bei weitem haltbarer als ungeschmolzene.

Die Bereitung der B. erfordert die größte Sorgfalt und Sauberkeit, weil B. ungemein leicht fremdartigen Geruch und Geschmack annimmt und die beste frische Milch durch die geringsten Mengen fermentartig wirkender verdorbener Milch sofort eine nachtheilige Veränderung erleidet. Deshalb erheischt die Konstruktion der Milchkammern große Vorsicht. Man wählt dazu am besten einen von den übrigen Wirtschaftslokalitäten getrennten Raum, wo möglich ein massives Gebäude, dessen Front nach Norden liegt und durch Schatten gebende Bäume vor den Strahlen der Sonne geschützt ist. Die Wände bestehen vortheilhaft aus Cement und der Fußboden aus Asphalt, und wenn es sein kann, leitet man mitten durch die Kammer reines, kaltes fließendes Wasser. Die Heizung muß durch einen von außen heizbaren Ofen möglichst gleichmäßig geschehen und durch Doppelfenster und Doppelthüren außerdem die Kälte abgehalten werden. Durch fleißiges und reichliches Abschwemmen des Fußbodens ist jede Spur verschütteter Milch zu entfernen, weil in Poren und Fugen zurückbleibende Reste alsbald den ganzen Raum mit Fermentkörperchen erfüllen.

Selten verarbeitet man die Milch direkt, da die Abscheidung der B. aus dem Rahm bei weitem bequemer ist. Zur Gewinnung des Rahms gießt man nun die Milch in flache Gefäße und überläßt sie 24—48 Stunden sich selbst. Diese Gefäße (Milchschüsseln, Satten, Setten) bestehen am besten aus stark verzinntem Eisenblech oder emaillirtem Eisen. Die gewöhnlichen glasirten Thongeschirre sind wenig geeignet, weil sich in den Sprüngen der Glasur stets saure Milch ansammelt, welche bei der gewöhnlichen Reinigung gar nicht zu entfernen ist und die frische Milch sehr schnell sauer macht. Eine vorzeitige

Säuerung ist aber sorgfältig zu vermeiden, weil saure Milch alsbald gerinnt, wodurch natürlich die Rahmbildung unterbrochen wird. Je flacher die Gefäße sind, um so vollständiger erfolgt die Ausscheidung der Butterkügelchen, und der schwedische Major Gußander, dessen Verfahren mit Recht so großen Beifall gefunden hat, wendet daher nur 5 Centim. hohe Schüsseln aus verzinntem Blech an und versieht dieselben mit einer Vorrichtung zum bequemen Ablassen der Milch unter dem Rahm. Je wärmer die Milch ist, um so schneller steigen die Fettkügelchen in die Höhe, aber um so schneller erfolgt auch die Säuerung. Gußander empfiehlt, die Temperatur nicht unter 16° sinken zu lassen, während man an anderen Orten, welche anerkannt vorzügliche B. liefern, bei 11—12° arbeitet. Trommer hat empfohlen, der Milch 1 Proc. Soda zuzusetzen, welche alle entstehende Milchsäure sofort neutralisirt und mithin die vorzeitige Gerinnung der Milch verhindert. Je frischer man den Rahm verarbeitet, um so wohlschmeckender wird die B.; die feinsten Sorten derselben werden daher aus nur 12 Stunden altem Rahm hergestellt. Für Dauerbutter eignet sich aber mehr ein älterer Rahm, und man sammelt daher den in den Milchsatten gewonnenen Rahm und hebt ihn außerhalb der Milchkammer auf, bis er von ausgeschiedenem Käsestoff eine bestimmte Konsistenz erlangt hat. Ein solcher Rahm ist natürlich stets sauer. Die Abscheidung der B. aus dem Rahm, das Buttern, ist eine rein mechanische Operation, und auch der Vorgang selbst ist ein mechanischer. Man versetzt den Rahm im Butterfaß in heftige Bewegung, dabei stoßen die Milchkügelchen heftig aneinander, und bei geeigneter Temperatur kleben sie zu größeren Klümpchen zusammen. Ist der Rahm zu kalt, so erhält man auch nach stundenlangem Arbeiten keine B., weil das Fett dann hart und bröcklich ist, anderseits wird das Fett in der Wärme zu weich oder wohl gar flüssig, und dann mag es zu Tropfen zusammenfließen, aber es werden sich keine größeren Massen bilden. Die geeignetste Temperatur liegt daher zwischen ziemlich engen Grenzen, innerhalb derselben erhält man aber aus süßem Rahm ebensogut B. wie aus saurem, und auch der Luftzutritt ist ohne Bedeutung. Die neueren Butterfässer sind deshalb meist so konstruirt, daß man den Rahm leicht durch kaltes oder warmes Wasser auf die erforderliche Temperatur bringen kann. Im übrigen besitzen sie sehr verschiedene Konstruktion und stimmen nur darin überein, daß der Rahm in allen durch Flügel, Scheiben oder Leisten, welche an beweglichen Wellen angebracht sind, heftig geschlagen wird. Manche dieser Apparate ermöglichen eine bedeutende Zeitersparnis, aber die B. wird bei sehr schneller Ausscheidung leicht schaumig und läßt sich dann nie vollständig auskneten. Am besten beendet man die Operation in 45—60 Minuten, indem man zuerst langsam, dann etwas schneller arbeitet und die größte Kraft und Schnelligkeit entwickelt, wenn man an dem ungleichmäßigen Widerstand im Butterfaß bemerkt, daß sich die B. zusammenballt. Bei sehr großem Betrieb werden die Buttermaschinen durch ein Göpelwerk betrieben. Die abgeschiedene B. befreit man durch energisches Kneten von der Buttermilch, mischt sie, wenn keine Tröpfchen mehr erscheinen, mit Salz (30—40 Gramm auf 1 Kilogr.) und knetet sie nach 8—12 Stunden abermals. In sehr vielen Gegenden benutzt man aber ungesalzene B. und wäscht dieselbe wohl auch mit Wasser. Letzteres ist wichtig, wenn die B. aufbewahrt werden soll, doch ist kalkhaltiges (hartes) Wasser zu vermeiden, weil es der B. einen Beigeschmack ertheilt. Unter allen Umständen wird die B. um so haltbarer, je vollständiger man die Buttermilch entfernt. Die berühmte Philadelphiabutter der Vereinigten Staaten wird durch Kneten unter einem Tuch von aller Feuchtigkeit befreit und soll dadurch die eigenthümliche wachsartige Beschaffenheit erhalten. Am längsten hält sich die B., wenn man durch Schmelzen alle nicht auskneibaren Milchbestandtheile entfernt und das klare Fett in trockene Steintöpfe gießt. Noch vortheilhafter, aber nur für kleinere Quantitäten anwendbar ist das Aufbewahren in Flaschen, welche nach dem Füllen und Verkorken in kochendes Wasser gesetzt werden. Die geschmolzene B. (Schmelzbutter) erstarrt etwas körnig und ist deshalb für die Tafel wenig geeignet, man kann sie aber sehr verbessern, wenn man sie durch Einstellen in warmes Wasser schmilzt, beim Erkalten gut rührt und mit frischer Sahne und Salz mischt. Ranzig gewordene B. wird wohlschmeckender durch Kneten mit frischer Milch, Auswaschen und Salzen. Die Ausbeute an B. beträgt etwa 5 Proc., man rechnet in Holstein 50 Kilogr., in England 80—90 Kilogr. B. als Jahresertrag von einer Kuh.

Verfälschungen der B. bestehen namentlich in anderen Fetten, in Salz und Wasser, selten kommen Beimischungen von Kartoffeln, Mehl, Hülsenfrüchten, Kreide, Gips, Thon ꝛc. vor, häufiger wird die B. gefärbt, und zwar mit Orlean, Ringelblumen, Mohrrüben ꝛc. Verunreinigungen durch Kupfer, Zink oder Blei rühren von den Apparaten her und werden durch Behandeln der B. mit Salzsäure und Fällen mit Schwefelwasserstoff (resp. nach Uebersättigung mit Ammoniak) nachgewiesen. Farbstoffe erkennt man durch Extraktion der B. mit kaltem Alkohol von 80 Proc. Tralles, die pulverigen Beimischungen, sowie Wasser und Salz durch Schmelzen. Zur Werthbestimmung der B. bedient man sich der Babo'schen Butterprobe, welche einfach darin besteht, daß man eine gewisse abgemessene oder abgewogene Quantität B. in Aether löst und die Lösung in einer graduirten Röhre absetzen läßt. Aus der Menge Unreinigkeiten kann man leicht den Gehalt der B. an reinem Fett beurtheilen. Diese Probe ist in 3—5 Minuten zu beenden. Es hat sich aus zahlreichen derartigen Bestimmungen ergeben, daß gute Marktbutter 20, schlechte 30 Proc. Verunreinigungen enthält. Mehrfach hat man Buttersurrogate einzuführen gesucht. Zur Darstellung von künstlichem Butterschmalz werden 3 Kilogr. Rapsöl mit 90 Gramm Kartoffelstärkmehl im verzinnten kupfernen Kessel unter beständigem Rühren bis zum beginnenden Sieden erhitzt und, nachdem das starke Schäumen aufgehört hat, so lange gekocht, bis der widerliche Geruch verschwunden ist, und ein angenehm süßlicher Geruch bemerkbar wird. Dann gießt man das Oel von der verkohlten Stärke ab, läßt es 48 Stunden sich klären und schmilzt es mit der Hälfte frischem Rindsfett zusammen. Nach einem amerikanischen Verfahren wird frischer Talg gut gewaschen, in einer Wurstmaschine zerkleinert und mit Wasserdampf ausgelassen. Von dem halb erstarrten Fett wird der flüssig gebliebene Theil abgepreßt, mit saurer Milch bei sinkender Temperatur gebuttert und dann wie gewöhnlich weiter behandelt. Diese künstliche B. soll eine recht leibliche Waare sein. Der schnell erstarrte Theil des Talgs findet als Stearin Verwendung.

B. bildet einen Ausfuhrartikel von besonderer Erheblichkeit in Ostfriesland, in den preußischen Ostseegegenden, in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Dänemark, Norwegen, Finnland, Kurland, Bayern, Holland und Frankreich. Die B. aus Schleswig-Holstein, welche in buchene Gebinde von 43—45 oder 62—65 Kilogr. geschlagen wird, geht hauptsächlich nach England, und Hamburg ist der Hauptmarkt für B. In Süddeutschland bildet nur Schmelzbutter einen Artikel des Großhandels. Der Verbrauch an B. ist am größten in den centralen und nördlichen Ländern, minder bedeutend in den südlichen, in welchen das Oel häufig an ihre Stelle tritt. Die in den Tropen fabricirte B. ist meistens flüssig. In Indien und im ganzen Orient heißt sie Ghi und bildet in vielen Gegenden einen bedeutenden Handelsartikel. Die größten Butterkonsumenten der Erde sind die Araber, sie genießen jeden Morgen eine Schale voll geschmolzener B., und es werden daher große Quantitäten aus Suakin, Cobeir und Massaua nach den arabischen Häfen verschifft.

Ueber die Erfindung der B. ist nichts bekannt; ihre Erwähnung in den Bibelübersetzungen beruht auf einem Mißverständnis; Herodot spricht von der B. in seinem Bericht über die Skythen. Anaxandrides, welcher kurze Zeit nach Hippokrates lebte, erzählt, daß die Thrakier B. äßen, welche die Griechen damals für ein sehr wunderbares Nahrungsmittel hielten. Aristoteles erwähnt die B. nicht, obwohl er ausführlich von Milch und Käse spricht. Nach Dioskorides wurde B. aus fetter Schafmilch durch Schütteln bereitet und zu medicinischen Zwecken benutzt. Die Römer lernten die B. von den Germanen kennen, und Plinius rühmt sie als angenehmes Nahrungsmittel; indeß haben sowohl Griechen als Römer die B. hauptsächlich nur als Salbe und Arzneimittel benutzt. Galenus und andere erwähnen sie nie als Nahrungsmittel, obgleich sie viele andere Verwendungen der B. anführen, und auch die landwirtschaftlichen Schriftsteller, wie Apicius, welche von Käse, Milch und Oel ausführlich sprechen, schweigen von der B. Man kann also annehmen, daß die B. eine nordische Erfindung ist, aber in Skandinavien scheint sie in der Heidenzeit noch selten gewesen zu sein, denn man spricht von einem sehr werthvollen Geschenk, welches in einem großen Butterklumpen bestanden habe. Vgl. Martiny, Die Milch, ihr Wesen und ihre Verwerthung (Danz. 1871, 2 Bde.); Trommer, Das Molkenwesen (Berl. 1846); Gußander, Neue schwedische Milchwirtschaft (Dresd. 1856); Pouriau, La laiterie. Art de traiter le lait, de fabriquer le beurre et les principaux fromages français et étrangers (Par. 1872); Böttger, Rationeller Betrieb der Milchwirtschaft (Stuttg. 1867).

Butteräther (Butteräthyläther, buttersaures Aethyloxyd, Ananasäther) $C_6H_{12}O_2$ oder $C_4H_7O_2.C_2H_5$, eine farblose, leicht bewegliche, brennbare Flüssigkeit, riecht namentlich in der Verdünnung angenehm ananasartig, löst sich wenig in Wasser, leicht in Alkohol und Aether, siedet bei 115°, spec. Gew. 0,904, wird durch Kalilauge schwer, durch alkoholische Kalilösung leicht zersetzt. Reinen B. erhält man durch Erwärmen von 2 Theilen Buttersäure mit 2 Th. absolutem Alkohol und 1 Th. koncentrirter Schwefelsäure. Mischt man die Flüssigkeit nach einiger Zeit mit dem gleichen Volumen Wasser, so scheidet sich der B. ab, welchen man nun mit Magnesia schüttelt, mit Chlorcalcium entwässert und rektificirt. B. dient in der Parfümerie, mehr noch in der Konditorei, zur Darstellung der meisten Fruchtessenzen und namentlich zur Bereitung des künstlichen Rums. Für diese Zwecke erhält man einen sehr geeigneten B., wenn man 100 Th. zerkleinertes Johannisbrod mit Wasser zum dünnen Brei anrührt, an einem mäßig warmen Ort unter Zusatz von 24 Th. Schlämmkreide etwa 6 Wochen gähren läßt und dann mit 36 Th. Schwefelsäure und 60 Th. Alkohol von 95 Proc. Trall. destillirt. Man heizt mit Wasserdampf, fängt den Vorlauf des Destillats (1 Th.) für sich auf, und destillirt, bis nur noch wenige Tropfen übergehen, schüttelt dann das Destillat mit Chlorcalcium und hebt den sich ausscheidenden B. ab. Der Rückstand in der Blase gibt mit 19 Th. Weingeist noch ein ätherreiches Destillat. Auch durch Destillation von 10 Th. Butterseife mit 10 Th. Alkohol und 10 Th. Schwefelsäure erhält man B., den man durch Behandeln mit feinem Braunsteinpulver von schwefliger Säure befreit und dann über Magnesia rektificirt. Butteräureamyläther, durch Destillation aus buttersaurem Baryt, Amylalkohol und Schwefelsäure gewonnen, riecht sehr angenehm obstartig, siedet bei 176°, spec. Gew. 0,882. Dies Produkt dient namentlich zur Fabrikation von künstlichem Rum und Arak. Eine Lösung des unreinen Butteräthers in 8—10 Th. Alkohol kommt als Ananasöl oder Ananasessenz (Pine-apple oil), doch auch als B. in den Handel, weshalb man beim Ankauf vorsichtig sein muß.

Butterbaum, s. Bassia.

Butterblume, populäre Benennung mehrerer gelbblühender Wiesenpflanzen, denen man, wenn sie sich unter der Grasfütterung befinden, die gelbe Färbung der Butter zuschreibt, besonders von Ranunculus acris und R. repens, Caltha palustris, Leontodon taraxacum, Trollius europaeus u. a.

Butterbrief, vom Papst oder von einem katholischen Geistlichen ausgestellter Schein, wodurch man Erlaubnis erhält, in den Fasten Butter zu essen.

Butterfaß, Gefäß zum Buttern, s. Butter.

Butterhose (Buttertonne), ein besonders im Erzgebirge zur Versendung der Butter gebräuchliches längliches Faß von Buchen-, am zweckmäßigsten von Lindenholz. In Holstein enthalten ganze Tonnen 150, halbe 75—80, drittel 50—55 Kilogr. Bei den ersten beträgt die Tara (Gewicht des Holzes) 20, bei den zweiten 10, bei den dritten 7 Kilogr.

Buttermilch, die Flüssigkeit, aus der sich beim Buttern die Butter ausgeschieden hat, ist je nach dem bei der Butterbereitung befolgten Verfahren von ungleicher Beschaffenheit, meist aber sauer, und enthält dann geronnenen Käsestoff, Milchzucker, Milchsäure, Milchsalze und auch noch Fett, welches sich durch mechanische Mittel daraus nicht mehr abscheiden läßt. Man kann annehmen, daß B. im Durchschnitt 0,24 Proc. Butter, 3,82 Proc. Käsestoff, 5,14 Proc. Milchzucker und Salze und 90,8 Proc. Wasser enthält. Sie ist ein angenehm säuerliches, kühlendes und sehr nahrhaftes, aber nicht leicht verdauliches Getränk, weshalb sie von Leuten mit schwacher Verdauung besser gemieden wird. Natürlich ist sie ein kostbares Viehfutter, doch bereitet man auch Käse, den sogen. Buttermilchkäse, daraus (s. Käse) und benutzt sie beim Bleichen, als Ersatz des viel theureren Eiweißes zum Befestigen der Farben beim Kattundruck oder Farbendruck ꝛc.

Butterpfennige, in der kathol. Kirche Geldgaben

für die Erlaubnis, in den Faſten Butter eſſen zu dürfen. Vgl. Butterbrief.

Butterſäure $C_4H_8O_2$, findet ſich meiſt neben anderen flüchtigen fetten Säuren im Johannisbrod, in alten Früchten des Seifenbaums (Sapindus saponaria *L.*), in Tamarinden, in Rainfarn, Arnika und Anthemis nobilis, dann im Schweiß, zuweilen im Mageninhalt, und in dem übelriechenden Saft, welchen viele Laufkäfer aus einer Drüſe am After ausſpritzen; Butterſäureſalze finden ſich im Harn und Blut, in der Flüſſigkeit des Fleiſches und vieler Drüſen; an Glycerin gebunden kommt ſie als Butyrin in der Butter vor, und beim Ranzigwerden der Butter wird dieſe Verbindung zerſetzt. Deshalb riecht alte Butter ſtark nach B., obwohl ſie von derſelben nicht mehr enthält als die friſche. B. entſteht bei der Oxydation des Butylalkohols, bei verſchiedenen Gährungsproceſſen aus Zucker, Stärke, Glycerin und Milchſäureſalzen und findet ſich deshalb z. B. im Sauerkraut und in ſauren Gurken; ſie entſteht auch bei trockener Deſtillation (daher im Holzeſſig und Tabaksſaft), bei der Oxydation der Eiweißſtoffe mit Braunſtein und Schwefelſäure, oder der Oelſäure mit Salpeterſäure, dann auch bei der Fäulnis der Eiweißſtoffe und des Leims, weshalb ſie ſich in der Ackererde, in Moräſten, Dünger, Jauche, im Flußwaſſer und in manchen Mineralwäſſern findet. Zur Darſtellung der B. läßt man Johannisbrod mit Waſſer unter beſtändiger Neutraliſation der entſtehenden Säure mit Schlämmkreide bei 20—30° gähren, deſtillirt mit verdünnter Schwefelſäure, neutraliſirt das Deſtillat mit Soda, verdampft und deſtillirt den Rückſtand abermals mit Schwefelſäure. Oder man verſetzt eine Löſung von 3 Kilogr. Rohrzucker und 15 Gramm Weinſäure in 13 Kilogr. Waſſer einige Tage nach der Bereitung mit 120 Gr. faulem Käſe, 4 Kilogr. ſaurer Milch und 1½ Kilogr. Kreide und läßt bei 30—35° gähren. Es entſteht zuerſt milchſaurer Kalk, welcher unter Entwickelung von Kohlenſäure und Waſſerſtoff in butterſauren Kalk übergeht. Dieſen zerſetzt man mit 4 Kilogr. Soda, verdampft das Filtrat und deſtillirt es mit Schwefelſäure. Als Nebenprodukt gewinnt man B. bei der Reinigung des Glycerins, indem man die benutzte Knochenkohle mit Alkohol extrahirt und die ſo gewonnene Löſung von butterſaurem Kalk weiter verarbeitet. Die B. bildet eine farbloſe ölige Flüſſigkeit, riecht der Eſſigſäure ähnlich, bei geringem Gehalt an Ammoniak aber widerlich ſchweißartig, ſchmeckt ſtark ſauer, ätzend, ſpec. Gew. 0,974 bei 15°, ſiedet bei 157°, iſt miſchbar mit Waſſer, Alkohol und Aether, aber unlöslich in Salzwaſſer, brennt mit blauer Flamme, wird durch Salpeterſäure zu Bernſteinſäure oxydirt. Die B. iſt einbaſiſch und bildet bei der Neutraliſation mit Baſen oder kohlenſauren Salzen meiſt kryſtalliſirbare Salze, welche trocken geruchlos ſind, feucht aber nach B. riechen, in Waſſer und Alkohol ſich löſen, und, trocken auf Waſſer geworfen, rotiren. Das Kaliſalz kryſtalliſirt blumenkohlartig, iſt zerfließlich, ſchmeckt ſüßlich, das Kalkſalz bildet feine Nadeln, die in heißem Waſſer viel ſchwerer löslich ſind als in kaltem, das Natronſalz iſt weniger zerfließlich als das Kaliſalz, welchem es ſonſt gleicht; das Zinkſalz bildet perlglänzende Blättchen, ſchmilzt bei 140° und deſtillirt größtentheils unzerſetzt. B. dient zur Darſtellung von Fruchtäthern.

Butterſäuregährung, ein Gährungsproceß, welchem der Zucker bei mittlerer Temperatur unter dem Einfluß faulender ſtickſtoffreicher Subſtanzen unterliegt; es entſteht zuerſt Milchſäure und dann unter Entwickelung von Kohlenſäure und Waſſerſtoff Butterſäure. Dabei tritt, wie auch bei den übrigen Gährungen, ein eigenthümliches Ferment auf. Citronenſäureſalze unterliegen gleichfalls der B.

Butterſäureſalze, ſ. Butterſäure.

Butterſeife, Präparat, welches in der Pharmacie Anwendung findet, namentlich zur Bereitung von Opodeldok, ſowie auch zur Darſtellung von Butteräther (ſ. d.) und am vortheilhafteſten aus ranziger Butter auf dieſelbe Weiſe wie andere Seife bereitet wird. Iſt die Butter geſalzen, ſo muß man, da Kochſalz die Löſung der Seife hindert, die Butter zunächſt mit viel Waſſer ſchmelzen, tüchtig damit durchrühren, dann klar abſetzen und erſtarren laſſen.

Butterwoche (ruſſ. Maßliza), die den achtwöchentlichen Oſterfaſten der griechiſch-ruſſiſchen Kirche vorhergehende Woche, das Karneval der Ruſſen, ſo genannt, weil zwar der Genuß des Fleiſches verboten, aber der von Butter, Milch und Eiern noch erlaubt iſt.

Buttlar, Eva von, geb. 1670 in Eſchwege, führte in Eiſenach als galante Hofdame 10 Jahre lang ein weltliches Leben und eine kinderloſe Ehe, trennte ſich 1697 von ihrem Mann, dem Hof- und Tanzmeiſter de Béſias, und ſtiftete 1702 zu Allendorf eine philadelphiſche Societät, deren Kern außer ihr Winter, Appenfelder und zwei Fräulein von Callenberg bildeten. Hier ſchlugen chiliaſtiſche Schwärmerei und die myſtiſche Lehre von der geiſtlichen Ehe in grauenhafte Hurerei und Gottesläſterung um. Von Allendorf ausgewieſen, ging die Geſellſchaft 1704 nach Sasmannshauſen, trat, dort entdeckt, in Köln pro forma zur katholiſchen Kirche über, begann aber das alte Weſen von neuem in Lüde bei Pyrmont, trennte ſich dann, zu ſchwerer Strafe verurtheilt, und löſte ſich in Altona auf. Eva führte jetzt wieder ein ehrbares Leben und ſtarb nach 1717. Vgl. Held, Hiſtoriſcher Bericht von der ſogen. Mutter Eva (1711); Keller, Die Buttlar'ſche Rotte (in der »Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie«, 1845); Göbel, Geſchichte des chriſtlichen Lebens in der rheiniſch-weſtfäliſchen evangeliſchen Kirche, Bd. 2, S. 778 ff. (Kobl. 1852).

Buttmann (eigentlich Boudemont), Philipp Karl, ausgezeichneter Philolog, geb. 5. Dec. 1764 zu Frankfurt a. M., beſuchte das dortige Gymnaſium und ſtudirte ſeit 1782 zu Göttingen Philologie. Im Jahr 1787 übernahm er eine Lehrerſtelle beim Erbprinzen von Deſſau, hielt ſich einige Zeit in Berlin und Frankfurt a. O. auf und wurde 1789 Gehülfe, dann (1796) Sekretär an der königl. Bibliothek zu Berlin. Im Jahr 1800 erhielt er daneben die Profeſſur der griech. Sprache am Joachimsthal'ſchen Gymnaſium, legte 1808 dieſe Stelle nieder und wurde 1811 Bibliothekar, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und Lehrer der alten Sprachen beim Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.). Von 1803—1812 redigirte er die »Haude-Spener'ſche Zeitung«. Seit 1824 an apoplektiſchen Zufällen leidend, ſtarb er zu Berlin 21. Juni 1829. B. hat ſich um die griech. Sprachkunde hochverdient gemacht. Seine »Griechiſche Grammatik« (Berl. 1792; 22. Aufl. 1869) und der Auszug daraus: »Griechiſche Schulgrammatik« (daſ. 1816; 15. Aufl. 1866) gehören zu den verbreitetſten Schulbüchern, die lange Zeit faſt die alleinige Herrſchaft auf den deutſchen Gymnaſien übten und zum Aufblühen des griech. Sprachſtudiums weſentlich

beigetragen haben. Sein »Lexilogus oder Beiträge zur griech. Worterklärung, hauptsächlich für Homer und Hesiod« (Bd. 1, Berl. 1818, 4. Aufl. 1865; Bd. 2, 1825, 2. Aufl. 1860) und seine »Ausführliche griech. Sprachlehre« (Bd. 1, das. 1819, 2. Aufl. 1830; Bd. 2, 1825—27, 2. Aufl., mit Zusätzen von Lobeck, 1838—39) zeugen von umfassenden Kenntnissen und bedeutendem historischen Sinn. Außerdem erschien »Mythologus« (das. 1828—1829, 2 Bde.), eine Sammlung geistreicher Abhandlungen über die Sagen des Alterthums. Von 1807—1811 gab B. mit Wolf das »Museum der Alterthumskunde« heraus. Seine Fortsetzung des Spalding'schen Quinctilian erschien in Leipzig 1816, ein verbesserter Abdruck der von Mai aufgefundenen Scholien zur Odyssee in Berlin 1821. Mit Biester edirte B. »Platonis dialogi IV« (4. Aufl., Berl. 1822); ferner allein: Sophokles' »Philoktetes« (das. 1822), Demosthenes' Rede »in Midiam« (das. 1823), Aratos (das. 1826). Die neueren Auflagen der grammatischen Schriften besorgte sein Sohn Alexander B., der auch über wendisch-deutsche Ortsnamen der Mittelmark (Berl. 1856) schrieb und eine »Grammatik des neutestamentlichen Sprachgebrauchs« (das. 1859) lieferte. Vgl. Hitzig, Gelehrtes Berlin (Berl. 1825); Schleiermacher, Akademische Reden und Abhandlungen (Berl. 1833).

Buttstädt, Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar, an der Lossa und der Saal-Unstrutbahn, nördlich von Weimar, Sitz eines Justizamts und einer Superintendentur, hat eine schöne Kirche, eine gewerbliche Fortbildungsschule, 3 Bankinstitute, ansehnlichen Handel mit Butter und anderen Landesprodukten, sehr besuchte Vieh-, namentlich Pferdemärkte (die Herbstmärkte sind bisweilen von 2000 Stück Pferden betrieben) und (1871) 2466 Einw.

Buturlin, Dmitrij Petrowisch, einer der vorzüglichsten Kriegsschriftsteller Rußlands, geb. 1790 zu Petersburg, trat 1808 in ein Husarenregiment als Kornet ein, machte theils in der Kavallerie, theils im Generalstab die Feldzüge von 1809, 1812 und 1813 mit, wurde 1819 Oberst und, nachdem er 1823 als russ. Militärkommissär dem Feldzug des Herzogs von Angoulême in Spanien beigewohnt hatte, Generalmajor. Im Türkenkrieg von 1829 fungirte er als Generalquartiermeister der russischen Armee. Er beschäftigte sich mit der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker, insbesondere aber der Russen. Sein erstes Werk war die Beschreibung des Feldzugs Suworows in Italien: »Relation de la campagne en Italie 1799« (Petersb. 1810). Dieser folgte anonym sein »Tableau de la campagne de 1813 en Bohême« (Par. 1815; 3. Aufl. 1820) und das »Précis des évènements militaires de la dernière guerre en Espagne« (Petersb. 1817). In russischer Sprache schrieb er die »Geschichte des Einfalls Napoleons in Rußland« (das. 1820), sowie sein Hauptwerk, die nicht vollendete »Geschichte der Feldzüge der Russen im 18. Jahrhundert« (das. 1820, Abth. 1, 4 Bde.). Buturlins letztes Werk war die »Geschichte der politischen Wirren in Rußland zu Anfang des 17. Jahrhunderts« (das. 1839—46, 3 Bde.). Der Kaiser Nikolaus berief B. in den Senat, und ernannte ihn zum Chef der kaiserlichen Bibliothek und des geheimen Archivs. B. starb auf seinem Landgut in der Nähe der Residenz 21. Okt. 1849.

Butylalkohol (Isobutylalkohol, Gährungsbutylalkohol) $C_4H_{10}O$, findet sich im Fuselöl aus Weintrebern, Runkelrübenmelasse und Fruchtbranntwein, und man gewinnt ihn aus dem Fuselöl des Runkelrübenmelassebranntweins, indem man bei fraktionirter Destillation das bei 80—105°, 105—115° und 115—125° Uebergehende gesondert auffängt, von ersterem mit Wasser die flüchtigeren Alkohole trennt und das Uebrigbleibende, sowie das bei wiederholter Destillation des letzten Produkts unter 115° Uebergehende mit dem zweiten Produkt vereinigt; dies wird dann 48 Stunden mit Aetzkali gekocht, um zusammengesetzte Aether zu zersetzen, dann destillirt, das Destillat mit Aetzkalk entwässert und das zwischen 106 und 110° Uebergehende gesondert aufgefangen. Der B. bildet eine farblose Flüssigkeit, riecht nach Alkohol und Fuselöl, löst sich in 11 Theilen Wasser, siedet bei 108°. Die zusammengesetzten Butyläther, die man aus dem B. bereiten kann, sind zum Theil äußerst wohlriechend und finden in der Parfümerie theilweise jetzt schon Anwendung, werden aber sicher später noch bei der Zusammensetzung künstlicher Frucht- und Blumengerüche vielfach verwendet werden.

Butyrum (lat.), Butter.

Butyrum antimonii (Spießglanzbutter), s. Antimonchloride.

Butyrum zinci, s. Zinkchlorid.

Butzbach, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Friedberg, südlich von Gießen, in ausgezeichneter Fruchtgegend der Wetterau gelegen, Station der Main-Weserbahn, ist Sitz eines Landgerichts, hat ein Schloß, Strumpf-, Ocker-, Sprengsalpeterfabrikation, Gerbereien und Leimsiedereien und (1871) 2600 meist evangel. Einwohner. Im Schloß liegen 2 Schwadronen Dragoner als Garnison. In der Nähe Reste römischer Befestigungen.

Butzkopf (Blutzkopf), s. Delphin.

Buvette (franz., spr. büwett), »Trinkstübchen«, Erfrischungszimmer, ehemals in Gerichtshäusern, jetzt im Abgeordnetenhaus, im Theater, in Bahnhöfen etc.; Buvetier (spr. büw'tjeh), Wirt eines solchen.

Burbaum (Buchsbaum, Buxus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, kleine Bäume und Sträucher mit gegenüberstehenden, oft zweizeiligen, ganzrandigen, lederartigen, immergrünen Blättern, zweihäufigen Blüten, von denen die männlichen allein oder mit einer weiblichen an der Spitze in einem Knäuel dicht gedrängt in den Blattwinkeln stehen, und schwarzen Samen in dreihörnigen dreifächerigen Kapseln. B. sempervirens *L.* (echter B.), in Südeuropa, Nordafrika, im Orient, bis zum Himalaya, vielleicht auch in China und Japan, ist ein 4—9 Meter hoher Strauch mit vierkantigen, an zwei gegenüberstehenden Seiten behaarten Aesten und länglichen, in einen kurzen Stiel sich verschmälernden Blättern. Die strauch- oder baumartige Form des echten B. (arborescens) wächst besonders im Orient und in den Ländern am Schwarzen Meer, die zwergartige Form (suffruticosa) ist in unseren Gärten sehr verbreitet und spielte besonders im Lendôtre'schen Gartenstil eine große Rolle; außerdem kultivirt man eine Mittelform (myrtifolia) und buntblätterige Varietäten. Von großer Wichtigkeit ist das ungemein feste, schwere und schön gelbe Holz des Burbaums. In Spanien, Italien und besonders in Frankreich verarbeitet man die dünneren Stämmchen zu allerlei Drechsler- und geschnitzten Artikeln, sowie zu musikalischen Instrumenten, während das orientalische Holz der stärkeren Stämme, welches meist über Smyrna in den

Handel kommt, das Material für den Holzschnitt liefert. Früher wurde es auch als Surrogat des Guajakholzes ebenso wie die Blätter medicinisch benutzt. Die Rinde enthält ein Alkaloïd, das Bebeerin oder Burin (s. d.). Das Burbaumholz war schon im Alterthum als nordisches und abendländisches Ebenholz sehr geschätzt; es diente zu Werkzeugen, musikalischen Instrumenten, Schmuckkästchen, Götterbildern ꝛc. Die späteren Römer benutzten den B. zu Einfassungen von Gängen und Beeten und schnitten die Sträucher zu mannigfachen Gestalten, Thierbildern und Buchstaben zu. B. balearica *Willd.*, auf den Balearischen Inseln und im südlichen Spanien, ein sich pyramidenförmig bauender Strauch mit 4 Centim. langen Blättern, gedeiht bei uns nur im Kalthaus.

Burhöwden, Friedrich Wilhelm, Graf von, russ. Feldherr, geb. 14. Sept. 1750 zu Magnusdal auf der Insel Mohn bei Oesel, wurde im Kadettenhaus zu Petersburg erzogen und 1769 während des türkischen Kriegs Officier. Bereits 1789 zum General avancirt, zeichnete er sich 1790 in Finnland gegen die Schweden und 1792—94 im polnischen Krieg aus und wurde 1795 von Katharina II. zum Gouverneur von Polen, 1796 vom Zar Paul I. zum Militärgouverneur in Petersburg ernannt, fiel aber bald in Ungnade und lebte eine Zeitlang in Deutschland, bis er von Alexander I. zurückberufen und mit dem Generalgouvernement der Ostseeprovinzen betraut wurde. Während des Kriegs von 1805 kommandirte er das zweite russische Korps, welches bei Austerlitz den linken Flügel bildete und erst durch das Zurückweichen des rechten Flügels zum Rückzug genöthigt wurde. Im Herbst 1806 stand er an der Spitze eines Korps in Ostpreußen, mußte nach dem Treffen bei Pultusk, dessen unglücklichen Ausgang man ihm zur Last legte, das Oberkommando an Bennigsen abtreten, erhielt dasselbe aber nach der Schlacht bei Eylau wieder. Nach Ausbruch des Kriegs mit Schweden 1808 drang er in Finnland ein und eroberte das Land binnen 10 Monaten. Von den Anstrengungen dieses Feldzugs erschöpft, nahm er nach erfolgtem Friedensschluß den Abschied und starb 23. Aug. 1811 auf seinem Schloß Lohde in Esthland. 1795 war ihm vom König Friedrich Wilhelm II. die preußische und 1797 von Paul I. die russische Grafenwürde verliehen worden.

Burin (Bebeerin, Bibirin, Pelosin) $C_{18}H_{21}NO_3$, Alkaloïd, welches sich in Blättern und Wurzeln des Burbaums, in der aus Guayana stammenden Bibirinrinde von Nectandra Rodiaei *Schomb.* (Familie der Laurineen) und in der brasilianischen Pareirawurzel von Botryopsis platiphylla *St. Hil.* (Familie der Menispermeen) findet. Es bildet ein farbloses Pulver, schmeckt bitter, ist sehr schwer löslich in Wasser, leichter in Alkohol und Aether, schmilzt bei 148° und gibt mit Säuren krystallisirbare Salze. Man hat es als Ersatzmittel des Chinins bei intermittirenden Fiebern empfohlen.

Burtehude, Stadt in der preuß. Landdrostei Stade, Geestkreis Stade, im Herzogthum Bremen, an der schiffbaren Este, 10 Kilom. von deren Einfluß in die Elbe, Sitz eines Amtsgerichts und einer Handelskammer, hat eine bemerkenswerthe gothische Kirche (aus dem 12. Jahrh.) mit einem neuen, weit sichtbaren Thurm, ein schönes Rathhaus, eine höhere Bürger- und höhere Töchterschule, bedeutende Papierfabrikation, außerdem Fabriken für Cement, Farben, Lack, Oel und Seife, lebhaften Handel mit Vieh, Wachs, Honig, Torf, Borke, Steinen ꝛc., ansehnliche Spedition von Getreide, Kartoffeln ꝛc. nach Hamburg, Schiffahrt auf der Este und Elbe, sowie regelmäßige Dampfbootverbindung mit Hamburg und (1871) 2790 Einw. Die Stadt wird Stationsplatz der im Bau begriffenen Eisenbahn von Harburg nach Stade werden. B. kommt urkundlich schon 1105 vor, erhielt 1275 vom Erzstift Bremen Stadtrechte, blühte bald durch seinen Handel auf, trat der Hansa bei und nahm 1552 die Reformation an.

Buxtehude, Dietrich, einer der vorzüglichsten deutschen Orgelspieler, geboren zu Helsingör, wo sein Vater Organist war, wurde 1669 Organist an der Marienkirche in Lübeck und starb daselbst 9. Mai 1707. Er schrieb Fugen und andere Stücke für die Orgel, Suiten für Klavier, Stücke für Violine, Viola di Gamba und Klavier, und Gesangstücke verschiedener Art.

Buxton (spr. bökst'n), Marktflecken und beliebter Badeort in der engl. Grafschaft Derby, in einem nur durch den Wyefluß geöffneten Thalkessel des Peakgebirges, südwestlich von Sheffield, mit (1871) 3717 Einw. Bemerkenswerth ist das 1780 erbaute Versammlungshaus, der sogen. »Crescent«, welcher das alte Dorf mit dem neuentstandenen eleganten Badeort verbindet. Die Heilquellen sind theils Schwefelthermen von 28° C., theils kalte, stahlgeschwängerte Wässer, welche an Gehalt dem Tunbridgewasser gleichen. Die Zahl der jährlichen Badegäste beträgt 13—15,000. Viel besuchte Punkte der Umgegend sind der 585 Meter hohe Axedge, einer der höchsten Gipfel des Peakgebirges, und die 635 Meter tiefe Tropfsteinhöhle Poole's Cavern.

Buxton (spr. bökst'n), Sir Thomas Fowell, Gegner der Negersklaverei, geb. 1. April 1786 zu Earl's-Colne in Esser, studirte in Dublin und trat 1808 als Associé in ein Londoner Brauereigeschäft. Durch seine Schwägerin, die berühmte Elisabeth Fry (s. d.), auf das Loos der Armen hingewiesen, gründete er für die Seidenweber von Spitalfields einen Hülfsverein und veranlaßte durch seine Schrift: »Enquiry, whether crime and misery are produced or prevented by our present system of prison discipline« (Lond. 1818) die Bildung der »Gesellschaft für Verbesserung der Gefängniszucht« und die großartigen Reformen im Gefängniswesen. 1818 ins Parlament gewählt, ward er Wilberforce's Nachfolger in der Agitation für die Freilassung der Neger, erwirkte 1823 den Beschluß, daß die Sklaverei möglichst bald abzuschaffen sei, und setzte endlich die definitive Befreiung der Neger durch. Damit schloß Burtons parlamentarische Laufbahn. 1840 zum Baronet erhoben, schied er aus dem Parlament, blieb aber der Sache der Neger getreu, obwohl er in seiner Schrift »The African slave trade« (Lond. 1840; deutsch von Julius, Leipz. 1841) die Unmöglichkeit, dem Sklavenhandel durch Aufsicht zur See zu steuern, einräumen mußte. Dagegen suchte er sein Ziel durch den Vorschlag zu erreichen, Afrika für europäische Gesittung zu gewinnen. Eine zu diesem Zweck gegründete Zeitschrift: »The African Colonisor«, entwickelte den Plan, und es bildete sich eine Negerexpedition, die jedoch gänzlich fehlschlug. B. starb 19. Febr. 1845 zu Northrepps in Norfolk. Vgl. die interessanten »Memoirs and correspondence of Sir Thomas Fowell B.« (2. Aufl., Lond. 1861; deutsch von A. v. Treskow, Berl. 1853).

Buxtorf, 1) Johann, Orientalist, geb. 15. Dec.

1564 zu Kamen in Westfalen, studirte zu Marburg, Heidelberg, Basel und Genf, ward 1591 Professor der hebräischen Sprache in Basel und starb daselbst 13. Sept. 1629 an der Pest. Er war einer der gelehrtesten Kenner der hebräischen und der nächstverwandten Sprachen, sowie der jüdischen Alterthümer. Seine vorzüglichsten Schriften sind: »Manuale hebraicum et chaldaicum« (Basel 1602; 7. Aufl. 1658); »Lexicon hebraicum et chaldaicum« (das. 1607, 1676); »Biblia hebraica cum paraphrasi chaldaica et commentariis Rabbinorum« (das. 1618, 4 Bde); »Tiberias, s. commentarius Masorethicus« (das. 1620, 1665); »Concordantiae bibliorum hebraicorum« (von seinem Sohn, Johann B., vollendet, das. 1632); »Lexicon chaldaicum talmudicum et rabbinicum« (ebenfalls von Johann B. vollendet, das. 1640; neu bearbeitet von B. Fischer, Leipz. 1866—74, 2 Bde.).

2) Johann, ebenfalls Orientalist, Sohn des vorigen, geb. 13. Aug. 1599 in Basel, folgte seinem Vater 1630 auf dem Lehrstuhl der hebräischen Sprache zu Basel und starb hier 16. Aug. 1664. Er gab heraus des Maimonides »More Nevochim« (Basel 1629), dann viele Abhandlungen, Kommentare und Uebersetzungen, auch Werke seines Vaters. — Sein Sohn, Johann Jakob B., geb. 4. Sept. 1645, war Nachfolger seines Vaters auf dem hebräischen Lehrstuhl und starb 4. April 1704. Seine Handschriften, meist Uebersetzungen rabbinischer Schriften, liegen auf der Baseler Bibliothek. Sein Neffe, Johann B., geb. 8. Jan. 1663, war sein Nachfolger in der hebräischen Professur und starb 19. Juni 1732.

Buzancy (spr. büsángßi), Dorf im franz. Departement Ardennen, unweit Mézières, mit einem Schloß (am Eingang zwei riesige Löwen), einem merkwürdigen, Moschee genannten Gebäude und 860 Einw.; denkwürdig durch das Gefecht, welches hier 27. Aug. 1870 zwischen dem 3. sächsischen Reiterregiment unter Oberst von Standfest nebst einer Schwadron Ulanen und einer reitenden Batterie einerseits und dem 12. französischen Chasseurregiment anderseits stattfand. Letzteres wurde gesprengt und der Kommandeur desselben, Oberstleutnant Laporte, gefangen genommen. Das Gefecht bei B., in welchem die Deutschen zuerst wieder Fühlung mit dem lang gesuchten Feinde bekamen, war der Beginn der Schlachten, welche mit der Kapitulation von Sedan endigten.

Buzer, Martin, s. Bucer.

Buziás (spr. büsiasch), Dorf im ungar. Komitat Temesvár, mit 1500 Einw. und Mineralquellen (eisenhaltigen Säuerlingen), die schon den Römern bekannt waren.

Buzot (spr. büso), François Léonard Nicolas, Mitglied der Gironde, geb. 1760 zu Evreux, ward Advokat, wurde 1789 zum Deputirten gewählt, 1790 Vicepräsident des peinlichen Gerichts zu Paris und im Konvent entschiedener Anhänger der Gironde. Als solcher des Royalismus und Moderantismus angeklagt, obgleich er für den Tod des Königs gestimmt hatte, entkam er zwar im Mai 1793 in die Bretagne, ward aber hier, wahrscheinlich verhungert, von Wölfen angefressen, mit Pétion in der Nähe von Castillon auf freiem Feld gefunden. Seine Anhänger hießen Buzotisten.

Buzzardbai (spr. bösördbeh), Bai an der Südseite des nordamerikanischen Staats Massachusetts, 48 Kilom. lang und 11 Kilom. breit, durch die Elisabeths-Islands vom Vinegardsund getrennt. An derselben liegen die Hafenplätze New Bedford, Faire Haven, Rochester, Wareham.

B. v., Abkürzung für: bene vale, lebe wohl; bene valeat, er lebe wohl; bene vixit, er hat wohl gelebt; bonus vir, guter Mann; beata virgo, gebenedeite Jungfrau Maria; balneum vaporis, Dampfbad (auf Recepten); benevole, günstig.

Byblos, griech. Benennung der berühmten Papyrusstaude der Alten, aus deren Bast sie Papier, Segel, Kleider und Matratzen verfertigten, und deren Wurzel als Nahrungsmittel benutzt wurde; s. Papyrus.

Byblos (hebr. Gebal), uralte Stadt in Phönikien, zwischen Berytos und Tripolis auf einer Anhöhe am Meer erbaut, Sitz des Adoniskultus, mit einem berühmten Tempel der Astarte (Venus). Von hier bezog König Salomon Künstler für seinen Tempelbau. B. war anfangs den Tyrern unterworfen, hatte dann eigene, den Persern tributpflichtige Häuptlinge, wurde später von Alexander d. Gr. erobert und gehörte unter dessen Nachfolgern bald zu Aegypten, bald zu Syrien. Als es ein Vornehmer aus B. versuchte, die Herrschaft an sich zu reißen, ließ ihn Pompejus hinrichten und schlug B. zu der römischen Provinz Phoenicia prima. Später Sitz eines Bischofs, wurde es von den Saracenen, 1187 von den Genuesen und endlich von den Türken genommen. Jetzt Dschebel (s. d.).

Bychow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Mohilew, am Dnjepr, mit einem Schloß, Dominikanerkloster, 4 Kirchen, einer Synagoge, mehreren Fabriken und (1867) 5985 Einw., darunter viele Juden, die lebhaften Handel unterhalten. Die Stadt, schon um 1590 erbaut, war ehedem befestigt und hat noch jetzt Wälle, Gräben und zwei starke Thürme, die als Thore dienen.

Bylan, Ort im asiatisch-türk. Vilajet Konia (Karaman), bei welchem 20. Juli 1832 die Türken unter Hussan Pascha von den Aegyptern unter Ibrahim Pascha geschlagen wurden.

Bylaws (engl., spr. bei'las, »Nebengesetze«, oder, nach besserer Ableitung vom angelsächsischen bye, Ortschaft, »Ortsgesetze«), der technische Ausdruck für Polizeiverordnungen, die sich bloß auf einen einzelnen Fall beziehen, also aus berechtigten oder auch hier und da nicht berechtigten Gründen Ausnahmen von der Regel des von der Polizeiverwaltung sonst beobachteten Verfahrens bilden. Wenn beispielsweise bei großen Aufzügen (Krönungsfeierlichkeiten, Truppeneinzügen, Volksfesten) der sonst freie Straßenverkehr zeitweise beschränkt oder gesperrt ist; wenn bei Cholera, Rinderpest ꝛc. der freie Zuzug der Menschen und die Zufuhr von Waaren und Thieren gewissen Ausnahmebeschränkungen unterworfen wird; wenn in hochbewegten politischen Zeiten Anordnungen der Polizeistunde, Verbote gegen die Ansammlung von Menschengruppen ꝛc. getroffen, bei Ueberschwemmungen, Feuersgefahr u. dgl. Ausnahmemaßregeln ergriffen werden: so sind dies solche B., die zwar in die freie Selbstregierung des Volks eingreifen, aber doch zur Herstellung eines angemessenen modus vivendi kaum zu vermeiden sind. Die B., nach der englischen Städteordnung von 1835 von einer Versammlung von wenigstens zwei Drittel der Stadtverordneten (common councilmen) beschlossen, treten erst nach 40 Tagen in Kraft, innerhalb deren die Königin sie kassiren kann. Auch vordem mußten B.

vom Lord Chancellor, Lord High Treasurer oder von Richtern des King's Bench oder der Common Pleas geprüft werden. Hier und da und besonders in früherer Zeit ist die fürsorgende Polizei darin allerdings viel zu weit gegangen, wie überhaupt die Grenze zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig in solchen Fällen sehr schwer zu ziehen ist. Im deutschen Recht hießen solche Ortsstatuten »Willküren«. Vgl. Polizei. Auch heißen die »Lokalstatuten« der englischen Freimaurerlogen B.

Byng (spr. bing), 1) George, Viscount Torrington, brit. Seeheld, geb. 27. Jan. 1663 zu Wrotham in Kent, seit dem 15. Jahr im Seedienst, wurde 1688 erster Leutnant bei der Flotte, welche die Landung des Prinzen von Oranien verhindern sollte, ging aber zu diesem über, wurde 1703 Kontreadmiral der rothen Flagge und nach Algier gesandt, um einen neuen Frieden mit dem Raubstaat abzuschließen. Wichtige Dienste leistete er im Spanischen Erbfolgekrieg, z. B. bei der Wegnahme der Flotte im Hafen von Vigos, bei der Eroberung Gibraltars (1704) ꝛc. 1706 zum Viceadmiral befördert, entsetzte er Barcelona, wurde 1708 Admiral der blauen Flagge, vereitelte den projektirten Einfall des Prätendenten in Schottland, wurde 1709 Lord der Admiralität und 1710 Admiral der weißen Flagge. Für Plymouth trat er ins Parlament und ward 1717 Baronet. Er vereitelte 1718—20 die Unternehmungen des Kardinals Alberoni auf Sicilien und Neapel und zwang den König von Spanien zur Annahme der ihm von der Quadrupelallianz vorgeschriebenen Bedingungen. Nach seiner Rückkehr nach England erhob ihn Georg I. zum Kontreadmiral von Großbritannien, 1721 zum Peer mit dem Titel Viscount Torrington und Baron von Southill, und Georg II. stellte ihn an die Spitze der gesammten Admiralität. Auf diesem Posten verbesserte er das Loos der Seeleute, errichtete eine Seeofficierswittwenkasse und unterstützte das Greenwicher Hospital. Er starb 17. Jan. 1733 zu London.

2) John, brit. Admiral, Sohn des vorigen, geb. 1704, wurde 1742 Gouverneur von Neufundland, 1745 Kontreadmiral, 1756 Wirklicher Admiral der blauen Flagge. Als es ihm nicht gelang, mit einer Flotte von 13 Linienschiffen und 5 Fregatten die von den Franzosen bis auf das Fort St. Philipp besetzte Insel Minorca zu befreien, er vielmehr von dem franz. Admiral de la Galissonnière, dessen Flotte um ein Linienschiff schwächer als die seinige war, in einem Seetreffen angesichts des bedrängten Forts geschlagen ward, wurde B. vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tod verurtheilt und 14. März 1757 erschossen. Es hat sich später erwiesen, daß er auch bei größerer Energie Minorca nicht hätte retten können. Vgl. »Testament politique de B.« (aus dem Engl., Portsmouth [Paris] 1759).

Byr, Robert, Pseudonym des Schriftstellers K. E. R. v. Bayer (s. Bayer 4).

Byrgius, Justus, eigentlich Jost Bürgi, Verfertiger von Himmelsgloben und astronomischen Instrumenten, geb. 28. Febr. 1552 zu Lichtensteig im schweiz. Kanton St. Gallen, war seit 1579 Hofmedikus des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen und trat 1604 in die Dienste des Kaisers Rudolf II., kehrte aber 1622 nach Kassel zurück und starb daselbst 31. Jan. 1632. Sein berühmtestes Werk war ein mit Silberblech überzogener Himmelsglobus, worauf er die Sterne nach seinen eigenen Beobachtungen eingetragen hatte. Er ist Erfinder des Triangularinstruments; seinen Bericht darüber gab sein Schwager Benj. Barmer (1648) heraus. Auch wird ihm die Erfindung der Logarithmen, des Proportionalzirkels und der Pendeluhr zugeschrieben. Auf der Sternwarte des Landgrafen von Hessen hat er zahlreiche und für die damalige Zeit außerordentlich genaue Beobachtungen angestellt.

Byron (spr. beir'n), 1) John, brit. Seefahrer aus einer sehr alten Familie, geb. 8. Nov. 1723 zu Newstead-Abbey, litt bei der Weltumsegelung unter Lord Anson 1741 an einer wüsten Insel an der Westküste von Patagonien Schiffbruch, kam endlich nach Chiloë, fiel in spanische Kriegsgefangenschaft und kehrte erst gegen Ende 1745 nach Europa zurück. Seine Drangsale schilderte er in der »Narrative of J. B.« (Lond. 1748; deutsch, Nürnb. 1769). Im Krieg gegen Frankreich (1755—63) zeichnete sich B. erst im Kanal, dann in Amerika als Flottenführer aus. 1764 unternahm er im Auftrag Georgs III. eine Entdeckungsreise in die Südsee, fand mehrere Inseln daselbst auf und kehrte im Mai 1766 über Batavia und das Kap nach England zurück. Die Beschreibung dieser Expedition gab einer seiner Officiere in »Voyage round the world« (Lond. 1766; deutsch Lemgo 1769) heraus. Im Juli 1779 erhielt er als Admiral während des amerikan. Kriegs ein Kommando in Westindien. Er starb 10. Aug. 1786 zu London.

2) George Noel Gordon, Lord Byron, der größte englische Dichter des 19. Jahrh., Enkel des vorigen, war 22. Jan. 1788 und zwar, nach der jetzt allgemein angenommenen Angabe seiner Halbschwester (Augusta Leigh), zu London geboren und durch seine Mutter, Miß Gordon, mit dem schottischen Königshaus verwandt. Die Ehe seiner Eltern war keine glückliche. Sein Vater, Kapitän in der königl. Garde, der »tolle Jack« genannt, verschwendete in kürzester Zeit fast das ganze Vermögen der Mutter, ließ diese mit ihrem Söhnchen im Stich und starb 1791 in Valenciennes. Die Mutter, eine stolze Frau von leidenschaftlicher Heftigkeit, zog sich 1790 nach Aberdeen zurück, um hier in weiser Beschränkung nur der Erziehung ihres Sohnes zu leben. B., ein schwächliches Kind, besuchte die Grammar-School und wurde dann, 8 Jahre alt, zur Stärkung seiner Gesundheit in die Hochlande geschickt. Während der ungebundene Aufenthalt in der romantischen Herrlichkeit der schottischen Berge den Knaben an Leib und Seele kräftigte, übte dagegen der schnelle Wechsel von mütterlicher, übertrieben ängstlicher Obhut und selbstüberlassener Ungebundenheit einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Charakter aus, insofern Eigensinn, Unlenksamkeit und Uebermuth in ihm geweckt wurden. Zugleich aber erwachte dort auch jener Sinn für wilde Naturschönheit, der aus allen seinen Dichtungen so bezaubernd wiederklingt. Noch im Alter von 10 Jahren erbte B. durch den Tod des Lord William (1798) die Lordschaft, wurde nun der unmittelbaren Leitung seiner Mutter entzogen und unter die Vormundschaft seines Großoheims, des Grafen von Carlisle, gebracht. Er erhielt in Dr. Drury einen Tutor und bezog nach einem kürzern Aufenthalt in London, wo man vergeblich die Heilung seines Klumpfußes, mit dem er von Geburt an behaftet war, versucht hatte, die Schule zu Harrow, wo seine ersten poetischen Versuche entstanden. Noch nicht 17 Jahre alt, bezog er die Universität Cambridge und ward ins Trinity-College aufgenommen, wo aber der mittelalterliche Klosterzwang die revo-

lutionäre Anlage seines Charakters nur nährte. Nach 2 Jahren verließ er die Akademie und begab sich nach dem Sitz seiner Vorfahren, dem Schloß Newstead-Abbey bei Nottingham, wo er die erste Sammlung seiner Gedichte veranstaltete. Diese »Hours of idleness« (Newark 1806) waren allerdings der Mehrzahl nach unreife Produkte, aber es lassen sich darin die Funken eines originellen Geistes nicht verkennen. B. lebte darauf abwechselnd in Newstead-Abbey und in der Hauptstadt. Aber hier wie dort zeigte seine Lebensweise das Excentrische, das ihm sein ganzes Leben hindurch anhing und alle seine Handlungen leitete. Einer geharnischten, sein poetisches Talent zuerst glänzend bekundenden Satire (»English bards and Scotch reviewers«, 1809, in vier Auflagen gedruckt) gegen Brougham, welcher seine Gedichte scharf kritisirt hatte, folgten in demselben Jahr die »Imitations and translations from the ancient and modern classics together with original poems«. Zur selben Zeit mündig geworden, übernahm er die Verwaltung seiner Stammgüter und trat in das Oberhaus, an dessen Sitzungen er jedoch nur geringen Antheil nahm. Um der Erinnerung an eine vermählte Geliebte (Mary Chaworth zu Annesley in der Nähe von Newstead-Abbey, die er 1803 von Harrow aus hatte kennen lernen) zu entrinnen, hatte er sich in die verderblichsten Zerstreuungen gestürzt und verließ endlich voll Ueberdruß im Juni 1809 London, um mit seinem Freunde Hobhouse, seit 1851 Lord Broughton (vgl. Hobhouse, Journey through Albania, Lond. 1814, zuletzt 1855) ins Ausland zu gehen. Die Reise führte ihn durch Portugal und Spanien nach Malta und Albanien, von wo aus er einen großen Theil von Griechenland und die Küste von Kleinasien bereiste. Er besuchte Konstantinopel, durchschwamm in 1 Stunde 10 Minuten den Hellespont und kehrte nach einem längern Aufenthalt in Athen im Juli 1811 ins Vaterland zurück. Hier erschienen im folgenden Jahr die beiden ersten Gesänge seines »Childe Harold«, die ihn sofort als einen der glänzendsten Dichtersterne erscheinen ließen und zum Abgott der fashionablen Welt Englands machten. Sein Dichterruf erweiterte und vergrößerte sich durch die nachfolgenden Werke, die, wie »Childe Harold« zum großen Theil noch Früchte seiner Reisen oder an dieselben erinnernd, in rascher Folge erschienen: »The Giaur«, »The Bride of Abydos«, »The Corsair« (1813), »Lara« (1814), »The siege of Corinth«, »Parisina« (1815) u. a. Auch die berühmte »Ode to Napoleon Buonaparte« und die vortrefflichen »Hebrew Melodies« (alten Nationalmelodien angepaßt) entstanden um diese Zeit. Seine 2. Jan. 1815 mit Anna Isabella Milbank, der einzigen Tochter des reichen Baronets Ralph Milbank Noel, geschlossene Ehe war bei der zu großen Verschiedenheit ihrer Naturen nicht glücklich und wurde auch durch die Geburt einer Tochter, Ada, nicht befestigt. Lady B. verließ nach Jahresfrist ihren Gatten, um nicht wieder zu ihm zurückzukehren, und es kam bald darauf zur förmlichen Scheidung. Die nächste Folge davon war ein plötzlicher und vollständiger Umschlag der öffentlichen Meinung, die jetzt ebenso entschieden ihr Verdammungsurtheil über B. aussprach, als sie ihn vorher bewundert hatte. Die Ehegeschichte Byrons ist in neuester Zeit wieder lebhaft besprochen worden infolge der sogen. Enthüllungen, welche Harriet Beecher Stowe (vgl. deren »The true history of Lady Byron's life«, zuerst im Bostoner »Atlantic Monthly Magazine« und im Londoner »Macmillan's Magazine« 1869, dann auch besonders gedruckt) angeblich aus dem Munde der Lady Byron darüber veröffentlicht hat; indessen hat sich alles, was die genannte Schriftstellerin Verdächtigendes über B. vorgebracht hat, als völlig grundlos erwiesen. B. verließ nun (25. April 1816) zum zweitenmal England, mit der Absicht, es nie wiederzusehen. Er zog durch Belgien und den Rhein entlang in die Schweiz und ließ sich im Juni 1816 an den Ufern des Genfersees in der Villa Diodati nieder, wo der Verkehr mit dem Dichter Shelley und dessen Gattin begann. Von hier aus machte er während des Sommers und Herbstes Reisen in die Gebirgsgegenden, wobei ihn meist nur Shelley begleitete. Die poetischen Arbeiten, welche er, wiederum als Früchte seiner Reisen, am Genfersee vollendete, gehören zum Theil zu dem Besten, was seinem Dichtergeist entsprang; wir nennen nur den 3. Gesang von »Childe Harold« (1816), das dramatische Gedicht »Manfred« (1817), sowie die beiden kleineren Gedichte »The Prisoner of Chillon« (1816) und die »Monody of Sheridan«. Nachdem er eine geraume Zeit (bis gegen Ende 1819) in Venedig verweilt hatte, von wo er auch einen Ausflug nach Rom machte, zog ihn die Liebe zur schönen Gräfin Teresa Guiccioli (gestorben als Marquise de Boissy im März 1873 zu Florenz) nach Ravenna, wo er im Umgang mit ihr und ihrer Familie, den Grafen Gamba, ungefähr ein Jahr verlebte, das er selbst seine glücklichste Zeit nennt. Von den poetischen Arbeiten, welche Byrons Aufenthalt in Venedig ihre Entstehung verdanken, sind die wichtigsten: der 4. Gesang des »Childe Harold«, der mit dem 3. Gesang das vollendete Werk zu dem gedankenreichsten des Dichters macht; »The Lament of Tasso«; das reizende Gedicht »Beppo« (1817); die »Ode on Venice«, und »Mazeppa« (1818); auch der Entwurf und die ersten Gesänge des »Don Juan«, seines genialsten Werks, fallen in jene Zeit. In Ravenna zogen die Grafen Gamba und andere ital. Freisinnige den Dichter mit in die revolutionäre Bewegung, die damals durch ganz Italien die Patrioten zusammenführte. Anfangs hatte der alte Graf Guiccioli nichts dagegen gehabt, daß seine junge Frau sich der Vorrechte bediente, welche die Sitten des Landes ihr gaben; endlich aber machte er Einwendungen und brachte die Sache sogar vor den Papst, welcher die Trennung der Gräfin von ihrem Gemahl gestattete, unter der Bedingung, daß sie unter ihres Vaters Dach leben sollte. Zuletzt aber fand sich B. bewogen, sie aus Ravenna zu entfernen, da er ein mit Genehmigung des Legaten angelegtes Komplot, sie auf Lebenszeit in ein Kloster zu sperren, entdeckt hatte. Dies und das unglückliche Ende der italienischen Revolution, das auch über die Gamba's die Proskription verhängte, bewog B., im Herbst 1821 sich über Bologna und Florenz nach Pisa zu begeben, wo die beiden Gamba's und die Gräfin bereits ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Noch in Ravenna waren entstanden: die »Prophecy of Dante«, die Dramen »Marino Faliero«, »The two Foscari«, »Sardanapalus« und »Cain« und einige weitere Gesänge des »Don Juan«. In Pisa beschränkte sich Byrons täglicher Umgang auf die Familie Gamba, den Dichter Shelley und Leigh Hunt, mit dem er das Journal »The Liberal« herausgab. Doch war er hier weniger verschlossen gegen englische Besucher, als in Venedig und Ravenna, und manche seiner neuen Bekanntschaften, wie namentlich die mit dem Kapitän Medwin, steigerten

RUG
FACULTEIT LETTEREN EN WIJSBEGEERTE
Secretariaat
BLANDIJNBERG 2 - B-9000 GENT

sich allmählich zu Freundschaften. Aber auch in Pisa durfte er sich des Glücks häuslicher Ruhe nicht lange erfreuen. Reibereien mit der Polizei hatten zur Folge, daß er noch im Sommer 1822 die Stadt verließ und mit den Gamba's nach Genua übersiedelte. Zuvor vollzog er noch eine Freundespflicht, indem er den Leichnam des im Juli 1822 auf einer Spazierfahrt zwischen Livorno und Lerici ertrunkenen Shelley auf einem Holzstoß verbrennen ließ und seine Asche in einer antiken Urne nach Rom schickte, um sie neben der Pyramide des Cestius beisetzen zu lassen. Seinem Aufenthalt in Genua (vom Herbst 1822 bis zum Sommer 1823) verdanken das Mysterium »Heaven and Earth«, das prächtige Gedicht »The Island«, das Goethe gewidmete Drama »Werner«, die mißlungene Faustnachahmung »The deformed Transformed« und die Fortsetzung des »Don Juan« bis zum 16. Gesang ihre Entstehung. Begeistert für den Freiheitskampf der Hellenen, beschloß B. endlich, seine Kräfte ihrer heiligen Sache zu widmen, und bestieg Ende Juli 1823 zu Livorno das englische Schiff Herkules, welches ihn und mehrere Freunde (darunter den jungen Grafen Gamba) zunächst nach Kephalonia führte. Außer vielen Waffen brachte B. einen bedeutenden Vorrath von Medikamenten, Bandagen und anderen chirurgischen Bedürfnissen mit; seine Kasse enthielt noch 10,000 span. Thaler baar und etwa 40,000 Thaler in Wechseln. Seine Ankunft in Griechenland ward mit Jubel begrüßt, doch ließ er sich in keinerlei Verpflichtungen gegen irgend eine Partei ein, sondern knüpfte unmittelbar mit der Regierung, die damals von Tripolizza nach Salamis gezogen war, Verhandlungen an. Um vor allem das schwer bedrohte Missolunghi zu retten, rüstete er zwei ionische Schiffe aus, von welchen das eine vom Grafen Gamba, das andere von ihm selbst kommandirt wurde, und kam 5. Jan. 1824 im Hafen von Missolunghi an, wo er wie ein Retter aus der tiefsten Noth empfangen wurde. Einen großen Theil seiner Thätigkeit nahm darauf die englische Anleihe in Anspruch, für deren Abschließung er gleichzeitig durch seine Freunde in London und bei den uneinigen Oberhäuptern der Griechen zu arbeiten hatte; auch bei der Konstituirung der Gesellschaft der englischen Philhellenen war er aufs eifrigste betheiligt. Nicht ohne Erfolg suchte er die barbarische Art und Weise der türkischen wie der griech. Kriegführung durch Beispiele von Mäßigung und Großmuth zu mildern, während er, freilich mit geringerem Erfolg, an der Beseitigung der Fehden und Zwistigkeiten arbeitete, welche die Häupter der Griechen trennten und ihre Kraft zersplitterten. Die eifrigste Sorge aber widmete er kriegerischen Plänen. Er hatte vom 1. Jan. 1824 an eine Schar von 500 Sullioten in Sold genommen, an deren Spitze er das Schloß von Lepanto, die einzige, aber wichtigste Festung des westlichen Griechenland, welche noch in der Gewalt der Türken war, zu erobern gedachte; 2500 Griechen und eine Batterie der englischen Philhellenen sollten das Unternehmen unterstützen. Inzwischen vergeudeten die rüstigen griech. Streiter die edle Zeit mit unnützen Streitigkeiten, und sogar in Missolunghi und unter Byrons Brigade brachen Uneinigkeiten und Meutereien aus, die des Dichters reizbares Gemüth mehr angriffen, als sein Körper[3] ertragen konnte. Er bekam zu wiederholten Malen konvulsivische Anfälle und wurde durch die ärztlichen Mittel nur noch mehr geschwächt. Kaum wieder insoweit hergestellt, daß er seine gewohnten Spazierritte wieder unternehmen konnte, zog er sich auf einem derselben ein entzündliches Fieber zu, das bald einen gefährlichen Charakter annahm und nach 10 Tagen (19. April 1824) seinem Leben ein Ende machte. Die Kunde seines Todes drang wie ein Donnerschlag durch die Welt; ganz Griechenland trauerte um ihn 21 Tage. Sein Herz wurde in einer silbernen Kapsel in einem ihm geweihten Mausoleum zu Missolunghi aufbewahrt, ging aber bei dem letzten Versuch der Besatzung, sich durch die Belagerer durchzuschlagen (22. April 1826), verloren. Seine Leiche führte Graf Pietro Gamba nach England, wo sie, da ihr die Geistlichkeit ein Begräbnis in der Westminsterabtei verweigerte, in der Dorfkirche von Hucknall bei Newstead-Abbey beigesetzt wurde. Seine Statue (von Thorwaldsen) befindet sich zu Cambridge. Byrons wunderbare Dichtungsweise, welche ihn neben Shakespeare als den größten Dichtergenius innerhalb der englischen Literatur erscheinen läßt, ist das Ergebnis einer widerspruchsvollen Begabung und eines widerspruchsvollen Zeitalters. Seine außerordentliche Begabung fand weder in England, noch überhaupt in seinem Zeitalter entsprechende Aufgaben und stellte sich daher falsche, an deren Lösung er die größte Leidenschaft und das zarteste Gefühl, die sinnigste Detailarbeit und riesenhafte Gewalt setzte. Aber obschon ein Riese, blieb er doch vor der Unlösbarkeit seiner Probleme verzweifelnd stehen; der furchtbare Riß, den er in allem sittlichen Leben beobachtete, durchzog als Zerrissenheit sein eigenes Wesen; getäuschte Hoffnungen steigerten sich zum Weltschmerz, zur Weltverachtung, zur Verzweiflung, welcher Stimmungen gewaltigster Dolmetsch er — Prometheus, Faust, Don Juan in Einem — und zugleich dichterisches Vorbild für das ganze Zeitalter ward. Zur Einheit und Harmonie der Weltanschauung und des dichterischen Schaffens sich durchzuarbeiten, vermochte er nicht, weil er niemals eine gewissenhafte Erziehung genossen hatte, weder von der Mutter, noch von den Menschen, noch von der Natur oder dem Glück oder dem Ruhm: er war dieser aller verzogenes Kind. Als transparente Hervorbringungen einer titanenhaft ringenden großen Seele haben seine Werke dauernden Werth. Sie erschienen als »Poetical works« Lond. 1815, 6 Bde. u. öfter; auch in kontinentalen Nachdrucken; am vollständigsten, mit biographischen und kritischen Anmerkungen von verschiedenen Verfassern und mit Kupfern von William und Edward Finden, herausgeg. von Th. Moore, Lond. 1832—33, 17 Bde.; sehr bequem und korrekt in einer Einband-Ausgabe bei Murray, Lond. 1850 (im folgenden Jahr in 10 Duodezbändchen), zuletzt 1873 in 2 Bdn., und in Tauchnitz' »Collection of British authors«. Deutsche Uebersetzungen erschienen von Adrian (Frankf. 1830, 12 Bde.), Ortlepp (Stuttg 1839, 12 Bde.), eine sehr gute von A. Böttger (Leipz. 1839; 6. Aufl. 1864; Diamantausgabe, 7. Abdruck 1861), Neidhart (Berl. 1865), die beste von Gildemeister (das. 1864—65 6 Bde.; 2. Aufl. 1867). Einzelnes übersetzten Bärmann, H. Döring, Th. Hell, Hilscher, Zedlitz (»Childe Harold«, Stuttg. 1836), G. Pfizer, A. Wagner, Schäffer (»Dichtungen«, Hildburgh. 1865, »Don Juan«, Gesang 1—6, das. 1867), Grüzmacher (»Dramatische Werke«, das. 1870), Janert (»Childe Harold«, das. 1858), Strodtmann (Erzählungen), Stadelmann (lyrische Gedichte) u. a.

Vgl. Dallas, Recollections of Lord B. (Lond. 1824); C. Gordon, Life and genius of Lord B. (daſ. 1824); E. Brydges, Letters on the character etc. of Lord B. (daſ. 1824); Th. Medwin, Conversations of Lord B. (daſ. 1824); Dallas, Recollection of the life of Lord B. (daſ. 1824); Marquis de Salvo, Lord B. en Italie et en Grèce etc. (daſ. 1825); Lord Byron's private Correspondence (daſ. 1824; deutſch, Stuttg. 1825); Gamba, Narrative of Lord Byron's last journey to Greece (Lond. 1825); Parry, The last days of Lord B. (daſ. 1828); Leigh Hunt, Lord B. and some of his contemporaries (daſ. 1828); Millingen, Memoir on the affairs of Greece (daſ. 1831); Th. Moore, Letters and Journals of B. with notices of his life (daſ. 1833; neue Ausg. 1873, 2 Bde.; deutſch, von Böttger, Leipz. 1842, 3 Bde.); Kennedy, Conversations on religion with Lord B. (Lond. 1830); Lady Bleſſington, Conversations with Lord B. (daſ. 1834; neue Ausg. 1850); Trelawney, Recollections of the last days of B. (daſ. 1858); Gräfin Guiccioli, My recollections of Lord B. (engliſch von Jerningham, daſ. 1869, 2 Bde., ſichtlich nicht zuverläſſig). Vollſtändige Lebensbeſchreibungen des Dichters gaben Lake (Lond. 1827), John Galt (1837), Armſtrong (1846), Eberty (Leipz. 1862, 2 Bde.) und Elze (Berl. 1870; in engl. Ueberſetzung Lond. 1872). Die autobiographiſchen Memoiren Byrons ſoll der Erbe derſelben, Thomas Moore, aus Familienrückſichten vernichtet haben; er ſelbſt gab jedoch ſpäter »Memoirs of the life of the Lord B., including his correspondence with his friends« (Lond. 1829; neue Aufl. 1839, 3 Bde.) heraus. Gute Charakteriſtiken, ſo weit ſolche überhaupt Byrons Weſen zuläßt, haben Tuckermann in den »Charakterbildern engliſcher Dichter« (deutſch, Marburg 1857), Macaulay in ſeinen »Essays«, Bd. 1, und v. Treitſchke in den »Hiſtoriſchen und politiſchen Aufſätzen« (3. Aufl., Leipz. 1867) gegeben.

Der Lordstitel Byrons ging auf ſeinen Vetter George Anſon B., geb. 8. März 1789, über, der ſich als brit. Marinekapitän durch eine Reiſe in die Südſee bekannt machte, 1862 zum Admiral ernannt wurde und 1868 ſtarb. Ihm folgte ſein älteſter Sohn George Anſon B., geb. 30. Juli 1818, der jetzige Lord Byron. — Byrons Gattin, Lady Anna Iſabella Milbank, geb. 17. Mai 1792 in London, brachte den Reſt ihres Lebens in Zurückgezogenheit mit Ausübung einer großartigen Wohlthätigkeit zu und ſtarb erſt 16. Mai 1860. Ihre und des Dichters einzige Tochter, Auguſta Ada, geb. 10. Dec. 1815, war ſeit 1835 mit William Graf von Lovelace vermählt und ging der Mutter bereits 27. Nov. 1852 im Tode voraus. Sie hinterließ 2 Söhne, von denen der ältere, Byron Noel Viscount Ockham, nachdem er kurze Zeit in der Marine gedient und beim Tod ſeiner Großmutter, Lady B., auch die Baronie Wentworth geerbt hatte, das Leben eines Abenteurers und Sonderlings führte und als freiwilliger gemeiner Arbeiter auf einer Londoner Schiffswerfte 1862 im Alter von 26 Jahren ſtarb.

3) Henry James, beliebter engl. Schauſpieler und Burleskendichter, Sohn des engl. Konſuls zu Port-au-Prince auf Hayti, geboren zu Mancheſter, wurde zu St. Peter in London erzogen und lieferte eine große Reihe Pantomimen und Burlesken (ſogen. »burlesque extravaganzas«, dem einzigen Genre, in welchem neben der eigentlichen Poſſe die moderne engl. Dramatik noch gewiſſermaßen originell und ſchöpferiſch überhaupt auftritt). Die Titel der vorzüglicheren Stücke ſind: »Fra Diavolo« (1858 zuerſt am Strand-Theater gegeben); »Maid and Magpie«; »Aladdin«; »Esmeralda«; »The Lady of Lyons«; »Grin bushes«; »Puss in a new pair of boots« (gedruckt 1862); »Babes in the wood«; »Maxeppa travestie«; »Miss Eily O'Connor«; »Jack the giant-killer«; »Dundreary married and done for« (Zugſtück des Haymarket-Theaters); »La Sonnambula travestie«; »Lucia di Lammermoor«; »Little Don Giovanni« und »Der Freiſchütz« (ſämmtlich Zugſtücke des Prince of Wales-Theaters). Mehr dem höhern Genre des Luſtſpiels gehören an: »The old story«; »War to the knife« und »A hundred thousand pounds«. B. war der erſte Herausgeber des »Fun« und hat außer vielen anderen Beiträgen zu belletriſtiſchen Zeitſchriften auch einen Roman »Paid in full« (2. Ausg. 1868, 3 Bde.) geſchrieben. Als Schauſpieler trat er in London zuerſt 1869 im Globe-Theater in ſeinem eigenen Drama: »Not such a fool as he looks« auf.

Byrsonima *Rich.*, Pflanzengattung aus der Familie der Malpighiaceen, Bäume und Sträucher des tropiſchen Amerika mit gegenſtändigen, einfachen Blättern und ſchönen endſtändigen Blütentrauben. B. verbascifolia *Dec.* (Malpighia verbascifolia *L.*) iſt ein krummer, knotiger, nur einige Fuß hoher Strauch in Braſilien und Guayana, mit filzigen Blättern, gelben Blüten und grünlichen, behaarten Beeren, welche dreieckige Nüſſe einſchließen. Holz und Rinde haben adſtringirende Eigenſchaften und ſind in dem Vaterland des Strauchs gebräuchliche Heilmittel bei Durchfällen, Wechſelfiebern, Blut- und Schleimflüſſen und ähnlichen Krankheiten. B. spicata *Dec.*, Malpighia spicata *Cav.*, iſt ein 9 bis 12 Meter hoher Baum mit grauer Rinde, gelben, kleinen, wohlriechenden Blüten und eben ſolchen Früchten in Südamerika und Weſtindien. Holz und Rinde enthalten viel Gerbſtoff und werden deshalb gegen verſchiedene Krankheiten und beſonders auch zum Gerben und Färben (Muruxirinde) angewendet. Die ſäuerlich herb ſchmeckenden Beeren ſind genießbar und als Heilmittel bei Dyſenterie geſchätzt.

Byſſaceen, Name einer von Fries aufgeſtellten beſondern Pflanzenklaſſe, die ſich den Flechten anſchließt und nur aus wenigen Gattungen gebildet wird, welche von den echten Flechten einigermaßen abweichen und Aehnlichkeiten mit den Algen zeigen. Dies ſind namentlich Ephebe, Racodium und Chroolepus. Gegenwärtig wird die letztgenannte Gattung unbedenklich zu den Algen gerechnet; die übrigen jedoch, obgleich auch ihnen entſprechende Algentypen exiſtiren, werden den eigentlichen Flechten beigeordnet, weil ihnen der für dieſe charakteriſtiſche Beſtandtheil: chlorophylloſe, die algenartigen Zellen umwachſende Fäden, zukommt. Ueber ihre Beziehung zu jenen Algentypen, ſowie über ihre Eigenthümlichkeiten überhaupt vgl. Flechten.

Byſſus, alte, jetzt aus dem Pilzſyſtem geſtrichene Gattung, in welche man die zarten Flockenfäden, die bald in verzweigten Strängen, bald in hautartigen Ausbreitungen im Waldboden, in altem Holz, an feuchten, dumpfen Orten, wie in Kellern und Bergwerken angetroffen werden, vereinigte. Eine Fruktifikation iſt an dieſen Gebilden nicht zu finden, und es iſt gegenwärtig gewiß, daß ſie nur die üppig entwickelten Mycelien anderer Pilze ſind, welche unter den gegebenen Verhältniſſen an der Fruktifikation

gehindert sind. Verschiedene Pilze, namentlich solche aus der Abtheilung der Hymenomyceten, können diese Entwickelungsform annehmen. Vgl. Pilze. Besonders bekannt ist der an dumpfen Orten entstehende, Wetterzotte genannte B. floccosa *Schreb.*, der aus langen, schneeweißen, fast baumwollartigen zarten Fäden besteht. Auch wesentlich andere Vegetabilien sind früher mit diesem Gattungsnamen belegt worden; der auch als B. Jolithus *Ag.* bezeichnete Veilchenstein, das Veilchenmoos der Felsen, ist eine zur Gattung Chroolepus (s. d.) gehörige Alge.

Byssus (Muschelseide, Muschelfäden, Muschelbart), ein Bündel biegsamer, feinerer oder gröberer Fäden, welche von der Byssusdrüse, die im Fuß vieler, im Meer lebender zweischaliger Muscheln sich befindet, abgesondert werden und zur zeitweiligen oder beständigen Anheftung des Thiers, auch wohl zu einer Art Nestbau verwendet werden. Bei manchen Gattungen sind diese Fäden sehr grob und hart, bei einigen aber, vor allen bei den Steckmuscheln (Pinna *L.*) gleichen sie an Feinheit und Glanz der ungezwirnten Seide. Ihre Farbe ist braun, gelblich, olivenfarben, schwarz, auch wohl bläulich. Die Länge der Fäden ist verschieden, am beträchtlichsten bei den ohnehin sehr groß werdenden Pinnen. Einige der B. tragenden Muschelgattungen schließen die Schalklappen völlig an einander, ohne eine merkliche Lücke für den in diesem Fall wohl immer ziemlich feinfädigen Bart zu lassen, der folglich hier beim völligen Schluß der Klappen eingeklemmt werden muß; mehrere aber haben einen Ausschnitt in der einen oder in beiden Schalklappen, durch welchen eine stets offenstehende Lücke oder Oeffnung zum Austritt des Barts gebildet wird. Die Muschelseide (vorzüglich die feinen Fäden der Pinna nobilis) wird in Italien und im südlichen Frankreich zum Weben und Stricken benutzt. Die aus derselben verfertigten Kleidungsstücke (Handschuhe, Geldbeutel) sind nicht nur von schönem Ansehen, sondern auch ziemlich dauerhaft und warm.

Byssus, ein aus dem Hebräischen oder Koptischen stammender, zwar im ganzen Alterthum gebräuchlicher, aber nicht scharf bestimmter, allgemeiner Name eines seiden- oder baumwollartigen Stoffs, dann überhaupt aller kostbaren Gewebe. Die alten Aegypter verfertigten solche theils aus dem Haarbüschel der Steckmuschel (Pinna), theils aus einer wegen ihrer Naturfarbe hochgeschätzten gelblichen oder röthlichen Baumwollgattung. Von dieser letzten Art waren wohl die meisten unter dieser Benennung gerühmten Zeuge. Der B. war gewöhnlich weiß, der kostbarste aber gelb, nanking-ähnlich, wurde in Griechenland nur in Elis gewonnen und stand äußerst hoch im Preis. Man verfertigte zu Paträ aus ihm Kleider (bei Griechen und Römern Sindon genannt) und Haarnetze, womit auch die römischen Damen prunkten. Noch vorzüglicher als der eleische, soll nach demselben Autor der hebräische Schesch, Buz, gewesen sein, nicht sowohl in Betreff der Feinheit und Weichheit, als vielmehr hinsichtlich der brennend gelben Farbe. Wann die Baumwolle bei den Griechen zu Kleidern gewebt wurde, ist nicht bestimmt anzugeben; Homer kennt bloß Schafwolle und Flachs, und Herodot erwähnt den B.-Sindon bei Asiaten und Aegyptern als etwas Seltenes. Bei den Römern kommt der Name B. selten vor; vielleicht war für denselben Stoff ein anderer Name (koische Gewänder) in Gebrauch.

Byström, Johann Niklas, schwed. Bildhauer, geb. 18. Dec. 1783 zu Philippstad in Schweden, genoß in Stockholm bei dem Bildhauer Sergell den ersten Unterricht. Schon nach drei Jahren hatte er so bedeutende Fortschritte gemacht, daß er mit einem Reisestipendium zum Studium der Antike nach Rom gehen konnte. Die erste Figur, die B. hier modellirte und bald darauf auch in Marmor ausführte, war eine trunkene Bacchantin, halb lebensgroß, welche Carbonneau zu Paris in Bronze goß. Im Jahr 1816 kehrte B. nach Stockholm zurück, begab sich jedoch bald darauf wieder nach Rom, wo er mehrere Figuren für den König u. a. modellirte und ausführte. Im Jahr 1821 kaum nach Schweden heimgekehrt, eilte er schon 1822 nach Rom zurück und sah erst 1829 seine nordische Heimat wieder, wo er nun die prachtvolle Altardekoration für die Domkirche von Linköping vollendete. Im Jahr 1835 ging er abermals nach Rom, wo er 11. März 1848 starb. B. zeichnet sich namentlich in der Darstellung von üppiger Grazie und Lebensfrische aus, und daher werden seine weiblichen und kindlichen Figuren besonders geschätzt. Sein Stil lehnt sich, wie der seines Lehrers Sergell, mit Zugrundelegung der Natur an die Antike an. Von seinen zahlreichen Werken erwähnen wir noch einen berauschten Amor, Venus im Begriff ins Bad zu steigen, eine schlafende Juno, eine Tänzerin, den jungen Herkules säugend, Bacchus, den Citherschläger Apollo, die Harmonia mit Hymen und Amor, zwei badende Jungfrauen, die Victoria, die kolossalen Marmorstatuen der Könige Karl X., XI., XII., XIII. und Karl XIV. Johann, Pandora, Hygiea, Venus und Amor, Linné in einem Buch lesend, Gustav Adolf.

Bythometrie (griech.), Tiefenmessung.

Bytown (spr. bittaun), Stadt, s. Ottawa.

Byzantiner, die Geschichtschreiber, welche seit dem 6. Jahrh. n. Chr. die Geschichte des byzantinischen Reichs von Konstantin d. Gr. (325) bis zu dessen Untergang (1453) schrieben. Nachdem schon im 6. Jahrh. aus der Schule des Eunapios einige namhafte Geschichtschreiber hervorgegangen waren, besonders Prokopios von Cäsarea, Agathias u. a., beginnt im 7. Jahrh. die eigentlich byzantinische Literatur. Die Schriftsteller derselben entbehren der Selbständigkeit und Originalität, sie legen sich wesentlich auf das Excerpiren und Kompiliren älterer Werke, die Sprache bildet schon den Uebergang zum Neugriechischen; die Literatur steht dem Leben fern und hat ihre Hauptvertreter an den Geistlichen. Nachdem unter den Kaisern des 8. Jahrh. die Literatur wenig Förderung, oft sogar Hemmung und Verfolgung erlitten (in diese Zeit gehören Johannes von Damaskos, Georgios Synkellos, Nikephoros u. a.), waren die Kaiser der makedonischen Dynastie (867—1025) ihr sehr günstig; die Kaiser Leo VI. und Konstantin Porphyrogenitus waren selbst Schriftsteller; sie errichteten Kommissionen von Gelehrten, welche für die Administration, die Kanzlei, Taktik, die diplomatischen Bedürfnisse Lehrbücher zu liefern hatten. So excerpirte eine historische Kommission die griechischen Historiker nach 53 Rubriken. In diese Zeit fallen Johannes Genesios, Pollux, Xiphilinos, Leo Diakonos. Auch die Grammatik, die Lexikographie, die Naturwissenschaften fanden Bearbeiter. Die Komnenen waren ebenfalls der Literatur förderlich; Alexius I., seine Tochter Anna Komnena, Isaak Porphyrogenitus, Manuel und andere Kaiser waren selbst Schriftsteller. Das beste aus dieser Zeit ist das

Geschichtswerk der Anna Komnena. Aus dem 12. Jahrh. sind hervorzuheben Johannes Kinnamos und Johannes Zonaras, ferner Tzetzes und der Erzbischof Eustathios von Thessalonich. Unter den Paläologen ist aus dem 14. Jahrh. Johannes Kantakuzenos zu nennen. Namentlich wurde jetzt die Dialektik und Rhetorik bearbeitet, wie durch Theodoros, Gregorios von Cypern u. a. Ins 14. Jahrh. gehören auch der Sammler und Uebersetzer Planudes, der Historiker Nikephoros Gregoras, der Kritiker Triklinios. Nach der Eroberung von Konstantinopel wirkten Theodor von Gaza, Georg von Trapezunt, Laskaris, Musurus u. a., für Verbreitung hellenischer Bildung im Abendland. Die erste Sammlung byzantinischer Geschichtschreiber unter dem Titel »Historiae Byzantinae scriptores« wurde von Labbé (Par. 1654) begonnen und von Fabrotti, Dufresne u. a. fortgesetzt bis 1711 (36 Bde., nachgedruckt, Veneb. 1727 ff., 28 Bde.). Eine neue Ausgabe der B. unter dem Titel »Corpus scriptorum byzantinorum« ward unter Niebuhrs Leitung (Bonn 1829—55, 48 Bde.) begonnen und nach dessen Tod von der Berliner Akademie der Wissenschaften fortgesetzt.

Byzantinische Münzen (Byzantiner), die Münzen der oströmischen und griechischen Kaiser, welche im Vergleich mit den Münzen der früheren Kaiser manche Eigenthümlichkeiten zeigen. Das Gepräge ist sehr konventionell, und die Züge gehen immer mehr ins Starre und Geistlose über. Dazu kommen noch folgende Hauptunterschiede. In der Titulatur des Kaisers wird Cäsar häufig durch den Vornamen Flavius ersetzt (seit Constantinus Chlorus), und die Titel Pius und Felix verändern sich in Perpetuus Augustus oder auch Nobilissimus Cäsar. Die Köpfe der Kaiser sind von Konstantin bis Phokas bartlos, und von Honorius an werden sie auch en face dargestellt. Die Lorbeeren und Strahlenkronen gehen in Diadem und Nimbus über; der Globus, welchen der Kaiser in der Hand trägt, wird nach und nach zum Kreuz, und die Götter des Heidenthums machen allmählich auf dem Revers christlichen Darstellungen und Heiligen Platz. Die Legenden wiederholen sich sehr häufig. Einige von Konstantin und sehr häufig vorkommende sind: Gloria exercitus, mit einem Soldaten zwischen zwei Feldzeichen; Gloria Romanorum; Felicitas reipublicae; Fel. temp. reparatio ꝛc., sowie Vot X, Vot XX ꝛc. Im Exergue sind die Prägestätten angegeben. Unter den Konstantinen finden sich am häufigsten: Con. Ob. (Constantinopoli obsignata); Tr (Treviris, Trier); P. (percussa); Lon (London); Layd. (Lyon); Siso (Sisseia) ꝛc. Weitere Zusätze einzelner Buchstaben zu diesen Münzorten, wie ATR, BTR, wurden in neueren Zeiten als auf Unterabtheilungen derselben Münzstätte bezügliche Unterscheidungsmerkmale erkannt. Am häufigsten unter den byzantinischen Münzen sind die kleinen Bronzen, sodann die Aurei oder Solidi aus Dukatengold, deren Werth etwa 4 Thaler betrug. Letztere waren im Mittelalter auch in Deutschland und Frankreich gangbare Münzsorten unter dem Namen Besam (franz. Besants d'or). Selbst als man begann eigene Goldmünzen zu prägen, wurde Münzfuß und Benennung beibehalten, und noch bis unter Philipp dem Schönen waren Besants d'or in Frankreich die gewöhnlichsten Geldmünzen. Goldene und silberne Medaillons, große Bronzen, theilweise auch Mittelbronzen und silberne Denare sind unter den Byzantinern mehr oder weniger selten.

Byzantinischer Stil, s. Baukunst u. Baustil.

Byzantinisches Reich, s. Oströmisches Reich.

Byzantinismus, byzantinisches Wesen, durch maßlosen Luxus hervorgerufene Sittenverderbnis, insbesondere auch komplicirtes Ceremonienwesen an Höfen und unwürdige Kriecherei und Schmeichelei fürstlichen oder sonst hochgestellten Personen gegenüber.

Byzantium (Byzanz, das spätere Konstantinopel), Stadt auf der Westseite des thrakischen Bosporus, von den Megareern um 658 v. Chr. gegründete Kolonie, als deren spätere Ansiedler noch Korinther, Milesier, Böotier genannt werden. Die Byzantiner machten sich unter steten Kämpfen zu Herren der Umgegend. Als Darius Hystaspis seinen Skythenzug machte (516), gerieth B. unter persische Herrschaft. Wegen eines Aufstandes wurde es um 504 von den Persern zerstört, worauf die Einwohner Mesembria am Schwarzen Meer gründeten. 477 wurde die wiederaufgebaute Stadt den Persern von Pausanias abgenommen und schloß sich dem athenischen Bund an. Auch im Peloponnesischen Krieg stand B. auf Seiten Athens, weshalb sich der Kampf seit 412 wiederholt um den Besitz der Stadt drehte. Nach dem Sieg der Spartaner bei Aegospotamoi schickten die Spartaner den Klearchos nach B., welcher eine förmliche Tyrannis ausübte. Mit der Wiederherstellung des athenischen Bundes (394) trat B. wieder auf athenische Seite. Epaminondas suchte (364) vergeblich die Stadt zu nehmen. Dagegen erscheint B. 357 unter den Gegnern Athens im ersten Bundesgenossenkrieg (s. d.) und erlangte 355 völlige Selbständigkeit. Damit begann die glänzendste Periode von B., vollends als ein Angriff Philipps von Makedonien siegreich abgeschlagen ward. Nach Alexanders d. Gr. Tod behauptete die Stadt wieder ihre Selbständigkeit, obgleich sie von den Seleukiden und 279 von den Galliern bedrängt wurde. Ihr Handel und Reichthum erreichte damals die höchste Blüte. In den Kriegen Philipps von Makedonien gegen Rom, Rhodos und Attalos von Pergamum seit 216 gesellten sich die Byzantiner zu den Gegnern des Königs und blieben Bundesgenossen der Römer auch in deren Kriegen gegen Antiochos von Syrien und Perseus. Daher wurde die Stadt von den Römern sehr rücksichtsvoll behandelt. Als sogen. freie Stadt gehörte B. theils zur thrakischen, theils zur bithynischen Provinz. Einen Hauptstoß erlitt die Stadt, als sie 196 n. Chr. für Pescennius Niger gegen Septimius Severus Partei nahm, wofür der letztere nach dreijähriger Belagerung die Stadt eroberte und größtentheils zerstörte. Doch erhielt sie bald ihre früheren Privilegien zurück. Im 3 Jahrh. litt B. sehr durch häufige Einfälle barbarischer Völker. Endlich nach dem Sieg Konstantins d. Gr. über seinen Gegner Licinius wurde B. 330 als Constantinopolis zur Hauptstadt des römischen Reichs erhoben.

Bzura (spr. bsúra), Fluß in Polen, entspringt nordöstlich von Lodz, durchfließt in nordöstlicher Hauptrichtung eine 155 Kilom. lange sumpfige Niederung, die östliche Fortsetzung der Obra- und Wartebrüche, und mündet, Wyszogrod gegenüber, in die Weichsel. Geschichtlich merkwürdig ist die B. durch den Uebergang Dombrowski's im österreichisch-franz. Krieg von 1809.

C.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter Z nachzuschlagen.

C (Ce), c, lat. C, c, der dritte Buchstabe unsers Alphabets, kam aus dem römischen Alphabet in das der romanischen Sprachen und der deutschen und vertritt das griechische Gamma. Da sich in der Sprache der Unterschied zwischen gutturaler Tenuis (k) und Media (g) verwischte, so daß die Buchstaben C und K denselben Laut bezeichneten, so diente C anfangs zum Ausdruck der Tenuis und Media, z. B. in den »12 Tafeln« (452 v. Chr.). Auch später noch bezeichnete C. Gajus, Cn. Gneus. Ein Elementarlehrer Sp. Carvilius stellte dann 235 v. Chr. zuerst zwischen F und H, an Stelle des überflüssig gewordenen Z, das Zeichen G, da der Unterschied zwischen Media und Tenuis wieder deutlich hervortrat, und C ward seitdem nur noch wie K gesprochen; K aber war bereits fast nur noch in einigen Abbreviaturen, wie K(aeso), K(alendae) 2c., in Gebrauch. Wörter mit C, welche vor Untergang des weströmischen Reichs, ja noch vor 700 n. Chr. aus dem Lateinischen ins Deutsche eindrangen und sich hier einbürgerten, schreiben und sprechen wir mit K, z. B. Kaiser (caesar), Keller (cella), Kerker (carcer), Kiste (cista) u. a. Aehnlich verlegt sich auch die Assibilirung in einem besondern Fall in spätere Zeit und zeigt sich langsamer geschehend, als man wohl gedacht hat. Wenn nämlich auch bereits in den ersten Jahrhunderten n. Chr. die assibilirende Wirkung des j (das war i in ci, ti vor Vokal gewesen und ward es jetzt zur Bequemlichkeit der Sprechenden wieder) durch das Schwanken der Inschriften zwischen ci und ti dargethan wird, so muß man sich doch den Vorgang als einen sehr langsam sich vollziehenden denken, und zwar so, daß ci selbst in der spätlateinischen Volkssprache (vgl. noch das ital. palazzo gegen faccia aus palatium und faciat) trotz der Assibilation durch gutturalen Klang noch unterschieden wurde. So kam C vor den weichen Vokalen e, i, ä, ö, ü, y als Zischlaut in die romanischen Töchtersprachen und von diesen durch die fränkische in die deutsche. Die Franzosen sprechen es vor e und i wie ß, die Engländer ebenso, die Spanier wie bs, die Italiener wie tsch, dagegen die Polen und Böhmen durchaus, wo es auch stehen mag, wie z. Im Deutschen wird es vor a, o, u, ai, au und vor Konsonanten stets wie k ausgesprochen. Vor k bildet es ck, das wie ein verschärftes k lautet und auch mit kk bezeichnet werden kann; mit h bildet es einen besondern Konsonanten ch (die Aspirata der Kehllaute), der im Italienischen wie k, im Französischen wie sch (nur in als fremd empfundenen Bildungen wie k), im Englischen fast nur nach s wie k, sonst wie im Spanischen gleich tsch klingt. Uebrigens wird das C im Deutschen meist nur noch in Fremdwörtern gebraucht und auch hier bei allen einigermaßen eingebürgerten Wörtern vielfach durch K ersetzt. — Als Zahlzeichen bedeutet C centum, 100, CCC, 300. Als Abbreviatur auf römischen Inschriften ist es s. v. w. Gajus, Centuria, Centurio, Civis, Civitas, Cohors, Collegium, Colonia, Comitialis dies, Condidit, Conjux, Curavit, Claudius, Caesar, Cassius, Conscriptus, Consul, Censor, Corona, Calendae; umgekehrt Ↄ s. v. w. Gaja (alter Name für Braut), Gajus (Bräutigam), dann s. v. w. Centuria, Centurio, Semissis, halbes As. Bei Abstimmungen bedeutete das mit C beschriebene Stimmtäfelchen condemno, ich verdamme. In Handelsbüchern heißt C s. v. w. Centimes, Cents; CC. s. v. w. Kubikcentimeter; Ctr. s. v. w. Centner; Cie., Comp. s. v. w. Compagnie; Ct. s. v. w. Corrent; Cto. Ct. s. v. w. Conto corrent; ca. s. v. w. circa, ungefähr. Auf neueren französischen Münzen zeigt C die ehemalige Münzstadt St. Lô, später Caen, auf österreichischen Prag, auf preußischen (seit 1866) und den deutschen Reichsmünzen Frankfurt a. M. an. Auf römischen Münzen bedeutet es mit S vorher: Senatus Consulto, d. h. auf Beschluß des Senats geprägt. Zwischen beiden Buchstaben steht fast immer die Figur des Revers. In der Mathematik ist C das Zeichen für beständige (konstante) Größe, in der Chemie für Carboneum (Kohlenstoff), in der Physik für die Centesimal- oder Celsius'sche Thermometerskala. In der Musik ist C (franz. ut, ital. do) die Bezeichnung der ersten Klangstufe unserer heutigen diatonischen Tonleiter, nach welcher die mathematische Größe der Töne oder das Verhältnis der Intervalle berechnet wird, und die demzufolge als Grundklang des ganzen Tonsystems gilt. In der Tonleiter der Alten war C die dritte Stufe. Ferner bezeichnet man mit lat. C zu Anfang des Liniensystems, aber nach dem Schlüssel, den Viervierteltakt, und, wenn es durchstrichen ist, den Zweizweiteltakt oder Allabrevetakt.

C., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für G. Cuvier (s. d.).

Ca. in der Chemie Zeichen für Calcium.

Cab (n., engl., spr. käbb), Abbreviatur von Cabriolet, ursprünglich leichte zweirädrige Wägen mit hinten herausgebautem Kutschersitz; jetzt s. v. w. Droschke.

Cabal (spr. käbäl), Wortspiel mit dem englischen Wort cabal, »Kabale«, und dem Akrostichon, entstanden aus den Anfangsbuchstaben der Männer des berüchtigten Ministeriums Karls II. von England, Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, welche seit 1670 faktisch eine Art Verschwörung gegen die politische und kirchliche Freiheit Englands bildeten, indem sie die Wiederherstellung des Katholicismus und der absoluten Königsgewalt anstrebten, aber 1674 auf die energische Forderung des Parlaments zurücktreten mußten.

Cabalaya, s. v. w. Schuppenthier.

Caballus (mittellat., Kaball), Pferd; davon: Caballero (span., spr. -ljēro), s. v. w. Kavalier.

Caballēro (spr. -ljēro), Fernan, Dichtername der spanischen Novellistin Cecilia de Arrom, Tochter des durch seine »Floresta de rimas antiguas« (Hamb. 1821—25) und sein »Teatro español« (Hamb. 1832) um die spanische Literatur verdienten Böhl v. Faber (gest. 1836), wurde 1797 zu Morges in der Schweiz geboren, erhielt ihre erste Erziehung in Deutschland und folgte 1813 ihrem Vater nach Spanien, wo derselbe ein Handelshaus besaß. Nach einer ersten Vermählung schon nach wenigen Jahren Wittwe geworden, heirathete sie den Marquis von Arco-Hermeso und, nachdem auch dieser 1835 gestorben war, den Advokaten Arrom, als dessen Wittwe sie seit 1863 in Sevilla lebte. Sie trat zuerst 1849 als Schriftstellerin auf mit dem Roman »La Gaviota«, welchem in den nächsten Jahren eine Reihe anderer, unter denen »La familia de Alvareda«, »Clemencia«, »Lagrimas« und »Elia«

Digitized by

besonders hervorgehoben zu werden verdienen, sowie verschiedene Sammlungen kleinerer Erzählungen folgten. In Spanien machten dieselben von Anfang an außerordentliches Aufsehen, sehr bald drang ihr Ruf aber auch über die Pyrenäen nach Frankreich und von da nach Deutschland, wo zuerst Paul Heyse, ganz besonders aber Ferd. Wolf auf sie, als eine in der spanischen Literatur ganz neue Erscheinung, aufmerksam machten. C. ist die Schöpferin des modernen realistischen Romans in Spanien, dessen Natur und Volksleben sie mit bewunderungswürdiger Wahrheit und Lebendigkeit darzustellen versteht. Dies, sowie der Adel der Gesinnung, welcher aus ihren Schöpfungen hervorleuchtet, macht den Reiz derselben auch für den Nichtspanier aus, auch wenn derselbe sich nicht selten durch die streng katholische und extrem konservative Richtung der Verfasserin abgestoßen fühlt. Denn die eigentliche Tendenz aller ihrer Schriften geht dahin, den Spaniern das Festhalten an der alten Sitte und dem alten Glauben und die Rückkehr zu der alten Monarchie dringend ans Herz zu legen. Auf diesem Wege erwartet sie eine Wiedergeburt Spaniens aus dem eigentlichen Volk, namentlich dem Landvolk, dessen Sitten und Anschauungsweise sie genau studirt hat. Ihr gebührt auch das Verdienst, in ihren »Cuentas y poesias populares andaluces« (Sevilla 1859) die erste Sammlung spanischer Volksmärchen und Volkslieder gegeben zu haben. Ihre Hauptwerke sind unter dem Titel »Ausgewählte Werke von Fernan C.« in deutscher Uebersetzung von Lemcke, Clarus und Hedwig Wolf (Paderb. 1859—64, 17 Bde.) erschienen. Mehrere sind auch ins Französische, Englische und Italienische übersetzt. Die Originale der bedeutendsten sind in der Brockhaus'schen Sammlung spanischer Klassiker enthalten.

Cabane (franz., k., spr. -bán), Hütte; kleines französisches Flußfahrzeug mit leichter Breterdecke, zum Transport von Gütern und Passagieren dienend; auch s. v. w. Badekarre.

Cabanel (spr. -nell), Alexandre, berühmter franz. Maler, geb. 28. Sept. 1823 zu Montpellier, steht durch seinen Lehrer Picot mit der klassischen Schule Davids in Verbindung und hielt sich in seinen ersten Bildern: der Tod des Moses (1852), der heilige Ludwig (1855) u. a., noch durchaus an die strengen akademischen Regeln, offenbarte jedoch schon innerhalb derselben ein tüchtiges Talent für Zeichnung und Komposition. Der modernen Empfindungsweise näherte er sich in dem Bild: die Wittwe des Kapellmeisters (1859), welche mit ihren Kindern den Klängen der Orgel lauscht, auf der die älteste Tochter die Werke des Verstorbenen zu spielen scheint. Vorzüglich ist auch: ein florentinischer Dichter (1861), welcher einigen Männern und Frauen seine Gedichte vorträgt; die Gestalten aus der Zeit der Frührenaissance sind von höchstem Adel und reiner Anmuth. Durchschlagenden Erfolg errang jedoch C. erst, als er zur Darstellung des Nackten überging, und es wird ihm jetzt in dieser Beziehung von den Franzosen wohl die erste Stelle eingeräumt. Er sieht es in der Behandlung des Fleisches nicht sowohl auf eine packende Naturwahrheit und Körperhaftigkeit ab, er gibt ihm vielmehr einen bläulich rosigen Ton, der nebst der kecken üppigen Linienführung an die Werke Bouchers und anderer Meister des Rokoko erinnert. In seinem ersten Bild der Art, der vom Faun entführten Nymphe (1861), ist das Kolorit noch etwas kräftiger, in seiner Geburt der Venus (1863), die als sein Hauptwerk gilt, ist der Ton dagegen ganz matt und weichlich. Dieses Bild wurde für das kaiserliche Haus angekauft. Noch bedenklicher wird die üppig quellende Nacktheit bei Bildern auf religiösem Gebiet. In der Weltausstellung von 1867 und der Münchener Kunstausstellung von 1869 hatte C. ein Kolossalbild: Die Vertreibung aus dem Paradies, ausgestellt, zu welchem der König von Bayern den Auftrag gegeben. Von C. ist auch: Die Kommunion der Apostel (1865), jetzt im Luxembourg. Die anmuthig dekorative Wirkung seiner Malweise verwerthete C. bei der Ausmalung des Hotels Emile Pereires. Er folgte hierbei den französischen Freskomalern des 18. Jahrh., und so zeigte auch in der Weltausstellung von 1873 der »Triumph der Flora« (ein kolossales Deckenbild in Ovalform, für einen Plafond des Louvre bestimmt) die Kompositionsweise und die rosige Farbe derselben. Sein »Tod der Francesca da Rimini und des Paolo Malatesta« auf derselben Ausstellung fesselte trotz der allzu gesuchten Realistik durch die Energie der Auffassung. Auch als Porträtmaler ist C. sehr beliebt, sein Porträt Napoleons III. (1864) erreicht freilich den verschlossenen dämonischen Ausdruck des Mannes ebensowenig, wie die Porträts von den Händen anderer Maler dies vermocht haben. Glücklicher ist er in seinem Porträt des Ministers Rouher (1861) gewesen; besonders gelingen ihm Damenporträts. Durch seine Stellung als Mitglied des Instituts (aufgenommen 1863), durch die Verleihung der Großen Medaille (1865) und das Officierkreuz der Ehrenlegion (1864) ist er auch äußerlich als einer der Hauptmeister der französischen Schule bezeichnet worden. Vgl. Jul. Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei (Leipz. 1867).

Cabanis, 1) (spr. -nis) Pierre Jean George, ausgezeichneter theoretischer Arzt und Philanthrop, geb. 5. Juli 1757 zu Cosnac, studirte zu Paris Humaniora, ging in früher Jugend als Sekretär eines polnischen Großen nach Warschau, widmete sich dann seit 1775 zu Paris sechs Jahre lang dem Studium der Medicin und practicirte als Arzt in Auteuil. Hier vollendete er seine schon früher begonnene Uebersetzung der Ilias, nahm aber 1783 mit seinem »Serment d'un médecin« (Par. 1783) von den schönen Wissenschaften Abschied. Die Revolution zählte ihn zu ihren Anhängern, und Mirabeau, dessen Krankheit und Tod er beschrieb, verschied in seinen Armen. Während der Schreckensherrschaft lebte er in Zurückgezogenheit und wurde später nach und nach Professor der Gesundheitslehre, der Klinik an der medicinischen Schule zu Paris, Mitglied des Nationalinstituts, Kommandant der Ehrenlegion, Volksrepräsentant in dem Rath der 500 und Mitglied des Erhaltungssenats. Er starb 5. Mai 1808 unsern Meulan. Sein Hauptwerk ist der »Rapports du physique et du moral de l'homme« (Par. 1802, 2 Bde.; neue Ausg. 1866; deutsch von L. H. Jakob, Halle 1804, 2 Bde.). Eine Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1823—25 in 5 Bänden. In seiner »Lettre posthume et inédite sur les causes premières« (Par. 1824) ist ihm das Lebensprincip (Seele) eine Substanz, welche die Naturelemente der Organe verbindet und sich im Tode von diesen trennt. Seine durchaus sensualistische Ansicht ist: Les nerfs, voilà tout l'homme (die Nerven, das ist der ganze Mensch).

2) Jean Louis, berühmter Ornitholog, geb.

8. März 1816 in Berlin, legte sich schon als Knabe auf fleißiges Beobachten der heimischen Vogelwelt und wurde als Student an der Berliner Universität 1835—39 von Lichtenstein mit Hülfsarbeiten am Zoologischen Museum betraut. Im Jahr 1839 ging er nach Nordamerika, beobachtete dort 1½ Jahr lang im Norden und in Südcarolina, kehrte 1841 mit seinen Sammlungen zurück und trat wieder in seine Stellung beim Museum ein, dessen erster Kustos bei der ornithologischen Sammlung er 1849 wurde. C. lieferte mehrfache ornithologische Arbeiten für Wiegmanns »Archiv für Naturgeschichte«, unter welchen besonders »Ornithologische Notizen« erwähnenswerth sind, weil in ihnen ein natürliches System in der Ornithologie angebahnt wurde, welches seitdem von den bedeutendsten Ornithologen aller Länder angenommen und fortgebildet worden ist. Näher ausgeführt wurde dasselbe von C. im »Museum Heineanum« (Halberst. 1855—63, 4 Thle.), worin zugleich viele neue Arten beschrieben werden. Mit Tschudi bearbeitete C. 1846 den ornithologischen Theil von dessen »Fauna peruana«, auch lieferte er den ornithologischen Theil zu Schomburgks »Reisen in Guayana« (1848) und zu v. d. Deckens »Reisen in Ostafrika« (1869). Im Jahr 1853 begründete er das »Journal für Ornithologie«, welches als deutsches Centralorgan für die Ornithologie dient und die Anregung gab zu der 1868 gegründeten »Deutschen ornithologischen Gesellschaft zu Berlin«, als deren Generalsekretär C. funktionirt. Das Journal enthält viele Beiträge aus seiner Feder.

3) S. Schmidt-Cabanis.

Cabaret (das, franz. m., spr. -rä), Wirtshaus, Schenke; Kaffee- oder Theebret; in verschiedene Fächer getheilte Schüssel für verschiedene Kompots; Cabaretier, Schenkwirt.

Cabarrus (spr. -rüs), François, Graf von, span. Minister und Gesandter, geb. 1752 zu Bayonne, im Oratorium zu Toulouse gebildet, widmete sich dem Kaufmannsstand und wurde von seinem Schwiegervater, dem Kaufmann Galabert in Saragossa, mit der Leitung einer Seifenfabrik bei Madrid beauftragt. Auf seinen Vorschlag ward ein Interessen tragendes Papiergeld (Vales) in Umlauf gesetzt, 1782 die San-Carlosbank errichtet, deren Direktor er wurde, und 1785 eine Handelskompagnie der Philippinen gegründet. C. trat darauf als Staatsrath ins Finanzministerium, verlor aber unter Karl IV. seinen Einfluß, mußte sogar das Direktorium der Bank niederlegen und ward 1790 in strenge Haft genommen. Erst 1794 freigelassen und 1795 einer Veruntreuung öffentlicher Gelder feierlich für nichtschuldig erklärt, ward er bald darauf in den Grafenstand erhoben, mit einem Geschenk von 6 Mill. Realen entschädigt und zum Hofbankier, zum Generalintendanten der Wege und Kanäle und zum Generaldirektor der königlichen Fabriken ernannt. 1797 und 1798 wohnte er als bevollmächtigter Minister Spaniens den Kongressen zu Lille und Rastadt bei. Dann als Gesandter nach Paris geschickt, wurde er vom Direktorium als geborner Franzose nicht angenommen. Der Friedensfürst Godoi, der ihn fürchtete, verbannte ihn erst nach Burgos und schickte ihn dann als Gesandten nach Holland. Nach der Abdankung Karls IV. kehrte C. nach Spanien zurück, erhielt unter Ferdinand VII. das Portefeuille der Finanzen und begleitete diesen nach Bayonne. Nach der Okkupation Spaniens durch die Franzosen trat er auf deren Seite und blieb unter Joseph Minister und Direktor der San-Carlosbank. Als solcher starb er 27. April 1810 zu Sevilla. Seine Tochter Therese war erst mit dem Parlamentsrath Fontenoi, dann mit dem Konventsdeputirten Tallien, seit 1805 mit dem Fürsten Chimay (s. d.) vermählt.

Cabas (das, franz. m., spr. -ba), aus Binsen geflochtenes Körbchen für Feigen ꝛc.

Cabat (spr. -ba), Nicolas Louis, franz. Landschaftsmaler, geb. 1812 zu Paris, Schüler des Camille Flers, einer der Mitbegründer der naturalistischen Landschaft. Nachdem er fast ganz Frankreich zum Zweck von Naturstudien durchstreift und dann einige Zeit in Italien sich aufgehalten, brachte er seine Richtung 1833 zuerst zur Anschauung. Der Gegenstand erscheint untergeordnet, ebenso Formenschönheit, dafür ist alle Kraft der Erreichung packender Naturwahrheit gewidmet. Seine Stoffe sind überwiegend den Flußgebieten seiner Heimat (Indre und Meurthe) entnommen, doch auch Italien lieferte ihm dankbare Aufgaben. Die letzteren zogen ihn für einige Zeit von seiner vorher in Hinsicht auf Formgebung anspruchlosen Richtung ab, doch kehrte er bald wieder zu derselben zurück. Nach wie vor sind es Naturwahrheit und Stimmung, welche ihn auszeichnen, obwohl er sich von den folgenden Vertretern der Stimmungslandschaft durch sorgfältigeres Detail unterscheidet.

Cabestaing (spr. -stäng, Cabestanh), Guillem de, provençalischer Troubadour des 12. Jahrh., aus der Grafschaft Roussillon oder der Provence gebürtig. Die Sage erzählt von ihm, daß er als Stallmeister Margarida's, der Gemahlin Raimunds von Castell-Roussillon, begeistert von den Reizen seiner Herrin die zärtlichsten Liebeslieder sang, dadurch aber die Eifersucht des Gatten erweckte, der ihn ermorden und das ausgerissene Herz zugerichtet seiner Gattin vorsetzen ließ. Als sie diese Unthat erfuhr, rief sie aus: »Weil ich so edles Fleisch gegessen, begehre ich nun kein anderes mehr«, und stürzte sich, von ihrem Gemahl mit dem Degen verfolgt, von dem Balkon. In dem Ausgang stimmen die Lebensnachrichten überein, die vorangegangenen Ereignisse werden jedoch verschieden erzählt. König Alfons von Aragonien, in Verbindung mit den Verwandten und Freunden der Liebenden, rächte dieselben, indem er gegen den Herrn von Castell-Roussillon zu Felde zog, sein Gebiet verheerte, ihn selbst gefangen nahm und im Kerker Hungers sterben ließ. Von C. sind noch sieben Gedichte übrig, welche einzeln herausgegeben sind von Franz Hüffer in »Der Trobador Guillem de Cabestanh« (Berl. 1869).

Cabet (spr. -bä), Etienne, franz. Kommunist, geb. 2. Jan. 1788 zu Dijon, studirte Pädagogik und war eine Zeitlang Gymnasiallehrer. Später studirte er Medicin, endlich die Rechte und ließ sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Unter der Restauration wegen Theilnahme an politischen Demonstrationen mehrmals von der Praxis suspendirt, wandte er sich nach Paris, betheiligte sich daselbst lebhaft am Carbonarismus u. wurde Mitglied des obersten Ausschusses dieser geheimen Gesellschaft. Im Juli 1831 im Departement Côte d'Or in die Kammer gewählt, schloß er sich hier der äußersten Linken an. Er schrieb eine Geschichte der Revolution von 1830 (Par. 1832) und gründete in Paris das radikale Sonntagsblatt »Le Populaire«. Wegen eines Artikels in demselben März 1834 zu zweijäh-

riger Haft verurtheilt, floh er nach London, wo er in heftigen Pamphleten die franz. Regierung angriff, und kehrte erst nach der Amnestie von 1839 nach Frankreich zurück. In England war er durch das Studium der kommunistischen Schriften von Morus, Campanella u. a. auf die Seite der Kommunisten hinübergezogen worden. Er schrieb in diesem Sinn die »Histoire populaire de la révolution française de 1789 à 1830« (Par. 1840, 4 Bde.; 2. Aufl. 1845—47) und brach dann, publicistisch unermüdlich thätig und den Kommunismus predigend (besonders in der »Voyage en Icarie, roman philosophique et social« Par. 1842, 5. Aufl. 1848; deutsch von Hippler, das. 1848), vollständig mit dem politischen Republikanismus. Auch den »Populaire« ließ er wieder erscheinen. Da er aber darin in Bezug auf Ehe und Familie, Religion, Wissenschaft und Kunst gemäßigteren Grundsätzen huldigte, so gerieth er in Streit mit den entschiedenen Kommunisten (Babeufisten), denen gegenüber sich seine Anhänger »Communistes icariens« nannten. Bereits 1847 hatte er diese zur Auswanderung nach Texas aufgefordert, wo ihm eine Strecke Landes verliehen worden war, und er seine kommunistischen Ideen zu verwirklichen gedachte. Beim Ausbruch der Februarrevolution 1848 glaubte er dies in Frankreich selbst zu können; aber der Ausfall des Junikampfes belehrte ihn eines Besseren, und so schiffte er sich mit 44 Genossen nach Texas ein. Letztere fanden sich aber bald sehr enttäuscht und klagten C. sogar wegen Betrugs in Bezug auf das zusammengeschossene Vermögen von mehr als 200,000 Franken an, und das Zuchtpolizeigericht der Seine verurtheilte C. während seiner Abwesenheit 30. Sept. 1849 zu zweijähriger Haft und fünfjährigem Verlust des Bürgerrechts. C. kehrte indessen nach Frankreich zurück, stellte sich Juni 1851 als Gefangener und brachte seine Sache vor das Appellationsgericht, das ihn 26. Juli 1851 freisprach. Hierauf blieb C. bei seinen Freunden in Paris und hatte nichts Geringeres im Sinn, als bei der Präsidentenwahl der französischen Republik (1852) als Kandidat aufzutreten. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. siedelte er nach der »ikarischen« Niederlassung Nauvoo am Mississippi (Illinois) über und übernahm hier zu Anfang 1856, durch neue Ankömmlinge unterstützt, die Diktatur. Bald aber durch einen Aufstand gestürzt, floh er nach St. Louis in Missouri, wo er 9. Nov. 1856 starb. Von 1843—48 hatte er einen »Almanach Icarien« herausgegeben.

Cabildo (span.), Domkapitel; Rathssaal, Rathsversammlung, Senat, besonders in Südamerika.

Cabinet noir (franz., spr. -nä noahr, »schwarzes Kabinet«), unter Ludwig XIV. in Frankreich eingerichtetes Institut, welches dazu bestimmt war, der Regierung Einblick in die Geheimnisse der Privatkorrespondenz zu verschaffen. Man wußte hier das Eröffnen und Wiederverschließen der Briefe so geschickt zu bewerkstelligen, daß die Empfänger nichts davon bemerkten. Während der Revolution aufgehoben, ward das Institut von Napoleon I. neu organisirt und bestand unter den Bourbonen bis in die letzten Jahre der Restauration. Auch bei anderen Regierungen waren von Zeit zu Zeit dergleichen Institute in Wirksamkeit.

Cabo (span.), Vorgebirge, Kap.

Cabochon (franz., spr. -schóng), ein nach seiner natürlichen Form, ohne erst geschnitten zu sein, geschliffener Edelstein, deshalb oft oval und krumm. Am häufigsten werden Türkise, Opale auf diese Weise behandelt.

Cabot, s. Caboto.

Cabotage (die, franz. m., spr. -abtsch, vom span. cabo, Kap, Vorgebirge; engl. coasting trade), Küstenschiffahrt und Küstenhandel im allgemeinen; dann besonders die Frachtschiffahrt zwischen Häfen eines und desselben Landes. Früher war diese den Schiffen des eigenen Landes ausschließlich vorbehalten und fremde Kapitäne und Schiffsmannschaften waren, selbst auf einheimischen Schiffen, davon ausgeschlossen. Erst in neuerer Zeit haben viele Staaten die C. gegenseitig frei gegeben. England gestattet allen fremden Schiffen ohne Ausnahme C., doch hindert die schwer zu bestehende Konkurrenz mit den des Lootsenfahrwassers kundigen englischen Küstenfahrern (colliers) deren Benutzung von Seiten fremder Fahrzeuge. Die Vereinigten Staaten nehmen die C. an allen Küsten Nord- und Südamerika's für ihre Angehörigen in Anspruch, wobei sie besonders den Umstand geltend machen, daß der Seeweg vom Osten nach dem Westen ihrem Gebiet entlang führe. In Kriegszeiten pflegen die kriegführenden Mächte die C. frei zu geben, so daß neutrale Schiffe im Verkehr nicht gestört sind, wenn nicht etwa sämmtliche Häfen eines Landes im Blokadezustand sind. Cabotier, Caboteur, Küstenfahrer (Mann und Schiff).

Cabotin (franz., spr. -äng), umherziehender Schauspieler; Cabotine, eine solche Schauspielerin; auch überhaupt verächtliche Bezeichnung schlechter Schauspieler.

Caboto (Cabot), 1) Giovanni oder John, berühmter Seefahrer, Zeitgenosse des Colombo und Entdecker des nordamerikanischen Festlandes, wurde um 1420 zu Genua geboren und siedelte nach Venedig über, von wo ihn Handelsverbindungen etwa 1475 nach Bristol in England führten, das ihm zur zweiten Heimat wurde. Die Schiffahrtsverbindungen Bristols mit Island veranlaßten ihn zu Fahrten nach Norden und Westen, wobei er, schon von 1490 an, bestrebt war, einen Weg nach Kathai (China) zur See zu finden. Nach mehreren vergeblichen Versuchen entdeckte er endlich, begleitet von seinem Sohn Sebastian, 24. Juni 1494, also vor Colombo, das amerikanische Festland, das er »Terra de prima vista« nannte, und davor die St. Johns-Insel. Höchst wahrscheinlich war es ein Theil von Labrador, den er gefunden. Zu einer neuen Reise erhielt er 5. März 1496 von König Heinrich VII. ein Patent, welches ihm das Handelsmonopol in den zu entdeckenden Ländern verlieh. Im Mai 1497 segelte er im Schiff Mathias ab, fand abermals das amerikanische Festland und nahm es für England in Besitz. Im August jenes Jahrs langte er wieder in Bristol an, in der festen Ueberzeugung »das Land des Großchans« auf westlichem Weg gefunden zu haben. Er starb 1498.

2) Sebastiano, der ebenbürtige Sohn des vorigen, geb. 1473 zu Venedig, trat mit Erfolg in die Fußtapfen des Vaters. Er entdeckte 1497 Neufundland, das er nach dem Reichthum an Kabeljaus »Terra de Bacalão« nannte, segelte an der Küste der heutigen Vereinigten Staaten nach S. bis in die Gegend Carolina's und kehrte dann zurück. Von Spanien aus suchte man nun den in England spärlich unterstützten kühnen Seefahrer zu gewinnen, was auch wirklich auf kurze Zeit (1512—16)

gelang, bis ihn Heinrich VIII. nach England zurück berief. Abermals von Bristol 1517 ausſegelnd, war er für die Auffindung einer nordweſtlichen Durchfahrt thätig und entdeckte zuerſt die Straße und Bai, welche jetzt den Namen Hudſons tragen, während ihm die Ehre gebührt, als der erſte in jene Gegenden vorgedrungen zu ſein. Von Karl V. nach Spanien berufen und als Piloto mayor angeſtellt, unternahm er in deſſen Auftrag von 1526—30 eine Reiſe nach Südamerika, die ihn nach der Magelhaensſtraße, in den Paraguay und der braſilianiſchen Küſte entlang führte. Er hatte dabei wiederholt mit Meuterei ſeiner Mannſchaft zu kämpfen, die ihn verhinderte, dieſe Reiſen fruchtbringender zu geſtalten, als ſie ausfielen. Seine ſelbſt niedergeſchriebene Reiſebeſchreibung hat ſich nicht erhalten, wohl aber eine Weltkarte, auf der er ſeine Reiſen verzeichnete. C. war einer der tüchtigſten Kosmographen und Seefahrer ſeiner Zeit, deſſen Verdienſte erſt neuerdings gebührend ans Licht geſtellt wurden. Er ſtarb um 1557 zu London. Vgl. Biddle, Memoir of Sebastian Cabot (Lond. 1832); d'Avezac, Les navigateurs terre-neuviens Jean et Sébastien Cabot (Par. 1869); Nicholls, Life, adventures and discoveries of Sebastian Cabot (Lond. 1869); v. Hellwald, Sebaſtian Cabot (Berl. 1871).

Cabo verde, ſ. Grünes Vorgebirge.

Cabra, alte wohlhabende Stadt in der ſpan. Provinz Cordova, am Fluß C., ſüdöſtl. von Aguilar reizend gelegen, hat ein Kollegium, Manufakturen, vorzüglichen Weinbau und 11,012 Einw.

Cabral, (auch Cabrera), Pedro Alvarez, der Entdecker Braſiliens, geb. um 1460, ſtammte aus einer edlen portug. Familie, ward vom König Emanuel, als nach Vasco da Gama's glücklicher Rückkehr die zweite portug. Flotte von 13 Fahrzeugen mit 1200 Mann nach Indien ausgeſandt ward, zum Admiral derſelben ernannt, ſegelte 9. März 1500 aus dem Hafen von Liſſabon ab, nahm jedoch, um die Windſtillen an der afrikaniſchen Küſte zu vermeiden, eine mehr weſtliche Richtung und wurde nach einer monatlichen Fahrt an den Theil der Küſte von Südamerika verſchlagen, welcher jetzt Braſilien heißt. Am 24. April landete er, nannte den Küſtenſtrich »Terra da Santa Cruz«, und nahm das Land für Portugal in Beſitz. Auf der nun nach Oſtindien gerichteten Fahrt hatte die Flotte durch viele Stürme zu leiden, und mit der Hälfte der Schiffe und deren Mannſchaft ging auch der berühmte Bartholomäus Diaz zu Grunde. Mit dem Reſt ſegelte C. die Oſtküſte von Afrika hinauf, landete zunächſt in Moſambik, von welcher Inſel er zuerſt eingehendere Kunde gab, ging hierauf nach Kalikut, beſchoß dieſe Stadt wegen einer erlittenen Beleidigung, ſchloß Handelsverträge mit den Fürſten von Kotſchin und Kananor und lief 31. Juli 1502 mit reichen Ladungen wieder im Hafen von Liſſabon ein. Bei den darauf folgenden Seeunternehmungen wird Cabrals Name nicht mehr genannt. Er ſtarb um 1526. Seine Reiſen finden ſich beſchrieben in Ramuſio's »Navigazioni e viaggi« (Vened. 1563, 3 Bde.; neuer Abdruck 1835).

2) Antonio Bernardo da Coſta C., Graf von Thomar, portug. Staatsmann, geb. 1803 zu Fornas de Algoſtra in Oberbeira, ſtudirte zu Coimbra Jurisprudenz, ward Advokat in Oporto und bekleidete dann hohe Richterſtellen. 1835 zu Liſſabon in die Cortes gewählt, geſellte er ſich anfangs der Oppoſition zu, trat aber bald zur Hofpartei über, wurde daher 1838 Civilgouverneur von Liſſabon und 1839 Miniſter der Juſtiz und der geiſtlichen Angelegenheiten. In dieſer Stellung ſuchte er die königliche Macht von den Schranken der Verfaſſung loszumachen, bildete daher 27. Jan. 1842 in Oporto eine revolutionäre Junta und rief die Charte Dom Pedro's aus, ward zwar durch ein königliches Dekret zum Schein entſetzt, kehrte aber, vom Hof im Geheimen begünſtigt, bald nach Liſſabon zurück und übte nun als Miniſter des Innern unumſchränkte Gewalt. Er benutzte dieſe zwar zur Herſtellung der Ordnung und zu manchen zweckmäßigen Einrichtungen und Verordnungen, regierte aber ſehr willkürlich, verſchleuderte die Staatsgelder, führte drückende Steuern ein, mißachtete die Unabhängigkeit der Gerichte und machte ſich dadurch ſo verhaßt, daß wiederholt Unruhen ausbrachen. Infolge eines Aufſtandes zu Oporto 17. Mai 1846 mußte er ſeine Entlaſſung nehmen und ſich flüchten, kehrte jedoch bald wieder zurück, ſtand 1847 an der Spitze des chartiſtiſchen Wahlausſchuſſes, ging im Oktober 1848 in außerordentlicher Miſſion nach Madrid, ſaß nach ſeiner Rückkehr im Januar in den Cortes und ward Ende Mai 1849 von der Königin mit der Bildung eines Miniſteriums beauftragt. Er regierte wieder in der frühern Weiſe, zum Ruin namentlich der Finanzen, und rief dadurch eine ſtarke Oppoſition hervor, an deren Spitze ſein eigener Bruder Silva und der Herzog von Saldanha ſtanden. Böſes Blut machte auch eine gegen ihn erhobene Anklage wegen Zolldefraudation; zwar wurde dieſer Proceß niedergeſchlagen, als er aber 18. Febr. 1851 bei Abſtimmung über eine Klauſel des neuen Wahlgeſetzes eine Majorität von 52 Stimmen gegen ſich hatte, mußte er ſeine Entlaſſung anbieten, welche die Königin indeß nicht annahm. Ein von Saldanha erregter Aufſtand beraubte ihn endlich 26. April 1851 ſeines Miniſterpoſtens und nöthigte ihn zur Flucht nach England. Er kehrte jedoch im Februar 1852 nach Liſſabon zurück und war 1859—61 portug. Geſandter in Braſilien.

Cabrēra, eine der Balearen im Mittelländiſchen Meer, ſüdl. von Mallorca, eine faſt hufeiſenförmige Baſaltkuppe, 1½ Leguas (10 Kilom.) lang, unangebaut, aber mit wilden Oelbäumen und Gebüſch bedeckt, hat einen guten, ſichern Hafen, ein Fort nebſt einigen Fiſcherhütten und nährt auf ſeinen Triften eine große Anzahl von Ziegen.

Cabrēra, Don Ramon C., Graf von Morella, General der ſpan. Karliſtenpartei, geb. 31. Aug. 1810 zu Tortoſa in Katalonien von bürgerlichen Eltern, widmete ſich theologiſchen Studien und erhielt 1831 die niederen Weihen, trat aber, da ihm der geiſtliche Stand nicht zuſagte, in das karliſtiſche Korps und führte ſchon 1835 daſſelbe als kühner, aber grauſamer Parteigänger, zumal als auf Befehl des Generalkapitäns Mina 16. Febr. 1836 ſeine 72jährige Mutter wegen geheimen Einverſtändniſſes mit ihrem Sohn in Tortoſa erſchoſſen worden war. Bei Rancon geſchlagen und ſchwer verwundet, lebte er eine Zeitlang verborgen, trat aber anfangs 1837 wieder hervor, brachte ſein Heer auf 40,000 Mann Infanterie, 2500 Pferde und 80 Kanonen, drang im März bis nach Valencia und Cuença vor, ſchlug die Chriſtinos 18. Febr. 1837 bei Buñol und 19. März bei Burvaſot, unweit Valencia, erſchien, obwohl bei Torre-Blanca geſchlagen, bald wieder

im Feld, erzwang dem Prätendenten den Uebergang über den Ebro und stand 12. Sept. vor den Thoren Madrids. Auf Don Carlos' Befehl trat er jedoch den Rückzug an. Für die Eroberung von Morella 1838 ernannte ihn Don Carlos zum Grafen von Morella und Generalleutnant und bestätigte ihn als Generalgouverneur von Valencia, Murcia und Aragonien. Als solcher gewann er mehrere Vortheile über die Christinos, nahm 1839 Nogueras ein, sah sich aber durch Maroto's Abfall (August 1839) auf die Defensive beschränkt. Als Don Carlos Spanien verlassen, setzte er den Krieg auf eigene Faust fort, wie er denn überhaupt mehr für die kathol. Religion als für Don Carlos kämpfte. Doch hemmte eine Krankheit gegen Ende 1839 Cabrera's Operationen. Er hielt sich in den Gebirgen Kataloniens und Aragoniens, bis Espartero gegen ihn zog, Morella belagerte und ihn nöthigte, 6. Juli 1840 auf französisches Gebiet überzutreten. Hier verhaftet, wurde er im Schloß Ham gefangen gehalten, aber schon gegen Ende des Jahres wieder freigegeben, worauf er sich nach den bayerischen Inseln und 1841 nach Lyon begab. Während seines Aufenthalts in Frankreich entzweite er sich mit der Umgebung des Prätendenten und wurde von Don Carlos im Mai 1842 als karlistischer Kriegschef förmlich abgesetzt. Als Don Carlos zu Gunsten seines Sohnes, des Grafen von Montemolin, der Krone entsagte, erkannte C. diesen Schritt nicht an, und führte sogar den Beweis, daß Don Carlos seit 7 Jahren nicht zurechnungsfähig sei. Doch näherte er sich dem Grafen Montemolin und wurde bald dessen vertrautester Rathgeber. Er floh mit demselben im September 1846 nach England, und als die Februarrevolution neue Hoffnungen erweckte, landete C. im Juni in Spanien und erhob die karlistische Fahne, mußte aber, nach einem Treffen bei Pasteral (27. Jan. 1849) schwer verwundet, nach Frankreich fliehen, wo er verhaftet, aber im August vom Präsidenten der franz. Republik wieder freigegeben ward. Er ging wieder nach London, wo er die reiche Miß Richards heirathete, reiste infolge der Spannung zwischen den Höfen von Madrid und Neapel im Juli 1850 nach Neapel, um hier zu Gunsten des Grafen Montemolin zu wirken, wurde jedoch anfangs 1851 ausgewiesen, kehrte über Frankreich nach England zurück und lebte seitdem abwechselnd in London und Paris. Von der Karlistenerhebung (1854) und von späteren Aufständen hielt er sich völlig fern. Auch den 1861 empfangenen Antrag, an die Spitze der neapolitanischen Banden zu treten, wies er ab. Vgl. Rahden, C., Erinnerungen aus dem spanischen Bürgerkrieg (Frankf. 1840); Rosbella, **Historia de C. y de la guerra civil en Aragon, Valencia y Murcia** (Madr. 1844).

Gabriel, Fluß in der span. Provinz Cuença, entspringt auf der Sierra von Albaracin und mündet nach 156 Kilom. langem Lauf bei Cofrentes in den Jucar.

Caca (franz., m.), in der populären Kindersprache Bezeichnung für Exkremente; dann auch für Modefarben, z. B. C.-dauphin, schmutzig gelbgrüne Farbe.

Cäca, Schwester und gleichsam bessere Hälfte des Cacus (s. d.), dessen Diebstahl sie nach einer Sage verrieth, weshalb sie göttlich verehrt wurde. In ihrem Heiligthum brannte, gleich wie in dem der Vesta, immerwährendes Feuer.

Cacajao, der schwarzköpfige Schweiaffe.

Cacalia *L.* (Pestwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Kräuter mit abwechselnden Blättern und in Doldentrauben gestellten vielblütigen Blütenkörbchen, werden zum Theil wegen ihrer zierlich-fleischigen, weißbereiften oder weißfilzigen Blätter als Zierpflanzen kultivirt. Von C. procumbens benutzen die Chinesen die Blätter als Gemüse. Mehrere Arten, wie C. alpina *L.* (Adenostyles alpina *Cass.*, Alpenpestwurz), eine 60 Centim. hohe Pflanze mit zahlreichen röthlichen Blüten, auf den Alpen und im Schwarzwald, werden als Zierpflanzen kultivirt.

Cacapon, Fluß im nordamerikan. Staat Westvirginien, entspringt auf dem Alleghanygebirge und mündet nach 235 Kilom. langem Lauf in den Potomac. An seinen Ufern dehnen sich langgestreckte reiche Eisen- und Kohlenlager aus.

Cacätum non est pictum (lat.), »gesch..... ist nicht gemalt«.

Caccianiga (spr. katschа-), Antonio, ital. Schriftsteller, der mit wenigen, aber gediegenen Werken zu bedeutendem Ruf gelangte, geb. 30. Juni 1823 zu Treviso, machte seine Studien in Padua und begab sich dann nach Mailand, wo er um die Zeit des Aufstandes von 1848 das humoristische Blatt »Lo spirito folletto« begründete. Hierauf als Verbannter 6 Jahre lang in Frankreich lebend, lieferte er Korrespondenzen aus Paris für die hervorragendsten ital. Journale, unter anderen für die »Opinione«, die »Concordia« 2c. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland war er Centraldeputirter zu Venedig unter der österreich. Regierung, und 1866 wurde er zum Podestà und Sindaco von Treviso gewählt. Auch die Stelle eines Präfekten von Udine bekleidete er, und zweimal traf ihn späterhin die Wahl ins Parlament. Gegenwärtig hat C. dem öffentlichen Leben entsagt und lebt zurückgezogen in Villa Saltore bei Treviso, seiner Lieblingsneigung für den Landbau folgend und dabei mit literarischen, besonders agronomischen Arbeiten beschäftigt. Seine Schriften sind theils belletristischen, theils landwirtschaftlichen Inhalts. Während seines Aufenthalts in Frankreich schrieb er den Roman: »Il Proscritto« (Turin 1853; neue Ausg. Mail. 1870; deutsch von Flor, Berl. 1868). Nur in Bezug auf Reinheit der Sprache nicht tadellos, gewährt dieser Roman ein vortreffliches Bild franz. Lebens. Ebenso geschätzt als Sittenbild ist nach anderer Seite hin der Roman: »Il dolce far niente, scene della vita veneziana del secolo passato« (Mail. 1869). Hier ging das Bestreben des Autors dahin, das ältere Italien, das Italien des »Dolce far niente«, dem neuen Italien gegenüberzustellen. Den Aufschwung dieses »neuen Italiens« zur Thätigkeit und Tüchtigkeit zu fördern, schrieb C. weiterhin einige in ihrer Art treffliche Werke, die zwar zunächst von landwirtschaftlichen Themen ausgehen, sich aber zu Manifestationen einer gesunden volkswirtschaftlichen und moralischen Anschauung überhaupt erweitern. Diese Werke sind: »La vita campestre« (Mail. 1867; neue Ausg. 1870), »Bozetti morali ed economici« (Treviso 1869), »Le cronache del villaggio« (Mail. 1872). Bei Gelegenheit einer venetianischen Ausstellung zu Treviso 1872 veröffentlichte C. einen »Ricordo della provincia di Treviso« (nur in 150 Exemplaren abgezogen, mit 50 photographirten Tafeln), von dem eine neue, billige Ausgabe ohne Tafeln, aber mit erweitertem Text, eben vorbereitet wird. Vier Jahre hindurch ließ C. auch einen Kalender: »Almanacco d'un eremita« erscheinen, der sehr verbreitet war.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Digitized by Google

Caccini (spr. katschi-), Giulio, ital. Komponist, geb. um 1550 zu Rom, stand seit 1564 als Sänger im Dienst des Hofs zu Florenz und wurde hier Mitglied jenes Kreises im Bardi'schen Hause, welcher die Wiederbelebung der musikalischen Darstellung des antiken Dramas sich zur Aufgabe gemacht hatte. Er trug seinerseits zu den Bestrebungen jener Gesellschaft durch Komposition von Einzelgesängen bei, welche einen mit genauer Beobachtung des Ausdrucks der Worte verbundenen ariosen Charakter zeigen, der sich jedoch von der später erst ausgebildeten Form der Arie ebenso sehr unterscheidet, wie von dem bloßen Recitativ. Eine Sammlung solcher Einzelgesänge gab er 1601 unter dem Titel »Le nuove musiche« heraus. Außerdem komponirte er die Musik zu dem Drama »Combattimento d'Apollino col serpente« von Bardi, sowie gemeinsam mit Peri die beiden Dramen »Daphne« und »Euridice« von Rinucini, und »Il Rapimento di Cefalo« von Chiabrera. Das Todesjahr des Künstlers ist unbekannt.

Cáceres, nördlichste Provinz des span. Königreichs Estremadura, grenzt im W. an Portugal, im übrigen an die Provinzen Leon, Altkastilien, Toledo und Badajoz und hat ein Areal von 20,755 Kilom. (376 QM.) und (1870) 302,455 Einw. Im N. ein wald- und wasserreiches Bergland, ist es südlich vom Tajo, der die Provinz in einer zum Theil mit ausgedehnten Eichenwäldern erfüllten Thalmulde von O. nach W. durchströmt, ein von Heiden und Viehtriften bedecktes, nur mit einzelnen isolirten Bergen besetztes Plateau. Die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung bilden Ackerbau und Viehzucht (namentlich Schweinezucht). Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt am Fluß C., nordwestlich von Badajoz, hat 4 Kirchen, mehrere Klöster, ein Colegio, ein Hospital und 14,000 Einw., welche bedeutende Gerberei, Fayencefabriken, Seilerei, Färberei und Handel mit vorzüglicher Wolle treiben. Sie wurde 74 v. Chr. von den Römern gegründet und erhielt den Namen Castra Caecilia, aus dem der jetzige Name C. entstanden ist. Hier schlugen 7. April 1706 die Alliirten die Arrièregarde des Herzogs von Berwick.

Cachenez (das, franz. m., spr. kaschneh, »Nasenversteckes«), Shawl, welcher um den Hals gewunden wird, um Mund und Nase zu decken.

Cachet, s. Kaschét.

Cachinnus (lat.), das laute Lachen; c. convulsivus, der Lachkrampf.

Cachoeira (spr. kaschuéra; Caroeira), wohlhabende und gutgebaute Stadt in der brasil Provinz Bahia, am linken Ufer des Paraguassu, der bis hier für Dampfschiffe fahrbar ist, hat 12,000 Einw., ansehnliche Cigarrenfabrikation und sehr bedeutende Ausfuhr von Landesprodukten (vorzüglich Tabak). C. liegt zugleich an einer Hauptstraße zwischen Bahia und den Nordprovinzen und steht mit der genannten Stadt durch Dampfer jetzt in regelmäßigem und lebhaftem Verkehr.

Cacholong (Kascholong), s. Opal.

Cachot (das, franz. m., spr. -schoh), Kerker, Verließ, finsteres (unterirdisches) Gefängnis; beim franz. Militär s. v. w. strenger Arrest.

Cachotterie (franz., spr. -schott'rih), Geheimniskrämerei; Cachottier (spr. -schotjeh), Geheimniskrämer.

Cachou (franz., m., spr. -schuh), s. v. w. Katechu; auch sorgfältig gereinigter Lakritzen mit Zusätzen.

Cachondé (franz., spr. -schu-), s. Kachonde.

Cachucha (span., f., spr. -tschutscha), ein neuerer spanischer Tanz von üppigem Charakter, mit Begleitung von Kastagnetten und der Melodie eines spanischen Volkslieds, aus den Tanzschritten des Bolero und Fandango gemischt, gelangte durch Fanny Elßler zu europäischer Berühmtheit.

Cacteae, s. Kakteen.

Cactus, Pflanzengattung, s. Kakteen.

Cācus, in der römischen Mythologie ein Hirt, der von Herkules getödtet ward. Als dieser nämlich die Rinder des Geryon durch das Gebiet der Aboriginer trieb, stahl C. einen Theil derselben, zog sie, um den Suchenden zu täuschen, rückwärts an den Schwänzen in seine Wohnung, eine geräumige Höhle, und verschloß deren Eingang mit einem Felsen, den 10 Paar Ochsen nicht fortzurücken vermochten. Dem lange suchenden Herkules verriethen endlich die brüllenden Thiere ihren Aufenthalt; die Höhle wurde geöffnet und C. erlag der Keule des Helden. Evander und die Umwohnenden brachten dem Sieger Dankopfer; dieser weihte zum Gedächtnis der That die Ara maxima. Die Dichter machten C. zu einem Sohn des Vulkan und einem gewaltigen, flammenspeienden Riesen. Nach Preller sind unter C. und seiner Schwester Caca (s. d.) altrömische unterweltliche Feuergottheiten zu verstehen; jener Kampf bedeutete also den eines schützenden Genius der Flur mit vulkanischen Kräften.

Cadahalso (Cadalso), Don José de, span. Dichter, geb. 8. Okt. 1711 zu Cadiz aus einem altadligen Geschlecht der nordspanischen Gebirge, ward in Paris erzogen und machte sich dann auf Reisen in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Portugal mit den Sprachen und Literaturen dieser Länder vertraut. Nach seiner Rückkehr trat er (1762) ins Militär, stieg hier schnell bis zur Würde eines Obersten, suchte aber an allen Orten, wohin ihn sein Beruf führte, in Saragossa, Madrid, Alcala de Henares und Salamanca, seine Kenntnisse zu vervollständigen und wußte sich dabei mit den bedeutendsten Geistern jener Zeit, Moratin, Iglesias, Yriarte, Jovellanos u. a., in Verbindung zu setzen. Allein seine Laufbahn währte nur kurz: er wurde bei der Belagerung von Gibraltar 27. Febr. 1782 durch eine Bombe getödtet. Unter seinen Werken sind die bekanntesten die Tragödie: »Sancho Garcia« (1771), ein schwaches Stück im strengfranzösischen Geschmack; »Los eruditos á la violeta« (»die Gelehrten nach der Mode«), eine feine Satire auf seichte Vielwisserei, in Prosa (1772), und die Gedichte »Los ocios de mi juventud« (1773), die er beide unter dem Namen J. Vasquez herausgab. Außerdem sind noch einige satirische Kleinigkeiten in Quevedo's Weise und Novellen in der Art des Villegas zu erwähnen. Unter seinen lyrischen Gedichten werden besonders die anakreontischen, in den altspanischen beliebten kurzen Versen abgefaßten, unvergessen sein; eine Auswahl derselben enthält Wolfs »Floresta de rimas modernas castellanas«. Nach seinem Tod erschienen noch die witzig und verständig geschriebenen »Cartas marruecas« (Isla de Leon 1820), eine Nachahmung der »Lettres persanes« des Montesquieu, doch mehr literarischen und satirischen Inhalts. Die beste Ausgabe seiner Werke, mit einer trefflichen Lebensbeschreibung des Verfassers von Navarete, erschien in 3 Bänden 1818 zu Madrid und ist seitdem öfters aufgelegt worden.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Cada Mosto (Cademosto), Aloysda, berühmter Entdecker an der Westküste von Afrika, geboren um 1432 zu Venedig, machte mehrere Handelsreisen im Mittelländischen und Atlantischen Meer, dann 1455 für den Infanten Heinrich eine Entdeckungsreise nach den Kanarischen Inseln, dem Kap Blanco, der Insel Arguin, dem Senegal, dem Grünen Vorgebirge und bis an die Mündung des Gambia. Feindseligkeiten mit den Einwohnern zwangen ihn, nach Portugal zurückzukehren, doch fuhr er 1456 mit Ant. Uso aufs neue aus, entdeckte die Inseln des Grünen Vorgebirges und segelte über 400 Kilom. den Gambia aufwärts bis zum Kasamansafluß und Rio Grande. Nach dem Tode Heinrichs 1463 begab sich C. nach Venedig zurück. Er starb um 1480. Die von ihm selbst verfaßte Beschreibung seiner Reise, musterhaft durch anziehende Erzählung, Klarheit und Genauigkeit, führt den Titel: »El libro de la prima navigazione per oceano a le terre de' Nigri della bassa Aethiopia« (Vicenza 1507; Mail. 1519; deutsch in Jobst Ruchamers Werk: »Unbekannte Leute und eine neue Welt in kurz vergangenen Zeiten erfunden«, Nürnb. 1503).

Cadaval, Nuno Pereira de Mello, Herzog von, portug. Staatsmann, geb. 9. April 1799 zu Lissabon, war unter König Johann VI. Staatsrath, ward 1826 Mitglied des Regentschaftsraths und, nachdem Dom Pedro die konstitutionelle Charte vom 23. April 1826 gegeben, erbliches Mitglied und Präsident der Pairskammer. Nach Dom Pedro's Rücktritt zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria wurde er 31. Okt. 1826 zum lebenslänglichen Staatsrath ernannt. Im Streit der Konstitutionellen und Absolutisten und in den von Dom Miguel angestifteten Wirren zeigte er keine Entschiedenheit, wurde daher von Miguel im Einverständnis mit der Königin-Wittwe 22. Febr. 1828 an die Spitze des Ministeriums gestellt, überließ sich nun gänzlich der Leitung des fanatischen Paters Macedo und war das gefügige Werkzeug Dom Miguels beim Umsturz der Verfassung. Zweideutige Schritte machten ihn jedoch verdächtig, und er nahm 1830 seinen Abschied, trat jedoch später wieder hervor und bot im Bruderkrieg (1833) alle Kräfte gegen die Konstitutionellen auf. Nach der Niederlage seiner Partei 22. Juli 1833 mußte C. Lissabon verlassen und hielt sich später in Paris auf, wo er im Februar 1838 starb.

Cadáver (der, lat. n.), Leichnam vor eingetretener Fäulnis, besonders von (Haus-) Thieren und dann s. v. w. Aas (s. d.); **kadaverös**, leichenhaft.

Cade (spr. kehd), John, ein Irländer, trat 1450 als angeblicher Sohn des letzten Grafen von March, wahrscheinlich auf Anstiften des Herzogs Richard von York, an die Spitze eines Volksaufstandes gegen König Heinrich VI., drang als »Hauptmann von Kent« und Mortimer von March mit 20,000 Mann in London ein, ließ mehrere Vertraute des Königs hinrichten, wurde aber wegen seiner Gewaltthätigkeiten von den Bürgern und Anhängern des Königs vertrieben und auf der Flucht niedergemacht, 5. Juli 1450, womit der Aufstand ein Ende hatte.

Cadéac, Badeort im franz. Departement Oberpyrenäen, Arrondissement Bagnères de Bigorre, an der Neste d'Aure, 725 Meter ü. M., mit 450 Einw. und 4 reichen Schwefelquellen (15,6° C.), von denen die Hauptquelle auf 1 Liter Wasser 0,0750 Gramm Schwefelnatrium enthält (Barèges-Tambour nur 0,0404). Das Wasser wird besonders gegen Skrofeln, Flechten, Rheumatismus, Blasenkatarrh, chronische Gelenkgeschwülste und chronische Bronchitis mit Erfolg angewendet und auch stark verschickt. Das Bad wurde bereits im 16. Jahrh. von Marguerite von Valois benutzt und hat treffliche Einrichtungen.

Cadeau (das, franz. m., spr. -doh), Geschenk.

Cadell (spr. ke-), Francis, der berühmte Erforscher des Murraystroms in Australien, geb. 1822 zu Cockenzie bei Preston Pans in der schottischen Grafschaft Haddington, erhielt in Edinburg und später in Deutschland seine Ausbildung und machte noch sehr jung als Midshipman auf einem Ostindienfahrer den chinesischen Krieg, die Belagerung von Canton, sowie die Einnahme von Amoy und Ningpo mit. Mit 22 Jahren kommandirte er bereits ein eigenes Fahrzeug und benutzte die freie Zeit zwischen seinen Reisen zu einem sorgfältigen und erschöpfenden Studium der Schiffbaukunst und Dampfmaschinenkonstruktion auf den Werften von Tyne und Clyde. Nachdem er sich gelegentlich eines Besuchs des Amazonenstroms auch mit der Flußschiffahrt vertraut gemacht hatte, richtete er 1848 bei seiner Anwesenheit in Australien zuerst sein Augenmerk auf die Möglichkeit einer Beschiffung des Murray und seiner Hauptzuflüsse und brachte drei Jahre später, unterstützt vom Gouverneur Young, dieses Projekt wirklich zur Ausführung. In einem kleinen Boot schiffte er sich in Swanthill am obern Murray ein und fuhr etwa 2100 Kilom. stromabwärts bis zum Victoriasee. Nach dieser glücklich bestandenen ersten Probe gelang es ihm dann auch, mit einem selbstkonstruirten Dampfer die so gefährliche Murraymündung zu passiren und nochmals eine Strecke von 2400 Kilom. auf dem Strom zurückzulegen. Ebenso wurden die größeren Nebenflüsse dem Handelsverkehr geöffnet, und bald folgten dem ersten andere Dampfer nach. Die Ansiedler, deren Besitzungen durch Eröffnung der Flußschiffahrt ungemein an Werth gewonnen hatten, ehrten C. durch das Geschenk eines Goldkandelabers, der Gesetzgebende Körper durch Prägung einer eigenen Medaille für ihn. Einen materiellen Ersatz freilich hat er für sein geopfertes Vermögen und all den Aufwand an Mühen und Gefahren nicht erhalten.

Cadenabbia, Ort in der ital. Provinz Como, in herrlicher Lage am westlichen Ufer des Comersees, Bellagio gegenüber, mit 1200 Einw., Landungsplatz der Dampfer und von Fremden sehr besuchter Aufenthaltsort, auch als klimatischer Kurort neuerdings in Aufnahme gekommen (vgl. Thomas, Mittheilungen über C. als klimatischer Kurort, Erlang. 1873). In der Nähe die Villa Carlotta (ehedem Sommariva), Eigenthum des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen (von seiner verstorbenen Gemahlin, der Prinzessin Charlotte von Preußen), mit prachtvollem Park und mannigfachen Kunstwerken (Alexanderzug von Thorwaldsen, Venus und Mars, Palamedes, Terpsichore, Amor und Psyche von Canova, u. a.).

Cadenco (franz., f., spr. -dängs), Tonschlußlauf, s. Kadenz.

Cadet de Vaux (spr. kadä d' woh), Antoine Alexis, franz. Chemiker und Landwirt, geb. 13. Sept. 1743 zu Paris, war anfangs Apotheker, gewann dann durch das von ihm gegründete »Journal de Paris« eine vor Nahrungssorgen gesicherte Lage und lebte als praktischer Landwirt, der sich vorzüglich um die Vervollkommnung der

technischen Zweige der Landwirtschaft und um den verbesserten Betrieb des Garten- und Weinbaues verdient gemacht hat, bis in das höchste Alter ununterbrochen thätig. 1791 und 1792 war er Präsident im Departement Seine-et-Oise, und noch unter der Republik ward er Inspektor der Wohlfahrtspolizei in Paris und von Bonaparte zum Inspektor des Hospital Val de Grâce ernannt. Seit 1803 war C. einer der Hauptredakteure des »Journal d'économie rurale et domestique« und des »Cours complet d'Agriculture pratique«. Er starb zu Nogent les Vierges 29. Juni 1828. Von seinen Schriften, welche meist ins Deutsche übertragen wurden, nennen wir die: »Observations sur les fosses d'aisance« (Par. 1778); »Avis sur les moyens de diminuer l'insalubrité des habitations après les inondations« (das. 1784, 1802); »Mémoire sur la gélatine des os« (das. 1803). C. ist Erfinder eines Milchmessers oder Galaktometers.

Cadette (franz., k.), Steinplatte; daher kadettiren, mit Steinplatten pflastern.

Cadillac (Cadilhac, spr. -dijack), Stadt im franz. Departement Gironde, Arrondissement Bordeaux, rechts an der Garonne und an der Eisenbahn, hat ein altes historisch-merkwürdiges Schloß (jetzt Zuchthaus für Weiber), ein Irrenhaus und (1872) 2777 Einw. In der Umgegend wächst ein vorzüglicher Weißwein.

Cádiz, südlichste Provinz des span. Königreichs Andalusien, wird vom Atlantischen und Mittelländischen Meer bespült, im übrigen von den Provinzen Sevilla, Malaga und Huelva umschlossen und umfaßt ein Areal von 7276 QKilom. (132 QM.), mit (1870) 426,499 Einw. Die Provinz ist bei der spärlichen Bevölkerung nur zum kleinen Theil angebaut, im W. und O. reich an Waldungen und Salz, aber arm an Erz- und Mineralquellen; sie enthält fast nur größere Städte und zerstreute Einzelgebäude, dagegen fast gar keine Dörfer. Die Haupterwerbszweige sind Acker- und Weinbau, Kultur von Fruchtbäumen, Viehzucht, Fischerei und Schiffahrt. Die Industrie ist ganz gering. Der westlichste (bestangebaute, wohlhabende und bevölkertste) Theil wird von der Eisenbahn und Chaussee, welche von Cadiz nach Sevilla führen, durchschnitten; sonst sind die Verkehrswege gleich Null. — Die gleichnamige Hauptstadt, als Festung und Seehafen eine der wichtigsten Städte Spaniens, liegt am Atlantischen Ocean südwestlich von Sevilla, auf der äußersten Spitze einer niedrigen Felsenzunge, welche durch einen sandigen Isthmus mit der nur durch einen schmalen Kanal vom Festland getrennten Insel Leon zusammenhängt, und an einer Bai, welche aus zwei Abtheilungen besteht, der Bai von C. und der von Puntales; in der Bai selbst liegt die Insel Trocadero. Die Verbindung mit dem Festland wird durch eine befestigte Zugbrücke (puente Suazo) und durch eine Eisenbahnbrücke hergestellt. Als Festung gehört C. zu den Plätzen ersten Ranges, denn nicht allein, daß sie von einem mächtigen, 13 Meter hohen Riesenwall mit bombenfesten Kasematten und Bastionen umgeben ist, wird sie auch durch eine Menge detachirter Werke (namentlich durch das auf der schmalsten Stelle des Isthmus liegende starke Werk Cortadura und das Fort San Sebastian im S.), sowie durch zahlreiche verborgene Klippen, welche eine Landung im N. erschweren, uneinnehmbar gemacht. Die Einfahrt in die Bai von Puntales wird auf dem Festland durch das Fort Matagorda, auf der Insel durch das Fort Puntales (zusammen die »beiden Puntales« genannt) geschützt. Die Stadt ist mit Ausnahme ihres ältesten Theils (sie wurde 1596 durch die Engländer zum größten Theil niedergebrannt) ganz regelmäßig gebaut, hat mehr als 3 Kilom. im Umfang, 17 Quartiere, 2 Thore (das See- und Landthor, vor dem letztern die Vorstadt San José) und zählt über 8000 Häuser. Die Häuser, 3—4 Stockwerke hoch, sind sehr elegant und modernen Stils, massiv, mit platten Dächern, kleinen, meist achteckigen Umschauthürmen (miradores genannt), Balkonen und Blumenparterren, jedes auch mit einer Cisterne, denn C. ist äußerst arm an Quellwasser. Das Trinkwasser muß von Puerto de Santa Maria herbeigeschafft werden und wird in porösen Thonkrügen aufbewahrt. Die zwar schmalen, aber schönen Straßen sind durchgehends gut gepflastert, zur Nachtzeit mit Gas erleuchtet und wie das Innere der Häuser von wahrhaft holländischer Sauberkeit. Die Hauptplätze sind die Plaza de Antonio, Plaza del General Mina und Plaza de la Libertad mit Alleen; der öffentliche Spaziergang Alameyda besteht aus fünf Ulmenreihen, zu beiden Seiten mit Marmorsitzen. C. besitzt eine Dom- und 5 Pfarrkirchen, 2 Nonnen- und mehrere Mönchsklöster (ein Nonnenkloster und mehrere Mönchsklöster wurden 1873 abgetragen), 3 Spitäler, ein Armen-, Irren- und Korrektionshaus, ein Findelhaus, verschiedene Kasernen, 3 Theater, einen Cirkus für Stiergefechte (mit Raum für 12,000 Personen), elegante Cafés und schöne Läden. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind die prachtvolle neue Kathedrale (aus dem 18. Jahrh.) mit merkwürdiger Krypte; die alte Kirche des ehemaligen Kapuzinerklosters mit herrlichen Gemälden von Murillo; das kolossale Hospital del Rey für Militär- und Civilpersonen; die Torre de Vigia (der Signalthurm, von wo aus alle ein- und auslaufenden Schiffe signalisirt werden, mit prachtvoller Aussicht); der Douanenpalast, »Aduana« genannt, innerhalb der befestigten Ringmauer; der im Fort San Sebastian stehende 32 Meter hohe Leuchtthurm und die zweigethürmte Kirche San José auf dem Isthmus, an dessen flachem Strand im Sommer sehr besuchte Seebäder etablirt werden. An Unterrichtsanstalten gibt es in C., außer zahlreichen Elementarschulen und Colegios für beide Geschlechter, ein chirurgisch-medicinisches Institut, eine nautische, eine mathematische, eine Zeichen- und Malerschule, eine Handelsschule, ein Priesterseminar; außerdem bestehen daselbst eine Akademie der schönen Künste und ein Kunstmuseum, ein astronomisches Observatorium, eine hydrographische Anstalt, eine öffentliche Bibliothek und verschiedene gelehrte Gesellschaften. C. ist der Sitz eines Bischofs, welcher dem Erzbischof von Sevilla unterstellt ist, sowie eines der drei spanischen Seedepartements mit einem großen Theil der Kriegsflotte. Das Klima ist durchweg gesund, und bei einer Hitze, die 33—34° C. nicht übersteigt, schafft allabendlich die reine Seeluft erquickende Kühlung. Die Zahl der Einwohner (Gaditanos genannt) betrug 1860: 71,521 (worunter auch Franzosen, Italiener, Holländer, Deutsche 2c.). Sie gelten für die gebildetsten Andalusier und die Frauen für die graziösesten und interessantesten aller Spanierinnen. Eigentliche Fabrikthätigkeit findet sich in C. nicht, doch wird etwas Seide und Leder producirt. Auf der Landzunge bei der Stadt werden wichtige Salzwerke, sowie ausgezeichneter Weinbau und in der Nähe beträchtliche Thunfischerei betrieben. Der

ehemals sehr bedeutende Handel der Stadt verdankt sein Entstehen und seine höchste Blüte der Entdeckung von Amerika, infolge deren C. der Hauptstapelplatz des überseeischen Handels, der Hafen der Silberflotten, das Magazin des Goldes, Silbers und der übrigen Schätze wurde, welche aus Amerika und Indien herbeiströmten. Der Abfall der amerikanischen Kolonien hat ihm diese Bedeutung freilich genommen; trotzdem zählt C. auch jetzt noch zu den wichtigsten Handelsstädten Spaniens und hat sich namentlich in neuester Zeit, seitdem manche Verbesserungen in den Hafeneinrichtungen getroffen worden sind, und seit der Eröffnung der Eisenbahn von Sevilla wesentlich gehoben. Der eigentliche Hafen von C. ist leider in zunehmender Versandung begriffen, welche dem bei Puerto de Santa Maria mündenden Guadalete Schuld gegeben wird, wahrscheinlicher aber in einer fortschreitenden Hebung des Meeresbodens ihren Grund hat. Zur Zeit der Ebbe kann kein Schiff am Molo vor C. anlegen, und zur Flutzeit können dies bloß Schiffe bis zu 80 Tonnen thun. Ein größerer Molo von ca. 325 Meter Länge ist in den letzten Jahren am Trocadero erbaut worden und dazu bestimmt, die Verladung des mit der Bahn dort ankommenden Jereswein's (Sherry) zu ermöglichen. Der beste Landungsplatz ist beim Fort Matagorda, wo sich auch eine Kohlenstation für die Dampfschiffe befindet. Die kommercielle Bedeutung von C. liegt jetzt besonders darin, daß es der Hauptausfuhrhafen für den Jereswein, das Salz und die Südfrüchte Niederandalusiens ist, und daß hier die Mehrzahl der für Sevilla bestimmten Waaren umgeladen wird. Dazu ist C. der Ausgangspunkt für die spanische Korrespondenz mit den Kanarischen Inseln, mit den spanischen Antillen und mit Südamerika, sowie Ausgangspunkt der Linien nach den Philippinen und Ostindien. Fast alle die zahlreichen Dampfbootlinien des Mittelländischen Meeres haben hier Agenturen, und die Kriegsschiffe aller Nationen benutzen die geräumige Bai als Station und Zufluchtsort. Die jährliche Schiffsbewegung beträgt gegenwärtig im Durchschnitt 5000.

Die Stadt C., griech. Gádeira, wurde von den Phönikern um 1100 v. Chr. gegründet oder doch sehr früh in Besitz genommen, kam nach dem ersten Punischen Krieg in den Besitz der Karthager, denen sie im zweiten Punischen Krieg 206 von den Römern entrissen ward. In der Kaiserzeit hieß sie Augusta Urbs Julia Gaditanorum. C. war von jeher eine wichtige Handelsstadt, reich und bevölkert, doch herrschte daselbst auch Ueppigkeit und Sittenlosigkeit. Den Westgothen, welche in der Völkerwanderung C. einnahmen, wurde die Stadt 711 durch die Araber entrissen und erst 1262 von den Spaniern wieder erobert. C. hob sich seitdem und erhielt wieder nach Amerika's Entdeckung als Hauptstapelplatz des überseeischen Handels und als Hafen der spanischen Silberflotte große Wichtigkeit. 1596 aber wurde es von den Engländern unter Esser, Howard und Raleigh geplündert und verbrannt. Ein neuer Angriff 1601 unter Lord Wimbleton mißglückte, sowie auch ein vom Herzog von Ormond und Sir Rook 1702 unternommener. Infolge der Verbindung Spaniens mit Frankreich wurde C. 1800 von den Engländern bombardirt. Am 14. Juni 1808 mußte sich hier der französische Admiral Rosilly, von der empörten Stadt von der Landseite und von der englischen Flotte von der Seeseite blokirt, mit 5 Kriegsschiffen an die Engländer ergeben. Dann hatte hier die spanische Centraljunta seit der französischen Invasion bis zur Rückkehr Ferdinands VII. ihren Sitz, wie hier auch die neue Konstitution der allgemeinen und außerordentlichen Cortes 19. und 20 März 1812 beschworen und verkündigt wurde. Berühmt ist die Belagerung von C. durch die Franzosen unter Sebastiani und Victor vom 6. Febr. 1810 bis 25. Aug. 1812. Als 5. Febr. 1810 das erste französische Armeekorps unter dem Herzog von Belluno C. von der Landseite vollständig eingeschlossen hatte, belief sich die Besatzung mit den Truppen unter Castaños, 4000 Engländern und 1200 Mann von der britisch-portugiesischen Armee, auf 21,000 Mann. Die Brücke von San Pedro wurde zerstört und C. somit von dem Festland abgeschnitten. Eine englische Flotte beherrschte die See, 14 spanische Linienschiffe lagen im Hafen, die Zufuhr von Proviant und Munition war also vom Meer aus frei. Nachdem die Franzosen das Fort Matagorda 21. April erobert hatten, eröffneten sie 15. Dec. 1810 ein lebhaftes, aber wegen der großen Entfernung wirkungsloses Bombardement gegen die Stadt. Mehrere Versuche der Spanier und Engländer, 1811 die Stadt zu entsetzen, mißlangen, wiewohl sie die Werke der Belagerer zum Theil zerstörten. Die Angriffe der Franzosen waren vornehmlich gegen die Insel Leon gerichtet, von deren Eroberung das Schicksal der Stadt abhing. Als aber Wellingtons siegreiches Vordringen die Franzosen nöthigte, sich aus Andalusien zurückzuziehen, mußten sie die Belagerung aufgeben. Am 1. Jan. 1820 empörten sich auf der Insel Leon die nach Amerika zur Unterdrückung der dortigen Revolution bestimmten Regimenter, was die spanische Revolution veranlaßte. Eine zweite denkwürdige Belagerung hielt C. 1823 aus. Nachdem der Herzog von Angoulême als Befehlshaber der französischen Invasionsarmee 23. Mai Madrid in seine Gewalt gebracht, beorderte er die Divisionen Bordesoulle und Bourmont nach dem Süden, um den König von Spanien aus den Händen der Cortes zu befreien. Auf diese Nachricht begaben sich die Cortes mit dem König und dessen Familie 14. Juni nach C. Am 24. Juni stand Bordesoulle vor der Stadt. Die Besatzung bestand aus 14,000 Mann, worunter 5000 Mann Linientruppen. Ein 16. Juli unternommener Ausfall wurde von den Franzosen zurückgeschlagen. Nachdem hierauf das Belagerungsheer auf 20,000 Mann verstärkt worden, wurde die Belagerung zugleich mit der Seeokkupation unter Admiral Duperré mit Energie fortgesetzt. Am 31. Aug. nahmen die Franzosen Trocadero und das Fort San Luis mit Sturm, worauf ein wirksames Bombardement begann. Nach der Eroberung des Forts Pedro (20. Sept.) waren die Belagerer zum allgemeinen Angriff auf die Stadt bereit, als die persönliche Ankunft des Königs Ferdinand zu Puerto San Maria die Cortes bewog, sich aufzulösen, worauf die Stadt 3. Okt. den Franzosen die Thore öffnete. Auch während der späteren Bürgerkriege war C. mehrmals Schauplatz erbitterter Kämpfe, sowie 1868 der Ausgangspunkt der Revolution, welche der Bourbonenherrschaft in Spanien ein Ende machte. Im Hafen von C. erließ der Admiral Topete 17. Sept. einen Aufruf an die Bewohner der Stadt und versprach, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen. An demselben Tag traf General Prim auf dem Schiff Topete's ein. Die königl. Truppen in C. und die Bürgergarde schlossen sich 18. Sept. an beide Führer an, welche sich nunmehr

in die Stadt ſelbſt begaben. Am 19. Sept. erließ Prim von C. aus eine Proklamation an alle Bürger Spaniens, indem er ſie aufforderte, ſich um die Fahne »Wiederherſtellung des Vaterlandes« zu ſcharen. Zugleich trafen die 7. Juli verbannten Generale Serrano, Dulce, Echague, Caballero de Rodas, Zavala, Cordova, Serrano y Bedoya und Letona in C. ein und erließen in Gemeinſchaft mit Prim und Topete ein Manifeſt, in welchem ſie als Ziel der Revolution eine politiſche und ſociale Regeneration hinſtellten. Die Königin Iſabella befand ſich während deſſen noch in San Sebaſtian, ward aber nach 10 Tagen (30. Sept.) zum Verlaſſen Spaniens bewogen, nachdem von C. aus die Revolution ſich mit reißender Schnelligkeit und faſt ohne Widerſtand über das ganze Land verbreitet und auch Madrid ergriffen hatte. Im Jahr 1873, nach Proklamirung der Föderativrepublik von Seiten der konſtituirenden Cortes, bemächtigten ſich die ſocialiſtiſchen Intranſigentes der Stadt, brandſchatzten die Vermöglichen, konnten aber die Truppen, mit Ausnahme der Artillerie, nicht zum Abfall bringen. Vielmehr rückten dieſelben, welche ſich in das feſte Arſenal La Carrara zurückgezogen hatten, wieder vor, nahmen mehrere feſte Punkte und näherten ſich den Mauern der Stadt. General Pavia, welcher ſoeben die Inſurrektion von Sevilla niedergeſchlagen hatte, vereinigte ſich mit dieſen Truppen, und nun ſagten ſich die Artilleriſten von den Meuterern los, nahmen den revolutionären Ausſchuß gefangen und öffneten dem General Pavia die Thore der Stadt. Vgl. de Caſtro, Historia de C. (C. 1858).

Cadmĭa (Kadmeia), bei den Griechen das Zink; **C. fornacum**, beim Schmelzen der Zinkerze gebildetes Zinkoxyd; C. fossilis, ſ. v. w. Galmei.

Cadmium, ſ. Kadmium; C. bromatum, Kadmiumbromid; C. chloratum, Kadmiumchlorid; C. jodatum, Kadmiumjodid; C. oxydatum, Kadmiumoxyd; C. sulfuricum, ſchwefelſaures Kadmiumoxyd.

Cadogan (Catogan, franz., m., ſpr. -gäng), eine unter der Regentſchaft Philipps von Orléans am franzöſiſchen Hof aufgekommene und nach einem Lord C. benannte Art, das Haupthaar der Alongenperücke im Nacken zuſammenzubinden; vgl. Perücke.

Cadol, Victor Edouard, franz. Bühnendichter, geb. 11. Febr. 1831 zu Paris, wurde für das Verwaltungsfach beſtimmt und erhielt eine Stelle in den Büreau's der franz. Nordbahn, die er jedoch im Alter von 22 Jahren verließ, um ſich ausſchließlich der Literatur zu widmen. Er begann mit Arbeiten für kleinere Journale, wurde ſpäter Redaktionsſekretär beim »Temps«, redigirte den Courrier der Theater à l'esprit public und war mit About, Gasparini ꝛc. Begründer des »L'esprit français«. Auch veröffentlichte er Novellen in verſchiedenen Journalen und trat in Mitarbeiterſchaft für die kleinen Bühnen der Vorſtädte. Sein eigentliches dramatiſches Debüt machte er 1864 mit der dreiaktigen Komödie »La Germaine«, die indeſſen nur einen Achtungserfolg erzielte. Auch die ſpäteren Stücke »Le maître de maison« (mit J. Barbier gearbeitet), »Les ambitions de Mr. Fauvel« (1867), worin man einen Angriff auf die freiſinnigen Journale witterte, und »L'affaire est arrangée«, machten wenig von ſich reden. Dagegen hatte das vieraktige Luſtſpiel »Les Inutiles« (1868), das 200mal hinter einander zur Aufführung kam, einen um ſo glänzendern Erfolg. Das darauf folgende, »La fausse monnaie« (1869), fand wieder weniger Beifall. C. ſchrieb auch Novellen: »Contes gais« (1867) und »Rose, splendeurs et misères de la vie théâtrale« (2. Aufl. 1873).

Cadŏre (Pieve di C.), Gemeinde in der ital. Provinz Belluno (Venetien) an der Piave, von hohen Bergen umgeben, mit (1871) 3335 Einw., berühmt als Tizians Geburtsort. Hier 1797 Sieg der Franzoſen über die Oeſterreicher. Die nach dem Ort C. benannten Cadoriſchen Alpen ſind ein Theil der tridentiniſchen Alpen, nehmen den nördlichen Theil der Provinz Belluno und die anſtoßenden Theile Südtirols ein und erreichen im Antelao 3380 Meter, im Mamarole 2826 Meter, im Cridola und Terza Grande 2685 Meter Höhe.

Cadŏre, Jean Baptiſte Nompère de Champagny, Herzog von, ſ. Champagny.

Cadorna, Raffaele, ital. General, geb. 1815 in Mailand, ſtieg vom gemeinen Soldaten zum Officier, trat 1840 in das Geniecorps, ward 1848 als Hauptmann nach Mailand geſchickt, von der proviſoriſchen Regierung zum Major ernannt und fungirte 1849 kurze Zeit als Generalſekretär des Kriegsminiſteriums. Nach dem Ende des Kriegs begab er ſich mit Urlaub nach Algier und nahm im Generalſtab St. Arnauds an der zweiten Expedition gegen die Kabylen Antheil, machte dann als Kompagniechef den Feldzug nach der Krim mit, wo er ſich mehrfach auszeichnete, ward 1859 Oberſtlieutnant im Generalſtab und 1860 General, in welcher Stellung er die militäriſche Organiſation Toscana's leitete. Später erhielt er das Kommando in Sicilien, dann das gegen die Regimenter in den Abruzzen. Im September 1866 bewältigte er den bourboniſchen Aufſtand im Palermitaniſchen, 1869 die Mahlſteuerrevolte in den Marken. Am 11. Sept. 1870 rückte er mit den italieniſchen Truppen im Kirchenſtaat ein, beſetzte am 16. Civita Vecchia und ſtand am 20. vor Rom. Nach kurzem Artilleriekampf zog er noch an dieſem Tag daſelbſt ein und beſetzte die Stadt mit Ausnahme des ſogen. Leoniniſchen Theils. Auf Bitte des Papſtes, der den dortigen Einwohnern nicht traute, beſetzte er 22. Sept. auch dieſen Stadttheil. Bis zur Volksabſtimmung und förmlichen Einverleibung des Kirchenſtaats in das Königreich Italien blieb C. als Gouverneur in Rom; darauf wurde Lamarmora zum Statthalter daſelbſt ernannt. Am 1. Dec. 1873, als in der ital. Armee 7 Generalkommando's errichtet wurden, erhielt C. das Kommando in Turin.

Cadoudal (ſpr. kädudall), Georges, Chef der Chouans im franzöſiſchen Revolutionskrieg, geb. 1. Jan. 1771 zu Brech bei Auray im Departement Morbihan als der Sohn eines Müllers, ſtudirte in Vannes, ſchloß ſich jedoch in dem Krieg der Republik mit den Royaliſten an die Vendeer an und wurde zum Officier befördert. An der Spitze von Bauern, Matroſen und Flüchtlingen wurde er zwar gefangen, entkam aber und ſchwang ſich nach der mißglückten Landung auf Quiberon zum Chef der Inſurrektion in der Niederbretagne empor. Nachdem er ſich 1796 ſcheinbar unterworfen, fachte er 1799 den Aufſtand in der Bretagne aufs neue an. Erſt als ſich nach den Niederlagen der Inſurgenten bei Grandchamp und Elven (Januar 1800) faſt ſämmtliche Häuptlinge der Chouans unterworfen hatten, ſchloß auch C. 9. Febr. einen Vertrag mit General Brune und entließ ſeine Truppen. Man ſuchte ihn in Paris für die Republik zu gewinnen, aber er begab ſich nach London, wo er von dem Grafen von Artois zum Generalleutnant ernannt ward. Er kam dann öfters insgeheim nach

Frankreich, um für die royalistische Sache zu wirken, die Anklage aber, daß er bei der Verschwörung der Höllenmaschine betheiligt gewesen sei, wies er zurück; dagegen landete er 21. Aug. 1803 mit Pichegru und anderen unweit Béville an der Küste der Normandie, in der Absicht, ein Attentat auf den ersten Konsul auszuführen. Die Verschwörung wurde aber entdeckt und Pichegru schon 28. Febr., C. aber erst 9. März 1804 verhaftet. Im Kriminalproceß eines Mordanschlags auf den ersten Konsul überwiesen, wurde er 10. Juni 1804 zum Tod verurtheilt und 25. Juni nebst 11 Mitverschwornen durch die Guillotine hingerichtet. Nach der Restauration wurde die Familie Cadoudals geadelt. Sein Bruder, Joseph C., unter dem Namen Joyou bekannt, zeichnete sich ebenfalls als Bandenführer aus.

Cadran (franz., m., spr. -drāng, vom lat. quadrans), Zifferblatt einer Uhr (weil es ursprünglich nur einen Viertelskreis faßte); C. solaire, oder auch bloß C., Sonnenuhr.

Cadre (franz., m., spr. kādr, vom lat. quadrum, »Rahmen«), der schematisirte Entwurf eines Werks als etwas »Auszufüllendes«; im Militärwesen die zur richtigen taktischen Führung aller Unterabtheilungen der Regimenter erforderlichen Officiere und Unterofficiere. Zählt man zu den Cadres jeder Kompagnie noch eine kleine Anzahl alter und zuverlässiger Soldaten, so entstehen die »Stämme der Regimenter«, die dann gleichsam das Muskelsystem des militärischen Körpers bilden, dessen Seele der Anführer ist. Der Mangel an Cadres ist es, was bisher der Volksbewaffnung, z. B. im deutsch-französischen Krieg 1870/71, ihre taktische Brauchbarkeit geraubt hat. Die Cadres sind die eigentlichen Führer der Truppen, die höheren Befehlshaber geben nur die Richtung und den taktischen Zweck der Handlung an. Stocken die Cadres in der Bewegung, so stockt auch die ganze taktische Maschine, während umgekehrt Beispiele fehlen, daß die Mannschaft geflohen wäre, so lange die Cadres standhaft geblieben. Cadresystem nennt man diejenige Heereseinrichtung, bei welcher im Frieden der größte Theil der gemeinen Mannschaft beurlaubt ist, die taktische Organisation der Regimenter aber wie im Krieg beibehalten wird, so daß beim Uebergang vom Friedens- auf den Kriegsfuß nur die Einstellung der Beurlaubten und Rekruten erforderlich ist. Ein solches Cadresystem besteht gegenwärtig in den Armeen Schwedens, Norwegens und Serbiens.

Caduceus (lat., griech. Kerykeion), ein von zwei Schlangen mit sich zugekehrten Köpfen umwundener und mit Flügeln versehener Stab, Insigne des Hermes (Caduciferer). Die Schlangenköpfe erklärte man daraus, daß Hermes einst in Arkadien zwei kämpfende Schlangen mit diesem Stab beruhigt habe; daher auch dessen Bedeutung als Friedensstab. Indessen ist die Schlangenzier zwar nachhomerisch, doch viel älter als diese Geschichte. So mag, wenn auch der C., ursprünglich nur Hirtenstab (Hermes befruchtender Regengott), zunächst als kaufmännischer Friedensstab den kunstreich geschürzten Knoten von Bändern und Schnüren annahm, mit dem die Phöniker ihre Waarenkisten verwahrten und sicherten, doch dieser Knoten in ziemlich alter Zeit bereits, um die allerdings schon bei Homer beginnende Bedeutung als Zauberstab hervorzuheben, die Schlangengestalt angenommen haben. Hermes nämlich führt mit diesem Stab die Schatten in die Unterwelt, schläfert Wachende ein, weckt Schlafende auf, ermuntert Träge zur Thätigkeit, verwandelt damit Berührtes nach späterer Vorstellung in Gold und ergreift ihn, wenn er abgesandt wird, die Aufträge der Götter auszurichten. So wurde der C. auch zum Heroldsstab. Als Herolds- oder Friedens-(Oliven-)stab war er bei Griechen und Römern ein Abzeichen der Friedensboten (Caduceatores), der um Frieden Bittenden oder sonst friedlich Nahenden. Jetzt Symbol des Handels. — Caduceati (sc. nummi), römische Münzen mit dem Schlangenstab des Merkur, nicht nur Kaisermünzen, sondern auch Münzen griechischer Städte; kommen in jedem Metall vor, gehören aber zu den Seltenheiten.

Cadurker (Caduci), gallisches Volk in Aquitanien, mit den Städten Cadurcum, Arellodunum, Varadete ꝛc., sämmtlich berühmt durch Leinwandfabrikation und gewirkte Arbeiten, Polster ꝛc. Ihre Hauptstadt war Cadurcum (das jetzige Cahors). Nach der Einnahme der Festung Arellodunum und Besiegung ihres Anführers Lucterius 53 v. Chr. unterwarfen sich die C. dem Cäsar.

Cadus (lat., griech. Kádos), bei den Römern ein Krug für edlere Flüssigkeiten, auch wohl für Obst ꝛc.; dann Stimmurne und das Gefäß, worin Asche und Gebeine der Todten aufbewahrt wurden; auch Bezeichnung des größten griechischen Maßes, das meist 1 Metrede = 12 Chus = 72 Sextarii = 8842 Drachmen hielt. Die Römer, deren Amphora gerade $^3/_8$ (24 Sextarii) des griechischen C. enthielt, sprachen daher bei griechischen Weinen stets von C., bei italischen von Amphora.

Cäcilia, Heilige, Schutzpatronin der Orgel und Kirchenmusik. Die geschichtliche C. war eine römische Jungfrau aus edlem Geschlecht, welche 177 den Märtyrertod erlitt. Ihr Grabmal ist bei der Wiederherstellung der Katakomben durch Giovanni Battista Rossi aufgefunden worden. Die C. der römischen Legende, welche vermöge eines Mißverständnisses erst unter Alexander Severus gelebt haben soll, soll sich vor ihrem Ende die Gnade ausgebeten haben, noch einmal das Lob des Christenthums mit Orgelbegleitung singen zu dürfen, nach beendetem Gesang aber das Pfeifenwerk zertrümmert haben. Ihr Gedächtnistag ist der 22. Nov., zu dessen Feier in London Händel den Messias schrieb.

Cäcilianus, Bischof von Karthago, s. Donatisten.

Cäcilienorden, päpstlicher Orden. Palästrina mit seinen Schülern bildete zu Rom unter Gregor XIII. eine Brüderschaft, den »Verein der heiligen Cäcilie«, zu dessen Gunsten viele Bullen erlassen wurden und dem das geistliche Musikwesen unterstellt war. Die großen Verdienste, welche sich dieser Verein im Lauf der Jahrhunderte um die Musik erworben, anerkannte Pius IX., indem er ihn zu einer Akademie umgestaltete, diese zu einem päpstlichen Institut unter seinem Protektorat erhob und als Pfand seiner Gunst einen Orden zur Auszeichnung der vier Vorsteher, des Präsidenten, der Sekretäre und Kämmerer (15. Nov 1847) stiftete. Das Kreuz ist von weißem Schmelz, die Flügel sind zweispitzig und mit Gold eingefaßt, darüber ein Lorbeerkranz von grünem Schmelz, durch den sich ein goldenes Band windet und der durch mehrere Kettchen gehalten wird. Das Mittelschild zeigt die dreifache Krone, ist von blauem Schmelzrand umgeben und zeigt in goldenen Buchstaben die Worte: »Pius IX. pontifex instituit anno 1847«, auf der Rückseite die musikalischen Embleme

und die Worte: »Sodalitas et accademia pontificia S. Caeciliae urbis«.

Cäcilius Statius, röm. Komödiendichter, ein Zeitgenosse des Pacuvius, gehörte durch Geburt dem keltischen Stamm der Insubrer in Oberitalien an (also Gallisch seine Muttersprache) und kam wahrscheinlich als Kriegsgefangener nach Rom. Nach seiner Freilassung schloß er sich hauptsächlich an Ennius an, den er auch nur um weniges überlebte. Er starb um 167 v. Chr. C. war besonders als Bearbeiter der Stücke der neuattischen Komödie, namentlich des Menander, hochgeschätzt, wenn er auch in jeder Beziehung weit hinter diesem seinem Vorbild zurückblieb; jedenfals aber war er in Sinn und Stil dem Terentius verwandter als dem Plautus. Wir besitzen nur Fragmente von etwa 40 Komödien, die gesammelt sind in »Fragmenta comicorum« (Amsterd. 1606), in der Ausgabe von Spengel (Münch. 1829), in Bothe's »Poetarum latinorum scenicorum fragmenta« (1846) und in Ribbecks »Comicorum lat. reliquiae« (Leipz. 1855). Vgl. Teuffel, Cäcilius Statius (Programm, Tübing. 1858).

Cäcina, 1) Aulus Cajus Severus, ein röm. Feldherr, der nach Tacitus' Angabe 40 Feldzüge mitgemacht, war im Jahr 6 n. Chr. Statthalter von Mösien, in den Jahren 14 und 15 aber Unterfeldherr des Germanicus (s. d.) in Deutschland. Berühmt wurde er namentlich in letzterem Jahr durch seinen gefahrvollen Rückzug vom Teutoburger Wald, wo er gemeinsam mit Germanicus die dort bleichenden römischen Gebeine bestattet hatte, nach dem Rhein. Zum Theil über Moorgründe auf schmalem Damm marschirend, waren seine 40 Kohorten ununterbrochen von überlegenen Massen der Germanen umringt und durch stete Angriffe beunruhigt. Dennoch gelang es C., das Schicksal des Varus zu vermeiden. Dem unvorsichtig angreifenden Feind brachte er sogar eine empfindliche Niederlage bei und warf ihn in die Berge zurück. Dann eilte er dem Rhein zu, den er bei Vetera erreichte.

2) Aulus Cajus Alienus, Legat im Heer des Statthalters von Untergermanien, Vitellius, sprach sich für die Erwählung des letztern zum Kaiser aus und zog mit ihm über die Alpen, um den auf Kaiser Galba folgenden Otho vom Thron zu stürzen. Bei Placentia und an anderen Orten von den Feldherren Otho's besiegt, gewann er nebst Valens, dem andern Legaten des Vitellius, über dieselben die Entscheidungsschlacht bei Bedriacum (zwischen Cremona und Mantua) 69 n. Chr. Als dem Kaiser Vitellius in Vespasianus ein Gegenkaiser entgegengestellt wurde, erhielt C. von jenem den Befehl, gegen die anrückenden Truppen des Vespasianus zu ziehen, forderte aber selbst sein Heer zum Abfall auf, fand kein Gehör und wurde von den eigenen Soldaten gefangen genommen und in Fesseln geschlagen. Bald darauf wieder befreit, wurde er von Vespasian gut aufgenommen, aber von dessen Sohn Titus im Jahr 75, wegen Theilnahme an einer Verschwörung gegen Vespasian, ermordet.

Caecūbum (Ager Caecūbus), sumpfige Ebene in Latium, am Fundanischen See und Cajetanischen Meerbusen, beim jetzigen Kastell Vetere, berühmt durch den namentlich von Horaz und Martial so hoch gepriesenen Wein (Vinum Caecubum), dessen Rebe auf einem Raum von ungefähr 25 QKilom. und zwar in dieser sumpfigen und niedrigen Gegend wuchs. Der Cäkuber hatte mit dem Falerner und anderen edlen Weinen Italiens gemein, durch Alter milder und süßer zu werden, ohne dadurch an Feuer und Kraft zu verlieren.

Cäculus, italischer Heros, erzeugt durch einen Funken, der vom Herde (»Vulkan«) der Schwester der Divi Fratres (Indigeten von Präneste) in den Schoß fiel, ward ausgesetzt und von Jungfrauen gefunden, wuchs wie Romulus als Hirtenhäuptling (gelegentlich auch Räuberhauptmann) auf und gründete die Stadt Präneste. Wie jener vereinte er die benachbarten Völker zu festlichen Spielen. Einst bezeugte Vulkan des C.' göttliche Abkunft, indem er auf dessen Bitten durch ein Feuer die ganze Versammlung umleuchtete.

Caedmon (spr. kädmŏn, Ceadmon, Cedmon), bei Beda in dessen zwischen 731—735 n. Chr. abgeschlossenen Kirchengeschichte Altenglands Name eines Mönchs in dem Kloster der Aebtissin Hilda zu Streaneshalh oder Whitby, der ohne jegliche dichterische und gelehrte Vorbildung, durch ein gottgesandtes Traumgesicht während einer Nacht, die er bei den ihm zur Aufsicht übergebenen Viehställen verbrachte, aufgefordert, im Traum das Lob Gottes und den Anfang der Kreaturen gesungen, erwacht aber dies alles im Gedächtnis behalten und durch Recitation desselben wie durch andere Leistungen sich als göttlichen Sänger bewährt haben soll. Darauf sei er von Hilda ins Kloster aufgenommen worden und habe in deren Auftrag eine poetische heilige Geschichte aufgezeichnet, welche den Anfang der Dinge, das Alte und Neue Testament und das jüngste Gericht umfaßte. Den Tod dieses C. setzt man gewöhnlich um 680 n. Chr. Nun ist eine Reihe allitterirender angelsächsischer Dichtungen verwandten Inhalts in einer, seit dem Anfang des 17. Jahrh. bekannten Handschrift (gegenwärtig in Oxford) erhalten, deren älterer Theil Stücke aus dem Alten Testament über Schöpfung, Sündenfall, Abfall der Engel, das erste Buch Mose ꝛc., der andere, von jüngerer Hand geschrieben, Neutestamentliches, besonders über Christi Höllenfahrt und Ueberwindung des Teufels enthält. Wegen der scheinbaren Verwandtschaft des Inhalts mit den von Beda dem C. beigelegten Dichtungen hat man letztern als Verfasser dieser angelsächsischen Stücke angesehen. Indessen liegt hierzu kein zwingender Grund vor, ja es stellt sich vielmehr der Verschiedenheiten in Sprache, Stil und Anschauungen wegen als geradezu unmöglich heraus. Es sind eher verschiedene Verfasser anzunehmen, unter denen kaum ein solcher wie der von Beda geschilderte sein kann. Manches ist von großer poetischer Kraft und erinnert an Milton. Zuerst gab diese Dichtungen Franz Junius heraus: »Caedmonis Monachi paraphrasis poetica Geneseos etc.« (Amsterd. 1655), dann besser und mit allerlei Beigaben Thorpe: »Caedmonis metrical paraphrase etc.« (Lond. 1832); die Untersuchung nicht weiter fördernd Bouterwek: »Caedmons biblische Dichtungen« (Elberf. 1849—1851, 2 Bde.); am besten Grein in der »Bibliothek der angelsächsischen Poesie«, Bd. 1 (Götting. 1858), dem wir auch eine sorgfältige Uebersetzung verdanken in den »Dichtungen der Angelsachsen«, Bd. 1 (2. Aufl., Götting. 1863).

Cäkuber Wein, s. Caecubum und Falerner Wein.

Caelatūra (lat., von caelum, Grabstichel), die Skulptur in Metall, die Kunst des Ciselirens, die Toreutik (s. d.) der Griechen.

Caelius, Marcus C. Rufus, röm. Redner, geb. 82 v. Chr., ein Schüler Cicero's, aber bald

von ihm beklagt, da er als zweiter Catilina (auch des ersten Anhänger war er gewesen; vgl. Cicero's Rede »Pro Caelio«) in den Parteiumtrieben einen frühen Tod fand (48 v. Chr.). Von seinen Reden, in denen eine gewisse Härte und Bitterkeit, zumal in Anklagen, doch nicht ohne Witz und Würde, bemerkbar war, sind nur Fragmente auf uns gekommen; erhalten sind dagegen 17 Briefe von ihm an Cicero, welche, in dessen »Ad diversos« das achte Buch bildend, in antiquarischer und historischer Hinsicht von Bedeutung und auch hinsichtlich des Stils neben Cicero zu dem Besten auf diesem Gebiet der römischen Literatur zu zählen sind. Vgl. Boissier, C. et la jeunesse romaine au temps de César (in der »Revue des Deux Mondes«, 1864).

Caelius mons, Berg in der zweiten Augusteischen Region des alten Rom, die deshalb Caelimontium genannt wurde. Von den sieben Hügeln der Stadt der südöstlichste, stößt er im N. an den Esquilinus, im NW. an den Palatinus und im SW. an den Aventinus; an seinem Fuß war der Hügel Caeliolus und eine Grotte (Antrum Cyclopis). Jetzt Monte Celio.

Cäment, s. Cement.

Caen (spr. täng), Hauptstadt des franz. Departements Calvados und der ehemaligen Niedernormandie, liegt 12 Kilom. vom Meer in einem reizenden Thal am Zusammenfluß des Odon und der Orne, die hier einen Hafen für Küstenschiffahrt bilden, in welchem Schiffe bis zu 500 Tonnen Last aus- und einlaufen können, und steht mit Paris und Cherbourg durch Eisenbahn in Verbindung. Sie ist in Hufeisenform gebaut und zeichnet sich durch prächtige Gärten und Promenaden, große, freie Plätze, schöne helle Straßen wie durch sehenswerthe Gebäude aus. Unter den öffentlichen Plätzen ist die quadratförmige Place royale mit dem Rathhaus und der Bronzestatue Ludwigs XIV. der schönste. Unter den vorhandenen 15 Kirchen zeichnet sich die Trinitätskirche (Abbaye aux dames) mit drei viereckigen Thürmen als die älteste (1066 gegründet), die von St. Peter durch ihren 70 Meter hohen Thurm als Muster eines leichten Baues aus; in der St. Stephansabtei, einem der schönsten Bauwerke der Normandie, ruht Wilhelm der Eroberer, der sie gegründet. Die sonstigen öffentlichen Gebäude, wie das Stadthaus (früher Seminar), der Justizpalast mit Kolonnade (von 1787), das Präfekturgebäude, das Universitätsgebäude (davor die Bronzestatuen von Malherbe und Laplace), das Theater, die Börse, haben architektonisch wenig hervorragendes; dagegen sind noch manche alte interessante Privatbauwerke vorhanden (z. B. das Hôtel de Valois von 1538). C. ist der Sitz des Präfekten, eines Appellhofs und eines Handelsgerichts, sowie einer Akademie, hat eine Universität (mit 3 Fakultäten), eine Vorbereitungsschule für Aerzte, eine hydrographische, eine Zeichen- und eine Bauschule, ein Musikkonservatorium, ein reichhaltiges naturhistorisches und physikalisches Kabinet, einen botanischen Garten, eine Bibliothek von mehr als 60,000 Bänden, eine Bildergallerie mit Gemälden von Perugino, Poussin, van Dyck, Tintoretto, Guercino ꝛc., einen Hippodrom und viele gelehrte Gesellschaften (darunter die Société des Antiquaires mit reichem Museum), sowie eine Bank. Die Zahl der Einwohner beträgt (1872) 41,210, deren Hauptthätigkeit der Manufaktur gewidmet ist. Insbesondere ist die Fabrikation sehr geschätzter Spitzen und Blonden, die von hier in Masse in den Handel kommen, hervorzuheben; auch der Schiffbau und die Küstenschiffahrt, die Seefischerei und der Austernfang, sowie die Ausfuhr von Kartoffeln, Eiern, Obst, Butter (namentlich nach London), wie von Rapsöl, Pferden, Salz und Holz und die Geschäfte in Getreide sind ansehnlich. Unter den fünf Jahrmärkten ist der am zweiten Sonntag nach Ostern (15 Tage dauernde) der bedeutendste. Mit Havre steht die Stadt durch regelmäßige (tägliche) Dampfschiffahrt in Verbindung. C., lat. Cadomum, ist eine Gründung Wilhelms des Eroberers und war stets die Hauptstadt der niedern Normandie; auch hielten hier die alten Herzöge von der Normandie häufig Hof. 1091 hier Friede zwischen Robert III. von der Normandie und den Engländern. Als Zankapfel zwischen Franzosen und Engländern wurde C. mehrmals belagert und erobert und war von 1417 an 41 Jahre lang in der Gewalt der Engländer. Während dieser Zeit wurde die Universität (1436) von König Heinrich VI. gegründet. Im Jahr 1562 kam C. in die Hände der Hugenotten, unterwarf sich aber bald wieder dem König; später eroberten die Reformirten, von Coligny unterstützt, das Schloß. Zur Zeit der französischen Revolution, nach dem Sturz der Girondisten (1793) wurde vom General Wimpfen von C. aus ein Aufstand gegen die Jakobiner versucht.

Cänīna, Stadt im alten Latium, deren König Acron den ersten Krieg gegen den neugegründeten römischen Staat führte. Nach seiner Besiegung zogen die Einwohner mit Hab und Gut nach Rom und wurden der erste Zuwachs der römischen Macht. C. lag unfern Corniculum auf dem Weg nach Tibur.

Cäre, von den Griechen früher Agylla genannt, alte pelasgisch-tyrrhenische Stadt, gehörte zu den etruskischen Zwölfstädten, war fest, mit Mauern aus gewaltigen Steinblöcken umgeben und in alten Zeiten reich und blühend. In der Aeneide ist sie die Hauptstadt des Mezentius. 358 v. Chr. von den Römern, gegen welche sich C. mit anderen etruskischen Städten erhoben hatte, unterworfen, mußte es die Hälfte seines Gebiets abtreten und bekam das römische Bürgerrecht ohne Wahl- und Ehrenrechte (civitas sine suffragio); es verlor die Selbständigkeit nach außen und mußte alle Lasten der römischen Bürger tragen, ohne deren Rechte zu besitzen. Diese Form der Unterthänigkeit, die von den Römern vielen anderen Städten Italiens aufgezwungen wurde, wird daher häufig als »Cäritisches Recht« bezeichnet. C. verlor mit der Zeit seinen Wohlstand und blieb auch unbedeutend, als Drusus eine Soldatenkolonie hinverlegte. Der frühere Wohlstand Cäre's gründete sich auf Getreide- und Weinbau; namentlich stand es als Handelsstadt bei den Griechen in hoher Achtung. Für seine Verbindung mit Griechenland, sowie für seinen Reichthum zeugte sein Schatzhaus in Delphi. Der Hafenort von C. war Pyrgi (jetzt San Severo). Später, besonders unter Trajan, gelangte es wieder zu einiger Blüte durch seine Warmbäder, die unter dem Namen Bagni del Sasso noch jetzt frequentirt werden. Lange hatte es seine eigenen Bischöfe und verfiel erst im 11. Jahrh. gänzlich. Jetzt steht Cervetri (aus Caere vetus entstanden), ein malerisch am Berghang gelegener Ort mit einem Palast der Ruspoli (die sich »Fürsten von Cervetri« nennen) und etwa 200 Einw., an Stelle des alten C.; demselben nordwestlich gegenüber, auf dem Hügel La Bandisaccia, wurde 1536 die äußerst merkwürdige Nekropolis der alten Tyrrhenenstadt aufgefunden. Sie enthält Reihen

von Grabkammern in niederen Felsen, selten über 4 Meter hoch, ohne architektonische Façaden, dem italienischen Wohnhaus nachgebildet und mit häuslicher bequemer Einrichtung, meist ein großer Centralraum, auf den sich Nebenkammern öffnen, mit Steinbänken für die Todten längs der drei Seiten, die Decken mit flachen Giebeln. Erst in neuerer Zeit wurden durch Cav. Campana, General Galassi und den Erzpriester Regulini umfassende Ausgrabungen unternommen. Im übrigen ist von den Mauern und Bauwerken der alten Stadt fast nichts mehr vorhanden. Vgl. Canina, Descrizione di Cere antica etc. (Rom 1834).

Caerleon (spr. kar-), uralter Flecken in der engl. Grafschaft Monmouth, am Usk, hat eine noch aus den Zeiten der Normannen stammende Kirche, zahlreiche, zum Theil römische Alterthümer (Museum), Zinnwalzwerke und 1300 Einw. Die Ueberreste eines römischen Amphitheaters hält das Volk für König Artus' Tafelrunde. C., das bei den Römern Isca Silurum hieß, soll in alter Zeit eine Residenz der britischen Könige gewesen sein und wurde durch viele geistliche Stiftungen ausgezeichnet. Der Sitz des Erzbisthums von C. wurde später nach St. David verlegt.

Caermarthen (spr. kar-), s. Carmarthen.

Caernarvon (spr. kar-), s. Carnarvon.

Caerularius, Michael, Patriarch von Konstantinopel 1043, Urheber der Spaltung zwischen der römischen und griechischen Kirche. Da er den in manchen Kirchen und Klöstern bestehenden lateinischen Ritus aufhob, auch in einem Schreiben an einen italienischen Bischof der römischen Kirche den Gebrauch von ungesäuertem Brod beim Abendmahl als judaistisch zum Vorwurf machte, erschien eine römische Gesandtschaft in Konstantinopel, forderte von C. Widerruf jener Angriffe wider die römische Kirche, sowie Ablegung des angemaßten Titels »Allgemeiner Patriarch« und legte auf seine Weigerung im Juni 1054 auf dem Altar der Sophienkirche eine Bannbulle nieder, worin der Patriarch und die Einrichtungen seiner Kirche mit allen möglichen Ketzernamen überhäuft wurden. Hiermit war der Bruch zwischen der morgen- und abendländischen Kirche entschieden. Vom Kaiser Konstantin IX. zur Strafe für seine Anmaßung 1059 in die Verbannung geschickt, starb C. bald darauf. Obwohl weder durch Geist noch Charakter hervorragend, blieb er doch bei der griechischen Kirche als Verfechter der Orthodoxie in rühmlichstem Andenken.

Caerulĕus (lat), dunkelblau, schwarzblau.

Caerwys (spr. karŭis, Caer-ar-Wys), altes Dorf im engl. Fürstenthum Wales, Grafschaft Flint, mit (1871) 614 Einw., berühmt als die alte Sänger- und Harfnerheimat Britanniens. Hier wurden vor Alters die Eisteddfod gehalten, ein Fest, auf welchem die Barden von Wales um den Preis der Dichtkunst und Musik wetteiferten. Seit den Zeiten der Königin Elisabeth war diese Feier eingegangen; erst 1798 tauchte sie wieder aus der Vergangenheit auf: 20 Barden, 18 Sänger und 21 Harfner kämpften um den Preis (eine kleine silberne Harfe von 16 Zoll Länge). Auch in jüngster Zeit sind wieder Eisteddfods abgehalten worden.

Caesalpinia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cäsalpinieen, kleine Bäume oder große Sträucher der Tropenländer mit doppelt gefiederten, immergrünen Blättern und gewöhnlich gelben Blüten in Rispen oder Trauben und schwammigen oder holzigen Gliederhülsen. C. brasiliensis *L.*, ein 6—7,s Meter hoher Baum auf den Antillen und wahrscheinlich auch in Brasilien, mit gefiederten Blättern und kurzgestielten gelben Blüten mit sammetartig-zottigen Kelchen in fast rispigen Trauben, liefert das Brasilienholz. Von C. crista *L.*, in Westindien, einem über 6 Meter hohen Baum mit weichstacheligen Aesten und gelbrothen Blüten, stammt das Fernambukholz. C. Coriaria *W.* ist ein sehr ästiger 3,s—4,s Meter hoher Strauch Westindiens, Mejiko's und Südamerika's, mit schwärzlicher, punktirter Rinde, aus mehreren dichten Trauben bestehenden Rispen gelblicher, kleiner Blüten, gegen 8 Centim. langen, fingerbreiten, Sförmig gekrümmten, braunen Hülsen und eiförmigen, zusammengedrückten, spitzigen Samen. Die Hülsen, Libidibibohnen, Libidibischoten, sind sehr reich an Tannin und dienen zum Gerben. C. echinata *Lam.* ist ein großer, knoriger Baum Brasiliens und Mejiko's, mit brauner Rinde und kurzen Stacheln, zweifach-gefiederten Blättern, kleinen gelb und roth gefleckten, sehr wohlriechenden Blüten. Die ungespaltenen, stark gefurchten Stämme kommen als St. Marthenholz (Martinsholz) in den Handel. C. Nuga *Ait.* ist ein kleiner Strauch Ostindiens, der allenthalben, besonders am Strande in Büschen wuchert und durch seine im Gras kriechenden dornigen Zweige Kleider und Haut der Vorübergehenden gefährdet, daher bei den älteren Botanikern Nugae silvarum genannt. Aus dem Stamm fließt etwas Gummi, die Wurzel wirkt harntreibend und wird gegen Nieren- und Blasensteine angewendet. C. Sappan *L.* (Sappanholzbaum), ein 9—12 Meter hoher Baum mit dornigen Zweigen, in Siam und Ostasien, Westindien und Brasilien, liefert das Sappanholz, welches wie die übrigen genannten Hölzer zum Färben dient. In Ostindien werden auch Schiffsnägel, Kisten, Schränke, Stühle ꝛc daraus verfertigt. Dieses Farbholz kommt unter der Benennung Lignum presillum schon zu Anfang des 14. Jahrh. vor. Als nun Südamerika entdeckt und ein ähnliches Farbholz (von C. bahamensis und brasiliensis) dort gefunden wurde, gab man der Gegend, wo man es fand, den Namen von dem wichtigsten Erzeugnis derselben. Mithin verdankt Brasilien seinen Namen dem Lignum presillum der alten Kräuterbücher. S. Tafel »Färberpflanzen«.

Caesalpinieen, eine besondere Pflanzenfamilie oder auch eine Abtheilung der Papilionaceen (s. d.).

Caesalpīnus, s. Cesalpini.

Caesar, ursprünglich Familienname eines Zweigs des altrömischen Geschlechts der Julier, dann Ehrenname der römischen Kaiser und Thronfolger. Oktavian führte ihn als Adoptivsohn Julius Cäsars, nach ihm aber nannten die regierenden Kaiser ihre Söhne oder die von ihnen bestimmten Regierungsnachfolger Caesares, auch wenn letztere nicht durch Adoption zum Cäsarengeschlecht gehörten. Seit Nero gehörte C. auch zum Titel des regierenden Kaisers und wurde dem persönlichen Namen vorgesetzt, z. B. Imperator Caesar Vespasianus Augustus, während er bei dem Thronfolger, wie auch bei den letzten weströmischen und bei den oströmischen Kaisern (besonders von Konstantin d. Gr. an) gewöhnlich nachstand, z. B. Licinius Iun. Nobilissimus Caesar. Die Cäsaren waren Reichsgehülfen, geschmückt mit kaiserlichem Mantel, Purpur und Diadem; erst mit Alexios Komnenos, welcher den Nikephoros zum C. machte, seinen Bruder Sebastokrator aber diesem

vorsetzte, hörte die Cäsarenwürde auf, die zweite im Reich zu sein. Vgl. Kaiser.

Cäsar, Cajus Julius, berühmter röm. Feldherr und Staatsmann, geb. 12. Juli 100 v. Chr. als Sohn des C. Jul. Cäsar und der Aurelia, entstammte einem altpatricischen Geschlecht, das seinen Ursprung auf den Troerfürsten Aeneas zurückführte. Unter seinen Lehrern werden die Rhetoren M. Antonius Gnipho und Molo von Rhodos genannt. Von Sulla wegen seiner Verwandtschaft mit Marius und weil er die Trennung von Cinna's Tochter Cornelia, seiner Gattin, verweigerte, verfolgt, mußte er aus Rom fliehen, wurde zwar von Sulla, der dabei geäußert haben soll, daß in dem Jüngling mehr als ein Marius stecke, begnadigt, begab sich aber 80 nach Asien, wo er bei der Einnahme von Mitylene eine Bürgerkrone gewann; auch diente er in Kilikien gegen die Isaurier. Nach Sulla's Tod 78 nach Rom zurückgekehrt, trat er als Ankläger von Sullanern auf, begab sich aber, um sich in der Beredsamkeit auszubilden, 77 nach Rhodos zu dem Rhetor Apollonius Molo. Unterwegs wurde er von Seeräubern gefangen, die er nach seiner Loskaufung mit einigen milesischen Schiffen überfiel und, wie er ihnen als Gefangener gedroht, ans Kreuz schlagen ließ. 74 nach Rom zurückgekehrt, suchte er durch persönliche Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit auf jede Weise das Volk für sich zu gewinnen und unterstützte daher den Konsul Pompejus 70 in Herstellung des von Sulla fast vernichteten Tribunats. 68 ward er Quästor in Spanien. Von da zurückgekehrt, heirathete er nach dem Tod der Cornelia die Pompeja, eine Verwandte des Pompejus, und unterstützte diesen behufs seiner Ernennung zum Feldherrn gegen die Seeräuber 67 und gegen Mithridates 66. Trotz seiner schon bedeutenden Schulden veranstaltete er als Aedil 68 die glänzendsten Spiele, wobei 320 Gladiatorenpaare auftraten; außerdem gewann er das Volk durch rücksichtsloses Auftreten gegen die Aristokratie; er wurde daher auch zum Oberpontifex und 62 zum städtischen Prätor gewählt. Bei der catilinarischen Verschwörung war er einsichtsvoll und vorsichtig genug, um sich im Hintergrund zu halten, erbitterte aber dadurch, daß er im Senat das Todesurtheil von den Häuptern der Verschwornen abzuwenden suchte, die Optimaten aufs äußerste. Der Haß derselben war so groß, daß ihm der Senat die Verrichtung seiner prätorischen Amtsfunktionen untersagte; doch fuhr Cäsar fort, die Prätur zu verwalten, indem er sich vom Volk seine Befugnisse wieder bestätigen ließ. Nach Niederlegung der Prätur erhielt er als Provinz das jenseitige Spanien, wohin er aber erst abgehen konnte, als der reiche Crassus sich für 830 Talente, den 4. Theil seiner Schulden, verbürgt hatte. Mit Geld wohl versehen, kehrte er im Juni 60 nach Italien zurück, entsagte dem Triumph über einige besiegte Stämme, um sich in Rom um das Konsulat bewerben zu können, und wurde für 59 mit Bibulus zum Konsul gewählt. Eben damals kehrte Pompejus aus Asien zurück und da dieser nicht gewandt genug war, um allein vom Senat die Bestätigung der von ihm im Orient getroffenen Einrichtungen und die gewünschte Belohnung seiner Soldaten zu erlangen, so verband er sich mit Cäsar, und da noch Crassus zu dem Bund hinzutrat, so entstand 60 das sogen. erste Triumvirat. Nachdem C. 59 als Konsul seinen Kollegen Bibulus zum bleibenden Rückzug in sein Haus genöthigt hatte, setzte er eine Ackervertheilung an 20,000 ärmere Bürger durch, gewann den Ritterstand durch Erlassung eines Drittheils der Zollpacht, erfüllte die Wünsche des Pompejus, und ließ sich vom Volk das cisalpinische Gallien nebst Illyricum auf 5 Jahre als Provinz anweisen, wozu der Senat noch das transalpinische Gallien fügte, um weiteren Forderungen an das Volk zuvorzukommen. Nachdem C. sodann die Wahl zweier seiner Anhänger zu Konsuln für 58 gesichert, seine Tochter Julia mit Pompejus vermählt und durch Clodius die Entfernung der von ihm beargwohnten Patrioten Cato und Cicero aus Rom bewerkstelligt hatte, begab er sich 58 in seine Provinz, welche nahe genug bei Rom lag, um alle dortigen Verhältnisse beobachten und beherrschen zu können. Während seiner achtjährigen Statthalterschaft, 58—50, vollbrachte C. die Eroberung Galliens, wodurch er zugleich für sich ein durchaus ergebenes und kriegsgeübtes Heer gewann. Im Jahr 58 drang er in das noch unabhängige Gallien ein, schlug die Helvetier, welche vom Jura her eindrangen, bei Bibracte (Autun), und den suevischen Fürsten Ariovist, welcher sich in Gallien festzusetzen gedachte, bei Vesontio (Besançon). Im Jahr 57 vollendete er nach Besiegung der Belgen, besonders der Nervier, die Eroberung des nördlichen Gallien; zugleich wurden die Stämme der Bretagne und der Westküste in Ruhe gehalten und zur Stellung von Geiseln genöthigt; völlig unterworfen wurde die Westküste 56 durch Besiegung der Veneter und Aquitaner. Auch setzte C. 56 mit zwei Legionen nach Britannien über, nicht um es zu erobern, sondern um seinen Kriegsruhm in den Augen der Römer zu erhöhen und die britannischen Kelten von einem Hülfezug nach Gallien abzuschrecken; dieselbe Expedition wiederholte er 54 mit fünf Legionen, drang diesmal weiter ins Land ein und brachte die Völker südlich und nördlich vom Ausfluß der Themse wenigstens auf die Zeit seines Aufenthalts im Lande zur Unterwerfung. Ebenso ging C. zweimal 55 bei Andernach über den Rhein, um die Germanen einzuschüchtern; nach achtzehntägigem Verweilen am jenseitigen Ufer kehrte er wieder um, ohne auf einen Feind gestoßen zu sein. Diesen Zug wiederholte er 53, kehrte aber diesmal sofort wieder um. Nachdem er sodann 52—51 einen von dem tapfern und umsichtigen Arvernerhäuptling Vercingetorix (s. d.) geleiteten allgemeinen Aufstand der Völker Galliens mit großer Mühe niedergeschlagen hatte (die Hauptkämpfe fanden bei Gergovia und Alesia statt), war die Eroberung Galliens so gründlich vollendet, daß diese Provinz von da an sehr rasch römisches Wesen und römische Einrichtungen annahm und mit dem Reich verschmolz. Während dieses Aufenthalts in Gallien hatte C. die Angelegenheiten zu Rom keinen Augenblick aus den Augen verloren. Dort war Pompejus, obgleich er 57 die Sorge für die Verproviantirung Roms erhalten hatte, doch mehr und mehr von den Optimaten in den Hintergrund gedrängt worden und sah sich daher (56) genöthigt, aufs neue die Hülfe Cäsars in Anspruch zu nehmen. Auf einer Zusammenkunft zu Luca, wo auch viele andere Optimaten sich einfanden, wurde die Verbindung zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus erneuert und verabredet, daß die letzteren beiden (55) Konsuln werden sollten, wozu Cäsar die ihm zur Verfügung stehenden Mittel in Bewegung setzte, während ihm selbst eine Verlängerung seiner Statthalterschaft auf weitere 5 Jahre garantirt wurde. Nach Ablauf des Konsulats erhielt Crassus als Provinz Syrien, Pompejus Spanien,

Digitized by Google

welches er durch Legaten verwalten ließ. Indessen näherte sich Pompejus wieder der Optimatenpartei, um sich von Cäsar unabhängig zu machen und womöglich die Diktatur in seine Hand zu bekommen. Letztere erhielt er zwar nicht — er wurde bloß (52) zum alleinigen Konsul gewählt —, aber doch sah er sich von dem Senat vor Cäsar entschieden bevorzugt. Ueberdies wurden (51 und 50) Konsuln gewählt, welche Cäsars entschiedene Gegner waren, und auch der Tod der Julia (54) hatte zur Lockerung des Bandes zwischen C. und Pompejus beigetragen. Als zuletzt auf den Beschluß des Senats, daß Cäsar seine Statthalterschaft (49) niederlegen, sein Heer verabschieden und sich nicht abwesend um das Konsulat für 48 bewerben solle, C. durch seinen Parteigänger, den Volkstribunen Curio, den Antrag stellen ließ, daß auch dem Pompejus die Entlassung seines Heers befohlen werden solle, ward derselbe zwar vom Senat mit großer Majorität angenommen, aber das Anerbieten Cäsars, die Statthalterschaft des jenseitigen Gallien sofort niederzulegen und 8 seiner Legionen zu entlassen, wenn man ihm 2 Legionen und die Verwaltung des diesseitigen Gallien bis zum Abschluß der Konsulwahlen für das Jahr 48 lassen wolle, vom Senat gar nicht berücksichtigt und beschlossen, C. solle sofort sein Heer entlassen oder für einen Feind des Staats angesehen werden. Nun begann Cäsar durch Ueberschreitung des Rubico, der die Grenze seiner Provinz bildete (daher der Ausruf: »jacta alea esto«, d. h. der Würfel sei geworfen), den Bürgerkrieg (Januar 49). In zwei Monaten war er Herr von Italien; Pompejus flüchtete mit seinen Truppen nach Epirus. Ehe C. diesen verfolgte, wandte er sich (April 49), nachdem er sich in Rom des Staatsschatzes bemächtigt hatte, nach Spanien, wo er die pompejanischen Legaten Lucius Afranius, Marcus Petrejus und Marcus Varro bei Ilerda zur Ergebung zwang; gleichzeitig wurde auch Massilia nach hartnäckiger Vertheidigung durch Decimus Brutus erobert. Nachdem C. sodann in Rom sich zum Konsul hatte ernennen lassen, brach er mit 6 Legionen, denen später Marcus Antonius noch eine zuführte, gegen Pompejus auf, welcher alle Gegner Cäsars um sich versammelt und eine bedeutende Streitkraft (11 Legionen, 7000 Reiter und eine Flotte von 500 Segeln) an der epirotischen Küste konzentrirt hatte. Der Kampf war anfangs für C. ungünstig, da er sein Heer nur unter großen Schwierigkeiten übersetzen konnte, er erlitt sogar bei Dyrrhachium eine Niederlage, die ihn zwang, nach Thessalien abzuziehen, wohin ihm Pompejus folgte. Dort kam es 9. Aug. 48 zur Schlacht bei Pharsalus, in welcher die Pompejaner trotz ihrer Uebermacht völlig geschlagen wurden. Pompejus selbst floh und wurde in Aegypten ermordet. Um ihn zu verfolgen, ging C. mit geringer Truppenmacht ebenfalls nach Aegypten. Indem er hier die Erbstreitigkeiten zwischen dem König Ptolemäos Dionysos und dessen Schwester Kleopatra zu Gunsten der letzteren entschied, veranlaßte er einen Aufstand, an dessen Spitze Pothinus und Achillas als Führer der Partei des Ptolemäos standen. Cäsar gebot nur über 4000 Mann und wurde in der Königsburg zu Alexandria von einer Streitmacht von 20,000 Mann, welche erst von Achillas, dann von Ganymedes befehligt und durch die Theilnahme der Einwohner am Kampf verstärkt ward, belagert und kam in die äußerste Bedrängnis. Bei dem Versuch, sich der Insel Pharos zu bemächtigen, rettete er kaum das Leben. Erst als ihm März 47 Mithridates von Pergamos Hülfsvölker aus Asien zuführte, vermochte er den Aufstand zu bewältigen. Dies der Alexandrinische Krieg, der damit endigte, daß sich Alexandria ergab, der König Ptolemäos Dionysos im Kampf fiel und Kleopatra, die Cäsar mit ihren Reizen gewonnen hatte, mit ihrem jüngeren, erst elfjährigen Bruder vermählt und in die Herrschaft eingesetzt ward. Erst im Juni 47 verließ C. Aegypten, und nachdem er noch den Uebergriffen des bosporanischen Königs Pharnaces bei Zela (2. Aug. 47) rasch ein Ziel gesetzt hatte (»Veni, vidi, vici«, »ich kam, sah und siegte«, schrieb er darüber an einen Vertrauten), kehrte er nach Rom zurück, wo ihm während seiner Abwesenheit die Diktatur auf ein Jahr, die tribunicische Gewalt für immer, sowie das Recht über Krieg und Frieden verliehen worden war. Nach Ordnung der dortigen Angelegenheiten und Beschwichtigung einer Soldatenmeuterei von neuem zum Diktator und zugleich zum Konsul ernannt, ging er nach Afrika, wo die ihm noch Widerstand leistenden Pompejaner aufs neue sich gesammelt hatten. Er schlug sie 16. April 46 bei Thapsus, feierte darauf in Rom glänzende Triumphe, berauschte das Volk durch Feste, Spiele und Geschenke, spendete den Soldaten reiche Belohnungen, ließ den schon 54 begonnenen Bau des Forum Cäsaris vollenden und nahm, zum Diktator auf 10 Jahre ernannt und als Präfectus morum mit der censorischen Gewalt bekleidet, innere Reformen in Angriff. Da aber einige bei Thapsus entkommene Führer der Pompejaner, namentlich des Pompejus Söhne Cnejus und Sextus Pompejus, noch einmal in Spanien eine starke Streitmacht gegen ihn aufstellten, wandte er sich dorthin und machte endlich durch die Schlacht bei Munda (17. März 45) im südlichen Spanien nach verzweifeltem Kampf der pompejanischen Partei ein völliges Ende. Damit war C. Herr des römischen Reichs, und wenn ihm auch der Titel König fehlte, so hatte er doch die höchste Macht. Man beeilte sich, ihn mit Ehren und Befugnissen zu überhäufen: er wurde zum lebenslänglichen Diktator und Imperator ernannt, welcher Titel die höchste Militär- und Civilgewalt mit dem Recht, sie auf seine Nachkommen zu vererben, bezeichnet; im Tempel des Quirinus wurde ihm eine Statue als Gott errichtet, der Monat Quintilis nach ihm Julius genannt ꝛc. Bei einem nochmaligen glänzenden Triumph fesselte er Volk und Heer durch Spiele, Mahlzeiten und reiche Geldgeschenke noch mehr an sich. Er benutzte seine Macht zur Verbesserung der politischen und socialen Zustände, ohne jedoch eine gänzliche Umgestaltung des Staatswesens vorzunehmen. Er erließ Gesetze gegen den Luxus, brachte das Proletariat in Kolonien unter, führte ein milderes Schuldrecht ein, bestrafte streng Amtsverkauf, Bestechung, Ehebruch, Aufruhr, sorgte für milde Verwaltung der Provinzen, beschränkte den Wucher der Kapitalisten, ließ durch den alexandrinischen Mathematiker Sosigenes den Kalender verbessern u. dgl. Obgleich er nun im allgemeinen seine früheren Gegner aufs mildeste behandelte, mußte doch schon die Thatsache, daß alle Gewalt in seiner Hand lag, die ans Regieren gewöhnten Optimaten aufbringen. Dazu kam, daß C. öfters die republikanischen Formen zu wenig beobachtete und seinen Wunsch, das Diadem sich aufs Haupt zu setzen, deutlich genug kundgab. Ein Zug gegen die Parther sollte Gelegenheit zur Uebertragung der Königswürde geben. Allein ehe dies geschah, bildete sich gegen ihn eine Verschwörung

von Männern, meist Senatoren, von denen viele von C. mit Wohlthaten überhäuft worden waren: an der Spitze standen die Prätoren Marcus Brutus und Cajus Cassius Longinus. Noch war man zu Anfang 44 über Zeit und Ort der That nicht einig, als die Berufung des Senats auf die Idus des März 44 (15. März) in die Kurie des Pompejus die Entscheidung gab. Es fehlte nicht an dunklen Gerüchten, und die Geschichte gedenkt einer Menge warnender Anzeichen. Cäsars Gattin, Calpurnia, in der Nacht vor dem verhängnisvollen Tage von Träumen beunruhigt, beschwor ihn, an diesem Tag das Haus nicht zu verlassen, und da auch der Haruspex im Opfer ungünstige Anzeichen fand, erhielt Antonius den Auftrag, den Senat zu entlassen. Decimus Brutus aber, einer der Verschworenen, früher Cäsars Gefährte im gallischen und im Bürgerkrieg, von den Verschwornen abgeschickt, reizte seinen Stolz durch bittere Worte, so daß er dem falschen Freund folgte. Unterwegs ward ihm eine schriftliche Anzeige der Verschwörung eingehändigt, die er aber, ohne sie zu lesen, zu sich steckte. In der Kurie trat, wie verabredet worden, L. Tillius Cimber vor, um für seinen verbannten Bruder zu bitten, und zog, als C. mit der Antwort zögerte, ihm die Toga von der Schulter. Publius Servilius Casca führte darauf den ersten Stoß, worauf die Verschwornen von allen Seiten auf ihn eindrangen. Nach kurzem vergeblichem Widerstand sank der Wehrlose mit 23 Wunden, von denen aber nur eine tödtlich gewesen sein soll, an der Statue des Pompejus entseelt nieder. Die Erzählung, nach welcher der Diktator, als er Brutus unter seinen Mördern erblickte, ausgerufen haben soll: »Auch du, mein Sohn?« und vom Schmerz überwältigt, sich nicht mehr vertheidigt haben soll, ist vielleicht zu Gunsten der Sage ersonnen, welche ihn zum Vater des Brutus macht.

C. ist unstreitig einer der größten Männer aller Zeiten und Völker. Nie der Sklave eines andern, war er auch nie der Sklave seiner Leidenschaften; Ehrgeiz und Wollust verdunkelten weder seinen Verstand, noch zerstörten sie den angebornen Adel seiner Seele. C. war von Natur zu allem befähigt; ihm blieb die Wahl, als Feldherr, Staatsmann, Gesetzgeber, Rechtsgelehrter, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Sprachforscher, Mathematiker und Architekt zu glänzen. Nie gebrach es ihm an Kraft und Zeit; er erhaschte im Flug, was andere mühsam sich aneignen, das Verworrene löste sich schnell vor seinem Adlerblick und selbst Verschiedenes zugleich zu bedenken, war ihm möglich und leicht. Den Gaben entsprach seine Empfänglichkeit: alles Wissenswürdige, von welcher Art es sein mochte, hatte Bedeutung und Werth für ihn. Der erste Soldat seines Heeres, war er der erste unter den römischen Feldherren, der nie wagte ohne die Wahrscheinlichkeit des Gelingens, dessen Vorsicht aber zugleich den Stempel der Kühnheit trug. Vor seinem richtigen Blick und Urtheil über Menschen zeugt die Wahl seiner Legaten, von seiner Macht über die Gemüther die Disciplin und Hingebung seiner Legionen, von seinem Rednertalent die hinreißende Gewalt seiner Worte in entscheidenden Momenten. Auch als Schriftsteller behauptete C. einen Ehrenplatz, wenn wir auch außer einigen Briefen und seinen Denkwürdigkeiten nichts mehr von ihm besitzen. Die letzteren (Commentarii), sein bedeutendstes Werk, erzählen die Geschichte der ersten 7 Jahre des gallischen Kriegs und die Geschichte des Bürgerkriegs bis zum alexandrinischen. Es sind Memoiren, in denen man bei einer großen Klarheit des Ausdrucks all die leichte Grazie findet, die nur ein so glückliches Genie, wie C. war, über ein ohne Zeitaufwand geschriebenes Werk verbreiten konnte. Von dem erstern Werk besitzen wir noch die Fortsetzung des A. Hirtius, dem auch die Kommentarien über den alexandrinischen und afrikanischen Krieg beigelegt werden; die über den spanischen Krieg haben einen jüngern Verfasser. Die erste Ausgabe der Kommentarien erschien zu Rom 1469; die besten unter den neueren sind die von Oberlin (Leipz. 1805 u. 1819), Baumstark (Stuttg. 1828, 3 Bde.), Nipperdey (Leipz. 1847), Schneider (Halle 1855, 2 Bde.). Deutsche Uebersetzungen lieferten Schaumann (Prenzl. 1827 ff., 3 Bde.), Vollmer (Landsh. 1835), Baumstark (neue Ausg. Stuttg. 1854), Köchly und Rüstow (mit biographischer Einleitung, 3. Aufl., Stuttg. 1866). Cäsars »Anticato« war eine Gegenschrift gegen Cicero's und anderer Lobreden auf Cato; seine übrigen Schriften: »Libri auspiciorum«, »De astris«, »De analogia« (Untersuchungen über die lateinische Sprache), »Apophthegmata« (s. »Dicta collectanea«, eine Sammlung von eigenen und fremden Witzworten und sinnreichen Sprüchen) zeugen von dem Reichthum seines Geistes und seiner vielseitigen Bildung. Vgl. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergang von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, Bd 3., S. 129 ff. (Königsb. 1837); Mommsen, Römische Geschichte, Bd. 3 (5. Aufl., Berl. 1870); Napoleon III., Histoire de Jules César (Par. 1865—66, 2 Bde.; deutsch Wien 1866); Delorme, C. und seine Zeitgenossen (aus dem Französischen von Döhler, Leipz. 1873). Unter den Porträts des Cäsar haben wir in erster Linie zu nennen die schöne Basaltbüste im Berliner Museum (Römersaal Nr. 291) und der einer Togafigur aufgesetzte Kopf daselbst Nr 295. Unbedeutender ist die oft genannte Statue des Konservatorenpalastes zu Rom; eine Statue des Museo Chiaramonti daselbst zeigt Cäsar als Pontifex Maximus.

Caesar ad Rubicōnem, lat. Sprichwort: »Cäsar am Rubico«, d. h. vor einer wichtigen Entscheidung, s. v. w. Herkules am Scheidewege, im Gegensatz zu C. citra Rubiconem, »Cäsar diesseits des Rubico«, womit man andeuten will, daß jemand einen entscheidenden Schritt gethan habe (vgl. Cäsar).

Cäsarēa, Name mehrerer wichtigen Städte des Alterthums: 1) Hauptstadt von Kappadokien, früher Mazaca oder Eusebia, am Argäos in der Landschaft Kilikia, von Wüsten und Sümpfen umgeben. Tigranes, des Mithridates Verbündeter, eroberte die Stadt und führte die Einwohner nach dem neu gegründeten Tigranokerta über. Als Tiberius Kappadokien zur römischen Provinz machte, nannte er die Stadt C. Sie war eine der Hauptmünzstätten des römischen Reichs in Asien. Als unter Kaiser Valens die Provinz Kappadokien getheilt wurde, blieb C. Metropolis von Cappadocia prima. Unter Valerian betrug ihre Bevölkerung 400,000 Seelen. Justinian befestigte die Stadt mit neuen Mauern; später ward sie durch ein Erdbeben zerstört. Sie entspricht dem heutigen Kaisarieh.

2) C. Palaestinae, früher Stratonis turris, Stadt in Palästina, am Meer, zwischen Joppe und dem Karmelgebirge, wurde vom König Herodes 13 v. Chr. vergrößert und dem Augustus zu Ehren C. genannt.

Digitized by Google

Herodes umgab die Stadt mit einer neuen Mauer, schmückte sie mit Palästen und einem Tempel des Augustus und legte einen ausgezeichneten Hafen an. So wurde C. eine der größten Städte Judäa's, Metropolis der Provinz und Sitz der römischen Statthalter. Vespasian, hier zum Kaiser ausgerufen, erhob die Stadt zu einer römischen Kolonie, doch ohne Jus italicum; Titus verlieh ihr Immunität der Grundstücke. Daher führte sie auf Münzen den Namen Colonia Prima Flavia Augusta Felix C., oder Caesariensis Metropolis Provinciae Syriae Palaestinae. Von den Kreuzfahrern 1101 unter Balduin im Sturm genommen, von Saladin erobert, von Ludwig IX. wieder genommen und befestigt, wurde sie 1265 von Sultan Bibar gänzlich zerstört. Jetzt Kaisarieh, in Ruinen und immer mehr verfandend.

3) C. Paneas, Stadt in Palästina, in Obergaliläa am südlichen Fuß des Hermon, von Augustus dem Herodes übergeben, vom Tetrarchen Philippus erweitert, daher C. Philippi genannt; war Zeuge mehrerer Begebenheiten im Leben Jesu, sodann von Kampfspielen, in denen Vespasian Juden mit wilden Thieren kämpfen ließ, und später von einer Schlacht zwischen Christen und Mohammedanern (1253). In der Nähe in einer (früher dem Pan und den Nymphen geweihten) Höhle eine der Quellen des Jordans. Gegenwärtig steht an der Stelle von C. Banias, ein Dorf von etwa 150 Häusern, mit Trümmern, besonders großen Ruinen einer starken Felsenburg.

4) C. Mauretaniae, das heutige Scherschel am Mittelmeer in Algerien, war in der ältesten Zeit eine phönikisch-karthagische Kolonie und führte den punischen Namen Jol. Beim Sinken der Macht Karthago's von den Numidiern eingenommen, wird es von Solinus als die Hauptstadt eines eingebornen Königs Boggus genannt. Unbedeutend blieb es bis zur Zeit Juba's II. Von Augustus zum König von Mauritanien eingesetzt, erhob es jener gekrönte Sklave unter dem Namen Julia Caesarea zu seiner Hauptstadt. Nach Juba's Tod, als die eingebornen Libyer größtentheils romanisirt waren, wurde es mit ganz Mauritanien dem römischen Reich einverleibt. Es war damals mit großartigen Prachtbauten versehen und hatte einen Durchmesser von einer Meile. Von der Bedeutung Cäsarea's in der christlichen Zeit zeugen noch die Ruinen einer Basilika, in der einst der heilige Augustinus mit dem Donatisten Emeritus disputirte. In der maurischen Zeit wurde auf den Trümmern der einst bedeutenden Stadt das heutige Scherschel gebaut; doch noch immer zeugen zahlreiche Ruinen von ihrer ehemaligen Herrlichkeit.

Cäsarenthum, s. Cäsarismus.

Cäsareopapismus (lat., Cäsareopapät), das Eingreifen der weltlichen Macht in geistliche Rechte, namentlich der Kaiser und Könige in die vielumfassenden Rechtsansprüche der Hierarchie.

Cäsarewitsch (russ.), der russische Thronfolger; Cäsarewa, die Kaiserin; Cäsarewna, eine kaiserliche Prinzessin.

Cäsarion, Sohn der Kleopatra von Julius Cäsar, geb. 47 v. Chr., bald nachdem Cäsar Aegypten verlassen hatte. Cäsar selbst soll der Kleopatra (46) gestattet haben, ihn nach seinem Namen zu nennen; sein eigentlicher Name war Ptolemäos. M. Antonius fand es später seiner Politik angemessen, im Senat zu bezeugen, daß C. von Cäsar anerkannt sei. Gegen ihn trat C. Oppius, ein Vertrauter des Diktators, in einer eigenen Schrift auf. Als Antonius den C. 34 v. Chr. zum Mitregenten der Kleopatra machte und ihn noch in seinem Testament für den leiblichen Sohn Cäsars erklärte, lud er den ganzen Haß des Octavianus auf ihn. Nach Ausbruch des Kriegs zwischen diesem und Antonius schickte ihn Kleopatra mit vielen Schätzen nach Indien; aber sein bestochener Erzieher, Rhodon, überredete ihn zur Rückkehr, indem er ihm vorspiegelte, daß er von Octavianus zum König bestimmt sei. In Alexandria wurde er aber nach dem Tod der Kleopatra auf Befehl des Octavianus hingerichtet.

Cäsarismus (lat., Cäsarenthum), dasjenige politische System, durch welches eine der cäsarischen Gewalt der antiken Römerzeit ähnliche Machthaberschaft an die Stelle des modernen Parlamentarismus gesetzt wird. Das neueste Beispiel des C. war das zweite französische Kaiserreich Napoleons III. Ein Nebenbegriff in der cäsaristischen Regierungsweise ist die Rücksicht auf ein gewisses Maß von Volksgunst und eine gewisse Anlehnung an den vierten Stand, dessen Interessen behufs Aufwiegung der Macht der parlamentarisch geeinten Bourgeoisie gefördert werden. Parlamentarische Formen und Körperschaften bleiben bei diesem System etwa ebenso bestehen wie die alten Aemter unter Cäsar und Augustus, die aber der jedesmalige Cäsar thatsächlich in sich vereinigte. Zwischen der Monarchie mit vollständigster Centralisation und principiellem Absolutismus, einer Monarchie, die leicht in C. oder monarchischen Despotismus ausartet und den Gefahren der Weltherrschaft oder der Auflösung ausgesetzt ist — und der Republik, welche als vollendetste Decentralisation mit Selfgovernement ein jene Gefahren theilendes Extrem wäre, liegen eine Menge Zwischenbildungen, in denen die politische Freiheit unter monarchischer Form oder umgekehrt die Einheit unter republikanischer Form zur formalen Darstellung gebracht werden soll. Zwischen dem römischen Cäsar, welcher die gesammte Volksgewalt der Republik als Imperator in seiner Person ausschließlich vereinigte, und dem französischen Kaiser sind juristisch nur die Unterschiede, daß der letztere der Nation verantwortlich und zugleich erblich, der erstere keins von beiden war. Da indeß in beiden Fällen das Volk verfassungsmäßig souverän war (in Frankreich folgte dies aus der gesetzlichen Verantwortlichkeit des Kaisers), so erscheint juristisch das römische Imperatorenthum als lebenslängliche, das französische Kaiserthum als erbliche Präsidentschaft. Der C. stützt sich wesentlich auf Soldatenmacht (Militarismus), und kann sich noch zum Cäsareopapismus (s. d.) erheben, indem er die absoluteste weltliche und geistliche Gewalt in einer Person vereinigt.

Cäsarius, 1) C. von Arles, Bischof daselbst (502—543), ist von Bedeutung in der Geschichte des Mönchthums, durch Gründung von Mönchs- und Nonnenklöstern und Aufstellung sehr detaillirter Vorschriften für dieselben, sowie auf dem Gebiet der Dogmengeschichte durch seine sehr erfolgreiche Parteinahme für den Augustinismus. (Synode zu Orange 529.)

2) C. von Nazianz, Bruder des Gregor von Nazianz, ausgezeichnet als Naturforscher, Mathematiker, Arzt und Apologet des Christenthums am Hof des Constantius und Julian, starb 368; ihm wird eine Sammlung theologischer und philosophi-

scher Fragen (Quaestiones theologicae et philosophicae) zugeschrieben.

3) C. von Heisterbach (bei Königswinter), Mönch und Prior des dortigen Cistercienserklosters, geistlicher Schriftsteller und Geschichtschreiber des 13. Jahrh. Er schrieb Homilien, Auslegungen biblischer Bücher, auch Sermonen über kirchliche Rituale und Heiligenfeste. Als Geschichtschreiber hinterließ er einen Katalog der Erzbischöfe von Köln, eine Biographie des 1225 ermordeten Erzbischofs Engelbert von Köln, das Leben der heiligen Elisabeth und einen »Dialogus magnus visionum et miraculorum« (herausgeg. von Strange, Köln 1851), welcher für Kultur- und Sittengeschichte jener Zeit sehr belehrend ist. Er starb 1240.

Caesar non supra grammaticos (lat.), »der Kaiser (steht) nicht über den Grammatikern«, sprichwörtliche Redensart, welche daher rühren soll, daß ein deutscher Kaiser (nach einigen Sigismund) das Wort Schisma als Femininum gebraucht und befohlen habe, es als solches fernerhin anzusehen.

Cäsium, Alkalimetall, ein fast steter Begleiter des Rubidiums, mit welchem es im Lithionglimmer, Petalit, Triphyllin und Feldspat, in Potasche, im Carnallit und in vielen Salzsoolen und Mineralwässern vorkommt. Meist überwiegt die Menge des Rubidiums, nur in der Soole von Nauheim ist C. in viel größerer Menge als Rubidium enthalten, und in einem Granit von Elba findet sich ein Alkalithonerdesilikat (Pollux), in welchem das Alkali zum bei weitem größten Theil durch C. vertreten ist. C. war das erste Metall, welches durch die Spektralanalyse entdeckt wurde. Metallisches C. ist wegen der Seltenheit seiner Verbindungen noch nicht dargestellt, durch Elektrolyse kann es nicht gewonnen werden, weil es sich mit dem geschmolzenen Chlorcäsium zu smalteblauem Subchlorid verbindet. C. ist das positivste der Alkalimetalle, und seine Verbindungen gleichen mit wenigen Ausnahmen denen des Rubidiums (s. d.). Die violette Färbung, welche die Cäsiumsalze der Flamme ertheilen, ist noch mehr röthlich als bei den Rubidiumsalzen, das sicherste Unterscheidungsmittel von diesen und den Kaliumsalzen ist aber das Spektroskop, welches auf C. noch empfindlicher reagirt als auf Rubidium. Kohlensaures Cäsion bildet farblose, zerfließliche, wasserhaltige Krystalle, ist in Alkohol löslich.

Caestus (Cestus, lat.), die Faustbewehrung, das Riemenzeug der Hände, die Schutz- und Trutzwaffe, mit welcher der Faustkämpfer gerüstet seinem Gegner gegenüber in die Schranken trat. Das Wort C. ist echt römisch, sein Ursprung aber im heroischen Zeitalter der Griechen zu suchen. Schon bei Homer kommen Faustgewinde als eine bekannte Sache vor. Sie hatten aber weder scharfe, Wunden schlagende Riemen, noch waren sie mit Nägeln, Buckeln und Knoten versehen. Erst die spätere Zeit setzte immer mehr verstärkende Bestandtheile hinzu, bis endlich die schrecklichen Geflechte mit eingenähtem Eisen und Blei entstanden. Die Caestuarii, Faustkämpfer, waren oft Gegenstand der alten plastischen Kunst.

Cäsur (lat., f.), in der Poetik ein »Einschnitt« oder Ruhepunkt im Vers, meist in der Mitte desselben. Es gibt zwei Arten: eine C., welche das Metrum, und eine andere, welche der Sinn verlangt. Die Regeln für die erstere gibt die Metrik, für die zweite lassen sich keine bestimmten Regeln aufstellen, und der Dichter muß hier seinem Gefühl folgen und durch geschickt angebrachte Ruhepunkte das raschere oder langsamere Fortschreiten des Verses in Uebereinstimmung mit dessen Inhalt zu bringen suchen. Lyrisch heißt eine C., wenn sie auf das Ende einer metrischen Reihe oder eines Taktes, deklamatorisch, wenn sie in die Mitte fällt. Ferner heißt sie männlich, wenn sie gleich nach der Länge des Wortfußes, und weiblich, wenn sie nach der ersten Kürze desselben eintritt. Der Ausdruck ist auch in die Musik übergegangen und bezeichnet hier einen stets auf einen guten Takttheil fallenden rhythmischen Ruhepunkt, insbesondere den rhythmischen Endpunkt sowohl der größeren als kleineren Theile der Melodie.

Caetera, s. Cetera.

Cafard (franz., spr. -fär), ein Heuchler, Scheinheiliger; Cafarderie (spr. -drih), scheinheiliges, heuchlerisches Wesen.

Cafaro, genuesischer Staatsmann des 12. Jahrh., gest. 1163, schrieb eine werthvolle Geschichte seiner Vaterstadt von 1100—1163, die, vom Genueser Stadtrath bis 1294 fortgesetzt, eine Hauptquelle für die Geschichte Genua's ist; Ausgabe bei Pertz, »Monumenta Germaniae historica«, Bd. 18; auszugsweise übersetzt von W. Arndt (Berl. 1866).

Café (franz.), Kaffee, Kaffeehaus; Cafetier (spr. -tjeh), Kaffeewirt; Cafetière (spr. -t'tjähr), Kaffeekanne.

Caffarelli, berühmter Sänger, s. Majorano.

Caffarelli du Falga, 1) Louis Marie Joseph Maximilien, franz. Divisionsgeneral, geb. 13. Febr. 1756 auf dem Schloß Falga in Oberlanguedoc, huldigte den Grundsätzen der Revolution und diente als Kapitän bei der Rheinarmee, wurde, weil er seine Mißbilligung der Hinrichtung Ludwigs XVI. laut geäußert hatte, verhaftet, nach einem Jahr aber wieder freigelassen und im Militärausschuß angestellt. Später wieder zur Rheinarmee gesandt, zeichnete er sich im September 1795 beim Uebergang über den Rhein bei Düsseldorf aus. Trotz des Verlustes eines Beins nahm er als Chef des Geniekorps an der Expedition nach Aegypten theil und erhielt 9. April 1799 vor St. Jean d'Acre eine schwere Wunde, an der er 27. April starb. Er ist Verfasser mehrerer Schriften mathematischen, administrativen und abstrakt-philosophischen Inhalts, die ihm einen Platz im Nationalinstitut verschafften.

2) Auguste, Graf, franz. Generalleutnant und Pair, geb. 7. Okt. 1766, Bruder des vorigen, stand vor der Revolution in sardinischen Kriegsdiensten, machte dann fast alle Feldzüge des Revolutionskriegs unter Frankreichs Fahnen mit, ward 1804 von Bonaparte nach Rom gesandt, um den Papst zu bewegen, ihn bei seiner Krönung zu salben, 1805 Gouverneur der Tuilerien und fungirte 1806—1810 als Kriegsminister des Königreichs Italien. Als Divisionsgeneral der italienischen Truppen nach Spanien beordert, schlug er 1811 die Generale Mina und Mendizabal bei Saragossa und focht 1813 an der Spitze der Nordarmee mehrmals siegreich gegen die Engländer. 1814, nach der Rückkehr Napoleons, erhielt er den Oberbefehl über die erste Militärdivision. Nach der zweiten Restauration in Zurückgezogenheit lebend, ward er von Ludwig Philipp 1831 zum Pair ernannt. Er starb 23. Jan. 1849 zu Lechelle im Departement Aisne.

Caffi, Cavaliere Ippolito, tüchtiger ital. Maler, geb. 1814 zu Belluno, studirte auf der Akademie von Venedig, ging dann mit einem Preis

Digitized by Google

nach Rom, wo er als Zeichenlehrer thätig war, die römischen Baudenkmale aufnahm und eine Abhandlung über die Perspektive schrieb. Er bereiste ganz Italien, wo er überall Wandmalereien auf seinem Weg zurückließ, dann 1843 auch Griechenland und die Levante. In die Revolution verwickelt, flüchtete er nach der Kapitulation Venedigs 1849 nach Piemont, wo man seine Bilder mit Beifall aufnahm. In weiteren Kreisen wurde er 1855 durch die Pariser Weltausstellung bekannt, wo seine Karnevalsscene auf der Piazzetta zu Venedig mit eigenthümlicher, glänzender Lichtwirkung — einer Specialität des Künstlers — zu sehen war; er mußte dieselbe mehr als vierzigmal wiederholen. Von anderen Bildern werden genannt: Panorama von Rom vom Monte Mario aus, Landenge von Suez, letzte Stunde des Karnevals in Rom. Seine Hoffnung, einen Seesieg der Italiener verherrlichen und zugleich nach Venedig zurückkehren zu können, führte ihn an Bord des Kriegsschiffs **Re d'Italia**, mit dem er bei Lissa 20. Juli 1866 seinen Untergang fand.

Cafiso, sicilian. Oelmaß von ungleicher Größe: = 20,047 Kilo in Palermo, = 11,086 Kilo in Messina, = 11,196 Kilo in Syrakus.

Cafuso (Cafuzo), Mischling von Indianer und Neger.

Cagliari (spr. kaljä-), Hauptstadt der Insel Sardinien und der gleichnamigen Provinz, welche den südlichen, theils ebenen, theils gebirgigen Theil der Insel mit dem sumpfigen und unfruchtbaren »Campo di C.« umfaßt und ein Areal von 13,530 QKilom. (245,7 QM.) hat mit einer meist Ackerbau treibenden Bevölkerung von (1871) 392,958 Seelen. C., eine der ältesten Städte Italiens, liegt auf der Südküste der Insel an der Mündung der Mulargia in den Meerbusen von C., welcher, durch mehrere Forts geschützt, den Hafen der Stadt bildet, zwischen zwei Strandseen und erhebt sich an und auf einem Berg bis zu dem die Rhede beherrschenden alten Kastell. Die mit Wällen umgebene Stadt zerfällt in vier Theile: Castello, auf dem Berg liegend, mit dem königl. Schloß (um 1217 erbaut), der Universität, dem Theater und den Regierungsgebäuden; La Marina, am Hafen und befestigt, hauptsächlich von Kaufleuten bewohnt; Stampace (Estampache), zwischen Castello und Marina, gegen W., das Viertel der Reichen, und die mit schönen Promenaden gezierte Villa nuova gegen O. Die Vorstadt San Auendres (Avandar) ist eine Fortsetzung von Stampace. Die Straßen sind meist eng. Die schönsten Gebäude findet man in der Marina und im Castello; dazu gehören außer den schon genannten: der Palast des Grafen Boyl, die Kathedrale, die Jesuitenkirche San Michele, das Münzhaus, das prachtvolle Kornmagazin ꝛc. C. hat 38 Kirchen, 20 Klöster und mehrere Lazarethe (darunter ein großes Quarantainelazareth am Hafen). Die wichtigsten Gelehrten- und Unterrichtsanstalten sind: die Universität (1596 gestiftet, 1764 erneuert) mit Bibliothek und Sammlungen; ein erzbischöfliches Seminar, ein Lyceum, 2 Gymnasien, ein Gewerbeinstitut und eine nautische Schule, eine technische Schule und ein Nationalkonvikt, eine öffentliche Bibliothek von 22,000 Bänden, ein Antiquitätenmuseum ꝛc. Die Stadt, welche an Trinkwasser Mangel leidet und seit 1857 mit Bona in Algerien telegraphisch in Verbindung steht, ist Sitz der Regierungsbehörde, des Erzbischofs, des höchsten Gerichtshofs, der Admiralität und eines Handelstribunals. Die Einwohner, (1871) 32,834 an der Zahl, fabriciren Baumwollzeuge, Wollmützen und Waffen und treiben lebhaften Handel mit Getreide; auch Flachs, Käse, Wein, Salz (am Meer gewonnen) und Ziegenfelle werden ausgeführt. Seit 1869 besitzt C. eine Bank. C. ist das Karales der Karthaginienser, die sich 540 v. Chr. hier festgesetzt haben sollen. 260 v. Chr. drang L. Cornelius Scipio nach seinem Sieg bei Olbia bis hierher vor, und Cäsar kam während des Bürgerkriegs aus Afrika nach C., das um jene Zeit Municipalrechte erhielt. Von der altröm. Stadt hat sich noch das Amphitheater erhalten, das über 20,000 Menschen fassen konnte, sowie andere Alterthümer, namentlich die merkwürdigen Cisternen, große unterirdische, auf Pfeilern ruhende Gewölbe. Von der Akropole findet man keine Spur, wohl aber von den alten Straßen, welche von hier nach Tibula, Olbia und Torres führten. Tiberius schickte 19 n. Chr. 4000 Juden hierher, welche sich stark vermehrten, bis sie von der span. Intoleranz 1492 vertrieben wurden. Nachdem 383 C. zu dem abendländischen Reich geschlagen worden war, eroberte Genserich 455 die Stadt, welche 533 mit dem morgenländischen Reich verbunden ward, bis sich 720 die Saracenen von Spanien aus derselben bemächtigten. Letztere wurden zu Anfang des 11. Jahrh. von den Genuesen und Pisanern mit Hülfe der Eingebornen vertrieben, und 1258 kam C. unter die unmittelbare Herrschaft der Pisaner. Nachdem die Macht derselben durch die Schlacht von Meloria 1284 gebrochen war, fingen blutige Bürgerkriege an, bis (1323) die Aragonier landeten, welche C. 1326 nach tapferer Vertheidigung durch die Pisaner nahmen. Seitdem verwaltete die Stadt ihre Angelegenheiten unabhängig und genoß derselben Privilegien wie Barcelona. In der Seeschlacht bei C. (29. Aug. 1353) zwischen den Genuesen und den verbündeten Flotten der Venetianer und Aragonier erlitten die ersteren eine vollständige Niederlage. Bei der Ankunft des Königs Peter IV. von Aragonien ward 1355 hier das erste Parlament abgehalten. Im Jahr 1587 wurden die Festungswerke der Stadt vollendet; dennoch versuchte 1640 die türk. Flotte eine Landung in der Nähe. Am 13. Aug. 1708 wurde C. im Spanischen Erbfolgekrieg durch eine engl. Flotte unter Admiral Lake bombardirt. Nachdem im Frieden von Utrecht 1713 Sardinien an Oesterreich abgetreten worden, landeten 1717 die Spanier und nahmen C., welches zwar 1720 an Oesterreich zurückgegeben, aber bald an das Haus Savoyen abgetreten wurde.

Cagliari (spr. kaljä-), Paolo, Maler, s. Caliari.

Cagliostro (spr. kaljó-), Alexander, Graf von, eigentlich Joseph Balsamo, ein weltbekannter Abenteurer des 18. Jahrh., geb. 8. Juni 1743 zu Palermo von armen Eltern, trat früh in das Seminar des heiligen Rochus zu Palermo, dann in den Ordenskonvent der Barmherzigen Brüder zu Cartagirone, wo er unter Anleitung des Klosterapothekers einige medicinische, chemische und pharmaceutische Kenntnisse sich aneignete. Wegen schlechter Aufführung aus dem Kloster gewiesen oder freiwillig daraus entwichen, kehrte er nach Palermo zurück und führte hier als Raufbold, Fälscher, Kuppler und Gauner ein wüstes Leben, bis er es, der Polizei verdächtig geworden, gerathen fand, sich ein anderes Feld für seine Thätigkeit zu suchen. 26 Jahre alt, begann er in Begleitung eines gewissen

Altotas (Alhatas) seine mysteriösen Reisen, die ihn nach Griechenland, Aegypten und Vorderasien geführt haben sollen. Um 1770 kehrte C. aus der Türkei zurück, stellte sich auf Malta dem Ordensgroßmeister als Graf C. vor und wußte dessen alchemistischen Passionen so zu schmeicheln, daß er von ihm Empfehlungen erhielt, die ihm in Rom und Neapel Zutritt in die ersten Häuser eröffneten. In Rom heirathete er die reizende Tochter eines Gürtlers, Lorenza Feliciani, deren Schönheit und Gewandheit in Intriguen er zur Ausführung seiner Schwindeleien und zur Füllung seiner Taschen benutzte. Mit ihr durchzog er als Marquis Pellegrini Oberitalien, und während die schöne Lorenza mit ihren Reizen wucherte, verkaufte ihr Gemahl verjüngende Lebenstinkturen, Universalessenzen, Schönheitswasser, trieb Goldmacherei und die Auffindung des Steins der Weisen, beschwor Geister und gewann bedeutende Summen. 1771 war er in London, wo er aber wegen seiner Gaunereien mehrmals verhaftet worden sein soll. Von London begab er sich nach Paris, wo ihm aber die Medicinalbehörde die Praxis verbot. Nach einem Ausflug nach den Niederlanden und nach Deutschland tauchte er in Palermo wieder auf, wo ihn aber nur die Gunst eines sicilianischen Prinzen, welchen Lorenza gewonnen hatte, dem Kerker entriß. Er begab sich nun über Malta, Neapel und Marseille nach Spanien, wo er namentlich in Barcelona, Valencia und Cadiz unter dem Namen eines Dr. Tischio sein Wesen trieb. Bei einem zweiten Aufenthalt in London in den Freimaurerorden aufgenommen, bewegte er sich in den höchsten Kreisen, machte fürstlichen Aufwand und spielte, namentlich in weiblichen Kreisen fast vergöttert, eine glänzende Rolle. Er erfand ein eignes maurerisches System, das er als ägyptische Maurerei bezeichnete, gab sich für einen Sendboten des Elias oder Großkophta, später für letzteren selbst aus, leitete sein Dasein von der Liebe eines Engels zu einem irdischen Weib her und wollte gesandt sein, um die Gläubigen durch physische und moralische Wiedergeburt zu höherer Vollkommenheit zu führen. Vom Haag, wo er die nüchternen Holländer beschwindelte, begab er sich über Venedig und Berlin, wo er aber nicht reussirte, nach Mitau in Kurland, wo er eine Zeitlang die erlesensten Kreise bezauberte. Selbst die Gräfin Elisa von der Recke war eine Zeitlang seine begeisterte Anhängerin. In Petersburg, wo der kaiserl. Leibarzt Dr. Rugensohn ihm skeptisch entgegentrat, war seines Bleibens nicht lange; dafür fand er in Frankfurt a. M. und Straßburg, wohin er sich über Warschau begab, einen desto glänzenderen Empfang. In Paris, wohin er sich mit dem Kardinal von Roban begab, ward er in die bekannte Halsbandgeschichte desselben verwickelt, in die Bastille gesetzt und, obwohl an dem betrügerischen Schwindel nicht betheiligt, durch Endurtheil vom 8. Mai 1786 aus Frankreich verbannt. Während des Processes hatten seine Anhänger eine Vertheidigungsschrift beim Parlament eingereicht, worin sie ihn für den Sohn eines Großmeisters des Malteserordens, der zu Mekka und Medina im Verborgenen erzogen und in den ägyptischen Pyramiden in die Geheimlehren des Orients eingeweiht worden sei, ausgaben. Als sich C. zu Boulogne nach England einschiffte, standen Tausende am Strand und flehten um seinen Segen. Von London aus veröffentlichte er ein vom 20. Febr. 1786 datirtes Sendschreiben an das französische Volk, worin die Zerstörung der Bastille, Abschaffung der Lettres de cachet ꝛc. in Form einer Prophezeiung verkündigt wurde. Auch in Deutschland war ihm, theils durch die selbstverleugnende Offenheit, mit welcher Elisa von der Recke in der »Nachricht von des berüchtigten C. Aufenthalt in Mitau« (Berl. 1787) mit ihrer eignen Schwäche Cagliostro's Nichtigkeit aufgedeckt hatte, und vielleicht auch durch die falschen Beschuldigungen der Berliner Jesuitenriecher gegen ihn der Aufenthalt unthunlich gemacht worden. In Basel glückte es ihm noch, eine Mutterloge ägyptischer Maurerei für die Schweiz zu gründen. In Turin ward er von der sardinischen Regierung nicht geduldet. Auch aus Roveredo und Trient vertrieben, wandte er sich nach Rom, wo er das Ziel seiner Laufbahn finden sollte. Anfangs lebte er hier sehr eingezogen; bald aber begann er, durch Mangel getrieben, für die ägyptische Maurerei zu wirken, wurde durch einen seiner Adepten verrathen und 27. Nov. 1789 auf die Engelsburg in Haft gebracht. Die römische Inquisition führte seinen Proceß mit anerkennenswerther Milde und Mäßigung, faßte aber bei der Untersuchung weniger das ganze Treiben des Abenteurers, als seine religiösen Meinungen ins Auge. Er bekannte endlich gänzliche Irreligiosität und Ketzerei und wurde zum Tod verurtheilt. Pius VI. verwandelte 7. April 1791 die Todesstrafe in lebenslängliche Haft. Lorenza ward in ein Strafkloster gebracht. Daß C. seinen Beichtvater zu erwürgen versucht habe, um in dessen Kleidern zu entfliehen, und daß man ihn 1797 bei Annäherung der Franzosen todt in seinem Kerker gefunden habe, ein Opfer der Inquisition, ist wahrscheinlich Fabel. Er soll bereits 1795 im Fort San Leo gestorben sein. C. war von Statur klein, dick, mit gewaltig breiten Schultern, hatte ein feuriges, durchdringendes Auge, eine volle, weittönende Stimme und sprach geläufig mehrere Sprachen. Ausgezeichnete Geistesanlagen, große Menschenkenntnis und Gewandtheit sind ihm nicht abzusprechen. Vgl. »C. in Warschau, oder Tagebuch über Cagliostro's magische und alchemistische Operationen daselbst im Jahr 1780, von einem Augenzeugen« (aus dem Französischen von J. F. Bertuch, Königsb. 1786); »Lettre du comte de Mirabeau à *** sur MM. de Cagliostro et de Lavater« (Berl. 1786, deutsch, das. 1786); »Compendio della vita e delle gesta di Giuseppe Balsamo denominato il conte di Cagliostro etc.« (Rom 1791; deutsch von Jagemann, Weim. 1791; Zürich 1791); »Mémoires pour servir à l'histoire du comte de C.« (1785); Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, Bd. 1 (Leipz. 1850).

Cagnola (spr. kannjóla), Luigi, Marquis, ital. Architekt, geb. 9. Juni 1762 zu Mailand, wandte sich schon in früher Jugend aus reiner Vorliebe für die Kunst — er stammte aus sehr wohlhabender Adelsfamilie — dem Studium der Architektur im Collegium Clementinum zu Rom zu. Er gehört zu den Wiedererweckern der klassischen Architektur und ist als Schüler Palladio's zu betrachten. Noch während der französischen Herrschaft schuf er die Villa Zurla in Greniasco, mit schönem ionischen Peristyl, die Kapelle der heil. Marcellina in San Ambrogio zu Mailand, den Triumphbogen am Tessinerthor und namentlich den herrlichen Simplonbogen (Arco della Pace) in Mailand, welcher jedoch erst 2 Jahre nach seinem Tod, der zu Imurigo 14. Aug. 1833 erfolgte, vollendet ward.

Cagnoni (spr. kanjó-), Antonio, ital. Opernkomponist, geb. 1828 zu Vogbiasco in der Provinz Voghera, bildete sich auf dem Konservatorium zu Mailand und brachte hier 1845 eine kleine komische Oper »Rosalia di San Miniato« zur Aufführung, der 1846 »Due Savoiardi« und 1847 »Don Bucefalo« folgte, welche letztere zuerst seinen Namen in ganz Italien populär machte und auch in Paris 1866 mit Beifall gegeben wurde. Seine späteren Werke sind: »Il testamento di Figaro« (1848); »Amori e trappole« (1850); »La valle d'Andorra« (1851); »Giralda« (1852); »La fioraja« (1853); »La figlia di Don Liborio« (1856); »Il vecchio della montagna« (1860) u. a. Für die Gedächtnisfeier des Königs Karl Albert schrieb C., der seit 1852 als Kapellmeister zu Vigevano lebt, eine Trauermesse, die 1859 zur Aufführung kam.

Cagots (spr. -góh, Gahets), ein eigenthümlicher Volksstamm in den Pyrenäen, häufig mit den Kretins verwechselt, während sie in der That meist hochgewachsene Leute von muskulösem Körperbau, wohlentwickeltem Schädel, vorspringender Nase, stark gezeichneten Zügen, blauen Augen und schlichten, blonden Haaren sind. Früher schrieb ihnen der Aberglaube einen beständigen Aussatz zu; später sollte sie ein eigenthümlicher widerlicher Geruch und der Mangel des Ohrläppchens auszeichnen. Noch zu Anfang des 17. Jahrh. wurden sie wie Verpestete betrachtet. Sie bewohnten abgesonderte armselige Hütten, durften sich nicht mit den anderen Bewohnern des Landes an demselben Tisch niederlassen, in der Kirche nicht weiter vortreten, als bis zum Weihkessel u. dgl. Noch jetzt ist als ein Ueberrest der alten Absonderung die Thatsache zu betrachten, daß die C. an manchen Orten fast ausschließlich Zimmerleute und Faßbinder sind, so daß beide Namen fast gleichbedeutend gebraucht werden. Der Name Cagot wird von canis gothus (gothischer Hund) abgeleitet, was auf ihre Abstammung von den arianischen Gothen deutet. Außer den ehemals aquitanischen Ländern zu beiden Seiten der Pyrenäen, dem span. Obernavarra, dem franz. Niedernavarra, Béarn, Gascogne, Guienne, finden sich C. auch in Unterpoitou, in der Bretagne und in Maine; doch heißen sie hier Caqueur, Cacoas oder Caquins. Mit den C. verwandt und auch so genannt sind die Colliberts in Niederpoitou.

Cahi (Cahiz, Cais), span. Getreidemaß, = 12 Barchillas oder Fanegas, an verschiedenen Orten verschiedenen Inhalts: in Alicante = 246,981 Liter; in Kastilien (Madrid, Cadiz) = 666,012 Liter; in Valencia = 203,016 Liter.

Cahier (franz., m., spr. ka-i-eh), Heft zu schriftlichen Aufzeichnungen; Notizbuch.

Cahir, Stadt in der irischen Grafschaft Tiperary, in schöner Lage am Suir, westl. von Clonmel, mit 3 Kirchen, einer Markthalle, einem Gerichtshof und 3720 Einw. Auf einer Insel liegt ein altes Felsenschloß (Cahir-Castle).

Cahizada, span. Feldmaß in Valencia, = 6 Fanegas = 49,076 Aren.

Cahors (spr. kaór), Hauptstadt des franz. Departements Lot, links am Lot, liegt zum Theil auf Felsen, mit steilen und krummen Straßen, hat eine historisch merkwürdige Kathedrale (aus dem 11. Jahrh.), vor welcher Fénélons Denkmal errichtet ist, einen Präfekturpalast, ein Lyceum, ein theologisches Seminar, eine öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden, ein physikalisches Kabinet, eine Ackerbaugesellschaft und (1872) 14,593 Einw., welche Tuch, Spitzen, Papier, Leder und Glas fabriciren und mit Branntwein, Früchten, Trüffeln, Nußöl, Nüssen, Hanf, Flachs, Tabak 2c. Handel treiben. Namentlich aber ist die Stadt Mittelpunkt eines bedeutenden Weinbaues (s. Cahorsweine). C. ist Sitz des Präfekten und der Departementsbehörden, eines Bischofs und eines Handelsgerichts. Die 1321 von Papst Johann XXII. gestiftete Universität wurde 1751 mit der von Toulouse vereinigt. C. ist die Vaterstadt des Papstes Johann XXII., des Dichters Cl. Marot und des Königs Joachim Murat. Zur Zeit der Römer hieß die Stadt Divona, später Cadurcum; noch sind Reste von römischen Bädern (Porte de Diane genannt) vorhanden, und in der Nähe finden sich Trümmer eines römischen Amphitheaters. Heinrich IV. eroberte die Stadt 1580 nach einem erbitterten fünftägigen Kampf und ließ sie plündern.

Cahorsweine (spr. kaór-), franz. Weine, die besten Sorten der Pontacweine, von schöner dunkelrother Farbe, in der Jugend von vieler Lieblichkeit, die sie später verlieren, wofür sie aber bei sorgfältiger Behandlung und Pflege eine für den Magen sehr wohlthätige, gelind zusammenziehende Eigenschaft annehmen. Den ersten Rang unter ihnen nimmt der Rogomme ein, von funkelnder dunkler Farbe, hoher Geistigkeit, viel Arom und besonders in der Jugend von koncentrirter Süßigkeit, welche sich gewöhnlich bis ins spätere Alter erhält. Diesem folgen nach der Güte: Cahors grand Constant, C. Duroc, C. Marquère, C. Haut Brion, C. Parnac und einige andere geringere blaßrothe Weine.

Cahours (spr. kă-uhr), Auguste André Thomas, berühmter franz. Chemiker, geb. 2. Okt. 1813 in Paris, ward Professor an der Centralschule in Paris, Examinator an der Polytechnischen Schule daselbst und Wardein der Münze. Er hat sich besonders um die organische Chemie verdient gemacht und wichtige Arbeiten über den Amylalkohol, die ätherischen Oele, die Dampfdichte der Essigsäure, über Schwefeläthyl und über die Phosphorbasen geliefert. Er lehrte die Anwendung des Phosphorsuperchlorids zur Darstellung von organischen Chlorverbindungen, bereitete organische Zinnradikale und lieferte Untersuchungen über Cumen, Cymen, Toluol und Xylol. Er schrieb: »Traité de chimie générale élémentaire« (Par. 1855; 2. Aufl. 1860, 3 Bde.) und lieferte mit Hofmann den klassischen Bericht über die chemische Industrie auf der Weltausstellung in Paris 1867.

Caicos (Cayos, Keys), britisch-westindische Inselgruppe, zu den Bahamainseln gehörig, unter 72° westl. L. v. Gr. und 21° nördl. Br., im Atlantischen Ocean zwischen St. Domingo und den eigentlichen Bahama's, an der Spitze einer der Bahamabänke. Nördlich von dieser Bank befinden sich 4 oder 5 Eilande von ziemlicher Größe. Das größte, Großcaicos, liegt nördl. von St. Domingo und ungefähr 640 Kilom. von New Providence und ist 96 Kilom. lang und 2 bis 4 Kilom. breit. Daselbst befinden sich einige gute Ankerplätze, namentlich der von St. George Quey. Die C. haben mit den benachbarten Turksinseln 5446 QKilom. (99 QM.) Areal und (1871) 4723 Einw., meist freigelassene Neger. Von Produkten sind Baumwolle, etwas Zucker und Salz die Hauptstapelartikel. Von letzterem betrug die Ausbeute hier und auf den Turksinseln 1870: 846,066 Bushel, war aber gegen frühere Jahre nicht unbedeutend zurückgegangen. Der gesammte Handel

ergab für Einfuhr 35,345, für Ausfuhr 18,854 Pfd. Sterl., wobei vorwiegend die nordamerikanische Union betheiligt war. S. Karte »Antillen«.

Cail (spr. kaj), Jean François, berühmter französischer Industrieller, geb. im Februar 1804 zu Chef-Boutonne im Departement Deux-Sèvres, kam 1822 nach Paris und lernte den gelehrten Apotheker Charles Derosne (s. d.) kennen, welcher seine technischen Talente zu schätzen wußte und sich etwas später mit ihm associirte. C. konstruirte einen Destillationsapparat, welcher allgemeine Anwendung gefunden hat und noch heute benutzt wird, wandte sich dann der Zuckerindustrie, Rüben- und Weinkultur zu und baute auch für diese zweckmäßige Apparate und Maschinen, wie Vacuumpfannen ꝛc. Die Hauptzweige der Fabrik sind Werkzeugmaschinen, Lokomobilen ꝛc. Während der Belagerung von Paris 1870 und 1871 arbeiteten in seinen Werkstätten in der Vorstadt Grenelle 300 Mühlen Tag und Nacht, um Mehl zu schaffen, während er gleichzeitig der Regierung Geschütze, Geschosse, Kanonenboote ꝛc. lieferte. Er beschäftigte 2500 Arbeiter und hatte Werkstätten in Brüssel, Amsterdam, Denain und Douay, Agenturen in Cuba, den Antillen ꝛc. Er starb Ende Mai 1871 auf einer seiner Besitzungen in der Nähe von Russec. Vgl. Dureau, Jean François C., sa vie et ses travaux (Par. 1872).

Caille (spr. kaj), Nicolas Louis de la, s. Lacaille.

Caillaud (spr. kajo), Frédéric, franz. Reisender, geb. 9. Juni 1787 zu Nantes, lernte seit 1809 als Goldschmied in Paris, wo er zugleich die Vorlesungen am Museum besuchte und sich namentlich Kenntnisse in der Mineralogie und Archäologie erwarb, und bereiste sodann als Goldarbeiter Belgien, Holland und Italien. Von Sicilien aus unternahm er eine höchst abenteuerliche Fahrt nach Griechenland und begab sich 1815 von dort über Konstantinopel nach Alexandria, wo er auf Drovetti's Empfehlung den Auftrag erhielt, den mineralischen Reichthum Aegyptens zu untersuchen. Auf seiner Wanderung von Edfu in Oberägypten nach dem Rothen Meer entdeckte er (Ende 1818) 7 Stunden von der See die ungeheuren Smaragdgruben am Dschebel Zaberah, die schon den Alten bekannt gewesen waren. Im Jahr 1819 nach Frankreich zurückgekehrt, überließ er die Materialien zur Beschreibung seiner Reise an Jomard, der sie in dem Werk: »Voyage à l'oasis de Thèbes et dans le désert, fait pendant les années 1815—18« (Par. 1822, 2 Bde.) verarbeitete. Noch ehe aber dieses Werk in Druck gegeben war, hatte C. mit Unterstützung der Regierung und in Begleitung des jungen Marineofficiers Letorzec eine neue Reise nach Aegypten angetreten. Beide gingen im November 1819 von Fayum nach der Oase Siwah, die vor ihnen nur von Browne und Hornemann besucht und ungenügend beschrieben war und die infolge ihrer Berichte Februar 1820 von Aegypten mit Waffengewalt in Besitz genommen wurde. Von Siwah wandten sich die Reisenden nach der Kleinen Oase, dann nach der von Farafrah, der westlichen (El Dachel) und der Großen Oase, bis sie zu Anfang März 1820 bei Siut den Nil wieder erreichten. Diese große Wanderung durch die Libysche Wüste mit vorzüglicher Routenaufnahme gehört zu den hervorragendsten Leistungen afrikanischer Reisenden und bildet die Hauptgrundlage unserer Kenntnis von jenen Gegenden. Nach kurzem Aufenthalt in Kairo begleitete C. mit seinem Gefährten Letorzec 1821 und 1822 den Kriegszug Ibrahim Pascha's nach Sennar und Fasokl, wobei sie durch ihre Aufnahme des Nillaufs, ihre Positionsbestimmungen und sonstigen wissenschaftlichen Beobachtungen die erste genauere Kunde von den oberen Nilländern brachten. Beide großen Reisen sind beschrieben in der »Voyage à Méroé, au fleuve blanc, au-delà de Fazoql dans le midi du royaume de Sennâr, à Syouah et dans les cinq autres oasis, fait dans les années 1819—22« (Par. 1823—26, 4 Bde., Text mit Atlas in 2 Bdn.); die Reise nach Siwah auch in dem von Jomard redigirten Werk »Voyage à l'oasis de Syouah« (Par. 1828). Seit 1822 wieder in Frankreich, wurde C. 1827 zum Konservator des naturhistorischen Museums in seiner Vaterstadt ernannt und veröffentlichte später außer einigen naturgeschichtlichen, namentlich conchyologischen, Arbeiten das zweibändige Werk »Recherches sur les arts et métiers, les usages de la vie civile et domestique des anciens peuples de l'Égypte, de la Nubie et de l'Éthiopie« (Par. 1831—37). Er starb zu Nantes in hohem Alter 1. Mai 1869.

Caillié (spr. kajé), René, berühmter franz. Reisender, geb. 19. Sept. 1799 zu Mauzé in Poitou als der Sohn eines Bäckers, zeigte von Kindheit an unwiderstehlichen Drang zu Reisen und geographischen Studien. Sehr jung verwaist, ward er von einem Oheim in die Lehre gegeben; mit 60 Franken, seinem ganzen Vermögen, in der Tasche, ging der 15jährige Knabe in Rochefort an Bord der Gabare »La Loire«, welche mit der Fregatte »La Méduse« nach dem Senegal segelte. Zu St. Louis, wohin ihn diese erste Schiffahrt führte, war er genöthigt, sich nach Guadeloupe einzuschiffen, und erst 1818 kam er mit einem kleinen Waarenvorrath nach St. Louis zurück, wo ihn ein heftiges Fieber zur Rückkehr nach Frankreich zwang. Die Geographische Gesellschaft eröffnete eine Subskription in Paris, deren Ertrag (10,000 Franken) demjenigen Reisenden bestimmt wurde, der bis Timbuktu vordringen würde. Um diesen Preis zu erringen, erlernte C. die arabische Sprache, nahm dann maurische Kleidung an und gab sich für einen Aegypter aus, welchen die Franzosen als Kind während der französischen Expedition entführt hätten. Mit einem kleinen Vermögen von 2000 Franken, die er sich mühsam erworben, ging er 18. April 1827 von Kakondy in Sierra Leone ab und zog zu Fuß durch gänzlich unbekannte Länder. Nach großen Mühen und Beschwerden erreichte er 3. August den Flecken Time im südlichen Bambarra, wo er sich einer Karawane anschloß. Aber eine Wunde am Fuß nöthigte ihn, sie ziehen zu lassen, er wurde heftig vom Skorbut ergriffen und verdankte seine Genesung nur seiner guten Natur. Nachdem er Time 9. Jan. 1828 verlassen, erreichte er 11. März Dschenni, schiffte sich auf dem Niger ein und kam 20. April nach Timbuktu. Sein Buch enthält die Beschreibung dieser merkwürdigen Stadt, insoweit es ihm möglich war, sie in der kurzen Zeit seines Aufenthalts kennen zu lernen, denn schon 4. Mai war er genöthigt, sie zu verlassen, um sich einer Karawane nach Marokko anzuschließen. Nach namenlosen Entbehrungen erreichte man Fès, wo es C. gelang, sich gegen Westen zu wenden. Von Tanger, das er 7. Aug. entblößt von allem und mit Lumpen bedeckt nach 528 Tagen unerhörter Leiden erreichte, kehrte er nach Paris zurück, wo ihm der ehrenvollste Empfang wurde. Die Geographische Gesellschaft erkannte ihm den Preis von 10,000 Franken

zu und setzte ihm eine jährliche Pension von 1000 Franken aus. Nach der Herausgabe seines Werks zog sich C. in seine Provinz zurück, kaufte sich dort ein kleines Gut, verheirathete sich und widmete sich dem Landbau. Seine Mitbürger bezeugten ihm dadurch ihre Achtung, daß sie ihn zum Maire der Gemeinde Lobaderre ernannten. Aber er trug bereits den Keim des Uebels in sich, dem er 17. Mai 1839 als ein Märtyrer der Wissenschaft erlag. Seine Reisebemerkungen wurden von dem Geographen Jomard geordnet und mit vielen eigenen Anmerkungen unter dem Titel: »Journal d'un voyage à Tombouctou et à Jenné dans l'Afrique centrale« (Par. 1830, 3 Bde.) herausgegeben.

Caimans (Caymans), drei kleine Inseln nordwestlich von Jamaica, von denen nur eine, Großcaiman, bewohnt ist. Sie hat ein gesundes Klima, üppige Vegetation, viele Schildkröten und 250 Einw., welche Fischerei treiben und gute Lotsen sind.

Caincawurzel, s. Chiococca.

Ça ira (franz., spr. ssairá, »es wird gehen«, »so wird's gehen«), franz. Revolutionslied (nach der als Refrain wiederkehrenden Anfangsstrophe »Ah! ça ira, ça ira, ça ira! Les aristocrats à la lanterne!«). Angeblich hat zuerst Franklin beim Beginn des nordamerikanischen Befreiungskriegs diese Worte im Munde geführt, Text und Melodie wirkten — nebst der Marseillaise — wesentlich mit zur Fanatisirung der Masse. Das Lied wurde 1797 von dem Direktorium verboten.

Cairngorm (spr. kehrngórm), eine Berggruppe des Grampiangebirges (s. d.) in der schott. Grafschaft Aberdeen. Höchster Gipfel der 1310 Meter erreichende, fast immer mit Schnee bedeckte Ben Macdhu.

Caisse (franz., f., spr. käß), Kasten, Kasse; C. d'amortissement, Schuldentilgungskasse; C. d'épargne, Sparkasse; C. d'escompte, Vorschußkasse für Staatspapiere ꝛc.; Caissier (spr. käß'jeh), Kassenverwalter.

Caister (spr. käst'r), Dorf, s. Norwich.

Caithneß (spr. käth-), die nordöstlichste Grafschaft Schottlands, grenzt gegen W. an die Grafschaft Sutherland, auf den anderen Seiten an die See und umfaßt 1847 QKilom. (33,6 QM.) mit (1871) 39,989 Einw. Die Küste ist steil und felsig, reich an Höhlen und in zahlreiche Baien mit hohen Vorgebirgen zerrissen. Die bedeutendsten der letzteren sind: Dunnethead (die nördlichste Spitze des Landes), Duncansbyhead und Noßhead an der Ostküste. Das Meer ist hier sehr stürmisch und wegen der vielen Riffe, Fluten und Wirbel gefährlich zu befahren. Das Innere der Landschaft ist im Südwesttheil, wo sich der Morven zu 1015 Meter und der Scarabin zu 626 Meter Höhe erheben, gebirgig und wild; im übrigen eine wellenförmige, baumlose Ebene, hier und da von Hügeln unterbrochen oder in große Moor- und Heidestrecken übergehend. Nur wo diese Ebene nach der Küste hin sich abflacht, findet sich fruchtbares Land. Die beträchtlicheren Flüsse sind der Thurso, Wickwater und Water of Fors, aber keiner derselben ist schiffbar. Unter den zahlreichen kleinen Seen sind zu nennen: der Watten, Ruard und Calder. Das Klima von C. ist ungeachtet der nördlichen Lage gemäßigt; der vorherrschende Wind ist der West und Nordwest, der ¾ des Jahres hindurch weht und viel Regen bringt. Der Ackerbau ist gering; nur etwa 17 Proc. der Oberfläche stehen unter Kultur. Beträchtlicher ist die Vieh-, namentlich die Schafzucht und der Fisch- und Seehundsfang; auch die Jagd auf die sogen. Snowfleets, eine besondere Art Vögel, welche von Februar bis April die Küste heimsuchen, gibt reiche Beute. Die Einwohner sind ein kühnes und thätiges Völkchen und tragen in Physiognomie und Gebräuchen alle Zeichen normannischen Ursprungs; nur im westlichen Theil wird gaelisch gesprochen. Die Hauptstadt ist Wick, ein Hauptsitz des schottischen Häringshandels.

Cajamarca (spr. kacha-), Departement der südamerikanischen Republik Peru (1854 aus einem Theil des Departements Libertad gebildet), grenzt gegen N. an Ecuador, im O. an das Departement Amazonas, im S. und W. an Libertad und Piura, und hat 36,750 QKilom. (667,4 QM.) Flächeninhalt mit (1871) 273,000 Einw. Das Land ist vorwiegend von Gebirgen und Hochebenen erfüllt (nur der nördliche Theil ist eben und heiß) und wird von dem obern Marañon, der es, zum Theil als Grenzfluß, seiner ganzen Länge nach durchströmt, bewässert. Haupterwerbszweig ist Ackerbau (auf Weizen, Gerste, Kartoffeln, Mais, Hülsenfrüchte, Tabak, wovon auch nach der Küstenregion ausgeführt wird) und Viehzucht. Die Industrie liefert Woll- und Baumwollgewebe, zum Theil von großer Feinheit, Strohhüte, Goldarbeiterwaaren. Bergbau findet nicht mehr statt, obschon die Provinz nicht arm ist an Silber-, Kupfer- und Eisenerzen und auch Steinkohlen vorkommen sollen. Die gleichnamige Hauptstadt liegt 930 Meter ü. M. in einer fruchtbaren Ebene am Rio Crisnejas, hat einen großen Hauptplatz mit steinernem Springbrunnen, eine Hauptkirche von reicher Architektur, mehrere Klostergebäude und die Ruinen des Palastes des Kaziken Astopilco, in welchem bis vor wenigen Jahren noch das Gemach gezeigt wurde, wo Pizarro den hier 1532 verrätherisch überfallenen Inka Atahualpa gefangen hielt. Die Einwohner, 18,300 an Zahl, gelten für gebildet und gewerbfleißig; sie liefern namentlich gute Stahlarbeiten. Die Umgegend ist fruchtbar und gut angebaut. Im O. der Stadt liegen die berühmten, noch heute ziemlich besuchten Inkabäder (Baños del Inca), deren schwefelhaltiges Wasser wallend aus einem großen kraterförmigen Trichter kommt, in den die Indianer, der Sage nach, den goldenen Thron Atahualpa's versenkt haben.

Cajarc (spr. -schark), Stadt im franz. Departement Lot, Arrondissement Figeac, am Lot, mit (1872) 1942 Einw. In der Nähe sind die 4 Waiffriershöhlen, wo die Soldaten Pipins des Kurzen unter den Anhängern des Herzogs Waiffrier (Waifar) von Aquitanien, ein großes Blutbad anrichteten.

Cajēta, Stadt, s. Gaëta.

Cajetānus, 1) der Heilige, Stifter des Theatinerordens, stammte aus einem Grafengeschlecht im Venetianischen, studirte die Rechte, kam dann nach Rom und wurde Protonotar beim Papst Julius II. In Rom stiftete er Krankenhäuser und den Theatinerorden, dessen Aufgabe Unterricht und Krankenpflege sein sollte. Wegen seiner unaufhörlichen Belehrungs- und Bekehrungssucht erhielt er den Namen Seelenjäger. Er starb 7. Aug. 1547 zu Neapel und ward von Clemens X. heilig gesprochen. Tag: 7. Aug.

2) C., eigentlich Thomas de Vio von Gaëta, gelehrter Kanonist und Scholastiker, 1469 zu Gaëta (Cajeta) geboren, trat frühzeitig (1484) in den Dominikanerorden, erwarb sich durch tiefe Gelehrsamkeit und strenge Sittlichkeit das Doktorat der Theologie und nahm einen Lehrstuhl zu Brescia und

dann zu Pavia ein. Im Jahr 1500 wurde er Generalprokurator, 1508 General der Dominikaner, 1517 Kardinal, erhielt 1519 das Bisthum Gaëta, ging 1523 als Legat nach Ungarn und starb 1534 zu Rom. Er ist bekannt durch seinen vergeblichen Versuch, 1518 zu Augsburg Luther zum Widerruf zu bewegen. Er selbst wurde dadurch auf das Studium der Schrift geführt, und sein Kommentar (Lond. 1639) gab der Sorbonne durch freiere kritische Ansichten großen Anstoß. Anderseits war er einer der entschiedensten und bewußtesten Vertreter der päpstlichen Infallibilität.

Cajus (spr. gä-), röm. Vorname, auch Geschlechtsname, z. B. eines berühmten Rechtsgelehrten (besser Gajus, s. d.). Man gebrauchte die Namen C. und Sempronius wie wir A und B, um zwei beliebige, in eine gewisse Beziehung zu einander gesetzte Personen zu bezeichnen.

Cajus, röm. Bischof von 283—296, Verwandter und lange Zeit Günstling des Kaisers Diokletian, soll nach den unechten Märtyrerakten der heiligen Susanna als Märtyrer gestorben sein. Die ihm zugeschriebene Dekretale, daß kein Geistlicher die bischöfliche Würde erhalten solle, der sich nicht die zum Empfang der sieben Weihen nöthigen Kenntnisse angeeignet habe, ist unecht. Kirchengeschichtlich von größerer Bedeutung ist der literarisch vielfach thätige Presbyter gleichen Namens, welcher um 200 in Rom lebte.

Cakile *Tournef.* (Meersenf), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, fleischige Kräuter am Meeresstrand, von welchen C. maritima *Scop.* mit ästigem, 15—30 Centim. hohem Stengel, fleischigen fiederspaltigen oder ganzrandigen länglichen Blättern, violetten oder weißen, doldentraubig geordneten Blüten und markigen Schötchen, am Seestrand Europa's, Asiens und Afrika's vorkommend, früher wegen des salzig scharfen Geschmacks als Heilmittel gegen Skorbut ꝛc. benutzt wurde.

Cala, altes Schloß westl. von Paris, Residenz der Merowinger, dann auch der Capetinger. Batildis baute hier ein Kloster, das seit dem 15. Jahrh. verfiel. Im Jahr 1008 wurde in C. ein Koncil gehalten.

Calaber, Land an der Westküste von Afrika, in Oberguinea, östl. von der Mündung des Quorra (Nun), zerfällt in Alt- und Neucalabar und wird von dem gleichnamigen Fluß (Altcalabarfluß), der ca. 300 Kilom. weit schiffbar ist, sowie von dem Bonny bewässert. Der Boden besteht aus rothem Sand mit Fruchterde; die Erzeugnisse sind Yamswurzel, das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Bevölkerung, Zuckerrohr, Pfeffer, Palmöl, das von den Engländern ausgeführt wird, Rothholz, Elfenbein ꝛc. Die Bewohner sind rohe und wilde Guineaneger, die noch dem Kannibalismus ergeben sind. Die bedeutendste Stadt daselbst ist Duketown (Neucalabar), auf einer Insel des gleichnamigen Flusses, mit 30—40,000 Einw., die starken Handel treiben. S. Karte »Senegambien«.

Calabasse (franz.), der Flaschenkürbis; auch ein daraus verfertigtes Trinkgefäß.

Calabózo, Hauptstadt der Provinz Quárico in der südamerikan. Republik Venezuela, am Quárico, in einer heißen, oft großen Ueberschwemmungen ausgesetzten Gegend (Vega del Quárico), früher ein Indianerdorf, verdankt seine Existenz einer Handelsgesellschaft zu Guipuzcoa und zählt gegenwärtig 5000 Einw., die sich hauptsächlich durch Viehzucht ernähren. Berühmt ist C. wegen der hier von Bolivar gegen den spanischen General la Torre 24. Juni 1824 gewonnenen Entscheidungsschlacht, infolge deren Kolumbien von den Spaniern gänzlich geräumt wurde.

Calabrese, Mattia Preti, Maler, s. Preti.

Caladium *Vent.* et *Spreng.*, Pflanzengattung aus der Familie der Aroïdeen, Knollengewächse, die in ihrem Vaterland, Brasilien und anderen Tropenländern, theils zur Nahrung, theils als Arzneimittel gebraucht werden. Sie besitzen die Schärfe der Aronsgewächse, doch verliert sich dieselbe beim Kochen, und die stärkmehlreichen Knollen können dann ohne Nachtheil gegessen werden. Mehrere Arten werden deshalb kultivirt und von einigen genießt man auch die Blätter als Gemüse. Viele Arten und Varietäten mit prachtvoll gefärbten, einfarbigen und bunten Blättern bilden eine Zierde unserer Warmhäuser. C. arborescens *Vent.* (Arum arborescens *L.*) ist ein über 2 Meter hohes Gewächs in Brasilien und Westindien, wovon die armdicke, sehr scharfe Wurzel durch Kochen süß und schmackhaft wird und daher, sowie der Stengel, als ein sehr gewöhnliches Nahrungsmittel dient. Die Blätter und die Früchte sind so brennend, daß sie Geschwülste und Speichelfluß erregen. Man legte daher früher, um die Neger zu bestrafen, denselben etwas davon auf den Mund. C. esculentum, s. v. w. Colocasia esculenta.

Calagurris, im Alterthum Stadt der Baskonen in Hispania Tarraconensis, am Iberus, von tapferen Männern bewohnt, welche, von Pompejus belagert, aus Hungersnoth Weiber und Kinder schlachteten und verzehrten, sich aber endlich doch ergeben mußten, was zur Beendigung des Sertorianischen Kriegs führte. C., als röm. Municipium den Beinamen Nassica führend, ist Quinctilians und vielleicht des christlichen Dichters Prudentius Geburtsort und soll das jetzige Calahorra sein.

Calahorra, Stadt in der span. Provinz Logroño, am Ebro, auf der fruchtbaren Hochebene Rioja; uralter, aber sehr herabgekommener Bischofssitz mit schönen alten Kirchen und 7100 Einw.; vielleicht das Calagurris der Alten.

Calais (spr. -lä), Seestadt im franz. Departement Pas de Calais, Arrondissement Boulogne, in der Picardie, liegt Dover gegenüber an der schmalsten Stelle des Kanals (Pas de Calais) und dem hier mündenden Kanal von St. Omer und ist durch starke Vertheidigungswerke, eine Citadelle, mehrere Forts und die sie rings umgebenden Moräste Festung ersten Rangs. Die Stadt bildet ein Oblongum, dessen längere Seite dem Meer zugekehrt ist, und besteht aus der schön und regelmäßig gebauten obern Stadt (Haute ville), wo die elegante Welt wohnt, der untern Stadt (Basse ville), dem Quartier der Geschäftsleute, und der nordöstlichen, ausschließlich von Seeleuten bewohnten Vorstadt Courgain. C. hat eine sehenswerthe Hauptkirche (1180—1224 erbaut, neuerlich restaurirt), ein merkwürdiges Rathhaus (mit altem Wartthurm), eine Handels- und Industrieschule, ein Theater, Museum (im alten »Hôtel Dessein«), 3 Leuchtthürme und (1872) 12,843 Einw., deren industrielle Thätigkeit sich besonders auf Fabrikation von Tüll und Spitzen (mit dem benachbarten St. Pierre jährliche Produktion von mehr als 25 Mill. Franken; über 6000 Arbeiter), ferner auf Leinweberei, Schiffbau, Seifenfabrikation, Oel-, Schneide- und Mahlmühlenbetrieb und

Brauerei erstreckt. Auch der Häring- und anderer Fischfang ist ansehnlich. Der Hafen ist bequem, hat eine berühmte Einflußschleuße (Ecluse Raffeneau) und faßt an 100 Schiffe von 500—600 Tonnen. Seit 1830 ist viel zur Verbesserung desselben geschehen; eine bedeutende Erweiterung des Bassins ist im Plan. Am Hafen steht eine zum Andenken an die Landung Ludwigs XVIII. (1814) errichtete Säule. C. ist der Sitz eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, hat ein wichtiges Waarenentrepôt und steht in täglichem Dampfschiffverkehr mit Dover und London, welcher sich an den von Paris kommenden Eilzug anschließt. Die Zahl der ankommenden Schiffe beträgt jährlich etwa 1800 mit 315,000 Tonnen Last; die der Reisenden, welche C. von Frankreich nach England und umgekehrt passiren, über 200,000; die jährliche Einfuhr beläuft sich im Durchschnitt auf 10,000 Tonnen Oel, 5000 Tonnen Roheisen, 7000 Tonnen Wolle aus England, 80,000 Tonnen Fichtenholz und 1000 Tonnen Flachs aus dem Norden; dazu Leinwand, Baumwollgewebe, Häute, Getreide, Salz ꝛc. von verschiedenen Orten. Die Ausfuhr besteht besonders in Pferden (nach England), Champagner, Spirituosen, Früchten, Eiern, Geflügel, Tüll und Spitzen, Mineralwässern, Merino's, Seidenwaaren, Lumpen, Battist, Pariser Artikeln ꝛc. Auch der Transithandel ist ansehnlich. Ein submariner Telegraph (die erste derartige Anlage) verbindet C. mit Dover. Durch die zahlreich hier verkehrenden Engländer (über 5000) hat die ganze Stadt ein ziemlich englisches Gepräge, wie denn auch die Seebäder von C. vorwiegend von Engländern besucht werden und daher sehr theuer sind, ohne besondere Vortheile zu bieten. Manche halten C. für den Portus Iecius, von wo aus Cäsar nach Britannien überfuhr. Im Mittelalter war der Ort, der zur Grafschaft Boulogne gehörte und bis ins 13. Jahrh. Scalus hieß, häufig der Schauplatz kriegerischer Unternehmungen. Nachdem Eduard III. von England in der Schlacht von Crécy 26. u. 27. Juli 1346 die Franzosen geschlagen hatte, wandte er sich gegen C., um durch die Eroberung dieses wichtigen Hafens einen festen Punkt an der franz. Küste zu erlangen. Am 3. Sept. begann die Belagerung und endete nach 11 Monaten (14. Aug. 1347) mit der Einnahme der Stadt. Nachdem Paris 13. April 1436 in die Hände Karls VIII. zurückgekommen war, blieb C. der einzige Ort von Bedeutung, den die Engländer noch in Frankreich hatten. Um ihnen diesen letzten Stützpunkt zu entreißen, erschien Philipp von Burgund im Juli 1436 mit einem zahlreichen Heer vor C., mußte aber schon 26. Juli die Belagerung aufgeben. C. blieb im Besitz Englands bis 8. Jan. 1558, wo Franz von Guise die Stadt nahm. Seitdem erhielt das Gebiet der Stadt (Calaisis) oder die alte Grafschaft Oye nebst der angrenzenden Grafschaft Guines den Namen Pays reconquis und bildete eine eigene Unterstatthalterschaft der Picardie. Auf der Höhe von C. ward 29. Juli 1588 die spanische Armada geschlagen und zerstreut. Unter Erzherzog Albert von Oesterreich eroberten zwar die Spanier 1595 das Gebiet von C., mußten es aber im Frieden von Vervins 1598 zurückgeben. Bei C. ward 21. Okt. 1639 die span. Silberflotte durch den holländ. Admiral Tromp fast gänzlich vernichtet; 20 Schiffe derselben scheiterten an der engl. Küste, 16 wurden genommen, 14 gingen bei C. und Boulogne unter, und nur wenige retteten sich unter engl. Vermittelung in den Hafen von Dünkirchen. Die Schlacht kostete 8000 Spaniern das Leben, während die Holländer nur 10 Schiffe verloren.

Calamagrostis *Roth.* (Reith-, Rohr-, Fehergras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, bei welcher die Rispen im allgemeinen denen der Gattung Agrostis ähnlich, die begrannten Grasährchen aber größer sind. Die Blütchen sind von bleibenden Haaren umgeben, welche nach der Blüte deutlich hervortreten. C. Epigejos *Roth.* (Landrohrgras), 0,s bis 1 Meter hoch, mit knaulförmig gestellten Grasährchen in den hand- bis fußlangen Rispen, auf ärmlichem Sand, besonders auf Waldschlägen, gibt hartes, wenig nahrhaftes Futter; ebenso C. lanceolata *Roth.* (Teichrohrgras), welches 1 Meter hoch wird, den Arten von Agrostis sehr ähnlich ist, aber doppelt größere Grasährchen besitzt und auf austrocknenden Mooren und Teichen erscheint. In Rußland hat man es gegen die Wassersucht benutzt.

Calamatta, Luigi, ausgezeichneter Kupferstecher, geb. 12. Juni 1802 zu Civita Vecchia, besuchte seit 1822 die Pariser Kupferstecherschule, die auf ihn entscheidend einwirkte. Sein Stichel gab zuerst die Werke moderner Meister wieder, wie von Ingres (Gelübde Ludwigs XIII.), Ary Scheffer (Francesca da Rimini) u. a., daneben verschiedene Porträts, worunter Calamatta's Blatt nach der Todtenmaske Napoleons I. am bekanntesten ist. Später wandte er sich auch älteren Meistern der italienischen Kunstblüte zu und veröffentlichte die Vision des Ezechiel, den Frieden und die Madonna da Foligno nach Raffael, die Mona Lisa Gioconda (1837) nach Leonardo da Vinci, die Beatrice Cenci (1857) nach Giulio Romano u. a. Im Jahr 1837 zum Professor der Kupferstecherschule zu Brüssel ernannt, gab er 1851 eine Sammlung der berühmten Männer Belgiens in Stichen heraus, daneben noch andere Blätter nach belgischen Meistern (wie Madou, Stevens). Nach Einrichtung des Königreichs Italien wurde er als Professor der Kupferstecherschule an die Mailänder Akademie berufen, starb daselbst aber schon 8. März 1869. C. gehört ohne Zweifel zu den ersten Kupferstechern der neuern Zeit; er führte sorgsam aus, war ein korrekter Zeichner und verstand die farbige Wirkung des Originals wie kaum ein anderer moderner Meister wiederzugeben.

Calame (spr.-lám), Alexandre, berühmter Landschaftsmaler, geb. 28. Mai 1810 als Sohn eines armen Steinmetzen zu Vevay. Als der Vater bei einem Bau von einem herabfallenden Quaderstein erschlagen worden, ward C. von dem Bankier Diodati aufgenommen und sollte Kaufmann werden, durfte aber dann, als man sein Talent erkannt hatte, die Zeichenschule besuchen, bis er zu dem berühmten Landschafter Didav in die Lehre kam. Im Jahr 1842 ging er nach Paris, stellte hier seinen Montblanc, die Jungfrau, den Brienzersee, den Monte Rosa und Mont Cervin aus und wurde Mitglied der Akademien zu Petersburg und Brüssel. Im Jahr 1845 begab er sich auf längere Zeit nach Italien und brachte aus Rom und Neapel zahlreiche Bilder mit, darunter die Ruinen von Pästum (im städtischen Museum zu Leipzig), wodurch er besonders in Deutschland bekannt geworden ist. Er zeigte darin, daß er auch die italienische Natur in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen vermochte, aber sein Specialgebiet blieb doch die Alpenlandschaft. Die Gletscher, die smaragdgrünen, weißschäumenden Bergwasser, die vom Sturm zersplitterten Bäume und das gepeitschte

Gewölk, die vielfarbigen Felsengebilde, bald halb von Nebeln verschleiert, bald in den Strahlen der Sonne erglänzend, dies die Gegenstände, die er mit großer Naturtreue zur Darstellung zu bringen weiß. Wir nennen aus ihrer Zahl hier noch den Handeckfall, Aus dem Berner Oberland, Aus Tirol, den Vierwaldstättersee, den Waldsturm (ebenfalls im städtischen Museum zu Leipzig) ꝛc. Eine seiner genialsten Schöpfungen ist jedenfalls die Darstellung der vier Jahres- und Tageszeiten in vier Landschaften, wo der Frühlingsmorgen eine südliche, der Sommermittag eine nordische Flachgegend zeigt; der Herbstabend und die Winternacht, Gebirgsstücke. Noch populärer als durch diese größeren Werke wurde C. durch kleinere Arbeiten, Lithographien und Radirungen, namentlich durch die 18 Studien von Lauterbrunnen und Meiringen, und die 24 Blätter Alpenübergänge, die in Frankreich, England und Deutschland ungemeine Verbreitung fanden. In dieselben Länder kamen auch viele seiner, zu sehr hohem Preis verkauften Oelgemälde, wovon aber die meisten in der Schweiz blieben. So sieht man, abgesehen vom Privatbesitz, im Museum von Basel: das Schreckhorn und das Wetterhorn, im Kunstsaal zu Bern den Handeckfall und den Wasserfall bei Meiringen, in der Bildergallerie der Töchterschule zu Neuschâtel den Monte Rosa, im Musée Arlaud in Lausanne den Brienzersee. Die Kunst hatte den Proletariersohn zum Millionär gemacht; C. starb 19. März 1864 zu Mentone, nachdem er seit Jahren kränkelnd, zuletzt zu Genf in völliger Zurückgezogenheit gelebt hatte.

Calamianes, eine zu den Philippinen gehörende Inselgruppe im ostind. Archipel, zwischen Palawan, Mindoro und Panay, welche die größeren Inseln Linakapan, Calamian, Busbagon, Koron, Dumaran, Cujo, nebst einer Anzahl kleinerer, mit etwa 20,000 Einw. umfaßt. Zur span. Alcaldia C. gehört außerdem noch der Nordtheil der Insel Palawan. Von diesen Inseln ist Calamian die größte, allein Busbagon die fruchtbarste und Cujo durch die Betriebsamkeit und den Fleiß der Bewohner die blühendste.

Calamīn, s. v. w. Galmei.

Calamistrum (lat.), das Brenneisen zum Kräuseln der Haare; Schnörkelei; überladener Redeschmuck.

Calamites, s. Equisetaceen.

Calămus (lat.), das Schreibrohr, dessen man sich im Alterthum zum Schreiben bediente, wurde aus einer Schilfgattung gewonnen (das beste kam aus Aegypten, Knidos und einem armenischen See) und ist noch jetzt im Orient üblich, wie denn die Araber von den Byzantinern auch das Wort »Kalam« selbst entlehnten.

Calămus *L.* (Rotang, Rottang), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, wuchernde, stachelige Sträucher oder Bäume, deren Stengel da, wo die Blätter abgefallen sind, mit den zerstreut stehenden Scheiden besetzt sind. Die Blätter sind gefiedert mit meist linienförmigen Segmenten, und der Blattstiel verlängert sich bei einigen in einen peitschenförmigen Strang mit krummen Haken, während bei anderen ein ähnlicher Strang aus der Blattscheide entspringt. Mittels dieser Organe befestigen sich die klimmenden Palmen zwischen andere Pflanzen, erreichen so trotz des schwachen Stengels bedeutende Höhen und bilden oft undurchdringliche Geflechte. Die Blütenkolben sind achselständig und tragen Blüten verschiedenen Geschlechts. Die Frucht gleicht einem umgekehrten Tannenzapfen, ist schuppig und ein-, bisweilen zweisamig. Die Gattung ist in Asien, besonders auf den Sundainseln und in Malacca am meisten vertreten. C. Draco *Willd.* (Drachenblutpalme) überrankt auf Sumatra und den malayischen Inseln die Bäume und liefert wahrscheinlich die weißen und braunen Manila-Drachenrohre. Die Früchte sind etwas größer als Kirschen und zur Zeit der Reife mit einem rothen Harz bedeckt, welches die feinste Sorte von Drachenblut bildet. Eine geringere Sorte gewinnt man durch Auskochen der Samen. C. Rotang *L.*, C. rudentum *Lour.*, C. Royleanus *Griff.* und viele andere weithin wuchernde Arten auf dem Kontinent und auf den Inseln liefern das Spanische Rohr. Die Calamusarten sind von großer Schönheit und bilden eine Zierde der Palmenhäuser, aber sie sind ziemlich empfindlich und als Zimmerpflanzen kaum zu erhalten. S. Tafel »Industriepflanzen«.

Calanca, Val, ein rechtseitiges Nebenthal des Valle Mesocco in Graubünden, diesem parallel, aber enger, schluchtenartig, von der Calancasca durchrauscht, einsam, aber mit zahlreichen Dörfern. Hoch ob dem Eingang, bei Santa Maria die Ruine des Kastells C. Die Bevölkerung, in 11 Gemeinden 1698 Köpfe stark, durchaus ital. Zunge und kathol. Konfession (1870 nur 2 Protestanten), ist im Sommer größtentheils abwesend, da die Männer als Glaser, Erdarbeiter, Steinhauer ꝛc. Verdienst in der Fremde suchen. Vom Touristenzug ist das Thal nicht berührt. Im Gegensatz zu der üblichen Vorstellung, daß die Bewohner des steinigen Thals eine ärmliche Existenz fristen, versichert B. Studer, daß in den Ortschaften des Val C. viel Wohlhabenheit zu finden sei.

Calanda, ein 2808 Meter hoher Bergzug der Sardonagruppe in der Schweiz, von jener durch die tiefeingeschnittene Paßlücke des Kunkels fast abgetrennt, erhebt sich auf der Grenze der Kantone Graubünden und St. Gallen; wichtiger durch seine Thonschiefer als durch das Gold der »Goldenen Sonne«. Die Gefahr, welche die Felsstürze dem am Südfuß gelagerten Graubündner Dorf Felsberg gebracht haben, hat zur Gründung der sicherern Nachbaransiedelung Neu-Felsberg geführt.

Calando (ital.), abnehmend (in der Musik).

Calandra (lat.), der Kornwurm.

Calandra, Giovanni Battista, berühmter Mosaikarbeiter, geb. 1586 zu Vercelli, gestorben nach Pascoli 1644, nach Passeri 1648. Die Mosaikmalerei gewann durch ihn in künstlerischer und in technischer Beziehung, und namentlich war es auch die Erfindung eines bessern Kitts, welche seine Bestrebungen außerordentlich förderte. Die Feuchtigkeit in der Peterskirche bestimmte Urban VIII. und Innocenz X., durch C. viele Malereien in mustivischer Arbeit verfertigen zu lassen, und so bewahrt denn jene noch jetzt seine vorzüglichsten Werke, z. B. die 4 Kirchenväter, den Erzengel Michael, den Drachen mit Füßen tretend, die Apostel Petrus und Paulus ꝛc. Auch Bildnisse und Kopien hat man von ihm.

Calandrelli, Alexander, Bildhauer, geb. 9. Mai 1834 zu Berlin, der Sohn des 1832 aus Rom berufenen Edelsteinschneiders Giovanni C., ging 1848 auf die Berliner Kunstakademie, verließ 1852 dieselbe nach dem Tod seines Vaters und arbeitete zwei Jahre bei dem Bildhauer Dankberg. Dann arbeitete er bei Professor Drake und hernach bei Professor Fischer, bis er sich 1864 sein eigenes

Atelier gründete. Kleine Wachsarbeiten, die er bei Fischer hatte fertigen lernen, bildeten den Uebergang zu größeren Bildhauerarbeiten; die erste größere Wachsarbeit waren die Modelle zu einem großen silbernen Tafelaufsatz für die Gebrüder Vollgold. Dann folgten die vier Eckfoldaten an der großen silbernen Ehrensäule und die Soldatenfiguren an dem silbernen denkmalartigen Aufbau zum fünfzigjährigen Stiftungsfest des Eisernen Kreuzes, beide im Berliner Schloß; ferner eine Reiterstatuette des Königs Wilhelm I. im Turnierkostüm; zwei Landsknechte, 2 Meter groß; eine überlebensgroße sitzende Statue von Peter v. Cornelius; die 2,8 Meter hohe Statue des Generals York zu dem Denkmal Friedrich Wilhelms III. für Köln, dessen Vollendung C. nach Bläsers Tod übertragen worden war; das auf den dänischen Krieg bezügliche Relief am Siegesdenkmal in Berlin: Auszug der Truppen und Erstürmung der Düppeler Schanzen, das ohne Zweifel die drei anderen Reliefs bei weitem übertrifft; der »Kunstgedanke«, eine Treppenwangenfigur für die Berliner Nationalgallerie; zwei Gruppen für die neue Königsbrücke: die Heimkehr des Kriegers und die Elbe als Vermittlerin des Handels und der Industrie; endlich (noch in der Arbeit) eine stehende Figur von P. v. Cornelius, für die Vorhalle des Alten Museums bestimmt; ein Kriegerdenkmal für den 5. Distrikt in Berlin und die Reliefs für das genannte Kölner Denkmal. Seine Bewerbung um das Goethe-Denkmal in Berlin war erfolglos geblieben.

Calandrone (ital., m.), ein Blasinstrument, dessen sich die ital. Landleute theils zum Vortrag einfacher Tonstücke, theils auch zur Begleitung ihrer Volkslieder ꝛc. bedienen. Es hat Tonlöcher wie unsere Flöte und an der Mündung zwei Klappen, welche beim Niederdrücken den Ton durch zwei gerade einander gegenüber stehende Oeffnungen durchlassen. Der Klang ist heiser und wenig angenehm.

Calántica (Calvatica, lat.), Name der bei den Römern auch Mitra genannten Kopfbedeckungen der Frauen, Hauben aus dichtem Zeug (auch wohl Blase), welche theils den ganzen Kopf bedeckten, so daß die Haare wie in einem Sack den Nacken herabhingen, theils hinten offen waren. Solche Kopfbedeckungen waren ursprünglich griechisch, wenn auch nicht gerade phrygisch.

Calao, der Nashornvogel.

Calas (spr. -las), Jean, ein Opfer des Religionsfanatismus und leichtsinniger Rechtspflege, geb. 19. März 1698 als Protestant zu Lacaparède bei Chartres, lebte zu Toulouse mit seiner Familie als Kaufmann und unbescholtener Mann. Am 13. Okt. 1761 wurde sein ältester Sohn im Magazin erhenkt gefunden. Derselbe war seit einiger Zeit schwermüthig gewesen, da er aber angeblich katholisch geworden war oder es doch werden wollte, so wurde der Vater beschuldigt, ihn aus Religionshaß ermordet zu haben. Die ganze Familie wurde darauf gefänglich eingezogen. Die Mönche thaten alles, um das Volk aufzureizen: sie bestatteten den Leichnam aufs pomphafteste und priesen den Todten als Märtyrer des katholischen Glaubens. Vergeblich betheuerte C. seine Unschuld, das Parlament erklärte ihn, wiewohl mit schwacher Stimmenmehrheit, des Mordes überführt und verurtheilte ihn zum Tod durchs Rad von unten auf. Dieses Urtheil wurde 9. März 1762 vollzogen. C. starb mit seltener Standhaftigkeit. Sein Vermögen wurde eingezogen; die Kinder brachte man in ein Kloster. Die Wittwe zog nach Genf, wo sie viele Freunde fand. Besonders nahm sich Voltaire der Sache an, brachte den Proceß durch seine Schrift »Sur la tolérance« vor die Oeffentlichkeit und bewirkte so eine Revision des ganzen Processes. Nach Einsicht der Akten annullirten 1765 König und Rath einstimmig das Urtheil, erklärten C. und seine Familie für unschuldig und gaben derselben ihre eingezogenen Güter zurück, doch wurden weder die Gerichte von Toulouse wegen dieses Justizmordes, noch die fanatischen Pfaffen ihres die Menge aufreizenden Treibens wegen zur Rechenschaft gezogen. Dieser Vorfall führte zu einer schweigenden Duldung der gesetzlich nicht anerkannten Calvinisten. In Bungeners »Trois sermons sous Louis XV« (deutsch unter dem Titel »König und Prediger«, Basel 1860) findet sich eine höchst anziehende und lebendige Darstellung dieses Gegenstandes. Vgl. Coquerel, J. C. et sa famille, étude historique (2. Aufl., Par. 1870).

Calascione (Colascione, m., spr. -laschóne); ein in Italien (besonders in Neapel) sehr gebräuchliches Saiteninstrument, welches die Gestalt einer kleinen Laute, aber einen längeren Hals und ein längeres, durch 16 Bünde getheiltes Griffbret hat. Der Bezug besteht in 2 oder 3 Darmsaiten, die in der Quint oder Quint und Oktav gestimmt sind und mit den Fingern oder einem Plektrum (etwa einer Federspule) gerissen werden. Das Instrument ist jedenfalls sehr alt; 1767 ließen sich die Gebrüder Cola in Deutschland mit vielem Beifall darauf hören.

Calata (ital., f., »Abhang, Fall«), ein ital. Tanz, durch dessen Melodien das Auf- und Niedertanzen der Reihen durch entsprechende Tonleitern und Läufe malerisch ausgedrückt wird. Das Tempo derselben ist rasch, lebhaft und etwas eilend; die Taktart gewöhnlich $^3/_4$-, seltener $^3/_8$-Takt.

Calatafimi, Stadt in der sicilian. Provinz Trapani, südwestlich von Palermo, in sehr fruchtbarer Gegend, mit (1871) 9414 Einw., welche sehr guten Käse bereiten. In der Nähe die Ruinen des durch die Saracenen zerstörten Segestum. In der neuesten Geschichte Italiens ward C. bemerkenswerth als Schauplatz des ersten Zusammenstoßes zwischen Garibaldi und den Truppen des Königs von Neapel unter General Landi, der nach siebenstündigem Kampf zurückweichen mußte (15. Mai 1860).

Calatayud, Stadt in der span. Provinz Saragossa, in sehr fruchtbarer Ebene am Jalon, südwestlich von Saragossa, ist groß und finster, aber von reicher Vegetation und schönen Promenaden umgeben, hat 13 Kirchen, ein Felsenschloß, einen Cirkus für Stiergefechte und 9823 Einw., welche Fabrikation von Tuch, Seife, Leder und Wollzeugen, sowie Wein-, Oel-, Obst- und starken Hanfbau treiben. C. erhielt seinen Namen vom arabischen Calat (»Schloß«) und von dem maurischen Fürsten Ayub, welcher den Ort im 8. Jahrh. aus den Ruinen von Bilbilis, der Vaterstadt Martials, bauen ließ. Im Jahr 1118 kam C. an Aragonien u. 1362 an Kastilien.

Calător (lat.), bei den Römern eine Art Ausrufer, ein Diener zum Rufen oder Herbeiholen, besonders aber Name der Priesterherolde, die unter anderem, wenn ein Opfer bevorstand, den im Freien Arbeitenden Feierabend ansagten.

Calatrāva (Carrion de C.), Flecken in der span. Provinz Ciudad Real, am Guadiana, mit 2720 Einw., berühmt als Stiftungsort des Calatravaordens (s. d.).

Calatrāva, Don José Maria, span. Staatsmann, geb. 26. Febr. 1781 zu Merida in Estremadura, studirte Jurisprudenz und ward in Badajoz 1805 Advokat. Bei der Erhebung Spaniens gegen die französische Zwingherrschaft 1808 ward er Mitglied der Junta von Estremadura und 1810 der allgemeinen Junta auf Isla de Leon. Von Ferdinand VII. 1814 nach Melilla an der Küste von Marokko verbannt, verlebte er hier sechs Jahre im Exil. Im Jahr 1820 zurückgerufen, ward er in die neuen Cortes gewählt. Seine juristische Tüchtigkeit machte ihn zu einem der Koryphäen in der Versammlung. Doch hatte er seit seiner Verbannung ein herbes, düsteres Wesen angenommen, weshalb auch sein Entwurf eines Kriminalgesetzes ein drakonisches Gepräge erhielt. Nach Auflösung der ersten Cortes lebte er zurückgezogen, wurde 1823 in Sevilla Minister des Innern und bald darauf der Justiz. Hauptsächlich sein Werk war die Abführung des Königs nach Sevilla und Cadiz. Hier rieth er, von den Franzosen bedrängt, zur Unterwerfung und verfaßte ein Dekret, worin den Konstitutionellen im Namen des Königs Amnestie zugesichert wurde. Als der König am andern Tag, 30. Sept. 1823, dies umstieß, floh C. nach England, lebte hier in Zurückgezogenheit juridischen Studien, von seinen Gegnern mit unverdienten Schmähungen verfolgt. Nach der Julirevolution wurde C. Mitglied der dirigirenden Junta zu Bayonne, zog sich aber, als Mina's Unternehmen mißlungen war, nach Bordeaux zurück. Im Jahr 1834 zurückgerufen, wurde er Beisitzer des höchsten Gerichtshofs, zeigte sich jedoch als Feind eines gemäßigten Systems, so daß er nach dem Aufstand der Madrider Nationalgarde 1835 kaum der Verhaftung entging. Nach Erneuerung der Verfassung von 1812 im August 1836 wurde C. Präsident des Ministeriums, zeigte sich aber der Lage nicht gewachsen und übte eine Art bürgerlicher Diktatur aus. Als deshalb 17. Aug. 1837 einige Officiere Espartero's die Entlassung des Ministeriums forderten, mußte C. abtreten. Später zum Senator ernannt, war er nicht mehr von Einfluß. Er starb 24. Jan. 1846 zu Madrid.

Calatrāvaorden, span. geistlicher und militärischer Ritterorden, gestiftet 1158, als die Templer, an der Vertheidigung der für die Provinz Mancha wichtigen Stadt Calatrava gegen die Mauren verzweifelnd, sie Don Sancho III., König von Kastilien, überließen, und nun der Cistercienserabt Raimundo von Fitero und Diego Velasquez, sich an die Spitze von Geistlichen und Laien stellend, den Feind zurückschlugen. Sie erhielten dafür die Stadt, und um die Vertheidigung derselben zu sichern, gestattete Sancho die Stiftung eines geistlichen und militärischen Ordens nach der Regel der Cistercienser, dem er den Namen des Platzes verlieh, und der aus zwei Klassen gebildet war, von denen die eine den Kirchen-, die andere den Waffendienst versah. Im Jahr 1163, nach Raimunds Tod, trennten sich die Ritter von den Mönchen, erwählten Don Garcias de Redon zum Großmeister und ließen Alexander III. den Orden bestätigen. Im Jahr 1197 eroberten die Mauren Calatrava mit großen Verlusten für die Ritter, deren Rest nach Salvatierra zog, woher der Orden eine Zeitlang den Namen »Orden von Salvatierra« führte. Im Jahr 1212 rächten sich die Ritter bei Las Navas de Tolosa und kehrten nach Calatrava zurück, von wo sie jedoch bald nach einem neuen Calatrava zogen, das sie in der Nähe gründeten. Zur Belohnung für die Dienste, welche der Orden später den Königen bei Bekämpfung der Mauren leistete, erhielt er große Besitzungen und dadurch eine bedeutende Macht. Im 15. Jahrh., als die Kämpfe gegen die Mauren aufgehört und die kriegerischen Gewohnheiten, wie die Reichthümer des Ordens der Krone hätten gefährlich werden können, wurde die Administration des Ordens durch eine Bulle Innocenz' VIII. 1498 Ferdinand dem Katholischen übergeben, und Adrian VI. verband die Großmeisterwürde der Orden von Alcantara, Calatrava und des heil. Jago für immer mit der spanischen Krone. Fortan war die Ernennung der Ritter ꝛc. eine Gnadensache des Königs zur Belohnung des Adels. Paul III. gestattete den Rittern, sich einmal zu verheirathen; sie legten aber dennoch die drei Gelübde, sowie das der Vertheidigung der unbefleckten Empfängnis, ab. Der Großmeister Don Gonsalvo Yañes fügte 1219 eine Stiftung von Klosterfrauen dem Orden bei, welche später drei Klöster besaßen und die bei ihrer Aufnahme eine Ahnenprobe zu bestehen hatten. Sie wurden Komturinnen genannt. Anfangs das Cistercienserhabit tragend, wurden die Ritter 1397 davon entbunden und trugen fortan einen weißen Waffenrock, ein weißes Skapulier, eine schwarze Kapuze und einen Pilgerkragen. Das Ordenskleid bestand zuletzt in einem weißen Mantel mit rothem Lilienkreuz auf der linken Seite, das Ordenszeichen in einem hängenden Rhombus aus Silber mit dem rothen Lilienkreuz, welches an ponceaurothem Band getragen wurde. Der Orden hatte außer dem Großmeister vier Würdenträger: Comendadormayor, Claveromayor (Schlüsselbewahrer) und Obrero (Kirchenpfleger), ferner Comendadores, Caballeros profesos und non profesos, d. h. welche das Ordensgelübde abgelegt und nicht abgelegt hatten. Am 12. März 1872 wurde der Orden von der republikanischen Regierung aufgehoben.

Calcaria (lat.), Kalk; C. carbonica, kohlensaurer Kalk; C. chlorata, Chlorkalk; C. hydrica, gelöschter Kalk, Calciumoxydhydrat; C. hydrochlorata, Chlorcalcium; C. hypochlorosa, Chlorkalk; C. muriatica, Chlorcalcium; C. oxymuriatica, Chlorkalk; C. phosphorica animalis, Knochenerde, phosphorsaurer Kalk; C. sulfurata, s. Calciumsulfurete; C. sulfurica, schwefelsaurer Kalk, Gips; C. usta, gebrannter Kalk, Calciumoxyd.

Calceŏla, s. Mollusken.

Calceolaria *L.* (Pantoffelblume), Pflanzengattung aus der Familie der Skrophularineen, Kräuter oder Halbsträucher mit quirl- oder gegenständigen Blättern und schönen, eigenthümlich geformten, gelben, weißen oder rothen, vielfach nüancirten und verschiedenartig gezeichneten Blüten. Sie sind in Südamerika heimisch, theils in den Ländern westlich der Andes, theils im äußersten Süden des Kontinents und auf den benachbarten Inseln; einige wachsen in der Nähe der Küste, andere viele tausend Fuß hoch auf den Hochplateau's. Die reichlich blühenden Kalceolarien werden in vielen Arten und Abarten bei uns als Zierpflanzen kultivirt und zeichnen sich besonders durch die prachtvolle Zeichnung der Blüten aus.

Calcio (ital., m., spr. kältscho, »Fußstoß«), Art Ballspiel, in Italien bei Freudenfesten üblich, wobei die Spieler den Ball mit dem Fuß fortstoßen.

Calcīt, s. v. w. Kalkspat.

Calcium Ca, chemisch einfacher Körper, welcher mit Sauerstoff verbunden den Kalk bildet, findet sich nicht im freien Zustand, gediegen, in der Natur,

aber viele seiner Salze, wie kohlensaurer, schwefelsaurer und phosphorsaurer Kalk, Fluorcalcium, gehören zu den verbreitetsten Körpern der Erdrinde. Man erhält reines C. durch Erhitzen von Jodcalcium mit Natrium im fest verschlossenen Gefäß oder von Chlorcalcium mit Zink und Natrium und Abdestilliren des Zinks aus der entstandenen Zinkcalciumlegirung; auch kann man C. durch Elektrolyse aus Chlorcalcium gewinnen. Es ist ein hellgelbes, stark glänzendes Metall mit hakigem, etwas körnigem Bruch, Atomgewicht = 40, spec. Gew. 1,58, von der Härte des Kalkspats, hält sich an trockener Luft ziemlich gut, oxydirt sich aber schnell in feuchter Luft und zersetzt das Wasser unter stürmischer Wasserstoffentwickelung; in der Rothglut verbrennt es mit gelbem Licht. Es ist zweiwerthig, und sein Oxyd ist der Kalk CaO. Es wurde 1808 von Davy durch Elektrolyse zuerst dargestellt. Die Calciumzinklegirung mit 10—16 Proc. C. ist leicht zerbrechlich, glänzend, wird kaum von Wasser, Schwefelsäure und Oxalsäure, leicht von Salzsäure und Salpetersäure gelöst.

Calcium chloratum, Calciumchlorid, Chlorcalcium; C. oxydatum, Calciumoxyd, gebrannter und ungelöschter Kalk; C. oxydatum hydratum, Calciumoxydhydrat, gelöschter Kalk; C. sulfuratum, Calciumsulfuret.

Calciumchlorid (Chlorcalcium, fälschlich salzsaurer Kalk genannt) $CaCl_2$, findet sich in der Natur als Bestandtheil des Meerwassers und vieler Mineralwässer, bildet mit Chlormagnesium das Mineral Tachydrit und entsteht beim Behandeln von kohlensaurem Kalk mit Salzsäure. Um reines C. zu gewinnen, leitet man in die Lösung Chlor, digerirt mit Kalkmilch, um Eisen- und Manganoxyd und Magnesia zu fällen, filtrirt und neutralisirt mit reiner Salzsäure. Als Nebenprodukt erhält man C. bei Neutralisation des Rückstandes von der Ammoniakbereitung mit Salzsäure. Verdampft man die Lösung zu hoher Concentration, so erhält man es in rhomboëdrischen Krystallen mit 6 Molekülen Krystallwasser; es schmeckt bitterlich scharf, ist äußerst zerfließlich, löst sich in Wasser unter beträchtlicher Temperaturerniedrigung und gibt mit Schnee bei 0° gemischt eine Kälte von —48°. Zur Bereitung von Kältemischungen geeignet erhält man das C., wenn man die Lösung verdampft, bis sie bei 130° siedet, dann erkalten läßt und im Moment des Erstarrens stark schüttelt. Die Krystalle schmelzen bei 29° und verlieren im luftleeren Raum über Schwefelsäure oder bei 200° 4 Moleküle Krystallwasser. Die erhaltene lockere Masse ist höchst hygroskopisch und dient zum Trocknen der Gase. Erhitzt man das C. noch stärker, so wird es wasserfrei, schmilzt dann und erstarrt zu einer weißen durchscheinenden Masse (geschmolzenes C.), welche sich in Wasser unter starker Wärmeentwickelung löst und alkalisch reagirt, weil sich beim Schmelzen etwas Salzsäure verflüchtigt und Calciumoxyd gebildet hat. Das geschmolzene C. ist ebenfalls sehr hygroskopisch und dient besonders zum Entwässern von Gasen und Flüssigkeiten. Eine Lösung von

50 Theilen C	in 100 Theilen Wasser	siedet bei	112 Grad
100	100		128
200	100		158
325	100		180

10 Th. Alkohol lösen 7 Th. C., und diese Lösung gibt in der Kälte Krystalle von Chlorcalciumalkoholat, welches durch Wasser zersetzt wird. Auch mit Holzgeist, Amylalkohol, Aceton bildet C. ähnliche Verbindungen. Man benutzt, wie schon erwähnt, C. zum Trocknen von Gasen und füllt es zu diesem Zweck in Röhren, durch welche man die Gase leitet (Chlorcalciumröhren); auch stellt man es auf Schalen oder Tellern in Schränken auf, um Bonbons und Cigarren trocken zu machen oder zu erhalten. Lösungen von C. dienen als Bäder, um Flüssigkeiten längere Zeit gleichmäßig zu erhitzen, da sie sich bis 180° leicht bei jeder beliebigen Temperatur siedend erhalten lassen. Man benutzt C. auch zur Konservirung der Steine, welche zuerst mit Wasserglas-, dann mit Chlorcalciumlösung getränkt werden und dadurch einen fest haftenden Ueberzug von Kalksilikat erhalten. Anstriche mit Kalkmilch und Chlorcalcium schützen Holzwerk vor leichter Entzündung. Lösungen von C. sind zum Besprengen der Straßen empfohlen worden, weil das C. beständig aus der Luft Feuchtigkeit anzieht und daher den Staub unterdrückt; auf kalkreichen Straßen genügt natürlich ein Besprengen mit Salzsäure. Ueber Anwendung des C. zu Kältemischungen s. d.

Calciumfluorid (Fluorcalcium), s. Flußspat.

Calciumoxyd, s. v. w. Kalk, gebrannter Kalk, ungelöschter Kalk; Calciumoxydhydrat, s. v. w. Kalkhydrat, Aetzkalk, gelöschter Kalk; s. Kalk.

Calciumsalze, s. v. w. Kalksalze.

Calciumsulfurete, Verbindungen von Calcium mit Schwefel. Einfach Schwefelcalcium CaS entsteht beim Glühen von Kalk in Schwefelwasserstoff oder von schwefelsaurem Kalk in Wasserstoff oder mit Kohle. Es ist in den Sodarückständen enthalten, bildet eine farblose erdige Masse und leuchtet im Dunkeln, wenn es vorher vom Sonnenlicht bestrahlt worden war (Cantons Phosphor). In feuchter Luft wird es durch die Kohlensäure zersetzt, unter Entwickelung von Schwefelwasserstoff bildet sich unterschwefligsaurer Kalk, welcher unter Abscheidung von Schwefel in schwefelsauren Kalk übergeht. Mit Wasser gibt Schwefelcalcium Aetzkalk und Calciumsulfhydrat $CaSH_2S$; dies entsteht auch bei Einwirkung von Schwefelwasserstoff auf Aetzkalk und findet sich daher im Gaskalk; es wirkt höchst ätzend und dient zum Enthaaren der Felle. Kocht man Aetzkalk mit Wasser und Schwefel, so entsteht eine gelbrothe Lösung von Fünffach Schwefelcalcium CaS_5, welche noch Schwefel löst und mit Säuren, unter Abscheidung von Schwefel, Schwefelwasserstoff entwickelt. Sie dient als Antichlor und zur Darstellung von Schwefelmilch. Glüht man Kalk oder Aetzkalk mit Schwefel bei Abschluß der Luft, so entsteht eine grauweiße, gelbliche oder röthliche Masse, welche neben schwefelsaurem Kalk Schwefelcalcium enthält, als Kalkschwefelleber, Hepar sulfuris calcareum, Calcaria sulfurata, bekannt ist und als Arzneimittel benutzt wird.

Calcŭlus (lat., m.), Stein, z. B. zum Spiel, zu Abstimmungen (s. Kalkül); error in calculo, Rechnungsfehler; pro calculo, für die (Richtigkeit der) Rechnung, nämlich bürgt; c. Minervae, Stein der Minerva, d. i. die bei Stimmengleichheit zu jemandes Gunsten den Ausschlag gebende Stimme, von dem weißen freisprechenden Stein hergenommen, den Minerva im Areopag für den Muttermörder Orestes einlegte, als gleichviel schwarze (verurtheilende) und weiße (freisprechende) Steine abgegeben waren.

Calcutta, s. Kalkutta.

Caldāni, Leopoldo Marc-Antonio, berühmter Anatom, geb. 21. Nov. 1725 zu Bologna, studirte daselbst, wurde 1755 Professor der Medicin und ging später nach Venedig, von wo er als Professor der theoretischen Medicin nach Padua berufen ward. Nach Morgagni's Tod erhielt er 1771 dessen Stelle und starb 24. Dec. 1813. Durch seine »Untersuchungen über die Irritabilität« (Bologna 1757) erwarb er sich Hallers Freundschaft. Seine Lehrbücher über Pathologie (Padua 1772), Physiologie (das. 1773), Anatomie (Vened. 1787) und Semiotik (Padua 1808) dienten lange Zeit auf verschiedenen Universitäten als Grundlage der Vorlesungen. Sein Hauptwerk sind die mit seinem Neffen Floriano herausgegebenen »Icones anatomicae« (Vened. 1801—1814, 4 Bde.; neue Aufl. 1823), wozu sie gleichzeitig eine »Explicatio iconum anatomicarum« (das. 1802—1814, 5 Bde.) erscheinen ließen.

Caldāra, 1) Polidoro, berühmter ital. Maler, bekannt unter dem Namen seines Geburtsorts Caravaggio, war um 1495 geboren und kam in seinem 18. Jahr nach Rom, wo eben Raffaels Schüler unter des Meisters Aufsicht an den Freskomalereien im Vatikan arbeiteten. C. fand einen Platz unter den Handlangern, fühlte aber bald durch den Anblick der herrlichen Schöpfungen der Kunst, die ihm hier täglich vor Augen standen, sein Talent erwachen und fand an einem der eifrigsten Schüler Raffaels, Maturino, einen Freund und Lehrer. An Raffaels Malereien in Chiaroscuro soll der frühere Handlanger bereits mit Maturino als Gehülfe thätig gewesen sein. Bei Raffaels Tod hatte er sich durch sein eifriges Studium der Antike und des Basreliefs schon einen großen Stil in der Zeichnung zu eigen gemacht; da aber sein Kolorit noch wenig Reiz besaß, so malte er mit seinem Freund gemeinschaftlich an den Façaden der Häuser in Rom meist grau in grau und ahmte so die Darstellungen der besten Basreliefs mit der größten Vollkommenheit nach; doch sind von allen diesen Werken nur noch sehr wenige vorhanden, und zwar in äußerst beschädigtem Zustand. Durch die Eroberung von Rom unter Bourbon 1527 wurden die Freunde auseinander gerissen. C. wandte sich nach Neapel und nach längerem Aufenthalt daselbst nach Messina. Hier warf er sich mit solchem Eifer auf das von ihm bisher vernachlässigte Kolorit, daß sich die Aufträge zu Altarbildern und sonstigen Kirchengemälden von Tag zu Tag mehrten. Leider aber verfiel er zu gleicher Zeit in einen grellen Naturalismus, der das Gemeine mit Vorliebe herauskehrte. Hauptbild dieser Richtung ist sein Christus, unter dem Kreuz erliegend, eine reiche Komposition, in der königlichen Sammlung zu Neapel. Trotz der Achtung, der ansehnlichen Schülerzahl und des reichen Erwerbs, die er in Messina fand, im Begriff nach Rom zurückzukehren, wurde er 1543 von seinem Diener ermordet. Cherub. Alberti, Galestruzzi, P. S. Bartoli u. a. haben seine Kompositionen durch den Stich vervielfältigt.

2) Antonio, berühmter ital. Komponist, geb. 1670 zu Venedig, Schüler seines Landsmanns Legrenzi, brachte schon mit 19 Jahren eine Oper (»Argene«) in seiner Vaterstadt auf die Bühne. Anfangs Sänger an San Marco, wurde er nach einem vorübergehenden Aufenthalt am Hof zu Mantua 1716 als Vicekapellmeister an den kaiserlichen Hof zu Wien berufen, wo er die besondere Gunst Kaiser Karls VI. genoß und 28. Aug. 1736 starb. Er hinterließ eine große Anzahl von Opern (das Verzeichnis bei Fétis enthält deren 69); außerdem eine Reihe von Musikstücken für die Kirche (Motetten, Messen ꝛc.), endlich Kantaten und Sonaten für Instrumente; aus letzteren geht hervor, daß er Violoncellspieler war. Seine Musik zeichnet sich mehr durch leichte und ansprechende Melodik, als durch Reichthum und Tiefe der Erfindung und Gestaltung aus; doch übte Fux, unter welchem er in Wien stand, auf den Stil seiner späteren Werke einen kräftigenden Einfluß aus. Caldara's geistliche Kompositionen, in welchen er sich zum Theil an ältere Meister anschloß, übertreffen an Ernst der Auffassung seine Opern.

Caldas (Caldētas, span. und portug., »warme Quellen«), Name zahlreicher Badeorte in Spanien und Portugal. Die berühmtesten sind: C. de Mombuy, Stadt in der span. Provinz Barcelona, in schöner Gebirgsgegend, mit 3600 Einw. und Schwefelquellen von 46—56° R. (die Badeeinrichtungen sind die besten in ganz Spanien); C. da Reinha, Stadt in der portug. Provinz Estremadura, nördl. von Obidos, mit 1800 Einw., warmen, sehr heilkräftigen Schwefelquellen (28,5° R.), guten Einrichtungen und einem großen königlichen Spital (1495 gegründet); C. de Gerez, in der span. Provinz Minho, reizend im Cavadothal gelegen, mit Schwefelquellen von 50° R. und vielbesuchten Badeanstalten.

Caldēra, ein erst 1850 gegründeter Ort in der chilenischen Provinz Atacama, die Hafenstadt von Copiapo, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist, liegt in einer traurigen, wasser- und vegetationslosen Strandebene, hat aber einen sichern und bequemen, seit 1868 auch mit einem Leuchtthurm versehenen Hafen und ist als Ausfuhrhafen für die Kupfer- und Silbererze der Provinz und durch die an der Westküste von Südamerika eingerichtete regelmäßige Dampfschiffahrt so rasch emporgekommen, daß er 1865 bereits 3320 Einw. zählte. Der Werth der Ausfuhr betrug 1867: 6,4 Mill., der der Einfuhr (Kohlen, Eisen, Maschinen) 566,000 Dollars; C. steht somit in Betreff des Handelsverkehrs unter allen Häfen Chile's nur hinter Valparaiso zurück.

Calderāri (»Kesselschmiede«), eine geheime politische Gesellschaft in Italien, vornehmlich in Neapel, nach einigen 1813 aus den Carbonari entstanden, deren erbitterte Feinde sie wurden, weshalb auch die Regierung sie vorübergehend begünstigte; nach andern in Palermo gestiftet, wo die Aufhebung der Zünfte durch Lord Bentinck bei den Kesselschmieden solche Unzufriedenheit erregte, daß dieselben der Königin Karoline ihre Bereitwilligkeit erklären ließen, gegen die engl. Herrschaft die Waffen zu ergreifen. Nach Neapel übergesetzt, schlossen sie sich den geheimen Verbindungen gegen Murat an. Nach 1816 sind die C. verschwunden.

Calderon, 1) Don Pedro C. de la Barca Henao y Riaño, der große dramatische Dichter der Spanier, geb. 17. Jan. 1600 zu Madrid als Sprößling einer altadligen Familie. In seinem 9. Jahr einem Jesuitenkollegium daselbst übergeben, entwickelte er so rasch die ausgezeichnetsten Geistesgaben, daß er schon im 13. Jahr die hohe Schule von Salamanca beziehen konnte. Hier widmete er sich juristischen, philosophischen und mathematischen Studien, daneben aber auch der Ausbildung seines poetischen Talents, und schon in seinem 14. Jahr

konnte er die erste Frucht desselben, sein Schauspiel »El Carro de Cielo«, veröffentlichen. Ein Talent, welches für eine Gattung von Poesie, die damals die vollste Gunst des Hofs und des Volks besaß, so vortreffliches zu leisten versprach, konnte nicht lange ohne Gönner bleiben. Im Jahr 1619 von Salamanca nach Madrid zurückgekehrt, fand er am dortigen Hof mächtige Freunde, verließ aber 1625 die betretene glänzende Laufbahn, um seinem kriegerischen Hang nachzugeben, und folgte den Fahnen des Königs 10 Jahre lang, namentlich in Mailand und in den Niederlanden, ohne sich jedoch Heldenruf erwerben zu können. Philipp IV., der große Vorliebe für Künste und Wissenschaften hatte, rief ihn 1635 an seinen Hof und übertrug ihm die Leitung seines Theaters im Lustschloß Buen retiro bei Madrid, sowie die Anordnung aller königlichen Feste und Lustbarkeiten. Im Jahr 1637 erhob er ihn zum Ritter von San Jago. Vom König beauftragt, für die königliche Bühne ein dramatisches Werk zu liefern, schrieb C. das Schauspiel »Certamen de amor y zelos«, eilte dann zu dem Heer der spanischen Ritterorden nach Katalonien und erntete jetzt auch kriegerischen Ruhm. Der König kam ihm nach beendetem Feldzug mit doppelter Gunst entgegen, überhäufte ihn mit Auszeichnungen wie mit künstlerischen Aufträgen, setzte ihm eine monatliche Pension von 30 Escudos de oro (ungefähr 120 Konventionsgulden) aus und ließ seine Dramen mit möglichstem Pomp aufführen. In seinem 50. Jahr bemächtigte sich des einst so lebensfrohen Dichters ein Hang zum Mysticismus; er trat 1651 in den geistlichen Stand und erhielt 1653 vom König eine Kaplanstelle bei der Kapelle de los señores Reyes Nuevas zu Toledo, die er auch beibehielt, als ihn Philipp IV., um ihn in der Nähe zu haben, zum Kaplan an der königlichen Hofkapelle ernannte. Noch ehe C. öffentlich in den geistlichen Stand getreten war, hatte sich seine poetische Thätigkeit überwiegend den Autos sacramentales oder Fronleichnamsstücken (s. Auto) zugewendet; von jetzt an widmete er sich ausschließlich diesem Genre und leistete darin in der That ausgezeichnetes. Schneller, als sein weltlicher Dichterruf, verbreitete sich sein Ruf als Schöpfer der herrlichsten geistlichen Schauspiele über ganz Spanien, und von allen ersten Städten des Reichs, Madrid, Toledo, Sevilla, Granada u. a., wurde er mit Aufträgen überhäuft. Im Jahr 1663 wurde er Mitglied der Brüderschaft von San Pedro zu Madrid und 1666 Capellan-Mayor derselben. Diese Ehre erfreute ihn so, daß er dem frommen Verein sein ganzes nicht geringes Vermögen vermachte. Er starb 25. Mai 1681. Seine Asche ruhte über anderthalb Jahrhunderte in der Kirche de las Calatravas, wurde dann 13. April 1841 feierlich nach dem Kirchhof des Klosters St. Nikolaus gebracht und später im Nationalpantheon beigesetzt. C. ist ohne Zweifel das glänzendste poetische Genie, das der Katholicismus hervorgebracht hat, und zwar der vorzugsweise »katholische Dichter«, dabei von erstaunlicher Vielseitigkeit. Seine Werke sind sehr zahlreich, aber weder in streng chronologischer Folge, noch rein und vollständig erhalten. Sie zerfallen in Autos sacramentales oder Opferdarstellungen (z. B. »La cena de Baltasar«), Wunderkomödien (am berühmtesten »La devocion de la cruz«, »El magico prodigioso«, »El principe constante« u. a.), tragische Schauspiele (z. B. »El alcalde de Zalamea«, »La niña de Gomez Arias«), Konversationsstücke (darunter »Dicha y desdicha del nombre«, »La dama duende«, »Guardate de la agua mansa«, »Hombre pobre todo es trazas«, »El maestro de danzar«, »Mañana será otro dia«); ferner in mythologische Festspiele (z. B. »Eco e Narciso«, »El mayor encanto amor«), Ritterspektakelstücke (z. B. »La puente de Mantible«, »En esta vida todo es verdad y todo mentira«), historische Schauspiele (darunter die herrliche »Hija del aire«, »Afectos de odio y amor« u. a.) und romantische Schauspiele verschiedener Qualität (worunter das berühmte »La vida es sueño«, »Saber del mal y del bien« ꝛc. zu zählen sind). Was den poetischen Werth derselben betrifft, so offenbaren sich in Calderons dramatischer Behandlungsweise der Stoffe ebensoviel künstlerische Absichtlichkeit des berechnenden Verstandes, dem die Phantasie bei aller ihrer Fülle untergeordnet ist, als tiefe Weltanschauung und Erhebung des Gemüths bis zur äußersten Grenze der Welt der Erscheinungen. Er übertrifft seine Vorgänger durch den psychologisch-ethischen Gehalt seiner Dramen, durch die harmonische Gliederung ihrer Scenerie und durch den edlen, bis aufs äußerste gefeilten Ausdruck. Um Neuheit der Stoffe hat er sich wenig bekümmert, dagegen beherrscht er mit Sicherheit den Stoff und faßt in der besondern Thatsache stets das Abbild allgemeiner Gesetze auf. Seine Lieblingsbilder kehren zwar oft wieder, gewinnen aber immer neuen Reiz durch andere Zusammenstellung. Uebrigens ist der Gehalt der dramatischen Werke Calderons ungleich. Während mehreren, unter denen wir besonders die »Tochter der Luft«, das »Leben ein Traum«, die »Andacht zum Kreuz«, den »Wunderthätigen Magus«, den »Standhaften Prinzen«, »Des Namens Glück und Unglück« ꝛc. hervorheben, der wunderbarste Zauberreiz innewohnt, wenn auch das von ihm gepflegte katholisch-romantische Ideal sittlich und religiös unser Gefühl nicht befriedigt (vgl. »Der Arzt seiner Ehre«, »Der Richter von Zalamea«), ermüden andere durch rhetorisirende Dogmatik; auch sind die massenhaften Allegorien und Personifikationen der abstraktesten Begriffe, welche C. ohne Scheu handelnd auftreten läßt, in vielen Stücken störend. Nicht wenige im höhern Alter verfaßte weltliche Schauspiele zeugen von kalter Unlust am Leben; manche Jugendwerke mißfallen wegen Ueberladung mit Bilderschmuck und durch Prunk des Ausdrucks (estilo culto). C. selbst legte in seinem Alter das meiste Gewicht auf seine Autos sacramentales und zeigte gegen seine weltlichen Stücke um so mehr Gleichgültigkeit, je mehr man ihm fremde Stücke unterschob und seine eigenen bis zur Unkenntlichkeit entstellte. Als nachweisbar echt besitzen wir von C. 108 Schauspiele (comedias) und 73 Autos sacramentales nebst den dazugehörigen Loas (»Vorspielen«), während von seinen 100 scherzhaften Saynetes (»Zwischenspielen«) nicht eines mehr vorhanden ist. Außerdem schrieb C. viele Lieder, Sonette, Romanzen und andere kleine Gedichte, die zum größten Theil ungedruckt geblieben sind; was noch aufzufinden war, hat De Castro (»Poesias di C.«, Cadiz 1848) herausgegeben. Sein letztes Stück, im 81. Jahr geschrieben, ist »Ilado y Divisa«. Wie es zu jener Zeit allgemein üblich war, erschienen die Arbeiten Calderons größtentheils einzeln; die erste Sammlung, von seinem Bruder besorgt (Madr. 1640—74), gedieh nur bis zum 4. Band. Vollständigere Ausgaben der Comedias lieferten Juan de Vera Tassis (das. 1685—94, 9 Bde.), J. F.

de Apontes (daf. 1760—63, 11 Bde.), J. G. Keil (Leipz. 1827—30, 4 Bde.), neuerlich und am beften Hartzenbuſch (Madr. 1848—50, 4 Bde.). Die Autos, welche Eigenthum der Stadt Madrid waren und lange nicht gedruckt werden durften, erſchienen zuerſt zu Madrid 1717 in 6 Bänden, ſpäter von Apontes herausgegeben unter dem Titel: »Comedias del celebre poeta etc.« (Madr. 1760) und »Autos sacramentales alegoricos y historiales del Phenix de los poetas etc.« (daſ. 1759—60, 6 Bde.), am beſten deutſch mit Kommentar von Lorinſer (Bd. 1—2, Regensb. 1856—57; Bd. 3—18, Bresl 1861—1872). Deutſche Ueberſetzungen Calderon'ſcher Dramen lieferten noch A. W. v. Schlegel (»Spaniſches Theater«, 2. Ausg., Leipz. 1845, 2 Thle., 5 Stücke enthaltend), Gries (3. Aufl., Berl. 1862, 9 Bde.), von der Malsburg (Leipz. 1819—25, 6 Bde.), Martin (daſ. 1844, 3 Thle.) und M. Rapp (»Spaniſches Theater«, Bd. 6, Hildburgh. 1870). Eine treffliche Uebertragung geiſtlicher Schauſpiele beſorgte auch J. v. Eichendorff (Stuttg. 1846—53, 2 Bde.). Das Verdienſt, die deutſchen Bühnen dem Genius Calderons geöffnet zu haben, gebührt Goethe und Schlegel. Schon 1811 ging in Weimar »Der ſtandhafte Prinz« über die Bühne; ihm folgte »Das Leben ein Traum«, in einer Ueberſetzung des Herrn von Einſiedel, und ſpäter »Die große Zenobia«, nach der Ueberſetzung von Gries. Berlin ſah 1816 zuerſt den »Standhaften Prinzen«, jedoch ohne Empfänglichkeit für dieſe Erſcheinung; in Wien brachte Weſt (Schreyvogel) »Don Pedro, das Leben ein Traum« (gedruckt 1867) nach der Gries'ſchen Ueberſetzung in bühnenmäßige Form und zur Aufführung. Im allgemeinen aber blieb der Verſuch, C. auf der deutſchen Bühne einzubürgern, trotz aller Farbenpracht ſeiner Gebilde, ohne nachhaltigen Erfolg, was theilweiſe in dem ängſtlichen Feſthalten an der originalen, dem Deutſchen nie mundgerecht zu machenden Form, wohl mehr aber noch in dem ganzen uns fremdartigen und widerſtrebenden Geiſt, der die Stücke erfüllt, ſeinen Grund hat. Die erſte Biographie von C. ſchrieb ſein Herausgeber Vera Taſſis (abgedruckt vor dem erſten Theil der Komödien, ſowie in mehreren ſpäteren Ausgaben). Gut über ihn urtheilten außer A. W. v. Schlegel (»Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur«, Bd. 3, Heidelb. 1817) Valent. Schmidt (»Wiener Jahrbücher«, Bd. 17—19, 1822), Fr. v. Schack (»Geſchichte der dramatiſchen Literatur in Spanien«, Bd. 3), Jul. Schmidt (»Geſchichte der Romantik«, Bd. 1), Fr. Zimmermann (»Zur Geſchichte der Poeſie«, 1847), K. Immermann (»Deutſche Pandora«, Bd. 3), Fr. Raumer (»Hiſtoriſches Taſchenbuch«, 1842) und Klein (»Geſchichte des Dramas«, Bd. 11, Leipz. 1874). Vgl. Fr. W. Schmidt, Die Schauſpiele Calderons dargeſtellt und erläuternd herausgegeben (Elberf. 1857).

2) Don Serafin, neuerer ſpan. Dichter, geb 1801 zu Malaga, ſtudirte die Rechte zu Granada, wurde 1822 daſelbſt Profeſſor der Poeſie und Rhetorik, war ſpäter Advokat in ſeiner Vaterſtadt und ließ ſich 1830 in Madrid nieder, wo er ſeine beifällig aufgenommenen »Poesias del solitario« (Madr. 1833—40, 2 Bde.) herausgab und für die »Cartas españolas« mehrere Artikel über andaluſiſche Sitten voll Wahrheit und Laune ſchrieb. Nebenbei legte er ſich auf das Studium der arabiſchen Sprache und verfaßte im Auftrag der Regierung ein Lehrbuch der Staatsverwaltungsgrundſätze. Anfangs 1834 wurde er Generalauditor bei der Nordarmee und 1836 Civilgouverneur von Logroño. Durch einen Sturz vom Pferd für einige Zeit an Madrid gebannt, beſchäftigte er ſich vorzüglich mit Sammlung der immer ſeltener werdenden Schätze der altſpaniſchen Nationalliteratur, der handſchriftlichen und gedruckten Cancioneros und Romanceros und mit der Vorbereitung einer kritiſchen Ausgabe derſelben. Ende 1837 wurde er politiſcher Chef in Sevilla, zog ſich aber infolge des Aufſtandes im November 1838 ins Privatleben zurück und lebte fortan ausſchließlich den Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt. Von ſeinen Werken ſind noch zu nennen: die ſchöne Novelle »Christianos y Moriscos«, im Geiſt und Stil des Cervantes (abgedruckt in der »Coleccion de novelas originales«, Madr. 1838), ein Verſuch über die Literatur der Morisken (»Literatura de los Moriscos« und die geiſtreichen Scenen aus dem andaluſiſchen Volksleben: »Escenas andaluzas« (daſ. 1847). Eine Auswahl ſeiner Werke in Verſen und Proſa findet ſich in Ochoa's »Apuntes por una biblioteca de escrittores españoles contemporaneos« (Par. 1840).

3) Philip H., namhafter engl. Maler, geb. 1833 zu Poitiers als Sohn eines ſpan. Flüchtlings, kam 1846 nach England, wo er unter Leigh ſtudirte, ging 1851 nach Paris, um unter Picot ſeine Studien zu vollenden. Sein »gebrochenes Gelübde« (1857) gewann ihm die Neigung des engliſchen Publikums, das ſich gern durch eine Doſis Sentimentalität beſtechen läßt. Von ſpäteren Werken werden genannt: die Tochter des Gefängniswärters, franzöſiſche Landleute ihr geſtohlenes Kind wieder findend, die Freigebung Gefangener, die Werbung (1861), das als eins ſeiner beſten Bilder gerühmt wird, nach der Schlacht, die engliſche Geſandtſchaft in Paris am Abend des Bartholomäustages, der junge Hamlet. Im Jahr 1867 wurde C. Mitglied der Londoner Akademie, und im gleichen Jahr erhielt er für »des Siegers Heimkehr« als der einzige der engliſchen Künſtler auf der Pariſer Weltausſtellung die goldene Medaille. Auf der Wiener Weltausſtellung von 1873 figurirte außer dem obigen »nach der Schlacht« noch »ſeine Seele in der Geliebten Antlitz aushauchend«.

Caldiēro, Dorf im Diſtrikt San Bonifacio der ital. Provinz Verona, am ſüdlichen Abhang der Tiroler Grenzalpen, links an der Eiſenbahn von Vicenza nach Verona, hat (1871) 2292 Einw. und berühmte warme Schwefelquellen, die ſchon zur Zeit des Auguſtus unter dem Namen Caldarium bekannt waren. Das Waſſer enthält Schwefelwaſſerſtoffgas, Gips, Glauberſalz, kohlenſaure Magneſia nebſt Eiſen und hat eine Temperatur von 28° C. Als Bad wird es benutzt bei chroniſchen Hautausſchlägen, veralteten Geſchwüren, Schleimflüſſen, chroniſchen Leiden der Harnwerkzeuge und des Uterinſyſtems. Berühmt iſt C. durch den Sieg der Oeſterreicher unter Alvinczy über die Franzoſen unter Napoleon I. 12. Nov. 1796 und durch die blutigen Gefechte vom 29.—31. Okt. 1805 zwiſchen den Oeſterreichern unter Erzherzog Karl und den Franzoſen unter Maſſéna.

Cale (franz., f., ſpr. kal; »unterſter Schiffsraum«, »Waſſerraum«), früher gebräuchliche Strafe, von der es drei Abſtufungen gab: la grande c., ähnlich dem Kielholen, wobei der Verurtheilte gebunden in die See geſtürzt und unter dem Kiel des Schiffs hindurch nach dem andern Bord heraufgeholt wurde; la c. ordinaire, wobei man den Verurtheilten,

ebenfalls gebunden, von einer Nahe bis ins Wasser, und la c. sèche, wobei man ihn bis ans Wasser fallen ließ.

Caleçons (franz., spr. -ssóng), Unterhosen; C. de bain, de nageur, Bade-, Schwimmhosen.

Calefacientia (lat.), erwärmende Heilmittel; **Calefactor**, Einheizer.

Calembourg (franz., spr. -langbuhr), sinnreiches Spiel, entweder mit Wörtern von gleichem Laut, aber ungleicher Schreibart und Bedeutung, oder auch mit Wörtern von gleicher Schreibart und verschiedener Bedeutung, also eigentlich ein witziges Spiel mit Wortklängen und dadurch vom Witz an sich verschieden. Denn wie der Witz im allgemeinen im Auffinden von Aehnlichkeiten an unähnlichen Gegenständen besteht, so der C. im besondern eben nur in der Unähnlichkeit der Bedeutung bei gleichlautenden Wörtern oder Phrasen. Der Ursprung der Benennung wird verschieden erklärt. Nach einigen soll sie von einem Pariser Apotheker Namens C. herstammen, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte und durch seinen Reichthum an dergleichen Witzen Aufsehen erregte, nach andern von einem westfälischen Grafen Calemberg, der durch fehlerhafte Aussprache des Französischen am Hof Ludwigs XV. häufig die drolligsten Verwechselungen zum Vorschein brachte. Neuerlich brachte Philarète Chasles das Wort mit dem alten deutschen Volksbuch vom Pfaffen von Kalenberg in Verbindung. Franzosen und Engländer waren bisher am glücklichsten im C. Die deutsche Sprache hielt man lange Zeit solcher Gelenkigkeit nicht für fähig, bis endlich Saphir, Oettinger, Glaßbrenner und namentlich die Berliner Komiker den Reichthum derselben an dergleichen Klangspielen, und zwar an sehr sinnreichen, genügend und bisweilen zum Ueberfluß darthaten. Im deutschen klingt der Ausdruck Kalauer, der eine besonders gewöhnliche Sorte von Witzen bezeichnet, an C. an.

Calendae (lat.), bei den Römern jeder erste Monatstag. Der Name wird abgeleitet von calare, rufen, weil am ersten Monatstag das Volk zusammenberufen wurde, um vom Pontifex die Zahl der Monatstage zu vernehmen. Der Name blieb, obgleich dieser Gebrauch aufhörte. Die C. waren der Juno heilig. Vgl. **Ad calendas graecas.**

Calendaticum (lat.), früher Neujahrsgeschenk für Geistliche.

Calendula *L.* (Ringelblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, meist einjährige Kräuter mit einfachen Wurzelblättern, umfassenden, abwechselnden Stengelblättern und großen gelben Blumen. C. officinalis *L.* (Goldblume, Todtenblume), mit spatelförmigen, etwas fleischigen Blättern und großen gelben Blumen, Sommergewächs des südlichen Europa und des Orients, auf Aeckern, Weinbergen und Schutthaufen, bei uns sehr gemein in Dorfgärten, 30—60 Centim. hoch. Sie findet sich schon bei Virgil unter dem Namen Caltha lutcola erwähnt. Das Kraut und die Blüten (Gilkenkraut) haben im frischen Zustand einen eigenthümlichen, unangenehmen, balsamisch-harzigen Geruch und bitterlich-krautartigen, schwach salzigen Geschmack und waren früher officinell. Die getrockneten Strahlenblütchen werden ihres schönen Aussehens wegen Räucherpulvern zugesetzt und zuweilen zur Verfälschung des Safrans und der Arnikablüten gebraucht. Die Landleute pflegen die Butter und andere Speisen mit denselben gelb zu färben. Mit Alaun gibt der Saft der Blüten eine gute Malerfarbe. Mehrere andere Arten werden als Zierpflanzen kultivirt.

Calentúra (span., *f.*), Fieber; c. amarilla, gelbes Fieber.

Calhoun (spr. kälhuhn), John Caldwell, nordamerikan. Staatsmann, geb. 18. März 1782 im Distrikt Abbeville in Südcarolina, von irländischen Eltern abstammend, bezog, nachdem er seine frühere Jugend fast ohne Unterricht zugebracht, in seinem 20. Jahr das Yale-College, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, absolvirte dasselbe auf der Rechtsschule zu Litchfield in Connecticut, bildete sich dann praktisch im Büreau des Kanzlers de Saussure in Charleston, ward 1807 Advokat in Abbeville und erwarb sich als solcher bald eine ausgedehnte Praxis. In die politische Thätigkeit trat er ein, als 1807 ein englisches Schiff auf ein amerikanisches einen gewaltthätigen Angriff machte. Er wurde als gewandter Redner in die Legislatur von Südcarolina und 1811 in den Kongreß gewählt, wo er die Kriegserklärung gegen England durchsetzen half und als Führer der Kriegspartei Vorsitzender des Ausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten wurde. Nach Beendigung des Kriegs trat er im Kongreß gegen die Einführung der Zettelbanken und für die Nationalbank auf und nahm regen Antheil an der Tariffrage, wie an allen inneren Angelegenheiten. Der Tarif von 1816, der die südlichen Staaten und namentlich das Interesse Südcarolina's begünstigte, war ganz sein Werk. Im Jahr 1817 vom Präsidenten Monroe zum Kriegsminister ernannt, ersparte er durch Tilgung von 37 Mill. Dollars Schulden und Reduktion der Armeeausgaben dem Schatz jährlich 1,300,000 Dollars. Nach Ablauf der zweiten Präsidentschaft Monroe's (1824) erhielt er das Amt eines Vicepräsidenten und verwaltete dasselbe unter den Präsidenten Adams und Jackson mit Würde und Festigkeit. Allein seit 1828 schlug er eine Richtung ein, die seine bisherigen Verdienste in den Schatten stellte. Damals nämlich erlitt die Banken- und Tarifpolitik eine gänzliche Umgestaltung. Die nördlichen und mittleren Industriestaaten hatten ein neues Tarifgesetz mit hohen Schutzzöllen durchgesetzt, welches den Interessen der nur Rohstoffe liefernden Südstaaten widerstritt. Als der Präsident Jackson gegen dasselbe sein Veto nicht einlegte, reiste C. nach Südcarolina und veranlaßte jene berüchtigten Nullifikationsbeschlüsse, wonach jeder Staat der Union berechtigt sein sollte, Akte der Bundesregierung für ungültig zu erklären, welche auf Mißbrauch der ihr von den angeblich souveränen Einzelstaaten delegirten Gewalt beruhten. Im Februar 1829 wurde in der Gesetzgebung von Südcarolina dieser Grundsatz der »Nullifikation« anerkannt, Virginien, Georgia und Alabama schlossen sich an, und der Bürgerkrieg sowie Auflösung der Union schienen unvermeidlich. Der Präsident Jackson erließ jedoch eine energische Proklamation gegen die Nullifikation, sendete eine Truppenmacht nach Südcarolina und drohte C. an einen Galgen zu hängen, »hoch wie der des Haman«. Die Feindseligkeiten wurden durch das Nachgeben der vier Staaten vermieden, und C. legte sein Amt als Vicepräsident nieder, wurde jedoch bald darauf wieder in den Senat gewählt. Er leistete den Eid auf die Konstitution der Union, vertheidigte aber die Nullifikationsbeschlüsse mit großem Scharfsinn und ausgezeichneter Beredsamkeit; doch drangen

die Maßregeln der Regierung durch, und die Vereinbarungsvorschläge Clay's beseitigten für den Augenblick die Gefahr. C. blieb fortan, ohne einer Partei anzugehören, der eifrigste Vertheidiger der Interessen der Südstaaten und war daher auch ein eifriger Vertheidiger der Sklaverei. Im Jahr 1838 hielt er seine berühmte Rede über den Abolitionismus, gegen welchen er mehrere gehässige Gesetze durchsetzte. Im Jahr 1841 wurde er vom Präsidenten Tyler zum Staatssekretär ernannt, bewirkte als solcher die Annexion von Texas und half im Interesse der Südstaaten den Krieg gegen Mexiko schüren. Im Jahr 1845 führte er den Vorsitz in der zu Memphis von den Sklavenstaaten abgehaltenen Konvention, in welcher der Süden seine Nullifikationsdoktrin wiederholte. Abermals nahm er seinen Sitz im Senat ein und verfolgte unerschütterlich seine Agitation für die angeblichen Rechte des Südens. Als nach dem Krieg mit Mexiko zwischen den Nord- und Südstaaten ein Streit entstand wegen der Organisirung des gewonnenen Landes, forderte C., obwohl durch Krankheit gebrochen, im Senat für den Süden geradezu die Trennung von der Union. Eine zweite weit drohendere Rede arbeitete er schriftlich aus und ließ sie verlesen. Während dieser Kämpfe starb er zu Washington 31. März 1850. Er war ein staatsmännisches Genie, in seinem Privatleben ein fleckenloser Charakter; aber er schleuderte durch die Doktrin von der Berechtigung, beziehungsweise Nothwendigkeit der Secession eine Brandfackel in die Union, welche den Bürgerkrieg entzündet hat. Seine Werke, enthaltend die Reden und andere öffentliche Arbeiten, sowie die »Disquisition on government« wurden herausgegeben von Crallé (New York 1856, 6 Bde.).

Cali (Santiago de C.), Stadt im Staat Cauca der südamerikan. Republik Kolumbien, links am Rio Cauca und am Rio C., ist gut gebaut und von alterthümlichem, solidem Aussehen, hat bedeutenden Verkehr und ca. 12,000 Einw., die zum großen Theil aus Indianern und Mestizen gemischt sind und sehr geschickt in Handarbeiten sein sollen. Von den vielen ehemaligen Klöstern besteht noch ein Franciskanerkloster (jetzt als Collegium, Hospital ꝛc. benutzt) mit einer der größten und schönsten Kirchen des Landes.

Caliari (Cagliari), Paolo, bekannter unter dem Namen Paul Veronese, berühmter ital. Maler, geb. um 1535—37 zu Verona, wo sein Vater Bildhauer war, zeigte schon in früher Jugend entschiedenes Talent für bildende Kunst und kam zu seinem Oheim Antonio Badile, einem geschickten Maler, in die Lehre. Nachdem er einige Zeit in seiner Vaterstadt thätig gewesen, berief ihn der Kardinal Gonzaga nach Mantua, wo er im Dom durch seine zweimalige Komposition der Versuchung des heiligen Antonius seinen Ruf begründete. Nachdem er hier und im Gebiet von Vicenza noch vieles vortreffliche geleistet, begab er sich nach Venedig, wo ihm eine neue Welt aufging; Tizians und Tintoretto's Meisterwerke brachten sein Talent nun vollständig zur Reife. Eine gewisse Aengstlichkeit des Pinselstrichs ist noch in seinem ersten großen Bild in San Sebastian daselbst zu erkennen. Gelungener war schon seine Freskodarstellung der Geschichte der Esther in derselben Kirche und ein Gemälde im Palast des Dogen, welches den Kaiser Friedrich darstellt, wie er den Octavianus als Oberhirten der Kirche anerkennt. Tizian schlug den Prokuratoren von San Marcus C. als einen der ersten unter den jungen Künstlern vor, welche die St. Marcusbibliothek ausschmücken sollten. Beschenkt mit einer goldenen Ehrenkette, dem Zeichen der vollkommensten Zufriedenheit der Prokuratoren, begleitete C. darauf einen derselben, Girolamo Grimani, Gesandten der Republik, nach Rom. Hier hob sich seine Phantasie an Raffaels und Michelangelo's Werken, wie an der Antike, was sich gleich an seinem nächsten Bild zeigte. Es war dies die Apotheose Venedigs, ein Werk, in welchem C. Pracht mit Kunst in hohem Grad vereinigte. Nun entstanden die duftigsten Blüten seines Pinsels, Heiliges, Mythologisches und Porträts in bunter Fülle und mit glänzender Oelfarbe, die er in bis dahin unerhörtem Grad in den mannigfachsten Skalen anzuwenden wußte. Doch verstand er auch in Fresko zu malen und hat Paläste und Schlösser (z. B. die Villa Maser bei Treviso) ausgeschmückt. C. ist eine der eigenthümlichsten und anziehendsten Erscheinungen der Kunstgeschichte. Die Grundlage seines Stils hat er von Verona mitgebracht, namentlich das Kolorit, das, obwohl verwandt mit dem venetianischen, sich doch durch seinen Silberton von jenem unterscheidet. Viel hat er offenbar Tizian zu verdanken, mehr aber noch Tintoretto, dessen Kunst in ihrer stärkern dramatischen Richtung und dem Betonen einer plastischen Modellirung im Sinn Michelangelo's den Versuch machte, der venetianischen Kunst das ihr fehlende Element zuzuführen. Während aber Tintoretto in flüchtige Bravourmalerei versank und seine Gemälde großentheils den Zauber des Kolorits verloren, blieb C. der heitern hellen Manier der älteren Künstler mehr getreu und schuf so Werke, die zum vollendetsten gehören, was die Kunst hervorgebracht hat. Ganz entbehrt er jenes von Tintoretto eingeführten Moments nicht, aber er verwebt es harmonisch mit der unbefangenen, naiven Freude an der Erscheinungswelt und hält sich von dem gesteigerten Pathos und dem rohen Naturalismus in weiser Mäßigung fern. Vornehm ist alles bei ihm; reiche Prunkgewänder, schillernde Farben, ein Troß von glänzenden Bedienten, hohe Säulenhallen erfüllen seine Bilder und geben uns darin einen Ersatz für die mangelnde ideale Auffassung des Gegenstandes, die freilich die höchste Aufgabe der Kunst bleibt. Im Einklang damit ist seine Farbe von schöner Heiterkeit, warm und kräftig, und doch mit einem silbergrauen Ton gemildert, reich, und doch harmonisch zusammenstimmend. In der Zeichnung des Nackten lag seine Stärke nicht, er verbirgt es darum auch möglichst; seine heitere Auffassung des venetianischen Gesellschaftslebens steht dadurch gewissermaßen im Gegensatz zu Michelangelo, der seine Formen möglichst zu idealisiren strebt und darum das Nackte mit Vorliebe anwendet. Caliari's Gastmähler sind begreiflicher Weise seine Hauptleistungen, die eigentlich heilige Handlung erscheint dabei als Nebensache, ja, vom strengen Standpunkt aus betrachtet, unpassend dargestellt. Auch zeigen manierirte Bewegungen seiner Figuren, die er gern von dem Rahmen durchschneiden läßt und in gewisse schiefe Stellungen zu einander bringt, sowie manchmal eine gewisse Roheit der Behandlung, die über seine sonstige Mäßigung (trotz aller Freiheit) hinausgeht, daß auch er sich nicht ganz den Einflüssen seiner manieristischen Zeitgenossen zu entziehen vermochte. Doch sind dies nur kleine Flecken, die die

helle Sonne seiner Kunst nicht zu verdunkeln vermögen, und man darf ihn als den größten Künstler seiner Zeit, nach Tizians Tod, betrachten. Aus seinem Atelier gingen aber auch Werke hervor, die Schülerhänden entstammen. Einen großen Reichthum an Gemälden Caliari's besitzt vor allen Venedig, namentlich die Gallerie der Akademie, darunter das herrliche Gastmahl bei Levi. Von Venedig waren viele Stücke nach Paris entführt worden, sind aber, bis auf die berühmte Hochzeit zu Kana, wieder zurückgebracht worden. Verona bewahrt noch unangetastete Bilder Caliari's. Sein Hauptwerk, in San Giorgio, stellt den Moment dar, wo der heilige Georg, von drohenden Kriegsknechten umringt, dem Priester die Anbetung des Idols verweigert. Nach Venedig zeigt Dresden die meisten und schönsten Werke Caliari's, unter andern die Findung Mosis, die Kreuztragung, die Anbetung der Könige, die Darstellung im Tempel, die Jünger in Emmaus, die Hochzeit zu Kana ꝛc. Eines der herrlichsten Gemälde ist die Heilung der Kranken, in der Gallerie zu Wien, die auch sonst ausgezeichnete Werke von ihm besitzt. Geringern Gehalts und zum Theil nicht von ihm selbst herrührend sind die Bilder, die sich in den Gallerien zu München und Berlin befinden. Viele Gemälde Caliari's sind nach Petersburg gekommen, unter anderen: die Grablegung, die Ruhe in Aegypten, die Anbetung der Könige (zweimal), eine heilige Familie ꝛc. Prachtvolle Bilder Caliari's besitzen auch die spanischen Gallerien (Escorial und Museo del Prado); endlich hat England in seiner Nationalgallerie (berühmt ist hier die Familie des Darius, aus dem Palast Pisani zu Venedig) und seinen reichen Privatsammlungen kostbare Gemälde von C. aufzuweisen. Nach C. ist früher ziemlich viel, namentlich von Franzosen, gestochen worden, wenig aber in neuerer Zeit; er gehört in der That aber auch zu denjenigen Meistern, welche der Stich nur höchst unvollkommen wiedergeben kann. C. bildete eine ausgedehnte Schule, wozu namentlich seine Söhne Carlo (geb. 1570, gest. 1596) und Gabrielle (geb. 1568, gest. 1631 an der Pest), sein Bruder Benedetto (geb. 1538, gest. 1598), ferner Battista Zelotti, Parrasio Michele, Francesco Montemezzano, Luigi Benfatto gehören.

Caliban, in Shakespeare's »Sturm« ein halbmenschliches Ungeheuer, das Gegenstück von Ariel (s. d.), ein unförmliches Mittelding zwischen Mensch und Meerkalb; daher überhaupt s. v. w. ungeschlachtes Geschöpf.

Calicot (franz., spr. -kó; engl. Calico), s. Kaliko; nach einer Person Namens C. in dem Scribe'schen Stück: »Le combat des Montagues« ist dies Wort im Französischen ein populärer Spitzname geworden, entsprechend unserem »Ellenreiter«, »Ladenschwengel«, »Knoten«.

Calicut, Stadt, s. Kalikat.

Calidius, Marcus, berühmter röm. Redner, stimmte als Prätor 57 v. Chr. für die Zurückberufung Cicero's aus dem Exil, sprach für die Freiheit der Teneder, vertheidigte den M. Scaurus und Gabinius und stand dem Milo nach Clodius' Ermordung bei. Das Konsulat erstrebte er umsonst und wurde von den Gebrüdern Gallius wegen Amtserschleichung angeklagt. Im Jahr 49 stimmte er im Senat für den Abgang des Pompejus in seine Provinzen zur Verhütung eines Bürgerkriegs und trat beim Ausbruch desselben auf Cäsars Seite. Er starb in Placentia als Prätor von Gallia Togata. Seine durch Feinheit der Sprache ausgezeichneten Reden werden von Cicero sehr gerühmt.

Caliga (lat., f.), der altröm. Soldatenstiefel; Caligae Hispaniae, spanische Stiefel, Folterwerkzeug.

Caligula, Cajus Cäsar, röm. Kaiser von 37—41 n. Chr., Sohn des Germanicus und der Agrippina, wurde 31. Aug. 12 n. Chr. geboren und verlebte seine Jugend unter den Legionen des Germanicus am Rhein, wo er, weil schon als Knabe die Caliga tragend, den Beinamen C. (»Stiefelchen«) erhielt; dann begleitete er seinen Vater auch nach Syrien. Nach Rom zurückgekehrt und von Tiberius nach Capri berufen, wußte er durch sclaviles Betragen den Argwohn des Kaisers, dem Caligula's Eltern und Geschwister zum Opfer fielen, zu beschwichtigen. Ungewiß ist, ob er bei der Ermordung des Tiberius (37) betheiligt war; nach derselben übernahm er die Regierung allein, obgleich jener seinen Enkel, den jüngern Tiberius, zum Mitregenten bestimmt hatte. Anfangs zeigte sich C. mild und wohlwollend; seine Natur wurde aber bald durch eine Krankheit gänzlich umgewandelt, und man hat allen Grund anzunehmen, daß er von da an geistig gestört war. Er ließ seine nächsten Verwandten, wie den jungen Tiberius, tödten, und die zahllosen Hinrichtungen, die er vollziehen ließ, machten ihm wirkliches Vergnügen, daher er auch dem römischen Volk nur Einen Kopf wünschte, um ihn auf Einmal abhauen zu können. Um den Xerres zu übertreffen, ließ er eine 1½ Stunden lange Schiffbrücke von Misenum nach Puteoli über die Meeresbucht schlagen und nach prächtiger Einweihung derselben eine Menge Menschen, die sich auf der Brücke befanden, ins Meer stürzen. Ebenso groß, wie seine Mordlust, war seine Schwelgerei und Wollust. Dabei ließ er sich förmlich als Gott verehren und erbaute sich selbst einen Tempel. Sein Lieblingspferd nahm er in das Collegium der Priester auf und wollte es zu seinem Mitkonsul ernennen lassen. Der von Tiberius gesammelte Schatz von 40 Mill. Thlr. war bald verschwendet, und die leeren Kassen wurden durch Konfiskationen und Räubereien gefüllt. Sein Feldzug nach Gallien (39 und 40) hatte lediglich die Brandschatzung der Reichen zum Zweck. Er beendigte die Expedition damit, daß er sein Heer an den Ocean führte und einen Sturm auf die Muscheln am Strande ausführen ließ, um sie als dem Ocean entrissene Beute den Göttern zu weihen. Dafür hielt er einen großartigen Triumph, zu dem er gefangene Gallier als Germanen kleiden ließ. Da seine Blutgier immer gräßlicher wurde und Hoch und Niedrig ganz ohne Veranlassung dem Tode verfiel, so wurden mehrere Verschwörungen gegen ihn angezettelt, und nach wiederholtem Mißlingen wurde C. von den prätorianischen Tribunen Cassius Chärea und Cornelius Sabinus 24. Jan. 41 in seinem Palast ermordet. Das beste, äußerst fein charakterisirte Porträt Caligula's findet sich im Capitolinischen Museum zu Rom.

Calisaya, s. Chinarinden und Cinchona.

Calix (lat., m.), Kelch; Calixtiner, s. Kalixtiner.

Calixtus, 1) vier Päpste: a) C. I., Bischof von Rom, 217—222. Er war ein eifriger Unitarier und Gegner der später orthodox gewordenen Lehre vom Logos als zweiter Person der Gottheit und soll den nach ihm benannten berühmten Märtyrerkirchhof

bei Rom angelegt haben. — b) C. II., zuvor Guido, Graf von Burgund, dann Erzbischof von Vienne, wurde 1. Febr. 1119 zum Papst gewählt. Sein Hauptwerk ist die Beilegung des mit den deutschen Kaisern lange geführten Investiturstreits durch das Wormser Konkordat (1122), welches bestimmte, daß die Bischöfe und Aebte vom Papst mit Ring und Stab als Zeichen ihrer kirchlichen Gewalt, vom Kaiser mit dem Scepter als Symbol der weltlichen Gewalt belehnt werden sollten. C. starb 13. Dec. 1124. — c) C. (III.), eigentlich Johann Unghieri, Kardinalbischof von Tusculum, der dritte Gegenpapst, den Kaiser Friedrich I. 1165 gegen Alexander III. aufstellte, aber 1177 im Venetianischen Frieden fallen lassen mußte. — d) C. III. (IV.), vorher Alfonso de Borgia, ein Katalonier, war lange Zeit Rath des Königs Alfons V. von Aragonien, wurde dann Erzbischof von Valencia, Kardinal und 8. April 1455 zum Papst erhoben. Er ließ gegen die Türken das Kreuz predigen und schickte selbst Galeren gegen die Türken aus, beides ohne Erfolg. Frankreich und Deutschland appellirten wegen seiner Gelderpressungen und seines Nepotismus an ein allgemeines Koncil. Mit seinem frühern Gönner, Alfons von Aragonien, gerieth er in Streit über das von ihm als päpstliches Lehen beanspruchte Neapel, das er seinem Neffen, Peter de Borgia, Herzog von Spoleto, zuwenden wollte. Den Rath des Kurfürsten von Brandenburg, Knorr, ließ er durch Aeneas Sylvius provisorisch des Eides der Treue gegen seinen Herrn entbinden, um ihn zu Schritten zu überreden, die seiner Dienstpflicht zuwider waren. C. starb 6. Aug. 1458.

2) Georg, einer der helldenkendsten lutherischen Theologen des 17. Jahrh., hieß eigentlich Calixen, geb. 14. Dec. 1586 in Medelbye in Schleswig, trieb früh humanistische Studien, studirte in Helmstedt Philosophie, erweiterte durch vierjährige Reisen, besonders durch einen Aufenthalt in Köln seinen Gesichtskreis, übte sich dann als Magister längere Zeit im Dociren und Disputiren und ward 1614 als Professor der Theologie nach Helmstedt berufen, wo er fast ein halbes Jahrhundert lang als Erhalter und Beförderer einer humanistischen und historischen, gemäßigten und irenischen Theologie in der lutherischen Kirche thätig war. Er starb 19. März 1656 als Abt von Königslutter. Im Gegensatz zur engherzigen lutherischen Orthodoxie drang er auf eine mildere Fassung der konfessionellen Unterscheidungslehren, fand in dem übereinstimmenden Lehrbegriff der ersten fünf Jahrhunderte die Grundlage für eine Wiedervereinigung der christlichen Kirchen, beleuchtete die allmähliche Entwickelung der göttlichen Offenbarung im Alten und Neuen Testament und begründete eine gesunde biblische Theologie; auch versuchte er zuerst eine selbständige Behandlung der christlichen Moral in ihrer Trennung von der Dogmatik und zeigte so der theologischen Wissenschaft eine Bahn des Fortschritts, deren hohe Bedeutung erst die neuere Zeit vollständig begriffen hat. Von den Katholiken als ihr scharfsinnigster Gegner geachtet, wurde er von den Lutheranern wegen seiner Schrift »De praecipuis religionis christianae capitibus« (Helmstedt 1613) des Kryptopapismus, wegen seiner »Epitome theologiae moralis« (das. 1634; neue Aufl. 1662) und der Abhandlung »De tolerantia reformatorum« des Kryptocalvinismus und wegen seiner Bemühungen, bei dem Religionsgespräch zu Thorn (1645) zwischen den lutherischen und reformirten Theologen zu vermitteln, des Synkretismus bezüchtigt. Sein dogmatisches System ist niedergelegt in der »Epitome theologiae« (Goslar 1619; Helmstedt 1661) und in vielen Streitschriften. Vgl. Gaß, Georg C. und der Synkretismus (Bresl. 1846); Henke, Georg C. und seine Zeit (Halle 1853—60, 2 Bde.). Sein Sohn, Friedrich Ulrich C., geb. 8. März 1622, ein wackerer Vertheidiger der Meinungen seines Vaters, namentlich in den synkretistischen Streitigkeiten, starb als Professor der Theologie zu Helmstedt und Abt zu Königslutter 13. Jan. 1701.

Calla *L.* (Schlangenkraut, Drachenwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, schöne Sumpfpflanzen mit kriechendem Wurzelstock, gestielten großen Blättern, blumenartigen Scheiden und rothen Beeren. C. palustris *L.* (Sumpfschlangenkraut, rother Wasserpfeffer), in Sümpfen und auf nassen Wiesen des nördlichen Europa, in Deutschland nur hier und da, wird gegen 30 Centim. hoch, blüht im Juni, reift im September. Die Wurzel (Radix Dracunculi palustris), anfangs fad schmeckend, nachher sehr heftig brennend, wurde sonst gegen den Biß von Schlangen und als Schweißmittel angewendet. Der scharfe Stoff ist sehr flüchtig, daher bereitet man in Lappland und Schweden bei Getreidemangel Mehl und, nachdem man es mit anderem Mehl vermischt, Brod daraus. Die Beeren sind giftig. C. aethiopica *L.* (Richardia aethiopica *Kth.*), im tropischen Afrika heimisch, ist bei uns sehr verbreitete Zimmerzierpflanze, die sich sehr leicht in fetter Erde kultiviren läßt und immer feucht stehen will; sie wird 1 Meter hoch.

Callao (spr. kaljão), Seestadt in der südamerikan. Republik Peru, 9 Kilom. südwestlich von Lima, an einer schmalen Bai gelegen, welche durch die Insel San Lorenzo gegen Winde und Wogendrang geschützt ist und eine der sichersten Rheden der Welt bildet, ist ein schlecht gebauter und schmutziger Ort von 10,000 Einw., aber als Stapelplatz Lima's, wohin seit 1851 eine Eisenbahn führt, und einer der besten Häfen Peru's überhaupt wichtig. Ueber C. gehen zwei Drittel der gesammten Einfuhr der Republik. Letztere besteht hauptsächlich in Fabrikaten aller Art und in Lebensmitteln, während unter den Ausfuhrartikeln Guano und Baumwolle die Hauptrolle spielen. Im Jahr 1869 liefen in C. 3059 Schiffe mit 1,323,112 Tonnen Gehalt (darunter 310 Dampfer mit 282,572 Tonnen) ein, und 3038 Schiffe mit 1,326,682 Tonnen (darunter 305 Dampfer mit 273,355 Tonnen) liefen aus. Unter den Einwohnern befinden sich zahlreiche fremde Kaufleute. Von öffentlichen Bauten sind nur der großartige Hafendamm und das neue Zollgebäude mit 31 kolossalen Magazinen bemerkenswerth; am interessantesten aber ist die aus zwei Kastellen bestehende prachtvolle Festung am Meeresstrand, die vor dem Unabhängigkeitskrieg mit 400 Kanonen armirt war, sich jetzt aber in völlig ruinenhaftem Zustand befindet. Das jetzige C. liegt nördlich von der alten Stadt, die 28. Okt. 1746 durch ein Erdbeben zerstört ward. Am 5. Nov. 1820 erfochten die Chilenen bei C. einen Seesieg über die Spanier. Uebrigens war C. der letzte Platz, den die Spanier in Peru behaupteten; erst nach zweijähriger Belagerung kam derselbe 22. Jan. 1826 durch Kapitulation in die Gewalt der Peruaner.

Callcot (spr. kahl-), August Wall, berühmter engl. Landschaftsmaler, geb. 1779 zu Kensington, bildete

sich nach Pouſſin und Cuyp und gab ſeine Meiſterſchaft in der Darſtellung der belebten Natur in treſflichen Landſchaften und Seeſtücken kund. Der Tower von der Waſſerſeite (1821) und eine Anſicht von Trient (1831) machten Aufſehen, ebenſo eine holländiſche Küſte, an welcher Fiſcherweiber mit einigen Männern ſtehen, eine Stadt im Hintergrund. Unter ſeinen Landſchaften finden ſich viele italieniſche, engliſche, belgiſche und deutſche Gegenden, alle mit entſprechenden Figuren. Beſonders gut gelangen ihm Schleichhändler. Auch in ſeinen Genrebildern äußern die Geſtalten nirgends Affektation, und die Handlung tritt klar hervor, wie er denn überhaupt in ſeinen Bildern nicht nach Effekt haſcht. Die Färbung iſt allenthalben ſchön und glänzend, denn C. liebte die Heiterkeit, daher der Zauber, den er in ſeinen Himmel und in den Silberton ſeiner Gewäſſer zu legen wußte. Bekannt ſind auch Callcots Zeichnungen für illuſtrirte engliſche Werke. C. war Mitglied der königl. Akademie, ſeit 1837 Konſervator der königl. Gemäldeſammlung. Er ſtarb zu Kenſington 25. Nov. 1844.

Calliano, Dorf in Tirol, ſüdlich von Trient, am linken Ufer der Etſch und der Bozen-Trienter Eiſenbahn, hiſtoriſch merkwürdig durch die Siege der Oeſterreicher über die Venetianer 9. Aug. 1487 und Bonaparte's über die Oeſterreicher 4. Sept. 1796. In der Nähe auf hohem Felſen das Schloß Beſano (Piſein), das ehedem Grenzfeſtung gegen die Venetianer war und gegenwärtig dem Grafen Trapp gehört.

Calliópsis *Rchb.* (Schönauge), Pflanzengattung aus der Familie der Kompoſiten, deren Arten zu den beliebteſten Zierpflanzen gehören. Beſonders bekannt iſt: C. bicolor *Rchb.* (Coreopsis tinctoria *Nutt.*), ein Sommergewächs am Rothen Fluß in Arkanſas in Nordamerika, kam 1820 in die deutſchen Gärten und iſt ſeitdem allgemein verbreitet, wird auf fettem Boden ein paar Fuß hoch und trägt dann eine große Menge Blüten, deren breiter, drei- bis fünfzähniger Strahl hochgelb, an der Baſis mit dunkelbraunen, ſammetartigen Flecken geziert iſt. C. Drummondii *Don.* (Coreopsis basalis *Otto* et *Dietr.*), einjährig, aus Nordamerika, iſt ſowohl für das freie Land, als zum Zimmerflor im Topf geeignet, mit prächtigen, glänzend goldgelben, 5—6 Centim. breiten Blumen.

Calliſen, ſ. Calixtus 2).

Callistémon *Brown*, Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, neuholländiſche Sträucher mit ſteifen, immergrünen Wechſelblättern und ſtielloſen, in walzenförmige Trauben geſtellten Blüten. C. lanceolatum *Dec.*, ein ſchöner Strauch mit lanzettförmigen Blättern und gedrängten, flaumigen Blüten mit zahlreichen langen, ſcharlachrothen Staubfäden; C. lineare *Dec.*, häufig als prächtige Zierpflanze in Gewächshäuſern, ausgezeichnet durch den hochrothen Staubfadenbüſchel und die runden, glänzenden Samenkapſeln, welche, wie die Blätter, jahrelang ſtehen bleiben; C. speciosum *Dec.*, ein ſchöner, gegen 3,5 Meter hoher Strauch mit prächtigen Blüten und ebenfalls mit jahrelang ſtehenbleibenden Kapſeln, über welche die Zweige hinauswachſen, und andere Arten werden im Gewächshaus und im Zimmer kultivirt.

Callitriche (griech. kallitrichos, »Schönhaar«), ſ. Meerkatze.

Callítris *Vent.* (Sandarakbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen. C. quadrivalvis *Vent.* (Thuja articulata *Vahl.*), ein ſtrauchartiges, bis 6 Meter hohes Bäumchen mit dicht angedrückten, reihenſtändigen, ſchuppenartigen Blättern und ſechsſamigen Zapfen, einer Thuja (Lebensbaum) nicht unähnlich, iſt eins der gewöhnlichen Nutzhölzer Algeriens, des Atlas und der übrigen nordweſtafrikaniſchen Gebirge, wird gern als Möbelholz benutzt und wurde ſchon von den alten Römern als »Cedernholz« hoch geſchätzt. Stamm und Aeſte liefern aus Riſſen oder Einſchnitten in die Rinde das Sandarakharz.

Callot (ſpr. -lo), Jacques, einer der berühmteſten Zeichner, Kupferſtecher und Radirer ſeiner Zeit, war geboren 1592 zu Nancy. Sein Vater, Wappenherold von Lothringen und Bar, ſuchte, nicht gerade in glänzenden Vermögensverhältniſſen lebend, ſeinen Sohn für ein Amt im Staat auszubilden. In C. aber regte ſich früh ein unwiderſtehlicher Drang nach künſtleriſchem Schaffen, der im Atelier des Glasmalers Claude Henriet am Hoflager von Nancy und ſeiner Sammlung italieniſcher Kunſtwerke reichliche Nahrung fand. Der väterliche Zwang, der dem Sohn Pinſel und Grabſtichel als unadlige Werkzeuge entreißen wollte, führte den erſten Ausbruch des Ungeſtüms herbei, mit welchem C. ſein Ziel verfolgte. Kaum 12 Jahre alt, entfloh er faſt mittellos dem Vaterhaus, ſchlug den erſten beſten Weg nach Italien ein und ſchloß ſich einer Zigeunerbande an, die dieſelbe Straße zog. Die Eindrücke, welche die abenteuerlichen Geſtalten und das ganz eigenthümliche Leben derſelben auf C. machten, haben ſich ſpäter in vielen ſeiner Darſtellungen ausgeprägt und ihm insbeſondere den Stoff zu den berühmten 4 Blättern geboten, auf welchen er ſeine »Bohémiens« auf ſo ergötzliche und geiſtreiche Weiſe verewigte. In Florenz verließ er die Bande, ohne daß ihn, wie er in ſpäteren Jahren erzählte, in den Höhlen des Laſters die ſchützende Hand Gottes je verlaſſen hätte. Ein Officier nahm ſich des wohlgebildeten und offenherzigen Knaben an, übergab ihn dem Remigio Canta-Gallina, einem gewandten Federzeichner, der ihn beſonders die Radirnadel beherrſchen lehrte, und ſtattete ihn, als Callots Sehnſucht nach Rom nicht mehr zu hemmen war, auch mit dem nöthigen Reiſegeld aus. Kaum hatte der Jüngling einige Straßen Roms wie träumend durchſchwärmt, als Kaufleute aus Nancy auf ihn ſtießen und ihn durch die Vorſtellung von dem Kummer der Seinigen zur Heimkehr bewogen. Wie freundlich auch hier die Aufnahme war, des Vaters Anſicht war die alte geblieben, der Stift mußte der Feder, die Zeichnung dem Buch weichen, und es vergingen kaum zwei Jahre, ſo entzog ſich C. abermals dem unerträglichen Zwang. Als ihn aber der Zufall ſchon in Turin mit einem ſeiner älteren Brüder zuſammentreffen ließ, kehrte er auch diesmal in das Vaterhaus zurück und fand wiederum verſöhnliche Herzen. Endlich vom Kunſtdrang des Sohnes überzeugt, ſchickte ihn der Vater im Gefolge einer Geſandtſchaft nach Rom, wo der achtzehnjährige Jüngling alle Thore zu den Schätzen der Kunſt geöffnet fand. C. begann hier ſeine Studien bei dem Maler Julius Parigi, fühlte aber bald einen ſtärkern Beruf zum Kupferſtecher, als zum Maler und wurde daher ein Schüler von Philipp Thomaſſin aus Troyes. Unter deſſen Anleitung bildete er berühmte Gemälde, beſonders große Altarblätter, mit dem Grabſtichel nach; 18 Blätter, die er ungefähr bis zum 20. Lebensjahr vollendete,

zeugen von rascher Ausbildung seines Talents, sind aber noch ohne besondern Werth. Hierauf ging er nach Florenz, um »sein Heil in der Selbständigkeit seines Talents zu suchen«. Der Umstand, daß er mit der Mutter des Großherzogs Cosimo II., Katharina, dieselbe Heimat hatte, zog die Aufmerksamkeit desselben auf ihn und verschaffte ihm ein Jahrgehalt, freie Wohnung und andere Vortheile, so daß er nun ausschließlich seiner Kunst leben konnte. Er knüpfte die alte Bekanntschaft mit Canta-Gallina wieder an und machte die Werke der großen Meister Andrea del Sarto, Perino del Vaga u. a. zu Aufgaben für seinen Grabstichel. Zu seinen besten Leistungen aus dieser Zeit gehören: eine Madonna nach A. del Sarto, gegen 50 Stücke aus größeren Gemälden, vorzüglich aber 20 Stiche, Schlachten und Siege der Medici darstellend, und die sieben Todsünden, nach Bernardino Barbatelli, genannt Poccetti, in 4 Blättern. Noch aber hatte er sein rechtes Feld nicht gefunden. Zum raschen und allezeit fertigen Hinstellen seiner Phantasiegebilde genügte ihm weder der Pinsel, noch der Grabstichel, und die großen Formate vergrößerten nur die Mühe, ohne dem Geist mehr Spielraum zu gönnen. Einer raschen und durchaus selbständigen Produktion zu Liebe griff C. erst jetzt ausschließlich zur Radirnadel und zu der Aetzkunst. Das Wunder des heil. Mansuetus, der, als Bischof von Toul, einen beim Ballspiel plötzlich gestorbenen Prinzen vom Tod auferweckt, war sein erster glücklicher Versuch. Zahlreiche Aufträge feuerten ihn zu weiterem eifrigen Fortschreiten auf dieser Bahn an. Die prachtvollen Rittermummereien, Turniere, Karussels ꝛc. am glänzenden Hof von Florenz veranlaßten in rascher Folge die Entstehung von 4 Blättern Hoffeste und 6 Blättern Schauspiele und Ballette, denen gleich schnell 4 Blätter Schiffe und Galeren des Herzogs, ein Skizzenbuch für junge Maler und mehrere größere Werke, wie der Märtyrertod der unschuldigen Kinder, der Markt bei dem Bild der Madonna del Impruneta (Messe von Florenz genannt), die Versuchung des heiligen Antonius ꝛc. folgten. Nach Cosimo's II. Tod kehrte C., die Gönnerschaft seines unwürdigen Nachfolgers verachtend, nach Nancy zurück und fand dort bei Herzog Heinrich wie bei den Seinen den freundlichsten Empfang. Seine Stellung war hier dieselbe wie in Florenz. Von der Unzahl Blätter aus dieser Zeit erwähnen wir nur: 392 Heiligenbilder, ein Martyrologium für den Kardinal Richelieu, eine zweite Bearbeitung des schon in Florenz erschienenen Skizzenbuchs, viele kleine Blätter aus dem Leben der heiligen Familie, die Passion, in zwei verschiedenen Reihenfolgen, Kapricen- und Maskendarstellungen; besonders aber wird das große Karussel und die große Straße, in welcher dasselbe vorging, 10 Blätter, als eins seiner schönsten Werke gerühmt. In seinen späteren Werken wird ein erheblicher Fortschritt im Gebrauch der Radirnadel und eine größere Verbindung derselben mit dem Grabstichel sichtbar. In kleinen Figuren pflegte C. nämlich jetzt alle Schraffirungen und Kreuzstriche soviel wie möglich zu vermeiden und die Schatten durch einfache, mehr oder weniger mit dem Grabstichel vertiefte oder verbreiterte geschwungene Linien darzustellen, wodurch die Schattenpartien größere Helligkeit und Bestimmtheit gewannen. Werke dieser Art sind seine Bettler, Zigeuner ꝛc., eine Sammlung von 25 Blättern, die er unter dem Titel »Capitano de Baroni« herausgab; ferner 18 große und 7 kleine Blätter, »Misères de la guerre«, seine Phantasien ꝛc. Wie der lothringische Hof suchten nun auch andere Höfe die Verherrlichung ihrer Hoffeste oder Kriegsthaten durch Callots Nadel bewerkstelligen zu lassen. Für die Statthalterin der spanischen Niederlande, Klara Eugenia Isabella, stach er die Belagerung von Breda; Ludwig XIII. berief ihn an seinen Hof und übertrug ihm die Darstellung der Befreiung der Insel Ré (18. Nov. 1627) und der Eroberung von La Rochelle (31. Okt. 1629). C. wurde in Paris mit Ehren und Reichthümern überschüttet; aber die glänzendsten Anerbietungen schlug er aus, als er den Lothringer durch Frankreich in sich verletzt sah. Als nämlich der König einen Familienzwist mit seinem Bruder Gaston von Orléans und dessen Verbindung mit der lothringischen Fürstenfamilie benutzte, um das Herzogthum mit Krieg zu überziehen, 1633 Nancy zu erobern und das ganze Land dem französischen Reich einzuverleiben, war es C., der, vom König an den Hof geladen und aufgefordert, die Eroberung von Nancy, wie jene von La Rochelle, zum Gegenstand einer Darstellung zu machen, unumwunden bat, ihn mit so entehrenden Aufträgen zu verschonen, denn er sei ein Lothringer und werde nie die Hand anlegen zur Abbildung der Schmach seines Fürsten und Vaterlandes. Ebensowenig nahm er das Anerbieten eines ansehnlichen Jahrgehalts an, wenn er sich in Paris niederlassen wolle; er blieb in Nancy. Zu seinem patriotischen Gram gesellten sich auch noch Körperleiden. In diesem Zustand überkam ihn wieder eine Sehnsucht nach Italien, aber während der Vorbereitungen zu dieser Reise starb er, 28. März 1635. Sein schönes Denkmal fiel unter den Stürmen der französischen Revolution. Ein Hauptzug in Callots edlem Charakter war sein warmes Gefühl für Freundschaft: es war ihm Bedürfnis, täglich einige Stunden im Kreis der Freunde zu verweilen, und gerade da schien zugleich seine Phantasie in den geistreichsten Bildern auszuströmen, sein Griffel war da unermüdlich im Skizziren. Callots Einfluß auf die Kunstentwickelung seiner Zeit und sein Standpunkt in der Kunstgeschichte ist in mehrfacher Beziehung von eigenthümlichem Interesse. Sein Leben fiel in eine Zeit, in welcher in Frankreich die italienische Kunst endlich Wurzeln zu treiben begann, und das wilde und flüchtige Skizziren mit der Radirnadel, bei dem alle übrigen Anforderungen der Kunst dem geistreichen, schnell hingeworfenen Gedanken geopfert wurden, alle wahre Kunst zu verdrängen drohte. »Callots Kunststreben war ohne allen Aufschwung zum Idealen, lediglich der treuen Auffassung der Natur zugewendet. Diese suchte er wiederzugeben, wie er sie fand und um sich sah, aber ebenso durch überraschende Wahrheit und Innigkeit zur Kunst erhoben, wie wir sie in den reizenden Meisterstücken der niederländischen Schule, in den Schöpfungen eines Dou, Mieris, Metsu, Ostade u. a. erblicken. Darum sind auch diejenigen seiner Schöpfungen, welche der heiligen Geschichte angehören, z. B. Passion, Kindermord ꝛc., von geringerem Kunstwerth, als diejenigen, welche sich auf dem profanen Gebiet bewegen. Hier aber ist er ganz eigentlich zu Hause, und das Charakteristische seines Genius, Humor, Keckheit, Spott, Ironie, selbst ein reichlicher Zusatz von Bizarrerie und vom Gespenster- und Dämonenartigen leuchten überall hervor.« Callots vorzüglichste Stärke aber lag in der gewandten Bewältigung der Massen. In der Anordnung,

Komposition und Ausführung des Lichts wird ihm weniger Lob zu theil; indeß geht seine Kunst auch eigentlich über die Regeln der Malerei hinaus, oder es sind vielmehr seine Zeichnungen nur Reflexe aller der phantastischen, wunderlichen Erscheinungen, die der Zauber seiner überreichen Phantasie hervorrief. Aber frisch und eigenthümlich ist er immer, sowohl in seinen Phantasien, wie in seinen aus dem Leben genommenen Darstellungen; selbst das Gemeinste im Alltagsleben umgibt er mit einem romantischen Schimmer und spricht kräftig und wunderbar zu jedem für phantastische Gebilde empfänglichen Gemüth. Die Anzahl der Blätter Callots ist ganz außerordentlich groß; sie beträgt weit über 1000, selbst wenn man die zweifelhaften und ihm fälschlich zugeschriebenen Stiche abrechnet. Ein kritisch genaues Verzeichnis gibt E. Meaume, **Recherches sur la vie et les ouvrages de Jacques Callot** (Nancy 1860, 2 Bde.).

Callūna *Salisb.* (Heidekraut, Besenheide), Pflanzengattung aus der Familie der Erikaceen, niedrige, verästelte und sehr gesellig wachsende Sträucher mit anliegenden, fast schuppenförmigen, bleibenden Blättern, winkel- oder an kurzen Zweigen endständigen, an der Basis von 6 Deckblättern umgebenen Blüten. C. **vulgaris** *Salisb.* (gemeines Heidekraut, Immerschönkraut, **Erica vulgaris** *L.*), mit kaum 2 Millim. langen, dreiseitigen, an der losen Basis halbpfeilförmigen, gegenständig vierreihigen, abstehenden und ziegeldachligen, meist kahlen, nur am Rand sehr fein behaarten Blättern und nickenden, auf kurzen Stielchen stehenden, heller oder dunkler lillafarbigen, selten weißen Blüten in endständigen, einseitswendigen, nicht selten an der Spitze beblätterten Trauben, ist ein besonders im Westen Europa's sehr verbreiteter, nach O. zu allmählich seltener werdender kleiner Strauch. Er geht östlich bis zum Ural und findet sich auch noch auf dem Nordabhang Kleinasiens. Im W. wächst er ziemlich häufig in Spanien und auf den Azoren; auch findet er sich auf der Nordwestküste Amerika's. Nördlich geht er nur wenig über die Buchengrenze (58°) hinaus; im Gebirge gedeiht er im Bereich der Wolkenregion; überall bedarf er der Feuchtigkeit der Luft. Das Heidekraut gewährt mancherlei Nutzen, die Blüten gewähren ein gutes Bienenfutter, weshalb man die Bienenstöcke im Spätsommer in die Heidegegenden zu bringen pflegt. Aus den Stämmen und Zweigen werden Besen verfertigt. Ganz mit Heidekraut bewachsene Strecken werden abgebrannt und dadurch auf einige Zeit zum Anbau fähig gemacht. Die ganze Pflanze ist adstringirend und wird in einigen Gegenden zum Gerben, sowie zum Gelbfärben gebraucht; mehrere ausländische Arten werden als Zierpflanzen kultivirt.

Callus (lat.), die sich neubildende Knochenmasse, durch welche die Heilung von Knochenbrüchen bewirkt wird. Dieser Vorgang wickelt sich in folgender Weise ab: Durch den Bruch der Knochen, die Zerreißung der Beinhaut, der umliegenden Weichtheile und des Marks entsteht stets eine Blutung aus den verletzten Gefäßen. Das Blut ergießt sich in die Muskeln und die Markhöhle, welche letztere von demselben in ihrem Lumen oft vollkommen ausgefüllt wird. Das Blut gerinnt anfangs, entfärbt sich später allmählich, zerfällt und wird dann nach und nach aufgesaugt. Gleichzeitig hat sich aber um die Bruchenden ein entzündlicher Zustand ausgebildet, wodurch die umgebenden Weichtheile anschwellen und ein dichteres Gefüge annehmen, so daß eine Art Kapsel entsteht, in welcher die Bruchenden eingebettet liegen. Dieses würde die erste Periode der Heilung bilden, welche etwa 8—10 Tage währt. Die Anschwellung der Umgebung des Bruchs nimmt dann allmählich wieder ab, und es bleibt nur eine fühlbare Verdickung dicht um die Bruchenden zurück, welche in der Regel eine cylindrische Gestalt annimmt. Diese Anschwellung hat bereits eine knorpelähnliche Beschaffenheit, welche zwar schon einen hohen Grad von Festigkeit besitzt, jedoch noch biegsam ist und erst eine geringe Menge von Knochensalzen in sich aufgenommen hat. Jetzt erst, nach 3 Wochen etwa, beginnt die eigenthümliche Verknöcherung des anfangs noch schwammigen Gefüges, und zwar sowohl auf der Außenseite des Knochens, als auch im Innern desselben. Der bisher sogen. provisorische C. nimmt dabei alle Eigenschaften und auch das feinere anatomische Gefüge des echten Knochengewebes an und wird dadurch zum definitiven C. Später bildet sich durch theilweise Resorption des C. auch wieder die Markhöhle an der Bruchstelle aus. Selbst dann, wenn die Bruchenden nicht vollkommen wieder in ihre normale Lage zurückgebracht worden waren oder an einander gefügt werden konnten, bildet sich diese Callusmasse, und es entstehen selbst in diesen Fällen solide Verbindungen zwischen den Bruchenden, die alsdann brückenartig von einem Ende zum andern hinübergehen. Bei solchen ungenauen oder sogar schlechten Vereinigungen währt nur die Heilung, d. h. die Solidwerdung der Callusmasse, viel länger, als bei genauer und sorgfältiger Vereinigung, die durch gut passende und die Bruchenden in unbeweglicher Berührung erhaltende Verbände am sichersten erzielt wird. Ueberhaupt wirken außer der genannten Bedingung noch manche andere auf die Heilung wesentlich ein. Namentlich hängt diese von der Bruchstelle selbst ab, je nachdem diese durch gehörige Blutzufuhr hinreichend ernährt wird oder nicht. Auch das Alter, der Gesundheitszustand des Individuums, oder die Art der Gewalt, welche den Bruch hervorgerufen hat und der Zustand der ihn umgebenden Weichtheile üben einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung und Konsolidirung der Callusmasse aus. Bekannt ist, daß bei Kindern Brüche meist sehr leicht, bei alten Leuten nur sehr schwer und oft gar nicht heilen, da bei letzteren der nöthige Grad von entzündlicher Reizung der Umgebung des Knochens und des Knochens selbst, der sich namentlich im höhern Alter in einem Zustand der Atrophie (s. d.) befindet, gern entweder ganz ausbleibt, oder nur in ungenügendem Maß eintritt. Ein gewisser Grad von Entzündung muß nämlich stets vorhanden sein, wenn Heilung gebrochener Knochen erfolgen soll, da sich nur durch diese diejenigen Vorgänge einleiten, welche zur Bildung einer Knochenneubildung unumgänglich nothwendig sind. Findet ein solcher Grad von Entzündung nicht statt, so entsteht, wie dies auch beim Skorbut oder bei eigenthümlichen Knochenkrankheiten, z. B. beim Beinfraß ꝛc., der Fall ist, kein fester knöcherner C., sondern der provisorische C. wird zu einer fibrösen, sehnenartigen, nachgiebigen Gewebsmasse umgebildet, und es entsteht ein sogen. falsches Gelenk (eine Pseudarthrose), das dann dem Gebrauch eines Beins oder Arms sehr hinderlich werden kann. Als allgemeine Regel kann angenommen werden, daß ein Finger 10, eine Rippe 15, ein Schlüsselbein 20, ein Vorderarmknochen 30,

ein Oberarm 40, ein Schienbein 50, ein Oberschenkel 60 Tage zur Verheilung bedarf; oft sind 5—6 Monate zur wirklichen Verknöcherung nöthig. Auch die Hautschwiele, d. h. die durch fortgesetzten Druck herbeigeführte Verdickung der Oberhaut, nennt man C. oder Kallosität. In der botanischen Terminologie heißt C. Schwiele, eine glänzende, harte, wulstige Erhabenheit auf gewissen Pflanzentheilen, besonders auf Blättern, Samen, Beeren ꝛc.

Calmato (ital.), sanft, ruhig (in der Musik).

Calmet (spr. -mä), Augustin, gelehrter Benediktiner, geb. 26. Febr. 1672 zu Mesnil la Horgne bei Toul, trat in die Kongregation des heil. Vannus, ward 1698 Lehrer der Theologie zu Moyen-Moutier, 1704 Subprior zu Münster im Elsaß, 1715 Prior zu Lay, 1718 Abt zu St. Leopold in Nancy, 1728 Abt von Senones in Lothringen; starb 25. Okt. 1757 zu Paris. Sein »Dictionnaire historique et critique de la bible« (Par. 1722—28, 4 Bde.; 4. Aufl., herausgeg. von James, 1845—46) wurde ins Englische, Holländische und Deutsche (von Glöckner, Liegnitz 1751—54, 4 Bde.) übersetzt und auch von den Protestanten häufig benutzt. Er schrieb noch »Commentaire sur tous les livres de l'Ancien et Nouveau Testament« (Par. 1707—1716, 23 Bde.) und »Histoire ecclésiastique et civile de la Lorraine« (Nancy 1728, 4 Bde.).

Calo (ital., m.), Abgang, Verlust, den das Material bei einem technischen Umgestaltungsproceß oder beim Transport erleidet; c. di peso, Mangel an Gewicht; c. di prezzo, Abschlag im Preis; vgl. Kaliren.

Calomarde, Don Francisco Tadeo, Graf, span. Staatsmann, geb. 1775 in Villel in Aragonien von armen Eltern, studirte zu Saragossa die Rechte und erlangte durch die wohlberechnete Verlobung mit der häßlichen Nichte des königl. Leibarztes Berga eine Anstellung im Justizministerium, mußte übrigens dann zur Schließung der Ehe vom König durch Androhung der Galeren gezwungen werden. Im Jahr 1808 folgte C. der Centraljunta von Aranjuez, zu deren Chef er gewählt war, nach Sevilla und Cadiz, war aber nach der Rückkehr Ferdinands VII. der Erste, welcher in Valencia dem unumschränkten König huldigte, wofür er zum obersten Beamten der Secretaria general de Indias ernannt wurde; wegen betrügerischen Verkaufs eines amerikanischen Bisthums ward er nach Toledo und nach heimlicher Rückkehr nach Madrid nach Pampelona verbannt. Bei der Wiederherstellung der Konstitution 1820 schloß er sich wieder an die Liberalen an, gewann aber erst Einfluß, als 1823 die Konstitution abermals beseitigt worden war. Er wurde zum Sekretär der in Madrid niedergesetzten Regentschaft, dann als gefügiges Werkzeug der Reaktion zum Sekretär der »Cámara del real patronato«, endlich 1824 zum Justizminister ernannt. Acht Jahre lang gingen nun die wichtigsten Staatsgeschäfte durch seine Hände, und die Gunst des schwachen Königs gab ihm unumschränkte Macht, die er zur Unterdrückung der Freiheit, besonders durch die geheime Polizei, zur Zurückrufung der Jesuiten, zur Wiederherstellung der Klöster und schonungslosen Verfolgung der Liberalen benutzte. Zugleich suchte er sich der Gunst des Don Carlos im voraus zu versichern, während er jeden mißlungenen karlistischen Aufstand mit unerhörter Strenge bestrafte. Als nun im September 1832 König Ferdinand VII. in La Granja plötzlich von einem so heftigen Gichtanfall betroffen ward, daß er für todt galt, begrüßte C. zuerst den Infanten Don Carlos als König. Als der König sich wieder erholte, vermochte ihn C. zur Zurücknahme seines Dekrets und Testaments, worin die Königin zur Regentin des Reichs erklärt war, und zur Herstellung des salischen Gesetzes, lud aber dadurch den allgemeinen Haß auf sich. Der König erklärte die Umänderung seines Testaments 31. Dec. 1832 für erschlichen, C. wurde auf seine Güter in Aragonien verwiesen und sollte 3 Monate später sogar verhaftet werden, entkam aber verkleidet nach Frankreich. Er starb 1842 zu Toulouse.

Calonne (spr. -lonn), Charles Alexandre de, franz. Finanzminister, geb. 20. Jan. 1734 zu Douai, studirte zu Paris die Rechte, wurde Advokat zu Artois, dann Generalprokurator in seiner Vaterstadt und 1763 Maître des requêtes. Wegen seiner Gefügigkeit wurde er Intendant von Metz, dann von Lille, und 1783 durch den Einfluß des Grafen von Artois, des Ministers Vergennes und der Herzogin von Polignac zum Finanzminister befördert. Während seine Vorgänger, besonders Necker, möglichst sparsam gewesen waren, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, hatte C. für den Hof stets Geld im Ueberfluß und stellte die Finanzlage im glänzendsten Licht dar. Freilich konnte er die Parlamente nicht lange täuschen. Die Mittel, deren er sich zur Erlangung von Geld bediente, waren Anleihen auf Anleihen, Vorausnahme zukünftiger Zahlungen und Verschiebung fälliger Ausgaben. Necker brachte in seinem Werk »Ueber die Finanzverwaltung« diese Gebrechen des Staatshaushalts vor die Oeffentlichkeit, ward aber dafür aus der Hauptstadt verwiesen; die Finanzedikte Calonne's mußten trotz dem Widerstreben der Parlamente auf unmittelbaren königlichen Befehl registrirt werden. Als sich zuletzt der schlimme Zustand der Finanzen nicht mehr verbergen ließ, schlug C. eine Berufung der Notabeln vor und hoffte durch Besteuerung des Adels und der Geistlichkeit helfen zu können. Die Notabeln wurden Februar 1787 berufen, und es stellte sich dabei heraus, daß das jährliche Deficit auf 115, die Schuldenlast auf etwa 5000 Mill. Franken gestiegen war. Infolge dieser Aufschlüsse mußte C. seine Entlassung nehmen, und der König und der Hof glaubten durch seine Preisgebung die öffentliche Meinung zu beschwichtigen. C. ging nach England und heirathete in London eine 60jährige, verwittwete, mehrere Millionen reiche Engländerin, die seinen heruntergekommenen Finanzen wieder aufhalf. Eifrig kämpfte er durch Geldopfer und Schriften für die Sache der Prinzen, als diese das »auswärtige Frankreich« bildeten, und unternahm zu ihren Gunsten große Reisen nach Deutschland, Italien und Rußland, ohne Dank von ihnen zu ernten. Von Bonaparte erhielt er 1802 die Erlaubnis zur Rückkehr nach Paris, starb aber wenige Wochen nachher, 30. Okt., seine Gattin in ziemlich dürftiger Lage hinterlassend. Von seinen Schriften hat nur das »Tableau de l'Europe en novembre 1795« allgemeineres Interesse.

2) Alphonse Bernard, Vicomte de, franz. Publicist, geb. 1818 zu Bethune, studirte 1840—42 zu Paris die Rechte und betrat dann mit archäologischen und kritischen Arbeiten das Feld der Schriftstellerei. Nach der Revolution von 1848 verfocht er in verschiedenen Broschüren das legitimistische Princip, dem er von Haus aus ergeben war, und war einer der Redakteure des Journals »Lampion«,

das Cavaignac aufhob. C. schrieb darauf, meist über Kunstgegenstände, für die legitimistisch und klerikal gefärbte »Opinion publique« und veranlaßte durch seine Anschuldigungen gegen den Bonapartisten Fiorentino ein Duell zwischen diesem und dem Schriftsteller A. Achard, das C. eine Bestrafung durch das Zuchtpolizeigericht zuzog. Seine im August 1850 gegründete Wochenschrift »Henri IV«, welche eine Fusion der Parteien erstreben sollte, hatte keinen Bestand. Nach dem 2. Dec. beschäftigte er sich zunächst nur mit artistisch-literarischen Arbeiten und trat 1852 mit in die Redaktion der neu gegründeten reaktionären »Revue contemporaine«, deren Eigenthümer er 1855 wurde. C. änderte nun plötzlich seine politische Meinung, ward Bonapartist und machte die »Revue« unter dem Schutz des Gouvernements und der Betheiligung zahlreicher, in hohen Würden stehender Mitarbeiter zu einem einflußreichen Regierungsorgan, das es bis etwa 1868 blieb. Um diese Zeit verriethen eine Reihe sehr auffälliger Artikel, z. B. die Keratry's über die mexikanische Expedition, daß die Richtung des Blattes sich wieder gewendet hatte. Von Calonne's einzelnen literarischen Arbeiten sind zu erwähnen: »Bérangère« (Novelle, 1852); »Voyage au pays de Bohême; mendiants et flibustiers littéraires« (1852); »La Minerve de Phidias, restaurée etc.« (1855); »Pauvre Mathieu« (1855); »Le frais de la guerre« (1856); »Le portrait de la Marquise« (1857); »De la défense des côtes en Angleterre« (1859); »La Pologne devant les conséquences des traités de Vienne« (1861); »M. Rataszi et la crise italienne« (1862); »La politique de la France dans les affaires d'Allemagne et d'Italie« (1866); »Le rôle de la Prusse et de l'Allemagne du Nord dans l'équilibre européen« (1866); »La politique de M. de Beust et ses dangers pour la paix de l'Europe« (1869); »La constitution de l'Allemagne du Nord« (1870) u. a.

Calophyllum *L.* (Schönblatt, Gummiapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferen, tropische Bäume mit lederartigen Blättern, in Trauben gestellten Blüten und einsamigen Früchten. C. Inophyllum *L.*, ein schöner Baum mit sehr großen Blättern, im Sandboden des südlichen Ostindien und der Inseln, wird bei 3 bis 3,5 Meter Stammdurchmesser über 30 Meter hoch. Die schönen weißen, wohlriechenden Blumen sind im Lande als Parfüm sehr geschätzt. Aus den durchschnittenen Früchten wird das grüngelbliche Tacamahacaöl gewonnen, welches als Brech- und Abführungsmittel, zu Salben gegen Hautausschläge und auch zum Brennen gebraucht wird. Aus der dicken, rauhen, schwärzlichen, innen purpurrötblichen Rinde des Stamms fließt ein gelber, balsamischer Saft, welcher zu einem gelbbraunen Harz verhärtet und das ostindische Tacamahaca ist, welches sonst als schweißtreibendes Mittel gebraucht wurde, jetzt aber kaum noch im Handel vorkommt. Die Blätter benutzt man in Ostindien gegen Augenentzündungen und auch zum Blaufärben. Das Holz des Stammes ist hart und fest und ein sehr geschätztes Nutzholz. C. Tacamahaca *Willd.*, Tacamaque de Bourbon, ist ein dem vorigen gleichender, schöner, sich aber durch seine spitzovalen Blätter und länglichen Früchte von jenem unterscheidender Baum auf Madagaskar und Mauritius, der nach Einschnitten einen dunkelgrünen Saft liefert, welcher als grüner oder Marienbalsam oder bourbonisches Tacamahaca bekannt ist, in seiner Heimat äußerlich bei Geschwüren und Wunden angewendet wird, aber nicht nach Europa gelangt. Der Baum gibt gutes Bauholz. C. Calaba *Jacq.* in Westindien und Brasilien, wird 19 Meter hoch, treibt sogleich über der Erde Aeste und eignet sich daher gut zu Zäunen und Schattengängen. Durch Einschnitte in die Rinde erhält man einen angenehm aromatischen, dunkelgrün werdenden Balsam, der auf den Antillen als Heilmittel benutzt wird. Die Früchte sind genießbar, sie enthalten nur einen Samen, aus welchem ein Brennöl gepreßt wird. Mehrere Arten werden in Warmhäusern kultivirt.

Calor (lat., m.), Wärme.

Calorifère (franz., m., spr. -fähr; »Wärmeträger«), Luftheizungsofen.

Calosŏma, Puppenräuber (Käfergattung).

Calotrŏpis *R. Brown* (Kielkrone), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, Sträucher oder kleine Bäume im tropischen Asien und Afrika; C. gigantea *R. Br.* (Asclepias gigantea *L.*, Mudar, Ak, Yerkum), ist ein dichter, 5 Meter hoher, aufrechter, in Indien, am Senegal, auf den Molukken sehr gemeiner, auch häufig angebauter Strauch, der sich gleich über der Wurzel in mehrere armdicke und krumme Stengel theilt; die Blätter sind 16 Centim. lang und 5—8 Centim. breit, stehen paarweise gegenüber und sind auf der Unterseite weiß filzig; die Blüten stehen in Afterdolden, sind purpurroth, geruchlos. Der Strauch enthält in allen Theilen eine scharfe, bittere, opiumartig riechende Milch und ist seit sehr langer Zeit in Ostindien als Heilmittel in Anwendung und sehr geschätzt; die Milch trocknet zu einer kautschukartigen Masse ein. Die braunrothe, innen weiße Rinde der Wurzel ist auch in Europa unter dem Namen Mudar bekannt geworden und als Heilmittel empfohlen. Das Holz ist weich, sehr markreich und nutzbar, besonders zu Schießpulver geeignet. Mit der Samenwolle (vegetabilische Seide), die feiner als Baumwolle ist, füllt man Kopfkissen aus, auch hat man sie mit Baumwolle gemischt versponnen und auf Papier verarbeitet; aus der Rinde gewinnt man sehr feste Gespinstfasern. C. procera *R. Br.* (Asclepias gigantea *Andr.*, Ascl. procera *Ait.*) ist ein dem vorigen sehr ähnlicher Strauch in Indien, Arabien, Persien und Aegypten, nur mit spitzeren Blättern. Der scharfe Milchsaft ist innerlich ein sehr gefährliches Purgirmittel, äußerlich als Salbe ein gutes Heilmittel bei Hautausschlägen. Aus der Samenwolle macht man Zunder und stopft Matratzen damit aus. Die Bastfaser ist als Yerkum bekannt. Die Blätter sollen in Persien einen zuckerartigen Stoff ausschwitzen, den man Oschar-zucker nennt.

Calotte (franz., f.), eine schwarze anliegende Mütze, besonders der katholischen Geistlichen zur Bedeckung der Tonsur. Danach die Kalottisten oder le Régiment de la C. eine französische Gesellschaft, die gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV. entstand und unter dem zur Schau getragenen Charakter der Narrheit eine sittenrichterliche Wirksamkeit ausübte, in ähnlicher Weise, nur weniger harmlos, wie die »Babinische Republik«. Sie ertheilte allen, welche sich durch Thorheit lächerlich machten, besondere Patente, führte Abzeichen, wie Schellen, Klappern u. dgl. Weil sie zuletzt zu übermüthig wurden und selbst die höchsten Personen des Hofs, sogar den König nicht verschonten, erfolgte unter

Fleury's Ministerium ihre Auflösung. Vgl. Mémoires pour servir à l'histoire de la C. (Basel 1725). Während der Revolution ward 1793 der Ausdruck C. ein Schimpfwort für die Pfaffen, wie auch das davon abgeleitete Calotin. Ebenso bezeichnete man unter der Restauration mit C. verächtlicherweise das damalige Priesterregiment.

Calottisten (Kalottisten), s. Calotte.

Calovius (Kalau), Abraham, lutherischer Theolog, geb. 16. April 1612 zu Mohrungen in Ostpreußen, habilitirte sich 1637 als Docent an der Universität zu Königsberg, ging 1643 als Rektor und Prediger nach Danzig und von da 1650 als Generalsuperintendent und Professor nach Wittenberg, wo er 26. Febr. 1686 starb. Er ist der Repräsentant des scholastischen und zelotischen Lutherthums, wie es in der Mitte des 17. Jahrh. zu Wittenberg und Jena blühte, und welches unbedingte Unterwerfung unter den Buchstaben der Kirchenlehre forderte. Besonders erbittert bekämpfte er die von ihm als Synkretismus bezeichneten Unionsbestrebungen Calixts, mit dem er dem Religionsgespräch zu Thorn (1645) beiwohnte und gegen den er den »Consensus repetitus fidei vere lutheranae« verfaßte, für welches Werk er symbolisches Ansehen beanspruchte. Doch sank sein Einfluß nach und nach, und seine weitschichtigen, im scholastischen Geist gearbeiteten Werke »Systema locorum theologicorum« (Wittenb. 1665—77, 12 Bde.), »Historia syncretistica« (das. 1682) und »Biblia illustrata« (Frankf. 1672, 4 Bde.) haben nur noch geschichtlichen Werth.

Calpe (Mons C.), im Alterthum Name des Felsens von Gibraltar, der mit dem gegenüberliegenden Mons Abyla auf der Küste Afrika's (beim heutigen Ceuta) die »Säulen des Herkules« bildete.

Calprenède (spr. -nädd), Gauthier de Coste de la, franz. Romanschriftsteller, geboren zu Anfang des 17. Jahrh. in der Gascogne, studirte bis 1632 zu Toulouse, trat dann zu Paris als Kadett ins Garderegiment, wurde Officier, 1650 königlicher Kammerherr und starb 1663, von seinem Pferd an die Stirn getroffen, in Paris. C. trat zuerst mit dramatischen Werken auf, ohne jedoch, einem Corneille gegenüber, besondern Beifall zu ernten. Erst mit seinen Romanen gewann er Ruf auch über die franz. Grenzen hinaus. Es sind Ritterromane, welche unter antike Namen Helden verstecken, deren Galanterie, Tapferkeit und Ehrgefühl überall an die Gefühle der ritterlichen Romantik erinnern; dabei fehlt es ihnen nicht an Erfindung und poetischem Schwung. Ihr Hauptfehler ist ihre Dickleibigkeit. Für die besten darunter gelten »Cassandra« (1642, 10 Bde.) und »Cléopatre« (12 Thle. in 23 Bdn.). Am abenteuerlichsten sind »Les Nouvelles, ou les divertissements de la princesse Alcidiane« (1661), die von einigen Calprenède's Gattin zugeschrieben werden, unter deren Namen sie auch publicirt wurden.

Calpurnia, Cäsars letzte Gemahlin, war eine Tochter des Lucius C. Piso, der 58 v. Chr. Konsul war und vornehmlich durch das harte Urtheil bekannt ist, welches Cicero, dessen Gegner er war, über ihn und seine Verwaltung Makedoniens fällte. C. vermählte sich 59 mit Cäsar. Schon wenige Jahre darauf war von Scheidung die Rede, doch wurde dieser Gedanke wieder aufgegeben, obgleich die Ehe kinderlos war. C. mischte sich nicht in die öffentlichen Angelegenheiten und ertrug mit großer Geduld die stadtbekannte Untreue ihres Gemahls. Sie selbst blieb ihm treu ergeben. Als Gerüchte von einer Verschwörung zu ihr gelangten, bemühte sie sich vergeblich, den Gemahl zu warnen. Nach seinem Tod stellte sie sich unter den Schutz des M. Antonius und übergab demselben Cäsars Geld und Papiere.

Calpurnius, Titus, röm. Dichter, nach seinem Vaterland oder seiner Dichtungsart (der bukolischen) C. Siculus genannt, ist Verfasser von 7 Hirtenliedern, die sich ohne inneres Leben durch angenehme Darstellung in virgilischer Sprache, aber auch durch Servilismus auszeichnen und allegorische Maske für allerlei Beziehungen der großen Welt abgeben. Aus dergleichen Anspielungen und aus der metrischen Form schließt man, daß diese 7 Eklogen zu Anfang der Regierung Nero's verfaßt seien. Die vier Eklogen, die gewöhnlich in den Ausgaben noch auf jene folgen, rühren von Nemesianus her, der im 5. Jahrh. n. Chr. lebte und den C. ohne Geschmack nachahmte. Die erste Ausgabe des C. (mit Silius Italicus zusammen) erschien zu Rom 1471; die beste ist die von Gläser (Götting. 1842); Uebersetzungen lieferten Fr. Adelung (Petersb. 1804), Wiß (Leipz. 1805), Klausen (Altona 1807).

Calpurnius Bestia (auch C. Piso Bestia genannt), trat 121 v. Chr. als Volkstribun gegen Cajus Gracchus (s. d.) auf und galt seitdem als ein Vorkämpfer der aristokratischen Reaktion. Zehn Jahre später begann er als Konsul den Krieg gegen Jugurtha und führte denselben anfangs mit Nachdruck und Geschick, ließ sich aber dann von Jugurtha bestechen und gewährte ihm Frieden unter den günstigsten Bedingungen. Auf Betreiben des Tribunen Memmius wurde eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn anhängig gemacht, infolge deren er und andere Glieder jener habsüchtigen Aristokratie in die Verbannung wandern mußten.

Calque (die, franz. m., spr. kalk), Bause, Abdruck einer kalkirten Zeichnung; s. Kalkiren.

Caltagirone (spr. -dschirone), Stadt in der sicilian. Provinz Catania, auf zwei durch eine Brücke verbundenen Höhen, südwestlich von Catania in sehr fruchtbarer Gegend, ist Bischofssitz, mit einem alten Kastell und schönem Marktplatz, hat ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, 2 Konservatorien und (1871) 25,978 Einw., unter deren Industrieerzeugnissen besonders schöne Gefäße von feinem Thon und farbige Statuetten zu nennen sind. Das Erdbeben von 1693 verschlang über die Hälfte der Stadt. In der Nähe von C., das saracenischen Ursprungs ist, die romantisch gelegene Einsiedelei »Il Paradiso di Judica«.

Caltanisétta, die centrale Provinz der Insel Sicilien, wird im W. von der Provinz Girgenti, im N. von Palermo, im O. von Catania und Noto, im S. vom Meer begrenzt und hat ein Areal von 3768 QKilom. (68,4 QM.) mit (1871) 203,066 Einw. Die Provinz ist im allgemeinen, besonders gegen N., gebirgig (bis zu 1000 Meter Höhe) und wird vom Salso und dem obern Platano nebst zahlreichen kleineren Flüssen bewässert. Der sehr fruchtbare Boden bringt Wein, Getreide, Oelbäume, Mandeln, Kastanien, Hülsenfrüchte und Obst in Menge hervor; auf den fetten Weiden blüht die Viehzucht (ausgezeichneter Käse). Die zahlreich vorhandenen Schwefelgruben veranlassen eine gewinn-

bringende Industrie; sonst enthält das Land an Mineralien Salz, Gips und besonders vortrefflichen Töpferthon, sowie mehrere sehr heilsame Mineralquellen. Die Hauptstadt C. liegt südöstlich von Palermo, auf einer fruchtbaren Hochebene in der Mitte der Insel, am Salso und an der Eisenbahn von Palermo nach Catania, ist regelmäßig und gut gebaut, Sitz eines Bischofs und einer Präfektur, hat ein altes Schloß, ein bischöfliches Seminar, ein Lyceum und Gymnasium, sowie eine technische Schule, starke Schwefelfabrikation, besuchte Jahrmärkte und (1871) 26,200 Einw. In der Umgegend finden sich Steinölquellen und ergiebige Schwefelgruben. Hier 2. Sept. 1820 Sieg der königlichen Truppen unter Pepe über die aufständischen Palermitaner. Die Gegend um C. ist in antiquarischer Hinsicht merkwürdig. Hierher ward unter anderem der Raub der Proserpina gesetzt; das alte Enna stand, wo jetzt Castro Giovanni liegt, und in der Nähe von Piazza ist die Palus Perguſa oder das Perpun Ovids und Claudians zu sehen.

Caltha *L.* (Kuhblume, Butterblume, Dotterblume), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, ausdauernde Kräuter mit breiten, glatten, glänzenden Blättern, die alle in nordischen arktischen oder südlichen, antarktischen Gegenden wachsen. Am bekanntesten ist: C. palustris *L.* (Populago palustris *Dec.*) mit rundlichen, herzförmigen, gekerbten Blättern, einzelnen goldgelben Blüten, überall, durch ganz Europa, Westasien und Nordamerika, besonders im nördlichen Deutschland, auf sumpfigen Wiesen wachsend, die oft davon ganz gelb aussehen, und während des ganzen Frühlings blühend. Das Gewächs, besonders die Wurzel, enthält Schärfe und ist früher für giftig gehalten worden. In neuerer Zeit hat man es als gutes Viehfutter empfohlen; die Blumen machen die Butter gelb. Die jungen Blütenknospen werden, in Salzwasser geweicht und mit Essig eingemacht, wie Kapern genossen.

Calumet (franz., m., spr. -lümä), die Friedenspfeife der Indianer.

Calumnia (lat.), Verleumdung; Calumniator, Verleumder, falscher Ankläger; s. Verleumdung.

Calvados, Departement im nordwestlichen Frankreich, bildet zwischen dem Mündungsbusen der Seine und der Viremündung ein 60—68 Kilom. landeinwärts sich erstreckendes Rechteck, das nördlich vom Kanal (la Manche), im übrigen von den Departements Eure, Orne und Manche umschlossen wird. Es umfaßt die zur ehemaligen Normandie gehörigen Landschaften Bessin, Bocage, Champagne de Caen, Auge und Lieuvin, hat einen Flächeninhalt von 5539 QKilom. (100,8 QM.) mit (1872) 454,012 Einw., größtentheils Katholiken, und ist in 5 Arrondissements, 37 Kantone und 767 Gemeinden eingetheilt. Das Land, im ganzen eben, zeigt nur im S. eine Erhebung in den Höhenzügen, welche die Wasserscheide zwischen der Seine und Loire bilden, und am Ost- und Westende seiner 96 Kilom. langen Küste steigen Felsen mit losen Gesteinsvorlagen bis zu einer Höhe von 227 Meter empor. Im übrigen ist die Küste flacher Sandstrand, welchem 7—10 Kilom. vom Ufer entfernt eine der Schiffahrt höchst gefährliche, 37 Kilom. lange Klippenreihe, die sogen. Rochers de Calvados, vorgelagert ist. Letztere verdanken der Sage nach ihren Namen einem der Armada Philipps II. angehörigen, 1588 hier gescheiterten Schiffe, und von ihnen hat wiederum das Departement den Namen erhalten. Auch im Innern bilden den aus einer Mischung von Thon und Kalk, mit einer fetten vegetabilischen Kruste bedeckten, zur Viehzucht besser als zum Ackerbau geeigneten Boden fast durchweg Ebenen, unter welchen namentlich das Thal von Auge, wegen seiner ausgezeichneten Weiden, die freundliche Landschaft Bocage zwischen Vire und Orne und die Ebene von Caen hervorzuheben sind. Der angebaute Boden beträgt ungefähr $^4/_7$, die Wiesen nehmen $^3/_{14}$, die Waldungen $^1/_{14}$ des Ganzen ein. Die vorhandenen wenigen Flüsse: Orne, Toucques, Vire, Dives, Seule und Tromme (mit Aure) haben sämmtlich ganz kurzen Lauf; die beiden letzteren verlieren sich bei Bayeux in Sümpfe, ohne das Meer zu erreichen. Von Caen zum Meer führt ein Kanal. An Waldungen ist C. im ganzen arm. Das Klima ist feucht, aber gesund; Westwinde herrschen vor und werden häufig zu Orkanen. Mineralische Produkte sind Marmor, Granit, Steinkohlen, Salz und Torf, die sämmtlich ausgebeutet werden (Steinkohlen jährlich etwa 146,000 metrische Ctr., Torf etwa 35,000 metrische Ctr.). Der fruchtbare Boden erzeugt Getreide, Flachs und Hanf, Obst in Menge, besonders Aepfel und Birnen, mit denen fast alle Felder umgrenzt sind. Wein wird nicht gebaut, daher Cider das allgemeine Getränk ist. Die normannischen Pferde sind berühmt; das Rindvieh ist durch holländisches noch verbessert worden und liefert Ochsen bis zu 700 Kilogr. Gewicht. Die Butter von Isigny und Trévières und die Käse von Livarot und Pont l'Evêque sind in ganz Frankreich bekannt. Weniger Fleiß wird auf die Schafzucht verwendet; die einheimische Wolle ist schlecht. In der Schweinezucht zeichnen sich Bocage und Auge, in der Hühner- und Kapaunenzucht Caumont und Crèvecoeur aus. Bedeutend ist auch die Bienenzucht (Honig von Crèvecoeur). Die Seefischerei liefert viele Schalthiere und Hummern; auch nimmt man starken Antheil an der Häringsfischerei und versendet jährlich gegen 25 Mill. Austern. Die Industrie steht in C. auf einer hohen Stufe. Das Departement hat namentlich viel Woll- und Baumwollspinnereien und erzeugt verschiedene dadurch vermittelte Stoffe; außerdem fabricirt man Leinwand, Papier, Porzellan, Leder, Oel, chemische Produkte ꝛc.; auch eine bedeutende Anzahl Eisenhütten und Hohöfen ist vorhanden. Kunst und Wissenschaft findet in den Städten freundliche Pflege. Das Departement besitzt ein Lyceum, 5 Colléges, 12 andere (freie) Institute und etwa 1000 Primärschulen. Unter den 7 Häfen des Landes sind nur Honfleur, Caen und Trouville von Bedeutung. Die Einwohner, unter denen etwa 2000 Protestanten, sind im allgemeinen ein wohlgebildeter Menschenschlag; dabei arbeitsliebend und voll Anhänglichkeit an Heimat und hergebrachte Sitte. Die Hauptstadt ist Caen. Die Römer fanden hier Bibrokassen und Lexovier, die, von Crassus unterworfen, in der Folge der zweiten Provinz von Lyon zugetheilt wurden. Im 3. Jahrh. kam die christliche Religion ins Land; später theilte das Land alle Schicksale der Normandie.

Calvaert (spr. -wärt, eigentlich Caluwaert), Dionysius, genannt Dionisio Fiammingo, berühmter Historien- und Landschaftsmaler, zu Antwerpen geboren, trat 1556 bei Christ. van den Queckborne daselbst in die Lehre, ging aber dann, noch als Jüngling, nach Bologna, um sich, bereits geschickter Landschafter, in der Figurenmalerei

auszubilden; hier wurden Prosp. Fontana und L. Sabbatini seine Lehrer, Correggio, Parmeggiano und Tibaldi seine Muster. Nachdem er längere Zeit auch in Rom fleißig studirt hatte, kehrte er nach Bologna zurück und gründete hier eine stark besuchte Schule, in welcher auch Guido Reni, Albani, Domenichino ihre Studien begannen. C. wirkte dadurch sehr einflußreich und trug in der That auch zur Wiederbelebung der Bologneſischen Schule viel bei. Er hatte von seiner Heimat ein gediegenes Kolorit und eine gewisse sorgsame Naturauffassung mitgebracht, die auf seine Schüler günstig einwirkten. Freilich war er dabei nicht frei genug von einem manieristischen Wesen, von der Liebhaberei an übertriebenen Formen und einer hohlen theatralischen Komposition, um, wie die Carracci, die italienische Kunst zu regeneriren. Als diese ihre Akademie in Bologna errichteten, begann Calvaerts Stern trotz aller versuchten Rivalität zu erbleichen, und seine Schüler verließen ihn. Er starb zu Bologna 1619. Abgesehen von seinen großen Bildern, von denen es in Bologna noch verschiedene gibt, worunter San Michael in der Kirche San Petronio, das Fegfeuer in der Kirche alle Grazie, das Paradies in der Kirche ai Servi ꝛc. hervorzuheben sind, fanden namentlich seine kleinen, auf Kupfer gemalten zierlichen Bilder seiner Zeit großen Beifall, den sie auch durch die Zartheit des Kolorits und Sorgsamkeit der Behandlung verdienen. Gestochen haben nach ihm einige Blätter C. und R. Sadeler, A. Carracci, G. Curti, Hier. Wierix, J. Matham u. a.

Calvaire (spr. -währ), **Klosterfrauen des Ordens U. L. Fr. vom** (Religieuses de Notre Dame du Calvaire), eine Kongregation von Nonnen, 1617 von Antoinette von Orléans, der Tochter des Herzogs von Longueville, gestiftet. Der Orden, welcher von Gregor XV. bestätigt wurde, hat das Eigenthümliche, daß in ihm die Vorschriften des heiligen Benedikt und des heiligen Franciskus verschmolzen erscheinen. Die Kleidung der Klosterfrauen besteht in einem braunen Rock, einem schwarzen, sehr breiten Skapulier und einem schwarzen Mantel. Vom 1. Mai bis 14. September gehen sie unbeschuht, im Winter dürfen sie Holzschuhe tragen.

Calvaria (lat.), der Hirnschädel; dann (Kalvarienberg) Schädelstätte an Hinrichtungsplätzen, besonders s. v. w. Golgatha; daher in katholischen Ländern Hügel, welche mit 1 oder 3 Kreuzen, Statuen und Bildern (14 Stationen) bezeichnet sind und die Todesstätte Christi veranschaulichen sollen. Häufig besuchte Wallfahrtsorte.

Calvert (spr. kälw-), Crace, hervorragender engl. Chemiker, geb. 1819 in London, wurde in Frankreich erzogen, arbeitete im technischen Laboratorium von Girardin in Rouen, dann in Paris bei Robiquet und Pelletier und wurde Assistent von Chevreul in der Gobelinmanufaktur. Im Jahr 1846 siedelte er nach Manchester über und erhielt bald darauf die Professur der Chemie an der Royal Institution daselbst. Durch seine Vorlesungen förderte er ungemein das Interesse für Chemie unter den Fabrikanten jener Gegend, auch fand er selbst Gelegenheit, industrielle Anlagen auszuführen. Später wurde er Professor an der School of Medicine, sowie Mitglied des Gesundheitsraths von Manchester, und erhielt so die Anregung zu den folgenreichen Versuchen, Karbolsäure zu billigen Preisen in den Handel zu bringen. Er ging 1873 als Juror zur Wiener Ausstellung und nahm dort den Keim zu jener Krankheit auf, welcher er am 24. Okt. 1873 erlag. C. war ein bedeutender Analytiker und hat die technische Chemie wesentlich gefördert: er lieferte wichtige Arbeiten über Metalllegirungen, den Puddlingsproceß, über den Einfluß der Gallus- und Gerbsäure auf Gespinstfasern, über die Benutzung der schwefligen Säure in der Zuckerfabrikation, über Darstellung von chlorsaurem Kali mittels Kalk und die Entschwefelung der Kohle durch Kochsalz. Er schrieb: »Lectures on Coal-tar, colors and dyeing« (Manchester 1863).

Calvi, 1) befestigte Seestadt auf der Westseite der franz. Insel Corsica, südwestl. von Bastia, ein Kriegsplatz zweiter Klasse mit einer Rhede, die eine ganze Flotte aufnehmen kann. Die Einwohner, 2175 an der Zahl, treiben Handel mit Holz, Wein, Oel, Citronen, Wachs, Ziegenfellen. Die Stadt wurde 1553 und 1555 vergeblich von den Franzosen belagert, dagegen von den Engländern 1794 nach einer Belagerung von 51 Tagen erobert; 1795 kam sie unter franz. Herrschaft. — 2) (C. Risorta) Stadt in der ital. Provinz Terra di Lavoro, Kreis Caserta, in ungesunder und den Erdbeben sehr ausgesetzter Gegend, mit (1871) 2862 Einw. An dieser Stelle stand das alte aufonische Cales, berühmt durch seine Weinberge, deren Erzeugnis (vinum Calenum) Horaz lobt. Noch zeugen Ruinen eines Amphitheaters und eines Theaters von der alten Stadt. C. hat auch eine mittelalterliche Burg. Hier 9. Dec. 1798 Sieg der Franzosen über die Neapolitaner und 10. Jan. 1799 Abschluß eines Vertrags zwischen beiden.

Calvin, Johannes, eigentlich Jean Caulvin oder Cauvin, der berühmte Reformator und kirchliche Diktator zu Genf, war zu Noyon in der Picardie 10. Juli 1509 als Sohn des Procureur-Fiscal und Sekretärs des Bisthums, Gérard C., geboren. Frühzeitig zum geistlichen Stand bestimmt, wurde er, selbst unbemittelt, mit den Kindern eines Herrn von Mommor erzogen und zugleich mit diesen in dem Collége de la Marche zu Paris, dem damals der gelehrte Mathurin Cordier vorstand, trefflich unterrichtet. Er zeichnete sich durch Fleiß, sittlichen Ernst und Frömmigkeit aus und erregte so außerordentliche Hoffnungen für die Kirche, daß man ihm schon in seinem 12. Jahr eine Pfründe verlieh. Kaum hatte er das 18. Jahr erreicht, als bereits seine Gelehrsamkeit, seine Gewandtheit im Disputiren, seine hinreißende Beredsamkeit ihm nicht nur allgemeine Bewunderung, sondern auch eine Pfarrstelle zu Pont l'Evêque erwarb. Dennoch sah er sich sehr bald gezwungen, die begonnene Laufbahn zu verlassen. Sein Vater verfiel auf den Gedanken, daß das Studium des Rechts dem hoffnungsvollen Sohn eine glänzendere Zukunft sichern würde, und der Sohn fügte sich. Er lag in Orléans seinem neuen Studium mit eiserner Beharrlichkeit und so vorzüglichem Erfolg ob, daß man ihm bei seinem Abgang von da die juristische Doktorwürde anbot, die er aber aus Bescheidenheit vorerst ablehnte. Sodann begab er sich nach Bourges, hörte hier den berühmten Rechtskundigen Andreas Alciatus und erlernte nebenbei bei dem Humanisten Volmar die griechische Sprache. Um diese Zeit ging in ihm eine Umwandlung vor, die seinem ganzen Leben eine andere Richtung gab. Das Studium der Bibel und einiger Schriften der deutschen und schweizerischen Reformatoren erschütterten seinen bisherigen Glauben. Nach dem Tode seines Vaters (1532) ging er nach Paris, wo er viele den kirchlichen Neuerungen heimlich zugethan fand. Im Umgang mit diesen entschied er sich nunmehr, alle

seine Kräfte der Kirchenverbesserung zu widmen. In vertrauten Zusammenkünften sammelte er die zerstreuten Glaubensgenossen. Voll von dem kühnen Gedanken, den König für die Reformation zu gewinnen, gab C., um den die neue Lehre verfolgenden König Franz I. milder zu stimmen, das Werk Seneca's von der Gnade heraus, doch ohne Erfolg; auch arbeitete er für den Rektor der Universität, N. Cop von Basel, eine am Fest aller Heiligen wie üblich vor dem König zu haltende Rede aus, die sehr freie Ansichten über die obschwebenden Religionsfragen enthielt. Er mußte aber infolge davon aus Paris fliehen und begab sich zu der Königin von Navarra, in deren Gebiet er öffentlich predigen durfte. Nachdem er nochmals Paris besucht, nöthigte ihn die ausbrechende Verfolgung (1534), Zuflucht in Basel zu suchen, wo er vielen willkommen war. Hier schrieb er (1535) sein Meisterwerk: »Unterweisung in der christlichen Religion« (»Institutio christianae religionis«), welchem Buch er eine Dedikation an den König Franz I. voransetzte, worin er sein Werk als ein offenes Bekenntnis der evangelischen Wahrheit und als eine Widerlegung jener Behauptung darbot, als seien die in Frankreich ihres Glaubens wegen hingerichteten Reformirten als Wiedertäufer und unruhige Köpfe, die Religion und Staat umstürzen wollten, anzusehen. Dieses Werk enthält in lichtvoller Darlegung ein vollständiges System des christlichen Glaubens, gegründet auf das protestantische Princip, daß die Heilige Schrift die alleinige Quelle christlicher Wahrheit sei. Abweichend von Luther statuirte C. im Abendmahl einen bloß geistigen Genuß des Leibes Christi durch den Glauben; in der Lehre von der Gnade und dem freien Willen nahm er eine absolute Vorherbestimmung der Gläubigen zur Seligkeit, der Ungläubigen zur Verdammnis (Prädestinationslehre) an, und in Ansehung der kirchlichen Gebräuche drang er auf gänzliche Abschaffung aller nicht ausdrücklich in der Heiligen Schrift begründeten Ceremonien. Von Basel begab sich C. 1536 auf eine kurze Zeit an den Hof der Herzogin von Ferrara, der Beschützerin der Evangelischen, mußte aber von da fliehen, besuchte nochmals seine Vaterstadt, ordnete seine Angelegenheiten und gedachte, des unsteten Lebens müde, in Basel oder Straßburg Muße für gelehrte Arbeiten zu finden. Auf dieser Reise, im August 1536, kam er durch Genf, wo die neue Lehre nach langem Kampf seit einem Jahr durch einen Regierungsbeschluß förmlich eingeführt war. Die Verkündiger derselben waren hier die beiden Prediger Wilhelm Farel und Peter Viret. Farel lud C. ein, in Genf zu bleiben und sein Gehülfe zu werden. C. weigerte sich anfangs, willfahrte aber dann, als ihm Farel mit dem Fluch Gottes drohte, wenn er sich dem an ihn ergangenen Ruf widersetze. C. nahm die Stelle als Prediger und Lehrer der Theologie in Genf an und widmete sich seinem Amt mit der angestrengtesten Thätigkeit. Er lehrte auf der Kanzel und dem Katheder, reiste in den benachbarten Gegenden umher und richtete ihr Kirchenwesen ein, führte ihnen Lehrer zu und schlichtete Streitigkeiten, schrieb außer vielen anderen Schriften einen großen und einen kleinen Katechismus und verfocht in häufigen Disputationen seine Meinungen gegen jeden Angriff mit Hartnäckigkeit und überlegenem Geist. Sein Anhang bestand vorzugsweise aus eingewanderten französischen Protestanten, die in der Heimat verfolgt wurden und bald nach Calvins Ankunft in Genf stark überhandnahmen. Diesen stand der größere Theil der eingebornen Genfer entgegen, denen die Lehre Calvins zu herb war und welche, als Freunde der Schweizer, die freiere Richtung Zwingli's vorgezogen hätten. Diese wurden aber von Calvins Anhängern verdächtigt, als erstreckte sich ihre freiere Richtung auch im schlimmen Sinn des Worts auf die Sitten, und ihr Name »Libertiner« (was damals soviel hieß wie »Liberale«) ward als ein moralisch anstößiger aufgefaßt. Die Erbitterung zwischen beiden Parteien wurde so stark, daß 1538 C. und Farel, welche ihren Gegnern das Abendmahl verweigerten, aus Genf verbannt wurden. C. begab sich über Basel nach Straßburg. Hier, wo Martin Bucer schon seit zehn Jahren die Reformation befestigt hatte, fand C. ehrenvolle Aufnahme, hielt theologische Vorlesungen an der Universität und gründete eine französisch-reformirte Gemeinde. Durch Theilnahme am Religionsgespräch zu Worms trat er mit Melanchthon in freundschaftliche Beziehung. Dabei waren aber seine Blicke fortwährend nach Genf gerichtet. Als der Kardinal Sadolet die Genfer zur Rückkehr in den Schoß der römischen Kirche einlud, ermahnte C. die ihm theure Gemeinde in zwei feurigen Sendschreiben zur standhaften Treue. Im Jahr 1539 verheirathete er sich mit einer Wittwe Idelette von Büres, mit der er neun Jahre lang in glücklicher Ehe lebte. Zur Anbahnung einer Union zwischen dem reformirten und lutherischen Lehrbegriff schrieb er 1540 ein Buch über das Abendmahl. In Genf hatten unterdessen Calvins Anhänger die Oberhand im Rath erlangt. Schriftliche Einladungen an denselben führten nicht zum Ziel, da die Straßburger ihn nicht von sich lassen wollten. Erst als im Mai 1541 eine feierliche Gesandtschaft des Genfer Raths und der dortigen Bürgerschaft in Straßburg mit der Bitte erschien, den Lehrer seiner verlassenen Herde wiederzugeben, trennte sich C. von Straßburg, wohnte aber zuvor noch als Abgeordneter jener Reichsstadt dem Reichstag zu Frankfurt und dem Religionsgespräch zu Regensburg bei. Im September 1541 kam C. in Genf an, und die herrschende Partei überhäufte ihn mit Geschenken, zeichnete ihn in jeder Hinsicht aus und übertrug ihm sogar die Redaktion der Gesetze. Hiermit beginnt der zweite Abschnitt von Calvins Leben, die Zeit seines einflußreichen, durch hierarchischen Charakter ausgezeichneten Wirkens in Genf und für die ganze reformirte Kirche. Er legte sogleich dem Rath von Genf seinen Plan zur Verbesserung der Kirchendisciplin vor, der ohne Widerspruch angenommen und schon im November publicirt wurde. Das Princip der gemäßigten Demokratie, wie es der Genfer Staatsverfassung zu Grunde lag und durch einen aus den Bürgern gewählten Ausschuß geübt ward, wandte C. auch auf das kirchliche Regiment an. Die Gemeinde wählte Vorsteher (Presbyter), welche die kirchlichen Angelegenheiten ordnen und leiten sollten. Diese Presbyterialverfassung Calvins hat in der reformirten Kirche allgemeine Geltung erlangt. Eine hohe Ansicht hatte er von der Autorität der »Mutter« Kirche, außer welcher kein Heil sei, sowie von der Nothwendigkeit und Heilsamkeit der Kirchenzucht. So vindicirte er dem von ihm eingesetzten Konsistorium, das aus sechs Geistlichen und zwölf Aeltesten bestand, das Recht, Gesetze zu geben, sowie Verächter des Gottesdienstes, sittenlose Personen und Verbreiter heterodoxer Meinungen ohne Rücksicht auf ihren Stand zur Rechenschaft zu ziehen und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung zu übergeben. Hierdurch hauptsächlich drückte er der

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Genfer Reformation einen theokratischen Charakter auf. Das Organ dieser Theokratie war er selbst, und da er kein anderes Ziel hatte als die Verbreitung und Herrschaft seines Glaubens, so wies er kein Mittel zurück, das dazu führte. Jede, auch die bescheidenste Opposition gegen seine Absichten wurde unterdrückt und die Thaten, Mienen und Worte eines jeden Bewohners von Genf streng überwacht. Wer sich Aeußerungen zu seinen Ungunsten erlaubte, namentlich aber wenn er zu den sogen. Libertinern gehörte, wurde zu entehrenden Kirchenbußen verurtheilt; angesehene Personen wurden wegen angeblicher Vergehen gegen die Sittlichkeit, deren sie sich in längst vergangener Zeit schuldig gemacht haben sollten, eingekerkert; ein Anführer der »Libertiner«, Berthelier, Sohn eines Genfer Freiheitsmärtyrers, wurde sogar mit fünf Gesinnungsgenossen als Aufrührer enthauptet. Dabei wurden theatralische Aufführungen und Tänze untersagt. Auch die Taufe auf andere als biblische Vornamen, sowie sogar das Tragen deutsch-schweizerischer Trachten wurde verboten, ohne daß sich deshalb die Sitten im mindesten verbessert hätten. Auch gegen das Hexenwesen wurde unter C. mit massenhaften Verbrennungen eingeschritten. Mit gleicher Strenge wurden Schriften und Meinungen, die das geistliche Tribunal verdammte, gerichtet. Jakob Gruet wurde enthauptet, weil er gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben, auch die kirchliche Ordnung umzustürzen versucht habe. Das berühmteste Beispiel aber von Calvins Glaubenstyrannei ist die Hinrichtung des Spaniers Michael Servet (s. d.) wegen heterodoxer Ansicht über die Trinität. Diese greuelhafte Mordscene fällt übrigens nicht C. allein, sondern den Vorurtheilen des ganzen Zeitalters zur Last; auch die Lutheraner, sogar der sanfte Melanchthon, haben die Hinrichtung des Gottesleugners eine That der Gerechtigkeit genannt. Calvins wahrhaft unermeßliche Thätigkeit erhielt durch die 1558 von ihm bewirkte Stiftung einer theologischen Akademie in Genf, der ersten reformirten Universität, einen neuen bedeutenden Zuwachs. Dem Theodor Beza, seinem ihm sehr ergebenen Schüler, übertrug er das Rektorat, er selbst wollte nur Professor der Theologie sein. Aus dieser Pflanzschule gingen die kühnen und geistvollen Männer hervor, welche die reformirte Lehre den kommenden Geschlechtern bewahrten und in andere Länder, zum Theil in weite Ferne trugen. Seit 1549 schon hatte sich C. mit den Zürichern über die Abendmahlslehre vereinigt; man war übereingekommen, daß Zwinglianer und Calvinisten nur Eine Kirche, die reformirte, ausmachen, und daß alle weiteren Parteinamen vermieden werden sollten, was aber erst nach Calvins Tode wirklich geschah. Calvins schwächlicher Körper erlag endlich den ununterbrochenen Anstrengungen; er starb 27. Mai 1564. Von Arbeit ermüdet, kannte er keine andere Erholung als neue Arbeit. Seine Gattin war 1549, sein einziger Sohn noch früher gestorben. Calvins bleiche und magere Gesichtszüge, mit dem langen schlichten Bart, waren die eines kränklichen Mannes; aus der hohen reinen Stirn und aus den ernst- und scharfblickenden Augen aber sprach ein gelehrter, feiner, fester Geist. Er war nüchtern und streng, wie gegen sich, so gegen andere. Seine Uneigennützigkeit ist vielfach bewundert worden; doch war sein Gehalt im Vergleich mit den damaligen Preisen und Geldwerthen ziemlich bedeutend und wurde durch große Geschenke noch vermehrt, so daß er in der Lage war, Anerbietungen einer Zulage zurückzuweisen und auch den Armen Wohlthaten zu erzeigen. Er predigte beinahe täglich, hielt wöchentlich drei theologische Kollegien, versäumte keine Sitzung des Konsistoriums, leitete die Verhandlungen der Predigergesellschaft, erließ juristische und theologische Gutachten, führte die wichtigsten politischen Verhandlungen, verfaßte seine gediegenen Werke, darunter die vortrefflichen Bibelkommentare, und neben diesem allen erstreckte sich sein Briefwechsel nach allen Ländern Europa's. Außer seinen gedruckten Werken bewahren die Genfer und Züricher Bibliotheken als Zeugnisse seiner Thätigkeit an 3000 handschriftliche Predigten, Abhandlungen ꝛc. Er schrieb, so lange er noch die Feder halten konnte, und als ihm die Krankheit dieses nicht mehr erlaubte, diktirte er von seinem Lager aus. An Kenntnis der klassischen Literatur, an Darstellungsgabe und Feinheit des Geistes war C. (nach Spittlers Urtheil) allen anderen Reformatoren weit überlegen. Seine Gemüthsstimmung war meist melancholisch und finster. Sein harter und unbeugsamer Sinn steigerte sich, durch Widerspruch gereizt, bis zu bitterem Hohn und stolzer Verachtung gegen diejenigen, welche sein Scharfsinn durchschaute und sein Geist beherrschte. Calvins Werke, namentlich seine »Institutio religionis christianae« (zuerst lateinisch 1535, später öfter, auch französisch, am besten von Rob. Stephanus 1559, neuerlich von Tholuck, 2. Aufl., Berl. 1846, herausgegeben) und seine »Commentarii in libros N. T.« (herausgeg. von demselben, Berl. 1833—34, 7 Bde.; 4. Aufl., Berl. 1864, 4 Thle.) sind noch heute für die theologische Wissenschaft von Bedeutung. Eine Sammlung seiner dogmatischen, exegetischen (worunter besonders noch »Commentaire sur la concordance«, Genf 1561, 4 Bde., die »Commentarii in libros Psalmorum«, herausgeg. von Tholuck, Berl. 1836, 2 Bde., und »Commentarii in librum Geneseos«, herausgeg. von Hengstenberg, das. 1838, 2 Bde., hervorzuheben sind) und polemischen (zuerst meist pseudonym erschienenen) Schriften erschien zu Amsterdam 1667 in 9 Bänden. Eine neue Gesammtausgabe seiner Werke besorgen Baum, Reuß und Cunitz im »Corpus reformatorum« (Braunschw. 1863—74, Bd. 1—12). Von C. rührt auch die Verbesserung der französischen Bibel (nach Olivetans Uebersetzung) her. Sein Leben beschrieben Th. Beza (Genf 1576, neue franz. Bearbeitung von Franklin, das. 1864), Henry (Hamb. 1835—44, 3 Bde.; Auszug in 1 Bd. 1846), Bungener (2. Aufl., Genf 1863; deutsch Leipz. 1863), Stähelin (Elberf. 1863), Riquet und Tissot (»C. d'après Calvin«, das. 1864); vom katholischen Standpunkt: Audin (Par. 1841, 2 Bde.; 6 Aufl. 1873; deutsch von Egger, Augsb. 1843—44, 2 Bde.). Vgl. auch Galiffe, Quelques pages d'histoire exacte etc. (Genf 1862); Derselbe, Nouvelles pages d'histoire exacte etc. (das. 1863); Brunnemann, Michel Servetus (Berl. 1865) und namentlich Kampschulte, Johann C., seine Kirche und sein Staat in Genf (Leipz. 1869, Bd. 1).

Calvisius (eigentlich Kalwitz), Sethus, deutscher Komponist und Musikschriftsteller des 16. Jahrh., geb. 21. Febr. 1556 zu Gorschleben in Thüringen, genoß seit 1569 Schulunterricht in Frankenhausen, wo er auch die Anfangsgründe des Gesangs erlernte, setzte seit 1572 seine Schulstudien in Magdeburg fort und besuchte seit 1579 die Universitäten zu Helmstedt und (1580) zu Leipzig, wo er Musikdirektor bei der Paulinerkirche wurde. Im Jahr 1582 wurde er

Kantor zu Schulpforta, 1594 Kollege und Kantor an der Thomasschule zu Leipzig. Er starb daselbst 24. Nov. 1615. Als Komponist machte sich C. namentlich verdient durch seine Harmonisirungen geistlicher Melodien, die sich durch Sangbarkeit und vorzügliche Stimmführung auszeichnen, betitelt: »Harmonia cantionum ecclesiasticarum« (Leipz. 1596 und in mehrfach wiederholten Auflagen erschienen); außerdem komponirte er verschiedene Psalmen ꝛc. Unter seinen theoretischen, ebenfalls noch heute bedeutungsvollen Werken sind hervorzuheben: »Melopoeia, sive melodiae condendae ratio« (Erfurt 1582, 1592); »Exercitationes musicae duae« (Leipz. 1600; 2. vermehrte Auflage 1611), deren zweite (»De initio et progressu musices«) eine übersichtliche Geschichte der Musik enthält; »Compendium musicae practicae« (Leipz. 1594, 1602; 3. Aufl. unter dem Titel: »Musicae artis praecepta etc.«, Jena 1612). Bekannt ist er außerdem durch seine mathematisch-chronologischen und seine sprachlichen Studien, deren Resultate niedergelegt sind in dem »Opus chronologicum« (1605), in der »Formula calendarii novi« (1613), in dem »Elenchus calendarii Gregoriani« (1613), in dem »Thesaurus latini sermonis« (1614), dem »Enchiridion lexici latino-germanici« und verschiedenen anderen Schriften.

Calvus (lat., »Kahlkopf«), bei den alten Dialektikern ein Trugschluß, welcher die Frage aufwirft: wie viel oder wie wenig Haare nöthig seien, um jemand einen Kahlkopf zu nennen. Vgl. Acervus und Sorites.

Calx (lat.), Kalk; C. extincta, gelöschter Kalk; C. viva, gebrannter Kalk.

Calycantheae, s. Kalykantheen.

Calycanthus *L.* (Gewürzstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Kalykantheen, buschige Sträucher mit ganzrandigen, gegenüberstehenden, dunkelgrünen, oft mattgrünen Blättern und einzelnstehenden, dunkelbraunen, großen Blüten, welche an heißen Tagen, besonders des Abends, einen sehr angenehmen Geruch verbreiten. C. floridus *L.* (gemeiner Gewürzstrauch), aus den Nordoststaaten Nordamerika's, wird gegen 2 Meter hoch, hat eirunde oder breit längliche, 5—8 Centim. lange Blätter, trägt zahlreiche, lange Zeit dauernde Blüten und wird bei uns als Ziersträuch kultivirt. C. occidentalis *Hook. et Arn.* (großblätteriger Gewürzstrauch), von der Westküste Nordamerika's, wird nur 1,25—1,50 Meter hoch, hat eirund-lanzettförmige oder breit längliche, bis 13 Centim. lange Blätter und große, aber schwach riechende Blüten; wird ebenfalls als Ziersträuch kultivirt.

Calyciflorae, s. Kalycifloren.

Calymene, s. Trilobiten.

Calyx (lat.), Kelch, Theil der Blüten (s. Blüte).

Calza, Ordine della, venetian. Orden, welcher 1332 von einigen Edelleuten gestiftet wurde, um den kriegerischen Muth und die militärische Gewandtheit der Jugend zu heben. Der Orden, welcher 1562 erneuert wurde, aber um 1680 erlosch, war für 20 Personen gestiftet, deren jede 50 Dukaten für den Eintritt erlegen mußte. Das Ordenszeichen war ein mit Gold gestickter und mit Edelsteinen besetzter Stiefel (calza), den man bald am rechten, bald am linken Fuß trug.

Camaïeu (franz., m., spr. -jöh), erhaben oder vertieft geschnittener Onyx, Sardonyx ꝛc., wobei die verschieden gefärbten Lagen des Steins zur bildlichen Darstellung benutzt sind (vgl. Kamee); dann Malereien von einerlei Farbe, wie grau in grau, oder auch solche, die mit Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalt sind. Erstere nannte man auch Cirage oder Grisaille, je nachdem die Grundfarbe braun oder grau war. Auch führen die ähnlich behandelten Handzeichnungen und Holzschnitte, in Deutschland zumeist Helldunkelblätter genannt, den Namen C. Jene Malereien hatten ihre eigentliche Blütezeit in Italien im 16. Jahrh., wo Maturino, Caravaggio u. a. die Häuser damit schmückten; doch spielen sie noch bis zum Ende des Rokoko eine große Rolle und sind auch in neuester Zeit wieder mehrfach angewandt worden. Auch jene Manier des Formschnitts (Wächtlin, Burgkmair, Ugo da Carpi, Antonio da Trento, Andreani, Jegher u. a.) hat ihre Blüte im 16. Jahrh. Die neuerlichen Versuche sind von geringem Belang.

Camail (franz., m., spr. -máj; vom ital. camaglio, »Kopfrüstung«), den Hinterkopf und die Schultern bedeckende Kapuze, welche die katholischen Geistlichen im Winter zu tragen pflegen, bei den Bischöfen Mozetta genannt; auch ein kleiner, eleganter, wenig über die Taille herabreichender Damenmantel mit Armlöchern; die Helmdecke auf Wappen.

Camaldŏli, berühmtes Kloster im ehemaligen Toscana, in der Bergkette Prato Magno, südöstlich von Florenz, von welchem der Orden der Kamaldulenser den Namen hat. Es ist ein Gebäude ohne architektonische Bedeutung, dessen reiche Bibliothek und Handschriftensammlung während der Aufhebung des Klosters zur französischen Zeit verschleudert wurden. Die umgebende Gebirgsnatur ist großartig. Noch höher nördlich liegt die Einsiedelei il Sacro Eremo, in Form eines Kastells mit 4 Thürmen, wo der heilige Romuald, der Stifter des Kamaldulenserordens, seine erste Zelle baute. C. ist auch Name mehrerer anderen Klöster in Italien, so eines bei Sorrent, eines andern am Vesuv und eines berühmten Klosters bei Neapel, das 1585 für die Benediktinermönche der »weißen Reform« gegründet, dann als Convento di Santa Maria Scala Coeli für den Kamaldulenserorden erweitert wurde. Es liegt in Stille und Abgeschiedenheit auf dem höchsten Punkt um Neapel (434 Meter ü. M.) und gewährt, besonders vom »Belvedere« aus, eine entzückende Aussicht.

Camargue, la (spr. -márgh, angeblich entstanden aus Caji Marii ager), eine Insel des Rhônedelta's im franz. Departement Rhônemündungen, wird von den beiden Hauptmündungsarmen des Rhône eingeschlossen, so daß sie von oberhalb Arles, wo sich dieselben trennen, in Dreiecksgestalt bis zum Meer reicht, und hat einen Flächeninhalt von etwa 73,000 Hektar (15,5 QM.) mit 9 Ortschaften, zahlreichen Landhäusern und über 350 Pachthöfen oder Mas. Der lediglich angeschwemmte, sumpfige, von Lachen und todten Flußarmen durchschnittene Boden ist durch Eindeichungen gegen Ueberschwemmungen geschützt und so zum Theil in fettes Marschland verwandelt. Gegen die Küsten hin, wo die niedrigen Sanddünen den Ueberflutungen des Meers einen nur unvollkommenen Damm entgegensetzen und die Strandseen (namentlich der 12 Kilom. lange Valcarés) 21,000 Hektar einnehmen, ist der Boden theils morastig, theils sandig und salzig und wird nur zur Salz- und Sodagewinnung benutzt. Im ganzen ist etwa ein Fünftel der C. angebaut und trägt Weizen, Gerste, Hafer, auch Oliven und Wein; das übrige ist

Weideland, das jährlich 110,000 Stück Schafe (früher wohl 400,000 Stück), 600 Esel, 7000 Stück halbwilde Ochsen und 1300 Pferde von einer eigenthümlichen kleinen, aus Afrika stammenden Rasse ernährt. Die Schafe weiden hier nur vom Oktober bis Ende Mai, wo sie in Herden von 20,000 Stück im Geleit großer, den Bernhardinern ähnlicher Hunde nach den französischen Alpen wandern. Ein eigenthümliches Leben entfaltet sich in der Landschaft zur Erntezeit, wenn tausende von Schnittern aus den Alpen hierher kommen. Interessant ist auch ein von Zeit zu Zeit veranstaltetes, la Ferrade genanntes, ländliches Fest, bei welchem berittene, mit einem Dreizack bewaffnete Hirten die wilden Stiere an einen bestimmten Platz zusammen treiben, um sie mit glühenden Eisen zu zeichnen. Im Jahr 1864 wurde der Bau des Kanals St. Louis unternommen, der, 40 Kilom. unterhalb Arles beginnend, im Hafen von Bouc mündet, 60 Meter breit, 7—9 Meter tief ist und ermöglichen soll, daß Waaren für den Süden schon in Arles und Lyon eingeschifft werden können. Die ganze C. gehört Besitzern aus Arles und Saintes Maries de la Mer, dem eigentlichen Hauptort der Insel.

Camarilla (span., f., spr. -rilja, »Kämmerchen«, »Kabinet«), seit Ferdinand VI. von Spanien Name der Günstlings- und Hofpartei, welche in der unmittelbaren Umgebung der absoluten Herrscher sich befindet und auf diese einen für den Staat verderblichen, persönlichen Interessen dienenden und besonders der freiheitlichen Entwickelung feindlichen Einfluß ausübt.

Camarina, im Alterthum Stadt auf der Südküste Siciliens, an der Mündung des Hipparis (Camarana), 598 v. Chr. gegründet und nach der Nymphe Camarina, Tochter des Okenos, benannt, 554 v. Chr. aber von den Syrakusanern zerstört, nachdem die Bewohner gegen den Rath des Orakels einen in der Nähe liegenden Sumpf ausgetrocknet und so den Feinden einen Weg in ihre Stadt gebahnt hatten, woher das Sprichwort rührt: Camarinam ne moveas, d. h.: Laß eine gefährliche Sache auf sich beruhen. Im Jahr 495 v. Chr. von dem Tyrannen Hippokrates von Gela neu aufgebaut, wurde C. in der Folge abwechselnd von Gela, Syrakus, den Römern und Karthagern abermals in Trümmer gelegt und blieb stets unbedeutend.

Camauro (ital., m.), die rothsammetne Mütze des Papstes.

Cambacérès (spr. kangbaßerähs), Jean Jacques Régis de, Herzog von Parma und Erzkanzler des franz. Reichs unter Napoleon I., geb. 18. Okt. 1753 als Sprößling einer alten Juristenfamilie zu Montpellier, ward Steuerrath zu Montpellier und bekleidete dann mehrere Verwaltungsposten, bis er 1791 Präsident des Kriminalgerichts zu Montpellier ward. Als solcher richtete er das Geschwornengericht im Departement Hérault ein. Im Jahr 1792 in den Konvent gewählt, trat er hier mit großer Mäßigung auf, erwirkte dem gefangenen König einige Freiheiten und stimmte für dessen Tod nur in dem Fall, daß seine Befreiung vom Ausland mit den Waffen erzwungen werden sollte. Dabei war er für Organisation der Rechtspflege thätig. Auf seinen Vorschlag vom 10. März 1793 wurde durch Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt der Wohlfahrtsausschuß gebildet. Als Mitglied desselben klagte er den General Dumouriez 20. März des Hochverraths an. Durch sein »Projet de Code civil et discours préliminaire«, das als Grundlage zum spätern »Code Napoléon« diente, erwarb er sich das größte Verdienst um sein Vaterland, erhielt auch mit Merlin aus Douai den Auftrag, alle in Frankreich bestehenden Gesetze zu revidiren und sie in Einem Gesetzbuch zu vereinigen. Nach den Stürmen des 9. Thermidor, woran C. nicht betheiligt war, wurde er Präsident des Wohlfahrtsausschusses und beschleunigte als solcher die Friedensschlüsse mit Preußen und Spanien, gerieth aber in den Verdacht, als suche er eine Diktatur oder die Monarchie herzustellen, weshalb er nicht in das Direktorium gewählt ward. Als Mitglied des Raths der Fünfhundert widmete er sich vornehmlich legislativen Arbeiten und wurde Oktober 1796 zum Präsidenten erwählt, mußte aber auf Verlangen des Direktoriums austreten. Nach Sieyès' Eintritt in letzteres wurde er auf dessen Antrag Justizminister, nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire von Bonaparte zum zweiten Konsul und nach Napoleons I. Thronbesteigung zum Erzkanzler des Reichs und 1808 zum Herzog von Parma ernannt. Bei dem großen Vertrauen, das Napoleon ihm schenkte, übte er auf den Gang der inneren Angelegenheiten den größten Einfluß aus; besondere Verdienste erwarb er sich fortwährend um die Entwickelung des französischen Rechts. Bei der Scheidung Napoleons von Josephine, 15. Dec. 1809, von welchem Schritt C. den Kaiser durch dringende Vorstellungen abzubringen suchte, fungirte C. nebst Graf Regnault als mit der Führung des Civilstandsregisters der kaiserlichen Familie beauftragt. Vergeblich mahnte er den Kaiser von dem russischen Feldzug ab. Als Napoleon 1813 gegen die Verbündeten zog, ward C. Präsident des Regentschaftsraths und folgte als solcher der Kaiserin nach Blois, von wo aus er seine Zustimmung zur Abdankung des Kaisers einsandte. Während der Hundert Tage übernahm er auf Napoleons I. Bitte das Justizministerium und das Präsidium der Pairskammer. Nach der zweiten Restauration kehrte er nach Paris zurück und lebte da in Zurückgezogenheit, bis er als angeblicher Königsmörder 1816 des Landes verwiesen ward. Er hielt sich in Brüssel und Amsterdam auf, bis er 13. Mai 1818 in alle bürgerlichen und politischen Rechte wieder eingesetzt ward. Er lebte seitdem in Paris zurückgezogen und starb 5. März 1824. Außer dem genannten »Projet de Code civil« (Par. 1796) erschien von C. noch: »Code français ou Collection par ordre de matières de lois de la république« (das. 1797).

Cambay (Kambaya), Hafenstadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bombay, Landschaft Guzerate, am Nordende des Golfs von C., an der Einmündung des Mahiflusses. C. ist das Cumanes des Ptolemäos, ein alter, einst blühender, jetzt verfallener Ort, von einer Mauer mit 52 Thürmen umgeben, mit 10,000 (früher über 200,000) Einw. und zahlreichen Ruinen ihres ehemaligen Glanzes. Es trieb ehedem bedeutenden Handel und ist jetzt noch berühmt durch seine Achate, Karneole und Onyxe, die hier geschliffen werden, nachdem sie zwei Jahre der Sonne ausgesetzt gewesen sind, wodurch die Farbe dunkler wird. Die Umgegend ist gut bebaut. Im 5 Jahrh. war C. die Residenz der westlichen Hindukaiser. Im 13. Jahrh. eroberten sie die Mohammedaner und machten unermeßliche Beute. Drei Jahrhunderte darauf sahen die Portugiesen dieselbe in Ruinen, die südlich von der jetzigen Stadt lagen. Im Jahr 1780 nahmen die Briten diesen Platz, überließen

ihn aber drei Jahre darauf wieder den Mahratten. Im letzten Mahrattenkrieg kam er wieder in die Gewalt der Kompagnie, der er auch im Frieden von 1803 verblieb. Seit 1813 beherrschte die Stadt und das dazu gehörige Ländchen von 661 QKilom. (12 QM.) und 175,000 Einw. ein den Briten unterthäniger Nawab; er wurde aber in den letzten Jahren mediatisirt, erhält eine Jahrespension von 35,000 Pfd. Sterl. und residirt in Bombay.

Cambert (spr. tängbähr), Robert, der früheste franz. Opernkomponist, geb. gegen 1628 zu Paris, war Organist an der Honoriuskirche daselbst und seit 1666 Konzertmeister der Königin-Mutter (Anna von Oesterreich). Im Jahr 1659 komponirte er die Musik zu einem Schäferspiel P. Perrins (als »première comédie française en musique« bezeichnet), welches zu Issy aufgeführt wurde. Im Jahr 1661 schrieben beide gemeinsam ein zweites Schauspiel: »Ariane«, welches aber nicht zur Aufführung kam. Acht Jahre später erst ward in Paris auf einer von Perrin auf Grund eines erlangten Freibriefs neu errichteten Bühne das Schäferspiel »Pomona« aufgeführt, die erste eigentlich regelmäßige franz. Oper. Ihr folgte 1672 »Les peines et les plaisirs de l'amour«, aber in demselben Jahr ging das Privilegium an Lulli über. C. begab sich 1673 nach England, wo er Kapellmeister bei Karl II. wurde und 1677 starb.

Cambiaso, Luca, berühmter italienischer Maler, Sohn des Malers Giovanni C., geb. 1527 zu Moneglia im Genuesischen. Er begann bei seinem Vater die ersten Studien, zeichnete sich schon früh durch mechanische Fertigkeit und Fruchtbarkeit an Ideen aus und führte später in Rom durch eifriges Studium von Raffaels und Michelangelo's Werken sein Talent einer gediegenen Reife entgegen. Besonders aber befleißigte er sich des Studiums der Natur, der Grazie und eines gefälligen Kolorits, wobei ihm Correggio vorgeschwebt zu haben scheint, und bildete sich so zu einem der besten Maler, dessen Werke inmitten jener manierirten Zeit wie ein frischer Quell anmuthen. Seine Auffassung ist naiv realistisch, sein Ausdruck innig, die Gesammterscheinung seiner Werke heiter; die Darstellung bewegter Scenen gelang ihm weniger als der Ausdruck ruhiger Empfindungen. Das beste Bild dieser Richtung ist die große Grablegung in San Carignano zu Genua, wo überhaupt die meisten seiner Werke befindlich sind. Leider aber gerieth C. in späteren Jahren in eine flüchtige Manier, so daß man ihm sogar nachsagte, er habe mit beiden Händen zugleich gemalt, und auch die Schwermuth, die sich infolge der Verweigerung einer zweiten Heirath von Seiten des Papstes seiner bemächtigte, mag zu einer Abnahme seiner künstlerischen Kräfte beigetragen haben. Im Jahr 1583 wurde er von Philipp II. nach Spanien berufen, um die durch Castello's Tod unterbrochenen Wandgemälde des Escurial zu vollenden. Er starb aber schon 1585 infolge seiner wieder stärker hervorgetretenen Melancholie. C. ist außerhalb Genua's wenig vertreten; Gemälde von ihm befinden sich außerdem hauptsächlich in Spanien und in Neapel; das Berliner Museum besitzt die gefällige Gruppe einer Caritas.

Cambio (ital., m.), Wechsel; C. conto, Wechselrechnung, Wechselkonto; Cambist, veraltet, s. v. w. Wechsler, Bankier.

Cambium (lat., Bildungsgewebe), ein pflanzliches Zellgewebe, welches einen Bestandtheil der Gefäßbündel (Fibrovasalstränge) ausmacht. Jeder Pflanzentheil, in welchem im ausgebildeten Zustand die letztgenannten Gewebeformen gefunden werden, besteht in der frühesten Entwickelungsperiode (die jungen Spitzen der Stengel, die ersten Blattanlagen) aus gleichartigen Zellen von parenchymatischer Form, die sämmtlich theilungsfähig sind, aus einem sogen. Urmeristem. In diesem scheiden sich nun an den Stellen, wo später die Fibrovasalstränge stehen, Bündel mehr in die Länge wachsender, aber schmal bleibender Zellen aus, welche die zarten Membranen, den reichlichen Protoplasmagehalt und die Theilungsfähigkeit der Urmeristemzellen beibehalten. Dagegen nimmt der übrige Theil des letztgenannten Gewebes alsbald andere Beschaffenheit an: seine Zellen behalten im allgemeinen parenchymatische Gestalt, werden aber vielmal weiter, verlieren nach nicht zu ferner Zeit ihre Theilungsfähigkeit, ihr Inhalt wird minder protoplasmareich, und ihre Membranen verdicken sich mehr oder weniger. So treten jene Bündel immer deutlicher hervor; ihre Zellen werden Cambiumzellen, sie selbst Cambiumbündel genannt. Sie sind die Anfänge der Fibrovasalstränge; durch sie selbst geschieht die weitere Ausbildung dieser Gewebe. Die Zellen fahren nämlich fort, durch Theilung sich zu vermehren, das Bündel wird stärker; gleichzeitig aber, während der Pflanzentheil weiter heranwächst, nehmen gewisse Cambiumzellen eine ganz neue Ausbildung an: sie verwandeln sich in die ersten Holz- und Bastzellen. Der Fibrovasalstrang besteht jetzt aus seinen drei wesentlichen Bestandtheilen: dem Holz-, Bast- und Cambiumtheil. Der letztere ist fortan der einzige fortbildungsfähige Theil des Fibrovasalstrangs; durch seine zellbildende Thätigkeit werden neue Cambiumzellen erzeugt, und in demselben Maß werden diese in Holz- und Bastbestandtheile umgewandelt. Letztere haben also ihren Ursprung stets im Cambiumtheil. Die Dicke, welche ein Gefäßbündel erhält, hängt davon ab, wie lange sein Cambiumtheil fortbildungsfähig bleibt. In den Blättern dauert dies nur eine kurze Zeit. In den Stengeln dagegen treten verschiedene Verhältnisse auf, und der Erfolg ist hier auch abhängig von der Lage, welche Cambium-, Bast- und Holztheil zu einander einnehmen. Bei den Farnkräutern verbleibt der äußere Umfang des Bündels als Cambiumtheil, das Innere wird zu Holz- und Bastbestandtheilen; schließlich erlischt die Fortbildung der Cambiumzellen, sie verwandeln sich sämmtlich in Bastzellen, und damit ist das Dickerwerden des Bündels frühzeitig sistirt. Bei den Monokotyledonen bleibt der Cambiumtheil zwischen dem Bast- und Holztheil eingeschlossen, zumeist ringsum, so daß er durch diese feste Scheide, die er selbst um sich gebildet hat, an einer weitern Ausdehnung gehindert wird. Bei den Dikotyledonen endlich, wo die Gefäßbündel in einem Kreis stehen, scheidet der Cambiumtheil den rindewärts gelegenen Bast- von dem markwärts gelegenen Holztheilen vollständig; außerdem nimmt das zwischen den einzelnen Bündeln liegende Zellgewebe ebenfalls die Struktur von Cambiumzellen an, so daß nun ein geschlossener Cambiumring koncentrisch mit der Oberfläche des Stamms zwischen Bast und Holz sich hinzieht. Dieser Cambiumring bleibt bei den Holzgewächsen dauernd fortbildungsfähig; er stellt hier das weiche, saftige Gewebe dar, welches man zwischen Bast und Holz findet und welches vorzugsweise schlechthin als C. bezeichnet wird. Seine zellbildende Thätigkeit verleiht nach innen zu dem Holz, nach außen dem Bast

dauernde Zunahme und wird dadurch zur Ursache des fortdauernden Dickewachsthums des Stammes der Sträucher und Bäume. In den Breitengraden, wo Sommer und Winter wechseln, ist diese Thätigkeit eine periodische: sie schlummert während des Winters, ist nach dem Erwachen im Frühling am lebhaftesten und erlischt wieder gegen den Herbst hin. In den Baumwurzeln dauert sie länger, selbst bis in den Winter, und erwacht später.

Cambo (spr. täng-), Badeort im franz. Departement Niederpyrenäen, Arrondissement Bayonne, auf einer Anhöhe an der Nive, mit 1500 Einw., besteht aus drei Theilen: Haut-Cambo, wo die Kurgäste vorzugsweise logiren, mit einer interessanten, echt baskischen Kirche, Bas-Cambo und dem Badeetablissement, 20 Minuten vom Dorf entfernt. Das Wasser ist eine Schwefelcalciumquelle von 23° C. und wird innerlich und äußerlich besonders gegen chronische Bronchitis, Luftröhrenkatarrhe und Lungenphthisis ersten Grads, auch gegen chronische Gastritis und Rheumatismus gebraucht. Außerdem hat C. auch eine eisenhaltige Mineralquelle. Die Badezeiten sind April oder Mai, namentlich aber September und Oktober, während der Sommer zu heiß ist. Die Gäste bestehen vorzugsweise aus Spaniern.

Cambon (spr. tängbóng), Joseph, Mitglied des franz. Nationalkonvents, geb. 17. Juni 1754 zu Montpellier, war Inhaber eines Fabrikgeschäfts, als er von seinen Mitbürgern zum Deputirten in die Gesetzgebende Versammlung und dann in den Konvent gewählt ward. Er beschäftigte sich hier vorzugsweise mit dem Finanzwesen, veranlaßte die Veröffentlichung der Staatsschulden und die Vermehrung der Assignaten. Anfangs vertheidigte er die königlichen Rechte, legte dann aber als Präsident der Gesetzgebenden Versammlung die in den Tuilerien gefundenen geheimen Papiere vor, welche die Schuld des Königs darthun konnten. Doch bekämpfte er auch die Ausschweifungen der Pariser Gemeinde und Marats und Robespierre's Umtriebe und ward insbesondere der Schrecken der betrügerischen Zahlmeister und Armeekommissäre. Wiewohl er für die Hinrichtung des Königs ohne Appellation an das Volk stimmte, so widersetzte er sich doch der Errichtung des Revolutionstribunals. Seit April 1793 Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, trat er hier den Excessen der Pariser Sektionen mit Entschiedenheit entgegen, vertheidigte 19. April die Girondisten mit eigener Aufopferung, erstattete im Juli einen Bericht über die Lage des Staats und die Thätigkeit des Wohlfahrtsausschusses und im März 1794 einen andern über den Zustand und die Verwaltung der Finanzen, wobei er das Raubsystem der Terroristen und die Verschleuderung der öffentlichen Gelder durch die Kommissäre schonungslos aufdeckte. Robespierre mißfällig und von ihm 8. Thermidor heftig angegriffen, hatte er eine große Zahl Gleichgesinnter auf seiner Seite, deren Verbindung den Sturz Robespierre's zur Folge hatte. Dagegen warf er sich als Vertheidiger der angeklagten Mitglieder der Ausschüsse, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois u. a., auf und ward deshalb von Tallien als Mitschuldiger derselben angeklagt. Er entging der Verhaftung, indem er sich verbarg, und trat erst nach der Amnestie vom 4. Brumaire IV wieder hervor. Er lebte seitdem zurückgezogen auf einem Landgut bei Montpellier, ward 1815 in die Kammer gewählt, nach der zweiten Restauration aber als Königsmörder verbannt. Er starb 15. Febr. 1820 zu St. Josse en Node bei Brüssel. Cambons Anordnungen im Staatsschuldenwesen Frankreichs haben zum Theil noch jetzt Geltung.

Camborne, hübsche Marktstadt in der engl. Grafschaft Cornwall, nordwestl. von Falmouth, mit bedeutendem Handel, Bergbau auf Kupfer und Zinn und (1871) 7757 Einw.

Cambrai (spr. tängbrä), Arrondissementshauptstadt und Kriegsplatz zweiter Klasse im franz. Departement Nord, an der Schelde und am Kanal St. Quentin, Station der Nordbahn, hat eine alte Befestigung mit ziemlich starker Citadelle und einem Fort, breite Straßen mit Giebelhäusern, eine schöne Esplanade zwischen Stadt und Citadelle, einen bischöflichen Palast, eine in der Revolutionszeit theilweise zerstörte Kathedrale, die 1859 niederbrannte, seitdem aber im Wiederaufbau begriffen und fast vollendet ist, mit Fénélons Denkmal (von David d'Angers), 10 andere Kirchen, mehrere Hospitäler und (1872) 22,897 Einw. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, eines Handelsgerichts und eines Obertribunals, hat Kasernen, eine Bibliothek (34,000 Bände und 230 Handschriften), ein Collége, ein theologisches Seminar, eine Musik- und eine Zeichenschule, ein Theater, ein Museum für Alterthümer und viele Fabriken für Batist, Linon, Gaze (Artikel, die hier zuerst verfertigt sind und gewöhnlich Cambrics oder Cambrais genannt werden), Tüll und Baumwollspitzen, Seife, Oel, Tücher, Tapeten, Töpfergeschirre, Zwirn ꝛc.; ferner Twistspinnereien und andere Baumwollmanufakturen, Brauereien, Gerbereien, Zuckerraffinerien, Färbereien und große Leinwandbleichen. Der Handel mit diesen Fabrikaten und den Produkten der umliegenden reichen Landschaft, namentlich Hopfen, Vieh, Lein, Butter, Steinkohlen, Wolle, ist sehr bedeutend. C. ist Geburtsort des Anatomen Aimé Bourdon, der Bildhauer Balthasar und Kaspar Marsi, des Generals Dumouriez und des Marschalls Mortier, sowie Sterbeort des Erzbischofs Fénélon. C. war das Camaracum der Alten, eine Stadt der Nervier in Gallia belgica. Zur römischen Kolonie erhoben, wurde es bald eine der vornehmsten und schönsten Städte Galliens, mit Palästen, Wasserleitungen, Amphitheater ꝛc. Der Usurpator Marimus zerstörte C. 370; später wurde es von den Vandalen und Alanen erobert. Nachdem es dann die Gothen genommen und zur Hauptstadt des umliegenden Landes gemacht hatten, wurde es später von den Römern wieder erobert. Im Jahr 437 (444) kam C. an die Franken, deren König Ragnachar hier seinen Sitz hatte. Durch den Vertrag von Verdun fiel es an Lothringen. Im Jahr 870 ward es von den Normannen erobert und verbrannt. Inzwischen war C. und sein Gebiet (Cambresis) eine Grafschaft geworden, die Kaiser Heinrich I. nach dem Aussterben der eigentlichen Grafen den Bischöfen von C. verlieh. Im Jahr 1581 ward C. wegen seines Anschlusses an die aufständischen Niederlande von den Spaniern belagert, aber nach kurzer Zeit wieder entsetzt, worauf sich der Gouverneur Johann von Monluc, Herr zu Balagny, zum unabhängigen Herrn von C. machte. Im Jahr 1595 wurde die Stadt von neuem von den Spaniern belagert und diesmal erobert, 1677 aber von den Franzosen wieder genommen und im Nimwegener Frieden förmlich an Frankreich abgetreten. Von den Engländern 25. Juni 1815 erstürmt, war C. die erste französische Stadt, welche Ludwig XVIII. wieder empfing. Dann war C.

bis 1818 das Hauptquartier Wellingtons und der englischen Okkupationsarmee. Vorzüglich berühmt ist C. durch den 1529 hier geschlossenen Frieden zwischen Frankreich und Spanien, worin Frankreich auf alle Hoheit über Artois und Flandern verzichtete und dafür den Besitz des Herzogthums Burgund wieder erhielt (der sogen. Damenfriede, weil der Friedenstraktat von Seiten Spaniens durch Margarethe, Statthalterin der Niederlande, von Seiten Frankreichs durch Louise, verwittwete Herzogin von Angoulême, abgeschlossen wurde); sowie durch die Ligue von C., das Bündnis, welches Ludwig XII. von Frankreich 10. Dec. 1508 mit dem Kaiser Maximilian und Ferdinand dem Katholischen von Aragonien hauptsächlich zur Demüthigung Venedigs schloß und welchem sich 1509 der Papst Julius II. beigesellte. Vgl. Bouly, Histoire de C. (C. 1843, 2 Bde.).

Cambrais (franz., eigentlich Toile de Cambrai, engl. Cambrics), locker gewebte, dünne Batistleinwand, auch Kammertuch und in Frankreich Claires genannt, wurde am schönsten zu Cambrai verfertigt. England führte früher von dieser Leinwand manches Jahr aus Frankreich für 200,000 Pfd. Sterl. ein, so daß das britische Parlament Gesetze gegen diese Einfuhr erlassen zu müssen glaubte. Jetzt finden sich auch in Schottland und Irland Manufakturen für C. Das leinene Gewebe ist aber durch die zuerst in England und Schottland versuchte Nachahmung in Baumwolle sehr in den Hintergrund gedrängt worden, und man fertigt jetzt auch in Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich dergleichen Stoffe, die sich durch Feinheit, Schönheit und Billigkeit auszeichnen, glatt und gemustert, auch gedruckt und gestickt. Mittelfeine Waare heißt Baumwolltaffet.

Cambray-Digny (spr. kängbrä dinji), Wilhelm, Graf von, italienischer Finanzminister und Vicepräsident des Senats, geb. 1823 in Florenz, machte seine Studien in Pisa, kehrte 1845 nach Florenz zurück und erwarb sich das Zutrauen des Großherzogs Leopold II. in hohem Grad. Er suchte denselben zu liberalen Zugeständnissen und zur Aufgebung der österreichischen Allianz zu bewegen. Als Leopold 1859 Toscana verließ und dessen Bewohner die Vereinigung mit Piemont verlangten, erklärte sich C. mit dieser Forderung seiner Landsleute, welche die Einheit und Unabhängigkeit Italiens anbahnte, einverstanden. Er war darauf einer der Deputirten Toscana's in dem ersten ital. Parlament und erfreute sich besonders in Florenz einer großen Popularität. Seine politische Bedeutung datirte vom 27. Okt. 1867, wo er in der Krisis vor Mentana in das neu gebildete Ministerium Menabrea eintrat und das Finanzministerium übernahm. Er hatte die schwierige Aufgabe, die sehr zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, und legte zu diesem Zweck im Januar 1868 der Abgeordnetenkammer eine umfassende Auseinandersetzung der Finanzlage des Landes und der Maßregeln vor, welche die Regierung zur Tilgung des 630 Mill. betragenden Deficits von 1866—68 und zur Herstellung des Gleichgewichts in den Einnahmen und Ausgaben zu beantragen beabsichtigte. Die von C. beschlossenen Maßregeln betrafen in erster Linie Einführung der höchst unpopulären Mahlsteuer, von welcher er sich einen Nettoertrag von 76 Mill. Franken jährlich versprach, und in zweiter Linie Verpachtung des Tabaksmonopols auf 20 Jahre. Beide Vorschläge wurden von der Kammer nach langen Debatten angenommen. Als aber der heftigste Bekämpfer dieser Vorschläge, Lanza, 19. Nov. 1869 gegen den Willen des Ministeriums zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer gewählt wurde, mußte das Ministerium Menabrea seine Entlassung geben. Lanza erhielt den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden, und unter den Bedingungen, unter welchen er sich hierzu bereit erklärte, war auch die der Entfernung Cambray-Digny's aus der Umgebung des Königs. Seitdem trat C. nicht mehr in das Ministerium ein, war aber stets eine bei dem König Victor Emanuel, dessen französische Gesinnung er theilte, beliebte Persönlichkeit. Im Jahr 1873 nahm er den ihm von Minghetti angetragenen Posten des Finanzministers nicht an. C. ist seit einigen Jahren Mitdirektor der Banca Toscana.

Cambresines (Cambrasines), feine levantische Leinwand, vorzüglich in Aegypten verfertigt, den Cambrais ähnlich.

Cambrics (engl., spr. kehmbriks), s. Cambrais.

Cambridge (spr. kehmbridsch), 1) engl. Grafschaft, grenzt im N. an die Grafschaft Lincoln, im O. an Norfolk und Suffolk, im S. an Essex und Hertford, im W. an Bedford, Huntington und Northampton und hat 2125 QKilom. (38,8 QM.) Flächengehalt mit (1871) 186,363 Einw. Das Land hat einige bergige Striche, die der Kreideformation angehören, der größte Theil ist aber eben. Die Ouse durchfließt die Grafschaft von W. nach O. und theilt sie in zwei fast gleiche Theile. Der nördliche, vom Nen durchflossene Theil gehört zum Fendistrikt und ist als Insel von Ely bekannt; er wird von zahlreichen Kanälen und Dämmen durchzogen und gibt seit der dadurch bewirkten Entwässerung reiche Ernten; die Orte liegen auf den höchsten Stellen. Der SO. bietet eine ungeheure Sandheide dar, durch welche die Hügel zum Gogmagog, südöstlich der Hauptstadt (170 Meter hoch), ziehen. Im SW. tritt an die Stelle des Sandes ein fruchtbarer Lehm. Den südlichen Theil durchfließt der Cam oder Granta. Das Klima ist äußerst feucht. Hauptnahrungszweige sind Ackerbau und Viehzucht; in den Heiden herrscht Bienen- und Schafzucht. Die Industrie beschränkt sich auf einige Papiermühlen, Brauereien und Brennereien. Ausfuhrartikel sind Vieh, vorzügliche Butter, Käse und Tauben. Durch den Südwesttheil führte ehedem eine Römerstraße; auch sieht man noch Ueberreste von den Wällen und Gräben, die unter der Heptarchie zur Abhaltung der Einfälle der Mercianer hergestellt wurden.

Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, wichtig als die zweite Universitätsstadt Englands, liegt im SW des Landes, auf beiden Seiten des schiffbaren Cam, über den zehn Brücken führen, und zählt (1871) 30,078 Einw. Sie ist von Bäumen freundlich eingefaßt und hat zwar meist enge, unregelmäßige Straßen, aber mehrere ansehnliche Plätze, darunter den schönen Marktplatz, auf welchem das Rathhaus und der von Hobson 1614 erbaute große Brunnen (Conduit) steht, welcher die Stadt mit Wasser versieht. Die schönsten Gebäude von C. sind die Colleges, Hallen und sonstigen Bauwerke, welche die Universität bilden (s. unten). Unter den 28 Kirchen ist die heil. Grabkirche (Round Church, 1101 von den Tempelherren im normannischen Stil erbaut, 1843 restaurirt) die älteste, die gothische Universitätskirche (St. Mary's Church, 1478—1519 erbaut), mit hohem Thurm, die geräumigste und schönste. Die Grafschaftshalle und das Gefängnis liegen auf

dem Marienhügel. C. hat außer der Universität eine lat. Freischule, einen philosophischen Verein, ein Handwerkerinstitut, ein Krankenhaus (von Addenbrooke 1766 gegründet) und mehrere Versorgungshäuser, sowie einen öffentlichen Park (Parker's Piece). Ein Theater, welches in der Stadt nicht sein darf, befindet sich in dem Dorf Barnwell, bei welchem die Stourbridgemesse, früher die größte im Königreich, gehalten wird. Größere Manufakturen sind in C. nicht vorhanden, doch ist der Handel nicht unbedeutend. Der Ursprung der Universität, auf welcher der Ruhm der Stadt beruht, wird auf eine von Sigbert, dem König der Ostangeln, 630 hier gestiftete Schule zurückgeführt. Die älteste Stiftungsurkunde ist von 1229 aus der Regierungszeit Heinrichs III. Es wurden 4 Fakultäten eingerichtet: die der Künste, der Theologie, Jurisprudenz und Medicin. Die Fakultät der Künste zerfällt wieder in das Trivium, welches die drei höheren Wissenschaften: Grammatik, Rhetorik und Logik, und in das Quadrivium, welches die vier untergeordneten Wissenschaften: Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, umfaßt. In jedem Studium gab es 2 Grade: Baccalaureus (Bachelor) und Magister (Master). Zu den bestehenden Schulen fügte man allmählich andere Gebäude, öffentliche Hallen und Hostieries, hinzu, um eine bessere Disciplin zu erreichen; die Studenten einer jeden Schule wählten einen Principal oder Rektor aus ihrer Mitte. Später entstanden durch Privatschenkungen Colleges, um armen Studenten Wohnung und Unterhalt zu verschaffen. Die Masters of arts (Magistri artium) waren ursprünglich die Lehrer; allmählich wurde die Zahl derselben eingeschränkt und festgestellt, und sie wurden der regierende Körper; daher die Unterscheidung von regent und von regent masters. Die Anstellung besoldeter Professoren erfolgte später. Die größte Zahl der Studenten war im 13. Jahrh. vorhanden; dagegen standen zur Reformationszeit die Hallen fast leer, und den größten Theil der Studenten bildeten die den Colleges angehörenden. Zu Elisabeths Zeit wurde die jetzige Organisation der Universität im wesentlichen geschaffen. Zur Zeit bestehen 13 Colleges und 4 Hallen, die durch Gärten in Verbindung gebracht sind und auf diese Weise ein Ganzes bilden. Ihre Aufeinanderfolge bestimmt das Jahr der Stiftung: das St. Peters-College, ein altes Backsteingebäude (gestiftet 1257), aus zwei alten und einem neuen Hof bestehend, mit einer schönen Kapelle in italienisch-gothischem Stil; Clare-Hall (1326 gestiftet, 1638 im italienischen Stil erbaut), mit Kapelle aus dem 18. Jahrh.; Pembroke-College (1343 von der Gräfin Pembroke gestiftet), aus 2 kleinen malerischen Höfen bestehend (W. Pitt studirte hier); Trinity-Hall (1350 gestiftet), vorwiegend von Studenten des römischen und kanonischen Rechts besucht; Gonville- und Cajus-College (1349 gestiftet), aus 3 Höfen in italienischem Geschmack bestehend (der eine erst 1870 vollendet), mit schönen Thoren, welche die Aufschriften »Demuth, Tugend, Ehre« führen; Corpus-Christi-College (gestiftet 1351), mit der größten Manuskriptensammlung; King's-College (von Heinrich VI. 1441 gestiftet), mit einem großen von Gibs in klassischem Stil erbauten Hof und einer prachtvollen zweigethürmten Kapelle im gothischen Stil, welche berühmte Glasfenster (von Dürer?) und ein Altarbild von Volterra enthält; das herrliche Queen's-College (1446 von Margaretha von Anjou, Gemahlin Heinrichs VI., gestiftet), mit einem vierthürmigen Hauptthor und mehreren Höfen; Christ's-College (1466 von Heinrich VI. gestiftet, 1505 von der Gräfin Margaretha von Richmond erweitert, welche gleichzeitig die nach ihr benannte Professur gründete), mit 2 Höfen, deren einer im 17. Jahrh. von Inigo Jones neu erbaut wurde; Catherine-Hall (1475 gestiftet), mit schönem Portikus; Jesus-College (von 1496), inmitten von Gärten, mit alter Klosterkirche; das geräumige St. John's-College (1511 von der Mutter Heinrichs VII. gestiftet), bestehend aus 3 Höfen mit einer neuen prachtvollen, erst 1869 vollendeten Kapelle; Magdalen-College (1542 an Stelle einer alten Propstei gegründet). Das bedeutendste von allen ist das 1546 von Heinrich VIII. gestiftete Trinity-College, das 4 prächtige Höfe (den alten Hof, den von Kreuzgängen umgebenen Nelville Court, den 1823 erbauten King's Court und den 1861 vollendeten Master's Court) umfaßt, große Combination rooms (zu geselligen Zwecken) und eine von Wren 1676 erbaute Bibliothek mit 50,000 Bänden und 2000 Manuskripten (darin auch 40 Büsten und Byrons Statue von Thorwaldsen) enthält und unter anderen Bacon, Newton, Bentley, Dryden und Lord Byron unter seinen Schülern zählt. Die Einkünfte dieser Anstalt belaufen sich auf 350,000 Thlr. Der Master, als Vorsteher derselben, bezieht einen Gehalt von 20,000 Thlr., von 8 Seniorfellows jeder 5000 Thlr., 52 Juniorfellows, 4 Kaplane und 1 Bibliothekar erhalten jeder 2000 Thlr., und 81 Schüler (Under-Graduates) beziehen Stipendien von 400—600 Thlr. Außerdem wird das College noch von ca. 500 Studenten besucht. Die übrigen Colleges sind: das Emanuel-College (1584 von W. Wildmay gestiftet), nur für Theologen bestimmt, mit Kapelle von Wren und reicher Bibliothek; das Sidney-Sussex-College (1596 von der Gräfin Sussex gestiftet), mit 2 modernisirten Höfen; das Downing-College (1807 gegründet) vor der Stadt, nach Wilkens Entwürfen gebaut und nur für Juristen und Mediciner bestimmt. Ein jedes dieser Colleges enthält außer den Wohnungen für die Lehrer und Studenten eine besondere Bibliothek, eine Kapelle, einen Speisesaal und einen Garten. Jedes derselben wird nach seinen eigenen Gesetzen und Gebräuchen regiert und von seinem eigenen Visitator (Königin, oder Lordkanzler, oder Bischof von Ely ꝛc.) inspicirt. Das aus der Mitte der Fellows (Mitglieder) von diesen selbst gewählte Haupt (Master) hat die höchste Autorität in der Disciplin des College; diese Masters haben die allgemeine Regierung der Universität in Händen, sind für ihr eigenes College nur ein Mitglied des Gesetzgebenden Raths, den sie mit den Fundation-Fellows (welche aus den Fonds Gehalt beziehen) bilden. Die Einnahmen sämmtlicher Colleges belaufen sich jährlich auf 150,000 Pfd. Sterl. Die Anzahl der Professoren ist 30, der Fellows 450 und der Studenten ca. 1500. Die Hauptbeamten sind ein Kanzler (auf 2 Jahre gewählt), ein Oberstewards, ein Vicekanzler, der für immer gewählt ist, ein Kommissarius (Universitätsrichter), ein öffentlicher Sprecher, ein Assessor, 2 Proctors oder Friedensbeamte, 8 Moderatoren ꝛc. Der akademische Senat ist aus sämmtlichen Magistern und Doktoren der Universität, welche Mitglieder eines Colleges sind oder ein Universitätsamt verwalten, zusammengesetzt und zerfällt in das Regenten- oder Oberhaus und das Nicht-

Digitized by Google

regenten- oder Unterhaus. Ersteres besteht aus solchen, die seit 5 Jahren Masters of Arts oder seit 2 Jahren Doktoren sind; sie tragen Hüte mit weißer Seide, alle übrigen haben Hüte mit schwarzer Seide. Außerdem besteht noch ein jährlich neu erwählter Rath (Caput) von 17 Mitgliedern dessen Zustimmung zu jeder Vorlage erforderlich ist. Dem streng beobachteten Rang nach stehen die gesammten Mitglieder der Universität in folgender Reihe: die »Heads« des College (gewöhnlich Doktoren der Gottesgelahrtheit); die Fellows (Doktoren, Masters oder Bachelors der verschiedenen Fakultäten); die Adligen, welche graduirt sind; die Bachelors der Theologie; die Bachelors der Civilgesetze und der Physik; die Bachelors of Arts; die Fellow-Commoners (gewöhnlich jüngere Söhne des Adels oder reiche Bürgersöhne, welche das Privilegium haben, mit den Fellows an demselben Tisch zu essen); die Schüler (gemäß der Stiftung); die Pensionäre (welche für Zimmer, Unterhalt ꝛc. bezahlen und den größten Theil der Studenten ausmachen); die Sizars (in Oxford Servitors genannt, arme Studenten, welche gewöhnlich freien Tisch ꝛc. genießen). Nachdem man 4 Jahre studirt und zwei große Examina bestanden hat, kann man den Grad eines Baccalaureus erlangen; 7 Jahre braucht man, um Magister, 8, um Doktor der Rechte und der Medicin, 12, um Doktor der Theologie zu werden. Die Universität sendet, wie die Stadt, zwei Deputirte ins Parlament. Eine besondere Zierde derselben ist die große 1775 erbaute, 1842 erweiterte Universitätsbibliothek (von 200,000 Bänden und 4000 Handschriften) am Markt, deren Eingang mit der Statue der Diana von Eleusis und mehreren antiken Monumenten geschmückt ist. Außerdem gehören zur Universität ein botanischer Garten, 2 Sternwarten (in der Stadt und vor der Stadt), ein chemisches Laboratorium, ein geologisches Museum (mit werthvoller Sammlung von Fossilien und Mineralien), ein anatomisches Theater und das »Fitz William Museum«, ein geschmackvolles Gebäude im korinthischen Stil mit werthvollen Kunstsammlungen und einer großen Bibliothek, welches der Viscount Fitz William 1816 der Universität vermachte. Trotz dieser reichen Ausstattung entspricht übrigens die Universität zu C. mit ihren mittelalterlichen Einrichtungen so wenig wie die übrigen Hochschulen Englands den Anforderungen, welche die Gegenwart an solche Institute stellt, und die Bildung, welche sie zu geben vermag, ist unzureichend. Vgl. »A history of the university of C.« (Lond. 1805, 2 Bde.); F. Arnold, Oxford and C., their colleges etc. (das. 1873). — C. ist eine der ältesten Städte des Reichs, das (angeblich 75 v. Chr. gegründete) Camboricum der Alten, eine Stadt der Icener im römischen Britannien; noch heutzutage findet man in der Nähe von C. römische Alterthümer. Im Jahr 871 wurde die Stadt von den Dänen zerstört. Unter Wilhelm dem Eroberer hieß sie (nach dem damaligen Namen des Flusses Cam, Grant) Grantbridge.

2) Stadt im nordamerikan. Staat Massachusetts, nordwestl. von Boston, von dem es durch den Charlesriver getrennt wird, eine der ältesten Städte Neuenglands, 1631 unter dem Namen Newtown gegründet, besteht aus Oldcambridge, dem Sitz der Wissenschaft und des Reichthums, und den Geschäftsbezirken Eastcambridge und Northcambridge oder C. Port. Zwei Brücken führen nach Boston und eine nach Charlestown. Die Zahl der Einwohner beträgt (1870) 39,634, darunter etwa 1200 Deutsche. Unter den öffentlichen Gebäuden sind das Staatsarsenal, das Gerichtshaus und verschiedene Kirchen auszuzeichnen. C. ist Sitz der Harvarduniversität, welche, 1638 vom Prediger Harvard gestiftet, dann bloß durch Privatgaben unterstützt, nicht nur das älteste, sondern auch das reichste und bedeutendste öffentliche Lehrinstitut der Vereinigten Staaten ist. Die Gebäude desselben bedecken 62 Morgen, sind mit Geschmack und Sorgfalt gebaut und liegen zwischen schattigen Bäumen. Die Bibliothek umfaßt mehr als 150,000 Bände. Mit der Universität verbunden sind eine Rechtsschule, ein theologisches Seminar, ein medicinisches College und ein Museum der vergleichenden Zoologie, das neuerlich besonders durch Agassiz' Lehrthätigkeit zu Ansehen kam. Auf dem Observatorium der Universität (1,8 Kilom. von der Stadt entfernt) findet sich eins der größten Teleskope aus der Münchener Werkstatt (Objektivglas 15 Zoll Durchmesser mit 22 Fuß 8 Zoll Brennweite), für dessen Anschaffung 1843 eine Anzahl Bostoner Kaufleute 20,000 Doll. subskribirten. Die übrigen Lehranstalten der Stadt stehen ebenfalls im besten Ruf. In C. erschien auch die erste amerikan. Zeitung: »Freeman's Oath«, von Stephan Day herausgegeben.

Cambridge (spr. tehmbriddsch), 1) Adolphus Frederick, Herzog von C., Graf von Tipperary, Baron von Culloden, Generalstatthalter von Hannover und engl. Feldmarschall, jüngster Sohn König Georgs III., geb. 25. Febr. 1774 zu London, trat jung in die Armee und studirte zu Göttingen. Im Feldzug 1793 wurde er als Führer des britischen Vortrabs 8. Sept. auf dem Rückzug nach der Schlacht bei Hondschooten verwundet und gefangen, aber bald ausgewechselt. Im Jahr 1794 erhielt er den Rang eines Obersten, den Titel Herzog von C. und die Peerswürde. Seine politische Thätigkeit im Oberhaus war von wenig Belang. Im Jahr 1803 leitete er die Vertheidigung von Hannover, doch ohne Glück, weshalb er durch Walmoden ersetzt wurde. Im Oktober 1816 wurde er zum Generalstatthalter von Hannover und 22. Febr. 1831 infolge der Unruhen zum Vicekönig daselbst ernannt. Er führte 1833 das von Wilhelm IV. verliehene neue Grundgesetz ein und gewann durch Milde und Leutseligkeit, wie durch die Begünstigung der Künste, besonders der Musik und der Schauspielkunst, die Liebe des Volks (s. Hannover). Als 1837 sein Bruder, der König Wilhelm von Großbritannien, starb und Ernst August, Herzog von Cumberland, den hannöverschen Thron bestieg, kehrte er nach England zurück, wo ihn besonders die Protektion zahlreicher wohlthätiger Vereine in Anspruch nahm, deren Präsident er war und die er zum Theil mit begründen half, wie das deutsche Hospital zu London. Er starb hier 8. Juli 1850. Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Auguste von Hessen-Kassel hinterließ er einen Sohn und zwei Töchter: Auguste, geb. 19. Juli 1822, vermählt mit dem Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz, und Maria Adelaide, geb. 27. Nov. 1833.

2) George Frederick William Charles, Herzog von C., großbritannischer General und Oberbefehlshaber des britischen Heers, geb. 26. März 1819 zu Hannover, Sohn des vorigen, erbte nach dem Tode seines Vaters dessen Titel und erhielt durch Parlamentsakte eine Apanage von 12,000 Pfd. Sterl. Auch ward er Mitglied des Oberhauses, 1854 Generalleutnant, erhielt in demselben Jahr

das Kommando der 1. Division in dem nach dem Orient bestimmten englischen Heer unter Lord Raglan und machte die Schlachten an der Alma und bei Inkerman, sowie die übrigen Kämpfe vor Sebastopol mit; doch kehrte er vor Beendigung des Kriegs wegen geschwächter Gesundheit nach England zurück. Im Juli 1856 ward er zum General ernannt und als Oberbefehlshaber an die Spitze der englischen Armee gestellt, welchen Posten er noch jetzt bekleidet. Zu den wesentlichsten von C. angebahnten und zum Theil bereits durchgeführten Reformen gehören: die Abschaffung der Prügelstrafe, die erleichterte Equipirung und Feldausrüstung der Truppen, die gesteigerte Ausbildung der Truppen im leichten Dienst, wozu permanente Lager errichtet wurden, sowie die Einführung von Prüfungen für die Officierskandidaten. Die Käuflichkeit der Officiersstellen wurde von ihm lange in Schutz genommen, doch gab er in diesem Punkt den allgemeinen Wünschen nach und befürwortete 1870 ihre Abschaffung.

Cambriels (spr. tängbriell), franz. General, befehligte beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges eine Brigade der zweiten Division der Pariser Armee, wurde dann in das dritte, von Marschall Bazaine kommandirte Armeekorps versetzt, konnte aber die sogen. Rheinarmee nicht erreichen und erhielt den Befehl über die 1. Brigade der 1. Infanteriedivision in dem zu Châlons neu gebildeten 12. Armeekorps, welches unter General Lebrun stand. In dieser Stellung hatte er den Mac Mahon'schen Zug von Châlons nach der Maas mitzumachen, kämpfte in der Schlacht bei Sedan und erhielt eine Kopfwunde. Auf dem Transport benutzte er die rücksichtsvolle Behandlung, welche dem verwundeten Gefangenen zu theil wurde, und entfloh. Er begab sich nach Tours und stellte sich der dortigen Regierung zur Verfügung. Diese übergab ihm das Kommando über die Ostarmee mit dem Hauptquartier Besançon. Bei den Orten Etuz, Cessey, Auron-Dessus und Châtillon-le-Duc, welche westl. von Besançon in der Nähe des Ognon liegen, wurden C.' Truppen 22. Okt. 1870 von der zum 14. (Werder'schen) Korps gehörigen badischen Division geschlagen und nach Besançon zurückgedrängt. Konflikte mit Garibaldi, der zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Freischaren im Osten ernannt wurde, aber die Oberleitung des dort zu führenden kleinen Krieges beanspruchte, und Verschlimmerung seiner Kopfwunde veranlaßten C., sein Kommando niederzulegen. Er erhielt 3. Nov. den General Michel zum Nachfolger, wurde zu Anfang Januars an die Spitze des zur Verdeckung des Bourbaki'schen Zuges in Vierzon zurückgelassenen 19. Korps gestellt, mußte aber, da seine Wunde wieder aufbrach, 27. Jan. 1871 den aktiven Dienst aufgeben.

Cambronne (spr. tängbronn), Pierre Jacques Etienne, Graf von, franz. General, geb. 26. Dec. 1770 zu St. Sebastien bei Nantes, trat 1792 in die Nationalgarde, diente als Nationalgardist in der Vendée, trat 1795 in die Linie unter Masséna und zeichnete sich 1799 bei Zürich als Kapitän durch Wegnahme einer russischen Batterie aus. Als Latour d'Auvergne, der »erste Grenadier von Frankreich«, 1800 bei Neuburg fiel, wollten die Soldaten auf dem Schlachtfeld dieses Ehrenprädikat auf C. übertragen, doch lehnte es derselbe ab mit dem Bemerken, daß »allen« französischen Kriegern diese Auszeichnung zukomme. Als Oberst machte er die Kriege von 1806—1813 mit und ging 1814 mit Napoleon nach Elba, kehrte auch mit demselben im März 1815 nach Frankreich zurück. Von ihm war die Proklamation des Kaisers an die franz. Armee unterzeichnet. Napoleon ernannte ihn zum Generalleutnant, Grafen und Pair. Bei Waterloo befehligte er eine Division der alten Garde und soll, lange Widerstand leistend, die berühmten Worte gesprochen haben: »La garde meurt et ne se rend pas!« (die Garde stirbt, aber ergibt sich nicht); doch gehören diese Worte ohne Zweifel der patriotischen Erfindung an, und C. selbst machte keinen Anspruch auf ihre Urheberschaft. Schwer verwundet gerieth er in englische Gefangenschaft und wurde nach England gebracht. Als nach der Restauration auch Cambronne's Name mit auf die Proskriptionsliste kam, reiste er 1815 selbst nach Paris, um sich vor dem Kriegsrath zu vertheidigen, und wurde 1816 von zwei Kriegsgerichten freigesprochen, da er den Bourbonen keinen Eid der Treue geleistet hatte. Ludwig XVIII. ernannte ihn später zum Maréchal de Camp und 1820 zum Kommandanten von Lille. Er legte jedoch seiner zerrütteten Gesundheit wegen 1824 diesen Posten nieder und zog sich auf ein Dorf bei Nantes zurück, wo er 5. März 1842 starb.

Camden (spr. kemmd'n), 1) Stadt im nordamerikan. Staat New Jersey, am Delaware, Philadelphia gegenüber, ist wohlgebaut, hat 15 Kirchen (darunter 3 deutsche), Eisenwerke, Schiffbauhöfe und zahlreiche Fabriken und zählt (1870) 20,045 Einw. — 2) Städtchen im nordamerikan. Staat Südcarolina, am Watereefluß, nordwestl. von Charleston, mit 1000 Einw., historisch denkwürdig durch die Schlacht vom 16. Aug. 1780, in welcher die Republikaner unter General Gates von den Engländern unter Lord Cornwallis geschlagen wurden. Dem daselbst gefallenen General de Kalb wurde 1825 in C. ein Denkmal errichtet. — 3) Stadt im nordamerikan. Staat Arkansas, rechts am Washita, mit (1870) 1612 Einw., ward wegen seiner strategischen Wichtigkeit während des amerikan. Bürgerkriegs von den Konföderirten stark befestigt, aber 16. April 1864 von dem Bundesgeneral Frederick Steele besetzt, der von hier, nach der Niederlage des Generals Banks am Redriver, seinen meisterhaften Rückzug nach Little Rock ausführte.

Camden (spr. kemmd'n), William, engl. Alterthums- und Geschichtsforscher, geb. im Mai 1551 zu London, wurde, früh verwaist, im Christhospital und in der St. Paulsschule erzogen, bezog 1566, von Gönnern unterstützt, die Universität Oxford, erhielt 1577 eine Konrektor- und 1593 eine Rektorstelle an der Westminsterschule zu London und 1597 das Amt eines Wappenkönigs der Königin Elisabeth. Er starb 9. Nov. 1623 zu Chiselhurst in Kentshire. Man ehrte sein Andenken durch ein Denkmal in der Westminsterabtei. Ausgerüstet mit umsichtigem Forschungsgeist und eisernem Fleiß, machte er sich hauptsächlich um die Erforschung der Alterthümer und der Geschichte seines Vaterlandes verdient. Sein Hauptwerk ist: »**Britannia, sive florentissimorum regnorum Angliae Scotiae, Hiberniae et insularum adjacentium ex intima antiquitate chorographica descriptio**« (Lond. 1586, mit Kupfern und Karten, 6. Aufl. 1607; engl. übersetzt und erweitert von Gough, das. 1806, 4 Bde., und öfter). Außerdem sind bemerkenswerth: »**Remains of a greater work concerning Britain**« (Lond. 1605; neue Ausgabe von der C.-Society 1870), eine Sammlung von Fragmenten über die Sitten und Gebräuche der alten Briten und Sachsen, und die »**Annales rerum Angli-**

carum et Hibernicarum regnante Elisabetha« (das. 1615—27, 2 Bde.; beste Ausgabe von Th. Hearne, Oxford 1717, 3 Bde.; auch wiederholt ins Englische übersetzt). Auch veröffentlichte er eine Beschreibung der Monumente von der Westminsterabtei (»Regos, reginas, nobiles etc.«, 1600 u. öfter) und gab eine Sammlung von Historikern: Asser, Walsingham, de la More, Cambrenis ꝛc. (Frankf. 1603) heraus. Sein noch vorhandenes Haus zu Chiselhurst, das alterthümliche Camdenhouse, in welchem er unter anderem seine Annalen aus der Zeit Elisabeths niederschrieb, hat in neuester Zeit als Wohn- und Sterbehaus Napoleons III. Interesse erregt (s. Chiselhurst). Nach C. benennt sich die 1838 gegründete Camden-Society, für Veröffentlichung alter historischer und literarischer Schriftdenkmale, die bis 1871 bereits 105 Stücke publicirt hatte, unter anderen auch eine neue Ausgabe Camden'scher Werke unter dem Titel: »Camden Miscellany« (6 Bde.).

Camelina *Crantz.* (Dotter, Leindotter, Schmalz), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, einjährige Kräuter mit pfeilförmigen Blättern, blaßgelben, in endständigen Trauben befindlichen Blüten und ölreichen Samen in etwas aufgeblasenen Schötchen. C. sativa *Crantz.* (Myagrum sativum *L.*, Flachsdotter, Dotter), in ganz Europa und Nordasien, wird 0,3—1 Meter hoch, hat ganzrandige Blätter, fast birnförmige Schötchen und längliche, dottergelbe, sehr kleine Samen. Diese Art und bisweilen auch C. dentata *Crantz.* (Rapsdotter), mit tiefgezähnten Blättern, baut man als Oelpflanze an. Die Pflanze gedeiht am besten in Kalkmergel, sandigem Lehm und lehmigem Sand, geht leicht auf, bleibt auf dem Feld nur 12—14 Wochen, erstickt alles Unkraut, leidet nicht von Frost und hat weder Glanzkäfer, noch Pfeifer und Erdfloh zu fürchten. Sie ist daher sicherer als Sommerraps und Sommerrübsen und wird gern angewandt, wenn der Winterraps zu Grunde ging. Dagegen saugt sie den Boden stärker aus als Raps und Rübsen und ist weniger einträglich. Man säet auf 1 Hektar 0,51—0,83 Neuscheffel = 15,7—19,8 Kilogr. bei breitwürfiger Saat und 0,35—0,51 Neuscheffel = 11,75—15,7 Kilogr. gedrillt; vom großkörnigen Dotter im ersten Fall 0,83—0,86 Neuscheffel = 19,6—24,5 Kilogr., im zweiten Fall 0,43—0,63 Neuscheffel = 13,7—19,6 Kilogr. Der Ertrag von 1 Hekt. wird zu 21,6—43 Neuscheffel nebst 1566—2350 Kilogr. Stroh angegeben. Die Keimfähigkeit des Samens dauert 3 Jahre; ein Neuscheffel wiegt durchschnittlich 30,94 Kilogr. Das Stroh gibt ein recht gutes Schaffutter. Man baut den Dotter am meisten in Belgien und in den Niederlanden, aber auch in mehreren Gegenden Süddeutschlands. Das aus dem Samen gewonnene Oel (28 Proc.) ist hellgelb, fast geruch- und geschmacklos, von 0,925 spec. Gew., erstarrt erst bei 19°; es ist zu Speiseöl geeignet, wird häufig auch als Beimischung zu Rüböl und zur Seifenfabrikation benutzt und, da es trocknet, zu Firnissen.

Camellia *L.* (Kamellie), Pflanzengattung aus der Familie der Ternströmiaceen, benannt nach dem Jesuiten G. J. Camellus, welcher sie 1639 auf den Philippineninseln auffand. Die Kamellien sind der Theestaude sehr ähnliche Sträucher im Himalaya, in Kotschinchina, China und Japan, auch auf den Inseln, mit glänzenden Blättern und schönen Blüten, daher als Zierpflanzen sehr beliebt. Die prächtigste Art ist: C. japonica *L.* (Thea Camellia *Hoffmsg.*, japanische Kamellie, japanische Rose), mit eirunden, mehr oder minder langgespitzten, lederartigen, immergrünen, glänzenden, scharfgesägten, am Rand mehr oder minder zurückgebogenen Blättern und großen, rothen, endständigen, stiellosen Blüten, im Frühling und Herbst blühend, in Japan überall in Hecken und Zäunen, in China als Zierpflanze angebaut. Aus dem braunen Kern wird Oel gepreßt. Der schöne Wuchs, die glänzende Farbe der Blätter, die Schönheit der Blüten, welche leicht ins Gefüllte fallen und überaus reichlich erscheinen, haben die japanische Kamellie zu einer der beliebtesten Zierpflanzen der europäischen Kunstgärten erhoben. Man findet nicht selten 3—5 Meter hohe Exemplare, welche in der Blütezeit einen prachtvollen Anblick gewähren. Die japanische C. wurde 1739 von Robert James Lord Petre nach Europa gebracht, worauf gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere chinesische Arten zu uns kamen, mit denen zahlreiche Kreuzungen hervorgebracht wurden. Es gibt eine Menge prachtvoller Varietäten in Weiß, Rosenroth und Weiß, sowie roth und weiß gestreifte, gesprenkelte oder gefleckte. Schon der Abbé Berlèse (Kultur und Beschreibung der schönsten bis jetzt bekannten Kamellien, deutsch von G. P. von Gemünden, Weißensee 1838), welcher nur die schönsten und beständigen Varietäten anführte, zählte deren 188. In den neueren Verzeichnissen der Handelsgärtner werden mehrere hundert aufgeführt, von welchen viele hoch im Preis stehen. Die Kamellien sind ursprünglich Waldpflanzen und lieben eine weder zu schwere, noch zu leichte, jedoch nahrhafte und lockere Erde, man kann sie in sonnigen Zimmern kultiviren, doch verlangen sie unbedingt eine gewisse Feuchtigkeit der Luft und gedeihen daher prächtig in stark bewohnten Räumen, in Schulzimmern ꝛc. Bei großer Trockenheit müssen Blätter und namentlich die Knospen täglich mit Wasser bespritzt werden. Von anderen hierher gehörigen Arten sind zu nennen: C. sasanqua *Thunb.*, kleiner und zarter, mit weichhaarigen Aesten und Fruchtknoten und mit kleineren Blumen, in China und Japan, wo die getrockneten Blätter ihres angenehmen Geruchs wegen vielfach dem Thee beigemengt, auch für sich allein als Thee benutzt werden; mit einer Abkochung derselben waschen die Japanesinnen ihr Haar; aus dem Samen gewinnt man ein wohlriechendes, zu medicinischen Zwecken und im Haushalt brauchbares Oel; C. reticulata *R. Brown*, mit breiten Blättern mit grobem Adernetz und großen Blüten, aus China stammend und reich blühend; C. Kissi *Wall.*, mit stark wohlriechenden Blüten, in Nepal häufig als Theesurrogat benutzt und in dem Samen gutes Oel gebend. Vgl. Reider, Kultur der Azaleen, Cactus, Kamellien und Calla (Ulm 1834); Berlèse, Iconographie du genre C. (2. Aufl., Par. 1840—43, mit 100 kolorirten Tafeln; der Text deutsch Berl. 1838); Cotta, Camelliographia (Turin 1843).

Camelopardālis (lat.), Giraffe.

Camĕo (ital., m., Mehrzahl: Camei), Kamee.

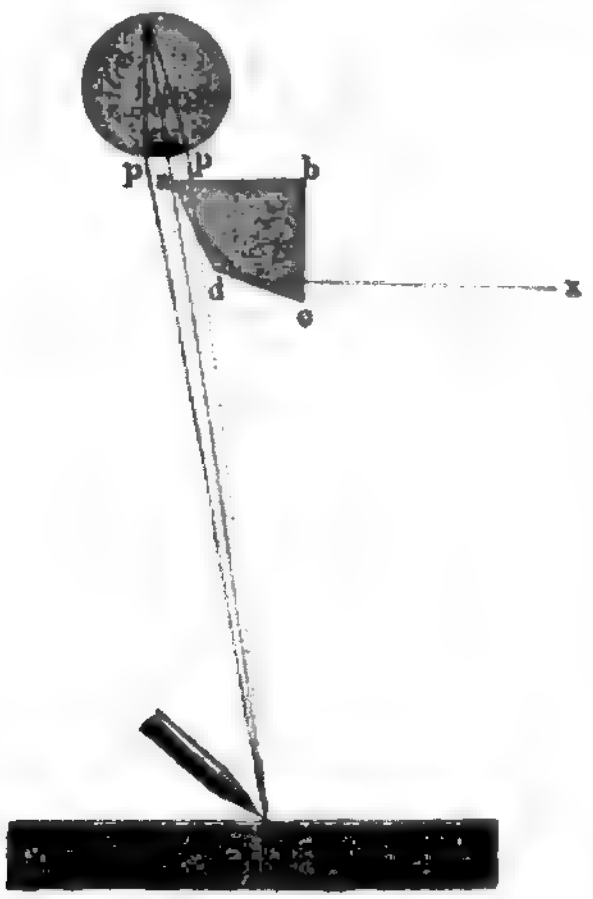
Camĕra (lat.), Gemach, Kammer, besonders die Lokalität, in welcher man das Privatvermögen eines Fürsten aufbewahrt (s. Kammer); auch Bezeichnung von Behörden, z. B. C. imperialis, das Reichskammergericht; C. apostolica, die päpstliche Rentenkammer; alla c. (ital.), in der Musik: nach dem Kammerton.

Camĕra clara (lat.), s. Camera obscura; auch s. v. w. Camera lucida.

Camerae nuntii (lat.), Kammerboten, Provinzaufseher, Statthalter im fränkischen Reich, welche nicht, wie die Herzöge und Grafen, in den Provinzen selbst ihr Amt übten, sondern sie nur bereisten, sonst aber am Hof lebten.

Camera lucida (C. clara, lat., »helle Kammer«), ein von Wollaston angegebener Apparat zum Abzeichnen von Gegenständen nach der Natur, bei welchem aber nicht, wie der Name anzudeuten scheint, ein abgeschlossener Raum vorhanden ist. Nach einer sehr einfachen Anordnung befestigt man eine um 45° gegen den Horizont geneigte Glasplatte auf einem Tisch, legt ein Blatt Papier hinter die Glasplatte, das abzuzeichnende Bild vor dieselbe, setzt sich dann selbst vor den Tisch und blickt durch die Glasplatte auf das Blatt Papier. Man sieht dann auf demselben die Zeichnung gespiegelt und kann leicht alle Umrisse nachzeichnen, da man gleichzeitig auch den hinter die Platte gehaltenen Bleistift sehen kann. Die

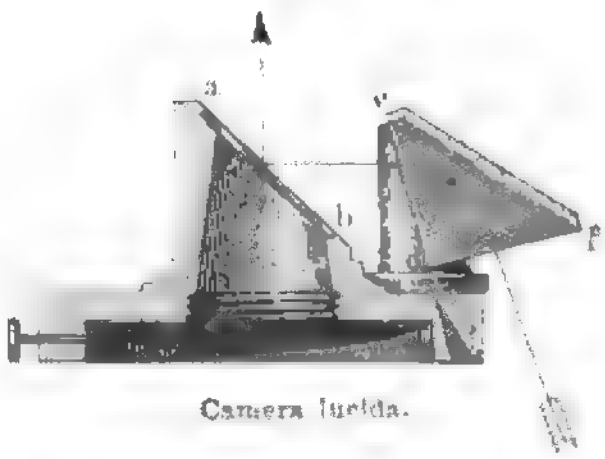
Fig. 1.



Camera lucida.

umgekehrte Lage des Bildes ist indeß der deutlichen Auffassung hinderlich, und das Spiegelbild verrückt sich bei jeder Bewegung des Kopfes. Diese Uebelstände werden vermieden, wenn man ein vierseitiges Prisma a b c d (Fig. 1) anwendet, dessen stumpfer Winkel bei d 135° mißt. Der von dem abzuzeichnenden Gegenstand kommende Lichtstrahl x dringt rechtwinklig auf c b in das Prisma ein, wird zuerst von der Fläche c d, dann von d a total reflektirt und tritt dann fast rechtwinklig zu a b wieder aus. Das Auge, dessen Pupille p p in die angegebene Lage gebracht wird, sieht den Gegenstand auf das auf dem Tisch liegende Blatt projicirt und erblickt gleichzeitig den Bleistift, mit welchem man das Bild leicht nachzeichnen kann. Zum anhaltenden Gebrauch dieses Instruments ist erforderlich, beiden Bildern durch farbige Gläser ungefähr gleiche Helligkeit zu geben und außerdem Linsen anzubringen, damit die Strahlen von beiden Bildern mit gleicher Divergenz auf das Auge fallen. Die C. eignet sich trefflich zum schnellen Entwerfen von Panoramen und besonders zum Abzeichnen von Instrumenten und Architekturgegenständen, indem sie alle Theile in der gehörigen Verkürzung gibt. Zum Zeichnen der durch das Mikroskop erzeugten Bilder hat Nobert eine C. konstruirt, welche so auf das Okular gesetzt wird, daß die Mitte des durch eine dünne Glasplatte a b (Fig. 2) bedeckten Rohrs gerade über die Mitte des Okulars zu stehen kommt. Stellt man

Fig. 2.



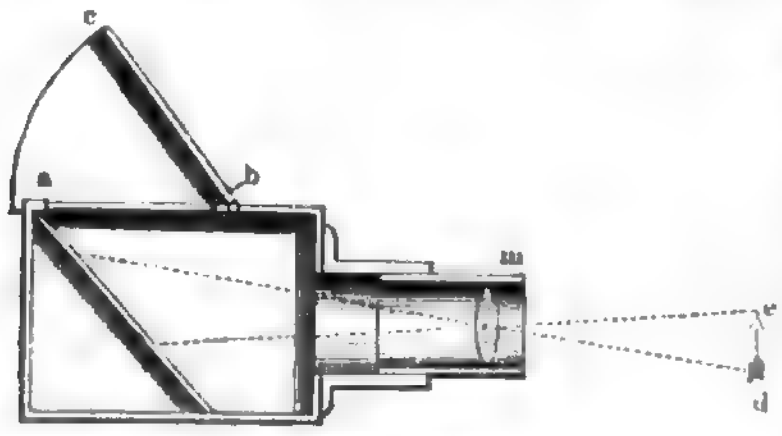
Camera lucida.

nun das Prisma d e f, welches um die in der Zeichnung durch einen Punkt angedeutete Are drehbar ist, so, daß die Lichtstrahlen von dem neben das Mikroskop gelegten Blatt Papier auf dem durch den Pfeil angedeuteten Weg ins Auge gelangen, so sieht man das Bild des Papiers und der Bleistiftspitze an derselben Stelle, an welcher man die unter dem Mikroskop liegenden Gegenstände erblickt, und kann deren Umrisse leicht nachziehen. Eine ähnliche Vorrichtung hat Nachet konstruirt.

Camera obscura (lat., »finstere Kammer«), eine um die Mitte des 17. Jahrh. von dem neapolitanischen Gelehrten Giovanni Battista Porta erfundene optische Vorrichtung, die in ihrer einfachsten Gestalt in einem eingeschlossenen dunklen Raum besteht, in welchen die von den äußeren Gegenständen ausgehenden Lichtstrahlen nur durch eine einzige sehr kleine Oeffnung gelangen können, von der sie divergirend auf einer gegenüberstehenden Fläche sich ausbreiten und hier ein mit den natürlichen Farben versehenes, aber nur matt erleuchtetes und umgekehrtes Bild des äußern Gegenstandes erzeugen. Um das durch die Oeffnung fallende Licht zu verstärken, setzt man in die auf 8—10 Centim. erweiterte Oeffnung eine Linse, deren Brennweite der Entfernung der Wand gleich ist. Wollaston empfiehlt hierzu ein konkavkonveres, sogen. perisko pisches Glas, dessen konkave Seite den Objekten zugekehrt ist, und von welchem sich die Radien wie 5 : 8 verhalten. Damit aber das Bild aufrecht erscheine, bringe man, wenn die Oeffnung in einen vertikalen Laden gemacht ist, hinter dem dieselbe schließenden Glas und in kleiner Entfernung davon ein rechtwinkliges Prisma so an, daß die Fläche desselben, welche der rechtwinkligen Kante gegenübersteht, aufrecht gekehrt und horizontal ist. Bequemer ist die tragbare C., ein inwendig geschwärzter viereckiger Kasten, in welchen der Beobachter von der Seite hineinsieht. Das Bild wird hier nicht auf eine vertikale, sondern auf eine horizontale Ebene geworfen und seine Umkehrung durch einen um 45° geneigten Planspiegel bewerkstelligt. Der hierzu anzuwendende Spiegel kann von unbelegtem Glas sein, nur dürfen dann seine Flächen nicht die Längsfurchen der meisten Glasspiegel haben. Von der Tauglichkeit eines Spiegels überzeugt man sich entweder durch den direkten Versuch, oder auch dadurch, daß man mit einem mäßig

Digitized by Google

vergrößernden Fernrohr reflektirte Gegenstände in demselben betrachtet; werden diese nicht undeutlich, so ist der Spiegel gut. Man kann das Bild in der C. entweder so auffangen, daß der Boden des Kastens eine undurchsichtige, weiße Fläche bildet, in welchem Fall die Oeffnung, welche das Konvexglas aufnimmt, parallel damit in der Decke des Kastens und der Planspiegel, um 45° gegen den Horizont geneigt, darüber außerhalb des Kastens angebracht ist, der Kopf des Beschauers aber durch eine angemessene Oeffnung einer Seitenwand Zutritt findet, oder es dient zum Auffangen des Bildes ein mattgeschliffenes Glas oder geöltes Papier in der Decke des Kastens, in welchem Fall das Konvexglas in eine vertikale Seitenwand eingesetzt und der um 45° geneigte Spiegel innerhalb des Kastens so angebracht ist, daß das Bild aufwärts geworfen wird und nun vermöge der Durchscheinbarkeit der Fläche, auf die es fällt, von oben beschaut werden kann. Erstere Einrichtung liefert viel schönere Bilder als letztere, doch ist hier die Ausschließung fremden Lichts nicht so nöthig, auch kann der Apparat kleiner hergestellt werden. Die nebenstehende Figur



Camera obscura.

gibt eine Form des Instruments, wie es sich zur Aufnahme am besten eignet. An der Vorderwand eines Kastens ist eine Linse m, im Hintergrund des Kastens aber ein eben geschliffener Spiegel in einer Neigung von 45° angebracht, und oberhalb desselben hat die obere Wand des Kastens einen mit einer matt geschliffenen Glastafel bedeckten Ausschnitt a b. Wird nun die Linse auf einen hellen Gegenstand d e gerichtet, so werden die von letzterem ausgehenden Strahlen so gebrochen, daß sie sich innerhalb der Camera wieder zu einem Bild vereinigen, und der in dem Kasten angebrachte Spiegel reflektirt sie nach oben und wirft das Bild auf die matte Glastafel a b. Je nach der Entfernung des aufzunehmenden Gegenstandes wird die Linse bald weiter heraus, bald weiter hineingeschoben, indem für nahe Objekte der Vereinigungspunkt der Strahlen weiter nach hinten, für entferntere weiter nach vorn liegt. Auf diese Weise läßt sich innerhalb gewisser Grenzen ein deutliches Bild des Gegenstandes auf der matten Glastafel a b herstellen. Der Schirm b c ist undurchsichtig und dient dazu, das seitlich einfallende Licht abzuhalten. Das Bild kann man entweder auf der Platte selbst, oder auf einem darauf gelegten durchsichtigen Papier bequem und scharf kopiren. Noch bequemer für manche Zwecke ist die Camera clara, »helle Kammer«, eine von dem Optiker Reinthaler in Augsburg erfundene Einrichtung der tragbaren C. o., bei welcher die Lichtstrahlen unmittelbar durch ein in einer vertikalen Wand des Kastens angebrachtes Linsenglas fallen, dann erst durch einen unter 45° geneigten, im Innern des Kastens befindlichen Spiegel aufwärts reflektirt werden und auf der obersten, zum Theil von einem halbdurchsichtigen, nicht geschliffenen Glas oder einem geölten Papier, am besten aber von einer großen konveren Glaslinse gebildeten horizontalen Fläche des Kastens ein von außen und obenher sichtbares Bild der äußeren Gegenstände hervorbringen. Diese Einrichtung kommt im Grund auf die eines astronomischen Fernrohrs mit zwei Konvergläsern zurück, dessen Are in der Mitte durch den schräg liegenden Spiegel gebrochen ist. Das Auge, welches seine Stellung in einiger Entfernung von der Linse nimmt und durch Seitenwände gegen allzu starkes äußeres Licht geschützt werden muß, sieht nicht die Projektion des Bildes, sondern das Bild selbst. Die Schärfe und Schönheit des Bildes wird sehr bedeutend erhöht, wenn der auffangenden Fläche eine mäßige sphärische (oder wenigstens cylindrische) Krümmung gegeben wird, deren Krümmungshalbmesser gleich der Brennweite des Konvexglases ist, weil sonst, genau genommen, sich bloß ein einziger Punkt der Fläche in dem richtigen Abstand vom Glas befinden kann.

Früher diente die C. namentlich zum Abzeichnen von Gegenständen und (besonders auf Jahrmärkten ꝛc.) zur Unterhaltung, und wenn sie auch der Beweglichkeit ihrer Bilder halber hierzu sehr zu empfehlen ist, so hat sie doch in neuerer Zeit ungleich wichtigere Anwendung in etwas modificirter Form in der Photographie gefunden. Bei diesen Apparaten wird die matte Glasplatte direkt von den durch das Linsensystem des Objektivs gehenden Strahlen getroffen und ist also nicht horizontal, sondern vertikal (wodurch Spiegel oder Prisma wegfällt) befestigt. Näheres s. Photographie.

Camerarius (lat., »Kämmerer«), Aufseher des Schatzes der fränkischen Könige, erster Palastbeamter; in Schottland ehedem ein umherreisender Gerichts- und Polizeivisitator.

Camerarius, 1) Joachim, eigentlich Liebhard (welchen Namen er, weil seine Vorfahren am Hof des Bischofs Eberhard von Bamberg Kämmerer gewesen waren, in C. verwandelte), einer der größten Gelehrten und Humanisten des 16. Jahrh., zugleich hervorragender Beförderer der Reformation. Geboren 12. April 1500 zu Bamberg, bezog er schon 1515 die Universität Leipzig, 1518 die zu Erfurt, wurde 1521 Magister und begab sich in demselben Jahr nach Wittenberg, wo er mit Melanchthon enge Freundschaft schloß. Im Jahr 1526 wurde er als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache zu Nürnberg angestellt und 1530 vom dortigen Senat zum Abgeordneten beim Reichstag in Augsburg ernannt, wo er großen Antheil an der Abfassung der Augsburgischen Konfession hatte. Im Jahr 1535 vom Herzog Ulrich von Würtemberg an die Universität zu Tübingen berufen, begründete er dort die klassischen Studien und ward dann von den Herzögen Heinrich und Moritz von Sachsen mit der Reorganisation der Universität Leipzig (1541) betraut, deren Rektor er längere Zeit war. Im Jahr 1555 traf er nochmals als Deputirter des Reichstags zu Augsburg mit Melanchthon zusammen und begleitete diesen zum Religionsgespräch in Nürnberg, sowie auch 1556 auf den Reichstag zu Regensburg. Maximilian II. berief 1568 C. nach Wien, um ihn über kirchliche Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Kaiserlich beschenkt, kehrte er nach Leipzig zurück, wo er 17. April 1574 starb. C. machte sich um Beförderung der

klassischen Studien verdient als ausgezeichneter Universitätslehrer, sowie als Herausgeber griechischer und lateinischer Klassiker. Von seinen zahlreichen Schriften sind am bekanntesten seine Biographien des Eobanus Hessus, des Fürsten Georg von Anhalt (Leipz. 1555) und Melanchthons (neue Ausgabe von Strobel, Halle 1777). Auch gab er eine Sammlung von Briefen Melanchthons (Leipz. 1569) heraus. Noch jetzt werthvoll sind seine: »Commentarii linguae Graecae et Latinae« (Basel 1551). Nach seinem Tode erschienen seine »Epistolae familiares« (Frankf. 1583—95, 3 Bde.). Von seinen fünf Söhnen ist besonders Joachim, geb. 5. Nov. 1534 zu Nürnberg, als Arzt, Chemiker und Botaniker berühmt geworden. Seit 1564 praktischer Arzt in seiner Vaterstadt, veranlaßte er den dortigen Magistrat 1592 zur Stiftung einer medicinischen Lehranstalt, deren Dekan er bis zu seinem Tode 11. Okt. 1598 blieb. Er lieferte eine Ausgabe von Matthiolus' »De plantis epitome utilissima, novis iconibus et descriptionibus aucta« (Frankf. 1586; deutsch von Handsch unter dem Titel: »Kräuterbuch«, das. 1586). Von seinen übrigen Werken nennen wir: »Opuscula quaedam de re rustica« (Nürnb. 1577, 1596), »Hortus medicus et philosophicus« (Frankf. 1588, 1654), »Symbolorum et emblematum centuriae tres« (Nürnb. 1590—97) ꝛc.

2) Rudolf Jakob, ebenfalls berühmter Mediciner und Botaniker, 1665 zu Tübingen geboren, starb daselbst 1721 als Professor und Direktor des botanischen Gartens, hat, nachdem allerdings früher schon ähnliche Ansichten geäußert worden waren, doch zuerst bestimmter die beiderlei Befruchtungsorgane in den Blüten der Pflanzen als die Geschlechtsorgane derselben erklärt und den eigentlichen Grund zur Sexualtheorie gelegt (»Epistola ad D. Mich. Bern. Valentini de sexu plantarum«, Tübing. 1694; neue Ausg. 1749).

Camera stellāta (lat.), »Sternkammer«, engl. Gerichtshof, welcher, aus dem Lordkanzler und aus königlichen Räthen bestehend, über Staats- und Majestätsverbrechen urtheilte und unter den letzten Stuarts durch Härte und Willkür sich sehr verhaßt machte. Sterne zierten die Decke des Sitzungssaals, daher der Name. Sie ward unter Karl I. aufgelöst.

Camerāta, s. Bonaparte 7)

Camerīnus, alte, ehemals bedeutende Stadt in der ital. Provinz Macerata (Marken), liegt auf einem Berg nordöstlich von Rom, ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine schwachbesuchte Universität (seit 1727), ein Lyceum und ein Gymnasium, verschiedene ausgezeichnete Gebäude (Dom mit der Erzstatue Sixtus' V., erzbischöflicher Palast und 19 Klöster) und eine Gemeindebevölkerung von 11,880 Seelen. Nahrungszweige sind Seidenspinnerei und Seidenweberei, Gerberei, Handel und Landwirtschaft. C. ist das alte Camernium (Camers) und war eine wichtige Stadt in Umbrien an der picenischen Grenze. Die Einwohner (Camertes) standen bei den Römern in großem Ansehen und bildeten mit diesen einen starken Bund gegen die Etrusker und auch gegen die Karthager. Das Christenthum wurde schon 248 hier eingeführt, und C. ist einer der ältesten Bischofssitze. Im Mittelalter war es eine Mark des Herzogsthums Spoleto. In der Mitte des 13. Jahrh. kam es an die Varani, von denen Johann Maria 1520 vom Papst Leo den Herzogstitel erhielt. Im Jahr 1589 kam C. an Ottavio Farnese und, nachdem dieser Herzog von Parma geworden war, an die päpstliche Kammer; seit 1860 ist es italienisch.

Camerlengo (ital., »Kämmerling«, lat. Camerarius), am päpstlichen Hof der Kardinal, welcher den Schatz zu verwalten hat, und der zur Zeit des Bestehens des Kirchenstaats der Justiz vorstand, auch bei einer Erledigung des päpstlichen Stuhls die interimistische Regierung führte.

Cameron, 1) Richard oder Archibald, schott. Prediger, verwarf die von Karl II. angebotene Indulgenz 1669, forderte Abschaffung der Monarchie als Quelle der Kirchenfälschung und fiel in der Schlacht bei Airs-Moß 1682, sein Freund Cargille auf dem Blutgerüst. Seine Anhänger, die Cameronianer oder Cargilliten, unterstützten zwar Wilhelm III. gegen Jakob II., blieben aber dem Covenant auch 1690 bei der Herstellung der presbyterianischen Kirche treu. Als sie 1709 neue Unruhen erregten, wurden sie entwaffnet, erhielten aber 1743 Duldung. Sie halten die Presbyterialform für die einzige göttlich vorgeschriebene Verfassungsform und bestehen noch in 14—15 schwachen Kongregationen.

2) Charles Duncan, engl. Militär und Konsul, geboren in Schottland, nahm als Kapitän an dem Kaffernkrieg theil, erhielt kurz vor Ausbruch des Krimkriegs das Kommando der Befestigungen von Erzerum, übernahm dann eine Mission nach Trapezunt, wo er bis 1856 blieb. Im Jahr 1858 wurde er zum englischen Vicekonsul in Transkaukasien und 1860 zum Konsul in Abessinien ernannt, als welcher er 1862 seinen Sitz in Massaua nahm. Zur Anknüpfung von Handelsverbindungen und zu seiner Information über die politische Lage des Landes nach Gondar, der Residenz des Kaisers Theodor, gesandt, verletzte er durch taktloses Benehmen den halbcivilisirten Herrscher, welcher ihn und mehrere englische Missionäre verhaften ließ. Die Fruchtlosigkeit aller Bemühungen Englands zu deren Befreiung gab Veranlassung zu dem englisch-abessinischen Feldzug 1867 (s. Abessinien). Erst nach Erstürmung von Magdala 10. April 1868 wurde C. mit seinen Mitgefangenen freigelassen, namentlich um dem englischen General Napier Friedensvorschläge zu machen. C. starb 31. Mai 1870 in Genf, wohin er nach Beendigung des Feldzugs sich zurückgezogen hatte.

Camerun, Gebirgsstock im Innenwinkel des Golfs von Guinea, dessen gewaltige vulkanische Massen als weithin sichtbare Landmarke zwischen dem Meer im W. und S. und dem Delta des Diwála- (Duala-) oder Camerunflusses aufsteigen und nur im N. mit niedrigerem Gebirgsland in Verbindung stehen. Er liegt zwischen 4° 20′ und 3° 57′ nördl. Br. und 9° 1′ und 9° 25′ östl. L. v. Gr., nimmt mit seiner Basis etwa 2200 QKilom. (40 QM.) ein und erhebt sich im Pico Grande bis 3991 Meter über das Meer. Der südlichste Gipfel ist der Mongoma-Etindeh oder Kleine C., 1725 Meter hoch. Lavaeruptionen sind seit Menschengedenken nicht mehr bekannt, aber erkaltete Lavaströme verschiedenen Alters ziehen sich an den Bergseiten herab, und rauchende Solfataren in der Nähe der Gipfel zeigen, daß die innere Glut noch nicht erloschen ist. Auf dem Gipfel fand man 29. und 30. Jan. als höchste Temperatur 12,5° C., als Minimum —2,5° C. bei starkem Reif; die Gipfel sind zuweilen mit Schnee bedeckt. Unter der Region der Felsen und der Alpenkräuter bekleidet eine überaus reiche und mannig-

faltige Vegetation, welche der abeſſiniſchen nicht unähnlich iſt, die Bergſeiten; an der Baſis geht dieſelbe in die reichſte tropiſche Pflanzenwelt über. Am Südfuß des Gebirges, unweit der Amboiſesbai, haben die 1858 aus Fernando Po ausgewieſenen Baptiſten die Miſſionsſtation Victoria gegründet; weiter aufwärts, in milder und friſcher Lage, befindet ſich eine Geſundheitsſtation, die bei dem zunehmenden Handel am untern Niger von Wichtigkeit zu werden verſpricht. (S. Karte »Senegambien«.) Kapitän R. Burton und der deutſche Botaniker Guſtav Mann waren die erſten Erſteiger des Berges im December 1861 und Januar 1862. Vgl. R. Burton, Abeokuta and the Camaroons mountains (Lond. 1863, 2 Bde.).

Cameſtres, Name des zweiten Modus der zweiten Schlußfigur, mit allgemein bejahendem Ober-, allgemein verneinendem Unter- und Schlußſatz.

Camilli und **Camillae** (lat.), Diener und Dienerinnen, Kinder von Freigebornen in Rom, welche beim Opferdienſt des Flamen Dialis und überhaupt bei religiöſen Handlungen als Diener gebraucht wurden.

Camillus, Marcus Furius, der zweite Gründer Roms. Siegreich beendete er den Krieg der Römer gegen Veji durch die Eroberung der Stadt nach zehnjähriger, vielfach durch die Sage ausgeſchmückter Belagerung. Bei dieſer Belagerung führte er zuerſt den Sold ein, ſowie die Fortſetzung des Kriegs auch über den Winter. Darauf brachte er die Städte Capena und Falerii, letztere durch ſeinen bei Auslieferung der Kinder der Faliſker bewieſenen Edelmuth, zur Unterwerfung. Wegen Veruntreuung der Beute angeklagt, in der That aber wegen ſeiner ſtreng ariſtokratiſchen Haltung, wurde er vom Volk verurtheilt und ging in die Verbannung, aus der er erſt nach der Zerſtörung Roms durch die Gallier zurückkehrte. Nach der Sage erſchien er, zum Diktator ernannt, mit einem Heer in dem Augenblick, als die Beſatzung des Kapitols den Abzug der Gallier erkaufen wollte, nahm den Galliern die Beute ab und vertrieb ſie aus Rom. Doch iſt dies offenbar von den Römern erfunden, um die Schmach des mit den Galliern geſchloſſenen Vertrags zu verdecken. Ein großes Verdienſt erwarb ſich C. dadurch, daß er die von den Plebejern beabſichtigte Ueberſiedlung aus dem zerſtörten Rom nach Veji vereitelte und ſo den Wiederaufbau Roms bewirkte, weshalb er als der zweite Gründer der Stadt bezeichnet wurde. In den folgenden Jahren kämpfte er noch mehrfach ſiegreich gegen die Gallier wie gegen Aequer, Volsker und Etrusker. Nachdem noch unter ſeiner Diktatur der volksfreundliche T. Manlius Capitolinus hingerichtet worden war, erkannte er ſpäter die Nothwendigkeit, den Plebejern mehr Rechte einzuräumen; daher vermittelte er 366 die Annahme der Liciniſchen Geſetze (ſ. d.). Zum Andenken an die wiederhergeſtellte Eintracht baute er neben dem Kapitol einen Tempel der Concordia. Er ſtarb 365 v. Chr. Seine Thaten ſind von der patriotiſchen Legende vielfach ausgeſchmückt worden.

Camisade (franz., f., vom lat. camis[i]a, Hemd), im 13. und 14. Jahrh. der nächtliche Ueberfall des Feindes. Die Krieger trugen nämlich bei einem ſolchen, um einander in der Finſternis zu erkennen, Hemden (camises) über den Harniſchen. So überfielen 1525 die Kaiſerlichen das franzöſiſche Lager bei Pavia; auch im niederländiſchen Krieg kommen ſolche Ueberfälle vor

Camisards (franz., ſpr. -ſár), ſ. Kamiſarden.

Camisia (mittellat.), Hemd, insbeſondere das weiße Chorhemd der katholiſchen Geiſtlichen.

Camoëns (ſpr. kamōings), Luis de, der größte und berühmteſte Dichter der Portugieſen, war zu Liſſabon (nach anderen zu Coimbra oder Santarem) aus einer urſprünglich aus Spanien ſtammenden und daſelbſt hochangeſehenen, aber verarmten Familie um 1524 geboren. Sein Vater, ein portugieſiſcher Schiffskapitän, verlor im Schiffbruch Leben und Vermögen; gleichwohl ſorgte die Mutter, Donna Anna de Sá, aus Santarem gebürtig, ſorgfältig für die Erziehung des Sohnes und ermöglichte ihm auch den Beſuch der damals neu errichteten Univerſität Coimbra, wo er vorzugsweiſe klaſſiſche Studien, ſowie Philoſophie und Geſchichte trieb, ſich aber auch bereits ſeinem dichteriſchen Drang überließ. Nach beendigten Studien nach Liſſabon zurückgekehrt, machte er ſich am königlichen Hof durch ſeine männlich ſchöne Erſcheinung wie durch ſein Talent und ſein jugendlich-feuriges Weſen gleich ſehr bemerklich, erregte aber durch ein Liebesverhältnis mit der Palaſtdame Catharina de Attayde den Zorn des Königs in dem Grad, daß ihn dieſer vom Hof verbannte. C. begab ſich nach Santarem zu ſeinen mütterlichen Verwandten, ſuchte in ernſten Studien Troſt für ſeinen Liebesſchmerz, der in mehreren herrlichen Elegien (namentlich der dritten) ausſtrömte, und entwarf ſchon hier den Plan zu ſeinem großen Epos, den »Luſiaden«. In einem Feldzug gegen Marokko, den er als Freiwilliger mitmachte, erwarb er ſich den höchſten Ruhm der Tapferkeit, trug aber zugleich eine ſchwere Wunde davon und verlor im Seegefecht von Ceuta durch eine Büchſenkugel das rechte Auge. Er mußte daher längere Zeit in Afrika verweilen und benutzte die unfreiwillige Muße zu rüſtiger Fortſetzung ſeines Heldengedichts; auch entſtanden in jenen Tagen, »wo die eine Hand das Schwert, die andere die Leier führte«, mehrere ſeiner ſchönſten Sonette. Sein militäriſcher Ruf hatte den Hof vermocht, die Verbannung aufzuheben. C. eilte nach Liſſabon zurück voll froher Erwartung, ſich nun eine ſeinen Talenten und Kenntniſſen entſprechende Laufbahn eröffnen zu können; allein ſeine Hoffnung wurde durch die Intriguen eiferſüchtiger hochgeſtellter Adligen vereitelt, und unmuthig faßte er den Entſchluß, ſeinem Vaterland den Rücken zu wenden. Er theilte denſelben einem Freund mit den Worten der Grabſchrift des Scipio Africanus mit: Ingrata patria, non possidebis ossa mea (»undankbares Vaterland, du ſollſt meine Gebeine nicht beſitzen«), ſchiffte ſich 1553 nach Oſtindien ein und landete im September desſelben Jahrs in Goa, dem Mittelpunkt der indiſchen Beſitzungen der Portugieſen. Da er auch hier kein Amt fand, nahm er von neuem Kriegsdienſte und machte verſchiedene Expeditionen zu Waſſer und zu Land mit, ſo namentlich 1555 einen Zug gegen die mauriſchen Seeräuber auf dem Rothen Meer, welche den portugieſiſchen Handel beeinträchtigten. Das Winterquartier auf der Inſel Ormuz benutzte er zur Fortſetzung ſeiner »Luſiaden«, beſuchte den Felirberg und die umliegenden öden afrikaniſchen Gegenden, von denen er dann in ſeinem Gedicht ein ſo ausgezeichnetes Bild entwarf, und richtete von dieſer Einſamkeit aus rührende Klageworte an die ferne Geliebte. Nach Goa zurückgekehrt, ſchienen ſich endlich die Verhältniſſe für ihn freundlicher zu geſtalten; allein ſeine rückſichtsloſe Wahrheitsliebe ſtürzte ihn in neues Elend. Die Mängel

und Erbärmlichkeiten der portugiesischen Verwaltung Indiens reizten ihn zu einem satirischen Gedicht, dessen Veröffentlichung den Vicekönig Dom Francisco Barreto dermaßen erzürnte, daß er den Dichter verhaften ließ und im folgenden Jahr (1556) nach Macao an der chinesischen Küste verbannte, wo derselbe, einen untergeordneten Posten bekleidend, 5 Jahre lang verweilte. Hier vollendete C. sein großes Epos, und noch heute zeigt man dort die »Camoënsgrotte«: einen hochgelegenen reizenden Punkt mit herrlicher Aussicht über Land und Meer, wo der Dichter, wie die Sage geht, sein Werk niedergeschrieben. Inzwischen hatte in Goa ein neuer Vicekönig, Dom Constantino de Braganza, die Verwaltung übernommen und gestattete C., den Ort seiner Verbannung zu verlassen. Freudig ergriff dieser die Gelegenheit, allein das Schiff, das ihn zurücktragen sollte, scheiterte unterwegs an der Mündung des Kambodjaflusses, und nur mit Mühe rettete der Dichter sich und seinen größten Schatz, sein Gedicht; alles übrige ward ein Raub der Wellen. Als das Schiff sank, hatte sich C. in die Wellen gestürzt, und mit der Rechten rüstig dem Ufer zurudernd, hielt er mit der Linken die Handschrift des Gedichts hoch über die Wogen empor. Die Eingebornen empfingen ihn freundlich und erzeigten ihm große Gastfreundschaft. Diese Scenen seiner Lebenstragödie schildert C. im 10. Gesang der »Lusiaden«, die er zum Theil hier geschrieben hat; auch sollen hier die berühmten »Quintilhas« entstanden sein, eine Paraphrase auf den 137. Psalm, in welchem die Juden ihre Harfen an den Weiden bei Babylons Bächen aufhängen und über die Verbannung vom Lande der Heimat weinen. C. verweilte hier, bis sich eine Gelegenheit fand, die ihn 1561 nach Goa zurückbrachte. Der Vicekönig schloß mit C., der ihn in den schönen Stanzen, welche in seinen Gedichten unter der Aufschrift »Epistola III« aufbewahrt sind, begrüßte, ein Verhältnis inniger Freundschaft. Als aber im Oktober 1561 Dom Francisco Contucho, Graf von Redondo, Vicekönig wurde, erhoben sich des Dichters alte Gegner von neuem gegen ihn, so daß selbst der neue Vicekönig, der anfangs C. freundlich zugethan schien, in die Verhaftung desselben willigen mußte. Er wurde beschuldigt, während seiner Amtsführung in Macao Veruntreuungen begangen zu haben. Zwar rechtfertigte er sich glänzend und warf die ganze Schmach der Anklage auf seine Gegner zurück, aber eben, als man ihm die Gefängnisthür öffnen wollte, trat ihm ein Gläubiger entgegen und brachte den Dichter in Schuldhaft. In C. regte dieses neue Mißgeschick eine heitere Saite seines Innern an; er schrieb an den Vicekönig ein scherzhaftes Gedicht, das ihm denn auch sofort die Freiheit verschaffte. Auf die Wirkung seines Gedichts im Vaterland baute C. neue Pläne der Zukunft, und es entstand in ihm der Wunsch, nach Portugal heimzukehren, um sein Buch selbst dem König zu überreichen. Während er mit diesem Entschluß umging, erhielt er von dem frühern Vicekönig Francisco Barreto, der eben Gouverneur des Forts Sofala geworden war, die Einladung, ihn dahin zu begleiten. C. willigte ein, in der Hoffnung, dort früher ein Schiff zu finden, das ihn nach Europa mitnehmen könne, und Barreto, der den Dichter um seiner Unterhaltung willen an sich fesseln wollte, streckte ihm die Reisekosten bis Sofala vor, wo er nach kurzer Zeit ein daselbst anlegendes, auf der Rückreise nach Portugal begriffenes Schiff zur Weiterreise benutzte. Der unedle Plan des Gouverneurs, C. durch die Rückforderung der ihm geliehenen Geldsumme zum Bleiben zu zwingen, ward durch die Freigebigkeit einiger Passagiere vereitelt, welche die nöthige Summe sogleich zusammenschossen. Auf dem Schiff traf C. auch den berühmten Geschichtschreiber Indiens, Dom Diego do Couto, mit dem er ein inniges Freundschaftsbündnis schloß und von welchem noch die Handschrift eines vortrefflichen Kommentars zu den »Lusiaden« existirt. Mit diesem einzigen Schatz stieg C. nach sechszehnjähriger Abwesenheit 1569 zu Lissabon ans Land, begleitet von den einzigen, die ihm stets treu blieben: seinem Sklaven und seinem Unglück. Jetzt, wo er seinem Elend durch die Veröffentlichung eines Werks, das 30 Jahre lang seinen Geist beschäftigt hatte, ein Ende zu machen hoffte, begrüßte ihn auch in Lissabon der Schrei allgemeiner Angst und Noth; die Pest wüthete unter der Bevölkerung, und dieser Umstand trat dem Druck des Gedichts noch 3 Jahre hindernd entgegen. Erst 1572 erschien die erste Ausgabe, in geschmackvoller Ausstattung und mit der Dedikation an den jungen König Dom Sebastian. Dieser soll dem Dichter zur Belohnung eine Jahrespension von 15,000 Reis, d. h. 25 Thalern, ausgesetzt haben, wozu ihm noch die Erlaubnis zu theil wurde, überall in Begleitung des Hofs erscheinen zu dürfen. Die Wahrheit dieser Angabe ist bestritten worden; doch ist soviel gewiß, daß C. die letzten Jahre seines Lebens Mangel litt, und daß sein treuer Diener das Leben seines Herrn durch Betteln fristete. Camoëns Körper siechte langsam hin; aber erst als auch sein Geist durch das nach der Schlacht von Alkazar (1578) plötzlich über Portugal hereinbrechende Unglück die tiefste Wunde erhalten hatte, die dem Sänger der »Lusiaden« geschlagen werden konnte, eilte er rasch seiner Auflösung entgegen. Tag und Monat seines Todes sind ebenso unbekannt, wie der seiner Geburt; auch den Ort seines Todes weiß man nicht bestimmt. Man begrub den Dichter in der Kirche des Santa Annen-Klosters, wie man ihn hatte leben lassen, ohne alle Auszeichnung, und so kam es, daß, als 16 Jahre nach seinem Tode Dom Gonzalo Coutinho dem großen Mann »eine würdigere Ruhestätte« errichten wollte, sein Grab nur mit Mühe (wenn überhaupt) aufgefunden wurde. Es wurde ihm ein prächtiges Denkmal errichtet. Bald erkannte man denn auch den Werth seines Gedichts, und hatte man den Dichter im Leben verkannt und verfolgt, so wurde er nun im Tode fast vergöttert. Seine Landsleute gaben ihm den Beinamen des Großen; sein Heldengedicht fand Eingang bei Hoch und Niedrig; eine Ausgabe folgte der andern; man lernte es auswendig, und ein Jahrhundert hindurch ertönten Gesänge daraus im Munde des Volks. C. bildet den großen Schlußstein der Blütezeit der portugiesischen Poesie. Was nach ihm in dichterischen Versuchen geleistet wurde, ist im glücklichern Fall Nachklang der glänzenden Vergangenheit. Entdeckt auch der strenge Kunstrichter in Camoëns Epos manches Fehlerhafte, z. B. die durchgängige Verquickung der griechischen Mythologie mit der christlichen, so belebt doch ein echt dichterischer und wahrhaft epischer Geist die ganze Ausführung, und die sich darin aussprechende Vaterlandsliebe, Empfänglichkeit für kühne nationale Bestrebungen, sowie die vollendete Sprache und der bezaubernde Wohlklang der schön gebauten Ottaven geben dem Werk im Original einen unwiderstehlichen Reiz. C. nannte sein Gedicht »Os Lusiadas« (d. h.

die Nachkommen des Lusus, des fabelhaften Ahnherrn der Portugiesen), weil es die poetische Verherrlichung nicht eines einzelnen Helden, sondern der Portugiesen überhaupt ist. Es besingt die Umschiffung Afrika's durch Vasco da Gama und die erste Begründung portugiesischen Verkehrs mit Malabar, verherrlicht aber in episodischen Erzählungen die ganze ältere Geschichte Portugals und in Form begeisterter Prophezeiungen auch die späteren Entdeckungen und Großthaten der Portugiesen in Indien. Unter den Episoden, welche das Ganze beleben, ist die Erzählung von dem Tode der Iñez de Castro die berühmteste. Daneben bricht auch das persönliche Gefühl des Dichters an zahlreichen Stellen mit Macht hervor, und diese männlich kräftigen lyrischen Ergüsse, in meist schwermüthigem Ton gehalten, erhöhen den Reiz des Gedichts. Wodurch sich aber dasselbe am wesentlichsten von jedem andern Epos unterscheidet, das ist die Kraft und Wahrheit seiner Naturschilderungen, vor allem die Schilderung des Weltmeers. Die »Lusiaden« sind, nach Humboldts Ausspruch (»Kosmos«, Theil 2) das »maritime Epos«, welches die ganze majestätische Größe des oceanischen Meers spiegelt. Die eigentliche Handlung desselben ist nicht in einen Kampf zwischen Portugiesen und Indern zu setzen, sondern in den Kampf mit dem Weltmeer und in den Sieg über dessen furchtbare Gewalt. Das Gedicht besteht aus 10 Gesängen, die zusammen 1102 achtzeilige Stanzen enthalten. Die erste Ausgabe erschien zu Lissabon 1572; spätere Ausgaben: 1597, 1607, 1609, 1633, 1651; mit Interpretationen von Montenegro, 1613; mit den Argumenten jedes Gesangs von Barreto, 1669. Einen Kommentar in spanischer Sprache, jedoch mit willkürlichen Textabänderungen, lieferte der Geschichtschreiber und Dichter Manoel de Faria y Souza (Madr. 1639, 2 Bde.); eine Ausgabe mit Anmerkungen Fereira (Neap. 1731, 2 Thle.; Rom 1732). Neuere Ausgaben erschienen zu Coimbra 1800, 2 Bde., von J. M. de Souza Botelho (Par. 1817 u. 1819, sehr korrekt, aber selten); mit Noten von Fonseca (Par. 1846). Eine gute Ausgabe in Deutschland, von Winterfeld besorgt, erschien zu Berlin 1810, die neueste, nach der Juromenha'schen Textrevision besorgte Ausgabe, Leipz. 1874; eine »kritische Textausgabe« von Reinhardstöttner, Straßb. 1874. Ins Lateinische ward das Gedicht übersetzt von Thomé de Faria, Bischof von Targa, unter dem Titel: »Lusiadum libri X« (Wien 1622), in Hexametern; ins Spanische von Tapia (Salamanca 1580), Calbera (Alcala de Henares 1588) und Gargez (Madr. 1591); ins Italienische von Paggi (Lissab. 1659; Turin 1772); ins Französische von Du Perron de Castera (in Prosa, Par. 1735, 3 Bde.), d'Hermilly und Laharpe (das. 1776, 2 Bde.), Fournier und Desaules (in Prosa, neue Ausg. 1847), Millié (1841), Albert (1858), Azevede (1869); ins Englische von Fanshaw (Lond. 1655), Musle (Orford 1776; Lond. 1809, 3 Bde.), Mitchell (Lond. 1854); ins Deutsche zuerst von Meinhardt (nur einige Gesänge in den »Gelehrten Beiträgen zu dem Braunschweigischen Anzeiger« 1762), dann von Seckendorff (in Bertuchs »Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur«), zuerst vollständig von Heise (Hamb. 1806—1807, 2 Bde.), gelungener von Kuhn und Winkler (Leipz. 1807, 1 Bd.), Donner (3. Aufl., Leipz. 1869) und Booch-Arkossy (2. Aufl., Leipz. 1857) im Versmaß des Originals, Eitner (Hildburgh. 1869) in reimlosen Jamben. C. ist außerdem ein großer Lyriker, der nur mit Dante in dessen »Vita nuova«, mit Tasso und Shakespeare in ihren Sonetten verglichen werden darf. Seine Sonette (im ganzen 103, deutsch von L. v. Arentsschild, Leipz. 1852), Eklogen (15, deutsch von Schlüter und Storck, Münster 1869), Elegien (21), Oden (12), Kanzonen (16, deutsch von Storck, Paderb. 1874), Sextinen (4) ꝛc. vereinigen alle Süßigkeit des innigsten Genusses mit der hinreißendsten Schwermuth, den strengsten Ernst mit der anmuthigsten Kindlichkeit und dies alles in der Reinheit des einfachsten, sprechendsten Ausdrucks. Auch besitzen wir von C. drei Komödien und ein allegorisches Lehrgedicht, mit den übrigen kleineren Dichtungen abgedruckt unter dem Titel: »Rimas de Luis de C.« (Lissab. 1593). Die gesammten Werke des C. erschienen zuerst zu Paris 1759 (3 Bde.); dann Lissabon 1772, 1779—80, 1782—83 (3 Bde.); zu Paris 1815 (5 Bde.); von Barreto, Feio und Monteiro herausgegeben, Hamb. 1834, 3 Bde. Die beste und vollständigste Ausgabe aber hat der Vicomte von Juromenha (zugleich mit berichtigter Biographie des Dichters, Bd. 1—6, Lissab. 1860—71) begonnen. Vgl. John Adamson, Memoirs of the life and writings of L. de C. (Lond. 1820, 2 Bde.) und Mordani, Elogio storico di Luigi C. (Bologna 1841). Almeida Garrett wählte den Dichter selbst zum Helden eines epischen Gedichts (Paris 1825), Tieck zu dem der Novelle: »Tod des Dichters«; Holtei (in »Lorbeer und Bettelstab«) und Fr. Halm (in »Camoëns«) haben das Schicksal des Dichters dramatisch behandelt.

Camoghé, ein Berg im schweiz. Kanton Tessin (2226 Meter), das Haupt einer der drei tessinischen Voralpengruppen (s. Tamaro und Monte Generoso), und zwar derjenigen, welche, zwischen dem Tessin und dem Luganer See ausgebreitet, sich den rhätischen Alpen zunächst anschließt und von ihnen durch den Paß von San Jorio abgetrennt ist.

Camonica, Val, Thal in der italien. Provinz Brescia, an der Grenze von Tirol, zieht sich, vom Oglio durchflossen, in südwestlicher Richtung mit engen Seitenthälern und schmaler Sohle zwischen hohen Rändern bis zum Iseosee hin, in dessen O. der Monte Giuglielmo noch 1967 Meter Höhe erreicht. Das Thal hat in 55 Gemeinden an 50,000 Einw., vortreffliche Weiden mit gutem Vieh, Eisenminen, Obstbau, aber wenig Getreide. Die Einwohner wollen von den rhätischen Camuni abstammen und hatten lange Zeit republikanische Verfassung. Hauptorte sind Breno, Pisogne, Civedate. Das Val di C. stand lange unter Mailändischer Herrschaft, bis es sich 1426 an Venedig ergab. Durch Ludwig XII. ward es 1509 den Venetianern wieder abgenommen und kam dann in die Gewalt des Kaisers Maximilian; Karl V. trat es an Franz I. von Frankreich ab und dieser wieder an Venedig.

Camorra, eine geheime Verbindung im vormaligen Königreich Neapel, deren Mitglieder sich Camorristi nannten und deren Zweck auf Gaunerei und Räuberei hinauslief. Denn mit Gewandtheit und Dreistigkeit sich überall eindrängend, gingen sie stets und überall auf Geldgewinn aus. Reichen Gewinn machten sie als Schmuggler; aber auch zu Verbrechen ließen sie sich in Sold nehmen. Ihre feste Organisation gab ihnen große Macht. In jeder Provinzialhauptstadt hatte die C. eine Centralstelle, in der Stadt Neapel allein deren zwölf. Auf jeder befand sich ein Chef mit absoluter Gewalt, sowie ein Rechnungsführer, welcher die gemeinsame Kasse verwaltete.

Der Aufzunehmende durfte sich nicht des Diebstahls oder der Spionage schuldig gemacht, auch keine der Prostitution verfallene Frau oder Schwester haben. Mit furchtbarem Eid gelobte er Treue und Verschwiegenheit. Nach einer Lehrlings- und Probezeit erhielt er die zwei besonders geformten Messer des eigentlichen Camorristen, welche als Erkennungszeichen dienten. Ferdinand II. von Neapel duldete die C. aus politischen Gründen; Franz II. verfolgte sie und ließ alle der Polizei bekannten Mitglieder deportiren, Garibaldi fand daher bei der Revolutionirung Unteritaliens an der C. Unterstützung. Vergeblich suchte die neue Regierung die C. im Polizeidienst nutzbar zu machen: dieselbe wurde zur Parteigängerin der Bourbonen und hat durch Beförderung des Brigantenthums der Regierung Victor Emanuels große Schwierigkeiten bereitet. Vgl. Monnier, La C., notizie storiche (Flor. 1863).

Camorta, Insel, s. Nikobarische Inseln.

Camou (spr. -mu), Jacques, franz. General, geb. 1. Mai 1792 zu Sorrouces im Departement Niederpyrenäen, kämpfte unter Marmont und Soult in Spanien, verließ nach den Hundert Tagen 1815 den aktiven Dienst, ward indessen bald reaktivirt. Im Jahr 1837 wohnte er als Bataillonschef der Eroberung von Algier bei, machte dann mehrere Feldzüge in Algerien mit und wurde durch Napoleon III. 1852 zum Divisionsgeneral befördert. Im orientalischen Krieg befehligte er bei der Krimarmee die 3. Division und nahm an der Schlacht an der Tschernaja (16. Aug. 1855), an der Erstürmung des grünen Mamelon (7. Juli), sowie am Angriff auf Sebastopol (8. Sept.) Antheil. Nach Bosquets Verwundung übernahm C. den Oberbefehl über das ganze zweite Korps, welches er bis zur Beendigung des Feldzugs führte. Zum Kommandanten der Voltigeurdivision der kaiserlichen Garde ernannt, nahm er auch an dem italienischen Feldzug 1859, namentlich an den Schlachten bei Magenta und Solferino, rühmlichen Antheil. Er wurde Senator und starb 12. Febr. 1868.

Campagna (spr. -pánja), Stadt in der ital. Provinz Salerno (Principato citeriore), östlich von Salerno, Sitz eines Unterpräfekten, mit (1871) 9813 Einw.

Campagna (spr. -pánja), Girolamo, genannt da Verona, ital. Bildhauer, 1552 zu Verona geboren, Schüler und lange Zeit Gehülfe des Danese Cattaneo, dessen Werke er auch nach dem Tod desselben vollendete, schmückte während seines langen Lebens Padua, Venedig und Verona mit vortrefflichen Kunstschöpfungen und starb kurze Zeit, nachdem er 1623 in Venedig die Zeichnungen zu dem Grabmal des Paolo Sarpi geliefert hatte. Er war einer der wenigen Bildhauer jener Zeit, welche sich eine naive Liebenswürdigkeit bewahrt hatten. Seine Hauptwerke sind die bronzene Hochaltargruppe in San Giorgio Maggiore, Christus am Kreuz mit den Heiligen Marcus und Franciscus auf dem Hochaltar in San Redentore, Madonna mit dem Kind in San Salvatore, der Heilige Sebastian in San Lorenzo, die Heiligen Rochus, Johannes der Täufer, Sebastian und zwei Propheten in der Scuola di San Rocco, der kolossale Atlant oder Kyklop im untern Gang der Zecca, die Grabfigur des Dogen Cicogna in der Jesuitenkirche, sämmtlich zu Venedig.

Campagna di Roma (spr. -pánja), Küstenlandschaft im ehemaligen Kirchenstaat, westlich vom Apennin (s. Karte »Italien III«), begreift im engern Sinn die gesammte Umgebung von Rom, welche der Tiber und Anio durchfließen und im S. Albano und Palestrina, nach O. zu Tivoli, nach N. die Linie vom Soracte bis Civita Vecchia, im W. das Gestade bei Ostia begrenzen. Im weitern Sinn rechnet man zur C. noch die weite Ebene, welche zwischen den Albaner und Volsker Bergen und dem Meer bis nach Terracina verläuft, und das Thal des Saccoflusses, der dem Garigliano zufließt. In dieser Ausdehnung hat die Landschaft eine Länge von ca. 185 Kilom. und eine größte Breite von 70 Kilom. Die C. ist wegen ihrer historischen Bedeutsamkeit das wichtigste Flachland Italiens und durch den eigenthümlichen Charakter ihrer Natur eine Gegend von höchstem Interesse. Der Boden, unzweifelhaft ein ehemaliger Meeresgrund, ist (nach A. v. Klöden) aus horizontalen, zahlreiche Muscheln umschließenden Schichten zusammengesetzt und dehnt sich in weitgeschwungenen Hügelreihen hin. Die Niederschläge haben tiefe Rinnen gegraben und steile Böschungen gebrochen; sie haben Berge stehen gelassen, Bänke und Schichten Sandes abgesetzt und aufgethürmt und ungeheure Travertindecken abgelagert. Hauptsächlich aber besteht die ganze Bedeckung der Ebene (bis nach Acquapendente im N., sowie auf einem schmalen Strich zwischen den Bergen und Pontinischen Sümpfen fast bis Terracina) aus Tuff, Lapilli, Puzzolanerde und zerriebenen Schlacken, welche die submarinen Vulkane der Ebene, die hier thätig gewesen, darüber gebreitet haben. Der Tiber schlängelt sich in einem breiten, eingenagten Thal hindurch. In die Ränder der Tuffschicht zu beiden Seiten sind Seitenthäler ausgefressen, und einzelne kleine Tuffhügel sind im Thal selbst isolirt stehen geblieben. Diese und die von den Flanken gegen den Tiber hervorragenden Zungen, aus Tuff gebildet, geben unter andern auch die sieben Hügel Roms ab. Höher sind der Monte Mario und dessen Fortsetzung, der Monte della Crete, sowie der Monte Vaticano und der Giannicolo (beide innerhalb der Mauern des jetzigen Rom) und der Monte Verde auf dem rechten Tiberufer. Die ganze Strecke, welche die drei letzteren bedecken, beträgt 165 QKilom. (3 QM.) und die Erhebung des Giannicolo 112 Meter. Auf dem linken Ufer dehnen sich die Monti Parioli von der Anionmündung bis zum heutigen Rom aus; ihre Fortsetzung bildet der Pincio (Mons Hortulanus); dann folgen der Quirinale, eine 3 Kilom. vorspringende Landzunge von 56 Meter Meereshöhe; der Viminale, gleichsam ein Seitenarm des vorigen, 55 Meter hoch; der Esquilino, welcher mit zwei Armen (Oppio und Cispio) 3,5 Kilom. gegen den Tiber vorspringt, 65 Meter hoch; der Celio, der noch weiter hervortritt, 54,5 Meter hoch; endlich der Aventino, halbinselartig vorspringend und durch ein Seitenthal in 2 Stücke getheilt, von denen eins isolirt liegt (»wahrer Aventino« genannt). Vor diesen an der Basis im O. zusammenhängenden Landzungen liegen drei kleine isolirte Hügel von verschiedener Gestalt und Größe: der Tarpeo (Capitolino), in der Basis von der Gestalt einer verlängerten Ellipse, mit 2 Gipfeln, 51 Meter hoch; der Palatino, ein Trapezoid darstellend, 55,2 Meter hoch, und der schon erwähnte »wahre Aventino«, mit herzförmiger Basis, 50,3 Meter hoch. Alle diese Hügel zeigen an den aufgedeckten Flanken ihre Zusammensetzung: zu unterst Töpferthon, gelben Sand mit Kieseln und vulkanischen Tuff, alles gleichförmig aus dem Meer abgesetzt; letzterer bedeckt die Hügel auf der rechten Tiberseite wie eine Kappe. Der erstere zeigt sich an den Hügeln der

linken Seite nicht, weil seine Schichten zu tief einschießen und daher hier bedeckt sind. In den Sandschichten von Acquatraversa sind Elefantenknochen, in dem des Monte Mario Seemuscheln in ihrer ursprünglichen Lage, im Aventino Braunkohlen häufig. Das Tiberthal, hier und da mehr als 1 Miglia (1 Kilom.) breit, liegt 30 Meter tiefer als die Ebene der C. Der Fluß ist bis 60 Meter breit. Gegen das Meer hin fällt die höhere Tuffebene ebenfalls in leichten Hügeln zum sandigen Küstenstrand ab.

Die C. ist ein öder, bisher fast kulturloser und meist ungesunder Landstrich, bestehend aus einer Menge niedriger Hügelketten, die in den verschiedensten Richtungen laufen und hier und da steil eingeschnitten sind, mit unzähligen Thälern und Schluchten, ohne alle Bäume, mit Ruinen bedeckt und von »böser Luft« (Malaria) überlagert. Schon in alter Zeit scheint zwar die nächste Umgebung von Rom für ungesund gehalten worden zu sein; außerdem aber war die C. zur Zeit der Römer erfüllt von den prachtvollsten Villen und Gärten, und noch in den ersten Zeiten der Republik standen hier auch bedeutendere Städte, wie Gabii, Fidenä, Veji, unzählige kleine Ortschaften aber bis tief ins Mittelalter hinein. Die unaufhörlichen Verwüstungen der C., im 5. Jahrh. durch Gothen und Vandalen unter Alarich, Genserich und Ricimer, im 6. Jahrh. durch die Ostgothen, Vitiges und Totila, im 8. Jahrh. durch die Longobarden unter Astulf, später noch durch die Normannen und Saracenen, sowie die Bürgerkriege der Barone brachten die Landschaft allmählich ins tiefste Elend, und die Auswanderung der Päpste nach Avignon beschleunigte die völlige Verödung. Alle Anstrengungen der späteren Päpste, Kanalisation, Drainirung, Kolonisation, vermochten die C. nicht wieder zu heben, und noch jetzt ist mehrere Meilen um Rom keine Stadt und kein Dorf zu erblicken. »Der eigenthümliche Anblick dieser C. ist vielleicht auf der ganzen bewohnten Erde nicht wieder anzutreffen. Ein unabsehbares wellenförmig gebildetes Land, mit Ruinen, zahlreichen Wasserleitungen, die in ihren hier auftauchenden, dort verschwindenden riesigen Bogenreihen der vorzüglichste malerische Schmuck sind, mit Grabmälern, Tempeln, Burgen; ohne Anbau grün; ohne Bewohner, aber von Erinnerungen belebt; einsame Schenken (Osterien), in denen einige zerlumpte Gestalten sichtbar werden; Zinnen mit alten Wappen geschmückt; epheuumrankte, formlose Massen, in denen eine Hirtenfamilie Schutz gefunden hat; hier und da ein Winzerhäuschen, malerisch von einigen Bäumen umringt; lange Pfahlreihen, welche die wechselnden Grenzen gemieteter Weidegründe bezeichnen; einzelne halbwilde Rinderherden, von Hirten zu Pferde, in Schaffelle gehüllt, und von großen, wilden, gelbweißen Hunden bewacht; hier und da ein stattlicher Pachthof (Casale) mit den nöthigen Wirtschaftsgebäuden, ohne Ställe, die hier überflüssig sind: dies ist das Bild dieser großen Landschaft, deren Horizont das Meer, die majestätischen, zackigen Gebirge der Sabiner, der scharfgezeichnete, 40 Kilom. entfernte Soracte und die anmuthigen Albanerberge abschneiden, und in deren Mittelpunkt die ewige Roma thront. Weiterhin bedeckt den Boden röthlichbraunes Heidekraut, hier und da mannshoch aufgeschossener Schierling oder Gruppen von Farnkraut; in den Thalsenkungen steht dichtes Wachholdergesträuch, auf den Höhenrücken wogender Ginster, mit gelben Blüten überdeckt; von Abhängen und Gemäuer hängen lange Brombeerranken herab, zwischen denen hier und da ein verkümmerter Feigenbaum hervorragt. In den kältereu Monaten gewinnt die C. etwas mehr Leben; nach den ersten Regengüssen im Oktober und wenn mit dem Brande der Sonne auch die Fieberdünste verschwunden sind, schießt schnell das üppigste Gras hervor und bedeckt alle Höhenzüge. Dann kommen aus den sich mit Schnee bedeckenden Abruzzen und vom Hochland Umbriens und der Sabina die Hirten mit ihren Herden in diese Ebene herab. Viermal im Jahr, vom Frühling bis Oktober pflügen hier die Bewohner der Gebirgsstädtchen den schwarzen, fruchtbaren Acker, aber nur etwa $^1/_{10}$ des gesammten Bodens ist bis jetzt bepflanzt. Auch die Ernte besorgen Leute aus den Abruzzen, aus den Marken und aus Umbrien, so daß anfangs 20,000, vom Juli an 30,000 Menschen in der C. arbeiten, welche die Pächter anwerben lassen. Namentlich die Schnitter, die 10 Tage zu thun haben, kommen in Scharen aus den Gebirgen, von berittenen Aufsehern kommandirt. Nach der Glut der Julitage lagern sie in der feuchten, kalten Nacht auf dem vom Thau stark genäßten Boden, bei schlechter Kost und schlechtem Wein; daher füllen sich gegen Ende der Erntezeit die römischen Spitäler, namentlich mit Dreschern, die entweder schnell sterben, oder für immer elend in ihre Heimat zurückkehren. Je später im Sommer, um so verpesteter wird die Fieberluft.« Den Ertrag an Getreide berechnet man zu 200,000 Hektol. im Werth von 5 Mill. Franken, den an Wein auf 90,000 Tonnen zu $3^1/_2$ Mill. Franken; dazu werden Häute, Wolle, Käse ausgeführt, so daß der Gesammtertrag der C. sich auf ca. 12 Mill. Franken beläuft. Der größte Theil der Ländereien ist Eigenthum der Kirche, $^1/_3$ ist im Besitz von 71 fürstlichen Familien, der Rest wird als Eigenthum von etwa 1700 kleinen Besitzern bewirtschaftet. Die pittoresken Rohrhütten der C. sind pyramidalisch in alter Grabtumulusform aus großem Pfahlrohr und Holzgerüste zusammengesetzt, im Innern sehr eng und ohne Bekleidung, auf der Spitze meist mit Kreuzen geschmückt; in kleineren Nebengebäuden befindet sich die Milchhütte und die Käserei. Den wundersamsten Kontrast zur ganzen Landschaft bildet die Eisenbahn, welche längs der uralten Aquädukte von Civita Vecchia durch die einsame C. nach Rom führt. Von den römischen Aquädukten, die am zahlreichsten in der Gegend zwischen Rom und dem Albanergebirge waren, und deren man zu Vespasians Zeiten 20 zählte, sind noch 3 erhalten und im Gange: die Aqua Virgo (jetzt Acqua Vergine oder Fontana di Trevi), die Aqua Claudia (jetzt Acqua felice oder Termini) und die Aqua Trajana (jetzt Acqua Paolo), welche letztere unterirdisch fließt. Am Delta des Tiberflusses liegt am Meer Fiumicino, weiter landeinwärts Porto, noch weiter vom Meer Ostia, alle einst an der Küste, bevor das Meer so weit (ca. 1 Meter jährlich) nach Westen zurückgetreten war. Grüne Wiesen, Rinderherden, Hirtenhütten, ein freundlicher Hafenort und milde Lüfte machen die Stelle zu einem lieblichen Punkt in der sonst verlassenen, ungesunden Küstengegend. Dichte Nadelholzwälder ziehen sich an der Küste hin. Einen Theil der südlichen C. nehmen die Pontinischen Sümpfe (s. d.) ein, die von der Küste bei Nettuno bis nach Terracina reichen. Seitdem Rom Hauptstadt des Königreichs Italien geworden ist, sind vielfach Stimmen in der Oeffentlichkeit laut geworden, welche die Ansicht aussprachen, die Rom umgebende Wüste

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

müsse der »todten Hand« auf irgend eine Weise entzogen und zu einem Lande umgeschaffen werden, das den modernen Anforderungen der Sanität und Kultur besser entspräche, als dies bisher der Fall war; dies erheische die Würde des jungen Königreichs. Die italienische Regierung hat dann auch das Problem aufgenommen und beabsichtigt zunächst den sogen. Agro romano, den bei Rom gelegenen Theil der C., welcher 203,590 Hektar unkultivirtes und 8690 kultivirtes Land enthält, zu besiedeln. Es soll dies durch Vermittlung wohlhabender Oekonomen aus dem Val d'Aosta in Piemont und aus der Lombardei geschehen, die sich zur Ansiedelung in der C. bereit erklärt haben. Vgl. Westphal, Die römische Kampagne topographisch und antiquarisch dargestellt (Berl. 1829); Didier, La Campagne de Rome (2. Aufl., Par. 1844); Gregorovius, Lateinische Sommer (3. Aufl., Leipz. 1874); Gsell-Fels, Rom und Mittelitalien (2. Aufl., Leipz. 1874); F. Giordano, Cenni sulle condizioni fisico-economiche di Roma e suo territorio (Rom 1874).

Campagne (franz., f., spr. kangpanj), Land (im Gegensatz zur Stadt), plattes Land ꝛc.; s. Kampagne.

Campagnola (spr. -pánjóla), 1) Domenico, ital. Maler und Kupferstecher in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., wahrscheinlich zu Padua geboren, rivalisirte mit Tizian zu Padua in den Fresken der Scuola del Santo, worin beide Vorgänge aus dem Leben des heiligen Antonius malten, sowie in den Fresken der Scuola del Carmine daselbst. C. zeigt sich darin als tüchtigen Künstler der venetianischen Schule. Weit minder bedeutend ist er als Kupferstecher, indem seine Blätter mit sehr geringem technischen Geschick ausgeführt und in Komposition und Form meist manierirt sind. Zu beachten ist, daß von den 14 Nummern, die Le Blanc verzeichnet hat, 10 die Jahreszahl 1517 und eins (Ausgießung des heiligen Geistes) 1518 trägt, indem sich hieraus ergibt, daß er sich nur kurze Zeit mit dem Stichel befaßt hat. Auch drei Holzschnitte nach ihm führen das Datum 1517. Von seinen in Tizians Art behandelten Zeichnungen, welche Landschaften mit Figurstaffage vorstellen, sind verschiedene gestochen.

2) Giulio, Kupferstecher und Maler, geboren zu Padua angeblich 1481 oder 1482, wahrscheinlich ein Verwandter des vorigen, ist merkwürdig wegen seiner Stiche, wobei er bereits die Punktirung anwendete. Einer derselben trägt die Jahreszahl 1509.

Campan (spr. kangpáng), Flecken im franz. Departement Oberpyrenäen, südöstl. von Bagnères en Bigorre, in 668 Meter Höhe, mit (1872) 3524 Einw., welche den in der Nähe brechenden, berühmten (grünen mit rothen und weißen Adern durchzogenen) Marmor bearbeiten. Der Ort, der schon zu Zeiten der alten Aquitaner von den Kampanern bewohnt war (im Museum zu Toulouse befindet sich ein hier ausgegrabener Altar der Gottheit Agheion), liegt in dem reizenden, vom Adour durchflossenen Campan- oder Kampanerthal, dem »Tempe der Pyrenäen«, das sich durch seine Anmuth und malerische Ländlichkeit auszeichnet und durch Jean Pauls Roman »Das Kampanerthal« eine besondere Berühmtheit erlangt hat.

Campan (spr. kangpáng), Jeanne Louise Henriette, geborne Genest, die treue Dienerin der Königin Marie Antoinette, geb. 6. Okt. 1752 zu Paris, war schon im 14. Jahr Vorleserin der Töchter Ludwigs XV. und seit 1770 Marie Antoinette's innige Vertraute. Sie heirathete den Sohn des Kabinetssekretärs der Königin und ward ihre erste Kammerfrau und als solche die treueste Gefährtin und Rathgeberin der königlichen Familie in der ersten Zeit der Revolution, aber auch der Gegenstand des Volkshasses. Bei der Bestürmung der Tuilerien am 10. Aug. kam sie in die größte Gefahr. Nach dem Untergang der königlichen Familie ging sie mit ihrem kranken Mann, ihrer 70jährigen Mutter und einem neunjährigen Sohn nach Combertin im Thal von Chevreuse, wo sie in ziemlich kümmerlichen Umständen lebte. Nach dem Sturz Robespierre's kehrte sie nach Paris zurück und gründete eine weibliche Pensionsanstalt in St. Germain, die bald einen ausgebreiteten Ruf erhielt. Bonaparte beauftragte nach seiner Thronbesteigung C. mit der Einrichtung der von ihm gegründeten Erziehungsanstalt für Töchter, Schwestern und Verwandte der Mitglieder der Ehrenlegion zu Ecouen, welche unter ihrer Leitung bis zu Napoleons Fall in hohem Flor stand, nach der Restauration aber aufgehoben ward. C. starb zu Mantes 16. Mai 1822. Ihre »Mémoires sur la vie privée de la reine Marie Antoinette« (Par. 1823; neue Ausgabe 1849; deutsch, Bresl. 1827) eröffnen tiefe Blicke in das Innerste des Hoflebens und geben ein lebendiges Gemälde seines Glanzes und seines Jammers. C. schrieb auch: »De l'éducation«, ferner Briefe zweier jungen Freundinnen und ein »Journal anecdotique« (Par. 1824; deutsch, Stuttg. 1827), das, wie ihre »Correspondance inédite avec la reine Hortense« (Par. 1835, 2 Bde.), reich an pikanten Zügen von Napoleon I., Alexander I. und anderen hervorragenden Häuptern jener Zeit ist. Ihre Schriften über Erziehung erschienen zu Paris 1823 in zwei Bänden.

Campaña (spr. pánja), Pedro, eigentlich wohl Champagne oder auch van de Velde, niederländischer Maler, geb. 1503 zu Brüssel, ging frühzeitig nach Italien, bildete sich nach Raffael und Michelangelo, malte auf seiner Reise nach Rom in Bologna den für die Krönung Karls V. bestimmten Triumphbogen und wandte sich später nach Sevilla, wo er schon 1548 ansässig war. Am Abend seines Lebens soll er in seine Vaterstadt zurückgekehrt und daselbst 1580 gestorben sein. C. gehört zu den ausgezeichnetsten fremden Künstlern, deren Werke sich in Spanien erhalten haben. Er vereinigte die Manieren der Raffael'schen Schule mit seiner frühesten niederländischen Erziehung; aus jener gewann er eine freiere Auffassung der Form und Komposition, aus dieser bewahrte er sich eine fleißige Durchführung und ein gediegenes Kolorit. Zu einer vollkommenen frei durchgebildeten Formengebung und einem tiefern Verständnis für die allgemeine Haltung brachte er es jedoch nicht. Von ihm haben sich zu Sevilla noch verschiedene Werke erhalten, darunter das berühmteste die Kreuzabnahme in der großen Sakristei des Doms, die bekanntlich Murillo so sehr bewundert haben soll, in welcher aber die Hauptanordnung Raffaels von Marcanton gestochener Komposition entlehnt ist, ferner die Gemälde in der Mariscalkapelle daselbst, dann der Retablo der Kirche Santa Anna in Triana, einer Vorstadt Sevilla's, welcher in der Mitte den Kampf des heiligen Georg mit dem Drachen, umher in 15 Bildern Vorgänge aus dem Leben der Maria

darstellt. Nicht minder trefflich sollen Campalla's Porträts sein.

Campanella, Thomas, eigentlich Giovan Domenico, ital. Philosoph, durch seinen Geist wie durch seine Lebensschicksale denkwürdig, geb. 5. Sept. 1568 zu Stilo in Kalabrien, ward in seinem 15. Jahr Dominikanermönch und von einem Rabbiner binnen 14 Tagen in die Lullische Kunst (s. d.) und die Elemente aller Wissenschaften eingeweiht. Durch eine Schrift »Philosophia sensibus demonstrata« (Neap. 1571), worin er Telesius, den ersten Bekämpfer des Aristoteles in Italien, vertheidigte, wurde er den Anhängern des letztern so verhaßt, daß er aus seiner Heimat fliehen mußte. Der Zauberei angeklagt und heimlich seiner Papiere beraubt, welche der Inquisition ausgeliefert wurden, wurde er, als er nach längerem Aufenthalt in Rom, Florenz, Venedig, Padua und Bologna 1599 in seine Vaterstadt zurückkehrte, auch in politischer Hinsicht verdächtigt, und die spanische Regierung ließ ihn wegen eines beabsichtigten Majestätsverbrechens und angeblicher Verschwörung mit den Türken gegen den König in den Kerker werfen, in dem er 26 Jahre lang schmachtete. Siebenmal auf die Folter gebracht, jedes Umgangs und anfänglich selbst aller Lektüre beraubt, verfaßte er im Gefängnis über 40 zum Theil verloren gegangene Schriften philosophischen, mathematischen, physikalischen, medicinischen, astrologischen, theologischen, politischen und poetischen Inhalts, bis er endlich auf Verwendung des Papstes Urban VIII. in Rom internirt und drei Jahre später (1629) mit einem Jahrgehalt freigegeben wurde Daß er deswegen kein blinder Papstschmeichler geworden, bewies seine Schrift: »De eligendo summo pontifice semper optimo«. Auch in Rom vor den Spaniern sich nicht sicher fühlend, ging er nach Paris, wo Ludwig XIII. und Richelieu ihn gütig aufnahmen. Lebensmüde zog er sich zuletzt in ein Kloster seines Ordens zurück, wo er 21. Mai 1639 starb. Der Tod überraschte ihn, ehe er die nach einem encyklopädischen Plan geordnete Sammlung seiner Werke vollendet hatte; nur die vier ersten Bände (Paris 1630) waren erschienen. Außer den angeführten erwähnen wir noch: »De sensu rerum et magia« (Frankf. 1620; 2. Aufl., Par. 1636); »Astrologicorum libri VII« (Frankf. 1617; Lyon 1629); »Philosophia epilogistica realis« (Frankf. 1623); »Universalis philosophiae seu metaphysicarum rerum juxta propria dogmata partes III« (Par. 1638); »Philosophiae rationalis et realis partes V« (bas. 1638). Während seiner Gefangenschaft entstanden, außer mehreren der bereits angeführten Werke: »Civitas solis« (Frankf. 1623), eine Art platonischer Republik; »Atheismus triumphatus s. contra antichristianismum« (Rom 1631), eine Rechtfertigung der geoffenbarten Religion und der römischen Kirchenlehre. Der Katholicismus und Papismus werden vertreten in »Monarchia Messiae« (Aix 1633) und in »Della libertà e della felice suggezione allo stato ecclesiastico« (bas. 1633), welche beide Schriften ihm die Gunst des römischen Stuhls sicherten. Von seinen Gedichten besorgte Tobias Adami eine Ausgabe unter dem Titel: »Scelta d'alcune poesie filosofiche de Settimontana Squilla« (Frankf. 1622), von welcher Herder in der »Adrastea« (Bd. 3) unter dem Titel »Prometheus aus seiner Kaukasushöhle« mehrere Proben übersetzt hat. Ueber seine eigenen Schriften gibt C. Nachricht in »De propriis libris et recta ratione studendi syntagma« (beste Ausgabe von Naudé, Par. 1643). Bei allem Vielwissen ermangelte C. der Klarheit und Selbständigkeit. Seine Theologie war die des Thomas von Aquino, seine Naturphilosophie von Telesius, seine Logik von Lullus beeinflußt; nur in der praktischen Philosophie bewegte er sich freier. Doch sollte der Theolog sich so wenig auf Naturgesetze, wie der Physiker seinerseits sich auf die Bibel berufen. Beide trennt eine Kluft, die durch die Metaphysik ausgefüllt wird, welche die Urgründe aller Dinge (Proprincipien oder Primalitäten genannt), das Seiende (Ens) und das Nichts (Non-Ens), und deren Eigenschaften potentia (Kraft), sapientia (Wissen) und amor (Liebe) umfaßt. »Da ich die letzteren sowohl wie das Sein selbst (obgleich beschränkt, also mit der Negation behaftet) durch das Gewisseste von allem, durch die Gewißheit meiner eigenen Existenz, kenne, so ist damit auch die Existenz desjenigen Seienden, das alle jene Eigenschaften im höchsten Grad besitzt (Gottes), erwiesen, da ich als Wirkung weder ohne Grund, noch gewisser, als mein Grund, sein kann.« Diese an Descartes erinnernde Argumentation für Gottes Dasein liegt nun in umgekehrter Reihenfolge auch der praktischen Philosophie Campanella's zu Grunde, von der sein »Sonnenstaat« ein die Republik Platons übertreffendes Beispiel gibt. An der Spitze desselben steht nämlich (mit dem Namen »Sonne« bezeichnet) ein Metaphysikus, den die drei Repräsentanten der Potentia, Sapientia und des Amor zur Hand gehen, unter deren Aufsicht die Ehen geschlossen, die Gerechtigkeit gehandhabt, die Gewerbe betrieben werden. Mit Campanella's universalistischer Natur- und monarchistischer Staatsansicht stimmte auch seine Vorliebe für die päpstliche Universalkirche und spanische Weltmonarchie, sowie seine Abneigung gegen die Reformation Luthers zusammen. Vgl. Cyprian, De vita et philosophia Th. Campanellae syntagma (Amsterd. 1722); Rixner und Siber, Thomas C. (Sulzb. 1826); Baldacchini, Vita di Tommaso C. (Neap. 1847)

Campanile (ital.), einzeln stehender Glockenthurm bei einer Kirche.

Campanula *L.* (Glockenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kampanulaceen, einjährige, zweijährige oder ausdauernde Stauden und Halbsträucher mit verschiedenen Wurzel- und Stengelblättern und ansehnlichen, meist blauen Blüten, meist in der nördlichen Erdhälfte und besonders im Orient einheimisch. Die bekanntesten sind: C. caespitosa *Scop.* (C. pumila *Curt.*), mit hellblauen, in Rispen überhängenden Blumen, in Kärnthen auf Alpen, im Juni und Juli blühend, eignet sich zur Verschönerung künstlicher Felsenpartien und zu Einfassungen. C. pusilla *Haenk.*, eine sehr niedrige Zierpflanze mit glockenförmigen, hellblauen, überhängenden Blumen, liebt einen sonnigen Standort, paßt zur Einfassung der Blumenbeete und zur Ausschmückung künstlicher Felsenpartien. C. Rapunculus *L.*, hier und da in europäischen Wäldern und in Nordafrika, zweijährig, mit fleischiger und wohlschmeckender Wurzel, die für ein eröffnendes, kühlendes Mittel gilt und die Milch Säugender vermehren soll, wird in Frankreich und England häufig als Gemüsepflanze kultivirt. C. persicifolia *L.*, mit wenigen, aber schönen großen blauen Blüten, wächst in europäischen Bergwäldern und wird auch als Zierpflanze in Gärten oft gefüllt gezogen. C. pyramidalis *L.*, 2—2,5 Meter

hoch, mit kurzen Aesten, blauen oder weißen, eine sehr große, prächtige, straußförmige, pyramidalisch-konische Rispe bildenden Blüten, zweijährig und ausdauernd, in Oberitalien, am Mittelmeer auf Schutt und Mauern, ist eine sehr schöne Zierpflanze. C. latifolia *L.*, mit gestielten Blüten in traubenartiger Aehre, in schattigen Gebirgswäldern in ganz Mitteleuropa, ist ebenfalls eine schöne Zierpflanze, deren fleischige Wurzel eßbar ist. C. medium *L.* (Marietten-, Marienveilchen), mit großen, blauen, aufrecht in einer schlaffen, pyramidenförmigen Traube stehenden Blumen, ein zweijähriges Gewächs in Italien und Deutschland, wird häufig als Zierpflanze kultivirt und hat eine eßbare Wurzel. C. glauca *Thunb.*, Halbstrauch in Japan, wird hier wegen seiner fleischigen, stark milchenden Wurzel als Gemüse häufig kultivirt.

Campanŭlaceae, s. Kampanulaceen.

Campbell (spr. kämml oder kämbl), eine 1810 von einem Walfischfänger entdeckte Insel im SO. von Neuseeland, deren Nordkap 52° 34′ südl. Br. und 169° 12′ östl. L. v. Gr. liegt. Sie ist 15 Kilom. lang und ebenso breit, gebirgig (doch erreichen die höchsten Spitzen nur 457 Meter Höhe), die Berge aus sedimentären und vulkanischen Gesteinen bestehend. Die Vegetation hat nur Sträucher, aber keine Bäume; der torfige Boden ist zumal bei der Feuchtigkeit des Klima's gut bewässert. Der beste Hafen ist der Port Perseverance, an der Südostseite. Die Insel ist unbewohnt und nur zu Zeiten von Walfisch- und Seehundfängern besucht.

Campbell (spr. kämml oder kämbl), 1) Archibald, brit. General, diente in Indien, in den Kriegen gegen die Holländer und Tippo Sahib, später unter Wellington auf der pyrenäischen Halbinsel, ward 1821 Oberst, kehrte nach Indien zurück und erhielt 1824 den Oberbefehl im Krieg gegen die Birmanen, die er nach zweijährigem Kampf besiegte. Das Parlament votirte ihm dafür eine Danksagung, und der König verlieh ihm den Baronetstitel. C. schloß seine militärische Laufbahn als Statthalter und Befehlshaber der Truppen in Neubraunschweig, welchen Aemtern er in dem sehr kritischen Zeitpunkt der kanadischen Empörung zur völligen Zufriedenheit der Regierung vorstand. Er starb 1843 zu Edinburg.

2) Thomas, engl. Dichter, geb. 27. Juli 1777 zu Glasgow, studirte hier Jurisprudenz und hielt sich dann einige Zeit in dem pittoresken und eine dichterische Phantasie anregenden Argyleshire auf, woher seine Familie stammte. Der Beifall, mit dem einige seiner kleineren Gedichte aufgenommen wurden, veranlaßte ihn, die juristische Laufbahn aufzugeben und nach Edinburg überzusiedeln, wo er sein berühmtes Gedicht »The pleasures of hope« (1.—4. Aufl., Edinb. 1799; neueste Ausg. 1874; deutsch von Lachmann, Hamb. 1838) veröffentlichte, das sich durch Melodie der Sprache und Adel der Gesinnung auszeichnet. Auf einer Reise nach Deutschland studirte er in Göttingen unter Heyne griechische Literatur und war später vom Kloster St. Jakob aus Augenzeuge der Schlacht von Hohenlinden (1800), die er durch eine meisterhafte Elegie verherrlichte. Im Jahr 1801 ging er über Hamburg, wo er »The exile of Erin« und »The mariners of England« dichtete, nach Großbritannien zurück, heirathete in Edinburg, wo sein »Lochiels Warning« entstand, ließ sich dann in Sydenham bei London nieder und veröffentlichte eine Reihe von literarischen Arbeiten, besonders für die »Edinburgh Encyclopedia«. Seinen kompilatorischen »Annals of Great Britain from the accession of George III. to the peace of Amiens« (Lond. 1808, 3 Bde.) ließ er die poetische Erzählung »Gertrude of Wyoming« (das. 1809, neue Ausg. 1862) folgen, mit der jedoch seine Dichterkraft zum letztenmal voll aufleuchtete. Seine späteren Gedichte, wie »Theodoric« (Lond. 1824), und sein letztes Gedicht »The Pilgrim of Glencoe« (das. 1842) waren untergeordneter Natur. Die besten Gedichte dieser Periode enthält das 1820 von ihm begründete und bis 1830 geleitete »New Monthly Magazine«. Von einer zweiten Reise nach Deutschland (1818) zurückgekehrt, veröffentlichte er seine »Specimens of the British poets« (Lond. 1819—21, 7 Bde.; 2. Aufl. 1844), mit biographischen und kritischen Anmerkungen, ein sehr nützliches, wenn auch in der Auswahl der Proben nicht immer ganz glückliches Handbuch der englischen Poesie. Im Jahr 1820 hielt er in der Survey Institution Vorlesungen über Poesie, und 1825 entwarf er den Plan zur Londoner Universität. Die Hochschule seiner Vaterstadt erwählte ihn 1827 und in den beiden folgenden Jahren zu ihrem Lordrektor. Die Früchte eines Ausflugs nach Algier legte er in dem seit 1831 unter seiner Leitung bestehenden »Metropolitan Magazine« nieder und ließ sie später als »Letters from the South« (Lond. 1837, 2 Bde.) gesammelt erscheinen. Weniger glücklich war er als Biograph in seinem »Life of Mrs. Siddons« (Lond. 1837, 2 Bde.) und »Life of Petrarch« (das. 1841, 2 Bde.; 2. Aufl. 1843). Sein letztes Werk ist das unterhaltende »Frederick the Great, his court and times« (Lond. 1843, 4 Bde.). C. starb nach längerer Kränklichkeit 15. Juni 1844 zu Boulogne. Seine Dichtungen, die zu dem Besten gehören, was die englische Literatur hervorgebracht, erschienen unter dem Titel: »Poetical works« mehrmals gesammelt (von Turner, Lond. 1828, 2 Bde.; 2. Aufl., das. 1834; am besten von Gilbert, zuletzt 1873; von Rosetti 1872). Vgl. Beattie, Campbell's life and letters (2. Aufl., Lond. 1850, 3 Bde.) und Redding, Memoirs of C. (das. 1859, 2 Bde.).

3) John, Lord, brit. Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 15. Sept. 1781 zu Springfield bei Cupar in der Grafschaft Fife, studirte in Edinburg und begab sich sodann nach London, wo er längere Zeit als Reporter (Berichterstatter) für das »Morning chronicle« lebte. Seit 1806 war er als Sachwalter thätig und wirkte zugleich als Schriftsteller durch Veröffentlichung von Berichten über die wichtigsten in den Gerichtshöfen der King's-Bench und Common-Pleas zur Entscheidung gekommenen Rechtsfälle (Lond. 1809—1816, 4 Bde.). Auf Veranlassung mehrerer tüchtigen Rechtsgelehrten widmete er sich der Advokatur. Als Redner war C. bei seiner sehr einfachen Redeweise und seinem schottischen Idiotismus wenig ausgezeichnet; gleichwohl wurde er nach seiner Verheirathung mit der Tochter des torystischen Lords Abinger (1822) ins Parlament gewählt, wo er, aus Ueberzeugung den Whigs zugethan, bei Diskussionen über Rechtsverhältnisse ein einflußreiches Wort führte. Bereits unter Canning (1827) zum Kings-Counsel ernannt, wurde er unter Grey (1832) Generalfiskal (Solicitor-general) und Februar 1834 Generalanwalt (Attorney-general). In der Krisis von 1835 trug er durch seine Rede zu dem Sieg über die torystischen Mitbewerber das

Meiste bei. Als im Juni 1841 die Whigregierung ihrem Ende nahte, ward C. zum Lordkanzler von Irland mit der Peerswürde ernannt, mußte aber nach einigen Wochen einem torystischen Nachfolger weichen. Bei der Rekonstituirung des Whigministeriums 1846 erhielt er den Posten eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster mit einem Sitz im Kabinet; im März 1850 ward er zum Amt eines Lordoberrichters der Queen's-Bench, 1859 aber zum Kanzler von England befördert. Er starb 23. Juni 1861. Er schrieb: »Lives of the Lord Chancellors of England« (Lond. 1845—47, 7 Bde.; 8. Aufl. 1873) und »Lives of the Chief-Justices of England« (das. 1849—57, 3 Bde.; 3. Aufl., 1874, 4 Bde.).

4) Sir Colin, brit. General, geb. 20. Okt. 1792 zu Glasgow als Sohn eines Tischlers, diente 1808 in Spanien und machte 1809 die Expedition nach Walchern mit, focht dann 1814—15 in dem spanischen Korps des Generals Ballesteros in vielen Hauptschlachten des Peninsularkriegs. Im nordamerikanischen Krieg 1823 unterdrückte er einen Negeraufstand in Demerara. Er ward 1832 Oberstleutnant, 1841 Oberst, diente mit Auszeichnung im Krieg gegen China, und befehligte im Krieg gegen die Sikh 1848 und 1849 eine Division im Pendschab und bei Guzerate. In den Jahren 1851 und 1852 führte er das schwierige und wichtige Kommando im Peschawerdistrikt gegen die unruhigen Gebirgsstämme. Im Juni 1854 zum Generalmajor befördert, kommandirte er unter Lord Raglan im Krimkrieg die Hochländerbrigade, mit der er in der Schlacht an der Alma dem General Brown zu Hülfe eilte, die Russen zurückwarf und die Höhen erstürmte. Noch mehr zeichnete er sich im Treffen bei Balaklawa (25. Okt.) aus, wo er die russische Kavallerie zurückschlug und das Vordringen Liprandi's gegen Balaklawa vereitelte. Zu weiteren bedeutenderen Thaten bot sich ihm in der Krim, da seine Truppen die Reserve bildeten, keine Gelegenheit mehr. Im Jahr 1856 zum Generalleutnant und Generalinspektor der Infanterie befördert, erhielt er Juli 1857 beim Ausbruch des indischen Aufstandes den Oberbefehl gegen die Rebellen. Er schlug dieselben 6. Dec. desselben Jahres bei Khanpur, erstürmte März 1858 Luknow und schlug im Lauf des Jahres 1858 den Aufstand nieder, wofür er den Dank beider Häuser des Parlaments erhielt und mit dem Titel Lord Clyde in den Peersstand und zum General erhoben wurde. Im Juli 1860 nach England zurückgekehrt, wurde er November 1862 zum Feldmarschall ernannt, starb aber schon 14. Aug. 1863 zu Chatam. Er wurde auf besondern Befehl der Königin in der Westminsterabtei bestattet.

Campbelliten, s. Baptisten.

Campbelltown (spr. kämmeltaun oder kämbl-), 1) Stadt auf der Südostküste der schottischen Halbinsel Cantire, Grafschaft Argyle, am Golf von Clyde, mit schönem Hafen, zahlreichen Wiskybrennereien, Handel mit Hochlandsrindern, Schafen, Häringen und Wisky und 6500 Einw. — 2) S. Fayetteville.

Campe, 1) Joachim Heinrich, vielseitig thätiger Pädagog und Schriftsteller, stammte aus einer Nebenlinie des altadligen Geschlechts von Campe und war 29. Juni 1746 zu Deensen im Braunschweigischen geboren. Seine erste Bildung erhielt er auf der Schule zu Holzminden und widmete sich darauf zu Halle philosophischen und theologischen Studien. Schon 1773 wurde er bei dem Regiment des damaligen Prinzen von Preußen in Potsdam als Feldprediger angestellt. Bald aber zogen Basedows Bemühungen, dem Unterrichts- und Erziehungswesen eine erfreulichere Gestaltung zu geben, seinen regen, für Menschenwohl tief empfänglichen Geist an, und ergriffen von den neuen Ideen, folgte er 1777 dem Ruf des Fürsten Franz von Dessau als Edukationsrath und Lehrer an dem dortigen neu gegründeten Philanthropin. Als Basedow, der Begründer dieser Anstalt, kurz darauf die Direktion niederlegte, trat C. an seine Stelle. Aber er fand sich in seinen hohen Erwartungen von der segensreichen Wirksamkeit dieser Anstalt nur zu bald getäuscht und wurde theils hierdurch, theils durch Zwistigkeiten im Lehrerkollegium veranlaßt, nach einiger Zeit seine Stelle niederzulegen und zu Billwärder, in der Nähe von Hamburg, selbst ein Erziehungsinstitut zu gründen. Obgleich dieses einen erfreulichen Fortgang hatte, so bewog ihn doch schon 1783 abnehmende Körper- und Geistesfrische, sich als Privatmann literarischen Beschäftigungen zu widmen. Aber schon 1787 folgte er einem Ruf des Herzogs Karl von Braunschweig zur Organisation des braunschweigischen Schulwesens nach philanthropischen Grundsätzen und ward zum Kanonikus und später (1805) zum Dechanten des St. Cyriakstifts ernannt. Doch fanden sich viele in den großen Erwartungen, die sie von der Schulreform hegten, getäuscht, und hierüber, sowie über mannigfachen Widerstand von Seiten der älteren Schulmänner des Landes mißmuthig, zog sich C. bald von allen öffentlichen Geschäften zurück und widmete sich, als sehr begüterter Mann und Eigenthümer der Waisenhausschulbuchhandlung zu Braunschweig, nur literarischen Beschäftigungen, besonders der Ausarbeitung seines »Wörterbuchs der deutschen Sprache« (Braunschw. 1807—1811, 5 Bde.) und des »Wörterbuchs der Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke« (das. 1801; 2. Aufl. 1813). Einige Reisen nach England, Frankreich und Dänemark, sowie seine Anwesenheit als Deputirter in Kassel 1808 unterbrachen seine stille Zurückgezogenheit. Körperlich gesund, sank er in eine solche geistige Schwäche, daß er aller Willens- und Thatkraft beraubt, sich völlig passiv verhielt und selbst die Gabe einer deutlichen Sprache verlor. Er starb 22. Okt. 1818. Warme Liebe zur Jugend, ein von der im Erziehungs- und Schulwesen damals herrschenden Pedanterie freier Sinn und eine gewisse angeborne Würde in seiner äußern Haltung machten ihn zum Erzieher, Lehrer und Vorsteher von Erziehungsanstalten ganz besonders geschickt. Zu der Sentimentalität, wie sie durch die damalige schöngeistige Literatur vielfach angeregt wurde, stellte sich C. in einen so schroffen Gegensatz, daß er die Poesie unter die brodlosen Künste zählte, da sie höchstens im Zeitalter der Barbarei ein kümmerliches Surrogat für das Licht der Vernunft gewesen, aber jetzt einer Laterne am hellen Tag oder gar dem Laternenstock zu vergleichen sei, vor dem kein vernünftiger Mensch den Hut ziehe (»Theophron«, 1786; 11. Aufl., Braunschw. 1843; neu bearbeitet von Krause, Berl. 1873). Mit einem sittlichen Rigorismus, der dem puritanischen gleichkommt, verbietet er im »Väterlichen Rath an meine Tochter« (10. Aufl., Braunschw. 1832) jeden Umgang mit Schöngeistern, in denen er fast ohne Unterschied Verführer der Tugend sieht. Der brauchbare Mensch, der in allen Lagen des Lebens sich zu helfen weiß, war sein Ideal, das er durch die Erziehung zu verwirklichen strebte. Er

theilte hierin die Einseitigkeit der Philanthropen, indem er den Werth des Wissens nur nach dem, was dadurch unmittelbar für das Leben geschafft werde und gleichsam kaufmännisch zu verwerthen sei, abschätzte, und daher das Verdienst dessen, der den Kartoffelbau bei uns einheimisch gemacht oder das Spinnrad erfunden habe, höher anschlug, als das des Dichters der Ilias und Odyssee. Den Menschen zu industrieller Thätigkeit anzuregen und zu befähigen, das sollte seiner Ansicht nach die Haupttendenz bei aller Erziehung sein, und im Geist dieses Utilitarismus sind seine »Fragmente über mehrere noch unbenutzte Förderungsmittel der Industrie« geschrieben. Auch sein weithin, selbst über Deutschlands Grenzen hinaus verbreiteter »Robinson Crusoe« (85. Aufl., Braunschw. 1874) hat eine ähnliche Tendenz, indem er das Thema durchführt: »hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen«. Als Schriftsteller bewährte C. sein pädagogisches Talent besonders durch die Abfassung zahlreicher Kinder- und Jugendschriften. Eine vollständige Sammlung derselben veranstaltete er unter dem Titel: »Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften« (4. Gesammtausg. letzter Hand, Braunschw. 1832, 37 Bdchn.). Viele derselben sind in mehrere Sprachen übersetzt, und der genannte Robinson Crusoe, die Geschichte der Entdeckung von Amerika (23. Aufl., Braunschw. 1874) u. a. bieten noch jetzt eine sehr empfehlenswerthe Lektüre für die frühere Jugend. Von Bedeutung für ihre Zeit waren auch Campe's theoretische Schriften pädagogischen, sprachlichen und populär-philosophischen Inhalts. Die pädagogischen, welche sich in den »Pädagogischen Unterhaltungen« und in dem von C. mit Stuve und Heusinger gemeinschaftlich herausgegebenen »Braunschweiger Journal« (1788 ff.) finden, bestreiten im Geist Rousseau's und Locke's viele der damals auf dem Gebiet der Pädagogik herrschenden Vorurtheile und sind besonders auf das deutsche Unterrichts- und Erziehungswesen berechnet. Sie sind gesammelt erschienen zu Braunschweig 1807 ff., 30 Bändchen. Manche seiner schriftstellerischen Unternehmungen gediehen nicht zur Vollendung, so seine »Schulencyklopädie« und das von 1785—1791 als »Revision des gesammten Erziehungswesens« in 15 Bänden erschienene Werk, welches außer guten Kritiken namhafter Schulmänner auch die vollständigen Uebersetzungen der pädagogischen Schriften Locke's und Rousseau's enthält. Die philosophischen Schriften Campe's, als: »Philosophische Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derselben« (Berl. 1773), »Die Empfindungs- und Erkenntniskraft der menschlichen Seele« (Leipz. 1776), »Ueber Empfindsamkeit und Empfindelei« (Hamb. 1779), »Kleine Seelenlehre für Kinder« (das. 1780; 9. Aufl., Braunschw. 1830), »Moritz, ein Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde« (Braunschw. 1789) u. a., vertreten auf dem Gebiet der Religions- und Sittenlehre die Rechte des gesunden Menschenverstandes. Campe's reformatorische Bestrebungen erstreckten sich endlich auch auf das Gebiet der deutschen Sprache, die er von den vielen fremdartigen Auswüchsen, die seit der politischen Uebermacht Frankreichs immer mehr um sich griffen und die Reinheit der deutschen Sprache wirklich gefährdeten, befreien wollte. Er ging jedoch auch hier zu rationalistisch zu Werke, d. h. die abstrakte Theorie war seine alleinige Richtschnur, er beachtete die geschichtlich lebendige Entwickelung der Sprache zu wenig oder gar nicht und vergaß, daß in der Studirstube mühsam Erfundenes und Herausgeklaubtes sich durch ein willkürliches Machtgebot dem Geist der Zeit nicht aufdringen läßt. Dessen ungeachtet bleibt Campe's großes Wörterbuch immer ein höchst bedeutendes Werk. Vgl. Hallier, J. H. Campe's Leben und Wirken (2. Aufl., Soest 1862).

2) August, Buchhändler, Neffe des vorigen, geb. 1773 zu Deensen, lernte in seines Oheims Schulbuchhandlung das Geschäft und gründete 1800 mit seinem Bruder Friedrich C. eine Buchhandlung in Hamburg. Noch in demselben Jahr aber übernahm er die Buchhandlung seines Schwiegervaters Hoffmann, die, 1787 gegründet, nunmehr unter der Firma »Hoffmann u. Campe« ihre bereits bedeutenden Geschäfte immer mehr ausdehnte und namentlich im deutschen, französischen und englischen Sortiment viel leistete. Im Jahr 1823 trat er diese Handlung an seinen Bruder Julius ab, behielt sich jedoch sämmtlichen Verlag vor, den er unter seinem Namen debitirte. Er starb 1836.

3) Friedrich, Bruder des vorigen, geb. 1777 zu Deensen, erlernte ebenfalls in Braunschweig den Buchhandel, studirte dann in Königsberg und etablirte sich mit dem vorigen 1800 in Hamburg. Später gab er diese Geschäftsverbindung auf und gründete eine große Buch- und Kunsthandlung in Nürnberg. Er brachte den gesunkenen Nürnberger Bilder- und Landkartenhandel in neuen Schwung und kaufte viele werthvolle Gemälde auf, die theilweise noch jetzt eine Zierde Nürnbergs sind. Auch eine Druckerei brachte er an sich. Im Jahr 1825 gab er den Hauptanstoß zur Stiftung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, dessen erster Vorsteher er wurde. C. starb 1846. Er schrieb: »Reliquien von Albrecht Dürer« (Nürnb. 1827) und ein »Malerlexikon« (das. 1833).

4) Julius Wilhelm, Bruder der vorigen, geboren um 1794, erlernte bei seinem Bruder August den Buchhandel und übernahm später, nachdem er den deutschen Befreiungskrieg mitgekämpft, die Sortimentsbuchhandlung Hoffmann u. Campe, mit der er einen starken Verlag vereinigte. Die Werke der ersten belletristisch-politisch-satirischen Talente eines Heine, Wienbarg, Gutzkow, Börne ꝛc. fanden an ihm einen Verleger; selbst Drohungen und Maßregeln von benachbarten Regierungen, wie das Verbot Preußens gegen den gesammten Hoffmann-Campe'schen Verlag ꝛc., haben C. nicht einzuschüchtern vermocht; daneben erschienen auch streng wissenschaftliche Werke unter seiner Firma. Er starb 14. Nov. 1867.

Campeadŏr (span.), ein tapferer Kämpfer, Held, insbesondere Beiname des Cid.

Campeche (spr. -petsche, Campeachy, San Francisco de C., bei den Eingebornen Kimpesch), eine Stadt an der Westküste der Mejikanischen Halbinsel Yucatan, unter 19° 51′ nördl. Br. und 89° 55′ westl. L. v. Gr., an der gleichnamigen Bai des Mejikanischen Golfs gelegen, ist der bedeutendste Hafenplatz des Staats Yucatan (in welchem sich das Hauptzollamt befindet), obschon der Hafen wegen der Seichtigkeit des Wassers nur kleinere Schiffe aufnehmen kann; hat ungefähr 10,000 Einw. Mit ihrer Citadelle von der See aus gesehen, bietet sie einen schönen Anblick dar; sie ist regelmäßig gebaut, hat hübsche Kirchen, ein Hospital, ein College, ein

Theater, mehrere Klöster, ein Museum (mit schöner Muschelsammlung und yucatanischen Alterthümern), und ist von netten Landhäusern und schönen öffentlichen Anlagen umgeben, leidet aber Mangel an Trinkwasser, da sie ganz auf unterirdischen Gewölben aus der Indianerzeit steht, weshalb Trinkwasser in Fässern herbeigeschafft werden muß. Die Industrie Campeche's ist gering und fast nur auf Cigarrenfabrikation beschränkt, beträchtlich dagegen der Seehandel (besonders mit Campecheholz und Wachs) und der Schiffbau. C. wurde 1540 gegründet, aber 1659 von den Engländern, 1678 und 1685 von den Seeräubern erobert und theilweise zerstört. Am 18. Nov. 1842 fand bei C. ein harter, aber unentschiedener Kampf zwischen den Mejikanern und Yucatanern statt.

Campecheholz (spr. »petsche«, Blauholz, Blutholz, Logwood, s. Tafel »Färberpflanzen«), das von **Haematoxylon Campechianum** stammende Holz, welches seinen Namen von der Campechebai in Mejiko hat, aus welcher es früher ausgeführt wurde. Es kommt in großen, von Rinde und Splint befreiten Stücken in den Handel, ist auf der stark gefurchten Außenseite röthlich- bis schwärzlich-braun, auf frischer Schnittfläche im Innern dunkelgelbbraun, sehr hart, nimmt schöne Politur an, schmeckt zuckerartig, adstringirend, färbt den Speichel roth und riecht der Veilchenwurzel ähnlich. Die beste Handelssorte ist die von der Campechebai, dann folgt die von Honduras; Jamaica- und Domingoholz sind blasser und ärmer an Farbstoff, die geringste Waare ist die von Martinique und Guadeloupe. Das unveränderte Holz enthält in gelben Krystallen auftretendes Hämatoxylin (s. d.), welches in feuchter Luft bei Gegenwart vom Ammoniak oder anderen Basen in dunkelrothes Hämatein übergeht. Hieraus erklärt sich, daß das Färbevermögen des Campecheholzes sehr bedeutend zunimmt, wenn man es geraspelt und befeuchtet in dünner Schicht 6—8 Wochen liegen läßt und öfters umschaufelt. 6 Kilogr. so behandeltes Holz besitzen dieselbe Färbekraft wie 10 Kilogr. unverändertes C. Man benutzt das C. in der Färberei, und zwar entweder direkt den mit Wasser bereiteten Auszug, oder das Extrakt, welches in der Heimat des Holzes, in den Vereinigten Staaten und in Europa dargestellt wird. Es bildet dunkelschwarzbraune, glänzende Stücke, die sich bei völliger Trockenheit leicht zerstoßen lassen, und muß sich in Wasser möglichst vollständig auflösen. C. gibt mit Thonerdebeizen ziemlich intensive grauviolette Farben, mit Kupfersalzen Blau, mit Eisenbeize Schwarz oder Grau, mit Chromoxyd nach vorhergegangener Oxydation mit Chromsäure ein sehr intensives Schwarz. Mit Ausnahme der letzteren sind aber diese Nüancen sehr unbeständig und werden durch Licht, Seife, Alkalien und Säuren zerstört. C. dient zum Färben von Baumwolle, Wolle, Seide und Leder, sowie zur Darstellung gewisser Dampffarben, man benutzt es aber meist in Verbindung mit anderen Farbstoffen besonders auf Wolle. In der Medicin wird C. bisweilen als schwach adstringirendes Mittel bei Diarrhöen angewandt, das Extrakt ist als desinficirendes Mittel zum Verbinden von Wunden empfohlen worden. Mit chromsaurem Kali gibt eine Abkochung eine gute und sehr billige schwarze Dinte.

Campement (das, franz. m., spr. tängp'mäng), das Lagern von Truppen unter freiem Himmel; auch s. v. w Feldlager.

Camper, Thomas van, s. Thomas a Kempis.

Camper, Peter, berühmter Anatom und Chirurg, geb. 11. Mai 1722 zu Leiden, studirte daselbst, ward 1746 Doktor der Medicin und Philosophie, 1750 Professor der Medicin und Chirurgie zu Franeker, 1755 Professor der Anatomie und Chirurgie in Amsterdam, 1763 Professor der Chirurgie, Anatomie und Botanik zu Gröningen, privatisirte dann in Franeker und ging auf Reisen. Nachdem er 1787 Mitglied des Staatsraths geworden, siedelte er nach dem Haag über, wo er 7. April 1789 starb. C. hat sich um viele Zweige der Naturwissenschaften Verdienste erworben, die größten aber um die Chirurgie. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: »Demonstrationes anatomico-pathologicae« (Haag 1760—62, 2 Thle., jeder mit 4 großen Kupfertafeln); »De claudicatione« (Gröning. 1763); »Dissertatio de callo ossium« (das. 1765); »Aanmerkinge, af beelding en beschrijving van ein gehalt verloorene maar door konst herstelde neus« (Amsterd. 1771). Eine Sammlung seiner Schriften erschien Paris 1803, 3 Bde., nebst Atlas. Er suchte auch die Schönheit der menschlichen Gesichtsform auf bestimmte Principien zurückzuführen, wie die Aufstellung der nach ihm benannten Gesichtslinie beweist. Auch in der Geschichte der Kunst nimmt C. eine würdige Stelle ein. Er versuchte sich früh im Zeichnen und Malen mit Oelfarben, ätzte viele kleine Blätter und gab sich auch mit der Schwarzkunst ab. Ein Hauptverdienst erwarb er sich auch durch seine anatomischen und osteologischen Zeichnungen, von denen noch viele, in Waschmanier in ziemlicher Größe ausgeführt, vorhanden sind. Gleichen Fleiß widmete C. der theoretischen und praktischen Baukunst, ja er versuchte sich sogar noch in dem Alter von 50 Jahren in der Bildhauerei.

Camphausen, 1) Ludolf, preuß. Staatsmann, geb. 3. Jan. 1803 in Hünshoven im Regierungsbezirk Aachen, widmete sich dem Kaufmannsstand und begründete 1825 mit einem ältern Bruder in Köln ein noch jetzt daselbst blühendes Handlungs- und Bankhaus. In verhältnismäßig kurzer Zeit erwarb er sich so großes Ansehen, daß in Köln kein öffentliches Werk ohne ihn zu Stande kam. So ist die rheinische Dampfschleppschiffahrt seine Schöpfung, die er mit großer Vorliebe pflegte. Auch war er einer der ersten, die sich um Herstellung von Eisenbahnen in Deutschland mit Erfolg bemühten. Er war Mitglied des Stadtraths und der Handelskammer und bekleidete außerdem andere bürgerliche Ehrenämter, wurde 1842 in den rheinischen Provinziallandtag, wo er 1843 den Antrag auf Preßfreiheit, 1845 den auf Vollziehung der Verordnung vom 22. Mai 1815, betreffend die Bildung einer Volksvertretung, stellte, 1847 in den Vereinigten Landtag gewählt, wo er den periodischen Zusammentritt dieser Versammlung beantragte. Obwohl er nur selten auf der Tribüne erschien, besaß er in hervorragendem Maß das Vertrauen der Liberalen und stand auch am Hof in Ansehen. Seit Februar 1848 Mitglied des Vereinigten ständischen Ausschusses ward er nach dem Rücktritt des Grafen Arnim-Boytzenburg 29. März 1848 zur Bildung eines neuen Ministeriums berufen, worin er den Vorsitz übernahm. Doch erlosch seine Popularität sehr bald, da er mit seiner Ansicht, daß die Bewegung bereits zu weit gegangen sei, nicht zurückhielt. Als der von ihm vorgelegte, von Hansemann ausgearbeitete Verfassungs-

entwurf keinen Beifall fand, nahm er 20. Juni seine Entlassung. Die Aufforderung des Reichsverwesers, Juli 1848 in das Reichsministerium einzutreten, lehnte er ab, ging aber als Bevollmächtigter Preußens bei der deutschen Centralgewalt nach Frankfurt, um hier den seiner Ansicht nach zu weit gehenden demokratischen Tendenzen der Majorität entgegenzutreten und eine Verständigung mit der specifisch preußischen Partei anzubahnen. Er bekämpfte die Kaiseridee und die Reichsverfassung, gegen welche er eine gemeinschaftliche Erklärung von 31 Regierungen veranlaßte, und war Urheber der preuß. Cirkularnote vom 23. Jan. 1849, worin die Errichtung eines engern Bundesstaats unter Leitung Preußens verheißen ward. Als das Ministerium Brandenburg eine andere Politik einschlug, nahm C. Ende April 1849 seine Entlassung. In der ersten preuß. Kammer von 1849—50 machte er noch einmal seine vermittelnde Politik mit Erfolg geltend, vertheidigte auch im Volkshause zu Erfurt 1850 als Referent des Verfassungsausschusses die Annahme der Verfassung en bloc und befand sich in der ersten Kammer von 1850—51 in den Reihen der Opposition. Nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst trat er in seine frühere Stellung als Associé des Bankhauses A. u. L. Camphausen zurück.

2) Otto, preuß. Finanzminister, Bruder des vorigen, geb. 21. Okt. 1812 zu Hünshoven, studirte Jurisprudenz und Kameralwissenschaften, trat im Herbst 1834 als Referendarius in die Bezirksregierung zu Köln ein und wandte sich, angeregt durch seinen Bruder Ludolf, mit eifriger Theilnahme den Handels- und industriellen Unternehmungen zu. Nachdem er von 1837—40 als Assessor bei der Regierung zu Magdeburg gearbeitet hatte, wurde er als Hülfsarbeiter im Finanzministerium bei der Abtheilung für Etats- und Kassenwesen nach Berlin berufen. Im December 1840 ward er an die Regierung zu Koblenz, im Februar 1842 an die zu Trier versetzt und bei letzterer 1844 zum Regierungsrath ernannt. Bald berief man ihn wieder in das Finanzministerium, wo er hauptsächlich die Bearbeitung der auf die Grundsteuer bezüglichen Angelegenheiten übernahm. Im Jahr 1845 ward er zum Geheimen Finanzrath ernannt. C. ist der Verfasser des 1847 dem Vereinigten Landtag vorgelegten Gesetzentwurfs wegen Einführung einer Einkommensteuer, sowie der dem Entwurf beigefügten ausführlichen Denkschrift. Als Mitglied der zweiten Kammer von 1849 und 1850—52, sowie des Erfurter Volkshauses von 1850 saß er hier, gleich seinem Bruder Ludolf, in den Reihen der gemäßigt-liberalen Partei und fungirte namentlich bei finanziellen Fragen häufig als ausgezeichneter Berichterstatter. Im Jahr 1854 wurde er zum Präsidenten der Seehandlung und Oktober 1869 zum Finanzminister ernannt. Der Etat zeigte damals ein Deficit von mehr als 5 Millionen. Anstatt der von v. d. Heydt beabsichtigten Erhöhung der direkten Steuern erklärte sich C. für eine Steuerreform und einen andern Modus der Schuldentilgung. Er empfahl, unter vollständiger Wahrung der Rechte der Staatsgläubiger, die 4½procentige und die 4procentige Staatsschuld in eine gleichmäßige 4½procentige Rentenschuld umzuwandeln. Zwangskonvertirung wollte er ausgeschlossen wissen, doch sollten die Staatsgläubiger durch das Anerbieten einer Prämie von höchstens 1 Proc. bewogen werden, die Umwandlung zu adoptiren. Diese Vorschläge wurden angenommen und die Konvertirung mit dem günstigsten Erfolg durchgeführt. Der preußische Staat war sehr bald im Stande, nicht unerhebliche Summen auf die Schuldentilgung zu verwenden, um so mehr, als aus der französischen Kriegsentschädigung ein Reichskriegsschatz gebildet, der preußische Staatsschatz von 30 Millionen also überflüssig wurde und dem preußischen Staat die bedeutenden Summen, welche er bisher als Betriebsfonds der Reichsverwaltung und dem Kriegsministerium zur Disposition gestellt hatte, vom deutschen Reich zurückerstattet wurden. Was die Steuerreform betrifft, so ist es freilich bisher nicht gelungen, in dieser überaus schwierigen und tief eingreifenden Frage ein Einverständnis mit der preußischen Volksvertretung zu erzielen. Am 9. Dec. 1871 schlug C. derselben vor, die Mahl- und Schlachtsteuer als Staatssteuer ganz aufzuheben, so daß nur den Städten mit mehr als 100,000 Einw. unter gewissen Bedingungen gestattet würde, die Schlachtsteuer für Kommunalzwecke beizubehalten. Dagegen solle die Klassensteuer auf das ganze Land ausgedehnt, die unterste Stufe derselben aber, welche in der bisherigen Ausdehnung über 5 Mill. Menschen mit einer Steuer von monatlich 1 Sgr. 3 Pfg. umfaßt, ganz wegfallen. Dieser Vorschlag stieß indeß auf eine aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzte Opposition und wurde vom Abgeordnetenhaus abgelehnt. Die preuß. Finanzzustände wurden unter Camphausens Verwaltung die günstigsten. Das Jahr 1871 ergab einen Ueberschuß von 9, das Jahr 1872 von 28 Mill. Thaler. Im preuß. Abgeordnetenhaus 1873 bekämpfte er die Aufhebung des Zeitungs- und Kalenderstempels, konnte aber im Reichstag von 1874 seinen Widerstand nicht aufrecht erhalten. Beim Rücktritt des Ministerpräsidenten Grafen Roon, als Fürst Bismarck das Präsidium des preuß. Ministeriums übernahm, wurde gleichzeitig 9. Nov. 1873 C. zum Vicepräsidenten desselben ernannt, eröffnete als solcher 12. Nov. den preuß. Landtag und vertheidigte in demselben 22. Nov. dieses Resultat der Ministerkrisis gegen die unberechtigten Angriffe Windthorsts.

3) Wilhelm, namhafter Historienmaler der Düsseldorfer Schule, geb. 8. Febr. 1818 zu Düsseldorf, trat 1834, nachdem er im Zeichnen von Alfred Rethel unterrichtet worden war, in die Vorbereitungsklasse der Düsseldorfer Akademie ein. Nach vierjährigen Studien in derselben unter der Leitung Sohns genügte er als Freiwilliger zunächst seiner Militärpflicht, arbeitete dann 5 weitere Jahre in der ersten Klasse und erhielt schließlich ein Atelier in der Meisterklasse, in welchem er mit kurzen Unterbrechungen, die durch Reisen nach der Schweiz und Oberitalien und eine Tour über Berlin und Dresden nach München veranlaßt wurden, bis 1850 verblieb. Er ist vornehmlich Schlachtenmaler und als solcher ein Meister in der Darstellung des Pferdes. An eine bestimmte Geschichtsperiode pflegt er sich bei der Wahl seiner Stoffe zwar nicht zu binden, doch hat er mit entschiedener Vorliebe die Kampf- und Schlachtscenen des 17. und 18. Jahrh. dargestellt, Gefechte aus der Zeit Cromwells, des Dreißigjährigen Kriegs und der drei schlesischen Kriege. Besonders glücklich ist er in Darstellung der Scenen und Konflikte zwischen englischem Puritaner- und Königthum. Ein sehr wesentlicher Fortschritt gibt sich in seinen Bildern aus Friedrichs d. Gr. Zeit kund. Wenn seinen früheren Arbeiten nicht ganz ohne Grund vorgeworfen ward, daß es ihnen an scharfer

Charakterzeichnung und Individualisirung gebreche, so trifft seine neueren Bilder aus der vaterländischen Geschichte dieser Vorwurf nicht mehr. Dabei haben sich dieselben die Vorzüge bewahrt, die von Anfang an allen seinen Arbeiten eigen waren: Frische, Leichtigkeit der Darstellung, Richtigkeit der Zeichnung wie des Kostüms, überhaupt naturgetreuen Realismus. C. producirt rasch; unter dem vielen, was er geschaffen, heben wir nur folgende Arbeiten hervor: Retirade österreichischer Kürassiere (1839); Tilly auf der Flucht bei Breitenfeld (1841); Prinz Eugen bei Belgrad (1842); Scene aus dem Volkslied Morgenroth (1843); die Jagd, nach Immermanns Tristan und Isolde (1844); Cromwell'sche Reiter, den herannahenden Feind beobachtend (1846); Graf Heinrich zu Solms in der Schlacht bei Neerwinden (1846); Puritaner, welche gefangene Kavallerie transportiren (1847); Scene auf einem von Cromwell'schen Soldaten erstürmten Schloßhof (1848); Karl II. auf der Flucht aus der Schlacht bei Worcester (1849); Reitergefecht bei Liebertwolkwitz (Murat von dem Dragonerleutnant zur Lippe verfolgt, 1850); Gustav Adolfs Dankgebet nach dem Sieg bei Breitenfeld (1851); Karl I. in der Schlacht bei Naseby; Puritaner auf der Morgenwacht (1852). Hieran reihen sich seine neuen Arbeiten aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und der Befreiungskriege, zunächst die Reiterporträts von Seydlitz (bei Roßbach) und Ziethen aus dem Busch, dann die im Auftrag des Fürsten von Hohenzollern gemalten: Keith (bei Hochkirch), Schwerin (bei Prag), der alte Dessauer (bei Kesselsdorf) und Prinz Heinrich. Diesen Porträts folgte zunächst Friedrich II. und das Dragonerregiment Baireuth bei Hohenfriedberg, das im Auftrag der Königin von Preußen für das Pasewalker Kürassierregiment (früher Dragonerregiment Baireuth) wiederholt wurde; dann: die Reiterporträts Blüchers und Gneisenau's; ferner Blüchers Gefangennehmung als schwedischer Kornet durch Belling'sche Husaren; der Choral von Leuthen; Friedrich II. am Grab Schwerins; Blüchers Rheinübergang mit dem schlesischen Armeekorps bei Kaub am Neujahrsmorgen 1814 ꝛc. Nach seiner Rückkehr aus dem schleswig-holsteinischen Krieg von 1864 malte C. unter anderem die Erstürmung der Düppeler Schanze Nr. 2, den Uebergang nach Alsen, die Begrüßung des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl nach dem Sturm (für die Nationalgallerie in Berlin). Im Jahr 1866 folgte er einige Zeit dem Hauptquartier des Kronprinzen in Böhmen und malte dann die Eroberung einer Standarte durch das 10. Dragonerregiment, König Wilhelm bei Königgrätz dem Kronprinzen den Orden pour le mérite verleihend, und das Zusammentreffen des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl auf der Höhe bei Chlum, sowie viele kleinere Bilder. Den Höhepunkt seiner Leistungen erreichte C. aber in einigen überlebensgroßen historischen Reiterporträts, die er darauf ausführte, und in denen die lebendige Auffassung ebenso rühmenswerth erscheint wie die künstlerische Ausführung. Friedrich d. Gr. auf einem Schimmel mit Seydlitz, Ziethen und dem Prinzen Heinrich voransprengend (1870) und der Große Kurfürst auf einem Schecken mit dem alten Derfflinger (1871) waren die ersten dieser trefflichen Bilder (im Besitz des Kaisers Wilhelm); daran schlossen sich an: der Kaiser Wilhelm auf einem trabenden Fuchs mit Roon, Bismarck und Moltke über ein Schlachtfeld reitend (im Museum Wallraf Richarz in Köln 1872) und ein anderes, noch besseres Bild desselben Herrschers auf einem galoppirenden Braunen mit Moltke für den Kaiser selbst (1873). Auch als Porträtmaler hat C. verdienstliches geleistet, wie er denn auch als Zeichner humoristischer und ernster Illustrationen für Steindruck und Holzschnitt lobend erwähnt werden muß. Ebenso ist er als Schriftsteller nicht ohne Erfolg aufgetreten. Seine vielen Gedichte und Festspiele für die Feste im Düsseldorfer Künstlerverein »Malkasten«, sowie seine im mittelalterlichen Stil verfaßte Chronik desselben sind zwar nur in engeren Kreisen bekannt geworden, sein Tagebuch aus dem schleswig-holsteinischen Feldzug aber ist unter dem Titel »der Maler auf dem Kriegsfeld« (Leipz. 1865) mit zahlreichen Illustrationen im Buchhandel erschienen und hat weite Verbreitung gefunden. C. erhielt 1859 vom König von Preußen den Professortitel und ist Mitglied mehrerer Akademien.

Camphŏra *Nees* (Kampherbaum, s. Tafel »Arzneipflanzen I«), Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, zierliche immergrüne Bäume mit lederartigen Blättern, in Rispen gestellten Blüten und Beerenfrüchten, in China, Japan und Ostindien. C. officinalis *Nees* (Laurus Camphora *L.*), ein lindenähnlicher, zart belaubter Baum mit brauner, runzeliger, abschälbarer Rinde, abwechselnden, 8 Centim. langen und 4 Centim. breiten, hin und wieder mit Drüsen besetzten Blättern und zu 12 bis 20 auf einem 5 Centim. langen Stiel stehenden, kleinen, weißen Blüten und dunkelrothen über erbsengroßen Beeren mit einem pfefferkornähnlichen Samen, in Kotschinchina und den südlichen Provinzen China's bis nördlich vom Amur und durch Japan sehr verbreitet, in größter Menge im Küstenland zwischen Shanghai und Amuy und auf Formosa dichte Wälder bildend und vielfach kultivirt, ist die Stammpflanze des echten Kamphers (s. d.), wonach auch alle Theile des Baums, besonders die Wurzel, riechen und schmecken. Der Kampherbaum findet sich oft in deutschen Gewächshäusern, wo er sich bei 4 bis 6° Wärme überwintern läßt. Er gedeiht in allen tropischen und subtropischen Ländern, sogar in ganz Italien, schon bei Genua und in der Provence. Das harte, weiße, rothgeaderte Holz wird in China und Japan als feines Möbelholz benutzt und auch für Insektensammlungen nach Europa gebracht, da es den Kamphergeruch dauernd bewahrt. Von C. glandulifera *Nees* (Laurus glandulifera *Wall.*), auf den Bergen in Nepal, wird die Rinde daselbst wie Sassafras gebraucht.

Camphuisen (spr. kamp-heu-), Dirk Rafelsz, niederländ. Dichter, geb. 1586 zu Gorinchem, wurde, früh verwaist, von einem ältern Bruder erzogen, der ihn zu einem Maler in die Lehre that. C. machte treffliche Fortschritte, studirte aber später in Leiden Theologie, wurde Prediger in dem Dorf Bleuten bei Utrecht, als Arminianer aber aus seinem Amt vertrieben und führte nun ein unstätes Leben, bis er zu Dokkum in Friesland ein Asyl fand, wo er 9. Juli 1627 starb. Seine Gedichte »Stichte lijke rijmen« (4. Aufl., Amsterd. 1652), zum großen Theil erbaulicher Natur, zeichnen sich durch innere Wahrheit aus; sie sind einfach und kräftig gehalten, ohne Flachheit wie ohne Mysticismus und gesuchte Allegorie. Vgl. Koopman, Redevoering over C. als mensch en dichter (Amsterd. 1804).

Campi, Künstlerfamilie, welche in der Mitte

und gegen das Ende des 16. Jahrh. zu Cremona lebte und daselbst zahlreiche Werke hinterließ. Galeazzo, geb. 1475 zu Cremona, stand vollkommen unter dem Einfluß Boccaccino's, er ist ein ziemlich steifer, wenn auch solider Meister; starb 1536. Berühmter sind seine drei Söhne: Giulio, Antonio und Vincenzo. Giulio, der älteste und bedeutendste, um 1500 geboren, war schon 1522 Schüler Giulio Romano's, damals in Mantua, erlernte von diesem außer der Malerei auch Plastik und Baukunst, ist jedoch gerade kein besonders hervorragender Meister. Ausnahmsweise gut ist sein Hochaltar von 1527 in San Abondio in Cremona, Maria mit den heil. Rittern Gelso und Nazaro, von voller venetianischer Farbenschönheit; seine Wandmalereien dagegen in Santa Margarita daselbst sind kalt und gespreizt. C. starb 1572. Sein Bruder Antonio, Maler und Baumeister, daneben auch Plastiker und Kupferstecher, Cremonese genannt, war gewandter Nachahmer Correggio's. Er hatte die Gewohnheit, selbst in heilige Gegenstände Zerrbilder einzuführen. Berühmt ist er auch als Geschichtschreiber seiner Vaterstadt. Seine Chronik erschien 1585 unter dem Titel »Cremona fidelissima città illustrata etc.« (1547 u. öfter). Nach seinen Werken ist ziemlich viel gestochen worden, unter anderen von A. Carracci (die Erweckung der heiligen Eutycha durch Paulus), M. Piccioni (die Aussetzung des Moses ꝛc.) u. a. Er starb nach 1591. Der dritte Bruder, Vincenzo, war ein unermüdeter Gefährte seiner Brüder, denen er im Kolorit fast gleich kommt, jedoch in der Zeichnung nachsteht. Zu Cremona sieht man von seiner Hand vier Abnehmungen vom Kreuz, unter denen Baldinucci besonders die im Dom lobt. In kleinen Figuren war Vincenzo besser als in großen, auch seine Bildnisse und Früchte wurden geschätzt. Viele seiner Kabinetsstücke waren auf Schiefer gemalt. Er starb 1591. — Bernardino, namhafter Maler zu Cremona, vielleicht ein Verwandter der vorigen, Sohn eines Goldschmieds Pietro C., geb. 1522, legte sich anfangs auf die Goldschmiedekunst, widmete sich nachher der Malerei unter Giulio C. und studirte später zu Mantua bei Ippolito Costa. Er wußte sich Tizians Manier in dem Grad zu eigen zu machen, daß man selten die Kopien von den Originalen unterscheiden konnte; doch ist er keineswegs ein reiner Venetianer, sondern hat auch von Correggio und Raffael vieles angenommen. Die meisten Werke Campi's befinden sich in Cremona; außerdem besitzt auch Mantua vortreffliches. Seine berühmtesten Schüler sind Sofonisba Anguisciola und G. B. Trotto. Als Schriftsteller trat C. auf mit einem Werk: »Parer sulla pittura« (1584). C. starb um 1590.

Campiglia (spr. -pilja), malerischer Flecken in der ital. Provinz Pisa, nordöstlich vom Piombino, unfern der Eisenbahnstation Cornia, mit mittelalterlicher Schloßruine, einer alten Kirche (San Giovanni), etruskischen Gräbern und (1871) 5863 Einw. Der Hügel über der Stadt gewährt eine unvergleichliche Aussicht.

Campiña (span., f., spr. pinja), Ebene.

Campine (Kempenland), Landrücken im N. und NO. der belg. Provinzen Antwerpen und Limburg und im S. der holländischen Provinz Brabant, zieht sich östlich bis gegen die Maas und ist von weiten Heideflächen bedeckt, in denen oasenartig vereinzelte Ortschaften auftauchen. Man hat durch Ueberrieselung weite Strecken Wiesland erzielt und einen großen Kanal (Canal de la C.) mit vielen Seitenkanälen hindurchgeführt. Die Bevölkerung ist fast ausschließlich vlämisch.

Campis, im Mittelalter Fußkämpfer in den Ordalien (s. d.).

Campi Raudii, im Alterthum Name einer Ebene bei Vercellä in Oberitalien (beim heutigen Robio zwischen Vercelli und Mortara), wo Marius seinen berühmten Sieg über die Cimbern (99 v. Chr.) erfocht.

Campistron (spr. kangpistrông), Jean Galbert de, franz. Dramatiker, geb. 1656 zu Toulouse aus einer altadligen Familie, kam in Paris mit Racine in Berührung, dessen Rath ihm namentlich bei seiner ersten Tragödie »Virginie« von großem Nutzen war. Sein bestes Werk ist »Tiridate«, das sich ziemlich lange auf der Bühne hielt. Außerdem verdient sein »Andronic« hervorgehoben zu werden, welchem Trauerspiel ganz derselbe Gegenstand zu Grunde liegt wie Schillers »Don Carlos«, nur daß die Namen aus politischen Gründen verändert wurden. Auch die übrigen Stücke von C. (gesammelt in seinen »Oeuvres«, Par. 1750, 3 Bde.; seine »Chefs-d'œuvre dramatiques« erschienen noch 1819) wurden sämmtlich ihrer Zeit mit dem größten Beifall aufgenommen, sind aber schwach und jetzt ohne Interesse. Nachdem C. als Sekretär des Herzogs von Vendôme 30 Jahre hindurch demselben, oft mitten im Schlachtgewühl, zur Seite gestanden, zog er sich, mit Ehren überschüttet, zurück und starb 11. Mai 1723 zu Toulouse. — Sein Bruder, Louis de C., der bei dem Herzog von Vendôme ebenfalls in Gunst stand und zu Toulouse 1737 starb, hat lateinische und französische Gedichte hinterlassen.

Campitae (lat.), Beiname der Donatisten, da dieselben in Ermangelung von Kirchen ihre gottesdienstlichen Versammlungen auf freiem Feld hielten.

Campo (ital., m.), Feld, Grundstück, ebene Gegend, Lager, Schlachtfeld.

Campo, Val di, s. Maggia.

Campoamor, Don Ramon de, span. Dichter der Gegenwart, geb. 1820 aus einem altadligen Geschlecht, studirte in Madrid Medicin, wandte sich bald aber, von dem Beifall, den seine ersten Poesien fanden, ermuntert, ausschließlich der Dichtkunst zu. Später war er Civilgouverneur von Alicante und Valencia, that sich als Cortesdeputirter und als Redner hervor und wurde um seiner literarischen Verdienste willen Mitglied der Akademie. Zu seinen beliebtesten Dichtungen gehören: »Ayes del alma« (Madr. 1852), »Fabulas originales« (das. 1842) und besonders »Dolores« (letzte Ausg. das. 1866), klagende Aeußerungen einer weich gestimmten Dichterseele. Weniger Glück machten bei unzweifelhaft sehr schönen Einzelheiten die »Terneras y flores« und das größere Poëm »Colon« (Madr. 1859). Seine gesammelten »Obras poeticas« erlebten mehrere Auflagen (zuletzt 1872). Eine Sammlung seiner kleineren Gedichte erschien zu Madrid 1871. C. hat übrigens auch Werke in Prosa veröffentlicht, z. B. »La filosofia de las leyes« (das. 1846), »Polemicas con la democracia« (das. 1862) und »Lo absoluto« (das. 1865), sein etwas wunderliches Glaubensbekenntnis.

Campobasso, eine Provinz Unteritaliens, früher Molise genannt, wird von den Provinzen Neapel, Foggia, Aquila, Chieti und Avellino begrenzt und zählt (1871) auf 4604 QKilom. (83,6 QM.) 364,208 Einw. Sie umfaßt einen Theil des alten Samnium

und ist ein durch Zweige der Apenninen gebirgiges und wenig ergiebiges Land; nur am Unterlauf des Biferno, der am Monte Matesa (2118 Meter hoch) entspringt, liegt die kleine fruchtbare Ebene von Larino. Außer dem genannten Fluß wird die Provinz vom Trigno, Durone, Taminaro, Sordo ꝛc. bewässert. Es herrscht daselbst ein angenehmes Gebirgsklima. Produkte des Landbaues sind Weizen, Wein, Hülsenfrüchte, Obst, Hanf; auch Kartoffeln sind mit Erfolg eingeführt. Die Wälder sind zum großen Theil vernichtet. Die Industrie, im ganzen unbedeutend, liefert Stahl- und Eisenarbeiten, Leinwand, Löschpapier, Wachs- und Talglichte, Hüte; auch Wollfärbereien sind vorhanden. Die Provinz zerfällt in drei Distrikte: C., Isernio, Larino. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt mitten in den Apenninen am Ostabhang des Monte verde und ist ein regsamer Ort mit großen Kirchen, guten Lehranstalten (Gymnasiallyceum, Nationalkonvikt), einem Theater und einer schönen Passeggiata und (1871) 14,090 Einw. Die Stahlwaaren von C., besonders seine Messer und Scheren, sind in ganz Italien berühmt und Gegenstand eines lebhaften Handels.

Campo Formio, Schloß in der venetian. Provinz Udine (Friaul), bekannt durch den 17. Okt. 1797 hier abgeschlossenen Frieden zwischen Oesterreich und der französischen Republik. Die Friedensunterhändler waren der General Bonaparte und der Graf von Cobenzl. Die Präliminarien waren 18. April 1797 zu Leoben festgestellt worden. Danach sollten die österreichischen Niederlande an die französische Republik abgetreten werden, Oesterreich dafür die Stadt Venedig und ein Gebiet in Italien mit noch näher zu bestimmenden Grenzen erhalten, aber auf alle Rechte auf Gebietstheile der neu gebildeten Cisalpinischen Republik verzichten und diese als unabhängige Macht anerkennen. Im Lauf der Verhandlungen wurden aber auf beiden Seiten größere Ansprüche erhoben. Das Direktorium wollte Oesterreich ganz aus Italien verdrängen, dieses aber verlangte das bisherige venetianische Gebiet und die ganze Lombardei. Erst als nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor-Bonaparte mit Wiederaufnahme der Feindseligkeiten drohte, wenn der Friede nicht bis zum 1. Okt. geschlossen wäre, zeigte sich Oesterreich fügsamer, und so ward der Friede in der Nacht vom 17. zum 18. Okt. auf folgende Bedingungen abgeschlossen: Oesterreich tritt die Niederlande, Mailand und Mantua ab und erhält von dem bisherigen venetianischen Gebiet Istrien, Dalmatien und das links von der Etsch liegende Land mit der Stadt Venedig, wogegen Frankreich die bisherigen Besitzungen Venedigs in Albanien und die Inseln Korfu, Zante, Cephalonia, San Mauro und Cerigo erhält. In geheimen Artikeln verspricht der Kaiser, sich bei den Friedensunterhandlungen mit dem deutschen Reich dafür zu verwenden, daß das linke Rheinufer von Basel bis Andernach an Frankreich abgetreten werde, und seinerseits das Frickthal und die habsburgischen Besitzungen auf dem linken Rheinufer zwischen Zurzach und Basel an letzteres zu überlassen, wogegen die Republik Frankreich sich dafür zu verwenden verspricht, daß Oesterreich das Erzbisthum Salzburg und von Bayern das Land zwischen Salzburg, dem Inn, der Salzach und Tirol erhalte. Auch geben sich Frankreich und Oesterreich gegenseitig die Garantie, daß Preußen in Deutschland keine weiteren Acquisitionen machen solle

Campomänes, Don Pedro Rodriguez, Graf von, span. Staatsmann, Rechtsgelehrter, Geschichtsforscher und nationalökonomischer Schriftsteller, geb. 1723 zu Santa Eulalia de Sorriba in Asturien, übersetzte schon als Knabe den Ovid in kastilianische Verse und trieb philosophische Studien, wandte sich aber später dem Rechtsstudium zu. Nachdem er in Sevilla promovirt hatte, war er längere Zeit Sachwalter, ohne seine vielen gelehrten schriftstellerischen Arbeiten zu vernachlässigen. Karl III. ernannte ihn 1759 zum Beisitzer im Postdepartement und forderte ihn zu einer statistischen Beschreibung dieses Zweigs der Verwaltung auf. Sein Abriß einer neuen Erdbeschreibung von Portugal war das Ergebnis dieser Arbeit und wurde zugleich Veranlassung einer neuen, des »Tratado de la regalia de la amortizacion etc.« (Madr. 1765; neue Ausg. 1821), worin er der span. Regierung das Recht zusprach, die Veräußerungen zur todten Hand, welche er als ein Haupthindernis des Fortschritts der Landeskultur und des Volkswohlstandes Spaniens überhaupt erkannt hatte, zu beschränken. Natürlich rief dies einen Kampf mit der römischen Kurie hervor. Zu seinem »Discurso sobre el fomento de la industria popular« (Madr. 1774; deutsch von Göriz, Stuttg. 1778) lieferte C. das erste gute Werk in Spanien über Nationalökonomie. Hieran knüpfte er einen Plan über Verbesserung der Volkserziehung. Sein »Discurso sobra la educacion popular de los artesannos, y su fomento« (Madr. 1775—77, 6 Bde.) bekämpfte vorzüglich das in Spanien tief eingewurzelte Vorurtheil gegen Kunst- und Handarbeiten. Resultate seiner Bemühungen waren namentlich die Befreiung des amerikanischen Handels, die Ausdehnung desselben auch auf andere Häfen, als Cadiz, die freie Einfuhr gewisser Rohstoffe, die Errichtung einer Nationalbank, die Stiftung volkswirtschaftlicher Gesellschaften ꝛc. Von der Volkserziehung wandte C. sein Auge auf die Schulbildung und insbesondere auf Verbesserung der Lehrbücher. Neben seiner vielfachen literarischen Wirksamkeit stand er noch an der Spitze mehrerer wissenschaftlichen Institute. Im Jahr 1762 war C. zum Fiskal des hohen Raths von Kastilien ernannt und später an die Spitze der Geschäftsführung bei dieser Behörde gestellt worden. Neben diesem wichtigen Posten, den er 21 Jahre verwaltete, führte er noch die Geschäfte der königlichen Kammer, seit 1768 als Camarista oder königlicher Rath, hatte seit 1783 den Vorsitz als Gobernator interino und seit 1789 als wirklicher Präsident, bis er 1791 von Karl IV. zum Staatsrath erhoben wurde. Die Reihe der Anordnungen, die er als solcher durchführte, stellt ihn in die Reihe der ersten Wohlthäter Spaniens, namentlich that er, trotz der Verdächtigungen von Seite der Geistlichkeit vom König an die Spitze des Raths der Mesta gestellt, außerordentlich viel für Hebung der Landwirtschaft und kann als eigentlicher Anbauer der Sierra Morena gelten; gleiche Sorgfalt widmete er dem Armenwesen, der Einrichtung von Hospitälern, der Erleichterung des Steuerdrucks, dem Postwesen, den Universitäten, der Rechtsverwaltung. Als Anerkennung erhielt er 1780 vom König den Titel de Castilla, wurde aber endlich durch den ihm von seinen Feinden entgegengestellten Grafen von Florida Blanca seines Einflusses beraubt, zog sich nun vom Hof zurück und widmete sich der Literatur. Er starb 3. Febr. 1802. C. gehört zu den wenigen Geistern, die sich durch sich selbst in einem Zeitalter bildeten, wo Spanien den Lichtstrahlen des Auslandes noch

verschlossen war. Außer den bereits genannten Schriften hat C. noch eine beträchtliche Anzahl staatswissenschaftlicher und geographischer Werke herausgegeben, die indeß heute nur noch literar-historische Bedeutung haben.

Campomayor (spr. kangpumajór), Stadt in der portug. Provinz Alemtejo, starke Festung gegen Spanien, aus den Forts San João und Schomberg bestehend, mit 5277 Einw. Von C. führt der englische Marschall Beresford den Titel »Marquis von C.«

Campo Santo (ital., »heiliges Feld«), die ital. Bezeichnung für Friedhof, Gottesacker, besonders für die Grabstätte ausgezeichneter Männer, welche von einer gegen außen geschlossenen, nach innen aber durch Arkaden offenen Halle umgeben ist. Der berühmteste C. S. befindet sich zu Pisa neben dem Dom. Er wurde dem Gedächtnis der um die Republik besonders verdienten Männer gewidmet und 1283 von Giovanni Pisano vollendet (s. Pisa). Andere neuere Campi Santi in Italien befinden sich zu Bologna und Neapel; zu Mailand ist neuerdings ein großartiger von dem Architekten Aluisetti errichtet worden. Auch in Deutschland ist in neuerer Zeit der Entwurf zu einem C. S. entstanden, und zwar sollte der 1845 im Bau begonnene, aber wieder liegen gebliebene neue Dom zu Berlin an der einen Seite durch die Begräbnisstätte der königlichen Familie begrenzt und diese mit Malereien von Cornelius ausgestattet werden. Die ganze Anlage erschien im Stich unter dem Titel: »Entwürfe zu den Fresken der Friedhofshalle zu Berlin« (Leipz. 1848). Einem C. S. gleicht auch der neue Friedhof zu München, von Gärtner entworfen und 1850 vollendet.

Campra (spr. kang-), André, der bewundertste Opernkomponist in Frankreich nach Lulli und bis Rameau, geb. 4. Dec. 1660 zu Aix in der Provence, wurde 1679 Musikmeister an der Kathedrale zu Toulon, 1681 Kapellmeister zu Arles, 1683 Kapellmeister an der Kathedrale zu Toulouse. Von hier ging er 1694 nach Paris, und zwar zuerst als Musikmeister bei der Kirche des Jesuitenkollegiums, welche Stellung er kurz darauf mit der gleichen an Notre Dame vertauschte. Im Jahr 1700 legte er diese Stelle nieder, um sich ausschließlich der Opernkomposition zuzuwenden. Der glänzende Erfolg seiner Opern, von denen er die ersten: »L'Europe galante« und »Le carneval de Venise«, seiner halbgeistlichen Stellung wegen pseudonym aufs Theater brachte, verschaffte ihm die Ernennung zum königlichen Kapellmeister (1722), eine Pension und die Stelle als Musikdirektor und Komponist des Prinzen von Conti. C. starb zu Versailles 29. Juli 1744. Außer den genannten schrieb er noch 15 Opern (Aréthuse, Tancrède, Télémaque ꝛc.), zahlreiche Divertissements für den Hof, 3 Bücher Kantaten, 5 Bücher Motetten u. a.

Camprodon, Don Francisco, span. Bühnendichter der Gegenwart, ist aus Katalonien gebürtig und hat sich zumeist durch seine zahlreichen und gelungenen Bearbeitungen französischer und anderer fremdländischen Stücke einen Namen gemacht. Unter seinen eigenen Dichtungen steht das in äußerst wohllautenden Versen abgefaßte Drama: »Flor de un dia« (1851; neue Ausg. Leipz. 1872; deutsch von de Wilde, Leipz. 1855), dem bald als 2. Theil »Espinas de una flor« (Buenos Ayres 1864, Leipz. 1868) nachfolgte, obenan. Im übrigen lieferte er meist sogen. Jarrueles (Possen mit musikalischer Ausstattung), als deren beste zu nennen sind: »El domino azul«, »Una niña«, »Una vieja« (1856), »Beltran el aventurero« (1858), »El diablo del carga« (1860), »Del palacio à la taberna« (1861), »Los dos mellizos« (1862), »Los suicidas« (1864), »El relampago« (1865) u. a.

Campsie (spr. kämmsi), Flecken in der schott. Grafschaft Stirling, nördlich von Glasgow, am Fuß der bis 455 Meter hohen vulkanischen Bergkette der Campsiefells, die sich von Stirling bis Dumbarton zieht, hat 5700 Einw., welche nicht unbedeutende Baumwollfabrikation betreiben.

Campsor (lat.), Wechsler.

Campus (lat.), Fläche, Feld, Acker; besonders eine freie, unbebaute Ebene vor oder in einer Stadt, zu Leibes- und Waffenübungen, Volksversammlungen, Festspielen geeignet. C. Martius, Marsfeld, ein dem Kriegsgott Mars geweihter, zu Waffenübungen bestimmter Platz des alten Rom; bei den Franken s. v. w. Märzfeld (s. d.).

Camp volant (franz., spr. käng wólang, »fliegendes Lager«), ein Korps, welches, das Land durchziehend, bald hier, bald dort den Feind beunruhigt.

Camuccini (spr. -tschini), Vincenzo, berühmter Historienmaler, geb. 1775 zu Rom, war einer der Hauptvertreter des pseudoklassischen Stils, der zum Theil in der allgemeinen von Winckelmann und Mengs bestimmenden Zeitrichtung begründet war, zum Theil aber der David'schen Malerei seine Entstehung verdankte. C. studirte aufs eifrigste die Antike und fühlte sich besonders zu Raffael, Domenichino und Andrea del Sarto und den ihm gleichzeitigen Franzosen hingezogen. Seine Zeichnung läßt die Einflüsse dieser Meister, ganz besonders aber den der Antike erkennen, obwohl er deren Wesen nicht von Grund aus erfaßte, sondern in allgemein schematischer Nachahmung hängen blieb. Das eigentlich Malerische hat eben darum bei C. empfindlichen Schaden gelitten, wenn er auch hierin noch den meisten seiner Zeitgenossen überlegen blieb. Seine Hauptgemälde, die ihrer Zeit einen übermäßigen Beifall fanden, sind meist in Italien geblieben. C. starb zu Rom 2. Sept. 1844 als Mitglied mehrerer Akademien und Generalinspektor der päpstlichen Gallerien.

Camus (spr. -mü), Armand Gaston, franz Rechtsgelehrter und Politiker der Revolution, geb. 2. April 1740 zu Paris, studirte die Rechte und ward als Kenner des kanonischen Rechts Generaladvokat des französischen Klerus im Parlament, dann Rath des Kurfürsten von Trier und des Fürsten von Salm-Salm. Seine Uebersetzung der Naturgeschichte des Aristoteles (»Histoire des animaux d'Aristote, avec la traduction française«, Par. 1783, 2 Bde., die erste in französischer Sprache) eröffnete ihm den Eintritt in die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften. Im Jahr 1789 als Deputirter des dritten Standes der Stadt Paris in die Generalstaaten berufen, war er im Ballhaus einer der ersten, welche den Eid auf Festhaltung an den konstitutionellen Aufgaben ablegten. Er trat von Anfang an mit Entschiedenheit gegen die alte Staatseinrichtung auf, erklärte sich gegen die wiederholten Anleiheprojekte, setzte die Abschaffung der päpstlichen Annatengelder und die Einziehung der dem Papst gehörigen Grafschaft Venaissin durch und betheiligte sich lebhaft an der Civilkonstitution des Klerus. Eifriger Jansenist, verband er mit politischem Enthusiasmus aufrichtige Religiosität. Als Archivar

der konstituirenden Versammlung veranlaßte er die Veröffentlichung des sogen. Rothen Buches, worin die Ausgaben des Hofs verzeichnet waren. Er war ein Gegner Mirabeau's, als dieser die Interessen der Monarchie zu wahren suchte, klagte nach der Flucht des Königs denselben, sowie Lafayette und Bailly als Verräther an und forderte die Unterdrückung aller Orden und Korporationen mit Geburtsrechten. Deputirter des Departements der obern Loire im Konvent, war er dessen Sekretär und beantragte 18. Okt. 1792 die Versetzung der Minister wegen Verraths und Veruntreuung in Anklagestand und den Verkauf der Güter der Emigranten und der Klöster. Im December als Kommissär nach Belgien gesandt, um die Operationen der Generäle zu überwachen, schickte er im Proceß des Königs sein Urtheil schriftlich ein, das auf Tod ohne Aufschub und Appellation lautete. Im März 1793 beauftragt, Dumouriez zu entwaffnen, ward er mit seinen vier Kollegen von diesem gefangen genommen, 3. April an die Oesterreicher ausgeliefert und zu Mastricht, Koblenz, Königgrätz und Olmütz in Haft gehalten. Erst 25. Dec. 1795 wurde er gegen die Tochter Ludwigs XVI. (spätere Herzogin von Angoulême) ausgewechselt, kam in den Rath der Fünfhundert und ward 23. Jan. 1796 dessen Präsident. Nach der Katastrophe vom Prärial des Jahres V trat er aus und widmete sich als Mitglied des Nationalinstituts und als Nationalarchivar ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten. Seinen Grundsätzen treu, stimmte er gegen Bonaparte's lebenslängliches Konsulat. Er starb 2. Nov. 1804. Seine Schriften zeugen sämmtlich von Vielseitigkeit der Bildung und gründlichem Forschungsgeist. Außer den schon angeführten nennen wir: »Lettres sur la profession d'avocat, avec une bibliothèque choisie des livres de droits« (Par. 1772—75, 2 Bde.); »Code judiciaire, ou Recueil des décrets de l'Assemblée nationale et constituante sur l'ordre judiciaire« (das. 1792, 4 Bde.); »Voyage dans les départements nouvellement réunis« (das. 1803, 2 Bde.).

Cam-wood (spr. kämmwudd, Poa Gaban, Gabonholz), ein Farbholz von den afrikanischen Küsten, steht dem Barwood aus der Sierra Leone in Afrika sehr nahe, welches von Baphia nitida stammt, dunkelroth und schwarz geadert ist, 23 Proc. Santalin enthält und auf Baumwolle eine glänzend rothe Farbe gibt, die durch Seife gebräunt wird. Man benutzt diese Hölzer auch zum Färben von Wolle, da sie andere Farbentöne als das gewöhnliche Sandelholz geben.

Cana (Elle), span. Längenmaß, = 8 Palmos; auf Menorca = 1,604 Meter, auf Mallorca = 1,564 Meter.

Cana (Cannay), eine der Hebrideninseln, nordwestlich von Rum, zur schott. Grafschaft Argyle gehörig, 8 Kilom. lang, niedrig und fast zur Hälfte angebaut, mit ca. 300 Einw. An der Nordspitze ist der bekannte Kompaßfelsen, bei welchem die Magnetnadel um ein Viertel des Kreisbogens nach W. ablenkt.

Caña (span., spr. tánja), Rohr; ein geistiges Getränk, der Vorlauf von Rum (aus Zuckerrohr).

Canāda, in Portugal ein Maß für Flüssigkeiten, 1,395 Liter; 12 Canada's = 1 Almude, 360 Canada's = 1 Tonelada

Canada, s. Kanada.

Canadian River (spr. känädiän riwwer), ein Fluß in Nordamerika, der aus zwei Armen, dem North Fork (Nutria) und dem South Fork, die in den Bergen des nördlichen Neumexiko entspringen, entsteht, und im östlichen Theil des Indianerterritoriums in den Arkansas fällt. Sein Lauf geht mehr als 80 Kilom. weit durch ein sehr enges, tief eingefurchtes Schluchtenthal (Cañon) mit fast senkrecht abfallenden Wänden, weiter hin zum größten Theil durch traurige Sandwüsten.

Canadöl, der flüchtigste Bestandtheil des Erdöls, vom spec. Gew. 0,65—0,70 bei 12°, siedet bei 60°, dient zum Extrahiren des Fetts aus Samen ꝛc.

Canaille (franz., f., spr. -náj), Hundevolk, Hunde- oder Lumpenpack, Straßenpöbel, Janhagel; auch verächtliche Bezeichnung einer einzelnen Person, Schurke, Spitzbube; jemanden en c. behandeln, wegwerfend, verächtlich behandeln; kanaillös, niederträchtig, spitzbübisch.

Canale, Antonio, gewöhnlich Canaletto genannt, berühmter ital. Maler, geb. 18. Okt. 1697 zu Venedig, lernte unter Carlevaris und ging dann nach Rom, wo er die antiken Ruinen malte. Nach seiner Rückkehr warf er sich auf die Darstellung der malerischen Prospekte seiner Vaterstadt, worin er durch die Kraft der Behandlung, Klarheit der Farbe und Richtigkeit der Zeichnung sich einen bedeutenden Namen verschaffte. Seine Gemälde sind Zierden der Gallerien. Er steht neben Tiepolo, der seine Bilder mit Figuren auszustatten pflegte, als der letzte große venetianische Künstler da. Er reiste zweimal nach London, starb aber in seiner Vaterstadt 20. Aug. 1768. Von seinen Schülern haben Fr. Guardi und namentlich sein Neffe B. Bellotto (s. d.) den größten Ruf erlangt. Eine große Anzahl seiner Prospekte wurden von A. Visentini gestochen und unter dem Titel »Urbis Venetiarum prospectus celebriores« herausgegeben. C. selbst hat auch mehrere vortreffliche Radirungen geliefert.

Canaletto, s. Canale und Bellotto.

Canālis lacrymalis (lat.), der Thränengang.

Cananore, s. Kananor.

Cañar (spr. tannjar), Ortschaft in der südamerikan. Republik Ecuador, Provinz Cuença, am Fuß des Bergknotens von Assuay, mit bedeutendem Weizenbau. In der Nähe Ruinen interessanter Bauten der Inka (Inca pirca) und auf den Bergen von Assuay Ueberreste der großartigen, in den Bürgerkriegen zwischen den Konquistadoren zerstörten Via real der Inka, in einer Höhe, welche die des Pik von Teneriffa übertrifft, und welche nach Humboldt der schönsten Römerstraße gleichkommen soll.

Canara, s. Kanara.

Canarium (sc. sacrificium, lat.), das »Hundeopfer«, bei welchem die Römer, zur Abwendung des Getreidebrandes oder Rostes, während der Hundstage röthliche Hündinnen dem Robigus (»Rost«) opferten.

Canarium *L.* (Kanariennuß), Pflanzengattung aus der Familie der Amyrideen, indische und chinesische Balsambäume, mit abwechselnden, ungeraden Fiederblättern, Blüten in Endtrauben und beerenartigen Steinfrüchten. Die bekannteste und nützlichste Art ist: C. commune *L.* (C. zephyricum *Willd.*, Calophonia mauritiana *Dec.*), ein hoher schöner Baum, der, ursprünglich auf den Molukken einheimisch, jetzt in ganz Indien angepflanzt wird. Der nußartig schmeckende Same wird roh oder geröstet mit Salz als Gemüse und zum Thee gegessen; allzu häufiger Genuß desselben erregt aber Durchfall. Man verfertigt auch ein schmackhaftes Brod

daraus, Baggea oder Mangea genannt, und ein Oel, welches als Speise- und Brennöl tauglich ist. Die Bäume liefern stark riechendes Harz, das, mit Blättern umwickelt, zu Fackeln gebraucht wird. Im Handel heißt dieses Harz Kanarienharz, auch Harz aus Neuguinea (Resina Guineae Novae); es bildet eine weißgelbe, mit einem weißen Anflug bedeckte, feste, zwischen den Fingern erweichende, erwärmt dem Elemi ähnlich riechende Masse. Das Holz ist zum Schiffbau und zum Brennen sehr brauchbar. Die Bäume sind gewöhnlich voll von Schmarotzerpflanzen, Misteln, Orchideen, Farnkräutern und Ficus benjamina, welche den Baum fast ersticken. C. microcarpum *Willd.* (Amyris oleosa *Lam.*) ist ein Baum in Ostindien und Kotschinchina von der Größe eines Apfelbaums. Aus dem über der Wurzel ausgehöhlten Stamm fließt viel gelbliches, wohlriechendes Oel, das gegen Wunden und zum Anstreichen, sowie, mit Dammarharz und etwas Kalk vermischt, zum Verstopfen der Ritzen der Schiffe benutzt wird. Das harte, braune Holz wird von Tischlern verarbeitet. C. **album** *Raeusch.* (Pimela alba *Four.*), ein großer Baum in China und Kotschinchina, mit aufrechten Aesten, trägt fünfeckige, grünlichgelbe Früchte, die trotz ihres herben Geschmacks roh und eingemacht als durstlöschend und die Verdauung befördernd genossen und auch als Medicin gebraucht werden.

Canavalia *Dec.* (Kanavalie, Krimpbohne), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, windende, zum Theil strauchartige Pflanzen mit großen Blumen. C. **gladiata** *Dec.* (Dolichos gladiatus *Jacq.*), strauchartig in Ostindien, im tropischen Afrika, Mexiko, Brasilien und Westindien wachsend, hat dreizählige, eirunde, zugespitzte Blätter, hängende weiße, mit Roth unterlaufene Blüten und trägt spannenlange Hülsen mit zahlreichen großen, platten, rothen Bohnen, welche in Ostindien vor der Reife ausgemacht und genossen werden. Die Neger in Jamaica pflanzen die C. an, weil sie glauben, daß dieselbe vor Raub und Diebstahl schütze. In deutschen Gewächshäusern wird diese Art sowie C. obtusifolia *Dec.* als Zierpflanze kultivirt. Die reifen Bohnen sind giftig und enthalten Kathartin.

Canby (spr. kännbi), Edward Richard Sprigg, amerikan. General, geb. 1819 in Kentucky, trat, 16 Jahre alt, in die Militärakademie, wurde 1839 Sekondeleutnant, machte zuerst den in Florida mit dem indianischen Stamm der Seminolen geführten Krieg mit, avancirte im mexikanischen Krieg zum Kapitän und stand beim Ausbruch des Bürgerkriegs als Major mit seinem Regiment im Territorium Neumexiko. 1861 wurde er Oberst, erhielt den Rang eines Brigadegenerals der Freiwilligen und vertheidigte Neumexiko mit großem Geschick. Von da nach Washington berufen, war er einige Zeit im Kriegsministerium thätig, befehligte dann die Truppen, welche in New York den gegen die Aushebung gerichteten Aufruhr unterdrücken sollten, wurde Generalmajor der Freiwilligen und 1864 vom Präsidenten Lincoln zum Befehlshaber des Distrikts ernannt, welcher aus den Militärdepartements Missouri, Arkansas und dem Golfdepartement bestand. Die Uebergabe der Stadt Mobile (12. April) und die Kapitulation des Rebellengenerals Dick Taylor (4. Mai) waren die Resultate der von C. befehligten Expedition. Erst nach dem Friedensschluß erhielt er das Patent als Brigadegeneral der regulären Armee (1866) und befehligte seitdem theils in New Orleans, theils an der Pacificküste. Wegen seiner Vertrautheit mit der Kriegführung der Indianer erhielt er nach der Schlappe, welche die Bundestruppen Januar 1873 im Kampf gegen die Modoc-Indianer in der Lavaregion erlitten hatten, das Kommando über die dortigen Truppen. Dem Befehl der Bundesregierung gemäß suchte er zuerst auf gütlichem Weg die Streitigkeiten zu schlichten und veranstaltete nach mehrtägigen Unterhandlungen eine Zusammenkunft mit den Modoc. Dieselbe fand 11. April 1873 statt, und von jeder Seite nahmen 5 Personen daran theil. Während der Verhandlungen erschoß der Indianerhäuptling »Kapitän Jack« C. meuchlings. Darauf griffen die Indianer auch die übrigen Weißen an, verwundeten zwei derselben tödtlich, die anderen entflohen. Die Folge dieser treulosen Mordthat war ein Vernichtungszug gegen die Modoc und die Gefangennahme und Hinrichtung des Kapitäns Jack.

Cancale (spr. kangkal), Hafenort im franz. Departement Ille-et-Villaine, Arrondissement St. Malo, an der gleichnamigen Bai östlich von St. Malo, mit (1872) 6654 Einw.; ist berühmt durch seine köstlichen Austern, die hier um den in der Nähe gelegenen Rocher de C. in großer Menge gefangen und theils frisch, theils marinirt besonders nach Paris verschickt werden, wo sie dem 1804—1848 bestehenden Restaurant »Rocher de C.« ein großes Renommée verschafften. 1758 machten die Engländer hier eine erfolglose Landung; Mai 1779 zerstörten sie unter Wallace die hier liegenden französischen Schiffe.

Cancan (spr. kangkang, in der Volkssprache s. v. w. Geschwätz, üble Nachrede, Klatscherei, Chahut), franz. Tanz, dem Kontretanz ähnlich, aber mit allerlei muthwilligen, ins Unanständige und Unzüchtige ausartenden Abweichungen in Touren, Geberden, Stellung ꝛc., weshalb er von der Polizei oft, aber vergebens, verboten ward; Cancaneur (spr. -ör), Cancantänzer; Cancaneuse, Cancantänzerin; cancaniren, C. tanzen.

Cancellaria (lat.), Kanzlei; Cancellarius, Kanzler.

Cancer (lat.), der Taschenkrebs; auch Krebs im allgemeinen, auch als Sternbild; in der Heilkunde s. v. w. Krebsgeschwür.

Cancion, lyrische Reimversart der Spanier, besteht meist aus 12 trochäischen Versen, deren 4 erste und 4 letzte, gewöhnlich jedoch mit Variationen auf den Grundreim, übereintreffen, wobei die 4 letzten eine feine Auflösung des in den 4 ersten entsponnenen, in den 4 mittleren zart gewendeten Gedankens enthalten.

Cancionēro (span., m., portug. Cancioneiro, »Liederbuch«), im allgemeinen eine Sammlung von kunstmäßigen (lyrischen) Gedichten von einem oder mehreren Verfassern; insbesondere Bezeichnung der eigentlichen höfischen Liederbücher, welche die Produkte einer geschlossenen poetischen Gesellschaft an einem bestimmten Hofe enthalten und einen gemeinsamen konversationellen Charakter tragen. Von solchen höfischen Liederbüchern im strengern Sinn sind auf uns gekommen: die galicisch-portugiesischen Cancioneiro's der poetischen Gesellschaften an dem Hofe des Königs Dom Diniz, von dem de Mouro den Theil herausgab, welcher die dem König Diniz selbst zugeschriebenen Lieder enthält, unter dem Titel: »Cancioneiro d'el rei Dom Diniz« (Par. 1847). Eine kleine Auswahl aus den übrigen Liedern nebst einer Liste aller in dem Liederbuch enthaltenen

Dichter ist unter dem Titel: »Cancioneirinho de trovas antigas« (Wien 1870) erschienen. Ferner ist aus dieser Kategorie erhalten die Liedersammlung vom Hofe der Könige Johann II. und Emanuel von Portugal, bekannt als »Cancioneiro general de Resende« und von diesem zuerst 1516 zu Almeria und Lissabon herausgegeben (neuer Abdruck, Stuttg. 1850—51, 3 Bde.). Von der poetischen Gesellschaft am Hofe von Aragonien seit Ferdinand I. haben sich nur handschriftlich erhalten der »Cançoner d'amor« auf der Pariser Nationalbibliothek und ein ähnliches Werk auf der Universitätsbibliothek zu Saragossa, beide in katalonischer Sprache. Der ebenfalls nur handschriftlich vorhandene »Cancionero de Lope de Stuñiga«, von den Hofdichtern, die den König Alfons V. von Aragonien nach Italien begleiteten, ist durchaus in kastilischer Sprache abgefaßt. Das älteste kastilische und einzig eigentlich höfische Liederbuch Kastiliens ist der »Cancionero de Baena«, der die Produkte der poetischen Gesellschaft am Hofe der Könige Johann I., Heinrich III. und vorzüglich Johann II. enthält und in neuester Zeit in zwei fast gleichzeitigen Ausgaben, von Gayangos und Pidal (Madr. 1851) und von Michel (Leipz. 1852), erschien. Als sich später diese Art Kunstpoesie in immer weiteren Kreisen verbreitete, begannen Liebhaber derselben ähnliche Sammlungen anzulegen, die sich aber nicht auf einen bestimmten poetischen Kreis, ja nicht einmal auf eine strenger abgegrenzte Periode beschränkten, sondern Altes und Neues ohne strenge Sonderung aufnahmen. Eine solche Mischsammlung ist der seit Ende des 15. Jahrh. oft gedruckte und allgemein bekannte »Cancionero general«. Derselbe wurde zuerst angelegt von Juan Fernandez de Constantina, führt den Titel »Cancionero llamado Guirnalda esmaltada de galanes y eloquentes dezires de diversos autores« und erschien ohne Angabe des Orts und des Jahrs, wahrscheinlich aber zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrh. im Druck. Vermehrt und weitergeführt von Fernando del Castillo, erschien dieses Liederbuch zu Valencia 1511. Außerdem sind noch 6 in Spanien gedruckte Folioausgaben und 2 zu Antwerpen gedruckte Oktavausgaben (1557 und 1573) bekannt. Von einer kleinern Ausgabe kennt man nur Ein Exemplar der »Segunda parte« (Saragossa 1552), auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Mehrere ähnliche Mischsammlungen, unter welchen der »Cancionero de Juan Fernandez de Jjar« hervorgehoben zu werden verdient, finden sich handschriftlich auf den Bibliotheken von Madrid und Paris. Zuweilen nennt man C. auch Sammlungen von Kunstliedern mehrerer über einen bestimmten Gegenstand, wie die »Vita Christi« (Saragossa 1492) und der »Cancionero de Ramon Dellavia« (das. 1480). Ganz uneigentlich aber heißt eine der ältesten Romanzensammlungen »Cancionero de romances« (s. Romancero). Vgl. Bellermann, Die alten Liederbücher der Portugiesen (Berl. 1840); Diez, Ueber die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie (Wien 1863); Wolf, Ueber die Liederbücher der Spanier, im Anhang zu Ticknors »Geschichte der spanischen Literatur« (Bd. 2, Leipz. 1852). Die besten bibliographischen Notizen finden sich bei Duran, Romancero general, Bd. 2 (Madr. 1851).

Cancrin, Georg (Jegor Franzowitsch), Graf, russ. General und Finanzminister, geb. 8. März 1774 zu Hanau als Sohn des durch seine »Grundzüge der Berg- und Salzwerkskunde« (1773—91, 13 Bde.) bekannten Salinendirektors Franz Ludwig C. (gest. 1816), der 1783 nach Rußland berufen wurde, um die großen Salzwerke zu Staraja Russa (Gouvernement Nowgorod) einzurichten und zu leiten. Der Sohn trat nach Absolvirung seiner Studien als Regierungsrath in anhaltbernburgische Dienste, ohne indeß in denselben Befriedigung zu finden. Er schrieb damals einen phantastischen Roman »Dagobert, Geschichte aus dem jetzigen Freiheitskrieg« (Altona 1796), voll von französischen Freiheits- und Gleichheitsideen. 1796 ging er nach Rußland, arbeitete zuerst unter seinem Vater, dann im Ministerium des Innern und in der Militärverwaltung. 1812 wurde er infolge eines Werks über die Verpflegung der Armeen zum Generalintendanten der Westarmee ernannt und folgte derselben nach Deutschland. Seine ausgezeichnete Verwaltung dieses Amts lenkte die Aufmerksamkeit Alexanders I. auf ihn, der ihn zum Generalintendanten sämmtlicher aktiven Armeen ernannte. C. war sodann betheiligt an den Verhandlungen mit Frankreich über die sogen. Montirungsentschädigung und erwirkte für Rußland eine Summe von 30 Mill. Franken, wofür er den Rang eines Generallieutnants erhielt. Infolge der von der altrussischen Partei gegen ihn angesponnenen Intriguen in eine Untersuchung verwickelt, wußte er sich zu rechtfertigen, erhielt jedoch 1820 die erbetene Entlassung als Generalintendant und wurde zum Mitglied des Konseils des Kriegsministeriums, nachher zum wirklichen Mitglied des Reichsraths ernannt. Da er sich inzwischen als Verfasser staatswirtschaftlicher Schriften einen Namen erworben hatte, ward er 1823 zum Finanzminister befördert. In dieser Stellung, die er 21 Jahre lang einnahm, brachte er zwar Ordnung in das zerrüttete Finanzwesen, hinderte aber zugleich durch Uebertreibung des Prohibitivsystems die wirtschaftliche Entwickelung Rußlands in hohem Grade. Zudem betrachtete er die Staatsindustrie als das beste Mittel, dem Staat Geld zu gewinnen, und gebrauchte rücksichtslos die Machtmittel des Staats, um die Konkurrenz der Privatindustrie und des Privatkredits niederzuhalten, während anderseits die von ihm begünstigten Unternehmungen, namentlich Kanal- und Eisenbahnbauten, Versicherungsgesellschaften, auch wissenschaftliche Expeditionen, in nachhaltiger Weise unterstützt wurden. Sein gewaltsames Verfahren erregte natürlich vielen Haß, doch wurde er von Alexander I. und Nikolaus trotz aller Anfeindungen im Amt erhalten. Auf sein mehrmaliges Ansuchen wurde ihm 1844 die Entlassung gewährt unter der Bedingung, daß er als Mitglied des Reichsraths auch ferner an der Staatsverwaltung theilnehme. Er begab sich darauf nach Paris, kehrte aber bald nach Petersburg zurück, wo er 22. Sept. 1845 starb. Seine Hauptschriften sind: »Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirtschaft« (Petersb. 1821); »Ueber die Militärökonomie im Frieden und im Krieg und über ihr Wechselverhältnis zu den Operationen« (das. 1822—1823, 3 Bde.); »Die Oekonomie der Gesellschaft« (das. 1845); letzteres Werk stand freilich nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Vgl. »Im Ural und Altai, Briefwechsel zwischen Alex. v. Humboldt und Graf C. v. C.« (Leipz. 1869).

Candarin (holl. Condrijen, m.), in China (Fen) Gewicht = 378 Milligr. und Münze = 10

Cash = 1/100 Tael (s. d.). Nur in der Rechnung geben 10 Cash (Silber) auf 1 C.; von den wirklichen Kurfercashes aber 15—18 je nach Kurs.

Candēla (lat.), Wachs-, Talgkerze.

Candidātus (lat.), eigentlich der in eine mit Kreide aufgefärbte Toga (toga candida) Gekleidete; insbesondere war so angethan, wer im alten Rom sich um ein öffentliches Amt (Quästur, Aedilität, Prätur, Konsulat) bewarb. Ein solcher meldete sich in drei Nundinen (17 Tagen) dreimal beim Konsul oder Prätor, welcher die Volksversammlung leitete, und bat, ihn unter die Zahl der Bewerber aufzunehmen. Meist verging ein Jahr, bis der Senat Bericht erstattet und über die Aufnahme entschieden hatte. Billigte der Senat die Aufnahme, so sagte der Konsul: Rationem habebo, und bestätigte die Volksversammlung dieselbe, so begann der Beschluß mit den Worten: Rationem illius habe. Nun erst durfte er die Toga candida tragen und war ein C. Nach der Bestätigung wurde alles aufgeboten, sich der Stimmen der wahlfähigen Bürger zu versichern. Häufig mietete der C. einen Nomenclator, welcher die Namen aller stimmfähigen Bürger zu nennen wußte, und wo er nun einem begegnete, ging er ihn schmeichelnd an. Leute gingen herum und suchten durch Geldversprechungen der Bürger Zustimmung zu erhandeln, oder um sie günstig zu stimmen, wurde bei sicheren Personen Geld für sie deponirt. Noch andere, wozu man sich besonders der Vertheiler der Stimmtäfelchen bediente, zahlten das bedungene Geld sogleich aus. Unbemitteltere vertheilten Gemüse, Feldfrüchte, Oel ꝛc. unter das Volk. Am Tag der Wahl (Comitia) zog der C., umgeben von seinen gleichgekleideten Freunden, an den 3. Nundinen auf den am Marsfeld sich erhebenden Hügel, den Quirinalis, um sein Andenken dem Volk ins Gedächtnis zurückzurufen. Hierauf bestieg der Konsul ein Gerüst (Tribunal), opferte und erinnerte an die Wichtigkeit der Wahl. Bis 140 v. Chr. stimmte jeder Bürger laut für einen der Kandidaten, später schrieb er den Namen auf ein von einem Diener dargereichtes wachsüberzogenes Täfelchen. Die Mehrzahl der Stimmen entschied. Der Konsul verkündete die Wahl laut von der Bühne, und der Herold schrie sie unter dem Volke aus. Der Gewählte (designatus) bestieg dann das Tribunal, schwor in die Hand des Konsuls, die Gesetze aufrecht zu erhalten, dankte der Versammlung, erhielt die Glückwünsche derselben und eilte mit seinen Freunden auf das Kapitol, um den Göttern zu danken. Er bereitete sich sodann noch einige Monate auf sein Amt vor und trat dasselbe zu Anfang des Jahres an; nur der Censor begann das seinige sogleich. Die Wahl von Abwesenden erfolgte (mit Ausnahme wohl der Priesterwahl) entweder, wenn sich niemand bewarb, oder wenn der sich Bewerbende vom Senat und von dem Volke die Vergünstigung erhielt, als Abwesender um die Wahl anzuhalten. — C. hieß auch eine Soldatencharge, welche unter Kaiser Gordianus dem Aeltern entstand, indem dieser aus den ausgezeichnetsten eine besondere Kohorte (schola) bildete, deren Abzeichen wohl ein weißes Gewand gewesen. Vielleicht sollten mit dem Namen C. (von candidus, »seelenrein«) ihre Vorzüge angedeutet werden. Gordianus der Jüngere bildete eine zweite Kohorte, daher Candidati seniores und Candidati juniores. — In den ersten Zeiten des Christenthums hieß C. der Neugetaufte, weil er acht Tage lang ein wallendes weißes Gewand trug, welches ein Gürtel zusammenhielt. Vgl. Kandidat.

Candiſh (spr. kenndiſch, Cavendiſh), Thomas, kühner engl. Seefahrer, in Suffolkshire aus einer adligen Familie geboren, kämpfte frühzeitig in mehreren Seeschlachten mit Ruhm und segelte 1586 mit drei Schiffen um die Erde. Nach zwei Jahren kehrte er mit nur einem Fahrzeug zurück: das zweite hatte er verloren, das dritte wegen Mangels an Matrosen verbrennen müssen. Auf einer zweiten Reise verlor er 1591 an der brasil. Küste 4 Schiffe und kam mit einem einzigen in die Bai von St. Vincent, wo 30 Leute von seiner Bemannung durch die Portugiesen erschlagen wurden. Er selbst starb auf der Heimfahrt.

Candolle (spr. kangdoll), Auguſtin Pyrame de, s. De Candolle.

Candy, Stadt, s. Kandi.

Caneelſtein, s. Granat.

Canella *Gaertn.*, *Swarts* (Kanellbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Kanellaceen, gewürzreiche Bäume mit einfachen ganzen Blättern, in Trugdolden stehenden Blüten und kugligen Beeren. C. alba *Murr.* (C. Winterana *Gaertn.*, Winterana Canella *L.*, weißer Kanell- oder Zimmetbaum), mit abwechselnden und verkehrt ovalen Blättern, schenkeldickem Stamm und vielen Zweigen, die eine schöne Krone bilden, 6—9 Meter hoch, findet sich in den Wäldern Westindiens, besonders auf Domingo und Guadeloupe. Die Rinde ist als Cortex Canellae albae, Costi, Cortex Winteranus spurius, Canella s. Costus dulcis, weißer Zimmet, weiße Kanellrinde, falsche Wintersrinde, officinell und kommt in langen Röhren oder kurzgebrochenen Stücken vor. Sie hat eine Färbung in allen Nüancen zwischen Röthlichgelb bis Gelblichweiß und einen gelblichweißen Bast, riecht gewürzhaft, zimmet- und nelkenartig und schmeckt schwach bitter, zuletzt scharf. Sie enthält 1 Proc. scharfes flüchtiges Oel, ein aromatisches, nicht scharfes Harz und Mannit. Sie wurde früher als Arzneimittel benutzt, ist aber jetzt völlig außer Gebrauch; doch wird sie wegen ihrer Billigkeit zu Likören verwendet. In Amerika ist sie Küchengewürz. Die Rinde von C. axillaris *Nees*, einem Baum Brasiliens, heißt in ihrem Vaterland Paratudorinde, ist graubraun, geruchlos, schmeckt schwach bitterlich und später brennend gewürzhaft.

Canepin (das, franz. m., spr. kann'päng), weißgares Schaf- oder Ziegenleder, Handschuhleder, Hühnerleder.

Canevas (franz. m., spr. kann'wa, engl. Canvas, vom lat. cannabis, Hanf; Kannefaß), Bezeichnung verschiedener Leinenzeuge, insbesondere grober und lockerer, mit regelmäßigen viereckigen Oeffnungen versehener Gewebe, die als Grundlage für Wollstickereien (Stramin), auch zu Fliegen- und Luftfenstern, leichtem Unterfutter ꝛc. dienen; auch s. v. w. Segeltuch und überhaupt derbe (ungebleichte) Leinwand; das Netz zu topographischen Karten; auch im allgemeinen der Entwurf oder die Grundlage zu etwas Auszuführendem; bei der ital. Stegreifkomödie die Vertheilung des Stoffs in Akte und Scenen, die dann von den Schauspielern durch Improvisation ausgefüllt wurden; die einer Wahl vorausgehende Bewerbung, Kandidatur.

Canga-Arguelles (spr. -gelljes), Don José, span. Staatsmann, geboren um 1770 in Asturien, trat 1812 als Abgeordneter von Valencia in die Cortes und schwang sich bald zum Führer der Konstitutionellen

auf, weshalb ihn Ferdinand VII. gleich nach seiner Thronbesteigung (1814) nach Peniscola in Valencia verbannte. 1816 zurückberufen, erhielt er eine Anstellung zu Valencia, 1820 aber, nach der Wiederherstellung der Konstitution von 1812, das Portefeuille der Finanzen. Er machte die Cortes aufmerksam auf den kolossalen Umfang der Kirchengüter und veröffentlichte ein »Memoria sobre el credito publico« (Madr. 1820), worin er bewies, daß das jährliche Deficit mehr als die gesammte Einnahme betrug. Seine Vorschläge, diesem Uebelstand durch Erhöhung der Steuern und Verkauf eines Theils der Kirchengüter und der nordafrikanischen Besitzungen abzuhelfen, fanden jedoch heftigen Widerstand. Als der König bei den Cortes sich über die Schwäche der Exekutive beklagte, nahm C. 1. März 1821 mit dem ganzen Ministerium seine Entlassung. In den Cortes von 1822 stand C. auf der Seite der Gemäßigten und beantragte mehrere Maßregeln zur Befestigung der Konstitution und Hebung der Finanzen. Nach der Katastrophe von 1823 floh er nach England, von wo er 1829 zurückkehrte. Später trat er wieder in die Cortes, wo er seinen liberalen Grundsätzen treu blieb, ohne sich aber besonders bemerklich zu machen. Er starb 1843. Seine »Elementos de la ciencia de hacienda« (Lond. 1825) waren der Vorläufer seines umfangreichen Werks: »Diccionario de hacienda« (das. 1827—28, 5 Bde.).

Canicatti, Stadt in der sicilian. Provinz Girgenti, nordöstlich von Naro, in fruchtbarer Gegend, Sitz einer Prätur, mit einer technischen Schule, Getreide-, Oel- und Feigenbau u. (1871) 20,908 Einw.

Canicula (lat.), der Hundsstern, Sirius (s. d.); daher Caniculares dies, die Hundstage.

Canidius, P. C. Crassus, 43 v. Chr. Unterfeldherr des Lepidus in Gallien, bewog denselben zum Bündnis mit Antonius. Als Legat des letztern besiegte er 37 und 36 die Armenier, Iberer und Albaner und drang bis an den Kaukasus vor. Dagegen war er im Kampf gegen die Parther wie die übrigen Heerführer unglücklich. Beim Beginn des Kampfes zwischen Antonius und Oktavian führte er das Heer aus Armenien an die Seeküste, war aber müßiger Zuschauer der Schlacht bei Actium und brachte dem Antonius die Nachricht von dem Untergang seines Heers nach Aegypten. Nach dem Tod des Antonius ließ ihn Oktavian hinrichten.

Canigou (spr. -guh), ein Gebirgszug im franz. Departement Ostpyrenäen, der sich zwischen den Flüssen Tet und Tech vom Hauptzug der Ostpyrenäen abzweigt, hat 4 Spitzen, deren höchste 2785 Meter mißt und auf ihrer Kuppe (8 Meter lang, 3 Meter breit) zwei Hütten (für wissenschaftliche Beobachtungen errichtet) trägt. Das Gebirg ist 7 Monate lang mit Schnee bedeckt. An seinem nordwestlichen Fuß liegt auf dem Plateau eines jäh abfallenden Felsens die Abtei St. Martin de C., die im 11. Jahrh. gegründet ward und eine prächtige Aussicht auf das Vernetthal gewährt.

Canina, Luigi, Ritter, ital. Architekt und Alterthumsforscher, geb. 23. Okt. 1795 zu Casale in Piemont, war Professor der Architektur an der Akademie zu Turin, als er seine erste bedeutende Arbeit über die antike Baukunst unter dem Titel »L'architettura antica descritta e dimostrata coi monumenti« (2. Aufl., Rom 1844, 9 Bde. Text und 3 Bde. Tafeln) veröffentlichte. Seitdem meist als Architekt in Rom lebend, bearbeitete er die Topographie des alten Roms in der »Indicazione topografica di Roma antica« (Rom 1831; 3. Aufl. 1841), sowie in der »Esposizione storico topografica del foro romano« (das. 1834, 2. Aufl. 1845). Im Jahr 1839 wurde C. die Leitung der Nachgrabungen von Tusculum übertragen, welche Arbeit er aufs beste zu Ende führte. Die damalige Besitzerin der tusculanischen Villa, die verwittwete Königin von Sardinien, ließ seine »Descrizione dell' antico Tusculo« (Rom 1841) auf ihre Kosten in prächtiger Ausstattung erscheinen. Diesem Werk folgten die »Ricerche sull' architettura più propria dei tempi cristiani« (Rom 1843, 2. Aufl. 1846, mit 145 Tafeln). Durch die Liberalität der Königin von Sardinien ward C. auch in den Stand gesetzt, sein Werk »L'antica città di Veji« (Rom 1847, mit 44 Tafeln) erscheinen zu lassen. Um dieselbe Zeit gab er auch »Sull' Etruria marittima« (Rom 1847—1850, 2 Bde., mit 80 Tafeln) und »Gli edifizi di Roma« (das. 1849—52, 2 Bde. Text und 2 Bde. Tafeln) heraus. Er war für Künstler und Fremde von Bedeutung, ein unermüdlicher und zuverlässiger Führer durch Rom. Er starb 17. Okt. 1856 zu Florenz.

Canino, Ortschaft der ital. Provinz Rom, nicht weit vom Lago di Bracciano, gab einem Fürstenthum den Namen, welches Pius VII. zu Gunsten Lucian Bonaparte's 1814 errichtete. In der Kirche daselbst dessen Denkmal (von Pampaloni). C. ist die Vaterstadt des Papstes Paul III. und wurde in neuerer Zeit dadurch merkwürdig, daß man hier wie in den benachbarten Orten Ponte della Badia und Montalto die Todtenstätten der alten etruskischen Städte Vulci, Tarquinia und Graviscä aufgefunden hat. Von dem isolirten Berg C. (420 Meter hoch) genießt man eine reizende Aussicht.

Canino, Charles Lucien Jules Laurent, Fürst von, s. Bonaparte 4).

Caniramin, s. v. w. Brucin.

Canis (lat.), der Hund; auch Name zweier Sternbilder (s. Hund).

Canisius, Peter, eigentlich de Hondt, Jesuit, geb. 8. Mai 1521 zu Nimwegen, trat 1543 zu Köln als der erste in Deutschland in den Jesuitenorden, wurde Rektor des Ordenskollegiums und Vicekanzler der Universität zu Ingolstadt, 1551 Rektor des Ordenskollegiums und Hofprediger Kaiser Ferdinands I. in Wien. Er ward sogar zum Bischof von Wien designirt, welche Würde anzunehmen ihm aber der Ordensgeneral verbot. Er wohnte dem Konzil zu Trient bei. Unter dem ihm weniger günstig gesinnten Kaiser Maximilian II. zog er sich in das Ordenskollegium zu Freiburg in der Schweiz zurück, wo er 21. Dec. 1597 starb. Er wirkte mit großem Erfolg für die Ausbreitung des Ordens, dem er in Wien, Prag, Augsburg, Dillingen und Freiburg in der Schweiz Kollegien gründete, und für Unterdrückung der Reformation besonders in Köln, Bayern und Oesterreich. Weit verbreitet und lange im Gebrauch waren seine klar und taktvoll geschriebenen Katechismen, ein größerer »Summa doctrinae christianae s. catechismus major« (Wien 1554; neue Ausgabe Landsh. 1843; deutsch das. 1846) und ein kleinerer »Institutiones christianae pietatis s. parvus catechismus catholicorum« (Wien 1566; deutsch Mainz 1840), durch welche er Luthers Katechismen, deren Popularität er im Auge hatte, zu verdrängen suchte. Außerdem veröffentlichte er ein »Manuale catholicorum in usum pie precandi collectum« (Antw. 1530; neue Aufl., Augsb. 1848; deutsch, Regensb.

1843). C. wurde im November 1864 selig gesprochen. Sein Neffe, Heinrich C., gelehrter Kanonist, fleißiger Schriftsteller und Sammler schätzbarer historischer Denkmäler, geb. 1562 zu Nimwegen, starb als Lehrer des kanonischen Rechts in Ingolstadt 2. Sept. 1610. Seine »Summa juris canonici« (Ingolst. 1599) wurde oft gedruckt.

Canitz, Friedrich Rudolf Ludwig, Freiherr von, preuß. Diplomat und deutscher Dichter, geb. 27. Nov. 1654 zu Berlin, studirte zu Leiden und Leipzig die Rechte, bereiste dann Italien, Frankreich, England und Holland und wurde 1677 Kammerjunker am Berliner Hof und 1680 Legationsrath. Unter Friedrich I. ward er 1697 Geheimer Staatsrath und dann Wirklicher Geheimer Rath, durch den Kaiser aber 1698 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Er wurde häufig zu diplomatischen Sendungen verwendet, wie er denn auch 1699 an den im Haag eröffneten Verhandlungen über die spanische Erbfolge theilnahm. Nach der Rückkehr von da starb er zu Berlin 16. Aug. 1699. C.' Gedichte erschienen erst ein Jahr nach seinem Tod (1700) ohne den Namen des Verfassers, besorgt von Joachim Lange, unter dem Titel »Nebenstunden unterschiedener Gedichte« (1. Ausg. mit dem Namen des Verfassers 1719; vollständige Ausgabe mit der Biographie C.' und historischen Erklärungen von König, Leipz. und Berl. 1727). Eine Auswahl findet sich in der »Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.«, Bd. 14 (Leipz. 1838). C. war zwar frei von dem Schwulst und der Unnatur der schlesischen Dichterschule und ausgezeichnet durch sittliche Reinheit, doch war er keineswegs ein selbständig producirendes Talent, sondern hielt sich an die französischen Vorbilder, namentlich Boileau. Vgl. Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmale, Bd. 4 (3. Aufl., Leipz. 1872).

Canitz und Dallwitz, Karl Ernst Wilhelm, Freiherr von, preuß. General und Minister, geb. 17. Nov. 1787, studirte zu Marburg Rechtswissenschaft, trat erst in kurhessische, dann in preußische Kriegsdienste, focht 1807 in Schlesien und Preußen und wohnte als Officier in Yorks Generalstab dem Feldzug von 1812 bei. Nach Yorks Konvention mit den Russen trat er in die russ. Armee über und machte unter Tettenborn den Zug nach Berlin und Hamburg mit. Während des Waffenstillstands 1813 trat er wieder als Generalstabsofficier in das York'sche Korps zurück. Im Jahr 1821 wurde er Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule in Berlin, ging 1829 in diplomatischen Geschäften nach Konstantinopel, 1831 nach der Erhebung Polens als preuß. Kommissar in das russ. Hauptquartier, wurde 1833 Gesandter am kurhessischen und hannöverschen, 1842 am Wiener Hof. Im Jahr 1846 wurde er Bülows Nachfolger als Minister des Auswärtigen. Als solcher schloß er sich eng an die österreichisch-russ. Politik an und wirkte auch auf den Gang der innern Politik durch seine streng-kirchliche Richtung bedeutend ein. Am 17. März 1848 nahm C. mit dem ganzen Ministerium Bodelschwingh seine Entlassung. Im Mai 1849 erhielt er vom Ministerium Brandenburg die Mission, in Wien die Zustimmung Oesterreichs zu dem von Preußen projektirten engern Bundesstaat zu erwirken, was ihm aber nicht gelang. Er starb 25. April 1850 zu Berlin. Er gab heraus: »Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei in der neuern Zeit« (Berl. 1823—24, 2 Bde.) und gilt auch für den Verfasser der »Betrachtungen eines Laien über die neue Betrachtungsweise der Evangelien durch D. F. Strauß« (Götting. 1838).

Canje, Fluß, s. Guayana.

Canlassi, Guido, genannt Cagnacci, ital. Historienmaler, geboren zu S. Arcangelo 1601, lernte bei Guido Reni, dessen Manier er sich aneignete. Von den meisten seiner Mitschüler unterscheidet er sich vortheilhaft durch eine sorgsamere Ausführung und unter Umständen auch gediegneres Kolorit, dem ein zartes Helldunkel nicht zu fehlen pflegt. Er kam nach Wien an den Hof Kaiser Leopolds und starb daselbst 1681. Bilder von ihm sieht man in den Gallerien von Wien, München, Dresden u. a. O.

Canna (ital.), Längenmaß im ehemaligen Kirchenstaat, 1) eine Art Meßruthe, C. architettonica = 10 Palmi = 2,233 Meter. — 2) C. mercantile = 8 Palmi = 1,993 Meter.

Canna *L.* (Blumenrohr), Pflanzengattung aus der Familie der Kannaceen, prächtige, bis 2 Meter hohe Stauden mit sehr großen, einfachen, zweizeilig geordneten, oft sehr schön gefärbten Blättern, ziemlich großen, meist rothen oder gelben, gepaart stehenden, in Rispen angeordneten Blüten und stacheliger dreifächeriger Kapsel. Man kultivirt aus dieser Gattung viele Arten und Varietäten als Zierpflanzen in den Gärten und im Zimmer und kann sie durch Samen oder durch Zertheilung der Wurzelstöcke leicht fortpflanzen. Von C. indica *Ait.*, aus Ost- und Westindien, seit 1570 in Europa eingeführt, wird der fleischige Wurzelstock in Amerika bei Hautkrankheiten und als schweißtreibendes Mittel angewandt. Aus dem Wurzelstock der westindischen C. edulis *Botan. Regn.*, welche auf Martinique, Guadeloupe, Réunion, in Australien ꝛc. häufig kultivirt wird, bereitet man eine Art Arrowroot (Arrowroot of Queensland, Fécule de Toloman); von anderen Arten wird der Wurzelstock als Gemüse gegessen, und die schwarzen Samen dienen mehrfach als Perlen.

Cannabich, Johann Günther Friedrich, geographischer Schriftsteller, geb. 21. April 1777 zu Sondershausen, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und widmete sich 1794—97 zu Jena dem Studium der Theologie. Im Jahr 1807 ward er Rektor an der Stadtschule zu Greußen, 1819 Pfarrer zu Niederbösa und 1835 zu Bendeleben, lebte seit 1848 emeritirt zu Sondershausen und starb 2. März 1859. Er war der erste, welcher in seinem »Lehrbuch der Geographie« (Sondersh. 1816; 18. Aufl., bearbeitet von Oertel, Weim. 1871 ff.) die durch den Friedensschluß von 1815 in der Abgrenzung der Staatengebiete eingetretenen Veränderungen berücksichtigte. Seine »Kleine Schulgeographie« (Sondersh. 1818), ein Auszug aus dem »Lehrbuch«, erschien 1870 in 20. Auflage. Für das »Vollständige Handbuch der Erdbeschreibung« (Weim. 1819—27, 23 Bde.), das er mit Gaspari, Hassel, Guths-Muths und Ukert herausgab, bearbeitete er Frankreich, die Niederlande und Westindien, für die »Neueste Länder- und Völkerkunde« den 6. Band (Weim. 1821), welcher die Niederlande, die Jonischen Inseln und Krakau, und den 23. Band (das. 1827), welcher Baden, Nassau und mehrere kleinere Staaten Deutschlands enthält. Mit Streit begann er die geographische Zeitschrift »Globus« (Weim. 1822—26, 2 Bde.); von Galetti's »Allgemeiner Weltkunde« besorgte er die 8., 9. und im Verein mit Meynert

und Straßnitzki (Pest 1847) die 10. Ausgabe. Von seinen übrigen geographischen Arbeiten erwähnen wir: »Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Preußen« (Dresd. 1827—28, 6 Bde.; neue Ausg. 1835); »Statistische Beschreibung des Königreichs Würtemberg« (das. 1828, 2 Bde.); »Neuestes Gemälde von Frankreich« (das. 1831—32, 2 Bde.); »Neuestes Gemälde des europäischen Rußland und des Königreichs Polen« (das. 1833, 2 Bde.); das »Hülfsbuch beim Unterricht in der Geographie« (Eisl. 1833—38, 3 Bde.; 2. Aufl. 1844) und den »Leitfaden zum methodischen Unterricht in der Geographie« (2. Aufl., das. 1836).

Cannabineae, s. Kannabineen.

Cannabis, Pflanzengattung, s. Hanf.

Cannaceae, s. Kannaceen.

Cannä (jetzt Canne), Stadt am südlichen Ende der apulischen Ebene in der ital. Provinz Bari, berühmt wegen der furchtbaren Niederlage, welche die Römer durch Hannibal 216 v. Chr. erlitten. Nach der vorsichtigen Kriegführung des Diktators Q. Fabius Cunctator beschloß der Senat für das Jahr 216 ein kühneres Vorgehen. Von den Konsuln, L. Aemilius Paullus und C. Terentius Varro, welche täglich im Oberbefehl wechselten, drängte der letztere ungeduldig zur Schlacht. Das Heer der Römer zählte 80,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter; das Hannibals nur 40,000 Mann zu Fuß und 10,000 Reiter. Ersteres lagerte sich, Hannibal gegenüber, auf dem rechten Ufer des Aufidus (Ofanto), von wo sich Varro von Hannibal auf das linke Ufer hinüberlocken ließ. Die Schlacht begann damit, daß die Reiterei des linken Flügels der Punier die gegenüberstehende römische Reiterei zersprengte und sodann vom Rücken des römischen Heers her auch die Reiterei des linken römischen Flügels zurückwarf. Das römische Fußvolk war inzwischen in das Centrum des absichtlich zurückweichenden punischen Heers eingedrungen, gerieth aber dadurch in eine solche Stellung, daß es von den Flanken her von den rechts und links stehenden afrikanischen Truppen gefaßt werden konnte, während gleichzeitig die punische Reiterei, nach Zurückwerfung der feindlichen, den Römern in den Rücken fiel. So wurden die Römer in der Mitte eingekeilt und von allen Seiten her niedergemetzelt. 70,000 Mann blieben nach Polybius auf dem Platz, worunter der Konsul Aemilius Paullus, 10,000 wurden gefangen; mit einem kleinen Rest rettete sich Varro nach Venusia. Hannibals Verlust betrug nicht über 8000 Mann. Die Folge des Siegs war für Hannibal, daß viele Städte, namentlich Capua, zu ihm übergingen.

Canne (f., spr. kann), altes franz. Längenmaß, s. v. w. Canna.

Cannes (spr. kann, Cannae), Seestadt im franz. Departement der Seealpen, Arrondissement Grasse, am nordöstlichen Ende des Golfs von Napoule und an der Eisenbahn von Toulon nach Nizza gelegen, hat ein altes verfallenes Schloß, eine uralte Hauptkirche, einen kleinen Hafen und (1872) 10,144 Einw., welche lebhaften Handel mit Sardellen und Anchovis, Oel, Wein und Südfrüchten treiben. Vor wenigen Jahrzehnten noch ein armseliger Ort, ist C. gegenwärtig einer der berühmtesten und besuchtesten klimatischen Kurorte, der in seinen reizenden, theilweise prächtigen Landhäusern jeden Winter ca. 2—3000 Fremde, meist Engländer, Franzosen und Russen, beherbergt. Das Klima beträgt im Jahresmittel 16,9° C.; die herrschenden Winde kommen von SO., O. und NO.; selten wehen West-, Nordwest- und Nordwinde. Seebäder werden noch im September und Oktober genommen und mit ihnen Sandbäder (am Strand), sowie aromatische Bäder verbunden. Vgl. Valcourt, C. und sein Klima (Erl. 1869). Die Umgebung der Stadt enthält zum Theil prachtvolle Gärten mit zahlreichen Villen und die angenehmsten Spaziergänge. Zwischen C. und Antibes ist die Bucht St. Juan, wo Napoleon I. nach der Rückkehr von Elba 1. März 1815 landete.

Canning, Name des bei Matla in Ostindien, südöstlich von Kalkutta, angelegten Hafens, der mit Kalkutta mittels einer Eisenbahn verbunden ist. Die großen Erleichterungen, die davon für den Handel dieser Stadt erwartet wurden, erfüllten sich so wenig, daß die mit großen Kosten aufgeführten Hafenbauten 1871 wieder aufgelassen wurden und ihrem Abbruch oder der Zerstörung durch das Klima entgegengehen.

Canning, 1) George, berühmter britischer Staatsmann, geb. 11. April 1770 zu London aus einer mittellosen Familie, verwaiste früh und ward auf Kosten einiger Verwandten erzogen. Schon im Eton-College erregte C. durch einige Gedichte Aufsehen. In Oxford, wo er seit 1787 studirte, schloß er mit Lord Liverpool Freundschaft und lernte auch Pitt kennen. Nach beendigten Universitätsstudien ließ er sich als Rechtsanwalt zu London nieder und trat hier auf Pitts Betrieb 1793 für den Flecken Newport (auf der Insel Wight) ins Parlament. Seine erste Rede (1794), über den Krieg gegen Frankreich und dessen politische Gestaltung, machte ungeheures Aufsehen und verhalf ihm 1796 zur Stelle eines Unterstaatssekretärs im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, wo er bis 1801 eine Hauptstütze der Pitt'schen Verwaltung blieb. Mit Lord Liverpool, George Ellis (später Lord Seaford) und Frere gründete er 1797 die Zeitschrift »The Anti-Jacobin or Weekly Examiner«, die bis in den Juli 1796 dauerte und aus Cannings Feder viele Satiren gegen den franz. Republikanismus enthielt. Als 1801 Addington an Pitts Stelle trat, verließ auch C. seinen Posten und trat in die Reihen der Opposition. Dann trat er 1804 mit Pitt wieder an die Spitze der Geschäfte, verlor aber schon 1806, als Pitt starb, seinen Einfluß und trat nun gegen das Whigministerium Fox in die Schranken, nach dessen Sturz infolge des Todes von Fox C. wieder Minister des Auswärtigen wurde. Das Bombardement von Kopenhagen, sowie die Wegnahme der dänischen Flotte mitten im Frieden war sein Werk. Er schloß mit der obersten Junta von Spanien 14. Jan. 1809 einen Allianztraktat. Ein Streit mit dem Kriegsminister Lord Castlereagh über die von diesem angeordnete Expedition nach Walcheren führte zu einem Duell, in welchem C. verwundet wurde; die Folge war der Austritt beider aus dem Ministerium. Nachdem er seit 1813 als Gesandter zu Lissabon, wo damals nicht einmal ein Hof war, fungirt hatte, kehrte er zu Anfang 1816 nach England zurück, trat im Juni nach einer höchst stürmischen Wahl für Liverpool ins Parlament, 1817 aber als Präsident des indischen Departements (Board of control) ins Ministerium. Wegen des berüchtigten Ehebruchsprocesses gegen Königin Karoline, mit der er von früher her befreundet war, verließ er England, bereiste Frankreich und Italien, war dann außerordentlicher Gesandter bei der eid-

genössischen Tagsatzung und kehrte erst nach Entscheidung jenes Processes im November 1820 nach London und in seine frühere Stellung zurück. Wegen seiner Vertheidigung des Board of control wurde er von den Direktoren der Ostindischen Kompagnie zum Generalgouverneur von Indien ernannt, erhielt aber, eben im Begriff abzureisen, nach dem Selbstmord des Marquis von Londonderry 1822 aufs neue das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Er brach nun völlig mit den damals in Europa herrschenden absolutistischen und reaktionären Tendenzen. In seiner berühmten Rede vom 12. Dec. 1826 erklärte er sich offen über die Politik, die er jetzt befolgen zu müssen glaubte. Nach Liverpools Erkrankung, Februar 1827, trat er an die Spitze des Ministeriums, welches mit Whigs wie Landsdowne, Holland, Brougham anstatt R. Peels und Wellingtons besetzt wurde. Damit begann Cannings langwieriger Kampf gegen die Aristokratie, der mit dem Sieg seines Systems endigte. Die britische Politik ward unabhängig von der Kabinetspolitik der Heiligen Allianz, der Welthandel erhielt neue Lebenskraft durch die allmähliche Beseitigung des Prohibitivsystems. Das Petersburger Protokoll vom 4. April 1826 verpflichtete England und Rußland zu einer für Griechenland günstigen Vermittelung, und der Londoner Traktat vom 6. Juli 1827, mit Rußland und Frankreich zu Gunsten Griechenlands geschlossen, konnte als der Vorläufer der Seeschlacht von Navarin und der vollständigen Befreiung Griechenlands angesehen werden. C. leitete die Aufhebung der britischen Korngesetze ein und erklärte sich für die, freilich erst später durchgesetzte, Emancipation der Katholiken. Seine Gesundheit erlag aber den übermäßigen Anstrengungen und den Angriffen der Tories, die ihn als einen Abtrünnigen betrachteten. Er starb 8. Aug. 1827 in Chiswick bei London und wurde in der Westminsterabtei neben Pitt beigesetzt. Für seine große Uneigennützigkeit spricht die Thatsache, daß er, trotz der hohen und einträglichen Stellen, die er bekleidete, arm starb, so daß das Parlament seiner Wittwe im Januar 1838 eine jährliche Pension von 3000 Pfd. Sterl. bewilligte. Vgl. »Speeches and memoir of George C.« (Lond. 1845, 6 Bde.); R. Bell, Life of C. (das. 1846); Stapleton, C. and his times (Ors. 1859); Pauli, in »Preuß. Jahrbücher«, Bd. 13 (1864). Mehrere von Cannings Gedichten und prosaischen Aufsätzen aus dem »Microcosm« und »Anti-Jacobin« stehen in Rede's »Memoirs of the life of G. C.« (Lond. 1828, 2 Bde.).

2) Charles John, Graf, geb. 14. Dec. 1812, zu Brompton bei London, Sohn des vorigen, studirte seit 1830 in Orford, kam 1836 für Warwick in das Unterhaus, ward aber schon 1837 als Erbe der Peerswürde seines Vaters ins Oberhaus berufen, wo er sich der konservativ-liberalen Partei anschloß. Unter dem Ministerium Peel war er von 1841—1846 Unterstaatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, dann einige Monate Oberkommissär der Wälder und Forsten. Den Eintritt in das von Lord Stanley zu bildende Kabinet (Februar 1851) lehnte er als Gegner der protektionistischen Ideen ab. Im Oberhaus sprach er gegen die Titelbill und war unter den 17 Peers, welche gegen die Annahme dieser Maßregel 29. Juli 1851 protestirten. Bei der Weltindustrieausstellung von 1851 fungirte C. als Präsident des Geschwornenraths. Im December 1852 ward er im Ministerium Aberdeen Generalpostmeister, trat im Februar 1855 als Ausschußmitglied in den Geheimen Rath für Volksunterricht und ward im März 1856 zum Generalgouverneur und 1858 zum Vicekönig von Britisch-Indien ernannt. Unter C. vollzog sich 1. Nov. 1857 der Uebergang des englischen Reichs in Indien aus dem Besitz der Ostindischen Kompagnie an die Krone; er trat dem Aufstand der Sipoys in Hindostan (1857) mit Umsicht und Energie, aber auch mit Mäßigung und Versöhnlichkeit entgegen und harrte trotz des unverdienten Tadels, den Lord Ellenborough ihm wegen seines strengen, aber höchst staatsmännischen Einschreitens in Audh (s. d.) ertheilte, auf seinem schwierigen Posten aus, bis die Ruhe hergestellt war. Die Stadt Kalkutta beschloß die Errichtung seiner Statue, beide Häuser des Parlaments sprachen ihm einstimmig ihren Dank aus. Schon länger kränkelnd kam er im April 1862 nach England zurück und starb schon 17. Juni 1862 zu London.

3) Sir Stratford, engl. Diplomat, s. Stratford de Redcliffe, Viscount.

4) Sir Samuel, engl. Ingenieur, geb. 21. Juli 1823 zu Ogbourne St. Andrew in Wiltshire, jetzt Engineer-in-chief der »Telegraph construction and maintenance company«, hat sich durch die Legung des Kabels von 1866, deren ganze Verantwortlichkeit auf ihm ruhte, einen dauernden Namen erworben. Seit 1852 beständig mit Anfertigung und Legung von unterseeischen Drähten beschäftigt und infolgedessen mit reicher Erfahrung ausgestattet, hat er an fast allen größeren Expeditionen dieser Art in den letzten Jahren thätigen Antheil genommen, und der günstige Erfolg der Kabellegung von 1866 ist hauptsächlich sein Verdienst. In Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen erhielt er 1866 von der Königin den Ritterschlag und 1867 von der amerikanischen Handelskammer zu Liverpool die goldene Medaille.

Cano, Alonso, span. Maler, Bildhauer und Architekt, geb. 1601 zu Granada, war in der Baukunst seines Vaters, in der Bildhauerkunst Juan Martinez' und in der Malerei Francisco Pacheco's, nach anderen auch Castillo's Schüler und hatte schon im 24. Jahr in diesen drei Fächern ausgezeichnetes geleistet, als er sich infolge eines Zweikampfs von Granada nach Madrid begab, wo er zum Oberaufseher über alle königl. Gebäude, sowie zum Hofmaler des Königs ernannt wurde. Als sich aber in einer Untersuchung wegen der Ermordung seiner Gattin der Verdacht plötzlich auf ihn warf, entfloh er nach Valencia in ein Kartäuserkloster und trat hier in den geistlichen Stand. Der Einsamkeit bald müde, kehrte er nach Madrid zurück und stellte sich dem Gericht freiwillig, mit dem stolzen Trostspruch: »Excellens in arte non debet mori«. Man unterwarf ihn der Folter, von der man jedoch, aus Achtung für sein Talent, den rechten Arm ausschloß, aber alle Martern konnten ihm kein Geständnis abpressen. Als der König davon Kunde erhielt, schenkte er dem Künstler seine Gnade wieder und ernannte ihn zum Racionero (geistlichen Residenten) von Granada. Hier gründete C. eine Malerschule, lebte mit musterhafter Frömmigkeit und starb 1664. Obgleich C. nie in Italien gewesen war, so hatte er sich doch nach antiken Mustern gebildet. In seinen Gemälden zeigt er einen strengen Stil, der jedoch trotzdem nicht der Anmuth und Grazie entbehrt. Die meisten seiner Werke besitzt Sevilla; außerdem finden sich mehrere im Museo del Prado zu Madrid.

Canobbio, ein sehr alter und reicher Flecken in

der ital. Provinz Novara, am Lago Maggiore und am Ausgang des reizenden Valle Canobina, mit über die Thalmündung zerstreuten, oft eigenthümlich bemalten Häusern, hat eine Piazza mit Arkaden, eine schöne Kirche (della Pietà, mit Kuppel von Bramante und einem sehenswerthen Altarbild von Ferrari) und (1871) 2581 Einw. Die Mädchen von C. sind als Spitzenklöpplerinnen berühmt.

Canonge (spr. -nóngsch), Jules, franz. Dichter, geb. 20. März 1812 zu Nimes, besuchte das dortige College, veröffentlichte 1835 seine ersten Gedichte unter dem Titel »Préludes« und bethätigte sich als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften, namentlich an der »Revue du Midi« und »L'art en Province«. Später abwechselnd in Paris und in seiner Vaterstadt lebend, hat er eine ansehnliche Reihe von Gedichten und Novellen geliefert, die durch ihre Anmuth und leichte Darstellung allgemeinen Beifall fanden. Wir erwähnen davon die 1839 zusammen erschienenen: »Le Tasse à Sorrente« (4. Aufl. 1859), »Terentia, le songe des Iles d'or« (neue Ausg. 1844), Dichtungen, von denen die erste für das Hauptwerk des Verfassers gilt; die Legenden »Les premiers solitaires« (1841), »La reine des Fées« (1844), »Poèmes et impressions poétiques« (1847); die Novellen »Izane« (1849) und »Arlos en France« (1850, 2. Aufl. 1861); die Gedichte »Varia« (1855, neue Aufl. 1869) und »Ginevra« (1859); »Olim« (Sagen und Erzählungen, 1859); »Légendes provençales« (Marf. 1862); »Isabeloth, la sainte de la Roquette« (1864), die »Souvenances« (Dichtungen, 1864) ꝛc. Sein Werk »Passim« (1863) enthält feine Bemerkungen und interessante Dokumente zur zeitgenössischen Kunst. C. ist Mitglied mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften.

Canonicae virgines, s. Kanonissinnen.

Canonici, s. Kanoniker.

Canonicus (lat.), in der alten röm. Kirche nach Einführung des Choralgesangs der Vorsänger, der die Regel oder Melodie (canon) genau kennen mußte.

Cañons (span., spr. kánjons, »Röhren«), im span. Amerika und im W. der Vereinigten Staaten Name der tief eingeschnittenen Flußbette mit fast senkrechten Uferwänden, wie dergleichen an vielen Punkten der Erde vorkommen, z. B. im Jura, wo sie Cluses, in den Alpen, wo sie Klausen genannt werden, am Var, ebenso in Ebenen und auf Tafelländern. Am großartigsten und merkwürdigsten treten diese Spaltenthäler in Texas und besonders in Neumexiko, am westlichen Colorado und seinen Quellflüssen auf dem hohen Plateau zwischen den Rocky Mountains und der Sierra Nevada, auf. Das längste derselben ist dort der sogen. »Große Cañon des Colorado«, der stellenweise schon 1857—58 von Ives und Newberry untersucht, dann 1869 vom Obersten Powell zu wissenschaftlichen Zwecken unter vielen Mühen und Gefahren in einem Boot durchfahren wurde. Derselbe hat eine Länge von 383 Kilom. und seine fast senkrecht aufsteigenden Wände eine Höhe von 800—1300 Meter. Außer diesem gibt es noch andere C. von kaum geringerer Länge. Auf dem nördlichen Quellarm des Colorado, dem Gran River, passirte Powell, der 1870 und 1871 seine Forschungen fortsetzte, eine Reihe von C. von 305 Kilom. und jenseit der Vereinigung dieses Flusses mit dem Colorado eine andere von 412 Kilom. Länge, ehe er den Großen Cañon erreichte. Jeder der C. hat Seitencañons, und diese haben wiederum Seitenschluchten. An einigen Stellen drängen sich die Seitenschluchten bei ihren Mündungen in den Hauptcañon so zusammen, daß sie nur von senkrechten, 700—1000 Meter hohen Felsmauern getrennt sind, die oben kaum breit genug zu sein scheinen, um den Fuß darauf zu setzen. Die Uferwände bestehen zum größten Theil aus Schichten braunen, grünen und orangefarbenen Sandsteins von geringer Neigung oder horizontal gelagert, worunter Marmor und an einigen Stellen sogar Granit noch tief eingeschnitten worden ist. Vgl. Ives, Report upon the Colorado River explored 1857 and 1858 (Washington 1862); Geikie, in der Zeitschrift »Nature« (Februar 1870).

Canosa, Stadt in der unterital. Provinz Terra di Bari, am Ofanto, südwestl. von Barletta, mit (1871) 14,905 Einw., ist das alte von Griechen gegründete Canusium, damals eine der beträchtlichsten Handelsstädte Italiens, welche nach der Schlacht von Cannä die Trümmer der römischen Armee aufnahm, aber im zweiten Punischen Krieg um ihren Wohlstand kam und dann in den Kämpfen der Griechen und Saracenen immer tiefer sank. Die jetzige Stadt hat eine gothische Hauptkirche (1101 gegründet) mit drei Kuppeln, einem interessanten Bischofstuhl und der Grabkapelle des Normannenhelden Bohemund (gest. 1111), und ein verfallenes Kastell (1270 von Karl I. erbaut). Aus der antiken Zeit stammt der sogen. Triumphbogen des Terentius Varro, Reste eines Amphitheaters u. a. Wein und Oel von C. sind berühmt.

Canossa, Bergschloß unweit Reggio im ehemaligen Herzogthum Modena, auf steilem, isolirtem Felsen, ist nur noch in Trümmern vorhanden. C. wurde 951, als die Königin Adelheid dorthin geflüchtet war, von Berengar II. vergeblich belagert. Das Schloß kam dann in den Besitz der Markgrafen von Toscana. Besonders berühmt wurde es durch die Demüthigung des Kaisers Heinrich IV. vor Papst Gregor VII. 1077 (worauf sich der bekannte, den Anmaßungen der Ultramontanen gegenüber gethane Ausspruch Bismarcks bezieht: »Nach C. gehn wir nicht«). Damals gehörte es der Markgräfin Mathilde, mit deren übrigen Besitzungen es 1209 unter päpstliche Herrschaft kam.

Canova, Antonio, der größte unter den neueren Bildhauern Italiens, geb. 1. Nov. 1757 zu Possagno im Trevisanischen, zeigte früh seltenes künstlerisches Talent. Eine Eurydice, die er im 17. Lebensjahr zu Venedig aus weichem Stein bildete, verrieth zwar den spätern Künstler noch nicht; doch gewann er hier mehrere Preise und wurde 1779 vom Senat zu seiner weitern Ausbildung mit 300 Ducati Pension nach Rom geschickt. Hier schuf er seinen Kentaurenbesieger Theseus (die Ausführung begonnen 1805, vollendet 1819), der bei dem damaligen Verfall der Kunst infolge des verderblichen Einflusses der Bernini'schen Schule als Hoffnungsstern begrüßt wurde. Die Gruppe ist jetzt eine Zierde Wiens; sie ist in karrarischem Marmor ausgeführt und gehört zu Canova's bedeutendsten Schöpfungen. Leider verfolgte C. den mit seinem Theseus betretenen Weg nicht lange. In seiner Psyche mit dem fliegenden Amor entfernte er sich wieder vom Geschmack der Alten. Von da an steht er schon nicht mehr neben Thorwaldsen, den er übrigens im Basrelief nie erreichte. Gleichwohl trug man kein Bedenken, ihn nicht nur über alle Bildhauer der Neuzeit zu erheben, sondern ihn sogar mit den größten Meistern der Alten zu vergleichen und seine Arbeiten neben den Denkmälern des Alterthums im Vatikanischen Museum aufzustellen, ja,

man meinte in der That, in seinem Perseus vollen Ersatz zu haben für den von den Franzosen geraubten Apollo von Belvedere. In den Jahren 1798 und 1799 bereiste C. Oesterreich und Preußen, und 1802 rief ihn Napoleon nach Paris, wo ihn die Akademie der Künste zum Mitglied aufnahm. Im Jahr 1815 kam C., vom Papst abgesandt, zum zweitenmal nach Paris, um die reklamirten Kunstschätze abzuholen, und begab sich dann nach England. Bei seiner Rückkunft verlieh ihm der Papst den Titel eines Präfekten der schönen Künste, ernannte ihn zum Marquis von Ischia mit einem jährlichen Ehrengehalt von 1000 römischen Thalern und ließ seinen Namen in das goldene Buch vom Kapitol eintragen, eine höchst seltene Auszeichnung, die nur um die Stadt Rom hochverdienten Männern zu theil zu werden pflegt. Als Mensch steht C. durch liebenswürdigen Charakter und unbegrenzten Wohlthätigkeitssinn nicht minder hoch, denn als Künstler. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich auf viele, namentlich auf Zöglinge der Kunstanstalten und dürftige Künstler. In dem Tempel, welchen er in Possagno gründete, einer Rotunde, deren Frontispiz genau nach dem Parthenon zu Athen gebildet ist, opferte er der Religion, dem Vaterland und der Kunst die Früchte seiner sämmtlichen Arbeiten. Die Veranlassung zu diesem Bau war die Weigerung der Kardinäle, eine von ihm in kolossaler Größe verfertigte Statue der Religion mit Kreuz und Schild in einer Kirche Roms aufstellen zu lassen. Zu Venedig, wo C. seine letzten Lebensjahre in innigster Eintracht mit seinem Bruder, dem Hellenisten Abbé C., zubrachte, und wo er 13. Aug. 1822 starb, wurde ihm in der Kirche ai Frari ein Denkmal gesetzt, welches er selbst für Tizian entworfen hatte. C. hinterließ eine große Anzahl plastischer Werke, aber auch in der Malerei hat er sich mit Glück versucht. Seine Gemälde, meist in oder ein wenig unter Lebensgröße, sind leicht hingemalt, aber von angenehmem Kolorit; sie stellen Venus und Amor, die Grazien, Helden, auch eine Kreuzabnahme ꝛc. dar. Unter seinen Skulpturen sind die in das Bereich der christlichen Darstellungen fallenden zu seinen schwächsten Leistungen zu rechnen. C. lebte in der antiken Poesie, als dem Element, das seiner Neigung zum Weichen und Zierlichen vielfältigen Stoff bot, und deshalb sind auch Werke, wie die Grabmäler zweier Päpste, Clemens' XIV. (Ganganelli) in der Apostelkirche und Clemens' XIII. (Rezzonico) in St. Peter zu Rom, sowie das der Erzherzogin Marie Christine in der Augustinerkirche zu Wien nur mit allgemeinen christlichen Emblemen ausgestattet und zeigen keinen der Charaktere, die dem christlichen Glauben Gegenstände der Verehrung sind. So ist auch seine reuige Magdalena, jetzt im Besitz des Herzogs von Sachsen-Meiningen, wiewohl eine seiner besten Leistungen, nicht die biblische, sondern mehr der Ausdruck seiner individuellen Empfindungen. C. folgte fortwährend seiner Neigung zum Bilden poetischer Gestalten, und erst in seiner letzten Zeit (1817) sah man ihn einen Johannes den Täufer als Kind, noch eine Magdalena (1819), im Besitz des Herzogs von Leuchtenberg in Petersburg, und endlich (1822) für seine Kirche zu Possagno eine Pietà und Basreliefs aus der alt- und neutestamentlichen Geschichte modelliren. Diese letzten Werke tragen aber auch keinen entschiedenen Stil an sich, ja in den Basreliefs hat sich der Künstler so sehr in das Gebiet des Malerischen verirrt, daß sie wohl zu seinen schwächsten Werken gehören mögen. Unter den übrigen Werken Canova's sind zu erwähnen: ein liegender Amor und Psyche, nach der Fabel des Apulejus; Psyche, stehend, in natürlicher Größe, die höchste Anmuth; Venus und Adonis, in Neapel; Amor und Psyche, stehend, in natürlicher Größe; Perseus, das abgehauene Meduſenhaupt haltend (vom Papst Pius VII. gekauft); zwei Athleten, dem Kardinal Consalvi gewidmet, im Vatikanischen Museum; Hebe, die Nektarschenkende, in natürlicher Größe, im Besitz des Kaisers von Rußland; Herkules, den Lykas an einen Felsen schleudernd; Napoleon mit Scepter und Reichsapfel und einem Genius, der einen Palmzweig und die Krone trägt, Eigenthum des Herzogs von Wellington; das bereits erwähnte Mausoleum der Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich, in der Augustinerkirche zu Wien (s. Tafel »Bildhauerkunst V«, Fig. 19), unstreitig eines der vortrefflichsten Werke des Künstlers; Napoleons Mutter, Nachahmung der Agrippina im Kapitol; die liegende Venus; Venus aus dem Bad kommend, in Charakter und Haltung der mediceischen ähnlich; die drei Grazien, reizende Gestalten von anmuthigen, flüssig runden Formen, in der Gallerie des Herzogs von Leuchtenberg in Petersburg; der Friede, für den König von England ausgeführt; Hektor, Ajax, Terpsichore, eine sitzende Polyhymnia; St. Johann, neben der Magdalena im Besitz des Grafen Sommariva; eine geflügelte Statue des Friedens in Lebensgröße, für den Grafen Romanzow in Petersburg; Concordia, Porträt der Kaiserin Marie Luise, sitzend dargestellt, mit dem Scepter und Diskus; Paris, lebensgroße Statue aus karrarischem Marmor, in der Glyptothek zu München, wo sich neben der Venus (jetzt in Nymphenburg) auch die Büste des Paris befindet; Hebe, im königlichen Museum zu Berlin; Psyche, in der königlichen Residenz zu München, ein Geschenk Napoleons an die Königin bei ihrem Aufenthalt in Venedig 1807; die Statue Washingtons, der amerikanischen Nation gewidmet, aber durch Brand vernichtet; die Statue des Marchese Poleni, auf dem Platz Prato della Valle zu Padua; das Monument des Ritters Angelo Emo, im Arsenal zu Venedig; die Statuen zweier Faustkämpfer, im Vatikanischen Museum; die Marmorbüste Kaiser Franz' I., in Wien; eine Statue der Polyhymnia, daselbst; Alfieri's Denkmal mit der trauernden Italia, in der Heiligenkreuzkirche zu Florenz; das Monument des Grafen Souza; das Denkmal Volpato's, in der Apostelkirche zu Rom; die kolossale Büste des Malers Giuseppe Bossi, für das diesem Künstler in der Brera zu Mailand errichtete Monument des Ritters Trento zu Vicenza; das Denkmal des Dom. Manzoni zu Forli; die Bildsäule Pius' VI., in der St. Peterskirche zu Rom; das Grabmal des Prätendenten von England, in Rom; das Grabmonument des Prinzen Friedrich von Oranien; die kolossale Büste Nelsons, dessen Monument C. ebenfalls modellirt hatte; das Pferd, welches bestimmt war, Napoleons Statue zu tragen. Ein vollständiges Verzeichnis von Canova's Werken findet man in den »Notizie intorno alla vita di Antonio C.«, die A. Paravia 1823 zu Rom herausgab. Abgebildet sind viele von Canova's Skulpturen in Cicognara's »Storia della scultura«. Heinrich Moses hat 1828 zu London unter dem Titel »The works of C.« Canova's Werke in drei Bänden gestochen. In Stuttgart gab F. Schulz dieselben in lithographirten Umrissen mit erklärendem Text nach den Urtheilen der besten

Kritiker nebst dem Leben des Künstlers von H. Delatouche heraus. Diese »Opere della Scultura« sind mit dem in zwei Abtheilungen dazu besonders ausgegebenen »Saggio sulla vita di A. C.« 1825 in 5 Bänden geschlossen worden. Vgl. auch Quatremère de Quincy, C. et ses ouvrages (Par. 1834). Biographien Canova's haben geliefert Cicognara (Veneb. 1823), Missirini (Prato 1824, 4 Bde.) und Rosini (Pisa 1825). Seine »Memorie« wurden herausgegeben von A. d'Este (Flor. 1865). C. gebührt unstreitig das Verdienst, der Bildnerei nach langer Verirrung einen bessern Weg gezeigt zu haben. Dennoch ist er von manchen Fehlern nicht freizusprechen. Gehören seine Hebe in Berlin und Psyche in München zu den reizendsten Gebilden moderner Plastik, so zeigen doch eine Reihe ähnlicher Gestalten eine gewisse Ueberzierlichkeit, Süßlichkeit, zuweilen auch Koketterie. In den umgekehrten Fehler der Uebertriebenheit und Gedunsenheit verfällt er leicht bei den Darstellungen männlicher Kraft. Thorwaldsens Ernst und Strenge erreicht er lange nicht.

Caurobert (spr. kängröbähr), François Certain de, franz. Marschall, geb. 27. Juni 1809 zu St. Cerré im Departement Lot, wurde in der Militärschule zu Saint-Cyr gebildet und 1828 Unterleutnant, zeichnete sich seit 1835 in Algerien aus und nahm 1837 als Hauptmann an der Erstürmung von Konstantine theil. 1837 kehrte er nach Frankreich zurück, um ein spanisches Bataillon für die Fremdenlegion zu bilden, und ward 1838 in das Lager von St. Omer berufen, wo er die Bearbeitung eines Handbuchs für den Dienst der leichten Truppen übernahm. Zu den Chasseurs zu Fuß versetzt, ging er 1841 wieder nach Algerien, wo er unter Cavaignac und St. Arnaud, seit 1847 als Oberst und Kommandant des Zuavenregiments, viele Kämpfe mitmachte, besonders 1849 bei der Expedition nach der Zaadscha. 1850 als Brigadegeneral nach Paris berufen, ward er Adjutant des Prinzpräsidenten, dem er sich nach längerem Schwanken entschieden anschloß. Beim Staatsstreich 1851 war er unter den thätigsten Gehülfen Ludwig Napoleons, stellte in Paris die Ruhe her, erhielt von jenem den Auftrag, Frankreich zu bereisen, um den Widerstand durch diplomatische und polizeiliche Mittel zu brechen, und wurde 1852 zum Divisionsgeneral befördert. Im Krimkrieg kommandirte er zuerst unter St. Arnaud und wurde nach dessen Tod, obwohl er in der Schlacht an der Alma wenig strategisches Genie gezeigt hatte, zum Oberbefehlshaber ernannt, legte aber diese Stelle nieder, um Pelissier Platz zu machen, und trat in den Rang eines Divisionskommandanten zurück. Im August 1855 nach Frankreich zurückberufen, erhielt er eine Mission nach Stockholm, um den Anschluß Schwedens an die Alliirten zu vermitteln. Am 18. März 1856 ward er Marschall und Januar 1858 Chef der Militärdivision des Ostens (zu Nancy). Im italienischen Krieg 1859 befehligte er das 3. Armeekorps und zeichnete sich in der Schlacht bei Magenta aus, konnte aber bei Solferino, beauftragt, die aus Mantua anrückenden feindlichen Truppen zurückzuwerfen, dem bedrängten General Niel nicht rechtzeitige und genügende Unterstützung leisten. 1861 erhielt er das Generalkommando in Lyon. Als Senator erklärte er sich in einer Sitzung vom April 1866 entschieden gegen den »Gottesleugner« Renan, wofür er in der Presse sehr lächerlich gemacht wurde. 1870 wurde er zuerst an die Spitze der Mobilgarden im Lager von Châlons gestellt und nahm dann als Kommandant des 6. Armeekorps an den Schlachten um Metz, 16. und 18. Aug., theil. Hier mit eingeschlossen und bei der Kapitulation mit gefangen, begab er sich nach Kassel zum Kaiser und kehrte erst nach dem Friedensschluß nach Frankreich zurück. In Frankreich gilt er für eine der Hauptstützen einer Napoleonischen Restauration.

Canstatt, Karl Friedrich, deutscher Mediciner, geb. 11. Juli 1807 in Regensburg, studirte zu Wien und Würzburg Medicin und ließ sich 1831 in Regensburg als praktischer Arzt nieder. Im Jahr 1832 ging er nach Paris, um dort die Cholera zu studiren, erwarb sich dann durch glückliche Behandlung derselben in Brüssel großen Ruf und errichtete auf Antrag der Regierung ein selbständiges Choleraspital in Houlay. Er kehrte 1837 nach Regensburg zurück, ward aber schon im nächsten Jahr als Gerichtsarzt und Mitglied des Medicinalausschusses nach Ansbach versetzt und 1843 als Professor der medicinischen Klinik und Direktor des Krankenhauses nach Erlangen berufen. Er starb 10. März 1850. Einer großen Anzahl praktischer Aerzte Deutschlands diente sein größeres Werk »Die specielle Pathologie und Therapie vom klinischen Standpunkt aus bearbeitet« (Erlang. 1841—1842, 4 Bde.; 2. Aufl. 1843—48) als erprobter Führer. Allen aber, die sich für Medicin interessiren, boten seine »Jahresberichte über die Fortschritte der gesammten Medicin« (Erlang. 1842 ff., Würzb. 1852 ff., jetzt in Berlin; seit 1853 von Eisenmann, Friedrich, Scherer, Virchow, Hirsch ꝛc. herausgegeben) die umfassendste Uebersicht über das ganze Gebiet dieser Wissenschaft.

Canstein, Karl Hildebrand, Freiherr von, der Stifter der nach ihm genannten Bibelanstalt zu Halle, geb. 4. Aug. 1667 zu Lindenberg unweit Storkow, studirte zu Frankfurt a. O. die Rechte, ward 1689 Kammerjunker des Kurfürsten von Brandenburg und that Kriegsdienste in den Niederlanden. Infolge schwerer Erkrankung trat er in den Privatstand und widmete in Verbindung mit Spener und Francke in geräuschlosem Wirken sein Leben und Vermögen dem Wohl seiner Nebenmenschen. Sein Name lebt fort in der von ihm 1710 durch Beiträge begründeten, bei seinem Tod (19. Aug. 1719) testamentarisch dotirten und mit den Francke'schen Stiftungen verbundenen Bibelanstalt, welche die Aufgabe hat, die Bibel für den möglichst geringen Preis herzustellen und zu verbreiten. Die Anstalt, seitdem mit manchen Privilegien ausgestattet und erweitert, besitzt jetzt ihre eigene Druckerei mit Stereotypie und verbreitet die Bibel jährlich in ca. 55,000 Exemplaren. Die erste Ausgabe des Neuen Testaments erschien 1712 zum Preis von 2 Groschen, die ganze Bibel 1713. C. hinterließ auch eine »Harmonie der vier Evangelisten« (Halle 1718) und »Leben Spenerś« (das. 1729). Vgl. Bertram, Geschichte der Canstein'schen Bibelanstalt (Halle 1863).

Cantabile (ital., »sangbar, gesangreich«), bezeichnet im allgemeinen sowohl in der Instrumental-, als Vokalmusik diejenigen Stellen, welche sich vor anderen figurirten Sätzen durch eine leicht faßliche und fließende Melodie auszeichnen. Im Gesang werden vorzugsweise solche Melodien mit C. bezeichnet, welche der ausgebildeten menschlichen Stimme vollkommen angemessen sind, sich fast ausschließlich in der mittlern Lage der Töne bewegen

und sich von leidenschaftlichem Ausdruck und größerer Kraftanstrengung fern halten. Das C. als Ueberschrift von Gesangstücken deutet auf einen mehr langsamen als schnellen Vortrag hin.

Cantadours (provençalisch, spr. tangtaduhr), Straßen- und Bänkelsänger.

Cantal (spr. tangtal), Departement im Innern des südlichen Frankreichs, grenzt nördlich an das Departement Puy de Dôme, östlich an Oberloire, südöstlich an Lozère, südlich an Aveyron, westlich an Lot und Corrèze und umfaßt in 4 Arrondissements (Aurillac, Mauriat, Murat und St. Flour), 23 Kantonen und 264 Gemeinden 5742 QKilom. (104,27 QMeilen) mit (1872) 231,867 Einw. Seinen Namen hat es von dem Cantalgebirge, einer zu den Bergen der Auvergne gehörigen vulkanischen Berggruppe, die mit ihren sternförmigen Verzweigungen fast das ganze Departement bedeckt und im kegelförmigen Plomb du Cantal 1858 Meter Höhe erreicht. Der bedeutendste Ausläufer des Gebirges geht zwischen Lot und Dordogne nach SW., anfangs eine sehr steile Kette von 1699 Meter Höhe, von tiefen Schluchten durchfurcht, dann breiter und flacher werdend, bis er ein bergiges Plateau mit fruchtbaren Thälern darstellt. Die Basis der Kernmasse des Cantalgebirges hat über 52 Kilom. Umfang. Die Mitte bilden Trachyte, die Abhänge Basalte, Schlacken, Bimssteine und Lava, welche in solcher Masse ausgeflossen sind, daß sie bis fernhin die Thäler ausgefüllt haben; sie bilden so Plateau's, die etagenweise nach dem Centrum hinter einander aufsteigen und tiefe und breite Schluchten zwischen sich lassen. Alle Berge sind den heftigsten Stürmen ausgesetzt und ihre Spitzen 8 Monate des Jahrs mit Schnee bedeckt. Zahlreiche Gießbäche stürzen in schönen Kaskaden herunter, beleben mit dem saftigsten Grün die Weiden und bilden viele Flüsse und Teiche. So entstehen die am Nordabhang zur Dordogne gehende Rue, die vom Westabhang kommende Maronne und Cère, am Ostabhang die Truyère, die zum Lot fließt, und der Alagnon, der dem Allier zuströmt; nach S. gehen nur kleine Flüsse zur Truyère. Auch verschiedene Heilquellen, wie die von Chaudes-Aigues, Vic, Teissières, Canines, St. Martin Valmerour, la Bastide, la Baraquette ꝛc., entspringen dem Gebirge. Von den mineralischen Produkten sind silberhaltiges Blei, Antimon, Graphit, Marmor und Steinkohlen (bei Champagnac, Brassac, Aubin, Langeac) nennenswerth. Die Ausbeute an letzteren beträgt jährlich über 100,000 metr. Ctr. im Werth von ca. 300,000 Franken. Der Landbau ist nur in den fruchtbaren Thälern der genannten Flüsse einigermaßen lohnend, am ergiebigsten in der vom Alagnon und der Arcueille bewässerten Ebene Planèze. Im ganzen sind vom Gesammtareal (574,147 Hektar) 171,540 Hektar Ackerland, 226,657 Hektar Wiesen, 353 Hektar Weinland, 67,607 Hektar Wald, 76,339 Hektar Heide (Landes). Man baut Hafer und Buchweizen, welche die Hauptnahrung abgeben, Lein, der an Feinheit dem flandrischen gleichkommt, Hanf, dessen Gewebe meist in der Marine verwendet wird, Kartoffeln und verschiedene Obstsorten, besonders Kastanien, die ein wichtiges Nahrungsmittel des Landes sind. Der Wein ist mittelmäßig. Beträchtlich ist die Viehzucht. In den hohen Thälern und bis auf den Gipfel des Plomb sind die herrlichen Weiden und Wiesen mit zahlreichen Viehherden bedeckt, die theilweise auch den benachbarten Departements angehören. Fette Ochsen gehen von hier nach allen Landestheilen, Hammel nach dem Süden, Ziegenhäute nach Mithau, wo man Pergament daraus bereitet; die Pferde, klein, aber kräftig, werden für die Kavallerie verwendet. In den auf der Weide zerstreuten Hütten (burons) macht man Butter und ausgezeichneten Käse. Die sonstige Industrie ist unbedeutend. Man fabricirt Kessel, Kupfergeräthe und andere Metallgegenstände, Papier, Spitzen, Chemikalien; ein großer Theil der Bewohner wandert als Kesselflicker in Frankreich, Spanien, selbst in Holland umher, um früher oder später mit den gemachten Ersparnissen in die Heimat zurückzukehren. Man berechnet das jährlich auf diese Weise dem Lande zufließende Kapital auf 1½ Mill. Franken. Das Departement hat 3 Collèges, ein sogen. freies Sekundärinstitut und 650 Elementarschulen. Hauptstadt ist Aurillac.

Cántara (span., m., »Krug, Kanne«), s. Cantaro.

Cantarini, Simone, berühmter ital. Maler, geb. 1612 zu Pesaro, daher »il Pesarese« genannt, machte die ersten Studien bei Pandolfi und Cl. Ridolfi und wurde später in Bologna Guido Reni's eifrigster Schüler. Seine Selbstüberschätzung führte aber zum Bruch mit dem Meister. C. ging darauf nach Rom und studirte hier Raffael und die Antike. Nach Bologna zurückgekehrt, schuf er eine große Anzahl von Gemälden, die sehr an Guido Reni's Weise erinnern, aber dessen Zartheit und Grazie vermissen lassen. Der Ruf seiner Geschicklichkeit bewog den Herzog von Mantua, ihn in seine Dienste zu nehmen. Auch hier aber brachte ihn seine grenzenlose Eitelkeit in mancherlei Mißverhältnisse mit dem Herzog, und als er einst ein Porträt desselben nicht bis zur Aehnlichkeit bringen konnte, beleidigte dies seinen Ehrgeiz so, daß er in eine Krankheit verfiel, sich nach Verona begab und 1648 starb, nicht ohne den Verdacht der Selbstvergiftung. Zu seinen berühmtesten Gemälden gehören: die heilige Familie in der Kirche zu Barbaziano, Lot mit seinen Töchtern daselbst, außerdem viele Altarblätter in Pesaro, Bologna, Rom, ein heiliger Anton zu Cagli, der heilige Jakob zu Rimini, die Transfiguration in der Pinakothek zu Mailand ꝛc. C. hat auch 37 Blätter geätzt, die von denen G. Reni's schwer zu unterscheiden sind.

Cántaro (span., ital. ꝛc., m., Kantar), in Nordafrika, der Türkei und Italien Name eines Handelsgewichts, in Spanien der eines Weinmaßes. Als Handelsgewicht, und als solches gewöhnlich durch Centner übersetzt, hat es verschiedene Schwere in Aleppo, Tripolis, Alexandria, Algier, Kandia, Smyrna. In Konstantinopel, entweder zu 44 oder zu 45 Oka's gerechnet, ist es im ersten Fall = 56,565 Kilogr., im letztern Fall hat man bloß noch das Gewicht von 1 Oka (= 1,286 Kilogr.) hinzuzurechnen. In Rom hat man mehrere Arten C., wovon am gebräuchlichsten der C. von 100 Lire ist, = 33,907 Kilogr. Dieser C. wird Cantaro sottile genannt, und 10 solche Cantari geben einen Cantaro grosso. In Sicilien sind zwei Cantari in Gebrauch, der Cantaro grosso (zu 100 Rotoli grossi) = 87,851 Kilogr., und der Cantaro soltile (zu 100 Rotoli sottili) = 79,343 Kilogr. Als Flüssigkeitsmaß (Cantara) in Spanien und dem spanischen Amerika war der C. (Arroba mayor) = 4 Cuartilla, à 2 Azumbre, à 4 Cuartillo, à 4 Copa, = 16,133 Liter. Im span. Westindien war in der Praxis der

C. = ca. 4,1 alte engl. Gallons = 15,44 Liter; in Peru = 16,17 Liter. In Chile s. v. w. Arroba (s. d.).

Cantāte (Cantate Domino, lat., »singet dem Herrn«), der vierte Sonntag nach Ostern, so genannt nach dem Introitus der Messe (98. Psalm).

Cantāte, s. Kantate.

Cantatōre (ital.), Sänger; Cantatrice (spr. -tritschē, oder wie franz.: kangtatrihs), Sängerin.

Cantatorium (lat.), Buch, woraus beim kathol. Gottesdienst der Kantor die Responsorien absingt.

Canterbury (spr. kännt'rböri, Cantelberg, lat. Cantuaria), Stadt und Parlamentsflecken in der engl. Grafschaft Kent, liegt höchst malerisch am Stour, der 2,5 Kilom. unterhalb der Stadt schiffbar wird, und gewährt mit ihren meist engen Straßen, Spitzdächern, Giebelfenstern und hölzernen Balkonen ein alterthümlich-interessantes Ansehen. C. ist Sitz eines Erzbischofs, hat 4 Vorstädte, 11 Kirchen, ein schönes neues Rathhaus (Guildhall), ein Museum, eine Missionsanstalt (St. Augustin's College, ursprünglich ein vom heil. Augustin gegründetes Kloster, 1848 umgebaut), eine Korn- und Hopfenbörse und verschiedene freie Schulen. Von den sechs alten Thoren der Stadt ist nur noch eins, das Westgate, aus der Zeit Richards II., erhalten. Unter den Kirchen sind die St. Martinskirche als die älteste (mit dem angeblichen Taufstein König Ethelberts), die St. Dunstanskirche (aus dem 14. Jahrh.) mit einem runden, an einen der viereckigen Thürme angebauten Halbthurm, die Kirchen St. Croß und St. George und besonders die berühmte Kathedrale hervorzuheben. Letztere ist in Form eines erzbischöflichen Doppelkreuzes erbaut und hat von O. nach W. eine Länge von 160 Meter, in ihren zwei Querschiffen eine Breite von 48 und 40 Meter. Der älteste Theil ist die um 1070 erbaute Krypte. 1174 wurde fast die ganze Oberkirche durch einen Brand zerstört, und der Neubau dann bis 1182 unter Leitung Wilh. von Sens' ausgeführt. Der von ihm erbaute Chor zeigt die erste Anwendung des Spitzbogenstils in England. Die östlich daranstoßende Kapelle wurde 1220, Langschiff und westliches Querschiff 1420 und der 74 Meter hohe mittlere Thurm im edelsten Stil erst 1495 vollendet; die an einem der westlichen Thürme angebaute Vorhalle im dekorirten Stil ist von 1517. An einem Altar dieser Kirche wurde 1171 Thomas Becket ermordet, dessen kostbarer, längst verschwundener Schrein bis zur Reformation das Ziel Tausender von Wallfahrern war. Das Innere enthält werthvolle alte Glasmalereien und verschiedene bemerkenswerthe Denkmale. Der Erzbischof von C., der den König krönt und der erste Peer des Reichs ist, residirt zu London im Lambethpalast; sein jährliches Einkommen beträgt gegen 20,000 Pfd. Sterl. An der Ecke von Mercery-Street und High-Street steht noch jetzt die alte, durch Chaucers »Canterburyerzählungen« berühmt gewordene Chequer's Inn. C. hat auch schwefelige und eisenhaltige Mineralquellen, die ehedem sehr besucht waren, und unterhält starken Handel in Getreide, Wolle und Hopfen. Die Zahl der Einwohner beträgt (1871) 20,962. Außerhalb der Stadt liegt ein künstlicher Hügel mit einem Obelisk, der »Dane John« heißt (ein Name, über dessen Ableitung die Gelehrten nicht einig sind) und eine herrliche Aussicht gewährt. Die 520 Meter lange Terrasse auf der alten Stadtmauer dient als Promenade. C. soll der Sage nach 900 v. Chr. von Rudilibas angelegt und von den alten Briten Caerther oder Caerkent (Stadt von Kent) genannt worden sein; bei den Römern hieß sie Durovernum. Ethelbert, der fünfte König von Kent, welcher 568 die Regierung antrat, machte C. zu seiner Residenz, und nach der normannischen Eroberung wurde es durch Wilhelm Rufus zum ersten Bischofssitz von England erhoben. Vgl. Stanley, Historical memoirs of C. (6. Aufl., Lond. 1872).

Canterbury (spr. kännt'rböri), Name einer der Provinzen Neuseelands, auf der südlichen Insel zwischen Marlborough und Otago im N. und S. und Westland und dem Ocean im W. und O. Sie umschließt die östlichen Abhänge der neuseeländischen Alpen mit den Thälern der größeren Flüsse Makariri, Rakaia und Rangitata; die nördliche Grenze bildet das Thal des Hurunui, die südliche das des Waitangi. Die Küste ist nördlich vom Hafen Lyttelton hoch, doch hafenlos; desto reicher an schönen Häfen ist die gebirgige Bankshalbinsel, während südlich davon ein flacher Strand sich hinzieht. Der Boden ist im Küstenland fruchtbar und ergiebig, besonders in der großen Ebene südlich von Christchurch; die Berge im Westtheile liefern Kohlen, doch kein Gold. Die 1849 gegründete Kolonie, deren Gebiet vor der Trennung von Westland bis an die Westküste Neuseelands reichte und 12 Mill. Morgen umfaßte, gehört zu den blühendsten Theilen Neuseelands. Die Einwohner (1872: 49,513, darunter 607 Maori und 48,906 Weiße) leben vom Landbau und noch mehr von der Viehzucht. Die Hauptstadt ist Christchurch am kleinen Fluß Avon, der Sitz der Regierungsbehörden der Provinz, mit 7—8000 Einw. Lyttelton an dem schönen Hafen Cooper vermittelt den Verkehr mit dem Ausland.

Cantharellus *Adans.* (Kantharelle), Pilzgattung aus der Abtheilung der Hymenomyceten, mit fleischigen, hutförmigen Fruchtträgern, deren Sporenlager demjenigen der Gattung Agaricus am ähnlichsten ist, indem es ebenfalls aus Plättchen gebildet ist, welche vom Stiel gegen den Rand des Huts verlaufen. Diese sind aber viel niedriger, nur runzelartig und spalten sich gegen den Rand hin ein- oder mehrmals, während sie am Stiel ein Stück weit sich herabziehen. Unter den zumeist auf Waldboden wachsenden Arten sind die wichtigsten folgende: C. cibarius *Fr.* (eßbarer Faltenschwamm, Eierschwamm, Pfifferling, Röthling, Rehgeis) ist ganz dottergelb, fettig anzufühlen, hat einen 2,5—5 Centim. hohen Stiel, der sich nach oben allmählich in den meist 2,5—8 Centim. breiten, an den Rändern faltigen und niedergebogenen Hut fortsetzt. In der Jugend ist der Hut gewölbt, hebt sich aber im Alter trichterartig empor. Dieser Schwamm, welcher im Sommer und Herbst sehr häufig in Nadel- und auch Laubwäldern wächst, wird allgemein als eine gesunde und wohlschmeckende Nahrung geschätzt. Man verzehrt ihn sowohl frisch als getrocknet, im jungen Zustand ganz, im ältern nach Entfernung der Haut und der Plättchen. C. aurantiacus *Fr.* (orangenfarbener Faltenschwamm) ist dem vorigen ähnlich, aber nicht fettig anzufühlen, der Stiel bis 5 Centim. hoch, 4—9 Millim. dick, rothbraungelb, der Hut 2,5—5 Centim. breit, hell rothbraungelb, mit ebenso gefärbten dichten Plättchen. Er wächst im Sommer und Herbst in Nadelwäldern und ist giftig.

Cantharidae, Blasenkäfer.

Canticum, auf dem röm. Theater eine Art

von Monolog, ward gesangartig unter Begleitung der Flöte vorgetragen. Der Schauspieler agirte bloß das C., überließ aber die Recitation und den Gesang einem andern, welchen der Tibicen mit der Flöte begleitete. Nach Wolf waltete in dem C. besonders Leidenschaft und starker Affekt mit einer großen Lebendigkeit der Rhythmen und einem häufigen Wechsel der Metren vor. In den Tragödien und Atellanen gab es auch Cantica, welche in späterer Zeit allein, ohne Drama, gesungen wurden. C. canticorum, »das Lied der Lieder«, das Hohelied Salomo's.

Cantilēna (ital.), s. v. w. Kantilene (s. d.).

Cantilena Rolandi (lat., Rolandslied), zur Zeit Karls d. Gr. ein weit verbreiteter Gesang, der bei allen kriegerischen Nationen sehr beliebt war, gewöhnlich von dem Kriegsheer vor der Schlacht angestimmt wurde und auf den Muth der Soldaten einen mächtigen Einfluß gehabt haben soll. Der in der franz. Revolution von 1792 so vielfach gesungene Chant de Roland, unstreitig eine der kräftigsten Kriegshymnen, die jene Zeit hervorgebracht hat, dürfte Aehnlichkeit mit der C. R. haben.

Cantire (spr. täntehr), eine zur schott. Grafschaft Argyle gehörige Halbinsel, 89 Kilom. lang, hängt mit dem Festland durch den schmalen Isthmus von Tarbart zusammen und endet unter 55° 19′ nördl. Br. mit dem Mule of C., 22 Kilom. von der irischen Küste. Westlich neben ihr liegen die Gestadeinseln Jura und Isla, östlich Arran, das durch den Kilbrananfund von C. getrennt ist.

Canto (ital.), Gesang, besonders der Diskant als einzelne Stimme, weil derselbe in mehrstimmigen Tonstücken den Hauptgesang führt. C. fermo (cantus firmus, plain chant), »fester Gesang«, heißt der von Gregor d. Gr. eingeführte unisone Kirchen- oder Choralgesang von gleichen Tonlängen, wie er nach seiner Bestimmung für alle Zeiten fest und unabänderlich sein sollte. In der Folge benutzten die Kontrapunktisten solche Melodien des Gregorianischen C. fermo, um dagegen zu kontrapunktiren, und so wurde der Ausdruck später auch auf jede andere, einem Kontrapunkt zu Grunde gelegte Melodie übertragen. C. figurato, ein mensurirter oder Figuralgesang (s. Mensuralmusik). C. ripieno, s. v. w. ausfallender Diskant, diejenige Sopranstimme, welche der Solostimme entgegengesetzt ist und nur bei Tuttistellen mitwirkt.

Canton (spr. kenat'n), Fabrikstadt im nordamerikan. Staat Ohio, Hauptort der Grafschaft Stark, am Nimishillen Creek und der Ohio-Pennsylvaniabahn in einer fruchtbaren und bevölkerten Landschaft, nordöstlich von Columbus, hat 9 Kirchen, eine höhere Lehranstalt (St. Vincents-College), Wollwebereien, Eisengießereien, Ackerbaumaschinenfabriken und (1870) 8660 Einw., darunter über 2000 Deutsche. In der Nähe reiche Steinkohlenlager.

Canton, Stadt in China, s. Kanton.

Canton, 1) (spr. kenat'n) John, namhafter engl. Naturforscher, geb. 31. Juli 1718 zu Stroud in Gloucestershire als Sohn eines Tuchwebers, ward 1738 Lehrer und 1742 Direktor an einer Privatanstalt in Spital-Square in London; er starb daselbst 22. März 1772. C. erfand einen Elektrometer und eine Methode, künstliche Magnete ohne Beihülfe natürlicher darzustellen, bestimmte die Menge der in Leidener Flaschen gesammelten Elektricität und stellte Untersuchungen an, bis zu welcher Höhe Raketen steigen, bezüglich sichtbar bleiben. Bei Einführung des neuen Gregorianischen Kalenders in England verfertigte C. eine Sammlung leicht zu behaltender Regeln zur Berechnung des Schaltjahrs, der Sonntagsbuchstaben, der Epakten ꝛc., welche von Dr. Jennings in seine »Introduction to the use of the globes« aufgenommen wurden. Durch seine 1753 erschienene Abhandlung »Electrical experiments, with an attempt to account for their several phenomena« that er gleichzeitig mit Franklin dar, daß sich einige Wolken positiv-, andere negativ-elektrisch verhalten, und in einer 1754 der Societät vorgelegten Schrift bewies er, daß manche Körper sich ebenfalls zugleich positiv- oder negativelektrisch verhalten, je nachdem sie mit dem einen oder dem andern Körper gerieben werden. Die Lösung einer Preisfrage über die Natur und Entstehung der Sternschnuppen legte er 1756 in dem »Ladies' Diary« nieder. 1759 reichte er der Societät seine wichtige Abhandlung »An attempt to account for the regular diurnal variation of the horizontal magnetic needle etc.« und 1761 eine andere über seine Beobachtung des Venusdurchgangs 6. Juni ein. In den beiden folgenden Jahren erschienen seine »Experiments to prove, that water is not incompressible«, worin er zuerst die Elasticität des Wassers darthat. Außerdem lieferte C. Abhandlungen über Mondfinsternis, Thermometer und Elektricität.

2) Gustav, Landschaftsmaler, 1813 zu Mainz geboren, erhielt seine künstlerische Bildung zu München und Düsseldorf und siedelte später nach München über. Er sucht die Stoffe zu seinen Gemälden meist in der Schweiz, überhaupt in den Alpen, und pflegt arkadische Situationen und gefällige Staffirungen einzuflechten. Landschaft, Thiere und Figuren sind darin mit gleicher Geschicklichkeit und fleißiger Ausführung behandelt. Er lieferte auch mehrere gelungene Radirungen aus dem Alpenleben.

Cantons Phosphor, s. Calciumsulfurete.

Cantù, Cesare, gefeierter ital. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 5. Sept. 1805 zu Brivio im Mailändischen als der Sohn armer Eltern, erhielt, durch ein Familienstipendium unterstützt, seine Bildung auf den Schulen zu Mailand, wo er bereits in seinem 18. Jahr eine Professur der schönen Wissenschaften übernahm. Von hier wandte er sich nach Como, kehrte aber später nach Mailand zurück. Bereits im Alter von 20 Jahren machte er sich als Dichter durch die versificirte Novelle »Algiso o la lega lombarda« (neue Aufl., Mail. 1870) und bald darauf als Historiker durch seine »Storia della città di Como« bekannt, welcher die »Ragionamenti sulla storia Lombarda nel secolo XVII« (das. 1832—33) folgten. Letzteres Werk zog ihm wegen der freisinnigen Auffassung einen Tendenzproceß und eine einjährige Haft zu, deren Leiden er in der Form eines historisch-politischen Romans unter dem Titel »Margherita Pusterla« (Mail. 1838, neueste Aufl. 1874; deutsch von Fink, Stuttg. 1842) beschrieb, in welchem besonders ein Kindergebet seinem Namen große Popularität verschaffte. Um dieselbe Zeit veröffentlichte er die »Letture giovanili« (4 Bde.), die ihn als einen der besten ital. Schriftsteller über Erziehung erkennen lassen und in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurden. Als Volksschriftsteller, Dichter und Historiker huldigte C. jener romantischen Schule, die in Manzoni ihren Hauptvertreter fand und den Staat mit der Kirche,

die Politik mit der Religion zu verschmelzen suchte. Sein historisches Hauptwerk, die »Storia universale« (Turin 1837 ff., 35 Bde.), das umfangreichste ital. Geschichtswerk des gegenwärtigen Jahrhunderts, erschien Ende 1864 bereits in 9. Aufl. und außerdem in französischer (von Arour und Leopardi, 4. Aufl. 1867—68, 19 Bde.), deutscher (von Brühl, Schaffh. 1858—69, 13 Bde.), spanischer und englischer Uebersetzung. Klarheit und Gründlichkeit, scharfsinniges Urtheil, frische Schilderung und eine seltene Vollendung in Form und Sprache sind die unbestrittenen Verdienste dieses Werks, das in seinen neuesten Auflagen von den ältesten Zeiten bis zur Thronbesteigung Pius' IX. herabreicht und von den Italienern mit Recht viel zu Rath gezogen wird, trotz der mitunter allzu klerikalen Ansichten des Verfassers, der, obschon durchaus Patriot, doch oft den Vorwurf hat erfahren müssen, daß er einer ultrakatholischen Partei zu nahe steht, deren geheime Wünsche die Zerstörung des Königreichs Italien sind. Wegen seiner politischen Gesinnung wurde C. von Seiten der österreich. Regierung mannigfach angefeindet, und beim Beginn des Aufstandes zu Mailand (1848) entging er der Verhaftung nur durch eilige Flucht nach Piemont. Nach der Revolution, die ihn nicht theilnahmlos ließ, kehrte er nach Mailand zurück, wo er noch gegenwärtig in Zurückgezogenheit seinen Studien lebt und vor kurzem zum Direktor der dortigen Archive ernannt wurde. Die späteren Früchte seiner Muße sind: »La letteratura italiana per via d'esempii« (Flor. 1850), »Storia dei cent' anni« (das. 1851), welches letztere Werk mit einer kurzen Darlegung der Revolution und der Restauration in Italien schließt, und »Storia degli Italiani« (Turin 1854, 8 Bde.), worin er sich zu Gunsten eines ital. Staatenbundes aussprach, in welchen sowohl der Papst als auch Oesterreich eintreten sollte. Schon vorher hatte er in »L'abate Parini e la Lombardia nel secolo passato« (Mail. 1853) die österreich. Verwaltung im lombardisch-venetianischen Königreich in ein günstiges Licht zu stellen gesucht. Außerdem verdienen Hervorhebung: »Beccaria e il diritto penale« (Flor. 1860), »Del diritto nella storia« (Turin 1861) und »Storie minori« (das. 1864 ff.), eine Sammlung kleinerer historischer Arbeiten. Aus Cantù's Werken zusammengestellt sind die »Storia della letteratura greca« (Flor. 1863), »Storia della letteratura latina« (das. 1863), »Storia della letteratura italiana« (das. 1864) und »Il tempo de' Francesi« (Neap. 1864). Neuerdings veröffentlichte er »Vita parallela di Mirabeau e Washington« (Mail. 1868), »Gli eretici d'Italia« (Turin 1866—68, 3 Bde.), »Buon senso e buon cuore« (1.—10. Aufl., Mail. 1870), »Il portafoglio di un' operajo« (das. 1867, neue Ausg. 1872), »La cronistoria dell' indipendenza italiana« (das. 1871 ff.), »Italiani illustri ritratti« (1872—74, 3 Bde.), sowie eine neue Ausgabe des »Commento storico ai Promessi sposi, o la Lombardia nel secolo XVII« (das. 1874). Ein Bruder, Ignazio C., geb. 5. Dec. 1810, lange Zeit Erzieher der Kinder des Erzherzogs Rainer von Oesterreich, hat sich ebenfalls als Geschichtschreiber einen geachteten Namen erworben.

Canule (franz., f., spr. -üle), Röhrchen, insbesondere die Hülse des Troikarts.

Canulējus (Gajus), röm. Volkstribun, stellte 445 v. Chr. zwei Anträge, wonach Ehen zwischen Patriciern und Plebejern gestattet sein sollten, und es dem Volk freistehen sollte, die Konsuln nach Gefallen aus den Patriciern oder aus den Plebejern zu wählen. In den ersten Antrag willigten die Patricier nach heftigem Kampf, dem zweiten widerstanden sie um so hartnäckiger. Dennoch mußten sie in der Hauptsache nachgeben, und der Senat beschloß, an Stelle der Konsuln Kriegstribunen mit allen Rechten der Konsuln wählen zu lassen und zu gestatten, daß auch Plebejer zu diesem Amt gewählt würden. Auf diese Weise blieben wenigstens der Name und die Ehrenzeichen des konsularischen Amts noch 80 Jahre lang den Patriciern allein, welche übrigens durch Wahlbeherrschung es leicht dahin brachten, daß meistens patricische Militärtribunen gewählt und zuweilen auch wieder Konsuln ernannt wurden. Dem ward nach langen und erbitterten Kämpfen erst durch Annahme der Licinischen Gesetze (s. d.) ein Ende gemacht.

Canusium, Stadt, s. Canosa.

Canūti, Domenico Maria, ital. Historienmaler, geb. 1620 zu Bologna, lernte unter Guido Reni und bildete dann selbst eine besuchte Schule in seiner Vaterstadt, die sich meist an Pasinelli hielt, nachdem C. nach Rom übergesiedelt war. Nach langer Abwesenheit kam er wieder nach Bologna zurück und malte hier noch die großen Fresken in der Bibliothek von San Michele in Bosco. Er starb 6. April 1684 daselbst. Canuti's Stärke liegt im Fresko, wo seine Virtuosität in der Erfindung und der Ueberwindung schwieriger Verkürzungen am meisten glänzen konnte. Werke dieser Art finden sich außer den angeführten unter anderem im Palazzo Pepoli zu Bologna, im herzogl. Palast zu Mantua, im Palazzo Colonna zu Rom und den Klöstern der Olivetaner in Bologna, Padua und Rom. Doch verstand er sich auch vortrefflich auf die Oelmalerei und kopirte aufs täuschendste Werke Guido's. Auch ein paar Radirungen sind von ihm vorhanden.

Canzone (ital.), s. Kanzone.

Caorle, Hafenort in der ital. Provinz Venedig, am Adriatischen Meer, südöstl. von San Stino, mit einem kleinen Fort, ergiebiger Fischerei und (1871) 2719 Einw.; war einst eine der Hauptstädte der Republik Venedig und Sitz des Patriarchen.

Capaccio (spr. -patscho), Stadt in der ital. Provinz Principato citeriore, südwestlich von Campagna, unfern dem Mittelländischen Meer, Bischofssitz mit Kathedrale und (1871) 3549 Einw. Westlich davon in der Nähe des Meers liegen die Ruinen der alten See- und Handelsstadt Pästum.

Capax (lat., »fähig«, »umfassend«), Beiname desjenigen Malteserritters, welcher durch Theilnahme an 4 Feldzügen gegen die Türken und fünfjährigen Aufenthalt zu Malta die Fähigkeit zur Uebernahme einer Komturei des Ordens erlangt hatte.

Capdueil (spr. kapdöj), Pons de, Baron von Puy-Sainte-Marie, einer der ausgezeichnetsten Troubadours des 12. Jahrh. Nach dem Tod seiner Geliebten, der schönen Azalais von Mercoeur, Gemahlin eines mächtigen Grafen von Auvergne, forderte er durch Reden und Lieder zu einem neuen Kreuzzug auf, trat dann 1190 in die Reihen des Kreuzheers und starb den Heldentod im heiligen Lande. Außer seinen Liebesliedern (gegen 20) haben wir von ihm drei Kreuzlieder voll religiöser Begeisterung und all der gläubigen Einfalt seiner Zeit. Seine Poesien finden sich in den verschiedenen handschriftlichen Sammlungen der Troubadours. Proben daraus sind gedruckt in den Sammlungen von Raynouard und Mahn.

Capeadōres (span.), diejenigen Stierkämpfer, die sich mit Mantel oder Precho dem Stier gegenüber stellen, ihn reizen, dann durch geschickte Wendungen ihm ausweichen ꝛc.; s. Stiergefechte.

Cape Breton (spr. kehp brett'n), eine zum brit. Nordamerika gehörige Insel, am Eingang des St. Lorenzgolfs, zwischen Neufundland und Neuschottland, von letzterem durch die schmale Canostraße (Gut of Canso) geschieden, hat 8094 QKilom. (147 QM.) Flächengehalt und über 50,000 Einw., die vornehmlich aus Akadiern und schottischen Einwanderern oder deren Nachkommen bestehen. Sie hat mit der Halbinsel Neuschottland, zu der sie politisch gehört, in der geognostischen Konstitution wie in der Terraingestaltung die größte Uebereinstimmung. Die Küsten, größtentheils ausgezeichnete Steilküsten, sind überall durch tiefe Baien gespalten, und von einer derselben, die von NO. gegen SW. tief in die Insel einschneidet und sich im Innern zu einem großen Becken (Grand Bras d'Or) ausbreitet, wird sie in zwei große, fast ganz getrennte Abtheilungen geschieden. Dieser Binnensee hat überall tiefes Wasser und macht die ohnehin an schönen Häfen reiche Insel für die Schiffahrt sehr zugänglich. Klimatisch ist C. ungünstiger gestellt als Neuschottland, da es mehr dem Einfluß der Eismassen ausgesetzt ist, welche im Frühjahr aus dem nördlichen Theil des St. Lorenzgolfs in das Atlantische Meer getrieben werden. An der West- und Ostküste finden sich viel Steinkohlen, und der Gewinn derselben, sowie die lebhaft betriebene Fischerei bilden die Hauptzweige der Thätigkeit der Einwohner. Auf der Ostküste, unweit der Einfahrt zum Bras d'Or, liegt die Hauptstadt Sidney, mit sicherem Hafen; auf der Westküste Port Hood, mit bedeutender Viehausfuhr nach Neufundland. Der frühere Hauptort Louisbourg, das Hauptbollwerk des ehemaligen franz. Nordamerika, wurde durch die Engländer 1756 zerstört. Im S. der Insel liegt die kleine Isle Madame mit der Hafen- und Handelsstadt Arichat (2000 Einw.) und der hohen, felsigen Nordspitze (Cape North), gegenüber die steile, nackte Felseninsel St. Paul, an der zahlreiche Schiffbrüche stattfinden. C., seit 1712 eine Besitzung der Franzosen, die sie Isle Royale nannten, kam 1763 an England und bildete anfangs ein eigenes Gouvernement, bis sie 1820 mit Neuschottland vereinigt wurde. Vgl. Brown, History of the island of C. (Lond. 1869); Derselbe, Coal fields of C. (das. 1871).

Capecellatro (spr. -petsche-), Giuseppe, neapolitan. Staatsmann, geb. 23. Sept. 1745 in Neapel als Sprößling eines alten Adelsgeschlechts, erhielt noch sehr jung das Erzbisthum Tarent mit Titel und Würden eines Primas des Königreichs. Er bekämpfte die Anmaßungen des Papstes, sowie den Cölibat, machte 1797 auf die Gebrechen der Staatsverwaltung aufmerksam und trat, dem Drängen des Volks nachgebend, an die Spitze des Staats, mußte aber hierfür nach der Restauration im Kerker büßen; vor dem Schafott rettete ihn nur die Theilnahme des Volks. Unter Joseph und Murat war er Minister des Innern und machte sich um das Land sehr verdient. Nach Murats Fall nahm man ihm sein Erzbisthum; er zog sich ins Privatleben zurück und machte sein Haus zum Sammelpunkt vieler durch Rang und Gelehrsamkeit angesehenen Männer und Frauen. Er starb 2. Dec. 1836.

Cape Coast Castle (spr. kehp kohst kässl), Hauptniederlassung der Engländer an der Goldküste in Oberguinea, mit drei Forts (Macarthy, William mit Leuchtthurm und Victoria), Sitz des Gouverneurs, unter welchem alle anderen Besitzungen an der Küste hin stehen. Daneben die gleichnamige Stadt mit 10,000 Einw. (größtentheils Negern), welche beträchtlichen Handel seewärts mit Gold, Elfenbein und Palmöl, landeinwärts mit europäischen Waaren bis zum Niger treiben. Seit 1672 war C. im Besitz mehrerer britisch-afrikan. Kompagnien, bis es 1844 ganz von der britischen Regierung übernommen ward.

Cape Cod (spr. kehp-), eine sandige Halbinsel im Südosttheil von Massachusetts in Nordamerika, die wie ein aufwärts gekrümmtes Horn 96 Kilom. weit und bis 30 Kilom. breit ins Atlantische Meer vorspringt und innerhalb der Krümmung die Cape Cod- oder Massachusetts-Bai bildet. Der nördlichste Punkt ist Race Point mit dem Leuchtthurm Cape Cod, 60 Meter über dem Hochwasser. An den zahlreichen Buchten liegen blühende Ortschaften, deren Bewohner vorzugsweise Fischfang und Küstenschiffahrt treiben; an der Südseite Barnstable.

Capefear (spr. kehpfihr), Fluß im nordamerikan. Staat Nordcarolina, der aus Vereinigung des Haw- und Deepriver entsteht und nach einem Lauf von 520 Kilom. unterhalb Wilmington bei Smithville in den Atlantischen Ocean mündet. Er ist für Dampfer bis Fayetteville, 260 Kilom. von seiner Mündung aufwärts, schiffbar. An seiner Mündung liegt die Insel Smiths Island, deren Südspitze das gleichnamige Vorgebirge bildet.

Capefigue (spr. kapfihg), Baptiste Honoré Raymond, franz. Schriftsteller, geb. 1802 zu Marseille, kam um 1820 nach Paris, wo er im Dienst der Royalisten die »Quotidienne« mitredigirte. Die Stelle eines Büreauchefs im auswärtigen Ministerium verlor er 1830 durch die Julirevolution und widmete sich nun ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit. Er starb Ende Dec. 1872. C. ist ein wenig Historiker, ein wenig Antiquar, ein wenig Politiker, aber mehr als dies alles romantischer Dichter. Seine äußerst zahlreichen Werke ermangeln der Gründlichkeit, der wahrhaft historischen Anschauung und einheitlichen Gesichtspunkte; sie sind schablonen- und fabrikmäßig gearbeitet und stehen unter der Herrschaft der politischen Tagesmeinung und des jeweilig geltenden Regime's. Dabei schimmert aber überall der Glaube an die absolute Machtfülle von Papst und Krone durch. Die bekanntesten seiner Werke sind: »Recueil des opérations de l'armée française en Espagne, sous les ordres du duc Angoulême« (Par. 1823—24); »Essai sur les invasions des Normands dans les Gaules« (1827); »Histoire de Philippe Auguste« (1829, 3. Aufl. 1842, 2 Bde., die relativ noch den meisten Werth hat); »Histoire constitutionnelle et administrative de la France depuis la mort de Philippe Auguste« (1831, 4 Bde.); »La Ligue« (3. Aufl. 1843); »Richelieu, Mazarin et la Fronde« (1835; 2. Aufl. 1844, 2 Bde.); »Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe« (1834—38, 6 Bde.; 2. Aufl. 1844, 2 Bde.); »Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chûte de la branche aînée des Bourbons« (1831, 3. Aufl. 1842, 4 Bde.); »Le gouvernement de juillet, les partis et les hommes politiques« (1836, 2 Bde.), ein Pasquill auf die Julirevolution; »Philippe d'Orléans régent de France« (1838, 2 Bde.); »L'Europe depuis

l'avénement de Louis Philippe« (2. Aufl. 1847, 10 Bde.); »La société et les gouvernements de l'Europe depuis la chûte de Louis Philippe jusqu'à la présidence de Louis Napoléon Bonaparte« (1849, 3 Bde.); »Les quatre premiers siècles de l'église chrétienne« (1850—51, 4 Bde.); »La diplomatie de la France et de l'Espagne depuis l'avénement de la maison de Bourbon« (Par. 1846); »Le congrès de Vienne dans ses rapports avec la circonstance actuelle« (daſ. 1847, deutſch, Grimma 1847); »Diplomates européens« (1843, 2. Aufl. 1845—47, 4 Bde.; deutſch, Leipz. 1844); »Histoire des grands opérations financières« (1855—58, 4 Bde.). Seine neueſten Arbeiten haben die Mätreſſen der franzöſiſchen Könige, ſowie die Kurtiſanen des Alterthums zum Gegenſtand in den Serien: »Les reines de la main gauche« (1858—64, 15 Bde.); ihnen gegenüber ſtehen die »Reines de la main droite« (1856—1864, 6 Bde.). Außerdem ſind zu erwähnen: »Les cardinaux-ministres« (Kardinal Dubois, 1851, und Richelieu, 1865), »Les cours d'amour, les comtesses et châtelaines de Provence« (Par. 1863) u. a.

Cape Island City (ſpr. kehp eiländ ſitti), einer der beſuchteſten Badeorte in Nordamerika, auf Cape Island im Staat New York, ſüdöſtlich von Philadelphia gelegen, mit 800 Einw. und großartigen Hotels.

Capella (lat., »Ziege«), Stern erſter Größe im Sternbild des Fuhrmann, deſſen Verſetzung an den Himmel Eratoſthenes alſo erzählt: Zeus wurde nach ſeiner Geburt von der Rhea der Themis und dann der Amalthea übergeben. Dieſe ließ das Kind von einer Ziege ſäugen, der Tochter der Sonne, von ſo grauenerregendem Anblick, daß die Titanen, Saturns Begleiter, die Erde erſuchten, ſie in einer Höhle in Kreta zu verbergen. Es geſchah. Als nun der von Amalthea aufgezogene Zeus keine Waffen zur Bekämpfung der Titanen hatte, nahm er das undurchdringliche und fürchterliche Fell der Ziege als Schild. Der Gott gab ihr hierauf ein anderes Fell und verſetzte ſie unter die Sterne.

Capella, 1) Martianus Minneus Felix, lateiniſcher Dichter und Gelehrter aus Karthago, lebte vor 429 n. Chr. als Sachwalter (auch Prokonſul) in ziemlich beſcheidenen Verhältniſſen; ſeine ſonſtigen Lebensverhältniſſe ſind unbekannt. Er trug eine Encyklopädie der ſieben freien Künſte (»Satirae«, 9 Bücher) zuſammen, in Proſa und Verſen abgefaßt, aber ohne Geſchmack, beſonders ſoweit ſie in Proſa geſchrieben iſt. Die erſten zwei Bücher enthalten eine Darſtellung der Vermählung Merkurs mit der Philologie. Ob Auguſtinus C. als Quelle diente oder aus ihm ſchöpfte, bleibt ungewiß. Die erſte Ausgabe des Werks erſchien zu Vicenza 1499; neuerlich ward es von Kopp (Frankf. 1836) und von Eyſſenhardt (Leipz. 1866) herausgegeben. Im Mittelalter ein beliebtes Schulbuch, ward es mehrfach erläutert.

2) Galeazzo Flavio Capra, auch nur Galeazzo genannt, ausgezeichneter Schriftſteller und Staatsmann, geb. 7. Mai 1487 zu Mailand, war Miniſter und diplomatiſcher Agent des Herzogs von Mailand, Franz Sforza. In den Kriegsunruhen verließ er ſein Vaterland auf einige Zeit und wurde, als 1536 Mailand an Karl V. kam, von dieſem in ſeinem alten Poſten beſtätigt. C. ſtarb 23. Febr. 1537. Er ſchrieb: »De rebus in Italia gestis et de bello Mediolanensi pro restitutione Francisci Sfortiae II ab anno 1521 usque ad annum 1530« (Bened. 1532 u. öfter, italieniſch von Fr. Philippopoli, daſ. 1539). Eine Fortſetzung davon iſt »Historia belli Mussiani«, zuerſt in Puteani's »Historia Cisalpina«, ferner »Viennae Austriae a Saltano Solimano obsessae historia« (Augsb. 1530).

Capellen, 1) Theodorus Frederik, Baron van, holländ. Seeofficier, geb. 6. Sept. 1762 zu Nimwegen, trat 1772 in den holländiſchen Seedienſt und wurde 1783 Kapitän. Als ſolcher befehligte er 1792 mehrere Kanonenboote gegen die Franzoſen. 1799 ging er mit einem Theil ſeiner Schiffe zu den Engländern über, wofür er in contumaciam zum Tode verurtheilt ward. Nach der Rückkehr des Prinzen von Oranien 1814 kehrte auch er nach Holland zurück, wurde Viceadmiral und erhielt den Auftrag, die holländ. Kolonien in Oſtindien von den Engländern zu übernehmen. Als von Seiten Algiers die niederländiſche Flagge beleidigt worden war, wurde C. zum Admiral der niederländiſchen Flotte im Mittelländiſchen Meer ernannt, übernahm im Juni 1816 eine Rekognoscirung des algieriſchen Hafens und vereinigte ſich im Auguſt mit der engliſchen Flotte unter Lord Exmouth. An dem Brand von Algier, der Verbrennung der algieriſchen Flotte und der Befreiung der chriſtlichen Gefangenen hatte C. vorzüglichen Antheil. Er ſtarb als Hofmarſchall des Prinzen und der Prinzeſſin von Oranien 15. April 1824 zu Brüſſel.

2) Godrad Alexander Gerard Philipp, Baron van C., holländ. Staatsmann, geb. 15. Dec. 1778, ward 1808 Präfekt in Oſtfriesland und bald darauf Miniſter des Innern und Staatsrath. Auf ſeinen Rath dankte König Ludwig Napoleon 1810 zu Gunſten ſeines älteſten Sohns ab. Unter Napoleon I. nahm C. keine Dienſte. Wilhelm, König der Niederlande, ernannte ihn zum Kolonialminiſter und ſandte ihn bei der Vereinigung Belgiens mit Holland als außerordentlichen Staatsſekretär nach Brüſſel, um die Gemüther der neuen Regierung geneigt zu machen. 1815 ward C. Generalgouverneur in Batavia, wo er aber mit Aufruhr der Eingebornen, Geldmangel und fehlgeſchlagenen Spekulationen zu kämpfen hatte. Deshalb 1825 zurückberufen, ward er 1828 zum Präſidenten des Kuratoriums der Univerſität Utrecht ernannt, ging 1838 als außerordentlicher Geſandter zur Krönung der Königin Victoria nach London und wurde dann Oberkammerherr des Königs Wilhelm II. Er ſtarb 10. April 1848.

Capello (Cappello), Bianca, Venetianerin aus angeſehener Familie, geb. um 1548, knüpfte mit einem Florentiner Pietro Buonaventuri ein Liebesverhältnis an und floh mit ihm nach Florenz. Buonaventuri begab ſich hier in den Schutz des Herzogs Francesco von Medicis und legte deſſen heftiger Liebe zu Bianca, die nun ſeine Gattin geworden, kein Hinderniß in den Weg. Francesco hielt, da eben ſeine Vermählung mit der Erzherzogin Johanna von Oeſterreich bevorſtand, ſein Einverſtändnis mit Bianca geheim, führte aber dieſelbe, nachdem ſeine Vermählung mit Johanna 1565 ſtattgefunden, in ſeinen Palaſt ein und machte ihren Gatten zum Intendanten desſelben. Letzterer wurde 1570 auf des Großherzogs Veranſtaltung ermordet. Die Buhlerin wußte den Herzog Francesco durch alle möglichen Künſte zu feſſeln, und ſein Entzücken ſtieg aufs höchſte, als ſie ihm, der mit der Erzherzogin nur Töchter hatte, ein untergeſchobenes Knäblein als

ihr Kind darbrachte. Fast alle Mitwisser dieses Betrugs ließ Bianca tödten. Aber im folgenden Jahr gebar auch die Herzogin ihrem Gemahl einen Sohn und 1578 noch ein Kind, wobei sie verschied. Dieser Verlust und das Zureden seiner Brüder bewogen Francesco, Florenz mit dem Entschluß zu verlassen, mit Bianca zu brechen. Sie aber wußte seinen Beichtvater zu gewinnen und brachte es dahin, daß sie nach zwei Monaten mit dem Großherzog heimlich getraut ward. Diese geheime Ehe befriedigte jedoch ebensowenig Bianca's Ehrgeiz als des Großherzogs Wünsche, welcher nach dem frühen Tod des Sohnes Johanna's von seiner jetzigen Gattin wieder einen Erben erwartete. Francesco benachrichtigte daher Philipp II. von Spanien von seiner Verbindung und kündigte, als derselbe sie billigte, zugleich der Republik Venedig seinen Wunsch an, sich mit einer Tochter des heiligen Markus zu vermählen. Infolge dieser Erklärung ernannten die Mitglieder des hohen Raths (Pregadi) Bianca zur Tochter der Republik und sandten zu dem Zweck zwei Gesandte in Begleitung von 90 Nobili nach Florenz, welche der im Oktober 1579 vollzogenen Vermählung beiwohnten. Da Bianca ihren untergeschobenen Sohn nicht zur Thronfolge bringen konnte und sich vom Volk gehaßt sah, so wünschte sie, zur Sicherung ihrer Zukunft, sich und ihren Gemahl mit dem Kardinal Ferdinand von Medicis, als dem nächsten Thronerben, auszusöhnen, und veranstaltete daher 1587 auf dem Lustschloß Poggio von Cajano eine Zusammenkunft. Nach wenigen Tagen erkrankten hier der Großherzog und seine Gemahlin plötzlich und starben 19. Okt. 1587. Ferdinand bemühte sich umsonst, sich vom Verdacht der Vergiftung zu reinigen. Die Geschichte Bianca's, wiederholt, auch in Deutschland, romantisch behandelt, ist in neuester Zeit urkundlich festgestellt worden.

Capern, Edward, engl. Volks- und Naturdichter, von seiner officiellen Beschäftigung als Landbriefträger zu Bideford in Devonshire gewöhnlich »The rural postman of Bideford« genannt, geb. 29. Jan. 1819 zu Tiverton (Devonshire), errang sich durch seine 1856 publicirten »Poems« (3. Aufl. 1873) nicht nur mit Einem Schlag einen bedeutenden Namen in der modernen schönen Literatur Englands, sondern auch eine jährliche Staatspension von 60 Pfd. Sterl. C. ist der echte Minstrel der Landstraßen und Dorfgassen, der wahre Volksliedersänger, und seine »Poems« sowohl wie die später erschienenen »Ballads and songs« (1858) zeichnen sich nicht nur durch einen ungemein frischen und warmen Ton des Gefühls, durch Tiefe und Herzlichkeit der Empfindung, sondern auch durch einen stets treffenden Ausdruck und musikalischen Wohlklang in Rhythmus und Reim aus. Noch glätter und gefeilter in der Form, aber nicht mehr so aus innerstem Herzensdrang geschaffen erscheinen seine »Wayside warbles« (1865; 2. Aufl. 1870). Eine Sammlung seiner Lieder, theilweise mit eigener Musik, enthält sein »Devonshire Melodist«.

Capet, Hugo, Stifter der fränkischen Dynastie der Capetinger; s. Hugo, vgl. Frankreich, Geschichte.

Capio (lat.), das Nehmen; C. longa possessione, das Nehmen durch langen Besitz, Ersitzung; s. Verjährung; C. mortis causa, jede vom Tod eines Dritten abhängig gemachte Erwerbung; C. pignoris, Pfändung.

Capistränus, Johannes, Franciskaner und Kreuzprediger gegen Ketzer und Türken, von flammender Beredsamkeit, aber blutiger That, geb. 24. Juni 1386 zu Capistrano im Neapolitanischen, war anfangs Jurist, gab aber in seinem 30. Jahr seine Stelle als Assessor des Kriminalhofs zu Neapel auf und trat in den Franciskanerorden. Sein glühender Eifer für die Kirche empfahl ihn den Päpsten Martin V., Eugen IV. und Felix V., in deren Auftrag er seit 1426 30 Jahre lang als Legat und Inquisitor gegen die häretische Richtung seines Ordens, die vornehmlich in Neapel und dem Kirchenstaat verbreiteten Fraticellen, thätig war; zugleich stiftete er mit Bernhardin von Siena den Nebenzweig des Franciskanerordens von der strengen Observanz. Auf dem Koncil zu Florenz wirkte er für die Vereinigung der griechischen Kirche mit der katholischen. Endlich schickte ihn Papst Nikolaus V. als seinen Legaten nach Deutschland, um zu einem Kreuzzug wider Hussiten und Türken aufzurufen; in der That gelang es dem gewaltigen Redner, wiewohl er sich nur durch Dolmetscher verständlich machen konnte, den alten Kreuzzugseifer zwar nicht bei den Fürsten, wohl aber bei dem Volk momentan wieder zu entflammen. In Mähren soll C. gegen 16,000 Hussiten bekehrt haben. In Breslau ließ er 40 der Entweihung einer Hostie angeklagte Juden foltern und verbrennen. Auch in Schweidnitz, Löwenberg und Liegnitz sättigte sich sein Fanatismus mit blutigen Opfern. Als Belgrad, die Schutzmauer von Ungarn, von einem türkischen Heer von 150,000 Mann hart bedrängt wurde, führte C. dem Joh. Corvinus Hunyades ein Heer von 60,000 Streitern zu, mit dessen Hülfe die Festung entsetzt und das feindliche Heer in die Flucht geschlagen wurde (6. Aug. 1456). Aber von den Anstrengungen aufgerieben, starb C. 23. Okt. 1456 im Franciskanerkloster zu Illock. In dem von ihm geretteten Ungarn sofort als Heiliger verehrt, wurde er von Alexander VIII. 1690 kanonisirt und der 23. Okt. zu seinem Gedenktag bestimmt.

Capita (lat.), s. Caput.

Capita aut navim (lat., »Köpfe oder Schiff«), im alten Rom ein beliebtes Spiel der Jugend. Man warf ein Geldstück, gewöhnlich einen As sextantiarius, mit dem Januskopf auf der einen, einem Schiffsschnabel auf der andern Seite, in die Höhe; die Seite, auf welche die Münze fiel, entschied Gewinn und Verlust.

Capitanāta, ital. Provinz, s. Foggia.

Capitāni, im Mittelalter in Italien die größeren Lehnsleute der Bischöfe, welche die Gerichtsbarkeit ausübten; in Griechenland die Anführer der Miliz, der Palikaren und Klephten, deren Würde erblich war.

Capitāno (ital., »Hauptmann«), alte Theaterfigur, deren Ursprung schon in den von Plautus und Terenz aufgeführten Raufbolden und Maulhelden aus Kleinasien zu suchen ist, die aber besonders in Italien und Spanien stehend wurde. Der Matamoro, Tracasso, Cocodrello und Spavento sind Abarten desselben, und auch der deutsche Hauptmann »Daraboridatumtorides« des Gryphius ist aus ihm entstanden. Immer ist der C. ein Ausländer, in Italien ein Spanier, in Frankreich ein Italiener, und das Prahlerisch-Lügnerische sein immer wiederkehrender Charakter. Sein Kostüm war sehr verschieden; ein überlanger spanischer Stoßdegen, ein großer Schnurrbart, weite große Stiefeln und ungeheure Sporen durften jedoch nie fehlen. Neuerdings haben ihn noch Wolf in der »Preciosa«, Rau-

pach in den »Brautführern« und Bauernfeld in dem »Musikus von Augsburg« auf die Breter gebracht, ohne ihn indeß aufs neue einzubürgern.

Capitato (ital.), angekommen, abgeliefert (im Handel).

Capite censi (»nach dem Kopf Geschätzte«), in der römischen Verfassung des Servius Tullius diejenigen römischen Bürger, deren Vermögen weniger als 12,500 As betrug; sie waren frei von Steuern und Kriegsdienst, hatten aber auch keine politische Bedeutung. Sie hießen auch Proletarier (s. d.). In späterer Zeit aber wurden sie als die allerärmsten von diesen unterschieden.

Capitis deminutio (lat.), im römischen Recht diejenige Veränderung, welche eine Person in Ansehung ihrer bürgerlichen Rechtsfähigkeit erleidet. Während nämlich nach moderner Rechtsanschauung jeder Mensch als solcher als Rechtssubjekt, also als Person erscheint, war nach römischem Recht die volle Rechtsfähigkeit des Individuums durch das Vorhandensein dreier Eigenschaften bedingt. Es waren dies die drei Hauptstufen (status) der Persönlichkeit: libertas, civitas, familia — Freiheit, römisches Bürgerrecht, Familienstand, d. h. die Stellung im altrömischen Agnationsverband. Die rechtliche Persönlichkeit aber, welche diese Status gewährten, wurde als das caput des römischen Bürgers, und jede Minderung oder Veränderung derselben, das Heraustreten aus dem darauf beruhenden Rechtskreis, als C. d. bezeichnet. Dabei wurden dann, jener dreifachen Abstufung des Personenstands entsprechend, auch drei Grade der C. d. unterschieden. 1) Der Verlust der Freiheit (libertas), welcher namentlich durch Kriegsgefangenschaft und durch die Verurtheilung zum Tod (servitus poenae) herbeigeführt ward, zog den totalen Verlust der bürgerlichen Rechtsfähigkeit des dadurch Betroffenen nach sich. Derselbe erlitt dadurch eine C. d. maxima, wurde zum Sklaven (servus) erniedrigt und fortan nur noch als Sache betrachtet und behandelt. Hierauf beruhte im römischen Recht der Gegensatz zwischen Freien (liberi) und Sklaven (servi). 2) Durch das Requisit der Civität dagegen wurde der Unterschied zwischen römischen Bürgern und den sogen. Peregrinen begründet. Nur der römische Vollbürger (civis Romanus) hatte an den Rechtsinstituten des jus civile, des römisch-nationalen Rechts, wohin z. B. die väterliche Gewalt, das römische Dotalrecht, das altcivile Erbrecht u. dgl. gehörten, Antheil. Der Nichtbürger, der Fremde (peregrinus) dagegen ward lediglich vom Standpunkt des jus gentium aus, des Rechts, wie es allen Kulturvölkern gemeinsam ist, und lediglich nach den darin enthaltenen allgemeinen Principien beurtheilt und war der speciell römischen Rechte nicht theilhaftig. Die Minderung der bürgerlichen Rechtsfähigkeit aber, welche durch den Verlust der Civität, und zwar namentlich durch Auswanderung und infolge gewisser Strafen, z. B. der Deportation, eintrat, wurde als C. d. media bezeichnet. 3) Die C. d. minima endlich ward durch das Heraustreten aus dem bisherigen Familienverband herbeigeführt. Die Stellung des freien Bürgers als Mitglied einer altrömischen familia war nämlich für die rechtliche Stellung desselben ebenfalls von großer Bedeutung, indem sich hierauf besonders das altcivile Intestaterbrecht und der ganze Unterschied zwischen Homines sui juris und Homines alieni juris, zwischen selbständigen Hausvätern und Hauskindern in väterlicher Gewalt, gründete. So wichtig diese Unterscheidung der drei Status und die damit zusammenhängende Theorie von der C. d. im römischen Recht gewesen ist, für das moderne Rechtsleben, in dem jeder Mensch auch als Person behandelt und auch der Fremde als Rechtssubjekt betrachtet wird, und nachdem der Gegensatz zwischen Freien und Unfreien vollständig verschwunden, ist jene Unterscheidung nur noch von historischer, nicht mehr von praktischer Bedeutung.

Capitolinus, M. Manlius, besiegte als röm. Konsul 392 v. Chr. die Aequer und vereitelte, durch die Wachsamkeit der der Göttin Juno geweihten Gänse geweckt, die nächtliche Erstürmung des Kapitols durch die Gallier unter Brennus 390. Als er 385 sich an die Spitze der ärmeren Plebejer stellte und eine Opposition gegen die herrschende Aristokratie bildete, wurde er des Strebens nach Alleinherrschaft angeklagt, zum Tod verurtheilt und vom tarpejischen Felsen hinabgestürzt. Worin seine Plane bestanden, ist nicht genau bekannt. Der Beiname C., welchen er angeblich wegen der Rettung des Kapitols bekam, war bei seiner Familie schon vorher üblich.

Capitolium, s. Kapitol.

Capitolo (ital.), in der ital. Literatur eine Reihe von terze rime, welche einerlei Gegenstand behandeln, besonders jedes Gedicht scherzhaften, satirischen, auch schlüpfrigen Inhalts in terze rime, namentlich im 16. Jahrh. beliebt.

Capitularia (lat., Kapitularien), in Kapitel eingetheilte Schriften. Schon die merowingischen Könige hatten unter dem Namen Präceptionen, Edikte, Dekretionen mehrfache Gesetze unter Beirath der weltlichen und geistlichen Großen erlassen. Diese erhielten später von der Form ihrer äußern Eintheilung den Namen C., und namentlich ist die Zeit der Karolinger reich an solchen Gesetzen. Zu ihrer allgemeinen Verbindlichkeit gehörte in den meisten Fällen Anerkennung von Seiten des Volks; daher beschränkt sich ihr Inhalt größtentheils auf die der königlichen Gewalt unbestritten zugetheilten Gerechtsame und greift nur selten in das Gebiet der Volksrechte ein. Viele beziehen sich auf das deutsche Privatrecht, auf das Lehn-, Polizei- oder auch auf das Kameralwesen (Caroli M. Capitulare de villis suis); andere betreffen das fränkische Kirchenrecht, da die Karolinger die Kirchenregierung noch nicht an den Papst verloren hatten. Oft waren auch Beschlüsse der Koncilien den Kapitularien einverleibt. C. Caroli Magni heißt insbesondere eine Sammlung von Edikten und Gesetzen, welche unter Karl d. Gr. erlassen wurden. Der Abt Ansegisus sammelte sie mit denen Ludwigs des Frommen bis zu dessen 13. Regierungsjahr (827) in 4 Büchern, und Diakonus Benediktus Levita setzte sie bis 843 fort, nahm aber auch unechte Stücke auf. Unechtes enthalten auch die in mehreren Handschriften befindlichen drei oder vier Additionen. Nach der Ausgabe von Baluze (Par. 1677; Veneb. 1772) ist die beste die von Pertz in den »Monumenta Germaniae historica«, Bd. 1 und 2. Näheres in den rechtsgeschichtlichen Werken von Savigny, Walter, Zöpfl.

Capitŭlum (lat.), »kleiner Kopf«, besonders der obere Theil einer Säule (s. Kapitäl); Hauptabtheilung einer Schrift, Dissertation ꝛc. (s. Kapitel); Versammlung von Klostergeistlichen und Ordensgliedern (s. Kapitel). In der Botanik ist C. s. v. w. Köpfchen, eine Form des Blütenstandes (s. d.).

Capmany y de Montpalau, Don Antonio de,

span. Sprach- und Alterthumsforscher, geb. 24. Nov. 1742 zu Barcelona, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in dem dortigen Kollegium und machte den Feldzug von 1762 gegen Portugal mit. 1770 entsagte er dem Militärdienst und erhielt nun den Auftrag, eine Kolonie katalonischer Handwerker und Gärtner nach der Sierra Morena zu führen und zu beaufsichtigen. Nach Madrid zurückgekehrt, wurde er Mitglied der königlichen Akademie der Geschichte und 1790 beständiger Sekretär derselben. Bei Besetzung der Residenz durch das französische Invasionsheer 1808 flüchtete er als Patriot nach Sevilla. Während des Befreiungskrieges spielte er eine glänzende Rolle, bald durch Reden an die Vaterlandsvertheidiger, bald in den Cortes von 1812 und 1813 die Rechte der Nation vertheidigend. Er starb 14. Nov. 1813 zu Cadiz. C. veröffentlichte eine Reihe historischer Werke, die zum Theil für mittelalterliche Kulturgeschichte überhaupt, nicht bloß Spaniens, wichtig sind. Sein Ruhm beruht jedoch vorzüglich auf seinen philologisch-literarischen Werken: »Filosofia de la elocuencia« (Madr. 1777; verbesserte Auflage, Gerona 1826 und öfter) und »Teatro historico-critico de la elocuencia castellana« (Madr. 1786—94, 5 Bde.), wieder abgedruckt unter dem Titel »Tesoro de prosadores españoles« (Par. 1841, 5 Bde.). Insbesondere machte er sich um die komparative und lexikalische Darstellung der spanischen und französischen Sprache verdient durch die »Arte de traducir del idioma frances al castellano« (Madr. 1776; neue Ausgabe von Galiano u. Salva, Par. 1835) und das »Diccionario frances-español« (Madr. 1805). Seine Schriften gelten als Muster des echt kastilischen Stils.

Capo (ital.), Kopf; daher der Anfang eines Tonstücks; da capo (abgekürzt D. C.), s. v. w. vom Anfang, von vorn angefangen.

Capo d'Istria, Stadt im österreich. Küstenland (Markgrafschaft Istrien), 15 Kilom. südlich von Triest, liegt malerisch am Golf von Triest auf einer Felseninsel, die durch eine Brücke mit dem Festland verbunden ist, hat eine Citadelle, ein alterthümliches Rathhaus, ein Gymnasium, 30 Kirchen, darunter eine neue prächtige Kathedrale, 3 Klöster, ein Theater, ein Provinzialstrafhaus, einen Hafen mit Leuchtthurm und (1869) 9186 Einw. C. ist Sitz des Domkapitels für das Bisthum Triest und interessant wegen des venetianischen Charakters seiner Gebäude. Die Einwohner treiben bedeutende Salzschlämmerei (jährlich über 400,000 Ctr.), Fischerei, Oel- und Weinbau, Schiffbau und Schiffahrt, Leder- und Seifenfabrikation und Handel mit Wein, Oel und Salz. Eine künstliche Wasserleitung versorgt die Stadt mit Trinkwasser. C. hieß im Alterthum Aegida, nach der Eroberung durch Kaiser Justinian I. im 6. Jahrh. Justinopolis. Später bildete die Stadt einen Freistaat, kam im 10. Jahrh. unter die Herrschaft Venedigs, im 14. unter die der Genuesen und 1478 wieder an die Venetianer, die sie nun zur Hauptstadt von Istrien erhoben.

Capo d'Istrias, Staatsmänner Griechenlands, s. Kapodistrias.

Capon (franz., spr. -póng), Gauner; davon **kaponniren** (caponner), im Spiel betrügen, gaunern.

Caporāli, Cesare, burlesker ital. Dichter, der berühmteste Nachahmer Berni's, den er in Hinsicht auf Geschmack und Sittlichkeit übertraf, geb. 21. Juni 1531 zu Perugia, erhielt durch die Gunst fürstlicher Mäcenate ein Kanonikat, dann die Gouverneurstelle von Atri und lebte zuletzt unter dem Schutz eines Marquis de Cornea. Er starb 1601 zu Castiglione bei Perugia. In seinen Satiren: »Capitoli«, »Viaggio al Parnaso«, »Vita di Mecenate« (12 Bücher, eine Verspottung der neueren literarischen Gunstbezeugungen) u. a. herrschen Anmuth, Lebhaftigkeit und keuscher Sinn. Sie erschienen vollständig als »Rime etc.« (Perugia 1770).

Capotasto (ital., Kapodaster), bei der Guitarre eine Klammer, welche auf der obern Hälfte des Halses auf die Saiten gesetzt wird, um die Stimmung beliebig zu erhöhen. Auch der starke Metallstab, welcher im Diskant des Pianoforte über dem Steg liegt und den klingenden Theil der Saiten am vordern Ende abzugrenzen bestimmt ist, heißt C.

Cappa (Capa, Caracalla, lat.), mantelartiges Kleid der Ordensgeistlichen, mit weiten Aermeln, oft auch mit einer Kapuze (Kutte), oder (bei den Chorherren) mit einer langen Schleppe ausgestattet, die über den Arm gehängt wird (C. magna).

Capparideae, s. Kapparideen.

Cappāris *L.* (Kapernstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Kapparideen, meist zierliche, schön blühende Sträucher in Südeuropa (namentlich in Sicilien), Ost- u. Westindien, von denen C. spinosa *L.* (gemeiner Kapernstrauch), mit rundlichen, glatten Blättern, einzelnen, winkelständigen Blumenstielen, schönen, weißen, großen Blüten mit purpurrothen Staubfäden und eirunder Frucht, ein zierlicher 1,s—1,s Meter hoher Strauch in Südeuropa und Nordafrika, der an Felsen und Mauern wächst, in Südfrankreich aber auch häufig kultivirt wird, die Kapern (Kappern) liefert. Dies sind die mit Essig oder mit Salz eingemachten Blütenknospen, welche aus 4 Kelchblättern, 4 Blumenblättern, zahlreichen Staubfäden und dem gestielten Fruchtknoten bestehen. Man sammelt die Knospen, sobald sie die Größe eines Pfefferkorns oder einer Erbse haben, läßt sie im Schatten etwas abwelken, übergießt sie in Fässern mit gesalzenem Essig und verkauft sie an die Saleurs, welche die Knospen nach ihrer Größe sortiren (Nonpareilles, Sur-fines oder Capucines, Capottes, Fines, Mifines und Communes, welche 5—6 mal schwerer sind als die Nonpareilles) und in scharfem Essig oder Salz einmachen. Gute Kapern müssen einen etwas scharfen und bitterlichen Geschmack haben, dunkelolivengrün gefärbt und noch vollkommen geschlossen sein. Gut verwahrt halten sie sich 3 Jahre. Sie enthalten als eigenthümlichen Stoff Rutin. Die meisten und besten Kapern kommen aus Südfrankreich (Marseille, Toulon, Montpellier, Cette) in den Handel; doch bezieht man sie auch aus Griechenland. Capres capucines (Kapuzinerkapern) sind die nach Art der echten Kapern zubereiteten Knospen der Kapuzinerkresse (Tropaeolum majus *L.*), Capres de Genet oder deutsche Kapern die Knospen des Besenstrauchs (Spartium scoparium *L.*); auch die des Hollunders (Sambucus nigra *L.*), der Sumpfdotterblume (Caltha palustris *L.*) rc. gebraucht man anstatt der Kapern. Die Benutzung der Kapern ist bekannt; man hat sich beim Gebrauch vor hochgrünen zu hüten, weil diese meist durch Kupfer gefärbt sind. Ein in den Essig getauchter blanker, frisch abgeputzter Stahl verräth nach kurzer Zeit den Kupfergehalt, indem er sich mit einer rothen Kupferhaut bekleidet. Die fleischigen schotenförmigen, 5 Centim. langen Früchte des Kapernstrauchs werden gleichfalls in Essig eingelegt und kommen als Cornichons de Caprier in den Handel. Die Wurzelrinde des Kapern-

strauchs war sonst als Heilmittel im Gebrauch. Die Kapern selbst galten sonst für stimulirende und antiskorbutische Mittel. Eine Varietät mit unbewehrtem Stengel, C. spinosa β inermis *L.*, C. rupestris *Smith.*, die besonders in der Levante vorkommt, liefert auch gute Kapern; ebenso C. Fontanesii *Dec.*, C. ovata *Desf.*, in Südeuropa und Nordafrika häufig kultivirt. Zahlreiche andere Arten dieser Gattung wachsen in den heißen Ländern, besonders in Südamerika, West- und Ostindien und liefern in den Blättern und Blüten Medikamente, besonders Purgirmittel.

Cappel (spr. käpell), Louis, ausgezeichneter Hebraist und Kritiker, geb. 15. Okt. 1585 zu Saumur, studirte zu London und Saumur und wurde Prediger und Professor der Theologie in seiner Vaterstadt, wo er 18. Juni 1658 starb. C. ist einer von den wenigen Männern des 17. Jahrh., die in der Beurtheilung biblischer Bücher mit tiefer Gelehrsamkeit und vorurtheilsfreier Kritik zu Werke gingen. Er vermochte nicht an den göttlichen Ursprung des hebräischen Bibeltextes zu glauben und wies z. B. nach, daß die Vokalzeichen erst nach Vollendung des babylonischen Talmuds erfunden seien. Seine hierauf bezügliche Schrift führt den Titel: »Arcanum punctationis revelatum« (Leiden 1624; vermehrt in »Cappelli commentarii et notae criticae in Vet. Test.«, Amsterd. 1689). Sein Hauptwerk aber ist »Critica sacra, sive de variis, quae in sacris V. T. libris occurrunt, lectionibus libri VI« (Par. 1650; von Vogel und Scharfenberg, Halle 1775—86, 3 Bde.), wogegen J. Buxtorf mit seiner »Anticritica« (Basel 1653) auftrat, in der er die Unfehlbarkeit des Textes bis in die Punkte vertheidigte.

Cappella, Bianca, s. Capello.

Cappōni, Gino, Marchese, ital. Gelehrter, geb. 14. Sept. 1792 zu Florenz, Sprößling eines altberühmten Geschlechts, erwarb sich durch Studien und Reisen eine vielseitige Bildung und wurde, nachdem er bis dahin lediglich den Wissenschaften gelebt, 1848 an die Spitze der toskanischen Regierung gestellt, zog sich aber nach der Schlacht bei Novara wieder ins Privatleben zurück. 1859 wurde er zwar Präsident der Staatskonsulta, übte aber keine hervorragende politische Thätigkeit aus. Auf wissenschaftlichem Gebiet veröffentlichte er eine Reihe historischer Arbeiten im »Archivio storico italiano« und gab Colletta's »Storia del reame di Napoli«, die »Documenti di storia italiana« (Flor. 1836—37) u. a. heraus. Auch betheiligte er sich an den lexikalischen Arbeiten der Akademie della Crusca und an der Verbesserung des Textes von Dante's Göttlicher Komödie. Er wurde daher an die Spitze der historischen Kommission für Toscana, Umbrien und die Marken gestellt. Seine Biographie schrieb Montazio (Tur. 1872).

Capra (lat.), die Ziege; Name eines Sterns im Fuhrmann, s. v. w. Capella (s. d.).

Capraja (Copraja), kleine Insel im Tyrrhenischen Meer, zur Provinz Genua gehörig, 30 Kilom. östlich von Corsica's Nordspitze, hat 37 Kilom. im Umfang, ist vulkanischen Ursprungs, gebirgig, schwer zugänglich und trocken. Früher befand sich daselbst eines der ältesten Klöster. Die 700 Einw. nähren sich von Fischfang, Ziegenzucht, Gemüsebau und von dem Handel mit dem daselbst erzielten köstlichen Wein und Honig. Der gleichnamige Hauptort, an der Ostseite der Insel, hat einen befestigten Hafen. Bei den Römern hieß die Insel Capraria, bei den Griechen Aegilon (»Ziegeninsel«). Bis 1507 gehörte sie zu Corsica, dann zu Genua und darauf zu Frankreich, bis sie 1814 dem Königreich Sardinien zufiel.

Caprara, Insel, s. Tremiti.

Caprara, 1) Aeneas Sylvius, Graf von, kaiserlicher Generalfeldmarschall, geb. 1631 zu Bologna, Sohn des bolognesischen Senators Nicol. v. C., trat früh in kaiserliche Kriegsdienste und begleitete den Grafen Montecuculi, seinen Verwandten, auf dessen Reisen durch Schweden, Deutschland und Italien, sowie auf seinen Feldzügen. An der Spitze eines kaiserlichen Heers stand er zuerst am Rhein, ward aber 16. Juni 1674 von Turenne bei Sinsheim geschlagen. In den darauf folgenden Gefechten führte er die Reiterei und nahm 1678 thätigen Antheil an dem Entsatz von Offenburg. Im Jahr 1683 focht er als Befehlshaber der Reiterei gegen die Insurgenten in Ungarn und vertrieb beim Entsatz von Wien den Feind aus dem stark verschanzten Nußdorf. Bei der Belagerung von Ofen 1684 war er dem Kurfürsten von Bayern beigegeben. Im Jahr 1685 nahm er die Festung Neuhäusel mit Sturm, und 1686 drang er bis an die Grenzen von Siebenbürgen vor. Im dritten Feldzug des französischen Kriegs 1691 befehligte er am Rhein; 1692 fiel er mit dem Herzog von Savoyen in die Dauphiné ein, und 1694 kommandirte er wieder in Ungarn, wo er alle Angriffe der Türken auf seine Stellung bei Peterwardein zurückschlug. Nachdem er in 44 Feldzügen mit gefochten hatte, trat er in den Hofkriegsrath ein. Er starb 3. Febr. 1701.

2) Johann Baptist, Kardinal und Erzbischof von Mailand, Graf und Senator des Königreichs Italien, geb. 29. Mai 1733 zu Bologna, Verwandter des vorigen, ward 1758 Vicelegat von Ravenna, erhielt später wichtige Missionen nach Köln, Luzern und Wien, wo er allenthalben die Interessen des römischen Stuhls mit den dortigen reformatorischen Bestrebungen friedlich in Einklang zu bringen und sogar Joseph II. und den Fürsten Kaunitz für sich zu gewinnen wußte. Pius VII. ernannte ihn zum Bischof von Jesi und September 1801 zum Legaten a latere bei der franz. Republik, mit welcher er 1802 das erste Konkordat abschloß. Als Erzbischof von Mailand weihte er 28. Mai 1805 den Kaiser Napoleon I. zum König von Italien. Erblindet starb er 21. Juni 1810 zu Paris.

Capraria, Insel, s. Capraja.

Capreŏlus (lat.), das Reh.

Caprēra, eine der zum Kreis Tempio der ital. Provinz Sassari gehörigen Buccinarischen Inseln, welche im S. der Bonifaciostraße und östl. von der Nordspitze der Insel Sardinien unweit der Küste liegen, ist 27½ QKilom. groß, felsig und kahl und war früher die Heimat vieler wilden Ziegen und Kaninchen, woher sie auch ihren Namen (»Ziegeninsel«) führt. Gegenwärtig ist diese Insel berühmt als der gewöhnliche Aufenthalt Garibaldi's, der auf ihr seit 1854 ein Wohnhaus nebst Grundstücken besitzt.

Capri, Insel im Mittelländischen Meer, südlich am Golf von Neapel, der Landzunge Campanella gegenüber, etwa 8 Kilom. lang, gebirgig (im Monte Solaro bis 610 Meter sich erhebend), mit schroff abfallenden, fast durchaus unzugänglichen Felsenküsten, die ihr einen zackigen, malerischen Umriß geben, und außerdem durch 11 rings vertheilte Batterien (die stärkste auf der Spitze Santa Maria del Soccorso) geschützt. Der obere Theil der Insel ist kahler Fels (Kalk); auf der Westseite ist sie mit Weinbergen, einigen Oel- und Palmbäumen, Kaktus und Aloë

geschmückt. Zur Zeit der jährlichen Wanderung (im September) gibt es Ueberfluß von Wachteln, außerdem Hasen und an der Küste viel Fische. Das Klima ist sehr mild und gesund. Die einzigen Ortschaften sind die beiden Orte Capri (120 Meter ü. M.) an der Südostküste und das höher gelegene Anacapri, zu welchem eine steile Felsentreppe von 536 Stufen führt; am Landungsplatz liegt das ärmliche Fischerdörfchen Marina. Früher war die Insel der Sitz eines Bischofs, welcher von seiner Hauptrevenüe, dem Abwurf des Wachtelfangs, der »Wachtelbischof« genannt wurde. Neuerdings ist das Bisthum mit dem von Sorrento vereinigt. Die Einwohner, gegen 3000, leben von Oel- und Weinbau, Fischerei und Wachtelfang. Getreide und der wenige Bedarf an Schlachtvieh werden von Neapel herübergeschafft. Die Wohnhäuser sind gleichförmig ein Stock hoch, die Dächer nicht flach, sondern kuppelartig abgeplattete Wölbungen, von denen jedes Zimmer eine besondere bildet. Einigermaßen ausgedehnte Häuser gewinnen dadurch ein moscheeartiges Aussehen. Besuchte Punkte sind wegen der schönen Aussicht das Nymphäum, die Canerelle und die Punta Tragara an der Südostspitze, wo die drei malerisch gruppirten »Faraglioni« aus dem Meere ragen, ferner Forte di Bruto auf dem Monte Solaro u. a. Eine der schönsten Merkwürdigkeiten aber ist die 1826 von A. Kopisch entdeckte Blaue Grotte (Grotta azzurra), 2 Kilom. vom Landungsplatz entfernt. Der Eingang in dieselbe ist bei ruhiger See etwa 1,3 Meter über dem Spiegel, die Höhle selbst ist über 50 Meter lang und 28 Meter breit. Die hinteren Wände sind mit Tropfstein von nicht besonders ausgezeichneter Formation bekleidet. Der größte Reiz besteht nun, bei klarem Himmel, in jener unbeschreiblich schönen glänzenden Bläue des Wassers, in seiner Durchsichtigkeit, in der öligen Schwere, mit der es sich an den schwimmenden Körper hängt und den Badenden von lichter blauer Farbe umschlossen zeigt, besonders aber in dem Abglanz der Wasserfarbe an der Felswölbung. Noch zahlreiche andere Meer- wie Landgrotten umgeben die Insel, unter denen die Grotta verde, am Meer direkt unter der Felswand des Monte Solaro, als besonders schön hervorzuheben ist. Auf der östlichen Spitze der Insel liegen die Trümmer der »Villa des Tiberius« (Villa Jovis), die von geringem Kunstinteresse sind. Hinter denselben, wo der Fels 240 Meter senkrecht ins Meer fällt, ist die Stelle, an welcher Tiberius (nach Sueton) die Opfer seiner Tyrannenlaune in die Wogen stürzen ließ. Von dem Palast selbst stehen nur noch einige größere Gewölbe und mehrere kleine Gemächer mit Mosaikfußböden. Auf den Ruinen ist eine kleine Kapelle erbaut, neben welcher ein Einsiedler wohnt. Ein anderer, nicht minder romantischer Punkt ist die Grotta Mitromania (Magnum Mithrae antrum, korrumpirt Matrimonia), eine geräumige, überaus malerisch gelegene Mithrashöhle auf der südöstlichen Küste, 17 Meter breit, 30 Meter tief, mit antikem Mauerwerk, worin man ein Mithrasrelief gefunden nebst Marmortafel mit griechischer Inschrift. C., das Capreä der Alten, soll zuerst von Teleböern bewohnt gewesen sein; später war es Eigenthum der Stadt Neapolis. Augustus brachte es durch Kauf an sich. Die entzückende Lage der Insel bewog ihn, sie mit einem Palast zu schmücken und zu seinem Lieblingsaufenthalt zu erwählen. Noch verschwenderischer wurde sie von Tiberius bedacht, der hier 12 prachtvolle Villen errichtete (die größte war die Villa Jovis, s. oben) und die letzten 10 Jahre seiner Regierung, bis zum Wahnsinn gemüthskrank und nur seinen Kreaturen zugänglich, daselbst verlebte. In späteren Zeiten war C. nach einander Besitzthum der Benediktiner, dann der Amalfitaner, Rogers von Sicilien, endlich des Großadmirals Kaiser Friedrichs II., Eliseo Arcuccio. An den Weltkämpfen erscheint die Insel nur zweimal betheiligt: 1286, als König Jakobs sicilische Flotte sie den Anjou's entriß, und 1808 unter Murat, als General Lamarque die Engländer, die es im Namen des sicilischen Königs 1806 besetzt hatten, aus C. vertrieb. Vgl. Gregorovius, Die Insel C. (von K. Lindemann-Frommel illustrirt, Leipz. 1868).

Capriccio (das, ital. m., spr. -prittscho, franz. Caprice, »Laune, Grille«), in der bildenden Kunst eine Zeichnung, Radirung oder ein Gemälde von wunderlicher Erfindung und skizzenhafter Ausführung; in der Musik ein Tonstück, bei welchem sich der Komponist nicht an eine bestimmte Form bindet, sondern eine der vorhandenen Formen, z. B. des Rondo's, des Sonatensatzes, nach seinen Bedürfnissen oder seiner Laune willkürlich modificirt. Doch dient in neuester Zeit der Ausdruck C. auch vielfach als Deckmantel für absolute Form- und Gehaltlosigkeit. Früher bezeichnete man mit C. eine freie, fugirte Komposition für das Klavier über ein lebhaftes Thema; andere nannten so Uebungsstücke für Bogeninstrumente, in denen eine besondere schwierige Figur durchgeführt war. Capricciōso, launenhaft, nach Laune.

Caprice (franz., f., spr. -prihs), s. v. w. Capriccio; kapriciös, launig, eigensinnig; sich kapriciren, seinen Kopf auf etwas setzen, eigensinnig und hartnäckig auf etwas bestehen.

Capricornus (lat.), Steinbock, besonders als Sternbild des Thierkreises.

Caprifoliaceae, s. Kaprifoliaceen.

Caprifolium, Geisblatt, s. Lonicera.

Caprimulgus (lat.), Ziegenmelker, Nachtschwalbe.

Caprina, s. Rudisten.

Capsarii (lat.), im alten Rom Sklaven, welche die Kleider der Badenden in einer Capsa (Kiste) verwahrten, den Kindern ihres Herrn die Schulbücher nachtrugen; vielleicht auch die, welche dem Herrn mit dem Scrinium (s. d.) folgten.

Capsella *Vent.* (Täschelkraut, Hirtentäschlein), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, weißblühende Kräuter mit von der Seite her zusammengedrückten, verkehrt-dreieckigen oder länglichen, ganzrandigen oder seicht ausgerandeten Schötchen mit vielsamigen Fächern und nachenförmigen, auf dem Rücken flügellosen Klappen. C. bursa pastoris *Moench* (Thlaspi bursa pastoris *L.*), ein Sommergewächs in Europa, Asien, Afrika und Amerika, mit rosettenförmig gestellten, länglichen, fiederspaltigen Wurzelblättern, überall als Unkraut auf den Feldern wuchernd und mit Getreidesamen nach Australien verschleppt, schmeckt etwas scharf bitterlich und riecht widerlich kressenartig, war früher als Heilmittel im Gebrauch. Es ist wahrscheinlich das schon von Hippokrates und Dioskorides unter dem Namen Thlaspi erwähnte Heilkraut.

Capsĭcum *L.* (Beißbeere, spanischer Pfeffer), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, Stauden und Sträucher in heißen Ländern, mit eckigem Stengel, paarigen, einfachen Blättern, einzelnen Blüten mit radförmiger Blumenkrone, zusammenklebenden, als Kegel aus der Blüte herausragenden Staubgefäßen und trockener, aufgeblasener,

2—3fächeriger, vielsamiger, nicht aufspringender, beerenartiger Frucht. C. annuum *L.* ist ein einjähriges Gewächs, in Brasilien und Mexiko heimisch, in allen wärmeren Ländern in zahlreichen Varietäten gebaut und nirgends mehr wild anzutreffen, 30—60 Centim. hoch, mit eirunden, lanzettförmig zugespitzten, gestielten, glatten Blättern, weißen Blüten und glänzend scharlachrothen oder orangefarbenen, auch wohl zweifarbigen länglichen, runden oder eiförmigen Früchten. Obwohl die ganze Pflanze viel Schärfe enthält, so findet sich diese doch besonders in den Früchten, die unter dem Namen spanischer, indianischer, brasilianischer, türkischer, Tasch en- oder Schotenpfeffer, Paprika, im Handel vorkommen. Sie sind im frischen Zustand geruchlos, geben aber getrocknet und zerrieben einen sehr scharfen, heftiges Niesen erregenden Staub, schmecken brennend und nachhaltig scharf und wirken scharf und kräftig reizend auf die Verdauungsorgane, in großen Gaben selbst Entzündungen erregend, äußerlich die Haut röthend und Blasen ziehend. Man benutzt sie als starkes Gewürz, besonders in wärmeren Ländern, in England, Ungarn, Nordamerika zu Suppen, Saucen, Salaten, zu den Mixed-Pickles ꝛc., sowie auch als Heilmittel bei leichten, örtlichen Lähmungen der Zunge und der Mundhöhle, bei torpiden Zuständen des Darmkanals und der Verdauung, bei Migräne u. dgl. Mißbräuchlicherweise werden sie häufig zur Schärfung des Essigs, Branntweins und anderer Spirituosen angewendet. Alle übrigen Arten der Gattung haben gleiche, zum Theil noch kräftigere Eigenschaften und werden wie C. annuum benutzt. C. frutescens *Willd.* und C. baccatum *L.* liefern besonders den Cayennepfeffer. Der Träger der Schärfe aller dieser Früchte ist ein noch wenig gekannter Körper, das Capsicin, neben welchem in der reifen frischen Frucht eine Spur von ätherischem Oel vorkommt. Der spanische Pfeffer wurde in Deutschland erst in der Mitte des 16. Jahrh. bekannt. Gegenwärtig kultivirt man mehrere Arten auch als Zierpflanzen. S. Tafel »Gewürzpflanzen«.

Capsir, Landschaft in der franz. Grafschaft Roussillon (Departement Ostpyrenäen), bildet ein 22 Kilom. langes, bis 11 Kilom. breites Thalbecken, das, in 1490 Meter Meereshöhe gelegen, von der obern Aude durchflossen wird und mit prachtvollen Waldungen bedeckt ist. Ehedem hatte das C. eigene Barone.

Capsŭla (lat.), s. v. w. Kapsel, eine Form der Pflanzenfrüchte (s. Frucht).

Captatio (lat., f.), das eifrige Trachten, Haschen nach etwas; C. benevolentiae, Gunsterschleichung; in der Rede eine Wendung, wodurch der Redner sich die Gunst des Hörers zu erwerben sucht; C. verborum, das Haschen nach (schönen) Worten, Phrasenjagd. Vgl. Kaptatorisch.

Captatoriae institutiones (lat.), s. Kaptatorisch.

Capŭa, befestigte Stadt in der ital. Provinz Caserta (Terra di Lavoro), 22 Kilom. nördl. von Neapel, links am Volturno und an der Eisenbahn von Rom nach Neapel, Sitz eines Bischofs, hat 18 Kirchen (darunter die prachtvolle Kathedrale, eine dreischiffige altchristliche, mit einem großen Atrium versehene, glänzend restaurirte Basilika mit 24 antiken Granitsäulen aus einem Stück und einer Krypta von alterthümlicher Anlage mit 22 antiken korinthischen Marmorsäulen und einem antiken Sarkophag), römische Alterthümer (bemerkenswerth die Brücke über den Volturno, durch Kaiser Friedrich II. restaurirt) und (1871) 13,145 Einw., welche einen lebhaften, durch mehrere Messen begünstigten Handel treiben.

Das alte C., die üppige Hauptstadt Kampaniens, die an Größe und Pracht mit Karthago und Rom wetteiferte, lag ca. 4 Kilom. östlich von der jetzigen Stadt (bei Santa Maria Maggiore) im nördlichen Theil Kampaniens, am Fuß der Berge Tifata und Callicola, zwischen den Flüssen Volturnus und Liternus, in reicher wohlkultivirter Gegend, welche Reben, Getreide und Früchte allerlei Art in Ueberfluß hervorbrachte. Die hiesigen Weine galten für die besten Italiens, und die Getreideernten Capua's versahen das ganze Land. Aber auch eine ungewöhnliche Industrie und ein umfassender Handel herrschte in C.; insbesondere war es durch seine Tücher, seine Lederindustrie, seine Kunst, in Scharlach zu färben und Purpurstoffe zu bereiten, weithin berühmt; die Fußbekleidungen und Prachtgewänder der römischen Kaiser kamen aus den Werkstätten der Kapuaner. Auch galten sie als Erfinder jener Gefäße von röthlicher Thonerde, die unter dem Namen »etruskische Vasen« bekannt sind und wegen ihrer schönen Formen und Zeichnungen hochgeschätzt wurden. Bedeutend war der Handel mit Wolle, Oel, Wein, Getreide, Parfümerien (worin C. das Vorzüglichste leistete), Töpferwaaren, Rindern und Pferden, welche letztere wegen ihrer Schönheit in ganz Italien gesucht waren. Den lebhaften Betrieb beförderte die von Rom nach Beneventum hier vorbeiführende Appische Straße. Aber auch die Künste fanden Pflege; namentlich war C. durch seine Fechterschulen berühmt, die sogar seine Größe noch lange überdauerten. Das Amphitheater stand an Umfang (es war 170 Meter lang, 140 Meter breit, 46 Meter hoch und faßte 60,000 Zuschauer) und Skulpturenreichthum dem römischen Kolosseum nicht nach; die Tempel des Apollo, Jupiter, Merkur, der Juno und Diana, die Säulengänge, Pyramiden, Grabmäler, Wasserleitungen, Gymnasien, Gladiatorenschulen und Arenen waren von gleichem architektonischen Glanz. Die Stadt hatte, wie Rom, einen Senat, Konsuln, eine besondere Regierungsform und Gesetze, von welchen einige Fragmente auf uns gelangt sind. Lange Zeit stand C. in volkreicher Blüte, zu der sie sich aus Zerstörung und Asche mehrmals erhob, denn der Ueberfluß an allen Lebensgenüssen, welche der Reichthum der Landschaft bot, zog immer wieder eine Menge Fremder nach C. Daher kam es denn auch, daß der Name C. sprichwörtlich ward für einen Ort des Wohllebens und der Verweichlichung. Unter den Trümmern der alten Stadt ist vor allen das Amphitheater bemerkenswerth, von dem noch zwei Bögen, drei Korridore und Theile der Arena (die 76 × 46 Meter maß) mit den interessanten unterirdischen Gewölben und Gängen übrig sind. Außerdem sind Reste mehrerer Cirkusse, eines Theaters und eines Triumphbogens, sowie Gräber (mit bemalten Vasen) vorhanden, wie man auch die Stellen der verschiedenen Tempel noch erkennen will. Die großartige Kathedrale der heutigen Stadt ist zum großen Theil aus Ueberresten der alten Herrlichkeit Capua's erbaut.

C., nach alten Traditionen von den Tyrrhenern unter Capys in nicht zu bestimmender Zeit gegründet, erhob sich durch die Fruchtbarkeit des Landes und Handelsthätigkeit zur ersten Stadt Kampaniens, gerieth aber um 420 v. Chr. in die Gewalt der Samniten und begab sich beim Ausbruch des römisch-

samnitischen Kriegs 343 in römischen Schutz, woraus bald eine förmliche Abhängigkeit von Rom wurde. Pyrrhus belagerte die Stadt 280 vergeblich. Nach der Schlacht bei Cannä 216 fiel diese von Rom ab und nahm Hannibal auf, der sie zur Hauptstadt Italiens zu erheben versprochen hatte, wurde aber 211 von den Römern nach längerer Belagerung wieder unterworfen und büßte ihren Abfall hart. 70 der angesehensten Männer wurden hingerichtet, viele Edle in den Kerker geworfen und die übrigen Bürger als Sklaven verkauft. Die Stadt verlor ihre Freiheit und bildete seitdem kein Gemeinwesen mehr, sondern wurde nur von Leuten geringen Standes und Gewerbes bewohnt, welchen ein römischer Präfekt Recht sprach. Erst Julius Cäsar veranlaßte eine Absendung von 20,000 Kolonisten nach C., und seitdem gelangte die Stadt wieder zur Blüte. Nero siedelte eine Anzahl Veteranen daselbst an. Wegen ihrer treuen Haltung zu Vitellius erging wieder ein hartes Strafgericht über sie. Im Jahr 389 wurde hier das kapuanische Konzil zur Beseitigung von Spaltungen in der antiochenischen Kirche abgehalten. Während der Völkerwanderung wurde die Stadt mehrmals verwüstet, so 456 durch die Vandalen. Sie gehörte sodann zum Fürstenthum Benevent, später zu Salerno, wurde aber 841 von den Saracenen gänzlich zerstört. Die neue Stadt C. wurde 856 etwa 4 Kilom. von der Stätte der alten da, wo einst Casilinum gestanden hatte, gegründet. Durch die Wahl des Grafen Athenulf zum Fürsten von Benevent (900) wurde C. Fürstenthum, und seine Geschichte verschmilzt nun mit der von Benevent (s. d.). C. ward Residenz und erhielt 968 ein Erzbisthum. In der Mitte des 11. Jahrh. kam es unter die Herrschaft der Normannen. 1252 unterwarf es sich dem Kaiser Konrad IV., welcher die Mauern der Stadt niederreißen ließ. Am 3. Juli 1707 im Spanischen Erbfolgekrieg besetzte sie der kaiserliche General Daun, und erst 24. Nov. 1734 erhielten sie die Spanier infolge der Kapitulation des Kommandanten, Grafen v. Traun, zurück. Die Franzosen besetzten C. Januar 1799, im Juli bemächtigte sich Nelson der Stadt. Am 3. Nov. 1860 ergab sich C. nach längeren Kämpfen an Garibaldi und theilte sodann, wie seit dem Anfang des Jahrhunderts, die Schicksale des Königreichs Neapel.

Capuchon (der oder das, franz. m., spr. -schóng, lat. Caputium), Kapuze, ein kegelförmig oder am Zipfel rund geschnittenes Stück Tuch, welches Mönchen zur Kopfbedeckung dient; auch ein Damenmantel mit Kappe.

Caput (lat., n., Mehrzahl capita, Kopf, Haupt); daher Anfang einer Sache; auch s. v. w. Kapitel (Abtheilung in einem Buch). C. melancholicum est diaboli balneum, ein trübsinniger Kopf ist des Teufels Bad; Capita proponenda, die dem Landtag vorzulegenden Gesetze, Gesetzesvorlagen; in capita, nach Köpfen vertheilt, Gegensatz: in stirpes, nach Stämmen (bei Erbschaften); per capita, nach Köpfen (gerechnet); C. jejunii, Anfang der Fasten, Aschermittwoch.

Caputiati (Caputiani), eine vom Zimmermann Durand in der Auvergne 1182 gestiftete Sekte, trug weiße Mützen (caputia, Kapuzen), wurde als Feindin der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit von Hugo, Bischof von Auxerre, mit Waffengewalt unterdrückt.

Caputium (Capitium, Cucullus, lat.), s. Kapuze.

Caput mortuum (lat., »todter Kopf«), bei den alten Chemikern üblicher Name für den trockenen Rückstand, welcher bei Destillationen namentlich mineralogischer Produkte in den Retorten verbleibt. Jetzt versteht man darunter die unreine rothe Eisenoxydmasse, Kolkothar, welche bei der Bereitung der Nordhäuser Schwefelsäure aus Eisenvitriol in der Retorte zurückbleibt und nach dem Schlämmen und Abreiben zu Anstrichen und zum Poliren der Metalle und Gläser benutzt wird. Man bereitet das Präparat jetzt vielfach auch durch Glühen aus dem beim Verdampfen der Eisenvitriollaugen reichlich sich abscheidenden Eisenoxydhydrat. Vgl. Englischroth.

Caque (franz., f., spr. kak), Tönnchen, in welches Anschoven, Sardellen oder Häringe gelegt werden; es enthält gewöhnlich 500 Häringe oder 1000 Sardellen; auch Pulvertönnchen, Talgbutte.

Caqueta (spr. -keta), ein mächtiger Strom in Südamerika, der im untern Lauf Japura genannt wird, im südlichen Neugranada auf der Ostseite der Kordilleren entspringt, in südöstlicher, später in östlicher Richtung fließt, auf eine Strecke die Grenze zwischen Brasilien und Ecuador bildet und in der brasilian. Provinz Amazonas, etwa gegenüber dem Tessé, mit zahlreichen Armen, die ein ausgedehntes Delta bilden, in den Amazonenstrom mündet. Seine wichtigsten Zuflüsse sind der Rio dos Enganos und der Apaporis. Bekannter ist nur der untere Lauf bis zu dem 20 Meter hohen Fall Arara Coara, der die Schiffahrt ganz hemmt; östlicher liegen die Stromschnellen von Cupati, bis zu denen er selbst für große Dampfer fahrbar ist.

Caquetage (die, franz. m., spr. kak'tahsch), Geschwätz; Caqueteur (spr. kak'tör), Schwätzer; Caqueteuse, Schwätzerin; caquetiren, schwätzen, klatschen; Caquetoire (spr. kak'toahr), Klatschlokal, Klatschbude.

Carabobo, eine Provinz des Freistaats Venezuela, von der kürzlich der südliche Theil unter dem Namen der Provinz Cojedes abgetrennt ward, 21,028 QKilom. (381 QM.) groß, umfaßt im nördlichen Theil das Westende des Berglandes von Caracas mit dem zwischen seinen beiden Parallelketten liegenden Becken des Sees von Valencia, den schönsten und fruchtbarsten Theil der ganzen Republik, während der Südtheil zu den großen Grassteppen der Llanos gehört, jedoch durch zahlreiche Zuflüsse der Portuguenza gut bewässert ist. Die Zahl der Einwohner betrug 1854 (letzte bekannte Zählung) 230,509, wovon der größte Theil in der Ebene von Valencia und in den angrenzenden Gebirgsthälern lebte. Sie treiben hier vorzugsweise Ackerbau (Kaffee, Kakao, Zucker), im südlichen Theil dagegen Viehzucht, an der Küste Seehandel. Die Provinz zerfällt in 8 Kantone. Hauptstadt ist Valencia (Nueva Valencia del Rey), ein gesund und angenehm in der Nähe des Sees gleichen Namens 465 Meter ü. M. gelegener Ort, der 10,000 Einw. hat und regelmäßig und gut gebaut, sowie Mittelpunkt eines lebhaften Verkehrs ist. Außerdem ist besonders die Hafenstadt Puerto Cabello von Bedeutung, an einem herrlichen Hafen, dessen Umgegend aber der Ungesundheit des Klima's halber berüchtigt ist, mit 6000 Einw., die einen lebhaften Handel treiben. Von den übrigen kleineren Orten verdienen nur Ocumare, Montalban, Nirgua und Pao Erwähnung. S. Karte »Peru ꝛc.«

Carabus (lat.), Laufkäfer.

Caracalla, gallisches Kriegskleid, der römischen Lacerna ähnlich, mit Aermeln und Kappe, reichte

bis auf die Schenkel. Kaiser Caracalla (s. d.), der die C. bis auf die Füße herabgehen ließ, erhielt davon den Namen, den er in der Geschichte führt.

Caracalla, römischer Kaiser von 211—217 n. Chr., hieß eigentlich M. Aurelius Antoninus Bassianus C., wurde als der älteste Sohn des Kaisers Septimius Severus und der Julia Domna 4 April 188 zu Lyon geboren und nach seiner gallischen Lieblingstracht spottweise C. genannt. Im Jahr 197 von seinem Vater zum Cäsar, 198 zum Augustus ernannt, machte er einen Anschlag auf dessen Leben. Nach dem Tod des Vaters 211 ließ er seinen Bruder Geta, mit welchem er den Thron theilen sollte, sowie dessen sämmtliche Anhänger (an 20,000 Menschen) ermorden, um als Alleinherrscher anerkannt zu werden; seine eigene Mutter ward mit dem Tod bedroht, weil sie C. gegenüber Thränen über Geta's Tod vergossen. Papinianus verfiel dem Henker, weil er sich weigerte, dem Brudermord Caracalla's eine Lobrede zu widmen. Caracalla's bloß auf die Gunst der Truppen basirte Macht war eine der kostspieligsten, welche Rom erlebt hatte. Als die ungeheuren Schätze des Severus vergeudet waren, begann eine Art der Erpressung, die das Reich zusehends erschöpfte. Konfiskationen, Steuererhöhung, Erfindung immer neuer Auflagen waren an der Tagesordnung; sogar von allen Vermächtnissen und Erbschaften nahm C. 10 Proc. für sich in Anspruch, und endlich ertheilte er allen Bewohnern des römischen Reichs das römische Bürgerrecht, nur um von allen gleich hohe Abgaben fordern zu können. Auch seine Kriegszüge waren nur Plünderungszüge in den Provinzen. Nachdem er einen unrühmlichen Krieg gegen die Alemannen geführt, zog er nach Dacien, kämpfte daselbst mit Sarmaten und Gothen (Geten), überließ aber bald die Provinz ihrem Schicksal und eilte nach Thrakien, wo er in lächerlicher Eitelkeit Alexander d. Gr., mit dem er sich gern verglich, nachäffte. Von Thrakien setzte er nach Asien über und rüstete sich in Nikomedien zu einem Krieg gegen die Armenier und Parther. Letzterem wurde durch die Nachgiebigkeit des Partherkönigs für den Augenblick vorgebeugt. Dagegen nahm er Angarus, den König der Osroener, verrätherisch gefangen und bemächtigte sich seines Reichs. Auf gleiche Weise wollte er mit dem König von Armenien verfahren, den er nebst seinen Söhnen zu sich berief; die Armenier aber griffen zu den Waffen, und eine Armee Caracalla's, die er gegen sie sandte, wurde geschlagen. Nach längerem Verweilen in Antiochia ging er nach Alexandria und verhängte über dessen Einwohner wegen einer Anspielung auf seinen Brudermord ein gräßliches Blutbad. Nach Antiochia zurückgekehrt, forderte er, um einen Anlaß zum Krieg zu erhalten, die Tochter des parthischen Königs zur Frau, verwüstete, nachdem sie ihm verweigert worden, Medien und schonte selbst die königlichen Gräber nicht. Nach endlich erfolgter Einwilligung des Vaters zog er scheinbar als Freund in Parthien ein, ließ aber die Sorglosen plötzlich überfallen und niedermachen und gab das Land seinen Truppen zur Plünderung preis. Im folgenden Jahr (217) wollte er den Raubzug wiederholen, ward aber auf dem Weg zwischen Edessa und Carrä auf Anstiften des Präfekten der Prätorianer, Macrinus, der erfahren hatte, daß sein eigenes Leben von C. bedroht sei, ermordet. Unter den Bauten, die er in Rom errichtete, sind die mit zahlreichen Werken der Kunst geschmückten Thermen (Thermae Caracallae) außerhalb der Porta Capena, deren Reste zu den bedeutendsten Ruinen Roms gehören, berühmt (s. Tafel »Baukunst VI«, Fig. 11).

Caracara, s. Caracho.

Carácas, eine Provinz der Republik Venezuela, die im N. an das Antillenmeer, im O. an die Provinz Barcelona, im S. an Guarico und im W. an Aragua und Carabobo grenzt und 88,024 QKilom. (1596,7 QM.) Flächeninhalt hat. Sie ist überwiegend gebirgig und enthält den Ostheil der beiden Parallelketten des Gebirgslands von C. mit den schönen und fruchtbaren Thälern, welche sie von einander trennen. Die felsige Küste im N. ist hafenreich, das Innere gut angebaut und zum Theil wohlbevölkert, und die Provinz gehört überhaupt zu den gewerbthätigsten Theilen des Staats. Die Einwohnerzahl betrug nach der letzten bekannt gemachten Zählung (1852) 363,858; sie leben hauptsächlich vom Landbau, nächstdem vom Handel; Kaffee ist das wesentlichste Erzeugnis. Die Provinz zerfällt in 11 Kantone.

Die gleichnamige Hauptstadt, die zugleich Hauptstadt des ganzen Staats ist, liegt unter 10° 31' südl. Br. und 67° 3' westl. L. v. Gr., 887 Meter ü. M., in einem schönen Thal in der Nähe des Guayra, etwa 15 Kilom. vom Meer. Sie wurde 1567 gegründet und ist nach der Zerstörung durch ein heftiges Erdbeben im März 1812 regelmäßig wieder aufgebaut. Sie hat breite, rechtwinklig sich schneidende Straßen, mehrere Plätze und 16 Kirchen, unter denen die Kathedrale, ein großer, aber schwerfälliger Bau, die bedeutendste ist. Von den übrigen Gebäuden sind besonders der Regierungspalast und das Universitätsgebäude ausgezeichnet. Auch ein Theater, mehrere Schulen und Buchdruckereien sind vorhanden. Die Zahl der Einwohner betrug (1868) 47,013 (darunter 3700 Fremde, insonderheit 530 Deutsche); Industrie und Fabrikthätigkeit fehlen noch ganz, selbst die Handwerke werden nur unvollkommen betrieben. Dagegen ist der Handelsverkehr nicht unbedeutend. Der Hauptausfuhrhafen der Stadt ist La Guaira mit 4000 Einw., die hauptsächlich vom Handel leben, denn der Ort ist der erste Handelsplatz des ganzen Staats, trotz der Ungesundheit des Klima's und der Beschaffenheit des Hafens, der eigentlich nur eine fast offene Rhede ist. Unter den übrigen Ortschaften sind noch Guarenas, Ocumare, Santa Lucia, Rio chico von einiger Bedeutung. — Columbus entdeckte die Küste von C. 1498; es entstand dort eine kleine Kolonie, welche Karl V. 1526 als Lehen der Krone Kastilien dem Handelsherrn Welser zu Augsburg als Entschädigung für eine Anleihe erblich übergab. Die Welser behielten indeß die Besitzung nur bis 1546. Die eigentliche Stadt entstand um 1570. In der Folge war C. Hauptstadt eines spanischen Generalkapitanats und Sitz des Gouverneurs. Im Unabhängigkeitskrieg wurde die Stadt 29. Juli 1811 und wiederum, nachdem sie durch Bolivar befreit worden, 1814 von den Spaniern genommen. Im Jahr 1821 erfolgte ihre abermalige Befreiung, und C. bildete von da an bis 1831 einen Bestandtheil des Freistaats Columbia, bis es 17. Nov. 1831 die Republik Venezuela bilden half, deren Hauptstadt es wurde. Die Stadt hatte wiederholt durch Erdbeben zu leiden; gänzlich zerstört wurde sie durch ein solches 26. März 1812, wovon Alex. v. Humboldt eine Beschreibung gegeben hat. An 12,000 Menschen wurden unter den Trümmern der Stadt begraben. Bald darauf folgte der Aus-

bruch des Vulkans von St. Vincent in den nahen Antillen (30. April 1812), der lange geruht hatte. S. Karte »Peru ꝛc.«

Caracci (spr. »ratschi), ital. Maler, s. Carracci.

Caraccioli (spr. »ratscholi), eine der ältesten Adelsfamilien Neapels, soll aus Griechenland stammen. Als der Begründer ihres Ansehens und Reichthums wird Gianni C. genannt, der 1415 Sekretär der Königin Johanna II. wurde, welche ihn zum Connétable, Herzog von Vicenza, Grafen von Avellino ꝛc. erhob, aber zuletzt sich genöthigt sah, seinem unbegrenzten Ehrgeiz Schranken zu setzen; er wurde 1432 getödtet. Doch behielt die Familie große Besitzungen und hohe Würden. Marino C., geb. 1468, wurde Protonotar Leo's X. und ward von diesem 1518 nach Deutschland gesandt, um Luthers Auslieferung vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen zu verlangen; er trat sodann in die Dienste Karls V. und vermittelte 1520 den Frieden mit dem Herzog von Mailand. Er wurde 1524 Bischof von Catanea, Kardinal und starb 1538 als kaiserlicher Statthalter von Mailand. — Sein Sohn Galeazzo trat zum Protestantismus über und lebte in Genf bei Calvin; starb daselbst 1586. — In den Memoiren des 18. Jahrh. vielgenannt ist Domenico C., neapolitan. Gesandter in Paris, Schön- und Freigeist; starb als Vicekönig von Sicilien 1789. — Francesco C., neapolitan. Admiral, kommandirte 1793 vor Toulon, trat 1798, vom Hof unwürdig behandelt, in die Dienste der parthenopäischen Republik, wurde 1799, als Kardinal Ruffo sich Neapels bemächtigte, verhaftet und auf Befehl des englischen Admirals Nelson am Mastbaum eines seiner Schiffe aufgehängt. Die Familie C. theilt sich gegenwärtig in die zwei Hauptzweige Torella und Avellino.

Cara Cognatio (lat.), Petri Stuhlfest (22. Febr.), an welchem sich in ältester Zeit die heidnische Sitte erhalten hatte, Speisen auf die Gräber der Verstorbenen zu tragen und zu opfern.

Caractăcus, König der Siluren (in Südwales) in Britannien, zur Zeit des Kaisers Claudius gefürchteter Gegner der Römer, wurde von dem Proprätor P. Ostorius besiegt und nach Rom geführt, aber vom Kaiser Claudius begnadigt (51 n. Chr.). Er blieb seitdem ein Bundesgenosse der Römer und starb zwei Jahre nach seiner Rückkehr, 54 n. Chr.

Caráfa, altes, ausgebreitetes neapolitan. Adelsgeschlecht, dem Papst Paul IV. und mehrere Kardinäle angehörten, und das noch gegenwärtig in mehreren Linien blüht. Merkwürdig sind von dessen Gliedern: Oliviero, geb. 1406, ward Erzbischof von Neapel, 1467 Kardinal, erhielt 1472 als Admiral den Oberbefehl über eine vom Papst Sixtus IV. gegen die Türken ausgerüstete Flotte, mit welcher er 1472 Smyrna und den Hafen von Satalia in Afrika eroberte. Er starb zu Rom 20. Jan. 1511. — Giovanni Pietro ward als Paul IV. (s. d.) Papst. — Carlo, Kardinal, Neffe des Papstes Paul IV., 1517 zu Neapel geboren, focht unter dem Herzog von Parma in den Niederlanden, trat in den Malteserorden und wurde endlich von seinem Oheim zum Kardinal ernannt. Als Paul IV. die Familie Colonna ihrer Güter beraubte, um sie seinen Neffen zuzuwenden, entbrannte ein Krieg zwischen Philipp II. von Spanien und dem Papst, welcher schließlich zu Gunsten der C. beigelegt wurde. Paul IV. aber sah sich in der Folge genöthigt, seine Neffen wegen Erpressungen aus Rom zu verbannen; sein Nachfolger Pius IV. ließ sie gefangen nehmen und den Kardinal 1561 erdrosseln. — Antonio C., geb. 1538 zu Neapel, studirte zu Padua die Rechte, wurde unter Pius V. Kardinal und Vorsteher der Kongregation zur Verbesserung des Bibeltextes und Interpretation der Beschlüsse des tridentinischen Koncils, später Bibliothekar Gregors XIII.; starb 1591. Er sammelte die päpstlichen Dekretalen und besorgte eine verbesserte Ausgabe der Septuaginta (Rom 1587; lateinisch von Flaminius Nobilius, das. 1588). — Geronimo, geb. 1564 zu Neapel, diente seit 1587 in den Niederlanden unter dem Herzog von Parma und zeichnete sich 1597 bei der Eroberung von Amiens aus, focht 1620 in der Schlacht am Weißen Berg und 1621 im Mailändischen, ward vom Kaiser zum Reichsfürsten, sowie vom König von Spanien zum Vicekönig und Generalkapitän von Aragonien ernannt. Er starb zu Genua als spanischer Generalleutnant 1633. Vgl. Reumont, Die C. von Maddaloni (Berl. 1851, 2 Bde.). — Antonio, Graf von, trat in österreich. Dienste, ward 1665 Kämmerer, bald darauf Oberst und Inhaber eines Kavallerieregiments, sodann Wirklicher Geheimer Rath und Hofkriegsrath. Als Vorsitzender des in Eperies versammelten delegirten Gerichts, welches Tököly's Anhänger zur Rechenschaft ziehen sollte, machte er sich der unerhörtesten Grausamkeit und der unverschämtesten Erpressung schuldig, wurde zwar abberufen, aber vom Kaiser durch Verleihung des Ordens vom Goldenen Vlies geehrt und nach wie vor mit wichtigen Missionen, z. B. mit Uebernahme des damals an Oesterreich fallenden Siebenbürgen, betraut. Später kämpfte er unter dem Herzog Karl von Lothringen gegen die Franzosen und starb 9. März 1693.

Caráfa, Michele, namhafter ital. Opernkomponist, geb. 28. Nov. 1785 zu Neapel, ward auf dem dortigen Konservatorium der Musik gebildet, genoß während eines Aufenthalts in Paris den Unterricht Cherubini's und begann früh zu komponiren, ohne jedoch die Musik zu seinem Lebensberuf zu machen. Er widmete sich vielmehr zunächst der militärischen Laufbahn, bekleidete verschiedene Grade in der Armee Joachim Murats und machte 1812 als Ordonanzofficier desselben den russischen Feldzug mit. Erst 1814 fing er an, ausschließlich der Komposition sich zu widmen, und brachte seit dieser Zeit in seiner Vaterstadt, sowie in Mailand, Rom, Wien und Paris eine Reihe von Opern im italienischen Stil auf die Bühne, unter welchen »Gabriele« (1816), »Le Solitaire« (1822), »Il Paria« (1825), »La Violette« (1827), »Masaniello« (als sein Hauptwerk betrachtet, 1828) und »La fiancée de Lammermoor« (1831) die bekanntesten sind. Seit 1827 lebte er dauernd in Paris, wurde 1837 Nachfolger Lesueurs als Mitglied der Klasse der schönen Künste am Institut und bekleidete außerdem die Stelle eines Professors der Komposition am Konservatorium. Er starb in Paris 26. Juli 1872, fast 87 Jahre alt. Einfache und fließende Melodik, die aber von Nachahmungen nicht frei ist, charakterisirt seinen Stil; den Reichthum Rossini's erreichte er nicht. Er hat auch vieles für Orchester geschrieben, was bisher nicht veröffentlicht wurde.

Carafe (franz., f.), s. Karaffe; Carafon (spr. fóng), Eisbehälter für den Wein auf der Tafel.

Caragăna *Lam.* (Karagane, Erbsenstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der

Papilionaceen, hohe Sträucher mit paarig gefiederten, meist gedrängt auf verkürzten Zweigen stehenden Blättern, bisweilen mit stechenden Nebenblättern und meist gelben, einzeln, zu zwei oder drei an der Basis der Blattbüschel hervorkommenden Blüten. Durch den becherförmigen Kelch, die ziemlich gleich langen Blumenblätter, den unbehaarten Griffel und die sitzende Hülse unterscheidet sich diese Gattung von der sonst sehr ähnlichen Robinia. Die große Karagane (C. arborescens *L.*), einer unserer schönsten Ziersträucher, mit hautartigen, vielpaarigen länglichen Blättchen und oft harten, bisweilen etwas stechenden Nebenblättern, wird 2,5—3,75 Meter hoch, wächst sehr buschig, leidet nie durch den Frost und eignet sich auch zu Hecken. Er ist in Sibirien heimisch, wo die Samen gegessen und als Futter für Geflügel (daher Taubenerbsen) benutzt werden; auch das Holz ist brauchbar. Andere Arten aus Südrußland, China, Sibirien und dem Himalaya werden gleichfalls als Ziersträucher kultivirt.

Caraglio (spr. -áljo, Caralio und Caralius), Giovanni Jacopo, namhafter ital. Kupferstecher, Zeichner, Stein- und Medaillenschneider, geb. um 1498 zu Verona oder Parma, bildete sich in Rom nach Marc-Anton. Später gab er den Kupferstich auf, um sich dem Stein- und Medaillenschnitt zu widmen. Im Jahr 1539 finden wir ihn am Hof des Königs Sigismund von Polen. Später kam er nach Parma zurück, wo er noch 1568 lebte. In der Sammlung Debruge Duménil zu Paris (Katal. 1847) befand sich von ihm ein Achat mit dem Bildnis der Bona Sforza, Königin von Polen. Caraglio's Stiche, die er namentlich nach Rossi, dann Parmeggianino, Tizian und Raffael ausführte, erfreuen sich mit Recht eines guten Rufs, obwohl er sein Vorbild Marc-Anton weder im Adel der Zeichnung, noch in der Reinheit der Ausführung erreichte.

Cara-Grusch, vierfacher türkischer Piaster.

Caracho (Polyborus *Vieill.*, Caracara *Cuv.*), Raubvogelgattung aus der Familie der Falken und der Unterfamilie der Polyborinae, Vögel mit großem, gestrecktem, mehr hohem als breitem Schnabel, langen und kräftigen, fast bis ans Schwanzende reichenden Flügeln, in denen die dritte Schwinge die längste ist, und leicht gestuftem Schwanz von der Länge des Rumpfes. Der Traro (P. brasiliensis *Sws.*) wird 37 Centim. lang, bei mehr als 125 Centim. Flugbreite, ist auf dem Ober- und Hinterkopf schwarz, am Hals, auf dem Rücken und der Brust quer weiß und schwarzgestreift; die Flügel sind dunkelbraun, die hinteren großen Deck- und Schwungfedern blaß quergestreift, die Steuerfedern weiß mit sehr schmalen, blaßbräunlichen Querbinden und einer breiten, schwarzbraunen Spitzenbinde; die Füße sind orangegelb, der Schnabel ist blaßhellbläulich; der Zügel, die Kinngegend und der Kropf sind fast nackt. Diese Vögel sind von Florida bis zur Südspitze Amerika's in allen Ebenen, besonders in den Steppen, häufig und bilden in sumpfigen Gegenden große Gesellschaften; sie gehen aufgerichtet, schreiten geschickt und richten die Federn des Ober- und Hinterkopfs zu einer Haube auf. Ihre Nahrung besteht aus Mäusen, kleinen Vögeln, Reptilien, Insekten und Schnecken; sie greifen aber auch junge Lämmer an, rauben Hühner und Eier und verschmähen auch Aas nicht. Sie nisten auf Bäumen und legen zwei braun und roth gefleckte gelbliche Eier.

Carăpa *Aubl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Ternströmiaceen, tropische Bäume mit paarig gefiederten Blättern, vierblätteriger Blumenkrone und steinfruchtartiger, innen holziger, 6—12samiger Kapsel. C. guianensis *Aubl.* (Xylocarpus Carapa *Spr.*) ist einer der größten Bäume Guayana's und Brasiliens, mit 19—25 Meter hohem Stamm, gegen 1 Meter langen Blättern, kurzgestielten, großen Blättchen, kleinen weißlichen Blüten, einer Kapsel von 10,5 Centim. Durchmesser und nußgroßen, abgeplatteten Samen. Die rothbraune bittere Rinde ist in Guayana als Heilmittel im Gebrauch; aus dem Samen gewinnt man das Carapaöl (huile de C.), indem man die Samen feucht liegen läßt, bis sie zu faulen beginnen, dann vom Samenmantel befreit, mit Wasser zu einem Teig anknetet und diesen an die Sonne legt. Das herausfließende Oel wird als Haaröl benutzt; die Indianer beschmieren damit den Körper, um sich gegen Insektenstiche zu schützen; auch dient das Oel gegen Hautkrankheiten der Hausthiere, wie es durch seinen eigenthümlichen Geruch und seine Bitterkeit gleichzeitig das Ungeziefer vertreibt. Das Carapaöl kommt gegenwärtig auch nach Europa und wird zur Seifenfabrikation benutzt. In Brasilien dient es unter dem Namen Andirobaöl als Brennöl. Je nach der Temperatur und dem Grad der Pressung, welcher man die Samen aussetzt, erhält man verschiedene Produkte, die bei 10—23°, nach einigen Berichten erst bei 40 und 50° schmelzen. Das Carapaöl ist in Alkohol nur wenig, in Aether leicht löslich und wird durch Alkalien leicht verseift. In ähnlicher Weise wird das durch Auskochen mit Wasser gewonnene gelbrothe Oel von C. guineensis *Sweet.* (C. touloucana *Perot.*) benutzt. Dieser große Baum am Senegal und in Guinea hat sehr lange, zurückgeschlagen-hängende Aeste, 6—12paarige, 0,60—1,25 Meter lange Blätter, oval-längliche, 20—30 Centim. lange und 5—8 Centim. breite Blättchen, achsel- und endständige Blütenrispen, weißlich-rosenrothe Blüten und große, rundlich fünfeckige Kapseln mit schwarzrothen Samen. Das Oel (Tulucunaöl) ist butterartig, schmeckt bitter, riecht ranzig, erregt Erbrechen, schmilzt bei 40—50°.

Carapella, Fluß in der ital. Provinz Foggia (Capitanata), der auf dem Monte Casa Leandro entspringt und, nachdem er sich mit dem Cervaro vereinigt hat, durch den Lago di Salpi nach 100 Kilom. langem Lauf in den Golf von Manfredonia mündet.

Carascōsa, Michele, Baron, neapolitan. General, ergriff 1797 als neapolitan. Officier Partei für die parthenopäische Republik, entging aber nach der Herstellung des Königthums der Aechtung. Er trat unter die Fahnen Joseph Napoleons und machte als Bataillonschef den Krieg in Spanien mit. Unter Murat zu höheren Militärgraden befördert, mußte er 1814 als Divisionschef im österreichisch-neapolitanischen Heer gegen die Franzosen fechten; im nächsten Jahr aber zog er mit seiner Division gegen die Oesterreicher und unterzeichnete mit anderen neapolitanischen Generälen die Militärkonvention von Casalanza, der gemäß Neapel unter die Herrschaft der Bourbons zurückkehrte. Unter der Restauration zum Kriegsminister ernannt, befehligte er 1829 nach dem Ausbruch der Insurrektion die zur Unterdrückung derselben bestimmten Truppen, zögerte aber mit dem Angriff so lange, bis er auch seine Heeresabtheilung mit den Insurgenten fraternisiren und zugleich sich genöthigt sah, abermals der Revo-

lution seine Dienste zu weihen. Gegen die einrückenden Oesterreicher sollte er die Straße von Terracina nach Neapel versperren, wurde aber eingeschlossen und sein Korps zerstreut. Nach Unterdrückung der Revolution entkam er, in contumaciam zum Tod verurtheilt, nach Barcelona und von da nach England, wo er starb. Er schrieb: »Mémoires historiques, politiques et militaires sur la révolution du royaume de Naples en 1820« (Lond. 1823).

Carassius, Karausche.

Carausius (Charausio), M. Aurelius Valerius, röm. Feldherr unter Diokletian und Maximian, von Geburt ein Menapier, empörte sich 286 n. Chr. in Britannien und erklärte sich zum Augustus. Es gelang ihm, seine Unabhängigkeit zu behaupten und Britannien gegen die kaiserliche Flotte, wie gegen die Kaledonier zu vertheidigen. Eine Expedition, welche 292 Constantius gegen ihn unternahm, mißlang, und Constantius schloß darauf mit C. einen Frieden, worin letzterer anerkannt wurde. Doch wurde er schon 293 durch einen seiner Diener ermordet.

Caravaca, Stadt in der span. Provinz Murcia, am gleichnamigen Nebenfluß des Segura, nordwestlich von Murcia, in einer rebenreichen, vorzügliche Weine (besonders Rothweine) producirenden Gegend, mit etwa 7000 Einw. In der Nähe die Stalaktitengrotte Barquilla.

Caravaggio (spr. -wáddscho), Stadt in der ital. Provinz Bergamo, Kreis Treviglio, zwischen den Flüssen Serio und Adda, mit (1871) 7761 Einw. und einer schönen Kirche der Madonna di C. Vor der Stadt die berühmte Wallfahrtskirche L'apparizione della Madonna (1575 von Tibaldi erbaut). C. ist merkwürdig als Geburtsort mehrerer unter dem Namen »da Caravaggio« bekannten Maler, sowie durch die Schlacht daselbst zwischen den siegreichen Mailändern unter Sforza und den Venetianern 15. Sept. 1448.

Caravaggio (spr. -wáddscho), Maler, s. Caldara 1) und Amerighi.

Carayon (spr. -räjóng), Auguste, franz. Jesuit und Geschichtschreiber, geb. 1813, hat sich durch seine Untersuchungen über die Geschichte seines Ordens in wenigen Jahren einen geachteten Namen erworben. Seine Hauptwerke, auf Originalquellen und unveröffentlichten Dokumenten beruhend, sind: »Documents inédits concernant la compagnie de Jésus« (1863—65, 14 Bde.); »Bibliographie historique de la compagnie de Jésus« (1864), welche einen Katalog aller auf die Geschichte der Jesuiten vom Ursprung des Ordens an bezüglichen Werke enthält; »Premières missions des Jésuites au Canada« (1864); »Bannissement des Jésuites de la Louisiane« (1865); »Établissement de la compagnie de Jésus à Brest par Louis XIV« (1865); »Prisons du marquis de Pombal, ministre du Portugal« (1865), das Tagebuch des Staatsmanns von 1759—77 enthaltend, und »Notes historiques sur les parlements et les Jésuites au XVIII. siècle« (1867). Auch gab C. die »Histoire des Jésuites de Paris« des Paters Garasse (1864) und die »Lettres inédites sur le rétablissement des Jésuites en Portugal« des Paters Jos. Delvaux (1866) heraus.

Carbāls, Badeort in der span. Provinz Coruña (Galicien), am Allones, unfern La Coruña, mit ca. 1000 Einw. und mehreren warmen Mineralquellen (20—29° R.).

Carbo (lat.), Kohle.

Carbonari (»Köhler«), Name einer geheimen politischen Gesellschaft in Italien, die seit 1820 hervortrat, wahrscheinlich aber in der Zeit der französischen Herrschaft über Neapel entstand. Nach Botta's »Storia d'Italia« flüchteten sich unter Murats Herrschaft die Republikaner in die Schluchten der Abruzzen, schlossen einen geheimen Bund und nannten sich C. König Ferdinand und seine Gemahlin suchten ihren Beistand gegen die Franzosen. Auch Graf Orlow in seinen »Mémoires sur le royaume de Naples« schreibt die Stiftung oder neue Belebung der C. der Königin Karoline von Sicilien, andere dem vormaligen Polizeiminister Maghella zu. Ihr Rituale war vom Kohlenbrennen hergenommen. Reinigung des Waldes von Wölfen, d. h. Kampf gegen Tyrannei, war die Grundlage ihrer Symbole. Früher verstanden sie darunter nur die Befreiung von ausländischer Herrschaft, nach der Restauration aber die von der monarchischen Gewalt überhaupt. Unter einander nannten sie sich »gute Vettern«. Eine solidarische Verbindung und gemeinsame Leitung des ganzen Ordens scheint nicht zu Stande gekommen zu sein. Der Versammlungsort hieß »Hütte« (baracca), die äußere Umgebung »Wald«, das Innere der Hütte »Kohlenverkauf« (vendita), der Verein sämmtlicher Hütten einer Provinz eine »Republik«. Solche Republiken waren die von Westlukanien in Principato citeriore, die aus 182 Hütten bestand und ihren Sitz zu Salerno hatte, die von Ostlukanien in Basilicata zu Polenza, von Hirpinien, Daunien ꝛc. Wie sehr indeß der Sinn des Volks für die Sache vorbereitet war, erhellt daraus, daß der Verein unmittelbar nach der neuern Stiftung 24—30,000 Mitglieder hatte und sich dergestalt durch ganz Italien verbreitete, daß allein im März 1820 gegen 650,000 neue Mitglieder, namentlich aus dem geistlichen Stand und dem Militär, aufgenommen worden sein sollen und in Neapel selbst Frauen in einen Zweigverein, die Loge der Gärtnerinnen, eintraten. Daß die C. sich auch mit den Freimaurern berührten, zeigt ein Satz der Statuten, welcher lautet: »Jeder Carbonaro hat das natürliche und unveräußerliche Recht, den Allmächtigen nach seiner eigenen Einsicht und Ueberzeugung zu verehren«. Den C. nachgebildet waren in Italien die zum Theil ausartenden Vereine der Calderari (s. d.), der »europäischen Patrioten« und der »Decisi«, d. h. Entschlossenen, an deren Spitze ein ehemaliger Geistlicher, Ciro Annichiarico, stand, nach dessen Hinrichtung (1827) sie sich auflösten. Seit der Restauration der Bourbonen hatten sich auch in Frankreich zahlreiche geheime Gesellschaften gebildet, die sich mit den C. verbrüderten. Als nach der Niederlage der revolutionären Partei in Neapel und Piemont sämmtliche Regierungen die Theilnahme an der Verbindung der C. als Hochverrath verpönten, wurde Paris der Mittelpunkt der Charbonnerie, die nun einen vorherrschend französischen Charakter annahm. Eine Venta zählte höchstens 20 »bons cousins«, wie sich auch in Frankreich die Eingeweihten nannten, im Gegensatz zu den Nichtcarbonari, den »pagani«. Die Abgeordneten von 20 Venten bildeten eine Centralventa, die durch einen Deputirten mit der hohen Venta ihrer Provinz oder ihres Departements in Verbindung stand. Eine höchste Venta zu Paris ließ durch Emissäre den hohen Venten ihre Befehle zukommen. Es galt bei ihr der Grundsatz, daß nichts Schriftliches aufbewahrt, die ganze Verbin-

dung nur durch mündlichen Verkehr unterhalten werden dürfe. Gewöhnlich kannte jeder Carbonaro nur die Mitglieder seiner Venta. Nach ihren Statuten sollte der Meineid, sobald er zur Entdeckung ihrer Geheimnisse führe, nach dem Spruch eines geheimen Gerichts und durch die Hand eines durch das Loos bestimmten bon cousin mit dem Tod bestraft werden. Seit ihrer Verpflanzung nach Frankreich bis zum Ende des französisch-spanischen Kriegs und dem Umsturz der Cortesverfassung war die Charbonnerie sehr thätig und hatte auch unter dem Militär Verbindungen. Im ganzen soll damals die Zahl der C. in Frankreich mehr als 60,000 betragen haben. Nach dem Sieg der Restauration in Spanien und bei der Rückwirkung dieses Ereignisses auf Frankreich beschränkte sich aber die Verbindung auf eine revolutionäre Bearbeitung des Geistes der Nation. Nach der Julirevolution schlossen sich viele der einflußreichsten Mitglieder der Charbonnerie der neuen Regierung an, und die frühere Verbindung löste sich seitdem auf. Dagegen bildete sich unter den Republikanern eine neue sogen. Charbonnerie démocratique, welche direkt auf Gründung einer republikanischen Verfassung ausging, ihre Formen aber aus der alten Carbonaria entlehnte. Die Grundsätze dieser neuen Charbonnerie, von Teste in dem »Projet d'une constitution républicaine« entwickelt, sind Babeufs Ideen und Ansichten von einer absoluten Gleichheit, die Teste jedoch nur so weit verfolgte, als er an die Möglichkeit ihrer baldigen Verwirklichung glaubte. An der Spitze der Verbindung stand Buonarroti (s. d. 2), ein früherer Mitverschworener Babeufs; nächst ihm waren Teste und der Deputirte d'Argenson die hauptsächlichsten Leiter. Das ausschließende Streben dieser Männer, alles von Paris abhängig zu machen, war später mit die Veranlassung, daß sich zuerst mehrere italienische Flüchtlinge, unter ihnen namentlich Mazzini, der ihnen seit 1827 angehörte, von der Gesellschaft lossagten, um das junge Italien zu gründen, was zu vielfachen Kämpfen und gegenseitigen Anklagen dieser Verbindungen führte. Noch 1841 wurde in Südfrankreich eine als reformirte Carbonaria bezeichnete Verbindung entdeckt. Damit verschwinden jedoch ihre Spuren, wenigstens ist die Verbindung als solche ohne allen Einfluß auf die Umwälzung im Februar 1848 geblieben. Vgl. **Memoirs of the secret societies of the South of Italy, particularly the Carbonari** (aus dem Italienischen, Lond. 1821).

Carbonāt, s. Diamant; Carbonate, s. v. w. Kohlensäuresalze.

Carbondale (spr. -dehl), Stadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, am Lackawanna und Wyoming, nordöstl. von Harrisburg, ward erst 1851 als Stadt inkorporirt, blühte aber durch die reichen Steinkohlengruben in der Nähe so rasch auf, daß es 1870 bereits 6393 Einw. zählte. Der Ort hat gute öffentliche Schulen, 8 Kirchen und viele schöne Privatgebäude und steht durch die Delaware-Hudsonbahn mit Scranton und Honesdale in Verbindung.

Carbonĕum sulfŭratum, s. v. w. Schwefelkohlenstoff.

Carbonĕum trichlŏratum, s. Kohlenstoffchloride.

Carbonianum edictum, das nach gemeinem Recht dem unmündigen Kind des Erblassers, welchem diese Kindeseigenschaft bestritten wird, zustehende Rechtsmittel, sich bis zu ausgemachter Sache in den Besitz der Erbschaft zu setzen und Alimente daraus zu beziehen. Wenn nämlich einem Unmündigen sein Erbrecht aus dem Grund streitig gemacht wird, weil sein Gegner leugnet, daß er ein Kind des Erblassers sei, so kann letzterer verlangen, daß der Proceß bis zu erlangter Mündigkeit aufgeschoben werde und er bis dahin unter Aufsicht eines Vormunds den Besitz der väterlichen Erbschaft und Alimente daraus erhalte. Stellt er aber nicht Kaution wegen Restitution für den Fall seines spätern Unterliegens, so wird der Gegner zugleich mit ihm in den Besitz eingewiesen; die erhaltenen Alimente aber braucht jener in keinem Fall wieder zu erstatten. Die neueren Gesetzbücher kennen diese Begünstigung der Unmündigen nicht mehr.

Carbonĭcus, kohlensäurehaltig; kohlensauer.

Carbonne (spr. -bonn), Stadt im franz. Departement Obergaronne, Arrondissement Muret, an der Garonne, mit (1872) 2505 Einw., welche Stahl- und Feilenfabrikation und Handel mit Wolle und Oel treiben.

Carbuncŭlus (lat.), s. Karfunkel.

Carcagente (spr. -chénte), Stadt in der span. Provinz Valencia, südlich von Alcira, in der Nähe des Jucar und an der Eisenbahn von Valencia nach Alicante, mit schönem Schloß, einer stattlichen Kirche und 8840 Einw. Die Umgegend ist ein von unzähligen Kanälen durchschnittenes Reisland, das außer Reis auch Weizen und viele Südfrüchte erzeugt, aber infolge des im Sommer stagnirenden Wassers höchst ungesund ist und zahlreiche Ruinen von Dörfern enthält, deren Bewohner durch die grassirenden typhösen Wechselfieber ausstarben.

Carcăno, Giulio, einer der geschätztesten ital. Dichter und Schriftsteller der Gegenwart, geb. 7. Aug. 1812 zu Mailand, einer der ältesten Familien des Landes entstammend, veröffentlichte noch als Student der Rechte zu Pavia seine poetische Erzählung »Ida della torre« (1834), welche sofort den hervorragenden Arbeiten dieser Art an die Seite gestellt wurde. Aber seinen Ruf als Dichter in den weitesten Kreisen begründete der Roman »Angiola Maria« (1839; deutsch von Langenn, Leipz. 1843). Schwung und zarte Innigkeit des Empfindens kennzeichneten dieses Werk zunächst; wenn aber der Dichter unverkennbar aus der frommen und strenggläubigen Schule Manzoni's hervorging, so erschien er doch insofern dem Meister gegenüber selbständig, als er, während jener den historischen Roman pflegte, mit dem Familienroman auf italienischem Boden eine neue Richtung einschlug. Wie Manzoni als der Walter Scott, so ist C. als der Goldsmith Italiens zu bezeichnen. Auch die »Racconti semplici« (1843) brachten in gleichem Sinn und mit gleichem Glück Scenen des häuslichen Lebens. Mit dem zweiten größern Roman aber, betitelt »Damiano, storia d'una povera famiglia« (1851; neue Ausg. 1869), errang C. trotz ausgezeichneter Einzelheiten, welche derselbe enthält, nicht gleichen Erfolg wie mit »Angiola Maria«. Zu seinen besten Leistungen werden dagegen die »Dodici novelle« gezählt, welche 1856 erschienen. Als Lyriker trat C. 1840 mit seiner Sammlung »Prime poesie« hervor und wußte auch als solcher sein liebenswürdiges Talent zur Geltung zu bringen. Auf dramatischem Gebiet versuchte er sich mit einem »Spartacus« (1857), einem »Ardoino« (1860) und einer »Valentina«. Ein großes Ver-

dienst erwarb er sich durch die sehr geschätzte Uebersetzung vieler Shakespeare'scher Dramen, die er zu verschiedenen Zeiten einzeln herausgab. Als Journalist entwickelte C. in ästhetischer, kritischer und historischer Richtung bis in die neueste Zeit eine nicht geringe Thätigkeit. Für Prehari's »Raccolta di poeti satirici italiani« schrieb er einen einleitenden »Discorso sulla storia della satira in Italia«, für eine Ausgabe des P. Verri einen »Discorso sulla vita e sulle opere di P. Verri«, für die »Rivista europea« mehrere Biographien. Was den äußern Lebensgang des Dichters betrifft, so bekleidete er von 1844 an den Posten eines Vicebibliothekars an der Brera zu Mailand; 1848 nahm er lebhaften Antheil an dem mailändischen Aufstand, fungirte als Sekretär der provisorischen Regierung und ging dann in einer diplomatischen Sendung derselben nach Paris. Nach der Wiederunterwerfung Mailands flüchtete er sich auf einige Zeit in die Schweiz. Im Jahr 1859 wurde er zum Sekretär der Akademie der schönen Künste, sowie zum Professor der Aesthetik an derselben ernannt; im folgenden Jahr wurde ihm das Amt eines »Provedditore agli studii« für die Provinz Mailand übertragen, und 1868 wurde er Mitglied des Consiglio superiore dell' istruzione pubblica. Carcano's Dichtungen in Versen erschienen gesammelt: »Poesie edite ed inedite« (Flor. 1861—70, 2 Bde.). Auch die prosaischen Erzählungen und Romane des Dichters sind bei demselben Verleger in schönen und billigen Ausgaben wieder abgedruckt worden. Seine neuesten prosaischen Schriften sind: »Memorie di Grandi« (Mail. 1870, 2 Bde.) und »Gabrio e Camilla, storia milanese del 1859« (das. 1874).

Carcassonne (spr. -ssonn), Hauptstadt des franz. Departements Aude, an der Aude, dem Kanal du Midi und der Eisenbahn nach Toulouse, wird durch den Fluß in die alterthümliche und finstere, aber durch ihre alterthümlichen Befestigungen äußerst interessante Cité oder Oberstadt (mit der Kirche St. Nazaire aus dem 11. Jahrh.) und die fortwährend sich vergrößernde Unterstadt getheilt, die regelmäßige Straßen, schöne öffentliche Gebäude (die Kirchen St. Michel und St. Vincent aus dem 13. Jahrh., die Präfektur und das Justizpalais, das Stadthaus, Theater ꝛc.), Markthallen, einen großen Markt mit Springbrunnen (Neptunsäule) und einen schönen Hafen hat. Beide Theile sind durch den 110 Meter langen Pont Vieux (12. Jahrh.) und den 119 Meter langen Pont Neuf (1841—46 erbaut) verbunden. Den Hafen entlang erstreckt sich ein öffentlicher Garten, und an die Stelle der alten Gräben sind belebte Boulevards getreten. C. ist Sitz des Präfekten und eines Bischofs, sowie eines Handelsgerichts, einer Börse und Handelskammer und gilt als Festung dritten Rangs. An wissenschaftlichen Anstalten besteht daselbst ein Lyceum, eine Normalschule für Lehrer, Zeichen- und Gesangschulen, ein Museum, ein physikalisches Kabinet und eine Bibliothek von 21,000 Bänden. Die Einwohner, deren Zahl (1872) 23,644 beträgt, sind ein industriöses Völkchen. Berühmt schon seit dem 12. Jahrh. sind die Tuchfabriken Carcassonne's, die gegenwärtig ca. 2000 Arbeiter beschäftigen und der Mehrzahl nach für die Levante arbeiten. Auch verfertigt man Kattune, Strümpfe, Mützen, Papier, Cigaretten, Leinwand, Seife, Leder, Nägel und Draht und treibt Korn-, Wein- und Obsthandel. In der Nähe sind Marmorbrüche. C. ist das Carcaso (Carcassum, Carcusum) der Alten, das in Gallia Narbonensis lag, und dessen Bewohner, die Tektosagen, unter römischer Herrschaft das Jus Latii hatten. Cäsar hatte hier einen Waffenplatz und Kriegsmagazine errichtet. Schon um 300 n. Chr. ward es Bischofsitz. Später als das übrige Gallien fiel C. in die Gewalt der Westgothen, welche um 440 die Befestigung der Stadt begannen. Bei C. schlug König Reccared 586 und 589 die Franken; die Gothen hielten sich im Besitz der Stadt, bis 724 die Saracenen aus Spanien herüberkamen und die Westgothen verdrängten. Indeß dauerte die arabische Herrschaft nur bis 759, wo Pipin der Kurze ganz Septimanien unterwarf und mit dem Frankenreich vereinigte. Im 9. Jahrh. wurde C. Sitz von Grafen und Vicegrafen (Vicomten); der erste bekannte war 970 Arnald. Als dessen Stamm um 1060 mit Raimund ausstarb, kam die Grafschaft an die Grafen von Barcelona und durch diese, mit Ausnahme der Stadt C., als Lehen an den Grafen von Béziers. Während der Albigenserkriege war C. oft Schauplatz blutiger Scenen. Ludwig VIII. entriß die Stadt den Albigensern, und 1247 übergab sie der letzte Graf von C., Raimund von Trencavel, mit allen Gerechtsamen an Ludwig IX.

Carcassonnes (spr. -ssonn), Carcassonnische Tücher, leichte französische Tücher, Fabrikat von Carcassonne, die viel in den Orient, nach Afrika und Westindien gehen.

Carcavelhos (spr. -welljos), Dorf in der portug. Provinz Estremadura, westl. von Lissabon, am Atlantischen Meer, mit ca. 400 Einw., zwischen Weinbergen gelegen, welche den berühmten süßen Lissabonwein (Carcavello) erzeugen.

Carcer (lat.), Kerker, insbesondere Schul- und Universitätsgefängnis; Carceres, Schranken, gewölbte Zellen im Cirkus, wo die zum Wettrennen bestimmten Gespanne ꝛc. zurückgehalten wurden, bis das Zeichen zum Beginn des Spiels gegeben war; bei akademischen Disputationen der Bereich, innerhalb dessen die ordentlichen Disputatoren sitzen, im Gegensatz zu den Zuhörern (corona), aus welchen außerordentliche Disputanten auftreten können; daher intra und extra carceres disputiren. Carcerarius, Gefangenwärter, Kerkermeister.

Carcharias, Menschenhai.

Carcharodon, s. Fische.

Cardamine *L.* (Schaumkraut, Wiesenkresse, Bauchblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, meist ausdauernde, krautartige Gewächse in allen Zonen, mit einfachen, gefingerten oder gefiederten Blättern, Blütentrauben mit weißen oder lillafarbenen Blumen und sitzender, linealischer, zusammengedrückter Schote. C. amara *L.* (Bitterkresse, fälschlich Brunnenkresse) wächst an schattigen Bächen und Gräben im mittlern Europa und nördlichen Asien, ist ausdauernd und wird gegen 16 Centim. hoch. Die Blüten sind ziemlich groß, weiß, auf schlanken Stielchen in lockeren Doldentrauben vereinigt, die Antheren blau oder violett, später schwärzlich. Das Kraut, Herba Nasturtii majoris amari, ist antiskorbutisch, hat einen der Brunnenkresse ähnlichen, bittern Geschmack und wurde früher in der Medicin angewendet. Im Frühjahr gibt es einen gesunden Salat. C. pratensis *L.* (gemeine Wiesenkresse) wächst überall in allen Welttheilen, häufig auf feuchten Wiesen im Mai, ist fußhoch, glatt, meist unverzweigt. Oefters hängt am Stengel Schaum von der Schaumcikade, daher der deutsche Name. Kraut und Blüten,

Herba et Flores Nasturtii pratensis, waren früher ebenfalls officinell und haben einen etwas widrigen, bitterlich-scharfen Geschmack.

Cardamōmum, s. Kardamomen, Electaria und Amomum.

Cardānus (Cardano), Hieronymus, berühmter ital. Mathematiker, Arzt, Naturforscher und Philosoph, zugleich aber auch einer der leidenschaftlichsten und sonderbarsten Menschen des 16. Jahrh., geb. 24. Sept. 1501 zu Pavia, erhielt seine Bildung hier und zu Mailand, lebte dann in Sacco unweit Pavia, folgte 1534 einem Ruf als Professor der Mathematik nach Mailand, wo er sich als Lehrer und praktischer Arzt bald großen Ruhm erwarb und 1539 zum Mitglied des Collegii medici ernannt wurde. Im Jahr 1547 hielt er längere Zeit medicinische Vorlesungen in Pavia. Einen Ruf des Königs von Dänemark an die Universität in Kopenhagen schlug er aus, weil ihm Klima und Religion des Landes nicht zusagten. Im Jahr 1552 brachte er 10 Monate in London zu, um den Erzbischof Hamilton von einem für unheilbar erklärten Asthma vollständig zu heilen. Im Jahr 1562 wurde er als Professor der Medicin nach Pavia, dann nach Bologna berufen, wo er bis 1570 lehrte. In diesem Jahr ward er infolge einer Anklage, die sich später als ungegründet erwies, gefangen gesetzt, September 1571 aber wieder freigelassen. Er lebte darauf in Rom von einer Pension, die ihm der Papst ausgesetzt hatte, und starb daselbst 21. Sept. 1576, nach einigen eines freiwilligen Hungertodes, um seine astrologische Vorherbestimmung des eigenen Todesjahrs nicht Lügen zu strafen. Als Mathematiker hat sich C. bleibendes Verdienst erworben, wenn auch auf wenig edle Weise. Bei Gelegenheit eines Wettstreits hatte nämlich Tartaglia (oder Tartalea) die Auflösung der Gleichungen des dritten Grades gefunden. C. wußte diesem durch List und eidliches Versprechen der Verschwiegenheit sein Geheimnis zu entlocken und machte es einige Jahre nachher (1545), mit einigen neuen Entdeckungen bereichert, in seinem Werk »Ars magna« bekannt; daher der Name Cardanische Regel. Diese Regel der Lösung der kubischen Gleichung von der Form: $x^3+bx\pm c=0$ wurde von den Mathematikern mit großer Freude begrüßt; doch fand man bald, daß dieselbe dem Rechner gerade da ihre Dienste versagt, wo jene Gleichung lauter mögliche Wurzeln enthält, also gar keine Schwierigkeiten bieten sollte. Die Cardanische Formel hat nämlich als Lösung der obigen Gleichung die Gestalt:

$$x=\sqrt[3]{\mp\frac{c}{2}+\sqrt{\frac{c^2}{4}+\frac{b^3}{27}}}+\sqrt[3]{\mp\frac{c}{2}-\sqrt{\frac{c^2}{4}+\frac{b^3}{27}}},$$

welche für alle Zahlengleichungen mit den obigen Zeichen keine Schwierigkeit erkennen läßt. Sobald jedoch obige Form in $x^3-bx\pm c=0$ übergeht, wo die Cardanische Formel

$$x=\sqrt[3]{\mp\frac{c}{2}+\sqrt{\frac{c^2}{4}-\frac{b^3}{27}}}+\sqrt[3]{\mp\frac{c}{2}-\sqrt{\frac{c^2}{4}-\frac{b^3}{27}}}$$

gibt, tritt der sogen. Casus irreducibilis ein, und die Formel wird unbrauchbar, wenn $\frac{c^2}{4}<\frac{b^3}{27}$ ist. Erst Professor E. Büchner (»C.' Formel«, Hildburgh. 1857) beseitigte diese Schwierigkeit. In seiner literarischen und praktischen Wirksamkeit als Arzt steht C. für den Stand der medicinischen Wissenschaft im 16. Jahrh. ziemlich selbständig und frei von den Fesseln des Galenischen Systems da. Seine naturwissenschaftlichen und philosophischen Leistungen hat er hauptsächlich in zwei Schriften niedergelegt: »De subtilitate« und »De rerum varietate«. Aber gerade in diesen Zweigen verleitet ihn seine Sucht, immer Neues und Ueberraschendes vorzubringen, zu durchaus zusammenhangslosen, ja sich vielfach widersprechenden Behauptungen. Bald erklärt er die Astrologie, Chiromantie, Alchemie und Magie für trügerische Künste und nennt die Gespenster Geschöpfe der Einbildungskraft; bald lehrt er selbst magische Charaktere zeichnen, vertheidigt den Glauben an Hexen, schreibt sich einen Spiritus familiaris zu, leitet alle Schicksale und Fehler der Menschen aus der bei ihrer Geburt stattgefundenen Konstellation her und gibt sich selbst für einen Propheten und Thaumaturgen aus ꝛc. Merkwürdig bleibt seine Beobachtung der unter gewissen Umständen aus den Haaren des Menschen hervorbrechenden elektrischen Funken, sein Pyrophor aus getrocknetem Menschenblut und seine Kenntnis der Kimmung (s. d.) und der optischen Täuschung, vermöge deren man ein scheinbares Meer auf offenem Land erblickt. C.' Schriften füllen in der Ausgabe von Spon (Lyon 1663) 10 Foliobände. Sein ältester Sohn, Johann Baptist, Arzt und Schriftsteller von Talent, geb. 14. Mai 1534 zu Mailand, wurde 13. April 1560 zu Pavia im Kerker enthauptet, weil er seine ungetreue Gattin durch Gift zu tödten versucht hatte. Sein Vater behauptete, daß ihm auch dieser Tod durch das Sichtbarwerden eines blutigen Schwerts an seiner Hand vorher angezeigt worden sei.

Cardea, s. Carna.

Cárdenas, eine erst 1827 gegründete Stadt auf der Insel Cuba, liegt an der Nordküste des Westtheils der Insel, auf dem felsigen Boden einer weiten, durch Korallenriffe gedeckten Bai, zum Theil ins Wasser hineingebaut und ist ein wichtiger Hafenplatz, der seit 1844 auch dem fremden Handel geöffnet ist. Zur Ausfuhr kommen besonders Zucker und Melasse. Die Stadt hat regelmäßige Straßen, ein Theater, ein Hospital, eine große Statue des Colombo (auf dem Waffenplatz) und zählte 1861 bereits 12,910 Einw. Nach Havaña und den Zuckerdistrikten des Innern führen Eisenbahnen.

Cardi, Lodovico, genannt Cigoli, berühmter ital. Maler und Baumeister, geb. 1559 zu Cigoli bei Florenz, war A. Allori's und S. Titi's Schüler, bildete sich auch nach A. del Sarto, Correggio und Baroccio. Dabei wurde er aber kein sklavischer Nachahmer, sondern wahrte sich seinen eigenen Stil, dessen Hauptvorzüge treffliches Kolorit und inniger Ausdruck sind. Die Großherzöge von Toscana, Ferdinand I. und Cosimo II., waren seine Gönner, und Papst Paul V. berief ihn nach Rom. Hier starb er 1613, nachdem ihn noch kurz vorher der Großmeister des Malteserordens zum Ritter ernannt hatte. Von Cardi's Gemälden sind am berühmtesten geworden: die Geschichte des geheilten Lahmen, in der St. Peterskirche, von A. Sacchi nach Raffaels Verklärung und Domenichino's heiligem Hieronymus für das schönste Werk in Rom gehalten; die Marter des heiligen Stephan in den Uffizien zu Florenz; der alte Tobias, der den Engel beschenken will, während auch der junge Tobias demselben Perlenschnüre anbietet, ein Bild voll des wahrsten und innigsten Ausdrucks, gegenwärtig in

der Eremitage von St. Petersburg. Auch als Architekt, zu dem ihn Buontalenti gebildet, hat C. sich hervorgethan; er vollendete den Palast Pitti in Florenz, baute das Thor und die Treppe des Gartens der Gaddi, die Loggia der Tornequinci, das Portal des Klosters Santa Felicita, den schönen Hof des Palastes Strozzi und den Palast Rinuccini. Von ihm ist auch die Zeichnung zum Palast der Mediceer auf dem Platz Madama zu Rom. Unter seinem handschriftlichen Nachlaß fand sich ein Traktat über die fünf Säulenordnungen.

Cardiff (ehedem Caerdydd), Hauptstadt der engl. Grafschaft Glamorgan in Südwales, liegt in einer flachen Gegend, nicht weit oberhalb der Mündung des Taf in den Kanal von Bristol, hatte zu Anfang des Jahrhunderts nur 2000 Einw., wuchs aber infolge der Eröffnung zahlreicher Kohlengruben und Eisenhütten im obern Tafthal (s. Merthyr Tydfil) so bedeutend, daß die Einwohnerzahl 1871 bereits 39,675 betrug. Die Stadt selbst bietet wenig Sehenswürdiges. Bemerkenswerth sind das restaurirte Schloß, in welchem Robert von der Normandie, Wilhelms des Eroberers ältester Sohn, 20 Jahre gefangen saß, und welches jetzt Sitz des Marquis von Bute ist, das große Stadthaus und die Johanniskirche. Ein Kanal, 2560 Meter lang und 60 Meter breit, verbindet die Stadt mit den unterhalb derselben gelegenen Bute Docks bei Penark, welche eine Oberfläche von fast 1 Hektar bedecken. Ein schiffbarer Kanal verbindet die Stadt mit dem obern Tafthal und Eisenbahnen mit ganz England. C. besaß 1872: 140 eigene Schiffe (darunter 64 Dampfer) von zusammen 32,737 Tonnen Gehalt. In demselben Jahr betrug der Tonnengehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe resp. 1,124,639 und 2,546,625 Tonnen (ausschließlich der in Ballast angekommenen Küstenfahrer). Der Verkehr ist besonders regsam mit Amerika (wohin Dampfer jetzt regelmäßig fahren), Rußland, Frankreich, Spanien, der Türkei und Australien. Im Jahr 1872 wurden für 1,031,089 Pfd. Sterl. Waaren vom Ausland eingeführt und britische Produkte im Werth von 4,938,496 Pfd. Sterl. dahin ausgeführt, darunter namentlich 2,657,661 Tonnen Steinkohlen im Werth von 2,438,290 Pfd. Sterl., und 256,000 Tonnen Eisen im Werth von 2,444,123 Pfd. Sterl. Die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte von Irland ist gleichfalls sehr lebhaft.

Cardigan, Grafschaft im Süden des engl. Fürstenthums Wales, erstreckt sich längs der Cardiganbai im Irischen Meer vom Teifi im S., der sie von Pembroke und Carmarthenshire trennt, bis zum Dovey im N., welcher sie von Merionetshire scheidet, östlich begrenzt von den Grafschaften Montgomery, Radnor und Brecknock, und umfaßt 1794 QKilom. (32,8 QM.) und (1871) 73,488 Einw. Das Land ist fast gänzlich von Gebirgen eingenommen, die bis zu 750 Meter Höhe ansteigen und vorherrschend kahl oder spärlich mit Heidekraut bewachsen sind. In den Bergen liegen an 20 kleine fischreiche Seen. Der Boden ist reich an Blei, Zink, Silber, Kupfer; allein der Betrieb des Bergbaues ist aus Mangel an Feuerung beinahe völlig aufgegeben. Bedeutend ist die Ausbeute der Schieferbrüche. Torf ist der gewöhnliche Brennstoff. Von der gesammten Oberfläche sind nur 15 Proc. angebaut (namentlich mit Klee, Hafer, Gerste und Kartoffeln); 31 Proc. bestehen aus Weiden und Wiesen, 3 Proc. aus Wald. Der Viehstand betrug 1872: 11,762 Pferde, 56,565 Rinder, 203,619 Schafe und 23,739 Schweine. Außer Landbau und Viehzucht bildet der Fischfang einen einigermaßen wichtigen Erwerbszweig, aber Gewerbe und Industrie (Flanellhandschuhe) sind unbedeutend. Außer dem Hauptort C. sind die vorzüglichsten Plätze Aberystwith und Lampeter. Die Hauptstadt C., mit (1871) 3535 Einw., liegt an der Mündung des Teifi, welchen Schiffe von 400 Tonnen mit der Flut bis zur Steinbrücke hinauffahren können. Sie besaß 1872: 113 Seeschiffe von 7051 Tonnen und 89 Fischerboote, treibt aber fast nur Küstenhandel. Butter, Schiefer und Fische werden ausgeführt. Das alte Schloß (von dem nur noch wenige Ruinen sichtbar sind) soll 1160 gegründet worden sein.

Cardinal, Peire, berühmter Troubadour, gegen Ende des 13. Jahrh. zu Puy en Velay geboren, ist der Juvenal der provençalischen Poesie, dessen Sirventes (bittere Satiren gegen die Ungerechtigkeit der Fürsten, die Habsucht und Verschwendung des Adels, die Ordnungswidrigkeiten im Bürgerleben und die fanatischen Excesse der Pfaffen ꝛc.) Stimmen eines zürnenden und für die Ehre und das Glück der sich selbst vergessenden Nation wachenden Gewissens sind. C. besaß den edlen Muth, gegen priesterliche Verfolgungssucht und adligen Uebermuth schonungslos die Geisel zu schwingen. Nichtsdestoweniger blieb er nicht nur von jeder Verfolgung frei, sondern stand selbst bei den Fürsten wie bei dem Adel in hoher Achtung; König Jakob I. von Aragonien war ihm besonders geneigt. Seine Lebensverhältnisse sind nicht näher bekannt. Er starb, 100 Jahre alt, um 1305 zu Tarascon. Von seinen Gedichten enthält eine gute Auswahl die »Choix des poésies originales des troubadours«, Bd. 4.

Cardiŏla, s. Mollusken.

Cardīta, s. Mollusken.

Cardium, Herzmuschel.

Cardo (lat.), Thürangel, Angelpunkt, um den sich etwas dreht, Hauptsache.

Cardōna, Stadt in der span. Provinz Barcelona, rechts am Cardoner, auf einer Hochebene, von steilen Bergen eingeschlossen, hat ein starkbefestigtes Kastell, eine große Kathedrale und über 3000 Einw. C. ist berühmt durch seinen Steinsalzberg, der aus schroffen, weißen, stellenweise über 150 Meter hohen Felsen besteht und 1 Legua im Umfang hat. Auf einem solchen Steinsalzfelsen liegt auch das erwähnte, uneinnehmbare Kastell. Das seit den letzten Jahrzehnten im Abbau befindliche Salzlager umfaßt ein Areal von 1100 Meter Länge und 850 Meter Breite und enthält ein sehr hartes, verschieden gefärbtes Salz, das nebenbei in C. zu allerlei Dingen (Vasen, Krucifixen, Spiegelrahmen ꝛc.) verarbeitet wird. C. (Udura) war schon den Alten wegen der Salzfelsen wohlbekannt. Im Mittelalter bildete es eine Grenzfestung gegen die Mauren und wurde im 14. Jahrh. mit dem umliegenden Gebiet zur Grafschaft erhoben, die später in den Besitz der Herzöge von Medina Celi kam.

Carducci (spr. -utschi), Giosuè, ital. Lyriker der neuesten Zeit, der mit mehreren Gedichtsammlungen bedeutendes Aufsehen in seinem Vaterland gemacht hat, ward 27. Juli 1835 in der Nähe von Pietrasanta im Toskanischen geboren, betrieb mit Eifer philologische Studien auf der Universität zu Pisa, wo er 1855 den Doktorgrad der Philologie erlangte, und bekleidet seit 1860 die Stelle eines Professors

der italienischen Literatur an der Universität zu Bologna. Carducci's Weltanschauung ist von modernstem Geist im verwegensten Sinn des Worts durchdrungen; doch nimmt er seine Bilder und Symbole am liebsten aus dem altgriechischen und altrömischen Leben, dessen heidnisch-freien Sinn er dem christlich-zahmen Kleinmuth der Neuzeit gegenüberstellt. Seine erste lyrische Sammlung: »Rime« (San Miniato 1857), verrieth noch wenig von dem eigenthümlichen Geist des Dichters, der erst in den weiteren Sammlungen: »Levia Gravia« (neue Ausg., Pistoja 1868) und »I Decennali«, besonders in dieser letztern, kräftig hervortrat. Die Gedichte der »Decennali« stammen aus dem Jahrzehnt 1860—70 und verfolgen zum Theil auch eine politische Richtung. Ihren Gipfelpunkt aber fand die titanische Kühnheit des Poeten in dem berühmt gewordenen »Inno a Satana«. Diese Hymne war in einem Separatabdruck bereits 1865 mit dem Datum »Im Jahr 2618 nach der Gründung Roms« veröffentlicht worden, und zwar unter dem Pseudonym Enotrio Romano, welchen C. von da an öfter beibehielt. Wenn schon Goethe, Byron, ja in gewissem Sinn selbst Klopstock sich mit einer Art von Ehrenrettung des »gefallenen Engels«, des ewig verneinenden, das Böse wollenden und das Gute wirkenden Geistes, befaßten, so proklamirt ihn Enotrio Romano's hymnische Hyperbel als neuestes Idol, als die siegreiche, treibende Kraft der Weltgeschichte. Weiterhin folgten: »Poesie di Giosuè C.« (Flor. 1871) und »Nuove Poesie di Enotrio Romano« (Imola 1873). In jüngster Zeit veröffentlichte C. einige literarhistorische und kritische Arbeiten: »Opere di Poliziano«; »Poesie di Lorenzo de' Medici« (mit Einleitung); »Studj letterarj« (Livorno 1874). Auch hat er eine große Anzahl älterer Denkmäler der italienischen Literatur neu herausgegeben. C. ist unbestreitbar ein Poet ersten Ranges, ein Gedankenpoet, wenn man will, bei dem aber der Gedanke eine Gestalt von stimmungsvollster und bezauberndster Wirkung gewinnt. Mit seiner überaus kühnen, alles negirenden, revolutionären Gedankenrichtung, welche einen Kritiker veranlaßte, die Gedichte Carducci's »versificirtes Petroleum« zu nennen, verbindet sich unzweifelhafte originelle Dichterkraft, pindarischer Schwung und eine Neuheit und Energie des Ausdrucks, welche, dem verbrauchten Phrasengeklingel vieler Zeitgenossen gegenüber, eine nicht selten hinreißende, fast verblüffende Wirkung übt.

Carducho (Carducci), 1) Bartolomeo, ital. Maler, geb. 1560 zu Florenz, studirte zu Rom unter F. Zucchero und folgte diesem nach Spanien, wo er unter Philipp III. in hohem Ansehen stand. Im Jahr 1606 erhielt er den Auftrag, die Gallerie in dem neuen Palast in Madrid gegen Süden mit Gemälden zu zieren, welche die Thaten Karls V. verewigen sollten, wurde aber mitten in diesem Werk 1608 vom Tod überrascht. Hauptwerke Carducho's sind: die Stigmatisation des heil. Franciskus im Kloster des heil. Hieronymus, die Abnehmung vom Kreuz zu San Felipe el Real in Madrid, die Anbetung der Könige im Alcazar zu Segovia und einige andere Gemälde im Escurial, zu Valladolid und zu Miraflores.

2) Vincencio, Bruder des vorigen, Schüler und Nachfolger in der Ausbildung seiner Schule, war mit demselben nach Spanien gekommen, half bei der Verzierung der Kapelle im Palast zu Madrid und trat 1608 als Hofmaler in seines Bruders Stelle ein. Er entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit, wie er z. B. innerhalb 4 Jahren (1626 bis 1630) die 55 Legendenscenen im Kloster el Paular ausführte. Bilder dieses Schnellmalers kommen noch sehr häufig in Spanien vor, so im Museo del Pardo in Toledo, im Palast Buen Retiro ꝛc. C. wirkte durch seine zahlreiche Schule sehr einflußreich auf die spanische Kunst. Er schrieb: »Dialogos de la Pintura ꝛc.« (Madr. 1633; 2. Ausg., das. 1830); starb 1638 zu Madrid.

Cardŭus *L.* (Distel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ein- und mehrjährige krautige Gewächse mit dornigen Blättern, meist purpurrothen, selten weißen oder gelblichen Blütenköpfen, röhrigen Zwitterblüten und haariger, abfälliger Samenkrone, meist an wüsten, sterilen Stellen wachsend und auf angebautem Land lästige, ihren fliegenden Samen weithin ausstreuende Unkräuter. C. nutans *L.* (Bisamdistel, Eselsdistel), mit ästigem Stengel, herablaufenden, oberseits ziemlich kahlen, unterseits zottigen, tief fiederspaltigen Blättern, deren Lappen und Zähne in einem ziemlich starken Dorn endigen, einzeln stehenden, nickenden rothen, selten weißen, stark nach Bisam duftenden Blütenköpfen und zu einem starken Dorn zugespitzten, zurückgeknickten Kelchblättchen, wächst allenthalben auf Triften, wüsten Plätzen, trockenen Hügeln, auf Brachfeldern, 0,5—1,25 Meter hoch, ist nicht nur ein gutes Futter für Esel, sondern gibt auch in den ganz jungen Blättern und Sprossen ein schmackhaftes Gemüse.

Cardwell, Edward, engl. Politiker und Staatsmann, geb. 1813 zu Liverpool, studirte, auf der Schule zu Winchester vorgebildet, 1832—35 zu Oxford die Rechte und begann 1838 an der Barre des Inner-Temple zu London seine advokatorische Thätigkeit. Von Sir Robert Peel für das politische Leben gewonnen, trat er 1842 als Vertreter des Fleckens Clitheroe in das Parlament und ward von Peel Februar 1845 als Sekretär des Schatzamts in das Ministerium berufen, welchen Posten er bis Juli 1846 verwaltete. Peel ernannte ihn sterbend zu seinem Testamentsvollstrecker und übertrug ihm die Veröffentlichung seiner politischen Denkwürdigkeiten (»Memoirs of the Right Hon. Sir Rob. Peel«, Lond. 1856—57, 2 Bde.). 1847 von seiner Vaterstadt ins Parlament gesandt, erhielt C. December 1852 unter dem Ministerium den Posten eines Präsidenten des Handelsamts und wurde zu gleicher Zeit Mitglied des Staatsraths. Von 1855—65 vertrat er die Universität Oxford im Unterhaus. Nachdem er Februar 1855 bei Einsetzung des Torykabinets Derby mit seinen Kollegen zurückgetreten war, ward er Juni 1859 mit Lord Russell und Lord Palmerston wieder ins Ministerium berufen, und zwar als Sekretär für Irland, welche schwierige Stellung er aber bald mit der eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster vertauschte. Am 2. April 1864 übernahm er als Nachfolger des Herzogs von Newcastle im Ministerium Palmerston das Portefeuille der Kolonien. Durch das neue Torykabinet Juli 1866 zum Rücktritt gezwungen, wurde er 1868 bei Bildung des liberalen Reformministeriums Gladstone als Staatssekretär für den Krieg Mitglied desselben. Ende Februar 1871 legte er dem Unterhaus die lange erwartete, durch die kriegerischen Ereignisse auf dem Kontinent beschleunigte Bill über die Reorganisation der englischen Armee

vor, durch welche zwar das bisher übliche Kaufen der Officierstellen abgeschafft, aber keineswegs die von der radikalen Partei geforderte gänzliche Umgestaltung der Armee herbeigeführt wurde (s. Großbritannien, Geschichte).

Cardys, s. Cynara.

Carēna (mittellat.), Entziehung des Mittagsbrods als Schulstrafe; Carentia, Entbehrung; annus carentiae, Jahr, für welches einem Pfründner oder Beamten sein Einkommen ganz oder zum Theil entzogen wird.

Carentan (spr. -rangtáng), Stadt im franz. Departement la Manche, Arrondissement St. Lô, liegt, von Sümpfen umgeben, zwischen der Taute und Douve, nahe dem Meer, an der Eisenbahn nach Cherbourg, hat einen Hafen, ein altes, für die Kriegsbaukunst des 12. und 14. Jahrh. interessantes Schloß, eine alte Kirche, Fischerei und Gerbereien, Steinkohlengruben, Handel mit Getreide, Flachs, Leinwand, Cider und Seefischen und (1872) 3020 Einw. Die Reste der alten Befestigungen wurden 1853 geschleift.

Caret (lat.), es mangelt, fehlt; vgl. Vacat.

Carette (franz.), Art Schildkröte, s. v. w. Chelonia imbricata; auch Name des von dieser kommenden Schildpatts.

Carew (spr. kárju oder kárub), John, ausgezeichneter engl. Bildhauer, geboren um 1800, arbeitete in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit nur für Richard Westmacott, bis ihn 1823 Graf Egremont engagirte und fast ausschließlich beschäftigte. Mit diesem wohlwollenden Kunstfreund verweilte er bis 1831 in London, bis 1835 in Brighton, bis 1837 zu Petworth, dem Landsitz des Grafen, der daselbst um diese Zeit starb. Seine erste Arbeit von Bedeutung war eine Arethusa mit dem Hund, in Marmor. Ferner fertigte er für die Westminsterhalle das Denkmal des Schauspielers Kean, als Hamlet Yoricks Schädel betrachtend. Auf der Ausstellung von 1845 sah man seinen Falkenjäger, ein sehr ansprechendes Stück. Unter seinen Reliefs zeichnen sich aus das mit dem barmherzigen Samariter, sowie die am Denkmal Nelsons. Auch seine Büsten wurden geschätzt. Einige von seinen Arbeiten finden sich abgebildet in den »Illustrations of modern sculpture« (Lond. 1834).

Carex *L.* (Rietgras, Segge), Pflanzengattung aus der Familie der Cyperaceen, enthält mehr als 500 Arten ausdauernder Gräser, die meist den kalten und gemäßigten Zonen angehören. Sie haben knotenlose markige Halme, dreizeilig angeordnete Blätter und Blüten getrennten Geschlechts. Diese stehen zusammen, gemischt, in einer Aehre oder in Aehrchen gesondert, oder in besonderen Aehren. Die Staubfadenblüte besteht aus drei Staubblättern, die Stempelblüte dagegen aus einer schlauchförmigen Hülle, welche die freien, meist dreinarbigen, im allgemeinen einfächerigen und einsamigen Fruchtknoten umgibt. Die Frucht ist eine Schließfrucht, deren Same nicht wie bei den Gräsern mit der Fruchthülle verwachsen ist. Die Rietgräser wachsen überall auf moorigen, sogen. sauren Wiesen und geben für die Thiere meist ungenießbares Gras. Einige mit kriechenden Wurzeln versehene Arten dienen zur Befestigung sandigen und sumpfigen Bodens und sind auch officinell. Dahin gehört C. arenaria *L.* (Sandrietgras, Sandsegge, rothe Quecke, deutsche Sarsaparille), mit kriechendem, sich weithin verbreitenden Wurzelstock, der 3 bis 5 Centim. auseinanderliegende, nur wenig verdickte, spärlich bewurzelte Knoten zeigt, woran trockene häutige Blattscheiden und haardünne Wurzelfasern sitzen, und mit über fußhohem Halm, wächst hauptsächlich auf den Dünen der Nord- und Ostsee, in England Finnland, Island, dann auch in trockenem Sand bis in das Innere Norddeutschlands. Der graugelbliche Wurzelstock ist als Rhizoma (Radix) Caricis officinell. Er riecht frisch schwach balsamisch, den Fichtensprossen ähnlich, ist getrocknet geruchlos, schmeckt schwach süßlich, etwas balsamisch reizend und enthält als vorwaltende Bestandtheile Stärkmehl, Harz und ätherisches Oel. Er wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Gleditsch als blutreinigendes, diuretisches Mittel eingeführt und namentlich in den preußischen Feldspitälern als billiger Ersatz der Sarsaparille gebraucht, wird jetzt aber nur noch wenig benutzt. In Süddeutschland, wo C. arenaria fehlt, sammelt man bisweilen auch die Rhizome von C. hirta *L.* und C. intermedia *Good.*

Carey (spr. kárri), 1) Henry, engl. Dichter und Musiker, geb. um 1669 in London, wurde als Komponist am bekanntesten durch das englische Nationallied »God save the King« (eigentlich: God save great George, our king, weil es ursprünglich zu einer Kantate für das Geburtsfest Georgs II. bestimmt war), das lange Zeit für ein Werk Händels gehalten wurde. Außerdem hat C. viele Lieder, Balladen und Kantaten (z. B. Sally in our valley), auch Zwischenspiele komponirt, zu denen er zugleich den Text dichtete. Unter den letzteren fand besonders sein »Nancy or the parting lovers«, das im spanischen Erbfolgekrieg den Enthusiasmus der Soldaten und Matrosen erregte, großen Beifall. C. führte ein sehr ungeordnetes Leben, das ihn schließlich zum Selbstmord führte, 4. Okt. 1743. Eine Sammlung seiner sämmtlichen Lieder und Balladen erschien unter dem Titel: »The musical century in one hundred english ballads on various subjects and occasions« (Lond. 1740).

2) William, engl. Missionär und Orientalist, geb. 17. Aug. 1761 zu Paulersbury in Northamptonshire, wurde von seinem Vater, einem armen Schullehrer, zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben, widmete sich aber, in den Versammlungen der Kongregationalisten und Baptisten mächtig angeregt, in seinen freien Stunden eifrig theologischen Studien und wurde endlich in einer Dissentersgemeinde Prediger, wobei er sich aber nach wie vor von seinem Handwerk nährte. Zu Multon, wohin er später kam, wurde durch den Missionsverein daselbst in ihm das Verlangen erweckt, selbst Missionär zu werden. 1793 ging er, von einer hauptsächlich durch ihn gestifteten Baptistenmissionsgesellschaft unterstützt, nach Kalkutta, gerieth aber bald in die äußerste Noth und ward Aufseher einer Indigofaktorei. Er erlangte hier eine gründliche Kenntnis des Sanskrit und des Dialekts der Provinz, setzte auch seine Missionsarbeiten eifrig fort, fand aber nach dreijähriger Arbeit, daß statt Erfolgs die Aussichten immer ungünstiger wurden. Zu gleicher Zeit übersetzte er die Bibel in die bengalische Sprache und erbat sich von der Gesellschaft in England die Mittel zum Druck derselben. Anfangs 1797 machte C. eine Missionsreise nach Butan, gründete in Kidarpur selbst ein Geschäft und errichtete in Erwartung anderer Missionäre Gebäude. Als nun Ende 179[illegible] dieselben ankamen, sich aber, da ihnen die Niederlassung im englischen Gebiet nicht gestattet wurde,

nach der kleinen dänischen Niederlassung zu Serampur begaben, vereinigte sich C. mit ihnen. Hier wurde darauf der Grund zu dem College gelegt, das unter Benutzung der damit in Verbindung stehenden Buchdruckerpresse die Kenntnis indischer Sprachen ungemein förderte. C. veröffentlichte hier 1806 seine »Sanskrit-Grammatik«, gab mit J. Marshman das große Heldengedicht »Rámáyana« heraus und begann seine Uebersetzung desselben, die er jedoch nicht vollendete. Er bediente sich bei diesen und seinen übrigen Arbeiten mit Geschick der Hülfe gebildeter Eingebornen. Während dieser Zeit organisirte und leitete er auch das Institut für Bibelübersetzungen in die verschiedenen indischen Dialekte, welches in wenigen Jahren eine unglaubliche Menge von Uebersetzungen herausgab. Bei allen diesen Geschäften fand C. noch Zeit, neben weniger umfangreichen Schriften eine »Bengali Grammar« (1805), ein bengalisches Lexikon (1825—27, 3 Bde.), sowie mit Marshman ein kleineres Lexikon (1827, 2 Bde.) herauszugeben und den Druck des tibetischen Lexikons des deutschen Missionärs Schröder zu leiten. Gleichzeitig wirkte er als Professor des Sanskrit im College des Fort William in Kalkutta und nahm noch wenige Jahre vor seinem Tode thätigen Antheil an der Errichtung und Leitung des Kollegiums von Serampur für Erziehung der Söhne von Europäern in Indien. Von 1823 an kränklich und hinfällig, starb er 9. Juni 1834. Sein »Memoir« erschien 1836 in London

3) Henry Charles, amerikan. Nationalökonom, geb. 15. Dec. 1793 zu Philadelphia als der Sohn des Irländers Matthew C., der von Dublin infolge politischer Verfolgungen dahin ausgewandert war und dort ein bedeutendes Verlagsgeschäft gründete. Nachdem C. von seinem Vater eine sorgsame Erziehung erhalten hatte, ward er 1814 Theilhaber an dessen Geschäft. 1821 aber, nachdem sich sein Vater von den Geschäften zurückgezogen, trat er als leitender Partner an die Spitze des bedeutenden Verlagsgeschäfts von C. und Leo. Während der Leitung desselben machte er sich um den Buchhandel durch Einführung der Verlagsauktionen (trade sales) verdient, die sehr wesentlich dazu beigetragen haben, einen besonders im Vergleich mit Deutschland unverhältnismäßig starken Absatz von Büchern in den Vereinigten Staaten zu schaffen. 1835 zog er sich von den Geschäften zurück und verwendete sein großes Vermögen zu industriellen Unternehmungen. Seit 30 Jahren hat er, ohne jemals ein öffentliches Amt zu übernehmen, seine Muße ungetheilt der Ausbildung der nationalökonomischen Wissenschaft gewidmet. Gegenwärtig lebt er in Philadelphia, wo sein Aufenthalt nur durch Reisen, besonders solche nach England und dem europäischen Kontinent (1857), unterbrochen worden ist. C. wird allgemein als der bedeutendste Nationalökonom Nordamerika's angesehen. Seine Schriften waren vorzüglich gegen die Doktrinen Ricardo's (s. d.) gerichtet; so seine erste größere Arbeit: »Essay on the rate of wages, with an examination of the causes of the differences in the condition of the labouring population throughout the world« (Philad. 1835), welche größtentheils in einem Kommentar der »Vorlesungen« des englischen Nationalökonomen Senior (s. d.) besteht und es sich zur Hauptaufgabe macht, die Doktrin Ricardo's zu widerlegen, daß hohe Gewinne nur aus gedrückten Arbeitslöhnen hervorgehen können. Dann folgte sein erstes Hauptwerk, die »Principles of political economy« (Philad. 1837—40, 3 Bde.; deutsch von Adler, 2. Aufl., Wien 1870), worin C. bereits ganz neue Theorien, besonders über den Werth, über die volkswirtschaftliche Vertheilung und über die Interessenharmonie entwickelte und welches später (1850) von dem Franzosen Bastiat stillschweigend als Hauptmaterial zu seinen »Harmonies économiques« benutzt wurde. Nun folgten: »The credit system in France, Great Britain and the United States« (Lond. 1838), im ganzen der Abdruck eines Kapitels seiner »Principien der Nationalökonomie«, mit einigen Zusätzen, und »Answer to the questions: what constitutes currency? What are the causes of unsteadiness of the Currency? and what is the remedy« (Philad. 1840), eine bemerkenswerthe Vertheidigung der Bankfreiheit. Dann folgte 1848 »The past, the present and the future« (das. 1848), worin die frühere Annahme, daß die Ackerkultur ursprünglich auf dem besten Boden beginne, widerlegt und so der Gegensatz gegen das schon früher unterminirte Ricardo'sche System vervollständigt wurde. Hieran schloß sich »The harmony of interests, agricultural, manufacturing and commercial« (New York 1852). In dieser Schrift bekämpft C. den Freihandel und gründet die Protektionstheorie auf die Solidarität, welche zwischen der landwirtschaftlichen und industriellen Entwickelung eines Landes besteht. Das bedeutendste von allen Werken Carey's, der Schlußstein seines ganzen Systems, aber sind seine »Principles of social science« (Philad. 1858—60, 3 Bde.), wovon zunächst eine französische und dann eine deutsche Uebersetzung von Adler unter dem Titel »Grundlagen der Socialwissenschaft« (Münch. 1863—64, 3 Bde.) erschien. Von dem dann in Philadelphia in einem Band erschienenen Auszug (»Manual of social science«, herausgeg. von Mc' Kean, 1864) wurden bereits zwei deutsche Uebersetzungen, die eine unter dem Titel »Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre und Socialwissenschaft« (Münch. 1866), die andere als »Socialökonomie« (Berl. 1866), sowie in demselben Jahr eine ungarische und eine russische Uebersetzung herausgegeben. Diese »Principien der Socialwissenschaft« enthalten sozusagen ein Resumé der von C. in seinen früheren Werken zu verschiedenen Zeiten veröffentlichten Doktrinen und können deshalb als sein gereiftes System angesehen werden. Diese Doktrinen sind aber mit so viel Mysticismus durchwebt, daß sie theilweise ganz unverständlich sind. In seinen früheren Schriften ein feuriger und aufgeklärter Freihändler, hat C. in diesem Werk sich ganz und gar der Protektion des Erwerbswesens durch den Staat zugewendet. Die britischen Volkswirte sind ihm zuwider, dagegen sucht er bei jeder Gelegenheit Colbert und das französische System zu verherrlichen und England und das englische Freihandelssystem in den Staub zu ziehen, das er als einen Versuch Englands ansieht, jede andere Nation niederzuhalten. Seine im gedachten Werk niedergelegten Doktrinen lassen sich in drei Thesen zusammenfassen: 1) Widerlegung der Ricardo'schen Theorie über die Rente; 2) Widerlegung der Malthus'schen Bevölkerungstheorie; 3) die These der Protektion. C. ist unzweifelhaft der kühnste und originellste Denker, den Amerika auf dem Gebiet der Volkswirtschaft hervorgebracht hat. Einzelne meinen, er habe eine Umwälzung in der Wissenschaft herbeigeführt. Dies ist jedenfalls eine übertriebene Ansicht. Das ganze System Carey's ist vornehmlich auf di-

Doktrin basirt, daß »Arbeit der einzige Faktor des Werths ist«, ein oftmals bekämpftes Dogma, dem C., wie eine ganze Schule der Nationalökonomie, huldigt. Von sonstigen Schriften Carey's sind noch zu nennen: »The French and American tariffs compared« (Philad. 1861); »The way to outdo England without fighting her« (das. 1865); »Review of the decade 1857—67« (das. 1867); »Letters on international copyright« (2. Aufl., das. 1868); »Contraction or Expension? Repudiation or Resumption« (das. 1866); »How protection, increase of public and private revenues, and national independence march hand in hand together« (das. 1869); »Shall we have peace . . . Letters to the President elect of the United States« (das. 1869; deutsch unter dem Titel »Geldumlauf und Schutzsystem«, Pest 1870); »International copyright question« (das. 1872). Ueber das System Carey's s. Volkswirtschaftslehre. Vgl. Dühring, Carey's Umwälzung der Volkswirtschaftslehre und Socialwissenschaft (Münch. 1865) und das klar geschriebene Werk A. Lange's, J. St. Mills Ansichten über die sociale Frage und die angebliche Umwälzung der Socialwissenschaft durch C. (Duisb. 1866); außerdem: »Ergänzungsbl.«, Bd. 1, S. 178, 303, 689; Bd. 2, S. 501 sowie über den neuesten Stand des Streits und zugehörige Literatur: Dühring, Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie (Bresl. 1867, 16 Briefe). Ein Leben Carey's schrieb Pretin in seinen »Les Economistes appréciés« (Par. 1862).

Carga (span., f.), Wein-, Oel- und Getreidemaß in einigen spanischen Landschaften; in Katalonien für Wein und Branntwein à 4 Barilons = 120,56 Liter, für Oel = 120,86 Liter; in Valencia für Wein = 15 Cantaros = 172,25 Liter, für Oel = 12 Cantaros = 137,78 Liter; in Barcelona für Getreide à 2½ Quartera = 177,125 Liter; usancemäßiges Handelsgewicht im spanischen Amerika, in Peru und Chile à 6 Arroba = 69,014 Kilogr.; in Peru für Reis à 15 Arroba = 172,535 Kilogr.; in Neugranada à 10 Arroba; Getreidemaß in Mejiko = 12 Fanega.

Cargo (m.), span. Handelsgewicht; zu Alicante in Valencia = 2½ Quintales = 10 Arroba's = 128,16 Kilogr.; auf Majorca und Minorca = 3 Quintales = 120,24 Kilogr.

Cargo (m., engl.; span. carga, ital. cárico), Last, Ladung, vorzüglich Schiffsladung, die Gesammtheit der auf einem Schiff geladenen Güter, auch das Verzeichnis derselben mit Angabe der Absender, Empfänger ꝛc. und dann gleichbedeutend mit Manifest (s. d.). Cargador (Cargadeur) oder Supercargo heißt derjenige Bevollmächtigte, welcher eine Schiffsladung im Auftrag ihrer Absender und Eigenthümer nach den Absatzhäfen begleitet, um sie hier zu verkaufen, auch wohl für den Erlös eine Rückfracht einzukaufen. Ist die Ladung sehr groß oder werthvoll, so wird zuweilen dem Cargador noch ein Untercargador beigegeben. Der Cargador, gewöhnlich ein Gehülfe des die Unternehmung machenden Handelshauses, erhält entweder ein festes Gehalt, oder eine procentweise Provision, oder einen Antheil am Gewinn. Besonders wichtig ist die Stellung derjenigen Cargadoren, welche im Auftrag der großen Handelsgesellschaften operiren und auf einzelnen transatlantischen Plätzen förmlich ansässig sind, so daß sie dann die Reisen selbst nicht mitzumachen brauchen. In Holland wird auch der Schiffsmäkler Cargador genannt. Das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch bestimmt Art. 825, daß Schaden, der durch das Verschulden des Cargadeurs (in dieser seiner Eigenschaft) entsteht, bei Versicherung von Gütern oder imaginärem Gewinn dem Versicherer nicht zur Last fällt. Uebrigens sendet man jetzt nur noch dann Cargadeure aus, wenn man neue Absatzgebiete zu erschließen sucht.

Carhaix (spr. karäh, Kerahes), Stadt im franz. Departement Finisterre, Arrondissement Chateaulin, auf einem Berg am Hière, 3 Kilom. vom Kanal von Nantes nach Brest entfernt, mit 2 Kirchen, 8 besuchten Märkten und (1872) 2496 Einw. Unweit von der Stadt sind die Bleiminen von Huelgoat und Poullaouen. Hier wurde 1197 Richard III. von den bretagnischen Baronen geschlagen. C. ist Geburtsort des »ersten französischen Grenadiers«, la Tour d'Auvergne, dem eine Bronzestatue (von Marochetti) daselbst errichtet ward

Cariaco, s. Cumana.

Cariati, Städtchen in der ital. Provinz Cosenza (Kalabrien), auf einer Anhöhe am Meerbusen von Tarent, Bischofssitz, mit engen krummen Straßen, einem Seminar und (1871) 3439 Einw. Die Stadt führt den Titel eines Fürstenthums. In der Nähe lag das alte Paternum.

Carica *L.* (Melonenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Kukurbitaceen, Bäume mit bitterem Milchsaft und leichtem, schwammigem Holz, gedrängten, langgestielten und handförmigen Blättern und achselständigen Blüten, Staubblüten in langen Trauben und stiellosen Samenblüten. C. Papaya *L.* (Papaya Carica *Gaertn.*, in Brasilien Papay oder Mamaoeira), mit handförmigen, siebenlappigen Blättern, blaßgelben Blüten und länglichen und gefurchten, melonenartigen, oft gegen 7,5 Kilogr. schweren Früchten, im heißen Amerika, in Brasilien, Surinam, Westindien, Mejiko und Ostindien, ist ein astloser, 6 Meter hoher Baum, der ungemein schnell aus dem Samen aufschießt; im sechsten Monat ist er schon mannshoch und trägt Früchte, im dritten Jahr ist er fußdick, im vierten fängt der Gipfel an zu faulen und abzusterben. Er blüht und trägt das ganze Jahr hindurch. Das Holz strotzt von gelbem, bitterem Milchsaft, welcher medicinisch benutzt wird. Er soll auch bewirken, daß das zäheste Thierfleisch bald mürbe wird, weshalb man solches in die saftigen Blätter einwickelt. Die anfangs grünen, dann gelben Früchte haben ein wohlschmeckendes zuckerreiches Fleisch mit milchigem Saft und vielen Samen Sie werden von den Eingebornen roh und frisch, mit Zucker oder Salz und Essig genossen. Die unreifen salzt man entweder wie bei uns die Gurken ein, oder kocht sie, in Stücke geschnitten, als Gemüse. Bei uns kultivirt man den Melonenbaum häufig in Gewächshäusern.

Cárico (ital., m.), Last, Ladung ꝛc. (s. Cargo), dann auch ein Gewicht in Italien, meist = 50,615 Kilogr.

Caries (lat.), s. Knochenfraß.

Carignan (spr. -njáng), Stadt im franz. Departement Ardennen, Arrondissement Sedan, nahe der belgischen Grenze am Chiers und an der Eisenbahn nach Sedan, Hauptzollamt und Sitz eines Konsuls der Vereinigten Staaten, hat interessante Reste alter Befestigungen und (1872) 2089 Einw Hier befand sich 30. Aug. 1870 Napoleon III. und entschloß sich nach Sedan zu gehen. Am andern Tag abends

stand hier das preuß. Gardekorps, um von O. her sich der Festung Sedan zu nähern.

Carignano (spr. -rinjáno), freundliche und gut gebaute Stadt und Präturſitz in der ital. Provinz Turin, 18 Kilom. südl. von Turin, am Po, in sehr fruchtbarer, aber feuchter Gegend, mit hübschen Kirchen, einem von prächtigen Hallen umschlossenen Markt, mehreren Humanitätsanstalten und (1871) 7491 Einw., welche berühmte Konfitüren fertigen und Handel mit Seide treiben. C. fiel 1418 an die Grafen von Savoyen. Um die Mitte des 17. Jahrh. ertheilte Karl Emanuel I. den Titel eines Fürsten von C. seinem jüngsten Sohn, welcher der Stammvater der jetzt noch regierenden Linie Savoyen-Carignan des Hauses Savoyen wurde. Die Festungswerke der Stadt wurden 1544 von den Franzosen geschleift.

Carillon (franz., m., spr. -rijóng), ein Glockenspiel mit Klaviatur, etwa drei Oktaven umfassend; auch ein für dasselbe gesetztes Tonstück.

Carimata, eine Gruppe von vielen Inseln im Indischen Archipel, an der Südwestküste von Borneo, mit der gleichnamigen Hauptinsel, die mit den umliegenden kleinen Inseln 440 QKilom. (8 QM.) Flächeninhalt und in der Mitte einen gegen 650 Meter hohen Pik hat. Die anderen bedeutenderen Inseln sind Surutu mit niedrigeren Höhen und Panambangan. Die Inseln sind wenig bewohnt und ein gewöhnlicher Zufluchtsort der Piraten. Nach der Insel C. führt die Straße zwischen Borneo und Bilitong den Namen Carimatastraße; sie ist durch Klippen und Strömungen gefährlich, doch der Gasparstraße noch vorzuziehen.

Carina (lat., f.), der Schiffskiel; in der botanischen Terminologie eine scharfkantige Bildung eines Blüten- oder Fruchttheils, insbesondere die beiden vorderen zu einem kielartigen Körper verwachsenen Blumenblätter der Schmetterlingsblüte (s. Papilionaceen).

Cariñena (spr. -injéna), freundliche Stadt in der span. Provinz Saragossa, nordöstl. von Daroca, an der Straße nach Saragossa, mit 3240 Einw., ist berühmt wegen des vortrefflichen Weins (Garnacha genannt), welchen die ebene, mit Reben und Oliven bedeckte Umgegend erzeugt.

Carini, Stadt auf der Insel Sicilien, Provinz Palermo, an einem Busen des Tyrrhenischen Meers, Sitz einer Prätur, mit einem alten gothischen Schloß und (1871) 9585 Einw.

Carinus, Marcus Aurelius, Sohn des röm. Kaisers Carus, ward von diesem 282 n. Chr. zum Cäsar und bald darauf zum Mitregenten ernannt und während des parthischen Feldzugs seines Vaters mit der Verwaltung des Reichs betraut. Er überließ sich aber maßlosen Ausschweifungen und ward vom Volk gehaßt, weshalb nach seines Vaters Tod an seiner Statt Diokletianus zum Kaiser ausgerufen ward. C. zog zwar gegen ihn, ward aber bei Murtium in Mösien (Bulgarei) geschlagen und 284 ermordet.

Caripe, Dorf in Venezuela, Provinz Cumana, in einem schönen und gesunden Thal, früher Sitz des Kapitels der aragonischen Kapuziner mit noch stehender großartiger Kirche und ihrem verfallenen Kloster. In der Nähe die berühmte, von Humboldt beschriebene große »Cueva de Guácharo«, so genannt nach einer in ungeheuren Scharen darin sich aufhaltenden Ziegenmelkerart (Steatornis caripensis). In der Nähe wächst der geschätzte Tabaco de Guácharo.

Carisbrooke (spr. kársbruk, Caresbrook Castle), altes Städtchen auf der engl. Insel Wight, 1 Kilom. südl. von Newport, war früher Hauptort der Insel und besitzt großartige Ruinen eines Schlosses, in welchem Karl I. 1648 als Gefangener lebte. In der Nähe ausgedehnte Kasernen (Albany barracks) und die Parkhurst Reformatory genannte Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher.

Carissa *L.* (Kariſſe), Pflanzengattung aus der Familie der Kontorten, Sträucher und Bäume mit Gabelzweigen, zwischen denen sich zwei Blütenstiele in Dornen verwandeln. Die wichtigste Art ist C. Carandas *L.* (Capparis Carandas *Gmel.*), ein kleiner, dorniger, 4 bis 5,5 Meter hoher Baum in Ostindien, mit ovalen und netzrippigen Blättern, jasminähnlichen weißen Blüten von schwachem Geruch und gelblichen, reif schwarzen Beeren von der Größe kleiner Flintenkugeln. Aus dem gequetschten Stamm und den Früchten fließt Milchsaft. Die letzteren werden reif zur Erfrischung gegessen, auch mit Essig eingemacht und dann wie Oliven oder Kapern benutzt. Wegen der Dornen dient dieser Strauch zu Hecken.

Carissimi, Giovanni Giacomo, berühmter ital. Tonsetzer, geboren (nach Fetis) gegen 1604 zu Marino, war anfangs kurze Zeit Kapellmeister zu Assisi, seit 1628 an der Apollinariskirche des Collegium germanicum in Rom; starb daselbst 1674. Er gehört jener Zeit des Fortschritts auf den verschiedenen Gebieten der Gesangmusik an, welcher die erste Hälfte des 17. Jahrh. bezeichnet. Als sein Verdienst wird zunächst angeführt, daß er dem Recitativ einen leichtern und fließendern Gesang, sodann, daß er den Bässen mannigfaltigere Bewegung gab; überhaupt wird die Natürlichkeit und Wahrheit des Gesangs in seinen Kompositionen, neben der Großartigkeit der Wirkung namentlich seiner Chöre besonders hervorgehoben. Wenngleich diese Bestrebungen allen Gattungen, auch der dramatischen, zu gute kamen, so beschränkte sich doch seine produktive Thätigkeit fast ganz auf das geistliche Gebiet. Messen, sodann Kantaten und Oratorien. Unter den letzteren gilt »Jephta« als sein Hauptwerk. Außerdem hinterließ er Serenaden und einige komische Scenen. In dem zweiten Band der »Denkmäler der Tonkunst« hat Chrysander die Oratorien »Jephta«, »Judicium Salomonis«, »Baltazar« und »Jonas« neu herausgegeben. Unter seinen Schülern ist besonders Al. Scarlatti zu nennen.

Carità (ital., vom lat. caritas), Liebe, besonders Mutterliebe, in der Malerei die Darstellung der letztern als ernste, holde Mutter, die ihre Kinder nährt, pflegt und liebevoll bewacht und beschirmt. So hat die C. Andrea del Sarto's einen Knaben an der Brust, ein anderer labt sich an Früchten, die sie ihm reicht, und ein dritter schlummert unter ihren Augen. Die Renaissance hat diesen Stoff mit Vorliebe gewählt, von neueren Darstellungen ist die von Kaulbach allgemeiner bekannt geworden.

Caritatis pocŭlum (lat., Gnadenbecher), die Spende von Wein oder anderen Getränken, welche die Mönche zum Gedächtnis ihrer Stifter und Wohlthäter genossen.

Carlat (spr. -la), Flecken im franz. Departement Cantal, Arrondissement Aurillac, Hauptort der ehemaligen Grafschaft C. (Carladez), mit 953 Einw. und den Trümmern eines 1603 zerstörten Schlosses auf steilem Basaltfels.

Carlén, Emilie, schwed. Romanschriftstellerin, s. Flygare-Carlén.

Carleton (spr. karlt'n), William, irländ. Schriftsteller, geb. 1798 zu Glogher in der Grafschaft Tyrone als der Sohn eines Landmanns, kam in seinem 17. Jahr in ein Erziehungsinstitut in Glaßlough, welchem ein ihm verwandter Priester vorstand, und blieb da zwei Jahre. Eine Pilgerreise nach Lough-Dery, dem sogen. »Fegfeuer des heiligen Patrik«, veranlaßte ihn zu seinem ersten literarischen Versuch, worauf er sich nach Dublin begab. Seine »Traits and stories of the Irish peasantry« (Dublin 1830, 2 Bde.; 12. Aufl. 1870) erhielten durch Neuheit des Inhalts und Frische der Schreibart den Beifall der Kritik und des Publikums. Eine Fortsetzung dieser Erzählungen (1832) wurde ebensogut aufgenommen. In seinem Roman »Fardorougha the miser« (Dublin 1839), der Geschichte eines armen Teufels, artet der Humor mitunter aus, der Charakter des Geizigen ist jedoch mit kräftigem Pinsel gezeichnet. Später gab C. eine Sammlung von Erzählungen (Dublin 1841, 3 Bde.) heraus, von denen die launige Skizze »The misfortunes of Barney Branagon« sogleich ein Liebling des Publikums wurde. Die Erzählung »Valentine M'Clutchy« (Dublin 1845, 3 Bde.) hat einen halb politischen, halb religiösen Zweck, da sie zur Beförderung der Repeal und zur Vertheidigung der katholischen Geistlichkeit bestimmt war. Später folgten: »Rody the rover« (Dublin 1846), »The black prophet«, ein erschütterndes Gemälde der irischen Hungersnoth von 1846 (das. 1847; deutsch von Gerstäcker, Leipz. 1848, 2 Bde.), »Tithe Proctor« (Dublin 1849), »Red Hall« (Lond. 1852, 3 Bde.), »The clarionet« (das. 1854), »Willi Reilly« (das. 1855, 3 Bde.), »The Evil Eye« (das. 1860) u. a. C. erscheint in diesen Werken, die alle mehr oder minder eine tendentiöse Färbung haben, als der treue Sittenmaler des irischen Volks, dessen Leiden und Freuden er mit großer Wahrheit, Lebendigkeit und oft mit hinreißender Wirkung darzustellen weiß. Nachdem er infolge der revolutionären Ereignisse von 1848 mehrere Jahre in Amerika zugebracht, kehrte er nach Dublin zurück, wo er 1. Febr. 1869 starb. Seine Werke wurden alle wiederholt aufgelegt.

Carli, Giovanni Rinaldo, Graf von, ital. Gelehrter, nach seiner Gemahlin auch Carli-Rubbi genannt, geb. 11. April 1720 aus altadliger Familie zu Capo d'Istria, studirte zu Padua und ward im 21. Jahr Lehrer der Astronomie und der Seewissenschaften zu Venedig, wo er zugleich zur Verbesserung der Arbeiten im Arsenal beitrug. Er gerieth damals in den Geruch der Ketzerei, weil er dem Abt Tartarotti die Möglichkeit bestritt, mit Hülfe des Teufels zu zaubern. Seit 1749 verwaltete er seine großen Güter in Istrien, widmete sich aber auch antiquarischen Forschungen, namentlich der Ausarbeitung eines Werks über die italienische Münzkunde. Bald darauf wurde er Präsident der neu errichteten Kollegien für Staatswirtschaft und Handel sowie des Oberstudienraths zu Mailand. Kaiser Joseph ernannte ihn 1769 zum Geheimen Staatsrath und 1771 zum Präsidenten des neuerrichteten Finanzkollegiums. Doch setzte C. seine Studien fort und dehnte sie auch auf thierische Physik und Physiologie aus. Die Präsidentenstelle im Handelskollegium legte er aus Gesundheitsrücksichten nieder, blieb aber bis zu seinem Tode, 22. Febr. 1795, unausgesetzt thätig. Carli's Hauptschriften sind: »Della moneta, e dell' istituzione delle zecche d'Italia« (Veneb. 1754—60, 3 Bde., u. öfter); »Delle antichità italiche« (Mail. 1788—91, 5 Bde.; neue Aufl. 1793); »Storia di Verona fino al 1517« (Verona 1796, 7 Bde.). Eine von ihm selbst besorgte Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Mailand 1784—94 in 18 Bänden und enthält neben sämmtlichen historischen, antiquarischen, philologischen ꝛc. Abhandlungen auch seine »Lettere americane« (zuerst Cosmopoli, d. i. Florenz, 1780, 2 Bde.; deutsch von Hennig, Gera 1785). Wichtig ist auch sein Briefwechsel mit den berühmtesten Männern seiner Zeit.

Carlina *L.* (Eberwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, distelartige, dornige Kräuter mit fiederspaltigen Blättern, dachziegelförmiger, bauchiger Hülle, deren innere, zungenförmige Schuppenblätter weiß, gelb oder rosenroth, länger als die übrigen sind und einen sternförmigen Ring um die großen Blüten bilden. C. acaulis *L.* (Sonnendistel, englische Distel, Karlsdistel), mit keinem oder ganz kurzem, einblütigem Stengel, kahlen oder unterseits spinnwebigen, tief fiederspaltigen, rasenartig auf der Erde ausgebreiteten Blättern und großen, 8 bis 10 Centim. im Durchmesser haltenden Blüten mit silberglänzenden Strahlen, wächst ausdauernd auf trockenen und sonnigen Hügeln und Bergen durch ganz Mitteleuropa, besonders auf Kalkboden. Die bis 20 Centim. lange, gewöhnlich einfache Pfahlwurzel, ist außen bräunlich oder gelblich-grau, innen gelblich mit dunkelbraungelben Oel- oder Balsamgängen, riecht eigenthümlich und sehr beständig aromatisch, schmeckt süßlich, scharf aromatisch, enthält 1 Proc. ätherisches Oel und wohl bedeutend mehr Zucker und Harz. Sie ist als Radix Carlinae officinell, und war im Mittelalter sehr berühmt; man fabelte, ein Engel habe sie dem Kaiser Karl d. Gr. als das wahre Heilmittel gegen die Pest im Traum gezeigt, daher der Name Carlina, Karlsdistel; gegenwärtig wird sie kaum noch benutzt. C. gummifera *Less.*, ein stempelloses Gewächs mit fiederspaltigen, dornigen, unten weißlichen Blättern und violetten Blüten, wächst in Griechenland und sondert aus dem Blütenkopf ein mastirartiges Harz aus, welches auf Tenos und Syros als Surrogat für Mastix dient. Die ganze Pflanze ist giftig.

Carlingford, kleine Seestadt in der irischen Grafschaft Louth, an der Carlingford Lough genannten Bai, mit 500 Einw. und starker Austernfischerei.

Carlino, ital. Silbermünze, welche zuerst von Karl VI. um 1730 geprägt wurde. Die neapolitanischen Carlini sind von der Größe eines Zweigroschenstücks und führen auf dem Avers das Brustbild des Königs und dessen Namen in der Umschrift, auf dem Revers das gekrönte Wappen mit dem Titel, zuweilen ein Kreuz mit: In hoc signo vinces, unten 10 (Grani). Sie sind 0,8 Mark werth. Die sicilianischen führen auf der Kehrseite einen Adler und sind von derselben Größe und gleichem Gehalt. Etwas weniger geschätzt sind die maltesischen und römischen. Uebrigens rechnete man 10 Carlini auf 1 Scudo, 26 auf 1 Zechine, 45 auf 1 Pistole. C. heißt auch eine sardinische Goldmünze von Karl Emanuel von 1755 in der Größe eines Doppellouisd'ors geprägt, im Werth von nahezu 40 Mark, sowie seit 1786 eine piemontesische und savoyische Goldmünze zu 5 Doppien = 115,20 Mark.

Carlisle (spr. -eil), 1) alterthümliche Hauptstadt der engl. Grafschaft Cumberland, auf einer Anhöhe am Zusammenfluß des Eden, Caldew und Peteril, mit (1871) 31,074 Einw., ist Bischofssitz, hat 3 Thore, 3 Vorstädte, ein festes Schloß, welches als Kaserne dient, eine schöne, 1092 erbaute, 1853 restaurirte Kathedrale von sächsischer und gothischer Bauart, deren Ostfenster für das schönste seiner Art in England gilt, stattliche Gerichtshöfe mit daranstoßendem Gefängnis (von Smirke), eine schöne Brücke über den Eden, ein Theater und mehrere gemeinnützige Anstalten. Die Bewohner betreiben vorzugsweise Baumwollverarbeitung, außerdem Färberei, Eisengießerei, Zwiebackbäckerei ꝛc. Ein Kanal verbindet die Stadt seit 1823 mit dem 16 Kilom. entfernten Port Carlisle am Solway Firth. Zum Hafen gehörten 1872: 24 Schiffe von 2570 Tonnen. Der Werth der Einfuhr betrug 68,322, der der Ausfuhr englischer Produkte 400 Pfd. Sterl.; auch der Küstenhandel, namentlich mit Irland, ist von einiger Bedeutung. C. soll vom Britannier Luil lange vor dem Einfall der Römer in England gegründet worden sein. Später errichteten die Römer, um die Einfälle der nahen Skoten zu verhindern, eine Mauer, die von der Solwaybai bis zur Nordsee reichte und auf der einen Seite C., auf der andern Newcastle mit einschloß. Als eine solche feste Station der Römer hieß sie Luguvallum. Nachdem diese England verlassen, setzten die Skoten und Pikten ihre Einfälle fort und verwandelten die Stadt in einen Trümmerhaufen. Egbert, König von Northumberland, umgab sie 680 wieder mit einer Mauer und baute eine Kirche. Damals hieß sie auf Sassisch Caer lyoll (»Stadt am Wall«), woraus das spätere C. entstanden. Der König Wilhelm II. schützte die Stadt durch eine Citadelle und ein Kastell; doch fiel sie bald darauf in die Gewalt der Schotten, welche sie mit den Engländern abwechselnd bis zur Zeit Heinrichs VII. besaßen. Im Jahr 1568 saß Maria Stuart im Kastell als Gefangene; man zeigt noch ihre Zimmer und Promenaden. 1645 ergab sich die Stadt, durch Hunger bezwungen, den Parlamentstruppen, und 1745 fiel sie in die Gewalt der Parteigänger des Prätendenten, wurde aber bald darauf vom Herzog von Cumberland wieder genommen und ihre Befestigung zum Theil geschleift. Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts wurde sie sehr verschönert und gewann an Lebhaftigkeit des Handels. In der Nähe finden sich röm. Alterthümer, sowie ein altes, wohlerhaltenes Druidendenkmal.

2) Stadt im nordamerikan. Freistaat Pennsylvanien, Hauptort der Grafschaft Cumberland, an der Cumberlandvalley-Eisenbahn (von Harrisburg nach Chambersburg), in einer Thalschlucht der South Mountains reizend gelegen, ist regelmäßig und wohl gebaut, hat ein Gerichtshaus, das methodistische Dickinson-College (1783 gestiftet, mit Bibliothek von 25,000 Bänden und chemischem und physikalischem Apparat), 12 Kirchen, 2 Banken und (1870) 6650 Einw. C. wurde 1751 gegründet. In der Nähe Kasernen der Vereinigten Staaten für 2000 Mann, 1777 vorzüglich durch die bei Trenton zu Gefangenen gemachten Hessen erbaut. Nördlich von C., in einem schönen Thal der Blue Mountains, liegt Carlisle Sulphur Springs, ein besuchtes Schwefelbad.

Carlisle (spr. -eil), 1) Frederick Howard, Earl of C., engl. Staatsmann, geboren im Mai 1748, war Geheimerath und Schatzmeister des königlichen Hauses, später erster Kommissar des Handels und der Plantagen, unterhandelte 1778 vergeblich mit den Kolonien von Nordamerika und war 1780—82 Vicekönig von Irland. Aus diesem Posten durch den Herzog von Portland verdrängt, schloß er sich eine Zeitlang der Opposition gegen Pitt an. Als Vormund seines Neffen, des Lord Byron, entzweite er sich mit diesem und ward von ihm wegen seiner 1801 erschienenen »Tragedies and Poems« in bitteren Satiren angegriffen. Er starb 4. Sept. 1825.

2) George Howard, Graf von, Sohn des vorigen, geb. 17. Sept. 1773, ward zu Eton und Oxford gebildet, dann bei der Gesandtschaft angestellt, mit welcher Lord Malmesbury 1795—96 auf dem Festland betraut war, und trat nach seiner Rückkehr ins Parlament, wo er sich namentlich bei den Verhandlungen über Ostindien auszeichnete. Im Jahr 1827 trat er ins Kabinet unter Canning und war bis 1828 Siegelbewahrer. Seit Jahren von den Geschäften zurückgezogen, starb er 7. Okt. 1848.

3) George William Frederick, Sohn des vorigen, geb. 18. April 1802, erst als Mr. Howard, dann als Lord Morpeth bekannt, war eine Zeitlang Attaché bei der Gesandtschaft in Petersburg, saß dann für Yorkshire im Parlament und fungirte unter dem Ministerium Melbourne bis 1841 als Staatssekretär für Irland. Als 1846 die Whigs wieder ans Ruder kamen, ward er zum Oberkommissär der Wälder und Forsten (Minister der königlichen Domänen) ernannt und folgte 1850 Lord Campbell als Kanzler des Herzogthums Lancaster. Nach dem Sturz des Ministeriums Russell blieb er einige Zeit ohne Amt und machte in den Jahren 1853 und 1854 eine Reise nach Griechenland und der Türkei, die er im »Diary in Turkish and Greek waters« (Lond. 1854) beschrieb. Unter Palmerston war er 1855—58 Vicekönig von Irland, nahm diesen Posten 1859 abermals ein, trat aber im September 1864 wegen zerrütteter Gesundheit davon zurück und starb 5. Dec. 1864 auf dem Schloß Howard in Yorkshire. Ein hervorragender Staatsmann war C. nicht, aber kenntnisreich und persönlich sehr liebenswürdig und achtungswerth. Seine Gedichte und Reden sind von Gaskin herausgegeben (Dublin 1866); eine Auswahl der Gedichte allein besorgten seine Schwestern (1869). Sein Stammschloß Howard in Schottland enthält eine treffliche Sammlung älterer und neuerer Gemälde.

Carlōni, Name einer berühmten ital. Künstlerfamilie, die im 17. und 18. Jahrh. blühte. Taddeo, Bildhauer, geb. 1543 zu Lugano, arbeitete für die Höfe von England, Spanien und Mantua; starb 1613. Sein ältester Sohn, Giovanni C., geboren um 1590 zu Genua, Maler, seines Vaters und Pietro Sorri's und Passignani's Schüler, übte zugleich die Freskomalerei, malte in Genua die Gewölbe der Kirche della Nunziata und del Gesù; starb 1630. Giovanni Battista, sein Bruder, geboren um 1594 zu Genua, ebenfalls Schüler Passignani's zu Florenz, malte viel mit jenem gemeinschaftlich und in derselben Manier, jedoch mit größerem Talent. Seine Gewandtheit im Fresko ist außerordentlich, sein Kolorit brillant. Er war für den Herzog von Savoyen thätig und starb 1680. Sein Sohn, Giovanni Andrea, geb. 1627, bildete sich einen eigenen, aus dem genuesischen, venetianischen und römischen zusammengesetzten Stil, ohne es jedoch über die Mittelmäßigkeit zu bringen; starb 1697.

Carlos, s. Karl.

Carlovicz, Stadt, s. Karlowitz.

Carlow (spr. kárlo, irisch Catherlough), Grafschaft im südöstlichen Theil von Irland, im Innern der Provinz Leinster, zwischen den Grafschaften Kildare, Wicklow, Werford und Kilkenny, umfaßt 916 QKilom. (16,8 QM.) mit (1871) 51,472 Einw., von denen 89 Proc. katholisch sind. Das Land ist im allgemeinen eben und sehr fruchtbar; nur im SO. liegen die granitischen Leinster- (762 Meter) und Blackstairs-Berge (732 Meter), über welche der Paß Scullough Gap nach Werford führt. Im W. fließt der Barrow, an der Ostgrenze der Slaney. Von der Oberfläche sind 28½ Proc. Ackerland, 8¼ Proc. Kleefelder und Wiesen, 2¼ Proc. Wald, 44 Proc. Weide und ¼ Proc. Wasser. Ackerbau und Viehzucht (8200 Pferde, 45,000 Rinder, 56,500 Schafe, 22,700 Schweine) sind Hauptbeschäftigung; auch werden einige Kohlengruben ausgebeutet, und Eisen und andere Erze kommen vor. Die gleichnamige Hauptstadt, links am Barrow in angenehmer Lage, 7 Kilom. von Dublin, ist Bischofssitz, hat eine schöne katholische Kathedrale, ein kathol. Priesterseminar und 9312 Einw., die bedeutenden Handel mit Landesprodukten treiben. Eine Brücke verbindet C. mit der Vorstadt Graigue. Das nur noch in Trümmern vorhandene Kastell, von König Johann errichtet, galt lange Zeit für eine höchst wichtige Festung. Unter der Regierung Richards II. von Donald M'Art d'Cavanagh, König von Leinster, erobert, blieb es lange in dem Besitz der Iren. Im Jahr 1650 ergab es sich den Parlamentstruppen und zerfiel seitdem in einen Trümmerhaufen. Am 27. Mai 1798 wurde die Stadt von einem starken Korps Irländer wüthend bestürmt, der Angriff jedoch nach einem blutigen Kampf durch die Kavallerie der Kasernen und durch die herbeieilenden Freisassen abgeschlagen.

Carlowitz, 1) Christoph von, geb. 13. Dec. 1507 zu Hermsdorf, ward Rath des Erzbischofs Albrecht von Mainz, dann des Herzogs Georg und der Kurfürsten Moritz und August von Sachsen, 1535 Amtmann in Zörbig, 1543 in Leipzig und 1557 Oberhauptmann in St. Joachimsthal. Seit 1529 oft zu diplomatischen Sendungen verwendet, fungirte er auf den Reichstagen als sächsischer Gesandter und war besonders bei den Verhandlungen mit dem kaiserlichen Hof betheiligt. Nachdem er 1554 in kaiserliche Dienste übergetreten, war er Rath unter den Kaisern Karl V., Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. Er starb 8. Juni 1578. Vgl. v. Langenn, Chr. v. C. (Leipz. 1854).

2) Karl Adolf von, preuß. General, geb. 21. Juli 1771 zu Großhartmannsdorf bei Freiberg, diente bis 1813 in der sächsischen Armee, schloß sich aber dann den Verbündeten an und erhielt während der russischen Verwaltung des Königreichs Sachsen das Kriegsdepartement. 1815 trat er in preußische Dienste, wurde 1821 Kommandant von Magdeburg, 1822 Generalleutnant, 1824 Vicegouverneur von Mainz und 1829 Gouverneur von Breslau, als welcher er 20. Jan. 1837 starb.

3) Hans Georg von, sächs. Minister, geb. 11. Dec. 1772 zu Großhartmannsdorf bei Freiberg, wurde 1794 Obergerichtsassessor in Leipzig, zog aber 1795 als Amtshauptmann auf sein Gut Oberschönau. Im Jahr 1805 trat er in das geheime Finanzkollegium zu Dresden ein, wurde 1821 zum außerordentlichen Gesandten beim Bundestag, 1827 zum Mitglied des Geheimerathskollegiums ernannt. Nach der Veröffentlichung des Staatsgrundgesetzes, an dessen Ausarbeitung er hervorragenden Antheil gehabt hatte, trat er 1831 als Beisitzer in das Gesammtministerium, in dem er 1834 das Portefeuille des Innern, 1836 das des Kultus und öffentlichen Unterrichts übernahm. In beiden Stellungen bethätigte er seine Geschäftstüchtigkeit und seine humane, liberalen Bestrebungen zugeneigte Gesinnung. Er starb 18. März 1840.

4) Albert von, Sohn des vorigen, geb. 1. April 1802 in Freiberg in Sachsen, ward auf den Fürstenschulen zu Meißen und Grimma gebildet, widmete sich seit 1820 auf der Universität Leipzig juristischen Studien und trat sodann 1828 als Referendar in den sächsischen Staatsdienst. Im Jahr 1830 von der Meißnischen Ritterschaft als Kondirektor in den Landtag gewählt, suchte er bei der Berathung der neuen Verfassung die Interessen der Adelsaristokratie zugleich gegen unten wie oben zu wahren. Dadurch mißliebig geworden, nahm er seinen Abschied und trat im November 1831 als Regierungsrath in gothaische Dienste über. Aber schon 1833 kehrte er wieder nach Sachsen zurück, um sich, von dem Haus Schönburg als Vertreter für dessen Receßherrschaft in die erste Kammer berufen, an dem ersten konstitutionellen Landtag zu betheiligen. Hier bewies er als Mitglied der Verfassungs- und Gesetzgebungsdeputation große Thätigkeit und wurde auf dem nächstfolgenden Landtag zum Vicepräsidenten der ersten Kammer und Februar 1836 zum Regierungsrath bei der neuerrichteten Kreisdirektion in Zwickau ernannt, welches Amt er jedoch schon im Oktober 1837 wieder niederlegte, um sich ungestörter den ständischen Angelegenheiten widmen zu können. Er blieb Vertreter des Hauses Schönburg auf den verschiedenen Landtagen bis 1843, war besonders bei der Berathung des neuen Kriminalgesetzbuchs betheiligt und wurde 1845, nachdem ihm durch Uebernahme des väterlichen Guts Oberschönau der Eintritt in die erste sächsische Kammer eröffnet worden war, in diese als lebenslängliches Mitglied von der Regierung berufen. Als Präsident derselben sprach er sich damals schon mit großer Entschiedenheit über die Unzulänglichkeit der Bundesverfassung, den nationalen Forderungen Deutschlands gegenüber, aus, bekämpfte den Widerstand des Ministeriums Könneritz gegen die Einführung einer auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit begründeten Kriminalrechtspflege und wurde im Herbst 1846 Könneritz' Nachfolger im Justizministerium. Mit den Vorarbeiten zu einer auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beruhenden Strafproceßordnung beschäftigt, ward er bei Beginn der Bewegung von 1848 als außerordentlicher Kommissär von der Regierung nach Leipzig geschickt und rieth zu Konzessionen, was ihm später von Seiten der Regierungspartei viel ungerechtfertigten Tadel zugezogen hat. Im März 1848 trat er mit dem Gesammtministerium ab, zog sich vorderhand ins Privatleben zurück und siedelte auf das Rittergut Altscherbitz in der preuß. Provinz Sachsen, das er angekauft, über, wurde aber im Herbst 1849 zu Dresden in die erste sächsische Kammer gewählt. Ein Anhänger der preußischen Union, vertrat er eifrig die Aufrechthaltung des Bündnisses vom 26. Mai 1849 dem Ministerium Beust gegenüber und schied, da er nicht durchdrang, aus der Kammer. Bald darauf berief ihn die preußische Regierung in den Verwaltungsrath der

Union, und beim Reichstag in Erfurt fungirte er als Kommissar der verbündeten Regierungen. Nach Schluß des Reichstags trat er abermals vom politischen Schauplatz ab, nachdem er inzwischen das Gut Ebersbach bei Görlitz gekauft hatte. Im Jahr 1852 ward er vom Kreis Görlitz als Vertreter in das preußische Abgeordnetenhaus gesandt, wo er drei Jahre lang an dem Kampf gegen das Ministerium Manteuffel theilnahm. Für die nächste Legislaturperiode wußte die konservative Partei seine Wahl zu verhindern, aber als mit der Regentschaft ein Umschwung in dem politischen Leben Preußens einzutreten schien, trat C. 1859 wieder als Abgeordneter in die Kammer. Er feierte hier als Redner einen großen Triumph in der Sitzung vom 20. April 1860, indem er der Meinung des gesammten deutschen Volks über den Bundestag energischen Ausdruck gab. Im allgemeinen unterstützte er das Ministerium, nahm aber in der Kammer 1861 eine unabhängige Stellung ein, indem er dem Verhältnis Preußens zur deutschen Frage und zu Italien eine besondere Aufmerksamkeit widmete. In der aufgelösten Kammer von 1862 näherte sich der ehemalige entschiedene Aristokrat der sogen. Fortschrittspartei. Auf dem konstituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes bekämpfte er anfangs die Regierungsvorlage und bemühte sich, dieselbe in liberalem Sinn umzugestalten, votirte aber bei der Schlußabstimmung für die Verfassung. Seitdem lebte er, vom öffentlichen Leben zurückgezogen, in seiner Heimat Sachsen. Er starb 9. Aug. 1874 in Kötzschenbroda.

Carlson, Frederik Ferdinand, schwed. Geschichtschreiber, geb. 13. Juni 1811 in Upland, studirte seit 1825 in Upsala, bereiste 1834—36 Dänemark, Deutschland, Italien und Frankreich, ward 1835 Docent der Geschichte zu Upsala, fungirte 1837—47 als Lehrer der königlichen Prinzen in Stockholm und erhielt, nach Upsala zurückgekehrt, 1849 die durch Geijers Tod erledigte Professur der Geschichte. Im Jahr 1858 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1859 der schwedischen Akademie ernannt, schied er 1863 aus seinem Lehramt, um als Staatsrath die Verwaltung des Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten zu übernehmen. Auch an dem parlamentarischen Leben hat er sich betheiligt und von 1850—66 erst die Universität Upsala, dann die Akademie der Wissenschaften auf den Reichstagen vertreten. Im Jahr 1872 wurde er zum Mitglied der Ersten Kammer des Reichstags gewählt. Er ist als historischer Schriftsteller sehr fruchtbar gewesen; sein Hauptwerk ist die in sachlicher und formeller Hinsicht sehr anerkennenswerthe »Geschichte Schwedens« (Gotha 1855—74), welche er als Fortsetzung (Bd. 4 u. 5) des von Geijer begonnenen Werks für die Heeren-Ukert'sche Sammlung »Geschichte der europäischen Staaten« verfaßte. Dieselbe erschien auch in schwedischer Sprache als »Sveriges historia under konungarne af Pfalziska huset« (Bd. 1 u 2, Stockh. 1855 u. 1856). Daneben verdienen noch erwähnt zu werden die Schriften: »Om stats-hvälfningen i Sverige under konung Carl XIs regering« (das. 1856), »Om fredsunderhandlingarne åren 1709—1718« (das. 1859), »Om den Svenska statsförwaltningens förändrade skick under konung Carl XIs regering« (Vitterhets-Academiens Handlingar 1858) und »Om 1680 års riksdag« (Stockh. 1860).

Carludovica *R. et P.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cyclantheen, Gewächse des tropischen Amerika, zum Theil mit langen, kletternden Stämmen und Luftwurzeln oder stammlos dichte Gebüsche bildend. Sie haben große gefaltete, tief eingeschnittene Blätter, unscheinbare Blüten und vierseitige Beeren mit zahlreichem Samen. C. palmata *W.* in Neugranada, Ecuador und Panama, wächst an feuchten, schattigen Stellen, ist stammlos und trägt auf 2—4 Meter hohen Blattstielen über 1,25 Meter breite Blätter, welche durch tiefe Einschnitte gefiederten Palmblättern ähnlich sind. Diese Blätter liefern das Material für die echten Panamahüte. Man kultivirt diese und andere Species in unseren Warmhäusern.

Carluke (spr. -ljuk), Flecken in der schottischen Grafschaft Lanark, südöstlich von Hamilton, mit Kohlen- und Eisengruben und 3200 Einw. Dabei Schloß Mauldsie, Sitz des Grafen Hyndford.

Carlyle (spr. -leil), Thomas, engl. Essayist, Biograph und Historiker, geb. 4. Dec. 1795 in Dumfriesshire in Schottland, Sohn eines Pächters, bezog bereits im 14. Jahr die Universität von Edinburg, um Theologie zu studiren, widmete sich aber mit Vorliebe auch dem Studium anderer Wissenschaften, namentlich dem der Mathematik. Im Jahr 1820 von Edward Irving, dem Stifter der nach ihm genannten Sekte, auf die deutsche Literatur aufmerksam gemacht, wandte er sich mit großem Eifer dem Studium derselben zu. Mittlerweile hatte er eine Stelle als Lehrer der Mathematik an einem College in Fifeshire angenommen, in der er zwei Jahre verweilte und Legendre's Geometrie übersetzte. 1823 erschienen in Brewsters »Edinburgh Encyclopedia« seine »Essays« über Montesquieu, Montaigne, Nelson und die beiden Pitt. Auch lieferte er Beiträge für die neue »Edinburgh Review« und eine Uebersetzung von Goethe's Wilhelm Meister: »William Meister's apprenticeship« (Edinb. 1825, 3 Bde.; neueste Ausg. 1874). Nach der Vollendung dieser Uebersetzung begann er das »Leben Schillers« (»Life of Schiller, an examination of his works«, Lond. 1825; neueste Ausg. 1874; deutsch, Frankf. 1830), das zuerst abschnittweise von 1825 an im »London Magazine« erschien. Wie groß Carlyle's Thätigkeit war, läßt sich daran erkennen, daß er bereits 1827 »German romances« (Edinb. 1827, 4 Bde.) herausgab, eine Auswahl des Schönsten aus Goethe, Tieck, Jean Paul, Fouqué, Musäus, Hoffmann u. a., nebst kritischen und biographischen Notizen über die Verfasser, denen sich Fragmente aus »Wallenstein« und der »Jungfrau von Orléans« anschlossen. C. selbst blieb ein begeisterter Verehrer Goethe's, mit dem er auch einen Briefwechsel anknüpfte. Im Jahr 1830 zog er nach London, um in »Frasers Magazine« seinen »Sartor resartus« oder »Life and opinions of Herr Teufelsdroeckh« zu veröffentlichen, ein wunderliches, aber höchst originelles Buch, eine Art Selbstbiographie, worin er schonungslos das moralische Siechthum der Zeit aufdeckt, aber ohne ein klar zu erkennendes Heilmittel zu empfehlen. Darauf folgte die Geschichte der französischen Revolution (»French revolution, a history«, Lond. 1837, 3 Bde.; 4. Aufl. 1864; deutsch von Fedderſen, Leipz. 1844, 3 Bde.), mit großer psychologischer Feinheit und mit poetischem Schwung geschrieben. Im Jahr 1839 erschien von ihm eine Schrift über den »Chartismus«, eine Untersuchung über die sociale Lage der verschiedenen Stände

Englands, noch barocker in der Form, als seine früheren Schriften. Um dieselbe Zeit gab er auch seine »Essays« (5 Bde.) heraus. Carlyle's Weltanschauung und politisches System treten am deutlichsten zu Tage in den »Vorlesungen über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthum in der Geschichte«, die er 1840 in London hielt und unter dem Titel »On hero-worship« (Lond. 1846; deutsch von Neuberg, Berl. 1853) im Druck erscheinen ließ. Er stellte darin fünf Typen des Heldenthums auf: den Propheten (Mohammed), den Dichter (Dante und Shakespeare), den Priester (Luther und Knox), den Schriftsteller (Johnson, Rousseau und Burns) und den König (Cromwell und Napoleon). Sein Buch »The past and the present« (Lond. 1845) ist eine leidenschaftliche Bekämpfung der Hohlheit und Lügenhaftigkeit der modernen Gesellschaft, angeknüpft an ein damals entdecktes Tagebuch eines Mönchs von Sankt Edmundsburg aus dem 12. Jahrh., welches mit den kräftigsten Farben weiter ausgemalt ist. Unter dem Eindruck der deutschen Bewegungen von 1848 entstanden die »Latter-day pamphlets« (Lond. 1850), Weißagungen vom jüngsten Tag, die sich in der Tendenz ganz den oben erwähnten Werken anschließen, sowie »The life of John Sterling« (das. 1851), von den Engländern als eine der besten Biographien ihrer Sprache gerühmt. Die 1845 zur öffentlichen Debatte gebrachte Frage, ob Cromwell in dem neuen Parlamentsgebäude eine Bildsäule unter den Monarchen Englands bekommen solle, gab den ersten Anlaß zu der Herausgabe der »Letters and speeches of Oliver Cromwell« (Lond. 1845, 2 Bde.; Supplement 1846). Carlyle's neuestes bedeutendes Werk ist die Geschichte Friedrichs II. (»The history of Friedrich II., called Frederick the Great«, Lond. 1858—65, 6 Bde., neueste Ausg. in 10 Bdn., 1874; deutsch von Neuberg, fortgesetzt von Althaus, Berl. 1858—69). Um Studien zu diesem Werk zu machen, hielt er sich 1852 längere Zeit in Berlin auf. Kein neuerer Schriftsteller hat so auf die Literatur seines Vaterlandes eingewirkt, als C. Namentlich hat er die Bekanntschaft mit der deutschen Literatur bei seinen Landsleuten eingeführt. Die revolutionäre und socialistische Literatur verdankt ihm eine bedeutende Anregung. Auch in Amerika, wo ihn Emerson eingeführt hat, ist sein Einfluß sehr groß. Er steht zwar auf konservativer Seite, achtet aber überall den sittlichen Kern, und jeder Zukunftskeim ist seiner liebevollen Aufmerksamkeit sicher. C., der seit Jahren seinen Wohnsitz zu Chelsea bei London hat, wurde 11. Nov. 1865 mit großer Majorität zum Rektor der Universität Edinburg als Nachfolger Gladstone's gegen Disraeli erwählt. Seine 2. April 1866 gehaltene Inauguralrede »On the choice of books« erschien (Lond. 1866, neue Ausg. 1871) im Druck. Die 1867 stattfindenden Reformdebatten veranlaßten ihn, aus seiner schon durch Altersschwäche gebotenen Ruhe hervorzutreten und die Sache des Konservatismus in einer im »Macmillian's Magazine« (August 1867 im Separatabdruck erschienen) veröffentlichten Abhandlung gegen das neue demokratische Wahlgesetz zu verfechten, unter dem seltsamen Titel »Shooting Niagara — and after?« Während des deutsch-französischen Krieges nahm er mit Wärme und Entschiedenheit die Partei Deutschlands und trat in mehreren in der Times und in anderen Tagesblättern veröffentlichten Briefen der sich in England vielfach manifestirenden feindseligen Stimmung gegen Deutschland entgegen; diese Briefe befinden sich gesammelt in dem Buch: »Letters on the war between Germany and France« (Lond. 1871). Seine neueste Schrift ist die Uebersetzung einer Anzahl Erzählungen von Musäus, Tieck und Jean Paul (1874, 2 Bde.). Die Werke Carlyle's erschienen zuletzt in einer Gesammtausgabe von 37 Bänden (Lond. 1872—74), die meisten auch in Tauchnitz' »Collection of British authors«; eine deutsche Uebersetzung von »Ausgewählten Schriften« besorgte Kretzschmar (Leipz. 1855—56, 6 Bde.).

Carmagnola (spr. -manjóla), Stadt in der ital. Provinz Turin, an einem Nebenfluß des Po, ist Sitz einer Prätur, hat ein Lyceal-Gymnasium und eine technische Schule, ein Spital, ein Waisenhaus, hübsche (gothische) Kirchen und 4000 (als Gemeinde 12,800) Einw., welche Wein-, Getreide-, Flachs- und vorzüglich Seidenbau treiben. Die Seidenmesse daselbst bestimmt den Preis dieses Erzeugnisses in weiter Umgegend. C. war ehedem eine Grafschaft und machte einen Theil der weitläufigen Besitzungen des Hauses Saluzzo aus. Die Franzosen verwandelten C. während des 16. Jahrh. in einen starken Waffenplatz; gleichwohl wurde die Stadt 1588 von den Savoyern erobert und blieb in ihrem Besitz.

Carmagnola (spr. -manjóla), eigentlich Francesco di Bartolomeo Bussone, berühmter venetian. und mailänd. Feldherr, geboren um 1390 als Sohn eines Bauern zu Carmagnola, war anfangs Hirt, diente zuerst unter dem Condottiere Facino Cane, Herrn von Alessandria, der die Regentschaft von Mailand an sich gerissen hatte. Nach dem Tod desselben (1412) ging er mit Cane's sämmtlichen Truppen zu Philipp Maria Visconti, nunmehrigem Herzog von Mailand, über und kämpfte unter ihm 1414 und 1415. Als Belohnung für die Einnahme von Alessandria wurde er zum Grafen von Castelnuovo ernannt und erhielt des Herzogs natürliche Tochter Antonia zur Frau. In den nächsten Jahren brachte er auch Cremona, Brescia, Parma und Genua unter die Herrschaft des Herzogs und verdrängte die Eidgenossen aus Bellinzona. Da er aber von seinen Gegnern bei dem Herzog verleumdet und von diesem zurückgesetzt wurde, ging er 1424 zu den Venetianern über, vereinigte eine Anzahl Städte gegen den Herzog von Mailand, eroberte Brescia für Venedig, besiegte jenen 1427 bei Maccalo am Oglio und bemächtigte sich 80 brescianischer und bergamesischer Orte. In einem zweiten Feldzug 1428 nahm er Bergamo und einen Theil des Gebiets von Cremona und erhielt darauf von Mailand seine Güter und seine bis dahin gefangen gehaltene Familie zurück. Der unglückliche Ausfall seines dritten Zugs 1431 hatte zur Folge, daß man ihn nach Venedig lockte, dort plötzlich gefangen nahm und nach Erpressung von Geständnissen des Verraths auf der Folter 5. Mai 1432 öffentlich enthauptete. Dies tragische Ende Carmagnola's ist von Dichtern und Geschichtschreibern behandelt worden, am gelungensten in Alessandro Manzoni's Trauerspiel »Il conte di Carmagnola« (1820).

Carmagnole (franz., spr. -manjol), ursprünglich Name der Savoyardenknaben in Paris, die sich als Schuhputzer, Schornsteinfegerjungen, Kleiderreiniger ꝛc. ernähren, wahrscheinlich so benannt nach der Stadt Carmagnola; dann besonders ein Volksgesang aus der französischen Revolutionszeit, der mit den Worten anfing: »Madam' Véto avait promis«, und in welchem jede Strophe mit

dem Refrain schloß: »Dansons la Carmagnole! Vive le son du canon!« Gewiß ist, daß die C. 1792 aufkam und lange Zeit mit dem bekannten »Ça ira!« rivalisirte. Beide Gesänge wurden durch die Militärmusiken als Märiche und von den Orchestermusiken während der Zwischenakte im Theater gespielt und hielten sich neben der Marseillaise und dem Chant du départ bis zum 18. Brumaire 1799, abgerechnet die Zwischenzeit der Reaktion vom 9. Thermidor 1794 bis zum 13. Vendémiaire 1795, wo der Réveil du peuple gesungen wurde. Bonaparte, welcher in Italien und Aegypten mit dem »Ça ira!«, der C. und der Marseillaise die Franzosen zum Sieg geführt hatte, verwarf diese Revolutionslieder, nachdem er Konsul geworden. C. hieß auch ein Kamisol mit kurzen Schößen und fast ohne Kragen (»Jakobinerjacke«), während der Revolution Tracht der niedern Volksklasse, und diente dann auch zur Bezeichnung der überspanntesten Mitglieder des Jakobinerklubs, welche jene Tracht als populäres Kostüm annahmen.

Carmarthen (Caermarthen), Grafschaft im südlichen Theil des engl. Fürstenthums Wales, im N. von der Grafschaft Cardigan, im O. von Brecon, im W. von Pembroke, im S. von Glamorgan und der Carmarthenbai im Bristolkanal begrenzt, enthält 2453 QKilom. (44,6 QM.) mit (1871) 116,944 Einw. Der Fluß Towy durchfließt die Grafschaft in südwestlicher Richtung, und sein Thal, nebst einigen anderen Strecken, ist fruchtbar, der größte Theil aber ein Hügelland, und im SO. des Towy erreichen die »Schwarzen Berge« (Mynydd Du) eine Höhe von 863 Meter. Die Flüsse sind fischreich. Landbau und Viehzucht bilden die Haupterwerbszweige. 22 Proc. der Grafschaft sind angebaut, namentlich mit Hafer, Klee, Gerste und Weizen, 45 Proc. bestehen aus Weiden, 2½ Proc. aus Wald. Der Viehstand zählte 1872: 16,837 Pferde, 98,022 Rinder, 212,236 Schafe, 30,201 Schweine. Der Bergbau fördert Eisen, Blei, Silber und namentlich Steinkohlen (2⅓ Mill. Tonnen im Jahr). Bei Llanello sind große Eisen- und Kupferwerke, deren Produkte, nebst Kohlen, ausgeführt werden. Auch wollene Waaren werden fabricirt. Im Alterthum hieß der Landstrich Dimetia, und mehrere Plätze desselben sind durch Geschichte und Poesie verherrlicht. Der Grongarhügel besitzt einen klassischen Namen, und Llandeilo bezeugt den Fall der kambrischen Freiheit im Entscheidungskampf zwischen Llewellyn und König Eduard I. von England. Spuren einer altrömischen Straße zeigen sich bei Llandovery, und der Llanegwadsprengel ist reich an alten, sowohl römischen, wie britischen Ueberresten. Die gleichnamige Hauptstadt, in malerischer Lage rechts am Towy, über welchen eine Brücke von 10 Bögen führt, ist eine blühende und wachsende Stadt mit vielen krummen und steilen Straßen und (1871) 10,499 Einw. Kleine Schiffe gelangen den Fluß aufwärts bis an die Quais der Stadt, und der Küstenhandel ist nicht unbedeutend. Agrikulturprodukte, Zinn und Eisen werden ausgeführt. In der Nähe Sir Thomas Pictons Denkmal. Früher befand sich in C. die Kanzlei und Schatzkammer für Südwales, und die alten Britannier hielten hier ihre Patriarchalsynoden. Die Stadt ist angeblich der Geburtsort des Propheten Merddyn oder Merlin (480), welcher ihr den Namen Caermerddyn (»Stadt des Merlin«) gegeben haben soll. In neuester Zeit war C. der Hauptsitz der Rebekka-Unruhen.

Carmaux (Cramaur, spr. -moh), Stadt im franz. Departement Tarn, Arrondissement Albi, am Cérou, Station der von Albi kommenden Zweigbahn, hat ein Schloß nebst schönem Park, eine gothische Kirche, wichtige Glasfabrikation und (1872) 5010 Einw. Dabei ein großes Steinkohlenlager, das bereits seit Jahrhunderten ausgebeutet wird und jährlich etwa 1,22 Mill. metrische Centner Kohlen im Werth von 1,6 Mill. Franken liefert.

Carmen (lat.), Gedicht, besonders Gelegenheits-, Festgedicht; C. saeculare, Gedicht zu einer hundertjährigen Jubelfeier.

Carmenta (Carmentis), bei den Römern eine weißagende und nährende Göttin (auch Geburts- und Siegesgöttin), welche am Fuß des kapitolinischen Berges einen Tempel und an der Porta Carmentalis Altäre hatte, und der das vorzüglich von den Frauen 11. und 15. Jan. gefeierte Fest der Carmentalia gewidmet war. Als Geburtsgöttin rief man hier die segenbringende altitalische Nymphe als Postvorta und Antevorta (Porrima) an (eigentlich mit Bezug auf Kopf- und Steißgeburt, dann auch auf das schicksalkundige Weißagen). Da der Arkader Evander (s. d.) für Roms Gründer geachtet wurde, so mußte nun Mutter C. auch seine Mutter oder Frau sein.

Carmentalis porta, ein Thor Roms zwischen dem Tiber und dem Kapitol, am Tempel der Carmenta. Durch dasselbe zogen 377 v. Chr. die Fabier in den Kampf gegen die Vejenter, in welchem alle umkamen, weshalb das Thor Porta scelerata genannt und als unheilbringend vermieden ward.

Carmer, Johann Heinrich Kasimir, Graf von, preuß. Minister, geb. 29. Dec. 1721 in dem damals kurpfälzischen Kreuznach, trat 1749 in den preuß. Staatsdienst und wurde 1750 Regierungsrath in Oppeln, 1751 Direktor und 1763 Präsident der Regierung in Breslau, 1768 Justizminister und Chefpräsident sämmtlicher Regierungen in Schlesien. Im Jahr 1779 erhob ihn der König zum Großkanzler und Chef de justice und übertrug ihm die Reform des Justizwesens. Unter seiner Verwaltung ward das Hypothekenwesen geordnet, ein landschaftliches Kreditsystem in Schlesien gestiftet, der Geschäftsgang vereinfacht und eine ökonomische Gesellschaft errichtet. Das größte und nachhaltigste Verdienst aber erwarb sich C. durch die gründliche und zeitgemäße Reform des auf Friedrichs II. Befehl von Cocceji 1750 angefertigten Codex Fridericianus. Nach mehrjährigen Studien und Berathungen begann er 1781 mit der neuen Proceßordnung die Umgestaltung der Rechtsinstitute Preußens und kam 1791 damit zu Stande. In diesem Jahr vollendete er auch das allgemeine preußische Gesetzbuch, welches durch die Bekanntmachung vom 1. Juni 1794 unter dem Namen »Allgemeines Landrecht« Gesetzeskraft erhielt. C. wurde zum königlichen Kommissär bei den pommerschen, ost- und westpreußischen Landschaften ernannt und von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben. Erst 1798 zog er sich auf sein Gut Rützen bei Guhrau zurück und starb 23. Mai 1801.

Carminăti, Bassian, berühmter ital. ärztlicher Schriftsteller, dessen bedeutendere Werke durch Uebertragungen auch in Deutschland bekannt geworden sind, geboren zu Lodi 1750. Nachdem er die medicinischen Studien an der Universität zu Pavia vollendet, lebte er eine Zeitlang als ausübender Arzt in seiner Vaterstadt, empfahl sich aber bald durch sein

Werk »De animalium ex mephitibus et noxiis halitibus interitu ejusque proprioribus causis« (Lodi 1777) der gelehrten Welt so vortheilhaft, daß er, im Alter von 28 Jahren, auf den Lehrstuhl der Therapeutik und Arzneimittellehre zu Pavia berufen wurde. Zu seinen hervorragenden Schriften, die er von da an herausgab, zählen die folgenden: »Ricerche sulla natura e sugli usi del succo gastrico in medicina e in chirurgia« (Mail. 1785; deutsch, Wien 1785); »Opuscula therapeutica« (Pavia 1788, 4 Bde.; deutsch, Bd. 1, Wien 1789); »Hygieine, therapeutica et materia medica« (Pavia 1791 ff., 4 Bde.; in freier deutscher Uebertragung mit Zusätzen von Dähne, Leipz. 1792—96, 2 Bde.). Ferner verdankte die medicinische Wissenschaft diesem Gelehrten die erste oder wenigstens gründlichere Kenntnis verschiedener Heilmittel. Er starb zu Mailand 1830.

Carminativa (lat.), blähungtreibende Mittel, s. Blähungen.

Carmon (Carmona), Stadt in der span. Provinz Sevilla, am Carbones und der andalusischen Heerstraße, in hügeliger, mit Olivenhainen bedeckter Gegend gelegen, hat schöne Häuser, ein hohes maurisches Kastell in der Mitte, 7 Kirchen (der Thurm der Hauptkirche ist der Giralda nachgeahmt), mehrere Klostergebäude, Tuch-, Leder-, Steingut-, Kerzen- und Hutfabriken und 15,700 Einw., darunter viele reiche Adlige. C. ist keltiberischen Ursprungs und hieß im Alterthum Carmo. Die alten Mauern wurden später zerstört, und C. mußte sich von Philipp IV. den Namen einer Stadt erst durch ein Geschenk von 40,000 Dukaten wieder erkaufen.

Carmontelle (spr. -mongtäl), franz. Dichter, geb. 25. Aug. 1717 zu Paris, Vorleser und Festordner des Herzogs von Orléans, starb 26. Dec. 1806. C. verdankt seine literarische Berühmtheit vorzugsweise seinen »Proverbes dramatiques« (Par. 1768—81, 8 Bde.; beste Ausgabe, das. 1822, 4 Bde.), welche nach der Krisis der französischen Revolution in jeder Straße auf den Liebhabertheatern aufgeführt wurden. Ferner erschienen von ihm: »Théâtre du prince Clanerzou, traduit en français par le baron de Blening« (1771, 2 Bde.) und »Théâtre de campagne« (1775, 4 Bde.); die Romane: »Le duc d'Arnay« (1776) und »Le triomphe de l'amour sur les mœurs de ce siècle« (1777); »Conversations des gens du monde dans tous les temps de l'année« (1786), sowie das mit großem Beifall aufgenommene Lustspiel »L'abbé de plâtre« (1779). Außerdem soll er noch eine solche Menge Manuskripte hinterlassen haben, die allein über 100 Bände füllen würden.

Carn (Cairn), Name von Steinhaufen, welche sich hier und da in Großbritannien, vorzüglich in Schottland und Wales, vorfinden. Sie gehören unter jene als »megalithische Bauten« bezeichneten Denkmäler der Vorzeit, zu welchen die Archäologen auch die Cromlechs, die Dolmen, die Döß und die Hünengräber rechnen. Aehnlich wie diese bestehen sie aus Steinen von verschiedener Größe und von konischer Gestalt; ein platter Stein krönt stets die Spitze. Man glaubt, daß sich von hier herab der erwählte Häuptling dem Volk zeigte, oder daß von hier aus Recht gesprochen wurde, oder daß sie zum Gedächtnis feierlicher Vorträge errichtet worden sind, besonders wo man sie von steinernen Pfeilern umgeben findet, oder daß sie zur Ausübung gewisser religiösen Gebräuche dienten. Steinerne Kisten und Urnen werden häufig dabei vorgefunden und deuten wohl auf Grabdenkmäler hin. Einige von den Carns sind von bedeutendem Umfang. Sie finden sich auf allen britischen Inseln, in Cornwall, Wales und überall im nördlichen Britannien. In Wales heißen sie Carneddau.

Carna (lat.), eine Göttin der Römer, die auch Cardea hieß, nach Preller ursprünglich Beschützerin der Kinder vor aussaugenden Unholden, dann aber besonders Beschützerin der Thüren. Wie Janus der Nymphe zum Dank für die ihm gewährte Gunst das Ehrenamt über Thüren und Schwellen zugetheilt, auch ihr den Weißdorn als mächtigen Gegenzauber verliehen, erzählt anmuthig Ovid in den »Fasten« (Buch VI). Ihr Fest wurde nach der Stiftung von Junius Brutus 1. Juni gefeiert und ihr dabei (als kräftigste Nahrung) ein Mus von Bohnenmehl und Speck geopfert.

Carnac, Ort im franz. Departement Morbihan (Niederbretagne), Arrondissement Lorient, 30 Kilom. südöstlich von Lorient auf einem Hügel unweit der Meeresküste, mit einer interessanten Kirche (von 1639) und (1872) 2823 Einw., ist merkwürdig durch ein in der großen Ebene daselbst befindliches, wahrscheinlich aus der Steinzeit herrührendes Denkmal, die berühmten »Pierres élevées de C.« Dieselben bestehen aus 11 Reihen unbehauener Steine (Menhirs), die, parallel geordnet, sich 1500 Meter weit von O. nach W. hinziehen, jetzt allerdings nicht mehr ohne Unterbrechungen, da Theile des Platzes zu landwirtschaftlichen Zwecken umgearbeitet wurden. Die Zahl der Steine, nachdem tausende davon zertrümmert worden, beläuft sich gegenwärtig noch auf etwa 1200. An Größe und Umfang sind sie sehr verschieden; der größte erhebt sich 7 Meter über der Erde, während einige ganz niedrig sind; die meisten ruhen, gleich umgekehrten Kegeln, mit dem schmalern Ende in der Erde. Südlich davon befindet sich ein bedeutenderer Hügel von 20 Meter Höhe, dessen Gipfel eine Kapelle zum heiligen Michael trägt. Ausgrabungen, welche man daselbst 1862 anstellte, führten zur Entdeckung einer Begräbnisgruft, in welcher man unter menschlichen Gebeinen ca. 40 meist sehr schöne Celte (polirte Steinärte), Ohrengehänge aus Jaspis, Halsbänder, über 100 kleine Steinkugeln u. a. fand. Vgl. René Galles, Rapport sur les fouilles du Mont St. Michel (Vannes 1862).

Carnage (franz., m., spr. -ahsch), Gemetzel, Blutbad.

Carnallit, Mineral aus der Klasse der Fluoride und Chloride, findet sich derb in großkörnigen Aggregaten, ist stark glänzend, wird aber durch Feuchtigkeit matt; an sich farblos, erscheint er durch reichliche Beimischung mikroskopischer Schuppen von Eisenglimmer roth. Er besteht aus Chlorkalium, Chlormagnesium und Wasser $K_2Mg_2Cl_6 + 12H_2O$ und enthält auch Chlorrubidium, Chlorcäsium und Brom. Er findet sich bei Maman in Persien, bei Kalucz in Galizien, hauptsächlich aber in den Abraumsalzen (s. d.) des Staßfurter Steinsalzlagers und wird in großer Menge auf Kalisalze verarbeitet.

Carnarvon (Caernarvon), Grafschaft im nordwestlichen Theil des engl. Fürstenthums Wales, auf drei Seiten vom Irischen Meer (Cardigan- und Carnarvonbai, Menaistraße), östlich und südöstlich von den Grafschaften Denbigh und Merioneth begrenzt, umfaßt 1495 QKilom. (27,2 QM.) mit (1871) 106,122 Einw. C. ist der gebirgigste und romantischste Theil von Wales. Hier erhebt sich fast in der Mitte der Grafschaft der höchste Berg von England, der Snowdon, in drei fast gleich hohen

Gipfeln zu 1095 Meter, und nördlich und südlich von ihm steigen noch mehrere Berge zu 600—900 Meter Höhe auf. Die nach SW. auslaufende Halbinsel wird von einer 460 Meter hohen Bergreihe durchzogen, ist aber an beiden Uferseiten flach. Die Berge von C. bestehen aus silurischen und kambrischen Schiefern, die von Porphyr- und Trappfelsen durchbrochen werden, und bergen Kupfer, Blei, Silber, Zink und Steinkohlen; ihr Hauptreichthum besteht aber in Schieferbrüchen, namentlich bei Penrhyn und Nantfrancon (Bethesda), in welchen über 6000 Menschen Arbeit finden. Unter den Flüssen, die meist nach kurzem Lauf in die See münden, ist der Conway der bedeutendste; nach ihm sind der Ogwen, Llugwy, Lleder, Seiont und Colwyn zu nennen. Der Reichthum an kleinen Seen verleiht C. den Charakter eines Alpenlandes; als der bedeutendste ist zu erwähnen der Llyn Conway, am Snowdon, aus welchem der Conway entspringt. Berühmt wegen ihrer herrlichen Lage sind der Llanberis- und Nantgwynansee. Von der Oberfläche sind 20 Proc. angebaut (mit Klee, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Weizen), 29 Proc. bestehen aus Weide, 2 Proc. aus Wald. Der Viehstand (1872) besteht aus 7064 Pferden, 46,981 Rindern, 218,884 Schafen, 21,002 Schweinen. Beträchtlich ist die Fischerei von Häringen, Austern ꝛc. Der Bergbau liefert Blei, Silber, Schwefelerze, Kupfer und Zink und Schiefer (s. oben). Der Nordküste entlang läuft die Chester-Holyhead-Eisenbahn, die unweit Bangor über die Menaistraße nach der Insel Anglesea führt; andere Bahnen führen das Thal der Conway aufwärts, und längs der Westküste nach Südwales. Alterthümer trifft man in mannigfaltiger Menge. Dazu gehören die Carn (s. d.), Cromlech (s. d.), das römische Lager und verschiedene altbritische Kastelle.

Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Seiont in die Menaistraße schön gelegen, mit (1871) 9370 Einw., ist von Mauern mit runden Thürmen (ein Werk Wilhelms des Eroberers) umgeben, im Innern aber jetzt sehr verschönert. Die Ruinen des dasigen Kastells (Geburtsort Eduards II.) gehören zu den prachtvollsten des Reichs. Die Mauern haben eine Dicke von 2½ Meter und tragen 13 fünf- und sechseckige Thürme. Nahe beim Kastell stand das alte Segontium, von welchem auch noch Spuren vorhanden sind. C. ist ein besuchtes Seebad, und viele reiche Familien wohnen in der unmittelbaren Nähe. Am Menai entlang führen herrliche Promenaden. Der Hafen liegt außerhalb der Mauern. Zur Stadt gehören 452 Seeschiffe von 40,737 Tonnen und 165 Fischerboote. Der Werth der Einfuhr vom Ausland belief sich 1872 auf 34,999 Pfd. Sterl., die Ausfuhr britischer Produkte auf 152,306 Pfd. Sterl.; sie gingen meistens nach Deutschland und Holland. Auch der Küstenhandel ist von Bedeutung. Die Stadt besitzt Eisen- und Messinggießereien, Schiffswerften und Segeltuchfabriken.

Carnauba, s. v. w. Copernicia cerifera.

Carné, Louis Marcelin, Comte de, franz. Publicist und Politiker, geb. 17. Febr. 1804 zu Quimper aus einer edlen Familie der Bretagne, begann seine diplomatische Laufbahn als Gesandtschaftssekretär und wurde 1839 in die Deputirtenkammer gewählt, wo er der von Lamartin geleiteten »parti social« angehörte. Im Jahr 1847 trat er als Vorstand des Handelsdepartements in das Ministerium des Auswärtigen; 1864 wurde er an Biots Stelle Mitglied der franz. Akademie. Nach der Februarrevolution erschien er nicht mehr in den politischen Versammlungen, und unter dem Kaiserreich begnügte er sich mit dem Amt eines Generalraths des Departements Finisterre. Carné's politische Farbe ist keine entschiedene; bald zeigt sie konservative, bald liberale, bald auch völlig ultramontane Nüancen. Seine Vorbilder sind der Graf von Montalembert und Guizot. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir: »Vues sur l'histoire contemporaine« (Par. 1833); »Des intérêts nouveaux en Europe depuis la révolution de 1830« (1838, 2 Bde.); »Du gouvernement représentatif en France et en Angleterre« (1841); »Études sur l'histoire du gouvernement représentatif en France 1789 — 1848« (1855, 2 Bde.); »Études sur les fondateurs de l'unité française« (1848, 2 Bde.; 2. Aufl. 1856; deutsch von Seybt, Leipz. 1859); »Un drame sous la Terreur« (1856); »L'Europe et le second empire« (1865); »Les états de Bretagne et l'administration jusqu'en 1789« (1868, 2 Bde.); »Souvenirs de ma jeunesse au temps de la Restauration« (1873). Auch lieferte C. eine große Anzahl von Abhandlungen in den verschiedensten Pariser Zeitschriften. — Ein Sohn von C. begleitete 1866—68 die französische Expedition nach dem Mekhong in Hinterindien, worüber er in dem Werk: »Voyage en Indo-Chine et dans l'empire chinois« (1872, zuerst in der »Revue des Deux mondes« 1869) berichtete. Ein Neffe von C., Jules de C., geb. 1835 zu Mériel, ist als Publicist und Romanschriftsteller aufgetreten mit »Pêcheurs et pêcheresses« (1862); »Un jeune homme chauve« (1863); »Cœurs et sens«, Novellen (1868) ꝛc.

Carnet (das, franz. m., spr. -nä), kaufmännisches Notiz-, Taschenbuch.

Carnicer, Don Ramon, span. Tonkünstler, geb. 1789 zu Tarrego in Katalonien, bildete sich in der Musik zu Seo de Urgel, seit 1806 in Barcelona und war von 1808—1814 Organist und Lehrer der Musik auf einer der balearischen Inseln. Er wurde dann in Barcelona 1816 zweiter und 1818 erster Kapellmeister, hierauf, nachdem er inzwischen größere Reisen unternommen, 1828 Musikdirektor bei der königlichen Oper und 1830 Lehrer der Komposition am königlichen Konservatorium zu Madrid, wo er 17. März 1855 starb. Carnicers Opern, mit denen er 1818 zuerst auftrat, fanden in Spanien lebhafte Aufnahme, erinnern aber nach Form und Wesen zu stark an Rossini und verrathen kein tieferes Produktionsvermögen. Seiner ersten Oper »Adela de Lusignan« folgten: »Elena y Constantino«; »Don Juan Tenorio«; »Elena y Malvina«; »El Calon«; »El Eufemio di Messina«. Außerdem komponirte C. Kirchenstücke, Symphonien und gute spanische Volkslieder.

Carnifex (lat., Carnufex), bei den Römern der Scharfrichter, welcher die Hinrichtung (gewöhnlich Kreuzigung) der verurtheilten Sklaven und Fremden zu vollziehen hatte, während Bürger vom Liktor hingerichtet wurden. Er war kein römischer Bürger und wohnte als ehrlos vor der Porta Media (Esquilina) jenseits des Cölius.

Carniprivium (Carnisprivium) **novum et vetus** (lat.), die Sonntage Estomihi und Invocavit, da vor dem 9. Jahrh. das Fasten erst mit diesen und nicht mit Aschermittwoch begann.

Carnis delicta (lat., »fleischliche Vergehen«), s. Unzuchtsverbrechen.

Carnivŏra (lat., »Fleischfresser«), Ordnung der Säugethiere, s. Raubthiere.

Carnot (spr. -no), 1) Lazare Nicolas Marguerite, Graf, franz. Staatsmann in der Revolutionsperiode, geb. 13. Mai 1753 zu Nolay (Côte-d'Or) als Sohn eines Advokaten, ward in der Klosterschule zu Autun und seit 1769 in der Ingenieurbildungsanstalt zu Paris gebildet, trat in das Ingenieurkorps und veröffentlichte, doch ohne Gehör zu finden, Ideen zur bessern Vertheidigung fester Plätze. Eine Lobrede auf Vauban vor der Akademie zu Dijon trug ihm den Preis und die Mitgliedschaft dieser Akademie ein. Beim Ausbruch der Revolution Kapitän, wurde er für Calais 1791 in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, trat aus dieser in den Nationalkonvent über und stimmte für den Tod des Königs. Er wurde wiederholt mit wichtigen Aufträgen an die Armeen geschickt, leitete 1792 die Aushebungen in den nördlichen Departements, wurde mit der Untersuchung gegen Dumouriez beauftragt, und bekam August 1793 als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses die gesammte Leitung des Kriegswesens in die Hand. Von jetzt an übte er auf die Kriegführung den größten Einfluß aus, organisirte die Ausrüstung der Truppen und entwarf die Operationspläne. Als Gegner Robespierre's angeklagt, wurde er freigesprochen, als eine Stimme im Convent rief: »Wie kann man C. verurtheilen, der den Sieg organisirt hat?« Auch als Mitglied der Direktorialregierung, in welche er nach anfänglicher Opposition eintrat, war C. die Seele der militärischen Operationen, wie er denn auch Bonaparte zum Obergeneral für Italien vorschlug. Dennoch wurde er als Royalist verdächtigt und als Barras' Gegner 4. Sept. 1797 zur Deportation verurtheilt, flüchtete aber nach Deutschland. Er begab sich nach Augsburg und Nürnberg und verfaßte hier die berühmte »Réponse de L. N. M. Carnot etc. au rapport fait sur sa conjuration du 18 fructidor an V au conseil des Cinq Cents par Bailleul, au nom d'une commission spéciale« (Lond. 1799), welche die gegen ihn wegen royalistischer Umtriebe erhobene Anklage schlagend widerlegte und zum Sturz des Direktoriums (18. Juni 1799) unstreitig beitrug. Nach der Revolution des 18. Brumaire (9. Nov. 1799) vom ersten Konsul Bonaparte zurückgerufen, wurde C. Direktor des Kriegsmaterials und Mai 1800 an Berthiers Stelle Kriegsminister, in welcher Stellung er Ordnung und Sparsamkeit in die Administration einführte. Am 16. Vendémiaire IX (5. Sept. 1800) nahm er den Abschied und begab sich nach St. Omer, wo er den Wissenschaften lebte. Am 9. März 1802 vom Erhaltungssenat zum Mitglied des Tribunats ernannt, stimmte er gegen das lebenslängliche Konsulat und sprach dann auch allein gegen Bonaparte's Erhebung auf den erblichen Kaiserthron. Unbeugsam verharrte er bei seinen republikanischen Grundsätzen, kehrte nach der Aufhebung des Tribunats in seine Heimat zurück und lebte hier eingezogen. Vergeblich trug sein Nachfolger im Kriegsministerium auf seine Ernennung zum Divisionsgeneral an; erst nach siebenjähriger Vergessenheit dekretirte ihm Napoleon eine jährliche Pension von 10,000 Franken. Das Departement Côte d'Or wählte ihn 1809 zum Deputirten beim Erhaltungssenat. Napoleon näherte er sich nicht wieder, und erst 1814 bot er dem Vaterland seine Dienste an. Napoleon ernannte ihn zum Gouverneur von Antwerpen, damals dem wichtigsten festen Platz seines Reichs. C. fand die Festung schon bedroht, bereitete aber die tapferste Vertheidigung vor und übergab den Platz der provisorischen französischen Regierung erst, als die Dokumente über des Kaisers Abdankung und die Wiedereinsetzung der bourbonischen Familie eintrafen. Wegen seines schonenden Verfahrens gegen die Stadt wurde ihm in einer Vorstadt Antwerpens ein Denkmal errichtet. Von Ludwig XVIII. kalt empfangen, zog er sich zurück, verfaßte jedoch eine Denkschrift, die allein in des Königs Hände kommen sollte, aber wider seinen Willen unter dem Titel »Mémoire adressé au roi en juillet 1814 etc.« erschien. Die Polizei überwachte ihn, besonders nach Napoleons Landung, aufs strengste. Napoleon ernannte ihn nach seiner Rückkehr von Elba zum Minister des Innern, zum Grafen und Pair des Reichs, darauf zum Kommandeur und endlich zum Großofficier der Ehrenlegion, doch erhielt C. weder ein seiner Pairschaft entsprechendes Majorat, noch machte er von dem Grafentitel Gebrauch. Nach der Schlacht bei Waterloo bekämpfte er vergeblich Napoleons Abdankung und trat dann in die provisorische Regierung, zog sich nach der Rückkehr der Bourbons zurück, wurde von der Regierung zu Blois unter polizeiliche Aufsicht gestellt und entfloh daher über die Niederlande und Deutschland nach Warschau. Auch von den Kammern verbannt und angewiesen, sich nach Preußen zu begeben, wählte er Magdeburg zum bleibenden Aufenthaltsort, wo er in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften und der höhern Ausbildung seiner Söhne lebte und 3. Aug. 1823 starb. Als Schriftsteller war C. vorzugsweise im historisch-politischen und im mathematisch-militärischen Fach und außerdem als Dichter thätig. Seine berühmtesten Werke sind: »Éloge de Vauban« (Lyon 1783); »Essai sur les machines en général« (das. 1784; neue Aufl. 1810); »Oeuvres mathématiques« (Das. 1796); »Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal« (Par. 1797; 4. Aufl. 1860; deutsch von Hauff, Frankf. a. M. 1800); »Traité de la corrélation de figures de géométrie« (Par. 1801); »Géométrie de position« (das. 1801; deutsch von Schumacher, Altona 1808—1810, 2 Thle.); »De la défense des places fortes« (Par. 1809, 3 Bde.; 3. Aufl., das. 1812; engl. von Montalembert, Lond. 1814; deutsch von Bressendorf, Stuttg. 1820), wozu nachträglich erschien: »Mémoire sur la fortification primitive, pour servir de suite au traité de la défense des places fortes« (Par. 1823). Auch schrieb er ein komisches Heldengedicht »Don Quichote« (Leipz. 1820). Seine Memoiren wurden von seinem Sohn herausgegeben (Par. 1861—64, 2 Bde.). Vgl. »Correspondance de Napoléon Buonaparte avec le comte C., pendant les cent-jours« (Par. 1819); Arago, Biographie de C. (das. 1850).

2) Lazare Hippolyte, franz. Publicist und Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 6. April 1801 zu St. Omer, lebte mit dem Vater 7 Jahre in Magdeburg, wo er deutsche Sprache und Literatur studirte. 1823 nach Frankreich zurückgekehrt, ward er Advokat und bald ein eifriger Anhänger des Saint-Simonismus, schied aber mit anderen aus der Sekte aus, als Enfantin in Bezug auf das Verhältnis zum weiblichen Geschlecht einer Theorie Eingang zu verschaffen suchte, welche C. als »Verordnung des Ehebruchs« bezeichnete. 1839 und dann 1842 und 1846 wiederholt in die Abgeordnetenkammer gewählt, saß er auf der äußersten Linken und bekannte

sich 1847 in der Schrift »Les radicaux et la charte« (Paris) offen als Republikaner. Nach der Februarrevolution wurde C. Minister des öffentlichen Unterrichts und des Kultus (vom 24. Febr. bis 5. Juli 1848) und trat auch als Abgeordneter des Seinedepartements in die Nationalversammlung. Trotz mancher Reformen verdarb er es aber mit der öffentlichen Meinung durch Verbreitung von Unterrichtsbüchern mit socialistischer Tendenz, und legte daher, als die Nationalversammlung ihre Mißbilligung aussprach, sein Amt (5. Juli) nieder. Eine Rechtfertigung seiner Verwaltung veröffentlichte er unter dem Titel »Le ministère de l'instruction publique et des cultes depuis le 24 février jusqu'au 5 juillet« (Par. 1848). In der konstituirenden Versammlung schloß er sich als Vertreter des Seinedepartements der republikanischen Linken an, stimmte aber nach den Junitagen für den Antrag, daß General Cavaignac sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe. Bei den Wahlen zur Gesetzgebenden Versammlung durchgefallen, ward er 10. Mai 1850 von der demokratisch-socialistischen Partei gewählt. Er saß bis 2. Dec. 1851 auf den Bänken der republikanischen Opposition. Nach dem Staatsstreich wurde er zwar in den Gesetzgebenden Körper gewählt, aber wegen Verweigerung des Huldigungseides (mit Cavaignac und Hénon) nicht zugelassen; dasselbe geschah 1857. Erst 1864 trat er, nachdem er den Eid geleistet, in die Versammlung ein und gehörte dort der Opposition an. Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 wurde er Maire eines der Arrondissements von Paris, und bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 wurde er in die Nationalversammlung gewählt, in welcher er zwar für die Präliminarien von Versailles, sonst aber mit der äußersten Linken stimmte. Unter seinen Schriften ist noch zu nennen: »Exposé de la doctrine saint-simonienne« (Par. 1830). Außer den Memoiren seines Vaters veröffentlichte er auch die »Mémoires de H. Grégoire, ancien évêque de Blois« (Par. 1837, 2 Bde.) und »Mémoires de Bertrand Barère« (das. 1842, 4 Bde.).

Carnúntum, alte keltische Stadt in Pannonien, an der Donau, ein für die Römer militärisch höchst wichtig gelegener Ort, war nach Plinius das gewöhnliche pannonische Winterquartier der römischen Truppen und die Station der Donauflottille. Von hier aus unternahm Kaiser Marcus Aurelius, welcher drei Jahre in C. zubrachte und daselbst einen Theil seiner Selbstgespräche schrieb, seine Züge gegen die Markomannen; hier wurde auch Severus zum Kaiser ausgerufen. Bei dem Einfall der Ungarn fand C. seinen Untergang, nachdem es schon im 4. Jahrh. einmal von deutschen Stämmen zerstört worden war. C. lag zwischen Petronel und Deutsch-Altenburg in Niederösterreich, wo sich noch jetzt bedeutende Ruinen vorfinden.

Caro (lat.), Fleisch; C. luxurians, wildes Fleisch.

Caro (ital.), lieb, theuer; C. mio, mein Theurer; deutsch namentlich als Hundename in Gebrauch.

Caro, Annibale, ital. Schriftsteller und Dichter, geb. 1507 zu Citannova in der Mark Ancona, war Lehrer in der Familie eines reichen Florentiners, Ludovico Gaddi, dann Sekretär bei dessen Bruder Giovanni, der ihn mit nach Rom nahm und ihm ansehnliche Pfründen verschaffte, hierauf seit 1543 Botschafter des Herzogs Pietro Lodovico Farnese von Parma und Piacenza und endlich Sekretär der Kardinäle Ranuccio und Alessandro Farnese. Er starb zu Rom 1566. Caro's bedeutendste Studien und Arbeiten bezogen sich auf die toskanische Sprache, worin er die größte Meisterschaft erlangte, daher seine Werke der Form nach zu den klassischen gehören. Am berühmtesten sind seine Uebersetzung von Virgils »Aeneïde« (Veneb. 1581; Par. 1760, 2 Bde.), ein Lob der Feigen (»La Ficheide«) und eine scherzhafte Rede auf die große Nase des Leoni von Ancona, Präsidenten der Akademie della Virtù (»Diceria de' nasi«). Nach seinem Tod erschienen noch, außer einer Uebersetzung der Rhetorik des Aristoteles: »Lettere familiari« (Veneb. 1572—75, 2 Bde.; neueste Aufl., Mail. 1807, 6 Bde.); »Lettere inediti« (herausgeg. von Mazzuchelli, Mail. 1829, 2 Bde.); ein Lustspiel: »Gli Straccioni« (das. 1582) und seine »Rime« (das. 1569). Seine Sonette werden denen des Petrarca und Bembo gleichgestellt. Eine Gesammtausgabe seiner Werke nebst seiner Biographie erschien zu Venedig 1757 in 6 Bänden und in der Sammlung der Classici Italiani (Mail. 1806, 8 Bde.).

Caro, Jakob, Geschichtschreiber, geb. 2. Febr. 1836 in Gnesen von jüdischen Eltern, auf dem Gymnasium zu Posen vorgebildet, studirte in Berlin und Leipzig, erhielt, durch das Buch »Das Interregnum Polens im Jahr 1586, oder die Häuser Zborowski und Zamojski« (Gotha 1861) bekannt geworden, die Fortsetzung der von Röpell begonnenen Geschichte Polens in der Heeren-Ukert'schen Sammlung übertragen. Nachdem er im Interesse dieser Arbeit 1862 Galizien und Südrußland bereist, habilitirte er sich 1863 als Docent in Jena, folgte darauf 1864 einer Einladung der Großfürstin Helene von Rußland, deren Aufmerksamkeit die inzwischen erschienene Geschichte Polens erregt hatte, und begleitete dieselbe auf einer Reise nach dem Süden und dann nach Petersburg, wo sich ihm wissenschaftlich und politisch werthvolle Verbindungen eröffneten. Nach Jena zurückgekehrt, wurde C. daselbst außerordentlicher Professor und folgte dann 1868 einem Ruf als Honorarprofessor nach Breslau. Außer kleineren politischen Arbeiten und Beiträgen für die Staatslexika von Rotteck und Welcker und von Bluntschli und Brater veröffentlichte er »Johannes Longinus. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte« (Jena 1863); »Liber cancellariae Stanislai Ciolek. Ein Formelbuch der polnischen Königskanzlei aus der Zeit der hussitischen Bewegung« (Wien 1872) und »Lessing und Swift, Studien über Nathan den Weisen« (Jena 1869). Die Fortsetzung der von Röpell (1840) begonnenen »Geschichte Polens« (Band 2 u. 3, 1300—1430) erschien Gotha 1865—68.

Carocha (portug., spr. -tóscha, span. Coroza), eine hohe, spitze, mit geistlichen Emblemen verzierte Mütze, welche die von der Inquisition zum Feuertod Verurtheilten während des Auto da Fé trugen.

Carole (franz., f., spr. -roll, vom mittellat. carola), ehemals der Reihen- und Rundtanz, bei dem die Tanzenden, sich bei den Händen haltend, einen Kreis bildeten und mehr herumgingen, als eigentlich tanzten. Die Liedchen, die man dabei sang, hießen ebenfalls Caroles oder Chansons de carole. In England nannte man anfangs ähnliche Tänze und Tanzlieder Carols, und erst später gebrauchte man das Wort für Gesang überhaupt und insbesondere für geistliche Jubelgesänge. Auch in Italien hieß diese Tanzweise la Carola.

Carolina, abgekürzt für Constitutio Carolina criminalis, Kaiser Karls V. Halsgerichtsordnung (s. d.)

Carolina, Landschaft im östlichen Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wurde schon 1497 von Sebastian Cabot entdeckt, aber erst 1512 von dem span. Statthalter Ponce de Leon im Namen Kaiser Karls V. in Besitz genommen und Florida genannt. Nachdem mehrere Kolonisationsversuche der Spanier mißlungen waren und dieselben das Land verlassen hatten, setzten sich die Franzosen daselbst fest, wurden indessen von den Spaniern bald wieder vertrieben, worauf das Land ohne Niederlassung blieb, bis König Karl II. von England durch Patent vom 24. März 1660 alles Land zwischen 34—36° Br. als ein Lehen vom königlichen Schloß Greenwich an acht Briten verlieh, welche nun Pflanzer aus Narsemond in Virginien dahin führten und auf der Ostseite des Chowan den Ort Albemarle gründeten. Das Land führte nun den Namen C. Die vom Philosophen Locke 1670 für die Kolonie entworfene Konstitution erwies sich so unpraktisch, daß sie, nachdem ein Pflanzeraufstand ausgebrochen war, wieder aufgehoben und durch eine andere ersetzt werden mußte. 1729 nahm die britische Regierung ihr Verleihungspatent gegen Zahlung einer Entschädigungssumme von 17,500 Pfd. Sterl. zurück und theilte das Land in zwei Kolonien, Nord- und Südcarolina, wovon jede einen besondern Statthalter und Rath erhielt. Volksmenge und Wohlstand nahmen hier so zu, daß beide Kolonien 1769 sich unter den ersten mit gegen die Regierung des Mutterlandes auflehnen und nach dem Sieg der Revolution als besondere Staaten in die Union eintreten konnten. S. Nordcarolina und Südcarolina.

Carolina, la, Stadt in der span. Provinz Jaen (Andalusien), in einer reichen und wohlbebauten Ebene an der andalusischen Heerstraße anmuthig gelegen, regelmäßig gebaut, mit einer schönen Kirche und 3900 Einw. Die Stadt ist Hauptort der östlichen Sierra Morena und die wichtigste der unter Karl III. (1769) daselbst gegründeten schwäbischen Kolonien. In der Nähe zwei Schmelzhütten und das durch seine Schlacht berühmte Dorf Navas de Tolosa (s. d.).

Carolini libri (lat., Karolinische Bücher), eine auf Veranlassung Karls d. Gr. in 4 Büchern verfaßte Schrift zur Beantwortung und Widerlegung der vom Papst Hadrian I. eingesandten Akten des zweiten Nicänischen Koncils und seiner Lehre von der Bilderverehrung. Sie hat der Frankfurter Synode vorgelegen. Die Polemik darin ist weitschweifig und rücksichtslos, gibt aber interessante Aufschlüsse über die damalige Lehre der fränkischen Kirche über Heiligen- und Reliquienverehrung, Trinität u. a. Irrigerweise ward Alcuin für den unbekannten Verfasser gehalten. Die erste Ausgabe der Schrift veranstaltete Johann du Tillet, Bischof von Meudon 1549.

Carōlus Magnus (lat.), Karl der Große.

Caron (spr. -ong), Augustin Joseph, geb. 1772, wurde als franz. Oberstleutnant nach der Restauration entlassen, sodann in die Augustverschwörung von 1820 verflochten, jedoch freigesprochen. Als sodann 1822 infolge einer Militärverschwörung zu Belfort einige Freunde Carons gefangen gesetzt wurden, ließ sich letzterer durch Unterofficiere, welche von der Polizei dazu angehalten waren, verleiten, einen Versuch zur gewaltsamen Befreiung der Gefangenen zu machen, wurde aber von den Soldaten, welche nun die Maske abwarfen, nach Colmar gebracht, dort vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und 13. Sept. zu Straßburg erschossen. Von den Soldaten, welche an C. so verrätherisch handelten, erhielt jeder Gemeine 1500 Franken, die Unterofficiere ein Patent als Leutnant.

Carondelet (spr. -rongd'lä), ehemals ein ärmliches Franzosendorf im nordamerikan. Staat Missouri, bei St. Louis, am rechten Mississippiufer, jetzt ein blühender Ort von (1870) 5388 Einw., der seit 1870 mit der Stadt St. Louis vereinigt ist. C. hat bedeutende Eisenwerke; die Einwohner sind zum großen Theil Deutsche.

Carora (San Juan Bautista del Portillo de C.), Stadt in der südamerikan. Republik Venezuela, Provinz Barquisimeto, in gesundem Klima, 360 Meter ü. M., ist regelmäßig gebaut und hat ca. 5000 Einw., die sich mit der Zucht von Pferden, Maulthieren, Eseln ꝛc. beschäftigen, auch gute Lederarbeiten und treffliche Hängematten verfertigen. Der Ort wurde bereits 1572 von den Spaniern gegründet.

Carōto, Giovan Francesco, Maler, geb 1470 zu Verona. Sein Stil bewegte sich anfänglich zwischen der Richtung der Veroneser Schule und den zu Mantua empfangenen Mantegnesken Einflüssen, welch letztere indeß so überwiegen, daß die Bilder des Meisters mit denen Mantegna's verwechselt werden. Indessen gewann ungefähr seit 1508 wieder die Malweise der Veronesischen Schule die Oberhand bei ihm, um selbst wieder allmählich der des Giulio Romano und der Venetianer Platz zu machen. C. starb 1546; seine Oelgemälde sind zahlreich, vorzüglich in den Gallerien von Verona, Modena und Mantua vertreten. Doch besitzen auch das Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M. und das Berliner Museum Werke von ihm. Als Freskomaler leistete er das Beste in dem Cyklus aus der Tobiaslegende in der Spolocrinikapelle zu St. Eufemia in Verona.

Carouge (spr. -rubsch), Stadt im schweiz. Kanton Genf, 2 Kilom. südlich von der Hauptstadt, links an der Arve, auf dem von Sardinien an Genf (1816) überlassenen Gebiet, hat Töpfereien, Gerbereien und (1870) 5871 Einw. Mit Genf ist C. durch eine Pferdebahn verbunden. Das Landstädtchen, mit seinen zweistöckigen Wohnhäusern und zahlreichen Werkstätten nimmt sich bescheiden aus gegenüber dem glänzenden Genf, zu dessen Nebenbuhler der Ort (bis 1786 ein Dorf) von dem savoyischen Herzog bestimmt war.

Carové, Friedrich Wilhelm, deutscher philosophischer und freisinniger katholischer Schriftsteller, geb. 20. Juni 1789 zu Koblenz, studirte auf der dortigen Rechtsschule, ward 1809 Advokat, 1811 Conseiller-Auditeur am Appellhof zu Trier, 1814 Kontrolleur beim Rheinzollamt zu Gernsheim, widmete sich seit 1815 zu Heidelberg wissenschaftlichen, besonders unter Hegel philosophischen Studien und war einer der Mitstifter der dortigen Burschenschaft. Im August 1818 folgte er Hegel nach Berlin, ward hier Repetent an der philosophischen Fakultät, habilitirte sich im Herbst 1819 als Privatdocent in Breslau, nahm im Sommer 1820, bei der Regierung wegen seiner Beziehungen zur Burschenschaft mißliebig geworden, seinen Aufenthalt erst in Heidelberg, dann in Frankfurt a. M., 1847 wieder in Heidelberg, betheiligte sich 1848 an den Verhandlungen des Vorparlaments, sowie 1849 an denen des Friedenskongresses zu Paris, dessen Vicepräsident er war. Er starb 18. März 1852 zu Heidelberg. Abgesehen von seinen romantischen Jugendschriften: »Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und

Kunst auf das Jahr 1816«, »Romantische Blätter« (Eisen. 1818), »Entwurf einer Burschenschaftsordnung« (das. 1818) und der juristischen Abhandlung »Ueber das Recht und die wichtigsten Gegenstände der öffentlichen Beurtheilung« (Frankf. 1825) hat sich C. namentlich durch seine antihierarchischen Bemühungen um eine allgemeine »Menschheitsreligion« und die Aussöhnung der Philosophie mit der Kirche, des Katholicismus mit dem Protestantismus bekannt und verdient gemacht. Die hauptsächlichsten der hierauf bezüglichen Schriften Carové's sind: »Ueber alleinseligmachende Kirche« (Frankf. 1826, 2 Bde.; 2. Aufl., Hanau 1835); »Was heißt römisch-katholische Kirche?« (2. Aufl., Altenb. 1847); »Ueber das Cölibatgesetz des römisch-katholischen Klerus« (Frankf. 1832); »Ueber kirchliches Christenthum, römisch-katholische Kirche und Reformen derselben, Protestantismus und allgemeine Kirche« (Leipz. 1835); »Papismus und Humanität« (das. 1838) u. a. Kritisch-philosophische Aufsätze gab er in »Neorama, Beiträge zur Literatur, Philosophie und Geschichte« (das. 1838, 3 Bde.). Dahin gehören noch: »Skizzen zur Kultur- und Kunstgeschichte« (das. 1838); »Ueber das sogen. germanische und das sogen. christliche Staatsprincip« (das. 1843); »Die Buchdruckerkunst in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung« (Siegen 1843). Seine »Moosrosen zum Christgeschenk, Gedichte und Erzählungen« (1831) haben in Sarah Austins fragmentarischer Uebersetzung ins Englische auch jenseits des Kanals mehrere Auflagen (zuletzt 1874) erlebt.

Carpaccio (spr. -pattscho), Vittore, ausgezeichneter Maler der ältern venetianischen Schule, geb. um 1450, lebte noch 1519. Er scheint ein Schüler Gentile Bellini's gewesen zu sein, wenigstens zeigt er sich von diesem beeinflußt. Eine Ausnahme unter den älteren Venetianern, verstand er das erzählende Moment in der Malerei zur Geltung zu bringen (8 Bilder aus dem Leben der heil. Ursola, im Kloster Sant' Ursola zu Venedig; Geschichten des heil. Georg u. des heil. Hieronymus in San Giorgio degli Schiavoni ꝛc.). Dabei sind seine Bewegungen mannigfaltig, seine Farbe kräftig, wenn auch nicht ohne eine gewisse Härte, und namentlich seine geschickte Darstellung architektonischer und landschaftlicher Hintergründe fesselt den Beschauer. Außer den oben erwähnten Bildern sind noch zu nennen: das Hauptaltargemälde in San Vitale (1514), die Krönung der Jungfrau Maria in San Giovanni e Paolo, beide in Venedig, dann Bilder in Berlin, Dresden, Ferrara u. a. O.

Carpe (lat.), pflücke; c. diem, pflücke (beute aus) den Tag, Spruch aus Horaz' Oden 11, 8.

Carpeaux (spr. -poh), Jean Baptiste, ausgezeichneter Bildhauer, geb. 14. Mai 1827 zu Valenciennes, lernte bei Rude und Duret und erhielt 1854 den römischen Preis. Er gehörte nicht zu den zahlreichen Künstlern der neuern Zeit, die eine ungewöhnliche Frühreife bekunden, seine Ausbildung war aber um so solider, und schließlich entging ihm auch der lebhafte Beifall des Publikums nicht. Seinen ersten größern Erfolg errang er auf dem Pariser Salon 1859 mit seinem bronzenen »jungen Fischer«; durchschlagend aber namentlich waren 1863 seine Ugolinogruppe (Bronze), der neapolitanische Fischer mit der Muschel und die Büste der Prinzessin Mathilde (beide Marmor). Das Frappirende dieser Werke bestand in dem kräftigen Realismus, der, den klassischen Traditionen den Rücken wendend, ganz auf den malerischen Effekt hinarbeitete, und zwar mit einer bedeutenden Formenkenntnis, die sich der Künstler aus seinen Studien des lebenden Modells angeeignet hatte. Es war unleugbar ein frischer moderner Zug in diesen Werken, mochte man dabei auch mit Recht eine reichere Phantasie vermissen und der idealisirenden Kunst den Vorzug vor einer die Zufälligkeiten des Lebens wiedergebenden zugestehen. C. arbeitete in diesem Geiste fort: das Mädchen mit der Muschel, die Negerin, Eulenspiegel, Lacher und Lacherin, la Polombella, verschiedene Darstellungen des kaiserlichen Prinzen, eine große Anzahl Büsten ꝛc. sind lauter Werke, deren frische Natürlichkeit den Beschauer gefangen nahm. Besaß C. schon einen gefeierten Namen, so machte der Unfall, der seiner Marmorgruppe »Der Tanz« widerfuhr, ihn vollends in den weitesten Kreisen bekannt. Dieselbe wurde bei ihrer Aufstellung im Giebelfeld des neuen Pariser Opernhauses 1869 das Ziel einer heftigen, zumeist ungünstigen Polemik, da man mit Recht an der kraß realistischen Erscheinung, die sich den Gesetzen der Architektur nicht fügen will, und an der ganz unmotivirten herausfordernden Nacktheit der weiblichen Figuren mit ihren im Eifer des Tanzes verdrehten Gliedmaßen Anstoß nahm. In der Nacht des 27. August wurde sogar die anstößigste der Figuren mit Dinte beworfen; es gelang aber den Fleck zu entfernen, und selbst frühere Gegner des Werkes nahmen jetzt im Eifer der Entrüstung für dasselbe Partei; mit und ohne Flecken photographirt, wurde es in zahllosen Abbildungen verbreitet. Mehreres von C. besitzt das Museum von Valenciennes; auf der Wiener Ausstellung von 1873, wo zumeist ältere Sachen von ihm waren, konnte man sein Talent von der günstigsten Seite kennen lernen. C. huldigt als Bildhauer der gleichen Richtung wie Courbet als Maler, doch ohne ganz so kraß zu sein, wie dieser; am kaiserlichen Hof war er übrigens ebenso wohlgelitten, als Courbet verhaßt.

Carpellum, Fruchtblatt (s. Blüte).

Carpenedolo, Markt in der ital. (lombardischen) Provinz Brescia, an der Chiese, mit (1871) 5253 Einw., denkwürdig wegen des Siegs, den hier im Januar 1797 die franz. Republikaner unter Menard über die Oesterreicher erfochten.

Carpentaria, der ältere Name für den östlichen, den gleichnamigen Meerbusen umfassenden Theil der Nordküste Australiens. Die Benennung (nach Peter Carpenter, der 1623—27 als Generalstatthalter die holländisch-ostindischen Besitzungen verwaltete) rührt ohne Zweifel vom Kapitän Castani 1623 her. Der Meerbusen von C., vom Indischen Meer gebildet, dringt über 700 Kilom. in die Nordküste des australischen Kontinents ein und wird im W. durch das Vorgebirge Arnhem, im O. durch das Kap York begrenzt. Seine Küste ist im O. und S. flach, mit seichtem Meer voller Schlammbänke, an der Westseite tiefer und zugänglicher, mit Baien, Vorsprüngen und Inseln, wie die Bentinckinseln, die Wellesleyinseln, die Pellewgruppe, Groote-Eiland. Die erste genaue Erforschung des Golfs war die von Flinders 1804.

Carpenter (spr. kär-), 1) Mary, engl. Philantropin und Schriftstellerin, geb. 1807 als Tochter eines Geistlichen zu Bristol, widmete sich schon früh der Rettung und Besserung verwahrloster Kinder und ist bis auf den heutigen Tag mit Wort und Schrift für Reform der Strafanstalten und des Gefängniswesens überhaupt thätig gewesen. Auch hat sie selbst

mehrere Besserungsanstalten nach neuer Norm gegründet, sodas von ihr noch jetzt dirigirte »Redhedge Girl's Reformatory« in Bristol. Durch eine Reihe von Werken hat sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf die richtige Behandlung besonders junger Verbrecher zu lenken gesucht, unter welchen vorzugsweise zu nennen sind: »Morning and evening meditations« (1842; 5. Aufl. 1869); »Reformatory schools for children« (1851); »Juvenil delinquents, their condition and treatment« (1853); »The claims of ragged schools to pecuniary aid from the annual Parliamentary Grant for educational purposes« (1859); »Our convicts« (1864, 2 Bde.); »Reformatory prison discipline as developed by the Right Honourable Sir Walter Crofton in the Irish convict prisons« (Bristol 1872). Außerdem hat Miß C. viele Vorlesungen über diese und verwandte Gegenstände vor der National Association for the promotion of social science gehalten. Nachdem sie 1866 die »Last days in England of the Rajah Ramnahun Roy« publicirt, unternahm sie 1867 zu philanthropischen Zwecken eine Reise nach Indien, auf der sie in dem kurzen Zeitraum von sechs Monaten Bombay, Surat, Ahmadâbâd in Gudscherat, Bêpur, Madras, Kalkutta und Matheran zu wiederholten Malen besuchte. Literarische Ergebnisse dieser Reise waren: »Addresses to the Hindoos« (1867); »Suggestions on prison discipline and female education in India« (1867); »Six months in India« (1868, 2 Bde.). Noch zweimal hat sie seit jener Zeit Indien zum Zweck der Förderung weiblicher Ausbildung besucht, 1868—69 und 1870—71.

2) William Benjamin, hervorragender Physiolog, geb. 1813 in Bristol, studirte Medicin, ließ sich in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, ging aber 1843 nach London, um sich ganz der Wissenschaft zu widmen, und ward bald darauf Examinator für Physiologie und vergleichende Anatomie an der Universität in London, sowie Professor der gerichtlichen Medicin am University-College. 1856 erhielt er das Registratoramt an der Universität. Er lieferte zahlreiche physiologische Untersuchungen, den größten Ruhm erwarb er sich aber durch die 1868 begonnenen Tiefseeforschungen, für welche die Regierung die Schiffe zur Verfügung stellte. Diese Untersuchungen über die physikalischen und biologischen Verhältnisse des Meeresgrundes lieferten höchst wichtige Ergebnisse, durch welche die zoologischen und geologischen Ansichten mehrfach modificirt wurden. Die Berichte über diese Expeditionen finden sich in den »Proceedings« der Royal Society. Außerdem schrieb C. »Principles of comparative physiology« (4. Aufl., Lond. 1854); »Principles of human physiology« (7. Aufl., Lond. 1869); »Manual of physiology« (4. Aufl., Lond. 1865); »Microscope and its revelations« (4. Aufl., Lond. 1868); »Introduction to the study of Foraminifera« (Ray-Society); »Zoology and instincts of animals« (Lond. 1857, 2 Bde.); »Physiology of temperance and total abstinence« (Lond. 1871); »Principles of mental physiology« (1874) ꝛc.

Carpentras (spr. kárpangtra), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Vaucluse, Endstation der von Avignon kommenden Zweigbahn, am Fuß des Mont Ventour, links am Auzon, von alten, hohen Mauern und Alleen umgeben, hat 4 Thore, breite Straßen, eine gothische Kathedrale (aus dem 15. Jahrh.), 6 andere Kirchen, eine Synagoge, ein Collége, eine Bibliothek von 25,000 Bänden und 1200 Manuskripten (darunter Poesien der Troubadours in 2 Foliobänden, Geschichte der Provence von Nostradamus) und ein Museum mit interessanten Antiquitäten (darunter das berühmte »Basrelief von C.«, ein Opfer darstellend, das eine Frau dem Gott Osiris darbringt). Sehenswerth ist auch der Justizpalast, mit den Resten eines römischen Triumphbogens (10 Meter hoch), das kühn und elegant gebaute Thor von Orange (37 Meter hoch), der moderne Aquädukt mit 48 Bögen bis zu 22 Meter Höhe, und das Hôtel-Dieu (1750—60 erbaut) mit großartiger Treppe und dem Denkmal seines Gründers, des Trappisten Malachie d'Inguimbert (von Daumas) auf dem Platz davor. Die Einwohner (1872: 10,524 an Zahl, darunter über 2000 Juden) betreiben Baumwoll- und Seidenspinnerei, Färberei, Oel-, Weingeist- und Essenzenfabrikation, sowie starken Handel mit diesen Produkten und Wein. C. ist das Carpentoracte der Alten, das wegen seines vortrefflichen Weizenbaues berühmt war. Im Mittelalter war C. Bischofsitz (seit 3. Jahrh.) und Hauptstadt der Grafschaft Venaissin und als solche häufig der Aufenthaltsort der Päpste von Avignon. In der neuesten Zeit machte sich die Stadt durch ihre tapfere Vertheidigung gegen den Revolutionsgeneral Jourdan (1793) bekannt.

Carpentum (lat., spr. »pén«), bei den Römern ein zweiräderiger, in späterer Zeit mit seidenen Vorhängen versehener, gewöhnlich von Maulthieren gezogener Staatswagen. Für Aufopferung ihres Schmucks, als es sich darum handelte (394 v. Chr.), aus der durch Veji's Einnahme gewonnenen Beute den Zehnten in Gold zu opfern, erhielten die Frauen Roms das Recht, sich dergleichen Fuhrwerke zu bedienen; außerdem fuhren in denselben die Kaiser als Pontifices maximi, die Konsularen, Praefecti praetorio und Vicarii urbis. Die Gestalt des C. finden wir auf den zu Ehren der Julia und Agrippina geprägten Münzen. Carpentarius, der Verfertiger von solchen Wagen (franz. Charpentier, mit etwas veränderter Bedeutung). C. funebre, Leichenwagen; C. pompaticum, Pracht-, Staatswagen.

Carpet (engl., spr. kár-), Teppich.

Carpi, 1) Stadt in der ital. Provinz Modena, 15 Kilom. nördlich von Modena, an einem Kanal der Secchia, Bischofs- und Präturſitz, mit Kathedrale (von Peruzzi erbaut), festem Schloß, Seminar, Gymnasium, technischer Schule und 6000 (als Gemeinde mit 17,720) Einw., die Seidenbau und Handel treiben. C. war früher Hauptort des Fürstenthums Pico, wurde aber 1530 an Modena verkauft. — 2) Ort in der ital. Provinz Verona, südöstlich von Legnano, an der Etsch, mit 1300 Einw.; bekannt durch den Sieg, den hier 7. Juli 1701 die Kaiserlichen unter Eugen über die Franzosen unter Catinat davontrugen, worauf letztere sich hinter den Mincio und Oglio zurückzogen.

Carpi, Ugo da, ital. Formschneider, Sohn des Pfalzgrafen und Notars Astolfo da Panico, geb. um 1455 zu Carpi, hielt sich lange zu Venedig auf, wo er 1516 sich ein Privilegium auf eine von ihm neubenannte Art des Helldunkelschnitts geben ließ; 1518 war er bereits in Rom, wo er 20. Juli 1523 starb. C. war ein trefflicher Formschneider, der mit Verständnis und malerischer Wirkung die Zeichnungen Raffaels, Parmeggiano's u. a. wiederzugeben verstand. Man hat ihn als den Erfinder des Helldunkels in drei Platten betrachtet, und er selbst

ſpricht in ſeiner erwähnten Eingabe an den Senat von Venedig von einer Erfindung, die er gemacht haben will, die er aber den Deutſchen abgeſehen hatte.

Carpinus, Pflanzengattung, ſ. Hornbaum.

Carpophorum (lat.), ſ. v. w. Fruchtträger (ſ. d.).

Carptor (lat., »Vorſchneider«), bei den Römern der Sklave, welcher die aufgetragenen Speiſen kunſtgerecht in Portionen zu zerlegen hatte.

Carpus (neulat.), die Vorderhand, Handwurzel, das Fauſtgelenk.

Carpzov, Name einer im Gebiet der juriſtiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaft ausgezeichneten Familie, die urſprünglich aus Spanien (Carpezana) ſtammte, aber ſchon 1282 im Beſitz des brandenburgiſchen Guts C. unweit Tremmen war. Stammvater der Gelehrten dieſes Namens in Deutſchland iſt Simon C., der um die Mitte des 16. Jahrh. Bürgermeiſter in der Neuſtadt Brandenburg in der Mittelmark war. Sein Sohn, Joachim v. C., zeichnete ſich im Dreißigjährigen Krieg aus und ſtarb als Generalfeldzeugmeiſter König Chriſtians IV. von Dänemark 1628 zu Glückſtadt in Holſtein. Deſſen Bruder Benedikt C., geb. 22. Okt. 1565 zu Brandenburg, ſeit 1595 Profeſſor der Rechte zu Wittenberg, ſtarb 26. Nov. 1624. — Sein Sohn Benedikt C., berühmter Rechtsgelehrter, geb. 27. Mai 1595 zu Wittenberg, wurde 1645 Profeſſor der Rechte in Leipzig, 1653 kurſächſiſcher Geheimer Rath in Dresden, von wo er jedoch ſpäter wieder nach Leipzig zurückkehrte; ſtarb 30. Aug. 1666. C. hat (nach dem Thesaurus rerum publ. IV, 816) 20,000 Todesurtheile gefällt, zumeiſt in Hexenproceſſen. Dabei konnte er ſich rühmen, die Bibel 53mal ganz durchgeleſen zu haben. Seine Schriften, beſonders die »Practica nova rerum criminalium« (Wittenb. 1635; herausgeg. von Böhmer, Frankf. 1758, 5 Bde.) und der »Processus juris« (Jena 1657) haben einſt einen außerordentlichen Einfluß auf die Rechtspflege ausgeübt. Auch iſt er durch ſeine »Jurisprudentia ecclesiastica« (Leipz. 1645) ein Hauptbegründer des Epiſkopalſyſtems geworden. — Auguſt C., geb. 4. Juni 1612 zu Kolditz, ſeit 1651 Kanzler und Konſiſtorialpräſident zu Koburg, ſeit 1675 gothaiſcher Geheimer Rath; ſtarb zu Koburg 19. Nov. 1683. Er war bei den weſtfäliſchen Friedensverhandlungen thätig und machte ſich als Staatsmann um die koburgiſchen Lande verdient. — Johann Benedikt C., geb. 22. Juni 1607 zu Rochlitz, ſeit 1633 Paſtor zu Meuſelwitz, ſtarb als Profeſſor der Theologie zu Leipzig 22. Okt. 1657. Er brachte als Homilet die Dispoſitionsmethoden auf 100 (Hodegeticum, 1656) und begründete die Diſciplin der Symbolik durch ſein nachgelaſſenes Werk »Isagoge in libros ecclesiarum Lutheranarum symbolicos etc.« (Leipz. 1665). Er war Vater folgender Söhne: Johann Benedikt C., Theolog und Orientaliſt, geb. 24. April 1639 zu Leipzig, ward 1662 Prediger daſelbſt, 1668 Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und ſeit 1684 der Theologie daſelbſt, ſtarb 23. März 1699, machte ſich durch ſeinen Kampf gegen die Pietiſten und hauptſächlich dadurch bekannt, daß er die Collegia philobiblica unterdrückte; Auguſt Benedikt C., geb. 2. Nov. 1644 zu Leipzig, ſtarb als Profeſſor der Rechte daſelbſt 4. März 1708, ſchrieb über Civilrecht; Samuel Benedikt C., Theolog, geb. 17. Jan. 1647 zu Leipzig, ward 1671 Profeſſor der Dichtkunſt zu Wittenberg, 1674 Hofprediger, 1692 Oberhofprediger zu Dresden (orthodoxer Nachfolger Speners); ſtarb daſelbſt 31. Aug 1707; Friedrich Benedikt C., geb. 1. Jan. 1649 zu Leipzig, anfangs Juriſt, ſpäter Kaufmann und Senator, auch Baumeiſter, ſtarb 20. Mai 1699, ſchrieb Beiträge zu Otto Mencke's »Acta eruditorum« (1682 ff.). Ein Sohn des Oberhofpredigers Samuel Benedikt war Johann Gottlob C., der gelehrteſte unter den Theologen aus dieſer Familie, geb. 20. Sept. 1679 zu Dresden, beſuchte als Reiſeprediger des polniſch-ſächſiſchen Geſandten England und Holland, wurde 1719 Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Leipzig, 1730 Superintendent zu Lübeck; ſtarb 7. April 1767. Gegen Richard Simon und Clericus ſchrieb er als gelehrter Anwalt der Inſpiration ſeine »Introductio in libros canonicos bibliorum Veteris Testamenti omnes« (Leipz. 1721) und »Critica sacra Veteris Testamenti« (daſ. 1728). — Friedrich Benedikt C., Enkel des Oberhofpredigers Samuel Benedikt C. und Sohn des 1739 als Kreisamtmann zu Wittenberg verſtorbenen Johann Benedikt C., geb. 21. Okt. 1702 zu Zittau, ſtarb als Profeſſor des Natur- und Völkerrechts 1744 zu Wittenberg, iſt Herausgeber und Hauptverfaſſer der »Acta jurisconsultorum etc.« (Wittenb. 1734—37, 8 Thle.) und der »Nova acta jurisconsultorum« (1738—39, 9 Thle.). — Johann Benedikt C., Sohn des gleichnamigen, 1670 gebornen Leipziger Hoſpitalpredigers und außerordentlichen Profeſſors der hebräiſchen Sprache und Enkel des 1699 verſtorbenen Profeſſors der Theologie, Joh. Benedikt C., geb. 20. Mai 1720 zu Leipzig, orthodoxer Theolog und ausgezeichneter Philolog, wurde 1747 Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig, 1748 Profeſſor der griechiſchen Sprache und 1749 auch der Theologie zu Helmſtedt, 1759 Abt zu Königslutter; ſtarb 28. April 1803. Seine Schriften ſind jetzt veraltet. Die angeerbte Orthodoxie und lateiniſche Gelehrſamkeit der Vorfahren hat er bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts aufrecht erhalten.

Carracci (Caracci, ſpr. -rátſchi), berühmte ital. Malerfamilie aus Bologna, welche dem in der Malerei immer mehr eingeriſſenen Manierismus durch Unterweiſung entgegenwirkte und die bis auf die ſpäteſten Zeiten ſo einflußreiche Schule der bologneſiſchen Eklektiker gründete.

1) Lodovico, geb. 1555 zu Bologna, iſt der Gründer der Schule, widmete ſich erſt in ſeiner Vaterſtadt unter P. Fontana, dann in Venedig, Florenz, Parma, Mantua und wieder in Venedig gründlichen Studien nach Tizian, Tintoretto, A. del Sarto, Correggio u. a. Nach Bologna zurückgekehrt, ſtiftete er mit ſeinen Vettern Agoſtino und Annibale C. die Accademia degli Incamminati (»der auf den rechten Weg Gebrachten«), und es gelang ihnen, trotz der erbitterten Rivalität der alten Maler, die junge aufſtrebende Künſtlerſchaft Bologna's in ihr Atelier zu locken und dieſelbe durch gründliche Unterweiſung auszubilden. Die C. wieſen auf die großen alten Meiſter, namentlich auf Correggio hin, wobei ſie ſich beſtrebten, die Vorzüge derſelben zu verbinden, ohne daß es ihnen völlig gelungen wäre. Trotz dieſes Eklekticismus war aber Lodovico ein bedeutender Maler; ein ſorgſames Studium, kräftige Farbe und oft eine überraſchende Feinheit des Gefühlsausdrucks charakteriſiren ihn. Freilich arbeitete er mit derberen Effekten, als die großen Alten, und die pathetiſche Richtung des 17. Jahrh. iſt zum großen Theil auf ihn zurückzuführen. Trotz ſeines langſamen Arbeitens hat er viele Gemälde geliefert; die

Hauptmasse davon, in Oel und Fresko, findet sich noch in Bologna (darunter die 7 großen Fresken im Kloster San Michele in Bosco, Fresken im Dom zu Piacenza). Sein letztes Bild ist die Verkündigung Mariä im Dom zu Bologna; der Gram über einen daran zu spät entdeckten Fehler soll ihm den Tod gebracht haben (1619). C. hat auch einige, nicht eben bedeutende Blätter radirt. Die Gemälde in S. Michele erschienen zweimal gestochen unter den Titeln: Il claustro di S. Michele in Bosco, descritto da C. Malvasia ed intagl. da G. Giovannini (Bologna 1696) und: Il medesimo claustro ecc., descr. ed illustr. da G. P. Zannotti (das. 1776).

2) Agostino, Maler und Kupferstecher, geb. 1558 zu Bologna, war zum Goldschmied bestimmt, widmete sich dann aber auf Zureden seines Oheims Lodovico der Malerei, die er unter Fontana erlernte, worauf er sich durch Reisen in die Lombardei und Venedig weiter ausbildete. Dabei versäumte er aber auch das Studium der Wissenschaften und der Dichtkunst nicht, so daß er als der eigentlich Gelehrte der Familie erschien und seine Lehrthätigkeit in der Akademie nach dieser Seite hin besonders sich geltend machte. Als die Kartäuser in Bologna einem Bild Carracci's, die Kommunion des heil. Hieronymus, den Vorzug vor den Leistungen der Mitbewerber, worunter sein Bruder Annibale, zusprachen, soll ihn dieser aus Eifersucht beredet haben, sich ausschließlich dem Stich zu widmen. Später malte C. gemeinschaftlich mit dem Bruder an den Fresken der Farnesina in Rom; der Eifersüchtige soll ihn hier wiederum von der Arbeit verdrängt haben, als Agostino's Arbeiten besser gefielen, als die seinigen. Gebrochenen Herzens begab sich C. zum Herzog Ranuccio nach Parma, den er zweimal porträtirte. Im Palazzo del Giardino malte er für den Fürsten noch die Fresken der himmlischen, der irdischen und der käuflichen Liebe, die er bis auf eine Figur vollendet hatte, als ihn 1601 der Tod wegraffte. Die Mehrzahl seiner Bilder, deren er überhaupt nur wenige gemalt hat, befindet sich in Bologna. Seine Hauptbedeutung liegt aber auf dem Gebiet des Kupferstichs. Der Niederländer C. Cort hatte damals in Italien durch seine feste und energische Manier großen Einfluß gewonnen, und C. nahm ihn sich zum Muster, wobei zugleich Ch. Alberti's malerischere Behandlung des Stichs auf ihn einwirkte. Er gewann eine größere Freiheit und Mannigfaltigkeit in den Strichlagen, als alle früheren hatten, und zeichnete dabei in wunderbar fester und großartiger Manier. Seine Schraffirungen, mit kraftvoller Hand geführt, drücken stets die Form richtig aus. C. ist ein wichtiges Mittelglied zwischen den Stechern des 16. Jahrh. und denen der Rubens'schen Schule; obwohl noch nicht so malerisch wie die letzteren hat er ihnen doch den Weg gebahnt. Die Zahl seiner Blätter beziffert sich auf ca. 270; sie sind zum großen Theil nach seinen eigenen Erfindungen, viele aber auch nach italienischen Meistern des 16. Jahrh. ausgeführt. Fälschlicher Weise sind ihm die Stiche eines Zeichenbuchs beigelegt worden, das aus 81 Blättern besteht und zum größten Theil von L. Ciamberlano, dann auch von F. Brizio nach Zeichnungen Carracci's ausgeführt ist.

3) Annibale, Bruder des vorigen, geb. 1560 zu Bologna, ursprünglich zum Schneider bestimmt, erlernte die Malerei unter Lodovico C. In Parma, wo er von 1580 an drei Jahre lang verweilte, studirte er Correggio aufs eifrigste, dann in Venedig Tizian, Tintoretto und besonders Paolo Veronese. Nach Bologna zurückgekehrt, entfaltete er hier eine große Thätigkeit, malte in Fresko mit Lodovico und Agostino in den Palästen Fava, Magnani, in Kirchen ꝛc. und vollendete zugleich viele Oelgemälde. Von dem Kardinal Farnese nach Rom (1600) berufen, führte er in dessen Palast die berühmten mythologischen Fresken aus, wobei er sich Michelangelo's Sixtinafresken zum Vorbild nahm, durch edle Komposition, gediegene Zeichnung und prachtvolles Kolorit sein Hauptwerk. Durch die Studien nach den großen Kompositionen Raffaels und Michelangelo's hatte er, der bisher fast ausschließlich unter dem Einfluß Correggio's und Paolo Veronese's gestanden, sich einen größern Stil angeeignet. Acht Jahre lang arbeitete er mit Hülfe seines Bruders und seiner Schüler an diesen Fresken. Der schmähliche Preis von 500 Scudi für die Arbeit stürzte C., dem die höchste Anerkennung der kunstgebildeten Welt zu theil wurde, in Schwermuth und Krankheit, der er nach einem kurzen Aufenthalt in Neapel, wo er sich zu erholen gedachte, 1609 zu Rom erlag. Er fand seine Ruhestätte im Pantheon an der Seite Raffaels. Gemälde von ihm finden sich zahlreich in Bologna, Rom, Neapel, Paris, London, Dresden, Berlin, Wien u. a. O. C. hat auch in Kupfer gestochen; anfangs bediente er sich nach seines Bruders Manier des Grabstichels, später aber radirte er verschiedene Blätter, die in ihrer Zartheit und doch zugleich kräftigen Wirkung zu den köstlichsten Erzeugnissen der Aetznadel gehören. C. war, ungleich seinem Bruder, ein Mann von geringer Bildung, aber ein echter Künstler, der das Hauptverdienst um die Eklektikerschule hat; die Kühnheit und Sicherheit seiner Zeichnung ist zu bewundern, und so reflektirt, akademisch und roh er manchmal erscheint, so überrascht er doch oft durch eine glückliche Naivität und eine fast Correggio's würdige Färbung. Es ist nach ihm sehr viel gestochen worden, namentlich auch nach seinen zahlreich vorkommenden Zeichnungen. S. Guillain radirte unter Beihülfe Algardi's die Ausrufer von Bologna: Le arti di Bologna, in 78 Blättern (Rom 1646; spätere Ausg. 1740); dieselben auch G. M. Mitelli (Bologna 1660). Die Gallerie Farnese ist oft erschienen (von C. Cesio, P. Aquila u. a.), außerdem: Elementi del disegno di A. C. intagliate da Poilly, 30 Blätter, und vieles andere, was hier aufzuführen zu weitläufig wäre.

4) Antonio Marziale, natürlicher Sohn Agostino Carracci's, Maler, geb. 1583 zu Venedig, lernte bei seinem Vater und bei Annibale in Rom, begab sich dann mit Sisto Rosa nach Bologna, von da aber bald wieder nach Rom, wo er die durch Annibale's Tod verwaiste Schule der C. wieder erwecken wollte. Zum Unglück für sein schönes Talent ergab er sich Ausschweifungen. Er starb 1618 zu Rom. Seine Gemälde sind sehr selten, die meisten in Rom; sein Bildnis im Alter von 9 Jahren befindet sich in Dresden.

5) Francesco, Maler, Neffe Agostino's und Annibale's, geb. 1595 zu Bologna, lernte bei Lodovico C., dem er indeß später als gehässiger Rivale entgegentrat. In Rom mißfielen seine Arbeiten wegen des mangelhaften Kolorits. Er ergab sich Ausschweifungen und starb 1622. Er hat auch ein paar Blätter gestochen.

Carragaheen (Carrageen, Knorpelmoos, Fucus crispus, irländisches Perlmoos), die getrocknete Alge Sphaerococcus crispus *Ag.* (Chondrus

polymorphus *Lam.*), eine Seetangart aus der Familie der Rothtange (Florideae). Das Gewächs entsteht aus einer kleinen, am Gestein befestigten Scheibe, theilt sich nach oben wiederholt in Aeste, ist an den Spitzen zweispaltig und gewimpert und bildet ein ganz flaches oder am Rand wellig krauses Laub; im frischen Zustand ist es gallertartig, schön gelblich bis violettroth oder grünlich, nach dem Trocknen aber hornartig, durchscheinend, gelblich. Es wächst an den nordatlantischen Küsten bis zu den Azoren, und wird namentlich an den Gestaden von Clare und Antrim an der West- und Nordostküste Irlands, auch in Schottland und Massachusetts gesammelt, indem der Wellenschlag es ans Ufer treibt. Das C. enthält stets noch andere Algen, besonders Sphaerococcus mamillosus *Ag.* (Mastocarpus mamillosus *Kützing*), Furcellaria fastigiata *Lamour.* ꝛc. In kaltem Wasser quillt C. zu seinem ursprünglichen Umfang auf und nimmt deutlichen Seegeruch an; kocht man es mit 20—30 Theilen Wasser, so erstarrt die Abkochung nach dem Erkalten zu einer bitterlichen Gallerte. Es enthält im wesentlichen Algenschleim (Caragin), wenig Fett, freie Säure, Chlor, Brom und Jod, aber kein Stärkmehl. Man benutzt es seit lange in seiner Heimat als geringwerthiges Nahrungsmittel und seit 1831 auch in der Medicin als einhüllendes, schwach nährendes Mittel, welches man als Gallerte mit Zucker, Milch, Wein in beliebiger Dosis bei Abmagerung Lungenkranker, bei Katarrhen der Luftwege und des Darmkanals gibt. In der Technik dient es zu Weberschlichte, Appretur, zum Klären von Bier und Honig und als farbenaufnehmender Grund beim Marmoriren von Papier.

Carrāra, Stadt in der ital. Provinz Massa e Carrara (im ehemaligen Herzogthum Modena), links am Avenzo, unweit des Meers in einem tiefen Bergkessel des Apuanischen Apennins, hat etwa 8000 (als Gemeinde 1871: 23,827) Einw. und ist besonders durch seine Marmorbrüche berühmt. Die Stadt ist fast ganz aus dem gewöhnlichen weißen Marmor erbaut und hat mehrere ausgezeichnete Gebäude, z. B. die Kirchen San Andrea (aus dem 13. Jahrh. in halbgothischem Stil, mit vielen Skulpturen) und Madonna delle Grazie (berühmt durch ihren Reichthum an seltenen, kostbaren Marmorarten) und das ehemalige Schloß (aus dem 16. Jahrh.), jetzt Museum, wo sich eine Sammlung der aufgefundenen Alterthümer, Kopien antiker Skulpturwerke und treffliche moderne Arbeiten befinden, und Sitz der königlichen Akademie der schönen Künste (von Napoleon I. gestiftet). Unter den öffentlichen Plätzen ist die Piazza Alberigo mit einem schönen Brunnen hervorzuheben. C. ist Sitz einer Prätur, einer Handelskammer, eines Gymnasiums, einer technischen Schule und außer der Akademie einer Specialschule für die Gewinnung und Bearbeitung des Marmors. Außerdem befinden sich daselbst die Ateliers einer Menge auswärtiger Künstler, welche hier die Marmorblöcke punktiren, oft wohl auch ganz ausführen lassen. Fast die ganze männliche Bevölkerung ist beschäftigt mit dem Brechen, Bearbeiten und Transportiren des bald feinen weißen (statuarischen), bald schwarzen, gelben und grünlich aderigen carrarischen Marmors, der, seit 2000 Jahren bekannt, in alle Länder Europa's, sowie nach Asien, Afrika und Amerika verschickt wird und sich als der beste zu Bildhauerarbeiten bewährt. Je heller, weißer und feiner, um so kostbarer ist der Marmor; vom statuarischen wird der Kubikmeter mit 300—1700 Franken bezahlt. Man zählt im ganzen über 600 Gruben, welche mehr als 6000 Arbeiter in 140 Werkstätten beschäftigen. Die wichtigsten sind die beim Dorf Torano. Täglich werden etwa 800 Ctr. Marmor auf ca. 80 rohen zweirädrigen Karren von 600 Ochsen in die Stadt geschafft. Uebrigens baut man gegenwärtig an einer Eisenbahn, um die Gruben unter sich und mit dem allgemeinen Eisenbahnnetz in Verbindung zu bringen. Die Römer kannten die Marmorbrüche unter dem Namen Lapidicinae Lunenses. Die Ausfuhr des kostbaren Produkts geschieht über den benachbarten Hafen Avenza, wohin eine Eisenbahn führt, und beläuft sich jährlich auf 180,000 Ctr. im Werth von ca. ■ Mill. Franken; der Rest wird in C. selbst in 40 Marmorsägen verarbeitet. C. ist Geburtsort des Bildhauers P. Tenerani.

Carratrāra, Dorf und berühmter Badeort in der span. Provinz Malaga, am südlichen Fuß der Sierra de Agua, mit schwefelhaltigen Mineralquellen (15° R.) und gut eingerichteten Badeanstalten. In der Nähe giebt es Nickelgruben.

Carratte (Carrate), kleinste Rechnungsmünze in Arabien; 6400 = 1 Toman = 9,42 Mark.

Carré (franz.), quadratisch; als Hauptwort (das): Quadrat, auch Rechteck; im Militärwesen eine derartige Aufstellung von Infanterie, daß sie nach vier Seiten hin Face bietet (s. Karré).

Carré, Michel, franz. Bühnendichter, geb. 1819 zu Paris, besuchte das Collége Charlemagne, veröffentlichte 1842 einen Band Gedichte: »Les folles rimes« und wandte sich dann zum Theater, wo er am Odeon mit dem versificirten Drama »La jeunesse de Luther« (1843) nicht ohne Schwierigkeit debütirte. Nachdem er noch einige Stücke, die Komödie »Scaramouche et Pascariel«, die Phantasie »Faust et Marguerite« u. a., zur Aufführung gebracht, verband er sich mit anderen zu gemeinsamer Arbeit und lieferte namentlich mit Jules Barbier (s. d.) eine ganze Reihe von Dramen, Vaudeville's und komischen Opern, von denen einzelne große Erfolge hatten. Wir nennen außer den bei Barbier angeführten: »Un drame de famille« (1849); »Les noces de Jeannette« (1853); »Les saisons« (1855); »La statue« (1861); »Peines d'amour« (1863); »Mignon« (1866) ꝛc. Mit Narrey schrieb er das Lustspiel »Van Dyck à Londres« (1848); mit Battu »Jobin et Nanette« (1849); mit E. Martin »Le furet des salons« (1862); mit Dumesnil »Henriette Deschamps« (1850); mit Deslandes »Le tourbillon« (1867) u. a. Er starb 27. Juni 1872 zu Argenteuil bei Paris.

Carreau (das, franz. m., spr. -roh), ein Gegenstand in Form eines Vierecks, besonders in der franz. Karte; s. Spielkarten.

Carrefour (franz., m., spr. karr'fuhr, vom spätlat. quadrifurcum, vier Gabeln bildend), Kreuzweg; Straßenecke.

Carrel (spr. karell), Armand, franz. Publicist, geb. 8. Mai 1800 als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Rouen, wurde in der Militärschule zu St. Cyr zum Officier gebildet, 1819 Unterleutnant, trat 1823 in Barcelona in das Freikorps Mina's, wurde von den französischen Truppen in Spanien gefangen genommen und durch kriegsgerichtlichen Spruch zum Tod verurtheilt, von dem ihn jedoch ein Formfehler im Urtheil rettete. Nach einjähriger Gefangenschaft frei gelassen, ging er nach Paris, schloß sich an Thiers, Mignet und

Thierry an und schrieb auf des letztern Rath eine beifällig aufgenommene Geschichte Schottlands, der 1827 eine Darstellung der Gegenrevolution in England unter Karl II. und Jakob II. folgte. Mit Mignet und Thiers verband er sich 1830 zur Herausgabe des »National«, der bald an der Spitze aller Oppositionsjournale stand. Als infolge der Juliordonnanzen 1830 Thiers und Mignet zurücktraten, leitete C. allein den »National« und veranlaßte die Protestation der Journalredaktoren vom 26. Juli. Auch nach dem Sieg blieb er Redakteur des »National«, indem er mit eiserner Folgerichtigkeit die Konsequenzen des Grundsatzes der Volkssouveränität entwickelte. Er war der gefährlichste Gegner der Regierung durch den unerbittlichen Scharfsinn, mit dem er die Mißgriffe der Machthaber aufdeckte, und durch seinen durchaus unbescholtenen Ruf. Er hielt seine republikanischen Grundsätze unter Anfeindungen und Verfolgungen fest, vertheidigte sie 1833 in einem Duell gegen einen legitimistischen Journalisten und büßte 1834 dafür mit sechsmonatlichem Gefängnis. Auch nach dem unglücklichen Ausgang der republikanischen Schilderhebung April 1834 vertheidigte C. die Freiheiten der Nation mit der größten Kühnheit; namentlich als Vertheidiger des interimistischen Redakteurs des »National«. Vor der Pairskammer trat er förmlich als Ankläger derselben auf, zergliederte mit schneidender Schärfe die Geschichte und Zusammensetzung derselben, verweilte namentlich bei dem an dem Marschall Ney begangenen Justizmord und rief, als der Präsident ihm Schweigen gebot, die Erklärung des Generals Excelmans hervor, daß die Verurtheilung Ney's wirklich ein gesetzloser Meuchelmord gewesen sei, worauf unter ungeheurem Tumult der Gérant des »National« zu einer Geldstrafe von 10,000 Franken und zwei Jahren Gefängnis verurtheilt und das Blatt seitdem mit der größten Härte verfolgt und gemaßregelt wurde. Als 1835 nach dem Komplott Fieschi's (wobei C. auch acht Tage verhaftet war) die berüchtigten Septembergesetze der Regierung das Mittel zur Unterdrückung jeder freien Aeußerung in die Hand gaben, wurde eine kalte Verachtung der Grundton in Carrels Sprache. Infolge unwürdiger Angriffe des Publicisten Emil de Girardin gegen den »National« und Carrels Person kam es zwischen beiden zu einem Duell, in welchem C. eine Wunde erhielt, der er nach zwei Tagen, 24. Juli 1836, erlag. Seine letzten Worte waren: »Frankreich, Freunde, die Republik, Freiheit!« Sein Begräbnis ward zu einer großartigen Demonstration aller Liberalen gegen die Regierung.

Carrelage (die, franz. m., spr. karr'lahsch), Steinestrich; karreliren, den Estrich mit Steinplatten belegen.

Carrér, Luigi, einer der beliebtesten neueren Dichter Italiens, geb. 12. Febr. 1801 zu Venedig, verlebte seine erste Jugend an den Ufern der Piave, deren Naturschönheiten auf sein früh hervortretendes Dichtertalent glücklich einwirkten. Seine ersten Dichtungen (»Clotaldo« u. a.) gehörten der romantischen Richtung an; dann waren es namentlich Schillers dichterische Schöpfungen, die er studirte und nachzuahmen suchte. Im Jahr 1830 wurde er Professor der Philosophie zu Padua und gab hier gesammelte Sonette, Oden und Balladen unter dem Titel »Poesie« (Padua 1832; 8. Aufl. 1845) heraus. Von 1833—42 redigirte er das literarische Journal »Il Gondoliere« zu Venedig und wurde vom Municipium gleichzeitig zum Professor an der technischen Schule und zum Direktor des Museums ernannt. Im Jahr 1837 erschienen von ihm »Prose e Poesie« (Veneb. 1837, 4 Bde.); »Apologhi« (das. 1841) und sein gelesenstes Werk »L'anello di sette gemme« (»Der Ring der sieben Edelgesteine«, das. 1838), worin er im dichterischen Gewande die Geschichte und die Sitten Venedigs schilderte. Besondere Verdienste erwarb sich C. noch durch das Sammelwerk »Il novellista contemporaneo italiano e straniero« (Padua 1836—38), durch die Veranstaltung des »Dizionario della conversazione e della letteratura« (Veneb. 1837 ff.) und durch Herausgabe einiger Werke der ältern italienischen Literatur: »Poesie di Ugo Foscolo« (das. 1840); der »Rime« des Petrarca (Padua 1826—27, 2 Bde.); der »Lirici italiani del secolo XVI« (Veneb. 1836); Bojardo's »L'Orlando innamorato« (das. 1842, 2 Bde.); Giov. della Casa's »Prose e poesie scelte« (das. 1844); des Kardinals Bembo »Lettere scelte« (das. 1845); der »Satire« Michelangelo Buonarroti's (das. 1845) u. a. Auch veröffentlichte er einen geschätzten »Saggio sulla vita e sulle opere di C. Goldoni« (Veneb. 1824, 3 Bde.). Er starb 23. Dec. 1850 nach mehrjährigem Leiden. C. ist ein moderner Dichter in der vollen, aber zugleich guten Bedeutung des Worts. Mit Glück hat er sich im Hymnus nach Manzoni, in der Ballade und Romanze nach Berchet, in der poetischen Erzählung nach Grossi versucht, ohne bloßer Nachahmer seiner Vorbilder zu sein. Sein poetisches Glaubensbekenntnis ist ausgesprochen in der Ode: »La poesia dei Secoli Cristiani«, dem besten, was er gedichtet hat. Am beliebtesten sind seine Balladen, unter denen sich die, welche Alessandro Stradella's Geschichte erzählt, besonders auszeichnet. Inmitten aller lebendigen Bewegung, phantastischen Ausschmückung, blendenden Bilder- und Farbenpracht seiner Dichtungen hat C. doch die Grundgesetze der Poesie nie verletzt. Man hat ihm zum Vorwurf gemacht, daß er keine patriotischen Gedichte geschrieben zu einer Zeit, wo man von den Dichtern Italiens kaum etwas anderes verlangte; dafür aber haben auch wenig italienische Schriftsteller größere Sorgfalt auf die Anmuth und Reinheit der Form verwendet als C. Als Prosaiker ist er wegen seiner ausgebreiteten historischen und namentlich literargeschichtlichen Kenntnisse und der Sicherheit seines Geschmacks nicht minder beachtenswerth wie als Dichter. Eine treffliche Auswahl seiner Dichtungen und Prosaschriften erschien zu Florenz 1855.

Carrēta (span., f., Karrēte), Wagen; besonders verächtlich, alte, schlechte Kutsche.

Carretto, Francesco Saverio, Marchese del, neapolitan. Polizeiminister, von dunkler Herkunft, schwang sich seit 1806 bald zu den höheren militärischen Graden auf und ward von König Franz I. zum Generalinspektor der Gensdarmerie ernannt. Als solcher unterdrückte er 1828 in Cilento einen Aufstand, ließ das Städtchen Bosco in einen Aschenhaufen verwandeln, an dessen Stelle eine Schandsäule errichten und 20 Personen hinrichten, und erwarb sich dadurch den Haß des Volks, aber die Gunst des Hofs. Ferdinand II. ernannte ihn (1831) zum Polizeiminister. C. gewann nun als Organisator der Polizei, d. h. eines in alle Sphären eingreifenden Spionierſystems, den größten Einfluß auf die

Regierung. Gegen die sich fortwährend erneuernden Unruhen verfuhr er mit blutiger Strenge, mit Folter, Stockschlägen und Hinrichtungen. Gegen den Justizminister Parisio richtete er eine anonyme Broschüre voll der gehässigsten Anklagen, die 1836 in Livorno unter dem Titel »Sedici anni« (Sechzehn Jahre) erschien. Den von Pius IX. 1846 ausgehenden Reformen trat C. anfangs aufs entschiedenste entgegen, suchte sich aber 1847 mit den Liberalen zu versöhnen. Nach den Volksdemonstrationen vom 27. Jan. 1848 ließ der König, von Carretto's Feinden gedrängt, denselben in der Nacht vom 27. auf den 28. plötzlich verhaften und nach Frankreich in die Verbannung führen. Seit jener Zeit von der politischen Bühne abgetreten, starb er 1862.

Carrhä, Stadt in Mesopotamien, südöstlich von Edessa, mit einem uralten Tempel des Mondes; hier erlitt 53 v. Chr. Crassus eine totale Niederlage durch die Parther unter Suräna. C. ist das Charan oder Haran der Bibel (1. Mos. 11, 31), von wo Abraham nach Palästina zog; jetzt Haran.

Carrick, der südliche Theil der schottischen Grafschaft Ayr (s. d.).

Carrick a Rede, ein grotesk gestalteter Felsen im Meer an der Küste der irländischen Provinz Ulster, in der Nähe des »Riesendamms«, durch eine mit Bretern belegte Taubrücke mit dem Festland verbunden; der Sitz zahlloser Seevögel.

Carrickfergus (Cragfergus, spr. -férgŏs), Stadt in der irischen Grafschaft Antrim, an der Belfast-Lough genannten Bai, nordöstl. von Belfast, mit einem alten Felsenkastell am Meer (1178 von Hugues de Lancy erbaut, jetzt Zeughaus), einem früher vielbesuchten Hafen und Seebad und (1871) 9450 Einw., welche starke Fischerei, Weberei und Färberei treiben.

Carrickmacroß (spr. -mäkróß), Marktstadt in der irischen Grafschaft Monaghan, mit Schloßruine, Brauerei, Brennerei, Malzdörren und 2000 Einw.

Carrick on Shannon (spr. -schännŏn), Hauptstadt der irischen Grafschaft Leitrim, mit Gerichtshof, Zuchthaus, Kaserne und 1500 Einw.

Carrick on Suir (spr. -ßuhr), Marktstadt in der irischen Grafschaft Tipperary, in fruchtbarer Gegend, am Suir, mit 4800 Einw., einem alten Schloß, einem Gerichtshof und Zuchthaus. Die früher bedeutende Wollindustrie ist zurückgegangen, dagegen ist jetzt der Handel mit landwirtschaftlichen Produkten wichtig.

Carrier (spr. karieh), Jean Baptiste, Mitglied des franz. Nationalkonvents, geb. 1756 in dem Dorf Yolai bei Aurillac in der Auvergne, war Prokurator, als er 1792 zum Deputirten für den Konvent gewählt ward. Als solcher stand er auf der äußersten Linken, verlangte die Verhaftung des Herzogs von Orléans und half eifrig mit zum Untergang der Gironde. Am berüchtigtsten machte er sich durch sein Auftreten in Nantes, wohin er Oktober 1793 als Kommissär des Konvents geschickt wurde. Auf seinen Vorschlag wurden die Gefangenen in Masse hingerichtet, meist in der Weise, daß man sie auf Barken, deren Boden durch eine Klappe geöffnet werden konnte, in den Fluß setzte. Diese Ersäufungen nannte C. Noyades, Baignades, Déportations verticales oder Mariages républicains, republikanische Heirathen, letzteres weil man meist zwei Personen, eine männlichen und eine weiblichen Geschlechts, zusammenband. Außerdem fanden massenhafte Füsilladen statt. In Monatsfrist sollen so 16,000 Menschen ums Leben gebracht worden sein. Nach Robespierre's Sturz wurde aus Veranlassung des Processes mehrerer von C. dem Revolutionstribunal überwiesenen Einwohner von Nantes eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet und C. mit zwei seiner Helfershelfer 17. Dec. 1794 guillotinirt.

Carriera, Rosalba, Malerin, geb. 1675 zu Venedig, Schülerin Diamantini's, gewann ihrer Zeit einen bedeutenden Ruhm durch ihre eleganten, aber oberflächlichen Pastellbildnisse, die sie zu Hunderten für Fürsten und vornehme Herren malen mußte. Eine große Anzahl derselben, nebst religiösen Darstellungen in Pastell, besitzt die Dresdener Gallerie. C. starb 1757.

Carrier de Belleuze (spr. karieh dö bellöhs'), Albert Ernest, franz. Bildhauer, geb. 12. Juni 1824 zu Anisy le Château (Aisne), lernte bei David d'Angers. Er brachte im Salon 1867 eine »Angelica« zur Ausstellung, die ihm die Medaille und das Kreuz der Ehrenlegion eintrug; man pries darin die Verbindung einer energischen Naturfülle mit einer gewissen plastischen Ruhe. Seine schlafende Hebe (Weltausstellung zu Wien 1873) ließ indessen den Beschauer kalt; denn dieser Gegenstand forderte ein stärkeres, ideales Gefühl, als es dem Künstler zu eigen ist. Besonders thätig ist C. als Porträtbildner, namentlich in Terracotta. Von so lebendigem Ausdruck diese Büsten auch zu sein pflegen, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß sie zu viel ins rein Malerische übergreifen und den Zufälligkeiten der Erscheinung zu sehr Rechnung tragen. Auch der architektonischen Plastik widmete sich C.; so lieferte er die Karyatiden für das Handelsgerichtsgebäude und den Hauptsaal der neuen Oper zu Paris, sowie einige Kindergruppen und religiöse Sinnbilder für die neue Augustinerkirche daselbst.

Carrière (franz., f., spr. kariähr), Lauf, in der Reitkunst (oft als m.) die schnellste Gangart des Pferdes; *en pleine c.*, in vollem Lauf, mit verhängtem Zügel; Laufbahn besonders eines Civilbeamten.

Carriere, Moritz, deutscher philosophischer Schriftsteller, geb. 5. März 1817 zu Griedel im Großherzogthum Hessen, studirte zu Gießen, Göttingen und Berlin, habilitirte sich, nachdem er einige Jahre, namentlich mit Kunststudien beschäftigt, auf Reisen in Italien zugebracht, als Docent der Philosophie zu Gießen, wurde 1849 außerordentlicher Professor daselbst und 1853 als Professor an die Universität München berufen, wo er noch wirkt. Als Philosoph gehört C. mit J. G. Fichte, Weiße, Wirth u. a. zu den Begründern einer die Gegensätze des Deismus und Pantheismus zu überwinden bestrebten theistischen Weltanschauung. In deren Geist sind seine Hauptschriften: »Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit« (Stuttg. 1847); »Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen« (Leipz. 1850, anonym; 2. Aufl. 1856); »Das Wesen und die Formen der Poesie« (das. 1854); »Aesthetik« (das. 1859, 2 Bde.; 2. Aufl. 1873) und »Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung und die Ideale der Menschheit« (das. 1863—74, 5 Bde.) abgefaßt. Von dem letztgenannten reichhaltigen und groß angelegten Werk umfaßt der erste Band (2. Aufl. 1871) das orientalische Alterthum, der zweite (2. Aufl. 1872) Hellas und Rom, der dritte (2. Aufl. 1873) das morgen- und

Digitized by

abendländische Mittelalter, der vierte das Zeitalter der Renaissance und der fünfte die Neuzeit in Religion und Weisheit, Kunst und Dichtung. Außerdem schrieb er: »Vom Geist. Schwert- und Handschlag für Franz Baader« (Weilb. 1841); »Die Religion in ihrem Begriff, ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung und Vollendung« (das. 1841); »Der Kölner Dom als freie deutsche Kirche« (Stuttg. 1843); »Abälard und Heloïse« (Stuttg. 1843; 2. Aufl. Gießen 1853), und erläuterte Kaulbachs Shakespearegallerie (Berl. 1856—58). Als Sammler ist er in seinem »Erbauungsbuch für Denkende« (Frankf. 1858), als Dichter in seinem Gedicht: »Die letzte Nacht der Girondisten« (Gießen 1849), als nationaler Politiker in seinem »Charakterbild Cromwells« (1851) und in seiner Rede »Ueber die sittliche Weltordnung« (Münch. 1870) aufgetreten. Er schrieb noch: »Deutsche Geisteshelden im Elsaß« (das. 1871).

Carrier-Indianer (auch Takellie), ein zu der Völkerfamilie der Athapasken gehörender Indianerstamm in Nordamerika, welcher den westlichsten Theil der Hudsonsbailänder und das Innere von Britisch-Columbia bis zu 52° nördl. Br. bewohnt. Ihre Sprache soll große Aehnlichkeit mit dem Dialekt der Tschepewyan haben, hinter denen sie jedoch sonst moralisch und physisch weit zurückstehen. Sie leben unter sich in blutigen Fehden, die erst in neuerer Zeit die Niederlassungen der Europäer unter ihnen einigermaßen unterdrückt haben.

Carrion de los Condes, sehr alte Stadt im Centrum der span. Provinz Palencia (Altkastilien), links am Carrion, dem bedeutendsten Zufluß des Pisuerga, mit 3500 Einw., welche vorzüglichen Wein bauen. Die Stadt war im Mittelalter sehr bedeutend, was noch jetzt ihre 10 Kirchen ahnen lassen.

Carroccio (ital., spr. -rótscho, im mittelalterl. Lat. carrocium), eine Art bespannter Bundeslade in den italienischen Feldzügen des Mittelalters. Als Mailand mit Kaiser Konrad III. und dessen Anhängern in der Lombardei kriegte, ersann der Mailänder Erzbischof Heribert dieses Mittel, um die Streitenden zu verdoppelter Tapferkeit anzuspornen. Der C. war ein großer, vierräderiger, rothgefärbter Wagen, der von 2 bis 4 Stieren gezogen wurde. Auf der Mitte desselben war ein rothbemalter Baumstamm errichtet mit einem goldenen Apfel an der Spitze. An demselben war zwischen zwei weißen Tüchern die Fahne der Gemeinde befestigt, deren Eigenthum der C. war. Auf der Mitte des Baumstamms war ein Christusbild in segnender Stellung angebracht. Eine Glocke daran läutete zum Früh- und Abendgebet; auch wurde der C. bei Processionen mit aufgeführt. Den vordern Theil des Wagens nahm eine kleine Anzahl bewährter Streiter ein, und vom hintern Theil herab gaben die Trompeter die Kriegszeichen. Spielleute und eine Zahl der tapfersten Krieger waren beständig um den Wagen, der gewöhnlich in der Mitte der Schlachtordnung stand. Bevor das Heer mit dem C. auszog, wurde ein Hochamt darauf gehalten, und ein Kaplan begleitete ihn. Der C. war mit Stieren bespannt, um jede übereilte Flucht nach einer verlorenen Schlacht zu hindern, und um den C. entspann sich jederzeit der heftigste Kampf, weil der Verlust desselben für eine unauslöschliche Schmach galt. Dies geschah z. B. dem mailändischen C., welcher 1237 in die Gewalt Kaiser Friedrichs II. fiel. Mailand hatte dieses Kriegszeichen schon einige Zeit geführt, ehe es bei den übrigen italienischen Staaten Nachahmung fand.

Carron, Dorf in der schott. Grafschaft Stirling, am gleichnamigen Fluß, in einer steinkohlenreichen Gegend, mit berühmten, 1760 von einer Gesellschaft angelegten Eisenwerken, die aber an Umfang jetzt durch die am Calder, Clyde und andere in England übertroffen werden. Hier sind namentlich viel Kanonen, Mörser, Haubitzen, Karronaden (nach C. benannt), Bomben ꝛc. gegossen worden. Der Fluß C., der in den Campsiebergen entspringt und bei Grangemouth in den Forth mündet, bildete zur Zeit der Römer die Grenzlinie zwischen der römischen Herrschaft und den unabhängigen Kaledoniern.

Carrousel (das, franz. m., spr. -rusell; ital. Carosello), s. Karousell.

Carrūca (lat.), im alten Rom ein vierräderiger Prachtwagen, erst in der Kaiserzeit aufgekommen, war häufig mit bronzenen, silbernen und goldenen, kunstreich cälirten Platten ꝛc. verziert und kam an Werth nicht selten einem Landgut gleich.

Carrucci (spr. -rúttschi), Giacomo, florentin. Maler, geb. 1494 zu Pontormo, deshalb gewöhnlich Pontormo genannt, lernte bei A. del Sarto. Sein Hauptwerk in der Historienmalerei ist die Heimsuchung Mariä in San Annunziata, der eine kraftvolle Wirkung nicht abzusprechen ist. Sonst erscheint er, namentlich in seinen späteren Werken, schon zu manierirt. Seine Bildnisse dagegen sind prachtvoll gemalt und von bedeutender Auffassung. Er starb 1557.

Carsŏli, Stadt in der unterital. Provinz Aquila (Abbruzzen), an der Straße von Rom nach Avezzano, malerisch von einer epheuumrankten Burg überragt, hat ein altes, hübsches Stadthaus und (1871) 5527 Einw. C. ist das alte Carseŏli, eine Stadt der Aequer an der Valerischen Straße, von der man weiter abwärts in der Waldung von Sesara noch Spuren findet.

Carson, Christopher (gewöhnlich Kitt C. genannt), nordamerikan. Agent und Militär, geb. 24. Dec. 1809 zu Madison in Kentucky; siedelte in früher Jugend mit seinen Eltern nach Missouri über, lebte später in Gesellschaft von Jägern und Trappern eine Reihe von Jahren in der Wildnis und begleitete Fremont auf seiner großen Erforschungsreise nach den Territorien westlich des Mississippi, zu deren Gelingen er als Führer und Unterhändler mit den Indianerstämmen wesentlich beitrug. Im Jahr 1847 zum Indianeragenten in Neumexiko ernannt, vermittelte er in uneigennützigster Weise die Verträge zwischen der Unionsregierung und den Indianern und leistete auch während des Bürgerkriegs der Sache der Union in den Territorien Neumexiko und Colorado wesentliche Dienste, infolge deren er zum Oberst, dann zum Brigadegeneral ernannt wurde. Er starb 23. Mai 1868 zu Fort Lynn in Colorado.

Carson City (spr. -ssitti), Hauptstadt des nordamerikan. Staats Nevada, liegt am östlichen Abhang der Sierra Nevada, im Silbergrubenbezirk Washoe, nahe dem Carsonfluß, 2000 Meter ü. M., und bietet außer den gewöhnlichen Staatsgebäuden nichts von Interesse. Der Ort wurde 1856 gegründet und hat gegenwärtig (1870) 3042 Einw.

Carstens, Asmus Jakob, deutscher Historienmaler, der eigentliche Wiedererwecker der Kunst in

Deutschland, geb. 10. Mai 1754 zu St Jürgen bei Schleswig, zeigte früh eine leidenschaftliche Liebe für die Kunst. Der Anblick der Gemälde von Juriaen Ovens, einem Schüler Rembrandts, im Dom zu Schleswig weckte in ihm den Drang zur Kunst, doch zerschlugen sich die Unterhandlungen, die seine Mutter mit Tischbein in Kassel bezüglich seiner Unterweisung anknüpfte. Nach dem Tod seiner Mutter mußte er auf 5 Jahre als Lehrling in eine Weinhandlung eintreten. Kaum war indeß die Lehrzeit vorüber, so eilte er (1776) zu einem Jugendfreund, dem Maler Jysen nach Kopenhagen, und begann hier seine vorwiegend autodidaktischen Studien, da ihm das akademische Treiben nicht zusagte. Die dortige Gipssammlung allein bot ihm mehr Anleitung als der Unterricht der Professoren, wenn er auch zum Zweck der Erlangung eines Reisestipendiums zum Schein die Akademie besuchte. Endlich von derselben ausgeschlossen, arbeitete er ganz für sich, neben seinen Kompositionen durch Röthelporträts den Unterhalt und die Mittel zu einer Reise nach Italien verdienend. Da aber diese nicht zureichend waren, mußte er, nachdem er vier Wochen in Mantua noch Giulio Romano studirt, zurückkehren und erwarb sich nun in Lübeck 5 Jahre lang seinen Unterhalt mit Porträtiren, trotz seiner Kränklichkeit und Dürftigkeit jede Muße zum Komponiren benutzend. In dieser Lage lernte ihn sein späterer Biograph, L. Fernow, kennen, und auf Empfehlung des Vaters von Overbeck, Bürgermeisters zu Lübeck, erhielt C. die Mittel zur Reise nach Berlin. Auch hier waren während eines Aufenthalts von 2 Jahren Wasser und Brod nicht selten seine einzige Nahrung, bis ihm seine große Komposition, der Sturz der Engel, eine mit Sorgfalt ausgeführte Federzeichnung, eine Professur an der Akademie, vom Minister von Heinitz Aufträge zur Deforation eines Saals im jetzt Blücher'schen Haus am Pariserplatz, wo sie jedoch neuerlich zerstört worden sind, während sich einige Grisaille-Deckenmalereien im Schloß erhalten haben, und auf 2 Jahre ein Gehalt von je 450 Thlr. zu einer Reise nach Rom eintrug. Im Jahr 1792 kam er, nach kurzem Aufenthalt zu Florenz, in der Weltstadt an. Er wählte Michelangelo und Raffael zu seinen Vorbildern, neigte sich aber in der Folge mehr zu dem letztern. Auch in Rom konnte ihm keine Rose ohne Dornen blühen; der Kunstschlendrian seiner Landsleute erregte seinen derben Tadel, und dieser rief dagegen auf ihrer Seite Feindschaft und absprechendes Urtheil über seine Leistungen vor. Desto ehrenvollern Beifall zollten ihm römische und andere Künstler. Eine Kunstausstellung eigener Werke im April 1795, zu welcher er ungewöhnlicher Weise das Publikum durch eine öffentliche Anzeige eingeladen hatte, fiel für den Künstler über alle Erwartung günstig aus. Dagegen gerieth er mit der Berliner Akademie, welche seine Rückkehr verlangte, in Differenzen, da er erklärte, deren Verlangen nicht nachkommen zu können, indem er nur in Rom seine weitere Ausbildung zu bewirken vermöge. Dies führte zum Bruch unter peinlichen Korrespondenzen, indem er sogar zur Rückzahlung der genossenen Pension angehalten ward. Indeß schuf der Künstler eifrig, jedoch ohne materiellen Erfolg, weiter, bis ihn im äußersten Elend 26. Mai 1798 der Tod ereilte. Was C. vor seinen Zeitgenossen und insbesondere vor seinen Landsleuten auszeichnete, ist dies: während das Hauptverdienst der meisten damaligen Kunstwerke in der Vermeidung einzelner Fehler und in sorgfältiger Ausführung einzelner Theile nach dem Modell und Gliedermann bestand, zeichneten sich C.' Werke durch treffliche Auffassung des dargestellten Gegenstandes und durch die Gesammtkomposition aus. Besonders bei seinen Darstellungen aus dem griech. Alterthum zeigte er, daß er den Unterschied zwischen Malerei und Plastik wohl kannte. Die Oelmalerei hat er zu spät begonnen, um etwas vorzügliches darin zu Stande zu bringen, und zur Ausübung der Freskomalerei, die seinem Geist wohl am angemessensten gewesen wäre, bot sich ihm keine weitere Gelegenheit. Daher kann er nur nach seinen Zeichnungen und Aquarellbildern beurtheilt werden. Darin aber offenbart sich außerordentliches Leben und Sinn für Stil und Schönheit, wie kaum bei einem Akademiker der damaligen und gegenwärtigen Zeit. Ja, trotz all der Gegner, die er fand, machte sich doch erst durch seine Anregung ein lebendigerer Geist unter den deutschen Künstlern in Rom geltend, wie denn überhaupt er und Thorwaldsen, der sich an ihm heranbildete, die Wiederherstellung der Kunst in unseren Tagen bewirkten. Die meisten Stoffe schöpfte C. aus Homer, Pindar, Sophokles, Aeschylos, Shakespeare und Ossian. Eine seiner größten Kompositionen ist die Schlacht der Kentauren und Lapithen, zu Florenz vollendet; ebenso tragen das Gepräge eines hohen, schöpferischen Geistes und gründlichen Verständnisses der Antike und der großen Cinquecentisten, namentlich Raffaels und Michelangelo's: die Barke Charons, das Gastmahl Platons, die Nacht mit ihren Kindern, das Traumorakel des Amphiaraos, die singenden Parzen und der Argonautencyklus, welcher nach Carstens' Tod, von seinem Freund J. Koch gestochen, im Jahr 1799 erschienen ist. Viele Zeichnungen von C. besitzt Weimar. Vgl. L. Fernow, Leben des Künstlers A. J. C. (Leipz. 1806, mit Anmerkungen und Erläuterungen neu herausgegeben von H. Riegel, Hannov. 1867); Schöne, Beiträge zur Lebensgeschichte des Malers C. (Leipz. 1866).

Carta (ital.), Papier; c. bianca (franz. carte blanche), Blanket; c. rigata (franz. papier rayé), Patronenpapier, für die Patronen oder Musterzeichnungen in der Weberei.

Cartagēna, 1) Hafenstadt und Festung ersten Ranges in der span. Provinz Murcia, an einer tiefen Bai des Mittelmeers und am Ausgangspunkt der Eisenbahn von Albacete (über Murcia), ist von einem starken Festungswall umgeben, hat 8 Thore, 6 große Plätze, 2 Vorstädte (Santa Lucia und San Antonio), schöne Promenaden nebst geraden, breiten Straßen und hübschen Häusern, 3 Kirchen, 8 meist verfallene Klöster, 5 Kasernen, große Militärmagazine, 2 Spitäler, ein Theater, und zählt mit den umfangreichen Vorstädten und dem Stadtgebiet über 60,000 Einw., wovon ca. 24,000 auf die eigentliche Stadt kommen. C. ist eins der drei »Departamentos de la marina«, daher gleichzeitig Kriegs- und Handelshafen. Ersterer (La Darsena) befindet sich sammt den ungeheuren Werften, Magazinen und Docks des Arsenals am südwestlichen Rand der Stadt. Dies Arsenal war früher das am besten eingerichtete in Spanien, war aber in neuerer Zeit ganz verödet und ist erst seit den letzten Jahrzehnten wieder mehr berücksichtigt worden. Im Hintergrund des Hafenbassins thronen auf einem steilen, kahlen Sandsteinhügel die Ruinen eines alten, wahrscheinlich von den Karthagern stammenden Kastells, und bedeutende neuere Festungswerke umgeben rings die

Stadt und schützen den seeartigen Hafen, der, in huseiienförmiger Gestalt von felsigen Höhen umschlossen und durch einen breiten Kanal mit dem Meer in Verbindung stehend, der sicherste und geräumigste der Pyrenäischen Halbinsel ist. Sein Durchmesser beträgt über 3 Kilom. Vor dem Eingang liegt die Insel Escombrera. Der Handelsverkehr von C., das auch Sitz eines Bischofs ist, ist sehr gesunken, da der Export der Produkte von Murcia schon seit längerer Zeit vorzugsweise über Alicante geht, und hat sich erst neuerdings seit Vollendung der Eisenbahn wieder etwas gehoben; doch dient noch gegenwärtig C. vorzugsweise als Kriegshafen. Die Industrie erstreckt sich zumeist auf das Seewesen. In den Umgebungen der Stadt liegen viele Mahlmühlen und im O. in der Vorstadt Santa Lucia eine große Glas- und eine Silberhütte, am östlichen Ufer der Bai eine Dampfbleihütte, wo die in den Bergwerken der benachbarten Sierra de C. gewonnenen Erze zum Theil verschmolzen werden. Im N. der Stadt liegt der Salzsee Almajar. C. ist eine Gründung der Karthager, und zwar des Feldherrn Hasdrubal, von diesem 242 v. Chr. als Carthago nova angelegt. Die Stadt wurde der Hauptwaffenplatz der Karthager und erhob sich unter ihrer Herrschaft zum Mittelpunkt des Handels zwischen Afrika und Spanien. Besonders trug zu ihrer Blüte die Ausbeutung der nahen Silberbergwerke bei, die so ergiebig waren, daß Hasdrubal seinen ganzen Römerzug (über die Alpen) von deren Ertrag bestreiten konnte. 210 v. Chr. wurde C. durch Scipio der römischen Herrschaft unterworfen und bald darauf zur Hauptstadt der Halbinsel und (nebst Tarraco) zum Sitz des Präfekten von Hispania Tarraconensis und eines Obergerichtshofs erhoben. Cäsar sandte eine Kolonie nach C. Von dem Esparto- oder Ginstergras (Spartum), das in der Gegend in Menge wucherte und auch noch heute die dürren Berge der Umgegend bedeckt, führte C. den Beinamen Spartaria. Den Stürmen der Völkerwanderung erlag endlich die blühende Stadt und vermochte sich seitdem nur langsam wieder zu erholen. Am 20. Juni 1815 siegte bei C. der nordamerikanische Commodore Decatur über die algierische Flotte. Im Februar 1844 erhob sich C. in den Wirren des Bürgerkriegs und bei dem Drohen einer neuen Reaktion zugleich mit Alicante gegen die Regierung. Die bedeutendste Rolle spielte aber C. während der anarchischen Zustände 1873. Die Partei der Unversöhnlichen (Intransigentes), welche ihren Willen in Madrid nicht durchsetzen konnte, warf sich mit aller Macht auf die südlichen Provinzen und suchte dieselben zur Losreißung von der Madrider Regierung zu vermögen, um dann in diesen vereinzelten kleinen Staaten eine Schreckensherrschaft zu errichten und ihre politischen und socialen Umsturzpläne durchzuführen. Andalusien und Valencia wurden als selbständige Bundesstaaten proklamirt; Murcia mit C. folgten diesem Beispiel. Aber während die Städte Cadiz, Sevilla, Valencia bald wieder unterworfen wurden, leistete C., durch seine Lage und durch seine Forts geschützt, ein volles halbes Jahr Widerstand. Am 12. Juli bemächtigten sich die Aufrührer der Stadt, des Bahnhofs, des Hafens, der Kriegsschiffe und brachten die ganze politische und Administrativverwaltung in ihre Hand. Es folgte ein Schreckensregiment, unter welchem niemand seines Lebens und seines Eigenthums sicher war; der bessere Theil der Einwohner floh; der Bagno wurde geöffnet und 1500 Sträflinge unter die Bewaffneten aufgenommen. Eine förmliche Regierung oder ein Wohlfahrtsausschuß wurde eingesetzt, die einzelnen Departements unter den Mitgliedern derselben vertheilt und der General Contreras (s. d.) an die Spitze gestellt. Dieser Ausschuß beantwortete das Dekret der Exekutivgewalt von Madrid vom 21. Juli, wonach die Seeleute der aufrührerischen Föderirten für Piraten erklärt wurden, damit, daß er das ganze Staatsministerium für Hochverräther erklärte und der Rache der spanischen Föderation überwies. Zugleich wurden Schiffe ausgesandt, um benachbarte Städte zur Theilnahme an der Föderation zu zwingen und Geld zu erpressen. Im Fall des Widerstands schritten die Aufrührer mit Bombardement vor. So wurden die Städte Almeria und Alicante (s. d.) 31. Juli und 28. Sept. durch die Kriegsschiffe von C. bombardirt, und anderen drohte das gleiche Schicksal. Dies verursachte Konflikte mit den Schiffen anderer Mächte, wobei der deutsche Kapitän Werner den Dampfer Vigilante und im Verein mit dem englischen Kapitän die Schiffe Victoria und Almansa aufbrachte, welche später der Madrider Regierung übergeben wurden. Daß diese keine Macht zur See entfalten konnte und keine Schiffe besaß, um sofort den Hafen zu sperren, kam den Rebellen zu gut. Doch wurde die Stadt von der Landseite eingeschlossen. Im August rückte der General Martinez Campos vor C., aber mit nur 3000—4000 Mann und ungenügender Artillerie. Die Beschießung begann 5. Sept. General Ceballos kam 30. Sept. mit Verstärkungen an und übernahm das Kommando der Belagerungstruppen. Als das Regierungsgeschwader unter Admiral Lobo vor dem Hafen erschien, wagte Contreras 11. Okt. sogar ein Seetreffen, lief mit 4 Fregatten aus, mußte sich aber nach ziemlichen Verlusten wieder unter den Schutz der Forts zurückziehen. Admiral Lobo wurde von der Madrider Regierung abberufen und durch Admiral Chicarro ersetzt. Ebenso wurde im December an die Stelle des Generals Ceballos der General Lopez Dominguez (s. d.) zum Oberbefehlshaber der Belagerungstruppen ernannt, welcher sofort, nachdem er eine genügende Anzahl von Belagerungsgeschützen erhalten hatte, mit allem Nachdruck die Operationen wieder aufnahm. Die Ausfälle der Belagerten, mit wenig Energie unternommen, hatten keinen Erfolg. In der Stadt gingen die Vorräthe zur Neige. Als Dominguez 11. Jan. 1874 das Fort Atalaya genommen hatte und Contreras in einem Schreiben an denselben Unterhandlungen einleiten wollte, verlangte Dominguez Uebergabe auf Gnade und Ungnade innerhalb 24 Stunden, sicherte den sich freiwillig Unterwerfenden Amnestie zu, schloß aber ausdrücklich die Mitglieder der Junta und die Sträflinge davon aus. Darauf schifften sich diese auf der Fregatte Numancia ein, durchbrachen die Blokade des Admirals Chicarro und landeten 13. Jan. an der Küste Algeriens, wo sie sich den französischen Behörden ergaben. Ein kleineres Insurgentenschiff, Darro, mit etwa 500 Mann bemannt, wurde von den Regierungsschiffen genommen. Als Admiral Chicarro an der algierischen Küste die Auslieferung der Numancia verlangte, wurde diese nebst den Sträflingen von den französischen Behörden ausgeliefert, die anderen Flüchtlinge in Algerien internirt. Die Stadt C. ergab sich 12. Jan. Dominguez zog 14. Jan. daselbst ein. Dies das Ende des »Kantons Murcia«.

2) C. de las Indias, die Hauptstadt des zur Konföderation von Kolumbien gehörigen Freistaats Bolivar, an der Nordwestküste von Südamerika auf einer sandigen Insel gelegen und durch eine Brücke ostwärts mit der Vorstadt Jerimani verbunden, war in den spanischen Zeiten stark befestigt und mit geraden, breiten und gepflasterten Straßen und schmucken Gebäuden die schönste Stadt des Landes; gegenwärtig sind die Werke ganz verfallen, die Stadt ist verödet und zur Hälfte ein Trümmerhaufen. C. ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine schöne Kathedrale, mehrere andere Kirchen und Klöster und einen Hafen, der sich weit ins Land erstreckt und für den besten an der ganzen Küste gilt, obgleich er durch die im vorigen Jahrhundert zum Schutz der Stadt unternommene Sperrung des Haupteingangs für große Schiffe nicht mehr zugänglich ist. Um eine Verbindung mit dem Binnenland zu gewinnen, hat man denselben durch einen Kanal, der aber jetzt für den Verkehr nicht mehr benutzt wird, mit dem Magdalenenstrom in Verbindung gesetzt. Die Einwohnerzahl beträgt kaum 10,000, größtentheils Neger und Farbige. Früher war die Stadt einer der bedeutendsten Handelsplätze Amerika's, aber in neuester Zeit ist der Verkehr durch die Anlage des Freihafens von Sabanilla an der Mündung des Magdalenenflusses sehr beeinträchtigt worden und daher jetzt nur unbedeutend. Durch regelmäßige Dampfschiffahrt steht C. mit den britischen Antillen in Verbindung. Drückend ist der Mangel an Quellwasser. Die Gründung der Stadt erfolgte 1533 durch den Spanier Pedro de Heredia. Franz Drake eroberte und verbrannte sie 1585; ein Angriff der Engländer unter Admiral Vernon (1741) wurde dagegen zurückgeschlagen. Nachdem sich im Befreiungskrieg C. den Insurgenten angeschlossen hatte, zog der spanische General Morillo im August 1815 vor die Stadt und eroberte sie nach tapferer Gegenwehr nur durch Hunger; 5 Jahre später wurde sie von der spanischen Herrschaft wieder befreit.

Cartago, Hauptstadt des gleichnamigen Departements im centralamerikan. Staat Costarica, auf einer Hochebene östlich von San José gelegen, ist eine der ältesten Städte Centralamerika's, 1522 gegründet, aber seit dem Unabhängigkeitskrieg und infolge der Zerstörung durch das Erdbeben von 1841 sehr herabgekommen. Sie hat gerade Straßen mit soliden, meist einstöckigen Häusern, die noch in ihrem Verfall imponiren, und mehrere große, jetzt meist verfallene Kirchen (darunter die alte, jetzt thurmlose Hauptkirche). Die Zahl der Einwohner, die 1823 noch 37,000 betrug, ist auf kaum 15,000 herabgesunken, meist Kleinhändler oder Landbauer, welche ihre Produkte nach San José bringen. An ihrer Nordseite steht der Vulkan von C. (Irazu), 3250 Meter hoch, mit schönen Viehweiden und einem Gürtel von nordischem Wald am untern Theil, über welchen der mit Lava und Asche bedeckte, noch rauchende Gipfel emporragt, der bei hellem Wetter den großartigen Anblick beider Weltmeere gewährt.

Cartēja (phönikisch: »Doppelstadt«), Stadt in Hispania Baetica, am Fretum Gaditanum (Straße von Gibraltar), von den Phönikern gegründet, 171 v. Chr. von 4000 röm. Soldaten kolonisirt. Im Bürgerkrieg war es Flottenstation des Cnejus Pompejus. Heute bezeichnet der Trümmerhügel El Rocadillo, westlich von Gibraltar, seine Stelle.

Carteret (spr. tär-), Philipp, brit. Seefahrer und Entdeckungsreisender, verließ 22. Aug. 1766 als Kapitän des Schiffs »Swallow« zugleich mit Wallis Plymouth, um an einer Südpolarfahrt theilzunehmen. In der Magelhaensstraße blieb die Swallow hinter den übrigen Schiffen zurück und setzte ihre Entdeckungsreise nun allein fort. Nachdem C. vergeblich nach der von Roggeveen entdeckten Osterinsel gesucht, fand er 2. Juli 1767 die damals noch unbewohnte Pitcairninsel und streifte dann auf seiner weitern Fahrt den damals noch unberührten südlichen Rand der Paumotuinseln. Er suchte nun nach den Salomonen, stieß dabei auf den von den Spaniern entdeckten Santa Cruz-Archipel, welchen er sogleich erkannte, an dem er aber vorüberfuhr. Obgleich er auf der weitern Fahrt die Carteretinseln, die Gowereilande, sowie die kleinen Inseln fand, welche jetzt Carteretschwarm heißen, so berührte er doch nicht, obgleich er nahe daran vorübereilte, die Kette der hohen Salomonen, sondern gerieth 29. Aug. an die Küste von Neu-Britannien. Glücklicher als Dampier erkannte er, daß diese Doppelinsel eine Durchfahrt, die nach ihm benannte Carteretstraße besitze, nach deren Erforschung er den Namen Neu-Britannien auf die südliche Insel beschränkte, die nördliche aber Neu-Irland nannte. Endlich stieß er auch noch bei seiner Fahrt nach den Philippinen, die er 28. Okt. 1767 erreichte, auf die bisher unberührt gebliebenen Admiralitätsinseln. Am 20. Febr. 1769 landete er wieder in England. Vgl. Hawkesworth, Discoveries in the Southern Hemisphere (Lond. 1773).

Cartesius, Renatus, s. Descartes.

Carthage (spr. tarthedsch), Hauptort der Grafschaft Hancock im nordamerikan. Staat Illinois, östlich von Keokuk, mit einer 1871 eröffneten kirchlichen Lehranstalt der Lutheraner und (1870) 2448 Einw., darunter 150 Deutsche (meist Ostfriesen).

Carthāmus *L.* (Färberdistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, einjährige, den Disteln nahverwandte Gewächse mit Blütenkörbchen, welche nur röhrige Zwitterblüten enthalten, und mit kantigem Samen ohne Samenkrone. C. tinctorius *L.* (Saflor, wilder Safran, Bürstenkraut) wird 1—1,5 Meter hoch, hat ovale, dornige, gezähnte Blätter und an den Enden der Aeste stehende, anfangs gelbe, dann orangegelbe Blüten. Das Vaterland der Pflanze ist unbekannt, sie befindet sich jedenfalls seit sehr langer Zeit in Kultur und wird noch jetzt in Indien, China und anderen Theilen Asiens, in Aegypten und Südeuropa gebaut; sie findet sich dort überall verwildert, auch noch in Krain, und wird bei uns in Gärten als Zierpflanze gezogen. Die getrockneten Blüten kommen als Saflor in den Handel; aus den Samen gewinnt man ein gutes Brennöl, welches namentlich in Aegypten und Algerien und Indien viel benutzt wird; es dient auch als Speiseöl, wirkt aber purgirend; es läßt sich gut verseifen, die Ausbeute soll 18 Proc. betragen. Früher waren Samen und Blüten auch als Purgirmittel gebräuchlich. Vgl. Tafel »Farbepflanzen« und Art. Saflor.

Cartier (spr. -tjeh), Jacques, berühmter franz. Seefahrer, geb. 31. Dec. 1494, wurde von König Franz I. von Frankreich zum Kommandeur einer Expedition zur Erforschung der westlichen Halbkugel ernannt und fuhr 22. April 1534 mit zwei Schiffen von St. Malo aus. Er entdeckte die Küste von Labrador, von der er im Namen Frankreichs Besitz nahm, segelte dann weiter nördlich und gelangte bis in die Gaspébai, wo er zum Zeichen der Besitzergrei-

fung ein hölzernes Kreuz mit dem Wappen Frankreichs errichtete. Auf einer zweiten Expedition, die er im Mai 1535 mit drei Schiffen unternahm, segelte er den St. Lorenzstrom hinauf, kam 2. Okt. zu einer Indianeransiedlung, Hochelaga, der er den Namen Mont Royal gab, und traf im Juli 1536 wieder in der Heimat ein, wo er indessen vergeblich auf die Wichtigkeit der von ihm entdeckten Gegenden aufmerksam machte. Auf einer dritten Expedition (1541) besuchte er Hochelaga zum zweitenmal, sah sich aber wegen Mangels an Lebensmitteln bald zur Rückkehr gezwungen. Er lebte seitdem zurückgezogen in St. Malo; sein Todesjahr ist unbekannt.

Cartmel, Marktstadt in der engl. Grafschaft Lancashire, mit engen krummen Straßen, inmitten von steilen Bergen, und 5300 Einw. In der Nähe eine große Baumwollspinnerei und 4 Kilom. davon Holy Well, eine Mineralquelle.

Carton (franz., m., spr. -tóng), Pappe, Pappendeckel ꝛc., s. Karton.

Cartouche (f., franz., spr. -tuhsch), eigentlich Rolle, dann die Randverzierung (Schönleiste, Schnitzwerk) auf Plänen, Wappen, Landkarten ꝛc., welche die Aufschrift, Titel ꝛc. enthält, oft in der Form einer halb aufgerollten Rolle. Vor Zeiten wandte man auf diese Verzierung viel Mühe und Kunst, und die Cartouches stellten oft ganze Landschaften und allegorische Figuren dar; neuerdings hat man diese Sitte wieder hier und da nachzuahmen gesucht. Auch heißt C. auf Münzen die mit allerlei Schnörkeln, besonders mit Laubwerk verzierte Einfassung um einen Schild, einen Namenszug, eine Inschrift. Im Geschützwesen heißt C. die Patrone der Geschütze, welche die Pulverladung und bei den alten Kanonen mit glattem Lauf auch einen hölzernen Spiegel und die eiserne Vollkugel enthält. Cartouchebeutel heißt die aus Papier, Etamin, Rohseide oder Wolle gefertigte Hülse, welche bei den Papiercartouchen zugeklebt, bei den aus Zeug gefertigten aber in einem »Kropf« zugewürgt wird; Cartouchenadel die oben mit einem Handgriff versehene, unten meist dreikantig zugespitzte Nadel, mit welcher die in das Geschütz eingesetzte C. durch das Zündloch durchgestochen wird, damit die Schlagröhre durch die so geschaffene Oeffnung das Pulver entzünden kann. In einigen Armeen, wie in der preußischen, nennt man auch die an einem Bandelier über der linken Schulter getragene Patrontasche der Kavallerie C. (franz. giberne).

Cartouche (spr. -tuhsch), Louis Dominique, berüchtigter Dieb und Gauner, geb. 1693 zu Paris, Sohn eines Weinschenken, zeigte schon in früher Jugend entschiedenen Hang zu Diebereien, gerieth, aus dem väterlichen Haus verstoßen, unter eine Gaunerbande in der Normandie und wurde dann Anführer einer zahlreichen Bande in und um Paris, über die er die unumschränkteste despotische Gewalt ausübte. Kühn trotzte er der Polizei, zeigte sich auf öffentlichen Plätzen, besuchte die Schauspiele und selbst vornehme Gesellschaften. Diebstähle und Mordthaten nahmen aber endlich so überhand, daß das Parlament und der Kriegsminister im Verein mit der Polizei alles zu Cartouche's Verhaftung aufboten. Von einem seiner Vertrauten verrathen, wurde er 6. Okt. 1721 in einer Schenke ergriffen und ins Châtelet gebracht. Sein Proceß wurde durch das Parlament vor die Kammer von Tournelle gezogen. Im Gefängnis wie vor seinen Richtern zeigte er kaltes Blut und eine unzerstörbare Ruhe. Auf der Folter nannte er weder seinen Namen, noch Verbrechen oder Mitschuldige. Ein Parlamentsurtheil verurtheilte ihn zum Tod durch das Rad. Als er auf dem Schafott nach allen Seiten des Grèveplatzes hinspähte und nur Henkersknechte und Soldaten, aber keine Genossen zu seiner Befreiung wahrnahm, ließ er sich in das Stadthaus zurückführen, gestand alles ein und nannte eine Unzahl von Mitschuldigen, darunter viele Damen und bekannte Edelleute. Hierauf erlitt er mit kaltem Muth die Strafe des Rades. Maler, Kupferstecher, Bänkelsänger wetteiferten, seinen Namen zu verewigen. Noch während des Processes brachten ihn Legrand und Riccoboni auf die Bühne. Vgl. »Histoire de la vie et du procès du fameux C.« (deutsch, Kopenh. 1767); »Neuer Pitaval«, Bd. 13 (Leipz. 1848).

Cartwright (spr. kártreit), 1) John, engl. Publicist und Politiker, geb. 1740 zu Marsham in Nottinghamshire, trat in den Seedienst und wurde im Krieg gegen Frankreich Leutnant. Vor Ausbruch des amerikanischen Kriegs wurde er Major bei der Miliz der Grafschaft Nottingham. 1775 erschien von ihm »American independence the glory and interest of Great Britain«; dann folgten Flugschriften ähnlichen Inhalts. 1780 gründete C. mit John Jebb, Granville, Sharpe ꝛc. die Society for Constitutional Information (Gesellschaft für konstitutionelle Belehrung), und die französische Revolution gab ihm Veranlassung, in dem »Commonwealth in danger« (1795) seine politischen Meinungen entschieden auszusprechen. Eifrig agitirte er für Parlamentsreform; wegen seines Antheils an den damaligen Volksversammlungen entfernte man ihn 1793 von seinem Majorsposten. Nun lebte C. ganz der Politik. Energisch und erfolgreich trat er gegen den Sklavenhandel auf. Seit 1810 lebte er in London. Nach dem Aufstand in Manchester nahm er an einer Volksversammlung in Birmingham Antheil, wurde 1821 deshalb der Theilnahme an einer Verschwörung für schuldig erklärt und um 100 Pfd. Sterl. bestraft. Er starb 13. Sept. 1824. Seine politischen Schriften füllen 52 Bände; aus allen spricht ein edler Geist, doch in etwas unbehülflichem Gewand. Vgl. »The life and correspondence of Major C.« (Lond. 1826, 2 Bde.).

2) Edmund, berühmter engl. Mechaniker, Bruder des vorigen, geb. 24. April 1743 zu Marsham in Nottinghamshire, bildete sich in Oxford zum geistlichen Stand, fungirte 1785—96 als Pfarrer in Doncaster, wurde dann Pfarrer in Goadley Merewood in Leicestershire und später Präbendarius in Lincoln. Später ließ er sich in London nieder und starb 30. Okt. 1823 in Hastings. Seinem Erfindungsgeist verdankt das Maschinenwesen vielfache Verbesserungen. Ohne Kenntnis von der üblichen Weberei zu haben, versuchte er 1784 die Konstruktion eines Kraftstuhls, und als der Versuch mißlang, studirte er den Stuhl und die Arbeitsweise der Handweber und brachte dann 1786 eine bessere Maschine zu Stande, die er 1787 und 1788 weiter vervollkommnete. Er gründete 1787 eine Weberei zu Doncaster und arbeitete daselbst mit 20 seiner mechanischen Stühle, welche er seit 1789 durch eine Dampfmaschine trieb. Der Kraftstuhl muß aber den damaligen praktischen Anforderungen nicht entsprochen haben, denn die Fabrik arbeitete mit Schaden und ging 1793 ein. Im Jahr 1789 konstruirte C. eine Flachsbrechmaschine, 1790 eine Flachsschwingmaschine, und während der Jahre 1789—92 nahm er vier Patente für eine mehrmals veränderte Woll-

kämmmaschine, ohne aber dieselbe in einen praktisch brauchbaren Zustand bringen zu können. Immerhin war dies der erste Versuch, eine solche Maschine zu konstruiren. C. hat sich auch bemüht, eine direkt wirkende Dampfmaschine zu entwerfen; er erfand eine Maschine, welche von zwei Menschen getreten, bedeutende Lasten schnell fortschafft, und beschäftigte sich auch mit der Bewegung von Wagen und Schiffen durch Dampf. Auch als Dichter und Schriftsteller trat er in seiner Jugend auf und erwarb sich durch die Ballade »Armyne and Elvira« literarischen Ruf.

Carum *L.* (Kümmel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, glatte, meist ausdauernde Kräuter mit dicker Wurzel, fiederschnittigen, vielspaltigen Blättern, weißen Blüten mit verwischtem Kelchsaum und eingebogenem Mittelläppchen der Blumenblätter und länglicher fünfrippiger Frucht mit einstriemigen Thälchen. Ueber die wichtigste Art C. carvi s. Kümmel. C. Bulbocastanum *Koch* (Kastanienkümmel, Erdkastanie), mit aufrechtem, gestreiftem, 60 Centim. hohem Stengel, doppelt bis dreifach gefiederten Blättern, zwei- bis dreilappigen Blättchen, linealisch spitzigen Läppchen, gipfelständiger Dolde und verlängerten elliptischen Früchten, wächst in Süd- und Westeuropa auf Aeckern und Weinbergen, in Deutschland vorzüglich am Rhein. Die Wurzelknollen (Radices Bulbocastani, Erdkastanien, Erdnüsse) sind ziemlich wie eine Nuß gestaltet, aber unförmlich, mit vielen Zasern, braun, inwendig weiß und meblig, und werden im südlichen Europa gekocht und geröstet wie Kastanien genossen. Die Samen gebraucht man statt des Kümmels, die jungen Blätter statt der Petersilie.

Carus (lat.), lieb, theuer; im Superlativ in der Anrede: mi carissime, mein Theuerster.

Carus, M. Aurelius, oder nach einem Brief von ihm selbst Manlius Aurelianus, röm. Kaiser 282 n. Chr., von ungewisser Herkunft, war unter Kaiser Probus Praefectus praetorio (Oberster der Leibwache) und wurde nach Ermordung seines Herrn von den Soldaten zum Kaiser erhoben. Nachdem er seine Söhne Carinus und Numerianus zu Cäsaren ernannt und die Sarmaten gedemüthigt hatte, zog er mit Numerianus gegen die Perser, unterwarf Mesopotamien und eroberte Ktesiphon. Aber schon 283 starb er in seinem Lager jenseits des Tigris, angeblich in seinem Zelt vom Blitz getödtet.

Carus, 1) Karl Gustav, berühmter Arzt und Physiolog, geb. 3. Jan. 1789 zu Leipzig, besuchte daselbst seit 1804 die Universität, um sich durch ein tieferes Eindringen in die Chemie die Mittel zu einem großartigen Betrieb seines väterlichen Geschäfts, einer großen Färberei, zu erwerben, wurde jedoch durch die anatomischen Vorlesungen ganz für die medicinischen Wissenschaften gewonnen. Er habilitirte sich 1811 als Privatdocent und begann seine akademische Thätigkeit mit Vorlesungen über vergleichende Anatomie. Später wandte er besondere Aufmerksamkeit der Entbindungskunst, sowie der Behandlung der Frauenkrankheiten zu. Im Krieg von 1813 übernahm er die Direktion des französischen Spitals zu Pfaffendorf bei Leipzig und folgte 1815 nach der Reorganisation der chirurgisch-medicinischen Akademie zu Dresden dem Ruf dahin als Professor der Entbindungskunst und Direktor der geburtshülflichen Klinik, bis er 1827 königlicher Leibarzt wurde und den Titel eines Hof- und Medicinalraths erhielt. Im Jahr 1862 erwählte ihn die königl. Leopoldinisch-Karolinische Akademie zum Präsidenten. Er starb 28. Juli 1869 in Dresden. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Versuch einer Darstellung des Nervensystems« (Leipz. 1814); »Lehrbuch der Zootomie« (das. 1818; 2. Aufl. 1834); »Lehrbuch der Gynäkologie« (das. 1820; 3. Aufl. 1838, 2 Bde.); »Die Lehre von Schwangerschaft und Geburt« (das. 1822—24, 2 Thle.); »Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie« (das. 1826—55, 9 Hefte, in Verbindung mit Ed. d'Alton, auch mit lat. Text); »Grundzüge zur vergleichenden Anatomie« (Dresd. 1828, 3 Bde.); »System der Physiologie« (Dresd. 1838—40, 3 Bde.; 2. Aufl., Leipz. 1848—49, 2 Bde.); »Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Kranioskopie« (Stuttg. 1841); »Atlas der Kranioskopie, oder Abbildungen der Schädel- und Antlitzformen berühmter oder sonst merkwürdiger Personen« (Leipz. 1843, Heft 1); »Ueber Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand bei verschiedenen Personen« (Stuttg. 1846); »Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwickelung« (Leipz. 1849); das an die Stelle der früheren »Vorlesungen über Psychologie« (Leipz. 1831) getretene Werk: »Psyche, zur Entwickelungsgeschichte der Seele« (Pforzh. 1846; 3. Aufl., Stuttg. 1860), dem alsbald »Physis, zur Geschichte des leiblichen Lebens« (das. 1851) folgte; »Symbolik der menschlichen Gestalt« (Leipz. 1853; 2. Aufl. 1858); »Proportionslehre des menschlichen Körpers« (das 1854); »Ueber Lebensmagnetismus« (das. 1857); »Organon der Erkenntnis der Natur und des Geistes« (das. 1856); »Natur und Idee« (Wien 1861); »Die Lebenskunst nach den Inschriften des Tempels zu Delphi« (Dresd. 1863); »Neuer Atlas der Kranioskopie« (2. Aufl., Leipz. 1864); »Ueber die typisch gewordenen Abbildungen menschlicher Kopfformen« (Jena 1863); »Ueber den Schädelbau des Philosophen Krause« (Dresd. 1865); »Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Thierwelt« (Wien 1866). Seinem freundschaftlichen Verkehr mit Goethe entsprangen die Schriften: »Goethe. Zu dessen näherem Verständnis« (Leipz. 1843), »Briefe über Goethe's Faust« (Heft 1, Vorwort und 3 Briefe enthaltend, das. 1835), »Goethe und seine Bedeutung für diese und die künftige Zeit« (Festrede, Dresd. 1849), dem sich ein größeres Buch unter demselben Titel (Wien 1863) anschloß, ꝛc. Auch als Künstler hat C. im Feld der Landschaftsmalerei ausgezeichnetes geleistet. Seine Bilder tragen alle den Stempel der technischen Vollendung und zeigen den genialen Künstler. Auch hat er die 6 Tafeln zur Darstellung des Nervensystems gestochen und die 20 Tafeln zum Lehrbuch der Zootomie radirt. Als Kunstschriftsteller hat er sich hervorgethan durch seine »Briefe über die Landschaftsmalerei« (Leipz. 1831; 2. Aufl. 1835) und die »Betrachtungen und Gedanken vor auserwählten Bildern der Dresdener Gallerie« (Dresd. 1867). In seinen letzten Lebensjahren veröffentlichte er noch seine »Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten« (Leipz. 1865—66, 4 Bde.).

2) Julius Victor, namhafter Zoolog, geb. 25. Aug. 1823 zu Leipzig, Sohn des Professors der Chirurgie zu Dorpat Ernst August C. (gest. 26. März 1854 zu Berlin), studirte seit 1841 in Leipzig Medicin und Chirurgie, ward 1846 Assistenzarzt am Georgenhospital daselbst, ging 1849 nach Würzburg, dann nach Freiburg i. B. und im Herbst desselben

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Jahres als Konservator des vergleichend-anatomischen Museums nach Orford. Im Jahr 1851 habilitirte er sich in Leipzig und erhielt hier 1853 die Professur der vergleichenden Anatomie und die Direktion der zootomischen Sammlung daselbst; den Winter 1858—59 brachte er zum Behuf zoologischer und vergleichend-anatomischer Arbeiten in Messina zu; im Sommer 1873 und 1874 hielt er an der Universität Edinburg Vorlesungen über Zoologie, infolge des an ihn ergangenen Rufs zur Vertretung des die Expedition des »Challenger« leitenden Professors Wyville Thomsen. C. schrieb: »Zur nähern Kenntnis des Generationswechsels« (Leipz. 1849); »System der thierischen Morphologie« (das. 1853); »Icones zootomicae« (das. 1857); »Ueber die Werthbestimmung zoologischer Merkmale« (das. 1854); »Ueber die Leptocephaliden« (das. 1861); »Handbuch der Zoologie« (mit Gerstäcker, welcher die Gliederthiere bearbeitete, das. 1863 ff.); »Geschichte der Zoologie« (Münch. 1872); außerdem gab er mit Engelmann die »Bibliotheca zoologica« (Leipz. 1861, 2 Bde.) heraus und übersetzte Lewes' »Physiologie« (das. 1860), desselben Verfassers »Aristoteles« (das. 1866), sowie Darwins epochemachende Schriften: »Ueber das Variiren der Pflanzen und Thiere« (2. Aufl., Stuttg. 1873, 2 Bde.) und »Ueber die Entstehung der Arten ꝛc.« nach der 6. englischen umgearbeiteten Auflage (5. Aufl., das. 1872), »Die Abstammung des Menschen« (2. Aufl., das. 1872, 2 Bde.), »Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen« (das. 1872).

Carutti di Cantogno (spr. -tónnjo), Domenico, ital. Staatsmann, geb. 16. Nov. 1821 in Cumiana, widmete sich in Garigliano, Pinerolo, Turin und Pisa rechtswissenschaftlichen Studien und nebenbei der Literatur, trat Anfang 1849 unter Gioberti als Attaché des Ministeriums des Auswärtigen in den Staatsdienst, ward 1850 Untersekretär, 1853 Sektionschef im Ministerium, 1855 Vorstand der Direktion der Angelegenheiten Italiens, 1857 Mitglied der Deputation für die historischen Studien an der Akademie zu Turin und Sekretär des Consiglio contenzioso diplomatico. Er ging 1858 in specieller Mission nach London, ward Anfang 1859 von Cavour in die Direktion des Ministeriums des Auswärtigen berufen und nach dem Frieden von Villafranca Generalsekretär. 1860 ins Parlament gewählt, betheiligte er sich an den wichtigsten Fragen der auswärtigen Politik Italiens, ging 1862 als Ministerresident nach dem Haag, ward 1864 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Italiens daselbst akkreditirt und bekleidete diesen Posten, bis er 1869 zum Staatsrath ernannt ward. Nachdem er noch in jungen Jahren einige Erzählungen (»Massimo«, »Altieri Edoardo«) veröffentlicht, verfaßte er eine nationale Tragödie »Velinda«, welche auf dem königlichen Theater zu Turin zur Aufführung kam, und gab 1849 Gedichte unter dem Titel »Addio« heraus. Er schrieb noch »Dei principii del governo libero« (1852); »La cour de Turin et les traités de 1815« (Flor. 1870) u. a.

Carvajal (spr. -wachál), 1) Juan de, röm. Kardinal, Legat der Päpste Eugen IV. und Nikolaus V. bei den Unterhandlungen, durch welche das Koncil von Basel lahm gelegt wurde. C. war schon bei den Besprechungen thätig, welche 1440 zu Mainz zwischen den Abgeordneten des Koncils und den Legaten des Papstes stattfanden, und vollendete 1448 das Werk des gewandten Aeneas Sylvius, indem er mit Kaiser Friedrich III. das Wiener oder Aschaffenburger Konkordat abschloß, durch welches die Arbeit des Baseler Koncils vereitelt wurde und Deutschland in die kirchliche Abhängigkeit vom Papst zurücksank.

2) Thomas José Gonzalez, span. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 21. Dec. 1753 zu Sevilla, studirte daselbst die Rechte, machte sich im Verwaltungsfach und in der Philologie literarisch bekannt, wurde 1790 Official in dem Finanzsekretariat für Indien und dann in dem für Spanien und 1795 Intendant der in der Sierra Morena und in Andalusien neu angelegten Kolonien, zog sich aber 1807 nach Sevilla zurück. Bei der Erhebung gegen Napoleon trat er 1809 als Intendant in das Patriotenheer, ward 1812 Präsident der Finanzjunta und 1813 Staatssekretär des Finanzministeriums, später auf seinen Wunsch Direktor der Studien von San Isidoro. Wegen Errichtung einer Lehrkanzel für konstitutionelles Recht 1815 in Sevilla konfinirt, lebte er seinen Studien, bis ihn die Revolution von 1820 auf seinen frühern Posten zurückrief. Noch 1820 ward er Mitglied der Censurjunta, 1821 Staatsrath. Die Gegenrevolution von 1823 vertrieb ihn wiederum auf vier Jahre aus Madrid, wohin er erst 1827 zurückkehren durfte. 1829 übertrug man ihm die Zusammenstellung der Verordnungen im Militärverpflegungsfach. 1833 wurde er Mitglied des obersten Kriegsraths und 1834 des Raths von Spanien und Indien in der Abtheilung des Kriegs, bald darauf zum Procer des Reichs ernannt. Er starb 9. Nov. 1834. Als Schriftsteller zeichnete sich C. nicht bloß im Fach der Militärökonomie aus, sondern erwarb sich auch europäischen Ruf durch seine metrische Uebersetzung der poetischen Bücher der Bibel, wozu er noch im 54. Lebensjahr hebräisch lernte (»Los salmos«, Valencia 1819, 5 Bde., u. öfter; »Los libros poeticos de la Santa Biblia«, das. 1827, 6 Bde.). Seine »Opusculos inéditos en prosa y verso« erschienen zu Madrid 1847 in 13 Bänden.

Carvalho (spr. -wálju), José da Silva, portug. Minister, geb. 19. Dec. 1782 zu Castelbranco in der Provinz Beira, studirte zu Coimbra die Rechte, erhielt aber, wegen seiner freisinnigen Richtung zurückgesetzt und selbst verfolgt, erst 1810 eine kleine Anstellung als Richter. Dafür wählte man ihn 1814 zum Juiz das orphaos (Patron der Waisenkinder) in Oporto, zugleich war er Berichterstatter bei den Kriegsgerichten der Provinz. Hiermit begann seine politische Laufbahn. Mit Fernandez Thomas plante er seit 1817 die Befreiung des Vaterlandes, und 24. Aug. 1820 brach die Revolution in Oporto aus. C. ward Mitglied und Sekretär der provisorischen Regenz und 1821 Mitglied der von den Cortes eingesetzten Regentschaft. Johann VI., welcher Juni 1821 die Regierung übernahm, erhob C. zum Präsidenten der Lissaboner Municipalität und bald darauf zum Justizminister, in welcher Stellung er bis zur Kontrerevolution 1823 blieb. Damals floh C. nach England und lebte hier in kümmerlichen Umständen. Als Dom Pedro die konstitutionelle Charte gegeben, kehrte C. nach Portugal zurück, erhielt jedoch keine Anstellung. Nach dem Staatsstreich Dom Miguels (1828) floh er wieder nach England. Nach Dom Pedro's Rückkehr nach Europa gewann ihn C. in Cherbourg 1831 für die Befreiung Portugals, wurde Mitglied des Vormundschaftsraths für die Königin, schaffte in London die nöthigen Geldmittel, begleitete dann Dom Pedro nach der

Insel Terceira zur Organisation der Expedition und wurde nach der Landung in Portugal Direktor der Civilverwaltung bei der Armee und Präsident des Tribunals der Justiz und des Kriegs. Im December 1832 übernahm er das Finanzministerium. Er brachte die Expedition des Herzogs von Terceira nach Algarbien zu Stande, welche für die Sache Dom Pedro's entscheidend wurde, und bewirkte die Befreiung Portugals von Dom Miguel. Als Finanzminister machte er sich durch eine Reihe von Reformen sehr verdient und stellte den Staatskredit wieder her. Als er mitten im glücklichsten Streben für Portugals Wiederaufblühen durch Intriguen im Nov. 1835 mit dem Ministerium Saldanha gestürzt wurde, verminderte sich sofort der Staatskredit, die Fonds sanken, und man mußte wenige Monate nachher C. abermals die Finanzen übergeben. Als die Revolution vom 10. Sept. 1836 zu Gunsten der Konstitution von 1820 ihn wieder stürzte, zog er sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurück, betheiligte sich aber bei der unglücklichen Gegenrevolution vom 4. Nov. 1836, mußte nach England fliehen und kehrte erst auf die von der Königin ausgesprochene Amnestie hin nach Portugal zurück. Obgleich verleumdet und von der Menge sogar am Leben bedroht, hielt C. furchtlos in Portugal aus, war an der Herstellung der pedristischen Charte durch die Empörung zu Oporto 1842 betheiligt und trat wieder in den Staatsrath. Er starb 3. Febr. 1845.

Carver (spr. kärw'r), Jonathan, engl. Reisender, 1732 zu Sittwater in Neuengland geboren, wohnte bis 1762 allen Kriegsbegebenheiten bei, welche Kanada's Schicksal entschieden, und nahm als Hauptmann seinen Abschied, um die im Pariser Frieden an England abgetretenen kanadischen Landstriche zu bereisen. Nach Zurücklegung von 5200 Kilom. gelangte er bis an die Anthonyfälle des Mississippi. Mit seinen vollständig ausgearbeiteten Tagebüchern eilte er nach London, erntete aber nur Undank und starb verkannt und vergessen daselbst 31. Jan. 1780 in Armut. Seine für die Kunde Amerika's wichtige Reisebeschreibung erschien unter dem Titel »Travels through the interior parts of North-America in the years 1766—68« (Lond. 1778; 3. Aufl., daf. 1779; deutsch, Hamb. 1780).

Carvin (C. Epinoy, spr. »wäng epinoa), Stadt im franz. Departement Pas de Calais, Arrondissement Béthune, in fruchtbarer Ebene gelegen, Station der Nordbahn (Paris-Lille), mit (1872) 7024 Einw., betreibt Fabrikation von Zucker, Oel, Essig, Branntwein, Stärke ꝛc., Leinweberei, Gießerei und unterhält lebhafte Vieh- und Getreidemärkte. In der Nähe Steinkohlengruben. Zu einer alten Kapelle daselbst findet jährlich zu Pfingsten eine starke Wallfahrt von Schäfern statt.

Cary, Alice, nordamerikan. Dichterin, geb. 1830 im Staat Ohio als Sprößling einer alten, eingewanderten Hugenottenfamilie, neigte frühzeitig zum Spiritualismus hin und veröffentlichte 1851 die erste Reihe ihrer »Clovernook Papers«, Charakterskizzen und Beobachtungen aus dem Alltagsleben, die vielen Beifall fanden. Eine zweite Serie (1833) hatte gleichen Erfolg, ebenso ihre »Clovernook Children« (1854), Erzählungen für kleine Kinder, die sich bald einbürgerten. Eine Sammlung ihrer Gedichte »Lyra and other poems« (1853) erlebte schon nach zwei Jahren eine neue und vermehrte Auflage. Außerdem schrieb sie die Romane »Hagar« (1852), »Married, not mated« (1856) und »The bishop's son« (1857), sowie »Pictures on country-life« (1859), ein Werk, das auch im Ausland die rühmlichste Anerkennung fand. Ihre späteren Schriften sind: »Lyrics and hymns« (1860); »The lover's diary« (1867); »Snow berries for young folks« (1868) u. a. C. lebte mit ihrer Schwester Phöbe seit 1850 in New York, wo ihr Haus einen Sammelplatz der literarischen Notabilitäten bildete. Vgl. »Memorial of Alice and Phoebe C.« (1873).

Carya *Nutt.* (Hickorynuß), Pflanzengattung aus der Familie der Juglandeen, nordamerikanische Bäume mit unpaarig gefiederten Blättern, in Kätzchen gestellten männlichen und einzeln stehenden weiblichen Blüten und einer Steinfrucht mit vierkantiger Kernschale. Sie bilden stattliche Waldbäume mit zähem, schwerem Holz, welches aber der Witterung wenig widersteht und dem Angriff der Insekten so sehr ausgesetzt ist, daß es nur in besonderen Fällen, wo seine Zähigkeit und Elasticität besondern Werth haben, verwendbar ist. C. olivaeformis *Marsh.* (C. illinoensis *Wangenh.*), ein 20 Meter hoher Baum am Ohio, Mississippi, in Oberlouisiana ꝛc., mit 46 Centim. langen, gefiederten Blättern und länglich viereckigen Früchten mit 37 Millim. langen, dünnschaligen Nüssen (Pecan nuts, Illinoisnüsse), deren Kern sehr schmackhaft ist, daher diese Nüsse einen bedeutenden Handelsartikel ausmachen. Das daraus gewonnene Oel wird in Amerika in der Medicin und Haushaltung wie unser Nußöl gebraucht. C. alba *Mill.*, ein an 22 Meter hoher Baum in den östlichen und mittleren Staaten Nordamerika's mit bis 52 Centim. langen Blättern und ziemlich großen rundlichen Früchten mit sehr starker Nußschale, liefert die sogen. Berirnüsse (Mockernuts), wie sie wegen des schwierig herauszubekommenden, sonst aber wohlschmeckenden Kerns genannt werden. Das Holz ist minder fein als unser Nußholz, hart, schwer, wenig glänzend, aber zäh und dauerhaft. C. ovata *Mill.* (echte Hickory), aus den östlichen Staaten Nordamerika's, mit sehr großen 21—23 Centim. langen Blättchen, trägt eine ziemlich große, vierfurchige Frucht mit etwas zusammengedrückter Nuß, welche als Hickory in den Handel kommt und gern gegessen wird. Bittere Nüsse tragen C. aquatica *Nutt.* und C. amara *Nutt.*, beide in Nord- und Südcarolina und Georgia.

Caryocar *L.* (Mandelahorn), Pflanzengattung aus der Familie der Rhizoboleen, südamerikanische Bäume mit immergrünen dreizähligen und gefingerten Blättern, in Trauben stehenden Blüten und großen, aus vier verwachsenen Nüssen bestehenden Früchten. C. butyrosum *Willd.* (Pekea butyrosa *Aubl.*, Butterahorn), mit fünfzähligen, oval-lanzettförmigen Blättern und weißen, in Büscheln vereinigten Blüten, trägt pflaumenartige, wallnußgroße Früchte mit gelbem, butterartigem Fleisch und nierenförmigen, borstigen Nüssen mit süßem, sehr schmackhaftem Kern, die einen bedeutenden Handelsartikel bilden (Pekeanüsse); der Baum findet sich in Guayana und Brasilien häufig in den Wäldern, wird aber auch angepflanzt, erreicht 25 Meter Höhe und hat röthliches, hartes, zum Schiffbau taugliches Holz. C. glabrum *Pers.* (Saouari glabra *Aubl.*), mit dreizähligen, 10 Centim. langen, spitzovalen Blättern und hühnereigroßen Pflaumenfrüchten mit grünlichem süßen Mus, das wie Butter zergeht, und sehr harten, borstigen Nüssen mit schmackhaftem, Oel gebendem Kern, die ebenfalls

in den Handel kommen, wird an 25 Meter hoch, 1,25 Meter dick und findet sich sowohl wild in den Wäldern Guayana's, als auch angepflanzt. C. amygdaliferum *Cav.*, mit dreizähligen Blättern, in büschelförmigen Endtrauben vereinigten grünlichgelben Blüten, 5 Centim. langen, grünen, gefleckten Früchten mit je 4 zwetschengroßen, nierenförmigen Nüssen, wächst in den Wäldern von Santa Fé de Bogota. Die Nüsse sind wegen ihres sehr wohlschmeckenden Kerns ein gesuchter Handelsartikel, stehen aber, da der Baum nicht häufig vorkommt, hoch im Preis. C. nuciferum *L.*, mit purpurrothen Blüten und großen Früchten, deren Nüsse ölreiche, schmackhafte Kerne enthalten (Souari oder Butternüsse), wächst als hoher Baum in Guayana und hat ein hartes, festes Holz, welches als Bauholz und zu Kähnen benutzt wird.

Caryophylleae, s. Karyophylleen.

Caryophyllinae, s. Karyophyllinen.

Caryophyllus *L.* (Gewürznelkenbaum), gräcisirte Form des arabischen oder persischen Karanfal (Nelke), vielleicht auch abstammend vom indischen Karakaphulla (Granatblüte), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen mit der Art C. aromaticus *L.* (s. Tafel »Gewürzpflanzen«). Dies ist ein Baum von 9—12 Meter Höhe mit niedrigem Stamm und kegel- oder pyramidenförmiger, aus zahlreichen ruthenförmigen, sehr hartholzigen Aesten gebildeter Krone, meist paarig, übers Kreuz stehenden, fein punktirten, etwa 10 Centim. langen, eilanzettlichen, spitzigen, am Grund keilig in den Blattstiel übergehenden Blättern und auf dreigabeligen Stielen stehenden, zusammen eine Trugdolde bildenden Blüten. Diese bestehen aus einem prächtig rothen, gerundet vierkantigen, unterständigen Fruchtknoten mit 4 kurzen fleischigen, auseinander fahrenden Kelchlappen und 4 mit letzteren abwechselnden, rein weißen Blumenblättern. Letztere sind kugelförmig zusammengeneigt und schließen die Geschlechtsorgane ein. Die als Knospen gebrochenen Blüten färben sich in wenigen Stunden braun und bilden getrocknet die bekannten Gewürznelken (Gewürznägelein, Kreidnelken, Caryophylli aromatici, Clavi aromatici). Der Baum ist vom 10., 11. oder 12. Jahr bis zum 24., nach anderen Angaben bis zum 50. und 60., am ertragfähigsten, soll aber ein noch höheres Alter erreichen. Ein Baum liefert 3 bis 3,5 Kilogr., bisweilen das doppelte. Die Gewürznelken schmecken feurig aromatisch, und zwar weit stärker als die übrigen Organe des Baums, welche gleichfalls ätherisches Oel enthalten. Zur Zeit der Ernte findet sich letzteres am reichlichsten in den Gewürznelken, in jüngerem Zustand riechen sie feiner und milder, aber nach dem Aufblühen nimmt das Aroma an Quantität und Qualität ab. Gewöhnlich enthalten Gewürznelken 16—18 Proc., sehr gute 25 Proc. ätherisches Oel, außerdem sehr viel Gerbsäure (17 Proc.), Gummi, Harz 2c. Der Gewürznelkenbaum scheint auf den Molukken, vorzüglich Amboina, vielleicht auch noch auf Gilolo und Neuguinea heimisch gewesen zu sein. Jetzt wird er auf den Maskarenen, auf Penang, Sumatra, Jamaica, in Cayenne, auf Trinidad, in Brasilien, Ostafrika und in anderen Tropenländern kultivirt. Von den Handelssorten sind die Gewürznelken von Amboina die schönsten. Diese werden in der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft in den Auktionen zu Amsterdam, Rotterdam 2c. verkauft. Am häufigsten findet sich im Handel die bedeutend dunklere und dünnere Sansibarnelke, die zweitbeste Sorte; Cayenne- und Bourbonnelken sind kleiner und ölärmer. Die Gesammtproduktion wird auf 1 Mill. Kilogr. geschätzt, doch werden außerdem große Quantitäten in den Heimatsländern auf ätherisches Oel verarbeitet, und bisweilen kommen solche ihres Oels beraubte Nelken in den Handel. Gute Nelken müssen beim Drücken mit dem Nagel reichlich Oel hervortreten lassen. Als Nelkenstiele oder Nelkenholz (Stipites caryophyllorum, Fusti) sind die wohlfeilen Blütenstiele der Gewürznelken im Handel; sie schmecken noch kräftig aromatisch, enthalten 4—5 Proc. ätherisches Oel und werden gewöhnlich den als Pulver in den Handel zu bringenden Gewürznelken beigemischt. Die Gewürznelken wachsen am Baum zu einfächerigen, einsamigen, trockenen Beeren aus, welche noch vom Kelch gekrönt sind, aber eine dick cylindrische oder bauchig keulenförmige Gestalt haben; sie sind 2,5 Centim. lang, mehr grau- als nelkenbraun, werden kurz vor der völligen Reife gesammelt und kommen als Mutternelken (Anthophylli) in den Handel. Sie schmecken bei weitem weniger aromatisch als die Nelkenstiele. Man benutzt die Gewürznelken als Gewürz, zu Parfümerien und Likören, in der Medicin als mild adstringirendes, stark gewürzhaftes, die Thätigkeit des Nerven- und Gefäßsystems anregendes Mittel, bei lässiger Verdauung, Appetitlosigkeit, Lähmungen, auch zu Zahntinkturen, Mundwässern, Kräuterkissen, aromatischen Bädern 2c. Die Mutternelken dienen nur zu abergläubischen Zwecken, als sympathetisches Mittel 2c., in den Tropenländern werden sie in Zucker eingemacht. Ob die Gewürznelken im Alterthum bekannt gewesen sind, ist ungewiß; die Angabe, daß Caillaud eine ägyptische Mumie mit einem Halsband aus Nelken gefunden habe, steht vereinzelt da, und das Caryophyllon des Plinius (XII, 15) ist wohl kaum mit Sicherheit auf die Gewürznelken zu beziehen. Dagegen werden Gewürznelken in einem Zolltarif der römischen Kaiser genannt und von den griechischen Aerzten des 6. und 7. Jahrh., z. B. von Aetius, Trallianus und Paulus Aegineta, unzweideutig erwähnt, auch später von den arabischen Aerzten viel gebraucht, so daß sie im Mittelalter in Europa wohl gekannt und hoch geschätzt waren. Den Gewürznelkenbaum erwähnt Marco Polo (1272) in einem Land Caindu, welches vermuthlich im Stromgebiet des Irawadi zu suchen ist. Nach der Besitznahme der Molukken durch die Portugiesen 1524 kamen die Nelken reichlicher nach Europa, und als später 1599 die Holländer sich in ausschließlichen Besitz jener Inseln setzten, monopolisirten sie die Kultur und den Handel mit diesem Gewürz mit allen Härten ihrer Handelspolitik. Sie vernichteten überall, außer auf Amboina, die Bäume, verboten allen Handel mit anderen Völkern und überlieferten die übrigbleibenden Vorräthe den Flammen, damit das Gewürz nicht im Preis falle. Auf Amboina selbst wurde die Zahl der Bäume auf 500,000 begrenzt. Die Producenten mußten ihre Ernten zu festbestimmten, sehr niedrigen Preisen in die öffentlichen Vorrathshäuser abliefern. Im Jahr 1714 wurden in Holland 217,713 Kilogr. Gewürznelken versteigert. Im Jahr 1769—71 gelang es dem franz. Intendanten von Bourbon und Ile de France, Poivre, den Nelkenbaum dorthin zu verpflanzen. Auch in Cayenne pflanzte man seit 1779 den Baum an, ebenso auf Martinique, St. Vincent, Domingo, Trinidad. Neuerlich hat sich die Kultur desselben

noch weiter ausgebreitet und ist besonders auf Sansibar seit 1830 sehr bedeutend geworden Auf Amboina, wo 450,000 Bäume 1856 über 300,000 Kilogr. Nelken, im folgenden Jahr aber nur noch 80,000 Kilogr. lieferten, ist die Kultur im Verfall, ebenso auf Bourbon, dessen Ernte von fast 0,75 Mill. Kilogr. im Jahr 1849 auf 21,000 Kilogr. gesunken ist.

Caryopsis (griech.), s. v. w. Schalfrüchtchen (s. Achene).

Caryota *L.* (Brennpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, Bäume mit oft sehr hohen, ringförmig genarbten Stämmen, doppelt gefiederten Blättern mit keilförmigen, schief ausgezackten Segmenten und nickenden Blütenkolben, deren Aehren oft in Büscheln wie Pferdeschweife herabhängen. Die Blüten sind einhäusig, die runden röthlichen Beeren enthalten oft nur einen Samenkern und sauren Saft. Die Caryota's blühen nur einmal, der erste Kolben erscheint oben am Gipfel, und wenn er verblüht ist, entwickelt sich eine andere, bis dahin ruhende Blütenknospe tiefer am Stamm. So folgen die Blüten von oben nach unten, und wenn der letzte Kolben am Fuß des Stamms erscheint, stirbt die oft mächtige Pflanze ab. C. urens *L.* ist ein in Ostindien und auf den Inseln des Indischen Archipels einheimischer Baum mit bis 12,5 Meter hohem Stamm, der in der Jugend ganz von den vertrockneten Blattscheiden umgeben ist, im Alter aber glatt wird und naß dem daran Hinaufkletternden Brennen verursacht. Die doppeltgefiederten Blätter sind bis 6 Meter lang und bis 4 Meter breit. Aus den Blatthüllenfasern, crin végétal (zum Theil), black fibre, Kittul genannt, fertigt man sehr starke Stricke, Bürsten, Besen, Körbe, Hüte ꝛc., auch dienen sie zum Polstern. Das sehr feste Holz dient als Zimmer- und Nutzholz. Aus den unentwickelten männlichen Blütenkolben fließt nach dem Anschneiden eine Menge Saft, aus welchem man Palmwein und Palmzucker (Jaggery) gewinnt. Das mehlhaltige Mark alter Stämme, woraus man Grütze und Brod bereitet, soll dem besten Sago nicht nachstehen. Die jungen Blattriebe werden als Kohl genossen. Das Fleisch der Früchte schmeckt brennend, fast ätzend scharf. C. urens und noch mehr C. Cumingii *Lodd.* sind sehr empfehlenswerthe und harte Zimmerpflanzen (s. Tafel »Palmen II«).

Cas (franz., m., spr. ka), Fall; en c., im Fall, z. B. de mort, des Todes; le c. posé, gesetzten Falls; s. En tout cas.

Casa (lat., ital. u. span., f.), Hütte, Haus, besonders Landhaus; C. santa (ital., spr. ssánta), das heilige Haus der Jungfrau Maria zu Loretto.

Casa, Giovanni della, einer der ausgezeichnetsten Prosaiker, Redner und Lyriker in lat. und ital. Sprache, geb. 28. Juni 1503 in Mugello bei Florenz aus einer altadligen Familie, widmete sich zu Bologna und Padua der schönen Literatur und Rechtswissenschaft, genoß zu Florenz Bandinelli's Unterricht in der Dichtkunst, begab sich dann nach Rom und erwarb sich vorzüglich hier seine reichen philologischen Kenntnisse. Nachdem er 1538 Weltgeistlicher geworden, ging er als apostolischer Kommissär nach Florenz und trat in die dort eben erst gestiftete Akademie. Papst Paul III. ernannte ihn zum Clerico der apostolischen Kammer und bald darauf zum Erzbischof von Benevent und sandte ihn als Nuntius nach Venedig, um die stolze Republik zu bewegen, dem Bündnis des Papstes, der Schweizer und Heinrichs II. von Frankreich gegen Kaiser Karl V. beizutreten. C. schrieb zu diesem Zweck zwei Reden »por la lega«, die aber ohne Wirkung blieben. Unter Papst Julius III. lebte er im Venetianischen den Wissenschaften und der Dichtkunst. Erst Paul IV. berief ihn wieder nach Rom und ernannte ihn zum Geheimen Staatssekretär. Er starb 14. Nov. 1556. Casa's Dichtungen sind weder aus der Fülle des Herzens, noch aus der des Genie's entsprungen, zeichnen sich aber durch eine gewisse Neuheit des Ausdrucks sowohl in Diktion wie im Versbau, durch eine Fülle geistreicher Bilder und origineller Vergleichungen aus, was ihnen eine nicht geringe Frische verleiht. Seine Prosa, in lateinischer wie in italienischer Sprache, ist elegant und korrekt. Sein Hauptwerk ist das Sittenbüchlein: »Galateo, trattato de' costumi« (herausgeg. von Tommaseo, Mail. 1825), zum Unterricht eines jungen vornehmen Herrn verfaßt. Diesem schließt sich an: »Trattato degli uffici communi tra gli amici superiori e inferiori«, ursprünglich lateinisch geschrieben. In den Reden war ihm Cicero, in den Briefen Plinius der Jüngere Vorbild. Ferner schrieb er das Leben der Kardinäle Bembo und Contarini und lieferte Uebersetzungen aus Platon und Thukydides. Seine sämmtlichen Werke erschienen zuerst Florenz 1707, 3 Bde.; in neuerer Zeit in den »Classici italiani« (Mail. 1806, 4 Bde.).

Casabianca, François Xavier, Comte de, franz. Staatsmann, geb. 1796 zu Nizza, studirte die Rechte und ward Advokat am Appellationshof zu Bastia. Im Jahr 1836 vom Departement der Rhönemündungen in die Deputirtenkammer gewählt, hielt er sich als Verwandter der Familie Bonaparte zur Opposition, und 1848 war er einer der fünf Stellvertreter, welche von Corsica in die Nationalversammlung gewählt wurden. Hier trat er in das Komité für die Marine und zeigte sich anfangs als gemäßigter Republikaner, nahm aber später als Bonapartist im Centrum Platz. Im Kabinet vom 26. Okt. 1851 ward er Handels- und Ackerbau- und nach vier Wochen Finanzminister, billigte den Staatsstreich vom 2. Dec., ward Mitglied der konsultativen Kommission und bei der Ministerveränderung vom 22. Jan. 1852 Ministerpräsident ohne Portefeuille, als welcher er sogleich das Deportationsgesetz beantragte, im Juli 1852 Graf, dann Senatsmitglied. 1864 wurde er Generalprokurator beim Rechnungshof, von welchem Posten ihn der Fall des zweiten Kaiserreichs vertrieb.

Casalanza, Dorf in der ital. Provinz Neapel, merkwürdig durch die 1815 hier abgeschlossene Konvention, infolge deren Neapel den Oesterreichern übergeben wurde und der österreichische General Bianchi den Titel Herzog von C. erhielt.

Casale (das, ital. m., Mehrzahl Casali), Vorwerk, Weiler, Villa, überhaupt Name der Nebenortschaften größerer ital. Städte, die, obwohl abgesondert liegend, zur Hauptstadt mitgerechnet werden. In der Campagna di Roma heißen C. eine Art Meiereien, d. h. einzelne jämmerliche, an eine alte Ruine gelehnte oder aus den Trümmern irgend eines alten Tempels konstruirte Hütten.

Casale Monferrato, Kreisstadt in der italienischen Provinz Alessandria, auf lieblichen Hügeln rechts am Po, Sitz eines Bischofs, eines Unterpräfekten, eines Appellhofs und anderer Behörden, hat eine große Kathedrale (ein 1107 geweihter, interessanter romanischer Bau mit fünf kreuzgewölbten Schiffen, großer Vorhalle und einer reichgeschmückten

Marmorkapelle, 1808 vollendet), mehrere andere Kirchen (z. B. San Domenico, ein schöner Renaissancebau von 1513, mit den Gräbern der Paläologenfürsten), schöne Privatpaläste (z. B. San Giorgio della Valle, mit Fresken von Giuglio Romano), verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, ein Lyceum u. Gymnasium, eine Notariats- und eine technische Schule, ein geistliches Seminar, ein Theater und (1871) 27,514 Einw., die namentlich lebhafte Seidenindustrie unterhalten. Die Stadt war lange einer der festesten Plätze Italiens; jetzt sind nur Trümmer der Festungswerke vorhanden. Beim Bau des Kastells, das 1469 gegründet wurde, fand man in der Erde die berühmte Tabula Isiaca (ein Reliefbild vom Isisdienst), sowie Büsten aus der Römerzeit (des Antoninus Pius, der Sabina ꝛc.) und zahlreiche römische Münzen. C. ward 730 von dem longobardischen König Luitprand an der Stelle des alten Bodincomagus erbaut, und Kaiser Otto II. erhob die Landschaft zu einem Marquisat. Im Jahr 1474 wurde C. Bisthum und Sitz der Grafen von Montferrat (s. d.) und kam nach deren Aussterben an Mantua. In den Jahren 1629, 1630 und 1640 belagerten es die Spanier vergeblich und gewannen es erst 1652, gaben es jedoch bald wieder an Savoyen zurück; 1681 wurde es an Frankreich verkauft und 1695 von den Alliirten erobert und geschleift. Nachdem es die Franzosen 1703 wieder befestigt hatten, verloren sie es schon 1706 abermals an Savoyen. Auch in dem österreichischen Erbfolgekrieg wie in dem franz. Revolutionskrieg wird C. oft erwähnt.

Casalmaggiore (spr. -maddschohre), Kreisstadt in der ital. Provinz Cremona, am Po, mit einer Brücke und prächtigen Dammarbeiten, hat 5000 (als Gemeinde 1871: 16,090) Einw., welche Thonwaaren (Majolika), Glas, Leder bereiten. Die Umgegend ist fruchtbar an Wein, Getreide, Hanf ꝛc. Das ehemalige Fürstenthum C. war im Besitz der Marchesen von Salvaterra. Francesco Sforza besiegte hier 1448 die venetianische Flottille.

Casamanca (Cazamance), ein Küstenfluß in Senegambien, entspringt am Nordwestabhang des Gebirges in Futa Dschiallon und mündet, einen großen Meeresarm bildend, südlich vom Gambia unter 13° 32′ nördl. Br. Die Einfahrt ist stark versandet und schwierig, jedoch bei Hochflut für Schiffe von 5 Meter Tiefgang passirbar. Am C. liegen die Faktoreien Carabane und Zinghichor, letzteres noch im Besitz der Portugiesen, und 130 Kilom. landeinwärts das für den Handel mit Erdnüssen wichtige Sedhiou.

Casamicciola (spr. -mitschola), sehr besuchter ital. Badeort auf der Insel Ischia, malerisch in einem üppig angebauten Thälchen im N. des steilen Epomeo, der von hier aus bestiegen wird, gelegen, wegen seiner trefflichen Thermen »die Königin der Bäder« genannt, mit zweckmäßig eingerichteten Badeanstalten, Kursälen und Hotels, einem Spital und (1871) 3953 Einw. Die Hauptquelle, wie die anderen ca. 1 Kilom. vom Ort in einer Schlucht am Fuß des Epomeo entspringend, ist der Gurgitello (»Strudel«, mit 50—60° C.), der neben brodelnder freier Kohlensäure in 1 Liter 3 Gramm Kochsalz, 3 Gr. kohlensaures Natron, 1 Gr. schwefelsaures Natron und etwas Jod enthält und wie die meisten Thermen Ischia's gegen Rheumatismus, Gicht, skrophulöse Anschwellungen, Schußwunden, Karies und Paralysen, sowie gegen nervöse Verstimmung der Frauen gebraucht wird. Andere Quellen sind die kochsalzreichere Quelle del Cappone (»Kapaunenquelle«), die für die Augen als heilsam gerühmte Acqua di bagno fresco (mit 30° C.), die Spenna polastro von 65° (viel zum Hühnerabbrühen benutzt) und die Cociva von 72° C., die meist als Kochwasser dient. Die Saison dauert von Juni bis Mitte September.

Casanova, 1) Giovanni Jac. de Seingalt, ital. Abenteurer und Schriftsteller, geb. 2. April 1725 zu Venedig, stammte nach seiner eigenen Angabe aus dem Geschlecht der Palafox. Er erhielt den ersten Unterricht in Padua, machte hier sehr rasche Fortschritte, wurde aber auch in eine unzeitige Liebschaft gezogen, die ihm den Glauben an weibliche Treue und Sittenreinheit nahm. Er studirte sodann die Rechte. Der Stand seiner Mutter, welche Schauspielerin war, wie sein gefälliges Auftreten verschafften ihm Zutritt in den Cirkel eines alten Senators, Malpieri, wo nach der Mode der Zeit Zügellosigkeit und Esprit die Herrschaft führten. Seine Salonberedsamkeit schien ihn der Gesellschaft zum Geistlichen zu empfehlen, und nachdem er vom Patriarchen die niederen Weihen empfangen, predigte er mit Beifall; als er aber in seiner zweiten Predigt stecken blieb, war ihm die Kanzel auf immer verleidet. Der ungebundene Geistliche schwärmte nun von Liebschaft zu Liebschaft. Nachdem er wegen toller Streiche einige Tage im Fort St. André gefangen gesessen, fand er nach manchen Kreuz- und Querzügen in Rom bei dem angesehenen Kardinal Aquaviva ein Unterkommen als Sekretär. Hier selbst dem Papst Benedikt XIV. nicht unbemerkt geblieben, wurde er wegen Begünstigung der Entführung eines Mädchens vom Kardinal entlassen und mit Empfehlungen nach Konstantinopel versehen. Aber schon in Ancona fesselten ihn Liebschaften, und bald darauf gerieth er mehrmals in Gefangenschaft der Spanier und Oesterreicher, welche sich damals in Italien bekriegten. Endlich nahm er als Fähnrich venetianische Kriegsdienste und begleitete 1743 den Gesandten Venier nach Konstantinopel. Hier gewann ihm eine religiöse Unterhaltung mit dem edlen und weisen Jussuf Ali dessen Zuneigung dergestalt, daß derselbe ihm seine reizende Tochter Zelmi zur Gattin anbot. Aber in dem feurigen Jüngling brauste Abenteuerlust; er segelte reich beschenkt nach Korfu, wo sein Regiment lag, und spielte daselbst erst eine glänzende Rolle, verlor aber bald durch liederliches, ausschweifendes Leben alle Achtung. Tief verschuldet und ohne Mittel reiste er nach Venedig zurück, erhielt den gesuchten Abschied mit 100 Zechinen Sold und spielte arm und unbeachtet die Geige im Theater St. Samuel. Hier gewann er die Gunst eines reichen Senators durch erfolgreiche Dienstleistung bei einem Schlaganfall, von welchem derselbe auf einer Gondel betroffen worden, und ward sogar von demselben adoptirt. Allein neue Thorheiten trieben ihn aus Venedig; Mailand, Mantua, Cesena und Parma wurden nun die Tummelplätze seiner Leidenschaften. Unter anderem lebte er hier mit einer reichen und vornehmen Französin, bis deren Verwandte das Verhältnis lösten. Wir finden ihn sodann zu Venedig, zu Paris und wieder in Venedig bei Liebe oder Spiel, bis ihn hier der Rath der Zehner wegen einiger ihm nicht angedeuteten Vergehungen einzog und in das Gefängnis der Bleikammern warf. Nachdem er sich nach einer schweren Haft von 15 Monaten mit ebenso großer Kühnheit als List selbst

befreit hatte, warf er sich 1756 in Paris allen Zerstreuungen und Lüsten in die Arme. Finanzielle und magische Künste erwarben ihm Ansehen und Reichthum. In Paris war es auch, wo er während seines langen Aufenthalts im Umgang mit den angesehensten Männern und Frauen des Tags (Herzog von Choiseul, Crebillon, Pompadour ꝛc.) den freien Blick in das Getriebe des Staats und der Politik gewann, von dem seine Schriften zeugen. Von neuem aber unternahm er eine große Abenteurerfahrt über Stuttgart, Zürich, Solothurn, Bern, Lausanne, wo er Haller und Voltaire besuchte, durch Savoyen, über Grenoble, Avignon, Marseille, Toulon, Nizza, Genua, Livorno, Pisa, Florenz, wo man ihn auswies, Rom, wo ihn der Papst zum Ritter vom goldenen Sporn schlug, nach Neapel. Hier hielt er sich längere Zeit auf und kehrte dann über Florenz, Bologna, Parma, Turin ꝛc. nach Paris zurück. Abwechselnd lebte er hierauf in Paris, Süddeutschland, der Schweiz und London, ging dann nach Berlin, wurde Friedrich II. vorgestellt, fand jedoch keineswegs Behagen an der ihm zugedachten Gouverneurstelle bei der Kadettenanstalt und begab sich über Riga nach Petersburg. Hier wußte er sich Katharina II. bemerkbar zu machen, und die Vermuthung ist nicht zu kühn, daß er Eindruck auf die Kaiserin und dadurch sein Glück zu machen hoffte. Doch darin getäuscht, begab er sich nach Warschau, lernte hier den König Poniatowski persönlich kennen und konnte mit Zuversicht einer glänzenden Stellung entgegensehen, als ein Pistolenduell mit dem Kronmarschall Branicki alle seine Hoffnungen vernichtete. Nach einem kurzen Aufenthalt bei seiner Mutter in Dresden reiste er über Prag nach Wien und, da ihm hier die Sittenpolizei ein längeres Verweilen untersagte, über München, Augsburg, Ludwigsburg, Aachen nach Paris, wo ihn eine Lettre de cachet zur eiligsten Flucht nach Spanien 1767 nöthigte. Auch in Madrid warteten seiner höchst anziehende Abenteuer und merkwürdige Bekanntschaften. Von hier bald verwiesen, begab er sich über Barcelona und Montpellier nach Air, wo er Cagliostro kennen lernte, in welchem er schon damals den Betrüger erkannte. Aufs neue wurden Rom, Neapel, 1774 wieder Venedig, welcher Republik er insgeheim Dienste erwiesen haben mochte, und sodann wieder Paris das Ziel seiner Wanderung. Hier schließen seine Memoiren, aber des Prinzen Karl de Ligne Mittheilungen geben die nöthigen Ergänzungen. C. sprach einst zu Paris an der Tafel des venetianischen Gesandten über Kabbala und Alchemie mit einer so empfehlenden Sicherheit, daß ihn der anwesende Graf von Waldstein aus Dux in Böhmen mit sich nahm. So lebte C., da das Alter seiner Abenteuerlust endlich ein Ziel setzte, seit 1788 auf dem Schloß Dux als Bibliothekar und widmete seine Muße wissenschaftlicher Beschäftigung und dem Niederschreiben seiner Memoiren. Er starb zu Dux 4. Juni 1798. C. war ein Mann von vielem Geist, scharf gezeichnetem Charakter und umfassenden Kenntnissen. Seine »Mémoires, écrits par lui-même« erschienen Leipz. 1828—38, 12 Bde. (neuere Ausg. Par. 1843, 4 Bde.; Brüssel 1859, 8 Bde.; deutsch im Auszug, das. 1822—28, 12 Bde.; vollständig übersetzt von Buhl, Berlin 1850—51, 18 Bde., und von L. von Alvensleben, Dessau 1864—66, 17 Bde.). Sie sind voll dramatischen Interesses, hinreißend, launig erzählt, mit philosophischen Ansichten und neuen, mitunter selbst erhabenen Reflexionen erfüllt. Der grenzenlose Cynismus derselben schmälert allerdings ihren künstlerischen Werth. Dennoch aber bleiben sie für die Kenntnis der Sitten jener Zeit von großer Wichtigkeit. Was Casanova's übrige Schriften betrifft, so zeugen auch sie von dem glücklichsten Gedächtnis, dem hellsten Verstand und den vielseitigsten Kenntnissen. Wir nennen: »Istoria delle turbulenze della Polonia dalla morte di Elisabetta Petrowna fino alla pace fra la Russia e la Porta ottomana« (Graz 1774, 3 Theile); »Dell' Iliade di Omero, tradotta in ottave rime« (Veneb. 1778, 4 Bde.); »Histoire de ma fuite des prisons de la république de Venise, qu'on appelle les plombs« (Prag 1788, neue Ausg., auch deutsch, Halle 1823); »Icosaméron, ou histoire d'Édouard et d'Elisabeth, qui passèrent quatre-vingt ans chez les Mégamicres« (das. 1788—1800, 5 Bde.); »Solution du problème déliaque démontrée« (Dresd. 1790); »Corollaire à la duplication de l'hexaèdre, donné à Dux en Bohème« (das. 1790). Vgl. Barthold, Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Casanova's Memoiren (Berl. 1846, 2 Bde.).

2) Giovanni oder Giov. Battista, namhafter Maler, Bruder des vorigen, geb. 1722 zu Venedig, kam jung nach Dresden und lernte unter L. de Sylvestre und Dietrich die Malerei. Im Jahr 1752 reiste er mit dem berühmten Mengs nach Rom und bildete sich zum guten Künstler, so daß Reiffenstein, Angelika Kauffmann und Winckelmann sich Unterricht von ihm geben ließen. Letzterem zeichnete er alle Platten zu seinen »Monumenti antichi«. Von seinen Zeichnungen befinden sich viele in Deutschland und England. Im Jahr 1764 als Professor und Direktor der Akademie nach Dresden berufen, starb er hier 10. Dec. 1795. Er schrieb auch einen Kursus der theoretischen Malerei in italienischer Sprache.

3) Francesco, berühmt als Schlachten-, Landschafts- und Marinemaler, Bruder der beiden vorigen, geb. 1727 (nach anderen 1732) zu London, lernte die Historienmalerei bei Simoni zu Florenz, widmete sich aber in der Folge in Paris als Mitglied der Akademie der Pferde- und namentlich der Schlachtenmalerei, worin er sich Bourguignon und Bloemen zum Muster nahm. Durch Diderots strenge Kritik aus Paris vertrieben, begab er sich nach Dresden, wo ihm ein großes Gemälde, das er für die Gallerie verfertigte, viele Bestellungen verschaffte, später nach Wien. Hier malte er für die Kaiserin Katharina II. die Siege der Russen über die Türken. Er starb 8. Juli 1805 in der Brühl bei Wien. In Casanova's Schlachtgemälden spricht sich nur die nackte Wirklichkeit, nie eine ideale Bedeutung aus, und die Einheit des Ganzen geht im Gewühl der Schlacht verloren. Dennoch gefiel er, besonders in England, durch sein Feuer und den Effekt großer entgegengesetzter Massen von Licht und Schatten. Unter seinen Werken stehen voran die Bestürmung von Oczakow und Hannibals Uebergang über die Alpen. Er hat auch verschiedene Stücke radirt; beträchtlich ist aber die Zahl der nach seinen Zeichnungen und Gemälden von anderen Künstlern gestochenen Blätter.

Cásares, Stadt in der span. Provinz Malaga (Andalusien), im Thal des Flusses Genal, mit kalten Mineralquellen nebst Badeanstalten und 4450 Einw.

Casas, Bartolomeo de las, s. Las Casas.

Casáti, Gabrio, Graf, geb. 2. Aug. 1798 in Mailand, Bruder der heldenmüthigen Teresa Gonfalonieri, der Frau des Märtyrers vom Spielberg, studirte zu Pavia die Rechte. An den revolutionären Bewegungen von 1821 nahm er selbst keinen direkten Antheil, ging aber 1824 nach Wien, um für seinen Schwager um Gnade zu bitten. 1837 zum Podestà von Mailand ernannt, bekleidete er diesen schwierigen Posten bis 1848, für die ital. Nationalität mehrfache Zugeständnisse erwirkend. An dem Aufstand vom März 1848 betheiligte er sich selbst, wurde 20. März zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt und wirkte in dieser Eigenschaft für die Vereinigung mit Piemont. Vom 27. Juli bis 23. Aug. 1848 war er Präsident des Fusionsministeriums in Turin. Nach der Katastrophe von Novara blieb er in Piemont, wurde zum Senator ernannt, bekleidete 1859 die Stelle eines Unterrichtsministers, später 4 Jahre lang das Präsidium des Senats, legte dasselbe nieder und verlebte den Rest seines Lebens, von Geschäften zurückgezogen, in seiner Vaterstadt Mailand, wo er 16. Nov. 1873 starb.

Casaubon (spr. -sobong), Isaac, einer der gelehrtesten Philologen und Theologen seiner Zeit, geb. 18. Febr. 1559 zu Genf, wurde von seinem Vater, einem reformirten Prediger und franz. Refugié, unterrichtet, studirte 1578 in Genf, ward 1583 Lehrer des Griechischen daselbst, verheirathete sich 1585 mit einer Tochter von H. Stephanus, nahm 1596 eine Professur zu Montpellier an, legte sie aber schon nach zwei Jahren nieder und ging auf Einladung des Königs Heinrich IV. nach Paris, um eine Professur an der dortigen Universität anzutreten, die ihm aber aus Religionshaß vorenthalten wurde, daher ihm der König eine Bibliothekarstelle gab. Nach Heinrichs IV. Ermordung fühlte sich C. so unsicher in Paris, daß er eine Einladung Jakobs I. von England gern annahm. Hier setzte er in sorgenfreier Lage seine literarische Wirksamkeit bis an seinen Tod, 1. Juli 1604, fort. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur seine »Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas libri XV« (Lyon 1600, 1612, 1654; Leipz. 1796—1843, 3 Bde.), seinen reichhaltigen Kommentar zu den »Scriptores Historiae Augustae« (Par. 1603), die gründliche Untersuchung »De satyrica Graecorum poesi et Romanorum Satira libri II« (das. 1605, neue Ausgabe, Halle 1774), die Schrift »De libertate ecclesiastica« (unvollendet) und die »Exercitationes de rebus sacris et ecclesiasticis contra Baronium«, die ihrer Zeit großes Aufsehen erregten. Von dauerndem Werth sind seine Ausgaben des Diogenes Laërtios, Aristoteles, Theophrast, Sueton, Persius, Polybios, Theokrit, Strabon, Dionysios von Halikarnaß und Athenäos. Seine zahlreichen Briefe, von J. Fr. Gronov gesammelt zuerst Haag 1638, gab am besten Janson ab Almeloveen (Rotterd. 1709, mit Biographie) heraus. Vgl. Russel, Ephemerides J. Casaubonii (Orf. 1850, 2 Bde.); Nisard, Le triumvirat littéraire au XVI. siècle (Par. 1852); Jacobi, Aus dem Leben des J. C. (Berl. 1854); Vial, C. (Programm, Hersf. 1866); Pattison, Isaac C. (Lond. 1874).

Cascina (spr. kaschina), Ort in der ital. Provinz Pisa, am Arno, Station der Eisenbahn von Florenz nach Pisa, mit Mauern und Thürmen, ist Mittelpunkt einer Gemeinde von 23 Ortschaften mit (1871) 19,604 Einw. und denkwürdig durch die Niederlage, welche 29. Juli 1364 die Söldner Pisa's durch die Florentiner unter Galeotto Malatesta erlitten.

Caselli, Jean, Abbé, gelehrter Italiener, geb. 25. Mai 1815 in Siena, bildete sich in Florenz, wurde daselbst Mitglied des Athenäums und trat 1863 in den geistlichen Stand. Im Jahr 1849 wegen seiner politischen Thätigkeit aus Parma ausgewiesen, ging er wieder nach Florenz und widmete sich nun ganz der Wissenschaft, besonders der Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus. Mit Hülfe seines Bruders Ludovico C., eines bekannten Mechanikers, konstruirte er die Apparate und Maschinen, deren er zu seinen Arbeiten bedurfte. Im Jahr 1854 begründete er das Journal »La Ricreazione« zur Verbreitung physikalischer Kenntnisse im Volk, und um diese Zeit konstruirte er auch den nach ihm benannten Pantelegraphen, welcher, 1857 durch Froment in Paris zur Ausführung gebracht und wesentlich vervollkommnet, 1865 zwischen Paris und Lyon und Paris und Havre sowie auch in Rußland in Thätigkeit gesetzt wurde. Dieser Apparat gibt bekanntlich die Schriftzüge, mit welchen die Depesche niedergeschrieben wird, am Ort der Bestimmung in allen ihren Einzelheiten genau wieder. Später beschäftigte sich C. mit der Konstruktion eines elektrischen Motors und führte denselben 1865 auf Kosten des Kaisers Napoleon III. aus.

Casentino, Val, Name des obern Arnothals in Italien, das sich zwischen dem toskanischen Apennin und dem Pratomagno 36 Kilom. weit gegen SO. hinzieht und mit seinem Wälderschmuck, seinem Wasserreichthum und den malerischen alten Städtchen, welche die Höhen krönen, eine reizende, schon von Dante gefeierte Landschaft bildet.

Caserta, Provinz in der ital. Landschaft Kampanien, bis 1871 Terra di Lavoro genannt, 5975 QKilom. (108,5 QM.) groß, mit (1871) 697,403 Einw., grenzt im N. an die Provinzen Aquila und Rom, im W. an das Tyrrhenische Meer, im S. an die Provinz Neapel und im O. an die Provinzen Avellino, Benevent und Campobasso. Der Boden ist durch die Apenninen gebirgig (die gewaltige Gebirgsmasse des Matese von einem Umfang von ca. 74 Kilom. und einer Höhe von 1920 Meter liegt hier), aber sehr gut bewässert (durch den Garigliano, Volturno ꝛc.), überaus fruchtbar und wohlkultivirt, daher man die Provinz, nebst jener von Neapel, insbesondere das »glückliche Kampanien« nennt. Die Bevölkerung betreibt Landwirtschaft (Hauptprodukte: vorzügliches Getreide, Futterkräuter und Hülsenfrüchte in Menge, außerdem Wein, Oliven, Maulbeeren, Hanf, Baumwolle, Pataten, Südfrüchte ꝛc.), Fischerei und mannigfache Gewerbe; die Berge liefern treffliches Bauholz, insbesondere für den Schiffbau, schönen Marmor (bei Mondragona und Petraroja) und Travertin. Die Provinz zerfällt in die 5 Kreise: C., Gaëta, Sora, Piedimonte d'Alife, Nola. — Die Hauptstadt C. liegt 22 Kilom. nördl. von Neapel, am Gebirge und an der Eisenbahn nach Capua, mit 12,000 (als Gemeinde 1871 mit 29,451) Einw., ist Sitz des Präfekten, eines Bischofs und einer Handelskammer und besitzt ein Gymnasium, eine technische Schule und ein Mädchenkonservatorium. Die Stadt ist besonders berühmt durch ihr Schloß, eines der prächtigsten und größten in Europa, dessen Bau 1752 von König Karl III. unter Leitung des Architekten Vanvitelli begonnen wurde. Es hat die Form eines länglichen Vierecks von 242 Meter Länge,

187 Meter Breite und (bei 5 Stockwerken) 38 Meter Höhe. In der Mitte des Gebäudes erhebt sich eine Kuppel und zu beiden Seiten Pavillons. Das große Thor des Haupteingangs führt in einen Portikus von sicilianischem Marmor, welcher, auf 64 Säulen ruhend, das Gebäude in einer Länge von 165 Meter durchschneidet. In der Mitte kreuzt ihn ein Mittelflügel mit zwei anderen Säulendurchgängen, so daß auf diese Weise vier Höfe gebildet werden. Der ganze Marmorreichthum Neapels und Siciliens ist in diesem Riesengebäude mit königlicher Pracht vergeudet, namentlich auch in der gedoppelten Haupttreppe und dem Theater. Zu dem großen Garten, der in den Antico bosco (mit Kastell, immergrünen Eichen, Lorbeern und Ahorn) und den Nuovo bosco (mit engl. Garten, reichem Pflanzenwuchs, Wasserfällen und Wasserwerken) zerfällt, führt ein über 10 Kilom. langer, großartiger Aquädukt, Ponte della Valle genannt, aus der Gegend von Maddaloni, wo er drei Bogenreihen von fast 60 Meter Höhe hat. Nordöstlich von C., in den Bergen, 7 Kilom. entfernt, liegt C. Vecchia mit 2400 Einw. C. war ehedem Hauptort eines gleichnamigen Fürstenthums der Familie Gaëtani; an das königliche Haus wurde es 1749 verkauft; 1805 litt es viel durch ein Erdbeben. Im Jahr 1860 war C. eine Zeitlang Hauptquartier Garibaldi's.

Casérta, Richard von, aus einem neapolitan. Grafengeschlecht, unterstützte den Kaiser Friedrich II. 1243 bei der erfolglosen Belagerung von Viterbo, leistete demselben auch sonst wichtige Dienste im Kampf gegen Innocenz IV., wurde Gemahl von Friedrichs Tochter Violante, zeigte sich aber, um seine Herrschaft über Capua zu retten, im Streit seines Schwagers Manfred gegen Karl von Anjou unzuverlässig und trug so zu Manfreds Niederlage bei Benevent 1266 bei.

Cases, Emanuel Auguste Dieudonné, Graf de las C., s. Las Cases.

Cash, s. Käsch.

Cashel (spr. käschl, Cashell), Stadt in der irischen Grafschaft Tipperary, an der Eisenbahn von Dublin nach Cork, rings an den Abhängen des isolirt aus einer weiten Ebene sich erhebenden Cashelfelsens gelegen, ist Sitz eines katholischen und eines anglikanischen Erzbischofs, hat eine neue Kathedrale in griech. Stil, einen erzbischöflichen Palast mit reicher Bibliothek und (1871) 3976 Einw., welche grobe Wollzeuge, Whisky ꝛc. in den Handel bringen. Den Gipfel des Cashelfelsens krönen die malerischen Ruinen der alten St. Patrikskathedrale, des ersten Christentempels in Irland, und über ihnen steht noch das Monument, das 901 auf dem Grab Cormac M'Culinans errichtet wurde.

Casilinum, im Alterthum Stadt in Kampanien, am Volturnus, unweit Capua, wichtig als Hauptübergangspunkt über den Fluß und berühmt durch den Widerstand, welchen 216 v. Chr. wenig mehr als 1000 Pränestiner und Etrusker von Perusia dem auf Rom vorrückenden Hannibal leisteten, und dem erst Hungersnoth ein Ende machte. In der Nähe täuschte Hannibal den Fabius durch die bekannte List mit den Rindern. Die Stadt wurde im Punischen Krieg arg mitgenommen und war schon zu Plinius' Zeit gänzlich gesunken. Auf ihrer Stätte wurde 856 das heutige Capua gegründet.

Casino (ital.), s. Kasino.

Casino (Cassino), Kloster, s. Monte Cassino.

Casinum, Stadt mit Burg im alten Latium, am Casinus, in höchst fruchtbarer Gegend, von den Römern im Volskerland gegen die Samniten angelegt und mit Soldaten besetzt, später Municipium. Auf der Burg, wo sich jetzt das ehemals berühmte Benediktinerkloster Monte Cassino erhebt, stand ein Tempel des Apollo; einen Theil der alten, wahrscheinlich im 6. Jahrh. von den Longobarden zerstörten Stadt bedeckt das heutige San Germano (s. d.), unterhalb dessen am Fiume Rapido man in einigen Trümmern die Reste von Varro's prächtigem Landhaus, das er selbst eingehend beschreibt, zu erkennen glaubt.

Casius, alter Name eines hohen Gebirges in der gleichnamigen syrischen Landschaft, im S. der Orontesmündung, verbindet den Libanon mit dem Taurus und macht den Anfang des erstern. An seinem Fuß stand ein berühmter Tempel des Zeus, wo im August ein Fest gefeiert wurde; jetzt Dschebel Akrad (»kahles Gebirge«), 1620 Meter hoch.

Caslon (spr. käslön), William, der »Vater der englischen Schriftgießer«, geb. um 1692 zu Cradley in Shropshire, gest. 23. Jan. 1766 zu London, hatte das Geschäft eines Graveurs von Gewehrläufen erlernt und wurde erst von Londoner Buchdruckern seiner großen Geschicklichkeit halber auf den Stempelschnitt hingeleitet. Er begründete seinen Ruf durch den Schnitt arabischer und koptischer Alphabete und schuf dann die englische lateinische Schrift zu den Formen um, wie sie jetzt wieder seit Anfang der sechziger Jahre unter dem unpassenden Namen der Mediaevalschriften Mode geworden sind, nachdem diese Caslon'schen Typen um 1780 durch die von Baskerville (s. d.) eingeführten verdrängt worden waren. Durch C. wurde die englische Buchdruckerei von ihrer Abhängigkeit vom Ausland emancipirt; sie hatte bisher fast alle besseren Typen aus Holland bezogen. Sein Sohn und Enkel setzten das Geschäft fort, und noch heute trägt eine Londoner Schriftgießerei den Namen »Caslon Type Foundry«.

Caspări, Karl Paul, gelehrter Exeget und Kirchenhistoriker, geb. 8. Febr. 1814 zu Dessau, studirte zu Leipzig und Berlin und folgte 1847, nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Leipzig, einem Ruf als Lehrer und Fakultätsmitglied an die Universität zu Christiania, wo er 1857 zum Professor der Theologie ernannt wurde. Er begründete seinen Ruf als Ausleger des Alten Testaments durch seinen Kommentar über den Propheten Obadja (Leipz. 1842) und die »Beiträge zur Einleitung in das Buch Jesaia« (Berl. 1848). Seit seinem Abgang nach Christiania veröffentlichte er die inhaltreichen Untersuchungen »Ueber den syrisch-ephraimitischen Krieg unter Jotham und Ahas« (Christiania 1849), »Ueber Micha und seine prophetische Schrift« (das. 1852) und »Zur Einführung in das Buch Daniel« (Leipz. 1869). Später ward C., einer der tüchtigsten Vertreter deutscher Theologie im germanischen Norden, in das Revisionskomité der norwegischen Bibelübersetzung gewählt. Neben diesen biblischen Arbeiten liegen in seiner Schrift »Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der Glaubensregel« (Christiania 1866—69, 2 Bde.), sowie in seiner mit Uebersetzung, Kommentar und Glossar versehenen Ausgabe von Borhan ed dins »Enchiridion studiosi« (Leipz. 1838) und seiner »Grammatica arabica« (das. 1844—48; 3. Aufl. als »Arabische Grammatik« 1866) verdienstvolle Schriften vor.

Caspe, Stadt in der span. Provinz Saragossa (Aragonien), an der Mündung des Guadeluye in den Ebro, ein wohlhabender Ort, mit einem Schloß und 9400 Einw., welche Fabrikation von Tuch, Hüten, Seife, Branntwein und Handel damit, sowie mit Wolle treiben. C. war lange Zeit in der Gewalt der Saracenen, sodann, nachdem sich 1168 Alfons II. von Aragonien desselben bemächtigt hatte, Eigenthum des Johanniterordens. Im Jahr 1412 wurde hier der Infant Ferdinand von Kastilien zum König von Aragonien ausgerufen.

Casper, Johann Ludwig, medicinischer Schriftsteller, geb. 11. März 1796 zu Berlin, studirte daselbst, sowie zu Göttingen und Halle, habilitirte sich 1820 in Berlin und wurde hier 1825 außerordentlicher Professor der Medicin und zugleich Medicinalrath und Mitglied des Medicinalkollegiums für die Provinz Brandenburg, 1834 Geheimer Medicinalrath und Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen im Ministerium und 1839 ordentlicher Professor. Seit 1841 bekleidete er auch die Stelle eines Gerichtsarztes von Berlin und Direktors der praktischen Unterrichtsanstalt für Staatsarzneikunde an der Universität. Als literarisches Ergebnis aus diesem Amtskreis erschienen von ihm die mit dem größten Beifall aufgenommenen »Gerichtlichen Leichenöffnungen« (Berl. 1851 u. 1853). Er starb 23. Febr. 1864. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Charakteristik der französischen Medicin, mit vergleichendem Hinblick auf die englische« (Leipz. 1822); »Ueber die Verletzungen des Rückenmarks in Hinsicht auf ihr Letalitätsverhältnis« (Berl. 1823); »Beiträge zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde« (das. 1825—35, 2 Bde.), der erste Versuch zur Begründung einer medicinischen Statistik. Das größte Verdienst erwarb sich C. durch sein klassisches Hauptwerk: »Praktisches Handbuch der gerichtlichen Medicin« (Berl. 1856—58, in der 5. Aufl. neu bearbeitet von Liman 1871, nebst Atlas), welches nicht bloß in Deutschland allgemeine Anerkennung fand, sondern auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde. Außerdem erwarb sich C. den Ruf als hervorragende Autorität auf dem Gebiet der medicinischen Statistik durch seine »Denkwürdigkeiten für medicinische Statistik und Staatsarzneikunde« (Berl. 1846). Auch schrieb er »Klinische Novellen zur gerichtlichen Medicin« (das. 1863). Mit Rust redigirte er das »Kritische Repertorium für die gesammte Heilkunde« (Berl. 1823 ff., Bd. 5 ff.), später allein die »Wochenschrift für die gesammte Heilkunde« (das. 1838 ff.) und die »Vierteljahrsschrift für gerichtliche und öffentliche Medicin« (1852—60).

Caspia porta (Caspiae pylae, **kaspische Pforten**), im Alterthum berühmter Engpaß in den Caspii montes, dem nördlichen Grenzgebirge Mediens, 8 Millien lang, führte aus Medien nach Hyrkanien und Parthien, war durch ein Erdbeben in die Felsen gerissen und von Menschenhänden zu einer Straße von eines Wagens Breite umgeschaffen. Links und rechts erhob sich senkrecht das kahle Gebirge. Die Perser hielten ihn mit eisernen Thoren versperrt und mit Mannschaft besetzt. Da diese enge Felsenspalte für die Grenzscheide sowohl des nördlichen und südlichen, als des westlichen und östlichen Asien galt, so berechneten die griechischen Geographen von diesem Punkt aus viele Meridiane. Die C. p. ist wahrscheinlich zwischen Aiwani Keif, südöstlich von Teheran, und dem Fluß Habla Rud zu suchen.

Casquet (franz., m., spr. kaskä), s. **Kaskett.**

Cass (spr. käß), Lewis, amerikan. Staatsmann, geb. 9. Okt. 1782 zu Exeter im Staat Newhampshire, siedelte mit seiner Familie nach Ohio über und studirte die Rechte. Im Jahr 1802 trat er als Anwalt auf, und 4 Jahre später wurde er in die Legislatur des Staats gewählt. Er vereitelte hier Aaron Burrs verrätherischen Plan, die Staaten jenseits der alleghanischen Gebirge von den Vereinigten Staaten zu trennen und Mexiko zu erobern. Nach dem Krieg von 1812, an dem er theilgenommen, wurde er Gouverneur des Territoriums von Michigan. Hier traf er die zweckmäßigsten Vertheidigungsanstalten, stellte nach dem Friedensschluß (1818) eine liberale Verwaltung her, brachte durch sein entschlossenes und doch mildes Auftreten für die Union äußerst günstige Verträge mit den Indianern zu Stande, acquirirte auf diese Weise nach und nach der Republik mehr als 3 Mill. Acker Landes und wußte Feindseligkeiten zwischen den Indianern am Mississippi und den Ansiedlern im Westen beizulegen. Im Jahr 1831 wurde er als entschiedener Anhänger des Präsidenten Jackson zum Kriegsminister ernannt, und 1835 ging er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten nach Paris. Hier gerieth er wegen des von England behaupteten Durchsuchungsrechts mit Guizot und dem Staatssekretär in Washington in eine politisch-literarische Fehde und kehrte daher 1843 nach Amerika zurück. Der Staat Michigan wählte ihn 1845 in den Senat, wo er namentlich Polks Administration während der Dauer des mexikanischen Kriegs gegen die Angriffe der Whigs vertheidigte. Für die nächste Präsidentenwahl von den Demokraten zum Kandidaten aufgestellt, unterlag er gegen den Whig Taylor infolge von Spaltungen in der demokratischen Partei. Schon im nächsten Kongreß nahm er seinen Sitz im Senat wieder ein und trat hier den Kompromißmaßregeln Henry Clay's entschieden bei. Auch das Sklavenauslieferungsgesetz fand in der nächsten Sitzung seine Billigung, obschon er früher in dieser Sache mehr die Ansicht der nördlichen Staaten vertreten hatte. Ueberhaupt that er sich mehr und mehr durch sein Einstehen für die Interessen der Südstaaten und alle Anmaßungen der Sklavenhalter hervor. Im März 1857 ward C. leitender Minister (Staatssekretär) in Buchanans Kabinet und verblieb in dieser Stellung bis zum December 1860. Doch war er hellsehend genug, um am Ende seiner öffentlichen Wirksamkeit die der Union drohende Gefahr zu erkennen. Das Uebergewicht der Secessionisten im Rath des Präsidenten öffnete ihm die Augen. Er gab daher sein Amt auf und zog sich nach Detroit zurück. Während des bald darauf ausbrechenden Kriegs war seine Haltung entschieden unionstreu: in seinem Kreis bot er alle ihm zu Gebote stehende Energie auf, um dem Krieg zu einem für die Union glücklichen Erfolg zu verhelfen. Er starb zu Detroit in Michigan 17. Juni 1866. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: die »Inquiries respecting the history, traditions, language etc. of the Indians living within the United States« (Detroit 1823). Vgl. Smith, Life and times of Lewis C. (New York 1856).

Cassa (ital.), Kasse (s. d.); in c., baar vorräthig; per c. zahlen, in oder mit baarem Geld zahlen.

Cassagnac, s. Granier de Cassagnac.

Cassano, 1) (C. all' Jonio), Stadt in der ital. Provinz Cosenza (Kalabrien), malerisch zwischen Olivenpflanzungen gelegen, Sitz eines Bischofs und einer Prätur mit (1871) 9035 Einw., darunter viele Arnauten. Dabei von der Umgegend sehr besuchte Schwefelbäder und auf dem Hügel, an welchem sich die Stadt hinzieht, eine alte Burg mit prächtiger Aussicht. — 2) (C. di Adda), Stadt in der ital. Provinz Mailand, an der Adda und der Venedig-Mailänder Eisenbahn, welche den Fluß auf einer 143 Meter langen, auf 4319 eingerammten Eichenstämmen ruhenden Brücke mit fünf Bögen überschreitet, hat bedeutende Burgruinen, viele Seidenspinnereien und (1871) 6979 Einw. Der Ort ist merkwürdig durch Schlachten: 16. Aug. 1705, zwischen den Oesterreichern unter dem Prinzen Eugen und den Franzosen unter Vendôme (die einzige Schlacht, welche Prinz Eugen nicht gewann), und 27. April 1799 zwischen den Oesterreichern und Russen unter Suworow und den Franzosen unter Moreau, welche letztere hierauf die Lombardei räumen mußten.

Cassard (spr. -ssar), Jacques, franz. Seeheld, geb. 1672 zu Nantes, zeichnete sich im spanischen Erbfolgekrieg als Kapitän eines Kaperschiffs aus und war als Fregattenkapitän der Schrecken der Engländer, Holländer und Portugiesen, eroberte Surinam und häufte in Martinique eine Beute von 9 Mill. Franken auf. Als er nach dem Krieg eine ihm angebotene Pension ausschlug, dagegen die dem Staat vorgeschossenen 3 Mill. Franken zurückverlangte, wurde er in die Bastille und von da auf das Schloß Ham gebracht, wo er 1740 starb.

Cassas (spr. -ssa), Louis François, franz. Landschaftsmaler und Architekt, geb. 3. Juni 1756 zu Azay le Ferron, Schüler Lagrenée's und le Prince's, kam sehr jung nach Italien und brachte eine kostbare Sammlung von Ansichten nach der Natur zusammen. Hierauf begleitete er den Gesandten Choiseul Gouffier nach Konstantinopel, zeichnete die Monumente und Gegenden von Troas und durchreiste sodann Kleinasien, Palästina, Syrien und einen Theil von Aegypten. Nach seiner Rückkehr wurde er 1816 Inspektor und Professor der Zeichenkunst an der Gobelinmanufaktur zu Paris. Er starb 1. Nov. 1827 zu Versailles. Aus seinem reichen Materialienschatz bereitete C. eine mit Text von de la Porte du Theil begleitete »Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Egypte« vor, von der aber 1799 ff. nur 30 Lieferungen erschienen sind, weil der Gesandte, Graf Gouffier, die Fortsetzung untersagen ließ. Die Originalzeichnungen, nach welchen die Kupfertafeln dazu, wie zu seiner »Voyage historique et pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie« (Par. 1802), gestochen wurden, vortreffliche Oelgemälde, sind jetzt Eigenthum der Nationalbibliothek. In dem Magazin des Instituts befindet sich seine Modellsammlung der schönsten architektonischen Monumente.

Cassel, Paulus Stephanus Selig, deutscher Theolog und Schriftsteller, geb. 27. Febr. 1827 zu Großglogau in Schlesien von jüdischen Eltern, besuchte das Gymnasium zu Schweidnitz, studirte dann zu Berlin vorzugsweise Geschichte (unter Ranke) und führte 1850—56 die Redaktion der Erfurter Zeitung. Nachdem er 1855 zu Büßleben bei Erfurt zum evangelischen Glauben übergetreten, wirkte er mehrere Jahre als Bibliothekar der königl. Bibliothek zu Erfurt, ward zum Sekretär der Erfurter Akademie ernannt und erhielt vom Ministerium den Professortitel. Seit 1859 in Berlin ansässig, wurde er 1866 für den Wahlkreis Teltow-Beeskow-Storkow in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, nach dessen Auflösung (1867) er eine abermalige Erwählung ablehnte, und übernahm bald darauf eine Predigerstelle an der Christuskirche, welche er seitdem bekleidet. Großen Beifall fanden seine öffentlichen Vorträge, die er im Winter 1869—70 über das röm. Koncil und die Geschichte der Päpste, sowie die »Deutschen Reden« (Berl. 1871, 2 Thle.), die er nach Ausbruch des deutsch-franz. Kriegs in Berlin hielt. Von seinen historischen und literargeschichtlichen Arbeiten sind als die wichtigsten zu nennen: »Magyarische Alterthümer« (Berl. 1848); »Ueber thüringische Ortsnamen« (Erfurt 1856—58, 2 Abtheil.); »Eddische Studien« (Weim. 1856); »Erfurt und die Zäunemannin« (Hannov. 1857); »Der Schwan« (3. Aufl., Berl. 1872); »Rose und Nachtigall« (das. 1860); »Die Schwalbe« (das. 1867); »Ueber den goldenen Thron Salomonis« (das. 1867); »Drachenkämpfe« (das. 1869); »Kaiser- und Königsthrone in Geschichte, Symbol und Sage« (das. 1874); »Berlin, sein Name und sein Beruf« (das. 1874) u. a. Außerdem verfaßte er die zu ihrer Zeit viel besprochene politische Schrift »Von Warschau bis Olmütz« (Berl. 1851); »Ueber die dreisprachige sardinische Inschrift« (das. 1864), und eine Reihe gediegener theologischen Werke: »Weihnachten. Ursprünge, Bräuche und Aberglauben« (Berl. 1862), eine an interessanten Notizen reiche Schrift, worin er den eigenthümlich christlichen Charakter der Weihnachtsgebräuche und deren Zusammenhang mit dem jüdischen Alterthum nachzuweisen und die Behauptung, daß Weihnachten nichts anderes als die ins Christliche umgesetzte Wintersonnenwende sei, zu widerlegen sucht; ferner: »Ueber Renans Leben Jesu« (das. 1864); »Die Bücher der Richter und Ruth« (für Lange's »Theologisch-homiletisches Bibelwerk«, Bielefeld 1865); »Sunam. Archiv alttestamentlicher Schriftauslegung« (Berl. 1869); »Altkirchlicher Festkalender« (das. 1869); »Das Evangelium der Söhne Zebedäi« (das. 1870); »Vom Wege nach Damaskus; apologetische Abhandlungen« (Gotha 1874) u. a., sowie die Kinderschriften »Gottfried« und »Briefwechsel Hosianna's mit ihrem Bruder Gottfried«, welche zahlreiche Auflagen erlebten.

Cassel (Montcassel, spr. mongtässell), Stadt im franz. Departement Nord, Arrondissement Hazebrouck, an der nach Dünkirchen führenden Eisenbahn gelegen, auf einem isolirt stehenden Hügel, von welchem man das Meer bis zu den Küsten Englands überblickt, mit vier Kirchen, einem alten Schloß, einem schönen Stadthaus, dem Hôtel de la noble court de C. (einst Sitz der Stände von Flandern, jetzt Mairie), einem Collége, archäologischem Museum, Gerbereien und Färbereien und (1871) 4258 Einw. Die Umgegend gleicht einem Garten, der an Kraft der Vegetation und an Mannigfaltigkeit der Bebauung kaum seines Gleichen hat. C., das alte Castellum Morinorum, ist in späterer Zeit als Kampfplatz von 1071, 1328, 1677 und 1814 bekannt. Es ist auch Geburtsort Vandamme's.

Casselmanns Grün, s. Kupfervitriol.

Casserole (Casserolle, franz.), flaches Gefäß von Thon, Eisen oder verzinntem Kupfer, zum Kochen oder Schmoren.

Casse-tête (franz., m., spr. kass-tätt, »Kopfsprenger«), Bezeichnung eines schweren, stark zu Kopf steigenden Weins.

Cassetto (franz.), s. Kassette.

Cassettone (ital., m., »Kommode«), eine aus immer kleiner werdenden Vierecken bestehende Mauervertiefung an Deckengewölben.

Cassia *L.* (Kassie), Pflanzengattung aus der Familie der Cäsalpinieen, unbewaffnete Bäume, Sträucher oder Kräuter im tropischen oder subtropischen Asien, Afrika und Amerika, mit verstreut stehenden, paarig gefiederten Blättern, ganzrandigen Blättchen, gepaarten Nebenblättern, achselständigen Blütenrispen mit gelben Blüten, stielrunder oder flach zusammengedrückter, holziger, lederartiger oder häutiger, einfächeriger oder durch Querwände mehr- oder vielfächeriger, zuweilen mit Mus erfüllter, mehr- oder vielsamiger Hülse. C. **Absus** *L.* (Chichimkassie, Chichonpflanze) ist eine fußhohe Staude in Aegypten und auf Ceylon mit zweipaarigen Blättern, gelben, rothgeaderten Blüten in einfacher, endständiger Traube, schwertförmigen, drüsigen, 5 Centim. langen Hülsen und aromatisch riechenden, bitteren, glänzenden, schwarzbraunen Samen, die als Cichon, Chichimsame (Semen Cismae) in Aegypten, am Senegal und in der Türkei als ein Specificum gegen die ägyptische Augenentzündung in Gebrauch sind. C. **alata** *L.* ist ein bis 3 Meter hoher Strauch in Westindien und Südamerika mit sechs- bis zehnpaarigen Blättern und goldgelben Blüten in großen endständigen Trauben, dessen Blätter und Blüten in den Tropenländern gegen Krätze, Flechten ꝛc. benutzt werden. C. **Fistula** *L.* (Röhrenkassie) ist ein kurzstämmiger, 6—12 Meter hoher, in Indien heimischer, in Aegypten, Südamerika und Westindien kultivirter Baum mit 45 Centim. langen Blättern, hängenden, 60 Centim. langen Blütentrauben mit großen goldgelben, sehr wohlriechenden Blüten und 30—60 Centim. langen, 1,2—2,6 Centim. dicken, stabförmigen, schwarzbraunen, mehrfächerigen Früchten, welche mit einem süßlich schmeckenden Mus erfüllt sind und in jedem Fach einen plattgedrückten, glänzend gelben Samen enthalten. Diese Früchte waren früher als Röhren-, Purgir- oder Fistelkassie officinell, und ihr Mus wurde als Purgirmittel und zu Tabakssaucen benutzt. Es enthält 60—70 Proc. Zucker, etwas Gerbsäure und Farbstoff. Die Rinde des Baums dient zum Gerben und Färben. Die Früchte von C. **brasiliana** *Lam.* sind der Röhrenkassie ähnlich, enthalten aber ein herbes Fruchtmus, und an den der Länge nach verlaufenden Nähten zeigen sich vorspringende kantige Längsleisten. Die Früchte von C. **mosehata** *H.* et *B.* aus Neugranada enthalten ein hellbraunes, wenig süßes Mus und sind stellenweise eingeschnürt. Am wichtigsten sind die Species der Gattung C., welche Sennesblätter liefern. Diese haben sämmtlich fast lederartige, breite, flache, zusammengedrückte Hülsen ohne Mus. Dahin gehören: C. **lenitiva** *Bisch.*, eine krautartige, 30—60 Centim. hohe Staude mit vier- bis sechspaarigen, etwas lederartigen, ovalen, länglichen oder länglich lanzettförmigen, kurz stachelspitzigen, mehr oder weniger zart behaarten Blättern und achselständigen, gestielten, etwa zwölfblütigen Blütentrauben, in Oberägypten, Nubien, Sennaar, Kordofan; C. **angustifolia** *Vahl.*, strauchartig, 2 Meter hoch, mit sechs- bis neunpaarigen, schmal lanzettförmigen, aus breiter Basis allmählich nach oben verschmälerten, gespitzten, im Alter kahlen Blättern, achselständigen, gestielten, sechs- bis vierzehnblütigen Blütentrauben, auf der Ostküste Afrika's von Oberägypten bis Mosambique, auf den Inseln des Rothen Meers, im Glücklichen Arabien, in Vorderindien, wird in Bombay und Madras kultivirt; C. **obovata** *Colladon* (s. Tafel »Arzneipflanzen II«), krautartige, 40—45 Centim. hohe Staude mit vier- bis siebenpaarigen, länglich verkehrt eiförmigen, abgestumpften oder ausgestutzten, stachelspitzigen, mehr oder weniger zart behaarten Blättern und sechs- bis sechzehnblütigen Blütentrauben, in Ostindien, Arabien, auf der Ostküste Afrika's und in Senegambien. Alle diese Species variiren sehr stark, die Form der Blättchen wechselt sogar bei einer und derselben Art, selbst bei einer und derselben Pflanze; daher ist eine außerordentlich verworrene Synonymik der Senna-Arten entstanden. S. Sennesblätter. Vgl. Martius, Versuch einer Monographie der Sennesblätter (Leipz. 1857); Batka, Monographie der Kassiengruppe Senna (Prag 1866). C. **marylandica** *L.* ist ein krautartiges Gewächs mit mehreren Stengeln, bisweilen fast mannshoch, in Virginien und Maryland, das sich wegen seiner zierlichen gelben Blüten in vielblumigen, winkelständigen Trauben häufig in deutschen Gärten findet, was auch von C. **umbellata** *Rechb.* gilt; andere Arten werden in Gewächshäusern kultivirt.

Cassia caryophyllata, s. Nelkenzimmet.

Cassia cinnamomea, s. Zimmet.

Cassia ligněa und **C. vera**, s. Zimmet.

Cassianus, Johannes Massiliensis, einer der vorzüglichsten Repräsentanten des Semipelagianismus, scheint ein Abendländer gewesen zu sein, empfing den ersten Religionsunterricht im Kloster zu Bethlehem, durchzog dann (390—397) Aegypten und die thebaische und skitische Wüste und besuchte die hier wohnenden Einsiedler. Sodann begab er sich zum Bischof Johannes Chrysostomus von Konstantinopel, der ihn zum Diakonus ordinirte, nach dessen Verbannung nach Rom und 415 nach Massilia. Er begründete das Klosterleben in der Provence nach der gemilderten Regel des Pachomius, die er in seinen Schriften »De institutis Coenobiorum« und »Collationes patrum Sceticorum« vertrat. In anderen Schriften tritt er als Urheber des Semipelagianismus (s. d.) und Bekämpfer des Nestorianismus auf. Er starb nach 440. Die beste Ausgabe seiner Werke lieferte Gazäus (Douai 1616, 3 Bde.; Leipz. 1733). Vgl. Wiggers, De Joanni C. (Rostock 1822—25, 3 Bde.).

Cassinet (m., spr. -nä, Kassinett), halbtuchartiges Köpergewebe mit harter Baumwollkette und Einschuß aus Streichgarn, ist sehr fest geschlagen, nicht gewalkt, aber in der Walke gewaschen, auf der rechten Seite glatt geschoren und heiß gepreßt; wird melirt, gestreift, karrirt und gemustert namentlich in den sächsischen Webereidistrikten angefertigt und besonders zu Beinkleidern benutzt.

Cassini, 1) Giovanni Domenico, berühmter ital. Astronom, geb. 8. Juni 1625 zu Perinaldo bei Nizza, studirte im Jesuitenkollegium zu Genua, wo ihn einige astrologische Bücher auf das Studium der Astronomie leiteten. In Bologna machte er darin so rasche Fortschritte, daß er 1650 Cavallieri's Nachfolger auf dem astronomischen Lehrstuhl der Universität wurde. Da ihm die Mittagslinie, welche Ignazio Dante in der Kirche der heil. Petronia 1575 gezogen, nicht genau genug erschien, stellte er, als um 1653 diese Kirche erweitert wurde, eine längere und genauere her. Grenzstreitigkeiten zwischen Bologna und Rom über den Po veranlaßten sein Werkchen über den äußerst veränderlichen und

gefährlichen Lauf dieſes Fluſſes. Er erhielt die Direktion des Feſtungsbaues am Fort Urbino und wurde ſodann vom Papſt Alexander VII. mit der Unterſuchung der Gewäſſer der Chiana beauftragt, um derentwillen zwiſchen dem Papſt und Toscana Streit entſtanden war, den er glücklich ſchlichtete. Nebenbei beobachtete C. 1664 und 1665 zu Rom zwei Kometen, beſonders aber den Planeten Jupiter, den er an den Polen abgeplattet fand und deſſen Umdrehungsdauer er beſtimmte. Aehnliche Beobachtungen ſtellte er mit Mars und Venus an. Er wurde damals zum Oberintendanten der Gewäſſer des bologneſiſchen Gebiets ernannt, übernahm auch die Inſpektion über die Bauten an der Feſtung Perugia und der Brücke Felix und lieferte außerdem noch Beobachtungen über die Inſekten und die Transfuſion des Bluts. Seine »Ephemeriden der Jupiterstrabanten« (1668) waren die Veranlaſſung, daß die franzöſiſche Regierung C. nach Paris einladen ließ. Dort geſtaltete ſich ſeine Stellung ſo günſtig für ſeinen Forſchertrieb, daß er ſich 1673 in Frankreich naturaliſiren ließ. Er leitete die von Perrault erbaute Sternwarte, entdeckte 1671 und 1672 zwei neue Saturntrabanten und zwei andere 1684, die er dem König zu Ehren Sidera Ludovicea nannte. Das ſchon von Kepler beobachtete Zodiakallicht unterſuchte er 1654 genauer. Im December 1680 berechnete er die Bahn des Kometen, der damals ſo großes Aufſehen erregte; ebenſo war die Expedition von 1672 nach Cayenne zu aſtronomiſchen Zwecken Caſſini's Werk. Aus den Beobachtungen des Planeten Mars leitete er den erſten genauern Werth für die Entfernung der Sonne ab, der nur um $^1/_{30}$ zu klein iſt. Von wiſſenſchaftlichem Intereſſe ſind auch ſeine Unterſuchungen über den indiſchen Kalender. Eine neue genauere Bearbeitung der Jupiterstrabanten erſchien von ihm 1693. Die 1669 von Piccard begonnene, ſeit 1683 von Lahire im Norden von Paris fortgeſetzte Gradmeſſung verlängerte er bis an das äußerſte Ende von Rouſſillon (1700). Die letzten Jahre ſeines Lebens brachte er in Blindheit zu. Er ſtarb 14. Sept. 1712. Die wichtigſten Schriften Caſſini's, außer den erwähnten, ſind: »De cometa anni 1652—53« (Modena 1653); »Opera astronomica« (Rom 1666). Caſſini's Selbſtbiographie gab ſein Urenkel C. de Thury in den »Mémoires pour servir à l'histoire des sciences« (1810) heraus. Vgl. Mädler, in »Weſtermanns Monatsheften«, Bd. 28 (Braunſchw. 1870).

2) Jacques, Aſtronom und Phyſiker, Sohn des vorigen, geb 18. Febr. 1677 zu Paris, machte unter ſeines Vaters Leitung und im Collége Mazarin ſo tüchtige Studien, daß er ſchon im 17. Jahr zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt wurde. Auf einer Reiſe nach Holland und England trat er mit Newton, Halley, Flamſteed u. a. in Verkehr und wurde 1696 Mitglied der königlichen Societät zu London. Nach ſeines Vaters Tod übernahm er die Direktion der Sternwarte zu Paris. Auch er war, wie ſein Vater, der praktiſchen Aſtronomie zugethan, hatte ſich jedoch auch mit der Theorie näher bekannt zu machen geſucht. Seine wichtigſte Arbeit iſt die Fortſetzung der von ſeinem Vater begonnenen Gradmeſſung. Aus Caſſini's Meſſungen ergab ſich eine Verlängerung der Erde gegen die Pole zu, was den Widerſpruch der Anhänger der Newtonſchen Theorie erregte und die berühmten Gradmeſſungen unter dem Aequator und am Polarkreis, ſowie die Meſſung des ganz Frankreich durchſchneidenden Meridians und eines darauf ſenkrechten größern Kreiſes von Breſt bis Straßburg unter Caſſini's Leitung veranlaßte. Auch C. wollte das Kopernikaniſche Syſtem nicht anerkennen und ſcheint mit Newtons Theorie noch ganz unbekannt geweſen zu ſein. Als bloßer Beobachter aber hat er ſich Verdienſte erworben. Er ſtarb auf ſeinem Landgut Thury bei Clermont 16. April 1756. Von ſeinen Schriften nennen wir: »De la grandeur et de la figure de la terre« (Par. 1720); »Eléments d'astronomie« (daſ. 1740), wozu die »Tables astronomiques du soleil, de la lune, des planètes, des étoiles et des satellites« (daſ. 1750) als Fortſetzung gehören.

3) César François C. de Thury, Sohn des vorigen, geb. 17. Juni 1714 zu Paris, wurde, kaum 22 Jahre alt, Adjoint surnuméraire der Akademie der Wiſſenſchaften und nach ſeines Vaters Tod deſſen Nachfolger in der Direktion der Sternwarte und Maître des comptes; ſtarb 4. Sept. 1784 zu Paris. Sein berühmteſtes Werk iſt die große trigonometriſche Vermeſſung Frankreichs, die erſt von ſeinem Sohn Jacques Dominique vollendet wurde und deren Reſultat in 182 Blättern unter dem Titel »Carte topographique de la France« (Par. 1744—93) erſchien. Dieſes große topographiſche Werk iſt nach Art der Plankarten und in $^1/_{86400}$ der wahren Größe entworfen, eine Reduktion auf $^1/_8$ des Maßſtabs in 83 Blättern erſchien als »Atlas national« ſeit 1791, außerdem eine Reduktion auf $^1/_4$ in 84 Blättern von Capitaine. Von Caſſini's Schriften ſind zu nennen: »Relation de deux voyages faits en 1761 et 1762 en Allemagne« (1763—75, 2 Bde.); »Description géometrique de la terre« (1775); »Description géometrique de la France« (1784).

4) Jean Dominique, Graf von, Sohn des vorigen, geb. 30. Juni 1748 zu Paris, wurde ebenfalls ſehr bald Mitglied der Akademie, dann Gehülfe und endlich Nachfolger ſeines Vaters in der Direktion der Sternwarte. Die Vollendung der großen Karte von Frankreich iſt ſein Hauptverdienſt; außerdem arbeitete er 1787 mit Mechain und Legendre an der aſtronomiſch-trigonometriſchen Verbindung von London und Paris. Die Revolution warf auch die C., als eine Erbſchaft aus der Zeit des Königsthums, aus ihrem Kreis heraus und brachte C. als Gegner der Republik vor das Revolutionstribunal und auf 7 Monate ins Gefängnis, worauf er ſich auf ſein Landgut zurückzog. Napoleon I. ernannte ihn 1804 zum Ritter der Ehrenlegion; auch wurde C. Mitglied des Inſtituts von Frankreich und behielt ſeine Stelle in ſeiner Sektion auch nach der königlichen Ordonnanz vom 21. März 1816. Längere Zeit Mitglied des Conseil général des Departements de l'Oiſe, bewies er in dieſer Stellung tüchtige Geſchäftsgewandtheit. Später lebte er zurückgezogen zu Thury ſous Clermont und ſtarb daſelbſt 18. Okt. 1845.

5) Alexander Henri Gabriel, Vicomte de, Sohn des vorigen, geb. 9. Mai 1781, widmete ſich anfangs der Aſtronomie, dann der Rechtswiſſenſchaft, beſchäftigte ſich, daneben auch mit Botanik, gab »Opuscules phytologiques« (Par. 1826—1834) heraus und wurde 1827 Mitglied der Akademie. 1829 zum Rath am Kaſſationshof, November 1831 zum Mitglied der Pairskammer ernannt, ſtarb er 16. April 1832.

Caſſini'ſche Kurve (Caſſinoïde), eine Kurve

vom vierten Grad, bei welcher das Produkt oder Rechteck je zweier von irgend einem Punkt der Kurve nach zwei gegebenen Punkten gezogenen Graden unveränderlich ist. Sie ist nach Dominique Cassini benannt, welcher sie den Bahnen der Planeten an Stelle der von dem ersten Kepler'schen Gesetz geforderten Ellipsen unterlegte. Die spätere Zeit hat die Unzulässigkeit dieser vermeintlichen Verbesserung überzeugend nachgewiesen.

Cassino, Kloster, s. Monte Cassino.

Cassiodōrus, Magnus Aurelius, gewandter italischer Staatsmann unter der Herrschaft der Gothen, Geschichtschreiber derselben, um 468 n. Chr. zu Scyllacium (Squillace) in Kalabrien aus einer angesehenen Familie geboren, ward von Odoaker zum Comes rerum privatarum (Sekretär) und bald darauf zum Finanzminister ernannt. Als Odoaker 490 von Theoderich besiegt ward, trat C. zu letzterem über und wurde Präfekt von Unteritalien und bald darauf Quästor. Als solcher verfaßte er alle öffentlichen Ausschreiben und Reden im Namen des Königs, und deren deklamatorischer, mit Gelehrsamkeit prunkender Stil blieb lange für dergleichen Edikte Muster. Als Praefectus praetorio (Staatsminister) gewann er den größten Einfluß auf die Staatsgeschäfte und wurde unter anderem zum lebenslänglichen Patricius und 514 zum Konsul ernannt. Nach Theoderichs Tod wußte er seine bei der Uneinigkeit der Gothen allerdings höchst schwierige Stellung zu behaupten, und bei dem Einfall Belisars in Italien ging sein Bemühen dahin, die Italiener vom Abfall zurückzuhalten. Als die Sache der Gothen sank, zog sich C. hochbetagt 538 nach Unteritalien in das von ihm bei Scyllacium gestiftete Kloster Vivarium (Vivarese) zurück. Hier lebte er den Wissenschaften und beförderte eine gelehrte Thätigkeit der Mönche, insbesondere das Abschreiben von Schriften der Alten, für deren Erhaltung und Studium sein Beispiel sehr wirksam war. Er starb nach 562, fast 100 Jahre alt. Unter seinen vielen Schriften nehmen die »Variarum epistolarum libri XII« die erste Stelle ein; sie sind als Amtsschriften eine ergiebige Quelle zur Zeitgeschichte (gedruckt Augsb. 1533). In seiner Zurückgezogenheit schrieb er: »De orthographia liber« (abgedruckt in Keils »Grammatici Latini«, Bd. 6, Leipz. 1869); »De arte grammatica, ad Donati mentem«; »De artibus ac disciplinis liberalium artium« (ein im Mittelalter beliebtes Lehrbuch über die 7 Schulwissenschaften). Sein »Chronicon«, eine Art Weltgeschichte, die er für den König Theoderich aus Hieronymus, Prosper ꝛc. kompilirte, ist dürftig und ungenau. Aus seinen »Libri XII de rebus gestis Gothorum« ist nur ein Auszug von Jornandes übrig. Außerdem verfaßte er »Historiae ecclesiasticae tripartitae libri XII« nach Sozomenos, Sokrates und Theodoretos (Augsb. 1472) und zur Berechnung des Eintritts des Osterfestes »Computus Paschalis s. de indictionibus, cyclis Solis et Lunae etc.« C.' »Opera omnia« wurden am besten herausgegeben von Garet (Rouen 1679, Venedig 1729, wieder abgedruckt in Migne's »Patrologiae cursus«, Bd. 69 und 70). Er wird als Heiliger verehrt; Tag: 17. März. Vgl. Thorbecke, C. Senator, ein Beitrag zur Geschichte der Völkerwanderung (Heidelb. 1867); Franz, M. Aurelius C., ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Literatur (Bresl. 1872).

Cassiterides insulae (lat.), die »Zininseln« der Alten, woher die Phöniker Zinn und Blei holten, sollen nach einigen Britannien, nach anderen die westlich gelegenen Scilly- und Surlinginseln bei Cornwallis sein. A. Vogel hält die C. für eine Fiktion der Phöniker und versteht im allgemeinen nur Zinnländer darunter, namentlich Hispanien und Britannien.

Cassius, 1) Spurius C. Viscellinus, Urheber des ersten Ackergesetzes 486 v. Chr. Er siegte als Konsul 502 über die Sabiner, schloß während seines zweiten Konsulats 493 ein beide Theile gleichstellendes Bündnis mit den Latinern, in das er 487, wieder als Konsul, auch die Herniker aufnahm. Als er aber in demselben Jahr den Antrag stellte, den Plebejern Antheil an neuerworbenen, von den Patriciern usurpirten Staatsländereien zuzugestehen, wurde er vor den Kuriat-Komitien wegen Strebens nach der Königsherrschaft angeklagt und vom tarpeischen Felsen hinabgestürzt, nach anderen von dem eigenen Vater getödtet.

2) Cajus C. Longinus, das thätigste Mitglied der Verschwörung gegen Cäsar, war 53 v. Chr. Quästor des M. Crassus in Syrien und kämpfte hier, nachdem jener von den Parthern geschlagen war, mit großem Glück gegen dieselben. Nach Rom zurückgekehrt, entging er einer Anklage auf Erpressung nur durch die damaligen Wirren, schloß sich 49 als Volkstribun den Aristokraten an, wurde von Pompejus zum Flottenbefehlshaber ernannt und schlug als solcher bei Sicilien einen Theil der cäsarianischen Flotte. Nach der Entscheidungsschlacht bei Pharsalus führte er ein Geschwader nach dem Hellespont und traf hier mit Cäsar zusammen, an den er sich, obgleich er der Stärkere war, in der Bestürzung des Augenblicks ergab. Cäsar verzieh ihm und ernannte ihn zu seinem Legaten. Während des Alexandrinischen Kriegs lag er gemeinschaftlich mit Cicero den Studien ob. Im Jahr 44 wurde er durch Cäsar zugleich mit M. Brutus Prätor und sollte im nächsten Jahr Syrien verwalten, fühlte sich aber zurückgesetzt, weil Brutus, obwohl der jüngere, die städtische Prätur erhielt, und wurde so nicht weniger aus persönlichem Groll als aus republikanischer Gesinnung zur Verschwörung gegen Cäsar veranlaßt. Nach dessen Ermordung mußte er mit den anderen Mitverschwornen Rom verlassen, und er und Brutus verloren die ihnen noch von Cäsar angewiesenen prokonsularischen Provinzen Syrien und Makedonien. Ein Beschluß des Senats beauftragte sie, in Sicilien und Asien Getreide aufzukaufen; aber sie wandten sich nach den ihnen früher bestimmten Provinzen, C. nach Syrien, welches dem Dolabella zugetheilt war. Hier gelang es ihm, einen solchen Anhang zu gewinnen, daß ihn der Senat als Prokonsul dieser Provinz bestätigte und ihn mit dem Krieg gegen jenen beauftragte, der auch glücklich für ihn ausfiel. Das neue Triumvirat in Rom nöthigte ihn zum Bündnis mit Brutus; beide ließen sich 42 in Sardes von ihren Legionen als Imperatoren begrüßen und zogen sodann mit ihren vereinten, etwa 100,000 Mann starken Streitkräften nach Makedonien. In der Gegend von Philippi standen sie in fester Stellung dem gleich starken Heer der Triumvirn gegenüber und wurden dort von Antonius zur Schlacht genöthigt. C. wurde von Antonius geschlagen und seine Truppen in unordentliche Flucht getrieben, Brutus dagegen brachte Oktavians Heeresabtheilung zum Weichen. Weder er jedoch, noch Antonius benutzte den Sieg, und so war die Schlacht unentschieden. Aber C., über die wahre

Lage der Dinge ungewiß, verzweifelte an seiner Sache, und zufolge eines Mißverständnisses Brutus für todt haltend, befahl er einem Freigelassenen, ihn zu tödten. Brutus beweinte seinen unglücklichen Freund als den »letzten Römer« und ließ ihn in Thasos beerdigen.

3) Lucius C. Longīnus, Bruder des vorigen und im Bürgerkrieg dessen Gegner, ging als Cäsars Legat 48 v. Chr. nach Thessalien, um des Pompejus Verstärkungen zu beobachten, und vor der Schlacht bei Pharsalus in das südliche Griechenland, um die feindlichen Besatzungen zu vertreiben. Obgleich 44 v. Chr. als Volkstribun Gegner des Antonius, war er gleichwohl nicht unter den Verschwornen, mußte aber nach der Aussöhnung zwischen Antonius und Oktavian nach Asien fliehen. Nach der Schlacht bei Philippi wurde er von Antonius begnadigt.

4) Quintus C. Longīnus, Sohn des vorigen, ging als Quästor des Pompejus 54 v. Chr. nach Spanien, machte sich aber hier durch Raubsucht und Härte sehr verhaßt. Im Jahr 49 stand er als Volkstribun auf Cäsars Seite und leistete diesem wesentliche Dienste. Später ging er mit Cäsar nach Spanien, wurde hier Statthalter und war wiederum so schamlos in seinen Erpressungen, daß eine Verschwörung gegen ihn zum Ausbruch kam, die jedoch mißlang, und für die er sich durch neue Bedrückungen rächte. Durch eine Meuterei seiner Soldaten gezwungen, seine Provinz zu verlassen, schiffte er sich mit seinen Schätzen nach Rom ein, litt aber an der Mündung des Iberus Schiffbruch und kam dabei um.

5) C. Parmensis, so genannt von seinem Geburtsort Parma, einer von Cäsars Mördern, befehligte 43 v. Chr. eine Abtheilung der Flotte, welche den Cajus C. in Syrien gegen Dolabella verstärken sollte, wandte sich, nachdem er den unglücklichen Ausfall der Schlacht bei Philippi vernommen, mit seinen Schiffen nach Sicilien zu Sextus Pompejus, begleitete diesen 36 nach Asien, ging aber hier mit vielen anderen zu Antonius über. Nach der Schlacht bei Actium entfloh er nach Athen und wurde (31) auf Befehl des Oktavian getödtet. Er war auch Dichter, schrieb Tragödien, Satiren, Elegien u. a., wovon aber nichts erhalten ist.

6) C. Chärea, der Mörder des Caligula, ward auf Claudius' Befehl hingerichtet.

7) Cajus C. Longīnus, ausgezeichneter Rechtsgelehrter, unter Claudius Statthalter in Syrien (50 n. Chr.), begleitete als solcher den von den Parthern zum König begehrten Meherdates in dessen Reich, genoß später in Rom bedeutendes Ansehen, ward von Nero 66 n. Chr. nach Sardinien verbannt und erst vom Kaiser Vespasian zurückgerufen.

8) C. Avidius C., s. Avidius.

9) Titus C. Severus, einer der ersten Redner Roms, welche eine neue Gestaltung der Redekunst anbahnten, lebte unter Augustus und zog sich durch seine Satire Verbannung erst nach Kreta, dann nach Seriphos, einer Kykladeninsel, zu, wo er nach 20 Jahren im Elend starb.

Cassivelaunus, britischer Fürst im Land nördl. von der Themse, war 54 v. Chr. Oberanführer der gegen Julius Cäsar vereinigten Stämme. Nach mehreren unentschiedenen Schlachten suchte Cäsar diese jenseits der Themse auf und schlug sie, wurde aber durch ihre Ausfälle aus den Wäldern noch oft beunruhigt. Endlich griff er den C. in seinem zwischen Wäldern und Sümpfen gelegenen Lager an und eroberte dieses. Ein Angriff der Briten auf das römische Schiffslager mißglückte; dennoch erhielt C. gegen jährlichen Tribut und Geiseln Frieden.

Castagno (spr. -ñanjo), Andrea del, Maler, geb. 1390 in Mugello, realistischer Nachahmer der Natur von strengem Stil, doch oft ungenauer Zeichnung und zuweilen gemeinem Ausdruck in den Gesichtern. Daß C. den Domenico Veneziano ermordet habe, um in den Besitz seines Geheimnisses der Oelmalerei zu kommen, hat sich als eine Fabel erwiesen. Er malte mehrere Krucifixe mit Figuren in San Maria degli Angeli zu Florenz, daselbst im Palast del Podestà die Hinrichtung der gegen die Mediceer Verschwornen, wovon aber nicht viel erhalten ist; die Gallerie des Palazzo Pitti besitzt ein Porträt und eine Madonna mit Heiligen, das Berliner Museum eine Pietà. C. starb 19. Aug. 1457 an der Pest.

Castáldi, Panfilo, angeblicher Erfinder der beweglichen Lettern in Italien, widmete sich in der Jugend ohne Erfolg der Dichtkunst, später mit mehr Glück der Jurisprudenz. Eine Schule der schönen Wissenschaften, die er zu Feltre gründete, zog viele Fremde dahin, besonders aus Deutschland. Auf diesem Weg soll 1454 Johann Faust (Fust) mit C. in nähere Verbindung gekommen sein und von ihm den Gebrauch der beweglichen Lettern gelernt haben, wie dies noch in der neuesten Zeit die Italiener Federici, Bernardi, Valsecchi u. a. behaupteten. C. starb zu Feltre 1470, wo man ihm 1868 ein Denkmal gesetzt hat. S. Buchdruckerkunst.

Castalla (spr. -alja), freundliche Stadt in der span. Provinz Alicante (Murcia), Bezirk Fijona, am Fuß eines mit einer maurischen Burg gekrönten Hügels in einem weiten und herrlich angebauten Thalbecken (»Hoya de C.«) gelegen, hat Branntweinbrennereien, Sandalenflechtereien, Leinwandwebereien und 2970 Einw.

Castanea *Tourn.*, Pflanzengattung, s. Kastanienbaum.

Castaños (spr. -ñanjos), Don Francisco Xaver, Herzog von Baylen, Graf von C. y Aragones, span. General, geb. 22. April 1756 aus einer angesehenen Familie in Biscaya, begleitete seinen Schwager, den General Grafen O'Reilly, nach Deutschland und bildete sich in Preußen militärisch aus. Nach Spanien zurückgekehrt und zum Oberst befördert, zeichnete er sich 1794 in der Armee von Navarra aus, ward 1796 Generalmajor, 1798 Generalleutnant, mußte aber, von Godoy's Haß verfolgt, in die Verbannung gehen. 1802 zum Kommandanten von Navarra ernannt, erhielt er 1808 das Kommando über die im Lager vor Gibraltar stehende Division und zwang als Oberbefehlshaber der Armee von Andalusien den französischen General Dupont de l'Etang bei Baylen zur Kapitulation (23. Juli 1808). Im November bei Tudela geschlagen, war er einige Jahre außer Dienst. Erst 1811 ward er unter Wellingtons Oberbefehl an die Spitze des 4. span. Armeekorps gestellt und trug zum Sieg bei Vittoria wesentlich bei. Doch berief ihn die Regentschaft nach Madrid in den Staatsrath. Unter Ferdinand VII. ward er Generalkapitän von Katalonien und führte 1815 den Oberbefehl über die zum Einrücken in Frankreich bestimmte Armee. Im Jahr 1816 legte C. alle seine Stellen nieder. Nachdem er sich von dem Verdacht konstitutioneller Gesinnung gereinigt hatte, wurde er 1825 von neuem in den Staatsrath berufen, später zum Präsidenten des Raths von Kastilien und 1833 zum

Granden von Spanien mit dem Titel »Herzog von Baylen« erhoben. Nach Ferdinands VII. Tod über den Successionsbestimmungen mit dem Hof zerfallen, lebte er zurückgezogen, bis er nach Espartero's Sturz 1843 an Arguelles Stelle zum Vormund der Königin erwählt wurde. 1845 zum Senator ernannt, übte er seines hohen Alters wegen keinen politischen Einfluß mehr aus und starb 24. Sept. 1852.

Castanospermum *Cunn.*, Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen mit der einzigen Art C. australe *Cunn.*, Bean-tree, einem 12—16 Meter hohen Baum, mit langen gefiederten Blättern mit elliptischen Blättchen, schön gelben Blütentrauben und 16—20 Centim. langer, brauner, hängender, cylindrischer, holziger Hülse, welche gewöhnlich 4 Samen enthält; diese sind fast größer als Kastanien, rundlich, auf der einen Seite abgeplattet. Der Baum ist häufig in Neusüdwales, die Samen, Moreton-Bay-Nüsse, werden seit alter Zeit von den Ureinwohnern zur Bereitung eines groben Brodmehls benutzt, indem man sie mehrere Tage in Wasser liegen läßt, an der Sonne trocknet, auf heißen Steinen schwach röstet und dann mahlt. Aus dem Mehl kann man Stärkmehl abscheiden, welches bei der Leichtigkeit, große Massen davon zu gewinnen, für den europäischen Handel wichtig werden dürfte. Das Holz des Baums dient als Nutzholz.

Casteggio (spr. -stedschо, Chiasteggio), Ort im Kreis Voghera der ital. Provinz Pavia, Prätursitz, mit (1871) 3507 Einw. und einer Schwefelquelle. C. ist das antike Clastidium, eine feste Stadt der aus Gallien eingewanderten Anares, die in den gallischen und punischen Kriegen Wichtigkeit erlangte; daher Fundort römischer Alterthümer. Hier 9. Juni 1800 Gefecht zwischen den Franzosen unter Lannes und den Oesterreichern unter dem General Ott, worin erstere siegten. Das Gefecht heißt auch das von Montebello und war das Vorspiel zur Entscheidungsschlacht bei Marengo.

Castelár, Emilio, Führer der Republikaner in Spanien, geb. 1832 in Cadiz, studirte auf der Universität zu Madrid zuerst Rechtswissenschaft, dann vorzugsweise Philosophie und Literatur. Als Schriftsteller trat C. zuerst auf dem Gebiet der Novellistik, später ausschließlich auf dem der Politik auf. Von dem Republikaner Orense in das politische Leben eingeführt, schrieb er für demokratische Blätter, ward dann Professor der Geschichte und der Philosophie an der Universität Madrid und übte in dieser Stellung durch seine Vorträge einen großen Einfluß auf die Jugend aus. 1864 gründete er das Blatt »La Democracia«, worin er für die individuelle Freiheit und gegen die Willkür der Bourbonenherrschaft, aber auch gegen den Socialismus kämpfte. Sein Blatt wurde sehr mißliebig, zumal als er gegen den Antrag des Ministeriums, das Kronfideikommiß zum Nationaleigenthum zu machen und dafür der (finanziell bedrängten) Königin eine bestimmte Summe auszuzahlen, unter dem Titel »El rasgo« (»der schlaue Einfall«) einen Artikel brachte, worin er den Nachweis lieferte, daß die Königin etwas werthloses verschenken und eine beträchtliche Summe dafür erhalten wolle. Gegen solche Angriffe antwortete das Ministerium Narvaez 1865 mit persönlichen Verfolgungen. C. wurde vom Minister Galliano suspendirt, was zu Studentendemonstrationen, Konflikten mit der Polizei und blutigen Scenen auf der Straße Veranlassung gab. C. war von nun an die Hoffnung der republikanischen Partei. Bei dem Militäraufstand, der 22. Juni 1866 in Madrid ausbrach, war er einer der ersten auf den Barrikaden. Nach dem Scheitern des Aufstands floh er mit Hülfe der Gattin des amerikanischen Gesandten Perry, einer gebornen Spanierin, und begab sich nach Genf, später nach Frankreich. Er wurde abwesend zum Tode verurtheilt. Seine Reisen nach der Schweiz, Italien, England, sein Aufenthalt in Paris, der Verkehr mit Gesinnungsgenossen des Auslandes befestigten ihn in seinen republikanischen Grundsätzen. Die Septemberrevolution von 1868 rief ihn aus der Verbannung zurück, und hiermit begann für C. eine neue Aera. Von der literarischen und akademischen Thätigkeit ging er zur parlamentarischen über, stand auch während des Interregnums 1868—70 in den Reihen der Opposition und wurde mit Orense und Figueras Führer derselben. Zum Abgeordneten für die Konstituirenden Cortes gewählt, bekämpfte er jede Art von Monarchie und die Thronkandidaturen des Herzogs von Genua, des Prinzen von Montpensier, des Prinzen Leopold von Hohenzollern, des Herzogs von Aosta. Seine Reden vom 7. und 12. April 1869, worin er für unbedingte Glaubensfreiheit sprach, den specifisch spanischen Katholicismus als die Ursache aller Leiden seines Vaterlandes anklagte, die spanische Glaubenseinheit, welche mit den Opfern der Inquisition erkauft worden sei, verurtheilte, fanden auch im Auslande großen Anklang. Weniger glücklich war er mit seinen Reden vom 20. April und 22. Mai 1871, in welchen er den König Amadeus und dessen Dynastie auf die schonungsloseste Weise angriff und den Antrag stellte, die Monarchie abzuschaffen und die Republik herzustellen. Bei der Adreßberathung machte er einen Angriff auf Deutschland, sprach von den Tyrannen Deutschlands, von der großen Militärmacht dieses Landes, welche über Frankreich hergefallen, Land, Leute und Geld ihm entrissen habe und eine Gefahr für die Freiheit aller Nationen sei. Daran knüpfte er die Aufforderung, diese Eroberungen nicht anzuerkennen und mit dem Deutschen Reich keine Verträge abzuschließen, dagegen mit allen Völkern lateinischer Rasse auf Grundlage der demokratischen Principien sich zu verbinden, und auf Errichtung einer Republik der Vereinigten Staaten von Europa hinzuwirken. Aber trotz aller Bemühungen Castelars und seiner Freunde, die Republik zu proklamiren und einzurichten und bei den Corteswahlen eine Mehrheit dafür zu gewinnen, folgte doch auf die Revolution von 1868 die Regentschaft Serrano's und auf diese die Thronbesteigung des Königs Amadeus. Mit Ausnahme weniger Städte wollten die Provinzen für die Republik sich nicht interessiren; einzelne republikanische Aufstände, bei welchen C. nicht ganz unbetheiligt gewesen zu sein scheint, waren bald unterdrückt; die republikanische Partei war bei allen Neuwahlen in der Minorität. Dies änderte sich erst, als 11. Febr. 1873 König Amadeus die spanische Krone niederlegte, die Republik proklamirt und 12. Febr. von den »souveränen Cortes« ein Ministerium ernannt wurde, in welchem Figueras das Präsidium, C. das Auswärtige übernahmen. Letzterer hatte nun Gelegenheit, das Programm, für welches er bisher als Oppositionsmann gekämpft hatte, als Regierungsmitglied durchzuführen. Die Hauptpunkte dieses Programms lauteten: »Nach außen Friede mit allen Völkern und Bündnis mit den Völkern

romanischer Rasse; für Spanien Föderativrepublik mit Selbstverwaltung der einzelnen Staaten, wie in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Amerika; Unterdrückung der Centralisation; Aufhebung des stehenden Heers; absolute Trennung von Kirche und Staat; Proklamirung der Menschenrechte auf dem Boden einer demokratischen Verfassung und unter der Gewalt der Gesetze«. Aber bald war C. nicht mehr im Stande, die Geister, welche er befreit hatte, zu bannen. Sein Rundschreiben vom 12. Febr. vermochte außer der Schweiz und der Union von Nordamerika keinen andern Staat zur Anerkennung der Republik Spanien. Schon 24. Febr. fand eine Neubildung des Ministeriums theilweise statt, bei welcher C. und Figueras ihre Stellen behielten und ein einheitliches Ministerium gebildet werden sollte. Aber die Verkündigung der Abschaffung der stehenden Heere und der Einführung der Bundesrepublik rief in der Armee eine solche Zuchtlosigkeit und in den Provinzen einen solchen Sonder- und Widerstandsgeist hervor, daß die Minister bald die Nothwendigkeit erkannten, die Principien, welche sie bisher als Oppositionsmitglieder vertheidigt hatten, zu ändern. C. sprach bereits gegen Ende März von seinem Rücktritt, wenn man nicht energische Maßregeln zur Wiederherstellung der Ordnung ergreife. Doch ließ er sich wieder zum Bleiben bewegen, obgleich einige Mitglieder der Regierung dem äußersten linken Flügel der Republikaner offen das Wort redeten. Alle Zeichen deuteten auf einen wenigstens temporären Sieg dieser Partei hin. Inzwischen fanden die Wahlen zur konstituirenden Versammlung statt, bei welchen die Föderalisten einen glänzenden Sieg davontrugen. Das Ministerium legte seine Gewalt 7. Juni in die Hand der souveränen Versammlung nieder und beantragte die Proklamirung der Föderativrepublik, welche denn auch 8. Juni erfolgte. In dem 11. Juni von den Cortes eingesetzten Ministerium Pi y Margall übernahm C. kein Portefeuille, wurde aber mit Ausarbeitung eines Entwurfs der künftigen Föderativverfassung beauftragt. In dem bald darauf von Pi y Margall aus der Partei der konservativen Republikaner gewählten Ministerium erhielt er das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Bald aber zeigte sich ein scharfer Gegensatz zwischen Margall und C., denn jener hielt es im Grund seines Herzens mit der äußersten Linken, mit den Intransigentes, welche einem allgemeinen Umsturz, in socialer wie in politischer Beziehung, zusteuerten; dieser, wie der größere Theil des Kabinets, empfahl die Rückkehr zu einer Politik der Versöhnung, Trennung der militärischen Nothwendigkeiten von den politischen Rücksichten, willigte in Reformen nur unter der Bedingung der Berücksichtigung von Maß und Zeit und wollte von einer Republik des »vierten Standes« nichts wissen. Infolge dieser inneren Zwietracht in den wichtigsten Fragen gab das Kabinet Pi y Margall 18. Juli seine Entlassung, und als 19. Juli die Cortes Salmeron mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragten, nahm C. nicht theil an demselben, wurde dagegen 26. Aug. zum Präsidenten der Cortes gewählt. In seiner Antrittsrede erklärte er, daß er, »obgleich föderalen Grundsätzen zugethan, doch vor allem die nationale Einheit und die Integrität des Vaterlandes wolle; daß dazu aber eine kräftige Regierungsgewalt, die Wiederherstellung der Ordnung und insbesondere die Kräftigung der Armeedisciplin erforderlich sei«. Obwohl der Regierungspräsident Salmeron und der Cortespräsident C. mehrmals die Uebereinstimmung ihrer Ansichten erklärten, dauerte dieselbe doch nicht lange. Veranlassung zur Spaltung gab die Frage über die Ausführung der Todesstrafe gegen meuterische Soldaten. Salmeron neigte sich zur mildern Praxis und ließ kein Todesurtheil vollziehen, während die Minister des Kriegs und der Marine strenge Durchführung der Militärgesetze verlangten und von C. aufs entschiedenste unterstützt wurden. Da der Antrag, die Todesstrafe aus den Kriegsgesetzen zu streichen, von den Cortes abgelehnt wurde, so reichte das Kabinet Salmeron 4. Sept. seine Entlassung ein, worauf 7. Sept. C. mit 133 gegen 67 Stimmen zum Präsidenten der Exekutivgewalt, Salmeron 9. Sept. zum Präsidenten der Cortes ernannt wurde. C. erklärte, er könne die Regierungsgewalt nur dann übernehmen, wenn ihm unbedingte Vollmachten übertragen würden, um die Aushebung und Stärke der Armee nach eigenem Ermessen zu bestimmen, die Kommandostellen zu besetzen, die nöthigen finanziellen Mittel aufzubringen, Gemeinde- und Provinzialräthe jederzeit aufzulösen und die konstitutionellen Garantien, wann und wo er es für nöthig halte, aufzuheben. Als die Cortes sich mit 108 Stimmen für diese Vollmachten erklärten, trat C. seinen schwierigen Posten an und bildete ein neues Ministerium, in welchem er das Präsidium ohne Portefeuille führte. Er ging mit aller Energie vor, verlangte Aufschiebung aller politischen Fragen, um alle Kraft auf die Armee und die Finanzen richten zu können und den Karlistenaufstand wie den Kantonalaufstand zu unterdrücken. In diesem Sinn verlangte er von den Cortes die Ermächtigung zur Anwendung von Ausnahmemaßregeln, worunter die Verhängung des Belagerungszustandes für die vom Aufstand gefährdeten Provinzen, und erhielt sie 12. Sept. Endlich verlangte C., daß die Cortes vom 19. Sept. bis zum 2. Jan. 1874 sich vertagen sollten. Als die Minderheit der Cortes wünschte, daß vor der Vertagung die Verfassung berathen und fertig gemacht werde, wies C. darauf hin, daß in gegenwärtiger Krisis alle Verfassungsfragen bei Seite gelassen und die Aufstände um jeden Preis niedergeschlagen werden müßten, und daß er, da zur Kriegführung nicht bloß Begeisterung, sondern auch Erfahrung gehöre, die konservativen Generäle wieder anstellen werde. Darauf wurde der Antrag auf Vertagung der Cortes 18. Sept. mit 124 gegen 68 Stimmen angenommen und damit die Diktatur C. vollendet. Am Tage nach diesem Beschluß veröffentlichte die Amtszeitung Gesetze über die Aufhebung der konstitutionellen Garantien und über die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung, sowie strenge Verfügungen gegen den Mißbrauch der Presse. Damit griff der Chef der republikanischen Partei zu jenen Mitteln des Absolutismus, gegen deren Anwendung die konstitutionelle Regierung des Königs Amadeus aus Loyalität und aus Achtung vor der Freiheit sich gesträubt hatte. C. mußte sich sagen, daß die drei großen Schlagwörter seiner Partei bereits vollständig in die Brüche gegangen waren: die Föderativrepublik, das Milizsystem und die Trennung von Staat und Kirche. Er, das Haupt der Föderativrepublikaner, sah sich, zur Regierung gelangt, genöthigt, mit Pulver und Blei gegen die Föderativrepublikaner einzuschreiten; er, der Feind des sogen. Militarismus und der begeisterte Lobredner des Volksheers, mußte die

stehenden Heere aufbieten, um die Soldaten des Volks zu bekämpfen; er, der heftige Feind aller geistlichen Herrschaft, der Verkündiger der Trennung der Kirche vom Staat, mußte mit dem Päpstlichen Stuhl Verhandlungen einleiten zur Besetzung einiger erledigten Bischofssitze. Kein Wunder, daß C. für einen Abtrünnigen angesehen wurde. Sein Rivale, der Cortespräsident Salmeron, erklärte, das Reformprogramm der Partei dürfe nicht der Ordnungspolitik zum Opfer gebracht werden, jene Verhandlungen mit dem Vatikan ständen in direktem Widerspruch mit einem der Hauptgrundsätze der Partei, der Trennung von Kirche und Staat, nur republikanische Generäle dürften in der Armee angestellt werden. Man fürchtete für den Wiederzusammentritt der Cortes (2. Jan. 1874) eine neue Krisis. Konferenzen der Parteiführer sollten dieselbe beschwichtigen; es gelang nicht. C. verlas 2. Jan. in den Cortes eine Botschaft, worin er einen Rechenschaftsbericht über die Regierungsmaßregeln des Kabinets vorlegte und die Lage des Landes ausführlich und genau charakterisirte. Aber das von einem Abgeordneten beantragte Dankesvotum wurde von Salmeron, welcher die Politik der Regierung antirepublikanisch nannte, bekämpft und von den Cortes mit 120 gegen 100 Stimmen verworfen. Darauf reichte C. im Namen des Ministeriums seine Entlassung ein. Während sich die Cortes in der Nacht und am Morgen des 3. Jan. mit der Wahl eines neuen Präsidenten der Exekutivgewalt beschäftigten, besetzte der Generalkapitän von Madrid, General Pavia, den Palast der Cortes und verlangte die Auflösung der Versammlung. Diese übertrug auf den Antrag Salmerons selbst C. die Diktatur zur Rettung der Republik; aber er erklärte, es sei zu spät; die Soldaten drangen ein, die Versammlung wurde gesprengt (ein paar Tage nachher für aufgelöst erklärt) und ein neues Ministerium Serrano eingesetzt. C., welchen man anfangs im Verdacht eines Einverständnisses mit diesen Männern des Staatsstreichs hatte, veröffentlichte einen an das Land gerichteten Protest »gegen den brutalen Schlag, welcher gegen die konstituirende Versammlung gerichtet worden«, welchem mehrere Abgeordnete der Mehrheit beitraten. Er zog sich zunächst vom politischen Schauplatz zurück und hielt sich von seinen früheren Gesinnungsgenossen, Salmeron, Margall ꝛc., fern. Von seinen Schriften erwähnen wir »La civilisazion en los cinco primeros siglos del cristianismo« (2. Aufl., Madrid 1865); »Questiones politicas y sociales« (daf. 1870, 3 Bde.); seine Parlamentsreden erschienen gesammelt unter dem Titel »Discursos parlamentarios« (daf. 1871, 3 Bde.), einzelne davon auch in deutschen Uebersetzungen. Eine Biographie Castelars schrieb Sanchez de Real (Madrid 1874).

Castelbuono, Stadt auf der Insel Sicilien, Provinz Palermo, südlich von Cefalu, Sitz einer Prätur mit (1871) 8306 Einw., besuchten Mineralquellen und wichtigem Mannahandel.

Castelcicala (spr. -tschikála), Don Fabricio Ruffo, Fürst von, neapolitan. Diplomat, geb. um 1755 aus einer alten Familie, begann seine Laufbahn als Advokat, wurde aber von dem Minister Acton mit einer Sendung nach London betraut und nach seiner Rückkehr Präsident der neuerrichteten Giunta di stato (Staatsjunta, einer Art Kontrerevolutionstribunal), bis der Sieg der Franzosen und die Entrüstung des Volks den Hof und seine Kreaturen aus dem Lande jagte. Nach Actons Rücktritt nahm C. dessen Stelle ein, und er war es insbesondere, welcher nach der Schlacht bei Abukir den König von Neapel zur Kriegserklärung gegen Frankreich bewog. Später war er Gesandter in London und nach der Restauration in Paris, wo er 1816 im Namen des Königreichs beider Sicilien einen für England höchst vortheilhaften Handelstraktat abschloß. Nach der Revolution von 1820 ward er zum Botschafter des Königs Ferdinand in Madrid ernannt, blieb aber, weil der König nicht frei sei, beharrlich auf seinem Posten in Paris und wurde nach dem Sieg der Restauration vom König auf demselben bestätigt. Er starb zu Paris 13. April 1832.

Castel della Pietra (Stein am Calion), Dorf und Schloß in Tirol, 6 Kilom. von Roveredo, am linken Etschufer. Dabei ein Gebirgspaß, in welchem 1487 die Venetianer von den Tirolern unter Erzherzog Sigmund aufgerieben und ihr Feldherr Sanseverino getödtet wurde.

Castelfidardo, Flecken bei Loreto in der ital. Provinz Ancona, nahe der Eisenbahn von Ancona nach Foligno, mit (1871) 6338 Einw., allbekannt geworden durch die Niederlage der päpstlichen Truppen unter Lamoricière gegen die Piemontesen (18. Sept. 1860). Unter Fanti hatte das piemontesische Heer die Grenzen der päpstlichen Staaten überschritten, Lamoricière ging ihm entgegen und schritt ungeachtet der großen Uebermacht 18. Sept. bei C. zum Angriff. Anfangs erkämpfte Lamoricière einige Vortheile, als aber das piemontesische Geschütz, welches bisher nur wenig an der Aktion theilgenommen hatte, seine volle Wirksamkeit entfaltete, gingen die Reihen der päpstlichen Truppen rasch in zügelloser Flucht auseinander. Zum Tode verwundet stürzte der päpstliche General Pimodan zu Boden, Lamoricière aber sammelte seine Scharen wieder, so gut es gehen wollte, und zog sich mit denselben nach Ancona zurück. Vgl. Hoppe, Der Kampf des Generals de la Moricière für die weltliche Macht des Papstes (Berl. 1862); Ségur, Les martyrs de Castelfidardo (6. Aufl., St. Germain 1868).

Castelfranco, 1) C. Veneto, befestigte Stadt und Distriktshauptort in der ital. Provinz Treviso am Musone, Sitz einer Prätur, mit 7 Kirchen (in der Hauptkirche ein berühmtes Altarwerk von Giorgione) und einer Gemeindebevölkerung von 10,607 Einw. Die Stadt ist, wie Treviso, im Viereck mit starken Mauern und Thürmen angelegt und historisch denkwürdig durch den Sieg der Franzosen unter St. Cyr über die Oesterreicher unter Prinz Rohan 23. Nov. 1805. C. ist Geburtsort des Malers Giorgione. — 2) C. dell' Emilia, Stadt in der ital. Provinz Bologna, an der Eisenbahn von Modena nach Bologna, mit Mauern umgeben, Präturſitz und Hauptort einer Gemeinde von 4 Ortschaften mit (1871) 12,460 Einw.; gilt für das antike Forum Gallorum, bei welchem Hirtius 43 v. Chr. den Antonius schlug. In der Nähe erbaute Papst Urban VIII. das Fort Urbano, eine jetzt verfallene Festung.

Castel Gandolfo, Ort in der ital. Provinz Rom, 14 Kilom. von Rom, am malerischen Westufer des Albanersees, mit einem Lustschloß des Papstes (unter Papst Urban VIII. erbaut), das herrliche Aussichten auf Rom, den Tiber und das Mittelmeer gewährt, einer hübschen Kirche (1601 von Bernini erbaut) und (1871) 1916 Einw. In der Nähe liegen die schönen Villen Barberini, Ludovisi, Torlonia u. a.

Castel Guelfo (spr. guelffo), 1) Ort in der ital. Provinz Bologna, Kreis Imola, an der Eisenbahn von Bologna nach Ravenna, mit (1871) 3153 Einw. und den Trümmern eines alten Schlosses, das einst die Grenzveste der Guelfen gegen Faenza war. — 2) Ort in der ital. Provinz Parma, Kreis Borgo San Donnino, links am Taro, über welchen eine Eisenbahnbrücke und eine andere mit Statuen geschmückte Brücke von 22 Bögen führen, mit im Mittelalter wichtigem Schloß und herrlichem Park.

Castelsalouz (spr. -schaluh), Stadt im franz. Departement Lot-et-Garonne, Arrondissement Nérac, an der Avance inmitten des Landes gelegen, mit mehreren interessanten Gebäuden, Fabrikation von Chemikalien, Lichten, Theer ꝛc., lebhaftem Handel mit Holz, Kork und Stöpseln (von den Korkeichen des Landes) und (1872) 3044 Einw. Dabei eine eisenhaltige Quelle mit Badeeinrichtung.

Castell, fränkisches Grafengeschlecht, ward 1768 mit dem Obermundschenkenamt des Fürstenthums Würzburg belehnt und blühte in zwei Linien, Castell-Rüdenhausen und Castell-Remlingen, von denen erstere 1803 erlosch, während sich die letztere wieder in zwei Linien, eine ältere und eine jüngere, theilte, von denen erstere in Castell im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, letztere in Rüdenhausen ebendaselbst residirt. Die Grafen von C. stehen unter bayr. Hoheit und sind seit 26. Mai 1818 als erbliche Reichsräthe Mitglieder der bayr. Kammer. Sie besitzen die Herrschaftsgerichte Rüdenhausen, Burghaßlach und Remlingen in Bayern und viele zerstreute Güter und Gefälle. Die ältere Linie besitzt noch Wolkenberg und Stradow in der preuß. Niederlausitz. Der gleichnamige Marktflecken, Hauptort der bis 1803 reichsunmittelbaren Grafschaft C. (2 QM. mit 5000 Einw.), liegt am Fuß des Steigerwaldes, hat ein gräfliches Residenzschloß, eine Burgruine, einen Alabasterbruch, Pottaschensiederei, Brauerei, eine Mineralquelle und 640 Einw.

Castellamáre, 1) (Castello a Mare di Stabia), Kreisstadt in der ital. Provinz Neapel, am südöstlichen Gestade des Golfs von Neapel, durch Mauern und zwei Kastelle befestigt, ist Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale, eine technische Schule, einen guten Hafen, große Schiffswerften, ein Arsenal mit Bagno und Fabriken für gefärbtes Pelzwerk, Seife, Nadeln, Maccaroni's, Baumwollstoffe, Leder ꝛc. und (1871) 26,385 Einw., die auch bedeutenden Handel unterhalten. C. wird wegen seiner herrlichen Lage und der in der Nähe befindlichen Sauerbrunnen und Schwefelquellen, sowie zum Gebrauch der Meerbäder viel von den Neapolitanern besucht und ist seit neuerer Zeit mit Neapel durch eine Eisenbahn verbunden. Das königliche Lustschloß Quisana (»Hier genest man«) auf der Spitze des mit Reben, Kastanien und Villen bedeckten Monte Auro bietet einen prächtigen Blick auf den Golf, den Vesuv, die Ruinen von Pompeji und den Küstenstrich von Sorrent bis zum Vorgebirge Campanella. C. ist auf den Trümmern des alten Stabiä (s. d.) erbaut, welches 79 n. Chr. durch den großen Ausbruch des Vesuvs zerstört wurde, und verdankt seine Entstehung zunächst Friedrich II., der ein »Kastell am Meer« erbauen ließ, unter dessen Schutz sich eine neue Niederlassung bildete. Karl I. von Anjou umgab dasselbe mit Mauern und Thürmen. Ferdinand I. gründete das Arsenal, Ferdinand II. die Schiffswerften. — 2) (C. del Golfo), Hafenstadt in der sicilian. Provinz Trapani, an der Nordküste zwischen Palermo und Trapani, mit (1871) 11,280 Einw., welche Thunfischfang und Handel mit Getreide, Wein, Oel und besonders mit Anchovis treiben. C. ist das alte Emporium Egestae oder der Hafen der alten Stadt Segesta, deren Ruinen landeinwärts gegen Alcamo hin liegen.

Castellamónte, Stadt in der ital. Provinz Turin, Kreis Ivrea, Präturſitz, hat ein Gymnasium, eine technische Schule und ein altes großes Schloß und zählt als Gemeinde (1871) 5997 Einw., welche gute Töpferwaaren in großer Menge produciren.

Castellane (spr. -lān, lat. Salinae), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Niederalpen, in einem fruchtbaren Thal am Verdon, mit (1872) 1814 Einw., bekannt durch ihren Handel mit getrockneten Früchten, besonders vortrefflichen Prunellen (Castellanes). Dabei mehrere Salzquellen und auf einem 100 Meter hohen Felsen eine Kapelle mit großartiger Aussicht.

Castellane (spr. -lān), Esprit Victor Elisabeth Boniface, Graf von, Marschall von Frankreich, aus altadliger Familie, geb. 26. März 1788 in Lyon, trat 1804 in die Armee, machte 1806 den italienischen und 1808 den spanischen Feldzug als Kavallerieleutnant mit und erwarb 1809 bei Wagram das Kreuz der Ehrenlegion. Im russischen Feldzug 1812 war er Kapitän und Adjutant des Grafen von Lobau. Nach Napoleons Sturz ging er gleich zu den Bourbonen über. 1822 Oberst des Regiments Gardehusaren, machte er 1823 den spanischen Feldzug mit und führte seit 1830 eine Kavalleriebrigade. Er wohnte 1832 der Belagerung von Antwerpen bei und wurde dann Generalleutnant und Befehlshaber der Armee in den Pyrenäen. 1837 zum Pair erhoben, war er kurze Zeit bei der Armee in Afrika. Durch die Februarrevolution von 1848 seines Kommando's beraubt, schloß er sich dann an Ludwig Napoleon an, welcher ihn kurz vor dem Staatsstreich zum Kommandanten von Lyon ernannte, wo er die Sache des Präsidenten eifrig förderte. Dafür wurde er 1852 zum Senator und 2. Dec. zum Marschall ernannt. Später, nach der Eintheilung Frankreichs in 5 Militärbezirke, erhielt er das Kommando in Lyon. Er starb daselbst 16. Sept. 1862, ein Mann ohne alle tiefere Bedeutung und ohne Charakter, einer der Säbelrassler des Kaiserreichs.

Castellanēta, Stadt in der ital. Provinz Lecce, Kreis Tarent (Terra d'Otranto), an der Lieta und der Eisenbahn von Bari nach Tarent, Bischofs- und Präturſitz, hat eine schöne Kathedrale und (1871) 8358 Einw., welche Handel mit Früchten treiben. C. wurde 1080 vom Normannenherzog Robert Guiscard erobert und zum Bischofssitz erhoben.

Castelli, 1) Guido, Familienname des Papstes Cölestin II. (s. d.).

2) Ignaz Friedrich, deutscher Dichter, geb. 6. März 1781 in Wien, studirte daselbst die Rechte und ward 1801 Praktikant bei der landständischen Buchhaltung. Seine Muße widmete er poetischen und literarischen Arbeiten, namentlich Uebersetzungen französischer Stücke für die deutsche Bühne, wie er sich denn schon in seiner Jugend lebhaft zum Theater hingezogen fühlte. Sein höchst beifällig aufgenommenes Lustspiel »Todt und Lebendig«, ein keck und leicht hingeworfener Scherz, begründete 1803 seinen Ruf, und wie dies Stück, so hatten in der Folge auch noch andere seiner Schriften weniger durch ihren eigenen Gehalt, als durch eigenthümliche Zeit-

umstände ungewöhnlichen Erfolg. Seine »Kriegslieder für die österreichische Armee« schienen bei dem Wiederausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Oesterreich der franz. Regierung so gefährlich, daß ihr Verfasser durch ein Dekret geächtet ward. Um so mehr stieg der Dichter in der öffentlichen Meinung, und als die Franzosen Wien bedrohten, sorgte die Regierung dadurch für seine Sicherheit, daß sie ihn nach Ungarn sandte, von wo er erst nach Abschluß des Wiener Friedens zurückkehrte. Sein Text zur »Schweizerfamilie«, gehoben durch Weigls Musik, machte seinen Namen auf allen deutschen Bühnen bekannt. Fürst Lobkowitz ernannte ihn 1811 zum Hoftheaterdichter des Kärnthnerthortheaters, welche Stellung C. jedoch 1814 wieder aufgab. Im folgenden Jahr ging er als Sekretär des Grafen Cavriani, der zum Gouvernementsrath in einem der okkupirten Theile Frankreichs ernannt worden war, nach jenem Land, sowie später in gleicher Eigenschaft mit dem Freiherrn von Münch-Bellinghausen nach Oberitalien. In der folgenden Zeit wurden ihm mehrere kleine Aemter übertragen; unter anderem war er Agent des niederösterreich. Herrenstandes, Beisitzer der k. k. Hauszinskommission und Ausschußmitglied mehrerer gemeinnützigen Anstalten. Im Jahr 1839 machte er eine Reise durch Deutschland und ward von der Universität Jena honoris causa zum Doktor ernannt. Nach vierzigjähriger Thätigkeit bald darauf mit vollem Gehalt pensionirt, lebte er seitdem im Winter gewöhnlich in Wien, während des Sommers aber auf seinem Landhaus bei Lilienfeld. Im Jahr 1848 machte er noch einmal von sich reden, indem mehrere von ihm verfaßte populäre politische Flugschriften, z. B. »Was ist denn jetzt in Wien geschehen?« und »Der Bauer kommt vom Reichstag zurück«, binnen wenigen Tagen einen Absatz von vielen tausend Exemplaren fanden. Er starb hochbetagt 5. Febr. 1862 zu Wien. Auf der Bühne haben sich von seinen einst sehr gern gesehenen Lustspielen und specifisch wienerischen Possen nur etwa das Dialektstück »Die Schwäbin« und die Münchhauseniade »Der Lügner und sein Sohn« erhalten. Ersteres führte das später durch B. Auerbach und Charl. Birch-Pfeiffer von neuem in Mode gebrachte »Schwäbeln« auf der Bühne zuerst ein. Von seinen Theaterstücken, die in den »Dramatischen Sträußchen« (Wien 1809 ff., 18 Jahrgänge) gesammelt erschienen, erwähnen wir nur noch das eine Zeitlang (seit 1829) aller Orten gegebene: »Die Waise und der Mörder«, sowie eine nicht unglückliche Travestie der Schicksalstragödien Müllners und Houwalds, betitelt »Der Schicksalsstrumpf«. In Castelli's Bühnenstücken geben sich anerkennenswerthe Erfindungsgabe, Bonhommie und Laune kund, doch leiden sie an Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit und ermangeln der höhern künstlerischen Bedeutung. Das beste seiner Erzeugnisse dürften die »Gedichte in niederösterreichischer Mundart« (Wien 1828) sein, welche ihm nach Stelzhammer die erste Stelle unter den Volksdichtern Oesterreichs sicherten. Sonst schrieb er noch: »Poetische Kleinigkeiten« (Bd. 1—5, das. 1816—26; Bd. 6, Berl. 1835, gleichzeitig eine Gesammtausgabe unter dem Titel »Gedichte«); »Wiener Lebensbilder« (das. 1828, 2 Bde., 2. Aufl. 1835); »Bären. Eine Sammlung Wiener Anekdoten« (das. 1825—1832, 12 Hefte); »Hundert neue Wiener Bären« (das. 1844); »Erzählungen in allen Farben« (das. 1840, II Bde.) und vieles andere, abgesehen von seinem Taschenbuch »Selam« (7 Bde., 1814), seinen zahlreichen kleinen Aufsätzen, Sprichwörtern, Räthseln, Charaden, Logogryphen, Schnurren ꝛc. Auch die Redaktion mehrerer Journale führte er, wie die der »Thalia« (1810—11), des »Sammlers«, des »Wiener Konversationsblattes« (1822) und des »Allgemeinen musikalischen Anzeigers« (1829—40). Seine »Sämmtlichen Werke« erschienen in 3. Aufl., Wien 1848—59, in 22 Bänden, nebst einem »Wörterbuch der Mundart in Oesterreich unter der Ens«; seine »Memoiren« 1861. C. war auch passionirter Sammler. Er besaß eine reiche Sammlung von Schauspielen (etwa 12,000 Stücken in 3000 Bänden), eine von Porträts aller bekannten Schauspieler und Theaterdichter, von Tabakdosen, sowie von fast allen Wiener Theaterzetteln seit 1600 (von der k. k. Hofbibliothek angekauft).

Castellio (Chateillon, auch Castalio), Sebastian, fruchtbarer theologischer Schriftsteller im Reformationszeitalter, geb. 1515 in Savoyen oder in der Dauphiné, machte seine Studien zu Lyon und ward auf Calvins Empfehlung 1540 als Rektor an die Genfer Schule berufen. Mit ihm zerfallen, siedelte C. nach Basel über, wo er 1551 seine elegante lateinische Bibelübersetzung veröffentlichte. Wegen seiner freien Richtung von Calvin und Beza scharf getadelt und im Verdacht, einige Servets Verurtheilung schonungslos geißelnde Aufsätze verfaßt zu haben, erhielt er (seit 1553 Professor der griech. Sprache) die Weisung, sich der theologischen Schriftstellerei zu enthalten; starb 23. Dec. 1563 in Dürftigkeit. Außer einigen exegetischen Arbeiten hat er verschiedene alte Klassiker edirt. Vgl. Füeßlin, Sebastian Castellio's Lebensgeschichte (Frankf. 1775); Mähly, Sebastian C. (Basel 1862); Broussour, Seb. Castellion, sa vie, ses œuvres (Straßb. 1867).

Castello Branco, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts der portug. Provinz Beira, welcher den südlichen, dünn bevölkerten und großentheils mit Heiden bedeckten Theil derselben (Niederbeira) umfaßt, liegt auf einer Anhöhe in einer weiten Ebene südöstlich von Coimbra, von alten Mauern umringt und durch ein in Ruinen liegendes Kastell beherrscht, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale (außerhalb der Mauern), 2 Kollegiatkirchen, Marmorbrüche und 6800 Einw. Der Ort ist römischen Ursprungs, und der ganze Distrikt reich an Ueberresten aus der Römerzeit.

Castello de Vide, Stadt in der portug. Provinz Alemtejo, auf einem Hügel nördlich von Portalegre gelegen, mit einem alten Kastell, bedeutenden Tuchwebereien und 5500 Einw.

Castellon (spr. -steljón), eine Provinz des span. Königreichs Valencia, grenzt im N. und NW. an die Provinz Teruel, im NO. an Tarragona, im SO. an das Meer, im S. an die Provinz Valencia und hat ein Areal von 6336 QKilom. (115 QM.) mit (1870) 296,222 Einw. Es ist zum größten Theil ein wildromantisches Bergland, reich an Erzgängen, wie an Mineralquellen und Braunkohlen, und zerfällt in 10 Gerichtsbezirke mit 953 Ortschaften. Die Hauptstadt C. de la Plana liegt inmitten einer weiten schönen und starkbevölkerten, vom Mijares bewässerten Ebene, an der valencianisch-katalonischen Heerstraße, nahe dem Meer und ist ein regelmäßiger, modern gebauter Ort mit 8 Thoren, 3 Pfarrkirchen, mehreren ehemaligen Klöstern, einem Institut und ca. 19,500 Einw. Hafenort ist Grao, mit lebhaftem Fischhandel.

Castelnau (spr. -no), franz. General und Adjutant des Kaisers Napoleon III., gehörte zu den intimsten Hofkreisen und hatte 1866 eine sehr delikate Privatmission auszuführen. Von der Regierung der Vereinigten Staaten bedrängt und durch die Erfolge der preuß. Waffen beunruhigt, wollte Napoleon seine Truppen so rasch als möglich aus Mejiko zurückziehen und, da der mit Kaiser Maximilian von Mejiko 30. Juli 1866 abgeschlossene Vertrag diesem Wunsch entgegen war, diesen Fürsten, sei es durch Güte, sei es durch Gewalt, zur Abdankung bringen und zur Einschiffung nach Europa veranlassen. Diesen Plan sollte C., in Verbindung mit dem franz. Gesandten am Hof Maximilians, Dano (s. d.), und dem Marschall Bazaine ausführen, kam 21. Okt. 1866 in der Stadt Mejiko an und hatte 25. Dec. in Puebla eine Unterredung mit Maximilian; allein dieser ging auf den vorgelegten Plan nicht ein und glaubte, auch ohne franz. Unterstützung, mit den ihm treubleibenden mejikanischen Streitkräften den Kampf gegen die Republikaner unter Juarez aufnehmen zu können. Nun rüsteten sich die franz. Truppen zum Abzug. Als sie 8. Febr. 1867 die Hauptstadt Mejiko verließen, berichtete C. mit erstaunlicher Naivität nach Paris, daß die Räumung der Hauptstadt nur »sympathische« Aeußerungen hervorgerufen habe. 1. Sept. 1870 in der Schlacht bei Sedan war C. beständig an der Seite des Kaisers, begleitete abends den General Wimpffen in das Schlößchen Donchéry, um bei den Kapitulationsverhandlungen mit Moltke und Bismarck die persönlichen Interessen des Kaisers zu vertreten, fuhr mit letzterem am Morgen des 2. Sept. in der Richtung nach Donchéry, um den König von Preußen aufzusuchen, wobei das berühmte Gespräch zwischen Napoleon und Bismarck stattfand, und begleitete 3. Sept. Napoleon III. auf seiner Fahrt von Sedan nach Wilhelmshöhe.

Castelnaudary (spr. -no-, Chatel Naudarry), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Aude, in einer fruchtbaren Ebene, nahe dem Canal du Midi, der hier einen Hafen bildet (Becken von St. Ferréol), und an der Eisenbahn von Toulouse nach Narbonne, hat ein Collége, ein Handelsgericht, eine Bibliothek von 10,000 Bänden, eine Börse und (1872) 9328 Einw., welche Fabrikation von Fayence, Töpferwaaren und grobem Tuch, Rübenbau, Branntweinbrennerei, Schiffbau und ansehnlichen Handel mit Bauholz, Getreide und Mehl, Vieh, Häuten und Wolle betreiben. C. ist das Sostomagus der Römer, eine der ältesten Städte des südlichen Gallien, später Castrum novum Arrianorum. Hier wurden der Troubadour Armand Vidal und der berüchtigte päpstliche Legat Peter von Castelnau geboren, dessen Ermordung 1208 so schwere Folgen für die Albigenser (s. d.) hatte. C. war damals die feste Hauptstadt der Grafschaft Lauragais. Hier lieferten sich Raimund von Toulouse und Simon von Montfort 1212 eine blutige Schlacht, und 1237 richtete die Inquisition ihre Autos de fé daselbst ein. Im Jahr 1355 wurde C. vom Schwarzen Prinzen eingenommen und verbrannt, 1366 wieder aufgebaut. Am 1. Sept. 1632 kam es bei C. zur Schlacht zwischen den königl. Truppen unter Marschall Schomberg und denen des Herzogs von Orléans, des Bruders Ludwigs XIII., in welcher der letztere eine schimpfliche Niederlage erlitt und Montmorency, der Statthalter von Languedoc, gefangen ward.

Castelnau-Montratier (spr. kastellnoh mongtratjeh), Stadt im franz. Departement Lot, Arrondissement Cahors, auf einem Hügel an der Lütte gelegen, mit bethürmten Thoren und Resten alter Befestigungen, zwei alten Schlössern, vortrefflichem Weinbau und (1872) 3717 Einw. Dabei auf einem Hügel ein 20 Meter hoher, 150 Meter im Umfang haltender Tumulus, genannt la butte de Maurélis.

Castelnuovo d'Asti, Flecken im Kreis Asti der italienischen Provinz Alessandria, Prätursitz mit (1871) 3308 Einw., berühmten Mineralquellen (salinische Schwefelquelle) und besuchten Jahrmärkten.

Castel Rodrigo, Stadt in der portug. Provinz Beira, 15 Kilom. nördl. von Pinhel, in fruchtbarer Gegend unweit der Coa, am südlichen Abhang eines burggekrönten Berges gelegen, mit 1700 Einw., ist von alten dicken Mauern umgeben und gilt für eine Festung.

Castel Rosso (Castellorizo, Meïs, das antike Megiste), Insel an der Südküste von Kleinasien, östl. von Rhodus, mit der gleichnamigen Hafenstadt von 5000 Einw. und einem Johanniterschloß. Die Bewohner, von denen der fünfte Theil Türken, der Rest Griechen sind, treiben lebhaften Handel und Schiffahrt und beschäftigen allein 80 Fahrzeuge mit der Schwammfischerei.

Castel San Giovanni (spr. dschowa-), Flecken in der ital. Provinz Piacenza (Emilia), Prätursitz, mit (1871) 8317 Einw., denkwürdig durch den 17. Juni 1799 hier erfochtenen Sieg der Oesterreicher und Russen unter Melas und Suworow über die Franzosen und Polen unter Macdonald, Victor und Dombrowski.

Castel San Pietro, Stadt in der ital. Provinz Bologna, Kreis Imola, an der Eisenbahn von Bologna nach Ravenna, Prätursitz und Hauptort einer Gemeinde von 10 Ortschaften mit (1871) 12,330 Einw., hat ein altes Schloß und stark besuchte Jahrmärkte und wurde im 13. Jahrh. von den Bolognesen als Grenzfestung gegen die Florentiner erbaut. Die alte Via Aemilia durchzieht, mit Arkaden besetzt, den von Bäumen umgebenen Ort.

Castel Sarrasin (spr. ssarrasäng), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Tarn-et-Garonne, an einem Seitenkanal der Garonne, mit einem Collége, Fabriken für Wollzeuge, Hüte, Leder, Leinwand, Färbereien und (1872) 6514 Einw.

Castelvetrano, Stadt und Prätursitz auf der Insel Sicilien, Provinz Trapani, auf einem Felsen, mit (1871) 20,420 Einw., welche Oel- und Weinhandel, Reisbau und Viehzucht treiben und geschätzte Korallen- und Alabasterarbeiten liefern. Südlich von C. zeigen die Ruinen von Selinus und Pintia noch drei Tempelreste.

Castera-Verduzan (spr. -werdüsäng), Badeort im franz. Departement Gers, Arrondissement Condom, an der Auloue, 24 Kilom. von Auch, mit 1080 Einw., hat 3 schwefel- und eisenhaltige Mineralquellen (23° C.) mit angenehmen Badeeinrichtungen, die jährlich von ca. 1200 Badenden benutzt werden. Dabei Ruinen eines alten Schlosses der Tempelherren.

Casti, Giambattista, ital. Dichter, geb. 1721 zu Prato in Toscana, machte seine ersten Studien im Seminar zu Montefiascone und erhielt in der Folge eine Professur an derselben Anstalt und ein Kanonikat an der Kathedrale. In Florenz machte er die Bekanntschaft des Großherzogs, der ihn nach Wien brachte, wo Joseph II. dem geistreichen und freimüthigen Mann seine Gunst schenkte. C.

begleitete darauf mehrere kaiserliche Gesandtschaften nach Petersburg, später nach Berlin und Madrid. Nach seiner Rückkehr nach Wien zum kaiserlichen Hofdichter befördert, verfaßte er zwei komische Opern: »La grotta di Trofonio« (eine Satire gegen die anmaßlichen Schulphilosophen) und »Re Teodoro«; burlesker Art ist seine Oper »Cicerone«. Nach Josephs II. Tod ließ er sich in Florenz nieder, wo er den größten Theil seiner Gedichte schrieb. Um seine »Animali parlanti« zum Druck zu bringen, begab sich der rüstige Greis 1798 nach Paris, wo ihn 6. Febr. 1803 der Tod überraschte. Seine Hauptwerke, die ihm einen Platz in der Reihe der besseren ital. Dichter der Neuzeit sichern, sind die »Novelle galanti« (zuerst Par. 1793; vermehrt das. 1804, 3 Bde.) und die »Animali parlanti« (zuerst Par. 1802, 3 Bde.; franz. von Maréchal, Par. 1819, 2 Bde.; von Alary, das. 1847; deutsch Bremen 1817, 3 Bde., zuletzt von Stiegler, Aachen 1843, 2 Bde.). Die ersteren sind in Ottaverimen geschrieben und zum Theil des Dichters eigene Erfindung, voll Laune und Grazie, aber auch voll scharfer Satire, besonders gegen die Geistlichkeit, und fast durchgängig sehr obscön. Die letzteren sind ein politisches Lehr- und Spottgedicht im Gewand der Thierfabel, in sechszeiligen Strophen und fünffüßigen Jamben geschrieben, welches unter scherzhafter Form eine tiefe Weltkenntnis und politische Weisheit birgt. Weniger bekannt ist das »Poema Tartaro« (neue Ausg., Mail. 1871), eine Geiselung des Petersburger Hofs. Casti's lyrische Gedichte, größtentheils anakreontischer Art, erschienen öfter, z. B. »Poesie liriche« (Flor. 1769) und als »Opere varie« unter dem Druckort Paris 1821, 6 Bde. Eine Gesammtausgabe seiner Werke in einem Bande kam zu Paris 1837 heraus.

Castigatio (lat., f.), Züchtigung; c. paterna, die dem Vater zustehende Strafgewalt.

Castiglione (spr. -ljone; C. delle Stiviere), Distriktshauptort in der ital. Provinz Mantua, 30 Kilom. nordwestlich von der Stadt Mantua, mit Schloß und (1871) 5401 Einw., war sonst der befestigte Hauptort eines kleinen Fürstenthums und gehörte zum Herzogthum Mantua. Später übernahm es die jüngste Linie des Hauses Gonzaga, und C. wurde Residenz. Im Jahr 1702 eroberten es die Oesterreicher, und 1773 kam es für 300,000 Fl. an die habsburgische Dynastie. Bei C. 9. Sept. 1706 Sieg des franz. Generals Grafen Medavi über die Oesterreicher unter dem Prinzen von Hessen, und 5. Aug. 1796 Sieg Bonaparte's über die Oesterreicher unter Wurmser, der versucht hatte, das von jenem belagerte Mantua zu entsetzen. Der Marschall Augereau erhielt von der Schlacht den Titel eines »Herzogs von C.«

Castiglione (spr. -ljone), 1) Baldassare, Graf von, ital. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 6. Dec. 1478 zu Casatico im Mantuanischen, studirte zu Mailand, schloß sich nach Luigi Sforza's, Herzogs von Mailand, Sturz an den Markgrafen Gonzaga von Mantua an und ging später im Auftrag des Herzogs Guidobaldo di Montefeltro von Urbino 1505 an den Hof Heinrichs VII. von England und 1506 an den Ludwigs XII. von Frankreich. Den Nachfolger Guidobaldo's, Francesco Maria della Rovere, begleitete er auf seinen Feldzügen gegen die Franzosen und erhielt 1513 den Grafentitel. Nach kurzer Zeit der Zurückgezogenheit finden wir ihn in Rom am Hof Leo's X., wo er für Francesco's Nachfolger, Federigo, wirkte, und von wo er später vom Papst Clemens VII. in wichtigen Angelegenheiten an Karl V. nach Spanien gesandt wurde. Wiewohl C. hier das Interesse seines Herrn zu wahren suchte, so traf ihn doch seit der Plünderung Roms 1527 dessen Ungunst. Dafür überhäufte ihn Karl V. mit seinen Gunstbezeigungen und gab ihm das reiche Bisthum Avila. Er starb 2. Febr. 1529 zu Toledo. Sein berühmtestes Werk ist sein »Libro del Cortegiano«, eine in Gesprächsform abgefaßte Darstellung des Ideals eines Hofmannes (Vened. 1528), ein Meisterwerk eleganter und zierlicher Prosa. Castiglione's »Lettere« (Padua 1769—71, 2 Bde.) geben Aufschluß über politische Ereignisse, bei denen er thätig war.

2) Giovanni Benedetto, genannt »Il Grechetto«, berühmter ital. Maler und Kupferätzer, geb. 1616 zu Genua, Schüler Paggi's, G. Andrea's de' Ferrari und van Dycks, bildete sich noch in Rom, Florenz, Parma und Venedig und trat sodann in die Dienste des Herzogs Karl I. zu Mantua. Er starb daselbst 1670. C. hat namentlich seinen Ruf durch seine Thierdarstellungen erhalten; die historischen und biblischen Vorwürfe pflegen meist nur den Namen herzugeben, während das Vieh und die Landschaft die Hauptrolle spielen. Er behandelte seine Darstellungen in etwas einförmiger Weise, seine Gestalten pflegen ziemlich konventionell zu sein; dazu ist seine Farbe zu bunt. Den Ruhm, den er früher hatte, erkennt man ihm jetzt nicht mehr zu, denn er bleibt sehr gegen die Niederländer gleichen Genres zurück. Auch Bassano, dessen Vorbild deutlich erkennbar ist, steht über ihm. Sehr bekannt ist C. auch als Radirer, als welcher er Rembrandt nachzuahmen suchte; aber auch hier kam er trotz einer leichten, wenn auch etwas kleinlichen Nadel nicht über eine konventionelle Auffassung hinaus. Man zählt über 70 solcher Blätter, worunter auch einige, deren Wirkung der Aquatinta ähnelt. 1786 erschien zu Venedig eine Folge von 12 nach Castiglione's Zeichnungen von G. Zompini geätzten Blättern: **Varii capricci e paesi ecc. disegnati dal celebre G. B. Castiglione, tratti dalla raccolta Zanettiana.**

3) Carlo Ottavio, Graf, italienischer Sprachforscher, geb. 1784 zu Mailand, zeigte schon in seiner Schrift »**Monete cufiche del museo di Milano**« (Mail. 1819) eine große Kenntnis der orientalischen Sprachen und Geschichte. Sein Hauptwerk auf dem Gebiet der orientalischen Literatur ist das »**Mémoire géographique et numismatique sur la partie orientale de la Barbarie appelée Afrikiah par les Arabes, suivi de recherches sur les Berbères atlantiques**« (Mail. 1826). Am bekanntesten in Deutschland ist C. jedoch durch die Herausgabe von Bruchstücken der gothischen Bibelübersetzung des Ulphilas geworden, welche Mai unter den Palimpsesten der Ambrosianischen Bibliothek 1815 entdeckt hatte. Zugleich mit Mai veröffentlichte er in »**Ulphilae partium ineditarum Ambrosianis palimpsestis repertarum editio**« (Mail. 1819) Proben von Theilen des Alten Testaments (Esra und Nehemia), von einigen Paulinischen Briefen, sowie das Fragment eines gothischen Kalenders und einer Homilie, sodann allein fernere Bruchstücke der Briefe des Paulus (Mail. 1829, 1834, 1835, 1839) und »**Dell' uso cui erano destinati i vetri con epigrafi cufiche**« (das. 1847). Er starb 10. April 1849 zu Genua. Sein Leben hat Biondelli (Mail. 1856) beschrieben.

Castilho (spr. -lju), Antonio Feliciano,

berühmter portug. Dichter, geb. 26. Jan. 1800 zu Lissabon, wurde, wiewohl vom 6. Jahr an sein eines Auge blind und das andere sehr geschwächt war, von unbezwinglicher Wißbegierde zu rastlosen Studien angetrieben und bezog 1816 die Universität Coimbra, um nach des Vaters Wunsch die Rechte zu studiren; doch waren Naturgeschichte, Physik und vorzüglich schöne Literatur seine Lieblingsstudien. Noch als Student veröffentlichte er seine »Cartas de Echo e Narciso«, ein Gedicht, das in kurzer Zeit vier Auflagen erlebte; diesem folgte »A Primavera collecção de poematos« (Lissab. 1822; 2. Aufl. 1837). Ersteres wendete ihm die Liebe einer vornehmen Dame zu, die er aber erst 1834 persönlich kennen lernte und nach zwei Jahren einer glücklichen Ehe wieder verlor. Ein Amt, das ihm König Johann VI. zur Belohnung seines wissenschaftlichen Eifers verliehen hatte, wurde später aufgehoben; unter Dom Miguels Herrschaft mußte er flüchten. Später kehrte er nach Lissabon zurück und ward daselbst Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Von Originaldichtungen erschienen noch: »Amor e malinconia o a novissima Heloisa« (Coimbra 1828); »A Noite de Castello« (Lissab. 1836), eine Erzählung in Versen nach Art der Tausend und Einen Nacht; »Camoëns« (das. 1849) und »O Outono. Collecçao de poesias« (das. 1865). Sie sind ihrem innern wie äußern Bau nach vortrefflich und zeichnen sich durch elegischen Wohllaut, Gefühlsinnigkeit und besonders zartsinnige Naturschilderungen vortheilhaft aus. Außerdem veröffentlichte C. mehrere Uebersetzungen, so der Metamorphosen (1841) und Fasten (1859) des Ovid, der Georgica des Virgil (1865), der »Paroles d'un croyant« von Lamennais u. a. Mit seinem jüngern Bruder Augustinho Federigo, geb. 1802, der Priester im Bisthum Aveiro war und 1840 auf Madeira starb, gab er »Quadros historicos da Portugal« (Lissab. 1831—1841, 8 Liefgn.) heraus, ein auch in typographischer Hinsicht merkwürdiges Werk. — Ein anderer Bruder von ihm, José Feliciano, geb. 1812 zu Lissabon, studirte zu Coimbra, mußte 1829 ebenfalls auswandern und wandte sich nach Paris, wo er mit seinem Bruder Alexander einen »Traité de mnémonique«, ein »Dictionnaire de mnémonique« und einen »Traité de sténographie« herausgab. Später ging er nach Portugal zurück, bekleidete mehrere Aemter, redigirte als Anhänger der gemäßigten liberalen Partei ein vielgelesenes Journal, mußte aber 1835 wiederum fliehen und lebte längere Zeit in Hamburg. Später war er Direktor der Nationalbibliothek in Lissabon; seit 1847 lebte er in Brasilien.

Castilla (spr. -illja), Don Ramon, peruanischer Staatsmann, geb. 31. Aug. 1797 zu Tavapaca im südlichen Peru, zeichnete sich im Befreiungskampf gegen Spanien aus, betheiligte sich dann als General vielfach an den inneren Parteikämpfen, kommandirte in der Schlacht bei Jungay (20. Jan. 1839) die Reiterei und wurde hierauf Finanzminister. Nachdem er 1841—44 im Exil gelebt, stürzte er den Diktator Vivanco und war dann 1845—51 Präsident von Peru. Im Jahr 1854 stellte er sich an die Spitze des Aufstandes von Echenique und ward 1855 abermals auf den Präsidentenstuhl berufen. Er starb, im Begriff, die Regierung wieder an sich zu reißen, 30. Mai 1867 zu Arica in Peru.

Castille (spr. -ihj), Charles Hippolyte, franz. Romanschriftsteller und Journalist, geb. 8. Nov. 1820 zu Montreuil sur mer als Sohn eines kaiserlichen Obersten der Artillerie, erhielt seine Erziehung auf den Schulen von Douai und Cambrai, und kaum nach Paris gekommen, publicirte er Feuilletonromane und Zeitungsartikel, welche eine ungewöhnlich fruchtbare Einbildungskraft bekundeten. Wir erwähnen: »Les oiseaux de proie« (1846—48), »L'Ascalante« (1852; neue Ausg. 1872), »Les ambitieux« (1852—53, 4 Bde.), »Histoires de ménage« (1855), »Les compagnons de la mort« (1854) und »La chasse aux chimères« (1857; neue Ausgabe 1872). Zu gleicher Zeit war er Leiter des Blattes »L'Esprit public«, dessen Eigenthümer der bekannte Herr von Lesseps war. Als politischer Schriftsteller, welcher dem liberalen und konstitutionellen Regiment abhold war, gründete C. 1847 im Verein mit Molinari die Zeitschrift »Le travail intellectuel« und 1848 mit Bastiat »La république française«. Von seinem politischen Standpunkt legen auch seine Schriften: »Les hommes et les mœurs sous le règne de Louis-Philippe« (1853), »L'histoire de la seconde république française« (1854—56, 4 Bde.) und seine »Portraits historiques au 19. siècle« (1. Serie 1856—59, 50 Bdchn.; 2. Serie 1859—60, 30 Bdchn.) Zeugnis ab. Außerdem schrieb er »Parallèle entre César, Charlemagne et Napoléon« (1858) und begann eine auf 10 Bände berechnete Darstellung der Geschichte Frankreichs seit 1789 unter dem Titel »Histoire de soixante ans«, von welcher aber nur 4 Bände, bis 1800 reichend (1859—63), erschienen sind. In den letzten Jahren führte C. die Hauptredaktion des »Globe«.

Castillejo (spr. -illjcho), Cristoval, einer der berühmtesten und merkwürdigsten span. Dichter, der letzte Repräsentant der altspan. Hofpoesie, wurde um 1490 zu Ciudad-Rodrigo geboren und kam, kaum 15 Jahre alt, als Page an den Hof des Infanten Don Ferdinando, des nachmaligen Kaisers Ferdinand I., wurde dessen Sekretär und folgte ihm 1531 nach Deutschland, wo er 12. Juni 1556 in Wien starb. C. bekämpfte den klassisch-italienischen Stil in der Poesie, dessen Nachahmung durch Boscan und Garcilaso den nationalen zu verdrängen begann. Seine Gedichte zeugen von einer großen Sprachgewandtheit und technischen Fertigkeit in der Versifikation und bekunden einen echt dichterischen Geist, dessen Element das Satirische ist. Sie scheinen erst nach seinem Tod gesammelt worden zu sein, erschienen aber von Anfang an auf Befehl der Inquisition durch Auslassung verschiedener anstößiger Stellen purificirt, zuerst zu Madrid 1573; auch in Ramon Fernandez' Sammlung (Bd. 11 und 12, Madr. 1792); zuletzt und am vollständigsten in den »Poetas liricos de los siglos XV y XVI« (Bd. 32 der Sammlung von Ribadenevra). In der Bibliothek zu Wien befindet sich ein Manuskript von Castillejo's »Gesprächen des Verfassers mit seiner Feder«.

Castillo (spr. -illjo), 1) Diego Enriquez de, Kaplan und Chronist Heinrichs VI. von Kastilien, geboren zu Segovia, ward von jenem zu wichtigen Unterhandlungen verwendet. Seine Chronik erzählt die Begebenheiten der ganzen Regierungszeit Heinrichs IV. (1454—74) in einem einfachen, fast trockenen Stil; sie erschien in der von der königlichen Akademie der Geschichte veranstalteten Sammlung der span. Chroniken (Madr. 1787). Außerdem hat man von ihm ein allegorisches Gedicht, eine Vision auf den Tod Alfons' V. von Aragonien (herausgeg.

von Ochoa, mit den Gedichten des Marquis de Santillana, Par. 1844).

2) Bernal Diaz del, span. Geschichtschreiber, gegen Ende des 16. Jahrh. geboren, war einer der Abenteurer, welche Ferdinand Cortez 1519 nach Mexiko begleiteten, wo er um 1560 starb. Er schrieb eine »Wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neuspanien«, die zu Madrid 1632 im Druck erschien und von Rehfues deutsch bearbeitet und mit werthvollen Zusätzen versehen wurde (Bonn 1838, 4 Bde.). Der ungelehrte und im Aberglauben seiner Zeit befangene Verfasser entwickelt bei aller Beschränktheit und Ignoranz eine staunenswerthe Beobachtungs- und Darstellungsgabe und die ins einzelne gehende, lebendige und naive Schilderung macht einen wahrhaft epischen Eindruck.

3) Alonso de Castillo Solórzano, span. Novellen- und Komödiendichter, geb. 1640, schrieb die Schelmenromane »El Bachiller Trapaza« und »Garduña de Sevilla«, von denen noch in neuester Zeit (Madr. 1846—48) illustrirte Ausgaben erschienen. Unter seinen übrigen zahlreichen Werken sind die bekanntesten unter dem Titel »Quinta de Laura« (1625) und »Alivios de Casandra« (eine Sammlung von Novellen, Schauspielen und Gedichten, zuerst 1640) erschienen. Auch schrieb er ein Lustspiel »El majorazgo«, welches Beifall fand.

4) Andres del, span. Novellendichter, Zeitgenosse des vorigen, verfaßte in der damals herrschenden gezierten Schreibart 6 Novellen, die unter dem Titel: »La Mogiganga del gusto« (zuerst Saragossa 1641) erschienen.

5) Juan Ignazio Gonzalez del, span. Dichter, der zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Cadiz lebte und daselbst durch Sainetes (komische Scenen für Zwischenakte) große Beliebtheit gewann. Sie zeichnen sich durch treue Beobachtung der Sitten des Volks und heitere Satire aus und sind sorgfältiger gearbeitet, wenn auch weniger genial, als die ähnlichen Stücke des Madrider Dichters Ramon de la Cruz. Eine Sammlung derselben gab A. de Castro (Cadiz 1845, 2 Bde.) heraus.

Castillon (spr. -tijóng), Stadt im franz. Departement Gironde, Arrondissement Libourne, an der Dordogne, über die eine schöne Hängebrücke führt, mit bedeutendem Zwiebelbau und (1872) 3656 Einw. C. ist merkwürdig durch den Sieg Karls VII. von Frankreich über die Engländer unter Talbot, welcher mit seinem Sohn fiel, im Juli 1453; ein Obelisk erinnert an die Schlacht.

Castillonès (spr. -tijónäs), Stadt im franz. Departement Lot-et-Garonne, Arrondissement Villeneuve, auf einem Hügel von 120 Meter Höhe, hat 12 Märkte und (1872) 2023 Einw.

Castine (spr. käßtein), Hafendorf im nordamerikan. Staat Maine, am Einfluß des Penobscot River in die Penobscotbai, Belfast gegenüber auf einer Landzunge gelegen, hat einen trefflichen, für die größten Schiffe zugänglichen Hafen und (1870) 1303 Einw., welche sich mit Schiffbau, Holzhandel und Fischerei beschäftigen. C. ward 1667 von den Franzosen angelegt.

Castitas (lat., f., Kastität), Züchtigkeit, Keuschheit; c. violata, verletzte Keuschheit.

Castlebar (spr. käßl-), Hauptort der irischen Grafschaft Mayo, am See Lanach, mit 2700 Einw., Brauereien, Gerbereien, Leinwebereien und lebhaftem Handel mit Linnen. Im Jahr 1798 war C. Hauptquartier des Generals Lake, welches er, von den Irländern und 800 Franzosen angegriffen, unter Verlust von 6 Kanonen verlassen mußte, jedoch nach 20 Tagen wieder nahm.

Castle Cary (spr. käßl kéri), merkwürdige Römerstation in Schottland, an der Grenze der Grafschaft Stirling, westlich von Falkirk, ein Mauerviereck, welches sich 2,5 bis 3 Meter über den Boden erhebt, und in welchem man noch Reste von Gemächern und römischen Geräthschaften findet.

Castle Comer (spr. käßl-), ein reinliches, von neu angelegten Wäldern umgebenes Marktstädtchen in der irischen Grafschaft Kilkenny, mit Mineralquelle, reichen Kohlengruben in der Nähe und 1400 Einw.

Castle Donington (spr. käßl donning't'n), Stadt in der engl. Grafschaft Leicester, nordwestl. von Loughborough mit (1871) 2154 Einw., hat Fabriken für seidene Strümpfe, Spitzen und Handschuhe, Korbflechtereien und Gerbereien. In der Nähe Schloß des Herzogs von Hastings mit Gemäldesammlung und Bibliothek.

Castleford (spr. käßl'förd), aufblühender Fabrikort in der engl. Grafschaft York, Westriding, am Aire, nördl. von Pontefract, mit Glashütten, Kohlengruben, Töpfereien und (1871) 6228 Einw.

Castlereagh (spr. käßlri), Henry Robert Stewart, Marquis von Londonderry, Viscount seit 1821, engl. Staatsmann, geb. 18. Juni 1769 auf dem Familiensitz Mount Stewart in der irischen Grafschaft Down, that sich seit 1793 im irischen Parlament durch Beredsamkeit hervor und wurde unter dem Vicekönig von Irland, Lord Camden, seinem Anverwandten, erster Staatssekretär. Er half in rücksichtslosester Weise Pitts Unterdrückungssystem gegen seine Landsleute durchführen und unterstützte eifrigst desselben Ministers Unionsplan, der das irische Volk dem Druck der Hochkirche und der Grundherren preis gab. Nach der Vereinigung des irischen Parlaments mit dem englischen (1800) in das letztere eingetreten, wurde er 1804 Minister des Krieges und der Kolonien im Ministerium Pitts, trat nach dessen Tod (1806) zwar ab, übernahm aber schon 1807 in Portlands Kabinet wieder das Kriegsministerium. Er nahm sein Frankreich feindseliges System wieder auf, jedoch mit wenig Glück. Die verfehlte, von ihm veranstaltete Expedition nach Walcheren führte (21. Sept. 1809) zum Zweikampf zwischen C. und Canning, und so zum Austritt beider aus dem Ministerium. Nach dem Rücktritt des Marquis Wellesley (1812) zum Minister des Auswärtigen berufen, entwickelte er nach der Katastrophe von 1812 eine außerordentliche Thätigkeit zum Sturz Napoleons. Er weigerte sich auch anfangs, den ersten Pariser Frieden zu unterzeichnen, weil Napoleon noch Elba behielt und den Titel Kaiser fortführen durfte. Sein Haß gegen alles aus der franz. Revolution Hervorgegangene verwickelte ihn in mannigfache Widersprüche. In dem Eifer für die Herstellung der Bourbonen erschien er extrem konservativ; auf der andern Seite aber huldigte er doch wieder den durch die Revolution hervorgerufenen Neuerungen, indem er auf dem Wiener Kongreß in die Abtretung Sachsens an Preußen, Polens an Rußland, Genua's an Sardinien, Belgiens an Holland, in die Bestätigung der durch Napoleon bewirkten Mediatisirung deutscher Fürstenhäuser und in die Unterdrückung der geistlichen Fürstenhäuser einwilligte.

Er ward deshalb vom Unterhaus mit lautem Tadel empfangen, den aber bald die Rückkehr Napoleons zum Schweigen brachte. C. bot nun wieder alles auf, um den Feind Englands noch einmal zu stürzen, machte England nachher aber ganz der Reaktion und Restauration dienstbar. Er wohnte daher auch den Kongressen von Aachen, Troppau und Laibach bei. Um alle Achtung brachte er sich vollends durch sein Betragen beim Proceß der Königin Karoline und durch die harten Maßregeln, durch welche er der Unzufriedenheit der niederen Stände entgegentrat. Darob verfiel er in eine innere Aufregung, in welcher er überall Feinde und Meuchelmörder erblickte und schnitt sich, im Begriff zum Kongreß nach Verona abzureisen, in einem heftigen Anfall derselben 12. Aug. 1822 mit einem Federmesser die Schlagader am Halse durch. Das Volk erhob auf die Todesnachricht ein Freudengeschrei, ja auf einer Kirche zu London wurden sogar die Glocken geläutet, und die Anstifter wurden von der Jury freigesprochen. In seinem Privatleben war C. ein heiterer und fein gebildeter Hofmann. Seine Reden leiden an Wortreichthum und dunkler Weitläufigkeit. Seine »Correspondence, despatches and other papers« gab sein Bruder Ch. W. Vane, Marquis von Londonderry (Lond. 1847—53, 8 Bde.; deutsch bearbeitet von Frankenberg, Hamb. 1853—1854, 5 Bde.), heraus. Vgl. Alison, Lives of Lord C. and Sir Ch. Stewart (Lond. 1861, 3 Bde.).

Castleton (spr. kässlt'n), 1) Dorf in der engl. Grafschaft Derby, mitten im Peakgebirge, in einem malerischen und fruchtbaren Thal, zu welchem ein tiefer Querspalt, Winnets (Windthore) genannt, zwischen etwa 320 Meter hohen Felsen hindurch führt, hat 1500 Einw. und reiche Bleiminen. Dabei auf steilem Felsen die Ruinen des Peakschlosses, in echt sächsischem Charakter, und in der Nähe merkwürdige Salzsteingrotten und Höhlen, darunter die sogen. Teufels- oder Peakshöhle (s. d.) Ueber das Thal erhebt sich der Mam-Tor (Schauerberg), 400 Meter hoch, mit einem alten Lager und anderen Ueberresten der Vorzeit auf seinem Gipfel. — 2) C. of Braemar, ein Hochlanddorf mit Burgruine, in der schott. Grafschaft Aberdeen, an der Vereinigung des Gluny mit dem Dee, auf allen Seiten von Bergen umgeben, 351 Meter ü. M. In der Nähe die Gipfel Lochnagar und Ben Muich dhui, die man von hier aus besteigt.

Castletown (spr. kässltaun), 1) Hauptstadt der engl. Insel Man, an der Südküste, mit 2600 Einw., Sitz des Gouverneurs, hat gerade, breite Straßen, einen Gerichtshof, ein Parlamentsgebäude (das sogen. Haus der Keys), ein altes Schloß und einen Hafen. — 2) (New C.) Dorf von 1200 Einw. im Liddesdale der schott. Grafschaft Roxburg, mit Mineralquelle und den Ueberresten von Druidentempeln.

Castor, s. Biber.

Castoreum, s. v. w. Bibergeil.

Castorine, wollene, halbwollene oder baumwollene weichhaarige Gewebe, welche zur Klasse der Biber, Plüsche, Velvet gehören; auch s. v. w. ungeschnittener Seidenplüsch.

Castor-oil (engl., »Biberöl«), s. v. w. Ricinusöl.

Castra (lat.), s. Castrum.

Castrén, Matthias Alexander, berühmter Linguist, Begründer der ural-altaischen Sprachenkunde, geb. 2. Dec. 1813 zu Gervolo in der finnischen Provinz Uleåborg, erhielt seinen Unterricht in Torneå und studirte zu Helsingfors. Die Ergebnisse der 1831 in Helsingfors begründeten Finnländischen Literaturgesellschaft riefen in C. das Bestreben wach, zur Sammlung und Sichtung der zerstreuten Elemente des finnischen Volksgeistes beizutragen. Bereits 1838 unternahm er eine Fußwanderung durch die öden Gegenden des finnischen Lapplandes, welches er von den Grenzen Norwegens bis ans Weiße Meer und vom Bottnischen Golf bis ans nördliche Polarmeer durchstreifte; er bereiste darauf 1840 Karelien, wo er die karelische Mundart zum besondern Gegenstand seiner Forschung machte. Durch eine Menge kleinerer, aber gediegener Arbeiten über die Finnen, Esthen und Lappen machte sich C. bald einen bedeutenden Namen. Mit Unterstützung von Seiten des Staats stellte er darauf 1841—44 seine umfassenderen Forschungen unter den finnischen, russischen und norwegischen Lappen, sowie unter den europäischen und asiatisch-sibirischen Samojeden an. Hieran schloß sich seine durch ihre Resultate wichtige Expedition von 1845—49, auf welcher er, inzwischen zum Linguisten und Ethnographen der Petersburger Akademie ernannt, mit Unterstützung derselben, wie auch der Helsingforser Universität, Sibirien von den Grenzen China's bis zum Eismeer durchforschte. Nach seiner Rückkehr ward er erster Professor für finnische Sprache und Literatur an der Universität zu Helsingfors und beschäftigte sich damit, die gesammelten Materialien über die von ihm unter dem Namen der altaischen Sprachgruppe zusammengefaßten Völker und Sprachen zu sichten und zur Veröffentlichung vorzubereiten. Eine Menge Briefe und Reiseberichte waren schon auf der Reise selbst in die Heimat entsandt und von Linguisten und Ethnographen in periodischen Blättern, in der finnischen Zeitschrift »Suomi« (zu Helsingfors) und in den »Memoiren« und »Bulletins« der Akademie (zu Petersburg), wie endlich auch in ausländischen Literaturblättern veröffentlicht worden. Mitten in seinen Arbeiten starb C. zu Helsingfors 7. Mai 1852. Als seine Hauptschriften (um deren Herausgabe sich besonders A. Schiefner verdient gemacht hat, zum Theil mit werthvollen eigenen Bemerkungen) sind zu nennen: »De affinitate declinationum in lingua Fennica, Esthonica et Lapponica« (Helsingf. 1839); »Vom Einfluß des Accents in der lappländischen Sprache« (schwedisch, Petersb. 1845); »Elementa grammaticae Tscheremissae« (Kuopio 1845); »Elementa grammaticae Syrjaenae« und »De nominum declinatione in lingua Syrjaena« (Helsingf. 1844); »Versuch einer ostjakischen Sprachlehre nebst kurzem Wörterverzeichnis« (2. Aufl., Petersb. 1858); »De affixis personalibus linguarum Altaicarum« (Helsingf. 1850); »Vorlesungen über finnische Mythologie« (deutsch von Schiefner, Petersb. 1853); »Versuch einer koibalischen und karagassischen Sprachlehre« (herausgeg. von Schiefner 1857); »Grammatik der samojedischen Sprachen« (1854, Wörterverzeichnisse dazu 1855); »Grundzüge einer tungusischen Sprachlehre« (1856); »Versuch einer burjätischen Sprachlehre« (1857); »Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker« (1857); »Versuch einer jenisei-ostjakischen und kottischen Sprachlehre« (1858). Seine Reiseberichte erschienen gesammelt als »Reiseerinnerungen aus den Jahren 1838—44« (herausgeg. von Schiefner, Petersb. 1853); »Reiseberichte und Briefe aus den Jahren 1845—49« (das. 1856);

»Reisen im Norden« (deutsch von Helms, Leipz. 1853). Castréns »Kleinere Schriften« gab Schiefner heraus (Petersb. 1862).

Castres (spr. kastr), 1) Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Tarn (Languedoc), in einem reizenden Thal am schiffbaren Agout, hat eine Kathedrale nebst mehreren anderen Kirchen (darunter ein evangelisches Bethaus), ein schönes Stadthaus, einen alten bischöflichen Palast (jetzt Unterpräfektur), verschiedene andere interessante Bauwerke aus dem Mittelalter und der Renaissancezeit, eine große Kavalleriekaserne, ein Collége, ein Handelsgericht und eine Börse, 2 Hospize, eine Bibliothek von 4000 Bänden und (1871) 23,461 Einw., die beträchtliche Fabriken für Tuch und Kasimir (im Süden berühmt), Englisch Leder, Pergament, Papier, Kupferwaaren ꝛc., Färberei und Gerberei, sowie ansehnlichen Handel betreiben. In der Nähe bei La Roquette der sogen. »zitternde Fels« (ein eirunder, 3,5 Meter hoher, auf der Spitze stehender Stein, welcher, stark angestoßen, einigemale sich bewegt und dann wieder ruht) und die Grotte des heil. Dominicus. C. verdankt seinen Ursprung einer hier errichteten Benediktinerabtei (647) und war schon im 12. Jahrh. eine bedeutende Stadt. In den albigensischen Kriegen kam es in die Gewalt Simons von Montfort, später an die Grafen von Mark, wurde 1356 selbst Grafschaft und fiel 1519 unter Franz I. an die Krone. Nachdem C. die reformirte Religion angenommen und sich eine Art republikanischer Verfassung gegeben hatte, legte es 1567, zur Vertheidigung beider, Festungswerke an, mußte sich jedoch 1629 Ludwig XIII. ergeben, der ihre Werke wieder zerstörte. — 2) Dorf bei St. Quentin, welches in der Schlacht bei St. Quentin 19. Jan. 1871 vom 22. franz. Korps vertheidigt ward (s. St. Quentin).

Castries, Hauptstadt der britisch-westind. Insel Santa Lucia, in ungesunder Lage an der Westküste, mit 4000 Einw., meist Negern, wird durch die Forts Charlotte und Tapion vertheidigt.

Castriota, Georg, s. Skanderbeg.

Castro, 1) Inez de, Geliebte des Infanten Dom Pedro von Portugal, kam als Constanza's, der Gemahlin Dom Pedro's, Hofdame aus Kastilien an den portugiesischen Hof. Noch zu Lebzeiten Constanza's stand der Prinz mit Inez in einem Liebesverhältnis; nach dem Tod derselben 1345 lebte er mit ihr in der engsten Gemeinschaft, und sie gebar ihm 4 Kinder. Da aber sein Vater, der König Alfons IV., eine andere Verbindung wünschte und Pedro sich dagegen standhaft weigerte, so wurde die Ermordung der Inez beschlossen, welche bei den Portugiesen auch deshalb verhaßt war, weil durch sie viele Kastilianer in Lissabon zu hohen Stellungen gelangten. Um den Mord zu legalisiren, wurde derselbe 1355 vor den Augen des Königs im Kloster Santa Clara zu Coimbra, wohin Dom Pedro seine Geliebte geflüchtet hatte, von drei der ersten Würdenträger des Reichs, Diego Lopez Pacheco, Pedro Coelho und Alvaro Gonsalvez, vollzogen. Im Schmerz darüber erhob Dom Pedro das Schwert gegen seinen Vater, doch versöhnten sich beide 1355 wieder. Nach Alfons' IV. Tod 1357 flüchteten die Mörder nach Kastilien, wurden aber ausgeliefert und zwei davon aufs qualvollste hingerichtet; der dritte, Pacheco, entkam. Dann versammelte Pedro die Großen des Reichs und schwur, daß Inez seine angetraute Gemahlin gewesen, worauf die Leiche aus dem Grab genommen, in königlichem Schmuck auf den Thron gesetzt und, nachdem sämmtliche Großen den Saum ihres Kleides geküßt, in der königlichen Gruft beigesetzt wurde; auch wurde ihr ein prachtvolles Marmordenkmal errichtet. Dennoch wurde von vielen die Rechtmäßigkeit der Ehe und die Legitimität der Kinder bezweifelt. Die Geschichte der unglücklichen Inez haben mehrere Dichter bearbeitet. Trauerspiele lieferten der Portugiese Gomez, der Deutsche Graf von Soden, der Holländer Fritz. In Camoëns' »Lusiade« bildet die Geschichte ihrer Liebe eine der herrlichsten Episoden. Eine vergleichende Kritik der Inez-Tragödien hat Wittich seiner Uebersetzung des Trauerspiels von Gomez (Leipz. 1841) beigefügt. Vgl. Raumer, Historisches Taschenbuch, 1851; Ida v. Düringsfeld, Das Buch denkwürdiger Frauen (2. Aufl., Leipz 1872).

2) João de, tapferer portugies. Feldherr und Seefahrer, geb. 7. Febr. 1500 zu Lissabon, machte, noch sehr jung, einen Feldzug nach Tanger gegen die Mauren mit und folgte später auch Kaiser Karl V. nach Tunis. Von seiner in nautischer Hinsicht sehr wichtigen Beschreibung des Rothen Meers, der Frucht seiner Theilnahme an einer Expedition (1540) dahin, haben sich Fragmente in Purcha's »Pilgrimes« (Lond. 1625) erhalten und sind auch in das Lateinische, Französische und Holländische übersetzt worden. Im Jahr 1545 begab sich C. als Statthalter nach Ostindien, wo er sich durch seine heldenmüthige Vertheidigung Diu's gegen die Mohammedaner großen Ruhm erwarb. Während er den Länderbesitz der Portugiesen zu erweitern und zugleich die gesunkene altritterliche Tüchtigkeit seiner Landsleute zu heben suchte, überraschte ihn 6. Juni 1548 zu Ormus der Tod. Sein Nachlaß bestand in 3 Realen. Höchst interessant sind seine aus Indien an den portugiesischen König geschriebenen Briefe (jetzt auf der Bibliothek zu Lissabon). Vgl. Hyacinth Freyre de Andrada, Vida de Dom João de C. (Lissab. 1651).

Castro de Rio, Stadt in der span. Provinz Cordova (Andalusien), am Guadajoz, mit 8850 Einw., bemerkenswerth durch ihre Salinen.

Castro Giovanni (spr. dschow-), Stadt und Präturstz auf der Insel Sicilien, Provinz Caltanisetta, auf einer Hochebene mit einer der schönsten Aussichten über die Insel, ist eine gut gebaute Stadt mit schönen Gebäuden, einem hochgelegenen uneinnehmbaren Kastell und (1871) 14,510 Einw. In der Nähe ergiebige Schwefelgruben und eine Salzquelle. C. steht auf der Stelle des altberühmten Enna, in dessen fruchtbarer Umgebung nach der Sage Ceres den Ackerbau lehrte; wegen seiner Lage wurde es Umbilicus Siciliae genannt. Unweit ist der See Pergusa, an welchen sich der Mythus von der Entführung der Proserpina durch Pluto knüpft.

Castro Marim, alte Stadt in der portugiesischen Provinz Algarve, am Guadiana, 4 Kilom. nördl. von Villa real, ein winkliger, schmutziger und schlechtgebauter Ort, der aber eine schöne zweithürmige Kirche besitzt und durch seine Lage zwischen zwei befestigten Hügeln einen sehr pittoresken Anblick gewährt. C. war ehedem Sitz des Christordens und zählt gegenwärtig 2300 Einw.

Castro Urdiales, Stadt im Osten der span. Provinz Santander (Altkastilien), mit einem alten Kastell auf einer ins Meer vorspringenden Felsenzunge und 2750 Einw. Eine quer durch das Gebirge gehende Kunststraße führt von hier nach Bilbao.

Castruccio (spr. -strutscho; Castracani), Herzog

von Lucca, berühmter Ghibelline, geb. 1281 zu Castruccio bei Lucca, floh vor den Guelfen mit seinem Vater, 19 Jahre alt, nach Ancona und erwarb, verwaist, als Soldat in England (1301), Frankreich und der Lombardei Kriegsruhm und Beute. Von den Luccheſen zum Oberhaupt erwählt, befehdete er 1314 die Guelfen und verhalf dem ghibelliniſchen Herrn von Piſa, Uguccione, zur Herrſchaft über Lucca, welche derſelbe aber in einem Aufſtand, den der eiferſüchtig gewordene C. erregte, bald wieder verlor (1316). Infolge ſeiner Siege über die Florentiner und Guelfen wurde C. 1325 zum Diktator von Lucca erhoben, erhielt vom Kaiſer Ludwig dem Bayern, welchem er 1327 in Italien wichtige Dienſte geleiſtet, ein aus Lucca, Piſtoja und anderen Städten beſtehendes Herzogthum, fiel aber 1328 von Ludwig ab, weil er nicht mit Piſa belehnt wurde, und ſtarb kurz darauf 1328. Ludwig entzog ſeinen Söhnen den größten Theil des väterlichen Beſitzes. Das Leben Caſtruccio's hat Machiavelli romanhaft dargeſtellt.

Castrum (lat.), Schloß, Burg; Kriegslager, beſonders in der Mehrzahl castra; auch Name von alten Ortſchaften, weil aus röm. Standlagern oft ſolche entſtanden, z. B. Castra Bonnensia (Bonn), Castra Augustana (Straubing) ꝛc.

Castrum dolōris (lat., »Trauerbühne«, franz. Chapelle ardente), eine zur Ehre eines hohen Verſtorbenen aufgerichtete Trauerbühne, auf welche der (meiſt leere) Sarg geſtellt wird; auf oder neben dem Gerüſt ſind die Inſignien des Standes und der Würde, welche der Verſtorbene beſaß, angebracht; ſ. Katafalk.

Castŭlo, große und mächtige Stadt der Oretaner in Hispania Tarraconensis, am obern Bätis. Die Einwohner bearbeiteten die reichen Silberminen in der am Bätis nördlich hinziehenden Bergkette (Mons argentarius, auch nach der Stadt ſelbſt Saltus Castulonensis genannt) und gruben auf Blei. Unter den Mauern der Stadt wurde P. Scipio 212 v. Chr. geſchlagen, bald darauf auch ſein Bruder. Scipio Africanus rächte 206 dieſe Niederlagen durch Verwüſtung der Stadt. Später wurde dieſelbe ein römiſches Municipium mit dem jus Latinum. Jetzt Cazlona.

Casualia (lat., Kaſualien), zufällige Umſtände, Sachen ꝛc.; beſonders bei Geiſtlichen zufällige, außergewöhnliche Amtsverrichtungen, wie Taufen, Trauungen, Begräbniſſe. Die bei ſolcher Gelegenheit gehaltenen Reden heißen Kaſualreden oder Kaſualpredigten.

Casualiter (lat.), zufälliger Weiſe.

Casuarīna *Rumph.* (Keulenbaum, Streitkolbenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Kaſuarineen, höchſt ſonderbar und merkwürdig gebildete Bäume von etwa 9 bis 10 Meter Höhe, auf der ſüdlichen Erdhälfte, beſonders in Neuholland und auf den Inſeln des Stillen Oceans, zum Theil auch in Oſtindien; die gegliederten blattloſen Aeſte ſehen aus wie ungeheure Schachtelhalme, theilen ſich immer und immer wieder, bis ſie ſich in borſtenförmige, hängende Zweige auflöſen. Sie beſtehen aus ſehr vielen eingezapften Gliedern, welche um die Gelenke eine kurze, gezähnte Scheide haben, aus der ſie ſich wie beim Schachtelhalm herausziehen laſſen. Die Kaſuarineen bilden große Wälder und liefern ein ſehr hartes Holz, welches zu Streitkolben und anderen Geräthſchaften, ſowie als Brennholz für Dampfmaſchinen und Oefen benutzt wird und wegen ſeiner rothen Farbe Rindfleiſchholz (Beef-wood) heißt. Das Holz von C. suberosa dient wegen ſeiner Leichtigkeit zum Dachdecken und wird auch wegen ſeiner Zähigkeit und Dauerhaftigkeit ſehr geſchätzt. C. equisetifolia *Forst.*, auf den Südſeeinſeln, dem Indiſchen Archipel, auf Réunion und in Indien, hat eine adſtringirend wirkende Rinde (écorce de Filao), welche die Eingebornen ehemals zum Gerben und Färben benutzten. Das Holz wird wegen ſeiner Härte, Schwere, Dauerhaftigkeit und Farbe Eiſenholz genannt und iſt ſchwer zu ſpalten und zu ſchneiden. In Auſtralien heißt der Baum Sumpfeiche. Die Fidji-Inſulaner, welche alle Speiſe mit den Fingern zum Mund führen, bedienen ſich bei ihren kannibaliſchen Mahlzeiten beſonderer Gabeln aus Kaſuarineenholz, und dieſe Gabeln, welche oft eigene und obſcöne Namen führen, erben von Generation zu Generation. Auch andere Arten, wie C. muricata *Roxb.*, in Indien, C. quadrivalvis *Labill.*, Swamp Oak, in Neuſüdwales, und C. torulosa *R. Br.*, Forest Oak, in Queensland, liefern Nutzholz.

Casuarinae, ſ. Kaſuarineen.

Casŭla (Casubŭla, Planēta, lat., Kaſel), das oberſte Kleid der katholiſchen Prieſter beim Meſſeleſen, war ſonſt ſo lang und breit, daß es vom Hals bis zum Fuß reichte und den Prieſter wie ein kleines Haus (casula) einſchloß, beſteht jetzt aber nur aus einem breiten Streifen von Seide, auch von Wolle, welcher durch eine Oeffnung in der Mitte dem Prieſter um den Hals gehängt wird und vorn etwa bis an die Knie, hinten etwas tiefer hinabhängt und mit einem Kreuz, ſo groß wie die halbe C., geziert iſt.

Casus (lat.), Fall, Vorfall, Begebenheit. C. im grammat. Sinn ſ. Kaſus. C. belli, Kriegsfall, in welchem nach Verträgen oder geltenden Kriegsmaximen ein Staat ſich veranlaßt ſieht, an einen andern den Krieg zu erklären; c. conscientiae, Gewiſſensfall; c. dabilis, ein gegebener, angenommener Fall; c. fatalis, Schickſals-, Unglücksfall; c. foederis, Bündnisfall, der (den Verträgen zufolge) einen Bund zum gemeinſamen Handeln veranlaßt; c. fortuitus oder improvisus, ein unvorhergeſehener Fall; c. inevitabilis, ein unvermeidlicher Fall; c. insolitus, ein ungewöhnlicher Fall; c. in terminis, ein mit dem vorliegenden ganz übereinſtimmender Fall; c. merus, ein reiner Zufall; c. necessitatis, Nothfall; c. pro amico, Fall, in welchem die Rückſicht auf einen Freund obwaltet; c. providentiae, ein von der Vorſehung veranlaßter Fall; c. reservatus, Vorbehaltungsfall, ein ſolches Vergehen, von dem, außer in Todesgefahr, nur die eigentlichen Inhaber der kirchlichen Jurisdiktion, der Papſt oder der Biſchof oder der Ordensgeneral, abſolviren können, z. B. ſchwere Todſünden (atrociora et graviora crimina), wirklich vollendete Verbrechen, deren Exiſtenz feſtſteht; c. solitus, ein gewöhnlicher Fall; c. tragicus, ein trauriger Fall; casu, durch Zufall, zufällig; casu substrato, in praesenti, in hoc, in nostro casu, im vorliegenden Fall; in casum, auf den Fall; in casum casus, auf den Fall des Falls, d. i. des Eintretens gewiſſer Eventualitäten. Casus a nullo praestatur, für den Zufall hat niemand einzuſtehen; casum sentit dominus, den zufälligen Schaden hat der Herr (Eigenthümer, Beſitzer) zu tragen.

Cat., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abbreviatur für M. Catesby (ſpr. kehtsbi, geb. 1680, geſt. 1759 in London; amerikan. Thiere).

Catabŏlum (Catabŭlum, lat.), bei den Römern der Ort, wo wilde Thiere zu den öffentlichen Kämpfen aufbewahrt wurden, und in denen die ersten Christen öfter als Thierwärter fungiren mußten; im Mittelalter ein Stall, wo auf öffentliche Kosten für den öffentlichen Dienst Lastthiere, besonders Transportmaulthiere, standen, also s. v. w. Poststation.

Cataetix (lat.), bei den Römern ein niedriger, den Kopf eng umschließender Helm aus Leder ohne Busch, wurde mit einem Riemen unter dem Kinn befestigt, Stirnhaube.

Catalāni, Angelika, eine der berühmtesten Sängerinnen der neuern Zeit, geb. 1782 zu Sinigaglia im Kirchenstaat, kam als Pensionärin in das Kloster Santa Lucia unfern Rom, wo sie als Chorsängerin bereits Aufsehen erregte. In ihrem 14. Jahr war ihre Stimme vollkommen ausgebildet, und sie verließ nach eigenem Willen, sowie nach dem ihres Musiklehrers, des berühmten Boselli, das Kloster, um sich für das Theater vorzubereiten. Nachdem sie zuerst zu Rom in Männerrollen mit Beifall gesungen, betrat sie, kaum 15 Jahre alt, in Venedig die Bühne, und zwar mit einem in Italien unerhörten Erfolg. Bald verbreitete sich ihr Ruf durch ganz Italien; sie sang rasch hinter einander auf allen großen Theatern dieses Landes: zu Mailand, Florenz, Triest, Rom und Neapel. Im Jahr 1801 erhielt sie eine sehr vortheilhafte Einladung von der Oper zu Lissabon. Hier blieb sie fünf Jahre und feierte eine Reihe der glänzendsten Triumphe. Im Jahr 1806 ging sie, nachdem sie sich mit einem Herrn v. Valabrègue, einem ehemaligen franz. Kapitän, vermählt hatte, über Madrid und Paris nach London. Auch diese Reise glich einem Triumphzug; zu Madrid gewann sie in einem einzigen Konzert 12,000 schwere Piaster (15,000 Thlr.). Der Eindruck, den sie in London machte, übertraf alles je dagewesene und begeisterte fortdauernd die höchsten wie die untersten Stände. Nach einem achtjährigen Aufenthalt in London, während dessen sie sich ungeheure Summen Geldes erworben hatte, wandte sie sich wieder nach Paris, wo sie eine Zeitlang die Direktion der ital. Oper übernahm. Während der Hundert Tage bereiste sie Belgien, kehrte dann nach Paris zurück und übernahm zum zweitenmal die Leitung des ital. Theaters, konnte sich aber mit den ihr vorgesetzten Behörden nicht vertragen. Im Jahr 1816 trat sie eine Kunstreise an, besuchte die Hauptstädte Deutschlands und bereiste Dänemark, Schweden und Italien. Ueberall erregte sie einen Enthusiasmus, wie man ihn noch nie gehört hatte. Ein franz. Schriftsteller hat die Summen, welche diese Sängerin nebenbei den Armen zugewendet hat, auf mehr als 2 Mill. Franken berechnet. Als sie 1818 Europa wiederum bereiste, hatte sie schon bedeutend an Macht ihrer Stimme verloren und schwächte dadurch den Eindruck ihres ersten Auftretens. Vier Jahre später jedoch sang sie wieder ganz mit dem alten Erfolg zu London und hatte inzwischen auch Gold und Ruhm in gleichem Maß in Polen und Rußland geerntet. Im Jahr 1826 unternahm sie ihre letzte Kunstreise durch Europa und ließ sich dann nicht wieder öffentlich hören. Sie lebte seitdem theils auf ihrem Gut bei Florenz, wo sie auch eine Gesangschule stiftete, in der sie jungen Mädchen unentgeltlichen Unterricht ertheilte, theils zu Paris, wo sie 13. Juni 1849 an der Cholera starb. Ihren Gesang charakterisirte durchweg eine gewisse Großheit, die nicht sowohl das Herz rührte, als durch den Glanz der Ausführung und die Gewalt des Organs in Erstaunen setzte. Sie zeigte zuerst, welch einer Geläufigkeit die menschliche Stimme fähig ist. Ihre Triller, ihre chromatischen Tonleitern ꝛc. waren unübertrefflich; auch wurden von ihr zuerst die Violinvariationen von Rode gesungen, und zwar mit einer Bravour, die keine Sängerin nach ihr wieder erreicht hat.

Catalpa *Scop.* (Catalpabaum, Trompetenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, Bäume in Süd- und Nordamerika und in Ostasien mit breiter Laubkrone, oder große Sträucher mit langgestielten, an der Basis sehr breiten, meist behaarten Blättern, weißen, gelblichen oder dunkelrothen, große zusammengesetzte, bisweilen aber auch einfache Blütenstände bildenden Blüten und schotenförmiger, zweiklappiger Kapsel mit geflügelten Samen. C. bignonioides *Walt.*, aus Georgia und Florida, einer unserer schönsten Blütenbäume oder Sträucher, wird 5 bis 7 Meter hoch, hat gestielte, große, herzförmige, ganzrandige, 16 bis 26 Centim. breite, nur auf der Unterfläche behaarte, meist zu drei stehende Blätter und große, trübweiße, inwendig purpurroth punktirte und gelb gefleckte Blumen in oft fußlangen Endrispen. Die Abkochung der Früchte wird in Japan gegen krampfhaftes Asthma gebraucht. Die widerlich riechende und bitter schmeckende Wurzel soll giftig sein. Die weingeistige Tinktur, mit Wasser verdünnt und ins Auge getropft, ist bei skrophulösen Augenleiden empfohlen worden. Der Baum findet sich häufig als Zierpflanze in deutschen Parkanlagen, muß aber in Norddeutschland im Winter in Stroh eingebunden werden. Härter ist C. Kaempferi *S.* et *Z.* (japanischer Trompetenbaum), dem vorigen ungemein ähnlich, nur etwas kleiner bleibend und namentlich mit weit kleineren Blüten. Von C. longissima *Sloarte* (Antilleneiche) bildet die Rinde ein wichtiges Gerbmaterial.

Catamarca, ein Staat der Argentinischen Konföderation, der im N. an Salta und Tucuman, im O. an Santiago, im S. an Cordova und Rioja, im W. an Chile grenzt und nach officieller Annahme 240,769 QKilom., nach neuerer Berechnung 109,250 QKilom. (1984 QM.) Flächeninhalt hat. Der größte Theil des Gebiets ist Hochland von sehr unvortheilhafter Bildung, überwiegend wasserlose Wüste; dabei durchziehen mehrfach unterbrochene Bergzüge von sehr rauhen und wilden Formen die Hochflächen und bieten in den Thälern, die sie einschließen, den Boden für die Niederlassungen der Einwohner. Im W. des Landes steigen an der chilenischen Grenze die Kordilleren auf. Die Thäler allein sind bewässert. Die Flüsse versiegen zum großen Theil in den wüsten Ebenen; der bedeutendste ist der Rio del Valle in der schönen Thalebene de las Chacras; das Klima ist je nach der Bodenerhebung verschieden, durchgängig aber trocken und deshalb der Vegetation nicht günstig. Größere Hochwaldungen gibt es nicht. Die Einwohner, (1869) 79,962 an Zahl, leben besonders vom Landbau, der künstliche Bewässerung erfordert, und Viehzucht. Bergbau wird trotz des Metallreichthums der Berge nicht stark getrieben; die Industrie ist ganz unbedeutend, auch der Verkehr beschränkt und höchstens die mit Chile trotz der Wildheit der Gebirge durch Maulthierkarawanen unterhaltene Verbindung erwähnenswerth. Die Verfassung des Staats, der bis in die neueste Zeit durch bürgerliche Unruhen bedeutend gelitten hat,

gleicht der der übrigen Unionsstaaten; die Verwaltung ist mangelhaft, die Steuern sind gering und die Finanzen wenig geordnet. Das Land ist in 8 Departements getheilt. — Die Hauptstadt C. (San Fernando de C.) liegt im Valle de las Chacras in 530 Meter Höhe und ist ziemlich regelmäßig gebaut. Sie hat einige Kirchen und Klöster, ein Regierungsgebäude und eine Art Universität. Die Einwohnerzahl beträgt gegen 8000. Andere bedeutendere Ortschaften sind Andalgala (oder el Fuerte), Santa Maria im Nordtheil des Landes am Fluß gleichen Namens, mit reichen Kupferbergwerken, und Tinogasta am Anfang der nach Chile führenden Straße. Vgl. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«

Catăna (Catina, Catena), im Alterthum Stadt in Sicilien, am südöstlichen Fuß des Aetna, am Flüßchen Amena, in außerordentlich fruchtbarer Gegend (jetzt Catania); wurde 730 v. Chr. von Chalkidiern gegründet und erhob sich bald zu Selbständigkeit und Wohlstand. Hieron von Syrakus verpflanzte 476 ihre Bewohner nach Leontium und versetzte dagegen Syrakusaner und Peloponnesier nach C. Doch bald nach seinem Tode bemächtigten sich die vertriebenen Bewohner ihrer Stadt wieder, und die syrakusanischen Eindringlinge mußten sich nach Inessa flüchten. In der Folge kamen die Athener auf kurze Zeit in den Besitz von C., und dann bemächtigte sich Dionysios der Aeltere von Syrakus der Stadt durch Verrath. Letzterer verlor hier 394 v. Chr. eine Seeschlacht gegen die Karthager. Später herrschten in C. einheimische Tyrannen, der Syrakusaner Agathokles, die Karthager und seit dem ersten Punischen Krieg die Römer. Die Stadt war auch noch in späterer Zeit blühend und volkreich und gewann besonders unter Augustus, welcher hier römische Veteranen ansiedelte, neuen Aufschwung, so daß sie neben Messana die volkreichste Stadt Siciliens war. Von den Ausbrüchen des Aetna hatte sie, wie früher, so auch in der Folge viel zu leiden (s. Catania). Vgl. Holm, Das alte Catania (Lüb. 1873).

Cataneo, s. Cattaneo.

Catania (Catanea), sicilianische Provinz, am Jonischen Meer, zwischen den Provinzen Messina, Palermo, Caltanisetta und Siracusa, enthält 5102 QKilom. (92,66 QM.) mit (1871) 495,415 Einw. und zerfällt in die Kreise Catania, Caltagirone, Nicosia und Acireale. Die ganze Nordostecke der Provinz erfüllt die Masse des Aetna; auch ist sie außerdem von Gebirgen durchzogen, die im N. bei Troina über 1000, südlich davon im Monte Mulera zu 926, südlich bei Caltagirone in der Serra Samuro zu 700 Meter ansteigen. Zwischen dem Aetna und den Gebirgen im S. dehnt sich die vom Simeto durchflossene Piana von C. (Campi Leontini) aus, die größte Ebene Siciliens, ein überaus fruchtbares Getreideland. Sie ist über 11 Kilom. breit, 30 Kilom. lang, vom Meer bis zu dem fast 700 Meter hohen Monte Giudica, und bildet ein Viereck von etwa 220 QKilom., bestehend aus festem Thon, mit Gebröckel vulkanischer Massen gemengt. Die Erzeugnisse der Provinz sind außer Getreide vorzügliches Olivenöl, trefflicher Weißwein, ausgezeichnete Südfrüchte, Süßholz, Hanf, Sumach, Manna, Seide, Soda, Marmor. — Die gleichnamige Hauptstadt, am südöstlichen Fuß des Aetna und dem Einfluß des Giaretta ins Meer, ist neben Palermo und Messina die wichtigste, schönste und volkreichste Stadt Siciliens, genannt La Bella. Die breiten, geraden Straßen, worunter die Hauptstraße della Colonna sehenswerth, sind mit Lava gepflastert. Unter den vielen herrlichen Plätzen zeichnen sich aus: der Marktplatz mit prächtigen Palästen und marmornen Säulengängen und der Elefantenplatz, benannt nach einem aus Lava gehauenen antiken Elefanten von ausgezeichneter Arbeit, der einen Obelisk aus ägyptischem Granit trägt und am Brunnen steht; er rührt aus unbekannter Vorzeit her und ist das alte Symbol der Bewohner Catania's. Unter den Gebäuden sind sehenswerth: die blendendweiße Kathedrale (1094 von Roger gegründet), die Universität, der Senatorenpalast und vor allen das Benediktinerkloster San Niccolo d'Arena, eines der reichsten, schönsten und größten Klöster der Welt, mit kolossaler Marmortreppe, die in eine Halle mit 50 Marmorsäulen und in 2 Höfe führt, mit zierlichen Gärten, schöner Orgel, antiken Mosaiken, Museen ꝛc. C. hat im ganzen 49 Kirchen, eine Universität (1445 durch Alfons von Aragon gegründet) mit 5 Fakultäten, einer Bibliothek von 20,000 Bänden und reichen Sammlungen, die Accademia Gioenia delle scienze naturali (eine naturwissenschaftliche Gesellschaft), ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, ein landwirtschaftliches Institut, ein Theater, 2 Konservatorien, ein Waisen- und ein Findelhaus, 2 Krankenhäuser ꝛc. Das vom Prinzen Biscari gestiftete Museum enthält zahlreiche Sarkophage und Statuen in Bronze und Marmor, Büsten, Hausgeräthe der Alten, Vasen, 6000 griechische und römische, nebst 1800 sicilischen Münzen. Der Hafen ist weit, aber flach, und wird nördlich von Lavamassen, südlich durch die Kalkfelsen von La Bruca eingeschlossen; von ihm aus erscheint die schöne Stadt, über welche der Aetna emporragt, ganz einzig in ihrer Art. Längs des Hafens läuft ein von Palästen eingefaßter Quai, die Hauptpromenade. Hier findet wöchentlich zweimal ein Abendfest, die Passeggiata, mit Musik und Illumination statt. Der Schutzheiligen, Santa Agata, einer Märtyrerin unter Decius, ist die Chiesa Madre geweiht, und über ihrem Kerker die Kirche Santo Carcere gebaut. Ihr zu Ehren feiern die Bewohner Catania's periodische Feste mit Processionen, die an Zahl und Glanz alle anderen überbieten. C. ist ferner Sitz eines Erzbischofs, einer Präfektur, eines Appellhofs, eines Civil- und Korrektions- und eines Handelstribunals, einer Handelskammer ꝛc. Die Zahl der Einwohner beträgt (1871) 84,397, die vor allen Süditalienern wegen ihrer Thätigkeit und Betriebsamkeit zu rühmen sind. Man verfertigt viel Seiden- und Leinenzeuge, kleinere und größere Waaren aus Bernstein, Lava, Marmor und Holz und betreibt große Wachsbleichen, Lakritzensaftsiedereien und Olivenölpressen. Haupthandelsgegenstände sind: Getreide (vorzüglich Gerste), Wein, Oel, Reis, Aetnaschnee, der namentlich nach Malta geht, Süßholz, Potasche, Seide und die erwähnten Schnitzwaaren. C. liegt an der Stelle der alten, ganz mit Lava bedeckten Stadt Catana (s. d.), von welcher sich Reste eines großen Amphitheaters, größer als das Colosseum zu Rom, ein 33 Meter Durchmesser haltendes Odeum, ein Tempel der Ceres und des Vulkan, eine Naumachie, das Gymnasium, ein Hippodrom, ein fast 40 Kilom langer Aquädukt, Bäder (unter der Kathedrale) und viele Gräber erhalten haben. C. wurde oftmals

von den Ausbrüchen des Aetna und von Erdbeben heimgesucht. Im Jahr 254 n. Chr. wandte bei einem fürchterlichen Ausbruch des Vulkans der Sage nach nur die wundervolle Macht der unlängst gestorbenen Santa Agatha das Verderben ab. Aber 1169 zerstörte ein Erdbeben fast die ganze Stadt, und gegen 14,000 Menschen kamen dabei um. Zugleich verbrannte ein Lavastrom die Umgegend. Im Jahr 1669 drang ein solcher über die Mauern der Stadt, und ein anderer füllte den Canale del Duca. Das Erdbeben von 1693 richtete abermals große Zerstörungen an. Auch durch den Ausbruch des Aetna 1819 litt die Stadt sehr. Die Geschichte des neuen C. beginnt 1070 mit der Vertreibung der Saracenen durch den Normannenfürsten Roger I., welcher hier einen Bischof einsetzte und demselben die Stadt und den Berg Aetna für den jährlichen Tribut eines Bechers Wein und eines Brodes schenkte. Auch stiftete er das Benediktinerkloster. Kaiser Friedrich II. machte die abtrünnige Stadt dem Boden gleich und erbaute daselbst ein Kastell. Viel verdankt C. dem Kaiser Karl V., der die Stadt vergrößerte und ihr Mauern und zur Hebung des Wohlstandes viele Privilegien ertheilte. In neuester Zeit wird C. als klimatischer Kurort zum Winteraufenthalt empfohlen, wofür es sich durch seine geschützte Lage, seine milde und sehr gleichmäßige, dabei hinlänglich feuchte Temperatur vorzüglich eignet. Die mittlere Temperatur beträgt im November 12° C. und steigt im März bis 16,8° C. Vgl. Juris, C. als klimatischer Winterkurort (Wien 1873).

Catanzāro, ital. Provinz in Kalabrien, bis 1871 Calabria ulteriore II genannt, liegt zwischen den Provinzen Cosenza oder Calabria citeriore (im N.) und Reggio oder Calabria ulteriore I (im S.) und zwischen dem Golf von San Eufemia (im O.) und dem von Squillace (im W.) und umfaßt 5975 QKilom. (108,5 QM.) mit (1871) 412,226 Einw. Das Land ist durch die Apenninen, welche es von N. gegen S. durchziehen und die Wasserscheide zwischen dem Jonischen und dem Tyrrhenischen Meer bilden, zum größern Theil gebirgig und hat nur längs der Küsten ebene Flächen. Unter den durchgängig kurzen Flüssen sind der Laniato, der Corace, der Crocchio und der Neto, der erste in den Golf von Sant'Eufemia, die anderen in den von Squillace mündend, die bedeutendsten. Das Klima ist gemäßigt und gesund, der Boden mannigfaltig, meist sehr fruchtbar; etwa ¾ davon sind unter Kultur. Die Berge sind mit Wäldern (meist von Kastanien und Eichen) bedeckt und begünstigen durch ihre reichen Weiden die Viehzucht, welche treffliche Wolle und berühmten Käse liefert. Die Haupterzeugnisse des Landbaues sind Getreide, Gemüse, in einigen Gegenden Reis, ferner Baumwolle und Hanf. Auch die Kultur von Krapp, Saffran, Süßholz nimmt zu. Außerdem producirt das Land viel Wein, Olivenöl, Feigen, Südfrüchte und gesuchte Seide. An Mineralien finden sich große Braunkohlenlager (bei Briatico und Zagarise), Graphit (bei Olivadi), Eisen und verschiedene Marmorarten. Die Provinz wird auf der Ostküste von einer Eisenbahn durchzogen und ist eingetheilt in 4 Distrikte: Catanzaro, Nicastro, Cotrone und Monteleone. — Die Hauptstadt C., von Nikephoros Phokas 963 zum Schutz gegen die Saracenen auf einem felsigen Hügel festungsartig angelegt, 7 Kilom. vom Golf von Squillace, ist Sitz eines Bischofs, einer Präfektur, eines Appellhofs und eines Generalkommando's, hat schön gepflasterte Straßen und stattliche Häuser, eine Akademie der Wissenschaften, ein Gymnasial-lyceum, eine technische Schule, ein gutes Theater, lebhafte Seiden- und Sammetindustrie, Handel mit Wein, berühmtem Käse, Eisen, Holz, Seide, Oel, und (1871) 24,901 Einw., unter denen die Frauen sich durch ihre griechische Tracht (buntfarbige Mieder und Röcke) auszeichnen. Sie gelten als die schönsten in ganz Kalabrien. Von der Ruine des von Robert Guiscard gegründeten Schlosses, am Westende der Stadt, herrliche Aussicht aufs Meer.

Cataphracti (griech.), bei den Alten schwere Reiterei, bei welcher Roß und Mann am ganzen Körper mittels kleiner, über einander an leinenen Bändern aufgereihter Eisenschuppen gepanzert waren. Nach Livius hatte Antiochus 3000 Mann von dieser schweren Kavallerie auf dem rechten Flügel seiner Phalanx stehen. Griechen und Römer bedienten sich ihrer vorzugsweise gegen die Elefanten, und zu diesem Zweck waren die Rüstungen der C. an den Schultern und der Brust mit starken eisernen Stacheln versehen. Auch Parther, Syrer und Sarmaten hatten ähnlich bewaffnete Reiter. — C. (Panzerwangen) heißt auch eine Familie der Knochenfische.

Catargiu, Lascar, rumän. Minister, war 1866 bei dem Sturz des Fürsten Alexander Cusa thätig und übernahm 13. Febr. 1866 nebst dem General Golescu und dem Oberst Haralambi die provisorische Regierung oder die »fürstliche Statthalterschaft«. Als Karl von Hohenzollern 24. Mai die Regierung von Rumänien übernahm, die Statthalterschaft und das Ministerium zurücktrat, wurde C. mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt und übernahm in demselben die Präsidentschaft und das Innere. Dieses Kabinet löste sich noch in demselben Jahr auf. Als 23. März 1871 das Ministerium Ghika wegen seiner Betheiligung an dem Deutschen-Krawall (22. März) seine Entlassung zu nehmen genöthigt war, unternahm es, auf die Bitte des Fürsten Karl, C., ein Ministerium aus geachteten und ehrenwerthen Männern zu bilden. Dasselbe kam 24. März zu Stande, C. übernahm die Präsidentschaft und begab sich mit seinen Kollegen zu dem deutschen Generalkonsul, Herrn v. Radowitz, um ihm sein Bedauern über den Krawall auszudrücken und jede Genugthuung anzubieten. Mit Mühe brachte C., in Verbindung mit den Vertretern der fremden Mächte, den Fürsten Karl dahin, daß er den infolge der beständigen Wirren des Landes gefaßten Entschluß, die Regierung sofort niederzulegen, zurücknahm und in seiner schwierigen Stellung ausharrte. Die radikale Kammer, welche dem Ministerium C. ein Mißtrauensvotum gab, wurde aufgelöst, und die Neuwahlen fielen für die Regierung günstig aus. Das Ministerium C. erhielt bei mehreren Gelegenheiten, so namentlich bei der Frage über die Annahme der Eisenbahnlinien im December 1872 vom Senat und von der Abgeordnetenkammer ein Vertrauensvotum.

Catarrhini (Katarrhinen, griech., »Schmalnasen«), s. Affen.

Catawba (spr. -tännhbä), Fluß in den nordamerikan. Staaten Nord- und Südcarolina, entspringt am Ostabhang des Blue-Ridge, nimmt in seinem untern Lauf den Namen Wateree an und vereinigt sich unterhalb Manchester mit dem Congaree, wodurch der Santee (s. d.) entsteht. Er

ist bis Camden für Dampfboote zu befahren und durch Kanäle und Schleußen auch weiter aufwärts bis in das Gebirge fahrbar gemacht. Nach diesem Fluß benannt ist die Catawbarebe, die bekannteste der amerikan. Rebenarten, die aus Nordcarolina stammt und besonders am Ohio in der Umgegend von Cincinnati angebaut wurde. Sie liefert eine dunkelfarbige, sehr würzige und saftreiche Beere von ziemlicher Größe, die für die Tafel wie für die Weinbereitung gleichgeschätzt ist, aber der Fäulnis zu sehr unterworfen ist, daher man sie neuerdings mehr und mehr durch andere Varietäten ersetzt. Am C. war ehedem das jetzt fast ganz ausgestorbene Indianervolk der Catawba (Kutahba) mächtig, das eine eigene Sprache hatte.

Catchup (spr. tätschöpp), in Ostindien aus dem Saft von Pilzen unter Zusatz von Salz, Essig und Gewürzen bereitetes Präparat, dient als Zusatz zu milden Fleischspeisen.

Cateau, Le (spr. lö kätoh, Château-Cambrésis), gewerbreiche Stadt im franz. Departement Nord, Arrondissement Cambrai, an der Selle, mit einem Stadthaus aus der Renaissancezeit, einem alten Palast der ehemaligen Erzbischöfe von C. (jetzt Spinnerei), einem neuen Hospital (seit 1862), Zucker- und Oelfabriken, Woll- und Baumwollspinnereien, deren eine ca. 3000 Arbeiter beschäftigt, Fabrikation von Seiden-, Woll- und Baumwollwaaren, Mälzereien, Gerbereien 2c. und (1872) 9500 Einw. Hier 2. und 3. April 1559 Friedensvertrag zwischen Frankreich, England und Spanien, wonach alle gegenseitig seit 1551 gemachten Eroberungen (von Seiten Frankreichs nicht weniger als 198 feste Plätze und das ganze Herzogthum Savoyen) wieder herausgegeben und der Königin Elisabeth von England die Rückgabe von Calais binnen 8 Jahren versprochen wurden. C. ist Geburtsort des Marschalls Mortier, dem 1838 eine Bronzestatue daselbst errichtet ward.

Catēja (lat.), schwerer Wurfspieß, bei den Galliern und Deutschen gebräuchlich, hatte die Länge einer Elle, war stark mit Nägeln beschlagen und an einen Riemen befestigt, mittels dessen ihn der Streiter nach dem Wurf, der aus freier Hand geschah, wieder an sich zog.

Catel (spr. katell), 1) Charles Simon, franz. Komponist und Musikschriftsteller, geboren im Juni 1773 zu Aigle im Waadtland, kam jung nach Paris, studirte dort Klavierspiel bei Gobert und musikalische Theorie bei Gossec, wurde 1787 Lehrer bei der königl. Schule für Gesang und Deklamation, 1795 Lehrer der Komposition am neubegründeten Konservatorium, war einige Jahre auch an der Leitung desselben betheiligt und starb 29. Nov. 1830. Sein Hauptwerk ist der »Traité de l'harmonie« (Par. 1796; französisch und deutsch Leipz. 1831), welcher viele Jahre hindurch in Frankreich allen hierher gehörigen Studien zur Grundlage diente. Er selbst komponirte mehrere Opern, wie »Sémiramis«, »Les Bayadères«, »L'auberge de Bagnères«, »Les artistes par occasion«, »Wallace«, »L'officier en lové« u. a., die sich durch reinen Stil, anmuthige Melodik und richtige Deklamation auszeichnen; außerdem Märsche und Kompositionen für Kammermusik.

2) Ludwig Friedrich, Architekt, geb. 1776 zu Berlin aus einer französischen Emigrantenfamilie, ging nach der Schweiz, dann (1798) mit seinem jüngern Bruder Franz nach Paris, kehrte 1799 nach Berlin zurück und errichtete hier 1801 eine Fabrik für in Stuck musivisch eingelegte Arbeiten, worauf er von der Regierung ein Patent für 10 Jahre erhielt. Er war beim Ausbau des weimarischen Schlosses beschäftigt, lieferte zur innern Ausschmückung des Braunschweiger Schlosses die Stuckarbeiten (1809) und bereiste 1811 und 1812 Italien. Im Jahr 1814 war er Mitbegründer des Berliner Künstlervereins, erhielt nach dem Frieden die Ausführung der Stuckarbeiten in den königlichen Schlössern und entwarf den Plan des Badehauses an der Friedrichsbrücke in Berlin, das dann dem Bau der Nationalgallerie hat weichen müssen. Er war auch literarisch thätig. C. starb 1819 in Geisteszerrüttung.

3) Franz, berühmter Zeichner und Maler, Bruder des vorigen, geb. 1778 zu Berlin, lebte seit 1809 in Rom, ließ sich 1830 auf seinem Gut bei Macerata in der Mark Ancona nieder und starb 19. Dec. 1856 zu Rom. Er war Mitglied der Akademie zu Berlin, malte Historien-, Genre-, namentlich aber Landschaftsbilder, denen er auch hauptsächlich seinen Ruf verdankt. Er hatte sorgsam die perspektivische Wirkung im Auge und war bestrebt, den sonnigen Glanz der italienischen Gegenden, überhaupt Lichtwirkungen getreu wiederzugeben; leider aber schadet die Trockenheit und konventionelle Haltung der Farbe seinen Bildern sehr. Daher sind sie heutzutage wenig mehr geschätzt, noch weniger seine Genrebilder aus dem italienischen Volksleben, deren er ziemlich viele gemalt hat. Viele seiner kleinen Bilder stellen das häusliche Leben, die ländlichen Freuden und Beschäftigungen jener Gegenden dar, Scenen voll Leben u. Bewegung. Die eigentlich historischen Bilder Catels bilden die geringere Anzahl; wir erwähnen darunter Kaiser Rudolf, den Priester auf seinem Pferd führend, und die Auferstehung Christi, ein großes Gemälde, vom Prinzen Heinrich von Preußen in die Luisenkirche von Charlottenburg gestiftet.

Catēna (lat.), Kette; Catenae ecclesiae od. patrum, Sammlungen von Bibelkommentaren aus den Schriften der Kirchenväter (s. Exegetische Sammlungen).

Catenaria, Kettenlinie (s. d.).

Caterva (lat.), Schar, Haufen, Truppe.

Catha edūlis, s. Celastrus.

Cathartica (griech.), s. v. w. abführende Mittel.

Cathcart, 1) William Shaw, Graf, brit. General und Diplomat, geb. 17. Sept. 1755, aus einem alten schottischen Geschlecht, studirte in Glasgow die Rechte, trat aber 1777 in die Armee und zeichnete sich im amerikan. Revolutionskrieg aus. 1786 ward er zum Repräsentativ-Peer für Schottland gewählt und blieb es in fünf auf einander folgenden Parlamenten. Als Brigadier focht er 1793 in Flandern und ward 1794 zum Generalmajor befördert. Nachdem er 8. Jan. 1795 den Franzosen das blutige Treffen bei Büren geliefert und am Ende des Jahres mit der Kavallerie nach England zurückgekehrt war, ernannte ihn Georg III. 1797 zum Chef des 2. Leibgarderegiments, 1801 zum Generalleutnant und 1803 zum Oberbefehlshaber in Irland. Anfang 1805 erhielt er eine diplomatische Mission an den Kaiser Alexander I., die aber durch die Schlacht von Austerlitz zwecklos wurde. Im Juli 1807 befehligte er die Landtruppen bei der Expedition nach Kopenhagen, für deren glücklichen Ausgang er durch die Erhebung zum Peer von Großbritannien mit dem Titel Viscount belohnt wurde. Auch wurde ihm 28. Jan. 1808

der Dank beider Häuser des Parlaments votirt. Im Jahr 1812 ging er abermals als Gesandter nach Rußland, machte an der Seite des Kaisers Alexander die Feldzüge von 1813 und 1814 mit und nahm an den Kongressen von Chatillon und Wien theil. Am 18. Juni 1814 zum Grafen ernannt, brachte er die letzten Jahre seines Lebens auf seinem Landsitz Cartside bei Glasgow zu, wo er 17. Juni 1843 starb.

2) Charles Murray, Graf, früher unter dem Namen Lord Greenock bekannt, ältester Sohn des vorigen, geb. 21. Dec. 1783, focht in Spanien und bei Waterloo unter Wellington, ward 1830 Generalmajor, 1837 Gouverneur von Edinburg-Castle, 1841 Generalleutnant, fungirte 1846—51 als Oberbefehlshaber in Kanada und erhielt nach seiner Rückkehr das Kommando des westlichen Militärdistrikts in England. Er starb 16. Juli 1859 zu St. Leonards bei Hastings.

3) George, Bruder des vorigen, geb. 12. Mai 1794, trat 1810 in die Armee, begleitete seinen Vater 1812 nach Rußland und wohnte an dessen Seite den Feldzügen von 1813—14 bei. Hierauf beziehen sich seine höchst interessanten »Commentaries on the war in Russia and Germany in 1812 and 1813« (Lond. 1850). Er focht später als Adjutant Wellingtons bei Quatrebras und Waterloo, ward 1818 Kapitän, begleitete Wellington zum Kongreß nach Aachen, erhielt 1828 das Kommando eines Infanterieregiments, mit dem er in Neuschottland, dann auf den Bermudainseln und zuletzt auf Jamaica war, zog sich aber 1834 aus dem Dienst zurück, bis er 1837 in Kanada das Kommando einer Kavalleriebrigade erhielt. Bald darauf zum Oberbefehlshaber über die südlich vom St. Lorenzstrom operirenden Regierungstruppen ernannt, unterdrückte er den Aufstand in Kanada völlig, kehrte 1844 nach England zurück und ward 1846 Deputyleutnant des Tower. 1852 übernahm er den Oberbefehl gegen die Kaffern am Kap der guten Hoffnung, wo er den Frieden bald wieder herstellte. Vgl. seine »Correspondence relative to his military operations in Kaffraria« (Lond. 1856). Im russisch-türkischen Krieg erhielt er das Kommando der 4. Division der englischen Truppen und fiel 5. Nov. 1854 in der Schlacht bei Inkerman.

Cathelineau (spr. katt'linoh), Jacques, Häuptling der Vendéer im Kampf gegen das republikanische Frankreich, geb. 5. Jan. 1759 in Pin en Mauge, war beim Ausbruch der Revolution ein armer Leinwandhändler. Im Frühjahr 1793 stellte er sich an die Spitze widerspenstiger Rekruten in der Vendée und errang schon am ersten Tag, 10. März 1793, zwei wichtige Siege. Trotz seiner Erfolge, namentlich der Erstürmung von Chollet, hielt sich C. zum Anführer nicht gebildet genug und stellte sich unter das Kommando Bonchamps und d'Elbée's, wurde jedoch nach der Einnahme von Saumur 12. Juni 1793 durch einmüthigen Beschluß aller Führer zum »Oberbefehlshaber der katholischen und königlichen Heere« ernannt. Er stand jetzt an der Spitze von 80,000 Mann; gleichwohl war die verhängnisvolle Belagerung von Nantes, welche er 20. Juni 1793 begann, erfolglos; er selbst wurde bei einem letzten Sturm verwundet und nach St. Florent geschafft, wo er 11. Juli 1793 starb.

Cathenipŏra, s. Meduſen.

Catilīna, Lucius Sergius, der Anstifter der nach seinem Namen benannten Verschwörung in Rom, stammte aus der patricischen Familie der Sergier und war um 108 v. Chr. geboren. Seine Jugend brachte er in Ausschweifungen zu; bei den Proskriptionen Sulla's 82 v. Chr. machte er dessen eifrigsten Henkersknecht. Er wurde Quästor, dann 68 v. Chr. Prätor, worauf er die Provinz Afrika erhielt, die er zu seiner Bereicherung ausbeutete. Da er wegen der von der Provinz erhobenen Anklage wegen Erpressungen sich nicht um das Konsulat für 64 bewerben konnte, so verband er sich mit mehreren vornehmen Männern ähnlichen Schlags, um nach Ermordung der Konsuln das Konsulat gewaltsam an sich zu reißen. Indessen mißlang der Anschlag sowohl im December 64 als 5. Febr. 63. Als er sodann auch bei der Bewerbung ums Konsulat für 63 durchfiel, indem Cicero und C. Antonius gewählt wurden, entschloß er sich seinen auf Umsturz der bestehenden Ordnung gerichteten Plan auf gewaltsamem Weg zur Ausführung zu bringen. Er hatte schon vorher eine große Zahl von Anhängern aus allen Ständen durch alle möglichen Mittel an sich gezogen, Leute ohne Vermögen und Aussichten, verschuldet und verwegen, namentlich auch Söhne aus vornehmen Familien. Indessen wurde Cicero von den geheimen Machinationen Catilina's stets durch seine Spione und Spioninnen in Kenntnis gesetzt und stellte ihn 21. Okt. 63 im Senat zur Rede, wobei er ihm die Einzelheiten seines Anschlags vorhielt, und als C. trotzig erwiderte, ermächtigte der Senat die Konsuln zu Ausnahmemaßregeln. Ein Anschlag Catilina's auf das Leben Cicero's mißlang, und bei der darauf folgenden Konsulwahl für 62 fiel C. abermals durch. Nun entschloß er sich zum offenen Krieg; in allen Theilen von Italien waren schon Vorbereitungen getroffen, namentlich in Etrurien stand ein Heer für C. bereit. Dagegen schickte der Senat ebenfalls Kommissäre nach allen Richtungen aus und traf in Rom Sicherheitsmaßregeln. Als sodann C. in der Nacht vom 6. zum 7. Nov. die Rollen fürs Losschlagen vertheilt und noch einen — übrigens vergeblichen — Mordversuch gegen Cicero gemacht hatte, hielt dieser 7. Nov. gegen C. seine erste catilinarische Rede, worin er alles aufdeckte und C. aufforderte, Rom zu verlassen. Durch die allgemeine Erbitterung sah sich C. wirklich veranlaßt, in der folgenden Nacht zu seinem Heer nach Etrurien abzugehen, worauf er vom Senat förmlich in die Acht erklärt wurde. Seine zu Rom zurückgebliebenen Genossen, namentlich der Prätor Cornelius Lentulus, Cethegus u. a. wurden durch die umsichtigen Veranstaltungen Cicero's dahin gebracht, daß sie durch schriftliche Dokumente überführt werden konnten, sodann im Senat verhört und, als ihre Schuld sich unleugbar ergab, in Gewahrsam genommen. Bei der 5. Dec. im Senat gehaltenen Berathung über ihre Bestrafung wurden die fünf Hauptführer, die man verhaftet hatte, trotz des Widerspruchs Cäsars, auf Cato's Rede hin zum Tode verurtheilt und noch in der Nacht im Gefängnis erdrosselt. Auf die Nachricht davon schmolz das Heer Catilina's in Etrurien durch Desertionen beträchtlich zusammen; mit dem Rest machte er einen Versuch, nach Gallien zu entkommen, was aber durch die Regierungstruppen vereitelt wurde, und sah sich nun zum Kampf mit dem Heer des Konsuls Antonius genöthigt, welcher indessen, da er selbst nicht ganz ohne Beziehungen zu C. war, wegen angeblicher Gicht den Befehl dem Legaten Petrejus überließ. In der nun erfolgten Schlacht bei Pistoria Februar 62 fiel C. mit fast allen seinen

Leuten nach heldenmüthiger Gegenwehr. Der Aufstand wurde dann vollends mit Leichtigkeit unterdrückt. Das ganze Unternehmen zeugt von der Verderbtheit der damaligen römischen Zustände, war aber planlos und ohne weitergehendes Ziel. Die Geschichte der catilinarischen Verschwörung ist von Sallust in seinem »Bellum Catilinarium« vortrefflich dargestellt worden. Vgl. Hagen, C. (Königsb. 1854); Wirz, Catilina's und Cicero's Bewerbung um das Konsulat für das Jahr 63 (Zür. 1864).

Catinat (spr. -tinā), Nicolas de, Marschall von Frankreich, geb. 1. Sept. 1637 zu Paris, war anfangs Jurist, trat dann ins Militär ein und zeichnete sich bei der Belagerung von Lille 1667 unter den Augen des Königs so aus, daß er als Leutnant zur Garde versetzt wurde. Als solcher wohnte er den Feldzügen von 1672—75 bei, ward 1676 zum Generalstab der Armee des Marschalls von Rochefort versetzt und bald darauf zum Brigadier und Kommandanten in Dünkirchen, dann zum Generalinspektor der Armee und 1681 zum Maréchal de Camp befördert. Im Jahr 1686 wurde er von Ludwig XIV. gegen die Waldenser (Kamisarden) im südlichen Frankreich geschickt, ein Henkersdienst, der seiner sonst humanen Natur widersprach. Er wurde darauf 1687 Gouverneur von Luxemburg, zeichnete sich als Generalleutnant bei der Belagerung von Philippsburg aus und erhielt den Oberbefehl in Jülich und Limburg mit Louvois' Weisung, das Land völlig zu verwüsten (bien brûler). Trotzdem verfuhr er so menschlich als möglich. Den Herzog von Savoyen, der mit dem Kaiser und mit Spanien eine geheime Allianz geschlossen hatte, schlug er 18. Juni 1690 bei Staffarda, nahm Susa und belagerte 1691 Nizza, Carmagnola und das Schloß Montmelian, verlor aber durch den Tod Louvois' seine Stütze. Im Jahr 1693 für erfolgreiche Vertheidigung der Dauphiné zum Marschall von Frankreich ernannt, vermittelte er 29. Aug. 1696 den Frieden zu Turin und ging bald darauf als Befehlshaber eines Korps nach Flandern, wo er 5. Juni 1697 Ath eroberte. Seit dem Frieden von Ryswick (30. Okt. 1697) lebte C. als Privatmann in Paris, bis ihm 1701 der Oberbefehl über die ital. Armee im Mailändischen übertragen wurde. Am 9. Juli 1701 bei Carpi geschlagen, verlor er das Kommando, kommandirte 1702 aber wieder im Elsaß. Nachdem er bald darauf seinen Abschied genommen, starb er 25. Febr. 1712 auf seinem Gut St. Gratien bei St. Denis. C. war nicht bloß ein tapferer, umsichtiger General, sondern auch ein wegen seiner Humanität und Uneigennützigkeit achtungswerther Charakter, daher auch bei Volk und Armee sehr populär. Vgl. Crequi, **Mémoires pour servir à la vie de Nicolas de C.** (Par. 1775).

Catlin (spr. kätlin), George, amerikan. Reisender, Schriftsteller und Maler, vorzugsweise als Indianerkenner berühmt, wurde 26. Juli 1796 als der Sohn eines Advokaten zu Wilkesbarre (Luzerne County) in Pennsylvanien geboren und practicirte, nach vollendeten akademischen Studien, selbst 2 Jahre lang als Advokat, bis ihn die Liebe zur Kunst erfaßte, leider nur zu spät, um ihn zu einer völligen Ausbildung gelangen zu lassen. Von einer Gesandtschaft der Siourindianer, die nach Philadelphia kam, angezogen, begann er 1832 seine Reisen unter den Indianerstämmen Nordamerika's (am Missouri, in Florida, Arkansas ꝛc. bis zum fernen Nordwesten), von denen er erst 1840 nach dem Osten zurückkehrte. Auf diesen Reisen, die er meist in einem kleinen Boot zu Wasser unternahm, sammelte er indianische Merkwürdigkeiten, studirte Sitten und Gewohnheiten, Lebensweise und religiöse Ansichten der Indianer und zeichnete hunderte von Indianerporträts, die einen bedeutenden ethnologischen Werth haben, da viele der von C. besuchten Stämme inzwischen ausgestorben sind, oder ihre Lebensweise geändert haben. Im Jahr 1840 begab er sich auf längere Zeit nach Europa, wo er in London und Paris seine Sammlungen ausstellte und sein erstes Werk: »Letters and notes on the manners, customs and conditions of the North American Indians« (mit 300 Stahlstichen, New York 1841, 2 Bde.; neue Ausg. 1846; deutsch von Berghaus unter dem Titel: »Die Indianer Nordamerika's ꝛc.«, Brüssel 1848) erscheinen ließ, dem einige Jahre später »The North American portfolio of hunting scenes and amusements of the Rocky Mountains and prairies of America« (groß Folio mit 25 Tafeln, Lond. 1844), »Catalogue of Indian collection« (1848), »Notes of eight years' travels and residence in Europa« (1848) u. a. nachfolgten. Im Jahr 1852 faßte er den Plan, Mittel- und Südamerika in gleicher Weise und zu gleichen Zwecken zu bereisen wie früher Nordamerika, führte dieses Projekt aber nur zum Theil aus. Er besuchte Venezuela, den Orinoco und Amazonenstrom, wandte sich dann über Lima wieder nach dem Norden, nach Alaska und Kamtschatka, führte eine große Landreise durch den ganzen Westen Nordamerika's bis Yukatan aus und begab sich im Herbst 1855 nach Rio de Janeiro und Buenos Ayres, und von hier nach mannigfachen Querzügen um Patagonien nach Panama und Maracaibo. Diese späteren Fahrten schildert er in dem Werk: »Last rambles in North and South America« (1867). Seitdem lebte er wieder meist in Europa, bis er 1871 nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte. Seine Sammlung (500 Porträts und Landschaften) brachte er zum letztenmal 1871—72 in den Räumen der Smithsonian-Institution zur Aufstellung, in der Hoffnung, daß die Union sie als Kern eines Nationalmuseums erwerben werde. Bald darauf starb er zu Jersey City 23. Dec. 1872.

Cato, 1) Marcus Porcius Censorius, auch Sapiens, der Weise, und später, zum Unterschied von seinem gleichnamigen Urenkel, Cato von Utica, Priscus und Major (der Aeltere) genannt, wurde zu Tusculum 234 v. Chr. geboren und verlebte seine Jugend daselbst unter ländlichen Beschäftigungen, die seinen Sinn früh auf jene altrömische Mannhaftigkeit, Mäßigkeit und Einfalt hinlenkten, worin er sein ganzes Leben hindurch die Grundpfeiler eines tüchtigen Gemeinwesens erkannte. Als siebzehnjähriger Jüngling trat er ins Heer ein, stieg bald zum Tribun empor, wohnte als solcher 209 der Eroberung Tarents und 207 dem Sieg am Metaurus über Hasdrubal bei und hatte schon vor Erreichung des Mannesalters die Brust voll Narben. Zugleich bildete er sich zum Redner und Rechtsanwalt aus. 204 ward er Scipio's Quästor in Sicilien, 199 Aedil, 198 Prätor, darauf Statthalter von Sardinien, wo er namentlich gegen die römischen Wucherer mit größter Strenge verfuhr. Dennoch — und obgleich er einer bisher unbekannten Familie angehörte — wurde er 195 Konsul, widersetzte sich als solcher vergeblich der Aufhebung der Lurusgesetze und ging 194 als Statthalter nach Spanien. Er wirkte dort so erfolgreich für die Unter-

werfung des Landes, daß er sagen konnte, er habe in Spanien mehr Städte erobert als Tage zugebracht. 191 entschied er im Krieg gegen Antiochus von Syrien durch nächtliche Uebersteigung des Oeta die Schlacht in den Thermopylen als Legat des Konsuls M'Acilius Glabrio. Weit bekannter aber als durch seine Kriegsthaten ist C. durch seine Thätigkeit in den inneren Verhältnissen Roms, namentlich während seiner Censur, die er 184 mit seinem Freund L. Valerius Flaccus bekleidete. Er reinigte mit unnachsichtiger Strenge Senat und Ritterschaft von anrüchigen Mitgliedern und trat dem überhandnehmenden Luxus, besonders der Putzsucht der Frauen, aufs kräftigste entgegen; er wahrte das Interesse des Staats bei Benutzung der öffentlichen Gebäude, Wasserleitungen ꝛc., baute mit Staatsgeldern die erste Basilika zu Rom und vermehrte die Staatseinkünfte. Im übrigen war er ein entschiedener Gegner alles fremden Wesens, und als 155 eine griechische, aus Philosophen bestehende Gesandtschaft nach Rom kam, sorgte er für ihre baldige Entfernung, weil er ihren üblen Einfluß auf die römische Zucht und Strenge fürchtete. Der Kampf gegen die neue Richtung der Zeit erfüllte sein ganzes späteres Leben; er selbst stellte allerdings in seinem ganzen Wesen einen Römer der guten alten Zeit dar: er war einfach, streng gegen sich selbst, ein trefflicher Hausvater und Oekonom, ein tüchtiger Landmann, scharf und derb, von gesundem, aber kräftigem Witz. Trotz seinem Widerstand gegen alles Unrömische machte er sich auch mit der griechischen Literatur bekannt. Ueberhaupt konnte er seinen einseitigen Standpunkt nicht ganz konsequent festhalten und ließ in seinen späteren Jahren in seiner Strenge nach, wie er auch selbst ein genußreicheres Leben führte. In der äußern Politik ist er besonders bekannt durch seine in dem bekannten Wort »ceterum censeo, Carthaginem esse delendam« ausgesprochene, stets wiederholte Forderung der Zerstörung Karthago's, welche er aber nicht mehr erlebte. Sein Leben war ein steter Kampf; fast fünfzigmal wurde er angeklagt, doch stets freigesprochen; noch öfter trat er selbst als Ankläger auf. Unter seinen Schriften sind zu nennen: »De re rustica«, über die Landwirtschaft (am besten herausgegeben in Schneiders »Scriptores rei rusticae«, Leipz. 1794—97, 4 Bde.; deutsch von Grosse, Halle 1787), die einzige Schrift von C., die uns erhalten ist; besonders aber seine »Origines«, »Ursprünge«, worin in annalistischer Form die römische Geschichte vom Anfang (und zwar mit besonderer Berücksichtigung der Urgeschichte, daher der Titel) bis zum Todesjahr Cato's behandelt war; Fragmente sind herausgegeben von Bormann (Brandenb. 1858); eine Sammlung der Fragmente aller Schriften Cato's besorgte Jordan (Leipz. 1860). Sonst schrieb C. noch Pädagogisches mannigfaltigen Inhalts. C. starb 149 v. Chr., 85 Jahre alt. Vgl. Gerlach, Marcus Porcius C. der Censor (Stuttg. 1874); Jäger, Darstellungen aus der römischen Geschichte, Bd. 3 (Halle 1870). — Sein älterer Sohn, Marcus Porcius, nach seiner Mutter Licinia Licinianus genannt, zeichnete sich in der Schlacht bei Pydna gegen Perseus aus und machte sich auch als Rechtsverständiger bemerklich; die »Regula Catoniana« in den Pandekten stammt von ihm. 153 wurde er zum Prätor gewählt, starb aber, ehe er zur Verwaltung des Amts gelangte, 152 v. Chr.

2) Marcus Porcius, gewöhnlich Uticensis oder der Jüngere genannt, Urenkel des C. Censorius, geb. 95 v. Chr., ward früh Waise und im Haus seines Oheims Livius Drusus erzogen. Schon als Knabe gab er Proben seiner Charakterfestigkeit. Im Jahr 72 diente er gegen Spartacus, 67 als Tribun in Makedonien, von wo er den Philosophen Athenodoros nach Rom mitbrachte, mit welchem er wissenschaftliche Studien trieb; 65 war er Quästor; 63 ließ er sich zum Volkstribunen wählen, um dem Werkzeug des Pompejus, C. Metellus Nepos, entgegentreten zu können, welcher sein Kollege wurde. Als Tribun 62 stimmte er im Senat für Hinrichtung der Catilinarier, widersetzte sich den dem Pompejus bestimmten Ehrenbezeigungen und kämpfte dann furchtlos — freilich mit wenig Erfolg, da die Nobilität furchtsam zurückwich — gegen die verbundene Macht des Pompejus und Cäsar; C. selbst nöthigte den Pompejus durch seine Opposition, sich eng an Cäsar anzuschließen. Da er überhaupt die Politik der Senatspartei beherrschte, so sorgte Cäsar dafür, daß er auf einige Zeit von Rom entfernt wurde. Auf Antrag des Clodius wurde C. 58 nach Cypern geschickt, um den König Ptolemäos zu entsetzen, ein Auftrag, den C. ungern annahm, aber dann glücklich ausführte. Nach Rom zurückgekehrt, that er alles, um die Macht der Triumvirn zu schwächen; er suchte die Wahl des Pompejus und Crassus zu Konsuln für 55 vergebens zu verhindern, strengte sich — vorerst umsonst — an, den Pompejus von Cäsar zu trennen und beantragte Cäsars Auslieferung an die von ihm getäuschten Germanen. Im Jahr 54 wurde C. Prätor, lehnte dann die Statthalterschaft ab und blieb in Rom, um die Republik zu vertheidigen. Da er mehr und mehr in Cäsar den gefährlichsten Feind der Freiheit sah, so trat er gegen diesen bei jeder Gelegenheit auf und erklärte sich 49 mit Entschiedenheit gegen seine Anerbietungen. Bei Cäsars Anrücken floh er mit Pompejus, ging dann nach Sicilien, das er aber nicht gegen C. Curio behaupten konnte, und begab sich dann zu Pompejus, ward aber der Nobilität durch seine rücksichtslose Art unbequem und soviel wie möglich bei Seite geschoben; seine Mahnungen zur Schonung der Gefangenen wurden nicht gehört, ebensowenig sein umsichtiger Rath, den Krieg in die Länge zu ziehen. Während der Schlacht von Pharsalus war er in Epirus; nach des Pompejus Ermordung ging er nach Afrika, um dort mit den übrigen entkommenen Häuptern der pompejanischen Partei den Kampf für die Republik fortzusetzen. Obgleich das Heer ihn zum Anführer verlangte, räumte er doch dem Konsular Metellus Scipio, dem Schwiegervater des Pompejus, den Vorrang ein und übernahm dafür die Vertheidigung der Stadt Utica. An der Schlacht bei Thapsus, in welcher 8. April 46 die Pompejaner von Cäsar besiegt wurden, nahm er nicht theil, und da Utica nicht mehr zu halten war, so entschloß er sich, um nicht Cäsars Gnade anflehen zu müssen, zu freiwilligem Tod. Er sorgte für die Abreise aller derer, welche sich vor dem Sieger zu fürchten hatten, legte sich nach der Abfahrt derselben zu Bett, las in Plato's Phädon und stieß sich, nachdem er einige Zeit ruhig geschlafen, mitten in der Nacht das Schwert in den Leib. Als seine Angehörigen herbeieilten und ein Arzt die Wunde verbunden hatte, riß er den Verband ab und starb an der Verblutung. Sein Tod wurde von den Alten allgemein als eine heroische That gepriesen und man kann wohl sagen, daß ihm nach seinem bisherigen

Digitized by Google

Leben und Charakter nichts anderes übrig blieb. Die Republik war sein Ideal und die Zertrümmerung dieses Ideals konnte und wollte er nicht überleben. Mag man ihm auch Einseitigkeit, Eigensinn, Kurzsichtigkeit, Steifheit u. dgl. vorwerfen, so ist er doch eine der wenigen durchaus ehrenhaften Persönlichkeiten, die im spätern Rom zu finden sind. Zu seinem charaktervollen Wesen paßte trefflich die stoische Philosophie, zu der er sich bekannte. Als Redner wird er von Cicero gerühmt. Das einzige Schriftliche, was von ihm auf uns gekommen ist, ist ein Brief an Cicero. Von seiner ersten Frau Atilia hatte C. zwei Kinder: die berühmte Porcia, die Gattin des M. Brutus, an republikanischer Gesinnung und Sittenreinheit das Ebenbild des Vaters, welchem sie auch nach dem Tod ihres Gatten im Selbstmord nachfolgte, und einen Sohn, M. Porcius C., welcher bei seinem Vater in Utica war und ihn vergeblich vom Selbstmord abzuhalten suchte, dann — obwohl von Cäsar begnadigt — zu Brutus ging und bei Philippi den Tod fand. Mit ihm scheint das Porcische Geschlecht erloschen zu sein. Vgl. Wartmann, Leben des C. von Utica (Zür. 1859); Gerlach, Marcus Porcius C. der Jüngere (Basel 1866).

Cato (Catonis disticha de moribus), Name einer lateinischen Spruchsammlung in 4 Büchern, aus der römischen Kaiserzeit (etwa 3.—4. Jahrh.), die das ganze Mittelalter hindurch als Lehrbuch und in Uebersetzungen eine große Rolle gespielt hat. Der Name C. hat wohl nur den Zweck, die Sprüche als weise zu bezeichnen, ohne sich auf eine bestimmte Person zu beziehen. Die Sprüche selbst haben eine monotheistisch humanitäre Richtung, jedoch ohne eigentlich christliche Färbung, und sind in Hexametern ziemlich korrekt abgefaßt. Die neueren Hauptausgaben sind von Arntzen (Utrecht 1735 u. 1754) und Hauthal (Berl. 1869). Ins Deutsche wurde die Sammlung zuerst übersetzt von Notker (im 10. Jahrh.), später unter anderen von S. Brant, in neuerer Zeit von Fleischner (Nördling. 1832) und Franke (Leipz. 1838). Vgl. Zarncke, Der deutsche C. (Leipz. 1852); Derselbe, Beiträge zur mittelalterlichen Spruchpoesie (in den »Berichten« der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1863); Feifalik, Der altböhmische C. (im Sitzungsbericht der Wiener Akademie, 1861).

Catoniana regŭla (lat.), eine von Cato Licinianus herrührende Bestimmung, nach welcher ein Testament, welches nicht gültig sein würde, wenn der Erblasser sofort nach dessen Errichtung gestorben wäre, unwirksam bleibt — ungeachtet der inzwischen etwa eingetretenen Umstände —, auch wenn der Testator erst später stirbt.

Catorce, Bergstadt und Hauptort eines berühmten Minenreviers im mexikan. Staat San Luis Potosi, liegt 2688 Meter ü. M., auf einem von tiefen Bergschluchten zerrissenen, schwer zugänglichen Terrain erbaut, dessen Theile durch Brücken mit einander verbunden sind. Die Silberbergwerke befinden sich im S. der Stadt und lieferten seit ihrer Entdeckung (1773) bis zur Revolution jährlich an 4 Mill. Pesos; seitdem aber ist ihre Produktion auf jährlich etwa 1 Mill. zurückgegangen.

Cats, Jakob, einer der beliebtesten Dichter Hollands, geb. 10. Nov. 1577 zu Brouwershaven in Seeland, wurde bei einem Bruder seiner früh verstorbenen Mutter erzogen und besuchte dann die Schule zu Zierikzee. Auf der Universität zu Leiden studirte er die Rechtswissenschaft und trieb daneben das Griechische, stand jedoch bald wieder davon ab und ging zur Fortsetzung seiner juristischen Studien nach Orléans, wo er die Doktorwürde erhielt. Nach Holland zurückgekehrt, prakticirte er als Rechtsverständiger und ließ sich im Haag und später in Middelburg nieder. Nach dem Waffenstillstand von 1609 erwarb er sich durch seine Bemühungen um Herstellung der im Krieg durch Ueberschwemmung verdorbenen Felder nicht unbedeutendes Verdienst und ein beträchtliches Vermögen. Einen Ruf nach Leiden als Professor der Rechte schlug er 1622 aus und übernahm die Stelle eines Pensionärs (Syndikus) zu Middelburg, bald darauf dasselbe Amt zu Dortrecht. Im Jahr 1625 wurde er Kurator der Universität zu Leiden und ging 1627 als Gesandter nach England, um über die Feindseligkeiten englischer Schiffe gegen die neutralen holländischen Klage zu führen. Im Jahr 1636 wurde er Rathspensionär von Holland, in welcher Stellung er sich trotz der verwickelten Zeitverhältnisse stets als umsichtigen, rechtlichen, biedern Freund des Vaterlandes bewies, und 1648 Großsiegelbewahrer. Nach dem Ausbruch des Kriegs mit England 1652 zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück und lebte auf seinem Landgut Zorgvliet zwischen Scheveningen und dem Haag, wo er 12. Sept. 1660 starb. Ein ihm geweihtes Denkmal zu Gent, von Parmentier, ward 1829 enthüllt. Seine Gedichte verbinden mit Leichtigkeit in der Versifikation ein glückliches Treffen des Volkstons, mit einer nicht allzu strengen Moral kirchliche Frömmigkeit und sind deshalb trotz einer gewissen Breite ungemein beliebt geworden, namentlich auch in dem sonst gegen die holländische Poesie abgeschlossenen Belgien. Seine große Gelehrsamkeit (er verstand die alten und die meisten neueren Sprachen) wußte er stets mit dem frischen Leben in Verbindung zu erhalten und auf dieses anzuwenden. Das »Buch des Vaters C.« (Het boek van Vader C.), wie die Holländer seine Werke nennen, war noch über ein Jahrhundert nach seinem Tode in den Familien von altem Schrot und Korn neben der Bibel ein Hausbuch. Er hinterließ zahlreiche Schriften in holländischer Sprache. Sein Hauptwerk ist »Houwelick« (Die Ehe) in 6 Abtheilungen: Maegd (Mädchen), Vryster (Jungfrau), Bruyt (Braut), Vrouw, Moeder, bedaegde Huismoeder (Matrone) en Wedauwe (1625). Aehnlich ist der »Trouwring« (1637). C.' sämmtliche Werke erschienen zuerst zu Amsterdam in einem Foliobaud 1658 u. öfter, neueste Ausgabe, Schied 1873; deutsch, Hamb. 1700—1717, 8 Bde.; seine poetische Selbstbiographie, die er in seinem 82. Jahr schrieb, kam erst 1709 heraus.

Catskill, Stadt im nordamerikan. Freistaat New York, an der Mündung des Catskillcreek in den Hudson und am Anfang der Catskill- und Canajoharie-Eisenbahn prächtig gelegen, hat ein Gerichtshaus, 5 Kirchen, 2 Banken, Brauereien, Säge- und Kornmühlen, Fabrikation von Fensterrahmen und (1870) 3791 Einw. Leder, Landesprodukte, Backsteine, Holz und Häute werden ausgeführt. Die Catskill Mountains sind eine Gebirgsgruppe der Alleghanykette, die sich am rechten Ufer des Hudson bis zum Mohawk hinzieht und im Round Top 1160 Meter, im High Peak 1133 Meter Höhe erreicht. Die Abhänge und Thäler sind mit Hainen von Ahorn und Buchen oder mit Wäldern von Pechtannen und Balsamfichten bedeckt. Der Abfall der Berge nach O. ist steil, nach W. sanft. Im

Gebirge, einige Stunden südöstlich von C., liegt das romantische Pine Orchard, ein viel besuchter Sommeraufenthalt der New Yorker, mit dem »Catskill Mountain House«, einem schönen, 762 Meter hoch gelegenen Hotel, von wo man eine schöne Fernsicht auf das Hudsonthal genießt.

Cattanes, 1) Danese, Bildhauer, Baumeister und Dichter aus Carrara, Sansovino's Schüler, gest. 1573 zu Padua, war bereits dem Manierismus verfallen, wie das Grabmal des Dogen Loredano in San Giovanni e Paolo zu Venedig beweist. Besser ist der von Fregoso gestiftete Altar in der Kirche Santa Anastasia zu Verona. Er schrieb: »L'amore di Marfisa«, Gedicht in 24 Gesängen.

2) Carlo, ausgezeichneter ital. Schriftsteller, Gelehrter und Publicist, geb. 1801 im Mailändischen, widmete sich nach gründlichen Studien der publicistischen Thätigkeit und gründete die Monatschrift »Il Politecnico«, bei welchem Unternehmen er von festbestimmten Grundsätzen ausging, und welchem er bald ein hohes Ansehen zu verschaffen wußte. Er vertrat die reale, praktische Richtung, dem abstrakt-philosophischen Quietismus eines Rosmini und Gioberti gegenüber und drang demgemäß auf die praktische Verwerthung der Spekulation und der wissenschaftlichen Forschung. Seine Philosophie gipfelte in der Philosophie der Geschichte und in der Socialwissenschaft. Das Gebiet der Spekulation umfaßte er in gleicher Weise wie das des realen Wissens. Er war im Stande, über die abstraktesten Gegenstände und dann wieder über Brückenbau, Agrikultur, nicht minder über Literatur, Sprachwissenschaft ꝛc. zu schreiben. In literarischen Dingen legte man seinen kritischen Aussprüchen hohen Werth bei. Sein Stil vereinigt nach dem Urtheil der Italiener die überzeugende Klarheit Machiavelli's mit dem glänzenden Kolorit eines Ugo Foscolo; Parteigenossen und Gegner verehren einmüthig in ihm einen Meister des Worts, einen Denker und Künstler zugleich. In der Politik vertrat C. den Föderalismus; sein Ziel war ein italienischer Staatenbund, welchem auch die unter österreichischer Herrschaft stehenden Provinzen sich anschließen konnten, ohne von Oesterreich völlig losgerissen zu werden. Als aber die Revolution des Jahrs 1848 losbrach, wirkte er in ihrem Sinne und war gleichsam die Seele des mailändischen Aufstandes. Er war Präsident des Kriegsausschusses und bekleidete eine Art von Diktatur. Als Radetzki einen dreitägigen Waffenstillstand verlangte, weil er 200 Bomben erwartete, deren er dringend bedurfte, setzte C. trotz der Erschöpfung der Lombarden an Kräften, Munition und Lebensmitteln die Verweigerung desselben durch, und sein muthiges »Nein« war damals entscheidend für den Sieg der Stadt. Nachdem Italien abermals unter das Joch der Fremdherrschaft zurückgebracht war, flüchtete sich C. in die Schweiz. Nach seiner Rückkehr nahm er den »Politecnico« wieder auf (1860). Er war und blieb indeß Republikaner und hielt fest an seiner alten Idee einer italienischen Konföderation, ähnlich den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Ohne Verschwörer zu sein, bekämpfte er die Monarchie und das Haus Savoyen und schleuderte die beredteste Schrift, die je aus seiner Feder floß, gegen diejenigen, welche Savoyen und Nizza an Frankreich abtraten. Er vertrat ferner die Idee der Volksbewaffnung: »Militi tutti, nessun soldato« war sein Spruch. Diesen Ansichten suchte er Bahn zu brechen durch sein »Archivio triennale delle cose d'Italia« (1850—55, 3 Bde.). Als Garibaldi Palermo und Neapel befreit hatte, berief er C. zu sich; dieser aber wollte die Autonomie der befreiten Provinzen aufrecht erhalten wissen, widersetzte sich sogar dem Plebiscit und zog sich, da er mit Garibaldi nicht einig werden konnte, grollend zurück. Als man ihn nach dem Sieg der monarchischen Idee ins Parlament senden wollte, widerstrebte er lange Zeit, gab endlich dem Drängen seiner Freunde nach, schauderte aber im letzten Augenblick wieder vor dem Gedanken zurück, der Monarchie den Eid der Treue schwören zu müssen. Er ging bis zum Palazzo vecchio, kehrte aber an der Pforte um, verließ Florenz und suchte seinen ländlichen Aufenthalt zu Castagnola am See von Lugano wieder auf (1867). Hier starb er 2. Febr. 1869, noch in den Delirien seiner Todesstunde wiederholend, daß er »den Eid nicht leisten wolle«. So gewährt C. das lehrreiche Bild eines hochbegabten Mannes, dessen Kraft für das Vaterland durch den Starrsinn verloren ging, mit welchem er dem nächsten Bedürfnis des neuen Staatswesens, der Einheit, feindlich gegenübertrat. Sammlungen seiner Schriften erschienen unter den Titeln: »Alcuni scritti di Carlo C.« und »Scritti scelti editi ed inediti di Carlo C.« (Mail. 1846, 3 Bde.).

Cattáro (Kotur), befestigte Hafenstadt im südöstlichsten Theil des österreich. Königreichs Dalmatien, Hauptort des gleichnamigen Kreises, der 635 QKilom. (11,s QM.) mit (1869) 30,543 Einw. umfaßt, liegt malerisch am Fuß der Ausläufer der Berge Lovchien (1780 Meter) und Velivarch (1330 Meter) nahe der montenegrinischen Grenze und im Hintergrund der Bocche di C., einer 30 Kilom. langen, sich landeinwärts erstreckenden Meeresbucht, die in 3 andere große Busen (Punta d'Ostro, Combur und Le Catene) zerfällt. Starke Festungswerke schützen die Stadt gegen die Golfseite, im Rücken erhebt sich (260 Meter über der Stadt) das Fort San Giovanni, das mit der Stadt durch Vertheidigungsmauern in Verbindung gesetzt ist, innerhalb welcher noch mehrere einzelne Felsen mit kleinen Forts emporragen. C. hat 3 Thore, unansehnliche Häuser mit kleinen Thüren und Fenstern und (ohne das Militär) 2100 Einw. (darunter viele Deutsche), ist Sitz eines Festungskommando's und eines Bischofs mit Domkapitel, hat eine Kathedrale mit der sehenswerthen St. Stephanskapelle, einen Bazar, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten und einen trefflichen Hafen. Letzterer besteht eigentlich aus einer Menge von Häfen, welche sich in den Biegungen der Bai nach allen Seiten öffnen, gesichert durch die Felsenberge und geschützt durch die Tiefe des Wassers, die den größten Flotten den Zugang bis dicht zum Lande verstattet. Die Bewohner beschäftigen sich mit Schiffahrt, Fischerei und Handel, der besonders mit den Montenegrinern, welche allerlei Nahrungsmittel, Brennholz und Sumachblätter auf den dreimal in der Woche stattfindenden Markt bringen und in C. besonders ihr Salz holen, sehr lebhaft ist. Neuerdings wurde eine Kunststraße nach Montenegro angelegt. Gedörrtes Fleisch (Castradina) ist ein Hauptausfuhrartikel. Auf den steilen Felsen gewinnt man nur Oel und Wein. C., ursprünglich eine selbständige Republik, unterwarf sich 1420 freiwillig der Republik Venedig, kam durch den Frieden von Campo Formio (1797) an Oesterreich, durch den Frieden von Preßburg (1805) an

das Königreich Italien, ward jedoch, bevor es den Franzosen übergeben werden konnte, 4. März 1806 durch Ueberlistung des österreichischen Generals Prady von den Russen besetzt und von diesen erst 1807 den Franzosen übergeben, infolge des Wiener Friedens 1810 mit den illyrischen Provinzen dem französischen Kaiserreich einverleibt und erst 1814 wieder an Oesterreich zurückgegeben. Die Stadt wurde 1563 und 1667 durch Erdbeben fast völlig zerstört und die Hälfte der Einwohner unter den Ruinen begraben. Ueber den Aufstand der Dalmatier von 1869, in welchem C. eine bedeutende Rolle spielte, s. Dalmatien.

Cattermole (spr. kätt'mŏl), George, engl. Aquarellmaler, geb. 1800 zu Dickleborough, begann seine Laufbahn als Vedutenzeichner und arbeitete ständig für illustrirte Journale und Prachtausgaben. Eine Reihe Zeichnungen lieferte er nach Vorwürfen aus den Werken Sir Walter Scotts; dieselben, unter Leitung des Mr. C. Heath in Linienmanier gestochen, erschienen 1835 bei Goswick in London unter dem Titel: »Illustrations on the poetical and prose works of Sir W. Scott, Baronet« (21 Stahlstiche). Später schuf er ein großes Gemälde: Luther und seine Anhänger auf dem Reichstag zu Speier 19. April 1529, oder der Protest der evangelischen Stände vor Kaiser und Reich, auf dem beide Parteien in ihren obersten Vertretern einander in lebendigster Beziehung gegenübergestellt, und die 33 Hauptversonen nach authentischen Bildnissen von der Hand berühmter älterer Meister (Dürer, Tizian, Holbein, Cranach ꝛc.) aufgenommen sind. Das Bild ward von William Walker in Kupfer gestochen (Lond. 1845). Seinen Ruf aber verdankt C. vornehmlich seinen kleineren Genreaquarellen. Er starb 24. Juli 1868.

Cattleya *Lindl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, prachtvolle Gewächse, auf Bäumen und Felsen wachsend, mit steifen, konsistenten Blättern. Die schönsten Arten sind: C. crispa *Lindl.*, mit dickem, länglich keulenförmigem Stengel, länglichen, ausgerandeten Blättern und sehr großen, weißen, innen wellenförmig krausen Blüten mit zugespitzter, inwendig purpurrother Lippe; C. labiata *Lindl.*, mit 10 bis 13 Centim. im Durchmesser großen, zart rosenrothen Blüten mit 6,5 Centim. langer, vorn purpurroth schön gezeichneter Lippe, eine der prachtvollsten Orchideen, welche sich auch durch lange Blütezeit auszeichnet. Die Cattleya-Arten blühen leicht und lassen sich selbst im Zimmer kultiviren.

Cattolica, Stadt auf der Insel Sicilien, Provinz Girgenti, Sitz einer Prätur, mit (1871) 6381 Einw. und beträchtlichen Schwefelgruben.

Catty, s. Kätti.

Catualda, ein edler Gothone, wurde von Marbod, dem Markomannenkönig, vertrieben, kehrte aber 19 n. Chr. zurück, gewann durch Bestechung den Königssitz und das Schloß mit Marbods Schätzen. Dieser floh zu den Römern. Doch auch C. wurde bald durch die Hermunduren vertrieben, begab sich zu den Römern und erhielt von Tiberius Forum Julium in Gallia Narbonensis zu seinem Aufenthalt angewiesen.

Catullus, Cajus Valerius, röm. Dichter, geb. 86 v. Chr. zu Verona, Sprößling eines alten, angesehenen Geschlechts, wurde in Rom gebildet und verbrachte hier den größten Theil seines Lebens im Verkehr mit den hervorragendsten Geistern des damaligen Roms, mit Hortensius, Cornelius Nepos, Cicero, Manlius Torquatus u. a. Seine Vermögensumstände scheinen nur mittelmäßig gewesen zu sein. Eine Reise nach Bithynien, die er im Gefolge des C. Memmius Gemellius unternahm, um seinen gedrückten finanziellen Verhältnissen aufzuhelfen, hatte den gewünschten Erfolg nicht, denn ebenso arm wie zuvor kehrte er zurück und verlor auf dieser Reise überdies seinen Bruder, dessen Tod er in mehreren Gedichten schmerzlich beklagt. C. stand in einem leidenschaftlichen Liebesverhältnis zur Clodia, der Gattin des Metellus Celer und Schwester des berüchtigten Volkstribunen P. Clodius, die er unter dem Namen Lesbia feiert. Als dieselbe aber sich später in gemeinster Weise prostituirte, trennte sich der Dichter ganz von ihr. Er bekleidete kein öffentliches Amt. Was ihn bewogen, den Gastfreund seines Vaters, den mächtigen Cäsar, in bitteren Epigrammen anzugreifen, ist nicht bekannt; wohl aber verdient Erwähnung, daß Cäsar den um Verzeihung nachsuchenden Dichter zuvorkommend aufnahm. C. starb bereits 57 v. Chr., erst 30 Jahre alt. Wir besitzen unter seinem Namen eine Sammlung von Gedichten, welche zu Anfang des 14. Jahrh. von dem Dichter Benvenuto di Camvesani zuerst entdeckt worden sind und die Aufschrift haben: »Valerii Catulli ad Cornelium Nepotem liber«. Es sind 116 einzelne Gedichte, die nach Form, Inhalt, Charakter und Gehalt eine große Verschiedenheit zeigen. Die Mehrzahl derselben sind durch zufällige Veranlassung hervorgerufen und gehören mehr in das Gebiet der epigrammatischen als der lyrischen Poesie; zum Theil erotischer Art und dann nicht selten unsere Begriffe von Sitte verletzend, zum Theil aber auch voll tiefen Gefühls, empfehlen sie sich sämmtlich durch Originalität der Empfindung, Natürlichkeit und Schönheit des Ausdrucks und geschickte Anwendung verschiedener griechischer Metren. C. steht an der Spitze der röm. Dichter, die sich in dem bezeichneten Gebiet der Poesie zuerst versuchten und besonders die in Rom noch wenig gekannte erotische Gattung mit Erfolg kultivirten. Neben diesen kleineren Gedichten finden sich unter C.' Namen noch einige größere, die mehr in das Gebiet der Elegie und des Epos streifen, so die beiden Epithalamien oder Hymenäen, mehrere eigentliche Elegien, ferner das griechischen Originalen nachgebildete, höchst merkwürdige Gedicht »Atys«, besonders aber das »Epithalamium Pelei et Thetidos«, ein episches, erzählendes Gedicht, welches die Vermählung des Peleus und der Thetis nach älteren griechischen Quellen besingt. Ueberhaupt sind diese größeren Gedichte, unter denen noch das »Haar der Berenice«, eine freie Bearbeitung einer verlorenen Elegie des alexandrinischen Dichters Kallimachos, zu erwähnen ist, meist griechischen Mustern nachgebildet oder selbst aus solchen übertragen. Auch in ihnen, die in einem ernstern und kräftigern, wenn auch weniger originellen Ton gehalten sind, als jene kleineren, gibt sich C.' seltenes Talent in Behandlung eines fremdartigen Stoffes in echt römischem Geiste kund. Mit Unrecht hat man ihm das gewöhnlich Virgils Werken beigefügte Gedicht »Pervigilium Veneris« zugeschrieben. Die bemerkenswerthesten neueren Ausgaben des Dichters (meist zusammen mit Tibull und Properz) sind nach der ersten (ohne Ort 1472) von Döring (Leipz. 1788—91, 2 Bde., u. Altona 1834, mit Kommentar und reichhaltigem Index), Roßbach (2. Aufl., Leipz. 1860), Schwab (Gießen 1866),

Ellis (Orf. 1867); Textausgaben von Lachmann (3. Aufl., Berl. 1874), Haupt (3. Aufl., Leipz. 1868), L. Müller (daſ. 1870). Berüchtigt iſt die Ausgabe von Corradinus de Allio (Veneb. 1738) wegen beiſpielloſer Dreiſtigkeit in Veränderung des Textes. Deutſche Ueberſetzungen von C. lieferten Konr. Schwenck (Frankf. 1829), Th. Heyſe (mit lat. Text, Berl. 1855), Hertzberg und Teuffel (Stuttg. 1862), Stromberg (in Reimen, Leipz. 1858), Preſſel Stuttg. 1860), Uſchner (Berl. 1867), Weſtphal (»Catulls Gedichte in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhang überſetzt und erläutert«, 2. Aufl., Bresl. 1870). Vgl. Jungclauſſen, Zur Chronologie der Gedichte des C. (Itzehoe 1857); Ribbeck, Cajus Val. C., eine literarhiſtor. Skizze (Kiel 1863).

Catŭlus, 1) Cajus Lutatius, aus dem alten, wahrſcheinlich plebejiſchen Geſchlecht der Lutatier, Beſieger der Karthager im erſten Puniſchen Krieg, ward als Konſul 242 v. Chr. nach Sicilien geſandt, bemächtigte ſich des Hafens von Drepanum und aller Poſten um das lilybäiſche Vorgebirge und trug bei Aegusa, einer ägadiſchen Inſel, einen Seeſieg über den Karthager Hanno davon, durch welchen der Krieg beendigt wurde. Er griff darauf auch das Lager bei Eryx an, und Karthago mußte ſich zu ſchnellem Friedensſchluß bequemen, wodurch Sicilien römiſche Provinz ward. Dem C. wurde die Ehre des Triumphs zuerkannt, doch mußte er ſie, obwohl gegen ſeinen Willen, mit dem Prätor Q. Valerius Falto, der ihm als Unterbefehlshaber beigegeben war, theilen, weil ſich dieſer um jenen Seeſieg das meiſte Verdienſt erworben hatte.

2) Quintus Lutatius, Kollege des C. Marius in deſſen drittem Konſulat (102 v. Chr.) und im Kampf gegen die Cimbern und Teutonen. Während Marius bei Aquä Sextiä (Aix) die Macht der Teutonen vernichtete, mußte C., der die Cimbern von Oberitalien abhalten ſollte, über den Po zurückweichen. Im Jahr 101 befehligte er als Prokonſul neben dem Konſul Marius in der Schlacht bei Vercellä auf den raudiſchen Feldern und trug das meiſte zum Sieg über die Cimbern bei. Später diente er im Bundesgenoſſenkrieg. Als eifriger Optimat und perſönlicher Feind des Marius ward er 87 von dieſem zur Hinrichtung beſtimmt, gab ſich aber ſelbſt den Tod. Er hat ſich auch als Redner, Dichter und Schriftſteller einen guten Namen erworben und ſchrieb unter anderm eine Geſchichte ſeines Konſulats in Xenophons Manier; doch ſind bis auf einige Epigramme ſeine Schriften verloren gegangen.

3) Quintus Lutatius, Sohn des vorigen, war, von ſeinem Vater die Feindſchaft gegen Marius erbend, Jugendfreund Sulla's, ohne jedoch an deſſen Blut- und Gewaltherrſchaft theilzunehmen. Auf Sulla's Empfehlung gelangte er 80 v. Chr. zum Konſulat, doch wurde ihm der von Pompejus begünſtigte M. Aemilius Lepidus vorangeſtellt, der nach Sulla's Tod mit des Marius Partei Rom mit neuem Blutvergießen bedrohte. Der Senat übertrug dem C. den Oberbefehl gegen ihn mit ausgedehnter Vollmacht, und Lepidus wurde am Pons Mulvius unweit Roms beſiegt und für einen Feind des Vaterlandes erklärt. C. erreichte den Flüchtling bei Coſa und ſchlug ihn hier zum zweitenmal. Nach dem Sieg war C. derjenige, welcher die Optimaten zu gemäßigtem Auftreten beſtimmte. Von nun an erſcheint er als ein Hauptführer der Senatspartei. Im Jahr 69 weihte er den neuaufgebauten Tempel des kapitoliniſchen Jupiter. Vergebens verſuchte er zu verhindern, daß dem Pompejus (67) der unbeſchränkte Oberbefehl im Seeräuberkrieg, ſowie im folgenden Jahr im Krieg gegen Mithridates ertheilt würde. Im Jahr 65 war C. Cenſor, legte aber das Amt wegen Streits mit ſeinen Kollegen bald nieder. Gegen Cäſar trat er damals ſchon auf, unterlag ihm aber 63 in der Bewerbung um die Stelle des Oberprieſters. Bei der Verhandlung über die Catilinarier ſtimmte er für Hinrichtung derſelben. Im Jahr 62 wurde er von Cäſar wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder beim Bau des Kapitols angeklagt, aber freigeſprochen und zum Princeps senatus ernannt. Er ſtarb 61 v. Chr.

Catus, Katze.

Cáuca, 1) der bedeutendſte Nebenfluß des Magdalenenſtroms in Südamerika (Kolumbien), entſpringt im SO. von Popayan aus der Laguna de Santiago, betritt bei Popayan ein breiteres Thal, das er zwiſchen ſumpfigen oder bewaldeten Ufern ruhig gegen N. durchſtrömt, bis er unterhalb Cali in die Berge tritt und nun reißend und voller Stromſchnellen und Katarakte bis zur Ebene von Antioquia fließt, von wo er bis zur Mündung unterhalb Mompor ſchiffbar iſt. — 2) Staat der Konföderation von Kolumbien, der im W. an den Ocean, im N. an den Staat Panama und das Antilliſche Meer, im O. an Tolima, Bolivar und Antioquia, im S. an Ecuador grenzt und ca. 135,000 QKilom. (2450 QM.) Flächeninhalt hat. Das Gebiet reicht durch 8 Breitengrade von N. nach S. bei einer zwiſchen 1 und 3 Graden ſchwankenden Länge; doch gehört im S. noch das ſogen. »Territorium von C.« dazu, das an der Südgrenze von Cundinamarca über die Gebirge bis in das Tiefland und die Oſtgrenze Kolumbiens ſich erſtreckt. Der nördliche Theil, das Gebiet des Fluſſes Atrato, iſt flaches, waldreiches Tiefland; ſüdlicher reicht das Gebiet von dem dichtbewaldeten Küſtenland über die weſtlichſte Kordillerenkette und über das Thal des obern Cáuca bis zur Hochebene von Paſto und (in dem Territorium) noch weiter öſtlich in das Tiefland der Llanos. Die natürlichen Hülfsquellen ſind bei den Höhedifferenzen der einzelnen Theile außerordentlich bedeutend, zumal bei dem großen Metallreichthum der Berge, beſonders an Gold und Platina in den mittleren Theilen; allein ſie ſind noch überaus ſchlecht benutzt, der Nordtheil (die frühere Provinz Choco) iſt faſt durchaus und noch weit mehr das Territorium öde und menſchenarm, jener ein fortlaufender Urwald, dieſes eine ungeheure Wieſenebene; nur der ſüdliche Theil auf den hohen Gebirgsebenen iſt beſſer bewohnt. Die Zahl der Einwohner betrug 1871: 435,078, zum größten Theil civiliſirte Indianer, auch Neger und Farbige, mehr als ſonſt in dieſen Gegenden. Ihr Hauptgeſchäft iſt Landbau und Viehzucht, in geringerem Grad Bergbau. Induſtrie fehlt ganz; zum Handel liefert das Land nur Gold, Platina und Chinarinde. Die Hauptſtadt des Staats iſt Popayan, in einer ſchönen Ebene am obern Cáuca und am Fuß der Kordilleren 1775 Meter ü. M. gelegen, 1536 von dem Spanier Benaliazar gegründet, regelmäßig angelegt und gut gebaut, mit mehreren Kirchen, von denen die biſchöfliche Kathedrale in Trümmern liegt, und Klöſtern und gegen 10,000 Einw. Außerdem ſind von Bedeutung San Juan de Paſto mit 8000 Einw. in einer fruchtbaren, gut angebauten Ebene; Tuquerres an der Grenze von Ecuador; im Cáucathal Santiago de

Cali mit 12,000 Einw. und bedeutendem Verkehr; Guadalajara de Buga (Cartago) mit 7000 Einw. in einer sehr fruchtbaren Ebene; an der Küste des Stillen Oceans Buenaventura, ein Freihafen mit brauchbarem Ankerplatz, doch bei der Schwierigkeit der Verbindung mit dem Caucathal fast ganz ohne Verkehr; Novita und Quibdo, nördlicher in Choco. S. Karte »Peru ꝛc.«

Cauchemar (franz., m., spr. tohsch'már), »Nachtmahr«, Alp, Alpdruck.

Cauchois (franz., spr. tohschoā), Kappentaube, benannt nach der Stadt Caux in der Normandie.

Cauchois-Lemaire (spr. tohschoā lömähr), Louis Augustin François, franz. Publicist, geboren 21. Aug. 1789 zu Paris, übernahm, nachdem er sich längere Zeit dem Erziehungsfach gewidmet hatte, mit Jouy, Etienne, Harel ꝛc. die Redaktion des »Nain jaune« (Der gelbe Zwerg). Das in beißendem Ton gehaltene Blatt wurde jedoch unterdrückt, C. dadurch finanziell ruinirt und genöthigt, die Heimat zu verlassen. Er lebte nun in Brüssel, redigirte mit Guyot den »Nain jaune réfugié«, den er später »Le vrai libéral« nannte und trotz aller Anfeindungen von Seiten des franz. Ministeriums längere Zeit aufrecht erhielt, bis es letzterem gelang, die niederländische Regierung zur Ausweisung Cauchois-Lemaire's zu bewegen. Er ging nun nach dem Haag und verfaßte seinen »Appel à l'opinion publique et aux Etats-Généraux en faveur de proscrits français« (Haag 1817), eine geharnischte Klage wegen Verletzung des Völkerrechts, die in den niederländischen Kammern zwar zu lebhaften Verhandlungen, aber nicht zu einem Cauchois-Lemaire's Wünschen entsprechenden Ziel führte. Unter Decazes' sogen. Versöhnungsministerium kehrte er nach Paris zurück, betheiligte sich abermals an der Redaktion mehrerer politischen Journale und streute eine Unzahl politischer Flugschriften aus, von welchen die »Lettre au duc d'Orléans sur la crise actuelle« (Par. 1827), in welcher er den damaligen Herzog von Orléans aufforderte, sich an die Spitze der Opposition zu stellen, das meiste Aufsehen erregte, aber zugleich C. 15 Monate Gefängnis und eine starke Geldstrafe zuzog. Seine meisten Arbeiten aus jener Zeit enthalten der »Constitutionnel«, der »Mercure du 19ième siècle«; eine Auswahl seiner Flugschriften bewahren die »Opuscules« (Par. 1821) und die »Lettres politiques, religieuses et historiques« (das. 1828—32, 2 Bde.). Im Jahr 1830 arbeitete er mit Chatelain, Redakteur des »Courrier français«, und mit Carrel, Thiers ꝛc. die Protestation der Journalisten gegen die Juliordonnanzen aus. Nach der Revolution bis 1838 beharrte C., trotz mehrfacher Anstellungsanerbietungen der neuen Dynastie, bei seiner publicistischen Thätigkeit, trat aber dann ein bescheidenes Aemtchen am Archiv an und widmete sich seit dieser Zeit fast ausschließlich historischen Studien. Von seiner letzten Schrift: »Histoire de la révolution de 1830«, erschien nur der 1. Band (Par. 1842). C. starb zu Sceaux 23. Mai 1857.

Cauchy (spr. tohschi), Augustin Louis, ausgezeichneter franz. Mathematiker, Sohn des Dichters Louis François C., geb. 21. Aug. 1789 zu Paris, löste schon im 16. Jahr ein schwieriges Problem. Sein »Mémoire sur la théorie des ondes«, durch welches er die Lehre von der Wellenbewegung des Lichts bedeutend förderte, ward 1815 vom Institut gekrönt und hatte zur Folge, daß er 1816 Mitglied der mechanischen Klasse der Akademie der Wissenschaften wurde. Später erhielt er eine Lehrerstelle an der polytechnischen Schule. Als eifriger Legitimist folgte er nach der Julirevolution Karl X. ins Ausland, lebte längere Zeit in Prag, kehrte jedoch nach Paris zurück, wo er im Ordenshaus der Jesuiten mathematischen Unterricht gab. Im Jahr 1848 ward ihm die neubegründete Professur der mathematischen Astronomie an der Pariser Universität übertragen, doch mußte er sie Juni 1852 niederlegen, weil er Napoleon III. den Eid verweigerte. Er starb 23. Mai 1857 zu Paris. Cauchy's vorzüglichste Schriften sind: »Cours d'analyse« (Par. 1821; deutsch von Huzler, Königsb. 1828); »Leçons sur les applications du calcul infinitésimal à la géométrie« (Par. 1826—28, 2 Bde.; deutsch von Schnuse, Braunschw. 1840; Zusätze 1846); »Exercices de mathématique« (Par. 1826—29; Prag 1835—36); »Leçons sur le calcul différentiel« (Par. 1829, neu bearbeitet von Moigno, 1840; deutsch von Schnuse, Braunschw. 1836; Zusätze 1846); »Mémoire sur la dispersion de la lumière« (Prag 1836); »Exercises d'analyse et de physique mathématique« (das. 1839, 3 Bde.).

Caucig, Franz, namhafter deutscher Historienmaler, geb. zu Görz 1742, kam in seinem 15. Jahr nach Wien, wurde vom Kaiser Joseph II. 1781 nach Bologna gesendet, um die Werke der Carracci und ihrer Schüler zu studiren, kehrte nach einem siebenjährigen Aufenthalt zu Rom nach Wien zurück, brachte in einem Kunstauftrag sodann 8 Monate in Mantua zu, studirte zu Venedig fast 6 Jahre die Meisterwerke Tizians und anderer großen Künstler und wurde 1799 zum Professor der Historienmalerei und zum akademischen Rath an der Kunstakademie in Wien ernannt. Im Jahr 1820 ward er Direktor für die Schule der Maler, Bildhauer, Kupferstecher und Mosaik und starb 1828. C. schloß sich an die Kunstweise von Mengs an, war ein durchaus akademischer Künstler und solider Zeichner, der über 2000 historische Zeichnungen hinterlassen hat, aber schlechter Kolorist.

Caucus (spr. kahkös), nur in Amerika gebräuchliches Wort, bedeutet das Zusammentreten politisch Gleichgesinnter, um sich über die Aufstellung von Amtskandidaten auszusprechen und zu vereinigen, resp. Dinge zu erwägen und darüber zu beschließen, die einer spätern Versammlung zur formellen Erledigung unterbreitet werden sollen. Das Wort ist wahrscheinlich durch Korruption von Calkers' oder Caukers' meeting entstanden. Im März 1770 entstand in Boston wiederholt blutiger Streit zwischen Soldaten und Seilern oder Reepschlägern, wobei letztere den Kürzern zogen. Die Stadtbewohner waren hierüber sehr erbittert und suchten sich zu rächen. Unter anderen vereinigten sich die Reepschläger mit den Kalfaterern (Calkers), und in ihren Versammlungen wurden die heftigsten Reden gehalten und die stärksten Beschlüsse gegen das britische Gouvernement und dessen Instrumente in Amerika angenommen. Die Tories nannten diese Versammlungen spöttisch Caukers' meetings, woraus mit der Zeit Caucus wurde.

Cauda (lat.), Schwanz.

Caudebec (spr. kohd'bek), 1) C. en Caux, Stadt im franz. Departement Niederseine, Arrondissement Yvetot, an der Seine und dem Ambion, hat eine schöne gothische Kirche (15. Jahrh.) mit werthvollen Glasgemälden, ein altes (1861 restaurirtes) Hospiz, einen kleinen Hafen, eine Mineralquelle,

ansehnliche Schiffahrt und (1872) 1983 Einw. Die Stadt war vor Aufhebung des Edikts von Nantes sehr blühend. Etwa 4 Kilom. davon lag die 645 erbaute Benediktinerabtei Fontenelle oder St. Vandrille (St. Vandrigisli), in welcher der letzte Merowinger, Theoderich, Sohn des 752 entthronten Childerich III., als Mönch starb. — 2) C. les Elbeuf, Flecken im franz. Departement Niederseine, Arrondissement Rouen, nahe der Seine, mit Tuchmanufaktur, Wollbereitung und (1872) 10,715 Einw. In der Umgegend zahlreiche gallo-römische Ueberreste.

Caudex (lat.), Baumstamm, Strunk, Wurzelstock.

Caudium, im Alterthum Stadt der Samniter, an der Via Appia, südwestlich von Benevent, berühmt wegen der in den benachbarten Pässen des Taburnus (Furculae Caudinae, kaudinische Pässe, zwischen dem heutigen Arpaja und Montesarchio) von den Samnitern ausgeführten Umzingelung der Römer. Als letztere im zweiten Samnitischen Krieg die Konsuln Tit. Veturius und Spurius Postumius mit einem Heer gegen die Samniter abgeschickt hatten (321 v. Chr.), suchte der Anführer der letzteren, Gavius Pontius, erwägend, daß die Römer im offenen Feld gewöhnlich die Oberhand behielten, sich durch List den Sieg zu verschaffen. Er sandte verkleidete Krieger in die Nähe des römischen Lagers bei Calatia, die aussagen sollten, daß die Samniter in Apulien die den Römern befreundete Stadt Luceria belagerten; er selbst aber lagerte sich unbemerkt in der Gegend von C., welche die Römer passiren mußten. Der Weg führte durch zwei enge und waldige Pässe in eine weite Ebene. Keinen Feind vermuthend, waren die Römer durch den einen Paß hinein in das Thal gezogen, als plötzlich auf den Höhen die Feinde erschienen; zugleich war der Ausgang durch den vorliegenden Paß durch Verhaue gesperrt und auch der hintere Paß von den Samnitern sogleich geschlossen worden. Jetzt erkannte das römische Heer seine hoffnungslose Lage. Nach einigen vergeblichen Versuchen, sich durchzuschlagen, überließ es sich rathloser Verzweiflung und ließ durch Abgesandte bei den Samnitern um einen billigen Frieden bitten. Pontius, in der Hoffnung, den Frieden mit den Römern dadurch herbeizuführen, erklärte sich geneigt, einen Vergleich einzugehen, unter der Bedingung, daß das samnitische Gebiet geräumt und die römischen Ansiedler wieder abgeführt würden, das gefangene Heer aber ohne Waffen durch das Joch ginge. Wehklagen und Entrüstung erfüllte das Lager bei der Rückkunft der Gesandten, aber auf die Vorstellung des Unterfeldherrn L. Lentulus, der in dem vergeblichen Hinopfern des Heeres keinen Gewinn sah, entschloß man sich endlich, das Unvermeidliche zu thun. Die Konsuln und sämmtliche Officiere bürgten eidlich für die Ausführung des Vertrags; die Waffen wurden ausgeliefert und 600 Ritter als Geiseln übergeben. Dann mußten die stolzen Römer, voran die Konsuln, ihrer Feldherrnkleidung beraubt, nach ihnen die höheren Officiere, zuletzt die Legionen Mann für Mann entblößt und waffenlos durch ein von drei Spießen gebildetes Joch zwischen den bewaffneten verhöhnenden Feinden hindurchgehen, worauf das Heer entlassen ward. Pontius' Hoffnung, den Krieg durch den Vertrag beendigt zu sehen, erfüllte sich indessen nicht. In Rom ward der Vertrag für ungültig erklärt, aber zur Sühne lieferte man die Konsuln an die Samniter aus, die sie jedoch zurückwiesen und auch die 600 Geiseln für die Wortbrüchigkeit der Römer nicht büßen ließen.

Cauer, 1) Emil, Bildhauer, geb. 29. Nov. 1800 zu Dresden, wandte sich erst in seinem 20. Jahr der Bildhauerei zu und trat in Rauchs Atelier zu Berlin, dann 1824 in das von Haller zu München. Von hier wandte er sich 1825 nach Bonn, wo er Universitätszeichenlehrer wurde. 1829 siedelte er nach Dresden über, wo ihm die Restauration der Antiken des Museums übertragen wurde; auch lieferte er hier drei Kolossalstatuen für das Kollegialgebäude in Schwerin, ein Grabdenkmal, einen kolossalen Christuskopf und Büsten. Im Jahr 1832 folgte er einem Ruf nach Kreuznach, wo ihm der Zeichenunterricht am Gymnasium übertragen wurde. Hier entstanden seine Hauptwerke: Sickingen, Hutten, Karl V., Melanchthon, Berlichingen, dann die Darstellungen aus den Märchen Aschenbrödel, Rothkäppchen ꝛc., die namentlich sich großen Beifalls zu erfreuen hatten; ferner Genrefiguren, Statuetten Shakespeare'scher Gestalten, deutscher Tondichter, auch einzelne religiöse Motive. Vieles davon ist in Nachbildungen verbreitet; eine einfache Natürlichkeit und Naivität und eine edle Formengebung ist den besseren seiner Werke eigen. C. starb zu Kreuznach 4. Aug. 1867.

2) Karl, Bildhauer, Sohn des vorigen, geb. zu Bonn 1828, lernte bei seinem Vater, dann in Berlin bei A. Wolff und seit 1848 in Rom; auch besuchte er mehrmals London, wo er die Skulpturen des Parthenon studirte. Von ihm ist das Modell zum Schillerstandbild in Mannheim. Außer diesem bearbeitete er antike Vorwürfe, lieferte Porträtstatuen und Büsten u. a.

3) Robert, Bildhauer, Bruder des vorigen, geb. 1831 zu Dresden, schwankte zuerst zwischen Bildhauerei und Malerei, welche letztere er sich in Düsseldorf anzueignen suchte, 1856 aber wieder aufgab, worauf er noch in demselben Jahr nach Rom ging. Seit 1858 lebt er in Kreuznach. C. hat sich besonders durch seine lieblichen Märchendarstellungen, Dornröschen, Schneewittchen, Paul und Virginie u. a., bekannt gemacht, daneben aber auch namentlich Porträtarbeiten geliefert (Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Kaiser Wilhelm u. a.).

Caulaincourt (spr. kolängkuhr), 1) Armand Augustin Louis de, Herzog von Vicenza, franz. Staatsmann, geb. 9. Dec. 1772 zu Caulaincourt im Sommedepartement, trat schon im 15. Jahr in die Armee, ward 1792 Kapitän und Generalstabsofficier, aber als verdächtiger Adliger verhaftet. Wieder frei, diente er drei Jahre als Grenadier und reitender Jäger, begleitete den General Aubert Dubayet als Adjutant nach Konstantinopel, darauf einen türkischen Gesandten nach Paris, wurde Eskadronchef und dann Oberst eines Karabiniersregiments, an dessen Spitze er sich im Feldzug von 1800 auszeichnete. Als Alexander I. den russischen Thron bestieg, knüpfte C. in Petersburg die Verbindungen mit dem russ. Reich wieder an und wurde nach seiner Rückkehr dritter Adjutant des ersten Konsuls und Brigadegeneral. Grundlos beschuldigte man ihn der Theilnahme an der Verhaftung des Herzogs von Enghien; noch in seinem Testament erklärte er, daß er nichts damit zu thun gehabt. Im Jahr 1805 wurde er Divisionsgeneral und zum Herzog von Vicenza ernannt. Als Adjutant und Großstallmeister des Kaisers Napoleon I. war C. seitdem fast beständig in der nächsten Umgebung desselben; nur

während der Feldzüge in Spanien 1808 und in Oesterreich 1809 fungirte er als Gesandter in Petersburg. Auf seine Bitte wurde er 1811 zur Armee zurückgerufen. Er war Napoleons Begleiter auf dessen eiliger Flucht aus Rußland, ward dann aber wegen seiner wiederholten Opposition gegen des Kaisers Maßregeln von den Geschäften fern gehalten. Im Jahr 1813 wurde C. mit der diplomatisch-politischen Korrespondenz beauftragt, trat dann in Verhandlungen mit dem österreich. General Grafen Bubna zu Dresden, schloß den Waffenstillstand zu Pläßwitz ab und wohnte dem Kongreß zu Prag, sodann 1814 als Minister des Auswärtigen dem Kongreß von Chatillon bei. Er vertrat bis zuletzt die Interessen Napoleons und setzte es durch, daß diesem wenigstens Elba blieb; er wurde daher auch durch die Bourbonen genöthigt, Paris zu verlassen. Während der Hundert Tage war C. abermals Minister des Auswärtigen, wurde Pair, nahm an den geheimen Berathungen der Kammer über die zweite Abdankung des Kaisers theil und war auch Mitglied der Regierungskommission. Nach dem zweiten Einzug Ludwigs XVIII. auf die Proskriptionsliste gesetzt, aber auf Verwenden des Kaisers Alexander wieder gestrichen, durfte er zwar in Frankreich bleiben, verlor aber 1815 seine Pairswürde. Verfolgungen von Seiten der Ultraroyalisten bewogen ihn endlich, sich auf sein Landgut zurückzuziehen und bloß seiner Familie und der Landwirtschaft zu leben. C. starb in Paris 19. Febr. 1827.

2) Augustin Jean Gabriel, Graf von, Bruder des vorigen, franz. General, geb. 16. Sept. 1777, trat 1792 in die Armee und wohnte allen Feldzügen der Franzosen, namentlich am Rhein und in Italien, mit Auszeichnung bei. Im Jahr 1806 ging er als General nach Spanien, wo er 1809 unter den Augen der vereinigten Marschälle den Uebergang der Armee über den Tajo mit ebensoviel Kunst wie Unerschrockenheit vollzog. Er avancirte darauf zum Divisionsgeneral und fiel später als Kommandant des Hauptquartiers in der Schlacht an der Moskwa 7. Sept. 1812.

Caulis (lat.), Stengel (s. d.).

Caulōm (lat.), Name derjenigen Pflanzenglieder, welche die für die Stengel charakteristischen Wachsthumsgesetze zeigen und daher mit diesen morphologisch gleichwerthig sind. C. bezeichnet daher eine der morphologischen Grundformen der Pflanzenglieder und ist den anderen Grundformen, insbesondere dem Thallus oder Thallom (vgl. Stengel und Thallus) koordinirt.

Cauloptĕris *Lindl.*, eine vorweltliche Farngattung (s. Farne).

Caumont (spr. komóng), Arcisse de, franz. Archäolog, geb. 28. Aug. 1802 zu Bayeux, gest. 16. April 1873 zu Caen in der Normandie, wo er seinen Wohnsitz hatte. Er wird mit Recht der Gründer des Studiums der nationalen Archäologie in Frankreich genannt, insofern er durch Wort und Schrift, sowie durch Gründung archäologischer Vereine, zunächst in der Normandie, 1824 diese Studien einleitete und verbreitete. Er hielt vor den Gebildeten der Stadt Caen jene erfolgreichen Vorträge über die Alterthümer Frankreichs, die in den »Cours d'Antiquités« 1830 niedergelegt und die erste wissenschaftliche Bearbeitung des monumentalen Mittelalters geworden sind. Der beigegebene Atlas enthält eine systematische Zusammenstellung aller Gattungen von Kunstwerken und Alterthümern Frankreichs von den frühesten Zeiten bis zur Renaissance. Den eigentlichen Mittelpunkt für diese Wissenschaft gründete C. aber 1834 durch die Errichtung der **Société française d'archéologie pour la conservation des monuments nationaux**, indem jährlich in den verschiedenen Provinzen des Landes Kongresse abgehalten und in 8 Heften des »Bulletin monumental« die hervorragenden Forschungen veröffentlicht wurden. Diese Zeitschrift endete mit dem 38. Band 1872, nachdem C. die Redaktion niedergelegt hatte. Außerdem schrieb er noch zahlreiche Abhandlungen und namentlich »Abécédaire ou Rudiments d'archéologie«, in 3 Bänden, die religiöse Kunst (Caen 1850; 4. Aufl. 1867), die Civil- und Militärarchitektur (1858; 2. Aufl. 1869) und die gallisch-römische Periode (1862) behandelnd.

Caupo (lat.), Schenk-, Gastwirt; **caupona**, Schenke, Schenk-, Gastwirtschaft.

Caus (Caulx, Caur, Cauls, spr. kos, Mondekaus), Salomon de, franz. (?) Ingenieur, geb. 1576 in der Normandie (?), verließ als Protestant sein Vaterland und war eine Zeitlang, vermuthlich von 1612—20, Baumeister und Ingenieur des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Als solcher lebte er in Heidelberg, wo in der Antiquitätengallerie sein Bildnis mit einer biographischen Notiz aufbewahrt werden soll. Später kehrte er nach Frankreich zurück und starb um 1630 in der Normandie. Daß er geisteskrank nach Bicêtre gebracht und dort gestorben sei, scheint unhistorisch zu sein. Er schrieb: »Les raisons des forces mouvantes avec diverses machines« ꝛc. (Frankf. 1615; deutsch unter dem Titel: »Von gewaltsamen Bewegungen, Beschreibung etlicher so wol nützlichen als lustigen Maschinen«, Frankf. 1815), und auf Grund dieses Werks, in welchem C. einen Apparat (keine Maschine) zum Heben von Wasser mittels Dampfdrucks beschrieb, hat Arago, wohl nicht mit vollem Recht, die Erfindung der Dampfmaschine für C. in Anspruch genommen. Vgl. Arago, Zur Geschichte der Dampfmaschine (1829 im »Annuaire« des Längenbüreau's, dann in Arago's sämmtlichen Werken, deutsche Ausgabe, Bd. 5). C. hat bestimmt und mit Sachkenntnis ausgesprochen, wie man sich der elastischen Kraft des Wasserdampfes zur Konstruktion einer hydraulischen, zum Heben des Wassers bestimmten Maschine zu bedienen habe. Er gründete seinen Apparat, von dessen Ausführung aber nirgends gesprochen wird, auf das Princip des Heronsballs, und sicher ist, daß sein Projekt die Hauptveranlassung zu manchen der nächstfolgenden Erfindungen war (vgl. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 1, Braunschw. 1862). C. schrieb außerdem: »La perspective avec la raison des ombres et miroirs« (Lond. u. Frankf. 1812); »Institution harmonique« (Frankf. 1815); »La pratique et la demonstration des horloges solaires« (Par. 1624). Ein Verwandter von C., Isaac de C. aus Dieppe, ebenfalls Baumeister und Ingenieur, schrieb: »Nouvelle invention de lever l'eau plus haut que sa source« (Lond. 1644).

Causa (lat.), Grund, Ursache, Veranlassung; in der Rechtswissenschaft ein Wort von sehr verschiedener Bedeutung. In Bezug auf Sachen versteht man im allgemeinen darunter die Beschaffenheit und juristische Eigenthümlichkeit einer Sache. Dahin gehören auf der einen Seite alle Lasten, welche mit der Sache verbunden sind, auf der andern aber auch alle Vortheile, welche dieselbe mit sich bringt (e. rei,

e. omnis). In Bezug auf Handlungen bezeichnet C. namentlich den Grund, aus dem man einem andern etwas zuwendet; und zwar kann man eine Sache mit Rücksicht auf den Grund, aus welchem sie gegeben wurde, zurückfordern und auf Zurückgabe klagen, wenn der betreffende Grund ein falscher ist (condictio c. data c. non secuta, wo C. einmal die wirklich erfolgte Leistung und sodann die erwartete Gegenleistung bedeutet), oder wenn er ein rechtswidriger, und zwar entweder ein künftiger (condictio ob turpem causam), oder ein vergangener (condictio ob injustam causam), oder endlich, wenn gar kein Grund vorhanden ist (condictio sine c.). Bei Kontrakten versteht man unter C. im materiellen Sinn (c. debendi) den Grund, aus dem die Verpflichtung zu einer Leistung erfolgt (Schuldforderungsgrund). Es genügt nämlich zur Entstehung einer Vertragsobligation nicht, wenn einfach der eine dem andern eine Leistung verspricht und dieser solche annimmt, sondern es muß auch beigefügt werden, weshalb diese Verpflichtung zur Leistung übernommen wird; denn sonst ist der Vertrag unwirksam, und eine derartige Schuldverschreibung, z. B.: Ich bekenne hiermit, dem X. 100 Mark schuldig zu sein, reicht (als cautio indiscreta) zum Beweis der Schuld nicht hin; anders aber, wenn es heißt: Ich bekenne hiermit, dem X. 100 Mark Darlehn schuldig zu sein, denn hier ist der Darlehnsvertrag die materielle C.; nur beim Wechsel ist schon das bloße Versprechen ohne Angabe der C. debendi bindend. — C. appellabilis, eine Rechtssache, in der man an ein höheres Gericht appelliren kann; c. civilis, bürgerliche, im Gegensatz zu c. criminalis, peinliche Rechtssache; c. connexa, zusammenhangende, dazu gehörige Sache; c. denegatae justitiae, Klagesache wegen verweigerter Rechtspflege; c. divortii, Ehescheidungssache; c. ecclesiastica, geistliche oder kirchliche Sache; c. efficiens, wirkende Ursache; c. exhereditationis, Grund der Enterbung; c. feudalis, Lehnssache; c. finalis, Endursache; c. impulsiva, Beweggrund; c. justa, gerechte Ursache; c. justa litigandi, gerechte Ursache zum Streit (Proceß); c. legitima, gesetzmäßige Ursache; c. lucrativa, eine einträgliche, gewinnbringende Sache; c. matrimonialis, Ehesache; c. minuta, Bagatellsache; c. morbi, Krankheitsursache; c. mortis, Todesursache; c. petendi, Klagegrund; pia c. eine milde Stiftung, d. i. eine Stiftung für irgend einen frommen oder gemeinnützigen Zweck, welche die Rechte der juristischen Persönlichkeit genießt (vgl. Ad pias causas); c. possessionis, der rechtliche Grund, auf dem der Besitzwille beruht (Titel des Besitzes), wonach man einen rechtmäßigen und unrechtmäßigen, einen Usukapions- und bloßen Interdiktenbesitz unterscheidet; c. praegnans, dringende Ursache; c. praeparatoria, als Vorbereitung der Hauptsache vorhergehende Sache; c. praepollens, überwiegender Grund; c. prima, Grundursache; c. probabilis, wahrscheinliche, glaubliche, beweisbare Sache; c. protractae justitiae, Klage wegen Rechtsverzögerung; c. proxima, nächste Ursache; c. pupillaris, Sache eines Unmündigen, Waisensache; c. remota, entfernte Ursache; c. separata, eine besondere Sache; c. sufficiens, ein hinreichender Grund.

Causa cognita (lat.), nach Untersuchung der Sache; Gegensatz: c. incognita, ohne solche.

Causae cognitio (lat.), die vom Richter vorgenommene Untersuchung, Prüfung und Erörterung einer Sache. Sie geschieht bei Rechtsgeschäften behufs ihrer Bestätigung; im Proceß dient sie zur endlichen Entscheidung der Sache und wird hier entweder mit allen für das ordentliche Verfahren vorgeschriebenen Förmlichkeiten, oder nur nach den kürzeren Formen des summarischen Processes vorgenommen.

Causārum patrōnus (lat.), Rechtsanwalt.

Cause célèbre (franz., spr. kohs' selähbr), merkwürdiger Rechtsfall, Aufsehen erregender Proceß ꝛc.

Causerie (franz., spr. kohs'rih), Plauderei, anmuthige leichte Unterhaltung; causeur, Plauderer, Schwätzer; causeuse, Schwätzerin; kleines Sopha für zwei Personen.

Causeway (engl., spr. kahs'we), erhöhter (chaussirter) Weg; Trottoir; Anlegestelle für Boote am Flußufer, Wassertreppe mit Steinstufen oder dgl.; the Giant's C., der Riesendamm in Irland.

Caussade (spr. kohssad), hübsch gebaute Stadt im franz. Departement Tarn-et-Garonne, Arrondissement Montauban, am Caudé, mit interessanten Häusern aus dem 13. und 14. Jahrh., Fabrikation von Strohhüten, Serge, Zucker, Kalköfen, Handel mit Getreide, Trüffeln und Federvieh und (1872) 4200 Einw.

Causses, Plateaux des (spr. platoh dä kohß), Ausläufer der Cevennenkette, die zwischen den Quellen des Agout und Lot den südöstlichen Theil des Centralplateau's von Frankreich bilden. Sie sind aus Jurakalk gebildet, ohne Wasser und Bäume, von zahlreichen, 300—500 Meter tiefen Thälern durchfurcht und haben eine mittlere Höhe von 1000 Meter. Die wichtigsten Theile derselben sind: die Causse von Larzac, ein 200 QKilom. großes, 850 Meter hohes Hügelland zwischen Dourbie und Sorgue, mit Felsen und steilen Abhängen nach beiden Flüssen; die C. Mejean, ein ebenso großes Plateau von 1200 Meter Höhe, mit noch steileren Abhängen nach dem Tarn und dem Tarnon; die C. von Severac, die sich vom Lozèreberg zwischen Tarn und Lot hinzieht und bei den Aveyronquellen theilt in das Plateau von Levezou, im S. zwischen Tarn und Aveyron, ein einsames, nur mit Farnen und flachlichten Binsen besetztes Triftengebiet, und die Berge der Rouergue, im N. zwischen Aveyron und Lot, mit reichen Kohlenlagern.

Caussidière (spr. kohssidjähr), Marc, Polizeipräfekt von Paris nach der Februarrevolution von 1848, geb. 1808 in niedrigen Verhältnissen, war als Demagog und anfänglicher Anhänger Blanqui's bei allen Verschwörungen und Straßenkämpfen der republikanischen Partei gegen die Julimonarchie rastlos thätig und kam deshalb bis zur Amnestie von 1847 in das Gefängnis. Als Kolporteur für das Journal »La Réforme« suchte er die Demokraten in der Provinz in die revolutionäre Bewegung hineinzuziehen, die zu Paris Februar 1848 losbrach. Am 24. Febr. hatte er sich eigenmächtig an die Spitze des Polizeiamts gestellt und war eigentlich Herr von Paris. Als solcher errichtete er aus Barrikadenmännern und ehemaligen Sträflingen die sogen. Garde du peuple. Aber schon 17. März 1848 sah er sich von den socialistischen Arbeitermassen überflutet, und sein Ansehen ward von Blanqui, der auf eigene Hand konspirirte, 16. April vernichtet. Den Rest seiner Macht verlor er 15. Mai, wo die Polizeipräfektur von seinen Genossen und Banden gesäubert wurde. In die konstituirende Nationalversammlung gewählt, legte er, die Unmöglichkeit einsehend, sich wegen der Vorgänge

des 15. Mai zu rechtfertigen, seine Repräsentantenwürde zugleich mit der Polizeidirektion nieder, wurde aber schon 4. Juni bei den Nachwahlen im Seinedepartement mit großer Majorität abermals in die Nationalversammlung gewählt. Zwei Monate darauf durch das Votum der Versammlung in Anklagestand versetzt, entfloh er nach England, von wo aus er unter dem Titel »Mémoires de C.« (Par. 1848, 2 Bde.) eine Apologie seiner Verwaltung veröffentlichte. Dann siedelte er nach Amerika über, fand sich aber hier in seinen Erwartungen getäuscht und kehrte zuerst nach England und im Januar 1861 nach Frankreich zurück, wo er noch in demselben Monat starb.

Caussin de Perceval (spr. kohssäng d'perßwäl), Armand Pierre, franz. Orientalist, geb. 11. Jan. 1795 zu Paris als der Sohn eines Professors am Collége de France, bereiste seit 1817 die asiatische Türkei, wo er ein Jahr lang unter den Maroniten des Libanon zubrachte und zu Aleppo das Amt eines Dollmetsch versah, und wurde nach seiner Rückkehr 1821 zum Lehrer des Bulgär-Arabischen an der Schule der orientalischen Sprachen zu Paris, darauf 1833 zum Professor der arabischen Sprache und Literatur am Collége de France und 1849 zum Mitglied der Akademie ernannt. Er starb zu Paris 15. Jan. 1871. Sein Hauptwerk ist der ausgezeichnete, mit Benutzung zahlreicher Manuskripte der kaiserlichen Bibliothek zu Paris abgefaßte »Essai sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme« (Par. 1847—49, 3 Bde.); frühere Publikationen von ihm sind: »Précis historique de la guerre des Turcs contre les Russes 1769—74« (nach dem türk. Historiker Vassif-Effendi, 1822); »Précis historique de la destruction du corps des janissaires par le sultan Mahmoud en 1826« (aus dem Türkischen, 1833) und die »Grammaire arabe vulgaire« (1824; 4. mit dem »Dictionnaire français-arabe« von E. Bochthor vermehrte Auflage 1858).

Caustica (lat.), Aetzmittel.

Causticum lunäre (lat.), veralteter Name für Höllenstein.

Causticum Landolfi, Aetzpasta aus Chlorzink, Chlorantimon und Chlorbrom, ist sehr schmerzhaft; vgl. Aetzmittel.

Cautēla (lat.), Vorsicht, Umsicht, auch Klugheitsregel, s. Kautel.

Cauterets (spr. tot'rä), berühmtes Pyrenäenbad im franz. Departement Oberpyrenäen, Arrondissement Argelès, 26 Kilom. südl. von dem 1872 wegen seiner Wunderquelle vielgenannten Lourdes und 8 Kilom. von der Endstation Pierrefitte der von Lourdes kommenden Zweigbahn, im tief eingeschnittenen Thal Lavedan, das vom Gave de C. durchströmt wird. Der schöne, modern ausgebaute Ort liegt 992 Meter ü. M. und beherbergt außer 1611 ständigen Einwohnern alljährlich nahezu 15,000 Kurgäste. Die Schwefelquellen von C. sind die ergiebigsten in den Pyrenäen und rivalisiren hinsichtlich ihrer Wirksamkeit mit denjenigen von Barèges, St. Sauveur und Eaux Bonnes, inmitten deren sie liegen. 22 Quellen in 9 Etablissements geben zusammen innerhalb 24 Stunden die ungeheure Quantität von 1½ Mill. Liter Mineralwasser. Eine Gesellschaft reicher Kapitalisten hat 1868 die Wasser auf 30 Jahre gepachtet und führt große Arbeiten aus. Die Quellen bilden nach ihrer Lage drei Hauptgruppen: die östlichen, südlichen und westlichen, und liegen auffallenderweise weithin zerstreut, aus welchem Grund auch die vielen Badeetablissements entstanden sind. Die Temperatur der Quellen variirt zwischen 16 und 55° C. Die Heilwirkung der Schwefelquellen von C. äußert sich besonders bei chronischen katarrhalischen Affektionen der Schleimhäute, chronischer Laryngitis und Bronchitis, chronischer Lungenkongestion, granulöser Pharyngitis, Dyspepsie, Skrofeln und Flechten, Arthritis, Ekzema und Impetigo, bei chronischen Rheumatismen, Uteruskrankheiten, Blennorhöe, chronischer Cystitis, Syphilis (als Unterstützung der Merkurialkuren) und bei Lähmungen. Uebrigens trägt die erhabene Gebirgswelt, in welcher großartige Felspyramiden, Seen und prächtige Wasserfälle inmitten dunkler Tannenwälder die nächstliegenden Berggipfel des Péguère, Monné, Peyraute ꝛc. umsäumen, wesentlich zu der großen Frequenz von C. bei; denn die Zahl der interessanten Exkursionen, namentlich nach dem Pont d'Espagne und Lac de Gaube und hinauf bis auf den Kamm der Pyrenäenkette zum Vignemale und Pic d'Ossan, ist außerordentlich groß und die Jagd auf Gemsen (Izards) und Bären zwar sehr ermüdend und oft nicht gefahrlos, darum aber um so anziehender. Das Klima von C. während der vier Saisonmonate (Juni bis September) wird als ein besonders gesundes und die Heilwirkung der Quellen erhöhendes gerühmt, da das Hochgebirge, welches C. umringt, einen natürlichen Wall gegen die heftigen Winde bildet und trotz der Höhe der Lage die reine und leichte Gebirgsluft eine beruhigende und doch belebende Wirkung ausübt. Das Maximum der Wärme während der Sommermonate ist 30°, das Minimum 4° C.

Cauteria (griech.), Brennmittel; s. Kauterisation.

Cauterium Antimoniale, s. v. w. Antimonchlorid.

Cautio (lat.), Bürgschaft, Gewährleistung (s. Kaution); c. de damno infecto, Sicherstellung wegen etwa zu besorgenden Schadens; c. de evictione, wegen etwaiger Abstreitung einer Sache seitens eines Dritten; c. de judicio sisti, sich auf Begehrung vor Gericht zu stellen; c. de lite prosequenda, wegen Fortführung eines Rechtshandels; c. de non amplius injuriando vel offendendo, gegen Fortsetzung von Unbilden; c. extrajudicialis, eine außergerichtliche Versicherung; c. fidejussoria, Sicherstellung durch einen Bürgen; c. indemnitatis, wegen Schadloshaltung; c. judicatum solvi, für Erfüllung des richterlichen Entscheids; c. judicialis, gerichtliche Sicherstellung; c. juratoria, eidliche Sicherstellung; c. pignoraticia, durch ein Pfand geleistete Sicherstellung; c. pro expensis et reconventione, Sicherstellung für Kosten und Widerklage; c. rati (oder: de rato oder: ratihabitionis), wegen Genehmigung des Bevollmächtigers; c. realis, sachliche Sicherstellung im Gegensatz zur c. verbalis, Sicherstellung durch bloßen Vertrag mit festgesetzter Konventionalstrafe; c. usufructuaria, vom Nutznießer geleistete Sicherstellung für richtige Rücklieferung des Objekts.

Cauwer, Emil Peter Joseph de, Architekturmaler, geboren in Gent 1828 als Sohn des Professors und Direktors der dortigen Akademie, Joseph de C.-Rouse, bei dem er die Malerei erlernte. Eins seiner frühesten Bilder wurde von dem König Ludwig Philipp in Paris angekauft. C. lebte später längere Zeit in Brüssel, nachher in Bremen, Breslau und endlich in Berlin, wo er 30. Jan. 1873 starb. Mehrere seiner Werke sind im Besitz des deutschen

Kaiserß. Eine große Sorgfalt der Ausführung war C. eigen, doch kam er über das Mittelmäßige selten hinaus, sein Pinsel war etwas spitz und trocken und ließ die tiefere malerische Auffassung vermissen. Ein jüngerer Bruder, Leopold de C., ist Thiermaler.

Caux (Pays de C., spr. pä-i dö toh), Landschaft im franz. Departement Niederseine, die sich zwischen der Seine und dem Meer bis gegen die Picardie hin erstreckt und durch große Fruchtbarkeit und Reichthum an Obstbäumen, herrlichem Vieh und Geflügel auszeichnet. Der Ackerbau wird daselbst mit Meisterschaft betrieben. Die Frauen sind durch ihre frische Farbe, ihren hohen Wuchs, ihre Grazie, elegante Tracht und hohen Kopfputz berühmt. Die Seineufer zwischen Rouen und Havre übertreffen an landschaftlichem Reiz weit die der Loire. Alte Hauptstadt des Ländchens ist Caudebec.

Caux, Salomon de, s. Caus.

Cav., bei zoologischen Namen Abbreviatur für Ph. Cavolini (geb. 1756, gest. 1810 als Arzt in Neapel; niedere Thiere).

Cava (C. de' Tirreni), Stadt in der ital. Provinz Salerno (Kampanien), 3,5 Kilom. nordwestlich von Salerno, in einem Thal des Gebirges Fenestre, alter Bischofssitz, hat eine Kathedrale und mehrere andere Kirchen, eine Prätur, ein Hospital und über 3000 (als Gemeinde 20,612) Einw., welche sich durch Gewerbfleiß auszeichnen und namentlich Leinen- und Baumwollgewebe fabriciren. Dicht bei der Stadt liegt die berühmte Benediktinerabtei der heiligen Dreifaltigkeit, welche unmittelbar unter dem Papst steht, und deren jetzt nach Neapel verlegte Bibliothek viele handschriftliche Schätze (z. B. den berühmten Codex der lombardischen Gesetze) enthält. Das mühlenreiche und höchst fruchtbare Thal la Cava ist von seltsamen Felsenmassen aus Tropfstein begrenzt, welche eine große, tiefe und quellenreiche Höhle enthalten.

Cavaignac (spr. käwanjack), 1) Jean Baptiste, franz. General und Mitglied des Nationalkonvents, geb. 1762 zu Gordon in der Gascogne, war 1789 Advokat beim Parlament zu Toulouse, schloß sich der Revolution an und wurde 1792 in den Konvent gewählt, wo er unbedingt für den Tod des Königs stimmte, ohne jedoch der extremen Partei Robespierre's anzugehören. Als General versuchte er beim Aufstand der Bergpartei vom 1. Prairial III (20. Mai 1795) vergeblich, die aufrührerische Menge vom Sitzungssaal des Konvents abzuhalten. Am 13. Vendémiaire (5. Okt. 1795) befehligte er unter Bonaparte die Konventstruppen und half den Aufstand der Sektionen niederschmettern. Während des Direktoriums war er Mitglied des Raths der Fünfhundert, Stadtzolleinnehmer, endlich Lotterieverweser. Unter dem Konsulat wurde er als außerordentlicher Generalkommissär nach dem arabischen Seehafen Maskat geschickt, ohne jedoch daselbst etwas auszurichten. 1806 von Joseph Napoleon als Domänenverwalter nach Neapel berufen, wurde er unter Murat, Josephs Nachfolger, Staatsrath und Majoratsherr. Als Napoleon I. die im Ausland angestellten Franzosen zurückrief, ging auch C. nach Frankreich zurück und ward März 1815 zum Präfekten des Departements Somme ernannt, hatte aber diese Stelle noch nicht angetreten, als die zweite Restauration eintrat. Durch das sogen. Amnestiegesetz vom 12. Jan. 1816 sah sich C. als Königsmörder genöthigt, nach Brüssel auszuwandern, wo er 24. März 1829 starb.

2) Godefroy, franz. Publicist, ältester Sohn des vorigen, geb. 1801 zu Paris, studirte die Rechte, betheiligte sich dann bei den Umtrieben gegen die Herrschaft der Bourbons, zeichnete sich im Julikampf 1830 durch Unerschrockenheit und Tapferkeit aus und bekämpfte dann als entschiedener Republikaner die Juliregierung. Als Kapitän der Artillerielegion in der neu errichteten Nationalgarde sammelte er die republikanischen Elemente um sich, doch mißlangen seine Pläne im Oktober und December 1830, weil er bei Lafayette und bei der Bürgergarde keine Unterstützung fand; er wurde verhaftet, jedoch vom Geschwornengericht freigesprochen. Als Mitglied des verbotenen Vereins der Volksfreunde viel verfolgt, wirkte er dann namentlich im Verein der Menschenrechte, ward nach den Aprilunruhen 1834 von neuem verhaftet, floh aber 13. Juli 1835 nach England, von wo er 1841, zwei Jahre nach seiner Begnadigung, nach Paris zurückkehrte. Zu neuer Opposition gegen die Julidynastie gründete er das Journal »Réforme«. C. starb 5. Mai 1845. Er veröffentlichte »Cardinal Dubois, ou tout chemin mène à Rome« und »Une tueries de Cosaques, scène d'invasion« (Par. 1831), beides interessante und mit Wahrheitsliebe geschriebene Werke.

3) Louis Eugène, franz. General, Bruder des vorigen, geb. 15. Okt. 1802 zu Paris, ward auf der polytechnischen Schule für das Geniekorps gebildet, diente dann als Unterleutnant und besuchte die höhere Militärschule zu Metz. 1827 nahm er an der Expedition nach Griechenland theil und ward Hauptmann. Während der Julitage 1830 stand er in Arras in Garnison. Wegen Theilnahme an republikanischen Gesellschaften schickte man ihn 1832 nach Algier, wo er sich 1836 bei der Einnahme von Tlemsan so auszeichnete, daß ihn Marschall Clauzel mit 500 Freiwilligen in jener gefährdeten Position als Befehlshaber zurückließ. Durch Umsicht, Ausdauer, kalten Muth, seltenes Organisationstalent that sich C. schon damals hervor. Nach kurzem Rücktritt aus Gesundheitsrücksichten übernahm er das Kommando des 2. Bataillons der leichten afrikanischen Infanterie, der sogen. »Zephyre«, stürmte mit diesen 15. März 1840 Scherschell und hielt den Platz zehn Wochen gegen eine Uebermacht, trotz schwerer Verwundung doch das Kommando nicht abgebend, bis zum 2. Mai. Als Oberstleutnant der Zuaven zeichnete er sich darauf bei der Expedition auf Medeah, bei dem Uebergang über den Schaba el Ketta gegen die Beni Menad und vor Tagdempt aus. Im Jahr 1841 an Lamoricière's Stelle zum Oberst der Zuaven ernannt, focht er mit großer Auszeichnung 28. April 1842 in der Metidschah und 15. Sept. bei El Harburg gegen die Beni Raschel, wurde 1844 Brigadegeneral und 1847 Gouverneur von Oran. Nach der Februarrevolution ward er 2. März 1848 zum Divisionsgeneral und Generalgouverneur von Algerien ernannt. Das Portefeuille des Krieges schlug er aus, nahm dagegen die Wahl des Departements Lot in die Nationalversammlung an. Zwei Tage nach dem Attentat vom 15. Mai kam er in Paris an und übernahm nun das Kriegsministerium. Zur Unterdrückung des Aufstands vom 23. Juni übertrug ihm die Nationalversammlung einstimmig die Militärdiktatur. Nachdem er in mehrtägigem blutigen Kampfe den Aufstand niedergeworfen, wurde er von der Nationalversammlung einstimmig zum Präsidenten des Ministerkonseils der Exekutivgewalt, d. h. zum verantwortlichen

Staatsoberhaupt der Republik, ernannt. Die Ordnung im Staat war völlig hergestellt, als er nach sechsmonatlicher Amtsführung die Zügel der Regierung dem Präsidenten Ludwig Napoleon Bonaparte überlieferte. Er selbst hatte bei der Präsidentenwahl über 1 ½ Mill. Stimmen erhalten. Das Departement Lot wählte ihn wieder in die Gesetzgebende Versammlung, wo er mit Lamoricière, Bedeau, Dufaure u. a. ein republikanisches Centrum bildete. Während des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1851 ließ ihn Napoleon III. verhaften und nach Hamm abführen, jedoch wieder in Freiheit setzen, worauf C. Frankreich auf einige Zeit verließ. Von Paris wurde er in den Gesetzgebenden Körper gewählt, verweigerte aber den vorgeschriebenen Eid. Er starb 28. Okt. 1857 auf dem Landgut Ournes im Departement Sarthe. Er schrieb: »De la régence d'Alger, note sur l'occupation« (Par. 1839).

Cavaillon (spr. kâwajong), Stadt im franz. Departement Vaucluse, Arrondissement Avignon, zwischen der Durance und dem Coulon, mit einer alten Kathedrale (in Basilikenform, von 1251, neuerlich restaurirt) und (1872) 8034 Einw., welche berühmte Melonen und Krapp bauen und Licht-, Hüte-, Tuch- und Seidenfabrikation betreiben. Die vorzüglich angebaute Umgegend heißt wegen ihrer Fruchtbarkeit Jardin de la Provence. C. ist das alte Cabellio, eine Stadt der Cavares in Gallia Narbonensis und dann römische Kolonie. Von einem hier dem Pompejus errichteten Triumphbogen sind noch einige Trümmer übrig. Auch war hier eine Schlauchfähre über die Durance. Später stand C. unter den Grafen von Venasque, dann unter denen von Toulouse, bis es unter päpstliche Herrschaft und endlich unter die unmittelbare Herrschaft der franz. Krone kam.

Cavalcánti, 1) Guido, einer der frühesten ital. Dichter, Sprosse eines alten florentinischen Hauses, wurde in den dreißiger Jahren des 13. Jahrh. geboren. Er vermählte sich 1266 mit einer Tochter des Farinata degli Uberti, des Hauptes der florentinischen Ghibellinen, gerieth aber dadurch in Händel mit dem Haupt der Guelfen, Corso Donati, mußte fliehen und lebte eine Zeitlang in dem ungesunden Sarzana, kam dann krank nach Florenz zurück und starb daselbst um 1300. Cavalcanti's Gedichte stammen sämmtlich aus seiner frühesten Lebensperiode und sind »an Mandetta«, ein junges Mädchen, gerichtet. In diesen lyrischen Klängen ist er seines Freundes Dante und Petrarca's Vorläufer. Seine Sprache ist in hohem Grade rein und edel, den kunstvollen Klang durchschwirrt bisweilen ein Ton bizarrer Laune; die Melancholie wirft ihre Schatten über viele seiner prachtvollen Sonette, die mit liederartigen Balladen und Kanzonen seinen gesammten poetischen Nachlaß ausmachen. Unter den Kanzonen schweift die berühmte »Donna mi prega, perch' io voglia dire etc.«, als Theorie von Natur und Liebe, ins metaphysische Gebiet hinüber und hat dadurch zur raschen Verbreitung von Cavalcanti's Berühmtheit das meiste beigetragen. Dieses einzige Gedicht fand acht Kommentatoren, darunter den Kardinal Egidio Colonna (Siena 1602). Cavalcanti's Gedichte sind in die vorzüglichsten Sammlungen der »Rime antiche« (Dichter vor Dante) aufgenommen; eine mangelhafte Gesammtausgabe mit Notizen über das Leben des Dichters, betitelt: »Rime edite ed inedite di G. C.«, veranstaltete Cicciaporci (Flor. 1813).

2) Giovanni, ital. Geschichtschreiber, schrieb »Istorie fiorentine«, den Zeitraum von 1420—52 umfassend (herausgegeben von Polidori, Flor. 1838, 2 Bde.), sowie eine Abhandlung über Cosimo de Medici's Verbannung und Zurückkunft: »Della carcere etc.« (Ausgabe von Moreni, das. 1821; eine neuere Ausg. das. 1867). Machiavelli schöpfte viel aus C.

3) Bartolommeo, edler Florentiner, im Oktober 1503 geboren, ergriff schon als Jüngling das Schwert gegen die Mediceer, in denen er die Unterdrücker der Freiheit seines Vaterlandes sah. Mit seiner Freiheitsliebe und Tapferkeit hielt seine Rednergabe gleichen Schritt. Eine seiner Reden, 1530 an seine Soldaten gehalten, findet sich in Sansovino's Sammlung. Als nach Alexanders Ermordung Cosimo de' Medici den Thron bestieg, verließ C. die Heimat und lebte wahrscheinlich einige Zeit in Ferrara, besuchte darauf Frankreich und begab sich später nach Rom, wo er von Papst Paul III. mit mehreren wichtigen Missionen betraut wurde. Er starb in Padua 1562. Seine »Rettorica« (Veneb. 1559) ist ein Lehrbuch der Rhetorik nach streng aristotelischen Grundsätzen. Die »Trattati sopra gli ottimi reggimenti delle repubbliche antiche e moderne« (Veneb. 1555, 1574) sind auch in die Class. ital. (Mail. 1805) aufgenommen worden. Vgl. »Lettere di Bartolommeo C.« (nach den im Archiv zu Parma befindlichen Originalen, Bologna 1869).

Cavalcaselle, Giovanni Battista, ausgezeichneter Kunstforscher, geb. 22. Jan. 1820 zu Legnago, besuchte die Akademie zu Venedig, um die Malerei zu erlernen, gewann aber mehr Neigung zu kunsthistorischen Studien und besuchte das Museum öfter als die Zeichenschulen. Er gab nun die Malerei auf und ging nach Padua, um Ingenieur zu werden, wandte sich aber trotzdem wieder der erstern zu, lernte in Mailand bei Serri, besuchte dann Toscana und Rom und lernte nach und nach die Meisterwerke der Blütezeit Italiens kennen. Als ausübender Künstler hat sich C. selbst in dieser Zeit kaum versucht. 1846 brachte er längere Zeit in München zu, lernte 1847 im Postwagen zwischen Hamm und Minden seinen spätern Freund und Mitarbeiter H. A. Crowe (s. d.) kennen, mit dem er dann wieder in Berlin zusammentraf. Die Freunde trennten sich, und C. kehrte, nachdem er noch einige Zeit in Deutschland verweilt, nach Italien zurück, wo er sich 1848 an der Revolution betheiligte. In Cremona von den Oesterreichern gefangen genommen und zum Tod verurtheilt, entging er der Erschießung nur wie durch ein Wunder. In Rom theilte er die Gefahren der Belagerung Oudinots. Sodann aus Italien verbannt, ging er durch Frankreich nach England. In Paris traf er zufällig wieder mit Crowe zusammen, mit dessen Familie er in London eng befreundet wurde. Beide wohnten hier lange Zeit zusammen und schrieben gemeinsam die »Early Flemish painters« (das Werk erschien erst Lond. 1857, in 2. Aufl. 1872), um nach der Vollendung 1853 mit den Vorstudien zur italienischen Kunstgeschichte zu beginnen. Während Crowe in der Türkei (1853—56) verweilte, besuchte C. Spanien. Im Jahr 1856 wohnten beide wieder zusammen in London. 1858 kehrte C. nach Italien zurück und traf Crowe erst 1861 in Leipzig wieder, wo endlich das gemeinsame Werk, die »History of painting in Italy«

(Lond. 1864—71, 5 Bde.; deutsch von M. Jordan, Leipz. 1869—74), in Angriff genommen wurde. Nach vielen Wanderungen lebt C. in Rom, wo er die Oberleitung der Kunstangelegenheiten Italiens führt. C. zeichnet sich besonders durch seine umfassende Kenntnis der italienischen Malerei aus, die ihm so geläufig ist wie wohl keinem mehr.

Cavalier (franz., spr. kawaljeh), Reiter, Ritter; s. Kavalier; cavalière servente (ital.), ein »dienender Ritter«; Frauenbegleiter nach italienischem Gebrauch, Cicisbeo; cavalièrement, auch à la cavalière (franz.), junkerlich, die Rücksichten der Sitte und Lebensart übermüthig bei Seite setzend; übermüthig, hochfahrend.

Cavalier (spr. kawaljeh), Jean, Anführer der Kamisarden (s. d.).

Cavaliere, Emilio del, berühmter ital. Komponist des 16. Jahrh., geb. um 1550 zu Rom, war bis um 1596 Leiter der herzogl. Hofmusik zu Florenz, später wieder in Rom; starb im Anfang des 17. Jahrh. Er gehört zu dem Kreis jener Künstler und Kunstfreunde in Florenz, welche die Wirkung des antiken Drama's durch die Mittel der neuern Musik wiederherzustellen und zu diesem Zweck namentlich den Einzelgesang in einer Weise auszubilden suchten, welche zwischen bewegter Recitation und wirklicher Melodie die Mitte hielt. Er schrieb in dieser Weise verschiedene Schäferspiele: »Il Satiro«, »La disperazione di Fileno«, »Il giuoco della cieca«, sämmtlich in Florenz aufgeführt, und ein geistliches Oratorium: »L'anima il corpo«, das 1600 in Rom zur Darstellung kam. Mit Recht wird er daher als einer der ersten Begründer dieser Gattungen bezeichnet.

Cavalieri, Francesco Bonaventura, ital. Mathematiker und Astronom, geb. 1598 zu Bologna, trat in seinem 15. Lebensjahr in den Orden der Jesuiten und begann das Studium der Theologie, das er aber dann zu Pisa mit dem der Mathematik vertauschte. Bei seinen Untersuchungen über die Bestimmung der von krummen Linien und gekrümmten Flächen eingeschlossenen Räume kam er zu dem Begriff der »untheilbaren Elemente«, indem er den Satz aufstellte, daß die Linie aus einer unzähligen Menge von Punkten, die Fläche aus unzähligen Linien und der Körper aus unzähligen Flächen bestehe (Cavalieri's Methode des Untheilbaren), worüber sich ein heftiger Streit entspann. C. wurde 1629 Professor der Mathematik zu Bologna und starb daselbst 3. Dec. 1647. Als seine Hauptwerke sind hervorzuheben: »Geometria indivisibilium continuorum nova quadam ratione promota« (1635, 1653); »Rota planetaria« (erschien unter dem Titel: »Philomantius«, 1640); »Trigonometria plana et sphaerica, linearis et logarithmica« (Bologna 1635); »Exercitationes geometricae« (das. 1647), in welchem Werk er zuerst die Brennweiten der Glaslinsen bestimmen lehrt.

Cavalli, Francesco (eigentlich Colleto), berühmter ital. Komponist, geboren um 1600 zu Venedig (nach anderen zu Crema), wurde 1617 Sänger an der Kapelle zu San Marco unter der Leitung Monteverde's, 1640 Organist an der zweiten, 1664 an der ersten Orgel daselbst, 1668 Kapellmeister; starb 1676. Auf dem von Monteverde gelegten Grund weiterbauend, hat C. zur Ausbildung des dramatischen Stils in einer zahlreichen Reihe von Opern erheblich beigetragen, in welchen hauptsächlich die treffende Charakteristik in den Recitativen und der einfache und natürliche Ausdruck der Empfindung hervorgehoben wird. Seine erste Oper war »Le nozze di Teti e di Peleo« (1639), die letzte »Coriolano« (1669); ihre Gesammtzahl beläuft sich nach Gerber auf 45. Außerdem schrieb er auch Kompositionen für die Kirche.

Cavallo, ursprünglich piemontesische, von dem Pferd im Gepräge benannte Silbermünze von Groschengröße, später neapolitan. Kupfermünze, mit einem Kreuz zwischen des Pferdes Beinen, daher Cavallo da Croce, anfangs = 1 Soldo, dann 12 Stück = 1 Grano (daher Cavalluccio, d. h. Pferdchen) = ¼ Pfennig, bis endlich der einfache C. aufhörte und 3, 4, 6 und 9 Cavalli geprägt wurden, welche auf dem Avers das königl. Brustbild mit dem Namen und Titel, auf dem Revers eine Cartouche mit der Jahrzahl führten.

Cavan (spr. kawän), Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, grenzt nördl. an Fermanagh, nordöstl. an Monaghan, südöstl. an Meath, südl. an Westmeath und Longford, westl. an Leitrim und umfaßt 1887 QKilom. (34,8 QMeilen) mit (1871) 140,555 Einw. Die östliche Hälfte, wo der Loughanleagh (340 Meter) steht, mehr noch der nordwestliche Theil, wo sich der Culeagh (664 Meter) erhebt, ist gebirgig, das Land überhaupt nicht sehr ergiebig. Der Fluß Erne, der im Lough Gowna entspringt und in nördlicher Richtung durch den Lough Oughter in den obern Lough Erne fließt, trennt die Grafschaft in zwei Theile. Kleinere Seen sind zahlreich; auch an Mineralquellen ist C. reich. Das Klima ist feucht, jedoch nicht ungesund. Der Ackerbau liefert auf dem größtentheils steinigen und morastigen Boden nur den nöthigsten Bedarf an Hafer und Kartoffeln, außerdem Flachs und Hanf. Von der Oberfläche sind 20 Proc. namentlich mit Hafer, Kartoffeln und etwas Flachs bebaut; 12 Proc. bestehen aus Kleefeldern, 44 Proc. aus Weiden und 1½ Proc. aus Wald. Der Viehstand zählt (1871) 12,000 Pferde, 111,000 Rinder, 21,000 Schafe und 40,000 Schweine. Haupterwerb der Bewohner, die zu 81 Proc. Katholiken und wohl die ärmsten Menschen Irlands sind, bot früher die Garnspinnerei und Weberei (Bettleinwand und Drell). Steinkohlen, silberhaltiges Blei, Eisen, Kupfer und Manganerz kommen vor, werden aber nicht ausgebeutet. Die gleichnamige Hauptstadt, am Bach C. in fruchtbarer Gegend gelegen, mit 3000 Einw., hat im Innern einige gute Gebäude, aber ärmliche Vorstädte. Sie ist Sitz eines kathol. und eines protest. Bischofs.

Cavanilles (spr. -nilljes), Antonio José, berühmter span. Botaniker, geb. 16. Jan. 1745 zu Valencia, war anfangs Zögling der Jesuiten und Geistlicher, lehrte später Philosophie in Murcia und ging 1777 als Erzieher der Kinder des Herzogs del Infantado nach Paris. Hier widmete er sich, während eines zehnjährigen Aufenthalts, dem Studium der Botanik und veröffentlichte »Monadelphiae classis dissertationes X« (Par. 1785—90, 2 Bde.; Madr. 1790), die ihm den Namen eines Reformators auf diesem Gebiet erwarben. Nach seiner Rückkehr nach Spanien begann er die Herausgabe eines großen botanischen Prachtwerks über Spaniens Pflanzenwelt: »Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt, aut in hortis hospitantur« (Madr. 1791—1801, 6 Bde., mit 600 Kupfern). Von der Regierung beauftragt, Spanien zu botanischen Zwecken zu bereisen, begann

er mit dem in Bezug auf Naturgeschichte besonders wichtigen Valencia. Als Resultat seiner Forschungen erschienen: »Observaciones sobre la historia natural, geografia, agricultura del reyno de Valencia« (Madr. 1795—97, 2 Bde., mit Kupfern), wozu er die Zeichnungen selbst lieferte. Seit 1800 gab er mit Proust zu Madrid naturhistorische Annalen heraus, welche viele Uebersetzungen, auch aus dem Deutschen, brachten. Im Jahr 1801 wurde er Direktor des botanischen Gartens zu Madrid. Als er eben mit der Herausgabe eines »Hortus regius Madridensis« beschäftigt war, überraschte ihn 4. Mai 1804 der Tod. C.' Vorlesungen erschienen in Madrid 1802 und wurden vom Professor Viviani zu Genua ins Italienische übersetzt (Genua 1803).

Cavanilles y Centi (spr. -nilljes), Don Antonio, namhafter span. Geschichtschreiber, geb. 1805 zu Coruña in Galicien, studirte auf der Universität zu Alcala die Rechte, beschäftigte sich aber daneben viel mit Geschichte und Literatur. Nachdem er sich 1825 in Madrid als Advokat niedergelassen, ward er 1831 Syndikus im Stadtrath, 1832 mit der Theatercensur betraut und 1841 als ordentliches Mitglied in die königliche Akademie der Geschichte und bald darauf auch in die der moralischen und politischen Wissenschaften aufgenommen. Er veröffentlichte »El libro de mes hijos«, eine Sammlung von wissenschaftlichen und literarischen Notizen aller Art, akademischen Reden, Gedächtnisschriften 2c., eine Arbeit über das »Fuero de Madrid« und »Dialogos politicos y literários« (Madr. 1858), eine feine Satire meist auf Gleichzeitiges, als sein Hauptwerk aber, welches ihm auch im Ausland einen bekannten Namen erworben hat, die »Historia de España« (das. 1860—64, 5 Bde.), die jedoch nicht vollendet ward, da er Anfang 1864 starb.

Cavāta (Cavatina, ital.), ein arienartiges Singstück für eine Solostimme, das sich von der Arie dadurch unterscheidet, daß es kürzer ist, nur einen Theil und keine Wiederholung, aber in der Regel einen längern Text hat als jene. Auch Koloraturen und Silbendehnungen finden keine oder nur beschränkte Anwendung. Die Melodie ist gewöhnlich einfach und hat einen mehr lyrisch beschaulichen als dramatisch erregten Charakter. C. heißt auch ein Arioso am Schluß eines Recitativs, worin der Ausdruck des letztern sich zur gesangvollen Melodie gestaltet.

Cavĕa (lat.), Höhlung, umschlossener Raum, Theil des antiken Theaters, s. Theater.

Cavĕat (lat.), er hüte sich.

Caveat-System, s. Patentwesen.

Cavedōne, Giacomo, ital. Maler aus der Schule der Carracci und des Baldi, geb. 1577 zu Sassuolo, war Gehülfe Guido Reni's in Rom und ließ sich dann in Bologna nieder. In seinem Alter wurde er schwachsinnig und starb 1660 in einem Stall. C. war ein gewissenhafter Künstler; er besaß wenig Erfindungskraft, aber ein tüchtiges Studium. Seine Zeichnung ist korrekt, wenn auch etwas zu akademisch, seine Komposition ungesucht, sein Ausdruck einfach und wahr, seine Farbe gediegen. Bologna besitzt noch zahlreiche seiner Werke.

Cavendish (spr. käww'ndisch oder känndisch), Henry, berühmter Chemiker, geb. 10. Okt. 1731 in Nizza, Sohn des Lords Charles C. (s. Devonshire), lebte als Privatmann nur den Wissenschaften, war Mitglied der Royal Society und des Instituts von Frankreich und starb 4. Febr. 1810 in London. Er lieferte die ersten Untersuchungen über den Wasserstoff, lehrte die Zusammensetzung des Wassers aus Wasserstoff und Sauerstoff kennen, bestimmte die mittlere Dichtigkeit der Erdkugel (1798) und lieferte auch mathematische und astronomische Arbeiten. Von seinem Oheim, dem Herzog von Devonshire, erbte er 1773 große Reichthümer, verwendete dieselben aber lediglich zu wissenschaftlichen Zwecken und übte Wohlthaten nach allen Seiten. Seine Schriften, meist Abhandlungen in den »Philosophical Transactions« (1766—1809), sind durch Scharfsinn und Genauigkeit der Forschung ausgezeichnet. Vgl. Wilson, Life of Henry C. (Lond. 1852, herausgegeben von der 1846 gegründeten »Cavendish-Society«).

Caverna (lat.), Höhle, Grotte, Keller.

Cavette (franz., f., spr. -wett), ein kleiner Festungsgraben zwischen zwei größeren.

Cavia, Meerschweinchen.

Cavicornĭa (lat., Hohlhörner, Hornthiere), Säugethierfamilie aus der Ordnung der Paarzeher (Artiodactyla) und der Unterordnung der Wiederkäuer (Ruminantia), umfaßt die Unterfamilien der Rinder, Schafe und Antilopen.

Cavini (Cavinius), Giovanni, ausgezeichneter ital. Stempelschneider, geb. 1499 zu Padua, ist besonders durch treue Nachahmung antiker Münzen berühmt. Die Antikenhändler wußten seinen Münzen auch ein altes Aussehen zu geben und sie als echte zu verkaufen, daher man alle unechten antiken Münzen schlechthin Paduaner nannte. Auch als Edelsteinschneider wird C. rühmlich erwähnt. C. starb 1570.

Cavite, Stadt, s. Luzon.

Cavolāto, Zwei-Paolistück in Silber = 0,888 Reichsmark.

Cavour (spr. -wuhr; Cavore), Stadt im Kreis Pinerolo der ital. Provinz Turin, am Fuß der Alpen und am Pellice, mit 2300 (als Gemeinde mit 7283) Einw., welche Seidenspinnerei und Leinwandweberei treiben. In der Nähe ein Schiefer- und Marmorbruch, sowie die 1010 gegründete, einst sehr reiche Benediktinerabtei Santa Maria di C. Auf einem Hügel bei C. lag das alte Caburrum.

Cavour (spr. -wuhr), Graf Camillo Benso di, ital. Staatsmann, geb. 10. Aug. 1810 zu Turin, aus altadliger, reicher Familie, deren Stammvater ein mit Kaiser Barbarossa ins Land gekommener deutscher Ritter Benz gewesen sein soll. Als jüngerer Sohn zum Militär bestimmt, erwarb er sich in der Militärakademie zu Turin besonders in der Mathematik ausgezeichnete Kenntnisse und wurde dann als Genieleutnant bei den Fortifikationsarbeiten in den Alpenpässen verwendet. Doch nahm er, da seine liberalen Ansichten sich mit dem Militärdienst, wie er besonders unter Karl Felix und Karl Albert bestellt war, nicht befreunden konnten, 1831 seinen Abschied und widmete sich dem Studium der Nationalökonomie und der Bewirtschaftung seiner ausgedehnten Güter in der Lomellina, wobei er zunächst die Verbesserung der Landwirtschaft selbst und den allgemeinen Nutzen im Auge hatte. Er erweiterte seine staatswirtschaftlichen und ökonomischen Kenntnisse durch wiederholte Reisen besonders nach England und Frankreich und machte sich in England mit den dortigen politischen Einrichtungen genau bekannt. Das konstitutionelle System, wie er es in England durchgeführt fand, blieb das Ideal seiner Politik. Auf die konstitutionelle Freiheit hatte er ein so unbedingtes Vertrauen,

daß er selbst unter den schwierigsten Umständen Ausnahmemaßregeln für nicht gerechtfertigt erachtete. Es charakterisirt dieses unerschütterliche Vertrauen auf die Freiheit das ganze Wirken Cavours, und mit Recht bezeichnete man ihn als den »Typus eines konstitutionellen Ministers«. Besonders in England wußte man diese Eigenschaft Cavours zu schätzen, und er fand deshalb gerade hier unter den hervorragendsten Staatsmännern warme Freunde. In Frankreich war es das reichbewegte Leben überhaupt, welches C. anzog. Die verschiedenen Phasen des französischen Staats verfolgte er mit dem größten Interesse und zog aus ihrer Mannigfaltigkeit Belehrung und Warnung zugleich. Wiederholt hielt er sich längere Zeit in Paris auf. Einem zweijährigen Aufenthalt daselbst seit 1840 schrieb er selbst eine besondere Bedeutung in seiner Lebensentwickelung zu. Nachdem er sich zu Haus anfangs mit Gründung gemeinnütziger Anstalten zur Hebung der ökonomischen und socialen Zustände (z. B. von Kinderasylen und 1842 der landwirtschaftlichen Gesellschaft) beschäftigt hatte, begründete er infolge der Reformbewegungen, die 1846 in verschiedenen Theilen Italiens, besonders im Kirchenstaat, begannen, mit dem Grafen Cesare Balbo u. a. das Journal »Il Risorgimento«, für welches er namentlich nationalökonomische Artikel schrieb. Als Schriftsteller hatte er sich schon vorher einen Namen gemacht, besonders durch einen Aufsatz über Irland in der »Bibliothèque universelle« von Genf. Auf seine publicistische Thätigkeit legte er den größten Werth und glaubte in ihr und in den mathematischen Studien seine beste Vorbereitung für seine spätere Thätigkeit als Minister zu erblicken. Seine politische Bedeutung begann mit dem Jahr 1848. In den ersten Tagen des Januar 1848 wurde nämlich aus Anlaß einer in Genua gegen die Jesuiten ausgebrochenen Bewegung zu Turin eine Notabelnversammlung gehalten, in welcher die staatlichen Zustände überhaupt ins Auge gefaßt wurden. Zu deren durchgreifenden Besserung trug C. darauf an, den König um Verleihung einer Verfassung zu bitten. Er drang nicht durch. Als aber gleich darauf überall in Italien Verfassungsbewegungen begannen und nach einiger Zeit der Stadtrath von Turin jene von C. vorgeschlagene Bitte nun wirklich an den König stellte, ward 5. März 1848 die piemontesische Verfassung verkündigt. Alsbald trat auch die nationale Bewegung in Italien in ein neues Stadium. War auch die Gährung in der Lombardei zum Ausbruch gekommen, so muß doch Piemont als die Wiege der nationalen Bewegung angesehen werden. C. war zwar kein Mitglied einer der revolutionären Gesellschaften, aber von Jugend auf ebenso wie eine Reihe anderer hervorragender Piemontesen oder in Turin lebender Verbannter für die nationale Idee begeistert und kannte keinen sehnlichern Wunsch als den, zur Rettung des unter den verschiedenen Fremdherrschaften darniederliegenden großen italienischen Vaterlands beizutragen. Die in Italien allgemeine Ueberschätzung der ersten Regierungsmaßregeln Papst Pius' IX. theilend, stand auch er anfänglich auf dem Standpunkte der Konföderation; später aber und seit er sich von dem Widerspruch überzeugte, welcher principiell zwischen einer weltlichen Regierungsgewalt des Papstes und jeder staatlichen Reform besteht, stellte er sich auf den Standpunkt der Einheit Italiens unter Piemont. In den Jahren 1848 und 1849 gehörte er zu denjenigen, welche verlangten, daß sich Piemont an die Spitze des nationalen Unabhängigkeitskampfes stelle. Jedoch war er mit dem »Italia farà da sè« Karl Alberts nicht einverstanden, sondern hielt von Anfang an Allianzen für durchaus nothwendig und schließlich die französische Allianz allein für erreichbar. Obwohl der Name Cavours als Politiker bereits 1848 ein hervorragender geworden war, so gelang ihm doch nur allmählich, sich in weiteren Kreisen Ansehen und Vertrauen zu erringen. Seine ersten rednerischen Versuche waren keineswegs gelungen; aber durch eiserne Willensstärke und unermüdliche Ausdauer überwand er nach und nach alle Schwierigkeiten und erreichte auch als parlamentarischer Redner wie als praktischer Staatsmann geradezu die höchste Stufe, welche überhaupt zu erreichen ist. In der Kammer zeigte er einen sehr gemäßigten Liberalismus, welcher die Linke keineswegs befriedigte, und erklärte sich energisch gegen alle revolutionären Ausschreitungen. So unterstützte er auch nach Beendigung des Kriegs das Ministerium Azeglio, in welchem er nach dem Tod Santa Rosa's das Portefeuille des Handels und Ackerbaues und April 1850 das der Finanzen übernahm. Er schaffte nun Ordnung in den durch den Krieg zerrütteten Finanzen, schloß Handelsverträge mit mehreren auswärtigen Staaten, sorgte für Herstellung von Straßen und Eisenbahnen, für Befreiung des Besitzes von feudalen Lasten u. dgl., beherrschte überhaupt mehr und mehr die ganze Regierung und suchte in der Kammer eine Stütze des Ministeriums dadurch, daß sich dasselbe dem linken Centrum (unter Ratazzi) näherte, um die klerikal-revolutionären Elemente zurückzudrängen. Gerade hierdurch aber trat er in einen Gegensatz zu mehreren anderen Mitgliedern des Kabinets, besonders zu Azeglio, und sah sich daher Mai 1852 zum Rücktritt (mit Farini und Galvagno) veranlaßt. Doch schon 4. Nov. desselben Jahrs wurde er (nachdem das Ministerium Azeglio wegen Differenzen mit dem päpstlichen Stuhl betreffs der Civilehe hatte zurücktreten müssen) aus Paris, wo er sich in der Zwischenzeit meist aufgehalten hatte, an die Spitze der Regierung berufen. Er übernahm in dem von ihm gebildeten neuen Kabinet neben dem Präsidium die Finanzen, Handel und Landwirtschaft; vorübergehend hatte er auch das Departement des Auswärtigen und des Innern. Von der (durch Vollzug jener Annäherung an das linke Centrum hergestellten) kompakten Majorität in der Kammer unterstützt, befolgte er mit Konsequenz eine liberale Politik nach den Grundsätzen der 1848 verliehenen Verfassung. Am weitern Ausbau derselben arbeitend, gerieth er in heftige Kollision mit dem Klerus, setzte aber trotz der Gegenbestrebungen desselben den Verkauf der Besitzungen zu todter Hand durch und entzog den religiösen Körperschaften das Monopol des Unterrichts. Selbst als der Papst den König und seine liberalen Minister mit dem Kirchenbann bedrohte, ließ sich C. nicht von der Durchführung dieser Reformen abschrecken, wiewohl er deren weitere Konsequenzen, wie die Einführung der Civilehe und die vollständige Befreiung der Laienschaft von der Herrschaft der Kirche, vertagen mußte. So auf eine freisinnige Politik im Innern sich stützend, durfte es C. wagen, das Banner der Einheit und Unabhängigkeit Italiens zu erheben. Um seinen nationalen Bestrebungen Englands und Frankreichs Unterstützung zu verschaffen,

bewog er zunächst den König und die Kammern, sich 1854/55 dem Bündnis der Westmächte gegen Rußland anzuschließen und trotz der enormen Kosten am Krimkrieg aktiv theilzunehmen. Nach Beendigung desselben war er mit Erfolg bemüht, die Mißstimmung Rußlands gegen Oesterreich auszubeuten, und die Ueberlassung des Hafens Villafranca an ersteres 1858 beweist, wie er kein Opfer scheute, um dem italienischen Einheitsgedanken Freunde zu verschaffen. Eine Eigenthümlichkeit Cavours bildet es, daß er sich nicht darauf beschränkte, um Allianzen zu werben, sondern daß er auch im Wohlwollen des Auslands überhaupt und in der Volkssympathie insbesondere einen Bundesgenossen erblickte. Wie er auf die Presse überhaupt das größte Gewicht legte, so suchte er auch auf die ausländische Presse zu wirken, um bei dem ganzen Volk die Ansichten über Piemont und Italien zu berichtigen. Besonders hatte er hierbei England im Auge. Aber auch auf Preußen und Deutschland waren diese seine Bestrebungen gerichtet. Die österreichische Regierung stellte Piemont als den Störenfried Europa's hin; aber C. suchte Deutschland zu überzeugen, daß das Streben Piemonts kein anderes sei als auch das von Preußen verfolgte, nämlich das nach Herstellung einer nationalen Einheit, durch welche allein die bleibende Ruhe Europa's werde begründet werden. Bewundernswürdig vor allem ist es, wie C. seit Beendigung des Krimkriegs die piemontesische Allianz auszunützen verstand; es gelang ihm auf dem Pariser Kongreß 1856 trotz alles Widerstands die »italienische Frage« zur Verhandlung zu bringen und die Mißstände der Okkupation italienischer Staaten durch fremde Armeen einerseits und die Schwäche der betreffenden italienischen Regierungen, vor allem der weltlichen Regierung des Papstes, anderseits in hellstes Licht zu setzen, um dadurch die Reformbedürftigkeit der italienischen Zustände überhaupt als eine unleugbare Thatsache festzustellen. Unter den Kundgebungen der Anerkennung, die er dafür in Italien einernte, war jedenfalls die auffälligste die in allen italienischen, besonders in den lombardisch-venetianischen Städten eröffnete Unterzeichnung zur Ausrüstung der Festung Alessandria. Als Oesterreich gegen diese Kriegsdrohung protestirte und die diplomatischen Beziehungen mit dem Turiner Hof abbrach, ließ sich C. dadurch in seiner Politik nicht irre machen. Schon im Sommer 1852 hatte er auf einer Reise zu Paris die Bekanntschaft des Präsidenten Louis Napoleon gemacht, und bereits damals gestaltete sich das gegenseitige Verhältnis so, daß C. darauf die höchsten Hoffnungen setzte. Auf dem Pariser Kongreß gestaltete sich das Verhältnis noch inniger, und C. wußte das Attentat Orsini's (14. Jan. 1858) als neues Bestärkungsmittel der Italien günstigen Politik Napoleons zu verwerthen. So geschah es, daß im Sommer 1858 von Napoleon an C. die Einladung zu einem streng geheim zu haltenden persönlichen Besuch nach Plombières erging. Hier wurde die französisch-italienische Allianz gegen Oesterreich verabredet. Dem berühmten Neujahrsempfang Napoleons in den Tuilerien entsprach die italienische Thronrede vom 10. Januar 1859, in welcher Victor Emanuel auf den »Schmerzensschrei Italiens« hören zu müssen erklärte. Die Insurgirung Italiens durch die piemontesische Regierung war eine beschlossene Sache. Napoleon jedoch begann wieder zu schwanken, und Oesterreich war es endlich, welches der Ungewißheit durch ein Ultimatum an Piemont ein Ende machte, welches die Friedensvermittelungen der Mächte, besonders Englands und Rußlands, plötzlich unterbrach, so daß Oesterreich als der den Krieg beginnende Theil erschien. Das Bündnis Piemonts mit Frankreich war aber nicht ohne große Opfer zu Stande gekommen. Schon in Plombières war die Nothwendigkeit einer Kompensation für Frankreich in Aussicht genommen und auf Abtretung von Nizza und Savoyen hingedeutet worden. Im einzelnen sind die Stipulationen von Plombières noch nicht bekannt. Gewiß ist nur, daß Piemont die Annexion eines großen Theils von Italien, besonders Norditaliens, zugedacht war, während Theile von Centralitalien und Süditalien als selbständige Staaten ins Auge gefaßt waren. Trotzdem traf ganz unerwartet und überaus schmerzlich überraschend die Nachricht von dem Abschluß der Friedenspräliminarien von Villafranca C. Er gab alsbald seine Entlassung und verzweifelte momentan an allem. Bald aber schöpfte er neue Hoffnung. Zunächst wirkte er durch Berathung mit maßgebenden politischen Freunden auf die friedliche, durch Volksabstimmungen zu bewirkende Annexion nicht nur von Mittelitalien, einschlüssig des ganzen Kirchenstaats und Toscana's, sondern auch von Süditalien hin. Zu Anfang des Jahrs 1860 übernahm er aber auch wieder das Ministerium und suchte nun auf amtlichem Weg zu vollenden, was er außeramtlich begonnen hatte. Er leitete nämlich nicht nur die Volksabstimmungen im übrigen Italien, sondern bereitete auch, wo nöthig, die gewaltsame Annexion durch die piemontesische Armee vor. Garibaldi kam gegen Cavours Wunsch ihm in Sicilien und Neapel mit seinen Freischaren zuvor, wurde sodann jedoch von C. selbst in seinem Unternehmen unterstützt, so zwar, daß schließlich auch noch die piemontesische Armee mit eingriff. In den päpstlichen Provinzen (mit Ausnahme des Gebiets der Stadt Rom) nahm C. die gewaltsame Intervention sofort und allein in die Hand und ließ durch das piemontesische Heer die Annexion des Landes, gegenüber der päpstlichen Armee unter Lamoricière, durchführen. Die Volksabstimmung fiel überall, in den päpstlichen Staaten, in den Herzogthümern (Modena und Parma), in Toscana, in Neapel und Sicilien, zu Gunsten der Annexion aus, und höchstens winzige Minderheiten stimmten für die Erhaltung einzelstaatlicher Selbständigkeit. Obwohl Frankreich Nizza und Savoyen wirklich abgetreten erhielt (März und April 1860), rief es doch wegen dieses Auftretens Piemonts seinen Gesandten von Turin ab, nachdem andere Staaten dies schon vorher gethan hatten. Allein C. ließ sich nicht mehr beirren. Auf den 18. Febr. 1861 ward das italienische Parlament zusammenberufen, einige Tage darauf Victor Emanuel als König von Italien proklamirt. Nur Rom und Venedig fehlten dem neuen Reich noch. Sie fielen erst nach dem Tod Cavours an Italien, jedoch als eine Frucht der von ihm bereits geplanten, 1866 abgeschlossenen preußisch-italienischen Allianz. Ein Zwiespalt im Innern sollte noch den Lebensabend Cavours trüben. Garibaldi, welcher vorher der Annexion Süditaliens an Piemont entgegengearbeitet hatte, verlangte jetzt Vortheile für seine Freischaren, das sogen. »Südheer«, welche C. nicht bewilligen konnte. Garibaldi, gegen C. ohnehin wegen der Abtretung Nizza's den tiefsten Groll im Herzen hegend, machte

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Digitized by Google

diesem deshalb im Parlament die härtesten Vorwürfe (April 1861). »Rom, Hauptstadt Italiens!« war das eine von C. damals festgestellte Losungswort, das andere, weniger klare, war das Parteischiboleth: »Freie Kirche im freien Staat!« Erstere Forderung ist bereits erfüllt, seit 20. Sept. 1870 die Bersaglieri unter Cadorna in Rom eingezogen sind; die zweite harrt noch jetzt der genauern Präcisirung des Sinns, in welchem sie C. damals verstanden hat, und wie er sie heute und unter den heutigen Umständen verstehen würde. Aufregungen in ihrem Zusammenwirken waren es wohl, welche C. endlich auf das Krankenlager warfen, das er nicht mehr verlassen sollte. Er starb 6. Juni 1861, von Piemont und ganz Italien aufs tiefste betrauert. In Turin wurde ihm auf der Piazza Carlo Emanuele (Piazza Carlina) 1873 ein großes Monument von Dupré's Meisterhand (5 Marmorstatuen und Bronzereliefs enthaltend) errichtet. Vgl. die Biographie Cavours von Massari (aus dem Italienischen von E. Bezold, Leipz. 1874; von Rüffer, Jena 1874); de la Rive, Le comte de C., récits et souvenirs (Par. 1863).

Cavriāna, Dorf in der ital. Provinz Mantua, Distrikt Castiglione, mit (1871) 2394 Einw., denkwürdig als einer der Hauptpunkte in der Schlacht von Solferino, 24. Juni 1859.

Cawdor (spr. kahd-), Dorf in der schott. Grafschaft Nairn, mit dem C. Castle, einer großen, wohlerhaltenen Burg aus dem 15. Jahrh., an der Stelle derjenigen erbaut, worin Macbeth den König Duncan ermordet haben soll. Unfern der Loch of the Clans, ein kleiner See mit Pfahlbauten (Crannoges).

Cawnpore (Cawnpur, spr. kahn-), Stadt, s. Khanpur.

Caxias (spr. kaschias), Luis Alvez de Lima, Herzog von, brasil. Marschall, geb. 1803 in Rio de Janeiro, trat in die dortige Militärschule ein, wurde Officier, zeichnete sich bald auch im Gebiete der Verwaltung aus, war nach einander Präsident verschiedener Provinzen, wurde 1851 Mitglied des Senats und in demselben Jahr Oberbefehlshaber der brasil. Armee im Krieg mit dem argentinischen Diktator Rosas. Er entsetzte das belagerte Montevideo, gewann den Sieg bei Monte-Caseros und zwang Rosas zur Flucht. Bei seiner Rückkehr erhielt er vom Kaiser den Rang eines Marschalls und den Titel Marquis. Die Stelle eines Kriegsministers und Ministerpräsidenten bekleidete er zweimal. In dem Krieg, welchen Brasilien in Verbindung mit der argentinischen Republik und mit Uruguay gegen die Republik Paraguay unter dem Präsidenten Lopez führte, erhielt C. 1866 zuerst den Oberbefehl über die brasil. Land und Seemacht, darauf 1867 das Kommando über sämmtliche Streitkräfte der drei verbündeten Staaten, welches bisher der den Anforderungen nicht gewachsene argentinische Präsident Mitré inne gehabt hatte. Jetzt erst kam mehr Energie in die Kriegführung, welche jedoch durch die Naturverhältnisse, durch die ungeheuren Entfernungen, durch die Hartnäckigkeit des Gegners eine äußerst schwierige ward. Nach langen Kämpfen, unter welchen der vom 13. Juli 1868 große und nutzlose Verluste nach sich zog, wurde die Festung Humaita zur Kapitulation (5. Aug. 1868) gezwungen. Dem gegen Assumpcion retirirenden Lopez folgte C., verdrängte ihn im December aus seiner festen Stellung bei Villeta und Lomas-Valentinas, zwang die Garnison von Angostura zur Kapitulation (30. Dec.) und besetzte Januar 1869 Assumpcion, die Hauptstadt des Landes. Trotz dieser entschiedenen Erfolge wurde C. der Oberbefehl, wie es hieß, aus Gesundheitsrücksichten abgenommen, und Graf von Eu, ein Sohn des Herzogs von Nemours und Schwiegersohn des Kaisers von Brasilien, damit betraut. Dieser brachte 1869 dem schon so empfindlich geschlagenen Gegner vollends die letzten Schläge bei, und 1. März 1870 fiel Lopez. C. wurde zur Belohnung für seine Verdienste zur Herzogswürde erhoben und 1873 zum Vicepräsidenten des »Höchsten Militärtribunals« ernannt.

Caxton (spr. kakst'n), William, erster Buchdrucker Englands, geb. um 1412 in der Grafschaft Kent, erhielt seine Erziehung in London und widmete sich daselbst dem Kaufmannsstand, begab sich aber bald nach 1442 auf den Kontinent, wo er sich zumeist in Holland und Flandern aufhielt, ohne daß bestimmt festgestellt werden könnte, in welcher Eigenschaft. Im Jahr 1464 erhielt er jedoch von Eduard IV. den Auftrag, einen zwischen diesem Herrscher und Philipp dem Guten von Burgund früher abgeschlossenen Handelsvertrag zu konfirmiren und zu verlängern, und erscheint alsdann im Gefolge Margaretha's, der Schwester Eduards und Gemahlin Karls des Kühnen. In dieser Stellung wurde er mit der damals noch neuen Buchdruckerkunst vertraut, erlernte sie selbst zu Köln (oder Brügge) und verpflanzte sie um 1474 nach England, wo er sie bis zu seinem Tod (1492) ausübte. Vgl. Blades, The life and typography of William C. (Lond. 1862, 2 Bde.). S. Buchdruckerkunst.

Cayambe (Cayambe urcu, auch Cerro blanco), ein mächtiger, bis zum Fuß mit Schnee bedeckter Gipfel der Kordillere von Quito, in der Republik Ecuador nordöstlich der Stadt Quito gelegen, 5956 Meter hoch. An seinem Fuß gewahrt man Ruinen eines Tempels und alter Inkabefestigungen.

Cayenne (spr. käjenn), Hauptstadt von Französisch-Guayana in Südamerika, auf einer Insel an der Mündung des gleichnamigen Flusses unter 5° nördl. Br. gelegen, ist durch ein Fort und Batterien befestigt und zerfällt in die alte Stadt (mit dem Gouvernementshaus) und in die besser gebaute neue Stadt (mit einer schönen Kirche). Zwischen beiden liegt die mit Orangenbäumen bepflanzte Place d'armes. Die 6000 Einw., darunter mehrere tausend ehemalige Negersklaven, beschäftigen sich vorzugsweise mit Handel. Der Hafen ist zwar der beste dieser Küste, aber doch wenig sicher und nur tief genug, um Schiffe geringerer Last aufzunehmen, während die größeren vor der Mündung des Cayenneflusses ankern. Das Klima ist feucht und sehr verrufen, obschon weniger ungesund als im Innern des Landes. Die Stadt ist der Sitz der Regierung der Kolonie und der obersten Justizbehörde, auch der Mittelpunkt für den ganzen auswärtigen Handel. Die Franzosen nahmen zuerst 1604 Besitz von der Insel C., verließen sie aber 1654 wieder, worauf die Engländer sie besetzten, bis diese 1664 von den Indianern vertrieben wurden. Im Jahr 1676 nahmen die Holländer C. ein, schon im nächsten Jahr wieder die Franzosen, in deren Besitz es seitdem verblieben ist. Seit 1852 dient C. als Deportationsort für Sträflinge (s. Guayana).

Cayennepfeffer (Piper cayennense), starkes, beißendes Gewürz, welches besonders in Amerika,

jetzt aber auch in Europa bereitet wird, und zwar hauptsächlich aus den getrockneten Schoten von Capsicum baccatum, die mit Weizenmehl zu einer Art zwiebackähnlichem Kuchen gebacken, dann gepulvert und gesiebt werden. Der Pfeffer ist scharlachroth und nicht selten künstlich gefärbt. Die Schoten kommen übrigens auch als solche in den Handel, gleichen dem spanischen Pfeffer, sind aber bedeutend kleiner und gelbroth.

Caylus (spr. kälüs, Caylur), Stadt im franz. Departement Tarn-et-Garonne, Arrondissement Montauban, an der Bonnette, mit interessanten Burgtrümmern, einer Kirche aus dem 14. Jahrh., Brüchen von Lithographiesteinen, zahlreichen Jahrmärkten und (1872) 4829 Einw.

Caylus (spr. kälüs), Anne Claude Philippe de Tubières, Graf von, franz. Archäolog, geb. 31. Okt. 1692 zu Paris, erwarb sich 1709 auf seinem ersten Feldzug eine Fähnrichsstelle bei der Gensdarmerie, zeichnete sich auch 1711 in Katalonien an der Spitze eines Dragonerregiments aus, widmete sich aber nach dem Rastadter Frieden den Wissenschaften, vorzüglich der Archäologie. Er bereiste Italien, Griechenland und die kleinasiatische Küste, wo er, zu seiner Sicherheit von zwei Räubern begleitet, die Ruinen von Ephesos, Kolophon und Troja untersuchte, ging über Konstantinopel nach Adrianopel und wollte eben Aegypten und sogar die chinesischen Küsten besuchen, als ihn Briefe seiner Mutter 1717 zurückriefen. In Paris lebte er ganz den Künsten: er malte, zeichnete, stach in Kupfer, dichtete, schrieb Memoiren, sowie über Numismatik, Antiquitäten ꝛc. Viele Kupferstiche zeigen ihn als einen ebenso geistreichen wie geschmackvollen Künstler. Im Jahr 1731 wurde er in die Akademie der Malerei und Skulptur und 1742 in die der Inschriften und schönen Wissenschaften aufgenommen. In letzterer stiftete er einen Preis für denjenigen Künstler, welcher mit der größten Wahrheit und Energie den Charakter einer bestimmten Leidenschaft auszudrücken, und einen andern von 500 Livres für den, welcher nach den alten Autoren und Monumenten die Gebräuche der alten Völker zu erklären vermöge. In seinen Schriften trifft er freilich nicht immer das Richtige, und das eigentliche Wesen der antiken Welt hat er nicht verstanden, wie dies Lessing im Laokoon und sonst gezeigt hat. Er starb 5. Sept. 1765 zu Paris. Sein berühmtestes Werk ist: »Recueil d'antiquités égyptiennes, étrusques, grecques, romaines et gaules« (Par. 1752—67, 7 Bde.; deutsch von Panzer, Nürnb. 1766, unvollendet), wozu er die Platten selbst ätzte. Außerdem schrieb er: archäologische und historische Abhandlungen in den Memoiren der Akademie der Inschriften (deutsch von Meusel, Altenb. 1785, 2 Bde.); »Sur la peinture à l'encaustique et sur la peinture à la cire« (Par. 1755); »Recueil des pierres gravées du cabinet du Roi«; »Numismata aurea imperatorum Romanorum« u. a.; auch »Contes orientaux« (Haag 1743, 2 Bde.; deutsch Leipz. 1781), welche, wie ähnliche Schriften von ihm, in seinen »Oeuvres badines« (herausgeg. von Garnier, Par. 1788, 12 Bde.) enthalten sind. Vgl. »Memoires et reflexions du comte de C.« (Par. 1874, zum erstenmal nach dem Originalmanuskript herausgegeben). Seine Mutter, Marthe Marguerite de Villette, Marquise de C., geb. 1673, gest. 15. April 1729, war eine Zierde des Hofs Ludwigs XIV. und ist Verfasserin des interessanten Buchs »Mes souvenirs« (herausgeg. von Voltaire, Par. 1770; neue Ausg. von Asselineau 1860, von Lescure 1874).

Caymansinseln, s. Caimans.

Cazalès (spr. -salä̃s), Jacques Antoine Marie, franz. Politiker in der Revolutionszeit, geb. 1. Febr. 1758 zu Grenade an der Garonne, kam 1789 als Deputirter des Adels in die konstituirende Versammlung, schwang sich durch Beredsamkeit bald an die Spitze des Adels, stimmte für gleiche Vertheilung der Abgaben und schlug vor, der Adel solle auf seine Privilegien freiwillig verzichten. Dagegen bekämpfte er die Vereinigung der Stände und verließ die Versammlung, als sein Eifer erfolglos blieb, wurde aber zu Caussade festgenommen und mußte in die Versammlung zurückkehren. Fortan stritt er für die Erhaltung der königlichen Macht und duellirte sich sogar deshalb mit dem Demokraten Barnave. Nach Aufhebung des Königthums ging er nach Koblenz, von wo er aber ausgewiesen wurde, da er den Emigranten noch viel zu liberal war, und nach dem Feldzug von 1792 nach England. Als der Proceß Ludwigs XVI. begann, bat er umsonst um die Erlaubnis, den König vertheidigen zu dürfen. Im Jahr 1803 nach Frankreich zurückgekehrt, schlug er alle Anerbietungen Napoleons aus und starb in ziemlich dürftigen Verhältnissen 24. Nov. 1805 zu Engalin im Departement Gers. Seine Vertheidigung Ludwigs XVI. erschien zu London 1792.

Cazalla della Sierra, Stadt in der span. Provinz Sevilla (Andalusien), in einer waldigen Thalschlucht der Sierra Morena gelegen, mit Bergbau, Olivenkultur und 6852 Einw. In der Umgegend Ueberreste römischer und maurischer Bauten.

Cazaubon (spr. -sobóng), Stadt im franz. Departement Gers, Arrondissement Condom, an der Douze, mit (1872) 2666 Einw., welche den unter dem Namen Armagnac bekannten vortrefflichen Franzbranntwein fabriciren.

Cazembe, Reich des, Negerreich im Binnenland von Südafrika, zwischen 8° und 12° südl. Br. und 26° und 31° östl. L. v. Gr., umfaßt etwa 292,000 QKilom. (5300 QM.) mit 530,000 Bewohnern. Es ist ein mächtiger und wohlgeordneter Staat, das Land jedoch zum Theil unfruchtbar und nur dünn bevölkert. Ein Theil desselben liegt niedrig und kalt. Die Bevölkerung, aus eingebornen Meschra und von W. her eingedrungenen Campocolo bestehend, ist sehr industriös, verfertigt aus Holz Gefäße und Kanoes, webt aus Bast und Baumwolle grobe Tuche, fabricirt Thon- und Eisenwaaren, baut Mandioca, Mais, Sorghum ꝛc. und treibt bedeutenden Handel mit Sklaven, Elfenbein, grünen Steinen (vermuthlich grünen Kupfererzen) und Kupfer nach den portugies. Besitzungen am obern Sambesi. Das ganze Land gehört, wie Livingstone neuerdings nachwies, dem obern Lauf des Congo, hier Luapula genannt, an. Der Beherrscher, Cazembe, residirt in der Hauptstadt Lunda oder Lucenda, unfern dem Moerosee. Zuerst besuchte der Portugiese Lacerda (dessen Reisebericht von Burton, Lond. 1873, neu herausgegeben wurde) 1799 das Land; eine nähere Schilderung gab die portugiesische, vom Sambesi 1831 ausgehende Expedition unter Monteiro und Gamitto (»O Muata Cazembe«, Lissab. 1854; deutsch in der »Zeitschrift für allgemeine Erdkunde«, Bd. 6); endlich wurde es 1867 von Livingstone besucht, der zuerst seine Geographie aufklärte.

Cazenovia, Dorf im nordamerikan. Staat New York, Grafschaft Muskegon, an einem See gleichen Namens gelegen, mit (1870) 4495 Einw., bekannt durch das Oneida Conference Seminar (mit 500 Schülern).

Cazorla, Stadt in der span. Provinz Jaen (Andalusien), am Vega, mit 4980 Einw. Danach ist benannt die Sierra de C., ein waldreicher Gebirgszug im östlichen Theil der genannten Provinz, mit den Quellen des Guadalquivir.

Cazotte (spr. -ott), Jacques, franz. humoristischer Erzähler, geb. 1720 zu Dijon, wo sein Vater Aktuar der Stände von Burgund war, erhielt seine wissenschaftliche Bildung bei den Jesuiten seiner Vaterstadt, reiste 1747 als Kontrolleur des Seewesens der Inseln nach Martinique, kehrte aber einige Jahre nachher auf Urlaub nach Paris zurück. Hier dichtete er für die Amme des Herzogs von Burgund gelegentlich die nachher in ganz Frankreich gesungenen Schlummerlieder: »Tout au beau milieu des Ardennes« und »Commère, il faut chauffer le lit« und verfaßte dann, durch den Beifall ermuntert, seinen Ritterroman »Ollivier« (Par. 1762, 2 Bde.; 1798; deutsch Halle 1769). Im Jahr 1759 vertheidigte er Martinique gegen die Engländer, kehrte sodann des Klima's halber zurück und nahm seinen Abschied mit dem Titel eines Generalkommissärs des Seewesens. Sein »Diable amoureux« (Par. 1772, zuletzt 1868; deutsch Leipz. 1838), eine höchst originelle Dichtung, fand ungemeinen Anklang; dann bearbeitete er mit Hülfe des orientalischen Mönchs Chavis 4 Bände arabischer Märchen (Bd. 37—40 des »Cabinet des Fées«) und gab anonym »La Brunette anglaise«, eine Erzählung in Versen, heraus, die man allgemein Voltaire zuschrieb; eine neue Sammlung Märchen, sowie Erzählungen, Novellen in Poesie und Prosa folgten. Wegen seines aufgefangenen Briefwechsels mit Ponteau, einem Beamten an dem Bureau der Civilliste, wurden C. und seine Tochter Elisabeth, deren er sich als Schreiberin bediente, durch die Revolutionsmänner eingekerkert. Der Eindruck, den der Abschied der Tochter vom Vater auf dem Schafott selbst auf die Henker hervorbrachte, fristete letzterem das Leben nur auf wenige Tage; er ward 25. Sept. 1792 guillotinirt. Cazotte's Werke erschienen in mehreren Ausgaben (am besten als »Oeuvres complètes«, Par. 1816, 4 Bde.); eine Auswahl erschien 1847.

Cazuela (span.), Zuschauerplatz im spanischen Theater, nimmt die Hälfte der ersten Bogenreihe und deren Mitte ein, geht dann durch die Tiefe des Gebäudes und ist nur für das weibliche Geschlecht bestimmt. Der Eintritt in die C. gibt zugleich das Recht, alle anderen Plätze besuchen zu dürfen.

C barré (C coupé oder taillé), bei den Franzosen Name des durchstrichenen Halbkreises ¢, womit der Allabrevetakt bezeichnet wird.

C. C., auf franz. Münzen s. v. w. die alte Münzstätte Besançon.

C. C. C., Abbrev. für Constitutio criminalis Carolina, »Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.« (s. d.).

Cd, in der Chemie Zeichen für Kadmium.

C dur, die erste und Normaltonart der 12 Durtonarten des modernen Tonsystems, deren Tonleiter in der Folge der natürlichen oder ursprünglichen (d. h. nicht durch ♯ oder ♭ versetzten) Töne vom Grundton C aus — C D E F G A H — besteht; ist der Ausgangspunkt des Quintenzirkels und hat als Urbild aller übrigen Durtonarten, die nur Versetzungen der C dur-Tonart an einen höhern oder tiefern Ort sind, zu gelten.

Ce, in der Chemie Zeichen für Cerium (Cer).

Ceadmon, s. Caedmon.

Cean-Bermúdez, Juan Augustin, span. Schriftsteller, geb. 17. Sept. 1749 in Gijon in Asturien, lebte anfangs zu Sevilla, wo er eine Kunstakademie gründete, erhielt später eine Anstellung bei der Karlsbank in Madrid, ward 1790 beauftragt, das Archiv für die indischen Angelegenheiten in Sevilla zu ordnen, und dann zum Sekretär bei dem Rath von Indien in Madrid ernannt, welche Stelle er aber verlor, als sein Freund Jovellanos verbannt ward. Seitdem widmete er sich in Sevilla wieder archivalischen Arbeiten und starb 3. Dec. 1829 zu Madrid. Er schrieb: »Diccionario de los profesores de las bellas artes en España« (Madr. 1800, 6 Bde.), ein treffliches Werk; »Descripcion artistica de la catedral de Sevilla« (Sevilla 1804); »Carta sobre el estilo y gusto en la pintura de la escuela sevillana« (Cadiz 1806); »Memorias para la vita del G. M. de Jovellanos« (Madr. 1814); »Dialogo sobre el arte de la pintura« (Sevilla 1819); »Noticias de los arquitectos y arquitectura de España« (Madr. 1829, 4 Bde.); »Sumario de las antiguedades romanas, que hay en España« (das. 1832).

Ceanothus *L.* (Seckelblume), Pflanzengattung aus der Familie der Rhamneen, in Nordamerika, Westindien und am Kap heimische Sträucher, selten Halbsträucher, welche bisweilen dornig sind, mit einfachen, ganzen, etwas lederartigen, abfallenden Blättern, sehr kleinen Nebenblättern, blattwinkelständigen, doldigen oder rispigen Blütenständen und trockenen, dreisamigen Beeren. C. americanus *L.* (Rothwurzel), ein schöner bis 1 Meter hoher, nur an der Basis verästelter Halbstrauch mit länglich-eirunden, spitzigen, dreirippigen, auf der Unterfläche behaarten Blättern und zierlichen weißen Blüten in zahlreichen winkelständigen, länglichen Rispen, aus Nordamerika. Die dicke, rothe, büschelartige Wurzel dient zum Rothfärben, ist herb und wird wie die Stengel als Abführmittel gebraucht; ein Aufguß der Blätter wird unter dem Namen Thee von New Jersey getrunken. Diese und mehrere andere Arten gedeihen bei uns im Freien und werden als Ziersträucher kultivirt.

Ceará (Ciara), eine Provinz des Kaiserthums Brasilien, an der Nordostküste des Landes, wird im N. vom Atlantischen Ocean, im W. von der Provinz Piauhy, im S. von Pernambuco, im O. von Rio Grande de Norte und Parahyba begrenzt und hat 130,170 QKilom. (2364 QM.) Flächeninhalt mit (1867) 550,000 Einw. Das Küstenland ist flach; nach dem Innern zu erhebt sich der Boden immer mehr, und im östlichen und südlichen Theil steigen niedrige Höhenzüge auf, deren bedeutendster die Serra de Ipiapaba ist. Gute Ankerplätze fehlen; der beste Hafen ist noch der von Aracaty, an der Mündung des Jaguaripe, des bedeutendsten Flusses der Provinz. Der Boden ist im allgemeinen dürr und sandig, und nur an den Flüssen und mehr nach dem Innern zu wird er fruchtbarer. Das Klima ist sehr heiß, und oft herrschen drückender Regenmangel und große Dürren. Das Mineralreich liefert besonders Gold und Eisen. Ackerbau wird in den durch die Flußüberschwemmungen bisweilen sehr befruchteten Campos getrieben. Außerdem dienen namentlich die vom Jaguaripe und seinen Zuflüssen bewässerten Campos zur Rindvieh-, Ziegen- und Schafzucht.

Die Hauptstadt C. (Fortaleza oder Cidade da Fortaleza da Bragança), 7 Kilom. östlich von der Mündung des gleichnamigen Flusses, in sandiger und schlechter Gegend, hat 16,000 Einw., die besonders vom Handel leben. Ihr schwer zugänglicher Hafen versandet immer stärker, so daß sich der Verkehr mehr und mehr nach der 130 Kilom. östlicher gelegenen Hafenstadt Aracaty (s. d.) zieht. Unter den übrigen Ortschaften sind Campomajor de Quireramobim, Sabral und Granja die bedeutenderen.

Cebus, Rollschwanzaffe.

Cecchi (spr. tschekki), Giammaria, ital. Lustspieldichter, geb. 1517 zu Florenz, gest. 1587, ursprünglich Rechtsgelehrter, wetteiferte in seinen Komödien mit Bibbiena, Macchiavelli, Ariosto und Lasca in der Wahrheit der Charaktere, der Lebendigkeit des Dialogs und reinen Ausdrucks, war aber im ganzen decenter als jene. Von seinen sehr zahlreichen Stücken, theils Komödien, theils Tragödien, sind jedoch nur wenige gedruckt, 10 Komödien bereits im Laufe des 16. Jahrh. zuerst einzeln (gesammelt Flor. 1550 und 1585). Unter diesen, meistens Nachahmungen des Plautus und Terenz, ist »L'Assinolo« die beste. Weitere 12 hat G. Milanesi (Flor. 1836, 2 Bde.), noch andere M. dello Russo (Neap. 1869) herausgegeben. Außerdem hat man von C. noch ein geistliches Schauspiel, »Esaltazione della Croce« (Flor. 1589), und die »Lezione di Maestro Bartolino sopra il sonetto del Barri: Passero e beccafichi magri arrosto« (das. 1583), welche für den ersten aller ähnlichen Vorträge, die in der Crusca gehalten wurden, gilt.

Cecidomyia, Gallmücke.

Cecil (spr. ssessil), William, später Lord Burleigh, engl. Staatsmann, geb. 13. Sept. 1520 zu Bourne in Lincolnshire, studirte zu Cambridge und London die Rechte und Theologie und erregte bei einer öffentlichen Disputation über Glaubenslehren zuerst Aufmerksamkeit. Heinrich VIII. eröffnete ihm daher die politische Laufbahn. Durch den Herzog von Somerset, den Protektor König Eduards VI., ward er 1548 zum Staatssekretär erhoben, mit demselben (6. Okt. 1549) gestürzt und in den Tower eingekerkert, aber schon nach drei Monaten freigelassen und in sein Amt wieder eingesetzt. Nach dem Tod Eduards VI. und der Thronbesteigung Maria's der Katholischen legte er seine Stelle nieder, wurde aber 1558 von Elisabeth wieder zum Staatssekretär, später zum Großschatzmeister ernannt. Von jetzt an übte er als erster Minister den größten Einfluß auf die Regierung aus; seine geschäftliche Haltung und seine persönliche Bedeutung machten ihn unabhängig von der königlichen Laune. Er stellte den Protestantismus in England wieder her, ließ durch das Parlament die Legitimität Elisabeths aussprechen, schützte England gegen die Anschläge der Königin Maria Stuart von Schottland und ihrer französischen Verbündeten, bewog 1568 die Königin Elisabeth zur Gefangenhaltung der um Schutz flehenden Maria und setzte — nach Entdeckung mehrerer papistischen Verschwörungen — die Hinrichtung der letztern durch. Seine Geschicklichkeit vornehmlich hatte die Macht des Parlaments gebrochen und die Kirchengewalt der Krone verschafft. Im Krieg gegen Philipp II. von Spanien 1588 ordnete er eine auf alle Klassen gleichmäßig vertheilte Anleihe an; er sorgte überhaupt für geordnete Finanzen. Im Jahr 1571 wurde er von Elisabeth zum Peer und Lord Burleigh erhoben. In seinem Privatleben war er als ein rechtschaffener Mann geachtet. Er starb 15. Aug. 1598, nachdem er 40 Jahre erster Minister gewesen. Vgl. Nares, **Memoirs of the life and administration of William C., Lord Burleigh** (Lond. 1828—32, 3 Bde.).

Cecina (spr. tschetschi-), Fluß in der ital. Landschaft Toscana, entspringt am Poggio di Montieri, fließt erst in nördlicher, dann in westlicher Richtung und mündet nach einem Laufe von 67 Kilom. zwischen Livorno und Piombino in das Mittelmeer. Sein Thal, einst der prangende Garten der Etrusker, ist jetzt Maremmenboden. Sein bedeutendster Zufluß ist der Stezza.

Cecropia *L.* (Trompetenbaum, Kanonenbaum, Hohlschaft), Pflanzengattung aus der Familie der Artokarpeen, südamerikanische Bäume mit hohem, geringeltem Stamm, welcher wie die Zweige inwendig hohl ist, aus Scheiden kommenden, abwechselnd stehenden Blättern und unansehnlichen Blüten. C. peltata *L.*, 9—12 Meter hoch, an der Spitze mit einer Krone großer, gestielter, schildförmiger, kreisrund-herzförmiger, sieben- bis neunlappiger, unten weißfilziger Blätter, in Westindien und Südamerika in Bergwäldern, einer der ersten Bäume, die sich auf ausgereutetem Land zeigen, enthält einen Milchsaft, der in Amerika häufig als kühlendes, schleimiges, etwas adstringirendes Heilmittel dient und Kautschuk liefert. Die säuerlich-süßen Früchte werden gegessen. Die Rinde dient zum Gerben, der Bast zu Stricken. Die hohlen Stämme braucht man als Unterlagen der Flöße, weil sie sehr leicht sind; das leichte Holz benutzen die Eingebornen zum Feuermachen, indem sie Stückchen desselben mit größter Kraft und Schnelligkeit aneinander reiben.

Cecrops, s. Kekrops.

Cedar Creek (spr. ssedar krihk), 1) Fluß im nordamerikan. Staat Virginia, entspringt im westlichen Theil des County Shenandoa und ergießt sich unterhalb Straßburg in den Shenandoa River. Hier wurde 19. Okt. 1864 die Bundesarmee in ihrem Lager durch die Konföderirten unter General Early überfallen und mit nicht unbedeutendem Verlust zurückgeworfen. Durch General Sheridans rechtzeitige Rückkehr von Washington wurde indessen die Niederlage noch an demselben Tag durch einen glänzenden Sieg, obschon nicht ohne bedeutende Opfer an Todten und Verwundeten, wieder gut gemacht. Die Konföderirten verloren 1500 Gefangene, gegen 50 Geschütze, 1500 Gewehre ꝛc. und sahen sich genöthigt, das Shenandoathal zu räumen. — 2) Name eines 1869 entdeckten Goldminendistrikts im nordamerikan. Territorium Montana, mit dem Ort Cedar Creek Mines (1486 Einw.).

Cedar Falls (spr. ssedar fahls), Stadt im nordamerikan. Freistaat Jowa, Grafschaft Blackhawk, an den Fällen des Cedar River und im Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen gelegen, ein bedeutender Geschäftsplatz mit 2 deutsch-evangelischen Kirchen, einem Waisenhaus für Kinder im Feld gebliebener Wehrmänner (Soldier's orphan asylum) und (1870) 3070 Einw. Weiter unterhalb, an demselben Fluß, in der Grafschaft Linn, liegt die blühende Stadt Cedar Rapids, mit ansehnlichem Getreidehandel, einer Eisengießerei und Maschinenwerkstätte, einer großen Dampfbäckerei, Wagen- und Kutschenfabriken, Papiermühlen, Mehl- und Wollwaarenfabriken und (1870) 5940 Einw.

Cedo (lat., Imperativ von cedo), weiche! c. majori! weiche dem Mächtigern!

Cedent (lat.), der ein Forderungsrecht abtretende Gläubiger, der Abtretende oder Ablaſſende.

Ceder, Bezeichnung ſehr verſchiedener Pflanzen. Urſprünglich nur für gewiſſe Juniperusarten und die Libanonceder (ſ. Cedrus) gebräuchlich, iſt der Name vielfach übertragen worden, und man verſteht jetzt unter Barbadosceder: Juniperus barbadensis, Baſtardbarbadosceder: Cedrela odorata, Baſtardceder: Guayania ulmifolia, auch wohl Cedrela odorata, Bermudaceder: Juniperus bermudiana, Guayanaceder: Icica altissima, Hondurasceder: Cedrela odorata, Japaniſche C.: Cryptomeria japonica, Goaceder: Cupressus lusitanica, Prickyceder: Cyathodes Oxycedrus, rothe oder virginiſche C.: Juniperus virginiana, weiße C.: Cupressus thujoides, Taxodium distichum, Icica altissima, ſpaniſche C.: Juniperus oxycedrus und Cedrela odorata. Bei den Griechen bedeutete kédros und kedrís nur »wohlriechendes Holz«, die Libanonceder hieß Kédros thaumaste, d. h. die wunderbare C. Das kédros, zu feineren Arbeiten, wohl auch zu Särgen dienend, wurde im Orient wahrſcheinlich von Juniperus excelsa oder religiosa, in Nordafrika von Callitris (Thuja) articulata, in Aegypten vielleicht auch von Juniperus procera gewonnen. Das »Cedernholz« aus Gräbern des heiligen Landes ſtammt ſicher von keiner Koniſere, es ſei denn Juniperus phoenicea, ab. Das berühmte Cedernholz der Römer lieferte Callitris articulata. Ueber Himalayaceder ſ. Cedrus. Im Handel unterſcheidet man gegenwärtig weißes Cedernholz von Juniperus oxycedrus, Cupressus thujoides, Thuja occidentalis (kanadiſches Cedernholz) und Taxodium distichum und rothes Cedernholz (beſonders für Bleiſtifte) von Juniperus virginiana und bermudiana. Das Cubacedernholz, Zuckerkiſtenholz ſtammt von Cedrela odorata.

Ceder., bei zoologiſchen Namen Abbreviatur für J. Ceberhjelm (ruſſiſcher Entomolog).

Cedernöl, das ätheriſche Oel aus dem Holz der Ceder, kommt ſelten im Handel vor; es wird meiſt erſetzt durch das ätheriſche Oel der virginiſchen Ceder (Juniperus virginiana), welches man aus den bei der Bleiſtiftfabrikation abfallenden Holzſpänen deſtillirt. Dies Oel riecht dem echten C. ſehr ähnlich und gibt in Alkohol gelöſt mit einem Zuſatz von Roſeneſſenz das beliebte Parfüm Libanon-Ceder. Ein weingeiſtiger Auszug der Späne, welcher außer dem Oel noch rothen Farbſtoff enthält, iſt als Cedertinktur im Handel, dient zu Zahntinkturen und iſt Hauptbeſtandtheil des franz. Eau Botot.

Cédille (franz., f., ſpr. ſedihj), das Häkchen, welches unter c, wenn es vor a, o, u wie ß lauten ſoll, gehängt wird, z. B. ça, leçon, reçu.

Cedíren (lat.), weichen, Einem etwas abtreten, überlaſſen, namentlich ein Forderungsrecht, ſ. Ceſſion.

Cedo (lat.), ich weiche; C. nulli, »ich weiche keinem«, Name einer Pracht-Kegelſchnecke.

Cedrāt, ſ. Citronat.

Cedrēla *L.* (Cedrobaum), Pflanzengattung aus der Familie der Cedrelaceen, große Bäume in Oſt- und Weſtindien mit immergrünen, paarig-gefiederten Blättern, in Riſpen ſtehenden Blüten und mehrſamiger holziger Kapſel. Die bekannteſte Art iſt: C. febrifuga *Blume*, ein bis 19 Meter hoher Baum, deſſen Stamm 4 bis 5 Meter im Umfang hat, und der von Blume in dem Hochlande von Jawa (Oenarang) entdeckt wurde, ſich aber auch auf anderen oſtindiſchen Inſeln finden ſoll. Die Rinde der jüngeren Aeſte, Cortex Cedrelae febrifugae, China von Oſtindien, oder China von Giava, Surenrinde, Cedrelarinde ſchmeckt ſtark adſtringirend, wenig bitter und wird in Oſtindien gegen Fieber, Diarrhöen ꝛc. angewendet. C. odorata *L.* (Cedrus odorata *Mill.*), iſt ein großer Baum Weſtindiens und des heißen Amerika's, deſſen Stamm oft 25 Meter hoch wird. Das Laub hat, beſonders während der heißen Jahreszeit, einen ſehr unangenehmen Geruch. Auch die friſche Rinde riecht widrig und wird, wie das Holz, das eine röthliche Farbe beſitzt und ſpäter wohlriechend wird, ohne ſeinen bittern und widrigen Geſchmack zu verlieren, gegen Wechſelfieber angewendet; auch benutzt man es häufig zur Anfertigung von Hausgeräth und zu Kähnen, in Europa zur Faſſung geringerer Bleiſtifte; es iſt leicht, weich, ſehr vollkommen ſpaltbar und glänzend. Es kommt als Cedrelaholz, Cigarrenkiſten-, Zuckerkiſtenholz, ſpaniſches Cedernholz, Acajou femelle in den Handel. C. Toona *Roxb.*, ein anſehnlicher Baum Oſtindiens, liefert ein geſchätztes, mahagoniartiges, aber leichteres Holz, welches wahrſcheinlich als Chittagongholz in den Handel kommt; die Rinde benutzt man gegen Fieber, Dyſenterie, die Blüten zum Rothfärben.

Cedrelaceen, dikotyledoniſche Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Hesperiden, Bäume mit wechſelſtändigen, nebenblattloſen, gefiederten Blättern, in Riſpen ſtehenden regelmäßigen Blüten mit vier- oder fünfblätterigem Kelch, ebenſovielen mit den Kelchblättern abwechſelnden freien Blumenblättern, doppeltſovielen hypogynen Staubgefäßen, welche bald frei, bald mit ihren Rändern zu einer Röhre verſchmolzen ſind, und einem oberſtändigen, an ſeinem Grunde von einem Discus umgebenen Piſtill, welches 4 oder 5 Fächer mit je 4 oder zahlreichen Samenknospen im Innenwinkel enthält und einen einfachen Griffel mit ſchildförmiger Narbe trägt. Die Frucht iſt eine ſcheidewandſpaltige, drei- bis fünffächerige, holzige Kapſel, deren Klappen von einer centralen Are ſich ablöſen, an welcher die mit flügelartigem Anhängſel verſehenen, einen geraden Keimling mit oder ohne Endoſperm einſchließenden Samen anſitzen. Die C. finden ſich in den Tropen aller Erdtheile, ihr Holz iſt ſeines dichten Gefüges, ſeiner Farbe und ſeines Wohlgeruchs wegen geſchätzt. Am berühmteſten iſt der Südamerika und die oſtindiſchen Inſeln bewohnende Mahagonibaum (Swietenia Mahagony), der das Mahagoniholz liefert. Außerdem ſind ſie wegen ihrer bitteren und adſtringirenden Beſtandtheile mehrfach als Heilmittel in ihrer Heimat in Gebrauch, ſo insbeſondere die auf Java wachſende Cedrela febrifuga *Blum.* gegen Fieber.

Cedrium, bei den Alten der Holzeſſig, deſſen ſich die Aegypter zum Einbalſamiren bedienten.

Cedrobalſam, dünnflüſſiger Terpentin aus der Zirbelkiefer oder Arve.

Cedrobaum, ſ. Cedrela.

Cedronſamen, die Samen von Simaba Cedron *Planch.*, einem Baum aus der Familie der Simarubeen, welcher wahrſcheinlich ausſchließlich in Neugranada heimiſch iſt; ſie ſind 2 bis 3 Millim. lang, 15 bis 17 Millim. breit, gelbbräunlich bis braungrau, leicht gerunzelt oder glatt, ſehr hart, geruchlos und

von äußerst bitterem, lange anhaltendem Geschmack. Die C. sind in Frankreich officinell, sie kommen meist in ihre beiden Samenlappen gespalten vor und sind gegen Fieber empfohlen worden. Die Südamerikaner tragen sie stets bei sich, um sie als Gegenmittel bei Schlangenbiß sofort geschabt verwenden zu können; in größerer Menge genossen sind sie giftig.

Cedrol, s. v. w. Citronenöl.

Cedrus *Lk.* (Ceder), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, große schöne Bäume, deren Hauptäste mehr oder weniger deutliche Quirle bilden und deren Nebenäste in zwei Reihen stehen. Die Blätter sind nadelförmig und stehen wie bei der Lärche in größerer Anzahl am Ende eines ganz verkürzten und nicht zur Entwickelung gekommenen Zweiges, fallen aber nicht wie die der Lärche im Herbst ab. Die männlichen Blüten stehen einzeln am Ende kurzer Aeste, die weiblichen ebenfalls einzeln am Ende eines kurzen Stiels und wachsen zu einem ziemlich großen eirunden oder breit länglichen, im zweiten oder dritten Jahr reifenden Zapfen aus. Die Früchte sind mit einem oben breitern Flügel versehen. C. Deodāra *Roxb.* (Himalayaceder), ein pyramidenförmiger Baum mit meist überhängender Spitze, mehr oder weniger wagrecht stehenden Aesten, deren Spitze gleichfalls überhängt, sehr ungleich langen graugrünen Nadeln und verhältnismäßig sehr großen Zapfen, wächst nur auf dem Himalaya in 2500—3700 Meter Höhe, wird von den Hindu heilig gehalten (Devadara s. v. w. Gottesbaum) und findet sich daher häufig in der Nähe der Tempel und Wohnungen angepflanzt. Das harzige dauerhafte Holz wird seit den ältesten Zeiten zu Grund- und Wasserbauten benutzt. Seit 1822 in England eingeführt, findet sich der Baum häufig in Parks und gedeiht in England, im Westen und Süden Frankreichs und am Rhein vortrefflich. Durch die Kultur sind mehrere Varietäten entstanden. C. patula *Salisb.* (Larix Cedar *Mill.*, Pinus Cedrus *L.*, Libanonceder), ein prachtvoller Baum mit eirunder Krone und aufrechter Spitze, oft bis an die Basis des Stammes herabgehenden, weitgreifenden Aesten, welche mit der Spitze nicht überhängen, und graugrünen, stark abstehenden, in den einzelnen Büscheln gleich langen Nadeln, wächst in Kleinasien, Syrien auf dem Libanon und in Afrika auf dem Atlas. Man unterscheidet eine kleinfrüchtige, ziemlich schnell wachsende Art mit stets pyramidenförmigem Gipfel und blaugrünen Nadeln, welche sich auf dem Atlas (daher C. atlantica *Manetti*) untermischt mit der großfrüchtigen, langsam wachsenden, etwas gedrungenen Hauptart findet, die eine schirmförmige Krone bildet und nur auf dem Libanon wächst. Die Libanonceder gedeiht noch in Frankreich und vorzüglich in England; am Rhein widerstehen große Exemplare den härtesten Wintern, aber in Norddeutschland verlangt sie einen geschützten Standort und im Winter Bedeckung. Der Same keimt leicht, aber die jungen Pflanzen lassen sich schwer versetzen. Die Bäume wachsen in der Jugend schnell und erreichen ein sehr hohes Alter. Im Orient ist die Libanonceder gegenwärtig fast ausgerottet, der heilige Salomonshain des Libanon nahe bei Ehyden besteht noch aus etwa 300—400 Stämmen und besitzt 13 Stämme, deren Alter man auf mehrere Jahrtausende schätzt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß Cedrus patula keineswegs der berühmte Baum des Alterthums ist, denn das Holz ist leicht, hell und weich und besitzt keineswegs die Dauerhaftigkeit, welche dem »Cedernholz« zugeschrieben wurde (vgl. Ceder). Letzteres gebrauchte man seines guten Geruchs wegen auch zum Räuchern. Kostbare Dinge, besonders Bücher, bewahrte man in Kästchen von Cedernholz oder bestrich sie mit Cedernöl, um sie vor Wurmfraß zu sichern, daher die Redensart: Cedro digna opera. Die Holzspäne dienten zum Einbalsamiren der Leichname. In den Apotheken führte man das Cedernholz unter dem Namen Lignum Cedri s. Lignum Cedrinum; jetzt versteht man unter dieser Benennung das Holz mehrerer Wachholderarten. Das Harz (Cedria, Resina Cedri), welches entweder von selbst, oder nach gemachten Einschnitten aus der Rinde der Ceder ausfließt, ist durchsichtig, gelb, zerreiblich, wohlriechend und wurde früher als Heilmittel, sowie zum Einbalsamiren der Leichname gebraucht. Die Alten bereiteten auch ein Oel aus dem Holz (Cedernöl, Cedrium, Oleum Cedri). Bisweilen schwitzen die Blätter einen mannaartigen, süßen Stoff, das Cedernmanna (Manna cedrina), aus.

Cefalù (spr. tsche-), Hafenstadt in der sicilianischen Provinz Palermo, unter der steilen Wand eines mächtigen, 376 Meter hohen Vorgebirges reizend gelegen, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, ein festes Fort und (1871) 10,194 Einw., die starke Fischerei und Handel mit Oel, Manna, Sardellen ꝛc. treiben. C. ward in der Nähe des alten Kephaloedion von Normannen gegründet.

Ceibabaum, s. Bombax.

Ceinture (franz., l., spr. ßängtühr), Gürtel, Leibbinde; in der Baukunst das Blättchen oder der Ring ober- und unterhalb des Säulenschafts.

Celāno (spr. tsche-), Stadt in der ital. Provinz Aquila, Kreis Avezzano, in den Abruzzen an der Nordküste des gleichnamigen Sees gelegen, mit einem alten interessanten Kastell, drei Kirchen (aus der Zeit Karls II.) und (1871) 6773 Einw. Die Stadt ward 1223 von Friedrich II. nach ihrem Abfall zerstört und konnte sich seitdem nie wieder von ihrem Verfall erholen. Der Celanosee (Lago Fucino, der Lacus Fucinus der Alten), ehemals viel umfänglicher (60 Kilom.), liegt überaus malerisch zwischen hohen Bergen, in 614 Meter Meereshöhe, und ist nicht nur wegen seines Fischreichthums, sondern auch wegen seines Abzugskanals (Emissar) berühmt, den ursprünglich Kaiser Claudius von 44—54 n. Chr., um den häufigen Ueberschwemmungen vorzubauen und zugleich kultivirbares Land zu gewinnen, zwischen dem See und dem Liris (Garigliano) durch den heutigen Monte Salviano (harter Kalkstein) anlegen ließ. Tacitus beschreibt das grandiose Fest, welches der Kaiser zur Feier des vollendeten Unternehmens gab, zu welchem 11 Jahre und 30,000 Arbeiter erforderlich gewesen waren. Hadrian eröffnete den verstopften Kanal wieder, in der Folge aber versandete dieser aufs neue, und ungeachtet wiederholt unternommener Arbeiten zur Ableitung des Wassers (unter Friedrich II., später unter Alfons von Aragonien und den spanischen Vicekönigen) nahm der See doch immer mehr zu, so daß ähnlich wie dem alten Marruvium, das bei der großen Trockenheit 1752 bei San Bernadetto am Ostufer des Sees zum Vorschein kam (wobei die Statuen von Claudius, Agrippina, Nero, Hadrian und Faustina, jetzt im Museum zu Neapel, aufgefunden wurden), auch den neuen Ortschaften Avezzano, Luco, Trasacco und Ortucchio der Untergang drohte. 1790 und 1824 fanden neue große Arbeiten statt, aber erst in neuester Zeit,

nachdem die Regierung 1852 den See einer Aktiengesellschaft übergeben und dann Fürst Torlonia das Unternehmen in die Hand genommen, gelang es dem schweizer Ingenieur M. de Montrichier 1862 das Werk zu vollenden. Der jetzige Emissar verläuft gerader als der antike und verschafft dem Wasser einen regelmäßigen Fall von 1 auf 1000 in der ganzen Länge, welche jetzt 6300 Meter beträgt. Die Gesammtkosten werden auf 30 Mill. Franken angeschlagen; dafür sind bereits 14,500 Hektar gutes Land (mit einem Ertrag von ca. 30—36 Proc.) der Landwirtschaft zurückgegeben, und der Umfang des jetzt 14 Meter tiefer gelegten Sees ist auf ein Drittheil eingeschränkt worden. Der antike Tunnel war 600 Meter kürzer, dabei von ungleicher Breite (ca. 4 Meter hoch) und stand mit der 85 Meter höhern Oberfläche durch 33 senkrechte Schachte in Verbindung; dazu sind 13 schräge Stollen für die Arbeiten durch den Berg getrieben worden. Eine architektonisch geschmückte Schleuße bezeichnet den Eingang zum Tunnel.

Celäno, Thomas von, geistlicher Dichter des 13. Jahrh., Verfasser des berühmten Liedes »Dies irae, dies illa«, war zu Celano in den Abruzzen geboren und einer der ersten Jünger des heil. Franciscus von Assisi. Als sich 1221 der Bettelorden der Minoriten am Rhein niedergelassen hatte, wurde er von Cäsarius von Speyer, dem ersten Minister der deutschen Ordensprovinz, zum Kustos der Konvente zu Worms, Mainz und Köln und 1222 zu seinem Stellvertreter und zum alleinigen Kustos der Rheingegenden ernannt. Nach achtjähriger Verwaltung dieses Amts begab er sich wieder nach Assisi und schrieb hier im Auftrag des Papstes Gregor IX. das Leben des heil. Franciscus, das nie im Druck erschien. Weiter ist von seinem Leben nichts bekannt. Einige schreiben C. noch zwei Sequenzen zu: »Fregit victor virtualis« und »Sanctitatis nova signa«; doch bleibt das »Dies irae etc.« das Werk, dem er allein seinen Ruhm verdankt. Man hat von diesem in der römisch-katholischen Kirche zu einem stehenden Gesang am Fest aller Seelen und beim Todtenamt erhobenen Lied drei bedeutend von einander abweichende Texte: den wahrscheinlichen Urtext, wie er von einer Marmorplatte in der Kirche des heil. Franciscus zu Mantua kopirt worden sein soll; den sogen. Hämmerlin'schen, wie ihn Felix Hämmerlin (Malleolus) herstellte, und den kirchlichen, der durch die Autorität des Tridentinischen Koncils festgestellt und 1576 in einem römischen Missale bekannt gemacht worden ist. Der sogen. Urtext hat vier Eingangsstrophen, welche den anderen Texten fehlen, und diese beiden differiren besonders im Schluß, wo Hämmerlin den dreifachen Reim beibehält, während der kirchliche Text reimlos endet. Uebersetzungen dieses Liedes sind in französischer, englischer und deutscher Sprache zahlreich erschienen. Unter den deutschen sind besonders die von Clodius, Herder, A. W. Schlegel, Fichte, A. L. Follen und H. A. Daniel hervorzuheben. Noch öfter wurde das Gedicht komponirt, so von Palästrina, Pergolese, Astorga, Durante, Joseph und Michael Haydn, Jomelli, Mozart (im »Requiem«), Cherubini, Neukomm, Abt Vogler, Gottfried Weber, Winter u. a. Vgl. Lisko, Dies irae, Hymnus auf das Weltgericht (Berl. 1840); Daniel, im »Thesaurus hymnologicus« (Halle 1844).

Celastrineen (Spindelsträucher), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Frangulinen, Sträucher mit bisweilen windenden Stengeln, zerstreut stehenden, selten gegenständigen, einfachen, ganzen und ganzrandigen, selten gezähnten Blättern, kleinen abfallenden Nebenblättern, regelmäßigen, zwittrigen oder durch Fehlschlagen eingeschlechtigen Blüten, welche in achselständigen Büscheln oder Trugdolden vereinigt, selten einzeln, stehen; der Kelch ist bleibend, mehr oder weniger tief vier- oder fünftheilig; die 4 bis 5 Blumenblätter wechseln mit den Kelchzipfeln ab und entspringen mit breiter Basis unter dem Rande der hypogynischen Scheibe; es finden sich ebensoviel Staubgefäße als Blumenblätter, und zwar mit diesen abwechselnd und frei und mit fast aufliegenden, zweifächerigen, nach innen aufspringenden Antheren; der Fruchtknoten ist zwei- bis fünffächerig; jedes Fach mit einer oder zwei Samenknospen im Grunde des Innenwinkels; die 2 bis 5 Griffel sind frei oder mit einander verwachsen und tragen ebensoviele einfache Narben; die Frucht ist eine zwei- bis fünffächerige, zwei- bis fünfklappige, fachspaltige Kapsel, oder nicht aufspringend und dann entweder steinbeerartig oder eine trockene Flügelfrucht, mit einzelnen oder wenigen Samen in jedem Fach, die meist von einem gefärbten Samenmantel umgeben sind und einen in der Axe eines fleischigen Endosperms liegenden geraden Keimling mit blattartigen, flachen Samenlappen enthalten. Die C. bewohnen zum größten Theil die subtropischen Klimate, vorzugsweise der südlichen Halbkugel, und werden gegen die Pole hin seltener, den kalten Zonen fehlen sie gänzlich. Erwähnenswerth sind die Gattungen Celastrus *Kunth* und Evonymus *Tournef.* Letztere ist die einzige über die ganze nördliche Halbkugel verbreitete und in Deutschland einheimische Gattung, deren bekannteste Art das Pfaffenhütchen (E. europaeus *L.*) ist. Unter den Fossilien sind Pflanzenreste in Tertiärschichten bekannt, die man auf die beiden genannten Gattungen bezogen hat.

Celastrus *Kunth* (Baummörder, Baumwürger), Pflanzengattung aus der Familie der Celastrineen, aufrechte oder kletternde Sträucher mit abwechselnden ganzen, immergrünen Blättern, unscheinlichen, weißen, am Ende der Zweige und in den Blattwinkeln stehenden, in Trauben oder Rispen geordneten Blüten und dreifächeriger Kapsel. Sie gehören meist den tropischen und subtropischen Gegenden besonders Amerika's an. C. scandens *L.* ist eine der schönsten Lianen mit 10 Centim. langen, breit elliptischen, zugespitzten, gesägten, unbehaarten Blättern, 8 Centim. hohen Blütenständen und schönen orangerothen Früchten, deren zurückgeschlagene Klappen die rothen, zu einer Kugel vereinigten Samen zeigen. Diese aus den mittleren und östlichen Staaten Nordamerika's stammende Pflanze dauert bei uns aus, überzieht in Gärten leicht allerlei Gegenstände, gedeiht aber nicht an geschlossenen Wänden. In der Heimat umschlingt sie die kräftigsten Bäume und erstickt sie; die Rinde wirkt brechenerregend. C. edulis *Vahl.* (Catha edulis *Forsk.*, Kath), ein starker Strauch in Ostafrika von Abessinien bis Natal und in den Nilländern, mit langen, rothen Zweigen, gekerbten, lederartigen, glänzenden Blättern und sehr kleinen Blüten, eine der wichtigsten Kulturpflanzen Arabiens, wird in Yemen besonders auf dem Gebel Saber der Blätter halber kultivirt, welche als anregendes und leicht berauschendes Mittel einen bedeutenden Handelsartikel bilden. Man entlaubt dreijährige Stecklinge

bis auf die Endknospen, sammelt die im nächsten Jahr sich entwickelnden jungen Reſtchen als Kath moubarreh und im zweiten Jahr das beſſere Kath methani, welches zart und nußartig ſchmeckt. Das Kath wirkt ſtark, aber nur auf kurze Zeit berauſchend, ſonſt aber erregend, erfriſchend, den Schlaf verſcheuchend, ohne üble Folgen hervorzurufen. Es vertritt in Arabien die Koka der Peruaner. Die chemiſche Zuſammenſetzung der Blätter iſt unbekannt, ſicher ſcheint nur zu ſein, daß ſie kein Kaffein enthalten.

Celation (lat.), Verbergung, Verbeimlichung.

Celebes, eine der großen Inſeln im Indiſchen Archipel, im O. von Borneo, liegt zum größern Theil im S. vom Aequator, zwiſchen 5° 37′ bis 1° 37′ nördl. Br. und 118° 49′ bis 125° 5′ öſtl. L. v. Gr. und wird im W. und SW. von der Makaſſarſtraße, im SO. und O. von der Molukkenſee, im N. von der Sulu- oder Celebesſee beſpült. Der Flächeninhalt der Inſel (mit Einſchluß der adminiſtrativ dazu gehörigen Sangir- und Talautinſeln im N. und den Butoninſeln im S., doch ohne die Inſel Sumbawa) beträgt nach den neueſten Berechnungen 172,848 QKilom. (3139 QM.). Sie beſteht weſentlich aus 4 großen Landzungen, welche, die eine gerade gegen S., die andere gegen SO., die dritte gegen NO., die vierte gegen O. und dann gegen NO. ſtreichend, von einem nicht umfangreichen Kern auslaufen und drei tiefe Golfe bilden, den von Tomini zwiſchen den beiden nordöſtlichen Landzungen, in der Mitte die Tolobai, beide gegen O. geöffnet, und den Meerbuſen von Boni (Sewa), welcher, nach S. ſich öffnend, die beiden ſüdlichen Halbinſeln trennt. Die Weſtküſte, längs der Makaſſarſtraße, iſt ſehr wenig gegliedert. Von den Vorgebirgen der Inſel ſind die wichtigſten: an der Weſtküſte Kap Mandar, Temul, Dondo; an der Nordküſte Kap Rivers und Kap Poliſan (Coffin), die öſtlichſte Spitze der nördlichen Landzunge; an der Oſtküſte Kap Taliabo im S. der Tominibucht, und an der Südküſte Kap Berak, die Südoſtſpitze der ſüdweſtlichen Landzunge. Einen Geſammtnamen hat die Inſel bei den Eingebornen des Archipels nicht; die nördliche Halbinſel heißt gewöhnlich Menado und ihr öſtlichſter Theil die Minahaſſa; die übrigen Glieder führen den Namen Tanah-Bugis (Buggiſenland) oder Tanah-Mangkaſar (Makaſſarland). Die Halbinſeln werden von vier auseinander laufenden Gebirgszügen durchzogen, an deren Ränder ſich einiges Tiefland angeſchloſſen hat. Sie erheben ſich im Lumpubatang, auf der ſüdlichen Landzunge, zu 3070 Meter Höhe und ſind wahrſcheinlich überall vulkaniſcher Natur, obſchon nur auf der nördlichen Halbinſel noch thätige Vulkane ſich finden; damit hängen die zerſtörenden Erdbeben und die Fruchtbarkeit des überwiegend aus verwittertem vulkaniſchen Geſtein entſtandenen Bodens zuſammen. Ein Theil des Tieflandes iſt Wald- und Buſchdickicht, ein anderer bietet eine reich angebaute und dichtbewohnte Feldflur dar, auf der die Wohnungen der Menſchen unter Bäumen verborgen ſtehen. Vor allen übrigen Inſeln des Archipels genießt C. noch den Vortheil eines reichen, von der Waldung abgeſonderten Weidelandes. Zahlreiche Gewäſſer fließen aus dem Innern zur Küſte hinab; doch kann von großen Flüſſen bei der eigenthümlichen Geſtaltung der Inſel nicht die Rede ſein; am beträchtlichſten iſt der Sadang, der auf der Südweſtküſte mündet. Unter den Landſeen iſt der größte der Labajaſee, im N. der ſüdweſtlichen Halbinſel, der durch den Tſchiuranafluß in die Bonibai abfließt. Das Klima iſt geſund, da die Hitze durch die beträchtliche Bodenerhebung, ſowie durch die Gliederung der Inſel ſehr gemildert wird. Die Regenzeit dauert an der Weſtküſte von Mitte November bis Mitte März, während ſie an der Oſtküſte von März bis Oktober herrſcht. Von Bodenſchätzen kennt man Gold, das durch Waſchen, beſonders in der nördlichen Halbinſel, gewonnen wird, Kupfer, Eiſen, Zinn, Schwefel (beſonders im Norden) und Steinkohlen (in Maros, nördlich von Makaſſar). Die Vegetation iſt reich und üppig, zur Nahrung dienen, außer dem Sagomark, Reis, Mais, Manioc; außerdem werden Zuckerrohr, Kaffee und Kakao gebaut, auch der Tabak iſt vorzüglich. Während Rhinoceroſſe, Elefanten und die großen Raubthiere (Katzen) auf C. fehlen, finden ſich beſondere Arten Affen daſelbſt, z. B. zwei ſchwarze (Papio niger und Papio nigrescens) und der hier heimiſche Tarsius spectrum, der von dem borneſiſchen verſchieden iſt. Zu den ſeltneren Thieren gehören ferner der Kuſkus (ein Beutelthier), der Hirſcheber (Poreus Babirussa) und Anoa depressicornis (Sapi Utan), ein zwiſchen Rind u. Antilope ſtehendes Thier. Vögel ſind ebenſo zahlreich als intereſſant. Außerdem finden ſich viele Schlangen, Krokodile (Crocodilus biporcatus) und verſchiedene Arten Fiſche, der Dugong (Halicore), Trepang (Holothuria) ꝛc. Auf den Weiden nähren ſich große Herden von Rehen, wilden Büffeln, Rindern und namentlich kleinen, aber feurigen Pferden, welche die beſten im ganzen Archipel ſind und von den Eingebornen gut gezähmt werden. Die Zahl der Einwohner wird auf 2—3 Millionen geſchätzt. Sie beſtehen außer wenigen eingewanderten Europäern und Chineſen, die ebenfalls hier nur ſpärlich verbreitet ſind, aus Alfuren, den im Innern der Inſel hauſenden Urbewohnern, und aus den aus der Vermiſchung der Ureinwohner mit Fremden hervorgegangenen Küſtenbewohnern, unter denen die Bewohner der ſüdlichen Halbinſel, die Bugiſen an der Oſtſeite und die ihnen nahe verwandten Makaſſaren an der Weſtſeite beſonders wichtig ſind. Die Alfuren oder Haraforen, die urſprünglichen Eingebornen, ſind bis jetzt hauptſächlich in der Minahaſſa bekannt geworden. Sie ſind gut gewachſen und von mittlerer Größe, haben hellbraune Haut, ſchwarzes Haar, melancholiſche Geſichtszüge, nicht ohne Ausdruck von Klugheit, ſind arbeitſam, bauen das Feld und ziehen für die Regierung Kaffee, legen Wege und Brücken an und führen anſehnliche Gebäude auf; für das Heer liefern ſie treffliche Soldaten. Schattenſeiten in ihrem Weſen bilden ihre Unreinlichkeit, ihre Zügelloſigkeit in geſchlechtlicher Beziehung, ihre Trunkſucht, der ſie bei großen Saufgelagen in dem Saft der Arengpalme (Saguwer genannt) huldigen, und die jetzt in der Minahaſſa ausgerottete Sitte des Kopfabſchneidens, die ſie mit den Dajak in Borneo gemein haben. Ihre Kleidung beſteht zum größten Theil nur in einem Gürtel um die Lenden und in einem blauen oder rothen Kopftuch; außerdem tragen ſie auch eine Art Jacke, und bei feſtlichen Gelegenheiten legen die Männer Beinkleider, die Frauen den Sarong an. Die Wohnungen, geräumig und luftig, ſind aus Holz oder Baumrinde errichtet und ſtehen auf Pfählen. Nur in einzelnen Landſtrichen hat jeder Hausſtand ſein eigenes Haus; meiſt wohnen 2 bis 10 Familien unter Einem Dach. Ihre Religion iſt Vielgötterei. Die verſchiedenen Götter (Empong) ſind nach ihrem Glauben einem Götterpaar

entsprossen und haben als Oberhaupt den Muntumuntu, der in dem Luftkreis (Kasandukkan) seinen Aufenthalt hat; daneben steht noch in besonderem Ansehen der Limumuut. Von diesen Göttern stammen auch die Menschen ab. Man bringt ihnen reichliche Opfer dar. Die priesterlichen Vermittler zwischen Gottheiten und Menschen heißen Walian. Bei der Geburt eines Kindes, besonders bei Erstgebornen, werden religiöse Feierlichkeiten vorgenommen. Die Namengebung erfolgt unter Darbringung von Opfern erst nach einem oder mehreren Monaten. Die Eheschließung wird durch Zahlung eines Kaufpreises von Seiten des Mannes an die Eltern der Braut und durch priesterliche Einsegnung vollzogen. Die Leichenbestattung geht je nach Stand oder Alter mit mehr oder weniger Ceremonien vor sich. Auch bei Eidesleistungen und Hausbau wird eine religiöse Handlung vorgenommen. Gegenstand eines starken Aberglaubens ist der Bakeker, eine Eule, ohne deren günstig zustimmendes Geschrei nichts unternommen wird. Ein großer Theil der Alfuren der Minahassa ist jetzt zum Christenthum bekehrt.

Die Insel ist den Holländern zum bei weitem größten Theil theils unmittelbar, theils mittelbar unterworfen; unmittelbar freilich nur einzelne Distrikte im SW. um Makassar und die nah gelegene Insel Salayer, sowie die Minahassa, das Nordostende der nördlichen Landzunge. Das übrige Land besteht aus besonderen Reichen, die jedoch sämmtlich die Oberhoheit der Niederlande anerkennen; so auch die Fürstin von Boni, deren Land das mächtigste Glied eines Staatenbundes in der südwestlichen Halbinsel ist. Administrativ theilen die Holländer die Insel in das Gouvernement C. Makassar, 118,380 QKilom. (2150 QM.) mit (1871) 345,912 Einw. und der Hauptstadt Makassar, welches die südliche Halbinsel und die Westküste des Kerns bis an die nördliche Landzunge, außerdem auch die südöstlich gelegenen Butoninseln und die noch südlicher gelegene 15,300 QKilom. (278 QM.) große Insel Sumbawa umfaßt, und in die Residenzschaft Menado, den Nordosten der Insel, 69,776 QKilom. (1267 QM.) mit 228,051 Einw. und der Hauptstadt Menado, zu der auch das frühere Gebiet des Sultans von Ternate (die beiden mittleren Landzungen), sowie die nördlich gelegenen Sangir- und Talautinseln gehören; diese Residentschaft aber wird als ein Theil des Gouvernements der Molukken betrachtet. Von Europäern ließen sich zuerst Portugiesen auf C. nieder. Sie gründeten 1525 zu Makassar ein Fort, mußten aber später den Holländern weichen, die sich 1660 durch einen Handelsvertrag mit dem König von Makassar zu alleinigen Herren des Platzes machten und seitdem ihre Herrschaft immer mehr befestigten. In den Jahren 1814 und 1815 bemächtigten sich die Engländer dieser holländischen Besitzungen, gaben sie aber 1816 wieder zurück. Das Wichtigste, was seitdem die Holländer für den Weltverkehr thaten, war die Erklärung Makassars zum Freihafen, 1. Jan. 1847. Vgl. Friedmann, Die ostasiatische Inselwelt, Bd. 2 (Leipz. 1869).

Celebriren (lat.), feiern, festlich begehen; Celebrant, ein die Messe lesender Priester; Celebration, Feier; Celebrität, Berühmtheit, eine berühmte Person, ein berühmter (gefeierter) Name.

Celer (lat.), schnell; Celeres, Name der 300 vornehmen jungen Männer, welche die Leibwache der römischen Könige bildeten. Errichtet wurde nach der Sage die Schar C. von Romulus. Ihr Anführer hieß Tribunus Celerum und war einer der vornehmsten Beamten während der Königszeit.

Celerifère, s. Velocifère.

Celeriren (lat.), beschleunigen, eilen; Celerität, Geschwindigkeit.

Celeus, s. Keleus.

Celibat, s. Cölibat; Celibataire (franz., spr. -tähr), ein im Cölibat Lebender, Hagestolz.

Cella (lat., f.), hohler Raum, Behältnis, um etwas aufzubewahren, Vorrathskammer, Keller, Gemach, Kammer (daher das deutsche Zelle), besonders der gewöhnlich von oben erleuchtete Haupttheil der Tempel der alten Völker, wo das Götterbild stand, das eigentliche Tempelhaus, vor welchem sich die Vorhalle (pronaos) und hinter welchem sich nicht selten eine Hinterhalle (opisthodomos) befindet; s. Tempel.

Cellamāre (spr. tschell-), Antonio Giudica, Herzog von Giovenazza, Fürst von, geb. 1657 zu Neapel, am Hof Karls II. von Spanien erzogen, nahm während des Spanischen Erbfolgekriegs spanische Kriegsdienste, ward nach der Schlacht von Luzzara zum Maréchal de Camp befördert, gerieth 1707 bei der Belagerung von Gaëta in kaiserliche Gefangenschaft, aus der er erst 1712 befreit wurde. Er betrat nun die diplomatische Laufbahn, ward spanischer Kabinetsminister und ging 1715 als außerordentlicher Gesandter nach Paris. Hier war er die Seele der Verschwörung, welche den Sturz des Herzogs von Orléans und die Erhebung Philipps V. von Spanien zum Regenten während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. anstrebte. Dieselbe wurde jedoch vom Kardinal Dubois 1718 entdeckt, C. verhaftet und über die französische Grenze gebracht. Er starb als Generalkapitän von Altkastilien 16. Mai 1733 zu Sevilla. Vgl. Batouts Roman »La conspiration de C., épisode de la régence« (Par. 1833, 2 Bde.) und Martens, Causes célèbres du droit des gens (2. Aufl., Leipz. 1861).

Cellarius (lat.), im alten Rom der Sklave, welcher die Aufsicht über die Vorrathskammer hatte. Er führte auch wohl die Aufsicht über das Atrium mit den Ahnenbildern, das Hausgeräthe (supellex), die Kasse, kurz, er hatte die Geschäfte eines jetzigen Hausdieners.

Cellarius, Christoph, Gelehrter und verdienter Schulmann, geb. 20. Nov. 1638 zu Schmalkalden, studirte seit 1656 zu Jena und Gießen, verweilte dann längere Zeit in Gotha, Halle und Jena, ward 1667 Lehrer am Gymnasium zu Weißenfels, sodann Rektor zu Weimar (1673), zu Zeitz (1676), zu Merseburg (1689), endlich 1693 Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Halle, wo er 4. Juni 1707 starb. C. verbreitete reine echt römische Schreibart, durchforschte die Quellen der alten Geschichte und Erdbeschreibung und wirkte für eine gründliche und lichtvolle Methode in der Bearbeitung und Darstellung derselben. Großes Verdienst erwarb er sich auch durch seine Ausgaben römischer Klassiker. Seine Hauptschriften sind: »Antibarbarus latinus s. de latinitate mediae et infimae aetatis« (Zeitz 1677; neue Ausg., Celle 1765; Neapel 1779); »Orthographia latina etc.« (Jena 1704; neue Ausg., Altenb. 1768; Neapel 1779); »Breviarium antiquitatum romanarum« (Halle 1710; umgearbeitet von Walch, das. 1748, 1774). C.' lateinische Grammatik wurde auch ins Schwedische übersetzt (Stockh. 1703, 1740). Von seinen geographischen Werken nennen wir nur: »Geographia antiqua« (Jena 1691 u. öfter; deutsch, das. 1717); »Notitia orbis antiqui« (Leipz.

1701—1706, 2 Bde.; neue Ausg., daſ. 1773). C.' »Dissertationes academicae« erſchienen zu Leipz. 1712; die »Orationes« veröffentlichte Walch (daſ. 1714). Vgl. Burckhard, Catalogus lucubrationum Cellarii (Halle 1707).

Celle (veraltet Zelle), Kreisſtadt in der preuß. Landdroſtei Lüneburg, in freundlicher Lage an der von hier an ſchiffbaren Aller und der in dieſe fallenden Fuſe, ſowie an der Lehrte-Hamburger Eiſenbahn, beſteht aus der Altſtadt C. und den ſeit 1869 damit vereinigten früheren Vorſtädten und zählt mit Einſchluß des Militärs (1871) 16,147 überwiegend evangel. Einwohner. Die Stadt iſt Sitz des Appellationsgerichts nebſt Kron-Oberanwaltſchaft und Rechnungskammer für die Provinz Hannover, der königlichen Landwirtſchaftsgeſellſchaft der Provinz Hannover, der Landſchaft der Ritterſchaft des Fürſtenthums Lüneburg, eines Obergerichts nebſt Schwurgericht, einer Kreishauptmannſchaft der Aemter Celle, Burgdorf und Burgwedel, einſchließlich der Städte C. und Burgdorf, eines Amtsgerichts, einer Anwaltkammer, einer königlichen Polizeidirektion, eines Hauptſteueramts, einer Generalſuperintendentur ꝛc., hat ein altes großes und von ſchönen Anlagen umgebenes Schloß (Aufenthaltsort der Königin Karoline Mathilde von Dänemark), deſſen Erbauung um 1485 begonnen wurde, und 7 Kirchen, darunter die Stadtkirche mit Denkmälern und der Gruft der Celle'ſchen Herzöge. An Lehr- und anderen Anſtalten beſtehen hier ein königliches Gymnaſium, eine Realſchule erſter Ordnung, eine höhere Töchterſchule, eine Handelsſchule, ein ritterſchaftliches Kreditinſtitut, eine Spar- u. Leihkaſſe, eine königliche Hebammenlehranſtalt, eine Strafanſtalt, ein berühmtes Landgeſtüt, ein Waiſenhaus nebſt anderen Wohlthätigkeitsanſtalten und mehrere größere Bibliotheken (darunter die des Appellationsgerichts mit werthvollen Handſchriften des Sachſenſpiegels). Bedeutender Handel findet ſtatt mit Holz, Wolle, Wachs, Honig und Preißel- (Krons-) beeren. In induſtrieller Hinſicht ſind eine Schirmfabrik (die größte Deutſchlands), eine Fabrik phyſikaliſcher Inſtrumente, Wachsbleichereien, Handelsgärtnereien und Baumſchulen, mechaniſche Webereien mit Färbereien, Wollgarnfärbereien, eine Dampfſägemühle, Ziegeleien, Seife-, ſowie Buchdruckerſchwärze- und Cigarrenfabriken namhaft zu machen. In der Nähe Lachendorf mit bedeutender Papierfabrik und Wieze mit Theerquellen und Aſphaltlager. Die Garniſon beſteht aus dem 2. hannöverſchen Infanterieregiment Nr. 77 (mit einer großen, erſt jüngſt vollendeten Kaſerne) und dem Stab nebſt einer Abtheilung (5 Batterien) des hannöverſchen Feldartillerieregiments Nr. 10. C. iſt Geburtsort des Dichters Ernſt Schulze und des Landwirts Albr. Thaer. Die jetzige Stadt C. (urſprünglich Neu-Celle) entſtand aus dem 1 Kilometer entfernt liegenden, jetzt nur noch ein Dorf bildenden Altencelle und erhielt 1292 ſtädtiſche Privilegien. Seit dem 14. Jahrh. war C. Reſidenz der Herzöge von Braunſchweig-Lüneburg Celle'ſcher Linie bis zum Erlöſchen derſelben (1705). Vgl. Hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung der Stadt C. (Celle 1826).

Celles, A. P. F. G., Graf de Viſcher de, belg. Staatsmann, geb. 8. Juni 1779 zu Brüſſel, trat zuerſt als Mitglied einer Deputation an Napoleon I. in die Oeffentlichkeit. Als Schwager des franz. Generals Gérard ſtieg er raſch. Zuerſt Mitglied des Brüſſeler Municipalkonſeils, wurde er 1806 Auditor beim Staatsrath und Requetenmeiſter in des Kaiſers Dienſt, dann Präfekt des Departements der untern Loire und 1810 Präfekt der Zuyderſee in Amſterdam. Wegen ſeiner Härte verhaßt, floh er beim Wanken der franz. Herrſchaft nach Paris, kehrte aber nach der Bildung des vereinigten Königreichs der Niederlande zurück, wurde Mitglied der Provinzialſtaaten Brabants und kam ſpäter als Abgeordneter in die zweite Kammer der Generalſtaaten. Als Geſandter in Rom ſchloß er ein für Holland äußerſt nachtheiliges Konkordat. Dennoch ſpielte er nachher den Liberalen, ja wagte es 1829 nach einer Miniſterſtelle zu ſtreben. Gleich zweideutig benahm er ſich beim Ausbruch der Revolution; er ſtrebte Belgien Frankreich einzuverleiben, ſpäter wurde er zu mehreren Sendungen nach Paris verwendet. Hier blieb er auch, als Lehon an ſeine Stelle trat, wurde 1833 förmlich als franz. Bürger naturaliſirt und ſtarb als franz. Staatsrath 2. Nov. 1841 zu Paris.

Cellini (ſpr. tſchell-), Benvenuto, berühmter Goldſchmied und Bildhauer, geb. 1500 zu Florenz, der Sohn des Meiſters Giovanni, ſollte ſich der Muſik widmen, zeigte aber mehr Neigung für die Plaſtik und kam in ſeinen 15. Jahr zu dem Goldſchmied Antonio di Sandro in die Lehre. Er ſtudirte eifrig nach Michelangelo und begab ſich dann nach Rom, wo Firenzuolo di Lombardia ſein Lehrer war. Nach zwei Jahren kehrte er auf kurze Zeit nach Florenz zurück, ging dann wieder nach Rom und fand hier Gelegenheit, für den Biſchof von Salamanca zu arbeiten. Eine in Gold gefaßte Lilie von Diamanten iſt ſein beſtes Werk aus jener Zeit. Clemens VII. nahm ihn wegen ſeiner doppelten Fähigkeit als Goldſchmied und Muſikus in ſeine Dienſte. In dieſer Zeit übte ſich C. auch im Stahlſtempelſchneiden und in der Kunſt des Emaillirens. Im Jahr 1527 unterbrachen die kriegeriſchen Vorfälle in Rom ſeine Künſtlerthätigkeit; der Herzog von Bourbon, der die Stadt plündern ließ, ſoll nach Cellini's Behauptung durch ſeine Büchſenkugel und der Prinz von Oranien durch einen ſeiner Kanonenſchüſſe gefallen ſein. Dann hielt ſich C bald in Florenz, bald in Mantua, bald wieder in Rom auf, von wo er, eines Mordes mit Unrecht verdächtigt, auf kurze Zeit nach Neapel floh, bis Clemens VII. ihn wieder aufnahm. Deſſen Nachfolger, Paul IV., ſtellte ihn als Stempelſchneider bei der Münze an. Eine zweite Flucht (nach Florenz) hatte einen wirklichen Mord, den er an einem ihm feindlichen Mailänder Goldſchmied begangen, zum Grunde. C. wurde nun Münzmeiſter des Herzogs Alexander zu Florenz und vollendete hier eine Reihe trefflicher Münzen und Medaillen, bis ihn der Papſt durch einen Ablaßbrief wieder gewann. Im Jahr 1537 reiſte C. nach Frankreich an den Hof Franz I., kehrte aber einer Krankheit wegen bald wieder nach Rom zurück, wo er der Entwendung eines Theils der Juwelen der päpſtlichen Krone angeklagt und zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, aber auf Fürſprache des Kardinals von Ferrara wieder freigelaſſen wurde. Derſelbe Kardinal veranlaßte ihn auch zur Modellirung ſeines berühmten Salzgefäßes, daß er ſpäter für König Franz I. von Frankreich in Gold ausführte, und das jetzt eine Zierde des kaiſerlichen Münz- und Antikenkabinets in Wien iſt. Am franzöſiſchen Hof fertigte C. auch eine ſilberne Statue des Jupiter, ſowie die überlebensgroße Büſte Julius Cäſars nach einem kleinen Modell, das er in Rom nach einer

Antike gemacht hatte, und das Modell zu einem Relief am Portal des Schlosses Fontainebleau (Nymphe der Quelle, jetzt im Louvre). Obwohl ihm Franz I. sehr gewogen war und ihm selbst das Schloß le Petit Nesle schenkte, so ward er doch durch die Intriguen seiner Gegner 1545 aus Paris vertrieben. Vom Herzog Cosimo I. in Florenz freundlich aufgenommen, fertigte er für diesen 1550 die Statue des Perseus mit dem Medusenhaupt, eins seiner besten Werke in Erz, jetzt in der Loggia de' Lanzi zu Florenz. Hier versuchte er sich auch in Marmor und arbeitete eine Gruppe mit Apollon und Hyacinth und die Statue des Narcissus. Im Krieg gegen die Sienesen war er als Kriegsbaumeister bei Ausbesserung der florentinischen Festung thätig. Aller Einladungen ungeachtet kehrte er nicht mehr nach Frankreich zurück, und selbst Katharina von Medicis forderte ihn vergeblich auf, das Grabmal Heinrichs II., ihres Gemahls, zu vollenden. In den letzten 8 Jahren seines Lebens, von denen seine Selbstbiographie schweigt, lebte C. mit der äußern Welt mehr in Frieden und trat 1558 selbst in den geistlichen Stand, den er aber bald wieder verließ, um noch im 60. Jahr zu heirathen. Er hinterließ bei seinem Tod zwei Töchter und einen Sohn. Er starb 13. Febr. 1571 in Florenz. Von seinen Arbeiten in Silber und Gold ist wegen der Kostbarkeit des Stoffes wenig auf uns gekommen; die große Mehrzahl der ihm zugeschriebenen ist unecht. In Wien befindet sich außer dem erwähnten Salzgefäß ein Waschbecken von Silber und ein Crucifix von Elfenbein. Der königlich britische Privatschatz besitzt einen sehr großen Tafelaufsatz in Form eines Schiffes, getragen von Neptun auf dem Seepferd, auf dem Deckel Jupiter mit dem Adler, in Silber, zum Theil vergoldet. Im Escurial ist ein lebensgroßes Crucifix in Marmor von vortrefflicher Arbeit, vermuthlich dasjenige, welches der Großherzog Cosimo erhielt, und das letzte Werk, dessen C. in seiner Biographie gedenkt. Zu Florenz restaurirte der Künstler einen trefflichen Apollon, an welchem freilich die manierirte Arbeit Cellini's von der edlen Einfalt des alten Werks merklich abweicht. Ebendaselbst ist die Bronzebüste Cosimo's I. mit reich verziertem Harnisch. Unter den vielen Denkmünzen, welche dem Meister zugeschrieben werden, sind nur einige von seiner Hand, die in einem Werk des Jesuiten Bonanni beschrieben sind. In keinem Werk ist Cellini's Geist so vollständig und kräftig ausgeprägt wie in seiner Selbstbiographie, mit der uns Deutsche zuerst Goethe durch seine treffliche Uebersetzung bekannt machte (Tübing. 1803). Sie erschien in zahlreichen Ausgaben (z. B. Flor. 1829, zuletzt Mail. 1873) und Uebersetzungen bis in die neueste Zeit. Diese Lebensbeschreibung ist ebenso ausgezeichnet durch die heitere Unbefangenheit, mit welcher C. seine Tugenden wie seine Schwächen darstellt, sein Leben gleichsam noch einmal mit allen seinen Freuden und Leiden durchlebend, wie durch die Lebendigkeit und Natürlichkeit der Sprache, leidet aber auch stark durch die offenkundige Prahlerei des Autors. Seine »Abhandlungen über die Goldschmiedekunst und die Skulptur« wurden übersetzt von J. Brinkmann (Leipz. 1867). Vgl. unter anderen A. v. Reumont, Cellini's letzte Lebensjahre, in Raumers Historischem Taschenbuch, 1847; Derselbe, Beiträge zur italienischen Geschichte, Bd. 3 (Berl. 1854); J. Arneth, Studien über B. C. (Wien 1859).

Cellioten (lat.), eine Art Geistliche in der griech. Kirche, die in der Nähe der Klöster wohnen, deren Gottesdienst mit beiwohnen, aber, freier als die Mönche, sich von ihrer Hände Arbeit ernähren Vgl. Anachoreten.

Cello (ital., spr. tschello), s. Violoncello; Cellist, ein Cellospieler, Violoncellist.

Cellula (lat.), s. v. w. Pflanzenzelle; cellular, mit Zellen versehen; cellulös, zellig.

Cellularpathologie, ein Ausdruck, welcher von Virchow in die wissenschaftliche Medicin eingeführt wurde und mit welchem es folgende Bewandtnis hat. Von Alters her haben sich die Aerzte darüber gestritten, welche Theile des Körpers denn bei der Krankheit ursprünglich ergriffen seien und von welchem Punkt aus die Krankheit sich über den Körper verbreite. Es standen sich in diesem Streit, welcher bis in die neuere Zeit sich fortgesponnen hat, zwei Parteien gegenüber: die eine Partei wird zweckmäßig als die der Humoralpathologen, die andere als die der Solidarpathologen bezeichnet. Die Anhänger der Humoralpathologie sahen die Säfte (humores) des menschlichen Körpers als den Ausgangspunkt und als das Mittel für die Verbreitung der Krankheiten an. Sie meinten, daß nur von den kranken Säften aus die Nerven und die Gewebe des Körpers überhaupt erkranken könnten. Die Anhänger der Solidarpathologie dagegen stellten die festen Theile (Solida) des Körpers, vor allen Dingen aber die Nerven, als Ausgangspunkt der Krankheit, als das bei jeder Krankheit zuerst Ergriffene hin und meinten, daß die krankhaften Veränderungen der Säfte erst durch die Nerven und das Gehirn bedingt würden. Im allgemeinen lehrt nun die Geschichte der Medicin, daß die Humoralpathologie einer naturwissenschaftlichen Betrachtung der Krankheiten sich mehr näherte, als die zur Mystik hinneigende Solidarpathologie. Obschon die Gegenwart mehr Sympathien für die humoralpathologische Lehre hat, so sehen wir doch jetzt ein, daß weder sie noch die Solidarpathologie ausschließlich berechtigt ist, und zwar aus folgenden Gründen. Die Krankheit wie die Gesundheit sind bloß Aeußerungen des Lebens. Setzt man die Krankheiten in die Säfte, so muß man auch das Leben in das Blut versetzen; sucht man aber die Krankheit in den festen Theilen, den Nerven, so muß man auch das Leben in diesen suchen. Nun lehren uns aber hundertfältige Thatsachen, namentlich aus dem Bereich der vergleichenden Anatomie, daß das Leben nicht ausschließlich an Blut und Nerven gebunden ist, denn es gibt zahlreiche thierische Organismen, welche offenbar Leben, aber weder Blut noch Nerven besitzen, obschon sie aus festen und flüssigen Bestandtheilen bestehen. Ueberall aber, wo wir Leben annehmen, finden wir Zellen, an welche demnach das Leben in letzter Instanz gebunden ist. Die Zelle ist der einfachste Ausdruck des Lebens, sie bildet zu jeder Zeit den Ausgangs- und Mittelpunkt aller Lebenserscheinungen. Da die Zelle aber der Lebensherd ist, so muß sie auch der Krankheitsherd sein, denn Krankheit ist nur eine eigenthümliche Erscheinungsweise des Lebens. Auch im Blut sind die zelligen Elemente, nämlich die Blutkörperchen, die Herde des Lebens. Und von den Nerven, den Muskeln, den Drüsen, überhaupt von allen Geweben ist unzweifelhaft festgestellt, daß ihre Verrichtungen an die Existenz zelliger oder aus Zellen hervorgegangener Formelemente gebunden sind. Auf diese Thatsachen gestützt hat Virchow

seine cellulare Theorie der Krankheiten aufgestellt. Diese Theorie führt den Namen der C., ihre Entstehung datirt aus den letzten vierziger Jahren, eine feste Gestalt erhielt sie aber erst 1858 durch Virchows bekanntes Buch: »Die C. in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre« (4. Aufl., Berl. 1872). Die C. soll, wie ihr Urheber sich ausdrückt, keinen Gegensatz zur Humoral- und Solidarpathologie bilden, sondern sie soll die endliche Lösung des Jahrtausende alten Streits zwischen jenen beiden Richtungen herbeiführen, indem sie darthut, daß sowohl in den flüssigen wie in den festen Körpertheilen nur die Zellen das Lebende und lebendig Wirkende sind. Bei der C. tritt im allgemeinen das Bestreben in den Vordergrund, unsere anatomischen Anschauungen von den Krankheiten auf histologische Verhältnisse, d. h. auf die Zellen als die letzten Theile zurückzuführen, welche wir mit dem Mikroskop noch als ein Ganzes, als einen Organismus im kleinen erkennen. Es liegt hierin offenbar ein Fortschritt, welcher übrigens in den letzten zwei Decennien auf dem ganzen Gebiet der Medicin durchgeführt worden ist, so daß man behaupten darf, die C. sei die herrschende Richtung in der wissenschaftlichen Medicin geworden. Freilich darf man sich nicht verhehlen, daß die Vorgänge des gesunden wie des krankhaften Lebens uns bei alledem ihrem innern Wesen nach immer noch verborgen sind.

Cellulöse (lat., Zellstoff, Holzfaser) $C_6H_{10}O_5$, früher Tunicin, auch Lignin, Xylon, Sklerogen, Fungin, Medullin, Lichenin genannt, der allgemein verbreitete Bestandtheil der Pflanzen, welcher theils als zarte Membran die jüngsten Zellen, theils mit anderen Substanzen, den sogen. inkrustirenden Körpern innig gemischt, die härtesten Pflanzentheile bildet. Die C. enthält, wie die Formel zeigt, Wasserstoff und Sauerstoff in demselben Verhältnis, in welchem beide Elemente Wasser bilden; wären sie wirklich als Wasser in der C. vorhanden, so würde diese als ein Hydrat des Kohlenstoffs betrachtet werden können. Es gibt nun noch eine ganze Reihe wichtiger Pflanzenstoffe, wie Stärkmehl, Dextrin, Inulin, Gummi, Zucker, auf welche sich bei gleicher procentischer Zusammensetzung dieselbe Betrachtungsweise anwenden läßt und die man daher als Kohlehydrate zusammengefaßt hat. Es ist sicher, daß diese Körper nicht als Hydrate des Kohlenstoffs anzusehen sind, aber ihre wahre Konstitution ist noch nicht mit Sicherheit bekannt. Jedenfalls gehen sie leicht in einander über und stehen in enger Beziehung zu einander. Außer bei den Pflanzen findet sich C. auch bei den zu den Weichthieren gehörenden Tunikaten. Reine C., welche man durch Behandeln von Baumwolle mit Alkalien und Säuren, Wasser, Alkohol und Aether erhält, ist farblos, unlöslich in Wasser, Alkohol und Aether, vom spec. Gew. 1,52, hält sich in Wasser und an der Luft unverändert, wird aber bei Gegenwart eiweißartiger Körper allmählich zerreiblich, gelb, dann braun und in humusartige Materien verwandelt. In Kalilauge quillt sie auf, und wenn man sie dann schnell mit Wasser und verdünnten Säuren auswäscht, so schrumpft sie, wird fester und läßt sich dann besser färben. So veränderte C. nennt man mercerisirt. C. löst sich in Kupferoxydammoniak und wird aus dieser Lösung durch Wasser, Alkohol und Aether, Zucker, Salze und Säuren wieder ausgeschieden. Taucht man Papier, welches im wesentlichen auch aus C. besteht, in koncentrirte Schwefelsäure und wäscht es dann schnell aus, so erleidet es eine eigenthümliche Veränderung und bildet das sogen. Pergamentpapier mit wenigstens an der Oberfläche verklebten Fasern. Chlorzink, koncentrirte Phosphorsäure und Salzsäure wirken ebenso auf C. Taucht man dieselbe aber längere Zeit in koncentrirte Schwefelsäure, so löst sie sich auf, und je nach der Temperatur und der Dauer der Einwirkung entstehen modificirte C., welche durch Wasser gefällt werden kann, in Wasser lösliche C. oder eine Art Dextrin. Kocht man die mit Wasser verdünnte Lösung, so entsteht Dextrin und Traubenzucker. Dieselbe Umwandlung erzielt man auch mit wenig Säure, wenn man lange genug kocht, und schneller beim Kochen unter hohem Druck. Hierauf gründet sich das Projekt der Zucker- und Spiritusgewinnung aus Holz. Heiße koncentrirte Schwefelsäure verkohlt die C. Koncentrirte Salpetersäure mit Schwefelsäure gemischt verwandelt C. in Nitrocellulose (Schießbaumwolle), aus welcher durch reducirend wirkende Körper C. regenerirt werden kann. Verdünnte Salpetersäure oxydirt C. zu Oxalsäure, bei der Destillation mit Braunstein und Schwefelsäure liefert sie Ameisensäure, mit kochender Kalilauge entsteht Methylalkohol, Ameisensäure und Essigsäure. Behandelt man aber die C. mit schmelzendem Kalihydrat, so wird Oxalsäure gebildet. Bei trockener Destillation liefert C. brennbare Gase, Holzessig und Theer. Erhitzt man sie in verschlossenen Gefäßen, so daß die Zersetzungsprodukte einen hohen Druck ausüben, so entstehen steinkohlenartige Massen, ein Proceß, welcher auf die Steinkohlenbildung einiges Licht wirft. Jod färbt C. gelb, in gewissen Zuständen der Aufquellung, besonders nach Behandlung mit Chlorzink oder koncentrirter Schwefelsäure, wird die C. aber wie Stärkmehl durch Jod gebläut. Reine C. findet keine Verwendung, aber in dem Zustand, wie sie die Natur liefert, bildet sie einen der am häufigsten benutzten Körper; Baumwolle, Leinen, Papier, Holz bestehen größtentheils aus C. Von den nächsten Umwandlungsprodukten finden die mercerisirte Baumwolle, Pergamentpapier und Schießbaumwolle, deren Lösung das Kollodium bildet, dann Torf-, Braun- und Steinkohle Verwendung. Bei der Holzgasbereitung wird C. der trockenen Destillation unterworfen, und mit Hülfe von Alkalien stellt man Oxalsäure aus ihr dar. Zarte C. hat auch als Nahrungsmittel Werth und wird von Menschen und Thieren verdaut. In ähnlicher Weise wie im Magen, mag auch die mehrfach konstatirte Lösung von C. beim Keimen der Samen und bei der Entwickelung der Pflanzen erfolgen; auch faulende Kartoffeln entwickeln ein Ferment, welches C. löst.

Celosia *L.* (Hahnenkamm), Pflanzengattung aus der Familie der Amarantaceen, meist Sommergewächse, zum Theil ausdauernd und strauchartig, mit abwechselnden ganzen und kahlen Blättern und kleinen Blüten, mit schön gefärbtem Perigon; sämmtlich in den heißeren Ländern einheimisch. Die als Zierpflanze bekannteste Art ist C. cristata *L.*, aus Ostindien, 60 Centim. hoch, am Ende mit hahnenkammförmig ausgebreiteten Blumenähren gekrönt, wird in mehreren, sehr schönen Spielarten: mit pyramidalischer Aehre, mit federkrausem und mit faltigkrausem, sehr verschieden gefärbtem Kamm, kultivirt.

Celsius, 1) Magnus Nikolaus, Astronom und Naturforscher, geb. 16. Jan. 1621 zu Alsta-

Socken in Helsingland, war Professor der Mathematik und Astronomie zu Upsala, machte sich als Entdecker der Helsingrunen einen Namen; starb 5. Mai 1679 zu Upsala.

2) Olof (Olaus), Sohn des vorigen, Naturforscher und Theolog, geb. 1670 zu Upsala, starb daselbst 1756 als Professor der Theologie und Dompropst, begründete mit dem Erzbischof Benzelius und dem jüngern Rudbeck die Societät der Wissenschaften in Upsala und ist durch die Unterstützung, welche er dem noch unbekannten Linné zu Theil werden ließ, gewissermaßen der Begründer der Naturgeschichte in Schweden geworden. Außer seinem »Hierobotanicon« (Upsala 1745—47; Amsterd. 1748, 2 Thle.) hat man mehrere interessante Dissertationen von ihm.

3) Anders, Astronom, Neffe des vorigen, geb. 27. Nov. 1701 zu Upsala, wurde 1730 Professor der Astronomie zu Upsala, bereiste im Auftrag der Regierung 1732 die damals vorzüglichsten deutschen, italienischen und französischen Sternwarten und verweilte besonders in Paris, wo er mit den dortigen Astronomen behufs Bestimmung der Gestalt der Erde in Verbindung trat. Seine Ansicht, daß dieses Problem am besten durch eine unter den Polen anzustellende Gradmessung gelöst werden könne, veranlaßte die franz. Regierung, ihn selbst mit Maupertuis nach dem Norden zu senden. Im Sommer 1736 wurde von ihm und Pariser Astronomen die Gradmessung zwischen Torneå und dem Dorf Pello in Westbothnien vollendet. C. ließ nun in Upsala auf seine Kosten eine Sternwarte errichten, wo er wichtige Beobachtungen anstellte, bis endlich 1740 die Regierung das dortige reich ausgestattete Observatorium baute. Von seinen Zeitgenossen wegen seiner außerordentlichen Verdienste um die Astronomie, Chronologie, Geographie und Schiffahrt hoch geehrt, starb C. 25. April 1744. Außer der »Disquisitio de observationibus pro figura telluris determinanda in Gallia habitis« (Upsala 1738) über Maupertuis' Meridiangrad, den dieser volle 1200 Pariser Fuß zu groß angegeben hatte, schrieb C. viele Dissertationen, von welchen eine »über die Wärmemessung« besonders genannt werden muß, weil die darin vorgeschlagene Thermometerskala, in welcher der Zwischenraum zwischen den Temperaturen des schmelzenden Eises und des siedenden Wassers in 100 gleiche Theile getheilt ist, nach ihm die Celsius'sche, auch die schwedische, hunderttheilige oder Centesimalskala genannt und von den Gelehrten der meisten anderen Länder angenommen worden ist. C. besorgte auch von 1728—44 die schwedischen Kalender.

4) Olof von, Sohn von C. 2), berühmt als schwedischer Geschichtschreiber und Dichter, geb. 1716 zu Upsala, wurde noch sehr jung Vicebibliothekar zu Upsala, 1747 Professor der Geschichte, 1756 in den Adelstand erhoben, 1777 Bischof zu Lund und 1786 Mitglied der schwed. Akademie der Wissenschaften. Er starb 15. Febr. 1794. Seine »Geschichte Gustavs I.« (3. Aufl., Stockh. 1746—53, 2 Bde.; deutsch, Kopenh. 1753, 2 Bde.) ist ausgezeichnet durch sorgfältige Forschung und Wahrheitssinn; dasselbe Lob verdient seine »Geschichte Erichs XIV.« (Stockh. 1774; deutsch mit Zusätzen und Verbesserungen des Verfassers von Möller, Flensb. 1778); über seinem besten Werk, einer Geschichte der schwedischen Kirche (»Svea rikes kyrkohistoria«, Stockh. 1767, Bd. 1), überraschte ihn der Tod. Seine »Bibliothecae Upsalensis historia« erschien 1745. Die von ihm herausgegebene »Tidningar om de Lärdas arbeten« (1742 ff.) ist die erste Literaturzeitung Schwedens. Seine Originaldichtungen zeigen Mangel an Phantasie; besser sind seine lateinischen Gedichte. Außerdem gab er Uebersetzungen von Psalmen, sowie von Homer und Virgil heraus. In politischer Hinsicht war C. ein energischer Mann und eine Hauptstütze der königlichen Partei.

Celsus, 1) Titus Cornelius, einer der sogen. Dreißig Tyrannen, Gegenkaiser des Gallienus, lebte als Tribun in der Provinz Afrika, als er sich bereden ließ, sich zum Kaiser aufzuwerfen. Er wurde schon nach 7 Tagen in Sacca ermordet und sein Leichnam den Hunden vorgeworfen.

2) Aulus Cornelius, vielseitig gebildeter, röm. Gelehrter, lebte wahrscheinlich unter Augustus. Nach den Zeugnissen der Alten hat C. ein großes Werk über Rhetorik, Geschichte, Rechtskunde, Philosophie, Kriegskunst, Ackerbau und Medicin geschrieben. Sein allein erhaltenes Hauptwerk sind »De Medicina libri VIII«, worin aus den bestehenden ärztlichen Systemen das Brauchbarste und Haltbarste mit kritischem Scharfsinn ausgelesen und zugleich die einzelnen Lehren der Medicin in systematischen Zusammenhang gebracht sind. Der Preis der höchsten Vollendung gebührt dem letzten, dem chirurgischen Abschnitt. Nächst der ersten Ausgabe (Flor. 1478) sind die vorzüglichsten die von Targa (Padua 1769 u. Verona 1810, erweitert von Renzi, Neap. 1851—52, 2 Bde.) und Daremberg (Leipz. 1859). Deutsche Uebersetzungen lieferten Ritter (Stuttg. 1840) und Scheller (Braunschw. 1846). Fragmente von C.' übrigen Schriften sammelte Kissel in seiner Monographie über C. (Gießen 1844).

3) C., angeblich epikureischer, eigentlich aber eklektischer Philosoph im 2. Jahrh. n. Chr., schrieb nach 150 in seinem »Sermo verus« die erste beachtenswerthe Polemik gegen das Christenthum, von der uns in der Gegenschrift des Origenes »Contra Celsum« (8 Bücher) ziemlich bedeutende, an vielen Stellen platonisirende Fragmente erhalten sind. Er greift das Christenthum an besonders wegen seiner blinden Gläubigkeit bei innerer Parteispaltung, wegen seines anthropomorphistischen Gottesbegriffs bei spiritualistischer Schwärmerei, wegen seines Schuldbewußtseins bei weltverachtendem Hochmuth und wegen seines philosophisch nicht haltbaren Erlösungsbegriffs. Als Philosoph hat er sich nicht weiter ausgezeichnet. Vgl. Mosheim, Vorrede zur Uebersetzung der Schrift des Origenes gegen C. (Hamb. 1754); Tzschirner, Geschichte der Apologetik, Bd. 1 (Leipz. 1805); Bindemann, Ueber C., in Ilgens »Zeitschrift für historische Theologie« (1842).

Celte (v. lat. celtis, Meißel), in der Alterthumskunde Name der als Ueberreste der Steinzeit in Gräbern, Höhlen, Pfahlbauten ꝛc. vorgefundenen Werkzeuge von Stein, welche die einfache Gestalt eines Meißels oder zugeschärften Keils haben und von den Ureinwohnern als Meißel oder Beile benutzt wurden. Ohne Zweifel waren viele dieser Instrumente, die man im Volk bisweilen als »Donnerkeile« (in Frankreich pierre de foudre) bezeichnet, mit Stielen oder Heften versehen, um als Schnitzmesser oder Beile zu dienen; denn man findet noch manche derselben als Beil oder Art in Holz gefaßt, andere wieder mit einem Stück Hirschhorn als Griff zum Gebrauch als Meißel versehen. Einige C. haben

auch die Form von Hohlmeißeln. An vielen Stellen, z. B. bei Pressigny (Frankreich), in der Gegend von Mons (Belgien), findet man die Stätten, wo diese Werkzeuge in Menge hergestellt wurden; man benutzte hierzu als Material nicht bloß den leicht spaltbaren Feuer- (Flint-) Stein, sondern auch andere, möglichst harte Steinarten; manche C. bestehen aus Nephrit, einem nur in Asien vorkommenden Stein. In der Regel sind die vorderen Flächen der C. scharf zugeschliffen. Aus frühester Zeit stammen die nur roh zubehauenen C.; in späterer Zeit wurden sie bisweilen mit einem Schaftloch versehen, und sie stellen sich dann als Steinärte dar; die Befestigung des Schafts in einem Loch ist vielleicht erst aufgekommen, nachdem man Metalle kennen gelernt hatte. Man behielt in der Bronzezeit noch lange diese Steinkeile bei, doch versah man sich dann auch mit Bronzecelten. Letztere sind nicht selten schön verziert, manchmal auch als sogen. »Paalstäbe« mit Schaftlappen oder Flügeln auf beiden Seiten versehen, um möglichst fest mit dem Stiel verbunden werden zu können; manchmal sind sie ausgehöhlt und wurden in dieser Form über den Griff geschoben (»Hohlcelte«). Diese Bronzecelte sind ebenso wie die Steincelte über ganz Europa sehr verbreitet. Vgl. die Abbildungen auf Tafel »Bronzezeit I.«

Celtes (Celtis), Konrad, berühmter Humanist, geb. 1. Febr. 1459 zu Wipfelde zwischen Schweinfurt und Würzburg, hieß eigentlich Pickel (nicht Schefer oder Meißel, wie andere behaupten) und war der Sohn eines Winzers. Da er zum Geschäft des Vaters keine Lust verspürte, entlief er und begab sich nach Köln (1477), wo er mit großem Eifer zu studiren begann. Von da ging er nach Leipzig, 1479 nach Erfurt und nach längerem Aufenthalt zu Schlettstadt 1484 nach Heidelberg, wo er Agricola's Schüler ward. Nach dessen Tode (1485) kam er wieder nach Erfurt, wurde 1486 Magister und begann zu Leipzig Vorlesungen über alte Sprachen und Dichtkunst. Er kannte nicht nur die Werke des klassischen Alterthums, sondern ahmte dieselben auch mit großem Glück nach, namentlich die Gedichte des Horatius und Tibullus, und verfaßte zugleich eine »Ars versificandi et carminum«, die allgemeine Bewunderung fand. Als ihn darauf sein Gönner, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, 1487 mit auf den Reichstag zu Nürnberg genommen, wurde C. daselbst vom Kaiser Friedrich III. eigenhändig mit dem Dichterlorbeer gekrönt (18. April). Fortan führte er das Wanderleben der Humanisten und unternahm zunächst (1488) eine Reise nach Italien, wo er die berühmtesten Gelehrten zu Padua, Ferrara, Bologna, Florenz, Rom und Venedig hörte. Auf der Rückreise ging er durch Bayern, Böhmen, Schlesien und hielt sich dann 3 Jahre in Krakau auf, wo er Astronomie und Astrologie studirte und von wo er Reisen bis an die Ostsee unternahm. Später finden wir ihn in Prag, Nürnberg, Regensburg, Ingolstadt, dann in Wien und wieder in Regensburg, überall lernend oder lehrend. Im Jahr 1493 stiftete er von Mainz aus mit Dalberg nach dem Muster der ital. Akademien die »Rheinische Gesellschaft« (Sodalitas literaria rhenana), und 1497 berief ihn Maximilian als ordentlichen Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit an die Universität zu Wien, wo er die »Danubische Gelehrtengesellschaft« gründete und die griech. Literatur einführte. Er suchte in Wien besonders den Adel für die Wissenschaft zu gewinnen und wußte den Kaiser zur Gründung eines Kollegiums für Dichtkunst, Beredsamkeit und mathematische Wissenschaften zu bewegen, dessen Vorsteher er selbst wurde. C. war es auch, der die ersten theatralischen Vorstellungen bei Hof veranstaltete. Seine Reiselust verließ ihn auch im Alter nicht, und wiederholte Wanderungen führten ihn in die verschiedensten Gegenden Deutschlands. Auf der letzten derselben entdeckte er im Kloster zu Tegernsee eine wichtige altrömische Reisekarte, die sogen. Peutinger'sche Tafel, die sich jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befindet. C. war mit der Aufzeichnung seines auf Reisen und durch Studien gesammelten reichen Schatzes von Kenntnissen beschäftigt, als er 4. Febr. 1508 zu Wien starb. Als Lehrer hat C. viele neue Zweige des menschlichen Wissens auf den deutschen Akademien eingeführt, eine planmäßigere Lehrmethode herrschend gemacht, den Ausdruck des Lateinischen wieder gereinigt und das Studium der klassischen Schriftsteller und Dichter (insonderheit der griechischen) befördert. Als Dichter übertraf er an wahrem Dichtergeist und an Fruchtbarkeit alle seine Vorgänger in Deutschland. Am besten sind seine Oden; geringern Werth haben seine Elegien, Epigramme und dramatischen Gedichte; sein Epos »Theodoricis« blieb unvollendet. Als historischer Forscher hat er manche werthvollen Schätze ans Licht gezogen; dahin gehören außer der erwähnten »Tabula Peutingeriana« und dem historischen Gedicht »Ligurinus« (auf die Thaten Friedrichs I.) besonders die Werke der Gandersheimer Nonne Roswitha, wegen deren neuerlich von Aschbach (»Roswitha und Konrad C.«; 2. Aufl. Wien 1868) der Vorwurf der Fälschung gegen ihn erhoben wurde, doch ohne Erfolg (s. Aschbach). Von seinen Schriften nennen wir: »De origine, situ, moribus et institutis Norimbergae libellus« (C.' einziges historisches Werk in Prosa) und »Carminum libri IV« (Nürnb. 1502, sehr selten). Vgl. Klüpfel, De vita et scriptis Conradi C. (Freiburg 1827, 2 Bde.); Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung in Deutschland bis zur Reformation (Magdeb. 1827—32, 3 Bde.); Ruith, Leben und Wirken des Konrad C. (Würzb. 1852); Aschbach, Die früheren Wanderjahre des Konrad C. (in den »Sitzungsberichten der Wiener Akademie« 1868).

Celtideen, dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Urticinen, den Ulmaceen am nächsten verwandt, Bäume und Sträucher mit wechselständigen, zweizeiligen, gestielten, ganzen oder gesägten Blättern und abfallenden Nebenblättern. Die zwitterigen oder durch Fehlschlagen eingeschlechtigen Blüten stehen blattachselständig einzeln oder in kleinen Träubchen oder Rispen. Sie besitzen ein kelchartiges fünfblätteriges Perigon, fünf vor den Perigonblättern stehende freie Staubgefäße mit fadenförmigen, in der Blütenknospe eingekrümmten, beim Aufblühen elastisch sich ausstreckenden Staubfäden und zweifächerigen, nach innen aufspringenden Antheren und ein oberständiges, aus einem Karpell gebildetes Pistill, dessen einfächeriger Fruchtknoten eine einzige hängende Samenknospe enthält und zwei verlängerte, einfache oder zweispaltige Narben trägt. Die Frucht ist eine einsamige Steinbeere, der Same hat eine dünnhäutige Schale und innerhalb eines geringen fleischigen Endosperms einen gekrümmten Embryo mit flachen oder

zusammengefalteten Samenlappen und den letzteren aufliegendem Würzelchen. Von den wenigen Gattungen dieser im tropischen und im wärmern gemäßigten Asien und Amerika, sowie ums Mittelmeer einheimischen Familie ist Celtis *Tournef.* die wichtigste, zu welcher der im südl. Europa wachsende Zürgelstrauch (C. australis *L.*) gehört. In verschiedenen Tertiärschichten sind Blattabdrücke bekannt, welche auf die genannte Gattung bezogen werden.

Celtis *Tournef.* (Zürgelstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Celtideen, kleine Bäume oder Sträucher, mit abwechselnden, in zwei Reihen stehenden, einfachen Blättern, unscheinbaren Blüten und fleischarmer Steinfrucht. C. australis *L.* ist ein kleiner Baum mit in eine lange Spitze ausgezogenen, an der Basis ungleichseitigen, sich plötzlich verschmälernden, scharf gesägten, auf der Unterseite behaarten Blättern, einzelnen grünlichweißen Blüten an dünnen Stielen und gelben, dann rothen, endlich schwarzen Früchten, an der ganzen Küste des Mittelmeers, bis Istrien und Tirol, auf den Azoren und Kanaren heimisch. Aus den honigartig schmeckenden Früchten soll man süßen Wein bereiten. Das Holz des Baums ist schwärzlich, zäh, schwer spaltbar, fast so hart wie Bur, kommt als Triester Holz besonders aus dem österreich. Küstenland in den Handel und wird zu Deichseln, Peitschenstielen und zu vielerlei Geräthen verarbeitet. Die Samen enthalten ein fettes Oel; eine Abkochung der jüngeren Zweige diente sonst gegen Durchfälle und Schleimflüsse. Der Baum ist auch eine Zierde der deutschen Gärten und wird in Spanien auf terrassirtem Land zur Befestigung des Erdreichs und als Stütze für Weinreben angepflanzt. Auch andere Arten aus Ostasien, Kaukasien ꝛc. und der in Nordamerika sehr verbreitete C. occidentalis *L.* werden als Ziersträucher bei uns kultivirt. Plinius führt unter dem Namen C. den Lotusbaum (Diospyros lotus *L.*) auf, C. orientalis *L.* und C. Roxburghii *Miq.* in Indien liefern Bastfasern. Die Rinde von C. madagascariensis, écorce d'Andrèse, dient auf Réunion zum Gerben und Färben.

Cembra (Cembrakiefer), s. Kiefer.

Cement (Cäment, franz. Ciment, engl. Coment, ital. Cemento, vom lat. Caementum), ursprünglich (bei Vitruv und Cicero) ein »behauener Stein«, dann Bruchstein, auch kleine Steinbrocken zu Gußmörtel, von den Franzosen zuerst in der Bedeutung von Mörtel und Kitt angewendet, gegenwärtig s. v. w. hydraulischer (unter Wasser erhärtender) Kalk oder im engern Sinn eine Masse, welche gewöhnlichen Kalkmörtel hydraulisch macht. Gebrannter Kalk löscht sich um so schneller und gibt einen um so fettern Brei, je reiner er ist; bei einem gewissen Gehalt an Nebenbestandtheilen wird er mager und zerfällt beim Löschen langsam und unter geringer Wärmeentwickelung zu einem körnigen Pulver. Derartige Kalke eignen sich besonders zu Fundamenten im Boden, wo gewöhnlicher Kalk nicht mehr steht (Concrete der Engländer); wenn aber die Nebenbestandtheile in noch größerer Menge vorhanden sind, so verliert das Material zuletzt ganz die Eigenschaften des gewöhnlichen Kalks, erhärtet aber, nach dem Brennen auf geeignete Weise behandelt, unter Wasser zu einer steinharten Masse. Diese hydraulischen Kalke entsprechen in ihrer Zusammensetzung den Kalkmergeln und enthalten 10—30 Proc. thonige, vor dem Brennen in Salzsäure unlösliche Beimengungen. Bei noch größerem Gehalt an letzteren vermag der Kalk nicht mehr die hydraulische Kraft zu entwickeln, und der Mörtel erhärtet schlecht. Den berühmtesten hydraulischen Kalk liefern die in den Thonmergelschichten des Londonthons eingelagerten festen, harten, zähen, feinkörnigen, graubraunen Kalknieren (Septarien, Ludus Helmonti der alten Mineralogen, engl. pebbles, franz. galets), welche sich am Kanal, besonders an der südwestlichen Ecke von England auf der in der Mündung der Themse und des Medway gelegenen Insel Sheppey und an der französischen Küste bei Boulogne sur mer, dann zu Whitby in Yorkshire finden und das Material zu dem schnell erhärtenden, sehr festen und gegen Wasser ungemein beständigen Romancement (Parkers C.) liefern. Solche hydraulische Kalke finden sich ferner in den unerschöpflichen Mergellagern, welche sich am Rande des bayrischen Hochgebirges bis nach Tirol hinein erstrecken und bei Häring und Kufstein in Tirol, bei Staudach, Tegernsee, Lenggries in Bayern ausgebeutet werden, auch bei München als Geschiebe unter gewöhnlichem Kalk in der Isar, bei Mittelstein in der Grafschaft Glatz, bei Horb in Würtemberg, Mährisch-Neustadt ꝛc. Die folgenden Tabellen zeigen die Zusammensetzung dieser hydraulischen Kalke.

Bestandtheile	Sheppey Pebbles		Yorkshire Pebbles	Boulogne Galets
Kohlensaurer Kalk	57,10	66,08	68,7	61,00
Kohlensaure Magnesia	1,88	1,47	2,3	—
Kohlensaures Eisenoxydul	5,80	6,90	2,2	—
Kohlensaures Manganoxydul	1,88	—	Spur	—
Thonerde	6,41	6,89	1,6	—
In Salzsäure löslich	75,81	76,00	76,8	—
Kieselsäure	16,81	16,89	17,2	15,00
Thonerde	4,30	4,88	3,6	4,75
Eisenoxyd	1,81	1,78	2,1	7,00
Manganoxyd	0,81	—	—	—
Magnesia	0,41	0,87	—	—
Kali	0,88	—	—	8,50
In Salzsäure unlöslich	23,44	23,30	23,9	30,45

Bestandtheile	Bayrische hydraulische Kalke			Kufstein	Häring
Kohlensaurer Kalk	55,87	61,00	73,11	70,44	66,20
Kohlensaure Magnesia	0,00	1,00	2,13	1,00	4,44
Eisenoxyd	5,00	4,00	2,24	2,45	1,00
Thonerde	1,10	2,00	1,00	2,00	2,21
Schwefelsäure	0,76	0,00	0,00	0,24	0,00
In Salzsäure löslich	62,40	70,00	79,00	77,44	75,49
Kieselsäure	29,10	24,00	13,10	15,00	16,16
Thonerde	2,00	0,00	2,00	2,00	2,43
Eisenoxyd	2,04	1,20	2,00	1,00	0,84
Kali	0,24	0,20	0,26	0,04	0,70
Natron	0,20	0,00	0,44	0,00	0,22
In Salzsäure unlöslich	35,20	27,00	19,21	21,77	22,00
Wasser	1,04	2,20	1,00	0,79	1,07

Unter den Bestandtheilen der thonhaltigen Kalke, welche ihre hydraulischen Eigenschaften sehr fördern, sind namentlich die Alkalien zu nennen. Sie sind fast in allen hierher gehörigen Kalken vorhanden, oft bis zu einigen Procenten, oft nur in geringer Menge, und dann meist in den Analysen vernachlässigt. Die Fähigkeit mit Wasser zu erhärten, erhalten diese Kalke aber erst durch das Brennen, wobei der Kalk auf die kieseligen und thonigen Bestandtheile im Sinn einer chemischen Aufschließung einwirkt. Der gebrannte hydraulische Kalk löst sich in Salzsäure zum größten Theil oder ganz unter Abscheidung gallertiger Kieselsäure. Diese Auf-

Artikel, die unter U vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

schließung durch das Brennen erfolgt am vollständigsten bei einem gewissen Temperaturgrad, welcher von der Menge und von der Natur der aufzuschließenden Beimengungen abhängt. Auch die nothwendige Dauer des Brennens ist von diesen nämlichen Verhältnissen abhängig, und wenn man zu stark oder zu lange erhitzt, so nehmen die hydraulischen Eigenschaften wieder ab. Kalke, welche ausschließlich oder vorwiegend Kieselsäure enthalten, verlangen gelindere, aber anhaltende Hitze, die mit ausschließlichem oder vorwiegendem Thongehalt dagegen schärfere Hitze von kurzer Dauer. Das Brennen der hydraulischen Kalke ist also, wie man sieht, eine schwierige, Takt und Umsicht herausfordernde Arbeit; es wird in gewöhnlichen Kalköfen ausgeführt, meist in solchen mit periodischem Betrieb, in denen mittels der eingesetzten Steine selbst gewölbte Feuerkanäle gebildet werden. Man feuert langsam an und steigert die Hitze allmählich, aber meist nicht so hoch wie beim Brennen des gewöhnlichen Kalks; nur einige Kalke, wie die Sheppey Pebbles erfordern stärkeres Feuer, und manche sind gegen die Temperatur wenig empfindlich. Man versendet den gebrannten C. gemahlen, oder, wenn er mit Wasser zerfällt, ungemahlen in dichten, mit Papier ausgeklebten Fässern, um das Abstehen bei längerem Transport und Lagern zu verhindern. Beim Löschen des hydraulischen Kalks wird das Wasser ohne bedeutende Erwärmung und Volumenvergrößerung absorbirt. Man verwendet ihn wie gewöhnlichen Luftmergel, nur muß der Brei alsbald nach der Bereitung verbraucht, die Steinflächen müssen gehörig benetzt und das Mauerwerk muß längere Zeit feucht erhalten werden. Je fester und dichter der Mörtel beim Vermauern angedrückt wird, desto fester wird er nach dem Erhärten.

Das Bedürfnis nach Wassermörtel, welches durch die natürlich vorkommenden hydraulischen Kalke nicht befriedigt wurde, führte zur künstlichen Nachahmung jener Naturprodukte, welche durch Mischen von kohlensaurem Kalk mit gewissen Sorten Thon leicht erreicht werden kann. Man benutzte mit bestem Erfolg zur Fabrikation dieser sogen. Portlandcemente zuerst den blauen Thon, welcher am Medwayfluß bei seiner Einmündung in die Themse als Schlamm abgelagert wird und in 100 Theilen enthält: Kieselsäure 68,45, Thonerde 11,64, Eisenoxyd 14,80, Kalk 0,75, Kali 1,90, Natron 2,10. Als Kalk benutzt man die weichen Gattungen der Kreide, tuffartige oder mulmige Süßwasserkalke, auch sogen. Mergelerde, ein Verwitterungsprodukt fester mergeliger Kalksteine. Auf 1 Th. Thon sind etwa 3 Th. Kalk erforderlich, doch wechselt das Verhältnis nach der Beschaffenheit der Materialien. Jedenfalls müssen dieselben auf das innigste gemischt werden, und dies geschieht gewöhnlich, nachdem der Kalk gepulvert worden ist, auf nassem Wege durch Schlämmen, Thonschneider, Walzen, so daß man schließlich eine plastische Masse erhält, aus welcher Ziegel geformt werden, die nach dem Trocknen an der Luft in Schachtöfen von 14 bis 30 Meter Höhe und 2 bis 4 Meter lichter Weite mit Brennmaterial (Koaks) geschichtet und gebrannt werden. Auch der Hofmann'sche Ringofen dient jetzt häufig zum Brennen des Cements. Hierbei verliert nun der Kalk bei eintretender Rothglut zuerst seine Kohlensäure und wirkt dann aufschließend auf den Thon. In diesem Zustand ist das Material hellbraun, erhitzt sich mit Wasser stark, besitzt aber noch keine genügende Erhärtungsfähigkeit. Mit der Weißglut geht die Masse aus dem Dunkelbraunen in das Graugrüne über und nimmt eine gesinterte, aber noch poröse, manchen Laven ähnelnde Beschaffenheit an. In diesem Zustand erhitzt sie sich mit Wasser wenig oder gar nicht, aber ihre Erhärtungsfähigkeit ist auf dem Höhepunkt angekommen. Bei noch höherer Temperatur nimmt diese wieder ab, die Masse wird allmählich schwarzgrün, dicht, obsidianartig und schmilzt. Der fertige C. soll gut stehen, d. h. nach dem Erkalten nicht zerfallen. Dies Zerfallen kommt bei zu stark gebranntem C., aber auch bei ganz normal gebranntem, vor, wenn die chemische Zusammensetzung eine ungeeignete ist. Je reicher die Mischung an Kalk ist, um so sicherer läßt sie sich normal brennen, um so weniger ist der C. dem Zerfallen ausgesetzt und um so vorzüglicher erhärtet er, wenn er auch langsamer anzieht. Der gare C. wird zwischen Quetschwalzen oder Steinbrechmaschinen zerbrochen und dann gemahlen. Der chemische Bestand der Portlandcemente (auf kohlensäure- und wasserfreien Zustand berechnet) ergibt sich aus folgender Tabelle.

Bestandtheile	Engl. C. White and Br.	Stettiner C.	Wilhauer C.		Sterncement aus Vorpommern	Stettiner C.	Englischer C.	Bonner C.	Portland C.
Kalk	59,06	62,81	61,91	60,11	61,44	61,74	55,06	57,88	58,11
Kieselsäure	24,07	23,21	24,19	25,06	23,00	25,63	22,91	23,81	22,96
Thonerde	8,99	6,27	7,66	7,04	6,17	6,17	8,60	9,21	9,03
Eisenoxyd	3,41	2,00	2,64	2,46	2,11	0,75	5,46	5,22	6,14
Magnesia	0,83	1,14	1,15	0,13	—	2,36	0,77	1,26	1,44
Kali	0,72	1,27	0,77	0,04	—	0,60	1,13	0,89	0,77
Natron	0,27		0,46	0,20	—	0,40	1,70	0,71	—
Schwefelsaurer Kalk	2,69	1,30	—	1,03	1,83	1,64	1,76	1,11	2,10
Thon und Sand	1,47	2,64	1,29	1,04	1,28	1,13	2,27	—	1,04

Das Pulver des Portlandcements besteht aus schiefrigen Partikelchen und legt sich daher ungleich dichter zusammen als das von gewöhnlichem hydraulischen Kalk, welches aus rundlichen Körnern besteht. In dem Maß aber, wie die Körperchen dichter auf einander liegen, haben sie auch mehr Berührungspunkte und werden durch den chemischen Proceß unter Wasser auch fester verkittet. Die Härte, welche verschiedene Mörtel annehmen, muß daher, alles übrige gleichgesetzt, im Verhältnis der Gewichtsmengen Cementpulver stehen, die man nöthig hat, um denselben Raum damit zu füllen. In diesem Punkt übertrifft nun der Portlandcement den Romancement sehr bedeutend. Ein Gefäß faßte 31,8 Gramm Portlandcement, aber nur 17,5 Gr. hydraulischen Kalk aus bayrischem Material. Diese Zahlen verhalten sich wie 1,818 : 1, das specifische Gewicht der Pulver aber wie 1,120 : 1.

In der Natur finden sich gewisse Mineralien oder Gesteine, welche, zum Theil schon seit den Zeiten der Römer bekannt, die Eigenschaft besitzen, bei einfacher Vermischung mit gelöschtem Kalk einen hydraulischen Mörtel zu geben. Es sind dies meist vom Wasser fortgeschwemmte und abgelagerte

Trümmer vulkanischer Auswurfstoffe, und sie bedürfen nicht des künstlichen Brennens, weil sie bereits durch vulkanische Hitze aufgeschlossen sind. Hierher gehören die Puzzuolane, Puzzolanerde, ein weicher, zerreiblicher, gelbbrauner, grauer bis schwarzer, im Bruch feinkörniger bis erdiger, vulkanischer Tuff, welcher deutlich geschichtet in zusammenhängenden Hügeln von ziemlicher Ausdehnung am südwestlichen Abhang der Apenninen vorkommt. Ferner der Traß oder Duckstein aus dem Brohlthal am Rhein, welcher aus dem trachytischen Steinen der Umgebung stammt und mächtige Bänke eines bald dichtern, bald mürben und zerreiblichen Gesteins von Thongeruch und einer bei den besseren Sorten ins Blaue, bei den geringern ins Braune und Gelbe gehenden Farbe bildet. Er ist sehr ungleichförmig, enthält zahlreiche Bimssteinund Thonschieferstücke, Sphen, Titan- und Magneteisen als Einschlüsse und wird für die Verwendung gepocht und gemahlen. Traß und Puzzuolane sind etwa zur Hälfte durch Salzsäure aufschließbar, eine Andeutung ihrer Zusammensetzung gibt folgende Tabelle:

Bestandtheile	Rheinischer Traß		Puzzuolane	
	in Salzsäure		in Salzsäure	
	löslich	unlöslich	löslich	unlöslich
Kieselsäure	5,16	47,82	10,36	48,90
Thonerde	16,82	2,36	9,01	12,37
Eisenoxyd(ul)	8,00	0,42*)	4,76	—
Kalk	1,84	—	1,20	—
Magnesia	0,61	0,10	1,80	—
Kali	8,69	0,48		2,07
Natron	2,47	1,27	—	6,28
Wasser	12,46	—	—	—

*) Dazu noch 0,10 Manganoxydul.

Verjagt man das gebundene Wasser des Trasses durch Glühen, so verliert er die Eigenschaft mit Kalk zu erhärten. Zum Gebrauch versetzt man den Traß mit seinem gleichen oder halben Volumen eingesumpften Kalkbrei's. Der Santorin, von den Inseln Santorin, Therasia und Aspronisi stammend, ist dem Traß im Aeußern sehr ähnlich, aber durch Säure viel weniger aufschließbar; er wird besonders an der Küste von Dalmatien häufig benutzt.

Bisweilen findet man auch Fossilien von nicht vulkanischer Abkunft, welche dem Kalk hydraulische Eigenschaft mittheilen, so z. B. ein Gestein aus einer Braunkohlengrube bei Jauer in Niederschlesien und ein die versteinerungsführenden Ablagerungen der Kreideformation überlagerndes Gestein im Departement der Ardennen. Die mit Salzsäure gelatinirenden Hohofenschlacken geben gleichfalls mit Kalk einen erhärtenden Mörtel, ebenso Kupferschlacken von ähnlicher Beschaffenheit, Steinkohlenasche, gebrannter Thon, Rückstände vom Auslaugen der Alaunschiefer, gepulverter Feuerstein, Chalcedon (gebrannter Chalcedon liefert den Chalcedoncement, welcher mit 1 Volumen Kalkbrei und 2 Volumen weißem Sand einen glänzend weißen, dem geschliffenen Marmor ähnlichen Verputz liefert). Bei der Göltzschthalüberbrückung auf der sächsisch-bayrischen Staatseisenbahn wurde ein hydraulischer Kalk durch Mischung gleicher Theile Ziegelmehl, Sand und Kalkmehl bereitet. Das Gemenge wurde kurz vor der Verwendung mit Wasser angemacht und als möglichst dicker Brei verarbeitet.

Der Werth des Cements beruht auf seiner Fähigkeit, nach dem Anmachen mit Wasser zu einer steinigen Masse zu erhärten, welche diese Härte auch unter Wasser und in feuchter Luft behält. 100 Kilogr. Portlandcement geben mit 30 Kilogr. Wasser einen richtigen Mörtel und mit 40 Kilogr. einen dünnflüssigen Mörtel, wie er zum Eingießen in Fugen benutzt wird. Bald nach dem Anmachen, bisweilen in wenigen Minuten, oft erst nach Stunden und Tagen, gesteht der Mörtel (»anziehen«, »abbinden«) und bildet zunächst eine wenig feste Masse, die bei fortdauernder Anwesenheit von Wasser nach einem oder mehreren Monaten Steinhärte erlangt. Die meisten Cemente entwickeln beim Anmachen (namentlich mit wenig Wasser) fühlbar Wärme, aber gerade die besten Portlandcemente thun dies am wenigsten und oft gar nicht. Für noch nicht erhärteten Mörtel ist Frost nachtheilig. Putz fällt unvermeidlich durch Gefrieren ab und selbst nach völliger Erhärtung, wenn die Behandlung beim Auftragen fehlerhaft, die Adhäsion an die Mauersteine nicht sehr innig war. Die besseren Cemente vertragen einen bedeutenden Sandzusatz und werden deshalb für Lyftbauten und wo es nicht auf große Dichtigkeit der erhärteten Masse ankommt, mit dem gleichen, selbst doppelten bis dreifachen Volumen Sand verarbeitet. Ein nicht zu grober, reiner, staubfreier, nöthigenfalls gewaschener und scharfer Mauersand von möglichst gleichem Korn eignet sich am besten dazu. Zur Prüfung des Cements ist eine chemische Analyse von geübter Hand erforderlich, aber diese allein genügt durchaus nicht, denn ganz unbrauchbare Cemente können in ihrer procentischen Zusammensetzung mit den besten Fabrikaten übereinstimmen. Die Güte des Cements hängt vielmehr wesentlich von der Gruppirung der Bestandtheile ab, und diese läßt sich aus der quantitativen Analyse nicht beurtheilen. Man ist deshalb auf praktische Proben angewiesen, und wenn diese in umfassender Weise ausgeführt werden sollen, so erfordern sie viel Zeit und Umsicht, auch besondere Vorkehrungen, besonders zur Prüfung der Festigkeit des völlig erhärteten Cements. Die absolute Festigkeit reinen Portlandcementsteins bester Qualität beträgt bis 42 Kilogr., die zurückwirkende Festigkeit 520 Kilogr. pro QCentimeter, er erreicht also die Festigkeit natürlicher Bausteine vollkommen und wird nur von Granit, Basalt u. dgl. übertroffen, an rückwirkender Festigkeit übertrifft er gute Ziegelsteine. Für die gewöhnlichen Zwecke genügen folgende Proben. Man formt aus einer kleinen Quantität C. aus jeder Tonne mit wenig Wasser eine Kugel, schüttelt diese eine Zeitlang in der hohlen Hand, damit sie recht dicht wird, und läßt sie an der Luft abbinden. Dies soll nicht schneller als in 20 Minuten geschehen, so daß der Mörtel von gewöhnlicher Konsistenz etwa 30 Minuten zum Abbinden erfordert. Anderseits muß guter C. spätestens in 6 Stunden abbinden, und während des Abbindens sollen sich die Kugeln nicht nachweisbar erwärmen. Die abgebundenen Kugeln legt man unter Wasser; dabei dürfen sie sich nicht auflösen, weder spaltig noch rissig werden oder abgebröckelte Partien zeigen, vielmehr müssen sie gleichmäßig fortschreitend erhärten und nach 24 Stunden gegen leichte Eindrücke widerstandsfähig geworden sein. Keine Probe darf gelbe oder rostbraune Flecken bekommen. Im allgemeinen ist die Versteinerung nach 3 Monaten vollendet, wenngleich eine geringe Festigkeitszunahme auch noch in den folgenden 20—24 Monaten erfolgt. Ueber die Festigkeit können, wie gesagt, nur umfangreiche Versuche entscheiden und

die Widerstandsfähigkeit vermag nur der praktische Blick zu beurtheilen. Aus gutem schweren C. dargestellter Cementstein oder Mörtel ist naturgemäß von längerer Dauer als der aus leichtem C. bereitete. Jener ist der Verwitterung in bisher kaum nachweisbarem Grade und überhaupt um so weniger unterworfen, je feiner das Cementpulver gemahlen war und je glatter die Oberfläche des Steins ausfällt. Zu fernerer Prüfung streicht man eine Probe des Mörtels auf einen genäßten, nicht zu scharf gebrannten, gleichmäßig garen Ziegelstein mit rauher Oberfläche (von welcher Beschaffenheit Ziegelsteine auch bei der Verwendung für in C. auszuführendes Mauerwerk sein müssen) und legt einige Proben unter Wasser, während man andere an der Luft erhärten läßt. Keine der Proben darf Risse bekommen oder vom Stein sich ablösen, und der erhärtete C. darf sich bei gewaltsamer Trennung überhaupt nur in kleineren Partien entfernen lassen und muß dabei Theile des Steins von der ganzen Berührungsfläche abreißen. Gute Cemente dürfen beim Erhärten nicht »quellen« oder »treiben«, weil sie dabei mürbe werden, aufblättern und zerbröckeln. Um dies zu prüfen, macht man Proben mit Wasser an, und füllt den Mörtel unter Vermeidung von Luftblasen in kleine dünnwandige Gläser, die man im trockenen Zimmer aufbewahrt und von Zeit zu Zeit unter Wasser taucht. Hatte sich der C. beim Abbinden stark erwärmt, so werden die Gläser meist schon nach einigen Stunden springen, und der C. ist dann völlig unbrauchbar. Guter C. spaltet das Glas erst nach 14 Tagen bis 4 Wochen. Tritt dies früher ein, so erlangt der C. wohl nach einigen Wochen große Festigkeit, aber dieselbe geht bald wieder zurück, und nach einigen Monaten oder selbst Jahren zerbröckelt der C. Spaltet das Glas nach 14 Tagen, so ist der C. für solche bauliche Zwecke brauchbar, für welche er mit Sandzusatz und nicht zu wenig Wasser angemengt wird. Eine ganz geringe Volumenvermehrung, welche das Glas erst nach 4 Wochen und mehr spaltet, kann als unschädlich gelten. Hat der C. den angegebenen Proben entsprochen, so wird er auch im allgemeinen der Wasseraufnahme widerstehen. Zu Bauten, bei welchen es hierauf ganz besonders ankommt, darf aber nur der schwerste Portlandcement benutzt werden, und man muß ihn unvermischt in mindestens 12 Millim. starker Schicht verwenden. Mauern, welche an Feuchtigkeit leiden, können einen Putz aus gleichen Theilen C. und Sand erhalten, solcher Mörtel muß aber in 20 Millim. dicker Schicht aufgetragen werden und diese Stärke dürfte sich überhaupt empfehlen, wenn der Mörtel nicht lediglich zur Verdeckung des Bausteins bestimmt ist. Man kann C. auch mit und ohne Sand in Formen gießen, und er eignet sich daher besonders auch zur Herstellung architektonischer Verzierungen, zur Darstellung künstlicher Steine und Quadern, zu Krystallisirgefäßen und Reservoiren. Portlandcement kann an der Luft aufbewahrt werden, verändert sich wenig und behält seine Kraft unverändert, während die hydraulischen Kalke abstehen und ihre Erhärtungsfähigkeit meist gänzlich verlieren.

Ueber den chemischen Proceß, auf welchem das Erhärten beruht, sind sehr umfangreiche Untersuchungen angestellt worden, doch gehen die Ansichten noch in vielen Punkten auseinander. Folgende Thatsachen gewähren einen Einblick in die Verhältnisse. Das Anziehen des mit Wasser angerührten Cements ist unabhängig von der Berührung mit der Luft und vom Austrocknen, welches beim Anziehen des gewöhnlichen Luftmörtels eine Rolle spielt. Legt man den angezogenen Portlandcement in Wasser, so gibt er an dasselbe Kieselsäure, Kalk und Alkalien ab, dagegen nimmt er während des Erhärtens Wasser und Kohlensäure auf, behält aber seine Eigenschaft, sich bis auf etwa beigemengten Sand in Salzsäure zu lösen. Die Aufnahme des Wassers erfolgt sehr allmählich und dauert lange an, ist aber beendet, noch bevor der C. seine größte Festigkeit erlangt hat. Die Menge des gebundenen Wassers schwankt (12—20 Proc.), und ein Theil desselben ist fester gebunden als der andere. Das Verhalten des Cements gegen Salzsäure beweist, daß er aus einer Verbindung von Kieselsäure mit den in ihm enthaltenen Basen und Wasser besteht. Dies wird auch noch dadurch bestätigt, daß kohlensaure Alkalien aus frisch gebranntem C. viel mehr Kieselsäure ausziehen als aus dem erhärteten. Während des Erhärtens wird also offenbar Kieselsäure gebunden, aber dieser Proceß verläuft noch langsamer als die Bindung des Wassers und dauert monatelang an. Die gebundene Kohlensäure beträgt 12—18 Proc. Aus Mergeln gebrannte hydraulische Kalke ziehen sie stärker und vor und nach dem Erhärten gleich stark an, Portlandcement viel rascher nach dem Erhärten, die Erhärtung erfolgt aber auch in kohlensäurefreiem Wasser, und niemals wird soviel Kohlensäure aufgenommen, wie zur Sättigung des Kalkgehalts nöthig wäre. Kohlensaure Alkalien entziehen dem Portlandcement die Erhärtungsfähigkeit, welche auch durch Auswaschen nicht wieder erworben wird, wohl aber durch Zusatz von Kalkbrei. Daraus wäre zu schließen, daß der Portlandcement Aetzkalk enthält, welcher durch die kohlensauren Alkalien in kohlensauren Kalk verwandelt wird. Auch andere Salze verzögern oder vermindern die Erhärtung, besonders wirken Chlorüre und Magnesiasalze sehr nachtheilig, Schwefelsäuresalze schaden kaum, Salpetersäuresalze zwar nicht dem Portlandcement, aber sehr merklich den hydraulischen Kalken aus bayrischen Mergeln. Nach neueren Untersuchungen von Schott bindet Portlandcement mit verdünnter Salzsäure angerührt schnell ab und erhärtet in Wasser vollständig. Mit starker Salzsäure oder Weinsäurelösung erfolgt die Erstarrung augenblicklich. Mit kalt gesättigter Sodalösung erstarrt der C. so schnell, daß man ihn eben noch ausgießen kann; auf der erstarrten Masse fließt Dinte beim Schreiben nicht aus, sie nimmt den äußersten Grad von Härte an, und dasselbe Resultat ergibt sich, wenn man mit verdünnter Sodalösung oder Wasser angerührten C. nach dem Abbinden längere Zeit in Sodalösung legt. Sehr kräftig und fördernd auf die Erhärtung wirken auch kohlensaures Ammoniak und Wasserglas. Die Widersprüche dieser Untersuchung mit den früheren Angaben erklärt Schott aus einer verschiedenen Behandlungsweise des Cements mit den Salzlösungen. Erhärteten C. kann man durch Erhitzen entwässern, geht man dabei bis zum Eintritt der Glühhitze, so erlangt die gepulverte Masse beim Anmachen mit Wasser ihre Härte wieder.

Dolomitische Kalksteine, d. h. Kalksteine mit bedeutendem Magnesiagehalt, besitzen starke hydraulische Eigenschaften, wenn man sie bei einer unter der dunkeln Rothglut liegenden Temperatur brennt, so daß wohl die kohlensaure Magnesia, nicht aber der kohlensaure Kalk zersetzt wird. Bei höherer Temperatur, wenn auch der letztere seine Kohlen-

säure verliert, verschwinden die hydraulischen Eigenschaften wieder; enthalten aber die dolomitischen Kalke thonige Beimengungen, so liefern sie bei starkem Brennen gewöhnlichen hydraulischen Kalk. Auch die reine Magnesia erhärtet unter Wasser zu einer alabasterartig durchscheinenden krystallinischen Masse, die Marmor ritzt und ihm an Dichte und Festigkeit gleichkommt. Bei diesem Erhärtungsproceß bildet sich lediglich Magnesiahydrat, und diese Masse hält sich an der Luft jahrelang unverändert. Auch der natürlich vorkommende Magnesit gibt bei vorsichtigem Brennen und mit wenig Wasser angemacht eine Masse, die nach 12 Stunden die Härte des besten Portlandcements annimmt und dem Wasser widersteht. Auf der hydraulischen Eigenschaft der Magnesia beruhende Cemente sollen sich in Seewasser vorzüglicher halten als gewöhnliche hydraulische Mörtel. Der Sorel'sche C. wird aus gebrannter Magnesia durch Vermischen mit einer starken Auflösung von Chlormagnesium (29—30° B.) erhalten, kann wie Gips geformt werden, wird sehr hart und widersteht dem Wasser. Kieserit, ein Mineral, welches in so großer Menge in den Staßfurter Abraumsalzen vorkommt, daß davon jährlich mehrere hunderttausend Centner gewonnen werden, besteht aus wasserhaltiger schwefelsaurer Magnesia. Mischt man 2 Moleküle Kieserit mit 1 Molekül Kalkhydrat unter Zusatz von Wasser und glüht das erstarrte Produkt ziemlich stark, so erhärtet es nach dem Pulvern und Anmachen mit Wasser zu einer marmorartigen Masse, die der Feuchtigkeit bis zu einem gewissen Grade widersteht und zu architektonischen Ornamenten im Innern der Gebäude, zu Flurbelegplatten ꝛc. sehr geeignet ist. Scotts C., ursprünglich durch Einwirkung von schwefliger Säure auf Aetzkalk erhalten, war ein Gemenge von schwefelsaurem und schwefligsaurem Kalk mit Schwefelcalcium. Nach Schott ist letzteres unwesentlich, und man erhält ein Präparat von gleicher und selbst höherer Güte beim Glühen von Gips mit Kalk oder kohlensaurem Kalk. Der mit Wasser angerührte C. beginnt nach 12 Stunden abzubinden und erlangt unter Wasser in 2—3 Wochen die Härte eines mittlern hydraulischen Kalks; am härtesten und schönsten wird er aber, wenn man ihn an der Luft liegen läßt und feucht erhält. Zu Wasserbauten eignet er sich nicht, da er nach längerer Zeit vom Wasser gelöst wird. Sättigt man das Wasser, mit welchem man gewöhnlichen, sich träge löschenden Kalk löscht, mit Gips, so erhitzt sich der Kalk nur noch wenig beim Löschen, bindet aber doppelt soviel und mehr Sand als gewöhnlicher fetter Mauerkalk, und dieser sandreiche Mörtel soll nach einiger Zeit größere Festigkeit und Härte annehmen als gemeiner Luftmörtel. Scott nannte den mit Gips bereiteten Mörtel Selenitmörtel. Nun hat Schott gefunden, daß bei Anwendung von mehr Gips als das zum Löschen dienende Wasser aufnehmen kann (1,5 Proc. vom Gewicht des Kalks), der Kalk hydraulisch wird und ohne Mitwirkung von Kohlensäure auch unter Wasser erstarrt. Ein Ueberschuß an Gips erhöht die hydraulische Kraft nicht, sondern wird lediglich wie Sand von dem Kalk gebunden. Aber auch Gips allein erlangt hydraulische Eigenschaften, wenn man ihn auf 400—500° erhitzt; er bindet dann sehr langsam ab, erhärtet unter Wasser und liefert eine weiße, alabasterartig durchscheinende Masse von einem gewissen leichten Glanz, die sich trefflich zu Kunstabgüssen eignen würde. Auch Anhydrit entwickelt die hydraulischen Eigenschaften, wenn man ihn, wie den Gips, stark erhitzt. Der hydraulische Gips nimmt beim Erhärten stets weniger (1/3—2/3) Wasser auf, als dem krystallisirten Gips entspricht; entwässert man ihn dann aber bei 150°, so verhält er sich vollständig wie gewöhnlicher gebrannter Gips. Der hydraulisch erstarrte Gips widersteht der Feuchtigkeit recht gut, im Wasser löst er sich aber wie gewöhnlicher Gips, wenn auch ungleich langsamer.

Die Verwendung des Cements ist in immer wachsender Ausdehnung begriffen. Man benutzt ihn bekanntlich zu Hafen- und Wasserbauten, aber auch zur Herstellung von Ornamenten, wasserdichten Behältern, Röhren, Haustreppen, Flurbelegen, Dachbedeckungen (s. Holzcement) und in Norddeutschland zu ganzen Hauskonstruktionen. Bei den dortigen guten Backsteinen erzielt man wegen der dünnen Fugen und geringen Wandstärken erhebliche Vortheile selbst gegen die Anwendung des Kalkmörtels. Den Römern war bekannt, daß gewisse vulkanische Tuffe, mit gelöschtem Kalk angemacht, einen hydraulischen Mörtel geben. Sie fanden jenes Mineral an den Ufern des Meerbusens von Bajä und Neapel, vorzugsweise bei Puteoli (Puzzuoli), und nannten es dann **Pulvis puteolanus**. Ein ähnliches Mineral entdeckten sie bei Bonn am Rhein und eröffneten dort Gruben. Der englische Ingenieur John Smeaton machte 1759 die Beobachtung, daß der aus thonhaltigen Kalksteinen gebrannte Kalk unter Wasser erhärtet, und benutzte 1774 solchen Kalk in Vermengung mit Sand und zerpochten Eisenschlacken als Mörtel beim Bau des Leuchtthurms von Eddystone. Auf diese Entdeckung gestützt, erfand James Parker von Northfleet den Romancement, dessen Natur und Wirkungsweise 1830 durch Fuchs wissenschaftlich aufgeklärt wurde, worauf die Fabrikation desselben sich schnell über andere Länder verbreitete, weil man jetzt das nöthige Rohmaterial mit Sicherheit erkennen und auswählen konnte. Versuche, das von der Natur gebotene Rohmaterial durch künstliche Gemenge von Kalk und Thon zu ersetzen, machte zuerst Vicat in Paris 1818; sie scheiterten aber ebenso wie mehrere englische Arbeiten, und erst der Maurer Joseph Aspdin in Leeds war so glücklich, ein geeignetes Rohmaterial zu finden, aus welchem er den Portlandcement herstellte, der seinen Namen wegen der Aehnlichkeit der Farbe von dem damaligen Portlandstein erhielt. Der Ruf des Portlandcements wurde durch das ausgezeichnete Fabrikat begründet, welches der englische Generalmajor Sir C. W. Pasley 1830 herstellte. In Deutschland wurde die Portlandcementfabrikation besonders durch Bleibtreu begründet, welcher die Fabriken bei Bonn a. Rh. und bei Misdroy auf Wollin gründete. Erstere verarbeiten, so weit bekannt, Süßwasserkalk aus der Gegend von Mainz und Thon vom Westerwald, die Fabrik von Misdroy und die 3 Fabriken bei Stettin Kreide von Rügen oder Wollin und Tertiärthon aus der Umgegend von Stettin. Der beim Erhärten des Cements verlaufende chemische Proceß wurde besonders von Fuchs, Pettenkofer, Winkler, Feichtinger, Heldt und Michaelis studirt. Vgl. Experiments of the strength of Cement, ed. by Forrest (Lond. 1866); Heusinger v. Waldegg, Die Kalk-, Ziegel- und Röhrenbrennerei (2. Aufl., Leipz. 1867); Becker, Praktische Anleitung zur Anwendung der Cemente (Berl. 1869); Lipowitz, Portlandcementfabrikation mit Beschreibung und Abbildung eines

endloſen Ofens (daſ. 1868); als Hauptwerk: Michaelis, Die hydrauliſchen Mörtel, insbeſondere der Portlandcement (Leipz. 1869); Löſſ, Entwürfe zum Bau von Kalk-, Cement-, Gips- und Ziegelbrennereien (2. Aufl., daſ. 1873); Kloſe, Der Portlandcement und ſeine Fabrikation (Berl. 1873); v. Gerſtenbergk, Die Cemente (2. Aufl., Weim. 1874).

Cementation, metallurgiſches Verfahren, bei welchem Metalle durch Erhitzen mit pulverförmigen Körpern (Cementirpulver, franz. Cément, Poudre cémentatoire, engl. Cement, Cementing powder) oberflächlich oder in ihrer ganzen Maſſe eine chemiſche Veränderung erleiden. Man bedient ſich hierzu luftdichter Behältniſſe, im kleinen irdener Büchſen (Cementirbüchſen), im großen eiſerner oder irdener Käſten (Cementirkäſten), in welchen die zu bearbeitenden Körper mit dem Cementirpulver umgeben und erhitzt werden. Hauptſächlich findet dieſer Proceß behufs der Darſtellung von Cementſtahl Anwendung. Ferner cementirt man auch Kupfer durch Zinkerze, wie Galmei, um Meſſing zu erhalten, und mit Zink (Fabrikation des Knittergoldes), und der Mechaniker, Büchſenmacher ꝛc. überſtählt eiſerne Waaren beim Einſetzen mit thieriſcher Kohle, damit ſie hart werden und ſchöne Politur annehmen. Eben dahin gehört das ſogen. Abouciren (ſ. d.), wobei durch Glühen des kohlenſtoffreicheren Roheiſens zwiſchen ſauerſtoffhaltigen Subſtanzen, wie Rotheiſenſtein, Magneteiſenſtein, Braunſtein, dasſelbe kohlenſtoffärmer und hämmerbar wird (hämmerbares Gußeiſen). Außerdem wird das C. angewendet zur Scheidung des Silbers vom Gold, indem man erſteres durch Glühen mit Chlorverbindungen in Chlorſilber überführt. Ferner gehört hierher die Reduktion des Nickeloxyds durch Erhitzen bei Weißglühhitze in einem mit Kohle ausgefütterten Tiegel zu hämmerbarem Nickel. Ein von den angeführten Proceſſen total verſchiedener iſt die Gewinnung des Cementkupfers durch Einlegen von Eiſen in Löſungen von Kupfervitriol (Cementwäſſer), wie ſie als Grubenwaſſer mehrfach vorkommen.

Cementſtein, ſ. Cement.

Cenci (ſpr. tſchénntſchi), Beatrice, jüngſte Tochter eines röm. Edelmanns, Francesco C., der, durch Laſter und Schandthaten aller Art berüchtigt und ſogar mit dem Mord zweier Söhne beſchwert, für Beatrice's Schönheit in Wolluſt entbrannte und das eigene Blut entehrte. Die Weiblichkeit gewann in Beatrice die Oberhand über das Kindesgefühl gegen den unnatürlichen Vater. Nachdem ſie bei ihren Verwandten und dem Papſt Clemens VIII. vergeblich Schutz gegen denſelben geſucht hatte, ſoll ſie ſich mit ihrer älteren Schweſter und ihren beiden Brüdern verbunden und ihren Vater dem Banditen Marzio preis gegeben haben (1598). Marzio erdolchte den Francesco C. im Schlaf, ward aber ergriffen und gab auf der Folter Beatrice als Mörderin an. Dieſe wurde 10. Sept. 1599 mit ihrer Schweſter durch das Beil hingerichtet, der älteſte Bruder Giacomo mit einer Keule erſchlagen und nur der jüngſte, Bernardo, noch Kind, begnadigt. Die bedeutenden Güter der Familie zog der Papſt ein, und Paul V. vergab ſie 1605 an die Borgheſi. Neuere Unterſuchungen haben faſt zur Evidenz erwieſen, daß die Hingerichteten ſämmtlich unſchuldig waren und als Opfer einer teufliſchen Kabale fielen. Der Stoff ward von Shelley in einem Drama (deutſch von Strodtmann, Hildburgh. 1866) und von Guerrazzi in einem Roman (deutſch Hamb. 1858, 2 Bde.) behandelt. Vgl. »Neuer Pitaval«, Bd. 29 (Leipz. 1861); Torrigiani, Clemente VIII e il processo criminale della Beatrice C. (Flor. 1872). Das Bild der Beatrice im Palaſt Barberini zu Rom, angeblich ein Werk Guido Reni's, hat von jeher die tiefſte Theilnahme aller Beſchauer erregt.

Cendré (franz., ſpr. ſſang-), aſchfarbig.

Cenëda (ſpr. tſche-), Stadt, ſ. Vittorio.

Cenëre (Monte C., ſpr. tſche-), ein mit Kaſtanien bewaldeter Bergrücken im Südtheil des ſchweiz. Kantons Teſſin, verbindet die beiden voralpinen Gebirgsgruppen des Monte Tamaro und des Camoghé. Die Poſtſtraße, welche über den Berg führt und den cisceneriſchen mit dem transceneriſchen Kantonstheil Bellinzona und Lugano verbindet, wird ihren Verkehr an eine im Syſtem der St. Gotthardbahn vorgeſehene Bahnlinie verlieren. Die Paßhöhe beträgt 553 Meter; die Bahn ſoll den Berg in einem Tunnel paſſiren.

Cenis, ſ. Mont Cenis.

Cenomanen, galliſcher Volksſtamm, ein Theil der Aulerker, wohnte um Subdinum (jetzt Le Mans im Sarthe-Departement). Am Aufſtand des Vercingetorix und an der Belagerung von Aleſia nahmen ſie mit 5000 Kriegern theil. Im 6. Jahrh. v. Chr. zogen Theile der C. nach Italien und ließen ſich nördlich vom Padus in Gallia cisalpina, bei dem jetzigen Mantua und Cremona, nieder.

Cenomanien, ſ. Kreideformation.

Cenotaphium (lat., griech. Kenotaphion, »leeres Grab«), ein Todtenmal, das nur zur Erinnerung an den Abgeſchiedenen errichtet war, ohne ſeine Ueberreſte zu erhalten. Die erſten Cenotaphien waren einfache Grabmäler zur Erinnerung an ſolche, deren Gebeine nicht aufgefunden werden konnten, oder im Grunde des Meeres ruhten. Der fromme Glaube gebot, die Manen wenigſtens durch dieſe Fiktion zu ſühnen. Bei der Weihe eines ſolchen Mals wurde der Verſtorbene dreimal mit Namen gerufen und eingeladen, in dem leeren Grabe ſeine Wohnung zu nehmen. Dasſelbe geſchah auch, wenn ein geehrter Todter fern von der Heimat begraben lag. In einem ſolchen Fall errichteten ihm die Angehörigen oder ſogar ſämmtliche Mitbürger in der Vaterſtadt ein bisweilen ſehr prachtvolles Ehrenmal. C. nannte man auch die Grabſtätte, welche man für ſich und die Seinigen bei Lebzeiten erbauen und einrichten ließ. Im römiſchen Recht wurde ein C. nicht für heilig, für keinen Locus religiosus, gehalten, weil es keinen Leichnam und folglich keine Manes enthielt.

Cenſiren (lat.), beurtheilen, abſchätzen, prüfen; namentlich amtlich (als Cenſor) über die Zuläſſigkeit einer Schrift zum Druck, eines dramatiſchen Werks zur Aufführung ꝛc. urtheilen.

Cenſitus (Censitis homo, Censuarius, lat.), Einer, der einem Lehnherrn Grundzins bezahlen muß, Zinsmann, Zinspflichtiger, Gültmann.

Cenſoren, im alten Rom zwei Magiſtratsperſonen, welche anfangs nur die Kontrolle über die römiſchen Bürger und ihr Vermögen, ſowie deren Vertheilung nach Ständen beſorgten, ſpäter (ſeit 442 v. Chr.) aber auch die Aufſicht über die Sitten ſämmtlicher römiſcher Bürger führten. Urſprünglich waren die Könige C., nach ihnen die Konſuln. Daß die letzteren wegen langwieriger Kriege den Cenſus viele Jahre hindurch unterließen, mag zur Schöpfung

der Censur als eines besondern Amts mitgewirkt haben. Da die Patricier wohl nicht Lust haben mochten, das Lustrum (s. d.) und die Sittenpolizei in plebejischen Händen zu sehen, so wurden die beiden C. in dieser ersten Zeit nur aus den Patriciern und zwar auf je 5 Jahre gewählt. Die Sittencensur, sowie die Oberaufsicht über das gesammte Finanzwesen des Staats, die wichtigsten Hebel der spätern censorischen Gewalt, entwickelten sich nach und nach. Diese Gewalt stand aber bereits auf ihrer Höhe, als etwa 9 Jahre, nachdem die Censur als besonderes Amt eingeführt war, auf den Antrag des Diktators Mamercus Aemilius die Dauer der Censur auf 18 Monate herabgesetzt wurde, und auch diese Herabsetzung scheint sich nicht auf die Dauer behauptet zu haben. Mit der Wichtigkeit des Censoramts mußte natürlich auch das Streben der Plebejer nach der Theilnahme an demselben wachsen; der Diktator Marcius Rutilus war 350 v. Chr. der erste plebejische Censor. Im Jahr 348 setzte es der Diktator Publilius Philo durch, daß einer der C. Plebejer sein mußte; zwei Jahrhunderte später (131 v. Chr.) waren einmal beide C. plebejischer Abkunft. Gewöhnlich wählte man nur Männer, die sich bereits durch die Verwaltung des Konsulats ausgezeichnet hatten; denn als die höchste Würde Roms wurde sie stets auch als Schluß einer ausgezeichneten öffentlichen Laufbahn angesehen. Kein Censor war wieder wählbar; starb ein Censor, so mußte in der Regel auch sein Kollege abdanken, und zwei neue C. traten an ihre Stelle. Die Wahl der C. geschah in Centuriatkomitien, und auch die Bestätigung der Wahl, welche bei Konsuln und Prätoren durch die Kurien erfolgte, wurde den C. nur durch eine zweite Centurienversammlung zu theil. Als äußere Auszeichnung führten die C., gleich den übrigen höheren Magistraten, den kuruli schen Stuhl (sella curulis) und nach Polybios die purpurne Toga, nach anderen nur die Toga praetexta. Das Institut der C. bestand noch nach Sulla fort, obwohl die Wahl derselben einige Zeit unterblieben war. Nach des Pompejus Tode übernahm C. Julius Cäsar in kluger Bescheidenheit nur die Praefectura morum. Aehnlich Augustus, unter dem es sogar noch C. gab, und die folgenden Cäsaren. Erst Claudius führte wieder den Titel eines Censors und ernannte Vitellius zu seinem Kollegen; Vespasian, Titus und Nerva folgten jenem darin nach, und Domitian legte sich sogar den Namen eines Censor perpetuus bei. Von dieser Zeit an sank aber die Bedeutung der Censur immer tiefer, und Trajan wollte nicht einmal Praefectus morum heißen. Auch die späteren Kaiser nahmen den Censortitel nur während der Dauer der Censushaltung an. Als letzter Censor ward Valerianus auf Befehl des Kaisers Decius vom Senat gewählt. Der Geschäftskreis der C. umfaßte den Census, das sittenrichterliche Amt (cura morum), und die Oberaufsicht über Zölle, öffentliche Bauten und deren Verpachtung (cura vectigalium ac locationum). S. Censur.

Censorinus, röm. Grammatiker aus dem 3. Jahrh. n. Chr., verfaßte außer verloren gegangenen grammatischen Werken eine noch vorhandene Schrift »De die natali«, worin er vom Einfluß der Gestirne und Genien auf die Geburt des Menschen, den Lebensstufen und verschiedenen Arten der Zeiteintheilung handelt und manche zum Theil unbekannte historische Notizen gibt. Die affektirte rhetorische Darstellung erklärt sich daraus, daß die Schrift eine Festgabe zum Geburtstag eines reichen Gönners war. Neuere Ausgaben lieferten Jahn (Berl. 1845) und Hultsch (Leipz. 1867).

Censorisch (lat.), zur Würde, zum Amt eines Censors gehörig.

Censur (lat.), wörtlich Prüfung, Beurtheilung eines Menschen und seiner Handlungsweise, daher auch das Urtheil einer Prüfungsbehörde über die Kenntnisse und Leistungen eines Examinanden. Bei den Römern gab es eine eigene C. der Sitten durch eigens vom Staate dazu bestellte Beamte (s. Censoren). Diese Sittencensur, von der sich auch bei den Griechen und Karthagern Spuren finden, hatte die Erhaltung der bestehenden Sitten und der eingeführten Ordnung zum Zweck. Gegenstand censorischer Rüge war alles, was zwar nicht ausdrücklich verpönt, aber nach dem Gewissen beider Censoren unerlaubt war und, eben weil es von dem abwich, was die »Sitte der Vorfahren« sanktionirte, nachtheilig wirkte auf Bürger und Gemeine. Das Verfahren des Censors war kein streng gerichtliches, seine Gesetze schrieb ihm sein Gewissen. Die einzelnen Fälle, welche der Rüge des Censors insbesondere unterworfen waren, betrafen Vergehen im häuslichen und tadelnswerthes Benehmen im öffentlichen Leben. Dazu gehörte zunächst die Ehelosigkeit, weil der Censor auf Vermehrung der Volkszahl zu sehen hatte; aber auch Mißehe, Mißerziehung, Mißhandlung (selbst der Sklaven) fand Rüge; ebenso Luxus, Mißwirtschaft, Arbeitscheu und leichtsinniges Schuldenmachen. Magistrate verfielen der C., wenn sie ihre Würde nicht wahrten, Bestechlichkeit zeigten, Auspicien erlogen u. dgl., fanden aber auch mächtigen Schutz beim Censor gegen Unziemlichkeiten, die man gegen sie beging, wohin auch die Rüge gegen solche gehörte, denen die Beschränkung irgend einer obrigkeitlichen Gewalt gelungen war, z. B. gegen den Diktator Mamercus wegen Herabsetzung der fünfjährigen Dauer der C. auf eine 1½jährige. Harter Strafe verfiel der Meineid, und dies umsomehr, als dafür eben kein bestimmtes Gesetz vorhanden war; ebenso Umgehung des Eides und falsches Zeugnis. In Beziehung auf den Kriegsdienst traf die Rüge Fahnenflucht und Lässigkeit im Dienst. Eigenthümliche Maßregeln waren die Degradirung der Schauspieler und Sophisten und die Verweisung der Philosophen und Rhetoren, der ersteren als unehrlich, der anderen als spitzfindig und verführerisch. Die Strafen, welche der Censor verhängte, waren im ganzen mehr Ehrenstrafen; auch konnten sie bei eingetretener Besserung vom folgenden Censor wieder aufgehoben werden. Dagegen konnte sich ihnen niemand entziehen, weil der, welcher sich dem Census entzog, mit Hab und Gut als Sklave verkauft wurde. Bezeichnend aber ist es, daß nie eine Frau der C. unterlag, diese hatte ihren Censor am Mann. Ein Senator wurde durch die Censurstrafe aus dem Senat gestoßen und kam dadurch auf die Stufe des Ritterstandes herab; in schwereren Fällen ward er auch wohl unter die Gemeinen (Plebejer) oder gar unter die Aerarier versetzt. Der Akt des Ausstoßens geschah dadurch, daß der Censor am Censustag bei dem feierlichen Verlesen der Senatorenliste den Namen des Verurtheilten mit Stillschweigen überging. Die Ursache der Strafe wurde in der Liste schriftlich bemerkt und dem Bestraften auch wohl mündlich eröffnet. Mit der Ausstoßung aus dem Senat verlor man vor allem das dem Senator zustehende Recht der Theilnahme an

der Regierung des Staats und an allen öffentlichen Angelegenheiten; aber die Strafe wurde durch den Wegfall von Ehren und Auszeichnungen, die der Betroffene vor aller Welt genossen hatte (Ehrensitz des Senators, des Ritters im Theater; goldener Ring, Militärdienst zu Pferde ꝛc.), noch verschärft. Die Strafe der censurfähigen Plebejer war Ausstoßung aus der Tribus und Versetzung unter die Aerarier. Ursprünglich scheint beides synonym gewesen zu sein; erst später, als sich unter den Tribus ein Rangunterschied entwickelte, so daß die Stadttribus namentlich durch Aufnahme der Freigelassenen zahlreicher wurden und minder angesehen waren, gab es Versetzung aus einer Land- in eine Stadttribus als mildern Grad und Verlust aller Amts- und Stimmfähigkeit, natürlich nicht auf immer, sondern nur zeitweise, denn das ganze Bürgerrecht konnte der Censor ebensowenig entreißen als verleihen. Das Verzeichnis der zu den Aerariern Degradirten wurde nach dem Ende jedes Lustrum vom Censor im Aerarium niedergelegt. Die außerordentliche Macht der C. hatte aber auch ihre weise Beschränkung und bot durch besondere Verhältnisse dem schuldlosen Bürger Sicherheit. Nur erfahrene und bewährte Männer (seit 336 v. Chr. stets der eine aus dem Stande der Plebejer und vom Volk selbst gewählt) waren Richter des Volks. Gemildert wurde die Macht der Censoren schon dadurch, daß der eine Censor die Beschlüsse des andern aufheben konnte; auch konnte der Notirte sich vor dem Censor rechtfertigen und entging dadurch nicht selten der Strafe Wo nicht, so konnte er die Hülfe der Volkstribunen anrufen, obschon zum förmlichen Einspruch die letzteren keineswegs befugt waren. Der sicherste Schutz des Bürgers lag überhaupt in der vollkommenen Freiheit und Oeffentlichkeit eines ganz republikanischen Lebens: nur durch die aufmerksamste Achtung der Nationalüberzeugung konnten die Censoren Organe derselben sein, da bei offenbarem Widerspruch mit derselben, bei Gewaltmißbrauch ꝛc. eine einstimmige Einsprache der Volkstribunen sicher verhindernde Kraft ausgeübt hätte.

Dieselben Anfänge wie im römischen Alterthum hatte die Sittencensur auch im Mittelalter des christlichen Abendlandes: sie war eine priesterliche Beaufsichtigung des Lebenswandels in der Gemeinde. Geistliche und bischöfliche Gerichte belegten schon in der ersten Periode der fränkischen Monarchie bis zum 8. Jahrh. alle Vergehen gegen die christliche Religion und Moral und gegen die Kirchendisciplin mit den Bußen und Strafen, wie sie die Libri poenitentiales festgesetzt hatten; nur in sehr schweren Fällen verhängten sie auch Interdikt und Exkommunikation. In der zweiten Periode gingen aus diesen bischöflichen Sittengerichten die sogen. Send- oder Synodalgerichte hervor. Nach der Reformation errichteten auch die Protestanten kirchliche Sittengerichte in Gemeinden und Kirchspielen, Presbyterialgerichte, Kirchenkonvente ꝛc., die, wie viele katholische, sich bis zur französischen Revolution in hinschwindendem Zustand erhalten haben. Aber auch Sittengerichte weltlicher Natur lassen sich seit dem Mittelalter bis auf die neueste Zeit noch erkennen: so hatten die Zünfte und Ritterorden ihre Sitten- und Ehrengerichte, die in verschiedenen Formen bis auf unsere Tage fortlebten, besonders bei Studenten und Officieren festen Halt gewannen und sich durch Duelle, Verrufserklärungen (die alte ignominia) äußerten. In Frankreich bildeten sich unter Advokaten und Notaren Sitten- und Disciplinargerichte, doch nur in Bezug auf ehrenhafte Dienstverwaltung. Ueber die schlimmste Abart der ehrwürdigen altrömischen C., welche wir vorzugsweise unter dem Namen C. begreifen, die Büchercensur, vgl. den Art. Preßgesetze.

Censūra ecclesiastica (lat.), die geistliche Gewalt, vermöge welcher ein Bischof Vergehungen gegen die Kirche untersuchen und, bis zu erfolgter Buße, bestrafen kann; die Strafe umfaßt Interdikt, Suspension und Exkommunikation. S. Geistliche Gerichtsbarkeit.

Census (lat.), bei den Römern seit der Verfassung des Servius Tullius (s. d.) die in der Regel alle fünf Jahre vorgenommene Schätzung der römischen Bürger nach ihrem Grundbesitz und ihre Einschreibung in die fünf Klassen und in die Centurien der Ritter. Hierauf beruhte die Vertheilung der Steuern und die Einreihung der Bürger in die einzelnen Heeresabtheilungen, sowie überhaupt die politische Bedeutung der Einzelnen. Mit dem C. war in den älteren Zeiten eine allgemeine öffentliche Musterung verbunden, die jedesmal mit einem feierlich dargebrachten Sühnopfer (Lustrum) zur Entsündigung oder Reinigung des ganzen römischen Volks beschlossen wurde. Der Name dieses Sühnopfers wurde dann auch auf die fünfjährige Dauer der Censusperiode übertragen. Auch im modernen Staat liegt mehrfach die Rücksicht auf das Vermögen bei Zutheilung öffentlicher Rechte zu Grunde, insofern das Wahlrecht an einen C. gebunden ist, d. h. wenn zur Ausübung desselben der Nachweis eines bestimmten Vermögens oder Einkommens, wie in England, oder eines bestimmten Steuerbetrags, wie in Deutschland, erforderlich ist (s. Wahl und Wahlrecht). Im Mittelalter hieß C. der Zins, die Abgabe, welche Unterworfene ihren Siegern und Herren entrichten mußten. Gegenwärtig bezeichnet man damit (namentlich in England, Nordamerika, Italien ꝛc.) die amtliche Bevölkerungsaufnahme eines Staats nach Geschlecht, Alter, Konfession, Vermögensverhältnissen, Beschäftigungen ꝛc. (s. Volkszählungen).

Cent (v. lat. Centum, »Hundertel«), kleinere Rechnungs- und geprägte Münzen. In den Niederlanden ist der C. eine Kupfermünze im Werth von 0,017 Mark, 100 Cents = 1 Fl. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden der C. und der halbe C. in Bronze (früher in Kupfer) ausgeprägt; 100 Cents machen 1 Dollar, daher 1 C. = 0,042 Mark. In gleicher Weise wird in verschiedenen Ländern der (spanische) Piaster in 100 Theile getheilt, welche aber bloßes Rechnungsgeld sind und theils gleichfalls C. heißen, wie auf den Jonischen Inseln, theils den Namen Centavo, wie im ehemals spanischen Amerika, führen. Der 100. Theil des italienischen Lire heißt Centesimo, der 100. Theil des Franken in Frankreich, Belgien und der Schweiz (die kleinste Münze) Centime, = 0,008 Mark. Die 1- und 2-Centstücke sind gewöhnlich von Kupfer; 5-, 10- und 20-Centstücke hat man in den nach französischem Münzfuß rechnenden Staaten in einer Kupferlegirung ausgeprägt. Auch Oesterreich rechnet seit Annahme der Vereinswährung nach Cents, für welche indeß der Name Kreuzer beibehalten worden ist, wie auch in der Schweiz die Cents noch Rappen heißen. Der C. (Zent) war in Preußen, Sachsen, den sächsischen Herzogthümern, Mecklenburg, Kurhessen, Anhalt, Lippe-Detmold,

Waldeck, Schwarzburg und Reuß ein kleines Gewicht = 1/10 Quentchen = 1/100 Loth = 1/5000 Pfund (deutsches Zollpfund) = 1/5 Gramm. In der Nomenklatur des französischen Maßsystems bezeichnet ein mit Centi beginnender Ausdruck 1/100 der durch das Hauptwort bezeichneten Einheit; so ist der Centimeter = 1/100 Meter (s. d.), der Centiar = 1/100 Ar (s. d.), das Centiliter = 1/100 Liter (s. d.), das Centigramm = 1/100 Gramm (s. d.).

Cent (f., vom lat. Centena), Bezirk, Sprengel, besonders Gerichts-, Amtsbezirk; auch die Gerichtsbehörde selbst, welche für einen bestimmten Bezirk angeordnet ist; nach neuerem Sprachgebrauche gewöhnlich gleichbedeutend mit Kriminalgericht; endlich auch s. v. w. Gerichtsbarkeit. Nach der altgermanischen Verfassung war das Land in Gaue eingetheilt, und jeder Gau zerfiel wieder in mehrere Centen. Der Gau (vicus, pagus) erscheint als ein größerer Distrikt, in welchem ursprünglich die waffenfähigen und stammverwandten Männer zur Erhaltung des Friedens und Rechtszustandes im Innern wie nach außen in einer politischen Verbindung standen. C. (im Fränkischen auch hundreda) war ein kleinerer Bezirk, der anfänglich 100 freie Familien umfaßt haben mag, daher wahrscheinlich der Name (von centum = 100). An der Spitze der Gauverwaltung stand als unmittelbarer Beamter oder als Stellvertreter des Königs im Gau der Gaugraf (comes). Er bildete die höchste Militärobrigkeit, führte aber auch den Vorsitz im Gericht und war Exekutivbeamter für die Rechtssachen im Gau. Jede C. hatte einen Centgrafen (centenarius, in Sachsen advocatus [Vogt], auch vicarius genannt). Diese Centgrafen waren Unterbeamte des Comes und hatten im Bezirk über geringere Vergehen und Privatrechtssachen das regelmäßige Gericht zu halten, während die schweren Verbrechen und eigentlichen Kriminalsachen: Mord, Brand, Nothzucht, Raub, Diebstahl ꝛc., wie die wichtigen Civilstreitigkeiten, namentlich über Immobilien, ausschließlich vor den Grafen und dessen Gericht (Grafending) gehörten. Diese aus der Gaueintheilung hervorgegangene Gerichtsverfassung erhielt sich, wie die Gauverfassung selbst, während der ganzen karolingischen Zeit. Bald danach jedoch wurde sie erschüttert, als zunächst die Bischöfe für ihre bischöflichen Sitze und andere ihrer Kirche gehörigen Güter und nach und nach auch weltliche Fürsten ihre Besitzungen durch erlangte Immunität und Exemtion der Gerichtsbarkeit der Gaugrafen zu entziehen wußten, und mit der Entwickelung und völligen Ausbildung der Landeshoheit im 12. und 13. Jahrh. ward ihr gänzlicher Verfall herbeigeführt. Der Ausdruck C. wurde jedoch als gleichbedeutend mit Gerichtsbarkeit überhaupt beibehalten, und namentlich bezeichnete man mit hoher C. (centena sublimis) den Blutbann, die eigentliche Kriminalgerichtsbarkeit. Auch legte man dem Ausdrucke Centgericht oft noch eine engere Bedeutung bei und nannte diejenigen gutsherrlichen Gerichte so, welche den landesherrlichen Kriminalgerichten gegenüber die volle Kriminalgerichtsbarkeit auszuüben hatten. Daher Centherr, der Besitzer eines Guts, mit welchem die Kriminaljurisdiktion verbunden war; centbar (auf Personen und Sachen bezogen), s. v. w. einem bestimmten Kriminalgericht untergeben oder unterworfen, daher centbare Leute, centbare Grundstücke (Gegensatz: centfrei); Centdienste, Dienstleistungen, welche die centbaren Unterthanen für das Centgericht zu verrichten hatten, z. B. Wachen u. dgl.; Centgetreide, eine Abgabe an Getreide, z. B. Hafer, Korn ꝛc., welche die Centuntergebenen an den Centherrn oder Centrichter (Centgrafen, Centner [s. oben], welcher die Centgerichtsbarkeit zu verwalten hatte) hier und da entrichten mußten; Centschöppen, die Beisitzer eines Centgerichts; Centfall, s. v. w. Kriminalfall, Kriminalvergehen, Verbrechen; Centkosten, s. v. w. Kriminalkosten, der Aufwand, welchen die Verwaltung der Centgerichtsbarkeit erforderte; Centpflicht, Centfolge, die Verbindlichkeit, der zufolge man sich vor einem bestimmten Gericht zu stellen hatte; auch heißt Centpflicht die Huldigung, welche die centbaren Unterthanen dem Centherrn zu leisten hatten. Gegenwärtig haben diese Verhältnisse nur noch historische Bedeutung, da die gutsherrliche Gerichtsbarkeit überall an den Staat übergegangen ist.

Centaurēa *L.* (Flockenblume), artenreiche Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Kräuter mit zackigen, oft dornigen Blättern und Hüllen und großen, rothen, gelben, selten blauen Blüten, finden sich über einen großen Theil der Erde verbreitet, am zahlreichsten in den Mittelmeerländern; theils Zierpflanzen, theils durch Arzneikräfte ausgezeichnet. C. cyanus *L.* (Kornflockenblume, Kornblume, Tremse, Cyane), Sommergewächs aus Sicilien und wahrscheinlich mit dem Getreide schon zur Pfahlbauzeit verbreitet, findet sich besonders in Kornfeldern, variirt mit weißen, blaßblauen, rosenrothen, braunen, purpurrothen und bunten Blüten und wird daher auch als beliebte Zierpflanze in den Gärten kultivirt. Die Randblüten wurden früher als Heilmittel gegen den Biß der Skorpione und anderer giftigen Insekten gerühmt; jetzt benutzt man sie höchstens noch als Zusatz zu Räucherpulvern, um diesen ein bunteres Ansehen zu geben. C. montana *L.* (Bergflockenblume), 45 Centim. hoch, mit schönen, großen, himmelblauen, in der Mitte purpurröthlichen, endständigen Blüten, wird ebenfalls als Zierpflanze kultivirt. Eine schöne Zierpflanze ist auch C. atropurpurea *Waldst. et Kit.*, 2 Meter hoch und darüber, mit zahlreichen Varietäten, zu Gruppirungen in Strauchpflanzungen. C. Calcitrāpa *L.* (Calcitrāpa Hippophaestum *Gaertn.*), 30—60 Centim. hoch, mit zahlreichen, einzelnen, seiten- und gipfelständigen, blaßpurpurrothen oder weißen Blüten, findet sich fast überall in Deutschland, auf wüsten Sandplätzen, an Gräben und Wegen. Die ganze Pflanze ist bitter und hat mit der Kardobenedikte gleiche Wirksamkeit. In Frankreich werden die Blätter mit den Blüten zuweilen als Fiebermittel gebraucht. Sie kommen unter dem Namen Ritterspornkraut, Triften-, Sterndistelkraut noch zuweilen in der Apotheke vor. C. moschata *L.* (Bisamflockenblume, Sultansblume), wird 60—90 Centim. hoch, hat große, schöne, weiße oder lilarothe Blüten mit schwachem Bisamgeruch, stammt aus dem Orient und Griechenland. C. Behen *L.* (Rhaponticum Behen *Kostel.*, Behenflockenblume, Rübendistel), wächst ausdauernd am Euphrat. Die Wurzel war die echte, früher gebräuchliche weiße Behenwurzel (Widerstoßwurzel, Gliedweichwurzel), schmeckt bitter, etwas scharf und wird noch jetzt im Orient als ein Mittel gegen Gift, sowie um aufzuregen und das Gedächtnis zu stärken, angewendet. Als sehr beliebte Zierpflanze wird gegen-

wärtig C. candidissima hort., mit fein zerschlitztem, blendend weißem Laub, vielfach kultivirt; die Pflanze macht als Einzelpflanze auf Rasen brillanten Effekt.

Centaurēa benedicta *L.*, s. Cnicus.

Centauren, s. Kentauren.

Centenarien (lat.), s. v. w. Centgrafen (s. Cent).

Centenarium (lat.), Fest des hundertjährigen Bestehens, Säkular-, Jubelfest.

Centesimāl (lat., hunderttheilig), Bezeichnung für alle Rechnungen, bei welchen die Zahl 100 als Normalmaß zu Grunde liegt. So bezeichnet Centesimalskale am Thermometer diejenige Eintheilung, bei welcher der Gefrierpunkt mit 0° und der Siedepunkt des reinen Wassers unter einem Atmosphärendruck von 28 Pariser Zoll mit 100 bezeichnet, also der zwischen beiden befindliche Raum in 100 gleiche Theile zerlegt ist. Celsius (s. d.) hat sie hier zuerst vorgeschlagen. Es betragen demnach 100 Centesimalgrade soviel wie 80 Réaumurgrade, oder es ist, in Zeichen ausgesprochen: 100 C = 80 R, somit C = ⁴/₅ R, d. h. 1 Celsiusgrad = ⁴/₅ eines Réaumurgrades. Anders theilt Fahrenheit: er nimmt jenen Fundamentalabstand zu 180 Graden an, verlegt aber den Frostpunkt, 32 Grad unter dem Frostpunkte des Celsius, dahin, wo das Quecksilber durch eine Mischung von Kochsalz und Schnee ins Gefrieren geräth. Danach erhält der Siedepunkt des Wassers die Zahl 212. Bezeichnet man mit F die Fahrenheit'schen Grade, so würde demnach: 180 F = 100 C, somit F oder 1 Grad Fahrenheit = ⁵/₉ C oder ⁵/₉ eines Celsiusgrades betragen.

Centesimo, Münze, s. Cent.

Centfall
Centfrei
Centgetreide
Centgraf
Centherr
} s. Cent.

Centiar (franz. Centiare, m.), Flächenmaß im Decimalsystem, der 100. Theil des Ar = 1 QMeter.

Centifolie, s. Rose.

Centigramm, der 100. Theil des Gramm (s. d.).

Centiliter, der 100. Theil des Liter (s. d.).

Centiloquium (lat., n.), eine Sammlung von 100 Sentenzen, Meinungen, Aussprüchen. Am bekanntesten sind das C. des Hermes mit 100 Aphorismen oder astrologischen Sätzen in lateinischer Sprache, nach einigen von mehreren gelehrten Arabern niedergeschrieben, von anderen dem fabelhaften Hermes Trismegistos beigelegt; das C. des Ptolemäos, ein astrologisches Werkchen, welches häufig mit dem obigen verwechselt wurde und ebenfalls aus aphoristisch hingeworfenen Sentenzen besteht.

Centimanen (lat., griech. Hekatoncheiren, »Hunderthändige«), Riesen mit 100 Armen und 50 Köpfen, Söhne des Uranos und der Gäa, mit Namen Aegäon oder Briareos, Kottos und Gyges, wurden, gegen den Vater feindlich gesinnt, im tiefsten Innern der Erde in Fesseln gelegt, standen im Kampf gegen die Titanen den olympischen Göttern bei, da Zeus auf Gäa's Rath Hülfe bei ihnen suchte, und bewachen seitdem die in den Tartaros gestürzten Titanen. Sie sind Repräsentanten der gewaltigen Macht des Wassers.

Centime (franz., m., spr. ssangtihm), kupferne Scheidemünze in Frankreich; s. Cent.

Centimēter, der 100. Theil des Meter (s. d.).

Centinājo (ital., spr. tschen-), s. Centner.

Cent-jours (franz., spr. ssang-schuhr, »Hundert Tage«), die Tage, welche zwischen dem 20. März, an welchem Napoleon I. von Elba aus wieder in Paris einzog, und dem 28. Juni 1815 lagen, an welchem Tag Ludwig XVIII. von Cambray aus die königliche Gewalt wieder übernahm.

Centlivre (spr. ssäntliw'r), Susanne, engl. Schauspielerin und dramatische Dichterin, wurde um 1667 (?) in der Grafschaft Lincoln geboren. Früh verwaist, entlief sie ihren harten Pflegeeltern, fesselte eine Zeitlang das Interesse eines Studenten zu Cambridge, heirathete dann, 16 Jahre alt, einen achtbaren Mann und nach dessen Tod einen Officier, der aber bald im Duell blieb. Durch Noth gedrängt, schrieb sie 1700 ihr erstes Trauerspiel: »The perjured husband«, das mit Beifall aufgeführt wurde, und ging dann selbst zum Theater, ohne jedoch Bedeutendes zu leisten. Sie starb 1. Dec. 1723. Als geistreiche Frau stand sie mit Steele, Rowe, Farquhar u. a. in freundschaftlicher Verbindung. Von ihren dramatischen Werken (1761, 3 Bde.; neu herausgegeben Lond. 1874, 3 Bde.), haben sich einige bis in die neuere Zeit auf dem Repertoir erhalten, z. B. »The busy-body« (deutsch von Jünger unter dem Titel »Er mengt sich in Alles«). Lebhaftigkeit der Handlung, Situationswitz und komische Züge zeichnen ihre Stücke aus; Sprache und Charakteristik lassen dagegen viel zu wünschen übrig; auch ermangeln sie aller Decenz.

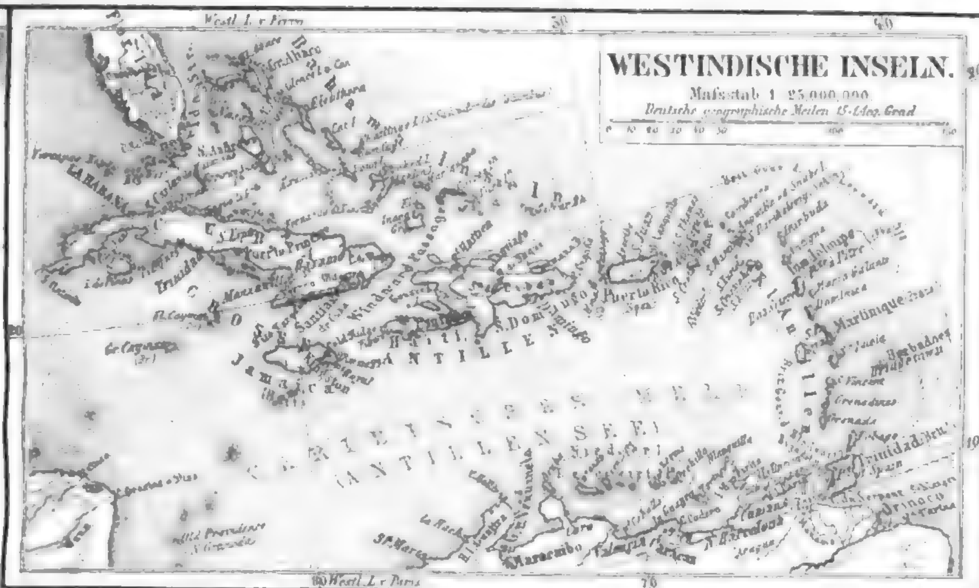
Centner (vom lat. centum, hundert), in Deutschland, der Schweiz und Dänemark ein Handelsgewicht, meist von 100 Pfd. In Deutschland ist dasselbe jetzt überall gleich, nämlich, wie in den beiden anderen Ländern, = 50 Kilogr. Uebereinstimmend damit ist der Zollcentner des deutschen Zollvereins und Oesterreichs, während der Handelscentner in letzterem Lande = 56,00 Kilogr. = 1,1200 deutsche Zollcentner ist. Vor Einführung des deutschen Zollcentners hatte der C. in Preußen und Sachsen 110 Pfd. Ein C. oder 100 Pfd. des neuen deutschen Handelsgewichts = 106,9 Pfd. altes Gewicht in Preußen = 89,286 Pfd. in Bayern = 89,38 Pfd. in Oesterreich = 107 Pfd. 3 Loth 1,3 Quentchen in Sachsen. In England und Nordamerika heißt das unserem C. entsprechende größere Handelsgewicht Hundredweight oder Centweight (abbrevirt Cwt.); es enthält 112 englische Handelspfund = 50,8024 Kilogr. und wird in 4 Quarters à 28 Pfd. eingetheilt. In Frankreich, Spanien und Portugal heißt der metrische C. (100 Kilogramm) Quintal, in Italien Centarello oder Centinajo, im Orient Kantar (Cantaro).

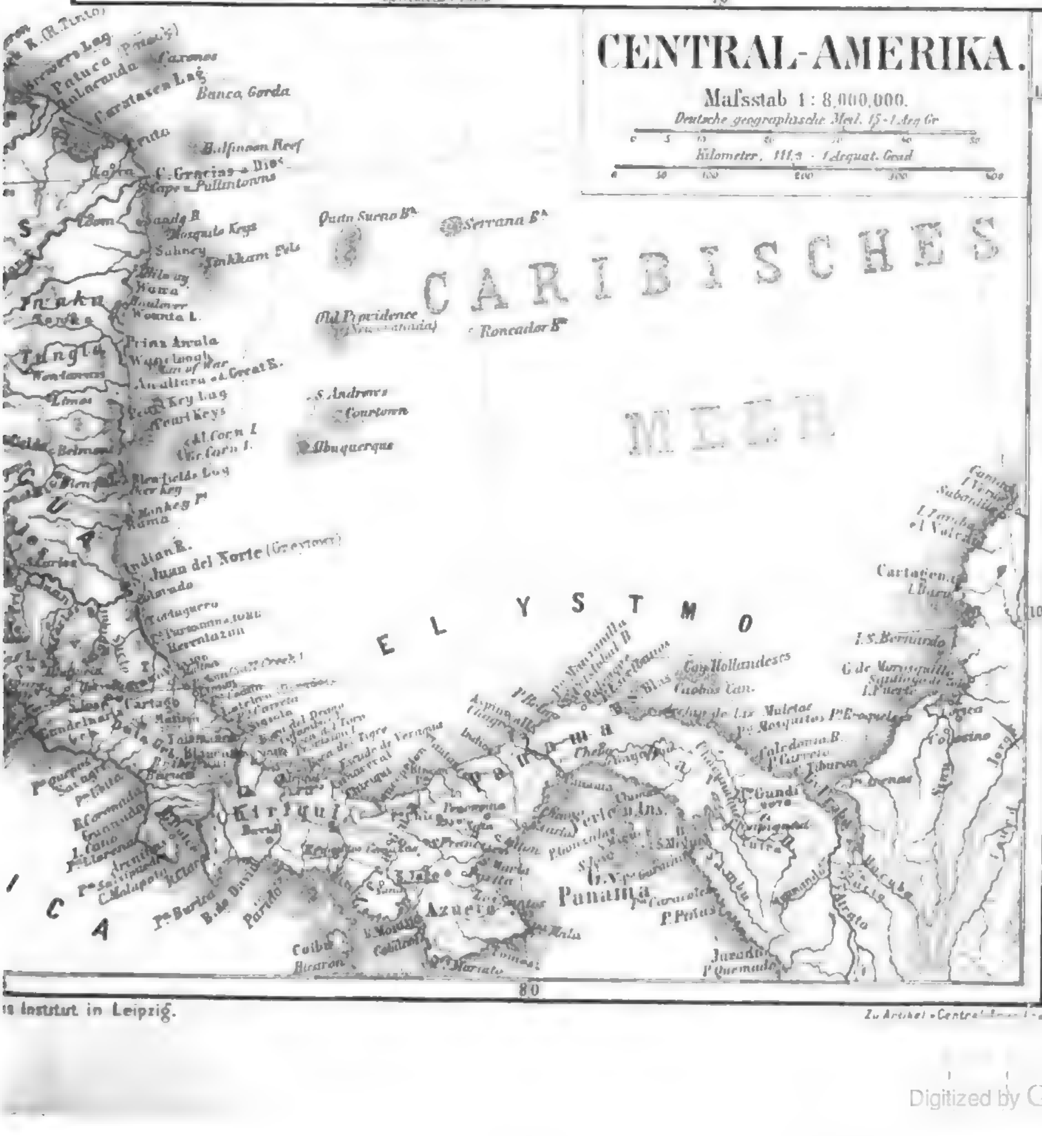
Cento (spr. tschénto), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Ferrara, nahe am Reno, mit alten Befestigungswerken und 5000 (als Gemeinde 1871 mit 19,180) Einw., Sitz eines Bischofs und des Unterpräfekten, hat eine technische Schule und schöne Kirchen; Geburtsort des Malers Barbieri (genannt Guercino), der hier eine Malerakademie gründete und sein Wohnhaus, sowie mehrere Kirchen (namentlich Madonna del Rosario) mit Gemälden schmückte.

Cento (lat., m., ein aus Lappen und Lumpen zusammengeflicktes Kleid, »Bettlerrock«, ital. Centone, »Hanswurstkleid«), Name solcher Gedichte, die aus einzelnen aus dem Zusammenhang herausgerissenen Worten und Versen anderer Dichtungen mit verändertem Inhalt zusammengesetzt sind. Die Entstehung dieser poetischen Spielerei gehört in die spätere

Digitized by Google

Digitized by Google





...s Institut in Leipzig.

Zu Artikel »Central-Amerika«.

Digitized by Google

römische Kaiserzeit, wo die wahre Poesie bereits sehr im Verfall war. Vorzugsweise wurde Virgil zu dergleichen Flickgedichten benutzt. So verfertigte aus Virgilischen Versen und Versheilen Hosidius Geta (47 n. Chr.) ein Trauerspiel, »Medea«, Ausonius (s. d.) seinen berüchtigten »C. nuptialis«, und Proba Falconia, eine christliche Dichterin des 4. Jahrh., gab in ihrem »C. Virgilianus« die Geschichte des Alten und Neuen Testaments (herausgeg. von Kromayer, Halle 1719). Andere Centonarii sind: Sedulius (»De incarnatione verbi«), Mavortius (»Judicium Paridis« und »De ecclesia«), Lurorius (»Epithalamium Fridi«). Metellus, Mönch zu Tegernsee im 12. Jahrh., benutzte die Eklogen Virgils und die Oden des Horaz zu Erbauungsliedern zu Ehren des heiligen Quirinus, daher Quirinalia genannt (herausgeg. von Basnage, Amsterd. 1725). Auch während des Wiederauflebens der humanistischen Wissenschaften wurde diese Bastardpoesie mit Fleiß gepflegt. So schrieb Lälius Capilupus 1535 nach Virgilius ein Gedicht über das verderbte Leben der Mönche und ein anderes über die Lustseuche; dessen Enkel, Julius Capilupus (um 1550), sechs virgilische Centonen; andere Etienne de Pleure (»Sacra Aeneis«, die Thaten Christi in Virgilischen Versen, Par. 1618), der Schotte Alexander Rosse (»Virgilius christianizans«, Lond. 1638 u. öfter), Fulvius Ursinus, Marcus Welser, H. Meibom, Otto Gryphius (»Vita Christi«, Regensb. 1594), Dietrich Steinmann (»De nativitate Servatoris«, Helmst. 1670), Aegidius Bavarius (»Catechismus versibus virgilianis«, Antwerp. 1622). Auch weltliche Sujets behandelte man auf diese Weise, so P. Ramazzini (»De bello Siculo«, Madr. 1677), Daudé (»Sibylla Capitolina«, eine Satire auf die Bulle Unigenitus, Orl. 1726). Es gibt auch griechische Centonen, namentlich Homerocentones aus der byzantinischen Zeit, worin biblische Geschichten aus Homers Versen zusammengesetzt sind (z. B. von Eudoxia, Veneb. 1504 u. öfter). In Italien verfertigte man religiöse Centoni besonders aus Versen des Petrarca, und vorzugsweise waren hier Bembo, Vittoria Colonna, Filogenio Paolucci, Filippo Massini, Giulio Bidelli, Romano Merighi, Ottavio Beltramo (»Il Vesuvio«, Neap. 1834) in dieser verkünstelten Dichtungsart thätig. Sammlungen der Virgilischen und Homerischen Centones lieferten Stephanus (1578), Kromayer (Halle 1719), Teucher (Leipz. 1793). Jene religiös behandelten petrarkischen Lieder, in welchen statt Laura Jesus Christus und die heilige Jungfrau steht, finden sich in dem Werke: »Petrarca spirituale« des Minoriten H. Maripetro (Veneb. 1536). Vgl. Borgen, De centonibus homericis et virgilianis (Kopenh. 1828); Hasenbalg, De centonibus virgilianis (Putbus 1846).

Centofánti (spr. tschen-), Silvestro, ital. Gelehrter, namentlich auf dem Gebiete der Philologie und Literaturgeschichte berühmt, der kirchlichen Richtung angehörig, aber ausgezeichnet durch Patriotismus, edle Gesinnung, schriftstellerische Begabung und erfolgreiche Katheberwirksamkeit, wurde 8. Dec. 1794 zu Pisa geboren, studirte die Rechte und ging 1822 nach Florenz, wo er 20 Jahre hindurch verblieb. Er warf sich auf gelehrte Studien; namentlich beschäftigte er sich mit den palatinischen Codices und mit der Ordnung der mediceischen Archive. Eine zu Florenz 1829 von ihm herausgegebene Tragödie, »Edipo re«, erweckte große Hoffnungen. Im Jahr 1837 begann er einen Kursus öffentlicher Vorlesungen über die »Divina commedia«. Die Einleitung zu diesen Vorlesungen erschien gedruckt unter dem Titel: »Preludio al corso di lezioni intorno a Dante Alighieri« (Flor. 1838) und erfreute sich eines großen Erfolgs. Im Jahr 1841 erhielt C. den Lehrstuhl der Geschichte der Philosophie am Ateneo zu Pisa. Auch hier lenkte seine gedruckte Antrittsvorlesung (»Prolusione alla storia dei sistemi di filosofia«, 1842) die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf den gediegenen Autor. Aber noch größer war sein Erfolg als Lehrer, und er gewann als solcher die enthusiastische Verehrung seiner Zuhörer. Ein vortrefflicher Essay über die Werke Alfieri's (1843) vergrößerte seinen Ruf. Es folgten andere gediegene Abhandlungen aus seiner Feder: über den Platonismus in Italien, über Plutarch, über Pythagoras. Auch veröffentlichte er eine sehr geschätzte Geschichte der griechischen Literatur. In den politischen Bestrebungen und Kämpfen der vierziger Jahre stand C. mannhaft auf der Seite der nationalen Partei und warf sein begeisterndes Wort in die Wagschale zu Gunsten des unterdrückten Vaterlandes. Mit einem Versuch »Ueber das Recht der Nationalität im allgemeinen und das der italienischen insbesondere« (Pisa 1848) griff er gleichfalls in jene Bestrebungen ein. Seine persönliche Betheiligung an denselben brachte ihm nach erfolgter politischer Reaktion und nach der Rückkehr des Großherzogs den Verlust seines Katheders zu Pisa; er wurde indeß mit dem Ehrenamt eines Inspektors der öffentlichen Bibliotheken Toscana's betraut. Im Jahr 1859 berief man ihn in die »Consulta di stato«; hierauf wurde er zum Präsidenten der philosophischen und philologischen Sektion des »Instituto di studii superiori« und zuletzt zum Senator des Reichs und zum Rektor der Universität zu Pisa befördert.

Centórbi (spr. tschen-), s. Centuripe.

Centovalli (spr. tschen-), s. Maggia.

Centrāl (lat.), im Mittelpunkt befindlich, nach dem Mittelpunkt hinwirkend, darauf bezüglich; centralisiren, etwas so ordnen und einrichten, daß alles einzelne von einem Centralpunkt abhängt, von einem solchen aus geleitet und bestimmt wird, besonders in der Staatsverwaltung (s. Centralisation).

Centralamerika (Centroamerika, s. Karte), jetzt Gesamntname der Staaten auf dem die beiden Theile Amerika's verbindenden Isthmus, der Gebiete zwischen den Republiken Mejiko im NW. und Kolumbien im SO., die im NO. vom Antillenmeer, im SW. vom Stillen Ocean begrenzt werden. Das Land, dessen Grenzen gegen Mejiko wie gegen den Staat von Panama noch streitig sind, besteht aus den fünf Staaten Guatemala, San Salvador, Honduras, Nicaragua und Costarica nebst der englischen Besitzung Belize und hat im ganzen ungefähr die Form eines rechtwinkligen Dreiecks, dessen Hypotenuse die Küste des Stillen Oceans bildet, während die Spitze mit Kap Gracias a Dios in das Antillenmeer reicht. Der Flächeninhalt beträgt 487,860 QKilom. (8860 QM.). Die Küste am Antillenmeer ist im ganzen flach und einförmig, für Kulturverhältnisse wenig geeignet. Sie beginnt mit dem innersten Grunde des großen Golfs von Honduras, in welchem die Bai von Amatique (mit dem schönen Hafen von San Tomas) liegt; östlicher hat die Nordküste des Staats Honduras

einige Häfen (Omoa, Puerto Caballos oder Port Cortez, Puerto Sal, Sarsaparilla), die jedoch wie die östlicher sich findenden Lagunen von untergeordneter Bedeutung sind, wogegen die vor dieser Küste liegende Inselgruppe Guanaja einige treffliche Häfen darbietet. Die weitere Küste südlich vom Kap Gracias a Dios, die sogen. Mosquitoküste, ist ebenso einförmig gebildet und hat nur in den Flußmündungen (Rio grande) und in einigen Lagunen (Pearl Kay, Bluefield) Häfen, die aber nur kleine Schiffe zulassen. An der Mündung des San Juan liegt der kleine, aber schöne Hafen San Juan (Greytown), von dem an östlicher an der Nordküste von Costarica alle Häfen fehlen bis zu der schönen, hafenreichen Lagune von Chiriqui, die aber bereits dem Gebiet von Panama angehört. Die Küste am Stillen Ocean ist zwar im ganzen auch sehr einförmig, doch für den Verkehr nicht ganz so ungünstig gebildet als die nördliche. Von der mexikanischen Grenze an ist sie freilich sehr unvortheilhaft gestaltet, indem sie sich ohne einen Einschnitt nach SO. hinzieht, allenthalben heftiger Brandung ausgesetzt und ganz hafenlos, derart, daß nur an wenigen Punkten bei stillem Wetter sich landen läßt. Die Küste des Staats Salvador, die mehr gegen O. sich ausdehnt, hat bereits einige, aber nur sehr mangelhafte Häfen (Acajutla, Puerto Libertad, Jiquilisco oder Puerto del Triunfo), bis man an der Grenze von Salvador und Nicaragua die prächtige Bai von Conchagua (Fonseca) erreicht, die eine Menge schöner Häfen enthält. Die folgende Küste von Nicaragua zieht wieder einförmig gegen SO., hat aber einige sehr gute Häfen (Realejo, Puerto de San Juan del Sur, einer der besten Häfen des ganzen Landes, Salinas und Santa Elena); in Costarica enthält die Küste dann zwei größere Golfe, den Golf von Nicoya, zu dem der Haupthafen von Costarica, Punta Arenas, gehört, und den Golfo dulce, dessen Häfen noch unbenutzt sind, da die Umgegend fast unbewohnt ist. — Der Gebirgsbau des Landes ist im ganzen ziemlich komplicirt. Im N. erhebt sich südlich von dem niedrigen, welligen Hochland von Tehuantepec, das die Gebirge Centralamerika's von denen Mexiko's scheidet, das nördliche Gebirgsland, das an seiner Westseite von einer Kette höherer Berge durchzogen wird, die steil zur nahen Küste herabsinken, während ihre sanfteren östlichen Abhänge aus einer Reihe von Bergzügen und größeren Hochebenen bestehen, die sich allmählich in die Küstenebene von Honduras verlieren. Eine tiefere Einsenkung am Fonsecagolf, durch die man jetzt eine Eisenbahn zur Verbindung beider Küsten zu bauen beabsichtigt, trennt dieses Bergland von dem von Nicaragua, das sich im O des gleichnamigen Sees erhebt und noch sehr wenig bekannt ist, allein überwiegend aus Hochebenen gebildet zu sein scheint. Durch eine andere noch viel tiefere Einsenkung, welche der See von Nicaragua und das Thal des Flusses San Juan einnehmen, wird dieses von dem dritten Bergland, dem von Costarica, geschieden, das, wie das vorige, aus hoch gelegenen, gesunden und fruchtbaren Ebenen besteht, über die eine Reihe hoher Berge hinzieht, und das mit seinen südlichsten Theilen noch das ganze bereits zu Panama gehörende Veragua umfaßt. Die mittlere Kammhöhe der Bergzüge scheint etwa 2000 Meter zu betragen, die höchsten Gipfel erheben sich bis gegen 4600 Meter. Eigenthümlich werden diese Verhältnisse noch durch eine Reihe von thätigen und erloschenen Vulkanen modificirt, die sich in Costarica zum Theil auf den Hochebenen, in Nicaragua und in Salvador in der Küstenebene, im W. des Berglandes, in Guatemala, aber auf dem Rande der letztern selbst, erheben. Sie sind zum Theil über 4000 Meter hoch (der Volcan de Agua bei der Stadt Guatemala 4416 Meter). Hinsichtlich der geognostischen Verhältnisse ist C. noch überaus wenig bekannt und erforscht. In der langen Kette der das Land durchschneidenden Vulkane sind Trachyte, Porphyre, Phonolithe und der Amerika so eigenthümliche Andesit fast die einzigen Gesteine; allein in der Hochebene der Bergländer treten auch andere, vor allem Urgesteine und neptunische (Schiefer, Grauwacke, Kalksteine, deren Stellung im System noch nicht bestimmt ist), in nicht geringer Menge auf, und sie scheinen sogar verbreiteter zu sein, als man früher annahm. Von Metallen findet sich Gold und Silber in ziemlich bedeutender Menge, besonders in den östlichen Theilen von Honduras und Nicaragua, dann Blei, Eisen, Kupfer; Kohlen gibt es an mehreren Orten, sie scheinen aber der tertiären Bildung anzugehören. Bei den vielen Vulkanen des Landes sind Ausbrüche derselben und Erdbeben nicht selten, allein die letzteren nicht oft von heftig zerstörenden Wirkungen. C. ist reichlich bewässert. Wegen der Höhe der der Westküste nahen Berge und des schroffen Absturzes derselben haben die zum Stillen Ocean strömenden Flüsse nur einen kurzen Lauf und sind für den Verkehr um so weniger bedeutend, als ihre Mündungen durch die Meeresbrandung verstorft und daher unzugänglich sind; der bedeutendste ist der Rio Lempa in San Salvador. Dagegen sind die in das Antillenmeer fallenden Flüsse bei der sanftern Senkung der Berge nach N. länger und besser entwickelt und bilden in den breiten Küstenlandschaften im untern Lauf werthvolle, wenn auch bis jetzt noch sehr wenig benutzte Wasserstraßen; die bedeutendsten sind der Rio grande, Ulua (oder Humuya), Patuca, Segovia oder Wanks, Bluefields (oder Escondido), San Juan, der Abfluß des Nicaraguasees, in dessen Thal der Bau eines beide Küsten verbindenden Kanals schon lange projektirt worden ist.

Das Land hat als ein Tropenland nur zwei Jahreszeiten, die Regen- und die Trockenzeit, von denen jene im allgemeinen die Monate Juni bis December, diese die übrigen umfaßt. Allein lokale Verhältnisse üben einen bedeutenden Einfluß auf Anfang und Dauer beider aus. Zunächst erklärt sich die viel größere Feuchtigkeit der Ostküste gegenüber der größern Trockenheit der Westküste (und zugleich damit die Ungesundheit der erstern gegen die viel bedeutendere Gesundheit der letztern) daraus, daß das ganze Land unter dem Einfluß des aus dem Atlantischen Ocean kommenden Nordostpassats steht, der den vielen Wasserdampf, den er mit sich führt, aufgehalten durch die ihm hier entgegentretenden Hochländer, in zahlreichen Niederschlägen fallen läßt, die zugleich die größere Zahl und den Wasserreichthum der nach O. fließenden Ströme erklären; ja, hier und da (z. B. an der Nordküste von Costarica), sind diese Niederschläge so stark, daß man fast gar nicht von einer Trockenzeit sprechen kann. Wenn dann dieser Nordostwind die Westküste erreicht, ist er seines Wassergehalts schon beraubt und bringt hier schönes, trockenes Wetter. Nur in den Monaten Juni bis September erhalten auf dieser Seite Winde aus W. und SW. vom Stillen Ocean her die Oberhand, und ihnen verdankt die Westküste die

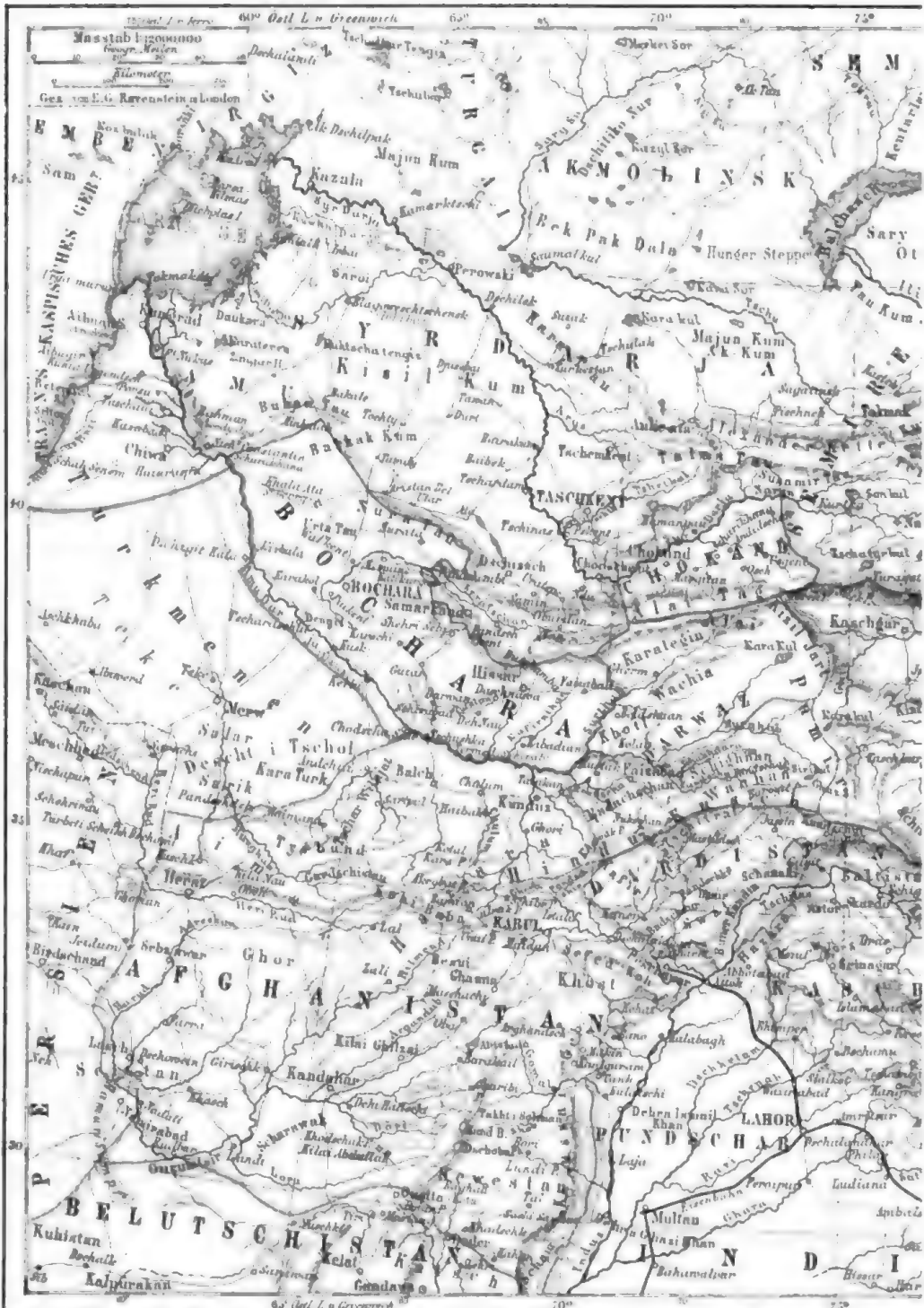
Regenzeit, obgleich die Regen lange nicht so heftig und anhaltend sind als an der östlichen. Die Hochebenen des Innern schließen sich dem Klima nach mehr der Westküste an, haben aber noch viel weniger scharf getrennte Jahreszeiten als selbst diese. Endlich sind die südlichen Theile (besonders Costarica) viel regenreicher und feuchter als die nördlichen, weshalb die Kochenillezucht nur in den letzteren möglich ist. Die in Mejiko so gefürchteten Nordwestwinde erstrecken sich auch bis C., jedoch nicht mit solcher Heftigkeit wie nördlicher; sie pflegen am Ende der Regenzeit einzutreten und den Anfang der Trockenzeit anzuzeigen. Ebenso bietet das Land wie Mejiko in seinen inneren Bezirken durch die verschiedene Erhebung des Bodens die gleiche Mannigfaltigkeit der klimatischen Verhältnisse; es hat ebenfalls eine tierra caliente, templada und fria und zwar bei der größern Abwechselung in seiner Konfiguration noch in reicherer Entwickelung, als dies bei dem Nachbarlande der Fall ist. Diesen klimatischen Unterschieden entsprechend, bieten auch die Küstenebenen im O. eine ungleich großartigere und viel mehr entwickelte Vegetation dar als im W.; sie sind überwiegend mit dicht verwachsenen Urwäldern bedeckt, in denen die kostbarsten Nutz- und Farbehölzer sich in Menge finden (Mahagoni, Brasilholz, Sassaparille, Vanille ꝛc.). Die Länder der tierra caliente mit ihrer reichen Tropenflora reichen bis gegen 1000 Meter Höhe; sie umfassen über ein Drittel des ganzen Landes, außer den Küstenebenen noch fast ganz Salvador und einen bedeutenden Theil von Nicaragua. In diesen Gegenden gestattet das Klima bloß den Plantagenbau und als Arbeiter Indianer oder Neger, und bei der Fruchtbarkeit des Bodens darf man hier künftig eine außerordentliche Entwickelung der Kultur erwarten; bis jetzt beschränkt sich der Anbau auf die Erzeugung von Kakao und Indigo, außer denen diese Theile nur noch die reichen Produkte des Urwaldes an Droguen, Gewürzen und Nutzhölzern (Mahagoni, Brasilholz, Vanille, Ipecacuanha, peruvianischen Balsam ꝛc.) zum Handel liefern. Fast die Hälfte des Landes, die Hochländer, nehmen die tierras templadas ein in der Höhe von 1000—1800 Meter, wo die Wälder allmählich immer lichter werden und mit großen Savannen abwechseln, der Boden nicht weniger fruchtbar als in den tieferen Gegenden, das Klima aber weit gesünder ist. Diese für europäische Einwanderer besonders geeigneten Gegenden liefern jetzt vorzugsweise Kaffee, in den unteren Theilen noch Zucker, die Hauptcerealie ist der Mais; erst in den höheren Theilen treten Weizen und andere europäische Kulturpflanzen und Fruchtbäume auf. Unbedeutend an Ausdehnung ist dagegen in C. die Region der tierras frias, von 1800—2000 Meter, in der sich die Kultur auf die nordischen Cerealien und die europäischen Fruchtbäume und Gemüse beschränkt; das Klima ist hier stärkend und gesund, die Vegetation der größern Feuchtigkeit halber abwechselnder als in den entsprechenden Theilen Mejiko's; die Fülle der Grasarten gestattet eine starke Entwickelung der Viehzucht. Die Fauna Centralamerika's hat überwiegend den Charakter der des tropischen Südamerika; allein sie bildet insofern eine Uebergangszone, als in ihr bereits Elemente der mejikanischen Fauna auftreten. Unter den Mammalien gibt es von gefährlichen Thieren besonders Jaguare und Pumas, nächstdem wilde Schweine (Pekari), mehrere Katzenarten und eine dem Schakal ähnliche Hundeart; von Wild mehrere Arten kleiner Hirsche, in den tieferen Gegenden zahlreiche Affen von südamerikanischen Formen, dann viele zierliche Eichhörnchen, die an die nordamerikanische Fauna erinnern, und die specifisch mejikanische Beutelrattenart Goomyxis. Die Vögel des Landes sind ebenso zahlreich als durch Schönheit und Pracht der Farben ausgezeichnet, was ganz besonders von den vielen Arten der Papageien und Tauben, dann von den Waldhühnern, den Pavos, Hokkohühnern, Tukanen und Trogonarten, schönen Spechtarten, Kolibris ꝛc. gilt. Auch Raubvögel (darunter der nützliche Aasgeier) sind häufig, dagegen Singvögel im Verhältnis seltener. Von Reptilien finden sich viele Schlangenarten, unter ihnen einzelne sehr giftige, wie die südamerikanische Klapperschlange, viele, oft sehr große Alligatoren und Schildkröten. Die Flüsse des Landes stehen in dem Reichthum an Fischen den nordamerikanischen sehr nach. Da auch das Wild im ganzen nicht sehr zahlreich ist, so erklärt es sich, weshalb die Spanier bei ihrer Einwanderung hier (außer an der Ostküste) nirgends Fischer- oder Jägervölker, sondern allenthalben eine seßhafte, vom Landbau lebende Bevölkerung vorfanden. Die Insektenwelt ist namentlich in den tieferen Gegenden ebenso verschiedenartig wie zahlreich und für die Entwickelung der Kultur im hohen Grad hinderlich.

Die Bevölkerung Centralamerika's beträgt jetzt wahrscheinlich etwa 2,700,000, wonach auf die Quadratmeile nur etwa 300 kommen würden; allein sie ist sehr ungleich über das Land verbreitet, in den westlichen Theilen bei weitem am stärksten, während die Küstenländer im Osten an manchen Stellen ganz unbewohnt sind. Daher leben z. B. im Staat Salvador fast 1000, in Guatemala nur etwa 600 Menschen auf der Quadratmeile. Sie besteht aus Weißen, Indianern und Negern und den Mischlingen derselben. Die Weißen sind fast ohne Ausnahme spanische Kreolen oder Nachkommen eingewanderter Spanier; sie scheinen höchstens den 20. Theil aller Einwohner auszumachen, sind aber durch die historischen Verhältnisse und die höhere Bildung allenthalben die herrschende Klasse. Die Mischlinge der Weißen und Indianer, die sogen. Ladinos, deren Zahl vielleicht zwei Fünftel der Einwohner beträgt, schließen sich im ganzen ihnen an. Neger, die alle frei sind, wie die aus der Vermischung derselben mit Indianern entsprossenen Zambos, sind nur wenige vorhanden. Die überwiegende Zahl der Einwohner, über die Hälfte, sind Indianer, die Nachkommen der alten Ureinwohner des Landes. Bei der Einwanderung fanden die Spanier zwei nach ihrem Kulturzustand sehr verschiedene Völker, an der Ostküste rohe, in den Urwäldern hauptsächlich von Jagd und Fischfang lebende, anscheinend den Ureinwohnern der Antillen verwandte Völker, von denen noch Ueberreste in den unabhängigen, unter dem Namen der Indios bravos zusammengefaßten Indianerstämmen an der Ostküste sich erhalten haben, im Innern und an der Westküste dagegen Stämme von nicht unbedeutender Kultur, deren religiöse und politische Institutionen wohl entwickelt waren. Sie waren jedoch nicht wie in Mejiko in einem größern Staat vereinigt, sondern bildeten viele kleine Staaten, deren Ueberwältigung daher den Spaniern nicht eben große Schwierigkeiten bereitete. Der größte Theil der indianischen Bevölkerung gehört der Sprache nach zu Einem Volksstamm, denn von den gegen 30 im Land gesprochenen Sprachen sind 24 bloß Dialekte der

Mayasprache; dazwischen finden sich an wenigen Stellen noch Indianer, welche die Aztekensprache Mejiko's (das Nahuatl) sprechen, und dies wie das Vorkommen aztekischer Ortsnamen überall im Lande deutet darauf hin, daß hier einst eine ursprüngliche indianische Bevölkerung von eingewanderten Azteken unterworfen worden war. Hiermit hängen auch ohne Zweifel die in den Gebieten der beiden Sprachen sich findenden alten Ruinen zusammen, die an Großartigkeit und Eigenthümlichkeit sich denen des alten Mejiko an die Seite stellen lassen. Aber der Umstand, daß sich zwischen diesen Stämmen noch einzelne finden (wie die Poya in Honduras, die Chontales in Nicaragua), die ganz besondere Sprachen reden, scheint darauf schließen zu lassen, daß diese die eigentlich ursprünglichen Eingebornen, die Stämme der Mayasprache erst eingewandert sind und jene unterworfen und zum großen Theil wohl erst umgebildet haben, bis sie selbst wieder (wenigstens für eine Zeitlang) unter aztekische Herrschaft geriethen. Jetzt stehen die Nachkommen aller dieser Stämme zu den herrschenden Kreolen ganz in demselben Verhältnis wie überall im spanischen Amerika, und nur in den Urwäldern an der Ostküste streifen noch einzelne Horden frei und selbständig umher.

Die Grundlage des Lebens ist in C. der Landbau. Bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens und den klimatischen Verhältnissen ist es möglich, alle Produkte zu erzeugen, von der Kartoffel und dem Hafer bis zum Maniok und der Banane; allein die Landwirtschaft steht auf einer überaus niedrigen Stufe, und trotz der Fruchtbarkeit und der geringen Bevölkerung kommen Beispiele von großer Theuerung, ja von Hungersnoth vor. Für den Verkehr liefert der Landbau vor allem Indigo (und zwar den besten der Erde, vorzugsweise im Staat Salvador), Kochenille (einzig in Guatemala), Kaffee (überwiegend in Costarica), Kakao (längs der ganzen Westküste und von vorzüglicher Beschaffenheit), Tabak (der dem von Cuba nicht nachsteht, besonders in Honduras, Guatemala und Salvador), Zucker (dessen Ausfuhr jetzt lange nicht mehr so bedeutend ist als früher). Baumwolle wird (besonders in Guatemala) viel, allein nicht zur Ausfuhr gebaut. Außerdem liefert das Pflanzenreich für den Handel noch die kostbaren Erzeugnisse der Urwälder (besonders Mahagoni, Campecheholz, Brasilienholz, Vanille, peruvianischen Balsam, Sassaparille ꝛc.). Die Viehzucht, obschon durch die langen bürgerlichen Unruhen sehr herabgekommen, bildet noch immer (in Honduras und Nicaragua) die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Der Bergbau liegt trotz der metallischen Schätze der Gebirge wegen des Mangels an Kapitalien und an Intelligenz tief darnieder; man gewinnt besonders Silber (in Salvador und Nicaragua) und Gold (in Nicaragua und Honduras). Die Gewerbthätigkeit steht auf der niedrigsten Stufe, von einer eigentlichen Fabrikindustrie ist keine Rede. Für den Handel ist kaum ein Theil Amerika's günstiger gelegen als C. durch die geringe Breite, die der Kontinent hier zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean besitzt, und durch die Leichtigkeit der Verbindung zwischen beiden, namentlich in den beiden Einsenkungen in Honduras und Nicaragua. Die Projekte, durch die letztere einen Kanal zu bauen, sind aber bis jetzt weniger wegen der natürlichen Hindernisse (besonders in den Stromschnellen des San Juanflusses) als wegen der politischen Unsicherheit des Landes und des Mangels an Kapitalien noch unausgeführt geblieben (vgl. v. Seebach, C. und der interoceanische Kanal, Berl. 1873), und der Versuch, eine Eisenbahn durch Honduras über den Paß von Comayagua zur Fonsecabai zu bauen, ist ebenfalls infolge der inneren Wirren im Land selbst wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika noch nicht zur Ausführung gekommen. Der Handelsverkehr ist bei der geringen Bevölkerung den natürlichen Hülfsquellen des Landes wenig entsprechend. Die Ausfuhr kann im ganzen nur für unbedeutend gelten; sie geht nach Europa und jetzt nicht mehr wie früher um das Kap Horn, sondern über Panama. Die Einfuhr, die hauptsächlich von Engländern, nächstdem noch von Franzosen, Deutschen und Nordamerikanern geliefert wird, besteht vor allem aus Fabrikwaaren aller Art, dann aus Weinen, Lebensmitteln, Oel ꝛc. In der geistigen und sittlichen Bildung stand die Bevölkerung des Landes jederzeit hinter der von Mejiko zurück und hat in dieser Hinsicht seit dem Abfall der Kolonie von Spanien noch recht beklagenswerthe Rückschritte gemacht. Die alte spanische Aristokratie, die unter der Kolonialherrschaft alle Macht besaß, ist gänzlich vernichtet; an ihrer Stelle ist die Herrschaft von despotischen Machthabern, hauptsächlich Soldaten, und, wo noch etwas geordnetere Zustände (wie in Costarica) bestehen, eine Art Plutokratie getreten. Am übelsten hat die Feindseligkeit gegen die Kirche, die in den ersten Zeiten der Unabhängigkeit des Landes herrschte, gewirkt; sie hat die Verarmung der Kirche und ein gänzliches Versinken des Klerus in sittlicher und intellektueller Beziehung und damit zugleich Entartung des Volks nach beiden Seiten hin zur Folge gehabt, während jetzt, wo die Kirche (wie in Guatemala und Salvador) zu neuem, größerem Einfluß gelangt ist, auch dieser wieder gleich nachtheilig und verderblich wirkt.

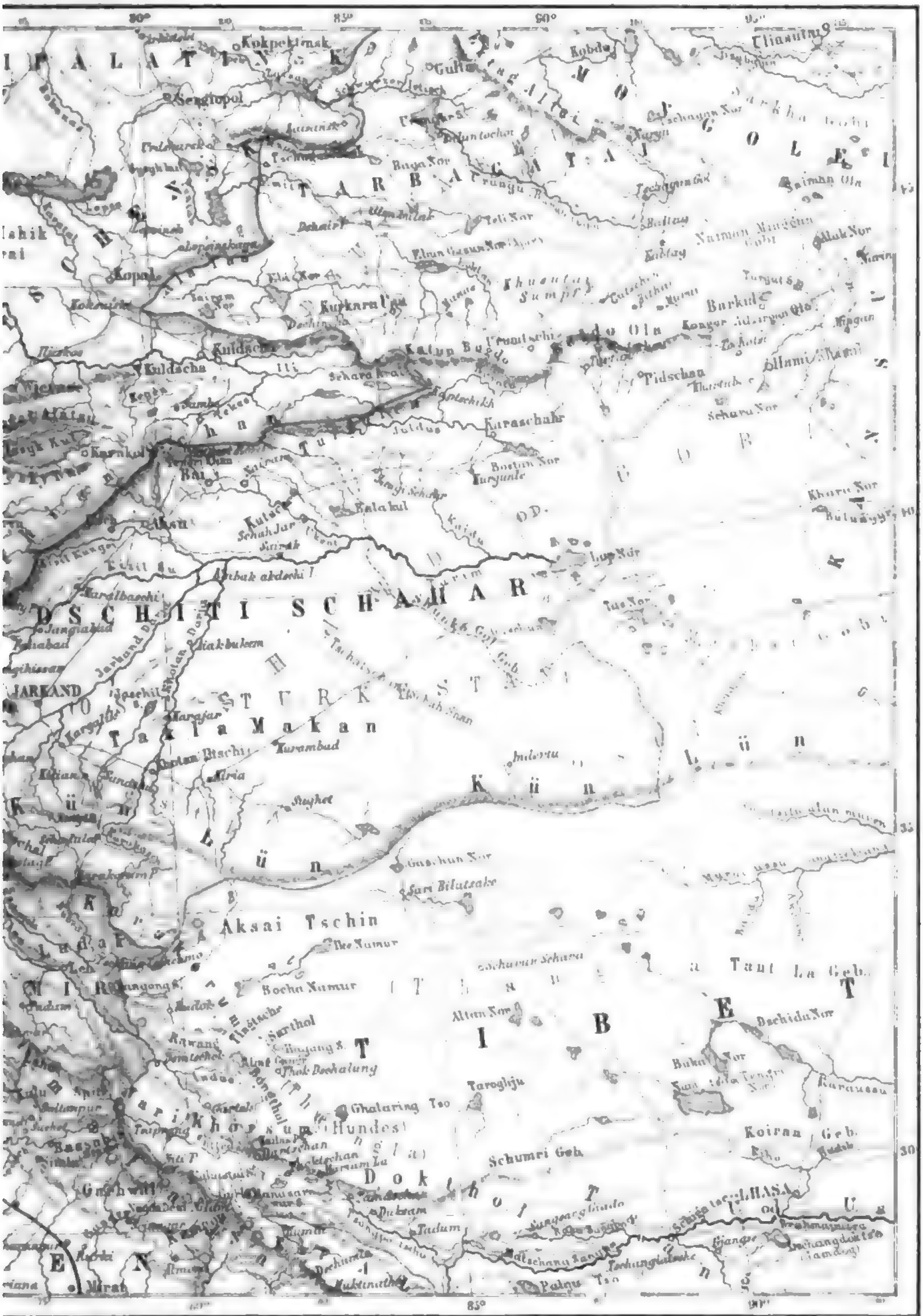
Die Ostküste von C. hatte schon Columbus auf seiner vierten Reise 1502 besucht, die Westküste entdeckte Ponce de Leon 1516. Pedro de Alvaredo, nach der Eroberung Mejiko's von Cortez hierher geschickt, unterwarf 1524 die Indianer und erbaute die Stadt San Jago de los Caballeros de Guatemala. Keine Eroberung eines Landes ging leichter und unblutiger vor sich als die Centralamerika's; in keinem andern fügten sich die Eingebornen so willig der neuen Herrschaft und der neuen Religion, die hier von Las Casas gepredigt wurde. Einige indianische Distrikte, insbesondere die Mosquitoküste, blieben frei. Im übrigen stand über dem ganzen Lande die Audiencia von Guatemala und ein Generalkapitän (der erste war der erwähnte Pedro de Alvaredo 1527), von dem in den fünf Provinzen besondere Statthalter abhingen. In der Revolutionszeit blieb C. am längsten dem Mutterlande treu und erklärte sich erst 1821 für unabhängig. Die provisorische Regierung schwankte zwischen einem Anschluß an Kolumbien, Mejiko und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Endlich wurde 1. April 1823 die Republik der »Vereinigten Staaten von C.« proklamirt. Es fehlte indessen auch jetzt nicht an Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten unter den verschiedenen Parteien; man machte alle möglichen Experimente mit der Verfassung und Verwaltung des Landes und richtete dadurch eine so gründliche Verwirrung in den staatlichen und kirchlichen Verhältnissen an, daß es endlich zum offenen Bürgerkrieg kam, aus dem 1839 der Zerfall des gan-



Meyer's Konversations-Lexikon 3. Aufl. II. Bd.

Digitized by Google

- ASIEN.



Institut in Leipzig

Zu Artikel: Central Asien

...e Besitzungen — Von England abhängige Staaten. (Afghanistan. Beludschistan.) — Dschiti Schahar (Jakub Chan's Reich.)

Digitized by Google

zen Staats in fünf kleine, alles politischen Zusammenhangs entbehrende, den früheren Provinzen entsprechende Republiken: Guatemala, Honduras, Salvador, Nicaragua und Costarica, hervorging. Der Versuch 1851 von Seiten der Republiken Honduras, San Salvador und Nicaragua, welche eine Art Konföderation geschlossen hatten, Guatemala zum Beitritt zu zwingen, endete 2. Febr. 1851 mit der Niederlage der Verbündeten. Weiteres s. die einzelnen Staaten. Vgl. Reichardt, Centralamerika (Braunschw. 1851); Baily, Description of Central America (Lond. 1850); Squier, Notes on Central America (New York 1856); Derselbe, The states of Central America (das. 1858; deutsch von K. Andree; neue Ausg. Leipz. 1865); K. v. Scherzer, C. in seiner Bedeutung für den deutschen Handel und die deutsche Industrie (Wien 1857); Derselbe, Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika (Leipz. 1869); Fröbel, Seven years' travel in Central America etc. (Lond. 1859); Jomard, Coup d'œil sur l'Amérique centrale et ses monuments (Par. 1860); Belly, A travers l'Amérique centrale (das. 1867, 2 Bde.); Morelet, Travels in Central America (Lond. 1871; deutsch, Jena 1871).

Centralasien, die durch Alexander v. Humboldt statt der Namen »Große und Kleine Bucharei«, »Freie Tatarei« in Gebrauch gekommene Bezeichnung für das weite Gebiet im Innern Asiens, das vom übrigen Asien durch eine Linie abgegrenzt wird, welche die Quellen der Küstenflüsse des Persischen Meers, des Euphrat, des Kur, der westlichen und nördlichen Zuflüsse des Kaspischen Meers (ohne die Wolga, welche außer Betracht bleibt), des Ob, der Lena, des Amur, des Hoangho, des Jang-tse-Kiang, des Brahmaputra, des Ganges und des Indus mit einander verbindet. Charakteristisch für dieses Gebiet, das in der Länge über 76, in der Breite über 26 Grade sich ausdehnt, ist die große Zahl von Seen, welche mit keinem der großen Oceane in Verbindung stehen und die Sammelbecken zahlreicher Flüsse sind, soweit sie nicht in den Wüsten versiegen, die sich vor den Seen ausbreiten. Die frühere Ansicht, wonach die Gegenden Centralasiens ein großes Hochplateau bilden sollten, ist durch die eingehenden Forschungen A. v. Humboldts als irrig erwiesen worden. Turkestan, mit den Stromgebieten des Amu Darja im W. und des Jarkandflusses (Tarim) im O., bildet eine große, in der Mitte gehobene Einsenkung, die gegen O. erst im Mongolengebiet endet; im Plateau von Iran begegnen wir einer bedeutenden Depression in Seistan, der sogen. See Hamun liegt nur 471 Meter ü. M. Die ausgedehnteste Niederung befindet sich in den nach dem Kaspischen Meer zu sich abdachenden Steppen, deren Wasserrinnsale kaum 200 Meter ü. M. liegen. Was die Gebirge betrifft, so bildet die Grenze Centralasiens im N. und O. der Altai mit seinen gegen O. ziehenden Verzweigungen, dann der Inschan, Aläschan und das hohe Gebirge am Kokonor; im S. bildet die wasserscheidende Kammlinie der Karakorum (Mustagh, tibetisch Thangla), der nach W. in dem Hindukusch sich fortsetzt. Der Hauptkamm dieses Gebirges, an das sich westlich mittels niederer Höhenzüge das Elbursgebirge anschließt, das den Südrand des Kaspischen Meers begrenzt und im Demavend zu 5652 Meter Höhe sich erhebt, bildet den Nordrand des Hochplateau's von Iran; seine Verzweigungen in Kabulistan (Afghanistan) und in der von N. nach S. streichenden Solimankette bilden das Grenzgebirge Irans gegen Indien. Das westliche Grenzgebirge ist die von NW. nach SO. ziehende Kaukasuskette, welche die im Niveau des Meers gelegenen pontisch-kaspischen Tiefländer von den armenisch-persischen Hochländern scheidet. Mit dem Altaisystem in Zusammenhang und von diesem nur durch eine etwa 21 Kilom. breite Einsenkung getrennt ist das Thianschangebirge; zum Himalaya stehen in Beziehung der Karakorum, der ihm nahezu parallel läuft und diesem nördlich vorgelagert, aber von W. nach O. gerichtet ist, der Kuenlün und im W. sich anschließend die gleich dem Kaukasus von SO. nach NW. streichenden, in den Gipfeln jedenfalls 6000 Meter Höhe übersteigenden Gebirgszüge, welche wir (wahrscheinlich mit Unrecht) als Bolor (Belur Tagh) zusammenzufassen gewohnt sind. Dem von NO. nach SW. verlaufenden, am Terekpaß beginnenden mächtigen Gebirgszuge gebührt der Name Alai. Er bildet die Wasserscheide zwischen dem Sir Darja und Amu Darja; dahinter liegen die berühmten Wüstenplateau's der Pamir. — Ist C. von den nach den Meeren zu geöffneten Ländern Asiens durch hohe Gebirgszüge abgeschlossen, so ist es im Innern in verschiedene Theile zerlegt durch die Verzweigungen des Himalayasystems und des Thianschan. Die wichtigste Scheidung wird bewirkt durch den Thianschan, dessen Hochgebirgsrücken in zwei Hauptrichtungen: von SW. nach NO. und von NW. nach SO., streichen. Die höchste Erhebung liegt in der nordwestlichen Erhebungsrichtung; der östliche Thianschan ist zwar noch immer sehr wenig bekannt, aber eine riesenhaft aufragende Gebirgsmasse trennt den chinesischen Kreis Kur-kara-usu in der westlichen Mongolei vom Land der Dschulduz in Ostturkestan und setzt sich östlich in weniger hohen Parallelketten mit Längsthälern (Wasser- und Völkerscheide) fort bis zur chinesischen Provinz Kansu. Die von N. nach S. streichende Kette scheidet Ost- und Westturkestan in die zwei großen Längsthäler des Amu Darja und des Tarim und ist von den nordwestlichen Fortsetzungen des Himalaya nicht, wie im N. vom Altai, durch eine Senkung geschieden, sondern beide Systeme gehen hier durch zahlreiche kurze, sich absondernde und einander durchschneidende Ketten in einander über. Diese ausgedehnte Gebirgsregion nöthigte die türkisch-tatarischen Stämme, ihren Zug nach W. auf dem Umweg durch die nördliche Einsenkung zu bewerkstelligen, und gestattete dem iranischen Element, sich über den Hindukusch hinaus bis zum Sir Darja, dem nördlichen Hauptfluß des Aralsees, auszudehnen.

In C. breiten sich unabsehbare Steppen aus. Diese Einöden sind mit fliegendem Sand, mit Salzlachen und weiten, mit Rohr bestandenen Morästen bedeckt und gestalten sich nur hin und wieder zu Steppen mit einer an Arten relativ reichen Flora, auf denen die Nomaden ihre Herden weiden können; auch an eigentlichen Wüsten fehlt es nicht. Zwischen dem 37.—51.° nördl. Br. und 46.—67.° östl. L. v. Gr. bedeckt die aralo-kaspische Niederung einen ungeheuern Länderkomplex; östlich davon liegen die Wüsten Kisilkum und Batkatkum, südlich davon die wasserlose Turkmenenwüste. In Chorassan lagert das fruchtbare Land um die völlig wegloſe Wüste Lut, »im Vergleich mit welcher die Wüsten Kisilkum und Gobi für lachende Gegenden zu halten sind«. Große Flächen nehmen im S. des Hindukusch unfruchtbare Gegenden ein. Oestlich des Thianschan füllt im N. die Wüste Gobi mit

ihrem schmutziggelben, sandig-lehmigen, gewellten Steppenboden, aus dem Hügel und Berge über 2500 Meter emporragen, einen Raum aus, der Frankreich viermal an Größe übertrifft. Leblose Stille herrscht hier; es fehlt zwar nicht an Oasen, aber erst am Nordabfall der Mongolei, nach Sibirien und dem Baikalsee zu zeigen sich die Anfänge von Flüssen und ein verhältnismäßig reichlicher entfaltetes Leben. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die russischen Kolonnen 1873 auf dem Weg nach der Oase Chiwa von Taschkend, Kasalinsk, Orenburg und Mangitschlak aus erfolgreich, wenn auch unter außerordentlich großen Beschwerden, durch die Steppen vordrangen, von welchen Chiwa umsäumt ist, und daß sie von Krasnowodsk am Kaspischen Meer längs des alten Orusbettes bis Igdi gelangten, wohin später von Chiwa aus Rekognoscirungsabtheilungen bis auf 10 Kilom. Entfernung vordrangen. Unpassirbar sind diese Steppen mithin nicht, und die künftigen Kämpfe der Russen mit den Turkmenen werden den Beweis liefern, daß sich auch in diesem Theil Centralasiens nach Niederwerfung des Raubgesindels ein regelmäßiger Verkehr einrichten läßt.

Unter den zahlreichen **Seen** Centralasiens seien hier nur die hauptsächlichsten Sammelbecken und die **Flüsse**, die sie aufnehmen, genannt. Am Westrande des Gebiets und in den Steppen zwischen Ural und dem Nordrand von Persien ist der Boden nach dem **Kaspischen Meer** zu geneigt; der Kur und Terek, zahlreiche kürzere Bergströme, nördlicher der Hauptstrom Rußlands, die Wolga, dann der Ural und vom O. die Emba, im S. der Atrek strömen hier ein. Der **Aralsee** wird gespeist vom Amu und Sir Darja; der Zerafschan mündet in den See Dengiz, der Aksu, der bei Karschi vorbeifließt, in den See Mohi; im Sand verrinnen die von S. her dem Amu Darja zustrebenden Flüsse vom Chulmfluß an. In der jetzt persischen Provinz Seistan fanden einst im Hamunsee der Hilmend, Chaschrud, Farahrud und Harud ihr Ende. 1870—72 fand Goldsmid den Hilmend im Delta durch Bewässerungskanäle abgeleitet und absorbirt, den See aber ausgetrocknet; nur an der Mündung der Flüsse waren noch einige Wassertümpel zurückgeblieben, ein Schilfgürtel bezeichnete seine Ränder. Vom N. aus angesehen, gleicht er nach Khanikoff einer großen Lagune; sein Wasser ist süß, schlammig und sehr seicht. Schon die mittelalterlichen Geographen wissen, daß er sein Bett beständig verändert, daher ist der See auf Walkers Karte von Centralasien (1873) verschwunden und hat einem Morast Platz gemacht. Reich an **Alpenseen** sind die Gebirge; eine Menge Flüsse entströmen ihnen. Die wichtigsten sind auf dem Pamirplateau der Sarikul und Barkatjasin, nördlicher der Karakul; auf dem Thianschan liegen Jadirkul, Sonkul und 1615 Meter ü. M. der 6387 QKilom. (116 QM.) bedeckende Issikul. In den Steppen nördlich davon sind wieder die Seen die Sammelplätze der Flüsse; es seien davon hervorgehoben: der Saumalkul, Ulu Dengiz, Kurgadschim Dengiz und der kolossale **Balchaschsee** von fast 22,000 QKilom. (400 QM.) Areal; zwischen dem Ili- und Emiltbal liegt das Becken des Dschknor; für die Gewässer der westlichen Mongolei ist der Kirgisnor (im NO. von Chobdo) der Sammelpunkt. Zwischen Thianschan und Kuenlün nimmt der Lorsee die von diesen Gebirgen nach O. fließenden Gewässer auf, im O. finden die Flüsse im Kukunor und anderen Seen ihr Ende. — Das **Klima** Centralasiens ist ein gemäßigtes, in den südwestlichen Theilen ein warmes; die Sommer sind überall sehr heiß, Schnee bleibt im S selten lange liegen. In der Mongolei und in den Steppen weht im Winter heftiger austrocknender Nordwestwind oft Wochen hindurch mit erschrecklicher Heftigkeit; Schneegestöber macht den Aufenthalt höchst unangenehm, erst Ende Mai oder anfangs Juni fällt der letzte Schnee. Regenfall ist hier im Sommer reichlich; dagegen charakterisirt große Trockenheit die Länder südöstlich des Thianschan, worin sich die Nähe Hochasiens bemerkbar macht. Frühling und Herbst fehlen in den Steppen.

An **Produkten** ist dieses weite Gebiet sehr arm. Wachsthum ist durchgehends bedingt durch künstliche Bewässerung; ergiebige Ernten werden daher nur in wenigen bevorzugten Gegenden erzielt. Die fruchtbarsten Theile sind das russische Asien, Nord-Bochara, Chiwa und die Dsungarei; eine wahre Kornkammer verspricht ganz Transkaukasien zu werden und diejenigen Flußlandschaften, die sich einer ausgiebigen Bewässerung erfreuen. Der Ackerbau wird durchgehends noch sehr primitiv mit höchst unvollkommenen Geräthen betrieben; die Nomaden sind Viehzüchter. Groß ist der Reichthum an Wild; der Thianschan beherbergt das Riesenschaf (Ovis Polii) und einen Vultur indicus, der durch seine Größe wahrscheinlich Anlaß gab zu dem fabelhaften Vogel Greif in Marco Polo's Reisebericht. Wichtig ist, daß nicht bloß in der Kirgisensteppe und in Russisch-Turkestan, sondern auch in der Dsungarei bis nach Kansu hinein sich mächtige Kohlenlager finden, wodurch den centralasiatischen Eisenbahnprojekten großer Vorschub geleistet wird.

Ueber die Zahl der **Bewohner** sind wir, die russisch-asiatischen Besitzungen ausgenommen, noch auf unsichere Schätzungen angewiesen. In den Gouvernements Tiflis, Baku, Eriwan und Elisabethopol, in dem Daghestan- und Terekgebiet, sowie in dem östlichen Theil des Gouvernements Stawropol (den Kreisen Pjatigorsk, Nowogrigorjewsk und dem Nomadengebiet) zählt man (1871) 3,8 Mill. Einw. mit einer durchschnittlichen Dichtigkeit von 589 Einw. auf 1 QM.; in den Gouvernements am linken Ufer der Wolga und Kama 1 Mill Einw. mit einer durchschnittlichen Dichtigkeit von 360 Einw. auf 1 QM. In der Kirgisensteppe nimmt man 1,8 Mill., in Russisch-Turkestan 1,4 Mill. Einw. an; Chiwa ist mit 400,000 Einw., die Turkmenenwüste mit 400,000 Bewohnern, Bochara mit den Ländern in dem Dreieck zwischen Orus, Pamir und Alai zu 3 Mill. kaum zu niedrig geschätzt. Für Afghanistan und Belutschistan in ihrem jetzigen Umfang nehmen die Engländer 4, resp. 0,8 Mill. Bewohner an; für Mittel- und Nordpersien sind 4 Mill. auszuwerfen. Für die Mongolei gilt 2 Mill. als annähernd richtig; für die Dsungarei, einschließlich der jetzt russischen Theile, ist eine Schätzung höchst schwierig, weil hier schon 10 Jahre lang unter schrecklichen Greueln ein Religionskrieg der Mohammedaner fortdauert; die Bevölkerung wird zwischen 100,000 und 200,000 schwanken. Dschiti Schahar, das Reich Jakub Begs, und die sich östlich daran in Turkestan anschließenden Gebiete werden nicht höher als zu 600,000 Einw. zu veranschlagen sein. Diese Zahlen ergeben eine Gesammtbevölkerung von rund 22 Mill.; wenn wir aber den ganz eigenartig gestalteten Westen außer Berechnung lassen, so verbleiben nur 17,8 Mill für den weiten Raum von 300,000 QM., was 58 Einw. auf 1 QM. ergibt. Verhältnis-

mäßig dicht bevölkert sind nur die Haupthandelsstädte und ihre Umgebungen; als Regel kann gelten, daß feste Wohnungen nur an Flüssen sich finden. — Wie das Land, so zeigen auch die Bewohner eine überraschende Zusammengehörigkeit. Als Urbevölkerung dachte man sich die Indogermanen, deren Wiege man am Westabhang des mittlern Gebirgsstocks in Transoranien suchte. Diese Ansicht, die, wenn auch nicht für sicher, so doch für sehr wahrscheinlich galt, ist jetzt erschüttert, und ihre Ursitze sind nicht am Pamir, sondern in Südeuropa zu suchen; der iranische Theil der Bevölkerung sind Einwanderer. Die große Masse, das tonangebende Volk, gehört dem turanischen Stamm an, dessen mongolischer Zweig auf den NO. beschränkt ist, während der türkisch-tatarische Hauptzweig über das übrige C. zerstreut ist. Völker iranischer Abkunft sitzen nur im SW.; der Kaukasus zeigt eine solche Fülle von Sprachen und Nationalitäten, daß eine Klassifikation aller Völkerreste, die sich hier erhalten haben, noch sehr gewagt ist. Ist das Häufchen der Iranier auch klein, so sind sie doch schon in Perioden, die weit über die Zeit jeder geschriebenen Geschichte zurückreichen, in das von Turaniern bewohnte Gebiet als Sieger vorgedrungen; bis an den Jarartes sind ihre Spuren zu verfolgen, und ihre Kolonnen waren nicht nur die Träger der Kultur, sondern ihre mit dem türkischen Element vermischten Nachkommen sind noch heute die einzigen seßhaften Bewohner im ganzen Theil Centralasiens westlich der vom Himalaya ausgehenden und mit dem Thianschan sich vereinigenden Gebirgsketten. In Ostturkestan bilden dagegen Angehörige des arischen Zweigs des indogermanischen Völkerstamms den größern Theil der Bevölkerung; über Zeit und Umstände ihrer Wanderung ist noch nichts bekannt geworden.

Wir begegnen folgenden Stämmen, wenn wir, im S. beginnend, nach W. uns wenden und mit Ostturkestan die Uebersicht schließen. Die Afghanen sind ein Mischvolk aus indischen und iranischen Völkern; die Belutschen sind iranischer Abkunft, für die unter ihnen sitzenden, zahlreichen Brahui ist dagegen ein Zusammengehörigkeit mit den dekhanischen Völkern Indiens, den Dravida, sehr wahrscheinlich. In Persien haben sich von den großen rein iranischen Abtheilungen der Gebern und Meder nur schwache Reste in Luristan, Masenderan und Gilan erhalten; viel zahlreicher sind die türkisch-tatarischen Stämme, die mit Dschingischan und Timurlan eingedrungen oder Mischlinge aus iranischem (persischem) Blut mit dem der Eindringlinge sind, wie die Kurden, Armenier und im Kaukasus die Osseten. In Kaukasien, den Westen mit eingeschlossen, ist das Zahlenverhältnis der großen vier Volksstämme folgendes: Russen betragen 19,6, Grusinier (eigentliche Kaukasier) 20,1, Armenier 19,1, Tataren 22,4 Proc. der Gesammtbevölkerung. In den zum europäischen Rußland geschlagenen Gebieten westlich der Wolga sitzen viele Tataren (Kalmüken, Nogaier, Kirgisen der innern Horde ꝛc.), Völker türkischer Abkunft. Gleicher Abstammung sind die Kirgisen; doch ist es hier nothwendig, den Sprachgebrauch zu berichtigen. Die Bewohner der sogen. Kirgisensteppe sind und nennen sich Kasak; der Name Kirgise ist dagegen zu beschränken auf die südöstlich davon wohnenden weniger zahlreichen Stämme, die aber in einzelnen Dörfern bis an den Kuenlün hin sich finden und überall die Hochthäler abweiden. Im Flußgebiet des Sir und Amu Darja sind die arbeitsamen Landwirte und die Hauptrepräsentanten der alten iranischen Bevölkerung: im N. die Sarten, im Centrum und im S. die Tadschik; die Spuren der langen Berührung und vielfachen Vermischung mit türkischen und zeitweise auch mongolischen Völkern sind im Aeußern wie in der Sprache deutlich erkennbar. Mit den Russen zogen Europäer ein; für 1870 berechnet sich die christliche Bevölkerung im russischen Turkestan mit Einschluß des Militärs zu 11,6 Proc. der Gesammtbevölkerung. Diese Bestandtheile bilden die Minderzahl; die Hauptbevölkerung besteht am Sir aus Kasak und Kirgisen, in den Oruslänbern (Chiwa und Bochara) aus Uzbeken, einem türkischen Volk, dem wir unter diesem Namen erst seit dem 15. Jahrh. begegnen, während die Wanderungen seiner Stämme schon ein Jahrtausend früher begonnen haben mögen. Die Turkmenen bewohnen die unwirtliche Steppe, die sich westlich vom Orus bis an das Kaspische Meer erstreckt. Ein einheitlicher Hauptstamm, die Mongolen, bewohnt die weite Mongolei; Bewohner chinesischer Abstammung finden sich nur in den Handelsstädten und Garnisonen. Eine sehr gemischte Bevölkerung sitzt in der Dsungarei, die Chinesen haben das Land zwangsweise mit Bewohnern ihrer nördlichen Provinzen als Militarkolonen besiedelt; wir finden hier Tarantschi (Ost-Turkestanen), Dunganen (verbannte oder freiwillige Ansiedler aus den nordwestlichen Theilen China's), Chinesen, einzelne Mandschu, Sibo und Solonen (Mongolen), Kalmüken, Kasak und Kirgisen.

Die Sprachen sind so mannigfach wie die Völker; aber im ganzen W. Centralasiens kommt man mit Persisch und Türkisch, im O. mit Türkisch und Mongolisch durch. Das sogen. Tatarische ist das Türkische Centralasiens, versetzt mit arabischen, persischen und anderen Worten, für das Vambéry für den W. die Bezeichnung Tschagatai, für den O. Chinesisch-tatarisch eingeführt hat. Der Lebensweise nach sind alle Türken Nomaden. Nach Erhebungen, die man im russischen Turkestan und in Persien angestellt hat, dürfen im Durchschnitt höchstens ein Drittheil und nur stellenweise zwei Drittheile der gesammten Einwohner Centralasiens als seßhafte Bevölkerung gedacht werden. Es hält ungemein schwer, den Nomaden, der ans Zelt gewöhnt ist, zu civilisiren; rasch vollzieht sich der Uebergang zum Ackerbau, wodurch eine vollkommene Umwälzung in Sitten und Gewohnheiten bedingt ist, niemals. Bei Nomaden beginnt der Verfall stets, wenn Eroberungen und Kriegen eine Schranke gesetzt ist; der Stern der Uzbeken ist deshalb im Erbleichen begriffen, seit russischer Einfluß hier gilt. Das aus Filz gefertigte Nomadenzelt, die Jurte, ist leicht transportabel. Die Kasak pflegen ihre Zelte zerstreut zu errichten; bei den Kirgisen findet man vereinzelte Jurten niemals, auch Turkmenen und Mongolen wohnen vorzugsweise nach Geschlechtern beisammen. Befestigte Ansiedelungen sind überall zahlreich zum Schutz gegen Ueberrumpelungen durch nomadisirende Räuber. Bei den Turkmenen besteht die Befestigung aus Erdmauern im quadratischen Grundriß, die Citadelle aus Lehmwänden; ebenso in den chinesischen Städten in der Mongolei. Etwas besser sind die Hauptstädte, wie Chiwa, Bochara, Herat, insbesondere in Persien, ausgestattet; aber für europäische Truppen boten die Wälle Chiwa's 1873 nicht die geringste Schwierigkeit. Die Wohnungen der seßhaften Bevölkerung sind bei den

arbeitenden Klaſſen höchſt ärmliche Lehmhütten; in den Haupthandelsſtädten fehlt es aber nicht an Wohnhäuſern mit Säulengängen aus Marmor, und einzelne Denkmäler, wie die Timurs in Samerkand und die dortigen religiöſen Gebäude, haben ſogar Weltruf. Die Religion iſt bei den Mongolen der Buddhismus, außerdem der Islam; die Perſer ſind Schiiten, die Uzbeken in den Orusländern und die Afghanen Sunniten. Beim Nomaden beſteht der Islam in lauter Aeußerlichkeiten; feſt iſt er nur im Vertrauen auf die Macht des Zaubers, welchem Vertrauen der Prieſter Unterſtützung gewähren muß, wenn er ſich Einfluß und Einkommen erhalten will. Fanatiſcher iſt die türkiſche anſäſſige Bevölkerung; »es ſcheint, als ob ſie im Fanatismus und der Askeſe einen Erſatz für die verlorene Steppenpoeſie ſuche«. Weniger abhängig vom tonangebenden Heiligen (Iſchanen) oder Prieſter (Mulla) iſt der Tadſchik. In der Hand der Ulema's, der Geiſtlichen und Rechtsgelehrten, ruht die Staatsverwaltung in allen uzbekiſchen Staaten; auch in Perſien haben die Prieſter aus dem Stamm des Propheten (die Scheich-ul-islam ꝛc.), ſowie die zahlreichen übrigen Mulla's eine ſo große Macht erlangt, daß ſie nicht nur die ganze Gerichtsbarkeit an ſich geriſſen haben, ſondern auch den von der weltlichen Gerechtigkeit Verfolgten ein Aſylrecht gewähren, was ſelbſtverſtändlich zahlreiche ernſte Konflikte zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht hervorruft, deren Abſtellung Schah Naſr eddin ſich angelegen ſein laſſen muß. Die muſelmaniſche Geiſtlichkeit zeichnet ſich nirgends in C. durch Wiſſenseifer aus; mit der Erziehung der Jugend beſaßt ſie ſich nur inſoweit, als ſie den Kindern einzelne Korantheile und Stücke aus der türkiſch-tatariſchen Literatur, die »religiöſe Myſtik, romantiſch gefärbte Geſchlechtsliebe und todesmuthige Kampfesluſt aus blutigſtem Ketzerhaß athmet«, einübt, ſich aber mit dem mechaniſchen Herſagen in dem oft ganz unverſtändlichen Arabiſchen begnügt. Nur in Perſien beſteht ein lebendigerer Sinn für beſſere Erziehung; auf Schreibkunde wird großes Gewicht gelegt; die Lehrer ſind nicht die Prieſter. Im Kaukaſus iſt die Kraft des Islam ſeit Vernichtung der Muriden gebrochen; den Bergvölkern iſt wieder freier Spielraum zur Entwickelung ihrer angebornen Eigenſchaften gegeben. Wo immer in C. ruſſiſche Verwaltung eintrat, mußten die Ulema's ihren Einfluß verlieren; durch den ausgedehnten Gebrauch, den die Ruſſen ſehr zu ihrem Nachtheil noch immer von Dolmetſchern machen, iſt jedoch den Schriftkundigen noch ein großer Einfluß gewahrt, und wenn auch Fälle zu verzeichnen ſind, wo Prieſter durch ruhige und leidenſchaftsloſe Ausdrucksweiſe auffallen, ſo hat ſich doch der Iſchane von ſeinen Vorurtheilen, ſeiner Selbſtüberhebung und ſeinen traditionellen Beſtrebungen noch nicht im entfernteſten losgeſagt, und die muſelmaniſchen Fanatiker machen ſich als Hemmſchuh einer gedeihlichen Entwickelung noch ſehr fühlbar geltend. In der Dſungarei wüthet ſchon ſeit 10 Jahren ein Kampf der muſelmaniſchen Dunganen (ſ. d.), zuerſt gegen die Chineſen, neuerdings auch gegen die Mongolen; Bedrückungen gaben Anlaß zu dem Aufſtand, der jetzt völlig den Charakter von Räubereien in großartigem Maßſtab, durch zahlreiche kleinere oder größere Banden ausgeübt, angenommen hat.

Für Verkehrswege beginnt erſt in den ruſſiſchen Theilen und in Perſien etwas zu geſchehen. Von älteren Kunſtbauten aus ſtrategiſchen Rückſichten iſt nur die chineſiſche in den Felſen geſprengte Kunſtſtraße zu verzeichnen, welche in der Senkung zwiſchen Altai und Thianſchan aus der hintern Dſungarei ins Ilithal führt. Brücken entbehren die größeren Flüſſe durchgehends. An Eiſenbahnen konnte erſt nach Konſolidirung der ruſſiſchen Herrſchaft im Kaukaſus und in C. gedacht werden. Bis jetzt wird C. auf einer kurzen Strecke von der Eiſenbahn berührt, die von Poti am Schwarzen Meer bis Tiflis (ſeit Oktober 1872) in Betrieb iſt; bis an den Terek wird die in Angriff genommene Linie von Roſtow (am untern Don) nach Wladikaukas reichen; ja, die ruſſiſche Regierung ſchreckt ſogar vor der höchſt ſchwierigen Aufgabe nicht zurück, Wladikaukas mit Tiflis durch eine Hochgebirgsbahn zu verbinden, und es iſt bei den geringen Terrainſchwierigkeiten, die eine Bahn von Wladikaukas öſtlich bis Perowsk am Kaſpiſchen Meer und längs der Küſte über Baku bis Aſtara darbietet, nicht daran zu zweifeln, daß dieſe Linie, welche von Tiflis bis Baku 1873 aufgenommen wurde, in nicht zu ferner Zeit gebaut werden wird. Hierzu drängt das Vorgehen Perſiens, das in den perſiſcherſeits zwar November 1873 wieder annullirten, aber hinſichtlich des Bahnbaues nicht ganz zurückgenommenen Konceſſionen an den Baron v. Reuter (1872) den Bau langgeſtreckter Eiſenbahnen, zunächſt am Kaſpiſchen Meer bei Reſcht beginnend und im Perſiſchen Meerbuſen endend, beſchloſſen hat. Bei dieſen Projekten ſoll es aber ſein Bewenden nicht haben; im Wunſch, die Bahn von Teheran über Meſched, Herat und Kandahar 2300 Kilom. weiter bis nach Schikarpur am Indus zu verlängern, iſt Perſien eines Sinns mit Rußland wie mit England. Es gibt keinen günſtigern Anſchluß an eine ſolche Bahn, deren Ausführung allerdings unter den gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſen der betreffenden Staaten an der Oſtgrenze Perſiens noch in weiter Ferne liegt, als in Aſtara, denn dieſes iſt von Reſcht, wo v. Reuter 25. Sept. 1873 den erſten Spatenſtich vollzog, nur 119 Kilom. entfernt, und inzwiſchen legt man die Entfernung zwiſchen dieſen zwei Hafenſtädten mit Dampfern in 3 Stunden zurück. Denſelben Zweck, den Weſten Europa's über Rußland mit Indien durch Eiſenbahn zu verbinden, verfolgt der Plan, mit dem im Mai 1873 Leſſeps hervortrat. Sein Ausgangspunkt iſt Orenburg, das Ende der Bahn iſt in Peſchauer am obern Indus gedacht, und ſeine Bahn würde C. von NW. nach SO. an einer ſeiner breiteſten Stellen durchſchneiden. Die Länge dieſer Bahn wird zu 3740 Kilom. berechnet und würde der Entfernung gleichkommen zwiſchen Chicago und San Francisco in Nordamerika. Der Plan einer Zweigbahn nach Taſchkend, die ſich vom ſibiriſchen Bahnkörper ablöſen ſoll, war von der Geſellſchaft zur Beförderung des ruſſiſchen Handels und Gewerbfleißes ſchon früher aufgeſtellt und begründet worden, und durch v. Leſſeps erhalten dieſe Beſtrebungen jedenfalls einen ſichern Mittelpunkt. Hervorzuheben iſt noch, daß die ruſſiſche Regierung im November 1873 den Bau einer Bahn von Syzran an der Wolga, ſüdlich von Samara, nach Orenburg genehmigt hat. Die Linie Morſchansk-Penſa-Syzran, die letztern Ort mit Moskau verbindet, wird in kurzem vollendet ſein. Kommen dieſe Projekte dem indiſchen Verkehr zu gute, ſo beſchäftigt ſich Meiſſel in ſeinem Buch »Die europäiſch-aſiatiſche Eiſenbahnlinie Rotterdam-Tientſin« (1871) mit der Erſchließung China's durch eine Bahn von 9787 Kilom. Länge, wovon 3858

Kilom. innerhalb Europa's, 4096 in Sibirien, 1677 in der Mongolei und 156 Kilom. in der chinesischen Provinz Petscheli zu liegen kämen. Nach den jüngsten Erforschungen der Gobiwüste ist nicht zu erwarten, daß die in Sibirien ohne Zweifel zur Ausführung kommende Bahn bis China weitergeführt werde. Dagegen zeigt uns v. Richthofen den Weg für eine Bahn nach China, die in ihrer Fortsetzung bis zum Meer die Hauptproduktionsorte China's durchschneiden würde. »Man kann kaum daran zweifeln, daß eine Eisenbahn dereinst Europa mit China verbinden wird. Wegen ihrer natürlichen Vorzüge sowohl als wegen der volkreichen, produktiven und für den Handel bedeutenden Länder an ihren beiden Enden kann nur eine Linie von Singan (der Hauptstadt der Provinz Schensi) durch Kansu über die Oase Hami nach dem (im untern Theil jetzt russisch gewordenen) Ilithal in Betracht kommen. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß diese ganze Strecke mit Kohlen gut versehen ist.« An ihrem westlichen Ende würde die Bahn dann anschließen an Zweige und später an die Hauptlinie der sibirischen Bahn; im O. müßte sie sich von Singan südlich vom Hoangho, dem großen Nordostrom China's, über Honan fortziehen und dann sich gabeln; nordöstlich erhielte sie ihr Ende in Tientsin, dem Hafen von Peking, im S. nach einem viel längern Lauf in Kanton.

Was die politischen Verhältnisse Centralasiens anlangt, so hat Staatenbildung nicht stattgefunden unter den Turkmenen, den Kasak, Kirgisen und Mongolen. Ab und zu ist es einem begabten Führer gelungen, den ganzen Stamm zu gemeinsamem Handeln unter seiner Leitung zu organisiren, und die Erfolge, welche diese Horden unter Männern wie Dschingischan, Timur, Baber, und im Gefolge der Chalifen erzielten, sowie ihre reiche Volkspoesie haben viele zu der Ansicht geführt, der Nomade sei dem seßhaften Ackerbauer geistig und physisch an Kraft überlegen. Allein was die türkischen Völker anlangt, so lehrt uns die Geschichte, daß von Türken beherrschte Staaten vorübergehend einen kolossalen Umfang erreichten und zu bedeutender Macht gelangten, nie aber dauernd sich erhielten und zur Blüte gediehen. Der Türke entbehrt der Fähigkeit, ein Staatswesen zu organisiren. Die Nomaden Centralasiens sind stets unter sich in Hader; sie sind stolz auf ihre Abstammung nur dann, wenn sie einem in der Gegenwart mächtigen Stamm angehören. Sie zerfallen in viele Zweige, Geschlechter, und wie die Unterabtheilungen in der einheimischen Sprache bezeichnet werden mögen; die in den Gebirgen wohnenden kennen vielfach nur ihre eignen Geschlechtsnamen. Nahezu jeglicher Ordnung entbehren die Turkmenen; die Stämme haben wohl Akszakal, Rischzefid ꝛc. als Vorsteher, doch sind dies nach Vambéry bloß »bis zu einem gewissen Grad in Ehren stehende Diener« des Volks, die es so lange liebt und duldet, als sie ihr Amt nicht durch besondere Befehle oder Großthun zu erkennen geben. Besser sah es bei den Kasak aus, jetzt gebieten hier die Russen. Ihren Häuptlingen (erblichen Sultanen, Manaps ꝛc.) ist eine sehr beschränkte Gewalt gelassen, indem sie zu örtlichen Vollzugsorganen herabgedrückt worden sind. Die Kirgisen stehen ebenfalls unter Sultanen (Bi) und Manaps; ob die Würde erblich oder lebenslänglich sei, ist noch zweifelhaft. Die Mongolen werden unter der Oberhoheit der chinesischen Kaiser ebenfalls von zahllosen Fürsten regiert; nach einzelnen neuerdings bekannt gewordenen Beispielen sind ihre erblichen Fürsten höchst brutal und grausam, und die Aufrichtung der russischen Macht unter ihnen würde diesen Völkern daher zu größter Wohlthat gereichen. Als Staaten sind organisirt: in den Oruländern die Uzbekenstaaten von Bochara, Chiwa und Chokand; in Ostturkestan seit 1865 das Reich Dschiti Schahar durch den energischen Uzbeken Jakub Beg aus Chokand; in Iran unter Fürsten iranischer Abkunft Persien, Afghanistan und Kelat in Belutschistan. Bochara, Chiwa und Chokand sind zu russischen Vasallen geworden; Afghanistan und Kelat empfangen Subsidien von den Engländern in Indien. Selbständig sind nur Dschiti Schahar und Persien; nur letzteres hat aber eine Zukunft und scheint ernstlich Willens, die orientalische in den Principien wie in der Ausführung verwerfliche Staatswirtschaft durch eine europäischen Einrichtungen nachgebildete Verwaltung zu ersetzen.

Die gebietende oder, wo dies noch nicht der Fall ist, die gefürchtete und von den Nomaden als Herrin der Welt betrachtete Macht ist Rußland; sein Besitz umfaßt im Kaukasus fast 440,000 QKilom. (8000 QM.) und in Turkestan, mit Einschluß der neuen Erwerbungen des Amu Darja-Gebiets, über 2,300,000 QKilom. (50,000 QM.). Es hatte sich als eine unabweisbare Nothwendigkeit herausgestellt, nicht bloß unter den Kasak in der Kirgisensteppe, sondern auch unter den Kirgisen an den südlichen Grenzen der Steppe eine geordnete Verwaltung herzustellen. Den Anfang hierzu machte das Statut von 1822; eine Reihe ausgedehnter Rekognoscirungen schafften das Material zu einer kartographischen Darstellung dieses Ländergebiets, und 1835 begann die Regierung durch Anlage von Festungen, die von Jahr zu Jahr weiter vorgeschoben wurden, die Kasak, dann seit 1848 die Kirgisen, die um den Balchaschsee wohnen, in den russischen Unterthanenverband aufzunehmen. Im Jahr 1848 wurde die Mündung des Sir Darja in Besitz genommen und am untern Fluß, theilweise nach heftigen Kämpfen mit den Chokandi, eine Reihe von Forts angelegt, die 1861 mit dem Fort Dschulek schloß. Taschkend und die Nordprovinz verlor Chokand an Rußland im Juni 1865; Bochara trat als Bundesgenosse Chokands in den Kampf ein, erlitt aber schwere Verluste und büßte 1868 seinen Versuch, aufs neue gegen Rußland vorzugehen, mit dem Verlust Samarkands und des Zerafschandistrikts. Hiermit war der Besitz Rußlands vorerst abgeschlossen; erst das Jahr 1873 brachte neue Erwerbungen durch den erfolgreichen Feldzug gegen Chiwa. Gegenwärtig (1874) bildet das russische Gebiet in C. der dem Statthalter im Kaukasus unterstellte Bezirk des transkaspischen Gebiets längs des Ostufers des Kaspischen Sees mit den Bezirksstädten Krasnowodsk (zugleich Hauptort) und Alexandrowsk auf der Halbinsel Mangischlak, das seit 1869 allmählich in Besitz genommen wurde und Hauptniederlassung der Turkmenen-Nomaden ist, deren bisher in Astrachan angesiedelte Geschlechter infolge eines Befehls vom 5. März 1874 nach Mangischlak übergeführt werden; dann das Gouvernement Turkestan, das im N. in die Provinz Semiretschensk und den Amu Darja-Bezirk, im S. in die Provinz Sir Darja und den Zerafschandistrikt zerfällt; es wird jedoch eine neue Organisation des Gebiets beabsichtigt.

Die Vorrückung der russischen Grenzen und Verminderung der Entfernung Rußlands von Ost-

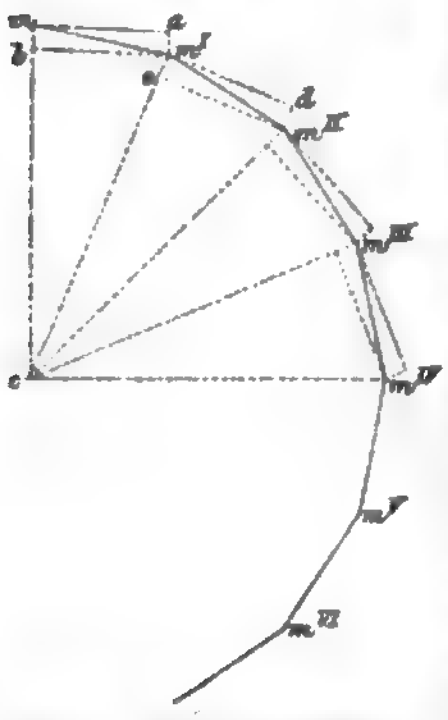
Indien erregte vom Beginn dieser Operationen an die ernsteste Aufmerksamkeit Englands und eine mit Ausdehnung der russischen Besitzungen immer mehr steigende Furcht der Engländer vor einer Bedrohung ihres indischen Besitzes und einer Invasion der Russen in Indien. In den Beginn dieses Jahrhunderts fallen die englischen Bestrebungen, Persien gegen Rußland zu stärken, das damals eben begonnen hatte, seinen jungen Besitz in Transkaukasien abzurunden. Infolge des Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Napoleon I. und Persien, abgeschlossen im Mai 1807 zu Finkenberg, verpflichtete sich England im Vertrag von Teheran vom 12. März 1809 zur Lieferung von Waffen und Subsidien und versorgte Persien im November 1811 mit 20 Kanonen, 40 Munitionswägen, 30,000 Gewehren, 300,000 Pfd. Sterl., sowie mit Instrukteuren. Diese zogen 1813 nach dem Friedensschluß Englands mit Rußland ab, und England befolgte von da an die Politik, jeder Handlung Persiens, welche die englischen Interessen schädigen könnte, entgegenzutreten und besonders eine Vergrößerung Persiens gegen O. zu hindern. Neuerdings, in dem seistanschen Streit, hat sich England jedoch hierin Persien geneigter gezeigt und scheint sich nicht mehr vollständig der Erkenntnis zu verschließen, daß ein, wenn auch noch so schlecht organisirter Staat als Nachbar einem Regenten vorzuziehen ist, dessen Herrschaft sich hinsichtlich der Dauer und des Umfangs seines Reichs gar nicht berechnen läßt. Zum diplomatischen Depeschenwechsel mit Rußland wurde die englische Regierung wiederholt gedrängt, so insbesondere 1864 aus Anlaß der russischen Cirkulardepesche vom 21. Nov. (2. Dec.) 1864. In der Depesche vom 17. Okt. 1872 regte England die Frage an, für die beiderseitigen Schutzstaaten eine bestimmte Grenze festzusetzen; die Russen ließen ihr Bedenken schließlich fallen, und England hatte die Genugthuung, daß die Russen den Orus als die Nordgrenze Afghanistans anerkannten. In Wirklichkeit hat aber Afghanistan in den am Nordabhang des Hindukusch gelegenen Landschaften keine Autorität; insbesondere entbehrt England von Indien aus jeglichen Zugangs nach diesen Gebirgsgegenden. Auch für Rußland hat der Zugang nach dem obern Orus noch die größten Schwierigkeiten, und mit Recht bemerkt deshalb Niemann: »So hängt denn jetzt ein Konflikt zwischen den beiden Großmächten, die durch ihre beiderseitigen Schutzstaaten thatsächlich unmittelbare Nachbarn geworden sind, von der Friedfertigkeit mittelasiatischer Fürsten ab«. Die Russenfurcht der Engländer ist unbegründet. Rußland hat die Aufgabe, von C. aus China zu erschließen, mithin nach dem Osten, nicht nach dem Süden vorzudringen; es ist sich dieser Aufgabe bewußt, und seine handelspolitische Mission findet in unzähligen Werken, Zeitschriften und Tagesblättern beredten Ausdruck. Wird auch eine russisch-indische Bahn über Taschkend und Bochara zur Ausführung kommen, so geht doch die Weltbahn nach Indien durch Persien und den Kaukasus, beides Länder mit einer steigerungsfähigen und den Export in hohem Grad lohnenden Produktion, während die Oruslänber im Vergleich mit diesen von der Natur begünstigten Landstrichen stets als steril bezeichnet werden müssen. Die Engländer sehen dies selbst immer mehr ein, und die Russenfurcht beginnt abzunehmen; dagegen mehren sich die Vorschläge, die an Indiens Westgrenze sich ausbreitende Hochgebirgsregion, insbesondere Beludschistan in seinen Indien zunächst liegenden Theilen von Kelat zu pacificiren und seinen Herrscher wie jenen von Afghanistan zu gehorsamen englisch-indischen Vollzugsorganen zu machen. Mögen diese Bestrebungen von raschem Erfolg begleitet sein, da nur hierdurch der chronischen Anarchie in diesen in vielen Provinzen produktionsfähigen Ländern ein Ende gemacht werden kann. Vgl. A. v. Humboldt, **Asie centrale** (Par. 1843, 3 Bde.; deutsch von L. Mahlmann, Berl. 1844, 2 Bde.); Khanikoff, **Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale** (Par. 1863); Mac Gregor, **Central Asia, compiled for political and military reference** (Kalkutta 1871; wichtiges Sammelwerk, von dem bis jetzt der 2. Band [Afghanistan] und 3. Band [Persien] erschien, während Chiwa, Bochara, Chokan und Turkestan noch in Arbeit sind); Rawlinson, **England and Russia in the East** (Lond. 1874); Wenjukow, Die russisch-asiatischen Grenzlande (deutsch von Kramer, Leipz. 1874); H. Vambéry, C. und die englisch-russische Grenzfrage (das. 1873, geschichtlichen Inhalts); F. v. Hellwald, Centralasien (das. 1874); Derselbe, Die Russen in C. (das. 1873, Geographie und Geschichte); die zahlreichen Specialartikel in Ermans »Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Rußland«, in Bär und Helmersens »Beiträgen zur Kenntnis des russischen Reichs«, in der »Russischen Revue«, in Petermanns »Mittheilungen«, in der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde«. Unter den Karten von C. ist Walkers Map of Central Asia (1873) hervorzuheben. Vgl. beifolgende Karte »Centralasien«.

Centralbau, ein um einen Mittelpunkt gruppirter Bau, welcher über diesem Mittelpunkt seine Hauptentwickelung findet. Gehören hierher schon die Steinkreise (Cromlechs) der Kelten, die heiligen Reliquienbehälter (Stupa's, gewöhnliche Tope's) der Buddhisten, die runden Tempel, Grabmäler und Thermen der Römer, so bezeichnet C. im engern Sinn in der ältesten christlichen Baukunst denjenigen Kirchenbaustil, welcher durch einen quadratischen oder regelmäßig achteckigen oder runden Mittelbau, der mit einer Kuppel überwölbt und mit einem niedrigern Bogengang rings umgeben ist, charakterisirt wird. Diese Bauart fand neben der Form der Basilika bis ins 10. Jahrh. hinein häufig Anwendung, wurde aber im Abendland von dem gothischen und romanischen Stil verdrängt. Im Morgenland, vorzugsweise in Konstantinopel, wo die Sophienkirche (s. Tafel »Baukunst VII«, Fig. 9—12) den bedeutendsten altchristlichen C. bildete, fand sie dagegen eine weitere Ausbildung in den Moscheen des Islam; s. Baukunst.

Centralbewegung, diejenige Bewegung, welche durch eine gegen einen unveränderlichen Mittelpunkt gerichtete Kraft bestimmt wird. Wirkt auf einen Körper nur eine einzige Kraft ein, die ihn forttreibt, so ist die daraus sich ergebende Bewegung stets eine geradlinige; wirken dagegen auf einen Körper zwei Kräfte nach verschiedener Richtung hin bewegend ein, so ist das Resultat davon eine krummlinige Bewegung. Es wirke z. B. (s. Fig. 1) auf den Körper m eine Kraft in der Form eines einmaligen Stoßes so ein, daß er dadurch in einer bestimmten Zeit, z. B. in einer Sekunde, in der Richtung von ma bis a fortgetrieben werden müßte; gleichzeitig stehe er aber unter der kontinuirlichen Einwirkung einer andern Kraft, welche ihn nach dem Punkt c, und zwar mit solcher Intensität hinziehe, daß er, ihr allein folgend, von m nach b gelangen müßte. Hier

ist leicht einzusehen, daß sich der Körper m weder in der Richtung ma, noch in der Richtung mb fortbewegen kann, sondern daß er einer mittlern Richtung folgen muß, bei welcher der Einwirkung beider Kräfte nach Verhältnis ihrer Intensivität Rechnung getragen wird. Diese mittlere Richtung ergibt sich, wenn man aus ma und mb das Parallelogramm ma b·m^{I} konstruirt und die Diagonale mm^{I} zieht, welche die Bewegung des Körpers repräsentirt. Ist der Körper aber in m^{I} angelangt, so wird er dem Gesetz der Trägheit zufolge durch den anfänglichen Stoß von m^{I} nach d, zugleich aber auch durch die ihn nach c hinziehende Kraft nach e getrieben, woraus wieder die Diagonalbewegung m^{I} bis m^{II} resultirt. Auf gleiche Weise ergeben sich die Diagonalbewegungen m^{II}, m^{III}, m^{IV}, m^{V} ꝛc., wobei aber angenommen wird, daß die nach c hinziehende Kraft nicht ununterbrochen oder stetig, sondern in kleinen Intervallen stoßweise wirkt. Hiernach ergibt sich als Bahn des Körpers der Umfang eines Polygons, welches um so mehr Ecken haben wird, je geringer die Wirkung der in immer kleineren Intervallen vor sich gehenden Stöße wird, und also endlich, wenn Stoßwirkungen und Intervalle unendlich klein geworden sind, d. h. wenn die nach c hin gerichtete Kraft stetig geworden ist, sich zur Kurve oder krummen Linie gestalten muß. Es läßt sich aus der Figur mit Hülfe einer einfachen geometrischen Betrachtung leicht nachweisen, daß die Flächeninhalte der Dreiecke mm^{I} c, m^{I}m^{II}c, m^{II} m^{III} c ꝛc. einander gleich sind, und daraus folgt als allgemeinstes für die Centralbewegung geltendes Gesetz: In gleichen Zeiten beschreibt der Leitstrahl (mc in der Figur) gleiche Flächenräume. In der Mechanik heißt dies Gesetz »Princip der Erhaltung der Flächen«.

Fig. 1.

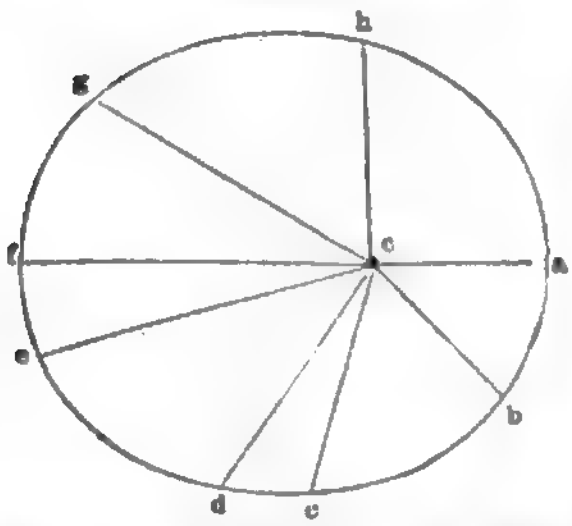


Aus dem oben Dargelegten ergibt sich, daß, wenn die nach dem Centrum hinwirkende Kraft momentan aufhört, der Körper lediglich der seitwärts wirkenden Kraft folgt und demnach sich von diesem Moment an in einer geraden, der Richtung der Tangente folgenden Linie fortbewegt. Läßt dagegen die seitwärts gerichtete Kraft infolge irgend eines Widerstandes allmählich nach, so wird sich der Körper in seiner Bewegung dem Mittelpunkt kontinuirlich nähern und endlich denselben erreichen, so daß er demnach eine einwärts gehende Spirale beschreibt. Hört jene Kraft aber plötzlich auf zu wirken, so eilt der Körper in gerader Linie dem Mittelpunkt zu. Die ihn seitwärts treibende Kraft bezeichnet man als Tangentialkraft, die nach dem Mittelpunkt gerichtete als Centripetalkraft. Letztere hängt hinsichtlich ihrer Größe von der Entfernung des Körpers von dem festen Punkt, also vom Radius des Kreises und von der Umlaufszeit ab, und zwar ist sie um so größer, je größer bei gleich bleibender Umlaufszeit der Radius oder je kleiner bei gleich bleibendem Radius die Umlaufszeit ist. Bei der Bewegung der Himmelskörper ist die allgemeine Schwere oder Gravitation als Centripetalkraft wirksam. Will man irdischen Körpern eine C. mittheilen, so muß die Wirkung der Centripetalkraft auf andere Weise ersetzt werden, so z. B. beim Herumschwingen eines an einer Schnur befestigten Steins durch die Schnur. Führt man die Schwingung mit der Hand aus, so ist der stete Zug nach außen, welcher den Stein vom Mittelpunkt hinwegzutreiben sucht, sehr bemerkbar. Die hierbei wirksame Kraft bezeichnet man im Gegensatz zu der Centripetalkraft als Centrifugal- oder Fliehkraft, welche der erstern stets gleich, aber entgegengesetzt ist. Bei ihr gelten dieselben Gesetze wie bei jener, so daß sie ebenfalls mit der Verlängerung des Radius zu-, mit der Zunahme der Umlaufszeit aber abnimmt. Mithin wird die Fliehkraft stärker, wenn die Bewegung des in der C. begriffenen Körpers beschleunigt wird, wie sie auch bei gleich bleibender Umlaufszeit, aber allmählich stattfindender Verlängerung des Radius zunimmt. Soll aber hierbei die C. fortdauern, so muß in demselben Maß, wie die Centrifugalkraft, auch die Centripetalkraft zunehmen, woraus folgt, das bei immer schnellerem Herumschwingen des Steins auch die Schnur mehr und mehr angespannt wird und mithin hinreichend stark sein muß, wenn bei fortgesetzter Zunahme der Centrifugalkraft nicht ein Zeitpunkt eintreten soll, in welchem diese überwiegt und den Stein nach außen in der Richtung der Tangente fortschleudert. Auf diesem Princip beruht die Schleuder (s. d.), die bekannte Wurfvorrichtung. Auch bei vielen Erscheinungen des alltäglichen Lebens machen sich die Wirkungen der Centrifugalkraft bemerklich, ohne daß man sie besonders zu beachten pflegt. Der schnell im Kreis herum Laufende neigt den Oberkörper unwillkürlich einwärts, und zwar um so mehr, je schneller er läuft. Daß er aber hierbei doch auf den Beinen bleibt und nicht fällt, ist die Wirkung der Fliehkraft, welche während des Laufens auf seinen Körper wirkt und ihn trotz der geneigten Lage nicht zum Fallen kommen läßt. Da unsere Erde in steter Rotation begriffen ist, so müßten alle auf ihr befindlichen Gegenstände das Bestreben haben, sich von dem Mittelpunkte der Erde zu entfernen, wenn nicht die Schwere, welche hier die Wirkung der Centripetalkraft übernimmt, die Centrifugalkraft bedeutend überwöge, was zur Folge hat, daß die auf der Erde befindlichen Körper in Ruhe bleiben. Indem jedoch die Centrifugalkraft der Schwerkraft entgegenwirkt, so muß sich letztere umsomehr vermindern, je mehr man sich dem Aequator nähert. Diese Abnahme der Schwerkraft läßt sich mittels des Pendels (s. d.) beobachten, dessen Schwingungen bekanntlich nur durch die Einwirkung der Schwerkraft unterhalten werden und also bei Zunahme derselben schneller werden müssen, weshalb dieselben in höheren Breiten immer schneller sind als gegen den Aequator hin.

Das großartigste Beispiel von Centralbewegungen bieten uns die Himmelskörper und speciell die Planeten in unserem Sonnensystem dar. Hier spielt die allgemeine Attraktion die Rolle der Centralkraft, und die Sonne mit ihrer bei weitem überwiegenden Anziehung bildet den Bewegungsmittelpunkt. Es läßt sich nun mit Hülfe der höhern Mathematik beweisen, daß unter diesen Verhältnissen die C. der Planeten in einer krummen Linie vor sich

gehen muß, welche ein Kegelschnitt, also entweder ein Kreis, eine Ellipse, eine Parabel, oder eine Hyperbel ist. Welche dieser Kurven in jedem einzelnen Fall beschrieben wird, hängt von dem Verhältnis der Tangentialbewegung des Planeten zur Anziehung der Sonne ab. Um dies an einem Beispiel zu verdeutlichen, so würde unsere Erde, wenn sie in ihrer Sonnennähe eine Geschwindigkeit von 5,85 Meilen in der ersten Sekunde besäße, sich in einer Parabel von der Sonne entfernen; wäre ihre Geschwindigkeit größer, so würde ihre Bahn eine Hyperbel sein; betrüge dagegen ihre Geschwindigkeit 4,14 Meilen, so müßte sie sich in einem Kreis um die Sonne herum bewegen. Für alle Geschwindigkeiten zwischen 4,14 und 5,85 Meilen wird die Bahn eine Ellipse, und da die Bewegung der Erde in ihrer Sonnennähe 4,17 Meilen beträgt, so ist demnach ihre Bahn elliptisch, aber mit einer großen Annäherung an den Kreis. Wenn die Geschwindigkeit der Erde in dem genannten Punkt geringer als 4,14 Meilen wäre, so würde wieder eine Ellipse entstehen, aber jener Punkt würde die Sonnenferne derselben bezeichnen. Aus diesem Beispiel ergibt sich gleichzeitig, daß unter allen möglichen Geschwindigkeiten der Planeten nur zwei ganz bestimmte eine kreisförmige und parabolische Bahn erzeugen, während unendlich viele eine elliptische oder hyperbolische Bahn erzeugen können; diese letzteren Bahnen müssen daher in Wirklichkeit am häufigsten vorkommen. Die Frage, woher es komme, daß die anziehende Kraft der Sonne, welche doch jeden Planeten dem Bewegungsmittelpunkt zu nähern strebt, in gewissen Theilen seiner Bahn ein successives Entfernen gestattet, erledigt sich durch folgende Betrachtung. Es sei c (Fig. 2) die Sonne, a b c d e f g h eine elliptische Planetenbahn, so wird der Planet, wenn er den Punkt f, nämlich seine Sonnenferne, mit der geringsten Geschwindigkeit passirte, durch die Wirkung der Sonnenanziehung immer mehr beschleunigt, indem diese z. B. bei g in der Richtung g c wirkt, also den Planeten gewissermaßen vorwärts zieht. Mit dieser beschleunigten Bewegung wächst die Tangentialkraft, und wenn der Planet nach a gelangt ist, so ist seine Schwungkraft so groß, daß die Anziehung die Bahn nicht noch mehr zu krümmen vermag; er entfernt sich daher stufenweise wieder von der Sonne, um über c wieder nach f zu gelangen. Hier ist freilich die Anziehung der Sonne am schwächsten, ebenso aber auch die Schwungkraft, und beide stehen in einem solchen Verhältnis, daß sich von f aus der Planet wieder der Sonne zu nähern beginnt. — In der Technik macht man von der Centrifugalkraft mehrfach Anwendung, besonders bei dem Centrifugalregulator (s. Regulator) und den Centrifugalmaschinen (s. d.).

Fig. 2.



Central-City (spr. ßentrăl ßitti), Hauptstadt der Grafschaft Gilpie des amerikan. Territoriums Colorado, nordwestlich von Denver, bei den 1859 am Fuß des Pikes Peak in den Rocky Mountains entdeckten Gregory Diggings entstanden, mit (1870) 2360 Einw.

Centralfeuer, der feurig-flüssige Erdkern, der nach der Annahme vieler Geologen von der erkalteten und dadurch fest gewordenen Erdrinde wie von einer Schale umgeben und der Grund sowohl der nach innen zunehmenden Erdwärme, als der vulkanischen Erscheinungen sein soll. S. Erdwärme und Vulkane.

Centralgewalt, in föderirten Staaten die oberste Staatsbehörde, welche im Namen der ganzen Konföderation die Souveränitätsrechte ausübt. Die deutsche C. war eine 1848 von der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. eingesetzte oberste Regierungsgewalt, welche bis zur Vollendung der Reichsverfassung die Exekutivgewalt des damals in der Bildung begriffenen deutschen Bundesstaats führen sollte, aber nur bis zum Mai 1849 bestand. S. Deutschland, Geschichte.

Centralindischer Agenturbezirk (Central India Agency), engl. Bezeichnung für die direkt vom Generalgouverneur für Ostindien in Kalkutta ressortirende Verwaltungsbehörde mit dem Sitz in Indor (s. d.), welche mit den ihr untergebenen acht Agenturbezirken (Gwalior, Bhopal, Bandelkand, Bhagelkand, West-Malwa, Bhil, Bhil-Kommissariat und Guna) die zahlreichen Vasallenstaaten Centralindiens im Gesammtflächeninhalt von 216,450 QKilom. (3931 QM.) mit 7½ Mill. Einw., worunter Gwalior, Indor und Bhopal die größten sind, überwacht.

Centralisation (lat.), wörtlich in politischer Hinsicht die Einrichtung, bei welcher die politischen Thätigkeiten und ihr Gesetz, ihre Leitung wie ihr Ziel möglichst von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausgehen und darauf zurückführen. Man hat dem Ausdruck zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutung beigelegt. Zunächst wird die C. dem System des Specialisirens entgegengesetzt, welches für eine Menge von Staatsaufgaben von sehr ungleicher Bedeutung ebenso viele von einander getrennte und koordinirte Behörden erfordert, und ihr Wesen besteht demnach darin, daß in der staatlichen Einrichtung »die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung unter gewisse Hauptklassen geordnet sind, und aus jeder einzelnen Hauptklasse diejenigen Angelegenheiten, welche einer Prüfung und Entscheidung durch die obersten Leiter der Staatsverwaltung zu bedürfen scheinen, an diese gebracht werden, von wo aus auch die Kontrolle über den Gesammtumfang eines solchen Geschäftszweigs geübt wird«. Mit dem Centralisationssystem hat man aber auch häufig das Realsystem verwechselt, nach welchem Verfassung und Verwaltung für den ganzen Staat auf ganz gleichmäßige Weise eingerichtet sind, und die Organisation der Behörden, ihre Unterordnung unter einander und ihre Verbindung für alle Theile des Landes dieselbe ist, so daß nur die Natur der Thätigkeit des Staats, nicht der Ort, wo sie sich entfaltet, über die Formen entscheidet, unter denen sie vor sich geht. Endlich hat man C. und Zuvielregieren in eine Kategorie geworfen und damit der C. insofern Unrecht gethan, als auch das Special- wie das Provinzialsystem, dem man aus gleichem Irrthum nicht das Real-, sondern das Centralsystem entgegensetzt, hinlängliche und namentlich in der deutschen

Geschichte jener Zeit, wo jene Systeme in ihrer Blüte standen, auffallende Beispiele von Zuvielregieren aufbewahren. Die Gebrechen und Mängel des Zuvielregierens, des Realsystems und der C. sind so oft als dasselbe Kind Einer Mutter, der Herrschsucht, dargestellt worden, daß man nun allgemein die C., in diesem ihrem auf die Spitze getriebenen Princip, als dasjenige System der Staatsverwaltung definirt, nach welchem der Staatsorganismus zu einer Staatsmaschine, zu einem an sich todten, künstlich in einandergreifenden Räderwerk, das den Impuls zur Bewegung von außen, von der Staatsgewalt empfangen muß, herabgesetzt wird. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, steht die C. allerdings als eine Geisel und ein Hemmschuh in der Entwickelung der Völker da; in jedem Staat, der ihrer Herrschaft längere Zeit unterliegt, zeigt die C. als trauriges Resultat eine Nation auf, bei welcher »Ruhe ohne Glückseligkeit, Gewerbfleiß ohne Fortschritt, Arbeit ohne allgemeinen Wohlstand, Stabilität ohne Kraft, Regsamkeit ohne organisches Leben und materielle Ordnung ohne Sittlichkeit« herrscht. Das ärgste Uebel der C. ist die Unterdrückung alles freien Staatslebens: an die Stelle der öffentlichen Freiheit tritt diskretionäre Gewalt. Die Staatsbeamten aber erscheinen als bloße Werkzeuge der Verwaltung, ohne Selbständigkeit im Wirken fürs Gute oder Böse und nur vorhanden, um die aus dem Centralpunkt kommenden Anordnungen auszuführen, kurz, das Sonderinteresse der Verwaltung zu vertreten. Zunächst wählt die Centralbehörde die Beamten, und sie wählt sie höchst selten aus der Provinz, aus der Gegend, wo sie wirken sollen, und nimmt so oft wie möglich Versetzungen derselben vor, damit ihnen nicht Zeit bleibe, aus ihrer gemessenen Entfernung von den Einwohnern ihres Geschäftskreises herauszutreten und dadurch »das Interesse der Regierung aus den Augen zu lassen«. Dabei fällt der Kostenpunkt schwer ins Gewicht. Die C. macht die Anstellung einer Menge von vermittelnden und Mittelbehörden nöthig, durch welche die Anordnungen der obersten Regierungsbehörde, wie die Funken an der elektrischen Kette, hinabgeleitet werden an das letzte Glied. Bis zu welchem Beamtenschwarm ein derartig geordneter Staatsbienenkorb endlich gedeihen kann, davon liefert unter anderem Frankreich ein Muster. Das Princip der reinen C. ist daher mit einem gesunden politischen Leben unvereinbar. Es muß Harmonie walten zwischen der Herrschaft des Hauptes und der Freiheit der Glieder, so daß C. und Decentralisation in einem richtigen Verhältnis stehen. Die romanischen Völker scheinen mehr zum centripetalen Staatsleben, die germanischen mehr zum centrifugalen, d. h. zur Selbstregierung, zu neigen. Das Rechte liegt auch hier in der Mitte. Beides, sowohl das Streben nach C., sowie auch das Streben nach ihrem Gegensatz (Föderativsystem) oder nach Selbständigkeit und freier Selbstthätigkeit der einzelnen Gesellschaftsglieder, der Provinzen, Gemeinden, Familien und der einzelnen Bürger einer Nation, ist nothwendig. Eine kräftige Centralbehörde und daneben freie Gemeindeverfassung, freies Vereinigungsrecht, kräftige Familienverfassung und individuelle Freiheit bilden das Grundgesetz des lebenskräftigen Staats. Beide Systeme aber in ihrer einseitigen Richtung wie in ihrer Uebertreibung sind der gedeihlichen Entwickelung des Staatslebens gleich verderblich (vgl. Gemeinde).

Centralorgan (lat.-griech.), Organ des animalischen Körpers, welches für andere von gleicher Funktion der Hauptheil ist, wie das Herz für das Gefäßsystem, Gehirn und Rückenmark für das Nervensystem.

Centralposition (lat.), s. Centralstellung.

Centralprovinzen (Central Provinces, s. Karte »Ostindien«), die siebente Provinz des englisch-indischen Reichs, liegt zwischen 18—24° nördl. Br. und 76—86° östl. L. v. Gr., wurde 1861 als eine eigene Provinz aus Theilen von Bengalen und den Nordwestprovinzen gebildet und 1864 um den Distrikt Nimar vergrößert. Ihre Grenzen sind gegen W. und N. die Vasallenstaaten unter dem Centralindischen Agenturbezirk (s. d.) und Theile von Bengalen, gegen W. die Distrikte von Madras und der Dschaipuradministration (s. d.); im S. bilden die Flüsse Godaveri und Warda die Grenze gegen das Gebiet des Nizam und Berar. Die Provinz hat ein Areal von 287,760 QKilom. (5226 QM.), wovon 73,180 an der Südwestgrenze von 15 eingebornen Fürsten verwaltet werden, während der Rest unmittelbares englisches Gebiet ist. Das bedeutendste Gebirge der Provinz ist die Satpurakette, die südlich der Narbada von O. nach W. zieht und bis zu 1200 Meter sich erhebt; östlich schließen sich an die Gondvanaplateau's, deren Knotenpunkt, der Amarkantak (1094 Meter hoch), zugleich die Hauptwasserscheide für Centralindien bildet. Ausläufer der Windhyakette durchziehen den nördlichen Theil der Provinz und erreichen hier noch Höhen von 900 Meter. Die Plateau's und insbesondere die Thäler sind vom fruchtbarsten Boden bedeckt; sehr häufig sind die Schichten der für die Kultur überaus wichtigen »schwarzen Erde« (s. Dekhan). Werthvolle Hochwaldungen von Salbäumen (Valeria robusta), von Teakholz und Ebenholzbäumen finden sich in allen Distrikten und stehen größtentheils unter vorzüglicher Aufsicht; Niederwald (Dschangel) bedeckt 91,680 Hektar und liefert hauptsächlich das Brennmaterial. Die Hauptflüsse sind Narbada, die nach W., Mahanadi und Godaweri, welche nach O. abfließen. Keiner derselben ist schiffbar; die Godaweri soll aber mit einem Aufwand von mehr als 3 Mill. Pfd. Sterl. durch Führung von Kanälen um die unschiffbaren Strecken bis nach Tschanda (südlich von Nagpur) schiffbar gemacht werden. Das Klima charakterisirt sich durch große Regelmäßigkeit in der für die Kultur so wichtigen Regenmenge; ausnahmsweise trocken war das Jahr 1868, wo fast Hungersnoth eintrat. Die jährliche Regenmenge beträgt in den Narbadabistrikten 1,4—1,8 Meter; im Sagerdistrikt 1,5—2,03; in den Nagpurebenen 1,2—1,6; auf den Tschatisgarhplateau's nur noch 0,76 Meter. Die Jahreszeiten zeigen eine entschieden kühle Periode, auf welche mehr oder weniger deutlich getrennt die heiße Jahreszeit und die Regenperiode folgen. Es beträgt die mittlere Jahrestemperatur in Dschabalpur 24,6, in Nagpur 27,6, in Sager 24,8, in Baitul 22,5° C. Kohlenlager in großer Mächtigkeit werden im Tschanda-, im Baitul- und Narsingpurdistrikt ausgebeutet. Ob die im erstern Bezirk gefundenen Bleierze des Abbaues werth sind, und welche sonstige Fundstätten von Mineralien noch in der Provinz existiren, wird der Fortgang der geologischen Aufnahme zeigen, die bisher nur für den Westen der C. vollendet wurde. Die Fruchtbarkeit des Bodens zeigt sich darin, daß ⅓ des Landes in Kultur steht, und ein anderes Drittel des Anbaues fähig

ist, was für Indien ein sehr günstiges Verhältnis ergibt. Die gesammte angebaute Fläche beträgt rund 5 Mill. Hektar; davon kommt auf Reis 1,17, auf Weizen 1,27, auf anderes Getreide 1,9 Mill., auf Oelpflanzen 301,000, auf Baumwolle 270,000, auf keines der übrigen Produkte (Zuckerrohr, Gemüse, Tabak ꝛc.) über 40,000 Hektar. Unbedeutend ist der Anbau von Mohn zu Opium und Indigo. Hauptexportartikel ist zur Zeit noch Baumwolle; sie kommt unter dem Namen des Orts Hingungbat (im Bezirk Warda) in den Handel und gilt als die beste von ganz Indien. Der gesammte Ertrag wurde 1869 zu 50,000 Ballen (à 200 Kilo) geschätzt, wovon die Hälfte nach Europa ausgeführt ward. Cerealien werden ohne Zweifel einen bedeutenden Exportartikel bilden, wenn die Godaweri schiffbar gemacht und das Straßennetz vervollständigt sein wird. Aus dem Thierreich sind die Elefanten hervorzuheben, die hier noch wild vorkommen (1866 wurden 30 eingefangen und die jüngeren zu 900 Thlr. das Stück verkauft). Unter den Hausthieren stehen die Kühe und Büffel (mit 5,8 Mill. Stück und zum Werth von 16 Thlr. für ein Paar Büffel) obenan; dann kommen Schafe (589,000 Stück, à 1½ Thlr.). Die Bevölkerung beträgt (nach dem letzten Census November 1866) 9,068,103 Seelen, wovon 1,1 Mill. auf die Vasallenstaaten entfallen. Sie lebt in 29,223 Dörfern mit einer durchschnittlichen Einwohnerzahl von 212, in 712 Städten mit zwischen 1000 bis 5000, in 31 Städten mit über 5000, in 8 mit über 10,000, in 3 mit über 50,000 Einw. Die beiden Geschlechter sind nahezu gleich zahlreich, während sonst in Indien die Männer bedeutend überwiegen. 57 Procent sind Ackerbauer, die Zahl der im Handel Beschäftigten ist größer als sonst. Der Religion nach sind 6726 Christen, 6,9 Mill. Hindu, 233,163 Mohammedaner, 20,814 Dschaina (s. d.), 1,9 Mill. Gond (s. d.) und andere Reste der Urbewohner Indiens. Die vorwiegenden Sprachen sind Mahratti, Urdu, Hindi (s. diese Art.) unter der indischen, Gondi unter den Resten der ursprünglichen Bevölkerung; längs der Godaweri wird Telugu (s. d.) gesprochen. Die zahlreichste Kaste ist unter den Ackerbauern die der Kumbi, in den Gewerben die der Weber. Sämmtliche Bewohner sind dunkler als in anderen Theilen Indiens, ein Beweis geringer Reinhaltung des arischen Bluts und starker Vermischung mit den Urbewohnern, die in dieser Provinz einen größern Bestandtheil der Bevölkerung ausmachen als sonst. Der Schulbildung wendet die Regierung große Aufmerksamkeit zu (es gab 1869: 1864 Schulen mit 77,798 Schülern, davon 134 Mädchenschulen mit 4579 Schülerinnen), doch erschwert die niedere Kulturstufe der großen Masse den Fortschritt hierin.

Für die Hebung der Provinz ist seit 10 Jahren unendlich viel geschehen. 1862 gab es lediglich im nördlichen Theil eine Kunststraße (von Dschabalpur über die nahe Grenze nach Mirzapur am Ganges); 1865 waren schon 786, 1870: 3028 Kilom. chaussirte Wege vorhanden. Zwei Eisenbahnen durchziehen die Provinz auf eine Länge von 334 Kilom. Die Hauptlinie ist ein Theil der Bombay-Kalkutta-Bahn, die Zweiglinie nach Nagpur geht längs der Tapti. Die Handelsthätigkeit der Bewohner ist groß. An 83 Orten ist jährlich Messe (meist im Februar, März, April); davon werden 3 von mehr als 100,000, 8 von mehr als 50,000 Menschen besucht. Hauptgegenstände des Handels sind hier: Rohprodukte, Vieh, einheimische Gewebe und Hausrath, englische Kattune. Nach den Aufzeichnungen der Steuer- und Zollbehörden gingen 1868 Waaren aus und ein im Werth von 11,8 Mill. Pfd. Sterl., davon waren 5 Mill. durchpassirendes Gut; der Rest vertheilt sich zu 3,2 Mill. auf die Einfuhr, zu 7,8 Mill. auf die Ausfuhr. Die Post wird stark in Anspruch genommen und hat 103 Abgabestellen errichtet; der Lokalverkehr wird wie sonst in Indien durch konzessionirte Boten vermittelt. Die Finanzen sind in sehr günstigem Stand; die Einnahmen hatten sich von 1861—1868 um 22½ Proc. gehoben, sie betrugen 1869: 1,007,902 Pfd. Sterl., 1871—72: 1,325,743 Pfd. Sterl. bei 912,580 Pfd. Sterl. Ausgaben; frühere Deficits, wie 1867, waren veranlaßt durch Ausgaben für Wegebauten ꝛc. Die Einnahmen fließen hauptsächlich aus der Grundsteuer; den C. eigen ist die Handelssteuer (Pandhri), deren Abschaffung in Aussicht genommen ist (1871—72 wurden bereits die ärmeren Klassen davon befreit). Die Vertheilung des Grund und Bodens ist eine überaus günstige. Die Grundbesitzungen sind mäßig groß; Zeitpacht ist nicht üblich, die Erbpächter zahlen eine nicht übertriebene Rente; die Verhältnisse der zahlreichen Aftereigenthümer gegenüber ihren Oberherren sind befriedigend geordnet. Die Provinz ist eingetheilt in 4 Regierungsbezirke (Commissionerships): Nagpur, Dschabalpur, Narbada, Tschattisgarh; 19 Distrikte (mit durchschnittlich ½ Mill. Einw.) und 56 Bezirke. Provinzialhauptstadt ist Nagpur, mit 85,661 Einw. An der Spitze der Geschäfte steht ein Chief Commissioner. 8729 Mann theils von der Bengal-, theils von der Madrasarmee (darunter 3385 Europäer) sind in der Provinz in 10 Garnisonen vertheilt; 8682 Polizisten (darunter 40 Europäer als Officiere) sorgen für Sicherheit und Aufrechthaltung der Ordnung. Vgl. Grant, Gazetteer of the Central-Provinces of India (2. Ausg., Nagpur 1870).

Centralsonne, ein Fixstern, um den sich nach der Annahme einiger Astronomen alle Fixsterne eines und desselben Fixsternsystems auf ähnliche Weise, wie die Planeten um die Sonne, bewegen sollen. Mädler namentlich stellte die Ansicht auf, daß alle zur Milchstraße gehörigen Fixsterne, ein zusammengehöriges Ganze bildend, sich um eine C. bewegten, und machte einen Versuch, den Ort dieser C., auf Beobachtungen der Eigenbewegung von 1800 Fixsternen gestützt, annäherungsweise zu bestimmen. Er wollte sie in dem Sternbild der Plejaden gefunden haben und hielt den hellsten Stern dieser Gruppe, Alcyone, für den Centralkörper des Fixsternsystems, zu welchem unsere Sonne gehört. Letztere sollte ihre kreisförmige Bahn um diese C. in nahezu 18 Mill. Jahren mit einer Geschwindigkeit von 8 geographischen Meilen in der Sekunde vollenden. Vgl. Mädler, Die C. (2. Aufl., Mitau 1847). Die Existenz der C. Mädlers ist später, besonders von Peters, in Zweifel gezogen worden, und Mädler selbst hat sie dann in seinem Werk »Ueber die Fixsterne im allgemeinen und die Doppelsterne insbesondere« aufgegeben und sich 1857 dahin erklärt, daß der Zeitraum der Beobachtung behufs der Auffindung der C. bis jetzt noch viel zu kurz sei, als daß sich darüber etwas mit Sicherheit feststellen ließe, und daß das Centrum des Fixsternsystems vielleicht gar nicht mit einem festen Körper zusamenfalle. Heute ist man zu dem Ergebnis gelangt, daß eine C. in obigem Sinn nicht existirt, aber über die nähere Art und Weise, in welcher alle Fix-

sterne zu einem System verbunden sind, herrscht noch große Ungewißheit. Nach Klein (»Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung«, Braunschw. 1872) bilden die Fixsterne, welche wir nächtlich über unserem Haupt wahrnehmen, einen engern Verband, und solcher Fixsternsysteme existiren noch zahllose andere, die alle um eine Ebene herum gruppirt sind, welche sich uns deshalb als Milchstraße darstellt.

Centralstellung (Centralposition), militärische Stellung inmitten mehrerer wichtigen bedrohten Punkte, von welcher aus der Feind, mag er auf diesem oder jenem Punkt etwas unternehmen, mit Vortheil angegriffen oder abgewehrt werden kann. So nahm z. B. im December 1870 Prinz Friedrich Karl von Preußen, als es ungewiß war, ob Chanzy von Le Mans oder Bourbaki von Nevers aus gegen Paris vorrücken werde, oder was überhaupt die Franzosen beginnen wollten, eine C. bei Orléans, von wo aus er in jedem Fall Paris decken konnte. Die C. liegt stets so, daß von hier aus die dem Feind zur Verfügung stehenden Straßen nach allen Seiten hin in ungefähr gleicher Entfernung beherrscht, resp. erreicht werden können.

Centralverwaltung, eine nach den Principien der Centralisation (s. d.) geregelte Staatsverwaltung; dann insbesondere Name der 26. Okt. 1813 von den Alliirten eingesetzten Behörde, welcher die Verwaltung der von ihnen besetzten oder noch zu besetzenden Länder übertragen ward. An der Spitze derselben stand der Freiherr v. Stein, neben welchem namentlich der Graf v. Solms-Laubach, Rühle v. Lilienstern und der nachmalige preuß. Steuerminister Eichhorn thätig waren. Nach Abschluß des ersten Pariser Friedens trat diese Behörde einen Theil ihrer Befugnisse an Bayern und Oesterreich ab, und nach dem Wiener Kongreß ward sie aufgelöst. Vgl. Eichhorn, Die C. der Verbündeten unter dem Freiherrn v. Stein (»Deutschland«, d. i. Berl. 1814).

Centreville (spr. sénterwill), Dorf im nordamerikan. Staat Virginia, Grafschaft Fairfax, 43 Kilom. westlich von Washington, wurde durch eine Reihe von Gefechten bekannt, die hier Ende August 1862 stattfanden, und in welchen die föderale Armee unter Pope mit schweren Verlusten geschlagen wurde.

Centrifugāl (lat.), vom Mittelpunkt fortstrebend, im Gegensatz zu Centripetal, zum Mittelpunkt hinstrebend.

Centrifugalgebläse, s. Gebläse

Centrifugalkraft, s. Centralbewegung.

Centrifugalmaschinen (Centrifugen), mechanische Vorrichtungen, welche mit Hülfe der Centrifugalkraft die Trennung flüssiger Körper von festen bewirken. Sie bestehen im wesentlichen aus einer vertikalen Welle auf welcher eine horizontale, oben offene Trommel befestigt ist. Die Trommel hat einen festen Boden, aber ihre Seitenwandung besteht aus Drahtgewebe, welches von außen durch Bandeisen gestützt wird. In der Trommel ist ein Kegel aus Blech angebracht, welcher mit der Spitze nach oben gerichtet ist und in seinem Innern drei Flughämmer birgt, welche das Gleichgewicht erhalten sollen. Die vertikale Welle wird durch Friktionsräder in so schnelle Rotation versetzt, daß sie (und mit ihr die Trommel) in der Minute 1500—3000 Umdrehungen macht. Bringt man nun eine breiartige Masse in die Trommel, so wird diese von dem Kegel, auf welchen sie zunächst fällt, abgleiten und durch die Centrifugalkraft gegen die Wandung der Trommel geschleudert werden, auf welcher sie sich gleichmäßig ausbreitet. Das Sieb hält die festen Bestandtheile des Breies zurück, aber die flüssigen werden mit großer Kraft daraus entfernt und dringen durch die Maschen des Siebes. Um sie aufzufangen ist die ganze Trommel mit einem eisernen Mantel umgeben, welcher an der Rotation nicht theilnimmt und an dessen Boden ein Rohr die ausgeschleuderte Flüssigkeit ableitet. Begießt man den in der rotirenden Trommel befindlichen Breirückstand mittels eines Brausenkopfs mit Wasser, so wird er leicht und vollständig ausgewaschen und kann gleichwohl fast trocken aus der Maschine genommen werden. Diese C. finden in der Technik ausgedehnteste Anwendung; sie dienen zur Gewinnung des Safts aus zerriebenen Runkelrüben, zur Reinigung von Rohzucker und Zucker aus Nachprodukten, zum Trocknen der Wolle, der Garne und Gewebe (Centrifugaltrockenmaschine, Hydroextracteure), in der Paraffinfabrikation zur Reinigung der Krystallmasse, in der Gerberei zur Trennung der Lohe von der Brühe, in der Weinfabrikation zur Gewinnung des Mostes und zur Verbesserung kranker Weine, in der Stärkmehlfabrikation, zum Auslassen des Honigs, in eigenthümlicher Einrichtung auch zum Trocknen appretirter Stoffe ꝛc. In der Konstruktion scheinen die C. von Fesca in Berlin alle anderen zu übertreffen. Für die Zuckerfabrikation hat man C. gebaut, welche einen kontinuirlichen Betrieb gestatten. Ebenso sind C. konstruirt worden, bei denen man die ausgeschleuderte Waare aus der Maschine entfernen kann, ohne diese in Stillstand zu setzen.

Centrifugalpendel, s. Pendel.

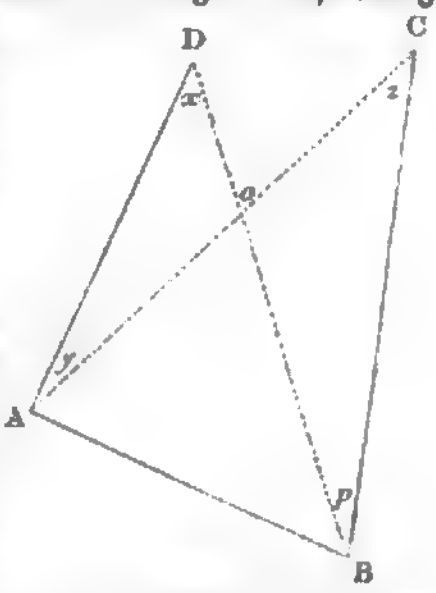
Centrifugalpumpe, s. Pumpe.

Centrifugalregulator, s. Regulator.

Centrifugalventilator, s. Gebläse.

Centripetālkraft, s. Centralbewegung.

Centriren (lat.), in einen Mittelpunkt bringen. So ist z. B. ein optisches Glas richtig centrirt, wenn die Axe desselben genau durch den Mittelpunkt geht, unrichtig centrirt, wenn dies nicht der Fall ist. C. der Winkel nennt man das Verfahren, welches man anwendet, wenn man das Winkelinstrument beim Messen eines Winkels nicht im Scheitel desselben aufstellen kann, z. B. wenn dieser in der Mittellinie eines Gebäudes oder bei unzugänglichen Signalstangen gelegen ist. Man stellt dann das Instrument in einiger Entfernung von dem Scheitel des Winkels auf und mißt also nicht den eigentlich gesuchten Winkel, sondern berechnet aus dem gemessenen Winkel den verlangten auf irgend eine Weise.



In nebenstehender Figur sei es nicht möglich, den Winkel y bei A zu messen, weil das Instrument der erwähnten Hindernisse wegen nicht in A aufgestellt werden kann; dagegen kann man es in B aufstellen; in C und D seien Signale. Es ist nun

$$\begin{array}{l} x + y = o \\ z + p = o \\ \hline x + y = z + p \\ y = z + p - x. \end{array}$$

Die Winkel α und β lassen sich sodann leicht durch Beobachtung bestimmen, und danach läßt sich der Winkel γ berechnen.

Centrisch (lat.), s. v. w. central; c. nach der Ecke heißt ein Vieleck, um welches sich ein Kreis beschreiben läßt; c. nach der Seite ein solches, welches um einen Kreis beschrieben ist.

Centrobarische Methode (Methodus centrobarica), das Verfahren, Flächen oder Körper, welche durch die Umdrehung von Linien oder Flächen um eine unverrückte Axe erzeugt werden, ihrer Größe nach aus dem erzeugenden Stück und dem Weg seines Schwerpunkts zu bestimmen. Die hierzu dienenden mathematischen Vorschriften werden auch die Guldinischen Regeln genannt, weil Guldin in seinem Werk »De centro gravitatis« (1635—42) sie vielfach angewendet hat; sie finden jetzt, wo man im Besitz allgemeiner Methoden für die Inhaltsbestimmung der Figuren ist, nur noch Anwendung, wenn es sich darum handelt, aus dem Inhalt der erzeugten Figur und der sie erzeugenden Größe den Schwerpunkt der letzteren zu finden. Die Regeln sind folgende: 1) Eine Umwälzungsfläche ist an Inhalt gleich dem Produkt der sich umwälzenden und dadurch die Fläche erzeugenden Linie mit der Kreislinie als dem Weg, den der Schwerpunkt der Linie um die Rotationsaxe beschreibt. 2) Ein Umwälzungskörper ist an Inhalt gleich dem Produkt der sich umwälzenden und dadurch den Körper erzeugenden Ebene mit der Kreislinie als dem Weg, den der Schwerpunkt der Ebene um die Rotationsaxe beschreibt.

Centronen, Volk in Gallia Narbonensis, in den Grajischen Alpen, welches 58 v. Chr. Cäsar am Vordringen zu hindern suchte. Durch ihr Gebiet ging die Heerstraße von Italien nach Lugdunum.

Centrum (lat.), Mittelpunkt, im mathematischen Sinn der Punkt, welcher in einer ebenen Figur oder in einem Körper von einigen, auch wohl unendlich vielen anderen Punkten gleich weit entfernt liegt, wie das Wort C. z. B. bei jedem regulären Vieleck, der Ellipse, dem Kreis, der Kugel, in dieser Bedeutung gebraucht wird. C. der Schwere s. v. w. Schwerpunkt (s. d.). — In der Kriegswissenschaft ist C. die Mitte einer Schlachtordnung im Gegensatz zu den beiden Flügeln, so daß demnach die Schlachtordnung aus diesen drei Theilen besteht, deren stärkster das C. sein muß. Das Durchbrechen des Centrums führt in der Regel zum entscheidenden Sieg. — In der politischen Sprache versteht man unter C. die Gesammtheit derjenigen Mitglieder einer parlamentarischen Versammlung, welche mit den mittleren Plätzen zugleich eine mittlere Parteistellung zwischen der Regierungs- oder konservativen Partei (Rechten) und der Opposition (Linken) einnehmen. Je nachdem auch in dieser Partei ein Hinneigen zur Rechten und Linken vorkommen kann, unterscheidet man ein rechtes und linkes C. Die ultramontanen Bestrebungen der letzten Jahre haben weitere Abschattirungen nach den konfessionellen Bekenntnissen der Parlamentsmitglieder in Form von gemeinsamen Parteitendenzen hervortreten lassen (z. B. das C. der ultramontanen Katholiken in der deutschen Reichstagsperiode 1872—73).

Centrum gravitatis (lat.), der Schwerpunkt.

Centum (lat.), hundert.

Centumviri (lat., »Hundertmänner«), stehendes Richterkollegium im alten Rom, welches im Namen des Volks in Civilprocessen Recht sprach. Die C. wurden ursprünglich nach Tribus gewählt, je 3 aus einer Tribus, also aus den 35 Tribus 105. In der Kaiserzeit stieg ihre Zahl auf 180. Seit Augustus waren die Decemvirn Präsidenten und der Prätor Oberpräsident dieses Kollegiums. Die C. bildeten 4 Consilia (Senate), welche einzeln oder vereinigt Processe schlichteten. Sie sprachen erst auf dem Forum, zur Kaiserzeit unter einer Basilika Recht, und die Processe waren bald entschieden. Unter den Kaisern hatten die Centumviralgerichte ein größeres Ansehen als zur Zeit der Republik, weil sie nach dem Aufhören der öffentlichen Rechtspflege jetzt fast allein Gelegenheit boten, durch Beredsamkeit und Rechtsgelehrtheit zu glänzen. Zum letztenmal wird dieses Institut 395 n. Chr. genannt; bei Justinian wird es als eine Antiquität erwähnt. Vgl. Zumpt, Ueber Ursprung, Form und Bedeutung des Centumviralgerichts (Berl. 1838); Schneider, De origine centumviralis judicii (Rostock 1855); v. Keller, Römischer Civilproceß (3. Aufl., Leipz. 1863).

Centüplum (lat.), das Hundertfache; centupliren, verhundertfachen, verhundertfältigen.

Centurie (lat. Centuria), von Centum (Hundert), bedeutet ursprünglich eine Abtheilung von 100 Mann, in der ältesten Zeit vornehmlich eine Abtheilung von 100 Reitern. Servius Tullius (s. d.) trug den Namen über auf die 193 Abtheilungen, in welche er die gesammte waffenfähige Bürgerschaft eintheilte, 18 Centurien Reiter (oder Ritter) und 175 Centurien Fußvolk, von denen 80 zur ersten, je 20 zur zweiten, dritten und vierten, und 30 zur fünften Vermögensklasse gehörten. Die unterhalb der fünften Klasse Stehenden bildeten zusammen eine C. In der nach Centurien angestellten Volksversammlung (comitia centuriata) gab jede C. Eine Gesammtstimme ab, dann wurden die Stimmen der Centurien, von der ersten anfangend, gezählt. Die 98 Centurien der Ritter und der ersten Klasse hatten demnach, wenn sie einig waren, die Majorität, und die Centurien der unteren Klassen brauchten meist gar nicht gefragt zu werden. In militärischer Hinsicht bestimmte die Eintheilung nach Klassen und Centurien die Art des Kriegsdienstes, den Unterschied in der Rüstung und Bewaffnung, die Stellung im Heer und in der Schlacht. Auch in der spätern Zeit, als das römische Heer in Legionen und diese in Manipeln eingetheilt waren, hießen die Officiere der letzteren Centurionen, obgleich sie bei den Triariern nur 30 und bei den Hastaten und Principes nur 60 Mann zu kommandiren hatten. — In der Landwirtschaft bedeutete C. ein Stück Land von 100 Morgen.

Centurien, Magdeburgische, s. Magdeburgische Centurien.

Centurio (lat.), Befehlshaber einer Centurie (s. d.).

Centuripe (Centorbi, spr. tschen-), Stadt auf der Insel Sicilien, Provinz Catania, auf steiler Höhe über dem Thal des Simeto (Symaithos), südwestlich vom Aetna, auf den man eine prachtvolle Aussicht hat, mit 2950 (als Gemeinde 1871 mit 7351) Einw., welche viel Safran bauen. C., das alte Kentoripa, war schon in sehr alter Zeit einer der Hauptsitze der Sikuler und erhob sich während der Kämpfe der Griechen und Karthager, welche die Küstenstriche besetzt hielten, zu einer glänzenden Blüte, die es auch unter den Römern behauptete. Seit der Zeit des Augustus gerieth

der Ort in Verfall. C. war des Arztes Celsus Geburtsort.

Ceorle, s. Angelsachsen.

Cephäëlis *Swartz* (Kopfbeere, Brechwurzel, Brechwurz, s. Tafel »Arzneipflanzen I«), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, Sträucher und Kräuter in Amerika mit spitz-eiförmigen, gestielten Blättern und Nebenblättern, von Deckblättchen unterstützten Blüten in Köpfchen, die end- oder achselständig und von Deckblättern umhüllt sind. Die umgekehrt eiförmige Steinfrucht ist zweifächerig, zweisamig. Mehrere Arten sind als Arzneipflanzen wichtig. C. Ipecacuanha *Willd.* (echte Brechwurz), eine halbstrauchige Pflanze, mit unterirdisch kriechendem, dann aufsteigendem, 60 bis 90 Centim. hohem, unten holzigem Stengel, länglich-ovalen, oben rauhen, unten flaumigen Blättern, zerschlissenen Nebenblättern, etwa zu 12 in einem halbzolldicken Köpfchen vereinigten weißen Blüten und erbsengroßen, dunkelvioletten Beeren, in den dichten Wäldern und Thalschluchten Brasiliens zwischen 8 und 20° südl. Br., dann auch auf den Bergen von San Lucar in Neugranada und in Peru. Der in der Erde kriechende Stamm sendet einige einfache, 15 Centim. lange, meist wurmförmig gekrümmte Wurzeln aus, welche die officinelle Ipecacuanha ausmachen. Sie sind etwa 5 Millim. dick und besitzen eine geringelte Rinde, die oft bis auf den Holzkörper eingeschnürt ist. Die Ipecacuanha ist grau, riecht dumpf, schmeckt widerlich bitter und enthält neben einer Spur ekelhaft riechenden ätherischen Oels und der amorphen, braunen, bitter schmeckenden Ipecacuanhasäure $C_{14}H_9O_7$, als wirksamen Stoff Emetin. Die meiste Ipecacuanha (jährlich gegen 30,000 Arroba's à 14,7 Kilogr.) liefert die brasilische Provinz Matto Grosso im Quellgebiet des Paraguay, und die Abgelegenheit dieser Gegend, aus welcher der Waarentransport nach Rio de Janeiro fünf Monate dauert, mag wohl der Hauptgrund des hohen Preises der Wurzel sein. Dieselbe ist als hauptsächlichstes Brechmittel officinell und dient in kleinen Dosen auch bei Bronchial-, chronischem und rheumatischem Darmkatarrh, Ruhr, Blutungen aus inneren Organen, Krampfwehen ꝛc. Als Brechmittel hat sie vor Brechweinstein (mit welchem sie meist zusammen gegeben wird) voraus, daß das Würgen geringer ist, das Erbrechen selbst nicht so oft sich wiederholt, der nachfolgende Collapsus viel unbedeutender ist und nur selten Durchfall eintritt. Die Ipecacuanha wurde 1648 durch Piso und Marcgraf in Europa genauer bekannt. Der Arzt Helvetius in Reims gab sie als Specificum gegen Ruhr und verkaufte dieses sein Geheimnis für 1000 Louisd'or an Ludwig XIV. In Brasilien heißt die seit langer Zeit von den Eingebornen angewandte Wurzel Poaya oder Çipó, seitener Ipecacuanha, was »Brechen erregendes Unkraut« bedeutet.

Cephalaspis, s. Fische.

Cephalopoden, s. v. w. Kopffüßer (s. d.).

Cephalotaxus *S.* et *Zucc.* (Scheineibe), Pflanzengattung der Taxineen, kleine, sehr in die Breite wachsende Bäume, welche bei uns meist nur Sträucher bilden, mit ausdauernden, linienförmigen, in der Regel zweireihigen Blättern und violettbrauner, erst im zweiten Jahr reifender Steinfrucht, welche eine braune Nuß einschließt. C. Harringtonia *Forb.* (kurzblätterige Scheineibe), ein Baum oder Strauch in Japan, 6 bis 7,5 Meter hoch, mit sehr ausgebreiteten Aesten, zweireihigen Zweigen und 2,5 bis 3 Centim. langen, kaum gestielten, am obern Ende abgerundeten, aber mit einer besonderen Spitze versehenen Blättern, hält als ein schöner Ziersträuch im südwestlichen Deutschland ziemlich gut aus, bedarf aber in Norddeutschland während des Winters eines Schutzes. Kleine Exemplare der weiblichen Pflanze tragen oft schon reichlich Früchte. Aehnlich C drupacea *S.* et *Zucc.* aus Japan mit 6,5 Centim. langen, unten blaugrünen, lanzettförmig zugespitzten Blättern und viel größeren Blütenkätzchen.

Cephälus, s. Kephalos.

Cephenomyia, Gattung der Biesfliegen oder Bremen (s. d.).

Cepheus (auch Andromedae pater), Sternbild am nördlichen Himmel, zwischen dem Kleinen Bären, Drachen, Schwan, Pferd und der Cassiopeja. Es ist nach dem Kleinen Bären dem Nordpol am nächsten, von 290 bis 60° gerader Aufsteigung und 55 bis 80° nördlicher Abweichung und enthält 3 Sterne dritter Größe. Eratosthenes gibt dem Sternbild 15 Sterne, Hygin 19; nach Flamsteed zählt es 34 Sterne Seinen Namen führt es nach C. (griech. Kepheus), einem König der Aethiopier, Gemahl der Kassiopeia und Vater der Andromeda.

Cephissus, s. Kephisos.

Cer (Cerium) Ce, ein im Jahr 1803 gleichzeitig von Klaproth in Berlin und Berzelius und Hisinger in Stockholm in einem Mineral von der Bastnäsgrube bei Riddarhytta entdecktes Metall. Im Jahr 1839 fand Mosander im Ceroxyd ein zweites Metall, das er Lanthan benannte, und 1842 als Zwillingsbruder das Didym. Diese drei Elemente bilden die kleine natürliche Gruppe der Cermetalle in der Klasse der wasserzersetzenden Metalle; sie finden sich wie im Cerit oder Cererit, aus dem man sie zuerst dargestellt hat, auch in anderen seltenen Mineralien meist beisammen; eine praktische Verwendung haben bis jetzt weder die Metalle, welche man mittels Natriums aus ihren Chlorverbindungen darstellt, noch ihre Verbindungen gefunden. Das C. ist eisen- bis bleigrau, lebhaft glänzend, läuft an der Luft an, ist geschmeidig, fast so weich wie Blei, spec. Gew. 5,5, verbrennt bei Glühhitze und löst sich in Salzsäure und verdünnter Salpetersäure. Von Sauerstoffverbindungen kennt man ein graublaues Ceroxydul CeO und gelblichweißes Ceroxydulroxyd Ce_3O_4. Die Ceroxydulsalze sind leicht löslich, krystallisirbar, schwach amethystroth und schmecken zusammenziehend süß. Die Ceroxydulroxydsalze sind orangeroth, zum Theil in Wasser löslich, schmecken den Oxydulsalzen ähnlich, entwickeln mit Salzsäure Chlor.

Ceram (Serang), die größte Insel der südlichen Molukken, im N. von Amboina und Banda, hat ca. 330 Kilom. Länge, 60 bis 75 Kilom. Breite und ein Areal von 17,180 QKilom. (312 QM.). Sie zerfällt in zwei Theile, von denen der östliche, Großceram, der westliche, viel kleinere Huwamohel heißt, und die durch die flache Landenge von Tanuno verbunden sind. Die Insel gehört zu den unbekanntesten der Molukken. Das Innere ist gebirgig; im W. von Großceram zieht eine Bergkette im ganzen der nördlichen Küste näher als der südlichen, die zu der erstern steiler abfällt und bis gegen 2500 Meter ansteigen soll, während im östlichen Theil die Berge mehr von einander isolirt aufzutreten scheinen. Aber ein großer Theil der Insel besteht aus sanft ansteigenden Ebenen, die wie

die Berge mit der glänzendsten und üppigsten Vegetation bedeckt und dadurch großentheils unzugänglich sind. Die reiche Bewässerung und die Fruchtbarkeit des Bodens erklärt dies, aber die natürlichen Hülfsquellen des Landes sind noch ganz unbenutzt. Die Küsten sind von vielen Riffen und Klippen umgeben und an brauchbaren Häfen arm. Die Bewohner sind die im Innern zerstreuten Ureinwohner des Landes, sogen. Alfuren, die in nicht großer Zahl in alter Roheit als Heiden und fast ohne Verbindung mit den Europäern leben; die Küstenbewohner sind von demselben Stamm, allein durch den Verkehr mit Fremden gebildeter und zum Islam oder Christenthum bekehrt. Huwamohel ist jetzt fast ganz verödet, seitdem die der holländ. Herrschaft widerstrebenden Einwohner vertrieben oder vertilgt sind; in Großceram liegen Dörfer an beiden Küsten der Insel, welche die holländ. Herrschaft anerkennen und unter die beiden Residentien Amboina und Banda so getheilt sind, daß fast $^9/_{10}$ der Insel zur erstern gehören. Die Dörfer der Südküste in dem unter Amboina stehenden Theil (unter denen Elpaputeh das bedeutendste ist) werden von dem holländ. Verwalter der Insel Saparua geleitet; die auf der Nordküste bilden einen besonderen Distrikt unter dem holländ. Statthalter von Wahaai, der in dem Fort bei diesem Dorf seinen Sitz hat. Der bandanische Theil der Küste besteht dagegen aus einer Reihe kleiner, unter Fürsten stehender Gebiete, welche den Holländern untergeben sind. Die Bewohner aller dieser Küstenlandschaften sind Mohammedaner, nur in einigen Dörfern des unter Saparua stehenden Theils Christen. Die Zahl der Bewohner der Küstendörfer beträgt nicht viel über 40,000, die der Alfuren läßt sich nicht schätzen.

Cerambyciden, s. v. w. Bockkäfer (s. d.).

Ceraphanien (lat.-griech., Cerophanien), durchscheinende Bilder aus Wachs, auch wohl aus Seife, bei deren Darstellung man folgendermaßen verfährt. Zunächst wird die Form gesetzt. Man schmelzt Wachs, färbt es unter Zusatz von etwas Terpentinöl und breitet es auf einer viereckigen Glasscheibe ungefähr in der Dicke von 2 Millim. aus, und zwar so, daß das Glas, gegen das Licht gehalten, ziemlich verdunkelt wird. Hierauf beginnt die Arbeit mit Griffeln von Elfenbein oder Knochen von verschiedener Form. Man begreift, daß, je dünner die Wachsschicht auf der Glastafel an gewissen Stellen gemacht wird, diese um so durchscheinender werden muß; man darf aber nicht zu weit gehen und das Glas bloß legen. Die dunkelsten Schatten erzielt man durch Auftragen von mehr Wachs auf die normale Dicke der ursprünglichen Schicht; nur muß man sich hüten, zu viel aufzutragen, damit nicht etwa die gedeckten Stellen dadurch ganz und gar undurchscheinend werden. So arbeitet man fort und beobachtet die Wirkung, indem man die Tafel ab und zu gegen das Licht hält. Die Retouchen sind leicht gemacht, indem man nur die etwa zu tief poussirten Stellen wieder mit Wachs zu belegen nöthig hat. Ist die Platte endlich nach Wunsch gerathen, so umgibt man dieselbe mit einem Rand und gießt vorsichtig Gipsbrei hinein, läßt diesen erstarren und trocknen und hebt die Tafel ab. Von der Gipsplatte kann man dann leicht wieder Wachsabgüsse erhalten, wenn man sie mit einem Rand umgibt, mit Wasser tränkt, ohne daß jedoch Wasser frei auf der Oberfläche stehen bleibt, und dann das Wachs mit etwas Terpentinöl versetzt aufgießt. Man kann natürlich das Wachs beliebig färben und erhält auf solche Weise leicht sehr befriedigende Resultate.

Cerarium (lat.), Wachsgeld, bei den Römern in den Provinzen Abgabe an den Statthalter, vielleicht für Ausfertigung von Diplomen.

Cerasin (Cerasinsäure, vom lat. cerasus), $C_6H_{10}O_5$, findet sich an Kalk gebunden im Kirschgummi und bildet in dieser Verbindung den unlöslichen, in Wasser nur aufquellenden Theil desselben. Behandelt man Kirschgummi mit Wasser, so löst sich der mit dem arabischen Gummi übereinstimmende Bestandtheil, während Cerasinkalk zurückbleibt. Aus letzterem kann reines C. durch Salzsäure abgeschieden werden. Das in Wasser lösliche Arabin des arabischen Gummi's wird übrigens beim Erhitzen auf 150° unlöslich und geht dabei, wie auch beim Behandeln mit Schwefelsäure, in C. über. Umgekehrt wird C. beim Kochen mit geringen Mengen von Alkalien löslich und verwandelt sich in Arabin.

Cerastium *L.* (Hornkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Karyophylleen, meist niedrige, liegende Kräuter mit ganzen, gegenständigen Blättern und weißen, fünfblätterigen, trichterförmigen Blüten, größtentheils in der nördlichen gemäßigten Erdhälfte heimisch. C. tomentosum *L.* (Schneekraut, Kräutlein Patientia), mit länglichen, filzigen Blättern und milchweißen Blüten auf verzweigten Stielen, ausdauernd, am Mittelmeer, auf Feldern, wird bei uns häufig als Zierpflanze in Gärten gefunden, wo es Felsenpartien mit silberglänzendem Rasen überzieht und, wie das noch glänzendere C. Biebersteinii, auch zu Einfassungen dient. Von dem an Wegen und auf Feldern sehr gemeinen C. arvense *L.* waren sonst die Blüten, Flores Auriculae muris albae s. Holostei caryophyllei, officinell.

Cerasus *L.*, Kirschbaum (s. d.).

Cerate (lat., Wachssalben), in der Heilkunde Salben von talgartiger Festigkeit, welche aus Wachs mit Oelen oder Fetten und anderen Zusätzen bereitet und in Form von Täfelchen dispensirt werden. Das einfache weiße Cerat (Ceratum simplex, C. album), ein uraltes, mildes Verbandmittel, besteht gewöhnlich aus 5 Theilen Olivenöl und 2 Th. weißem Wachs. Die Pharmacopoea germanica schreibt folgende Mischungen vor. Ceratum Cetacei (Emplastrum spermatis ceti, C. labiale album, weiße Lippenpomade), aus 2 Th. gelbem Wachs, 2 Th. Walrath und 3 Th. Mandelöl zusammenzuschmelzen. Ceratum Cetacei rubrum (C. labiale rubrum, rothe Lippenpomade), aus 60 Th. weißem Wachs, 10 Th. Walrath und 90 Th. Mandelöl, welches durch Digeriren mit Alkannawurzel roth gefärbt und dann kolirt wurde, zusammenzuschmelzen und mit 1 Th. Bergamottöl und 1 Th. Citronenöl zu parfümiren. Ceratum resinae Pini (C. picis, Emplastrum citrinum, gelbes Cerat), aus 4 Th. gelbem Wachs, 2 Th. Fichtenharz, 1 Th. Talg und 1 Th. Terpentin zusammenzuschmelzen. Ceratum Aeruginis (C. viride, Emplastrum viride, grünes Wachs), das bekannte Mittel gegen Hühneraugen, aus 12 Th. gelbem Wachs, 6 Th Fichtenharz, 4 Th. Terpentin und 1 Th. feinstem Grünspanpulver zusammenzuschmelzen. Man tränkt mit dem grünen Wachs auch Papier, welches zum Offenhalten von Fontanellwunden benutzt wird, und die Landleute benutzen es zum Färben ihrer Ernteembleme.

Ceration (lat.), Wachsüberzug; Umwandlung in eine wachsartige Masse.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Ceratites (Ceratiten), s. Ammoniten.

Ceratödus *Krefft.*, eine erst 1870 entdeckte Fischgattung, welche den Uebergang von der Ordnung der Lurchfische (Dipnoi) zu der der Schmelzschupper (Ganoidei) bildet. C. Forsteri *Krefft.*, im Burnettfluß in Queensland, gleicht in der allgemeinen Körperform, in der Gestaltung der vier flossenartigen Extremitäten, der Bezahnung, Kiemenöffnung und im Bau der Nase, welche wie bei den höheren Thieren als Doppelröhre in den Mund einmündet, den Lurchfischen, steht aber den Ganoiden ebenso nahe, welche in der Vorwelt außerordentlich zahlreich vorhanden waren und als die Urväter unserer erst viel später auftretenden Knochenfische zu betrachten sind. C. leitet nun von diesen Ganoiden zu den Lurchfischen, die als wahres Uebergangsglied zu den Amphibien erscheinen. Man kennt aus derselben Gattung noch eine lebende Art C. myolepis *Günth.* und eine fossile C. Palmeri *Krefft.*, welche bedeutend größer als C. Forsteri war und im Alluvium von Queensland gefunden wurde.

Ceratonia *L.* (Johannisbrodbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Cäsalvinieen, mit der einzigen Art C. siliqua *L.* (Karobenbaum, Bockshornbaum), einem 6—9 Meter hohen, besonders an Meeresküsten wachsenden immergrünen Baum mit brauner und unebener Rinde und krummen Aesten, abgebrochen zwei- bis dreipaarig-gefiederten Blättern mit eirunden, schwach ausgeschweiften, lederartigen, glänzenden Blättchen, rothen Blüten in aufrechten, 5—8 Centim. langen Aehren und hängenden, zusammengedrückten Hülsen. Er stammt aus Palästina und wird seit uralter Zeit kultivirt. Gegenwärtig findet man ihn gegen Norden, so weit Citronen und Orangen reifen, in vielen Kulturvarietäten, die durch Okuliren fortgepflanzt werden, in den Mittelmeerländern weit verbreitet. Er trägt erst vom 20. Jahr an, ist dann aber sehr fruchtbar und dauert jahrhundertelang. Das Holz ist hart, schön geadert und zu Schreinerarbeiten brauchbar. Rinde und Blätter dienen zum Gerben. Die fleischigen Hülsen sind das bekannte Johannisbrod (so genannt, weil sich Johannes der Täufer in der Wüste davon ernährt haben soll, Soodbrod, Kandiol, Karob, Karoben, Karuben, Siliqua dulcis s. edulis, Panis siliqua). Die frischen Früchte sind herb und ungenießbar; man erntet sie unreif und legt sie an die Sonne, wo sie dann einen eigenthümlichen Proceß durchmachen. Das süßlich riechende und schmeckende Fruchtfleisch der Handelswaare enthält über 60 Proc. Zucker und Gummi, 4 Proc. stickstoffhaltige Substanzen, 0,3 Proc. Fett, gegen 25 Proc. Zellstoff und Pektin, 3 Proc. Asche und 7 Proc. Wasser. In seiner Heimat dient das Johannisbrod der ärmern Bevölkerung zur Nahrung, auch bereitet man daraus einen Sirup und einen Branntwein, welchen beiden aber ein eigenthümlicher Geruch anhaftet. Von besonderer Wichtigkeit ist die namentlich in England übliche Benutzung des Johannisbrods zu Mastfutter. Es enthält auch Buttersäure und liefert deren bei passender Gährung bedeutende Mengen, so daß es vortheilhaft zur Gewinnung der Säure und des Butteräthers benutzt wird. Auch dient Johannisbrod zur Bereitung von Tabakssaucen und in der Medicin als Bestandtheil des Brustthees, der geröstete Same als Kaffeesurrogat. Im Handel ist das levantische Johannisbrod am meisten geschätzt, dann das cyprische, italienische, dalmatinische und spanische. Im alten Griechenland wuchs der Baum nicht, aber die Früchte kamen, fälschlich »ägyptische Feigen« genannt, aus dem Orient auf den Markt. In Palästina bildeten die »Keratia« schon im Alterthum eine gemeine Speise und ein Viehfutter, wie die Parabel vom verlornen Sohn lehrt, wo unter den »Trebern« der Luther'schen Uebersetzung unser Johannisbrod (Keration) zu verstehen ist. Auch der Name des kleinen Gold- und Diamantengewichts, des Karats, wird von dem Samen des Johannisbrods abgeleitet und ist aus der arabischen in die Sprachen aller Länder übergegangen. Schwerlich ist der Baum schon zur Zeit der Römer nach Europa gekommen, vielmehr scheinen die Araber die verloren gegangene Kultur desselben wieder aufgenommen oder doch der vorhandenen ihre jetzige Ausbreitung gegeben zu haben.

Ceratophylleen (Hörnerblätter), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Hippuriden, untergetauchte Wasserpflanzen mit ästigen Stengeln, quirlständigen, sitzenden, zwei- oder dreitheilig in viele fadenförmige Glieder getheilten Blättern und einhäusigen, in den Achseln der Blätter sitzenden Blüten. Die männlichen Blüten sind mit einer in 10 oder 12 lineallische Zipfel getheilten Hülle versehen, haben kein Perigon und bestehen nur aus zahlreichen, dicht gehäuften, sitzenden, an der Spitze dreispitzigen Staubgefäßen mit zwei unregelmäßig aufreißenden Fächern. Die weiblichen Blüten haben ein gleiches Involucrum wie die männlichen und ebenfalls kein Perigon. Der einzige sitzende einfächerige Fruchtknoten trägt am Ende einen Griffel, der sich in eine Narbe ausbreitet und enthält in seinem Fach eine einzige hängende Samenknospe Die einsamigen Nüßchen wachsen zur Reifezeit an ihrem Grund in je zwei Spitzen aus und sind außerdem mit dem stehenbleibenden Griffel versehen. Die Samen sind endospermlos, der gerade Keimling bildet vier Samenlappen, zwei gegenüberstehende breitere und zwei ebensolche lineallische. Die wenigen Arten dieser nur aus der Gattung Ceratophyllum *L.* bestehenden Familie leben in stehenden und langsam fließenden Gewässern Europa's und Nordamerika's.

Cerbera *L.* (Schellenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen, tropische, milchende Bäume und Sträucher mit großen Blüten in Afterdolden und ein- bis zweisamiger Steinfrucht. Mehrere derselben sind ganz oder zum Theil giftig, bei anderen ist jedoch auch der Milchsaft, der oft scharf ist, milder und sogar genießbar. C. Ahovai *L.* (Ahovaibaum) ist ein schöner, immergrüner Baum Brasiliens mit eirund-elliptischen, spitzigen, fast lederartigen Blättern und großen, gelben Blüten in endständigen Afterdolden, der in allen seinen Theilen narkotisch-scharfgiftig ist. Das Holz riecht sehr unangenehm und betäubt, wenn es ins Wasser geworfen wird, die Fische so, daß sie sich mit den Händen fangen lassen. Die länglich-walzigen, in harter Schale eingeschlossenen Kerne gehören zu den am schnellsten wirkenden Giften. Da sie so hart sind, daß sie in den Schalen klappern, so gebrauchen die Indianer die ganzen Früchte als Schellen, reihen sie an Schnüre und verzieren Arme und Beine beim Tanz damit. Von C. lactaria *Hamilt.* (C. Manghas *Gaertn.*, Manghasbaum, Milchholz), einem auf den Molukken am Fluß- und Meeresufer wachsenden, oft mannsdicken Baum mit hängenden Aesten, dienen Rinde und Blätter als Purgirmittel, und aus den brechenerregenden

Digitized by Google

giftigen Samen preßt man Brennöl. Das Holz ist sehr weich. C. Odollam *Hamilt.* (Herzbaum), ein 5 bis 8 Meter hoher Baum auf Malabar, in Sümpfen und an Flußufern, hat eine unschädliche Frucht, aber betäubend giftige Samen; die Rinde wirkt purgirend; wenn Hunde die unreife Frucht kauen, so sollen ihnen die Zähne ausfallen. C. Tanghin *Sims.* (C. venenifera *Steud.*, Gift baum, Tanghin-Schellenbaum), ein mäßiger Baum auf Madagaskar, trägt Früchte von der Größe einer Pfirsiche, deren mandelartige Kerne sehr giftig sind und daher in Madagaskar bei Verbrechern zu einer Art Gottesurtheil benutzt werden. C. Thevetia *L.* (Thevetia nereifolia *Juss.*) ist ein schöner Baum von 6 Meter Höhe in Westindien und Südamerika, dessen Milchsaft ätzend und höchst giftig ist. Die Samen sind eins der vorzüglichsten Mittel gegen die schädlichen Folgen des Bisses giftiger Schlangen und werden äußerlich angewendet. Die harten Steinfrüchte dienen, wie die des Ahovaibaums, den Indianern zu Schellen und Klappern.

Cerbĕrus, s. Kerberos.

Cerrina, kleine Insel in der Nähe der afrikanischen Küste am Eingang der kleinen Syrte, bekannt namentlich dadurch, daß C. Marius, als er 88 v. Chr. durch Sulla aus Rom vertrieben worden war, den Winter 88—87 über sich auf dieser Insel aufhielt.

Cercis *L.* (Judasbaum, Judaslinde), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, Sträucher und Bäume mit einfachen, herzförmigen Blättern, welche erst nach den büschelförmigen rothen oder weißen Blüten hervorbrechen. C. Siliquastrum *L.* ist ein mäßig hoher Baum mit herzförmigen, langgespitzten, glatten Blättern, schön rothen oder weißen, zahlreichen Blüten und fingerlangen, breiten, röthlichen, fast durchsichtigen Hülsen mit linsenförmigen Samen, wächst in Südeuropa und im Orient an sonnigen Stellen, an den Ufern der Bäche, gedeiht aber auch bei uns und erträgt, wenn er über die erste Jugend hinaus ist, die härtesten Winter; mit seinen im März oder April erscheinenden Blüten bildet er eins unserer reizendsten Gehölze. Die scharfschmeckenden Blütenknospen werden in Essig eingelegt und wie Kapern genossen, das grün- und schwarzgeaderte Holz (Cercisholz) nimmt eine gute Politur an und wird von den Tischlern gesucht. Die Türken pflanzen den Baum auf ihre Todtenäcker. C. canadensis *L.*, ein 6 bis 9 Meter hoher, bei uns niedriger bleibender Baum mit großen, herzförmigen, langgespitzten Blättern und purpurrothen Blüten, in Virginien und Kanada, dessen festes, grüngeadertes Holz sich vortrefflich zu Tischlerarbeiten eignet, ist ebenfalls eine Zierde größerer Gartenanlagen.

Cercle (franz., m., spr. ſerkl), Zirkel, Kreis; Gesellschaftskreis, besonders vornehmer, feiner; im Theater die Sitzplätze zunächst der Bühne, Parkett.

Cercopithēci, Meerkatzen.

Cercottes (spr. ſerkott), franz. Dorf, 6 Kilom. nördl. von Orléans, an der Eisenbahn, denkwürdig durch den heftigen Kampf, der 4. Dec. 1870 zwischen der 18. und 25. deutschen Division einerseits und den auf Orléans retirirenden Franzosen anderseits, unmittelbar vor der Theilung der franz. Loirearmee in zwei selbständige Heere, daselbst stattfand.

Cerda, de la, span. Adelsfamilie, gegründet von Fernando de la C., ältestem Sohn Alfons' X., Königs von Kastilien und Leon, C. genannt von einem Haarbüschel (cerda, span., s. v. w. Pferdehaar), den er auf der Schulter hatte. Er heirathete 1269 eine Tochter Ludwigs IX. und starb als Statthalter von Kastilien 1275. Seinem Sohn, Alfonso de la C., entriß 1284 der jüngere Bruder, Sancho IV., die königliche Gewalt. Ersterer entsagte endlich gegen Entschädigung dem Thron und ging nach Frankreich zu Philipp dem Schönen, der ihn mit der Baronie Lunel belehnte und zum Statthalter von Languedoc ernannte. Von ihm und seiner Gemahlin, Gräfin Mahaut von Clermont, stammt das Haus Medina-Celi. Sein ältester Sohn, Louis de la C., berühmter franz. Seeheld, zeichnete sich zuerst in den Kriegen Philipps des Schönen gegen England aus, ward dann Admiral, kämpfte als solcher siegreich gegen England, z. B. bei Guernsey und Morbihan, und ward später vom Papst zum Fürsten der Kanarischen Inseln ernannt.

Cerdagne (spr. -dänj, span. Cerdaña), Landschaft in den östlichen Pyrenäen, spanischerseits zu den Provinzen Barcelona, Gerona und Lerida (mit der Hauptstadt Puycerda), französischerseits zum Departement Ostpyrenäen (mit dem Hauptort Mont-Louis) gehörend. C. war in alten Zeiten Wohnsitz der Ceretaner, die sich schon früh durch ihre bedeutende Vieh-, namentlich Schweinezucht auszeichneten und mit Schinken und geräuchertem Fleisch ausgebreiteten Handel trieben. Cäsar ertheilte ihnen das römische Bürgerrecht, und Augustus erweiterte ihr Gebiet bis zum Lande der Vaskonen. Später theilt C. die Schicksale Kataloniens.

Cerdon, s. Marcion.

Cereāl (lat.), auf Ceres, die Göttin des Getreides, bezüglich. Cerealia, bei den Römern Name der Ceresfeste (s. Demeter); Cerealien, Gaben der Ceres, alle den Gramineen angehörigen Nutzpflanzen, welche ihres Samens wegen zur Nahrung der Menschen und Hausthiere angebaut werden. Schon Theophrast schränkt den Begriff der Cerealien auf die Gramineen ein (vgl. Getreide).

Cerealīn, s. Brod.

Cerealis, Q. Petillius, röm. Feldherr, führte unter Kaiser Vespasian den Oberbefehl gegen die unter Civilis aufgestandenen und längere Zeit siegreichen Bataver und besiegte diese nach längeren Kämpfen. Er war darauf Statthalter von Britannien und bewies als solcher große Tüchtigkeit.

Cerealwachs, s. Copernicia.

Cerebellum (lat.), das kleine Gehirn (Parencephälis), auch s. v. w. Gehirn; cerebral, auf das Gehirn bezüglich, von demselben ausgehend; Cerebralaffektion, Gehirnleiden.

Cerebrālsystem (lat.), derjenige Theil des gesammten Nervensystems im thierischen Körper, welcher das Gehirn (cerebrum) und die von demselben ausgehenden oder in dasselbe mündenden Nerven begreift. Das C. und das Spinalsystem (s. d.) zusammen nennt man Cerebrospinalsystem. S. Gehirn und Nerven.

Cerebrīn (Cerebrinsäure), ein Bestandtheil der Gehirnmasse, s. Gehirn.

Ceremoniāl, s. Ceremoniell.

Ceremoniale Romanorum (lat.), Beschreibung des am päpstlichen Hof üblichen Ceremoniells, von dem päpstlichen Ceremonienmeister August Patricius Piccolan auf Befehl Papst Innocenz' VIII. (1484—1492) verfaßt (herausgeg. von Th. Marcellus, Veneb. 1516).

Ceremonialgesetz, der Theil des mosaischen Gesetzes, welcher das Gottesdienstliche, besonders das

Opferweſen regelte und daher im Unterſchied vom Sittengeſetz nur für gewiſſe Zeiten und Umſtände Gültigkeit haben konnte. Um den göttlichen Urſprung desſelben mit ſeiner Vergänglichkeit zu vereinigen, wird ihm die dreifache Bedeutung eines religiöſen Zuchtmittels, eines Symbols und eines Vorbilds oder Typus beigelegt. Eine bedeutende Erweiterung und zum Theil auch eine Umgeſtaltung erfuhr das C. im Talmud.

Ceremonie (lat., richtiger Cärimonie), äußere Förmlichkeit ſymboliſcher Art, dazu beſtimmt, die Bedeutung einer Handlung zu verſinnlichen. Die meiſten wichtigen Akte im privaten und öffentlichen Leben ſind von Ceremonien begleitet; namentlich fehlen dieſelben bei keiner religiöſen Handlung: ſie haben im Kultus den Zweck, das Ueberſinnliche durch ſichtbare Zeichen und Handlungen anſchaulich zu machen. Oft geſchieht es aber, daß die Ceremonien einen zu breiten Raum einnehmen, wodurch die innere Bedeutung der Handlung und die gemüthliche Betheiligung der Handelnden in den Hintergrund gedrängt wird. Dies war namentlich in der römiſch-katholiſchen Kirche vor der Reformation der Fall.

Ceremoniell (das, Ceremoniel, Ceremonial, franz., vom lat. Caerimonia), der Inbegriff der bei gewiſſen feierlichen Handlungen zu beobachtenden Förmlichkeiten und Gebräuche (Ceremonien). Ein gewiſſes C. findet ſchon im alltäglichen Privatleben und Verkehr ſeine Anwendung. Dahin gehört das durch die Sitte vorgeſchriebene und geregelte Grüßen durch gewiſſe äußere Zeichen und Handlungen, das Aufſtehen vor Aelteren oder Vornehmeren, die Förmlichkeit der Anreden u. dgl. Weit ausgebildeter aber iſt das C. in dem Verkehr der höchſtgeſtellten Perſonen unter ſich und mit den Niedrigeren, und es hat ſich hier ein beſonderes Staats- und Hofceremoniell entwickelt. Erſteres theilt ſich wieder in ein ſtaatsrechtliches, welches die innerhalb des eigenen Staats zu beobachtenden Ceremonien enthält, und ein völkerrechtliches, welches die Gebräuche und Formen regulirt, welche im Verkehr verſchiedener Staaten gegenſeitig zu beobachten ſind; dieſes letztere beſtimmt Rang und Titel der Fürſten, die Ehrenbezeugungen, die ihnen zukommen, das Saluliren der Schiffe zur See, die Behandlung der Geſandten u. dgl. Ein ſolches Staatsceremoniell hat bis zu einem gewiſſen Grad ſeine Berechtigung, inſofern wichtige und feierliche Akte auch eine gewiſſe äußere Symbolik erfordern, wodurch eben die innere Bedeutung repräſentirt wird. Indeſſen liegt die Gefahr nahe, daß ein ſolches C. zur geſchmackloſen und lächerlichen Anhäufung bloßer Förmlichkeiten wird. Dies geſchah namentlich früher am Hof von Byzanz und im 17. und 18. Jahrh. überhaupt in Europa. Nicht ſelten gab eine noch ſo unbedeutende Verletzung des Ceremoniells Anlaß zu langen und verwickelten Verhandlungen und Streitigkeiten. Neuerdings iſt übrigens die Strenge dieſes Ceremoniells bedeutend gemildert worden. So iſt es z. B. üblich geworden, daß die Großmächte ſich nach den Anfangsbuchſtaben des franzöſiſchen Namens ihres Staats, alſo: **Autriche, France, Grande Bretagne, Prusse, Russie** unterzeichnen. Auch für den Titel iſt das C. von Wichtigkeit. »Majeſtät« iſt im Verlauf der Zeit der gemeinſame Titel der Kaiſer und Könige geworden; »Königliche Hoheit« (**Altesse royale**) heißen außer den königlichen Kronprinzen und den Nachkommen in königlichen Häuſern auch die deutſchen Großherzöge und Erbgroßherzöge; »Hoheit« die regierenden Herzöge und Erbherzöge oder Erbprinzen; »Durchlaucht« die regierenden Fürſten und die Prinzen und Prinzeſſinnen herzoglicher und fürſtlicher Häuſer, ſowie die ehemals reichsſtändiſchen und die durch königl. Verleihung kreirten Fürſten; »Erlaucht« die ehemals reichsſtändiſchen Grafen.

Das Kanzleiceremoniell, der Inbegriff der Regeln, welche bei allen ſchriftlichen Verhandlungen beobachtet werden, betrifft die äußere Form, das Material, das Siegel, den Titel der Aufſchrift und den Titel des Schreibenden, die Anrede-, Gruß- und Schlußformel. Man hat offene und verſiegelte Briefe (**lettres patentes** und **lettres closes**), ſchreibt auf Papier und Pergament, z. B. in England bei allen inländiſchen Staatsurkunden und in der apoſtoliſchen Kanzlei zu Rom, führt große, mittlere, kleine Staatsſiegel ꝛc. Kaiſer und Könige nennen ſich gewöhnlich Bruder; Fürſten Vettern, wobei die wirklichen Verwandtſchaftsverhältniſſe nicht in Betracht kommen. Regenten korreſpondiren durch Staats- und Kanzleiſchreiben (**lettres de chancellerie**), durch Kabinetsſchreiben und durch Handſchreiben. Die Miniſter bedienen ſich des gewöhnlichen Briefſtils, den ſie noch vereinfachen, indem ſie durch bloße Noten, in der Form des **Pro memoria** oder der **Note verbale**, von ſich in der dritten Perſon ſprechend, ohne Anrede ꝛc., mit einander kommuniciren. Genaue Beobachtung verlangt auch die Form der Sprache. Gewöhnlich wird die Sprache des ſchreibenden Hofs gewählt und dieſer zuweilen eine franzöſiſche Ueberſetzung beigefügt. Doch iſt hierin auch eine Vereinfachung eingetreten, indem bald die franzöſiſche Sprache allein, bald auch die Landesſprache gewählt wird; namentlich erläßt die Regierung des Deutſchen Reichs, wie ſchon früher die königl. preußiſche Regierung, ihre Noten regelmäßig nur in deutſcher Sprache. Die Petersburger Kanzlei gibt den ruſſiſchen Originalſchreiben eine deutſche und franzöſiſche Ueberſetzung bei.

Zum Hofceremoniell gehört die Anordnung der verſchiedenartigen Hoffeierlichkeiten und überhaupt aller am Hof vor ſich gehenden Handlungen; es betrifft beſonders Vermählungen, Begräbniſſe u. dgl., beſtimmt Tracht, Rang, Titel, Handlungen der einzelnen Mitglieder des Hofs und iſt nicht ſelten ſehr umfangreich und komplicirt. Die Leitung desſelben hat der Oberhofmarſchall oder Ceremonienmeiſter. Das Hofceremoniell hat ſeinen Urſprung im Orient und iſt von da aus nach dem Abendlande gekommen, zunächſt nach Rom; beſonders ausgebildet wurde es am römiſchen Hof ſeit der Regierung Diokletians und am byzantiniſchen. Dann fand es im fränkiſchen Reich Eingang und wurde bereits von Karl d. Gr. mit Vorliebe gepflegt. Das Lehns- und Ritterweſen des Mittelalters begünſtigte dieſes Formelweſen, und in Deutſchland erhielt es neue Pflege infolge der Vermählung Kaiſer Ottos II. mit der griech. Prinzeſſin Theophano. Geregelt ward das C. beſonders durch die Goldene Bulle Kaiſer Karls IV. Durch Karl V. kam ſodann die ſteife Grandezza und das ſteife C. des ſpaniſchen Hofs nach Deutſchland. Dieſes herrſchte in Oeſterreich bis auf Joſeph II.; in Spanien galt es bis zum Sturz der dortigen Bourbonen. Die übrigen Höfe Europa's nahmen das unter Ludwig XIV. herrſchend gewordene franzöſiſche C. an und dasſelbe iſt bis heute Muſter geblieben. Die franzöſiſche Revolution ſchien das ſteife Hofceremoniell zu vernichten; Napoleon I. aber erneute es, die Reſtauration und das

Julikönigthum adoptirten es, und Napoleon III. bildete es weiter aus. In Deutschland und dem germanischen Norden sind in neuester Zeit einige Höfe zu einfacheren, der Zeit und der Bildung des Volks angemessseneren Formen des Ceremoniells übergegangen und haben damit die einzige Quelle wahrer Würde, innern Gehalt bei äußerer Einfachheit, wiedergefunden. Ein besonderes und eigenthümliches C. ist das Jagdceremoniell. Vgl. Lünig, Theatrum ceremoniale historico-politicum (Leipz. 1719—20, 2 Bde.); Rousset, Cérémonial diplomatique des cours de l'Europe (Amsterd. u. Haag 1739, 3 Bde., eine Fortsetzung von Dumonts »Corps universel diplomatique du droit des gens«, Amsterd. 1726 f., 8 Bde.); F. K. v. Moser, Deutsches Hofrecht (Frankf. 1754, 2 Bde.).

Cereopsisgans, s. Gans

Ceres, s. Demeter.

Ceres, einer der kleineren Planeten (s. d.).

Céret (spr. sseră, das Ceredisium des Mittelalters), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Ostpyrenäen, südwestl. von Perpignan, am Fuß des Hochgebirges, nahe dem Tech, über welchen nördlich der Stadt eine überaus kühne, auf zwei Felsen ruhende Brücke mit einem Bogen von 45 Meter Weite und 29 Meter Höhe führt, ist mit hohen Mauern und Thürmen umgeben, hat eine Vorstadt mit einem schönen öffentlichen Platz, 2 Kirchen, einen schönen Springbrunnen von weißem Marmor und (1872) 3708 Einw., welche von Stöpselfabrikation, Weberei, Wein- und Oelbau leben. Ein 1866 hergestellter Kanal bewässert einen Flächenraum von 1400 Hektar, dessen Werth sich dadurch verdoppelt hat. Etwa 3 Kilom. südlich auf einem kahlen Hügel die Einsiedelei St. Ferréol, wohin 18. Sept. große Wallfahrten stattfinden. In C. kamen 1660 spanische und französische Bevollmächtigte zur Regulirung der spanischen und französischen Grenzen zusammen. Am 25. April 1793 schlug Ricardos hier die Franzosen und 20. April 1794 Dugommier mit 3000 Mann 10,000 Spanier unter dem Grafen de la Union.

Ceretaner, Volk, s. Cerdagne.

Cerĕus *Mill.* et *Haw.* (Fackeldistel, Schlangenfackeldistel, Säulenkaktus), Pflanzengattung aus der Familie der Kakteen, war früher eine Unterabtheilung der Linnéischen Gattung Cactus, ist aber jetzt allgemein als besondere Gattung anerkannt. Die Cereen sind von sehr verschiedener Gestalt, einige kugelig oder keulenförmig, andere langgestreckt und bis 9 und 10 Meter hoch, einfach (ohne Aeste), andere gleichfalls aufgerichtet, aber ästig, andere kriechend und sich an vorhandene Gegenstände anhaltend, noch andere aus rundlichen Gliedern, manche aus blattartig ausgebreiteten Aesten bestehend. Sie sind theils mit wechselnden Kanten und Furchen, theils mit Höckern besetzt, größtentheils mit Borsten und Stacheln versehen, wenige unbewehrt. Die jungen Triebe und Blumen treten stets aus den Stachelbündeln oder den deren Stellen vertretenden Kerben hervor, und zwar die oft 18 bis 20 Centim. langen und sehr reichlich erscheinenden Blumen stets nur aus den älteren, seitlichen, die vollkommen ausgewachsen sind. Die Blüten selbst haben sämmtlich eine zierliche Gestalt: die Blumenkrone hält 5 bis 30 Centim. im Durchmesser, ist in der Regel weiß oder gelblichweiß (vorzüglich bei den nächtlich blühenden Arten), bei manchen Arten prächtig karmin-, feuer- oder rosenroth; die Kelche sind oft anders gefärbt. Die Cereen blühen theils mehrere Tage, ohne sich zu schließen, theils nur eine Nacht oder nur einige Stunden des Mittags, sind meist geruchlos, manche aber auch von starkem, durchdringendem Wohlgeruch. Ihr Vaterland ist Mejiko, Westindien, Südamerika, vorzüglich aber Brasilien. Sie gehören wegen ihrer auffallenden Formen und meist prachtvollen Blüten zu den geschätztesten Zierpflanzen. C. **fimbriatus** *Dec.*, aufrecht mit 8 stumpfen Ecken und langen, weißen Stacheln, hat sehr schöne, rosenrothe Blüten und rundliche, glänzend rothe Früchte von der Größe einer Pomeranze mit stachligen Warzen und feuerrothem Fleisch, die sehr angenehm säuerlich schmecken und in Westindien sehr häufig gegessen, auch in Fiebern als Kühlungsmittel gegeben werden, während der brennende Saft des Stengels zum Blasenziehen, gegen Warzen und Hautkrankheiten, auch innerlich bei Verhärtungen angewendet wird. C. **senilis** *Dec.* ist mit langen, weißen, gekräuselten Haaren so dicht bekleidet, daß die Pflanze, ganz davon eingehüllt, einem Greisenbart oder dem Rücken eines alten Faulthiers gleicht. C. **moniliformis** *Dec.*, ein niederliegender Strauch, dessen Aeste sich nach allen Seiten hin ausbreiten, wächst auf den Antillen zwischen den Felsen am Meer. Man gebraucht die von den Stacheln befreiten zerquetschten Glieder zu Breiumschlägen und zu Bähungen bei entzündlichen Hautkrankheiten, Rheumatismus, den ausgepreßten Saft zu Klystieren. C. **flagelliformis** *Mill.* (Peitschenkaktus), mit herabhängenden oder kriechenden, dünnen, schlanken, mit 10 bis 12 Reihen von Höckern besetzten Aesten, spärlichen, filzigen Knoten, kurzen Stacheln, bläulich-rosenfarbenen oder hellpurpurrothen, bis 8 Centim. langen Blüten und kugeligen, 13 Millim. dicken, dunkelpurpurröthlichen, mit borstigen Knötchen besetzten Früchten von pflaumenähnlichem Geschmack, ist in Westindien und Südamerika einheimisch, sehr gemein in deutschen Gärten, wird sehr häufig in den Zimmern gezogen und ist nach Pfeiffer sehr geeignet, auf andere Kakteen gepfropft zu werden, namentlich auf C. **grandiflorus**. C. **grandiflorus** *Haw.* (Königin der Nacht), von den Karaiben- und Antilleninseln, mit mattgrünem, fünf- bis siebenkantigem Stamm und eben solchen langen, sich unter einander windenden und mit vielen Luftwurzeln anheftenden Aesten, sehr großen, prachtvollen, stark nach Vanille duftenden Blüten, die 16 bis 20 Centim. im Durchmesser und goldgelbe, glänzende Kelchblätter und lanzettliche, schneeweiße Kronblätter haben, sich des Abends öffnen und bis zum Morgen dauern, wird in Südamerika wegen seiner heilkräftigen Wirkungen und in Europa zur Zierde kultivirt und trägt orangegelbe, säuerlich schmeckende Früchte; der scharfe Saft des Stamms und der Aeste wird äußerlich als blasenziehendes Mittel und zu reizenden Einreibungen bei Rheumatismus, innerlich gegen Wassersucht und Wurmkrankheiten angewendet. C. **triangularis** *Haw.*, mit fast aufrechtem, wurzelndem, gegliedertem, hellgrünem Stamm und sehr großen, schönen, weißen, 20 bis 23 Centim. im Durchmesser haltenden Blüten, die gegen Abend aufblühen und bis gegen 11 Uhr am andern Morgen dauern, auf den Antillen, Karaiben und in Mejiko, steigt an Felsen und Bäumen hoch hinauf, indem er sich mit den Wurzeln der zahlreichen Aeste festhält, wird auch häufig an Häusern gezogen. Die Früchte, von der Größe eines Gänseeies, nackt, unbewehrt, außen und innen scharlachroth, sind als ein sehr wohlschmeckendes, säuerlich-süßes Obst in Westindien sehr beliebt und werden auch in Krank-

heiten als Kühlungsmittel angewendet, die zerquetſchten jüngeren Aeſte aber zu erweichenden und zertheilenden Breiumſchlägen benutzt. C. speciosissimus *Dec.* (Cactus speciosus *Hort.*), mit ziemlich aufrechtem, ſehr äſtigem Stamm und langen, drei- bis vierkantigen, in der Jugend bräunlichpurpurrothen, ſpäter grünen Aeſten, ſtammt aus Mexiko. Die Blüten ſind groß, geruchlos, halten 13 bis 15 Centim. im Durchmeſſer, bleiben 3 bis 4 Tage geöffnet und haben dicke, ſchmale, röthlichgrüne Kelchblätter, zahlreiche, hochſcharlach- und purpurrothe, an der Spitze ins Violette ſchimmernde, glänzende Kronblätter und weiße Staubgefäße. Die Früchte reifen im folgenden Sommer, ſind von der Größe eines Hühnereies, gelblichgrün und von angenehmem, weinſäuerlichem Geſchmack. Dies iſt eine der prächtigſten Arten, die ſich leicht kultiviren läßt, häufig blüht und als Zimmerpflanze ſehr verbreitet iſt. C. giganteus *Engelm.* (ſ. Tafel »Kakteen«), die größte Art, wird 12 bis 16 Meter hoch, ca. 1 Meter dick, hat (oft zahlreiche) weißliche, 10 bis 13 Centim. breite Blumen und 15 bis 30 Centim. im Durchmeſſer haltende Früchte, welche ein Hauptnahrungsmittel der Kalifornier bilden, die mit deren Ernte beſondere Feſtlichkeiten verbinden; die Stämme enthalten ein leichtes, zähes Holz, welches zu mancherlei Zwecken benutzt wird. Alle Cereen ſind ſowohl im ſonnigen Zimmer, als auch im Gewächshaus leicht zu kultiviren.

Cereviſia (lat., abbreviirt: Cerevis), das Bier; auf Cerevis, burſchikos, ſ. v. w. auf Ehrenwort; Cerevismütze, Kneipmütze der Studenten, ohne Schirm, mit den Verbindungsfarben; Cereviſius, in der burſchikoſen Sprache der Bierheilige.

Cerf (franz., m., ſpr. ſſär), Hirſch; mal de c., Hirſchkrankheit, Maulſperre; c. volant, Papierdrache.

Cerignola (ſpr. tſcherinjóla), Stadt und Präturſitz in der ital. Provinz Foggia (Apulien), auf einer Anhöhe 7 Kilom. von Oſanto, mit Schloß, breiten Straßen und (1871) 25,131 Einw.; bekannt durch die Niederlage der Franzoſen gegen die Spanier unter Gonſalvo da Cordova, 23. April 1503, wodurch das Schickſal des Reichs entſchieden ward. In der Nähe, am weſtlichen Ufer des Küſtenſees von Salvi, liegen die Ruinen der alten apuliſchen Stadt Salapia.

Cerigo (ſpr. tſche-), die ſüdlichſte der Joniſchen Inſeln, das alte Kythera, an der Südſpitze von Morea und am Eingang zum Lakoniſchen Meerbuſen, iſt faſt 30 Kilom. lang und bis 16 Kilom. breit und zählt (1870) 10,637 meiſt griech. Einwohner. Die Nordſpitze bildet das Kap Spathi (im Alterthum Platanistos), die Südſpitze Kap Trachili. Die Inſel iſt reich an Felſenhügeln und Gewäſſern, auch an fruchtbaren Strichen fehlt es nicht; aber landſchaftliche Schönheit und Bodenkultur ſind gering. Weide iſt auf C. mehr vorhanden als auf den übrigen Inſeln, daher die Rind-, Ziegen- und Schafzucht allgemein in Betrieb. Die Küſten ſind ſteil und wegen der heftigen Strömungen und häufigen Stürme für die Schiffahrt gefährlich. Das Klima iſt mild und ſehr geſund. Die geringen Bodenerzeugniſſe ſind etwas Wein, Korinthen, Korn, Flachs und vortreffliche Oliven. Hochberühmt iſt der Honig von C., womit nebſt Oel und Korinthen ein lebhafter Handel getrieben wird. Viele der Bewohner ſuchen in Morea und Kleinaſien Landarbeit. C. bildet jetzt eine Eparchie der Provinz Argolis und Korinth, welche die Stadt Kapſali (mit 1500 Einw.) an der Südküſte, wo auch der Biſchof reſidirt, zur Hauptſtadt hat. Den beſten Ankerplatz hat St. Niccolò, an der Oſtſeite. Das alte Kythera war der Aphrodite heilig, weil hier die Göttin ans Land geſtiegen ſein ſollte. Ihr Kultus, ſowie der des Adonis verbreitete ſich von hier über das Feſtland. Es deutet dies auf phönikiſche Einwanderung in C. hin, denn auf C., das für den Schlüſſel des Peloponnes galt, hatten die Phönikier, namentlich durch die Purpurſchnecken des umliegenden Meeres veranlaßt, früh Kolonien errichtet. Vor 570 waren die Argiver Herren der Inſel, dann die Spartaner, welche es durch eigene, jährlich wechſelnde Beamte verwalten ließen. Die Athener richteten mehrfach ihre Angriffe gegen dies Außenwerk Sparta's, und es gelang ihnen dreimal (455, 424 und 393 v. Chr.), ſich auf längere oder kürzere Zeit in ſeinen Beſitz zu ſetzen. Ueber ihre ſpäteren Schickſale wiſſen wir wenig. Bei der Theilung des röm. Reichs fiel es dem byzantiniſchen Reich zu, war nach dem ſiegreichen Einbruch der Türken lange Zeit ein Zankapfel zwiſchen dieſen und den Venetianern und theilte dann das Schickſal der ſieben Joniſchen Inſeln, mit welchen C. 1863 dem Königreich Griechenland einverleibt wurde. Aus der alten Glanzzeit iſt wenig übrig. In der Mitte der Oſtküſte ſind Reſte der Stadtmauern von Kythera erhalten, weſtlich davon der Unterbau und einige Säulentrümmer vom Tempel der Aphrodite Urania. S. Karte »Griechenland«.

Cerin (Allanit), ſeltenes Mineral aus der Klaſſe der waſſerfreien Amphoterolithe, findet ſich monokliniſch kryſtalliſirt (mit Orthit und Epidot übereinſtimmend), meiſt aber derb in körnigen und kurzſtängeligen Aggregaten. Es wird in den ſkandinaviſchen Graniten, namentlich bei Riddarhytta in Schweden und bei Snarum in Norwegen, an einigen Punkten Nordamerika's, als Seltenheit aber auch bei Schmiedefeld im Thüringer Wald gefunden. Es iſt ſchwarz mit unvollkommenem Metallglanz bis Glas- und Fettglanz, undurchſichtig, Härte 5,5—6; außer Kieſelſäure, Thonerde, Kalk und Eiſenoxydul enthält es 15,5 Proc. Ceroxydul und 6,3 Proc. Lanthanoxyd, jedoch iſt das Mengenverhältnis nicht ganz gleichmäßig an den verſchiedenen Fundorten.

Cerin, ein Beſtandtheil des Korks, und dann ſ. v. w. Phellylalkohol, ſ. Kork; auch der in Alkohol lösliche Theil des Bienenwachſes und dann ſ. v. w. Cerotinſäure, ſ. Wachs.

Cerinthe *Tourn.* (Wachsblume), Pflanzengattung aus der Familie der Aſperifoliaceen, Kräuter mit ſaftigen Stengeln, ganzrandigen Blättern, welche mit weißen, wachsähnlichen Punkten beſtreut ſind, röhrig-glockenförmigen Blüten und eiförmigen Nüßchen. Mehrere ſüdeuropäiſche Arten wie C. maculata *L.*, 0,5 bis 1,5 Meter hoch, mit gelben, braungefleckten Blüten; C. major *L.*, 60 bis 90 Centim hoch, mit hell- oder dunkelbräunlich-purpurrothen Blüten, werden als Zierpflanzen kultivirt.

Cerinthus, der erſte bekannte chriſtliche Gnoſtiker, jüngerer Zeitgenoſſe des epheſiniſchen Johannes, lehrte nach den nicht ganz übereinſtimmenden Nachrichten über ihn ein tauſendjähriges Reich, die Gültigkeit des jüdiſchen Geſetzes und ein höheres Weſen über dem Weltſchöpfer, welches ſich mit dem Menſchen Jeſus von der Taufe bis zur Kreuzigung verbunden habe.

Cerise (franz., f., ſpr. ſſ'rihſ'), die Kirſche; kirſchroth, kirſchfarben.

Cerit, ſehr ſeltenes Mineral aus der Klaſſe der

wasserhaltigen Metallolithe, nur von Riddarhytta in Schweden bekannt, ist wasserhaltiges kieselsaures Ceroxydul, enthält aber auch etwas Didym- und Lanthanoxyd. Es krystallisirt in niedrigen hexagonalen Säulen, findet sich aber meist derb in feinkörnigen Aggregaten, ist braun bis kirschroth, diamant- bis fettglänzend, kantendurchscheinend, Härte 5,5.

Cerithium, s. Schnecken.

Cerium, s. Cer.

Cerkarien, s. Würmer.

Cernagóra, illyrischer Name von Montenegro.

Cernay, Stadt, s. Sennheim.

Cernirung (v. franz. cerner, umzingeln), die Umschließung einer vom Feinde besetzten Oertlichkeit, insbesondere einer Festung mit Truppen und die damit bewirkte Absperrung derselben von der Außenwelt. Die C. pflegt jeder Belagerung (mit seltenen Ausnahmen, z. B. der von Sebastopol) vorauszugehen. Häufig beschränkt sich indeß die Belagerung auf eine reine C. mit der Absicht durch Aushungerung die Uebergabe des Platzes herbeizuführen. In diesem Fall gebraucht man für C. auch die Bezeichnung Blokade. Cernirungslinie nennt man die Vorpostenkette des Cernirungskorps rund um die Festung; sie bezeichnet somit die Grenze des vom Belagerer vor derselben okkupirten Terrains. In früheren Jahrhunderten pflegte man die Cernirungslinie durch eine zusammenhängende Kette von Verschanzungen zu decken und gab derselben dann die Bezeichnung Cirkumvallationslinie (s. d.). Die denkwürdigste Cernirung wohl der ganzen Kriegsgeschichte ist diejenige von Metz vom 18. Aug. bis 27. Okt 1870. Auch die Belagerung von Paris in demselben Krieg war im Grunde nur eine C., da die während derselben stattfindende Beschießung aus den deutschen Geschützen ohne Einfluß auf die ausschließlich durch Hunger herbeigeführte Kapitulation blieb.

Cerographie (Kerographie, griech.), eins der zahlreichen Verfahren, mit deren Hülfe man den Holzschnitt zu ersetzen gesucht hat. Eine Metallplatte wurde hierbei mit einer dünnen Wachsschicht bedeckt, in welche man die Zeichnung derart einritzte, daß das Metall überall bloßgelegt ward, um alsdann tief ätzen und hiernach eine Stereotypplatte bilden zu können. Ausgeübt wurde das Verfahren zuerst von Morse (s. d.), dem Erfinder des elektromagnetischen Telegraphen; jetzt veraltet.

Ceropegia *L.* (Leuchterblume), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, Stauden und Schlingsträucher mit gegen- oder quirlständigen, bisweilen bunten Blättern, schönen, trichterförmigen, am Grunde bauchigen, doldentraubig gestellten Blüten, in Ostindien und Afrika heimisch, werden bei uns als Gewächshauspflanzen kultivirt, z. B. C. candelabrum *L.*, in Ostindien, schlingt sich um Bäume und läuft, lebendige Guirlanden bildend, von einem zum andern. Die roth und gelben Blüten sind in zahlreichen, großen, hängenden Dolden vereinigt, aber aufwärts gebogen, wie die Lichter auf einem Armleuchter

Cerophanien, s. Ceraphanien.

Ceroplastik (lat.-griech., Keroplastik), Wachsbildnerei.

Ceroxylon *Humb.* et *Bonpl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, umfaßt wenige baumartige Species mit fiederspaltigen, auf der Unterseite mehr oder weniger weißen Blättern, polygamisch-monöcischen oder diöcischen Blüten und kleinen einsamigen Beeren. C. Andicola *Humb.* et *Bonpl.* (Andespalme, Wachspalme, s. Tafel »Oelpflanzen«), erreicht in den Andes fast die Grenze des ewigen Schnees und gibt ein Beispiel, wie niedrige Temperaturen Palmen zu ertragen vermögen. Sie hat einen geraden, geringelten, hohen Stamm von mehr als 30 Centim. Durchmesser, welcher in der halben Höhe anschwillt, weiter oben aber wieder zu der unteren Stärke schwindet und vollständig mit einem weißen Wachs bedeckt ist, welches ihm ein marmorartiges Ansehen verleiht. Die gefiederten Blätter werden über 6 Meter lang und sind oben dunkelgrün, unten silberweiß. Man gewinnt das Wachs, welches einen namhaften Handelsartikel bildet, durch Abschaben der gefällten Stämme und erhält von jedem 12 Kilogr.; es besteht aus Harz und Wachs und liefert mit Talg zusammengeschmolzen eine gute Kerzenmasse. Das Holz ist sehr dauerhaft und wegen der Länge der Stämme besonders als Bauholz geschätzt; mit den Blättern deckt man die Dächer.

Cerquozzi (spr. tscher-), Michel Angelo, berühmter Maler, geb. 1600 oder 1602 zu Rom, lernte bei Bonzi und bei P. van Laer, dessen Manier er annahm. Er malte in Laers Geschmack Darstellungen des Lebens und Treibens der italienischen niederen Volksklassen, besonders gewann er aber als Schlachtenmaler Ruf, was ihm den Namen delle battaglie eintrug. Große Lebendigkeit, die jedoch manchmal in Oberflächlichkeit ausartet, und eine kräftige Farbe zeichnen ihn aus. Außerdem malte er auch Blumen und Früchte, sowie historische Darstellungen, die ihm aber wenig gelangen, da er den Genremaler nicht verleugnen konnte. Er starb zu Rom 1660. Seine Gemälde sind außerhalb Italiens nicht häufig, doch besitzen der Louvre in Paris und das Museum in Berlin Hauptwerke von ihm. Er hat auch mehrere Radirungen geliefert, die aber von nicht erheblichem Kunstwerth sind.

Cerrēto (C. Sannita, spr. tscherr-), alte Stadt in der ital. Provinz Benevent (Kampanien), am Cusano und Monte Mateſe, Bischofssitz mit schöner Kathedrale und (1871) 6089 Einw., welche vorzüglich Tuch bereiten und Wein bauen.

Cerrétti (spr. tscherr-), Luigi, ital. Dichter, geb 1. Nov. 1738 zu Modena, erhielt den ersten Unterricht von den Jesuiten, wurde im 25. Jahr Professor der Geschichte und der Beredsamkeit und erlangte in kurzer Zeit als Lehrer und Schriftsteller durch ganz Italien ausgebreiteten Ruf. Als einen Anhänger der franz. Revolution berief ihn das Gouvernement der cisalpinischen Republik in die Kommission für den öffentlichen Unterricht und ernannte ihn später zum Gesandten am Hof von Parma, von wo er als Direktor der Studien nach Bologna ging. Der Einmarsch der Oesterreicher und Russen in Italien 1799 nöthigte ihn zur Flucht; erst nachdem Napoleon I. die franz. Herrschaft in Italien befestigt hatte, kehrte er zurück. Im Jahr 1804 übernahm er die Professur der Beredsamkeit zu Pavia und starb als Rektor der Universität daselbst und Mitglied fast aller Akademien Italiens 5. März 1808. Seine Gedichte zeichnen sich durch Wahrheit, Einfachheit und Anmuth aus; unter seinen Prosaschriften sind die »Instituzioni di eloquenza« (Mail. 1811) hervorzuheben. Eine Auswahl seiner poetischen und prosaischen Werke erschien in 2 Bänden zu Mailand 1812 (zweite korrektere Ausg. 1822).

Cerrito (spr. tscherr-), Fanny, ital. Tänzerin, Tochter eines neapolitan. Officiers, geboren im Februar 1823 zu Neapel, debütirte, kaum 13 Jahre alt, auf dem Carlotheater daselbst in Solopartien, trat in den nächsten Jahren auf allen größeren Bühnen Italiens mit immer steigendem Beifall auf und begab sich dann nach Wien, wo sie auf 2 Jahre ein Engagement am Kärnthnerthortheater einging. Auch in der großen Oper zu Paris erntete sie rauschenden Beifall. Von 1840—45 erschien Fanny C. in jeder Saison zu London, wo sie zugleich mit Fanny Elßler, der Taglioni und Grisi tanzte. Unübertroffen zeigte sie sich namentlich in der Darstellung des Naiven, des Neckischen und Lieblichen, wozu sie auch ihr mittlerer Wuchs und die natürliche Lieblichkeit ihrer Erscheinung ganz besonders befähigten. Seit 1845 producirte sie sich abwechselnd in Deutschland, Italien, London und Paris. Verheirathet ist sie mit dem Tänzer und Violinspieler St. Leon, welcher sie auf ihren Kunstreisen begleitete und gewöhnlich mit ihr auftrat. Im Jahr 1850 trennte sie sich zu Paris von demselben und zog sich seitdem von der Bühne zurück.

Cerro (span.), Hügel, Anhöhe, oft mit Bergnamen verbunden, z. B. C. de Mulhacen, höchster Gipfel der Sierra Nevada, 3590 Meter hoch; C. San Jago, Vulkan in Venezuela, 2827 Meter hoch, u. a.

Cerro, Stadt in der span. Provinz Huelva (Andalusien), auf einem hohen Plateau an der Straße von Avamonte nach Aracena gelegen, mit einer schönen Kuppelkirche, reichen Kupfergruben und 3200 Einw.

Cerro de Pasco, Hauptstadt des Departements Junin in der Republik Peru und wichtiger Bergwerksort, liegt 4352 Meter ü. M. am nördlichen Ende der Hochebene von Bombon, 60 Leguas nordöstlich von Lima, mit etwa 12,000 Einw., hat ein unfreundliches, kaltes Klima, ist schlecht gebaut, ohne ein einziges öffentliches Gebäude von Bedeutung, aber weltberühmt durch seine Silberminen, welche 1630 durch einen Indianer entdeckt wurden und denen von Guanajuato in Mejiko und von Potosi an Ergiebigkeit nicht nachstehen. Von 1828—46 wurden 20,506 Barren, d. h. 4,647,052 Mark (à 8½ Dollars Münzwerth) geschmolzen, im Durchschnitt jährlich 244,600 Dollars, und noch jetzt liefert C. die Hälfte der gesammten Silberausbeute von Peru. Das edle Metall wird theils gediegen gefunden, theils als sogen. Pacoserz, d. h. solches, das keiner Röstung bedarf, ein Gemisch von reinem Silber mit Brom- und Jodsilber, Fahlerz, zinnoxydhaltig, oder auch als pulverförmiges Schwefelsilber und Kupfer. Diese Erze sind sehr reich und geben mitunter 25—80 Proc. Silber; doch wird der Bergbau wie die Aufbereitung der Erze noch immer höchst mangelhaft betrieben. Die Stadt ist Sitz eines Berg- und eines Handelsgerichts; die Münze ist seit 1845 geschlossen. Die Bevölkerung, welche ganz vom Ertrag des Bergbaues lebt, besteht aus einem Gemisch von allerlei Rassen und Nationalitäten, in welchem die Indianer und Mestizen die Mehrzahl bilden, aber auch viele Europäer sich finden, die als Kaufleute, Techniker ꝛc. hier ihren Erwerb suchen. Die Umgebung ist öde und unfruchtbar und das Leben in C. selbst ein äußerst wüstes, theuer und freudenlos.

Cerro Gordo, ein Bergpaß in Mejiko, auf der Straße von Veracruz nach der Hauptstadt, ist durch die Niederlage bekannt, welche der auf den umliegenden Höhen verschanzte mejikan. General Santa Anna durch den nordamerikan. General Scott 18. April 1847 erlitt, wobei La Vega und 4 andere mejikan. Generäle mit 5000 Mann kriegsgefangen wurden.

Certáldo (spr. tscher-), Flecken in der ital. Provinz Florenz, Kreis San Miniato, an der Eisenbahn von Florenz nach Siena, mit einem alten Schloß, dem vielbesuchten Wohn- und Sterbehaus Boccaccio's (darin eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke in vielen Ausgaben; das Grabmal des Dichters in der Kirche ist zerstört worden) und (1871) 7120 Einw.

Certámen (lat., n.), Wettstreit, Wettkampf; in Schulen eine Arbeit, nach deren Ausfall versetzt wird.

Certepartie, s. Chartepartie.

Certifikāt (lat., n.), im allgemeinen jeder Schein, jede als Beweis dienende schriftliche Zusicherung. Bei den Staatspapieren werden nicht selten Certifikate ausgegeben, welche die Originalobligation für den Umlauf zu ersetzen bestimmt sind. Mehrere Staaten nämlich, die das Rentensystem befolgen, wie England, Frankreich, Rußland, Spanien und Italien, geben nicht immer eigentliche Obligationen über die von ihnen abgeschlossenen Anleihen aus, sondern die Namen der Gläubiger und die Summen ihrer Forderungen werden in das große Staatsschuldenbuch eingetragen und ihnen eine Abschrift hiervon eingehändigt. Damit aber diesen Inskriptionen auch im Auslande Umsatz verschafft werde, wird ein gewisser Theil der Staatsschuld auf den Namen eines Bankierhauses übertragen und dieses autorisirt, Certifikate, d. i. Obligationen für den Belauf der ihm zugeschriebenen Summe, in Abschnitten von beliebiger Größe mit Zinskoupons auszugeben. So vertreten diese auf den Inhaber (au porteur) ausgestellten Certifikate im Auslande die Originaleffekten und werden an den Börsen gleich wie andere Staatspapiere verkauft. Daher findet man sie auch auf den Kurszetteln mit aufgeführt. — Beim Zollwesen gibt es Ursprungscertifikate, durch welche die Abstammung von Waaren oder Produkten aus einem Staat, mit welchem eine Uebereinkunft über Verkehrserleichterungen im allgemeinen, oder auch eine Zollbegünstigung in Bezug auf einzelne Gegenstände besteht, nachgewiesen wird. Diese Certifikate werden beim Grenzeingangszollamt, behufs weiterer Abfertigung, unter Begleitschein abgegeben, dem letzteren angestempelt und begleiten dann die Waaren bis zu dem Hauptamt in ihrem Bestimmungsort, das den Begleitschein erledigt, die Certifikate aber zurückbehält. Die moderne Freihandelspolitik hat den Spielraum dieser Ursprungszeugnisse sehr verringert. Eine Rolle spielen dagegen noch die Ausgangscertifikate auf Meßplätzen. Jeder Kaufmann nämlich, welcher die vereinsländischen Messen mit gewissen ausländischen Waaren besucht, erhält bei Erfüllung der regulativmäßigen Bedingungen ein Meßkonto für die Dauer der Messe beim Zollamt des betreffenden Platzes eröffnet. Die nach dem Auslande verkauften Waaren werden dann auf Grund der darüber von ihm in zwei gleichlautenden Exemplaren ausgestellten Certifikate von seinem Konto abgeschrieben, so daß er also nur die innerhalb des Zollvereins verbleibenden Waaren am Ende der Messe zu versteuern hat. — Beim engl. Fallitenwesen wird das von den Kuratoren

der Konkursmasse ausgestellte Beglaubigungsdokument, kraft dessen die von Seiten des insolventen Schuldners (Kaufmanns) erfolgte Auslieferung seiner gesammten Aktiva ausgesprochen wird, sowie dessen unbedingte Unterwerfung unter das Gesetz, ebenfalls C. genannt. Certificiren (lat.), bescheinigen, beglaubigen; Certifikator, Certifikatsaussteller, Gewährsmann, Rückbürge.

Certioration (lat., »Vergewisserung«), die Belehrung über gewisse Rechtsverhältnisse, welche gesetzlich zuweilen bei gerichtlichen Handlungen denen ertheilt werden muß, bei welchen man eine besondere Bekanntschaft mit dergleichen Verhältnissen nicht voraussetzen kann, z. B. über die Wirkung einer Erklärung, eines Verzichts, einer Quittung ꝛc. Im Fall sie unterblieb, ist der Akt ungültig.

Certiren (lat.), wetteifern, streiten.

Certósa (spr. tscher-, C. di Pavia, »Kartause von Pavia«), Name eines großartigen Klosterbaues bei Pavia, der 1396 von Giovanni Galeazzo Visconti gegründet, 1402 von Kartäusern bezogen, 1782 von Kaiser Joseph II. aufgehoben, 1843 unter Ferdinand I. wieder hergestellt wurde. Im Jahr 1867 war die Zahl der Mönche auf 12 herabgesunken. Infolge der allgemeinen Klosteraufhebung ist das Gebäude zum Nationaldenkmal geworden. Des Gründers Grabmal bewahrt die an Pracht überreiche Kirche, die zu den herrlichsten Schätzen Italiens gehört; namentlich wird die 1473 begonnene, im reichsten Renaissancestil in weißem Marmor ausgeführte Façade derselben (s. Tafel »Baukunst XII«, Fig. 1) als ein Werk von vollendeter Schönheit geschätzt. Die älteren Theile des Baues sind gothisch, zum Theil sogar noch romanisch, während spätere Zuthaten am Aeußeren dem Barockstil angehören. Das Innere der Kirche, nach neuerer Forschung von Bernardo da Venezio erbaut, bildet ein großartiges Kreuz von 77 Meter Länge und 54 Meter Hauptbreite und ist reich an Schätzen der Bildhauerei und Malerei, unter denen wir nur die Kreuzigung von Borgognone, Mariä Himmelfahrt von Andrea Solari, eine Madonna von B. Luini, die Büste von Galeazzo Visconti und die Altartafel in der alten Sakristei anführen wollen. Die eigentlichen Klosterräume enthalten schöne, wegen ihrer Backsteinarchitektur besonders bemerkenswerthe Kreuzgänge (deren einer 125 Meter lang und 102 Meter breit ist, mit 24 kleinen, an 3 Seiten derselben vertheilten und je von einem Gärtchen umgebenen Häuschen, als Wohnung für einen Mönch), eine Prachtthür (von G. A. Amadeo) und einen berühmten Brunnen. Hier wurde Franz I., König von Frankreich, nach der 1525 gegen die Oesterreicher verlornen Schlacht von Pavia drei Tage lang gefangen gehalten. Vgl. Durelli, La Certosa di Pavia (Mail. 1823—30).

Cerúmen (neulat.), Ohrenschmalz; cerumindös, voll Ohrenschmalz, diesem ähnlich.

Cerussa, s. v. w. Bleiweiß.

Cerussit (Bleispat, Bleikarbonat, Weißbleierz, Schwarzbleierz), Mineral aus der Klasse der wasserfreien Chalcite, findet sich in rhombischen säulenförmigen oder tafelartigen Krystallen, einzeln aufgewachsen oder in Drusen, selten zu bündelförmigen Aggregaten verbunden, auch sehr feinkörnig und erdig (Bleierde), als Bindemittel des Sandsteins bei Vilbeck in Franken und in stalaktitischen Ueberzügen als ganz neue Bildung bei Kommern in Rheinpreußen. Er ist farblos, grau, gelb, braun, schwarz, selten grün oder roth mit Diamant- oder Fettglanz, durchsichtig bis durchscheinend, Härte 3—3,5. Er besteht aus kohlensaurem Blei $PbCO_3$ und enthält 83,55 Proc. Bleioxyd. Er verliert beim Erhitzen seine Kohlensäure, löst sich unter Aufbrausen in Salpetersäure, auch in Kalilauge und gibt auf Kohle erhitzt ein Bleikorn. C. ist ein wichtiges Bleierz und findet sich, meist mit Bleiglanz, bei Johanngeorgenstadt, Zellerfeld, Clausthal, Tarnowitz, Leadshill, Przibram, Nertschinsk, in Missouri.

Cerutti (spr. tsche-), Joseph Antoine Joachim, franz. Schriftsteller ital. Abstammung, am bekanntesten durch seine Theilnahme an der franz. Revolution, geb. 13. Juni 1738 zu Turin, trat früh in den Jesuitenorden und schrieb schon als Schüler mehrere Abhandlungen, welche akademische Preise davontrugen, dann die »Apologie de l'institut et de la doctrine des Jésuites« (1762, 3 Bde.; neue Ausg. 1846), die ihm eine Professur am Jesuitenkollegium zu Lyon erwarb. Nach der Aufhebung des Ordens zog er sich nach Nancy zurück. Beim Ausbruch der franz. Revolution trat er als deren Anhänger auf. Er half in Paris die Wochenschrift »La feuille villageoise« gründen, streute eine Menge Flugschriften aus, stand mit Mirabeau in enger Verbindung und trat einige Zeit nach dessen Tod in den Gesetzgebenden Körper. Er starb 3. Febr. 1792. Seine »Oeuvres diverses« erschienen Paris 1793.

Cervántes Saavedra (spr. sawēdra), Miguel de, berühmter span. Dichter, wurde anfangs Oktober 1547 zu Alcala de Henares aus einem altadligen Geschlecht Galiciens geboren, studirte 2 Jahre zu Salamanca, sodann um 1568 in Madrid anfangs Theologie, später aus Neigung die schönen Wissenschaften. Aus Verdruß über die geringe Theilnahme, welche seine ersten dichterischen Versuche fanden, ging er 1569 nach Italien, wurde hier aus Noth Kammerdiener des Kardinals Giulio Aquaviva in Rom, nahm aber 1570 Dienste bei den spanisch-neapolitanischen Truppen und kämpfte mit großer Tapferkeit in der Schlacht von Lepanto 1571, wo ihm durch einen Schuß der linke Arm gelähmt ward. Wieder geheilt, machte er die Züge gegen Navarin und Tunis mit und nahm dann Urlaub zur Heimreise nach Spanien, ward aber unterwegs 26. Sept. 1575 von Seeräubern aufgegriffen und in die Gefangenschaft geschleppt. Als Sklave eines grausamen Herrn, des griech. Renegaten Hassan Aga, verabredete er mit 14 Leidensgefährten die Flucht. Sie kauften einen aus ihrer Gesellschaft los, damit derselbe nach der Heimat zurückkehren und von da an einem bestimmten Tag an der Küste anlegen sollte, um auch sie zu entführen. Der Plan, fast zur Ausführung gediehen, scheiterte durch das zufällige Dazukommen einiger Mauren, als sie eben im Begriff waren, das heimatliche Schiff zu besteigen. Kein glücklicheres Resultat hatten mehrere andere Befreiungsversuche, bis C. endlich auf den kühnen Gedanken kam, sich mittels einer Sklavenverschwörung in den Besitz von Algier zu setzen. Verrathen, wurde er in Fesseln gelegt, doch zwang seine Kühnheit selbst den Mauren Achtung und Schonung seiner Person ab. Endlich, nach fünfjähriger Sklaverei, 19. Sept. 1580 losgekauft, kehrte C. nach Spanien zurück, trat nochmals in sein Regiment ein und machte die Expeditionen nach den Azoren mit, kehrte aber Ende 1583 für immer in die Heimat und zu den Musen zurück. Bald darauf vermählte er sich mit Donna Catalina de Palacios

Salazar aus einer angesehenen, aber armen Familie in Esquivias. Da er nun auf Erwerb denken mußte, schrieb er noch in den ersten Flitterwochen seinen Schäferroman »Galatea« (Madr. 1584) und gegen 30 Schauspiele, die in Madrid nicht ohne Beifall aufgeführt wurden, und unter denen »Numancia« das hervorragendste ist. Dann verließ er gegen eine kleine Anstellung in Sevilla die Stellung eines Bühnendichters und verfaßte wahrscheinlich hier jene Reihe von Novellen, worin er das Treiben und die Laster dieser Stadt so trefflich zeichnet. Mit dem Tod Philipps II. verschwindet er aus Sevilla, und wir sehen ihn erst einige Jahre später in Valladolid wieder auftauchen, wohin ihn wahrscheinlich das Hoflager Philipps III. führte. Ein Gefecht, das einmal nachts in der Nähe seines Hauses zwischen Hofleuten stattfand, brachte ihn, da Verdacht auf seine Hausgenossen fiel, auf mehrere Tage ins Gefängnis, und hier war es, wo er sein unsterbliches Werk, den »Don Quijote« begann, dessen erster Theil 1604 erschien. Da dieser nicht sofort Anklang finden wollte, veröffentlichte C. eine kleine Broschüre, »El buscapie« (»der Schwärmer, die Rakete«), worin er dem Schein nach eine Kritik des »Don Quijote« lieferte und darauf hindeutete, daß dieses Werk eine versteckte Satire auf verschiedene angesehene Männer enthalte. Die Neugierde begründete nun den Ruf des »Don Quijote«, zugleich aber wurden auch Kritik, Satire, Verleumdung, kurz, alle Hebel der Vernichtung gegen das Werk in Bewegung gesetzt. C., dadurch eingeschüchtert, wagte nun mehrere Jahre nicht, dem Publikum etwas darzubieten. Erst 8 Jahre später widmete er dem Grafen von Lemos aus Erkenntlichkeit für genossene Unterstützungen zwölf Novellen. Das folgende Jahr (1614) erschien sein »Viage del Parnaso« (Reise auf den Parnaß). Als in demselben Jahr ein Aragonier, der sich unter dem Namen Alonso Fernandez de Avellaneda versteckte, eine sehr geschmacklose Fortsetzung des »Don Quijote« herausgab, vollendete und veröffentlichte C. den zweiten Theil des »Don Quijote« (1615), der dem ersten an satirischer Kraft nachsteht, ihn aber an philosophischem Geiste übertrifft. Sodann arbeitete er an dem Roman »Trabajos de Persiles y Sigismonda« (Leiden des Persiles und der Sigismunda), an welchen er zu Anfang des April 1616 die letzte Hand legte. C. starb 23. April 1616, also am nämlichen Tag mit Shakespeare, zu Madrid, wo er seit 1606 mit wenigen Unterbrechungen gelebt hatte. Seine Büste, von Don Antonio Sola verfertigt, wurde 1835 vor dem von ihm bewohnten Haus in der Calle de Leon zu Madrid aufgestellt. Was die bereits genannten Werke des C. betrifft, so sind unter den Novellen besonders vier hervorzuheben: »Der freche Neugierige«, welchen er in den »Don Quijote« verwebt hat, »Rinconet und Cortadilla«, ein zwar stark aufgetragenes, aber wahres Gemälde von sevillischen Gaunern, »Die Macht des Bluts«, das interessanteste und am besten ausgeführte Stück, und »Das Zwiegespräch der beiden Hunde«, eine ergötzliche Kritik, voll von Philosophie und Munterkeit. Sie tragen, dem reichen Boden des Volkscharakters entsprossen, die ganze Fülle echt spanischer Lebendigkeit und Anmuth der Sprache an sich, wodurch sie noch heute unerreicht sind. »Die Reise auf den Parnaß« ist in Versen verfaßt, aber für uns ohne Interesse, da sie sich zu sehr auf die Polemik seiner Zeit bezieht. Als eine Fortsetzung muß die »Adjunta al Parnaso« betrachtet werden, ein Gespräch in Prosa zwischen C. und einem andern Dichter, welcher ihm einen Brief vom Apollo überbringt. Die Schauspiele, welche wir noch von C. besitzen, ermangeln mit Ausnahme der »Numancia«, welche Stellen von großer poetischer Kraft aufweist, des Interesses der Durchführung der Rollen und der innern Wahrheit. Besser sind die acht kleineren, »Entremeses« (Zwischenspiele) genannten Stücke, die sich vielfach durch phantastische Komik bei oft drastischer Natürlichkeit auszeichnen. »Die Leiden des Persiles und der Sigismunda«, C.' letztes Werk, sind ein langer, mit Abenteuern überladener Roman, der für uns, obschon ihn der Dichter selbst für seine beste Schöpfung hielt, nur noch literarhistorisches Interesse hat. Auch der unvollendet gebliebene Schäferroman, die »Galatea«, ist ein jetzt ungenießbares, span. und ital. Mustern nachgebildetes Produkt, dessen Werth nur in den darein verwebten lyrischen Gedichten besteht. Dagegen ist C.' Hauptwerk: »El ingenioso hidalgo Don Quijote de la Mancha« ein europäisches Buch geworden und wird es bleiben, so lange überhaupt die Lust an sinnreicher Erfindung und lebendiger Darstellung poetischer Wahrheit bleibt. Er bildet zunächst eine gegen den Unsinn der Ritterromane gerichtete und diese vernichtende Satire, in höherem Sinn aber eine großartige Allegorie, welche die Gegensätze zwischen Geist und Materie, Ideal und Wirklichkeit, Poesie und Prosa zur Darstellung bringt. Treffende und konsequente Charakterzeichnung, unversiegliche Ursprünglichkeit und tiefhumoristische Lebensansicht, aus dem edelsten und mitleidigsten Gemüth entspringend, die rascheste Auffassung des komischen Elements selbst auf der Nachtseite menschlicher Erscheinungen, und wiederum ein stets durchscheinendes Gefühl der Liebe offenbaren sich hier auf das innigste verbunden mit dem höchsten Zauber der Darstellung, in einer der edelsten Sprachen, deren sich je ein Volk bediente, voll Würde und Naivität. »Don Quijote« war der erste Roman und ist zugleich einer der vollendetsten, ein Meisterwerk aller Zeiten und Völker. Wie die spanische Bibliographie in neuester Zeit behauptete, wurden vom »Don Quijote« in den Jahren 1605—1857 in Spanien selbst nicht weniger als 400 Ausgaben veranstaltet, und von Uebersetzungen erschienen 200 ins Englische, 168 in Französische, 96 ins Italienische, 80 ins Portugiesische, 70 ins Deutsche, 13 ins Schwedische, 8 ins Polnische, 6 ins Dänische, 2 ins Russische und 1 ins Lateinische. Außer der Prachtausgabe (Madr. 1780, 4 Bde.) und der von Pellicer (das. 1798, 9 Bde.) sind als die besten Ausgaben zu nennen die 4. der Akademie mit dem Leben des Dichters von Navarete (das. 1819, 5 Bde.), die mit dem vollständigsten Kommentar von Diego Clemencin (das. 1833—39, 6 Bde.), die von D. Eug. de Hartzenbusch herausgegebene (Argamacilla in der Mancha 1863, 4 Bde.) und als gute Handausgabe die zu Leipzig (1800—1807, 6 Bde.), sowie die bei Brockhaus (Leipz. 1860, 2 Bde.) erschienene. Gesammtausgaben der Werke des C. ohne die Komödien erschienen zu Madrid 1803—1805, 16 Bde., und ohne die »Reise nach dem Parnaß«, das. 1820, 11 Bde. Ein Wiederabdruck sämmtlicher Werke ohne die Komödien erschien in der »Coleccion de los mejores autores españoles« (Par. 1840—41) und als erster Band von Ribadeneyra's »Biblioteca de autores españoles« (Madr. 1853). Eine Auswahl

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

gab Don Aug. Garcia de Arrieta heraus (Par. 1826—32, 10 Bde.), einen Band noch unveröffentlichter Werke (»Varias obras inéditas de C.«) Adolfo de Castro (Madr. 1874). Neuerlich erschien eine Auswahl von Novellen in Brockhaus' »Coleccion de autores españoles« (Leipz. 1869). Unter den deutschen Uebersetzungen des »Don Quijote« sind hervorzuheben die von Bertuch (Leipz. 1780, 6 Bde.), Tieck (Berl. 1799—1801, 4 Bde.; 3. Aufl. 1853, 2 Bde.), Soltau (Königsb. 1800, 2 Bde.; 2. Aufl., Leipz. 1837, 4 Bde.) und Zoller (Hildburgh. 1867, 2 Bde.). Der Roman »Persiles und Sigismunda« wurde von Butenschön (Heidelb. 1798; Leipz. 1837, 2 Bde.), die »Zwischenspiele« von H. Kurz (Hildburghausen 1867) ins Deutsche übertragen. Eine Uebersetzung sämmtlicher Romane und Novellen lieferten Förster (Quedlinb. 1825, 12 Bde.), Keller und Notter (Stuttg. 1840—42, 10 Bde.); in Auswahl Baumstark (Regensb. 1868, 2 Bde.). Vgl. E. Chasles, Michel de C. sa vie, son temps, son œuvre (2. Aufl., Par. 1866).

Cervelatwurst (Servelat-), eigentlich Hirn-, Bregenwurst, dann überhaupt Fleisch-, Mettwurst.

Cervēna (Krivina), türk. Ort in Bulgarien, an der Mündung des Jantra in die Donau, berühmt durch die Schlacht 7. Sept. 1810 zwischen den Russen unter Kamensky und den Türken unter dem Seraskier Kuschanz Ali, Muktar Pascha und Achmet Pascha, infolge deren die Türken die Waffen streckten und als Kriegsgefangene nach Rußland abgeführt wurden. 178 Fahnen, 14 Kanonen und 6000 Gefangene geriethen in die Hände der Russen; 10,000 Türken blieben auf dem Schlachtfeld und bei der Verfolgung, unter ihnen Kuschanz Ali.

Cervēra, alte Stadt in der span. Provinz Lerida (Katalonien), am gleichnamigen Fluß (Nebenfluß des Segre) und an der Straße von Lerida nach Barcellona, in einer öl-, wein- und getreidereichen Gegend, hat sehr unebene Straßen, vier große Plätze, eine gothische Pfarrkirche, eine Bibliothek und 4500 Einw. Die hier 1717 von Philipp V. gestiftete Universität wurde später nach Barcelona verlegt.

Cervetri (spr. tscherwe-, Cerveteri), kleiner ital. Ort, mit der Stadt Civita Vecchia zu einer Gemeinde verbunden, steht an der Stelle der alten Etruskerstadt Cäre (s. d.).

Cervia (spr. tschérwia), Hafenstadt in der ital. Provinz Ravenna, am Adriatischen Meer, Bischofs- und Präturſitz, mit mehreren Kirchen, großem Krankenhaus und (1871) 6035 Einw. Im W. von der Stadt der große Salzsumpf Valle di C. mit bedeutenden Salzwerken, aus denen jährlich an 500,000 Ctr. Salz gewonnen werden.

Cervikāl (lat.), den Nacken (cervix) betreffend.

Cervole (Cervolle), Arnold von, gewöhnlich der Erzpriester (Archiprêtre) genannt, weil er, obgleich Ritter und verheirathet, den Nießbrauch von Kirchenpfründen hatte, war ein franz. Parteigänger während des großen englisch-franz. Kriegs im 14. Jahrh., diente zuerst dem König Johann gegen die Engländer und ward in der Schlacht von Poitiers 1356 von diesen gefangen. Nach dem Frieden von Bretigny 1360 zog er bald mit einer Söldnerschar brandschatzend umher, bald trat er in den Dienst verschiedener Fürsten, der Könige von Frankreich, der Herzöge von Burgund u. a. Sein Plan, mit 40,000 Abenteurern durch Deutschland gegen die Türken zu ziehen, wurde von Kaiser Karl IV. vereitelt. C. starb 1366.

Cervus, Hirsch; cornu cervi, Hirschhorn.

Ces (franz. ut bémol, engl. c flat), die durch ein vorgesetztes b um einen halben Ton erniedrigte Tonstufe c, ist die reine Quinte von fes, die kleine Terz von as, die kleine Septime von des ꝛc., fällt aber auf gleichschwebend temperirten Instrumenten mit seinem enharmonischen Ton H zusammen. Als Grundton einer Dur- oder Molhaupttonart (Ces dur oder Des moll) wird dieser Ton wegen der vielen b, die zur Vorzeichnung nöthig sind, nicht gebraucht; man bedient sich dafür der einfacheren Dur- und Molltonart des Grundtons H.

Cesalpini (spr. tsche-, Cäsalpinus), Andrea, ital. Philosoph, Botaniker und Physiolog, geboren zu Arezzo in Toscana 1519, widmete sich zu Pisa dem Studium der Philosophie, Medicin und Naturgeschichte, ward Lehrer dieser Wissenschaften und Aufseher des botanischen Gartens daselbst und, schon bejahrt, Leibarzt des Papstes Clemens VIII., als welcher er zugleich in der Sapienza Vorträge zu halten hatte; starb zu Rom 23. Febr. 1603. Vorzüglich berühmt ist er durch sein Werk »De plantis libri XVI« (Flor. 1583, mit Appendix; Rom 1603). Er war einer der ersten Botaniker, welche eine systematische Anordnung des Pflanzenreichs versuchten. Doch bleibt er im ganzen bei der alten empirischen Eintheilung in Bäume, Sträucher, Staudengewächse und Kräuter stehen; die Unterabtheilungen macht er nach den bedeckten und unbedeckten Samen, sowie nach den Theilen der Samenhüllen. Nicht geringeren Ruhm erwarb sich C. durch seine Beschreibung des Umlaufs des Bluts, namentlich durch seine Bemerkungen über den kleinen Kreislauf desselben durch die Lungen. Davon handeln seine »Quaestionum medicarum libri II« (Veneb. 1598, 1604). Vgl. Fuchs, Andreas Cesalpinus (Marburg 1798).

Cesāre (spr. tschä-), Giuseppe, Cavaliere di, ital. Geschichtschreiber, geboren um 1783 zu Neapel, erwarb sich durch seine »Storia di Manfredi, re di Sicilia e di Puglia« (Neap. 1837, 2 Bde.) einen allgemein anerkannten Ruf als Geschichtsforscher. Auf den umfassendsten Forschungen beruhend und durch Treue und Unparteilichkeit ausgezeichnet, reinigte dieses Werk das Andenken Manfreds von den verleumderischen Anklagen der dem päpstlichen Hof und der Partei Anjou's ergebenen Geschichtschreiber des Mittelalters. Mehrere treffliche historische Arbeiten Cesare's über Neapel finden sich in der von ihm redigirten Revue »Il Progresso«. Bemerkenswerth ist auch seine Schrift »Sulla filosofia della storia« in der von dem bekannten Rechtsgelehrten Mancini redigirten »Biblioteca di scienze morali, legislative ed economiche«. Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: »Arrigo di Abbate«, ein historischer Roman, der die sicilianische Vesper schildert, und die »Lettere romane«, eine lebhafte Schilderung der Schmach der Sklaverei und des Despotismus. Wegen Betheiligung an der konstitutionellen Bewegung Neapels von 1827 seines Postens als Generalzollbirektor entsetzt, lebte er fortan den Studien, bis er 1848 von der konstitutionellen Regierung zum Generalintendanten von Bari ernannt wurde. Nach der Wiederherstellung des Absolutismus trat er freiwillig ins Privatleben zurück und starb 15. April 1856 zu Neapel.

Cesāri (spr. tschä-), 1) Alessandro, eigentlich Cesati, genannt Greco, berühmter Gemmenschneider und Medailleur, stammte aus einer mailändischen

Familie und blühte um 1550. Von seinen Werken werden hauptsächlich der Kopf des französischen Königs Heinrich II. auf einem Karneol, eine Schaumünze auf Papst Paul III., von der Michelangelo sagte, daß die Kunst hier ihren Höhepunkt erreicht habe, eine Medaille auf Julius III., auf die Familie Farnese und der Gameo des Phokion gerühmt. Nach Visconti stammen von ihm die meisten mit dem Namen M. Lollius Alexander bezeichneten Steine.

2) Giuseppe, genannt il Cavaliere d'Arpino, berühmter ital. Maler, geboren zu Arpino um 1568, kam mit 13 Jahren nach Rom und rieb hier zuerst für die im Vatikan beschäftigten Maler Farben. Er sah denselben ihre Praxis ab, und es gelang ihm, auf einem Pfeiler einige Satyrn zu malen, was ihm Unterstützung von Seiten Gregors XIII. verschaffte. Bald sah man in ihm den größten Maler Roms; die Bestellungen häuften sich, er wurde von Clemens VIII. zum Ritter und Direktor von San Giovanni in Laterano erhoben. Der Kardinal Aldobrandini nahm ihn 1600 mit nach Frankreich, wo Heinrich IV. ihm den Orden des heil. Michael verlieh. Auch in Neapel malte er, mußte sich aber von dort vor den Nachstellungen der Künstler nach Rom flüchten. Mit dem Auftreten der Carracci und des Caravaggio war übrigens sein Hauptruhm vorbei, und die röm. Schule, die er völlig beherrscht hatte, wandte sich auf andere Bahnen. Seine Hauptthätigkeit in späteren Jahren bestand in der Anfertigung von Kartons, nach denen die Mosaiken in San Michele und in der Kuppel von St. Peter ausgeführt wurden. C. war ein überaus gewandter, mit lebhafter Phantasie begabter Künstler; seine Arbeiten sind mit Feuer entworfen und von angenehmem Kolorit. Tiefere Durchbildung darf man allerdings bei ihm nicht suchen, namentlich in den Werken seiner zweiten Periode, die zu sehr den Charakter von Improvisationen tragen. Er lieferte eine große Anzahl von Gemälden, die kaum einzeln aufzuführen sind. Sein Hauptwerk sind die Fresken im Saal der Konservatoren auf dem Kapitol, woran er 40 Jahre gearbeitet haben soll. C. starb zu Rom 1640.

3) Antonio, gewöhnlich Pater Antonio genannt, ital. Philolog, geb. 16. Jan. 1760 zu Verona, trat in den Orden des Philipp von Neri und widmete sich verschiedenen Zweigen der Literatur. Als Redner, Kritiker, Dichter, Biograph und Uebersetzer zeichnete er sich auf gleiche Weise aus und ward von den meisten wissenschaftlichen Gesellschaften Italiens zum Mitglied ernannt. C. starb 1. Okt. 1828 zu Ravenna. Von seinen Schriften nennen wir das »Vocabolario della Crusca« (Verona 1806—1809, 7 Bde.); »Alcune novelle« (Veneb. 1810; neue Ausg. Turin 1869); »Prose scelte« (Mail. 1819, 1830; neue Ausg. Turin 1873) und das an treffenden Bemerkungen reiche Werk »Bellezze della commedia di Dante« (Verona 1824—26, 4 Bde.). Auch geschmackvolle Uebersetzungen lieferte er, z. B. von Horaz' »Ars poetica«, von Terenz' Komödien (Verona 1816, 2 Bde.) und Cicero's Briefen (Mail. 1826, 1845). Sein Leben beschrieben Manuzzi (Flor. 1829), Bonfanti (Verona 1832) und Azzocchi (Rom 1836).

Cesarini (spr. tsche-), Julian von, Kardinal, predigte 1430 als päpstlicher Legat in Deutschland das Kreuz gegen die Hussiten, machte 1431 die unglückliche Schlacht bei Thauß mit, wo trotz der Verheißungen des Kardinals das Kreuzheer gänzlich geschlagen wurde, führte hierauf als Legat der Päpste Martin V. und Eugen IV. den Vorsitz auf dem 23. Juli 1431 eröffneten Koncil zu Basel, eine Rolle, zu welcher er sich durch seine weltmännische Bildung, diplomatische Feinheit und gemäßigte Haltung vorzüglich eignete, rieth dem Papst Eugen IV. umsonst zu versöhnlichen Maßregeln, sah sich aber, da seine Rathschläge nichts fruchteten, veranlaßt, Basel 1438 zu verlassen. Er war hierauf 1439 bei dem vergeblichen Versuch einer Wiedervereinigung der röm. und griech. Kirche thätig, half 1443 einen Kreuzzug gegen die Türken ins Werk setzen, war Begleiter Hunyads und fand in der Schlacht bei Varna, wo 10. Nov. 1444 die Christen von Sultan Murad geschlagen wurden, auf der Flucht seinen Tod.

Cesarotti (spr. tsche-), Melchiore, berühmter ital. Dichter und Gelehrter, geb. 15. Mai 1730 zu Padua aus einer alten, aber armen Familie, erhielt sehr jung den Lehrstuhl der Rhetorik am Seminar zu Padua, folgte aber 1762 einem Ruf als Lehrer in das Patricierhaus Grimani nach Venedig, wo er seine Tragödien nebst zwei Abhandlungen, »Sopra l'origine ed i progressi dell' arte poetica« (Ueber den Ursprung und die Fortschritte der Dichtkunst) und »Sopra il diletto della tragedia« (Ueber das Vergnügen an der Tragödie), drucken ließ. Hier lernte er den eben erschienenen Ossian des Macpherson kennen, ging sogleich an die Erlernung des Englischen und veröffentlichte schon nach 6 Monaten eine ital. Uebersetzung des Gedichts in versi sciolti (Padua 1763, 2 Bde.; vollständiger das. 1772, 4 Bde.; Nizza 1780, 3 Bde.; Mail. 1826—27, 4 Bde.). Im Jahr 1768 erhielt C. die Professur der griech. und hebr. Sprache zu Padua und ward 1779 beständiger Sekretär an der Akademie der Wissenschaften und Künste. Als solcher schrieb er seinen gegen die einseitigen Bestrebungen der Crusca gerichteten »Saggio sulla filosofia delle lingue« (Par. 1785; Pisa 1800). Von Bonaparte zum Regierungsmitglied ernannt, schrieb er in diesem neuen Beruf: »Saggio sugli studj« (Ueber die Studien), »Istruzione d'un cittadino a' suoi fratelli meno istruiti« (Ueber den Unterricht des Bürgers) und »Patriotismo illuminato« (Ueber den aufgeklärten Patriotismus) und ward später von Napoleon I. zum Kommandeur des Ordens der Eisernen Krone ernannt und mit einer ansehnlichen Pension bedacht, wofür ihm C. in seiner »Pronea« (Vorsehung) dankte. Er starb auf seinem Landhause Solvaggiano 3. Nov. 1808. C. war einer jener ital. Philologen, welche bei aller Gelehrsamkeit sich den lebendigen Sinn für das Schöne und eine unbefangene schöpferische Kraft bewahrten. Die größte Wirkung hatte unter seinen Schriften seine Ossianübertragung, die nicht das Werk kalter wissenschaftlicher Erwägung, sondern eine lebensvolle Wiedergeburt jener seltsamen keltisch-germanischen Naturpoesie in der Kunstdichtung Italiens ist und die Phantasie seiner Landsleute in eine ganz neue ideale Welt versetzte. C. ist dadurch gewissermaßen der Vorläufer der modernen romantischen Schule geworden und hat in formeller Beziehung durch die Frische und Neuheit seines Ausdrucks, trotz mancher verwegenen Wortbildung, und die kräftige Schönheit seines Versbaues ungemein belebend gewirkt. Von seinen sonstigen Werken sind noch die etwas sehr freie Uebersetzung von Homers Iliade (1795) und der »Corso di letteratura greca« hervorzuheben. Seine sämmtlichen Werke erschienen Pisa 1805—13,

40 Bde.; nach ſeinem Tode von ſeinem Schüler, G. Barbieri, fortgeſetzt. Vgl. Barbieri, Memorie intorno alla vita ed agli studj dell' Abb. C. (Padua 1810); Meneghelli, Vita di M. C. (Reneb. 1817).

Cos dur, ſ. Cos.

Ceſena (ſpr. tſche-), Kreisſtadt in der ital. Provinz Forli, in nicht ſehr maleriſcher, aber an Reben, Feigen und Maulbeerbäumen reicher Gegend, am Savio und am Fuß des Colle Garampi, Station der Eiſenbahn von Bologna nach Ancona, Sitz eines Unterpräfekten und eines Biſchofs, iſt unregelmäßig gebaut, aber reich an ſchönen Gebäuden mit mancherlei Kunſtſchätzen. Bemerkenswerth ſind beſonders der Dom (mit zwei ſchönen Marmoraltären), der Palazzo pubblico (mit einem herrlichen Madonnenfresko von Francia und der koloſſalen Marmorbildſäule Papſt Pius' VI., der wie ſein Nachfolger Pius VII. in C. geboren iſt) und die berühmte Bibliotheca Malatestiana (von Malateſta Novello 1452 gegründet) mit werthvollen alten Handſchriften, z. B. den Etymologien St. Iſidors von Sevilla aus dem 8. Jahrh. und vielen von Malateſta veranſtalteten Abſchriften von Klaſſikern, welche die Grundlage der Aldinen bildeten. Den ſchönen Markt ſchmückt ein zierlicher Brunnen. Die Zahl der Einwohner, die im Ruf unvertilgbarer Heiterkeit ſtehen, beträgt (1871) 35,870; ihre Erwerbsquellen ſind Wein-, Hanf- und Gemüſebau, Seidenſpinnerei und Schwefelbereitung. Der Wein von C. war ſchon zur Römerzeit berühmt. In der Nähe auf einem Berge ſteht die ſchöne Kirche Santa Maria del Monte. C., bei den Alten Cäſena, gehörte im Mittelalter zu Bologna, ſtand ſpäter unter dem Hauſe Malateſta und wurde von dieſem dem römiſchen Stuhl vermacht. Papſt Alexander VI. ſchenkte es ſeinem Sohn Ceſare Borgia, nach deſſen Tode die Stadt wieder an den Kirchenſtaat fiel. Am 30. März 1815 ſchlug hier Murat die Oeſterreicher, und 20. Juni 1832 wurde C. durch die päpſtlichen Truppen unter Barbieri hart mitgenommen.

Cos moll, ſ. Cos.

Céſpedes, Pablo de, berühmter ſpan. Maler, geb. 1538 zu Cordova, begab ſich zu ſeiner Ausbildung nach Rom, wo er nach Michelangelo und Raffael und unter Zuccaro's Leitung ſtudirte. Hier malte er für Kirchen einige Fresken, ſiedelte aber 1577 nach Cordova über, nachdem man ihm die Stelle eines Chorherrn an der Kathedrale daſelbſt angetragen hatte. C. ſtiftete hier eine Kunſtſchule und war auch als Architekt, Bildhauer und Schriftſteller thätig. In Andaluſien finden ſich noch zahlreiche Gemälde von ihm, die den Einfluß der röm. Manieriſten verrathen, übrigens gut kolorirt und mit Sorgfalt ausgeführt ſind; hervorgehoben werden darunter die vier allegoriſchen Figuren der Tugenden im Dom zu Sevilla. C. ſtarb 1608.

Cessans (lat.), aufhörend; cessat, es hört auf, fällt weg; cessante causa cessat effectus, beim Aufhören (Wegfall) der Urſache hört auch die Wirkung auf.

Ceſſart (ſpr. ſeſſar), Louis Alexandre de, einer der ausgezeichnetſten franz. Ingenieure, geb. 1719 zu Paris, trat frühzeitig in den Militärdienſt und that ſich während der Feldzüge von 1743—46 vorzüglich in den Schlachten von Fontenoi und Rocour hervor, verließ dann um ſeiner geſchwächten Geſundheit willen das Feldlager, trat in die Ecole des ponts et chaussées und ſtieg, durch Fleiß und Talent empfohlen, zum Ingenieur der Generalität von Tours (1751) auf. Von Rouen aus, wohin er 1775 verſetzt worden war, entwarf er 1781 den Plan zu dem Hafenbau von Cherbourg und übernahm, mit der Ausführung desſelben beauftragt, die größten Schwierigkeiten. C. ſtarb 1806, eben mit der Beſchreibung ſeiner Bauten beſchäftigt. Sein Werk erſchien durch Dubois d'Arnonville unter dem Titel: »Description des travaux hydrauliques« (Par. 1806—1809, 2 Bde.).

Ceſſation (lat.), das Zaudern, Zögern, der Wegfall; ceſſibel, cedirbar, abtretbar; Ceſſibilität, Abtretbarkeit.

Cessio bonōrum (lat.), Abtretung des Vermögens ſeitens des zahlungsunfähigen Schuldners an ſeine Gläubiger. Wenn nämlich ein Schuldner ohne ſein Verſchulden in Vermögensverfall gerathen iſt, ſo kann er zur Abwendung weiterer Nachtheile erklären, daß er hiermit ſein Vermögen an ſeine Gläubiger abtrete, womit der Konkurs für eröffnet gilt. So nach gemeinem Recht, nach der hannöverſchen Proceßordnung und nach der öſterreich. Konkursordnung. Der Schuldner erlangt dadurch den Vortheil, daß er alle Anforderungen der Gläubiger mit der Einrede der Ceſſion ſeiner Güter ſo lange abweiſen kann, bis er wiederum zu beſſerem Vermögen gekommen iſt, in welchem Fall er zwar nachzahlen muß, aber auch die Rechtswohlthat der Kompetenz, d. i. nur auf ſo viel exequirt zu werden, als er nach Abzug des nöthigen Lebensunterhalts übrig behält, für ſich beanſpruchen kann. Die preuß. Konkursordnung dagegen verwirft die C. inſofern, als die Inſolvenzanzeige des Schuldners nur eine Vorausſetzung für einen Antrag auf Eröffnung des Konkurſes von Seiten eines Gläubigers bildet, bei einem Kaufmann jedoch für die Konkurseröffnung ſelbſt. Vgl. Preußiſche Konkursordnung vom 8. Mai 1855, § 162, 321 ff.; Oeſterreichiſche Konkursordnung vom 26. Dec. 1868, § 5 u. 62.

Ceſſion (lat.), im weitern Sinn jede Abtretung eines Rechts; im engern und eigentlichen Sinn aber das Rechtsgeſchäft, vermöge deſſen ein Forderungsrecht von dem Gläubiger auf einen dritten übertragen wird. Dieſer dritte heißt Ceſſionar (cessionarius), der bisherige Gläubiger Cedent (cedens) und der betreffende Schuldner debitor cessus. Nach römiſcher Rechtsanſchauung war zwar die Möglichkeit der Uebertragung eines Forderungsrechts, einer Obligation, von Seiten des urſprünglichen Gläubigers auf einen andern ausgeſchloſſen. Die Obligation erſchien als ein perſönliches Band zwiſchen Gläubiger und Schuldner. Nur durch Erbſchaft war der Uebergang eines Forderungsrechts auf einen neuen Gläubiger möglich, indem der Erbe nach der Auffaſſung der römiſchen Juriſten die ganze vermögensrechtliche Perſönlichkeit des Erblaſſers fortſetzte und repräſentirte, ſomit alſo auch in deſſen Forderungsrechte eintreten mußte. Eine anderweite Succeſſion im Forderungsrecht war dagegen ausgeſchloſſen. Allein der Verkehr wußte ſich auf andere Weiſe zu helfen. Es war nämlich dem Gläubiger unbenommen, ſeine Forderung durch einen dritten einkaſſiren zu laſſen, einen Bevollmächtigten zur Geltendmachung des Forderungsrechts aufzuſtellen, und ebenſo konnte man dieſem Bevollmächtigten die einkaſſirte Summe zum eigenen Nutzen — auch ſchon im voraus — überlaſſen. Dies war das urſprüngliche Weſen der C. Der alſo Beauftragte wurde als procurator in rem

suam, Bevollmächtigter zum eigenen Vortheil, bezeichnet und konnte ursprünglich gegen den Schuldner nur im Namen des Auftraggebers klagen, bis ihm später ein selbständiges Klagerecht (utilis actio) gegeben ward. Heutzutage aber wird die C. als die Uebertragung des Rechts selbst aufgefaßt; eine Anschauungsweise, die namentlich im deutschen Recht begründet ist und auch in der modernen Gesetzgebung ihren Ausdruck gefunden hat, so z. B. im allgemeinen preuß. Landrecht. Freilich wollen manche Rechtslehrer nach Mühlenbruchs Vorgang auch für die Gegenwart noch den frühern Standpunkt des römischen Rechts in Ansehung der C. festhalten. Die C. ist übrigens ihrem Rechtsgrund nach entweder eine freiwillige (cessio voluntaria), oder eine nothwendige (c. necessaria), je nachdem sie auf dem freien Willen des Cedenten beruht oder dieser ohne seinen Willen kraft gesetzlicher Bestimmung (cessio legis) zur C. verpflichtet ist. Fälle dieser Art sind z. B.: daß der Geschäftsführer (Mandatar) die in dieser Eigenschaft für den Geschäftsherrn (Mandanten) erworbenen Klagen (Forderungsrechte) abtreten muß; daß der Gläubiger zur C. seiner Klagen gegen mehrere Gesellschafter verpflichtet ist, wenn er von einem Mitgesellschafter befriedigt wird ꝛc. Gegenstand der C. können in der Regel alle Forderungen und Klagen sein, welche einen Bestandtheil des Vermögens des Cedenten bilden; auch enthält das Fundament der Forderung an sich keinen Grund gegen ihre Cessibilität. Nicht cessibel aber sind nach der Natur der Sache diejenigen Forderungen, deren Geltendmachung eine bestimmte, persönliche, an sich der Uebertragung auf andere nicht fähige Qualität voraussetzt, z. B. Alimente, Privilegien, Konzessionen ꝛc., und alle mit Verbindlichkeiten vermischten Forderungsrechte, wie Pacht, Miete ꝛc., weil man zwar sein Recht, nicht aber ohne Zustimmung des Gegentheils auch seine Verbindlichkeit, auf andere übertragen kann. Ferner ist die C. ausgeschlossen, wo dadurch die Forderung verändert werden würde, wie z. B. die Forderung auf Bestellung eines Gebrauchs- oder Nießbrauchsrechts, da hier die Persönlichkeit des Berechtigten auf den Inhalt des Rechts wesentlichen Einfluß übt. Eine accessorische Forderung kann nur so cedirt werden, daß dem Cessionar zugleich die Geltendmachung der Hauptforderung mit übertragen wird. Nach römischem Recht ist die C. von Forderungen gegen bevormundete Personen an die Vormünder derselben nicht bloß nichtig, sondern es wird dadurch sogar die Forderung zum Vortheil des Schuldners aufgehoben. Ebenso ist die C. einer im Streit befangenen (litigiösen) Forderung untersagt. Auch gehört hierher die Beschränkung, welche die Lex Anastasiana, eine Verordnung des Kaisers Anastasius, gemacht hat, wonach der Käufer einer Forderung von dem Schuldner nicht mehr fordern konnte, als er dem Cedenten als Kaufpreis für die Forderung bezahlt. Diese Vorschrift, durch welche der verderblich erscheinende Handel mit Forderungen möglichst verhindert werden sollte, ist jedoch als mit den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen unvereinbar von der modernen Gesetzgebung durchweg aufgegeben worden; so durch das bayr. Gesetz vom 22. Febr. 1855, das preuß. Gesetz vom 8. Febr. 1864. Auch das deutsche Handelsgesetzbuch (Art. 299) hebt den Wegfall dieser Beschränkung der C. in Ansehung der aus Handelsgeschäften hervorgegangenen Forderungen ausdrücklich hervor. Ebenso kennt das sächs. Civilgesetzbuch diese Beschränkung nicht mehr. Wer gültig cediren will, muß die freie Dispositionsbefugnis über sein Vermögen haben, weil die C. eine Art der Veräußerung ist. Seinen Willen zu cediren, kann aber der Cedent sowohl ausdrücklich, als stillschweigend zu erkennen geben. Dagegen bedarf es der Einwilligung des Schuldners nicht, weil sein Verhältnis nicht geändert, seine Lage nicht verschlimmert wird. Derselbe wird jedoch durch die C. von dem alten Gläubiger nicht frei; der Cedent erscheint vielmehr immer noch als der Gläubiger, darf die Forderung noch selbst einklagen und kann überhaupt mit derselben dem Schuldner gegenüber alles noch mit derselben Wirkung vornehmen wie vor der C. Es kann aber auch der Schuldner dem Cedenten so lange gültigerweise Zahlung leisten, als er von der erfolgten C. keine förmliche Benachrichtigung erhalten hat, nach dieser hingegen nicht mehr, indem er vom Augenblick dieser Anzeige an den Cedenten nicht mehr als seinen Gläubiger betrachten darf. Was das Verhältnis zwischen dem Cedenten und dem Cessionar anlangt, so ist der erstere verpflichtet, dem letztern die Geltendmachung der Forderung auf eigene Rechnung zu gestatten und, soweit die Mittel dazu in seinen Händen sind, möglich zu machen und zu befördern, insbesondere durch Auslieferung der Beweismittel an Urkunden ꝛc. Auch muß er dasjenige, was er vom Schuldner nach der C. durch direkte oder indirekte Leistung erhalten hat, dem Cessionar herausgeben. Hiernächst hat der Cedent dem Cessionar für die Existenz, die Richtigkeit der Forderung (veritas nominis) einzustehen; hingegen für die Güte der Forderung (bonitas nominis), d. h. dafür, daß der Schuldner zahlungsfähig sei und die Befriedigung erlangt werden könne, haftet er nicht, es sei denn, daß er die Insolvenz des Schuldners zur Zeit der C. kannte, also arglistig verfahren ist, oder die Gefahr der Forderung übernommen hat. Im Verhältnis des Cessionars zum Schuldner (debitor cessus) wirkt die C., daß die Forderung mit allen dazu gehörigen Rechten auf den erstern übergeht und von diesem mit allen ihren Accessionen, z. B. Bürgschaften, Pfandrechten ꝛc., geltend gemacht werden kann. Der Schuldner kann natürlich alle Einreden und Rechtsbehelfe geltend machen, welche auf die Beschaffenheit (die Gültigkeit und Wirksamkeit) der C. und die Person des Cessionars Bezug haben; er darf dem Cessionar aber auch alle Einreden entgegensetzen, deren er sich gegen den Cedenten selbst bezüglich der cedirten Forderung hätte bedienen können. Vgl. Mühlenbruch, Die Lehre von der C. der Forderungsrechte (2. Aufl., Greifsw. 1836); Delbrück, Die Uebernahme fremder Schulden (Berl. 1853); Karsten, Die fingirte C. (Rost. 1874).

Cessionar (lat.), der, dem etwas cedirt wird; s. Cession.

C'est à dire (franz., spr. ssätadīr), das heißt.

Cestius, Cajus, Sohn eines Lucius C., wahrscheinlich derselbe röm. Ritter, den Cicero als Bankier und Steuerpächter in Asien erwähnt. In Asien reich geworden und, wie es scheint, kinderlos, bestimmte C. einen großen Theil seiner Reichthümer zu dem Grabmal, welches, als die Pyramide des C. noch ganz erhalten, in Rom an der Porta ostiensis zum Theil innerhalb, zum Theil außerhalb der Mauern Aurelians steht. Die Pyramide, von Backsteinen aufgeführt und mit ungefähr 1½ Palmen starken Quadern von weißem Marmor be-

kleidet, erhebt sich auf einem 3¾ Palmen hohen Sockel von Travertin. Sie ist 165 Palmen hoch, an der Basis 130 Palmen breit, die Dicke der Mauern daselbst beträgt 36 Palmen. In ihrem Innern befindet sich die Todtenkammer, 26 Palmen lang, 18 Palmen breit und 19 Palmen hoch. Die Decke ist ein Tonnengewölbe, und die Wände sind mit einem feinen und festen Stuck überzogen. An der Decke erblickt man noch vier Siegesgöttinnen, deren jede einen Kranz hält; alle übrige Malerei ist von den Wänden verschwunden. Inschriften, welche an den Wänden angebracht sind, geben Aufschluß über die Bedeutung des Grabmals. Bei der Ausgrabung des untern Theils der Pyramide durch Papst Alexander VII. fand man in einzelnen Bruchstücken die beiden Marmorsäulen, welche jetzt vor der Pyramide stehen.

Cestrum *L.* (Hammerstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, amerikan. Sträucher mit ganzen, meist übelriechenden, immergrünen Blättern und einzeln, trauben- oder rispenförmig gestellten wohlriechenden Blüten. Mehrere Arten enthalten bittere Stoffe und werden als Heilmittel benutzt. Die Blätter von C. laurifolium *L'Hérit.*, C. venenatum *Lam.*, sollen sehr giftig sein und deshalb von den Eingebornen zum Vergiften der Pfeile benutzt werden. Der Saft der schwarzblauen Beere von C. tinctorium *Jacq.* gibt eine blaue, fast unzerstörbare Dinte, die in Caracas bei Ausfertigung officieller Schreiben benutzt wird.

C'est tout comme chez nous (franz., meist bloß: tout comme chez nous), (es ist) ganz wie bei uns.

Cestus (lat., m., griech. kestos, »gestickt«), bei Griechen und Römern ein Gürtel, der von den Frauen über dem Untergewand zusammengeschlungen wurde. Bei Homer führt den Namen Kestos das gestickte, Liebreiz verleihende Busenband der Aphrodite. Bei den Römern hieß C. insbesondere der Gürtel, welchen die Neuvermählte ihrem Gemahl als Symbol der Vereinigung überreichte.

Cetacĕa, Ordnung der Säugethiere, s. v. w. Schwimmthiere.

Cetacĕum, s. v. w. Walrath.

Cetĕra, Mehrzahl von Ceterum (s. d.).

Ceterach *Willd.* (Milzfarn), Pflanzengattung der Farne, aus der Abtheilung der Polypodiaceen, charakterisirt durch seitenständige, aber unbeschleierte Fruchthaufen. Die wichtigste Art ist C. officinarum *Bauh., Willd.* (Asplenium Ceterach *L.*, Gymnogramme C. *Spr.*, kleine Hirschzunge), mit 8 bis 20 Centim. langen, tief gefiederten Wedeln auf kurzen, beschuppten Stielen, findet sich häufig an Felsen und Mauern im südlichen und westlichen Europa, besonders um das Mittelmeer, doch auch hier und da in Süd- und Westdeutschland. Sonst wurde die ganze Pflanze häufig gegen Milzkrankheiten, Verstopfungen, Wassersucht, asthmatische Beschwerden, Katarrh und andere Brustleiden angewendet als Herba Asplenii veri, Scolopendrii veri s. minoris, Herba Doradillae ꝛc. Jetzt ist sie völlig außer Gebrauch.

Cetĕrum (lat.), übrigens; C. censeo, Carthaginem esse delendam, übrigens stimme ich für Karthago's Zerstörung, stehender Schlußsatz der Senatsreden des ältern Cato (s. d.), daher sprichwörtlich für etwas, worauf man als etwas dringend Nothwendiges stets zurückkommt, auch bloß C. censeo; et cetera, meist abbreviirt etc. oder ꝛc., »und das übrige«, entsprechend dem deutschen »und so weiter«, auch substantivisch als Bezeichnung für etwas nicht ganz Ausgesprochenes; ceteris paribus, das übrige als gleich gesetzt, unter übrigens gleichen Umständen.

Cetīn, Walrathfett, s. Walrath.

Cetina, Gutierre de, span. Dichter aus der ital. Schule Boscans und Garcilaso's, war Kriegsmann, machte die Feldzüge in Italien mit und starb, wahrscheinlich noch jung, um 1650 in seiner Vaterstadt Sevilla. Von seinen Gedichten, die meist in den ital. Formen geschrieben sind und sich durch große Zartheit und Lieblichkeit auszeichnen, waren früher nur einige wenige bekannt, die Herrera in seinen Anmerkungen zum Garcilaso (Sevilla 1580) mittheilt. Einige andere machte Sedano im »Parnaso Español« bekannt. Eine größere Anzahl sind in neuester Zeit in Gallardo's »Ensayo de una Biblioteca española«, Bd. 2 (Madr. 1866), aus dem Originalmanuskript veröffentlicht.

Cetinje (Zetinje), Hauptstadt von Montenegro, 1140 Meter ü. M. gelegen, in einem 6 Kilom. langen, 930 Meter breiten Felsenthal, besteht aus einem 1478 gestifteten, von festen Mauern umschlossenen Kloster, das hart am Fuß eines steilen, von einem Thurm überragten Berges liegt, der befestigten Wohnung des hier residirenden Fürsten der Schwarzen Berge und etwa 30 von Senatoren, Perianiken (Leibwache) und anderen vom Hof abhängigen Personen bewohnten Privathäusern. C. ist der Sitz des Archimandriten, der Hauptschule und einer Buchdruckerei. Einige der fürstlichen Residenz zunächst liegende Gebäude bilden eine Art Straße, die als Hauptversammlungsplatz für alle öffentlichen Berathungen, kriegerische wie friedliche, dient.

Cetinsäure, s. v. w. Palmitinsäure.

Cetonia aurāta, Rosen- oder Goldkäfer.

Cetraria *Achar.* (Schuppenflechte), Pflanzengattung aus der Klasse der Flechten, zur Abtheilung der Strauchflechten gehörig, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: der Thallus ist bandartig flach, ästig oder unregelmäßig zerschlitzt, beiderseits berindet, die Apothecien sind schüsselförmig, schief an den Rand des Thallus angewachsen, mit einem einwärts gebogenen Rand umgeben. Die Arten dieser Gattung wachsen an Baumstämmen oder an der Erde und kommen vorzugsweise in Gebirgen vor. Am bekanntesten und wichtigsten ist C. islandica *Achar.* (Lichen islandicus *L.*, Parmelia islandica *Spr.*, Lobaria Islandica *Hoffm.*, Lungenmoos, isländische Schuppenflechte, isländisches Moos, Tartschenflechte, Purgirmoos, Rispal), mit knorpeligem, aufrechtem, 2,5 bis 10 Centim. langem, lappig vieltheiligem, gewimpertem, blattartig flachem Thallus von grau- oder braungrünlicher oder kastanienbrauner, unterseits weißlicher bis blutrother Farbe; die schief angewachsenen, dem Thallus angedrückten Apothecien sind kastanienbraun, mit dünnem, ganzem Rand. Diese Flechte findet sich häufig in Nord- und Mitteleuropa, besonders in Bergwäldern zwischen Heidekraut, wo oft ganze Strecken davon bedeckt sind; sie ist officinell als Lichen islandicus, fast geruchlos, schleimig, schmeckt stark bitter und wirkt einhüllend, nährend und bitter tonisch. Die therapeutische Wirkung beruht auf dem Gehalt an Cetrarsäure und der sogen. Flechtenstärke, das sind die in warmem Wasser gallertartig aufquellenden Zellmembranen dieser Flechte. Das isländische Moos stand früher in

hohem Ansehen und wird noch jetzt besonders bei Schwindsucht und bei chronischer, mit Abmagerung verbundener Bronchoblennorhöe, sowie bei chronischen Diarrhöen und Verdauungsstörungen benutzt. Man gibt es als Abkochung, Gallerte, in Verbindung mit Chokolade ꝛc. Um es von seiner Bitterkeit zu befreien, behandelt man 5 Theile mit 30 Th. lauwarmem Wasser und 1 Th. Potaschenlösung, gießt nach einigen Stunden ab, wäscht mit Wasser nach und trocknet es. Auf Island, wo diese Flechte besonders kräftig wächst, macht man Grütze daraus, welche in Milch gekocht gegessen wird; in Zeiten der Noth wird sie, mit Mehl gemengt, zu nahrhaftem, aber bitter schmeckendem Brod verbacken. Auch dient sie zur Mästung der Schweine.

Cetrārsäure (Cetrarin) $C_{19}H_{18}O_8$, findet sich im isländischen Moos (Cetraria islandica *Ach.*) und kann aus demselben durch kochenden Alkohol unter Zusatz von kohlensaurem Kali ausgezogen werden. Die aus diesem Auszug gefällte und gereinigte C. bildet nach dem Umkrystallisiren farblose Nadeln, schmeckt sehr bitter, ist kaum löslich in Wasser, aber leicht in kochendem Alkohol und bildet mit den Alkalien Salze, welche an der Luft braun werden. Man hat sie mit Erfolg gegen Wechselfieber benutzt, auch ist sie ohne Zweifel an der tonischen Wirkung des isländischen Mooses betheiligt, weshalb es unzweckmäßig erscheint, daß letztere vor dem Gebrauch mit kaltem Wasser auszuziehen.

Cette (spr. sett), Stadt und Festung dritten Rangs im franz. Departement Hérault, Arrondissement Montpellier, im ehemaligen Languedoc, auf einer Landzunge zwischen dem Etang de Thau und dem Mittelmeer, an der Ausmündung des Kanals von Languedoc und an der Eisenbahn von Montpellier nach Narbonne. Die Stadt liegt amphitheatralisch an einer Anhöhe, hat eine Citadelle, zwei Forts (St. Pierre und St. Louis), einen hohen Leuchtthurm, einen sichern, sehr ausgetieften Hafen (ca. 85 Hektar groß), welcher aus dem innern kleinern und dem äußern großen Bassin (Port Colbert oder Port Louis genannt) besteht, aber, um vor Versandung geschützt zu werden, eine jährliche Ausgabe von 100,000 Franken erfordert; ferner eine reformirte und 4 katholische Kirchen, eine hydrographische und eine große Schiffahrtsschule, ein Collége, naturhistorische und antiquarische Museen (Musée Doumet), ein Waisenhaus und (1872) 25,826 Einw., die sich namentlich mit Weinhandel und Büttnerei beschäftigen. Es werden jährlich mindestens 600,000 Hektol. Wein von C. exportirt, und zwar hauptsächlich nach Algier, Deutschland, Nord- und Südamerika, Rußland und Holland. Die Herstellung künstlicher Weine ist im Verhältnis gering. Nach dem Innern Frankreichs expedirt C. mindestens jährlich 1 bis 2 Mill. Hektol. Die Küfereien von C. beschäftigen ca. 2000 Arbeiter, die jährlich über 200,000 Fässer von der verschiedensten Größe anfertigen. Die Schiffbauwerkstätten zählen ca. 1200 Arbeiter. Auch die Fischerei ist bedeutend; sie beschäftigt etwa 400 Familien und liefert jährlich 500—600,000 Kilogr. Fische in den Handel mit einem durchschnittlichen Ertrag von 560,000 Franken, wovon drei Fünftel dem Staat zukommen. Ungeheure Stockfischtrockenanstalten sind vorhanden; auch feine Austern werden neben den gewöhnlichen gezogen. Außerdem verdienen Knopffabrikation, Bereitung von Likören und wohlriechenden Wassern und namentlich die Salzschlämmereien Hervorhebung, welche, 1789 angelegt, jährlich ca. 300,000 Tonnen weißes und rothes Salz liefern; Export namentlich nach Südamerika, Riga und Danzig. Der Kanal von C. ist gewissermaßen eine Fortsetzung des Hafens, den er mit dem Küstensee Thau verbindet. C. steht durch den Kanal von Beaucaire mit dem Rhône und Lyon, durch den Kanal du Midi (zur Zeit Louis' XIV. durch Paul Riquet erbaut) mit Bordeaux in Verbindung. C. ist nach Marseille der bedeutendste Handelsplatz Frankreichs am Mittelmeer; es bildet den Hafen für Montpellier, Béziers und die ganze Languedoc und ist Sitz von 21 Konsuln, sowie eines Handelsgerichts, einer Börse und eines Zollamts. Sein Handel erstreckt sich besonders nach Algerien und Italien, dann nach Oesterreich, England, Spanien und bis nach der Levante und dem Schwarzen Meer. Die Ausfuhr besteht, außer dem Wein, in Salz, Oelen, Branntwein und Likören, chemischen Produkten, trockenen und eingemachten Früchten, Anchovis, Sardellen und anderen Fischen, Kapern ꝛc.; Einfuhrartikel sind Thierhäute und Wolle (aus den La Plata-Staaten), Mehl, Metalle, Schwefel, Kabeljaue, Steinkohlen, Breter ꝛc.; für die Einfuhr von Stäben für Fässer aus Triest, Odessa und New York ist C. der bedeutendste Platz in Frankreich. Die Zahl der ein- und auslaufenden Schiffe beträgt jährlich im Durchschnitt 5000 mit über 750,000 Tonnen Gehalt. Vier Kilom. nördlich von C. liegt der besuchte Badeort Balaruc les Bains (s. d.). Sonst bietet die Umgegend einen einförmigen Anblick dar. Bei den Alten hieß das naheliegende Vorgebirge Setium, im Mittelalter Sette, und ein kleiner Weiler mit einigen Fischerhütten stand daselbst, als um des trefflichen Hafens willen von Colbert 1666 die Stadt unter Leitung des Ingenieurs Riquet auf zum Theil sumpfig-sandigem Grund und an den Kalkhügeln angelegt wurde. Im Jahr 1710 wurde das Kastell von einer englisch-niederländ. Flotte überrumpelt und genommen.

Cettina, Flüßchen in Dalmatien, entspringt am Fuße des Dinara, verfolgt südöstliche, zuletzt westliche Richtung, stürzt bei Duare in einen fast 100 Meter tiefen, schauerlichen Schlund und mündet, nachdem es zwei imposante Kaskaden gebildet, bei Almissa in das Adriatische Meer. Es hat eine Länge von 75 Kilom. und ist bis zu den Mühlen von Vissech schiffbar.

Cetus, Sternbild, s. Walfisch.

Cetylalkohol, s. Walrath.

Ceulen (spr. köhlen, Collen), Ludolf van, verdienstvoller Mathematiker, geb. 1539 zu Hildesheim, lebte abwechselnd in Livland, Antwerpen, Delft und starb 31. Dec. 1610 als Professor der Kriegsbaukunst zu Leiden. Er erwarb sich vorzüglich dadurch einen Namen, daß er das richtige Verhältnis des Diameters zur Peripherie so nahe berechnete, daß der Fehler weniger als eine Einheit von der 32. Bruchstelle beträgt (s. Kreis). Das nach ihm benannte Ludolfsche Verhältnis, welches er durch die Verdoppelung der Seiten des in und um den Kreis beschriebenen Polygons fand, legte er seiner Schrift »De Arithmetische en Geometrische fondamenten« (Leiden 1616, lat. von Schnellius) nieder.

Ceuta (spr. thé-uta), eine den Spaniern gehörige Festung und Hafenstadt in Marokko, liegt auf einer Halbinsel der Nordküste von Afrika, Gibraltar gegenüber, am Abhang des Berges Hacho, des Abyla der Alten (einer der Säulen des Herkules), und zerfällt in die eigentliche Stadt (Almina), wo die Bürger, die Kaufleute und die Beamten der Civil-

und Militärverwaltung wohnen, und in die Altstadt, den westlichsten Theil, der nur durch eine Brücke mit dem Festland verknüpft ist. Auf dem Hacho steht ein Fort. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, hat wenig belebte, aber reinliche Straßen mit grell weiß angestrichenen Häusern, eine geschmacklose Kathedrale, zwei Klostergebäude, ein Hospital, mehrere Schulen, darunter eine Steuermannsschule, und etwa 5000 Einw., ein Gemisch von Spaniern, Mauren, Negern, Mulatten und Juden. Der maurische Charakter der Stadt, die auch als Deportationsort benutzt wird, hat sich ganz verloren. Die Rhede ist groß, aber flach; am Meere hin läuft ein Quai, von welchem man eine herrliche Aussicht auf die Küste Spaniens genießt; auf der andern Seite befindet sich die Promenade (Alameda), von wo das Auge die ganze marokkanische Küste bis zu den Bergen des Riff, die den südlichen Horizont begrenzen, überblickt. C. ist das antike Ad Septem fratres, eine römische Kolonie; im Mittelalter unter der Herrschaft der Araber, die es Sebda (Septa) nannten, war es ein wichtiger Lagerplatz für den Handel zwischen der Levante, Afrika und Italien; viele Kaufleute aus Marseille und Genua hatten dort ihre Kontore. Die Araber selbst verfertigten Baumwoll- und Seidenwaaren und Eisendraht und betrieben den Korallenfang schwunghaft; auch wurde in C. die erste Papierfabrik des Occidents von einem Araber, der diese Industrie in China erlernt hatte, errichtet. Später kam die Stadt an die Hamuditen, dann an die Almoraviden; 1409 eroberte es König Johann I. von Portugal, nachdem auch die Genuesen einmal kurze Zeit als Sieger hier geherrscht hatten. Seit dieser Zeit kam C. mehr und mehr herunter. Im Jahr 1580 fiel es mit der portugiesischen Krone an Spanien, bei dem es auch im Frieden von 1640 blieb. Vergeblich belagerten die Marokkaner die Stadt jahrzehntelang (1694—1720) und 1732 abermals unter dem Renegaten Ripperda. C. wurde stets tapfer vertheidigt und ist noch jetzt das bedeutendste der vier »Presidios« der Spanier in Afrika.

Ceutorhynchus, s. Rüsselkäfer.

Ceva (spr. tschewa), ehemals befestigte Stadt in der ital. Provinz Cuneo, Kreis Mondovi, nahe am Tanaro und an der Eisenbahn von Carmagnola nach Savona, Sitz einer Prätur, hat ein Schloß und (1871) 4929 Einw., welche Wein- und Seidenbau treiben, sehr geschätzten Käse (Rubiola) bereiten und Eisenwaaren verfertigen. Ceva war schon unter den Römern durch seinen Käse berühmt. Früher Hauptort eines Marquisats, wurde die Stadt 1543 von den Franzosen erfolglos belagert, 1636 von Prinz Moritz durch Verrath genommen, aber schon 1639 von dem Marquis Pianezza wieder erobert. Hier wurde 1731 die Gemahlin des Königs Victor Amadeus I., die Marquise St. Sebastian, weil sie diesen zur Wiederannahme der von ihm bereits niedergelegten Krone zu bewegen gesucht hatte, von dessen Sohn, dem König Karl Emanuel, eingesperrt. Am 16. April 1796 nahm es Augereau sammt dem Lager der Piemontesen ein, welche sich dann 19. April unter Colli sehr tapfer schlugen. Vom 24.—31. Mai 1799 wurde C. von Grouchy gegen die Insurgenten vergeblich belagert, 1800 aber von den Franzosen genommen.

Ceva (spr. tschewa), Tommaso, Jesuit, bedeutender Mathematiker, auch Dichter, geb. 3. Febr. 1648 zu Mailand, erfand ein Instrument zur Trisektion des Winkels (1695), schrieb treffliche Gedichte in lateinischer und italienischer Sprache und starb 3. Febr. 1736 zu Mailand. In seinem »Puer Jesus« besingt er die Kindheitsgeschichte des Erlösers in romantisch-epischem Stil (Mail. 1699, zuletzt von Brorner, Dillingen 1842; deutsch von J. D. Müller, Magdeb. 1822). Außerdem machte besonders sein Gedicht: »Philosophia nova-antiqua« (1729) Aufsehen. Auch hinterließ er: »Opuscula mathematica« (Mail. 1699).

Cevallos, Pedro, span. Staatsmann, geb. 1761 zu Santander, studirte zu Valladolid, war zuerst Gesandtschaftssekretär zu Lissabon, heirathete eine Nichte des Friedensfürsten Godoi und wurde Minister des Auswärtigen. Gegen Napoleon I. hielt er zu der Partei des Prinzen von Asturien und war zu Bayonne Zeuge der Auftritte, welche Spanien um seine Selbständigkeit brachten. Joseph Napoleon wollte ihn für die neue Dynastie gewinnen und trug ihm den Posten eines Staatsraths an; C. nahm denselben auch an, erklärte sich aber in Madrid gegen Joseph und schloß sich an die spanische Junta an, in deren Interesse er nach London ging. Hier gab er 1808 die berühmte Schrift über die spanischen Angelegenheiten, insbesondere das Verfahren Napoleons gegen die spanische Regentenfamilie in Bayonne, heraus, die Napoleon schwer kompromittirte. Während des Befreiungskriegs stand C. mit an der Spitze des Staats. Als er aber die Heirath Ferdinands VII. mit der Prinzessin von Portugal widerrieth, ward er nach Santander ins Exil geschickt. Später rief man ihn ins Ministerium zurück, ernannte ihn hierauf zum Gesandten, zuerst in Neapel, dann in Wien, entließ ihn aber 1820. Später lebte er in Bayonne und in Sevilla, wo er 29. Mai 1838 starb.

Cevennen (Sevennen, im Alterthum Cebenna, Gebenna oder Cemmenus Mons), große Gebirgskette im südlichen Frankreich, die sich rechts am Rhône vom Kanal du Midi in nordöstlicher Richtung bis zum Mont Pilat (südöstlich von St. Etienne) in einer Ausdehnung von 250 Kilom. erstreckt und die Departements Obergaronne, Aude, Hérault, Aveyron, Tarn, Gard, Lozère, Ardèche und Oberloire ganz oder theilweise bedeckt. In Frankreich selbst ist der Ausdruck C. als Gesammtname für den bezeichneten Gebirgszug nicht gebräuchlich und wird daher mit um so weniger Grund von einzelnen Geographen auf ganz Hochfrankreich angewendet, indem sie die Gebirge von Charolais, Forez und die der Auvergne als nördliche C. bezeichnen. Die C. bilden die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Mittelmeer, also auch zwischen den Zuflüssen derselben, hier des Rhône, dort der Loire und Garonne. Die bedeutendsten Flüsse, welche in den C. entspringen, sind: Loire, Allier, Lot, Aveyron, Tarn (mit Jonte, Dourbie, Sorgue und Rance) und Agout, welche zum Gebiet des Atlantischen Oceans gehören, und Doux, Erieux, Ardèche, Gard, Hérault, Vidourle und Orb, welche dem Rhône und dem Mittelmeer zufließen. Die ganze Gebirgsmasse der C. zerfällt in mehrere Einzelketten, welche besondere Namen führen, und von denen nach beiden Seiten Ausläufer ausgehen. Den nördlichsten Theil bilden die Berge von Vivarais, die sich vom Mont Pilat nach Südwesten bis zu den Quellen der Loire 90 Kilom. weit erstrecken. Ihre mittlere Höhe beträgt etwa 1200 Meter; ihre bedeutendsten Spitzen sind der Gerbier des Joncs (1551 Meter hoch), an welchem die Loire

entspringt, und der Mont Mezenc, westlich daneben (1754 Meter). Sie sind vulkanische Gebilde (Phonolith) und die wildeste und rauheste Partie der C., mit nackten Gipfeln, von engen Schluchten durchzogen und nur am Fuß Wälder, Wiesen und Kultur tragend. Die Straßen von Puy nach Valence und Vienne führen darüber. Vom Gerbier des Joncs nordöstlich liegen bei den Quellen des Erieux die Gebirge des Boutières (bis 1380 Meter), während nach S. die Berge de la Tanargue (bis 1519 Meter hoch) und von diesen nordöstlich zum Rhône die Berge des Coirons (südwestlich von Privas) laufen. Auf der Westseite schließen sich die Berge von Velay an. Alle diese Gebirgslandschaften haben zum größern Theil primitive Gesteine zur Grundlage, die von basaltischen Bildungen durchbrochen werden; die Hauptmasse der letzteren steigt im Mezenc und Gerbier auf. Weiter in südwestlicher Richtung folgen die Berge des Gevaudan (im Mittel 1385 Meter) mit dem granitischen Gebirge la Lozère (den C. im engern Sinn), das im Pic de Finiels 1702 Meter Höhe erreicht. Weiter südwärts steht der Berg les Bougès, 1424 Meter hoch, noch südlicher an der Quelle des Hérault der Mont Aigoual, 1567 Meter hoch, und unweit südöstlich der Mont Espérou. Ein Ausläufer, der sich zwischen Hérault und Gardon hinzieht, hat im Sumèneberg 1200 Meter Höhe. In nordwestlicher Richtung streichen vom Lozèregebirge gegen die Auvergne hin die Margerideberge, deren höchster Punkt der Mont de Randon mit 1554 Meter ist. Weiter südwestlich nimmt die Hauptkette der C. den Namen der Garriguesberge an, die sich vom Laigonat 45 Kilom. weit bis zur Orbquelle erstrecken, wie die Berge des Gevaudan nach W. in die Plateau's der Causses verlaufen und zwischen Orb und Hérault das von tiefen Thälern zerschnittene Escandorguegebirge (990 Meter hoch) absenden. Die Fortsetzung der Garrigues, von der Orb- bis zur Agoutquelle, bilden die 40 Kilom. langen Espinouseberge (höchste Erhebung 1125 Meter) bis zu den Quellen des Jaur, wie jene jurassischer Bildung, von welchen nordwestlich die Berge der Caune abgehen, und weiterhin endlich von den Quellen des Jaur bis zu denen des Fresquel und der Sor die 60 Kilom. langen, von O. nach W. gerichteten, im Pic de Nore 1210 Meter sich erhebenden Montagnes noires, die unmittelbar an der Senke aufsteigen, in welcher der Kanal du Midi von der Garonne zum Mittelmeer zieht. Die ganze Cevennenkette besteht fast überall aus Urgebirgsmassen, ausgenommen die Basaltdurchbrüche im nördlichen Theil und die jurassische Partie in den Garriguesbergen. Sie fällt zum Rhônethal und zur südlichen Hochebene in kurzen, steilen Absätzen, während sie nach der innern Ebene zu sanft geneigt ist und Seitenzweige nach Westen aussendet, welche sich bis in die französische Südebene verlaufen. Die Südost- und Ostabhänge der C. (die Gegend um Nimes, Montpellier, Alais ꝛc) enthalten infolge dessen nur tiefe und trockene Thäler, in denen Regen selten ist und die Hitze durch die Strahlenbrechung an den schroffen Felsen noch erhöht wird. Auf der entgegengesetzten Seite ist dagegen der Regen ungleich häufiger, die Feuchtigkeit bedeutender, aber auch die Wärme weit geringer, und in manchen Gegenden (bei Estables, Puy und an anderen Orten in Velay) bleibt der Schnee in 1460 Meter Höhe 6 bis 7 Monate liegen. Dieser Unterschied wirkt natürlich auf die Bodenkultur und Bodenerzeugnisse: westlich von der Gebirgsseite gibt es vorwiegend Wald, Weide, Feld; östlich findet man Pflanzungen von Oliven, Maulbeeren, Wein, Kastanien, aber wenig Feld und fast keine Weide.

Cevennenkrieg, s. Kamisarden.

Ceylanit, s. v. w. Spinell.

Ceylon (franz. Ceylan, im Sanskrit Lanka, bei den Eingebornen Sinhala, bei den Arabern Sezendib, das Taprobäne der alten Römer), britisch-ostindische Insel im Indischen Ocean, an der Südostseite der Spitze von Vorderindien, wovon sie durch den Golf von Manaar und die 93 Kilom. breite Palkstraße getrennt wird, liegt in ei- oder birnförmiger Gestalt zwischen 5° 56′ und 9° 49′ nördl. Br. und mißt in der Länge von N. nach S. gegen 445 Kilom., in der Breite 160—235 Kilom. Der Flächeninhalt beträgt 63,928 QKilom. (1161 QM.). C. bildete einst einen Theil des benachbarten Kontinents. Jetzt zieht sich da, wo sich Insel und Festland am meisten nähern, noch die sogen. Adamsbrücke (s. d.) hin, eine Reihe von Felsenriffen und Sandbänken, welche die Durchfahrt für größere Schiffe unmöglich machen und noch jetzt bei starker Ebbe fast trocken liegen. Das Innere der Insel bildet ein Bergland, welches unter sich eine Zone von Hügelland hat; gegen N. geht das Hügelland zuletzt in eine völlige Niederung über, gegen S. wie SW. und SO. erreichen die Hügel oft auch die Meeresküste. Das Bergland, dessen Mitte in 7° nördl. Br. liegt, hat eine Länge von 95—103, eine Breite von 75—90 Kilom.; seine Höhe wechselt von 600—2000 Meter. Die zusammengedrängte Masse des Hochlands Nurelia (Neura Ellya, Nowerra Ellya) im SW. von Kandi füllt etwa 220 QKilom. und hat eine durchschnittliche Höhe von 1600 Meter; die berühmtesten Gipfel dieses Hochgebirges sind im SW. der Adamspik, 2250 Meter, der Peduru Tallagalle, 2430 Meter, und der Namuna Kuli, 2059 Meter hoch. Zwischen den Bergen dehnen sich Thäler und Ebenen aus, die an Fruchtbarkeit und großartiger landschaftlicher Schönheit ihres Gleichen suchen. Weniger fruchtbar sind die flachen Küstenstriche, besonders die ausgezackte Nordwestküste. C. ist von zahlreichen Flüssen bewässert; der bedeutendste ist die Mahavali Ganga, welche mitten in der Insel entspringt und, gegen NO. fließend, in die Trinkomalibai mündet (etwa 330 Kilom. lang). Die Insel ist ringsum für die größten Schiffe zugänglich, ausgenommen im NW., wo die Küste zu niedrig ist und mehrere Halbinseln in das Meer streckt, z. B. die Nawe-Karra. Der bei weitem sicherste und beste Hafen ist der von Trinkomali, nächstdem der von Galle; Kolombo besitzt nur eine Rhede. Das Klima Ceylons ist, namentlich in den kultivirten Landstrichen, nicht ungesund und den Europäern ungleich zuträglicher als Indien; die Lebensversicherungsgesellschaften haben für C. Zusatzprämien aufgehoben. Da die Insel südlich von der Zone der größten mittlern Jahreswärme Indiens liegt, so ist der Norden wärmer als der Süden; die mittlere Jahrestemperatur beträgt 28—27½° C. in der nördlichen Hälfte, 27° in der südlichen. Im Innern tritt mit der Höhe ein größerer Unterschied auf; die Gesundheitsstation Nurelia hat ein Jahresmittel von 14,8° C., dabei der kühlste Monat (Januar) 13,8, der heißeste (Mai) 15,8° C. Der Regenfall ist im allgemeinen häufig, Trockenheit selten und nie von langer Dauer. Der Südwestmonsun tritt im April

ein, im Oktober beginnt sich der Wind nach NO. zu drehen. Das Mineralreich liefert Eisen, Mangan und vor allem kostbare Edelsteine in seltener Mannigfaltigkeit. Der reichste Fundort für die im Sand liegenden Edelsteine ist seit alten Zeiten Anarâdhâpura. Die Vegetation Ceylons ist überaus reich und großartig. Nirgends zeigt sich die üppig wuchernde Fülle des tropischen Wachsthums reicher entfaltet als hier. C. ist nicht nur Palmen- und Gewürzinsel, sondern bietet zugleich den größten Reichthum nährender Gewächse dar. Die schönen und zugleich großartigen Landschaften sind überall mit Grün bekleidet; dazwischen liegen die Dörfer verstreut, von stattlichen Bäumen beschattet. Weiter nach innen gewahrt man Kaffeepflanzungen und ganze Wälder aromatischer Gewächse, häufig überragt von hohen Tamarinden und Palmen, hier und da auch von den majestätischen Bananen, und mit Frucht- und Blütenbäumen untermischt. Dahinter endlich starren die Felsabhänge der gewaltigen Berge, die im Peduru Tallagalle den höchsten Punkt erreichen. Kaum ist ein prächtigeres und köstlicheres Bild zu denken. Die eigentlich charakteristischen Produkte sind Kokosnüsse, Zimmet und Kaffee. Erstere, wie seit 1831 deren Öel, werden in erstaunlicher Menge ausgeführt (1860: 13,8 Mill. Ctr., während vor 1830 kein Pfund). Die Regierungszimmetgärten sind jetzt verkauft; früher wurde der Zimmet Ceylons am meisten geschätzt, jetzt ist Zimmet von der Malabarküste (in Indien), von Java, auch von China mehr gesucht; 1845 betrug die Ausfuhr über 1 Mill., 1860 nur 675,155 Pfd. Kaffee wird von Jahr zu Jahr mehr angebaut; die Ausfuhr betrug 1839: 40,668 und 1861: 632,449 Ctr. im Werth von 1,6 Mill. Pfd. Sterl., 1868 über 1 Mill. Ctr. Dagegen muß Reis zur Deckung des inländischen Bedarfs eingeführt werden; eine bedeutende Zukunft hat Baumwolle, der immer mehr Land zugewandt wird. Sonst liefert das Pflanzenreich zum Export noch Kardamomen, Eben- und das zum Schiffbau werthvolle Teakholz u. a. Das Thierreich Ceylons hat keine eigenthümlichen Arten; zahlreich sind im Südwesttheil der Insel Elefanten (von der Species des Elephas Sumatranus), die, obwohl nicht die größten, wegen ihrer Kraft und Gelehrigkeit geschätzt werden. Das Pferd ist nicht einheimisch, der bengalische Tiger fehlt gleichfalls. Schlangen finden sich zahlreich, aber nur wenige sind giftig.

Die Bevölkerung Ceylons zählte 1857: 1,759,528 Seelen und wird für 1871 vom statistischen Komité zu Kalkutta zu 2,088,027 angegeben. Die Hauptmasse derselben bilden die Singhalesen, ein intelligenter Volksstamm, der den SW. der Insel bewohnt. Sie sprechen das Singhalesische, ein aus Sanskrit, der Ursprache und arabischen Elementen gebildetes Idiom; im N. der Insel herrscht unter etwa 700,000 Einw. (aus Indien eingewanderten Malabaren) das Tamil (s. d.) vor. Von den Urbewohnern der Insel haben sich die Wedda im S. und im Innern der Insel erhalten; sie zählen noch an 8000 Seelen, leben von der Jagd und treten nur einmal des Jahrs mit den Bewohnern der Kulturregionen in Verkehr. Das Singhalesische, als Schriftsprache Elu genannt, zeigt nur einen entfernten Zusammenhang mit den Sprachen Südindiens und muß vorerst noch als ein vereinzelt dastehender Zweig von den anderen Sprachen abgeschieden werden. Besondere Abtheilungen der Bevölkerung bilden die sogen. Mohren, Abkömmlinge von arabischen Abenteurern, etwa 100,000, Eurasier, Mischlinge von Portugiesen, Holländern oder Engländern mit Singhalesinnen, und reine Europäer; Eurasier und Europäer sind die tonangebenden Klassen. Die Farbe der Singhalesen wechselt von Hellbraun oder Olivenfarbe bis ins Schwarze; ihre Augen sind bisweilen lichtbraun, aber die Haare fast immer schwarz, lang und seidenartig. Die Männer sind gewöhnlich 1,6 bis 1,7 Meter hoch, hübsch gebaut, mit breiter Brust und Schultern; die Frauen sind besonders in den Seeprovinzen von überraschender Schönheit, frei und verliebt. Polygamie ist selten. Man heirathet früh, ohne viele Feierlichkeiten, und trennt sich leicht wieder. Einfache Kleidung (Jacke, Schürze und Mütze aus Musselin), fast nur vegetabilische Nahrung (starke Getränke werden aus religiösen Gründen öffentlich gemieden), Wohnung in Hütten (oft hoch auf Bäumen) genügen dem Singhalesen. Die Todten werden beerdigt. Das Kastenwesen ist zwar aus Indien überkommen, aber hier in weniger schroffer Weise ausgebildet worden; es fehlen auch die im indischen System so hochgestellten Priester- und Kriegerkasten; die Ackerbauer, dort die dritte, rangiren hier als erste Klasse. Herrschende Religion auf C. ist (im Gegensatz zu Indien) der Buddhismus, zu dem sich ausschließlich die Singhalesen bekennen, während die Tamil sprechenden Bewohner in der Religion mit den Südindiern übereinstimmen und meist Verehrer Siwa's sind. Die Einführung des Buddhismus fällt bereits in das Ende des 4. Jahrh. v. Chr. Eine Unmasse buddhistischer Tempel (Wihara) sind über die Insel verbreitet. Die ursprüngliche Lehre des Buddha ist hier wie allerwärts verloren gegangen, auch eine Fortentwickelung der Grundgedanken im Geiste des Stifters hier nicht zu bemerken, obgleich C. stets in näherer Beziehung zu dem Ursitz des Buddhismus (s. d.) stand als andere Länder. Eine glanzvolle Priesterschaft hat sich auch hier etablirt; der Aberglaube wird gepflegt, nicht vernichtet. Die heiligen und klassischen Schriften der buddhistischen Singhalesen sind theilweise noch in der gelehrten, aber todten, dem Sanskrit verwandten Palisprache abgefaßt. Man schrieb früher meist mit einem Eisenstift auf die Blätter der Talipot- oder Schirmpalme, welche zu einem Buch zusammengeheftet wurden; jetzt ist Papier und Feder an die Stelle getreten. Der Werth der in der Pali- und singhalesischen Sprache niedergelegten Literatur liegt in den buddhistischen Schriften. Die ältesten Werke sind Uebertragungen aus dem Sanskrit; noch im 4. und 5. Jahrh. n. Chr. bediente man sich jedoch des Pali in Schriften, wie das berühmte Geschichtswerk Mahawansa zeigt. Die Literatur in singhalesischer Sprache liefert weitere Beiträge zur Kenntnis des Buddhismus, pflegte in hervorragender Weise die Dichtkunst und liefert in neuester Zeit zahlreiche Schriften des täglichen Bedürfnisses. Weniger Werth haben die Uebersetzungen indischer Werke aus der brahmanischen Periode. Das Christenthum hat hier infolge der Maßregeln der früheren holländ. Regierung größere Fortschritte gemacht als in Indien; man zählt an 100,000 Katholiken und 40,000 eingeborne Protestanten. Wie überall, so ist auch hier die Zahl der Missionsgesellschaften eine sehr große. In gewerblichen Fertigkeiten leisten die Singhalesen nichts besonderes; die früher bedeutende Weberei geht zurück, die Einfuhr von Baumwollstoffen hat seit Jahrzehnten

immer größere Ausdehnung angenommen. Der Werth der Insel liegt in ihren Produkten aus dem Pflanzenreich (s. oben); aber noch viel kultivirbares Land liegt brach, denn die einheimischen Arbeitskräfte reichen nicht aus, und von Indien strömen nicht genug Einwanderer zu, obgleich der tägliche Arbeitslohn in den Kaffeeplantagen 7—9 Sgr. beträgt (d. h. fast ⅓ mehr als im südlichen Indien); man hat daher daran gedacht, Chinesen einzuführen. Eine wichtige Einnahmequelle für die Regierung, die Perlenfischerei im Golf von Manaar, welche jedes Frühjahr gegen 150,000 Menschen (Pächter, Schiffer, Taucher, Händler, Makler, müßige Zuschauer ꝛc.) versammelte, hatte von Jahr zu Jahr abgenommen und schien ganz versiegen zu wollen; nach den Untersuchungen von Holdsworth (1866—1867) steht jedoch bei entsprechender Schonung der Austernbänke demnächst die Rückkehr zur frühern Prosperität in Aussicht. Zur Beförderung des innern Verkehrs ist die Insel von zahlreichen Straßen durchzogen, welche den Vergleich mit den besten europäischen Chausseen nicht zu scheuen haben. Kandi im Innern ist mit Kolombo an der Küste durch eine Eisenbahn verbunden. Großartiges leisteten die alten Bewohner in Wasserbauten, die theilweise noch in Gebrauch sind. Die Gesammteinnahmen Ceylons beliefen sich 1861 auf 751,997 Pfd. Sterl., die Ausgaben auf 654,989 Pfd. Sterl. Der Schiffsverkehr mit C. ist überaus lebendig; denn in Point de Galle laufen alle Dampfer an, die nach Ostasien und Australien gehen. In administrativer Hinsicht hat C. von jeher ein besonderes britisches Gouvernement gebildet, dessen Gouverneur unmittelbar unter der britischen Krone steht. An Truppen stehen hier nur ein europäisches, ein malayisches Regiment und etwas europäische Artillerie; auch diese geringe Mannschaft ist nur zur Besetzung der Hafenforts nöthig, die überaus gutmüthige und der englischen Herrschaft anhängliche Bevölkerung bedarf keiner bewaffneten Macht. Eingetheilt ist die Insel in eine West-, Nord-, Ost-, Süd- und Centralprovinz. Hauptstadt und Residenz des Gouverneurs ist Kolombo, an der Südwestküste; sonstige bedeutende oder interessante Städte sind: Trinkomali an der Ostküste, Point de Galle an der Südwestseite, Kandi im Innern, und mehr nach N. die in Ruinen liegende alte Königsstadt Anarádhápura, deren Größe und einstige Pracht sich noch aus den erhaltenen Resten der Denkmäler beurtheilen läßt.

Schon die Griechen und Römer kannten und rühmten das an Edelsteinen und Gewürzen reiche, von ihnen Taprobane genannte C. Von hier aus verbreiteten sich im 5. Jahrh. Buddhismus und indische Kultur nach Hinterindien. Im 8. Jahrh. ließen sich mohammedanische Araber auf C. nieder. Seit 1505 begannen die Portugiesen einen regelmäßigen Verkehr mit C., machten sich aber bei den Eingebornen so verhaßt, daß der König endlich die Holländer gegen sie zu Hülfe rief. Die Portugiesen wurden 1632—56 verdrängt, und an ihrer Stelle besetzten die Holländer das Küstenland. Handel und die ganze Kultur Ceylons waren inzwischen seit der Einmischung der Europäer, die ihr Augenmerk nur auf Erhaltung des Zimmethandels als Monopol und allenfalls auf die Perlenfischerei richteten, alles andere dagegen vernachlässigten, beträchtlich gesunken, die ganze Insel verwildert, die Bewässerungswerke verfallen, die Einwohnerzahl bedeutend zusammengeschmolzen. Im Krieg zwischen England und Holland wurde C. von den Engländern besetzt und 1802 im Frieden von Amiens förmlich an sie abgetreten; 1815 wurde die ganze Insel nach Beseitigung des bis dahin noch regierenden eingebornen Fürsten Eigenthum der Briten. Sie hob sich unter der englischen Verwaltung ungemein, und die Eingebornen wurden hier früher als im benachbarten Indien als Räthe in den oberen Verwaltungs- und Richterkollegien zugelassen; es geschah alles, um fremdes Kapital anzuziehen und die vorzügliche Lage Ceylons als Zwischenstation auf dem Wege nach Ostasien auszunutzen. Hervorzuheben ist das rege Streben nach Bildung unter den höheren Klassen; in dem letzten Jahrzehnt erhielten wir vorzügliche linguistische und lexikographische Arbeiten, wie ethnographische Skizzen von Singhalesen, in denen nicht bloß englische, sondern auch deutsche Untersuchungen berücksichtigt sind. Vgl. Lassen, Indische Alterthumskunde (2. Aufl., Leipz. 1867 ff.); Tennent, C. (5. Aufl., Lond. 1860, 2 Bde.); Schmarda, Reise um die Welt, Bd. 1 (Braunschw. 1861); Power, Agricultural, commercial, financial and military statistics of C. (im »Journal of the Asiatic Society«, neue Folge, Bd. 1); H. v. Schlagintweit, Reisen in Indien, Bd. 1 (Jena 1869); v. Ransonnet, C. (Braunschw. 1868, Prachtwerk).

Ceylonmoos, s. v. w. Agar-Agar.

Cf. (cfr.), Abbreviatur für confer oder conferatur (s. d.).

Chabas (spr. schabá), François, gegenwärtig der bedeutendste Aegyptolog Frankreichs, geb. 2. Jan. 1817 zu Briançon, von wo sein Vater, ein alter Officier Napoleons I., 1826 nach Châlon sur Saône zog, wurde für den Kaufmannsstand ausgebildet und trat 1831 in ein Handelshaus zu Nantes ein. Er hatte sich nebenbei ansehnliche Sprachkenntnisse erworben (außer neueren Sprachen verstand er Latein und Griechisch, sogar Hebräisch) und fuhr fort, dieselben zu erweitern. Nachdem er 1848 nach Châlon zurückgekehrt war und bis 1849 daselbst Handelsgeschäfte betrieben hatte, begann er 1851 das Studium des Arabischen, wandte sich aber, da er dasselbe seiner Augen wegen aufgeben mußte, nach kurzer Zeit den ägyptischen Hieroglyphen zu, die er einzig nach Champollions Grammatik zu studiren unternahm. Allein, ohne Bücher, ohne öffentliche Bibliotheken, ohne Museen, schrak er vor keinem Hinderniß zurück und veröffentlichte schon nach wenigen Jahren sein erstes Werk: »D'une inscription historique du règne de Séti I« (Châlon sur Saône 1856), eine wichtige Abhandlung über die Ausbeutung der Goldminen durch die alten Aegypter, welche die Aufmerksamkeit der berühmtesten Aegyptologen, sogar des Auslands, erregte. Inzwischen mehrten sich in England, in den Niederlanden und namentlich in Deutschland die Veröffentlichungen ägyptischer Texte; C.' Bibliothek wuchs rasch, und die Fortschritte seiner Kenntnisse hielten verhältnismäßig damit Schritt. Bei seinen Landsleuten selbst fand er wenig Aufmunterung und Unterstützung. Die wichtige Wissenschaft der Aegyptologie, welche uns heute mit Sicherheit die Ereignisse der ältesten Geschichte enthüllt, litt in Frankreich damals unter einer phantastischen, oberflächlichen und irreführenden Behandlung, worin die officiellen Gelehrten des Collége de France vorangingen. Durchdrungen vom Ernste der Gefahr, trat C. mit seinem »Mémoire sur l'inscription d'Ibsamboul« (1859) hervor, worin er die Richtigkeit der herrschenden Methode bloßstellte

und die Rechte einer ernsten Kritik für die Aegyptologie energisch zurückforderte. Selbst diesen Pfad einschlagend, hat C. seitdem eine bedeutende und ebenso erfolgreiche Thätigkeit entwickelt. Er veröffentlichte zunächst: »Le papyrus magique Harris« (Châlon 1861) und »Mélanges égyptologiques« (das. 1862—73, 3 Serien), Abhandlungen, worin durch die analytische Methode zahlreiche für die Geschichte, Geographie, Chronologie und Kulturgeschichte der alten Aegypter wichtige Thatsachen festgestellt werden. Mit Sorgfalt durchforschte er dann alle Dokumente, welche sich auf zwei wichtige Geschichtsepochen Aegyptens beziehen: die Eroberung des Landes durch die Hirtenkönige (Hyksos) und die Zeit ihrer Vertreibung; ebenso studirte er die ältesten authentischen Nachrichten, welche die Hieroglyphen darbieten, um die Grenze der historischen und vorhistorischen Zeiten genau zu bestimmen. Die hierauf bezüglichen Werke sind: »Les pasteurs en Egypte« (Amsterd. 1868), »Recherches pour servir à l'histoire de la XIX. dynastie et spécialement à celle des temps de l'Exode« (Châlon 1873) und »Études sur l'antiquité historique d'après les sources égyptiennes et les monuments réputés préhistoriques« (das. 1872; 2. Aufl. 1873). Andere Veröffentlichungen von C. sind: »Recherches sur le nom égyptien de Thèbes« (das. 1863); »Revue rétrospective à propos de la publication de la liste royale d'Abydos« (1865); »Voyage d'un Égyptien en Syrie, en Phénicie etc. au quatorzième siècle avant notre ère« (1866, die Analyse eines Papyrus des Britischen Museums); »L'inscription hiéroglyphique de Rosette« (Châlon 1867), »Traduction des inscriptions de l'obélisque de la place de la Concorde à Paris« (Par. 1868) u. a. Zahlreiche Aufsätze lieferte er in verschiedene Zeitschriften, namentlich in die »Revue archéologique«, die »Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde«, die Berichte der Akademie zu Amsterdam ꝛc. Seit 1874 gibt er eine Zeitschrift: »L'Égyptologie« (Châlon) heraus. C. ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, insbesondere des »Institut égyptien«, und daneben Präsident des Departementalraths von Saône-et-Loire zum Schutz der Handels- und Gewerbeinteressen.

Chabaud-Latour (spr. schabo-latuhr), François Ernest Henri, Baron von, franz. General und Minister, geb. 25. Jan. 1804 in Nîmes, besuchte 1820 die polytechnische Schule, trat in das Geniekorps ein, wurde 1827 Kapitän, nahm an der Expedition nach Algier theil, arbeitete an den Befestigungswerken von Paris, war 1837—43 dem Herzog von Orléans als Ordonnanzofficier beigegeben, wurde 1845 Oberst, 1853 Brigadegeneral, 1857 Divisionsgeneral. Zugleich war er Mitglied des kaiserlichen Unterrichtsraths und (als Protestant) Mitglied des Centralraths der reformirten Kirchen. Während der Belagerung von Paris war er als Kommandant des Geniekorps bei den Vertheidigungsmaßregeln thätig und erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion. An dem parlamentarischen Leben hatte er unter der Julimonarchie von 1837—1848 theilgenommen und beständig mit der konservativen Partei für das Ministerium gestimmt. Seitdem galt er für einen eifrigen Orléanisten. Bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 wurde er für das Gard-Departement in die Nationalversammlung gewählt, nahm seinen Sitz im rechten Centrum, und wurde mehrmals zum Vicepräsidenten der Versammlung gewählt. Im Jahr 1873 wurde er in das Kriegsgericht berufen, das, aus sieben Generälen bestehend, in dem Proceß des Marschalls Bazaine zu richten hatte. Am 20. Juli 1874 wurde er, bei der neuen Ministerkrisis unter der Präsidentschaft Mac Mahons, an die Stelle des abtretenden Ministers Fourtou zum Minister des Innern ernannt.

Chabertsöl (Oleum contra Taeniam Chaberti), eine Mischung von 1 Theil Hirschhornöl mit 3 Theilen Terpentinöl, die auf ¾ überdestillirt wird, von widerlichem Geruch und Geschmack, wurde früher gegen den Bandwurm angewendet.

Chabir, Führer der Karawanen in Afrika, läßt sich durch die Stellung der Sonne und der Gestirne leiten, und selbst auf Strecken von mehreren hundert Stunden irrt er sich nur selten. Auch liest er aus den Spuren im Sand.

Chablais (spr. schablä, ital. Sciablese), Landschaft in Savoyen, nördl. an den Genfersee stoßend, etwa 825 QKilom. (15 QM.) groß, mit 60,200 Einw., bildet seit der Annexion an Frankreich das Arrondissement Thonon des Departements Hochsavoyen und im Verein mit Faucigny einen Neutralitätsbezirk gegen die Schweiz. C. hieß unter den Römern Provincia equestris, später Ager caballiacus, weil mehrere Stutereien hier waren, und stand im Mittelalter unter eigenen Herzögen. Die Einwohner hießen Nantuater. Kaiser Konrad der Salier machte C. dem Grafen Humbert mit den weißen Händen zum Geschenk, dessen Nachfolger sich Herzöge von C. nannten, bis Savoyen selbst ein Herzogthum ward.

Chablis (spr. schabli), Stadt im franz. Departement Yonne, am Serein zwischen Rebenhügeln, mit mehreren alten Kirchen (aus dem 12. und 13. Jahrh.) und (1872) 2300 Einw., welche ausgezeichneten weißen Languedocwein (Vin de Chablis) bauen. Hier ward 25. Juni 841 eine blutige Schlacht zwischen den drei Söhnen Ludwigs des Frommen, Kaiser Lothar auf einer und Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen auf der andern Seite geschlagen, auch Schlacht von Fontenai genannt.

Chaboras, Fluß, s. Chabur.

Chabot (spr. schabob), François, franz. Revolutionsmann, geb. 1759 zu St. Geniez-Dol in Rouergue, ward früh Kapuziner und blieb es auch nach Aufhebung der Klöster. Mit dem Studium unsittlicher Bücher, das er angeblich trieb, um der Unsittlichkeit besser entgegenwirken zu können, verband sich bei ihm selbst ein höchst unsittlicher Lebenswandel. In die Nationalversammlung gewählt, arbeitete er unermüdlich an dem Sturz des Throns. Auch ward er Mitglied des Konvents. Von ihm rührt der Name Montagnards, Männer vom Berg, für die auf den höchsten Bänken sitzende Partei her; auf seinen Vorschlag ward die Kathedrale Notre-Dame in den Tempel der Vernunft verwandelt. Auch beabsichtigte er eine Vertheilung des Vermögens unter die Proletarier. Man nannte C. den wüthenden Mönch. Durch seine Heirath mit der österreichischen Baronin v. Frey aus Brünn verdächtig geworden, ward er angeklagt, daß er sich mit einigen Deputirten und seinen Schwägern an den Effekten der ehemaligen indischen Kompagnie durch Verfälschung eines darauf bezüglichen Gesetzes habe bereichern wollen. Er nahm erfolglos Gift und wurde drei Tage später (5. April 1794) mit seinen Schwägern guillotinirt.

Chabotte (franz., f., spr. schabott), s. Hammer.

Chabrias, atheniſcher Feldherr, der seine in-

folge des Peloponnesischen Kriegs schwer darniederliegende Vaterstadt zu neuer Blüte und Macht erhob. Seine ersten Expeditionen machte er nach Aegina, wo er den Spartanern empfindlichen Verlust zufügte, und nach Cypern, wo er den König Evagoras gegen die Perser unterstützte, 388 v. Chr. Auch diente er eine Zeitlang in Aegypten gegen die Perser. Als 378 Athen sich mit Theben gegen Sparta verband, wurde C. den Thebanern, welche von Agesilaos bedrängt wurden, zu Hülfe geschickt und bewog durch eine neue taktische Einrichtung (indem er den Soldaten befahl, sich auf ein Knie niederzulassen und, den Schild aufs Knie gestemmt, mit gefälltem Speer den Feind zu erwarten) Agesilaos zum Rückzug (Lessing hielt daher den sogen. Borghesischen Fechter für einen C.). Noch berühmter wurde C. durch den Seesieg, den er 376 bei Naxos über die Spartaner davontrug. Auch in den folgenden Kämpfen zeigte er große Thätigkeit, mit mehr oder weniger Glück. Als die Thebaner 366 den Athenern Oropos entrissen, wurde er deshalb angeklagt, doch freigesprochen. Nach der Schlacht bei Mantinea 362 diente er — doch ohne viel Erfolg — dem ägyptischen König Tachos gegen die Perser als Admiral. Im Bundesgenossenkrieg 358 zog C. an der Spitze einer athenischen Flotte gegen Chios und fand beim Angriff auf die Insel seinen Tod.

Chabrus (m.), ein aus dem Hebräischen (chabrusa) stammendes Wort, welches »Gesellschaft, Vereinigung« bedeutet; auch wird damit der Gewinnantheil aus einem gemeinschaftlich mit mehreren unternommenen Geschäft bezeichnet. Es ist dies Wort besonders in den überwiegend tschechischen Gegenden Böhmens gebräuchlich, und zwar vorzugsweise zur Bezeichnung der Vereinigung mehrerer zu dem Zweck, bei einer Feilbietung jeden Nichtbetheiligten in die Höhe zu treiben, wenn er nicht bestimmte Abfindungssummen zahlt. In der jüngstvergangenen Zeit ist der C. gelegentlich der Verfassungswirren Oesterreichs und speciell Böhmens sowohl im tschechischen (oppositionellen) wie im deutschen (verfassungstreuen) Lager oft genannt worden, und zwar handelte es sich hier lediglich um die Wahlen der böhmischen Großgrundbesitzer zum Landtag. Im Jahr 1870 schossen zuerst die tschechischen Kapitalisten Gelder zusammen, mit welchen bedeutende Güter angekauft wurden, wodurch die tschechische Partei in den Stand gesetzt wurde, den Landtag mit ihr angehörigen Abgeordneten zu beschicken und zu beeinflussen. Darauf wandte die deutsche Partei dasselbe Mittel an, und das deutsche Kapital strömte in so reichlicher Menge zu, daß es dem Verein gelang, die bedeutendsten Güterkomplexe zu erwerben und dadurch den Tschechen gegenüber einen entschiedenen Wahlsieg davon zu tragen. Damals redeten die tschechischen Blätter zuerst in höhnischer Weise von dem deutschen C. als einem unsoliden Geschäft und einer ungesetzlichen Wahlmanipulation. Der C. nahm seinen Anfang und seinen Hauptsitz in Wien; Kapital brachten ihm zum größten Theil Börsenmänner, angeblich auch die österreichische Regierung, zu; letztere Behauptung der tschechischen Blätter ist indeß weder erwiesen noch wahrscheinlich, sowohl der zerrütteten Finanzverhältnisse Oesterreichs als namentlich des damaligen Ministeriums Hohenwart wegen, welches bekanntlich die tschechischen Bestrebungen begünstigte. Es sind nicht alle eingegangenen Gelder zum Ankaufe von Gütern verwandt worden, da sich schon mit einem Theil derselben der Sieg bei den Wahlen erreichen ließ, und es wurden mit dem Rest 1871 und 1872 einige österreichische Bankinstitute (Bodenkreditanstalten, so namentlich der Crédit foncier) gegründet.

Chabur, bedeutender Nebenfluß des Euphrat in Mesopotamien, dessen zahlreiche Quellströme im alten Masiusgebirge entspringen, mündet bei Abu-Seraj (Circesium). Im Alterthum hieß er Chaboras (Aborras), bei Xenophon Arares, bei den Hebräern Khebar (an dessen Ufern Ezechiel Gesichte sah) und bildete lange die Grenze des römischen Mesopotamien.

Chacabuco (spr. tscha-), Stadt in der südamerikan. Republik Chile, 81 Kilom. nordöstlich von Santiago, denkwürdig durch den Sieg San Martins, Generals der Republik Buenos Ayres, über die Spanier 12. Febr. 1817, wodurch Chile's Befreiung entschieden ward.

Chacham (hebr., »der Weise«), Titel von Rabbinern.

Chachan, s. Chan.

Chaco (el gran Chaco, spr. tscha-), weites, noch ziemlich unbekanntes Ländergebiet in Südamerika, welches, theils zur Argentinischen Republik, theils zu Bolivia gehörig, zwischen dem Parana und Paraguay im O., den östlichen Ausläufern der Andes im W., den Bergen von Bolivia und der brasilischen Provinz Mato Grosso im N. und dem Rio Salado im S. einen Flächenraum von fast 1,101,300 QKilom. (20,000 QM.) einnimmt. Das Land ist eine große Ebene, die nur in ihren westlichen und nördlichen Theilen von einzelnen Hügelketten durchzogen wird, welche die Wasserscheiden zwischen dem Rio Salado, Vermejo, Pilcomajo, den drei großen, das Land in südöstlicher Richtung durchströmenden, weithin schiffbaren Zuflüssen des Paraguay, bilden. Der nördliche Theil ist verhältnismäßig gut bewaldet und von der reichsten tropischen Vegetation bedeckt, während der südliche Theil, zwischen 26° und 30° südl. Br., wegen Mangels an Regen und Bewässerung fast einer Wüste gleicht. Der Boden trägt im allgemeinen einen sandigen Charakter; an vielen Stellen ist er mit Salzkrusten bedeckt, an anderen finden sich Salzsümpfe, nur an einzelnen gute Weideplätze. Bis auf wenige Ansiedelungen an den Ufern des Rio Salado wird das Land, besonders die Theile, welche sich zwischen dem Vermejo und Paraguay und zu beiden Seiten des Pilcomajo ausbreiten und unter dem Namen der Llanos de Manso bekannt sind, nur von nomadisirenden Indianerstämmen durchzogen, die bis jetzt noch in völliger Unabhängigkeit leben. S. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«

Chaconne (spr. schakonn), s. Ciacona.

Chacornac (spr. schakórnack), Jean, franz. Astronom, geb. 21. Juni 1823 in Lyon, war 1853—54 Gehülfe an der Sternwarte zu Marseille und kam dann als Adjunkt des kaiserlichen Observatoriums nach Paris. Er entdeckte sechs kleine Planeten: Phocäa 1853, Polyhymnia 1854, Circe 1855, Leda und Lätitia 1856 und Elpis 1860. Die Massilia sah er nur einen Tag später als de Gasparis und die Amphitrite zwei Tage später als Marth. Er lieferte außerdem sehr detaillirte Sternkarten und zahlreiche astronomische Beobachtungen und astronomisch-photographische Darstellungen. Er gab heraus: »Atlas des annales de l'Observatoire impérial de Paris« (Par. 1860—63). C. starb Sept. 1873 bei Lyon.

Chacun (franz., spr. schakŏng), jeder; Femininum **chacune** (spr. -kün), jede; c. à son goût, jeder nach seinem Geschmack, Gefallen.

Chadidscha (Chadiga), erste Gemahlin Mohammeds; sie hatte als reiche Kaufmannswittwe dem 25jährigen Mohammed die Leitung ihrer Karawanen übertragen und schenkte ihm, obwohl 15 Jahre älter, für seine Treue und Umsicht ihre Hand. Sie ward seine treue Gefährtin, Trösterin im Unglück und erste Gläubige. Die Söhne aus dieser Ehe starben früh; von den Töchtern erwuchs nur Fatime, die Gattin Ali's. Mohammed hielt C. auch nach ihrem Tod hoch in Ehren und erklärte sie stets für das Muster aller Frauen.

Chärea, Mörder Caligula's, s. Cassius 6).

Chäremon, 1) tragischer Dichter zu Athen um 380 v. Chr., schrieb Stücke, die sich durch feinen, ausdrucksvollen, malerischen Stil und glatten Versbau auszeichneten, aber sich mehr zur bedächtigen und aufmerksamen Lektüre als zur theatralischen Aufführung eigneten. Es ist von ihnen nichts erhalten als auserlesene Proben bei Athenäos.

2) C., stoischer Naturphilosoph des 1. Jahrh. n. Chr., erst Bibliothekar im Serapistempel zu Alexandria, dann in Gemeinschaft mit dem Peripatetiker Alexander von Aegä Lehrer Nero's. Ein großer Lobredner des Todes, nahm er in seinem verloren gegangenen Werk über die Hieroglyphen und über die Geschichte und Religion Aegyptens das Wesen der ägyptischen Götterlehre als eine Naturlehre an, wodurch er den Grund zur materialistischen Auffassungsweise jener Religion legte. Auch eine Schrift über die Kometen wird ihm zugeschrieben.

Chäronēa, westlichste Stadt im alten Böotien, südlich vom Kephisos, angeblich von Chäron, einem Sohn des Apollon und der Thero, gegründet, lag in einer fruchtbaren Ebene unter dem steilen Felsen Petrachos, der die Akropolis trug, war früher den Orchomeniern zinspflichtig, machte sich aber später frei und gehörte zum böotischen Bund. In ihr blühte das alte Geschlecht der Peripoltiden. Vor dem Peloponnesischen Krieg hatten sich die Athener der Stadt bemächtigt und Phokenser daselbst angesiedelt. Sie galt noch zur Römerzeit für eine ansehnliche Stadt. Die Einwohner bereiteten vortreffliches Oel, Heilsalben und Parfümerien und trieben Handel damit. C. ist besonders berühmt durch den hier erfochtenen Sieg des Königs Philipp von Makedonien über das vereinigte Heer der Athener und Böotier (7. Aug. 338 v. Chr.), sowie durch den Sieg Sulla's über die Heerführer des Mithridates (86 v. Chr.) und als Geburtsort des Geschichtschreibers Plutarch. Pausanias fand daselbst das gemeinsame, mit einem kolossalen Marmorlöwen (von welchem noch Reste, namentlich der Kopf, zu sehen sind) geschmückte Grab der gegen Philipp gefallenen Thebaner nebst zwei Trophäen des Sulla wegen seines Siegs über Mithridates. Bedeutende Ruinen der alten Stadt finden sich in der Nähe des jetzigen Kapurna: die Akropolis mit viereckigen Thürmen, ein Felsentheater, Felsengräber, Säulenfragmente ꝛc.

Chaerophyllum *L.* (Kälberkropf), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, meist ausdauernde Kräuter mit doppelt und dreifach fiedertheiligen Blättern, vielstrahligen Dolden, ohne oder mit wenig blätteriger Haupthülle, vielblätterigen Hüllchen, verkehrt eiförmigen, meist ausgerandeten Blumenblättchen mit einwärts gekrümmten Läppchen, länglich linealischen, seitlich zusammengedrückten, ungeschnäbelten Früchten, stumpf fünfrippigen Theilfrüchtchen und einstriemigen Thälchen. C. hirsutum *L.* (rauhhaariger Kälberkropf), mit hohlem, kahlem oder behaartem, 30—60 Centim. hohem Stengel, aufgeblasenen und gewimperten Blattscheiden, weißen oder röthlichen Blumen, wächst auf Gebirgs- und Voralpenwiesen in Mittel- und Süddeutschland und ist ein gutes Futterkraut. C. temulentum *L.* (berauschender Kälberkropf), mit unter den Gelenken angeschwollenem, wenig gestreiftem, rauhhaarigem, violett gflecktem Stengel und weißen Blüten, wächst in Hainen, an Hecken und Zäunen und ist giftig. C. bulbosum *L.* (knolliger Kälberkropf), mit unter den Gelenken geschwollenem, unten rückwärts kurzrauhhaarigem, öfters roth gflecktem, aber kahlem, graugrünem, 0,6—1,2 Meter hohem Stengel, weißen Blumen und widrigem Geruch, wächst an Wegen, Waldrändern, Ufern und wird wegen seiner knolligen, stärkmehlreichen Wurzel (Körbelrübe) kultivirt. Diese gibt geröstet oder wie Kartoffeln gekocht ein sehr schmackhaftes Gemüse, darf aber erst im November genossen werden. Man säet den Samen im Oktober, nimmt im nächsten Frühjahr die Knollen heraus, durchwintert die kleinsten auf dem Boden und pflanzt sie wieder im Frühjahr 10 Centim. von einander entfernt. Von diesen erhält man dann Rübchen bis zur Größe einer Kartoffel. Die besten der zweiten Zucht wählt man zur Samengewinnung aus. Die unteren Blätter von C. bulbosum sind denen des Schierlings sehr ähnlich, haben aber spitzigere Blattumrisse und zerstreut stehende, 2 Millim. lange Börstchen; C. temulentum besitzt dagegen breite, fast gelappte Fiederblättchen.

Chaferinas-Inseln (Zafarāni), Gruppe von 3 Eilanden an der Nordküste von Marokko, südöstlich von Melilla, seit 1848 im Besitz der Spanier.

Chaffois (spr. schaffoā), franz. Dorf, in der Nähe von Pontarlier, wo es 29. Jan. 1871 zwischen der Avantgarde des Generals Manteuffel und der Arrièregarde der französischen von Clinchant befehligten Armee zu einem Gefecht kam, das mit dem Rückzug der Franzosen endigte.

Chagos-Archipel (spr. tscha-), eine Gruppe von zahlreichen Inseln und Korallenbänken im Indischen Ocean, zwischen 7°55'—4°44' südl. Br. und 70°55'—72°52' östl. L. v. Gr. gelegen. Die Hauptinsel ist Diego Garcia, eine steil abfallende Korallenmauer, 24 Kilom. lang, welche eine Lagune wie einen vortrefflichen natürlichen Hafen umschließt. Die Inseln sind reich an Kokospalmen, aus denen die Bewohner (ca. 400 an Zahl) Oel bereiten, und an grünen Schildkröten. Sie werden als zum britischen Gouvernement von Mauritius gehörig betrachtet; doch haben sich auf einigen Inseln neuerdings französische Ansiedler niedergelassen, welchen die englische Regierung ein Eigenthumsrecht auf dieselben verliehen hat.

Chagres, Hafenstadt im centralamerikan. Staat Panama, an der Mündung des gleichnamigen Flusses sehr ungesund gelegen, mit einem Kastell auf hohem Felsen und ca. 1000 Einw., meist Negern und Mischlingen, war früher eine Zeitlang ein Haupthafen der Nordküste und von zahlreichen Dampf- und Segelschiffen besucht, hat aber seit Eröffnung der Panamaeisenbahn alle Bedeutung verloren.

Chagrin (franz., m., spr. schagräng), nagender Kummer, Gram; chagriniren, kränken, betrüben,

auch reflexiv: sich härmen; chagrinant, kränkend, Kummer erregend.

Chagrin (franz., m., spr. schagräng; engl. Shagreen, ital. Zigrino; in der Levante Saghir, vom türk. oder pers. sagri, [Pferde-]Rücken), starkes und hartes, ohne einen echten Gerbproceß erhaltenes und daher im Wasser schwellendes Leder, welches in Astrachan, Konstantinopel, Persien ꝛc. von dem Rückenstück der Pferde- und Eselshäute bereitet wird. Man verwendet hierzu das hinterste Rückenstück gleich über dem Schwanz, beinahe in halbmondförmiger Gestalt, 1 Meter in die Quere und 65 Centim. nach der Länge des Rückens, weicht diese Stücke ein, enthaart und entfleischt sie, so daß von der weich gewordenen Haut nichts übrig bleibt als das reine faserige Gewebe, spannt sie in Rahmen, legt sie noch feucht mit der Fleischseite nach unten auf den Boden, bestreut sie mit den harten Samen einer Art Melde (Chenopodium album), Alabuta genannt, bedeckt sie mit Filz und tritt die Samen mit den Füßen in die weiche Haut. Hierauf läßt man sie trocknen, spannt sie aus und schüttelt die Samen ab. Infolge der Eindrücke, welche die Samen veranlaßt haben, erscheinen die Häute voller Grübchen und Unebenheiten. Man entfernt nun mittels eines scharfen Instruments alle auf der Fleischseite hervorstehenden Erhöhungen, welche den Eindrücken der Samen entsprechen. Legt man dann die Felle wieder in Wasser, so quellen die nicht geschwächten Stellen viel stärker als die abgeschabten und bilden so das eigentliche Korn des Chagrins. Nach zweitägigem Einweichen bringt man die Felle in eine heiße, concentrirte Lauge von kohlensaurem Natron, packt sie dann auf Haufen, legt sie zuletzt in Salzsoole und schreitet zum Färben. Meergrün ist die beliebteste Farbe; man färbt aber auch blau, roth und schwarz. Auch durch Abschleifen der stacheligen Haut von Haifischen, sowie von Fischottern und Seehunden mit Sandstein und Färben wird C. dargestellt. Dies Präparat wird zuweilen von Drechslern und Tischlern zum Abglätten von Holzwaaren benutzt; früher diente es auch zum Ueberziehen von Kästchen, Futteralen ꝛc. Das echte C., welches im Morgenland zu Messer- und Säbelscheiden, Pferdezeug ꝛc. dient, kommt jetzt kaum noch im Handel vor; doch bereitet man seit 1834 in England, Frankreich und Deutschland Chagrinleder in der Weise, daß man auf gewöhnliche Weise dargestelltes Leder zwischen Kupferwalzen preßt, in welche kleine Vertiefungen gravirt sind. Dies Präparat bewahrt aber seine Eigenthümlichkeit viel weniger als das echte C. Aehnlich wird auch das zu Büchereinbänden bestimmte Chagrinpapier dargestellt. — Man nennt C. (Chagrain) auch ein seidenes Gewebe, welches im Muster Aehnlichkeit mit dem Chagrinleder besitzt, so z. B. einen fein getüpfelten Taffet, auch ein bandartiges Gewebe, dessen Einschlag ein weiches Gespinst ist, und einen Seidenstoff, meist Taffet, auf dessen glattem Grunde kleine erhabene Tüpfchen erscheinen.

Chagualgummi (Magueygummi), von einer südamerikan. Puya (Bromeliaceen, oder von Pourretia-Arten) stammendes Gummi, bildet große, topasartige, 0,2—1,5 Centim. starke Bruchstücke von Hohlcylindern, zeigt außen polygonal sich abgrenzende Sprunglinien, ist auf der Innenseite regelmäßig gestreift, meist glashell, von der Härte des Gummi arabicum, spec. Gew. 1,48, schmeckt rein schleimig, gibt an Wasser nur 15,48 Proc. ab und hinterläßt eine krystallhelle, wesentlich aus Bassorin bestehende, sauer reagirende Gallerte, welche nur wenig klebt, aber nach dem Trocknen stark bindet. Durch kohlensaures Natron wird die Lösung sofort citronengelb gefärbt.

Chaibar, uralte, in der arab. Geschichte berühmte Festung der Juden, in Hedschas, 6 Stationen nordöstlich von Medina. In den ersten Feldzügen Mohammeds hatte sich die gesammte Judenschaft der Umgegend mit ihren Schätzen hierher geflüchtet und ergab sich erst nach hartnäckiger Gegenwehr. Die Tochter des Fürsten von C., Safiah, ward Gattin des Propheten, und die Juden mußten als Tribut die Hälfte von dem jährlichen Ertrag ihrer Ernte (vorzüglich Datteln) entrichten. Nach Niebuhr sind die noch hier wohnenden unabhängigen Juden, die Beni Chaibar, als Räuber und Ketzer verrufen; nach Seetzen sind die Chaibarienser meist Mohammedaner geworden.

Chaiber (Khaibar, Khyber), ein Paß im S. des Kabulstroms über den Rücken des Chaibergebirges, das sich in nordwestlicher Richtung vom Rücken des Sufid oder Sefid-Kuh abzweigt und bis an das Thal des Kabul vorschiebt. Ueber den C. führt in ca. 914 Meter Höhe der bequemste Weg aus Indien nach Afghanistan; der Anstieg erfolgt von beiden Seiten in einem kleinen Flußthal. Der östliche Abfluß fällt vor Lalpur in den Kabul; sein Thal ist von den räuberischen Mohmand bewohnt, die Seitenthäler sind von Chaiberi bevölkert, beide vom Berduranistamm der Afghanen. Bis nahe zur Paßhöhe reicht das englisch-ostindische Reich; das Fort Dschamrud hart an der Grenze hat eine ständige englische Besatzung. Der Emir von Afghanistan hat sehr wenig Macht über diese Gebirgsbewohner. Beraubungen der Post, die über den C. nach Kabul geführt wird, wie der Reisenden sind so gewöhnlich, daß der Emir 1869, als er sich nach Amritsar zum Vicekönig von Britisch-Indien verfügte, seine Sicherheit von seinen eigenen Unterthanen gegen eine bedeutende Summe erkaufte. In den letzten Jahren zog der afghanische Gouverneur von Dschellalabad wiederholt die 12,000 streitbare Männer zählenden Mohmand zur Verantwortung, jedoch ohne Erfolg, während die Engländer auf der indischen Seite strenge Grenzpolizei üben. Alexander d. Gr. umging diesen Paß, dagegen drangen über den C. alle muselmanischen Eroberer in Indien ein.

Chaine (franz., f., spr. schähn), Kette; eine fortlaufende Reihe ausgestellter Posten, angestellter Arbeiter ꝛc.; in der Tanzkunst eine Tour, wobei die Tänzer den Tänzerinnen und diese umgekehrt im Fortschreiten sich wechselseitig die Hand geben ꝛc.

Chairpur (Khaipur, Khypore), 1) Gesammtname von 55 kleinen Vasallenfürstenthümern des englisch-indischen Reichs in Sindh, Präsidentschaft Bombay, die stets in kleiner Fehde lagen, bis die indische Regierung 1839 die Fürsten ihrer Selbständigkeit entkleidete und die Oberherrschaft antrat. Ihr Gebiet umfaßt an 12,940 QKilom. (235 QM.) mit einer Bevölkerung von 105,000 Einw., die aus Indiern und Einwanderern aus Belutschistan zusammengesetzt ist. — 2) Stadt im Vasallenstaat Bhawalpur, am linken Ufer des Satledsch, südöstlich von Multan; jetzt unbedeutend.

Chaise (franz., f., spr. schäs'), 1) Sitz, Stuhl; c. longue, eine Art Kanapee, oben erhöht und ausgeschweift, um den Kopf darauf legen, unten gerade

ausgehend, um die Füße bequem ausstrecken zu können; gleicht dem Lotterbett des Mittelalters und der jetzigen Bergère; c. à portoirs, Sänfte, Portechaise; c. percée, Nachtstuhl. — 2) (im Französischen veraltet) s. v. w. Halbkutsche.

Chaise-Dieu, La (spr. schäs' djöh), Ort im franz. Departement Oberloire, Arrondissement Brioude, mit bedeutender Spitzenfabrikation, Holzhandel und (1872) 1736 Einw. Von der dortigen ehemals berühmten Benediktinerabtei, die 1036 gegründet, im 14. Jahrh. mit Befestigungen umgeben wurde, ist besonders noch die prachtvolle Kirche im gothischen Stil (im 14. Jahrh. umgebaut) wohl erhalten.

Chaix d'Est-Ange (spr. schä dest-ángsch), Gustave Louis Adolphe Victor Charles, ausgezeichneter franz. Advokat, geb. 11. April 1800 zu Reims, erwarb sich den Ruf eines vorzüglichen Vertheidigers im Kriminalproceß und gelangte besonders nach der Julirevolution zu großem Ruf und Ansehen. Seine Plaidoyers finden sich in der Zeitschrift »Droit«, in der »Gazette des Tribunaux« und in den »Annales du barreau français«, Bd. 15. Im Jahr 1857 gab er die advokatorische Laufbahn auf und trat in den Richterstand als Generalprokurator am kaiserlichen Gerichtshof zu Paris. Bald darauf ward er in den Staatsrath berufen und später einer der Vicepräsidenten desselben. Vom Minister Delangle wieder abberufen, ward er durch kaiserliches Dekret 1861 zum Senator ernannt. Seine Vaterstadt hat ihn dreimal zum Abgeordneten in die Deputirtenkammer gewählt, in welcher er sich zu den Konservativen hielt, jedoch keine irgendwie nennenswerthe Rolle spielte.

Chakan, s. Chan.

Chaki (Khaki), großer Salzsee im russischen Gouvernement Astrachan, Kreis Jenotajewsk, liegt mitten in der Kalmücken- oder Wolgasteppe und ist von mehreren anderen Salz- und Bittersalzseen umgeben. In der Nähe sprudeln heiße Quellen, welche den hier herumziehenden Nomadenstämmen als furchteinflößende Naturerscheinungen gelten. Im Sommer trocknet der See fast bis zum Grund aus, so daß dann das Salz in ungeheuren Quantitäten bloßliegt. Der Boden um den C. ist dürrer, mit Salztheilchen geschwängerter Lehm und nur mit wenigen Disteln und Salzkräutern bewachsen.

Chalade (spr. schalád), ein Defilé des Argonnerwaldes im nördlichen Frankreich, das von Varennes in Lothringen nach St. Menehould in der Champagne führt; jetzt durch die Eisenbahn nach Verdun ohne Bedeutung.

Chaland (franz., m., spr. schalâng), der Kunde eines Kaufmanns, Abnehmer.

Chalâsis (griech.), Abspannung, Erschlaffung, Erweichung; Chalastika, erweichende Mittel.

Chalaza (Chalacium; griech.), Hagel; Gerstenkorn am Augenlied; in der Botanik: Hagelfleck, ein Theil der Samenknospe der Pflanzen (s. Geschlechtsorgane der Pflanzen); Chalazósis, Bildung eines Gerstenkorns.

Chalcedon, nach der gleichnamigen Stadt in Kleinasien benanntes Mineral aus der Klasse der Säuren, ist mikrokrystallinische, in der äußern Entwickelung aber formlose Kieselsäure, wie sie in verschiedener Farbe und Dichtigkeit namentlich die Achatmandeln zusammensetzt (s. Achat). Der C. steht seiner Natur nach in der Mitte zwischen Hornstein und Jaspis einerseits und den verschiedenen Opalen anderseits. Von den ersteren ist er durch seine größere Durchscheinenheit, von den letzteren durch seinen krystallinischen Aggregatzustand und den Mangel des Wassergehalts zu trennen. Amorphe, wasserfreie Kieselsäure scheint in der Natur, außer in den sogen. Blitzröhren (s. d.), die durch Schmelzung von Quarzsand unter Einwirkung des Blitzschlags entstanden sind, nicht vorzukommen. Häufig findet sich jedoch amorphe, wasserhaltige Kieselsäure (Opal, s. d.) mit mikrokrystallinischer gemengt vor, wodurch die Abgrenzung solcher Mineralien unsicher wird. Dieser Umstand bedingt auch wohl vorzüglich die ungleiche Dichtigkeit der Chalcedone (spec. Gew. 2,58—2,68). — Der C. bildet gewöhnlich rundliche, nieren- oder tropfsteinförmige Massen, die in Blasenräumen oder spaltenartigen Höhlungen der Gesteine, wahrscheinlich immer aus wässeriger Lösung, abgeschieden sind. Seine krystallinische Natur läßt sich am besten durch die doppelte Brechung im Polarisationsmikroskop erkennen. Das Mineral erscheint alsdann als ein faseriges, strahliges Aggregat kleinster, doppelt brechender Körnchen, an denen aber eine regelmäßige Umgrenzung nicht zu erkennen ist. Zuweilen finden sich koncentrisch strahlige Quarzaggregate darin eingelagert. Der C. ist farblos oder weiß, häufig aber auch gelblich, bläulich oder grünlich oder durch Eisenoxyd roth gefärbt. Die meisten schwärzlichen und rothen Chalcedone sind künstlich gefärbt, zu welchem Behuf die Steine erst ein paar Wochen in Honig und nachher in Schwefelsäure gelegt werden. — Als Varietäten von C. kann man folgende betrachten: Onyx (griech. »Fingernagel«) oder Kameensteine sind die lagenweise schwarz und weiß oder roth und weiß (Sardonyx) oder grau und weiß (Chalcedonyx) gestreiften Steine, die hauptsächlich zu Kameen und Intaglien (erhaben und vertieft geschnittene Figuren) benutzt werden. Früher wurden sie an verschiedenen Punkten aus dem Melaphyr des Nahethals (Oberstein, Oberkirchen) gegraben; jetzt kommen sie größtentheils aus Südamerika (s. Achat). Stephanstein ist weißer C. mit blutrothen Flecken. Karneol (lat. »fleischfarben«) heißt der rothe, meist auch künstlich gefärbte C. Heliotrop ist grün mit rothen Punkten, ein beliebter Ringstein, dessen Farbe durch Einlagerungen von Grünerde und Eisenoxyd bedingt wird. Plasma und Chrysopras (s. d.) sind ebenfalls grüne Chalcedone. Enhydrus (griech. »Wasser enthaltend«) nennt man kleine Chalcedonkugeln von den Monti Berici im Vicentinischen, die wässerige Flüssigkeit eingeschlossen enthalten. Mokkastein oder Moosachat heißen die hellen Chalcedone, worin schwarze Dendriten, von Manganoxyd herrührend, moos- oder baumförmige Zeichnungen bilden. Früher wurden sie von Arabien bezogen; jetzt kommen sie vielfach von Nordamerika, wo sie in Colorado und Kalifornien, wahrscheinlich analog unseren Feuersteinen, vorkommen. Der Feuerstein (s. d.) gehört ebenfalls zum C.

Chalcite (Metallohalite), Klasse der Mineralien, umfaßt größtentheils farbige Körper meist von salzähnlichem, nie von metallischem Habitus; sie sind ihrer chemischen Zusammensetzung nach Sauerstoffsalze, und zwar mit metallischem Radikal in der Base, in der Säure oder in beiden; ausgeschlossen bleiben aber alle Silikate, Aluminate, titan-, tantal- und niobsaure Verbindungen. Zur ersten Ordnung, den wasserfreien Chalciten, gehören z. B. Eisenspat, Zinkspat, Wismutspat, Cerussit,

Roth- und Gelbbleierz, Scheelit, Pyromorphit ꝛc.; zur zweiten Ordnung, den wasserhaltigen Chalciten, Malachit, Zinkblüte, Vivianit, Kobalt- und Nickelblüte, Kupfer-, Zink- und Eisenvitriol, Gelbeisenerz ꝛc.

Chalcophŏra, s. Prachtkäfer.

Chaldäa, eine Landschaft in Vorderasien, im weitern Sinn gleichbedeutend mit Babylonien, im engern das Alluvialland des Euphrat westlich bis zu dem wüsten Arabien, also der südwestliche Theil der heutigen Paschaliks Bagdad und Basra. C. hat seinen Namen von dem semitischen Bergvolk der Chaldäer (assyrisch Kaldi, im Alten Testament Chasdim genannt), welche ursprünglich die Gebirgsgegend an den Quellflüssen des Tigris bewohnten, sich sodann, dem Lauf der Flüsse folgend, über ganz Mesopotamien ausbreiteten und in Babylon etwa um 2500 oder 2000 v. Chr. ein blühendes Reich gründeten, so daß also sowohl der babylonische Staat als die babylonische Kultur von den Chaldäern ausgingen. Jedenfalls gehören die Chaldäer zu den ältesten Bewohnern des Landes, denn in den babylonischen Königsreihen des Berosus, lange vor Semiramis, finden sich nach einer Dynastie von 86 Babyloniern, einer von 8 Medern und einer namenlosen von 11 ungenannten 49 chaldäische Könige. Die Ansicht, daß die Chaldäer erst im 7. Jahrh. v. Chr. in den Kulturstaat Babylon eingebrochen seien, leidet an innerer Unwahrscheinlichkeit. Der Name Chaldäer ist bald gleichbedeutend mit Babylonier, bald ausschließlicher Ehrenname des herrschenden Stamms, insbesondere der Herrscherfamilie und der Priesterschaft. Da sich die Chaldäer von Alters her viel mit Astrologie beschäftigten, so wurden von den Römern in der Kaiserzeit die Astrologen und Wahrsager schlechthin Chaldäer genannt. Astronomische und astrologische Schulen waren zu Babylon, Borsippa, Sippara und Orchoë. Die Religion der Chaldäer bestand in Kosmogonie und Gestirndienst. Belus, auch Bel genannt, schuf aus der Omorca (d. h. Meer) durch Theilung Himmel und Erde und sodann die Menschen durch Vermischung seines Bluts mit Erde. Als Stern entspricht dem Bel der Jupiter, nach anderen der Saturn. Ihm zur Seite steht eine höchste weibliche Gottheit, die Mylitta, Göttin der Fruchtbarkeit, welche in höchst sinnlichem Kultus verehrt wurde. Ihr Gestirn ist die Venus. Jahrhundertelang müssen die Chaldäer Beobachtungen angestellt haben, um die Periode Saros zu finden, welche gewöhnlich die chaldäische Periode, in neueren Zeiten auch die Halley'sche Periode genannt wird und nach Suidas chaldäischen Ursprungs ist. Dieselbe umfaßt einen Zeitraum von 6585 ⅓ Tagen, oder von 18 julianischen Jahren und 11 Tagen (zu 365¼ Tagen), in denen der Mond 223 synodische Umläufe zurücklegt, und diente zur Zeitrechnung und zur Bestimmung der Sonnen- und Mondfinsternisse, welche nach Verlauf dieser Zeit in derselben Ordnung und Größe wiederkehren. Nach dem arabischen Astronomen Albategnius bestimmten die Chaldäer die Länge des Sternjahrs zu 365 Tagen 6 Stunden 11 Minuten, woraus hervorgehen würde, daß sie bereits die Vorrückung der Nachtgleichen kannten, was aber in neuester Zeit auf gewichtige Gründe hin in Abrede gestellt wird. Ein chaldäischer Astrolog, Osthanes, der im Gefolge des Xerres war, soll die Astrologie nach Griechenland gebracht haben, wo sie bereits um 400 v. Chr. sehr beliebt war. — Das Reich war in Satrapien (Provinzen) eingetheilt, denen Beamte verschiedener Grade vorstanden. Die Geschichte Chaldäa's s. Babylonien. In den drei ersten christlichen Jahrhunderten stand C. unter den Partherkönigen und genoß unter ihrer Herrschaft großer Ruhe. Bald darauf bemächtigte sich indeß für 41 Jahre der persische König Sapores II. des Landes. C. fing kaum wieder aufzublühen an, als die Glaubenskämpfe der drei christlichen Parteien: Orthodoxe, Nestorianer und Eutychianer oder Jakobiten, im 5.—6. Jahrh. neue Verwirrung brachten. Die letzteren blieben die zahlreicheren und breiteten sich über ganz Asien aus. Die Osmanen waren den Chaldäern anfangs günstig gesinnt und bedienten sich ihrer als Statthalter, Geheimschreiber und Aerzte; bald aber theilten diese das Loos der anderen Christen unter türkischer Herrschaft, nur behielten sie ihre Patriarchen und Oberhäupter. Gegenwärtig versteht man unter dem Namen Chaldäer (Kaldani) eine Religionspartei in Vorderasien, welche aus den Nachkommen derjenigen Nestorianer (s. d.) besteht, die sich mit der römisch-katholischen Kirche vereinigt, aber wie die übrigen unirten orientalischen Kirchen viele ihrer orientalischen Gebräuche beibehalten haben. Sie hatten 1870 nach dem officiellen päpstlichen Almanach einen Patriarchen in Mosul und 12 Bischöfe (3 in Persien, die übrigen in der Türkei); die Bevölkerung betrug 70,000 Seelen.

Chaldäischer Flutbericht, ein in Keilschrift auf assyrischen Denkmälern befindlicher und erst in jüngster Zeit (1872) von Georg Smith, einem Beamten am Britischen Museum zu London, entzifferter ausführlicher Bericht über die Sündflut, der uns mit der Version der Sage bekannt macht, wie sie in einer frühern chaldäischen Periode in der Stadt Enoch, einer der Städte Nimrods (jetzt Ruinen von Werka), erzählt wurde. Xisuthros oder Noah berichtet von der Verruchtheit der Welt, dem Befehl, eine Arche zu bauen, der Aufbauung und dem Einzug in dieselbe, der großen Flut, dem Ruhen der Arche auf einem Berg, dem Aussenden eines Vogels ꝛc. Die Erzählung ist jedoch der durch die Griechen überlieferten Sage des Berosus (s. d.) ähnlicher als der biblischen Ueberlieferung. Die Hauptunterschiede betreffen die Dauer der Sündflut und den Namen des Bergs, auf dem die Arche geruht haben soll. Im übrigen ist der chaldäische Bericht ausführlicher als der des Berosus und enthält Einzelheiten, die von diesem Schriftsteller sowohl wie auch in der Bibel übergangen sind. Auch manche andere auf die chaldäische Geschichte bezügliche interessante und wichtige Nachricht findet sich darin. Vgl. G. Smith, Chaldean account of the deluge (Lond. 1873).

Chaldäische Sprache, eine der semitischen Sprachen und zwar zur nördlichen Gruppe derselben gehörig, bildet einen der beiden Dialekte (den östlichen) des Aramäischen (s. Aramäische Sprache) und war das Idiom der Babylonier. Ob derselbe zur Zeit der Unabhängigkeit des Reichs (d. h. vor der Eroberung des Landes durch die Chaldäer, 747 v. Chr.) auch zur Schriftsprache erhoben worden sei, darüber fehlt es an Nachrichten; doch lassen die Berichte der Griechen, namentlich des Herodot und Diodor, über Ninus und Semiramis auf eine sagenhaft ausgeschmückte epische Poesie schließen. Die aus der babylonischen Gefangenschaft entlassenen Juden verpflanzten das Chaldäische oder den öst-

aramäischen (babylonisch-aramäischen) Dialekt nach Palästina, wo er seit der Zeit der Makkabäer das Hebräische ganz verdrängte. In diesem Dialekt, wie ihn die Juden als Schriftsprache ausgebildet haben, sind uns einige Abschnitte in den kanonischen Büchern (Esra 2, 4—6, 18 und 8, 12—26, Dan. 2, 4—7, 28, Jer. 10, 11) erhalten, sowie eine Reihe von Uebersetzungen alttestamentlicher Bücher (Targumim), die aus sehr verschiedenen Zeitaltern herrühren und hinsichtlich ihres linguistischen und exegetischen Charakters bedeutend von einander abweichen. Die chaldäischen Originale vieler apokryphischen Bücher, die wir aus griechischen Uebersetzungen kennen, sind verloren gegangen; auch Josephus schrieb sein Werk über den jüdischen Krieg zuerst in chaldäischer Sprache. Die Sprache des Talmud nennt man ebenfalls gewöhnlich Chaldäisch; doch ist zwischen dem ältern Theil (Mischna) und der jüngern Erklärung (Gemara) zu unterscheiden, da jener in einem an das Hebräische sich anschließenden und nur durch einzelne chaldäische Formen entstellten Dialekt geschrieben ist, während die Diktion der Gemara allerdings den grammatischen und lexikalischen Grundcharakter des Chaldäischen an sich trägt, jedoch als ein sehr ausgeartetes Chaldäisch zu betrachten ist. Bei den Chaldäern selbst beschränkte sich die Literatur wahrscheinlich auf priesterliche Aufzeichnungen für die Tempelarchive, denn der babylonische Priester Berosus (s. d.) schöpfte seine griechisch geschriebene Geschichte der Chaldäer aus alten Tempelurkunden. Lexikalisch ward die C. S. mit Erfolg zuerst von den beiden Buxtorf (Basel 1640) bearbeitet, deren Wörterbuch von Fischer und Gelbe neu herausgegeben wurde. Auch J. Levy lieferte ein Wörterbuch (Leipz. 1866—1868, 2 Bde.). Grammatiken wurden verfaßt von Fürst (Leipz. 1835), Winer (2. Aufl., das. 1842) und Petermann (2. Aufl., Berl. 1872, mit Chrestomathie und Glossar). Einen verbesserten Abdruck der ältesten chaldäischen Uebersetzung des Alten Testaments besorgte P. de Lagarde: »Hagiographa chaldaice« (Leipz. 1873).

Chaldron (m. oder n., spr. tschahldrön), engl. Hohlmaß für Getreide, Steinkohlen, Kartoffeln, Kalk, Fische ꝛc.; für Getreide = 32 Bushels = 128 Pecks = 256 Gallons = 1153,18 Liter; für Steinkohlen, welche jetzt gesetzlich nur nach dem Gewicht verkauft werden dürfen, früher = 12 Sack = 36 Bushels.

Chaled (Chalid), Ben Walid el Makhzumi, aus dem Stamm Koreisch, anfangs einer der erbittertsten Gegner Mohammeds, trug als solcher hauptsächlich zur Niederlage Mohammeds am Berg Ohod 625 bei, trat jedoch nach der Vermählung des Propheten mit Meimuna, Chaleds Verwandten, zu demselben über und wurde sein treuester und tapferster Feldherr. In der Schlacht bei Muta in Syrien erhielt er von ihm den Namen Saifallah, »Schwert Gottes«. Nach des Propheten Tod schlug er die Armee des Kaisers Heraklios 634 am Bach Yarmuk und eroberte Syrien, Palästina und einen Theil von Persien. Er starb zu Emesa 642.

Chalfont St. Giles (spr. »ssönt dschails), Dörfchen in der engl. Grafschaft Buckinghamshire, 3 Kilom. von Amersham, mit dem Haus, in welchem Milton sein »Verlornes Paradies« schrieb.

Chalifen (eigentlich Chalifah, arab.), Stellvertreter, besonders (Chalifet Resul Allah) Stellvertreter und Nachfolger des Propheten Gottes, nannten sich die Nachfolger Mohammeds in dessen geistlichem und weltlichem Richter- und Herrscheramt; das durch sie gegründete Reich, welches bald in mehrere Reiche zerfiel, ist das Chalifat. Da Mohammed keine männlichen Nachkommen hinterließ, auch keinen Nachfolger ernannt hatte, so entstanden nach seinem Tode Streitigkeiten über die Nachfolge, in denen 632 der Schwiegervater des Propheten, der Vater von dessen Gemahlin Aische, Abu Bekr, über seinen Rivalen Ali, den Schwiegersohn Mohammeds, den Sieg davontrug. Abu Bekr fand große Schwierigkeiten, da der Tod Mohammeds das Signal zu allgemeinen Unruhen und Aufständen war; doch gelang es ihm, theils durch List und Tapferkeit, theils durch Benutzung der Uneinigkeit unter den Gegnern, derselben Herr zu werden, zumal als sein Feldherr Chaled den bedeutendsten der Rebellen, Musailama, besiegt hatte. So sah Abu Bekr schon im zweiten Jahr seiner Regierung ganz Arabien unter dem Islam vereinigt und war im Begriff, gegen Syrien zu ziehen, als er schon 634 starb. Sterbend bezeichnete er Omar I. (634—644), ebenfalls Schwiegervater Mohammeds, zum Nachfolger. Dieser, voll Muth und Thatkraft, dabei einfach und mäßig, glaubenseifrig und sittenstreng, an patriarchalischer Lebensweise festhaltend, gerecht und freigebig gegen Arme, begründete die innere Staatsgewalt und verbreitete den Islam mit Feuer und Schwert im Osten bis nach Indien hin, im Westen über Syrien und Nordafrika bis Tripolis. Das »Schwert Gottes«, Chaled, welcher 632 die Perser besiegt hatte und bis zum Euphrat vorgedrungen war, wurde von Omar 633 nach Syrien geschickt, wo er in raschem Siegeslauf nach Eroberung von Emesa und nach den Siegen bei Adjnadein (633) und am Yarmuk (634) Damaskus eroberte (635) und darauf ganz Syrien unterwarf. Im Jahr 638 wurde durch Omars Feldherrn Abu Obeida Jerusalem, wo der Tempel Salomo's in eine Moschee verwandelt wurde, dann Aleppo und Antiochia, 640 Cäsarea erobert. Zu derselben Zeit wurde das Sassanidenreich durch die Araber unter Saad gestürzt. Die Perser wurden 636 bei Kadesia besiegt, worauf die Provinz Irak Arabi sich unterwarf und Basra gegründet ward; Madain oder Ktesiphon, die persische Hauptstadt, von dem letzten Sassaniden Jezdedjerd aufgegeben, wurde ohne Schwertstreich eingenommen; Kufa am Euphrat wurde der Sitz des arabischen Statthalters. Nach dem Sieg der Araber bei Nehawend unterwarfen sich auch Mesopotamien und Medien. Omars Feldherr, Amru, brach 638 von Palästina aus in Aegypten ein und unterwarf, durch die dortigen kirchlichen Streitigkeiten unterstützt, in raschem Siegeslauf das ganze Land der Gewalt des Chalifen. Alexandria fiel 641; von da aus drang Amru durch die Wüste weiter vor und eroberte Barka, Tripolis und Sabra. Uebrigens war Omars Thätigkeit nicht allein eine kriegerische. Er stattete Moscheen und Schulen mit Grundbesitz aus, errichtete Festungen und Gefängnisse, führte die Aera der Hedschra (s. d.) ein und begründete den hohen Rath, der aus den vornehmsten Häuptern und Mohammeds Freunden bestand. Nachdem Omar, der den Titel Emir al Muminin (»Fürst der Gläubigen«) angenommen hatte, durch die Hand eines Meuchelmörders gefallen war, erwählte ein von ihm niedergesetzter Rath von sechs Männern Othman (644—656), einen Schwiegersohn Mohammeds, zum

Chalifen. Dieser, ein schwacher Greis, war der schwierigen Stellung nicht gewachsen; namentlich erregte er durch Besetzung der Statthaltereien mit Verwandten und unwürdigen Günstlingen allgemeinen Unwillen, machte sich durch Vernachlässigung der altherkömmlichen Gebräuche besonders bei der Geistlichkeit mißliebig und ward von Mohammed, einem Sohn Abu Bekrs, ermordet. Ein Verdienst erwarb sich Othman durch Herstellung eines authentischen Korantextes. Ihm folgte Mohammeds Neffe Ali (656—661), der hauptsächlich mit inneren Kämpfen zu schaffen hatte. Seine Hauptgegnerin, die ränkevolle Wittwe Mohammeds, Aische, empörte sich, wurde aber 657 in der sogen. Kamelschlacht bei Basra besiegt und gefangen. Darauf erhob sich der Statthalter von Damaskus, Muawia, ein Verwandter des ermordeten Othman, und erzwang von Ali seine Anerkennung als »Beherrscher der Gläubigen«; im fortgesetzten Kampf fiel Ali durch Meuchelmord (Januar 661), wohl die edelste Erscheinung in der frühern Geschichte des Islam, von den Schiiten als wahrer Chalif und dem Propheten fast ebenbürtig verehrt. Hassan, Ali's ältester Sohn, von Natur friedliebend, entsagte 661 der Herrschaft und erkannte Muawia als Chalifen an.

Mit Muawia I. (661—679) beginnt die Dynastie der Omejjaden, so genannt von dem Ahnen Muawia's, Omejjah. Muawia I. hatte seine ehrgeizigen Pläne durch die Anhänglichkeit der Syrer, der Perser und Aegypter und auch vieler arabischen Stämme verwirklicht und vereinte so wieder alle Moslems unter seinem Scepter, daher das Jahr seiner Thronbesteigung (661) auch Amur el Dschemai, Jahr der Vereinigung, genannt wird. Er verlegte die Residenz von Medina nach Damaskus. Um dem Aufstand der Charidschiten in Mesopotamien ein Ende zu machen, ernannte er den von einer Sklavin abstammenden Zijad zum Statthalter von Basra, der hier mit despotischer Härte die Herrschaft der C. befestigte. Muawia dachte auch wieder an Ausdehnung der Grenzen des Reichs. Schon unter den vorigen C. hatte sich eine Seemacht der Araber gebildet. Cypern und Rhodos wurden erobert, die Kykladen, bald auch entferntere Küstenstriche von den saracenischen Korsaren geplündert; 1700 arabische Schiffe stellten sich der byzantinischen Flotte, welche der Kaiser Konstans, des Heraklios Enkel, befehligte, entgegen, und die Flucht des Kaisers gab die Dardanellen den Feinden preis. Muawia bedrängte darauf Konstantinopel vom Meer aus 7 Jahre lang, doch ohne Erfolg; dafür drangen zu Lande die Scharen der Moslemin bis gegen Indien vor; Sedschestan (663), Kabulistan (664), Kilikien, Tarsus, Chusistan, ein Theil von Turkestan (673) und Samarkand (676) wurden theils durch Muawia's Sohn, Jezid, theils durch seine Feldherren Okba und Ubeid Allah erobert. Das Chalifat machte Muawia in seiner Familie erblich und erzwang von allen Häuptlingen die Anerkennung seines Sohnes Jezid. Jezid I. (679—683) trat in die Fußstapfen seines staatsklugen Vaters. Husein, der Sohn Ali's, dritter schiitischer Imam, von 140,000 Aliden aufgefordert, als ihr Führer und Chalif am Euphrat zu erscheinen, rüstete gegen ihn, unterlag aber gegen Ubeid Allah, den Statthalter von Kufa. Ein neuer Gegner entstand in Abdallah Ben Zobeir in Medina und Mekka 682. Jezids Feldherr, Muslim Ben Okba, eroberte jedoch Medina und übte 683 grausame Rache in Mekka, bis der Tod seinen Grausamkeiten Einhalt that; Hazim trat an seine Stelle. Unterdessen starb Jezid, und da sein Sohn Muawia II. noch im gleichen Jahr starb, so brachen wieder innere Unruhen aus, in deren Folge der älteste und erfahrenste Omejjade, Merwan I., 684 erst zum Reichsverweser, dann zum Chalifen erhoben ward, der sich unter Aufständen in dieser Stellung hielt, während Abdallah Ben Zobeir sich als Gegenchalif in Arabien und Persien behauptete. Nach Merwans I. Ermordung (685) folgte dessen Sohn Abd Almalik (685—705), ein energischer, oft grausamer Fürst, der sich aber ebenfalls wieder von verschiedenen Gegnern bedroht sah. Syrien und Aegypten gehorchten ihm kaum noch, Arabien hing an Ali's Haus und erkannte Abdallah Ben Zobeir nach wie vor als seinen Führer an. Ein Pseudoprophet, Muchtar, der sich 682 in Kufa hatte huldigen lassen und dessen Feldherr 686 sogar den bisher immer siegreichen Ubeid Allah in der Schlacht am Zab überwunden hatte, wurde erst 688 bezwungen und getödtet. Nachdem Abd Almalik mit dem griechischen Kaiser Justinian II. Frieden geschlossen, worin er diesem einen jährlichen Tribut von 50,000 Goldstücken verwilligte, zog er gegen Abdallah, dessen Besiegung und Fall 692 Arabien wieder unter die Herrschaft der C. brachte. Als 693 der letzte Rebell, der Statthalter von Chorasan, unterworfen worden, war die Einheit des Islamitischen Reichs wieder hergestellt. Unter Abd Almaliks Sohn Welid I. (705—715) erhob sich die arabische Macht zur höchsten Blüte. Welids Feldherren siegten in drei Welttheilen. Kuteiba focht siegreich in Turkestan (706—715) und eroberte die Länder zwischen dem Drus, Jarartes und dem Kaspischen Meer, das Sogdiana der Alten. Mohammed drang durch Sind in Indien ein, und Muslima, Welids Bruder, und Abbas fochten in Kleinasien siegreich. Musa beendete den Krieg gegen die Mauren in Nordafrika und zwang diese, den Islam und die arabische Sprache anzunehmen, wodurch sie allmählich mit den Arabern zu Einer Nation verschmolzen. Seit 711, nach der Eroberung von Gibraltar und der Schlacht bei Jerez de la Frontera, setzten sich die Araber in Spanien fest. Welid war ein Beförderer der Künste, namentlich der Baukunst, und erbaute die Moscheen zu Damaskus, Jerusalem und Medina. Sein Bruder Suleiman (715—717) war ein Despot. Er begann den Krieg gegen Konstantinopel wieder, mußte aber nach zweijähriger Belagerung dieser Stadt und sehr bedeutenden Verlusten Frieden schließen. Dagegen eroberten seine Feldherren Georgien. Sein Nachfolger, Omar II. (717—720), regierte mild und gerecht, ward aber wegen Nachgiebigkeit den Aliden gegenüber mißliebig und starb an Gift. Unter seinem Nachfolger Jezid II. (720—724), dem Bruder Suleimans, wurde das Reich wieder von Aufständen heimgesucht, während der Chalif ein üppiges Leben zu Damaskus führte. Seinem Bruder und Nachfolger Hischam (724—743) machte Huseins Urenkel, der Alide Zeid, das Chalifat streitig; aber Hischams Feldherren besiegten den Nebenbuhler, und Zeid wurde getödtet. Schon traten auch im Osten die Abbassiden, die Stammverwandten der Aliden, mit Ansprüchen auf das Chalifat den Omejjaden entgegen. Durch Karl Martells Siege bei Tours (732) wurde den Fortschritten der Araber im Westen ein Ziel gesetzt. Der wollüstige und grausame Welid II. (743—744),

Sohn Jezids II., wurde nach einjähriger Herrschaft in einem Aufstand getödtet. Sein Nachfolger, Jezid III., Sohn Welids I., starb in dem Jahr seiner Erhebung, und dessen Bruder Ibrahim wurde 745 von dem Statthalter von Armenien, Merwan, gestürzt. Mit diesem, Merwan II. (745—752), erreichte die Herrschaft der Omejjaden in Asien ihr Ende. Offen traten die Abbassiden, die Nachkommen Abbas' I., des Oheims Mohammeds, von ihrer schwarzen Kriegertracht, zum Unterschied von der weißen der Omejjaden, Musawidah (die Schwarzen) genannt, gegen Merwan auf. Der Abbassside Ibrahim ward in Chorasan als Herrscher ausgerufen. Ibrahim selbst wurde zwar von Merwan gefangen genommen und im Gefängnis getödtet, aber sein Bruder Abul Abbas ließ sich 749 in Kufa als Chalif huldigen. In blutiger Schlacht am Fluß Zab wurde Merwan II. geschlagen, nach Aegypten verfolgt und dort 750 getödtet. Der blutdürstige Oheim des Abbas, Abdallah, rottete durch ein gräßliches Blutbad bei einer Zusammenkunft in Damaskus alle Omejjaden aus; nur Einer aus dem zahlreichen Geschlecht, Abd ur Rahmán, entkam nach Spanien und gründete dort ein selbständiges Chalifat. Mit dem Geschlecht der Omejjaden, der eigentlichen Begründer des islamitischen Reichs, erlosch auch die Reichseinheit. Der erste des neuen Chalifengeschlechts der Abbassiden, Abul Abbas (750—754), befestigte seine Herrschaft durch blutige Ausrottung seiner Gegner, daher Saffah (»Blutvergießer«) genannt. Sein Bruder Abu Dschafar I. (754—775), gewöhnlich Almansor (der »Siegreiche«) genannt, hatte gleich nach seiner Thronbesteigung im eigenen Oheim Abdallah einen Nebenbuhler zu bekämpfen; seinen aufrührerischen Neffen Isa Ben Musa unterwarf sein Feldherr Abu Muslim; bald darauf aber fiel letzterer selbst als ein Opfer von Dschafars Argwohn. Dessen Tyrannei rief sodann eine Empörung der Aliden Mohammed und Ibrahim hervor. Der Vater derselben, Abdallah, fiel in die Hände Dschafars und ward hingerichtet; auch Mohammed, der sich unter dem Namen Mehdi in Hedschas zum Gegenchalifen hatte ausrufen lassen, wurde besiegt und sammt seinem Bruder Ibrahim getödtet (762 und 763). Unter Dschafars Chalifat wurden Armenien, Kilikien und Kappadokien erobert. Trotz seines Geizes, durch den er ungeheuere Schätze zusammenhäufte, beförderte er Künste und Wissenschaften; er war auch der Gründer der neuen Residenz Bagdad. Er starb auf einer Wallfahrt bei Mekka. Ihm folgte sein Sohn Almahdi (775—785), dessen Regierung Milde und Liebe zu den Wissenschaften kennzeichneten. Sein Sohn, der dem Vater gleichgesinnte Alhadi (785—786), hatte gegen die Aliden unter Ali's Urenkel, Hasan, zu kämpfen und verlegte 786 die Residenz nach Bagdad. Ihm folgte nicht sein Sohn, sondern sein Bruder, Abu Mohammed Harun (786—809), bekannter unter dem Namen Harun al (ar) Raschid (der »Gerechte«), in Liedern und Märchen gefeiert wegen seiner Kraft, Milde, Liebe zu Künsten und Wissenschaften, Gerechtigkeit und Weisheit, womit freilich der historische Charakter dieses Chalifen keineswegs übereinstimmt (s. Harun al Raschid). Nach seinem Willen sollte das Reich unter seine drei Söhne getheilt werden: der älteste, Mohammed al Emin (809—813), sollte als einziger Chalif Arabien, Irak, Syrien, Aegypten, Afrika beherrschen; Mamun erhielt Persien, Turkestan, Chorasan und den ganzen Osten, Kasim Kleinasien, Armenien und Küstenländer des Schwarzen Meers. Bürgerkrieg war aber die Folge dieser Theilung. Das Heer des Chalifen wurde von Mamuns Feldherrn Tahir geschlagen, Amin selbst getödtet. An des Bruders Stelle wurde nun Almamun (813—833) als Chalif anerkannt, ausgezeichnet durch Weisheit und Gerechtigkeit und namentlich durch Beförderung der Künste und Wissenschaften, so daß unter ihm die arabische Kultur ihren Höhepunkt erreichte. Doch hatte auch er vielfach mit inneren Unruhen und Empörungen der Statthalter, welche das allmählich zerfallende Reich zerrütteten, namentlich mit den Aliden, zu kämpfen. Oefters hatten diese Kämpfe ihren Grund in theologischen Differenzen, da Mamun als Vertheidiger der schiitischen Lehren gegen die Sunniten auftrat und manche Gebote des Propheten öffentlich verwarf. Unter seiner Regierung wurde die Insel Kreta von den Moslemin erobert. Angriffe auf Konstantinopel mißlangen. Sein Bruder Mutassim (833—842), der den Beinamen Billah (»von Gottes Gnaden«) annahm, verlegte wegen der steten Unruhen in Bagdad die Residenz nach Samira am Tigris und errichtete eine starke Leibwache aus türkischen Sklaven (Mamlukken). Dennoch nahm die innere Zerrüttung immer mehr zu. Sein Sohn Alwathik (842—847) vermehrte den überall glimmenden Haß durch Habgier, Wollust und Verfolgung der Orthodoxen. Er nahm den goldenen Doppelgürtel und das Diadem an und führte den Sultanstitel. Sein Bruder, der von der Leibwache zum Chalifen erhobene Mutawakkil (847—861), trieb die Verfolgungswuth und den religiösen Fanatismus gegen alle Andersdenkenden, besonders die Aliden, auf die höchste Spitze, wollüstig und grausam, eine Geisel seiner Unterthanen. Sein eigener Sohn, el Mostanßir (Muntaßir), verschwor sich gegen ihn mit der türkischen Leibwache, ließ ihn umbringen und bestieg, von der türkischen Leibwache erhoben, den Thron der C. Die Brüder des neuen Herrschers (861—862) wurden gezwungen, der Thronfolge zu entsagen und nach Mostanßirs Tod (862) ward dessen Enkel, Almustain (862—866), zum Nachfolger erwählt. Mehr und mehr wurde das Reich durch religiöse Spaltungen und Bürgerkriege der Auflösung entgegengeführt. Unter den folgenden, meist durch die Leibwache auf den Thron gehobenen C. Almutaz (bis 869), Muhtadi (bis 870), Ahmed Almutamid (bis 892), Almutadhid (bis 902), Almutafi (bis 907), Muktadir (bis 931), Kahir (bis 934), Radhi (bis 941), Muttakti (bis 944) erhoben sich auf allen Seiten Statthalter, die sich — bei der meist schwachen und willkürlichen Regierung der in ein üppiges Genußleben versunkenen C. — von diesen unabhängig machten. So behaupteten sich mit mehr oder weniger Glück die Tuluniden in Aegypten, die Saffariden in Persien, die Samaniden in Chorasan, die Aliden in der Umgebung des Kaspischen Meers, die in Karmaten und Fatimiden sich theilenden und die schiitischen Lehren befolgenden Ismaeliten in Syrien und Arabien. Als der Chalif Mustakfi 944 zur Regierung kam, beschränkte sich sein Gebiet auf die Stadt Bagdad. Diese Schwäche benutzte das Haupt der in Farsistan mächtigen Bujiden, Moiz ed Daulat, um Bagdad zu belagern und zu erobern; der Chalif wurde, obgleich er sich unterwarf, geblendet,

der Sieger nahm den Titel Sultan an, und der zum Chalifen erhobene Abul Kasim, der Bruder Mutakkis', wurde auf die geistliche Würde beschränkt, während die Bujiden die Würde des weltlichen Herrschers, des Emir al Omra, ausübten. So thatsächlich aller Macht beraubt, verloren die C. bald auch die letzte Auszeichnung, die Erwähnung im Kirchengebet, und das Münzgepräge; die Bujiden, als oberste Emire, herrschten unumschränkt, bis sie um 1040 den Seldschukken weichen mußten. Das Chalifat dauerte ohne jegliche Bedeutung fort, bis Hulagu, der Enkel Dschingischans, mit seinen wilden Horden Bagdad eroberte (1258); 40 Tage lang wurde geplündert, 200,000 Menschen wurden getödtet, unter ihnen der 56. Nachfolger Mohammeds. So endete die Herrschaft der Abbassiden im 509. Jahr ihres Bestehens, im 656. der Hedschra.

Aegypten war eine der ersten Provinzen des Arabischen Reichs, welche sich von demselben losrissen. Den ersten Versuch machte der Statthalter Achmed, der von dem Chalifen für wichtige Dienste mit großer Macht bekleidet wurde und dieselbe so auszudehnen wußte, daß er nur noch dem Namen nach unter arabischer Oberherrschaft stand (877). Die Schlacht bei Fostat (904) brachte zwar Aegypten nochmals unter das arabische Chalifat, aber schon die Dynastie der Ikschiden, von Abu Bekr Mohammed Ikschid gestiftet, behauptete sich von 934—968 wieder selbständig auf dem ägyptischen Thron. Die immer mehr zunehmende Schwäche dieser Familie machte es den Fatimiden, die bereits im westlichen Nordafrika ein unabhängiges Reich beherrschten, leicht, auch Aegypten und Syrien in ihre Gewalt zu bringen. Moez Eddin Allah nahm zuerst 972 den Chalifentitel an, erbaute Kairo und machte dieses zur Hauptstadt seines Reichs. Unter seinen meist unbedeutenden Nachfolgern gerieth die Herrschaft in die Hand der Wessire, unter welchen besonders Bedr el Dschemali Asdal zu nennen ist, welcher das seit einiger Zeit von den Seldschukken beherrschte Syrien dem Aegyptischen Reich einverleiben wollte, um 1095. Schon hatte er Jerusalem erobert, als das erste Heer der Kreuzfahrer erschien, Jerusalem nahm, den Wessir bei Askalon schlug und zur Flucht nach Aegypten nöthigte. Unter den folgenden C. nahmen die Wessire sogar den Sultanstitel an und führten unter einander Fehden. Ein energisches Regiment begründete erst Saladin, welcher sich allein 1170 der Herrschaft bemächtigte und den Titel Sultan von Aegypten annahm. Er machte der Herrschaft der Fatimiden ein Ende und begründete die Dynastie der Ejubiden, welche 1250 von den Mamlukken gestürzt wurde. Bei der Eroberung Aegyptens durch die Türken 1517 wurde der letzte der dortigen C. nach Konstantinopel geführt, durfte aber — doch ohne alle Macht — nach Aegypten zurückkehren, wo er 1538 starb. Die türkischen Sultane nahmen hierauf den Chalifentitel an und behaupteten denselben, obwohl wenig geachtet und besonders von den Persern und Marokkanern nicht anerkannt, mit der geistlichen Oberherrschaft über die Moslemin bis auf die Gegenwart. Ueber die spanischen C. s. Spanien.

Vgl. Marigny, Histoire des Arabes sous les gouvernements des Chalifes (Par. 1750; deutsch von Lessing, Berl. 1753, 3 Bde.); Hammer-Purgstall, Ueber Länderverwaltung unter dem Chalifat (Preisschrift, das. 1835); Derselbe, Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher (Darmst. 1837—39, 3 Bde.); Lebrecht, On the state of the chalifate of Bagdad, in Aschers »Benjamin of Tudela«, Bd. I (Berl. 1841); Weil, Geschichte der C. (Mannh. 1846—62, 5 Bde., die zuverlässigste Behandlung der Geschichte des Chalifats).

Chalil (hebr.), althebräisches Blasinstrument, von Luther Pfeife oder Flöte übersetzt, bestand aus Rohr, Holz oder Knochen, war aus einem Stück gearbeitet und hatte anfänglich keine, später vier und noch mehr Tonlöcher. Es wurde nach Art der Flöte à bec geblasen und hatte einen sanften Ton. Beim Tempeldienst gebrauchten es die Hebräer am Pfingst- und am Laubhüttenfest, wo der Gesang Hallel darauf geblasen wurde.

Chalil, Stadt in Palästina, das alte Hebron (s. d.).

Chalka (Khalcha), der bedeutendste Stamm der Mongolen, im N. der Wüste Gobi. Ihr Typus ist nach Radloff rein mongolisch. S. Mongolen.

Chalkanthit, s. v. w. Kupfervitriol.

Chalkedon (auch Kalchēdon), Stadt im alten Bithynien, am Eingang in den Bosporus, Byzanz gegenüber, 675 v. Chr. von den Megarern angelegt und anfänglich Prokerastis genannt, war eine blühende Handelsstadt mit vielen Tempeln, namentlich einem des Apollon mit berühmtem Orakel, und sank in der Folge dadurch, daß Nikomedes von Bithynien einen Theil der Einwohner nach Nikomedia führte (140 v. Chr.). Durch Testament des genannten Königs fiel sie 74 v. Chr. an die Römer. Später wurde sie von Mithridates erstürmt, unter Valerian von Skythenschwärmen heimgesucht. Hier siegte auch 18. Sept. 323 n. Chr. Kaiser Konstantin über Licinius. Verfallen, wurde die Stadt von Valens wieder erneuert und unter dem Namen Justinianea zum Hauptort der Provinz Pontica prima erhoben. 616 n. Chr. wurde sie vom Perser Chosroes und später wieder von den Osmanen zerstört, welche die Steine zum Bau von Moscheen in Konstantinopel verwendeten. Das jetzige Dorf Kadiköi bezeichnet die Stelle des alten C. In C., dem Geburtsort des Philosophen Xenokrates, ward 451 die vierte ökumenische Kirchenversammlung gehalten, welche die auf den Koncilien zu Nikäa und Konstantinopel gefaßten Glaubensformeln bestätigte, die Lehre von den beiden Naturen in Christo sowohl gegen Nestorius als gegen die Monophysiten dahin feststellte, daß zwei Naturen zu Einer Person, einestheils ohne Vermischung und Verwandlung, anderseits ohne Trennung und Absonderung verbunden seien, und den Patriarchen von Konstantinopel dem Bischof in Rom in Rechten und Vorzügen gleichstellte, diesem nur den Vorrang zugestehend. Die chalkedonische Glaubensformel erhielt bleibendes Ansehen in der römisch- und griechisch-katholischen, sowie in der protestantischen Kirche.

Chalkelephantin (griech.), aus Erz und Elfenbein bestehend.

Chalkidios, neuplatonischer Philosoph oder Grammatiker in der ersten Hälfte des 4. Jahrh., soll Archidiakonus von Karthago gewesen sein, hinterließ eine lateinische Uebersetzung von Plato's »Timäus«, nebst einem Kommentar darüber: »Interpretatio latina partis prioris Timaei Platonis et commentarius in eundem« (zuerst Par. 1520, dann von J. Meursius, Leiden 1617, und in Fabricius, Ausgabe des Hippolyt, Hamb. 1716, 2 Bde.). Er

fand in der Dreieinigkeit nur verschiedene Kräfte der Gottheit, die Welt und ihre einzelnen Theile beseelt 2c.

Chalkidische Halbinsel (Chalkidike, nach der Stadt Chalkis benannt), große Halbinsel im türk. Sandschak Salonik, welche mit 3 fingerförmigen Ausläufern, Kassandra, Longos und Hagion Oros, weit ins Aegäische Meer vorspringt und östlich vom Meerbusen von Rendina, westlich vom Golf von Saloniki umgeben ist. Die 1040 Meter hohen Gebirge Kortatsch und Cholomon durchziehen sie von W. nach O. Auch die drei Landzungen sind sämmtlich in O. und S. felsig und steil, besonders aber ist das Hagion Oros (Athoshalbinsel), welches wie Kassandra durch eine flache Landenge angeschlossen ist, ganz gebirgig. Die Halbinsel ist ein schönes, im Alterthum hochberühmtes Land, reich an Landgütern und Wald, und von Griechen bewohnt. Auf der östlichen Landzunge ist der berühmte Mönchsdistrikt (s. Athos). An der flachen Landenge derselben, wo das alte Sane lag, sind noch Spuren von dem Durchstich (Persergraben) sichtbar, den Xerxes einst hier versucht hat. Auf der westlichen Halbinsel lagen im Alterthum die Städte Olynth, beim heutigen H. Mamas, und Potidäa (später Kassandra), an der Stelle des jetzigen Pinaka. Die ganze Halbinsel war im Alterthum, das einzige dorische Potidäa ausgenommen, von ionischen Pflanzstädten besetzt.

Chalkis, alte Hauptstadt der Insel Euböa, eine der bedeutendsten Städte des alten Griechenland, an dem schmalsten Punkt des Sundes Euripos gelegen und durch eine stark befestigte Dammbrücke, welche ganz gesperrt oder nur für die Durchfahrt Einer Triere geöffnet werden konnte, mit dem gegenüberliegenden Festland verbunden, hatte 50, später über 70 Stadien (12,5 Kilom.) im Umfang, einen mit Säulenhallen, Tempeln und Bildsäulen geschmückten Marktplatz und eine sehr zahlreiche Bevölkerung, welche, geschickt und tapfer, auf der See einen ausgebreiteten Handel, besonders mit dem Ertrag ihrer Bergwerke und ihren trefflichen Fabrikaten in Eisen und Erz, trieb. Bemerkenswerth ist die Menge chalkidischer Kolonien auf den Inseln und Küsten des Mittelmeers, namentlich in Makedonien, wo sie der Halbinsel zwischen dem Strymonischen und Thermäischen Busen ihren Namen (Chalkidike) gaben, auf den Inseln: Jos, Seriphos, Peparethos u. a., in Kampanien (Cumä) und auf Sicilien (Catana, Himera, Leontini, Tauromenium 2c.). Zu C. wurde vornehmlich Apollon verehrt. Der Redner Isäos und der Dichter Lykophron waren zu C. geboren, und Aristoteles starb daselbst. Der Sage nach schon vor dem Trojanischen Krieg von den Athenern unter Pandoros, des Erechtheus Sohn, gegründet, ward die Stadt später durch attische Jonier unter Kothos erweitert. Verschiedene Umstände machen es jedoch wahrscheinlich, daß diese aus einer Ansiedelung phönikischer Purpurfischer hervorgegangen ist. In älteren Zeiten ward sie von der Familienaristokratie der Ritter (Hippobotä) beherrscht. Herodot erwähnt eines Kriegs zwischen C. und Eretria, an welchem Samos und Milet theilnahmen, und in welchem es sich wahrscheinlich um den Besitz der fruchtbaren lelantischen Ebene handelte. Im Jahr 506 v. Chr. verband sich C. mit Sparta, um den vertriebenen Isagoras nach Athen zurückzuführen, erlag aber der Macht Athens, welches den Landbesitz von C. unter 4000 athenische Ansiedler vertheilte. Im Jahr 445 empörte sich die Stadt gegen Athen, wurde jedoch alsbald nebst der ganzen Insel von Perikles wieder unterworfen. Nach Athens Demüthigung im Peloponnesischen Krieg ward C. auf kurze Zeit wieder frei. Der strategisch höchst wichtig gelegenen Stadt bemächtigten sich dann nach einander wieder Athen, Makedonien, Antiochos von Syrien, Mithridates, endlich die Römer. Kaiser Justinian verstärkte ihre Befestigungen und gab der Stadt dadurch eine durchs ganze Mittelalter dauernde Wichtigkeit. — Das jetzige Chalkis (im Mittelalter Euripos, griech. Egripo, ital. Negroponte) war zur Türkenzeit Mittelpunkt eines Verwaltungsbezirks mit wichtiger Flottenstation und ist noch heute dem Aussehen nach eine echt türkische Stadt, die von mächtigen grauen, krenelirten Mauern mit gewaltigen Thürmen umgeben ist, überragt von Moscheen und Minarets, nebst Cypressen und Palmen, im Innern von schmutzigen, engen Gassen durchzogen, mit hohen, unregelmäßig gebauten Häusern, an denen Erker vorspringen. Sie hat fast keine Reste aus dem Alterthum, 2 Citadellen und 2 Häfen, ist Hauptort der Nomarchie Evoia (Euböa) und zählt etwa 7000 Einw. Im Euripos steht ein alter, dicker Thurm der Venetianer mitten im Wasser, von wo eine steinerne, in ihrer ersten Anlage uralte Brücke zum Festland und eine hölzerne Zugbrücke zum Thor der Stadt führt.

Chalkograph (griech.), Kupferstecher; Chalkographie, Kupferstecherkunst; auch ein Erzeugnis derselben.

Chalkondylas (Chalkokondylas), 1) Laonikos, byzantin. Historiograph, geboren in Athen, lebte um 1470 in Konstantinopel. Er schrieb eine Geschichte der letzten Jahre des byzantinischen Kaiserreichs (1297—1462) in 10 Büchern. In das Lateinische übersetzt ward das Werk von Konrad Clauserus (Basel 1560); griechisch mit Clausers lateinischem Text erschien es Genf 1650. Dann ward es herausgegeben von Fabroti (Veneb. 1729), griechisch und lateinisch von Bekker im »Corpus scriptorum historiae Byzantinae« (Bonn 1843). C. verlebte seine letzten Jahre in Italien.

2) Demetrius, berühmter griech. Grammatiker, Bruder des vorigen, geboren um 1424 in Athen, ging nach der Eroberung seiner Heimat als Lehrer der griech. Sprache nach Italien und lebte erst bei Lorenzo Medici in Florenz, sodann bei Ludwig Sforza in Mailand und starb hier, wegen seiner Gelehrsamkeit und seines sittlichen Charakters in hohem Ansehen stehend, 1511. Seine vortreffliche griech. Sprachlehre übertrifft des Chrysoloras' Werk an Vollständigkeit und das Gaza's an Einfachheit. Sie erschien unter dem Titel: »Erotemata« zuerst in Mailand um 1493 (ohne Angabe von Ort und Jahrzahl), dann zu Paris 1525, zu Basel 1546. Noch größeres Verdienst erwarb er sich durch die Besorgung des ersten Drucks von Homer, welcher 1488 zu Florenz in 2 Foliobänden erschien und sowohl der Schönheit des Papiers und seiner griechischen Typen halber, als auch wegen seiner Korrektheit als ein Meisterwerk der Typographie gerühmt wird. Im Jahr 1493 besorgte C. auch eine Ausgabe des Isokrates und 1499 des Lexikons des Suidas, beide gedruckt zu Mailand von Heinrich dem Deutschen und Sebastian von Pontremulo.

Chalkopyrit, s. v. w. Kupferkies.

Chalkos (griech., lat. chalcus aureolus), eine

eherne Scheidemünze des alten Griechenland, gewöhnlich durch X oder Xα bezeichnet, nach unserem Geld etwa 1 Pfennig. Drei C. machten einen Hemiobolos, 4 einen Pelanor, 6 einen attischen und 10 einen äginetischen Obolos. Auf dem attischen C. befand sich eine Nachteule.

Chalkotypie (griech.), ein Hochätzverfahren in Kupfer, erfunden um 1850 von H. Heims in Berlin, wurde daselbst, sowie von A. Jourdain in Paris eine Zeitlang praktisch geübt. Den Zweck, gute, billigere und dauerhaftere Hochgravirungen, als sie durch den Holzschnitt geschaffen werden, mittels C. zu erzeugen, zum gleichzeitigen Druck mit Buchdrucklettern, erreichte man jedoch nicht, weshalb das Verfahren gegenwärtig außer Gebrauch ist.

Chalkoxylographie (griech.), Name einer von Siegländer in Wien erfundenen und 1837 bekannt gemachten Methode, die Kupferstecher- mit der Holzschneidekunst dergestalt zu verbinden, daß die Aquatintamanier im Stahlstich treu und mit gleicher Feinheit und Vollendung wiedergegeben erscheint. Der Abdruck erfolgt auf gewöhnlichen Druckerpressen, ohne weitere Vorrichtung, in steter Reinheit.

Challamel (spr. schallamell), Jean Baptiste Marie Augustin, franz. Historiker, geb. 18. März 1818, besuchte das Collége Henri IV zu Paris, trat in ein Handelshaus, wandte sich dann dem Studium der Rechte zu und wurde gegen 1840 Advokat. Später widmete er sich ganz der Literatur und erhielt 1844 die Stelle eines Unterbibliothekars von St. Geneviève. Seine früheren Schriften sind kunstgeschichtlichen, die späteren rein historischen Inhalts. Wir nennen davon »Histoire-Musée de la République française depuis l'assemblée des notables jusqu'à l'empire« (1841, 2 Bde.; 3. Aufl. 1858); »Saint-Vincent de Paul« (1841; 3. umgearbeitete Aufl. 1856); »Les français sous la Révolution« (1843, mit W. Tenint); »Isabelle Farnèse« (1851, 2 Bde.); »Madame du Maine, ou les légitimes et légitimés« (1851 u. 1853); »Histoire populaire de la France, de la révolution, de Napoléon, de Paris« (1851, 4 Abtheilgn., illustrirt von H. Bellangé); »Histoire anecdotique de la Fronde« (1860); »Histoire du Piémont et de la maison de Savoie« (1860); »Histoire populaire des papes« (2. Ausg. 1861); »La régence galante« (1861); »Le roman de la plage« (1863); »Mémoires du peuple français« (1865—73, 8 Bde.).

Challans (spr. schallāng), Stadt im franz. Departement Vendée, Arrondissement Sables d'Olonne, in Morästen, zwischen den Kanälen du Perrier und de L'Etier, mit (1872) 4631 Einw., welche Fischerei, Gipsbrennerei, Töpferei und Spinnerei treiben. Unfern, auf einem Heidestrich, ein über 4 Meter hoher Menhir. Hier Sieg der republikanischen Truppen über die insurgirten Vendéer unter Charette 12. April 1793.

Challemel-Lacour (spr. schall'mell-lakuhr), Paul Armand, franz. Schriftsteller und Uebersetzer, geb. 19. Mai 1827 zu Avranches, wurde im Lycée Saint-Louis und in der Ecole normale gebildet, hielt in Paris und später zu Limoges Vorträge über Philosophie, wurde aber von der Regierung des 2. Dec. seiner freiheitlichen Ansichten wegen verhaftet und verbannt. Nach dreijähriger Abwesenheit zurückgekehrt, erhielt er die Erlaubnis, einen Kurs über Literatur und Kunst zu halten, nicht und wirkte als Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften (z. B. des »Temps«). Daneben schrieb er eine »Philosophie individualiste«, eine Studie über Wilhelm v. Humboldt (1864), übersetzte H. Ritters »Geschichte der neuen Philosophie« (1861, 3 Bde.) ins Französische und gab »Oeuvres complètes de Madame d'Épinay« (1870) heraus.

Chalmers (spr. tschahmers oder tschälmers), 1) George, engl. Historiker, geb. 1742 zu Fochabers in der schottischen Grafschaft Murray, studirte zu Aberdeen und Edinburg die Rechte, ließ sich dann in Baltimore als Anwalt nieder, hielt bei Ausbruch der nordamerikanischen Revolution zur ministeriellen Partei. 1775 nach England zurückgekehrt, erhielt er 1786 einen Posten beim Ministerium des Handels und der Kolonien. Er starb 1825. Von C.' zahlreichen Schriften, von denen viele auch Tagesfragen behandelten, sind von allgemeinerem Interesse: »Political annals of the united colonies« (Lond. 1780); »On the comparative strength of Great Britain during the present and preceding reigns« (das. 1782 u. 1786; deutsch von Heinze, Berl. 1786); »Collection of treatises between Great Britain and other powers« (Lond. 1790, 2 Bde.); »Caledonia, or a topographical history of North-Britain« (das. 1807 ff., 4 Bde.), eine sehr gründliche Untersuchung über die ältere Geschichte Schottlands. Auch schrieb er mehrere vortreffliche Biographien, namentlich der Maria Stuart (Lond. 1818, 2 Bde.; deutsch, Halberstadt 1824), Daniel de Foe's (1790), Thomas Rudimans (1794), Thomas Paine's (1796). Der Streit über den angeblichen Nachlaß Shakespeare's (1796) fand an ihm einen eifrigen Mitkämpfer für die Echtheit desselben. Auch ist C. Herausgeber der poetischen Werke Allan Ramsay's (1800, 2 Bde.) und David Lindsay's (1807, 3 Bde.).

2) Alexander, Sohn des vorigen, berühmter Biograph und Kritiker, geboren um 1759 in Aberdeen, ward nach Beendigung seiner klassischen und medicinischen Studien in London für die periodische Presse gewonnen und machte bald durch die kritische Schärfe seiner Artikel und im Kampf zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien durch seine Parteinahme für seine Landsleute Aufsehen. Sein erstes selbständiges größeres Unternehmen war sein »General biographical dictionary« (Lond. 1812—17, 32 Bde.), das über 9000 Artikel enthält. Von der langen Reihe seiner Schriften erwähnen wir noch: »History of the university of Oxford« (Lond. 1810, 2 Bde.) und »British poets from Chaucer to Cowper« (das. 1810, 21 Bde.). Auch ist C. Herausgeber vieler englischen Nationalwerke, z. B. Shakespeare's, S. Johnsons, Pope's u. a. Er starb als Mitglied der königlichen und anderer Societäten der Wissenschaften 18. Dec. 1834.

3) Thomas, berühmter engl. Theolog und Kanzelredner, Stifter der freien presbyterianischen Kirche Schottlands, geb. 17. März 1780 zu Anstruther in der schottischen Grafschaft Fife, studirte 1795—98 zu St. Andrews neben der Theologie vorzugsweise Mathematik, Naturphilosophie und Chemie und wurde 1803 Prediger zu Kilvany, 1814 zu Glasgow, 1824 Professor der Moralphilosophie zu St. Andrews, 1828 der Theologie zu Edinburg. Von seinem frühern ernst sittlichen Rationalismus war er in einer Krankheit 1810 zu einem supernaturalistischen Standpunkt übergegangen, seine durch Sprache und Gehalt ausgezeichneten Predigten behielten aber neben der einfachen praktischen Ausführung die Richtung auf das Sittliche. Eine einflußreichere Wirksamkeit übte C. durch die Ausbildung und Wiederbelebung

der kirchlichen Aemter des Presbyteriats und Diakonats und durch die Organisation einer gemeindlichen Armenpflege in der Johannisgemeinde zu Glasgow und seine Anregung zur Vermehrung der Kirchen 1834. Nach den Grundsätzen, die ihn hierbei leiteten, trat er als Vertheidiger der Staatskirche auf, jedoch mit Scheidung des religiösen und weltlichen Gebiets. Als aber die Assembly das alte aber vergessene Vetorecht der Familienhäupter gegen einen vom Patron präsentirten Pfarrer erneuerte und der Staat durch Strafandrohung die Ordination der so zurückgewiesenen dennoch erzwingen wollte, war C. unter denen, die hierin eine Verletzung des göttlichen Rechts der Kirche sahen, aus der Staatskirche austraten und die freie Kirche Schottlands bildeten. Er hatte den Vorsitz auf der ersten Assembly und wirkte als Pastor primarius der neuen Kirche eifrig für die Organisation derselben Kirche bis an seinen Tod 31. Mai 1847. Seine Werke sind gesammelt in 25 Bänden (neue Ausg., Lond. 1849), nebst 9 Bänden hinterlassener Schriften; eine Auswahl in 12 Bänden besorgte Hanna (Edinb. 1854—57). Hervorzuheben sind: »The adaptation of external nature to the moral and intellectual condition of man« (Edinb. 1839, 2 Bde.); »Treatise on political economy in connexion with the moral prospects of society« (das. 1832), Vertheidigung der von Malthus aufgestellten Theorie. Von seinen theologischen Schriften werden besonders die »Evidences of the Christian revelation« (Edinb. 1817; deutsch von Oster, Frankf. 1834; nach der 12. Auflage des Originals von Reinecke, Rinteln 1841) geschätzt. Von der kirchlichen Armenpflege handelt »The civil and Christian economy of large towns« (Edinb. 1821, 3 Bde.; deutsch von O. v. Gerlach, Berl. 1847). Seine Biographie schrieben Ramsay (3. Aufl., Lond. 1866) und Todds (das. 1870). Vgl. Hanna, Memoirs of the life and writings of Th. C. (Edinb. 1850, 4 Bde.); Köstlin, Die schottische Kirche (Gotha 1852).

Chalon (spr. schalóng), Alfred Edward, Porträt- und Historienmaler, jüngerer Bruder des Genre- und Landschaftsmalers John James C. (geb. 27. März 1778 zu Genf, gest. 14. Nov. 1854 in London), geb. 15. Febr. 1781 zu Genf, kam infolge der franz. Revolution nach London, wo er 1797 als Schüler in die Akademie eintrat. 1808 stiftete er mit seinem Bruder und einigen anderen die Sketching-Society zum Studium der Komposition, die 40 Jahre lang bestand; 8 Jahre später wurde er Mitglied der Akademie. Damals und noch viele Jahre war er als Porträtmaler in Aquarell sehr gesucht; die vornehme Welt drängte sich in sein Atelier, um von seinem eleganten Pinsel verewigt zu werden; so malte er die Königin Victoria, König Leopold, die Herzogin von Kent, den Prinzen Albert, den Kaiser Alexander von Rußland u. a. Doch malte er auch in Oel. Seine Historien fanden keinen Beifall, mehr seine Genre- und ins Genrehafte fallenden Stücke, so Hunt the Slipper (1831), Morgenspaziergang, Ludwig XIV. bei der La Vallière, Serena (1847), Sophie Western (1857), in denen eine glückliche Nachahmung des graziösen und anmuthigen Watteau zu Tage trat. Sein »John Knox, die Hofdamen Maria Stuarts zurechtweisend« (1841) ist durch den Stich verbreitet. 1845 wurde er nach Washington berufen, um an den Wandmalereien des Kapitols theilzunehmen. Er starb 3. Okt. 1860 zu London. Nachbildungen seiner Werke finden sich in Findens »Gallery of the Graces« (Lond. 1832—34, 34 Stahlstiche), zu den »Portraits of the principal female characters« (das. 1833, 40 Stahlstiche) und zu den »Landscape, portraits and historical illustrations of the poet. works of S. W. Scott« (das. 1833, 40 Stahlstiche).

Chalonnes (spr. schalonn), Stadt im franz. Departement Maine-et-Loire, Arrondissement Angers, an der Mündung des Layon in die Loire und der Orléansbahn (La Possonnière-Niort), mit (1872) 5836 Einw., welche Fischfang und Schiffahrt, Fabrikation von Leinwand und Seilerwaaren, Färberei und Weinbau treiben. C. liegt im Centrum des Kohlenbeckens der untern Loire, das sich über die Departements Niederloire und Maine-et-Loire erstreckt und jährlich über 1 Mill. metrische Centner Kohlen liefert. Die Stadt ist reich an Resten aus der gallorömischen Zeit; dabei auch Ruinen eines alten festen Schlosses.

Châlons sur Marne (spr. schalóng ssürr marn), Hauptstadt des franz. Departements Marne, an der Marne und dem Marne-Rhein-Kanal, Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen, in einer anmuthigen Wiesenebene der Champagne, die zu beiden Seiten weite Kreideebenen umschließen, ist mit Mauern und Gräben umgeben, hat meist Holzhäuser, aber gerade und reinliche Straßen, schöne Kirchen mit vielen Spitzthürmen (darunter die schöne Kathedrale St. Etienne aus dem 13. Jahrh., mit einem romanischen und einem gothischen Thurm; die Kirche Notre Dame, 1158—1322 im Uebergangsstil erbaut, während der Revolution sehr verstümmelt, später geschmackvoll restaurirt, mit schönen Glasgemälden; die Kirche St. Alpin, mit einem angeblichen Dürer, und die Kapelle St. Pudentienne, wohin jährlich im Mai ca. 50,000 Pilger wallfahrten); ferner ein schönes Präfekturgebäude mit dem Archivpalais, ein Stadthaus (von 1771), ein Hospital (von 1572), ein Theater, einen unvollendeten Triumphbogen (Porte Ste. Croix) und (1872) 16,453 (einst 60,000) Einw. C. ist der Sitz eines Suffraganbischofs des Erzbischofs von Reims. Außerdem befinden sich hier ein Handelstribunal, eine Schule der Künste und Gewerbe (300 Schüler), ein Collége, ein großes Seminar, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Bibliothek von 28,000 Bänden, eine Handels-, Ackerbau-, Kunst- und andere Gesellschaften ꝛc. Erwerbsquellen sind vorzüglich Fabrikation von Champagnerwein und Schuhwaaren (für Paris), Gerberei, Maschinenbau, Seilerwaarenfabrikation. Dicht am Bahnhof liegen die Champagnerkeller der bekannten Firma Jaquesson, welche gegen 4 Mill. Flaschen fassen. Die in den Kalkfelsen gebauenen, erleuchteten und mit Wägen befahrbaren Gänge sind über 7 Kilom. lang. Ueber die Marne führen 22 Brücken, darunter die schönen Pont des Archers (17. Jahrh.) und Pont Mauvilain (1550) und die Eisenbahnbrücke mit 3 Bögen; längs dem Ufer zieht sich der Jard hin, eine köstliche Promenade von fast 8 Hektar Flächenraum. — C. ist eine sehr alte Stadt; unter dem Namen Durocatalaunum war sie die Stadt der Katalaunen und eine der vornehmsten Städte von Gallia belgica. In ihrer Nähe fielen auf den Katalaunischen Feldern zwei Schlachten vor: die eine, worin Tetricus 271 n. Chr. vom Cäsar Aurelian, seinem Nebenbuhler in der Kaiserwürde, eine Niederlage erlitt, und die andere berühmte, worin das Heer Attila's 451 von den Westgothen unter Theoderich (der jedoch fiel) und den Römern unter Aëtios überwunden ward. Im Jahr 643 ward die Stadt vom Grafen Herbert v. Vermandois, 931 von Rudolf v. Burgund, 947

von Robert v. Vermandois erobert und verwüstet. Sie stand nie unter den Grafen v. Champagne, sondern unter dem Bischof von C. Im Jahr 1589 verlegte Heinrich IV. das Parlament von Paris nach C., und 15. Juni 1591 ward hier die gegen Heinrich IV. gerichtete Exkommunikationsbulle Gregors XIV., sowie 1592 die Bulle Clemens' VIII. öffentlich durch den Henker verbrannt. Am 4. Febr. 1814 eroberten die Preußen unter York die Vorstadt St. Memmie gegen Macdonald und besetzten 5. Febr. nach dessen Abzug die Stadt selbst. In jüngster Zeit ward C. vorzugsweise genannt wegen des berühmten Lagers von C., welches von Napoleon III. 1856 zunächst als Uebungslager für die franz. Armee errichtet und 1857 zum erstenmal bezogen wurde. Es lag 30 Kilom. im NO. der Stadt, im Winkel zwischen den Eisenbahnlinien nach Reims und Verdun, auf dem Territorium der beiden ca. 6 Kilom. von einander entfernten Orte Großmourmelon (mit dem kaiserlichen Hauptquartier) und Kleinmourmelon und bedeckte einen Raum von 12,000 Hektar. Bis 1868 waren im Lager gewöhnlich 3 Infanteriedivisionen, eine Division Kavallerie und die entsprechende Artillerie. Nach 1868 wurde dasselbe jeden Sommer von 2 Armeekorps, die einander ablösten, bezogen. Die Truppen lagerten in Zelten und Baracken. Uebrigens herrschte im Lager bei vernachlässigter Disciplin mehr ein lustiges Leben als angestrengtes Arbeiten, und der damit verbundene Zweck, die Hebung der Kriegstüchtigkeit, wurde nicht entfernt erreicht. Bei Ausbruch des Kriegs 1870 war das Lager das Standquartier des 6. Armeekorps unter Marschall Canrobert, der zugleich die Pariser Mobilgarden daselbst einüben sollte. Nach den ersten Siegen der Deutschen und nachdem sich Canrobert mit seinen Truppen nach Metz gewandt hatte, zogen sich die Trümmer der Armee Mac Mahons und des Korps de Failly's nach C. zurück, wo aus ihnen und dem neugebildeten 12. Korps Mac Mahon während der Schlachten bei Metz die »Armee von C.« organisirte, mit der er 21. Aug. nach Reims aufbrach, um den unglücklichen Zug auszuführen, der mit der Kapitulation von Sedan endete. Die Kavallerie der deutschen Avantgarde, die 24. Aug. in C. eintraf, fand das Lager zerstört und größtentheils verbrannt. Im weitern Verlauf des Kriegs bildete die Stadt C. eine wichtige Etappe zur Verbindung der im Innern Frankreichs befindlichen deutschen Truppen mit Deutschland. Das Lager von C. wurde im Februar 1871 gänzlich aufgehoben.

Châlon sur Saône (spr. schalóng ssürr ssohn), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Saône-et-Loire, am rechten Ufer der Saône, da, wo der Kanal du Centre einmündet, und an der von Lyon kommenden Eisenbahn, in fruchtbarer, aber wegen häufiger Ueberschwemmungen ungesunder Gegend, ist unregelmäßig und schlecht gebaut, hat aber schöne und belebte Quais, 5 Pfarr- und mehrere Klosterkirchen (darunter die schöne St. Vincentkirche von 1386–1440, mit restaurirtem Thurm), ein Hospital (1528 gegründet), einen modernen Justizpalast und (1872) 20,427 Einw. Ueber den Fluß führt eine große schöne Steinbrücke (1418—1508 erbaut) mit 8 Bögen; auf der Place de Beaune steht ein Obelisk, der 1730 errichtet, in der Folge Napoleon I. gewidmet wurde. C. ist Sitz eines Handelsgerichts und hat ein Collége, eine Zeichenschule, eine Bibliothek von 15,000 Bänden, eine Gemälde- und Antiquitätensammlung, mehrere wissenschaftliche Gesellschaften, ein Zellengefängnis und ein Hospiz. Die Industrie erstreckt sich auf Zuckerraffinerie, Fabrikation von Oel, Mehl (besonders Maismehl), Hüten, Chemikalien (Borax, Cremortatari ꝛc.), auf Destillation und Schiffbau. Auf dem linken Ufer und auf einer Insel der Saône liegt die Vorstadt St. Laurent. Durch den Kanal du Centre, welcher von der Loire kommt, und verschiedene Eisenbahnverbindungen ist die Stadt Mittelpunkt eines wichtigen Binnenhandels geworden, wo der Austausch der Produkte von Nord- und Südfrankreich stattfindet. Namentlich ist C. Stapelplatz für Weine und Spirituosen, Weinessig, Getreide, Steinkohlen, Eisen- und Lederwaaren, Tuche, Quincaillerien ꝛc. In der Nähe finden sich viele römische Alterthümer vor. Zur Zeit Cäsars hieß C. Cabillonum, war der Sitz eines römischen Marinepräfekts, hatte Kornmagazine für das Heer und einen ausgebreiteten Handel. Unter Kaiser Honorius gehörte die Landschaft zu Gallia Lugdunensis I und galt als die zweite Stadt dieser Provinz. Der heil. Marcellus und der heil. Valerianus verbreiteten hier das Christenthum und starben 179 den Märtyrertod. Im 4. Jahrh. wurde das Bisthum hier gegründet. Später bemächtigten sich die Burgunder der Stadt; der König Guntram von Burgund hatte daselbst einen Palast. Zu Anfang des 5. Jahrh. wurde C. von den Vandalen, im 6. Jahrh. von Chramnus, dem aufrührerischen Sohn des fränkischen Königs Chlothar I., verwüstet und im 8. Jahrh. von den Saracenen geplündert. Im Jahr 830 war Theoderich I. Graf von C. und Maçon. Im 10. Jahrh. bildete es mit seinem Gebiet die burgundische Lehnsgrafschaft Chalonnais und behielt seine eigenen Grafen, bis es 1247 durch Tausch gegen Senlis und andere Ländereien an Burgund kam. Im Jahr 1477 fiel C. an die franz. Krone, 1562 wurde die Stadt von den Hugenotten genommen, 1563 die Citadelle erbaut; später verfiel die Festung.

Chalosse (spr. schalóss), franz. Landschaft in der Gascogne, jetzt der südöstliche Theil des Departements Landes, ist sandig, getreidereich. Hier wächst der Chalosse, eine gute Art Franzwein. Hauptstadt war St. Sever am Adour.

Chalotais (spr. schalótä), Louis René de la, Generalprokurator beim Parlament von Bretagne, geb. 6. März 1701 zu Rennes, trug durch seine zwei dem Parlament vorgelegten »Comptes-rendus des constitutions des Jésuites« (December 1761 und Mai 1762, oft gedruckt) viel zur Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich bei und stellte in seinem »Essai d'éducation nationale, ou Plan d'études pour la jeunesse« (Genf 1763, deutsch von Schlözer) der jesuitischen Erziehungsweise eine naturgemäßere entgegen. Als er aber den Steuervorlagen des Ministeriums opponirte, ward er als angeblicher Verfasser einer anonymen Schmähschrift gegen einen Minister December 1765 mit seinem Sohn gefangen gesetzt und darauf nach Saintes verwiesen. Erst 1775 durfte er sein Amt wieder antreten. Seine Denkschriften über seinen Proceß wurden, obgleich verboten, in ganz Frankreich verbreitet. Voltaire vertheidigte C.' Unschuld, und die Nation stimmte ihm bei. Er starb 12. Juli 1785. Die Akten des Processes erschienen unter dem Titel: »Procès instruit extraordinairement contre MM. de Caradeuc de la C.« (1767).

Chalotten, s. v. w. Schalotten, s. Lauch.

Chalwar, Gewicht bei den kaukasischen Tataren, = 50 Batman; für rohes Petroleum wird der C. nur mit 40 Batman berechnet.

Chalybäus, Heinrich Moritz, deutscher Philosoph, geb. 3. Juli 1796 zu Pfaffroda im sächsischen Erzgebirge, zu Meißen und Leipzig gebildet, anfänglich Philolog, dann Theolog und Philosoph, war zuerst Hauslehrer in Wien, dann Lehrer an der Kreuzschule zu Dresden, seit 1825 an der Fürstenschule zu Meißen, seit 1828 an der Ritterakademie zu Dresden, von wo er 1839 an die Universität Kiel berufen, 1852 aber seiner deutschnationalen Gesinnung halber mit neun seiner Kollegen von der dänischen Regierung seines Lehramts entlassen wurde. Er starb 22. Sept. 1862 zu Dresden. Seine aus Vorlesungen vor einem größern Publikum entstandene geschmackvolle »Historische Entwickelung der spekulativen Philosophie von Kant bis Hegel« (Dresd. 1837; 5. Aufl. 1860) begründete seinen Ruf und wurde zweimal ins Englische (von Tulk, Lond. 1854, und von Edersheim 1860) übersetzt. Außerdem schrieb er im Sinn eines theistischen Eklekticismus: »Phänomenologische Blätter« (Kiel 1841); »Die moderne Sophistik« (das. 1843); »Entwurf eines Systems der Wissenschaftslehre« (das. 1846); »System der spekulativen Ethik« (sein Hauptwerk, Leipz. 1850, 2 Bde.); »Philosophie und Christenthum« (Kiel 1853) und »Fundamentalphilosophie« (das. 1861).

Chalýber (Alybes), ein Volk des Alterthums, das an der Nordküste von Kleinasien zwischen Kerasos und der Mündung des Iris wohnte (am heutigen Puleman Tschai). Sie waren besonders als Bergwerkskundige und als Eisenarbeiter berühmt, die Waffen und Geräthschaften aller Art fertigten. Schon Aeschylos pries das Eisen dieser C., und Eudoros läßt von ihnen das feinere, zu haltbarer Schärfe des Schwerts erforderliche Eisen geholt werden (daher das Wort chalybs, Stahl).

Chalybographie (griech.), Kunst des Stahlstichs; auch ein Erzeugnis derselben.

Chalybs (griech.), der Stahl.

Cham (Ham), nach der mosaischen Völkertafel der jüngste Sohn Noahs und Stammvater der Bewohner des südlichen Erdgürtels, soweit derselbe im Gesichtskreis des hebräischen Alterthums lag. In dem Fluch Noahs 1 Mos. 9, 20—27 spricht sich in Form der Weißagung die geschichtliche Uebermacht des Semitismus aus.

Cham, 1) Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, unweit der Mündung des Flusses C. (Chamab) in den Regen und an der bayr. Ostbahn in einem weiten Thalkessel gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, mit 3 Kirchen, einer eisernen Brücke über den Regen und hat (1871) 2920 überwiegend kathol. Einwohner, welche besonders Bierbrauerei und Handel mit Holz (wofür C. einer der größten Stapelplätze Bayerns ist), Flachs, Leinwand, Getreide und Vieh treiben. C. wird schon 976 genannt und war ehedem Sitz eigener Markgrafen, die von den Herzögen von Bayern abstammten und 1204 ausstarben, worauf C. an das Stammhaus Bayern zurückfiel. Früher stark befestigt, hatte der Ort im Dreißigjährigen, wie im Spanischen Erbfolgekrieg (hartnäckiger Widerstand 1703) viele Drangsale zu bestehen; neuerlich (Juli 1873) wurde er durch eine Feuersbrunst fast gänzlich zerstört. C. ist Geburtsort des franz. Marschalls Luckner. Vgl. Lukas, Geschichte der Stadt C. (Landsh. 1862). — 2) Dorf im schweiz. Kanton Zug, am breiten Nordende des Zugersees gelegen, Station der Zürich-Zug-Luzerner Bahn, mit (1870) 2133 Einw., einer Papiermühle und der Fabrik der Anglo Swiss Condensed Milk Company, welche, seit 1867 im Betrieb, kondensirte Milch exportirt.

Cham (spr. tamm), eigentlich Amédée de Noé, franz. Karikaturenzeichner, geb. 26. Jan. 1819 zu Paris, Sohn des Grafen Noé, war erst Schüler Paul Delaroche's, dann Charlets, und widmete sich besonders der grotesken Zeichnung. Seine ersten Karikaturen erschienen 1842. Seitdem pflegte er die kleineren Ereignisse des Tages dem Publikum in flüchtigen Bildern vorzuführen und lieferte für Almanache, namentlich für den »Almanac prophétique«, für das »Musée Philipon«, insbesondere aber für den »Charivari« zahlreiche komische Zeichnungen, Skizzen, Scenen und Revüen, die später meist als Albums gesammelt wurden.

Chamade (franz., f., spr. scha-, Schamade, ital. chiamata, Ruf), das militärische Zeichen, welches mit der Trompete oder Trommel gegeben wird, wenn der Belagerte zur Uebergabe bereit ist; daher figürlich C. schlagen, von einer Person gebraucht, welche in einer von ihr lange bekämpften Sache Zeichen der Nachgiebigkeit gibt.

Chamaecypăris, eine Gruppe der Pflanzengattung Cypresse.

Chamaedorĕa *Willd.* (Bergpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, rohrähnliche Gewächse mit glatten, geringelten Stämmen, endständigen, gefiederten, selten ganzen Blättern, diöcischen, in schwach verzweigten Trauben stehenden, oft wohlriechenden Blüten und runden rothen oder schwarzen kleinen Beeren, welche bisweilen ungemein zahlreich erscheinen. Man kennt gegen 50 Arten dieser in Mexiko, Mittelamerika, Neugranada und Venezuela heimischen Gattung; sie sind bisweilen nicht stärker als ein Finger und erreichen doch eine Höhe von 6 und 9 Meter, gewöhnlich bilden sie in den Wäldern dichtes Unterholz. Ihre Blüten, so lange sie noch in den Scheiden eingeschlossen sind, werden besonders in Mexiko als Gemüse (Tepejilote) genossen, und aus den rohrartigen Stämmen baut man in Neugranada Brücken. Sehr viele Arten werden in unseren Gewächshäusern kultivirt, und manche, wie C. elegans *Mart.*, C. Ernesti Augusti *Wendl.*, elata hort. graminifolia *Wendl.*, lunata *Lich.* (s. Tafel »Blattpflanzen I«), eignen sich auch zur Zimmerkultur (s. Tafel »Palmen«).

Chamaedris, s. Veronica.

Chamäléon (Chamaeleontes), Eidechsengattung aus der Gruppe der Wurmzüngler (Vermilingues), Thiere der Alten Welt, mit hohem, seitlich komprimirtem, eidechsenartigem Körper und chagrinartiger Haut, pyramidalem Kopf und helmförmig erhobenen Ueberbrückungen der Schläfengrube, Greiffüßen mit 5 Zehen, langem, dünnem Rollschwanz, großem dehnbaren Augenlied und wurmförmiger, sehr langer, an der Spitze knopfförmig verdickter und becherförmig ausgehöhlter, klebriger Zunge. Die Haut zeigt einen eigenthümlichen, vom Lichtreiz der Umgebung abhängigen, aber auch der Willkür des Thiers unterworfenen Farbenwechsel, welcher durch die gegenseitige Ausbreitung und Lagerung zweier verschiedenen Pigmentschichten unter der dünnen Oberhaut hervorgebracht wird. Die obere Schicht ist hellgelblich, die tiefer liegende dunkelbraun bis schwarz. Die Gattung begreift langsame, nur auf Bäumen lebende und von Insekten, welche sie mit der pfeilschnell hervorschießenden, klebrigen Zunge haschen, sich nährende Thiere, von denen man bis jetzt 14 Arten kennt; 11 davon gehören Afrika ausschließlich an, und nur

Digitized by Google

2 hat dieser Kontinent mit Asien und Australien gemein; eine findet sich auch im südlichen Spanien. Diese, das gemeine C. (C. africanus *Gm.*, s. Tafel »Eidechsen«), hat einen spitzen Hinterkopf, welcher wegen der stark hervortretenden Scheitelleiste einen dreiseitigen, stumpfpyramidenförmigen Helm bildet; Rücken und Bauchkante sind gezähnelt. Die Größe beträgt mit dem Wickelschwanz 30—45 Centim. Der hohe zusammengedrückte Körper, der katzenbuckelartig gekrümmte Rücken und die hohen, dünnen, Kletterbeine unterscheiden das Thier von allen anderen Eidechsen; es verharrt, mit dem Wickelschwanz an einem Zweig befestigt, tagelang auf derselben Stelle und erwartet seine Beute, die es, ohne den Körper zu bewegen, durch blitzschnelles Hervorstoßen der über 30 Centim. langen Zunge erhascht. Der merkwürdige Farbenwechsel des Thiers gab schon im Alterthum Veranlassung, einen Menschen, der seine Ansichten und Grundsätze geschickt seinem Vortheil zu akkommodiren pflegt, als C. zu bezeichnen. Früher glaubte man, das Thier könne beliebig seinem Körper die Farbe des Gegenstandes, auf dem es gerade sitze, geben; genauere Untersuchung hat aber ergeben, daß es nur eine gewisse Reihe von Farben annehmen kann, wobei Licht und Schatten, Wärme und Kälte, sowie die wechselnden Seelenzustände des Thiers mitwirken. Der Farbenwechsel geht stets allmählich, nie auf einmal, vor sich, wobei die Zeichnung hinsichtlich der Längslinien und Längsreihen von Flecken die nämliche bleibt, die Marmorirung aber mannigfaltigen Wechsel zeigt. Das gemeine C. findet sich in Südspanien, Nordafrika, auf Ceylon, besonders häufig in Aegypten, wo es, wie auch in Spanien, nicht selten in der Stube zum Wegfangen der lästigen Fliegen gehalten wird. Es kann sehr lange hungern und bringt den Winter in Erdlöchern zu. Man hält es für das Tinschemeth der Bibel (3. Mos. 11, 30).

Chamäleon, Sternbild des südlichen Himmels, bei uns nicht sichtbar, besteht aus 8 Sternen der 5. und 2 der 6. Größe; von Bayer aufgestellt.

Chamaeléon minerale (lat.), s. Mangansäure.

Chamaerops *L.* (Zwergpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, Bäume mit niedrigem, oft kriechendem, selten hohem Stamm, stachligen Blattstielen, steifen fächerförmigen Blättern, achselständigen Blütenrispen mit gelben polygamisch diöcischen Blüten und meist einsamigen olivenförmigen Beeren. Sie lieben sämmtlich eine kühle Luft, und eine Art steigt im westlichen Himalaya bis zu Höhen von 2500 Meter, wo alle Jahre Schnee fällt. C. humilis *L.* (s. Tafel »Palmen«), die einzige europäische Palmenart, erreicht bei Nizza die nördliche Grenze der Verbreitung der Palmen, findet sich in fast allen Mittelmeerländern und bedeckt wüste Strecken als dichtes, fast stammloses, schwer auszurottendes Gestrüpp. Aus den Blättern macht man Besen, Stuhlsitze, Hüte und Hüttendächer; die Fasern der Blätter dienen zu Seilen, kommen als Surrogat des Roßhaars (crin végétal zum Theil) in den Handel und lassen sich mit Kamelhaar gemischt verspinnen (Zeltdecken); auch benutzt man die Pflanze zur Papierfabrikation. C. excelsa *Thunb.* (s. Tafel »Blattpflanzen I«), die einzige einheimische Palme in Nord- und Centralchina, wo man sie, wie auch in Japan, kultivirt, wird 2,5—3,8 Meter hoch und liefert in dem braunen, den Stamm umhüllenden Gewebe ein Material, welches zu Gurten und Tauen verarbeitet wird; aus den Blättern macht man Hüte. Diese Palme ist, wie C. humilis, eine sehr empfehlenswerthe Zimmerpflanze. C. Ritchiana *Griff.* hat einen kriechenden Stamm, wächst bei 1570 Meter Höhe auf den öden Gebirgen, welche die Hochebenen von Afghanistan und Belutschistan begrenzen und bildet dort das gewöhnliche Brennmaterial; aus den Blättern, welche massenweise aus Belutschistan nach Scinde gebracht werden, macht man Körbe, Fächer, Bürsten, Siebe, Sandalen, Quersäcke, Teller, hauptsächlich aber Taue für die Schöpfräder, die Blattknospe und das Fruchtfleisch werden gegessen, die Samen zu Kugeln und Rosenkränzen benutzt. C. Hystrix *Kras.* mit langem kriechenden Stamm, oft 50 Centim. langen Stacheln und braunen, eßbaren, süßen Beeren, wächst in Georgien; die starken, dauerhaften Fasern der Blätter sind Handelswaare.

Chamäver (Chamavi, Chaubi), germanisches Volk, saß ursprünglich am Harz, zog sich dann an den Niederrhein und nahm auch das Land der Brukterer (Münster und Osnabrück) ein (98 n. Chr.). Die C. gehörten zu dem großen Bund der Cheruskер gegen die Römer, später zum Frankenbund, in dem sie um 400 n. Chr. ganz verschwinden.

Chambellan (franz., spr. schangbellang, mittellat. Cambellanus), Kammerherr, Kämmerer; den Titel C. ordinaire du roi führte früher der Oberrichter von Paris.

Chambers (spr. schehmbers), 1) Ephraim, Herausgeber und größtentheils auch Verfasser eines der ersten encyklopädischen Wörterbücher der Künste und Wissenschaften, geboren um 1680—85 zu Kendal in Westmoreland, faßte als Handwerkslehrling den Plan zu seiner »Cyclopaedia, or universal dictionary of arts and sciences«, die zuerst zu London in 2 Bänden erschien und Geographie und Geschichte ausschloß. C.' Streben fand Anerkennung, man ernannte ihn zum Mitglied der Royal Society, und er erlebte noch drei Auflagen des Buches. Mit der 7. erschienen zwei Supplementbände. Die beste Ausgabe kam 1778—85 und 1786 in 5 Bänden heraus. Außerdem hatte C. an dem »Literary Magazine« Theil und an der abgekürzten Uebersetzung der Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu Paris: »Philosophical History and Memoirs of the Royal Academy of Sciences at Paris« (1742, 5 Bde.). Er starb um 1740 zu Canonbury-House bei Islington. In Anbetracht der Schwierigkeiten, welche C. damals bei der alphabetischen Zusammenstellung aller Gegenstände des menschlichen Wissens zu überwinden hatte, ist sein Verdienst nicht gering anzuschlagen.

2) William, berühmter engl. Architekt und Gartenkünstler, aus dem alten schottischen Geschlecht der Chalmers oder C., geboren um 1726 in Schweden, kam 1728 nach England, wo er in Ripon (Yorkshire) erzogen wurde. Mit 16 Jahren trat er in den Dienst der schwedisch-ostindischen Kompagnie und kam so nach China. Hier studirte er die chinesische Bau- und Gartenkunst und ward nach seiner Heimkehr für lange Zeit in beidem Tonangeber in England. Er wurde zunächst Zeichenlehrer des Prinzen von Wales, des nachmaligen Königs Georg III., und bethätigte seine eigenthümliche Geschmacksrichtung sodann in der Umgestaltung der königlichen Gärten von Kew. Die Zeitgenossen erhoben allerdings ihre Stimme gegen den »Pagodengeschmack«, der Hof dagegen huldigte ihm, und die berühmtesten Akademien Europa's ernannten C. zu ihrem Mitglied. Mit Ehren überhäuft, starb er als General-

kontrolleur in Baufachen 8. März 1796 und wurde im Poetenwinkel der Westminsterabtei beigesetzt. C.' literarische und Kunstprachtwerke sind: »Designs for chinese buildings« (Lond. 1757; franz., Par. 1776); »Treatise on civil architecture« (Lond. 1759, 1768); »Plans, elevations, section and perspectives of the garden and building of Kew in Surry« (das. 1763; 2. Aufl., 1769); »Dissertation on oriental gardening, dissertation sur le jardinage de l'Orient« (das. 1772; deutsch von S. F. Ewald, Gotha 1775); »Treatise on the decorative part of architecture« (3. Aufl., Lond. 1791). Zu den berühmtesten Bauwerken C.' gehört das Somersethouse, einer der großartigsten Paläste Londons. Auch an der Blackfriarsbrücke, sowie an den Adelphibuildings hatte C. Theil.

3) William und Robert, zwei als Verfasser, Herausgeber und Verleger gemeinnütziger Schriften sehr verdiente Buchhändler in Edinburg, aus Peebles, einer kleinen Stadt an den Ufern des Tweed, wo William 16. April 1800, Robert 10. Juli 1802 geboren wurde. Der Lehrzeit entwachsen, begann jeder einen Bücherhandel auf eigene Rechnung, der bald so schwunghaft wurde, daß sie bei ihrer Associirung 1832 bereits zu den ersten Buchhändlern Edinburgs zählten. Schon einige Jahre früher waren sie durch eigene literarische Erzeugnisse bekannt geworden. Um 1824 schrieb Robert die »Traditions of Edinburgh« (neue Ausg. 1868), welche ihm die Freundschaft Walter Scotts einbrachten; es folgten: »Popular rhymes of Scotland« (neue Ausg. 1870); sein »Picture of Scotland«; die »History of the rebellion of 1745 and life of James I« (neue Ausg. 1870); »Scottish ballads and songs« (3 Bde.); »Biography of distinguished Scotchmen« (4 Bde.) u. a. William gab 1827 das »Book of Scotland« heraus, und 1828 den »Gazetteer of Scotland«, eine ebenso verdienstvolle als mühsame Arbeit. Im Februar 1832 begannen sie »Chambers' Edinburgh journal«, das eine ununterbrochene Popularität genoß und 1851 in mehr als 60,000 Exemplaren gedruckt ward. Im Interesse der Beförderung der Bildung haben William und Robert C., welche jetzt das größte typographische Etablissement in Schottland besitzen, in der letzten Zeit eine ganze Reihe billiger Zeitschriften und Werke veröffentlicht, deren Redaktion sie selbst besorgten und die wiederholt aufgelegt wurden. Wir nennen davon: »Information for the people« (neue Ausg. 1874, 2 Bde.); »Cyclopaedia of english literature« (Edinb. 1843—44, 2 Bde.; neue Ausg. 1858—59), eine mit vielem Fleiß zusammengestellte Uebersicht der Bewegung der engl. Sprache und Literatur von den ältesten Zeiten bis zur jüngsten Gegenwart: »Miscellany of useful and entertaining tracts« (20 Bde.); »Library for young people« (20 Bde.); »Educational course« (150 Bde.). Letzterer besteht aus einer den ganzen Unterrichtsplan umfassenden Reihe von Schulbüchern, worunter auch mehrere lateinische Klassiker, von Zumpt in Berlin und dem Rektor der Hochschule in Edinburg, Dr. Schmitz, bearbeitet. Diese Bemühungen der Brüder C. um die Verbreitung der populären Literatur wurden auch in materieller Hinsicht von ausgezeichnetem Erfolg belohnt. In der »Chambers' Encyclopaedia« (1860—1865, 10 Bde.; neue Ausg. 1874) gaben sie eine Nachbildung der deutschen Konversationslexika. Robert hat sich auch viel mit geologischen Forschungen beschäftigt, deren Resultate er in einem auf sorgfältige Beobachtungen gegründeten Werk: »On ancient sea-margins« (Edinb. 1849), niedergelegt hat; eine größere Reise nach den nordischen Gewässern gab Veranlassung zu dem Werk: »Tracings of Iceland and the Faroe Islands« (1855). Er gab die Werke von Robert Burns heraus; von seinen übrigen Schriften sind erwähnenswerth die »Domestic annals of Scotland« (Edinb. 1846, 2. Aufl. 1861, 3 Bde.), eine Auswahl seiner historischen Schriften (»Select writings«, 1860—61, 7 Bde.), das »Book of Days« (1863), die Biographie Smolletts (mit einer Auswahl von dessen Werken, 1867), das »Life of Sir W. Scott« (1871) und »Songs of Scotland prior to Burns« (neue Ausg. 1873). Robert starb 17. März 1871 in St. Andrews. Seine Gattin machte in ihren »Vestiges of the natural history of creation« (Lond. 1844; 10. Aufl. 1853; deutsch von Karl Vogt, Braunschw. 1851) einen Versuch zur Erneuerung der Lamarck'schen »zoologischen Philosophie« und bemühte sich, in systematischer Weise die selbständige Entwickelung der Arten aus einfachsten, durch Urzeugung entstandenen Organismen darzuthun. Sie zählt also zu den Vorläufern Darwins, doch fehlte ihrem geistreichen Versuch die wissenschaftliche Basis so gut wie vollständig. Der ältere Bruder, William, war wiederholt in Amerika und veröffentlichte seine Beobachtungen in »Things as they are in America« (2. Aufl., 1854) und »American slavery and colour« (1859); neuerdings gab er heraus: »History of Peeblesshire« (1864), »France, its history and revolutions« (1871; neue Ausg. 1873) u. a. Seiner Vaterstadt Peebles schenkte William 1859 ein schönes Gebäude mit einem Museum, Lesesälen und einer Bibliothek von 15,000 Bänden; der nahe Landsitz Glenormiston ist sein Eigenthum. Im Jahr 1865, und wieder 1869, wurde er zum Lordprovost von Edinburg erwählt. Vgl. »Memoir of Robert C.« (herausgeg. von William C., 7. Aufl., 1873).

Chambersburg (spr. tschehm-), Hauptstadt der Grafschaft Franklin im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, in gesunder und hübscher Lage am Conecocheague Creek (Nebenfluß des Potomac), 1764 gegründet, besteht aus zwei großen, sich rechtwinklig schneidenden Straßen mit einem großen Platz in der Mitte, hat eine Bank, 8 Kirchen und (1870) 6308 Einw. Der Ort wurde im Juli 1864 von den Konföderirten niedergebrannt.

Chambertin (spr. schangbertäng), Dorf im franz. Departement Côte d'Or, in Oberburgund, zwischen Dijon und Châlons, berühmt durch den nach ihm genannten vortrefflichen rothen Burgunderwein.

Chambéry (spr. schäng-; ital. Ciamberi oder Sciamberi), früher Hauptstadt des sardinischen Herzogthums Savoyen, gegenwärtig Hauptstadt des franz. Departements Savoyen, an der Laisse und der Albane, die in der Nähe einen 71 Meter hohen Wasserfall bildet, liegt reizend, zwischen Gärten und Landhäusern, in einem weiten, von Bergen umkränzten Thal (269 Meter ü. M.), das mit der Größe einer Gebirgslandschaft die Anmuth und Lieblichkeit einer schönen Fruchtebene vereinigt. Die Stadt selbst, ehedem mit tiefen Gräben und starkem Mauerwerk umgeben, hat meist enge, dunkle Straßen, aber ein großstädtisches Ansehen, hohe, gut gebaute Häuser und ist, an der Eisenbahn zwischen Paris und Turin (Montcenisbahn) gelegen, in raschem Wachsen begriffen. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben: die kleine, gothische Kathedrale (aus dem 14. und 15. Jahrh.), die spätgothische Saint-Chapelle, das Stadthaus (von Pellegrini), der moderne Justizpalast, das neuerbaute Theater, das Bibliotheksgebäude (mit

25,000 Bänden und kostbaren Manuskripten) und das alte zu Anfang des 19. Jahrh. restaurirte Schloß mit einer merkwürdigen Treppe. Zwischen dem Bahnhof und der Stadt steht inmitten der Boulevards das sogen. Elefantendenkmal zu Ehren des Generals de Boigne, der sein Vermögen (3½ Mill. Franken) zum Besten der Stadt vermachte. Es ist ein Brunnen mit der Statue des Genannten, aus deren Piedestal 4 Elefantenköpfe hervorragen, die mit ihren Rüsseln das Wasser auswerfen. Bemerkenswerth sind auch die Promenade Verney, der Grand Jardin (die ehemaligen Festungswerke) und der botanische Garten, ein reizender Spaziergang am Fuß des Schlosses, mit naturhistorischem Museum. Unter den Landhäusern der Umgebung ist auch das durch Rousseau berühmte, les Charmettes genannt. C. ist Sitz eines Erzbischofs, eines Präfekten und der Departementalbehörden, des Appellhofs und der Akademie für die Departements Savoyen und Obersavoyen; außerdem besitzt es ein großes Seminar, ein Lyceum, ein Taubstummeninstitut, ein Kunst- und ein Antiquitätenkabinet, ein Krankenhaus, 3 Hospize, eine Handelskammer und verschiedene gelehrte und gemeinnützige Gesellschaften. Der Gewerbfleiß der Einwohner (1872: 19,144) beschäftigt sich besonders mit Seidenspinnerei, Verfertigung von Seidenzeugen (namentlich der vortrefflichen Flore zu Damenkleidern und der berühmten »Gazes de C.«), mit Fabrikation von Uhren, Quincaillerien, Hüten ꝛc., Kramhandel und Steinkohlenbergbau. Auch producirt man guten rothen Wein (Chambéry) und Branntwein und verkauft viel Zuckerwerk und Früchte, besonders Kastanien. Als Knotenpunkt dreier Hauptstraßen treibt C. auch lebhaften Speditionshandel. Die Umgegend enthält mehrere besuchte Heilquellen, darunter die Schwefelquellen von Challes (11,5° C.). — C. wird zuerst 1029 in Urkunden erwähnt und Camberiacum genannt: Um 1232 erbaute Graf Thomas das Schloß von C., worauf die Stadt zur Hauptstadt von Savoyen erklärt und zur Residenz erhoben wurde. Im Jahr 1525 setzten sich die Franzosen in den Besitz von C. Der Friede von Utrecht sprach C. Savoyen wieder zu; 1730 ließ sich der König Victor Amadeus II. von Sardinien, nachdem er die Regierung aufgegeben, hier nieder. Von 1792—1814 stand ganz Savoyen unter franz. Herrschaft, und C. war der Hauptort des Departements Montblanc. Der Pariser Vertrag vom 30. Mai 1814 hatte C. bei Frankreich gelassen, erst der Vertrag vom 20. Nov. 1815 gab es an Sardinien zurück; durch den Frieden von Zürich (10. Nov. 1859) ward es mit Savoyen von neuem an Frankreich abgetreten.

Chambord (spr. schángbór), berühmtes Schloß im franz. Departement Loire-et-Cher, unweit Blois, das »Versailles der Touraine« genannt, liegt in der Mitte eines unermeßlichen sandigen Parks und macht durch seine etwas phantastische Bauart, die sich in schlanken Schornsteinen, Balustraden, Minarets, kegelförmigen Säulen und vier runden, 19,5 Meter im Durchmesser haltenden Thürmen darstellt, einen eigenthümlichen, aber nicht unangenehmen Eindruck. Es ist 156 Meter lang und 117 Meter breit, enthält 440 Säle und Zimmer und Stallung für 1200 Pferde. Zu den Kuriositäten des Schlosses gehört auch die im mittelsten Thurm angebrachte, schön gearbeitete doppelte Wendeltreppe, auf welcher zwei verschiedene Gesellschaften zu gleicher Zeit hinauf- und hinabgehen können, ohne einander zu begegnen. Der Bau des Schlosses ward 1526 von Franz I. nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Spanien begonnen und beschäftigte 10 Jahre lang unausgesetzt 1800 Arbeiter. Die innere Ausschmückung konnte erst unter den nachfolgenden Königen vollendet werden. Das Schloß blieb zeitweilige Residenz der Könige von Frankreich bis auf Ludwig XV., der es dem Marschall von Sachsen zum Geschenk machte. Auch der Polenkönig Stanislaus Leszczynski wohnte mehrere Jahre hier. 1792 plünderte es ein Pöbelhaufen; später ward es als Nationaleigenthum verkauft. Im Jahr 1809 schenkte es Napoleon I. dem General Berthier, von dessen Wittwe es 1821 eine Gesellschaft Legitimisten für ca. 1¾ Mill. Franken erstand und dem Herzog von Bordeaux verehrte. Der nunmehrige Besitzer, Graf von Chambord, verwendet alljährlich ansehnliche Summen zur Restauration des Schlosses. Am 9. Dec. 1870 fand bei C. ein Gefecht statt. Vgl. Laube, Französische Lustschlösser, Bd. 1 (Mannh. 1840); de la Saussaye, Le château de C. (Lyon 1859); Lübke, Geschichte der Renaissance in Frankreich (Stuttg. 1868).

Chambord (spr. schángbór), Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné von Artois-Bourbon, Herzog von Bordeaux, Graf von, Sohn des 23. Febr. 1820 ermordeten Herzogs Karl Ferdinand von Berri, wurde 29. Sept. 1820 zu Paris geboren und erhielt den Titel eines Herzogs von Bordeaux. Die Legitimisten nannten ihn, da er 7 Monate nach seines Vaters Tod geboren war und auf ihm, bei der Kinderlosigkeit seines Oheims, des Herzogs von Angoulême, der Fortbestand des Hauses Bourbon beruhte, »ein von Gott geschenktes Wunderkind«, während die Gegner sogar seine legitime Herkunft in Zweifel zogen. Da die öffentliche Meinung sich gegen die Absicht des Ministeriums Richelieu, für das »Kind von Frankreich« die Domäne Chambord anzukaufen, erklärte, so geschah deren Erwerbung durch einen Verein von Legitimisten, der die Domäne dem Prinzen am Tag seiner Taufe (1. Mai 1821) schenkte. Obgleich Karl X. 2. Aug. 1830 zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux abdankte, mußte doch, bei der Abneigung der Nation gegen die ältere Linie der Bourbonen und infolge der Errichtung des Bürgerkönigthums Ludwig Philipps, der junge Herzog seiner Familie in die Verbannung folgen. Mit der Erziehung des Prinzen, der nach Prag gebracht ward, wurden Jesuiten und die legitimistischen Generäle d'Hautpoul und Latour-Maubourg unter Oberleitung des Barons Damas betraut, daher die Richtung desselben eine ultramontane und absolutistische wurde. Als sodann Karl X. seine Thronentsagung annullirte und sich wieder Karl X. nannte, bildeten sich unter den Legitimisten drei Parteien: Karlisten, welche Karls X. Thronrechte anerkannten, Anhänger des Herzogs von Angoulême, welche diesen (Ludwig XIX.) als König anerkannt wissen wollten, und Henriquinquisten, die in dem Grafen von C. oder Heinrich V. den legitimen Thronerben Frankreichs sahen. Nach Karls X. Tod (6. Nov. 1836) begannen die Intriguen zwischen den Anhängern Ludwigs XIX. und denen Heinrichs V., dessen Vertrauter und Rathgeber nach dem Tod des Herzogs von Blacas (1834) der Herzog von Levis ward, aufs neue. Doch wurde durch Metternich eine Aussöhnung zu Stande gebracht, worauf die ganze Familie 1838 zu Görz ihre Residenz nahm. Von dem Herzog von Blacas erbte C. ein Vermögen von über 4 Mill. Thlr., was ihm ein fürstliches Auftreten möglich machte. Im Jahr 1840 verweilte er längere Zeit in Neapel, Florenz, München und Görz,

nahm im folgenden Jahr zu Venedig bei einem ehemaligen Officier der franz. Marine Unterricht im Seewesen und besuchte mit demselben die Häfen Istriens. Von einem Sturz vom Pferde 1841 behielt er einen hinkenden Gang. In den Jahren 1842 und 1843 besuchte er Deutschland, ging sodann nach England, wo er zu Belgrave Square von mehr als 300 Legitimisten einen Huldigungsbesuch empfing, kehrte aber schon Januar 1844 nach Görz zurück. Nach dem Tod des Herzogs von Angoulême (3. Juni 1844) legte er gegen die Dynastie Ludwig Philipps, als herrschende in Frankreich, Verwahrung ein und bemerkte zugleich, daß er fortan den Titel eines Grafen von C. führen werde, eine Modifikation, deren Annahme England und Schweden verweigerten. Am 16. Nov. 1846 vermählte er sich mit der Prinzessin Therese von Modena und nahm seinen Aufenthalt in Frohsdorf bei Wien, wo er seitdem mit kurzen Unterbrechungen lebte. Nach der Februarrevolution 1848 zeigten die Legitimisten große Rührigkeit in der Hoffnung, Frankreich werde Heinrich V. zum König ausrufen. Im Sommer 1849 ging C. nach Ems, wo eine Verschmelzung (Fusion) der Legitimisten mit den Orléanisten zur Sprache kam, und besuchte im August 1850 einen zweiten Legitimistenkongreß in Wiesbaden. Nach der Kapitulation von Paris 21. Jan. 1871 kehrte C., der kinderlos ist, in sein Heimatsland zurück und erließ unter dem Namen Heinrich V. eine Proklamation, in welcher er, die Trikolore Frankreichs zurückweisend, erklärte, daß Frankreich nur unter dem alten, dem »weißen« Banner seine ehemalige Größe wiedererlangen könne. Durch diese Proklamation wurde die besonders vom Bischof von Orléans, Dupanloup, betriebene Fusion der Bourbonen und Orléanisten vereitelt. C., der im Lauf der letzten Zeit noch verschiedene andere Manifeste erlassen und in Antwerpen von einer Menge Anhänger aus seinem Heimatslande als »König« begrüßt wurde, steht als erklärtes Haupt an der Spitze der Ultramontanen Frankreichs und jener Partei, die eine Wiedereinsetzung des Papstes in seine weltliche Macht anstrebt. Nach dem Sturz des Präsidenten Thiers 24. Mai 1873 hatten die Bestrebungen, eine Fusion herbeizuführen, den Erfolg, daß der orléanistische Thronprätendent, der Graf von Paris, dem Grafen C. 4. Aug. 1873 einen Besuch machte, ihn als Familienhaupt anerkannte und mit der Stelle eines Dauphin sich begnügte. Die meisten Prinzen von Orléans ahmten dieses Beispiel nach. Daß aber eine Fusion der Dynastien nicht zugleich eine Fusion der Parteien werde, dafür sorgte die politische und religiöse Gesinnung Chambords, mit der sich viele Mitglieder der orléanistischen Partei nicht befreunden können, es müßten denn von C. sehr gewichtige Zugeständnisse gemacht und Garantien gegeben werden. Sein Brief vom 27. Okt. 1873, worin er jede Bedingung und Bürgschaft zurückwies, machte den Fusionsversuchen ein Ende und eine Chambord'sche Monarchie unmöglich.

Chambre (franz., f., spr. schängbr), Kammer, Zimmer, Gemach, Stube; Zimmer der Fürsten und der zum Kammerdienst gehörigen Hofleute; Name für verschiedene Gerichte, Geschäftsstuben und die dazu gehörigen Personen; Haus, als Abtheilung der Volksrepräsentanten in England und Frankreich. **C. garnie**, möblirtes Zimmer; daher **Chambre-garnist**, Bewohner (Abmieter) eines solchen Zimmers, Zimmerherr (in Oesterreich); **Femme de c.**, **Chambrière**, Kammerzofe, Stubenmädchen; **Chambrière à tout faire**, Mädchen für alles; **Pot de c.**, Nachttopf, Nachtgeschirr.

Chambre ardente (franz., spr. schängbr ardängt), »glühende Kammer«, in Frankreich zu verschiedenen Zeiten ein außerordentlicher Gerichtshof, so genannt wahrscheinlich wegen der harten Strafe (gewöhnlich Feuertod), die von demselben verhängt wurde. Insbesondere hießen so die außerordentlichen Inquisitionstribunale, welche von Franz I. (1535) zur Verfolgung der Protestanten niedergesetzt wurden und als zweite Instanz der Inquisitionstribunale galten. Die Mitglieder, welche der Papst ernannte, hießen Spürhunde des Herrn (domini canes), suchten Ketzereien und Ketzer auf und instruirten die Processe, während die C. den letzten Urtheilsspruch und die Vollziehung der Strafe übernahm. Auch unter Heinrich II. war die C. sehr thätig in Verfolgung der Ketzerei. Unter Ludwig XIV. wurde abermals eine C. errichtet, um in Betreff der Gerüchte von Vergiftungsfällen, welche nach dem Tod der Marquise de Brinvilliers in Umlauf kamen, strenge Untersuchung anzustellen. Diese Cour des poisons bestand jedoch nur 3 Jahre (1677—80), brachte viele Personen aus den obersten Klassen der Gesellschaft, z. B. den Marschall von Luxemburg, vor seine Schranken und endigte mit der Hinrichtung der vermeintlichen Zauberin Voisin.

Chambre introuvable (franz., spr. schängbr ängtruwabl, »unfindbare Kammer«, d. h. wie sie sich so leicht nicht wieder findet), Name der 1815—16 in Frankreich tagenden zweiten Kammer, die sich durch politischen Fanatismus auszeichnete. Derselbe wurde ihr von Ludwig XVIII bald nach seinem Einzug in Paris aus Dankbarkeit gegeben, dann aber zum Spottnamen für jede durch ultraroyalistische Bestrebungen sich hervorthuende Kammer.

Chamfort (Champfort, spr. schängför), **Sebastien Roch Nicolas**, franz. Schriftsteller, geb. 1740 bei Clermont in der Auvergne, kam in früher Jugend nach Paris. Seine ersten literarischen Arbeiten waren Artikel für das »Journal encyclopédique« und für das »Vocabulaire français«, das er eine Zeitlang redigirte. Auch schrieb er damals mehrere Lustspiele, z. B. »La jeune Indienne« und »Le marchand de Smyrne«, welche mit Beifall ausgeführt wurden. Sein »Éloge de Molière« (1769), eins seiner besten Werke, trug einen akademischen Preis davon, und seine Tragödie »Mustapha et Zéangir« (1776) verschaffte ihm eine Sekretärstelle bei dem Prinzen Condé, die er jedoch kurz nachher aus Neigung zur Unabhängigkeit wieder aufgab. Im Jahr 1781 wurde C. Mitglied der Akademie. Die Revolution nahm ihn von 1789 an vollkommen in Anspruch. Nachdem er eine Zeitlang Mirabeau gedient, ward er später Bibliothekar an der Nationalbibliothek, kam aber wegen Opposition gegen die Revolutionsgreuel ins Gefängnis. Wieder frei, aber von neuem dem Kerker entgegensehend, starb er infolge eines Selbstmordversuchs 13. April 1794. Seine Werke, welche von reinem Geschmack und tiefem Studium zeugen, erschienen gesammelt von Ginguené (Par. 1795, 4 Bde.) mit Biographie; vollständiger von Auguis (das. 1824, 5 Bde.); von Houssaye (1852); »Pensées, maximes, anecdotes, dialogues« von Stahl (2. Aufl. 1860). Eine deutsche Uebersetzung der letzteren lieferte Stamperl (Leipz. 1797, 2 Bde.) und auszugsweise M. Ring in »Lebensweisheit und Menschenkenntnis« in Sprüchen von C. u. a. (3. Aufl., Berl. 1874). Die interessantesten von Chamforts Werken sind als Manuskript verschwunden, um wohl nie wieder ans

Tageslicht zu kommen. Vgl. Ring in »Westermanns Monatsheften«, Bd. 30 (Braunschw. 1871).

Chamier, 1) (spr. schämié) Daniel, reformirter franz. Theolog, geb. 1565 in der Dauphiné, war erst Prediger an mehreren Gemeinden; seit 1612 Professor zu Montauban, fiel er bei der Belagerung dieser Stadt 16. Okt. 1621 auf den Wällen. Als entschlossener Vertheidiger seiner Kirche wohnte er, dem Hof verhaßt, als Präsident den meisten Nationalsynoden und Verhandlungen bei. Seine Werke sind durchgehends polemisch, am bedeutendsten »l'anastrasis catholicae« (Genf 1626 ff.) und »Corpus theologicum s. loci communes theologici« (das. 1653).

2) (spr. schamihr) Frederick, engl. Romanschriftsteller, geb. 1796 zu London, trat 1809 als Kadett in den Seedienst und zeichnete sich in den amerikan. Kriegen aus, verließ aber 1833 mit dem Rang eines Kapitäns die Marine und übernahm die Stelle eines Richters zu Whalthamhill in der Grafschaft Esser. Hier schrieb er eine Reihe von Seeromanen, die vielen Beifall fanden; wir nennen davon als die bedeutenderen: »Life of sailor« (2. Aufl., Lond. 1834, 3 Bde.); »Ben Brace, the last of Nelson's Agamemnons« (das. 1835, 3 Bde.); »The Arethusa« (das. 1836, 3 Bde.); »Jack Adams« (das. 1838, 3 Bde.); »Tom Bowling« (das. 1839, 3 Bde.); »Tresor Hastings« (das. 1841, 3 Bde.); »Passion and principles« (das. 1842, 3 Bde.) u. a., die sämmtlich auch ins Deutsche übersetzt wurden. Als Augenzeuge der Pariser Februarrevolution schrieb er: »Review of the French revolution of 1848« (Lond. 1849).

Chamisso (spr. scha-), Adelbert von (eigentlich Louis Charles Adelaïde de), einer der bedeutendsten deutschen Lyriker, zugleich Naturforscher, wurde 27. Jan. 1781 auf dem Schloß Boncourt in der Champagne geboren, wanderte 1790 mit seinen Eltern aus und kam nach manchem erduldeten Elend endlich nach Preußen, wo er 1796 Edelknabe der Königin ward und 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in ein Infanterieregiment der Besatzung Berlins trat. Als seine Eltern später nach Frankreich zurückkehrten, blieb er in Berlin. Seine Liebe zur Poesie führte ihn hier mit Varnhagen v. Ense, Franz Theremin, Hitzig (seinem spätern Biographen), Baron Friedrich de la Motte-Fouqué u. a. zusammen, mit denen er, selbst als dieselben zerstreut waren, durch gemeinschaftliche Herausgabe eines poetischen Taschenbuchs in Verkehr blieb. Mit Eifer widmete er sich den versäumten Jugendstudien, namentlich dem Studium der griech. Sprache und der Naturforschung. Bei der Uebergabe Hamelns an die Franzosen war C. einer der Officiere, die an dem Verrath des preuß. Kommandanten keinen Theil hatten. Entrüstet nahm er seine Entlassung aus dem Militärdienst und ging mit der Aussicht auf eine Professur am Gymnasium zu Napoléonville in sein Vaterland zurück. Diese Aussicht ging nicht in Erfüllung, dagegen gelangte er in den Kreis der Frau von Staël zu Coppet, wo sich seine Neigung für die Naturwissenschaften, insbesondere für die Botanik, entschied. Im Herbst 1812 wieder nach Berlin zurückgekehrt, fing er erst eigentlich das akademische Studium an, fühlte sich aber hier während der Freiheitskriege, in denen er weder mit seinen Freunden gegen sein Vaterland, noch mit dem Vaterland gegen die Freunde kämpfen konnte, so unbehaglich, daß er einen vom russischen Reichskanzleramt ihm gemachten Antrag, als Naturforscher der Brigg Rurik den russischen Kapitän O. v. Kotzebue (des Dichters Sohn) auf einer Weltumsegelung zu begleiten, mit Freuden annahm. Seine ganze Reisegesellschaft aber, vor allem der Kapitän, stellten dem wissenschaftlichen Zweck der Unternehmung und Chamisso's Eifer für denselben alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg. Dazu theilte man seine Berichte, ohne nur mit ihm hierüber sich zu verständigen, in dem Kotzebue'schen Werk über die Expedition so mangelhaft und fehlerhaft mit, daß es C. schwer wurde, seine Ehre zu retten. Im Oktober 1818 kehrte er nach Berlin zurück und erhielt eine Stelle als Kustos bei dem königlichen botanischen Institut; die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitglied. Im Jahr 1825 begab er sich in Familienangelegenheiten abermals nach Frankreich. Die Folge einer nicht beachteten Grippe 1831 war eine chronische Bronchitis, der er ein Jahr nach dem Tod seiner Gattin, 21. Aug. 1838, erlag. Als Naturforscher zeigte sich C. in den Schriften: »De animalibus quibusdam e classe vermium Linnaei etc.« (Berl. 1819, Heft 1: De Salpa), »Uebersicht der in Norddeutschland vorkommenden nützlichsten und schädlichsten Gewächse, nebst Ansichten über das Pflanzenreich und Pflanzenkunde« (das. 1827), »Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise unter Kotzebue« (Weim. 1828), »Beschreibung einer Reise um die Welt«, welche 2 Bände seiner »Gesammelten Werke« (6. Aufl., Berl. 1874, 4 Bde.) füllt. Für den Sprachforscher ist sein Werkchen »Ueber die Hawaische Sprache« (Leipz. 1837) von hohem Werth. Von Chamisso's Gedichten erschienen die ersten in dem von ihm und Varnhagen begründeten »Musenalmanach« (Berl. 1804—1806), den er später gemeinschaftlich mit Gustav Schwab (Leipz. 1832—37) redigirte. Die Sammlung seiner »Gedichte« erlebte die 19. Auflage. (Leipz. 1870). Sein (vielleicht mit Unrecht) berühmtestes, jedenfalls originellstes Werk: »Peter Schlemihl«, die Geschichte eines Mannes, der seinen Schatten verloren hat, worin C. seine eigene Unruhe und Ziellosigkeit charakterisirte, wurde 1813 in der trübsten Stimmung geschrieben und 1814 von Fr. de la Motte-Fouqué in Druck gegeben; es erschien (Leipzig) 1873 in der 10. Auflage und ist in fast alle europäische Sprachen übersetzt worden. Großes Verdienst erwarb sich C. auch durch die in Verbindung mit Gaudy besorgte Uebersetzung einer Auswahl von Bérangers »Liedern« (Leipz. 1838; neue Ausg. 1873). Obgleich Franzose, war C. doch ein echt deutscher Dichter; ja es war ihm, dem Franzosen, sogar vorbehalten, einem dem deutschen Sprachgenius vor ihm nie vollkommen angepaßten Metrum, den Terzinen, bei dem verschiedenartigsten Inhalt einen echt deutschen, nordischen Charakter zu verleihen. Hierher gehören seine »Retraite«, »Matteo Falcone, der Korse« und eins seiner großartigsten Gedichte: »Salas y Gomez«. Der Geist, der durch Chamisso's Gedichte, Balladen und Romanzen weht, ist ein eigenthümlich düsterer, schmerzlicher; selbst grimmige, herzerschütternde, ja nicht selten ungeheuerliche Aufgaben sind in so krasser Weise von C. behandelt worden, daß sich die Aesthetik trotz der meisterhaften Behandlung damit nicht immer einverstanden erklären kann. Diese düstere Gemüthsrichtung wurde durch Chamisso's eigenthümliche Schicksale genährt, und der Zwiespalt des doppelten Vaterlandes, der Vereinbarung zweier Nationalitäten in sich, bei vorwiegender Hinneigung zu dem Vaterland seiner Bildung, wurde noch gesteigert, als C., abgestoßen von einer künstlichen Kulturwelt, sein Ideal, den Wilden Radu von der Insel Radack, kennen lernte. In C. lag auch das Bestreben, populär zu

sein, und seiner Freude am poetischen Einwirken auf das Volk verdanken wir viele seiner heiteren, schelmischen und spielenden Gedichte. Seine politischen Lieder zeichnen sich durch scharfen Spott und gesunde Ironie aus. Der Hauptstempel seines Charakters war kindliche Einfalt und Herzensreinheit. Hieraus entsprang auch seine entschiedene Vorliebe für Naturvölker; gerade bei ihnen hatte er auf seinen Reisen dasjenige gefunden, was er in unseren civilisirten Zuständen so sehr vermißte. Das Glück seiner, von der sogen. Kultur noch unbeleckten Insulaner blieb ihm stets ein ersehnter Zustand. »Ein Mann voll Unschuld, voll rastloser Thätigkeit, die bei ihm nie auf äußern Vortheil, immer nur auf Hervorbringung von Edlem und Schönem gerichtet war, ein kerngesunder Mensch von nobelster Gesinnung war Adelbert v. C., und fügen wir hinzu: ein Freund ohne Gleichen, so haben wir das Bild einer Persönlichkeit, die unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen würde, hätte der Mann auch nie eine Zeile in Prosa geschrieben und nie einen Vers gedichtet.« Vgl. Hitzig, Leben und Briefe von Adelbert v. C. (Leipz. 1836—39, 2 Bde.; 2. Aufl. 1842; zugleich den 5. und 6. Band der »Gesammelten Werke« bildend). Eine kleinere Ausgabe der Werke (die Gedichte, »Peter Schlemihl« und die Reise um die Welt) besorgte H. Kurz (Hildburgh. 1869, 2 Bde.).

Chamois (spr. schamoā; **Peaux de c.**), sämischgares Gemsen-, Bock-, Ziegen- und Schaffell, auch die ins Isabell und Röthliche fallende Farbe, welche derjenigen solcher Felle gleicht.

Chamoisit (spr. schamoā-), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Metallolithe, findet sich derb und fein oolithisch mit zum Theil platten und unregelmäßig gestalteten Körnern, ist grünlich schwarz, matt oder schwach glänzend, undurchsichtig, Härte 3. Es besteht aus kieselsaurem Eisenoxydul mit Eisenoxydulaluminat und enthält 63 Proc. Eisenoxydul, bildet einen Stock im Kalkschiefer des Chamoisonthals bei Ardon in Wallis und wird auf Eisen verarbeitet.

Chamonix (spr. schamöni, gewöhnlich, aber unrichtig, Chamouny genannt), romantisches und vielbesuchtes Thal der savoyischen Alpen, im franz. Departement Obersavoyen, erstreckt sich am Nordfuß der Montblanc-Gruppe in südwest-nordöstlicher Richtung von Les Houches (zwischen Mont Breven und dem Montblanc-Gipfel) bis zum Col de Balme und ist, von der Arve durchflossen, ungefähr 20 Kilom. lang. Auf der Südseite ragen aus der kompakten Masse des Montblanc der Montblanc-Gipfel, der M. Blanc du Tacul, die Aiguille du Géant, Grande Jorasse, Aiguille du Moine, Aiguille Verte und Aiguille de Charbonnet empor, sämmtlich über 3250 Meter hoch, und die vier Riesengletscher des Bossons, des Bois (Mer de Glace), de l'Argentière und du Tour, nebst den kleineren Griaz und Taconay ins Thal hinabsendend; auf der Nordseite stehen der Mont Breven, die Aiguille de Charlanoz und die Aiguilles Rouges, die eine Höhe von 2600—2930 Meter haben. Noch vor 100 Jahren war dieses Thal gewissermaßen ein unentdecktes Land. Die beiden Engländer Pococke und Windham wagten sich 1741 zuerst hinein, und ihre Namen sind, gleichsam als die der ersten Auffinder, zu ewigem Gedächtnis an einem Felsen oberhalb der Mer de Glace eingemeißelt. Der eigentliche wissenschaftliche Entdecker des Thals aber war der Genfer Naturforscher H. B. de Saussure, der, angezogen von der Pracht des weithin schimmernden Montblanc, 1787 in das C. eindrang, den Montblanc als einer der ersten erstieg und durch seine Beschreibung die Touristen in diesen entlegenen Alpenwinkel lockte. De Luc, Bourrit, Pictet, in neuerer Zeit Forbes und andere Gelehrte bestätigten Saussure's Schilderung, und so ist das C. ein Hauptwanderziel der Alpenfreunde, namentlich der Engländer, Franzosen und Nordamerikaner (im ganzen etwa 15,000 jährlich) geworden. An malerischer Schönheit, an Vielseitigkeit in der Zusammenstellung der Bilder, an Reichthum der Staffage steht es hinter dem Berner Oberland zurück; an wirklicher Majestät und Erhabenheit der Eindrücke übertrifft es jenes. Zu den Eigenthümlichkeiten seiner Gebirge in den Felsenformen, durch welche sich diese von allen anderen Steingebilden der Alpen unterscheiden, gehören die schlanken, hohen, Thurmspitzen ähnlichen Granitstacheln, die unter dem bezeichnenden Namen der Aiguilles (»Nadeln«) aus den Eis- und Firnmulden meist kahl und einfarbig emporragen. Diese auffallende Erscheinung erklärt man geologisch dadurch, daß die Granitmassen (nach Saussure Protoginmassen) bei einem der alpenhebenden Momente strahlenförmig, also in senkrechten Schichten aufgestellt wurden und je nach der größern oder mindern Festigkeit der krystallinischen Gesteinschichten mehr oder minder verwitterten. Die mürbe gewordenen, durch die Atmosphärilien zerstörten Schichten lösten sich ab, stürzten hernieder und bildeten die Moränen (Gandecken), welche die Gletscher langsam zu Thal tragen, während die festeren stehen blieben und die gegenwärtigen Aiguilles bilden. Die Fläche des Thals, 1050 Meter ü. M., besteht größtentheils aus schönen Wiesen, welche nebst etwas Feldbau den natürlichen Hauptreichthum der Bewohner ausmachen. Modern ist das Touristengewerbe: Hotels, Führer, Träger ꝛc. Wegen seiner hohen Lage wachsen im C. weder Eichen, noch Kastanien, auch keine Nüsse, kein Wein, kein Obst. Der Winter dauert vom Oktober bis zum Mai, und der Schnee liegt oft 3 Meter hoch. Kälte und Hitze wechseln in dem kurzen Sommer sehr schnell. Morgens und abends ist es immer frisch, wenn auch um Mittag das Thermometer auf 17—18° steht. Die Alpenweiden liefern vortreffliche Butter und Käse und einen köstlichen, aromatischen, ganz weißen Honig; Gemsen und Steinböcke gibt es auf den Gebirgen, Fische in der Arve. Im Frühjahr und Herbst durchbrausen furchtbare Stürme das Thal, und Schneelawinen richten oft großen Schaden an. Das Thal enthält nur 3 Pfarrdörfer: Les Houches, C. oder Prieuré (aus einem 1099 gestifteten Benediktinerkloster entstanden) und Argentières, aber zwischen denselben liegen noch eine Menge Weiler und Häuser, so daß die ganze Thalsohle ziemlich belebt erscheint. Die Bewohner (im ganzen gegen 4000) sind robust und nervig, von Charakter gut und bieder und haben eine ausdrucksvolle Physiognomie. Unter den vielen sehenswerthen Punkten des Thals sind zu nennen: La Flegère, eine Bergterrasse der Aiguilles Rouges (1887 Meter), von wo man die ganze Montblanc-Kette überschaut; gegenüber der Montanvert (1920 Meter), unmittelbar über dem Gletscher des Bois und mit weitem Blick über das wellenförmige Eismeer; jenseits des Gletschers des Bois die Felswand Le Chapeau, am Fuß der Aiguille de Brochard, und die Quelle und das Eisgewölbe des Arveyron. Das C. hat nur zwei Zugänge: von Genf herüber Salenche und aus Wallis über den Col de Balme.

Chamos (Camos, hebr. Chemosch), Nationalgottheit der Moabiter, im wesentlichen identisch mit dem altkanaanitischen Moloch (s. d.). Nach jüdischer

Sage wurde C. unter dem Symbol eines schwarzen Steins verehrt. Salomo errichtete dem C. eine Opferstätte, die erst Josia wieder zerstören ließ.

Chamotte (spr. scha-; Charmotte, Schamotte), eine feuerfeste Thonmasse, die man zur Konstruktion von Feuerungen, Glüh- und Schmelzöfen, überhaupt für solche Baulichkeiten verwendet, welche einer anbauernden heftigen Hitze ausgesetzt werden sollen. Man gewinnt C. vorzüglich aus schon gebranntem und dann wieder gepulvertem, feuerfestem Thon, z. B. aus zerbrochenen und zerstampften Porzellankapseln, doch wird auch ein Gemenge aus diesem Material mit rohem, noch nicht gebranntem, feuerfestem Thon verarbeitet. Die Chamotteziegel oder Chamottesteine (Porzellanziegel, Ofenziegel, unschmelzbare Mauersteine) werden bereitet, indem man aus der zu verwendenden Thonmasse Ziegel formt, diese brennt, zerstampft, daß die größten Stücke einer Erbse gleichen, das Meiste aber ein mäßig feines Pulver darstellt, und diese Masse mit dem halben Gewicht frischen, nicht gebrannten Thons derselben Art mischt, daraus wieder Ziegel formt und diese, nachdem sie gut ausgetrocknet sind, bei möglichst starker Hitze brennt, so daß sie hart, klingend und hellgrau werden. Gute Chamottesteine müssen die höchsten Temperaturen und den stärksten Temperaturwechsel aushalten, ohne zu schmelzen oder zu springen; diesen Anforderungen genügen besonders die Steine von Stourbridge in England. Die Fabrikation der Chamottesteine, welche zur Konstruktion von Porzellanöfen, für Gestelle von Eisenhohöfen, für Dampfkesselfeuerungen ꝛc. unentbehrlich sind, bildet ein gewinnreiches Nebengeschäft der Porzellan- und Fayencefabriken, welche auf diese Weise ihre Kapselscherben vortheilhaft verwerthen, wird aber auch, besonders am Rhein und in Westfalen, vielfach selbständig betrieben. Als Mörtel bei Mauerungen von C. wendet man das Gemisch der gestampften Steine mit frischem Thon an. Aus C. fertigt man auch Röhren, Muffeln, Beschläge zu chemischen Oefen, Gasretorten, Schmelztiegeln u. dgl.

Champ (franz., m., spr. schâng), Feld; c. de bataille, Schlachtfeld, Wahlstatt; c. de fédération, Bundesfeld; c. de mai, Maifeld; c. de mars, Märzfeld.

Champagne (spr. schangpanj), Landschaft und ehemalige Provinz in Frankreich, nördlich von Lüttich und Luxemburg, östlich von Lothringen und Franche-Comté, südlich von Burgund und westlich von Ile de France und der Picardie begrenzt, umfaßte etwa 25,900 QKilom. (470 QM.) mit 1,200,000 Einw. und ward bei der neuen Eintheilung in die Departements Marne, Obermarne, Aube und Ardennen zertheilt, während kleinere Stücke an die Departements Yonne, Aisne, Seine-et-Marne und Maas übergingen. Die Flüsse, welche jenen Departements den Namen gaben, sind die Hauptströme der C. Man unterschied als Hauptttheile: Niederchampagne mit den Distrikten: eigentliche C. (Troyes), Vallage (Bar sur Aube), Bassigny (Chaumont) und Senonais (Sens), Oberchampagne mit den Distrikten Remois (Reims), Perthois (Vitry), Rethelois (Rethel) und die Brie-Champenoise mit den Städten Meaux, Château-Thierry und Provins. Das Land bildet den Haupttheil des Pariser Beckens und erscheint wie eine Reihe von schiefrigen, jurassischen, kreidigen und tertiären Plateau's, die von schmalen, aber wenig tiefen Thälern durchkreuzt und durchfurcht sind und sich von O., wo die dichtbewaldeten Ardennen und der Argonnerwald die Landschaft durchziehen, gegen W. senken. Das an 80 Kilom. lange Plateau von Langres, dessen südliches Drittel Burgund angehört, ist eigentlich eine Reihe von Höhen und Hügeln, ohne sichtliche Kämme und bestimmte Gipfel; selbst der Argonnerwald besteht nur aus solchen bewaldeten Plateau's, die sich bis an 100 Meter über die benachbarten Thäler erheben. Der Boden ist im O. (die Ebene des Rethelois ausgenommen) fast überall mager und für keine Art von Kulturpflanzen günstig. Man findet bald große Wälder von Buchen, Hagebuchen, Birken und Haselsträuchern (keine Nadelhölzer), bald Moor oder Fenn (Fagnes) und Heiden. Auch die Mitte des Landes, die sogen. C. pouilleuse (»lausige C.«), ist durchgängig unfruchtbar, wiewohl reich an Triften, auf denen zahllose Schafherden weiden; dagegen ist der westliche Theil der C. sehr fruchtbar, blühend und dicht bevölkert. Hauptprodukte dieser Gegend sind der kostbare, berühmte Wein, Korn (in der Gegend von Meaux) und vorzügliche Feuersteine (Pierres de tonnerre). Auch die Kreide, die als Blanc d'Espagne in den Handel kommt, stammt aus der C. Messen fanden schon im 11. Jahrh. zu Troyes, zu Provins, Lagny und Bar sur Aube statt. Die Bewohner (Champenois) sind ein starker, kühner, kriegerischer, rauher, aber auch boshafter Menschenschlag, dessen Schwerfälligkeit und rauhes Wesen an die germanische Abstammung erinnert. Bei den übrigen Franzosen stehen sie im Ruf der Dummheit.

Die C. hat ohne Zweifel ihren Namen von campus (»Blachland«). Vor dem Einfall der Römer war sie von den gallischen Stämmen der Remer, Trikassen, Melden, Lingonen und Sennonen bewohnt und bildete bei der ersten Theilung in römische Provinzen einen Theil von Gallia comata, wurde aber nach der Unterwerfung des ganzen Gallien von Cäsar und Augustus zu Gallia celtica u. belgica geschlagen. Bei der Theilung des fränkischen Reichs unter Chlodwigs Söhne kam sie zum Königreich Austrasien und wurde von 570—714 von Herzögen regiert, welche aber mehr Statthalter im Namen des Königs, als Souveräne waren. Sie hießen Wolf (Loup), Wintrio, Johann, Wimart, Heribert, Grimoald. Diesen Herzögen folgten erbliche Pfalzgrafen mit voller Landeshoheit, nach der Residenz Troyes oft auch Grafen von Troyes genannt. Durch die Vermählung Philipps IV. mit Johanna, der Erbin des Königreichs Navarra, der C. und Brie, kam die C. 1248 an Frankreich und ward mit diesem 1361 auf immer vereinigt, behielt aber unter den französischen Königen die Rechte, welche sie unter den Grafen gehabt hatte. Während des Feldzugs von 1792 war die östliche, im Feldzug von 1814 die westliche C. vorzüglich der Kriegsschauplatz. Nach dem deutsch-französischen Krieg 1870—71 blieb die C. 2 Jahre lang als Pfand für die zu zahlende Kriegsentschädigung von den Deutschen unter dem Oberbefehl des Generals Manteuffel besetzt. Vgl. Duberey, Recherches sur la C. (Troyes 1832); Arbois de Jubainville, Histoire des ducs et des comtes de C. (Par. 1859—69, 7 Bde.).

Champagne (spr. schangpanj), Philippe de, franz. Maler, s. Champaigne.

Champagnerweine, die in der ehemaligen franz. Provinz Champagne, namentlich in den jetzigen Departements Ardennen, Marne, Aube und Obermarne wachsenden Weine. Man hat weiße und rothe C., und von den weißen wieder schäumende und nicht schäumende oder stille. Die nicht schäumenden C. gehören in guten Jahren theilweise zu den Hoch-

gewächsen, und nur ihr bedeutender Alkoholgehalt steht ihrer größern Verbreitung in dieser Gestalt gewöhnlich entgegen. Der beste Wein der Champagne wächst auf der vorzugsweise La Montagne genannten Hügelreihe ganz nahe bei Reims, an deren Fuß das Dorf Sillery liegt. Der Sillery-sec-non-mousseux ist, wenn gut behandelt, ein sehr feiner Wein, erreicht aber seine vollkommene Ausbildung erst nach 8—10 Jahren. Andere berühmte Lagen der Montagne sind: Verzenay, Bouzy, Verzy, St. Basle, Mailly, Lubes; zweiten Ranges: Taissy, Chigny, Rilly, Allerand, Villers. Der Montagne stehen im Produkt etwas nach die Hügel der Marneufer und die von ihnen geschützten Thalflächen. Hier erzeugen Weine ersten Rangs: Ay, Mareuil, Dizy, Hautvillers, Châtillon, Epernay, Pierry, Moussy; zweiten Rangs: Cramant, Avize, Le Mesnil, St. Martin d'Alois.

Der mousſirende Champagner wird größtentheils aus blauen Trauben gewonnen, aber nur aus deren Saft ohne Ausnutzung der Treſter. Die drei erſten Kelterdrücke liefern das feinſte Produkt, die Blume (kaum $^{4}/_{5}$ des Saftes), welches für ſich verarbeitet zu werden pflegt. Der durch ſtärkern Druck gewonnene Moſt gibt röthlichen Wein, welcher häufig einen gewiſſen harten Geſchmack, ſtrengen Duft und empfindliche Bitterkeit beſitzt, aber mit Cognac verſtärkt namentlich in England dem beſſern vorgezogen wird. Der Moſt ſetzt innerhalb 15—20 Stunden in den Gährungskufen ſeine groben Niederſchläge ab und wird dann in Fäſſer gefüllt, in welchen er bei loſe aufgeſetztem Spund vergährt. Um dieſe Gährung zu mäßigen und den Wein alkoholreicher zu machen, ſetzt man 1 Proc. Cognac hinzu. Nach vollendeter Gährung wird das Faß wieder aufgefüllt und verſpundet. Gegen Ende December zieht man den Wein auf geſchwefelte Stückfäſſer ab, ſchönt ihn mit Hauſenblaſe und ſticht ihn nach einem Monat von neuem ab. Gegen Ende Februar ſchönt man abermals und läßt den Wein bis zum April lagern. Eine der wichtigſten Operationen beſteht nun im Verſtechen (coupage) oder Verſchneiden, d. h. im Miſchen verſchiedener Moſte miteinander, wodurch die Qualität verbeſſert, der Wein dauerhafter und weniger zu Krankheiten geneigt wird als der von einem einzigen Gewächs. Schwarze oder blaue Trauben bilden gewöhnlich $^{2}/_{3}$ der Cuvée, ſie ſollen Stärke, Körper, die weißen aber Reichthum, Wohlgeſchmack und Bouquet geben. Ehe man den klaren Wein auf Flaſchen zieht, unterſucht man mit dem Saccharometer den Zuckergehalt desſelben und ſetzt nach Bedürfnis Likör, d. h. in demſelben Wein aufgelöſten weißen Kandiszucker, hinzu. Hierdurch und durch das Coupiren muß erreicht werden, daß der Wein in der Flaſche 16—18 Gramm Zucker, 11—12 Volumproc. Alkohol und ein Aequivalent von 3—5 Gramm Schwefelſäure an freier Weinſäure enthält. Einige Firmen ſetzen auch ſtarken alten Wein hinzu und erreichen dadurch, daß der Wein mit dem Anſchein des Alters verſandt werden kann, bevor er ein Jahr alt iſt. Die Champagnerflaſchen müſſen aus reinem Material ſorgfältig dargeſtellt und beſonders ſehr gut gekühlt ſein. Der Hals muß ſich von der Mündung nach unten allmählich erweitern, weil dadurch der Kork feſter ſitzt, der Wein ſich beſſer hält und der Knall verſtärkt wird. Früher ſprangen 15—25 Proc. der Flaſchen, jetzt bei beſſerem Glas und geſchickterer Fabrikation nicht mehr als 6—10 Proc. Die gefüllten, verkorkten, mit Bindfaden und Eiſendraht verbundenen Flaſchen werden im Gährlokal liegend aufgeſchichtet und beginnen alsbald zu arbeiten. Durch die noch in dem jungen Wein enthaltenen fermentartigen Körper wird die Gährung von neuem eingeleitet und der zugeſetzte Zucker zerfällt in Alkohol und Kohlenſäure, während die umgewandelten fermentartigen Körper ſich als Bodenſatz abſcheiden. In dieſem Zuſtand wird der Wein als vin brut an die Weinhändler von Reims, Epernay, Châlons ꝛc. verkauft und erfährt nun die letzte Behandlung. Die Flaſchen werden tüchtig gerüttelt, damit der Bodenſatz ſich gleichmäßig vertheile, und dann in ſchräger Lage mit der Mündung nach unten aufgeſchichtet. Nach einigen Tagen bringt man durch einen geſchickten Ruck den Bodenſatz, welcher ſich etwa in der Schulter der Flaſche angeſammelt hat, dem Kork etwas näher und vergrößert die Neigung der Flaſche. Damit fährt man fort, bis endlich der Bodenſatz auf dem Kork liegt und die Flaſche vertikal auf dieſem ſteht. Bisweilen nimmt der Bodenſatz eine ſehr nachtheilige Form an und bildet gleichſam ein Häutchen auf dem Kork, während es nothwendig iſt, daß er aus einem lockern Pulver beſtehe. Um dies ſicher zu erreichen, ſetzt man dem Likör gewöhnlich etwas Tannin und Alaun zu. Das Entfernen des Niederſchlags aus der Flaſche geſchieht durch das Degorgiren, wobei man den gelöſten Pfropfen geſchickt abſpringen läßt. Der dabei mit herausfliegende Wein reißt den Niederſchlag fort und der Verluſt an Wein beträgt höchſtens 6—7 Proc. Aus der vorläufig wieder verkorkten Flaſche gießt dann der Bidangeur noch eine gewiſſe Quantität (bisweilen ein Drittel) Wein ab, worauf der Opéreur die Flaſche wieder mit Likör füllt. Auch dieſer Likör iſt nur eine Löſung von Kandis in demſelben Wein, aber gewöhnlich enthält er noch Cognac und nicht ſelten andere Weine und Eſſenzen, Himbeerwaſſer, Kirſchwaſſer ꝛc.; ein Theil des Zuckers wird gegenwärtig oft durch Glycerin erſetzt. Gewöhnlich genügen 12—13 Proc. Likör, man ſetzt aber auch 16 Proc. und mehr hinzu. Um den Wein zu färben, braucht man ein wenig rothen Moſt oder ein durch Kochen von Hollunderbeeren mit Weinſtein erhaltenes Präparat, welches nach der Stadt, wo es im großen bereitet wird, Fismes heißt. Der Crémant roſé iſt vielfach beliebter als der reine Wein, obwohl er einen härtern Geſchmack und ein ganz beſonderes Parfüm beſitzt. Die mit Likör verſetzten Flaſchen werden, wenn nöthig, noch mit reinem mouſſirenden Wein gefüllt, worauf man ſie auf der Korkmaſchine verkorkt, mit Bindfaden und Eiſendraht verbindet und Kork und Hals mit Pech oder Stanniol überzieht. Wenn möglich, behält man den Wein dann noch ein paar Wochen auf Lager, um jede Flaſche nochmals auf die leichteſte Spur von Hefentrübung zu unterſuchen. Ein jedes franz. Champagnerhaus hat ſeinen eigenen »Brand« oder ſeine »Marke«, welche durch leichtes Andrücken des Korkes gegen das glühende Brandzeicheneiſen hervorgebracht wird. Die Handelshäuſer ſind meiſt bereit, jede gewünſchte Marke auf den Kork zu drücken, aber nicht ſo leicht wird man die Marke einer andern Firma nachahmen. Was die Erhaltung des Champagners betrifft, ſo kommt ſehr viel auf die Güte des Korks an, man wählt daher die beſten Sorten Kork und treibt die Korke mit der Maſchine ſehr feſt ein. Seit Einführung der letztern iſt der Weinverluſt bedeutend geringer und der Wein ſelbſt haltbarer geworden. Immer muß man aber den Champagner liegend aufbewahren, damit der Kork nicht trockne und zuſammenſchrumpfe. Wenn übrigens der Wein an und für ſich gut und körperreich iſt, ſo wird er in ſolchem Fall wohl an

feiner Mousse, aber nichts an seinem Wohlgeschmack einbüßen. Es ist ein ganz unbegründetes Vorurtheil, daß Champagner verderbe, wenn man ihn nicht trinke, sobald einmal die Flasche geöffnet sei. Verkorkt man die Flasche gut und stellt sie mit der Mündung nach unten bei Seite, so hält sich der Wein auch in halb gefüllter Flasche lange Zeit vollkommen gut; nur wird beim nächsten Oeffnen der Kork nicht mehr oder nur schwach springen. Guter Champagner übertrifft an Wohlgeschmack, köstlichem Parfüm und rascher Wirkung auf Geist und Gemüth alle übrigen Weine. Aber gar selten sind die Weinlesen, welche ein vorzügliches Produkt liefern (von 1845—57 gab es z. B. keine einzige), und dann muß der Champagner 5 Jahre alt sein, um seine höchste Vollendung zu erreichen. So alter Champagner verliert aber viel von seiner Effervescenz, und deshalb trinkt man ihn, weil man Schaum haben will, meist 2 bis 3 Jahre alt. Soll der Champagner lagern, so ist dazu ein kalter Keller erforderlich, welcher nöthigenfalls mit Eis versehen ist. Aus solchem Keller schmeckt der Champagner stets am besten. Verfügt man nicht darüber, so kühlt man den Wein in Eis; aber gewöhnlich thut man dabei zu viel. Erreicht der Wein die Temperatur des Eises selbst, so sterben Geschmack und Blume ab. Zehn Minuten lang im Eise gedreht, ist hinreichend, um den Zustand hervorzubringen, welchen die Franzosen Frappé nennen. Zum Einschenken bedient man sich dann eines Flaschenhalters oder Schenkgriffs, weil schon die Wärme der Hand einem guten Champagner schädlich wird. Die folgende Tabelle zeigt die Zusammensetzung einiger C.:

	1.	2.	3.	4.	5.	6.
Freie Säure pro Mille	5,3	5,9	7,6	7,8	6,2	5,6
Alkohol pro Cent	8,4	9,6	6,7	8,4	9,8	8,4
Zucker »	6,2	4,3	7,9	0,1	7,0	5,4
Extrakt »	11,7	7,4	10,2	12,0	11,4	13,2
Spec. Gewicht »	1,008	1,000	1,000	1,008	1,36	1,011

1. Sorte aus Châlons; 2., 3. und 4. Würzburger Mousseur, und zwar 2. für den Export nach Indien bestimmt, 3. von J. Oppmann, 4. von Silligmüller, beide in Deutschland höchst beliebte Sorten; 5. von Sutaine u. Komp. in Reims; 6. Schaumwein einer renommirten rheinischen Fabrik, in welchem ein großer Theil des Zuckers durch Glycerin ersetzt war.

Das Aroma des Champagners entsteht wohl zum Theil durch die Einwirkung der Kohlensäure auf die Weinbestandtheile, besonders auf den Alkohol, und rührt vielleicht von Kohlensäureäther her. Den Druck der Kohlensäure im Wein bestimmt man während der Fabrikation mittels eines von Maumené beschriebenen Manometers (Aphrometer), welches sich leicht auf der Flasche anbringen läßt. Dieser Apparat ist von Schinz erfunden, und man hat mit Hülfe desselben konstatirt, daß eine Mousse von weniger als 4 Atmosphären nicht mehr verkäuflich, mit 4 bis 4½ Atmosphären aber noch verkäuflich ist; mit 4½ bis 5 Atmosphären nennt man sie eine schöne Mousse, mit 5½ bis 6 eine sehr starke; bei 7 bis 8 Atmosphären Druck springen fast sämmtliche Flaschen. Beim Oeffnen der Champagnerflasche treibt die in dem leeren Raum unter dem Pfropfen (in der Kammer) befindliche Kohlensäure letztern mit Gewalt heraus. Faßt die Kammer etwa 15 Kubikcentim., so enthält sie bei einem Druck von 5½ Atmosphären 82 Kubikcentim. Kohlensäure. Beim Abfliegen des Korks bleiben nur 15 Kubikcentim. zurück, und die entweichenden 67 Kubikcentim. verursachen den Knall. Sobald aber der Druck von dem Wein genommen ist, vermag dieser nicht mehr die Kohlensäure gelöst zu halten, und ein großer Theil derselben entweicht in Bläschen. Unter dem gewöhnlichen Atmosphärendruck, d. h. also im offenen Glas, kann ein kühler Wein auf die Dauer 1½ Volumen Kohlensäure zurückhalten; denn so groß ist das Lösungsvermögen des Alkohol- und Wassergemisches, welches den Wein bildet, für die Kohlensäure unter den genannten Verhältnissen. Es dauert aber sehr lange, bis der Wein so weit an Kohlensäure verarmt. Die Zähigkeit der Flüssigkeit läßt die Kohlensäure sehr langsam entweichen, und fortwährend sieht man von den kleinsten Unebenheiten, von fast unsichtbaren Stäubchen in der Spitze der kegelförmigen Champagnergläser die Kohlensäurebläschen aufsteigen (pétillement); jeder rauhe Körper befördert die Entwickelung des Gases, und ein eingetauchtes Stück Biscuit bringt heftiges Schaumwerfen hervor. Auf die Zunge wirkt aber nur die noch gelöste Kohlensäure, und je behutsamer man den Wein eingießt, um so größern Genuß gewährt er. Alles Künsteln mit demselben ist eine Thorheit.

Da die beschriebene Darstellungsweise mit vielen Unbequemlichkeiten und Uebelständen verbunden ist, so bemühte man sich, sie möglichst zu vereinfachen. In dieser Beziehung ist eine Erfindung Rousseau's bemerkenswerth. Er benutzt ein großes, starkes, längliches Gefäß von glasirtem Eisenblech, welches einige Hektoliter Wein faßt, luftdicht verschlossen werden kann und oben und unten mit einem Hahn versehen ist. In diesem Gefäß verläuft die Nachgährung des mit Zucker versetzten Weins, und allmählich lagert sich am Boden die Hefe ab, die dann mit einemmal durch den untern Hahn ausgespritzt werden kann. Der ganz fertige Schaumwein wird aus diesem »Denophor« mittels derselben Vorrichtungen auf Flaschen gefüllt wie Mineralwasser, d. h. indem man den obern Hahn mit einem andern, zehnmal größern Apparat in Verbindung bringt, in welchem Kohlensäure entwickelt wird. Nach Angabe eines Manometers läßt man dann aus dem »Gazostateur« so viel Kohlensäure in den Denophor treten, daß trotz des Abfüllens der Druck stets derselbe bleibt. Man erreicht so auf einfache und billige Weise dasselbe, was sonst nur mit großem Aufwand erzielt werden konnte. Der in Paris konsumirte Champagner ist größtentheils nichts anderes als ein Weingemisch, in welches man mit den Apparaten der Mineralwasserfabriken Kohlensäure gepreßt hat.

Außer in der Champagne wird in Frankreich noch an vielen anderen Orten Champagner und Mousseur erzeugt, so besonders in St. Peray, Departement Ardèche (sehr wohlschmeckend, aber schwer und nicht stark moussirend); der **Bourgogne mousseux du Tonnerrois**, Departement Yonne, ist ein sehr starker, schwerer, parfümirter Wein; der **Vin mousseux d'Anjou** von Savennières und St. Aubin ist fein, angenehm schmeckend, aber sehr zu Kopf steigend, schwerer und nicht so delikat wie Champagner; die weißen moussirenden Burgunder von Epineuil und Dannemoins erreichen fast den Tonnerrois; die rothen **Vins mousseux de Bourgogne** von Meursault und Puligny sind körperreich, sehr geistig, aber hart und schwer, ohne Delikatesse. Der **Vin d'Arbois**, Departement Jura, steht dem Champagner am nächsten, moussirt ungemein stark, aber nur im ersten und zweiten Jahr. Außerdem gibt es noch im Bordelais und in der Gascogne zahlreiche Schaumweinfabriken. Auch in Deutschland wird sehr viel Schaumwein fabricirt, so

im Elsaß, an der Ahr (die Ahrweine eignen sich ganz vorzüglich dazu), in Koblenz, Mainz, Hochheim (der bekannteste und berühmteste deutsche Schaumwein, geht nur unter eigner Etikette, besonders viel nach England und Rußland, ist stärker und schwerer als echter Champagner), Frankfurt, Mannheim, Freiburg, Stuttgart, Eßlingen (einer der ältesten und besten deutschen Schaumweine), Würzburg, Frickenhausen in Unterfranken, Freiburg a. U., Naumburg, Dresden, Lößnitz, Hirschberg, Grünberg. Die deutsche Schaumweinfabrikation steht völlig auf gleicher Höhe mit der französischen und wird auch nahezu dieselbe Quantität erzeugen, von der nur leider ein sehr großer Theil unter franz. Etikette auf den Markt kommt. Dies ist um so weniger am Platz, als der gute deutsche Schaumwein den Vergleich mit dem französischen sehr wohl erträgt und letzterer in den meisten Fällen nur aus Caprice oder Großthuerei vorgezogen wird. Anderseits begünstigt das Arbeiten unter falscher Etikette die Fabrikation einer schlechten Waare, welche in der That oft genug angetroffen wird. In Oesterreich werden sehr viele Schaumweine aus steirischen und niederösterreichischen Trauben dargestellt und finden unter Originaletiketten ansehnlichen Absatz in Frankreich, namentlich in Paris.

Aus dem Virgil'schen Vers:

Ille impiger hausit
Spumantem pateram —

hat man schließen wollen, daß die Römer den Schaumwein gekannt haben. Auf Gemälden niederländischer Meister aus dem 17. Jahrh. trifft man zuweilen das Champagnerglas mit schäumendem Inhalt; aber in der Champagne datirt die fabrikmäßige Darstellung der Schaumweine erst aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. In Deutschland wurde der erste Schaumwein fabrikmäßig von dem Kaufmann Haeusler in Hirschberg in Schlesien dargestellt. Vgl. Maumené, Indications sur le travail des vins (2. Aufl., Par. 1873); Hamm, Das Weinbuch (2. Aufl., Leipz. 1874); Mohr, Der Weinbau und die Weinbereitungskunde (in Bolley's »Handbuch der chemischen Technologie«, Braunschw. 1865).

Champagny (spr. schangpanji), 1) Jean Baptiste Nompère de, Herzog von Cadore, franz. Staatsmann, geb. 4. Aug. 1756 zu Roanne in Forez, im Collége de la Flèche und der Militärschule von Paris gebildet, trat 1774 in die Marine und zeichnete sich im amerikanischen Krieg glänzend aus und wurde Seekapitän. Im Jahr 1789 von dem Adel von Forez zum Deputirten gewählt, schloß er sich als einer der ersten dem dritten Stand an, wurde Kommandant der Nationalgarde und nahm theil an der Departementsverwaltung. Während der Schreckensregierung lebte er als Privatmann, ward aber dessenungeachtet bis zum 9. Thermidor ins Gefängnis geworfen. Nach dem 18. Brumaire ernannte ihn der Erste Konsul zum Staatsrath im Marinedepartement. Im Juli 1801 ging C. als Gesandter nach Wien, ward 1804 zum Minister des Innern, 1807 zum Minister des Auswärtigen ernannt. Als solcher wirkte er besonders zu dem berüchtigten Traktat von Fontainebleau mit, welcher die Abdankung König Karls IV. von Spanien und Ferdinands VII. und die franz. Invasion zur Folge hatte. Von Napoleon 1808 zum Herzog von Cadore (einem Flecken im Venetianischen nordöstlich von Belluno) erhoben, hielt er sich 1809 in Deutschland, besonders bei Jérôme in Kassel, auf. Die Verhandlungen wegen Napoleons I. Ehescheidung und Vermählung mit einer österreich. Erzherzogin gingen durch seine Hand. Im Jahr 1811 verlor C. das Portefeuille des Auswärtigen, weil die Unterhandlungen mit Rußland nicht den gewünschten Erfolg hatten, erhielt aber bald die Intendantur der Krondomänen und ward Senator. Während des russischen Feldzugs fungirte er als Staatssekretär bei der Kaiserin Marie Luise, und 1814 beim Herannahen der Alliirten folgte er derselben nach Blois. Nach Napoleons I. Rückkehr von Elba zum Pair ernannt, trat er bei der zweiten Restauration in den Privatstand zurück, bis ihn eine Ordonnanz von 1819 wieder in die Pairskammer berief. Er starb zu Paris 3. Juli 1834.

2) François Joseph Marie Thérèse de Nompère (gewöhnlich Comte Franz de C. genannt), franz. Publicist, Sohn des vorigen, geb. 10. Sept. 1804, war als Gesinnungsgenosse von Beugnot und Montalembert ein eifriger Mitarbeiter am »Ami de la religion« und am »Correspondant« und verfocht namentlich die Unterrichtsfreiheit vom klerikalen Standpunkt aus mit vielem Talent. Mehrere seiner Aufsätze erschienen auch separat, z. B. »Un mot d'un catholique« (1844); »Du projet de loi sur la liberté d'enseignement« (1847); »De la propriété« (1849); »Du Germanisme et du Christianisme« (1850); »La charité chrétienne dans les premiers siècles de l'Église« (1854); »De la critique contemporaine« (1864) u. a. Sein Hauptwerk ist die »Histoire des Césars« (1841—43, 4 Bde.; 2. Aufl. 1853), deren Fortsetzung unter dem Titel: »Les Antonins« (1863, 3 Bde.; 2. Aufl. 1866) erschien. Von seinen sonstigen Publikationen erwähnen wir: »L'homme à l'école de Bossuet« (1847, 2 Bde.), ein Auszug aus den Werken des berühmten Geistlichen, und eine franz. Uebertragung der Briefe und Reden von Donoso Cortès (1850). C. gehört mit zu den Gründern der »Revue contemporaine« und wurde 1869 an Berryers Stelle zum Mitglied der französischen Akademie ernannt.

Champaigne (spr. schangpänj, Champagne), Philippe de, berühmter franz. Maler, geb. 26. Mai 1602 zu Brüssel, hatte zuerst den Landschaftsmaler Fouquière zum Lehrer, kam aber schon 1621 nach Paris, wo er unter Duchesne im Luxembourgpalast thätig war. Durch Duchesne's Eifersucht vertrieben, begab er sich 1627 wieder nach Brüssel, wurde aber sogleich von der Königin Maria von Medici zurückgerufen, die ihn an der Stelle des eben verstorbenen Duchesne zu ihrem ersten Hofmaler ernannte. Reiche Ehren warteten seiner, er wurde Mitglied der Akademie, dann Professor und endlich Rektor derselben. Als Le Bruns aufgehender Stern Champaigne's Ruhm verdunkelte, zog sich dieser nach Port Royal zurück, wo die Genesung seiner Tochter, einer Nonne, zu dem berühmten Gemälde Veranlassung gab, welches die Mutter Angelika mit der Mutter Agnes im Gebet vorstellt (1662, im Louvre). C. starb zu Paris 12. Aug. 1674. Es fehlte ihm an Erfindungskraft und Kompositionsgabe, seine Figuren verrathen zu sehr das Modell. Genie besaß er nicht, dagegen alles, was ein tüchtiges Studium verleihen kann. Poussins Einfluß ist erkennbar, doch war C. zu sehr Niederländer, um ihn nicht in Hinsicht der Farbe, der freilich die volle niederländische Wärme fehlt, und auch der tiefern Empfindung zu übertreffen. Am hervorragendsten ist C. als Porträtmaler; geschätzt ist namentlich sein eigenes Bildnis (im Louvre), von Edelinck gestochen. Im Louvre befinden sich überhaupt zahlreiche Werke von ihm: der Apostel Philippus, ein Abendmahl, Geschichten aus dem Leben der

Heiligen Gervasius und Protasius, das Porträt von Richelieu ꝛc. Das Belvedere zu Wien besitzt zwei Bilder von C., worunter Adam und Eva, den Tod Abels beweinend (1656), hervorragt. Auch in England findet sich verschiedenes von C.

Champeaubert (spr. schangpobähr), Dorf im franz. Departement Marne, südöstlich von Vitry, bekannt durch das hier 10. Febr. 1814 zwischen Napoleon I. und den verbündeten Preußen und Russen unter Blücher stattgehabte Treffen.

Champfleury (spr. schangflöri), mit dem wahren Namen Jules Fleury, franz. Schriftsteller, geb. 10. Sept. 1821 zu Laon, wurde nach unvollkommenen Studien Buchhändler zu Paris, dann Mitarbeiter an den Zeitschriften »Le Corsaire« und »L'Artiste«, für welche er Novellen, Skizzen, Phantasiestücke lieferte (z. B. seine »Contes d'hiver, d'été, d'automne, de printemps«), und veröffentlichte 1847 die Geschichte des »Chien-Caillou«, die Victor Hugo für ein Meisterstück im Fach realistischer Darstellung erklärte. C. ließ diesem Werk in den folgenden Jahren zahlreiche andere Arbeiten nachfolgen, zuerst als Direktor des Theaters des Funambules eine Menge grotesker, für das niedere Volk berechneter Pantomimen, dann Romane und Sittengemälde, unter denen »Les Excentriques« (Par. 1852), »Les aventures de Mad. Mariette« (1853; 2. Aufl. 1874) und besonders »Les bourgeois de Molinchart« (1854; neue Ausg. 1861), ein satirisches Gemälde des Spießbürgerthums in der Provinz, ungewöhnliches Aufsehen machten und C. den Namen des Hauptvertreters der realistischen Schule verschafften. Als solchen bewährte er sich auch in »Les amis de la nature« (1859). Unter seinen späteren Romanen ist »Les demoiselles Tourangeau« (1864) insofern merkwürdig, als sich darin Stellen rührender Empfindung vorfinden, während C. sonst seine Charakter- und Sittengemälde mit groben Zügen und grellen Farben ohne allen poetischen Hauch zu entwerfen liebt und vor allem Idealen einen grundsätzlichen Abscheu kund gibt. Zu seinen letzten Publikationen gehören: »Histoire de la caricature antique« und »Histoire de la caricature moderne« (1865); »Histoire de la caricature au moyen-âge« (1871); »Histoire de la caricature sous la république, l'empire et la restauration« (1874); »Ma tante Peronne« (1866); »Histoire des faïences patriotiques sous la révolution« (1866); »Comédie académique« (1867); »Histoire de l'imagerie populaire« (1869); »Les chats; histoire, mœurs, observations, anecdotes« (2. Aufl. 1869) u. a.

Champignon (spr. schangpinjong; Feldblätterschwamm, Angerling, Weidling, Herrenpilz, Trüschling, Brachpilz, Agaricus campestris *L.*), einer der vorzüglichsten eßbaren Schwämme, kommt überall vor auf Feldern, in Grasgärten, besonders auf Wiesen und wo Mist untergegraben ist, auch in luftigen Eichenwäldern vom Mai bis Oktober, in ganz Europa, Nordafrika, Asien, Nordamerika. Er besitzt einen in seiner Mitte gestielten Hut, dessen Unterseite von dem aus strahlig gestellten Plättchen bestehenden Sporenlager gebildet wird (vgl. Agaricus). Eine eigentliche Hülle, welche Hut und Stiel anfangs umgibt, findet sich nicht, wohl aber ein Ring, welcher, vom Stiel gegen den Hutrand ausgespannt, anfangs das Sporenlager verdeckt. In dieser Form kommt der Pilz wie eine geschlossene Kugel von der Größe einer wälschen Nuß aus der Erde. Der weiße Stiel wird 1,s—5 Centim. lang, 0,s—2,s Centim. dick und ist inwendig nicht hohl. Der Hut ist 2,s—10 Centim. breit, 4—12 Millim. dick, gewölbt, fleischig, derb, auf der Oberfläche trocken, etwas seidenartig oder kleinschuppig, rein weiß, gelblich, oft bräunlich, mit rein weißem, derbem, aber zartem Fleisch. Die Plättchen der Unterseite sind dicht gestellt, blaß rosenroth, später rothbraun, zuletzt fast schwarz wegen der im Reifezustand purpurbraunen Sporen. Ein Hauptkennzeichen des Champignons ist der angenehme Geruch. Am besten sind die Champignons im August und September. Sie stehen gewöhnlich einzeln; wo man sie einmal gefunden hat, findet man sie täglich wieder, besonders wenn man den Stiel nicht aus der Erde reißt. Man muß sie sammeln, wenn sie eine noch geschlossene Kugel bilden; wenn sie einen Tag alt sind, fangen die Plättchen schon an, schwarz zu werden, und oft sind sie dann bereits mit Maden angefüllt. Sind die Platten nicht mehr rosenroth, so muß man sie entfernen. Die Champignons sind, mäßig genossen, ein gesundes, wohlschmeckendes Nahrungsmittel. Man speist sie gebacken, gebraten oder auch als Zugemüse, mit Butter, Petersilie, Zwiebeln, Pfeffer, mit und ohne Wein, auch gedämpft, sowie als Zusatz zu Ragouts und Frikasseen, denen sie einen pikanten Geschmack geben; größere werden auch gefüllt, und mit Rahm und der obern Rinde des Brods wird eine als Champignonbrod bekannte Speise zubereitet. Auch macht man sie mit Gewürzen in Essig ein oder hebt sie getrocknet, gepulvert und mit Gewürz und Salz vermengt auf. In England und Livland wird aus ihnen unter Zusatz von Chalotten und Salz mit einer kräftigen Fleischbrühe eine Art Soya, Catchup, bereitet. Die Champignons werden häufig kultivirt, besonders die feinere aromatische Varietät A. c. hortensis mit weißem, etwas bräunlichem Hut und lebhaft fleischfarbenen Plättchen. Er bedarf nicht des Lichts zu seiner Entwickelung und wird z. B. in sehr großer Menge in den Katakomben von Paris gezüchtet; wohl aber verlangt er sehr gleichmäßige Feuchtigkeit und eine konstante Temperatur von 10—12°. Man bedarf zur Kultur sehr viel Pferdemist, am besten aus solchen Ställen, in denen sich viele Hengste befinden. Je mehr Körner die Pferde erhalten, um so besser ist der Mist zur Champignonzucht. Man betreibt diese im Freien von April bis Oktober, in warmen Beeten oder eigenen Champignonhäusern auch im Winter. Recht gut eignen sich hierzu auch alle dunklen Plätze unter den Stellagen der Gewächshäuser, Viehställe und Keller, wo ihnen aber die Kellerwürmer leicht gefährlich werden. Ausführliches über die Champignonzucht s. Nietner, Handbibliothek für Gärtner, Abth. Gemüsebau (Berl. 1840); Meyer, Rationeller Pflanzenbau, Bd. 6 (Erlang. 1860); Bouché, in der »Zeitschrift für Akklimatisation« (Berl. 1873).

Champigny (spr. schangpinji), Dorf mit 2000—3000 Einw., etwa 2 Stunden südöstlich von Paris auf dem linken Ufer der Marne, war 30. Nov. und 2. Dec. 1870 der Schauplatz heftiger Ausfallkämpfe. Nach einem zwischen Trochu und Gambetta verabredeten Plan sollte General Ducrot, Befehlshaber der zweiten Pariser Armee, einen großen Ausfall machen, die östliche Cernirungslinie durchbrechen, nach Fontainebleau abmarschiren, dort mit der von Orléans hervordringenden Loirearmee sich vereinigen, worauf dann beide Armeen umkehren, sich auf die Cernirungsarmee werfen und diese zwischen zwei Feuer bringen sollten. Nachdem am 27., 28. und 29 Nov. kleinere Ausfälle gegen das 6. Korps bei Choisy le Roi unternommen worden waren, erfolgte am Morgen des 30 Nov. der große Ausfall. Untergeordnet war dabei ein abermaliger Angriff auf das 6. Korps und ein Angriff auf die

Stellung der Würtemberger bei Bonneuil und Dorf und Berg Mesly, welche sofort zurückgeschlagen wurden. Der Hauptstoß erfolgte nach OSO., nach jener Marnekrümmung, hinter welcher die Orte C., Villiers und Brie liegen, welcher Terrainabschnitt auch das Plateau von Villiers genannt wird. Mit etwa 50,000 Mann ging Ducrot auf 8 Brücken über die Marne und warf sich auf die Dörfer Brie und C. in dem Moment, in dem eben, nach einer neuen Dislokationsordre, die Würtemberger dort abgelöst waren und die mit den Oertlichkeiten noch unbekannten Sachsen die dortigen Vorposten bezogen hatten. Es befanden sich beim ersten Angriff 9 Uhr morgens nur die würtembergische Brigade Reitzenstein und einige sächsische Bataillone in jener Stellung. Die Dörfer wurden genommen und die Cernirungstruppen in die Linie Villiers-Coeuilly zurückgedrängt. Die Kanonen der Forts Rosny und Nogent und die des erst am 28. Nov. von den Franzosen besetzten und armirten Mont Avron unterstützten den Ausfall. Da die Würtemberger bei Bonneuil und die Sachsen nördlich bei Chelles zu gleicher Zeit angegriffen wurden, so konnten nur wenige Bataillone zur Verstärkung der Vertheidigungslinie Villiers-Coeuilly abgegeben werden; dennoch wurden alle weiteren Angriffe der Franzosen zurückgeschlagen und jene wichtige Linie behauptet. Der Feind zog sich abends nach C. und Brie zurück, hielt diese Dörfer besetzt und führte den größten Theil der Truppen auf das rechte Marneufer zurück. Der Durchbruchsversuch war mißlungen und wurde 1. Dec., da die ohne Decken auf dem schneebedeckten Boden bivouakirenden Truppen völlig kampfunfähig waren, nicht erneuert. Aber die beiden Dörfer und jene ganze Halbinsel an der Marnekrümmung mußten um jeden Preis den Franzosen entrissen werden. Daher wurden schon 1. Dec. von dem deutschen Hauptquartier starke Truppenmassen in dem Terrain zwischen Seine und Marne koncentrirt (das 2. Korps, die 24. [sächsische] Division, die würtembergische Division und die 21. Brigade des 6. Korps) und dem General Franseckv das Kommando über diese Truppen übertragen. Am 2. Dec. morgens 7 Uhr gingen die Würtemberger gegen C., die Sachsen gegen Brie vor. Jene drangen in das Dorf ein, hatten dort einen furchtbaren Kampf zu bestehen, kamen aber bis in die Mitte des Dorfs und behaupteten diese Stellung, von preußischen Bataillonen unterstützt. Die Sachsen nahmen Brie, litten aber sehr durch das Feuer der Forts und mußten abends das in einen Trümmerhaufen zusammengeschossene Dorf räumen. Der Feind hatte beim Einbruch der Nacht die Trümmer von Brie und die eine Hälfte von C. noch im Besitz, konnte aber diese vorgeschobene Stellung nicht lange halten. Er brachte den 3. Dec. unter Geschützfeuer und kleinen Scharmützeln hin, räumte in der folgenden Nacht und am Morgen des 4. beide Dörfer, ging mit sämmtlichen Truppen auf das rechte Marneufer zurück und brach die Brücken hinter sich ab. Die Franzosen hatten an den beiden Schlachttagen einen Gesammtverlust von 10,000—12,000 Mann, darunter gegen 1600 Gefangene; die Deutschen verloren gegen 5000 Mann. Kaiser Wilhelm sagte den Führern der würtembergischen und sächsischen Truppen bei der 7. März auf dem Schlachtfeld von C. und Villiers gehaltenen Revue die anerkennenden Worte: »Ich rechne die Tage von Villiers nächst dem 18. Aug. und den Kämpfen bei Belfort zu den bedeutendsten Leistungen des Feldzugs«.

Champion (franz., spr. schangpjong; vom deutschen Kampf, Kämpfer), im Mittelalter ein Kämpfer, der bei gerichtlichen Zweikämpfen gegen Lohn die Stelle eines der Betheiligten vertrat. Die Champions waren unehrenhaft und durch ein Kleid von Leder und bestimmte Waffen gekennzeichnet, durften nicht zu Pferd kämpfen und erschienen mit verschnittenen Haaren in den Schranken. Sie erscheinen schon zur Zeit Karls d. Gr. Später hieß C. ein Ritter, der für irgend einen Kampfunfähigen, besonders für eine Dame, in die Schranken trat, und in England gab es, wahrscheinlich seit Richard II., einen C. des Königs, der bei jeder Krönung alle die herausforderte, welche den König nicht als gesetzlichen Souverän anerkennen würden.

Championnet (spr. schangpjonä), Jean Etienne, franz. General, geb. 1762 in Valence, Sohn des Advokaten Legrand und einer Bäuerin, ging nach einer wilden Jugend unter die wallonischen Garden, mit welchen er 1781 vor Gibraltar stand. Während der Revolution dämpfte er als Kommandant eines Bataillons Freiwilliger Unruhen im Jura, ohne Blut zu vergießen, kam dann zur Rhein- und hierauf zur Moselarmee unter Hoche's Oberbefehl und zeichnete sich bei Erstürmung der Weißenburger Linien und bei dem Einfall in die Pfalz (1793) aus. Ende 1793 wurde er Divisionsgeneral in der Sambre- und Maasarmee, focht bei Fleurus (26. Juni 1794) mit seltenem Muth und nahm dann an den Operationen am Niederrhein bis 1797 erfolgreichen Antheil. Als General en Chef an die Spitze der Armee gestellt, welche die römische Republik gegen Angriffe von Neapel her schützen sollte, schlug er die in den Kirchenstaat eingefallenen Neapolitaner, drängte sie bis Capua zurück, rückte unter blutigen Kämpfen mit den Lazzaroni 25. Jan. 1799 in Neapel ein und proklamirte die parthenopeische Republik. Als er aber den Räubereien der franz. Civilkommissäre entgegentrat, ward er wegen eigenmächtigen Verfahrens abgesetzt und gefangen nach Grenoble eskortirt. Durch die Revolution vom 30. Prairial VII (18. Juni 1799) befreit, erhielt er das Kommando der Alpenarmee und nach dem Tode des Generals Joubert den Oberbefehl in Italien, wurde aber von den Russen und Oesterreichern September 1799 bei Fossano und Savigliano geschlagen. Er starb 9. Jan. 1800 zu Antibes an einer unter seinen Truppen herrschenden Epidemie.

Champlain (spr. schämplehn), ein langgestreckter Binnensee in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (s. Karte »Vereinigte Staaten II«), auf der Grenze zwischen Vermont und New York gelegen und mit seinem nördlichen Ende nach Unterkanada hineinreichend, ist von N. nach S. 177 Kilom. lang und hat eine wechselnde Breite von 1—24 Kilom. Seine Hauptmasse bildet der nördliche Theil; im S., wo er durch einen natürlichen Kanal in den St. Georgsee übergeht, zieht er sich zu einem engen Felsenbett zusammen. Die Tiefe des sehr fischreichen Sees wechselt von 16 zu 90 Meter. Er steht durch den seit 1820 eröffneten Nordkanal mit dem Fluß Hudson, durch den Westkanal mit dem Eriesee und durch seinen Abfluß, den Richelieu (auch St. John, Chambly und Sorel), mit dem St. Lorenzstrom in Verbindung. Von den 60 Inseln, welche er umflutet, liegt die Mehrzahl in dem breitern nördlichen Theil. Die Ufer des Sees sind besonders an der Westseite steil und felsig und haben mehrere Baien. Der C. bildet einen lebhaften Verbindungsweg zwischen den angrenzenden Staaten und Unterkanada. Die Schifffahrt beginnt gewöhnlich im April und dauert bis

zum December. Im Sommer fahren täglich 5 Dampfer zwischen Whitehall, New York und St. Albans in Kanada. Im Winter friert er meist so fest zu, daß er mit den schwersten Schlitten befahren werden kann. Auch die ihm zuströmenden Gewässer sind größtentheils schiffbar, doch wird die Schiffahrt auf ihnen durch Stromschnellen und Kataraкte öfters unterbrochen. Die anliegenden Ortschaften treiben bedeutenden Handel, besonders Burlington und Albans auf der Ost-, und Plattsburgh und der Ort C. (2000 Einw.) auf der Westseite. Seinen Namen empfing der See von Sam. Champlain, welcher ihn 1608 entdeckte (vgl. dessen »Voyages dans la Nouvelle France«, Par. 1829; englisch Lond. 1858). Der See war der Schauplatz mehrerer Seegefechte zwischen den Amerikanern und Engländern. Am 12. Okt. 1776 waren die letzteren die Sieger, wogegen sich das Gefecht vom 11. Sept. 1814 zum Vortheil der Nordamerikaner entschied.

Champlitte (spr. schangplitt; C.-et-Le Prélot), Stadt im franz. Departement Obersaône, Arrondissement Gray, am Salon und an der franz. Ostbahn, hat ein schönes Schloß (aus dem 16. Jahrh.), ein alterthümliches Stadthaus, Reste alter Befestigungen, bedeutende Waldungen und (1872) 2740 Einw.

Champmeslé (spr. schangmäleh), Marie de, geborne Desmares, franz. Schauspielerin, durch Racine's Liebe berühmt, geb. 1644 zu Rouen, trat zuerst, ohne besondern Erfolg, auf dem Theater zu Rouen auf, sodann, nachdem sie sich mit dem talentvollen Schauspieler C. verheirathet, 1669 auf dem Marais-theater zu Paris und ward bald darauf von dem Hotel de Bourgogne engagirt. Ihre künstlerischen Erfolge verdankte sie vorzüglich Racine's Liebe und Unterricht im tragischen Fach. Ihre geistreiche Unterhaltung, noch mehr jedoch ihre Schönheit machten ihr Haus zum Sammelplatz vieler berühmten Männer jener Zeit. Sie besaß eine höchst sonore und klangvolle Stimme, die großen Eindruck machte, wenn sie in den Tragödien Racine's erklang. Dem Grafen von Clermont-Tonnerre zu Liebe ward sie ihrem ältern Freund Racine untreu. Sie starb 15. März 1698 zu Auteuil bei Paris. Ihr Gatte, Charles Chevillet de C., gefiel mehr in komischen als in tragischen Rollen, schrieb einige in jener Zeit großen Erfolg erzielende Theaterstücke (»Théâtre de C.«, Par. 1742, 2 Bde.) und starb 22. April 1701.

Champollion-Figeac (spr. schangpolljong-fihschäk), 1) Jacques Joseph, berühmter franz. Archäolog, geb. 5. Okt. 1778 zu Figeac (Departement Lot), wurde nach Beendigung seiner Studien Bibliothekar, dann Professor des Griechischen zu Grenoble. Im Jahr 1828 kam er als Konservator der Manuskripte an die königliche Bibliothek zu Paris, und 1848 ward er Bibliothekar in Fontainebleau, welche Stelle er auch während des Kaiserreichs behielt. Zugleich bekleidete er eine Professur an der École des chartes. Er starb 9. Mai 1867. C. veröffentlichte zuerst eine Reihe von Schriften über heimische Alterthümer, z. B.: »Antiquités de Grenoble« (Grenoble 1807); »Recherches sur les patois ou idiomes vulgaires de France« (Par. 1809); »Nouveaux éclaircissements sur la ville de Cularo, aujourd'hui Grenoble« (das. 1814) u. a. Dann wandte er sich, angeregt durch seinen Bruder, vorzugsweise der ägyptischen Alterthumskunde, und zwar den griech. Dokumenten in Aegypten zu, auf die er seine Studien beschränkte. Ergebnis derselben waren die »Annales des Lagides« (Par. 1819; »Supplément« das. 1821), ein Werk, welches vom Institut gekrönt wurde, und dem später (mit Benutzung der hinterlassenen Manuskripte seines Bruders) die Werke »L'Egypte ancienne et moderne« (Par. 1840) und »L'écriture démotique égyptienne« (das. 1843) folgten. Außerdem veröffentlichte C.: »Traité élémentaire d'archéologie« (2. Aufl., das. 1843, 2 Bde.); »Histoire des peuples anciens et modernes, Asie centrale, L'Inde et la Chine« (das. 1857); »Monographie du palais de Fontainebleau« (geschichtlicher Text zu Pfnors Prachtwerk, 1859—64); »Le palais de Fontainebleau, ses origines, son histoire artistique et politique« (1867); »Documents paléographiques relatifs à l'histoire des beaux arts et des belles lettres pendant le moyen-âge« (1868). Nach Handschriften und Originalzeichnungen der königlichen Bibliothek gab er heraus: »Les tournois du roi René« (Par. 1827—1828, nur in 200 Exemplaren gedruckt); »Ystoire de li Normant et Chronique de Robert Quiscart, par Aimé, moine du Mont Cassin« (1835), sowie »Chartes latines sur papyrus du 6me siècle« (1837). Zu dem Prachtwerk Silvestre's: »Paléographie universelle« (Par. 1839—41, 4 Bde., mit 600 Kupfern) lieferte C. in Gemeinschaft mit seinem Sohn Aimé den Text. Verdienstvoll war auch die Herausgabe von Bréquigny's »Lettres des rois, reines et autres personnages des cours de France et d'Angleterre« (Par. 1840, 2 Bde.), der »Documents historiques inédits, tirés de la bibliothèque royale« (das. 1841—50, 4 Bde.) und der auf die ägyptische Expedition bezüglichen Dokumente, die unter dem Titel »Fourier et Napoléon« (das. 1844) erschienen. Seit 1828 war C. Ritter, seit 1867 Officier der Ehrenlegion.

2) Jean François, Bruder des vorigen, franz. Gelehrter, Begründer der Aegyptologie, geb. 23. Dec. 1791 zu Figeac, erhielt seine Bildung zu Grenoble, begab sich zur Fortsetzung seiner hier begonnenen ägyptologischen Studien 1807 nach Paris und wurde 1816 Professor der Geschichte bei der Akademie zu Grenoble. Schon hatte er durch sein Werk: »Egypte sous les Pharaons« (Par. 1814, 3 Bde.) den Grund zu seinem schriftstellerischen Ruf gelegt, als er als Bonapartist von den Bourbonen verbannt wurde. Endlich begnadigt, lebte er anfangs als Privatlehrer in Paris, erhielt dann aber zufolge seiner Studien über die Hieroglyphen vom König den Auftrag, 1824—26 Italien und, nachdem er 1826 Aufseher der ägyptischen Sammlungen geworden war, 1828—30 in Begleitung von Zeichnern und Architekten Aegypten zu bereisen. Nach seiner Rückkehr 1830 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der Inschriften, und 1831 ward für ihn ein ägyptischer Lehrstuhl am Collége de France gegründet. Seine reichen Sammlungen selbst zu ordnen, war ihm nicht vergönnt; er starb 4. März 1832. Außer dem Erwähnten schrieb C.: »De l'écriture hiératique des anciens Egyptiens« (Grenoble 1821); »Lettre à M. Dacier, relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonétiques« (Par. 1822) und »Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens« (das. 1824; 2. Aufl. 1828), worin er zu beweisen suchte, daß manche Hieroglyphen phonetische oder alphabetische Zeichen seien; »Panthéon égyptien« (das. 1823), mit Abbildungen ägyptischer Gottheiten aus den Papyrusrollen und Bemerkungen über deren ägyptische Benennungen; »Lettres à M. le duc de Blacas relatives au musée royal égyptien de Turin« (das. 1824—26, 2 Bde.). Nach Champollions Tod erschienen »Lettres écrites

d'Égypte et de Nubie« (Par. 1833; neue Ausg. 1867; deutſch Quedlinb. 1835). Seine hinterlaſſenen Manuſkripte füllten über 2000 Seiten und wurden für 50,000 Franken von der königlichen Bibliothek zu Paris angekauft. Bis jetzt iſt davon erſchienen: »Grammaire égyptienne« (Par. 1836—41, 3 Bde.) und »Monuments de l'Égypte et de la Nubie d'après les dessins exécutés sur les lieux sous la direction de C.« (daſ. 1835—45, 5 Bde.); »Dictionnaire égyptien en écriture hiéroglyphique« (1842—44). Ueber Champollions Stellung in der Geſchichte ſeines Hauptfachs und ſeine wiſſenſchaftlichen Gegner ſ. Hieroglyphen.

3) Aimé, Sohn von C. 1), geb. 1806 zu Grenoble, war als Gehülfe ſeines Vaters an der Großen Bibliothek angeſtellt und wurde ſpäter Cheffekretär im Departementalarchiv im Miniſterium des Innern. Er machte ſich durch die Herausgabe vieler Quellenſchriften zur vaterländiſchen Geſchichte verdient und veröffentlichte insbeſondere die »Mémoires« von Pierre de l'Eſtoile (Par. 1837, 2 Bde.), von Brienne, François de Guiſe, Turenne und dem Herzog von York (1838), von François de Lorraine und Antoine Dupuget (1839), von Omer Talon und dem Abbé von Choiſy (1839), von Pierre Lenet über den großen Condé (1840), vom Kardinal Retz (1837; 2. Aufl. 1842) u. a. Zu ſeiner »Paléographie des classiques latins« (1837—39) ſchrieb ſein Vater die Einleitung. Von ihm hat man auch eine Ausgabe der »Poésies du duc d'Orléans« (nach einem Grenobler Manuſkript, 1842), der »Poésies du roi François I, de Louise de Savoie et de Marguerite, reine de Navarre« (1847) und die hiſtoriſchen Werke: »Le cardinal de Retz après la Fronde« (1843); »Louis et Charles, ducs d'Orléans« (1844, 4 Bde.); »Captivité du roi François I« (1847).

Champſin, in Aegypten Name des lokalen aus SO. kommenden Wüſtenwindes, der wegen ſeiner ſengenden Hitze, Trockenheit und Heftigkeit, wie wegen ſeines Sand- und Staubgehalts gefürchtet iſt. Er heißt C. (»Wind der 50 Tage«), weil er regelmäßig während der 50 Tage vom Ende April bis zur Nilüberſchwemmung im Juni auftritt, wobei er in der Regel 2 bis 4 Tage, bisweilen aber auch 7 Tage lang anhält (ſ. Aegypten). In Arabien heißt derſelbe Wind Samum, in der weſtlichen Sahara und in Senegambien Harmattan.

Chan (Han, perſ., m.), im Orient, beſonders in der Türkei, große Gebäude, welche als Bazar, ſowie zur Beherbergung der Karawanen und Reiſenden dienen.

Chan (tatariſch, »Fürſt«), Titel mongoliſcher und tatariſcher Herrſcher, der ſeit Dſchingiſchan von allen mongoliſchen und türkiſchen Häuptlingen geführt wurde. Jetzt iſt dieſer Titel ſo allgemein geworden, daß man in vielen mittel- und vorderaſiatiſchen Ländern jeden Gouverneur, Häuptling oder vornehmen, mächtigen Herrn C. nennt. Den Titel Chachan (Chakan, »Chan der Chane«) führten nur die mongoliſchen Souveräne, den Titel Ilchan (»Großchan«) die mongoliſchen Fürſten, welche in Perſien herrſchten. — Chanät, Fürſtenthum, Fürſtenwürde.

Chance (franz., f., ſpr. ſchängß), Glück, Glücksfall; die Möglichkeit oder Wahrſcheinlichkeit des Gelingens einer Spekulation ꝛc.; eine Art Würfelſpiel (mit Angabe der Augen, die gewinnen ſollen).

Chancelier (franz., ſpr. ſchängß'lieh; engl. Chancellor, ſpr. tſchänſſelör), Kanzler.

Chancellorsville (ſpr. tſchänſſelörswil), ein Dorf im nordamerikan. Staat Virginien, 16 Kilom. ſüdweſtlich von Fredericksburg, hat einer dreitägigen ſehr blutigen Schlacht (2.—4. Mai 1863) zwiſchen dem Unionsgeneral Hooker und dem Heerführer der Konföderirten Lee als Mittelpunkt gedient und ihr daher den Namen gegeben. General Hooker gedachte die linke Flanke des Feindes zu umgehen, ihn unter günſtigen Umſtänden zur Schlacht zu nöthigen und dann auf Richmond loszugehen. Allein ſtatt dieſen Plan prompt auszuführen, verſchanzte ſich Hooker, ſobald er den Rapidan überſchritten, und überließ, während er ſelbſt hätte angreifen ſollen, ſeinem Gegner die Offenſive. Stonewall Jackſon, einem der beſten ſüdländiſchen Heerführer, welcher übrigens den dabei erhaltenen Wunden erlag, gelang es, den rechten Flügel der Poſition Hookers, den ein unfähiger General, Howard, führte, zu umgehen und in die Flucht zu ſchlagen. Damit begann der Kampf 2. Mai. Am Abend dieſes Tags ſtellte Hooker ſeine durchbrochene Linie wieder her; aber die Ungunſt des Terrains verhinderte ihn am folgenden Morgen, die Kraft ſeines Centrums zu verwerthen. Als es Lee nun gar gelang, den Tags zuvor unterhalb Fredericksburg über den Rappahannock geſetzten General Sedgwick, welcher zu Hooker ſtoßen wollte, zu vernichten, ehe die Vereinigung geſchehen und ohne daß es Hooker möglich geweſen war, die Stellung Lee's im Rücken anzugreifen, blieb den Bundestruppen am 5. nichts weiter übrig, als den Rückzug in die alten Quartiere zwiſchen Fredericksburg und Aquia-Creek anzutreten, welcher indeß in voller Ordnung bewerkſtelligt ward. Infolge dieſer Niederlage ward Hooker durch Meade erſetzt, während Lee im Gefühl ſeiner Stärke die Offenſive ergriff und Maryland wie Pennſylvanien in ſeinen Beſitz zu bringen trachtete, bis die Niederlage bei Gettysburg 4. Juli 1863 ſeinem weitern Vordringen ein Ziel ſetzte. Ein Jahr ſpäter, wieder im Mai, kämpfte Grant mit demſelben Lee auf dem gleichen Schlachtfeld bei C.; auch diesmal endete der Zuſammenſtoß, wenngleich nicht mit einer Niederlage, ſo doch keineswegs mit einem entſchiedenen Vortheil für die Union. Gewöhnlich wird dieſe letztere Schlacht als »Schlacht in der Wildnis« bezeichnet.

Chancre (franz., m., ſpr. ſchank'r), Krebs; krebsartig um ſich freſſendes ſyphilitiſches Geſchwür, Schanker (ſ. d.).

Chandâles (indiſch), in Indien Miſchlinge aus der Ehe eines Sudra mit einer Brahmanin, eine verachtete Klaſſe wie die Paria's.

Chandarnagur, Stadt, ſ. Tſchandarnagur.

Chandler (ſpr. tſchéndlĕr), Richard, engl. Archäolog, geb. 1738 zu Elſon in Hampſhire, ſtudirte zu Oxford, wurde Fellow am Magdalenenkollegium und bewährte ſeine antiquariſchen Kenntniſſe durch Herausgabe der Arundeliſchen Marmortafel: »Marmora Oxoniensia« (Oxford 1763). Von der Societät der Dilettanti beauftragt, im Orient zu forſchen und zu ſammeln, bereiſte er 1764 in Geſellſchaft des Architekten Revett und des Malers Pars Jonien, Attika, Argolis und Elis und kam 1766 mit einer reichen Ausbeute nach England zurück. Früchte dieſer Reiſe waren ſeine »Ionian antiquities« (Lond. 1769—1800, 2 Bde.), »Inscriptiones antiquae pleraeque nondum editae, in Asia Minori et Graecia praesertim Athenis collectae« (Oxford 1774) und »History of Ilium or Troy etc.« (Lond. 1802). Seine Reiſebeſchreibung, in antiquariſcher Hinſicht lehrreich, in Bezug auf Länder- und Völkerkunde ungenügend, erſchien unter dem Titel: »Travels in Asia Minor« (Oxford 1775) und »Travels

in Greece« (daſ. 1776; beide neu herausgegeben von Churton 1835, 2 Bde.; deutſch von Boie, Leipz. 1776; franz. von Servois und Barbié du Boccage, Riom 1806, 3 Bde.). C. ſtarb im Februar 1810 als Rektor zu Tilehurſt in Berkſhire.

Changarnier (ſpr. ſchanggarnjeh), Nicolas Anne Théodule, franz. General, geb. 26. April 1793 zu Autun, wurde in der Kriegsſchule von Saint-Cyr gebildet, trat als Unterleutnant in die königliche Garde, ward dann in die Linie verſetzt, ging als Oberleutnant 1830 nach Algerien, wo er beim Feldzug nach Konſtantine 1836 als Bataillonschef auf dem Rückzug bedeutende Dienſte leiſtete und allmählich, indem er 18 Jahre lang faſt alle Gefechte der franzöſiſchen Armee in Algerien mitmachte, zum Oberſt, Brigade- und Diviſionsgeneral emporſtieg. Im Februar 1848 übernahm er für den dazu ernannten Cavaignac eine Zeitlang die proviſoriſche Regierung von Algerien, dankte jedoch bald ab, da er vom Departement Seine in die Nationalverſammlung gewählt wurde. Er ward in Paris Oberbefehlshaber der Nationalgarde und bald darauf der erſten Militärdiviſion. Er verhinderte 29. Jan. 1849 den Bürgerkrieg in Paris, ſowie 13. Juni die Schilderhebung der Republikaner und Socialiſten. Allgemein galt er für das Schwert der monarchiſchen Partei und zwar der Orléans. Wegen ſeiner Oppoſition gegen den Prinz-Präſidenten L. Napoleon wurde er in der Nacht des 2. Dec. mit anderen republikaniſchen Generalen verhaftet. Durch Dekret vom 9. Jan. 1852 aus Frankreich verbannt, lebte er bis zur allgemeinen Amneſtie in Mecheln. Im Krieg von 1870 bot er dem Kriegsminiſterium ſeine Dienſte an, erhielt aber kein Kommando; doch berief ihn der Kaiſer 8. Aug. in ſein Hauptquartier nach Metz, um ſeine Rathſchläge anzuhören. C. blieb mit der eingeſchloſſenen Armee Bazaine's in Metz, nahm am Kriegsrath theil, unterhandelte im Auftrag Bazaine's 25. Okt. vergeblich mit dem Prinzen Friedrich Karl über einen Waffenſtillſtand oder freien Abzug der Armee nach Algerien und unterzeichnete ſchließlich mit den übrigen Kommandeurs die Kapitulation. Er wurde nach dem Krieg Mitglied des Kriegsgerichts, welches das Verhalten mehrerer Generäle zu unterſuchen hatte, und auch in die Nationalverſammlung gewählt, wo er ſich an die Orléaniſten anſchloß, die Linke aufs ſchärfſte bekämpfte, mit Gambetta und Oberſt Denfert heftige Scenen hatte und weſentlich zum Sturz Thiers' als Präſidenten der Republik beitrug.

Change (die, franz. m., ſpr. ſchängſch'), Wechſel, Tauſch; Wechſelbank; in der Jägerſprache Fährtewechſel; C.-Konto, Konto über den Tauſch von Verlagsartikeln; changiren, wechſeln, verändern; auch reflexiv, ſich verändern; Changement, Vertauſchung, Wechſel, Aenderung.

Changeant (franz., m., ſpr. ſchangſchäng), Gewebe von Seide, Wolle und anderen Garnen, deren Kette von einer andern Farbe als der Einſchlag iſt, wodurch je nach dem Verhältnis des Lichts und Schattens ein ſchillerndes Farbenſpiel entſteht.

Chanka (arabiſch, f.), mohammedaniſches Kloſter.

Chankendi (»Dorf des Chans«), ein ziemlich bedeutender Ort in Kaukaſien, Gouvernement Jeliſabethpol, Kreis Schuſcha, Standquartier des mingreliſchen Grenadierregiments, welches ſich in dem Unterjochungskrieg der Bergvölker beſonders auszeichnete. Die Bevölkerung beſteht mit Ausnahme weniger Kaufleute aus Soldaten und Militärbeamten. In der Nähe von C. liegt maleriſch in einem weiten Thalkeſſel ein großer Garten, Beſitzung der ehemaligen Karabach'ſchen Chane, in dem der jetzige Beſitzer ein bedeutendes Seidengeſchäft (Sortiment und Verpackung der Kokons zum Verſand und Abhaſpelung der Kokons) eingerichtet hat.

Channing (ſpr. tſchänn-), William Ellery, amerikan. Schriftſteller und Moralphiloſoph, geb. 7. April 1780 zu Newport im Staat Rhode Island, Sohn eines Rechtsgelehrten, bezog in ſeinem 14. Lebensjahr das Harvardkollegium zu Cambridge bei Boſton, wo er außer Theologie Mathematik, Philoſophie und Literatur ſtudirte. Nach Vollendung ſeiner Studien ward er Hauslehrer zu Richmond und privatiſirte dann zu Newport, bis er 1803 Prediger einer kongregationaliſtiſchen Gemeinde in Boſton wurde. Mit großem Eifer bekämpfte er die orthodoxe Trinitätslehre, und als eine imponirende ſittliche Perſönlichkeit war er bald das Haupt der Unitarier. In weiteren Kreiſen wurde er bekannt nicht nur durch ſeine Predigten, ſondern mehr noch durch ſeine Schriften über theologiſche und ſociale Fragen, über Sklaverei, Mäßigkeitsſache, Gefängnisreform und Bibelverbreitung. Er bereiſte Europa und Weſtindien und ſtarb auf einer Reiſe in Bennington in Vermont 2. Okt. 1842. Sein Werk »On slavery« (Boſton 1835) machte Epoche, da es das Gewicht eines berühmten Namens in die Wagſchale des Abolitionismus warf. Viele ſeiner Predigten und kleineren Schriften wurden in England in vielen Ausgaben verbreitet, wie z. B. »On self-culture« (Lond. 1839), »Lecture on war« (daſ. 1839) ꝛc. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke erſchien zu Boſton (1848; 15. Aufl. 1856, 6 Bde.; Ausg. in 1 Bd., Lond. 1873), eine Auswahl in deutſcher Ueberſetzung von Sydow und Schulze (Leipz. 1850—55, 15 Bdchn.). Seine Korreſpondenz mit der Schriftſtellerin Lucy Aikin, 1826—42, wurde von Mrs. Le Breton (Lond. 1874) herausgegeben. Vgl. Rémuſat, C., sa vie et ses œuvres (3. Aufl., Par. 1873); »Memoir and Correspondance of C.« (Lond. 1870, 2 Bde.).

Chanson (der oder die, franz. f., ſpr. ſchangſſóng), im allgemeinen jedes ſingbare Gedicht, gleichviel, ob epiſcher oder lyriſcher Gattung. In dieſem Sinn heißen in der ältern nordfranzöſiſchen Poeſie Chansons de geste jene größeren epiſchen Dichtungen, die von den Trouvères vorgetragen (»geſungen und geſagt«) wurden, im Gegenſatz zu den bloß geſagten oder geleſenen Romans und Contes. Jetzt verſteht man darunter ausſchließlich ein lyriſches Gedicht, das etwa unſerem weltlichen Lied entſpricht, ein leichtes Lied, das einen Gedanken anmuthig, heiter, witzig, naiv erfaßt, Thörichtes, mit pikantem Spott geiſelt, auch wohl zu leidenſchaftlichem Kampf anfeuert. Bis zum 16. Jahrh. trug der franz. C. vorherrſchend den Charakter des Liebes- und Trinklieds, wie die Chansons des Kaſtellans von Coucy und Thibauds IV., Königs von Navarra. Die Kriege Franz' I. und Karls V., die Schlachten von Pavia, Jarnac u. a., der Tod Heinrichs II. und Karls IX., ſowie andere Ereigniſſe der Zeit boten dem C. eine Fülle hiſtoriſchen Stoffs, und zu den Zeiten Mazarins war ganz Frankreich von ſatiriſchen Liedern erfüllt, die den Namen »Mazarinaden« erhielten. Unter Ludwig XIV. und ſeinen Nachfolgern athmete der C. Luſt und üppigen Lebensgenuß, während er im Zeitalter der Revolution kriegeriſche Töne anſchlug, wie die Marſeillaiſe und der Chant du départ. Von nun an kam in die franz. Lyrik überhaupt ein melancholiſch-elegiſcher oder leidenſchaftlich aufgeregter Ton, und namentlich im C.

prägte sich alles aus, was das franz. Volk als solches bewegte, so namentlich in den Liedern Bérangers, dem verkörperten Nationalgeist seines Volks.

Chant (franz., m., spr. schäng), Gesang; C. du départ, s. Chenier 3); chantant, singend, mit Gesang verbunden; chanteur Sänger; chanteuse, Sängerin.

Chantage (die, franz. m., spr. schangtahsch), Fischfang, wobei großer Lärm gemacht wird, um die Fische ins Netz zu treiben; dann Bezeichnung für Gelderpressung durch Androhen von Enthüllung gewisser Geheimnisse, wahrer oder erdichteter Schimpflichkeiten ꝛc.; Banque de c., Verein literarischer Gauner zu diesem Zweck.

Chantal (spr. schängtal), Jeanne Françoise Frémiot de, Stifterin des Ordens der Heimsuchung, geb. 1572 zu Dijon, vermählte sich mit Christoph von Rabutin, Baron von C., unterstellte sich nach dessen Ermordung 1604 der Seelenführung des heil. Franz von Sales und stiftete auf dessen Anregung zu Annecy 1610 den genannten Orden, der, als sie 1641 starb, 87 Klöster zählte. Der Papst Benedikt XIV. sprach sie selig und Clemens IX. heilig; Tag: 21. August.

Chantelle (spr. schangtäl), Stadt im franz. Departement Allier, Arrondissement Gannat, auf einem 300 Meter hohen Hügel, hat eine alte Abtei mit merkwürdiger Kirche (aus dem 12. Jahrh.), ansehnlichen Weinhandel und (1872) 2044 Einw. Von dem alten durch Franz I. zerstörten Schloß des Connétable von Bourbon sind noch Ruinen übrig.

Chantenay (spr. schangt'nä), Stadt im franz. Departement Niederloire, Arrondissement Nantes, an der Loire, 50 Kilom. vom Meer, Station der Eisenbahn von Tours nach Nantes, hat ein Schloß (aus dem 15. Jahrh.), Schiffbau, Eisenwerke und Gießereien, bedeutende Steinbrüche und (1872) 9860 Einw.

Chantilly (spr. schangtiji), Stadt im franz. Departement Oise, Arrondissement Senlis, an der Nonette, 41 Kilom. nördlich von Paris, an der Eisenbahn nach Creil und Senlis, ehemalige Residenz des Hauses Condé, mit Porzellan-, Spitzen-, Blonden- und Nadelfabrikation, trefflichem Gemüsebau und (1872) 3478 Einw. Das ehemals hier befindliche große und prächtige Schloß, das »Versailles der Condé«, merkwürdig durch seinen Marstall für 250 Pferde, seinen eine Stunde langen, jetzt versumpften Kanal und seinen englischen Park, wurde 1793 in der Revolution zerstört. Ein kleineres, noch vorhandenes Schloß, im Renaissancestil ausgeführt, gehörte bis 1852 dem Herzog von Aumale und kam dann in den Besitz eines Handelshauses. Auf der großen Wiese vor C. (La Pelouse genannt) werden siebenmal im Jahr von den Parisern sehr besuchte Pferderennen gehalten; der Hippodrom hat 2000 Meter im Umfang.

Chantonay (spr. schangtönä), Flecken im franz. Departement Vendée, Arrondissement Laroche sur Yon, mit einem alten Schloß und (1872) 3382 Einw., ist mit Bouvant der Mittelpunkt eines großen Steinkohlenbeckens, das jährlich an 600,000 metrische Centner producirt. Hier schlugen im Juli 1793 die Republikaner die Vendéer und 5. Sept. die Vendéer den General Le Comte.

Chantrenne (spr. schangträn), franz. Gehöft, südöstlich von Verneville, denkwürdig durch die heftigen Kämpfe, welche hier und in der Umgebung 18. Aug. 1870 zwischen dem 9. deutschen Armeekorps und dem franz. Centrum stattfanden (s. Gravelotte).

Chantrey (spr. tschäntri), Francis, einer der berühmtesten englischen Bildhauer, geb. 7. April 1781 zu Jordanthorpe in der Grafschaft Derby als der Sohn eines kleinen Pächters, entlief der Kaufmannslehre und kam, nachdem er mehrere Jahre sich kümmerlich durch Porträt- und Landschaftszeichnen ernährt, seit 1804 auch Porträts modellirt hatte, durch eine vortheilhafte Heirath 1809 in die Lage, eine Bildhauerwerkstätte zu errichten. Nachdem er 1810 siegreich um die Statue Georgs III. für die City konkurrirt, wurde er 1816 Mitglied der Akademie und begründete 1817 durch die Gruppe der schlafenden Kinder für die Kathedrale von Lichfield seinen Ruhm, den er durch mehrjährige Studienreisen noch mehr zu verdienen strebte. Seitdem war er mit Aufträgen überhäuft und unermüdlich thätig, und zwar mit solchem Erfolg, daß er bei seinem Tod (25. Nov. 1842) ein Vermögen von 150,000 Pfd. Sterl. hinterlassen konnte, welches er, kinderlos, der Akademie zum Ankauf von Kunstwerken vermachte. Von seinen statuarischen Werken zieren London die Statuen von S. J. Banks (1827, Britisches Museum), S. John Malcolm (1837, Westminster Abbey), W. Pitt (Hanover Square), George VI. (Trafalgar Square), D. of Wellington (vor Royal Exchange). Mehrere Werke Chantrey's sind in den »Illustrations of modern sculpture« in Kupfer gestochen. Vgl. Jones, Sir Francis C., recollections of his life (Lond. 1849); »Memorials of C.« (herausgeg. von Holland, das. 1851).

Chanuka (hebr., f.), ein jüdisches Fest im Monat Kislew, zu Ehren der Reinigung des Tempels durch Judas Makkabäus.

Chanzy (spr. schängsi), Antoine Eugène Alfred, franz. General, geb. 18. März 1823 in Nouart, trat, 16 Jahre alt, in den Marinedienst, nach Verlauf eines Jahrs in ein Artillerieregiment und wurde 1841 in die Militärschule von St. Cyr aufgenommen; 1843 wurde er Unterleutnant, 1851 Kapitän und diente mit Ausnahme des Jahrs 1859, in dem er den italienischen Feldzug als Bataillonschef mitmachte, bei Solferino sich auszeichnete und zum Oberstleutnant befördert wurde, immer in Afrika. Er ward 1864 Oberst, 1868 Brigadegeneral und machte als solcher die Expedition des Generals Wimpffen gegen die südlichen Stämme mit. Auf die Nachricht von der Kriegserklärung an Preußen eilte er nach Paris und bat um ein Kommando, fand aber bei Marschall Leboeuf nicht die gewünschte Aufnahme. Erst die Regierung der nationalen Vertheidigung berief ihn aus Algerien zurück und ernannte ihn 22. Okt. 1870 zum Divisionsgeneral. Am 2. Nov. zum Kommandanten des 16. Korps ernannt, focht C., unter dem Oberbefehl des Generals Aurelle, 9. Nov. bei Coulmiers gegen die Bayern unter v. d. Tann und 1. und 2. Dec. bei Loigny gegen die Bayern und die Division Treskow. Als nach der völligen Zurückdrängung der Loirearmee und der Wiedereinnahme von Orléans Aurelle de Paladines des Oberkommando's entsetzt und die Loirearmee in zwei getrennt operirende Heereskörper getheilt wurde, erhielt C. durch ein Dekret der Delegation von Tours vom 9. Dec. das Oberkommando über die zweite Loire- oder Westarmee, welche zunächst aus dem 16. und 17. Korps bestand, aber durch das von Le Mans herangezogene 21. Korps und durch einen Theil des bei Tours eben erst neu gebildeten 19. Korps verstärkt wurde. C. zog sich von Orléans nach der untern Loire zurück; die Truppen des Großherzogs von Mecklenburg, später auch das 10. und 9. Armee-

korps folgten ihm auf beiden Ufern der Loire, schlugen ihn in täglichen Gefechten vom 7.—14. Dec., nahmen Beaugency und Blois, bedrohten Tours und zwangen C. zum Rückzug nach dem westlich gelegenen Vendôme. Von hier ging er noch weiter westlich nach Le Mans zurück, in der Absicht, die deutschen Truppen von Orléans immer weiter nach Westen zu ziehen und dadurch dem General Bourbaki, Kommandanten der ersten, nach Nevers und Bourges retirirenden Loirearmee, freie Bahn für seinen Marsch nach Paris zu machen. Da Prinz Friedrich Karl diesen Plan durchschaute, so beschloß er, den abziehenden Feind bloß zu verfolgen, nicht ihm zu folgen, und schickte ihm das 10. Korps und eine Kavalleridivision nach. Diese besetzten 16. Dec. das durch Chanzy's Arrièregarde vertheidigte Vendôme, verfolgten C. bis St. Calais und wandten sich von da gegen Tours. C. stand vom 21. Dec. an mit seiner Armee bei Le Mans an der Sarthe, hatte nur mit einzelnen vorgeschobenen Abtheilungen der deutschen Armee kleine Gefechte zu bestehen und konnte im übrigen seinen Truppen Ruhe gönnen. Er schlug nun Gambetta einen neuen Plan vor, wonach Bourbaki mit seiner ganzen Armee nach Le Mans zu ihm stoßen sollte, damit sie beide vereint mit mehr als 200,000 Mann gegen Versailles anrücken könnten. Allein Gambetta glaubte einen entscheidungsvollern Plan ersonnen zu haben und schickte Bourbaki nach dem Osten gegen Belfort ab. Als aber C. 23. Dec. von Trochu die Nachricht erhielt, daß die Pariser Armee nicht im Stande sei, den Gürtel der deutschen Truppen zu durchbrechen, und daß Paris nur noch etwa einen Monat Lebensmittel habe, so verabredete C. mit Gambetta einen Plan zu einem neuen Versuch, Paris zu Hülfe zu kommen. Aber Gambetta, welcher früher vor Orléans, von C. unterstützt, den General Aurelle zur Ergreifung der Offensive gedrängt hatte, hielt nun C. zurück und verwies ihn auf die zweite Hälfte des Januar, um inzwischen die Organisation des 19. und 25. Korps zu vollenden und durch diese die Westarmee auf eine Stärke von 200,000 Mann zu bringen. Um aber doch etwas zu thun, schickte C. mobile Kolonnen in der Richtung von Blois, Vendôme und Chartres, auf welche die Truppen des Prinzen Friedrich Karl bei ihrem Vormarsch nach der Sarthe stoßen mußten. Denn dieser rückte auf Befehl des Versailler Hauptquartiers fast mit seiner ganzen Armee 6. Jan. gegen C. vor, trieb dessen Truppen in täglichen Gefechten gegen Le Mans zurück, schickte sich 11. und 12. Jan. an, diese Stadt auf beiden Seiten zu umgehen und C. ein Sedan zu bereiten; aber dieser wartete dies nicht ab, zumal seine Truppen sehr demoralisirt waren und zum Theil nur durch Strafandrohungen zum Standhalten gebracht werden konnten, und ordnete am Morgen des 12. Jan. den Rückzug nach Laval und Mayenne an, wie Gambetta ihm befohlen hatte, während er selbst, wie er in seiner Schrift »La deuxième armée de la Loire« (deutsch von Busse, 5. Aufl., Hannov. 1874), in der er von 21 siegreichen Treffen spricht, angibt, nach Alençon abmarschiren wollte, um von dort aus in wenigen Tagen über Dreux nach Versailles zu marschiren. Die Deutschen rückten in Le Mans ein, verfolgten C. bis in die Nähe von Laval, nahmen das Lager von Conlie, verfolgten den Feind auch nördlich von Alençon und machten es C., welchem in diesem siebentägigen Feldzug allein 18,000 Gefangene abgenommen wurden, auf mehrere Wochen unmöglich, eine neue Unternehmung zu beginnen. Er selbst zwar leugnete dies, sprach Ende Januar bereits wieder von 150,000 Mann Infanterie, 6000 Mann Kavallerie und 54 Batterien, welche er kommandire, und als er von der Pariser Regierung zur Aufstellung eines Gutachtens über die militärische Lage Frankreichs aufgefordert wurde, so zählte er eine Streitmacht von etwa 300,000 Mann auf, verstärkte diese noch durch Hinzurechnung der Rekruten von 1871 und drang, auf diese Zahlen gestützt, auf Fortsetzung des Kriegs, wobei er die möglichste Vertheilung der vorhandenen Streitkräfte empfahl, um den Feind zum kleinen Krieg zu zwingen und dadurch seine baldige Erschöpfung herbeizuführen. Aber dieser Vorschlag und diese Rathschläge fanden wenig Glauben und Beifall bei den Unterhändlern von Versailles, Thiers und Favre, und das Gutachten wurde bei Seite gelegt. Für den Fall der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten führte C. seine Armee 11. Febr. von Le Mans nach Angers (unterhalb Tours). In einer Proklamation vom 22. Febr. forderte er dieselbe auf, sich zum äußersten Kampf bereit zu halten, falls Deutschland die Demüthigung Frankreichs beabsichtigen sollte; denn das französische Gebiet müsse intakt bleiben. Diese Ansicht sprach er auch in der Nationalversammlung zu Bordeaux aus, in welche er bei den Wahlen vom 8. Febr. gewählt worden war. Nach Abschluß der Präliminarien wurde er 20. März, als er mit der Eisenbahn in Paris ankam, von den Aufständischen auf Befehl des Centralkomité's verhaftet. Den Bemühungen des Admirals Saisset, des Generals Cremer, einiger Maires und Deputirten von Paris gelang es, seine Freilassung zu bewirken, wogegen C. schwören mußte, gegen die Aufständischen von Paris nicht die Waffen zu führen. In der Nationalversammlung nahm C. seinen Sitz im linken Centrum und betheiligte sich an mehreren Debatten, besonders an denjenigen, welche die Reorganisation der Armee und das neue Kriegsdienstgesetz betrafen. Am 18. Mai 1871 sprach er sich gegen die Bestimmung des Frankfurter Friedensvertrags aus, wonach Deutschland bei Belfort einige Gebietstheile mit franz. Bevölkerung gegen Gebietstheile bei Diedenhofen mit deutscher Bevölkerung an Frankreich abtreten wollte. Diesen Austausch fand C. nicht vortheilhaft für Frankreich, da nur in der Richtung gegen Diedenhofen und Luxemburg, nicht von Belfort aus eine günstige Offensive gegen Preußen ergriffen werden könne. Er verlangte daher Festhalten an den Präliminarien von Versailles und stimmte mit einer Minorität von 98 gegen 440 Stimmen gegen den Gebietsaustausch. Am 1. Sept. 1872 wurde C. zum Kommandanten des 7. Armeekorps ernannt, mit dem Sitz in Tours. Im Sommer 1873, als Mac Mahon die Präsidentschaft der franz. Republik übernommen hatte, wurde C. zum Generalgouverneur von Algerien ernannt, in welcher Eigenschaft er zugleich Kommandant des 19. Armeekorps ist. Manche halten, im Hinblick auf einen neuen deutsch-französischen Krieg, C. für den franz. Zukunftsgeneral; es ist nicht zu leugnen, daß es ihm an Energie des Handelns, an Organisationstalent, an einem durch keine Unfälle zu erschütternden Muth nicht gefehlt hat, und insofern konnte man ihn den »Gambetta im Soldatenrock« nennen; aber eben durch diese Vergleichung sind auch seine Fehler angedeutet: mehr Hitze als Besonnenheit, mehr Phantasie als Klarheit, keine Berücksichtigung der realen Verhältnisse, welche so weit geht, daß C. über seine eigene militärische Lage ebenso sich selbst als auch das

Land täuschte. Insofern war C. ganz der Mann für Gambetta; ob er es auch für Frankreich war und sein wird, ist eine andere Frage.

Chaomantie (griech.), bei Paracelsus Vorhersagung aus dem Wehen der Winde, überhaupt aus meteorischen Erscheinungen.

Chaoner (Chaŏnes), eins von den drei Hauptvölkern von Epirus, illyrischen Stamms, hatte früher das ganze Land inne, bewohnte aber später den Küstenstrich vom Thyamisfluß (jetzt Kalamas) bis zu dem Akrokeraunischen Vorgebirge. Die Landschaft Chaonia entspricht den heutigen Landschaften Parakalamon, Delvinon und Chimara, wie die C. Vorfahren der heutigen Albanesen sind.

Chāos (griech., n.), bei Hesiod der leere, unermeßliche Raum, welcher vor allen Dingen war und die Nacht und den Erebus gebar; bei Ovid die verworrene, formlose Urmasse, welche die rohen Stoffe der künftigen Weltbildung und der zu erzeugenden einzelnen Gestalten in sich trug. Ueber diese stark sinnliche Ansicht der griechischen und römischen Mythe erhebt sich die hebräische Schöpfungsgeschichte, welche in Ergründung des Uranfangs der Dinge bis zur möglichst weitesten Abstraktion, dem Nichts, emporsteigt. Eine orphische Kosmogonie macht zum Princip aller Dinge ein ewiges, ungebornes, unendliches C., das weder hell noch dunkel, weder trocken noch feucht, weder warm noch kalt war, sondern alles als eine gestaltlose Masse in sich vereinigte, bis es sich nach der Zeiten Verlauf zur Eiform bildete, woraus ein Mannweib, als der Grund aller Dinge und aus feineren Stoffen gebildet, hervortrat. Dieses Mannweib schied die Elemente und schuf aus zweien derselben (Luft und Feuer) den Himmel und aus zwei anderen (Erde und Wasser) die Erde. Hier ist C. die ungeschiedene, formlose Urmaterie, wie sie sich noch Apollonios von Rhodos und Ovid dachten. Die ionischen Philosophen nahmen entweder das Wasser (Thales) oder die Luft (Anarimenes) oder das Feuer (Herakleitos) für das mit Unbegrenztheit und ewiger Bewegungsthätigkeit begabte Urwesen an und scheinen, jene einzelnen Elemente dem C. unterlegend, bei diesen Worten von der Idee eines allumfassenden Elements ausgegangen zu sein. So erhielt das Wort C. bei den Philosophen die Bedeutung des Alls, des Universums, des alles, was in ihm ward, umfassenden Raums, der alles umfassenden Natur. Da das C., das älteste der Wesen, nie mit klar hervortretendem Charakter der Persönlichkeit, sondern bald als völlig regungslos, bald als im innern Kampf seiner widerstreitenden Elemente begriffen gedacht wurde, so bedeutet es auch sprichwörtlich eine ordnungslose, verwirrte Masse, Gemengsel, Gewirre, Wust.

Chapala (spr. tscha-), ein großer See in Mexiko, auf der Hochebene von Jalisco, über 1100 QKilom. (20 QM.) groß, ist von hohen, kahlen Bergen umgeben, fast überall 5 bis 7 Faden tief und wird am nördlichen Ende vom Rio Grande de Santiago durchströmt. Er ist sehr fischreich.

Chapeau (franz., m., spr. schapoh), Hut; Herr, im Gegensatz zur Dame; c. d'honneur, Ehrenbegleiter; c. bas, Hut ab! mit abgenommenem Hut; c. claque, niedriger oder zusammenklappbarer Hut, unter dem Arm zu tragen; c. rouge, rother Hut, Kardinalshut.

Chapel (die, engl., spr. tschäppel), Kapelle.

Chapelain (spr. schap'läng), Jean, franz. Dichter, geb. 4. Dec. 1595 zu Paris, Sohn eines Notars, studirte Medicin und vorzüglich alte und neue Sprachen und zog durch seine Vorrede zu Marini's »Adone« die Aufmerksamkeit Richelieu's auf sich, der ihm eine Stelle an der neu zu errichtenden Académie française verlieh und ihn mit der Einrichtung derselben beauftragte, sich auch seiner Feder zur Feilung eigener Produktionen bediente. C. war jetzt das Orakel aller franz. Dichter. Der Beifall, den seine Sonette und Madrigale fanden, veranlaßte ihn, die Geschichte der Jungfrau von Orléans in einem Epos zu besingen, und der Herzog von Longueville setzte ihm bis zu dessen Vollendung ein Jahrgehalt aus. Aber erst nach 30jähriger, vielleicht absichtlich nicht beschleunigter Arbeit erschienen 12 Gesänge der »Pucelle« (Par. 1656). Das Ganze sollte aus 24 Gesängen bestehen, von denen erst 1755 noch 3, 1756 wiederum 3, und 2 fernere 1757 an das Licht traten. Die 4 letzten sind nie erschienen; das ganze Manuskript befindet sich auf der königlichen Bibliothek. So groß war die Neugier des Publikums, daß binnen 18 Monaten 6 Auflagen erschienen; aber schließlich war Hohn und Spott des Dichters Lohn. Vergeblich priesen die bezahlten Günstlinge des Herzogs das Werk: es fiel vor Boileau's und seiner Freunde vernichtender Kritik. C. starb 22. Febr. 1674. Die vollständigste Ausgabe seines Epos erschien zu Genf 1762.

Chapel en le Frith (spr. tschäppel), kleine Stadt in der engl. Grafschaft Derbyshire, im Peakbezirk, 170 Meter ü. M., mit 3000 Einw., Papiermühlen und Baumwollspinnereien. In der Nähe große Kalkbrennereien.

Chapelet (franz., m., spr. schap'lä), Rosenkranz, Gebetschnur.

Chapelgorris (span., spr. tsch-, »Rothhüte«), leichtbewaffnete, irreguläre baskische Truppen, Anhänger der Christinos im spanischen Bürgerkrieg.

Chapelhill (spr. tschäppel-), Ort im nordamerikan. Staat Nordcarolina, am New Hope River, nordwestlich von Raleigh, mit (1870) 2799 Einw.; Sitz der 1789 gegründeten Universität von Nordcarolina.

Chapelier (spr. schappl'jeh), Isaac René Guy le, Mitglied der franz. Nationalversammlung, geb. 1754 zu Rennes, zeichnete sich 1787 im Streit des Parlaments mit dem König als Vertheidiger des erstern aus und ward 1789 vom dritten Stand in die Nationalversammlung gewählt. Hier veranlaßte er den Eid im Ballhaus und die Errichtung einer Nationalgarde. Er wollte die Sonderrechte der Provinzen und die geistlichen Güter abgeschafft wissen und veranlaßte den Beschluß, daß fortan jeder Deputirte nicht als Geschäftsführer eines Departements, sondern als Repräsentant der ganzen Nation gelten solle. Er verfaßte auch das Dekret über Aufhebung der Adelsrechte, verschaffte den Protestanten im Elsaß und in der Franche-Comté freie Religionsübung und war bei Organisation des Gerichtswesens 1790 besonders thätig. Er hauptsächlich veranlaßte auch die Einführung des dreifarbigen Nationalzeichens. Nach des Königs Flucht ging er zu den Feuillants über und forderte Unterdrückung der Klubs, ward aber deshalb als Parteigänger für das Königthum 1794 hingerichtet. Seine literarische Thätigkeit widmete er Condorcets »Bibliothèque d'un homme public« (Par. 1789—92, 28 Bde.).

Chapelle (spr. schäpäl; la C.-St.-Laurent), Marktflecken im franz. Departement Deux-Sèvres, Arrondissement Parthenay, nahe der Quelle des Thouaret, mit dem Château des Mottes (ehemals Besitzung Philipps de Commines), einem keltischen Tumulus, Leinwand- und Droguenfabrikation und (1872) 1734 Einw.

Chapelle (spr. schapäl; eigentlich Claude Emanuel Luillier), franz. Dichter, geb. 1626 zu La Chapelle, einem Dorf bei St. Denis, war der natürliche Sohn des reichen Oberzahlmeisters Franz Luillier, welcher den 16jährigen Jüngling legitimirte und demselben ein ansehnliches Vermögen hinterließ. C. lebte geschäftslos als genußverständiger Weltmann im vertrauten Umgang mit Racine, Molière, Boileau, Lafontaine u. a. und wurde von denselben oft über ihre Arbeiten zu Rathe gezogen. Seine Kritiken waren meist treffend, bisweilen scharf und schneidend. In seinen eigenen Gedichten, welche nicht zahlreich sind, bezeigt er sich als Meister anmuthiger, geistreicher Nachlässigkeit. Außerdem hinterließ er eine anziehende theils poetische, theils prosaische Schilderung: »Voyage en Provence« (Par. 1662), welche Thümmel zum Vorbild seines bekannten Reisewerks diente. C. starb 12. Sept. 1686. Seine »Oeuvres« wurden herausgegeben von Lefebvre de Saint-Marc (Par. 1755), neuerlich, mit denen Bachaumonts zusammen, von Tenant de la Tour (das. 1854).

Chaperon (franz., m., spr. schap'róng), Schweifkappe, die Kopf und Hals bedeckte, wurde im Mittelalter von beiden Geschlechtern getragen, verlor sich später und hinterließ nur den Mönchskappen und Doktorhüten ihre Form; in der Baukunst die nach beiden Seiten abfallende Abdeckung einer Hof- oder Gartenmauer, deren First die Grenzlinie zwischen zwei nebeneinander liegenden Grundstücken bezeichnet. Fällt die Mauerkrone nur nach einer Seite ab, so gehört die Mauer dem Grundstück an, nach dem sich die Böschung hinneigt. C. heißt auch eine ältere Person zum Schutz und Geleit einer jungen Dame; daher chaperonniren, eine junge Dame als C. begleiten, bemuttern.

Chapetónes (span., spr. tsch-), neu angekommene europäische Einwanderer im ehemaligen spanischen Amerika, im Gegensatz zu den in Amerika gebornen, von Europäern abstammenden Kreolen.

Chapitre (das, franz. m., spr. schapitr), Kapitel; chapitriren, einen abkapiteln, abkanzeln, ihm den Text lesen.

Chapman (spr. tschäppmän), George, engl. Dramatiker, geb. 1557 zu Hitching Hill in der Grafschaft Hertfort, studirte zu Orford besonders die alten Sprachen, gewann zu London die Freundschaft Shakespeare's und anderer, bekleidete unter Jakob I. eine Hofstelle und starb 12. Mai 1634. Seine Uebersetzung der Ilias (1603) und Odyssee (1614), beide neu herausgegeben von Hooper (1857) und Shepherd (1874), nimmt in der Geschichte der englischen Literatur einen hohen Rang ein. Ihr folgten Uebersetzungen des Hesiod und der Batrachomyomachie (wie jene in engl. Alexandrinern), von Hymnen, Epigrammen u. a. (neue Ausg. 1858). Unter seinen Trauerspielen sind »Bussy d'Ambois« und »The conspiracy of the Duke of Byron« die berühmtesten. In seinen Lustspielen (am besten »All fools«) ahmte er auf geschickte Weise Terenz nach, überließ sich aber in der Ausführung der romantischen Freiheit seiner Zeit. Eine Gesammtausgabe seiner »Plays«, mit Anmerkungen und Biographie, erschien zu London 1874 in 3 Bänden.

Chappe (spr. schapp), s. Seide.

Chappe (spr. schapp), Ignace Urbain Jean, Neffe des Astronomen J. Chappe d'Auteroche, geb. 1760 zu Rouen, erhielt, nachdem er sein Studium der Rechte beendigt, eine Stelle beim Finanzwesen, verlor zwar dieselbe durch die Revolution, ward aber dafür Deputirter des Sarthedepartements in der Gesetzgebenden Versammlung. Hierauf nahm er theil an den telegraphischen Unternehmungen seines Bruders und ward nach dessen Tod Direktor der Pariser Telegraphen, verlor aber unter Villèle's Ministerium seinen Posten und starb 1828 zu Paris. Er schrieb eine »Histoire de la télégraphie« (Par. 1824, 2 Bde.; neue Ausg. 1840).

2) Claude, Bruder des vorigen, geb. 1763 zu Brûlon Le Maine (Departement Sarthe), trat in den geistlichen Stand und erhielt zwei Pfründen, wodurch es ihm möglich wurde, seiner längst vorwaltenden Neigung zur Experimentalphysik ungestört nachzuhangen. Im Jahr 1792 als Mitglied in die Philomathische Gesellschaft zu Paris aufgenommen, kam er auf den Gedanken, mit entfernt lebenden Freunden durch Zeichen zu sprechen, und konstruirte nach vielen vergeblichen Versuchen eine optische Vorrichtung, welche dem Zweck entsprach. Noch in demselben Jahr übergab er dem Konvent die Beschreibung derselben und erlebte die Freude, daß 1793 eine telegraphische Linie von Paris nach Lille hergestellt wurde. Die Regierung errichtete eine besondere telegraphische Administration, welche aus C. und zweien seiner Brüder bestand. Auf Grund dieses Erfolgs wird C. gewöhnlich als Erfinder des optischen Telegraphen bezeichnet; indeß ist ein solcher schon 1684 von Robert Hooke angegeben worden, und C. selbst mußte erleben, daß ihm die Priorität seiner Erfindung streitig gemacht wurde. Darüber in tiefe Schwermuth versunken, ertränkte er sich in Paris 23. Jan. 1805 in einem Brunnen.

Chappe d'Auteroche (spr. schapp dotrosch), Jean, franz. Astronom, geb. 2. März 1722 zu Mauriac in der Auvergne, war erst Geistlicher, widmete sich dann der Astronomie, beobachtete 1761 zu Tobolsk den Durchgang der Venus an der Sonne und referirte darüber in seiner »Voyage en Sibérie fait en 1761« (Par. 1763, 2 Bde.). Die Kaiserin Katharina II. ließ seine Behauptung, daß Rußland mehr Moräste und Wüsten als bevölkerte Städte und fruchtbare Gefilde habe, durch Schuwalow im »Antidote, ou Examen du mauvais livre intitulé Voyage en Sibérie etc.« (Amsterd. 1771, 2 Bde.) widerlegen. Im Jahr 1769 unternahm C. zu astronomischen Zwecken eine Reise nach Kalifornien, starb aber 1. Aug. desselben Jahrs zu San Lucar in Spanien. Seine »Voyage en Californie« (Par. 1772) ward von C. F. Cassini herausgegeben.

Chaptal (spr. schaptal), Jean Antoine Claude, Graf von Chanteloup, Minister und Pair, berühmter franz. Chemiker, geb. 4. Juni 1756 zu Nogaret im Departement Lozère, bildete sich zu Paris und lebte dann als Arzt und Professor der Chemie in Montpellier. Seine hier gehaltenen Vorträge erschienen 1790 (Éléments de Chimie, 3 Bde.; 4. Aufl. 1803) und wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Eine beträchtliche Erbschaft verwendete er zur Begründung von Fabriken, in denen seine Theorien praktisch ausgeführt wurden. Hier wurden die ersten Versuche in der Bereitung von Schwefelsäure, künstlichem Alaun und Soda gemacht, welche in der Industrie eine förmliche Revolution bewirkten; auch verdankt ihm Frankreich die Einführung der Türkischrothfärberei. Im Jahr 1793 wurde er, da es an Pulver gebrach, nach Paris berufen, und er brachte es in Grenelle zu einer täglichen Produktion von 3500 Pfd. Im Jahr 1798 ward er Mitglied des Instituts und 1799 von Napoleon in den Staatsrath berufen.

Im Jahr 1800 zum Minister des Innern ernannt, richtete er sein Augenmerk vorzüglich auf die Hebung der Industrie; er begründete die Handelsgesetzgebung und vermehrte die Börsen, sorgte für die arbeitenden Klassen und benutzte die Fortschritte Englands im Maschinenwesen aus. Ihm verdankt Frankreich auch die erste Kunst- und Gewerbschule, die in Compiègne errichtet, später nach Châlons verlegt wurde. Die großen Sammlungen des Konservatoriums für Künste und Gewerbe ordnete er und öffnete sie für den Unterricht industrieller Bürger. Er sorgte auch für Anlegung neuer Straßen, z. B. über den Simplon, den Mont Cenis und den Mont Génèvre, neuer Brücken über die großen Flüsse Frankreichs, neuer Quais in der Hauptstadt, legte Kanäle an oder vollendete begonnene und begründete die freie Schiffahrt auf den Strömen und Flüssen. Er rief auch die ägyptische Kommission ins Dasein, die das für alle Zeiten ruhmvolle Nationalwerk schuf. Ebenso war er thätig für die Errichtung und Ausbildung wissenschaftlicher Lehranstalten. Vier Jahre reichten hin, um diese zahlreichen wohlthätigen Einrichtungen zu schaffen. Weil C. sich aber weigerte, den Runkelrübenzucker für besser zu erklären als Rohrzucker, erhielt er 1804 seine Entlassung, ward aber schon 1805 vom Kaiser zum Mitglied des Erhaltungssenats berufen und 1811 zum Grafen erhoben. Während der Hundert Tage war er Staatsminister und Direktor des Handels und der Manufakturen. Nach der Restauration trat er ins Privatleben zurück, ward aber März 1815 von Ludwig XVIII. zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt und 1819 in die Pairskammer berufen. Er starb zu Paris 30. Juli 1832. Seine Hauptwerke sind: »Essay sur le perfectionnement des arts chimiques en France« (Par. 1800); »Chimie appliquée aux arts« (das. 1807, 4 Bde.; deutsch von Hermbstädt, Berl. 1808) und »Chimie appliquée à l'agriculture« (Par. 1823, 2 Bde.; 2. Aufl. 1829; deutsch von Eisenbach, mit einem Anhang von Schübler, Stuttg. 1824). Seine letzte literarische Leistung war das Werk »De l'industrie française« (Par. 1829, 2 Bde.).

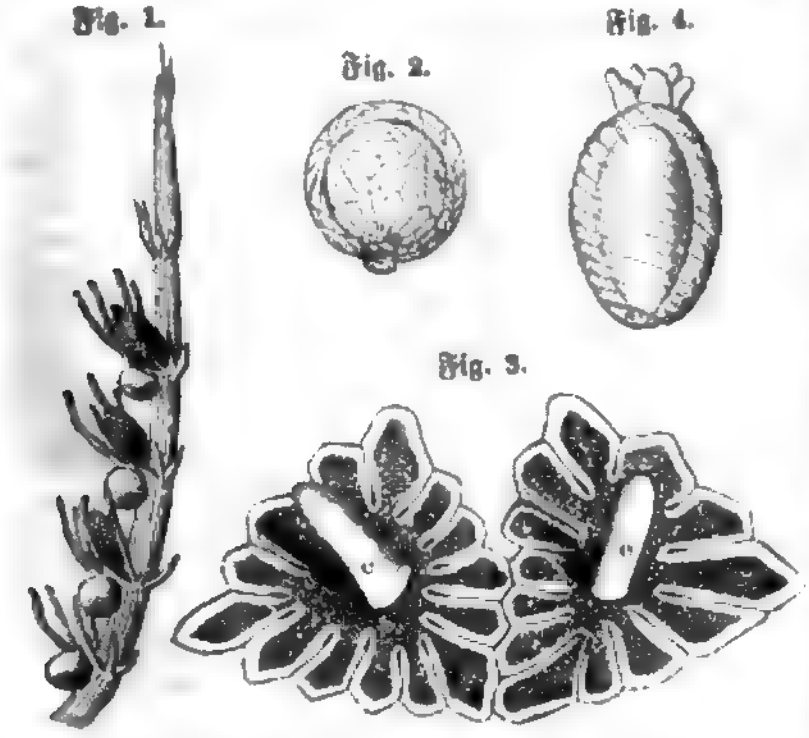
Chaptalisiren (spr. sch-), das von Chaptal (s. d.) 1800 angegebene und beim Burgunder gegenwärtig noch übliche Verfahren, den Wein durch einen Zusatz von Zucker, welcher mit dem im Saft schon vorhandenen Zucker vergährt, alkoholreicher zu machen. Da sich bei diesem Verfahren keine der Gesundheit schädlichen Nebenprodukte bilden, so ist das C. nicht unter die Weinverfälschungen zu rechnen. Vgl. **Gallisiren**.

Char (franz., m., spr. schar), Wagen; c. à bancs, offener, leichter Wagen mit mehreren Bänken in der Längsrichtung; auf den französischen und belgischen Eisenbahnen ein Wagen zweiter Klasse.

Chara *L.* (Armleuchter, Wasserstern), Pflanzengattung aus der Klasse der Characeen (s. d.).

Characeen (Armleuchtergewächse), eine kleine Gruppe kryptogamer Pflanzen, welche hinsichtlich ihrer vegetativen Theile und ihrer Fruktifikationsorgane Eigenthümlichkeiten zeigen, die mit keiner andern Abtheilung des Gewächsreichs eine nähere Verwandtschaft bekunden. Sie wurden von den ältern Botanikern neben die Equisetaceen gestellt, dann zu den Najadeen oder Algen, und gegenwärtig pflegt man sie als besondere Klasse den Algen, mit denen die C. unzweifelhaft noch die meiste Verwandtschaft zeigen, unmittelbar anzuschließen. Es sind grüne Wasserpflanzen mit einem zarten, schlaffen, zerbrechlichen, gegliederten und röhrigen Stengel, der an den Gelenken durch Querwände geschlossen ist und daselbst quirlförmig gestellte, dem Stengel gleichgebaute Aeste trägt. Die sogen. Stengel dieser Pflanzen weichen in ihrem Bau von den Stengeln aller höheren Pflanzen wesentlich ab und nähern sich viel mehr dem Thallus, der auch anderwärts unter den Algen Spitzenwachsthum zeigt und stengelartige Formen annimmt. Sie bestehen nur aus einer einfachen Reihe röhrenförmiger Zellen, die an den Gelenken des Stengels allemal getrennt sind durch kurze sogen. Knotenzellen, die nämlichen, welche die Querwände des gegliederten Stengels darstellen. Bei der Gattung Chara sind die Stengelzellen noch von anderen röhrenförmigen, aber mehrmals engeren Zellen umrindet, die bei der Gattung Nitella fehlen. Die quirlständigen Aeste bestehen ebenfalls aus abwechselnden, röhrenförmigen Gliederzellen und kurzen Knotenzellen; sie haben aber kein dauerndes Spitzenwachsthum und verhalten sich darin wie Blätter. Außerdem besitzt der Stengel aber auch echte Aeste, die meist einzeln aus der Achsel eines Blatts jedes Quirls hervorgehen. Eigentliche Wurzeln haben die C. nicht, sondern an deren Stelle, gleich den übrigen Thallophyten, einfache schlauchförmige Zellen ohne Chlorophyll, sogen. Rhizoïden, welche hier aus den untersten Knotenzellen der Stengel entspringen. In den Zellen der C. bilden zahlreiche Chlorophyllkörner, in Reihen dicht geordnet, unter der Zellmembran eine geschlossene Lage; unter der letztern befindet sich das wandständige, in strömender Bewegung begriffene Protoplasma. Die Zellmembranen enthalten eine beträchtliche Menge kohlensauren Kalks, woher die große Zerbrechlichkeit dieser Pflanzen rührt. Die Fortpflanzungsorgane der C. zeigen zwar einige allgemeine Aehnlichkeiten mit denjenigen der Algen, lassen sich jedoch kaum mit denjenigen irgend einer andern Abtheilung des Pflanzenreichs vergleichen. Sie erscheinen an der erwachsenen Pflanze, und zwar als männliche und weibliche Organe, beide entweder auf demselben Individuum (einhäusig), oder auf verschiedene Individuen vertheilt (diöcisch). Die männlichen (Antheridien) sind lebhaft roth gefärbte, kaum 1 Millim. im Durchmesser haltende Kügelchen, welche an der gegen den Stamm gekehrten Seite der Blätter sitzen und hier einzeln aus den Knotenzellen unterhalb kurzer ebendaselbst stehender Seitenzweige des Blatts entspringen (Fig. 1). Sie werden gebildet von 8 mit einander zu einer Kugelschale vereinigten eckigen Zellen (Fig. 2). Diese heißen Schilder, weil sie auf der Innenseite schildförmig auf je einer grissartigen Zelle (c) befestigt sind (Fig. 3); die 8 Griffe werden im Mittelpunkt der Hohlkugel an der Trägerzelle des ganzen Antheridiums vereinigt, welche bis an jenen Punkt einwärts dringt. Der freigebliebene Innenraum der Kugel wird nun ausgefüllt von langen, gewundenen Fäden, in welchen sich die befruchtenden Spermatozoïden erzeugen. Jene entspringen aus gewissen kleineren Zellen, welche am centralen Ende der 8 Grisszellen sitzen, und bestehen aus einer einfachen Reihe von je 100 bis 200 mit einander verbundenen scheibenförmigen Zellchen, deren jede ihren Protoplasmainhalt zu einem Spermatozoïd ausbildet. Zur Reifezeit treten die letzteren aus diesen Zellen aus als spiralig gewundene Fäden, die an einem Ende spitz und mit 2 feinen Wimpern versehen sind, durch deren lebhafte Schwingungen der Faden in Bewegung gesetzt wird. Sie werden frei, indem die

Schilder sich von einander lösen. Die weiblichen Organe (Eiknospen oder Sporenknospen) entspringen aus denselben Knotenzellen der Blätter wie die Antheridien und stehen, wenn sie mit diesen zusammen vorkommen, neben oder über denselben (Fig. 1). Es sind ovale Körperchen, gebildet aus einer großen Zelle (Centralzelle), welche auf einer kurzen Trägerzelle steht und von 5 schlauchförmigen, in spiraliger Richtung sich anlegenden Zellen, die von der letztern entspringen, umrindet wird (Fig. 4). Auf ihrer Spitze haben sie ein Krönchen, welches durch die sich aufrichtenden Enden der 5 schlauchförmigen Rindezellen hervorgebracht wird und die Stelle bezeichnet, an welcher den Spermatozoïden ein Zugang zu der Centralzelle gegeben ist. Diese ist mit Stärkekörnern und Oeltropfen erfüllt und empfängt durch die Spermatozoïden, von denen wahrscheinlich einige in sie eindringen, die Befruchtung. Infolge der letztern vergrößert sich die Eiknospe nur wenig; aber die Rindezellen bekommen stark verdickte und verholzte Membranen, wodurch die Eiknospe zu einer hartschaligen, nüßchenartigen Frucht wird,



Fortpflanzungsorgane der Characeen.

die späterhin abfällt. Die Centralzelle ist im wesentlichen unverändert, sie stellt nun eine keimfähige Spore dar und wird mit Rücksicht auf ihren frühern geschlechtlichen Charakter als Oospore bezeichnet. Nach längerer Ruhe im Wasser keimt sie, wobei sie zu einer fadenförmigen Zellreihe sich fortbildet, die aber noch nicht den eigentlichen Stengel, sondern einen sogen. Vorkeim darstellt. Jener wird erst an diesem erzeugt, indem eine Zelle desselben rechtwinklig zum Vorkeim zu einer neuen Zellreihe, dem wirklichen Stengel, auswächst. Die C. leben im stehenden Süßwasser und an den Meeresküsten, vorzüglich in den gemäßigten Zonen. Sie bilden nur zwei Gattungen: 1) Nitella und 2) Chara, Armleuchter. Beide sind in Deutschland vertreten; die gemeinsten Arten in Teichen und Seen sind hier C. vulgaris *L.* (C. foetida *A. Br.*) und C. hispida *L.* Wegen der Rauhigkeit ihrer mit kohlensaurem Kalk inkrustirten Theile werden sie wie Schachtelhalm zum Scheuern zinnerner Geäße verwendet. Von fossilen C. sind vorzugsweise die charakteristischen spiralig gestreiften Sporenfrüchte (die sogen. Gyrogoniten) in Tertiärschichten erhalten.

Character indelebilis (lat.), in der kathol. Kirche das unauslöschliche geistliche Merkmal, welches in der Taufe, Firmelung und Priesterweihe der Seele gleichsam aufgeprägt wird.

Charade (franz., f., spr. scha-), Wort- und Silbenräthsel, d. h. Räthsel, bei welchem der Name oder das Wort, das man zu errathen aufgibt, in seine einzelnen Silben zertheilt, diese nach einzelnen Merkmalen charakterisirt und zuletzt in Eins zusammengefaßt werden. Die C. ist also gewissermaßen ein mehrfaches, zusammengesetztes Räthsel; sie enthält in den einzelnen, als selbständige Worte genommenen Silben mehrere Räthsel, welche, wenn ein ästhetisches Interesse bewirkt werden soll, in gegenseitiger Beziehung stehen und sich sinnreich zusammenschließen müssen. Dazu eignen sich besonders die Sprachen, welche, wie die griechische, französische und deutsche, reich an zusammengesetzten Wörtern sind. Die Versform verleiht diesen Gedankenspielen einen empfehlenden äußern Schmuck. Eine Sammlung von Charaden lieferte Th. Hell unter dem Titel: »Agrionien« (Leipz. 1811—12). Lebende Charaden sind solche, welche in geselligen Zirkeln durch Handlung dargestellt werden, indem man die einzelnen Silben, wie sie aufeinander folgen, durch kleine pantomimische, auch wohl dramatische Darstellungen personificirt und zuletzt das Ganze ebenso gibt, woraus die Gesellschaft zu rathen hat, was das dargestellte Wort sei.

Charadrius, Regenpfeifer.

Charadsch (arab., m.), in der Türkei der Tribut, welchen die Moldau und Walachei bis zum Jahr 1865 an den Sultan zahlten; früher ein Kopfgeld, welches alle nichtmohammedanischen Unterthanen des Sultans (Radscha's) bezahlen mußten, und wovon einzelne nur infolge besonderer Konventionen befreit waren. Dieser C. ist durch den Hattischerif vom 18. Febr. 1856 abgeschafft worden.

Charakter (griech., ursprünglich ein eingegrabenes oder eingeprägtes Zeichen), das bleibende Gepräge, die dauernde Eigenthümlichkeit eines Dings, wodurch sich dasselbe von anderen unterscheidet, und welche daher zu dessen (ausschließender) Bezeichnung dienen können. In diesem Sinn läßt sich jedem leblosen und lebendigen Objekt, Natur- und Kunstgegenstand (Berg, Pflanze, Thier, menschlichem Wesen) C. beilegen. Im besondern wird das Wort nur auf diejenige Eigenthümlichkeit angewandt, welche deren Träger nicht von anderen (aus der Hand der Natur oder des Künstlers) empfangen, sondern sich selbst gegeben hat, für welche er anderen gegenüber daher auch allein verantwortlich erscheint. In diesem Sinn kann unter allen Naturwesen nur bei dem Menschen und auch bei diesem nur in Bezug auf dasjenige, was an ihm nicht als Werk natürlicher Anlage, des Naturells (s. d.) oder Temperaments (s. d.), oder äußerer Umstände, sondern seines persönlichen Wollens gilt, von C. die Rede sein. C. in dieser Bedeutung bezeichnet die dauernde, selbsterworbene Eigenthümlichkeit des gesammten Wollens (und Thuns) einer gewissen Persönlichkeit, welche, einmal erkannt, einen Wahrscheinlichkeitsschluß gestattet darauf, wie sich dieselbe auf gebotene Veranlassungen verhalten werde. Damit eine solche vorhanden sei, muß nicht nur das gesammte Wollen unter der Herrschaft von praktischen Grundsätzen (Maximen), wodurch Freiheit, sondern müssen die letzteren selbst unter der Leitung eines obersten Grundsatzes stehen, wodurch Einheit in das gesammte Wollen (und Handeln) kommt. Fehlt es an Grundsätzen oder mangelt den vorhandenen der Einfluß auf das Wollen, so findet Charakterlosigkeit, dagegen, wenn zwei herrschende Maximen (Charakterzüge) vorhanden sind,

dieselben aber unter einander im Widerstreit stehen, Widerspruch im C. statt. Der C. läßt sich daher mit einem Kunstwerk vergleichen, dessen Material das Wollen, dessen Künstler der Wollende und dessen Idee der leitende praktische Grundsatz (das Ideal des Wollenden) ist. Die Herrschaft, welche der Wollende über sein Wollen besitzt, und die innere Konsequenz und Folgerichtigkeit, die dem C. innewohnt, werden auch dann noch Interesse, ja, wenn sie in seltenem Grade auftreten, Bewunderung einflößen, wenn der Inhalt der obersten leitenden Maxime (wie dies bei Charakteren der Geschichte und der Dichtung oft genug eintritt, z. B. bei Richard III., Karl Moor u. a.) von dem sittlichen Urtheil verworfen werden muß. Der Besitz eines Charakters ist daher keineswegs schon mit jenem der Sittlichkeit gleichbedeutend, wenn auch wahre Sittlichkeit ohne C. nicht denkbar ist. Letzterer bildet die Form, welche je nach der Beschaffenheit des obersten praktischen Grundsatzes ebenso gut mit einem sittlichen wie mit einem unsittlichen Inhalt erfüllt werden kann (sittlicher, unsittlicher C.). Da der C. nach obigem eine selbsterworbene Eigenthümlichkeit des Wollens sein soll, so kann es (zwar ein angeerbtes Naturell oder Temperament, aber) nicht einen angeerbten C. geben. Auch kann, da nur das einzelne Individuum, nicht aber eine Mehrheit von solchen (ein Stand, Volk, Zeitalter) ein »Selbst« im strengern Sinn des Worts besitzt, von dem C. eines Standes, einer Nation, eines Zeitalters nur in uneigentlicher Bedeutung gesprochen werden. Als erworbener Seelenzustand endlich darf der C. zwar als (vorläufig) beharrend, aber er muß nicht als unvergänglich angesehen werden. Vielmehr ist er wie der Herausbildung (aus einem Zustand, in welchem entweder keine Maximen vorhanden oder die vorhandenen noch ohnmächtig sind), so der Umbildung (wenn an die Stelle der bisherigen leitenden Grundsätze andere treten) und des allmählichen (oder plötzlichen) Verfalls fähig (wenn Affekte, Gemüths- oder körperliche Krankheiten die Beherrschung des Wollens durch praktische Urtheile unmöglich machen). Unvergänglichkeit sowohl wie zeitlose Entstehung, beide mit dem Zeugnis der Erfahrung unverträglich, sind daher von Kant sowohl wie von Schopenhauer nur dem sogen. intelligibeln, d. h. jenseit der Erfahrungswelt gelegenen, C. beigelegt worden. Die Bildsamkeit des Charakters sowohl im psychologischen (zur Beherrschung des Wollens durch praktische Grundsätze, psychische Freiheit) als im ethischen Sinn (zur Beherrschung des Wollens durch die zu Maximen erhobenen sittlichen Ideen, sittliche Freiheit, Tugend) macht die nothwendige Voraussetzung, die wirkliche Ausbildung desselben den einzig menschenwürdigen Zweck aller privaten und öffentlichen Erziehung aus.

In der Aesthetik bezeichnet C. die Uebereinstimmung des Kunstwerks entweder mit seinem (wirklichen oder erfundenen) Vorbild, oder mit den Gesetzen und Grenzen seiner Kunst und Kunstgattung, oder mit den Bedingungen seines Materials. Damit dieselbe vorhanden sei, müssen die wesentlichen Merkmale des darzustellenden Gegenstandes, oder der besondern Kunst oder Kunstgattung, oder des technischen Materials der Darstellung aufgeprägt sein. So hat ein Drama C., wenn es wie Schillers Wallenstein die Eigenthümlichkeit der Zeit, welcher sein Stoff angehört, aber auch, wenn es wie dieser im Bau, Stil und Haltung das Wesen seiner Kunstgattung, der dramatischen, scharf hervortreten läßt. Im dritten Sinn kommt einem Bau-, Bild- oder Schnitzwerk C. zu, wenn in demselben die specifische Natur des verwendeten Materials (Back- oder Haustein, Erz oder Marmor, Holz oder Elfenbein) zum Ausdruck kommt. Verwischung des Eigenthümlichen in jeder der obigen Bedeutungen ist (ästhetische) Charakterlosigkeit. — In der Mathematik heißt C. eines Logarithmen seine Kennziffer, d. h. die ganze Zahl desselben im Gegensatz zu dem dabeistehenden Decimalbruch (Mantisse). — C. ist auch s. v. w. Titel, Würde, Stand.

Charaktere (griech.), im allgemeinen Zeichen, die für Gegenstände einer Wissenschaft, z. B. von Apothekern, Mathematikern ꝛc., gebraucht werden; im Handel Ziffern, Buchstaben oder sonstige Zeichen, dergleichen man sich besonders bei Waaren auf Preiszetteln bedient, um sich und damit Vertrauten den genauesten Preis zu bezeichnen. Meist wählt man Worte, welche 10 von einander verschiedene Buchstaben enthalten, z. B. Völkerschaft, um so Zeichen für die Zahlen von 1—10 zu gewinnen. Allgemeine C. nannte man Schriftzeichen, vermittels welcher man sich allen kultivirten Völkern verständlich machen wollte. Seit Leibniz, welcher zuerst dergleichen versuchte, haben viele über solche Schriftzeichen nachgesonnen, indem sie fortwährend die Thatsache im Auge behielten, daß man auf dem größten Theil der Erde das versteht, was die von den Arabern uns zugeführten Zeichen 1, 2, 3 ꝛc. ausdrücken. Vgl. Pasigraphie.

Charakterisiren, die Merkmale eines Objekts angeben, es schildern, kennzeichnen; charakterisirt, mit einem Ehrentitel, einer Würde bekleidet; Charakteristik, kennzeichnende Schilderung; charakteristisch, bezeichnend, das Eigenthümliche und Unterscheidende eines Gegenstandes hervorhebend.

Charakteristik (griech.), die Verleihung eines Charakters im ästhetischen Sinn, besteht in der Kunst, die Eigenthümlichkeit des Darzustellenden auch seiner Darstellung aufzuprägen. Ob jenes schön oder häßlich sei, kommt dabei nicht in Betracht, wenn sich nur seine unterscheidenden (d. i. wesentlichen) Züge vollständig in der Darstellung wiederfinden. Die charakteristische See- oder Alpenlandschaft, das charakteristische Porträt, der charakteristisch gezeichnete Eifersüchtige Shakespeare's oder Geizige Molière's tragen die unerläßlichen Kennzeichen der Meeres- und Gebirgsnatur des dargestellten Originals, der wirklichen Leidenschaften der Eifersucht und des Geizes an sich, deren getreue Wiedergabe die genaueste Kenntnis des darzustellenden Objekts von Seiten des Darstellers bedingt. Mangelhafte C., welche unentbehrliche Merkmale außer Acht läßt, erzeugt Undeutlichkeit und Verschwommenheit des Bildes, welche immer vom Uebel sind. Dagegen bringt bloße C. zwar Deutlichkeit, die sich aber auf die wesentlichen Merkmale (auch wenn sie häßlich sind) beschränkt und unwesentliche (auch wenn sie schön wären) fallen läßt, verglichen mit der auf (charakteristische) Darstellung des Schönen gerichteten schönen Kunst, nicht selten einerseits Häßlichkeit, anderseits Dürftigkeit der Darstellung hervor. Dieselbe ist daher mehr in dem Licht einer Sprache, welche auf richtige, als in dem einer Kunst, welche auf schöne Darstellung ausgeht, anzusehen.

Charakteristisch (griech.), im allgemeinen alles, was dem Gegenstand, an dem es sich als Eigenschaft befindet, ein bestimmtes Gepräge gibt, vermöge dessen jener nicht mit anderen verwechselt werden kann, wie beim Menschen das Naturell, Temperament, Talente, Gemüthsart, Neigungen.

Charaktermasken, solche Kostüme, welche die Kleidung gewisser Stände oder Persönlichkeiten darstellen, im Gegensatz zu den Phantasiemasken.

Charakterrollen, in einem Theaterstück alle diejenigen Rollen, in welchen eine Eigenthümlichkeit des innern Menschen und seines Gemüths entwickelt und zur Anschauung gebracht wird. Gewöhnlich führt die Wirkung eines Charakters die Verwickelung in denjenigen Stücken herbei, welche man Charakterstücke (s. d.) nennt. Der Dichter hat daher solchen Rollen meist eine besondere Ausdehnung gegeben und durch genaue Schilderung dem Schauspieler gemeiniglich das eigene Schaffen erspart, so daß dieser höchstens nur einzelne Charakterzüge hinzuzufügen hat. Alle Situationen eines Stücks dienen dann meist nur dazu, um den Hauptcharakter in allen Richtungen zu heben. Der Geizige, der leichtsinnige Lügner, die Einfalt vom Lande sind C., deren Bedeutung für die Bühne der Dichter schon durch die Wahl des Titels angedeutet hat.

Charakterstücke, dramatische Dichtungen, in welchen der Charakter sich aus der Handlung entwickelt, während im eigentlichen Drama (s. d.) die Handlung sich aus den Charakteren entwickelt. Darstellung eines Charakters nach allen Zügen und Seiten seiner Eigenthümlichkeit wird in ihnen zur Hauptsache; Darstellung einer Handlung (d. i. einer That und ihrer Folgen für den Thäter) nach allen ihren Motiven und Beweggründen ist es im Drama. Daher wird in jenem die (gegebene oder erfundene) Fabel dem zu schildernden Charakter angepaßt, während im Drama die handelnden Charaktere der aus ihnen entspringenden Handlung entsprechen. Der Gang des Drama's ist rasch, weil es mit jeder Scene dem Ausgang der Handlung entgegeneilt, der des Charakterstücks zögernd, weil es in jeder Scene bei einem sich offenbarenden neuen Zug des zu schildernden Charakters weilt. Der Rückblick am Schluß des Drama's zeigt das zum Abschluß gelangte Werden einer Handlung, der Rückblick am Schluß des Charakterstücks die Summe aller im Verlauf der Handlung mosivisch zusammengesetzten Züge eines Charaktergemäldes. Dieser ins Breite ausmalende Zug gehört mehr der epischen Beschaulichkeit als der dramatischen Lebendigkeit an und kann, ins Uebermaß ausartend, zur Kleinmalerei und zum Stillstand der Handlung verführen. Im heitern Genre, in dessen loser verknüpfter Handlung auch der Zufall Anwendung findet, ist das Charakterstück häufiger als im ernsten; in dem Trauerspiel der Neueren, deren dramatische Charaktere individueller als jene der griechischen Tragiker angelegt sind, häufiger als in dem der Alten. Die so geschilderten Charaktere können angeboren (Naturell, Temperament, wie in Kotzebue's »Zerstreuten« u. a.) oder erworben (Leidenschaften, habituell gewordene Einbildungen, z. B. in Molière's »Geizigem« und »Eingebildetem Kranken«), allgemein menschliche (Tugenden, Schwächen und Laster, Affekte und Leidenschaften, wie »das Trauerspiel der Liebe«: »Romeo und Julie« u. a.), einem bestimmten Volk, Stand, Zeitalter eigenthümliche (z. B. Kotzebue's »Indianer in England«, Freytags »Journalisten«, Laube's »Rokoko« u. a.) oder individuelle (Shakespeare's »Falstaff«, »Richard III.« und »Timon von Athen«, Goethe's »Tasso«, »Egmont«, Hebbels »Demetrius« u. a.), komische (Plautus' »Miles gloriosus«) oder tragische (»Hamlet«, »Othello«) sein. Gehören die Züge desselben beinahe ausschließlich einer lokal und temporär eingeschränkten Kulturstufe an, so veralten sie mit ihr (z. B. Molière's »Tartüffe«). Das wirksamste Mittel der Charakterschilderung liefert der Kontrast mit der daneben gestellten entgegengesetzten Charaktereigenthümlichkeit: Geiz und Freigebigkeit, Ehrgeiz und Bescheidenheit, Egmont und Alba, Tasso und Antonio, Edgar und Edmund, Hamlet und Laërtes u. a.

Charaktertänze, Tänze, die einer bestimmten Nation, einer bestimmten Zeit oder einem bestimmten Stand entweder eigenthümlich angehören oder dieselben charakterisiren. Hierher gehören zunächst alle Nationaltänze, obgleich manche, wie die Allemande, nur der Nationalität eines Volks nachgebildet sind. Auch ist jeder Tanz, der ein gewisses Lebensalter, eine Gewohnheit, einen Stand veranschaulichen soll, unbedingt ein Charaktertanz.

Charcutier (franz., spr. schartütjeh), Fleischhauer, Metzger; Charcuterie, Metzgerei.

Chard, altes Städtchen in der engl. Grafschaft Somerset, an der Grenze von Devonshire, mit (1871) 2400 Einw., hat 2 Eisengießereien und berühmte Spitzenfabrikation.

Chardin (spr. schardäng), Jean, franz. Reisender, Sohn eines reformirten Juweliers zu Paris, geb. 26. Nov. 1643, ging, kaum 22 Jahre alt, nach Ostindien, um Diamanten einzukaufen. Nach kurzem Aufenthalt in Surate begab er sich nach Persien und blieb, zum königlichen Kaufmann ernannt, 6 Jahre in Ispahan, mit Studien über die politischen und militärischen Zustände des Reichs beschäftigt. Mit reichen historischen und antiquarischen Sammlungen kam er 1670 in sein Vaterland zurück, verweilte aber von 1671—81 wieder in Persien und Indien. Nach seiner Rückkehr ward er in London vom König Karl II. zum Ritter geschlagen und einige Jahre später als bevollmächtigter englischer Minister und Agent der Englisch-ostindischen Kompagnie nach Holland gesandt. Später nach England zurückgekehrt, starb er 26. Jan. 1713 in der Nähe von London. C. war durch seine ausgezeichnete Beherrschung der türkischen, persischen und arabischen Sprache, durch seine scharfe Beobachtungsgabe, sowie durch Umsicht, Unerschrockenheit und Wahrheitsliebe besonders befähigt zur Erforschung der Eigenthümlichkeiten des orientalischen Landes und Volks. Er schrieb: »Le couronnement de Soleiman III, roi de Perse etc.« (Par. 1671); »Voyages du chev. C. en Perse et autres lieux de l'Orient etc.« (mit Zeichnungen von Grelot; neue Ausgabe von L. Langlès, das. 1811, 8 Bde.).

Chardons (franz., spr. schardóng), Disteln; eiserne Spitzen auf Gattern, Mauern ꝛc. zur Verhinderung des Ueberkletterns.

Charedsch, Insel, s. Kerak.

Charente (spr. scharángt), Fluß im westlichen Frankreich, entspringt in einer Höhe von 319 Meter bei dem Dorf Cheronnac in den Limousinbergen (Departement Obervienne), wendet sich anfangs nach NW., dann nach SW., wird bei Montignac vermittels 27 Schleußen schiffbar und fällt der Insel Oléron gegenüber nach einem außerordentlich gewundenen Lauf von 355 Kilom. in den Busen von Gascogne. Er befruchtet durch Ueberschwemmungen seine Uferlandschaften und nimmt links die Touvre, rechts die Boutonne auf. Der Fluß führt Perlen und gibt den Departements Charente und Niedercharente den Namen. Bei den Römern hieß er Carantonus.

Das Departement C., gebildet aus Theilen der alten Provinzen und Landschaften Angoumois,

Saintonge, Poitou und Lamarche, ist begrenzt von den Departements der beiden Sèvres, Vienne, Obervienne, Dordogne, Gironde und Niedercharente und umfaßt 5942 QKilom. mit (1872) 367,520 (1866: 378,218) Einw. Das Land hat einen ungleichen Boden, im N. mit hohen Hügeln (Fortsetzung der Limousinberge), im S. mit weniger ansehnlichen Höhen. Bewässert wird es von der hier schiffbaren C. und ihren Nebenflüssen. Die Tardouère, die links in die C. fließt, hat in ihrem Bett so viele Höhlungen, daß sie in demselben die Hälfte ihres Wassers verliert; mit dem Bandiat, der dieselbe Eigenschaft hat, kann sie sich nur in der Regenzeit vereinigen. Der Taponnet verliert sich nach einem Lauf von mehreren Lieues ganz in Abgründen. Die Touvre kommt aus Höhlen in steiler Felswand und kann von der Quelle an Schiffe tragen. Die Kalkformation macht das Land großentheils zu einem sehr trockenen, obwohl die übrigen Flußthäler reiche Weide haben. Das Klima ist mild, die Luft rein und gesund. Fast ⅓ des Areals nimmt der Getreidebau ein, dessen Ernte für die Bevölkerung hinreicht; ⅙ ist mit Rebenpflanzungen bedeckt, deren Ertrag sich in guten Jahren auf 2 Mill. Hektol. und mehr beläuft, wovon ein großer Theil in Branntwein (Cognac, Cholle) verwandelt wird. Das übrige Land hat Wälder (Kastanien ꝛc., ungefähr ⅐ der Oberfläche), unbebaute Ebenen und (⅛ der Bodenfläche) Wiesen, auf denen jährlich über 30,000 Stück Rindvieh gemästet werden. Reich ist das Land noch an Nüssen und Trüffeln. Das Mineralreich liefert Eisen, wovon jährlich in 7 Gruben ca. 33,000 metrische Centner Erz zu Tage gefördert und in 17 Werken verhüttet werden. Die Mittelpunkte der Eisenindustrie sind Ruelle, St. Ausonne, Angoulême, St. Michel ꝛc. Wichtiger ist die Papierfabrikation (in Maumont, St. Cybard, Basseau, Puymoyen, Bourisson); auch die Seidenweberei, Filz-, Flanell-, Trikot- und Handschuhfabrikation und der Mühlenbetrieb verdienen Hervorhebung. An höheren Lehranstalten bestehen ein Lyceum, 2 Kommunalcolléges und 13 freie (Privat-) Sekundärschulen. Eingetheilt ist das Departement in 5 Arrondissements: Angoulême, Barbezieux, Cognac, Confolens und Russec; Hauptstadt ist Angoulême. Das Land stand früher unter eigenen Grafen, ward 1380 wegen Felonie eingezogen und kam an das Haus Orléans und mit dessen Thronbesteigung für immer an die französische Krone. Hier wurden die blutigen Kämpfe zwischen den Engländern und Franzosen und zwischen den katholischen und reformirten Einwohnern entschieden.

Das Departement **Niedercharente** (Charente inférieure), gebildet aus Theilen von Angoumois und Poitou, grenzt südlich und westlich an den Ocean, nördlich an das Departement Vendée, östlich an die Departements beider Sèvres, C. und Gironde und hat 6826 QKilom. (123,9 QM.) mit (1872) 465,653 (1866: 479,559) Einw. Der Boden bietet wenig Ungleichheiten; im Ostheil ziehen sich mäßige Hochebenen hin, wo man eine gesunde Luft athmet; an der Meeresküste dagegen verbreiten die Salzmoräste, die ein berühmtes, besonders in England geschätztes Salz liefern, Ausdünstungen, die auf die Gesundheit der Bewohner sehr nachtheilig einwirken. Ueber die Hälfte der Bodenfläche ist angebaut, etwa ⅛ mit Wein, gegen ⅛ Wiese, ⅐ Waldung. Hauptfluß ist die C., welche hier in die Meerenge Pertuis de Maumasson mündet; an der südlichen Grenze fließt die Gironde mit den Nebenflüssen Seugne, Boutonne, Sèvre, Niortaise, Seudre, sämmtlich schiffbar. Dem Verkehr dienen auch 3 Kanäle, der von Brouage im S., der von Niort nach La Rochelle im N. und der Kanal von Charras. Man baut Getreide, Hanf und Flachs, viel, aber wenig geschätzten Wein, aus welchem größtentheils Branntwein gebrannt wird, Obst, vorzüglich Kastanien, Nüsse und Pflaumen in Menge und von vorzüglicher Güte. Auch die Pferde und Schafe sind geschätzt. Das Meer und die Flüsse liefern treffliche Fische und Austern (berühmt sind die von Marennes). Außer dem Seesalz (jährlich ca. 2 Mill. metrische Centner im Werth von 1,50 Mill. Franken) wird auch viel Torf gewonnen. Die Industrie beschäftigt mehrere Eisenhüttenwerke, zahlreiche Fabriken für Leinwand, Serge ꝛc., Dampfmaschinen und Ackerbaugeräthschaften, Zuckerraffinerien, Glashütten, Töpfereien ꝛc.; auch der Schiffbau ist ansehnlich. Der Handel wird durch die schiffbaren Flüsse, Kanäle und zahlreichen Rheden und Häfen (36 an Zahl) an der Küste wesentlich begünstigt und hat sich sehr emporgeschwungen. Die Haupthäfen sind Rochefort und Tonnay-Charente; der Hauptverkehr (besonders in Wein und Branntwein) findet mit England statt. Zu diesem Departement gehören die Inseln Rhé, Oléron und Aix. An höheren Unterrichtsanstalten besitzt das Departement ein Lyceum, 2 Kommunalcolléges und 10 freie (Privat-) Sekundärschulen. Es zerfällt in die Arrondissements La Rochelle, Marennes, St. Jean d'Angely, Jonsac, Rochefort, Saintes; Hauptstadt ist La Rochelle.

Charenton le Pont (spr. scharangtong lö pong), Flecken im franz. Departement Seine, bei Paris, an der Marne, welche die Eisenbahn auf einer gußeisernen Brücke überschreitet, nahe dem Wald von Vincennes, mit dem Pavillon Antoine's von Navarra, lebhafter Industrie in Bijouteriewaaren, künstlichen Blumen, Porzellan, Kautschuk, Firnis, Absinth ꝛc. und (1872) 7141 Einw. Der Ort ist besonders berühmt durch die unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. wegen der Protestanten hier gehaltenen Kontroversen.

Chares, 1) athenischer Feldherr, Sohn des Theochares, kam 367 v. Chr. mit athenischen Hülfsvölkern den von Sikyon und Argos bedrängten Phliasiern erfolgreich zu Hülfe, erregte jedoch 361 im Feldzug gegen Alexander von Pherä durch seine Habsucht die Erbitterung der Bundesgenossen gegen Athen, so daß er von manchen als Urheber des Bundesgenossenkriegs angesehen wurde. Nach Ausbruch dieses Kriegs wurde er mit Chabrias (s. d.) gegen Chios geschickt und nach dessen Tod 358 alleiniger Feldherr, bis Iphikrates und Timotheus mit einer zweiten Flotte erschienen, worauf die vereinigten Geschwader der Athener gegen Byzanz segelten, um die Chier, Rhodier und Byzantier von Samos abzuziehen. Da die anderen Feldherren dort nicht dem Rath des C., während eines Sturms die feindliche Flotte anzugreifen, folgten, so klagte er sie in Athen an und veranlaßte dadurch ihre Absetzung. So im alleinigen Besitz des Kommando's, lieh er seine Streitkräfte dem aufständischen Satrapen Artabazus, wurde aber auf die Drohungen des Königs hin nach Athen zurückgerufen. In dem Krieg zwischen Philipp von Makedonien und den Olynthiern (349 v. Chr.) kam C. mit athenischen Truppen den letzteren zweimal zu Hülfe. Auch den Byzantiern ward er als Beistand gesendet, aber von diesen wegen seiner früher an den Bundesgenossen verübten Erpressungen nicht aufgenommen. Er endigte mit dem Oberbefehl in der Schlacht bei Chäronea seine für Athen oft schädliche

Laufbahn, 338 v. Chr., ein Mann nicht ohne Talent, aber ohne allen sittlichen Halt, eigennützig und habsüchtig, gewissenlos und gegen andere treulos und gewaltthätig.

2) Bildhauer, von Rhodos gebürtig, Schüler des Lysippos, lebte um 324 v. Chr. und verfertigte den 70 Ellen hohen Sonnenkoloß auf Rhodos. Die Statue bestand ohne Zweifel aus mehreren Gußstücken, und ihren Kern bildeten gemauerte große Werkstücke. Wie der Koloß aussah, wissen wir nicht; die bekannte Figur mit den gespreizten Beinen, wodurch Schiffe fahren, ist reine Phantasie, die zuerst in den Niederlanden (Martin Heemskerk) im 16. Jahrh. aufgetaucht zu sein scheint. Dieses siebente Wunderwerk der Welt wurde übrigens schon 56 Jahre nach seiner Aufstellung durch ein Erdbeben oberhalb der Knie abgebrochen. Plinius nennt die Trümmer gähnende Schlünde. Von C. befand sich auch ein kolossales Haupt auf dem römischen Kapitol, vom Konsul P. Lentulus dahin gestiftet.

Charesm (Chorasmien), älterer Name des heutigen Chanats Chiwa (s. d.).

Charette (spr. scharett), Baron de, franz. Legitimist, geb. 1828, trat in die päpstliche Armee ein und erhielt das Kommando eines fast ausschließlich aus jungen Adligen verschiedener Länder zusammengesetzten Regiments. Mit diesem machte er die Schlacht von Castelfidardo mit. Als im Krieg von 1870 die französische Okkupationsarmee Rom verließ und die italienischen Truppen in diese Stadt einrückten, kehrte er nach Frankreich zurück, bildete aus den ihm treu gebliebenen päpstlichen Zuaven und neuen Elementen die »Legion der Freiwilligen des Westens« und schloß sich an die Armee des Generals Aurelle an. Bei Loigny (links von der Straße Orléans-Chartres) 2. Dec. schwer verwundet, rettete er sich über die Loire und begab sich mit der geschlagenen Armee Aurelle's nach Bourges. Nach Abschluß des Waffenstillstandes verweigerte er beharrlich die Annahme einer Kandidatur für die Nationalversammlung, nahm auch, nachdem er wider seinen Willen mit großer Mehrheit gewählt worden war, das Mandat nicht an und zog sich ganz ins Privatleben zurück, aus welchem er nur hervortrat, um legitimistische Wallfahrten zu organisiren und durch Adressen oder Besuche dem Grafen von Chambord seine Ergebenheit zu bezeigen.

Charette de la Contrie (spr. scharett d'lä tongtrih), François Athanase, Führer der Vendéer im Kampf gegen die franz. Republik, geb. 17. April 1763 zu Couffé bei Ancenis, trat in den Marinedienst und ward 1789 Schiffsleutnant, verließ aber bei den Fortschritten der Revolution Frankreich und ging nach Koblenz. Infolge von Verlusten im Spiel nach der Bretagne zurückgekehrt, wurde er Chef der Nationalgarde, versuchte in Paris den König zu retten, entging glücklich den Verfolgungen vom 10. Aug. 1792 und lebte eine Zeitlang auf seinem Schloß Fonteclause. Von den Insurgenten des untern Poitou zum Führer erwählt, nahm er diese Würde nur mit Widerstreben an, organisirte die bewaffneten Scharen, erlitt zwar erst durch den republikanischen General Boulard mehrere Niederlagen, machte sich aber dann zum Herrn der ganzen untern Vendée. Da er nach Vereinigung mit den Insurgenten der obern Bretagne nicht zum Oberkommandanten gewählt ward, focht er fortan auf eigene Faust und ward durch Sengen und Brennen und schonungsloses Morden ein Schrecken der Republikaner, ohne aber etwas bedeutenderes ausrichten zu können. Er verband sich mit Stofflet, dem Führer in der obern Bretagne, schloß jedoch 15. Febr. 1795 mit dem Konvent Frieden und versprach, auch Stofflets Unterwerfung zu bewirken. Unerschrocken erschien er mit vier Officieren in royalistischer Uniform zu Nantes. Weil er die royalistischen Abzeichen ablegen sollte und General Hoche mehrere Vendéechefs hatte verhaften lassen, brach C. alle friedlichen Verhandlungen ab und nahm den Krieg wieder auf. Er mußte nach einem blutigen Gefecht bei St. Cyr in den Wald von Aizenay fliehen, von wo aus er einen Guerrillakrieg begann. In demselben schwer verwundet, wurde er gefangen und 29. März 1796 zu Nantes erschossen.

Charfreitag, s. Karfreitag.

Charge (franz., k., spr. scharsch), Last, Gewicht, Ladung; Amt, Stelle, besonders eine höhere, namentlich beim Militär; Angriff, besonders der Reiterei im Karrière, auch des Fußvolks mit dem Bajonnett; das dazu mit der Trompete gegebene Zeichen; Ladung zum Schuß; beim Schauspiel Rolle, welche, ohne Hauptrolle zu sein, doch einen bestimmt ausgeprägten Charakter hat; in der Maler- und Dichtkunst das Ueberladene, Uebertriebene im Ausdruck.

Chargé d'affaires (franz., spr. scharscheh daffähr), Geschäftsträger, diplomatischer Agent, welcher nicht bei einem Souverän, sondern nur bei einem auswärtigen Amt akkreditirt ist und seine Vollmacht lediglich vom Minister hat. Vgl. Gesandte.

Chargiren (franz., spr. scharsch-), belasten; jemand mit etwas beauftragen; ein Gewehr laden und feuern; Chargirter, ein mit einem Amt, einer Würde, einem (höhern) Militärgrad Bekleideter, besonders bei Studentenkorps der Senior, Subsenior ꝛc.; Chargirgriffe, Gewehrgriffe beim Laden und Feuern; Chargirschritt, Sturmschritt mit angelegtem Gewehr.

Charibert, fränkischer König aus der Dynastie der Merowinger, der älteste von den vier Söhnen Chlothars I. (gest. 561), verband sich, als Chilperich I. das ganze Reich begehrte, mit seinen Brüdern Guntram und Sigbert und erzwang so die Theilung des Reichs. Durch das Loos fiel C. der Theil des Landes zu, welchen ehemals sein Oheim, Childebert I., besessen hatte, mit der Hauptstadt Paris. Wegen seines unkeuschen Lebens, namentlich wegen Verführung einer Klosterjungfrau, traf ihn von Seiten des Bischofs Germanus des Heiligen von Paris der Bann. Er starb 567.

Charidēmos, berüchtigter griech. Parteigänger und Söldnerführer aus Oreos auf Euböa, war anfangs Seeräuber, stand dann abwechselnd im Dienste der Athener, persischer Satrapen und der thrakischen Könige. Ueberall zeigte er sich höchst eigennützig und unzuverlässig. Weil er den Athenern in ihren Kämpfen gegen Philipp gedient hatte, verlangte Alexander nach der Schlacht bei Chäronea seine Auslieferung und dann seine Verbannung. Er ging zu Darius nach Asien und wurde von diesem mit Auszeichnung behandelt. Da er jedoch seinen Tadel über die gegen Alexander getroffenen Maßregeln freimüthig äußerte, wurde er hingerichtet (333 v. Chr.).

Charikles, Athener, Sohn des Apollodoros, befehligte 413 v. Chr. im Peloponnesischen Krieg die athenische Flotte und war nach Athens Sturz einer der Dreißig Tyrannen.

Charilāos, König von Sparta, nachgeborner Sohn des spartanischen Königs Polydektes, aus der Familie der Prokliden, Neffe des Lykurg, dessen Staatsreform um 880 v. Chr. in seine Regierungs

zeit fiel. C. zerstörte in Gemeinschaft mit seinem Mitkönig Archelaos die Stadt Aegis an der arkadischen Grenze und fiel in das Gebiet der Argiver ein, ward aber auf einem Zuge gegen die Tegeaten mit seinem ganzen Heer gefangen genommen und nur gegen das Versprechen, nie mehr die Tegeaten mit Krieg zu überziehen, freigegeben.

Charisi, Jehuda Ben Salomo, hebräischer Dichter des 13. Jahrh., zu Jeres in Spanien geboren, starb vor 1235. Er übersetzte viele wissenschaftliche Werke, unter anderen die philosophischen Schriften des Maimonides, aus dem Arabischen ins Hebräische; besondern Ruhm erwarb er sich aber durch seine Uebertragung der Makamen des Hariri, die ihn zu einem ähnlichen Originalwerk: »Tachkemoni«, in hebräischer Sprache begeisterten. Dasselbe zeichnet sich durch dichterische Fülle und Reichthum von Kenntnissen und Anschauungen der Zustände seines Volks aus und wurde zu Konstantinopel (1578) und zu Amsterdam (1729) gedruckt; eine kritische Ausgabe mit deutscher Uebersetzung besorgte Kämpf (Berl. 1845; eine neuere Uebersetzung von zehn Makamen in »Nichtandalusische Poesie andalusischer Dichter ꝛc.«, Bd. 2, Prag 1858) und Stern (Wien 1872).

Charisius, Flavius Sosipater, röm. Grammatiker aus Kampanien, Christ, lebte um 400 zu Rom und ist der Verfasser einer »Ars grammatica« in 5 Büchern, die fast durchgängig aus einer ziemlich ungeschickten Zusammenstellung von Excerpten aus älteren Grammatikern (besonders J. Romanus, Cominianus und Palämon) besteht, aber dadurch gerade werthvolle Citate aus der ältern Literatur uns erhalten hat. Beste Ausgabe von Keil (Leipz. 1857).

Charisterium (lat., griech. Charisterion), milde Beisteuer, welche Bischöfe in dringender Noth von den Kirchen erheben.

Charisticum (lat., griech. Charistikon), Gegengeschenk.

Caritas (Caritas, lat., f.), Mitleid, Mildthätigkeit, Barmherzigkeit, besonders Krankenpflege; auch s. v. w. Caritä (s. d.); charitativ, mildthätig; Charitativ (n.), milde Gabe.

Charité (franz., f., spr. scha-), s. v. w. Caritas; Name öffentlicher Krankenhäuser, z. B. in Berlin (s. d.); sœurs de la c., barmherzige Schwestern, die sich der Krankenpflege widmen; maison de c., öffentliches Krankenhaus.

Chariten (griech., ungut: Charitinnen, lat. Gratiae, Grazien), die Göttinnen der Anmuth. Schon bei Homer erscheint Charis (»Anmuth«) als Gattin des Hephästos im Kreise der Göttin der Schönheit. Jedenfalls aber hat sich die Idee schon sehr früh zu einer Mehrzahl von Wesen erweitert, welche die Anmuth überhaupt repräsentiren, wie sie in den geselligen Verhältnissen hervortreten soll. So nennt Hesiod als Gemahlin des Hephästos Aglaia, »die jüngste der C.«, und Homer Pasithea, »der jüngeren C. eine«, als bestimmt zur Ehegemahlin des Schlafs, sowie die C. als die Dienerinnen der Aphrodite. Wie aber ihre Namen verschieden angegeben werden, so auch ihre Genealogie. In Böotien sollen von Alters her drei C. verehrt worden sein, die schon bei Hesiod die Namen Aglaia (bei anderen auch Aegiale), Euphrosyne und Thalia führen. Ihr Vater ist nach ihm Zeus, die Mutter die Okeanostochter Eurynome; nach späteren Dichtern stammen sie von Helios und Aegle (»Glanz«). In Athen und Sparta (wo sich ein besonders berühmtes Heiligthum der Göttinnen am Fluß Tiasa befand) kannte man nur zwei C., dort Auxo (»Wachsthumbeförderin«) und Hegemone (»Führerin«), hier Kleta (»Schall«) und Phaënna (»Schimmer«) genannt. Uebrigens war es nicht ausgelassene Lust, welche die C. spendeten, sondern vielmehr durch die Reize der Anmuth verklärte sinnliche Freude, und nicht bloß war es das Gebiet des sinnlichen Lebens, auf welchem sie sich bewegten, sondern auch die geistigeren Genüsse der Musik, Kunst, Poesie und Beredsamkeit empfingen durch sie erst die rechte Weihe der Schönheit, so daß der eine Dichter erklärt, er wolle keine Aphrodite, der andere, er wolle keine Musen ohne die C. sehen. Darum ist schon bei Homer Charis dem kunstverständigen Hephästos beigesellt und sind die Meister der Kunst die Lieblinge der C. In der spätern mehr reflektirenden Zeit galten sie außerdem noch als Sinnbilder des Wohlthuns, des dankbaren Hinnehmens und der Vergeltung. Der älteste Kult ward ihnen in Böotien gewidmet, wo Eteokles denselben eingeführt haben soll; in Orchomenos ward ihnen am Kephisos ein Fest gefeiert, wobei Sänger und Dichter um den Preis kämpften. Die Bilder der C. waren im Anfang hier, wie die der meisten Gottheiten, nur rohe Steine. Die fortgeschrittene Kunst stellte sie zuerst bekleidet dar; so befanden sich goldene Statuen der C. zu Smyrna (im Tempel der Eumeniden) und marmorne (von Sokrates' Meißel) vor dem Eingang der Akropolis in Athen; in einem Tempel zu Elis ähnliche aus Holz und Marmor. Bekleidet malte sie auch Apelles. Im weitern Fortgang der Kunstentwickelung nahm man die Bekleidung immer leichter, bis man sie zur Zeit des Skopas und des Praxiteles, wo das Nackte mehr und mehr Eingang in die Kunst fand, ganz fallen ließ. Es sind aber nur wenige alte Kunstwerke, welche die C. darstellen, erhalten. Man stellte sie dar als blühende Mädchen von schlanker und zierlicher Gestalt und mit dem Ausdruck heiterer Unschuld. Ihre Attribute sind die Rose, die Myrte und musikalische Instrumente; gewöhnlich aber werden sie weniger durch bestimmte Attribute, als durch gegenseitiges Händegeben und Umarmen charakterisirt.

Chariton (spr. tschârrit'n, Grand Chariton River), Nebenfluß des Missouri in Nordamerika, entspringt im Staat Jowa, durchfließt Missouri in südlicher Richtung und mündet bei Glasgow nach einem Lauf von 370 Kilom., wovon 82 schiffbar.

Chariton, der Aphrodisier, griech. Romanschreiber des 4. oder 5. Jahrh. n. Chr., aus der karischen Stadt Aphrodisias gebürtig, wahrscheinlich ein erdichteter Name des Verfassers der Liebesaffairen des Chäreas und der Kallirrhoë. Er nennt sich einen Schreiber des Redners Athenagoras, der in Syrakus der politische Gegner des Hermokrates war, dessen Tochter die Hauptperson in diesem Roman ist. Der Gang der Begebenheiten (Verheirathung der Heldin, ihre Beerdigung, Wiederauferstehung, Entführung durch Räuber und schließliche Wiedervereinigung mit Chäreas) ist für einen griechischen Roman ziemlich natürlich, die Sprache gut attisch, aber nüchtern; hinsichtlich der Erfindung des Stoffs und lebensvollen Darstellung steht der Roman aber ähnlichen griech. Werken nach. Herausgegeben ward er mit lat. Uebersetzung und reichhaltigem Kommentar von d'Orville: »Charitonis de Chaerea et Callirrhoë amatoriarum narrationum libri VIII« (Amsterd. 1750, 3 Bde.), von Beck (Leipz. 1783, mit lat. Uebersetzung von Reiske); ins Deutsche übersetzt von C. G. Heyne (Leipz. 1753) und Schnieder (das. 1807).

Charivari (spr. schá-), ein Wort von unbestimmter Abstammung, im Mittelalter Charivarit, latinisirt Chalvaricum, Carivarium, s. v. w. Katzenmusik ꝛc., schon im Mittelalter, besonders in Frankreich, üblich zur Verhöhnung von Personen, besonders von Wittwen, welche sich zum dritten- oder viertenmal oder in ungleichem Alter verheiratheten und sich durch ein Lösegeld freikaufen mußten. In Deutschland erinnert der Polterabend (s. d.) daran. Verwandt mit dem altfranzösischen Gebrauch ist das in Altbayern gewöhnliche Haberfeldtreiben (s. d.). Neuerdings hat das C. zuerst in Frankreich politische Bedeutung erhalten. Weil durch dasselbe allerlei Mißbräuche verspottet und an den Pranger gestellt werden sollten, so wurde der Name von dem 1832 zu Paris an der Stelle des frühern »Nain jaune« gegründeten Witzblatt angenommen, welches namentlich in der spätern Zeit Louis Philipps eine bedeutende Rolle spielte.

Charizim, s. v. w. Chiwa (s. d.).

Charkow (spr. charkoff, früher Slobodische Ukraine), Gouvernement im europäischen Rußland, welches einen Theil von Kleinrußland bildet, im N. an die Gouvernements Kursk und Woronesh, im O. an das Land der Donischen Kosaken, im S. an Jekaterinoslaw und im W. an Poltawa grenzt und die 11 Kreise Charkow, Achtyrka, Bogoduchow, Isjum, Kupjansk, Lebedjin, Smijew, Ssumy, Starobjelsk, Walki und Woltschansk umfaßt, im ganzen ein Areal von 54,428 QKilom. (988,47 QM.). Die Zahl der Einwohner betrug 1867 mit Inbegriff des Militärs 1,681,486 Seelen (1701 auf 1 QM.). Das Land ist der Naturbeschaffenheit nach ein mäßiges Hochplateau von 100—150 Meter mittlerer Höhe mit Steilabfällen an den Flüssen und vielen Einschnitten oder Erdschluchten (Balka oder Bujerak genannt), die meist mit Eichengesträuch und Schlehdorn bewachsen sind. Der Boden, theils lehmig, theils sandig, ist fruchtbar und bedarf kaum des Düngens. Flüsse sind der Donez (mit Uda, Oskol, Schorebjez und Aidar), der dem Don, und die Worskla und der Psiol, die dem Dnjepr zuströmen. Im Frühjahr überschwemmen diese Flüsse das Land zu beiden Seiten weithin und machen es durch ihren Schlamm fruchtbar. Anfang December treten gewöhnlich die Eisbedeckungen der Flüsse ein; um die Mitte März erfolgen die Eisgänge. Der Winter ist gemeiniglich streng, um so schöner und milder der Sommer, so daß Wein (z. B. bei Isjum), sowie Arbusen und Melonen im Freien fortkommen. Die Einwohner bestehen der Hauptmasse nach in Kleinrussen und Kosaken, außerdem in Großrussen, getauften, der griech. Kirche angehörigen Kalmücken, Deutschen (etwa 1000), Juden und Zigeunern. Für das Gros der Bevölkerung, welches sich zur orthodox-griechischen Kirche bekennt, ist die Eparchie C. errichtet worden. Die Evangelischen (1867: 1341) gehören zum Moskauer Konsistorialbezirk; die Katholiken (1846) stehen unter dem Bisthum Tiraspol (Gouvernement Cherson). Die Sekte der Raskolniken zählt 16,877 Anhänger. Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Man baut sehr viel Getreide aller Art, darunter auch Mais, Buchweizen und Hirse; außerdem Hanf, Flachs, viel Zuckerrüben (auf etwa 15,500 Hektar), Mohn, Hopfen, Tabak (1000 Hektar), Saflor, spanischen Pfeffer, Hülsenfrüchte, Gemüse und Obst aller Art. Von Kirschen und Schleben gewinnt man den beliebten Wischnewka und Ternewka (Kirschgeist und Schlehenwein). An artbarem Grund mit Einschluß der Wiesen sind schon zu Anfang dieses Jahrhunderts ca. 18,000 QKilom. berechnet worden, während die Waldungen, die an einigen Stellen ganz fehlen, ein Areal von über 5000 QKilom. bedeckten, wovon die Hälfte der Krone gehörte. Jetzt kommen vom Gesammtareal 46,7 Proc. auf Ackerland, 30,1 Proc. auf Wiesen; 12,8 Proc. sind von Wald bedeckt. Ein zweiter Nahrungszweig ist die Viehzucht, welche durch die üppigen, grasreichen Weiden befördert wird. Besonders ist die Pferdezucht, welche in 53 Gestüten vortreffliche Reitpferde für das Militär liefert, die Rindviehzucht, welche ausgezeichnetes Mastvieh für die Schlachthallen der Residenzen producirt, und die Schafzucht, welche C. zum ersten Wollmarkt Rußlands gemacht hat, von Belang; zu ihrer Hebung besteht seit 1838 eine Aktiengesellschaft in C. Nach der letzten Aufnahme (1864) zählte das Gouvernement 230,000 Pferde, 566,000 Stück Rindvieh, 662,000 gewöhnliche und 580,000 feinwollige Schafe, 422,000 Schweine und 12,000 Ziegen. Auch bedeutende Bienenzucht, sowie Seidenbau und Tabakskultur werden betrieben. Der Fischfang ist unbedeutend; bemerkenswerth ist aber der Schildkrötenfang im Donez. Gegenstand der Jagd sind Füchse und Hasen, vornehmlich aber Federwild, als Trappen, Reb- und Birkhühner, Schnepfen, Taucher und Reiher. Das Steinreich liefert nur Thon, Kalk, Salpeter und Kreide an den Steilgehängen der Flüsse. Die Industrie ist seit den letzten Jahrzehnten in bedeutendem Wachsen begriffen, und die Provinz zählt bereits eine ziemliche Anzahl von Fabriken, die mit Dampfkraft arbeiten. Am ansehnlichsten sind die Rübenzuckerfabrikation, welche 27 Etablissements und eine Produktionssumme von 2,527 Mill. Rubel umfaßt, und die Wollfabrikation mit 16 Etablissements und einem Produktionswerth von 1,855 Mill. Rubel; außerdem gibt es an größeren Fabrikanlagen: 6 Baumwollfabriken, 18 Lederfabriken, 6 Eisengießereien und 2500 Mahlmühlen, letztere mit einer Produktionssumme von 1,314 Mill. Rubel. Auch Seilerei und namentlich Branntweinbrennerei werden in hervorragender Weise betrieben. Die gesammte Summe der industriellen Produktion beträgt 13,668 Mill. Rubel, so daß C. in dieser Beziehung unter den Gouvernements Rußlands die neunte Stelle einnimmt. Der Handel des außerhalb der Fluß- und Kanalstraßen gelegenen Gouvernements ist neuerdings durch den Bau der Eisenbahn von Moskau nach dem Asow'schen Meer, welche dasselbe durchschneidet und von der bei der Hauptstadt C. die Bahn nach Odessa abzweigt, wesentlich erleichtert und gefördert worden. Außer etwa 600 Jahrmärkten finden 4 Messen statt, von denen 2 (die Kreschtschenski'sche im Januar und die Prokrowski'sche im Oktober, jene mit einer Anfuhr von 15—20 Mill., diese von 10—15 Mill. Rubel) zu den größten des Reichs gehören. Die Handelsgegenstände sind besonders Häute, Wolle, Vieh und Pferde, Leder-, Seiden-, Woll- und Baumwollwaaren, sodann Pelz-, Holz-, Eisen- und Stahlwaaren ꝛc., die aus dem In- und Ausland, sogar aus dem fernen Asien, zugeführt werden. Bildungsanstalten besitzt C. verhältnismäßig mehr als die meisten übrigen Provinzen des Reichs; an der Spitze befindet sich die 1804 von Kaiser Alexander I. gegründete Universität mit 4 Fakultäten: der historisch-philologischen, der physiko-mathematischen, der juristischen und der medicinischen (1873 mit 498 Studirenden).

Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements liegt mitten im Land, in einer freundlichen

Gegend, zwischen und an den Flüssen Charkowka, Lopan und Nekisch, welche in die Uda (Nebenfluß des Donez) fallen, und im Vereinigungspunkt zweier Eisenbahnen (s. oben). Sie ist der Sitz des Gouverneurs, der Gouvernementsbehörden und eines griech. Bischofs, hat eine Universität (s. oben) mit Bibliothek, Sternwarte, Naturalienkabinet, Klinikum, anatomischem Museum und botanischem Garten, ein theologisches Seminar, ein Gymnasium, eine Real-, eine Kreisschule, eine Veterinärschule, ein Waisenhaus, ein Hospital, verschiedene andere Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, darunter das Fräuleinstift der Kaiserin Marie, eine philotechnische Gesellschaft und andere gelehrte Stiftungen, ein neues Gerichtsgebäude, große Kasernen, 2 griech. Klöster, 18 Kirchen (worunter eine schöne Kathedrale) und (1867) 59,968 Einw. C. besitzt Fabriken für Leinwand-, Lichte-, Seifen-, Filz-, Spiritus- und Branntweinproduktion, treibt auch Tabak- und Runkelrübenbau und bedeutende Zuckerfabrikation sowie Eisengießerei, hat einen steinernen Kaufhof, etwa 900 Buden, Krämerläden und Kaufhallen und ist für die Gesammtindustrie Rußlands von besonderer Wichtigkeit durch seine 4 großen und berühmten Messen (s. oben). Ein Theil der früheren Wälle ist in Promenaden und Gärten verwandelt worden. Etwa 7 Kilom. von C. befindet sich eine landwirtschaftliche Lehranstalt. C. wurde 1653 vom Zar Alexei Michailowitsch angelegt und 1780 bei Errichtung des Gouvernements C. zur Hauptstadt desselben erhoben.

Charlatan (franz., spr. schárlatáng), nach einigen vom italienischen ciarlare, schwatzen, plaudern, nach anderen von scarlatto, Scharlach, dem ehemaligen Scharlachmantel der Aerzte, abgeleitet, bezeichnet ursprünglich wohl jeden Afterarzt, Quacksalber, dann aber einen marktschreierischen, prahlerischen Menschen, einen Unwissenden, der mit Kenntnissen oder Geheimnissen den großen Haufen zu blenden sucht. Die Charlatanerie brach sich zu allen Zeiten Bahn unter den verschiedenen Klassen der Gesellschaft. Seit dem Beginn des 16. Jahrh. erweiterte und verirrte sich der Begriff C. insofern, als man nicht bloß diejenigen Charlatane nannte, welche mit dem Reichthum ihrer Kenntnisse (besonders Sprachkenntnisse) und Fertigkeiten prahlten, sondern auch wirklich ausgezeichnete Männer, die, weil sie höher als ihr Zeitalter standen, von ihren Zeitgenossen selten verstanden werden konnten, wie z. B. Theophrastus Paracelsus. Ein klassisches Werk über die Charlatanerie der Gelehrten schrieb J. B. Mencken: »De charlataneria eruditorum« (Leipz. 1715), fortgesetzt von Büschel in der Schrift: »Ueber die Charlatanerie der Gelehrten seit Mencken« (das. 1790, mit Kupfern). Außerdem vgl. Gerdesius, Von juristischen Fintchen (1674); Lant, Von der Charlatanerie der Aerzte (1717); Eckhard, Medicinischer Maulaffe, oder der entlarvte Marktschreier (1719); Frèreisen, Ueber die Charlatanerie der Geistlichen (1735); Derselbe, Der gelehrte C., in Wundern und Weißagungen (Frankf. 1746, 2 Bde.).

Charlemagne (franz., spr. scharlmanj), Karl der Große.

Charlemont (spr. scharlmóng), Außenfort der Festung Givet im französischen Departement Ardennen, auf einem Felsen am linken Ufer der Maas. Der Platz hat nur wenige Häuser mit 50 Einw. und eine Kirche, dagegen im untern Theil eine Kaserne, welche 5000—6000 Mann faßt. Das Schloß C. wurde 1555 von Karl V. erbaut und später durch Vauban befestigt. Vgl. Givet.

Charleroi (spr. scharlroá), Stadt und Festung in der belgischen Provinz Hennegau, an beiden Ufern der Sambre und an der Vereinigung von 6 Eisenbahnlinien, 2 Kilom. von dem gleichnamigen Kanal, zerfällt in die Oberstadt, die Unterstadt und Entre deux villes, beide letztere durch eine massive Brücke über die Sambre verbunden. Das Festungswerk bildet ein reguläres Sechseck mit den nöthigen Außenwerken; auf dem rechten Sambreufer ist ein starker Brückenkopf; durch Schleußen kann die Umgegend unter Wasser gesetzt werden. In der Oberstadt befinden sich eine Kirche, ein Lazareth, Hospital, Waisenhaus ꝛc. C. ist Sitz einer Handelskammer, eines Collége's und einer Akademie für Zeichen- und Malerkunst und zählt (1869) 12,837 Einw. Bedeutend ist die durch die höchst ergiebigen Steinkohlengruben der Umgegend hervorgerufene Industrie, vornehmlich Fabrikation von Maschinen, Glas- und Eisenwaaren (Gewehren, Messern, Nägeln ꝛc.), sowie der Handel mit Eisen, Steinkohlen, Vieh und den Produkten der Industrie. Etwa 1 Kilom. von der Stadt ist das große metallurgische Etablissement Couillet (mit 1881 Einw.), und andere Orte mit Kohlengruben und mannigfaltiger Eisenindustrie, wie Gilly, Jumet, Châtelet, Montigny ꝛc., lagern eng geschart in der Nähe. C., ursprünglich Charnoy, wurde 1666 von Karl II. von Spanien befestigt, fiel aber schon im folgenden Jahr in die Hände der Franzosen, worauf Ludwig XIV. die Befestigung des Orts durch Vauban vollenden ließ. Im Frieden von Aachen (1668) wurde C. den Franzosen förmlich zugesprochen; seitdem blieb es ein Zankapfel zwischen den Grenznachbarn, wurde 1678 (im Frieden von Nimwegen) wieder an Spanien gegeben, 1693 von den Franzosen, 1697 von den Spaniern und 1746 abermals von den Franzosen erobert. Während des franz. Revolutionskriegs war C., besonders 1794, den Oesterreichern von großer Wichtigkeit, da sie mit C. die ganze Sambrelinie behaupteten. Die Franzosen begannen darauf eine großartige Belagerung des Platzes, der aber erst, nachdem die Besatzung bis auf einige hundert Mann zusammengeschmolzen war, durch Kapitulation (25. Juni) in ihre Hände kam. Die Festungswerke wurden geschleift, jedoch seit 1816 wegen der Wichtigkeit des Punktes von den Niederlanden wieder hergestellt.

Charles (spr. scharl), Jacques Alexandre César, berühmter franz. Physiker, besonders durch seine Bemühungen um die Luftschiffahrt verdient, geb. 12. Nov. 1746 zu Beaugency, trieb in seiner Jugend klassische Studien, Musik, Malerei und Mechanik, war dann längere Zeit im Finanzministerium angestellt, erhielt aber als Ueberzähliger seinen Abschied. In dieser unfreiwilligen Muße wiederholte er Experimente Franklins, machte sich mit der damals ganz neuen Lehre von der Elektricität vertraut und hielt physikalische Vorlesungen, die sich des größten Beifalls erfreuten. Als 1783 die Gebrüder Montgolfier mit dem Gedanken der Luftschifferei hervorgetreten waren, wandte sich C. sofort diesem interessanten Gegenstand zu, und schon 27. Aug. 1783 ließ er vom Marsfeld bei Paris aus einen mit Wasserstoff gefüllten Ballon (Charlière) steigen, welcher binnen 2 Minuten 500 Toisen zurücklegte und den Blicken der zahllosen Zuschauer in den Wolken entschwand. Die erste größere Luftreise machte C. mit Robert 3. Dec. d. J. von den Tuilerien aus: sie durchflogen

binnen wenigen Minuten eine Strecke von 9 Lieues, erreichten eine Höhe von 2200 Meter und gelangten in der Ebene von Nesle wieder auf die Erde. Später unternahm C. allein noch mehrere größere Luftreisen. C. wurde Professor der Physik am Konservatorium der Künste und Gewerbe, erfand einen thermometrischen Hydrometer und verbesserte den Gravesand'schen Heliostaten. Im Jahr 1804 wurde er Mitglied des Instituts und später Bibliothekar desselben. Er starb 7. April 1823.

Charleston (spr. tscharlst'n), wichtigste See- und Handelsstadt des nordamerikan. Staats Südcarolina, auf einer durch die Flüsse Ashley und Cooper gebildeten Halbinsel, an der geräumigen, aber seichten und nur für kleinere Schiffe zugänglichen Charlestonbai gelegen. Die Stadt steht auf flachem Boden, der nur wenige Fuß über dem Hochwasser erhaben ist, wodurch sie häufigen Ueberschwemmungen bei Sturmfluten ausgesetzt ist. Sie ist regelmäßig angelegt; die Häuser, meist aus Ziegelsteinen aufgeführt und oft mit von Wein umrankten Veranden verziert, geben ihr ein freundliches Ansehen, wenn auch in der Altstadt enge Straßen und feuergefährliche Holzbauten keineswegs selten sind. In den Vorstädten gibt es viele von Gärten umgebene Villen. Eine Hauptstraße, Meeting-Street genannt, durchkreuzt die Stadt von N. nach S.; in ihr liegen die wichtigsten öffentlichen Gebäude, und sie ist Sitz des großen Geschäfts, während in der mit ihr gleichlaufenden Charles-Street die glänzendsten Läden zu finden sind. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu nennen: das Stadthaus (City Hall), das Gerichtshaus, Gefängnis, das alte und das neue marmorne Zollhaus, das neue Theater (Academy of Music), die Militärhalle, ein großes Krankenhaus (Roper-Hospital) und das Stadtwaisenhaus (1790 gegründet), das 400 arme Kinder erzieht. Es befinden sich in C. das Südcarolina-Institut für Förderung der Künste, 2 Colleges (das eine schon 1785 gegründet), ein Museum, ein Lehrerseminar, eine 1833 gegründete Arzneischule, eine Kadettenanstalt, ein Arsenal, ein botanischer Garten, eine bedeutende öffentliche Bibliothek und mehrere wissenschaftliche Vereine. Die Schulen waren 1870 von 7892 Kindern besucht, aber 10,357 Personen der über 10 Jahre alten Bevölkerung waren des Lesens unkundig. C. ist Sitz eines römisch-katholischen Erzbischofs. Unter den zahlreichen (gegen 50) Kirchen der verschiedenen Konfessionen (darunter 5 katholische und 4 lutherische) zeichnen sich besonders aus: die alte St. Philippskirche mit ihrem ehrwürdigen Thurm, die neu erbaute Kathedrale, die St. Michaelskirche, deren über 60 Meter hoher Thurm den Lotsen als Landmarke dient, und die neue lutherische Kirche. Auch ein Frauenkloster mit höherer weiblicher Erziehungsanstalt befindet sich in C. Die Zahl der Einwohner betrug 1830: 30,287, 1870: 48,956 (darunter 44,064 eingeborne Amerikaner, 2180 Irländer, 1865 Deutsche). Der Handel Charlestons ist von einiger Bedeutung, hat aber seit dem Bürgerkrieg bedeutend abgenommen. Zur Ausfuhr kommen namentlich Baumwolle (1852 noch 502,345, 1867 nur 170,604, 1872: 282,795 Ballen), Reis, Tabak, Korn, Speck, Terpentinöl und Bauholz. Die zur Stadt gehörigen Schiffe (meist Küstenfahrer) haben eine Tragfähigkeit von 43,000 Tonnen. Ungünstig für die Rhederei ist die Beschaffenheit des Hafens, denn wenn auch bei der Stadt selbst die größten Schiffe Aufnahme finden könnten, so ist doch der Eingang des Hafens wegen einer Sandbarre nur für kleinere Schiffe zugänglich. Auch ist der gegen O. offene und übrigens geräumige Hafen den Oststürmen ausgesetzt, so daß von Ende Juli bis Mitte September die Einfahrt häufig mit Gefahr verbunden ist. Vertheidigt werden die Zugänge zur Stadt durch mehrere Forts und Batterien auf der Seeseite, als: Fort Moultrie am nördlichen Eingang, Fort Beauregard auf einer Insel dicht dabei, Fort Sumter auf einer Insel in der Mitte der Einfahrt, Bee Batterie und Fort Johnson südlich von jenem, endlich Castle Pinkney auf einer Insel dicht bei der Stadt. — C. ist eine der ältesten Städte der Union. Die erste Ansiedelung fand 1672 statt; sie erhielt gegen Ende des Jahrhunderts bedeutenden Zufluß durch Auswanderer aus Barbados und durch Hugenotten aus Frankreich. Im Jahr 1783 wurde C. zur City erhoben; 1779 besetzten die Engländer die Stadt, gaben sie aber im folgenden Jahr wieder auf. Im letzten nordamerikan. Bürgerkrieg spielte C. eine wichtige Rolle. Am 12. April 1861 eröffneten die Konföderirten hier die Feindseligkeiten, indem sie Fort Sumter beschossen, welches sich am 14. ergab. Sie sammelten hier bedeutende Kriegsvorräthe an, welche ihnen theilweise durch »Blokadebrecher« zugeführt wurden. Die 1863 von den Unionisten zur See gemachten Angriffe wurden zurückgeschlagen; darauf begann im August das Bombardement der Stadt, das mit geringen Unterbrechungen bis zum 19. Febr. 1865 andauerte, an welchem Tage die Konföderirten C. verließen und die Stadt sich ergab, von der ein Theil während der Belagerung niedergeschossen und abgebrannt war.

Charlestown (spr. tscharlstaun), Stadt im nordamerikan. Staat Massachusetts, Grafschaft Middlesex, an der Eisenbahn von Boston nach Maine, liegt auf einer durch den Mystic und Charles River gebildeten Halbinsel und ist durch eine 4115 Meter lange Brücke mit Boston, von dem es jetzt gleichsam eine große Vorstadt bildet, verbunden. Die Straßen der Stadt sind unregelmäßig, aber breit und mit Bäumen bepflanzt. Die öffentlichen Gebäude, als das Staatsgefängnis, das Mac Lean-Irrenhaus, ein Armenhaus, Stadthaus, ein Marinehospital, liegen größtentheils um einen großen öffentlichen Platz. Außerdem hat die Stadt 12 Kirchen, mehrere Banken und am Charlesfluß ein bedeutendes Marinearsenal der Vereinigten Staaten (1798 gegründet) mit bedeckten, zum Bau der größten Schiffe hinreichenden Werften, einem 1833 eröffneten Trockendock aus gehauenem Granit von 104 Meter Länge, 24,s Meter Breite und 9 Meter Tiefe, großen Magazinen und Reeperbahnen, Kanonengießereien und Gießereien für alles zum Bau von Kriegsschiffen nöthige Eisenwerk, den Wohnungen für die Officiere ꝛc., alles zusammen auf einem 24 Hektar großen, mit einer Mauer eingefaßten Platz. C. wurde erst 1847 zur Stadt erhoben und zählte 1870 schon 28,323 Einw., deren Gewerbthätigkeit sich besonders auf Maschinen-, Leder-, Möbel-, Eisen- und Stahlwaarenfabrikation erstreckt. Die Stadt ist historisch interessant durch das innerhalb derselben liegende berühmte Schlachtfeld von Bunkershill (s. d.) mit einem 1843 eingeweihten Monument, zu welchem bereits 1825 Lafayette den Grund gelegt hatte. Dasselbe besteht aus einem Obelisk aus Granit, welcher, bei 70 Meter Höhe, an der Basis 9,s Meter, an der Spitze 4,5 Meter im Umfang hat und von seiner Spitze aus, zu der eine Wendeltreppe im Innern führt, eine weite und herrliche Rundschau gewährt.

Charlet (spr. scharlä), Nicolas Toussaint, franz. Maler und Zeichner, geb. 20. Okt. 1792 zu Paris, war unter dem Kaiserreich Schreiber, verlor aber unter der Restauration seine Stelle und studirte nun in dem Atelier des Malers Gros. Er begann mit Darstellungen aus dem Soldatenleben, wobei es ihm gelang, den Grenadier der Zeit Napoleons in verschiedenen Scenen in packender Wahrheit hinzustellen. Sein Grenadier von Waterloo wie seine Episoden aus dem russischen Feldzug waren epochemachend. Sein eigentliches Feld jedoch war das Gebiet des Humors, wobei Gamins, Marktweiber, Arbeiter, Portiers ꝛc. in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit vorgeführt werden. Dadurch schuf er sich allmählich ein eigenes Genre, worin er ohne Nebenbuhler dasteht. C. ist der Béranger der Karikatur. Seine Kompositionen sind frei von Uebertreibung, voll Geist und Naivität, wahre Meisterstücke des satirischen Witzes, und die Unterschriften dabei so kaustisch, daß manche dramatische Autoren die Grundidee ihrer Stücke von C. geborgt haben. Seine Zeichnungen und Lithographien sind zahllos und überall zerstreut. Von seinen Gemälden erwähnen wir als die vorzüglichsten: eine Episode aus dem russischen Feldzug, im Museum zu Versailles; Moreau's Uebergang über den Rhein, im Museum zu Lyon; ein Zug von Blessirten, im Museum zu Bordeaux. C. starb 29. Okt. 1845. Vgl. Lacombe, C., sa vie, ses lettres, etc. (Par. 1856).

Charleville (spr. scharlwil), Stadt im franz. Departement Ardennen, Arrondissement Mézières, an der Maas, Mézières gegenüber und mit dieser Festung durch eine Brücke verbunden, ist mit Mauern umgeben, hat 4 breite, schnurgerade Straßen, eine alte und eine neue Kirche (seit 1863), ein Collége, eine Bibliothek (von 23,000 Bänden und 400 Manuskripten), ein Handelstribunal, ein Hospital, ein Theater, einen Flußhafen und (1872) 12,676 Einw., deren gewerbliche Thätigkeit sich auf Eisen- und Kupfergießereien, Fabrikation von Schraubstöcken und Wollkratzen, Bürsten, Wagenwinden, Tabakpfeifen, Leder und Zucker erstreckt. Die Stadt wurde erst 1606 von Charles de Gonzaga gegründet.

Charlière (franz., f., spr. scharljähr), ein mit Wasserstoffgas gefüllter leichter Luftballon, nach dem Physiker Charles (s. d.) benannt.

Charlieu (spr. scharlö), Stadt im franz. Departement Loire, Arrondissement Roanne, am Sornin, in einem reizenden und fruchtbaren Thal, hat mittelalterlich enge und gewundene Straßen, 4 Kirchen, eine alte merkwürdige Benediktinerabtei, ein schönes Kloster der Ursulinerinnen, ein Hospital, Seidenfabrikation, Baumwollweberei und (1872) 3879 Einw. Die Umgegend liefert einen guten Auvergnewein.

Charlotte (spr. tsch-), Stadt in der Grafschaft Mecklenburg des nordamerikan. Staats Nordcarolina, am Sugar Creek, auf einem goldhaltigen Höhenzuge gelegen, mit (1870) 4472 Einw. Hier wurde 1830 eine Zweigmünze zur Prägung des in der Umgegend gewonnenen Goldes errichtet.

Charlotte, 1) Elisabeth, Herzogin von Orléans, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und einer hessen-kassel'schen Prinzessin, geb. 27. Mai 1652 zu Heidelberg, ward, da ihr Vater sich von seiner Gemahlin scheiden ließ, in Hannover bei ihrer Tante Sophie erzogen. Von ihrem Vater, dem Wiederhersteller der Pfalz nach dem Dreißigjährigen Krieg, hatte sie ein durchaus gesundes, kräftiges, einfaches, oft derbes Wesen und Temperament geerbt, das nicht selten in Heftigkeit und Laune verfiel, eine echt deutsche Gesinnung, Schlichtheit des Denkens und Lebens, Wahrhaftigkeit und entschiedene Abneigung gegen das glänzende Scheinwesen, wie es damals von Frankreich aus an den deutschen Höfen eindrang. Dennoch wurde sie zu ihrem und des Landes Unglück aus politischer Berechnung mit dem Bruder des Königs Ludwig XIV. von Frankreich vermählt (1671). Die Heirath sollte bei künftigen Verwickelungen die Pfalz vor französischer Invasion sicher stellen, hatte aber gerade das Gegentheil zur Folge. »Liselotte«, wie C. zu Hause genannt wurde, war das Opferlamm. Ihr Gatte, Philipp von Orléans, war eine von ihr ganz verschiedene Natur, schwächlich an Körper und Geist, sklavisch abhängig von seinem Bruder. Die ganze Welt, in welche C. eintrat, war ihr zuwider, obwohl sie auch unter so widrigen Verhältnissen ihre natürliche Laune nach Kräften behauptete. Um so schmerzlicher mußte ihre Lage ihr sein, als ihre Person von Ludwig XIV. benutzt wurde, um seine Angriffe auf die Pfalz zu begründen. Als nämlich mit dem Tod ihres Bruders der kurpfälzisch-simmern'sche Mannsstamm ausstarb, machte Ludwig XIV. mit Berufung auf die durch C. vermittelte Verwandtschaft Anspruch auf einen Theil der Pfalz, woran sich dann jene greuliche Verwüstung dieses Landes anschloß. Diese Vorgänge erfüllten C. mit dem tiefsten Schmerz, den sie (wie alle ihre inneren und äußeren Erlebnisse) in ihren sehr zahlreichen Briefen aussprach. Diese Briefe geben uns überhaupt ein treues Bild ihrer ganzen Persönlichkeit, ihres rührenden Festhaltens an deutschem Wesen, ihres aufrichtigen, wahren und redlichen Sinns, mit welchem sie am glänzendsten Hof in Einsamkeit lebte, ihrer Anhänglichkeit an alles, was sie an ihre Heimat erinnerte, ihrer echten, allem Pfaffenwesen, besonders den Jesuiten, feindlichen Frömmigkeit. Trotz ihrer in Beziehung auf Toilette bürgerlichen Einfachheit, trotz ihrer Vorliebe für einfache und kräftige Hausmannskost, fühlte sie sich stets als deutsche Fürstin, und ein Pfalzgraf bei Rhein ist ihr mehr werth als »so ein lumpiger Duc«. Eine besonders große Antipathie hatte sie gegen die frömmelnde, gleißnerische Frau von Maintenon, »die alte Zott, die Rombombel«; sie ist zufrieden mit der »Religion der ehrlichen Leute« und haßt diese pharisäische Devotion. Ludwig XIV. erkannte erst gegen Ende seines Lebens ihren Werth, schenkte ihr aber dann sein volles Vertrauen. Ihr Leben war, wie Massillon in ihrer Leichenrede sagt, ein Fürstenleben, von dem man ohne Furcht den Schleier wegziehen darf. Daß ihr Sohn, der Regent Philipp von Orléans, durch sein Leben ihr Schande machte, war nicht ihre Schuld, da seine Erziehung zu ihrem Leidwesen ihren Händen entzogen und elenden Erziehern, namentlich dem lasterhaften Dubois, übergeben worden war. C. starb 8. Dec. 1722 zu St. Cloud. Ihre äußerst zahlreichen, in origineller Sprache geschriebenen Briefe sind für die Kenntnis der damaligen Verhältnisse des franz. Hofs sehr werthvoll. Sie wurden herausgegeben durch den Literarischen Verein in Stuttgart: erste Sammlung von W. Menzel (1843), zweite, vollständige Sammlung von H. Holland (1867 ff.). Auszüge finden sich in L. Ranke's »Französischer Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert«, Bd. 5. Vgl. L. Häusser im Anhang zur »Geschichte des Zeitalters der Reformation« (Berl. 1868). — Ihre Tochter, Elisabeth Charlotte, Mademoiselle de Chartres, geb. 13. Sept. 1676, wurde 1698 mit dem Herzog

Karl Leopold von Lothringen vermählt und Mutter von 13 Kindern, darunter der nachmalige Kaiser Franz I. Seit 1729 Wittwe, mußte sie unter schwierigen Verhältnissen mehrmals die Regentschaft übernehmen. Im Jahr 1736 zur souveränen Fürstin von Commercy ernannt, starb sie 24. Dec. 1744.

2) Christine, Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 1684, ward 1711 an den russischen Großfürsten Aleris Petrowitsch, Sohn Peters I., vermählt, starb, von ihrem Gemahl schlecht behandelt, 1715 aus Gram, nachdem sie einen Sohn geboren hatte, der als Peter II. den Thron bestieg. Unbegründet ist die Sage, daß sie sich für todt habe ausgeben lassen, nach Paris und von da nach Nordamerika entflohen sei, hier einen Franzosen, d'Auban, geheirathet, später in Brüssel gelebt habe und hier 1770 gestorben sei. Dieselbe wurde indessen von Zschokke in einer Novelle behandelt und neuerdings von Charl. Birch-Pfeiffer zu einem Operntext verarbeitet (»Santa Chiara«), den Herzog Ernst von Sachsen-Koburg komponirte.

3) Joachime Therese von Bourbon, Tochter Karls IV. von Spanien und der Marie Luise von Parma, geb. 25. Aug. 1775, ward dem portugiesischen Infanten Johann verlobt und 1790 mit demselben vermählt. Die Ehe war keine glückliche, die förmliche Trennung derselben erfolgte aber erst 1805. Wegen Theilnahme an einer Verschwörung gegen Johann, seit 1792 Prinzregent, wurde sie nach Queluz verbannt, folgte ihm aber 1807 dennoch nach Brasilien und hielt mit ihren drei Töchtern in Rio de Janeiro Hof, als Mittelpunkt der Opposition gegen die Regierung ihres Gatten. Von ihren abenteuerlichen Plänen zur Gewinnung von Macht in der Alten oder Neuen Welt kam keiner zur Ausführung. Als nach der Revolution in Oporto Johann VI., seit 1816 König, mit der Annahme der Konstitution zauderte, kehrte C. (1820) nach Portugal zurück, um aus der Hand der Cortes die höchste Gewalt entgegenzunehmen, fand sich aber getäuscht und wurde nun mit ihrem Sohn Dom Miguel die Seele der absolutistischen Partei. Letzterer mußte nach blutigem Bürgerkrieg das Land verlassen, und C. wurde in ein Kloster verwiesen; später lebte sie im Schloß Queluz, von wo aus sie neue Intriguen begann. Aber auch des Königs Tod (10. März 1826) brachte sie nicht zu ihrem Ziel. Zwar sah sie ihren Liebling Dom Miguel Februar 1828 die Regentschaft übernehmen, erhielt aber selbst keinen Antheil an derselben. Sie starb 7. Jan. 1830.

4) Marie, Kaiserin von Mexiko, geb. 7. Juni 1840, Tochter des Königs Leopold I. von Belgien und der Prinzessin Louise von Orléans (der Tochter Louis Philipps, Königs von Frankreich), vermählte sich 27. Juli 1857 mit dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich, dem damaligen Generalgouverneur des lombardisch-venetianischen Königreichs, verlebte die zwei nächsten Jahre in Mailand, brachte ihrer Gesundheit wegen den Winter 1859—60 auf der Insel Madeira zu und hielt sich nach ihrer Rückkehr von da meistens in dem Schloß Miramar bei Triest auf. 1864 folgte sie ihrem Gemahl auf den Kaiserthron nach Mexiko, landete 28. Mai in Veracruz und hielt 12. Juni an der Seite Maximilians ihren Einzug in die Hauptstadt Mexiko. Sie trat von da an bei jeder Gelegenheit energisch für das neue Kaiserthum und für die Stellung ihres Gemahls ein, widersetzte sich den Ansprüchen des im December in Mexiko angekommenen päpstlichen Nuntius, Monsignore Meglia, welcher im Namen der Kurie das Land wie eine päpstliche Provinz zu beherrschen und auszubeuten wünschte, und brachte ihren Gemahl, welcher lieber abdanken, als die von Napoleon III. ihm vorgelegte neue Konvention vom 30. Juli 1866 unterschreiben wollte, durch ihre Vorstellungen dahin, daß er nicht abdankte und aushielt. Um ihm dieses Aushalten zu erleichtern, glaubte sie alles thun zu müssen und reiste nach Europa. Es gab in dem ursprünglich zwischen Maximilian und Napoleon abgeschlossenen Vertrag von Miramar einen geheimen Artikel, wonach die franz. Truppen, falls Maximilian es wünsche, bis zum Jahr 1868 in Mexiko bleiben und den Kaiser unterstützen sollten. Diese Vertragsbestimmung wollte C. in Paris persönlich geltend machen und sich noch weitere Unterstützungen an Geld und Truppen erbitten. Napoleon kam der Besuch Charlottens höchst ungelegen; denn bei der Mißstimmung, welche in Frankreich gegen diese mexikanische Expedition herrschte, und bei den immer zudringlicher werdenden Aufforderungen des Washingtoner Kabinets, die franz. Truppen sofort zurückzuziehen, war es ihm politisch unmöglich, C. zu willfahren, und doch war er durch den Vertrag dazu verpflichtet. Aus letzterem machte sich das Gewissen Napoleons nichts, und so ließ er C., die bei ihrem Besuch in St. Cloud weder Bitten noch Vorwürfe sparte, trostlos von dannen ziehen. Am 23. Aug. 1866 verließ sie Paris und begab sich nach Rom, um den Papst zum Abschluß eines Konkordats zu vermögen, das, ohne die Forderungen des Nuntius Meglia zu erfüllen, doch den mexikanischen Klerus gewänne und auf die Seite des Kaisers zöge. Bevor eine Entscheidung hierüber getroffen werden konnte, brach, infolge der Strapazen der sommerlichen Reise und der geistigen Aufregung, Charlottens Kraft zusammen. Sie verfiel in Irrsinn, blieb noch mehrere Monate im Schloß Miramar und wurde Juli 1867 nach Belgien gebracht, wo sie sich in dem Schloß Tervueren, in der Nähe von Brüssel, als eine rettungslos Kranke aufhält. Maximilians Schicksal hatte sich bereits erfüllt: 19. Juni 1867 wurde er in Queretaro erschossen; seine letzten Worte waren: »Arme Charlotte!«

Charlottenbrunn, Marktflecken und besuchter Badeort im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Waldenburg, liegt 443 Meter ü. M. im böhmisch-schlesischen Gebirge an der Ostabdachung des Langen Bergs, in einem engen und geschützten, nur nach S. und SO. offenen Bergkessel, 4 Kilom. von Waldenburg, hat ein großes neu aufgeführtes und komfortabel eingerichtetes Badehaus, an das eine bedeckte Kolonnade stößt, und 1400 Einw. Die Heilquellen gehören zu den schwächeren erdig-alkalischen Säuerlingen und werden vorzugsweise von Nervenleidenden, Blutarmen und Brustkranken zum Baden wie zum Trinken benutzt; auch eine Molkenanstalt befindet sich in C. Die Zahl der Badegäste beträgt jährlich ca. 1700. C. gehört zum nahen Rittergut Tannhausen. Die Umgebung bietet eine große Menge der anmuthigsten Spaziergänge; auch Kohlenbergwerke und eine Porzellanfabrik (Sophienau) sind in der Nähe. Vgl. Beinert, C. als Trink- und Badekuranstalt (Charlottenbr. 1859); Deutsch, Schlesiens Heilquellen und Kurorte (Bresl. 1873).

Charlottenburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, an der Spree, 5 Kilom. westlich von Berlin, Sitz einer Kreisgerichtsdeputation, hat eine evangel. Pfarrkirche und ein kathol. Bethaus, ein königliches Gymnasium (seit 1869) und fünf städtische Schulen, ein großes Krankenhaus (mit 80

Betten), eine Privatirrenanstalt und (1871) 19,679 Einw. (darunter 500 Katholiken). Berühmt ist das dasige königliche Schloß, dem die Stadt ihre Entstehung verdankt. Es wurde seit 1696 für Sophie Charlotte, zweite Gemahlin des Kurfürsten, nachmaligen Königs Friedrich I., unter Schlüters Leitung in der Nähe des Dorfs Lietzen (Lützow) erbaut und deshalb anfangs Lietzenburg genannt. Nach dem Tod Sophie Charlottens erhielt es vom König den jetzigen Namen, und zu Anfang des 18. Jahrh. begann derselbe die Erbauung der Stadt. Das Schloß erfuhr in der Folge mannigfache Erweiterungen, besonders durch Friedrich II. Es enthält 2 Seitenflügel und eine hohe Kuppel von J. F. v. Cosander. An dasselbe schließt sich ein geräumiger, bis zur Spree reichender Park mit einem großen Orangeriehaus, einem Theater und dem berühmten Mausoleum aus Granit (von Hesse), welches die Grabdenkmäler der Königin Luise und Friedrich Wilhelms III., von Rauch in Marmor gearbeitet, enthält. Zu den Füßen derselben ist in einer Urne von märkischem Findlingsgranit das Herz Friedrich Wilhelms IV. eingesenkt. Von den Sammlungen im Schloß ist besonders das Antikenkabinet erwähnenswerth. Infolge des lebhaften Verkehrs in Bezug auf Grunderwerb hat die Stadt in den letzten Jahren bedeutend zugenommen, und namentlich im W. ist ein ganz neuer Stadttheil (Westend) entstanden. Die ziemlich rege Industrie beschäftigt eine Eisengießerei, eine Maschinenbauanstalt, 2 bedeutende Thonwaaren- und Steingutfabriken, ferner Fabriken für Glas, Chemikalien, künstlichen Marmor, Wachslichte, Färbereien ꝛc.

Charlottenhof, Schloß, s. Potsdam.

Charlottenlund, Schloß, s. Kopenhagen.

Charlottenstraße, das nördliche Ende der Straße zwischen der Insel Vancouver und der Westküste von Britisch-Columbia.

Charlottesville (spr. tschárlotswil), Stadt im nordamerikan. Freistaat Virginia, Grafschaft Albemarle, am Moore's Creek, nordwestlich von Richmond, mit (1870) 2838 Einw., ist Sitz der berühmten, 1819 gegründeten Universität von Virginien, zu der Jefferson den Plan entwarf. Das Institut zählte 1870 27 Professoren, 475 Studenten und enthält eine bedeutende Bibliothek, ein Museum, chemische und physikalische Apparate, ein astronomisches Observatorium ꝛc.; seine Jahreseinnahme beläuft sich auf 89,000 Dollars.

Charlottetown (spr. tschárlottaun), Hauptstadt der Prince-Edwardsinsel in Britisch-Nordamerika, im St. Lorenzbusen, liegt an der Südostküste der Insel am Hillsborough River, der mehrere Meilen weit für die größten Schiffe fahrbar ist und einen sichern Hafen bildet, hat breite und regelmäßige Straßen, 3 Kirchen und Kasernen, ein massives Colonial-Building und (1871) 8807 Einw., welche regen Handel, Manufakturen und Schiffahrt treiben.

Charme (franz., m., spr. scharm), Reiz, Zauber; Anmuth; charmiren, reizen, bezaubern, entzücken; charmant, reizend, allerliebst, herzgewinnend; Charmante, Geliebte; Charmanter, Geliebter.

Charmey (spr. scharmä), s. Jaunthal.

Charmides, vornehmer Athener, Sohn des Glaukon, Neffe und Mündel des nachmaligen Tyrannen Kritias, war zur Zeit der Dreißig Tyrannen einer der 10 Vorsteher des Pyräeus und fiel mit Kritias am Kephisos im Kampf gegen Athens Befreier. Platon benannte mit seinem Namen einen seiner Dialoge.

Charmoy (spr. scharmoä), François Bernard, franz. Orientalist, geb. 14. Mai 1793 zu Sulz im obern Elsaß, besuchte das Collége zu Pfalzburg und begab sich 1810 nach Paris, wo er die bereits begonnenen orientalischen Studien erst an der Specialschule für lebende orientalische Sprachen, dann am Collége de France besonders unter S. de Sacy's Leitung fortsetzte. Auf Empfehlung des letztern wurden C. und Demange 1817 nach St. Petersburg berufen, um hier das Studium der orientalischen Sprachen einzuführen, wobei C. selbst die Professur des Persischen und Türkischen erhielt. Außer seiner Lehrthätigkeit beschäftigte er sich viel mit den Geschichtsquellen der Mongolen und der mittelalterlichen Geschichte Rußlands und veröffentlichte 1833 in den Memoiren der Petersburger Akademie »Relation de Maçoudy et d'autres auteurs Musulmans sur les anciens Slaves«, ein Seitenstück zu der gelehrten Arbeit Frähns über die Slawen und die alten Russen in Ibn Fozlan und anderen arabischen Erzählungen. Schon früher hatte er eine Episode aus dem »Iskender Nameh« des persischen Dichters Nisami, das von einer angeblichen Expedition Alexanders d. Gr. gegen die Russen handelt, drucken lassen (1829); jetzt folgte noch ein Memoir: »Expédition de Tamerlan contre Tog'kamiche khân, de l'Oulous de Djoutchy« (im Jahr 1191). Durch Gesundheitsrücksichten genöthigt, Rußland zu verlassen (1835), ließ er sich erst in der Nähe von Toulon, dann zu Aouste im Departement Drôme nieder, wo er sich vorzugsweise mit dem Studium der Sprache und Geschichte der Kurden beschäftigte und die Uebertragung der Geschichte dieses Volks von Chérefeddin (einem kurdischen Fürsten) unternahm. Der erste Band des großen, mit einer Unmasse von Noten versehenen, in vieler Beziehung wichtigen Werks, die ethnographische und geographische Einleitung (zum Theil aus nationalen Quellen) enthaltend, erschien unter dem Titel: »Chéref-Nameh, ou Fastes de la nation kourde, par Chéref-Ouddin«, prince de Bidlis etc.« (Petersb. 1868). Bald nach Veröffentlichung desselben, Anfang 1869, starb C. Der zweite Theil, wie ein ebenso umfangreiches Werk: »Fastes de la nation des Mongoles«, ist bis jetzt Manuskript geblieben. C. war russ. Staatsrath und Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften.

Charmoz (spr. scharmo), Aiguille de, s. Montblanc.

Charnière (franz., f., spr. scharnjähr, zuweilen unrichtig Charnier), s. Scharnier.

Charnwood Forest (spr. tschárnwudd forrest), ein früher bewaldeter Höhenzug in der engl. Grafschaft Leicester, der eine Höhe von 260 Meter erreicht.

Charolles (spr. scharoll), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Saône-et-Loire, am Zusammenfluß der Semence und der Reconce, hat ein Handelstribunal, ein Collége, eine Bibliothek von 3000 Bänden und (1872) 3361 Einw., welche Fayence, Drainirröhren und Oel fabriciren und Handel mit Holz, Wein und Vieh treiben. Ueber der Stadt die Trümmer des alten Schlosses von C. In der Nähe ergiebige Steinbrüche. Der Ort war ehedem die Hauptstadt der alten Landschaft Charolais, zwischen Loire, Guise, Arour und Mâconnais, die früher zu Briennais gehörte, dann durch Tausch an Hugo IV., Herzog von Burgund, kam. Als dessen Enkelin, Beatrix, dem Sohn Ludwigs des Heiligen, Robert, die Hand reichte, erhielt sie das Ländchen zur Mitgift. Unter Roberts Enkelin, Beatrix, wurde Charolais zur Grafschaft erhoben; als solche brachte sie Burgund

1390 durch Kauf wieder an sich. Später war Charolais ein Zankapfel zwischen Spanien und Frankreich, und nachdem es den Spaniern in mehreren Friedensschlüssen zugesichert war, besetzte es Ludwig, Prinz von Condé, unter Philipp IV. abermals für Frankreich, um sich für das, was ihm der König schuldig war, sicher zu stellen.

Charon, in der griech. Mythologie Sohn des Erebos und der Nyx, der greise Fährmann der Unterwelt, welcher die Schatten der beerdigten Todten über den Acheron setzte, wofür er einen dem Todten bei der Bestattung in den Mund gesteckten Obolos erhielt. Lebende, die überfahren wollten, mußten ihm den berühmten goldenen Zweig zeigen. Weil er den Herakles ohne denselben übersetzte, mußte er ein ganzes Jahr in Banden liegen. Die Sage ist nachhomerisch. Die Griechen dachten sich C. als einen finstern und grämlichen Alten, mit einem dunklen Schiffermantel bekleidet, wie er z. B. auf dem Gemälde des Polygnot zu Delphi zu sehen war. Die Etrusker dagegen stellten sich ihn als eine Art von Würger dar, von einem schrecklichen halbthierischen Aeußern und mit einem großen Hammer bewaffnet, bald in der Schlacht mordend, bald die Verstorbenen in die Unterwelt geleitend, oder Wache an der Grabespforte haltend. Schließlich ward er zum Repräsentanten der Unterwelt und des Todes und lebt in dieser Bedeutung noch jetzt in den Liedern der Neugriechen fort als Charos oder Charontas, der mürrische Greis, der bald wie ein schwarzer Vogel auf sein Opfer niederschießt, bald als fliegender Reiter die Scharen der Verstorbenen durch die Lüfte zum Todtenreich führt.

Charondas, Gesetzgeber seiner Vaterstadt Catana und anderer chalkidischen Kolonien in Italien und Sicilien, lebte wahrscheinlich in der Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. Von seinen Gesetzen, welche, ursprünglich in Versen abgefaßt, sich auf das gesammte öffentliche und häusliche Leben bezogen und eine streng sittliche Bildung bezweckt zu haben scheinen, finden sich einzelne bei Aristoteles und Diodor. Sie standen in großem Ansehen und wurden nicht bloß von vielen Städten Großgriechenlands und Siciliens, sondern auch von den Mazakenern in Kappadokien angenommen. Als C. einst, von einer Reise zurückkehrend, bewaffnet in die Volksversammlung trat und ihn einer darauf aufmerksam machte, daß er damit sein eigenes Gesetz umstoße, durch welches bewaffnetes Erscheinen verboten werde, rief er: »Nein, beim Zeus, ich bekräftige es!« und stieß sich das Schwert in die Brust.

Charos (Charontas), s. Charon.

Charoſt (spr. scharoh), Armand Joseph de Béthune, Herzog von, ein würdiger Abkömmling Sully's, ein Mann, den sogar der Revolutionsausschuß »Wohlthäter, Vater der leidenden Menschheit« nennen mußte, geb. 1. Juli 1738 (1728?) zu Versailles, wurde Officier, diente mit Auszeichnung im Siebenjährigen Krieg und sorgte vortrefflich und mit eigenen großen Opfern für seine verwundeten Soldaten. Nach dem Friedensschluß zog er sich auf seine Güter in der Bretagne zurück und bethätigte, durch reiche Mittel unterstützt, seinen Wohlthätigkeitssinn in großartigster Weise. Er sorgte für den Unterhalt der Armen der Umgegend, hob Schulunterricht und Ackerbau, stiftete Hospitäler, Hülfskassen, Kinderbewahranstalten und drang in zwei Provinzialversammlungen und in der Notablenversammlung auf gleichere Vertheilung der Staatslasten. Später kehrte er auf seine Güter zurück und wirkte hier während der Revolution gleich segensreich, ward aber als Verdächtiger 6 Monate eingekerkert. Das Cherdepartement verdankt ihm insbesondere die Einführung des Lein-, Krapp-, Rhabarber- und Tabakbaues, rationellere Zucht der Bienen, Schafe und Pferde und den Kanal von Bec Allier in den Cher. C. war auch Stifter einer ökonomischen Gesellschaft (1799), sowie Mitstifter der philanthropischen Gesellschaft, der Anstalt für blinde Arbeiter, des Lycée des Arts und Präsident der Rumford'schen Suppenanstalt in Paris. Nach dem 18. Brumaire trat er als Maire des 10. Bezirks in Paris auf. Beim Besuch des Taubstummeninstituts vom Pockengift angesteckt, starb er 27. Okt. 1800. Auch als Schriftsteller war C. thätig; man hat von ihm ein »Résumé des vues et des premiers travaux« (Par. 1799), »Vues générales sur l'organisation de l'instruction rurale« (1795), sowie Denkschriften über die Mittel, der Bettelei vorzubeugen, über die bessere Stellung der Taglöhner auf dem Lande, über eine Hülfskasse für Landleute, ferner eine topographische Beschreibung seines Distrikts mit Rücksicht auf die Landwirtschaft und andere Gewerbe, nebst einem Wörterbuch der Volkssprache desselben.

Charp., bei zoologischen Namen Abbreviatur für Toussaint von Charpentier (s. d.).

Charpentier (spr. scharpangtjeh), 1) Marc Antoine, franz. Komponist, geb. 1634 zu Paris, begab sich im Alter von 15 Jahren nach Rom, um sich der Malerei zu widmen, wandte sich aber bald ausschließlich der Musik zu, in der er den berühmten Carissimi zum Lehrer hatte. Nach seiner Rückkehr wurde er Kapellmeister beim Dauphin, dann, durch Lully aus dieser Stellung verdrängt, Musikmeister der Prinzessin von Guise. Trotz der Intriguen seiner Gegner übertrug ihm der Herzog von Orléans, der spätere Regent, die Intendanz seiner Musik. Später wandte er sich ganz von der weltlichen Musik ab, wurde Musikmeister bei den Jesuiten zu Paris, dann zu Ste. Chapelle und starb im März 1702. C. komponirte eine Menge Opern, Ballets und Divertissements; unter ihnen war »Médée« sein berühmtestes Werk. Außerdem hinterließ er Messen und Motetten, wegen ihres schönen Satzes geschätzt, sowie Lieder, unter denen seine Trinklieder besonders beliebt waren.

2) Jean Jacques Beauvarlet, franz. Orgelvirtuos, geb. 1730 zu Abbeville, lebte erst zu Lyon und wurde dann zu Paris Organist an der Kirche St. Victor, später an St. Paul. Durch die Abschaffung des Kultus in der Revolution in Noth versetzt, starb er im Mai 1794. Er hinterließ eine Menge geschätzter Kompositionen für die Orgel und das Orchester, welche tiefe Kenntnis der harmonischen Gesetze bekunden.

3) François Philippe, erfindungsreicher Mechaniker, geb. 3. Okt. 1734 zu Blois von armen Eltern, erhielt seine Bildung im Jesuitenkollegium seiner Geburtsstadt und kam dann zu einem Kupferstecher zu Paris in die Lehre. Er erfand hier mit Hülfe der Mechanik die getuschte Manier im Kupferätzen, verkaufte aber sein Geheimnis dem Grafen Caylus. Die ältesten Stiche in Tuschmanier von ihm sind: Perseus und Andromeda, nach Vanloo; Enthauptung des Johannes, nach Guercino; eine alte Spinnerin, ein Schäfer, das italienische Konzert, das Kinderbacchanal nach Jan de Witt u. a. Diese Erfindung verschaffte ihm Wohnung im Louvre und den Titel eines königl. Mechanikers. Als solcher machte er vielfache mechanische Entdeckungen und Versuche; er schmolz mit dem Brennspiegel Metalle, vervollkommnete die

Laternen der Leuchtthürme und Kriegsschiffe, erfand Feuerspritzen, welche in ganz Frankreich in Gebrauch kamen, Maschinen zum Kanonenbohren, zum Graviren von Zeichnungen für Spitzenfabriken, zum gleichzeitigen Schneiden mehrerer Platten auf einmal und zum Bohren von sechs Flintenröhren. Für letztere erhielt er 24,000 Franken und das Direktorium des Atelier de perfectionnement, starb aber nichtsdestoweniger, bescheiden alle lockenden Anerbietungen auswärtiger Mächte ablehnend, in Dürftigkeit 22. Juli 1817 zu Blois.

4) Johann Friedrich Wilhelm Toussaint von, verdienstvoller Geognost und Bergbaukundiger, geb. 24. Juni 1738 zu Dresden, studirte Jurisprudenz und Mathematik, wurde 1766 Lehrer der letztern an der Bergakademie zu Freiberg und widmete sich nun dem Studium der Bergwerkswissenschaften. In Anerkennung dieser Bestrebungen wurde er 1773 zum Bergkommissionsrath und Oberbergamtsassessor und 1784 zum Direktor des Alaunwerks zu Schwemsal im jetzigen preußischen Regierungsbezirk Merseburg ernannt. Mit Benutzung des von ihm 1785 in Ungarn eingesehenen verbesserten Amalgamirverfahrens wurde das Amalgamirwerk zu Freiberg angelegt. Kaiser Joseph II. erhob C. 1791 in den Reichsadelsstand; die sächsische Regierung ernannte ihn 1800 zum Vice- und 1801 zum Wirklichen Berghauptmann. Als solcher starb er 27. Juli 1805 zu Freiberg. Er hat sich um die wissenschaftliche Betreibung des Bergbaues große Verdienste erworben, und mehrere Zweige des Grubenbetriebs verdanken ihm wesentliche Verbesserungen. Auch förderte er eifrig die geognostische Untersuchung des Landes unter der Leitung der Bergakademie. Seine Werke: »Mineralogische Geographie der kursächsischen Lande« (Leipz. 1778), »Beobachtungen über die Lagerstätte der Erze, hauptsächlich aus den sächsischen Gebirgen« (das. 1799), »Beiträge zur geognostischen Kenntnis des Riesengebirges schlesischen Antheils« (das. 1804) sind noch jetzt mit Nutzen zu gebrauchen.

5) Toussaint von, Sohn des vorigen, geb. 22. Nov. 1780 zu Freiberg, besuchte die Bergakademie seiner Vaterstadt und bezog 1797 die Universität zu Leipzig, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Er wurde 1801 Auditor beim Oberhofgericht zu Leipzig, trat jedoch schon 1802 als Bergsekretär in preußische Dienste und stieg hier bis 1810 zum Oberbergrath mit Sitz und Stimme im Oberbergamtskollegium zu Breslau. Im Jahr 1828 wurde er zum Vicebergbauptmann von Schlesien, 1830 zum Berghauptmann und Direktor des westfälischen Bergamts in Dortmund und 1835 zum Berghauptmann in Schlesien ernannt. Er starb 4. März 1847 zu Brieg. Neben mineralogischen und das Bergwesen betreffenden Studien beschäftigte er sich auch mit entomologischen Untersuchungen, welche er durch seine »Horae entomologicae« (Bresl. 1825, mit 9 Tafeln Abbild.), »Libellulinae Europaeae« (Leipz. 1840) und »Orthoptera« (das. 1841—43, 10 Hefte), sowie durch die Veranstaltung einer neuen Ausgabe von Espers Werken: »Die europäischen Schmetterlinge« (Erlang. 1829—39, 6 Bde. nebst Suppl.) und »Die ausländischen Schmetterlinge« (das. 1830, 16 Hefte), wesentlich förderte.

6) Henry François Marie, franz. General, geb. 1769 zu Soissons, trat 1791, bisher Jurist, als Kapitän in das Freiwilligenbataillon des Departements Aisne, kam bald als Brigadegeneral zur Armee von Italien, focht bei Marengo, wurde Divisionsgeneral und Chef des Generalstabs. Als solcher diente er unter Moncey, Jourdan und Prinz Eugen. Als Divisionsgeneral in der Armee von Neapel zwang er 1805 bei Verona ein feindliches Korps, die Waffen zu strecken. Dann ging er zur großen Armee und wurde nach der Schlacht von Wagram in den Grafenstand erhoben. 1812 machte er als Chef des Generalstabs unter Prinz Eugen den Feldzug nach Rußland mit und ward nach der Schlacht von Smolensk Gouverneur der eroberten russischen Provinzen. Bei dem Rückzug fungirte er als Chef des Generalstabs Davousts. Als Divisionsgeneral zeichnete er sich 1813 in den Schlachten bei Lützen und Bautzen aus, befehligte 1814 gegen die in Frankreich eindringenden Alliirten eine Division der kaiserl. Garde, sprach aber nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzugs 4. April seine Anhänglichkeit an die Bourbonen aus und wurde zum Ritter des heil. Ludwig, zum Großofficier der Ehrenlegion und später zum Generalinspektor ernannt. Er starb 1831.

Charpie (franz., f., Scharpie), sehr gebräuchliches Verbandmittel bei Wunden, Geschwüren ꝛc., welches aus Fäden besteht, die man durch Zerzupfen der Leinwand gewinnt. Die hierzu gebrauchte Leinwand muß weich, nicht zu sehr abgenutzt, von mittlerer Feinheit, rein gewaschen, nicht gestärkt oder mit scharfer Lauge gebleicht, auch nicht schon zu Verbandstücken gebraucht oder von Kranken genommen sein, von denen ein Ansteckungsstoff übertragen werden könnte. Es gibt verschiedene Methoden, die C. zu bereiten. Gezupfte C. macht man aus 10—13 Centim. langen und 8—10 Centim. breiten Leinwandstreifen, indem man die Fäden auszieht. Geschabte C. gewinnt man, indem man die Leinwand durch Schaben mittels eines stumpfen Messers in eine baumwollartige Masse verwandelt. Dieser C. bedient man sich nur zur Bedeckung sehr zarter Theile, ganz kleiner Geschwüre u. dgl. Die englische C. (Charpiewatte, tissu-charpie, charpie anglaise) wird in England und Frankreich mittels Maschinen im großen bereitet. Noch gibt es eine andere Art, C. zu verfertigen, welche darin besteht, daß man ein Stück Leinwand mit einem stumpfen Eisen schlägt: gehackte C. (charpie hachée). Es gibt zahlreiche Ersatzmittel für die aus Leinwand bereitete C. Unter ihnen sei nur die nach der Angabe des Professors Bruns angefertigte entfettete Verbandbaumwolle von Bäschlin in Schaffhausen erwähnt. Die C. besitzt an und für sich durchaus keine besonderen Heilkräfte, sondern schützt nur die Wunde vor äußeren Einflüssen, namentlich vor der Luft, saugt die Flüssigkeiten ein, die sich aus der Wunde ergießen, erhält durch ihre Anwesenheit die Geschwüre in einem Zustand von heilsamer Reizung; dabei hat die gewöhnliche C. den großen Vortheil, daß man sie sehr leicht anwenden und in alle beliebigen Formen bringen kann.

Charput (im Alterthum Karkathiokerta, bei den Armeniern Charpert), Stadt im asiatisch-türkischen Vilajet Diarbekr, auf dem Nordrand einer vom Euphrat in mächtiger Biegung umflossenen Hochebene, mit den malerischen Trümmern einer einst gewaltigen Burg, hat eine merkwürdige uralte Kirche nebst Jakobitenkloster mit kostbaren Handschriften der Heiligen Schrift und anderer kirchlichen Bücher, welche aber durch einen Brand stark gelitten haben (darunter ein massiv in Silber gebundenes Evangelienbuch in altsyrischer Sprache), und zählt 16—18,000 Einw., vorwiegend Türken. Wegen der militärisch wichtigen Lage ist C. Mittelpunkt eines starken Truppenkommando's unter einem Pascha.

der jedoch nicht in der Stadt selbst, sondern in dem 6 Kilom. entfernten Ort Vesere (Jeni-Charput) seinen Sitz hat.

Charras (spr. schara), Jean Baptiste Adolphe, franz. Militär- und Kriegshistoriker, geb. 7. Jan. 1810 zu Pfalzburg in Lothringen, mußte, obwohl aus altadligem Geschlecht stammend, 1830, als Republikaner verdächtig, die polytechnische Schule verlassen, führte in den Julitagen eine Sturmkolonne, trat sodann in die Artillerie- und Ingenieurschule zu Metz, wurde aber 1833 entlassen, weil er sich weigerte, aus einem politischen Verein auszutreten. Doch erhielt er bald eine Stelle als Artillerieofficier, wurde aber wegen politischer Artikel, die er für den »National« schrieb, nach Algier versetzt, wo er sich in kurzem rühmlich hervorthat. Der glückliche Ausgang eines kühnen Angriffs auf Abd el Kaders Lager hatte 1844 seine Beförderung zum Bataillonschef in der Fremdenlegion zur Folge; 1846 erhielt er das erste Bataillon der leichten afrikanischen Infanterie, der sogen. Zephyrs, und legte mit ihnen die befestigte Kolonie am Sig zwischen Oran und Mascara an. Namentlich Lamoricière hielt sehr viel auf ihn. Auf Urlaub in Paris anwesend, wurde er 7. April 1848 von der provisorischen Regierung zum Unterstaatssekretär im Kriegsministerium ernannt und war thatsächlich dessen Chef. In dieser Stellung hielt er die Disciplin streng aufrecht und zeigte ein hervorragendes Organisationstalent. Von der Nationalversammlung zum Generalstabschef des Kriegsministers Cavaignac, dessen Portefeuille er kurze Zeit provisorisch inne gehabt, ernannt, half er den Juniaufstand unterdrücken, zeigte sich aber stets als Gegner strenger Maßregeln gegen die revolutionäre Partei. Als Cavaignac Diktator ward, blieb der starre Republikaner nur widerstrebend auf Lamoricière's Bitten in seiner Stellung. Von den neu entstandenen Republiken Rom und Toscana zum Kriegsminister berufen und mit der Organisation der vereinigten Armeen derselben betraut, hatte er den Antrag bereits angenommen und erwartete nur das Dekret, als die Absendung eines franz. Korps zur Bekämpfung der Republik Rom erfolgte. Nach Ludwig Bonaparte's Wahl zum Präsidenten schied C. aus dem Ministerium. Als Hauptgegner des Präsidenten wurde er beim Staatsstreich 2. Dec. 1851 verhaftet, aus der Armeeliste gestrichen und verbannt. Er begab sich nach Belgien, dann nach dem Haag; 1858 vermählte er sich mit einer Enkelin der durch Goethe's »Werther« berühmten Charlotte Buff, lebte später in Basel und starb dort 23. Jan. 1865. Im Exil schrieb er: »Histoire de la campagne de 1815. Waterloo« (Brüss. 1858, 2 Bde.; 6. Aufl., Par. 1869; deutsch Dresd. 1858), worin er mit großer Schärfe alle Fehler Napoleons I. nachzuweisen sucht. Unvollendet erschien nach seinem Tod: »Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne« (Leipz. 1866, 2. Aufl., Par. 1870; deutsch Leipz. 1867).

Charron (spr. schárong), Pierre, bekannter franz. Kanzelredner und Schriftsteller, geb. 1541 zu Paris als der Sohn eines Buchhändlers, war erst Advokat, wurde dann Geistlicher und erwarb sich einen Namen als Prediger und Polemiker gegen die Reformirten. Er bekleidete verschiedene Pfarrämter, wurde Hofprediger der Königin Margaretha und starb 16. Nov. 1603. In seinem »Traité des trois vérités« (Bordeaux 1594) suchte er die Wahrheit der christlichen Religion, insbesondere der römisch-katholischen Form derselben, zu beweisen; dagegen zog ihm der »Traité de la sagesse« (Bordeaux 1595 u. öfter; beste Ausg. von Amoury Duval, Par. 1821, 4 Bde.), in dem sich der Einfluß Montaigne's zeigt, den Vorwurf des Atheismus zu.

Charta (Chartula, lat.), bei den Römern ursprünglich ein Blatt von den getrennten Lagen des ägyptischen Papyrus (s. d.), dann die Papyrusstaude selbst. Weil diese aber als Material zum Schreiben diente, so verstand man unter C. auch alles, worauf etwas geschrieben oder gezeichnet war. In dieser Bedeutung ist das Wort auch in die deutsche Sprache übergegangen (Karte, Visitenkarte, Spielkarte, Landkarte). Auch bei den alten Römern gab es schon sehr verschiedene Papierarten, die man nach hochgestellten Personen, Fürsten ꝛc. nannte, C. Claudia, C. Livia. Die C. Hieratica ward für geistliche Bücher verbraucht; die C. Emporetica, von Kaufleuten zum Verpacken von Gütern benutzt, war zum Schreiben unbrauchbar. Im Mittelalter hieß C. oder Diploma jede Urkunde. Die größte Berühmtheit erhielt die vorzugsweise so genannte Magna C. (s. d.) der Engländer. In Rücksicht auf diese, sowie auf die Charte constitutionnelle Ludwigs XVIII. von Frankreich gebrauchte man zuweilen das Wort Charte für geschriebene Verfassungsgesetze überhaupt, wofür aber neuerlich das Wort Konstitution gebräuchlicher geworden ist. In Portugal waren merkwürdigerweise beide Worte die Losungen entgegengesetzter Parteien, indem die 1826 von Dom Pedro verliehene Verfassung von der französischen den Namen Charte erhielt, die Cortesverfassung von 1821 aber Konstitution betitelt war. In England nannten die Radikalreformers ihr Programm Charte, daher der Name Chartisten (s. Chartismus).

Charta partita (C. indentata, lat.), eine im Mittelalter, besonders in England, als noch die Siegel selten waren, gebräuchliche getheilte Urkunde. Von zwei oder mehreren Parteien erhielt jede ein gleichlautendes Exemplar (c. paricola) des rechtskräftigen Aufsatzes. Sämmtliche Exemplare waren aber ursprünglich auf Ein Blatt geschrieben, an dessen oberstem Theil ein Wort (meist Chirographum), ein Denkspruch oder ähnliches stand. Wurden nun die einzelnen Exemplare abgeschnitten, so wurde auch das ganze Wort oder der Spruch in gerader Linie (dann c. p.), oder im Zickzack (dann c. indentata) durchschnitten; bei späterer Ineinanderfügung der Theile zeigte sich dann die Echtheit oder Verfälschung der Schrift.

Charte (franz., f., spr. schart), s. Charta.

Chartepartie (Certepartie, ital. Carta partita, franz. Charte partie, engl. Charter-party), im Seehandel der Kontrakt, welcher über die Befrachtung eines Schiffs oder auch eines Theils desselben zwischen dem Eigenthümer des Schiffs, d. h. dem Rheder oder dem Kapitän, und dem Versender der Waaren, dem Befrachter, abgeschlossen wird. Die darüber ausgestellte Urkunde hat ihren Namen von der alten Gewohnheit, mehrere Exemplare derselben auf Einen Bogen zu schreiben und sodann mit gezacktem Schnitt zu trennen, so daß man an ihrem Zusammenpassen ihr Zusammengehören erkennen kann. Diese Methode ist nur in England noch gebräuchlich, wo solche zerschnittene Urkunden Indentures heißen. Nur wenn ein Schiff als Ganzes befrachtet, d. h. dessen ganzer Raum von einem Mann oder Handlungshaus oder von mehreren auf gemeinschaftliche Rechnung für die zu verschiffende Waare gemietet wird, ist die Aufsetzung einer C. gewöhnlich. Ueber Stückgut pflegt nur ein Recief, Ladeschein, gegeben zu werden, wonach das

Konnossement ausgefertigt wird. Von der C. pflegen drei Exemplare ausgestellt zu werden, wovon eins der Schiffer behält und zwei der Befrachter an sich nimmt, um das eine dem Empfänger der Waare zuzusenden. Zur Vollständigkeit der C. gehören: die Benennung des Schiffs und seiner Flagge, die Angabe seines Tonnengehalts, der Name des Befrachters und des Schiffers, des Orts der Befrachtung und der Löschung, das Verzeichnis der geladenen Güter nach Zahl, Gewicht und Marken der Colli, die Angabe der bedungenen Fracht, der Lieferungszeit, der Liegetage und der Ungelder. Wenn der Befrachtungsvertrag durch Vermittelung eines Mäklers geschlossen wird, so liegt es diesem ob, die C. zu entwerfen. Das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch von 1861 bestimmt im Artikel 558: »Wird das Schiff im ganzen oder zu einem verhältnismäßigen Theil, oder wird ein bestimmt bezeichneter Raum des Schiffs verfrachtet, so kann jede Partei verlangen, daß über den Vertrag eine schriftliche Urkunde (C.) errichtet werde«. Vgl. Seerecht.

Chartern, privilegiren, bevorrechten; auch ein Schiff verfrachten, dingen, mieten.

Chartier (spr. schartjeh), Alain, franz. Dichter und Rhetor, geb. 1386 in der Normandie (zu Bayeux?), wußte sich durch seine geistigen Vorzüge eine sehr geachtete Stellung im franz. Königshaus zu erringen, wofür er den Dank in der (wenigstens wahrscheinlich von ihm herrührenden) »Chronique de Charles VII« zurückzahlte. Das Verdienstlichste, was er geschrieben, sind franz. Novellen in Versen; seine Prosa hat das Eigenthümliche, daß sie mit Versen und Reimen gemischt ist. Clément Marot gab ihm das Zeugnis eines »bon diseur en rime et prose«. C. starb zwischen 1440 und 1450 zu Avignon. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Duchesne (Par. 1637—40, 2 Bde.); die »Chronique de Charles VII« wurde neu herausgegeben von Vallet de Viriville (das. 1858—1859, 3 Bde.).

Chartismus, die Arbeiterbewegung in England zur Erlangung einer Volkscharte, gegenüber der von König Johann dem Adel verliehenen Magna Charta. Obwohl die ersten Anfänge demokratischer Bestrebungen in England in die Zeiten des nordamerikan. Unabhängigkeitskampfes zurückreichen, so erhielten diese Tendenzen doch erst später einen entschieden chartistischen Charakter. Im Jahr 1817 wurde unter Leitung des Majors Cartwright eine Nationalpetition zu Stande gebracht, die allgemeines Stimmrecht verlangte und dem Unterhaus mit 1,700,000 Unterschriften, meist aus den arbeitenden Klassen, übergeben wurde. Zwei Jahre später fand auf dem Peterloofeld zu Manchester unter der Präsidentschaft Hunts eine große Versammlung der industriellen Bevölkerung statt, welche über Abschaffung der Getreidegesetze und über die Lage des Landes berathen sollte, allein noch vor ihrer Eröffnung durch die bewaffnete Macht zerstreut wurde. Durch die Repressivgesetze, die sogen. »sechs Acts«, welche damals Castlereagh durchsetzte, ward darauf für längere Zeit jeder politischen Demonstration vorgebeugt. Aber nachdem das Proletariat seine Märtyrer erhalten hatte, nahm die Bewegung, besonders durch Owen (s. d.) und die Verbreitung seiner Ideen, einen socialistischen Charakter an. Auf Betrieb der Oweniten bildete sich 1827 eine politische Verbindung der arbeitenden Klassen unter dem Namen National union of the working classes, welche auf Reform der Wahlgesetze und des Unterhauses abzweckte und sich von Birmingham aus über das Land verbreitete. Benbow, früher Schuhmacher, dann Kaffeewirt, war der Stifter dieser Union, in der mehrere der noch später hervorragenden Chartistenführer, O'Connor, O'Brien u. a., ihre Schule durchmachten. Die Radikalen der Mittelklasse, besorgt, das Proletariat möchte sich völlig selbständig organisiren, wußten sich aber bald der Gesellschaft zu bemächtigen. Auf Betrieb Sir Francis Burdetts, Duncombe's u. a. kam schon 1831, durch Vereinigung der Arbeiter mit der Mittelklasse, eine neue Union zu Stande, die sich die Durchführung der Reformbill zum Ziel setzte und nach Erreichung derselben sich wieder auflöste. Das Proletariat aber war damit keineswegs zufriedengestellt. Statt der politischen Agitation begannen jetzt auf Anregung Owens jene zahlreichen Arbeitervereine, die gegen die Willkür der Fabrikherren und die Herabsetzung des Arbeitslohns gerichtet waren. Im Jahr 1834 beschlossen diese Vereine eine allgemeine Arbeitseinstellung, welche aber mit Verlusten für die Arbeiter und mit ihrer größern Abhängigkeit endete. Im Jahr 1835 kam endlich infolge der Erbitterung über das neue Armengesetz eine politische Verbindung unter dem Namen der Radical association zu London zu Stande; da aber hierbei mehr die Mittelklassen betheiligt waren, so bildeten im folgenden Jahr die arbeitenden Klassen unter dem Namen Working men's association eine politische Verbindung, mit Ausschluß der Mittelklassen, die bis 1838 wenig Mitglieder zählte, dann aber die Geburtsstätte des eigentlichen C. wurde. Lovett, früher Tischler, dann Kaffeewirt, endlich Buchhändler, setzte die sechs Punkte der künftigen Volkscharte auf, welche mehreren Radikalen des Unterhauses vorgelegt wurden. Das gleichzeitig anberaumte Meeting der arbeitenden Klassen faßte 6. Aug. 1838 zu Birmingham den Beschluß, auf Grund der sechs Punkte eine Petition um die Volkscharte (the People's Charter) ans Unterhaus zu richten. Diese sechs Punkte waren: Einführung der Ballotage bei den Wahlen, allgemeine jährliche Parlamente, Aufhebung des aktiven und passiven Wahlcensus, Eintheilung des Landes in Wahlbezirke nach Kopfzahl und Besoldung der Deputirten. Bald darauf berief die Working men's association zur Verwirklichung der Nationalpetition unter dem Namen einer »Nationalkonvention« einen Chartistenausschuß nach London, der zu Anfang 1839 zusammentrat und sechs Monate hindurch beisammenblieb. Der Konvent zerfiel aber bald in zwei Parteien, die Physical-Force- und die Moral-Force-Männer; doch einigten sich beide über Abfassung der Volkscharte, die in der Petition enthalten sein sollte, sowie über die Absendung von Agitatoren in die Provinzen. Diese Volkscharte bestand aus 39 Artikeln, die außer den sechs Punkten noch anderes forderten, wie Einführung der Einkommensteuer, Abschaffung der neuen Armengesetze, Verminderung der Lasten ꝛc. Zugleich traten die Physical-Force-Männer in einen geheimen Ausschuß (Committee of safety) zusammen, welcher offenen Aufstand organisiren sollte. Auch die Moral-Force-Männer traten nach Uebergabe der Petition im Juli 1839 ihre friedliche Agitation in den Provinzen an. Die Ablehnung der Petition im Unterhaus mit 235 gegen 46 Stimmen, die Verhaftung mehrerer Chartisten, wie Lovetts, Collins, die Zerstreuung der Versammlung durch die Polizei setzten bald die ganze arbeitende Bevölkerung des Landes in Aufregung. Nächtliche Zusammenkünfte führten zu mancherlei Ausschweifungen und Verbrechen.

Endlich brach 4. Nov. 1839 in Südwales der Aufstand aus. Unter Anführung von Frost, Williams und Jones überfielen 8000 Chartisten die Stadt Newport, wurden aber durch die bewaffnete Macht in die Flucht geschlagen, wobei mehrere der Rädelsführer eingefangen wurden. Die über sie verhängte Todesstrafe wurde in Deportation verwandelt. Die arbeitenden Klassen zeigten vorderhand keine andere Thätigkeit, als daß sie Sammlungen für die Opfer ihrer Sache anstellten. Erst 1840 traten wieder aus den verschiedenen Provinzen Englands Abgeordnete zu Manchester zusammen, die eine neue Association zu Stande brachten. Im Juni 1841 wurde wieder eine mit 1,300,000 Unterschriften von Arbeitern bedeckte Petition für die Einführung der Volkscharte überreicht. Als einflußreiche politische Macht aber, die im Gegensatze zu den Mittelklassen ein selbständiges Interesse verfolgte, trat der C. erst auf, als er den Tories zum Sturz des Whigministeriums die Hand bot, wofür er von diesen in der Agitation gegen die neuen Armengesetze unterstützt wurde. Der Arbeiteraufstand in den nördlichen Bergwerksbezirken Englands verbreitete sich durch die chartistische Agitation 1842 bald auch auf die Arbeiter in den Baumwollfabriken zu Manchester. Während der Bewegung für den Freihandel und die Aufhebung der Kornzölle trat der C. nur zeitweise in den Hintergrund, indem er sich gleichwohl mehr und mehr ausdehnte und noch entschiedener herausbildete. Dies geschah namentlich auch auf dem kirchlichen Gebiet, da sich ein großer Theil der Chartisten von der Staatskirche förmlich lossagte. Die Rückwirkung der franz. Februarrevolution auf England versetzte die Chartisten 1848 in neue Aufregung. Es wurden wieder zahlreichere Versammlungen veranstaltet, die sich zwar zunächst auf Glückwunschadressen an die franz. Nation beschränkten, woran sich aber schon im März 1848 Unruhen in London, Manchester und besonders in Glasgow knüpften, an welchem letztern Ort einige tausend brodloser Arbeiter beträchtlichen Schaden am Eigenthum verübten, die Waffenläden plünderten und wohl auch der früher in England seltene Ruf sich hören ließ: »Hoch die Republik! Nieder mit der Königin! Laßt uns unseren republikanischen Brüdern in Frankreich nachahmen!« Bald darauf bereitete der in London versammelte Chartistenkonvent während 14 Tagen eine Monstreversammlung vor, welche auch trotz des Verbots der Regierung 10. April zu Stande kam, aber nicht in der erwarteten Ausdehnung, und ruhig vorüberging, da die chartistischen Führer selbst für gerathen hielten, es zu keinem blutigen Zusammenstoß kommen zu lassen. Die Regierung hatte ihrerseits sehr ausgedehnte militärische Vorkehrungen getroffen und allein in London an 12,000 Specialkonstabler beeidigt. Infolge dieser Versammlung wurde abermals eine Riesenpetition für Einführung der Nationalcharte, angeblich mit 5,760,000 Unterschriften, dem Unterhaus übergeben, von diesem jedoch mit großer Mehrheit verworfen. Der schwunghafte Betrieb der Industrie und besonders der gute Erfolg der Aufhebung der Kornzölle, wodurch die Brodpreise beträchtlich vermindert wurden, nahmen den chartistischen Tendenzen ihre Schärfe; ja, sie können als in die der Anhänger der Agitation für »vollkommenes Wahlrecht« aufgegangen angesehen werden. Wenigstens hörte man in der neuern Zeit wenig oder gar nichts mehr von der ganzen Bewegung. Indessen knüpften sich an dieselbe in den letzten Jahren verschiedene Arbeiterbewegungen, so z. B. die Gründung der Gewerkvereine, der Trades-Societies, der Trades-Unions ꝛc. Vgl. Stein, Der Socialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich (2. Aufl., Leipz. 1847); F. v. Raumer, England (2. Aufl., das. 1842, 3 Bde.); Venedey, England (das. 1845, 3 Tle.); E. Becher, Die Arbeiterfrage (Wien 1868); Thornton, Die Arbeit (a. d. Engl. Leipz. 1870); Comte de Paris, The Trades-Unions of England (Lond. 1869); Lublow und Ll. Jones, Progress of the working class, 1832—1867 (das. 1867); Reports on the Trades-Unions, veröffentlicht zu verschiedenen Zeiten von der National Association for the Promotion of Social Science in London; Schäffle, Kapitalismus und Socialismus (Tübing. 1870); L. Brentano, Die Arbeitergilden der Gegenwart, Bd. 1: Zur Geschichte der englischen Gilden (Leipz. 1871).

Chartres (spr. schartr), Hauptstadt des franz. Departements Eure-et-Loire, an der Eure und an der Eisenbahn von Paris nach Le Mans, in getreidereicher Gegend (Chartrain) gelegen, ist mit Mauern und Gräben umgeben und besteht aus der Oberstadt mit steilen, unregelmäßigen Straßen und Holzhäusern mit vorspringenden Giebeln, der gut gebauten Unterstadt, mit dem schönen Waffenplatz, und der Vorstadt St. Maurice, wo sich die Heilquelle von Petit Prés befindet. Auf dem höchsten Punkte der Stadt steht die großartige, fünfschiffige gothische Kathedrale (1020 gegründet, dann 1194—1260 nach einem Brand neu aufgebaut, 130,5 Meter lang, im Chor 46 Meter breit, das Hauptschiff 36,5 Meter hoch, mit 106 und 115 Meter hohen Thürmen; in der Façade, dem ältesten Theil, ein Muster primitiv gothischer Anlage, auch im Innern noch von ernstem, streng feierlichem Eindruck); von den übrigen Gebäuden sind erwähnenswerth: die Kirche St. André (12. Jahrh., jetzt Magazin), der bischöfliche Palast (1253 erbaut), das neue, von schönen Gärten umgebene Stadthaus (17. Jahrh.), das Hotel Dieu (13. Jahrh.), die interessante Porte Guillaume (14. Jahrh.), ehemals zur Befestigung der Stadt gehörend, das Theater (von 1861) für 1000 Zuschauer, 2 Hospitäler. Die Stadt ist der Sitz des Präfekten mit den Departementalbeamten, eines Bischofs und eines Handelsgerichts und hat ein Collége, mehrere Seminarien, eine öffentliche Bibliothek (52,000 Bände und 900 Manuskripte), einen botanischen Garten, ein naturhistorisches Kabinet, ein Kunst- und Alterthumsmuseum. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf (1872) 19,580. Die Industrie von C. erstreckt sich auf Eisengießerei, Konstruktion von Turbinen, Keltern, Mühlen und Pumpen, Fabrikation von Wollmützen und Hüten, von Kalk- und Ziegelsteinen, berühmten Wildbretwasteten, Leder ꝛc. Lebhaft ist der Handel mit Korn und Mehl, mit Wolle, Thierhäuten, Vieh, Kaffee, Lebkuchen ꝛc. C. hieß zur Römerzeit Autricum und war nach einigen Hauptort der Karnuten in Gallia Lugdunensis; daher der Name Carnutum civitas, im Mittelalter Carnotum. Erst im 12. Jahrh. kommt die Stadt unter ihrem jetzigen Namen vor. Sie war frühzeitig ein Bisthum und im Mittelalter die Hauptstadt der Landschaft Beaucé. Heinrich IV. eroberte sie 1591 und ließ sich hier krönen. Im deutsch-französischen Krieg 1870—71 war C. längere Zeit ein Koncentrationspunkt und Reservedepot der Deutschen für die Operationen gegen Orléans und Le Mans. — Die Grafschaft C. kam mit Blois an die Champagne. Davon wieder getrennt, ward sie 1218 durch Heirath Eigenthum des Grafen Walter von Avesnes und dann Hugo's von Châtillon.

dessen Nachkommen sie 1286 an König Philipp den Schönen verkauften. Franz I. erhob sie 1528 zu einem Herzogthum, und seitdem ward sie eine Apanage königlicher Prinzen und Prinzessinnen, besonders aus dem Haus Orléans, dessen ältester Sohn den Titel »Herzog von C.« führte. C. ist Geburtsort der Revolutionsmänner Bristol und Péthion, sowie des Generals Marceau, dem 1851 eine Bronzestatue daselbst errichtet ward. Die Geschichte von C. behandelten neuerlich L'Epinois (Chartres 1854—58, 2 Bde.) und Souchet (das. 1870—73, 3 Bde.).

Chartres (spr. schartr), Herzöge von, s. Orléans, Herzöge von.

Chartreuse (spr. schartröhs'), Dorf im franz. Departement Isère, nördlich von Grenoble, in öder, schwer zugänglicher Gebirgsgegend, am Fuß des 2033 Meter hohen Grand Som. Dabei liegt in großartiger Umgebung zwischen steilen, hohen Felsen und wilden Gießbächen (cascade des Guiers-Vif) die Große Kartause (la grande Chartreuse), das älteste, berühmteste und wichtigste Kloster des 1084 vom heiligen Bruno gestifteten Kartäuserordens, ein großes Gebäude mit Kirche, Kapitelsaal, Bibliothek (6000 Bände), Arkaden und 60 Zellen, das während der Revolution (1793) aufgehoben ward, seit 1816 aber wieder von Mönchen bewohnt ist. Die 2 Kilom. davon gelegene Einsiedelei Bruno's ist in eine Kapelle (Chapelle de saint Bruno) umgewandelt und seit 1820 restaurirt. Die Mönche der C. bereiten allerlei Medikamente gegen Zahnschmerzen, Quetschungen ꝛc. Die Anfertigung des berühmten Likörs C. wurde ihnen 1864 vom Papst streng verboten.

Chartularia (Chartaria, auch Diplomataria, lat.), die Kopialbücher der Klöster und Stifter, worin die Urkunden über Schenkungen, Verträge, Käufe ꝛc. in Abschrift gesammelt sind. Um den Besitzstand der Klöster und Stifter zu sichern und einen Ueberblick über denselben zu ermöglichen, verordneten die Päpste schon vor dem 10. Jahrh. die Anlage von Chartularien. Dieselben sind für die Geschichtsforschung oft von wesentlicher Bedeutung.

Chartum, Hauptstadt des ägyptischen Sudân, am Blauen Nil, nahe an dessen Zusammenfluß mit dem Weißen Nil unter 15° 37′ nördl. Br. und 32° 40′ östl. L. v. Gr. in ungefähr 330 Meter Meereshöhe gelegen, besteht aus einem Haufen von niedrigen Lehmhäusern mit engen, krummen und schmutzigen Straßen und wenigen öffentlichen Plätzen. Unter den Gebäuden ragen hervor die Hokimdarieh (Statthalterei), die einzige Moschee und das kathol. Missionshaus. Die Bevölkerung, ca. 45,000 Köpfe an der Zahl, ist eine wahre Musterkarte von Nationalitäten: Araber, Berbern, Aegypter, Kopten, Griechen, Malteser, Neger, Abessinier, Türken, Perser, Armenier, Juden sind vertreten. Sie alle lockt der Handel hierher, denn C. ist ein großer Stapelplatz für den Sudân und die Länder am obern Nil, Ausgangspunkt der Karawanen und der Schiffahrt auf dem Weißen Nil, die in zahlreichen Barken betrieben wird. Auch einige Europäer, meist Kaufleute, sind hier ansässig; sie stehen aber wie die ganze Einwohnerschaft in schlechtem Ruf und sind meist Beförderer des immer noch schwunghaft betriebenen Sklavenhandels am Nil, für den C. ein Centrum ist. C. ist der Sitz eines Generalgouverneurs; Deutschland, England, Frankreich, Oesterreich und Italien unterhalten hier Konsulate. Die ägyptische Militärmacht besteht aus etwa 1000 Mann, meist Negertruppen. Eine kathol. (österreich.) Mission besteht hier seit 1848. Seit 1867 ist C. mit Kairo durch den Telegraphen verbunden; eine Eisenbahn den Nil entlang ist projektirt. Das Klima ist höchst ungesund für Fremde. Nachdem die Aegypter Nubien erobert und in den Sudân vorgedrungen waren, wurde 1823 die neue Stadt C. gegründet, die hauptsächlich durch Churschid-Pascha begünstigt wurde und sich rasch hob. Sie ist der Stützpunkt der ägyptischen sich immer weiter ausbreitenden Macht am obern Nil und der Ausgangspunkt der Entdeckungsreisen dorthin.

Charwoche, s. Karwoche.

Charybdis, nach der griech. Mythe ein wasserschlürfendes, den Schiffern Verderben bringendes Ungeheuer, das alles hinabschlang, was sich seinem Rachen näherte. Es hauste auf einem Felsen in der Meerenge von Sicilien, gegenüber der noch schrecklichern Skylla (s. d.).

Chasaren (Chazaren), ein altes Volk vom uralisch-finnischen Stamm, im N. des Schwarzen und Kaspischen Meers, nach St. Martin mit den Agazzir oder Kasiri des Jornandes und der Byzantiner identisch, war schon geraume Zeit vor dem 7. Jahrh. an den Ufern des Kaspischen Meers im nordwestlichen Theil Kaukasiens mächtig, dehnte sich dann zwischen 642 und 668 infolge der großen bulgarischen Wanderung weiter über die Ländereien am Asow'schen Meer aus und beherrschte zu Anfang des 8. Jahrh. auch die Taurische Halbinsel. Nachdem die C. die Slawen am Dnjepr und an der Oka unterworfen und tributpflichtig gemacht hatten, drangen sie nach W. bis zu den Karpathen vor und erstiegen darauf in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. die höchste Stufe ihrer Macht. Ihr Reich erstreckte sich damals vom Jaik bis zum Dnjepr und Bug, vom Kaspisee, Kaukasus und Schwarzen Meer bis zur mittlern Wolga, zum Quellgebiet des Donez und über Kiew hinaus bis zur Oka. Die C. schließen die Reihe der Völker finnischen Ursprungs, welche von dem 3. bis zum 9. Jahrh. nach einander in den ungeheuren Ebenen des südlichen Rußland zwischen der Wolga und der untern Donau geherrscht haben. In dem Chasarenreich waren alle Religionen geduldet. Juden, Christen, Moslemin und Anhänger des mittelasiatischen Naturkultus lebten im friedlichen Verkehr mit einander. Die Familie des Chakan und die Großen des Volks bekannten sich ursprünglich zum Islam, traten aber später zum Judenthum über. Da Richter und Beamte aus den verschiedensten Religionen aufgestellt waren, so ward jedem das Recht durch seine Glaubensgenossen gesprochen, während für die Streitigkeiten der Anhänger verschiedener Religionen eine gemischte Behörde angeordnet war. Die Chasarenfürsten standen gewöhnlich in gutem Einvernehmen mit dem Byzantinischen Reich. Ihre alte Hauptstadt war Balangiar (das jetzige Astrachan). Später ward unter Mithülfe byzantinischer Baukünstler eine neue Residenz, Sarkal (»Weißstadt«, das jetzige Bjelajaweza, in der Nähe der katschalinischen Kosakenstaniza), erbaut, die jedoch schon um 1300 in Trümmern lag. Mit den griech. Baumeistern kam auch wohl Konstantin aus Thessalonich (Kyrillos) in das Land der C. und bekehrte, nach der Sage, das ganze Volk zum Christenthum. Das Andenken der Chasarenherrschaft hat sich bis auf den heutigen Tag in mehreren russ. Ortsnamen erhalten. Swajatoslaw, der erste russ. Beherrscher mit slawischem Namen (965), schlug die C. selbst in einer blutigen Schlacht und eroberte ihre Festung Sarkal. Wahrscheinlich haben die Russen damals alle chasarischen Gebiete an dem östlichen Gestade von Asow und

Taman erobert. Nur in der Krim blieb noch ein Schatten der chaſariſchen Macht übrig, der aber (1016) ebenfalls den vereinigten Kräften der Griechen und Ruſſen unter Motislaw von Tamatarcha, dem Sohn Wladimirs, unterlag. Reſte des Volks, namentlich des ſich zum Moſaismus bekennenden Theils, ſollen nach einigen die Karaiten (Karaim) im ſüdlichen Rußland und den ehemaligen polniſchen Ländern ſein. Vgl. Frähn, Excerpta de Chasaris (Petersb. 1821); Derſelbe, Ibn Foszlan (daſ. 1823).

Chaſe (ſpr. tſchehſ), Salmon Portland, amerikan. Staatsmann, geb. 13. Jan. 1808 zu Cornish in New Hampſhire, war zuerſt Privatlehrer in Waſhington, erwarb ſich aber, mit angeſehenen Juriſten befreundet, praktiſche Rechtskenntniſſe und betrieb dann in Cincinnati im Staat Ohio mit bedeutendem Erfolg die Advokatur. Daneben ſetzte er ſich die Sammlung und Kommentirung der Statuten des Staats Ohio zur Aufgabe. Durch entflohene Sklaven vielfach als Anwalt in Anſpruch genommen, wendete er der Frage, ob und inwiefern die Bundesverfaſſung den Schwarzen einen Schutz gewähre, eine eingehende Erwägung zu und ward bald einer der entſchiedenſten Vorkämpfer für die Rechte der Sklaven und Mitbegründer der ſpätern republikaniſchen Partei. Im Jahr 1851 zum Mitgliede des Senats in Waſhington gewählt, war er ganz im Sinn humaner und freiheitlicher Grundſätze thätig und unterſtützte warm die ſogen. Heimſtättebill, während die Nebrascabill in ihm einen entſchiedenen Gegner fand. 1855 und 1857 wurde er zum Gouverneur des Staats Ohio erwählt. Als Lincoln 4. März 1861 ſein Amt antrat, übertrug er C. das Finanzminiſterium. Die Aufgabe war keine leichte und hätte mehr vorſichtiger Ueberlegung bedurft, als von C. aufgeboten wurde. Zu einer Zeit, wo geſchickte Dispoſitionen noch hinreichend geweſen wären, ging er bereits von der Gold- zur Papierwährung über und brachte die Anlehen in Augenblicken auf den Markt, wo eine ungünſtige Aufnahme derſelben vorauszuſehen war. Und vollends verlor C. das Vertrauen der Finanzwelt, als er das unfundirte Papiergeld in unzuläſſigem Maß vermehrte. So trat er Auguſt 1864 von der Finanzverwaltung zurück und wurde Anfang December von Lincoln zum oberſten Richter des höchſten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten ernannt, alſo mit dem angeſehenſten lebenslänglichen Amt bekleidet. Er ſtarb 7. Mai 1873.

Chaſidäer (hebr. Chaſidim, »Fromme«), im allgemeinen alle Juden, welche ſich auf beſonders erkennbare Weiſe der geſetzlichen Frömmigkeit befleißigen, im Gegenſatze zu dem ſie umgebenden Heidenthum, Chriſtenthum und der lauen Religioſität ihrer Zeit. So iſt aus den Chaſidäern ſowohl der Eſſäismus als der Phariſäismus hervorgegangen. Im engern Sinn ſind die C. ein geheimer Bund frommer und altgläubiger Juden zur Zeit der Seleukiden mit dem Zweck, den religiöſen und nationalen Geiſt unter den Verfolgungen zu kräftigen. So wurde die Erhebung der Makkabäer gegen das ſyriſche Joch durch ſie vorbereitet. C. nannten ſich auch die Mitglieder der Sekte des Iſrael Baal Schem, abgekürzt Beſcht (daher Beſchtianer), der, um 1740 in Medrzycz in Podolien geboren, als Prophet und Wunderthäter auftrat und bald als Heiliger verehrt wurde. Er nahm den Titel Zadik (heilig) an und erklärte ſich für den Stellvertreter Gottes auf Erden, ſo daß Antheil an der Gemeinſchaft mit Gott nur die mit ihm in Verbindung Stehenden haben ſollten. Daher iſt ſtrenge Unterwerfung unter ihn erſte Lebensbedingung, wogegen dem gemeinen Volk die größte Nachſicht in ſinnlichen Genüſſen gewährt wird. Ueber dem Talmud ſtehen die Ausſprüche des Zadik, deſſen Vermittelung bei Gott jedoch ſtets durch Geſchenke erkauft werden muß. Die C. haben ihre beſonderen Zuſammenkünfte bei Getränk und Tabak. Sie wurden von den Rabbinen hart verfolgt und erkommunicirt. Bei Beſchts Tod (1760) zählten ſie bereits 40,000 Köpfe. Sie verbreiteten ſich über Polen, Ungarn, Galizien und die Donauländer. Beſchts drei Enkel, Rabbi Bär aus Medrzycz, Rabbi Mendel aus Przemyſl, Rabbi Maltſch aus Lazantſch, theilten ſich in ſeine Herrſchaft, infolge deſſen die Sekte in viele kleine Gemeinſchaften zerfiel, von denen jede ihrem Zadik gegenüber zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet iſt. Sie halten wenig auf den Talmud und haben ſich von allen in demſelben vorgeſchriebenen beſchwerlicheren Gebräuchen losgeſagt. R. Mendel gab Beſchts Kodex der Glaubens- und Verhaltungsregeln heraus. Das Vorſteheramt iſt erblich in den Familien der Genannten.

Chasköi, Flecken im türk. Vilajet Adrianopel, an der Straße zwiſchen Adrianopel und Philippopel, mit 12—15,000 Einw. und einem bedeutenden Jahrmarkt, zu dem an 100,000 Menſchen zuſammenſtrömen ſollen.

Chasles (ſpr. ſchahl), 1) Michel, hervorragender franz. Mathematiker und Phyſiker, geb. 15. Nov. 1793 zu Epernon, Departement Eure-et-Loire, beſuchte 1812—14 die polytechniſche Schule in Paris, übernahm 1825 eine Profeſſur in Chartres, ging 1841 als Profeſſor der Geodäſie und Maſchinenkunde an der polytechniſchen Schule nach Paris und erhielt 1846 den für ihn errichteten Lehrſtuhl der höheren Geometrie an der Fakultät der Wiſſenſchaften; 1839 ward er korreſpondirendes, 1851 ordentliches Mitglied der Akademie. C. iſt einer der bedeutendſten Mathematiker der Gegenwart, er löſte nach eigenen Methoden mehrere der ſchwierigſten Probleme der höhern Geometrie und begründete die ſogen. »neuere Geometrie«. Auch für Phyſik und Aſtronomie lieferte er wichtige Arbeiten, und namentlich haben ſeine Unterſuchungen alter Nachrichten über Sternſchnuppen für die Wiſſenſchaft werthvolle Reſultate geliefert. In den letzten Jahren erregte er großes Aufſehen durch die Publikation angeblicher Autographen Pascals, woraus hervorging, daß dieſer und nicht Newton der Entdecker der Gravitationsgeſetze ſei. C. war nämlich 1861 in den Beſitz einer Autographenſammlung ohne Gleichen gelangt und brachte für ſeine Behauptungen immer neue Belege bei. Schließlich mußte er aber 1869 bekennen, daß alle dieſe Autographen gefälſcht und er ſelbſt das Opfer einer großartigen Myſtifikation geworden ſei. Zu ſeinen Hauptwerken zählen: »Aperçu historique sur l'origine et le développement des méthodes en géometrie« (Par. 1837; deutſch von Sohncke, Halle 1839); »Traité de géometrie supérieure« (Par. 1852; deutſch von Schnuſe, Braunſchw. 1856); »Traité des sections coniques« (Par. 1865, Bd. 1); »Rapport sur les progrès de la géometrie« (daſ. 1871).

2) Victor Euphémion Philarète, franz. Kritiker, geb. 8. Okt. 1799 zu Mainvilliers bei Chartres, ward von ſeinem Vater, einem alten Jakobiner, nach Rouſſeau'ſchen Ideen erzogen und kam, nachdem er im Alter von 15 Jahren die Kriegsſchule verlaſſen hatte, in die Lehre zu einem Buchdrucker

der den Principien der Revolution treu geblieben war. Er theilte mit demselben für kurze Zeit das Gefängnis und ging dann nach England, wo er durch seine fast ausschließlich literarischen Arbeiten in nähere Berührung mit ausgezeichneten Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern kam und sich eine gründliche Kenntnis der englischen Literatur erwarb, für deren Verständnis in seinem Vaterland er in der Folge sehr ersprießlich wirkte. Nach einem siebenjährigen Aufenthalt in England (1819—26) verweilte er kurze Zeit in Deutschland (die Frucht dieses Aufenthalts war die Uebersetzung des Jean Paul'schen »Titan« 1834—35, welche indeß die mangelhafte Kenntnis des Deutschen deutlich verräth) und kehrte hierauf nach Frankreich zurück, wo er sich durch seine Aufsätze über die englische Literatur in der »Revue encyclopédique« bald bekannt machte. Ohne sich in den Streit der Romantiker und Klassiker zu mischen, suchte er im allgemeinen die Grundsätze einer vernünftigen Kritik zur Geltung zu bringen und besonders den Charakter des Nordens klar ins Licht zu stellen. Im Jahr 1824 wurde sein »Discours sur la vie et les ouvrages de Jacques Auguste de Thou« (Par. 1824) und 4 Jahre später sein »Tableau de la marche et des progrès de la langue et de la littérature française depuis le commencement du XVI siècle jusqu'en 1610« (das. 1828) zugleich mit Saint-Marc Girardins Arbeit von der Akademie gekrönt. Im Jahr 1837 wurde C. zum Bibliothekar an der Bibliothèque Mazarin und 1841 zum Professor der nordischen Sprachen und Literaturen am Collége de France ernannt, welche Stelle er bis an seinen Tod bekleidete. Er starb 20. Juli 1873 zu Venedig. C. war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller. Außer mehreren Geschichtswerken: »Révolution d'Angleterre; Charles I, sa cour, son peuple et son parlament« (1844; deutsch von Bölsche, Mainz 1845), »Olivier Cromwell, sa vie privée, ses discours publics, sa correspondance particulière« (1847) u. a., schrieb er Romane, Novellen, Erzählungen von allen Farben, Sittenschilderungen, Reisebilder, hauptsächlich aber Kritiken und vermischte kleinere Aufsätze, wovon ein Theil in seinen »Caractères et Paysages« (Par. 1833) gesammelt ist. Viele derselben sind auch enthalten in der »Revue de Paris«, »Revue des Deux Mondes«, »Revue britannique« und besonders im »Journal des Débats«, an dessen Redaktion er betheiligt war. Diese Abhandlungen sind durchgängig pikant und geistreich geschrieben, geben aber mit allzu deutlicher Absicht auf gesuchte Wendungen, Paradoxen, Ueberraschungen aller Art, kurz auf das Neue aus, wenn auch das Neue nicht immer wahr, das Wahre nicht immer neu ist. Seine Grundideen von einer Art Weltliteratur, die durch eine gegenseitige Einwirkung der Rassen und der Jahrhunderte angebahnt werden soll (nach Goethe), entwickelt er in dem »Essai sur les phases de l'histoire littéraire et sur les influences intellectuelles des races«, welcher seinen »Études sur l'antiquité« (1847) vorausgeht. Trotz der geistreichen Behandlung tragen indessen alle Arbeiten C.' den Stempel des Dilettantismus. Die wichtigsten seiner literargeschichtlichen Abhandlungen gab C. unter dem Titel: »Etudes de littérature comparée« (Par. 1847—64) gesammelt heraus; wir erwähnen davon: »Études sur le moyen-âge« (1847); »Études sur le XVI siècle en France« (1848); »Études sur l'Espagne« (1848); »Études sur le XVIII siècle en Angleterre« (1850); »Études sur les hommes et les mœurs au XIX siècle« (1850); »Études sur W. Shakespeare, Marie Stuart et l'Arétin« (1852); »Études sur l'Allemagne ancienne et moderne« (1854). Auch Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Englischen hat C. geliefert. — Sein Sohn, Emile C., nach einander Professor zu St. Menehould, Mâcon und Douay, wirkt seit 1857 als Redakteur an Pariser Blättern, namentlich der »Revue contemporaine« und »Revue européenne«, von der er später zum »Constitutionnel« überging. Er veröffentlichte eine »Étude sur la comédie au XVI siècle« (1856) u. a.

Chasmodie (griech.), die Gähnsucht.

Chasot (spr. schasoh), Isaak Franz Egmont von, tapferer Soldat in preußischen und dänischen Diensten, in der Normandie geboren. Nach dem Feldzug am Rhein (1734) machte C. die Bekanntschaft des damaligen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich II. von Preußen, der ihn in preußische Dienste zog. In der Schlacht bei Hohenfriedberg zeichnete er sich als Major aufs glänzendste aus, rief aber durch seine Anmaßung mehrere Konflikte mit seiner Umgebung hervor und wurde 1752 entlassen. C. ging darauf in dänische Dienste und stieg da bis zum Generalleutnant. Auf Friedrichs II. Empfehlung wurde er endlich Kommandant von Lübeck, wo er 1785 starb. Vgl. K. v. Schlözer, C. Zur Geschichte Friedrichs d. Gr. und seiner Zeit (Berl. 1856).

Chasse (franz., f., spr. schaß), Jagd.

Chassé (spr. sch-), David Henry, Baron, niederländischer General, Vertheidiger der Citadelle von Antwerpen 1832, geb. 18. März 1765 zu Thiel in Geldern, trat 1775 als Kadett in holländische Kriegsdienste, wurde 1781 Leutnant und 1787 Kapitän, trat nach Unterdrückung der holländischen Revolution in französische Dienste über und ward 1793 Oberstleutnant. Im Jahr 1795 in holländischen Dienst zurückgekehrt, machte er 1796 unter Daendels den Feldzug in Deutschland mit, zeichnete sich später bei der Belagerung von Würzburg aus, ward 1803 Oberst und 1806 Generalmajor. Vorzüglich that er sich im spanischen Krieg hervor und erwarb sich wegen seiner Vorliebe für Bajonnettangriffe den Namen Bajonnettgeneral, von Ludwig Bonaparte aber 1809 den Baronstitel. Im Jahr 1813 avancirte er während des ersten Feldzugs der Alliirten in Frankreich zum Divisionsgeneral und leistete 27. Febr. 1814 bei Bar sur Aube einer starken preußischen Heeresabtheilung tapfern Widerstand; 1814 trat er als Generalleutnant in die niederländische Armee ein und machte die Schlacht von Waterloo mit. Nach dem zweiten Pariser Frieden stand C. an der Spitze des 4. großen Militärkommando's zu Antwerpen. In der belgischen Revolution machte er sich (December 1832) durch die Vertheidigung der Citadelle von Antwerpen (s. d.) berühmt und wurde zum General der Infanterie ernannt. Den Franzosen als Geisel übergeben, kehrte er nach dem Präliminarvertrag vom 12. Mai 1833 in sein Vaterland zurück. Er lebte seitdem auf seinem Stammsitz Thiel in Geldern, trat 1840 völlig in den Ruhestand und starb zu Breda 2. Mai 1849.

Chasseloup-Laubat (spr. schaß'lu-loda), 1) François, Marquis de, franz. General, geb. 18. Aug. 1754 zu St. Sornin bei Marennes (Dep. Niedercharente), wurde in der Kriegsschule zu Mézières gebildet, 1774 Leutnant beim Genie-Corps, schloß sich der Revolution an, leitete 1794 vor Mastricht den Hauptangriff, 1795 vor Mainz die Belagerungsarbeiten, fungirte 1796 als Chef des Genie's bei der Armee von Italien unter Bonaparte, namentlich bei der Belagerung von

Mantua, und wurde von Bonaparte zum Brigadegeneral des Geniekorps ernannt. Nach dem Friedensschluß war er bei der Regulirung der neuen Grenzen Italiens beschäftigt. Im Jahr 1799 bahnte er Moreau's Korps einen sichern Rückweg und rettete so dasselbe. Nach der Schlacht von Marengo belagerte er Peschiera und führte dann die Schleifung der Citadelle von Mantua mittels neu erfundener Minenöfen aus. Nach dem Frieden von Lunéville entwarf er ein neues Vertheidigungssystem von Norditalien und machte Alessandria zu einem Hauptwaffenplatz. Ein Hauptverdienst Chasseloup-Laubats war die Befestigung von Château-Vieux, Legnago, Peschiera, Mantua und Alessandria. Auch schrieb er »Essai sur quelques parties des fortifications et de l'artillerie« (Mail. 1811). Im Krieg 1806 übernahm er die großen Arbeiten an den Elb- und Oderfestungen, die Napoleon I. erhalten wollte. Auch focht er mit in den Schlachten von Golymin und Preußisch-Eylau und leitete einige Zeit die Belagerung von Kolberg, Danzig und Stralsund. Im Krieg mit Oesterreich 1809 befehligte er wieder das Geniekorps in Italien, wurde dann Kommandant von Mantua und vollendete die Befestigung von Palma-Nova. Im Feldzuge gegen Rußland 1812 erhielt er zum siebentenmal das Oberkommando über das Geniekorps und wohnte allen Schlachten und dem unglücklichen Rückzug bei. Im April 1813 zum Senator ernannt, leistete er 1814 Ludwig XVIII. den Eid der Treue und gab demzufolge einem Ruf Napoleons in die Pairskammer während der Hundert Tage keine Folge. Nach der Restauration zum Mitglied der Pairskammer ernannt, stimmte er gegen die Verurtheilung Ney's und stand überhaupt die folgenden 15 Jahre stets auf der Seite der Minorität. Später wurde er zum Marquis erhoben. In den letzten Jahren erblindete er und starb 10. Okt. 1833.

2) Justin Napoléon Samuel Prosper, Graf von, ältester Sohn des vorigen, geb. 29. März 1805 zu Alessandria in Piemont, diente der Restauration als Requetenmeister, war seit 1837 Kammermitglied und später Staatsrath. Im Jahr 1849 in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, unterstützte er die Politik des Präsidenten und verwaltete 1851 eine Zeitlang das Marineministerium. Nach dem Napoleonischen Staatsstreich trat er als Regierungskandidat in den Gesetzgebenden Körper. Als 1858 das Ministerium für Algerien und die Kolonien, den Prinzen Napoleon an der Spitze, in das Leben gerufen wurde, ward C. zuerst Mitglied des gleichzeitig gestifteten Kolonialraths, übernahm aber März 1859 das Kolonialministerium selbst und verwaltete dasselbe bis zu seiner Aufhebung 1860. In diesem Jahr zum Staatssekretär der Marine und der Kolonien, 1862 zum Senator ernannt, gab er 1867 nach Napoleons Briefe vom 19. Jan. seine Entlassung ein. Im Jahr 1869 wurde er Präsident des Staatsraths und als solcher mit der Ausarbeitung des Senatskonsults beauftragt, durch welches Frankreich eine wahrhaft parlamentarische Regierungsform erhalten sollte. Als indeß Januar 1867 die Abschaffung der Adreßdebatte im Gesetzgebenden Körper und die ganze dadurch inaugurirte Verfassungsänderung dem Kaiser die Gelegenheit bot, sich der ihm lästigen Minister zu entledigen, gehörte auch C. zu denjenigen, welche bei der Neubildung des Kabinets nicht wieder berücksichtigt wurden. Bei dem Kabinetswechsel vom 27. Dec. 1869 gab er seine Stelle als Präsident des Staatsraths auf und erhielt einen Nachfolger in der Person des Herrn v. Parieu. Bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 erhielt er einen Sitz in der Nationalversammlung. Er nahm seinen Platz im rechten Centrum und wurde 1872 zum Berichterstatter über das die Armeereorganisation betreffende Gesetz gewählt. Er starb 30. März 1873.

Chassen (franz., spr. sch-), fortjagen; beim Fechten, über die Mensur zurücktreiben.

Chassepot (spr. schaß'po), Antoine Alphonse, franz. Erfinder, geb. 4. März 1833, trat als Arbeiter in die Waffenfabrik von St. Thomas in Paris, ward daselbst 1858 Beamter und bemühte sich zuerst um die Verbesserung des gewöhnlichen Gewehrs, dann aber speciell um eine Vervollkommnung des preuß. Zündnadelgewehrs. Im Jahr 1863 legte er dem franz. Kriegsministerium das Modell eines Hinterladegewehrs, anfangs mit Perkussionszünder, also ohne Einheitspatrone, später mit derselben unter Adoption der Dreyse'schen Zündnadel vor. Obwohl seiner Erfindung in ihrer damaligen Form große Vorzüge, namentlich große Treffjähigkeit, Rasanz der Flugbahn und Schnelligkeit der Chargirung, nicht abzusprechen waren, fand sie bei der damals herrschenden Anschauung dennoch keine Vertretung. Erst nachdem die Erfolge des preuß. Zündnadelgewehrs 1866 die Ueberlegenheit der Hinterlader bewiesen hatten, ward Chassepots Erfindung wieder der Vergessenheit entzogen und nach sehr eilig betriebenen Vergleichsversuchen mit anderen Hinterladegewehren (darunter namentlich das Gewehr des Artilleriehauptmanns Plumerel) als Waffe für die franz. Infanterie und leichte Kavallerie adoptirt und durch kaiserliches Dekret vom 30. Aug. 1866 unter der officiellen Bezeichnung »fusil modèle 1866« eingeführt.

Chasseral (spr. schaß'ral, deutsch Gestler), Bergrücken des bernisch-neuenburgischen Jura, 1609 Meter hoch, steigt von dem Bielersee in drei Absätzen auf, die mit zahlreichen Dörfern und grünen Matten bedeckt sind. Der Gipfel gewährt einen herrlichen Ausblick über das Berner Seeland zu Füßen und über die bebaute Hochebene hinweg bis zu den schneebedeckten Zinnen der Alpen, nach N. hin bis zum Schwarzwald und zu den Vogesen. Der Berg bietet dem Naturforscher eine reiche Ausbeute, dem Gastronomen die gepriesenen »Frauenkäse«.

Chasseron (spr. schaß'rông), ein juraffischer Bergrücken des schweiz. Kantons Waadt, 1611 Meter hoch, mit herrlicher Fernsicht. Der Paß von Ste. Croix trennt den Berg von den Aiguilles des Beaulmes.

Chasseurs (franz., spr. schaßör), Jäger. Die französische Armee besitzt seit 1873 vorläufig 30 Bataillone C.; sie sind wesentlich zum zerstreuten Gefecht bestimmt. C. à cheval, im franz. Militär leichte Reiter, welche sich von den Husaren nur durch eine andere Uniform unterscheiden. Sie kommen zuerst 1741 und zwar als Scharfschützen (Karabiniers) zu Pferde vor und wurden 1776 schwadronenweise den 24 Dragonerregimentern zugetheilt, um theils zum Vorpostendienst, theils zur Flankendeckung verwendet zu werden. Drei Jahre später wurden aus diesen Schwadronen 4 Chasseurregimenter formirt, die 1788 auf 12 vermehrt wurden. Während des Revolutionskriegs zeichneten sich dieselben rühmlichst aus und wurden auch von Napoleon I. bevorzugt, so daß es 1834 bereits 34 Regimenter gab. Später wurden sie nicht nur vermindert, sondern auch eine Zeitlang die mittleren Schwadronen mit Lanzen bewaffnet. Für den Dienst in Afrika errichtete man 1831 drei besondere Regimenter mit arabischen Pferden (C. d'Afrique); 1870 besaß die franz. Armee 13 Regi-

menter C. à cheval und 4 Regimenter C. d'Afrique, mit Chassepotgewehren und Säbeln bewaffnet; seit 1873 zählt sie 14 Regimenter C. à cheval und 4 Regimenter C. d'Afrique.

Chassiren (franz., spr. schá), beim Tanz mit kurzen Schritten gleitend sich in gerader Linie fortbewegen.

Chastéler, Johann Gabriel, Marquis von, österreich. General, geb. 22. Jan. 1763 auf dem Schloß Mulbais im Hennegau, trat, auf der Ingenieurakademie zu Wien gebildet, ins Ingenieurkorps, nahm zuerst am Bayrischen Erbfolgekrieg und seitdem fast an allen Kriegen Oesterreichs theil. Im Türkenkrieg zum Major befördert, focht er 1793 unter dem Prinzen von Koburg in den Niederlanden. In der Schlacht von Wattignies erkaufte er sich hohen Ruhm mit acht Bajonettwunden. Nach dem Frieden von Campo-Formio übernahm er im Namen Oesterreichs die venetianischen Provinzen und regulirte die Grenzen. Im ital. Feldzug von 1799 leistete er als Generalquartiermeister ausgezeichnete Dienste und trug namentlich bei Cassano (27. April) wesentlich zum Sieg bei. Bei Tortona schwer verwundet, führte er schon im nächsten Jahr eine Brigade in Tirol; 1808 schuf er Komorn zu einem Hauptwaffenplatz um, wurde 1809 als Feldmarschallleutnant Kommandeur des 8. Armeekorps und zur Unterstützung des Tiroler Aufstandes nach Tirol geschickt, wo er anfangs solche Erfolge errang, daß Napoleon den Befehl erließ, ihn als »Chef der Brigands«, sobald er gefangen, vor ein Kriegsgericht zu stellen und binnen 24 Stunden erschießen zu lassen. Aber bei Wörgl von den überlegenen Bayern und Franzosen geschlagen, mußte er sich durch Salzburg und Steiermark nach Ungarn zurückziehen und nahm an den nächstfolgenden Kriegsereignissen keinen Theil. Erst 1813 focht er wieder an der Spitze einer Grenadierdivision bei Dresden. Nach der Schlacht von Kulm wurde er Feldzeugmeister und Gouverneur von Theresienstadt und nach dem Abzug der Franzosen aus Dresden Kommandant daselbst, nach der Organisation des lombardisch-venetianischen Königreichs Gouverneur in Venedig, wo er 10. Mai 1825 starb. Sein eigentliches Fach war das Geniewesen, und er erwarb sich um dieses große Verdienste.

Chasuaren, ein zum Stamm der Katten gehöriges germanisches Volk, wohnte später am Niederrhein und wurde in den Frankenbund aufgenommen.

Chataigne (spr. schatänn), Landschaft in Frankreich, im alten Bourbonnois, zwischen Marche und Berri, äußerst malerisch liegend, aber gering bevölkert.

Chatamlicht, Signallicht, welches durch Einblasen von Harz oder einem Gemenge von Harz und Magnesiumpulver in eine Flamme erhalten wird; dient zu telegraphischen Zwecken ꝛc.

Chatanga, Fluß im asiatisch-russischen Gouvernement Jenisseisk, zwischen dem Jenisei und der Anabara, empfängt links die wasserreiche Cheta und fällt nach einem Laufe von etwa 740 Kilom. in das nördliche Eismeer, wo er den 260 Kilom. langen Chatangabusen bildet. An seinem untern Lauf befindet sich etwas südlich vom 72.° nördl. Br. das letzte Kirchdorf, Chatangskoje.

Château (das, franz. m., spr. schatoh; lat. castellum), Schloß, Burg, Kastell, findet sich häufig mit anderen Worten zusammengesetzt in franz. Ortsnamen, z. B. Château-Margaux ꝛc. — **Châteaux en Espagne** (spr. -schán-espann), »Schlösser in Spanien«, s. v. w. Luftschlösser.

Chateaubriand (spr. schatohbrijáng), François René, Vicomte de, berühmter franz. Dichter, Historiker, Philosoph, Publicist, Staatsmann und Parteihaupt, einer der hervorragendsten Schriftsteller der neuern Zeit, geb. 4. Sept. 1768 zu St. Malo (Schloß Combourg) in der Bretagne, als Sohn Leprêtre's, der von einem erkauften Landgute der ausgestorbenen Familie C. jenen Namen annahm. C., als der jüngere Sohn ohne Aussicht auf ein bedeutendes Erbe, wurde erst zum Seedienst, dann zum geistlichen Stand bestimmt und besuchte das Collége zu Dol und dann das zu Rennes. Zum Jüngling herangereift, zeigte er keine Neigung zum geistlichen Beruf und trat daher 1786 in die königliche Garde ein, wandte sich jedoch mehr literarischer Beschäftigung zu und kam mit den Häuptern und Tonangebern der damaligen franz. Literatur in Berührung. Da er sich von einer Karrière im Staatsdienste durch andere verdrängt sah und an den Greueln der franz. Revolution keinen Geschmack fand, schiffte er sich, von der Regierung unterstützt, 1791 behufs der Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt nach dem arktischen Nordamerika ein. Hier im Urwald unter den Indianerstämmen fühlte er sich bald so heimisch, daß er jenen Zweck vergaß. Dafür befruchteten die großartigsten Anschauungen sein Dichtergenie und gaben ihm einen reichen Stoff an die Hand, den er später in den Episoden »Atala«, »René« und »Les Natchez« erfolgreich bearbeitete. Erst die Kunde von der Flucht seines Königs rief ihn 1792 zurück; in Paris bedroht, eilte er nach Brüssel zu der Konföderation des emigrirten Adels und trat in ein Regiment der Prinzen ein. Bei Thionville schwer verwundet, wurde er nach England gebracht und lebte hier theils von anderer Mildthätigkeit, theils von Unterricht, meist in Noth. Doch trat er damals mit seinen ersten schriftstellerischen Produkten hervor. Sein »Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes, considérées dans leurs rapports avec la révolution française« (Lond. 1797, 2 Bde.) ist, wie alle Schriften Chateaubriands, der getreue Abdruck seiner damaligen Lage, im übrigen ein unreifes Produkt. Die 2. Auflage (Par. 1814) ist in politischer wie in religiöser Hinsicht konservativer gehalten. Es bereitete sich nämlich damals, zum Theil wohl durch Schicksalsschläge veranlaßt, in ihm eine Umkehr zum positiven Christenthum und frommen Glauben vor, von dem auch fortan seine sämmtlichen Schriften zeugen. Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Frankreich (1800) erschien sein Roman »Atala«, der einen Erfolg hatte wie seit »Paul et Virginie« kein französisches Buch, und dann sein »Génie du christianisme« (1802; deutsch von Schneller, 2. Aufl. Freiburg 1856—57, 2 Bde.), dessen 18. Buch der genannte Roman als eine Episode bildet. Diese Schrift, eine mit allem Zauber der Beredsamkeit und Dichtung ausgeschmückte Apologie des positiven Christenthums, welche auf eine psychologisch höchst merkwürdige Weise den Kampf zwischen poetischer und philosophischer Weltanschauung im Innern des Verfassers vor Augen führt, erhob C. in die Reihe der ersten Schriftsteller seines Volks und seiner Zeit. Sie war Bonaparte gewidmet, der dem Verfasser damals als von der Gottheit zum Zeichen ihrer Liebe nach den Strafgerichten gesandt erschien. Bonaparte bezeigte sich dem neuen Apostel loyaler Lehre nicht undankbar; schon früher hatte C. zugleich mit Fontanes und Laharpe das Privilegium zur Herausgabe des streng konservativen Journals »Mercure de France« erhalten; jetzt (1803) erhielt er die Stelle eines Sekretärs bei der Gesandtschaft in Rom, womit

Chateaubriands politische und diplomatische Laufbahn beginnt. Mißverhältnisse mit seinem Vorgesetzten, dem Kardinal Fesch, bewogen ihn zurückzutreten; dafür wurde er von Napoleon I. zum Gesandten bei der Republik Wallis ernannt. Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien schied ihn jedoch 1804 plötzlich auf immer von Napoleon; er war von diesem Augenblick an Legitimist von Profession geworden. Im Jahr 1806 trat er seine bekannte Reise nach dem Orient an, von welcher er im Mai 1807 nach Frankreich zurückkehrte. Früchte derselben waren das große religiöse Epos: »Les martyrs, ou le triomphe de la religion chrétienne« (deutsch von Fesenmair, Münch. 1864) und seine religiös-poetische Reisebeschreibung: »Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris« (zuerst als »Impressions de voyage« zum Theil im »Mercure« erschienen). Das erstere Werk hat eine ähnliche Tendenz wie »Le génie du christianisme«. Die Mythologien aller bekannten Völker, die klassische Literatur und Archäologie, die Bibel, die Acta Sanctorum, Miltons poetische Schöpfungen, Chateaubriands eigene Erlebnisse unter den Indianerstämmen, das menschliche Herz, die Natur, alles hat seinen Tribut zur Verherrlichung des Christenthums zahlen müssen. Das andere Werk, die Reisebeschreibung, ist reich an fesselnden Naturschilderungen, in denen sich C. recht eigentlich als Meister in der poetischen Prosa zeigt. Beide Werke charakterisiren Chateaubriands katholisirende Richtung hinreichend; er ist kein Apostel der Askese, philosophirt auch nicht über die Zukunft der christlichen Religion, sondern beschwört die Christen, an dem festzuhalten, was die Kirche mit so viel Blut und Bedrängnissen erkauft habe. Der Aufenthalt in der Alhambra inspirirte ihn zu dem Gedicht: »Les aventures du dernier des Abencérages«, welches indeß weit hinter »Atala« und »René« zurücksteht. Wiewohl sich C. im »Mercure« offen als Napoleons Feind bekundete, wollte dieser dennoch den glänzendsten Schriftsteller seiner Zeit nicht im »Institut« missen; doch scheiterte Chateaubriands Eintritt an der vom Prüfungsausschuß für unpassend erachteten Antrittsrede. Er lebte darauf bis zur Katastrophe von 1814 in Zurückgezogenheit, mit den Interessen und geheimen Bestrebungen der Bourbonen sympathisirend. Den Sturz des Gewaltherrschers feierte er in seiner freudigen Aufregung durch einen kleinlichen, seiner unwürdigen Wehruf über den Besiegten in der Schrift: »De Bonaparte, des Bourbons et de la nécessité de se rallier à nos princes légitimes pour le bonheur de la France et de l'Europe«, die übrigens ungeheures Aufsehen erregte. Aus dem gemäßigten Liberalen war plötzlich ein fanatischer Ultraroyalist, aus dem Philosophen der Wüste der Philosoph der Tuilerien geworden. Und diesem System ist er sein übriges Leben hindurch unverbrüchlich treu geblieben. Seine »Réflexions politiques sur quelques écrits du jour et sur les intérêts de tous les Français«, mit welchen er Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen suchte, empfahlen ihn dem damaligen Ministerium; er folgte Ludwig XVIII. nach Gent, wurde Minister des Auswärtigen am dortigen Hof während der Hundert Tage und legte als solcher dem König den merkwürdigen Bericht über den Zustand Frankreichs vor (Mai 1815), welchen Napoleon für so unschädlich oder ihm selbst günstig hielt, daß er ihn selbst verbreiten ließ. Nach dem Entscheidungskampf bei Waterloo nach Paris zurückgekehrt, wurde C. in die Zahl der Pairs und ersten Räthe des Königs aufgenommen. Von nun an focht er in den vordersten Reihen der Aristokratie und predigte die Privilegien und das feudalistische Wesen des Mittelalters als heilsame Institutionen. Nachdem er im Mai 1816 Mitglied der Akademie geworden, ließ er seine Schrift »De la monarchie selon la charte« (Par. 1816) erscheinen, worin er so unpraktische Erläuterungen zur Charte gab und so unangemessene Zweifel ihr gegenüber geltend zu machen suchte, daß ihn Ludwig XVIII. aus der Liste der Staatsminister und Pairs strich. Der Pavillon Marsan nahm sich des Fallenden an, und dieser nahm dafür theil an den ultraroyalistischen Bestrebungen der Camarilla. In diesem Sinn schrieb er: »Remarques sur les affaires du moment«. Insbesondere infolge einer Biographie des ermordeten Herzogs von Berri (»Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort du duc de Berri«) wurde er wieder zu Gnaden angenommen; ja, er stieg wieder so hoch in der Gunst des Hofs, daß man ihn 1820 als außerordentlichen Gesandten nach Berlin schickte und nach seiner Rückkehr (1821) wieder zum Staatsminister und Geheimenrath sowie im folgenden Jahr zum Gesandten zu London ernannte. Jedoch auch hier war seines Bleibens nicht lange. Auf dem Kongreß zu Verona sprach er als zweiter Bevollmächtigter so beredt gegen alle revolutionären Bestrebungen, daß er selbst einen Montmorency in Schatten stellte. Nach seiner Rückkehr nach Paris (28. Dec. 1822) übernahm er an Montmorency's Stelle das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, konnte aber wiederum seinen romantischen Schwung so wenig beherrschen, daß er zum zweitenmal fiel. Er erhielt (Juni 1824) auf eine Weise seine Entlassung aus dem Ministerium, die seinen Stolz bis zur Wuth verwunden mußte. Der russische Andreas- und andere Orden, Anerkennungen seines loyalen Strebens, vermochten ihn nicht zu beruhigen. Er trat nun zum neuen Ministerium in Opposition und bekämpfte als Pair mit allen Mitteln der entfesselten Presse die Villèle'schen Institutionen. Seine meisterhaft geschriebene Flugschrift nach Ludwigs XVIII. Tod: »Le Roi est mort; vive le Roi!« wandte ihm zwar die Gunst des Hofs und insbesondere Karls X. Gnade von neuem zu, brachte ihn aber nicht ins Ministerium, daher er in seiner oppositionellen Stellung verharrte. Seine Flugschrift »De l'abolition de la censure« fand den Beifall aller Wohlgesinnten, war aber zunächst nur gegen die Ordonnanz gerichtet, durch welche die Censur wieder eingeführt wurde, und half eigentlich zerstören, was er früher gebaut. Seine »Note sur la Grèce« empfahl die Sache der Griechen, für welche sich C. auch in der Kammer mit großem Nachdruck erhob. Seltsamerweise figurirte daher der Kämpe des Absolutismus plötzlich als der von den Liberalen gepriesene Held des Tags, welcher die ganze Jugend, die bis dahin royalistisch gesinnt gewesen, und selbst die Akademie zur Opposition fortriß. Dabei rieben ihn aber die Widersprüche, in die er sich verstrickt sah, zuletzt so auf, daß er sich fast ganz vom politischen Schauplatze zurückzog und zur Erholung wieder zu seinen poetischen und historischen Studien griff. Erst das Ministerium Martignac zog ihn wieder hervor und sandte ihn (1828) als Botschafter nach Rom, wo er vor Papst und Kardinälen in einer glänzenden Rede die Fortschritte der Zeit und der Civilisation pries. Im August 1829 kehrte er ohne Vermögen in den Privatstand zurück, und hiermit schließt seine politische Laufbahn. An der Julirevolution nahm

er keinen Antheil und trat auch, dem neuen Bürgerkönig den Eid der Treue verweigernd, aus der Pairskammer, wodurch er ein jährliches Einkommen von 12,000 Franken verlor. Mit treuer Anhänglichkeit dem vertriebenen Königsstamm ergeben, aber fern davon, sich in die Umtriebe der Legitimisten einzulassen, richtete er seine Blicke der Vergangenheit zu und widmete seine schriftstellerische Feder als Freund und Rathgeber der Herzogin von Berri und ihrem Sohn. Seine Schrift »De la restauration et de la monarchie élective« (1831, deutsch Aachen 1831) enthält sein politisches Glaubensbekenntnis, während zwei andere Publikationen: »De la nouvelle proposition relative au bannissement de Charles X et sa famille« (deutsch Leipz. 1831) und »Mémoire sur la captivité de Madame la duchesse de Berri«, ihm schwere Unannehmlichkeiten zuzogen. Seine Reisen nach Prag, seine »Pilgerfahrten an den Hof der Verbannung« im Interesse der Herzogin 1833 und 1834, waren die letzten bedeutenderen Aktionen seines politischen Lebens. Er widmete sich seitdem vornehmlich der Ausarbeitung seiner Memoiren (welche größtentheils erst nach seinem Tod erschienen, aber schon bei seinen Lebzeiten verkauft waren). Auch veröffentlichte er noch einige schriftstellerische Arbeiten: »Essai sur la littérature anglaise« (Par. 1836, 2 Bde.; deutsch Stuttg. 1836, 2 Bde.); eine Uebersetzung von Miltons »Paradise lost« (Par. 1837, 2 Bde.); »Congrès de Vérone« (das. 1838, 2 Bde.; deutsch Hamb. 1838) und »La vie de Rancé« (Par. 1844). Seinem System blieb er fortan unerschütterlich treu. Er starb zu Paris 4. Juli 1848. Seine Leiche wurde nach St. Malo gebracht. Seine Memoiren erschienen zuerst als Feuilletons in der »Presse«, dann gesammelt unter dem Titel: »Mémoires d'outre-tombe« (Par. 1849—50, 12 Bde.; deutsch von L. Meyer, Leipz. 1852, 4 Bde.). Sie geben ein reiches, aus Wahrheit und Dichtung gemischtes Gemälde, haben aber den hochgespannten Erwartungen der Lesewelt nicht entsprochen. Das erste Gefühl bei den Unbefangenen war sogar das der Entrüstung. Es zeigte sich an dem Beispiel dieser gefeierten Größe, wie wenig das Talent und die Einbildungskraft ausreicht, für den Mangel an Charakter und echter Sittlichkeit zu entschädigen. Aus dem angebeteten Märtyrer und Propheten war ein kalter Nihilist geworden, der sich selbst als von Jugend an dem Unglauben und der Blasirtheit verfallen darstellt. Seine schönsten Momente sind die, wo er träumt. Nur Einen Glauben hat er, selbst gegen seine bessere Einsicht, nie verleugnet, den Glauben an die Vortrefflichkeit des mittelalterlichen Feudalstaats, an das Recht des legitimen Königthums, an die Nothwendigkeit einer katholisch-romantischen Religion, zu deren Verklärung mitzuwirken die Aufgabe des Dichters und des Künstlers ist. C. ist zugleich Vorkämpfer und oberstes Haupt der Romantik in Frankreich, der Hauptvertreter zugleich der poetischen Prosa, über deren Fundgruben er mit mächtigem Zauberstab gebietet und deren funkelnde Schätze er mit solcher Virtuosität zu bearbeiten versteht, daß das trunkene Auge neben dem blendenden Schein die Fehler der Gattung kaum gewahr wird. Sein schriftstellerischer Nimbus ist noch jetzt so gewaltig, daß kaum einer von seinen Landsleuten sich zu einer völlig unparteiischen Würdigung seines Geistes emporzuringen vermag. Selbst Villemain in seiner Biographie: »C., sa vie, ses écrits, son influence littéraire et politique« (Par. 1858) ist es nicht gelungen. Von Chateaubriands Schriften, welche theilweise bis in die neueste Zeit zahlreiche Auflagen erlebten, sind außer den schon genannten noch erwähnenswerth: »Etudes historiques sur la chute de l'empire romain etc.« (1831); »Mélanges littéraires« (1826); »Voyages en Amérique et en Italie« (1827, 2 Bde.); »Voyages en Italie, à Clermont et au Montblanc« (1832); »Mélanges de politique« (1816, 2 Bde.); »Mélanges et poésies« (1828). Seine »Oeuvres complètes« erschienen Paris 1826 und 1836, in neuer Ausgabe von Sainte-Beuve (das. 1859—61, 12 Bde.); eine deutsche Gesammtausgabe erschien zu Freiburg im Breisgau 1827—38 in 66 Bändchen; »Atala«, »René« und »Les aventures du dernier des Abencérages« wurden zuletzt übersetzt von M. v. Andechs (Hildburgh. 1866). Vgl. Sainte-Beuve, C. et son groupe littéraire sous l'Empire (Par. 1860, 3. Aufl. 1873, 2 Bde.).

Châteaubriant (spr. schatohbriáng), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Niederloire, am Cher, nördlich von Nantes, mit mehreren alten interessanten Kirchen (darunter die romanische St. Jean de Béré von 1114, neuerlich restaurirt), einem Schloß (mit dem Zimmer, in welchem die berühmte Françoise de Foix, Gräfin von C., 1537 starb) und (1872) 5111 Einw., welche Eisen- und Glockengießerei, Maschinen- und Lederfabrikation und Handel mit Getreide, Vieh, Steinkohlen und Holz betreiben. In der Nähe sind umfangreiche Waldungen und ergiebige Eisengruben. C. war vormals eine Baronie, welche eine Zeitlang dem Hause Laval, später dem Hause Bourbon-Condé gehörte. Am 27. Juni 1551 erließ hier König Heinrich II. sein Religionsedikt gegen die Reformirten.

Châteaubrun (spr. schatobröng), Jean Baptiste Vivien de, franz. Dramatiker, geb. 1686 zu Angoulême, unterdrückte seinen Trieb zur dramatischen Poesie aus Furcht, dem frommen Herzog von Orléans, in dessen Dienst er stand, zu mißfallen, insofern, als er während 40 Jahre keins seiner Stücke der Oeffentlichkeit übergab. Erst nach dem Tode seines Gönners trat er, 68 Jahre alt, mit seinen »Troyennes« (1754, nach Euripides und Seneca) hervor, welche sich auf dem Theater erhielten, und es folgte nun eine Reihe anderer dem Alterthum entnommenen Dramen. Zum Mitgliede der Akademie ernannt, starb C. zu Paris 16. Febr. 1775, fast 90 Jahre alt. Er war kein genialer Dichter, aber akademisch korrekt, sorgfältig und gewissenhaft in der Form und in der Anlage seiner Dramen. Seine »Oeuvres choisies« erschienen bei Didot 1814.

Château-Cambresis (spr. schatoh-kängbrési), Stadt, s. Cateau.

Château-Chinon (spr. schatoh-schinóng), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Nièvre, auf einem Berg über dem Thal der Yonne und an der Eisenbahn nach Lyon, mit der umfangreichen Ruine eines alten Schlosses, einem neu erbauten Hospital, Zeugfabriken, Handel mit Wein, Vieh und Getreide und (1872) 2623 Einw.

Château du Loir (spr. schatoh dü loahr), Stadt im franz. Departement Sarthe, Arrondissement St. Calais, nahe dem Loir, an der Orléansbahn, mit einer gothischen Kirche, renommirten Webereien, Wein- und Obstbau und (1872) 2877 Einw.

Châteaudun (spr. schatodöng, **Castrum Dunil**), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Eure-et-Loire, an der Loire, in reizender Lage, seit dem Brand von 1723 eine der hübschesten Städte Frankreichs, mit 7 Kirchen (darunter mehrere aus dem

12. und 14. Jahrh.), einem neu erbauten Justizpalast, einem Collége, einer Bibliothek (7000 Bände), einem schönen modernen Hospiz, Fabrikation von Hüten und Wolldecken, Handel mit Vieh, Wolle, Getreide, Hanf ꝛc. und (1872) 6552 Einw. Oberhalb der Stadt steht das alte stattliche und wohlerhaltene Schloß der Grafen Dunois (aus dem 15. Jahrh., mit einem berühmten Thurm aus dem 12. Jahrh.), in dessen Kapelle das Grabmal des berühmten Dunois. Im deutsch-französischen Krieg fand bei C. 18. Okt. 1870 ein Gefecht statt.

Château-Gontier (spr. schatoh-gongtjeh), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Mayenne, an der schiffbaren Mayenne, von Nußbaum- und Weinpflanzungen umgeben, hat eine alte interessante Kirche (St. Jean, aus dem 11. Jahrh.), ein Collége, eine Bibliothek (6000 Bände), ein Museum und (1872) 7048 Einw., welche Fabrikation von Leinwand und Serge, Wollspinnerei, Oelbereitung ꝛc. betreiben. Unmittelbar bei C. 2 eisenhaltige Mineralquellen von 7° C., die als Getränk wie in Form von Bädern und Douchen benutzt werden, und mit denen auch ein hydrotherapeutisches Etablissement verbunden ist. Hier 26. Okt. 1793 Schlacht zwischen den Vendéern und Republikanern, in welcher letztere vollständig geschlagen wurden.

Châteaulin (spr. schatoläng), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Finistère, an der Aulne, dem Kanal von Nantes nach Brest und der Orléansbahn, hat einen für Schiffe von 100 Tonnen zugänglichen Hafen, Lachsfischerei, Handel mit Vieh, Geflügel, Butter, Getreide ꝛc. und (1872) 3339 Einw. In der Nähe bedeutende Schieferbrüche erster Qualität und die merkwürdige Quelle Eluans, die mit dem Meere ebbet und flutet.

Château-Margaux (spr. schatoh-margo), Weiler und Schloß im franz. Departement Gironde, am linken Ufer der Gironde, 20 Kilom. nordwestlich von Bordeaux, berühmt durch seinen Weinberg, welcher den trefflichen rothen Bordeauxwein gleichen Namens liefert.

Châteauneuf (spr. schatonöff), 1) Badeort im franz. Departement Puy-de-Dôme, Arrondissement Riom, an der Sioule, in malerischer Umgebung, mit den Ruinen eines alten Schlosses, Steindenkmälern aus der Keltenzeit und 962 Einw. C. besitzt 15 Mineralquellen (Säuerlinge) von 15—38° C. Temperatur, die besonders excitirend und diuretisch wirken und jährlich von 5—600 Kranken besucht werden. — 2) C. en Thymerais, Flecken im franz. Departement Eure-et-Loire, Arrondissement Dreux, nordwestlich von Chartres, nahe dem Wald gleichen Namens, Eisenbahnstation, mit (1872) 1423 Einw., war 18. Nov. 1870 Schauplatz eines heftigen Gefechts zwischen der deutschen 22. Division und franz. neu organisirten Truppen und wurde noch an demselben Tag von den siegreichen Deutschen besetzt. — 3) Stadt im franz. Departement Charente, Arrondissement Cognac, an der Charente, Station der Bahn des Charentes (nach Angoulême), mit einer zum Theil aus dem 11. Jahrh. stammenden interessanten Kirche, Wollspinnerei, Zeug-, Hutfabrikation, Steinbrüchen und (1872) 3750 Einw. — 4) Stadt im franz. Departement Finistère, Arrondissement Châteaulin, an der Aulne, mit einer durch Skulpturen merkwürdigen Kapelle (Notre Dame des Portes), Schloßruinen, ausgezeichneten Schieferbrüchen, berühmter Bienenzucht, 9 Jahrmärkten und (1872) 2998 Einw. — 5) C. sur Loire, Stadt im franz. Departement Loiret, Arrondissement Orléans, mit Tuch-, Zucker- und Weinessigfabrikation, wichtigen Jahrmärkten und (1872) 3308 Einw. In der Nähe ein merkwürdiger Tumulus (Butte du Mont aux Prêtres).

Châteauponsat (spr. schatopongsa), Stadt im französischen Departement Obervienne, Arrondissement Bellac, an der Gartempe und der Orléansbahn, mit einer Kirche aus dem 11. Jahrh. und (1872) 3751 Einw.

Château-Renard (spr. schatoh-rönár), 1) Stadt im franz. Departement Rhônemündungen, Arrondissement Arles, nahe der Durance, mit 2 alten Thürmen (Resten eines Schlosses der Grafen von Provence), einem Hospiz, Maulbeerpflanzungen und (1872) 5708 Einw. — 2) Stadt im franz. Departement Loiret, Arrondissement Montargis, mit einem Schloß der Coligny (16. Jahrh.), einer merkwürdigen Kirche, Seidenwürmerzucht, Fabrikation von Tuch und Wollkratzen und (1872) 2542 Einw.

Châteauroux (spr. schatoruh), Hauptstadt des franz. Departements Indre, im weiten Thal des Flusses Indre, an der Eisenbahn von Orléans nach Bordeaux, schlecht gebaut, hat 4 Kirchen (darunter die originelle St. Christophkirche), ein Schloß (Château Raoul) mit dem Departementsarchiv, ein Stadthaus mit antiken Resten, ein hübsches Präfekturgebäude, ein Handelstribunal, eine Filiale der Bank von Frankreich, ein Lyceum (Académie de Poitiers), eine Normalprimärschule, ein Museum (Gegenstände aus Algerien), eine Bibliothek von 10,000 Bänden, einen botanischen Garten und (1872) 18,670 Einw. Zwei Brücken führen nach der gegenüberliegenden Vorstadt St. Christoph. In industrieller Hinsicht sind die Fabrikation von ordinären Tuchen (welche ca. 2000 Arbeiter beschäftigt), Leder, Ackerbauwerkzeugen, Schlosserarbeiten, Gießerei, Wollspinnerei und die Tabakmanufaktur (letztere Staatsanstalt) nambaft zu machen; auch der Handel mit Wolle, Getreide, Eisen, Schafen, Wein ꝛc. ist ansehnlich. In der Nähe das Eisenwerk Clavières. C. wurde vom Prinzen Raoul von Deols gegründet, der 950 hier das erwähnte Schloß baute, und vom König Ludwig XIII zu Gunsten Heinrichs von Bourbon zu einem Herzogthum erhoben. C. ist Geburtsort des Marschalls Bertrand, dem 1854 eine Statue (von Rude) errichtet ward.

Château-Salins (spr. schatoh-sälang, fälschlicherweise zuweilen Salzburg genannt), Kreishauptstadt im Regierungsbezirk Lothringen des deutschen Reichslandes Elsaß-Lothringen, an der Kleinen Seille, mit einer Bibliothek von 500 Bänden und (1871) 2323 Einw. Die Saline, 1826 nach Dieuze verlegt, ist durch ein Glaswerk ersetzt; außerdem hat C. eine Favencefabrik, Lohgerberei, mehrere Säge- und Mahlmühlen.

Château-Thierry (spr. schatoh-tjerri), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Aisne, in der Champagne, liegt amphitheatralisch am rechten Ufer der Marne und an der Eisenbahn zwischen Paris und Straßburg, überragt von den Ruinen eines alten Schlosses, hat 2 Kirchen, ein Collége, ein Zellengefängnis, ein Hospiz, Fabrikation mathematischer und musikalischer Instrumente, Färbereien, Gewinnung von Pflaster- und Mühlsteinen, lebhaften Handel mit Schafen (jährlich werden etwa 30,000 Stück verkauft), Holz, Wolle, Getreide, Wein ꝛc. und (1872) 6623 Einw. Eine schöne Brücke von 3 Bögen führt zur Vorstadt Marne am andern Fluß-

ufer; am Strand, zu Füßen der Stadt, eine angenehme Promenade. In der Nähe sind 2 eisenhaltige Heilquellen. Die Stadt ist Geburtsort des Fabeldichters Lafontaine (»maison de Lafontaine« von 1559), dem hier ein Denkmal errichtet ist. Das Schloß wurde 720 von Karl Martell erbaut; hier wohnten die Grafen von Vermandois und von der Champagne, Heinrich II., der Herzog von Alençon, Ludwig XIII. und die Herzöge von Bouillon. Von König Karl VI. ward C. zur Pairie und von Karl IX. 1566 zum Herzogthum erhoben. Am 12. Febr. 1814 schlug hier Napoleon I. die Preußen und Russen unter Sacken. Vgl. Paquet, Histoire de C. (Par. 1839).

Chatel (spr. schätell), 1) Jean, Pariser Jesuitenzögling, der 1594 einen Mordversuch auf Heinrich IV., König von Frankreich, machte und deshalb, 19 Jahre alt, geviertheilt wurde. Folge des Attentats war die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich. Vgl. Heinrich IV. (König von Frankreich).

2) Ferdinand Toussaint François, franz. Kirchenreformator, geb. 9. Jan. 1795 zu Gannat im Departement Allier, wurde im Seminar von Clermont-Ferrand gebildet, 1818 zum Priester geweiht, Vikar an der Kathedrale zu Moulins, dann Pfarrer in Monetay an der Loire, 1823 Feldprediger bei der königlichen Garde und machte sich als solcher in Paris durch freisinnige Predigten bemerklich. Nach der Julirevolution 1830 sammelte er mehrere unzufriedene Geistliche um sich, forderte Reformen in Kultus und Verfassung, Aufhebung der Ohrenbeichte, Gestattung der Priesterehe ꝛc. In und um Paris wurden Gottesdienste der neuen (»Eglise unitaire française« genannten) Kirche eingerichtet. C. selbst ernannte sich zum »Primas von Gallien« und faßte ein Glaubensbekenntnis ab. Aber bald trat die Inhaltlosigkeit der neuen Religion zu Tage, als C. sein Glaubensbekenntnis: »La loi naturelle, toute la loi naturelle, rien que la loi naturelle« (»das Naturgesetz, das reine Naturgesetz, nichts als das Naturgesetz«) als Fundament der neuen Kirche verkündigte. Es entstanden Schismen, und gegen C. trat dessen ehemaliger Schüler, Abbé Auzou, als Stifter einer neuen, sich an Wessenbergs Schule in Deutschland anschließenden Sekte auf. Am 28. Nov. 1842 schloß die Polizei die Tempel der neuen Kirche, und man gab C. eine Anstellung im Postfach. Er starb in Paris 13. Febr. 1857. Unter seinen schriftstellerischen Produkten ist das »Le code de l'humanité ou l'humanité ramené à la connaissance du vrai Dieu et au véritable socialisme« (Par. 1838) betitelte Buch hervorzuheben, worin er Dogmatik und Moral auf naturalistische Principien zurückzuführen suchte. Außerdem schrieb er: »Profession de foi de l'église catholique française« (Par. 1831), verschiedene Flugschriften, Hirtenbriefe und Predigten. Vgl. Holzapfel, Die Kirche des Abbé C. (in der »Zeitschrift für historische Theologie« 1844, Heft 3).

Châteldon (spr. schatelldóng), Badeort im franz. Departement Puy-de-Dôme, Arrondissement Thiers, an der Straße von Nimes nach Paris in felsiger Umgebung gelegen, mit (1872) 1900 Einw., hat ein ganz mittelalterliches Aussehen, ein angeblich von Ludwig dem Dicken gegründetes Schloß und 3 Mineralquellen (kohlensäurereiche Eisenquellen von 13° C.), deren Wasser auch viel versendet wird.

Châtelet (spr. schat'lä; aus dem lat. castellum gebildet), Name der zwei Thürme, durch welche das alte Paris befestigt war, als es sich noch auf den Umfang der alten Stadt, der Cité, beschränkte. Der kleinere, nach der Stadt zu gelegene Thurm hieß Petit-Châtelet, der größere, nach dem Feld zu gelegene Grand-Châtelet. Letzterer soll von Julius Cäsar erbaut worden sein, wenigstens stand er schon 885 zur Zeit der Belagerung der Stadt Paris durch die Normannen. Später wurde er in das Schloß des Grafen von Paris umgewandelt und war als solches der Sitz aller königlichen Gerichte der Stadt und Grafschaft Paris, sowie des Lehnshofs; daher nannte man später diesen Gerichtshof selbst C. Die Geschäfte desselben wurden durch 5 Amtsverweser (Lieutenants) geleitet. Einer davon, der Lieutenant général de la police, war seit Ludwig XIV. einer der mächtigsten Staatsbeamten, obgleich er im C. nur die vierte Stelle einnahm. Der gesammte Gerichtshof bestand aus 57 Räthen mit 13 Staatsanwälten und einer großen Anzahl Greffiers, Notarien, Prokuratoren ꝛc. Alle diese Stellen waren käuflich: so kostete die des ersten Civiloberamtmanns 500,000, ein Notariat 40,000 Livres.

Châtelet (spr. schat'lä), gewerbreiche Stadt in der belg. Provinz Hennegau, an der Sambre, Châtelineau gegenüber, mit Tabakfabriken, Steinkohlengruben, Töpfereien und Gerbereien, 12 Jahrmärkten und (1866) 7103 Einw.

Châtelet-Lomont (spr. schat'lä-lömóng), Gabrielle Emilie, Marquise du, geborne Baronin Letonnelier de Breteuil, franz. Schriftstellerin, geb. 17. Dec. 1706, lernte frühzeitig die lateinische Sprache neben der italienischen und englischen und lag eifrig mathematischen und physikalischen Studien ob. Der Marquis C., Oberhofmarschall des Königs Stanislaus Leszczynski, gewann unter vielen Mitbewerbern ihre Hand. Im Jahr 1733 zog sie sich auf das halb verfallene Schloß Cirey an der Grenze von Champagne und Lothringen zurück, um sich ganz ihren Studien zu widmen. Hier verweilte Voltaire längere Zeit bei ihr in einem keineswegs platonischen Verhältnis. Später begab sie sich mit ihm nach Brüssel. Sie starb zu Lunéville 10. Aug. 1749 im Kindbett. Auch mit dem Philosophen Wolf stand sie in lebhaftem Briefwechsel. Ihre erste Schrift war eine Abhandlung über Leibniz' System; später trat sie aber zu Newtons Ansichten über und übersetzte dessen »Principia« ins Französische mit erläuternden algebraischen Anmerkungen (Par. 1756, 2 Bde.). Ihre Abhandlung »Traité de la nature du feu« wurde von der Akademie gekrönt.

Châtelineau (spr. schat'linoh), Ort in der belg. Provinz Hennegau, an der Sambre, Châtelet gegenüber und an der Eisenbahn von Lüttich nach Charleroi, von der hier eine Zweigbahn nach Givet abgeht, mit Steinkohlengruben, großen metallurgischen Etablissements, Getreidemühlen und (1866) 5193 Einw.

Châtellerault (spr. schatäl'roh), Arrondissementsstadt im franz. Departement Vienne, an der hier schiffbar werdenden Vienne und an der Orléansbahn in einer sehr fruchtbaren Gegend gelegen, ist Sitz eines Handelsgerichts, hat mehrere Kirchen (darunter die 1863 restaurirte Kirche St. Jacques aus dem 11. Jahrh. und die Kirche St. Jean Baptiste von 1496, ebenfalls restaurirt), ein Collége und eine Bibliothek, einen modernen Justizpalast und (1872) 15,606 Einw. Eine 144 Meter lange steinerne Brücke (1565—1609 erbaut) mit 2 dicken Thürmen führt nach der Vorstadt Châteauneuf. Die rege Industrie der Stadt erstreckt sich auf Fabrikation von Messerschmiede- und Quincailleriewaaren, Spitzen, Lichten,

Essig, auf Wachs- und Leinwandbleicherei. Besonders wichtig aber ist die Waffenfabrikation von C., welche in 12 Hauptateliers durchschnittlich 1800 Arbeiter beschäftigt und jährlich 60,000 Feuergewehre mit ebensoviel Bajonnetten zu liefern vermag, ungerechnet die Kavalleriesäbel und Officierdegen aller Art, die Küraſſe, Lanzen ꝛc. Sieben Eisenwerke stehen dem Etablissement zur Verfügung, mit dem auch ein Waffenmuseum verbunden ist. Der Handel mit Wein und Branntwein, Getreide, Früchten, Spargel, Eisen und Stahl ist gleichfalls ansehnlich. C. mit der Umgegend bildete die Vicegrafschaft Chatelleraudois, deren Dynasten im 14. Jahrh. ausstarben, worauf sie nach und nach an verschiedene Häuser, zuletzt an das Haus Bourbon fiel. König Franz I. erhob sie zum Herzogthum für den Connétable Franz von Bourbon; 1538 ward sie wieder mit der Krone vereinigt, ging aber unter Heinrich III. durch Verpfändung wieder in Privatbesitz über.

Châtenois (spr. schat'noa), Ort, s. Kestenholz.

Chatham (spr. tschättäm), 1) schlecht gebaute Stadt in der engl. Grafschaft Kent, am Medway, oberhalb dessen Mündung in die Themse, mit engen, schmutzigen Straßen und (1871) 26,184 (als Parlamentsflecken 45,792) Einw. Seine Bedeutung verdankt der Ort dem großartigen Seearsenal, welches, ursprünglich von der Königin Elisabeth gegründet, in jüngster Zeit bedeutend erweitert wurde und jetzt einen Flächenraum von nahezu einer englischen Quadratmeile einnimmt. Mit Portsmouth ist es das wichtigste Seearsenal Englands und somit der Welt. Es umfaßt alle Anstalten, welche für den Bau und die Ausrüstung von Kriegsschiffen nöthig sind, und kann die größten Panzerschiffe in seine Flutdocks aufnehmen. Außerdem befinden sich in C. eine Ingenieurschule und große Kasernen für Artillerie- und Marinesoldaten. Die Stadt, welche mit Rochester zusammenhängt, wird durch zahlreiche Forts (Pitt, Clarence ꝛc.) und ausgedehnte Festungswerke vertheidigt, und das Eindringen einer feindlichen Flotte dürfte jetzt kaum noch möglich sein. — 2) Eine britisch-australische Inselgruppe, etwa 660 Kilom. östlich von Neuseeland, in 44° Br., 175° 20′ westl. L. v. Gr., besteht aus den beiden größeren Inseln C. oder Warekauri und Pittsinsel oder Rangihaute, nebst mehreren kleineren felsigen Eilanden. Die Hauptinsel Warekauri hat 1265 QKilom. (23 QM.) Areal und ist ihrer Natur nach Neuseeland ähnlich, hat aber nur niedrige Hügel und an der Ostseite den großen salzigen See Lewanga, dabei fruchtbaren, gut bewässerten Boden. Sie war früher von einem Volksstamm bewohnt, der sich Moie-oie nannte und von den Neuseeländern, denen er sonst ähnlich war, durch Milde und Freundlichkeit unterschied, gegenwärtig aber durch die von den Europäern übergeführten Neuseeländer fast ganz vertilgt ist. Auch Europäer haben sich auf C., namentlich an der Westküste, niedergelassen, die unter der Regierung von Neuseeland stehen. Die Inseln wurden im November 1791 von dem Briten Broughton (daher auch Broughton-Archipel genannt) entdeckt. Die Inselgruppe war von einer in Hamburg gebildeten Gesellschaft zur Kolonisirung durch deutsche Einwanderer unter deutscher Oberhoheit ausersehen und sollte der erste Stützpunkt einer deutschen Marine im Großen Ocean werden; da aber die britische Regierung ihre Ansprüche auf die Inselgruppe nicht aufgeben und nur eine Ansiedelung unter britischer Oberhoheit gestatten wollte, so wurde das Projekt aufgegeben.

Chatham (spr. tschättäm), William Pitt, Graf von, s. Pitt.

Chatib (arab.), bei den Mohammedanern ein Prediger, der nicht die Kanzel (Korsi), sondern nur die Bühne (Minber) besteigt, wo Freitags das Gebet Chotbah verrichtet wird; vgl. Moschee.

Châtillon (spr. schatijong), 1) C. sur Seine, Arrondissementshauptstadt des franz. Departements Côte d'Or, an der Seine und der Eisenbahn von Dijon nach Troyes, Sitz eines Handelsgerichts, hat ein Collége, eine Zeichenschule, eine öffentliche Bibliothek von 18,000 Bänden (mit einem Museum gallorömischer Alterthümer) und (1872) 4797 Einw., die Hohöfen und Eisenwerke, Wachsbleichen, Papierindustrie, Handel mit Eisen, Holz, Wolle, Wetz- und Lithographiesteinen betreiben. Merkwürdige Gebäude sind: die Kirchen St. Vorle (11. Jahrh.) und St. Nicolas (12. Jahrh.), das Hospiz St. Pierre, das Stadthaus (ehemals Kloster) und die Fontaine de la Douix in der schönen Promenade gleichen Namens. Auf einem Felsen dicht bei der Stadt liegen die Ruinen eines alten Schlosses der Herren von Chaumont, um welche der Marschall Marmont einen großartigen Park anlegen ließ. In C. fand vom 5. Febr. bis 19. März 1814 ein Kongreß statt, auf dem die alliirten Mächte mit Napoleon I. erfolglos über den Frieden unterhandelten. England war durch Lord Castlereagh, Oesterreich durch den Grafen Stadion, Rußland durch den Grafen Razumowsky, Preußen durch W. von Humboldt und Napoleon durch den Minister des Auswärtigen, General Caulaincourt, Herzog von Vicenza, vertreten. Den Unterhandlungen lagen die 27. Nov. 1813 zu Frankfurt gemachten Vorschläge zu Grunde. Napoleon erbot sich zur Auslieferung aller festen Plätze in den von Frankreich abzutretenden Ländern, sobald ihm ein Waffenstillstand zugestanden würde; die Alliirten verlangten jedoch sofortige Unterzeichnung vorläufiger Friedensbedingungen und sicherten Frankreich dagegen die alten Grenzen zu, wenn ihnen sechs der wichtigsten Grenzfestungen eingeräumt würden. Inzwischen aber focht Napoleon mit Glück gegen die Armeen der Verbündeten bei Champeaubert, Montmirail, Vaurchamps, Etoges und Montereau, während Bubna von Augereau bei Lyon geschlagen wurde, und fühlte sich dadurch so gehoben, daß er die Caulaincourt ertheilte Vollmacht, den Frieden abzuschließen, zurücknahm und seine Forderungen höher spannte. Am 19. Febr. ward dem Kaiser ein Waffenstillstand angetragen und der Entwurf eines vorläufigen Friedens überbracht. Der Regentschaftsrath in Paris fand die Bedingungen annehmbar; der Kaiser aber war empört über das Verlangen, daß er Paris den Verbündeten einräumen müsse, und verwarf das Anerbieten mit den Worten: »Ich bin näher bei Wien, als der Feind bei Paris!« Doch suchte er mit Oesterreich besondere Unterhandlungen anzuknüpfen. Einen 23. Febr. wiederholten Antrag eines Waffenstillstands verwarf er ebenfalls, willigte aber in die Fortsetzung der Unterhandlungen zwischen Flahault und dem österreichischen General Duca, dem Grafen Schuwalow und dem preuß. General Rauch im Dorf Lusigny. Doch wurden auch diese Unterhandlungen 5. März erfolglos abgebrochen, worauf die Verbündeten den 10. März als Schlußfrist bestimmten und, als Caulaincourt neue Vorschläge machte, den Termin abermals um fünf Tage verlängerten. Am 15. März endlich, nach der Schlacht bei Laon, übergab Caulaincourt einen durch

aus unannehmbaren Friedensentwurf. Napoleon verlangte Italien nebst Venedig für Eugen Beauharnais, das linke Rheinufer nebst den Niederlanden bis zur Schelde und Nimwegen für Frankreich und Entschädigungen für seine Brüder, die ihre Throne verloren. Die Verbündeten brachen daher, im Sinne des Traktats von Chaumont, mit der achten Konferenz 18. und 19. März die Unterhandlungen in C. ab und entwickelten in einer Erklärung, die sie von Vitry aus 25. März erließen, die sie bestimmenden Gründe. Auch durch den Ueberfall vom 19. Nov. 1870 ist C. bekannt. Das deutsche Landwehrbataillon Unna und zwei Schwadronen des 5. Reserve-Husarenregiments wurden hier von französischen Freischaren angegriffen und mußten sich mit einem Verlust von 120 Mann und 70 Pferden auf Château-Vilain zurückziehen. Dann fand bei C. im Januar 1871 die Konzentrirung der deutschen Südarmee statt, welche unter dem Kommando des Generals v. Manteuffel dem General v. Werder zu Hülfe kommen sollte. Sie bestand aus dem 2. und 7. Armeekorps; das erstere kam von Paris, das letztere von Metz und der Luxemburger Grenze, und beide standen 12. Jan. in der Stärke von zusammen 56 Bataillonen, 20 Schwadronen und 168 Geschützen auf der Linie Noyers-Nuits-Ravières-Châtillon-Montigny aufmarschirt.

2) C. sur Indre, Stadt im franz. Departement Indre, Arrondissement Châteauroux, hat eine interessante Kirche aus dem 11. Jahrh. (mit alten Skulpturen), Glas- und Metallindustrie und (1872) 3643 Einw. — 3) C. sur Loire, Stadt im franz. Departement Loiret, Arrondissement Gien, an der Eisenbahn nach Lyon, mit einem Schloß der Coligny, Marmorbrüchen und (1872) 3041 Einw. — 4) C. sur Sèvre, Städtchen im franz. Departement Deux-Sèvres, Arrondissement Bressuire, am Ouin, etwa 7 Kilom. von der Sèvre entfernt, mit alter Abtei (jetzt Mairie), Burgruine (mit herrlicher Aussicht), bedeutenden Flanellfabriken, Bereitung von künstlichem Dünger und (1872) 1356 Einw. — 5) Dorf südlich von Paris, den Forts de Vanves und de Montrouge gegenüber an den Höhen von Clamart gelegen, gehörte während der Belagerung von Paris 1870—71 zum Cernirungsabschnitt des 2. bayr. Korps, welches 13. Okt. 1870 die Franzosen hier bei einem Ausfall zurückschlug.

Châtillon (spr. schatijong), 1) Rainald von, ein tapferer, aber charakterloser franz. Ritter, welcher 1152 durch Vermählung mit der Fürstin Konstantia von Antiochia Herr von Antiochia wurde. Er machte 1159 einen Raubzug gegen die Insel Cypern, wurde aber von dem griechischen Kaiser Manuel zum Abzug und zur Unterwerfung gezwungen. Im Jahr 1160 gerieth er in die Gefangenschaft der Seldschukken, machte nach seiner Befreiung verwegene Streifzüge bis nach Aegypten und Arabien, schlug einen Angriff Saladins auf die Burg Kerak (Petra) 1183 ab, fiel aber in der Schlacht bei Hittin 5. Juli 1187 in die Gefangenschaft Saladins und wurde von diesem, der ihm den Tod geschworen hatte, mit eigener Hand niedergestoßen.

2) Auguste de, franz. Dichter und Maler, geb. 1810 zu Paris, fühlte den Drang zum Volksdichter erst in reiferen Jahren erwachen, als er, nach dem Fehlschlagen der Februarrevolution, sich längere Zeit in den Hochebenen Mejiko's herumtrieb. Seine dem Umfang nach sehr bescheidene Sammlung von volksmäßigen lyrischen Gedichten, welche Th. Gauthier unter seine Protektion genommen hatte, erschien unter dem Titel »A la grand' pinte« erst 1855 (beträchtlich vermehrt 1860), zeugt aber trotz Nachlässigkeiten in der Form und im Metrum von einem bedeutenden und originellen Talent. Châtillons Lieder eignen sich nach Form wie nach Inhalt vortrefflich zur musikalischen Komposition; sie sind nicht salonfähig im französischen Sinn, ragen aber durch glückliche und mit dem Auge des Malers abgelauschte Kopie des Volkslebens als wahre Genrebilder hoch empor über manche glatten und parfümirten Erzeugnisse der zünftigen Salonliteratur. Eine neue Ausgabe seiner »Poésies« erschien 1866.

Chatoulle (Chatouille), unrichtige Schreibweise für Schatulle (s. d.).

Châtre, La (spr. schahtr), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Indre, an der Indre, mit (1872) 4928 Einw., welche Lederarbeiten, Tuch- und Wollwaaren fabriciren, hat eine Bibliothek von 1000 Bänden, ein Departementsgefängnis und im Stadthaus (ehemals Karmeliterkloster) eine merkwürdige, mit Gemälden geschmückte Kapelle.

Chatrian (spr. schatriäng), s. Erckmann-C.

Chatsworth (spr. tschätsuördh), Villa in der englischen Grafschaft Derby, am Derwent, der prachtvolle Landsitz des Herzogs von Devonshire, 1688—1706 nach dem Entwurf Wrens neu erbaut. Das Schloß enthält eine werthvolle Sammlung von Gemälden und Skulpturen, darunter Canova's Napoleon, Hebe und Laura, Schadows Spinnerin, Gibsons Hero und Leander, Thorwaldsens Priamos und Achilleus, Gemälde von Murillo, Rembrandt, Landseer ꝛc. Die großartigen Parkanlagen und das 91 Meter lange und 20 Meter hohe Gewächshaus sind Schöpfungen von Sir Joseph Parton, dem talentvollen Gärtner des verstorbenen Herzogs und nachherigem Erbauer des Krystallpalastes von 1851, dem jenes zum Muster diente. Die Wasserkünste daselbst mit 80 Meter hohem Wasserstrahl, ursprünglich von einem Franzosen angelegt, später beträchtlich erweitert, gelten nächst denen zu Versailles für die schönsten. Im alten Schloß von C. saß Maria Stuart 13 Jahre gefangen.

Chattahoochee (spr. tschättähutschi), Fluß in Nordamerika, entspringt im nordöstlichsten Theil des Staats Georgia, in den Blue Ridge des Alleghaniegebirges, nahe den Quellen des Tennessee und Savannah, durchströmt in südwestlicher Richtung die Goldregion von Obergeorgia, bildet dann, von Westpoint an gegen S. fließend, die Westgrenze des Staats und vereinigt sich nach etwa 700 Kilom. langem Lauf beim Ort C. mit dem Flint, worauf der Fluß Apalachicola (s. d.) heißt und als solcher in den Meerbusen von Mejiko mündet. Kleinere Dampfboote können auf dem C. bis nach Columbus im Staat Georgia gelangen.

Chattak (Chittak), britisch-ostindisches Gewicht = 5 Tolas = 58,3 Gramm = 900 engl. Troy-Grän.

Chattanooga (spr. tschättänügä), Stadt im nordamerikan. Staate Tennessee, Grafschaft Hamilton, an dem schiffbaren Fluß gleichen Namens und an einer Eisenbahn sehr günstig für den Verkehr gelegen, mit (1870) 6093 Einw., hat Mühlen und Fabriken und treibt Handel mit Holz, Steinkohlen und Eisen, welche in der Nähe vorkommen. Die Stadt ist historisch merkwürdig geworden durch die blutige Schlacht, welche hier 22.—25. Nov. 1863 zwischen den Unionstruppen unter Sherman und Thomas und den Konföderirten unter Bragg stattfand, und in welcher die letzteren vollständig geschlagen wurden. Der deutsche General August Willich hatte wesentlich

zum Sieg beigetragen, indem er den steilen, mit 20 Kanonen besetzten Missionary-Ridge im heftigsten Feuer, ohne dazu kommandirt zu sein, mit seiner Brigade erstürmte. Der Verlust der Unionstruppen betrug im ganzen 5616 Mann; die Konföderirten verloren 3100 Mann an Todten und Verwundeten, 6000 Gefangene, 42 Kanonen und bedeutende Massen von Waffen und Munition. Der Sieg verschaffte ersteren den vollen Besitz von Tennessee und die Möglichkeit, weiter nach S. vorzudringen. Zugleich wurde dadurch General Longstreet genöthigt, die Belagerung von Knoxville in Tennessee, das vom Unionsgeneral Burnside vertheidigt wurde, aufzuheben.

Chatten, s. Katten.

Chatterton (spr. tschättert'n), 1) Thomas, englischer Dichter, geb. 20. Nov. 1752 zu Bristol als Sohn eines armen Küsters, besuchte die Armenschule von Colston und schrieb, 11 Jahre alt, bereits eine Satire auf einen Methodisten, der seines Vortheils halber seine Gemeinde verlassen hatte. Mit dem 14. Jahr trat er als Schreiber in den Dienst eines Advokaten in Bristol und brachte bald darauf alte Gedichte zum Vorschein, welche nach seiner Behauptung von einem Mönch des 15. Jahrh., Namens Rowley, verfaßt sein sollten und großes Aufsehen erregten. Es enthielten dieselben ein Festgedicht auf die Einweihung einer Brücke, die Fragmente eines Trauerspiels, »Ella«, und balladenartige Kompositionen über Begebenheiten der normannischen Eroberung. Bald erklärte jedoch die philologische Kritik das Ganze für eine Fälschung. Von seinem Principal entlassen, ging C. nach London in der Hoffnung, von Sir Horace Walpole, an den er sich gewendet, unterstützt zu werden; aber Gray und Mason warnten Walpole, sich nicht von dem »Knaben von Bristol« hintergehen zu lassen, und dieser behandelte den jungen Dichter kalt und verächtlich. In seinem Stolz verletzt, dazu von Hunger und Elend gepeinigt, machte C. bald darauf (25. Aug. 1770), noch nicht 18 Jahre alt, seinem Leben durch Gift ein Ende. Daß die angeblichen Poesien Rowley's von C. selbst herrührten, leidet keinen Zweifel mehr, und es ist nicht allein das Talent zu bewundern, mit welchem er die Sprache und Ausdrucksweise, ja selbst die äußere Gestaltung der Dichtungen einer frühern Zeit nachbildete, so daß selbst Kenner getäuscht wurden, sondern noch mehr die Genialität, der Gedankenreichthum und die tiefe poetische Kraft, welche sich in ihnen offenbart. Merkwürdigerweise sind dagegen die Gedichte, welche C. in modernem Englisch schrieb, meist nur mittelmäßig. Die beste Ausgabe seiner Werke erschien zu London 1803 in 3 Bänden, neuere und vollständigere Ausgabe daselbst 1842 (2 Bde.) und 1871 (2 Bde.). Für die Echtheit der Gedichte Rowley's trat James Bryant auf in dem Werk: »Observations upon the poems of the Th. Rowley« (Lond. 1781, 2 Bde.). Das tragische Ende des Dichters lieferte A. de Vigny den Stoff zu seinem Drama »Chatterton«, das 1837 mit Erfolg aufgeführt wurde. Vgl. Püttmann, C., Leben des Dichters, Dichtungen (Barmen 1840, 2 Bde.); Wilson, C., a biographical study (Lond. 1869).

2) Lady Georgiana, englische Roman- und Reiseschriftstellerin, begann ihre literarische Laufbahn mit den 1839 erschienenen Reiseskizzen: »Rambles in the south of Ireland« (1839, 2 Bde.) und hat seitdem eine Reihe von Werken veröffentlicht, die nur in letzter Zeit allzu stark mit religiösen Betrachtungen und moralisirender Tendenz versetzt sind: »A good match: the heiress of Drosberg and the cathedral chorister« (Lond. 1840, 3 Bde.); »Home sketches and foreign recollections« (1841, 3 Bde.); »The Pyrenees, with excursions into Spain« (1843, 3 Bde.); »Lost happiness, or the effects of a lie«, eine Erzählung (1845); »Reflections on history of kings of Judah« (1848); »Life and its realities« (1857, 3 Bde.); »The reigning beauty« (1858, 3 Bde.); »Memorials, personal and historical, of Lord Gambier« (1861, 2 Bde.); »Heiress and her lovers« (1863, 3 Bde.); »Grey's Court« (1865, 2 Bde.); »Country coteries« (1868, 3 Bde.); »The lost bride« (1872, 3 Bde.). Auch als epische und dramatische Dichterin, freilich mit vorwiegend lyrischer Färbung, hat sie sich versucht in »Leonore, a tale, and other poems« (1864, neue Ausgabe 1865) und dem Drama »Oswald of Deira« (1867).

Chauci (lat. Chauci), große Völkerschaft im nördlichen Germanien, welche längs des Oceans von der Ems bis zur Elbe wohnte, durch erstere von den Friesen getrennt. Als die Römer unter Drusus in ihr Land kamen, stellten sich die C. freundlich zu ihnen und schlossen ein Bündnis mit Tiberius (5 n. Chr.), ohne Zweifel aus Eifersucht gegen die Cherusker. Doch war die Freundschaft nicht von zu langer Dauer. Unter Kaiser Claudius führten die Römer Krieg gegen sie, auch schlossen sie sich an den Aufstand der Bataver unter Civilis an. Wiederholt machten sie Einfälle in Gallien und suchten sich am Rhein festzusetzen. Seit der Völkerwanderung verschwindet ihr Name.

Chaucer (spr. tschahß'r), Geoffrey, »der Morgenstern der englischen Dichtkunst«, ward nach neuester Forschung um 1340 zu London aus einer dem ritterlichen Stand angehörigen Familie geboren und studirte zu Oxford oder Cambridge, wie es scheint, keine Fachwissenschaft, sondern hauptsächlich die bekannteren Schriftsteller des klassischen Alterthums. Nachdem er unter Eduard III. 1359 in die Armee getreten und gegen Frankreich mitgekämpft, auch ein Jahr in französischer Gefangenschaft zugebracht, kam er als Edelknappe (Valet) an den Hof Eduards II., wo er sich durch Kenntnisse und staatsmännisches Talent hervorthat, verheirathete sich mit einer Niederländerin aus vornehmem Geschlecht (Ehrendame der Königin Philippa) und ward dann zum königlichen Squire (Schildhalter) ernannt und in dieser Eigenschaft 1372 mit einer diplomatischen Mission nach Genua betraut. Einen sehr beträchtlichen Zuwachs erhielten seine Einnahmen durch seine 1374 erfolgte Ernennung zum Steuerkontrolleur über die Abgaben von Wolle, Fellen und Wein im Londoner Hafen, welches Amt ihm so viel Muße ließ, daß er an 50,000 Verse hinterlassen hat. Sowohl bei Eduard als dessen Nachfolger Richard II. stand er in großer Gunst und wurde mehrfach mit Missionen nach Frankreich und Italien betraut, verlor jedoch wahrscheinlich 1387, plötzlich Ehren und Einkünfte, vorgeblich wegen Betheiligung an politischen Vereinen, in Wirklichkeit aber wohl um deswillen, weil er, obwohl Mitglied des stürmischen Parlaments von 1386, welches die Minister der Krone in Anklagestand versetzte und dem König selbst für ein Jahr einen Verwaltungsrath aufnöthigte, doch an der Hofpartei festhielt, wodurch er der siegenden Partei Gloucesters hinlänglich gekennzeichnet ward, um ein Opfer ihrer Rache zu werden. Erst als John von Lancasters Sohn, Heinrich Bolingbroke, 1399 den Thron bestieg, wurde Chaucers kleinem Jahrgehalt von

20 Mark, das man ihm gelassen, die erhebliche Summe von 40 Mark zugelegt. Er starb aber, nach Angabe einer allerdings erst später verfaßten, doch glaubwürdigen Grabschrift, schon 25. Okt. 1400 und wurde, der erste Dichter Englands, in dem Theil der Westminsterabtei beigesetzt, der seitdem den Namen des »Poetenwinkels« erhalten hat. C. verdankt seine dichterische Bedeutung und Eigenthümlichkeit nächst der Naturanlage seines Genius vorzugsweise den Zeitverhältnissen, seiner Lebensstellung und dem eigenthümlichen Gang seiner Bildung. Mehr als den Büchern verdankte er letztere dem Leben. Namentlich übten seine Reisen wichtigen Einfluß auf seine Kunst. In Italien lernte er die berühmtesten Dichterwerke jener Zeit kennen und schulte an ihnen seine Technik; ja, selbst viele seiner Stoffe entnahm er den Italienern (vorzugsweise Boccaccio) wie anderseits den ihm unmittelbar zugänglichen Schätzen der altfranzösischen Literatur. Die chronologische Ordnung seiner Hauptwerke läßt sich nur annähernd feststellen. Der Jugendzeit des Dichters gehören an: »The romaunt of the rose«, eine Bearbeitung des berühmten altfranzösischen Romans von der Rose, und das romantische Epos »Troilus and Cressida«, nach dem »Filostrato« des Boccaccio. Später folgten: »The book of the Dutchess« (von 1369) und »The house of fame«, »The assembly of the fowls«, »The flower and the leaf« und »Legend of good women«, welche Werke nebst der Prosaübersetzung von Boëthius' Schrift »De consolatione« zwischen 1374 und 1382 abgefaßt sind, während für andere, z. B. »Chaucer's dream«, aller Anhalt fehlt. Schon die genannten Werke, insbesondere »Troilus« und die »Legende von den guten Frauen«, zeichnen sich durch Frische und Wärme der Phantasie, feine psychologische Beobachtung und technische Gewandtheit aus und fanden den größten Beifall der Zeitgenossen. Dasjenige Werk aber, das C. auch bei der Nachwelt dauernden Ruhm erwarb und in welchem seine dichterischen Charakterzüge nach allen Seiten hin entwickelt und gereift erscheinen, sind seine »Canterbury-tales«, die frühestens 1393 abgefaßt, aber unvollendet geblieben sind. In dieser unsterblichen Dichtung, bei welcher C. wohl der Rahmen von Boccaccio's »Decamerone« vorschwebte, bringt er einen bunten Haufen allerhand »sündhaften Volks« zusammen, das, auf einer Wallfahrt nach Canterbury zum Grab des heil. Thomas von Becket begriffen, sich der Reihe nach Geschichten erzählt, deren Details ein lebendiges und interessantes Gemälde bilden. Besonders kunstvoll sind die Lebensart und die Eigenthümlichkeiten der Pilger (im ganzen 29 Personen) in der Haupteinleitung geschildert; jede einzelne Erzählung ist ein Zeugnis genauester Kenntnis der menschlichen Natur und ein wahrer Schatz von Humor, wie denn letzterer bei C. unter allen Dichtern der Welt zuerst zur klaren Entfaltung gekommen ist. Das protestantische Selbstgefühl des Dichters regt sich sehr lebhaft in der Ironie, mit welcher er den Ablaßkrämer darstellt, der mit allerlei Seltenheiten handelt (z. B. einem Stück vom Segel des heil. Petrus). Der Orforder Geistliche erzählt nach Boccaccio die Geschichte der Griseldis, und der Ritter, dessen Erzählung die erste und längste ist, gibt eine freie Bearbeitung von dessen »Theseide«. Ein großer Theil des Stoffs ist französischen Contes und Fabliaux entnommen, und die Erzählungen geben daher auch wohl ins Burleske und Schmutzige über. Im übrigen mußte C. bei der damals auch in England herrschenden Vorliebe für fremde Sprachen gewissermaßen diejenige erst schaffen, in der er schrieb. Die Versifikation machte er natürlicher und gedrängter, indem er die Alliteration abschaffte und den unregelmäßigen Alexandriner in eine kunstgerechte Form brachte. Sein Versmaß, die zehn- und achtsilbige Zeile, ist fast von allen englischen Dichtern, von Spencer bis Byron, beibehalten worden. Chaucers Werke sind in verschiedenen Handschriften aufbewahrt und häufig gedruckt worden. Eins der ersten Produkte von Cartons Presse ist eine Ausgabe der »Canterbury-Erzählungen«, um 1475 gedruckt. Gesammelt erschienen Chaucers Werke zuerst 1542, am vollständigsten von Urry (Lond. 1721), dann in 14 Bänden (das. 1782). Eine kritische Ausgabe der »Canterbury-tales« mit Glossar besorgte Tyrrwhitt (Lond. 1798, 2 Bde.; neue Ausg. das. 1852), eine modernisirte Umarbeitung Ogle (das. 1741, 3 Bde.), den Abdruck einer gleichzeitigen Handschrift mit Anmerkungen Wright (das. 1847—51, 3 Bde.; neue Ausg. 1867), eine schöne Ausgabe der »Poetical works« 1845 (6 Bde.) und 1870 (8 Bde.) Nicolas, welcher derselben (Pickering-Edition) auch ein »Life of C.«, d. h. eine überaus specielle und zuverlässige Zusammenstellung aller beglaubigten Dokumente über Chaucers Leben vorausschickt. Eine deutsche Uebersetzung ausgewählter »Canterbury-Erzählungen« veröffentlichte Kannegießer in der »Taschenbibliothek auswärtiger Klassiker« (Zwickau 1827, 2 Bde.). Nach ihm begann Fiedler eine Uebersetzung derselben (Dessau 1844), die aber bei Vers 5560 abbricht. Die einzig vollständige Uebertragung sämmtlicher vorhandenen Erzählungen, zugleich die gelungenste, lieferte Hertzberg (Hildburgh. 1866), der zugleich in einer umfangreichen und vorzüglichen Einleitung über Zeitalter, Leben und schriftstellerischen Charakter des Dichters zahlreiche und bedeutsame Aufschlüsse ertheilt und die früheren unkritischen Biographien von Urry, Godwin (Lond. 1803) u. a. berichtigt. Vgl. Pauli, Bilder aus Altengland (Gotha 1860); Kissner, C. in seinen Beziehungen zur ital. Literatur (Bonn 1867); B. ten Brink, C., Studien zur Geschichte seiner Entwickelung und zur Chronologie seiner Schriften (Münster 1870, Bd. 1); Mamroth, Geoffrey C., seine Zeit und seine Abhängigkeit von Boccaccio (Berl. 1872). — Die Chaucer-Society in London, welche sich mit der Textkritik der Werke Chaucers und der ältern engl. Literatur überhaupt beschäftigt, wurde 1867 gegründet.

Chaudes-Aigues (spr. schohd-säghg), nach ihren heißen Mineralquellen benannte Stadt im franz. Departement Cantal, Arrondissement St. Flour, in enger Gebirgsschlucht der Margéridekette, an einem Zufluß der Truyère, 650 Meter ü. M. gelegen, mit dem alten Château du Coiffour und (1872) 1721 Einw. Die 5 Thermen von C., schon den Römern als Calentes aquae bekannt, entspringen aus einem gneisartigen Glimmerschiefer, haben eine Temperatur von 57—81,5° C., sind arm an festen Bestandtheilen, unter denen das kohlensaure Natron (in 16 Unzen 4,546 Gran) überwiegt, und liefern in 24 Stunden 9749 Hektol. Wasser (die heißeste, Source du Par, allein 3750 Hektol.). Das Wasser ist farblos, durchsichtig, ohne bestimmten Geschmack und etwas fettig anzufühlen; es wirkt excitirend und, in stärkerer Dosis genommen, laxativ und wird als Getränk sowie äußerlich in Form von Vollbädern und Douchen besonders bei Gicht und chronischen Rheumatismen angewendet. Die drei Badeetablissements sind nicht zum besten verwaltet und werden nur noch von etwa 800—1000 Kurgästen im Jahr besucht.

Chaudet (spr. schodä), Antoine Denis, ausgezeichneter franz. Bildhauer, geb. 31. März 1763, Schüler Stouſs, trug ſchon im 21. Jahr bei der Akademie den erſten Preis davon, lebte dann eine Zeitlang in Rom und wurde Mitglied der Akademie zu Paris, ſpäter Profeſſor an derſelben. Seine erſte größere Arbeit war ein Basrelief unter dem Periſtyl des Pantheons, einen ſterbenden Krieger darſtellend, den der Genius des Ruhms unterſtützt. In raſcher Folge lieferte er darauf die Statue Napoleons I., welche im Saal des Geſetzgebenden Körpers aufgeſtellt wurde; das die Dichtkunſt darſtellende Basrelief im innern Hof des Louvre; die Statue des Friedens für die Tuilerien; die des Cincinnatus für den Saal des Senats; die Büſten Sebaſtian Bourdons, Beliſars, Malesherbes', Denons, Fourcroy's, des Kardinals Maury, Sabatiers und Leroy's. Seine Kunſtweiſe ſchließt ſich an die akademiſche Richtung an, die in David ihren Meiſter verehrt. Für ſeine gelungenſten Werke erklärt man die Statue eines jungen Mädchens, welches über eine Sinnpflanze, die ſich unter ihren Händen zuſammenzieht, in Erſtaunen und Nachdenken geräth, und die des jungen Cyparisſus. C. ſtarb 19. April 1810. Chaudets Gattin Eliſe, geborne Gabiou, geb. 1767 zu Paris, geſt. daſelbſt 1830, zeichnete ſich als Genremalerin aus.

Chaudey (spr. schodä), Ange Guſtave, franz. Advokat und Journaliſt, geb. 1817, widmete ſich in Paris dem Rechtsſtudium und wurde 1840 Licentiat der Rechte. Im Jahr 1845 trat er zur Journaliſtik über, wurde Redakteur der »Presse« und veröffentlichte mehrere politiſche Broſchüren im Sinn der damaligen Oppoſition, wie: »La crise politique« (1847), »De la formation d'une véritable opposition constitutionnelle« (1848). Nach der Februarrevolution war er einer der ergebenſten Anhänger Lamartine's und unterſtützte die Kandidatur des Generals Cavaignac für die Präſidentſchaft der Republik. Nach der Erwählung Napoleons begab er ſich in ſeinen Heimatsort Veſoul, übte die advokatoriſche Praxis aus und betrieb ſeine Kandidatur für die neu zu wählende Verſammlung. Aber der Staatsſtreich vom 2. Dec. 1851 trieb ihn ins Exil, und als er wegen Familienangelegenheiten nach Veſoul zurückkehrte, mußte er eine Gefängnisſtrafe von zwei Monaten abbüßen, weil er einen Anſchlag des Präfekten, welcher den Staatsſtreich rechtfertigte, abgeriſſen hatte. Darauf ging er wieder in die Schweiz und übernahm die Redaktion des »Républicain Neuchâtelois«; 1856 kam er, nachdem die Regierung ſeine Rückkehr erlaubt hatte, nach Paris, war als Advokat thätig, betheiligte ſich an der Redaktion des »Courrier du Dimanche«, ſpäter des »Siècle« und erregte großes Aufſehen durch eine 1869 herausgegebene Broſchüre, betitelt: »L'empire parlementaire, est-il possible?« Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 ſtellte er ſich der neuen Regierung zur Verfügung und ward zum Mitglied der Kommiſſion für Juſtizreform und zum Maire des 9. Arrondiſſements von Paris ernannt. Den Verſuchen der Socialdemokraten 31. Oct. 1870 und 22. Jan. 1871, die Regierung der nationalen Vertheidigung zu ſtürzen und die Kommune einzurichten, widerſetzte er ſich mit aller Energie, und namentlich der letzte Aufſtand ſoll hauptſächlich durch C., welcher, damals Amtsgehülfe des Maire von Paris, unter den Municipalbeamten allein im Stadthaus anweſend war, geſcheitert ſein. Dies ward ihm von den Socialdemokraten nicht verziehen. Auf eine Denunciation hin ward er nach dem Aufſtand vom 18. März verhaftet (13. April) und in das Gefängnis Mazas, ſpäter nach St. Pelagie abgeführt. Bei dem Verhör, das der Kommunard Rigault mit ihm vornahm, antwortete er mit Feſtigkeit und berief ſich darauf, daß er nur ſeine Pflicht erfüllt habe. Am 23. Mai, als ſchon die Verſailler Truppen in Paris eindrangen, wurde C. im Hof des Gefängniſſes erſchoſſen, wobei Rigault ſelbſt das Exekutionspeloton kommandirte.

Chaudière (spr. schoddjähr), ein nicht ſchiffbarer Fluß in Unterkanada, entſpringt an dem Grenzgebirge gegen Maine, den Quellen des St. Johns nahe, und fällt nach einem nördlichen Lauf von 145 Kilom. bei Neuliverpool, oberhalb Quebek, in den St. Lorenzſtrom. Seine Ufer ſind abſchüſſig und waldig, und der Strom iſt durch zahlloſe Inſeln getheilt. Nahe der Mündung liegen die berühmten, über 30 Meter hohen Chaudièrefälle in einer überaus romantiſchen Gegend. In neuerer Zeit hat man an ſeinen Ufern goldhaltige Quarzlager entdeckt.

Chaudordy (spr. scho-), Emile, Graf von, widmete ſich, nachdem er früher juriſtiſchen Studien obgelegen hatte, 1850 dem diplomatiſchen Dienſt und wurde Attaché bei der franz. Geſandtſchaft in Rom. Er wurde ſpäter verſchiedenen anderen Geſandtſchaften beigegeben, trat unter dem Miniſter des Auswärtigen Drouyn de Lhuys als Direktor in deſſen Miniſterium ein und erhielt ſich in dieſer Stellung auch unter deſſen Nachfolgern. Er galt für einen Mann von Intelligenz und großer Arbeitskraft und war in den Tuilerien aufs beſte empfohlen. Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 wandte er ſich den neuen Machthabern zu und wurde von der Pariſer Regierung als Stellvertreter Jules Favre's in der Verwaltung des auswärtigen Miniſteriums der Delegation von Tours, ſpäter Bordeaux, beigegeben. Durch verſchiedene Rundſchreiben, welche er als Delegationsminiſter des Auswärtigen an die europäiſchen Kabinette erließ, machte er ſich auch in weiteren Kreiſen bemerklich. In ſeinen beiden Rundſchreiben vom 10. Okt. 1870 beſtritt er, den Bismarck'ſchen Schreiben vom 13. und 16. Sept. gegenüber, Deutſchland das Recht zur Annektirung von Elſaß-Lothringen und ſchrieb dem deutſchen Hauptquartier die Abſicht zu, Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabzudrücken. In einem Rundſchreiben vom 29. Nov. beſchuldigte er die Preußen einer barbariſchen Kriegführung, der Plünderung und anderer Vergehen. Und als Bismarck in ſeinem Schreiben vom 9. Jan. 1871 den Franzoſen ihr Sündenregiſter vorhielt (Schießen auf Parlamentäre, Verletzung der Genfer Konvention, Anwendung von Sprenggeſchoſſen und Patronen mit gebacktem Blei, Mißhandlung deutſcher Gefangener, ſelbſt Kranker), ſo erließ C. zu deſſen Entkräftung ein neues Rundſchreiben. Seine lügneriſchen Behauptungen galten den Franzoſen als »ſiegreiche Widerlegungen der Anklagen des Kanzlers«. In mehreren Schreiben ſuchte er England zur diplomatiſchen Intervention zu bewegen. December 1870 erſuchte er Odo Ruſſel, den diplomatiſchen Agenten im Verſailler Hauptquartier, dem Grafen Bismarck die Wahl zwiſchen folgenden drei Vorſchlägen zu laſſen: entweder Waffenſtillſtand mit der Bedingung der Verproviantirung der Hauptſtadt, um eine Nationalverſammlung zu wählen, oder Friedensſchluß ohne Gebietsabtretung, oder Einberufung eines europäiſchen Kongreſſes zur Erörterung der zwiſchen Frankreich und Preußen ſchwebenden Fragen. Als nach Abſchluß der Friedenspräliminarien die Regierung der nationalen Vertheidigung ſich auflöſte

und eine neue Regierung unter Thiers sich bildete, wurde er zunächst nicht verwendet. Durch die Wahlen vom 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, nahm er seinen Sitz auf der Rechten, spielte aber keine parlamentarische Rolle. Am 5. Dec. 1873, unter dem zweiten Ministerium Broglie, wurde C. zum Gesandten in Bern an Lanfrey's Stelle ernannt. Von dort, wo er sich wegen seiner ultramontanen Umtriebe nicht beliebt machte, wurde er, als Frankreich durch den Vorgang des Deutschen Reichs zur Anerkennung der Regierung des Marschalls Serrano sich gezwungen sah, nach Madrid versetzt und überreichte 3. Okt. 1874 seine Beglaubigungsschreiben als franz. Gesandter.

Chauken, s. Chaucen.

Chaulieu (spr. scholiö), Guillaume Amfrye de, franz. Dichter, geb. 1639 zu Fontenay, zeichnete sich früh durch Geist aus und erwarb sich die Gunst des Herzogs von Vendôme und dessen Bruders, des Großpriors von Malta, der ihm die Abtei von Aumale und andere Pfründen mit einem Einkommen von 30,000 Livres verschaffte. C. war Schüler de la Chapelle's und ist das Ebenbild von dessen Leben und Schriften, anmuthig spielend mit den Freuden der Geselligkeit, die er auch als Lebemann zu genießen verstand, sorglos um Kunstgesetze, in einzelnen Zügen seltene Geistesbildung andeutend. Es gibt keine Gattung der gesellschaftlichen Poesie, in der er sich nicht mit Erfolg versucht hätte. Namentlich seine »Epîtres« machten in der Geschichte der »guten Gesellschaft« Epoche und wurden das Evangelium der geistreichen Herren und Damen, die das Vergnügen zu einem Kultus erhoben und unter denen die berühmte Ninon de l'Enclos den Ton angab. Noch im hohen Alter, wiewohl vom Podagra gefoltert und des Gesichts beraubt, sang er gleichsam auf seinem Grabe, wie ein zweiter Anakreon. Man nannte ihn auch l'Anacréon du Temple, weil er im »Tempel« des Herzogs von Vendôme Hausgenosse war. Er starb 27. Juni 1720. Seine Gedichte wurden zuerst mit denen von La Fare (Amsterd. 1724), am vollständigsten von Lefèvre de Saint Maur (Par. 1774, 2 Bde.) und Lemontey (das. 1825) herausgegeben. »Lettres inédites« von C. veröffentlichte Graf v. Béranger (Par. 1850).

Chaumette (spr. schomett), Pierre Gaspard, einer der überspanntesten franz. Revolutionsmänner, geb. 24. Mai 1763 zu Nevers als der Sohn eines Schuhmachers, hatte Studien gemacht, dann Schiffsdienste genommen und war beim Ausbruch der Revolution Schreiber in Paris. Obgleich Cordelier und an der Herausgabe des Journals »Les Révolutions de Paris« betheiligt, blieb er bis zu den Septembermetzeleien in untergeordneter Stellung. Kurz nachher wurde er wegen seines extremen Auftretens Prokurator der Pariser Gemeinde und nannte sich »Anaxagoras«. Die Errichtung des Revolutionstribunals, das Gesetz wegen des Maximums sowie das gegen die Verdächtigen, die Feste der Vernunft ꝛc. wurden zum großen Theil von ihm veranlaßt oder doch vollzogen; er schlug sogar vor, daß jedermann hinfort nur Holzschuhe tragen und Kartoffeln essen dürfte. Ganz besonders schwärmte er für den Kultus der Göttin der Vernunft, welcher er auch die Kirche Notre Dame einräumen ließ. Er gehörte zur Partei der Hébertisten und wurde, als Robespierre mit diesen zerfiel, 13. April 1794 guillotinirt.

Chaumont (spr. schomóng), ein Bergrücken des Neuenburger Jura (1189 Meter hoch), an seinem Fuß mit den Weinbergen von Neuchâtel, höher mit Tannenwald bewachsen. In seinen unteren Stufen sind Brüche eines trefflichen gelben Bausteins (Neocom), desselben, aus dem so charakteristisch die Stadt Neuchâtel (»la ville de bourre«) erbaut ist. Auf der Höhe gegen Fenin lagert im Wald ein ungeheurer aus den Gebirgen des Montblanc stammender Findling, die Pierre à bot. Das eingravirte Kantonswappen zeigt, daß der Irrblock Staatseigenthum und dadurch seine Erhaltung gesichert ist. Auf dem Gipfel des C. umfaßt der Blick die ganze Alpenkette vom Montblanc bis zum Säntis. Ein Gasthaus bietet Unterkommen.

Chaumont en Bassigny (spr. schomóng ang bassinji), Arrondissementshauptstadt des franz. Departements Obermarne, in der Champagne, auf einer Höhe (312 Meter ü. M.) zwischen der Marne und Suize und an der Eisenbahn von Châlons nach Lyon gelegen, mit (1872) 8600 Einw., hat 4 Kirchen (darunter die schöne Kirche St. Jean Baptiste aus dem 13.—15. Jahrh., deren Thürme 56 Kilom. weit sichtbar sind), ein ansehnliches Stadthaus, ein neues Präfekturgebäude, einen Justizpalast mit prachtvollem Assisensaal, ein Handelstribunal, ein Lyceum, eine Bibliothek von 40,000 Bänden, ein Museum, eine Filiale der Bank von Frankreich, ein Hospital, Fabrikation von Handschuhen und Messerschmiedewaaren, Wachsbleichen und Gerbereien und lebhaften Produkten-, Eisen- und Leinwandhandel. Das Thal der Suize überschreitet die Eisenbahn auf einem 600 Meter langen Eisenviadukt mit 50 Bögen in 50 Meter Höhe. In der Nähe sind Eisengruben. C. war ehedem Hauptort der Landschaft Bassigny, eines Besitzthums der Grafen von Champagne, von deren Schloß in C. noch der Thurm Hautfeuille übrig ist. In der Neuzeit wurde C. merkwürdig durch den Allianzvertrag vom 1. März 1814, der daselbst zu dem Zweck abgeschlossen ward, die Befreiung Europa's von der Herrschaft Napoleons I. zu bewerkstelligen, und der an die Unterhandlungen von Châtillon (s. d.) anknüpfte. Die Großmächte entwarfen hier sogar schon den Plan zur spätern äußern politischen Gestaltung Europa's und insbesondere zur Umgestaltung Deutschlands in einen Bundesstaat. Unterzeichnet wurde der Vertrag von Metternich (Oesterreich), Nesselrode (Rußland), Castlereagh (England) und v. Hardenberg (Preußen). Jede der vier Mächte verpflichtete sich, zu Bekämpfung des gemeinsamen Feindes ein Kontingent von 150,000 Mann ins Feld zu stellen. England übernahm überdies für die Dauer des Kriegs die jährliche Zahlung von 5 Mill. Pfd. Sterl. Subsidien und verpflichtete sich, diesen Betrag an Oesterreich und Preußen noch 2 Monate nach geschlossenem Frieden, an Rußland aber noch 4 Monate hindurch zu zahlen, in Rücksicht auf die Rückkehr der Heere in ihre Heimat. Das Bündnis ward auf 10 Jahre geschlossen.

Chausey-Inseln (spr. schosé-), Gruppe kleiner Felseninseln an der Küste des franz. Departements Manche, in der Bai von Cancale, südöstlich von der Insel Jersey, mit wichtigen Befestigungen und einem Leuchtfeuer auf der gleichnamigen Hauptinsel. Die Inseln sind reich an Kaninchen.

Chaussard (spr. schossar), Pierre Jean Baptiste, franz. Dichter, Schriftsteller und Revolutionsmann, geb. 29. Jan. 1766 zu Paris, widmete sich der advokatorischen Praxis, ohne jedoch seine Neigung zur Literatur zu unterdrücken. Eine Ode auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig (27. April

1785) verschaffte ihm 1787 einen Platz in Rivarols »Petit Almanach«. Zwei Jahre darauf veröffentlichte er seine »Théorie des lois criminelles«, vertheidigte die Principien der Revolution in mehreren Flugschriften und war einer der Redakteure des revolutionären Journals »La Sentinelle«. Im Jahr 1792 schickte ihn das Ministerium Lebrun zur Verbreitung revolutionärer Ideen nach Belgien; er verfuhr jedoch auf so rücksichtslose Weise, daß ihn Dumouriez entfernte. Seine Dienste wurden mit dem Sekretariat der Mairie von Paris, später mit dem des Wohlfahrtsausschusses belohnt. Im Proceß des Generals Miranda trug er viel zu dessen Lossprechung bei. Später wurde er für kurze Zeit Generalsekretär im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, 1803 Professor der schönen Wissenschaften zu Rouen, dann in Orléans, Nimes und endlich an der Universität zu Paris. Durch die Restauration aus letzterer Stellung verdrängt, starb er 30. Sept. 1823. Mit vielseitigen Kenntnissen verband er ein biegsames Talent und Leichtigkeit, aber auch Flüchtigkeit und Frivolität der Schreibart. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »De l'Allemagne et de la maison d'Autriche« (1792), ein Buch, das die Regierung unentgeltlich vertheilen ließ; »Mémoires historiques et politiques sur la révolution de la Belgique« (1793); »De l'éducation des peuples« (1793); »Le nouveau Diable boiteux« (1799); »Jeanne d'Arc, recueil historique et complet« (1806). Mehrere seiner Werke, z. B. »Les fêtes des courtisanes de la Grèce« (1801, 4. Aufl. 1821) und »Heliogabale« (1803), beziehen sich auf das römische und griechische Alterthum; mehrere sind auch, nicht gerade zum Schaden der Menschheit, Manuskript geblieben. Sein bestes Werk ist das Lehrgedicht: »Epitre sur quelques genres dont Boileau n'a pas fait mention« (1811; umgearbeitet unter dem Titel »Poétique secondaire, ou Essai didactique«, 1817).

Chaussée (franz., f., spr. scho-), aufgeworfener Damm, Wasserdamm; Dammweg, Hochweg; Kunststraße; s. Straßenbau.

Chausseegeld (Wegegeld, Maut), die Gebühr, welche man von den die Landstraße benutzenden Fuhrwerken für diese Benutzung erhebt. Es geschah dies von jeher in der Absicht, damit die Erhaltungskosten der Straßen wenigstens theilweise zu decken; diese sich damit völlig ersetzen lassen zu wollen, würde sehr verkehrt sein, da der geringe Nutzen, den man also erzielte, durch den Schaden (die Hemmung), welchen der Verkehr im allgemeinen dabei erlitte, überwogen werden würde. Am meisten gewinnt das ganze Land durch gänzliche Abschaffung des Chausseegelds. Man wird sich regierungsseitig hierzu leicht entschließen können und müssen, da die Erhebungskosten seit der Verallgemeinerung der Eisenbahnen an sehr vielen Orten die Gesammteinnahme nicht selten übersteigen und in diesen Fällen dem verkehrenden Publikum nur unnöthige Belästigung und Zeitverlust zugemuthet wird. Die Regierungen müssen sich eben bewußt werden, daß sie, sobald für Anlage und Verbesserung der Landstraßen berechtigte Wünsche ausgesprochen werden, nicht auf die Rentabilität der Anlagekosten rechnen, vielmehr nur berücksichtigen dürfen, daß jede Erleichterung der Kommunikation einen lebhaftern Verkehr, jede Ersparnis der Transportspesen günstigere Zustände in der Produktion wie in der Konsumtion herbeiführen, und daß die Rentabilität einer Straßenanlage schließlich in der erhöhten Steuerfähigkeit der berührten Gegend zu suchen ist. Wenn auch die Landstraßen heute den größten Theil ihrer ehemaligen Bedeutung durch die Eisenbahnen verloren haben, so bleiben jene dennoch überaus wichtig und für ein kultivirtes Land unentbehrlich. Denn nicht überall können Eisenbahnen gebaut werden, und es bleiben Strecken genug, auf welchen die Landstraßen den Verkehr zu vermitteln haben. Großbritannien und Belgien, die Staaten, welche dem Verkehr wohl die meiste Aufmerksamkeit zuwandten und infolge dessen das ausgebildetste Eisenbahnnetz besitzen, haben auch die besten Landstraßen. Dasselbe gilt auch von den meisten Provinzen Frankreichs. Freilich wird in dem erstern Lande der Wegebau lediglich den Gemeinden oder Privatpersonen überlassen; diese Einrichtung hat aber ihre großen Schattenseiten, vornehmlich deshalb, weil man dabei schwerlich an eine Aufhebung des Chausseegelds denken können wird, denn der Einzelne wird Ersatz seiner Auslagen verlangen, während der Staat den allgemeinen Volkswohlstand im Auge zu behalten berufen ist. — In mehreren deutschen Staaten sind schon vor längerer oder kürzerer Zeit die Schlagbäume gefallen und ist das C. abgeschafft worden, so in Bayern, Baden und mehreren preußischen Provinzen. Im Königreich Sachsen besteht es zwar noch, doch zeigt sich auch dort lebhafte Agitation für dessen Aufhebung. Bemerkenswerth ist, daß Kurhessen bereits 1865 die Aufhebung des Chausseegelds durchführte, also noch unter kurfürstlichem Regiment und zu einer Zeit, da sein Verkehr die untergeordnetste Bedeutung hatte. Höchst unangenehm wird das Mautsystem noch heute in Oesterreich empfunden, hauptsächlich der Unbequemlichkeit der Erhebungsart wegen.

Chautauqua (spr. tschahtahkwä), ein Binnensee im westlichen Theil des Staats New York, 26 Kilom. lang, 2—6 Kilom. breit, liegt 394 Meter ü. M., dem Eriesee nahe, sendet aber sein Wasser nicht diesem, sondern durch den Alleghanyfluß dem Mississippibecken zu. Er wird, so lange die Schiffahrt offen ist, von 3 Dampfern zwischen Maysville und Jonestown befahren.

Chauveau (spr. schowo), 1) Chauveau-Lagarde, Claude François de, berühmter franz. Advokat, geb. 21. Jan. 1756 zu Chartres, besonders bekannt als Vertheidiger der Königin Marie Antoinette, Charlotte Corday's, Brissots, Miranda's, den er vom Tode rettete, und des Abbé Brottier, fungirte unter Napoleon I. als Advokat beim Staatsrath, ward 1814 von Ludwig XVIII. geadelt, führte während der Hundert Tage die Sache des Generals Bonnaire, über die er 1816 einen »Exposé simple et fidèle de la conduite du général Bonnaire« veröffentlichte. Die freien Farbigen auf Martinique vertrat er 1826 gemeinschaftlich mit Isambert. Im Jahr 1828 wurde er Rath am Kassationshof, trat aber diesen Posten später an seinen Sohn, Pierre Aimé Urbain de C., ab. Er starb 29. Febr. 1841. Von seinen Schriften ist hervorzuheben: »Notice historique sur le procès de Marie Antoinette« (Par. 1816).

2) Adolphe, franz. Rechtslehrer, geb. 29. Mai 1802 zu Poitiers, ward 1830 Advokat am Staatsrath und am Kassationshof, 1838 Professor der administrativen Rechtswissenschaft zu Toulouse, wo er im Mai 1869 starb. Von seinen zahlreichen Werken ist das bedeutendste die »Théorie du code pénal« (Par. 1834—43, 8 Bde.; 5. Aufl. 1873, 6 Bde.).

Chauvelin (spr. schow'läng), Bernard François,

Marquis von, franz. Staatsmann, geb. 29. Nov. 1766, wurde Officier, huldigte aber, trotz aristokratischer Abstammung, der Revolution und wurde von Dumouriez zum Gesandten in London ernannt. Als nach Ludwigs XVI. Hinrichtung England völlig mit Frankreich brach, kam C. nach Paris zurück; auch eine Gesandtschaft nach Florenz vereitelte der dortige englische Gesandte. Den Schreckensmännern verdächtig, saß er bis zum 9. Thermidor im Gefängnis. Nach dem 18. Brumaire zum Mitglied des Tribunats ernannt, bekämpfte er die Uebergriffe des Konsulats, namentlich die Errichtung der Ehrenlegion. Bonaparte entfernte ihn daher und zog ihn erst 1803 wieder in den Dienst als Präfekt des Departements Lys. Hier wirkte C. acht Jahre, wurde dann Staatsrath und ging nachher als Generalintendant nach Katalonien. Nach der Restauration in die Deputirtenkammer gewählt, war er der gewandteste Redner für die Sache der Nation der Bourbonenregierung gegenüber; 1829 mußte er wegen Kränklichkeit aus der Kammer austreten, trat aber nach dem Sieg der Julirevolution wieder ein und wirkte wie zuvor, bis ihn 9. April 1832 die Cholera wegraffte.

Chauve-souris (franz., s. spr. schöw-ssurih), Fledermaus, Art Maskenanzug, Domino mit Kapuze.

Chauvin (spr. schowäng), Jean, s. v. w. Calvin.

Chauvinismus (franz., spr. schow-), erst neuerdings in Frankreich in Gebrauch gekommenes Wort, ist zurückzuführen auf den Namen Chauvin, unter welchem Scribe in dem Stück »Le soldat laboureur« einen Soldaten auf die Bühne brachte, welcher eine blinde, jeden Widerspruch von vornherein ausschließende Bewunderung vor Napoleon I. und allem, was von diesem berrührt, an den Tag legt. Im allgemeinen bezeichnet daher C. eine Eingenommenheit für eine bestimmte Ansicht oder Partei, die ohne gehöriges Urtheil lediglich auf Gefühl und Leidenschaft beruht. Chauvinist, Anhänger des C.

Chaux de Fonds, La (spr. schō d'fóng), Hauptort des gleichnamigen Bezirks im schweiz. Kanton Neuenburg, in rauher, wasserarmer Gegend (1000 Meter ü. M.) gelegen, wo kein Obst, oft selbst kein Getreide reift, ist ein stattliches Dorf mit palastähnlichen Gebäuden und (1870) 19,930 Einw. Der Jura industriel, eine Bergbahn, deren Maximalsteigung 28 ‰ beträgt und die durch einen Tunnel von 3,26 Kilom. Länge führt, verbindet das Dorf mit der am See gelegenen Hauptstadt Neuenburg und dadurch mit einer der großen schweiz. Thallinien. In das Hochthal von La C. und Le Locle hat seit 200 Jahren die Uhrmacherei einen ungeahnten Aufschwung gebracht. In einer Zeit, wo in den einsamen Hochthälern eine Taschenuhr noch zu den Seltenheiten gehörte, lebte in dem nahen Juradorf La Sagne ein Schmied, Namens Jean Richard, der ganz aus sich selbst die Uhrmacherei erlernte, indem er eine beschädigte Uhr genau untersuchte, sorgfältig zergliederte und ebenso sorgfältig wieder zusammensetzte. Dann verfertigte er eine neue Uhr, lehrte die Kunst seine 5 Söhne und andere junge Leute und wurde so nicht nur der erste Uhrmacher der »Montagnes«, sondern auch der Begründer der großartigen Industrie und des Wohlstands der Jurassier. Ihre jetzige Ausdehnung erhielt die Uhrmacherei durch Theilung der Arbeit: jeder Arbeiter verfertigt nur einen bestimmten Uhrentheil und bringt es hierin zu bewunderungswürdiger Fertigkeit und Genauigkeit. Auf diese Art ist es möglich, schon Kinder arbeiten zu lassen; viele tausende der feinen Federchen, Stiftchen, Räderchen, Zeigerchen ꝛc. sind von Kinderhänden gefertigt. Auch Chronometer und andere künstliche Uhrwerke werden verfertigt, und in C., Locle und Neuenburg existiren (seit 1868) Uhrmacherschulen, welche den jungen Leuten Gelegenheit geben, eine sowohl praktische als theoretische Ausbildung zu erlangen. Die Uhrenproduktion Neuenburgs beträgt ca. 300,000 Stück (à 700 Franken das Dutzend). Wie nach Neuenburg in neuerer Zeit, so hat sich schon früher das Gewerbe auch in die umliegenden Gebiete verpflanzt, nach Biel, Murten, Solothurn ꝛc., zu der Zeit der ersten französischen Revolution, als die Neuenburger Patrioten sich verfolgt sahen, auch nach Besançon. Der Ort C. selbst zählte zu Richards Zeit erst 7 Häuser, 1834 schon 6500 Einw. Heute besitzt er, obgleich die Bewohner ihn ein »Dorf« nennen, durchaus städtische Einrichtungen: Theater, Kasino, Café's, Gesellschaftslokale, ein prachtvolles Spital ꝛc. Die Eingebornen, fast ausschließlich mit Uhrmacherei beschäftigt, überlassen Handwerk und eine Menge der für das gewöhnliche Leben erforderlichen Geschäfte deutschen Niedergelassenen.

Chaves (spr. schäw-, auch Chiaves), Stadt in der portug. Provinz Tras os Montes, nahe der galicischen Grenze, auf einem Plateau rechts am Tamega, mit verfallenen Festungswerken (sonst ein Hauptwaffenplatz der Portugiesen), einer Kollegiatkirche, mehreren Klöstern und Spitälern und 3300 Einw. Ueber den Fluß führt eine prächtige Brücke von 18 Bögen, ein stolzes, aus der Zeit Trajans stammendes Werk der Römer. In der Nähe sind salzige heiße Quellen (+ 54° R.), die wegen ihrer Heilkraft schon bei den Römern (Aquae Flaviae Turodorum) berühmt waren.

Chaves (spr. schäw-), Emanuel de Silveyra Pinto de Fonseca, Graf von Amarante, Marquis von, portug. Staatsmann, geboren zu Villareal in Portugal aus alter Adelsfamilie, ward früh Soldat, focht im Halbinselkrieg 1809—1814 mit Auszeichnung, bekämpfte später (1823) die konstitutionelle Partei und erhob, unterstützt von der Königin Charlotte und der klerikalen Partei, 23. Febr. 1823 zu Villareal die Fahne der Revolution zum Sturz der Konstitution. In Chaves sich festsetzend, bildete er eine Art Regierung unter dem Erzbischof von Braga, vermehrte sein kleines Heer durch Parteigänger und siegte bei Santa Barbara. Nachdem Dom Miguel zum absoluten König ausgerufen worden, zog C. in Lissabon ein und wurde zum Marquis von C. erhoben. Als aber (1826) die konstitutionelle Partei unter Palmella die Oberhand gewann und Dom Miguel weichen mußte, proklamirte C. zu Villareal Dom Miguel I. als absoluten König, die Königin-Mutter als Regentin und errichtete eine Regierungsjunta zu Tavira. Doch verlor er das Vertrauen seiner Scharen und legte den Oberbefehl nieder, trat zwar später von neuem auf, mußte aber nach Spanien fliehen und wurde nach Irun verwiesen, von wo er nach Bayonne ging. Als Dom Pedro nachher seinen Bruder Dom Miguel zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, wirkte C. wieder eifrig für dessen Erhebung zum absoluten König und wurde 1828 nach Portugal zurückgerufen. Doch am Hof des undankbaren Dom Miguel verachtet, zog er sich zurück und verfiel in tiefe Melancholie. Er starb 7. März 1830.

Chavica, s. Piper

Chawas, in der Türkei die durch freiwillige Werbung gebildeten Polizeisoldaten; sie vertreten die Stelle der Gensdarmen und werden zur Armee gerechnet.

Chaywurzel (Cháyaver, Sáyawer), die Wurzel der zur Familie der Rubiaceen gehörigen Oldenlandia umbellata *L.*, welche auf der Küste von Malabar und Koromandel angebaut und dort statt des Krapps zum Türkischrothfärben baumwollener Garne benutzt wird. Die erhaltenen Farben stehen denen des Krapps an Lebhaftigkeit und Echtheit nicht nach; da die C. aber kaum den vierten Theil soviel Farbstoff enthält wie Krapp, so ist ihre Einfuhr nach Europa nicht lohnend.

Chazal (spr. schasall), Pierre Emanuel Felix, Baron von, belg. General und Kriegsminister, geb. 1808 zu Tarbes im franz. Departement Oberpyrenäen, ist der Sohn eines frühern Konventmitglieds, das während der Restauration in Belgien starb. In Brüssel anfangs für den kaufmännischen Stand gebildet, nahm er 1830 an der revolutionären Bewegung und am Kriege gegen Holland theil und avancirte rasch bis zum Generalintendanten der Armee, nach der definitiven Organisation der belgischen Armee aber zum General zweiten (1842) und ersten Grades (1847). In Anerkennung seiner Verdienste um die belgische Armee gewährte ihm die Kammer 1844 die große Naturalisation. Nach dem Sturz des kathol. Kabinets trat C., der beständig ein Liberaler gewesen, 12. Aug. 1847 in das Kabinet Frère-Rogier als Kriegsminister ein, welchen Posten er rühmlichst verwaltete, bis seine Opposition gegen die Herabsetzung des Militärbudgets und einige andere Umstände 1850 seinen Rücktritt veranlaßten. Nachdem er 1856 den Kaiser Alexander II. von Rußland bei seiner Thronbesteigung im Namen seines Souveräns beglückwünscht hatte, wurde er 6. April 1859 aufs neue zum Kriegsminister ernannt. Sein Hauptverdienst ist die Betreibung der Umschaffung Antwerpens zu einem starken Centralplatz der Armee, in dessen Realisirung er den Schlußstein der politischen Sicherheit des Landes sah. Bei den stürmischen Debatten über die belgisch-mejikanische Legion im Beginn des Jahrs 1865 durch den Abgeordneten Delaet sich beleidigt fühlend, antwortete er demselben mit einer Herausforderung. Der 8. April ausgeführte Zweikampf gab der Kammer Anlaß, das Gesetz über Verfolgung von Verbrechen und Vergehen der Minister außerhalb ihrer Amtsführung zum Abschluß zu bringen. Auf die Dauer war infolge davon Chazals Stellung nicht haltbar, und so trat er im November 1866 zurück, zumal auch seine Gesundheit erschüttert war.

Chazaren, s. Chasaren.

Chazor, Name mehrerer Städte in Palästina, worunter bemerkenswerth: C. im Stamme Naphtali im N. des Landes, bis auf Debora kanaanitische Königsstadt, von Salomo befestigt, vom assyrischen König Tiglat Pilesar erobert; der heutige Tell Hazur.

Check (Checked stuff, engl., spr. tsch-), ein leinwandartiges, blau und weiß gewürfeltes oder gestreiftes Gewebe, welches vornehmlich zu Matrosenkleidern dient (daher auch Matrosenleinen genannt) und in England, Holland, Sachsen, Schlesien und Böhmen verfertigt wird, von wo es besonders nach Nordamerika und Westindien einen starken Absatz hat. Es gibt verschiedene Sorten; ganz von Baumwolle heißt es cotton C., ganz von Leinen linen C. und von beiden gemischt mixed C.

Checks (engl., spr. tsch-, franz. Chèques), bei Sicht zahlbare Anweisungen von Bank-Kunden an ihre Bank, die Form, in welcher alle wohlhabenden Engländer ihre Rechnungen u. dgl. zu bezahlen pflegen, und welche sich neuerdings mit der Ausbildung des Depositengeschäfts bei den Banken (s. Depositenbanken) auch nach allen größeren Bankplätzen Deutschlands verbreitet hat. Der Kunde der Bank legt eine gewisse Summe ein und hält seine Rechnung mit der Bank in einem gewissen Ueberschuß von Guthaben auf seiner Seite, wofür ihm eine kleine Verzinsung (1—3 Proc.) gewährt zu werden pflegt. Er empfängt von der Bank ein Buch mit Blättern voller Checkformulare, die er nur herauszureißen und auszufüllen braucht, um sie in jedem beliebigen unabgerundeten Betrag als persönliches Zahlmittel zu verwenden. Der Empfänger präsentirt den Check bei der Bank und erhält dafür den Geldbetrag, auf welchen derselbe lautet. Vgl. R. Hildebrand, Das Chequesystem (Jena 1867); Sevd, Das London Bank-Check- und Clearinghouse-System (Leipz. 1874).

Chedive (Khedive, arab., »Vicekönig«), seit 1867 Titel des Vicekönigs von Aegypten.

Chef (franz., spr. scheff), Haupt, Vorsteher, Erster in der Ordnung; daher der Befehlshaber eines Heers oder einer einzelnen Truppenabtheilung, der Inhaber oder Vorsteher einer Anstalt, Handlung, Fabrik ꝛc.

Chef d'œuvre (das, franz. m., spr. schä döwr), Hauptwerk, Meisterwerk.

Cheilitis (griech., f.), Lippenentzündung.

Cheiloplastik (griech., f.), Bildung neuer Lippen (s. d.).

Cheiránthus *L.* (Lack, Goldlack), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, aufrechte, zweijährige oder ausdauernde Kräuter oder Halbsträucher mit einfachen, lanzettförmigen oder linealen Blättern und in langen Trauben stehenden gelben oder orangerothen Blüten, finden sich besonders in den Mittelmeerländern und eignen sich größtentheils zu Zierpflanzen. C. cheiri *L.* (gemeiner Goldlack, gelbe Viole, Lackviole), mit wohlriechenden, gelben, auch braunen und violetten Blüten, wächst an steinigen Stellen und alten Mauern im südlichen und hier und da auch im mittlern Europa wild und blüht vom Mai an fast den ganzen Sommer hindurch. Die bitter und kressenartig schmeckenden Blüten, Flores Cheiri, waren sonst bei Stockungen im Unterleib, Gelb-, Wassersucht u. dgl. in Anwendung, sind aber jetzt nur noch in einigen Gegenden als Hausmittel gebräuchlich. Man kultivirt von dieser allbeliebten Zierpflanze, deren Blumen Schönheit und Wohlgeruch vereinigen, in Deutschland eine Menge Varietäten mit verschieden gefärbten, auch gefüllten Blüten. Auch im Alterthum war der Goldlack neben Rosen und Lilien eine beliebte Zierpflanze, und neben den dunkeln Veilchen (viola) werden stets auch die hellen, farbigen genannt, unter welchen Levkoje und Goldlack zu verstehen sind.

Cheiroptera (Chiroptera), Ordnung der Säugethiere, s. v. w. Handflügler.

Cheky (Tscheky), türk. Gewicht für Gold und Silber = ¼ Oka = 100 türkische Drachmen = 321,25 Gramm; 1 C. für Opium ist das 2½fache vom Goldcheky.

Chelae (lat.), Scheren, besonders die mit einer Zange endigenden, zum Greifen eingerichteten Bewegungsorgane der Krebse und Skorpione. C. s. Ungulae Cancrorum sind die Scheren des gemeinen Flußkrebses (Astacus fluviatilis *L.*), welche früher als Arzneimittel benutzt wurden; sie bestehen im wesentlichen aus kohlensaurem Kalk mit etwas phosphorsaurem Kalk und organischer Substanz.

Chelard (spr. sch'lar), André Hippolyte Jean Baptiste, franz. Komponist, geb. 1. Febr. 1789 zu

Paris, seit 1803 in der Theorie und im Violinspiel am Konservatorium von den hervorragendsten Lehrern gebildet, war seit 1806 Mitglied des Orchesters der komischen Oper und ging 1811 als Pensionär der Akademie, die ihm den großen Preis zuerkannt hatte, nach Rom, wo er unter Baini und Zingarelli seine Studien fortsetzte. In Neapel schrieb er seine komische Oper »La casa da vendere« (1815) als ersten dramatischen Versuch, der beifällige Aufnahme fand. Nach seiner Rückkehr (1816) wurde er Violinist bei der Oper; erst nach langer Unterbrechung brachte er 1827 seine tragische Oper »Macbeth« in der Großen Oper mit Glück zur Aufführung. Kabalen vertrieben ihn nach Deutschland, wo sein »Macbeth«, zum Theil umgearbeitet, 1828 in München über die Bühne ging und ihm den Titel eines Hofkapellmeisters eintrug. Noch einmal begab sich C. jedoch nach Paris und schrieb dort die komische Oper »La table et le logement«; 1830 kehrte er nach München zurück und lieferte die komischen Opern »Deux fois minuit« und »L'étudiant«. In den Jahren 1832 und 1833 war er als Kapellmeister an der deutschen Oper in London, am königlichen, am Drurylane- und Coventgarden-theater thätig, kehrte aber dann wieder nach Deutschland zurück, führte 1835 zu München die große Oper »Die Hermannsschlacht« auf, und wurde 1836 zum Musikdirektor der großherzoglichen Kapelle zu Weimar ernannt, wo er 1842 die Opern »Die Seekadetten« und »Scheibentoni« auf die Bühne brachte. Im Jahr 1852 kehrte er, nachdem er die genannte Stellung aufgegeben, nach Paris zurück, wandte sich aber dann wieder nach Weimar, wo er 12. Febr. 1861 starb. Außer Opern schrieb C. auch Messen, Kantaten und Lieder. Das französische nationale Element ist in seinen Werken nicht zu verkennen; doch sucht er sich, besonders in der »Hermannsschlacht«, deutscher Weise zu nähern.

Chelidoniae Insŭlae (»Schwalbeninseln«), im Alterthum Name einer Gruppe von 5 Felseneilanden, dem Promontorium Sacrum (jetzt Kavo Chelidonia) in Lykien gegenüber.

Chelidonin $C_{19}H_{17}N_3O_3+H_2O$, findet sich im Schöllkraut (Chelidonium majus *L.*), besonders in der Wurzel, bildet farb- und geruchlose Nadeln, schmeckt bitter, dann kratzend, ist unlöslich in Wasser, schwer löslich in Alkohol, verflüchtigt sich mit Wasserdämpfen, bildet mit Säuren Salze und ist nicht giftig. Neben C. findet sich im Schöllkraut Chelerythrin (Chelin, Sanguinarin, Pyrrhopin) $C_{19}H_{17}NO_4$, welches auch in der Wurzel von Glaucium luteum *Scop.* vorkommt, feine, farblose Nadeln bildet, unlöslich in Wasser, aber löslich in Alkohol ist und brennend scharf schmeckt. Der Staub erregt heftiges Niesen; es bildet orangerothe Salze und ist giftig. Neben Aepfel- und Bernsteinsäure enthält Schöllkraut außerdem noch **Chelidonsäure** $C_7H_4O_6$, welche farblose, an der Luft verwitternde, in heißem Wasser leicht lösliche Nadeln bildet, Eisen und Zink löst und mit 3 Atomen Metall meist gelbe Salze liefert.

Chelidōnium *L.* (Schöllkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Papaveraceen, Kräuter mit fiederlappigen oder fiedertheiligen Blättern, vierblätteriger Blumenkrone und schotenförmiger, vielsamiger Kapsel, finden sich durch ganz Europa und in Asien. C. majus *L.* (Schwalbenkraut, Gilbkraut, Schöll- oder Goldwurz) ist ein zartes, aufrechtes, 1—1,25 Meter hohes Kraut mit ansehnlicher, ausdauernder Wurzel, gegliedertem, behaartem Stengel, abwechselnd stehenden, unpaarig gefiederten Blättern mit doppelt lappiggekerbten Blättchen, welche oben schön grün sind, unten stark ins mattbläulichweiße spielen. Die gelben Blüten stehen in einfachen Dolchen. Es wächst an schattigen Stellen, auf Mauern und Schutthaufen, an Zäunen ꝛc. durch ganz Europa. Die ganze Pflanze ist mit einem scharfen, rothgelben Milchsaft erfüllt, welchem sie den bittern, brennenden Geschmack verdankt. Der widerliche Geruch verschwindet beim Trocknen fast vollständig. Sie enthält an eigenthümlichen Stoffen Chelerythrin, Chelidonin, Chelidonsäure und einen nicht näher untersuchten Farbstoff, das Chelidoranthin. Das C. ist schon seit dem Alterthum in medicinischem Gebrauch, man benutzte es früher bei Stockungen im Pfortadersystem; doch wird es gegenwärtig kaum noch angewandt. Der gelbe Milchsaft wirkt in kleinen Gaben reizend, in größeren Gaben narkotisch-scharf und sogar lebensgefährlich. Die Alten hielten ihn für ein Specificum gegen die Milzsucht.

Chelius, Maximilian Joseph, bedeutender Chirurg, geb. 1794 zu Mannheim, machte hier und in Heidelberg seine Studien, übernahm, nachdem er in München und Landshut einige Zeit seiner praktischen Ausbildung obgelegen, 1813 die Stelle eines Hospitalarztes in Ingolstadt, machte sodann als Regimentsarzt bei den badischen Truppen die beiden Feldzüge nach Frankreich mit und folgte 1817 dem Ruf als außerordentlicher Professor der Chirurgie nach Heidelberg, wo er 1819 zum ordentlichen Professor, 1821 zum Hofrath, 1826 zum Geheimen Hofrath und 1841 zum Geheimenrath ernannt wurde. Er errichtete in Heidelberg die chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik, aus der eine Menge tüchtiger Wundärzte hervorgegangen sind. Sein Hauptwerk ist sein »Handbuch der Chirurgie« (Heidelb. 1822, 8. Aufl. 1858, 2 Bde.), das in Uebersetzungen fast durch ganz Europa verbreitet ist. Sonst sind noch von ihm zu erwähnen: »Handbuch der Augenheilkunde«, deutsch und französisch (Bd. 1, Stuttg. 1844; Bd. 2, das. 1839), und die Schrift »Ueber die Heilung der Blasenscheidenfisteln durch Kauterisation« (Heidelberg 1845). Auch gab er seit 1835 mit Puchelt und Nägeli die »Medicinischen Annalen« heraus; im Jahr 1864 legte er sein Lehramt nieder. Sein Sohn Franz hat sich ebenfalls der Chirurgie zugewandt und unter anderem Beobachtungen »Ueber die Amputation am Fußgelenk« (Heidelb. 1846) und »Ueber das Staphylom der Hornhaut« (das. 1847) veröffentlicht. C. ist 1873 als Operateur nach Dresden übergesiedelt.

Chelm, Stadt im polnisch-russischen Gouvernement Lublin, an der Uker, die dem Bug zufließt, in getreidereicher Gegend, hat ein Schloß, mehrere griech. und kathol. Kirchen, ein Gymnasium und (1867) 4483 Einw., welche bedeutenden Handel mit Vieh und Cerealien treiben. C. ist der Sitz eines unmittelbar unter dem Papste stehenden unirten Bischofs und war früher auch die Residenz eines eigenen Kastellans und Starosten, als es noch die Hauptstadt des alten Landes und Distrikts gleichen Namens war.

Chelmsford (spr. tschélmsförd oder tschémss-), Hauptstadt der engl. Grafschaft Essex, am schiffbaren Chelmer, mit (1871) 9318 Einw., welche Leder, Wagen, Orgeln und landwirtschaftliche Geräthe verfertigen und lebhaften Handel mit Getreide und Vieh betreiben. In der Nähe, auf dem Halley-Common, jährlich berühmte Wettrennen.

Chelmsford (spr. tschélmsförd oder tschémss-), Frederick Thesiger, Lord, britischer Staatsmann,

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

geb. 1794 zu London, stand erst im Militärdienst, wandte sich aber dann dem Studium des Rechts zu, ward im Februar 1844 Mitglied des Unterhauses und unter Peels Ministerium Mai 1844 Solicitorgeneral, im Juli 1845 Attorneygeneral. Nach Peels Rücktritt war er im Parlament eine Hauptstütze der Tories. Bei der Bildung des Ministeriums Derby im Februar 1853 ward ihm abermals der Posten eines Attorneygenerals anvertraut, den er jedoch schon im December durch den Sturz des Torykabinets wieder verlor. Im Februar 1858 ward er nach dem Wiedereintritte Derby's ins Ministerium zur höchsten richterlichen Würde des Staats, zu der des Lordkanzlers, befördert und bekleidete dieselbe bis zum Juni 1859. In Lord Derby's dritter Verwaltung, 9. Juli 1866, bekleidete er bis zum Februar 1868 denselben Posten.

Chelone (»Schildkröte«), in der griech. Mythe eine Nymphe, die, weil sie unehrerbietigerweise bei Zeus' und Here's Vermählung zu Hause blieb, von Hermes in eine Schildkröte verwandelt und verurtheilt ward, ihr Haus stets auf dem Rücken zu tragen. C. hieß auch eine peloponnesische Silbermünze mit dem Gepräge einer Schildkröte.

Chelone *L.* (Schildblume), Pflanzengattung aus der Familie der Skrophularineen, ausdauernde, krautartige Gewächse Nordasiens, Nordamerika's und Mejiko's mit gegenständigen Blättern, schönen, in Aehren oder Rispen stehenden Blüten und zweifächeriger, vielsamiger Kapsel, die in mehreren Arten bei uns als Zierpflanze kultivirt werden. C. glabra *L.*, mit lanzettförmigen, zugespitzten Blättern, schönen, weißen oder rothen ährenständigen Blüten, ist in Virginien und Kanada einheimisch, soll beim Genuß den Harn schwarz färben und wird von den Eingebornen bei Magenbeschwerden und als Abführmittel gebraucht. C. Lyoni *Pursh.* (C. major *Kern*), mit 1,5—2 Meter hohem Stengel, eirund-länglichen, langgespitzten Blättern und schönen, rosenrothen, pomeranzengelb gebarteten Blüten in dichten, winkel- und gipfelständigen Aehren, stammt aus Carolina.

Chelonia, Seeschildkröte, s. Schildkröten.

Cheloniarier (Cheloniariae *Boisd.*), Familie der Schmetterlinge, mit vor der Spitze bald gekeulten, bald borstenförmigen und besonders beim Männchen häufig gekämmten Fühlern, entwickelter, spiraliger Rollzunge, glatt und anliegend behaartem Körper und in der Ruhe dachförmig liegenden, meist grell und lebhaft gefärbten Flügeln. Die Raupen haben 16 Beine, sind borstig oder haarig, bisweilen sehr langhaarig, und die Puppen liegen in festen, pergamentartigen oder in losen, mit den abgeworfenen Haaren der Raupe durchwebten Gespinsten. Die Familie umfaßt zum Theil recht heterogene Formen, von ihren drei Sippen wurden die Zygäniden früher gemeinhin mit den Schwärmern, die Bären (Cuprepiden) und Lithosiden mit den Spinnern vereinigt, denen diese entschieden sehr nahe stehen; erotische Arten bilden aber unmerkliche Uebergänge zwischen diesen Sippen, auf deren nahe Verwandtschaft noch die Eigenthümlichkeit deutet, daß diese Schmetterlinge bei der Berührung aus Fühlern und Kniegelenken einen gelben und dicklichen Saft absondern.

Chelsea (spr. tschelßi), 1) Stadt im nordamerikan. Staat Massachusetts, Grafschaft Suffolk, die jetzt gleichsam eine Vorstadt von Boston bildet, mit (1870) 18,547 Einw. Der Ort hat seit 1738 eine eigene städtische Verwaltung und steht mit Boston durch die Winnisimmätfähre (schon 1631 errichtet, die älteste der Vereinigten Staaten) und eine Eisenbahn, mit Charlestown durch eine 1070 Meter lange Brücke über den Mystic River in Verbindung. — 2) Früher Dorf, jetzt eine Vorstadt von London am linken Ufer der Themse mit (1871) 258,080 Einw. Im Cheyne Walk, an der Themse, wohnte Sir Thomas More, der von hier zum Tower und zum Schafott geführt wurde; ein Denkmal desselben befindet sich in der alten Chelseakirche. Hier befindet sich auch das berühmte, 1682 durch Karl II. nach dem Plan des Philanthropen Stephan Fox gegründete und nach dem Plan Cr. Wrens erbaute Invalidenhaus (Chelseahospital), dessen Flügel, bei einer Front von 242 Meter Länge, 121 Meter lang sind, und das einschließlich seines Gartens einen Raum von 50 Acres einnimmt. Die Zahl der im Hause selbst unterhaltenen Pensionäre ist 500; aber außerdem beziehen noch über 60,000 abgediente Soldaten durch das Zahlamt der Anstalt ihren Ruhegehalt als sogen. Out-Pensioners. In der Nähe dieser Anstalt befindet sich die 1801 vom Herzog von York gegründete Erziehungsanstalt (Royal Military Asylum) für verwaiste Soldatenkinder. Der botanische Garten, 1673 gegründet, mit einem Denkmal Sir Hans Sloane's, berühmten Cedern und medicinischen Pflanzen gehört der Londoner Innung der Apotheker. In C. befindet sich außerdem das Schullehrerseminar der National-Society. An die zahlreichen früheren Vergnügungslokale erinnern noch die Cremorne Gardens. Eine 1857—58 gebaute prächtige Kettenbrücke verbindet den Stadttheil mit dem gegenüber liegenden Park von Battersea.

Cheltenham (spr. tschéltnäm), Stadt und besuchter Badeort in der engl. Grafschaft Gloucester, nordöstlich von Gloucester, am Chelt und am Westfuß der Cotswaldhügel, in schöner Gegend mit angenehmem Klima gelegen, gelangte erst in neuerer Zeit zu Bedeutung und hat gegenwärtig (1871) 44,519 Einw. (1801 erst 3076). Die Highstreet theilt die Stadt in 2 Theile, in deren östlichem eine schöne Ulmenallee zu dem einen Kursaal (Montpellier Pumprooms) und der »Rotunda« führt, während im westlichen die 1829 erbauten, von reizenden Anlagen umgebenen Pittville Pumprooms liegen. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen nur wenige Beachtung. Die alte Kirche St. Mary's stammt theilweise aus dem 11. Jahrh. Das 1843 gegründete College (Knabenschule), von Wilson im Tudorstil erbaut, mit Turnhalle und großem Spielplatz, erfreut sich eines bedeutenden Rufs. Für die Unterhaltung der Badegäste ist außer den genannten zwei Kursälen durch Theater, Tanz- und Konzertsäle und geschmackvolle Promenaden gesorgt. Das Mineralwasser, dessen Heilkraft erst 1716 erkannt wurde, enthält Kochsalz, Schwefel, Eisen und Kalk (ähnlich dem von Spaa); die erste Trinkhalle wurde 1775 erbaut.

Chelva (spr. dschélwa), Stadt in der span. Provinz Valencia, am gleichnamigen Fluß, einem Nebenfluß des Guadalaviar, mit 4360 Einw., welche Seidenzucht, Oliven- und Weinbau treiben. In der Nähe Ueberreste einer römischen Wasserleitung.

Chem., bei zoologischen Namen Abbreviatur für J. H. Chemnitz, geb. 1730 in Magdeburg, gestorben als Prediger in Kopenhagen 1800 (Weichthiere).

Chemiatrie (Jatrochemie), s. Chemie und Medicin.

Chemie, die Wissenschaft von der stofflichen Verschiedenheit der Körper, welche also die stoffliche Zusammensetzung derselben, ihre Bildung aus stofflich verschiedenen Substanzen und ihre Zersetzung in solche

kennen lehrt. Wenn man Siegellack, Glas oder Schwefel mit einem Tuch reibt, so erhalten sie die Eigenschaft, leichte Körper, wie Papierschnitzel u. dgl., anzuziehen; ein mit einem Magnetstab gestrichener Stahlstab wird selbst magnetisch, zieht Eisen an und nimmt, wenn man ihn in horizontaler Ebene frei schwebend aufhängt, eine nordsüdliche Richtung ein. Schwefel schmilzt beim Erhitzen in einem abgeschlossenen Raum, beginnt zu sieden, verdampft und verdichtet sich, wenn der Dampf abgekühlt wird, zu einem zarten Pulver. In allen diesen Fällen bleiben aber die genannten Substanzen stofflich unverändert, das geriebene Glas verliert allmählich wieder die Elektricität, der magnetisirte Stahlstab ist nach wie vor Stahl, und das zarte, aus Schwefeldampf verdichtete Pulver erkennt jedermann als unveränderten Schwefel. Alle diese Erscheinungen gehören ins Gebiet der Physik, welche sich außerdem auch mit den Gesetzen der Bewegung, mit der Härte, Festigkeit und Ausdehnung, dem specifischen Gewicht und dem Leitungsvermögen der Körper für Wärme und Elektricität beschäftigt. Die Erscheinungen, deren Erforschung der C. zufällt, sind dagegen ganz anderer Art. Wenn wir den geruchlosen Schwefel in einem Schälchen an der Luft stark erhitzen, so entzündet er sich, brennt mit blauer Flamme, verbreitet den bekannten erstickenden Geruch und verschwindet vollständig. Ein Stück Eisen bedeckt sich an der Luft mit einer braunen Kruste, es rostet und verwandelt sich allmählich vollständig in Rost, welcher nichts mehr von den das Metall charakterisirenden Eigenschaften erkennen läßt. Durch Glühen an der Luft kann Eisen ebenso vollständig in Hammerschlag verwandelt werden. Löst man Zucker in Wasser, so erhält man nach dem Verdampfen wieder reinen Zucker, mit dem also keine Veränderung vorgegangen ist; wenn man dagegen Eisen mit verdünnter Schwefelsäure übergießt, so löst es sich gleichfalls, man bemerkt dabei die Entwickelung eines brennbaren Gases, und beim Verdampfen der grünen Lösung bleibt nicht metallisches Eisen, sondern ein ganz neuer Körper, ein grünes Salz, zurück. Alle diese geschilderten Vorgänge sind chemischer Natur, es ändert sich bei ihnen die stoffliche Natur der Körper, und die Produkte lassen auf den ersten Blick ihre Abstammung nicht errathen. Wägt man ein Stück Eisen und nach dem Rosten, Glühen oder Auflösen in Schwefelsäure den entstandenen Rost, den Hammerschlag oder das grüne Salz, so ergibt sich eine bedeutende Gewichtszunahme. Es hat sich bei diesen Vorgängen das Eisen mit einem andern Stoff verbunden; aber wenn wir Partikelchen der entstandenen Produkte unter der stärksten Vergrößerung betrachten, so werden wir doch niemals ungleichartige Theilchen entdecken. Im Rost hat nicht nur das Eisen, sondern auch der Körper, mit welchem sich dieses verband, alle seine Eigenschaften eingebüßt, und es ist ein vollkommen gleichartiger neuer Körper entstanden. Mischt man Schwefel mit Eisenpulver sehr innig, so gelingt es doch leicht, mit Hülfe des Magnets, des Mikroskops oder des Wassers die Bestandtheile dieses Gemisches sicher zu unterscheiden. Erhitzt man aber das Gemenge, so tritt ein Moment ein, in welchem sich Schwefel und Eisen unter glänzender Feuererscheinung chemisch mit einander verbinden, und nun sind beide Körper nicht mehr mechanisch von einander zu trennen, es ist ein gleichartiger Körper mit ganz neuen Eigenschaften entstanden, und nur durch chemische Mittel lassen sich seine Bestandtheile erforschen. Wenn man ein Stück Kalkstein mit Säure übergießt, so braust es lebhaft auf, und es entweicht ein säuerlich riechendes Gas. Erhitzt man ein gewogenes Stück Kalkstein hinreichend stark, so ergibt eine abermalige Wägung einen bedeutenden Gewichtsverlust. Der gebrannte Kalk braust nicht mehr beim Uebergießen mit Säure, und wir schließen, daß beim Erhitzen jenes säuerlich riechende Gas sich von dem Kalk getrennt hat. Hier fand eine chemische Zersetzung statt, der Kalkstein lieferte ein Gas und einen neuen Körper, der sich beim Uebergießen mit Wasser sehr stark erhitzt und zu Pulver zerfällt. Dies vollkommen trockene Pulver wiegt wieder bedeutend mehr als der gebrannte Kalk, der letztere hat sich beim Löschen chemisch mit dem Wasser verbunden, und durch kein noch so scharfes Trocknen ist das chemisch gebundene Wasser auszutreiben. Dagegen entweicht es alsbald, wenn man gasförmige Kohlensäure auf den gelöschten Kalk einwirken läßt, in einem geeigneten Apparat ist es leicht sichtbar zu machen, und das Pulver, welches nun zurückbleibt, zeigt wieder die Eigenschaft des Kalksteins, beim Uebergießen mit Säuren zu brausen, es ist regenerirter Kalkstein.

Die Erforschung von Vorgängen wie die geschilderten bildet die Aufgabe der C. Um sie zu lösen, bedarf es vor allem einer genauen Kenntnis von den Bestandtheilen der Körper, mit deren Wandlungen man sich beschäftigen will. Diese Kenntnis verschafft die analytische C. Sie läßt auf Naturprodukte und künstlich dargestellte Stoffe andere Körper einwirken, beobachtet die dabei auftretenden Erscheinungen und schließt aus diesen auf die Gegenwart oder Abwesenheit bestimmter Bestandtheile. Im Handel findet sich z. B. ein schönes blaues Salz, welches aber in keiner Weise dem Blick verräth, woraus es besteht. Der Chemiker löst es in Wasser und stellt ein Stück blanken Stahl hinein. Alsbald bedeckt sich der Stahl mit einer rothen metallischen Haut, welche immer stärker wird, es bilden sich metallische Flitterchen, und die Lösung wird fast farblos. Das blaue Salz ist zersetzt, und als ein Bestandtheil desselben ist Kupfer erkannt. Zu einer andern Probe der Lösung fügt der Chemiker einige Tropfen Chlorbaryumlösung, und an dem alsbald sich ausscheidenden weißen Pulver erkennt er die Gegenwart von Schwefelsäure in dem blauen Salz. Weitere systematisch angestellte Proben geben Gewißheit, ob noch andere Stoffe vorhanden sind oder nicht, und nach Beendigung der qualitativen Analyse weiß der Chemiker genau, woraus das blaue Salz besteht. Wägt er das ausgeschiedene Kupfer und den weißen Niederschlag, welchen Chlorbaryum erzeugt hat, so kann er auch die quantitative Zusammensetzung des Salzes bestimmen. Indem die analytische C. auf solche Weise die Zusammensetzung der Körper erforschte, stieß sie zuletzt auf gewisse Substanzen, welche jeder Kunst der Zerlegung oder Zersetzung spotteten. Diese Körper betrachtet man als chemisch einfache oder Elemente, und die quantitative Analyse hat gelehrt, daß sie sich immer nur in ganz bestimmten Verhältnissen mit einander verbinden. Die quantitative Analyse hat in 64 Gewichtstheilen schwefliger Säure 32 Theile Schwefel und 32 Theile Sauerstoff nachgewiesen. Schweflige Säure entsteht beim Verbrennen von Schwefel an der Luft. Mag die Verbrennung nun langsam oder mit höchster Intensität verlaufen, mag nur gerade die nöthige Menge oder ein sehr großer Ueberschuß von Sauerstoff (einem Bestandtheil der Luft) vorhanden sein: stets werden sich 32 Theile Schwefel mit nicht mehr und nicht weniger als 32 Th.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Sauerstoff verbinden. Unter bestimmten Verhältnissen nimmt freilich der Schwefel noch mehr Sauerstoff auf, dann aber nicht etwa 33 oder 34 Th., sondern 32+16 Th. Nun verbinden sich 16 Th. Sauerstoff auch mit 56 Th. Eisen, und diese selbe Menge Eisen verbindet sich mit 32 Th., aber auch mit 2×32 Th. Schwefel. Diese auf analytischem Wege gewonnenen Resultate wurden durch die synthetische C. bestätigt, welche sich mit der Herstellung chemischer Verbindungen beschäftigt. Es ist gelungen, sehr viele der im Mineralreich, in Pflanzen und Thieren vorkommenden Verbindungen künstlich zu erzeugen; aber noch größer ist die Zahl solcher Verbindungen, welche erst durch das chemische Experiment bekannt geworden sind und niemals in der Natur vorkommen, weil die Bedingungen zu ihrer Entstehung dort nicht gegeben sind. Der Chemiker stellt diese Bedingungen künstlich her, und indem er denselben die verschiedensten Stoffe unterwirft, stellt er Fragen an die Natur, auf welche die Antwort niemals ausbleibt. Es kommt aber alles darauf an, wie die Fragen gestellt werden, und hierin zeigt sich die Genialität des großen Chemikers, welcher die Wissenschaft oft durch ein einziges Experiment mächtig fördert. Es erscheint als die nächste Aufgabe der synthetischen C., alle möglichen Verbindungen der einzelnen Elemente zusammenzusetzen und ihre Eigenschaften zu studiren; denn erst dann kann man von einer befriedigenden Kenntnis eines Elements sprechen, wenn man nach den verschiedensten Seiten hin sein Verhalten gegen andere Elemente und Verbindungen erforscht hat. Die Zahl der möglichen Verbindungen ist aber eine so überwältigend große, daß an eine Erschöpfung gar nicht gedacht werden kann. Schon jetzt sind viele tausende von neuen Körpern beschrieben worden, und ihre Zahl wächst täglich. Aber es ist eine große Wandlung in den Ansichten und Absichten der Chemiker eingetreten. Man verwirft heute das Streben entdeckungslustiger Laboranten, welchen es nur um Darstellung vieler bis dahin unbekannten Verbindungen zu thun ist, und man verlangt im Gegentheil vom denkenden Chemiker, daß er sein Streben auf die Beantwortung allgemeiner Fragen richte, auf die Darlegung gesetzmäßiger Beziehungen zwischen bekannten Körpern und auf die Erforschung der wahren Natur der dargestellten Verbindungen. Die ganze heutige C. basirt auf der Annahme, daß die Körper aus untheilbaren kleinsten Theilchen bestehen, aus Atomen, welche zwar nicht isolirbar sind, deren Gewicht sich aber durch Erforschung der quantitativen Zusammensetzung der Körper bestimmen läßt. Wenn 1 Atom Sauerstoff 16 wiegt, so wiegt 1 Atom Schwefel 32 (s. oben), und wir haben gesehen, daß schweflige Säure, jenes Gas, welches sich beim Verbrennen des Schwefels durch seinen erstickenden Geruch bemerkbar macht, aus 1 Atom Schwefel und 2 Atomen Sauerstoff besteht. Eine sauerstoffreichere Schwefelverbindung, die Schwefelsäure, enthält auf 1 Atom Schwefel 3 Atome Sauerstoff. Ein Atom Eisen bildet mit 1 Atom Sauerstoff Eisenoxydul, während 2 Atome Eisen mit 3 Atomen Sauerstoff zu Eisenoxyd sich vereinigen. Dies sind sehr einfache Verhältnisse, aber es gibt auch viel complicirtere, und es besteht z. B. das heilsame Alkaloïd der Chinarinde, das Chinin, aus 20 Atomen Kohlenstoff, 24 Atomen Wasserstoff, 2 Atomen Stickstoff und 2 Atomen Sauerstoff. Offenbar ist mit dieser Erkenntnis schon viel gewonnen, aber bei weitem noch nicht alles. Man muß auch wissen, wie jene Atome gruppirt sind. Die Nothwendigkeit solcher Kenntnis zeigen recht deutlich die isomeren Körper, d. h. diejenigen, welche bei gleicher procentischer Zusammensetzung sehr ungleiche Eigenschaften besitzen. Essigäther und Buttersäure ergeben bei der Analyse eine Zusammensetzung aus 4 Atomen Kohlenstoff, 8 Atomen Wasserstoff und 2 Atomen Sauerstoff; aber durch Geruch und Geschmack, specifisches Gewicht, Siedepunkt und ihr Verhalten gegen andere Körper unterscheiden sie sich auf das deutlichste, und dies Räthsel kann nur gelöst werden, wenn man erforscht, in welchen näheren Beziehungen die Bestandtheile der beiden Körper zu einander stehen. Dann ergeben sich charakteristische Atomgruppen, welche die Natur der einzelnen Verbindungen bestimmen und ihr Verhalten zu anderen Körpern voraussehen lassen. Die Erforschung solcher Verhältnisse, der Konstitution oder Struktur der Verbindungen, ist die jetzt am eifrigsten gepflegte Aufgabe der wissenschaftlichen C., und die Resultate, welche auf diesem Gebiet gewonnen wurden, sind höchst bedeutende. Wie einst der Astronom Leverrier aus theoretischen Erwägungen die Existenz eines Planeten nachwies, der dann auch von Galle an dem durch Rechnung gefundenen Ort entdeckt wurde, so haben die Chemiker in zahlreichen Fällen Verbindungen hergestellt, deren Existenz, ja deren Eigenschaften sie im voraus berechnet hatten. Diese höchsten Leistungen der speciellen, praktischen oder Experimentalchemie sind nur ermöglicht worden durch eifrige Pflege der theoretischen oder allgemeinen C., welche das Aufsuchen des Gemeinsamen, des Gesetzmäßigen in thatsächlich festgestellten Erscheinungen, die Erkenntnis des Zusammenhangs verschiedener Erscheinungen, die Erklärung der Erscheinungen zur Aufgabe hat. Scharf zu trennen sind aber die theoretische und die specielle C. nicht. Specielle chemische Thatsachen müssen als Beweise und Beispiele für die Sätze der theoretischen C. angeführt und erörtert werden; die Sätze der theoretischen C. geben umgekehrt oft die Kontrolle für die Richtigkeit einzelner Bestimmungen ab, welche zunächst für die specielle Erkenntnis einer einzelnen Substanz ausgeführt wurden. Ebenso ist auch die Betrachtung der physikalischen Eigenschaften von der der chemischen nicht scharf zu trennen, weder in der speciellen noch in der theoretischen C. Die Angabe der physikalischen Eigenschaften ist fast unerläßlich, wenn überhaupt eine Vorstellung von einem bestimmten Körper, auch nur um seine chemischen Eigenschaften zu beschreiben, gegeben werden soll. Häufig ist ein Zusammenhang zwischen den physikalischen Eigenschaften und der chemischen Zusammensetzung nachweisbar, und eine genaue Bestimmung der ersteren kann in manchen Fällen eine Kontrolle für die richtige Ermittelung der letztern abgeben, so daß die Kenntnis der physikalischen Eigenschaften geradezu als die der chemischen Eigenschaften bestätigend betrachtet werden kann. Diese Beziehungen zwischen chemischen und physikalischen Eigenschaften erforscht die physikalische C.

Der auf alltägliche Beobachtung basirte große Gegensatz zwischen belebten, organisirten und todten, unorganisirten Körpern führte auch zu einer Eintheilung der speciellen C. in organische und unorganische. Letztere ist die Mineralchemie, sie handelt von den Eigenschaften der die Mineralien, die todten Körper, zusammensetzenden Stoffe, von deren Verbindungen und Zersetzungen, während die organische C. sich mit den Stoffen beschäftigt, aus welchen Pflanzen und Thiere bestehen, welche also als Produkte des animalischen und vegetabilischen Lebens zu betrachten sind. Die Komplicirtheit der chemischen Vorgänge in den Organismen

entzog dieselben lange Zeit und entzieht sie zum großen Theil auch noch heute dem vollkommenen Verständnis, und dies veranlaßte die Chemiker zu der Annahme, daß die Elemente in den lebenden Organismen anderen Gesetzen gehorchen als in der unbelebten Natur: man sprach von einer Lebenskraft, welche die Verbindungen und Zersetzungen modificire, und betrachtete den Tod als den Sieg des Chemismus über die Lebenskraft. Die rein chemischen Beziehungen der Elemente müßten sich in den Vorgängen äußern, welche wir als Fäulnis und Verwesung kennen, während eben die Lebenskraft ganz andere Umwandlungen veranlasse. Die unter der Herrschaft dieser Lebenskraft entstehenden Verbindungen hielt man deshalb auch für ganz eigenthümliche und nahm als selbstverständlich an, daß es niemals gelingen könne, sie außerhalb des Organismus künstlich darzustellen. Nun gelang es aber Wöhler 1828, den Harnstoff aus den Elementen zusammenzusetzen, und seitdem sind sehr zahlreiche organische Verbindungen, Pflanzen- und Thierstoffe aus unorganischen Körpern durch Synthese gewonnen worden. Sämmtliche Bestandtheile der Pflanzen und Thiere bis auf das Wasser und die als Asche beim Verbrennen zurückbleibenden bestehen aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, einige enthalten außerdem Stickstoff; aber es gibt auch Verbindungen des Kohlenstoffs, welche im Mineralreich vorkommen, und einige sehr einfache entstehen niemals in lebenden Organismen. Ließ man die Eintheilung in organische und unorganische C. fallen, so konnte man dafür eine andere, nach welcher die Verbindungen des Kohlenstoffs von denen der übrigen Elemente gesondert behandelt werden sollten, wenigstens in dem oben angedeuteten Sinn, auch nicht aufrecht erhalten; wohl aber hat man ohne alle Rücksichtnahme auf das Vorkommen oder Nichtvorkommen der Stoffe in Organismen die Kohlenstoffverbindungen, welche so ungemein zahlreich sind und vielfach andere Erscheinungen darbieten, für sich behandelt, und an ihrem Studium hat die C. einige ihrer größten Fortschritte gemacht. Die neuen Theorien sind zunächst speciell für die Kohlenstoffverbindungen ausgebildet und erst später auf die sogen. unorganische C. angewendet worden. Daß aber der Kohlenstoff nicht in einem besondern Gegensatz zu den übrigen Elementen sich befindet, zeigen jene Verbindungen, in welchen Metalle, Phosphor, Antimon, Arsen ꝛc. in Kohlenstoffverbindungen eintreten, um Körper zu bilden, welche stickstoffhaltigen Kohlenstoffverbindungen an die Seite gestellt werden können. Besonders aber bilden die Kiesel- oder Siliciumverbindungen einen unmittelbaren Uebergang. Es ist nämlich eine Reihe von Körpern dargestellt worden, welche ganz genau gut studirten Kohlenstoffverbindungen entsprechen, aber an Stelle der Kohlenstoffatome gleich viele Kieselatome enthalten. Man kennt eine Kieselessigsäure, Kieselpropionsäure, Kieselbenzoësäure und auch zusammengesetzte Aether dieser Säuren.

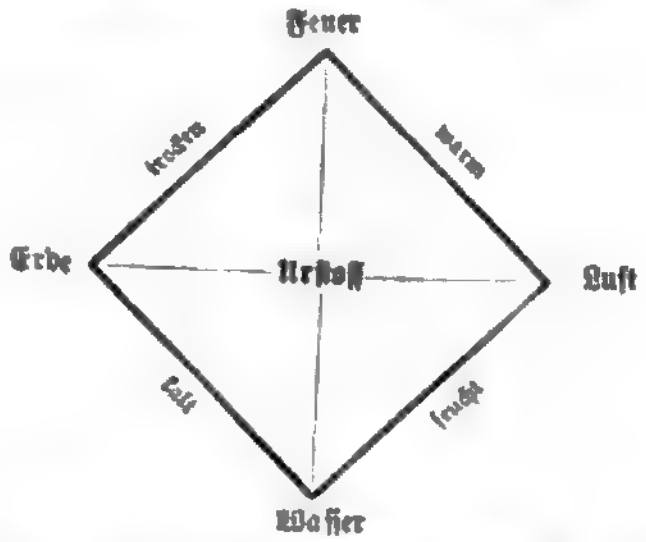
Der reinen C., welche sich lediglich der Erforschung der chemischen Verhältnisse der Elemente und ihrer Verbindungen widmet, steht die angewandte C. gegenüber, welche die bei anderen Disciplinen in Betracht kommenden chemischen Verhältnisse kennen lehrt. Sie hat einen ungemein großen Umfang, denn die C. tritt als Hülfswissenschaft sehr vieler anderen Wissenschaften auf, und fast alle verdanken ihr einen großen Theil ihrer Erfolge. Die C. lehrt die Zusammensetzung der Mineralien und ihre Wandlungen durch die in den Gesteinen verlaufenden chemischen Processe. In der Geologie datirt eine neue Epoche von jener Zeit, wo man anfing, bei der Deutung geologischer Erscheinungen die C. zu Rathe zu ziehen. Die Lehre von der Bildung und Metamorphose der Gesteine, der Erze und Fossilien, vom Kreislauf der Stoffe, von der Hebung und Senkung der Schichten hat durch die C. eine andere Gestalt gewonnen. Und nicht bloß mit unserem Erdkörper hat sich die C. in solcher Weise beschäftigt, sie wurde durch die Spektralanalyse auch befähigt, ferne Weltkörper und die Nebelflecken zu untersuchen, und hat in dieser Anwendung auf die Astronomie eine ganz neue Wissenschaft begründet. Die Pflanzenchemie lehrt die Bestandtheile der Pflanzen kennen, erforscht deren Bildung und Umwandlung in der Pflanze und gewährt uns damit eine Vorstellung vom Leben dieser Organismen. Dabei kommt auch das Verhältnis der Pflanze zum Boden und die C. des letztern in Betracht, und so entsteht die Agrikulturchemie, deren Ergebnisse als eine der wesentlichsten Grundlagen der modernen rationellen Landwirtschaft gelten können. Die Thierchemie verfolgt ähnliche Zwecke im Thierreich, sie befähigt den Landwirt, seine Hausthiere rationell zu ernähren, um den größten Ertrag an Fleisch, Fett, Milch ꝛc. zu erzielen; aber sie stellt sich auch höhere Aufgaben und sucht vor allem die Erscheinungen des Lebens zu deuten, auf chemische Verhältnisse, soweit solche dabei in Frage kommen, zurückzuführen. Die so durch die physiologische C. gewonnene Erkenntnis wird dann die Basis der Diätetik und der Heilkunde für Menschen und Thiere; denn auch die krankhaften Vorgänge bilden ein Objekt der Forschung, und indem man die chemische Natur dieser Vorgänge erkennt, ergibt sich in vielen Fällen zugleich das Mittel, durch welches sie bekämpft werden können. Die C. hat der Heilkunde reinere Arzneimittel geliefert, sie hat aus den Pflanzenstoffen die wirksamen Bestandtheile abgeschieden und in diesen viel zuverlässigere Arzneimittel hergestellt, als die Kräuter und Rinden mit ihrem wechselnden Gehalt sein konnten. Sie hat aber auch ganz neue Heilmittel entdeckt, welche heute zum Theil die wichtigsten Dienste leisten. Chloroform, Chloralhydrat, Apomorphin, Amylnitrit sind einige solche Präparate, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vergrößert. Die durch das Mikroskop ermöglichte Erforschung des feinsten Baues der Organismen mußte lange auf Unterscheidung der stofflichen Verschiedenheit der sichtbar gemachten morphotischen Theile verzichten, bis die Mikrochemie die Reagentien auffand, welche, zu dem mikroskopischen Präparat hinzugefügt, charakteristische Färbungen hervorbringen. Auch die Gestalt und die Gruppirung mikroskopischer Krystalle bot Gelegenheit zur Unterscheidung minimaler Mengen verschiedener Körper. Gegenwärtig wird die Mikrochemie auch für die mikroskopische Erforschung der Gesteine ausgebildet. Die Technik, welche so lange auf die roheste Empirie angewiesen war, hat durch die technische C. eine ganz neue Gestalt gewonnen. Die C. lehrte die Beschaffenheit der Rohstoffe kennen und ermöglichte eine passende Auswahl unter denselben; sie zeigte die Wandlungen dieser Rohstoffe in den verschiedenen technischen Processen und gab Rechenschaft über die Erfolge der einzelnen Methoden. Nicht alle Zweige der Technik haben sich gleich willig gezeigt, die C. als Führerin zu acceptiren; wo dies aber rückhaltlos geschah, sind außerordentliche Resultate erzielt worden. Ein glänzendes Beispiel bietet die Rübenzuckerfabrikation. Aber auch die Farbentechnik verdankt der C. ihre jetzige hohe Vollendung, und die modernen Theerfarbstoffe sind fast ohne Ausnahme

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

aus den chemischen Laboratorien hervorgegangen. Der Technik kamen alle jene Forschungen zu gute, welche der künstlichen Darstellung von Pflanzenstoffen galten. Als die Bildung des Alizarins oder Krapp-farbstoffs aus dem im Steinkohlentheer enthaltenen Anthracen entdeckt worden war, entstanden schnell eine große Anzahl von Fabriken, welche diesen Körper für die Färbereien und Druckereien herstellten. Auch Benzoësäure, Senföl, Baldriansäure ꝛc. werden jetzt fabrikmäßig ohne Benzoëgummi, Senfsamen und Baldrianwurzel gewonnen, und die neueste Entdeckung betrifft die Darstellung des Vanillearoma's aus Nadelhölzern. Die analytische C. leistet die wesentlichsten Dienste zur Beurtheilung der Handelsartikel. Die Fabrikate der chemischen Großindustrie werden meist mit Angabe ihres Gehalts auf den Markt gebracht; auch für den Spiritus gilt derselbe Gebrauch, und der Konsument erhält dadurch eine Sicherheit, welche auf keine andere Weise zu erreichen ist. Nur durch eine öffentlich geübte chemisch-analytische Ueberwachung der Waaren kann der vielfach überhandnehmenden Verfälschung wirksam vorgebeugt werden. Die C. weist genau den oft durch künstliche Mittel verdeckten wahren Werth der Handelsartikel nach und entlarvt den Schwindel, der sich besonders im Geheimmittelwesen breit macht. Hier beginnt auch das Gebiet der gerichtlichen C., welche das Verbrechen verfolgt, durch den Nachweis von Gift, Blut, Sperma ꝛc. ein Corpus delicti von hoher Beweiskraft schafft, oder durch die Enthüllung der wahren Beschaffenheit einer Waare u. dgl. den Streit schlichtet.

Der Chemiker bedarf zu seinen Arbeiten eines ziemlich umfangreichen Apparats. Derselbe besteht größtentheils aus Glas-, Porzellan- oder Metallgeräthen und enthält Becher und Schalen, Cylinder, Trichter, Kochfläschchen, Retorten, Kolben, gerade und gebogene Röhren, zum Theil mit angeblasenen Kugeln, graduirte Röhren und solche, die mit verschiedenen absorbirenden Stoffen, besonders mit dem hygroskopischen Chlorcalcium, gefüllt sind, dann Gasometer, Aspiratoren, Luftpumpen, Papinianische Töpfe, Tiegel, Schmelz- und Glühöfen von verschiedener Form, Sand-, Wasser-, Metall- und Luftbäder, Trockenapparate, Spirituslampen oder mit Gas zu speisende Heizvorrichtungen, das Löthrohr, Zangen, Mörser ꝛc., vor allem aber die Wage, durch welche in die Untersuchungen Sicherheit gebracht und viele Verhältnisse überhaupt erst erkennbar werden. Das chemische Laboratorium bietet Gelegenheit zur bequemen und möglichst vollkommenen Ausführung der Experimente und enthält alle Vorrichtungen, welche diese erleichtern und Schutz vor Gasen, Dämpfen ꝛc. gewähren.

Geschichte. Ueber die ersten Anfänge der C. ist nichts Sicheres bekannt. Zweifellos sind chemische Processe zu irgend welchen Zwecken schon sehr früh ausgeführt worden; denn menschliche Thätigkeit ist überhaupt gar nicht denkbar, ohne daß die Körper, auf welche sie sich bezieht, mehr oder weniger chemisch verändert werden. Jede Verbrennung ist ein chemischer Proceß, und die Gewinnung der Metalle aus ihren Erzen beruht gleichfalls auf chemischen Vorgängen. Von solchen und ähnlichen Arbeiten finden wir mehrfache Spuren bei allen Kulturvölkern schon in den ältesten Zeiten; aber in Aegypten scheint man zuerst chemische Thatsachen zusammengestellt und chemische Untersuchungen in solcher Weise ausgeführt zu haben, daß von einer Wissenschaft die Rede sein konnte. Man hat daher dem Namen der Wissenschaft, welchen einige vom griechischen cheo oder cheuo, ich gieße, ableiten wollen, auch mit Chemi, Cham, Chami, dem Namen, mit welchem die Aegypter ihr Land wegen seines schwarzen Erdreichs bezeichneten (Plutarch, de Iside et Osiride), in Verbindung gebracht. Der Ausdruck Scientia chimiae findet sich schon bei Julius Firmicus Maternus, einem Schriftsteller, der zur Zeit Konstantins d. Gr., also zu Ende des 3. oder zu Anfang des 4. Jahrh., lebte, und von Diokletian wird erzählt, daß er die Bücher der Aegypter »über die C. des Goldes und Silbers« verbrennen ließ. Was in den folgenden Jahrhunderten erforscht worden ist, ging größtentheils bei der Zerstörung der alexandrinischen Bibliothek (640) verloren, und wissenschaftliche Thätigkeit begann erst von neuem unter der Herrschaft der Araber in Spanien. Dem Namen der Wissenschaft wurde der arabische Artikel al angefügt, und es begann das Zeitalter der Alchemie (s. d.). Die Lehren des Aristoteles, welche so viele Jahrhunderte hindurch das ganze geistige Leben beherrschten, gaben auch der Entwickelung der C. ihre Richtung an. Allem Seienden liegt nach Aristoteles der Urstoff (die Materie) zu Grunde; dieser ist das völlig Prädikatlose, Unbestimmte, Unterschiedslose, dasjenige, was allem Werdenden als Bleibendes zu Grunde liegt und die entgegengesetzten Formen annimmt, was aber selbst seinem Sein nach von allem Gewordenen verschieden ist und an sich gar keine bestimmte Form hat. Durch Zweijochung der Grundeigenschaften oder Gegensätze auf dem Urstoff entstehen die 4 Elemente, die ihrer Art nach nicht weiter theilbaren Grundbestandtheile der Körper, welche man gleichsam als Allotropien des Urstoffs betrachten könnte. Es sind:



Diese Elemente sind einfache materielle Körper, Träger gewisser physikalischer Eigenschaften und besitzen die Fähigkeit, durch Wechsel der Eigenschaften in einander überzugehen. Gilt dies aber als feststehend, so kann alles aus allem werden, und von diesem Standpunkt aus hat man die Bestrebungen zu beurtheilen, welche jahrhundertelang in der C. vorherrschten. Die Metalle mußten durch ihre Eigenschaften die Aufmerksamkeit von vornherein in hohem Grad fesseln, und so ist begreiflich, daß die Metallverwandlung, in erster Linie die Erzeugung von Gold, als Hauptaufgabe betrachtet wurde. Die Möglichkeit der Metallverwandlung mußte auch, abgesehen von allen theoretischen Spekulationen, den mit der Zusammensetzung der Körper nicht Vertrauten bei der Verarbeitung von Erzen ohnehin einleuchten, und in der That reichen die Bemühungen, Gold zu machen, bis in das höchste Alterthum zurück. Die durch die Araber eingeleitete Periode der Alchemie ist aber ganz besonders durch die Herrschaft des Gedankens von der Möglichkeit der Metallverwandlung gekennzeichnet.

Männer von unzweifelhaft hoher wissenschaftlicher Bedeutung sprechen aus voller Ueberzeugung von der Wahrheit der alchemistischen Theorie, und nichts berechtigt uns, eine absichtliche Täuschung anzunehmen. Man muß vielmehr an die unvollkommenen Hülfsmittel, die jenen zu Gebote standen, denken und kann es dann nicht mehr wunderbar finden, daß sie an eine Verwandlung des Eisens in Kupfer glaubten, wenn sie beobachteten, daß in einer gewissen blauen Lösung ein Stück Eisen verschwand und an dessen Stelle Kupfer gefunden wurde. Die neuere C. hat freilich nachgewiesen, daß jene blaue Lösung Kupfer gelöst enthält, daß das Eisen nur das Kupfer ausfällt, gleichsam verdrängt, um selbst in Lösung zu gehen. Davon wußten aber die älteren Alchemisten nichts, und wenn sie aus Bleiglanz bei gewissen Operationen Silber erhielten, so sprachen sie gleichfalls von einer Metallverwandlung, denn den geringen Silbergehalt des Bleiglanzes (den sie nur abzuscheiden brauchten) vermochten sie nicht zu erkennen. Es kommt noch hinzu, daß ein gewisser mystischer Zug, welcher jene Zeiten beherrschte, und dann auch der Eigennutz die allgemeine Verwerthung der Erfahrungen des einzelnen verhinderten, so daß jeder ganz allein auf sein eigenes Erkenntnisvermögen angewiesen blieb. Ein unwissenschaftlicher Geist kam erst in die Alchemie durch das Suchen nach dem »Stein der Weisen«, einer Substanz, durch welche man alle Metalle in Gold verwandeln und alle Krankheiten heilen könne (vgl. Alchemie). Unter allen Chemikern dieser Periode ragt der arabische Arzt Geber (Abu Musa Dschafar al Sofi), welcher zu Ende des 8. und zu Anfang des 9. Jahrh. in Sevilla lebte, hervor. Er beschrieb Oefen zum Calciniren und Destilliren, kannte die Kupellation von Gold und Silber mittels Blei, Sublimat, rothes Quecksilberoxyd, salpetersaures Silber, Salmiak, Eisen und Kupfervitriol, Potasche und Soda, machte die Sodalösung durch Kalk ätzend, löste Schwefel in Aetzlauge auf und schlug den Schwefel durch Säuren als Schwefelmilch nieder; er stellte Schwefelkupfer und Zinnober dar, gewann durch Destillation des Alauns die rauchende Schwefelsäure, durch Destillation von Salpeter mit Vitriol die Salpetersäure und aus Salpetersäure mit Salmiak das Königswasser, in welchem er Gold auflöste. Albertus Magnus (1193—1280) verbesserte die chemischen Manipulationen, stellte metallisches Arsenik dar, kannte rothes Bleioxyd, Schwefelleber und Schwefelkies, wußte, daß Kupfer durch Arsenik weiß wird, daß Schwefel alle Metalle bis auf das Gold angreift, und beschrieb auch die Darstellung des Schießpulvers ganz deutlich. Roger Baco kannte den Braunstein und die Wirkungen des Schießpulvers. Ein anderer Zeitgenosse, Arnold Villanovanus aus der Provence, der zuletzt in Sicilien unter Friedrich II. von Aragonien ein sicheres Asyl fand, wurde wichtig durch die Anwendung chemischer Präparate als Heilmittel. Der phantastische Raymundus Lullus (geb. 1235) war der erste, welcher der Alchemie ihre spätere, bis in die Zeit der Rosenkreuzer hereinreichende theosophische Richtung gab; er stellte Salpetersäure aus Salpeter und Eisenvitriol dar, kannte ihre Eigenschaft, Metalle zu lösen, verstand den Weingeist durch Potasche stärker zu machen und erhielt durch Destillation von Rosmarin mit Wasser ein ätherisches Oel. Wie bei diesem Forscher, findet sich auch bei Basilius Valentinus im 15. Jahrh. ein wunderbares und unverständliches Gemisch von Phantasterei und Aberglauben mit grosem Geschick im Experimentiren und klarer Forschung vereinigt, so daß ihm die C. genauere Kenntnis schon bekannter Körper, wie des Arseniks, bessere Methoden zur Darstellung schon bekannter Präparate, wie des Sublimats, und zahlreiche neue wichtige Verbindungen (Salzsäure, Ammoniak, Knallgold, Bleizucker, verschiedene Spießglanzpräparate), die sich im Arzneischatz zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ja selbst die ersten ausgebildeten Methoden qualitativer Analyse verdankt. Die Aristotelische Lehre fand durch die Alchemisten eine gewisse Ausbildung, sie nahmen Schwefel und Quecksilber als nähere Bestandtheile der Metalle an; Basilius Valentinus fügte als dritten Bestandtheil nicht nur der Metalle, sondern der Körper aller drei Naturreiche das Salz hinzu und sah die Verschiedenheit der Körper in der ungleichen Proportion, Reinheit und Fixation der Bestandtheile begründet. Letztere, welche nicht mit dem metallischen Quecksilber, dem gewöhnlichen Schwefel und gemeinen Salz identisch sind, bestehen aus den Aristotelischen Elementen.

Die C., die bis zum 16. Jahrh. hauptsächlich nur Ein Ziel, die Metallverwandlung, verfolgte, spaltete sich von nun an in zwei Richtungen, indem sie bis gegen das Ende des 17. Jahrh. auch zu Zwecken der Heilkunde bearbeitet wurde. Begründer dieser neuen Richtung war Paracelsus (1493—1541), welcher die Medicin aus den Fesseln des Galenus befreite, neue, selbständig aufgestellte Lehren in die Wissenschaft einführte und die Lehre der Alchemisten von den Grundbestandtheilen der Körper in einem gewissen Gegensatze zu Aristoteles schärfer und klarer begründete. Vielen der aus dieser Periode hervorragenden Aerzte erschien die ganze Heilkunde nur als angewandte C. (Chemiatrie, Jatrochemie, Chemismus); sie suchten im Organismus alles den chemischen Erscheinungen anzupassen und durch den Gegensatz des Basischen und Sauren zu erklären. Diese Ansichten und die Streitigkeiten über die beste Bereitungsart der vielfach als Geheimmittel behandelten Arzneikörper hinderten jede gründliche Forschung, wenn auch durch das Suchen nach den wirksamen Bestandtheilen der Körper viele neue Thatsachen entdeckt wurden. Besondere Erwähnung verdient Libavius, welcher die groben Verirrungen und sophistischen Träumereien seiner Zeit energisch bekämpfte, das Zinnchlorid entdeckte, künstliche Edelsteine darstellte, Glas mit Gold roth zu färben verstand und die Identität der aus Alaun, Eisenvitriol oder durch Verbrennen von Schwefel mit Salpeter zu gewinnenden Säuren nachwies. In gleichem Sinn wirkte Angelus Sala, der die Zusammensetzung des Salmiaks aus Ammoniak und Salzsäure lehrte, und van Helmont (1577—1644), der das Wort Gas einführte, um damit luftartige Stoffe von der gewöhnlichen Luft zu unterscheiden. Er kannte das an der Luft roth werdende Salpetergas, die Kohlensäure und die bei Fäulnisprocessen sich entwickelnden brennbaren Gase. Er wagte zuerst, wenn auch nur mit schwacher Waffe und erfolglos, das Aristotelische Lehrgebäude anzugreifen und lehrte zuerst die Unveränderlichkeit der Stoffe, wenn sie Verbindungen eingehen, indem er nachwies, daß sie als dieselben wieder aus den Verbindungen austreten können. Glauber verdankt man die Anwendung der Schwefelsäure statt des Vitriols zur Darstellung der Säuren und zahlreicher Salze, unter denen das schwefelsaure Natron (sein Sal mirabile) seinen Namen bis auf unsere Zeit behalten hat (Glaubersalz); er studirte die Löslichkeit der Metalle

in Salzsäure und entdeckte dabei viele Chlormetalle; bei ihm finden sich die ersten Vorstellungen von der »chemischen Verwandtschaft« (s. d.); auch war er um die Verbesserung der technischen Gewerbe: Gewinnung von Salpeter, Glas und Holzessig, mit Erfolg bemüht. Ganz vereinzelt steht lange Zeit Agricola (1494—1555), der Vater wissenschaftlicher Hüttenkunde und der Mineralogie, welcher in seinen Büchern »De re metallica« alles aufführte, was man damals über Metallurgie kannte, wohlgeordnet und mit vielen werthvollen eigenen Beobachtungen. Brandt schied 1669 in Hamburg den Phosphor aus dem Urin ab, hielt aber sein Verfahren geheim, so daß Kunkel, welcher denselben Körper einige Jahre später gewann, als zweiter Entdecker angesehen werden muß.

Die Mitte des 17. Jahrh. bezeichnet wieder den Anfang einer neuen Periode, welche bis zum Ende des 18. Jahrh. reicht. Sie wird eröffnet durch Rob. Boyle (1627—91), welcher zuerst erfolgreich die Lehren des Aristoteles bekämpfte und nachwies, daß dessen Elemente für die C. ebenso unzulässig seien wie die Annahme der 3 alchemistischen Elemente. Er rieth, jeden Stoff als einfach anzusehen, bis er durch chemische Mittel weiter zerlegt sei, und gelangte bei den Spekulationen über die Beschaffenheit der Elemente zu der Ansicht, daß dieselben aus einer und derselben Urmaterie beständen und ihre Verschiedenheit in der verschiedenen Größe, Gestalt ꝛc. ihrer kleinsten Theilchen beruhe. Boyle wußte sogar, daß Verbrennung nur bei Gegenwart von Luft erfolgt, daß dabei ein Theil der Luft verschwindet, und daß das Verbrennungsprodukt schwerer ist als der unverbrannte Körper. Diese Ansichten, welche in konsequenter Durchführung nicht nur der Aristotelischen Lehre den Todesstoß versetzt haben, sondern auch die C. ganz außerordentlich gefördert haben würden, fanden vorderhand noch nicht die gebührende Beachtung. Vielmehr gelangte noch einmal eine Theorie zur Herrschaft, welche, von unserem heutigen Standpunkt aus betrachtet, mit jenen Thatsachen in schneidendem Widerspruch steht. Der Begründer dieser Theorie war Stahl (1660—1734), der seinem Vorgänger Becher (1635—82) den Hauptantheil an der Entstehung seiner Theorie zuschrieb. Nach Becher waren Wasser und Erde die entferntesten Grundstoffe aller Körper. Aus ihnen entstehen zunächst drei Erden, die steinartige oder schmelzbare, die fettige und die flüssige, von den Alchemisten als Salz, Schwefel und Quecksilber bezeichnet. Stahl beschäftigte sich besonders mit der Untersuchung von Bechers fettiger, brennbarer Erde; er erforschte mit großem Scharfsinn den Verbrennungsproceß, nahm in den brennbaren Körpern etwas Gemeinsames an, was ihnen die Eigenschaft der Entzündlichkeit, der Brennbarkeit, verleihe, und nannte den Träger dieser Eigenschaft Phlogiston. Die Darstellung dieses hypothetischen Stoffs wurde aber weder versucht noch für erforderlich gehalten. Blei besteht nach Stahl aus Bleikalk (Bleioxyd) und Phlogiston, welches bei der Verbrennung ausgetrieben wird; erhitzt man Bleikalk mit Kohle, so erhält man wieder metallisches Blei, denn die sehr phlogistonreiche Kohle gibt an den Bleikalk Phlogiston ab. Die damals noch unbezweifelte Aristotelische Ansicht, daß die hervorragenden Eigenschaften der Körper durch etwas materiell in ihnen Enthaltenes bedingt werden, genügte, um den Glauben an die Existenz des hypothetischen Grundstoffs zu befestigen. Und dieser Glaube wurde nicht erschüttert durch die den Phlogistikern sehr wohl bekannte Thatsache, daß der Bleikalk schwerer ist als das Blei, aus welchem er entstanden ist. Man hat gesagt, sie hätten nur die qualitative Seite des Verbrennungsprocesses berücksichtigt und die Anwendung der Wage vernachlässigt; indeß haben sie, wo sie es vermochten, auch die quantitativen Verhältnisse sehr genau untersucht, aber die Gewichtszunahme bei der Verkalkung wußten sie nicht zu erklären, und die Phlogistontheorie galt genau so lange, bis man den Schlüssel zu dieser Erscheinung gefunden hatte.

Die Zeit der Phlogistiker hat eine lange Reihe ausgezeichneter Chemiker aufzuweisen. Der holländische Arzt Boerhaave (1668—1738) gab 1732 ein System der C. heraus, welches alle damals bekannten Thatsachen aus unzähligen Quellen zusammengetragen und geordnet umfaßte. In Deutschland koncentrirte sich die chemische Thätigkeit in Berlin, wo Friedrichs d. Gr. Leibarzt Eller (1689—1760), die Apotheker Neumann (1682—1737) und Pott (1692—1777) und vor allen Marggraf (1709—1782), der intellektuelle Begründer der Rübenzuckerfabrikation, wirkten. In Frankreich trug Lemery (1645—1715) die C. frei von allem mysteriösen Dunkel vor zahlreichen Zuhörern in der Landessprache vor und gewann der Wissenschaft dadurch viele Förderer und Freunde. Duhamel (1700—1781) unterschied zuerst das Natron vom Kali, Macquer (1718—84), die letzte Stütze der Phlogistontheorie in Frankreich, entdeckte die Arsensäure und verfaßte das erste chemische Wörterbuch, während von Rouelle (1718—79) die Eintheilung der Salze in saure, basische und neutrale herrührt. Schweden besaß zwei ausgezeichnete Chemiker, den Begründer der analytischen C., Bergmann (1735—84), und den großen Entdecker Scheele (1742—86), der, mit wunderbarer Beobachtungsgabe ausgerüstet, eine überraschende Fülle von Thatsachen festgestellt hat. Er entdeckte unter anderem das Mangan, Chlor und den Baryt, die Weinsäure, Citronensäure, Oxalsäure, Aepfelsäure, Gerbsäure, Harnsäure, Milchsäure, Molybdän- und Wolframsäure und das Glycerin; er erkannte das färbende Princip des Berlinerblaus und die wahre Zusammensetzung der Blausäure; unabhängig von Priestley und gleichzeitig mit diesem entdeckte er den Sauerstoff, lehrte dessen Darstellung aus Salpetersäure, Salpeter, Braunstein, Arsensäure und den Oxyden der edeln Metalle. Er ermittelte die Zusammensetzung der Luft aus Sauerstoff und einem die Verbrennung und Athmung nicht unterhaltenden Gas, sowie die Zusammensetzung des Ammoniakgases und des Schwefelwasserstoffs. In England wies Black (1728—99) die Ursache des Unterschieds zwischen ätzenden und kohlensauren Alkalien nach, indem er zeigte, daß beim Aetzendwerden der letzteren einer ihrer Bestandtheile, die Kohlensäure, frei wird. Diese Entdeckung übte einen mächtigen Einfluß, denn man wurde durch sie mit dem Gedanken vertraut, daß ein Körper eine Luftart absorbiren, zum Verschwinden bringen, dadurch selbst schwerer werden und andere Eigenschaften erhalten könne. Black ist ferner der Entdecker der latenten Wärme, er zeigte, daß der Aggregatzustand der Körper nur von einem größern oder geringern Wärmegehalt abhängt, daß die Gase gleichsam als Verbindungen fester Körper mit Wärme zu betrachten sind, und befestigte die Ueberzeugung von der freilich schon durch Boerhaave nachgewiesenen Unwägbarkeit der Wärme. Black ist der erste unter den pneumatischen Chemikern, von denen Henry Cavendish (1731—1810) das Wasserstoffgas, die Zusammensetzung des Wassers (welches

dadurch seines Charakters als Element entkleidet wurde), die konstante Zusammensetzung der Luft und die Bildung von Salpetersäure in der Luft durch den elektrischen Funken entdeckte. Bei ihm findet sich auch zuerst der Begriff von der chemischen Aequivalenz, d. h. von der chemischen Gleichwerthigkeit verschiedener Gewichtsmengen von verschiedenen Substanzen, und dies beweist ebenso wie die Bemühungen Bergmanns um die quantitative Analyse, daß den Phlogistikern die Gewichtsverhältnisse durchaus nicht gleichgültig waren, und daß sie sich von der Unveränderlichkeit des Gewichts der Materie bei allen chemischen Wandlungen überzeugt hielten. Die Arbeiten von Cavendish gehören zum Theil einer spätern Zeit an als die Priestley's (1733—1804), welcher viele Gase untersuchte und 1774 den Sauerstoff entdeckte. Diese Entdeckung und vor allem die Arbeiten Blacks bildeten das Fundament, auf welchem Lavoisier (1743—94) seine Oxydationstheorie aufbaute, die den Anfang der neuesten Epoche in der C. bezeichnet. Priestley hatte bei der Verbrennung von Schwefel und Kohle und bei der Verkalkung der Metalle Luftverminderung nachgewiesen, fand aber als treuer Anhänger der Phlogistontheorie nicht die richtige Deutung dieser Erscheinung. Lavoisier dagegen trat der C. als Physiker nahe, und, nicht beirrt durch irgend eine Theorie, sah er in Gasen nur Verbindungen fester Körper mit Wärme und schloß daraus, daß die Verminderung der Luft von einer Fixirung des in der Luft mit Wärme verbundenen festen Körpers herrühren müsse. Da die Luft Gewicht besitzt, Wärme aber nicht, so muß diese Fixirung mit einer Gewichtszunahme des fixirenden Agens verbunden sein. Daher ist der Metallkalk schwerer als das Metall, und weil auch bei der Verbrennung stets Luftverminderung beobachtet wird, so muß das Verbrennungsprodukt gleichfalls eine Gewichtszunahme zeigen. Im Jahr 1774 wies Lavoisier nach, daß die Gewichtszunahme eines Metalls bei der Verkalkung gleich ist dem Gewicht der absorbirten Luft, und nach der Entdeckung des Sauerstoffs durch Priestley und Scheele vollendete er seine Oxydationstheorie, deren Anhänger als Antiphlogistiker bezeichnet wurden. Mit Guyton de Morveau stellte er die den neuen Ansichten entsprechende Nomenklatur fest und gab damit auch äußerlich der C. die Form, welche sie noch heute besitzt. In dieser neuen Periode, welche man als die der quantitativen Forschung bezeichnet hat, häuften sich die wichtigsten Entdeckungen. Berthollet (1748—1822) gab 1803 seine Aufsehen erregende chemische Statik heraus, erforschte die quantitative Zusammensetzung des Ammoniaks, führte das Chlor als Bleichmittel in die Technik ein, verbesserte die Salpeterfabrikation und lieferte auch sonst zahlreiche werthvolle Untersuchungen. In Deutschland unterzog die Berliner Akademie der Wissenschaften auf Klaproths (1743—1817) Vorschlag die Fundamentalunterfuchungen Lavoisiers einer Prüfung und erkannte sie als richtig an. Klaproth erwarb sich außerdem große Verdienste um die Analyse; er untersuchte mehr als 200 Mineralspecies und entdeckte das Uran, die Zirkon- und Strontianerde, das Titanoxyd, Tellur. Gleich erfolgreich wirkte in Frankreich Vauquelin (1763—1829), welcher Chrom und Beryllerde auffand, in England Wollaston (1767—1829), der Entdecker des Palladiums und Rhodiums, und Tennant (1761—1815), der das Iridium und Osmium auffand. Infolge dieser Entdeckungen war die Zahl der bekannten Elemente auf 32 gestiegen. Man kannte außer den letztgenannten neu entdeckten Elementen: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Phosphor, Schwefel, Mangan, Nickel, Kobalt, Zink, Wismut, Wolfram, Platin, außer den schon den Alten bekannten Metallen, dann die wichtigsten Basen, Alkalien, alkalische Erden und andere Erden, zahlreiche Metalloxyde, eine große Anzahl von Salzen ꝛc. Viel folgenreicher aber als diese Entdeckungen waren die theoretischen Arbeiten, welche den weiteren Forschungen erst eine sichere Basis gaben. Bergmann und Kirwan hatten bereits diejenigen relativen Gewichtsmengen verschiedener Basen ermittelt, welche sich mit derselben Menge einer gewissen Säure zu vereinigen vermögen. Proust (1755—1826) wies dann nach, daß in jeder Verbindung die Bestandtheile nach einem bestimmten Gewichtsverhältnis vorhanden sind, und daß, wenn zwei Körper mehrere Verbindungen eingehen, auch in diesen die Bestandtheile stets in festen Verhältnissen zusammentreten, daß nicht alle Mischungsverhältnisse zwischen zwei Körpern möglich sind, sondern daß die Mengen stets sprungweise größer oder kleiner werden. Zur Feststellung allgemeiner Gesetze erhob sich Proust aber noch nicht. Dagegen sprach Richter (1762—1807) zuerst das Neutralitätsgesetz aus und wußte richtige Folgerungen aus demselben zu ziehen. Er bestimmte die Mengen der Metalle, wie sie sich gegenseitig aus ihren Lösungen niederschlagen, und entwarf die ersten stöchiometrischen Tafeln. Kann Richter als der Entdecker des Gesetzes von den konstanten Proportionen angesehen werden, so haben wir in Dalton (1766—1844) den Begründer des Gesetzes von den multiplen Proportionen und der Atomtheorie zu erkennen. Gay-Lussac (1778—1840) fand dann weiter, daß sich die Gase nach einfachen Volumverhältnissen mit einander verbinden, und Berzelius (1779—1848) stellte die Beziehungen zwischen den Volumen und Gewichten der gasförmigen Körper fest. Gay-Lussac war von der mit A. v. Humboldt festgestellten Thatsache ausgegangen, daß sich zwei Raumtheile Wasserstoff stets mit einem Raumtheil Sauerstoff zu Wasser verbinden, eine wichtige Bestätigung und Ergänzung der Dalton'schen Gesetze. Seine Volumtheorie machte es möglich, aus dem specifischen Gewicht der Bestandtheile und der Raumverminderung, welche bei der Verbindung vor sich geht, das specifische Gewicht einer Verbindung sicherer zu bestimmen als durch den unmittelbaren Versuch, und umgekehrt aus der Vergleichung des specifischen Gewichts einer Verbindung und den specifischen Gewichten ihrer Bestandtheile auf die Zusammensetzung der erstern zu schließen. H. Davy (1778—1829) wandte 1807 den Strom einer mächtigen galvanischen Batterie zur Zersetzung der Alkalien und alkalischen Erden an und stellte aus ihnen die merkwürdigen Metalle Kalium, Natrium, Baryum, Strontium, Calcium und Magnesium dar. Gay-Lussac und Thénard bestätigten Davy's Entdeckungen und fanden eine Methode, Kalium und Natrium in größeren Mengen darzustellen, wodurch die C. die kräftigsten Mittel zur Reduktion erhielt, denen bei zweckmäßiger Anwendung nichts widerstand. Die nächsten Jahre brachten auch Aufschluß über eine ganz eigenthümliche Gruppe nichtmetallischer Elemente, über die jetzt sogen. Haloïdkörper. Das Chlor hatte sein Entdecker, Scheele, dephlogistisirte Salzsäure genannt; die antiphlogistischen Chemiker sahen es aber als die Verbindung eines noch unbekannten Elements an, und erst Davy wies nach, daß

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Chlor ein Element, Salzsäure eine Verbindung von diesem mit Wasserstoff und daß die salzsauren Salze eine eigenthümliche Klasse von sauerstofffreien Salzen (Haloidsalze, nach Berzelius), bestehend aus Chlor und dem betreffenden Metall, sind, eine Ansicht, die freilich erst seit 1820 zu allgemeiner Geltung kam, obgleich ihr die französischen Chemiker schon bald nach ihrer Aufstellung beipflichteten. Im Jahr 1811 entdeckte Courtois ein zweites Element dieser Gruppe, das Jod. Die Versuche, das Fluor, das offenbar ebenfalls dahin gehörte, zu isoliren, mißlangen. Die Anwendung des galvanischen Stroms für chemische Zersetzung hatte Davy zu genialen Hypothesen geführt; aber Berzelius schuf in seiner elektrochemischen Theorie ein einheitliches System, welches auf alle bekannten Thatsachen anwendbar war. Er nahm an, daß die Elektricität eine Eigenschaft der Materie sei, daß zwar in jedem Atom zwei entgegengesetzte elektrische Pole vorhanden seien, der eine von diesen aber bedeutend vorherrsche und mithin jedes Atom, also auch jedes Element, entweder elektropositiv oder elektronegativ erscheine. Aus der Nebeneinanderlagerung der Atome entstehen Verbindungen erster Ordnung, welche ihrerseits wieder zu Verbindungen zweiter Ordnung führen ꝛc. Diese Theorie wurde die Basis der dualistischen Anschauungsweise, nach welcher jeder zusammengesetzte Körper, welches auch die Anzahl seiner Bestandtheile sein mag, in zwei Theile zerlegt werden kann, von denen der eine positiv, der andere negativ elektrisch ist. Von hoher Bedeutung waren auch Berzelius' Bestimmungen der in einer Verbindung enthaltenen Anzahl Atome, indem er bei diesen Arbeiten rein chemischen Verhältnissen Rechnung trug. Diese Thätigkeit stand in innigster Verbindung mit seinen umfassenden analytischen Untersuchungen; sein Laboratorium wurde die Bildungsstätte der ausgezeichnetsten Analytiker, namentlich H. und G. Rose's, Gmelins, Wöhlers u. a. Hohes Verdienst erwarb sich Berzelius vornehmlich auch um die qualitative Analyse, in welcher er das Löthrohr zur verdienten Anerkennung brachte, um die quantitative Analyse durch Feststellung der zweckmäßigsten Scheidungsmethoden, um die Erleichterung des Verständnisses der chemischen Vorgänge überhaupt durch Aufstellung der chemischen Formeln als Ausdruck für die Atomzusammensetzung der Verbindungen, die ihm zuerst zum Prüfstein für die Angaben der Analysen dienten. Berzelius' analytische Arbeiten übten auch auf die Mineralogie den größten Einfluß; besonders seit er 1814 der Kieselerde ihre lange verkannte richtige Stelle unter den Säuren angewiesen und die Kieselverbindungen als kieselsaure Salze erkannt hatte, unterwarf er das große Gebiet der natürlichen Kieselmineralien den Gesetzen, welche für die übrigen Sauerstoffsalze gelten; später brachte er die Schwefelmetalle in ebenso lichtvolle Ordnung, indem er unter ihnen Sulfobasen und Sulfosäuren unterschied und ihr Zusammentreten zu Sulfosalzen nachwies. Für das Verständnis der verwickelten Mineralverbindungen war von Wichtigkeit Mitscherlichs (1794—1863) Aufstellung der Lehre vom Isomorphismus, von nicht geringerer seine Entdeckung des Dimorphismus, d. i. der Eigenschaft gewisser Körper, ohne Aenderung der chemischen Beschaffenheit in zwei verschiedenen nicht auf dieselbe Grundform zurückführbaren Krystallformen aufzutreten (Schwefel, Kohlenstoff als Diamant und Graphit, Kalkspat, Aragonit). Mitscherlich war auch der erste, welcher im Laboratorium natürliche Mineralkörper aus ihren Bestandtheilen künstlich zusammensetzte. Eine wichtige Erweiterung erfuhr aber 1840 die C. durch den Nachweis der sogen. allotropischen Zustände der Körper, indem Schönbein das Ozon entdeckte, welches sich später als ein und derselbe elementare Körper wie der Sauerstoff erwies, aber in einem verschiedenartigen Zustand, begabt mit wesentlich verschiedenen Eigenschaften. Die Untersuchung der anorganischen Körper hat in dieser Zeit die Zahl der Elemente außerordentlich vermehrt; die Mehrzahl wurde in dem Stockholmer Laboratorium entdeckt, 1817 durch Berzelius das Selēn, durch Arfedson das Lithion, durch Stromeyr und Hermann das Kadmium; 1823 gewann Berzelius aus Fluorkieselkalium mittels Kaliums das Silicium, 1824 derselbe aus Fluorzirkon das Zirkonium, 1828 Wöhler aus den wasserfreien Chlormetallen das Aluminium, Beryllium, Yttrium. Dadurch kam die Kenntnis der Elemente zu einem gewissen Abschluß; die später noch entdeckten Elemente waren nur Bestandtheile seltener Mineralien, so die von Mosander entdeckten Metalle der Cergruppe, Lanthan (1839), Didym (1842) und die mit Yttrium vorkommenden Erbium und Terbium (1843) und das von Berzelius entdeckte Thorium (1845); aus der Platingruppe fand Klauß noch das Ruthenium (1848). Durch das Zusammenwirken dieser Chemiker, vor allen aber durch Berzelius, der alles Bekanntwerdende zusammenfaßte und systematisch ordnete, wurde die anorganische C. zu dem in sich abgeschlossenen Ganzen entwickelt, als das sie gegenwärtig unsere Lehrbücher mittheilen.

Weitere Förderung hat die C. ganz besonders durch das Studium der organischen oder Kohlenstoffverbindungen gefunden, welches erst nach der Verbesserung der Elementaranalyse durch Gay-Lussac und Thénard und der dadurch ermöglichten Anwendung der stöchiometrischen Gesetze auf organische Verbindungen, die zuerst 1814 durch Berzelius versucht wurde, erfolgreich werden konnte. Anfänglich schien es unmöglich, die Ansichten, welche die Grundlage der anorganischen C. bildeten, auch auf die organische anzuwenden. Indeß hatte doch schon Lavoisier ausgesprochen, daß sich der Sauerstoff mit einem Element zu einer anorganischen, mit einem »zusammengesetzten Radikal« zu einer organischen Verbindung verbinde. Gay-Lussacs Arbeit über das Cyan gab dem Begriff des Radikals eine bestimmtere Bedeutung, und dann versuchte man mehr und mehr, den Dualismus auch auf die Kohlenstoffverbindungen anzuwenden. Die organische C. ward jetzt die C. der zusammengesetzten Radikale; aber erst durch Liebigs und Wöhlers glänzende Untersuchungen über das Bittermandelöl und die damit verwandten Verbindungen wurde die Lehre vom Radikal vollkommener ausgebildet. Unter Radikal verstand man nun eine Atomgruppe, welche als nicht wechselnder Bestandtheil in einer Reihe von Verbindungen auftritt, sich wie ein Element mit anderen Elementen verbindet, in diesen Verbindungen sich ersetzen läßt durch andere einfache Körper und ohne Zersetzung übertragbar ist in andere Verbindungen. Durch diese Arbeiten wurde der organischen C. die gebührende Selbständigkeit gesichert. Die Entdeckung des Dimorphismus, der Isomerie, Metamerie und Polymerie regte zu weiteren Studien über die Konstitution der Körper an, und besonders wurden die Aethylverbindungen Gegenstand lebhafter Debatten im Sinn der Radikaltheorie. Dumas (geb. 1800), Liebig (1803—1873) und Wöhler (geb. 1800)

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

führten seit 1823 die organische C. zur glänzendsten Entwickelung; Liebig vor allen beherrschte als die erste Autorität und als der größte Chemiker seiner Zeit die ganze geistige Strömung, sein Laboratorium in Gießen war der Anziehungspunkt für die strebsamsten Chemiker des In- und Auslandes, und zahlreiche Untersuchungen der wichtigsten Art, welche aus diesem Laboratorium hervorgingen, bekunden die fruchtbare Anregung, welche Liebig nach allen Seiten hin zu geben verstand. Die Anschauungen in der organischen C. gewannen nun zunächst eine wesentliche Wandlung durch die Entdeckung des Substitutionsprocesses, welche besonders durch Dumas, Peligot, Regnault, Malaguti und Laurent verfolgt wurde. Laurent knüpfte daran seine Kerntheorie, welche Gmelin seinem großen Lehrbuch zu Grunde legte; Liebigs und Grahams Arbeiten über die mehrbasischen Säuren wurden aber die Basis, auf welcher Dumas, der inzwischen auch die Chloressigsäure entdeckt hatte, seine Typentheorie errichtete. Durch diese Theorie vollzog sich der Bruch mit der von Berzelius aufgestellten dualistischen Anschauungsweise. Man hatte erkannt, daß in einer organischen Verbindung elektropositiver Wasserstoff durch elektronegatives Chlor vertreten werden kann, ohne daß die Natur der Verbindung dadurch wesentlich verändert wird, und somit ergab sich, daß die Eigenschaften der Körper weit mehr durch die eigenthümliche Lagerung der Atome als durch deren Natur bedingt werden. Die Typentheorie fand in der Folge mehrfach weitere Ausbildung und beherrschte eine Reihe von Jahren hindurch die gesammte Forschung, welche durch sie in der fruchtbarsten Weise geleitet wurde. Der nächste große Fortschritt wurde aber durch die von Laurent und Gerhardt veranlaßte Revision der Atomgewichte herbeigeführt. Der Begriff des Atoms war in der letzten Zeit ein sehr unsicherer geworden, und die Gmelin'sche Schule nahm stöchiometrische Zahl, Aequivalent, Mischungsgewicht und Atomgewicht für gleichbedeutend. Laurent unterschied aber in scharfer Weise Atom, Molekül und Aequivalent, und als man dann erkannte, daß die Atome nicht äquivalent, sondern verschiedenwerthig sind, gelangte man zur Atomicitätstheorie und zur Bestimmung der rationellen Konstitution der Körper in dem heutigen Sinn. Die Arbeiten von Kekulé, Frankland, Berthelot, Hofmann, Wurtz und zahlreichen jüngeren Chemikern haben zum Ausbau dieser Theorien mächtig beigetragen, und wir sehen gegenwärtig die C. in einem Fortschritt begriffen, welchem auf allen Gebieten gleichmäßig zu folgen selbst dem Fachmann schwer wird. Die in der organischen C. gewonnenen Anschauungen sind in den letzten Jahren auch auf die anorganische C. übertragen worden, und so ist nun endlich wieder eine einheitliche Auffassung hergestellt. Die anorganische C. aber fand in der neuesten Zeit eine großartige Förderung durch die Spektralanalyse, mit deren Hülfe neue Elemente entdeckt und die chemische Natur ferner Weltkörper ermittelt wurde.

Vgl. Berzelius, Lärebok i kemien (Stockh. 1808—1818, 3 Bde.; 2. Aufl. 1817—30, 6 Bde.; 5. Aufl., deutsch, Leipz. 1843—48, 5 Bde.); Gmelin, Handbuch der anorganischen C. (Heidelb., 6. Aufl. in 3 Bdn. von Kraut u. a., 1874 im Erscheinen begriffen) und Handbuch der organischen C. (das. 4. Aufl., vollständig bis 1872, 6 Bde.); Graham-Otto, Ausführliches Lehrbuch der C. (4. Aufl., Braunschw., Bd. 1: Physikalische und theoretische C. von Buff, Kopp und Zamminer, [2. Aufl.] 1863; Bd. 2: Anorganische C. von Otto, 3 Thle., 1863—72; Bd. 3: Organische C. von Kolbe und Fehling, 3 Thle., 1854 ff.); Hofmann, Einleitung in die moderne C. (5. Aufl., Braunschw. 1871); Gorup-Besanez, Lehrbuch der C. (1. Bd., 5. Aufl., das. 1873; 2. Bd., 4. Aufl. 1873; 3. Bd., 3. Aufl. 1874); Regnault-Strecker, Kurzes Lehrbuch der C. (1. Bd., 8. Aufl., das. 1869; 2. Bd., 6. Aufl. 1874); Pelouze und Fremy, Traité de chimie générale (Par. 1862—65, 7 Bde.); Odling, Handbuch der C. (a. d. Engl. von Oppenheim, Erlang. 1865, Bd. 1); Sell-Naquet, Grundzüge der modernen C. (Berl. 1868—70, 2 Bde.); Wöhler, Grundriß der C. (1. Bd., 15. Aufl., das. 1873; 2. Bd. von Fittig, 8. Aufl. 1871); Genther, Lehrbuch der C. (Jena 1869); Fittig, Grundriß der C. (Leipz. 1872); Pinner, Repetitorium (Berl. 1872—73, 2 Bde.); Wagner, Die C., faßlich dargestellt (6. Aufl., Leipz. 1873); Liebig, Chemische Briefe (5. Aufl., das. 1865); Bär, C. des gewöhnlichen Lebens (2. Aufl., das. 1861, 2 Bde.); Johnston, C. des täglichen Lebens (a. d. Engl., neue Aufl., Berl. 1869); Stöckhardt, Schule der C. (17. Aufl., Braunschw. 1873); Emsmann und Dammer, Experimentirbuch (Leipz. 1873); Schlickum, Der junge Chemiker (3. Aufl., Neuwied 1867). Anorganische C.: Buff, Kurzes Lehrbuch der anorganischen C. (Erlang. 1868); Arendt, Lehrbuch der anorganischen C. (2. Aufl., Leipz. 1871); Rammelsberg, Grundriß der unorganischen C. (3. Aufl., Berl. 1873); Büchner, Lehrbuch der anorganischen C. (Braunschw. 1872); Roscoe, Lehrbuch der C. (a. d. Engl. von Schorlemmer, 4. Aufl., das. 1873); Lorscheid, Lehrbuch der anorganischen C. (2. Aufl., Freiburg 1872). Organische C.: Schloßberger, Lehrbuch der organischen C. (5. Aufl., Leipz. 1860); Kekulé, Lehrbuch der organischen C. (Erlang. 1861—66, Bd. 1—3); Limpricht, Lehrbuch der organischen C. (Braunschw. 1862); Butlerow, Lehrbuch der organischen C. (Leipz. 1867); Erlenmayer, Lehrbuch der organischen C. (das. 1867); Schorlemmer, Lehrbuch der Kohlenstoffverbindungen (2. Aufl., Braunschw. 1874). Theoretische C.: Buff, Grundlehren der theoretischen C. (Erlang. 1866); Claus, Theoretische Betrachtungen (Freiburg 1866); Derselbe, Grundzüge der modernen Theorien in der organischen C. (das. 1871); Loth. Meyer, Die modernen Theorien (2. Aufl., Bresl. 1872). Encyklopädien: Liebig, Poggendorff, Wöhler, Handwörterbuch der reinen und angewandten C. (Bd. 1 und 2, 2. Aufl., Braunschw. 1857—63; Bd. 3—9, 1848—64); Fehling, Neues Handwörterbuch der C. (das. 1871 ff.); Watts, Dictionary of chemistry (Lond. 1863—68, 5 Bde., Supplem. 1872); Wurtz, Dictionnaire de Chimie pure et appliquée (Par. 1869 ff.); Dammer, Kurzes chemisches Handwörterbuch (Berl. 1872 ff.). Literatur: Zuchold, Bibliotheca chemica 1840—58 (Götting. 1859); Ruprecht, Bibliotheca chemica 1858—70 (das. 1872). Zeitschriften. 1) Deutsche: Liebig und Wöhlers Annalen der C. und Pharmacie (Leipz. u. Heidelb.); Poggendorffs Annalen der Physik (Leipz.); Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft (Berl.); Archiv der Pharmacie (Halle); Arendts chemisches Centralblatt (Leipz.); Kolbe's Journal für praktische C. (das.); Neues Jahrbuch für Pharmacie (Speyer); Neues Repertorium der Pharmacie (Münch.); Wittsteins Vierteljahrsschrift für prakt. Pharmacie (Münch.); Zeitschrift für C. (Leipz.). 2) Englische: The Journal of the Chem. Society (Lond.); Chemical News (das.);

Pharmaceutical Journal and Transactions (daſ.). 3) Franzöſiſche: Annales de chimie et de physique (Par.); Bulletin de la société chimique (daſ.); Le moniteur scientifique (daſ.). 4) Amerikaniſche: The american Chemist (New York); The american Journal of Science and Arts (New Haven); außerdem: Archives des sciences physiques et naturelles (Genf); Archives néerlandaises des sciences exactes et naturelles (La Haye); Gazzetta chimica italiana (Palermo); Pharmaceutiſche Zeitſchrift für Rußland (Petersb.); Jahresbericht über die Fortſchritte der C. (Gießen). Geſchichte: Schmieder, Geſchichte der Alchemie (Halle 1832); Gmelin, Geſchichte der C. (Götting. 1797—99, 3 Bde.); Thomſon, History of Chemistry (Lond. 1830—31, 2 Bde.); Kopp, Geſchichte der C. (Braunſchw. 1843—47, 4 Bde.); Derſelbe, Beiträge zur Geſchichte der C. (Braunſchw. 1869); Derſelbe, Die Entwickelung der C. in der neuern Zeit (Münch. 1871); Dumas, Die Philoſophie der C. (a. d. Franz. von Rammelsberg, Berl. 1839); Wagner, Geſchichte der C. (2. Aufl., Leipz. 1855); Chevreul, Histoire des connaissances chimiques (Par. 1866, Bd. 1); Derſelbe, Histoire des principales opinions etc. (daſ. 1869); Kekulé, Geſchichte der organiſchen C. (Erlang. 1867); Buff, Ein Blick auf die Geſchichte der C. (daſ. 1866); Wurtz, Geſchichte der chemiſchen Theorien ſeit Lavoiſier (a. d. Franz. von Oppenheim, Berl. 1870); Ladenburg, Vorträge über die Entwickelungsgeſchichte der C. in den letzten 100 Jahren (Braunſchw. 1869); Poggendorff, Biographiſch-literariſches Handwörterbuch zur Geſchichte der exakten Wiſſenſchaften (Leipz. 1863, 2 Bde.); Volhard, Die Begründung der C. durch Lavoiſier (daſ. 1870); Lorſcheid, Ariſtoteles' Einfluß auf die Entwickelung der C. (Münſter 1872). Laboratorien: Cremer, Das neue chemiſche Laboratorium in Berlin (Berl. 1868); Müller, Das chemiſche Laboratorium der Univerſität Greifswald (daſ. 1864); Lang, Das chemiſche Laboratorium an der Univerſität Heidelberg (Karlsr. 1858); Kolbe, Das neue chemiſche Laboratorium in Leipzig (Leipz. 1872); v. Ferſtel, Der Bau des chemiſchen Inſtituts der Wiener Univerſität (Wien 1874).

Chemiglyphie, ſ. Glyphographie.

Chemikalien, ſ. v. w. chemiſche Präparate.

Chemin-couvert (franz., m., ſpr. ſchmäng-kuwähr), der gedeckte Weg bei Feſtungen (ſ. Glacis).

Cheminement (das, franz. m., ſpr. ſchmin'mäng), der Gang der ſich einer belagerten Feſtung im Zickzack nähernden, »Approchen« genannten Laufgräben.

Chemiſche Meßkunſt, ſ. Stöchiometrie.

Chemiſche Präparate, im weitern Sinn alle diejenigen Produkte, welche durch chemiſche Proceſſe gewonnen werden; im engern Sinn jedoch nur die in beſonderen chemiſchen Fabriken oder Laboratorien gewonnenen Produkte.

Chemiſcher Ofen, kleines Sternbild am ſüdlichen Himmel, ſüdlich vom Walfiſch und öſtlich von der Elektriſirmaſchine.

Chemiſcher Proceß, der Vorgang der Verbindung oder Zerſetzung der Stoffe.

Chemiſches Feuerzeug, ſ. Feuerzeug.

Chemiſche Verbindungen, ſ. Elemente.

Chemiſche Verwandtſchaft (Affinität), die Urſache der Bildung und des Beſtehens chemiſcher Verbindungen. Alle Elemente zeigen unter beſtimmten Verhältniſſen ein gewiſſes Beſtreben, ſich mit anderen Elementen zu verbinden; aber dies Vereinigungsſtreben iſt durchaus nicht bei allen Elementen gleich. Kalium verbindet ſich leichter mit Sauerſtoff als mit Schwefel, Eiſen verbindet ſich leichter mit Chlor als Kupfer ꝛc. Dieſe verſchiedenen Abſtufungen der Verbindungsfähigkeit oder Verwandtſchaft ſind im allgemeinen in den entgegengeſetzten chemiſchen Eigenſchaften der Elemente begründet, und man ſagt, die ch. V. der Körper ſei um ſo größer, je mehr ſie in ihren Eigenſchaften einander entgegengeſetzt ſind. Dieſem Gegenſatz der Eigenſchaften der Elemente hat man einen Ausdruck zu geben verſucht in der ſogen. elektrochemiſchen Theorie (ſ. Chemie), und die elektriſche Spannungsreihe, welche mit Sauerſtoff beginnt und mit Kalium oder ſtreng genommen mit Cäſium endet, läßt im allgemeinen den Grad der chemiſchen Verwandtſchaft erkennen. Je weiter aus einander zwei Elemente in dieſer Reihe ſtehen, deſto verſchiedener ſind ſie in ihrem chemiſchen Verhalten. Man ſpricht von einfacher chemiſcher Verwandtſchaft, wenn ſich zwei Elemente geradezu mit einander vereinigen. Erwärmt man z. B. Eiſen mit Schwefel, ſo verbinden ſich beide mit einander und bilden Schwefeleiſen. Wirkt aber Eiſen auf Schwefelqueckſilber, alſo auf eine chemiſche Verbindung von Schwefel mit Queckſilber, ſo tritt ein Wettſtreit ein zwiſchen den drei Elementen Schwefel, Queckſilber und Eiſen, und da Schwefel zum Eiſen größere Verwandtſchaft beſitzt als zum Queckſilber, ſo wird das Schwefelqueckſilber zerſetzt, und es entſteht Schwefeleiſen, während ſich metalliſches Queckſilber ausſcheidet. Hier wählt gewiſſermaßen der Schwefel zwiſchen den beiden Metallen, und man ſpricht daher von einfacher Wahlverwandtſchaft. Treten zwei chemiſche Verbindungen mit einander in Berührung, ſo kann auch ein doppelter Austauſch ſtattfinden, aus Jodkalium und Chlorqueckſilber wird z. B. Chlorkalium und Jodqueckſilber, und dies nennt man eine Zerſetzung durch doppelte Wahlverwandtſchaft. Die ch. V. äußert ſich nicht in allen Fällen in derſelben Weiſe, ſondern wird vielmehr durch verſchiedene Momente eigenthümlich modificirt. Zunächſt iſt innigſte Berührung erforderlich, wenn ſich die ch. V. geltend machen ſoll. Eine ſolche innige Berührung geſtattet vor allem der flüſſige Zuſtand der Körper, und man hat daher den Satz aufgeſtellt: Corpora non agunt nisi fluida, »die Körper wirken nur auf einander, wenn ſie flüſſig ſind«. Man kann trockenes kohlenſaures Natron mit trockener Weinſäure als feinſtes Pulver ſehr innig miſchen, ohne daß eine Zerſetzung eintritt; ſobald man aber das Gemiſch mit Waſſer übergießt, entwickelt ſich alsbald lebhaft Kohlenſäure, weil die Weinſäure durch einfache Wahlverwandtſchaft das kohlenſaure Natron zerſetzt. Ferner modificirt das Licht die ch. V. Ein Gemiſch von Waſſerſtoffgas mit Chlor verändert ſich nicht im Dunkeln; bei zerſtreutem Tageslicht vereinigen ſich dagegen beide Gaſe allmählich und bei direktem Sonnenlicht momentan unter Exploſion zu Chlorwaſſerſtoff. Umgekehrt iſt Chlorſilber im Finſtern eine ſehr beſtändige Verbindung, während ſie durch das Licht ſehr ſchnell geſchwärzt und zerſetzt wird. Häufig äußert ſich die ch. V. erſt bei erhöhter Temperatur. Queckſilber hält ſich an der Luft unverändert, beim Erhitzen verbindet es ſich langſam mit dem Sauerſtoff der Luft zu rothem Queckſilberoxyd, und bei noch höherer Temperatur zerfällt letzteres wieder in Queckſilber und Sauerſtoff. Leitet man über erhitztes Eiſen Waſſerdampf, ſo verbindet

sich das Eisen mit dem Sauerstoff des Wassers, und der Wasserstoff des letztern entweicht; Eisen hat also bei einer gewissen Temperatur größere Verwandtschaft zum Sauerstoff als der Wasserstoff. Bei einer andern Temperatur verhält es sich umgekehrt, denn wenn man Wasserstoff über erhitztes Eisenoxyd leitet, so entzieht er dem letztern den Sauerstoff, um Wasser zu bilden, und metallisches Eisen bleibt zurück. Eigenthümlich und oft sehr stark wird die ch. V. durch Löslichkeits- und Flüchtigkeitsverhältnisse der Körper modificirt. Kalium hat z. B. zu Sauerstoff bedeutend größere ch. V. als Kupfer; wenn aber eine Lösung von Chlorkupfer mit einer Lösung von Kaliumoxyd (Verbindung von Kalium mit Sauerstoff) gemischt wird, so entsteht Chlorkalium und Kupferoxyd, weil das letztere unlöslich ist und sich daher aus der Lösung ausscheidet. Auf ähnliche Weise können nicht oder weniger flüchtige Körper von schwacher Affinität bei höherer Temperatur flüchtigere Körper von stärkerer Affinität aus Verbindungen ausscheiden. Diese Erscheinungen stehen in Zusammenhang mit der Modificirung der chemischen Verwandtschaft durch die Mengenverhältnisse der zu einander in Beziehung tretenden Körper, welche bisweilen sehr auffällig hervortritt. Läßt man viel Chlorwasserstoff auf Fluorcalcium einwirken, so entsteht Fluorwasserstoff und Chlorcalcium, während umgekehrt viel Fluorwasserstoff mit Chlorcalcium Chlorwasserstoff und Fluorcalcium bildet. Man nennt solche Vorgänge Zersetzungen durch Massenwirkung. Ueber den Entstehungszustand s. d. und über die Modificirung der chemischen Verwandtschaft durch den elektrischen Strom s. Elektrochemische Zersetzung. Gewisse Körper bewirken auf eine bisher noch ganz unerklärliche Weise die Zersetzung eines andern, ohne daß man an ersteren selbst eine Veränderung wahrnehmen kann. Chlorsaures Kali zerfällt z. B. beim Erhitzen in Sauerstoff und Chlorkalium; mischt man es aber mit Kupferoxyd oder Mangansuperoxyd, so findet die Zersetzung schon bei viel niedrigerer Temperatur statt, und doch werden die beigemischten Oxyde in keiner Weise verändert. Stärkmehl wird beim Kochen mit Wasser und Schwefelsäure in Zucker verwandelt, und man findet nach vollendetem Proceß die Schwefelsäure völlig unverändert wieder. Diese Zersetzungen durch »Kontaktwirkungen« müssen noch durch eingehendere Studien aufgeklärt werden.

Chemische Zeichen. In früheren Zeiten bediente man sich theils als Abkürzung, theils um die besonders bei alchemistischen Processen in Gebrauch gezogenen Körper und Manipulationen nicht jedermann verständlich zu machen, gewisser Symbole, welche diese ausdrückten. So bedeutete △ Feuer, ☉ Gold, ☽ Silber, ○—■ Arsenik, ♂ Eisen, ♄ Blei ꝛc. Gegenwärtig bedient man sich chemischer Zeichen, um die Zusammensetzung einer chemischen Verbindung sowohl in Bezug auf die in ihr enthaltenen Elemente, als auch in Bezug auf die Anzahl und Gruppirung der in ihr enthaltenen Atome in bildlicher Weise auszudrücken. Als Zeichen für die Elemente dienen die Anfangsbuchstaben ihrer lateinischen Namen, und da die Namen vieler Elemente mit denselben Buchstaben anfangen, so muß man oft auch noch den zweiten oder, falls auch dieser gleichlautend vorkommt, den dritten Buchstaben des Namens zu Hülfe nehmen. Kohlenstoff, Carboneum, hat das Zeichen C; Kobalt, Cobaltum, hat Co; Mangan hat Mn, Magnesium Mg. Die Zeichen C, Co, Mg, Mn ꝛc. bedeuten aber nicht beliebige Mengen, sondern stets 1 Atom, und die Verbindung, welche durch das Zeichen MgS repräsentirt wird, besteht also aus 1 Atom Magnesium und 1 Atom Schwefel. Enthält eine Verbindung mehrere Atome eines Elements, so schreibt man die Zahl der Atome rechts unten an das betreffende Zeichen. S ist das Zeichen für Schwefel, O das für Sauerstoff; SO_2 ist schweflige Säure, welche aus 1 Atom Schwefel und 2 Atomen Sauerstoff besteht; SO_3 ist Schwefelsäure. Die Zeichen dieser Verbindungen drücken aber wieder nicht beliebige Mengen, sondern stets 1 Molekül der Verbindung aus, und wenn man von mehreren Molekülen sprechen will, so schreibt man eine große Zahl links vor das Zeichen: $2SO_3$ heißt also 2 Moleküle Schwefelsäure. Früher hat man den Sauerstoff häufig durch einen Punkt über dem Buchstaben des chemischen Zeichens ausgedrückt, man schrieb also die Schwefelsäure Ṡ und die schweflige Säure S. In gleicher Weise wurde Schwefel durch einen Strich bezeichnet, z. B. Mg', oder $\bar{F}e_2$, eine Verbindung von 2 Atomen Eisen mit 3 Atomen Schwefel. Manche Elemente treten oft oder stets in Doppelatomen auf; solche Atomkomplexe, welche sich anders verhalten als 2 einfache Atome, bezeichnet man oft durch das gewöhnliche, aber horizontal durchstrichene Zeichen, z. B. Ⱥ. Dies Doppelatom gibt mit 3 Atomen Sauerstoff O_3 Eisenoxyd $\bar{F}O_3$, während das einfache Atom Fe mit 1 Atom Sauerstoff Eisenoxydul FeO gibt. Die Werthigkeit der Elemente und Verbindungen drückt man durch Striche oder römische Zahlen über den Zeichen aus. $\overset{II}{Fe}$ ist zweiwerthig $\overset{VI}{Fe}$, das Doppelatom ist sechswerthig Ⱥ. Organische Säuren hat man früher häufig durch den Anfangsbuchstaben des lateinischen Namens und einen horizontalen Strich über denselben als Zeichen ihrer elektronegativen Natur ausgedrückt. Essigsäure, Acidum aceticum, ist danach A, Citronensäure, Acidum citricum, C̄; anderseits erhielten die organischen Basen ein +, also Morphium $\overset{+}{Mo}$ ꝛc.

Chemise (franz., f., spr. schmihs'), Hemd; in der Fortifikation Rasenbekleidung einer Brustwehr, Mauermantel eines Festungswalles; Chemisette, Vorhemd, Kragen.

Chemismus (griech.), chemisches Verhältnis; naturphilosophische Theorie, welche die Bildung oder Forterhaltung der Natur durch einen chemischen Proceß erklären will; auch s. v. w. Chemiatrie.

Chemitypie (griech.), das von dem dänischen Goldarbeiter C. Piil erfundene Verfahren, Radirungen auf Zink und Kupfer in Relief zum Druck für die Buchdruckerpresse herzustellen. Dasselbe ist seinen Grundzügen nach folgendes: Eine blank polirte Platte von reinem Zink (Kupfer kommt nur selten in Anwendung) wird mit einem Aetzgrund überzogen; auf diesen wird die Zeichnung gepaust und mit einer Radirnadel bis zur Tiefe der Platte, jedoch nicht in dieselbe eingegraben, worauf zum Aetzen geschritten wird. Hat man hierdurch die gewünschte Tiefe erreicht und erforderlichenfalls mit dem Grabstichel nachgeholfen, so wird die Platte aufs sorgfältigste gereinigt und über einer Spiritus- oder Gasflamme erhitzt, während gleichzeitig ein leichtflüssiges, aus Blei, Zinn und Wismut kombinirtes Metall auf dieselbe gebracht wird, welches die vertieften Linien der Zeichnung ausfüllt und darin

festschmilzt. Nach Abkühlung der Platte muß alles überschießende Metall weggeschabt werden, so daß die Zeichnung, gleichsam in das Zink eingelegt, in reinen, scharfen Zügen erscheint. Man ätzt nun mit verdünnter Salpetersäure, welche das ausfüllende Metall nicht angreift, das Zink nach und nach hinweg, inzwischen immer durch Auftragen einer Mischung von Fett und Harz das sich sehr bald erhaben zeigende eingeschmolzene Metall an den Seiten schützend, damit es gleichsam auf einer keilförmigen Unterlage von Zink zu stehen komme, und erhält so ein Relief, das die vorher vertieften Linien auf das genaueste wiedergibt. Der Vorzug der C. vor dem Holzschnitt liegt in der billigen Herstellungsweise, sowie auch in der möglichen Erzielung von Originalradirungen und Stichen, insofern der bildende Künstler, welcher selbst zu radiren oder zu graviren vermag, mittels der C. ein treueres Facsimile, als es sich im Holzschnitt wiedergeben läßt, erreicht und durch die vor dem Einschmelzungsproceß vermittels der Kupferdruckpresse oder durch Gipsabgüsse erhaltenen Abzüge das Bild durch fortgesetzte Korrekturen den Anforderungen entsprechend vollenden kann. Da aber der Feinheit der Linien, besonders dem weichen Verlaufen derselben in lichten Partien, gewisse Grenzen gesteckt sind, selbst mit Punkten das jähe Aufhören der Linien nicht gemildert werden kann, wogegen dieselben bei dem Holzschnitt durch »Ausflachen« verschwindend in das Licht hinübergeführt werden, auch das Metall, dessen sich die C. bedient, nicht die Affinität zur Druckfarbe hat wie das Holz, hauptsächlich aber, weil die zeichnenden Kräfte lieber mit dem Bleistift auf der Kreideschicht des Holzes als mit der Nadel in dem schwierigen Aetzgrund arbeiten, hat die C. mit dem Holzschnitt nicht zu konkurriren vermocht. Dagegen wird dieselbe vielfach zur Herstellung geographischer Karten durch die Buchdruckmaschine verwandt, wenn es bei derselben mehr auf Billigkeit als große Feinheit ankommt; so werden z. B. die Schulatlanten von Sydow und von Liechtenstern und Lange von chemitypischen Platten gedruckt. Piil brachte seine Erfindung 1843—46 in beschränktem Maß in Kopenhagen zur Anwendung, alsdann in ausgedehnterer Weise in Leipzig 1846—49 in Verbindung mit dem Buchhändler G. H. Friedlein, ward 1850 in die Staatsbuchdruckerei nach Wien berufen, kehrte aber nach Verlauf einiger Jahre nach Kopenhagen zurück.

Chemmis (Chembis), eine ägyptische Gottheit der ersten Ordnung, die als zeugender Naturgott unter dem Sinnbild eines Bocks verehrt wurde. Die Hauptsitze ihres Kultus waren Mendes und die Stadt C. (griech. Panopolis) auf der östlichen Seite des Nil, von wo Danaos und Lynkeus nach Hellas übergesiedelt sein sollen. Dem Perseus, dem Sohn der Danaë, welche ein Heiligthum zu C. hatte, wurden daselbst Kampfspiele nach griechischer Art gehalten. Ruinen der alten Stadt, die auch durch ihre Leinwebereien, Bildhauer- und Steinmetzarbeiten berühmt war, finden sich noch beim heutigen Achmim.

Chemnitz (spr. kémnitz), Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, nach Bevölkerungszahl die dritte, nach Handelsthätigkeit die zweite, nach Umfang der Industrie aber die erste Stadt des Königreichs und eine der bedeutendsten industriellen Städte Deutschlands überhaupt, liegt (am Bahnhof) 307 Meter hoch am Fuß des Erzgebirges im Kesselthal des Flusses C., der sich bei Altchemnitz aus der Zwönitz und Würschnitz bildet und nach 82 Kilom. langem Lauf zwischen Wechselburg und Lunzenau in die Zwickauer Mulde mündet. Sie besteht aus der innern Stadt und 9 Vorstädten, die zusammen (1871) 2225 bewohnte Gebäude zählen. Die Innenstadt ist von beschränktem Umfang und hat, wo nicht Feuersbrünste in der neuesten Zeit totale Umbauten veranlaßt haben, noch viele enge Gassen mit kleinstädtischen Häusern. In der Mitte derselben dehnen sich 4 aneinander stoßende Marktplätze aus, an deren einem, dem Hauptmarkt, das alterthümliche Rathhaus, dahinter die Hauptkirche zu St. Jacobi (von 1389, mit Gemälden von Lukas Cranach, Oeser, Wohlgemuth) stehen. Die alten Stadtgräben (C. war bis zum Dreißigjährigen Krieg eine starke Festung) sind ausgefüllt und in Straßen verwandelt; hier steht die neue Kirche St. Johannis (ohne Thurm), das Theater, zwei Bürgerschulen, das weitläufige Postgebäude und andere öffentliche Gebäude. Von den Stadtgräben dehnen sich nach allen Seiten die Vorstädte aus, welche zusehends wachsen und regelmäßige, breite Straßen nebst hohen, massiven Häusern haben. Die größte derselben ist im N. der »Anger« mit einem kolossalen, 1860 vollendeten Schulgebäude und dem schönen Bahnhof, von wo die Zwickauer Bahn die Stadt im Halbkreis umschlingt, die Straßen der Vorstädte bald durchschneidend, bald auf Brücken übersetzend. Außer den genannten hat C. noch 4 Kirchen (darunter eine katholische), eine königliche höhere Gewerbschule (seit 1836), die mit einer Baugewerkenschule, einer Werkmeister- und einer Gewerbzeichenschule vereinigt ist (im ganzen 1870 von 396 Schülern besucht), ferner ein königliches Gymnasium (seit 1868), eine städtische Realschule erster Ordnung (seit 1857), eine Handelsschule (seit 1848), eine höhere Webschule und eine Fachschule für Weber, eine höhere Bürgerschule (mit Töchterschule), eine Sonntags- und eine weibliche Fortbildungsschule, eine römisch-katholische Schule, eine mittlere und zwei niedere Bürgerschulen, welche letzteren demnächst in Bezirksschulen (mit einer mittlern und niedern Abtheilung) umgewandelt werden sollen, deren Bau zum Theil bereits vollendet ist. Zu den bedeutenden Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt gehören: ein Armenhaus mit Lazareth, ein Waisenhaus, das Hospital zu St. Georg, ein Krankenhaus, eine Speiseanstalt, das Johanneum ꝛc. C. ist Sitz eines Bezirksgerichts (von der Amtshauptmannschaft C. wurde die Stadt 1873 getrennt), eines Gerichtsamts, eines Handelsgerichts und eines Hauptsteueramts; ferner einer Handels- und Gewerbekammer, deren Bezirk 57 Städte und 1053 ländliche Ortschaften mit 826,956 Einw. umfaßt, eines Konsuls der Vereinigten Staaten von Nordamerika, eines Handwerkervereins (seit 1829) mit über 1500 Mitgliedern und ansehnlicher Bibliothek, sowie mehrerer anderen gewerblichen Vereine. C. hat auch eine Stadtbibliothek. Die Zahl der Einwohner betrug 1803: 9900, 1834: 21,137, 1861: 45,582, 1871: 68,229 Seelen (worunter 1674 Römisch-Katholische, 469 Deutsch-Katholische und 95 Juden); im September 1874 wurde sie zu 75,820 geschätzt. Die Garnison der Stadt bilden das 2. und (seit 1873) das 3. Bataillon vom Regiment Nr. 106, nebst dem Stab. Die Industrie von C., deren ausgedehnter und schwungvoller Betrieb der Stadt den Namen des »sächsischen Manchester« erworben hat, beschäftigte 1872: 192 Dampfmaschinen mit 3145 Pferdekräften. Von gewissen Industrie-

zweigen, namentlich Baumwollspinnerei, ist C. seit lange Hauptsitz für ganz Deutschland. Man zählt in der Stadt 24 Etablissements mit 267,000 Spindeln (darunter die große Aktienspinnerei mit 56,000 Spindeln). Einen fast noch großartigern Aufschwung haben in der letztern Zeit die Maschinenfabrikation (seit 1826 eingeführt) und Eisengießerei genommen, welche in Stadt und Umgegend etwa 50 Etablissements mit 4000 Arbeitern beschäftigen. Unter ihnen befinden sich die große Sächsische, vormals Hartmann'sche Maschinenfabrik in der Leipzigerstraße (von R. Hartmann aus Barr im Elsaß 1837 begründet, jetzt mit 2800 Arbeitern) und die Chemnitzer, ehemals Zimmermann'sche Werkzeugmaschinenfabrik; auch die Königlich Sächsische Staatsbahn hat hier in neuerer Zeit großartige Werkstätten angelegt. Die Fabriken von C. wetteifern mit England und liefern Lokomotiven, Werkzeugmaschinen, Webstühle, Spinnerei- und Stickmaschinen (doch ist letzterer Zweig in neuester Zeit sehr ins Stocken gerathen), neuerdings auch Strickmaschinen, Brauereimaschinen; ferner Pumpwerke und Feuerspritzen, Waschmaschinen, Strumpfstühle, Appretur- und Nähmaschinen ꝛc.; auch die bedeutenden Kesselschmiedereien gehören hierher. Andere wichtige Industrieanstalten sind: die Webereien (500 mechanische, 1400 Handstühle) für Möbel- und Kleiderstoffe, Tischdecken, Baumwollsammet, Tücher, Schirmstoffe ꝛc. (die früher bedeutende Buntweberei ist seit den letzten Jahren nur noch schwach vertreten, auch die Zeugdruckerei fast ganz eingegangen); die Strumpfwirkereien (ca. 40 Firmen mit 720 mechanischen Stühlen in der Stadt und 20,000 Stühlen in der Umgegend); die Fabriken für Handschuhwaaren, halbseidene Zeuge und Bänder, für Leder und Maschinenriemen, für Wachstuch, Chemikalien, Tapeten, Kratzen, Thonwaaren, Holzessig, Spielkarten, Schmuckfedern; die Färbereien und Appreturanstalten, die großen Bleichen, Ziegeleien ꝛc. Der Handel, seit neuester Zeit durch Eisenbahnverbindungen mit Leipzig, Dresden, Annaberg, Reichenbach-Eger, Riesa und Zwickau unterstützt, ist ebenfalls von Wichtigkeit. Die Stadt hat zahlreiche, sehr bedeutende Handelshäuser und besitzt seit 1849 eine mit 200,000 Thlr. begründete Bank. Außerdem bestehen hier noch der Chemnitzer Bankverein (seit 1872) und Filialen der Sächsischen Bank zu Dresden und der Geraer Bank. Ein lebendiges Bild des bunten und geschäftigen Treibens von C. gewährt der Blick von der kleinen Höhe des Kaßbergs im W. der Stadt. Nordwestlich in nächster Nähe liegt Dorf Schloß-Chemnitz auf einer Anhöhe, ein wichtiger Fabrikort mit 6810 Einw. und dem sogen. Schloß, einem ehemaligen, von Kaiser Lothar 1125 gegründeten, 1546 aufgehobenen Benediktinerkloster, von dem aber nur noch die Klosterkirche mit reichverziertem Portal, einer sagenreichen vermauerten Kanzel und einem Holzschnitzwerk, die Geiselung Christi darstellend, vorhanden ist. Andere wichtige Fabrikdörfer der Umgebung sind: Gablenz, Kappel, Harthau, Alt-Chemnitz u. a. — C. ging hervor aus einer ursprünglich wendischen Niederlassung. Durch Heinrich I. ward es ein befestigter Ort. Otto I. erbaute 938 die erste christliche Kirche daselbst, Lothar II. begründete die eigentlich städtische Verfassung, und 1125 wurde C. zur Reichsstadt erhoben. Nachdem die Stadt wiederholt den meißnischen Markgrafen verpfändet gewesen war, wählte sie 1308 den Markgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange zu ihrem Schutzvogt und leistete ihm 1312 die Huldigung. Schon seit alter Zeit war die Leinweberei in C. zu Haus, wozu später die Bleicherei, Färberei und Tuchfabrikation kamen. Obwohl im 14. Jahrh. von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht und dann durch die Hussitenkriege arg mitgenommen, erhob sich C. bald wieder, und auch als Wilhelm III. im Bruderkrieg die Stadt (1449) niedergebrannt hatte, erstand sie schnell wieder. Bei der Theilung Sachsens zwischen Ernst und Albert (26. Aug. 1485) fiel C. der ernestinischen Linie zu und nahm 1539 die Reformation an. Im Schmalkaldischen Krieg kam es an Herzog Moritz, wurde ihm aber bald vom Kurfürsten Johann Friedrich wieder entrissen. 1532 zählte C. 320 Linnen- und Barchentweber, und durch eingewanderte Niederländer erhielt Ende des 16. Jahrh. das Manufakturwesen neuen Schwung. Der Dreißigjährige Krieg vernichtete aber die Blüte der Stadt völlig. Nachdem sie 1617 abgebrannt, 1631 von den Kaiserlichen und 1632 von den Schweden geplündert und theilweise in Asche gelegt, 1644 belagert worden war, lag sie öde und menschenleer. Erst im Anfang des 18. Jahrh. regte sich daselbst wieder neues Leben. Bald standen Strumpfwirkerei, Zeug- und Leinweberei, besonders auch Baumwollweberei ꝛc. und Bleicherei wieder in schwunghaftem Betrieb; 1730 zählte C. wieder 330 Webermeister mit 400 Gesellen, als der Krieg Augusts I. mit Schweden und dann der Siebenjährige Krieg neues Unheil brachten. Theuerung und Hungersnoth folgten; doch die Einführung des Kattundrucks, die Nachahmung englischer Buntwaaren und die Vervollkommnung der Strumpfweberei halfen der Stadt wieder auf. Bereits 1800 wurde die erste Baumwollspinnerei nach englischem System durch Whitefield in Schloß-Chemnitz eingeführt. Die Kontinentalsperre war für C.' Produktion höchst günstig, während die nach Aufhebung derselben hereinbrechende Flut von englischen Waaren eine Zeitlang sehr hemmend war. Doch war dies bloß vorübergehend, und gegenwärtig ist C. eine der blühendsten Fabrikstädte Deutschlands. Vgl. A. D. Richter, Umständliche Chronika der Stadt C. (Dresd. u. Annab. 1754—1755, 2 Thle.); L. G. Kretschmar, C. wie es war und ist (Chemn. 1823); K. Limmer, Geschichte des gesammten Pleißnerlandes (Gera 1830—1831, 2 Bde.); Flinzer, Die Bewegung der Bevölkerung in C. von 1730—1870 (Chemn. 1873).

Chemnitz, 1) Martin, einer der bedeutendsten protestantischen Theologen des 16. Jahrh., geb. 9. Nov. 1522 von armen Eltern zu Treuenbrietzen in der Mittelmark, mußte seine Studien zu Frankfurt (seit 1543) und Wittenberg (seit 1545) dreimal durch Annahme einer Schulstelle zu Kalbe (1544), Wriezen (1544), Königsberg (1547), wo er 1548 das Rektorat der Domschule erhielt, unterbrechen, um die Mittel zu ihrer Fortsetzung zu gewinnen. Erst in Königsberg (seit 1549) wandte er sich der Theologie zu. In Wittenberg hatte er sich mit Astrologie und Mathematik beschäftigt und verdankte seinen Kenntnissen darin die Gunst Albrechts von Preußen, der ihn zu seinem Bibliothekar ernannte. Nachdem er Königsberg infolge seiner Parteinahme gegen Osiander hatte verlassen müssen, lehrte er 1553 in Wittenberg und wurde 1554 Pfarrer und 1567 Superintendent in Braunschweig. Sein theologischer Ruhm gründet sich auf sein Hauptwerk »Examen concilii Tridentini« (Leipz. 1565, 4 Bde.; neu herausgegeben von E. Preuß, Berl. 1862). Einflußreich war seine Thätigkeit bei den Feststellungen des lutherischen Lehrbegriffs gegen Kryptocalvinisten und

Osiandristen. In Königsberg verfaßte er mit Mörlin 1567 das »Corpus doctrinae Prutheniсum«, in Wittenberg seine »Loci theologici« (herausgegeben von Leyser, Frankf. 1591), in Braunschweig 1569 das »Corpus doctrinae Julium« und gegen die Reformirten als eifriger Lutheraner seine »Repetitio sanae doctrinae de vera praesentia corporis et sanguinis Domini in coena sacra« (Leipz. 1561). Er war betheiligt bei der Abfassung und Einführung der schwäbisch-sächsischen Konkordienformel. Obgleich er unter deren Verfassern der mildeste war, so wurde er doch heftig angefeindet. Er starb 8. April 1586, lebenssatt und arbeitsmüde. C. war der erste und bedeutendste Theolog, der aus den Bewegungen der deutschen Reformation hervorging. Mehr durch die Umstände als durch innern Trieb ist er ein Vorkämpfer der streng lutherischen Partei geworden. Vgl. Lentz, Dr. Martin C. (Gotha 1866); Hachfeld, Martin C. nach seinem Leben und Wirken, insbesondere nach seinem Verhältnis zum Tridentinum (Leipz. 1867).

2) Philipp Bogislaw von, Enkel des vorigen, geb. 9. Mai 1605 zu Stettin, trat sehr jung in holländische, dann in schwedische Kriegsdienste, ward von der Königin Christine zum Rath und Reichshistoriographen ernannt, 1648 geadelt und starb 1678 auf seinem Gut Hallstadt in Schweden. Er schrieb unter dem Pseudonym Hippolytus a Lapide: »Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico« (Freyst. 1640, 2. Aufl. 1647), worin er die zu weit ausgedehnten kaiserlichen Gerechtsame in ihre Schranken zurückwies und einer freiern Behandlung des Staatsrechts Bahn brach. Sein Geschichtswerk »Der schwedische in Deutschland geführte Krieg« (neu herausgegeben Stockh. 1855—59, 6 Bde.) ist eine nicht unwichtige Quelle zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

3) Matthäus Friedrich, der Dichter des Liedes »Schleswig-Holstein meerumschlungen«, geb. 10. Juni 1815 zu Barmstedt, studirte die Rechte, ließ sich als Advokat in Schleswig nieder, führte später eine Zeitlang die Redaktion der »Hamburger Nachrichten« und starb 14. April 1870 zu Altona. Das obengenannte, trotz seiner poetischen Unbedeutendheit zum Nationallied gewordene und in ganz Deutschland lange gesungene Gedicht wurde 1844 in den »Itzehoer Nachrichten« veröffentlicht, von dem Organisten C. G. Bellmann komponirt und auf dem Sängerfest zu Schleswig 14. Juli 1844 von der dortigen Liedertafel zum erstenmal vorgetragen.

Chemnitzer, Iwan Iwanowitsch, russ. Fabeldichter, geb. 1744 zu Petersburg, wo sein Vater, von Geburt ein Sachse, Direktor des dortigen Landhospitals war, wurde für die medicinische Karrière bestimmt, trat gegen den Willen des Vaters 1757, noch nicht dem Knabenalter entwachsen, in den Militärdienst und machte den preußischen und türkischen Feldzug mit. Im Jahr 1769 verließ er die Militärkarrière und ward Hüttenverwalter bei dem Petersburger Bergkadettenkorps, bereiste dann (1776) Deutschland, Frankreich und Holland, nahm 1781 als Kollegienrath seinen Abschied, ging jedoch drei Jahre später wieder als Generalkonsul nach Smyrna, wo er in Melancholie verfiel und 20. März 1784 starb. Als Dichter ein Schüler Lomonossows, übertraf er diesen an Einfachheit des Sujets, milder Wärme der Diktion und Natürlichkeit der Gedanken. Selbst Dmitriew und der noch berühmtere Krylow, wiewohl sie ihn an Geschmeidigkeit des Versbaues, Reinheit des Stils, Schwung und scharfer Zuspitzung der Gedanken übertrafen, konnten seine kindliche Naivität nicht in Schatten stellen. So ist C. noch gegenwärtig ein in seinem Vaterland viel gelesener Dichter, der aber erst nach seinem Tod Anerkennung gefunden hat. Seine »Fabeln und Erzählungen« erschienen zuerst pseudonym 1775, dann unter seinem wahren Namen und mit seiner Biographie (Petersb. 1799, 3 Tle.) und erlebten seitdem zahlreiche Auflagen. Eine der besten Ausgaben ist die 1819 zu Petersburg in 3 Bänden erschienene, während die neueren Ausgaben sich zum Theil unstatthafte Aenderungen des Textes erlaubten.

Chemsin (arab., »die fünf Finger«), die fünf Tagesgebete der Mohammedaner.

Chenal (spr. sch'nal, Chianale), großer, fast kreisrunder Thalkessel in den Kottischen Alpen, mit ebenem Weideboden; aus demselben führt das schön bewaldete und bewohnte Thal des Vraita in die Ebene von Piemont.

Chencinу, Ortschaft im polnisch-russischen Gouvernement Kielce, hat ein auf hohem Berge gelegenes Schloß und (1867) 5230 Einw. (viele Juden). In der Nähe sind alte Blei- und Silbergruben, die stark bebaut werden, auch Marmorbrüche. Die Umgegend ist getreidereich, und es bilden daher Cerealien nebst bergmännischen Produkten, Mühlsteinen, Marmorplatten ꝛc. Gegenstände der Ausfuhr.

Chénebier (spr. schén'bjeh), franz. Dorf bei Belfort, durch die Kämpfe an der Lisaine vom 15.—17. Jan. 1871 zwischen General von Werder und General Bourbaki bekannt geworden und namentlich 16. und 17. Jan., als die Franzosen den rechten Flügel zu werfen versuchten, ein wichtiger Punkt, ward zeitweise von den Franzosen besetzt, ging dann wieder in deutsche Hand über, mußte aber wiederholt vor der Uebermacht geräumt werden (s. Belfort).

Chénedollé (spr. schändolé), Charles Pioult de, franz. Dichter und Schriftsteller, geb. 1769 zu Vire in der Normandie, hatte einen krankhaften Trieb zum Dichten, welchem sein Talent nicht ganz entsprach. Nach zwei Feldzügen im Heer der Emigranten hielt er sich 1795—97 in Hamburg auf, wo ihn auf der einen Seite Klopstock, auf der andern Rivarol mit seinen »Aimables roués« beherrschte. Hier schrieb er auch seine Gedichte: »L'invention« (an Klopstock), »Le génie de Buffon«, »Michel Ange« und »Les regrets«. Sein größtes Werk: »Le génie de l'homme«, erschien 1807 (beste Ausgabe Par. 1825), als sein Vorbild, Delille, im Interesse des Publikums schon zu sinken begann. In der Schweiz (1797) schloß sich C. an die Staël und B. Constant an, in Paris (seit 1799) an Fontanes und Chateaubriand. Später neigte er sich der jungen Schule zu, von deren bereitwilligen Lobrednern er als Altmeister der Muse française gefeiert wurde. Chénedollé's Stärke beruht in den Naturschilderungen, wo er schwungvoller ist als Delille. Die Akademie blieb ihm verschlossen. Nach der Julirevolution wurde er zum Generalinspektor ernannt; doch nahm er schon 1832 seine Entlassung und zog sich auf seine Besitzung Burey in der Nähe von Vire zurück, wo er 2. Dec. 1833 starb. Die neueste Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1865.

Chenery, Thomas, engl. Orientalist, ward 1826 zu Barbadoes geboren, in Eton und am Cajus-College zu Cambridge wissenschaftlich gebildet und trat zunächst als Advokat auf. Tüchtige Leistungen auf dem Gebiete der orientalischen Philologie führten

1868 zu seiner Anstellung als Almoner-Professor des Arabischen an der Universität Oxford, zugleich ward er Mitglied des Christ-Church-College; 1869 erhielt er vom Sultan die zweite Klasse des Mejidiehordens, und 1870 ward er zu einem der Revisoren der autorisirten Uebersetzung des Alten Testaments ernannt. C. ist außerdem Ehrensekretär der königl. Asiatischen Gesellschaft zu London. Als Orientalist hat er sich besonders durch »The Assemblies of Al Hariri« mit historischen und grammatischen Noten (1867), »The Arabic language« (Vorlesung 1869), sowie durch die Herausgabe von Alcharizi's »Machberoth Ithiel«, nach Manuskripten der Bodleyanischen Bibliothek (1872), bekannt gemacht. Daneben hat er verschiedene literarische und politische Schriften veröffentlicht, auch »Suggestions for a railway route to India« (1869).

Chénier (spr. schēnjé), 1) Louis, franz. Gelehrter und Staatsmann, geb. 1723 zu Montfort bei Toulouse, war 1753—64 in Konstantinopel Generalkonsul; 1767 ward er Geschäftsträger in Marokko und kehrte 1784 nach Paris zurück. Beim Ausbruch der Revolution hielt er sich zur gemäßigten Partei; er starb 25. Mai 1796. Als Schriftsteller ist er durch seine »Recherches historiques sur les Maures et sur l'histoire de l'empire de Maroc« (Par. 1787; deutsch im Auszug von Cuhn, Leipz. 1788) und durch die »Révolutions de l'empire ottoman et observations sur les progrès, sur les revers et sur l'état présent de cet empire« (Par. 1789) bekannt.

2) Marie André de, franz. Dichter, Sohn des vorigen und einer ebenso schönen als geistreichen Griechin, geb. 29. Okt. 1762 zu Konstantinopel, kam sehr jung nach Frankreich und trat, nachdem er seine Kinderjahre beinahe einzig unter der Pflege seiner Mutter zugebracht und später das Collége de Navarre zu Paris besucht hatte, in seinem 20. Jahr in den Kriegsdienst, vertauschte diesen aber bald mit literarischen Studien. Infolge übermäßiger Arbeit aufs Krankenbett geworfen, erholte er sich erst nach und nach in der Schweiz. Ein Aufenthalt in England im Gefolge des franz. Gesandten ließ ihn erkennen, daß er für das praktische Leben und die diplomatische Karrière nicht geschaffen sei. Diese Enttäuschung hinderte ihn indessen nicht, sich in die Wogen der Revolution zu stürzen und ihre Principien eifrig zu verfechten. Aber mit den Greueln derselben konnte seine weiche Gemüthsart sich nicht befreunden. Im »Journal de Paris« rieth er eindringlich zur Mäßigung, während sein leidenschaftlicher Bruder Marie Joseph (s. unten), im Gegensatz zu ihm, die Vertheidigung der Jakobiner übernahm. Das bisher ungetrübte brüderliche Verhältnis wurde dadurch erheblich gestört, völlig erschüttert aber, als Marie Joseph sich der Theilnahme und Urheberschaft am Todesurtheil des Königs schuldig machte. Doch schützte und verbarg dieser wieder den Bruder, als André, in einem Anflug edlen Zorns, dem rasenden Volk seinen »Avis aux Français« entgegen geschleudert hatte. Das unvorsichtige Hervortreten André's führte aber dessen Verhaftung herbei, welche der Bruder, der jetzt selbst zu anderen Ansichten übergegangen und den extremen Revolutionsmännern verdächtig geworden war, nicht mehr hindern konnte. André wurde bald zum Tod verurtheilt und starb unter der Guillotine 25. Juli 1794. Daß er auf dem Weg zum Schafott mit seinem Jugendfreund Verse aus der »Andromache«, die seiner Lage entsprachen, recitirt habe, hat sich als Legende erwiesen; gewiß aber ist, daß er wenige Stunden vor seinem Tod mehrere seiner schönsten Elegien schrieb. Er blieb sozusagen als Dichter während 25 Jahre begraben, bis Chateaubriand seine »Jeune captive« ans Licht zog und auf das glänzende Talent des Dichters aufmerksam machte, dessen Blüte noch vor ihrer vollen Reife geknickt worden war. C. ist einer der größten Lyriker Frankreichs, antik in der Form, modern dem Inhalt nach; an Zartheit der Empfindung (die religiöse ausgenommen), Schwung der Phantasie und Originalität der Gedanken steht er wenigen seiner Nation nach. Chéniers »Oeuvres« wurden zuerst 1819 herausgegeben; »Poésies posthumes et inédites« gab Delatouche (1839 u. öfter, zuletzt 1874) heraus; eine »kritische Ausgabe« seiner Gedichte besorgte Becq de Fouquières (1862), die seiner prosaischen Werke Paul Lacroix (1840).

3) Marie Josephe de, franz. Dichter, der Hauptdramatiker der franz. Revolution, Bruder des vorigen, geb. 28. Aug. 1764 zu Konstantinopel, kam ebenfalls sehr jung nach Paris und trat als Dragoneroffizier in das Heer, schied jedoch schon nach zwei Jahren aus dem Militärdienst aus, um sich ungestört der Literatur und Dichtkunst zu widmen. Obwohl sein erstes dramatisches Produkt: »Edgar ou le page supposé« (1785), gänzlich durchfiel, ließ er sich doch von neuen Versuchen nicht abschrecken. Aber auch sein zweites Produkt, »Azémire«, machte Fiasco und ward sogar bei Hofe ausgezischt, was ihn so sehr verdroß, daß er sich mit Ablegung seines Adels den Kreisen anschloß, in welchen damals durch Schriften auf die Revolution hingewirkt wurde. Neue Dramen von ihm: »Henri VIII« und »Charles IX«, wurden daher gar nicht zur Aufführung zugelassen. C. wußte indeß das Interesse des Publikums für die verbotenen Stücke anzuregen und setzte es mit Dantons Hülfe durch, daß das eine, »Charles IX«, 4. Nov. 1789 auf die Breter kam. Diese Aufführung ist insofern bemerkenswerth, als Talma darin zum erstenmal in einer Hauptrolle auftrat. Mirabeau's Empfehlung bewirkte, daß das Stück rauschenden Beifall fand. C. schloß sich seitdem ganz der Revolutionspartei an und brachte noch mehrere Stücke (worunter »Henri VIII« und »Calas«) auf die Bühne, welche ebenfalls gefielen, mehr aber wegen ihrer der damaligen revolutionären Aufregung zusagenden politischen Tendenz als wegen ihres dichterischen Werths. Zur Zeit des Terrorismus nahm C. indeß eine andere Stellung ein; da die jakobinische Municipalität nämlich die Aufführung seines »Cajus Gracchus«, »Fénélon« und »Timoléon« verbot, weil man darin eine versteckte Polemik gegen das herrschende System argwöhnte, so trat er zu der gemäßigten Partei über. Um diese Zeit dichtete er sein mit Méhuls Komposition berühmt gewordenes Volkslied: »Le chant du départ«, und ein Loblied auf das »höchste Wesen« (die Vernunft). Auch söhnte er sich jetzt wieder mit seinem Bruder André aus, mit dem er sich 1791 veruneinigt hatte, als derselbe im »Journal de Paris« eine Satire gegen die Jakobiner veröffentlichte (s. oben). Obwohl er nicht den Muth hatte, den Antrag zur Einbringung eines Gesetzvorschlags, wonach Marat anstatt Mirabeau's ins Pantheon aufgenommen werden sollte, abzulehnen, so entledigte er sich desselben doch in solcher Weise, daß er Marats Anhängern dringend verdächtig ward. Die Ereignisse des 9. Thermidor retteten ihn indeß vor einer Anklage, und er durfte nun selbst seinen »Timoléon« zur Aufführung bringen. Als ihm seine politischen Gegner vorwarfen, er habe

die Hinrichtung seines Bruders mit herbeiführen helfen, antwortete er mit den Satiren »Epitre sur la calomnie« und »Le docteur Panerace«; selbst Chateaubriand, der sonst nicht zu den Freunden des Dichters gehörte, hat ihn von diesem Vorwurfe freigesprochen. Nachdem C. schon Mitglied des Nationalkonvents gewesen, trat er auch in den Rath der Fünfhundert und in das Tribunat, betheiligte sich aber, seitdem er unter dem Konsulat 1802 Mitglied der Akademie geworden, nicht mehr an der Politik. Seine damals geschriebene Satire »Les nouveaux saints« ist gegen Chateaubriand gerichtet. Sein zur Krönung Napoleons aufgeführtes (im übrigen mittelmäßiges) Drama »Cyrus« zog ihm wegen mißliebiger politischen Tendenzen, die es enthalten sollte, sowohl die Ungunst des Publikums, als die Ungnade des Kaisers zu, weshalb auch sein letztes und bestes dramatisches Werk: »Tibérius«, nicht zur Aufführung kam. Erst 1844, 33 Jahre nach des Dichters Tod, erschien das Stück zum erstenmal auf den Bretern. Eine geistreiche Satire, eine Epistel an Voltaire, brachte ihn um seine Anstellung als Generalinspektor des Unterrichts, die ihm Napoleon gewährt hatte, und dadurch in die bitterste Noth, bis sich der Kaiser durch eine Bittschrift des Dichters bewegen ließ, ihm eine kleine Pension auszusetzen. Damals begann C. auch im Auftrag der Akademie eine Geschichte der franz. Literatur seit 1789 zu schreiben. Früher hatte er wesentlichen Antheil an der Einrichtung der Primärschulen und an der Organisation des Nationalinstituts gehabt, wie durch seine Bemühungen auch 1793 die Denkmäler der Kunst und Wissenschaft vor der Zerstörung gerettet wurden. Er starb 10. Jan. 1811. Seine Werke erschienen gesammelt, mit Einleitung von Arnault, Par. 1824—26, 8 Bde., mit denen von J. F. Ducis zusammen 1845; eine Ausgabe seiner »Poésies« besorgte Labitte (1844). Von seinen prosaischen Schriften sind hervorzuheben: »Tableau historique de l'état et des progrès de la littérature française depuis 1789« (Par. 1816, 6. Aufl. 1834; neue Ausgabe von Daunon, 1862) und »Fragments du cours de littérature« (das. 1818). C. leidet als Mensch wie als Dichter an mancher Unvollkommenheit und hat, trotz längern Lebens, in beiderlei Hinsicht die Größe seines Bruders André nicht erreicht. Neben aufbrausender Leidenschaftlichkeit ermangelte er des echten moralischen Muths und des konsequenten Handelns, und seine dichterische Vielseitigkeit hat es auf keinem Gebiet zur Vollendung bringen können.

Chenille (franz., f., spr. schnihj, verdeutscht: schēnilje; »Raupe«), schnurförmiges, rauhes, behaarten Raupen ähnliches seidenes Fabrikat, welches auf folgende Weise dargestellt wird. Man webt taffetartige, 9 bis 15 Centim. breite Bänder, in deren Kette durchgehends 4 bis 6 einfache Seidenfäden mit 2 bis 12 Leinenzwirnfäden wechseln, und deren Einschuß ganz aus mehrfädiger Seide besteht. Diese Bänder zerschneidet man (mitten zwischen den Zwirnfäden durch) in schmale Streifchen und zieht den Zwirn heraus, so daß die Schußfäden einen Bart bilden. Die Streifchen erhalten nun im gespannten Zustand eine Drehung gleich den Seilerwaaren, so daß sich die Seitenkette bleibend schraubenförmig windet, die Querfädchen aber dichter zusammenrücken und sich nach allen Seiten hin gleichförmig vertheilen. Man benutzt C. zu Zierbesatz, Stickereien, künstlichen Blumen, Quasten ꝛc., dann in der Weberei von Shawls, Tüchern als Einschlag (Wien, Annaberg), wobei man bestimmte Muster erhält, wenn vorher die Bandweberei nach Mustern erfolgte. Blonden und Spitzen mit Figuren aus C. kommen als **Chenillespitzen** in den Handel. Man fertigt auch C. mit baumwollener Kette und selbst ganz aus Baumwolle. Einen vollständigen Umschwung in der Chenillefabrikation haben die Maschinen von Thiolier und Beyssen hervorgebracht, bei denen die C. aus nur zwei Seiden- oder Garnfäden und einem in dichten Schraubenwindungen dazwischen gelegten Seidenfaden gebildet wird, wobei dann der letztere sofort durchschnitten und das Ganze gedreht wird.

Chenopodiaceen (Chenopodeen, Gänsefußartige), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Karyophyllinen, einjährige und perennirende Kräuter, bisweilen strauchartig, mit meist wechselständigen, nebenblattlosen Blättern, die bei manchen walzen- oder fadenförmig, bei den meisten flach und von verschiedener Gestalt, ganz oder gelappt, sind; bei der Gattung Salicornia finden sich blattlose, gegliederte und gegenständig verästelte Stengel. Die kleinen, unscheinbaren Blüten bilden meistens Blütenknäuel, welche wiederum trauben- oder rispenartig am Stengel angeordnet sind. Es finden sich theils Zwitterblüten, und diese besitzen ein fünfblätteriges, krautartiges Perigon, fünf den Kelchblättern gegenüber stehende freie Staubgefäße mit zweifächerigen, durch Längsspalten aufspringenden Antheren und ein oberständiges, seltener halbunterständiges Pistill; theils kommen eingeschlechtige Blüten vor, bald ein-, bald zweihäusig, und dann sind männliche und weibliche typisch verschieden. Die ersteren entsprechen den Zwitterblüten mit Ausnahme des fehlenden Pistills; die weiblichen haben dagegen einen zweiblätterigen Kelch, welcher unmittelbar das Pistill umgibt. Letzteres ist überall einfächerig, von der Seite zusammen-, oder von oben niedergedrückt, trägt zwei bis vier meist freie Narben und enthält eine einzige grundständige Samenknospe. Die Frucht ist ein einsamiges Nüßchen, umgeben von den stehenbleibenden, bisweilen vergrößerten, in einigen Fällen erweichenden, beerenartig werdenden Perigonblättern. Der Same enthält in einer krustigen Schale ein stärkmehlhaltiges Endosperm und einen kreis- oder spiralförmig gekrümmten Keimling. Die meisten der ca. 500 Arten gehören den gemäßigten Zonen, vorzugsweise Europa's und Asiens, an; viele wachsen auf Böden mit ammoniakalischen Bestandtheilen, daher in der Nähe menschlicher Wohnungen und auf gedüngten Kulturländereien, andere auf kochsalzhaltigen Territorien, daher am Meeresufer und an Salinen. Einige geben leicht verdauliche Gemüse, wie z. B. der Spinat (Spinacia oleracea *L.*) und die Gartenmelde (Atriplex hortensis *L.*); aus dem Mehl der Samen des Chenopodium Quinoa *L.* aus Chile wird in Amerika Brod gebacken; einige stark riechende Arten von Chenopodium (C. Botrys *L.* und ambrosioides *L.*) sind officinell; die am Meeresufer wachsenden C. liefern verbrannt Soda; den größten Nutzen aber gewährt die Runkelrübe (Beta vulgaris *L.*).

Chenopodium *L.* (Gänsefuß, Schmergel), Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodiaceen, meist jährige Kräuter mit abwechselnden, gestielten Blättern und kleinen, unscheinbaren, in Aehren, Rispen ꝛc. gestellten Blüten, finden sich hauptsächlich in Europa und Asien auf fettem, salzreichem Boden als Unkräuter; einige aber sind als Nahrungs- und Arzneipflanzen wichtig. C. vulvaria *L.* (Bocksmelde, Buhlkraut, Schamkraut), mit rautenförmig-ovalen und bestäubten, kaum zollangen Blättern, in

Achselknäueln stehenden Blüten und glänzend schwarzen, sehr fein punktirten Samen, wächst auf Schutt- und Düngerhaufen durch ganz Europa als Sommergewächs. Die ganze Pflanze riecht von einem Gehalt an Trimethylamin wie faule Häringslake, schmeckt ekelhaft und salzig und haucht Ammoniak aus; früher wurde sie als Heilmittel benutzt. C. album *L.*, mit rautenartigen und buchtigen, oben länglichen Blättern, fast aufrechten Blütentrauben, überall weiß bestäubt, ist ein durch ganz Europa, Nordasien, Nordafrika und Nordamerika verbreitetes Unkraut, wovon die jungen Blätter häufig als Gemüse genossen werden. C. ambrosioides *L.*, einjähriges Kraut mit schwach flaumigem Stengel, ganzrandigen oder fast buchtig gezahnten, stumpfspitzigen, nach unten verschmälerten, glänzend grünen, unten mit gelben Drüsen versehenen Blättern und zahlreichen, unscheinbaren, grünlichen Blütenknäulchen, stammt aus Mexiko, Westindien und Südamerika und ist in allen wärmeren Ländern, stellenweise auch in Süddeutschland durch die Kultur verwildert. Die ganze Pflanze riecht eigenthümlich aromatisch, schmeckt gewürzhaft, etwas kampherartig, gibt 0,s—1 Proc. ätherisches Oel, welches pfeffermünzartig riecht, und ist reich an Salzen. Das Kraut ist als Jesuitenthee, mexikanisches Theekraut, Kartäuserthee, Mottenkraut, Pimentkraut, Herba Chenopodii ambrosioidis s. Botryos mexicanae, officinell, wird aber nur selten als flüchtig erregendes Mittel bei Nervenleiden, Lähmungen, Konvulsionen und Brustkrämpfen angewendet. C. Botrys *L.* (Traubenschmergel, Traubenkraut), mit aufrechtem, drüsig-weichhaarigem, bis 30 Centim. hohem Stengel, länglichen, tiefbuchtigen, stumpfgezähnten Blättern und glänzend schwarzen Samen, wächst auf Sandboden im südlichen und mittlern Europa, auch hier und da in Deutschland als Sommergewächs. Die Blätter und blühenden Stengelspitzen, Herba Botryos s. Botryos vulgaris s. Buffonis (Knoten-, Kröten-, Schaben-, Mottenkraut), riechen und schmecken stark gewürzhaft, enthalten viel ätherisches Oel, waren früher ebenfalls officinell, dienen jetzt aber nur noch zur Vertreibung der Motten. C. anthelminticum *L.* (Wurmsame, Jerusalemseiche), in Nordamerika, Westindien, Südamerika, ausdauernd, strauchartig, hat einen starken, widrigen Geruch und bittern, gewürzhaften Geschmack. Der feingepulverte Same, Semen Anserinae anthelminticae, wird gegen Spulwürmer bei Kindern angewendet. C. Quinoa *L.* (Mehlschmergel, kleiner Reis von Peru, s. Tafel »Nahrungspflanzen«) ist gegen 1 Meter hoch und hat viele, oft blutrothe Aeste, ovale und eckige Blätter und in sehr ästigen Rispen vereinigte Blüten, wächst in Chile und Peru, wird auf den Hochebenen von Peru, wo Roggen und Gerste nicht mehr gedeihen, als Getreide angebaut und gewährt Millionen Menschen das Hauptnahrungsmittel. Auch in anderen Theilen von Amerika ist der Same, den die Pflanze sehr reichlich trägt, ein allgemeines und schmackhaftes Nahrungsmittel; man kocht ihn wie Reis oder röstet ihn wie Kaffee und seiht die Abkochung durch. Er enthält: Kleber 11,7 Proc., Legumin und lösliches Eiweiß 7,5 Proc., Stärkmehl 38,7 Proc., Zellstoff 8 Proc., Dextrin, Zucker und Extraktivstoff 9,2 Proc., Fett 4,8 Proc., Salze 4,2 Proc., Wasser 16 Proc. Die Blätter geben Gemüse. Die Pflanze ward neuerdings zur Kultur in Europa vielseitig empfohlen.

Chenu (spr. schnü'), Jean Charles, franz. Naturforscher, geb. 30. Aug. 1808 in Metz, studirte seit 1825 Medicin in Paris und trat als Militärarzt in die franz. Armee. In seiner Garnison zu Carcassonne behandelte er als Arzt den Präfekten des Departements Aude, G. Delessert, und kam dadurch mit der Familie des letztern in Verbindung. Benjamin Delessert übergab ihm die Verwaltung seiner reichen botanischen und konchyliologischen Sammlungen und stellte ihn bei den Eisenquellen von Passy an. Später begleitete C. die franz. Armee nach der Krim, wurde Oberarzt und Bibliothekar an der medicinischen Schule und trat 1868 in den Ruhestand. Er veröffentlichte: »Illustrations conchyliologiques, ou descriptions et figures de toutes les coquilles connues« (Par. 1842—54, 85 Liefgn., unvollendet); »Essai sur l'action thérapeutique des eaux minérales, suivi d'un précis des sources minéro-thermales connues« (das. 1841); »Encyclopédie d'histoire naturelle«, ein mit mehreren Mitarbeitern geschriebenes populäres Werk (das. 1850—61, 31 Bde.); »Manuel conchyliologique et de paléontologie« (das. 1862, 2 Bde.); »Leçons élémentaires sur l'histoire naturelle des oiseaux« (das. 1862—63, 2 Bde.); »La fauconnerie ancienne et moderne« (das. 1862); »Statistique médico-chirurgicale de la campagne d'Italie en 1859« (das. 1869); »Ornithologie du chasseur« (1870).

Cheops (Chufu), König von Memphis, der vierten Dynastie angehörig, lebte angeblich um 3000 v. Chr. Von ihm rührt die größte der ca. 30 noch erhaltenen Pyramiden her, die daher »die Pyramide des Cheops« genannt wird, an welcher 30 Jahre lang 100,000 Menschen gearbeitet haben sollen. C. wird daher in den priesterlichen Traditionen der Aegypter als ein harter und grausamer Zwingherr geschildert. Wenn C. der König ist, der auf einer Felsentafel im Sinai dargestellt ist, wie er einen vor ihm knieenden Feind am Schopfe fasst, so hätte er demnach auch das Peträische Arabien erobert.

Chepstow (spr. tschepptō), Stadt in der engl. Grafschaft Monmouth, im NW. von Bristol, 3 Kilom. oberhalb der Mündung des Wye, äußerst malerisch gelegen und von einer Burgruine beherrscht, hat (1871) 3500 Einw. Eine Eisenbahnbrücke, 182 Meter lang, führt über den Fluß. Der Hafen ist zwar für große Schiffe zugänglich, und die Stadt besitzt 26 Seeschiffe von 1086 Tonnen; der Handel beschränkt sich aber fast ausschließlich auf die Küstenfahrt. In der Nähe liegen Hardwick House, ein Landsitz des Bischofs von Llandoff, und Piercefield, mit berühmtem Park und den Ruinen der malerischen Tinternabtei.

Cher (franz., spr. schähr), lieb, theuer; mon c., mein Theurer; ma chère, meine Theure.

Cher (spr. schähr, der Carus der Alten), Fluß im mittlern Frankreich, entspringt in den Bergen der Auvergne nahe bei Mérinchal im Kanton Auzances des Departements Creuse, fließt erst nördlich, dann westlich und mündet nach einem Laufe von 320 Kilom. unterhalb Tours in die Loire. Er ist von Vierzon bis zur Loire in einer Länge von 139 Kilom. schiffbar. Seine Hauptzuflüsse sind rechts Auron, Evre und Sauldre, links Arnon. Er ist sehr fischreich und verheert durch häufige Ueberschwemmungen das Land. Mit der Loire steht er durch den Kanal von Montluçon (66 Kilom. lang) und den (155 Kilom. langen) Berrikanal in Verbindung. Nach ihm sind die Departements Cher und Loire-et-Cher benannt.

Das Departement C., nördlich vom Departement Loiret, östlich von Nièvre, südlich von den De-

partements Allier und Creuse und westlich von Indre und Loire-et-Cher begrenzt, wurde aus dem ehemaligen Oberberri und einem Theil von Bourbonnais gebildet und umfaßt 7199 QKilom. (130,7 QM.) mit (1872) 335,392 Einw. (1866: 336,613 Einw.). Die Oberfläche besteht in einer gewellten, mit hohen Flußufern und bewaldeten Hügeln (bis 500 Meter hoch) besetzten Ebene, welche vom Sauldre, Cher mit Arnon, Evre (Yevre) und Auron sowie vom Kanal von Berri, der vom Cher (unterhalb Bourges) in einem großen Bogen zur Loire und dann längs dieser bis Châtillon sur Loire läuft, bewässert wird. Das Land in der Mitte längs dem Cher und Auron sowie im O. gegen die Loire hin ist sehr fruchtbar, weniger im S. und SO., wo Mittelland mit zahlreichen Teichen, und im N. und im NW., wo Sümpfe vorherrschen, umgeben von Heiden und Sand. Im ganzen sind etwa zwei Drittel des Landes mäßig fruchtbar, das übrige im hohen Grad. Vom Areal kommen 3944 QKilom. auf Ackerland, 1329 auf Wiesen, 126 auf Weinberge, 1099 auf Waldungen und 164 auf Heideland. Das Klima ist im allgemeinen mild und gesund; nur in den sumpfigen Landstrichen im N. ist die Luft neblig und unzuträglich. Obgleich der rationelle Betrieb der Bodenkultur hier noch nicht Eingang gefunden, baut man doch Weizen und Korn in Ueberfluß, ebenso Hanf, Flachs und Baumfrüchte, besonders Nüsse und Kastanien. Auch die Weine des Departements, besonders die von Sancerre, sind allgemein geschätzt. Große Bedeutung hat die Zucht von Rindern (ca. 122,000 Stück) und Schafen (660,000 Stück) wie von Pferden, Eseln und Maulthieren (38,500 Stück); man schätzt den Werth der letzteren Thiere auf mehr als 13 Mill., den der Rinder auf ca. 25 Mill., den der Schafe auf gegen 11 Mill. Franken. Zahllose Bienenschwärme (ca. 28,000 Körbe) finden auf den Heiden reiche Nahrung, und mit Buchweizen wird eine Menge Geflügel fett gemacht, das einen Ertrag von mehr als 1½ Mill. Franken abwirft. Unter dem Wild finden sich Wölfe und Füchse vor. Die Karpfen des Cher, die Lachsforellen und Alsen der Loire sind in ganz Frankreich gesuchte Leckergerichte. Die beträchtlichen Wälder (C. gehört zu den waldreichsten Departements) nähren nicht allein den Handel mit Bretern, Bau- und Brennholz (jährlich für ca. 9,2 Mill. Franken), sondern versehen auch die vielen Eisenhütten, Hammer- und anderen Werke, die eine der wichtigsten Hülfsquellen des Landes sind. Die Eisenproduktion (aus 77 Eisengruben) beträgt etwa 8 Mill. metrische Centner Eisen im Werth von über 3½ Mill. Franken (fast ⅛ der gesammten Eisenproduktion Frankreichs), das zu den verschiedensten Zwecken verarbeitet wird. Außerdem erstreckt sich die Industrie auf Fabrikation von gewöhnlichen Tuchen und Wollstoffen, Leinwand, Porzellan und Fayence, Glas, auf Färberei, Destillation, Oelbereitung, Kalkbrennerei, Küferei, Fabrikation von Ackerbauinstrumenten ꝛc. An höheren Unterrichtsanstalten bestehen ein Lyceum, 2 Kommunalcolléges und 2 freie (Privat-) Sekundärschulen. Das Departement zerfällt in drei Arrondissements: Bourges, Sancerre und St. Amand; Hauptstadt ist Bourges. Zur Römerzeit wohnten hier die mächtigen Bituriger.

Cherasco (spr. kerásko), ehedem befestigte Stadt in der ital. Provinz Cuneo, Kreis Mondovi, in sehr fruchtbarer Gegend, am Zusammenfluß des Stura und Tanaro gelegen, noch jetzt mit Mauern umgeben und mit einer Citadelle versehen, ist gut gebaut, Sitz einer Prätur, hat mehrere Kirchen mit Kunstschätzen (darunter die Kirche Madonna del Popolo mit merkwürdigem Sanktuarium), eine Gymnasial- und eine technische Schule, Seidenmanufakturen und (1871) 8866 Einw. Die Umgegend ist reich an Korn, Wein und Trüffeln. C., schon zur Zeit der Römer eine ansehnliche Stadt, ward 1277 Freistaat, kam dann durch Karl I. von Anjou unter neapolitanische und später unter savoyische Oberherrschaft. Luchin Visconti, Herzog von Mailand, hatte die Citadelle, die Herzogin Christiane Franciska von Savoyen die anderen Festungswerke erbaut. C. ist durch mehrere Friedensschlüsse (namentlich von 1633 zwischen Frankreich und Savoyen) merkwürdig. Im Revolutionskrieg wurden die Festungswerke von den Franzosen geschleift.

Cheraskow, Michail Matwéjewitsch, russischer Dichter, geb. 1733 zu Petersburg, trat in den Militärdienst, machte dann bergwissenschaftliche Studien in Petersburg und Moskau und ward Mitglied des Petersburger Bergkollegiums und später dessen Vicepräsident. Als 1755 die Universität zu Moskau errichtet worden, erhielt er eine ordentliche Professur an derselben und ward 1763 zum Direktor und 1778 zum Kurator der Anstalt ernannt. Vom Kaiser Paul I. 1799 zum Rang eines Wirklichen Geheimen Raths erhoben, legte er 1802 die Kuratel freiwillig nieder und starb 9. Okt. 1806 in Moskau. Als Dichter hat er nur das Verdienst der Anregung und gilt besonders als derjenige, welcher dem Epos und Kunstroman in Rußland zuerst Bahn gebrochen hat. Er schrieb zwei Epopöen: »Die Rossiade« und »Wladimir«, und zwei Romane: »Cadmus und Harmonia« und »Polydor«, welche nach jenen beiden Richtungen hin epochemachend sind, obgleich sie überaus schwerfällig, schwunglos und ermüdend geschrieben sind. Auch in seinen lorischen und didaktischen Dichtungen sucht man dichterischen Schwung meist vergebens.

Cherbourg (spr. schärbûr), Arrondissementshauptstadt und Kriegsplatz ersten Ranges im franz. Departement Manche, liegt an der Mündung der Divette, an einer tiefen Bucht des Kanals, welcher durch die Halbinsel Cotentin zwischen dem Kap Levi und Kap La Hogue gebildet wird, der engl. Insel Wight gegenüber, am Ausgangspunkte der von Paris kommenden Eisenbahn und ist besonders wichtig als der stärkste der fünf großen Kriegshäfen Frankreichs, der, seit Mitte 1858 nach mehr als 60jähriger Arbeit und einem Kostenaufwand von 200 Mill. Franken vollendet, mit seinen Molen und Docks zu den großartigsten Werken der neuern Hydrotechnik gehört. Die Stadt zerfällt in die alte bürgerliche und die neue militärische Stadt. Jene war bis in die neueste Zeit eine theilweise noch ziemlich altmodische normannische Stadt mit weißen Häusern, schmutzigen und schlecht gepflasterten Gassen; sie liegt auf völlig flachem, vom Meer angeschwemmtem Boden und hat hinter sich eine Reihe schöner, theils felsiger, theils mit Wald bedeckter Hügel und Thalmulden. An der Ostseite führt ein Kanal vom Meer in den bis in die Stadt hineinreichenden »Handelshafen«, an der Westseite liegt der kleine »Winterhafen«. Jenseit desselben, im NW., erstreckt sich die militärische Stadt, auf der Landseite von einem Graben und einer 5 Kilom. langen Linie von Befestigungen umgeben, auf der Seeseite von breiten Quai's eingeschlossen; diese umfaßt den »Kriegshafen« (s. unten). Unter den bürgerlichen Gebäuden Cherbourgs sind hervorzuheben: die Kirche Ste. Trinité (um 1450 erbaut, neuerlich restaurirt, mit verschiedenen Kunstwerken), die neue Kirche

St. Clément (1850—63 erbaut), das Stadthaus (mit der reichhaltigen Gemäldesammlung »Musée Henri«, nebst einem Münzkabinet, einer Naturaliensammlung und einer Bibliothek von 13,000 Bänden), das neue Hospital (von 1862, das schönste neue Gebäude der Stadt), die Hallen auf dem Platz des ehemaligen Schlosses u. a.; das wichtigste Gebäude aber ist das Kriegsarsenal (die ehemalige Abtei du Voeu). C. ist Sitz eines Handelsgerichts und einer Handelskammer wie zahlreicher Konsuln; es hat ein Collége, eine hydrographische Schule, eine Börse, ein Theater und (1872) 35,580 Einw., welche vorzugsweise Schiffbau, Fabrikation von Strümpfen, Spitzen, Chemikalien, Woll- und Leinwandspinnerei sowie Handel mit Varek, Soda und Salz treiben. C. ist auch ein besuchtes Seebad, dessen Etablissements 1829 gegründet und 1864 prachtvoll restaurirt wurden. Auf dem Platz vor dem Stadthaus steht die kolossale Reiterstatue Napoleons I. (von Le Veel), und ein kleiner Obelisk (von 1817) erinnert an den Herzog von Berri; über dem Hafen ist die Bronzebüste Bricqueville's (von David d'Angers) angebracht. Der berühmte Kriegshafen besteht zur Zeit aus drei großen, getrennten Bassins, die ihrer Lage nach ein Dreieck bilden. Das der Rhede zunächst befindliche ist der Vorhafen, der nach seinem Erbauer Napoleon I. der »Napoleonshafen« heißt. Er ist 300 Meter lang, 250 Meter breit und 9,5 Meter tief. Der Kanal, welcher von der Rhede oder dem Außenhafen in das Bassin hinein führt, hat eine Breite von 70 bis 170 Meter. Nördlich von diesem Becken und mit demselben durch eine 43 Meter lange und 19 Meter breite Schleuße verbunden, befindet sich das Flutbassin (auch »Bassin Karls X.« genannt), das ebenso lang wie der Vorhafen und nur 16 Meter schmäler ist. Neben ihm im W. endlich erstreckt sich der Hinterhafen, bisher »Bassin Napoleons III.« genannt, der sowohl mit der Rhede, als mit dem Napoleonshafen durch Schleußen verbunden ist. Er hat eine Länge von 430 Meter, eine Breite von 216 Meter, eine Tiefe (bei der Ebbe) von 9,24 Meter und ist durchaus in Granitfelsen gehauen. Diese drei Bassins bedecken eine Fläche von 22 Hektar und können 40 der größten Schiffe aufnehmen. Um sie, besonders aber um den Hinterhafen, gruppiren sich die Helgen (schräge und überdachte Ebenen, auf denen Schiffe erbaut werden), acht große Wasserdocks (bis 165 Meter lang), Werften, Zeughäuser, Magazine und Depots, riesenhafte Werkstätten, Maschinenbauanstalten, Ketten- und Ankerschmieden, Holzschuppen und alle möglichen Etablissements, die irgendwie zum Neubau, zur Ausrüstung und zur Verproviantirung von Kriegsschiffen jeden Ranges nothwendig sind. Die Rhede oder der Außenhafen, der zur Ebbezeit fast 14 Meter Wasser hat, ist im N. durch einen Molo oder Wellenbrecher (breakwater) gegen den Andrang des Meers geschützt. Der Steindamm, gebildet von aufgeschütteten Quadern, die oben mit behauenen Steinen übermauert sind, ist 3,87 Kilom. lang, an der Basis 80, oben 30 Meter breit, 16 Meter hoch und zerfällt seiner Gestalt nach in zwei ungleich lange, gerade Linien, welche gegen die See hinaus einen sehr stumpfen Winkel bilden. Von ihm geschützt, können auch auf der Rhede an 40 Linienschiffe und ebenso viele Fregatten ankern. Sechs Leuchtthürme erhellen Hafen und Rhede. Die Festungswerke auf dem Molo bestehen aus einem östlichen und einem westlichen Bastion, einem Centralfort (in der Spitze des Winkels, den die beiden Arme des Molo bilden) und einem auf dem westlichen Arm des Damms befindlichen Zwischenfort. Am Ostende der Einfahrt, zwischen dem Molo und dem Festland, liegt auf der Insel Pelée das starke Fort Impérial. Eine Einfahrt um die östliche und südliche Seite der Insel herum ist nur während der Flut und auch dann nur flach gehenden Booten möglich; die Passage im W. dagegen, zwischen der Insel und dem Molo (700 Meter breit), wird von dem Fort Impérial und dem Molo vollständig beherrscht. Der westliche Eingang, zwischen dem Molo und dem Festland, ist ebenfalls durch ein Fort auf jeder Seite vertheidigt, von denen das auf dem Lande nach dem benacharten Dorfe Fort de Querqueville heißt. Die Tiefe dieser Einfahrt beträgt zwischen 39 und 42 Faden. Aber ein Schiff, welches durch den westlichen Kanal einzudringen versuchte, würde nicht bloß das Feuer des zuletzt genannten Forts und der Festungswerke an der Westspitze des Molo empfangen, sondern zugleich die Kanonen eines dritten Forts auf sich gerichtet sehen, das auf dem vor der Passage zur Ebbezeit hervortretenden Felseneiland Chavagnac in neuerer Zeit erbaut ward. Schiffe, welche dieses Bombardement wirklich bestanden hätten, würden sich dann in einem ziemlich weiten Becken befinden, hier aber in ein furchtbares Kreuzfeuer von 1200—1500 Feuerschlünden gerathen, mit denen der Rand der Rhede garnirt ist, ungerechnet die Kanonen und Mörser auf den Höhen hinter der Stadt, die ihre Geschosse wenigstens zum Theil auch bis hierher senden können. Am Saum der Rhede liegt zunächst neben dem Fort Querqueville das Fort der heil. Anna, welches einen kleinen, in der Nähe der Docks in die Rhede hinausstrebenden Felsenvorsprung krönt. Noch näher der Einfahrt in die Häfen und Docks der Militärstadt begegnet man dem ebenfalls auf felsiger Erhöhung hart über dem Wasserspiegel gelegenen Fort Homet. Dann folgt neben dem Winterhafen das Fort Galet, weiter östlich, auf einer Klippe über dem Eingang in den Handelshafen, das Fort Langlet und zuletzt ganz im O., nahe den letzten Häusern der alten Stadt, das Fort Flemming, südwestlich von der oben genannten Insel Pelée auf einer felsigen Landzunge. Es ist mit dem Ufer, von dem es sonst während der Flutzeit getrennt sein würde, durch einen hohen Steindamm von 580 Meter Länge verbunden. Sein Feuer kreuzt sich mit dem Fort Impérial östlich vom großen Molo; obendrein ist das Fort im Rücken durch die Redoute Tourlaville unterstützt. Die Festungswerke weiter im Land bestehen aus sieben Forts und ebenso vielen Redouten und umgeben im S. die Stadt in zwei großen Halbkreisen. Der äußere dieser Halbkreise bildet eine Kette detachirter Sternforts, der innere eine Reihenfolge von Redouten, die an beiden Enden in der Rhede endigt. Die Forts haben großentheils zugleich die Bestimmung von Kasernen, und eins derselben, das Fort de Roule, das, auf einem malerischen Granitfelsen gelegen, das Ostende der Kette bildet und auch den zu seinen Füßen liegenden Bahnhof beherrscht, ist im Stande, gegen 10,000 Mann aufzunehmen. — Der Handelshafen, an der Mündung der Divette, besteht aus einem Außenhafen und einem einzigen, 408 Meter langen und 127 Meter breiten Bassin, dem durch eine Schleuße von 120 Meter Breite zur Ebbezeit das nöthige Wasser bewahrt wird; ersterer kommunicirt mit dem Meer durch einen 660 Meter langen, von Granitdämmen eingefaßten Kanal. In den letzten Jahren hat der Handelshafen wichtige Verbesserungen erfahren, wozu namentlich die Verlängerung der östlichen Linie, die Ausbaggerung des

Bassins, die Herrichtung eines Stapels im W. des Außenhafens u. a. gehören. Der Hafen wird vorzugsweise von Küstenfahrern besucht. Einfuhrartikel sind: Holz, Getreide, Mehl, Metalle, Wein, Maschinen, Salz, Zucker; zum Export gelangen: Erz, Fässer, Oel- und Hülsenfrüchte, Lumpen, Austern. Der Hauptverkehr nach außen findet mit England statt (ca. 98,000 Tonnen). Regelmäßige Dampfboote gehen nach Havre, Weymouth und den englischen Inseln.

Die Sage läßt C. schon von Cäsars Legaten Sabinus angelegt und danach Caesaris Burgum genannt sein. In der Geschichte erscheint es zuerst als Curusbur unter Wilhelm dem Eroberer, durch den es an die englische Krone kam. Nach dem Tode desselben (1087) bis ins 15. Jahrh. war es Schauplatz beständiger Kämpfe zwischen den Engländern und Franzosen. Der Ort hatte jedoch damals nur als fester Platz Bedeutung, seine Wichtigkeit als Hafen kam noch nicht in Betracht. Nach der Schlacht bei Formigny wurde er zuletzt 14 Tage lang von Karl VII. von Frankreich belagert, und 12. Aug. 1450 ergab sich C. den Franzosen, um fortan in ihrem Besitze zu bleiben. Karl VII. erkannte die Wichtigkeit der Stadt und verstärkte ihre Festungswerke bedeutend. Ludwig XI. bewilligte ihr große Privilegien, ebenso Franz I. und in der Folge Heinrich IV. Eine neue Aera begann für C. im 17. Jahrh. unter Ludwig XIV., der zuerst die Idee faßte, C. zu dem zu machen, was es jetzt ist: zu einem sichern Kriegshafen, einer fast uneinnehmbaren Seeveste, zum Schlüssel des Kanals, England gegenüber. Es wurden zunächst (seit 1687) nach Vaubans Plan und unter dessen Leitung die Vertheidigungswerke errichtet, dann nach einiger Unterbrechung nach Ludwigs Tod auch die Hafenarbeiten in Angriff genommen, die jedoch durch den Krieg von 1744 abermals ins Stocken geriethen. Bald darauf (1758) landete der englische Admiral Howe mit seiner Flotte in C., nahm die Stadt und zerstörte fast sämmtliche Befestigungen von Grund aus. Ludwig XVI. ließ darauf 1779 nach erweitertem Plan den Bau eines Kriegshafens und die Neubefestigung der Stadt unternehmen und begann mit der Fortifikation der Landspitze Homet und der Insel Pelée. Das Haupterfordernis aber war die Errichtung eines Schutzdamms gegen den Anprall der Wellen auf der Nordseite. Letztern suchte man herzustellen, indem man gigantische kegelförmige Kästen von 22 Meter Höhe, oben 20, unten 46 Meter breit, mit Steinen gefüllt in das 10—15 Meter tiefe Meer versenkte und in die Zwischenräume lose Felsstücke und Steine häufte. Ende 1792 belief sich die Masse des so versenkten Materials bereits auf 2,665,400 Kubikmeter, und schon erhob sich der Damm seiner ganzen Länge nach (3,7 Kilom.) aus dem Wasser und war mit schweren Batterien armirt, als der Sturm einer einzigen Nacht die Arbeit 16 mühevoller Jahre vernichtete und den Damm sammt der Besatzung und allen Arbeitern in den Fluten begrub. Erst unter Ludwig Philipp wurde der Aufbau des Molo von neuem begonnen; doch verfuhr man jetzt anders, indem man auf dem losen Steinhaufen eine Schicht hydraulischer Bindemittel und kleiner Kiesel (5,5 Meter dick) lagerte und darauf ein vertikales Mauerwerk von 12 Meter Breite an der Basis und 10 Meter an der Spitze errichtete. Am Fuß der Winkelspitze, welche der Molo seewärts bildet, wurden Blöcke von künstlichem Granit versenkt, deren jeder 66 Kubikmeter enthielt, und auf diese Körper wiederum Felsblöcke von 5000—10,000 Pfd. Gewicht gestürzt, die sich 50 Meter weit in das Meer erstreckten. In dieser Gestalt wurde das Riesenwerk trotz neuer Verheerungen, welche ein Sturm 1836 anrichtete, fortgeführt und Ende 1853 endlich vollendet. Napoleon I. hatte, wenn er auch vom Wiederbau des Molo abstand, doch den großartigen Entwurf Ludwigs XIV. mit aller Energie ergriffen und 1803 den Befehl zu dessen Ausführung gegeben. Er war es, der dem Hafen seine Gestalt vorgezeichnet hat, indem er bestimmte, daß derselbe aus drei gesonderten Bassins (Vorhafen, Flutbassin und Hinterhafen) bestehen sollte. Das erste dieser Bassins, der Vorhafen (Napoleonshafen), wurde noch unter seiner Herrschaft 1813 vollendet. Später arbeitete man streng nach dem vorliegenden Plan weiter, der endlich von Napoleon III. in seiner ganzen Großartigkeit vollendet wurde. Das Flutbassin (Hafen Karls X.) wurde 1829 fertig, der Hinterhafen (Hafen Napoleons III.) 1836—58 ausgeführt; gleichzeitig war die Errichtung der Fortifikationen vorgeschritten, und das Ganze ward 6. Aug. 1858 feierlich eingeweiht, bei welcher Gelegenheit die oben erwähnte Bildsäule Napoleons I. enthüllt wurde. Vgl. Berusmor, Histoire de C. (1839).

Cherbuliez (spr. schärbülĭeh), einflußreiche Familie zu Genf, deren Glieder sich durch wissenschaftliche und literarische Thätigkeit auch im Ausland einen ehrenvollen Ruf begründet haben. Stammvater derselben ist Abraham C., ein Verlagsbuchhändler daselbst, der sein Geschäft zu einem der bedeutendsten der franz. Schweiz erhob. André C., der älteste Sohn, geb. 1795, lebte nach Beendigung seiner theologischen Studien bis 1825 als Hauslehrer erst bei einer englischen Familie in Italien, später bei dem Fürsten Dolgoruki zu Paris, bekleidete dann einige Zeit ein Predigtamt und erhielt 1832 die Direktion der ersten Klasse des Collége und 1840 die Professur der lateinischen Literatur an der Genfer Akademie, welche er 1846 mit der der alten Literatur vertauschte. Er starb im Juni 1874. Von seinen literarischen Arbeiten sind die Schriften: »De libro Job« (Genf 1829) und »Essai sur la satire latine« (das. 1829) sowie mehrere Abhandlungen in der »Bibliothèque universelle de Genève« von wissenschaftlichem Werth. — Sein jüngerer Bruder Antoine Elisée C., bedeutender Nationalökonom, geb. 1797, widmete sich dem Studium der Jurisprudenz, prakticirte erst als Advokat, habilitirte sich dann mit der »Dissertation sur les causes naturelles du droit positif« (Genf 1826) an der Genfer Akademie und erhielt später daselbst die Stelle eines Professors der Rechte und politischen Oekonomie. Er nahm mit Auszeichnung Antheil an der Regierung seiner Vaterstadt und machte sich theils als Redakteur einiger einflußreichen Zeitschriften, theils durch geschätzte juristische, politische und nationalökonomische Werke bekannt. In »L'utilitaire« (Genf 1828—30, 3 Bde.) vertheidigte oder modificirte er die Ansichten Benthams und Dumonts. Wie er in der Schrift »Riche ou pauvre« (Genf 1840), deren 2. vermehrte Auflage den Titel »Richesse ou pauvreté« (Par. 1841) erhielt, die socialen Fragen der Gegenwart in ihrer ganzen Bedeutsamkeit hinstellte, so erörterte er in der »Théorie des garanties constitutionnelles« (das. 1838, 2 Bde.) die Grundsätze des konstitutionellen Rechts. In dem geistvollen Buch »De la démocratie en Suisse« (Par. 1843, 2 Bde.) sagte er manches voraus, was später seine Verwirklichung fand. Infolge der Revolution von 1846 legte er seine Professur nieder und wendete sich nach Paris, wo er zwei Journale redigirte und unter

anderem mehrere gegen die Socialisten und besonders gegen Proudhon gerichtete Schriften veröffentlichte, z. B. »Simples notions de l'ordre social à l'usage de tout le monde« (Par. 1848) und »Le potage à la tortue, ou Entretiens populaires sur les questions sociales« (daſ. 1849). Sein wichtigſtes Werk ſind die »Études sur les causes de la misère tant morale que physique et sur les moyens d'y porter remède« (Par. 1853); ſehr geſchätzt iſt auch ſein »Précis de la science économique« (daſ. 1862). Seit einer Reihe von Jahren Profeſſor am eidgenöſſiſchen Polytechnikum zu Zürich, ſtarb er daſelbſt 14. Mai 1869. — Joel C., der dritte Bruder, geb. 1806, geſt. 1871, übernahm das väterliche Geſchäft und iſt namentlich als Herausgeber der »Revue critique des livres nouveaux« (Par. 1833 ff.) bekannt. In einer Art von Roman: »Le lendemain du dernier jour d'un condamné« (daſ. 1829), verſuchte er eine Parodie und Kritik von Victor Hugo's Buch gegen die Todesſtrafe. Außerdem redigirte er mehrere Jahre hindurch die konſervativen Blätter »Le Fédéral« und »Le journal de Génève« und ſchrieb in derſelben Richtung für die »Revue des Deux Mondes« den Artikel »Sur l'influence et les chefs du parti radical en Suisse«, welcher eine lebhafte Polemik veranlaßte. Als gewiſſenhafter Geſchichtsforſcher hat ſich C. legitimirt durch ſein Werk: »Génève, ses institutions, ses mœurs, son développement intellectuel et moral« (1867). — Adrienne C., die jüngſte Schweſter, geb. 1804, übertrug in Verbindung mit Joel C. eine Auswahl von Zſchokke's Erzählungen (Par. 1830—32, 12 Bde.), ſowie mehreres von H. v. Kleiſt (daſ. 1832, 3 Bde.) in das Franzöſiſche, während die mittlere Schweſter, Karoline C., geb. 1800, ein ſtaatswiſſenſchaftliches Werk von Hopkins aus dem Engliſchen (daſ. 1832) überſetzte. Die älteſte Schweſter, Madame Tourte-C., geb. 1793, verfaßte einige ſehr anſprechende Erzählungen, von denen »Annette Gervais« in das Holländiſche und Deutſche (Hamb. 1843) überging, ſowie einige Romane, unter denen »Le journal d'Amélie« der geleſenſte iſt. — Victor C., Sohn von André C., geb. 1829 zu Genf, ſtudirte zu Paris, Bonn und Berlin und hat ſich als Kunſtkritiker und Romanſchreiber einen geachteten Namen erworben und den Ruhm der Familie würdig fortgepflanzt. Seine Befähigung zu erſtgenanntem Beruf beweiſt ſein Buch »Un cheval de Phidias. Causeries athéniennes« (2. Aufl., 1864; deutſch von Steinmetz, Jena 1861), die Frucht einer Reiſe nach Griechenland und dem Orient, ſowie ſeine »Études de littérature et d'art« (Aufſätze über deutſche Literatur und Kunſtberichte über den Pariſer Salon 1872, welche er zuvor in der »Revue des Deux Mondes« 1873 veröffentlicht hatte). Von ſeinen Romanen ſind zu nennen: »Le comte Kostia« (1863, neue Ausg. 1873; deutſch Jena 1864); »Le Prince Vitale« (1864); »Paule Méré« (in Briefform, 1865); »Le Roman d'une honnête femme« (1866, neue Ausg. 1873; deutſch Berl. 1867); »Le grand œuvre« (1867); »Prosper Randoce« (1868, 2. Aufl. 1874); »L'aventure de Ladislas Bolski« (1869, deutſch Wien 1871); »La revanche de Joseph Noiret« (1872) und »Meta Holdenis« (1873). Als politiſcher Schriftſteller machte er ſich, nachdem er Deutſchland und zuletzt Spanien bereiſt hatte, bekannt durch die Schriften: »L'Allemagne politique« (1870, deutſch Bern 1871) und »L'Espagne politique« (1874). Ueber die Familie C. vgl. Rambert, Écrivains nationaux suisses, Bd. 1 (Genf 1874).

Cherem (hebr., m.), Bannfluch, Bann (ſ. d.).

Cheribon, Inſel, ſ. Tſcheribon.

Cherimolia, ſ. Anona.

Cheripa (ſpan., f., ſpr. tſche-), in Argentinien ein großes Tuch, das man ſtatt der Hoſen trägt.

Chermes, Rindenlaus, ſ. Blattläuſe.

Cherokee (ſpr. tſcherokih, Tſcherokeſen), ein großes, zu der ſogen. Apalachengruppe gehöriges Indianervolk in Nordamerika, bewohnt gegenwärtig, ſeit ſeiner Verpflanzung aus dem urſprünglichen Gebiet auf die Weſtſeite des Miſſiſſippi, einen Diſtrikt im N. und O. des Indianerterritoriums von ca. 9,75 Mill. Acres Areal. Das Land wird vom Arkanſas und deſſen Nebenflüſſen reichlich bewäſſert und iſt zum Ackerbau, der fleißig betrieben wird, wohl geeignet. Die Seelenzahl der C. betrug 1853 noch 19,367, 1868 nur noch 14,000. Sie ſind unter den Indianern Nordamerika's jedenfalls die am weiteſten in der Kultur vorgeſchrittene Nation, haben große Dörfer mit wohnlich eingerichteten Häuſern, über 30 öffentliche Schulen mit ca. 1500 Schülern, betreiben zahlreiche Sägemühlen ſowie ausgedehnte Rindvieh-, Schaf- und Pferdezucht. Was ſie an Kleidung, Ackergeräthſchaften ꝛc. bedürfen, fertigen ſie ſelbſt an und produciren auch Salz aus den zahlreichen Salzquellen ihres Gebiets. In den letzten Jahrzehnten haben ſie auch ſchon einen Theil ihrer landwirtſchaftlichen Produkte flußabwärts nach New Orleans ausgeführt. Sie haben ihre beſonderen Geſetze und eine nach dem Muſter der Vereinigten Staaten eingerichtete republikaniſche Regierung mit geſchriebener Verfaſſung. Ihre Sprache, für welche 1821 ein Halbindianer, Sequoyah (G. Gueß), eine eigene ſyllabiſche Schrift erfand, beſteht aus 85 Zeichen, die zu Wörtern zuſammengefügt werden, und iſt ſehr wohlklingend; ſie ſteht übrigens in der Reihe der nordamerikaniſchen Sprachen ganz vereinzelt da. Eine kurze Grammatik lieferte H. C. von der Gabelentz in Höfers Zeitſchrift; auch im 2. Bande der »Archaeologia americana« finden ſich grammatiſche Notizen. Daneben haben die C. die engliſche Sprache in großem Umfang angenommen und überhaupt von ihrer Nationalität ſchon ſo viel aufgegeben, daß ſie ſich ſelbſt modiſch kleiden. Von der Union erhalten ſie noch bedeutende Jahrgelder für ihre im O. des Miſſiſſippi abgetretenen Ländereien; auch Handwerks-Werkführer werden ihnen kontraktlich von der Centralregierung geliefert. Zahlreiche Miſſionäre arbeiten unter ihnen mit gutem Erfolg, auch ihre periodiſche Preſſe nimmt einen achtbaren Platz ein. Ueber die Bedeutung ihres Namens iſt man nicht im Klaren. Gott nannten ſie Donawleh Unggi (»den älteſten der Winde«). Nach Whipple (»Report on the Indian tribes«) hatten ſie einen der chriſtlichen Taufe ähnlichen Ritus, der ſtreng beobachtet wurde, weil ſonſt der Tod des Kindes die unvermeidliche Folge war. Auch beſitzen ſie phantaſtiſche Sagen von einer Sündflut, einer gehörnten Schlange ꝛc. — Die C. bewohnten urſprünglich ein großes Gebiet im Innern von Südcarolina, Georgia und Tenneſſee, lebten anfangs in gutem Einvernehmen mit den europäiſchen Koloniſten und erkannten 1730 die britiſche Oberhoheit an. Später kam es jedoch zu Kämpfen zwiſchen ihnen und den Briten, die von beiden Seiten mit unmenſchlicher Grauſamkeit geführt wurden, bis ſie ſich 1785 der Oberhoheit der Vereinigten Staaten unterwarfen. Im Jahr 1819 ſiedelte ein Theil des Volks nach Arkanſas über, während die übrigen in Georgia, wozu ihr Gebiet nominell gehörte, zurückblieben. Endlich wurden ſie 1838 insgeſammt

genöthigt, nach dem Indianerterritorium auszuwandern, wo ſie ihr jetziges Gebiet angewieſen erhielten.

Chéron (ſpr. ſcheróng), Eliſabeth Sophie, franz. Emailmalerin, Kupferſtecherin, Dichterin ꝛc., geb. 1648 zu Paris, Schülerin ihres Vaters Henri C., erlangte bald großen Ruf, vorzüglich durch ihre ebenſo treu als elegant ausgeführten Porträts. Auch gute Hiſtorien und vortreffliche Kopien antiker Gemmen lieferte ſie, hatte auch für Muſik und Dichtkunſt bedeutendes Talent. Dieſe Talente verſchafften ihr 1676 einen Platz in der Akademie der Maler ſowie ſpäter in der Akademie Ricovrati zu Padua. Sie heirathete im 60. Jahr und ſtarb 1711 zu Paris. Wir haben eine Sammlung ihrer Gemmenzeichnungen, zum Theil nach eigener Erfindung, meiſt aber nach Antiken. Unter jenen zeichnen ſich aus: Bacchus und Ariadne; Mars und Venus; die Nacht, Mohnkörner ausſtreuend. Im Druck erſchienen von ihr: »Essai de Psaumes et de Cantiques« (Par. 1694) und »Les cerises renversées« (daſ. 1717).

Cherrier (ſpr. ſcherrjeh), Charles Joſephe de, franz. Militär und Hiſtoriker, geb. 6. März 1785 zu Neufchâteau (Departement Vosges) als Sprößling einer angeſehenen und begüterten Familie Lothringens, widmete ſich, beſonders durch Cuvier gefördert, zuerſt den Naturwiſſenſchaften, nahm dann als Schwadronschef und Adjutant des Generals Bertrand theil an den Napoleoniſchen Kriegen in Italien und Deutſchland bis zur Schlacht bei Leipzig, hielt als Oberſtleutnant mit dem 1. Regiment der Alten Garde auf dem Schlachtfeld von Waterloo bis zuletzt Stand und war nach dem Sturz Napoleons in der Verwaltung thätig. Als er nach der Julirevolution der neuen Dynaſtie den Eid verweigerte, verlor er Anſtellung und militäriſchen Rang und benutzte von nun an ſeine Muße zu hiſtoriſchen Studien, als deren werthvolles Reſultat die »Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe« (Par. 1841—45, 4 Bde.; neue, umgearbeitete Auflage 1858) erſchien, ein Werk, durch welches ſeine Landsleute zuerſt eine richtigere Anſchauung von einem der größten welthiſtoriſchen Kämpfe gewannen, und das neben den zahlreichen neueren Schriften über den Gegenſtand ſelbſtändigen Werth behauptet. Namentlich zeigt er, wie die päpſtliche Macht durch ihr Streben nach Vereinigung weltlicher mit geiſtiger Autorität den Grund zu ihrem Verfalle legte, während die beiden bei dieſem Kampfe vorzugsweiſe in Betracht kommenden Länder der Zerriſſenheit und Machtloſigkeit verfielen. Ueber ein Vierteljahrhundert ſpäter erſchien ſein zweites Werk, die »Histoire de Charles VIII, roi de France« (Par. 1868, 2 Bde.; 2. Aufl. 1870), welche auf fleißigen Archivſtudien beruht und dieſelbe Ruhe und Billigkeit des Urtheils bewahrt wie das frühere, aber den Gegenſtand freilich nicht erſchöpft. Bis ins Greiſenalter körperlich und geiſtig friſch, aber durch die Zeitereigniſſe von 1870—71 gebrochen, ſtarb C. auf ſeinem Schloß bei Neufchâteau im Auguſt 1872, über 87 Jahre alt. Er war Mitglied der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften.

Cherſiphron, mit ſeinem Sohn Metagenes Baumeiſter des berühmten Tempels der Artemis zu Epheſos, zu Gnoſſos auf Kreta geboren, begann den Bau etwa um 580 v. Chr. Zur Sicherung gegen Erdbeben wählte er zum Fundament des Tempels ſumpfigen Boden, ließ den ausgegrabenen Raum mit zerſtampften Kohlen anfüllen und über dieſe Schafſelle breiten, ehe der eigentliche Roſt darauf gelegt wurde. Die ungeheuren Werkſtücke, welche den Architrav bildeten, wurden auf Sandſäcken hinaufgewälzt. Die größte Schwierigkeit aber verurſachte die richtige Lage des gewaltigen Blocks, der zum Sturz über der Thür dienen mußte. Der Bau, vermuthlich oft unterbrochen, dauerte 120 Jahre; er wurde mit großer Pracht aufgeführt. Seine Länge betrug 133 Meter, die Breite 69 Meter; 128 Säulen joniſcher Ordnung, jede 19 Meter hoch, ſtützten ihn; von dieſen Säulen waren 36 mit Bildhauerarbeiten geſchmückt. C. und Metagenes verfaßten über ihr Werk eine Schrift.

Cherſo (ſpr. kérſo), eine zur öſterreich. Markgrafſchaft Iſtrien gehörige Inſel im Quarnerogolf, iſt 330 QKilom. (6 QM.) groß, von langgeſtreckter Geſtalt und mit der benachbarten Inſel Luſſin durch eine Brücke verbunden. Ein Kalkſteingebirge durchzieht die Inſel, deſſen höchſte Spitzen (Monte Syß 638 Meter, Monte Chelm 483 Meter hoch) nackt und kahl ſind, wogegen an ſeinen Abhängen und an der Küſte Wein und Südfrüchte reichlich gedeihen. Die großen Waldungen liefern Bau- und Brennholz. Die Bewohner, etwa 9000 an der Zahl, treiben ſtarke Schafzucht, Wein- und Olivenbau, Südfrüchtekultur und Handel. Hauptort iſt die Stadt C., auf der Weſtſeite, mit mehreren Kirchen und Klöſtern, einem geräumigen Hafen, Schiffahrt und Schiffbau (Travacoli), Fiſcherei, Handel mit Wein und Südfrüchten, und (1869) 8095 Einw. In der Mitte der Inſel liegt der 4,5 Kilom. lange, kaum 1 Kilom. breite Brana- oder Krähenſee, der 13 Meter über dem Meeresſpiegel liegt, ohne ſichtbaren Zu- und Abfluß iſt und eine Tiefe von 45 Faden hat. Im Februar und März hebt ſich der Spiegel um 2 bis 2,5 Meter.

Cherſon (ſpr. -ſſón), Gouvernement im ſüdlichen Rußland, welches den größten Theil der frühern ruſſ. Provinz Neuſerbien (zwiſchen Dnjepr und Bug) und die weſtliche Nogaier oder Otſchakow'ſche Steppe in ſich begreift und gegen N. an die Gouvernements Podolien, Kiew und Poltawa, gegen O. an Jekaterinoſlaw und Taurien (die weſtliche Nogaierſteppe), gegen S. an das Schwarze Meer und gegen W. an Beſſarabien grenzt. Es zerfällt in 6 Kreiſe: Alexandrija, Ananjew, Cherſon, Jeliſabetgrad, Odeſſa und Tiraspol, die ein Areal von 71,174 QKilom. (1292,6 QM.) enthalten. Das Land iſt großentheils Steppenland, am Meer einförmig und unfruchtbar, je weiter ins Innere hinein, wo es ſich an die Region der ſchwarzen Erde anſchließt, um ſo ergiebiger und für den Anbau geeigneter. Die Flüſſe des Landes ſind der Dnjepr und Dnjeſtr, welche auf den Grenzen im O. und W. fließen, der Bug, Ingul und Inguletz, welche mit ihren Nebenflüſſen die Mitte des Landes durchſtrömen, wo ſie im Frühjahr austreten und fruchtbaren Humus und Schlamm zurücklaſſen. An ihrer Mündung bilden ſie Binnenſeen oder Limane, welche ſalziges Waſſer haben, für die Schiffahrt jedoch von zu geringer Tiefe ſind. An einzelnen Orten hat man der Natur durch künſtliche Hafenbauten nachgeholfen. Das Klima iſt wechſelvoll, im Sommer trocken und heiß, im Winter kalt und ſtürmiſch. Sehr verrufen ſind die Januarſtürme (Mjatjelje), die von NO. her oft mit ungeheurer Gewalt über die Steppe brauſen und von Schneefällen begleitet ſind. Die mittlere Jahrestemperatur iſt 6—8° R. Die Zahl der Bewohner beträgt (1871) 1,661,892 Seelen. Der Nationalität nach zerfallen dieſelben in Groß- und Kleinruſſen, welche das Gros der Bevölkerung bilden, in Romanen (Moldo-

Digitized by Google

Walachen), Bulgaren, Serben, Polen, Griechen, Armenier, Deutsche, Schweden, talmudische und karaitische Juden und Zigeuner. In Beziehung auf die Konfession ist die griechisch-orientalische Kirche vorherrschend; außer dieser zählt man 44,107 Katholiken, 48,902 Protestanten, 3138 gregorianische Armenier und 128,312 Juden. C. bildet in Bezug auf die herrschende Kirche eine eigene Eparchie, an deren Spitze ein Erzbischof steht, der sich »Erzbischof von C. und Taurien« nennt. Die evangelischen Bewohner des Gouvernements gehören zum Petersburger Konsistorialbezirk, während die römischen Katholiken einen Bischof in Tiraspol haben. Das Gouvernement besitzt vortreffliche Lehranstalten, unter denen die 1865 errichtete Universität zu Odessa (s. d.) obenan steht. Ueberhaupt hat das Gouvernement in geistiger, kommercieller und staatswirtschaftlicher Beziehung seit den letzten 6—7 Decennien den erfreulichsten Aufschwung genommen. Vor hundert Jahren noch eine vollständige Wildnis und menschenleere Einöde, ist es jetzt eine der einträglichsten Provinzen des russischen Reichs geworden. Der Kaiserin Katharina II. gebührt das Verdienst, die Wichtigkeit der Weltlage von C. zuerst erkannt zu haben. Die Städte C. (1778), Nikolajew (1789), Odessa (1792 gegründet) u. a. sind ihre Schöpfungen, an deren Stelle vordem nur tatarische oder türkische Dörfer standen. Die Nähe der Türken hielt damals den Strom der Kolonisation zurück. Erst als durch den Frieden zu Jassy 1792 die türkische Grenze vom Bug zum Dnjestr und später bis zum Pruth fortgerückt ward, brach sich mit jedem Jahr die Kolonisation weitere Bahn. Besonders folgten Deutsche, Serben und Bulgaren (vom Donaudelta) sowie Moldauer und Walachen dem Aufruf der russischen Regierung und ließen sich am Dnjestr, Ingul, Bug und Dnjepr nieder. Die Zahl der städtischen Etablissements beträgt bereits 19; hierzu kommen eine Menge kleinerer Landstädtchen mit zum Theil erheblicher Einwohnerzahl sowie Marktflecken und Kirchorte mit Marktgerechtigkeit, die nicht selten mitten in der Steppe liegen. In diesem Gouvernement befindet sich auch der größte Theil der deutschen Ansiedelungen Südrußlands, ca. 70 an der Zahl, mit über 60,000 Kolonisten. Besonders zahlreich sind dieselben in der Nähe von Odessa; hier finden wir Groß-Fontan, Groß-Lustdorf, Groß- und Klein-Liebenthal, Franzfeld, Straßburg, Leipzig u. a., deren Bewohner, meist Schwaben, Odessa mit Produkten der Landwirtschaft versorgen. Weiter nordwestlich liegen Baden, Hoffnungsthal, Glücksthal u. a. Das von den deutschen Kolonien kultivirte Land hat jetzt ein Erträgnis von 85,181 Tschetwert (à 9 Hektol.) Getreide und 8380 Tschetwert Kartoffeln. Sehr beträchtlich ist die Viehzucht in C., und besonders in Beziehung auf veredelte Schafe ist das Gouvernement die Pflanzschule für das russische Reich. Es gibt hier Gutsbesitzer, welche 30—40,000 Merino's besitzen. Der Herzog von Richelieu, unter Kaiser Alexander I., hat sich das Verdienst der Züchtung und Veredelung der Schafe erworben. Im ganzen zählt man 1,902,220 Merino's und 675,298 gemeine Schafe. Für Pferdezucht bestanden bei der letzten Aufnahme (1865) 166 Privatgestüte mit 299 Hengsten und 4452 Stuten; seitdem ist sie, wie überhaupt in Rußland, etwas zurückgegangen. Die Gesammtzahl der Pferde beträgt 200,939, des Rindviehs 621,716, der Schweine 152,768. Die Federviehzucht, Bienen- und Seidenzucht sind im Aufschwung, und der Fischfang im Schwarzen Meer und in den Limanen sowie in den großen Strömen des Landes liefert schon längst bedeutsame Resultate. Die Jagd geht auf Hasen und Springhasen, wilde Katzen und auf Federwild, besonders Trappen, Rebhühner, Schnepfen, wilde Enten und Wasserhühner. Hummer und Schildkröten liefert das Meer in Menge. An Mineralien gibt es Thon, Kreide, Sandstein, Salpeter, Salz und einen aus einem Konglomerat von Versteinerungen bestehenden Kalkstein, der sich längs der ganzen Küste zeigt und hier als Baumaterial benutzt wird. Leider fehlt es im S. dafür an Waldung, so daß man Dünger, Schilf, Stroh ꝛc. als Feuerungsmittel verwenden muß. Der Norden hat dagegen ziemlich ausgedehnte Wälder. An Fruchtbäumen gibt es Pfirsich-, Aprikosen-, Kirsch-, Pflaumen-, Maulbeerbäume; auch zieht man Wein. Die Gartenkultur ist überhaupt hier sehr in Aufschwung gekommen. Tabak (jährlich ca. 20,000 Pud), Senf, Flachs, Hanf und alle Sorten Getreide, worunter arnautischer Weizen, Mais und Hirse, gedeihen vortrefflich, und C. gehört zu den eigentlichen Getreidekulturländern des russischen Staats (Ertrag 1871: 1,47 Mill. Tschetwert = 4,77 Mill. Ctr.) Die Industrie macht in dem aufblühenden, durch die Nähe des Meers, durch gute Wasserstraßen und durch Eisenbahnen sowie durch zahlreiche Märkte begünstigten Lande schnelle Fortschritte. Während man 1822: 12, 1830: 77 Fabriken in C. zählte, besitzt das Land heutzutage ihrer mehr als 200. Die Wollmanufaktur allein beschäftigt 15 größere Etablissements (mit einem Produktionswerth von fast 3 Mill. Rubel), die Hanfindustrie 4 Fabriken (334,000 Rubel), die Baumwollmanufaktur 4 Fabriken (9714 Rubel), die Lederfabrikation 27 Etablissements (483,140 Rubel, darunter die große des Generals Kartazoff in Skubijewka), die Metallfabrikation 6 Etablissements (284,500 Rubel), die Mehlfabrikation 8420 Mühlen (4,333,600 Rubel) ꝛc. Der Gesammtwerth der industriellen Produktion wird zu 15,7 Mill. Rubel berechnet. Indessen ist C. noch immer mehr Handels- als Industrieland, und der enorme Reichthum an Naturprodukten kann durch Menschenkräfte und Maschinismus nicht überboten werden. Der Absatz sämmtlicher Märkte betrug 1871: 8,996,464 Rubel, woran Jelisawetgrad allein mit der Hälfte betheiligt ist. Große Geschäfte werden besonders gemacht in Wolle, Fellen, Flachs und Hanf, Getreide, Mehl und Vieh. An See-, Hafen-, Werft- und Handelsstädten besitzt das Gouvernement vornehmlich 4: C., Nikolajew, Otschakow, Odessa; der Binnenhandel concentrirt sich in den Städten Berislaw, Alexandrija, Jelisawetgrad, Wosnessensk, Olwiopol und Tiraspol.

Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, Hafenstadt und Werft, früher auch Festung und Sitz der Admiralität, am Dnjepr, 30 Kilom. vor seiner Mündung, ist 1778 vom Fürsten Potemkin angelegt worden und zählte acht Jahre später (1792) bereits 10,000 Einw., ohne die Besatzung. Im Jahr 1871 belief sich ihre Bevölkerung auf 46,018 Seelen. C. liegt malerisch an einem Hügel am rechten Ufer des Stroms, der hier etwa 7 Kilom. breit ist, aber eine Menge schilfbewachsener Eilande trägt, die im Frühling unter Wasser stehen. Früher ergoß sich der Dnjepr auch oft über einen großen Theil der den Quai's zunächst liegenden Straßen und Plätze, und die Kommunikation mit denselben war oft wochenlang gehemmt. Infolge dessen hat man Dämme und Brustwehren erbaut und so dem

Wasserzug die Richtung nach dem linken Ufer gegeben; auch auf die Ausbaggerung des Limans und die Vertiefung des Hafens wurden große Summen verwendet. Hätte man noch einen auch für größere Schiffe erreichbaren Hafen angelegt, so würde C., welches als Hauptstapelort für alle Produkte des Dnjeprgebiets für den Süden Rußlands von eminenter Wichtigkeit ist, an Bedeutung sogar Odessa gleichkommen. Leider ist dies bis jetzt unterblieben, und so müssen alle Kauffahrteischiffe 40 Kilom. weit von der Stadt bei dem Dorf Stanislawskoe Selo Anker werfen. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat 12 griechisch-kathol., 1 römisch-kathol. und 1 lutherische Kirche, 2 Synagogen und 10 jüdische Betstuben. An Lehranstalten bestehen 2 Gymnasien, 2 höhere Töchterschulen, 1 Kreisschule mit pädagogischem Kursus, 1 Seminar und 1 israelitische Kronschule, nebst mehreren Pensionaten. C. ist Sitz der meisten Gouvernementsbehörden sowie eines Kriminal- und Waisengerichts. Früher befand sich hier auch die Admiralität, welche aber der ungünstigen Seelage Chersons wegen nach der Bugmündung verlegt worden ist, wo sie gegenwärtig als »Tschernomorische Admiralitäts-Ansiedelung« eine eigene Ortschaft bildet. Die Industrie der Stadt erstreckt sich hauptsächlich auf Talg- und Seifensiederei, Wollwäscherei, Bierbrauerei, Tabak- und Cigarrenfabrikation und Dampfmühlenbetrieb. Der Handel Chersons, namentlich der Export von Getreide, hat in den letzten Jahren infolge mehrerer aufeinander folgenden Mißernten eine starke Einbuße erlitten; dagegen hat sich der Holzhandel in sehr bedeutendem Maß entwickelt. Der Import- und Außenhandel im allgemeinen ist von geringer Bedeutung, und C. hängt in dieser Beziehung von Odessa ab, welches die Vermittlerrolle zwischen den reichen Südländern Rußlands und dem Ausland übernommen hat. Die früheren Befestigungen (½ Kilom. von C.), von denen nur noch zwei Thore und einige Wälle leidlich erhalten sind, umschließen große Kasernen und Magazine nebst einer Kirche mit dem Grabmal Potemkins. In der Umgegend von C. hat man ähnliche Versuche mit dem Anbau der Baumwollstaude angestellt wie bei Odessa, jedoch keine Erfolge erzielt. Im Jahr 1787 kamen in C. der Kaiser Joseph II. und die Kaiserin Katharina II. zusammen, wobei, wie man sagt, die letztere die Absicht hatte, sich als Königin von Taurien und Kaiserin der Türkei krönen zu lassen, worauf die von ihr an ein Thor der Stadt gesetzte Inschrift: »Durch dieses Thor führt der Weg nach Konstantinopel« hindeutete.

Chersonēsos (griech., f., »Halbinsel«), im Alterthum besondere Benennung mehrerer Halbinseln. Chersonesus Cimbrica hieß bei den Römern die jütische Halbinsel, weil sie dieselbe von den Cimbern bewohnt glaubten. — C. Heracleotica war ein Vorgebirge auf der Westseite der jetzigen Krim, nahe bei Balaklava. Von den Herakleoten aus Pontus wurde dort eine Stadt C. gegründet, welche aber um Christi Geburt von den Skythen zerstört ward. Eine unweit davon erbaute neue Stadt Cherson war lange Zeit reich und mächtig; sie war eine Grenzstadt des byzantinischen Reichs und diente öfters als Verbannungsort für Vornehme. Eine Zeitlang war sie im Besitz Wladimirs d. Gr. Beim Einfall der Tataren im 13. Jahrh. gerieth Cherson durch die wachsende Blüte Kaffa's in Verfall. Im Mittelalter diente die Stadt noch den Genuesen als Handelsplatz, und 1578 standen noch die Mauern und ansehnlichen Thürme derselben; Bauart und Umfang zeugten von früherer außerordentlicher Pracht. Pallas fand 1794 hier noch eine schöne Mauer aus Quadersteinen, die Reste zweier Thürme und einen herrlichen korinthischen Säulenknauf. Alles übrige haben die Russen seit der Eroberung der Krim zerstört und zum Bau von Achtiar verwendet. — C. Taurica, taurische Halbinsel, hieß bei den Alten die jetzige Krim. Sie war durch eine sehr schmale Landenge, Taphrus (die jetzige Landenge von Perekop), mit dem Lande der nomadischen Skythen verbunden. Ein Gebirgszug theilte sie in zwei Theile, deren östlicher die rauhe Chersones hieß. Auf einem Vorgebirge Namens Parthenium lag der Tempel der Artemis Tauropolos. Die besten Hafenstädte und fast alle Hauptstädte lagen im Gebiete der bosporanischen Könige und des kleinen Freistaats C. Heracleotica. Die Halbinsel war der Hauptsitz des alten Bergvolks der Taurier, welche sich seit der Einwanderung der Skythen auf die südlichsten Berge zogen und als furchtbare Seeräuber die schiffbrüchigen Ausländer an dem nach der Jungfrau benannten Vorgebirge Parthenium ihrer Artemis opferten. Aus der Vermischung der eingedrungenen Skythen und Taurier entstanden die Tauroskythen. Zu diesen kamen außer den eingewanderten Griechen so viele fremde Völkerschaften, daß Plinius deren 30 zählt. Die Halbinsel war bevölkerter und fleißiger angebaut, als jetzt die Krim ist, und hatte einen großen Getreidereichthum. In großer Zahl fanden sich hier kleine Pferde vor. Eine Hauptquelle des Wohlstands war, wie noch heutzutage, der reiche Ertrag der Salzseen. — C. Thracica, vorzugsweise Chersones genannt, hieß die langgestreckte, schmale, von Nordosten nach Südwesten gehende Landzunge, welche östlich durch die Propontis und den Hellespont von Asien getrennt, südlich und westlich vom Aegeischen Meer und nördlich vom thrakischen Festland umgrenzt wird. Eine lange Mauer, welche bei der Stadt Cardia am Meerbusen Melas begann und an der Propontis bei Paktyä endete, schützte die Halbinsel von der Landseite vor den Angriffen der Thraker. Städte waren: Aegospotamoi, Cardia, Callipolis, Sestos ꝛc. Die Halbinsel war ursprünglich von thrakischen Dolonkern bewohnt, welche schon frühzeitig mit griechischen Ansiedlern verschmolzen. Die Familie des Miltiades besaß eine Zeitlang eine Tyrannis daselbst. In die Gewalt der Perser gekommen, gehörte sie nach deren Verdrängung bald den Athenern, bald den Spartanern, dann den Makedoniern und abwechselnd einer oder der andern der aus Alexanders Reich hervorgegangenen Mächte. Nach Besiegung Antiochos' d. Gr. gerieth sie unter die Herrschaft der Römer, welche anfangs einigen Städten noch den Schein der Freiheit ließen. Jetzt heißt diese Chersones die Halbinsel der Dardanellen oder von Gallipoli. — C. aurea, die goldene Halbinsel, heißt bei den griechischen Geographen die jetzige Halbinsel Malacca in Hinterindien.

Cherub (in der Mehrzahl Cherubim), Gebilde der religiösen Symbolik des Alten Testaments, deren Grundgestalt die menschliche ist, mit welcher die leiblichen Attribute anderer Wesen, des Löwen, Stiers, Adlers, besonders Flügel, verbunden sind, indem die Gestalt das Vollkommenste aus den geschöpflichen Bildungen zusammenfassen und als Repräsentant der Herrlichkeit der Schöpfung gelten soll. Am eingehendsten wird die Gestalt der Cherubim

geschildert in den Visionen des Ezechiel. Als Bildwerk waren die Cherubim im Allerheiligsten der Stiftshütte und später des Tempels über der Bundeslade angebracht. Weil auch in der Schöpfungsgeschichte ein C. erwähnt wird, meinen noch viele Theologen in ihnen reale Einzelwesen erblicken zu müssen. Eine Verwandtschaft der Cherubgebilde mit den analogen Kompositionen des Heidenthums, namentlich den geflügelten und menschenköpfigen Löwen und Stieren zu Ninive und Persepolis, liegt am Tage; aber die hebräischen Cherubim sind nicht Objekt der Anbetung, sondern nur Symbol der Gott anbetenden und lobenden Schöpfung, in der Gott sich offenbart. In der christlichen Poesie ist der C. geradezu zu einem Engel höherer Ordnung geworden.

Cherubīni (spr. ke-), Maria Luigi Carlo Zenobio Salvador, berühmter Komponist, geb. 8. Sept. 1760 in Florenz, begann schon im 9. Jahr als Schüler von Bartolomeo Felici und dessen Sohn Alessandro, sodann von Pietro Pizzari und Giuseppe Castrucci das Studium der Komposition. In seinem 13. Jahr trat er in seiner Vaterstadt als Komponist mit einer Messe und einem Intermezzo auf und, da er Beifall erntete, hierauf mit Psalmen, Motetten, Kantaten und anderen Arbeiten. Der damalige Erzherzog von Toscana, nachheriger Kaiser Leopold II., ermöglichte ihm 1777, zu Bologna unter Sarti seine Studien fortzusetzen, unter dessen Leitung er auch in den alten Kirchenstil eingeführt wurde. Unter Sarti's Augen debütirte C. 1780 in Alessandria mit seiner Erstlingsoper »Quinto Fabio«, welche dann auf Verlangen 1783 auch in Rom in Scene gesetzt ward. Von allen Seiten mit Aufträgen angegangen, schrieb er 1782 für Livorno seinen »Adriano in Siria«, für Florenz: »Armida« und »Mesenzio«, 1783 für Venedig: »La sposa di tre, e marito di nessuna«, 1784 für Mantua: »Alessandro nell' Indie« und »I viaggiatori felici«. Zu seinem ersten Ausflug wählte er London und vollendete hier 1785 und 1786 die Opera buffa »La finta principessa« und die Opera seria »Giulio Sabino«, ging darauf, begleitet von dem Tenoristen Babini, nach Paris in der Absicht, sich dort zu fixiren, wurde aber bald darauf nach Turin berufen, wo er 1788 seine »Ifigenia in Aulide« schrieb und mit ungemeinem Erfolg zur Aufführung brachte. Im Jahr 1788 nahm er seinen bleibenden Wohnsitz in Paris und wurde 1795 zum Administrator des Konservatoriums daselbst ernannt. Die Bekanntschaft mit den Werken Haydns und Mozarts brachte in seiner Kompositionsweise eine durchgreifende Aenderung hervor. Seine Manier wurde eine breitere und großartigere, die Intentionen wurden tiefer, die Harmonie gestaltete sich kühner, die Instrumentation reichhaltiger. Dieser Wendepunkt seiner Kompositionsweise trat zuerst in seiner ersten französischen Oper »Demophoon« (1788) zu Tage, entschiedener aber noch in der 1791 aufgeführten Oper »Lodoiska«, die ungeheuren Enthusiasmus erregte und eine Umwälzung der gesammten dramatischen Komposition in Frankreich hervorrief. Bis 1805 erschienen darauf noch folgende Werke von C.: »Elisa, ou le voyage du mont Bernard« (1795); »Il Parruchiere«, wahrscheinlich ein älteres, überarbeitetes Intermezzo, durch Bianchi auch nach Deutschland verpflanzt (1796); »Medea«, 1797 im Theater Feydeau gegeben, unstreitig das grandioseste und abgeschlossenste Werk des Meisters; »Pompe funèbre du général Hoche«, eine Trauerkantate, für welche Bonaparte einen Preis ausgesetzt hatte; die beiden komischen Opern »L'hôtellerie portugaise« und »La Punition« (1798); die mit Boieldieu gemeinschaftlich gearbeitete Oper »La Prisonnière« (1799); »Les deux journées« (zu deutsch gewöhnlich »Der Wasserträger), jenes allbekannte, auch in Deutschland beliebte Meisterwerk (1800); darauf »Epicure« (mit Méhul gemeinschaftlich); »Anacréon, ou l'Amour fugitif« (1803) sowie der größte Theil der Musik zu »Achille à Scyros« (1804), einem in seiner Art meisterhaften Ballet. Vielfach angefeindet, namentlich aber von Haydn angezogen, folgte C. 1805 einer Einladung nach Wien, um für das Theater daselbst zu schreiben. Hier dirigirte er zuvörderst seine »Lodoiska«, die er durch einige Nummern vermehrte, schuf seine Oper »Faniska« und dirigirte während Napoleons I. Anwesenheit in Wien und Schönbrunn, nach der Austerlitzer Schlacht, die Hofkonzerte und in Schönbrunn die Kammermusik. Nach der Beendigung des französisch-österreichischen Kriegs kehrte C. im März 1806 nach Paris zurück. Die Zuneigung Napoleons vermochte er merkwürdigerweise nie zu gewinnen, selbst dann nicht, als seine einaktige Oper »Pygmalion« (mit der Hauptrolle für Crescentini) in den Tuilerien zur Zufriedenheit des Kaisers aufgeführt worden war. Verletzt dadurch, lebte C. sehr zurückgezogen meist auf dem Schloß des Prinzen von Chimay in der Nähe von Paris, machte botanische Studien und verfiel hier auf die Kirchenkomposition, die ihm fortan Hauptsache blieb und seinen Ruf als Tondichter erst recht befestigte. Sein erstes Werk dieser Art war seine allbekannte dreistimmige Messe (1809 vollendet). Nur von Zeit zu Zeit ließ er seine Weisen von der Bühne herab erschallen, z. B. in der einaktigen komischen Oper »Le Crescendo« (1810) und in den »Abencerrages« (1813, gedichtet von Jouy, dem Textverfasser der »Vestalin«) sowie in den späteren Gelegenheitsopern »Blanche de Provence« und »Bajard, ou le siège de Mézières«, die er mit Isouard, Berton, Paër, Boieldieu, Catel und Kreutzer gemeinschaftlich arbeitete. Nach der definitiven Rückkehr der Bourbonen wurde C. zuerst (1816) Oberintendant der königlichen Musik, in welcher Stellung er namentlich verpflichtet war, Kirchenmusik zu schreiben, dann in demselben Jahr Professor am Konservatorium und 1821 Direktor desselben, welche Stellung er zum Heil des Instituts 20 Jahre lang versah. Für die Bühne lieferte er noch im hohen Alter die Oper »Ali Baba« (1833), die noch eine seltene Frische der Empfindung und glühende Einbildungskraft zeigte, allein bei der herrschenden Schwärmerei für Rossini'sche Musik ohne Eindruck auf die Masse blieb. Seitdem lieferte C. ausschließlich Kompositionen für Kirchen- und Kammermusik. Im Jahr 1841 legte er wegen hohen Alters die Direktion des Konservatoriums nieder; er starb zu Paris 15. März 1842. Von seinen Werken sind noch folgende nachzutragen: »Credo« für 8 Stimmen, große Litanei, Motetten, 4 Messen (darunter besonders die zweite in D moll ausgezeichnet, auch mehrere unedirte), ein großes Requiem für gemischten Chor und eins für dreistimmigen Männerchor; viele kleinere Kirchenstücke aller Art, z. B. Ave Maria, Lauda Sion, Tantum ergo, Sanctus salutaris, Pater noster, Ecce Panis, Regina coeli, Laudate Dominum ꝛc.; dann Kantaten (z. B. Chant sur la mort de J. Haydn, Trauerkantate auf den Tod des Generals Hoche), Romanzen, zweistimmige Nok-

turnen mit Pianofortebegleitung, Kanons, mehrere Streichquartette, eine Symphonie und eine Ouvertüre für die philharmonische Gesellschaft in London. Außerdem hat C. ein Lehrbuch des Kontrapunkts herausgegeben (»Cours de contrepoint«, Par. 1835; deutsch von Stöpel, Leipz. 1835), sich an der Gesangschule des Konservatoriums betheiligt und zu den Uebungsstücken in den Violin- und Violoncellschulen des genannten Instituts die Begleitung geschrieben. Als Komponist ist C. ausgezeichnet durch Feinheit der Konception, geläuterten Geschmack und schöne Maßhaltung in der Ausführung sowie durch vollendete Meisterschaft in Beherrschung der schwierigsten Formen. Seine Melodie ist edel und sangbar, die Harmonie und die Form und Entwickelung der Sätze mit feinem Sinn durchgearbeitet und gefeilt, im Ausdruck ist Anmuth und Hoheit aufs schönste gepaart. Stellenweise hat man wohl die Reflexion der unmittelbaren Empfindung gegenüber vorwiegend gefunden, auch wohl hervorgehoben, daß er in seinen Opern zuweilen jene zur Verständlichkeit der Situation allerdings dienliche musikalische Dekorationsmalerei vor dem ihm eigenen Streben nach tiefer und eindringender Arbeit habe zurücktreten lassen, während man wieder in seinen geistlichen Kompositionen ein dramatisches Element mitwirkend finden wollte. Es ist zu bedauern, daß bisher noch keine befriedigende und abschließende Charakteristik dieses Meisters von berufener Hand vorliegt, der dem deutschen Geist so verwandt war und von dem selbst Beethoven mancherlei Anregung empfangen zu haben gestand. Notizen über sein Leben und seine Werke geben verschiedene Schriften, die man zum Theil bei Fétis genannt findet. Vgl. Wellasis, C., memorials illustrative of his life (Lond. 1874).

Chéruel (spr. scherüell), Pierre Adolphe, franz. Historiker, geb. 17. Jan. 1809 zu Rouen, erhielt seine Bildung auf der Normalschule und wurde Professor der Geschichte am Collége zu Rouen, später (1849) Rektor der Normalschule daselbst. Er gab in dieser Eigenschaft das »Journal d'Olivier Lefèvre d'Ormesson« heraus (Par. 1860—62, 2 Bde.), ferner die »Mémoires du duc de Saint-Simon« (1856—58, 20 Bde.; neue Ausg., mit Reignier, 1873—74), welchen noch die des Fräuleins von Montpensier (1858—59, 4 Bde.; neue Ausg. 1866—69) folgten. Von eigenen Werken nennen wir seine »Histoire de Rouen sous la domination anglaise« (Rouen 1840); »Histoire de Rouen pendant l'époque communale 1150—1382« (daf. 1844, 2 Bde.); »De l'administration de Louis XIV« (daf. 1849) und die »Histoire de l'administration monarchique en France depuis Philippe-Auguste jusqu'à la mort de Louis XIV« (Par. 1855); ferner das »Dictionnaire historique des institutions, mœurs et coutumes de la France« (daf. 1855, 2 Bde.; 3. Aufl. 1870); »Marie Stuart et Catherine de Médicis« (daf. 1858); »Mémoires sur Fouquet« (daf. 1862, 2 Bde.) und »Saint-Simon considéré comme historien de Louis XIV« (daf. 1865). Alle diese Werke zeichnen sich durch Zuverlässigkeit und Fülle des Materials sowie durch ungewöhnliche, gleichwohl den Leser niemals ermüdende, sondern durch den Zauber der Mannigfaltigkeit stets fesselnde Gelehrsamkeit aus. Im Jahr 1866 wurde C. zum Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts und zum Rektor der Akademie zu Straßburg und später zum Rektor der Akademie zu Poitiers ernannt, nachdem er bereits 1863 Officier der Ehrenlegion geworden war.

Cherusker, deutsches Volk, setzte unter Arminius (s. d.) den Eroberungen der Römer in Germanien durch die Schlacht im Teutoburger Wald 9 n. Chr. ein Ziel, widerstand auch den Angriffen des Germanicus 14—16 n. Chr. noch mit Erfolg und trat den Herrschaftsgelüsten des Markomannenfürsten Marbod 18—20 n. Chr. entgegen, wobei die C. übrigens stets als an der Spitze eines Völkerbundes stehend anzusehen sind. Ihre Wohnsitze sind nicht genau zu bestimmen; sie wohnten jedenfalls an der Weser, und gegen Süden bildete der Harz die Grenze. Die Macht der C. stützte sich nicht auf ihre Größe, sondern auf die Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer (Arminius). Durch innere Zwistigkeiten rieben sich aber diese Häuptlinge auf, so daß zuletzt vom königlichen Stamm nur noch der Sohn des Flavius, des Bruders von Arminius, übrig war, welcher Italicus hieß und in Rom lebte. Ihn erwählten die C. zum König. Italicus erweckte sich aber durch seine römische Lebensweise bald Feindschaft und wurde vertrieben, von den Longobarden jedoch wieder eingesetzt. Zur Zeit Domitians war Chariomer König der C. Noch im 4. Jahrh. treten diese als besonderes Volk auf. Von da an jedoch verschwindet ihr Name, indem sie mit dem sächsischen Völkerbund verschmelzen.

Chesapeakbai (spr. tschesäpikbe), der größte Meerbusen an der Ostküste der Vereinigten Staaten von Nordamerika (Staat Virginien), ist 320 Kilom. lang, 10 bis 55 Kilom. breit und durch eine Menge von untergeordneten Einschnitten (Inlets) mit tiefem Fahrwasser reich an schönen Häfen. Den 20 Kilom. weiten Eingang begrenzt im N. das Kap Charles, im S. Kap Henry. Es münden in die C. an größeren Flüssen der Susquehannah, Potomac, Rappahannock, Yorkfluß, Jamesfluß. Auch liegen darin mehrere fruchtbare Inseln. Die bedeutendsten Ufer- und Hafenplätze sind Baltimore, an der Mündung des kleinen Patapskoflusses, und Annapolis. Der Chesapeakkanal verbindet mittels eines Tunnels durch das Alleghanygebirge die C. mit dem Ohio.

Cheshire (spr. tscheschir, auch Chester), Grafschaft an der Westküste von England, wird nördlich von den Grafschaften Lancashire und York, östlich von Derby, südöstlich von Stafford, südlich von Shropshire, westlich von Doubigh und Flint und nordwestlich vom Irischen Meer begrenzt und umfaßt 2861 QKilom. (52 QM.) mit (1871) 561,131 Einw. C. ist größtentheils Ebene. Im O. erhebt sich das Land unbedeutend gegen die Höhen von Derbyshire hin und gegen die Moorlande des nördlichen Staffordshire. Im W. zieht sich eine vielfach unterbrochene Hügelreihe von Mersey nach dem S. der Grafschaft. In ihr liegt der sogen. Delamere Forest, ein mit Heidekraut bewachsener Sandstrich. Keuper und bunter Sandstein bilden die Oberfläche der Grafschaft mit Ausnahme des westlichen Theils, wo die Kohlenformation auftritt. Der Fluß Mersey bildet die Nordgrenze, der Dee bespült die Westgrenze des Landes, durch dessen Inneres der Weaver, ein Nebenfluß des erstern, fließt. Die breiten Aestuarien von Mersey und Dee bilden eine Halbinsel. Auch von mehreren Kanälen (Bridgewater-, Grand-Trunk-, Ellesmere-Chester-Peakforest-Kanal ꝛc.) wird die Grafschaft durchschnitten. Im nördlichen Theil gibt es kleine Seen (Meres), auch viele Torfsümpfe; im übrigen ist der Boden leicht und sandig. Etwa 27 Proc. der Oberfläche sind angebaut (namentlich mit Klee, Hafer und Weizen);

45 Proc. bestehen aus Weiden, 1½ Proc. aus Wald. Die Viehzucht (1872: 18,800 Pferde, 155,654 Rinder, 108,377 Schafe, 67,379 Schweine) ist wichtiger als der Ackerbau, und der Chesterkäse, von dem jährlich 220,000 Ctr. producirt werden, geht durch die ganze Welt, ist aber in England selbst gar nicht zu haben. An Mineralien werden jährlich etwa 1,000,000 Tonnen Steinkohlen, 1,355,000 Tonnen Salz und etwas Blei, Kupfer und Silber gewonnen. Wichtig ist namentlich die Ausbeutung des Salzes. Das 1670 entdeckte unerschöpfliche Steinsalzlager in der bunten Sandsteinformation bei Northwich und Witton beginnt 8—9 Meter unter der Oberfläche und ist in zwei Schichten getheilt. Das reinste Mineral liegt etwa 30 Meter unter der Oberfläche, etwa in 4—5 Meter Dicke. Es wird ausgebeutet und entweder als Steinsalz ausgeführt, oder raffinirt als weißes Salz. Auch Salzquellen (seit uralter Zeit bekannt) gibt es im Ueberfluß, besonders im Thal des Weaverflusses und des Kleinen Wheelock. Eine Mineralquelle von Ruf ist bei Hilbury. Die Industrie hat sich in jüngster Zeit bedeutend entwickelt. Obenan stehen die Baumwollfabriken mit 33,000 Arbeitern und die Seidenfabriken mit 21,300 Arbeitern; aber auch die Eisengießereien und Maschinenbauereien sind wichtig. Die Pfalzgrafen von C. (County Palatine of C.) hatten in alten Zeiten eine sehr unabhängige Stellung, der letzte war Simon von Montfort. Nach seinem Sturz kam das Land zur Krone, deren Erbe es im Titel führt. Hauptstadt ist Chester.

Cheshunt (spr. tschéschönt), großes Dorf in der engl. Grafschaft Hertford, mit (1871) 7518 Einw. und einem berühmten Seminar der Huntingdonianer.

Chesney (spr. tschéssni), Francis Rawdon, engl. General und Reisender, bekannt als der Pionier der Ueberlandroute von Indien, wurde 1789 zu Ballyrea in Irland geboren und auf der Militärakademie zu Woolwich gebildet. Im Jahr 1815 zum Artilleriekapitän ernannt, diente er einige Zeit in Gibraltar, besuchte dann 1827—28 die durch die Kriege Napoleons I. berühmten Schlachtfelder in Frankreich, Italien und Deutschland und war 1829 auf dem Weg nach Konstantinopel, um den Türken im Kampf gegen Rußland beizustehen, als der Friede von Adrianopel dem Krieg ein Ende machte. Ausgerüstet mit guten Empfehlungsschreiben an die türkischen Autoritäten, machte er sich nun daran, die Schlachtfelder des letzten Kriegs zu besuchen und Materialien zu einer Geschichte desselben zu sammeln. Dieselbe erschien unter dem Titel: »Narrative of the Russo-Turkish campaigns of 1828—1829«, aber erst 1854, lange nach dem berühmten und bekannteren Werk des Grafen v. Moltke. Von der Türkei aus begab sich C. nach Kleinasien und Aegypten zu dem Zweck, das Problem einer direkten Dampfschiffverbindung mit Indien, sei es vermittels des Euphrat oder des Rothen Meers, zu lösen. Er durchfuhr zunächst das Rothe Meer, stellte die Möglichkeit fest, mit Dampf in 21 Tagen von Suez nach Bombay zu gelangen, und richtete 20. Okt. 1830 ein Memoir an den engl. Gesandten Sir R. Gordon, worin er die Angaben der Ingenieure Napoleons I. bekämpfte und die Anlage eines Kanals anrieth, ganz ähnlich dem von Lesseps später ausgeführten. Das Memoir blieb unbeachtet in den Archiven des Ministeriums liegen und wurde erst viele Jahre später, als das Werk Lesseps' schon im Entstehen begriffen war, von einem Londoner Journalisten wieder ans Licht gebracht. C. setzte seine Forschungsreise durch die Wüsten Arabiens und Palästina's fort, erreichte den Euphrat bei Ana und fuhr den Strom auf einem selbsterbauten Floß hinab bis zum Persischen Meerbusen (Januar 1831). Dieser mit großen Gefahren und Hindernissen verknüpften Reise, über die er nach seiner Rückkehr (1833) dem Ministerium Bericht erstattete, folgte später die bekannte Euphraterpedition, die unter Chesney's Leitung im Auftrag der Regierung im Februar 1835 von England abging, mitten durch Arabien hindurch bis an den Euphrat und den Indischen Ocean vordrang und die Ausführbarkeit einer Postverbindung mit Indien vermittels des Euphrat und Tigris feststellte. C. berichtete über seine Expedition zunächst im Journal der Geographischen Gesellschaft zu London (Bd. 7); sein eigentliches, an Details sehr reiches Werk darüber erschien unter dem Titel: »Expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris« (Lond. 1856, 2 Bde.), dem sich später »Narrative of the Euphrates expedition carried by order of the British government during the years 1835—37« (das. 1868) anschloß. C. war 1855 zum Generalmajor ernannt worden, 1860 wurde er Generalleutnant, 1866 General. Er starb hochbetagt 31. Jan. 1872 auf seinem Landsitz nahe bei Kilkeel in Irland. Als Militär war C. vorzugsweise Theoretiker und beschäftigte sich namentlich mit dem Studium und der Verbesserung der Feuerwaffen. Sein Werk: »Observations on the past and present state of fire-arms etc.« (Lond. 1852) gehörte seiner Zeit zu den besten in seiner Art.

Chessy-les-Mines (spr. schessi-lä-mihn), industrieller Flecken im franz. Departement Rhône, Arrondissement Villefranche, am Arbesle, 24 Kilom. von Lyon, mit einem der ergiebigsten Kupferbergwerke Frankreichs, Schmelzerei, Hammer- und Walzwerk, Chokolade-, Plüsch- und Damastfabrikation und 1208 Einw.

Chessylith, s. v. w. Kupferlasur.

Cheste (spr. tsch-), Graf von, span. General, geb. 1814, war stets ein williges Werkzeug der reaktionären Regierungen Spaniens und spielte besonders in den letzten Jahren der Regierung Isabella's eine Rolle. Als Generalkapitän von Neukastilien verfuhr er mit der größten Strenge gegen alle, welche die katholische Religion, die Königin und die Armee in Schriften angriffen, war 1868 eine der Hauptstützen des neu gebildeten Kabinets Gonzalez Bravo, erhielt September 1868, nach Ausbruch der Revolution, das Oberkommando in Katalonien, mußte aber 30. Sept., als Barcelona sich für Anschluß an die Revolution entschied, diese Stadt verlassen. Die provisorische Regierung gestattete ihm, obgleich er sie anerkannte, den Aufenthalt in Spanien nicht, und als er sich bald darauf von Frankreich, wo er sich nicht interniren lassen wollte, nach Madrid begab, wurde er verhaftet und über die Grenze gebracht.

Chester (spr. tschest'r), 1) Hauptstadt der engl. Grafschaft Cheshire, auf einer felsigen Anhöhe an der Dee gelegen, unweit deren Mündung, und am Kreuzungspunkt mehrerer Eisenbahnen, mit (1871) 35,701 (als Parlamentsborough 38,390) Einw., ist eine alte und alterthümliche Stadt, die durch ein langes Viereck von sehr dicken Mauern aus rothem Sandstein (2350 Meter im Umfang) eingeschlossen wird, auf denen ein 2 Meter breiter Spaziergang, mit Brustwehr und Geländer versehen, rings um

die Stadt führt. Diese zerfällt in lauter kleine Vierecke. Die Häuser sind, abweichend von der englischen Bauart, meist von Holz und Fachwerk errichtet und die Giebel nach der Straße gekehrt, wie in alten deutschen Städten. Die Straßen liegen auffallend tief, in den Boden eingeschnitten, und haben zum Theil auf beiden Seiten höher liegende »Lauben« (rows), zu denen man auf Stufen hinaufsteigt und auf denen die Fußgänger geschützt gegen Nässe oder Hitze wandeln. Ueber den Fluß führen eine alte Brücke von 7 Bögen (wohl älter als die normännische Eroberung) und die neue Grosvenorbrücke, aus Einem Bogen von 60 Meter Spannung bestehend, mit 16 Meter Höhe über dem Wasserspiegel und 10 Meter Fahrwegbreite. Von Gebäuden sind zu erwähnen: die große gothische Kathedrale (theilweise aus dem 13. Jahrh.); die Werburgsabtei daneben, die schon vor 700 Jahren eine der reichsten Englands war; 11 andere Kirchen (darunter die Kirche Johannis des Täufers aus dem 11. Jahrh.); das Blue-Coat-Hospital (1786 gegründet), das neue (1869 vollendete) Stadthaus, ein Krankenhaus, Zuchthaus, die Wechselbank (1698 vollendet), Handelshalle, Leinwandhalle (1778 von irländischen Kaufleuten erbaut), das Maschinenhaus, welches die Stadt mit Wasser versorgt, ein Theater ꝛc. Von dem alten, von Wilhelm dem Eroberer aufgeführten Schloß sind nur noch wenige Reste übrig; an der Stätte desselben steht (nach Harrisons Entwurf) eine Gruppe neuer Gebäude, die als Arsenal, Gerichtshof, Kaserne und Gefängnis dienen, vor dem Schloßeingang das Reiterstandbild des Generals Cowbermere (von Marochetti). C. ist Sitz eines Bischofs und unterhält 8 vielbesuchte Käsemärkte sowie berühmte Wettrennen auf der Rood-Dee, einer 127 Morgen großen Wiese neben der Stadt. Die industrielle Thätigkeit der Bewohner beschränkt sich auf Bereitung von Blei, Schrot, Tabak, Schnupftabak, Leder. In merkantiler Hinsicht war C. vor der Versandung des Flusses sehr wichtig; jetzt ist derselbe durch einen Kanal zwar wieder schiffbar gemacht, doch können auf ihm nur Schiffe von 350 Tonnen Last zur Stadt gelangen. Auch mit der Merseymündung steht C. durch einen Kanal wie durch Eisenbahn (nach Birkenhead) in Verbindung. Zum Hafen gehören 124 Seeschiffe von 9693 Tonnen. Die Einfuhr vom Ausland belief sich 1872 auf 39,394 Pfd. Sterl., die Ausfuhr britischer Produkte auf 5270 Pfd. Sterl. Der Küstenhandel, namentlich mit Irland, ist bedeutend. Haupthandelsartikel sind der berühmte Cheshirekäse, Salz, Kohlen, Blei und irische Leinwand. Eaton Hall, der prächtige Landsitz des Marquis von Westminster, liegt 4 Kilom. südlich der Stadt. C. ist eine der ältesten Städte Englands. Unter den Kornuviern, die zur Zeit der Römer die Gegend inne hatten, hieß sie Deva und war Standquartier der 20. Legion der Römer (Valeriana Victrix). Spuren der alten Befestigungen, Münzen, Säulen ꝛc., die man daselbst gefunden, zeugen noch von der frühern Anwesenheit der Römer. Hernach war C. Hauptfestung gegen Wales. Auch wurden hier mehrere britische und sächsische Könige gekrönt.

2) Stadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, Grafschaft Delaware, am Delaware und an der Eisenbahn von Philadelphia nach Baltimore, mit mehreren Kirchen, zahlreichen Fabriken und (1870) 9485 Einw.; ist die älteste Ansiedelung in Pennsylvanien, 1643 von Schweden gegründet und Upland geheißen. Unter William Penn ward hier 1682 die Provinzialversammlung gehalten.

Chesterfield (spr. tschest'rfild), Stadt in der engl. Grafschaft Derby, am Rother- und Chesterfieldkanal und der Eisenbahn von Sheffield nach Belper, mit (1871) 11,414 Einw., hat eine sehr alte Kirche mit 70 Meter hohem Thurm, eine alte Freischule, ein hübsches Rathhaus, ein mechanisches Institut und mehrere Armenhäuser. Die Einwohner treiben Baumwoll- und Wollmanufakturen, Eisenwerke und Töpfereien, auch Handel mit Getreide, Blei und Kohlen. In der Nähe Eisen- und Steinkohlenminen mit großen Eisenwerken und Gießereien.

Chesterfield (spr. tschest'rfild), Philipp Dormer Stanhope, Graf von, engl. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 22. Sept. 1694 zu London, studirte zu Cambridge, ging 1714 auf das Festland und lebte längere Zeit in Paris. Nach Georgs I. Thronbesteigung wurde er Kammerherr bei dem Prinzen von Wales und Parlamentsmitglied, nach seines Vaters Tode 1726 Mitglied des Oberhauses und zeichnete sich stets durch liberale Ansichten aus; 1728 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Holland und wandte hier den drohenden Krieg von dem Kurfürstenthum Hannover ab. Er wurde Oberhofmeister Georgs II., dann Vicekönig von Irland und 1747 Staatssekretär, zog sich aber bald von den Geschäften zurück und widmete sich seinen Studien und seinen Freunden. Er starb 24. März 1773. Großes Aufsehen machten seine »Letters to his son« (Lond. 1774, 2 Bde.; 1810—12, 3 Bde.; herausgegeben von Lord Mahon 1853, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1774—77, 6 Bde.). Sie sind in feiner, eleganter Sprache geschrieben, voll witziger und geistreicher Gedanken, enthalten eine genaue Kenntnis des wirklichen Lebens und der Menschen, zumal zu jener Zeit; aber die Lehren, welche der Vater dem Sohn gibt, concentriren sich in einer moralisch laxen Nützlichkeitslehre und einem durch seine Form und einschmeichelndes Betragen sich empfehlenden Egoismus. Von Chesterfields übrigen Schriften sind zu erwähnen: »Miscellaneous works« (Lond. 1777, 2 Bde.; 1779, 4 Bde.; deutsch, Leipz. 1778—80, 3 Bde.) und »Posthumous pieces« (Lond. 1778). Eine neue Ausgabe der »Letters, sentences and maximes« besorgte Carey (Lond. 1871, 2 Bde.). Vgl. Browning, The wit and wisdom of Lord C. (1874).

Chetib (hebr.), die »geschriebene« Lesart im hebräischen Bibeltext, im Gegensatze zu Keri, der dafür zu lesenden, besonders am Rand; s. Bibel.

Chetubim (hebr.), s. v. w. Hagiographa.

Chev., bei zoologischen Namen Abbreviatur für Aug. Chevrolat (Entomolog in Paris).

Chevalier (franz., spr. schwäljeh), Ritter, in Frankreich früher Titel des mittlern Adels. C. d'honneur, Hofkavalier, Ehrenbegleiter einer fürstlichen Person, Begleiter einer Dame; C. d'industrie, Glücksritter, Gauner von anständigem Aeußern; C. sans reproche, Ritter ohne Tadel, Ehrentitel mehrerer Ritter des Mittelalters, z. B. Bertrands du Guesclin, de Tremouille's, Bayards ꝛc. **Chevalerie** (spr. schwäl'rih), Ritterschaft, Ritterthum. **C. de lecture** (franz., lat. milites clerici), im Mittelalter s. v. w. Doktoren der Theologie auf Universitäten, die mit dem Doktordiplom zugleich die ritterliche Würde in Anspruch nahmen ohne alle anderweitige Begabung mit derselben. Chevaleresk (franz., spr. schwäl-), ritterlich, abenteuerlich.

Chevalier (spr. schwäljeh), 1) Sulpice Guil-

laume, genannt Paul Gavarni, genialer franz. Zeichner, geb. 1801 zu Paris, war zuerst Mechaniker, dann Kostümzeichner und gab im Journal »Les gens du monde«, später im »Charivari« eine Reihenfolge von Zeichnungen, hauptsächlich Lithographien in kleinerem Format, von großer Originalität und Frische des Geistes, die fast in jede Falte der modernen Pariser Gesellschaftszustände Blicke eröffnen. Andere Darstellungen Chevaliers aus dem Kreis der vornehmeren Stände bringen eigenthümliche novellistische und komödienartige Scenen mit ergötzlichem Pathos und heiterer Laune zur Anschauung. Jede dieser Zeichnungen ist ein Vaudeville, ein Lustspiel, eine Novelle, ein Sittenroman in der besten Bedeutung des Worts. Die Unterschriften, die in einigen Worten die vorgestellte Situation erläutern, verrathen eine ausgezeichnete Kenntnis des menschlichen Herzens. Dabei ist C. kein Moralprediger; er nimmt die Welt und stellt sie dar, wie sie ist. Frei von bitterem, sarkastischem Scherz, geißelt er mehr tändelnd und neckend die Gebrechen und Thorheiten des Lebens. Obschon seine Zeichnungen den Eindruck machen, als wären sie nur leicht hingeworfen, so sind doch alle angedeuteten Nebensachen genau und gewissenhaft aus dem Leben hergenommen und sorgsam gewählt. Ein anhaltendes Naturstudium ermöglichte C., immer neues zu produciren. Im Jahr 1849 machte C. eine Reise nach England, wo er das Elend des Londoner Proletariats in vielen Zeichnungen darstellte. Er verlor darüber seine Heiterkeit und konnte sie auch in Frankreich nicht mehr wiederfinden. Die Darstellungen, die er nun von Zeit zu Zeit in der »Illustration« und einigen anderen Journalen veröffentlichte, erfreuten sich nicht mehr der alten Popularität. Im Jahr 1852 erhielt er den Orden der Ehrenlegion. In den letzten Jahren zog er sich von der Kunst zurück und trieb höhere Mathematik; er soll sich namentlich stark mit dem Problem der Luftschiffahrt beschäftigt haben. C. starb auf seinem Landgut zu Auteuil bei Paris 23. Nov. 1866. Seine sämmtlichen Zeichnungen dürften leicht über 30 Folianten füllen. Eine Auswahl davon in Holzschnitten, mit Text von Jules Janin, Gautier, Balzac, Altaroche u. a., erschien unter dem Titel: »Oeuvres choisies de Gavarni« (Par. 1845—48, 4 Bde.). Eine andere Sammlung führte den Titel: »Perles et parures par G.« (Par. 1850, 2 Bde.). C. hat viele Prachtwerke illustrirt, unter anderen Eugen Sue's »Juif errant«. Auch lieferte er Zeichnungen zum »Diable à Paris«, zu Balzacs gesammelten Werken ꝛc.

2) Michel, ausgezeichneter franz. Schriftsteller im Fach der Nationalökonomie, geb. 13. Jan. 1806 zu Limoges, besuchte das dortige Collége, sodann die polytechnische Schule zu Paris und von 1825 an eine bergmännische Bildungsanstalt und erhielt kurz vor der Julirevolution eine Anstellung als Ingenieur im Norddepartement. Bei vorwaltend mathematischer und industrieller Bildung sah er in der Industrie ein Mittel zur moralischen Hebung des Volks und eine Stütze der sittlichen Ordnung nach der Julirevolution und vertrat diese Ansicht in den beiden saintsimonistischen Blättern »Organisateur« und »Globe« und sodann, da er aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegen mußte, als Anhänger des Saint-Simonismus. Er siedelte 1833 mit Enfantin nach dessen Niederlassung (»la Retraite«) zu Ménilmontant über und führte vornehmlich die Verhandlungen mit den öffentlichen Behörden. Für das »Livre nouveau«, eine Art simonistischen Testaments, lieferte er eine »Esquisse de géologie poétique«. Wegen einiger früher im »Globe« erschienenen Artikel über Ehe und Familie, welche die öffentliche Sittlichkeit gefährden sollten, ward C. als verantwortlicher Redakteur des »Globe« auf einige Zeit in das Gefängnis nach Ste. Pelagie gewiesen. Nach seiner Freilassung wandte er sich vom Saint-Simonismus praktischeren Studien zu und erhielt von der Regierung den Auftrag, das Kanal- und Straßenbauwesen Nordamerika's einzusehen. Von dieser Reise, die von 1833—35 dauerte und auch nach Mexiko und Cuba ausgedehnt wurde, lieferte er in das »Journal des Débats« interessante Berichte, die später gesammelt unter dem Titel: »Lettres sur l'Amérique du Nord« (Par. 1836, 2 Bde.; 4. Aufl. 1842; deutsch, Leipz. 1837, 4 Bde.) erschienen. Im Frühjahr 1837 wegen der nordamerikanischen Handels- und Geldkrisis nach England gesandt, erhielt er durch einen Sturz aus dem Wagen eine Kopfwunde, zu deren Heilung er die Pyrenäenbäder besuchen mußte. Sein Augenmerk war fortan vornehmlich auf Hebung des Eisenbahnwesens in Frankreich gerichtet, wie er überhaupt als Schriftsteller die materiellen Interessen seines Vaterlands vertrat. Im Jahr 1838 wurde er zum Staatsrath im außerordentlichen Dienst, 1840 zum Professor der Nationalökonomie am Collége de France und 1841 zum Oberingenieur des Bergbaues ernannt. Vom Departement Aveyron 1845 in die Kammer gewählt, zeigte er sich hier dem Freihandel günstig und wurde deshalb nicht wieder gewählt. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 wurde er Staatsrath im ordentlichen Dienst, 1860 Senator. Von ihm ging ursprünglich die Idee des englisch-französischen Handelsvertrags von 1860 aus, da er in der unbeschränkten Befugnis des freihändlerischen Gedanken zugänglichen Kaisers zur Abschließung von Handelsverträgen ein Mittel sah, den seiner Mehrheit nach noch entschieden schutzzöllnerisch gesinnten Gesetzgebenden Körper zu umgehen. Er setzte sich darüber mit seinen britischen Gesinnungsgenossen Cobden und Bright in Verbindung und ebnete ersterem, als er in aller Stille nach Paris zur Unterhandlung herüberkam, bei der Regierung die Wege. Im Senat trat er dann stets nachdrücklich für den Vertrag und die Freihandelsansicht überhaupt ein, ebenso in der Tagespresse. Nach dem Sturz des Kaiserreichs und der Installirung des Schutzzöllners Thiers als Präsident der Republik ging er zur Opposition über, aber nicht zur bonapartistischen, sondern zur freihändlerischen, und bekämpfte mit scharfer Feder die von Thiers und Pouyer-Quertier vorgeschlagenen Rohstoffzölle, sowie die Revision des englisch-französischen Vertrags. Den Kampf gegen diese trug er bis in die Spalten des Londoner »Economist«, indem er den Engländern nachzuweisen suchte, daß ihre Regierung ohne alle Noth sich auf die Thiers'schen Zumuthungen eingelassen und Thiers die Freihandelsidee verrathen habe. Von seinen früheren Schriften sind noch hervorzuheben: »Des intérêts matériels en France« (Par. 1837, 7. Aufl. 1843; deutsch von Lindner, Stuttg. 1838), »Histoire et description des voies de communication aux Etats-Unis« (Par. 1840—42, 2 Bde.) und die »Essais de politique industrielle« (das. 1843). Seine Vorlesungen erschienen unter dem Titel: »Cours d'économie politique fait au Collége de France« (Bd. 1 u. 2, Par. 1842—44; Bd. 3: »La monnaie«, 1850; 2. Aufl. 1855, 1858 u. 1866; deutsch von Horn, Leipz.

1856). Von Interesse ist die Schrift: »L'isthme de Panama, suivi d'un aperçu sur l'isthme de Suez« (Par. 1844). Nach der Revolution von 1848 trat er besonders gegen Louis Blanc in die Schranken in den »Questions de travailleurs« (deutsch von Hauser, Aachen 1848) und in der »Revue des Deux Mondes«. Dasselbe Thema, unter Berücksichtigung anderer nationalökonomischen Fragen, behandelten eine Reihe von Artikeln im »Journal des Débats«, die als »Lettres sur l'organisation du travail« (Par. 1848) gesammelt erschienen. Die »Études sur la constitution des États-Unis« sind eine andere Artikelreihe (deutsch von Engel, Wien 1849). In den Jahrgängen 1850 und 1851 der »Revue des Deux Mondes« erschienen von C. ausgezeichnete Artikel über »Questions politiques et sociales« (gesammelt Par. 1852). Endlich gab C. auch einen vortrefflichen räsonnirenden Bericht über die zweite Pariser Weltausstellung von 1867 heraus, dessen Einleitung von J. E. Horn unter dem Titel »Die Weltindustrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh.« (Leipz. 1869) ins Deutsche übersetzt wurde.

Chevallier (spr. schwälje), 1) Jean Baptiste Alphonse, franz. Pharmaceut und Chemiker, geb. 19. Juli 1793 in Langres, widmete sich der Pharmacie, eröffnete in Paris eine Apotheke und wurde später Professor der Chemie an der École de pharmacie. Er machte sich zuerst durch seinen mit Payen verfaßten »Traité des réactifs chimiques« (Par. 1824, 3. Ausg. 1829—30) bekannt und veröffentlichte mit demselben Forscher noch zwei Arbeiten über den Hopfen und die Kartoffeln, von denen die letztere einen bedeutenden Erfolg hatte. In der Folge widmete C. seine Untersuchungen besonders der öffentlichen Gesundheitspflege und veröffentlichte zahlreiche darauf bezügliche Abhandlungen. Mit Richard und Guillemain gab er das »Dictionnaire des drogues simples et composées« (Par. 1826—29, 5 Bde.) heraus und allein das treffliche »Dictionnaire des altérations et falsifications des substances alimentaires, médicamenteuses et commerciales« (das. 1850—52, 2 Bde., 3. Aufl. 1858; deutsch bearbeitet von Westrumb, Götting. 1856—57, 2 Bde.); »Recherches sur les moyens appliqués à la conservation des substances alimentaires« (Par. 1858); »Du café, son histoire, son usage etc.« (das. 1862); »Traité des désinfectants sous le rapport de l'hygiène publique« (das. 1862). Auch redigirte er das »Journal de chimie médicale« seit 1825.

2) Temple, engl. Astronom, geb. 19. Oct. 1794, wurde, nachdem er von der Universität Cambridge graduirt worden war, zum Fellow des Pembroke-College, später zum Fellow und Tutor des St. Catherine's-College zu Cambridge ernannt und erhielt 1835 die Professur für Mathematik und Astronomie in Durham. Seinem Einfluß gelang 1840 die Begründung des Observatoriums daselbst, welchem er bis 1871 als Direktor vorstand. Dann lebte er zurückgezogen bei Harrow Weald bei London und starb daselbst 4. Nov. 1873. C. war der erste, welcher in England eine Reihenfolge regelmäßiger und fortgesetzter Beobachtungen der Sonnenflecke unternahm, die in ihrem Verlauf außerordentlich wichtige Resultate ergeben haben. Nach Chevalliers Methode arbeitete später Carrington gleichfalls mit großem Erfolg. Er widmete sich auch kirchengeschichtlichen Studien, wie seine »Translations of epistles of Clement, Polycarp and Ignatius« (2. Aufl., Lond. 1851) beweisen.

Chevandier de Valdrôme (spr. schwangdsch d'waldrohm), Jean Pierre Napoléon Eugène, franz. Politiker, geb. 17. Aug. 1810, besuchte die Centralschule für Künste und Manufakturen, wurde Direktor der großen Spiegelmanufaktur in Cirey bei Saarburg und Mitglied des Generalraths für den Kanton Lorquin. Im Jahr 1859 trat er als officieller Kandidat in den Gesetzgebenden Körper und wurde durch die allgemeinen Wahlen von 1863 und 1869 aufs neue Mitglied desselben. Bei der Eröffnung der Session vom Juni 1869 betheiligte er sich an der Interpellation der 116 von der sogen. dritten Partei (rechtes Centrum), wodurch der Rouher'schen Diktatur ein Ende gemacht werden sollte, Wiederherstellung aller parlamentarischen Privilegien des Gesetzgebenden Körpers und Einführung der Ministerverantwortlichkeit gefordert wurde. Die Entlassung des Ministeriums Rouher erfolgte auch unmittelbar darauf. Zur Würde eines Vicepräsidenten der Kammer berufen, trat er 2. Jan. 1870 in das neu gebildete Ministerium Ollivier und übernahm das Ministerium des Innern. Der Linken gegenüber sprach er sich gegen die viel angefochtenen officiellen Kandidaturen aus, behielt aber dem Ministerium das Recht vor, den Wählern zu erkennen zu geben, welches seine Freunde und welches seine Gegner seien. Bei dem Plebiscit vom 8. Mai 1870 entwickelte C. eine verzehrende Thätigkeit (»une activité dévorante«), um die Masse des Volks zur Abstimmung zu treiben und eine ungeheure Mehrheit zu Stande zu bringen. Am 10. Aug. 1870 gab er mit den übrigen Mitgliedern des Ministeriums Ollivier seine Entlassung und zog sich ins Privatleben zurück. Unter seinen Schriften über Chemie, Naturgeschichte und Waldkultur sind namentlich die letzteren von Werth: »Recherches sur l'influence de l'eau sur la végétation des forêts« (St. Germain 1844); »Note sur les travaux de reboisement exécutés dans les Vosges« (das. 1847); »Recherches sur la composition élémentaire des différents bois et sur le rendement annuel d'un hectare de forêt« (Par. 1844—47, 3 Bde.); »Recherche sur l'emploi des divers amendements dans la culture des forêts« (das. 1852).

Chevau-légers (franz., spr. schwo-lisché, oft unrichtig Chevaux-légers geschrieben), eigentlich leichte Pferde, eine Art leichter, mit Säbeln, Pistolen oder Karabinern bewaffneter Reiter. Gegenwärtig haben nur noch Bayern und Italien (Cavalleggieri) diese Bezeichnung für ihre leichte Kavallerie. Die C. sind hinsichtlich der Ausrüstung und Bewaffnung den preußischen und österreichischen Dragonern gleich. Sie haben ihren Ursprung von den Cranequins, Argoulets oder Archers (s. d.), indem man diese im Verhältnis zu den Rittern oder schweren Reitern wohl leichte, aber an sich immer schwerfällige Reiterei infolge der Zeit, des Bedürfnisses und neuer Erfindungen immer leichter machte. Ihre vollständige Umwandlung geschah mit der Ablegung des Harnischs und der Pickelhaube; ein eisernes Kreuz über dem Hut war seitdem ihr einziger eiserner Schutz. Andere Armeen, namentlich die österreichische, welche am häufigsten mit leichtberittenen Völkern, wie mit den Türken, Krieg führte, sahen zeitig Nothwendigkeit und Werth der leichten Reiterei ein und ahmten die C. nach; die Engländer bildeten ihnen leichte Dragoner nach. Nach dem Vorgang Napoleons I., welcher Chasseurs à cheval und Lanciers aus ihnen schuf, haben die meisten Staaten den

Namen C. wieder beseitigt; aus den bestandenen Chevau-légers-Regimentern sind fast überall andere leichte Reiter, so zuletzt in Oesterreich Ulanen, im Großherzogthum Hessen Dragoner geworden. — In der franz. Nationalversammlung von 1871 hat nach jener Truppengattung des alten bourbonischen Frankreich die Partei der hitzigsten Vorkämpfer der legitimen Dynastie von ihren Gegnern den Beinamen C. erhalten.

Chèvecier (franz., spr. schäw'ßjeh), der oberste Domherr, welcher die Wachslichter besorgt und die Kirchenornate verwahrt.

Cheville, Pas de (spr. pa d'schwihj), ein Bergpfad aus dem Wallis (Sion-Conthey) in das waadtländische Thal des Avençon (Ber), 2036 Meter ü. M. Der Weg bietet eine ergreifende Ansicht der Bergstürze der Diablerets dar, grausige Trümmerfelder, in welche der See von Derborence eingebettet liegt.

Chevilly (spr. schwiji), Dorf im franz. Departement Loiret, nördlich von Orléans und südlich von Artenay gelegen, war 3. Dec. 1870 der Schauplatz eines der Kämpfe, welche unter dem Namen »Schlacht bei Orléans« begriffen werden. Beim allgemeinen Vorrücken der deutschen Truppen in der Richtung gegen Orléans griff das 9. Armeekorps die von General Aurelle de Paladines selbst befehligten Divisionen des 15. Korps bei Artenay an und warf sie bis C. zurück. Hier griffen, rechts vom 9. Korps, die Divisionen Treskow und Wittich, welche von Anneux und Poupry aus den Feind vor sich hergetrieben und den auf der Straße Artenay-Chevilly abziehenden mit Artillerie beschossen hatten, in den Kampf ein und nahmen nach heftiger Beschießung Schloß und Dorf C.

Cheviots (spr. tschewjöts; Cheviot-Hills), Gebirgszug in England, auf der Grenze zwischen der engl. Grafschaft Northumberland und der schott. Grafschaft Roxburgh, steht von SW. gegen NO. gerichtet und gilt als das nördlichste Ende der Penninischen Kette in England. Die höchsten Erhebungen sind der Cheviotberg im O. (813 Meter), Blackhallhill, Carterfell (456 Meter) und Peelfell. Das Gebirge, aus Schiefer und Syenit bestehend, ist bewaldet und reich an Steinkohlen und Weide, weshalb besonders die Schaf- und Rindviehzucht hier blüht. Am C. entspringen der (nördliche) Tyne, Coquet und Till, welche nach SO. fließen, Yedd und Kale, welche nördlich dem Tweed zuströmen, und die Liddel, welche nach W. in die Solwaybai mündet. Das Cheviotgebirge wird in den schott. und engl. Balladen oft erwähnt.

Chèvre (franz., f., spr. schähwr), Ziege; Chevreau (m., spr. schöwroh), Zicklein, Böcklein, Ziegenlamm.

Chevreau (spr. schöwroh), Henri, franz Staatsmann, geb. 28. April 1823 in der Pariser Vorstadt Belleville, war der Sohn eines entschiedenen Bonapartisten, Mitglieds des Gesetzgebenden Körpers. Mit seinem reichen Freund Laurent-Pichat machte C. 1841 und 1842 eine Reise nach Italien, Griechenland, Aegypten und Syrien und veröffentlichte (1844) einen Band mehr gutgemeinter als wohlgelungener Gedichte: »Les Voyageuses«. Seinen Wunsch, in die konstituirende Versammlung von 1848, nach der Februarrevolution, gewählt zu werden, sah er, der nicht einmal das zur Wählbarkeit nöthige Alter hatte, nicht erfüllt. Aufs eifrigste suchte er nun die Kandidatur des Prinzen Louis Napoleon zur Präsidentschaft der franz. Republik zu unterstützen und erhielt, obgleich kaum 26 Jahre alt, von dem neuen Präsidenten als Belohnung für seine Dienste die Stelle eines Präfekten des Departements Ardèche. Den Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 unterstützte er mit aller Energie, trat bald darauf als Direktor des Beamtenpersonals in das Generalsekretariat des Ministeriums des Innern, des Ackerbaues und des Handels ein und wirkte für die Proklamation des zweiten Kaiserthums. Als er die Präfektenstelle von Ardèche niederlegte, ward er zum Mitgliede des dortigen Generalraths erwählt; 1853 zum Titularstaatsrath ernannt, wurde er beauftragt, dem Ministerium bei der Vertheidigung des Budgets vor der Kammer zur Seite zu stehen. Doch schied er aus dem Ministerium wegen Meinungsverschiedenheiten mit dem Minister Grafen Persigny und wurde zum Präfekten erster Klasse im Departement der untern Loire ernannt. Hier suchte er, ganz in Napoleonischer Weise, das Loos der Arbeiter zu verbessern, war thätig für die Gründung eines gegenseitigen Unterstützungsvereins und für den Bau eines großen Spitals in Nantes; 1864 erhielt er die Präfektur im Rhônedepartement, 1865 die Würde eines Senators. Als der Seinepräfekt Haußmann vor dem Ministerium Ollivier weichen mußte, übertrug 5. Jan. 1870 der Kaiser dessen Stelle seinem treuen Anhänger C. Nach dem Rücktritte des Ministeriums Ollivier 10. Aug. trat C. in das rein bonapartistische Ministerium Palikao als Minister des Innern ein, unter Beibehaltung seines Postens als Seinepräfekt, und wirkte nun mit aller Energie für Organisation neuer Bataillone der Nationalgarde in Paris, der Mobilgarden und Francstireurs in den Provinzen, sorgte für sofortige Ausweisung der noch in Frankreich verweilenden Deutschen und betheiligte sich eifrig an dem Lügensystem, wodurch Palikao die Niederlagen vor Metz der Kammer zu verheimlichen suchte. Bei der Revolution vom 4. Sept. floh er nach Brüssel und begab sich von da nach England zur Kaiserin Eugenie. Später kehrte er nach Paris zurück, um dort in Zurückgezogenheit zu leben.

Chèvremont (spr. schähwr'mông), unweit Lüttich, war eins der ältesten und berühmtesten Klöster des Bisthums Tongern-Lüttich; in der Nähe war eine steile Felsenburg gleichen Namens, welche den lothringischen Herzögen in ihren Kämpfen mit den sächsischen Kaisern, besonders mit Otto d. Gr., öfters als Stützpunkt und Zufluchtsort diente.

Chevrette (franz., f., spr. schöwrétt), Rehgeis, Ricke; Chevreuil (m., spr. schöwröj), Rehbock, (männliches) Reh.

Chevreul (spr. schöwröl), Michel Eugène, ausgezeichneter franz. Chemiker, geb. 31. Aug. 1786 zu Angers im Departement Maine-et-Loire, studirte zu Paris, wurde 1809 Assistent seines Lehrers Vauquelin, 1813 Professor der physikalischen Wissenschaften am Lyceum Charlemagne, 1820 Examinator an der polytechnischen Schule, 1824 Direktor der Färberei in der königlichen Manufaktur der Gobelins, 1826 Mitglied der Akademie und 1830 Professor der Chemie am Collége de France. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er durch seine bahnbrechenden »Recherches chimiques sur les corps gras d'origine animale« (Par. 1823), seine »Considérations générales sur l'analyse organique et sur ses applications« (das. 1824, deutsch von Trommsdorff, Gotha 1826); sein »Mémoire sur les teintures«, das er 1826 der Akademie vorlegte, enthielt die Resultate seiner

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

ausgezeichneten Untersuchungen über die Farben. Außer zahlreichen Beiträgen, die er in das »Journal des savants« lieferte, sind von seinen Arbeiten noch folgende namhaft zu machen: »Leçons de la chimie appliquée à la teinture« (Par. 1831, 2 Bde.); »De la loi du contraste simultané des couleurs et de l'assortiment des objets coloriés« (Straßb. u. Par. 1839); »Théorie des effets optiques que présentent les étoffes de soie« (Lyon 1846); »Recherches chimiques sur la teinture« (Par. 1862 ff.); »Des couleurs et de leurs applications aux arts industriels à l'aide des cercles chromatiques« (daſ. 1864); »Histoires des connaissances chimiques« (daſ. 1866 ff.); »Histoire des principales opinions de la nature chimique des corps« (daſ. 1869). Auch über Wünschelruthe und Tischrücken hat C. geschrieben: »De la baguette divinatoire, du pendule explorateur et des tables tournantes« (Par. 1854).

Chevreuse (spr. schöwröhs), Stadt im franz. Departement Seine-et-Oise, Arrondissement Rambouillet, an der Yvette, mit Schloßruinen (Donjon), alter Kirche (12. Jahrh.) und (1872) 1892 Einw. Früher Baronie, wurde C. 1545 von König Franz I. zu einem Herzogthum, 1612 von Ludwig XIII. zu einer Pairie erhoben und 1692 von Ludwig XIV. gegen die Grafschaft Montfort l'Amaurveni eingetauscht.

Chevron (franz., m., spr. schöwróng), in der Heraldik »Sparren« im Wappen; beim franz. Militär Dienstauszeichnung, welche aus einem oder mehreren Querstreifen von Tressen auf dem Aermel der Montirung besteht und sowohl Rang als Dienstalter bei Unterofficieren und Soldaten anzeigt.

Cheyenne City (spr. tschäjenn ssitti), aufblühender Ort im nordamerikan. Territorium Wyoming, 1830 Meter ü. M., mit (1870) 1450 Einw., als eine der Hauptstationen der Union Pacific-Bahn wichtig.

Chézy (spr. schéh), 1) Antoine Léonard de, franz. Orientalist, geb. 15. Jan. 1773 zu Neuilly, war anfangs Zögling der polytechnischen Schule, wandte sich aber später unter Sacy's und Langlès' Leitung ausschließlich orientalischen Sprachstudien zu. Im Jahr 1798 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, sollte er Bonaparte auf der Expedition nach Aegypten begleiten, erkrankte aber in Toulon und mußte zurückbleiben. Als Konservator der orientalischen Handschriften bei der Nationalbibliothek studirte er sodann Sanskrit und erhielt den eigens für ihn geschaffenen Lehrstuhl dieser Sprache am Collége de France. Fr. Bopp, W. v. Humboldt, Fr. v. Schlegel, Kosegarten, Mitscherlich, Burnouf, Langlois u. a. waren seine Schüler und Freunde. Aus der Sanskritliteratur gab er im Original mit Uebersetzung und Anmerkungen verschiedene Schriften und Theile davon heraus; die meiste Verbreitung fand seine Ausgabe von Kalidâsa's Drama »Sakuntala« (Par. 1830). Er starb 31. Aug. 1832. Seine freie franz. Uebersetzung des persischen Gedichts »Medschnun und Leila« wurde von Hartmann ins Deutsche übertragen (Amsterd. 1807, 2 Bde.).

2) Wilhelmine Christiane von, Gattin des vorigen, geborne von Klencke, Enkelin der Karschin, deutsche Schriftstellerin, geb. 26. Jan. 1783 zu Berlin, erhielt eine sorgfältige Erziehung und verheirathete sich nach einer zu früh geschlossenen, unglücklichen und bald getrennten Ehe mit C., den sie zu Paris im Kreis Fr. v. Schlegels kennen gelernt hatte. Als auch dies eheliche Verhältnis dasselbe Schicksal hatte, kehrte sie nach Deutschland zurück und widmete sich literarischen Arbeiten. Nach dem Ausbruch des Befreiungskriegs 1813 gab sie sich der Pflege verwundeter vaterländischer Krieger mit rücksichtslosem Eifer hin und lebte später abwechselnd in Heidelberg, Berlin, Dresden, Wien und München. Ihre Werke bestehen in Dichtungen, die sich an die romantische Schule anschließen, als: »Gedichte« (Aschaffenb. 1812, 2 Bde.), »Herzenstöne auf Pilgerwegen« (Sulzbach 1833) und das Rittergedicht »Die drei weißen Rosen« (in der »Urania« 1821); mehreren Romanen, z. B. »Emma's Prüfungen« (Heidelb. 1827), »Erzählungen und Novellen« (Leipz. 1822, 2 Bde.) und »Stundenblumen« (Wien 1824—27, 4 Bdchn.). Unter dem Namen Helmina schrieb sie »Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin« (Frankf. 1805); auch lieferte sie den Text zu K. M. v. Webers Oper »Euryanthe« (Wien 1824). In den letzten Jahren erblindet und literarisch unthätig, starb sie 28. Febr. 1856 zu Genf. Nach ihrem Tod erschien: »Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmine v. C. Von ihr selbst erzählt« (Leipz. 1858).

3) Wilhelm von, Schriftsteller, Sohn der vorigen, geb. 21. März 1806, verlebte eine unruhige Jugendzeit, studirte bis 1831 in München die Rechte und ließ sich nach öfters gewechseltem Aufenthalt 1850 in Wien nieder, wo er sich bei der Redaktion der »Oesterreichischen Reichszeitung« betheiligte. Außer vielen kleinen Erzählungen, die in Spindlers »Zeitspiegel« (1831—32), im »Morgenblatt« (seit 1827) und in anderen Zeitschriften Aufnahme fanden, sind von seinen literarischen Produktionen die Romane »Wanda Wielopolska« (Stuttg. 1831), »Der fahrende Schüler« (Zür. 1835, 3 Bde.), »Das Rundgemälde von Baden-Baden« (Karlsr. 1835), »Die Martinsvögel« (daſ. 1837), »Die sechs noblen Passionen« (Stuttg. 1842) und »Der fromme Jude« (daſ. 1845, 4 Bde.), sowie »Das große Malefizbuch, Erzählungen alter Verbrechergeschichten« (Landsh. 1847, 3 Bde.), »Der Ehrenhold, eine Uebersicht des Wissenswerthesten aus der Wappenkunst« (Stuttg. 1848) und »Das Ritterthum in Bild und Wort« (daſ. 1848) zu erwähnen. Seine Schilderungen aus dem mittelalterlichen und dem modernen Volks- und Kavalierleben sprechen durch Lebendigkeit und Humor an. Dagegen machen seine »Erinnerungen aus meinem Leben« (Schaffh. 1863—64, 2 Bde.), worin er sich in verletzendster Weise über seine Mutter äußert, einen üblen Eindruck. Er starb 13. März 1865 zu Wien. Sein jüngerer Bruder, Max von C., geb. 1808, widmete sich der Malerei, starb aber schon 1846 zu Heidelberg.

Chiabrera (spr. kja-), Gabriello, ital. Dichter, geb. 8. Juni 1552 zu Savona im Genuesischen, verwaiste früh, erhielt aber durch die Fürsorge eines Oheims in Rom eine wissenschaftliche Bildung. Nach dem Tod seines Oheims trat er in die Dienste des Kardinals Cornaro, mußte jedoch infolge von Duellen nach Savona fliehen und hier eine halbjährige Haft erleiden, nach deren Abbüßung er sich in seiner Vaterstadt dichterischen Arbeiten widmete. Fürsten wetteiferten mit einander, den gefeierten Dichter als Gast bei sich zu haben; doch liebte dieser die Unabhängigkeit viel zu sehr, um sich irgendwo lange fesseln zu lassen. Er starb zu Savona 14. Okt. 1637. C. war ein gründlicher Gelehrter, insbesondere ein Verehrer der Alten, und ein Dichter, der sich in fast allen Gebieten der Poesie versuchte. Während

seine epischen und dramatischen Gedichte sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben, durchbrach er in seinen lyrischen Poesien, im Gegensatze zu den engherzigen Nachahmern Petrarca's, die Schranken des vorgeschriebenen Formenwesens und erhob sich in der Ode und dem Lied zu einem kühnern Gedankenflug. Indem er die Alten (Pindar und Anakreon) zum Muster nahm, gab er doch seine nationale Eigenthümlichkeit nicht auf und erhob sich so zu einem rhythmischen Schwung, einer lyrischen Freiheit und Kühnheit, die wenige seiner Nachfolger erreichten. Seine Sprache hat Adel und Wohlklang, wenn er auch zuweilen, wie in seinen Ausfällen gegen Luther, zum Platten herabsinkt. In den »Lettere famigliari«, welche sich in der römischen Ausgabe seiner Gedichte finden, führte er die poetische Epistel in die italienische Literatur ein, wie er denn auch Schöpfer vieler neuen lyrischen Formen wurde. Seine »Opere« erschienen zu Venedig 1768, 6 Bde.; 1782, 5 Bde. Unter seinen einzeln erschienenen Werken sind seine »Rime« (zuerst Genua 1605—1606, 4 Bde.; nachgedruckt und mit einem Band vermehrt, Vened. 1731), »Poesie liriche« (Livorno 1781, 3 Bde.; Mail. 1807, 3 Bde.; neue Ausg., Tur. 1872), die Epen »Amadeida« (Genua 1620 und 1654) und »Le guerre dei Goti« (Vened. 1582 u. öfter) zu erwähnen.

Chiaje, bei zoologischen Namen: St. delle Chiaje (spr. kja-), Professor der Anatomie in Neapel (niedere Thiere).

Chialli (spr. kjá-), Vincenzo, ital. Historienmaler, geb. 27. Juli 1787 zu Città di Castello, war anfangs zum Uhrmacher bestimmt, kam dann bei einem Maler in seiner Vaterstadt in die Lehre und 1804 nach Rom in Camuccini's Schule. Nach kurzem Aufenthalt in seiner Heimat begab er sich 1815 wiederum nach Rom, wo er bis 1822 verweilte. Grauets Bild: das Chor der Kapuziner, und die Ermunterung seiner Gönner veranlaßten ihn, sich in einer Gattung der Malerei zu versuchen, die man das historisch-perspektivische Genre genannt hat. Seine gründlichen Studien der großen Reste altrömischer Bauten kamen ihm hierbei sehr zu statten. Da sein erstes Bild dieser Art, das Chor der Kapuziner, großes Aufsehen machte, lieferte er eine Menge dergleichen Darstellungen von Refektorien, Friedhöfen, Chören ꝛc., besonders aus Kapuzinerklöstern. Zwei der schönsten aus den Jahren 1823—24, Friedhof und Messe darstellend, im Palazzo Pitti zu Florenz, sind durch die Wahrheit der Darstellung, die geschickte Vertheilung von Licht und Schatten, die treffende Charakterisirung und die Berücksichtigung der Lokalitäten und der Kostüme von besonderem Interesse. Auf seinen Gemälden hat er vielfach historische Personen angebracht. Seine letzten fünf Lebensjahre verlebte er in Cortona als Direktor der dortigen Malerschule, ohne daß seine geschwächte Gesundheit ihm noch namhafte künstlerische Thätigkeit gestattet hätte. Er starb 4. Sept. 1840.

Chiamata (ital., spr. kjamá-), Hervorruf im Theater; ein auf etwas hinweisendes Schrift- oder Druckzeichen; in der Fechtkunst verstellte Blöße, welche den Gegner zum Angriff und damit zur Blößegebung verlocken soll.

Chiana (ital., spr. kjá-, »Sumpf«), Fluß in Mittelitalien, ist der Abfluß einer lange versumpften, jetzt trocken gelegten Senke, welche sich von dem Knie des Arno bei Arezzo bis zum Tiber (111 Kilom. lang und überall ca. 1500 Meter breit) erstreckt, und sendet sein Wasser in zwei Armen beiden Strömen zugleich zu: eins der interessantesten Beispiele von der Wirkung der Flußablagerung und der dadurch allmählich herbeigeführten Bodenerhebung. Ursprünglich gehörte nämlich die C. (im Alterthum Clanis) nur dem Tiber an, und ihr Bett bildete ein üppig blühendes Thal. Die vielen kleinen hineinfallenden Apenninenbäche erhöhten jedoch durch Ablagerung ihres Schutts nach und nach das kaum geneigte Bett so, daß das stagnirende Wasser, Sümpfe bildend, die Ebene verödete und seit dem 10. Jahrh. ein trüber Wasserarm von selbst zum Arno lief. Erst 1789—1816 bewirkte man durch Vertiefung des Chianabetts, namentlich aber 1823 (Graf Fossombroni) durch Ableitungsgräben und dadurch, daß man die Bergströme nöthigte, ihren Schutt anderswo abzulagern (Kolmation), die Trockenlegung des Sumpfs und theilte durch Kanäle das Wasser zugleich dem Arno und dem Tiber zu. Der eine Arm, C. Pontificia, mündet bei Orvieto in die Paglia (Nebenfluß des Tiber); der andere Arm, C. Toscana, beginnt unterhalb des Sees von Chiusi, ist schiffbar und fließt nordwestlich von Arezzo in den Arno. Seitdem ist das Chianathal wieder eine der fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden Italiens. Vgl. Fossombroni, **Memorie idraulico-storiche sopra la val di C.** (3. Aufl., Montepulciano 1835).

Chianciano (spr. kjantschano), Flecken in der ital. Provinz Siena (Toscana), Kreis Montepulciano, im Chianathal, mit einem Gymnasium, der sehenswerthen Kirche San Giovanni Battista (mit etruskischen und römischen Inschriften), ergiebigen Marmorbrüchen und (1871) 2469 Einw. In der Nähe verschiedene Heilquellen (Säuerlinge) mit Badeanstalten.

Chiapas (spr. dschiapas, Las Chiapas), ein mexikanischer Bundesstaat, nordöstlich vom Meerbusen von Tehuantepec gelegen, grenzt gegen O. an Guatemala und Yucatan, gegen N. an Yucatan und Tabasco, gegen W. an Tabasco und Oajaca, gegen S. an den Stillen Ocean und Guatemala und umfaßt ein Gebiet von 43,434 QKilom. (789 QM.), das im allgemeinen noch ziemlich unbekannt ist. Die Oberfläche ist größtentheils gebirgig. Auf der Grenze der Küstenprovinz Soconusco zieht sich aus Guatemala die Sierra Madre fort, welche die Hochebene von C. gegen SW. begrenzt und mehrere hohe Kuppen, größtentheils ausgebrannte Vulkane, wie den Soconusco, die Vulkane von Amilpas, den Sapotitlan u. a. trägt. Das Plateau von C. ist eine Fortsetzung der Hochebene von Guatemala, doch nicht so hoch wie diese und übersteigt nur selten die Meereshöhe von 1000 Meter. Parallel mit der Sierra Madre durchziehen noch andere Gebirgsketten das Innere, in denen eine der höchsten Spitzen, der Hueitepec, östlich von San Cristobal, auf 2761 Meter geschätzt wird; sie schließen die fruchtbarsten Thäler mit dem herrlichsten Klima ein. Der Abfall des Hochlandes zu den niedrigen Küstenebenen am Golf ist sehr steil und zum Theil so ungangbar, daß selbst Saumthiere nicht zu gebrauchen sind und Waaren und Reisende von indianischen Lastträgern transportirt werden. C. ist reich an Flüssen, die aber fast alle nur in ihrem obern Lauf dem Staat angehören und durch Tabasco dem Mexikanischen Golf zuströmen; der bedeutendste ist der Rio Grijalva (auch Rio Chiapa, im untern Lauf Rio Tabasco genannt), der, aus Guatemala kommend, das Land von SO. nach NW. durchströmt und bis tief ins

Innere hinein für Boote schiffbar ist. Andere Flüsse sind der Usumasinta (der östliche Grenzfluß), der Rio Tulija, Blanquillo, Teapa und Rio Magdalena (sämmtlich Nebenflüsse des Tabasco). An Seen sind zu nennen: der Tepancuapan (Lago de C.), der Lago de los Islotes, der Jusnajab (alle im Distrikt Comitan), der Catazaja (im NO. bei Palenque) und der 11 Leguas lange Lago de los Potreros (in Soconusco), der aus dem Zusammenfluß von 11 Flüssen entstehen soll. Das Klima gilt im ganzen für gesund und gestattet im Hochland auch noch den Anbau europäischer Gartenfrüchte. Der größte Theil des Landes ist noch mit üppigen Urwäldern bedeckt, welche werthvolle Holzarten enthalten, und der Ackerbau, der sich auf den nothwendigsten Selbstbedarf von Mais, Kakao, etwas Zucker, Weizen und Gartenfrüchten beschränkt, noch wenig entwickelt. Gleich unbedeutend sind die Viehzucht, obschon für dieselbe ein großer Theil des Gebiets sehr geeignet ist, und die Industrie. Der Handel beschränkt sich bei dem völligen Mangel aller gebahnten Wege auf die Einfuhr der sehr geringen Bedürfnisse der Einwohner an europäischen Waaren, welche größtentheils über Guatemala als Kontrebande eingehen, und auf geringe Ausfuhr von Indigo, Kakao, Tabak, Farbhölzern, Geweben und Matten, Harzen, Gummi und Salz. Trotz dem Vorkommen von nutzbaren Mineralien und edeln Metallen wird kein Bergbau betrieben. Die Zahl der Einwohner beträgt (1868) 193,987; sie bestehen größtentheils aus Indianern, die im östlichen Theil zu den Maya gehören, in anderen Theilen des Landes aber, wie namentlich die Zoque, wahrscheinlich aztekischen Stammes sind. Sie zerfallen in Avecindados (angesiedelte) und in Lacandones (freie), welche letzteren sich besonders gegen die Grenze von Yucatan und Guatemala hin finden. Vielfache alte Ruinen, von denen die von Palenque zu den berühmtesten Amerika's gehören, zeigen, daß sie früher auf viel höherer Bildungsstufe standen. Die Hauptstadt des Staats ist San Christobal (Ciudad Real, jetzt Ciudad de las Casas genannt nach dem berühmten ersten Bischof von C.), 1528 gegründet, mit gegen 7000 Einw., Sitz eines Bischofs und einer sogen. Universität. Alle übrigen Ortschaften sind unbedeutend und in Verfall. Der älteste Ort ist C. de los Indios, am Fluß von C., 1527 gegründet und von etwa 3000 Indianern bewohnt. Bei der Ankunft der Spanier in Mejiko war C. ein unabhängiger Staat mit republikanischer Verfassung, dessen Bewohner von den Azteken den Kalender und das chronologische System angenommen hatten und geschickte Weber, Schmiede, Korbflechter ꝛc. unter sich zählten. Nach der Eroberung Mejiko's durch Cortez wurden aus C. und Soconusco besondere Provinzen gebildet, die dem Vicekönig von Mejiko untergeben waren. Später gehörte das Land zur »Capitania general« von Guatemala, von welcher es mit Turtla und Soconusco zusammen die Intendancia von C. bildete. Nach der Revolution schlossen sich C. und Turtla als eigener Staat C. der mejikanischen Föderation an, während sich Soconusco zur Republik von Centralamerika schlug, bei welcher es seitdem verblieb, bis 1854 Guatemala alle seine Ansprüche auf C. und Soconusco gegen eine Entschädigungssumme von 420,000 Pesos an Mejiko abtrat. S. Karte »Mejiko«.

Chiaramónte (spr. kja-), Stadt und Prätursitz auf der Insel Sicilien, Provinz Siracusa, nördlich von Ragusa mit einer Gemeindebevölkerung von 9293 Seelen, welche vornehmlich Weinbau treiben. Im Jahr 1693 wurde die Gegend durch ein großes Erdbeben heimgesucht.

Chiaramónti (spr. kja-), Familienname des Papstes Pius VII.; von ihm haben mehrere wissenschaftliche und Kunstsammlungen, z. B. das Museo C. im Vatikan ꝛc., ihren Namen. Vgl. Rom.

Chiari (spr. kjä-), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Brescia, nahe dem Oglio, Sitz einer Prätur, mit Gymnasium, technischer Schule, Seidenmanufaktur, lebhaftem Verkehr und (1871) 9479 Einw. Der Ort war ehedem durch Mauern und Wassergräben, die Citadelle Rocca und 4 nordöstliche Bastionen befestigt und ist geschichtlich denkwürdig durch den Sieg der Oesterreicher unter Prinz Eugen über die Franzosen und Spanier unter Villeroi 1. Sept. 1701.

Chiari (spr. kjä-), Pietro, ital. Dichter und Romanschreiber, geb. 1700 in Brescia, trat in den Jesuitenorden, verließ denselben aber wieder und wurde Weltgeistlicher, lebte jedoch, frei von Geschäften, ausschließlich seinen Studien. Vom Herzog von Modena zum Hofdichter ernannt, ließ er sich in Venedig nieder, wo er im Laufe von etwa 12 Jahren über 60 Komödien auf das Theater brachte. Doch war Goldoni sein glücklicherer Nebenbuhler. C. schrieb auch vier Tragödien, die aber wenig Beifall fanden. Auch seine Romane sind von keinem tiefern Inhalt. C. lebte zuletzt wieder in Brescia, wo er 1788 in hohem Alter starb. Seine dramatischen Arbeiten erschienen gesammelt als »Commedie« Veneb. 1756, 10 Bde., und Bologna 1759—62, wozu noch »Nuova raccolta di commedie« (Veneb. 1762) und »Tragedie« (Bologna 1792) gehören. Er verfaßte auch einige philosophische Schriften, wie »L'uomo« (Veneb. 1755) u. a.

Chiaroscūro (ital., spr. kja-), hellbunkel, franz. clair-obscur; s. Hellbunkel.

Chiasmus (griech., m.), die kreuzweise Stellung nach der Form des griech. Buchstaben X; in der Grammatik der Tausch in der Stellung des Subjekts und Prädikats, des Genitivs und seines regierenden Kasus ꝛc., so daß im erstern Satz jenes, im andern letzteres zuerst steht, z. B.: »das Gold der Sonne und des Mondes Silber«.

Chiastolith, s. Andalusit.

Chiastolithschiefer, s. Andalusit.

Chiaus (Chiausi, türk.), Name gewisser türkischen Gerichtspersonen, durch welche die Parteien vor den Richter gefordert werden und welche in Sachen von geringerer Wichtigkeit selbst das Urtheil sprechen. Durch sie wurde in früheren Zeiten auch die verhängnisvolle seidene Schnur überbracht. — Die Serben, welche C. in Tschausch umgewandelt haben, bezeichnen mit diesem Namen den Spaßmacher bei der Hochzeit, welcher die Gäste einladet, die Hochzeitsleute zum Aufbruch mahnt und zum Essen nöthigt, die Geschenke vertheilt und vor allem so viel Unsinn redet, wie er vermag. Er hat hinten an der Kopfbedeckung einige Fuchsschwänze hängen, bisweilen auch einige Löffel stecken, trägt in den Händen eine Keule (buzdovan), mit welcher er auf alles losschlägt, was sich in seiner Nähe befindet, und bietet als Hochzeitsbitter jedem Gast, den er einladet, seine hölzerne Flasche (tschutura) an, die mit Blumen und Silber- oder Goldmünzen verziert ist, wofür ihm eine kleine Münze daran gebunden wird.

Chiavāri (spr. kjaw-), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Genua, an der Mündung der Stura in die Bai von Rapallo lang hingestreckt gelegen und von

reichster Vegetation malerisch umgeben, ist Station der Eisenbahn von Genua nach Pisa, hat Arkaden an der Straße, eine schöne Kathedrale nebst 6 anderen Kirchen, ein Lyceal-gymnasium, eine Notariats- und eine nautische Schule und (1871) 11,521 Einw., welche Fischerei (Sardellen), Wein- und Oelbau, Seidenfabrikation, Kunsttischlerei (die leichten, geschmackvollen Sessel von C. sind weithin bekannt), sowie Küstenhandel treiben. Die bekannten Käse von C. werden weiter im Innern des Landes bereitet, kommen aber von C. aus in den Handel.

Chiavenna (spr. kjaw-, Clavenna, Kläfen), alte Stadt in der ital. Provinz Sondrio (Lombardei) nördlich vom Comersee an der Grenze gegen Graubünden, 332 Meter ü. M. in einem fruchtbaren, von schneeigen Felsengipfeln umschlossenen Thalkessel (Valle San Giacomo) an der aus dem Bergell herabkommenden wilden und wasserreichen Maira reizend gelegen, ist eine alte, wohlhabende Stadt mit 6 Kirchen (am bedeutendsten die San Lorenzokirche mit schlankem Glockenthurm von 1538 und einem sehr alten Taufstein), Sitz einer Prätur und einer Handelskammer und zählt (1871) 3930 Einw. Gegenüber der Post liegen die umfangreichen Trümmer eines Schlosses der graubündischen Familie Salis, dessen Ausbau durch die Revolution unterbrochen worden, mit einem einst prächtigen Garten (reizende Aussicht), und auf dem Schloßberg die spärlichen Reste der alten Veste, in welcher 1175 Friedrich Barbarossa den historisch berühmten vergeblichen Fußfall vor Heinrich dem Löwen that, um diesen für den Heereszug gegen die Lombarden zu gewinnen. Die Stadt hat Baumwoll-, Seiden- und Papierindustrie und renommirte Bierbrauerei; auch das aus dem in der Nähe brechenden Lavezstein (einem grünlichen Gemenge von Talk und Chlorit) gedrechselte Geschirr, das einsatzweise nach Italien versandt wird, ist ziemlich berühmt. Außerdem wird lebhafter Handel mit Früchten und den Veltliner und Kläfener Weinen getrieben, die beide zu den besten Tischweinen Italiens gehören. An den Gebirgsgehängen finden sich zahlreiche Klüfte, sogen. Ventaroli («Athemlöcher»), welche zu Wein- und Bierkellern benutzt werden, mit Häuschen darüber. C. bildet einen wichtigen Alpenschlüssel, da die Straßen von Mailand über den Comersee und die Alpenstraßen über den Splügen und den Septimer hier zusammentreffen; daher auch bedeutender Verkehr und seit neuerer Zeit starker Fremdenbesuch. 70 Meter östlich vom Schloßberg liegt der mit einem Kastanienwald bedeckte Hügel Conto, unter dessen Gipfelsturz in der Nacht des 4. Sept. 1618 der Flecken Plurs (Piuri) und das Dorf Schilano mit 2430 Menschen verschüttet wurden. C. bildete frühzeitig (nach einigen schon 1039) eine eigene Grafschaft, die unter Kaiser und Reich stand. 1200 und 1338 rissen es die Herzöge von Mailand an sich und gaben es der Familie Balbioni zu Lehen. Bis 1512 blieb C. mit dem benachbarten Veltlin ein Zankapfel zwischen den Herzögen von Mailand, den Bischöfen von Chur und dem Kanton Graubünden, bis letzterer es eroberte (1576) und mit aller Macht behauptete. Im Jahr 1620 erhoben sich C., Veltlin und Bormio gegen Bünden und rangen bis 1635, jedoch vergebens, nach Unabhängigkeit. Von 1797 bis zur Errichtung des Königreichs Italien machte C. einen Theil der Cisalpinischen Republik, dann des Departements dell' Adda aus; der Wiener Kongreß sprach es dem Kaiser von Oesterreich zu, wogegen Graubünden seine Rechte auf C. durch eine förmliche Urkunde vom 10. Okt. 1815 feierlich wahrte.

Chic (franz., m., spr. schik), »Schick«, Geschick, Kunstgriff, Kniff; insbesondere die rechte Art des Benehmens, Seins, Aussehens (von Personen und Sachen), namentlich hinsichts der Mode und Eleganz; in der Malerei effektvolle Darstellung mit sicherer Hand.

Chicago (spr. schikahgo), größte Stadt des nordamerikan. Staats Illinois, unter 41° 53′ nördl. Br. und 87° 38′ westl. L. v. Gr., hat einen selbst unter amerikanischen Städten wunderbar raschen Aufschwung genommen. Im Jahr 1804 wurde vor der Mündung des Flusses C. in den Michigansee das Fort Dearborn angelegt, um den Pelzhändlern gegen die umwohnenden Indianer Schutz zu gewähren. Im Jahr 1812 zerstörten die Indianer das Fort, welches indeß nach 4 Jahren wiederhergestellt wurde. Endlich 1830 ließen sich in der Nähe desselben einige Familien nieder. Damals hatte die werdende Stadt erst 170 Bewohner. Die günstige geographische Lage, der C. seine Stelle als Hauptausfuhrhafen eines großen Theils des fernen Westens verdankt, begünstigten das Wachsthum des Orts, der 1837 als Stadt inkorporirt wurde. Die Anzahl der Einwohner war 1840 auf 4853, 1850 auf 29,963, 1860 auf 109,420, 1870 auf 298,977 gestiegen, wovon 144,557 im Ausland geboren waren (darunter 54,774 in Großbritannien und Irland, 52,316 in Deutschland). Da ward im Oktober 1871 die Stadt von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht, die drei Tage lang (8. bis 10. Okt.) wüthete und 17,450 Häuser (darunter 41 Kirchen, 32 Hotels, 16 Theater und Säle, 8 öffentliche Schulen, 5 Getreidehebemaschinen mit über 1½ Mill. Bushel Getreide, ebenso zahlreiche öffentliche Bauten, wie die Post, das Courthouse ꝛc.) in Asche legte, fast 99,000 Menschen obdachlos machte und einen Schaden an Gebäuden von 50 Mill., an persönlichem Eigenthum von 140 Mill. Dollars anrichtete. Angesichts der Kalamität bethätigte sich indessen die Hülfe des In- und Auslands, wie die Energie der Bewohner in so großartiger Weise, daß bereits 1874 ein neuer, prächtigerer Stadttheil auf der ungeheuren Brandstätte erstanden war, die Geschäfte einen größern Aufschwung nahmen als zuvor und schon zu Anfang 1873 die Einwohnerzahl sich zu 367,400 vermehrt hatte. — C. ist auf flachem, ehemals theilweise sumpfigem Terrain an beiden Ufern des Chicagoflusses erbaut; in früherer Zeit wurde ein Theil derselben bei hohem Wasserstande des Sees mehrmals überschwemmt, ein Uebelstand, dem man durch künstliche Erhöhung der Bodenfläche um 3 bis 4,5 Meter abgeholfen hat. Die Straßen sind gerade und durchschneiden einander meist rechtwinklig; unter ihnen sind die am Seeufer hinlaufende Michigan Avenue und die Wabash Avenue die schönsten, die Lake-, Clark-, Randolph- und Washingtonstraße die belebtesten. Vier große öffentliche Parks, sämmtlich innerhalb der Stadt gelegen, tragen nicht wenig zu deren Zierde bei. Unter den Häusern sind viele Prachtbauten aus Stein und Marmor aufgeführt; doch fehlt es auch jetzt noch nicht an Holzhäusern, die in Verbindung mit dem hölzernen Straßenpflaster und den mit Planken belegten Fußsteigen dem Brand nicht geringen Vorschub leisteten. Ueber den Chicagofluß, der verbreitert als Hafen dient, führen zahlreiche Drehbrücken, unter demselben hinweg mehrere Tunnels. Eine großartige Wasserkunst versorgt

die Stadt vermittels eines gemauerten Stollens, der ſich 3 Kilom. weit in den See hinaus erſtreckt, mit Waſſer; am äußerſten Ende desſelben ſteht ein Leuchtthurm, die »Crib« genannt. Eine Merkwürdigkeit iſt auch der arteſiſche Brunnen, der infolge von Bohrverſuchen, welche man auf Petroleum anſtellte, in einer Tiefe von über 220 Meter erſchloſſen wurde und in zwei mächtigen Strahlen täglich über 1 Mill. Gallonen Waſſer liefern kann. Beachtung verdienen außer jenen Anſtalten, die jeder großen Handelsſtadt eigen ſind: die University of St. Mary of the lake (1855 gegründet), eine der beſten Anſtalten der Art in den Vereinigten Staaten; die Normalſchule; die Dearbornſternwarte im gleichnamigen Park; die Börſe; die Akademie der Wiſſenſchaften, deren Muſeum leider ein Raub der Flammen wurde. C. beſitzt außerdem eine Historical Society mit großer Bibliothek, mehrere theolog. Seminare, eine Forſtſchule, eine ſtädtiſche Bibliothek (nach dem Brand namentlich durch Gaben aus England wieder ausgeſtattet), ein großartiges Opernhaus (neu aufgebaut), eine Menge kleinerer Theater und Muſikhallen, zahlreiche Kirchen (1873: 156, wovon über 30 ſeit dem Brand errichtet ſind), 5 Synagogen und viele mildthätige Anſtalten. Oeffentliche Lehranſtalten beſtanden 1872 im ganzen 32, die in 45 Gebäuden mit 412 Räumlichkeiten untergebracht waren und 476 Lehrer zählten (1870 betrug die Zahl der Schüler 50,092). Die für den Handel ſo günſtige Lage der Stadt wird durch zahlreiche Eiſenbahnen, welche dieſelbe mit allen Theilen Nordamerika's verbinden, in gebührender Weiſe zur Geltung gebracht, und der Eiſenbahnverkehr der Stadt iſt einer der großartigſten des Weſtens, wenn nicht der Vereinigten Staaten überhaupt. Der Hafen läßt Seeſchiffe von 300—400 Tonnen Gehalt zu, und die Schiffahrt beſchränkt ſich keineswegs auf die Seen, ſondern unterhält auch direkte Verbindungen mit Europa. Die Rheder in C. beſaßen 1871: 667 eigene Schiffe (darunter 95 Dampfer) mit einem Gehalt von 93,918 Tonnen. Hauptgegenſtände des Handelsverkehrs ſind die landwirtſchaftlichen Produkte des reichen Hinterlandes, namentlich Getreide, Vieh und Holz; in jüngſter Zeit, ſeit Eröffnung der Pacificbahn, ſind auch oſtaſiatiſche Produkte, namentlich Thee, von einigem Belang. Als Getreidemarkt behauptet C. unter allen Städten Amerika's den erſten Rang, wenn es auch, was das Geſchäft in Weizen anbetrifft, Milwaukee noch nachſteht. Es wurden 1872 an Brodſtoffen für 88,426,842 Dollars empfangen und für 83,364,224 Dollars verſendet. Die Verladung des Getreides geſchieht durch großartige Hebemaſchinen (Elevators genannt), deren 1873 im ganzen 15 vorhanden waren, welche zuſammen 12,8 Mill. Buſhel faſſen. Die Verſendung geht zu Schiff auf dem Michigan-ſee oder zu Land mittels der Eiſenbahn vor ſich. Auch die Ausfuhr von Vieh iſt ungemein wichtig. Unter den zahlreichen Schlächtereien und Viehhöfen der Stadt iſt wohl der »Great Union Stockyard« der bedeutendſte. Er bedeckt 345 Acres und bietet Raum für 120,000 Stück Vieh. Namentlich iſt die Ausfuhr von Schweinen (1872—73 wurden 1,456,650 Stück verpackt) von Wichtigkeit. Was endlich das Holzgeſchäft betrifft, ſo wurden 1872: 1183 Mill. Fuß Holz und 610 Mill. Schindeln aus den nordweſtlichen Staaten eingeführt und davon 417 Mill. Fuß Holz und 436 Mill. Schindeln wieder verſendet. Der geſammte Handelsumſatz wurde vom November 1871 bis dahin 1872 (alſo unmittelbar nach dem Brand) auf 450 Mill. Dollars geſchätzt, gegen 400 Mill. im Jahr zuvor. Die induſtrielle Thätigkeit Chicago's iſt gleichfalls von Bedeutung; ſie erſtreckt ſich namentlich auf Fabrikation von Dampfmaſchinen, landwirtſchaftlichen Geräthen, Leder, Mehl, Hüten ꝛc., Zuckerſiederei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei (an 7 Mill. Gallonen jährlich) ꝛc. Der Geſammtwerth der Manufakte hatte ſich von 84,848 Mill. Doll. im Jahr 1870 zu 128,170 Mill. im Jahr 1871—72 gehoben. Es erſchienen in C. 1873: 147 Zeitſchriften. Die Zahl der Nationalbanken betrug 1873: 21, mit einem Geſammtkapital von 11,045 Mill. Doll. und Depoſiten im Werth von 23,061 Mill. Doll.; daneben waren in Sparbanken 12,013 Mill. Doll. angelegt, und außer 8 vom Staat privilegirten Banken betrieben noch zahlreiche Privatbanken ein ſehr ſchwunghaftes Geſchäft. Das geſammte ſteuerpflichtige Eigenthum wurde 1872 auf 284,197 Mill. Doll. geſchätzt und davon 4,103 Mill. Doll. Steuern erhoben. Vgl. Seeger und Schläger, Entwickelung, Zerſtörung und Wiederaufbau von C. (Chicago 1872).

Chicaroth (Chica Carajuru) $C_9H_9O_3$, rother Farbſtoff aus den Blättern der Bignonia Chica *Humb.* (am Orinoco), welcher von mehreren indianiſchen Stämmen, mit fetten Oelen und thieriſchem Fett vermiſcht, zum Rothfärben der Haut benutzt wird. Man gewinnt dieſen Farbſtoff als Bodenſatz aus der erkalteten Abkochung der Blätter, formt ihn zu Kugeln oder Kuchen und bringt dieſe getrocknet in den Handel. Das C. iſt zinnoberroth, beim Reiben metalliſch glänzend, geſchmack- und geruchlos, unſchmelzbar, in Waſſer unlöslich, leicht löslich in Alkohol, fetten Oelen und kauſtiſchen wie kohlenſauren Alkalien; aus der alkaliſchen Auflöſung wird es durch Säuren unverändert gefällt. In Nordamerika dient C. zum Roth- und Gelbfärben von Wolle und Seide.

Chicha (ſpr. dſchidſcha, Chica), in Süd- und Mittelamerika Name verſchiedener gegohrnen Getränke aus Mais, Zuckerrohrſaft, Agavenſaft ꝛc.

Chichen (ſpr. dſchidſchen), Stadt im mexikan. Freiſtaat Yucatan, weſtlich von Valladolid, auf der Stelle einer alten Indianerſtadt gelegen, die den noch vorhandenen Ruinen nach ſehr bedeutend geweſen ſein muß. Unter denſelben befinden ſich ein 140 Meter langer Tempel (Casa de las Mongas), eine Pyramide mit einer Baſis von 175 Meter im Geviert und das ſogen. »Haus der Kaziken«, ein mit einer Kuppel überdecktes und mit ſorgfältig ausgearbeiteten Skulpturen verſehenes Gebäude.

Chicheſter (ſpr. tſchitſchĕſtr), Hauptſtadt der engl. Grafſchaft Suſſex, auf einer kleinen Anhöhe am Fluß Levant, in der nach ihr benannten fruchtbaren Ebene, unweit der Südküſte, an der Eiſenbahn von Brighton nach Portsmouth, mit (1871) 7825 (als Parlamentsflecken 9054) Einw., iſt regelmäßig gebaut (die Mauern, welche die Stadt früher umgaben, ſind neuerdings abgetragen), Sitz eines anglikaniſchen Biſchofs, hat eine ſchöne Kathedrale (1187—1336 im früh-engliſchen Stil errichtet, die einzige fünfſchiffige Kirche Englands, deren 91 Meter hoher Mittelthurm 1861 einſtürzte, aber unter G. Scotts Leitung wieder aufgebaut wird, mit einem bemerkenswerthen Grabmal (ſ. Tafel »Bildhauerkunſt IV«, Fig. 9), einen biſchöflichen Palaſt mit ſchönen Gärten, ein Inſtitut für mechaniſche und literariſche Bildung, ein Theater, Hoſpital, beträchtliche Märkte für landwirtſchaftliche Produkte,

Malzdarren, Gerbereien und Brauereien. In der Nähe liegt Goodwood Park mit einem Schloß des Herzogs von Richmond. C., eine der ältesten Städte Englands, liegt auf der Stelle der römischen Station Regnum, wurde im 5. Jahrh. von dem sächsischen König Ella zerstört, aber von seinem Sohn Cissa wieder aufgebaut und zur Residenz erhoben, daher der Name (Cissa Ceaster). Später gerieth die Stadt sehr in Verfall und erholte sich erst wieder, als Wilhelm der Eroberer den Bischofssitz von Selsea hierher verlegte.

Chichimeken (spr. dschidschi-), Volk, s. Mejiko.

Chickahominy (spr. tschickähommini), Fluß im nordamerikan. Staat Virginia, welcher 12 Kilom. oberhalb Jamestown in den York River fließt. An seinen Ufern kämpfte Mac Clellan 31. Mai und 1. Juni 1862 unglücklich gegen die Konföderirten und sah sich gezwungen, sein Vorhaben, Richmond zu erreichen, aufzugeben.

Chickamauga (spr. tschickämahgä), Bach im nordamerikan. Staat Georgia, welcher bei Chattanooga in den Tennessee fließt; bekannt durch den hartnäckig erkämpften Sieg der Konföderirten 19. und 20. Sept. 1863, infolge dessen die Bundestruppen gezwungen wurden, auf Chattanooga zurückzugehen.

Chickasaw (spr. tschickäßah), Indianervolk, s. Tschikasa.

Chiclana (spr. dschi-), Stadt in der span. Provinz Cadiz (Andalusien), unweit des Kanals San Pedro, in sehr gut bebauter, höchst fruchtbarer und von schönen Landsitzen besäeter Gegend, mit 8340 Einw., früher der Lieblingsaufenthalt der reichen Gaditanos (Bewohner von Cadiz), hat viele schöne Gebäude und mehrere stattliche Kirchen und ist besonders berühmt durch ihre heilkräftigen Schwefelquellen (15° R.), über denen ein gut eingerichtetes Badehaus errichtet ist. In der Umgegend viele Salinen.

Chiddekel, nach 1. Mos. 2, 14 einer der Hauptströme des Paradieses, vielleicht der Tigris (vgl. Dan. 2, 4); s. Paradies.

Chidr (Chisr), nach arabischer Sage Feldherr eines altpersischen Herrschers Cheihobad und ein Prophet, der aus der Lebensquelle getrunken hat und nun bis zum Jüngsten Tag lebt. Als Hüter dieser Quelle im Land der Finsternis führte er auch Alexander zu ihr hin. Das bekannte Gedicht von Rückert »Chidder, der Ewigjunge« gründet sich auf die Sage.

Chiemsee, der größte Landsee in Bayern, deshalb auch Bayrisches Meer genannt, liegt im südöstlichen Theil von Oberbayern, am Fuß der Alpen, westlich von Traunstein, ist 18,5 Kilom. lang, 11 Kilom. breit, hat 156 Meter Tiefe und einen Flächeninhalt von 193 QKilom. (3½ QM.). Er wird von der Achen, Prien und Roth genährt und hat seinen Abfluß durch die Alz, die, später mit der von Traunstein kommenden Traun vereinigt, oberhalb Neuötting sich in den Inn ergießt. Das sumpfige Südgestade und viele nordwestlich in geringer Entfernung gelegene kleine Seen (Langenburgner-, Pelhammer-, Hart-, Eschenauersee ꝛc.) lassen auf einen ehemals viel größern Umfang schließen. Der C. ist von allen Seen der beweglichste und stürmischste, der häufig in der höchsten Aufregung braust. Im SO. und S. bilden die Gebirge einen schönen Hintergrund, namentlich die Gipfel des hochumwölkten Hochgern und Hochfellen treten bedeutend hervor; im übrigen sind die unmittelbaren Ufer des Sees flach und reizlos und enthalten nur dürftige Dörfer in öder Moorgegend. Desto anmuthiger sind die drei Inseln des Sees, die im SW. am Eingang einer Bucht desselben liegen und eine prächtige Aussicht über die imposante Wasserfläche hinweg ins Gebirge bieten. Es sind: Herrenwörth (Herrenchiemsee), die größte (11 Kilom. im Umfang), mit schönen Waldungen, Jagden und den Gebäuden einer ehemaligen glänzenden Benediktinerabtei (im 8. Jahrh. gegründet, 1803 säkularisirt), und Frauenwörth (Frauenchiemsee), nur 20 Minuten im Umfang haltend, mit einem noch ältern (783 gestifteten), durch König Ludwig I. den Benediktinerinnen zurückgegebenen Kloster (Pensionat), einem von Sommergästen viel besuchten Wirtshaus und einigen Fischerhütten. Das Portal der Klosterkirche gehört zu den ältesten Baudenkmälern bayrischer Kunst. Nahe dabei liegt noch die Krautinsel, welche die Gemüsegärten der Fraueninsel enthält. Die Eisenbahn von München nach Salzburg umschlingt das südliche Ufer des Sees, und ein Dampfschiff befährt ihn, während daneben der in höchst primitiver Form aus dem gehöhlten Baumstamm hervorgegangene Einbaum noch immer als das charakteristische Fahrzeug des Chiemsees zu sehen ist. Der Fischreichthum des Sees gewährt den Bewohnern der Inseln und Ufer einen bedeutenden Nahrungszweig. Der Fischfang ist königlich und seit 1600 und 1768 durch eigene Fischordnungen geregelt.

Chienti (spr. kjénn-), Fluß in den ital. Marken, entspringt auf dem Varco di Colfiorito in den römischen Apenninen und mündet nach einem Laufe von 74 Kilom. bei Civita Nuova in das Adriatische Meer.

Chieri (spr. kjéri), alte Stadt und Präturſitz in der ital. Provinz Turin, am Tepice, hat viele zum Theil prächtige Kirchen, ein Lyceum, ein Gymnasium und andere Bildungsanstalten, ein Theater und (1871) 15,033 Einw., welche Seidenspinnerei, Leinen- und Baumwollweberei treiben. Zur Zeit des Römerreichs hieß die Stadt Carea. Im 9. und 10. Jahrh. stand sie unter bischöflicher Oberherrschaft, konstituirte sich im 11. Jahrh. als unabhängige Republik, die aber später (1155) von Friedrich Barbarossa bekämpft und aufs neue der geistlichen Herrschaft unterworfen wurde. In den folgenden Jahrhunderten wechselte C. häufig die Herrschaft und war in vielfache Kriege verwickelt. Im Jahr 1562 wurde fast die ganze Stadt von den Franzosen verwüstet. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, brachte C. dauernd in den Besitz seines Hauses, und Victor Emanuel I. erhob sie zu einem Fürstenthum. Vgl. Cibrario, Delle storie di C. (3. Aufl., Turin 1855).

Chiers (spr. schjé oder schjär), Fluß im nördlichen Frankreich, entspringt in der belgischen Provinz Luxemburg, 3 Kilom. von Arlon, passirt bei Longwy im Departement Meurthe-et-Moselle die franz. Grenze und ergießt sich nach 112 Kilom. langem Lauf 7 Kilom. oberhalb Sedan in die Maas. Schiffbar ist er nur 10 Kilom. weit bis Brévilly.

Chiese (spr. kjé-), Fluß in der Lombardei, der an der Vedretta di Lavio in den Ortleralpen entspringt, das Val Bona, den Idrosee und das Val Sabbia durchfließt und nach einem Lauf von 140 Kilom. unterhalb Asola in den Oglio mündet.

Chieti (spr. kjé-), eine Provinz Unteritaliens, bis 1871 Abruzzo citeriore genannt, grenzt im O. an das Adriatische Meer, im N. an die Provinz Teramo (Abruzzo ulteriore I), im W. an Aquila (Abruzzo ulteriore II), im S. an Campo basso

(Molise) und umfaßt 2861 QKilom. (52 QM.) mit (1871) 339,986 Einw. Das Land zerfällt in zwei Regionen, eine innere gebirgige (mit der rauhen, 2905 Meter hohen Gebirgsgruppe Majella) und eine flache Küstenregion, und wird von zahlreichen Flüssen, unter denen der Pescara, Palena, Sangro, Sinello und Trista die bedeutendsten sind, bewässert. Der Boden ist auf den Höhen größtentheils steril, in den Ebenen und Flußthälern dagegen außerordentlich fruchtbar; dennoch sind etwa zwei Fünftel des Areals unbebaut. Als Hauptprodukte erzeugt die Provinz Korn, Oel, Reis und Wein (besonders bei Vasto, Aterso und C.); auch an Hülsenfrüchten, Küchengewächsen und Flachs fehlt es nicht. In den Eichenwäldern gedeiht die Schweinezucht, das Meer liefert Ueberfluß an Fischen. Die Industrie wie die Maulbeer- und Seidenzucht macht in einzelnen Theilen gute Fortschritte. Die Provinz zerfällt in die drei Distrikte: C., Lanciano, Vasto. — Die Hauptstadt C. (Civita di C.), auf einer kleinen Hochebene in reizender und fruchtbarer Gegend an der schönen Heerstraße gelegen, welche von Neapel zur Pescaramündung führt, ist gut gebaut, Sitz eines Erzbischofs, des Präfekten und eines Generalkommando's, hat 10 Kirchen (darunter die imposante Kathedrale, vom Bischof Otto 1070 erbaut, 1850 restaurirt), schöne Gebäude und Plätze, verschiedene Schulen, ein Seminar, eine Handelskammer ꝛc., mächtige Trümmer einer altberühmten Normannenburg, sowie mannigfache römische Ueberreste: Tempel des Mars, des Kastor und Pollux, der Diana Trivia (achteckig) ꝛc. Die Einwohner, deren Zahl (1871) 23,609 beträgt, treiben Woll- und Seidenspinnerei, sowie Handel mit Wein, Getreide, Oel ꝛc. Im Alterthum hieß C. Theate Marrucinorum und war eine der bedeutendsten Städte dieses sabellischen Stamms. Die Stadt nahm an dem letzten samnitischen Bündnis gegen die Römer theil und fiel 305 v. Chr. in deren Hände. Nach dem Sturz des römischen Reichs gerieth sie zuerst in die Gewalt der Gothen, dann der Longobarden. Von Pipin dem Kurzen zerstört, wurde sie von den Normannen wieder aufgebaut, befestigt und zur Hauptstadt der Abruzzen erhoben (1088). Im Jahr 1524 stiftete hier der heilige Gaetano von Thiene oder Theate den Orden der Theatiner.

Chièvres (spr. schjähwr, das alte Servia), Stadt in der belgischen Provinz Hennegau, am Einfluß der Hunel in die Dender, nordwestlich von Mons, hat 2 Kirchen (in der einen schöne Grabmäler), großartige Bierbrauereien und (1866) 3030 Einw. Das von Karl V. daselbst erbaute Schloß ist nicht mehr vorhanden. In der Nähe das Schloß und die ehemalige Abtei Cambron.

Chifferschrift (lat. Scriptio per notas; Dechiffrirkunst, Ars notas investigandi). Die Nothwendigkeit, wichtige Dinge einem andern schriftlich mitzutheilen, und die Möglichkeit, daß sie auf diesem Weg leicht zur Kenntnis Unberufener kommen konnten, führten darauf, daß man statt der gewöhnlichen Buchstabenzeichen andere, nur dem Schreiber und Empfänger bekannte, wählte. Schon Julius Cäsar soll sich einer solchen Geheimschrift bedient haben, indem er an seine Freunde durch Versetzung der Buchstaben schrieb. Man nannte diese geheimen Züge Notae, wozu auch die sogen. tironischen Zeichen für Abkürzungen beim Schnellschreiben gehörten. Die Geheimschrift besteht also in dem Schreiben mit Zeichen (den sogen., in Buchstaben, Zahlen, mathematischen Zeichen, Punkten, Linien, Figuren ꝛc. bestehenden Chiffern), welche nur demjenigen lesbar sind, welchem die Erklärung der Zeichen oder der Schlüssel dazu mitgetheilt ist. In dem letztern Fall ist das Dechiffriren mit keinen Schwierigkeiten verbunden, wenn nicht etwa beim Chiffriren Versehen begangen worden sind, welche vielleicht ganze Stellen dunkel machen und beim Dechiffriren entdeckt und verbessert werden müssen. Die C. wird besonders in diplomatischen Angelegenheiten, wenn man Auffangen der Depeschen fürchtet, oder bei sonst wichtigen Verhandlungen gebraucht, und die Chiffrirkunst bildet eine Hülfswissenschaft der Diplomatie, die durch den Franzosen Vieta und den Briten Wallis sehr vervollkommnet worden ist. Auch Kaufleute bedienen sich in neuerer Zeit öfters der C., wenn sie einander wichtige und geheime Nachrichten mittheilen wollen. Die einfachste Art derselben ist die, daß man für einen jeden Buchstaben des Alphabets irgend ein anderes Zeichen oder nur einen andern Buchstaben wählt, wobei keine nichts geltenden Zeichen eingeschoben und die Worte von einander ordentlich abgesetzt werden. Diese Art von C. ist aber mit Hülfe der Dechiffrirkunst, auch ohne daß man den Schlüssel (die Chiffrir- und Dechiffrirtabellen) besitzt, der erst gefunden werden muß und in dessen Auffindung aus der in Chiffern geschriebenen Schrift eben die Dechiffrirkunst besteht, nicht schwer zu enträthseln. Man hat nämlich zu diesem Behufe für jede Sprache gewisse Regeln, nach welchen man die Bedeutung der Zeichen errathen kann. Die Leichtigkeit des Dechiffrirens einfacher Chiffern hat aber dahin geführt, komplicirtere Geheimschriften zu erfinden, zu deren Entzifferung jene Regeln nicht ausreichen. Man wendet dabei nämlich allerlei Mittel zur Täuschung des uneingeweihten Dechiffreurs an; so braucht man z. B. wechselnde Zeichen, scheidet die Worte nicht von einander, setzt die Zeichen aus mehreren zusammen, wechselt nach Verabredungen, die nur den Korrespondenten bekannt sind, mit zwei- und dreigliedrigen Zeichen ab ꝛc. Hierdurch wird zwar die Dechiffrirung der Schrift für den uneingeweihten Dritten sehr schwierig, aber auch für die Korrespondenten selbst außerordentlich schwer lesbar, und ein kleines Versehen macht auch ihnen zuweilen die Entzifferung unmöglich. Vertreten Zahlzeichen die Stelle der Buchstaben, so erhält jeder Buchstabe, jede Zahl, selbst ganze oft vorkommende Silben, Wörter und Redensarten ein oder mehrere Zeichen, die dann entweder auf die gewöhnliche Weise, oder, um das Geheimnis noch mehr zu verhüllen, von der Rechten zur Linken, auch wohl mit Einschiebung irreführender Zeichen und nichts bedeutender Sätze in gewöhnlicher Buchstabenschrift geschrieben werden. Bei Erfindung eines solchen geheimen Alphabets mit Zahlzeichen kann man auf mehrfache Weise verfahren. Entweder gibt man jedem Buchstaben ꝛc. ein Zeichen, oder man theilt das ganze Alphabet in mehrere Abtheilungen, unter die man die Buchstaben in willkürlicher Ordnung bringt, und bezeichnet jeden einzelnen Buchstaben mit zwei Zahlen, von denen die eine die Abtheilung, die andere aber die Stelle, welche der Buchstabe in derselben einnimmt, anzeigt, und die man dann auch nach Art eines Bruchs unter einander schreiben kann, oder man addirt jede Ziffer mit einer andern verabredeten Zahl, z. B. mit 5, und überschickt dem Korrespondenten nur das Produkt der

Addition. Bei allen diesen Arten ist es rathsam, über gewisse nichts geltende Zeichen (non-valours) übereinzukommen, um durch deren Einmischung den uneingeweihten Dechiffreur zu verwirren. Manche andere Arten, z. B. sich über ein gedrucktes Buch zu vereinigen und die Worte aus demselben zu bezeichnen, haben das Mühsame des Chiffrirens und Dechiffrirens gegen sich. Die Art, die eigentlich geheimen Worte in einem größern Brief oder Aufsatz ganz andern Inhalts zu verbergen, so daß solche hervortreten, wenn ein Blatt mit ausgeschnittenen Stellen darüber gelegt wird, hat zwar den Vortheil, daß das Dasein der geheimen Schrift selbst verborgen wird, ist aber nicht zu größeren Mittheilungen geeignet. Das Schreiben mit sogen. sympathetischer Dinte ist zu leicht zu entdecken, weil die Reagentien, wodurch die verborgene Schrift hervortritt, bekannt sind. Daher ist die sogen. Chiffre quarrée oder Chiffre indéchiffrable vielfach in Gebrauch gekommen, welche wenigstens die Leichtigkeit des Gebrauchs, die Schwierigkeit, den Schlüssel zu finden, und die Möglichkeit, denselben im bloßen Gedächtnis zu bewahren, auch schnell zu wechseln, mit einander verbindet. Sie besteht in einem Täfelchen, worin die 25 Buchstaben des Alphabets in folgender Weise unter einander gesetzt sind:

a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z
a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a
b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b
c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c
d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d
e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e
f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f
g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g
h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h
i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i
k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k
l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l
m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m
n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n
o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o
p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p
q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q
r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r
s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s
t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t
u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u
v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v
w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w
x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x
y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y
z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z

Hier heißt die erste Horizontalreihe die Sprachlinie, die erste Vertikalreihe links die Wahllinie. Als Schlüssel dient ein beliebiges Wort, welches Buchstabe für Buchstabe unter die Buchstaben der chiffrirten Depesche gesetzt wird, wobei man, wenn es zu Ende ist, immer wieder von neuem anfängt. Dieser Schlüssel heißt das Wahlwort. Die wahre Bedeutung des Chifferbuchstaben findet man nun, indem man den darunter stehenden Buchstaben des Wahlworts in der Wahllinie und den Chifferbuchstaben in derselben Horizontallinie, welcher jener angehört, aufsucht. Indem man dann die Vertikallinie des gefundenen Chifferbuchstaben bis zur Sprachlinie verfolgt, findet man in dem Quadrat derselben den Buchstaben der Klarschrift. Diese bewährte und praktische Methode läßt sich in der Weise vereinfachen, daß man nur so viel Horizontalreihen anwendet, als das Wahlwort Buchstaben enthält. Mit einem jeden Korrespondenten kann man einen eigenen Schlüssel verabreden und diesen, so oft es nöthig ist, wechseln, wodurch das gewöhnliche Dechiffriren unmöglich wird. In neuerer Zeit hat die Chiffrirung ein ausgedehntes Feld der Anwendung bei Telegrammen und Postkarten gewonnen, da bei diesen, welche offen durch viele Hände gehen, ehe sie zum Empfänger gelangen, das Geheimnis, ohne Chiffrirung, nicht leicht zu wahren ist. Die Chiffrirung von Telegrammen ist jetzt gestattet. Auf der internationalen Telegraphenkonferenz, die 1872 in Rom stattfand, und an welcher Bevollmächtigte aller europäischen Staaten theilnahmen, ist in Betreff der privaten Depeschen in Chiffern und Geheimworten beschlossen, das Porto für solche Depeschen auf dieselbe Höhe wie für gewöhnliche offene Depeschen herabzusetzen. In Deutschland wurden früher private chiffrirte Depeschen nur im Transit von und nach fremden Staaten zugelassen. Die deutsche Telegraphenordnung vom 21. Juni 1872, die vom 1. Juli 1872 an in Kraft getreten ist, läßt aber nach § 9 geheime Privatdepeschen zu. In einer Anmerkung zu der bezüglichen Stelle der Telegraphenordnung wird gesagt, daß geheime Privatdepeschen nur in Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Persien, Rumänien, Serbien und Spanien bis jetzt noch nicht befördert werden. Es ergibt sich hieraus, daß in dem bei weitem größern Theil der civilisirten Welt geheime Privatdepeschen gestattet sind. Zur Erleichterung der Abfassung von chiffrirten Briefen, Telegrammen und Postkarten dienen die von Krohn 1873 in Berlin herausgegebenen Chiffrirsysteme von Zahlen und Buchstaben, welche die Wahl zwischen 6400 Systemen für die Chiffrirung gestatten. — Im deutschen Reichskanzleramt ist unlängst eine Geheimschrift eingeführt, in welcher in ähnlicher Weise die Buchstaben durch Zahlen wiedergegeben werden, zu denen eine andere Zahl addirt wird. Zur Dechiffrirung ist demnach außer der Kenntnis des angewandten Zahlensystems die Kenntnis derjenigen Zahl erforderlich, welche der ursprünglichen Zahl hinzugefügt worden. Berichtet wurde, daß auch bei dem Heer im Fall des Kriegs dieselbe Art der Chiffrirung zur Anwendung kommen solle, und sie bietet allerdings bei verhältnismäßig leichter Anwendung große Sicherheit. Vgl. Kortum, Anfangsgründe der Entzifferungskunst von deutschen Zifferschriften (Hannov. 1782); Vergenne, Polizeischrift (Eisenach 1793); Klüber, Kryptographik (Tübing. 1809); Krohn, Buchstaben- und Zahlensysteme für die Chiffrirung von Telegrammen, Briefen und Postkarten (Berl. 1873).

Chiffon (franz., m., spr. schiffóng), Stück altes Zeug, Lappen, Lumpen; verächtliche Bezeichnung für weiblichen Putz, Flitter, Staat; dann (nicht franz.) glattes baumwollenes Gewebe von mittlerer Feinheit und stark appretirt, dem Shirting ähnlich und von gleicher Verwendbarkeit. Chiffonnier (spr. -nieh), Lumpensammler; Chiffonnière (spr. -niähr), Lumpensammlerin; dann auch Kleiderschrank, Behältnis zu weiblichem Putz und Nähzeug, Arbeits-, Nähtischchen oder -kästchen; Chiffonniren, zerknittern, zerknüllen, vorzüglich weibliche Kleidungsgegenstände.

Chiffre (die, franz. m., spr. schifr, Chiffer), Ziffer, Zahlzeichen; Namenszeichen, Anfangsbuchstabe eines Namens, Monogramm; Geheimzeichen.

Chigi (spr. kihdschi), Fürstengeschlecht in Rom, dessen Glieder durch Reichthum und Kunstgeschmack in Roms glänzendster Zeit eine Rolle spielten. So namentlich Agostino C., der Gönner Raffaels und anderer damaligen Künstler, und Fabio, der als Alexander VII. 1655 den päpstlichen Stuhl bestieg.

Das Geschlecht besitzt das Fürstenthum Campagnano in der römischen Campagna und das Herzogthum Ariccia, und der fürstliche Palast der C., am Corso und an der Piazza Colonna gelegen, gehört zu den ansehnlichsten Roms. Auch die Kapellen Santa Maria della Pace, mit Raffaels Sibyllen in Fresco, und Santa Maria del Popolo, mit nach Raffaels Zeichnungen ausgeführten Mosaiken in der Kuppel, sind in ihrem Besitz. Sie bekleiden die Erbmarschallswürde im Konklave und haben infolge von Erbschaft in neuester Zeit den Namen der Albani, welcher Familie Papst Clemens XI. angehörte, neben dem ihrigen angenommen. Don Flavio, Fürst C., geb. 1810, war bis 1848 Officier in der päpstlichen Nobelgarde, trat dann in den geistlichen Stand, wurde, zum Erzbischof von Mira in partibus ernannt, Nuntius in München, dann in Paris, wo er den päpstlichen Stuhl, oft unter schwierigen Verhältnissen, mit Umsicht und Würde zu vertreten weiß.

Chignon (franz., m., spr. schinjóng), eigentlich Genick, Nacken; dann auch das in einen beutelähnlichen Wulst hinaufgeschlagene und auf dem Scheitel mit einem Kamm befestigte Haar. Diese Haartracht, schon bei den gepuderten Frisuren der Frauen im 18. Jahrh. fast allgemein angewendet, ist neuerlich wieder von Paris aus allgemein Mode geworden; dabei sind die Chignons gewöhnlich von fremdem Haar gefertigt.

Chihuahua (spr. dschi-), ein mexikan. Staat, im nordöstlichen Theil der Republik, grenzt südlich an Durango, östlich an Coahuila, nördlich an die Vereinigten Staaten, westlich an Cinaloa und Sonora und umfaßt, nach Feststellung der Grenze gegen die Vereinigten Staaten (durch den Gadsdenvertrag 1854), ein Areal von 272,716 QKilom. (4953 QM.). Der Westen des Landes wird von den mexikanischen Andes eingenommen, welche hier Sierra Madre heißen, aus Durango her in der Richtung gegen NW. streichen und hier in ihren höchsten Theilen die Höhe von 3000 Meter erreichen sollen. Das Gebirge besteht aus parallelen Zügen, welche die westliche Grenze des mexikanischen Tafellandes bilden und im W. mit tief eingeschnittenen Schluchtenthälern (Barrancas) steil zu den niedrigen und heißen Ebenen von Sonora und Cinaloa abfallen, während gegen O. der Uebergang in das Plateau ein allmählicher ist. Letzterer wird vermittelt durch schöne, wohlbewaldete Mittelgebirgslandschaften, welche mit reichbewässerten Flächen abwechseln, mit der Sierra Madre jedoch nicht zusammenhängen, sondern, ihr parallel laufend, sich aus dem östlichen Tafelland erheben und von diesem oft durch tiefe Schluchten getrennt sind. Eine solche isolirte Gebirgsgruppe ist die Bufa de Cosihuiriachi (2413 Meter). Die den östlichen Theil des Staats bildende Hochebene, das Nordende des großen Plateau's von Mexiko, hat durchschnittlich eine Höhe von 1000—1300 Meter, senkt sich aber im allgemeinen gegen O. und besteht im östlichen Theil aus weiten, von umherschweifenden Indianern bewohnten, einförmigen Flächen, welche südwärts in die Bolson de Mapimi genannte Wüste übergehen. C. ist reich an Flüssen, welche in der Sierra Madre entspringen und theils gegen O., theils, den Gebirgsgürtel durchbrechend, gegen W. dem Kalifornischen Meerbusen zuströmen. Unter letzteren, die dem Gebiet von C. nur in ihrem Oberlauf angehören, sind der Rio Fuerte, Rio Mayo und Rio Jaqui die bedeutendsten. Von den gegen O. fließenden gelangt nur einer, der Rio de Conchos, bis zum Rio Grande del Norte, alle anderen verlieren sich in größeren oder kleineren Landseen ohne Abflüsse; dazu gehören der Rio del Carmen (in die Laguna de Patos), San Bonaventura (in die L. Santa Maria) und Rio de las Casas Grandes (in die L. de Guzman mündend). Eigenthümlich ist allen diesen Seen, wie auch dem großen See Tlahualila im Bolson de Mapimi, daß ihr Umfang in den verschiedenen Jahreszeiten außerordentlich wechselt, daß ihr Wasser, obschon das der zuströmenden Flüsse frisch ist, im allgemeinen einen salzigen, brakigen Geschmack hat und ihre Umgebungen mit Soda (Tequesquite) gewöhnlich so imprägnirt sind, daß dieselbe efflorescirt. Der größte See soll die Laguna de Castilla sein, im NW. der Bufa de Cosihuiriachi. Das Klima von C. ist im allgemeinen mild und gesund. Im Gebirge kommen ziemlich auffallende Kontraste (heiße Sommer und strenge Winter) vor; auf den zwischen 1300—1600 Meter hoch liegenden Ebenen des Plateau's herrscht dagegen ein sehr angenehmes, beständiges Wetter mit klarem Himmel und gemäßigter Temperatur, das nur durch die Regenzeit (Juli und August) unterbrochen wird. Den physischen Verhältnissen nach scheint sich das Land mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau zu eignen, da für letztern ein großer Theil zu gebirgig oder zu dürftig mit Wasser ausgestattet ist. Doch fehlt es nicht an urbarem Land in den Gebirgsthälern und längs der Wasserläufe in den Ebenen, um alle für eine weit dichtere Bevölkerung erforderlichen Bodenerzeugnisse liefern zu können. Angebaut werden gegenwärtig die Cerealien, Garten- und Baumfrüchte der gemäßigten Zone; auch den Anbau des Weins (besonders bei El Paso am Rio Grande, wo der vorzügliche Pasowein wächst) und im S. den der Baumwolle hat man mit Erfolg versucht. Der Viehstand ist sehr bedeutend, obschon er sich gegen früher, wo die Viehzucht (Pferde, Maulthiere, Rindvieh und Schafe) auf den großen Haciendas de Ganado im großartigsten Umfang betrieben ward, infolge der überhandnehmenden Räubereien der Indianer bedeutend verringert hat. Außerordentlich reich ist C. an metallischen Schätzen. Namentlich sind seine vielen und reichen Silberminen (in einem Distrikte des Westens, die Sierra Madre entlang, bei einer mittlern Breite von 30 Leguas) seit Jahrhunderten berühmt. Außer Silber hat man besonders Kupfer gefunden, sowie etwas Gold, Eisen und Zinn. Die bedeutendsten älteren und neueren Minenreviere sind die von Santa Eulalia, Parral (Hidalgo), Santa Barbara, Guadelupe y Calvo, Jesus Maria, Sierra Rica, Morelos, Botapilas. Die Zahl der Bewohner beträgt (1868) 179,971, wovon der größere Theil aus seßhaften Indianern und Mestizen, der Rest aus Weißen und noch uncivilisirten Indianern besteht. Die civilisirten Indianer (Tarumares) bewohnen einen Theil des Berglandes im W. der Hauptstadt, wo sie namentlich im schönen Hochthal des Rio Jaqui in allen Ortschaften einen Theil der Bevölkerung bilden. Sie haben ihre eigene Sprache noch beibehalten, sonst aber ihre alten Sitten größtentheils aufgegeben. Die uncivilisirten Indianer, zu den Komantschen (im unkultivirten Theil des Bolson de Mapimi) gehörig oder vom Stamm der Apatschen, schwärmen zum größten Theil, von Jagd und Raub lebend, umher. Landwirtschaft, besonders Viehzucht, und Bergbau bilden noch immer die Hauptindustriezweige der Bevölkerung, obschon der letztere gegen den Ertrag in früherer Zeit sehr abgenommen hat.

Die Hauptstadt C. liegt reizend an einem Nebenfluß des Rio Conchos, in einem von Bergen umschlossenen Thal in 1462 Meter Höhe. Sie wurde zu Ende des 17. Jahrh. gegründet und soll im vorigen Jahrhundert, wo sie Residenz des Generalkapitäns der Provincias internas war und der Bergbau des benachbarten Santa Eulalia in hoher Blüte stand, 76,000 Einw. gehabt haben, während jetzt ihre Zahl nur 12,000 beträgt. Sie ist regelmäßig gebaut, hat breite, reinliche Straßen mit vielen schönen Häusern, einen schönen öffentlichen Platz, 7 Kirchen und Klöster, ein stattliches Regierungsgebäude, eine Arena für Stiergefechte und ein Hospital. Bemerkenswerth ist auch das ehemalige Jesuitenkollegium mit der unvollendet gebliebenen Kirche von San Felipe, vor welcher ein Monument zum Andenken der hier erschossenen ersten Insurgentenchefs Hidalgo, Allende und Ximenez steht. Eine schöne Alameda und liebliche Gärten umgeben die Stadt, die sich auch durch ihr angenehmes Klima auszeichnet. Das Trinkwasser wird mittels einer großartigen Wasserleitung mehrere Leguas weit aus den benachbarten Bergen herbeigeschafft. Von den übrigen Ortschaften des Staats sind Cosihuiriachi, Santa Eulalia bei den früher so außerordentlich ergiebigen Silbergruben, Carrizal, in dessen Nähe große Ruinen aus alter aztekischer Zeit liegen, und Paso del Norte am Rio del Norte, jetzt der nördlichste bewohnte Ort in der Republik Mejiko, die bedeutendsten. S. Karte »Mejiko«.

Chikane (franz., f., schi-), eine in böser Absicht veranlaßte Schwierigkeit, durch welche die von einem andern bezweckte Ausführung einer Sache verzögert oder verhindert werden soll (calumnia). Zur Sicherung gegen C. im Proceß diente nach älterem Recht namentlich der sogen. Gefährdeeid (Juajurandum calumniae speciale). Daher Chicaneur, einer, der darauf ausgeht, die Rechtsansprüche eines andern nicht zur Geltung kommen zu lassen, Ränkemacher.

Chilat (arabisch, m. oder n.), ein kostbarer Kaftan, den der Sultan als Gnadengeschenk hohen Beamten bei guten Nachrichten 2c. verleiht.

Child (spr. tscheild), 1) Josua, geb. 1630, der hervorragendste unter den wenigen reichen Kaufherren Londons, in deren Händen sich gegen Ende des 17. Jahrh. die Leitung der Geschäfte der Ostindischen Handelsgesellschaft befand. Er hatte als armer Bursche begonnen, einen der Cityläden rein zu fegen, und sich im Lauf der Zeit infolge seiner Fähigkeiten aus niedrigen Anfängen schnell zu Reichthum, Ansehen und großem kaufmännischen Ruf emporgeschwungen. Schon während der ersten Zeit der Restauration nahm er einen hervorragenden Platz in der Londoner Handelswelt ein. Durch wohlverstandene Einkäufe von Stammaktien der Ostindischen Kompagnie hatte er sich in kurzer Zeit ein jährliches Einkommen von 20,000 Pfd. Sterl. und den Beinamen eines »Nabob« erworben. Er wurde Mitglied des Komité's der Ostindia-Company und erreichte es in dieser Stellung gar bald, daß die wichtigsten Stellen des Ostindiahauses in Leadenhallstreet, sowie in den Faktoreien an der West- und Ostküste von Vorderindien sich im Besitz von Verwandten und Günstlingen von ihm befanden. Obgleich er seine Reichthümer nicht schonte und an Aufwand und Einfluß mit den ersten Edelleuten des Reichs wetteiferte, so wuchs sein Vermögen dennoch ins Ungeheure an. Er wurde Baronet, kaufte sich einen prachtvollen Landsitz zu Wanstead und verheirathete seine Tochter mit 50,000 Pfd. Sterl. Aussteuer an den ältesten Sohn des Herzogs von Beaufort. Anfangs zur Whigpartei gehörend, trat C. später als Gouverneur der Ostindischen Kompagnie zu den Tories über und unterhandelte wegen eines engern Anschlusses an den Hof. Nachdem er seine früheren politischen Freunde von der Direktion ausgeschlossen und alle Komitéstellen mit seinen Anhängern besetzt hatte, war er unumschränkter Gebieter im Ostindiahaus. Seine außerordentliche Stellung erhob ihn bald zu einem Günstling im Königspalast von Whitehall. Ein Geschenk von 10,000 Guineen aus seiner Hand nahm König Karl II. huldvoll entgegen, weitere 10,000 Pfd. Sterl. dessen Bruder Jakob. Alle, die am Hof irgend welches Einflusses sich erfreuten, wurden durch reiche Geschenke in guter Laune erhalten. Die Bestechungssummen, welche C. mit kluger Freigebigkeit vertheilte und die er seinen Kollegen gegenüber nicht einmal zu verrechnen brauchte, machten den Direktorenhof der Kompagnie fast allmächtig im Staat, C. selbst aber allmächtig am Hof. Erst nachdem Jakob II. vertrieben und Wilhelm III. von Oranien auf den Thron erhoben war, machte C., gegen den sich nunmehr eine heftige Agitation erhob, einem andern Gouverneur Platz, ohne indessen an Einfluß zu verlieren, da es ihm vermittels wohlangewandter 100,000 Pfd. Sterl. abermals gelang, für seine Kompagnie den Freibrief von neuem bestätigt zu erhalten. Er starb 1699.

2) Lydia Maria, geborne Francis, eine der fruchtbarsten Schriftstellerinnen Amerika's, geb. 11. Febr. 1802 zu Medford in Massachusetts, wandte sich schon früh der literarischen Thätigkeit, besonders der pädagogischen Schriftstellerei, zu. Nachdem sie zwei Erstlingswerke: »Hobomok, a story of the Pilgrims« (1824) und »The Rebels, or Boston before the revolution« (1825), mit Beifall veröffentlicht, übernahm sie 1826 die Redaktion des »Juvenile Miscellany«, der einzigen Zeitschrift für die Jugend in den Vereinigten Staaten, und führte dieselbe acht Jahre hindurch. 1828 verheirathete sie sich mit David Lee Child aus Massachusetts und verfaßte nun eine ganze Reihe schätzenswerther Schriften zur Erziehung, Ausbildung und Veredelung des weiblichen Geschlechts, so zunächst das Kochbuch: »The frugal housewife« (1829), das bis 1855 bereits 36 Auflagen erlebt hatte und an das sich später »The family nurse, or companion of the frugal housewife« anschloß; ferner: »The mother's book« (1831), das 1845 schon in 8 Auflagen und in 12 weiteren in England erschienen war; »The girl's own book« (16. Aufl., 1853; in neuer Bearbeitung von Frau Valentine, 1869); »The Coronal« (Sammlung verschiedenartiger kleinerer Arbeiten in Prosa und Versen); »Biographies of good wives«; »The history of the condition of women in various ages and nations« (1835, 2 Bde.); »Stories for holiday evenings« (1836) u. a. Auch ein größerer Roman aus der Zeit des Perikles und der Aspasia: »Philothea« (1836), war inzwischen von ihr vollendet worden. Im Jahr 1833 hatte sie zuerst die Frage der Sklavenemancipation aufgegriffen und als begeisterte Vorkämpferin der anti-slavery cause sich zunächst in dem »Appeal for that class of Americans called Africans« bewiesen, der indessen ihre Popularität sehr beeinträchtigte. Trotzdem fuhr sie muthig fort, für ihre Ansicht zu wirken, so z. B. in den Werken

»Oasis« und »Antislavery catechism«. Im Jahr 1841 siedelte sie mit ihrem Gatten von Boston nach New York über und veröffentlichte in dem vom erstern redigirten »National Anti-slavery Standard« eine Reihe von bedeutsamen Briefen über denselben Gegenstand, die 1843 gesammelt unter dem Titel »Letters from New York« erschienen und ungeheures Aufsehen machten. Unter den weiteren von ihr in den letzten drei Jahrzehnten publicirten Schriften des mannigfachsten Inhalts sind noch besonders zu nennen: »The remembered home« (Erzählung, 1844); »Spring Flowers« (1846); »Fact and fiction« (Erzählungen, 1847); »Flowers for children« (1852); »Isaac T. Hopper, a true life« (Biographie, 1853); »Autumnal leaves« (Erzählungen und Skizzen in Prosa und Versen, 1857); »Looking towards sunset« (1864); »The Freedmen's book« (1866); der Roman »Rose and Flora« (1867, 2 Bde., neue Ausg. 1868); »Rain-bows for children« (1867) und ihre letzte Schrift: »A romance of the Republic« (1867). Ihr Hauptwerk ist aber: »The Progress of religious ideas through successive ages« (New York 1855, 3 Bde.; neue Ausg. 1870). Außerdem sind noch zahlreiche Aufsätze und Flugschriften gegen die Sklaverei (besonders in den sechziger Jahren) aus ihrer Feder geflossen, wie auch ihre früheren Schriften noch immer in neuen Auflagen und Ausgaben erscheinen. Sie lebt seit mehreren Jahren zurückgezogen zu Wayland in Massachusetts.

Childebert, Name von zwei fränkischen Königen aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) C. I., Chlodwigs und Clotildens Sohn, erhielt nach seines Vaters Tod (511) einen von den vier Theilen des Reichs mit der Hauptstadt Paris, schlug bei Narbonne den Westgothenkönig Amalrich II., welcher Childeberts Schwester Clotilde, seine Gemahlin, arg mißhandelt hatte, weil sie den katholischen Glauben nicht mit dem arianischen vertauschen wollte, 531. Auch C. betheiligte sich an den Greueln, wie sie im merowingischen Haus üblich waren; nachdem er seine Neffen, seines verstorbenen Bruders Chlodomer Söhne, in Verbindung mit seinem Bruder Chlotar I. ermordet, theilte er mit letzterem ihr Reich. Er starb 558, worauf sein Reich an Chlotar fiel.

2) C. II., Sigberts I. von Austrasien und Brunehilde's Sohn, ward nach der Ermordung seines Vaters 575 von seinem Oheim, Chilperich I., gerettet und zum König erhoben. Guntram, König von Burgund, adoptirte ihn 577 und verband sich mit ihm gegen Chilperich, weil dieser seinem Neffen einige Besitzungen vorenthalten hatte, die er nun 584 herausgeben mußte. C. und Guntram schlossen darauf den Erbvertrag von Andelot, nach welchem dem Ueberlebenden das Reich des andern zufallen sollte. C. bekam daher, als Guntram 593 starb, auch Burgundien. Unglücklich war C. in einem Angriff auf das westgothische Septimanien und auf das longobardische Reich: beidemal wurde er zurückgeschlagen. Er starb 596.

Childerich, Name von drei fränkischen Königen aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) C. I., angeblich der Sohn des Meroväus, Königs der salischen Franken, folgte diesem 457 auf dem Thron, ward von den Franken vertrieben, weil er ihre Töchter verführte, und lebte 8 Jahre als Gastfreund bei dem König der Thüringer, dessen Gemahlin Basina ihm folgte, als er von den Franken zurückgerufen und in seine Würde wieder eingesetzt wurde. Sie gebar ihm zu Doornik den Chlodwig, den Gründer des Frankenreichs. Vgl. Junghans, Die Geschichte der fränkischen Könige C. und Chlodovech (Götting. 1857).

2) C. II., Sohn Chlodwigs II. von einer Angelsachsin, Balthilde, war seit 660 König von Austrasien mit dem Sitz in Metz. Er bemächtigte sich, von den unzufriedenen Großen Neustriens und Burgundiens gegen den vom Hausmeier Ebroin auf den Thron erhobenen Theoderich, seinen Bruder, zu Hülfe gerufen, 670 auch in diesen beiden Reichen der Herrschaft, wurde aber 673 von seiner Umgebung erschlagen.

3) C. III., wahrscheinlich Chilperichs II. Sohn, war der letzte Schattenkönig aus dem merowingischen Geschlecht, mußte, als Pipin der Kurze mit Bewilligung des Papstes Zacharias auch den königlichen Namen annahm (752), mit geschorenem Haupthaar in das Kloster Sithin zu St. Omer wandern, wo er 754 als Mönch starb.

Chile (spr. tschile), Freistaat auf der Westküste von Südamerika (s. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«), welcher sich als ein etwa 1855 Kilom. langer und bis 260 Kilom. breiter Küstenstrich zwischen dem Stillen Ocean im W. und den Kordilleren im O. (der Scheidewand gegen die Argentinische Konföderation) hinzieht, im N. an Bolivia stößt, im S. mit unbestimmten Grenzen bis Patagonien reicht und nach neuester Berechnung (mit Einschluß von Araucania und dem Archipel von Chiloé) ein Areal von 326,334 QKilom. (5927 QM.) umfaßt. Die Grenzverhältnisse des Staats sind indessen noch nicht durchaus geregelt; denn während im N. die Republik Bolivia ihre Grenze bis zum 26.° südl. Br. ausdehnen will, hat C. selbst als seine nördliche Grenze den 23.° angenommen, und im S. beansprucht es die ganze Westküste von Patagonien bis zur Magelhaensstraße. Der Charakter des Landes wird durch die Kordillere von C. bestimmt, die sich von der von Patagonien, deren Fortsetzung sie ist, wesentlich dadurch unterscheidet, daß sie eine viel bedeutendere Gipfel- und Kammerhebung, sowie ein höheres Niveau der Thäler hat. Ihre mittlere Höhe beträgt fast 4000 Meter, die Hochgipfel nehmen rasch von S. nach N. zu, und unter 32° 39′ südl. Br. treffen wir hier im Aconcagua sogar eine der höchsten Erhebungen des Welttheils überhaupt. Im S. bildet die Kordillere einen einzigen ununterbrochenen Gebirgszug mit steilem Abfall nach W., dessen Schneehäupter bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Atmosphäre, von der See gesehen, über dem Meer zu hängen scheinen. Vom 35.° südl. Br. nach N. hin tritt sie an manchen Stellen als Doppelkette auf. Außerdem zieht noch vor ihr eine Kette von Bergen dem Meer entlang, zwischen der und dem Hochgebirge ein in mehrere Abtheilungen zerfallendes Thal sich erstreckt. Die aus dem Hochgebirge herabkommenden Küstenströme haben durch dieses Küstengebirge ihren Durchgang erzwungen und es somit in ebenso viele Abschnitte, als es Flüsse gibt, zerschnitten, so daß es wie eine Reihe von Berggruppen erscheint, die sich von der Hauptkordillere abzweigen. Die bedeutendsten Gipfelerhebungen in C. sind in 39¼° Br. der Vulkan von Villarica (4877 Meter), in 37¼° der Vulkan von Antuco (2759 Meter), der von Chillan (2879 Meter), in 35⅛° der Descabezado (3888 Meter) und der Vulkan del Planchon (3800 Meter). Innerhalb der nächsten drei Breitengrade erheben sich die

höchsten Gipfelmassen; es folgen auf einander der Cerro de la Cruz de Piedra (5220 Meter), der Vulkan de Maypu (5384 Meter), der Vulkan de San Jose (6096 Meter), der erloschene Vulkan Tupungato (6527 Meter), der auf 200 Kilom. sichtbare Aconcagua (nach Mousson 6934 Meter), der Cerro del Mercedario (6798 Meter). Im ganzen zählt C. (nach Pöppig) 16 thätige Vulkane, von denen die bei Chillan die thätigsten zu sein scheinen, und die vulkanischen Kräfte der Erde sind in C., namentlich in den Mittelprovinzen, noch in höherem Grade thätig als (mit Ausnahme von Centralamerika) in irgend einem andern Land. Weite Landstriche sind erst in historischer Zeit und zum Theil erst ganz neuerdings gehoben worden, wie z. B. 1847 in der Provinz Talca ein Weidestrich von 200 Morgen plötzlich 100 Meter hoch gehoben und in eine ungeheure Solfatara verwandelt wurde und 1822 bei einem furchtbaren Erdbeben die Küste von Valparaiso auf eine Länge von 110 Kilom. ca. 1 Meter emporstieg. Erdbeben kommen außerordentlich häufig vor (in Coquimbo rechnet man jährlich im Durchschnitt 44 Erschütterungen); sie werden von den Bewohnern in die ungefährlichen und häufigeren »Temblores« und die heftigen »Terremotos« eingetheilt. Das furchtbarste Erdbeben war das von 1751, welches die Stadt Concepcion im Meere begrub und von 34—40° südl. Br. fast alle Ortschaften zerstörte. In diesem Jahrhundert äußerte die verderblichste Wirkung das erwähnte Erdbeben von 1822, wodurch Valparaiso arg verwüstet wurde, und das von 1835, das besonders Concepcion zerstörte. Im allgemeinen nimmt ihre Stärke und Häufigkeit gegen S. immer mehr ab. Die wichtigsten Pässe, welche über das Gebirge führen, sind der von Las Damas (am Planchon, 2500 Meter), der Portillo Pequeñes (am Maypu, 4200 Meter) und der Portillo de la Cumbre (am Aconcagua, 3809 Meter); ferner in 31° der Portezuelo de la Laguna (4632 Meter), der Paß von Doña Ana (4448 Meter) und in 27½° der Portezuelo de Come Caballos (4356 Meter). Von 28° an gegen N. nimmt die Kordillere den Charakter eines abschreckend wüsten und unwirtlichen Hochlandes an, über das sich einzelne Bergspitzen erheben, deren höchste der Llullaillaco im O. der Salina de Punta negra von gegen 6500 Meter Höhe ist. Westlich von diesem Hochland liegt ein zweites von geringerer Höhe (2700—3300 Meter), das sich allmählich zur Küste herabsenkt und zu dieser steil abfällt, übrigens gleich öde und wüst ist; die Bergwasser durchsetzen es in schroffen, tief eingeschnittenen Thälern, und auf den kiesigen Flächen, die nur die kümmerlichste Vegetation tragen, breiten sich große, fast ganz trockene Salzseen und Salzsümpfe aus, deren bedeutendster die Salina de Punta negra ist. Hinsichtlich der geognostischen Beschaffenheit besteht das Küstengebirge in den mittleren Provinzen fast nur aus Granit, in den südlichen aus Glimmerschiefer, die hohe Kordillere aus geschichtetem metamorphosirten Porphyr und die Ebene zwischen beiden aus von ihnen herabgekommenen Rollkieseln. Kalk- und Sandsteine fehlen fast gänzlich; versteinerungführende Schichten sind selten und gehören meist dem Lias und Jura an. An der Küste kommt an mehreren Stellen ein schmaler Streifen von Kreideformation (unter anderem mit Baculites anceps) vor und in etwas größerer Ausdehnung tertiäre Gebilde, in denen die berühmten Kohlengruben von Coronel, Lota und Lebu (sowie die der Magelhaensstraße) liegen. Die Bewässerung ist in diesem nördlichen Theil von C., wo fast alle Bäche nach kurzem Lauf vom Boden aufgesaugt werden, eine sehr dürftige, viel reichlicher dagegen in der südlichen Hälfte des Landes, obschon nur wenige Flüsse einige Meilen weit aufwärts schiffbar sind. Die bedeutenderen sind der Chuapa, der reißende Maypu, der für die Bewässerung des Thals von Santiago so wichtig ist, der noch am weitesten schiffbare Maule, der Biobio an der Grenze von Araucania, der größte Fluß des Landes, der aber doch im untern Lauf nur von Schiffen mittlerer Größe befahren werden kann, der Rio imperial, der Rio de Valdivia, der wichtigste von allen wegen des wohlgeschützten Hafens an der Mündung, der Rio bueno und der Rio Maullin. Auch gibt es viele große und sehr tiefe Seen, z. B. Llanquihue, Rauco, Huanehue ꝛc., wie nicht minder zahlreiche Heilquellen, von denen die von Chillan, von Apoquido, Cauquenes und von Colima benutzt werden. Das Klima ist bei der großen Ausdehnung des Landes und der verschiedenen Bodenerhebung von der Küste landeinwärts bis zu den hohen Bergen natürlich sehr verschieden. An der Küste ist es im allgemeinen angenehm und mild und durch den Einfluß der Seeluft nicht so heiß (selten über 26° R.) wie mehr landeinwärts, wo heiße Tage mit kühlen Nächten wechseln. Gegen die Kordillere hin nimmt die Frische und Trockenheit und die Strenge der Winter zu. Im N. regnet es selten und nur im Winter, dagegen im S. viel und häufig, besonders im April und August (in anderen Gegenden vom Juni bis September). Der schönste und gesündeste Theil des Landes, überhaupt einer der angenehmsten auf der Erde, ist der Strich südlich von Valparaiso bis Valdivia, »der Garten der neuen Welt«. Die mittlere Wintertemperatur beträgt in Valparaiso 9,8°, das Jahresmittel 17° R.; in Santiago sind die Extreme 25,8° und 6,8° R. Die Luft ist, besonders in der Nacht, überaus durchsichtig. In dem südlichsten Theil von C. erreicht die Regenmenge eine Höhe wie sonst nur in der Tropenzone, dabei ist der Unterschied der Temperatur zwischen Sommer und Winter gering. Die Winde zeigen eine gewisse Regelmäßigkeit. Während des Sommers pflegt ein Südwestwind zu wehen, der in den Bergen oft zu einer furchtbaren Heftigkeit anwächst; noch gefürchteter sind die sogen. Temporales, die von N. herkommenden Orkane, die 2—3 Tage andauern, aber meist stetig schönes Wetter im Gefolge haben. Schnee fällt, von Patagonien abgesehen, nirgends an der Küste; auch Hagel, Gewitter, Regenbogen sind im N. des Landes fast unbekannte Erscheinungen; nur Wetterleuchten wird im Sommer häufig in der Kordillere beobachtet, was manche Reisende für vulkanisches Leuchten hielten. Die Höhe der Schneegrenze wird fast mehr durch die Menge der Niederschläge als durch die Temperatur bedingt. In den Provinzen Copiapo und Coquimbo gibt es kaum ewigen Schnee, in der von Santiago wird die Grenze desselben zu 3500 Meter angenommen; am Vulkan von Antuco beträgt sie nur 2000, an dem von Osorno 1500 Meter (an der Magelhaensstraße kaum 1000). Gletscher zeigen sich zuerst in der Provinz Colchagua und treten von da südwärts immer häufiger und größer auf. Entsprechend der verschiedenen Bodenbeschaffenheit und dem verschiedenen Klima ist auch die Vegetation des Landes: im S. in üppiger Fülle, im N. ärmlich und spärlich vertheilt oder ganz mangelnd. Während nördlich von Coquimbo der Anblick der Küsten des von Vege-

tation fast entblößten Landes ohne die dasselbe überragenden schneegekrönten Kordilleren noch trauriger sein würde als der Patagoniens, erblickt man bei Coquimbo schon einige grüne Thäler, und entfernter vom Meer streckt sich ein fruchtbares, grünes Land hin. Vom 33.° an ist das Land mit grünenden Ebenen bedeckt. Bei Concepcion scheint sich die Vegetation schon alles unterworfen zu haben, und südlich vom 38.° nimmt sie den Charakter einer wirklichen Macht an. In Betreff der **Bodenprodukte** überhaupt zerfällt C. vom 25.° bis zum 42.° südl. Br. naturgemäß in 4 Theile: die erste oder nördlichste ist eine Mineralgegend mit zahlreichen Hütteuorten (Asientos); die zweite vom Thal von Coquimbo bis zu dem von Aconcagua (33°) ist gemischt, sie hat Berg- und Ackerbau; die dritte, südlich bis zum Itata (36° Br.), bildet vorzugsweise die Region der Fruchtbäume und des Getreides; die vierte, die eigentlich südliche Zone, hat Ackerbau, Weidegründe und Wälder. Unter den **Metallen**, an denen C. einen ungemeinen Reichthum besitzt, nimmt Kupfer und Silber die erste Stelle ein (s. unten); außerdem findet sich Gold (an vielen Orten, doch meist in kleinen Partikeln), Eisen (bei Atacama in fast gediegenem Zustand) und Blei (vielfach mit Silber vermischt als Galena), Zinn und Quecksilber; von sonstigen Mineralien Schwefel, Marmor, Steinsalz, Steinkohlen, Antimonium, Salpeter (Chilisalpeter), der ganze Gegenden überzieht. Bei Copiapo gibt es viele Türkise, in mehreren Flüssen Rubine und Smaragde, schöne Amethyste am Maule. Eben dort kommt schichtenweise die reinste Porzellanerde vor, sowie ein sehr feiner schwarzer Thon, der sich selbst zum Färben eignet. Auch die einheimische **Flora** Chile's ist eine sehr reichhaltige und hat überdies noch alle europäischen Getreide- und Obstarten in sich aufgenommen. Ihre Haupteigenthümlichkeit besteht darin, daß die Bäume zum größten Theil immergrün sind. C. ist eine Heimat der Kartoffel und hat unter anderm die schönsten Kalceolarien als einheimische Gewächse. Ferner gibt es viele Arzneipflanzen, wohlriechende Gummiarten, Oel-, Seifen-, Färbe- und Gewürzpflanzen. Unter den zahlreichen Nutz- und Bauhölzern, welche an den Hängen der Andes kräftige, von blumenreichen Wiesen durchsetzte Hochwälder bilden, ist das ausgezeichnetste die chilenische Ceder (**Araucaria imbricata**, hier Pehuen genannt), ein prächtiger Charakterbaum, der ca. 45 Meter Höhe erreicht und die besten Schiffsmasten liefert. Der Seifenbaum (**Quillaja saponaria**) gibt in seiner Rinde eine sehr schäumende Seife, die chilenische Buche (**Fagus obliqua**) ein ausgezeichnetes Bauholz, der Temo (**Temnus moschata**), der Maytен (**Maytenus Boaria**), der Caven (**Mimosa cavenia**), der Maitin (**Podocarpus chilena**), der Lingue (**Persea lingua**) Hölzer für Tischler. Die Früchte des Peumo (**Cryptocarpa Peumus**) sind butterartig, die der chilenischen Kokospalme (**Cocos chilensis**) werden zu Palmhonig benutzt; auch sind die einiger Myrtenarten eßbar. Eine Bambusart, Coligue genannt, wird zum Dachdecken gebraucht. Was endlich die **Thierwelt** betrifft, so ist dieselbe durch auffallend wenige Arten vertreten; nur die Vögel und die Krustaceen sind sehr zahlreich. Auf den Kordilleren sind Guanaco's und Vicuña's häufig; in den Wäldern leben Puma's (der amerikanische Löwe, das einzige größere Raubthier Chile's und der gefährlichste Feind der Herden), Guiñakatzen, Füchse, Waschbären, Gürtel- und Beutelthiere. Von werthvollen Pelzthieren sind fast nur die Chinchilla und eine Art Fischotter zu nennen. Von Landvögeln zählt Molina 135 Arten, von denen aber nicht viele durch Schönheit glänzen. Unter ihnen findet sich auch der Kondor; am zahlreichsten aber sind Enten, der chilenische Schwan (schneeweiß mit schwarzem Kopf und Hals), Reiher, Ibisse, Flamingo's, Papageien, Drosseln, viele Arten kleiner Singvögel und Tauben. Im S. finden sich patagonische Strauße. An Amphibien ist C. arm; von Schlangen gibt es nur eine einzige, unschädliche Art, auch keine Alligatoren, nur wenige Frösche und Eidechsen (darunter die Iguana, welche über ½ Meter lang wird), an der Küste mehrere Schildkrötenarten und große Mengen von Chono's, einer Auster, die eine Lieblingsspeise der Eingebornen abgibt. Eßbare Fischarten, darunter mehrere Karpfen, Forellen und der Bagre, eine Welsart von ausgezeichnetem Geschmack, zählt man mehr als 200; doch hat der früher stark betriebene Fischfang sehr abgenommen. Die Insektenwelt ist nur spärlich vertreten; giftige Arten fehlen ganz, auch Moskito's und Heuschrecken. Das einzige schädliche Insekt ist der Sandfloh; durch ihr Ansehen schreckt die Riesenspinne, die aber unschädlich ist.

Die Zahl der **Einwohner** betrug 1870: 1,972,438, wonach im allgemeinen 333 Menschen auf 1 QMeile, oder 6 auf 1 QKilom. kommen. Am dichtesten bevölkert sind unter den einzelnen Landestheilen die Provinz Valparaiso, wo 1847, Santiago, wo 1024, und Concepcion, wo 921 Einw. auf die QMeile kommen; am wenigsten dicht Llanquihue mit 111, Valdivia mit 56 und Atacama mit 47 Einw. auf 1 QMeile. Ein großer Theil der Bevölkerung besteht aus Indianern, ein nicht unbeträchtlicher auch aus den Abkömmlingen eingewanderter Europäer (Spanier), die sich mit der eingebornen Bevölkerung vermischten, und in denen noch die Abstammung zu erkennen ist. Als Hauptcharakterzüge des Chilenen bezeichnet man Gutmüthigkeit, Sanftheit, Fröhlichkeit, Vorliebe für Poesie und Musik, aber auch Spiel- und Proceßsucht. In den Beziehungen der beiden Geschlechter herrschen lare Grundsätze. Die Bevölkerung scheidet sich streng in Reiche oder Grundeigenthümer und in Arme oder Besitzlose. Von Fremden leben in C. besonders Bewohner der La Plata-Staaten, dann Deutsche und Engländer, Nordamerikaner, Franzosen ꝛc. Die Deutschen sind (nach Dr. Fonck) unter allen Fremden die beliebtesten und diejenigen, welche am besten gedeihen, weil sie sich rasch in die Sprache, Sitten und Lebensweise des Landes einzugewöhnen wissen. Sie üben auch hier wohlthätigen Einfluß auf die Hebung des Handels, der Industrie und der Viehzucht, und ihre Kolonien, besonders in der Provinz Llanquihue, zwischen Valdivia und Puerto Montt (meist ausgewanderte Lutheraner aus Würtemberg), befinden sich im besten Zustand. Den **Hauptverth** der Einwohner bilden, der Natur gemäß, im metallreichen und vegetationslosen Norden Bergbau, Fischerei und Handel; im Süden tritt zu letzterem noch Agrikultur und Viehzucht hinzu. Das Hauptprodukt des **Bergbaues** ist das Kupfer, das südlich bis zur Provinz Aconcagua in großer Menge vorkommt und dessen Gewinnung und Bearbeitung stetig zunimmt. Während die Ausbeute 1830 nur 200 Tonnen betrug, war sie 1855 schon auf 14,000 und 1863 auf 48,000 Tonnen gestiegen, d. h. auf mehr als die Hälfte der gesammten Kupferausbeute

der Erde (90,000 Tonnen). Die ergiebigsten Minen liegen in den Provinzen Atacama, Coquimbo (hier die für unerschöpflich geltende Tamayagrube) und Aconcagua (Grube von Manantial, die jährlich mehr als 700,000 Doll. abwirft). Die Zahl der Bergleute beläuft sich auf ca. 24,000; die größte Schmelze ist in Caldera. Seitdem man Kohlen im Lande selbst gewinnt, mehren sich die Kupferhütten. Das Kupfer wird theils als Erz verschifft, theils in Stangen; man schmilzt es, sobald die Fracht nach Europa mehr als 50 Franken für die Tonne beträgt. Im Jahr 1871 hatte die Ausfuhr an Kupfer einen Werth von 10,77 Mill. Doll. Dem Kupfer an Bedeutung zunächst steht das Silber, für das die Bergstadt Copiapo einen Centralpunkt bildet. Es findet sich zumeist in einem thonigen Jurakalk, weiter entfernt von der Küste als das Kupfer, in der Thalsenkung am Fuß der Kordilleren, kommt aber in vereinzelten Fragmenten (Rodados) im Gebirge selbst bis in die Region des Schnees vor. Die wichtigsten Minen sind die von Chanarcillo, Tres Puntas und Dolores, welch letztere im Monat für 100,000 Doll. ausbringt. Indessen betrug die gesammte Silberausfuhr 1871 nur 4,57 Mill. Doll. Der Abbau der Werke wird mit weniger Energie betrieben, da die Kupferminen fast alle Kräfte in Anspruch nehmen. Neue reiche Silberlager, z. B. bei Caracoles, sind erst in den letzten Jahren erschlossen worden. Gold, das sich theils im Alluvium, theils eingesprengt findet, wird gleichfalls gewonnen, jetzt aber nur noch in geringen Quantitäten. Bald nach der Eroberung bearbeiteten die Spanier die Gruben von Osorno mit großem Erfolg; auch späterhin wurde in den nördlichen wie in den mittleren Theilen viel Gold gewonnen. Gegenwärtig sind Wäschen bei Limachi, Casuto und Las Cañas. Als eigentliche Goldregion bezeichnet man die Distrikte von Andacollo und Petorca in der Provinz Coquimbo, Jaquil in Conchagua, Chivato und Chunchunco in Talca und Cato am Bergabhang von Chillan. Von den übrigen Mineralien werden seit 1842, von einigen neuerdings entstandenen Eisenhütten abgesehen, nur noch Kohlen (Braunkohlen) gewonnen, deren Vorhandensein bereits seit 1825 bekannt war. Die wichtigsten Kohlenfelder liegen in der Provinz Concepcion, südlich vom Biobio bis etwa 37° Br., wo namentlich die Gruben bei Lota, Coronel und Colchura in großartigem Betrieb stehen; die monatliche Ausbeute dieser Werke wird zu 500,000 Ctr. angegeben. In Bezug auf den Ackerbau, der (mit Ausnahme der nördlich vom Maule liegenden Gebiete, die sich von jeher eines vorzüglichen Bewässerungssystems erfreuten) bisher wenig rationell betrieben wurde, hat man in neuester Zeit große Fortschritte gemacht, wenn er auch noch unter manchen wirtschaftlichen Einrichtungen und Verhältnissen mangelhafter Art, namentlich unter dem Ueberwiegen des Großgrundbesitzes, zu leiden hat. Unter seinen Erzeugnissen, welche zur Ausfuhr gelangen, steht Weizen obenan, dessen Anbau nebst der Mehlfabrikation besonders seit der Entdeckung der Goldfelder in Kalifornien und Australien, wohin Unmassen exportirt wurden, einen mächtigen Aufschwung genommen. Seitdem beide Länder selbst Weizen zur Ausfuhr bringen, versieht C. andere Gegenden, z. B. Peru, Ecuador und verschiedene Inseln der Südsee, mit seinem Ueberfluß; auch die Verschiffung nach Europa ist nicht unbeträchtlich. Die Gesammternte an Weizen betrug 1868 fast 407 Mill. Kilogr. Außerdem werden Mais, Hafer, Gerste (zum Theil für die Bierbrauereien), Bohnen, Linsen und Erbsen gebaut; Roggen findet man nur wenig, obgleich sich der Boden gut für ihn eignet. Wein gedeiht vorzüglich und kommt, bei angemessener Behandlung, dem besten spanischen gleich, aber erst seit neuester Zeit schenkt man seiner Kultur größere Sorgfalt; 1868 gewann man über 23½ Mill. Liter. Andere Exportartikel des Landbaues sind Kartoffeln, spanischer Pfeffer, Anis, Kanariensamen, Gemüse, Mandeln, Pfirsiche, Obst, Palmnüsse ꝛc.; die Wälder liefern Bretter, Balken und Werkholz zur Ausfuhr, Rinde vom Lingue- und Quillaybaum. Die Gräser der Ebene wie der Gebirgswiesen geben vortreffliche Futterkräuter und begünstigen die Viehzucht, die man mit vielem Eifer und Erfolg betreibt; namentlich die Pferdezucht, die ein unabweisliches Bedürfnis ist, da niemand zu Fuß geht, wird in großem Umfang betrieben und liefert sehr geschätzte, feurige und ausdauernde Thiere. Von Rindvieh kommt viel aus Argentinien, um auf den fetten Weiden Chile's gemästet zu werden; für Verbesserung der Schafzucht durch Kreuzung wird jetzt vielfach gesorgt. Im ganzen zählte man 1868: 586,073 Stück Rindvieh, 1,183,591 Schafe und Ziegen, 196,174 Pferde. Das Rindvieh wird in großen Mengen geschlachtet, und das in der Sonne gedörrte Fleisch (Charqui genannt) bildet einen der bedeutendsten Ausfuhrartikel. Außerdem liefert die Viehzucht zum Export: Hörner, Knochen, gesalzenes Fleisch, Häute, Fett, gedörrte Zungen und Schweinsschinken, dazu die Jagd: Felle von der Chinchilla und vom Guanaco und Straußenhäute. Der Werth der gesammten Ausfuhr von Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht betrug 1870: 8,29, 1871: 11,44 Mill. Dollars.

Die Industrie ist, von der Gerberei abgesehen, ziemlich unbedeutend, obschon sich ein Aufschwung darin seit den letzten Jahren nicht verkennen läßt; dagegen nimmt C. in Bezug auf den Handel, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, unter den südamerikan. Staaten eine hervorragende Stelle ein. Der Verkehr des Landes hat namentlich einen großartigen Aufschwung genommen, seit alle irgend bedeutenden Hafenorte der Westküste Amerika's, darunter insbesondere die chilenischen Häfen Caldera, Huasco, Coquimbo, Valparaiso (der wichtigste Hafen nicht nur Chile's, sondern der ganzen Westküste Südamerika's), Constitucion, Carrizal Bajo, Tome, Talcahuano, Concepcion, Valdivia, Ancud, Puerto Montt u. a., in den Bereich der verschiedenen Dampferlinien gezogen worden und so dem auswärtigen transatlantischen Verkehr eröffnet sind. Der gesammte Handel Chile's, der zu einem bedeutenden Theil in den Händen der Fremden liegt, repräsentirte 1871 und 1872 folgende Werthe:

	1871	1872
Einfuhr . .	33,633,817 Pesos	48,189,348 Pesos
Ausfuhr . .	31,981,693 "	37,122,460 "
Durchfuhr .	4,714,287 "	4,445,826 "

Die Einfuhr von 1872 ergab gegen das Vorjahr eine Zunahme von 43,3 Proc., die Ausfuhr eine Steigerung von 16,1 Proc., die Durchfuhr eine Abnahme von 5,7 Proc. Von den 1872 eingeführten Waaren kamen für 47,383 Mill. Pesos seewärts, der Rest über die Kordilleren; für 34,658 Mill. gingen in den Konsum des Landes über, darunter als Hauptartikel Baumwollwaaren für 4,381 Mill., Zucker 3,305 Mill., Wollwaaren 1,644 Mill., Maschinen 1,111 Mill., Wein 733,000, Tabak und Cigarren 726,000, Schnucksachen 714,000, Rindvieh 714,000, Yerba

Mate 702,000, Hüte 699,000, Webwaaren 611,000, Eisenwaaren 503,000, Steinkohlen 418,000, Schuhwerk 398,000, Seidenzeug 348,000 Pesos, außerdem Teppiche, Kleider, Möbel, Talg. In der Ausfuhr bilden die Erzeugnisse der Minen, als Kupfer mit 12,188 Mill., Silber mit 3,088 Mill., Gold-, Silber- und Kupferregulus mit 1,768 Mill. Pesos, den Hauptposten; außerdem kommen auf Weizen 7,280 Mill., Gerste 1,228 Mill., Rindshäute 1,072 Mill., Bauholz 788,000, Schafwolle 652,000, Rindvieh 546,000, Steinkohlen 536,000, Sohlleder 416,000 Pesos ꝛc. Die Betheiligung der hauptsächlichsten Länder am Einfuhr- und Ausfuhrhandel war (Werth in tausenden Pesos):

Staaten	Einfuhr		Ausfuhr	
	1871	1872	1871	1872
England	15,845	15,451	17,058	13,564
Peru	1871	3088	6616	7517
Frankreich	4521	7651	2968	4758
Deutschland	2021	2616	333	196
Vereinigte Staaten	1367	1573	292	371
Argentinische Republik	985	1182	57	49
Belgien	795	818	146	159
Brasilien	796	887	88	118

Dazu kommt noch ein ansehnlicher Küstenhandel, der 1872 einen Werth von 34,658,357 Pesos repräsentirte (11,1 Proc. mehr als 1871). Die Zahl sämmtlicher in den Häfen Chile's (im ganzen 25) eingelaufenen Schiffe betrug 1872: 5318 von 3,304 Mill. Tonnen Tragfähigkeit (darunter 1358 chilenische Schiffe mit 454,031 Tonnen, 2262 englische mit 2,24 Mill. Tonnen, 417 nordamerikan. mit 124,633 Tonnen, 441 aus Nicaragua mit 116,352 Tonnen, 352 guatemalische mit 116,032 Tonnen, 185 französische mit 137,087 Tonnen, 91 deutsche mit 37,669 Tonnen), im ganzen 144 Fahrzeuge weniger, aber 43,186 Tonnen mehr als 1871. Die Handelsflotte zählte 1872: 75 Schiffe von 16,187 Tonnen Gehalt, darunter 18 Dampfer mit 3557 Tonnen. Der Verkehr im Innern ist bei der eigenthümlichen Beschaffenheit des Landes und der noch schwachen Bevölkerung im ganzen schwierig, namentlich über das Gebirge nach den benachbarten Argentinischen Staaten, und bis vor wenigen Jahren war die Straße von Santiago die einzige fahrbare im ganzen Staat; neuerdings aber hat man der Herstellung von Kommunikationsmitteln eine preiswürdige Sorgfalt zugewendet. Im Jahr 1869 betrug die Länge aller Wege 16,560 Kilom., wovon etwa 1536 Kilom. auf die Flußschiffahrt entfallen. Namentlich läßt man sich auch den Bau von Eisenbahnen angelegen sein, deren Gesammtlänge Ende 1873: 991 Kilom. betrug, während noch 308 Kilom. im Bau begriffen waren. Die Hauptlinien sind Santiago-Valparaiso, Santiago-Curicó (mit Fortsetzung nach Chillan), Talcahuano-Chillan, Caldera-San Antonio, Coquimbo-Las Cardas, San Rosendo-Angol. Die Telegraphendrähte, deren Centrum Santiago ist, haben (1873) eine Länge von 4784 Kilom. und reichen seit neuester Zeit sogar über die Kordillere nach den Argentinischen Staaten hinüber. Von den obengenannten Gebirgspässen war von jeher der besuchteste der Portillo de la Cumbre, der C. mit Mendoza verbindet (6 Tagereisen) und gewöhnlich vom November bis April benutzt wird; nächstdem der Portillo de Pequeñes, der im Bett und Thal des Mayru nach Mendoza führt, aber wegen heftiger und häufiger Schneestürme gefährlicher zu begehen ist. Die Verbindung des nördlichen C. mit den Argentinischen Staaten geschieht hauptsächlich durch das Thal von Copiapo und die einander nahen Pässe von San Francisco, Quebrada blanca und Come Caballos auf einem 10 Tagereisen langen Weg. Alle diese Pässe, auf denen man an gefährlichen Stellen Casuchas (Schutzhäuser) angebracht hat, sind nur für Maulthiere gangbar, doch ist eine Straße von Puerto Montt nach dem patagonischen See Nahuelhuapi (dem Quellsee des Rio Negro), beabsichtigt, auf der man selbst mit Wagen das Gebirge passiren zu können hofft; ja, sogar die Ueberschienung des Gebirges zum Anschluß an die Argentinischen Staaten wird in nicht ferner Zeit zur Thatsache geworden sein. — Die Einheit der chilenischen Münze ist der Peso, der, 25 Gramm wiegend, den Werth von ungefähr 1 Dollar hat und in 100 Centavos getheilt wird. Es gibt Silbermünzen zu 50, 20, 10 und 5 Centavos; in Kupfer sind Centavos und halbe Centavos ausgeprägt. Die Goldmünzen sind der Condor im Werth von 10 Pesos, der 20 Gramm wiegt und 90 Proc. Feingehalt hat, ferner der halbe Condor und Stücke zu 2 Pesos. Staatspapiergeld gibt es nicht, dagegen cirkulirt seit einigen Jahren eine große Menge verschiedener Banknoten.

Seinen inneren Zuständen nach ist C. bis jetzt unter den süd- und centralamerikan. Republiken der am meisten geordnete und civilisirte Staat. Es ist so ziemlich mit Revolutionen und Bürgerkriegen verschont geblieben, hat bei seinen Präsidentenwahlen keine blutigen Aufstände gehabt, das Soldatenregiment ist der bürgerlichen Ordnung unterthan. Dazu kommt, daß in der Bevölkerung, in welcher das weiße Element stark vertreten ist, größere Strebsamkeit und mehr Sinn für Ordnung und Volksbildung als in irgend einem südamerikan. Staat herrscht und das Land von der Negerplage verschont geblieben ist, wenn es auch zur Zeit noch an einem andern Uebel, der Pfaffenplage (s. unten), stark leidet. Die Verfassung, welche 1830 ausgearbeitet und nach einer Revision 1833 angenommen ist, hat den früher bestehenden Föderativstaat in einen einheitlichen verwandelt. Die Souveränität beruht im Volk und wird ausgeübt durch drei Gewalten: die vollziehende, gesetzgebende und richterliche. Die Exekutive hat der Präsident, welcher auf fünf Jahre gewählt wird und zweimal hinter einander wählbar ist. Ihm zur Seite steht ein verantwortlicher Staatsrath, bestehend aus den Ministern, zwei Mitgliedern der Justizhöfe, einem geistlichen Würdenträger, einem General oder Admiral, einem Chef der Finanzbehörde, zwei Exministern und zwei früheren Provinzstatthaltern oder Intendanten. Der Präsident ernennt die Minister und die Verwaltungsbeamten der Provinzen; die Municipalbeamten werden von den Gemeinden gewählt. Die gesetzgebende Gewalt, welche die Initiative hat, wohnt dem aus zwei Kammern bestehenden Nationalkongreß bei, der jährlich vom 1. Juni bis 1. Sept. tagt. Die Erste Kammer zählt 20 Senatoren, die auf 9 Jahre gewählt werden und von denen nach 3 Jahren ein Drittel austritt; wählbar ist jeder 36 Jahre alte Bürger, der ein jährliches Einkommen von mindestens 2000 Pesos hat. Die Abgeordneten der Zweiten Kammer müssen ein Jahreseinkommen von wenigstens 500 Pesos nachweisen und 25, wenn verheirathet, 21 Jahre alt sein; Bürger und Wahlmann ist jeder Chilene, der lesen und schreiben kann und 25 oder, wenn verheirathet, 20 Jahre zählt. Sie werden auf 3 Jahre gewählt, und zwar auf je 20,000 Einw.

1 Deputirter; doch werden die Wahlen in hohem Grad von der Regierung beeinflußt, da die meisten Wähler von den reichen Grundeigenthümern abhängige Arbeiter oder Mitglieder der Nationalgarde sind, die vom Präsidenten ernannt werden. Die richterliche Gewalt üben der Appellationsgerichtshof zu Santiago und die 3 Obergerichte in La Serena, Santiago und Concepcion; außerdem soll jede Provinz rechtskundige Richter erster Instanz haben, auch kommen den Municipalbehörden in den Städten gewisse richterliche Funktionen zu. Alle richterlichen Beamten sind unabsetzbar, aber verantwortlich; auch der Präsident kann vom zweiten Jahr seiner Amtsführung an in Anklage versetzt werden. Alle Privilegien sind aufgehoben, mit Ausnahme der Majorate und der Regierungsmonopole; die ersten, die aus Ländereischenkungen an die Familien der Conquistadoren entsprungen sind, sollen mit dem Tode der jetzigen Besitzer aufhören. Die Regierungsmonopole beschränken sich auf Tabak und Spielkarten. Die Sicherheit der Person und des Eigenthums, die Freiheit der Presse, des Handels, der Industrie ist gewährleistet; die Sklaverei ist für immer aufgehoben. An der Spitze der Provinzialverwaltungen stehen vom Präsidenten ernannte Gouverneure. Die Finanzen des Staats sind geordnet. Die Einnahmen, bestehend aus Zöllen, dem Abwurf der Staatseisenbahnen, Staatsmonopolen (Tabak, Spielkarten), Grundsteuer und anderen Abgaben, betrugen 1872: 13,843,288 Pesos, die Ausgaben 12,514,808 Pesos. Die inländische Schuld belief sich Januar 1872 auf 16,463,324, die auswärtige auf 27,079,500 Pesos, in Summa auf 43,542,824 Pesos, wovon 7,886,000 Pesos Eisenbahnschulden sind. Dazu wurde im April 1873 in London eine neue Anleihe von nominell 10,7 Mill. Pfd. Sterl. kontrahirt, die zum größten Theil (über 7 Mill.) für Eisenbahnen, der Rest für die in England im Bau begriffenen Kriegsschiffe und öffentliche Bauten verwendet werden soll. Das Militär zählte 1873: 3516 Mann reguläre Truppen (2000 Mann Infanterie, 712 Mann Kavallerie und 800 Mann Artillerie) mit 9 Generälen, 10 Obersten, 40 Oberstleutnants und 490 niederen Officieren, und 35,092 Mann Nationalgarde mit 1302 Officieren. Die Kriegsmarine bestand aus 9 Schiffen mit 1400 Pferdekräften, 30 Kanonen, 121 Seesoldaten und 624 Mann sonstiger Bemannung. Zwei Panzerschiffe und ein kleineres Kriegsschiff sind zur Zeit in England im Bau. Daneben besteht ein 400 Mann starkes Bataillon Seeartillerie unter einem Oberst und Oberstleutnant in Valparaiso, ein Bataillon Bürger-Seeartillerie, 1173 Mann stark, mit einem Oberstleutnant und 6 Hauptleuten. Die Staatskirche ist die römisch-katholische, und zwar bestimmt die Verfassung von 1833, daß sie die ausschließlich herrschende und erlaubte sein soll. War dieselbe auch schon von Anfang an zu voller Herrschaft im Land gelangt, so hatte sie doch während der Unabhängigkeitskämpfe (1810—1820) und in den ersten Zeiten der Republik viel zu leiden; das Kircheneigenthum wurde 1824 eingezogen und die Geistlichkeit auf Staatsgehalt gesetzt. Ebenso wurde der Zehnt aufgehoben (später freilich durch Gesetz von 1856 in eine Grundrente für Kirche und Schule umgewandelt); alle Klöster wurden geschlossen und verordnet, daß fortan nur noch ein Kloster jedes Ordens in jeder Provinz bestehen dürfe; die Mönche durften sich säkularisiren und erhielten ein interimistisches Wartegeld vom Staat ꝛc. Gleichwohl wurde die Macht des Klerus, die sich auf die Landbevölkerung und in den Städten besonders auf die Frauen erstreckt, nicht gebrochen; die Anmaßung und der Fanatismus desselben wuchsen vielmehr seit 1833 bedeutend und führten noch in neuester Zeit zu ernsten Zwistigkeiten, welche den Staat zu verschiedenen Toleranzedikten veranlaßten. Dahin gehört die im Handelsvertrag mit England von 1856 aufgenommene Stipulation, daß die gegenseitigen Unterthanen völlige Religionsfreiheit und Rechtsschutz gegen Religionsverfolgungen genießen sollten; ferner das Gesetz von 1865, nach welchem nicht bloß die Ausübung einer andern als der katbol. Religion, sondern auch die Errichtung von Schulen für Nichtkatholiken gestattet ist; endlich das Gesetz von 1872, welches die Kirchhöfe für allen Religionen gemeinsam erklärt. In neuester Zeit ist wieder eine beträchtliche Zahl religiöser Ordenshäuser gegründet worden, und auch die Jesuiten haben seit Anfang der fünfziger Jahre wieder festen Fuß im Land gefaßt. Die Kirchenprovinz Santiago de C. zerfällt in 4 Sprengel: die Metropole Santiago (68 Pfarreien) und die Bisthümer Concepcion (41 Pfarreien), La Serena oder Coquimbo (16 Pfarreien) und San Carlos oder Ancud (16 Pfarreien). Die Pfarreien verleiht der Bischof im Einvernehmen mit dem Präsidenten; die Bischöfe werden von der Regierung nominirt. Uebrigens beträgt das Einkommen des Klerus kaum noch ein Viertel des frühern. Deutsche protestantische Kapellen bestehen in Valparaiso, La Union und Puerto Montt. Die allgemein übliche Sprache ist die spanische. Für die Volksbildung hat C. in neuerer Zeit so viel gethan, daß alle anderen Staaten Südamerika's in dieser Hinsicht nachstehen. Man zählte schon 1863 im ganzen 985 Schulen (darunter 489 Staatsschulen) mit 31,454 Schülern und 16,263 Schülerinnen; 1865 ward die Zahl der unentgeltlichen Staatsschulen sogar auf 1100 angegeben. Colegios oder sogen. Akademien gibt es 84 mit etwa 8000 Zöglingen (die meisten in den Provinzen Santiago und Valparaiso), wovon 15 Staatsanstalten sind. Außerdem hat Santiago eine beträchtliche Anzahl von Specialfachschulen (sämmtlich vom Staat unterhalten) und eine 1842 reorganisirte Universität mit 25 Professoren und ca. 400 Studenten nebst dazu gehöriger Vorbereitungsschule. Theologische Seminarien gibt es 4 mit etwa 600 Zöglingen. Die von den Jesuiten gegründete Nationalbibliothek enthält 36,000 Bde.; daneben gibt es noch 43 öffentliche Bibliotheken. — Das Wappen der Republik ist ein Schild, dessen obere Hälfte blau ist, während die untere in rothem Feld einen silbernen fünfstrahligen Stern zeigt; Wappenhalter sind auf der rechten Seite ein Huemul (Art Reh), auf der linken ein Kondor mit goldener Krone, auf dem Schild 3 Straußenfedern. Die Umschrift ist: »Por la razon o la fuerza«. Die Flagge besteht aus 2 horizontalen Streifen, der obere im ersten Drittel blau, mit weißem fünfstrahligen Stern, im übrigen weiß; der untere doppelt so breite Streifen ist roth (s. »Flaggenkarte«). — Die 15 Provinzen, in welche das Land in administrativer Hinsicht zerfällt, sind: Atacama, Coquimbo, Aconcagua, Valparaiso mit der Insel Juan Fernandez, Santiago, Colchagua, Curico, Talca, Maule, Nuble, Concepcion, Arauco, Valdivia, Llanquihue und Chiloë. Dazu kommt noch das Territorium Magallanes. Sämmtliche Provinzen zerfallen in Departementos, Subdelegaciones und Distritos. Landeshauptstadt ist Santiago.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Geschichte. Angelockt durch die Fruchtbarkeit Chile's hatten schon die peruanischen Inka's sich zu Herren desselben zu machen gesucht, es aber nur bis zum Fluß Maule unter ihre Botmäßigkeit gebracht. Nachdem sich die Spanier in Peru festgesetzt hatten, drangen sie 1535 unter Diego Almagro in C. ein und nahmen von dem Land bis zum Copiapothal Besitz; die Versuche, weiter vorzudringen, mißlangen aber. Erst später drang Pedro de Valdivia in das Innere des Landes vor und gründete (25. Febr. 1541) in einer fruchtreichen Ebene am Rio Mapaho die Stadt San Jago di Nueva Estremadura. Nach langen, wechselvollen Kämpfen drängte er die Araukaner über den Biobio zurück, gründete mehrere Städte, darunter Valdivia, wurde aber 1553 von den Eingebornen, welche durch die gewaltsamen Bekehrungsversuche der spanischen Mönche und durch heimtückische Behandlung gereizt wurden, in einem allgemeinen Aufstand überwältigt, wobei er selbst den Tod fand. Infolge dieser Niederlage gingen alle Orte jenseit des Biobio bis auf Valdivia und Imperiale wieder zu Grunde. Glücklicher war Valdivia's Nachfolger Mendoza. Die Araukaner und andere indianische Stämme wurden zurückgeschlagen, Chiloë 1559 entdeckt, Osorno gegründet und die Ruhe insoweit befestigt, daß der Bergbau wieder aufgenommen und Schiffe ausgesandt werden konnten, um Patagonien zu erforschen. In jene Zeit fällt auch die Errichtung der Bisthümer Santiago (1565), Concepcion und Imperiale (1564), sowie die Entdeckung der Inselgruppe Juan Fernandez. Doch dauerten die erbitterten und blutigen Kämpfe immer fort. Unter Philipp II. wurde 1566 für C. eine eigene Audiencia reale errichtet, welche erst in Concepcion, dann in Santiago ihren Sitz hatte. Sie bestand aus vier Mitgliedern und einem Schatzmeister und hatte die höchste Leitung der Civil- und Militärangelegenheiten. Um 1594 faßten die Jesuiten festen Fuß in C., erhielten in den wichtigsten Orten, Santiago, Valdivia u. a., Kollegien und wußten ihren Einfluß bald in dem Grad geltend zu machen, daß sie die Regierung fast ganz in ihre Hände brachten. Aber nicht mit den Indianern allein hatten die Spanier zu kämpfen, bald erschienen auch Holländer und Engländer in diesen Gewässern. So landete 1578 Franz Drake auf der Insel La Maha, knüpfte Unterhandlungen mit den Indianern an und plünderte Valparaiso. Auch die Flibustier suchten die Küsten Chile's heim und setzten sich auf der Insel Juan Fernandez fest. Im Friedensschluß von Quillen von 1640 wurde der Biobio als Grenze zwischen den Spaniern und Araukanern festgesetzt; letztere erkannten von freien Stücken die Souveränität des Königs von Spanien an, erneuerten aber stets wieder den Krieg, wobei sie von Holland unterstützt wurden. Unter den Gouverneuren des 18. Jahrh. machte sich José Manso durch die thätigste Sorge für die Hebung des Landes sehr verdient, indem er die Indianer diesseits des Biobio vereinigte und in Dörfern und Städten ansiedelte. Allein da die Indianer ein festes und seßhaftes Leben in den Städten nicht liebten, so erhoben sie sich in Masse, und diese Kämpfe dauerten bis zum Friedensschluß von 1775, in welchem den Araukanern gestattet wurde, in Santiago einen indianischen Abgeordneten zu halten, welcher die Rechte und Vortheile seiner Nation vertreten sollte. Als sodann — trotz der tüchtigen Verwaltung des Gouverneurs O'Higgins, eines in span. Dienste getretenen gebornen Irländers — 1792 die Indianer sich Valdivia's zu bemächtigen suchten, ließ jener sie in ihrem eigenen Land angreifen, und zwar mit solchem Erfolg, daß sich fast alle indianischen Fürsten der spanischen Oberhoheit unterwarfen. Seit dieser Zeit blieb C. bis zur Revolution von 1810 ruhig. An der Spitze der Verwaltung stand ein Gouverneur, an der Spitze der Justiz die Audiencia, an der Spitze jeder Provinz ein Corregidor, welcher durch den König ernannt werden sollte, aber meist durch den Gouverneur ernannt wurde. Die höchste geistliche Gewalt hatte der Bischof von Lima, dem die beiden Bischöfe von Santiago und Concepcion untergeben waren. Das Heer bestand aus regulären Soldaten, welche meist schon in Europa gedient hatten, aus Milizen, welche aus Kreolen und anderen Bewohnern der Städte genommen waren, und aus indianischen Hülfstruppen. Da übrigens die spanische Regierung die Kolonie einseitig für die Interessen des Mutterlandes ausbeutete, so bildete sich auch in C. eine Patriotenpartei, welche mehr Selbständigkeit und eventuell Losreißung von Spanien anstrebte; an ihrer Spitze stand Juan Martinez de Rosas. Doch hatte die spanische Regierung noch eine starke Stütze im Klerus und im niedern Volk. Die Bewegungen, welche im Anfang dieses Jahrhunderts in Südamerika sich zeigten, theilten sich auch C. mit. Der Gouverneur Carrasco, der Lage nicht gewachsen, trat im Juli 1810 zurück, sein Nachfolger, Graf de la Conquista, war zu alt und zu schwach, und so stand Rosas eine Zeitlang an der Spitze der Regierung; er unterdrückte, April 1811, einen von der spanischen Partei veranstalteten Soldatenaufstand, suchte aber die Verbindung mit Spanien noch festzuhalten. Indessen sah er sich durch die Haltung des 14. Juli 1811 eröffneten Kongresses genöthigt, zurückzutreten. Dadurch bekam der ehrgeizige Miguel Carrera Gelegenheit, mit Hülfe einer ausgedehnten, einflußreichen Verwandtschaft die Gewalt in seine Hand zu bringen. Nach mehrfachen Versuchen, einen ihm ergebenen Kongreß herzustellen, richtete er im December 1811 eine Militärdiktatur ein. Rosas starb um jene Zeit, und man wollte an die Begründung einer neuen Verfassung gehen, als der Vicekönig von Peru, Abascal, unterstützt vom chilenischen Klerus, den General Pareja zur Unterwerfung Chile's sandte. Da dieser aber gegen Carrera nichts ausrichtete und sich nach Chillan zurückzog, so wurde er durch Sanchez ersetzt, welcher den Krieg mit Erfolg in die Länge zog, um die starke Opposition gegen Carrera zu nähren. In der That setzte die Junta letztern, der sich durch seinen Despotismus verhaßt gemacht hatte, ab und ernannte Bernardo O'Higgins zum Obergeneral, welcher aber dem spanischen General Gainsa gegenüber nicht Stand zu halten vermochte; zugleich erschien Miguel Carrera, der eine Zeitlang in spanischer Gefangenschaft gewesen war, wieder, und nachdem auch der zum Diktator ernannte Oberst Lastra nicht im Stande gewesen war, die Ordnung herzustellen, drohte ein Bürgerkrieg zwischen Carrera und O'Higgins auszubrechen, als Juli 1814 der spanische General Osorio mit neuen Truppen einrückte. Die nun vereinigten Generäle O'Higgins und Carrera wurden bei Rancagua 2. Okt. 1814 völlig geschlagen; zwar entkamen sie nach Buenos Ayres, doch waren jetzt die Spanier wieder Herren des Landes und suchten durch strenge Straferempel die Revolution zu unterdrücken.

Zwei Jahre verflossen, ohne eine Aenderung der

Verhältnisse zu bringen, nur daß C. durch Guerrilla's beunruhigt wurde. Während dieser Zeit aber vollendeten die La Plata-Staaten ihre Revolution und gewährten dann den Chilenen um so eher Hülfe, als sie es darauf abgesehen hatten, die Spanier aus ganz Amerika zu vertreiben. So überschritt von Buenos Ayres aus der General San Martin mit ca. 5000 Mann in kühnem Marsch die 12—15,000 Fuß hohen Pässe der Andes (December 1816 und Januar 1817) und besetzte die Städte Aconcagua und Santa Rosa. Die Chilenen empfingen San Martins Truppen mit offenen Armen und scharten sich allenthalben in Guerrilla's. Die Spanier wurden 12. Febr. 1817 im Thal von Chacabuco geschlagen; doch hatte der Krieg längere Zeit keinen rechten Fortgang, San Martin wurde sogar 19. März 1818 von Osorio geschlagen, und erst der Sieg am Maypu (5. April 1818), wo die spanischen Generäle Ordoñez und Osorio eine völlige Niederlage erlitten, entschied den Kampf zu Gunsten Chile's. Bald darauf (19. Okt.) erfocht auch die kleine chilenische Flotte einen Sieg über ein spanisches Geschwader. Der mit dem Oberbefehl zur See betraute Lord Cochrane nahm 1820 Valdivia, und auch zu Land wurden die Spanier trotz ihrer numerischen Ueberlegenheit zurückgedrängt, so daß ihnen nur die Insel Chiloë blieb. Die Regierung war O'Higgins übertragen worden, welcher aber ein willkürliches Regiment führte und besonders durch die Hinrichtung Miguel Carrera's und der zwei Brüder desselben sich verhaßt machte. Obgleich er nun 1823 eine neue Konstitution proklamiren ließ, wurde doch die Unzufriedenheit so stark, daß General Freyre eine neue Regierung errichtete, welche O'Higgins absetzte und seine Verordnungen annullirte. Freyre eroberte zwar 1826 Chiloë, gerieth aber mit dem Kongreß in Streitigkeiten, die ihn zum Rücktritt zwangen. Sein Nachfolger war General Prieto, der sich aber auch nicht lange hielt. Obwohl 1828 eine neue Konstitution verkündet wurde, dauerten doch die Unruhen fort. Freyre suchte sich aufs neue der Gewalt zu bemächtigen, wurde aber 1830 von General Prieto geschlagen, worauf dieser an die Spitze der Regierung trat und 1. Juni 1831 einen neu berufenen Kongreß eröffnete. Mit Hülfe des Ministers Portales traf Prieto eine Reihe heilsamer Einrichtungen, besonders zur Beförderung des Handels. Neue Unruhen brachen aber 1836 aus, als General Freyre abermals und zwar mit Hülfe des Präsidenten von Peru und Bolivia, Santa Cruz, ans Ruder zu kommen suchte. Der Versuch mißlang jedoch, Santa Cruz selbst mußte 20. Jan. 1839 vor den in Lima einrückenden Chilenen flüchten und sein Amt niederlegen. Durch diesen glücklichen Ausgang gewann C. sehr an Ansehen, und 25. April 1844 wurde es von Spanien als unabhängige Republik anerkannt. Prieto's Nachfolger in der Präsidentschaft war General Bulnes, der 1846 im Amt bestätigt wurde. Die längere Dauer seiner Regierung trug wesentlich zur Blüte der Republik bei. Als sodann 1851 Manuel Montt, schon bisher die Seele der Verwaltung, Präsident wurde, versuchte zwar der General Santa Cruz durch einen Militäraufstand sich der Gewalt zu bemächtigen, unterlag aber den Truppen der Regierung. Ohne viel Blutvergießen ward die Ruhe bald hergestellt. Montts Regierung war sehr wohlthätig. Verwaltung, Justiz, Finanzen wurden geordnet, für Kirche und Schulen gesorgt, unbeschränkte Religionsfreiheit eingeführt; mit auswärtigen Mächten wurden Handelsverträge geschlossen, mit Peru und Ecuador ein gemeinsamer Bundestag zur Berathung der gegenseitigen Interessen begründet. Ein Aufstand, der 1859 ausbrach, wurde glücklich niedergeschlagen. Montts Nachfolger war 1861 Jose Joaquin Perez, ein erfahrener Staatsmann, welcher sich der liberalen Partei zuneigte, aber nicht selten eine schwankende Haltung zeigte, weshalb die konservative Partei unter Montt Opposition gegen seine Politik erhob. Indessen wurden die inneren Streitigkeiten durch Verwickelungen mit dem Ausland in den Hintergrund gedrängt. Nicht bloß hörte das gute Einvernehmen mit Bolivia 1864 auf, indem wegen einer Grenzstreitigkeit, wobei es sich besonders um Guanodistrikte handelte, die Verbindung zwischen den beiden Staaten ganz abgebrochen wurde, sondern es brach auch ein förmlicher Krieg mit Spanien aus. Die Veranlassung gaben der spanischen Regierung die Sympathien, welche C. bei dem 1864 zwischen Peru und Spanien ausgebrochenen Krieg dem erstern Staat gezeigt hatte. Da mehrere vom Zaun gerissene Forderungen Spaniens von dem chilenischen Minister Covarrubia abgewiesen wurden, so schickte 1865 das Kabinet O'Donnell ein Geschwader unter Admiral Pareja vor Valparaiso und forderte Genugthuung. Die feste Haltung Chile's führte dann zur förmlichen Kriegserklärung. Indessen hatte der Krieg einen für Spanien kläglichen Verlauf. Zwar waren die Vorstellungen der fremden Mächte erfolglos; aber ein kräftigeres Auftreten wurde durch die Erhebung Prims 1866 vereitelt, und als ein Gefecht zur See für Pareja unglücklich ausfiel, und Peru unter dem Präsidenten Prado sich gegen Spanien erklärte, erschoß sich Admiral Pareja, und sein Nachfolger Mendez Nuñez konnte sich nur durch die ebenso feige als grausame Beschießung von Valparaiso und Callao rächen. Nach diesen Heldenthaten verließ die spanische Flotte die chilenischen Gewässer. Durch Vermittelung der Vereinigten Staaten wurde im Juli 1869, unter Festsetzung eines Schadenersatzes für das Bombardement von Valparaiso, zwischen C. und Spanien ein Waffenstillstand auf zwei Jahre geschlossen und derselbe im April 1871 auf drei Jahre erneuert, zu gleicher Zeit Friedensunterhandlungen in Washington eröffnet. C. aber brachte diese auswärtige Verwickelung den großen Vortheil, daß über ihr alle inneren Streitigkeiten und Mißstimmungen in Vergessenheit kamen. Die innere Entwickelung schritt nach den letzten Ausweisen stetig voran, die Zunahme der Bevölkerung war eine befriedigende, und es durfte ein immer größeres Anwachsen derselben erwartet werden, je mehr die Regierung es sich angelegen sein ließ, die fremde Einwanderung zu regeln und zu befördern. Auf die Erweiterung der Verkehrsmittel nahm man unausgesetzt Bedacht; Ende 1866 konnte die wichtige Eisenbahn von San Fernando nach Curico dem Verkehr übergeben werden. Die theilweise Umgestaltung und Kodificirung der Gesetze ward mit Eifer betrieben und namentlich an einem Handelsgesetzbuch gearbeitet. Die Einnahmen waren 1864 durch zufällige Gründe um 125,740 Piaster hinter denen von 1863 zurückgeblieben. Doch zeigten während der ersten fünf Monate 1865 allein die Erträge der Zollstätte von Valparaiso einen Ueberschuß von 370,683 Piaster gegen die Einnahmen der entsprechenden Zeit des Vorjahrs. Der überseeische Handel wie auch der Küstenhandel ließen eine beträchtliche Steigerung erkennen. Daneben nahm die Regierung darauf Bedacht, ihre militärischen und maritimen Kräfte zu verstärken:

es wurden in Europa geeignetere Kanonen und Gewehre gekauft, gepanzerte Korvetten in England bestellt und an die Befestigung der wichtigsten Punkte an der Küste Hand gelegt. Von geringerer Bedeutung als die Verwickelungen mit Spanien waren die mit den Indianern in Araukanien. Dieselben waren unter ihrem König, Aurelius Anton I. (einem franz. Abenteurer, Namens de Tonnens aus Périgueux, früher Sachwalter), durch die chilenischen Truppen geschlagen worden, stellten darauf einen ihrer Häuptlinge, Quilapan, an ihre Spitze, wurden auch unter diesem mehrmals, besonders 1868 und 1869, geschlagen, fielen in den Grenzdistrikt von Renaico ein und ermordeten alle dortigen Weißen. Aber Pinto rückte in ihrem Gebiet vor und ließ die von den Indianern zerstörten Städte Imperial und Villarica wiederherstellen. Im Januar 1870 begannen Friedensunterhandlungen, denen aber der aufs neue auftauchende König Aurelius Anton, der inzwischen mehrere indianische Stämme für sich gewonnen hatte und neue Scharen derselben ins Feld führte, ein Ende machte. Der Krieg begann im Februar, Aurelius Anton wurde gefangen und als unzurechnungsfähig von der chilenischen Regierung dem franz. Konsul zur Fortschaffung nach Frankreich übergeben. Doch erschien derselbe bald wieder in Arauco, wurde wieder als König anerkannt, begann aufs neue den Krieg mit C., richtete aber nichts aus. Perez' Nachfolger wurde 1871 Federigo Errazuriz, welcher mehrfache Schwierigkeiten vorfand, besonders eine Streitigkeit mit Bolivia über den Besitz des viele Silberbergwerke enthaltenden Caracolesgebirges.

Vgl. Molina, Versuch einer Naturgeschichte von C. (a. d. Ital., Leipz. 1786); Ernst, Die Republik C. (Berl. 1863); Kahl, Reise durch C. (das. 1866); Hunter, A sketch of C., expressly prepared for the use of emigrants (New York 1866); Asta-Buruaga, Diccionario jeografico de la Republica de C. (das. 1868). Beiträge zur Kenntnis des Landes und seiner Bewohner bieten auch die seit 1843 erscheinenden »Annales« der Universität von Santiago. Zur Geschichte des Landes vgl. Molina, Geschichte der Eroberung von C. (deutsch, Leipz. 1791); Merandez, Manual de historia y cronologia de C. (Par. 1860); Arana und andere, Historica jeneral de la independencia de C. (2. Aufl., Santiago 1855—63, 4 Bde.); »Die Republik C. und ihr Konflikt mit Spanien« in »Unsere Zeit« 1865, Bd. 2, den Wortlaut der wichtigsten zwischen Pareja und der chilenischen Regierung gewechselten Aktenstücke darbietend, mit Quellenangaben; Suarez, Biografias de hombres notables de C. (2. Aufl., Par. 1870). Ein großes Sammelwerk zur allgemeinen Geschichte von C. ist die »Coleccion de historiadores de C. y documentos relativos a la historia nacional« (Santiago 1861—65, 6 Bde.).

Chiler-Baschi, der Oberschenk am Hof des Sultans; Chiler-Bylandari, die ihm zugetheilten Pagen.

Chiliárch (griech.), Befehlshaber über 1000 Mann, Oberst.

Chilias (Chiliade, griech.), die Zahl Tausend, eine Abtheilung von Tausend.

Chiliásmus (griech.), im engern Sinn der Glaube an ein künftiges tausendjähriges, mit Christi sichtbarer Wiederkunft anhebendes Gottesreich auf Erden, im weitern Sinn alle sinnlichen Vorstellungen von einer irdischen Blütezeit des Gottesreichs vor seinem Abschluß. Der C. ist älter als die christliche Kirche, denn seine Wurzeln liegen im Judenthum und in den sinnlichen Vorstellungen desselben vom Reich Gottes und von der zukünftigen Herrlichkeit der Reichsgenossen. Gut alttestamentlich ist namentlich der dem C. eignende Grundcharakter der entschiedenen Diesseitigkeit im Gegensatze zu dem nebelhaftern Jenseits des philosophischen Unsterblichkeits- und Vollendungsglaubens. Schon die Propheten hatten ein irdisches Reich des Messias verheißen, in welchem nach Wiederherstellung des jüdischen Staats und Vereinigung aller Völker zu gemeinsamer Anbetung Jehovahs das Glück der gebesserten Nation sich auch durch äußern Wohlstand und Frieden der verklärten Natur kundgeben werde. Aus dieser prophetischen Perspektive griff der Aeußerlichkeitsgeist des spätern Judenthums mit Vorliebe die politische Seite heraus und deutete ohne Unterscheidung zwischen Bild und Sache alle prophetischen Aussprüche ins Sinnliche. Neben blutiger Rache an den Unterdrückern forderte der Nationalgeist auch für die inzwischen verstorbenen Israeliten Antheil an dem Heil des Messiasreichs. So entstand der jüdische Volkstraum von einem theokratischen Weltreich, in welchem unter der sichtbaren Herrschaft des Messias das aus der Zerstreuung gesammelte und auferweckte Israel, nach Zerstörung der Weltreiche und ihres Götzendienstes, im alleinigen Dienst Jehovahs, herrschend über die Nationen, ein Leben unaussprechlicher Wonne voll Frieden und Gerechtigkeit führen werde. Es war eine psychologische Unvermeidlichkeit, daß, als sich die alttestamentische Messiasidee im Christenthum vollendete und verwirklichte, auch der chiliastische Volksglaube mit in die judenchristliche Zukunftshoffnung überging. Das Hauptdokument des C. innerhalb der urchristlichen Literatur bildet die 68 entstandene Offenbarung des Johannes, welche (20, 4) lehrt, daß nach der Wiederkunft Christi seine standhaften Gläubigen mit ihm auferstehen und 1000 Jahre herrschen werden. Der Bestimmung der Dauer liegt offenbar eine Kombination des Sechstagewerks der Schöpfung mit Ps. 90, 4 (vgl. 2. Petr. 3, 8) zu Grunde, so daß die 1000 Jahre der Herrschaft der Heiligen dem Sabbath entsprechen. Gleichfalls aus der Johanneischen Offenbarung (20, 7 ff.) stammt die seither stets mit dem C. verknüpfte Vorstellung, daß am Ende der 1000 Jahre der Satan wieder los werden und seine letzten Kräfte gegen das Gottesreich aufbieten werde; erst nach seiner Vernichtung beginnt dann die ewige Seligkeit, »ein neuer Himmel und eine neue Erde« (Offenb. 21, 1). Dies war die Vorstellungswelt, innerhalb welcher die Zukunftsahnungen der christlichen Gemeinde jahrhundertelang sich bewegten; ihrer getröstete man sich namentlich in den Zeiten der Verfolgungen, welche insofern dieselbe Wirkung wie einst bei den Juden hatten, als man Stärkung in der Gewißheit der nicht fernen Vergeltung suchte. Auf diesem Punkt blieb somit der Judaismus auch im Glaubenskreis des Heidenchristenthums unbestrittener Sieger. Zeugnis für diesen Zusammenhang des christlichen und jüdischen C. ist die hervorragende Stelle, welche Jerusalem und das Volk Israel als Mittelpunkt der neuen Theokratie einnehmen, die Zahlenmystik der sieben Weltjahrtausende, vor allem aber das Vorwalten des Irdischen im Bilde des erwarteten Reichs, des sinnlichen Elements in der Beschreibung seiner Freuden. Noch bei Papias, dem bis über die Mitte

des 2. Jahrh. lebenden Bischof von Hierapolis, finden wir angebliche Aussprüche Jesu über die monströse Fruchtbarkeit der Natur im Tausendjährigen Reich, über die Vortrefflichkeit seiner Weinstöcke ꝛc. Und innerhalb der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts ist der dem Apostelschüler Barnabas zugeschriebene Brief entstanden, welcher jene Herleitung des C. aus dem Sechstagewerk ausdrücklich enthält (Kap. 15). Nicht minder begegnen uns die Grundzüge der chiliastischen Weltanschauung auch bei Cerinth, im Testament der 12 Patriarchen, bei sämmtlichen Richtungen der Ebioniten, im Hirten des Hermas und in den Sibyllinischen Büchern, welche, wenn auch nicht den Namen, doch die Sache enthalten und zwar vermischt mit heidnischen Bildern aus der Idylle des goldenen Weltalters. Justin der Märtyrer sieht im C. den Schlußstein der orthodoxen Lehre, und wenn die meisten übrigen Apologeten über den C. schweigen, so ist nicht außer Acht zu lassen, daß bei Verkündigung einer politisch nicht unverfänglichen Erwartung Vorsicht geboten war. Dafür erweist noch der 190 schreibende Bischof Irenäus Recht und Wahrheit des C. aus Schrift und Tradition, Tertullian aus der neuen Prophetie des Montanismus. Gerade diese Richtung aber weckte durch ihre schwärmerische Uebertreibung die erste Abneigung gegen den so tief gewurzelten Glauben, und um 200 tritt in dem römischen Presbyter Cajus der erste Bekämpfer desselben auf. Bedeutender aber wurde der Widerspruch der Theologen in Alexandria. Origenes, der bei seinem platonischen Idealismus den Sitz des Bösen in der Materie und das Endziel der Erlösung demzufolge in der völligen Entkörperung fand, sah im C. nur Märchen von Jüdischgesinnten und Buchstabenmenschen. Auch Dionysius und seine übrigen Verehrer traten als Gegner des C. in die Fußstapfen des Origenes. Dennoch erhielt sich der C. auch jetzt noch in der Kirche, und unter seinen Vertheidigern werden vornehmlich Nepos, Korakion, Methodius, später Apollinarius, Victorinus und besonders Lactantius genannt, der ihn in ausführlichen, pittoresken Zügen schildert. Die unaufhaltsame Niederlage des C. wurde indessen nicht sowohl durch den allgemeinen Fortschritt der religiösen Bildung herbeigeführt, als vielmehr durch die seit Konstantin politisch veränderte Stellung der Kirche, sofern durch das Aufhören des äußern Drucks und durch das christliche Bekenntnis der Staatsgewalt demselben der Boden genommen war. Seitdem die siegreiche Kirche sich auf dem Boden dieser Erde es wohnlich gemacht hatte, machte sie sich mit dem Gedanken vertraut, das Tausendjährige Reich sei schon mit dem Christenthum selbst gekommen. Seitdem sehen wir chiliastische Meinungen nur sporadisch auftauchen. So traten solche wieder einmal gegen das Ende des ersten christlichen Jahrtausends hin hervor und trugen viel zur Begeisterung der Kreuzfahrer bei, welche in der Eroberung des Heiligen Landes die Errichtung des Messiasreichs zu befördern meinten. Auch unter den mit der päpstlichen Hierarchie unzufriedenen Schwärmersekten, die durch die Verfolgungen von jener Seite zu fanatischen Hoffnungen des bevorstehenden Sturzes des Papstthums aufgeregt wurden, gaben sich jeweilig chiliastische Anschauungen kund. Zur Zeit der Reformation aber trat der C. in ein neues Stadium seiner Entwickelung. Die aufkeimende Idee von der unsichtbaren Kirche weckte Propheten des Tausendjährigen Reichs, welche durch radikale Wiedergeburt der verderbten Welt dem Kommen Christi die Bahn brechen wollten, und Sekten spürten wirklich sein Nahen. Kometen, Planetenkonstellationen, Visionen und Träume galten als apokalyptische Vorbedeutungen. Die Reformatoren selbst theilten zwar den Glauben an die Nähe des Weltendes, verwarfen jedoch schon in der Augsburger Konfession (Art. 17) die Zurüstungen der Anabaptisten auf die nahe Offenbarung Christi und deren Errichtung des neuen Zions als jüdische Träumerei. Hauptherd des C. wurden dagegen die Sekten der reformirten Kirche in England, Holland und später besonders in Amerika. Auch die Theosophie Valentin Weigels (gest. 1588), Jakob Böhme's, sowie der Rosenkreuzer, nährte sich von chiliastischen Hoffnungen; anderseits verpflanzten die Inspirirten in den Cevennen ihre Unglücksweißagungen und Konvulsionen mit sich über einen großen Theil Europa's. Auch aus der Diaspora der Böhmischen und Mährischen Brüder gingen viele chiliastische Propheten hervor, deren Weißagungen Comenius, selbst Chiliast, sammelte. Die Labadisten erkannten in ihrer Geisterkirche schon die Anfänge des neuen Jerusalem. Da Spener nicht unbedingt in das Verdammungsurtheil der Orthodoxie über Petersen (»Wahrheit des herrlichen Reiches Jesu Christi«, 1693) einstimmte, kam er selbst in den Verdacht des C. Sicher ist, daß der Pietismus sich aufs neue mit großer Liebhaberei der Erklärung der Johanneischen Offenbarung als eines prophetischen Kompendiums der Kirchengeschichte annahm und auf diese Weise auch den C. wieder zu Ehren brachte. Populär wurde derselbe seit Anfang des 18. Jahrh. durch die Berleburger Bibel; Bengels erklärte Offenbarung (1740) und 60 Reden fürs Volk (1748) machten die Apokalyptik zum Lieblingsstudium der frommen Gelehrten. Dieser neuere C. betont übrigens im Gegensatz zum alten mehr den Begriff der Verklärung; namentlich brachte ihn der geistvolle Theosoph Oetinger in Verbindung mit seinem Thema von der Geistleiblichkeit; Stilling erwies ihn aus dem Antichristenthum des franz. Jakobinismus und Lavater aus dem Bedürfnis reeller Gemeinschaft mit der Gottheit. Die Irvingianer gründeten 1832 ihre apostolische Kirche auf das Feldgeschrei, daß das Reich der Herrlichkeit nahe sei; andere, besonders aus Würtemberg, wanderten in ähnlichem Glauben nach dem Morgenland, und die Mormonen haben den Grund zum neuen Zion am Salzsee gelegt. Vgl. Corrodi, Kritische Kirchengeschichte des C. (2. Aufl., Zür. 1794, 4 Bde.).

Chilidromia (Halonnisos), griechische Insel nördlich von Euböa, mit einem Ort gleichen Namens, ist bergig (450 Meter hoch) und bewaldet, hat ein ergiebiges Braunkohlenlager, nährt wilde Ziegen, Goldadler, Amseln und Kaninchen. Im Alterthum hieß die Insel Ikos und hatte 2 Städte, von denen noch Trümmer sichtbar sind. Auch ist sie Fundort von Alterthümern, Thongefäßen, Münzen ꝛc.

Chilisalpeter (Natronsalpeter, Nitratin, Würfel- oder kubischer Salpeter), Mineral aus der Klasse der wasserfreien Haloïde, findet sich, meist mit anderen Salzen gemengt, in Spanien, in mehreren Theilen Indiens, in großer Menge aber nur in der früher zu Peru, jetzt zu Bolivia gehörigen Landschaft Tarapaca, welche den nördlichen Theil der Pampa von Atacama bildet. Letztere erstreckt sich, etwa 1000 Meter ü. M., zwischen den Andes und der parallel mit denselben an der Küste fort-

laufenden Bergkette. Der Boden besteht aus Thon, Sand, Gips, Kochsalz und enthält häufig Natronsalpeter und Glaubersalz. Stücke von Bimsstein, Basalt, Chalcedon, Achat und Kalkstein liegen einzeln oder durch Natronsalze zu Konglomeraten verbunden umher. Auch verkohlte Holzmassen finden sich unter der Oberfläche. Das Küstengebirge besteht aus Granit und Porphyr, die Vorberge der Andes sind großentheils aus Sandstein gebildet. Sie enthalten zahlreiche Bänke von C., viele Lager von Gips mit Steinsalz, welche der Molassegruppe angehören und bei denen sich ansehnliche Mengen Boracit, Hayesin und Boronatrocalcit finden. Die Hauptablagerung des Chilisalpeters erstreckt sich über mehr als 240 Kilom. Die Salpeterbänke erreichen eine Mächtigkeit von 1 Meter, ruhen auf einem mit Muschelfragmenten vermischten Mergel, welcher Kochsalz enthält, und sind mit einer dünnen Lage von Muschelfragmenten bedeckt, unter der gewöhnlich eine 0,8 Meter dicke Schicht von faserigem Kochsalz liegt. Der C. ist meist durch erdige Beimengungen verunreinigt und dadurch grau, gelb oder röthlich braun, enthält 20—25 Proc. salpetersaures Natron und riecht deutlich nach Jodverbindungen. Hoffstetter fand in reinen, ausgelesenen Stücken:

Salpetersaures Natron	94,201
Salpetersaures Kali	0,426
Salpetersaure Magnesia	0,868
Schwefelsaures Kali	0,220
Chlornatrium	1,990
In Wasser unlösliche Theile	0,208
Wasser	1,992
	100,000.

Die Jodsalze sind meist als jodsaures Natron und nur in sehr geringer Menge als Jodnatrium vorhanden. Ueber die Bildung der Chilisalpeterlager und über die geologische Periode, welcher sie angehören, sind die Ansichten sehr getheilt. Man gräbt und bricht das Mineral in Tagbauen, gewinnt aber nur verhältnismäßig wenig in reinerem Zustand. Bei weitem die größte Menge ist mit so viel Kochsalz vermischt, daß man sie an Ort und Stelle davon befreit, um die Werthbestimmung zu erleichtern und die Transportkosten zu erniedrigen. Man löst das Mineral zu diesem Zweck in Wasser und gießt die siedend gesättigte und durch Absetzen geklärte Lösung in Krystallisirgefäße, in welchen sich beim Erkalten das salpetersaure Natron ausscheidet. Dies wird herausgenommen, an der Luft getrocknet und kommt dann als roher C. in den Handel. Dieser bildet gewöhnlich kleine abgerundete, schwach bräunlich gefärbte Krystalle und ist immer feucht. Er enthält, wie er auf den Markt kommt, selten weniger als 94 Proc. salpetersaures Natron und als wesentliche Verunreinigungen Kochsalz, salpetersaures Kali und salpetersaure Magnesia, wenig Schwefelsäuresalze und etwas Jod. Eine Probe ergab:

Salpetersaures Natron	94,01
Salpetrigsaures Natron	0,31
Chlornatrium	1,51
Chlorkalium	0,04
Chlormagnesium	0,96
Schwefelsaures Natron	0,92
Jodsaures Natron	0,11
Borsäure	Spur
Wasser	1,94
	100,00.

Der rohe C. soll in 1 Kilogr. 0,59 Gramm Jod enthalten, und man hat angefangen, dies aus den Mutterlaugen darzustellen.

Zur Prüfung auf seine Beschaffenheit genügt meist die Wasserbestimmung durch Schmelzen im Platintiegel, die Bestimmung des im Wasser unlöslichen Rückstands, eine Chlorbestimmung durch titrirte Silberlösung und die Bestimmung der Schwefelsäure durch Chlorbaryum. Große Mengen des rohen Salpeters werden gereinigt. Für den eigenen Bedarf genügt dazu meist das Auswaschen des gemahlenen Salzes mit einer gesättigten Lösung von reinem salpetersauren Natron, welche fremde Salze aufnimmt und dafür salpetersaures Natron absetzt. Für den Markt muß der rohe C. umkrystallisirt werden. Die schließlich fallenden Mutterlaugen finden zweckmäßige Verwendung bei der Darstellung von kaustischem Natron. Das reine salpetersaure Natron ist farblos, durchsichtig, glasglänzend, krystallisirt in stumpfen, würfelähnlichen Rhomboëdern, schmeckt kühlend bitterlich, ist geruchlos, schmelzbar, zerfällt in starker Hitze in salpetrigsaures Natron und Sauerstoff, verpufft beim Erhitzen mit Kohle, zieht aus der Luft Feuchtigkeit an und löst sich leicht unter bedeutender Temperaturerniedrigung in Wasser. 1 Theil C. löst sich bei 0° in 1,25, bei 18,5° in 1,14, bei 119° in 0,46 Th. Wasser. 100 Th. C. enthalten 36,47 Natron, 63,53 Salpetersäure. Der rohe C. dient zur Darstellung von Salpetersäure und Schwefelsäure. Mischt man 1 Molekül C. mit 3 Molekülen Kochsalz und übergießt das Gemenge mit Schwefelsäure, so erhält man saures schwefelsaures Natron, Chlor und Untersalpetersäure, welche durch concentrirte Schwefelsäure absorbirt und dann in der Schwefelsäurefabrikation benutzt werden kann. Große Mengen von C. werden, da er den Kalisalpeter in vielen Fällen, z. B. für die Bereitung des Schießpulvers, nicht ersetzen kann, in Kalisalpeter umgewandelt: aus der mit Chlorkalium versetzten Lösung krystallisirt salpetersaures Kali, während Kochsalz in Lösung bleibt. Außerdem dient roher C. zur Regeneration des Braunsteins, zur Darstellung von Mennige und Bleiorychlorid und als Oxydations- und Flußmittel bei Metallarbeiten, in großer Menge zur Stahlfabrikation und als Dünger in der Landwirtschaft. Er ist besonders als Hülfsdünger zu empfehlen, um einer Saat in einer gewissen Periode aufzuhelfen, ihr Wachsthum zu beschleunigen. Deshalb verwendet man ihn auch sehr zweckmäßig als Kopfdüngung und darf ihn jedenfalls niemals im Herbst ausstreuen, weil er vom Wasser fortgewaschen wird, sondern nur kurz vor der Aussaat. Gereinigter C. dient in der Glasfabrikation zum Reinigen der geschmolzenen Masse, zur Darstellung von Arsensäure, zum Reinigen des Aeznatrons, zum Einpökeln von Fleisch und auch bisweilen als Arzneimittel. Der C. wird über Iquique in Peru oder Concepcion in Chile exportirt; 1820 kam der erste C. nach England, 1840 wurden 227,000 Ctr. aus Südamerika exportirt, 1860 schon 1,732,160 Ctr. und 1871: 3,605,906 Ctr.

Chilka (spr. tschil-), See; s. Tschilka.

Chillan (spr. tschiljän, San Bartolomeo de C.), Hauptstadt der Provinz Nuble in der Republik Chile, liegt südwestlich von Santiago in einer weiten, äußerst fruchtbaren Ebene, 99 Meter ü. M., wurde 1751 durch ein Erdbeben, in neuerer Zeit (1850) durch eine ungeheure Ueberschwemmung fast ganz zerstört, erholte sich aber bald wieder und zählte 1854 bereits 12,655 Einw. Ihr Aeußeres ist unansehnlich; bemerkenswerthe Gebäude fehlen ganz. C. war ehedem Mittelpunkt der Missionsthätigkeit der Jesuiten, die daselbst ein großes Missionskollegium und eine höhere Schule für indianische

Jünglinge hatten; seit neuester Zeit steht die Stadt mit Talcahuano und Curico durch eine Eisenbahn in Verbindung. Südöstlich davon im Andesgebirge liegen, 2217 Meter ü. M., in hochromantischer Umgebung und in der Nähe des Vulkans von C. (ca. 4000 Meter) die für sehr wirksam geltenden Baños de C., mit Badeeinrichtungen, die neuerdings mehr besucht werden.

Chillicothe (spr. tschillikohth), 1) Stadt im nordamerikan. Staat Ohio, Grafschaft Roß, im fruchtbaren Thal des Scioto gelegen, in der Nähe der Steinkohlen- und Eisengruben des südlichen Ohio; hat schöne, breite Straßen, 14 Kirchen, 2 Akademien, mehrere Banken und (1870) 8920 Einw. Die Stadt ward 1796 von Einwanderern aus Virginien und Kentucky angelegt und 1800 Sitz der Staatsregierung. Das alte steinerne Regierungsgebäude dient jetzt als Gerichtshof. — 2) Stadt in der Grafschaft Livingston des nordamerikan. Staats Missouri, nordöstlich vom Grand River, am Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen, mit (1870) 3978 Einw.

Chillon (spr. schijóng), düsteres Inselschloß im schweiz. Kanton Waadt, zwischen Villeneuve und Montreux, auf einem bis zum Wasserspiegel emporragenden Felsen des Genfersees erbaut und mit dem nur einige Klafter entfernten Ufer durch eine Brücke verbunden. Es besteht aus mehreren unregelmäßigen Gebäuden mit einem viereckigen Thurm in der Mitte und ist mit seinen weißen Mauern weithin sichtbar. Die Gewölbe sind in den Felsen gehauen. Das Schloß soll von dem Grafen Amadeus IV. 1328 erbaut worden sein, wurde 29. März 1536 von den Bernern erobert, welche den auf Philipps von Savoyen Befehl seit 6 Jahren in einem unterirdischen Kerker gefangen gehaltenen Reformator Franz Bonnivard, Prior von St. Victor zu Genf, den standhaften Vertheidiger der Unabhängigkeit Genfs gegen die savoyischen Fürsten, aus schrecklicher Haft befreiten. Byrons Gedicht »The prisoner of Chillon« verherrlicht den Namen dieses Märtyrers (vgl. Bonnivard). Bis 1732 diente C. als Sitz des Berner Landvogts von Vivis und seit 1733 als Staatsgefängnis; jetzt ist es Arsenal des Waadtlandes. Vgl. Vulliemin, C., étude historique (Lausanne 1851).

Chiloë (spr. tschiloë, ursprünglich Chilihue, »Ende von Chile«), eine Provinz der Republik Chile, die südlichste von allen, besteht jetzt, seitdem 1861 aus dem früher dazu gehörigen Distrikt Carelmapu im N. der Inseln die Provinz Llanquihue gebildet ist, bloß aus der Inselgruppe C., die durch den Kanal von Chacao gegen N. und durch eine breite Straße (der Golf von Ancud im N. und der von Corcovado im S.) gegen O. vom Festland getrennt wird. Zu dieser Gruppe gehören außer der Hauptinsel noch gegen 60 kleinere. Die Hauptinsel Chiloë (auch Isla grande) ist 185 Kilom. lang und 67 Kilom. breit. Ihre Küsten sind an der Ost- und Westseite gleichmäßig hoch und steil, doch an jener ebenso reich an Vorsprüngen und Häfen als an dieser einförmig und ohne Gliederung. Das noch wenig bekannte Innere enthält Hügelreihen bis zu 600 Meter Höhe, und bis auf wenige schmale Striche an den Küsten ist alles mit fast undurchdringlichen Urwäldern bedeckt. Das Klima ist mild, aber außerordentlich feucht, Regen überaus häufig, namentlich im Westtheil der Insel. Diese Feuchtigkeit erklärt die starke Entwickelung der Vegetation, die der fruchtbare Boden noch befördert. Die Einwohner (1870: 62,983) sind zum größten Theil Indianer (von dem den Amerikanern verwandten Stamm der Huilliche), die schon lange von den Spaniern unterworfen und zum Christenthum bekehrt und, wenn auch in der Bildung gegen andere indianische Stämme zurückgeblieben, doch durch Sanftmuth des Charakters, Redlichkeit und Sittlichkeit ausgezeichnet sind. Ihre Hauptbeschäftigung ist nächst dem Fischfang das Fällen des Holzes, das den hauptsächlichsten Handelsartikel bildet; der Landbau liegt ganz darnieder, auch die Viehzucht ist vernachlässigt, von Industrie wenig die Rede. Die Provinz zerfällt in 3 Departements: Ancud, Castro und Quinchao. — Die Hauptstadt ist Ancud (San Carlos de A.), an der Nordküste der Insel, mit einem schönen Hafen, unansehnlich gebaut, mit über 5000 Einw., Sitz eines Bischofs und der Haupthandelsplatz der Provinz. Die frühere Hauptstadt Castro an der Ostküste, 1566 durch den Spanier C. G. de Castro gegründet, ist seit der Verlegung der Regierung nach Ancud ganz verfallen. Auch die Inselgruppen Chonos und Guaytecas, südlich von C., werden zu dieser Provinz gerechnet, haben aber nur unabhängige Indianer zu Bewohnern.

Chilon, einer der sieben Weisen Griechenlands, Begründer des Ephorats und selbst Ephoros eponymos zu Lakedämon. Die Freude über den Sieg seines Sohns in den olympischen Spielen soll dem Greis den Tod gebracht haben. Von ihm sind die Sprüche: »Lerne dich selbst kennen«, »Zu nichts zu viel« und »Bürgschaft bringt Leid«. Nach Diogenes Laërtius war er Verfasser einer Elegie von 200 Versen.

Chilperich, Name zweier fränkischen Könige aus dem Geschlecht der Merowinger. 1) C. I., Chlotars I. Sohn, gewann nach des Vaters Tod 561 durch Geschenke die tapfersten Franken, ging dann nach Paris und bestieg den Thron, mußte aber mit seinen Halbbrüdern Chraibert, Guntram und Sigbert das Reich theilen und erhielt den Theil, in welchem auch seines Vaters Residenz Soissons lag. Als ein kluger und unternehmender Fürst brachte er auch in den Gebieten seiner schwachen Brüder die eigentliche Gewalt an sich, zumal er die fränkischen Großen für sich zu gewinnen wußte. Seine Gemahlin war die Tochter des Westgothenkönigs Athanagild, Galswinthe, welche aber seinem Kebsweib Fredegunde weichen mußte: Galswinthe wurde ermordet, weshalb ihre Schwester Brunhilde, die Gemahlin des austrasischen Königs Sigbert, diesen zum Krieg gegen C. antrieb. C. war im Nachtheil, wurde aber dadurch von der Gefahr befreit, daß Fredegunde den Sigbert ermorden ließ (575). C. war ausschweifend, kein Freund der Kirche, daher von Gregor von Tours als Herodes und Nero bezeichnet, dabei aber gebildet, wie er denn lateinische Gedichte machte. Er gerieth um 584 in Streit mit seinem Sohn Merovech und wurde auf der Jagd ermordet.

2) C. II., Childerichs II. Sohn, ward nach dem Tod seines Vaters in ein Kloster gesteckt, aber, als Dagobert III. 715 gestorben, von den Franken zum König gewählt. Er verband sich 716 mit Ratbod, dem Fürsten der Friesen, gegen Karl Martell, den Hausmeier in Austrasien, wurde jedoch von diesem überfallen und geschlagen; 717 kam es bei Vinciacum zu einer zweiten Schlacht, in welcher C. wieder besiegt wurde. Nach einem abermaligen Sieg drang Karl Martell bis Orléans vor; Eudo, Herzog von Aquitanien, Chilperichs Beschützer, floh mit diesem.

Nach Chlotars Tod 719 ward C. von Eudo an Karl Martell ausgeliefert und starb kurz darauf als Scheinkönig der Franken.

Chiltern Hills (spr. tschill-), Hügelkette in der engl. Grafschaft Buckingham und den nächstliegenden Distrikten, am linken Themseufer, oberhalb Reading, gehört der Kalkformation an und ist von unbedeutender Höhe (bei Wendower und bei Kinsworth 276 Meter hoch). Die Abhänge waren ehedem mit Buchenwäldern bekleidet, die als der Aufenthaltsort von Räuberbanden berüchtigt waren.

Chimära, in der griech. Mythologie ein feuerspeiendes Ungeheuer in Lykien, nach Homer von göttlichem Geschlecht, vorn Löwe, in der Mitte Ziege, hinten Drache, das, vom karischen König Amisodaros aufgenährt, lange das Land verwüstete, bis Bellerophon (s. d.) es erlegte; bei Hesiod eine Tochter des Typhon und der Echidna, mit den drei Köpfen der genannten Thiere. Später vermischten sich beide Vorstellungen zu einer. Das Bild der C. kommt auf Münzen von Korinth, Seriphos u. a. Städten vor; ein in harten Umrissen, aber lebendig ausgeführtes antikes Erzbild derselben enthält das Museum der Uffizien zu Florenz. Den Namen C. führte auch ein feuerspeiender Berg in Lykien, dessen vulkanische Beschaffenheit man überhaupt im Bilde der C. symbolisch dargestellt erkennen wollte.

Chimäre (griech., gewöhnlich nach dem franz. chimère Schimäre ausgesprochen), Wahn, Spiel der Einbildungskraft, Idee, deren Verwirklichung unmöglich ist, nach der mythischen Chimära gebildet. Daher chimärisch, abenteuerlich, unausführbar; chimärisiren, Luftschlösser bauen.

Chimay (spr. schimä), Stadt in der belg. Provinz Hennegau, am Blanchefluß und an der von Marienbourg kommenden Zweigbahn, mit einem Schloß und Park der Prinzen gleichen Namens, 2 Kirchen, einem Hospital, zahlreichen Eisenwerken, Hohöfen, berühmten Marmorbrüchen und (1866) 3012 Einw.

Chimay (spr. schimä), 1) François Josephe Philippe de Riquet, Graf Caraman, Fürst von, geb. 21. Sept. 1771, Neffe und Erbe des letzten Fürsten von C. aus dem Hause Bossu, Sohn des Grafen Victor Maurice de Riquet de Caraman, des Gemahls der Prinzessin Marie Anne de C., welcher 24. Jan. 1807 zu Paris starb, Nachkomme des Peter Paul Riquet, der sich durch Unternehmungsgeist und besonders durch den Bau des Kanals von Languedoc vom Gärtner zum berühmten Mann aufschwang und 1666 von Ludwig XIV. geadelt wurde. Beim Ausbruch der Revolution Officier, verließ C. als Royalist Frankreich, wurde nach der Restauration Ludwigsritter und Oberst der Kavallerie, 1815 vom Departement Ardennen in die Deputirtenkammer gewählt, wo er zur Opposition hielt, und lebte seitdem meist in den Niederlanden, wo er vom König 1820 zum Mitglied der ersten Kammer der Generalstaaten ernannt wurde, in welcher Stelle er stets einen anerkennenswerthen Freimuth zeigte. Obgleich er bereits seit 1804 Besitzer der Chimay'schen Domänen war, wurde sein Fürstentitel doch erst 1824 vom König der Niederlande bestätigt. Er starb 2. März 1843. — Seine Gemahlin, Jeanne Marie Ignazie Therese von Cabarrus, Prinzessin von C., Tochter des spanischen Ministers Cabarrus, geb. 1775 zu Saragossa, vermählte sich, kaum 16jährig, gezwungener Weise mit dem Parlamentsrath von Fontenay, den sie nach Paris begleitete. Als ihr Gemahl emigrirte, trennte sie sich von demselben und ward Beschützerin aller literarischen und künstlerischen Vereine. Vor der Schreckensregierung floh sie nach Bordeaux, wo sich zwischen ihr und dem Konventsdeputirten Tallien ein zärtliches Verhältnis entspann. Das dadurch gemilderte Benehmen Talliens erregte den Argwohn des Wohlfahrtsausschusses, der daher Therese verhaften ließ und die Hinrichtung Talliens beabsichtigte. Der Sturz Robespierre's (9. Thermidor) vereitelte das letztere und brachte Therese und der mit ihr im Gefängnis befindlichen und befreundeten Josephine von Beauharnais die Freiheit. Therese vermählte sich mit Tallien und genoß wegen ihrer Schönheit und ihres Eifers, womit sie sich aller Unglücklichen annahm, allgemeine Huldigung. Während aber Tallien Napoleon I. nach Aegypten begleitete, brach Therese die Treue gegen den Gemahl und ließ sich endlich sogar von ihm scheiden, ohne daß dadurch ihr freundliches Verhältnis gelöst wurde. Als ihr Napoleon, der ihr vor seiner Verbindung mit Josephine leidenschaftlich zugethan gewesen war und auch später noch in ziemlich vertrautem Verhältnis zu ihr gestanden hatte, den Zutritt an seinen Hof nicht gestattete, trat sie mit seiner Gegnerin, der Frau von Staël, in Verbindung und lernte durch sie den Prinzen von C. kennen, mit dem sie sich 1805 verheirathete. Sie war Mutter mehrerer Kinder und starb 15. Jan. 1835.

2) Joseph von Riquet, Fürst von Caraman und C., span. Grand erster Klasse und belg. Gesandter und Diplomat an verschiedenen Höfen, geb. 20. Aug. 1808 zu Brüssel, Sohn des vorigen, folgte 1843 seinem Vater in der Fürstenwürde, stand mehrere Jahre im Dienst der belg. Regierung und vertrat dieselbe als Gesandter im Haag, in Frankfurt a. M. und in Rom. Später die Bekleidung öffentlicher Gesandtschaftsposten ablehnend, lebte er theils auf seinem Schloß Chimay, theils in Brüssel, wo er den seine Güter umfassenden Bezirk Thuin fast fortwährend im Kongreß vertrat. König Leopold I. gebrauchte C. zu vielen geheimen Sendungen, bald in speciell belgischem Interesse, bald in allgemein europäischen Angelegenheiten, zuletzt kurz vor dem Ende des italienischen Kriegs 1859, dessen unerwartete Wendung mit einer geheimen Sendung Chimay's in das Lager in Verbindung gebracht wurde.

Chimborázo (spr. tschimwo-), ein Gipfel der Kordilleren von Quito, liegt in der Republik Ecuador, in der westlichen Gebirgskette zwischen dem zweigipfeligen Iliniza und dem vierköpfigen Pichincha, unter 1° 47′ südl. Br. und erreicht eine Höhe von 6425 Meter. Den Ruhm, der höchste Berg der Kordilleren zu sein, hat er zwar längst verloren; doch bleibt er durch das Andenken wichtiger wissenschaftlicher Untersuchungen, das sich an ihn knüpft, immerhin der interessanteste Andesgipfel. Er bildet einen mächtigen abgestumpften Kegel, der am imposantesten von der 2630 Meter hohen Hochebene von Tapi aus erscheint, und ist mit Sicherheit als ein erloschener Vulkan zu betrachten. Er besteht aus einer Anhäufung von Trachytfelsen; seine Abhänge steigen unter bedeutenden Winkeln an und sind durch zahllose Barrancos (Schluchten) gefurcht. Den ersten Versuch der Besteigung machte 1745 La Condamine. Im Juni 1802 unternahmen es A. v. Humboldt und Bonpland, vom Dorf Calpi aus (3150 Meter ü. M.) den Berg zu besteigen. Sie fanden

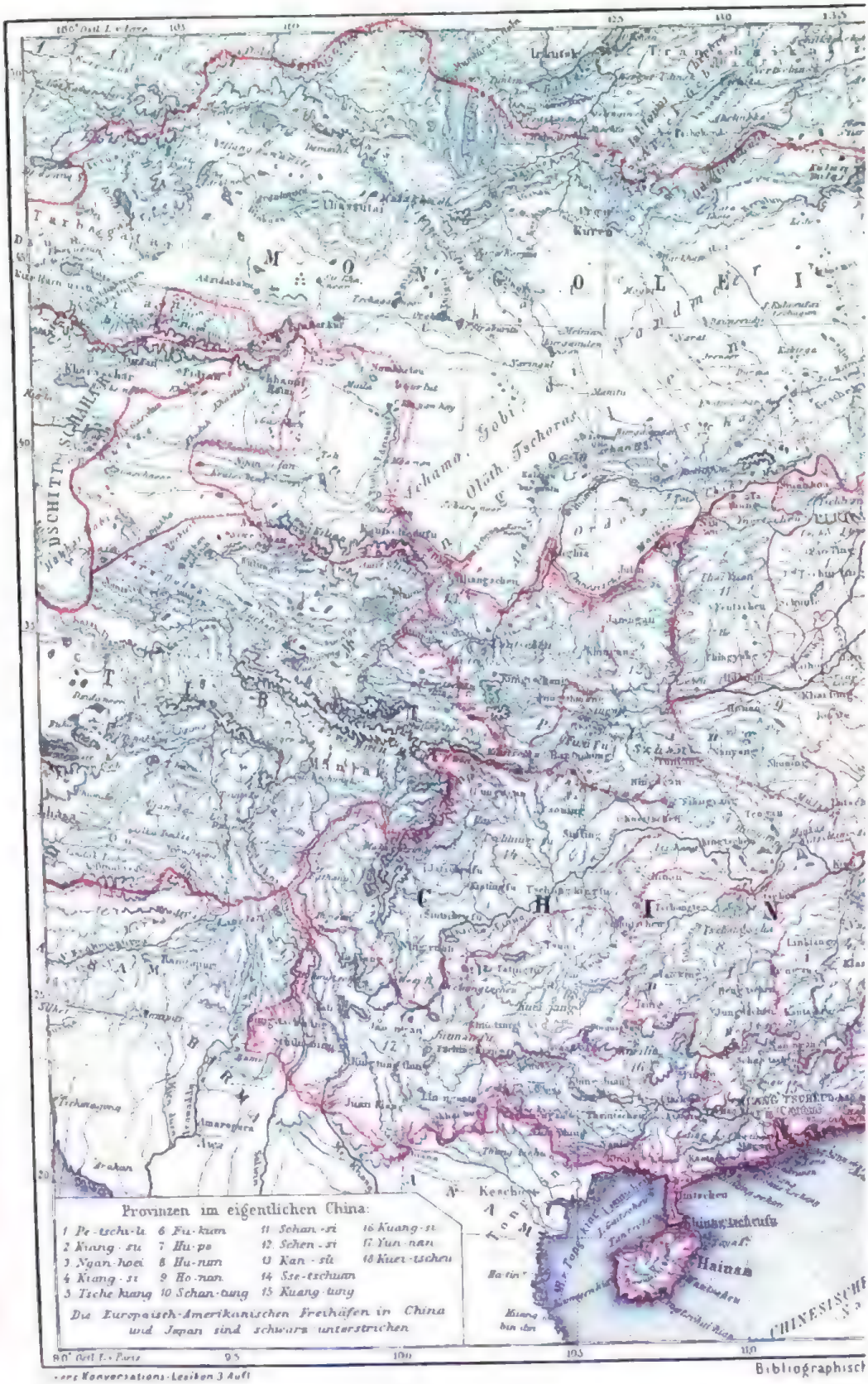
ihn von SSO. her von großen, stufenweise übereinander liegenden Ebenen umgeben und diese bis 3800 Meter Höhe mit Gras bewachsen. Unter dieser Höhe erreichte man einen kleinen See (Laguna de Yanacoche) von ca. 42 Meter Durchmesser. Etwa 290 Meter über dem See verschwand erst die Grasdecke auf dem Gestein. Jenseit der Schneegrenze erhoben sich große Felsmauern, von NO. nach SW. streichend, aus der ewigen Schneedecke, zum Theil in unförmliche, dünne, 16—20 Meter hohe Säulen gespalten. Endlich gewahrten die Reisenden durch den zerreißenden Nebel ganz in der Nähe den domförmigen Gipfel, aber eine klaffende, nicht zu umgehende Thalschlucht von 130 Meter Tiefe und 6,5 Meter Breite zwang sie in 5882 Meter Höhe zur Umkehr. Eine neue Besteigung versuchten im December 1831 Boussingault und der Engländer Hall, die bis über 6000 Meter emporbrangen, aber den Gipfel ebenfalls nicht zu erklimmen vermochten. Die Versicherung des Franzosen Remy, im November 1856 den Gipfel im Nebel erreicht zu haben, ohne es zu wissen, ist mit Zweifel aufgenommen worden. Vgl A. v. Humboldt, Kleinere Schriften, Bd. 1 (Stuttg. 1853).

Chimère (franz., f.), s. Chimäre.

China (s. Karte), der volkreichste Staat der Erde und dem Umfang nach das zweitgrößte Reich in Asien, das von der gesammten Bevölkerung der Erde den vierten Theil einnimmt und in seinen Anfängen als Einheitsstaat wahrscheinlich in das 3. Jahrh. v. Chr. zurückreicht. Es umfaßt das Hochland Centralasiens und seine östlichen Stufenländer, indem es sich durch 56 Längengrade (79—134° östl. L. v. Gr.) vom Westende des Karakorum bis zum Japanischen Meer, 5000 Kilom. weit, und durch 34 Breitengrade (18° 9′ bis 52° nördl. Br.) vom Südende der Insel Hainan bis zur russischen Grenze im N., 3700 Kilom. weit, erstreckt. Der Flächeninhalt dieses ungeheuren Ländergebiets wird zu höchstens 10 Mill. QKilom. (180—190,000 QM.), die Zahl der Einwohner nicht höher als zu 400 Mill. angenommen werden dürfen. Die Grenzen des Reichs lassen sich nur im allgemeinen angeben. Die Nordgrenze gegen Sibirien wird im O. (seit dem Vertrag von 1858) durch den Usuri und den Amur bezeichnet; weiter westlich sind deutliche Grenzlinien der Argun und Onon, zwischen welchen die Grenze etwas südlich vom 50. Breitengrad unterm Tarei Nor hinzieht; westlich der Selenga sind das Sajanische Gebirge, einige Zweige des Altai und des Alatau als Grenze zu betrachten. Früher zog von hier die Grenze zuerst in südwestlicher, dann südlicher Richtung bis zum 38.° nördl. Br. weiter; allein Turkestan muß für C. als für alle Zeit verloren betrachtet werden, ebenso die westlichste Mongolei. Jetzt bildet etwa vom 82.° östl. L. v. Gr. und 43.° nördl. Br. an der Thianschan die Südgrenze, wendet sich dann östlich vom 92.° östl. L. südlich und wieder westlich, so daß die Khukhu Nor-Mongolen und Tibet zu C., Turkestan aber außerhalb desselben fallen. Im S. ist der Himalaya die Grenze gegen Britisch-Indien, Nepal und Bhutan; sie senkt sich südlicher gegen Birma, Siam und Anam, ihre Linie ist hier wohl noch nie fest bestimmt worden. Die ganze übrige Grenze bildet das Meer: zunächst das Südchinesische (Nanhai) mit dem Busen von Tongking, dann das Ostchinesische Meer (Tonghai), weiter nördlich das Gelbe Meer (Hoanghai) mit dem Golf von Petscheli und das Japanische Meer. Die gesammte Länge der Küstenlinie schätzt man auf 5570 Kilom. Die Bestandtheile des chinesischen Reichs in diesem Umfang sind: das eigentliche C. (4,020,000 QKilom. oder 73,000 QM. groß mit 367,8 Mill. Einw.), dann die Nebenländer: Mandschurei (soweit dieselbe infolge der neuesten russischen Okkupationen C. verblieben ist, etwa 95,000 QKilom. oder 17,200 QM. mit 3 Mill. Einw.), Mongolei (3,377,000 QKilom. oder 61,360 QM. mit 3 Mill. Einw.), Tibet (1,688,000 QKilom. oder 30,650 QM. mit 2—3 Mill. Einw.), Theile von Turkestan, in ihrem Umfang zur Zeit nicht zu bestimmen, endlich als (nomineller) Tributstaat Korea (236,780 QKilom. oder 4300 QM. mit 9 Mill. Einw.). Vom Westland (Ili) geht von der Dsungarei (Thianschan Pelu) ein immer größeres Gebiet den Chinesen an die Russen verloren; Ostturkestan (Thianschan Nanlu) ist von Jakub Beg, dem Herrscher von Kaschgar, zu einem selbständigen Reich erhoben worden. Die Lieu-khieu-Inseln, welche früher ebenfalls zum chinesischen Reich gerechnet wurden, gehören seit 1872 definitiv zu Japan. Da das eigentliche C. und die Nebenländer China's zwar ein einziges Reich bilden, aber nach Naturbeschaffenheit und Nationalität ungemein verschieden sind, auch in der lokalen und Provinzverwaltung vielfach Selbständigkeit bewahrt haben, so werden sie am zweckmäßigsten auch einzeln für sich besprochen, und wir beschäftigen uns hier nur mit dem eigentlichen C., indem wir rücksichtlich der übrigen Länder auf die betreffenden Artikel verweisen.

Der Name C. ist aus dem Namen der alten Dynastie Thsin (255—209 v. Chr.) gebildet, der sich bei uns nach dem Vorbilde der Portugiesen in der Schreibweise China eingebürgert hat; die Eingebornen haben keinen allgemeinen Namen für ihr Land und Volk; Tschungkuë (»Reich der Mitte«) und ähnliche Namen hängen mit der Lehnseinrichtung zusammen (s. unten, Geschichte). Das eigentliche C. umfaßt den südöstlichen, im N. von der großen Mauer eingeschlossenen Theil des gesammten chinesischen Reichs, der sich östlich von den Alpen Tibets zwischen dem südlichen Abfall der mongolischen Hochebene im N. und den Grenzen Hinterindiens im S. bis an das Meer im O. und S. ausdehnt und ein gegliedertes, aber von Natur im ganzen geschlossenes Ganzes bildet. Hierzu kommen noch zwei weitere Stücke Landes, die, theils im S. der Mandschurei und am Südrande des mongolischen Hochlandes (jenseit der Chinesischen Mauer) gelegen, theils keilförmig in die westlichen Nebenländer hineingreifend, von der Regierung dem unmittelbar regierten Reichsgebiet einverleibt wurden, sowie außerdem auch die beiden Inseln Hainan und Formosa. Die Landmasse des eigentlichen C., abgesehen von jenem keilförmigen Anhängsel, hat demnach ihre Ausdehnung zwischen 20° und 41° nördl. Br. und zwischen 98° und 125° östl. L. v. Gr.; sie ist von N. nach S. wie von O. nach W. etwa 2200 Kilom. lang und umfaßt rund 3,309,000 QKilom. (60,100 QM., die specieller sein wollenden Angaben schwanken zwischen 60,050 und 61,200), mit Einschluß der erwähnten Anhängsel und der Inseln Hainan und Formosa ca. 4,020,000 QKilom. (73,000 QM.). Nach der politischen und administrativen Eintheilung zerfällt C. in 18 Provinzen, im S.: Jünnan, Kuangsi, Kuangtung und Fukian; im O.: Tschekiang, Nganhoei Kiangsu, Schantung; im N.: Petscheli, Schansi, Schensi, Kansu; im W.: Ssetschuan; in der Mitte:

Digitized by Google


M O N G O L E I
Irkutsk
Kiachta
Urga
Kuren
Tarbagatai
Altai
Gobi
Schamo
Olôth
Tschoras
Ordos
Hami
Hami
Kiayukuan
Liangtschen
Kinyang
Fuyu fu
Sikang fu
Tschangtu fu
Kiating fu
Tschungking
Kuei yang
Yunnan fu
Tali fu
Tschenyuen
Kunlun
Himalaya
Tsangpo
Brahmaputra
Irawadi
Hainan
Kiungtschou fu
Kanton
Kong Tschou Wan
Provinzen im eigentlichen China:
1 Pe-tschi-li 6 Fu-kian 11 Schan-si 16 Kuang-si
2 Kiang-su 7 Hu-pe 12 Schen-si 17 Yun-nan
3 Ngan-hoei 8 Hu-nan 13 Kan-su 18 Kuei-tschou
4 Kiang-si 9 Ho-nan 14 Sse-tschuan
5 Tsche kiang 10 Schan-tung 15 Kuang-tung
Die Europäisch-Amerikanischen Freihäfen in China und Japan sind schwarz unterstrichen

phisches Institut in Leipzig.

Digitized by Google

Kueitschêu Hunan, Kuangsi, Hupeh und Honan. Die kleinste dieser Provinzen ist Tschekiang mit 101,300 QKilom. (1840 QM.), ungefähr so groß wie Bayern, Würtemberg und Hessen, die größte, an Umfang die österreichische Monarchie übertreffend, Kansu mit 674,900 QKilom. (12,260 QM.). C. ist noch immer sehr unvollkommen bekannt; die Ufer des Jangtsekiangflusses und die Küstenprovinzen sind allein ausführlicher beschrieben. v. Richthofen ist zwar auf seinen ausgedehnten Reisen 1868—71 bis tief ins Innere vorgedrungen, und wir erhalten durch ihn über die Konfiguration des Landes, seine Geologie und Mineralschätze ganz neue Aufschlüsse; die Ergebnisse seiner Reisen liegen jedoch (1874) noch nicht vor, und so konnten im folgenden die bisherigen Schilderungen des Innern von C. nur in einzelnen Beziehungen vervollständigt werden. Der Oberflächengestaltung nach zerfällt das Reich in ein Hochgebirgsland (im W. und NW.) und in ein Stufen- und Tiefland (im SO. und O.). Man nimmt an, daß das südliche Gebirge mit dem Himalaya zusammenhänge. Diese Südkette (Nanling) streicht unterm 26.° nördl. Br. und trennt die südlichen Provinzen von den nördlichen. In der Mitte von Kueitschêu sollen noch Gipfel von Schnee und Gletscher sein; die Passage, durch welche von Kanton nach Peking der Weg führt, wird zu 2400 Meter Höhe geschätzt. Das zweite Parallelgebirge, von Richthofen unter dem Namen Funinschan (statt Peling) eingeführt, scheint der östliche Ausläufer des mächtigen Kuenlün in Centralasien zu sein und erhebt sich zu 1220—1520 Meter Höhe, während die Pässe in 300 und 450 Meter Höhe liegen. Es werden eine Menge Namen für Gebirgsverzweigungen von weniger ausgeprägtem Charakter genannt, deren Mittheilung kein besonderes Interesse hat. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß zwei Drittheile der ganzen Fläche des eigentlichen C. Bergland sind. Nach den Verhältnissen der Höhe können wir 3 große Regionen unterscheiden: 1) das Alpenland im W. und NW. begreift die Provinzen Schentsi, Kansu, Schansi, Sfetschuan, Jünnan und Kueitschêu. 2) Die Stufenländer der Südkette (Nanling) fallen nach S. dem Meer zu terassenförmig ab und ebenso nördlich. Dieser oft kahlen und unfruchtbaren Region gehören an die Provinzen Kuangsi, Kuangtung, Fukian, Tschekiang; die Binnenprovinzen Honan, Kiangsi und Nganhoei, welche zum Theil den zweiten innern Terrassenabfall bilden, nehmen am Bergcharakter theil, gehören aber der größern Fläche nach zur nächsten Abtheilung. 3) Das Tiefland, die große Alluvialebene zu beiden Seiten des untern Jangtsekiang, des Hoangho und Peihoflusses, nach O. dem Meer zu sich öffnend, auf den übrigen Seiten von den Abhängen des Alpenlandes begrenzt, ist ein weites seenreiches, oft sumpfiges Kulturland, meist aus Löß bestehend, auf welchem die Dichtigkeit der Bevölkerung und die sorgfältige Bodenbearbeitung eine Höhe erreicht hat, wie wohl sonst nirgends in der Welt. Zu dieser Region gehören die Hauptproduktionsgebiete von C., die Provinzen Hupeh, Theile von Hunan, Kiangsi und Nganhoei, Kiangsu, Schantung und Petscheli.

Die Bewässerung ist in C. reichlicher, sowohl durch Flüsse, als durch Kanäle, als wohl in irgend einem andern Land; die Kanäle fangen aber bei der schlechten Wirtschaft der Regierung zu verfallen an und sind theilweise schon unbenutzbar. C. hat zwei große Flußsysteme, das des Hoangho und des Jangtsekiang. Der Hoangho (Gelber Fluß) hat seit 602 v. Chr. zwischen dem 34. und 39.° nördl. Br. seine Mündungen neunmal verändert; er mündet jetzt in den Golf von Petscheli, etwas südlich des 38.° nördl. Br. Seine Länge wird von Ritter zu 2078, mit den Krümmungen auf 4000 bis 4200 Kilom. geschätzt, sein Stromgebiet auf 1,850,000 QKilom. (33,600 QM.). Sein oberer Lauf außerhalb C. ist sehr wenig bekannt, seine Quellen sind noch nicht untersucht. Mit chinesischen Barken kann er stellenweise befahren werden, mit Dampfern wohl nirgends; vom Meer aus ist er nicht schiffbar, in seinem untern Lauf wälzt er ungeheure Mengen Erde und Schlamm dem Meer zu. Das Bett ist bei Fukien 320 Meter breit und häufig Veränderungen unterworfen; an seinem Ausfluß setzt der Strom über eine seichte Barre. Sein Wasser dient vor allem der Bewässerung; weithin verheerend wirkt er durch seine Ueberschwemmungen, gegen welche riesige Erdwerke angelegt sind, die aus doppelten, durch Querdämme verbundenen Parallelbänken bestehen; die Dämme müssen im untern Lauf bis zu 21 Meter hoch und so breit sein, daß vier Eisenbahngeleise darauf gelegt werden könnten, wenn sie Schutz gewähren sollen (Orenham). Die Ablenkung des Flusses in sein neues Bett hängt insofern mit der Taipingrebellion zusammen, als während der Unruhen und der Verwirrung zu Anfang der fünfziger Jahre die Ueberwachung der Uferbauten, welche von einem Chef mit 64,000 Arbeitern zu geschehen pflegte, vernachlässigt wurde und infolge davon der Durchbruch des nördlichen Ufers bei Fjunghien (ca. 60 Kilom. östlich von Kaifung) entstanden ist. China ist während langer geologischer Perioden in fortschreitender Senkung begriffen gewesen, die nach Richthofen auch jetzt noch fortdauert; ein nicht geringer Theil der Ebene ist durch die Ablagerungen dieses großen Flusses ausgefüllt worden. Der zweite große Strom China's ist der Jangtsekiang, was nicht als »blauer Fluß«, auch nicht als »Sohn des Meers«, sondern als der »Ausdehnende« zu erklären ist (Enkins). Seine Länge beträgt 2910, mit den Krümmungen 4900 bis 5340 Kilom.; sein Stromgebiet erstreckt sich über 1,872,000 QKilom. (34,000 QM.), wenn nicht sogar 2,970,000 QKilom. (54,000 QM.). Er entsteht aus der Vereinigung des Kinschakiang (»Goldsandfluß«) und Jalungkiang, des Jarlung der Tibeter, welche sich unter 26° 30′ nördl. Br. und 101°52′ östl. L. v. Gr. vereinigen; der Kinschakiang ist der Hauptarm, sein Lauf ist viel länger; die Quellen beider Flüsse liegen in Tibet. Der Strom ist schiffbar für Dampfer kaum über Itschang (Provinz Hupeh) hinaus, für Barken noch über Sutschau in Sfetschuan hinaus. Er ist die Hauptverkehrsader mit dem Innern des Landes; die größten Handelsstädte liegen an ihm, und die Hauptsumme des chinesischen Kapitals ist hier aufgehäuft. Zerstörend wirkt er durch den außerordentlich starken Wechsel im Wasserstand. Von Itschang ab beträgt sein Gefälle 16,4 Centim. auf 1000 Meter, d. h. es ist fast doppelt so stark als das des Nils und Amazonenstroms, dreimal so groß als das des Ganges; am 1. April passirten diese Stelle (nach Blakiston) 10,092, im Juni dagegen 16,780 Kubikmeter. Im Sommer überschwemmt und verheert der Jangtsekiang regelmäßig große Strecken der oberen Provinzen, insbesondere von Hupeh und Nganhoei. Um einen Begriff von den riesigen Dimensionen zu ermöglichen, in welchen sein Steigen stattfindet, sei

Digitized by Google

erwähnt, daß 23. Juli 1869 in Hankau die Differenz zwischen dem damaligen und dem mittlern Wasserstand während des Winters 11,6 Meter betrug; 103 Tage lang (bis 4. Okt.) war die europäische Ansiedlung der Ueberschwemmung preis gegeben, über 40,000 Einwohner der Chinesenstadt flüchteten sich nach den Hügeln. Der Strom wurde seit dem Frieden von Tientsin (1858) wiederholt von Europäern bis nach Sfetschuan befahren; sein Lauf, seine Ufer und der überaus frequente Schiffs- und Floßverkehr auf ihm wurden ausführlich beschrieben. Die letzte Erforschungsexpedition wurde 1869 im Auftrag der Schanghai-Handelskammer ausgeführt. Die Mündung des Flusses bildet jetzt einen einzigen großen Arm, etwas südlich vom 32.° nördl. Br.; früher waren es 3 Arme, von denen einer sich in die Hangtschëubai ergoß. Er erfährt auch in Tiefe und Fahrwasser so große Veränderungen, daß sich die 1842 für das Delta aufgenommenen englischen Admiralitätskarten 1858 unbrauchbar erwiesen. Von den übrigen Flüssen ist der längste der Sikiang, der im südöstlichen Jünnan entspringt und südlich von Kanton mündet; schiffbar ist er bis Pesi. Der Peiho oder Nordfluß, welcher an Peking vorbeiströmt, hat seinen Ursprung im südlichen Randgebirge der Mongolei; er hat bei Tientsin, dem Hafenort von Peking, 54—73 Meter Breite; seine durchschnittliche Tiefe zwischen hier und Taku beträgt 3,6—5,5 Meter. Der Fluß wird mit Barken bis Tungtschëu befahren. Die übrigen Flüsse sind nicht erwähnenswerth. Mit Landseen ist die Ebene übersäet; der größte, der Tongting, liegt südlich am Jangtsekiang; der zweitgrößte, eben dort, ist der Pojang; im N. des Flusses liegt der Kaojusee. Ein Netz von Kanälen, das an Ausdehnung und vielfachster Verzweigung seines Gleichen nicht hat, bedeckt das Tiefland; sie dienen statt der sehr seltenen Kunststraßen in ergiebiger Weise dem Transport von Personen wie Waaren und sind zugleich für die Bewässerung von höchster Wichtigkeit. Der größte und wichtigste, zu dem sich die anderen wie Aeste und Zweige verhalten, ist der 1100 Kilom. lange und 80—330 Meter breite Kaiserkanal (meist Jünho, »Beförderungsfluß«, genannt), der, seit dem 7. Jahrh. n. Chr. nicht durch Ausgrabung, sondern durch Aufdämmung angelegt, aber erst unter der Mongolenherrschaft vollendet, mit dem Peiho in Verbindung steht, den Hoangho wie Jangtsekiang quer durchschneidet und bis vor kurzem die große Kommunikationslinie des Reichs bildete; jetzt gibt dieser Riesenbau nur noch Zeugnis von einstiger Größe und gegenwärtigem Verfall. Der veränderte Lauf, den der Hoangho nahm, verursachte den ersten großen Schaden am Kanalbau; da Reparaturen unterblieben, so befindet sich der Theil nordwärts vom alten Bette des Stroms in einem ganz verwahrlosten Zustand. Der südliche Theil hat bisher noch einen regelmäßigen Verkehr gestattet; aber wenn der Erhaltung dieses Werks von Seiten der Regierung keine Aufmerksamkeit geschenkt wird und die Vorschläge der fremden Ingenieure wie bisher mit Geringschätzung zurückgewiesen werden, so ist nicht nur der Einsturz eines Theils des Damms, der den Kanal vom Kaojusee trennt, in Bälde zu befürchten, sondern auch einer der fruchtbarsten Landstriche China's der Ueberschwemmung preis gegeben.

Die Küste China's ist, wenn auch nicht im großen, so doch im kleinen durch eine Menge von Buchten und Baien, von Vorsprüngen und kleinen Halbinseln in hohem Maß gegliedert; so besonders auf der Strecke von Hainan bis zur Mündung des Jangtsekiang. Von da bis nördlich von Liaotong hin ist das Ufer bedeutend flacher und wegen seiner Untiefen für die Schiffer gefährlich. Das Lotsenwesen ist von den unter europäischer und amerikanischer Leitung stehenden Hafenbehörden geordnet. Zwischen den Mündungen der beiden großen Ströme gibt es nur wenige gute Häfen; dagegen bietet die Küstenstrecke von Ningpo bis Hongkong, die, aus unfruchtbaren, lehmfarbigen Klippen bestehend, sonst freilich wenig Einladendes hat, den Schiffen gute und sichere Ankergründe. Große Gefahren bringen der Schiffahrt in diesen Gewässern die Cyclone oder Taifun (»Drehstürme«), welche alle Schiffe, Häuser ꝛc. vernichten, die in ihrem Bereich sich befinden. Größere Golfe sind der von Liaotong und von Petschili im N., der von Tschekiang an der Ostküste und die Busen von Kanton und Tongking an der Südseite. Unter den zahlreichen Inseln, welche die Küste umsäumen, sind, von den beiden großen, Hainan und Formosa, abgesehen, die Inselgruppen im Golf von Kanton (mit Macao und Hongkong) und im Golf von Hangtschëu (worunter die größte Tschëutschan) hervorzuheben.

Das Klima eines Landes von solcher Ausdehnung wie C. ist begreiflicher Weise sehr verschieden. Seine Jahrestemperatur wechselt zwischen der von Unteritalien oder des nördlichen Afrika und jener von Stockholm; die Wintertemperatur seines nördlichen Strichs kommt ungefähr jener der nördlichen Länder Oesterreichs gleich. Die jährliche Durchschnittstemperatur wechselt von 10° C. in Peking (40° nördl. Br.) bis 21° in Kanton (23° 12′ nördl. Br.). Die Sommertemperatur ist fast in ganz C. sehr hoch, so daß sie im Schatten bis auf 38° steigt; das Mittel ist für Peking 25,6° C., in Kanton 34,8; am mittlern Jangtsekiang wird die Wärme schon im Mai drückend, bei mittleren Tagestemperaturen von 27—30° C. Die Wintertemperatur wechselt in den nördlichen Provinzen im Mittel zwischen —2 und —14° C.; der Winter beginnt hier im November und December und endet im März und April. Im mittlern C. zeigt der Winter selten 0°; er dauert von Anfang December bis Ende Februar, oft nur von Mitte Januar bis Mitte Februar. Im südlichen C. beträgt die Wintertemperatur in den Niederungen meist 15°; im Januar und Februar sinkt sie auf 10°, auch noch tiefer; es fällt etwas Schnee, und es bildet sich eine Eiskruste von kaum ½ Centim. Dicke. Das Charakteristische im Klima Ostasiens ist die Herrschaft des Monsun. Im Winter herrscht fast ausschließlich der Polarstrom (hier aus NW. wehend), dabei klarer Himmel, wenig Niederschlag, hoher Barometerstand; im Sommer wird der Seewind weit in das Land hineingezogen, mächtige Niederschläge finden statt, der Himmel ist vorwaltend trüb, während in Europa der Winter die vorwiegend bewölkte Jahreszeit ist. In den inneren Provinzen, wie Sfetschuan, ist die Vertheilung des Regens auf die Jahreszeiten fast genau umgekehrt; auch hier ist das Klima aber noch mild, die kühlsten Sommer hat im S. die Provinz Jünnan.

Die mineralischen Schätze China's sind sehr bedeutend; besonders an den unentbehrlichen Mineralien hat es enorme Vorräthe. Die Gruben von edeln Metallen scheinen nicht ergiebig; Gold besonders und Silber bilden einen beträchtlichen Importartikel aus Sibirien und vom Meer her. Salz wird aus dem Seewasser, an den Küsten und aus

Soolquellen, Steinsalz im W., besonders in Sset-schuan und Jünnan, gewonnen; die Salzgewinnung aus Seewasser ist bedeutend. Das Salz ist kaiserliches Monopol, von 600 Gramm wird durchschnittlich eine Abgabe von 2½ Reichspfennigen erhoben. Steinkohlen wurden hauptsächlich im nördlichen C., aber auch in Hunan, Kiangsi, Kuangtung aufgefunden. Von ungewöhnlicher Mächtigkeit sind die Lager in Schansi; ihr Abbau ist sehr leicht, und die ganze Erde könnte von hier aus auf tausende von Jahren mit Kohlen versehen werden (v. Richthofen). Jeder, dem es beliebt, darf ein Kohlenlager abbauen; der Preis wird aber durch eine Reihe von Zwischenhändlern so hoch hinauf getrieben, daß in den Seestädten englische Kohle billiger kommt als einheimische, und Schiffe laden vortheilhaft Kohle aus Europa; neuerdings macht japanesische Kohle Konkurrenz. Der Regierung fehlt noch jegliche Einsicht in den Werth dieses Materials. Der Gebrauch der Kohle läßt sich schon im 3. Jahrh. v. Chr. nachweisen; gegenwärtig werden sie in der Haushaltung als Brennmaterial vorwiegend im N., ungern in den weiter südlich gelegenen Provinzen gebraucht. Eisen ist sehr verbreitet, die mächtigsten Lager kommen zusammen mit Steinkohle vor; eine große Menge Menschen findet in den Eisenwerken von Schansi Beschäftigung, aber die bergmännische Bearbeitung der Felder wie die Verarbeitung des Erzes ist noch eine höchst primitive. Reiche Lager von Kupfer, Quecksilber, Zinn sind nicht selten. Die Detailerforschung des Landes wird uns noch mit zahlreichen Fundorten der wichtigsten Mineralien bekannt machen. — Die Pflanzenwelt wechselt nach den verschiedenen Theilen. Im Küstengebiet gedeihen Palmen, Zuckerrohr (besonders reichlich in Formosa, das den besten Zucker Asiens liefert), Bananen, Bataten, Jams und andere den warmen Ländern angehörige Gewächse. Zwischen dem 25.°—35.° nördl. Br., im Tiefland (besonders in den Niederungen der großen Flüsse) wird Reis gebaut; auch gibt es hier Orangen, Citronen, auch wohl noch Zuckerrohr. Wichtige Ausfuhrprodukte sind der vegetabilische Talg vom Talgbaum (Stillingia sebifera), der in der Umgebung von Ningpo in großer Menge kultivirt wird; Kampher aus dem östlichen C. und besonders von Formosa; Zimmet vom Cassia- oder Zimmetbaum in Jünnan und Kuangsi (der chinesische Zimmet ist aromatischer als jener von Ceylon und Malabar). Die eigentliche Charakterpflanze China's sowie sein Welthandelsartikel ist die Theepflanze in zwei Arten: Thea viridis und Thea Bohea in mehreren Varietäten; ihr Anbau zieht sich über 28 Breiten- und 30 Längengrade hin, sie gedeiht aber am besten im mittlern C. zwischen 27 und 30° nördl. Br., wo die mittlere Jahrestemperatur zwischen 16,7 und 20° C. schwankt, und wo auf starken Regenfall heiteres Wetter und Hitze folgt, das eine ebenso nöthig zum üppigen und raschen Wachsthum der Blätter wie das andere für den Wohlgeruch und die Güte der Qualität. Die Baumwollstaude wird vorzüglich im mittlern C. gebaut; ihr Produkt ist kürzer als das der amerikanischen und ägyptischen, auch nicht reinlich bereitet und fand nur zur Zeit des nordamerikanischen Kriegs Absatz nach Europa. An Arzneipflanzen ist C. reich; der Rhabarber ist vorzüglich, eine Menge anderer sind erst in den letzten Jahrzehnten bekannt geworden (vgl. »Ausland« 1864). Der Mohnbau zum Zweck der Gewinnung von Opium, der zu Anfang der vierziger Jahre noch unbekannt war, nimmt jetzt nahezu ⅔ der Ackerfläche von Sset-schuan und ⅓ der von Jünnan ein, ist in stetem Zunehmen begriffen und in hohem Grad lohnend; an Stärke steht aber das chinesische Produkt dem indischen bedeutend nach. Hirse und Weizen sind die Hauptcerealien, Roggen scheint nicht gebaut zu werden; an Gemüsearten ist ein großer Reichthum. Die Weinrebe kommt wild vor, wird aber auch gezogen; die Trauben werden aber nur in frischem Zustand genossen. Der Maulbeerbaum wird bei der großen Seidenkultur überaus häufig angebaut; der nützliche Bambus findet sich in allen Dörfern, die Wälder sind im Rückgang begriffen. — Was das Thierreich betrifft, so hat sich aus den kultivirten und dichtbevölkerten Provinzen längst alles Wild in die entlegeneren Landstriche zurückgezogen. Von reißenden Thieren zeigt sich noch am häufigsten der Tiger in den Ebenen, aber auch dieser ist seltener geworden; Bären kommen im W. vor, Affen in SW. und auf der Insel Hainan. Der Riesensalamander, von dem man bisher nur die Sieboldia maxima Japans kannte, wurde neuerdings auch in C. entdeckt. Jagdbare Thiere sind Hirsche, wovon einige Arten C. eigenthümlich sind, auch Rehe, Hasen, sehr schöne Fasanen, zahllose wilde Enten ꝛc. Elefanten und der Schabraken-Tapir (Tapirus indicus) werden in Jünnan angetroffen, das Moschusthier in den westlichen Provinzen. Die Hausthiere spielen eine weit geringere Rolle als in Europa. Geflügel ist zahlreich, ebenso Hunde und Katzen. Viehzucht im großen wird nur im nordwestlichen C. getrieben, wo die Tataren große Schaf- und Rinderherden halten. Büffel und Ochsen, von denen es zwei Varietäten gibt, mit und ohne einen kleinen Schulterhöcker, werden nur zum Ackerbau gezogen; sie nähren sich im Sommer vom Gras zwischen den Feldern oder auf den an den Kanälen noch übrig gelassenen Bodenflächen, auf welchen sie an einer Schnur herumgeführt werden; im Winter bildet Reis- und Weizenstroh, Oelkuchen ꝛc. ihr Futter. Die Pferde sind von einer kleinen Rasse; zweihöckerige Kamele sind im W., besonders in Kansu, Esel und Maulthiere in der Provinz Schantung und in anderen hügeligen nördlichen Provinzen vielfach im Gebrauch. Ueberall findet man kleine, kurzbeinige, leicht Fett ansetzende Schweine von runder Körperform mit eingebogenem Rücken und sparsamer schwarzer Haarbedeckung; man gibt ihnen grobgemahlene oder zerstampfte Bohnen in einer mit verschiedenen Küchenabfällen vermischten Flüssigkeit. Ziegen und Schafe sind im südlichen C. ziemlich selten. Enten werden im mittlern und südlichen C. in enormen Quantitäten gezogen. Die Bienenzucht ist namhaft nur in Hunan und Hupeh; Baumwachs kommt von einem Insekt (Coccus pela), welches auf Eschen lebt. Die Seidenraupe wird im ganzen Reich gezogen (s. unten). Fische finden sich in unermeßlicher Menge und bilden einen Hauptartikel der Nahrung; zu den C. eigenthümlichen Arten gehören die 1611 nach Europa gebrachten Goldfische. Die künstliche Fischzucht ist den Chinesen schon seit den frühesten Zeiten bekannt. An den Südküsten sind Austern sehr gewöhnlich. An Schmetterlingen und Käfern sind C. viele Arten eigenthümlich. Heuschreckenschwärme sind selten; der erste, den die Geschichte verzeichnet, fand 706 v. Chr. im nördlichen C. statt. Jährlich richten dagegen die wilden Schweine große Verheerungen an, die besonders im W. der großen Ebene sehr zahlreich sind und ungestört sich

vermehren können, da die Chinesen keine Jagdliebhaber sind.

Die Bevölkerung China's ist seit Jahrhunderten mehr oder minder genau aufgezeichnet. Unzuverlässig sind die Angaben für die Zeit von 2200 und 1115 v. Chr., wo das damals ungleich kleinere Reich 13,5 und 13,7 Mill. Einw. gezählt haben soll. Für 683 v. Chr. werden 11,9 Mill. angegeben; die genaue Zählung vom Jahr 2 n. Chr. ergab 12,2 Mill. Thüren (Familien) und 59,59 Mill. Mäuler (Personen). Im 3. Jahrh. n. Chr. soll die Bevölkerung durch Krieg ꝛc. auf 7,5 Mill. gesunken sein, unter der Mongolendynastie (1280—1367) hob sie sich auf 60 Mill., und 60,9 Mill. werden noch für 1579 angegeben. Seit Beginn der Regierung der jetzigen Dynastie, also seit 1664, werden die Bewohner regelmäßig registrirt; man fand in dem Bezirk, dem wir oben dem eigentlichen C. gaben, 1761: 196,8, 1771: 214,6, 1782: 284,0, 1812: 361,5 Mill. einschließlich der Tatarei; 1842 betrug die Einwohnerzahl 414,5 Mill.; für 1865 gibt das statistische Komité zu Kalkutta 415,0, für 1871 367,5 Mill. an. Dieterici in seiner vorzüglichen Abhandlung über die Bevölkerung der Erde (1859) schätzt die Einwohnerzahl zu 400 Mill.; etwas über 400 Mill. gibt v. Scherzer, fast 405 Mill. Wagner (in »Die Bevölkerung der Erde«, Heft 2, Gotha 1874) an. Von dieser Gesammtbevölkerung, die zu 367,5 Mill. nicht zu niedrig angenommen sein wird, kommen rund auf 1 QM. gegen 6000 Einw. Die Dichtigkeit ist aber ungemein verschieden; sie beträgt auf 1 QM. in der großen Ebene 16,000 und 20,000 in den überaus fruchtbaren Provinzen Kiangsu und Nganhoei; am dichtesten ist sie längs der großen Ströme in der Nähe der Städte. (Belgien zählt auf 1 QM. 9511 Einw., das Königreich Sachsen 9404, Preußen 3906 Einw.; die Gangesebenen sind dagegen noch dichter bevölkert als die volkreichsten Gegenden China's). Die Masse der Bevölkerung China's bilden fast ausschließlich die eigentlichen Chinesen, ein eigener Schlag Menschen, dessen Ursitze noch unbestimmt sind. Nach ihrer Tradition sind sie von NW. eingewandert; ethnographisch scheinen sie einer den Mongolen verwandten Rasse anzugehören, dürfen aber (nach Rennie) mit den Mongolen selbst aus sprachlichen Gründen, wie wegen ihrer Köperbeschaffenheit kaum identificirt werden. Von Statur sind sie klein, selten über 1,52 Meter groß und würden sohin zu den »kleinen« Leuten der deutschen Militärersatz-Instruktion zählen; die Frauen sind meistens noch kleiner. Das Gesicht ist rund, die Augen sind klein, eng geschlitzt, weit von einander abstehend, stets schwarz, sichtlich schief gestellt und mit dicken Augenbrauen überzogen; die Backenknochen sind hervorstehend; die Nase ist klein und gedrückt, die Stirn niedrig und unbedeutend; die Lippen sind dicker als bei den Europäern; ein dünner Bart bedeckt Kinn und Oberlippe, das Haar ist straff und schwarz. In der Muskelbildung stehen sie den kaukasischen Rassen nach; der häufig mangelnde Bart verleiht dem Mann einen etwas weibischen Typus, und an Orten, wo eine weite Kleidung getragen wird, ist es oft schwer, Männer und Weiber sogleich von einander zu unterscheiden (v. Scherzer). Das Klima äußert seinen Einfluß auf Aeußeres, Körperkraft wie Charakter. Die Chinesen des nördlichen C. sind im allgemeinen stärker gebaut und von röthlicher Gesichtsfarbe; jene des mittlern C. sind von schwächlicherem Körperbau und blaßgelb; die Bewohner des südlichen C. sind in der Ebene schwächlicher als die vorigen und dunkler; roh und unzugänglich sind die Bewohner der Gebirge. Reste der Urbewohner haben sich erhalten in den Miaotse im NW. der Provinz Kuangtung; besondere Volksstämme bilden in den Umgebungen der Miaotse die Punti (21 Mill. an Zahl), die Hakka (etwa 4 Mill.) und die Hoklo (an 3 Mill.). Ihre Sprachen charakterisiren sich als Dialekte des Chinesischen. Diese Stämme, wie die in Sstetschuan wohnenden noch selbständigen Völkerschaften zeigen einen kräftigen Stammesgeist und haben von der chinesischen Bildung wenig angenommen. Zerstreut unter den eigentlichen Chinesen leben die Mandschu und Mongolen, meist in den wichtigeren Städten, wo sie die militärische Besatzung bilden und einen eigenen Stadttheil, die sogen. Tatarenstadt, bewohnen. Es erfordert ein geübtes Auge, um die Mandschu von den Chinesen zu unterscheiden; sie sind etwas schwerer gebaut und haben mehr Bart. Die Mongolen können nach einigen nicht scharf von den Chinesen geschieden werden; andere, wie Rennie, wissen sie genau davon zu trennen. Vermischungen dieser zwei Gruppen mit den eigentlichen Chinesen sind zahlreicher unter den Mandschu als unter den Mongolen.

Man unterscheidet vier Volksklassen: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute. Wissen, nicht Geburt oder Reichthum, werden in C. geachtet; man kennt nur eine Art persönlichen Adels, und desselben wird man mit Berufung zu einem Amt theilhaftig. Nicht die Prinzen, sondern die mit öffentlichen Aemtern bekleideten Gelehrten bilden die Aristokratie; kaiserliche Prinzen ohne ein Amt sind Nullen, um die sich niemand kümmert. Würden und Titel sind nicht erblich; ein Gesetz bestimmt: wenn jemand einen andern zu einer erblichen Würde vorschlägt, so werden beide, sowohl der Vorschlagende als der Vorgeschlagene, mit dem Tode bestraft. Der Gelehrtenstand, der geachtetste unter allen Ständen, ergänzt sich aus allen Schichten der Bevölkerung, aus Armen und Reichen; die niederen Grade sind mit zeitlichen Gütern nicht reichlich bedacht und neigen in ihrem Leben, wie in ihren Bestrebungen mehr zur Einfachheit hin. Nur Gelehrte und die aus ihnen hervorgegangenen Regierungsbeamten gelten als höhere Klassen. Der Reichthum findet jedoch auch in C. Anerkennung, reiche Leute sind insbesondere in Hunan zahlreich; aus ihren Angehörigen stammt eine große Zahl von Mandarinen, da alle Klassen in C. dem Geld nachstreben und sich viele Gelegenheiten finden, die fehlenden Vorbedingungen zum Regierungsamt durch Geschenke ꝛc. statt durch Wissen sich zu verschaffen. Sklaverei war in C. stets unbekannt, nur der zum Staatsdienst verurtheilte Verbrecher wurde dauernd seiner persönlichen Freiheit beraubt. Im 3. Jahrh. n. Chr. wurde den Armen erlaubt, ihre Kinder zu verkaufen; hieraus entstand die Privatsklaverei. Diese Kaufsklaven werden meist wie Kinder behandelt und sind gegen Mißhandlung durch Gesetze geschützt. Die weiblichen Haussklaven gehen mit der Verheirathung in die Gewalt des Mannes über und werden frei, wenn dieser frei ist. Männlichen Haussklaven hat der Herr auf Verlangen eine Frau zu besorgen; Kinder und Enkel solcher Sklavenfamilien sind unfrei, spätere Generationen werden frei. Beschränkungen im Genuß des

vollen Bürgerrechts erleiden die Schauspieler und Prostituirten, die Scharfrichter, Gefängniswärter und unter den Dienern der Großen diejenigen, welche ihren Herren auf der Straße vorausgehen, um ihnen die gebührende Achtung zu verschaffen. Ihre und ihrer Kinder Ehre gilt bis in die dritte Generation als gemindert, und zwar bei Schauspielern und Prostituirten, weil sie schamlosen Herzens seien, bei den übrigen, weil sie ein hartes Herz zeigen.

Die Sprache der Chinesen besteht aus einsilbigen Wörtern. Bildung der Wörter aus den Wurzeln derselben, wie in unseren Sprachen, ist dem Chinesischen vollkommen fremd; die bestimmte Bedeutung der Worte im Satz wird durch ihre Stellung hervorgebracht, welche streugen Gesetzen unterworfen ist. Diese im Princip überall gleiche Sprache zerfällt in eine Volkssprache, eine Schriftsprache und eine Umgangssprache. Die Volkssprache besteht aus zahlreichen Dialekten, welche in Aussprache und Artikulation so sehr von einander abweichen, daß die Angehörigen einer Provinz die einer andern oft kaum verstehen. In der Schriftsprache muß eine ältere und neuere Periode unterschieden werden. Die Umgangssprache ist der Kuänhoá (»gemeinsame Verkehrssprache«); er ist das Idiom des Hofs, der Beamten und der gebildeten Klassen; er bildet aber in seinen wesentlichsten Formen auch die gemeine Volkssprache unter den Bewohnern der nördlich vom Jangtsekiang gelegenen Provinzen, ferner in Sſetschuan, Jünnan, Kueitschéu und in einigen Theilen von Hunan und Kuangsi. In diesem weiten Gebiet fehlt es zwar nicht an großen Lautverschiedenheiten und Lokalnamen dafür; aber die Lautverwandtschaft ist hier doch groß genug, um diese Lautsysteme unter einem gemeinsamen Namen zusammenzufassen (vgl. Chinesische Sprache und Literatur). Die chinesische Schrift, deren Erfindung in ein hohes Alterthum zurückverlegt wird, ist aus einer Bilderschrift, aus der unmittelbaren Wiedergabe der Anschauungen der Gegenstände selbst, hervorgegangen. In der ältesten Zeit schrieb man mit einem Bambusgriffel, der in schwarzen Firnis getaucht wurde; später trat an Stelle des Firnisses eine dicke Flüssigkeit, in welche fein geriebene Theile eines schwarzen Minerals eingemengt waren; endlich seit 220 n. Chr. begann man Tusche zu verfertigen, und zwar aus Rückständen einer unvollkommenen Verbrennung von Firnis und Fichtenzweigen, während jetzt die beste aus dem Ruß von Schweinefett gewonnen wird; der Pinsel ersetzt den Bambus. Die geistige Befähigung der Chinesen ist nicht gering; sie haben ganz selbständig auf eigenem Boden, ohne anregende Berührungen mit fremden Völkern, eine Reihe überraschender Erfindungen gemacht, eine umfassende, besonders encyklopädische Literatur hervorgerufen, sowie in staatlichen Einrichtungen Größeres geschaffen als alle anderen asiatischen Nationen. Diese Kultur darf uns aber doch keine besonders hohe Meinung von ihren Anlagen geben. Sie sind nicht umsichtig, orientiren sich schwer und erhalten ihre Ideen immer auf bestimmte Zwecke ausschließlich koncentrirt; sie vergessen bei Verfolgung einer Aufgabe, deren Lösung im allgemeinen oder in einem gewissen Sinn sie sich vorgenommen haben, alles andere, führen dafür aber das Begonnene oft bis in die kleinsten Details mit staunenswerther Genauigkeit und unermüdlicher Geduld aus. Der gewöhnliche Landmann, die Masse der Bevölkerung, soll dem europäischen Bauer Mitteleuropa's weder an Intelligenz noch an praktischer Bildung nachstehen; ihre Gelehrten, die auf ihre Kenntnisse so stolz sind und die Werke ihrer chinesischen Autoren so hoch stellen, sind aber halb barbarische, eingebildete und unwissende Menschen, die auf gleichem Fuß mit Europäern zu behandeln Thorheit wäre (v. Gumpach). Alles in C. bewegt sich in bestimmten Geleisen. Jeder wird höchst erboßt, wenn er in seinen Gewohnheiten gestört wird; es fällt auch dem Gebildetsten schwer, Gelesenes ohne vorgefaßte Meinung zu beurtheilen. Nationalstolz macht den Grundzug im Charakter der Chinesen aus. Sie sind fleißig, nüchtern und mäßig in Speise wie Trank; ihr Sinn ist auf das Praktische gerichtet, als Kaufleute machen sie überall den Europäern erfolgreiche Konkurrenz. Ihre Neugierde ist sehr groß. Energie zeichnet sie im Norden aus; feine und gefällige Umgangsformen findet man durchgehends in den östlichen Provinzen und im mittlern C.; Zudringlichkeit und Unfreundlichkeit tritt bei den Bewohnern des Südens hervor; geistig tief stehen und roh in Manieren sind die Bewohner des Westens. Diese Verschiedenheit spricht sich auch im Benehmen gegen die Europäer aus, die bald artiger, bald grober Behandlung ausgesetzt sind. Die Gebildeten sind den Europäern meist übelwollend; erhalten eraltirte Köpfe in dem Volkshaufen, von dem jeder Reisende stets umringt wird, die Oberhand, so wird es ihm schwer gelingen, gebietend aufzutreten. Im Verkehr mit Europäern ist Treubruch und Verschmitztheit Grundzug ihres Benehmens. Die Kleidung der Chinesen ist nach Provinzen, sowie nach Jahreszeit, Stand und Vermögen verschieden; doch hat sie einen durchaus ständigen Zuschnitt und ständige Bestandtheile. Der gemeine Mann trägt Jacke und Beinkleid, der Reichere während des Sommers Beinkleid und ein langes, weites Obergewand von Seide oder Leinwand ohne Kragen, mit weiten Aermeln, das für gewöhnlich frei herunterhängt, aber auch durch einen seidenen Gürtel zusammengehalten wird. An letzterem werden der Fächer in seidener Scheide, ein gestickter Tabaksbeutel, eine Taschenuhr in einem gestickten Beutel, eine Dose mit Feuerstein und Stahl getragen, zuweilen auch ein Messer in einer Scheide und ein Paar Eßstöckchen. Als Kopfbedeckung trägt man kegelförmige Kappen aus Bambusgeflechte, auf der Spitze mit einem Knopf versehen, der den Rang des Trägers anzeigt und von dem ein Büschel von karmoisinrother Seide oder rothen Pferdehaaren herunterhängt. Die Landleute tragen im Sommer große, schirmartige Bambushüte, gegen regnerische Witterung eine Art Rohrgestell, an welchem das Wasser abläuft. Der Stoff ist meist Baumwollzeug; der komplete Anzug eines Arbeiters kommt auf 4—5 Mark zu stehen und hält sechs Monate lang aus. Tuch wird nur von Wohlhabenden getragen. Um der Kälte zu begegnen, tragen die niederen Volksklassen im Winter drei oder mehr baumwollene Kleider über einander oder wattiren sie mit Baumwollabfall; Reichere kleiden sich in Tuch und Pelz. Die Feier- und Staatsanzüge sind außerordentlich reich und schön und möglichst reich mit Seide und Gold bestickt; die Tressen sind jedoch vielfach falsch. Strümpfe, meist aus Baumwolle oder aus Seide gewebt oder auch aus Baumwollzeug zusammengenäht, werden allgemein getragen, schmiegen sich jedoch in der Form nicht dem Bein

an und werden unter dem Knie mit farbigem Strumpfband befestigt. Die Schuhe sind aus baumwollenem oder seidenem Oberzeug gefertigt und mit papierner oder lederner Sohle versehen; Reiche tragen im Winter Schuhe von Tuch, Atlas oder Sammet. Der Landmann geht großentheils barfuß, die Lastträger pflegen Sandalen von Stroh anzulegen. Vom Tragen weißer Wäsche, ebenso von Tisch- und Betttüchern wissen die Chinesen nichts, wie denn überhaupt Reinlichkeit weder in der Kleidung, noch am Körper den Chinesen nachzurühmen ist. Die Frauentracht ist ähnlich wie die der Männer, nur von größerer Länge und Weite; ein Schleier wird nie getragen, Augenbrauen, Wange und Lippen werden geschminkt; das Haar wird, je nach dem Geschmack, bei Verheiratheten in allerlei künstlichen Gestalten zusammengeordnet, mit Gold- und Silbernadeln, mit Goldplättchen und Perlen, sowie mit natürlichen und künstlichen Blumen aufgeschmückt; die Unverheiratheten lassen es in langen Zöpfen herabhängen. Die Männer scheren das Haar am Vorder- und Hinterkopf kahl ab, während es um den Scheitel in einen Zopf zusammengebracht wird, der lang über den Rücken herabhängt. Dieser Zopf, der jetzt als wesentlicher Bestandtheil eines echten Chinesen angesehen wird, ist übrigens keine uralte Kleidungssitte, sondern erst durch das jetzige Herrscherhaus eingeführt worden. Vor dem 40. Lebensjahr einen Schnurrbart, vor dem 60. weitern Bart zu tragen, ist gegen die Sitte, woraus sich erklärt, daß der Stand der Barbiere ganz außerordentlich zahlreich in C. vertreten ist und ziemliches Ansehen genießt. Neben dem Zopf gehören zu den Seltsamkeiten der Chinesen noch die lang gezogenen Nägel an der linken Hand und die verkrüppelten Füße der Frauen, indem man bei den Mädchen das Wachsthum des Fußes durch Einzwängung dergestalt erstickt, daß er, mit dem Schuh bekleidet, wie eine Art Huf erscheint und zum ordentlichen Gang seine Fähigkeit verliert.

Die Wohnungen der Chinesen sind sehr verschiedener Art. Auf den Flüssen und in den großen Häfen leben viele ganz und gar auf Schiffen, die gewöhnlich im Gefolge ihres Wohnschiffs einige andere daneben haben, die als Schweinestall und als Gemüsegarten Dienste leisten. Andere haben ihre Behausung auf festgelegten Flößen genommen. Die Häuser sind einstöckig und der Mehrzahl nach entweder bloß in ihrer Hinterwand oder in zwei Seitenwänden aus gebrannten oder ungebrannten Ziegelsteinen gebaut, sonst theils aus Bretern, theils aus mit Lehm angestrichenem Flechtwerk oder aus Matten zusammengefügt und sehen meist ärmlich und schmutzig aus. Der Boden ist nicht gedielt und uneben; statt Glas bedeckt Papier die Fensteröffnungen, und die Stuben sind stets ungenügend beleuchtet und gelüftet. Der Hausrath besteht aus wenigen Stühlen und Tischchen; als Bettstelle dienen im südlichen und mittlern C. gewöhnlich zwei Stühle und einige darauf gelegte Breter, auf welche zu unterst Stroh oder eine Strohmatte und darüber eine feine Binsenmatte zu liegen kommt; Federbetten sind unbekannt. In jedem Hause soll eine Tafel hängen, auf welcher die Namen sämmtlicher Insassen aufgezeichnet sind; sie fehlt aber oft oder enthält nur den Namen des Hausherrn. Auch die Häuser der Vornehmen sind einstöckig; der Chinese hält den Fremden von sich fern, der Zutritt zu den einzelnen Theilen des Hauses wird nicht gestattet. Das Gebäude ist im Viereck um einen Hof in der Mitte aufgeführt. Das nächste Zimmer am Eingang dient zur Aufnahme von Besuchen und als Eßzimmer; weiter hineinwärts liegen die Gemächer für das weniger öffentliche Leben, deren Zugänge durch Vorhänge geschlossen sind. Diese Häuser haben eine besondere Ahnenhalle, wo die Stammtafeln des Hausstandes hängen. Weihrauch brennt und auf Tischchen zierliche Schälchen mit Thee und Schüsselchen mit gesottenem Reis stehen. Auch in den Städten sind die Häuser nur selten aus Stein gebaut, mitunter aber zweistöckig; die öffentlichen Gebäude weisen mehr Umfang als Pracht auf. Die mit den Wohnungen der Reicheren verbundenen Parks und Gärten sind geschmackvoll angelegt. Die Städte China's sehen einander alle sehr ähnlich. Sie enthalten gewöhnlich einen viereckigen Kern, von hohen Mauern, zuweilen auch von Gräben umgeben, die in gehöriger Entfernung von Thürmen flankirt sind. Das Innere dieser Städte dient nur den Beamten zur Wohnung; die Plätze sind daher öde, und Verkehr fehlt. Sitz des Handels dagegen sind die Vorstädte, hier herrscht Leben und reges Treiben. Die Straßen sind auch hier meist krumm und eng, selten breiter als 3—4 Meter, ja im Süden vielfach noch enger und für Wägen nicht passirbar. Daher fehlt es sehr an Lüftung; Wasserabzüge sind nur theilweise vorhanden, und gewöhnlich verpestet noch Unrath die Straßen. Selten entsteht aber bei dem Gedränge Unfriede und Unordnung, und selbst des Nachts herrscht eine merkwürdige Ruhe. Bei Feuersbrünsten zeigen die Regierungsbeamten große Thätigkeit.

Ein Grundzug für das häusliche und gesellige Leben in C. liegt in der Gestaltung des Familienlebens. Der Hausvater ist im vollsten Sinn des Worts Hausherr, mit unumschränkter Gewalt über alle Glieder seiner Familie bekleidet; er ist aber auch mit verantwortlich für ihre Verfehlungen und wird gestraft, wenn ein Familienglied sich eines Verbrechens schuldig macht. Natürlich liegt auch die Verheirathung der Kinder ganz in den Händen des Vaters. Die Mutter theilt alle Ehrerbietung, welche dem Vater zu theil wird, und muß, wenn sie Wittwe wird, vom Sohn Zeitlebens erhalten werden. Man wünscht sich Söhne; die Unsitte der Tödtung, Ertränkung und Aussetzung neugeborner Mädchen, welche nach früheren Berichten unter den unteren und mittleren Ständen fast Regel sein sollte, findet sich jedenfalls nicht so häufig, als bisher angenommen wurde. Die Mädchen erhalten jedoch eine schlechte Erziehung, wenige können lesen und schreiben; bei den Aermeren hilft die Frau tüchtig in der Wirtschaft mit. Die Verheirathung findet schon in frühen Lebensjahren des Mannes statt, weil er, um eine Frau zu erhalten, keinen selbständigen hinlänglichen Erwerb zu haben braucht, indem die Frau mit ihm in das Hauswesen seiner Eltern eintritt. Die Verlobungen erfolgen sehr häufig schon im zarten Kindesalter; ja, man hat Beispiele kennen gelernt, daß wenige Tage alte Mädchen mit noch Ungebornen feierlich verlobt wurden. Die Verlobungen werden ganz allein durch Unterhändler zwischen den beiderseitigen Eltern abgemacht; öffentliche Heirathsgesuche sind übrigens nichts seltenes. Nach der Hochzeit kehrt die junge Frau auf einige Tage ins elterliche Haus zurück. Der Gehorsam, welchen die Frau ihrem Mann und zugleich dem Vater und der Mutter desselben schuldig ist, kennt keine Ausnahmen. Scheidung ist zugelassen; die Sitte erlaubt selbst, daß der Mann

seine Frau mit ihrer Zustimmung einem andern Mann als Weib verkauft. Die reicheren Klassen leben oft in Vielweiberei, namentlich wenn die erste Frau kinderlos geblieben ist. Indeß steht die zweite nur im Verhältnis einer Magd, bis sie nach der Geburt eines Sohns der ersten Frau mehr zur Seite tritt. Wiederverheirathung ist nur den Männern gestattet; Frauen geben sich zuweilen beim Tode des Mannes unter großen Ceremonien durch Gift u. dgl. den Tod. Der Eintritt in das Jünglingsalter wird bei Knaben (vom 12.—15. Jahr) durch die Mützenverleihung gefeiert; bei Mädchen gilt als entsprechendes Zeichen die Schmückung mit der Nadel, dem Kopfputz der Frauen. Sehr zahlreich sind die Ceremonien bei der Leichenbestattung wohlhabender Personen; Arme werden ohne Pomp bestattet und meist am dritten Tag. Bei Reichen steht die Leiche oft 40 Tage über der Erde; Männer werden in kostbare Seidenstoffe gekleidet, Frauen in Weiß und Silber und in einen hölzernen Sarg gelegt, der in feierlichem Zug zum Begräbnisplatz geleitet und in die Erde versenkt wird, nachdem die bösen Geister ausgetrieben sind. Die Gräber werden öfters im Jahr geziert, wobei Opfer dargebracht werden. Die Trauerzeit für Vater und Mutter soll eigentlich drei Jahre dauern, wird aber gewöhnlich abgekürzt; doch müssen drei Jahre wenigstens verlaufen sein, ehe ein Kind des Trauerhauses heirathen kann. Die Trauerfarbe ist weiß und aschgrau; statt der vergoldeten Knöpfe werden gläserne getragen; Kleider von blauer Farbe sind ein Zeichen ganz besonders tiefer Trauer (vgl. »Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 9, S. 808 ff.; Doolittle, The social life of the Chinese, Lond. 1866, 2 Bde.). Der Nachlaß des verstorbenen Hausvaters gehört den Söhnen gemeinsam, die Ahnentafel bleibt aber im Gewahrsam des ältesten, der oft auch doppelten Antheil hat.

Die Nahrung der Chinesen ist sehr mannigfach, der gewöhnliche Mann ißt so ziemlich alles, was genießbar ist. Man ißt dreimal des Tags, um 8, 12 und 5 Uhr; zur Zeit der Reispflanzung vier- bis fünfmal; Aermere lassen es bei nur zwei Mahlzeiten, 10 und 5 Uhr, bewenden. Im mittlern und südlichen C. genießt der Arbeiter in den niederen fischreichen Gegenden fast täglich Fische und ein- bis viermal im Monat Schweinefleisch, dazu Reis; morgens nimmt er Thee, zur Hauptmahlzeit Reisbranntwein. Rindfleisch wird stark genossen in der Umgegend von Kanton, Hühner und besonders Enten überall. Im nördlichen C. sind Hirse, Mais, Weizen, Rind- und Schöpsenfleisch Hauptnahrungsmittel. Die Fleischspeisen sind schmackhaft zubereitet, beliebt sind besonders Schinken. Es besteht übrigens ein Vorurtheil gegen Fleischnahrung; man hält das Fleischessen für zu sinnlich und insbesondere das Rindfleischessen für undankbar gegen die guten Dienste, welche Büffel und Ochsen in der Landwirtschaft leisten; Fleisch der Schweine und des Geflügels wird deshalb vorgezogen. Reis und Gemüse bilden bei vielen die Hauptgerichte. Eine Specialität sind der Erbsenkäse (nach St. Julien und P. Champion in »Industries anciennes et modernes de l'Empire Chinois« beschrieben im »Ausland« 1871, S. 80) und die Fadennudeln aus Weizenmehl. Mehl wird wenig konsumirt. Die Gerichte der Reichen sind gewählter und vorzüglich zubereitet; die übertriebenen, anekdotenhaften Berichte vom chinesischen Essen und Trinken werden theilweise schon durch die nöthig gewordene neue Auflage einer Darstellung der europäischen Kochkunst in chinesischer Sprache widerlegt (»Foreign cookery in Chinese«, Schanghai 1864). Ueber den Theegenuß äußert sich v. Richthofen (in Petermanns »Geographischen Mittheilungen« 1872) dahin, daß der Theekonsum zwar enorm sei, daß der ärmere Mann ihn jedoch als Luxus betrachte und sich mit Aufguß über Blätter von anderen Pflanzen, Artemisia- und Ribesarten, die wild auf ihren Feldern wachsen, und selbst mit heißem Wasser allein begnüge. Dies ist sogar in Theedistrikten zu beobachten, und v. Richthofen ist der Ansicht, daß der Gebrauch des Thees durch die Schädlichkeit des Wassers hervorgerufen worden sei, da meist kein anderes Trinkwasser vorhanden ist als solches, das über Reisfelder gelaufen ist. Theehäuser sind an den Landstraßen vielfach aus Mildthätigkeit erbaut; ein meist altes Weib reicht den Reisenden unentgeltlich Thee. Die Gasthäuser sind billig, aber widerlich schmutzig. Abweichend von allen übrigen Asiaten, genießt der Chinese seine Mahlzeit auf einem Stuhl sitzend; statt einer Gabel bedient er sich zwei kleiner Stöckchen von Bambus oder Elfenbein, mit denen er aus den suppenartig bereiteten Gerichten alle festen Stücke geschickt herauszufischen versteht. Aus Reis und Hirse wird ein Getränk destillirt, eine Art Branntwein, der in allen Schichten der Bevölkerung beliebt ist und warm in kleinen Tassen gereicht wird, um die Stelle des Weins zu vertreten. Trunksucht ist im allgemeinen kein Laster der Chinesen; dagegen herrscht das verderbliche Opiumrauchen unter allen Klassen, trotz der ernstlichen Gegenanstrengungen der Regierung; nach Liebermanns gründlichen Untersuchungen (»Les fumeurs d'opium en Chine«, Par. 1862) wirkt der Opiumgenuß nicht verderblicher, sondern nur langsamer als Absinth. Auch Tabakrauchen und Schnupfen ist verbreitet, aber der chinesische Tabak ist schlecht. Alle Bewegung von einem Ort zum andern findet, wenn immer möglich, zu Wasser statt, sonst zu Fuß oder in Tragsesseln aus Bambus. Alle Anstalten zur Beförderung sind Unternehmungen einzelner; das gut organisirte Regierungspostwesen dient nur zur Beförderung amtlicher Depeschen und Korrespondenzen. Die Waarenbeförderung wird auf dem Landweg, im Süden mittels Schiebkarren, im Norden mittels zweirädriger, von Pferden oder Ochsen gezogener Karren bewerkstelligt. Träger, Esel und Maulthiere, im Westen Kamele, sind jedoch die meist benutzten Transportmittel.

Oeffentliche Schaugepränge lieben die Chinesen ungemein und feiern damit verschiedene hohe Feste, wie den Neujahrstag (dauert gegen 15 Tage, streng wird er aber nur einen Tag gefeiert), das Fest der Drachenboote, gestiftet zu Ehren des im 4. Jahrh. v. Chr. lebenden Kin-Yuen, das Laternenfest (am 15. des ersten Monats), das Fischerfest ꝛc., die alle Veranlassung zu allgemeiner Freude und Heiterkeit geben. Das Spazierengehen ist dem Chinesen kein Bedürfnis, auch leibliche Uebungen sind ihm etwas Fremdes; nur das Ballspiel ist beliebt, wobei jedoch der Ball nicht mit den Armen geworfen, sondern an der Erde mit den Füßen hin- und hergestoßen wird. Die Neigung zum Hazardspiel ist allgemein. Das Schachspiel ist bei den Chinesen seit undenklichen Zeiten üblich, weicht aber vom indischen und abendländischen bedeutend ab (es ist ausführlich beschrieben von Himly in der »Zeitschrift der deutschen

Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 24, S. 172). Kinder und Erwachsene vertreiben sich die Zeit gern mit Spielzeug; mechanische Spielereien mit überraschendem Effekt sind sehr gesucht, einen lohnenden Einfuhrartikel bilden Spieldosen. Theatervorstellungen sind überall ein Hauptvergnügen, auch Gaukler aller Art sieht man sehr gern. Eine besondere Belustigung für Groß und Klein ist ferner das Steigenlassen von Papierdrachen in allerlei Gestalt, die nach den chinesischen Berichten der berühmte General Hansi 206 v. Chr. erfunden haben soll. Bewunderungswürdiges, zuweilen Unerklärliches leisten endlich die Chinesen in der Kunst der Feuerwerkerei. Gewaltsame und blutige Unterhaltungen verachten sie. Auch das Duell ist ihnen unbekannt. Als Eigenthümlichkeit in der Sitte und Anschauung der Chinesen sei noch erwähnt, daß sie zum Zeichen des Bejahens den Kopf schütteln und zum Zeichen des Verneinens mit dem Kopf nicken; daß sie beim Schreiben die Wörter nicht von links nach rechts oder von rechts nach links aneinander fügen, sondern von oben nach unten, dabei aber, im Gegensatz gegen die Japanesen, rechts anfangen; daß sie nicht den Nordpol des Magnets, sondern dessen Südpol gelten lassen ꝛc.

Obschon die Liebe zur Heimat der Auswanderung aus C. entgegenwirkt, so treibt doch die Uebervölkerung mancher Gegenden des Landes und die häufig dort auftretende Hungersnoth alljährlich tausende von Chinesen in die Fremde; sie verlassen jedoch ihr Vaterland nur in der Absicht, nach einigen Jahren dahin zurückzukehren. Begräbnis in der Fremde gilt als Unglück; man sucht es dadurch zu beseitigen, daß man den Todten wenigstens in heimatliche Erde legt, deren Import sich nach allen Punkten lohnt, wo chinesische Arbeiter sind. Nach Hinterindien und dem ostindischen Archipel waren Auswanderungen schon lange in Gang, bereits 1832 schätzte man die Zahl der Chinesen außer Landes zu 3 Mill. Chinesische Kaufleute, Groß- und Kleinhändler, befinden sich in jedem Handelsort von Hinterindien und Japan. Die Entdeckung des Goldes führte Ende 1848 die ersten Chinesen nach Kalifornien; seit 1850 wurde der Zuzug bedeutend, der Census von 1870 verzeichnet in Kalifornien 49,229, in ganz Nordamerika 63,196 Chinesen. Sie sind mit den verschiedensten Arbeiten beschäftigt, am zahlreichsten in der Haus- und Landwirtschaft. Ein Fabrikant in Massachusetts beantwortete (Mai 1870) den Strike seiner Arbeiter mit Berufung chinesischer Arbeiter und reussirte vortrefflich; es ist neuerdings auch in England der Vorschlag gemacht worden, Chinesen zu importiren zur Verwendung in der Landwirtschaft, und da C. uns Millionen genügsamer, fleißiger und ausdauernder Arbeiter abgeben kann, so darf es nicht als unmöglich bezeichnet werden, daß Chinesen auch in Europa noch als Arbeiter gedungen werden. Die Auswanderung betrug allein im Hafen Swatau (Provinz Kuangtung) in den drei Monaten Oktober, November, December 1869: 13,732 Chinesen; die Einwanderung von Chinesen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1872—73: 20,292; nach Peru in den acht ersten Monaten 1872 über 12,000. Dies mag einen Begriff von der Ausdehnung der Auswanderung geben, für deren Zunehmen sich besonders Agenten von Nord- wie Südamerika bemühen. Die nordamerikanischen Konsuln sind streng angewiesen, darüber zu wachen, daß in C. nur solche Chinesen nach Nordamerika verschifft werden, die aus freiem Antrieb sich dazu entschließen; die sogen. Kuliagenten hatten sich des gewissenlosesten Verfahrens bedient, um ihren Kommittenten viele Seelen zu liefern. Als im September 1872 japanesische Behörden ein peruanisches Schiff angehalten und festgestellt hatten, daß die Kuli wider Willen fortgeschleppt und an Bord schlecht behandelt worden waren, schritt selbst die chinesische Regierung zu Untersuchungen, um ihrem 1866 zunächst mit England vereinbarten und später als Landesgesetz publicirten Regulativ über die Auswanderung Achtung zu verschaffen. Ausführliche Beschreibungen des Lebens der Chinesen im Ausland lieferten für Java Aquasie Boachi, Prinz von Ashanti, in der »Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft« (Bd. 9), für Amerika R. v. Schlagintweit in »Kalifornien« (2. Aufl., Leipz. 1871), mit vielen wichtigen Bemerkungen über ihre Bedeutung für Amerika.

Was die Religion und ihre Stellung zum Staat betrifft, so ist C. vielleicht das einzige Land, welches den Wünschen eines modernen Staatsbürgers zu entsprechen im Stande wäre. C. kennt nämlich kein Glaubensbekenntnis, keine feierliche Verpflichtung, sich zu irgend einer bestimmten Religion zu bekennen. Jeder ohne Unterschied, welcher als Staatsbürger des Reichs der Mitte angesehen werden will, hat nur jene Pflichten zu erfüllen, welche jedem Unterthan auferlegt sind; im übrigen steht es ihm frei, zu glauben und zu verehren, was er will. Nur darf die Religionsgenossenschaft, welcher er angehört, nicht derart sein, daß sie eine förmliche Abschließung ihrer Mitglieder von den anderen fordert, mithin einen Staat im Staat bildet und überhaupt gegen den Staat gerichtete Tendenzen verfolgt. Das Christenthum ist der chinesischen Regierung besonders deswegen anstößig gewesen, weil es die Mitglieder mittels eines feierlichen Ritus, eines Sakraments, aufnimmt, als sollte man einer Art geheimer Gesellschaft angehören (vgl. Friedr. Müller, Reise der österreichischen Fregatte Novara, ethnographischer Theil, Wien 1868). Im einzelnen sind zu trennen: die alte Religion, die Lehren des Konfutse, die Lehren des Laotse, der Buddhismus und die durch gegenseitige Einwirkung dieser Religionssysteme auf einander entstandene gegenwärtige Volksreligion. Die alte Religion des Einzelnen war fast ausschließlich Ahnenkultus, der noch heute charakteristisch für chinesische Verhältnisse ist. Menschen und Naturgeister werden nicht gänzlich getrennt gedacht; die ganze Natur ist von Geistern (Schin) belebt. Der Himmel (Thian) ist das Höhere, die Erde (Ti) das Niedrigere. An der Spitze aller Geister steht der Himmel oder, wie man auch sagt, der Schang-ti, der »obere Kaiser« oder Gott; in der philosophischen Sprache werden diese beiden Gegensätze durch Yang und Yn, etwa das lichte und dunkle Princip, ausgedrückt. Durch die Zusammenwirkung von Himmel und Erde entstehen alle Wesen und das vorzüglichste derselben, der Mensch. Beim Tode erfolgt die Auflösung des Menschen in einen himmlischen und irdischen Theil; die Vorstellungen über diesen Unterschied sind zahlreich, doch herrscht in allen Aeußerungen darüber wenig Klarheit. Auch über die Vorstellungen, welche sich die alten Chinesen von dem Zustand der Todten machten, finden sich nur wenige, unbestimmte Angaben. Die verstorbenen Herrscher werden als dem obern Kaiser (Gott) im Himmel zur Seite stehend

gedacht; an anderen Stellen wird der Aufenthaltsort der Todten unter die Erde verlegt, und dies ist jedenfalls später die herrschende Meinung geworden. Der Kaiser und die Ahnen aller werden noch als wirksam in Bezug auf das Schicksal ihrer Nachkommen auf Erden gedacht. Von Belohnung oder Bestrafung ist nirgends die Rede, die Gestorbenen bleiben in demselben Verhältnis zu ihren Fürsten ꝛc. wie auf Erden; noch 621 v. Chr. wurden Menschen mit dem Fürsten begraben, um ihn in der andern Welt zu bedienen; auch gab man zu demselben Zweck hölzerne Menschengestalten ins Grab mit. Im einzelnen durchgebildet ist die Lehre von der Fortdauer nach dem Tode nicht, die Annahme einer Seelenwanderung findet sich nirgends. Man war peinlich genau in der Ausübung heiliger Gebräuche, durch die man sich des Raths und der Gunst der Götter und Geister zu versichern glaubte, ohne daß man sich jedoch um das Wesen oder die Natur derselben mehr bekümmerte, als die praktischen Lebensbedürfnisse es mit sich brachten. Ein Priesterstand fehlte; der Kaiser, die Vasallenfürsten, zuletzt der Hausvater versahen die religiösen Ceremonien. Vgl. Plath, Religion und Kultus der alten Chinesen (Münch. 1862—63); »Zeitschrift der Morgenländ. Gesellschaft«, Bd. 21. — Die Religion, zu welcher sich jetzt der Kaiser, alle Staatsbeamten und die Gelehrten bekennen, und neben der alles andere Religionswesen jetzt als ketzerisch gilt, da das Staatsgebäude auf den Lehren dieses Weltweisen aufgebaut ist, ist die Lehre Konfutse's (Confucius'), der 551—478 v. Chr. lebte und aus der Familie Kung entsprossen war, die ihren Stammbaum bis 1121 v. Chr. zurückzuführen vermochte; seine Geburtsstadt ist Kiuju in der Provinz Schantung, sein Geburtsort eine Höhle. Konfutse nimmt in seinen Schriften nirgends auf eine Schöpfung, einen Schöpfer oder auf eine sittliche Weltordnung Bezug und gibt nur durchaus weltliche Sittenlehren; sein Moralgebäude entbehrt jedes idealen Strebens, es läßt uns kalt (s. Konfutse). Er hat die Volksanschauungen richtig wiedergegeben, denn, wie bereits gezeigt, fehlte auch der alten Religion das Bewußtsein einer Vergeltung der gerechten und ungerechten Handlungen. Die Pietät war und blieb der Grundzug des chinesischen Lebens, die Ahnentafel ist das Familienheiligthum. Wie früher, so wendet man sich auch jetzt noch an die Ahnen und Geister um Hülfe mit Gebet und Opfern; man denkt sie sich dabei anwesend. Es gibt große, kleine und mittlere Opfer, je nach dem Objekt und dem Geist, für die sie bestimmt sind. Die Gewalthaber, voran der Kaiser, Fürsten, Staatsbeamte, sind, wie in der alten Religion, so noch jetzt die vornehmsten Priester. Den Göttern bringt der gemeine Mann selbst die Opfer dar; doch gibt es auch Berufspriester, die vom Geschäft des Opferns ꝛc. leben; indeß lauten die Nachrichten über sie nicht günstig, und man muß sie als Schwarzkünstler qualificiren. Die Opfergaben bestehen in Ochsen, Schafen, Schweinen, Seidenzeugen. Für die Tödtung der Thiere bestehen keine Vorschriften. Sie werden daher alle gekocht, um nach dem Segen zum Verzehren bereit zu sein. Die Opferhandlung ist stets ein Fest und wird im Tempel, bei besonderen Anlässen auch im Freien vorgenommen Die Andächtigen vereinigen sich dabei unter mancherlei Ceremonien. Wallfahrten wird ein großer Werth beigelegt; Markham fand 1869 in Taigan (Provinz Schantung) an 70,000 Pilger vereinigt. Jeder größere Ort hat seinen Confuciustempel. — Das dritte C. eigenthümliche Religionssystem ist das des Laotse, Ehrenname des gelehrten Lipejang, der im 7. Jahrh. v. Chr. lebte und der Stifter der Taossesekte wurde, die auch in Japan und Hinterindien Verbreitung fand. Die gegenwärtigen Taosselehren haben sich jedoch von ihrem Original bedeutend entfernt. Laotse hat im Taoteking (»Der Weg zur Tugend«; vgl. R. v. Plänkner, Laotse-Taoteking, der Weg zur Tugend, Leipz. 1870) seine Lehren niedergelegt; er will die höchste sittliche Vollkommenheit in jedem schaffen durch wahre Erkenntnis eines höchsten Wesens, die nur durch Intelligenz und durch das Bewahren dieses Gottes im Herzen erreicht wird, was allein durch Herzensreinheit, Geistesruhe und Herrschaft über die Begierden möglich ist. Die Anhänger der Taossesekte haben aber die ursprünglichen erhabenen Lehren ihres Stifters praktisch zu einem wahren Zerrbild umgebildet. Schon im 13. Jahrh. sind sie berühmt als Adepten der »geistigen Alchemie«, welche die in der physischen Welt waltenden Geheimnisse des langdauernden sowie des ewigen Lebens und anderer Gaben zu erforschen strebten; jetzt sind sie einem groben Mysticismus ergeben. Ihre Hauptsitze sind in der Provinz Kiangsi; sie stehen übrigens in geringem Ansehen. — Der Buddhismus (hier Religion des Fo genannt) kam 65 n. Chr. von Indien nach C. Er ist in seiner Verunstaltung noch rohes Heidenthum und Götzendienst. (Vgl. Lassen, Indische Alterthumskunde, Bd. 4, Leipz. 1862; Edkins, On Buddhism in Hongkong. 1871; Beal, in der Vorrede zu »Fa Hian«, 1871.) Die Indolenz und der Cölibat der Priester machen diese den Anhängern des Confucius verächtlich, wie nicht minder ihre freiwillige Armut und ihr lästiges Betteln. Ihr Gottesdienst ist aber prunkhaft, der Klerus und die Bettelmönche sind überaus zahlreich vertreten (weiteres s. Buddhismus). Ueber das Zahlenverhältnis der Anhänger dieser drei Hauptreligionen, die in viele Sekten gespalten sind, lassen sich noch keine bestimmten Angaben machen. Nach der großen Menge buddhistischer Klöster zu schließen, mit denen das Land übersäet ist, und bei der übereinstimmenden Angabe, daß die unteren Volksklassen sich durchgehends zum Buddhismus bekennen, kann die Mehrzahl des Volks (Gützlaff und nach ihm Lassen und E. Schlagintweit nehmen zwei Drittel an) als Buddhisten gelten; vom Reste darf nur eine verhältnismäßig geringe Zahl als Laotse-Anhänger gerechnet werden. Man würde aber die Zustände in C. falsch beurtheilen, wenn man annehmen wollte, daß die Chinesen in scharfem und bewußtem Gegensatz hinsichtlich ihrer religiösen Anschauungen leben: auf der Basis des für C. typischen Ahnenkultus hat sich eine Volksreligion gebildet, die im ganzen überall die gleiche ist, wenn sie auch aus verschiedenen Quellen entsprungen ist. Bei den niederen Klassen zeigt sich diese Volksreligion als Aberglaube, bei den Gebildeten hat sie einer flachen Aufklärung mit allerlei nach Religion und Sekte wechselnder Tugendschwätzerei Platz gemacht. Die Opfer für Ahnen und Geister sind allgemein; der Glaube an Seelenwanderung, eine der alten Religion, wie erwähnt, ganz fremde und entgegengesetzte Vorstellung, kam mit dem Buddhismus ins Land und beherrscht die Anhänger aller Sekten und Religionen. Der Islam zählt in den westlichen Landestheilen etwa 3—4 Mill. Anhänger, nicht 30—40 Mill., wie fälschlich meist angegeben

wird (vgl. Palladius, in den Arbeiten der Mitglieder der russischen geistlichen Mission zu Peking, Bd. 4), und eine noch nicht näher zu bestimmende Zahl in Jünnan. Von Juden findet sich eine kleine Gemeinde zu Kaifungfu in Honan. Das Christenthum endlich, das bereits um 636 durch nestorianische Christen, 1294 durch Franciskaner, später (seit 1556) besonders durch die Jesuiten in C. verbreitet wurde, zählt trotz aller Verfolgungen, die 1722 begannen, zwischen 1746—73 besonders heftig waren und als Insulten wie Verweigerung der Genugthuung für Unbilden noch jetzt nicht selten sind, nach Grundemanns »Missionsatlas« 325,000 eingeborne Katholiken, 169 chinesische Priester, 158 katholische Missionäre. In den letzten Decennien haben auch die protestantischen Konfessionen eine lebhafte Missionsthätigkeit in C. entfaltet; Grundemann verzeichnet 28 Missionsstationen, in welchen Missionäre aus 27 verschiedenen Missionsgesellschaften thätig sind.

So eigenthümlich wie die Religion ist das Unterrichtswesen in C. Allgemeine Schulbildung für das männliche Geschlecht ist nicht, wie vielfach angenommen, Reichsordnung, daher es auch keine staatlichen Elementarschulen gibt und kein Schulzwang stattfindet. Es geschieht aber von den Privaten viel für den Unterricht; gewöhnlich vereinigen sich mehrere Familien, oder es nimmt der »Stamm« einen Lehrer auf, dem die Knaben, nicht auch die Mädchen, im Alter von 5—6 Jahren so lange anvertraut werden, bis sie lesen und schreiben können; es wird weder Mathematik noch Naturgeschichte gelehrt. Etwa 10 Proc. der Landbevölkerung sollen lesen und schreiben können, eine Kenntnis, die bei der Schwierigkeit der chinesischen Sprache selbst bei großem Fleiß gegen fünf Jahre in Anspruch nimmt und den Verstand in hohem Grad schärft. Erst bei der Erwerbung der literarischen Grade spricht die Regierung ein gewichtiges Wort mit. Es gibt drei Grade: Sstutsai (»Kandidat«), Tschiijen (etwa »Doktor«) und Tschinschih (etwa »Professor«). Hauptaufgabe der Schüler ist Aneignung sämmtlicher Schriftsammlungen des Konfutse; der zweite und dritte Grad befähigt zu Staatsämtern; man bereitet sich zum Studium vor in den vom Staat und von Stiftungen unterhaltenen Seminarien zur Unterstützung junger Gelehrten; die Prüfungsarbeiten sind in Klausur zu fertigen, worüber, wie über die Notenertheilung, ins Kleinliche gehende Bestimmungen bestehen. Geld, Verwandtschaft und Empfehlung verhelfen jedoch vielen Unwissenden zur Auszeichnung durch diese drei Grade; die gröblichsten Betrügereien finden statt und passiren, wenn sie nicht offen, für jeden wahrnehmbar verübt werden. Die Graduaten sind infolge davon vielfach ziemlich ungebildet. Die zu tausenden durchfallenden Kandidaten werden Schullehrer, Notare, Schreiber ꝛc. Das bestimmte überkommene Maß von Kenntnissen und Wissenschaften dem nachwachsenden Geschlecht zu übermitteln, ist das einzige Ziel alles Unterrichts; Schulbesuch der Mädchen ist Ausnahme. Das Wissen auch der Gebildetsten geht über den Bereich ihres Landes nicht hinaus; erst in der neuesten Zeit hat die Regierung einige Anstalten ins Leben gerufen, in denen in Eingebornen Kräfte herangezogen werden sollen, welche sie von den Europäern unabhängig machen sollen, um nicht mehr genöthigt zu sein, in vortheilhaften Stellungen Ausländer zu verwenden. Das Wichtigste in dieser Beziehung ist seit 1867 die Errichtung eines Kollegiums für fremde Wissenschaften (Tungwenkuang) in Peking, eine Art Universität, an welcher Europäer, darunter der Deutsche J. v. Gumpach, wirken. Ein weiterer Schritt in dieser Richtung war 1872 die Anweisung von 1 Mill. Dollars zur Ausbildung junger Chinesen in Amerika. Die Heilkunde liegt ganz in den Banden der Astrologie, und auch in der Astronomie, worin den Chinesen ein gewisses Maß von Kenntnissen nicht abzusprechen ist, geht es ohne jene nicht ab. In der Zeitrechnung bedient man sich in C. eines 60jährigen Cyklus, der aus einer sechsmaligen Kombination des Decimalcyklus mit der fünfmaligen des Duodecimalcyklus gebildet ist. Die Tage, von Mitternacht an gerechnet, werden in 12 Stunden getheilt; eine Eintheilung der Monate in Wochen ist nicht gebräuchlich. Geometrie und Algebra sind dem Chinesen etwas Fremdes; von Ziffern weiß er überhaupt nichts, denn die Zahlen werden mit Wortzeichen geschrieben. Im gemeinen Leben hilft man sich mit einem Rechenwerkzeug. Beruf für die Kunst verrathen die Chinesen nicht Sie besitzen Geschick in Bildungen aus weicher Masse, dabei kann aber von einer ausdrucksvollen plastischen Darstellung des Körpers nicht die Rede sein, weil man von nackten Bildern nichts weiß, sondern das Ganze auf gefällige Herstellung der Kleiderhülle hinausläuft. Die Gebilde ihrer Malerei treten schattenspielartig vor das Auge; alles wird mit ängstlichster Treue dargestellt, von perspektivischer Darstellung haben sie aber keinen Begriff. In besonderer Schätzung stehen leicht in Wasserfarbe und indischer Tusche hingeworfene Bilder auf feinem Papier oder auf Seide. Als Meister zeigt sich der Chinese in der Gartenkunst, indem er die anmuthigsten und geschmackvollsten Gruppirungen von Bäumen und Rasen zu Stande zu bringen weiß, obschon seine Vorliebe für das Zwerghafte auch hier störend eingreift. Die Baukunst der Chinesen steht ganz im Dienste des Bedürfnisses und trägt den Charakter der Einförmigkeit. Keine Religionsgemeinschaft hat architektonisch bedeutsame Tempel aufzuweisen. Die Musik der Chinesen ist ganz unharmonisch, wiewohl ihre Instrumente zahlreich sind und aus Laute, Guitarre, Flöte und anderen Blasinstrumenten, dreisaitigen Geigen, einer Drahtharmonika, die mit zwei Bambusstäbchen geschlagen wird, Glocken, Trommeln, Pauken ꝛc. bestehen (vgl. Plath, in den Sitzungsberichten der bayr. Akademie der Wissenschaften, I, 116 ff.); für Akkorde, Melodie oder Harmonie haben sie gar kein Verständnis. Daß man selbst tanze, statt sich vortanzen zu lassen, ist ihnen unbegreiflich. Sehr große Liebhaber des Schauspiels sind alle Klassen der Bevölkerung, doch geht es dabei nicht ohne Gemeinheiten und Obscönitäten ab. Die Frauenrollen dürfen, seitdem der Kaiser Kienlung im 18. Jahrh eine Schauspielerin geheirathet hat, nur von Jünglingen gespielt werden. Die Schauspieler selbst aber sind nicht geachtet (s. oben). Ueber die dramatischen Dichtungen der Chinesen sowie über die Literatur derselben überhaupt s. Chinesische Sprache und Literatur.

Die Staatsverfassung China's ist monarchisch und den Staatsgrundgesetzen nach, wie sie in den ersten vier Büchern des Konfutse enthalten sind, patriarchalisch; in Wirklichkeit ist die Regierung jedoch in eine Willkürherrschaft der Provinzvorstände ausgeartet. An der Spitze steht der Kaiser, er wird als der Vater seines Volks betrachtet und besitzt

über alle seine Unterthanen unumschränkte Gewalt. Er ist geistliches Oberhaupt, wie viele europäische Herrscher es sind, zugleich höchster Richter und Anführer im Krieg. Man verehrt den Kaiser in abgöttischer Weise, indem man sich in den Staub wirft, sobald er erscheint, ja sogar vor dem leeren Thron. Nie läßt er sich öffentlich sehen, ohne daß Scharen von Polizeidienern voraufgehen und eine ungeheure Leibgarde folgt. Der gegenwärtige Kaiser hat eine erste Frau, die Kaiserin, zwei Nebenfrauen, 9 Frauen zweiten, 27 dritten Ranges und 81 Konkubinen. Das Recht der Nachfolge beruht nicht auf der Erstgeburt, sondern der Kaiser wählt sich seinen Nachfolger unter den Söhnen seiner ersten 3 Gemahlinnen; doch wird seine Wahl erst bei seinem Tode bekannt gemacht. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie genießen als solche keine besondere Auszeichnung von Seiten des Staats. Die Regierung des Landes ist eine ziemlich verwickelte. Die alte Verfassung hat sich, wenn auch modificirt, erhalten; die gegenwärtige Regierungsform ist im wesentlichen unter den Ming (1368—1644) ausgebildet worden. Die chinesischen Encyklopädisten nennen eine Unmasse von Aemtern, und die Berichte der Reisenden bringen Amtsnamen aus der neuesten Zeit; allein nur in Umrissen läßt sich noch die Verwaltung dieses kolossalen Reichs darstellen, da die Begrenzung der Amtssphären schwierig ist und oft gar nicht angegeben wird. — Staats- und Hofämter werden in C. nicht geschieden, auch Civil- und Militäranstellungen sind nicht streng gesondert, die beiden Gewalten sind oft in eine Hand gelegt; für die Kultus- und Unterrichtsanstalten bestehen besondere Behörden. Die oberste Leitung der Verwaltung steht der »innern Rathskammer« (Nuiko) von 4 Mitgliedern (2 von tatarischer und 2 von chinesischer Abkunft) nebst 2 Assistenten aus dem großen Kollegium Hanlin (gegründet 750 n. Chr.) zu; sie hat darüber zu wachen, daß nichts unternommen werde, was gegen die in den heiligen Büchern des Konfutse enthaltenen Fundamentalgesetze des Reichs verstößt. Unter den Befehlen dieser Mitglieder arbeiten die sechs Regierungsabtheilungen, welche die inneren Angelegenheiten besorgen. Es sind dies die sechs Tribunale (Lopu): für Civilbeamte, deren Ernennung ꝛc.; für Finanzen (das Zollwesen untersteht dem auswärtigen Amt); für Gebräuche und Ceremonien; für Kriegswesen; für Strafsachen; für öffentliche Arbeiten. Für die Nebenländer (Mongolei ꝛc.) besteht das Fremdenamt (Lifanjuan). Im Jahr 1860 wurde das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten eingesetzt, dem die von Europäern geleiteten Anstalten unterstellt sind. An die Centralverwaltung berichtet der »Rath der öffentlichen Censoren« (Tutschejuen). Diese höchst merkwürdige Institution zählt 40—50 Mitglieder unter 2 Präsidenten (der eine von chinesischer, der andere von tatarischer Abkunft). Ihre Mitglieder besitzen das Vorrecht, gegen jede Regierungsmaßregel auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiet zu remonstriren und dem Kaiser Gegenvorstellungen zu machen. Dieser Rath hat seine Vertreter in jeder Provinz, die theils den Sitzungen der Provinzialbehörden anwohnen, theils die Provinz bereisen und über ihre Wahrnehmungen an den Rath berichten.

Die Provinzialverwaltung wird von allgemeinen und Fachstellen aus besorgt. Für die 18 Provinzen gibt es 8 Generalgouverneure oder Vicekönige (Tsungtu), die je über 2, einer über 3 Provinzen gebieten; in den übrigen Provinzen ist ein Gouverneur die oberste Civilstelle (vgl. »Zeitschrift für Erdkunde« 1867, S. 312). Die Militärgeschäfte besorgt ein Mandschugeneral, in kritischen Zeiten wird der Gouverneur auch zum Militärchef ernannt. Das Finanzwesen leitet ein Schatzmeister; der Justiz steht der Provinzialrichter vor, der seine Sitzungen zeitweise auf Rundreisen abhält; eigene Behörden sind bestellt für die Prüfungen der Gelehrten, für Ackerbau, Postwesen, Accisen, Salzmonopol ꝛc. Bis zur Herrschaft der Mandschu (seit 1644) war Stabilität des Beamten Grundsatz, und bei der genauern Bekanntschaft der Beamten mit den Verhältnissen und Bedürfnissen ihres Amtsbezirks konnte man die öffentliche Autorität mit Recht als »Vater und Mutter des Volks« bezeichnen. Die Mandschu haben dagegen seit ihrer Thronbesteigung nie aufgehört, Komplotte zu Gunsten der frühern Mingdynastie zu fürchten. Da sie die hohen Aemter nicht mit Mandschu tatarischer Abkunft besetzen durften und die Chinesen darin belassen mußten, so führten sie im Lauf der Zeit den Gebrauch ein, die einflußreicheren Beamten nie länger als 3 Jahre in ihren Stellungen in den Provinzen zu belassen. Das Wort Mandarin, für einen Beamten der 9 Rangstufen (Kieuphin), ist portugiesischen Ursprungs, im Chinesischen bezeichnet das Wort Kuan einen Beamten; die 9 Rangstufen werden durch kleine Kugeln von verschiedenem Stoff und Farbe unterschieden, die oben auf der Mütze getragen werden. Die Beamten sind zahllos; der ewige Wechsel hat sie ihren Pflichten und ihrer Aufgabe so sehr entfremdet, daß ihr Bestreben nur darauf gerichtet ist, in der kurzen Zeit ihrer Amtsthätigkeit ihre Kassen zu füllen. Da die Besoldungen der öffentlichen Diener lächerlich niedrig sind, die Regierung aber trotzdem ihren Beamten maßlosen Aufwand zumuthet, so bleibt diesen nichts übrig, als sich das nöthige Geld durch Bedrückungen und Auflage ganz willkürlicher Taxen neben den Staatssteuern zu schaffen und Uebergriffe ihrer Untergebenen zu dulden. Nach Anschauung der Mandarine ist das Volk der Beamten wegen da, nicht umgekehrt; der Beamte thut nichts, außer wenn er bezahlt wird. Dies ist Princip für den untersten Diener wie für den obersten Gebieter. Je höher die Stellung des Beamten, dessen Einfluß gesichert werden soll, desto zahlreichere Mitglieder sind zu gewinnen, und um so kostspieliger wird das Verfahren. Dies erklärt, daß kleinere Städte, weil hier die obersten Lokalbeamten einen niedrigern Rang haben und weniger Bedrückungen wagen können, oft mehr in Flor sind als große und durch ihre Lage im Handel und Verkehr begünstigtere, die von den höheren Beamten auf das empörendste gebrandschatzt und ausgesogen werden. Zu den guten Beamten zählt, wer in seiner Habgier die Geduld der Bevölkerung nicht erschöpft und die Aufmerksamkeit der Hauptstadt nicht auf sich zieht; kommt es aber zu Klagen, so hat die Untersuchung den Fall, ja sogar den Tod des Beamten zur Folge, selbst wenn die erpreßte Summen theilweise in den Staatsschatz flossen und er an diesen weit höhere Summen abgab, als er verpflichtet war, denn die mächtigen Tribunale wollen, wie jeder Chinese, nicht gestört werden. Der Mandarin hat vielleicht eine gebietende Pflicht erfüllt, als er die Unzufriedenheit des Volks erregte; dies kümmert die Regierung nicht, es wird ihm zum Verbrechen angerechnet, daß er es zu Klagen hat kommen lassen; ein unpolitischer

Beamter paßt nicht in das chinesische Verwaltungssystem. Dem Volk, dem bedrückten Einzelnen muß die Entfernung seines willkürlichen Beamten als Sühne genügen; eine Abstellung des Mißbrauchs, die Remedur einer Ungerechtigkeit im Instanzenweg findet nicht statt; der Anzeiger leidet nur zu leicht unter dem Haß des Nachfolgers, nur in den schreiendsten Fällen ist deshalb Klage zu fürchten. Höchst schwierig wird die Stellung des Mandarins in Zeiten allgemeiner Landplagen; er wird für Ueberschwemmungen, Hungersnoth ꝛc. verantwortlich gemacht, auch wenn die Abwendung des Naturereignisses außerhalb seiner Macht lag; schon mancher Beamte verlor hierdurch seine Stelle.

Jede Provinz zerfällt in Distrikte: Fu, die noch immer durchschnittlich eine Bevölkerung von 2 Mill. umfassen, Tschëu, Hien (von durchschnittlich über 300,000 Einw.), Sse u. a.; letztere zählen 100 und mehr Lokalgemeinden. Die Vorsteher dieser Abtheilungen führen den Titel Tschi mit Beisatz Fu, Tschëu, Hien ꝛc. Vom Tschifu appellirt man an den Provinzialrichter oder Schatzmeister; Kollegialsitzungen präsidirt der Gouverneur. Für Polizeizwecke ist in der Aufstellung eines niedern Polizeibeamten, einer Art Konstabler für mehrere Gemeinden, eine uralte Institution auf die Gegenwart übertragen worden. Diese Konstabler werden als Gelderpresser gefürchtet; es wird ihnen häufig gestattet, ihr Amt auf den Sohn zu vererben. Sie haben die Ruhe aufrecht zu erhalten, kleinere Streitigkeiten dem Distrikts-(Sse-)Chef anzuzeigen und seine Verordnungen den Gemeindegliedern bekannt zu machen. Die Behörde zur Verwaltung der eigentlichen Gemeindeangelegenheiten hat auf dem Land mehr einen privativen als einen officiellen Charakter. Die vielen, oft von dem nämlichen Vorfahren abstammenden, manchmal ganze Dörfer bevölkernden Familien besitzen ihre eigenen Häupter, und alle zusammen wieder einen Patriarchen. Dieser wird von den Regierungsbeamten als Vertreter der Dorfgenossenschaft angesehen; eine Anzahl Vertrauensmänner, meist aus den älteren Einwohnern durchs Loos bestimmt, steht ihm zur Seite. Die Erhaltung der Tempel, die Regelung des Gottesdienstes und der herkömmlichen festlichen Umzüge, die Gewinnung von Lehrern und die Einhebung der nöthigen Beisteuern an Geld und Naturalien zu diesen Ausgaben ist ihre Hauptaufgabe. Die Lokalpolizei steht unter dem Patriarchen, dem die Gemeinde (von oft 8000 und mehr Einwohnern) die nöthige Polizeimannschaft zu stellen hat. Berüchtigte und im Ort gefürchtete Helfershelfer der Mandarine, eine Art Privatbeamter derselben, sind die Winkelsachwalter, die sich das Vermittelungsrecht vom Mandarin erkaufen und die Streitigkeiten mittels Ueberredung und Drohung mit Denunciation u. dgl. beizulegen suchen; ein öffentlicher Steuereinnehmer fehlt in keiner größern Gemeinde. Die Städte haben aus Wahl hervorgegangene Municipalräthe, deren Thätigkeit von kaiserl. Kommissären überwacht wird. Die Sicherheitspolizei liegt trotz der Municipalgarde und eines ansehnlichen Korps von Polizisten sehr im Argen. Man rekrutirt die Polizeisoldaten nämlich aus Dieben, die im Einvernehmen mit den ehemaligen Spießgesellen stehen; zu gestohlenem Eigenthum kommt man fast nur wieder, wenn der Preis für die Wiedererlangung sehr hoch gegriffen oder der Bestohlene ein Mächtiger ist.

Das chinesische **Kriminalgesetzbuch** verliert sich in Kasuistik und belegt eine große Menge von Handlungen mit Strafe. Es sondert Verbrechen und Vergehen und unterscheidet Thaten, die mit Vorbedacht, und Thaten, die ohne Absicht begangen wurden. Vieles in der chinesischen Kriminalpolitik widerstreitet unseren Anschauungen und Sitten. Tödtung eines Menschen, Raub, Diebstahl gelten zwar für Verbrechen, aber bei weitem nicht für die größten; sehr hart werden dagegen Verfehlungen gegen Moral und Impietät gestraft, weil sie nicht wie Diebstahl unter dem mildernden Umstande des Dranges der äußeren Verhältnisse verübt werden, sondern aus schlechtem Charakter entspringen. Bemerkenswerth ist, daß ein Recht des Aufstandes gegen Tyrannen anerkannt ist. Um Geständnisse zu erlangen, werden die unglaublichsten Torturen angewendet, und die Behandlung der Gefangenen, die man wie wilde Thiere einsperrt, ist unmenschlich. 10—100 Hiebe auf die Fußsohlen, Transportation, ewige Verbannung in ferne Provinzen, harte Sklavenarbeit und Tod sind die gesetzlichen Strafen. Die Todesstrafe wird überaus häufig vollzogen, oft zu 100 an einem Tag; Enthauptung und Erdrosselung sind die gewöhnlichen Arten der Hinrichtung. Nach dem Urtheil Sachkundiger sterben die meisten Beschuldigten an den Folgen der Tortur und der Haft. Die Europäer sind unter die Jurisdiktion der Konsuln gestellt. Mit der Kriminalgesetzgebung befaßte sich die Regierung schon sehr früh, eine Civilgesetzgebung fehlte dagegen in alter und neuer Zeit; Civilklage von Europäern gegen Chinesen ist daher stets erfolglos. Erst seit 1870 beschäftigt sich die Regierung mit Einführung eines bessern Gerichtsverfahrens und Abfassung eines Handelsgesetzbuchs. Eine Abhülfe wäre dringend nothwendig, da der Europäer auf Kredit verkaufen und seinen Zwischenhändlern Vorschüsse machen muß und bei der unreellen Gesinnung der Chinesen gegen Fremde Verluste sehr häufig sind.

Die **Einnahme** der Staatsregierung fließt aus einer Land- und Reissteuer, welche direkt den Grundbesitz treffen, aus dem Salzmonopol, aus einer Stempeltaxe, einer Umschreibegebühr von 8 Proc. des Verkaufspreises und aus den Grenz- und Binnenzöllen. Die Einnahmen gehen theils in baarem Geld, theils in Produkten ein und werden bald zu 100, bald zu 180 Mill. Thlr. angegeben. Diese Zahlen haben keinerlei Anspruch auf irgend welche Genauigkeit. Fest steht nur und erhält durch die Berichte des Regierungsblattes, der »Pekinger Zeitung«, seine Bestätigung, daß der chinesische Staat fortwährend an einem Deficit leidet, welches die Gouverneure, um nicht ihre einträglichen Stellen zu verlieren, durch außerordentliche Steuern und Anlehen zu decken sich befleißigen. Die einzig lobenswerthe Finanzbehörde ist das 1854 geschaffene Inspektorat der Seezölle, dessen Vorstände in jedem Ort Europäer sind. Ursprünglich ins Leben gerufen, um den Eingang der Zolleinnahmen zu überwachen, welche der Bezahlung der Kriegsschuld an die Westmächte als Sicherheit dienen sollten, behielt die Regierung dieses in Schanghai domicilirende Institut bei, erweiterte es und verlegte den Sitz des Generalinspektors nach Peking. Die Organisation ist das Verdienst des überaus rührigen und umsichtigen Irländers R. Hart; unter dem Generalinspektor stehen 16 Inspektorate mit Europäern als Beamten an der Spitze, Engländern, Amerikanern, Franzosen, Russen und Deutschen. Das Gehalt

wechselt von 300—3000 Pfd. Sterl. im Jahr; jeder Beamte verpflichtet sich zu dreijähriger Dienstzeit und erhält beim Abgang eine Jahresbesoldung als Abfertigung. Die Zolleinnahmen hoben sich von rund 0,7 Mill. Thlr. im Jahr 1858 auf 18,8 Mill. Thlr. 1869. Hart weist an vieljährigen Statistiken nach, daß die Zolleinnahmen enorm steigen müssen, wenn die Regierung ihre Ausschließungspolitik fallen läßt, und führt aus, in welchen Gegenständen eine zollfreie Behandlung gestattet werden kann, wo Erhöhung der Zölle zweckmäßig ist. (Vgl. »Ausland« 1863, S. 97; v. Scherzer, Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition nach Siam, C. und Japan ꝛc., Stuttg. 1872.)

Das Militärwesen China's ist noch sehr mangelhaft beschaffen, so viel auch daran seit 1854 gebessert wird. Der Krieg galt den Chinesen von jeher als ein Unglück und eine Schmach für die Menschheit; erobernd treten sie in der Geschichte nie auf. Der Soldatenstand genoß nur geringes Ansehen; erst der Zusammenstoß mit den Westmächten zeigte ihnen die Nothwendigkeit einer bessern Organisation und Bewaffnung. An Muth fehlt es ihnen nicht; sie hielten Stand gegen die Angriffe der Europäer, denen sie mit Bogen und Pfeil, Speer, Lunten- oder Musketenflinten Widerstand leisteten. Konskription findet nicht statt, die Armee ergänzt sich durch Freiwillige, vorwiegend Tataren (Mandschu), und durch die Kinder der alten Soldaten; der Garnisonssoldat in den äußeren Provinzen vererbt seine Stelle auf seine Kinder. Die Truppen in diesen Provinzen sind noch immer armselige Erscheinungen, die kaum das tägliche Brod haben; unter den Officieren gibt es drei Grade, die wie beim Civil nur durch Examina erworben werden können. In der Feldarmee der Ostprovinzen sind in Organisation und Bewaffnung große Veränderungen vor sich gegangen, die sich zwar der genauen Kenntnis der Europäer noch entziehen, aber sich jedenfalls als bedeutend darstellen werden. Die alte Eintheilung in acht Banner der Mandschu, in die Truppen des grünen Banners und in die Municipalgarde ist im »Ausland« 1860, S. 1217, nach europäischen Berichten und chinesischen Quellen ausführlich beschrieben; sie hat auch wohl noch Geltung, steht aber vielfach nur auf dem Papier, wie die Taipingrebellion bewies. Bei einem Kampf mit den Europäern können nur die um Peking, Kanton und an anderen Orten in den Ostprovinzen zusammengezogenen Truppen neuer Formation in Betracht kommen. Diese Regimenter, die neuerdings mit Remingtongewehren und gezogenen Kanonen bewaffnet sind und von Franzosen, auch einigen Engländern und Deutschen gedrillt werden, sind die einzige stehende Armee im europäischen Sinn. Eine andere wichtige Neuerung hat sich in der Armatur der Forts vollzogen: längs des Peiho, bei Kanton, Schanghai ꝛc. sind neue große Befestigungsbauten nach europäischem System aufgeführt und mit Krupp'schen Kanonen armirt. Das Riesenbollwerk der Chinesischen Mauer (s. d.) hat jetzt seine Bedeutung verloren. Die kaiserl. Arsenale und Werkstätten in Tientsin, Nanking, Schanghai, Futschau sind gefüllt und entwickeln eine fieberhafte Thätigkeit; 1872 lief in Schanghai eine kaiserl. Kriegsfregatte von 2700 Tonnen, mit einer Dampfmaschine von 1800 Pferdekräften, 26 Vierundzwanzigpfündern, 2 Neunzigpfündern ausgerüstet, bei deren Bau nur 4 Europäer mitgewirkt hatten, vom Stapel; ein anderer Schiffsbauplatz ist Futschau. v. Scherzer gibt die Heeresstärke zu 278 Kompagnien (zu 100 Mann) Mandschu, 211 Kompagnien Mongolen und 106,000 Mann Chinesen (sämmtlich Kavallerie), dann zu 500,000 Mann eingeborne Infanterie und 125,000 Mann irreguläre Miliztruppen, zusammen zu 820,000 Mann an. Ueber die Stärke der Regimenter neuer Ordnung fehlen noch alle Angaben; die obige Armee alter Ordnung ist zwar sehr eingebildet und benimmt sich brutal, zeigte aber in den Kämpfen mit den Aufständischen (Taiping, Muselmanen und den Räubern im Westen) erst dann guten Willen, als der Erfolg auf ihre Seite trat.

Die vorzüglichste und zugleich in höchsten Ehren stehende Beschäftigung der Chinesen ist der Landbau, der als die Grundlage aller Staatsordnung gilt. An Stelle der unbestimmten und sagenhaften Berichte gibt S. Syrski im Anhang II zu v. Scherzers Buch »Siam, Japan und C.« eine ausführliche Abhandlung. Das Land wird als dem Kaiser gehörend betrachtet; seit dem Ende der 3. Dynastie (4. Jahrh. v. Chr.) erhebt jedoch der Staat nur noch eine Abgabe, während früher ein Theil für den Landesfürsten bebaut wurde, und der Grundbesitzer ist jetzt nicht weiter beschränkt, als daß er des Landes bei Nichtanbau verlustig wird. (Ueber Grundeigenthum vgl. v. Sacharoff, Arbeiten der russ. Gesandtschaft in Peking über C., Bd. 1.) In der Ebene ist das Land sehr parcellirt, hier kann eine Familie von 5 Mitgliedern sich von 1—2 Hektar eigenthümlichen Ackerbodens ernähren; ein Besitzer von 6 und mehr Hektar gilt als ein vermögender Mann; man findet übrigens Besitzungen von 600 und, in hügeligen Gegenden, von 12—1800 Hektar. Ein Pächter kann sich und seine Familie vom Ackerbau allein erst mit 2 Hektar Land ernähren; der Pachtzins beträgt durchschnittlich ein Drittheil des Ertrags. Bei Bearbeitung des Bodens werden am meisten Hauen und Rechen verschiedenster Konstruktion verwendet; Pflüge und Eggen sind nur auf größeren Gütern in Gebrauch. Das Getreide wird entkörnt durch Ausschlagen, durch Austreten von Thieren oder mit Dreschflegeln. Zum Enthülsen von Reis oder Mahlen von Getreide dienen Mühlen, welche durch Menschenhände, Büffel oder Wasser bewegt werden; zur Entkörnung und Reinigung der Baumwolle einfache, unseren Anforderungen nicht genügende Geräthe. Zum Einsammeln, Transport und zur Verwendung der menschlichen Auswurfstoffe dienen höchst verschiedenartige Gefäße und Vorrichtungen. Die Chinesen sind in der Verwendung der einfachen Düngerarten und der Zurichtung von Komposten nicht erfinderischer als wir; aber charakteristisch für sie ist die sorgfältige Sammlung allen Düngers, seine Anwendungsweise (Ueberrieselung mit flüssigem oder pulverisirtem Dünger nach der Aussaat) und die ergiebige Düngung. Fruchtwechselwirtschaft ist Regel; man läßt jedoch nicht die Pflanzen »den Boden sich gegenseitig vorbereiten«, sondern man bereitet ihnen den Standort durch zusagende Düngung. Der Ackerboden besteht meist aus jüngstem Alluvium; mit Ausnahme des nördlichen C. kann überall das ganze Jahr hindurch im Feld gearbeitet, ja im südlichen C. auch gesäet, gepflanzt und geerntet werden; namentlich sind es die verschiedenen Gemüsearten, die man auch mitten im Winter für die Nahrung einsammelt. Die Hauptarbeiten beginnen im März, enden im November. Es wird meist in Drillen gesät und gepflanzt; Gewinnung von Unterfrüchten wird allgemein angestrebt. Die Dünger-

arten werden hinsichtlich ihrer Düngkraft meist klassificirt wie folgt: Oelkuchen; menschliche Exkremente (nur verdünnt angewandt); Schweinedünger (getrocknet und im zerkleinerten Zustand ausgestreut); Büffel- und Ochsendünger sowie Ziegen- und Pferdedünger (selten, meist in flüssigem Zustand verwandt); Wasserpflanzen (sehr zahlreich angewandt); Asche (meist mit anderem Stoffe vermischt); gebrannter Kalk; in Fäulnis übergegangene Fische. Das wichtigste Bodenprodukt des südlichen und mittlern C. ist Reis, in der Nähe der Küste Baumwolle; im nördlichen C. werden statt Reis Hirsearten, dann Weizen und Hülsenfrüchte gebaut. Von grünem Gemüse und Zwiebelgewächsen, von Wurzel- und Knollengewächsen werden verschiedene Arten angebaut und enorme Quantitäten gewonnen. Von der Kultur des Theestrauchs wurde bereits oben gehandelt; er erfordert kräftige Düngung, fleißige Bodenbearbeitung und wird im 7. Jahr seines Wachsthums nahe am Boden abgeschnitten, damit die Stümpfe neue Schößlinge treiben und zartere Blätter liefern. Die Theeblätter werden für den eigenen Gebrauch sehr einfach zubereitet. Man läßt sie an einem luftigen Ort oder an der Sonne verwelken (aber nicht austrocknen), erhitzt sie dann unter beständigem Mischen auf einem leichten Bambusgeflecht über Kohlenfeuer, rollt sie, indem man über sie, während sie noch warm sind, die flach aufgelegten Hände im Kreis herumführt, und trocknet sie dann an einem luftigen Ort. Der zum Export bestimmte Thee wird von den Händlern in eigenen Oefen wiederholt (bis viermal) stark erhitzt, geröstet, mit wohlriechenden theuren Blüten vermischt und an der Luft ausgetrocknet. Auch Oel gebende Pflanzen werden vielfach angebaut; unter den Gespinst- und Faserpflanzen sind neben der Baumwollstaude Hanf, darunter das sogen. chinesische Gras (Boehmeria nivea) die wichtigsten. Blauer Farbstoff wird aus Indigofera tinctoria, Polygonum tinctorium ꝛc. im südlichen und mittlern C. gewonnen. Die Kunstgärtnerei wird sowohl im Freien als in geschlossenen Räumen mit vieler Sachkenntnis und Sorgfalt betrieben. Die Forstwirtschaft wird dagegen ganz vernachlässigt; auch der eigentliche Wiesenbau, verbunden mit Heugewinnung, wie die Viehzucht (s. oben) ist den Chinesen fremd. Eine besondere Wichtigkeit hat für C. der Seidenbau, der auf einer hohen Stufe der Entwickelung steht; die meiste und beste Seide liefern die mittleren Provinzen. Der Maulbeerbaum erfreut sich einer sachkundigen und sorgfältigen Pflege, die Seidenraupenzucht ist aber weniger fortgeschritten. Eine Besonderheit ist hier wie in Japan der Eichenspinner. Alle Zweige der Landwirtschaft leiden unter mancherlei vermeintlichen Erfahrungsregeln. Die Fischerei, und zwar das Fischen von Pflanzen wie von Süßwasserthieren und einigen Seethieren, beschäftigt eine große Menge von Leuten und liefert für die Nahrung der Menschen wie für Düngung der Felder enorme Massen; die Fischerei wird häufig mittels eines abgerichteten Kormoran (Seeraben) ausgeübt und ist dann höchst ergötzlich für die Zuschauer. — Zu den Landplagen, welche oft Mißwachs und Hungersnoth zur Folge haben, gehören vor allem die Ueberschwemmungen, weil der Reis meist in den Flußthälern angebaut wird; weniger fühlbar auf weite Strecken macht sich Trockenheit. Für Zeiten der Hungersnoth hat die Regierung wie die Privatwohlthätigkeit Speicher angelegt, wo ein Theil der in Reis entrichteten Grundsteuer oder angekaufte Frucht aufbewahrt wird, bis Mißernte unentgeltliche Abgabe oder Verkauf unter dem Marktpreis nöthig macht.

Die technischen Fertigkeiten der Chinesen sind 1871 von St. Julien und Champion (s. oben), 1872 in v. Scherzers Werk: »Siam, Japan und C.« von Erner und Bucher (Anhang V, VI, sowie in der Wiener Weltindustrie-Ausstellungs-Zeitung) besprochen worden. Die Papierbereitung geht zurück bis 153 n. Chr.; man verwendet jetzt dazu Hanffasern, junge Bambussprossen, Maulbeerbaumrinde, Rotang (sogen. spanisches Rohr), Meeralgen, Reis-, Weizenstroh u. dgl. Die sehr dauerhaften Sorten werden zu Fenstern und Regenschirmüberzügen verarbeitet, dienen auch mit Harz bestrichen als Zunder ꝛc. Der Gebrauch des Holzstockdrucks reicht bis ins 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung zurück; 992 wurden zum erstenmal Schriften durch Steindruck vervielfältigt. Letterndruck wurde im 11. Jahrh. erfunden, kam aber bei den großen Schwierigkeiten, welche die chinesische Sprache dem Druck mit beweglichen Typen entgegenstellt, erst seit 1662 in Anwendung, als unter dem aufgeklärten Kaiser Khanghi europäische Missionäre es dahin brachten, daß 250,000 bewegliche Letternstücke in Kupfer gestochen wurden; doch konnten nur wenige Abzüge gemacht werden, da die Typen bald darauf von unehrlichen Beamten veruntreut wurden. Dafür wurden in der neuesten Zeit europäische Typen nach Peking importirt. Das Pulver der Chinesen ist grob und entzündet sich langsam. Die Metallmischungen sind gut, ihre Glocken haben vorzüglichen Klang. Die Fabrikation von Email ist im Rückgang begriffen; ebenso ist die Porzellanfabrikation nur hinsichtlich der Dimensionen ihrer Vasen allen übrigen Völkern voraus, dagegen die Form und Ornamentation bei den Japanesen viel vorzüglicher. Besondere Aufmerksamkeit erregen die Lackwaaren, die an Zierlichkeit und Sauberkeit nichts zu wünschen übrig lassen und in solcher Vollendung nur durch mühsames, wiederholtes Abhobeln, Abschaben und Glätten dargestellt werden können. Die Lackbereitung selbst ist noch ein Geheimnis, die Europäer scheinen bei ihren eifrigen Erkundigungen bis jetzt in der Irre herumgeführt worden zu sein. Die Hauptsitze der Industrie sind die großen Städte. Etablissements für Großindustrie fehlen noch; dies fällt übrigens nur der Ausschließungspolitik der Regierung zur Last, und sie werden durch europäische Gesellschaften sofort zum großen Vortheil der Bevölkerung entstehen, sobald die Regierung nicht mehr hindernd dazwischen tritt. Die Schiffbaukunst hat nur in den kaiserlichen Werften unter europäischen Lehrern Fortschritte gemacht. Tüchtige Seefahrer sind die Chinesen nicht; es kann aber doch nicht mehr bezweifelt werden, daß sie schon Ende des 5. Jahrh. nach Centralamerika gelangt sind (s. Amerika, Entdeckungsgeschichte). Die Schiffe für den Handel zur See wie auf den Flüssen, die Dschunken, sind lange Kussen ohne Kiel, mit Mattensegeln aus Bambus und plumpen, ungeschickten Steuerrudern, die sich auf der offenen See nicht gut zu halten vermögen. Die chinesischen Händler selbst befrachten jetzt mit Vorliebe europäische Fahrzeuge, deren größere Sicherheit und Seetüchtigkeit, verglichen mit den gebrechlichen Dschunken, die im Jahr nur Eine vom Monsun abhängige Reise zu vollführen befähigt sind, sie bald erkannten.

Der Handel, für welchen der verschmitzte, ausdauernde und genügsame Chinese, der im Verkehr mit Fremden seinen Landsleuten nicht Konkurrenz macht, sondern einmüthig mit ihnen gegen jene vorgeht, vorzüglich paßt, ist auf dem Land als Kleinhandel sehr belebt; Märkte sind in jeder kleinen Stadt mehrere im Monat, in großen Städten öfters unter großem Zudrang von Händlern und Käufern. Die Höhe für den Werth dieses Binnenhandels ist noch nicht zu bestimmen; die willkürlichen Zölle der Mandarine sind ein bedeutendes Hindernis seiner vollen Entwickelung. Der Handel mit dem Ausland ist mit wenigen Ausnahmen ausschließlich in den Händen europäischer und amerikanischer Handelshäuser; der Verkehr darf aber nur an bestimmten Plätzen stattfinden, ist nur unter starker Beiziehung der eingebornen Händler möglich. Bis zum Frieden von Nanking (1842) war für den Landweg nur Maimatschin, Kiachta gegenüber an der Nordgrenze der Mongolei, für den Seeweg nur Kanton Ausfuhrstation unter hemmenden Bedingungen. Im genannten Frieden wurden außer Kanton noch Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai zu Freihäfen erklärt und neuerdings im Frieden von Tientsin (1858) und später eine Anzahl noch anderer Häfen (Swatau, Takao, Tamsui, Tschinkiang, Kiukiang, Hankau, Tschifu, Niutschiang, Tientsin ꝛc.) dem europäischen Handel geöffnet (s. unten, Geschichte), so daß jetzt im ganzen 21 Häfen (Vertragshäfen) dem Verkehr offen stehen. Im Jahr 1814 werthete Ein- und Ausfuhr 3¾ Mill. Pfd. Sterl., 1827: 5 Mill.; 1833 erlosch das Privilegium der Ostind. Kompagnie, und bis 1856 hob sich der Werth auf 17,5 Mill., betrug 1869: 42,6 Mill. und soll 1871 auf 130 Mill. Pfd. Sterl. gestiegen sein. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr bilden Thee und Seide, auf sie entfallen 88 Proc. der Summe des Exports. Von den übrigen 566 chinesischen Handelsexportartikeln haben sich nach der Zollstatistik kaum 100 von Bedeutung erwiesen; obenan stehen darunter die Droguen. Es betrug die Ausfuhr von Seide 1845: 18,600, 1869: 37,602 Ballen (à 50 Kilogr.); von Thee 1845: 57,8 Mill., 1869: 188,1 Mill. Pfd. Haupartikel der Einfuhr ist Opium, dann kommen Baumwollwaaren, Schafwollwaaren, rohe Baumwolle und Metalle; die sämmtlichen anderen Einfuhrartikel betragen nach den Zollregistern nur 24, in manchen Jahren unter 20 Proc. der Gesammteinfuhr. Von Opium betrug die Einfuhr in Piculs (à 60,47 Kilogr.) 1803—1808: 3000, 1834—39: 30,000, 1850—60: 70,000, 1860—1870: 80,000 im Jahr. Baumwollwaaren wurden 1869 eingeführt für 7,5 Mill. Pfd. Sterl., Schafwollwaaren für 2,0 Mill., Metalle für 1,09 Mill. Pfd. Sterl. Englands Ausfuhr nach C. hat sich von 1842—69 (also binnen 27 Jahren) verachtfacht. Zur richtigen Würdigung dieser Thatsache muß erwogen werden, daß diese Steigerung in einem Land vor sich ging, welchem jede Konzession durch das Schwert abgerungen werden mußte, und daß die Regierung im Bewußtsein der eigenen Schwäche und Korruption kein Mittel für unerlaubt hielt, durch welches das abergläubische Volk dem Einfluß westlicher Civilisation fern gehalten und dem Verkehr mit den Fremden entrückt wurde. Es ist ferner anerkennend der Bestrebungen der Deutschen zu gedenken, welche ohne Unterstützung durch eine mächtige heimatliche Flotte am Handel in C. seit Jahrzehnten einen hervorragenden Antheil nahmen. Von den 14,802 europäischen und amerikanischen Schiffen, welche 1869 die Vertragshäfen besuchten, entfallen auf England 44,5, Nordamerika 40, Deutschland 9,75, Frankreich 1,5, Siam 1,25 und auf alle übrigen Länder zusammen kaum 3 Proc. Im Jahr 1872 liefen ein und aus 17,090 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 8,49 Mill.; hiervon waren 8360 englische, 5174 amerikanische, 1976 deutsche Schiffe. In Hamburg werthete die Einfuhr aus China 1851—55 jährlich 1,04 Mill., 1871: 1,62 Mill. Thlr. In C. ist es den Deutschen namentlich in der Küstenschiffahrt, an welcher sich nach einer beiläufigen Schätzung chinesische Dschunken mit einem Tonnengehalt von 4 Mill. betheiligen, gelungen, mit ihren soliden und seetüchtigen, den Bedürfnissen des chinesischen Verkehrs entsprechend eingerichteten Fahrzeugen zu großer Geltung zu gelangen. (Vgl. v. Scherzer, Siam, C. und Japan, S. 230 ff.) Die Frachtpreise stellen sich (nach dem Tarif des Oesterreichischen Lloyd vom Juni 1870) von Triest nach Hongkong mit Postdampfer zu 16—30 Pfd. Sterl. per Tonne zu 979 Kilogr.; von Schanghai nach London mit Privatdampfer zu 3,5—5,5, für Segler zu 2,5—3,5 Pfd. Sterl. (je nach der Waare) per Tonne. Der Passagepreis für Reisende erster Klasse beträgt von Southampton nach Schanghai 130 Pfd. Sterl., von Hongkong nach San Francisco 60 Pfd. Sterl., nach New York mit Benutzung der Panamaeisenbahn 97 Pfd. Sterl.; die vorzüglich eingerichteten Dampfer legen die 5000 Seemeilen lange Strecke in 22—24 Tagen zurück. Der früher so wichtige Landweg über Rußland hat von Jahr zu Jahr an Bedeutung abgenommen und wird auch unter den günstigsten Verhältnissen dem Seeweg niemals mehr erfolgreiche Konkurrenz machen; die Entfernungen sind zu groß, die zu durchziehenden Terrains zu unwirtlich, als daß auf diesem Wege je die enormen Massen bewegt werden könnten, die im chinesischen Handel jährlich umgesetzt werden. Die natürliche und wichtigste Verkehrsader nach dem Innern von C. ist und bleibt der Jangtsekiang. Die Entfernung von Kalgan im S. der mongolischen Wüste an der Grenze des eigentlichen C. über Kiachta an der sibirisch-chinesischen Grenze bis Nischnij Nowgorod im europäischen Rußland beträgt 8273 Kilom.; die Reise von Kalgan nach Kiachta erfordert 30 Tage. Hauptausfuhr nach Rußland ist Thee (1868 im Werth von 1,8 Mill. Pfd. Sterl.), Haupteinfuhr von dort schwere Tuche und Sammetfabrikate. Der Transport eines Pfundes Thee vom Erzeugungsort bis London beträgt 2—3 Sgr., dagegen auf dem Landweg bis Moskau fast 20 Sgr. Die projektirte Dampferlinie Schanghai-Odessa bringt dem russischen Landhandel neue, wichtige Konkurrenz. Von S. her wird Anknüpfung von Handelsrouten durch die Engländer versucht. An früher ziemlich stark besuchte Wege lehnt sich die Jünnan-Birma-Route an. An die Erfolge der Panthai (s. d.) in Jünnan werden große Hoffnungen geknüpft. Die Entfernung von Bhamo (s. d.), bis wohin der Irawadi, der Hauptfluß Birma's, vom Meer aus schiffbar ist, an den Jangtsekiang beträgt nur 772 Kilom.; allein die wichtigen chinesischen Handelsorte liegen noch 750 Kilom. weiter flußabwärts, und die Landstrecke zwischen beiden Flüssen ist gebirgig sowie von unzuverlässigen Stämmen bewohnt (vgl. Birma). Kühner ist das Projekt von Handelsverbindungen von Indien her; Sanguiniker haben sogar schon von einem Kanal ausführlich

gesprochen, der die Flüsse Brahmaputra und Jangtsekiang verbinden solle. Inzwischen ist es noch niemand gelungen, auf dieser Strecke von C. nach Indien zu gelangen; Cooper wie v. Richthofen mußten in den letzten Jahren erfahren, daß die Bevölkerung südlich von Sjetschuan nicht einmal einzelnen Reisenden Durchzug gestattet (vgl. Cooper, Travels of a pioneer of commerce in Pigtail and Petticoats etc., Lond. 1871).

Was Geld, Maß und Gewichte China's betrifft, so gehen die Anfänge des in C. ziemlich ausgebildeten Banksystems zurück bis in das 1. Jahrh. v. Chr. Die Mehrzahl der heutigen Bankiers sind zugleich Pfandleiher und bilden als solche eine sehr angesehene, einflußreiche Gilde. Der Zinsfuß hängt wie überall vom Risiko ab, durchschnittlich beträgt er 10 bis 15 Proc. Wechsel cirkuliren wie bei uns. Das Papiergeld, erst Feikiuan (»fliegende Kontrakte«), später Tschaojin genannt, datirt seit den Dynastien Thang (7.—10. Jahrh.) und Sung II. (10.—13. Jahrh.); seitdem aber die mongolischen Kaiser (1280—1333) das Volk durch Ausgabe von Assignaten systematisch zu betrügen anfingen, kam das Staatspapiergeld beim Volk in Mißkredit, und es gibt jetzt keine Regierungsbanknoten mehr (vgl. Cowell, Asiatic sovereigns and paper currency, im »Journal of the Asiatic Society of Bengal« 1860). Die Regierung autorisirt dagegen die Banken zur Einhebung der Taxen und Steuern und erlaubt auch den Gesellschaften für den Aufkauf von Landesprodukten Ausgabe von Banknoten gegen einige Sicherheit. In Tientsin, dem wichtigsten aller Nordhäfen, emittiren an 300 Banken Noten. Die Noten sind ungefähr von der Größe der europäischen Banknoten und, auf starkes, grobes Papier gedruckt, mit einer Menge Stempel versehen, um die Fälschung zu erschweren, die in der That selten vorkommt. Der Werth der Note wechselt von 100 Käsch (in Summa = 1 Reichsmark = 10 Sgr.) bis 10,000 Käsch (zusammen durchschnittlich = 99 Mark). Das Papiergeld ist dem Kurs unterworfen und sank in Peking 1869 so sehr, daß man für 1000 Papier- nur 49 Kupferkäsch erhielt, weil die Regierung 4 Kupferkäsch einen Zwangskurs zu 10 beilegte und die Kupfermünzen dadurch aus dem Verkehr verdrängte, so daß hier ein Papiergeld von allerdings ganz imaginärem Werth cirkulirt. In Nordchina wird das Kursverhältnis zwischen Kupfer, Silber und Banknoten unter den Bankiers vereinbart. Geprägte Gold- und Silbermünzen besitzt C. nicht; das Silbermetall gilt nach seinem Gewicht als Werthmesser. Gewicht und Geld haben mithin in ihrem Verhältnis zu einander die gleiche Basis; die Decimalabstufung des chinesischen Gewichts, welche die folgende Tabelle veranschaulicht, erleichtert ungemein die Rechnung.

Tan (Picul)	Kin (Kattee)	Liang (Tael)	Tsien (Mace)	Fun (Candareen)	Li (Tenge-Tsin) (Käsch)	Kilo	Gramm
1	100	1600	16000	160000	1600000	60,4	
	1	16	160	1600	16000	—	604,8
		1	10	100	1000		37,79
			1	10	100		3,77
				1	10		0,37

Die eingeklammerten Worte sind die Benennungen im europäischen Handelsverkehr (den Käsch als Münze nennen die Chinesen Tongtsin, die Franzosen Sapeque, die Holländer Pitje). In chinesischen Städten ist der Gewichtstaël feines Silber Rechnungsmünze; die spanischen und mexikanischen Dollars wie auch Silber in Form von Kegeln oder kleinen Badewannen sind Zahlungs- und Tauschmittel. Diese Silberbarren heißen Syci (spr. seisi), aus sosze (»feine Flockseide«) korrumpirt. Der Händler stempelt den Werth, das Datum und seine Firma auf. Gelangt der Dollar oder Syci aus dem Bezirk heraus, in welchem die Firma des frühern Stemplers bekannt war, so wird er wieder gewogen und gestempelt; im Lauf der Zeit geht der Stempel so weit, daß selbst der Kern eines Dollars verloren geht. Gold in Barren wird nach dem Gewicht zur Bezahlung größerer Summen angenommen; im Westen und Centralasien wird Goldkies nach dem Gewicht genommen, wie er aus Flüssen ausgewaschen wird. Die gebräuchlichsten Maße sind a) Längenmaße: 1 Tschih = 32 Centim.; 10 Tschih = 1 Tschang = 3,8 Meter; 1 Li, Wegmaß, früher (7. Jahrh. n. Chr.) = 329 Meter (nach Cunningham), jetzt 555 Meter (nach v. Scherzer); 250 = 1° des Aequator (nach den Messungen der Jesuiten); b) Feldmaße: 1 Mau (Mow, Moh) = 6,31 Ar; c) Hohlmaße: 1 Schin oder Sching = 10,31 Liter; 1 Schih = 103,1 Liter. — Die Handelsflagge China's s. auf unserer »Flaggenkarte«.

Geschichte. Die Chinesen selbst erklären sich für ein ursprüngliches Volk ihres Landes; am nächsten stehen sie den Völkern von Tibet und Hinterindien, es scheidet sie jedoch so viel Eigenthümliches von allen übrigen Völkern, daß ihre Abzweigung in grauer Vorzeit liegen muß. Die Aufzeichnungen ihrer eigenen Schriftsteller gehen zurück bis 2597 v. Chr.; doch ist die älteste Geschichte durchaus sagenhaft, und eine sichere Chronologie reicht nicht höher hinauf als bis 841 v. Chr. Als bedeutende Gestalten treten Fuhi, Schinnung und Hoangti hervor, auf welche von den Chinesen die ersten Anfänge der Kultur, Ackerbau, staatliche Gründung und Religion zurückgeführt werden. Auch die Geschichte der ersten großen Dynastien Hia (2205—1766 v. Chr.) und Schang (1766—1123 v. Chr.) ist noch unsicher und halbmythisch. Erst von der dritten Dynastie, der der Tscheu (1123—221 v. Chr.) haben wir genauere und zuverlässigere Nachrichten. In die Periode dieser Dynastie fällt die Entwickelung des Feudalwesens. In der Mitte des Reichs (daher der Name »Reich der Mitte«, Tschungkue) lag die kaiserliche Domäne von 1000 Li (444 Kilom.) im Umfang; daran reihten sich die Lehnsgüter der dem Kaiser zu Diensten und Abgaben verpflichteten Vasallenfürsten in Abstufungen von 45 bis 15 Kilom. im Umfang. Alle Regenten dieser Dynastie haben das Prädikat Wang, wie denn der Begründer der Dynastie Wuwang genannt wird, der sich als Gesetzgeber verdient machte. Siwang wurde 842 wegen seiner schlechten Eigenschaften entthront, und es folgte von 841 an ein 14jähriges Interregnum, das unter dem Namen Kongho (»Eintracht«) bei den Chinesen sehr berühmt ist. Im Jahr 520 ist ein Erbfolgekrieg zwischen den Söhnen von Kingwang verzeichnet; keiner behauptete sich, ihr Oheim nahm den Thron ein. Unter Singwang wurde 552 v. Chr. Konfutse und dessen berühmter Schüler Mengtse geboren. Thsin Schihoang von der (4.) Dynastie Thsin (246—209 v. Chr.) setzte seine Alleinherrschaft an Stelle des Willens der Feudalherren, dehnte das Reich bis ans Meer aus, widerstand siegreich den Tataren und vollendete zur Abwehr ihrer Einfälle die bekannte Chinesische Mauer; 213 ließ er viele Bücher, meist Annalen, verbrennen.

Unter der Dynastie Thsin waren die Einzelstaaten zu einer politischen Einheit verschmolzen worden; nun brachen aber überall Unruhen aus, und nach mehr als siebenjährigem Kampf gründete Lieu Pang, Fürst des Distrikts Han, die (5.) Dynastie der Han (602 v. Chr. bis 203 n. Chr.). Die Han werden in die westlichen und östlichen unterschieden; jene residirten in Singan, der Hauptstadt von Schensi, diese in Honanfu in der Provinz Honan. Das Feudalwesen wurde beschränkt, die Südprovinzen sammt der Insel Hainan mit dem Reich vereinigt, Nordkorea 109 v. Chr. erobert und die Herrschaft nach Besiegung der Hiungnu in der heutigen Mongolei über Centralasien bis zum heutigen Russisch-Turkestan ausgedehnt. Unter Hiao-Mingti kam 65 n. Chr. der Buddhapriester Hoschang aus Hindostan nach C., wo sich seitdem die Buddhareligion neben jener des Konfutse ausbreitete. Unter dieser Dynastie lernten die Chinesen das römische Reich kennen; 166 n. Chr. soll Kaiser Mark Aurel (Antun bei den chinesischen Historiographen) zur See eine Gesandtschaft nach C. gesandt haben. In den letzten Zeiten der Han nahm die Kaisermacht ab, Empörungen brachen aus, und C. zerfiel in die drei unabhängigen Reiche (223—265 n. Chr.): der Heuhan, der Wei und der Wu, die sich gegenseitig bekriegten, bis der Stifter der Dynastie Tsin (265—419 n. Chr.), Sfemayen, mit dem geschichtlichen Namen Wuti, mit Waffengewalt das ganze chinesische Reich wieder vereinigte und den Kaisertitel annahm. Seine Macht war aber nur von kurzer Dauer; seit 281 tauchten neben und nach einander 17 Nebendynastien auf. Mehrere Kaiser wurden ermordet; im Norden bildeten sich mehrere unabhängige Reiche, theils von Chinesen, theils von Fürsten tibetischer Abstammung regiert, bis Nordchina unter der Nebendynastie Wei (386—535) und den ihr folgenden Geschlechtern bis 581, der Zeit des Auftretens der 11. Dynastie, zu einem Reich vereinigt wurde. Im Süden des Reichs herrschten von 420—589 drei Dynastien; diese wurden als rechtmäßig angesehen, jene des Nordens dagegen als Usurpatoren. Erst Jangkian, Fürst von Sui, mit dem geschichtlichen Namen Kaotsuwenti, der im Norden des Großen Flusses den Kaisertitel annahm, 588 im Süden dieses Flusses vordrang und 590 Nanking eroberte, vereinigte wieder ganz C. unter seinem Scepter. Sein Sohn wurde wegen Ausschweifungen ermordet, worauf die (11.) Dynastie der Thang (618—906) folgte Die Zeit bis 756 war eine glänzende für C.; ganz Centralasien wurde wieder botmäßig, das Reich blieb unter Einem Fürsten geeinigt. Nun folgte aber eine Periode innerer Kriege, durch welche Tataren ins Land gezogen wurden und das südliche Tongkin, heute die Nordprovinz von Anam, dem Reich verloren ging; 757 kamen Araber nach Südchina. Die Wissenschaften blühten jedoch in dieser Zeit; die Erfindung des Holzdrucks wurde der Verbreitung der Literatur unendlich förderlich. Ein ausgezeichneter Monarch war Tschaskuangjin, als Gründer der 18. Dynastie (Sung II.) Taitsu genannt. Auf den Thron führten ihn seine Siege über die tatarischen Khitan, die im Norden des Reichs selbständige Fürstenthümer errichtet hatten. Diese Fürsten sowie das in Schensi von Tibetern gegründete Reich Hia blieben zwar nicht auf die Dauer zurückgedrängt; die Kämpfe mit ihnen waren jedoch im ganzen glücklich bis 1127, wo Kintsung sammt seiner Familie von dem tungusischen Volk der Kin, den Vorfahren der heutigen Mandschu, fortgeführt wurde, so daß Kaotsung die Residenz nach Süden, zuerst nach Nanking, dann nach Hangtschau, verlegen mußte. Für Geschichtschreibung geschah in der Zeit dieser Dynastie viel; Ssemakuang (1018—86) schrieb seine Geschichte, Matualin (1245—1325) seine große Encyklopädie (s. die Inhaltsangabe von Plath in den Sitzungsberichten der bayr. »Akademie der Wissenschaften« 1871, S. 83—154).

Die Mongolen treten als eroberndes Volk zuerst 1206 unter Dschingischan auf. Sie machten unter diesem Krieger wie unter seinem Sohn Ogdaichan und seinen Enkeln Mangu (genauer Möngke) und Chubilaichan reißende Fortschritte gegen die Kin, im N. und NO. von China, und die Dynastie Sung, die sie allmählich weiter gegen S. drängten. Schon 1260 war Chubilaichan faktisch der Herrscher von C.; von 1280 datiren die chinesischen Geschichtschreiber den Beginn der (19.) mongolischen Dynastie Juan (1280—1367). Chubilaichan nahm seine Residenz in Chanbaligh (»königliche Stadt«), dem heutigen Peking (»Hof des Nordens«); hier traf ihn der berühmte Reisende Marco Polo. Die Eroberer eigneten sich die Institutionen des unterjochten Volks an; erst gegen Ende ihrer Herrschaft gelangten auch Chinesen wieder zu Aemtern und Würden. Zwistigkeiten unter dem Kaiser Schünti (1333—67) veranlaßten den Bonzen (buddhistischen Priester) Tschujuantschang, 1355 als Parteigänger aufzutreten; er fand Anhang, stellte sich an die Spitze einer Empörung in Kiangnan, unterwarf sich einige südliche Provinzen, siegte über die unter sich uneinig gewordenen Rebellen und Mongolenhäuptlinge, die inzwischen den Kaiser abgesetzt hatten, überschritt den Gelben Strom, nahm Peking ein, vertrieb die Mongolen nach der Tatarei, wo sie das Reich der Chalcha gründeten, und erwarb sich durch Klugheit und Mäßigung die allgemeine Achtung und Liebe in dem Maße, daß er selbst den Thron besteigen konnte. Er nahm als Kaiser den Namen Taitsu an und ward Stifter der (20.) Dynastie der Ming (1368—1644). Unter ihrer meist kräftigen Regierung beschränkte sich das Reich auf das eigentliche C.; in der Mongolei behaupteten sich die mongolischen Fürsten. Damals wurde die im wesentlichen noch jetzt geltende Regierungsform ausgebildet; Portugiesen kamen nach Macao, katholische Missionäre, zuerst M. Ricci 1583, erlangten Zutritt. Unter Hoaitoung (1628—44) ward das Reich von beutelustigen Mandschu-Tataren bedroht und im Innern von Rebellen erschüttert; erstere hatten sich der Hauptstadt genähert, letztere sie erobert, als die Dynastie Ming durch des Kaisers freiwilligen Tod ihr Ende erreichte.

Mit Schuntschi beginnt die (21.) Dynastie der Mandschu oder Tsing (1644), die noch jetzt den Thron von C. inne hat. Schuntschi hatte den Unterricht des berühmten deutschen Jesuiten Adam Schall genossen und räumte diesem einen großen Einfluß auf sich und die Regierungsangelegenheiten ein. Unter Schuntschi, seinem Sohn Schingtsu mit dem Prädikat Khanghi und dem Herrscher Kaotsungschün mit dem Namen Khianlung erhob sich C. zu großer Macht. Alle Aufstände im Land wurden niedergeschlagen, Formosa mit C. vereinigt und kolonisirt, der größte Theil der Dsungarei, ganz Turkestan (die Gebiete Kaschgar, Jarkand ꝛc.) und Tibet unterworfen, ein Krieg gegen Rußland, der wegen Grenzstreitigkeiten 1684

entstand, 1689 beigelegt. Die Christen, welche längere Zeit geduldet worden waren, wurden aus politischen Gründen von Khianlung seit 1735 hart verfolgt. Unerbittlich gerecht, war dieser doch auch rücksichtslos grausam; im übrigen beförderte er die Wissenschaften und legte 4 Bibliotheken der schätzbarsten Bücher an; auch war er selbst Dichter. Im Jahr 1796 legte er zu Gunsten seines fünften Sohnes Kiaskhing die Regierung nieder und starb 1799. Von dieser Zeit an ist die Macht der Mandschu im Abnehmen begriffen. Kiakhings Gewaltthätigkeit und Grausamkeit erregten bald allgemeine Unzufriedenheit; immer neue Verschwörungen wurden angezettelt, Räuberbanden durchzogen verheerend das Land; Seeräuber, die sich in Hainan und Formosa festsetzten, beherrschten nicht allein das Meer und bekämpften hier die chinesischen Flotten mit wechselndem Glück, sondern drangen auch von den Flußmündungen aus in das Innere des Landes plündernd und verwüstend ein, bis ihre Macht endlich durch innern Zwiespalt zu Grunde gerichtet ward. Im Jahr 1807 kam der erste protestantische Missionär, Morrison, nach C.; 1815 wurden alle Katholiken aus C. verbannt. Kiakhing starb 1820, wie man vermuthet, durch einige Mißvergnügte ermordet. Ihm folgte sein zweiter Sohn Mianning (1820—50), geboren 1794, als Kaiser Taokuang (»Glanz des Verstandes«) genannt. Die Unruhen im Innern des Reichs dauerten unter ihm fort; dazu kamen Konflikte mit den an der Grenze nomadisirenden Buruten und Kirgisen und dem Chan von Chokand, die aber mit Unterwerfung des Chodscha's Dschehangir endeten, sowie mit dem kriegerischen Bergvolk an den Grenzen der Provinzen Kuangtung, Kuangsi und Honan, mit dem ein Vertrag abgeschlossen ward, der dahin lautete, daß sie in ihren Bergen bleiben, die Chinesen ihr Gebiet nicht betreten und die kaiserlichen Truppen entlassen werden sollten. Taokuang zeigte Abneigung gegen das Christenthum, namentlich gegen die Katholiken, die daher mehrfachen Verfolgungen ausgesetzt waren.

Da von dieser Zeit an C. mit europäischen Völkern öfter in Berührung tritt als früher, so erscheint es zweckmäßig, hier eine übersichtliche Darstellung der Verhältnisse des Reichs der Mitte zu Europa nachzuholen. Schon um Christi Geburt hatten die Chinesen nicht bloß Handelsverbindungen, sondern auch diplomatische Beziehungen mit den Römern angeknüpft; chinesischen Schriftstellern des Alterthums ist die römische Civilisation nicht unbekannt. Unter Mark Aurel kamen, wie schon erwähnt, römische Gesandte über Tonkin nach C. Im 6. Jahrh. scheinen nestorianische Christen bis zu China's Ostküsten vorgedrungen zu sein; im 9. Jahrh. soll eine Stadt in der Küstenprovinz Tschekiang von zahlreichen fremden Handelsleuten bewohnt gewesen sein. Im 13. Jahrh. führten katholische Missionäre und die Gesandten Ludwigs des Heiligen und des Papstes Innocenz IV. die beschwerliche Reise nach C. aus. Ruysbeek, bekannter unter dem Namen Rubruquis, begab sich an den Hof des Mongolenherrschers, und 1274 führte der Venetianer Marco Polo (s. d.) seine Reisen in C. aus. Ende des 14. Jahrh. wurden durch die inneren Zwistigkeiten die Beziehungen zum Westen unterbrochen. Aber im Anfang des 16. Jahrh. wurde der Seeweg nach C. entdeckt und auch alsbald benutzt. 1517—45 hatten die Portugiesen einen Handelsplatz zu Ningpo; sie wurden zwar vertrieben, setzten sich aber bald wieder in Macao fest. Im Jahr 1651 wurden die Bewohner dieser Kolonie als Unterthanen der Dynastie Mandschu aufgezeichnet und unter Aufsicht eines Beamten gestellt, ohne dessen Erlaubnis sie weder neue Kirchen, noch neue Häuser bauen durften. Die Spanier genossen ebenfalls das Recht, nach Macao sowie nach Kanton und Amoy Handel zu treiben. Die Holländer erschienen 1607 zum erstenmal vor Macao, ließen sich 1620 auf Formosa nieder und erhielten Handelsfreiheit gegen das Versprechen, sich auf diese Insel zu beschränken, mußten sie aber 1662 wieder räumen. Neue Gesandtschaften erreichten wenigstens Wiederanknüpfung der Handelsverbindungen. Den Russen, den nächsten Grenznachbarn der Chinesen, wurde 1646 der Handelsverkehr unter erschwerenden Bedingungen gestattet. Bald darauf kam es wegen Grenzstreitigkeiten zu feindseligen Berührungen, die endlich 1688 durch eine zweite russische Gesandtschaft ausgeglichen wurden. Eine Gesandtschaft Peters d. Gr. erlangte für die Russen die Erlaubnis, jährlich einmal nach Peking zu kommen, sowohl des Handels wegen, als auch um den schuldigen Tribut in Geschenken zu entrichten. Im Jahr 1805 machte Rußland den Versuch, auch zur See eine Verbindung mit C. anzuknüpfen; ein chinesisches Edikt aber verbot Rußland jeden Handel mit C., außer zu Lande, und beschränkte diesen auf Kiachta. Frankreich trieb seit 1660 einen lebhaften und ergiebigen Handel nach C., der jedoch infolge der Revolutionskriege eine längere Unterbrechung erlitt. Ueber die Deutschen gibt uns die Geschichte Kantons von dem ehemaligen Gouverneur Juen folgende Notizen: »Die Bewohner des Reichs des Adlerpaars (Oesterreich) fuhren zum erstenmal durch die Tigermündung im 45. Jahr Kienlung (1781) und heißen Taschen oder Deutsche. Sie haben die Religion des Herrn des Himmels angenommen. In Sitten und Gewohnheiten sind sie von den Portugiesen nicht verschieden. Die Preußen (die Bewohner des Reichs des einfachen Adlers) fuhren zum erstenmal durch die Tigermündung im 52. Jahr Kienlung (1788).« Die Engländer konnten längere Zeit keine Aufnahme finden; erst 1670 wurde ein für sie nicht ungünstiger Vertrag abgeschlossen. Schon 1687 gaben sie jedoch ihre Niederlassungen auf Formosa wieder auf, und 1693 wurden sie auch von Ningpo und Amoy ausgeschlossen. Von da an blieben sie auf Kanton beschränkt, durften aber auch hier mit Chinesen nicht in direkten Verkehr treten, sondern mußten sich der privilegirten chinesischen Kompagnie der Hong als Vermittler bedienen. Die Gesandtschaften von 1792 und 1816 suchten vergeblich Aufhebung dieser Beschränkung und Eröffnung anderer Häfen zu erwirken. Als 1834 die Ostindische Kompagnie ihr Monopol verlor und der Handel mit C. allen Bewohnern Großbritanniens freigegeben wurde, mußte der stärkere Zuzug neuer Firmen die Schwierigkeiten vermehren und Zwiste hervorrufen; doch wurde erst die von C. verbotene, von der britisch-indischen Regierung dagegen begünstigte Einfuhr von Opium ein ernster Anlaß zum Zwist. Wegen seiner Einträglichkeit hatte sich die Ostindische Kompagnie des von der chinesischen Regierung verbotenen Opiumhandels bemächtigt und betrieb diesen auf dem Weg des Schmuggels. Im Jahr 1834 wurde von der englischen Regierung an Stelle des bisherigen Vorstandes der Ostindischen Kompagnie Lord Napier nach Kanton abgesandt mit Instruktionen, die ihm

ein entschiedenes Auftreten der chinesischen Regierung gegenüber empfahlen. Am 15. Juli 1834 landete Napier in Macao. Da er aber durchaus eigenmächtig verfuhr und die chinesische Regierung ganz ignorirte, so sah der Gouverneur hierin eine Uebertretung der bestehenden Gesetze, drang, freilich vergeblich, auf die sofortige Abreise des Lords, erließ 2. Sept. ein Edikt, worin die vorläufige Einstellung des britischen Handels verfügt wurde, und schnitt Lord Napier und seinem Gefolge alle Zufuhr ab. Dieser ließ hierauf zwei Kriegsschiffe in den Fluß einlaufen, um die englischen Unterthanen und ihr Eigenthum zu schützen. Schließlich fand sich aber Lord Napier veranlaßt, nachzugeben, und reiste nach Macao ab, wo er 11. Okt. 1834 starb. Nachdem unter Francis Davis und Robinson sich ein leidliches Verhältnis hergestellt hatte, wurde 1836 Kapitän Elliot zum Oberaufseher des Chinahandels ernannt. Da der Opiumschmuggel immer offener betrieben wurde, so erschien ein kaiserlicher Bevollmächtigter mit einem Edikt vom 18. März 1839 in Kanton und bedeutete die Fremden, daß sie danach alles an Bord der Schiffe befindliche Opium auszuliefern hätten. Am 24. begab sich der britische Bevollmächtigte, Kapitän Elliot, nach Kanton, konnte aber nicht hindern, daß der ganze Faktoreibezirk von allem Verkehr abgeschnitten und förmlich in Blokadezustand versetzt wurde, und erließ daher 27. Mai eine Note an die in Kanton befindlichen Kaufleute, worin er sie aufforderte, alles in ihrem Besitz befindliche Opium ihm sogleich, behufs der Auslieferung an die chinesische Regierung, zu übergeben. Es wurden demgemäß 20,263 Kisten Opium, im Werth von 2,500,000 Pfd. Sterl., den chinesischen Behörden ausgeliefert. Die englischen Kaufleute schifften sich darauf nach Macao ein; die Rückkehr ward ihnen für immer verboten und die Opiumeinfuhr für alle Zukunft mit dem Tode bedroht. Kapitän Elliot erließ darauf eine Deklaration, in welcher er den englischen Kaufleuten den Rath gab, ihre Geschäfte mit den Chinesen so lange ruhen zu lassen, bis er die Verhaltungsbefehle aus England empfangen habe. Aus Anlaß der Tödtung eines Chinesen durch englische Matrosen verlangte der kaiserliche Kommissär die Auslieferung des Schuldigen; infolge davon kam es 2. Nov. in der Hongkongbai zu einem Seegefecht, in welchem die Chinesen unterlagen. Ein kaiserliches Edikt vom 5. Jan. erklärte darauf die Engländer für außerhalb des Gesetzes, hob allen Handel mit ihnen für immer auf und bedrohte auch jedes andere Volk, welches sich der Verführung ihrer Waare unterziehen wollte, mit den härtesten Strafen. Das englische Ministerium Melbourne schritt nun zu ernsten Maßregeln; doch ward ein förmlicher Krieg nicht gewünscht, und so wurden vorerst 3000 Mann auf 3 Linienschiffen, 2 Fregatten, 4 kleineren Schiffsfahrzeugen und 4 bewaffneten Dampfschiffen unter dem Admiral Sir George Elliot abgeschickt. Am 21. Juni langte Sir Gordon Bremer, dem der interimistische Oberbefehl übertragen worden, vor Macao an, verfügte die Blokade der Stadt Kanton und des Stroms und segelte am 23. mit dem Rest seiner Flotte nach dem Norden, um die Insel Tschusan zu besetzen. Fünf Tage später brachte der Oberkommandant Sir George Elliot Verstärkungen, und nach wenigen Tagen erschien die englische Flotte an der Küste von Tschekiang und Wusung, während Bremers Geschwader 4. Juli auf der Höhe von Thusan angelangt war und vor Tinghai, der Hauptstadt der Insel, Anker geworfen hatte, wo man nur schwachen Widerstand fand. Die Festungswerke des Hauptorts der kleinen Insel Amoy wurden zusammengeschossen und eine Anzahl Kriegsdschunken in den Grund gebohrt; die Bocca-Tigris (s. d.) wurde fortwährend blokirt. Als der Kapitän Elliot ein Schreiben Lord Palmerstons an den Kaiser zu Ningpo offen zurückerhielt, wurden Ningpo und Schanghai nebst allen Häfen bis an den Ausfluß des Jangtsekiang in Blokadezustand erklärt. Die Einnahme eines Forts von Macao und die Einfahrt eines Dampfers sammt den Booten aller Kriegsschiffe in den Peihofluß schüchterte jedoch die Chinesen ein, so daß sie sich zur Annahme des Schreibens bequemten. Die hierauf angeknüpften Unterhandlungen, welche Elliot zur Rückkehr nach Kanton bewogen, waren übrigens von den Chinesen nicht ernstlich gemeint. Weitere Unterhandlungen wurden mit dem kaiserlichen Kommissär Kheschan angeknüpft; da sich aber bald zeigte, daß die Nachgiebigkeit der Chinesen nur eine Kriegslist gewesen, begab sich der Admiral Elliot von der Insel Tschusan nach dem Kantonfluß. Als ein kaiserliches Edikt die Ausrottung der Barbaren befahl, griffen die Engländer 7. Jan. 1841 die beiden Forts an der Tigermündung an und eroberten sie nach kurzem Kampf. Schon bereiteten sie sich vor, auch die anderen Forts am Einfluß des Tschukiang (Perlenflusses) und das Fort auf der Tigerinsel anzugreifen, als der Befehlshaber von Amonghoi um Waffenstillstand bat, bis er von Peking weitere Anweisung erhalte. Die danach wieder eröffneten Unterhandlungen führten zu einem Präliminarvertrag, zufolge dessen der Kaiser die Insel Hongkong an die Engländer abtrat, sich zu einer Geldentschädigung von 6 Mill. Doll., in sechs Jahren zahlbar, verpflichtete und die officiellen Beziehungen der beiden Staatsregierungen auf den Fuß einer vollkommenen Gleichheit stellte, wogegen England die Insel Tschusan räumen sollte. Elliot säumte nicht, letzteres zu thun. Die Ratifikation des Vertrags wurde jedoch von der chinesischen Regierung unter nichtigen Vorwänden verzögert; daher eröffnete Elliot 24. Febr. die Feindseligkeiten von neuem. Sechs englische Schiffe griffen das Fort Nordwantong an, während zu gleicher Zeit das Fort Amonghoi beschossen ward. In kurzer Zeit wehte auf allen Forts die britische Flagge, und binnen wenigen Tagen befand sich der Strom bis Kanton in der Gewalt der Engländer. Eine Ausnutzung aller Erfolge fand indessen nicht statt. Am 20. März verkündete zwar Elliot den Abschluß eines Waffenstillstands zwischen ihm und dem neuen kaiserlichen Kommissär Jang; unmittelbar darauf langte aber eine neue kaiserliche Proklamation gegen die Engländer in Kanton an, wonach aller Verkehr mit den Engländern abgebrochen werden und ein Korps von 8000 Mann der besten Truppen zur Wiedereroberung der Stadt Kanton und zur Vertreibung der Barbaren von der Küste ausrücken sollte, auch auf die Köpfe der englischen Befehlshaber hohe Preise gesetzt wurden. Wieder segelte die Flotte mit den Landungstruppen unter dem Oberbefehl Sir Hugh Goughs den Strom hinauf, und schon waren die beiden im W. der Stadt Kanton gelegenen Forts genommen, und es sollte zum Angriff der Stadt geschritten werden, als sich die geängstigte chinesische Regierung anheischig machte, an England binnen

einer Woche 6 Mill. Dollars zu zahlen; die englischen Truppen sollten in ihrer Stellung bleiben; alle auf dem Fluß weggenommenen chinesischen Fahrzeuge sollten zurückgegeben, aber entwaffnet werden, desgleichen die Forts; die durch die Plünderung der Faktoreien ꝛc. entstandenen Verluste sollten binnen 6 Wochen erstattet werden. Obwohl bis zum 1. Juni 5 Mill. gezahlt wurden, so ward doch noch in demselben Monat das Benehmen der chinesischen Behörden abermals sehr verdächtig, und Elliot beabsichtigte schon eine neue Expedition gegen Amoy, als von England die Nachricht von der Ernennung Sir Henry Pottingers zum alleinigen britischen Bevollmächtigten in C. und des Admirals Sir William Parker zum Oberbefehlshaber der Truppen eintraf. Kommandant der Landtruppen war Sir Hugh Gough. Am 8. Aug. kam Pottinger mit einer Anzahl großer Transportschiffe, welche Landungstruppen führten, zu Macao an, erließ eine förmliche Kriegserklärung und segelte 21. Aug. mit der Flotte von Hongkong nordwärts. Seine Macht bestand aus 9 Kriegsschiffen, 4 Kriegsdampfbooten und 21 Transportfahrzeugen mit einer Landmacht von mehr als 2000 Mann. Die Operationen wurden jetzt energischer in Angriff genommen; 26. Aug. 1841 wurde Amoy besetzt, wobei 500 Geschütze in die Hände der Engländer fielen; am 29. lief die Flotte in den Hafen von Tschusan ein, und trotz des tapfern Widerstandes der Chinesen wurden Anfang Oktober die Batterien des Tempelhügels genommen, die Mauern der Stadt ohne Widerstand erstiegen und beträchtliche Beute an Geschützen, Munition, Reis ꝛc. gemacht. Schwächern Widerstand leisteten die Chinesen 7. Okt. bei Tschinghai, und am 13. wurde auch die Stadt Ningpo, mit einer Bevölkerung von 300,000 Seelen, ohne Schwertstreich genommen. Trotzdem befanden sich die Engländer zu Ningpo in einer bedenklichen Lage. Um in das Innere des Landes, nach Peking, vorzurücken, wie es in Pottingers Absicht lag, dazu war die Jahreszeit zu weit vorgeschritten und die britische Streitmacht zu gering. Die Chinesen verrammelten die obere Barre der Bocca-Tigris. Zugleich wurden Geschütze nach europäischer Weise gegossen, in deren Handhabung europäische Matrosen den Chinesen Unterricht gaben. Der Kaiser erließ fortwährend grimmige Ausrottungsedikte gegen die rebellischen »rothborstigen« Barbaren, die in Ningpo wie in einem Netz gefangen lägen und dem Zorn des Himmelssohnes nicht mehr entrinnen könnten. Das zum Angriff auf Tschinghai und Ningpo bestimmte chinesische Heer betrug angeblich nicht weniger als 80,000 Mann, denen die Engländer nur 2000 Mann entgegenzusetzen hatten. Die Chinesen zogen zwar in den sich entspinnenden Gefechten wieder den Kürzern; aber auch die Engländer sahen sich durch Mangel an Streitkräften genöthigt, die Feindseligkeiten einzustellen. Pottinger begab sich im Mai 1842 nach Hongkong, um dort Anordnungen für den weitern Feldzug zu treffen. Die englische Flotte bestand jetzt aus 35 Kriegsschiffen, 6 bewaffneten Transportfahrzeugen, 19 Dampfbooten und 50 Transportschiffen. Das Gros der Flotte segelte 11. Mai nach dem Fluß Tsientang, erstürmte die Stadt Tschapu, lief im Juni in den Jangtsekiang ein, nahm am 19. die Stadt Schanghai im Sturm, hierauf 26. Juli nach blutigem Kampf die Stadt Tschingkiangfu. Mit Zurücklassung einer starken Besatzung segelte die Flotte weiter gegen Nanking, wo sie 6. Aug. eintraf und sofort Anstalten machte, die dem Strom zugekehrte Seite der Stadt zu bombardiren. Die Furcht vor einem Bombardement und die Ueberzeugung, daß fernerer Widerstand vergeblich sei, veranlaßten jetzt den Kaiser zu ernstlichen Unterhandlungen. In dem Vertrag vom 29. Aug. 1842 machte sich C. verbindlich, in diesem und den drei folgenden Jahren 21 Mill. Dollars zu zahlen, die Häfen Kanton, Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai dem britischen Handel zu öffnen, britische Konsularagenten daselbst zuzulassen und regelmäßige und billige Tarife der Ein- und Ausgangszölle sowie auch der Transitzölle für das innere Land festzusetzen, die Insel Hongkong für alle Zeit den Engländern abzutreten und die Inseln Tschusan und Kolangsu ihnen als Pfand zu überlassen. Die Friedensverträge wurden von den beiderseitigen Regierungen ratificirt und ausgetauscht. Das Monopol der Hongkaufleute erlosch mit 27. Juli 1843. Die oben genannten 5 Häfen aber wurden auf Antrag China's dem Handel aller Nationen geöffnet, obwohl die Engländer die Eröffnung nur für sich bedungen hatten.

Schon 1843 stellten die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Forderung eines besondern Handelsvertrags an C., der auch zu Wanghia 3. Juli 1844 zu Stande kam, und worin den Amerikanern dieselben Konzessionen wie den Engländern gemacht wurden. Auch Frankreich, welches ein ansehnliches Geschwader unter dem Admiral Cecille sandte, schloß 23. Okt. 1844 zu Whampoa mit C. einen Vertrag, der eigentlich nur eine Wiederholung des englischen war, worin es aber namentlich als Schutzmacht der Christen auftrat. Indessen führte die Ausführung dieses Artikels, wonach allen Chinesen Annahme des Christenthums gestattet werden sollte, zu mehrfachen Konflikten, wobei die französischen Admirale und Konsuln mit aller Energie auftreten mußten. Die Chinesen sahen in dem den Christen gewährten Toleranzartikel nur eine neue Demüthigung, die nominellen Tributärstaaten Anam, Korea ꝛc. erkannten ihn gar nicht als für sich bindend an; im Innern aber unterließ man einfach die versprochene Bekanntmachung, und die Christen hatten die gewöhnlichen Gewaltthaten und Mißhandlungen zu erdulden. Aber der Admiral Cecille, der bei der chinesischen Regierung akkreditirte Konsul Lefèbre de Bécourt und der Kommandant Lapierre drangen überall mit größter Energie auf vollständige und aufrichtige Ausführung der Dekrete. Im Oktober 1848 schloß auch der Papst einen Vertrag mit C. ab.

Der Haß des Volks gegen die Fremden wuchs inzwischen immer mehr und machte sich selbst in Aufständen Luft. Die Portugiesen begingen die Ungeschicklichkeit, infolge der Erhebung Macao's zum Freihafen Anfang 1846 den zwischen Macao, Hongkong und Kanton fahrenden Handelsbooten eine Steuer von 3 Mark monatlich aufzuerlegen und hierdurch einen Angriff auf Macao hervorzurufen, der zwar abgeschlagen wurde, aber die Erbitterung steigerte. Es zeigte sich ferner, daß die Regierung in Peking die Fremden in den ihnen zugestandenen Rechten nicht ernstlich schützen wollte. Umsonst forderte England den in dem Vertrag von Nanking stipulirten Zutritt nach Kanton, dem wichtigsten der zu eröffnenden neuen Häfen. Zunächst war es die Stadt selbst, deren zahlreiche Bevölkerung sich der Erfüllung des Vertrags widersetzte. Als

jedoch endlich nach langen Unterhandlungen und erneuerten kriegerischen Demonstrationen die Oeffnung des Hafens 1849 erfolgen sollte, ward das englische Begehren von Peking aus rund abgeschlagen. Auch mit den Portugiesen entstanden neue Konflikte, indem einige Chinesen den portugiesischen Gouverneur von Macao, Amaral, ermordeten, ohne daß von dem Kommissär Seu eine Genugthuung dafür gewährt wurde. Am 25. Febr. 1850 starb der Kaiser Taokuang; ihm folgte, 19 Jahre alt, sein ältester Sohn Tschu; er gab sich den Titel Hienfong (»Fülle des Segens«). Seine Regierung wurde mit einer Reihe von Maßregeln zur Herstellung der frühern Abschließung eingeleitet; doch wurden diese Pläne vor der Hand durch die große Revolution, die gegen die regierende Dynastie ausbrach, in den Hintergrund gedrängt.

Die gegenwärtigen Herrscher China's sind, wie wir gesehen, eigentlich Mandschu-Tataren. Angebliche Nachkommen der letzten einheimischen Dynastie der Ming suchten ihre Ansprüche auf den Thron in fortwährenden kleinen Empörungen geltend zu machen. Sie stifteten in verschiedenen Theilen des Reichs geheime Gesellschaften, welche verschiedene Namen, wie »zur Wasserlilie«, »zum reinen Thee«, »Dreieinigkeitsbund« oder die »Gesellschaft der vereinigten Drei« (Himmel, Erde und Mensch), führten. Schon mehrmals hatten dieselben den Staat in Bedrängnis gebracht; ihr Plan, die Tsing zu stürzen, scheiterte aber stets an der Furcht der Masse des Volks vor den Mandschutruppen. Die Kämpfe mit den Engländern enthüllten indeß die militärische Schwäche des Reichs, und die Mingschin oder Mingleute begannen einen erfolgreichen Guerillakrieg. Eine ernste Bedrohung der Dynastie entstand aber erst durch die Taipingrevolution, welche, in ihren Anfängen durch das Eindringen christlicher Ideen und die höchst traurige Lage der Bevölkerung in Kiangsi veranlaßt, 1849 begann und erst 1866 durch Eingreifen der Westmächte unterdrückt wurde. Der Führer des Aufstandes war Hung-Siutsuen, gebürtig aus Kuangtung, 48 Kilom. von Kanton entfernt. Er war im Staatsexamen durchgefallen und dann Dorfschullehrer geworden. Sein Vater war Patriarch, Oberhaupt des ganzen Stamms der Hung und genoß als solcher großes Ansehen. 1837 wurde er von einer schweren Krankheit befallen und hatte dabei Visionen, in welchen er zum Himmel erhoben und zur königlichen Würde bestimmt zu werden glaubte. Da er nach einiger Zeit durch den Missionär Gützlaff mit dem Christenthum bekannt gemacht wurde, so steigerte sich seine innere Aufregung noch. In seinem Hause wie in der Schule warf er nun alle Götzenbilder hinaus; er begann in seinem Stamm, der an 20,000 Köpfe zählte, zu predigen und veröffentlichte 1845—46 verschiedene kleine Schriften. In Konflikt mit der Obrigkeit kam er durch die Zerstörung eines hoch gehaltenen Wunderbildes. Die Hung hielten zu ihm, die Regierung bot 1848 Truppen gegen ihn auf; zu Kämpfen kam es aber noch nicht. Im Jahr 1849 mehrten sich indessen Hungs Anhänger und noch mehr 1850, als er eine ansteckende Krankheit vorhergesagt hatte, der viele Bewohner in Kuangsi zum Opfer fielen. Im September 1858 brach in Kuangtung eine Fehde zwischen den Punti und Hakka aus; die letzteren, die nur 4 Mill. gegen 21 Mill. der Punti zählen, erlitten eine Schlappe und riefen Siutsuen und seinen Anhang zur Unterstützung herbei. Dieser folgte bereitwillig; sein Aufruf brachte jung und alt, hoch und niedrig unter die Waffen. Die Mandarine glaubten der Bewegung durch Hinrichtung der Christen und Anhänger des Siutsuen Herr werden zu können, riefen aber nur Repressalien hervor, und diese wurden von beiden Seiten während des länger als 10 Jahre dauernden Aufstandes nur zu reichlich geübt. Mit den Ming und den Mitgliedern des »Dreieinigkeitsbundes« schloß Siutsuen nur vorübergehend ein Bündnis; seine Disciplin sagte ihnen nicht zu, und sie kämpften von da an in den Reihen der Kaiserlichen, in der Hoffnung, später empor zu kommen. Im Herbst 1851 nach Einnahme der Stadt Jung-ngan in Kuangsi wurde er als Gründer der neuen Dynastie Taiping (»Großer Friede«) oder Tinkwok (»Himmelskönigreich«) ausgerufen. Von da an machte er einen Siegesmarsch in die 6 Provinzen Kuangsi, Hunan, Hupeh, Kiangsi, Nganhui, Kiangsu, brachte dadurch alles Land östlich des Tsekiang und südlich des Jangtsekiang in die Gewalt seiner Parteigänger und nahm 19. März 1853 Besitz von Nanking, der alten Hauptstadt des Reichs. Hier ließ er das Alte und Neue Testament in vielen Exemplaren drucken und leistete dem Christenthum allen Vorschub, nahm aber selbst die Taufe nicht an. Er stellte sich vielmehr auf gleichen Fuß mit den Kaisern von C. und Japan, mit dem Dalai Lama in Tibet und proklamirte sich als jüngerer Bruder von Christus. Nanking wurde als Tienking (»Himmelsresidenz«) Mittelpunkt des neuen Reichs. Indessen fehlte es an fester Organisation und Disciplin; zwei Unternehmungen gegen Kaifong und Tientsin mißglückten, und so vergingen mehrere Jahre, in welchen die Taiping, trotz einzelner Erfolge, doch im ganzen keine Fortschritte machten, zumal sie durch innere Streitigkeiten sich selbst schwächten. Im Jahr 1858 waren sie aus einem Theil ihrer Positionen bereits verdrängt und konnten sich in Nanking mit Mühe behaupten. Nun aber kam die kaiserliche Regierung von einer andern Seite in noch größere Noth. Die Differenzen mit England waren inzwischen immer ernstlicher geworden; die Engländer mahnten immer dringender an die Erfüllung des Vertrags von Nanking und bestanden insbesondere auf Zulassung in Kanton. Der Kaiser wies aber dies Ansinnen unbedingt und für alle Zeiten zurück. Im Oktober 1856 kam dazu ein neuer Konflikt wegen eines von den chinesischen Behörden weggenommenen, unter englischer Flagge auf Grund eines in Hongkong regelrecht ausgestellten Schiffsregisters segelnden chinesischen Schiffs. Die Engländer verlangten Genugthuung, stellten, da diese nicht vollständig geleistet wurde, ein Ultimatum, erstürmten, da diesem keine Beachtung zu theil wurde, alle Forts am Fluß und die Stadt Kanton selbst, beschossen den Palast des Oberstatthalters Yeh, legten einen Theil der Stadt in Asche und zerstörten 6. Nov. 1856 die kaiserliche Flotte. Da indessen keine genügenden Streitkräfte zur Fortsetzung des Kriegs auf dem Platz waren und in Indien eben der Aufstand ausbrach, so mußten die Engländer im Januar 1857 zunächst aus Kanton wieder abziehen. Die Chinesen hielten jetzt die Macht der Barbaren für gebrochen, und in öffentlichen Erlassen wurde das Volk, welches ohnedies wegen des grausamen Kulihandels gegen die Fremden erbittert war, zu deren völliger Vertilgung aufgerufen. Indessen sammelten sich im Sommer 1857 neue

englische Streitkräfte, zu denen wegen fortgesetzter Verfolgung aller Europäer diesmal auch französische kamen. Die französische Flotte, die im August in den chinesischen Gewässern erschien, wurde vom Admiral Rigault de Genouilly, die ansehnliche englische Flotte, die Ende November vor Kanton eintraf, von dem Kontreadmiral Seymour befehligt. Die Landungstruppen betrugen etwa 8000 Mann. Rußland und Nordamerika waren nicht in aktiver Weise betheiligt. Es wurde nun ein gemeinsames Vorschreiten gegen das Reich der Mitte beschlossen. Yeh, der Oberstatthalter der Provinzen Kuangtung und Kuangsi, hatte zwar die völlige Vernichtung des »Barbarengezüchts« in Aussicht gestellt, vermochte aber zur Ausführung dieses Versprechens keine hinreichende Truppenmacht zusammenzubringen. Neue Versuche der Verbündeten, eine gütliche Erledigung der obschwebenden Differenzen herbeizuführen, scheiterten an dem Stolz des Statthalters, und so wurden denn 12. December Fluß und Hafen von Kanton in Blokadezustand erklärt. Am 28. Dec. begann die Beschießung Kantons, welches dadurch furchtbar litt, und schon am 29. mußte sich die Stadt, nachdem die auf 40,000 Mann geschätzte bewaffnete Macht geflohen war, den Verbündeten ergeben. Der Oberstatthalter Yeh und mehrere hohe Staats- und Militärbeamte wurden gefangen genommen. Angeknüpfte Unterhandlungen mit dem gefangenen Yeh hatten zur Folge, daß schon 9. Jan. 1858 die früheren Behörden wieder in ihr Amt eingesetzt werden konnten; jedoch wurden sie der Aufsicht dreier Kommissäre der Verbündeten unterstellt; erst nach Abschluß der neuen Verträge sollte Kanton von den Verbündeten geräumt werden. Lord Elgin und Baron Gros, die Vertreter Englands und Frankreichs, sowie Graf Putjatin und Reed, die Bevollmächtigten von Petersburg und Washington, hatten inzwischen in Schanghai vergeblich auf Beantwortung der von ihnen an den Hof zu Peking erlassenen Zuschriften gewartet, fuhren daher im April 1858 zum Golf von Petscheli hinauf und erließen von der Mündung des Peiho aus mahnende und drohende Botschaften nach Peking, auf deren Beantwortung sie in Taku, einige Meilen landeinwärts, warteten, um hier mit chinesischen Kommissären die Bedingungen der neuen Verträge festzustellen. Da die Kommissäre nicht eintrafen, so begann 20. Mai der Angriff der Verbündeten auf die Forts von Taku, und nach zweistündigem Kampf wurden diese genommen. Darauf fuhren die Verbündeten ungehindert stromaufwärts bis Tientsin, dem Hafen von Peking. Jetzt erst unterwarf sich der durch die Nähe der Gefahr eingeschüchterte Hof, und nach kurzen Unterhandlungen wurde ein vierfacher Vertrag, zuerst mit den neutralen, dann mit den kriegführenden Mächten (26. und 27. Juni) abgeschlossen, dessen Ratifikation spätestens nach Ablauf eines Jahrs in Peking selbst erfolgen sollte. In Zukunft sollten europäische Gesandte nach Peking kommen dürfen; die Ausübung des Christenthums sollte ungehindert sein; an England sollten 8, an Frankreich 4 Mill. Thlr. Kriegskosten bezahlt werden

Nachdem aber im März 1859 Lord Elgin und Baron Gros nach Europa zurückgekehrt waren, suchte die chinesische Regierung den mit Wahrung der Interessen Englands und Frankreichs beauftragten Herren Bruce und Bourboulon gegenüber die Vollziehung der Ratifikation unter allerhand Vorwänden hinauszuschieben. Ihr Vorschlag, die Ratifikation in Schanghai vorzunehmen, wurde zurückgewiesen, denn die Vertreter Englands und Frankreichs sollten sich nicht auf dem Peiho geradenwegs nach Peking begeben. Diese beharrten aber darauf, und als sie im April 1859 in Erfahrung brachten, daß die Befestigungen am Peiho wieder hergestellt seien, glaubten sie hierin eine feindliche Demonstration sehen zu müssen. Bruce sandte sofort das englische Geschwader (das französische befand sich in Kotschinchina) nach der Mündung des Flusses, um dieselbe abermals forciren zu lassen. Am 24. Juni begann das englische Geschwader unter Admiral Hope den Angriff auf die Forts. Diese waren aber inzwischen in so guten Vertheidigungsstand gesetzt worden, daß sich die Engländer nach einem mörderischen Kampf mit einem Verlust von 464 Todten und Verwundeten zurückziehen mußten. Die Ehre der britischen Waffen heischte Genugthuung, und da Frankreich wenigstens moralisch bei diesem Konflikt betheiligt gewesen war, so gab diese Niederlage die Veranlassung zu einer neuen englisch-französischen Expedition gegen C. Ueber das 7500 Mann starke französische Korps erhielt der General Cousin-Montauban den Oberbefehl; das Geschwader kommandirte Admiral Charner. Die Engländer stellten 7800 Mann europäische, 4800 Mann indische Truppen. Im April 1860 langten die Streitkräfte der Westmächte in Schanghai an, als Ziel war ihnen die Hauptstadt Peking gesetzt. Am 19. Juli begannen die Operationen direkt gegen diese Stadt. Bis zum 21. Aug. waren sämmtliche Forts und die Ortschaften zu beiden Seiten des Flusses erstürmt und besetzt, 518 Kanonen und große Vorräthe erbeutet. Die Einnahme von Tientsin war die unmittelbare Folge davon. Kaiserliche Kommissäre, welche jetzt eintrafen, gingen bereitwillig auf alle Bedingungen (Erstattung der Kriegskosten, freier Zutritt in alle Städte, ständiger Aufenthalt der Konsuln in Peking und sofortige Zulassung der Gesandten in die Hauptstadt) ein; da sich aber bald herausstellte, daß diese Kommissäre gar keine Vollmachten besaßen und erst an den kaiserlichen Hof berichten zu müssen versicherten, so ließen die Verbündeten 9. Sept. ein Korps von 6000 Mann nach Tungtschao, 30 Kilom. von Peking, vorrücken. Schon am 11. und 12. kamen neue Gesandte von Peking, welche vorgaben, zum vollständigen Abschluß aller Verhandlungen mit den Gesandten ermächtigt zu sein, aber auf dem Rückzug der Verbündeten nach Tientsin bestanden. Hierauf gingen diese nicht ein, und die chinesischen Unterhändler mußten einwilligen, daß die Unterhandlungen in Tungtschao eröffnet werden sollten, wogegen die Verbündeten versprachen, daß die Hauptmasse ihrer Truppen in Tungtschao bleiben und nur ein Gefolge von 1000 Mann als Ehrenwache die Gesandten nach dem Orte der Verhandlungen sowie später nach Peking begleiten sollte. Eine Anzahl englischer und französischer Officiere ward vorausgeschickt, um sich mit den chinesischen Behörden über die zur Aufnahme der Gesandten und zur Unterbringung der Truppen erforderlichen Maßregeln zu verständigen. Die meisten derselben wurden aber von tatarischen Soldaten überfallen (18. Sept.), entweder im Kampf getödtet, oder sie verschmachteten nach unsäglichen Qualen im Gefängnis. Auch die auf dem Marsch nach Tungtschao begriffenen Truppen sahen sich ringsum von dem Feind umstellt; erst ein Reiter-

angriff, der den Chinesen etwa 1000 Mann und 60 Stück Geschütze kostete, machte sie frei. Den Ausgang des Feldzugs entschied das Treffen vom 21. Sept. bei Palikao, wo der chinesische Anführer Lankolinsin seine ganze gegen 50,000 Mann zählende Streitmacht gegen Montaubans 3000 Mann starkes Korps aufgestellt hatte. Die Franzosen schlugen hier, zu rechter Zeit von 3—4000 Engländern unterstützt, die Tataren zurück, und der Tag endete mit einem vollständigen Sieg, den 6—7000 Mann über etwa 50,000 Mann, worunter 30,000 Reiter, davontrugen, ohne mehr als etwa ein halbes Hundert Todte und Verwundete zu zählen. Die Straße nach Peking stand den Verbündeten nunmehr offen. Noch wagten die Chinesen, den Rückgang der Verbündeten nach Tientsin als Bedingung der Unterhandlung zu verlangen; die Verbündeten beantworteten dies Verlangen aber mit dem Aufbruch nach Peking (5. Okt.). Ohne Schwertstreich nahmen die Franzosen Besitz vom kaiserlichen Sommerpalast und plünderten die ungeheuren Schätze desselben mit einer Rücksichtslosigkeit, welche von der öffentlichen Meinung laut genißbilligt worden ist, während die Engländer sich an dieser Plünderung nicht betheiligten. Die gesammte Armee rückte dann gegen Peking vor. Die Bedingungen wurden jetzt infolge der Berichte von befreiten Gefangenen über die Mißhandlungen, die sie zu erdulden gehabt, verschärft Uebergabe eines Stadtthors und Entschädigung von 4 Mill. Franken für die Angehörigen der Opfer des Verraths vom 18. Sept. waren die vorläufigen Forderungen. Auch erklärte Lord Elgin, daß er zur Strafe für die grausame Behandlung der Gefangenen den Sommerpalast verbrennen lassen werde, was 18. und 19. Okt. geschah. Der Hochmuth der Chinesen war endlich gebrochen; die Forderungen wurden zugestanden, ebenso in das weitere Verlangen eingewilligt, daß der Friede in der Stadt selbst unterzeichnet werden sollte, und daß die Bevollmächtigten Frankreichs und Englands, Lord Elgin und Baron Gros, dabei von je 1000 Mann begleitet würden. Ihr Einzug fand 24. und 25. Okt. 1860 statt, und der Friede wurde darauf unterzeichnet. Die Verbündeten räumten aber Peking nicht eher, als bis der Abschluß des Vertrags in der amtlichen Reichszeitung (6. und 8. Nov.) publicirt worden war. Am 18 Nov. hatte sich das ganze Expeditionskorps in Tientsin wieder vereinigt, und obwohl der Feldzug hiermit beendet war, so hielten die Verbündeten doch diesen Platz sowie die Befestigungen des Peiho und mehrere Punkte an der Küste dem Vertrage gemäß besetzt. Der Verbreitung europäischer Kultur in C. wurde aber nicht, wie damals gehofft worden war, sofort Bahn gebrochen.

Rußland, welches schon seit dem 17. Jahrh. in Peking eine Kirche und ein russ. Kloster gegründet hatte, unterhält dort seit jener Zeit vertragsmäßig eine »geistliche Mission«, bestehend aus 10 Mitgliedern, welche ursprünglich nach 6 Jahren, jetzt beliebig gewechselt werden können. Durch diese Mission ist Rußland über die Verhältnisse in C. ungleich besser unterrichtet als die Westmächte; ihre wissenschaftlichen Arbeiten werden seit einigen Jahrzehnten veröffentlicht. Rußland erlangte Einfluß in den chinesischen Gebieten längs seiner sibirischen Grenzen. In die Zeit des Kriegs der Westmächte fällt die Besetzung des größten Theils des Amurlandes (s. Amur), welches im Vertrag von Aigun (12. Mai 1858) an Rußland förmlich abgetreten ward. Ein späterer Vertrag zwischen C. und Rußland, welches seitdem ebenfalls eine Gesandtschaft in Peking hält, abgeschlossen 14. Nov. 1860, regelte die Handelsbeziehungen zwischen beiden Reichen.

Am 22. Aug. 1861 starb der Kaiser Hienfong; ihm folgte sein Sohn Kitsiang, der, 5. Sept. 1855 geboren, unter eine von seinem Oheim, dem Prinzen Kong, präsidirte Regentschaft gestellt ward und erst im Frühjahr 1873 seine Mündigkeit erreichte; als Regierungsname ward ihm 1861 Tungtschih (»Vereinigte Ordnung«) gegeben. Da Prinz Kong, welcher zur Festhaltung der eingegangenen Verträge entschlossen war, in dem Regentschaftsrath auf Opposition stieß, so vereinigte er sich mit der Kaiserin-Mutter, die Mitregentin war, zum Sturz der Regentschaft und setzte eine ihm ergebene Regentschaft ein. Kong war einsichtig genug, um die Nothwendigkeit einer von den bisherigen altchinesischen Traditionen abweichenden Politik einzusehen. C. trat von nun an mit fast allen Seemächten in geregelten diplomatischen und namentlich handelspolitischen Verkehr. So schloß die chinesische Regierung mit dem Grafen Eulenburg 2. Sept. 1861 zu Tientsin einen für alle Zollvereinsstaaten gültigen chinesisch-preußischen Handelsvertrag auf die Dauer von 10 Jahren ab, dessen Ratifikationen 14. Jan 1863 zu Schanghai ausgewechselt wurden; hierzu erging eine Deklaration 2. Sept. 1868. Das Jahr 1862 brachte ähnliche Verträge mit Spanien, Portugal und Belgien. Am 10. Juli 1863 folgte ein Handelsvertrag zwischen C. und Dänemark. Europäische Gesandte und Vertreter nahmen ihren Sitz in Peking, Macao und Schanghai.

Im Innern des Reichs beherrschte der Aufstand der Taiping noch immer ganze Provinzen und hatte dort die Regierungsorgane vielfach gänzlich beseitigt. An vielen Orten hatte der langjährige Bürgerkrieg Banden organisirt, die unter Vorschützung politischer Zwecke lediglich auf Plünderung ausgingen; in Jünnan wie außerhalb des eigentlichen C., in Turkestan, waren sogar neue Reiche in der Bildung begriffen. Die Regierung betrachtete es als das Dringendste, den Taiping ein Ende zu machen, welche die einträglichsten Provinzen ausbeuteten. England und Frankreich fürchteten von der Fortdauer des Aufstandes Gefährdung ihrer Handelsinteressen; einige Zwischenfälle bestärkten die englischen diplomatischen Agenten in der Anschauung, die Rebellen seien nur undisciplinirte Scharen und ihr Kaiser nicht der Mann, eine feste neue Dynastie an die Spitze der Regierung zu bringen. Es stellte sich zwar später heraus, daß hier viel Irrthum mit unterlief und daß die diplomatischen Vertreter mit vorgefaßten Meinungen an die Erhebung und Prüfung der Verhältnisse gingen; aber die Zukunft lehrte doch, daß unter den Taiping die Ordnung nicht herrschte, die mit der Rückkehr der Kaiserlichen wieder einzog, und daß die Taiping eine geordnete Verwaltung einzusetzen nicht im Stande waren. Die Westmächte gingen daher auf den Antrag des Prinzen Kong von ihrem Nichtinterventionsprincip ab, und die englischen und französischen Flottenkommandanten in den chinesischen Gewässern wurden beauftragt, gemeinsame Operationen in Verbindung mit den Kaiserlichen gegen die Rebellen zu eröffnen. Die Regierungen wurden in Europa wegen dieses Schritts heftig getadelt. Das große Blutbad, zu welchem die Niederwerfung des Auf-

standes führte, und wobei mitunter auch Europäer mitwirkten, ist allerdings zu beklagen; diese Scenen sind aber doch nicht gräßlicher gewesen als die bisher durch die Taiping verübten Grausamkeiten. Den nächsten Anlaß, zur Intervention zu schreiten, gab der Angriff auf Schanghai, das die Rebellen im Februar 1862 vollständig eingeschlossen hatten. Ihre Vertreibung gelang leicht; im April und Mai 1862 wurden viele kleinere feste Punkte genommen, namentlich aber das 9. Dec. 1861 von den Rebellen eingenommene Ningpo wieder erobert. Zu gleicher Zeit organisirten der Franzose Le Brethon de Coligny und der Amerikaner Ward im Dienste des Kaisers von C. einheimische Truppenkörper, während Kapitän Osborne den Auftrag erhielt, eine chinesische Flotte zu bilden. Das englisch-chinesische Korps Wards stand nach einander unter der Führung des Obersten Burgewine, des Kapitäns Holland und des Majors Gordon, und Le Brethon, welcher bei dem Sturm auf Schaohing im Januar 1863 fiel, erhielt zunächst in dem Artilleriehauptmann Tardif de Moidrey einen Nachfolger. Da dieser indeß ebenfalls vor Schaohing 16. Febr. 1863 fiel, so übernahm der Schiffsleutnant d'Aiguebelle die Führung des französisch-chinesischen Korps. Mehr und mehr gelang es, die Aufständischen von den Seeprovinzen in das Innere zurückzutreiben; 31. März 1864 erzwang das französisch-chinesische Korps nach längerer Belagerung die Uebergabe von Hangtschëu, der Hauptstadt der Provinz Tscheliang, und bald darauf Hutschëu's, des letzten Punkts der Taiping. Im December 1863 eroberte das englisch-chinesische Korps unter Gordon Sutschëu nach sechsmonatlicher Belagerung, im nächsten Monat Tschangtschëu, eine für die Taiping sehr wichtige Position. So sahen sich diese auf Nanking eingeschränkt, ihre eigentliche Hauptstadt, in der jetzt der Rebellenkaiser Tienwang residirte. Die Belagerung dieses Platzes unternahmen mit Hülfe von Engländern die kaiserlichen Truppen unter dem Oberbefehl des schon 1852 bewährten Generalgouverneurs Tsengkuofan, und 19. Juli erfolgte nach tapferem Widerstande die Uebergabe der Stadt. Vorher hatte sich Tienwang mit seinen Weibern verbrannt. Das Eingreifen der Europäer hatte, wie zu erwarten, der Regierung des Prinzen Kong manche Schwierigkeit bereitet und vielfache Konflikte mit der lokalen Verwaltung hervorgerufen. Besonders die Mandarine fühlten sich gedemüthigt, indem sie die Oberleitung in den Händen der Fremden sahen, und ließen sich nur sehr ungern bereit finden, deren Anordnungen zu unterstützen und die Soldaten der durch sie gebildeten Kontingente zu bezahlen. Derartige Streitigkeiten zogen die vorzeitige Auflösung der englisch-chinesischen Truppen nach sich; im Oktober 1864 wurde auch die chinesisch-französische Legion entlassen. Der Sache der Taiping war zwar ein Ende gemacht; die Rebellion und der Kampf um ihre Unterdrückung hatte jedoch die Thee- und Seidendistrikte ungemein geschädigt und mehr als zwei Millionen Menschen hinweggerafft. Der Regentschaft blieb noch die Aufgabe, die Nienfei oder die Banden, die aus zersprengten Taiping sich gebildet hatten und insbesondere Honan und Schantung unsicher machten, sowie andere Räuberbanden im Westen, welche durch die Kopflosigkeit der Regierung 1859 zu bedeutender Macht erstarkt waren und 1861 den größern Theil von Sfetschuan in ihre Gewalt gebracht hatten, zu vernichten. Ein weiterer innerer Feind im Herzen des Reichs war ihr in den Muselmanen von Kansu und Schensi erstanden, denen Religionsbedrückungen Anlaß oder Vorwand zum Aufstand gegeben hatten. Unter der undisciplinirten Bevölkerung dieser an die Mongolei angrenzenden und theilweise in ihr liegenden Provinzen fanden sie zahlreichen Anhang und durchzogen nun in Haufen von 3—6000 Mann brandschatzend die westlichen Provinzen, plünderten die reichen buddhistischen Klöster und beschränkten die Wirksamkeit der chinesischen Behörden auf das Weichbild fester Punkte. Eine Armee konnte ihnen nicht entgegengestellt werden, da die Ereignisse im O. wie in Turkestan und Jünnan die Truppen beschäftigten; erst 1871 konnte ihnen die Regierung energisch entgegentreten. Nach den Nachrichten vom December 1873 darf die chinesische Regierung wieder als Herrin in diesem Theil des Reichs betrachtet werden.

Weniger großartig sind bisher ihre Erfolge gegen die muselmanischen Panthai in Jünnan (s. d.) gewesen; hier ist zwar Suleiman Ibn-i-Abdur Rahman verjagt, das Land aber noch immer Abenteurern und Raubgesindel preis gegeben. Unwiederbringlich verloren für C. ist das äußerste Westgebiet, Turkestan (s. d.). Wenn auch die Zukunft erst entscheiden wird, ob sich Jakub Kuschbegi, mit dem Titel Atalik Ghazi (s. d.), in Kaschgar als Herrscher von Turkestan behaupten kann, so fällt doch sein Reich sicher an Rußland und nicht mehr an C. zurück. Rußlands Grenze reicht (Ende 1874) bis fast zwei Tagreisen nördlich an Kaschgar; seine Grenzen gegen die Dsungarei (s. d.) hat es immer weiter gegen O. verlegt; 20. Aug. 1871 besetzte es Kultscha, und der Weg in die weite mongolische Steppe steht ihm offen.

Die Beziehungen China's zu den europäischen Staaten waren zeitweise vollkommen befriedigend; insbesondere verstand es der Amerikaner Burlingame, den die Regierung in ihre Dienste nahm und als ihren Botschafter in Paris wie als Begleiter der Gesandtschaft verwandte, welche Europa 1868 bereiste, den Charakter und die Anlagen der Chinesen wie die Absichten ihrer Regierung in das günstigste Licht zu stellen. Es mag sein, daß Burlingame der Einfluß seiner Umgebung zur Ueberschätzung der Chinesen verleitete, wie sich dies wiederholt schon bei Europäern bemerkbar machte, welche längere Zeit in C. lebten; seine Schilderungen haben sich wenigstens nicht als zuverlässig bewährt. Verwickelungen mit den europäischen Mächten fanden bisher nicht statt; sie werden aber gefürchtet, da sich die Regentschaft in der Audienzfrage, d. h. in dem Verlangen der Botschafter, mit dem Kaiser und seinen Beamten in denselben Formen zu verkehren, wie sie unter civilisirten Völkern gebräuchlich sind, sowie in anderen auf Beseitigung von mancherlei Plackereien im Verkehr gerichteten Forderungen entweder völlig ablehnend verhält, oder die Entscheidung immer hinauszuschieben pflegt. Klarheit über die Pläne der Regierung hoffte man von der Thronbesteigung des Kaisers, die 23. Febr. 1873 erfolgte. Die europäischen Mächte hatten sich inzwischen zuwartend verhalten. Jetzt wurde endlich der Empfang der fremden Gesandten durchgesetzt. Derselbe scheiterte bisher an den Ansprüchen des chinesischen Kaiserthums, alle anderen Fürsten als seine Vasallen zu betrachten und deren Gesandten nur unter den Formen der tiefsten Unterthänigkeit sich nahen zu

sehen. Diese Ansprüche gab man endlich auf, und so wurden 29. Juni 1873 die Gesandten von England, Frankreich, Rußland, Amerika und Holland von dem Kaiser von C. in förmlicher Audienz empfangen.

Die Urtheile über die Zukunft des Reichs der Mandschu sind getheilt. Die Russen und ihre Beamten, wie Sacharow, Radloff u. a., sind der Ansicht, ihre Macht neige sich dem Ende zu, und stützen diese Meinung auf den trostlosen Zustand der Westprovinzen, auf die ununterbrochenen Bedrohungen der öffentlichen Sicherheit, die jetzt selbst in der Nähe der Hauptstadt abnimmt, und auf die sehr ungünstige Finanzlage. K. v. Scherzer, der 1869—70 C. zum zweitenmal im Gefolge der Gesandtschaft besuchte, welche den im Januar 1872 endlich ratificirten neuen Handelsvertrag mit der österreichisch-ungarischen Monarchie abschloß, hält Handelsverkehr im Innern des Landes für unmöglich, »weil Bevölkerung und Behörden nicht durch den Anblick der Batterien fremdländischer Kriegsschiffe eingeschüchtert werden können«. Dr. Gumpach, Professor am Kollegium für fremde Wissenschaften in Peking, nennt die Chinesen in einem 1872 erschienenen, gegen Burlingame gerichteten Buch »ein halbbarbarisches, eingebildetes, unwissendes Volk«, welches auf gleichem Fuß mit Europäern zu behandeln Thorheit wäre. v. Richthofen, der seit 1868 die inneren Theile von C. bereiste, ist dagegen der Meinung, die Kultur der Chinesen sei nicht verbraucht, sondern nur noch unentwickelt; es sei ihnen noch eine bedeutende Rolle vorbehalten. Robert Hart, Generalinspektor der chinesischen Zölle (s. oben), ist der Ansicht, daß C. sich heben könne, wenn es sich mit den fremden Mächten gut stelle, ihre Erfindungen sich aneigne und einen liberalen Zolltarif einführe, der die Ausbeutung der Kohlenlager ꝛc. erlaube. — Die Regierung zeigt sich abgeneigt gegen Eisenbahnen und gute Straßen; das Volk dagegen erkennt ihren Nutzen und wünscht sie, es wird aber von den Mandarinen vielfach irre geleitet und zeigt sich in seiner Masse den Fremden noch feindselig. Die Regierung ist neuer Verwickelungen mit den Vertragsmächten gewärtig; darauf deuten nicht bloß die zahlreichen Küstenbefestigungen hin und das Bestreben, die Armee kampftüchtiger zu machen; auch das mit Japan abgeschlossene Schutz- und Trutzbündnis, dessen Existenz erst Ende 1871 bekannt wurde, ist ein Beweis dafür. Neuerlich sind aber die Beziehungen zu Japan sehr gespannt geworden, seitdem letzteres 9. April 1874 Truppen nach Formosa sandte, um die dortigen Eingebornen für die Unbilden zu züchtigen, welche sie japanesischen Schiffbrüchigen zufügten. Formosa ist auf der Westseite von C. kolonisirt, und dieses fürchtete, die japanesische Invasion könne zu dauernder Okkupation eines Theils dieser fruchtbaren Insel führen, deren Umfang nahezu dem der Schweiz gleichkommt. Es kam zu heftigen diplomatischen Erörterungen, beide Theile rüsteten auch energisch zum Krieg, und da die Bevölkerung in C. wie in Japan sich auf Seite der Regierung stellte, so läßt sich gegenwärtig das Ende der Verwickelung noch nicht absehen (vgl. Formosa). Im eigentlichen C. mit seiner Bevölkerung von mehr als 300 Mill. gilt zur Zeit noch der Wille der Regierung, und ein Zerfallen dieses Theils des Reichs steht jedenfalls nicht in nächster Aussicht. Die Abneigung der Chinesen gegen alles Fremde, besonders wenn dasselbe politischen Einfluß gewinnen und als ein Staat im Staat sich geberden will, zeigte sich in dem Blutbad von Tientsin. Für die gefährlichsten unter allen Fremden galten die Franzosen, deren Vertreter ihren Schutz nicht bloß ihren Landsleuten angedeihen lassen, sondern auch auf die zum Katholicismus bekehrten Chinesen ausdehnen wollten. Um ihnen den Aufenthalt in C. zu verleiden, wurde der Pöbel der Stadt Tientsin durch allerlei Vorspiegelungen, auch durch die Angabe, daß die französischen Missionäre chinesische Kinder raubten, gegen die Franzosen aufgereizt. Infolge dessen wurden 21. Juni 1870 der französische Konsul und sein Sekretär, die zur katholischen Mission gehörigen Barmherzigen Schwestern, Jesuiten und Lazaristen und einige andere Franzosen, Männer und Frauen (aus Irrthum auch drei Russen), getödtet, während den übrigen Franzosen nichts Uebles zugefügt wurde. Bald darauf (22. Aug.) wurde der Gouverneur von Nanking, Ma, von einem chinesischen Studenten ermordet, weil er die Fremden begünstige, und in den ersten Tagen des Oktober fanden in den Seestädten mehrere Angriffe auf Fremde, auch Ermordungen statt. Im Regentschaftsrath in Peking war davon die Rede, alle Franzosen aus dem Land zu jagen, ja sogar auf sämmtliche europäische Niederlassungen einen Angriff zu machen. Prinz Kong, des letzten Krieges sich erinnernd, stimmte für Erhaltung des Friedens und setzte durch, daß ein Mandarin nach Paris geschickt wurde, um das Bedauern der chinesischen Regierung über das Blutbad von Tientsin auszudrücken, und daß die Behörden dieser Stadt, welche der Schandthat ruhig zugesehen hatten, abgesetzt und einige Leute aus den untersten Volksklassen hingerichtet oder ins Gefängnis geworfen wurden; doch verlangte die chinesische Regierung im Juni 1871 in einem Rundschreiben Aenderungen derjenigen Bestimmungen in den mit den fremden Mächten abgeschlossenen Verträgen, welche die Stellung der Missionäre betrafen, um ihre eigene Gerichtsbarkeit gegen die Zudringlichkeit derselben zu wahren.

Die Literatur über C. ist ungemein reichhaltig geworden; einen vorzüglichen Ueberblick gewährt für 1859—67: R. Gosche, Wissenschaftlicher Jahresbericht über die morgenländischen Studien, Supplement zu Bd. 20 und 24 der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Leipz. 1868—71, S. 41—54 und 175—208). Hier seien zu den in obiger Darstellung angeführten Werken genannt: Plath, Geschichte des östlichen Asien (Götting. 1830—31, 2 Bde.) und dessen viele lehrreiche Abhandlungen in den Denkschriften der bayrischen Akademie der Wissenschaften; A. Pfizmairs geschichtliche Untersuchungen über die Kleinstaaterei in C., die unseren gewöhnlichen Vorstellungen vom chinesischen Einheitsstaat so entschieden widerspricht (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften); J. E. R. Käuffer, Geschichte von Ostasien (Leipz. 1858—60, 3 Bde.); Derselbe, Ueberblick über die Geschichte Ostasiens (das. 1864); Lechler (Missionär), 8 Vorträge über C. (1841); Neumann, Ostasiatische Geschichte 1840—60 (Leipz. 1861); »Die preußische Expedition nach Ostasien« (nach amtlichen Quellen, Bd. 3, Berl. 1873; der 4. und letzte Band in Vorbereitung); J. Legge, The life and teachings of Confucius (Lond. 1867), dazu Plath, Confucius und seiner Schüler Lehren (Münch. 1867 u. 1872); W. H. Sykes, The Taiping rebellion in C. (Lond. 1863); »Reise der österreich. Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857—59«, beschreibender Theil (Wien 1861—65,

3 Bde.; Volksausg. 1867—69, 3 Bde.), dazu der »linguistische« (1867) und der »anthropologische« (1868) Theil von F. Müller; v. Scherzer, Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungar. Expedition nach Siam, C. und Japan (1872). — Fortlaufend orientiren über C.: Magazin für die Literatur des Auslandes (Berlin); Das Ausland (Augsburg); Petermanns Geographische Mittheilungen (Gotha); Zeitschrift für Erdkunde (Berlin).

China (n., spr. tschainâ oder tschehnâ), im Englischen s. v. w. Porzellan, daher C.-Clay, Porzellanthon, d. h. ein in England zur Porzellanfabrikation dienender Thon, welcher aber von unserm Porzellanthon wesentlich abweicht und nur zu dem engl. Frittenporzellan brauchbar ist. Er wird vielfach exportirt und bei uns in der Ultramarinfabrikation, als Zusatz zu Satinirfarben, die dadurch beim Reiben einen schönen Glanz annehmen, in Zeugdruckereien zur Farbenverdickung und namentlich in der Papierfabrikation benutzt, um dem Papier mehr Schwere und Körper zu geben.

Chinaäpfel, s. v. w. Apfelsinen.

Chinabaum, s. v. w. Cinchona.

Chinagerbsäure, findet sich, zum Theil an Alkaloide gebunden, bis zu 3 Proc. in den Chinarinden, ist amorph, hellgelb, schmeckt säuerlich herb, nicht bitter, ist löslich in Wasser, Alkohol und Aether, fällt Eisenoxydsalze grün und verhält sich sonst der Galläpfelgerbsäure sehr ähnlich; die Lösung wird an der Luft braun und bildet Chinaroth, welches neben Zucker auch entsteht, wenn man C. mit Säuren behandelt.

Chinagras (Fibragras, Fibre, Ramé, Ramie, Rhea fibre, chinesisch Tschu-ma, auf Celebes Gambe, in Sumatra Caloee, in Rungpore Kunkhoora, in Shaw Pan, auf den Molukken Inan, in Japan Tsio oder Karao), Bastfaser aus den Stengeln mehrerer nahe verwandten Nesselpflanzen, besonders Boehmeria nivea *Gaud.* und B. tenacissima *Gaud.*, welche behufs der Fasergewinnung vielfach kultivirt werden (s. Boehmeria). In der Regel versteht man unter C. die feinere Faser der B. nivea, unter Ramé die Faser der B. tenacissima; doch werden diese Fasern, welche für die europäische Textilindustrie ungemein schnell an Wichtigkeit und Bedeutung gewinnen, sehr häufig mit einander verwechselt. Der rohe Bast der B. nivea ist weißlich bis leicht bräunlich, bisweilen etwas grünlich; er wird durch schwefelsaures Anilin fast gar nicht gefärbt, die Bastzellen sind mithin fast gar nicht verholzt, und hierin sowie in der starken Verdickung der Zellwände ist der Grund der außerordentlichen Geschmeidigkeit und Festigkeit der Faser zu suchen. Dieser rohe Bast wird in den Heimatländern der Pflanzen zu Schnüren, Stricken, Seilen verwendet; er besteht aber nicht aus breiten Bändern, sondern aus groben Fasern, ähnlich wie Flachs, und wird durch eine Art Röste gewonnen; die Faser enthält stets noch Reste von Rindenparenchym. Außerdem kommt als »kotonisirtes C.« eine äußerst feine, stark seidenglänzende, weiße Faser im Handel vor, welche durch ein sehr vollkommenes Verfahren aus der Boehmeria abgeschieden wird und aus stark angegriffenen Bastzellen oder Bastzellengruppen besteht. Die unverletzten Bastzellen sind 10—20 Centim. lang, 0,04—0,08, meist 0,05 Millim. breit, an beiden Enden kegelförmig ausgezogen und abgerundet; das Lumen erscheint im Querschnitt als mehr oder minder breite Spalte, die Wandung deutlich geschichtet. Jod und Schwefelsäure färben die rohen Bastzellen und das kotonisirte C. kupferroth bis himmelblau; Kupferoxydammoniak treibt die Fasern enorm auf, ohne sie völlig zu lösen. Lufttrockenes kotonisirtes C. enthält 6,5 Proc. Wasser; in mit Feuchtigkeit gesättigter Luft steigt der Wassergehalt bei 20° auf 18 Proc. Die trockene Substanz enthält 1,7 Proc. Asche. Der rohe Bast von B. tenacissima ist schmutzig grünlich oder graubräunlich, wird durch schwefelsaures Anilin nur schwach gefärbt und dient gleichfalls zu äußerst festen und dauerhaften Seilerwaaren; die Raméfaser übertrifft an Festigkeit bei weitem den besten Hanf; sie enthält ebenfalls noch Reste von Rindenparenchym. Die kotonisirte Raméfaser ist weniger glänzend und nie so blendend weiß wie C. In der Form und der Wanddicke stimmen beide Fasern überein; aber die Raméfaser wird nur 8 Centim. lang, und die Maxima der Querschnittsdurchmesser schwanken zwischen 0,016 und 0,128 Millim. Sie zeigt nie unverletzte und meist auch nicht isolirte Zellen, aber oft noch Reste des Rindenparenchyms, löst sich bis auf diese und die innersten Zellwandschichten in Kupferoxydammoniak und wird durch schwefelsaures Anilin etwas gelblich (C. gar nicht) gefärbt. Lufttrockene Raméfaser enthält 6,68 Proc., in feuchter Luft bei mittlerer Temperatur 18,58 Proc. Wasser; trockene Faser liefert 1,9 Proc. Asche. Das kotonisirte C. dient in Ostasien zur Herstellung von dünnen, seidenartigen Geweben (Grass-Cloth, Ardoas), deren sich z. B. die Bewohner des südlichen China im Sommer mit großer Vorliebe bedienen, so daß der heimische Konsum ein sehr bedeutender ist. Zum Export gelangt wegen des hohen Preises dieser Artikel nur wenig; bisweilen gehen größere Sendungen von Taschentüchern von Kanton nach Nordamerika. Indische Nesselfasern kamen zuerst 1810 nach Europa und wurden in Leeds zu Seilerwaaren verarbeitet; Spinnversuche in der Erdmannsdorfer Spinnerei blieben ohne Resultat, aber seit 1851 hat die Faser für die europäische Industrie schnell an Bedeutung gewonnen und wird jetzt aus Ostindien, China, Japan, Java und den Sundainseln importirt; die größte Spinnerei ist in Leeds, welche Garne bis zur Feinheitsnummer 250 (gleich den feinsten Flachsmaschinengarnen) spinnt. Man benutzt Maschinen nach Art der Floretspinnapparate, aber auch Baumwoll- und mit verkürzter Faser Kammgarnspinnmaschinen. Verwebt wird C. meist mit Baumwolle; es nimmt Farben ziemlich gut an, für Anilinfarben muß es aber gebeizt werden. Bei uns wird C. in Krimmitzschau, Chemnitz, Vechelde bei Braunschweig und Oldenburg versponnen, in Frankreich mehrfach seit 1867. Man benutzt das C. vielfach zu allerlei Mischgespinsten und Mischgeweben mit Baumwolle und Wolle, die alle dadurch verschönert werden; besonders tauglich ist es für batistartige Gewebe und Damaste. Vgl. Wiesner, Beiträge zur Kenntnis der indischen Faserpflanzen (Wien 1870).

Chinarinden (Fieberrinden, Cortices Chinae), Stamm- und Zweigrinden zahlreicher Arten der Gattung Cinchona (s. d.), welche in den tropischen Urwäldern der Kordillerenkette wachsen. Halbwilde Indianer und Mischlinge im Sold von Unternehmern oder Gesellschaften ziehen unter Aufsicht und Leitung eines Mayordomo in den Wald, wo in leichten Hütten die Lebensmittel und die Ausbeute untergebracht werden. Die Rindensammler, Cascarilleros oder Cascadores, reinigen mit einem

säbelartigen Messer die Stämme von Schling- und Schmarotzerpflanzen, entfernen meist auch zugleich die saftlose Borkenschicht, hauen zur Gewinnung der innern brauchbaren Rinde mit dem Meißel Längs- und Querschnitte, so weit der Stamm erreichbar ist, oder fällen den Baum und lösen nach vorherigem Klopfen mit einem Schlägel Stamm- und Ästrinde vollständig ab, um sie an der Sonne oder auf Hürden über Feuer zu trocknen. Handelsgebräuche bedingen mancherlei Abänderungen des Verfahrens, wie denn z. B. die Abschälung der Korkschicht häufig unterbleibt. Die dünnere Rinde schwächerer Stammtheile rollt sich beim Trocknen zu Röhren auf, während von stärkeren Stämmen geschälte und aufeinander geschichtete Stücke zu ebenen Platten austrocknen. Schließlich werden die Rinden hauptsächlich nach ihrer Größe sortirt und verpackt. Die frischen C. sind weißlich oder gelblich, nach dem Trocknen gelb, roth, braun, selten orange; die Außenschicht junger, von Zweigen herrührender Rinde ist fast immer grau. Nach diesen Färbungen werden die Handelssorten vielfach unterschieden als **flava, fusca, rubra, grisea**; aber wenn dieselben auch einigen Anhalt zur Beurtheilung geben, so sind sie doch zu einer sichern Bestimmung der C. keineswegs ausreichend. Die meisten C. haben einen nur schwachen Geruch; die guten schmecken intensiv bitter, die jungen, röhrenförmigen meist herb, wenig bitter. Je nachdem die Rinden außen mit einer Borkenschicht bedeckt sind oder nicht, unterscheidet man bedeckte und unbedeckte Rinden; jüngere Rinden lassen stets deutlich drei Schichten, nämlich Außen-, Mittel- und Innenrinde, unterscheiden, während ältere bisweilen nur aus Innenrinde bestehen. Das Mikroskop enthüllt den feinern Bau dieser Schichten, das Vorhandensein von Milchsaftgefäßen, die Vertheilung der Baſtzellen ꝛc., und nur unter Berücksichtigung dieser histologischen Verhältnisse gelangt man zu einer sichern Unterscheidung der C. Für einzelne Sorten ist die Art des Bruchs bezeichnend, welcher je nach den anatomischen Verhältnissen korkig, faserig oder holzig ist. Die C. enthalten außer den gewöhnlichen in Pflanzentheilen fast nie fehlenden Substanzen, wie Cellulose, Gummi, Zucker, Stärke (wenig), Wachs, Fett und Mineralstoffen (0,75—3 Proc., größtentheils kohlensaures Kali und kohlensaurer Kalk), Chinasäure, Chinagerbsäure und das Oxydationsprodukt der letztern, Chinaroth, Chinovin, Chinovasäure und Alkaloide, von denen die wichtigsten sind Chinin, Cinchonin, Chinidin, Cinchonidin ꝛc. Was nun die einzelnen Handelssorten betrifft, so gehören zu den grauen oder braunen C. eingerollte Ast- und Zweigrinden von Cinchonen aus Peru und Ecuador; sie sind außen grau oder braunschwarz, rauh, runzelig, nicht selten mit Flechten bedeckt, schmecken vorherrschend herb, wenig bitter und enthalten 0,4—1,1 Proc. Chinin, 1,3—2,2 Proc. Cinchonin. Die aus den Produktionsländern kommende Waare trennt man durch Auslesen in Huanuco- und Lorarinde. Die Huanucorinde besteht aus etwa 1—2 Centim. starken Röhren mit graubräunlicher, im ganzen ziemlich heller, etwas längsfurchiger Oberfläche und meist nicht sehr tief gehenden Querrissen und ist oft mit weißlichem Kork belegt. Die Innenseite ist hell zimmetfarben, häufig sehr fein weiß gesprenkelt, der Querschnitt zeigt dicht unter der Außenrinde einen sogen. Harzring, der Bruch ist ziemlich langfaserig. Diese Rinde stammt vorwiegend von **Cinchona micrantha**, aber auch von **C. macrocalyx, umbellulifera, Condaminea, villosa, Uritusinga** ꝛc. Die Lorarinde ist vorherrschend dunkelbräunlich, mit mehr grauer Bedeckung, welche neben Längsrissen zahlreiche Querrisse zeigt; die Röhren sind höchstens 1 Centim. stark und meist mit Flechten reichlich besetzt, auf dem Querschnitt zeigen die besseren Sorten den glänzenden Harzring. Sie stammt vorwiegend von **C. crispa**, aber auch von **C. Chahuargaora, macrocalyx, micrantha, villosa** ꝛc. Als China Pseudo-Lora oder **Jaën nigricans** kommen Röhren vor mit dunklerer, an Kryptogamen reicher, sehr unebener, genähert rissiger Oberfläche und ohne Harzring auf dem Querschnitt. Die Rinden von **C. villosa** *P.* aus Jaën, **C. stupea** *P.* aus der Gegend von Cuença und von **C. nitida** zeigen diese Merkmale am deutlichsten. Die gelben C. stammen aus Bolivia, Peru und Columbia; es sind dicke Stamm- oder Ast-, nicht Zweigrinden von ocker- oder orangegelber Farbe und bestehen meist nur aus Baſt; sie enthalten Chinin, Chinidin und wenig Cinchonin und schmecken stark bitter. Hierher gehört die ausgezeichnete Calisaya-China und die Carthagenarinde, welche letztere von der columbischen **C. Tucuyensis** und **cordifolia** herrührt, dann auch die chininreiche, besonders in den Fabriken benutzte Rinde von **C. Pitayensis** und **lancifolia**. Zu den rothen C. gehören die werthvollen Ast- und Stammrinden von **C. succirubra**, welche nebst einer nahe verwandten, ihrem Ursprung nach noch nicht bekannten viel Chinaroth und 0,5—2,5 Proc. Alkaloide enthalten. Die werthvollste aller C. ist die Calisaya (Königschina), von der man bedeckte und unbedeckte unterscheidet. Erstere bildet flache oder gekrümmte, 2—5 Centim. breite, etwa 4 Millim. starke, schwere Rinden mit feinsplitterigem Bruch, außen schwarzbraun, hin und wieder milchweiß angehaucht, durch Längs- und Querrisse fast quadratisch gefeldert. Diese Felder springen leicht ab und lassen auf der zimmetbraunen Mittelrinde ihre Umrisse noch erkennen; innen sind die Rinden dunkler braungelblich und vertikal gestreift. Die unbedeckte Königschina bildet einen oder mehrere Fuß lange, 20 Centim. breite, 5—15 Millim. dicke, flache Stücke von schöner reiner Färbung und so mürbem Gewebe, daß schon der Fingernagel leicht die spitzigen Baſtröhren loskratzt, welche leicht in die Haut eindringen. An der Außenseite kommen häufig flachmuschelige Aushöhlungen vor. Nicht selten kommt als Calisaya auch die geringere Stammrinde von **C. scrobiculata** in den Handel. Die **Pharmacopoea germanica** schreibt vor: **Cortex chinae calisaya s. C. chinae regius**, die Rinde von **C. calisaya** *Wedd.*; **Cortex chinae fuscus s. China grisea** von **C. micrantha** *R.* et *P.* und anderen Arten; **C. chinae ruber** von **C. succirubra** *P.* und einer andern nicht genau bekannten Art (s. oben). Nicht unwichtig sind die sogen. falschen C. Chininfreie Cinchonarinden kommen jedenfalls nur selten in den Handel; dagegen finden sich häufiger unter den echten C. die Rinden von Exostemma- und Ladenbergia-Arten, welche ebenfalls zu den Cinchonaceen gehören, aber von den wichtigen Alkaloïden, wenn überhaupt, jedenfalls nur sehr geringe Mengen enthalten.

Der Alkaloïdgehalt der C. unterliegt bedeutenden Schwankungen. **C. corymbosa** von den höchsten Standorten enthielt kein Chinin, an anderen Standorten derselben Gegend erwachsen 0,75 Proc. und in der mittlern Höhenregion 1,25—3,5 Proc. Chinin-

sulfat. Aehnliche und noch bedeutendere Schwankungen sind mehrfach konstatirt, und es ist festgestellt, daß Bodenverhältnisse, Klima und vielleicht mehr noch die Beleuchtung den größten Einfluß auf die Ausbildung der Alkaloïde ausüben. Merkwürdig ist die ungemein reiche Bildung von Alkaloïden in der unter einer Mooshülle auf geschälten Stämmen neu gebildeten Rinde. Allgemein scheint sich mit fortschreitendem Wachsthum eine, wenn auch nicht unbedingte Zunahme an Alkaloïden herauszustellen; daher sind die Zweig- und Astrinden durchgängig ärmer als die Stammrinden und unter diesen wieder die älteren, stärkeren, mit vorwiegendem Bast alkaloïdreicher. Aber auch das Verhältnis der einzelnen Alkaloïde zu einander zeigt wesentliche Schwankungen. Im allgemeinen waltet in jüngeren Rinden Cinchonin (nebst Chinidin), in älteren Chinin, meist begleitet von Cinchonidin, vor. Die Kultur scheint hier verändernd einzuwirken, denn eine 2½jährige C. micrantha aus Utacamund enthielt fast nur Chinidin und Spuren von Cinchonin neben etwas Aricin, während dieselbe Art in ihrem Vaterland vorzugsweise reich an Cinchonin ist. Einigermaßen der praktischen Erfahrung entsprechend kann man folgenden Gehalt der gangbarsten C. an Alkaloïden (nicht Sulfat!) annehmen:

	Chinin	Chinidin	Cinchonin
Ja Rocher Calisaya . .	2,0 — 4,0	0,4	0,4 — 0,8
„ Huanuco	0,1 — 0,2	—	0,8 — 1,2
„ Loxa	0,1 — 0,4	—	0,4 — 0,8
„ Rother rother China .	1,5 — 2,4	—	0,6 — 1,0
„ China flava dura .	0,08 — 0,7	0,2	0,1 — 0,4
„ - - fibrosa .	0,7 — 1,2	—	0,2
„ - rubra in Röhren	1,0 — 1,4	0,4	0,6 — 1,0
„ - Jaen pallida .	0,5 — 0,7	—	0,2 — 0,4
„ - Pitayo . . .	2,6 — 3,0	—	1,0

In neuerer Zeit sind auch die Wurzelrinden im Handel erschienen, und bei einigen Arten, besonders bei C. Pahudiana, sind dieselben reicher an Alkaloïden als die Stammrinden. Die Calisayarinde gibt mit kaltem Wasser einen weingelben Auszug, die Abkochung ist rothgelb, wird beim Erkalten milchig und gibt einen braungelben Bodensatz; nach dem Filtriren wird sie von Leimlösung nicht, von Brechweinstein kaum getrübt, ebenso die rothbraune Abkochung der Huanucorinde, welche beim Erkalten gelbbraun trüb wird und einen schmutzigbraunen Bodensatz gibt. Die filtrirte Abkochung der rothen Chinarinde wird durch Leimlösung nicht, durch Brechweinstein stark und gelb gefällt. Man benutzt die C. direkt als Arzneimittel, als Pulver, Abkochung, Tinktur und Extrakt überall, wo man roborirende und styptische Wirkungen zugleich erzeugen will, bei Schwächeleiden der Brustorgane und des Darmkanals, Nachtschweiß, profusen Eiterungen, septischen Zuständen, passiven Blutungen, skrofulösen Leiden ꝛc., äußerlich zu Einstreupulvern, Zahnpulvern, Waschungen, Einspritzungen ꝛc. Viel häufiger als die Chinarinde werden aber die Alkaloïde, besonders Chinin, angewandt, weil der Gehalt der Rinde an diesem wirksamsten Bestandtheil ein schwankender ist, und weil die anderen Rindenbestandtheile oft störende Nebenwirkungen hervorbringen. Der bei weitem größte Theil der gesammelten C. wird daher auf Alkaloïde verarbeitet.

Chinarindenbaum, s. Cinchona.

Chinaroth $C_{28}H_{22}O_{14}$, findet sich als Zersetzungsprodukt der Chinagerbsäure in allen Chinarinden und kann auch künstlich aus Chinagerbsäure erhalten werden; es ist amorph, rothbraun, geruch- und geschmacklos, kaum in Wasser, leicht in Alkohol, Aether, Alkalien und Essigsäure löslich.

Chinasäure $C_7H_{12}O_6$, findet sich, an Kalk und Alkaloïde gebunden, in den Chinarinden (bis zu 5—8 Proc.), in reichlichster Menge im Kraute der Heidelbeeren (Vaccinium Myrtillus), aus welchem sie leicht gewonnen werden kann, im Kraut von Galium Mollugo und wahrscheinlich auch in sehr vielen anderen Pflanzen. Sie bildet farblose Prismen, ist leicht löslich in Wasser und Alkohol, schmeckt stark und rein sauer, schmilzt bei 162° und bildet meist krystallisirbare, in Wasser lösliche Salze, von denen das Kalksalz in Chinarinde vorkommt und bei der Chininbereitung als Nebenprodukt abfällt. Beim Erhitzen liefert C. Hydrochinon, Brenzkatechin, Karbolsäure und Benzoësäure; beim Behandeln mit Braunstein und Schwefelsäure entsteht Chinon und Ameisensäure, bei Einwirkung von Jodwasserstoff Benzoësäure.

Chinasilber (elektroplattirte Waaren, Electro-plated, Electro-Plate), s. v. w. galvanisch versilbertes Neusilber, Alfénid.

Chinaflechwinde, s. Smilax.

Chinawurzel (Chinaknollen, Pockenwurzel, Radix Chinae), die Knollen der in Kotschinchina, China und Japan (auch am Kaspisee?) heimischen Smilax China *L.*, sind bis 20 Centim. lang, 6 Centim. dick, meist etwas abgeplattet, durch Verästung, Abschnürung und große Höcker außerordentlich unregelmäßig gestaltet, mit braungelber, glänzender, gerunzelter Rinde und zahlreichen Narben von Ausläufern, derb und schwer, auf dem Querschnitte dicht und körnig, röthlich, mit zahlreichen helleren Gefäßbündeln. Die C. schmeckt indifferent, dann ein wenig kratzend, ist geruchlos und enthält außer sehr viel Stärke besonders Smilacin. Sie kam 1525 durch den Portugiesen Vincenz Gilius von Tristan nach Europa, wurde als Mittel gegen Lustseuche empfohlen und gelangte zu großer Berühmtheit wegen der guten Wirkungen, welche sie an dem von der Gicht geplagten Kaiser Karl V. übte. Gegenwärtig wird sie bei uns nur noch wenig benutzt; aber im Orient, besonders bei den Chinesen und Persern, steht sie noch immer in hohem Ansehen. Turkmenen und Mogulen genießen sie auch als Leckerbissen.

Chinchainseln (spr. tschintscha-), eine Inselgruppe an der Küste von Peru, vor der Bai von Pisco, als reiche, aber jetzt erschöpfte Fundorte des geschätztesten Guano's merkwürdig, daher auch Guanoinseln genannt. Die drei Hauptinseln steigen als nackte, zerrissene und zerklüftete Felsen von 60 Meter Höhe empor und trugen auf dem Scheitel eine etwa 30 Meter hohe Schicht Guano. Die Arbeit, ihn loszuhacken und durch Schläuche in die unten ankernden Boote zu schütten, war mühevoll und bei dem fortwährend aufwirbelnden scharfen Stoff gefährlich. Auch fanden die Schiffe der vielen Klippen halber nur selten Ankerplätze. Der hier gewonnene Guano, dessen Abbau durch freie Arbeiter vom Festland, Sträflinge und Chinesen betrieben ward, bildete eine der Haupteinnahmequellen für die peruanische Regierung, welche die Ausfuhr monopolisirte und daraus 1861 einen Reingewinn von 16,053,908 Dollars bezog.

Chinchilla (spr. dschindschilja, Hasenmaus, Eriomys *Lichtst.*), Säugethiergattung der Familie der

Chinchillen und der Ordnung der Nagethiere, kaninchenähnliche Thiere mit dickem Kopf, großen, abgerundeten Ohren, langem, buschigem, nach oben gekrümmtem Schwanz und dichtem, weichem, wolligem Pelz, leben in Südamerika gesellig in bedeutenden Höhen der Gebirge und nähren sich von Wurzeln, Flechten, Zwiebeln, Rinden, auch wohl von Früchten. Die C. (Eriomys Chinchilla *Licht.*) wird etwa 30 Centim. lang, hat einen ungemein weichen, zarten Pelz mit seidenartigem, 3,25 Centim. langem, an der Wurzel tief blaugrauem, dann breit weiß geringeltem und dunkelgrau endigendem Haar; die Unterseite und die Füße sind weiß. Die C. findet sich sehr häufig auf den Kordilleren von Peru, Chile und Bolivia in felsigen, pflanzenarmen Gegenden, ist sehr gewandt, besonders lebhaft in der Dämmerung und leicht zähmbar. Sie wird wegen ihres kostbaren Pelzwerks viel gejagt, und schon zur Zeit der Inka's verarbeiteten die Peruaner das Haar zu Tuch und anderen Geweben. Die Wollmaus (E. lanigera *Benn.*) ist der vorigen ähnlich, aber nur 26 Centim. lang, leicht aschgrau mit dunkler Sprenkelung, an der Unterseite und den Füßen matt grau oder gelb angeflogen, hat äußerst feines, weiches, dichtstehendes Pelzhaar, wohnt in den nördlichen Gegenden von Chile und lebt hauptsächlich von Zwiebeln. Die alten Peruaner fertigten aus dem Haar Bettdecken und andere Stoffe. Das Fleisch beider Hasenmäuse ist genießbar.

Chinchilla (spr. dschindschilja), Pelzwerk von der südamerikanischen Eriomys Chinchilla, ist silbergrau, schwärzlich melirt, äußerst zart, mit seidenweichem, 3,25 Centim. langem Haar, sehr kostbar und von der Mode bald ungemein begünstigt, bald wieder vernachlässigt. Es kommen jährlich ca. 100,000 Felle in den Handel; doch liefern dieselben Gegenden noch minder kostbares Pelzwerk: Chinchillone, die groß und schmutzig gelb sind, und kleine und kurzhaarige Bastardchinchilla's. Wegen der Weichheit und Zartheit der Chinchilla's hat man diese Namen auf gewisse sehr feine, langhaarige, silbergraue Wollstoffe übertragen.

Chinchilla (spr. dschindschilja), sehr alte Stadt in der spanischen Provinz Albacete (Murcia), am Abhang eines dürren, mit einem großen, zerstörten Schloß gekrönten Hügels 830 Meter ü. M. gelegen, Station der Eisenbahn von Madrid nach Alicante, hat eine schöne Hauptkirche, Marmor- und Gipsbrüche und 3500 Einw., welche Getreide, Safran, Gartenfrüchte und Wein bauen.

Chinchīna (lat.), Chinarinde.

Chiné (das, franz. m., spr. schi-, Chinirung, Flammirung), Muster auf Geweben, welches aus länglichen Flecken mit unvermerkt auslaufenden, gleichsam verwaschenen Enden besteht. Man erzeugt das Muster, indem man die geschorene Kette vor dem Aufbäumen stellenweise färbt. Zu diesem Zweck wird sie an den Stellen, welche keine Farbe annehmen sollen, fest und dicht mit Bindfaden umwickelt und so in den Farbkessel gebracht. Das verwaschene Ansehen der gefärbten Stellen ist eine Folge des unvermeidlichen geringen Verziehens der Fäden beim Aufbäumen. Dieselben und ähnliche Effekte werden nun auch durch Bedrucken der Kette erzielt, wobei man die letztere durch wenige Schußfäden zusammenwebt und durch ein Windrad oder durch Dampfheizung die Farben schnell trocknet (Kettendruckmaschine). In neuerer Zeit bedruckt man auch die zur Kette oder zum Einschuß bestimmten Garne im Strähn und erhält so, da sich die bedruckten Stellen beim Scheren der Kette ganz unregelmäßig vertheilen, kein Muster, sondern eine feinflammige Melirung. Auch für den Garndruck sind Maschinen konstruirt worden.

Chinesen, Bewohner von China (s. d.).

Chinesische Dinte, s. Tusche.

Chinesische Literatur, s. Chinesische Sprach und Literatur.

Chinesische Mauer, der an der Nordgrenze des eigentlichen China errichtete Schutzwall, das riesenhafteste Vertheidigungswerk, das je aufgeführt worden ist. Sie hat in China den Namen Wang-Li-Schang-Tsching (»die große Mauer von 10,000 Li«) und ist ein Werk des Kaisers Schi-Hoang-Ti (246—209 v. Chr.) aus der Dynastie Tshin, der sie zunächst gegen die Einfälle der Tataren aufführen ließ. Sie beginnt im W. der chinesischen Provinz Kansu, bei Sutschëu und zieht sich, am Rande des Hochlandes entlang, in einem weiten Bogen bis zum Meerbusen von Petscheli und auf der Grenze von Schinking in nordöstlicher Richtung weiter bis zum Sungarifluß. Ihre ganze Länge wird zu etwa 3000 Kilom. geschätzt. An manchen Stellen ist sie doppelt, ja dreifach, wie namentlich in der Nähe von Peking. Sie besteht größtentheils aus Erdwällen mit Futtermauern, läuft als solide Mauer an den steilsten Gebirgswänden und über Abgründe hinweg und macht einen überaus imposanten Eindruck. Die zweite, innere Reichsmauer ist höher und solider ausgeführt als die äußere (bei Kalgan); sie hat 11 Meter Höhe bei 7,5 Meter Dicke, ist aus Granitplatten zusammengesetzt und mit Zinnen aus Ziegelsteinen gekrönt. Auf den höher gelegenen Punkten erscheint sie durch viereckige Thürme verstärkt; die Eingangsschlucht Hoanhou enthält auf einer Entfernung von 12 bis 13 Kilom. 3 Thore, von denen 3 paarweise, das letzte zu dritt angelegt ist; die Mauern, durch welche sie führen, schließen sich weiterhin der Hauptmauer an. Räuberischen Ueberfällen mochte die Mauer einen Damm entgegensetzen, als Schutz gegen ein großes Kriegsheer hat sie nie ausgereicht. Ihre Unterhaltung wird vernachlässigt; sie leistet jedoch dem Polizeiwesen noch immer gute Dienste, indem die Thore mit Wachtposten besetzt sind und alles Aus- und Eingehende überwacht werden kann. Vgl. Petermanns »Geographische Mittheilungen« 1872, S. 13.

Chinesischer Speckstein, s. v. w. Agalmatolith.

Chinesischer Talg, s. Talg, vegetabilischer.

Chinesische Schrift, s. Chinesische Sprache.

Chinesisches Meer, die große Wasserfläche, welche sich im O. und S. China's vom japanischen Inselreich bis in die Gewässer zwischen Hinterindien und Borneo erstreckt und in das Ostchinesische Meer (Tunghai) und das Südchinesische Meer (Nanhai), beide durch die Straße von Formosa verbunden, zerfällt. Der nördlichste Theil heißt Gelbes Meer (Hoanghai), mit dem Meerbusen von Petscheli. Das südliche Meer enthält die beiden großen Golfe von Tongking und Siam. Gefährlich sind die Cyclone oder Taifun (»Drehstürme«, vom chinesischen Taifung), welche den Schiffen den Untergang bringen, die in ihrem Bereich sich befinden; das glückliche Bestehen eines solchen Sturms gehört zu den größten Seltenheiten (vgl. »Ausland« 1868).

Chinesische Sprache und Literatur. Der südöstliche Theil des asiatischen Festlandes, China, Hinterindien mit Ausnahme der Halbinsel Malacca,

Tibet und die zwischen diesem und Hinterindien liegenden kleineren Länder bilden das Gebiet einer Menge von Völkerschaften, die, wie physiologisch, so auch sprachlich zusammenzugehören scheinen, und deren Idiome man unter dem Namen des indochinesischen Sprachstamms und der monosyllabisch-isolirenden Sprachklasse zusammenzufassen pflegt. Unter diesen Sprachen ist die chinesische die ausgebreitetste und wichtigste, denn sie wird von etwa einem Drittheil der Menschen gesprochen, ist auch außerhalb ihres eigentlichen Gebiets unter den Gebildeten von Japan, Korea und Anam vielfach im Gebrauch und hat eine der ältesten und wahrscheinlich die größte Literatur der Welt. Sie ist aber auch diejenige, in welcher sich der Charakter ihrer Klasse am schärfsten ausgeprägt darstellt; denn mindestens in ihrer ältern Gestalt kennt sie nur einsilbige Wortstämme, kaum zusammengesetzte Wörter, und vermag die grammatischen Werthe der Wörter, ihre Anwendung als Substantiva, Adjektiva, Verba ꝛc. und das, was unsere Sprachen durch Beugungen zum Ausdruck zu bringen pflegen, nur durch Wortstellungsgesetze und selbständige Hülfswörter kenntlich zu machen. Natürlich hat sie im Lauf der Zeiten vielfache Veränderungen erlitten. Der Gebrauch zusammengesetzter Ausdrücke statt früherer Monosyllaben und die Anwendung der Partikeln hat immer mehr überhandgenommen, alte Ausdrücke sind ungebräuchlich geworden oder werden jetzt in veränderter Bedeutung gebraucht, und vor allen Dingen macht das Lautwesen der heutigen gebildeten Umgangssprache den Eindruck großer Abgeschliffenheit. Wäre die Sprache zu der Zeit, wo die ältesten auf uns gekommenen Volkslieder gesungen wurden, nicht viel lautreicher gewesen, so wären diese Lieder von allem Anfang an den Zuhörern unverständlich gewesen, wie sie es heute sind.

Das Chinesische zerfällt in eine Menge Dialekte, die sich nicht nur lautlich, sondern auch grammatikalisch und lexikalisch oft sehr erheblich von einander unterscheiden. Die der Provinzen Kuangtung und Fukian sind die für die Europäer wichtigsten und daher bei uns bekanntesten; innerhalb dieser Dialekte variiren aber die Mundarten oft so, daß Leute, die nur wenige Meilen von einander heimisch sind, Mühe haben sollen, einander im mündlichen Verkehr zu verstehen. Hätten die Chinesen nicht eine Schrift, die ähnlich unseren Zahlzeichen von jedem in seiner Zunge gelesen werden kann, so wäre es nie zu der nun Jahrtausende alten Kultureinheit eines so riesigen Ländergebiets gekommen. Frühzeitig gewann der Dialekt der Hauptstadt Nanking, als der des Hofs, vor den übrigen die Oberhand; er wurde für die Gebildeten des Reichs »gemeinsame Verkehrssprache« — dies (nicht, wie man früher fälschlich übersetzt hat, »Mandarinendialekt«) ist der Sinn des Ausdrucks Kuānhoá —, und unter der Mongolendynastie (1280—1368) begann man ihn in Werken der leichtern Literatur als Schriftsprache zu verwenden. So bezeichnet Kuānhoá zugleich den Gegensatz zu den Provinzialdialekten und den zu dem kurzen, markigen alten Bücherstil (Kŭwĕn). Daß auch er innerhalb der sechs Jahrhunderte vielfachen Wandlungen unterlegen, versteht sich von selbst. Neuerdings kommt die Mundart von Peking als nördlicher Kuānhoá in immer allgemeinere Aufnahme. Der »alte Stil« aber ist noch heute der der ernstern Literatur. Wĕntschāng ist eine Mittelform zwischen Kŭwĕn und Kuānhoá. Was das Lautsystem im Chinesischen betrifft, so sind die Vokale a, e, i, o, u, ü, und ŏ (ein dumpfes e oder i), wozu noch mundartlich manche Zwischenschattirungen kommen, wie ä, ĕ, ŏ ꝛc. Sie können in einer Silbe (Stammworte) bis zu vieren gehäuft werden und sind dann zwar jeder besonders zu hören, doch so auszusprechen, daß sie in Eine Silbe verschmelzen, z. B.: ai, iü, iuan, iuai. Die Konsonanten dagegen treten stets einzeln auf; im Auslaut k, kh, h; p, ph, f; t, th; tsch, tschh; ts, tsh; l, m, n; s, sch, j (= weich sch); ng, w, y; dialektisch auch g, b, dsch, d. Im Auslaut n, ng, überdies in den Dialekten m, p, k, t, wohl auch r. Dazu kommt im Kuānhoá noch eine selbständige Silbe, die aus einem vokalisirten gutturalen r besteht. Es ergibt sich daraus, wie arm die Sprache an Silben sein muß, im Kuānhoá zählt man deren kaum 500; die südlichen Dialekte sind zwar, Dank der größern Zahl ihrer Auslautskonsonanten, hierin reicher (der von Kanton besitzt etwa 700, der von Fukian gegen 850 verschiedene Silben), allein was will das besagen gegenüber dem Wortbedürfnis eines Kulturvolks? Die bloßen Lautkombinationen würden nicht genügen, um einen hinreichenden Silbenschatz herzustellen, nähme nicht das Chinesische noch einen Faktor zu Hülfe, den wir nur als rhetorischen zu verwerthen pflegen, den Ton oder die Stimmbiegungen (Accente). Der Kuānhoá kennt deren vier oder fünf: den gleichen (meist wieder in hohen ¯, und tiefen ˍ geschieden), den steigenden ˊ, den fallenden ˆ und den kurzen ˘. Im folgenden Beispiel wird das deutsche Wort »ja« nach einander in vieren dieser Accente gesprochen. A. fragt: »Já?« B. antwortet: »Já«. Darauf A.: »Jă, dann freilich! das hättest Du mir jă gleich sagen können!« Für uns ist jedes dieser »Ja« das nämliche Wort; der Chinese aber verbindet mit derselben Silbe, je nachdem sie in der einen oder andern Tonmodulation gesprochen wird, ganz verschiedene Begriffe. So bedeutet tschi wissen, Spinne, Zweig, Fett; tschi anhalten, Insel, Papier, Hagedorn ꝛc.; tschi wollen, gedenken, erreichen, Raubvogel, Pfand, straucheln, Schwein ꝛc.; tschi niederwerfen, fesseln, Saft, aufsteigen, Substanz, Art und noch vieles andere. Das sind nun freilich Mehrdeutigkeiten die Hülle und Fülle, und ohne den steten Gebrauch zahlreicher zusammengesetzter, mehrsilbiger Ausdrücke würde der Kuānhoá trotz der etwa 1500 Silben, die er nun vermöge der Stimmbiegungen besitzt, nicht seinem Zweck als Konversationssprache genügen. Die Dialekte, namentlich die des Südens, sind auch an Tonmodulationen reicher. Die Grammatik des Chinesischen ist in ihren Elementen sehr einfach. Einheimische Gelehrte theilen die Wörter in volle und leere (wir würden etwa sagen: Stoffwörter und Form- oder Hülfswörter), und erstere wieder in lebendige, d. i. Verben, und todte, wozu alle übrigen vollen Wörter gehören, ein. Eine so durchgreifende Scheidung der Wörter nach Redetheilen, wie wir sie in unseren Sprachen haben, kennt das Chinesische nicht, am wenigsten im alten Stil. So kann das Wort ngăn entweder Substantiv (»Ruhe«) sein, oder Adjektiv (»ruhig«), oder transitives Verbum (»beruhigen«), oder verbum neutrum (»ruhig sein, ruhen«), oder Passivum (»beruhigt werden«), oder Adverb (»beständig«); immer ist es dasselbe Wort, und nur aus der Konstruktion läßt sich sein jeweiliger Werth erkennen. Die Gesetze der Konstruktion, d. h.

der Wortstellung, lassen sich auf vier zurückführen; es tritt nämlich 1) das Subjekt vor das Prädikat, 2) das Objekt hinter sein Regens (aktives Verbum oder Präposition), 3) jedes Wort, das ein anderes näher bestimmt, vor dieses letztere, also der Genitiv vor sein Regimen, das Adjektiv und Zahlwort vor das Substantiv, das Adverb vor das Verbum; nur 4) die Apposition wird nachgesetzt. Diese Gesetze gelten in der Hauptsache auch für die Anordnung der Sätze selbst, und sie gestatten nur ganz vereinzelte, vielleicht nur scheinbare Ausnahmen. Und doch würden sie in den meisten Fällen allein nicht hinreichen, um die Funktionen der einzelnen Satztheile erkennen zu lehren. Vor allem helfen hier die Partikeln als wahre Hülfswörter. Diese scheinen ihrer Abstammung und ursprünglichen Bedeutung nach in drei Hauptarten zu zerfallen: 1) pronominale mit determinativer Bedeutung, 2) verbale mit dem Werth von Präpositionen oder Konjunktionen, 3) Schluß- und Empfindungslaute, die das Ende des Satztheils oder Satzes und oft zugleich dessen Natur als eines behauptenden, fragenden ꝛc. bezeichnen. Der Leser denke sich, daß wir im Deutschen jedes Punktum, Komma, Fragezeichen ꝛc. aussprechen wollten, und er hat einen Begriff von dem Werth dieser Laute; um aber ihre Nothwendigkeit zu begreifen, denke er daran, daß im Chinesischen die Betonung fast am Worte klebt, und daß die Wortfolge in allen Satzarten die gleiche ist, daß also der Fragesatz sich durch nichts als durch das Fragewort vom behauptenden unterscheidet. Schließlich ist noch eines wichtigen Verdeutlichungsmittels zu gedenken. Der Chinese hat nämlich, besonders in der neuern Sprache, gewisse stereotype Wortverbindungen, z. B. zwei Synonyme, die den ihnen gemeinsamen Begriff, zwei entgegengesetzte Eigenschaftswörter, die das beiden zu Grunde liegende Abstraktum (groß — klein, s. v. w. Quantität) ausdrücken; er determinirt Substantiva durch Appositionen (man denke an Tannenbaum), oder Verba durch Hülfsverba oder konventionelle Objekte u. dgl. m.

Soviel von den Mitteln der Sprache, nun einiges von ihrer Verwerthung. Ein eigentlicher Artikel ist nicht vorhanden. Das Hauptwort hat kein grammatisches Geschlecht; die Mehrzahl und Allheit wird meist gar nicht, wo nöthig, durch unbestimmte oder bestimmte, zuweilen konventionelle Zahlwörter (»die fünf Sinne«) oder durch Adverbien, etwa von der Bedeutung »zusammen«, ausgedrückt, oder man setzt das Substantiv als Genitiv vor ein anderes, das Klasse, Gesammtheit bedeutet. Die Kasus ergeben sich bald aus der Wortstellung allein, wobei Ablativ, Lokativ und Instrumentalis meist wie Adverbien, erstere beide nach gewissen Verben als deren Objekte behandelt werden; bald dienen Partikeln der ersten und zweiten Art zu ihrer Kennzeichnung. Die Steigerung der Adjektiva ergibt sich bald aus dem Zusammenhang, z. B.: X und Y wer klug, d. i. wer ist klüger, X oder Y? oder: Mensch tausend Wesen klug, d. i. der Mensch ist der tausend Wesen kluges, klügstes; weise im Verhältnis zu X, d. i. weiser als X; bald drücken Wörter von der Bedeutung »mehr, sehr« den Komparativ oder Superlativ aus. Die Fürwörter werden fast ganz wie Hauptwörter behandelt. Daß die Verba ebensowenig eine Konjugation, wie die Substantiva eine Deklination haben, liegt in der Natur der Sache. Ob ein Verb als Präsens, Präteritum oder Futurum, ob es als Indikativ, Konjunktiv, Imperativ aufzufassen, ist oft allein aus dem Zusammenhang, ob es als Aktivum, Passivum oder Neutrum, als Finitum, Particip oder Infinitiv fungire, aus der Konstruktion zu entnehmen. Indessen erleichtern, namentlich im neuern Stil, vielfach Adverbien, Hülfsverba und gewisse Partikeln auch hier das Verständnis. Die Konjunktionen »und, oder, wenn« bleiben oft unausgedrückt, ebenso die Kopula, und nicht selten werden auch Personalpronomina verschwiegen. Der häufige Gebrauch von sogen. absoluten Konstruktionen, darin bestehend, daß man Satztheile selbständig stellt, statt sie in den Satz einzufügen, benimmt dem Satzbau die Eintönigkeit. Kürze des Ausdrucks, Wohlklang und Ebenmaß der Satzglieder, Schärfe der Antithesen sind Haupteigenschaften des guten, namentlich des alten Stils. Der chinesischen Sprache ist eine außerordentliche Dehnbarkeit eigen; man kann in wenigen aneinander gereihten Monosyllaben einem Gedanken Ausdruck geben, dessen Uebersetzung sehr wortreich ausfallen müßte; man kann den Satz durch Hülfswörter erweitern und schließlich seine Einsilber durch Komposita ersetzen, ohne daß dabei sein Sinn ein anderer wird. Die chinesischen Schriftsteller haben es verstanden, diese Macht ihrer Sprache zu nutzen, um stilistische Meisterwerke zu schaffen, die in den Literaturen anderer Völker ihres Gleichen suchen.

Die Schwierigkeiten der chinesischen Sprache beruhen, abgesehen von der Aussprache und Schrift, namentlich in der Konstruktion. Immer und immer kehrt die Frage wieder: sind zwei aufeinander folgende Wörter als ein Kompositum oder als durch »und« verbunden zu denken? sind sie Subjekt und Prädikat? oder ist eins dem andern subordinirt, etwa a nähere Bestimmung von b, oder a Regimen von b ꝛc.? Nur eine genaue Kenntnis des Satznexus, des Sprachgebrauchs und der Eigenartigkeit des Stils vermag solche Zweifel zu lösen. Die Anfangsgründe der Sprache bewältigt man bei einiger Ausdauer leicht, und der Verstand hat dabei mehr zu thun als das Gedächtnis, das nicht mit dem Auswendiglernen von Paradigmen oder unregelmäßigen Verben beschwert wird. Sehr bald kann man mit Zubülfenahme einer treuen Uebersetzung und eines Wörterbuchs an die Lektüre leichter Texte gehen, um sich die gelernten Regeln einzuprägen und im Geiste dieser so eigenartigen Sprache und Literatur heimisch zu werden. An Hülfsmitteln ist kein Mangel. Nur hüte man sich, zu bald der Hülfe des Lehrers oder einer Uebersetzung entrathen zu wollen; ein solcher Fürwitz pflegt sich durch die ärgerlichsten Mißverständnisse zu rächen. Man bedenke, daß, wie jeder Schriftsteller, so auch der chinesische zunächst für seine Landsleute schreibt und bei seinen Lesern alle die Kenntnisse voraussetzt, die man von einem gebildeten Chinesen erwarten kann. Wer ihm also folgen, die zahllosen Citate und Anspielungen, in denen er sich gefällt, verstehen will, dem muß auch ein mehr oder weniger ergiebiger Schatz realen Wissens zur Verfügung stehen. Durch die Schrift aber braucht sich niemand abschrecken zu lassen. Die ersten Schwierigkeiten sind bei einigem Fleiß bald überwunden; was anfangs ein wüstes Wirrsal schien, löst sich nun in eine leichtfaßliche Gruppe einfacher Elemente auf, und ist man erst so weit, so wird sie eher anregend und fördernd als beschwerend und hemmend auf das Studium einwirken. Sie ist eine Wortschrift; ihre Urbestand-

theile sind rohe, zuweilen symbolische Bilder, z. B. ⊙ Sonne, ⊥ oben, ⊤ unten. Dazu kamen dann symbolische Bildergruppen, z. B. zwei Bäume = Wald, zwei Weiber = Zank, Weib und Kind = Liebe, Vogel und Mund = Gesang. Alle diese Zeichen entsprechen nun zwar nur Einem Wort, allein mit dessen Laut haben sie von Haus aus nichts zu schaffen. Nun ist aber die Zahl der Wörter von gleichem Laut und verschiedenem Sinn und derer von verwandter Bedeutung und verschiedenem Laut (Synonymen) eine sehr beträchtliche, und jedes Wort mußte daher mindestens Ein besonderes Schriftzeichen haben. Dies erreichte man, indem man zu jenen zwei Klassen noch eine dritte (und zwar weitaus die zahlreichste) schuf, welche Begriffs- und Lautdarstellung in sich vereinigt. Man wählte nämlich das meist selbst wieder zusammengesetzte Zeichen eines gleich oder ähnlich lautenden Worts, fügte aber diesem Zeichen einen sogen. ideographischen Zusatz bei, um die Begriffskategorie des Worts zu kennzeichnen. So wird in Zusammensetzungen das Symbol »Herz« für geistige und gemüthliche Zustände und Thätigkeiten, »Feuer« für Brennen ꝛc. verwandt. Die Zahl der Schriftzeichen wird alles in allem auf 50,000—100,000 geschätzt; davon sind aber nur die wenigsten in allgemeinem Gebrauch, die meisten bloße Nebenformen (Varianten), viele geradezu fehlerhaft. Wer 2000—3000 der gebräuchlicheren kennt, wird in der Lektüre selten auf unbekannte stoßen. Da nun die Zeichen theils selbst Elemente, theils aus solchen zusammengesetzt sind, so hat man eine Anzahl der gewöhnlichsten jener Elemente (jetzt 214) als sogen. Radikale oder Schlüssel ausgewählt und unter diesen den ganzen Vorrath der Schriftzeichen in Wörterbüchern übersichtlich geordnet.

Was die Chinesen über Alter und Ursprung ihrer Schrift berichten, muß als Fabel angesehen werden. Die ältesten erhaltenen Inschriften sind nachweislich über 4000 Jahre alt; ehe aber die Schrift die Stufe erreicht hatte, auf der sie sich da schon zeigt, mag wohl eine geraume Zeit verstrichen sein. Und mannigfache Formveränderungen hat sie auch seitdem erlitten, ehe sie zu dem wurde, wozu Pinsel und Papier sie gemacht. Ihre jetzige Gestalt hat sie etwa seit Anfang unserer Zeitrechnung, und ebenso alt ist auch die namentlich bei den Geschäftsleuten des südlichen China gang und gäbe sogen. »Grasschrift« (thsáo), eine Art Tachygraphie (Schnellschrift), eigentlich ein flüchtiges, oft inkorrektes und schwer zu lesendes Geschmiere. Nachbarvölker, deren Kultur auf chinesischer Grundlage ruht, wie die Japaner, Koreaner und Anamiten, haben ihre Schriftzeichen den chinesischen entlehnt oder nach deren Vorbild erfunden. Bei ihnen ist aber auch die Sprache des Mittelreichs das geworden, was ehemals bei uns das Lateinische war, eine Gelehrtensprache, aus der massenhafte Fremdwörter in die Landesidiome aufgenommen wurden. Wir Europäer verdanken unsere ersten genaueren Kenntnisse des Chinesischen den kathol. Sendlingen, von denen einer, der Spanier P. Varo, 1703 die erste Grammatik veröffentlichte. Von den Franzosen hat Prémare zuerst die Einheiten des Stils erschlossen; dessen Werk wurde von Abel Rémusat zu einer höchst brauchbaren Elementargrammatik umgearbeitet. Die eingehendsten, freilich ganz unsystematischen Erörterungen verdanken wir Rémusats Nachfolger, Stanislas Julien (gest. 1873), während dem Deutschen W. Schott das Verdienst gebührt, zuerst die Sprache aus ihrem Wesen heraus und diesem entsprechend grammatisch dargestellt zu haben. Bazin in Paris und Edkins in Schanghai haben Grammatiken des Kuánhoá geliefert. Sonst haben sich die Engländer namentlich als Lexikographen Verdienste erworben. Wichtigste Wörterbücher: von Basile de Glemona [Deguignes] (Par. 1813); Morrison (Macao 1815—23, Schanghai 1865); Gonçalves (Macao 1831—41); Medhurst (Batavia 1842—43); Lobscheid (Lond. 1866 ff., 1871). Grammatiken: von Fourmont (Par. 1742); Marshman (Serampur 1814); Morrison (das. 1815); Rémusat (Par. 1822, 1857); Prémare (Malacca 1831, Kanton 1847); Hyakinth Bitschurin (Petersb. 1838); Gützlaff (Batavia 1842); Endlicher (Wien 1845); Bazin (Par. 1856); Edkins (Schanghai 1857); Schott (Berl. 1857); Summers (Oxford 1863); Lobscheid (Hongkong 1864); Julien (Par. 1869—70). Hierzu kommen zahlreiche Werke über einzelne Dialekte und rein praktische Hülfsbücher.

Unsere Kenntnisse der chinesischen Literatur befinden sich noch immer in den Anfängen. Unsere Kultur beruht auf griechisch-römischen und hebräischen Grundlagen, die Inder und Perser sind uns stammverwandt; mit den Arabern sind wir im Mittelalter in einen geistigen Austausch getreten, dessen Folgen bis auf den heutigen Tag fortdauern; dagegen standen Kunst und Wissen der Chinesen in ihrem Ursprung und bis auf die neueste Zeit auch in ihrer Entwickelung der europäischen Geistesbildung ganz fremd gegenüber: was Wunder also, daß der Kreis ihrer Verehrer ein engerer ist? Und doch handelt es sich um ein Feld von fast unermeßlichem Umfang und von vielversprechender Fruchtbarkeit. Der Bändezahl nach dürften die chinesischen Preßerzeugnisse mit in die erste Reihe, wo nicht obenan zu stellen sein, und an Vielseitigkeit kommt der Literatur des Mittelreichs keine der anderen außereuropäischen gleich. Seit beiläufig vier Jahrtausenden ist sie von dem zahlreichsten Kulturvolk der Erde gepflegt und gemehrt worden unter äußeren Umständen, wie sie sich günstiger kaum denken lassen. Literarische Bildung wurde fast stets von oben gefördert und geschützt, vom Volk bewundert und erstrebt; seit dem 10. Jahrh. werden die Bücher durch Druck, oft zu Spottpreisen, der Menge zugänglich gemacht.

Der Chinese ist seiner Anlage nach konservativ, und das äußert sich auch in seiner Literatur. Die Alten werden immer mit gleichem Eifer gelesen, immer aufs neue herausgegeben und kommentirt; sie gründlich kennen ist erste Voraussetzung der Bildung, Zweck und Ziel des höhern, wir würden sagen des Gymnasialunterrichts. Die Alten aber loben ihrerseits die noch Aelteren, immer und immer weisen sie auf das erhabene Vorbild der Vorfahren hin. Dabei hat denn freilich das Neue, Originelle einen schweren Stand. Wird es bei uns von der Leserwelt mit oft unverdientem Entzücken begrüßt, von untergeordneten Schriftstellern erhascht und nachgemacht, so steht ihm dort das allgemeine Mißtrauen, oft selbstgenügsame Gleichgültigkeit entgegen, die zu überwinden nur besonderem Verdienst oder Glück gelingt. Und doch sind Volk und Literatur des Mittelreichs keineswegs so langweilig uniform, so ganz der Originale bar, wie man gemeinhin glaubt. Bahnbrechende Genies haben auch

hier dem Geschmack neue Richtungen gegeben, dem Denken neue Gebiete erschlossen, und gerade uns Europäern wird die leichte Anmuth, die Lebensfrische und Lebenswahrheit mancher Erzeugnisse der neuern Belletristik mehr zusagen als manches hochgefeierte Werk der alten Weisen. Eigentliche geistige Revolutionen hat China nie erlebt; allerdings hat es wohl auch nie geistige Zwangsjacken getragen, deren Sprengung Reformatorenkräfte erfordert hätte. Die Presse ist frei, religiöse Duldsamkeit allgemein.

Die Chinesen stellen unter ihren Büchern fünf obenan, die sie King (»kanonische«) nennen. Sie sind, gleich unserer Bibel, nicht einheitlichen Inhalts, sondern eine Sammlung derjenigen alten Schriften, die man als ewig normgebende anerkannt hat. Unter ihnen wieder nimmt das Iking oder »Buch der Wandlungen« die erste Stelle ein, ursprünglich kein eigentliches Buch, sondern eine Tafel von Diagrammen (Kua genannt), die an die Figuren unserer Punktirbücher erinnern. Sie bestehen aus zwei Elementen, einer ganzen: —— und einer gebrochenen Linie: — —. Kombinirt man diese dreistellig, so erhält man acht Figuren: ☰ ☱ ☲ ☳ ☴ ☵ ☶ ☷ ; kombinirt man sie sechsstellig, so ergeben sich 64 Figuren. Man sieht, diese Figuren beruhen auf einem Dualismus; dualistisch aber ist das menschliche Denken und Empfinden von Haus aus, und so lag es nahe, diese Kombinationen zu verwerthen, sie metaphysisch zu deuten. Von jeher wurden sie mit fast religiöser Ehrfurcht betrachtet, als enthielten sie die Summe der Weisheit; immer haben sie den Scharfsinn der einen, den Aberglauben der anderen gereizt, und heute noch wollen Männer der Wissenschaft kosmologische und moralische Wahrheiten in ihnen entdecken, während Wahrsager sie auf die Loostafeln schreiben, aus deren Fall sie die Zukunft zu künden vorgeben. Die Entstehung dieser Diagramme wird in die mythische Vorzeit China's verlegt. Fürst Wenwang und sein Sohn Tscheukong gelten für die ältesten Erklärer; weitere Erläuterungen dazu schrieb Confucius, ein großer Verehrer des Iking selbst, und eine Unzahl Späterer haben sich in ferneren Kommentaren des dunklen Buches versucht. Das Schiking ist eine von Konfutse (Confucius) veranstaltete Sammlung lyrischer Gedichte, deren älteste aus dem 18. Jahrh. v. Chr. herrühren. Das Buch enthält theils Volkslieder, nach ihren Heimatsprovinzen geordnet, theils Gelegenheits- und Festgedichte aus den höheren und höchsten Kreisen, theils Lobgesänge auf große Todte. Tiefe Innigkeit, zuweilen beißender Witz, oft hoher poetischer Schwung sind diesen Erzeugnissen eigen; rührende Naivetät, sinniges Verbinden der Natureindrücke mit den inneren Stimmungen, Verspaare, die sich ahnungsvoll, nur immer leise abgeändert, von Strophe zu Strophe wiederholen, den Refrains unserer Volkslieder vergleichbar: das alles verleiht ihnen einen ästhetischen Reiz, der das ihnen gebührende wissenschaftliche Interesse noch überbietet. Früh schon haben die Chinesen den Werth des Liedes begriffen. In den Gesängen eines Volks meinte man Aeußerungen seines sittlichen und materiellen Befindens zu erkennen; daher während der Feudalzeit des Reichs der Brauch, die Volkslieder amtlich sammeln zu lassen. Das leider nicht mehr vollständig erhaltene Schu (»Buch«) oder Schuking, angeblich ein von Konfutse gefertigter Auszug aus amtlichen Urkunden, ist das älteste uns erhaltene geschichtliche Werk der Chinesen. Es umfaßt die Zeit vom 24. bis zum 8. Jahrh. v. Chr., enthält aber weniger geschichtliche Data als amtliche Erlasse, Rathschläge ꝛc. der Fürsten, die ein Bild alter Staatsweisheit liefern. Das Tschhünthsieu, das einzige von Confucius wirklich verfaßte Buch, ist ein überaus trocken und kurz gehaltenes historisches Werk, die Zeit vom 8. bis zum 5. Jahrh. vor unserer Zeitrechnung und namentlich die Geschichte des kleinen Staats Lu, aus dem der Weise stammte, behandelnd. Sein hohes Ansehen verdankt es wohl jener Verfasserschaft allein; einen eigenen Werth aber hat es in chronologischer Hinsicht wegen der Sorgfalt, mit der es der eingetretenen Sonnenfinsternisse gedenkt. Unter dem Ausdruck Li fassen die Chinesen etwa das zusammen, was sich gebührt: gute Sitte, Ceremoniell, Etikette, aber, dem polizeistaatlichen Wesen der Nation entsprechend, auch sonst das Ordonnanz- und Reglementsmäßige. Es lag nahe, das hierauf Bezügliche in Büchern zu sammeln, die bei aller Verschiedenheit des Inhalts doch verwandten Zweck hatten mit unseren Gesetzbüchern. Aus dem 13. oder 12. Jahrh. v. Chr. stammt das von Biot ins Französische übersetzte Tscheuli, eine wahre Fundgrube für die Kenntnis der Kulturzustände seiner Zeit, heute wohl auch für die Chinesen nur noch von geschichtlichem Interesse. Das mehr als tausend Jahre jüngere Liki, ein lose gefügtes Sammelwerk aus älteren Quellen, steht dafür noch heute in praktischem Ansehen und pflegt den King angereiht zu werden. Ueberraschend sinnig ist die Würdigung, welche die Musik in diesem Buch findet: wie das Li die Handlungen, so mäßigt die Tonkunst die Gefühle der Menschen; jenes sondert, diese vereinigt, versöhnt; dort trennende Ordnung, hier verbindende Harmonie.

Unter den Sseschu versteht man vier kurz nach des Confucius Zeit entstandene philosophische Bücher, die man als klassische den King zunächst stellt; das kurze Tahio (»die große Lehre«), ein Abriß der sittlichen und politischen Grundlehren; Tschungyung (etwa »das Beharren in der Mitte«), eine schön geschriebene Abhandlung über das Einhalten der rechten Mittelstraße als Norm des sittlichen Verhaltens; Lüniü (»Gespräche«), eine Aufzeichnung von Aussprüchen des Confucius, meist in Form kurzer Zwiegespräche, bei aller Trockenheit doch reich an trefflichen Kernsprüchen des Weisen über sittliche und Lebenswahrheiten. Von verwandtem Inhalt, aber von belebterem Stil ist das vierte, das Buch Mengtse, so genannt nach dem gleichnamigen Lebensphilosophen, dem Mencius der katholischen Sendboten, nach heutiger Ansicht dem hervorragendsten Jünger des großen Meisters. Gleich diesem suchte Mengtse praktisch ins Staats- und Volksleben einzugreifen, indem er bei verschiedenen Lehnsfürsten des Reichs in Dienste trat und überall entschieden, wenn schon oft in diplomatisch milderer Form als sein Vorgänger, die ihm begegnenden Mißstände bekämpfte. Das Buch, das einzelne seiner Unterredungen wiedergibt, ist Dank der Anmuth und der verhältnismäßigen Leichtigkeit seines Stils wie kaum ein zweites geeignet, uns in das Studium der altchinesischen Literatur einzuführen. Beste Uebersetzung der King und Sseschu von Legge: »The Chinese Classics«, bisher 8 Bde., des Mengtse von Stanislas Julien.

Der Jugendunterricht soll zunächst als Vorstufe zur weitern humanistischen Bildung, d. i. zum Verständnis der Sseschu und der King, dienen.

Wahre Elementarbücher sind vor allen das Santtseking (»Drei-Wort-Kanon«) und das Tsiantsewen (»Tausend-Wort-Lehre«), gereimte Büchlein, die, auswendig gelernt und nachgeschrieben, den Schüler in die Lese- und Schreibekunst einführen. Das Siaohio (»Kleine Lehre«) enthält Verhaltungsregeln, das Hiaoking (»Pietätskanon«), das schon zu den heiligen Büchern gerechnet wird, die Lehre von den kindlichen Pflichten. Für den Unterricht der Mädchen sind analoge Werkchen im Gebrauch.

Was man als chinesische Staatsreligion zu bezeichnen pflegt, ist eben die Lehre des Confucius und seiner Schüler. In dieser tritt das religiös-dogmatische Element weit hinter dem praktisch-moralischen zurück. Dieses aber ist so menschlich schön darin entfaltet, die Uebereinstimmung des wahrhaft Sittlichguten mit dem wahrhaft Nützlichen so entschieden, oft so schlagend darin durchgeführt, daß man begreift, wie der ostasiatische Riesenstaat sich unter der Herrschaft solcher Grundsätze Jahrtausende hindurch behaupten konnte. Pietät gegen die Todten, gegen die Obrigkeit, die Eltern und den ältern Bruder, Wohlwollen und Gerechtigkeit gegen Gleichgestellte und Untergebene sollen das Leben des Volks und der Familie beherrschen, Lernbegierde und Fleiß das allgemeine Wohl fördern: Achtung daher auch vor der Wissenschaft und ihren Vertretern! Laotse, ein etwas älterer Zeitgenosse des Confucius, war im Gegensatz zu diesem ein Theosoph von der tiefsinnigsten Mystik. Sein Werk Taoteking, der Kanon von der Vernunft (Gott) und der Tugend, dessen Worte von Stanislas Julien, dessen Geist von Victor v. Strauß gedeutet worden, steht innerhalb der chinesischen Literatur so isolirt da, daß der Gedanke an westlichen (semitischen) Einfluß nahe gelegt wird. Selbstbefreiung, der Weltvernunft ähnlich werden, ist Ziel des menschlichen Lebens und Strebens. An Konfutse und Laotse reihen sich fünf, beziehentlich vier spätere Denker an, die, nächst ersterem Meister für die bedeutendsten gehalten, sammt Laotse unter dem Namen der zehn Philosophen zusammengefaßt werden. Sie schmiegen sich theils als Kommentatoren dicht an ihre Vorbilder an, theils suchen sie deren Lehren selbständig weiter zu bilden, zuweilen sie zu verbessern. Einer von ihnen, Sünking, wendet sich geradezu gegen eine Grundlehre seines Meisters Confucins, indem er die menschliche Natur nicht, wie dieser, als ursprünglich gut, sondern als von Haus aus böse bezeichnet. Im Gegensatze zu diesen zehn werden zwei selbständige Denker schlechthin als Irrlehrer genannt, Miti, der in allgemeiner gegenseitiger Liebe die Grundlage des irdischen Glücks zu finden meinte und dabei die besondere, vorzugsweise Liebe, die man einzelnen schuldet, hintansetzte, und Yangtschü, der im persönlichen Wohlbefinden das höchste Gut erblickte und somit die Moral in ihren Grundlagen verneinte. Beider Irrthümer werden von Mengtse bekämpft.

Der Stil dieser alten Philosophen ist oft bis zur Dunkelheit kurz und sentenziös, ihre Gedankenfolge springend, nicht Schritt vor Schritt einem Ziel zugehend. Die logischen Mittelglieder wollen gesucht, errathen werden, und oft erschweren Anspielungen auf wenig bekannte Personen und Thatsachen das Verständnis vollends. Und was wir von der altchinesischen Literatur besitzen, sind doch nur große Trümmer. Denn um 200 v. Chr. hieß Kaiser Schihoangti, der landesüblichen Alterthümelei gram, bei Androhung harter Strafe alle im Reich vorhandenen Bücher verbrennen und 460 Gelehrte, die ihre Schätze vor der Vernichtung retten wollten, bei lebendigem Leibe begraben. Was jener Verheerung entging, ist im Verhältnis zu dem Verlorenen sehr wenig, und manches, das nachmals aus der Erinnerung alter Leute wieder aufgezeichnet wurde, ist entschieden lücken- und fehlerhaft auf uns gekommen. Man sieht, es gilt viel Dunkles zu erklären, aber auch viel Fehlendes zu ergänzen. Der Textkritik und Interpretation ist damit ein Feld geöffnet, das seitdem von den chinesischen Kommentatoren mit namenlosem Fleiß, vielfach mit großer Umsicht bebaut worden ist. Schade nur, daß durch derlei Arbeiten viele der besten Köpfe dem selbständigen Denken entzogen wurden. Unter den Meistern in diesem Fache gebührt dem Tschuhi (gest. 1200 n. Chr.), dem »Fürsten der Literatur«, der erste Rang. Vielseitiges Wissen, scharfer kritischer Verstand, unermüdlicher Fleiß und feingebildeter Geschmack sind ihm in gleich hohem Grad eigen. Seine Werke, 18 an der Zahl, zusammen 66 Bücher einnehmend, sind epochemachend geblieben und zählen noch heute zu den tüchtigsten Lehrmitteln. Tschuhi begnügte sich nicht mit der Kritik und Auslegung vorhandener Texte, sondern er faßte auch die Früchte seines eigenen Denkens in selbständig geordneten Schriften zusammen; er schuf Kompendien der Moral, der Pädagogik, der Musik, der Naturphilosophie, der Politik ꝛc. Er war, wenigstens unsers Wissens, der letzte Philosoph von Bedeutung. An die Schule des Laotse hat sich unter dem Namen Taosse eine religiöse Sekte angelehnt, deren Lehre mit jener ihres Meisters nur wenig mehr zu schaffen hat. Ihre Bücher, soweit wir von ihnen Kunde haben, sind theils moralischen, theils toll abergläubischen Inhalts; das von Julien übersetzte Spruchbuch: »Ueber Belohnungen und Strafen« gehört in die erstere Gattung. Die religiösen Schriften der Buddhisten sind für uns werthvoll, theils weil sie die Entwickelung dieses Glaubens in China abspiegeln, theils weil sie manches im indischen Urtext verloren gegangene Werk aufbewahrt haben. Näheres über sie gehört aber mehr in die Geschichte jener Religion als in die der chinesischen Literatur.

Das Studium der alten Schriftsteller erheischt das ihrer Sprache, die Richtigstellung und Erklärung der Texte setzt eine Philologie voraus. In dieser Wissenschaft haben die Chinesen Erhebliches geleistet. Freilich sind sie wohl nie darauf verfallen, ihre Sprache grammatisch zu bearbeiten; die Formlosigkeit derselben lud dazu nicht ein. Ihre Wörterbücher aber sind um so bedeutender, das größte derselben umfaßt 237 Bücher. Dazu kommen Werke über alte Schriftzeichen und Inschriften, über die Aussprachen der verschiedenen Dialekte, über auffallende Sprachgebräuche einzelner Schriftsteller, endlich Wörterbücher, ja sogar Grammatiken der mongolischen, mandschuischen und noch mancher anderen Sprachen. Bis zu einer vergleichenden Linguistik in unserm Sinn hat man es nicht gebracht. Die chinesische Geschichtschreibung kann, was Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Erzählten betrifft, mustergültig genannt werden, nicht aber hinsichtlich ihrer Darstellungsweise. Der trockene Annalenton des »Tschhünthsieu« (s. oben) klingt fast überall nach, allenfalls gewinnt das

Erzählte durch tieferes Eingehen in Einzelheiten an Lebendigkeit; fast überall aber bleibt ein übersichtliches Bild der jeweiligen Zustände und ein klares Entwickeln der Ereignisse aus diesen zu vermissen. Seit der Dynastie Hia (2207—1767 v. Chr.) besteht bis auf den heutigen Tag das Amt der Reichsgeschichtschreiber, und die Vasallenfürsten unterhielten für ihre Staaten ähnliche Aemter. Die damit betrauten Männer, jetzt das ganze Hanli-Kollegium, scheinen stets einer Unabhängigkeit genossen zu haben, die Vertrauen in die Wahrheit ihrer Berichte erweckt. Durch den großen Bücherbrand ist natürlich, was sich bis dahin von jenen Quellen erhalten hatte, vollends zu Grunde gegangen. Das Sjeki des Ssematsian aus dem 1. Jahrh. v. Chr. ist nächst dem Schuking und dem Tschhünthsieu das wichtigste Werk für China's ältere Geschichte. Der Verfasser hat mit unendlichem Fleiß die vorhandenen Urkunden, Denkmäler und Sagen durchforscht, um so ein Werk zu schaffen, das die Geschichte von beinahe dritthalb Jahrtausenden, vom Kaiser Hoangti bis 122 v. Chr., in sich faßt. Er ordnet seinen Stoff in fünf Theile: 1) Lebensbeschreibungen der Kaiser mit nur kurzer Erwähnung der reichsgeschichtlichen Ereignisse; 2) chronologische Aufzählung von Belehnungen und Ernennungen; 3) Geschichte von Ritual, Musik, Gesetzen, Zeitbestimmung, Astronomie, Opfern, Staatsbauten und Maß und Gewicht; 4) Genealogie der lehnsfürstlichen und anderer durch Grundbesitz bedeutenden Häuser; 5) Biographien hervorragender Männer, nicht selten verbunden mit ausführlichen Erzählungen wichtiger geschichtlichen Begebenheiten. Diese Eintheilung des Stoffs gilt noch heute der officiellen Geschichtsschreibung als Muster. Das Sjeki eröffnet die Reihe der sogen. »Vierundzwanzig Geschichtswerke«, d. h. der Reichsannalen. Die nächstfolgenden Werke sind noch Privatarbeiten; seit dem 7. Jahrh. v. Chr. aber besteht die Einrichtung, daß jede Dynastie amtlich die Geschichte der vorhergehenden bearbeiten läßt. Neben diesen Werken gibt es dann noch die Geschichten einzelner Lehnsreiche und Provinzen und eine Menge zum Theil sehr umfangreicher Privatarbeiten, unter denen das »Thongkian« des Ssemakuang und seiner Nachfolger für das bedeutendste gilt.

Was wir von den Leistungen der Chinesen auf den Gebieten der Länder- und Völkerkunde, der Naturgeschichte und Medicin und anderer Erfahrungswissenschaften kennen, ist wohl durchweg mehr beschreibend und aneinander reihend als systematisch gehalten. Der Werth der einschlägigen, zum Theil sehr umfangreichen Werke beruht in der Art, wie die Thatsachen beobachtet und erzählt, nicht wie sie erklärt werden. Die herkömmliche dualistische Naturphilosophie mit ihrer Theorie von den fünf Elementen: Feuer, Wasser, Erde, Metall und Holz, muß in der Arzneiwissenschaft ersetzen, was an anatomischen, physiologischen, chemischen und physikalischen Kenntnissen fehlt. Die Berichte chinesischer Reisenden über benachbarte Länder aber versprechen eine wahrhaft unschätzbare Ausbeute, desgleichen die Schriften über Ackerbau und Gewerbe. Den uns nur wenig bekannten Werken der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft wird Uebersichtlichkeit und logische Konsequenz nachgerühmt. Ueberaus beliebt sind die Encyklopädien. Der kleine, aus ein, zwei Heften bestehende »Hausschatz« (Kiapao), der in der Wohnung des kleinen Mannes neben dem Kalender und einer Anzahl billiger Erzählungen fürs Volk liegt, ebenso wie die hundert- und tausendbändigen Sammelwerke in den Büchereien der Großen und Gelehrten, alle erfüllen sie den Zweck, ihrem Besitzer innerhalb des Kreises seines Bedürfnisses allseitige Belehrung zu gewähren. Auch haben wissenschaftliche Köpfe ersten Ranges es sich angelegen sein lassen, solche Universalwerke zu verfassen. Obenan unter diesen Encyklopädisten steht Matuanlin (1245—1322 n. Chr.), ein Mann von einem Umfang des Wissens, einer Schärfe des Urtheils und Arbeitskraft, die ihm den Rang unter den größten Gelehrten der Welt sichern. Sein Buch »Wensiantbongkhao«, ein Riesenwerk aus 348 Büchern in 24 Abtheilungen, stellt in kraftvoll klarem Stil die gesammte chinesische Landes- und Volkskunde mit Ausschluß gewisser Theile der Naturbeschreibung, aber einschließlich der Staats-, Kultur- und Literaturgeschichte, Astronomie, merkwürdige Naturereignisse, endlich die Zustände der bekannten ausländischen Nationen dar. Zwei Nachträge Späterer, zusammen gegen 300 Hefte haltend, führen das Werk bis ins 18. Jahrh. hinein weiter. Man begreift, wie einer unserer Sinologen sagen konnte, ein solches Buch wiege für sich allein eine Bibliothek auf und würde, wäre es das einzige Erzeugnis der chinesischen Literatur, vollauf die Erlernung der chinesischen Sprache lohnen. Mit zahlreichen Abbildungen versehen, aber kaum ein Sechstel so groß, ist das »Sanzaihuhoei«, wahrscheinlich in Japan mehr verbreitet als in seinem Vaterland. Wir wissen aber auch, daß die kaiserliche Bibliothek zu Peking eine Encyklopädie in 10,000 und eine in 22,870 Büchern besitzt. Die Anordnung aller dieser Werke ist nicht die bei uns beliebte lexikalische, sondern eine dem Gutdünken der Redaktoren folgende sachliche.

Dichterische Werke gehören nach chinesischer Auffassung nur dann zur höhern Literatur, wenn sie in gebundener Rede verfaßt sind. Was die Chinesen in dieser Gattung geschaffen haben, mag unzählbar sein: rechnen sie doch Versemachen zu den nothwendigen Künsten eines Mannes von feinerer Bildung. Was wir davon, außer dem Schiking, kennen, ist jedenfalls verschwindend wenig. Ihren höchsten Aufschwung nahm die Kunst der Lyrik unter der Dynastie Thang (618—906); da blühten die beiden berühmtesten Meister, Tufu und Lithaipe, letzterer ein liederliches Genie der interessantesten Art, persönlicher Freund seines Kaisers, der sich den Launen und Flegeleien des seltenen Menschen zu fügen wußte. Die Chinesen sind Naturfreunde, das beweisen ihre Gartenanlagen, und so lieben sie es auch, die Natur bis zu ihren kleinsten Erscheinungen zum Gegenstand ihrer dichterischen Ergüsse zu machen, oft den Gegenstand des Liedes sinnig zu eigenen Schicksalen und Seelenzuständen in Beziehung setzend. Das Wortspiel, nach unseren Begriffen eine der niedersten Arten des Witzes, wird vielfach mit recht ernster Wirkung angewendet: die Allegorie läßt durch den Klang gewisser Stichwörter den versteckten Sinn ahnen. Die Chinesen dichten in Reimen, ihre Versmaße aber sind nicht minder mannigfaltig als die unserigen. Die herrschende Vorliebe zu allerlei uns fremden Anspielungen macht das Studium ihrer Dichtungen zu einem äußerst schwierigen. Von manchen anmuthigen Romanzen und Stimmungsliedern besitzen wir gute Uebersetzungen. Uralt, aber nach unseren Begriffen

wenig entwickelt, ist die dramatische Kunst. In den Bühnenstücken, deren einige uns in Uebersetzungen und Bearbeitungen vorliegen, zeigt sich öfters Geschick in der Entwickelung spannender Situationen (s. Drama). Letzteres gilt auch von manchen Romanen. Die Bücher dieser Art sind sämmtlich in Prosa geschrieben. Wir kennen deren drei Hauptarten: den märchenhaften Roman, in welchem die Ereignisse von Dämonen und Feen geleitet werden, den historischen und den bürgerlichen oder Familienroman. Einzelne Werke der letztern Gattung haben auch in Europa Beifall gefunden, und das mit Recht; denn nirgends wird man so lebenswarme Schilderungen des chinesischen Treibens und Denkens finden wie hier. Wir erinnern an das Jü-kiaoli (»Geschichte der beiden Kousinen«), welche Rémusat, und an das Haokieutschuan (»die glückliche Vereinigung«), welche Davis und andere übertragen haben. Das Kingphingmei aber, die Geschichte eines reichen Lüstlings, eigentlich mehr eine erfundene Biographie als ein einheitlicher Roman, würde geradezu eine Encyklopädie des Lebens im Mittelreich liefern, wenn es übersetzbar wäre. Der Verfasser muß ein Genie seltener Art gewesen sein: Feinheit und Konsequenz der Charakterzeichnung, lebenswahre Schilderung der verschiedensten Gesellschaftskreise und Vorkommnisse, schlagender, allzeit fertiger Witz, zuweilen wahrhaft ergreifende Poesie und Gemüthsinnigkeit, aber dabei (und dies verhindert die Veröffentlichung des Werks in einer europäischen Uebersetzung) neben vielen Längen eine wahre Sucht, das Schmutzigste ohne Scham und Scheu recht grell auszumalen, zeichnen seine Werke aus. Daß Liebe und Heirath in den Lustspielen und Romanen der Chinesen nicht die Alleinherrschaft ausüben, die man ihnen bei uns gönnt, darf nicht Wunder nehmen; eher, daß wir auch hier nicht selten einer wahrhaft reinen Liebe begegnen. Die endliche Beförderung eines lange verkannten oder unterdrückten Talents zu einer höhern Stelle befriedigt freilich den Sinn des chinesischen Lesers ebenso wie uns eine schwer erkämpfte Ehe.

Die Chinesen bedienen sich zum Druck ihrer Bücher des Holzschnitts. Sie bedrucken nur eine Seite ihres dünnen Papiers. Die Blätter werden in der Mitte zusammengefalzt, und der Falz, auf welchem Titel, Heft- und Blattzahl, oft auch die Ueberschrift des Kapitels oder Buchs steht, bildet die äußere Seite des Blatts. An der entgegengesetzten Seite ist das Buch geheftet. Die innere Einrichtung ist der unsern fast gleich: auf die Vorrede folgt die Inhaltsübersicht, dann der Text. Wo dieser kommentirt ist, stehen die Anmerkungen bald in kleinerem Druck oder eingerückt zwischen dem Text, bald in besonderen Querabtheilungen über demselben. Minder sorgfältige Drucke entbehren der Interpunktionen. Vgl. Abel Rémusat, Essai sur la langue et la littérature chinoises (Par. 1811); Davis, On the poetry of the Chinese (in den »Transactions of the Royal Asiatic Society«, Lond. 1829); Bridgman, Chinese Chrestomathy (Macao 1841); Schott, Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Literatur (Berl. 1854); Derselbe, Chinesische Verskunst (das. 1857); Derselbe, Zur Literatur des chinesischen Buddhismus (das. 1873), und verschiedene Abhandlungen von Plath und Pfizmaier in den Veröffentlichungen der Münchener und Wiener Akademien der Wissenschaften.

Chinesisch Grün (chinesischer Indigo, grüner Indigo, Vert de Chine, Lokao), chinesischer Farbstoff, welcher in kleinen, unregelmäßigen, tafelförmigen, violett und grün glänzenden, leicht zerbrechlichen Bruchstücken in den Handel kommt. Er wird auf eigenthümliche Weise aus der Rinde von Rhamnus utilis (Hongpilochou) und R. chlorophorus (Pepilochu) gewonnen. Man kocht diese Rinden mit Wasser und macerirt sie dann einige Tage unter Zusatz von Kalkmilch, Potasche oder Soda. Die zu färbenden Gewebe taucht man sieben- bis zehnmal in das Hongpilochou-Bad und dann sofort dreimal in die Pepilochu-Abkochung. Nach jedesmaligem Eintauchen trocknet man und legt die Gewebe über Nacht und während des Morgens auf den Rasen; die Farbe entwickelt sich dann unter dem Einfluß der Sonne; weil man aber die Zeuge stets auf dieselbe Seite legt, zeigen sie auf der einen Seite ein sehr intensives, auf der andern nur ein schwaches Grün. Bei diesem Verfahren hat sich nun ein Ueberschuß von Farbstoff auf die Faser niedergeschlagen, den man durch Waschen und Spülen mit Wasser entfernt. Aus den Waschwässern schlägt man den abgelösten Farbstoff bei Siedhitze wieder auf Baumwolle nieder, und von dieser wird er abermals durch Reiben und Waschen abgelöst. Was sich dann als Schlamm ablagert, wird auf Papier gestrichen, getrocknet und in dünnen Plättchen losgelöst. Mit diesem Präparat färbt man Baumwolle, indem man dasselbe in Potasche löst und die Baumwolle wiederholt in ein solches Bad taucht; auch Seide wird mit Lokao gefärbt, doch ist das Verfahren nicht bekannt. In Lyon hat man mit Lokao auf Seide ein schönes Nachtgrün erzeugt, welches bei künstlichem Licht noch lebhafter ist als bei Tageslicht. Das Lokao enthält etwa 62 Proc. Farbstoff, 29 Proc. Asche und 9 Proc. Wasser; es vertheilt sich fein in Wasser, ohne sich vollständig zu lösen, auch in Alkohol und Aether ist es unlöslich; verdünnte kalte Säuren begünstigen die Lösung, während starke Säuren, besonders beim Kochen, das Lokao zersetzen. Alkalien lösen den Farbstoff, wandeln ihn aber, namentlich beim Kochen, schnell in Braun um; kohlensaure Alkalien wirken ebenso unter hohem Druck. Schwefelwasserstoff färbt die Lösungen blutroth; saures Zinkchlorür gibt mit Lokao eine blutrothe Lösung, aus welcher beim Uebersättigen mit einer starken Base die grüne Farbe wieder zum Vorschein kommt. Durch Oxydation entsteht ein anderes, nicht wieder in Grün zu verwandelndes Roth; mehrere Salze begünstigen die Lösung des Lokao, Zink- und Magnesiasalze verwandeln es in reines Blau. Mit einigen Metalloxyden bildet der Farbstoff sehr innige Verbindungen, und wahrscheinlich ist das Lokao als ein theilweise löslicher Magnesia-Eisen-Kalklack zu betrachten. Unsere dornigen Rhamnusarten liefern übrigens bei ähnlicher Verwendung gleichfalls einen grünen Farbstoff, welcher aber an Glanz und Lebhaftigkeit dem chinesischen nachsteht.

Chinesisch Roth, s. v. w. Chinesischer Safflor.

Chinga (spr. tschindscha), s. Stinkthier.

Chinidin (Betachinin, Chinotin, Cinchotin, Conchinin, Pitayin, $C_{20}H_{24}N_2O_2+2H_2O$), Alkaloïd, welches sich in allen echten Chinarinden, besonders in den Pitayorinden, und im Chinoïdin des Handels findet. Es bildet farblose Prismen mit 2½ Molekülen Krystallwasser, die an der Luft schnell ½ Molekül Wasser verlieren, schmeckt sehr

bitter, ist schwer löslich in Wasser, leichter in Alkohol und Aether, dreht die Ebene des polarisirten Lichts nach rechts, reagirt alkalisch, schmilzt bei 168°, bildet meist gut krystallisirende Salze, welche im allgemeinen mehr den Cinchonin- als den Chininsalzen gleichen. Was im Handel als Chinidinsulfat vorkommt, ist im wesentlichen Cinchonidinsulfat; auch wird unter C. bisweilen Cinchonidin verstanden.

Chinīn (lat. Chininum, Quinin, $C_{20}H_{24}N_2O_2$), Alkaloïd, wurde 1820 von Pelletier und Caventou fast gleichzeitig mit Cinchonin entdeckt, findet sich in den Rinden zahlreicher Arten der Gattung Cinchona, stets begleitet von Cinchonin und meist wohl auch von Chinidin und Cinchonidin. Am reichsten an C. ist die Königschina (China regia plana), die Stammrinde von Cinchona Calisaya, var. vera *Wedd.*, welche 2,2 Proc. C. und 0,25 Proc. Cinchonin enthält. Zur Darstellung des Chinins verarbeitet man aber am häufigsten die China Pitayo von Cinchona Condaminea var. Pitayensis, welche 1,5—1,8 Proc. C. und 0,8—1 Proc. Cinchonin enthält. Man extrahirt die gepulverte Rinde mit Wasser, welches 1 Proc. Schwefelsäure enthält, fällt den Auszug mit kohlensaurer Natronlauge, wäscht und preßt den Niederschlag und extrahirt ihn dann mit Alkohol. Enthält die Rinde viel Cinchonin, so läßt man dies aus dem kochend heiß bereiteten alkoholischen Auszug krystallisiren; andernfalls neutralisirt man den Auszug mit Schwefelsäure, destillirt den Alkohol ab und läßt das schwefelsaure C. krystallisiren, worauf es durch Umkrystallisiren gereinigt wird. Aus der Lösung des schwefelsauren Chinins fällt kohlensaures Natron reines C. mit 3 Molekülen Wasser. Dies bildet farb- und geruchlose, mikroskopisch kleine Prismen, schmeckt sehr bitter, ist schwer löslich in kaltem, leichter in heißem Wasser, sehr leicht in Alkohol, schmilzt bei 120°, reagirt alkalisch, dreht die Ebene des polarisirten Lichts nach links und ist nicht flüchtig; reibt man es mit 200 Theilen Chlorwasser an und setzt dann 25 Th. Ammoniak hinzu, so erhält man einen dunkelgrasgrünen, harzähnlichen Niederschlag, Thalleiochin oder Chiningrün, welcher in Wasser unlöslich ist, und dessen alkoholische Lösung, mit Wasser verdünnt, Wolle, Seide und mit Eiweiß gebeizte Baumwolle grün färbt. Das reine C. dient nur zur Bereitung eines pharmaceutischen Präparats, des citronensauren Eisenchinins (Chininum ferro-citricum); weit häufigere Verwendung finden dagegen die Chininsalze, von denen es zwei Reihen gibt, nämlich schwer lösliche, neutral reagirende basische und leicht lösliche, sauer reagirende, normale; sie sind farblos, meist krystallisirbar, schmecken intensiv bitter, und ihre Lösungen fluoresciren stark in blau. Das gebräuchlichste Chininsalz ist das basische Sulfat $(C_{20}H_{24}N_2O_2)_2H_2SO_4+7H_2O$, welches als schwefelsaures C. (Chininum sulfuricum) in den Handel kommt. Es bildet farb- und geruchlose, zarte, seidenglänzende Nadeln, schmeckt stark und anhaltend bitter, phosphorescirt beim Erwärmen, verliert beim Liegen an der Luft 5 Moleküle Krystallwasser, wird bei 120° wasserfrei, schmilzt über 160° und entwickelt purpurrothe Dämpfe. Es löst sich in 780 Theilen kaltem Wasser, in 25—30 Th. kochendem Wasser und in 120 Th. Weingeist. Aus der Lösung in schwefelsäurehaltigem Wasser krystallisirt das normale Sulfat $C_{20}H_{24}N_2O_2\cdot H_2SO_4+7H_2O$, welches im Handel als saures schwefelsaures C. (Chininum bisulfuricum) vorkommt, farblose Nadeln bildet und sich in 11 Th. Wasser löst. Die Lösung des schwefelsauren Chinins in Essigsäure gibt mit Jod farblose, im auffallenden Licht prächtig grün metallglänzende Blättchen, welche schwer in Wasser, leicht in Alkohol löslich sind, das Licht fünfmal stärker polarisiren als Turmalin und unter dem Namen Herapathit zu Polarisationsapparaten dienen. Salzsaures C. (Chininum hydrochloratum) $C_{20}H_{24}N_2O_2.ClH+2H_2O$ erhält man durch Wechselzersetzung aus Chlorbaryum und schwefelsaurem C. Es bildet farblose, seidenglänzende Nadeln, ist geruchlos, schmeckt sehr bitter, löst sich in 30 Th. Wasser und in 3 Th. Alkohol, verliert an der Luft 1 Molekül Wasser. Außer diesen Salzen ist auch noch das gerbsaure und baldriansaure C. officinell. C. ist der wirksamste Stoff der Chinarinden; es wirkt als heftiges Gift auf mikroskopische Organismen und hindert daher sehr energisch Gährung und Fäulnis, wie auch die Wirkung des Emulsins. Es ist daher ein gutes Mittel bei Diphtheritis, Keuchhusten, Trichinosis und als Einreibung selbst gegen Krätze. Hauptsächlich dient es als specifisches Heilmittel aller intermittirenden Krankheiten, besonders des Wechselfiebers, dann bei intermittirenden Neuralgien, Febris recurrens, Pneumonie, Brustfellentzündung, akutem Rheumatismus, einseitigem Gesichtsschmerz, Abdominaltyphus. C. übt die günstigsten Wirkungen in allen Krankheiten, welche auf Schwäche oder ungenügenden Funktionen geschwächter Organe beruhen; man benutzt es daher besonders mit Eisen als mächtiges Roborans, als Stomachicum, bei veralteten Katarrhen, Hautkrankheiten, Wassersucht, krampfhaften Leiden, Rheumatismus, Kopfschmerz, Epilepsie, Nervenleiden aller Art, Asthma, Hysterie, Bleichsucht, Gliederzittern, als Vorbeugungsmittel gegen Cholera und Typhus ꝛc. Starke Dosen stören die Verdauung, rufen Symptome des Betrunkenseins, 3—5 Gramm Vergiftungssymptome hervor. Bei manchen Personen bewirken selbst kleine Gaben Ohrensausen, vorübergehende Taubheit, Gesichtstrübung, Stottern ꝛc. Die Arbeiter in Chininfabriken leiden oft an Ausschlägen an Armen und Beinen, Anschwellungen der Augenlieder, Lippen ꝛc. Der ungemein intensive Geschmack des Chinins wird am besten durch Chloroform verdeckt. Zwischen den einzelnen Chininsalzen besteht bezüglich ihrer Wirkung nur ein geringer qualitativer Unterschied; das gerbsaure Salz zeigt die geringste Chininwirkung, das baldriansaure gibt man hauptsächlich gegen intermittirende Leiden mit krampfhaften Symptomen und bei großer Reizbarkeit der Magennerven, besonders bei hysterischen Frauen.

Chiningrün, s. Chinin.

Chinirte Zeuge (spr. schi-), s. Chino.

Chinka, See in der russischen Mandschurei, s. Kenka.

Chinoidin, richtiger Chinoidĕum («Chininähnliches»), die braune, harzartige Materie, welche aus den bei der Chininbereitung abfallenden Mutterlaugen durch kohlensaures Natron gefällt wird, ist spröde, glänzend, an den Rändern durchscheinend, erweicht sehr leicht, ist geruchlos und fast geschmacklos, leicht löslich in verdünnter Salzsäure und in Alkohol, wenig in Wasser; die alkoholische Lösung schmeckt sehr bitter und reagirt alkalisch. Das C. ist ein Gemenge von Chinin, Cinchonin, Chinidin, Cinchonidin und den Zersetzungsprodukten dieser

Basen; es bildet ein vorzügliches Fiebermittel und wird wegen seines billigen Preises besonders in der Armen- und Hospitalpraxis benutzt. Als Roborans kommt es dem Chinin in keiner Weise nahe; in starker Dosis mit Säuren verbunden, bewirkt es gelind und schmerzlos reichlichen Stuhlgang. Officinell ist Tinctura Chinoidini, aus 2 Theilen C., 17 Th. Spiritus und 1 Th. Salzsäure. Sehr empfohlen wird in neuerer Zeit auch Chinoidinum citricum, welches man durch Sättigen einer mäßig warmen, wässerigen, 15procentigen Citronensäurelösung mit C. und Verdampfen erhält.

Chinois (spr. schinoá), kleine, bittere, überzuckerte Pomeranzen; kommen aus Italien, besonders aus Genua, in den Handel.

Chinolin C_9H_7N, organische Base, entsteht bei der Destillation von Chinin, Cinchonin, Strychnin und anderen Alkaloïden mit Alkalihydrat, bildet eine farblose Flüssigkeit, riecht durchdringend aromatisch unangenehm nach bitteren Mandeln, schmeckt brennend bitter, löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol, siedet bei 238° und bildet mit Säuren krystallisirbare, leicht lösliche Salze. Erhitzt man es mit Jodamyl, welches aus Fuselöl erhalten wird, so entsteht Chinolinamylammoniumjodid, und dieser Körper gibt mit Aetzkali das Cyanin $C_{23}H_{25}N_2J$, welches in sehr schön grün metallisch glänzenden Tafeln krystallisirt und in Alkohol mit schön blauer Farbe sich löst. Diese Lösung färbt Seide prachtvoll, aber sehr unbeständig, blau. Trotz seiner großen Schönheit konnte daher dies Chinolinblau sich nicht dauernd in der Technik behaupten.

Chinon $C_6H_4O_2$, entsteht bei trockener Destillation der Chinasäure und bei der Destillation der Blätter vieler Pflanzen (Liguster, Esche, Eiche, Epheu, Ulme) mit Braunstein und Schwefelsäure; es bildet goldgelbe, glänzende, durchdringend jodähnlich riechende Nadeln, löst sich schwer in kaltem Wasser, leicht in Alkohol, ist flüchtig, bildet mit Ammoniak smaragdgrünes Chinonamid und bei vorsichtiger Behandlung mit schwefliger Säure Chinhydron, grünes Hydrochinon, dessen Krystalle prachtvoll grün metallisch glänzen.

Chinon (spr. schinóng), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Indre-et-Loire, an der Vienne, mit den imposanten Ruinen eines geschichtlich denkwürdigen Schlosses, der Kirche St. Merme, die zum Theil aus der Zeit der Karolinger stammt, einem Collége und (1872) 6553 Einw., welche Handel mit Getreide, Wein, Branntwein, weit gesuchtem Senf und getrockneten Pflaumen treiben. C. ist Geburtsort von François Rabelais. Es war bereits im 5. Jahrh. n. Chr. eine bedeutende Stadt; im Mittelalter hieß es Castrum Caino. Merkwürdig ist das Schloß als Todesstätte Heinrichs II. von England und als Aufenthaltsort Karls VII. von Frankreich, mit welchem hier die Jungfrau von Orléans zuerst zusammentraf. Vgl. de Rougny, C. et ses monuments (Chinon 1874).

Chinovasäure $C_{34}H_{56}O_4$, findet sich in der Chinarinde und in der Tormentillwurzel, bildet farb-, geruch- und geschmacklose Nadeln, ist unlöslich in Wasser, löslich in Alkohol, in Säuren und Alkalien und bildet amorphe, höchst bitter schmeckende Salze; C. bildet das tonisirende Princip der Chinarinde, entsteht auch bei Einwirkung von Salzsäure auf das farblose amorphe Chinovin oder Chinovabitter $C_{30}H_{48}O_8$, welches sich ebenfalls in Chinarinde findet, in Wasser kaum, leicht in Alkohol löslich ist und scharf und unangenehm bitter schmeckt.

Chiny (spr. schi-), Städtchen in der belg. Provinz Luxemburg, am Semoy und am Rande des großen Waldes von C., der sich zwischen Neufchâteau und Arlon ausdehnt, mit gegen 1500 Einw. C. wurde im 10. Jahrh. von den Grafen von C. gegründet, deren Gebiet, zwischen Champagne, Lothringen und Lüttich im Herzogthum Luxemburg gelegen, ehedem zur Grafschaft Ardenne gehörte und später (1370) durch Kauf an das Herzogthum Luxemburg kam.

Chiococca *R. Br.* (Schneebeere), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, meist kletternde Sträucher mit gegenständigen, glatten Blättern, breiten Nebenblättern, gelblichweißen, in Achseltrauben vereinigten Blüten und schneeweißen Beeren, in Südamerika und Australien. C. racemosa *Jacq.*, ein auf den Antillen und Trinidad sowie in den benachbarten Küstenländern Florida's, Mexiko's und Südamerika's heimischer Strauch mit anfangs weißen und geruchlosen, dann gelben und wohlriechenden Blüten, liefert in seinem untersten Stammstück und dem kurzen Wurzelkopf mit seinen Aesten die Caincawurzel (Radix Cainca), deren Rinde anhaltend kratzend bitter schmeckt. Die frische Wurzel soll ziemlich stark nach Castoreum riechen; sie enthält Caincin (Caincasäure), welchem sie ihren Geschmack verdankt, und Kaffeegerbsäure. Eine ähnliche Droge liefern C. anguifuga *Mart.*, C. racemosa *Humb.* et *Bonpl.* in Minas Geraes und Bahia, und C. densifolia *Mart.* in den Urwäldern der Küstengebirge von Bahia. Die Caincawurzel wird von den Eingebornen gegen den Biß einer Caïnana genannten Schlange angewandt; sie kam seit 1825 durch Martius und v. Langsdorff nach Europa und ist als Diureticum benutzt worden, jetzt aber obsolet.

Chioggia (spr. kioddscha), Stadt und Hafenort in der ital. Provinz Venedig, auf der gleichnamigen Laguneninsel, 26 Kilom. südlich von Venedig, am Adriatischen Meer gelegen, ist, wie jene Stadt, auf Pfählen erbaut und durch eine 430 Meter lange, auf 43 Bögen ruhende Brücke mit dem Festland verbunden. Der Kanal della Vena, der ehemals durch die Meersümpfe bis Ravenna führte, jetzt aber nur noch die Lagunen mit der Etsch verbindet, theilt die Stadt in zwei Hälften. Der Hafen von C. ist der tiefste in den Lagunen und wird durch die Forts Caroman und Sanfelice geschützt. Andere Forts vertheidigen die Vorstadt Sottomarina. Von hier bis Malamocco läuft der »Riesendamm der Murazzi«, 15 Kilom. lang, 16 Meter breit, 9,5 Meter hoch, mit der stolzen Inschrift: »Ausu Romano, aere Veneto«. Er hat den Zweck, Venedig vor Ueberschwemmungen und die Lagunen vor dem Verschlämmen zu bewahren. Hervorragende Gebäude sind der bischöfliche Palast und die Kathedrale von Longhena. Die Einwohner, deren Zahl (1871) 26,336 beträgt, betreiben außer lebhaftem Handel und Schiffahrt, Fischfang und große Salzschlämmereien bei der Stadt; die Frauen beschäftigen sich mit Spitzenklöppeln. C. ist das Fossa Claudia der Römer, seit dem 4. Jahrh. führte es den Namen Clugia. Am raschesten nahm die Bevölkerung während der Einfälle des Radagais, Alarich und Attila in Italien zu, da C. neben Venedig den sichersten Zufluchtsort an der ganzen Strecke des Golfs darbot.

Später kam es unter die Herrschaft Venedigs, das hier ein Tribunat und 672 an dessen Stelle ein Guastalbat errichtete; 706 wurde sogar ein Podestà hierher gesetzt. Nachdem König Pipin die Stadt 809 in einen Schutthaufen verwandelt, erstand sie zwei Jahre später wieder herrlicher als zuvor, erfuhr aber schon 901 noch einmal das Schicksal der Zerstörung durch die Slawen. Im Jahr 1100 verlegte der Bischof von Malamocco seinen Sitz hierher, 1379 fiel C. in die Gewalt der Genuesen, die es jedoch schon 1381 wieder an die Venetianer verloren; diese behaupteten sich im Besitz der Stadt bis zum Untergang ihrer eigenen Selbständigkeit.

Chion, Platons Schüler, aus Heraklea am Pontus gebürtig, erschlug 353 v. Chr. den Tyrannen seiner Vaterstadt und wurde von dessen Leibwache getödtet. Man schreibt ihm 17 Briefe zu, welche, obgleich in einfacher und gewandter Sprache geschrieben, doch das Gepräge eines spätern Platonikers und Rhetors an sich tragen. Sie wurden zuerst in der Sammlung griechischer Briefe von Aldus abgedruckt (Veneb. 1499, 1606), später von Cafelius (Rostock 1583), Gober (Dresd u. Leipz. 1767), Orelli (bei dessen Ausgabe des Memnon ꝛc., Leipz. 1816) herausgegeben.

Chionanthus *L.* (Schneeflockenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Oleaceen, Sträucher oder kleine Bäume mit gegenständigen, ganzrandigen Blättern, ziemlich großen, schneeweißen Blüten in achsel- oder endständigen, einfachen oder zusammengesetzten Trauben und einfächerigen Steinfrüchten. C. virginica *L.*, von der Ostseite Nordamerika's, wird 3—4 Meter hoch, hat gestielte, elliptische, 10 Centim. lange Blätter und langgestielte, große Blütenrispen, ist eins unserer schönsten Gehölze, leidet aber in der Jugend leicht durch die Kälte.

Chionides, der älteste komische Dichter Athens, der aus dem megarischen Schwank etwas Höheres herausbildete, indem er mit einem Chor (von Liebhabern) als einziger Schauspieler seine Rolle spielte. Nach Aristoteles ist er jünger als Epicharmos, also um die 80. Olympiade zu setzen. Von seinen Komödien »Die Bettler«, »Die Helden« besitzen wir noch Fragmente (abgedruckt in Meineke's »Fragmenta comicorum graecorum«, Bd. 2, Berl. 1839).

Chios (jetzt Chio oder Skio, türk. Sakiz-Adasi, »Mastirinsel«), türk. Insel im Aegeischen Meer, der Halbinsel von Erythrä gegenüber, südlich von der Insel Lesbos und durch einen 7 Kilom. breiten Kanal vom Festland Asiens getrennt (s. Karte »Griechenland«) hat einen Flächeninhalt von 950 QKilom. (19 QM.). Als Vorgebirge nennen die Alten: Poseidion (jetzt Kap Helena) und Phanä, südlich von der Stadt C.; Notion; Meläna (jetzt Kap St. Nikolo), Pisra gegenüber; Laios und Phlion. Häfen hat die Insel, außer dem bei der Stadt C. (Kastro), fünf, welche meist an den genannten Vorgebirgen liegen. Die Insel ist von Bergen durchzogen (darunter im N. der Elias-berg, der Pellinäos der Alten) und überaus fruchtbar und gut angebaut. Das Klima ist so mild und angenehm, daß die Türken C. »das Paradies des Archipels« nennen. Im Alterthum lieferte C. gerühmten bleifarbigen Marmor mit weißen Adern und eine feine Erde für Kunsttöpferei. Noch jetzt berühmt, wie zur Zeit der Alten, sind der Mastix (Harz des Pistazienbaums, das von den türk. Frauen gekaut wird) und der herrliche Wein von C., der mit Sorgfalt bearbeitet wird, süß und feurig ist und gealtert dem Malaga und Frontignac gleichkommt. Außerdem gewinnt man Feigen, Pomeranzen, Citronen, Limonien, sowie Seide, Baumwolle und Oel. Die Terebinthe, welche nach Dioskorides hier am reichsten und schönsten wuchs, wird immer seltener. Unter den Thieren, die der Insel eigenthümlich, sind rothe Rebhühner zu nennen. Die Zahl der Bewohner, theils Griechen, theils Türken, beträgt etwa 40,000 (vor dem Blutbad von 1822 weit über 100,000). Außer der Hauptstadt Kastro, an der Ostseite, sollen sich noch 68 gut gebaute Dörfer auf der Insel befinden. Der Handel mit Früchten, Konfitüren, Baumwollen- und Seidenwaaren ist ansehnlich. Das einzige Alterthum der Insel, auf welcher ein erbliches Homeridengeschlecht existirte, ist, abgesehen von zahlreichen Münzen (mit dem Bild einer sitzenden, geflügelten Sphinx), die sogen. »Schule des Homer«, d. i. der Ort, wo der gefeierte Sänger seine Schüler um sich versammelt haben soll. Nach Chandler befindet sie sich etwa 8 Kilom. nördlich von der Stadt Kastro am Fuß des Bergs Epos, unweit der Küste des Meers. Auf dem geebneten Gipfel eines isolirten Kalksteinfelsens, welcher ungefähr 6 Meter im Durchmesser hat, ist eine aus dem Felsen gehauene kreisförmige Bank und im Mittelpunkte derselben ein viereckiger Stein, ungefähr ½ Meter hoch. Derselbe ruht auf vier roh gearbeiteten Thierfiguren, welche, von der Zeit schon sehr entstellt, von einigen für Löwen, von anderen für Sphinxe gehalten werden. Das merkwürdige Denkmal ist wohl ein uraltes Heiligthum der Kybele und jener Würfel ein Altar. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts befand sich auf der Insel das reiche Kloster Neamoni, welches in der Mitte des 11. Jahrh. von Kaiser Konstantin IX. Monomachos gestiftet ward. C. strittt vielleicht mit mehr Recht als jede andere Stadt um die Ehre, das Vaterland Homers zu sein. Auch der Tragiker Jon, der Historiker Theopompos, der Geograph Metrodoros, der Sophist Theokritos, der Philosoph Ariston und die Künstler Glaukos, Malas, Anthermos und Bupalos hatten C. zum Vaterland. Nach Olivier besitzen auch die jetzigen Chioten neben einem entschiedenen Hang zum Handel einen lebhaften Geschmack an Künsten und einen unternehmenden Geist. Die alten Chier waren berühmt wegen ihrer Erzählungskunst, woher das Sprichwort stammt: »Wo ein Chier ist, kommt ein Chor nicht zum Wort«. C. besaß die ersten Hypothekenbücher und war namentlich Sitz des griechischen Sklavenhandels. Die ältesten Bewohner von C. waren Pelasger. Dann siedelten sich der Kreter Oenopion, Sohn des Königs Rhadamanthys, daselbst an und brachte Weinbau und telchinischen und korybantischen Kultus mit. Karier, Abanten und vornehmlich Jonier werden als spätere Kolonisten genannt. Als sich die Perser über Kleinasien ergossen und auch die hellenischen Kolonien bedrängten, bewiesen die Chier eben keinen hellenischen Gemeinsinn, indem sie den freiheitliebenden, vor der barbarischen Zwingherrschaft flüchtenden Phokern den Verkauf der önussischen Inseln aus kleinlicher Besorgnis, ihr Handel möchte dereinst dadurch beeinträchtigt werden, verweigerten und sich dem Cyrus sogar ohne Schwertstreich ergaben. Dagegen nahmen sie an der von Histiäos eingeleiteten und von Aristagoras ausgeführten ionischen Empörung gegen die Herrschaft der Perser lebhaften Antheil und fochten bei der Insel Lade auf 100

Schiffen für die gemeinsame Freiheit mit großer Tapferkeit. Nach dem Treffen aber wurden sie von dem treulosen Histiäos überfallen und geschlagen und fielen wieder unter die Gewalt der Perser. Nach der Schlacht bei Mykale trat die Insel als Republik in den Bund der Athener. Unter der Hegemonie der letzteren, welche C. milder als die meisten anderen Verbündeten behandelten, hoben sich Macht und Wohlstand der Insel zur höchsten Blüte, und die Chier standen deshalb im Peloponnesischen Krieg den Athenern kräftig bei. In der Folge traten sie zu den Peloponnesiern über und wandten auch Milet und andere ionische Städte vom athenischen Bund ab. Zur Strafe verwüsteten die Athener die Insel. Nach dem Ende des Peloponnesischen Kriegs fiel sie infolge erlittener Bedrückung von Sparta ab und ward wieder Bundesgenossin Athens. Auch von diesem bedrückt, trat sie nach der Schlacht bei Naxos mit Theben in Verbindung und erregte dadurch den Bundesgenossenkrieg. Im Jahr 358 ging C. für Athen auf immer verloren. Später wurde der persische Anführer Memnon auf kurze Zeit Herr daselbst. Nach dem Krieg des Königs Philipp III. kam C. zuerst mit den Römern in Berührung. Schwer wurde die Insel im Mithridatischen Krieg mitgenommen; den Römern befreundet, mußten die Einwohner ihre Schiffe dem pontischen König stellen und 2000 Talente bezahlen. Als Bestandtheil des oströmischen Reichs theilte darauf die Insel alle Drangsale desselben. Im Jahr 1307 eroberten und verwüsteten türkische Seeräuber die Insel, bald darauf Bajasid. In der Folge war C. geraume Zeit im Besitz der Genuesen, bis die Türken 1566 zur Herrschaft der Insel gelangten und einen Aga dort einsetzten. Am 21. Sept. 1694 wurde Kastro von den Venetianern beschossen und erobert, fiel aber schon im Februar 1695 von neuem in die Gewalt der Türken. Die Insel wurde bald die begünstigtste der Sporaden, und die Einkünfte waren Privateigenthum der Sultanin. Im griech. Befreiungskrieg erhoben sich auch die Chier gegen die türkische Herrschaft, unterlagen aber und hatten nun zu Ostern 1822 von der Barbarei der Türken Unsägliches zu leiden. Auch ein zweiter Befreiungsversuch, den sie 1827, von einem griech. Hülfskorps unter Fabvier unterstützt, machten, mißlang. Bei Errichtung des griech. Königreichs wurde die Insel von dessen Grenzen ausgeschlossen. Vgl. Poppo, Beiträge zur Kunde der Insel C. und ihrer Geschichte (Frankf. 1822).

Chippenham (spr. tschipp'nhäm), alte Stadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Wilts, am Avon, über welchen eine Brücke von 21 Bögen führt, mit (1871) 1387 Einw. (als Parlamentsborough 6875), hat eine Kirche mit alten Denkmälern, eisenhaltige Quellen, Tuch- und Seidenfabriken, Gerbereien und Eisengießereien und ist ein Hauptsitz des Käsehandels für die Grafschaft Wilts.

Chippewa (spr. tschippe-wä), Fluß im nordamerikan. Staat Wisconsin, entspringt in der Nähe des Obern Sees, fließt in südlicher Richtung und mündet nach einem fast 400 Kilom. langen Lauf in den durch eine Verbreiterung des Mississippi gebildeten Lake Pepin.

Chippewa Falls (spr. tschippe-wä fahls), Stadt im nordamerikan. Staat Wisconsin, Grafschaft Brown, nordwestlich von Madison, am Chippewa, in der Nähe bedeutender Wasserfälle, mit einer deutschen lutherischen und einer deutschen kathol. Kirche und (1870) 2507 Einw.

Chippeways (spr. tschippe-wäs, Tschippewäer), Indianerstamm der Algonkin, s. Odschibwä.

Chippewyans (spr. tschippe-wiäns), Indianerstamm, s. Tschepewyan.

Chipping Barnet (spr. tschipping bärnet), Marktflecken, s. Barnet.

Chipping Norton (spr. tschipping nortn), alte Stadt in der engl. Grafschaft Oxford, mit einer lateinischen Schule, Tuch-, Shawls- und Teppichfabriken und (1871) 3641 Einw.

Chiquimula (spr. tschikimäla), Hauptstadt des gleichnamigen Departements im centralamerikan. Staat Guatemala, in einem von hohen Bergen umschlossenen fruchtbaren Thal am Fluß C., ziemlich gut gebaut, mit einer großen Kirche, schönem Marktplatz, Mais-, Bananen- und Kochenillenbau und ca. 3000 Einw.

Chiquitos (spr. tschikitos), s. Santa Cruz.

Chirägon (griech., m., »Handführer«), Vorrichtung für Blinde zur Handleitung beim Schreiben.

Chirägra (griech.), Gicht in den Händen, s. Gicht.

Chiriqui (spr. tschiriki), früher Provinz von Costarica, seit 1856 das westlichste Departement von Panama, mit einem Areal von 17,070 QKilom. (310 QM.). Fast die ganze Nordküste wird von dem Doppelgolf der Bahia del Almirante und der Laguna de C. eingenommen, während an der Südseite der Große Ocean die Bahia de David bildet. Dieser für den Seeverkehr äußerst günstigen Küstengestaltung entspricht nicht das plastische Relief des Landes, welches dem Durchstich eines Kanals oder dem Bau einer Eisenbahn große Schwierigkeit entgegensetzt; denn die Cordillera de C. ist 20—30 Kilom. breit, hat eine mittlere Kammhöhe von 1530—1820 Meter mit einzelnen Gipfeln von über 2700 Meter Höhe, während die tiefsten Depressionen nicht unter 900 Meter hinuntergehen. Zu beiden Seiten der Kette erheben sich vulkanische Höhenzüge, welche im Volcan de C. eine Höhe von 3434 Meter erreichen. Das Land hat üppige Waldvegetation, welche an der stets feuchten atlantischen Seite zu vollster Entwickelung gelangt. Das Klima ist heiß, aber im Innern eins der gesündesten der Tropen. C. hat ausgedehnte Steinkohlenlager; Zuckerrohr und Tabak gedeihen ausgezeichnet, Kakao aber nur auf der Nordseite in feinster Sorte. Die Bevölkerung betrug 1855: 17,279 Einw., unter denen wenige Weiße, meist Spanier, lebten. Die Hauptstadt David, 11 Kilom. von der Südküste, am Fluß gleichen Namens gelegen, hat (1855) 4625 Einw., welche Viehzucht, Ackerbau und Handel mit Reis, Kaffee, Sassaparille, Perlen, Häuten, Schildpatt ꝛc. treiben. Als Ausfuhrhafen dient Santiago de Alanje (Riochico) am Riochico mit 3149 Einw. Die meisten Niederlassungen liegen in der südlichen Küstenebene, während die nördliche sehr sparsam bewohnt ist. S. Karte »Centralamerika«. Vgl. »Die Provinz C.«, in Petermanns »Mittheilungen« (Gotha 1863).

Chirisis (griech., f., Chirismus), die Behandlung mit der Hand, insbesondere die magnetische Manipulation.

Chirnside (spr. tschörnsseid), Dorf in der schott. Grafschaft Berwick, mit 900 Einw., berühmt als Geburtsort David Hume's.

Chirogrammatist (griech.), Handschriftendeuter

Chirogrammatomantie (griech.), die angebliche Kunst, den Charakter, die Gemüthsbeschaffenheit und geistige Begabung eines Menschen aus den

Zügen seiner Handschrift zu erkennen. Nachdem schon Lavater in seinen »Physiognomischen Fragmenten« Andeutungen dieser Kunst gegeben, interessirte sich namentlich Goethe für dieselbe, indem er es für unbezweifelbar hielt, daß Sinnes- und Denkweise des Menschen, überhaupt sein geistiges Wesen, in der Handschrift insoweit einen Ausdruck finde, daß man darauf mehr oder weniger zutreffende Vermuthungen basiren könne. In neuester Zeit hat namentlich A. Henze in der Leipziger »Illustrirten Zeitung« diese Kunst praktisch zu verwerthen gewußt.

Chirograph (griech., n.), eigentlich Handschrift; dann s. v. w. Schuldverschreibung, Schuldschein; daher chirographisch, was auf handschriftlicher Versicherung beruht. Ein Chirographarius (Kreditor) oder chirographarischer Gläubiger ist ein solcher, dessen Forderung sich auf eine Handschrift, einen Schuldschein, Wechsel ꝛc. ohne Pfandrecht gründet (s. Gläubiger). Chirographaria actio, die Klage auf Handschrift; chirographaria cautio, die handschriftliche Versprechung.

Chirologie (griech.), Hände-, Fingersprache; Chirolog, einer, der sich darauf versteht.

Chiromantie (griech.), Wahrsagen aus der Hand, d. h. die vermeintliche Kunst, aus Bau, Linien und Zügen der hohlen Hand eines Menschen sein Schicksal zu entziffern. Bei der C. theilt man zunächst die in der Haupthöhlung wahrnehmbaren Linien ein in die fünf Hauptlinien: die Lebenslinie (linea vitalis), zwischen dem Daumen und Zeigefinger anfangend und krumm um den Daumen herum abwärts laufend, soll durchschnitten und rein ausgeprägt auf Lebenskraft und deshalb auf langes Leben deuten; die Natur- oder Hauptlinie (linea naturalis s. cephalica), unter dem Zeigefinger anfangend und gewöhnlich mit der Lebenslinie sich vereinigend, soll bei gehöriger Länge einen guten Zustand des Magens, der Leber und der Lebensgeister anzeigen; die Tisch-, Gedärm- oder gemeine Linie (linea mensalis s. inguinalis s. communis), unter dem kleinen Finger anfangend, unter den drei letzten Fingern quer über die Hand laufend und unter dem Zwischenraum des Zeige- und Mittelfingers oder unter ersterem endend, soll stark ausgeprägt gute Zeugungskraft, aber, wenn sie bis ins erste Gelenk des Zeigefingers geht, ein mühseliges Leben andeuten; die Leber- oder Magenlinie (linea hepatica s. stomachica), von unbestimmtem Anfang, in der Naturlinie endigend, soll mit dem Zustande der Verdauung in Zusammenhang stehen; die Rasceta, die erste Querlinie unter der Hohlhand auf dem Handgelenk, deutet, wenn ununterbrochen, auf glücklichen Fortgang in Unternehmungen. Außerdem werden sieben Nebenlinien unterschieden: Martislinie (linea Martis s. soror vitalis, Schwester der Lebenslinie), Sonnen- oder Ehrenlinie (linea solis s. honoris), Venusgürtel (cingulum Veneris), Saturn- oder Glückslinie (linea Saturnina), Heiraths- oder Ehestandslinien (lineae matrimoniales), Milchstraße (via lactea), Diskriminal- oder Entscheidungslinien (lineae discriminales). Die Räume sind Stellen in der Hohlhand zwischen den angeführten Linien: Der Tisch (mensa), zwischen der Natur- und Tischlinie, deutet auf Reichthum und Freigebigkeit; die Martishöhle oder das Dreieck (cavea Martis), ein dreieckiger Raum zwischen der Lebens-, Natur- und Leberlinie, deutet, wohlgeschlossen, auf Glück im Vaterland und läßt auf natürlichen Verstand, Bescheidenheit und stilles Wesen schließen; die fünf Berge der Finger (montes) sind die fleischigen Theile unter den ersten scheinbaren Gelenken der Finger, nämlich: der Venusberg (mons Veneris), unter dem Daumen; der Jupiterberg (mons Jovis), unter dem Zeigefinger abwärts, bis an die Lebens- und Naturlinie; der Saturnberg (mons Saturni), unter dem Mittelfinger; der Sonnenberg (mons solis), unter dem Ringfinger; der Merkurberg (mons Mercurii), unter dem kleinen Finger. Der Mondberg (mons lunae) ist der dem Venusberg entgegengesetzte, erhabene, fleischige Theil der innern Hand unter dem kleinen Finger. Als eine glückliche Hand gilt eine solche, die alle Linien und besonders die Hauptlinien hat, und zwar am rechten Ort, wo die Berge sich genau unter ihren bezüglichen Fingern befinden, die Hauptlinien unzerrissen sind, das Dreieck nicht durch verworrene Linien gestört und besonders auch der Venusgürtel vorhanden ist, sowie alle Hauptlinien und die Glückslinie gehörig und der Tisch in beiden Händen gleich groß sind.

Schon Aristoteles meinte, die Lebensdauer des Menschen entspreche den Lebenslinien in der Hand, und man könne daher aus diesen abnehmen, wie alt jemand werde. Ein System aber enthalten erst die »Traumdeutungen« des Artemidoros aus dem 2. Jahrh. n. Chr. Später wurde die C. mit der Astrologie in Verbindung gesetzt, erreichte in Deutschland, Frankreich, England, Italien ꝛc. im 16. und 17. Jahrh. ihre höchste Blüte und erhielt sich fast bis zur Mitte des 18. Jahrh. Unter den Verehrern derselben zeichnet sich hauptsächlich aus Johann von Hagen (Joh. ab Indagine), Verfasser der »Introductiones apotelesmaticae elegantes in Chiromantiam, Physiognomiam, Astrologiam naturalem etc.« (Frankf. a. M., ohne Jahrzahl, wahrscheinlich 1522, Straßb. 1522, mit Holzschnitten; deutsch: »Kunst der C.«, das. 1523). Vgl. außerdem Ingenbert, Chiromantia, Metoposcopia et Physiognomia curiosa-practica (Frankf. a. M. 1689; 4. Ausg. 1729); Prätorius, Collegium curiosum privatissimum physiognom-chiromant-metoposcop-anthropologicum (Frankf. u. Leipz. 1699, 1713, mit Kupfern); »Thesaurus chiromantiae« (Jena 1661—1664); Gocklenius, Chiromantische und physiognomische Betrachtungen ꝛc. (Hamb. 1692); Abuhaly Ben-Omar Astrologia terrestris, aus dem Arabischen (Freystadt 1703), besonders werthvoll für die Kenntnis des Zusammenhangs des astrologischen und chiromantisch-metoposkoptischen Systems. Noch zu Anfang des 18. Jahrh. wurden auf den meisten deutschen Universitäten eigene chiromantische Kollegien gelesen, so in Jena von Herner, in Halle von Nietzky. Der chiromantische Aberglaube findet sich jetzt noch häufig selbst unter Gebildeten. Vornehmlich sind es Zigeuner, welche aus demselben einen Nahrungszweig machen.

Chiron (Cheiron), bei Homer der gerechteste der Kentauren, heilkundig, Erzieher und Lehrer des Achilleus, Theseus, Polydeukes, Diomedes und anderer Heroen, war ein Sohn des Kronos und der Okeanide Philyra und bewohnte eine Höhle des Pelion; spätere Mythographen versetzen ihn, als die Kentauren durch die Lapithen vom Pelion vertrieben waren, auf das Vorgebirge Malea. Schon seine Herkunft stellt ihn in einen Gegensatz zu den wilden »Roßkentauren«, die Ixion (s. d.) mit einer Wolke erzeugt haben sollte, ein Gegensatz, den man auf die Doppelnatur eines Gebirges wie der Pelion zurückführt: oben reich an freier Luft, reinem Wasser

RUG
FACULTEIT LETTEREN EN WIJSBEGEERTE
Seminarie voor Duitse Literatuur
BLANDIJNBERG 2 B 9000 GENT

und heilkräftigem Kraut, weiter unten alle Schrecknisse der im Gebirge in verstärkter Wildheit tobenden Elemente zeigend. Vorzüglich treten in den alten Sagen seine Verdienste um die Wundheilung, namentlich um die Erforschung der Heilkräfte der Pflanzen, sowie um den Unterricht in der Gymnastik und Tonkunst hervor. Als Lehrer des Achilleus ist er schon in die Geschichte von dessen Vater Peleus verflochten. Diesen rettete er aus den Händen der Kentauren, lehrte ihn, wie er sich der Thetis bemächtigen könnte, und schenkte ihm an seinem Hochzeitstag auf dem Pelion die unfehlbare Lanze. Dem blinden Phönix gab er sein Gesicht wieder und segnete die an ihm vorbeisegelnden Helden. Als er seines Gastes Herakles Waffen untersuchte und ihm ein vergifteter Pfeil auf den Fuß fiel, heilte er sich mit dem Safte des nach ihm genannten Tausendgüldenkrauts (Centaurium); als ihn hingegen bei der Verfolgung der vom Pholos zu ihm nach Malea sich flüchtenden Kentauren ein im Blut der lernäischen Hyder getränkter Giftpfeil traf, litt er Qualen, fand aber den Tod erst, als Zeus seine Unsterblichkeit auf Prometheus übertragen. Sein Bild ward unter die Gestirne versetzt. Seine Gemahlin ist die Najade Chariklo, seine Tochter Endeis, Mutter des Peleus. Aus der Vorstellung von der Beschäftigung des C. mit den Künsten, namentlich der Musik, hat die moderne Kunst Anregung zu mancher sinnvollen Erfindung erhalten; besonders ansprechend ist das Hautrelief des Wiener Bildhauers Kundmann, das einen im Flötenspiel unterrichtenden Kentauren darstellt.

Chironomie (griech.), die mimische Bewegung, die Aktion der Hände in der Orchestik (s. d.) der Griechen und Römer, dann überhaupt orchestische Aktion, Geberdensprache; s. Mimik, Deklamation.

Chiroplást (griech., »Handbildner«), eine von J. B. Logier erfundene mechanische Vorrichtung zur Erzielung richtiger Handhaltung und eines guten Anschlags beim Pianofortespiel, besteht im wesentlichen aus einer mit der Klaviatur parallel laufenden, aber etwas vor und über derselben befindlichen, unten am Klavier angeschraubten Leiste, auf welcher die Handgelenke des Spielers ruhen und dadurch an dem Niedersinken verhindert werden. Der Apparat war eine Zeitlang ziemlich gebräuchlich; jetzt ist die Nutzlosigkeit eines solchen äußern Zwangsmittels, das sogar nachtheilig wirken kann, längst anerkannt.

Chiroplástik (griech., »Handbildnerei«), die Kunst, mit den Händen aus weichen Massen, Thon, Wachs ꝛc., Bildwerke zu formen.

Chiroptéra (Chiropteren), Ordnung der Säugetiere, s. v. w. Handflügler.

Chirothéke (griech., f.), ein die Hand verhüllender, handschuhartiger Verband; Chirothecae, die zum Ornat des Kaisers bei der Krönung und der Bischöfe gehörigen Handschuhe.

Chirotherium, s. Labyrinthodonten.

Chirrheuma (Chirorrheuma, griech., n.), Rheumatismus der Hand, kommt bei Arbeitern vor, welche häufig im Wasser und Feuchten arbeiten. Vgl. Rheumatismus.

Chirurgie (griech., »Handwirkung«, die mit den Händen wirkende ärztliche Kunst), Wundarzneikunde. Eine scharfe Definition von C. läßt sich deshalb nicht geben, weil das Gebiet derselben mehr durch Gebrauch und altes Herkommen als durch Umstände, welche in der Natur der Krankheiten liegen, festgestellt worden ist. So wenig es eine scharfe und naturgemäße Grenze zwischen inneren und äußeren Krankheiten gibt, so wenig läßt sich zwischen der C. und ihrer Schwesterwissenschaft, nämlich der innern Medicin, eine strenge Unterscheidung aufstellen. Beide Zweige der praktischen Medicin schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern ergänzen vielmehr einander. Darum muß auch der Chirurg im Vollbesitz des allgemeinen medicinischen Wissens sein, wie umgekehrt der Arzt, welcher sich vorzugsweise der Behandlung der inneren Krankheiten widmet, ohne chirurgische Kenntnisse heutzutage kaum noch gedacht werden kann. Die Trennung der C. von der innern Medicin beruht auf einem ganz äußerlichen Umstand, nämlich darauf, daß der Chirurg über eine gewisse Technik verfügen muß, welche namentlich bei den chirurgischen Operationen, bei der Anwendung mechanisch wirkender Heilmittel ꝛc. in Frage kommt. Da nicht jeder Arzt die hierzu erforderliche Technik sich in dem genügenden Grad aneignen, also nicht als Operateur ꝛc. auftreten wird, so wird praktisch die Trennung der C. und der innern Medicin fortbestehen; in der Wissenschaft selbst aber besteht eine solche Trennung durchaus nicht. Das Gebiet, welches der Tradition entsprechend der C. anheimfällt, umfaßt vorzugsweise die zu Tage liegenden, äußerlich sichtbaren Schäden, also namentlich die Wunden und Geschwüre, die Knochenbrüche und Verrenkungen, die Unterleibsbrüche, Vorfälle, Geschwülste, überhaupt alle diejenigen Krankheitszustände, welche der ärztlichen Behandlung auf operativem oder mechanischem Weg zugänglich sind. Wesentliche Bestandtheile der C. sind die Lehre von den chirurgischen Operationen und die Verbandlehre. Man unterscheidet blutige und unblutige Operationen. Bei den ersteren findet stets eine Trennung des natürlichen Zusammenhangs der Theile durch Messer, Schere, Meißel ꝛc. statt, während man als unblutige Operationen diejenigen Verfahrungsweisen bezeichnet, durch welche mittels kürzerer oder längerer Anwendung methodisch geregelter Mechanismen auf die Oberfläche des Körpers die Heilung der Krankheit erstrebt wird. Die Lehre von den blutigen Operationen heißt Akiurgie, die von den unblutigen Mechanurgie. Gewisse Zweige der C. sind im Lauf der Zeiten von dieser abgetrennt worden und haben die Bedeutung selbständiger Wissenschaften angenommen. Dies gilt namentlich von der Geburtshülfe, neuerdings auch von der Augenheilkunde. Die Militär- oder Kriegschirurgie ist, wie sich eigentlich von selbst versteht, keine ihrem innern Wesen nach von der C. verschiedene Disciplin; sie besteht vielmehr nur in der Anwendung allgemein chirurgischer Grundsätze auf die im Krieg vorzugsweise vorkommenden Krankheiten. Früher unterschied man zwischen der höhern und niedern C. Zur letztern gehörte das Aderlassen, das Ansetzen von Schröpfköpfen und Blutegeln, Zahnausziehen und ähnliche Manipulationen. Sie blieb in den Händen von Badern und Barbieren, welche keine wissenschaftliche Bildung besaßen.

Geschichte. Die C. ist nächst der Geburtshülfe wohl der älteste Theil der gesammten Heilkunde. Bei den ältesten Völkern wurde sie natürlich nur empirisch getrieben, wie es jetzt noch bei den uncivilisirten Nationen der Fall ist. Die Anfänge der C. als Kunst haben wir wahrscheinlich bei den Aegyptern zu suchen; sie führten Aerzte auf ihren

Feldzügen bei sich und übten bereits die Amputationen, den Steinschnitt und andere große Operationen aus. Für viel vollkommener würde die C. der alten Inder gelten müssen, wenn man sicher wäre, daß ihr berühmtes medicinisches Werk »Ayurveda« oder Buch der Lebenskunde, von Susrutas, wirklich das hohe Alter besitze, welches einzelne Gelehrte ihm zuschreiben, die es 1000—1400 v. Chr. zurückdatiren. Andere verlegen die Entstehung dieses Buches in die Zeit um Christi Geburt und nehmen an, daß die griechische Medicin dem Verfasser nicht unbekannt geblieben sei. Bei den Griechen erfreute sich die C. schon zu Hippokrates' Zeiten (460—377 v. Chr.) einer großen Blüte; aber die mangelhafte Ausbildung der Anatomie und Physiologie war wohl der Grund, weshalb die größeren blutigen Operationen bei den Griechen nicht in Aufnahme kommen konnten. Dagegen leisteten die griechischen Aerzte z. B. auf dem Gebiete der Knochenbrüche und Verrenkungen schon ausgezeichnetes. Zu hoher Blüte erhob sich die C. in der Zeit nach Hippokrates in Alexandria. Zu den alten Römern wurde dieselbe von Griechenland aus importirt. Aus den Werken des Celsus, welcher im 1. Jahrh. n. Chr. lebte, geht hervor, daß sich zu seiner Zeit die C. in Rom in einem glänzenden Zustande der Ausbildung befand, namentlich gilt dies von dem operativen Theil derselben: Celsus spricht schon von plastischen Operationen, von den Unterleibsbrüchen, auch gibt er eine Amputationsmethode an, welche noch heute geübt wird. Die späteren römischen Aerzte, selbst Galenus (starb 201 n. Chr.), haben die C., welche ihnen aus der Hippokratischen und alexandrinischen Schule sowie durch Celsus überliefert worden war, nicht wesentlich weiter gebildet; doch war Galenus erfolgreich bemüht, der C. wie der Heilkunde überhaupt eine sichere anatomische Grundlage zu geben. Während des ganzen Mittelalters machte die C. durchaus keine erheblichen Fortschritte. Der Zusammenhang zwischen der römischen und der spätern westeuropäischen Kultur wurde durch die Araber vermittelt, sie hatten auch die Führung in der medicinischen Wissenschaft übernommen. Allein bei ihrer auf religiösen Vorurtheilen beruhenden Scheu vor blutigen Operationen brachten sie es nur zu einer größern Sicherheit in der Unterscheidung und Erkennung der chirurgischen Krankheiten, und an Stelle des Messers bedienten sie sich des Glüheisens, das sie in der größten Ausdehnung anwendeten. Als die Hauptrepräsentanten der arabischen C. sind zu nennen Rhazes (850—932), Avicenna (980—1037), Abulkasem (starb 1106) und Avenzoar (starb 1162). Nach der Zeit der Araber blühte die Medicin in der Schule zu Salerno in Unteritalien. Der berühmteste Wundarzt dieser Schule ist Roger von Parma (um 1200). Zu neuer Blüte erwachte das Studium der C. im 13. Jahrh. auf den italienischen Universitäten Neapel, Bologna und Padua. Von Italien aus wurde dann die C. vorzugsweise durch die Bemühung Lanfranchi's nach Frankreich verpflanzt, wo sie von nun an eine bleibende Pflegstätte fand. Der berühmteste unter den älteren französischen Chirurgen ist Guy de Chauliac, welcher auch 1363 ein lange in Ansehen stehendes Lehrbuch der C. geschrieben hat. Eine neue Zeit brach für die C. an, als im Lauf des 16. Jahrh. die Anatomie neu begründet und durch den gemeinsamen Fleiß der Aerzte aller Länder wissenschaftlich ausgebildet wurde. An der Spitze dieser Reformation stand der Niederländer Vesalius. Dazu kam der Umstand, daß der C. ein ganz neues Gebiet von Krankheiten, nämlich die Schußwunden, zufiel. Die Schrift des berühmten französischen Chirurgen Ambroise Paré über die Schußwunden bildete den Ausgangspunkt für die Umgestaltung der gesammten C. Paré (1517—90) war es auch, welcher durch Einführung der Arterienunterbindung bei Amputationen seinen Namen unsterblich gemacht hat. Aus dem 17. Jahrh. ist kein epochemachender Fortschritt in der Entwickelung der C. zu verzeichnen. Ueberhaupt läßt sich im allgemeinen nachweisen, daß in jenen Jahrhunderten die gelehrten Aerzte und die Professoren an den Universitäten fast gar keinen Einfluß auf den Entwickelungsgang der C. ausübten, während die ihr Fach praktisch ausübenden Chirurgen, die häufig die C. nur handwerksmäßig erlernt hatten, zum Theil eine hervorragende Bedeutung erlangten. Die deutschen Chirurgen mußten sich ihr Wissen übrigens meist an ausländischen Universitäten erwerben, denn nirgends lag die C. mehr danieder als gerade in Deutschland. Epochemachend in der Geschichte der C. ist die Gründung der Akademie der C. in Paris 1731, welche in jeder Beziehung der medicinischen Fakultät daselbst gleichgestellt wurde. Dieses Institut schwang sich bald zu einer solchen Höhe empor, daß es fast ein Jahrhundert lang für die C. in ganz Europa tonangebend blieb. An der Spitze der chirurgischen Akademie standen Männer wie J. L. Petit, Desault, Percy u. a., welche zusammen mit hervorragenden englischen Wundärzten als die Gründer der modernen C. betrachtet werden müssen. In England erreichte die C. im Lauf des vorigen Jahrhunderts einen hohen Grad von Ausbildung. Unter die berühmtesten Chirurgen dieser Periode zählen wir Männer wie Pott, William und John Hunter (1728—1793), Benjamin Bell (1749—1806), Cheselden, Alex. Monro u. a. Unter ihnen ist John Hunter ohne Zweifel das größte Genie, ebenso bedeutend als Anatom wie als Chirurg. Hinter den genannten Männern Frankreichs und Englands stehen die deutschen Chirurgen des 18. Jahrh. weit zurück. Der bedeutendste von ihnen ist wohl Lorenz Heister. Mehr Aufschwung kommt in die deutsche C. erst mit dem Eintritte des gegenwärtigen Jahrhunderts, besonders durch v. Siebold (gest. 1807) und August Gottlob Richter (gest. 1812). Von jetzt an treten, in Deutschland wenigstens, die Professoren der C. wieder in den Vordergrund und behaupten fortan diese Stellung, weil sie jetzt die C. auch in Wirklichkeit praktisch ausüben. Doch nehmen noch im Anfang des 19. Jahrh. die französischen Chirurgen den ersten Rang ein; Männer wie Bover, Delpech, Dupuytren, Larrey, der Leibarzt Napoleons I., übten auf die Ausbildung der C. den größten und wohlthätigsten Einfluß aus. Neben ihnen erhob sich in England die Autorität von Astley Cooper (1768—1841). Die Schriften der genannten englischen und französischen Wundärzte regten zunächst auch in Deutschland das Interesse für die C. an. Bald aber trat auch hier eine selbständige Arbeit auf diesem Gebiet und zwar in der nachhaltigsten und gediegensten Weise ein. Zu dem Aufschwung der C. in Deutschland, welches zusammen mit England die geistige Führerschaft auf diesem Gebiet an sich gerissen hat und noch festhält, haben zunächst österreichische Aerzte, namentlich Vincenz v. Kern in

Wien, den Anstoß gegeben. Aus seiner Schule stammen Männer wie Rust, v. Gräfe, der Wiedererwecker der plastischen C., Langenbeck der Aeltere u. a. In der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts hat den größten Einfluß auf die gegenwärtige Gestalt der C. in Deutschland Dieffenbach ausgeübt, einer der genialsten und kühnsten Operateure, die es bisher gegeben hat. Je mehr die C. unserer Tage auf dem Boden anatomischer und physiologischer Studien hervorgewachsen ist, um so bestimmter konnte sie ihre Aufgaben und die Grenzen ihrer Wirksamkeit feststellen. Sie hat ihre wichtigste und schönste Aufgabe nicht im Zerstören und Schneiden, sondern in der Erhaltung der erkrankten Theile erkannt. Auf jedem ihrer Gebiete sind die Grundsätze der konservativen C. zur Herrschaft gelangt. Es ist vorzugsweise das Verdienst Stromeyers und seines berühmten Werks über Kriegsheilkunde, die konservative Richtung der C. begründet zu haben. Gefördert wurde diese Richtung durch die Entdeckung der schmerzstillenden Wirkungen der Einathmung von Aether und Chloroform. Durch das Chloroform hat das chirurgische Verfahren unendlich an Sicherheit gewonnen, und die operativen Aufgaben selbst konnten dadurch beträchtlich erweitert werden. Einen Glanzpunkt in der konservativen C. bildet die Behandlung schwerer Gelenkkrankheiten durch die Resektion sowie die ausgedehnte Anwendung der unbeweglichen (Gips-)Verbände, namentlich in der Kriegschirurgie. Ein wesentlicher Fortschritt war auch die Einführung der Galvanokaustik in die C. durch Middeldorpf, durch welche es gelingt, größere Operationen ohne Blutverlust auszuführen. Zu den Triumphen der modernen C. gehören insbesondere noch die plastischen Operationen, wobei verloren gegangene organische Theile wieder ersetzt werden; ferner die subkutane Muskel- und Sehnendurchschneidung zum Zweck der Beseitigung von Verkrümmungen der Glieder, des Schielens ꝛc.; die Zertrümmerung der Harnsteine in der Blase oder die Lithotripsie, um welche sich die französischen Wundärzte Civiale, Heurteloup und Leroy d'Etiolles unsterbliche Verdienste erworben haben; endlich die Anwendung des Kehlkopfspiegels zum Zweck operativer Eingriffe am Kehlkopf ohne vorhergehende blutige Eröffnung desselben ꝛc. — Was die Standesverhältnisse der Wundärzte anbelangt, so ist die Klasse der zunftmäßigen Chirurgen (der Bader und Barbiere) in Deutschland im Aussterben begriffen. Es werden im Deutschen Reich hinfort nur noch Aerzte gebildet, welche die Heilkunde in ihrem ganzen Umfang auszuüben berechtigt sind. Die bisherigen niederen Chirurgen werden höchstens in der Form von Heilgehülfen fortbestehen. Der Unterricht in der C., für welchen früher an verschiedenen Orten besondere chirurgische Akademien bestanden, ist in Deutschland fast ausschließlich den Universitäten anvertraut; die Lehrer der C. an denselben sind ausnahmslos auch als Operateure praktisch thätig. Nur in England besteht noch eine ziemlich strenge Grenze zwischen Chirurgen (surgeons) und Aerzten (physicians). Vgl. den trefflichen Aufsatz von Haeser: Uebersicht der Geschichte der C. und des chirurgischen Standes, in Pitha und Billroths »Handbuch der C.«, Bd. 1 (Erlang. 1865).

Chirurgisches Besteck, s. Besteck.

Chiselhurst (spr. tschis'lhörst), Dorf in der engl. Grafschaft Kent, 19 Kilom. von London, mit dem Schloßchen Camdenhouse, dem Sterbeort Napoleons III. und noch gegenwärtigen Wohnsitz der Exkaiserin Eugenie und ihres Sohnes. Nachdem letztere bereits im September 1870 nach dem Sturz des Kaiserreichs ihre Wohnung daselbst genommen, begab sich auch Napoleon III., durch den Präliminarfrieden von Versailles (26. Febr. 1871) aus der Kriegsgefangenschaft auf Wilhelmshöhe entlassen, nach C., wo er 9. Jan. 1873 starb und am 15. unter großer Betheiligung des Publikums (man schätzte die Anwesenden auf 12,000) in der Kirche des Orts beigesetzt wurde. Das Schlößchen ist ein bescheidenes, altmodisches Gebäude mit einem kleinen Park und hat seinen Namen von dem ehemaligen Besitzer, dem Geschichtschreiber Camden (gest. 1623), der seine berühmten »Annalen der Regierung Elisabeths« daselbst schrieb. Am 16. März 1874 fand in C. in Anwesenheit von ca. 6000 Franzosen die »feierliche« Mündigsprechung des kaiserlichen Prinzen statt.

Chiswick (spr. tschiffik), Ort in der engl. Grafschaft Middlesex, an der Themse, mit (1871) 8508 Einw., einer der reizendsten Plätze in der Umgebung von London, reich an schönen Gärten und prächtigen Landhäusern, worunter besonders das dem Herzog von Devonshire gehörige Chiswickhouse (mit ausgesuchter Gemäldesammlung), vom Grafen Burlington in Nachahmung der Villa Capra bei Vicenza erbaut, bemerkenswerth ist. Hier starben Fox (1807) und Canning (1827). Auf dem Kirchhof ist das Grab Hogarths, der in dem »Hogarthhouse« bei der Kirche (1764) starb; auch der ital. Dichter und Patriot Ugo Foscolo lag daselbst begraben, dessen Asche jedoch 1871 nach Florenz übergeführt wurde. Die Gärten der Horticultural Society, früher wegen ihrer Gartenfeste bekannt, werden jetzt nur noch zu experimentalen Zwecken benutzt

Chitin (Entomadérm) $C_{9}H_{15}NO_{6}$, das formbildende Element der Gliederthiere (Würmer, Krebse, Spinnen, Insekten), welches bei ihnen ebenso allgemein auftritt wie bei den Pflanzen die Cellulose. Es bildet die häutigen und härteren Theile der verschiedenen Organe dieser Thiere und findet sich dabei häufig innig verbunden mit anderen Stoffen, so mit kohlensaurem Kalk im Panzer der Krebse. Das C. zeichnet sich aus durch seine große Widerstandsfähigkeit gegen die gewöhnlichen Lösungsmittel. Wasser, Alkohol, Aether, verdünnte Säuren, selbst koncentrirte Kalilauge lösen das C. nicht, und es wird daher in ähnlicher Weise wie die Cellulose dadurch rein dargestellt, daß man z. B. Maikäferflügeldecken nach der Reihe mit diesen verschiedenen Lösungsmitteln behandelt und so von den fremden Beimengungen befreit. Das C. ist dann farblos, durchscheinend, löst sich in koncentrirter Schwefelsäure ohne Färbung und liefert beim Kochen der verdünnten Lösung Ammoniak, gährungsfähigen Zucker und andere Körper. Bei der trockenen Destillation gibt es Essigsäure, Ammoniak und brenzliche Produkte.

Chiton (griech., m.), das Unterkleid der Griechen, die Tunica der Römer. Der dorische C., seit Perikles auch in Athen eingebürgert, war ursprünglich eine Art kurzen wollenen Hemdes, das vielleicht nicht immer mit Aermeln versehen war und bei Sklaven und Handarbeitern jedenfalls die rechte Achsel ganz frei ließ. Der C. der dorischen Frauen war ebenfalls ein wollenes Hemd, welches die Jungfrauen ohne Obergewand, oft kaum bis zu den Knieen herabreichend trugen. Die ionischen Griechen, wie z. B. die Athener in älterer Zeit, trugen einen

längern leinenen C. Der C. der ionischen Frauen, der länger beibehalten wurde, war nach Herodot eigentlich karischen Ursprungs und bestand in einem weiten, bis auf die Füße reichenden Hemd mit weiten Aermeln von Leinwand oder ähnlichem Stoff. Da derselbe über der Achsel zusammengeheftet wurde und dadurch die beiden zur Bedeckung der Brust und des Rückens bestimmten Theile zu lang geworden wären, so entstand ein Ueberschlag, der wie zwei Tücher über Brust und Rücken bis gegen die Hüften, zuweilen noch tiefer herabhing. Die Aermel erschienen geschlossen und hingen als weite, faltige Säcke herab oder wurden wohl auch von der Achsel an aufgeschlitzt und durch Spangen zusammengehalten. Da dieses Gewand weit länger war als der Körper, so wurde es mittels eines Gürtels so weit heraufgezogen, daß es mit der Falbel nur bis zu den Füßen reichte. Der hierdurch unter der Brust entstehende Ueberhang bildete den »Bausch« (Vertreter unserer Tasche). Im allgemeinen war für dieses Gewand die weiße Farbe die vorherrschende; doch trugen es namentlich die Frauen häufig auch dunkelfarbig und verzierten es mit Verbrämungen, Streifen und Stickereien. Der C. ward von den Männern stets auf dem bloßen Leibe getragen, von den Frauen dagegen, wie bei den Römern, darunter noch ein eigentliches Hemd angelegt.

Chitone, Beiname der Artemis, entweder von dem attischen Flecken Chitone, wo sie als Geburtsgöttin verehrt worden sein soll, oder auch weil sie als Jägerin mit geschürztem Chiton gedacht wurde.

Chittim, nach Luther Kithim, 1. Mos. 10, 4 unter den Nachkommen Javans genannt, ursprünglich der Name eines westl. wohnenden Volks, der aber später als allgemeiner Name aller entfernten Länder im Westen gebraucht wurde; vielleicht die Insel Cypern, wo die Stadt Kition lag, oder Makedonien, da nach 1. Makk. 1, 1 Alexander d. Gr. von dem »Lande Chitim« aus seinen Eroberungszug begann.

Chiusa (ital., spr. kiū-, »Klause, Gebirgspaß«), Name mehrerer ital. Ortschaften: 1) C. Sclafani, Stadt in der sicilian. Provinz Palermo, am Monte Gesualdo, mit (1871) 6968 Einw. — 2) C. di Pesio, Stadt und Prätursitz in der Provinz Cuneo, am Eingang in das Val di Pesio, mit 6338 Einw., altem Schloß, Glas- und Geschirrfabrikation, Seidenweberei und Weinbau. — 3) C. di San Michele (C. Lombarda), Flecken in der Provinz Turin, Kreis Susa, an der Dora Riparia, zwischen dem Monte Pirchiriano und Monte Caprasio, mit (1871) 1086 Einw. und alten Befestigungswerken, durch welche einst die Longobarden Karl d. Gr. den Eintritt in ihr Reich versperren wollten. — 4) C. di Verona, s. v. w. Berner Klause (s. Bern, S. 27).

Chiusi (spr. kiū-), Stadt und Prätursitz in der ital. Provinz Siena (Toscana), Kreis Montepulciano, auf einem olivenbepflanzten Hügel unweit der Chiana und des durch diese gebildeten Sees von C. gelegen, hat eine mächtige Kathedrale, Trümmer von antiken Tempeln, mehrere reiche Privatmuseen von etruskischen und römischen Alterthümern und (1871) 4660 Einw. C. ist eine der ältesten Städte Italiens. Sie gehörte im Alterthum unter dem Namen Clusium (ursprünglich Camers genannt) unter die 12 etrurischen Republiken und war des Königs Porsenna Residenz. Später hielt die Stadt treu zu den Römern und rief deren Hülfe 391 v. Chr. gegen die andringenden Gallier an. Unter den Stürmen der Völkerwanderung ward C., wie das ganze Chianathal, entvölkert und erhob sich erst seit der Regulirung des Chianalaufs wieder zu einiger Blüte. Bemerkenswerth ist die Stadt vornehmlich durch die reiche Ausbeute an etruskischen Antiquitäten (schwarzen Thongefäßen, Schmuck, Reliefs, geschnittenen Steinen 2c.) und die etruskischen Gräber (zum Theil mit mehreren Grabkammern, labyrinthischen Gängen und Malereien), die sich rings um die Stadt, oft einige Miglien entfernt, vorfinden und zahlreiche Besucher anziehen. Am interessantesten davon sind: das sogen. Porsennagrab im NO., ein Riesentumulus von 250 Meter im Umfang (1870 entdeckt), das Deposito del Colle im SO. (im Innern eines Hügels, 1833 entdeckt) und das Deposito delle Monache im NW. (1826 entdeckt) mit 2 Sarkophagen und 8 alabasternen Aschenkisten. Vgl. Livercani, Le catacombe e antichità cristiane di C. (Siena 1872).

Chivasso (spr. kiw-, Chiavasco, Chivas), Stadt und Prätursitz in der ital. Provinz Turin, Kreis Turin, in einer fruchtbaren Ebene unweit des Po, mit (1871) 9002 Einw. und bedeutendem Korn- und Viehhandel. Die Stadt war einst die Residenz der Herzöge von Montferrat.

Chiwa (Charesm, Choarizm, Chowarezm, »Land der Niederung«, auch Urgendsch, s. Karte »Centralasien«), ein Chanat und jetzt russischer Vasallenstaat in Westturkestan, bildet eine Oase im S. des Aralsees und der Kirgisensteppe, zwischen 41 und 43¾° nördl. Br. Oestlich bildet der Amu Darja seine Grenze gegen das russische Gouvernement Turkestan, gegen NW. der Usboi, das alte Bett jenes Flusses; die Grenzlinie gegen W. ist nicht zu bestimmen. C. wird kaum 110,000 QKilom. (2000 QM.) umfassen, darunter höchstens 33,000 QKilom. produktives Land; die Bevölkerung beträgt jetzt, nach Abtretung des Amu Darja-Bezirks an Rußland, immerhin noch 760,000 Köpfe. C. besteht hauptsächlich aus Sandwüsten; nur im Delta des Amu Darja (Oxus) zieht sich ein auf dem linken Ufer breiterer Streifen bewässerten und fruchtbaren Landes hin. Landesprodukte sind Weizen und anderes Getreide, Früchte (berühmt sind die Melonen), Flachs, Krapp und viel Baumwolle. Die Viehzucht ist (mit Ausnahme der Schafzucht) unbedeutend, das Rindvieh klein; Kamele und Dromedare werden viele, aber noch immer nicht genug gehalten. Die nomadisirenden Bewohner haben bei weitem nicht soviel Vieh als die nördlich davon wohnenden Kasak. Die Bewohner sind sunnitische Mohammedaner von vermischter Abkunft. Die nomadisirenden Stämme sind: Turkmenen, Karakalpaken und Kasak (Kirgisen). Als herrschende Masse erscheinen die Uzbeken, denen auch der Chan angehört. C. war als Hauptsklavenmarkt Turans zu betrachten; unterm 24. Juni 1873 veranlaßte der Oberbefehlshaber der russ. Okkupationstruppen den Chan, allen Sklaven die volle Freiheit zu geben und die Sklaverei für ewige Zeiten aufzuheben. Die Turkmenen weigerten sich aber, diesen Erlaß anzuerkennen; ein großes Blutbad wurde unter den freigelassenen Sklaven angerichtet, deren Zahl zwischen 30—40,000 betragen hatte, und es bedarf energischen Einschreitens der Russen, wenn die Aufhebung der Sklaverei zur Wahrheit werden soll. Der Handel war bisher unbedeutend und der Unsicherheit wegen in starkem Rückgang begriffen, wie die russischen Zolllisten nachweisen; mit Persien erschwert den Verkehr die wasserlose Turkmenenwüste. Die Regierung des Chans ist erblich und

despotisch; seine regulären Truppen bestehen aus wenigen Mann Leibgarde, der übrige Theil des Heers aus schlecht bewaffneten und berittenen Uzbeken und Turkmenen. Nur letztere haben den Russen 1873 zähen Widerstand geleistet und traten ihnen in den Tagen vom 21.—29. Juli in der Stärke von 10,000 Mann entgegen; Führung fehlte ihnen vollständig. Die Einnahmen des Chans sind sehr gering (die Turkmenen sind steuerfrei), sie beziffern sich im Jahr auf 350,000—400,000 Rubel (à 3 Mark 10 Pf.); die Familien- und Handelssteuer wird in Geld bezahlt, die Grundabgaben (etwa ein Drittheil) werden in Naturalien entrichtet; sie sind hoch und werden durch die Habgier der Beamten und durch Frondienste noch drückender. Die Hauptstadt C. liegt an dem von Schurachana ausgehenden Bewässerungskanal Palwanata und wird von Vambéry einer persischen Stadt niedrigster Stufe gleichgestellt. Sie ist von einer Lehmmauer umgeben und hat eine Citadelle, im übrigen aber meist Hütten. Sie zählt 6000 Einw. und hat einen großen Bazar. Nächst C. ist der bedeutendste Handelsplatz Neu-Urgendsch, mit 3000 Einw., am Kanal Schawat.

Geschichte. Aus der Zeit des persischen Königsgeschlechts der Achämeniden (5. Jahrh. v. Chr.) kennen wir von Choarizm nicht viel mehr als den Namen des Landes. Nach Herodot bildeten die Choaresmier mit den Parthern, Sogdiern und Ariern den 16. Distrikt des Perserreichs; im Heer des Xerxes kämpften sie unter eigenen Feldherren, und ihr König stellte sich Alexander vor, als dieser 327 v. Chr. an den Orus gelangt war. Die Herrscher des Landes gehörten wohl den Nomadenvölkern an, welche die Oase damals wie jetzt umgeben. Im 6. Jahrh. war ihr König von dem östlich davon residirenden Chakan der Türken abhängig. Die Araber griffen bei ihrer Herrschaft über C. in die innere Verwaltung des Landes nicht tief ein, denn noch im 11. Jahrh. hatte Choarizm seine eigenen Herrscher; anders die Seldschukken, welche C. in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. eroberten und Malekschah als Statthalter einsetzten. Ende desselben Jahrhunderts erhielt Kuthb Eddin Mohammed, der Sohn eines türkischen Sklaven, die Statthalterschaft mit dem Titel eines Charezm-Schah. Er strebte nach Macht, gewann die Anhänglichkeit der Bewohner des Landes und versammelte viele Gelehrte an seinem Hof. Diese Charezm-Schahe wurden den Seldschukken-Sultanen bald gefährlich und zuletzt die Erben ihrer Macht, büßten sie aber mit dem Einfall Dschingischans ein. In dieser Zeit des Ruhms und der Blüte erstreckte sich C. im W. vom Kaspischen Meer hinab bis Bagdad und umfaßte fast ganz Persien, Theile von Afghanistan und die Orusländer bis zum Sir Darja. Dschingischans Sohn Tolui eroberte und verwüstete C. um 1220, zog aber wieder ab. Als Timur im Frühjahr 1372 seinen ersten Feldzug nach C. unternahm, herrschte dort Husein Sofi als Usurpator; Timur machte die Ansprüche seines mongolischen Hauses Dschagatai geltend, allein Husein Sofi warf seine Gesandten ins Gefängnis. Timur drang nun von Bochara aus vor, nahm die Hauptstadt, damals Ket, warf den Gegner in die Stadt Urgendsch zurück und schloß mit dessen Bruder und Nachfolger Jusuf Frieden. Als aber dieser denselben brach, rückte Timur 1373 aufs neue vor, kehrte indeß auf Bitten Jusufs wieder um. Als er 1376 zum drittenmal vor Ket gerückt war, nöthigte ihn ein feindlicher Angriff auf seine Hauptstadt Samarkand wieder zur Umkehr. Wieder aufgenommen wurde der Feldzug 1379; nach einer Belagerung von 3½ Monaten wurde Ket gestürmt, und es erfolgte ein fürchterliches Gemetzel und eine vollständige Verwüstung des Landes. 1388, nach dem fünften Raubzug, traf Timur wenigstens Anstalten zum Wiederaufbau der Städte. Fast ein Jahrhundert lang erfreute sich nun C. der Ruhe, dann eroberten türkische Wanderhorden die Hauptstadt; um 1484 war das Land dem Herrscher von Chorasan zugethan und kam dadurch auf kurze Zeit an Persien. Als Sunniten wollten die Chiwesen sich der persischen schiitischen Herrschaft nicht fügen und beriefen zwei Söhne des türkischen Eroberers ins Land. Ilbars wurde zum Chan ausgerufen, er vertrieb die schiitischen Perser, und seit dieser Zeit verblieb C. unter der Herrschaft der Uzbeken. Ein ununterbrochener Bruderkrieg kennzeichnet die Zeit uzbekischer Herrschaft. Es ist für manche Periode schwierig anzugeben, wer als Chan zu betrachten sei, und zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das Land von den angesehensten uzbekischen Stammesältesten, Inak genannt, verwaltet. Aus dieser Verwaltung ging die gegenwärtig noch herrschende Kungrader Dynastie hervor. Mohammed Rahim (1802—1825) vollendete die einheitliche Regierung; der Vater des gegenwärtigen Chans fiel 1855 bei Mero im Krieg gegen die Perser. Einen orientalischen Eroberer sah C. in Nadir Schah, der 1740 in Chanka einzog und einen neuen Herrscher einsetzte; sein Zug hatte aber für C. nur die Bedeutung eines asiatischen Plünderungskriegs (vgl. Lerch, C., seine historischen und geographischen Verhältnisse, Petersb. 1873).

Von größerem Interesse sind die Versuche Rußlands, zu C. in Beziehung zu treten und es von sich abhängig zu machen. Die Angaben über die Handelsbeziehungen im 16. Jahrh. bedürfen noch der Aufklärung; erst Peter d. Gr. schritt energisch vor. 1714 bat der Chan von C. um Rußlands Unterstützung gegen die Kasak; da Peter d. Gr. sich aber bereits mit dem Turkmenenfürsten Neses in ein Bündnis gegen C. eingelassen hatte, erfolgte 1717 eine kriegerische Expedition unter dem Fürsten Bekewitsch-Tscherkassi, die jedoch ein klägliches Ende nahm. 1718 sandte der Kaiser den gewandten Italiener Florio Benevini nach Bochara, der 1725 über C. zurückkehrte; 1793 wurde dort ein deutscher Arzt Blankenberg Gesandter, da sich der Chan ärztliche Hülfe von Rußland erbeten hatte; man trachtete ihm aber nach dem Leben. 1817 verlangte General Jermolow von Persien Züchtigung des Chans von C. für Plünderung russischer Handelsleute oder Gestattung des Durchzugs russischer Truppen über Asterabad oder durch Chorasan (vgl. Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 20). Die Gefangenhaltung russischer Unterthanen gab später (1839) Anlaß zur Aussendung eines Kriegsheers gegen C. von Orenburg aus unter dem General Perowski in der Stärke von 20,000 Mann nebst einem Train von 10,000 Kamelen. Furchtbares Schneegestöber, Kälte und Mangel an Lebensmitteln nöthigten den General, Ende Januar 1840 auf halbem Wege nach Verlust der Hälfte seiner Mannschaft umzukehren; es bedurfte der Vermittelung Englands, um die Gefangenen frei zu machen. In die Jahre 1842—43 fällt die ihrer wissenschaftlichen Erfolge wegen bedeutende Mission Danilewski's, dessen Begleiter Basiner war. 1858 besuchte C. die Gesandtschaft, in deren Gefolge sich Lerch befand. Zu energischen Forderungen.

schließlich 1873 zum Krieg führte die Gefangenhaltung russischer Unterthanen, die Aufreizung der Rußland untergebenen Kirgisen zur Unbotmäßigkeit und die Verweigerung freien und sichern Zutritts russischer Kaufleute in die Städte des Chanats. »Diese gerechten und mäßigen Forderungen (äußert sich der »Russische Regierungsanzeiger« 1872, Nr. 253) wurden bald mit Stillschweigen beantwortet, bald abschlägig beschieden und zugleich mit den unsinnigsten Gegenforderungen begleitet. So kann aber die Lage dieser Angelegenheit nicht bleiben, und um so weniger, als die Ruhe und Ordnung unserer Orenburgischen Steppe direkt abhängig sind von unseren Beziehungen zu Chiwa.« Die Chiwesen suchten dem Bruch mit Rußland vorzubeugen. Am 28. Aug. 1872 langte eine Gesandtschaft derselben zu Raulpindi in Indien an und überreichte später dem Vicekönig ein eigenhändiges Schreiben des Chans an die Königin von England, worin jener Englands Vermittelung bei Rußland nachsuchte; der Vicekönig erklärte jedoch der Gesandtschaft, dem Wunsch des Chans nicht entsprechen zu können, und ertheilte den Rath, die russischen Forderungen zu erfüllen. Nun legten sich die Chiwesen Rußland gegenüber aufs Bitten; man gestattete aber ihrer Gesandtschaft die Reise nach Petersburg nicht, sondern wies sie in Orenburg im Oktober 1872 zurück. Ein zweiter Versuch fällt in den April 1873, als C. glaubte, die damals bereits auf dem Marsch nach C. befindlichen Kolonnen durch Freigabe der russ. Gefangenen aufhalten zu können. Der Verlauf dieses höchst belehrenden Feldzugs ist folgender:

Die Gesammtstärke der gegen C. ausgeschickten russ. Truppen betrug rund 14,300 Mann; der Oberbefehl wurde dem Generalgouverneur von Turkestan, Generaladjutanten v. Kaufmann, übertragen, der sich seine Instruktionen in Petersburg persönlich holte und von dort Mitte Januar 1873 nach Taschkend, der Hauptstadt seines Gouvernements, zurückkehrte. Die Armee wurde in 5 Kolonnen formirt, die von O., W. und N. auf weit auseinander liegenden Wegen nach der im Centrum liegenden Kulturoase vorrückten. Am frühesten setzte sich das turkestanische Korps in Bewegung; es hatte an 850 Kilom. zurückzulegen und den schwierigsten Marsch zu machen. Die streitbare Mannschaft des Korps war 5247 Mann stark mit 24 Geschützen, darunter 4 Berggeschütze und 4 Mörser; Kavallerie hatte es wegen der Schwierigkeit des Transports der nöthigen Gerste (statt Hafers) nur, so viel unumgänglich nöthig war: 1150 Mann. Bei diesem Korps befand sich auch der Oberbefehlshaber v. Kaufmann und der Stab der Armee. Der Proviantrain bestand aus 9500 Kamelen. Am 13. März setzten sich die Kolonnen in Marsch. Das Gros des Korps, etwa 2650 Mann mit 6700 Kamelen unter den Befehlen des Generals Golowatscheff, schlug die südliche Richtung ein, gelangte 16. März an den Sir Darja, am 22. nach dem Marsch durch die Hungerwüste, wo die Wasserbeschaffung bereits schwierig war, nach Dschisak und marschirte dann in östlicher Richtung längs der Nordabhänge der Bergausläufer des Karatau weiter. In der Nacht vom 28.—29. März riß ein wüthender Steppensturm die Zelte nieder, und bei 6° R. Kälte fiel 1 Meter hoch Schnee. Noch ungleich größere Strapazen brachte die Durchschreitung der nun folgenden Kisilkumwüste; bei drückender Hitze und erstickendem Staube, der nur zeitweilig durch Regenschauer vertrieben ward, ging der Marsch nahe der bocharischen Grenze durch die Sandwüste. Trotzdem erreichten die Truppen Mitte April in bester Gesundheit Aristan bel Kaduk, dann Chalaata; aber auf dem verhältnismäßig kurzen Weg von hier an den Amu ward das ganze Korps infolge des Wassermangels dem Verschmachten nahe gebracht. Das Auffinden einiger Brunnen brachte Rettung; am 18. Mai wurde der Uebergang über den Amu bei Scheicharik erzwungen und bei Chalaata die St. Georgsbefestigung als Stützpunkt erbaut. Die kasalinskische Abtheilung des turkestanischen Korps, 2500 Mann (meist Infanterie) und 2800 Kamele, rückte unter Oberst Golow vom Sir Darja auf zwei Wegen vor; die eine Kolonne ging vom Fort Perowski den Jani Darja entlang, die andere wandte sich erst bei Kasalinsk südöstlich; bei Irbitkai vereinigten sich beide wieder und erbauten ein kleines Fort, Blagowetschenskoje genannt. Der Marsch von hier durch die Kisilkumwüste ging glücklich von statten; bei Chalaata vereinigte sich die Truppe mit der Dschisakkolonne. Das orenburgische Korps rückte mit etwa 2100 Mann, darunter 900 Mann Kavallerie und 2700 Kamele, 7. April vom Embaposten aus und erreichte ohne besondere Hindernisse auf dem 1837 Perowski durch den Steppenwinter so gefährlich gewordenen, 670 Kilom. langen Weg die Urgaspitze des Aralsees (17. Mai), passirte die ausgetrocknete Mündung der Aibugirbucht und befand sich nun im Kulturland. Befehlshaber war General Werewkin. Ein Korps von 2500 Mann aus Kaukasien rekrutirter Truppen, welches auf der Halbinsel Mangischlak am nordöstlichen Ufer des Kaspischen Meers zusammengezogen worden war, marschirte 900 Kilom. weit unter dem Oberst Lomakin nach der Aibugirbucht (26. April) und vereinigte sich 26. Mai hinter Kungrad mit dem orenburg. Korps. Der Ust-urt, der für unpassirbar galt, bot nirgends Schwierigkeiten. An zwei Brunnen wurden Redouten aufgeworfen und Depots angelegt. Ein anderes Detachement von 2400 Mann kaukasischer Truppen sollte unter Oberst Markosow im alten Bett des Amu Darja, dem Usboi, nach C. vordringen, stieß aber von Igdi an auf endlose Flugsandhügel, fand keine Brunnen und sah sich hierdurch zur Umkehr genöthigt. Markosow hatte hinter Igdi einen Angriff der Teke-Turkmenen so energisch zurückgewiesen, daß dieser mächtige Stamm davon Abstand nahm, dem Chan von C. zu Hülfe zu eilen. Zur Unterstützung des turkestanischen Korps wurde in Kasalinsk eine Flottille ausgerüstet, die aus zwei Dampfern und drei anderen Fahrzeugen mit 13 vierpfündigen Kanonen, 4 zehnpfündigen Bombengeschützen und 2 Karonaden bestand; die Bemannung zählte 7 Officiere, 1 Arzt, 2 Topographen, 260 Matrosen und Soldaten. Sie konnte aber während des Kriegs nicht in Aktion kommen, da sie 25 Kilom. oberhalb Kungrad im Taldikarm Halt machen mußte, und das Ausschiffen ohne besondere stehende Vorrichtungen auf dem Land hier höchst unbequem ist. Von der gesammten Sollstärke des Korps kamen also rund 12,000 Mann mit 40 Feld-, resp. Berg- und Festungsgeschützen, 2 Mitrailleusen, 8 Mörsern und 20 Raketengestellen in C. in Aktion; sie vereinigten sich 10. Juni zu einem Ganzen unter den Mauern der Stadt C. Auf dem Marsch in den Steppen waren vom Feind belästigt worden das Mangischlak'sche Korps 1. Mai vor Bischakti, dann die Vorhut des turkestanischen Korps 5. und 9. Mai. Ständig wurden die Angriffe auf die Marschkolonnen

im Kulturland, wo man sie auch durch Zerstören der Brücken aufzuhalten dachte; hier hatte besonders das von N. vordringende Korps Schritt vor Schritt Angriffe zurückzuweisen, während das turkestanische Korps weniger belästigt wurde. Die Feinde, meist Turkmenen, stürzten sich in die Flanken und in den Rücken, Frontangriffe wurden vermieden; ihr Widerstand war hartnäckig, aber nutzlos, die Artillerie richtete furchtbare Verwüstungen unter ihnen an. Am 27. Mai wurde die Stadt Chodscheili besetzt (das 6000 Mann starke chiwesische Korps floh, als die Russen zum Angriff übergingen), am 30. Mangit mit Waffengewalt genommen. Am 3. Juni hatte das Rekognoscirungs- und Fouragierungskorps der turkestanischen Abtheilung ein kleines Gefecht in den Gärten von Chasarasp. Während des Vormarsches überbrachte ein Gesandter des Chans die Zusicherung, daß alle Forderungen der Russen erfüllt werden, diese aber den weitern Marsch einstellen sollten. Kaufmann antwortete, daß er zwar bereit sei, mit dem Chan über die Friedens- und Freundschaftsbedingungen zu unterhandeln, aber sein Vorrücken nicht unterbrechen werde, und daß der Chan seine Truppen entlassen und den Einwohnern befehlen solle, sich ruhig zu verhalten. Der Chan erneuerte seinen Antrag 7. und 9. Juni, aber Kaufmann ließ ihm kurz erwidern, daß er den Frieden in der Hauptstadt abschließen werde. Am 9. Juni war General Werewkin von N. her vor den Gärten der Hauptstadt angelangt, 10. Juni morgens ■ Uhr erreichte das turkestanische Korps die Stadt. Nachdem auf das Nordkorps von der Stadt her ein heftiges Feuer eröffnet worden war, schossen die Russen 10. Juni Bresche; doch wurden die Feindseligkeiten bald eingestellt, da die vornehmsten und angesehensten Personen aus dem Chanat angekündigt hatten, daß C. sich ergeben wolle und daß der Chan zu den Jomuden geflohen sei. Nachmittags 2 Uhr erfolgte der Einzug des Generals Kaufmann, in dessen Gefolge sich zwei jüngere Glieder des kaiserlichen Hauses, Großfürst Nikolai Konstantinowitsch und Fürst Eugen Maximilianowitsch, befanden, in die Hauptstadt; russische Truppen hielten die Stadt bis 14. Juni besetzt, bezogen dann aber wieder ihr Lager vor der Stadt.

Während des Anmarsches der Russen gegen die Stadt war darin eine Insurrektion ausgebrochen; das Volk befreite den schon seit längerer Zeit gefangen gehaltenen Bruder des Chans, Atadschan, aus dem Kerker und rief ihn zum Chan aus; derselbe schloß sich dann den Russen bei ihrem Abzug an und ist später als Fähnrich in das russische twer'sche Dragonerregiment Nr. 15 eingetreten. General Kaufmann forderte den Chan in einem Schreiben vom 13. Juni zur Rückkehr auf, und schon 14. Juni stellte sich derselbe dem General vor und blieb von da an in seiner Residenz. Es wurde ihm die fernere Verwaltung des Landes gelassen, doch gab ihm der Oberbefehlshaber auf die Dauer der Anwesenheit der russ. Truppen einen Verwaltungsrath bei, der aus Russen und vom Chan ernannten chiwesischen Würdenträgern bestand. Der wichtigste Erlaß dieses Verwaltungsraths ist die vom Chan unterm 24. Juni vollzogene Urkunde und Proklamation, betreffend die Aufhebung der Sklaverei. — Zunächst machten aber die Jomuden-Turkmenen noch einen sehr ernsten Feldzug in die Gegend zwischen Chazawat und Alt-Urgendsch, westl. der Orte Ambar und Taschhauz, nöthig. Dieser Turkmenenstamm ist die größte Plage des Landes; er brandschatzte die Ackerbauer und rühmte sich trotz des unaufhaltsamen Vormarsches der Russen der Rettung und Befreiung des Landes von den Feinden; daher mußte ihm die russ. Ueberlegenheit fühlbar gemacht werden. Kaufmann legte ihm eine Kontribution von 300,000 Rubel auf, zahlbar binnen 14 Tagen, und sandte ein Detachement von ■ Kompagnien mit 10 Geschützen, 1 Raketenbatterie und 8 Sotnien Kavallerie unter dem Befehl des Generalmajors Golowatschew 19. Juli in die Niederlassungen der Jomuden ab. Schon 21. Juli kam das Korps in Konflikt mit den Jomuden; zur Schlacht führte aber deren Angriff auf das Lager der Russen bei Tschandir, 27. Juli morgens vor Tagesanbruch. Er war überaus heftig; die Reiter hatten hinter sich auf dem Pferd je einen Fußsoldaten sitzen, die vor der Front des Feindes absaßen und mit ihren Hiebwaffen wie Wilde auf die Gegner losstießen. Es kam zum fürchterlichen Handgemenge; aber die europäische Disciplin und Manövrirkunst erfocht, von den Geschützen wirksam unterstützt, den Sieg, und der Angriff ward glänzend abgeschlagen, nachdem der Kampf den ganzen Morgen gedauert hatte. Nachdem General Golowatschew 29. Juli drei Wagenburgen der Jomuden zerstört hatte, wodurch sie an 3000 Wagen sammt Inhalt und 9000 Kamele verloren, waren sie gedemüthigt und versprachen zu bezahlen. Man nahm ihnen Geiseln ab, allein seit dem Abzug der Truppen sind sie wieder so unbotmäßig geworden wie vorher. Die Russen befanden sich übrigens in einer so bedenklichen Lage, daß General Kaufmann 27. Juli mit dem Rest des Korps nachzurücken sich veranlaßt fand, nachdem er auch in Alt-Urgendsch die dort zum Rückmarsch sich rüstenden orenburgischen Truppen wieder nach Süden beordert hatte. Der Kampf hatte hiermit sein Ende erreicht. Im ganzen hatten an mindestens 15 Orten Gefechte stattgefunden; die Russen geben ihren Gesammtverlust an zu 34 Todten und 172 Verwundeten; die größten Verluste entfallen auf die Angriffe gegen das orenburgische Korps vor C. (2 Todte, 68 Verwundete) und auf die Kämpfe gegen die Jomuden (10 Todte, 42 Verwundete). Die Friedensbedingungen kamen schon 14. Juni dem Chan gegenüber zur Sprache; sie wurden 24. Aug. unterzeichnet und erhielten im Oktober die Zustimmung des Zaren. Die wichtigsten Bestimmungen dieses Traktats von 18 Paragraphen sind folgende: 1) Alle Besitzungen Chiwa's am rechten Ufer des Amu Darja und das Delta dieses Flusses bis zum Amu Taldik werden dem russischen Reich einverleibt; von der Mündung dieses Arms zieht die Grenze bis zum Vorgebirge Urga und dann den Südabhang des Ust-urt entlang bis zum Usboi, dem alten Bette des Amu Darja. 2) C. zahlt an Rußland eine Kriegskostenentschädigung von 2,s Mill. Rubel in 20jährigen Raten. 3) Die Russen dürfen in C. Handel treiben, ohne zu anderen Abgaben verpflichtet zu sein als die muselmanischen Händler. 4) C. nimmt Rußland gegenüber die Stellung eines Vasallenstaats ein. — Chanka und dem Uebergangspunkt über den Amu gegenüber errichteten die Russen (auf dem abgetretenen Gebiet) in fruchtbarster Umgebung die Veste Petro-Alexandrowsk und bestimmten sie zur Unterbringung des Besatzungskorps von 1800 Mann sowie zum Sitz der militärisch organisirten Verwaltung des neuen Gebiets. Der Rest der Armee trat 24.—28. Aug. seinen Rückmarsch in der

Richtung nach Mangiſchlak, Orenburg und Taſchkend an und erreichte die erſten beiden Orte in je 30 Tagen, den letztern Ort nach 42tägigem Marſch, vom Kulturland an gerechnet. General Kaufmann traf 10. Okt. 1873 wieder in Taſchkend ein. — Die Ruſſen benutzten die Zeit ihrer Anweſenheit in C. zu vielſeitigen wiſſenſchaftlichen Expeditionen, die noch immer ihren Fortgang nehmen. Die hierdurch gemachten Erfahrungen werden ihnen die Züchtigung der Turkmenen erleichtern, die wohl noch in ihren innerſten Schlupfwinkeln aufgeſucht werden müſſen, wenn ſie endlich von ihrem Räuberhandwerk ablaſſen ſollen. Vgl. E. Schmidt, Die Expedition gegen C., in der »Ruſſiſchen Revue«, Bd. 4 (Petersb. 1874), mit einem vollſtändigen Literaturverzeichnis und einer Ueberſicht über die Verhältniſſe des Landes; Stumm, Aus C., Berichte (Berl. 1874).

Chizē (Kiſeh, türk., m.), Beutel Goldes.

Chizerots uno **Burins** (ſpr. ſchiſ'ro, büräng), ein eigenthümlicher Volkszweig im franz. Departement Ain, Arrondiſſement Bourg-en-Breſſe, der namentlich die Dorfſchaften Sermoyer, Arbigny, Boz und Ozan inne hat. Obgleich arbeitſam und wohlhabend, werden ſie doch von ihren Nachbarn, namentlich den Bauern, verachtet und ſelbſt gehaßt, theils weil ſie für Nachkömmlinge der Saracenen gelten, theils auch weil ſie im Ruf ſtehen, habſüchtig und boshaft zu ſein. Sie heirathen meiſt nur unter einander, da irgend wohlhabende Bauern und ſelbſt Taglöhner ihnen ihre Töchter zur Ehe verweigern. Sie treiben vornehmlich Landbau, Viehhandel, Fleiſcherei ꝛc. Es gibt ſehr ſchöne Leute unter ihnen, namentlich ſind die durch Fülle des Wuchſes, weißen Teint, große, lebhafte ſchwarze Augen ausgezeichneten Mädchen berühmt. Vgl. Michel, Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne (Par. 1847, 2 Bde.; deutſch bearbeitet von Stricker in Prutz' »Deutſches Muſeum«, Leipz. 1851).

Chladni, Ernſt Florens Friedrich, der Begründer der Akuſtik als Wiſſenſchaft, geb. 30. Nov. 1756 zu Wittenberg, beſuchte die Landesſchule zu Grimma, ſtudirte zu Wittenberg und Leipzig die Rechte und ward 1780 Doktor dieſer Wiſſenſchaft, gab dieſelbe jedoch nach dem Tod ſeines Vaters auf, um ſeiner Neigung für die Naturwiſſenſchaften zu folgen. Angeregt durch frühere Verſuche von Bernouilli und Euler über die Schwingungen der Saiten, ſtellte er eine Reihe von Experimenten an, bei welcher Gelegenheit er die nach ihm benannten Klangfiguren entdeckte (ſ. Schall). Er konſtruirte darauf ein neues Muſikinſtrument, welches er Euphon nannte, und erfand 1800 den Clavicylinder. Von dem Phyſiker Lichtenberg in Göttingen auf die Sternſchnuppen und Feuerkugeln aufmerkſam gemacht, warf er ſich mit Eifer auf das Studium dieſer damals noch ganz räthſelhaften Erſcheinungen. In ſeiner Abhandlung »Ueber den Urſprung der von Pallas gefundenen Eiſenmaſſe ꝛc.« (Riga 1794) erklärte er dieſe für kosmiſcher Natur und ebenſo alle Meteorſteine und Feuerkugeln für Körper, welche aus dem allgemeinen Weltraum zu uns gelangen, eine Behauptung, die anfangs allenthalben verſpottet wurde, heute aber als die einzig richtige gilt. Er ſtarb 3. April 1827 in Breslau. Von ſeinen Schriften ſind außer der obigen zu nennen: »Entdeckungen über die Theorie des Klanges« (Leipz. 1787); »Akuſtik« (daſ. 1802; 2. Aufl. 1830); »Traité d'acoustique« (Par. 1809); »Neue Beiträge zur Akuſtik« (Leipz. 1817); »Ueber Feuermeteore« (Wien 1820); »Beiträge zur praktiſchen Akuſtik und zur Lehre vom Inſtrumentenbau, enthaltend die Theorie und Anwendung zum Bau des Clavicylinders und verwandter Inſtrumente« (daſ. 1822). Eine Autobiographie enthält ſeine »Akuſtik«. Vgl. Bernhardt, Dr. Ernſt C., der Akuſtiker (Wittenb. 1856).

Chladni'ſche Klangfiguren, ſ. Schall.

Chlamys (griech., f.), kurzer Reit- u. Reiſemantel der alten Griechen, welcher aus Makedonien oder Theſſalien ſtammte und zuerſt bei Sappho erwähnt wird. Anfänglich ſcheint der Schnitt rund mit zwei Ecken, ſpäter aber viereckig geweſen zu ſein. Gewöhnlich trug man ihn über der linken Achſel und befeſtigte ihn mit Häkchen auf der rechten Seite. Die Griechen hatten außer der C. auch eine Chläna im Gebrauch, welche ebenfalls als Mantel getragen und des Nachts zur Bedeckung gebraucht wurde. Die C. war wie die Chläna aus Wolltuch, bei Armen von der natürlichen Farbe der Wolle, bei Reichen von feinerem Stoff und meiſt ſchwarz, und diente beſonders den Jünglingen, welche vom 18.—20. Jahr zu Pferde die Wache in der Stadt verſahen und ſich zum Kriegsdienſt vorbereiteten, zur Bedeckung. Die Vornehmeren kleideten ſich auch in ſcharlachrothe, die höchſten Militärperſonen in purpurne C. Später ging dieſe Tracht in alle Stände über. Der Anſtand erforderte, daß man den Mantel beim Umwerfen geſchickt über die linke Schulter zu ſchwingen wußte, ſo daß er weder vorn, noch hinten aufſchleppte. Von den Griechen kam die C. zu den Römern, die ſie Sagum und Paludamentum nannten. Hier wurde die Agraffe in der Folge immer größer und koſtbarer. Die Soldaten, welche das Sagum allein trugen, hießen deshalb Chlamydati. Auch auf Reiſen bediente man ſich dieſes Gewandes. Die hohen Officiere und die Kaiſer trugen es ſcharlach- oder purpurroth. Seit dem 3. und 4. Jahrh. n. Chr., wo die Toga immer mehr außer Gebrauch kam, wurde die C. auch Tracht im Frieden. Gallienus war der erſte Kaiſer, welcher die purpurne C. trug; alle ſeine Vorgänger gingen in der Toga.

Chlapowski, Deſiderius, poln. General, geb. 1788 im Großherzogthum Poſen, trat 1807 in das polniſche Heer ein, ward Ordonnanzofficier Napoleons I. und dann Eskadronchef der Gardekavallerie. Als ſolcher machte er den Feldzug in Rußland mit und wußte ſich die Gunſt Napoleons zu erwerben, nahm jedoch 1813, weil er ſich zurückgeſetzt glaubte, ſeinen Abſchied und lebte auf ſeinen Gütern in Poſen. Nach dem Ausbruch der polniſchen Revolution von 1830 ſchloß er ſich derſelben an, ward von Chlopicki zum Brigadegeneral ernannt und zeichnete ſich namentlich in der Schlacht von Grochow aus. Er drang ſodann nach Litauen vor, unterſtützte den dortigen Aufſtand und machte gemeinſchaftlich mit Gielgud an der Spitze von 5000 Litauern einen Angriff auf Wilna, wurde aber zurückgeſchlagen und mußte ſich über die preuß. Grenze zurückziehen. Hier ſtreckte er die Waffen, erlitt eine längere Haft und wurde zur Bezahlung einer bedeutenden Strafſumme verurtheilt. Später lebte er wieder auf ſeinen Gütern. Er ſchrieb: »Lettres sur les évènements militaires en Pologne et en Lithuanie« (Par. 1832). Sein Bruder Stanislaus nahm ebenfalls am polniſchen Aufſtand, namentlich an den Unternehmungen in Litauen, theil.

Chliasma (griech., n.), ein warmer, erweichender Umſchlag.

Chloanthit (zum Theil auch Weißnickelkies,

Arsennickel), Mineral aus der Klasse der Kiese, findet sich derb von feinkörniger bis dichter, zuweilen von stengeliger Zusammensetzung, wobei die Stengel in tesserale Krystalle auslaufen, ist zinnweiß, läuft aber grau und schwärzlich an und wird dann matt, bedeckt sich auch nicht selten mit grüner Nickelblüte; Härte 5,5. Er besteht aus Nickel und Arsen $NiAs_2$, doch wird oft etwas Nickel durch mehrere Procent Eisen und Kobalt ersetzt. Man findet ihn auf Gängen bei Schneeberg, Richelsdorf, Camsdorf, Joachimsthal, Allamont, in Connecticut und kann ihn zur Darstellung von Nickel, Arsen und arseniger Säure benutzen.

Chloásma (griech., n.), Laub- oder Leberfleck.

Chlodis, König der Franken, trat um 428 die Regierung an, fiel in Hennegau und Artois ein, schlug die Römer und eroberte Cambrai, Tournai und Amiens, wo er seinen Sitz aufschlug. Bis 445 hatte er alles Land bis an die Somme erobert, ward aber, diesen Fluß überschreitend, von Aëtius geschlagen und starb 448.

Chlodömer, fränk. König, Chlodwigs d. Gr. zweiter Sohn, erhielt nach dessen Tode das Land zwischen Loire und Garonne mit der Hauptstadt Orléans. Mit seinen Brüdern zog er gegen die Burgunderkönige Sigismund und Godomar. C. ließ Sigismund mit den Seinen umbringen und schlug mit Theuderich von Austrasien Godomar bei Vienne, fand aber bei dessen Verfolgung den Tod (524).

Chlodwig (Chlodovech), Name mehrerer fränkischen Könige aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) C. I. oder der Große, Childerichs I. und Basina's Sohn, geb. 465, folgte 481, 15 Jahre alt, seinem Vater als König der salischen Franken im nördlichen Gallien. Er ist der Gründer des großen Frankenreichs. Zuerst vernichtete er den Rest römischer Herrschaft in Gallien 486 durch seinen Sieg über Syagrius bei Soissons, wodurch er das Land bis zur Seine gewann. Bald darauf eroberte er das Land der Tungern (das heutige Lüttich'sche). Im Jahr 493 vermählte er sich mit Clotilde, einer Nichte des burgundischen Königs Gundobald, die ihn zum Christenthum zu bekehren suchte, doch zunächst ohne Erfolg. Erst als er, von dem ripuarischen König Sigbert zu Hülfe gerufen, gegen die Alemannen zog und bei Zülpich (496) der Sieg sich von ihm abzuwenden schien, gelobte er Christ zu werden, wenn ihm Christus den Sieg verleihe. Als darauf die Alemannen wichen und gänzlich geschlagen wurden, ließ sich C. zu Reims durch den Bischof Remigius taufen und zwar auf den katholischen Glauben. Das bei seiner Salbung gebrauchte heilige Oel (s. Ampulla) diente seitdem bei der Salbung aller fränkischen und französischen Könige. C. erhielt vom Papst den Titel »Rex christianissimus«, »allerchristlichster König«, wiewohl er durch seine Handlungen dem Christenthum nicht viel Ehre machte. Nun unterwarfen sich ihm die unabhängigen katholischen Städte Armorica's zwischen Seine und Loire freiwillig. Im Jahr 500 zog C. gegen den Burgunderkönig Gundobald, schlug ihn, von dessen Bruder Godegisil unterstützt, bei Dijon und belagerte ihn in Avignon, schloß aber dann gegen das Versprechen jährlichen Tributs Frieden. Die Briten in Armorica (Bretagne) unterwarfen sich ihm von freien Stücken. Angeblich aus Glaubenseifer, in der That aber aus Eroberungssucht zog C. 507 gegen die arianischen Westgothen unter Alarich, schlug sie bei Vouglé unweit Poitiers und drang bis Bordeaux vor, während sein natürlicher Sohn Theoderich alle Städte bis an die Grenze von Burgund einnahm. Vom griechischen Kaiser erhielt C. hierfür den Konsultitel. Er verlegte nun seine Residenz nach Paris. Die weitere Eroberung des westgothischen Reichs hinderte der Ostgothenkönig Theoderich, doch blieb den Franken Aquitanien und Toulouse. Darauf ausgehend, die kleineren Herrschaften in seinem Gebiet aufzulösen und alle Gewalt in seine Hände zu bringen, ließ er sich von seiner Eroberungs- und Herrschsucht zu den grausamsten und blutigsten Thaten verleiten. Den fränkischen Fürsten Chararich ließ er mit seinem Sohn tödten. Als er den Fürsten von Cambrai, Ragnachar, und dessen Bruder Richar gefangen genommen, schlug er den ersten mit der Streitart nieder, weil er durch seine Feigheit das königliche Geschlecht geschändet habe, und dann auch den letztern, weil er seinem Bruder nicht genug beigestanden. Den Sohn des ripuarischen Königs Sigbert von Köln, Chloderich, verleitete er zur Ermordung seines Vaters und ließ ihn dann selbst ermorden. »Noch viele andere Könige«, sagt Gregor von Tours, »ließ C. tödten, sogar seine nächsten Verwandten, und breitete so seine Herrschaft über ganz Gallien aus.« Dabei war er klug genug, stets in gutem Einvernehmen mit der Kirche und dem Klerus zu bleiben. Er starb 27. Nov. 511 zu Paris und wurde in der von ihm den heil. Aposteln zu Ehren erbauten, nachher der heil. Genoveva gewidmeten Kirche bestattet. Sein Reich theilten seine vier Söhne Theoderich, Chlodomir, Childebert und Chlotar unter sich. Vgl. Junghans, Die Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodovech (Götting. 1857).

2) C. II., Dagoberts I. zweiter Sohn, geb. 633, ward 638 König von Neustrien und Burgund, unter der Vormundschaft seiner Mutter, bemächtigte sich nach König Sigberts von Austrasien Tod und nach Ermordung Grimoalds, des Hausmeiers desselben, auch Austrasiens und ward so wieder Herr des ganzen Frankenreichs, starb aber schon 656, kaum 23 Jahr alt, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens an Geisteszerrüttung gelitten.

3) C. III., Theoderichs III. Sohn, folgte 690, noch ein Kind, während der Hausmeier Pipin von Heristal die Herrschaft ausübte, starb aber schon 694.

Chloë (die »Grünende«), bei den Attikern Beiname der Demeter als Beschützerin der jungen Saat. Ihr zu Ehren wurde am 6. Thargelion (Ende Mai) ein Frühlingsfest mit Widderopfer und lustigen Spielen begangen. C. ist auch gewöhnlicher Name in Schäfergedichten und Schäferromanen.

Chlopicki (spr. -pitzki), Joseph, poln. General und Diktator während des Aufstandes 1830, geb. 24. März 1771 in Galizien aus einer unbemittelten adligen Familie, trat in Kriegsdienste, zeichnete sich 1794 im Treffen bei Raclawice aus, ward bald darauf Adjutant des Generals Romkiewicz und war 1797 einer der ersten, die zur Befreiung des Vaterlandes in die Dienste der französischen Republik traten. Er kämpfte mit Auszeichnung 1799—1801 in Italien, 1807 bei Eylau und Friedland, 1808—1811 in Spanien und 1812 in Rußland bei Smolensk und an der Moskwa. Da ihm aber die gehoffte Beförderung zum Divisionsgeneral nicht gewährt wurde, nahm er seinen Abschied und lebte in Paris. Als Kaiser Alexander I. die Wiederherstellung Polens versprach, kehrte C. in sein Vaterland zurück und ward von jenem zum Divisionsgeneral in der polnischen Armee ernannt, nahm indeß,

vom Großfürsten Konstantin bei einer Heerschau beleidigt, seinen Abschied und lebte zurückgezogen bis zum Ausbruch der Revolution von 1830. Obgleich er die Hoffnungen auf ein Gelingen der Erhebung nicht theilen konnte und sich daher anfangs zurückhielt, mußte er doch der Stimme des Volks und des Heers nachgeben und trat dem Administrationsrath als Oberbefehlshaber bei, doch unter der Bedingung, den Oberbefehl im Namen des Kaisers führen zu dürfen; in demselben Sinn übernahm er 5. Dec. auf dem Marsfeld die Diktatur bis zur Eröffnung des Reichstags, suchte fortwährend auf Wiedervereinigung mit dem Kaiser, von dem er Zugeständnisse für die Nation hoffte, hinzuwirken und legte nach Eröffnung des Reichstags (18. Dec.) jene Würde wieder nieder. Die zweite, ausgedehntere Diktatur übernahm er, dem allgemeinen Volkswillen nachgebend, 20. Dec. und verfolgte während derselben die früheren Bestrebungen. Dies und seine Strenge bewogen den Patriotischen Verein, ihn zur Rechenschaft zu ziehen; daher legte C. 23. Jan. 1831 die Diktatur freiwillig nieder, trat aber zum Erweis seines Patriotismus im Februar als Soldat in die Armee und focht mit Auszeichnung bei Grochow und namentlich in dem auf sein Anrathen unternommenen Angriff auf die russischen Korps unter Schachowski und Geismar (25. Febr.), in welchem Gefecht er eine schwere Wunde erhielt, zu deren Heilung er nach Krakau ging. Chlopicki's Handlungsweise hat viel Tadel erfahren müssen; man beschuldigte ihn der Lauheit, ja schrieb sogar den endlichen Fall Polens auf Rechnung seiner Unentschiedenheit. Er hielt bei allem Patriotismus die Sache des Aufstandes von Anfang an für eine verlorene; als ihn aber ein Brief des Kaisers Nikolaus überzeugte, daß an eine gütliche Vermittelung nicht zu denken sei, trat er vom Schauplatz ab. Seit der Unterdrückung der polnischen Insurrektion lebte er zurückgezogen in Krakau und starb 30. Sept. 1854.

Chlor (Chlorine) Cl, chemisch einfacher, gasförmiger Körper, findet sich nicht im freien Zustand in der Natur, aber sehr verbreitet in Verbindungen, von denen die mit Natrium, das Kochsalz, die wichtigste ist. Die Kaliumverbindung findet sich als Sylvin im Karnallit und Kainit und, wie das Chlornatrium, auch gelöst im Quell- und Meerwasser, welches außerdem Chlormagnesium und Chlorcalcium enthält. Andere Chlorverbindungen, z. B. Chlorwasserstoff, Chloramnonium, finden sich unter den Exhalationsprodukten der Vulkane, und so ist das C. eins der verbreitetsten Elemente, welches in keiner Ackererde fehlt und im Pflanzen- und Thierreich eine große Rolle spielt. Auch für die Technik ist es von hoher Bedeutung, und die Chlorbereitungsmethoden verdienen daher besondere Beachtung. Am häufigsten stellt man C. mit Hülfe von Braunstein und Salzsäure dar. Braunstein ist Mangansuperoxyd MnO_2 und bildet mit Salzsäure, welche aus C. und Wasserstoff besteht, Mangansuperchlorid $MnCl_4$ und Wasser $2H_2O$. Das Mangansuperchlorid aber ist sehr unbeständig und zerfällt besonders beim Erwärmen in Manganchlorür $MnCl_2$ und freies C. Zur Ausführung dieser Methode übergießt man in einem Glaskolben gepulverten Braunstein mit Salzsäure und erwärmt gelinde. Den Kolben stellt man vortheilhaft in ein Sandbad und verschließt ihn mit einem durchbohrten Kork, in welchem ein Gasleitungsrohr steckt. Soll das C. ganz rein sein, so muß man es durch ein wenig Wasser leiten, um es von Salzsäuredämpfen zu befreien. Sehr zweckmäßig füllt man den Kolben bis zum Hals mit erbsengroßen Braunsteinstücken und gießt durch ein im durchbohrten Kork steckendes Trichterrohr nur wenig Salzsäure ein; das C. muß dann durch eine hohe Schicht Braunstein streichen und gibt an diesen die Salzsäuredämpfe ab. Nach genügender Entwickelung von C. gießt man die Flüssigkeit aus und spült den Braunstein ab, um ihn bei der nächsten Operation wieder zu benutzen. Diese Methode liefert stets nur die Hälfte des in der Salzsäure enthaltenen Chlors:

$$\underset{\text{Braunstein}}{MnO_2} + \underset{\text{Salzsäure}}{4HCl} = \underset{\text{Manganchlorür}}{MnCl_2} + \underset{\text{Wasser}}{2H_2O} + \underset{\text{Chlor.}}{2Cl}$$

Will man den ganzen Chlorgehalt ausnutzen, so muß man 2 Moleküle Salzsäure durch 1 Molekül Schwefelsäure ersetzen und z. B. anwenden 2 Theile Braunstein, 4 Th. Salzsäure, 2 Th. Schwefelsäure und 1 Th. Wasser. Man erhält dann als Rückstand nicht Manganchlorür, sondern schwefelsaures Manganoxydul:

$$\underset{\text{Braunstein}}{MnO_2} + \underset{\text{Schwefelsäure}}{H_2SO_4} + \underset{\text{Salzsäure}}{2HCl} = \underset{\text{schwefelsaures Manganoxydul}}{MnSO_4} + \underset{\text{Wasser}}{2H_2O} + \underset{\text{Chlor.}}{2Cl}$$

Man kann auch statt der Salzsäure ein Gemisch von Kochsalz und Schwefelsäure anwenden, da aus diesem zunächst schwefelsaures Natron und Salzsäure entsteht, also z. B. 1 Theil Kochsalz, 1 Th. Braunstein, $2^2/_3$ Th. Schwefelsäure und $1^1/_3$ Th. Wasser. Beim fabrikmäßigen Betrieb bedient man sich zur Chlorentwickelung passender flaschenförmiger Thongefäße, welche in hölzernen verschließbaren Kästen stehen und durch Wasserdampf erwärmt werden können, oder man konstruirt die Apparate aus Sandstein, welchen man in Theer kocht, um ihn ganz undurchdringlich zu machen. Für die Ergiebigkeit der beschriebenen Chlorbereitungsmethode ist die Beschaffenheit des Braunsteins von hoher Wichtigkeit; enthält derselbe viel kohlensauren Kalk, kohlensauren Baryt oder dergleichen, so wird viel Salzsäure nutzlos zur Zersetzung dieser Verunreinigungen benutzt; aber man erhält auch weniger C., wenn der Braunstein nicht aus Mangansuperoxyd besteht, sondern im Verhältnis zum Mangan weniger Sauerstoff enthält. Dies veranschaulichen die folgenden Formeln:

$$Mn_3O_4 + 6HCl = 3MnCl_2 + 3H_2O + 2Cl$$
$$Mn_3O_4 + 8HCl = 3MnCl_2 + 4H_2O + 2Cl.$$

Die Chlorbereitungsrückstände, welche im wesentlichen aus einer sauren Lösung von Manganchlorür bestehen, hat man als Desinfektionsmittel und zum Reinigen von Leuchtgas benutzt; besser werden sie verwerthet, wenn man daraus ein für den Hohofenproceß oder für die Glasfabrikation geeignetes Manganpräparat darstellt; auch hat man sie zur Gewinnung von Uebermangansäure, Nürnberger Violett und für den Sodabildungsproceß aus Schwefelnatrium (Maleherbe-Kopp) verwendet. Viel wichtiger aber ist die Regeneration des verwendeten Braunsteins, d. h. die Darstellung eines an Mangansuperoxyd möglichst reichen Präparats, welches wieder zur Chlorbereitung benutzt werden kann. Zu diesem Zweck neutralisirt man nach Dunlop die Rückstände mit kohlensaurem Kalk, wobei zugleich das aus Braunstein und Salzsäure stammende Eisen gefällt wird. Die klare Manganchlorürlauge mischt man mit Kreide und erhitzt mit gespanntem Dampf; es wird dann das Mangan als kohlensaures Manganoxydul gefällt, und wenn man

dies nach dem Auswaschen und Trocknen auf etwa 300° erhitzt, so entsteht eine sehr sauerstoffreiche Manganverbindung ($2MnO_2, MnO$). Nach dem Hofmann-Richter'schen Verfahren zersetzt man die Rückstände mit der gelben Lauge, welche beim Ausziehen der Sodarückstände entsteht, röstet den Niederschlag, welcher aus Schwefelmangan, Schwefel und Manganoxydul besteht, und leitet die dabei sich entwickelnde schweflige Säure in die Bleikammern der Schwefelsäurefabrik, um sie in Schwefelsäure zu verwandeln; das Röstprodukt aber erhitzt man mit Natronsalpeter und benutzt die dabei sich entwickelnden rothen salpetrigen Dämpfe gleichfalls zur Schwefelsäurefabrikation. Dem Rückstand, welcher dem Braunstein gleichwerthig sein soll, entzieht man schließlich das aus dem Natronsalpeter entstandene schwefelsaure Natron durch Wasser. Nach dem Weldon'schen Verfahren fällt man aus den Rückständen durch kohlensauren Kalk Eisenoxyd, Thonerde und Gips, mischt dann die klare Lösung mit gelöschtem Kalk und leitet in das erwärmte Gemisch, welches wesentlich aus Manganoxydul, Kalkhydrat und Chlorcalcium besteht, gepreßte Luft. Es entsteht dann ein Calciummanganit $CaMnO_3$, welches nach dem Absetzen und Abziehen der Chlorcalciumlösung sofort wie frischer Braunstein zu verwenden ist. Benutzt man statt des Kalks Magnesia, so entsteht Chlormagnesium, welches durch einfaches Erhitzen in Salzsäure und Magnesia zersetzt wird. Diese Regenerationsverfahren sind von höchster Bedeutung für die Chlorindustrie und bereits mehrfach in Anwendung.

Von anderen Chlorbereitungsmethoden erwähnen wir noch die folgenden. Chlormagnesiumlauge, welche bei der Verarbeitung der Staßfurter Abraumsalze als Nebenprodukt gewonnen wird, erhitzt man, mit Braunstein gemengt, durch Wasserdampf auf 200—300°. Das Chlormagnesium gibt dann Salzsäure ab, welche auf den Braunstein wirkt. Löst man 3 Th. rothes chromsaures Kali in 4 Th. Salzsäure, so erhält man Krystalle von Kaliumchromacichlorid, welche bei 100° C. entwickeln und rothes chromsaures Kali hinterlassen, das sofort wieder verwendbar ist. Chromsaurer Kalk, durch Kalciniren von Chromeisenstein mit Kalk gewonnen, gibt, mit Salzsäure übergossen, Chlorcalcium, Chromchlorid und C. Das Chromchlorid zersetzt man mit Kalkmilch, mischt den Niederschlag, der aus Chromoxydhydrat besteht, mit Kalk und röstet ihn, wobei dann chromsaurer Kalk regenerirt wird. Nach Mallet soll man Kupferchlorür der Luft aussetzen und mit Salzsäure befeuchten; es entsteht dann Kupferchlorid, welches beim Erwärmen auf 300° Kupferchlorür und C. liefert. Die größte Beachtung und vielfache Einführung in die Praxis hat aber in neuester Zeit das Deacon'sche Verfahren gefunden, welches darauf beruht, daß mit Luft gemengtes Salzsäuregas (Chlorwasserstoff) leicht in C. und Wasser zersetzt wird, wenn man es bei 370—400° über poröse, mit Kupfervitriol getränkte und ausgeglühte Massen leitet. Das aus dem Apparat austretende Gas wird durch Waschen mit Wasser von unzersetzter Salzsäure befreit und dann getrocknet.

C. ist ein gelblichgrünes Gas und hat von dieser Farbe (griech. chloros) den Namen, es riecht eigenthümlich und erregt auch bei starker Verdünnung mit Luft beim Einathmen heftigen Reiz in der Luftröhre, Husten, Beklemmung, Blutspeien; sein spec. Gew. ist 2,47 (Luft=1), und es wiegt mithin 1 Liter 3,178 Gr.; das Atomgewicht ist 35,5. In einer Kältemischung aus starrer Kohlensäure und Aether und bei 15° unter einem Druck von 4 Atmosphären wird es zu einer dunkelgelben Flüssigkeit verdichtet. 1 Volumen Wasser löst bei 9—10° 2,75 Volumen C. auf, in der Wärme und Kälte weniger. Die grünlichgelbe Lösung bildet das Chlorwasser (Liquor Chlori) und wird am besten erhalten, wenn man eine Retorte mit Wasser füllt, so aufstellt, daß der Bauch und die Mündung nach oben stehen, und nun durch ein langes Rohr luftfreies C. hineinleitet. Das C. kann dann nicht entweichen und wird beim vorsichtigen Rütteln der Retorte leicht vom Wasser absorbirt. Aus dem Chlorwasser scheidet sich bei 0° blaßgelbes krystallinisches Chlorhydrat ab, eine Verbindung von Chlor mit Wasser, welche beim Erwärmen wieder zerfällt. Am Licht zersetzt sich Chlorwasser, indem Chlorwasserstoff und Sauerstoff entsteht; man muß es daher in schwarzen Gläsern aufbewahren. C. ist nicht brennbar und verbindet sich nicht direkt mit Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff, sonst aber mit allen übrigen Elementen und bisweilen unter Feuererscheinung. Sein Vereinigungsstreben ist ungemein stark, und besonders zeigt es große Neigung, sich mit Wasserstoff zu verbinden. Mischt man beide Gase, so findet im Dunkeln keine Vereinigung statt; wenn aber ein Sonnenstrahl die Mischung trifft, so erfolgt sofort Explosion; im zerstreuten Tageslicht vereinigen sich die Gase allmählich. Auf dieser Verwandtschaft des Chlors zum Wasserstoff beruhen sehr viele Erscheinungen. Wasser, Schwefelwasserstoff, Ammoniak werden durch C. zersetzt, indem es deren Wasserstoff an sich reißt; Terpentinöl, welches aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, entflammt sogar im C., wobei sich der Kohlenstoff als Ruß ausscheidet. Trifft C. bei Gegenwart von Wasser mit oxydirbaren Körpern zusammen, so zersetzt es ebenfalls das Wasser, dessen Sauerstoff nun an jene Körper tritt; daher wirkt das C. kräftig oxydirend, und zwar nicht allein auf anorganische, sondern auch auf organische Stoffe, die meist völlig zerstört werden. Sie werden entweder, wie angegeben, oxydirt, oder das C. entzieht ihnen Wasserstoff und tritt selbst an dessen Stelle. Solche Zersetzung nennt man Substitution. Wirkt C. auf Alkalien oder alkalische Erden bei Gegenwart von Wasser, so entsteht ein Chlorid und das Salz einer Chlorsäure; so gibt Kalihydrat mit C. je nach den Verhältnissen Kaliumchlorid und unterchlorigsaures oder chlorsaures Kali; bei sehr hoher Temperatur aber entsteht ein Chlorid, und Sauerstoff wird frei. Die Verbindungen des Chlors mit Sauerstoff sind sämmtlich Säuren; die wichtigsten sind: unterchlorige Säure $HClO$, chlorige Säure $HClO_2$, Chlorsäure $HClO_3$ und Ueberchlorsäure $HClO_4$; aber auch die Verbindung mit Wasserstoff HCl verhält sich wie eine Säure und heißt, weil sie gewöhnlich aus Kochsalz bereitet wird, Salzsäure. Dies Verhalten, mit Wasserstoff eine Säure zu bilden, theilt das C. mit Brom, Jod, Fluor, welche deshalb eine natürliche Gruppe bilden; sie liefern mit den Metallen direkt ohne Mithülfe von Sauerstoff salzähnliche Körper und heißen daher Salzbildner oder Halogene (s. d.).

C. findet ausgedehnte Verwendung und zwar am häufigsten als Bleichmittel, da es organische Stoffe und namentlich auch Farbstoffe energisch zerstört; man bleicht aber nur selten mit C. oder Chlor-

wasser, sondern stellt zunächst gewisse Chlorpräparate, wie Chlorkalk, Eau de Javelle, her, deren Anwendung manche Vortheile gewährt. Wie auf Farbstoffe, wirkt C. auch auf Fäulnisprodukte ꝛc. und dient daher als kräftiges Desinfektionsmittel; außerdem benutzt man es zur Darstellung chemischer Präparate, wie Aluminiumchlorid, Chlorschwefel, Chlorphosphor, Chloral und chlorsaures Kali, zur Extraktion von Gold aus kiesigen Erzen, weil es fast das einzige Lösungsmittel des Goldes bildet, endlich auch als Arzneimittel bei Typhus, torpiden Geschwüren, Augenkatarrh ꝛc. Es wurde 1774 von Scheele entdeckt und dephlogistisirte Salzsäure genannt; später hielt man es für eine Sauerstoffverbindung des hypothetischen Murium oder Muriatum und nannte es Muriumsuperoxyd, während Salzsäure als Muriumoxyd betrachtet wurde. Davy stellte dann die Ansicht auf, daß C. ein einfacher Körper sei, und als solcher gilt es auch noch heute, wenngleich mancherlei gegen diese Ansicht spricht.

Chloräthyl (Leichter Salzäther), s. v. w. Aethylchlorür.

Chloräl (Trichloraldehyd) C_2HCl_3O, das Endprodukt der Einwirkung von Chlor auf absoluten Alkohol, entsteht auch bei Destillation von Stärke oder Zucker mit Braunstein und Salzsäure. Zur Darstellung von C. entwickelt man Chlor aus Braunstein und Salzsäure, trocknet das Gas, indem man es durch Schwefelsäure streichen läßt, und leitet es dann in möglichst wasserfreien Alkohol, so lange noch Chlorwasserstoff entweicht. Gegen Ende der Operation muß man den Alkohol erwärmen. Das Produkt wird mit erwärmter koncentrirter Schwefelsäure behandelt, dann über Aetzkalk und Chlorcalcium rektificirt und bildet nun eine farblose, leicht bewegliche, sich fettig anfühlende Flüssigkeit von eigenthümlichem, durchdringendem, zu Thränen reizendem Geruch und scheinbar fettigem, scharfem Geschmack. Es siedet bei 94°, mischt sich mit Alkohol und Aether, löst sich auch leicht in Wasser und bildet mit diesem Chloralhydrat $C_2HCl_3O.H_2O$. Bei längerer Aufbewahrung, beim Vermischen mit wenig Wasser oder mit koncentrirter Schwefelsäure verwandelt sich C., ohne daß etwas hinzukommt oder hinweggeht, in Metachloral, welches fest, farblos, in kaltem Wasser, in Alkohol und Aether unlöslich ist und beim Erhitzen auf 200° wieder in gewöhnliches C. übergeht. Das Chloralhydrat krystallisirt in farblosen Nadeln, riecht aromatisch, in der Wärme etwas stechend und schmeckt bitterlich, schwach ätzend. Es ist leicht löslich in Wasser, auch löslich in Alkohol und Aether, schmilzt bei 56—58° und erstarrt dann erst wieder bei 15°, siedet bei 95° und ist völlig flüchtig. Die wichtigste Zersetzung des Chloralhydrats ist diejenige, welche es durch Alkalien erfährt: es wird nämlich durch dieselbe in Ameisensäure und Chloroform zerlegt, und hierauf beruht seine Anwendung als schlafmachendes Mittel (Hypnoticum) und Beruhigungsmittel (Sedativum), indem es dieselbe Umwandlung in dem alkalischen Blut erleidet. Es bewirkt einen ruhigen Schlaf, ohne den Kopf einzunehmen oder Kopfschmerz zu verursachen, und wird daher vielfach als Arzneimittel benutzt; auch gegen Seekrankheit und als Aetzmittel ist es empfohlen worden und vielfach Gegenstand des Mißbrauchs (zu Schlummerpunsch ꝛc.) gewesen. In der Technik benutzt man es zur Darstellung von Chloroform und zur Konservirung des Eiweiß und Eigelb. Das C. wurde 1832 von Liebig entdeckt, blieb aber ohne praktisches Interesse, bis Liebreich 1869 seine Anwendung als anästhetisches Mittel versuchte und dabei die vortreffliche einschläfernde Wirkung des Chloralhydrats erkannte. Vgl. Liebreich, Das Chloralhydrat (3. Aufl., Berl. 1871).

Chlorälum, s. Aluminiumchlorid.

Chloraluminium, s. v. w. Aluminiumchlorid.

Chlorammonium (Ammoniumchlorid), s. v. w. Salmiak.

Chloranthaceen, dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Piperiten, kleine Bäume und Halbsträucher, wenige einjährige Kräuter, mit gegenständigen, gestielten, einfachen, meist gesägten Blättern, die am Grunde mit einander und mit ihren Nebenblättern in eine kurze Scheide verwachsen sind, gegenständigen, knotig gegliederten Aesten und sehr kleinen, in dichten Aehren stehenden Blüten. Letztere sind zwitterig oder getrennten Geschlechts; im letztern Fall sitzen die weiblichen rispenartig vereinigt, jede einzelne von einem kahnförmigen Deckblatt bedeckt. Das Perigon fehlt; bei den männlichen Blüten sind die Staubgefäße unmittelbar auf der Aehrenaxe gleichmäßig angeordnet mit sehr kurzen Staubfäden und zweifächerigen, der Länge nach aufspringenden Antheren. In den Zwitterblüten finden sich 1—3 Staubgefäße, von denen oft zwei kürzer sind und einfächerige Antheren haben. Der einfächerige, sitzende Fruchtknoten enthält eine einzige, an der Spitze der Höhle befestigte, hängende Samenknospe und hat eine sitzende, niedergedrückte, ausgerandete oder etwas gelappte Narbe. Die Frucht ist eine Steinbeere, deren einziger Same ein reichliches fleischiges Endosperm und Perisperm und einen kleinen Embryo mit zwei kurzen Samenlappen enthält. Die C. gehören sämmtlich den Tropen an; sie sind reich an aromatischen Bestandtheilen und dienen in ihrer Heimat zum Theil als Heilmittel, so namentlich Chloranthus officinalis *Blum.* auf Java gegen den Typhus.

Chloranthie (Chloranthia), Verlaubung einer Blüte; s. Anamorphose.

Chloranthus *Swartz* (Pflaumenpfeffer), Pflanzengattung aus der Familie der Chloranthaceen, holzige Stauden mit gegenständigen, einfachen Blättern, kleinen, in Aehren stehenden Blüten und einsamigen Steinbeeren, hauptsächlich auf Java, in China und Japan. C. officinalis *Blume*, mit zugespitzten, 16 Centim. langen und 8 Centim. breiten Blättern, am Ende verzweigten Blütenähren und kleinen, ovalen, pflaumenartigen Früchten, in den Bergwäldern Java's, hat eine frisch durchdringend kampherartig riechende, gewürzhaft bitterlich schmeckende Wurzel, die auf Java als kräftiges Reizmittel bei nervösen und typhösen Fiebern gebraucht wird. Ebenso benutzt man C. brachystachys *Bl.* mit kurzen Aehren, während die wohlriechenden Blüten von C. inconspicuus in China unter dem Namen Chulan zum Parfümiren des Thees benutzt werden. Man schichtet sie mit den präparirten Theeblättern unter Druck, wobei sie ihren Geruch auf jene übertragen.

Chlorantimon, s. v. w. Antimonchlorid.

Chlorbarium, s. v. w. Baryumchlorid.

Chlorblei, s. v. w. Bleichlorid.

Chlorblei, Mineral, s. v. w. Bleihornerz.

Chlorcalcium, s. v. w. Calciumchlorid.

Chloreisen, s. v. w. Eisenchlorür und Eisenchlorid.

Chlorgold, s. v. w. Goldchlorid.

Chloride, s. Chlormetalle.

Chlorige Säure. Versetzt man eine Lösung von chlorsaurem Kali in Salpetersäure mit reducirend wirkenden Substanzen, wie arsenige Säure, Weinsäure, Zucker, so entweicht ein dunkelgrünes Gas, welches der unterchlorigen Säure ähnlich riecht, Kehle und Lunge heftig reizt, beim Erwärmen auf 57° und beim Zusammentreffen mit den meisten Nichtmetallen detonirt und durch Kälte zu einer rothbraunen Flüssigkeit verdichtet werden kann, die einige Grad über 0° siedet und durch Stoß und Schlag heftig explodirt. Dieses Gas ist Chlortrioxyd oder Chlorigsäureanhydrid Cl_2O_3. Es wird vom Wasser reichlich aufgenommen und bildet eine dunkelgelbe Flüssigkeit, welche ch. S. $HClO_2$ enthält, ätzend schmeckt, die Haut gelb färbt, zehnmal stärker als Chlor bleicht, durch Sonnenlicht bald zersetzt wird, kräftig oxydirend wirkt und mit Alkalien und alkalischen Erden langsam Chlorigsäuresalze bildet. Chlorigsaures Kali gibt mit salpetersaurem Blei bei Gegenwart von freier chloriger Säure einen aus schwefelgelben Flittern bestehenden Niederschlag von chlorigsaurem Blei, welches bei 126° explodirt und, mit Schwefel gemengt, sich bei gelindem Druck entzündet; es eignet sich daher zu Zündsätzen.

Chlorimetrie, s. Chlorometrie.

Chlorīne, s. v. w. Chlor.

Chloris, 1) Gemahlin des Zephyros, als personificirter Frühlingshauch Gefährtin der blumenspendenden Aphrodite, auch der Libera (Proserpina), die Flora der Römer. — 2) Tochter der Niobe und des Amphion, Mutter des Nestor, früher Meliböa genannt, blieb allein nebst Amyklas unter ihren Geschwistern von Apollons und Artemis' Pfeilen verschont, ward aber vor Entsetzen über den Tod der Ihrigen so blaß, daß sie von nun an C. (die »Bleiche«) hieß.

Chlorit (v. griech. chloros, grün), Gruppenbezeichnung für die meist grünen glimmerähnlichen Mineralien aus der Klasse der wasserhaltigen Amphoterolithe, die im wesentlichen Verbindungen von Kieselsäure mit Magnesia, Eisenoxydul, Thonerde und Wasser sind, für welche aber eine gemeinsame chemische Formel wohl kaum genügend zu begründen ist. Von den echten Glimmermineralien unterscheiden sich die Chlorite durch den Mangel an Alkalien und den größern Wassergehalt, unter einander durch den verschiedenen Gehalt an Eisenoxydul und Thonerde, namentlich aber durch abweichende Krystallbildung. Sie sind schwer schmelzbar, in Salzsäure nicht, wohl aber in koncentrirter Schwefelsäure löslich. Die Härte schwankt zwischen 1 und 3, das spec. Gew. von 2,6—2,8. Der Gestaltung nach kann man drei Gruppen unterscheiden:

1) Heragonale Chlorite, optisch einarige Chlorite, sind: Der Pennin von Zermatt und Binnenthal in der Schweiz und Ala in Piemont, in ziemlich großen Krystallen vorkommend, die ein spitzes Rhomboëder oder eine heragonale Pyramide mit Säule und Endfläche zeigen und oft zwillingsartig verwachsen sind, enthält 33—36 Kieselsäure, 10—13 Thonerde, 32—35 Magnesia und 10—13 Wasser; der Rest ist Eisenoxydul und Eisenoxyd; eine geringe Menge des Eisens ist bei ihm, wie bei den folgenden Varietäten, zuweilen durch Chrom vertreten; Härte 2. Der Kämmererit, ein röthliches Mineral, von Bissersk im Gouvernement Perm, von Miask am Ural und von Texas und Pennsylvanien bekannt, steht in Form und Zusammensetzung dem Pennin sehr nahe. Der weiße Leuchtenbergit von Slatoust am Ural enthält weniger Eisenoxydul, ist sonst aber vom Pennin nicht wesentlich verschieden.

2) Monoklinische Chlorite, optisch zweiarige Chlorite: Der Ripidolith oder Klinochlor, wie der Pennin deutliche, oft ziemlich große Krystalle, häufig Zwillinge und Drillinge bildend, enthält 30—33 Kieselsäure, 15—19 Thonerde, 32—35 Magnesia und 12 Wasser, und der Rest ist wieder Eisenoxydul und Eisenoxyd, zuweilen durch etwas Chromoxyd vertreten. Auch der Helminth, die sonderbaren, wurmförmig gekrümmten, scheinbar heragonalen Säulchen, die, den Bergkrystall, Adular und Periklin bedeckend, in den Alpen so häufig sind, ist optisch zweiarig und also nicht den heragonalen Chloriten zuzuzählen. Der Korundophilit von Chester in Massachusetts ist ein eisenreicher und entsprechend magnesiaarmer Ripidolith. Der Chloritoïd oder Chloritspat, mit 23—26 Kieselsäure, 25—30 Eisenoxydul, aber nur 3—4 Magnesia und 5—7 Wasser, von Apatithärte, darf wohl kaum mit den Chloriten vereinigt werden.

3) Mikrokrystallinische Chlorite: Delesit, Grengesit, Thuringit und Strigovit sind hierher gehörige Mineralien, die in der Zusammensetzung den bereits genannten Chloriten nahe stehen und nicht selten als Umwandlungsprodukte anderer Mineralien auftreten. Delesit und Grengesit finden sich namentlich als Ausfüllung der Mandelräume in den Melaphyren, wo sie wahrscheinlich aus der Zersetzung des Augits hervorgegangen sind. Daneben findet sich häufig auch Grünerde, die den mikrokrystallinischen Chloritvarietäten zwar äußerlich ähnlich, aber durch den geringen Gehalt an Thonerde, das Vorwiegen des Eisenoxyduls und Hinzutreten von Alkalien doch wesentlich davon verschieden ist.

Chloritischer Granit, Granit, welcher statt des Glimmers Chlorit enthält.

Chloritschiefer, Gestein, welches seiner mineralischen Natur nach gewöhnlich zu den einfachen Silikatgesteinen, seiner geognostischen Stellung nach aber zu den krystallinischen oder metamorphischen Schiefern gerechnet wird. Es besteht vornehmlich aus Chloritschüppchen, die man den heragonalen Chloriten zuzählt; häufig tritt auch Talk und echter Glimmer hinzu. Dazwischen liegen nicht selten Quarz- und Feldspatkörnchen, unbestimmte weiße Nadeln (Mikrolithen) und Magneteisenkörnchen. Uebrigens sind nur wenige C. ihrer chemischen und mineralischen Natur nach genauer untersucht. Als accessorische Bestandtheile sind zu nennen: größere Krystalle von Magneteisen, zuweilen auch Titaneisen, Bitterspat, seltener Kalkspat, Granat, Turmalin, Strahlstein, Epidot, Titanit, Eisenkies und Kupferkies. Der C. zeigt immer deutliche Schieferung und Schichtung; er findet sich gewöhnlich mit Talkschiefer, krystallinischem Thonschiefer und Glimmerschiefer schichtenweise vergesellschaftet, auch wohl dem Granitgneis eingelagert und mag sich zuweilen aus sedimentärem Thonschiefer entwickelt haben. In den Salzburger und Tiroler Alpen, namentlich am Greiner und Großglockner, in Graubünden, im Veltlin u. a. O. in der Schweiz ist er sehr verbreitet. Interessant durch seine Pseudomorphosen nach Feldspat ist der C. von Harthau bei Chemnitz. Im Ural und in den Staaten Vermont und Massachusetts von Nordamerika bildet er ebenfalls ansehnliche

Gebirgsmassen. Chloritoïdschiefer nannte Sterry Hunt die analogen dunklen Schiefer Kanada's, welche Chloritoïd anstatt Chlorit enthalten.

Chlorkadmium, s. v. w. Kadmiumchlorid.

Chlorkali, s. v. w. unterchlorigsaures Kali, Bestandtheil des Eau de Javelle.

Chlorkalischwefel, Mischung von chlorsaurem Kali mit Schwefel, s. Feuerwerkerei.

Chlorkalium, s. v. w. Kaliumchlorid.

Chlorkalk (Bleichkalk, Bleichpulver, Calcaria chlorata), ein meist in den Sodafabriken dargestelltes Präparat, welches erhalten wird, wenn man Chlor auf gelöschten Kalk einwirken läßt. Man bedarf zur Chlorkalkbereitung eines möglichst reinen, von thonigen und kieseligen Bestandtheilen, Eisen, Mangan und Magnesia möglichst freien Kalksteins, welcher nach dem Brennen vorsichtig gelöscht wird. Das dabei entstehende Kalkhydrat muß 6—8 Proc. Feuchtigkeit, also zusammen mit dem Hydratwasser 29—30 Proc. Wasser enthalten. Dies Material breitet man in dünnen Schichten in Kammern aus, welche in England und Frankreich gewöhnlich aus Bleiplatten, bei uns aus Holz, Sandstein, gebrannten Steinen oder Eisenplatten konstruirt und dann mit Theer oder Asphalt sorgfältig überzogen sind. Auf 1 Ctr. gelöschten Kalk rechnet man 3—4 QMeter Flächenraum. In diese Kammern leitet man nun kaltes, trocknes, salzsäurefreies Chlorgas, welches gewöhnlich aus Salzsäure und Braunstein hergestellt wird, und fährt damit fort, bis bei einem Ueberschuß von Chlor in der Kammer das Gas nur noch sehr schwach absorbirt wird. Man unterbricht dann die Zuleitung des Chlors, läßt den Rest desselben durch den Schornstein aus der Kammer absaugen, öffnet dieselbe, schaufelt den Kalk durch einander und verpackt ihn sofort bei möglichster Abhaltung des Lichts, namentlich des Sonnenlichts, in Fässer aus scharf getrocknetem Holz, deren Böden nach dem Zuschlagen mit Gips vergossen werden. Der C. bildet ein weißes, krümliges, etwas backendes Pulver, welches eigenthümlich nach unterchloriger Säure riecht, an der Luft sehr langsam Feuchtigkeit anzieht und endlich ganz zerfließt. Mit wenig Wasser angemacht, erhitzt er sich und ballt sich teigartig zusammen; mit etwa 20 Th. Wasser angemacht, löst sich der größte Theil, während ein weißer schlammiger Rückstand bleibt; die Lösung reagirt alkalisch und wirkt bleichend. Der C. verändert sich an der Luft, so daß er, streng genommen, gar nicht unverändert zu erhalten ist; in trockener Luft nimmt er Kohlensäure auf und entwickelt langsam Chlor, in sehr feuchter Luft unterchlorige Säure. Licht und Wärme bewirken ebenfalls Veränderungen unter Verlust von Bleichkraft. Bisweilen zersetzt sich der C. explosionsartig ohne sichtbare äußere Veranlassung. — Vertheilt man Kalkhydrat in Wasser und leitet Chlor hinzu, so entsteht Chlorcalcium und unterchlorigsaurer Kalk:

$$2CaH_2O_2 + 4Cl = Ca(ClO)_2 + CaCl_2 + 2H_2O$$

Kalkhydrat — Chlor — unterchlorigsaurer Kalk — Chlorcalcium — Wasser.

Trocknes Kalkhydrat nimmt kein Chlor auf, feuchtes nur halb soviel wie das in Wasser vertheilte Kalkhydrat. Man kann das dabei entstehende Präparat aber nicht als ein Gemenge von Chlorcalcium und unterchlorigsaurem Kalk und Kalkhydrat betrachten, denn es gibt an Alkohol kein Chlorcalcium ab, obgleich dies Salz in Alkohol leicht löslich ist. Man hält daher den C. für eine zwischen Chlorcalcium und unterchlorigsaurem Kalk stehende Verbindung mit Kalkhydrat: $Ca(ClO)_2 + CaCl_2 + Ca_2Cl_4O_2 = 2CaCl_2O$, mit Kalkhydrat CaH_2O_2 verbunden also $Ca_3H_2Cl_4O_3 \cdot H_2O$. Die scharf salzig schmeckende Lösung des Chlorkalks wirkt durch Abgabe von Sauerstoff bleichend. Säuren entwickeln daraus unterchlorige Säure, welche nun viel kräftiger bleicht. Diese Zersetzung bewirkt auch schon die Kohlensäure der Luft, und deshalb werden Gewebe, in Chlorkalklösung getaucht, viel schneller gebleicht, wenn man sie an die Luft hängt, als wenn sie von der Flüssigkeit bedeckt bleiben. Starke Säuren machen in C. auch Salzsäure frei, und diese zersetzt sich dann mit der unterchlorigen Säure und entwickelt Chlor. Rührt man C. mit Sodalösung an, so entsteht kohlensaurer Kalk, unterchlorigsaures Natron und Chlorcalcium; ebenso erhält man Unterchlorigsäuresalze von Magnesia, Zink, Thonerde ꝛc., wenn man C. mit Bittersalz, Zinkvitriol, schwefelsaurer Thonerde zersetzt. Concentrirte Lösungen von C. liefern beim Erhitzen Sauerstoff und Chlorcalcium; aus verdünnten entwickelt sich kein Sauerstoff, sondern es entsteht chlorsaurer Kalk; trockener C. wird bei 100° wenig zersetzt, bei Gegenwart von Chlor entsteht aber chlorsaurer Kalk, weshalb man bei der Darstellung Erhitzung sorgfältig vermeiden muß. Mehrere Oxyde entwickeln aus C. schon bei gewöhnlicher Temperatur, viel lebhafter aber beim Erwärmen Sauerstoff, und es genügen z. B. schon wenige Tropfen einer Kobaltchlorürlösung, um aus klarer Chlorkalklösung einen regelmäßigen Sauerstoffstrom zu erhalten. Ein Kilogramm C. gibt auf diese Weise 92,4 Liter Sauerstoff. Der C. kommt mit sehr verschiedenem Gehalt an bleichendem Chlor in den Handel; diesen Gehalt zu ermitteln, ist Aufgabe der Chlorometrie (s. d.). Normaler C. enthält 32,5 Proc. bleichendes Chlor, doch ist er dann sehr leicht zersetzbar und wird deshalb mindergrädig in den Handel gebracht. Die Pharmacopoea germanica verlangt 25 Proc.

Der C. wird vorzüglich in der Bleicherei angewandt (s. Bleichen); er dient außerdem zur Darstellung des Chloroforms, zum Entfuseln von Branntwein, zum Räuchern in Lokalen, deren Luft ansteckende oder übelriechende Stoffe enthält, zum Desinficiren von Kadavern in anatomischen Instituten ꝛc. In der Färberei pflegt man auch mit Hülfe von C. türkischroth gefärbte Zeuge weiß zu mustern, indem man die Muster mit Weinsteinsäure aufdruckt und das Zeug dann in ein Chlorkalkbad taucht. Da nur an den mit Säure imprägnirten Stellen Chlor entwickelt wird, so werden auch nur diese gebleicht. Als Arzneimittel benutzt man C. innerlich bei Typhus, Dysenterie, skrophulösen Drüsenanschwellungen, Lungentuberkulose, äußerlich als Einstreupulver, zu Gurgelwässern, Einspritzungen, Verbandwässern. Der C. hat sich auch trefflich als Vorbeugungsmittel gegen die Klauenseuche bewährt; in Viehställen vertreibt er in kurzer Zeit alle Stechfliegen, ohne dem Vieh irgendwie schädlich zu sein; aus allen Räumen, wo etwas C. aufbewahrt wird, fliehen Ratten und Mäuse, und Kohlfelder, mit Chlorkalklösung besprengt, bleiben von allen Raupen verschont; ebenso meiden die Schmetterlinge solche Bäume, deren Blätter mit Chlorkalklösung besprengt wurden, und die Raupen fallen infolge davon betäubt herab. Der sogen. flüssige C., welchen man jetzt höchstens noch zu eigenem Bedarf darstellt, wird erhalten, indem man Chlor in Kalkmilch leitet; er

enthält unterchlorigsauren Kalk und Chlorcalcium und wirkt wie eine Lösung von C.

Chlorkohlenstoff, s. Kohlenstoffchloride.

Chlorkupfer, s. Kupferchlorür und Kupferchlorid.

Chlormagnesia, s. v. w. unterchlorigsaure Magnesia, ein empfehlenswerthes Bleichmittel für zarte Stoffe.

Chlormagnesium, s. Magnesiumchlorid.

Chlormangān, s. Manganchlorür und Manganchlorid.

Chlormerkurspat, s. v. w. Quecksilberhornerz.

Chlormetalle, Verbindungen der Metalle mit Chlor, entstehen sehr allgemein, wenn Chlor auf Metalle wirkt, meist schon bei gewöhnlicher Temperatur und bisweilen sogar unter Feuererscheinung. Sie bilden sich ferner bei Einwirkung von Chlor auf Metalloxyde und besonders leicht, wenn das Oxyd mit Kohle gemischt und dann im Chlorstrom erhitzt wird. Leitet man Chlor in die Lösung eines Alkalimetalloxyhydrats, so entsteht Chlormetall neben dem Salz einer Chlorsäure. Sehr allgemein bilden sich C. bei Einwirkung von Salzsäure auf Metalle, Metalloxyde, Schwefelmetalle und Kohlensäuresalze der Metalle. Die C. sind feste oder flüssige Körper, meist krystallisirbar und in Wasser löslich; Chlorblei ist schwer, Chlorsilber, Kupfer- und Quecksilberchlorür sind unlöslich; die meisten sind schmelzbar, viele lassen sich sublimiren oder destilliren. Die schwer schmelzbaren hießen früher Hornmetalle (Hornsilber, Hornblei), die leicht schmelzbaren Metallbutter, die flüssigen Metallöle. Wenige C. werden durch Hitze allein zersetzt, viele aber durch Erhitzen mit Wasserstoff, durch Ammoniak oder Metalle, keins durch Erhitzen mit Kohle. Sehr viele Metalle verbinden sich in mehreren Verhältnissen mit Chlor, und die verschiedenen Chlorungsstufen entsprechen den Oxydationsstufen der Metalle, wobei dann an der Stelle von 1 Atom Sauerstoff 2 Atome Chlor stehen. Die chlorärmeren C. heißen Chlorüre, die chlorreicheren Chloride; erstere entsprechen den Oxydulen, letztere den Oxyden, und die Superchlorüre oder Superchloride den Metallsäuren. Metallsuperoxyden entsprechende C. sind kaum bekannt. Löst man ein Oxyd in Salzsäure, so entsteht meist das entsprechende Chlormetall; existirt aber ein solches nicht oder ist es sehr unbeständig, so entweicht Chlor, und es bildet sich eine niedrigere Chlorungsstufe. In den Lösungen der C. erzeugt salpetersaures Silber einen weißen, am Licht violett werdenden, in Ammoniak löslichen Niederschlag von Chlorsilber.

Chlornatrium, s. v. w. Kochsalz.

Chlornatron, s. v. w. unterchlorigsaures Natron, bekanntes Bleichmittel, Bestandtheil des Eau de Labarraque, welches aber gewöhnlich unter dem Namen Eau de Javelle vorkommt.

Chloroform (Formyltrichlorid, Trichlormethan) $CHCl_3$, entsteht bei der Einwirkung von Chlor auf Grubengas oder auf eine Lösung von Kalihydrat in Alkohol, sowie bei der Destillation von Alkohol, essigsaurem Kali und vielen ätherischen Oelen mit Chlorkalk, und bei der Behandlung von Chloral mit Kalilauge. Zur Darstellung des Chloroforms mischt man 30 Theile Chlorkalk, welcher mindestens 25 Proc. wirksames Chlor enthält, in einer kupfernen Destillirblase mit 50 Th. kaltem Wasser, setzt noch 50 Th. Wasser von 30—35° und 4 Th. Weingeist von 0,83 spec. Gew. hinzu, schließt die Destillirblase und erwärme vorsichtig bis auf etwa 50°. Dann entfernt man das Feuer und überläßt den Apparat sich selbst. Es beginnt nun die chemische Reaktion, und infolge derselben erwärmt sich die Miichung so stark, daß die Destillation ohne weiteres beginnt. Erst wenn dieselbe nachläßt, beginnt man wieder zu heizen und destillirt, so lange noch C. übergeht. Das rohe Destillat besteht aus zwei Schichten, von denen die untere C., die obere ein Gemisch von Wasser, Alkohol, Aldehyd, Aethylchlorür ꝛc. ist; man versetzt es mit Chlorcalcium, hebt nach einigen Stunden das C. ab, wäscht es mit Wasser, trocknet es durch Schütteln mit Chlorcalcium und rektificirt es dann aus dem Wasserbad bei 70°. Man erhält aus 100 Th. 90proc. Alkohol etwa 70 Th. C. Diese oder ganz ähnliche Methoden waren bis vor kurzem ganz allgemein in Gebrauch; seitdem aber das Chloral in so großen Mengen dargestellt wird, hat man angefangen, C. aus diesem zu bereiten. Man durchschüttelt das rohe Chloral mit dem acht- bis zehnfachen Volumen Schwefelsäure und stellt es bei Seite; nach mehreren Tagen hat es sich in festes Metachloral verwandelt, welches man zerreibt, mit Wasser abwäscht und mit Natronlauge gelind erwärmt. 100 Theile trockenes Metachloral erfordern 300 Th. Natronlauge von 1,1 spec. Gew. bei 17,5° C. Das Metachloral zersetzt sich hierbei in Ameisensäure, die sich mit dem Natron verbindet, und in C., welches man abhebt und rektificirt. 100 Th. Alkohol geben auf diese Weise mindestens 80 Th. C., das ameisensaure Natron wird auf Rumefiienz verarbeitet, und die Schwefelsäure kann auch wieder benutzt werden. C. bildet eine farblose Flüssigkeit, schmeckt eigenthümlich ätherartig, angenehm süßlich, hintennach brennend und riecht ähnlich Das officinelle C. enthält ungefähr 0,3—0,4 Proc. Alkohol und soll das spec. Gew. 1,492—1,496 haben; es ist sehr flüchtig, siedet bei 61—62°, mischt sich mit Alkohol und Aether, löst sich in 200 Th. Wasser und brennt schwierig mit grün gesäumter Flamme. Mit weingeistiger Kalilösung erwärmt, gibt es Chlorkalium und ameisensaures Kali; mit weingeistigem Ammoniak Chlorammonium und Cyanammonium. Reines C. reagirt neutral, wird aber an der Luft und besonders bei Einwirkung des Lichts sauer und erhält dann einen erstickenden Geruch; vor dieser Zersetzung wird es durch den geringen Alkoholgehalt geschützt. Das unzersetzte C. bleibt beim Schütteln mit koncentrirter Schwefelsäure farblos, während unreines bräunlich bis braun wird. C. löst Jod, Schwefel, Phosphor, Fette, Harze, Kautschuk, Gutta Pertscha und gewisse Alkaloide; es dient deshalb als Lösungsmittel für die letzteren zur Darstellung und Trennung derselben von einander, zur Reinigung der Gutta Pertscha ꝛc., am häufigsten aber als »anästhetisches Mittel« (s. d.) vor chirurgischen Operationen, auch zur Minderung der Schmerzen bei heftigen Neuralgien, Krampfanfällen, hysterischen Krämpfen, Asthma ꝛc. Aeußerlich dient es allein oder in Mischungen gegen Neuralgien, Zahnschmerz, Ohrenzwang ꝛc.; es erzeugt Brennen, Röthung und selbst Blasen auf der Haut und bewirkt eine nicht unbedeutende lokale Anästhesie. Innerlich gibt man es bei Koliken, Seekrankheit, Delirium tremens, Cholera, Schlaflosigkeit der Greise. Es ist ein vorzügliches Geschmackskorrigens aller bitteren oder schlecht schmeckenden Arzneimittel. Das C. wurde 1831 von Liebig entdeckt; seine jetzige

Bedeutung erlangte es durch Simpson, welcher seine anästhesirende Wirkung erkannte. Vgl. O. Weber, Ueber die Anwendung der schmerzstillenden Mittel (2. Aufl., Berl. 1874); Koch, Ueber das C. und seine Anwendung in der Chirurgie (Leipz. 1874).

Chlorometrie (griech.), die Ermittelung des Gehalts des Chlorkalks an wirksamem Chlor. Die C. hat nicht die Aufgabe, den ganzen Chlorgehalt der Bleichsalze zu bestimmen, sondern nur denjenigen Theil desselben, welcher beim Bleichproceß, bei der Desinfektion ꝛc. auf organische Stoffe zerstörend wirkt. Alles Chlor, welches im Chlorkalk als Chlorcalcium vorhanden ist, hat für die Technik keinen Werth, und die C. muß daher die Form, in welcher das Chlor sich findet, scharf zu unterscheiden gestatten. Es gibt sehr viele chlorometrische Methoden, von welchen die folgenden den meisten Werth haben. Man bereitet aus einer abgewogenen Menge Chlorkalk ein bestimmtes Volumen wässeriger Lösung, füllt damit eine Bürette und läßt so lange in eine abgemessene und mit Indigosolution gebläute Lösung von arseniger Säure tröpfeln, bis die schwache Indigofärbung plötzlich verschwindet. Das bleichend wirkende Chlor oxydirt die arsenige Säure zu Arsensäure, und sobald die letzte Spur der arsenigen Säure oxydirt ist, wirkt der nächste Tropfen Chlorkalklösung auf den Indigo und bleicht ihn. Daran erkennt man das Ende der Reaktion, und kennt man nun den Gehalt der Arsenlösung, so läßt sich der Werth des Chlorkalks leicht berechnen. Man kann auch die Chlorkalklösung mit einer bestimmten Menge Jodkaliumlösung mischen, Salzsäure hinzusetzen und nun durch Titriren mit unterschwefligsaurem Natron genau ermitteln, wie viel Jod ausgeschieden worden war. Man drückt in Deutschland, England, Rußland und Amerika die Stärke des Chlorkalks in Graden aus, welche den Procenten an wirksamem Chlor entsprechen. In Frankreich (und auch in einigen deutschen Fabriken) zeigen die Grade die Anzahl Liter Chlorgas bei 0° und 760 Millim. Barometerstand an, welche aus 1 Kilogr. Chlorkalk entwickelt werden können. Multiplicirt man die franz. Grade mit 0,318 (1 Liter Chlor wiegt 3,178 Gramm), so erhält man die Procente. Ausführliche Belehrung über die C., welche hier nicht gegeben werden kann, findet man in Mohrs »Lehrbuch der chemisch-analytischen Titrirmethode« (4. Aufl., Braunschw. 1873), Fresenius' »Anleitung zur quantitativen chemischen Analyse« (6. Aufl., das. 1872), Bolley's »Handbuch der chemisch-technischen Untersuchungen« (4. Aufl., Leipz. 1874).

Chlorophān (Pyrosmaragd), röthlich violetter Flußspat, besonders von Nertschinsk, strahlt beim Erwärmen ein schönes grünes Licht aus.

Chlorophyll (griech., »Blattgrün«, Pflanzengrün), der Farbstoff, welcher im ganzen Gewächsreich die grüne Färbung der Pflanzen bedingt und sich in der Art seines Auftretens, in seiner chemischen Konstitution und in seiner Bedeutung für das Pflanzenleben überall gleich verhält. Das C. ist stets an das Protoplasma der Pflanzenzelle (s. Zelle) gebunden; es findet sich daher stets im Inhalt der Zellen, aber auch bei nicht von einer Zellhaut umgebenen Protoplasmakörpern, wie z. B. den Schwärmsporen (s. d.). Das Protoplasma ist entweder mit Ausnahme einer äußersten Schicht (Hautschicht) ganz und gleichmäßig von C. grün gefärbt, wie z. B. unter den Algen bei den Palmellaceen, bei manchen Desmidiaceen (s. Algen), in den Gonidien der Flechten (s. d.) ꝛc., oder es sind gewisse dichter geformte Theile des Protoplasma's allein von C. eingenommen. Diese Chlorophyllkörper bestehen demnach stets aus dem Farbstoff und dem protoplasmatischen Träger desselben. Letzterer bleibt in Form und Umfang unverändert zurück, wenn man das stets nur in äußerst geringer Menge vorhandene C. mit Alkohol oder Aether auszieht. Die Chlorophyllkörper bilden bei den Algen oft spiralig gewundene Bänder, geschlossene Ringe, sternartige oder plattenförmige Körper, am häufigsten aber linsenartig etwas abgeplattete Kügelchen, welche meist in jeder Zelle in großer Anzahl vorhanden sind und die besondere Bezeichnung Chlorophyllkörner führen.

Das durch Alkohol den Chlorophyllkörpern entziehbare C. ist eine stickstoffhaltige, amorphe, grüne chemische Verbindung, deren Reaktionen auch an den Chlorophyllkörpern in der lebendigen Zelle sichtbar zu machen sind. Starke Säuren, zumal Schwefelsäure, färben das C. blaugrün. Die Auflösung des Chlorophylls in Alkohol oder Aether erscheint im durchfallenden Licht grün, im auffallenden roth. Läßt man in dieselbe mittels einer Linse einen Lichtkegel von Sonnenstrahlen fallen, so erscheint derselbe in der Flüssigkeit in schön rother Farbe. Zerlegt man das durch eine Schicht der rein grünen alkoholischen Lösung gegangene Sonnenlicht durch ein Prisma, so erscheinen in dem Spektrum bandartige dunkle Streifen, sogen. Absorptionsbänder, von denen vier schmale im Roth, Orange, Gelb und Gelbgrün, drei breitere im Blau und Violett liegen. Von allen diesen Bändern ist das im Roth liegende das am tiefsten schwarze zum Beweis, daß die rothen Strahlen am vollständigsten vom C. absorbirt werden. C. ist wahrscheinlich ein Gemenge zweier verschiedenen Farbstoffe, denn wenn man eine alkoholische Lösung desselben mit Salzsäure und Aether schüttelt, so gibt sie an den Aether einen gelben und an die Salzsäure einen blauen Farbstoff ab. Ersterm nannte Fremy Phylloranthin, letztern Phyllocyan, und nach seiner Annahme sind sie in der Pflanze fertig gebildet und geben in ihrer Mischung das C. Micheli hält diese Farbstoffe aber nur für Zersetzungsprodukte des Chlorophylls durch die Säure, und Kraus hat aus der alkoholischen Lösung des Chlorophylls durch Benzol einen blaugrünen, stark roth fluorescirenden Farbstoff ausgezogen, wobei im Alkohol ein gelber, nicht fluorescirender zurückblieb, welcher bei Behandlung mit Säuren sich blau färbt. Hiernach würde Fremy's Phyllocyan ein Umwandlungsprodukt des gelben Bestandtheils des Chlorophylls sein und das letztere ein Gemenge eines blaugrünen und eines gelben Pigments, aber in anderem Sinn als in demjenigen Fremy's, darstellen. Der gelbe Farbstoff, welcher an im Dunkeln erwachsenen und vergeilten Pflanzen die bleichgelbe Färbung bedingt und im Licht in Grün übergeht (s. unten), scheint mit dem gelben Bestandtheil des durch Benzol zerlegten Chlorophylls identisch zu sein, denn er zeigt die gleichen Reaktionen und dasselbe Spektrum wie dieser. Trotzdem ist es noch immer fraglich, ob das C. in Wirklichkeit ein Gemenge jener beiden durch Benzol scheidbaren Farbstoffe ist, oder ob letztere nur Produkte chemischer Zersetzung durch wasserhaltigen Alkohol sind; denn nach Conrads Untersuchungen wird eine Chlorophyllösung in absolutem Alkohol, die aus getrockneten Blättern gewonnen ist, durch Benzol nicht in Blaugrün und Gelb

geschieden, vielmehr ist dies nur bei einer Lösung in wasserhaltigem Alkohol der Fall.

Das C. gehört zwar zu den verbreitetsten Bestandtheilen des Pflanzenkörpers, fehlt aber sämmtlichen Pilzen, einigen Orchideen, den Cytineen, Hydnoreen, Rafflesiaceen, den Balanophoreen, Orobancheen, Monotropeen und Kuskuteen. Bei den Thalluspflanzen ist das C. in der Regel in allen Zellen der Pflanze vorhanden. Bei den Flechten enthalten nur die als Gonidien bezeichneten Zellen C. Bei den Stengel und Blätter bildenden höheren Gewächsen ist die Beschränkung des Chlorophylls auf gewisse Glieder der Pflanze noch ausgeprägter. Alle unterirdisch wachsenden Theile sind hier meist der Chlorophyllbildung durchaus unfähig, selbst dann, wenn sie ans Licht gehalten werden, und von den über dem Boden sich bildenden Organen sind wiederum nur gewisse mit C. versehen. Am allgemeinsten findet sich C. in den Blättern, mehr oder weniger auch in den Stengeln. Namentlich bei krautartigen Gewächsen und solchen, bei denen die Blattbildung sehr zurücktritt oder die Blätter gar kein C. enthalten, ist dasselbe allein in den dann auch gewöhnlich massiger und mit größerer Oberfläche auftretenden Stengeln vorhanden, wie z. B. in den Kakteen. Von den Blütentheilen enthalten in der Regel nur Perigone, Kelche und Fruchtknoten, sowie häufig die jungen, mitunter auch noch die reifen Früchte C.; in den übrigen Blütentheilen ist dasselbe höchstens in deren jugendlichen Zuständen in geringer Menge vorhanden und verschwindet bei weiterer Entwickelung der Blüte wieder. Bei manchen Pflanzen sind gewisse Sprossen ganz ohne C., während andere und zu einer andern Zeit aufwachsende Sprossen solches enthalten. So beim Ackerschachtelhalm (Equisetum arvense), dessen fruktificirende Triebe, die im Frühjahr zuerst aus dem Boden hervorwachsen, chlorophyllfrei und ungefärbt sind; erst später kommen die sterilen grünen Sprossen zum Vorschein, welche gewöhnlich Schachtelhalm genannt werden. Auch nicht alle Zellen der chlorophyllhaltigen Pflanzenglieder sind mit dem Farbstoff versehen. Nur parenchymatische Zellen pflegen C. zu erzeugen, also die Zellen des Mesophylls der Blätter und der Rinde der Stengel; dagegen fehlt dasselbe den Fibrovasalsträngen gänzlich oder fast ganz, ebenso den Epidermiszellen der Landpflanzen, außer den Spaltöffnungszellen, welche häufig Chlorophyllkörner enthalten; dagegen kommt es in allen Epidermiszellen der unter Wasser lebenden Pflanzen sehr gewöhnlich vor. In den flächenförmigen Blättern der Landpflanzen ist die gegen die obere, dem Licht zugewendete Blattseite gelegene Schicht des Mesophylls meist weit reicher an C. als die in der untern Blatthälfte gelegene. In den Samen der mit C. versehenen Pflanzen sind die Embryonen meist noch chlorophyllfrei; der grüne Farbstoff erzeugt sich erst bei der Keimung in ihnen, wenn die Theile ans Licht treten. Bisweilen ist die Anwesenheit des Chlorophylls maskirt durch andere Farbstoffe in den Epidermiszellen und häufig auch in den chlorophyllführenden Mesophyllzellen der Blätter, wie z. B. bei den roth- oder rothbraunblätterigen Varietäten des Kohls, vieler Gartenzierpflanzen, z. B. des Amaranthus, der Atriplex hortensis, der Celosia cristata ꝛc., bei den dunkelrothblätterigen Varietäten mancher Ziergehölze (Blutbuche) ꝛc. Die genauere Untersuchung zeigt hier überall, daß die Chlorophyllkörner in den nämlichen Geweben und nicht minder reichlich als sonst vorhanden sind. Bisweilen treten auch andere Farbstoffe in den Chlorophyllkörpern selbst und mit dem C. gemengt auf, wie bei vielen Algen und manchen Flechten.

Die Bildung des Chlorophylls in der Pflanze ist zunächst abhängig vom Licht. An Pflanzen, welche ununterbrochen im Dunkeln gehalten werden, nehmen die während dieser Zeit sich neu bildenden Theile eine bleiche oder blaßgelbe Färbung an (vergeilen, verschnaken, etioliren) und färben sich erst grün, wenn sie wieder ans Licht gesetzt werden. In den sonst C. enthaltenden Zellen solcher Pflanzen finden sich zwar auch rundliche Körnchen im Protoplasma, welche den normalen Chlorophyllkörnern entsprechen, aber sie sind farblos oder nur mattgelb; wir haben in ihnen die protoplasmatischen Träger der Chlorophyllkörner vor uns, denen der grüne Farbstoff fehlt. Bei den Kotyledonen der Koniferen und den Wedeln der Farnkräuter erzeugt sich C. ebenso in tiefer Finsternis wie unter Lichteinfluß, hinreichend hohe Temperatur vorausgesetzt. Zur Erzeugung des Chlorophylls ist aber schon ein sehr schwaches Licht hinreichend, und im diffusen Licht erfolgt dieser Proceß sogar rascher als im direkten Sonnenlicht. Auch Lampenlicht und elektrisches Licht läßt die Pflanzen ergrünen, ebenso auch alle einzelnen farbigen Strahlen, aus denen das Sonnenspektrum besteht, am schnellsten aber die gelben Strahlen. Eine weitere Bedingung für die Erzeugung des Chlorophylls ist ein gewisser Wärmezustand, d. h. es gibt bestimmte Temperaturgrade, unter und über welchen die Pflanzen die Fähigkeit, C. zu erzeugen, auch am Licht verlieren. Nach Sachs' Ermittelungen liegt die niedrigste Temperatur für die Erzeugung des Chlorophylls für Phaseolus multiflorus und Zea Mais oberhalb 6° C. und wahrscheinlich unter 15° C., bei Brassica Napus oberhalb 6° C. und bei Pinus Pinea zwischen 7 und 11° C. Die höchste Temperatur dagegen, bei welcher noch ein Ergrünen möglich ist, liegt für die genannten Pflanzen oberhalb 33° C. Hieraus erklärt sich, daß in kalten Frühlingen die jungen Blätter der ausschlagenden Knospen mancher unserer ausländischen Ziersträucher, desgleichen auch junge Saaten, zumal vom Mais, auffallend lange gelblich bleiben, ehe sie ihr sattgrünes Kolorit annehmen. Eine vollständige Ausbildung des Chlorophylls erfolgt ferner nur bei Anwesenheit von Eisen unter den Nährstoffen der Pflanze, wenngleich schon eine sehr geringe Menge dieses Elements hierzu hinreichend ist. Läßt man Pflanzen in Nährstofflösungen, welche keine Spur Eisen enthalten, aufwachsen, so bekommen sie gelblichweiße Blätter, auch wenn sie sich im Licht und in einer zur Chlorophyllerzeugung geeigneten Temperatur befinden. Nach Zusatz von wenig Eisensalz beginnt alsbald die Ergrünung. Andere dem Eisen chemisch nahe verwandte Elemente, wie Mangan und Nickel, sind nicht im Stande, das Eisen in dieser Wirkung zu ersetzen. Es ist ungewiß, ob Eisen zur chemischen Konstitution des Chlorophylls selbst gehört und aus diesem Grund zur Erzeugung desselben unentbehrlich ist, oder ob es einen allgemeinen Zustand in der Pflanze herbeiführt, der gegeben sein muß, wenn sie zu diesem Lebensproceß fähig sein soll. Nach Untersuchungen Böhms kränkeln Pflanzen merklich in einer Luft, welche nur wenige Procente Kohlensäure enthält (in der gewöhnlichen atmosphärischen Luft ist nur etwa $^1/_{30}$ Proc. Kohlensäure vorhanden), und ergrünen

erst vollständig, wenn sie nach nicht zu langem Verweilen in der kohlensäurereichen Luft wieder in gewöhnliche Luft gebracht werden. Bei den bleichsüchtigen, chlorotischen Pflanzen fehlen die Chlorophyllkörner trotz Beleuchtung, günstiger Temperatur, Vorhandensein von Eisen unter den Nährstoffen und normalen Kohlensäuregehalts der Luft; die Chlorose muß daher als der Ausdruck eines tiefern innern Krankheitszustandes betrachtet werden. Häufig tritt sie auch nur lokal an der Pflanze auf (gebänderte oder panachirte Blätter, welche in der grünen Blattsubstanz weiße Streifen zeigen, deren Zellen chlorotisch sind). Diese bei Gärtnern beliebten Spielarten haben oft Neigung, immer größere Blattstellen chlorotisch werden zu lassen, immer mehr zu vollständigen Bleichlingen zu werden, und müssen dann, wie alle chlorotischen Pflanzen, dem Tod anheimfallen.

Was die Bedeutung des Chlorophylls für das Leben der Pflanze anlangt, so ist es als das Organ zu betrachten, in welchem bei hinreichender Beleuchtung aus den unorganischen Nährstoffen, nämlich aus Kohlensäure und Wasser, organische, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzte chemische Verbindungen unter Ausscheidung von Sauerstoff erzeugt werden; die Pflanze ist nur, weil, und nur, wenn sie C. besitzt, zu dieser für sie charakteristischen und von derjenigen der Thiere so abweichenden Ernährungsweise aus unorganischen Verbindungen geschickt. Und da die mit C. versehenen Pflanzen auch nur aus Kohlensäure und Wasser, und nicht, wie die Thiere, aus vorgebildeten organischen Verbindungen sich ihre Körperbestandtheile herstellen können, so ist für alle diese Gewächse das C. auch ein unentbehrlicher Stoff für die Ernährung und somit für das Leben überhaupt. Vergeilte oder bleichsüchtige Pflanzen zeigen keine Zunahme ihres Trockengewichts; ihre organische Substanz vermehrt sich nicht, sie nimmt im Gegentheil stetig ab infolge des Substanzenverlustes, den die Athmung bewirkt, bis die Pflanze eingeht, wenn nicht vorher Erzeugung von C. und damit die Fähigkeit zur normalen Ernährung eingetreten ist. In den Chlorophyllkörnern wird häufig die auf diese Weise neu gebildete organische Materie in Form kleiner Stärkekörner sichtbar (vgl. Zelle). Pflanzentheile, welche kein C. enthalten, wie Wurzeln, Knollen, Zwiebeln, Knospen, Blüten, zeigen für sich allein keine Aufnahme von Kohlensäure und Abscheidung von Sauerstoff; sie wachsen auf Kosten der in ihnen enthaltenen oder ihnen von den grünen Theilen aus zugeleiteten fertig gebildeten organischen Pflanzenstoffe. Pflanzen aber, die ganz chlorophyllos sind, vermögen überhaupt nicht aus Kohlensäure und Wasser organische Verbindungen herzustellen; sie sind auf eine Ernährung aus vorgebildeten organischen Stoffen angewiesen und leben zum Theil als Schmarotzer auf anderen Pflanzen und saugen deren organische Säfte aus, um sie zu ihrer eigenen Ernährung zu verwenden (Pilze, Rhizantheen, Orobancheen, Monotropeen und Kuskuteen); zum andern Theil aber sind sie Humusbewohner oder überhaupt Ansiedler auf in Zersetzung begriffenen vegetabilischen und animalischen Körpern, bei deren Verwesung und Fäulnis immer organische chemische Verbindungen vorhanden sind oder entstehen, deren einige als Nahrung von diesen Pflanzen aufgenommen werden (vgl. Ernährung der Pflanze).

In der lebenden Pflanze erleidet das C. früher oder später gewisse Umwandlungen, beziehentlich Zersetzungen, welche in der Regel mit einer Farbenveränderung desselben verbunden sind. In manchen Pflanzentheilen färben sich die Chlorophyllkörner später roth oder gelb, und zugleich verändern sie in der Regel auch ihre Gestalt und werden elliptisch und an beiden Enden spitz. So färben sich viele unreife grüne beerenartige Früchte beim Reifen roth oder gelbroth, die Blätter wintergrüner Gewächse sind während des Winters mehr oder weniger bräunlich oder rostbräunlich, und erst bei wiederkehrender höherer Frühlingstemperatur verwandelt sich das Kolorit wieder in ein reiner grünes, so z. B. Buchsbaum, Wachholder, Fichte, Eibe ꝛc. Die winterliche Färbung beruht hier darauf, daß die Chlorophyllkörner ihre Begrenzung und Gestalt verlieren und sich zu einer wolkigen Protoplasmamasse von unbestimmten Umrissen auflösen, wobei der grüne Farbstoff eine rothbraune oder braungelbe Färbung annimmt. Im Frühling nimmt die Protoplasmamasse die Form von Chlorophyllkörnern und ihre normalgrüne Färbung wieder an. Manche wintergrüne Pflanzen nehmen dagegen an ihren oberen, dem Licht ausgesetzten Blattseiten eine rothe Färbung an, während sie auf der Rückseite grün bleiben, wie z. B. die Sedum- und Sempervivum-Arten, Mahonia und viele andere. In diesem Fall ist das C. nicht verändert, sondern es hat sich nur in den dem Licht ausgesetzten Zellen ein Gerbstoff enthaltender, durch einen aufgelösten fremden Farbstoff roth gefärbter Flüssigkeitskörper gebildet, der an die oben besprochenen rothen Zellensäfte gerötheter Pflanzentheile erinnert; die Chlorophyllkörner sind dabei im Innern der Zelle zu einem Klumpen zusammengehäuft. Im Frühling verschwindet der rothe Zellensaft wieder, und die im übrigen unveränderten Chlorophyllkörner nehmen ihre Stellung an den Zellenwänden wieder ein. — Eine wirkliche Desorganisation des Chlorophylls findet dagegen in den meisten grünen Pflanzentheilen statt kurz vor ihrem Absterben, und dies bewirkt die herbstliche Entfärbung der Blätter. Es werden nämlich aus den Zellen der letzteren die ganze Masse des Protoplasma's und zugleich die Chlorophyllkörner aufgelöst und das Material dieser Bildungen in die stehenbleibenden Theile der Pflanze zurückgeführt. In den vorher chlorophyllführenden Zellen bleiben nur wässerige Säfte und meist eine Anzahl glänzender gelber Körnchen zurück, welche von dem zerstörten C. ganz verschieden sind und die Blätter gelb färben. Selten fallen die Blätter vor dem Eintritt einer solchen Desorganisation ab (Esche, Erle). Die rothe Färbung der herbstlichen Blätter rührt von einem im Zellensaft der vorher chlorophyllführenden Zellen entstandenen rothen Farbstoff her; aber auch hier findet man die gelben Körnchen, welche nach der Auflösung der Chlorophyllkörner zurückbleiben.

Chlorops, Grünauge, Fliegengattung.

Chlorose (Chlorosis), s. v. w. Bleichsucht (s. d.).

Chlorquecksilber, s. Quecksilberchlorür und Quecksilberchlorid.

Chlorräucherung, die Verbreitung von Chlorgas in Räumen zur Zerstörung von üblen Dünsten und Ansteckungsstoffen. Die C. bietet in Räumen, in welchen keine Menschen befindlich sind, keine besonderen Schwierigkeiten. Man übergießt entweder eine Mischung von 3 Theilen Kochsalz und 1 Th. Braunstein auf einem Teller mit 2 Th. Schwefelsäure und 2 Th.

Wasser, oder einen Brei von Wasser und Chlorkalk mit Salzsäure. Soll Chlor in Räumen verbreitet werden, worin sich Menschen aufhalten, wie z. B. im Krankenzimmer, so muß seine Entwickelung mit großer Vorsicht und mäßig geschehen, weil sonst die nachtheiligen Folgen seiner Gegenwart den beabsichtigten Nutzen leicht überwiegen könnten. Zu diesem Ende stellt man eine Schale mit Chlorwasser oder mit einer Auflösung von Chlorkalk an einen dunklen Ort des Zimmers, was man von Zeit zu Zeit wiederholt. Kloaken, welche von Schwefelwasserstoff erfüllt sind, werden zugänglich gemacht, indem man ein bis mehrere Pfund Chlorkalk, der in einem Kübel mit Wasser angerührt ist, gleichzeitig mit gleich viel durch 2—3 Theile Wasser verdünnter Salzsäure in die Grube schüttet. Der üble Geruch, welchen faulende Körper, wie Leichen von Ertrunkenen, die lange im Wasser gelegen haben ꝛc., verbreiten, läßt sich mehr oder minder entfernen, wenn man über den Gegenstand ein mit Chlorkalklösung getränktes Tuch breitet und öfters erneuert. Vgl. Desinfektion.

Chlorsäure $HClO_3$, entsteht als Kalisalz bei der Behandlung einer heißen koncentrirten Lösung von Kalihydrat in Wasser mit Chlor. Dabei bilden sich 5 Moleküle Chlorkalium und 1 Molekül chlorsaures Kali.

$$6KHO + 6Cl = 5KCl + KClO_3 + 3H_2O$$
Kalihydrat Chlor Chlorkalium chlors. Kali Wasser.

Aus dem Kalisalz kann man das Kali mit Kieselfluorwasserstoff abscheiden. Die so in Freiheit gesetzte C. bildet eine farb- und geruchlose Flüssigkeit, schmeckt stark sauer, bleicht das zuerst geröthete Lackmuspapier, zersetzt sich schon bei 40°, wirkt stark oxydirend, entzündet Papier und Leinwand beim Eintrocknen auf denselben, zerfällt mit Chlorwasserstoffsäure in Chlor und Wasser und bildet mit den Basen Salze, welche sämmtlich in Wasser löslich sind, beim Erhitzen in Sauerstoff und Chlormetall zerfallen, mit Schwefelsäure gelbe, stark bleichend wirkende Dämpfe von Unterchlorsäure entwickeln und höchst kräftig oxydirend wirken. Die schmelzbaren von ihnen detoniren, mit brennbaren Körpern gemengt, sehr heftig durch Schlag, Reibung und Erwärmung, und ihre Behandlung erheischt daher große Vorsicht. Das wichtigste Salz ist das chlorsaure Kali $KClO_3$, welches auf oben angegebene Weise erhalten werden kann, in der Technik aber mit Hülfe von Kalk dargestellt wird. Man leitet Chlor in einen heißen Brei von gelöschtem Kalk und erhält dabei eine Lösung von chlorsaurem Kalk und Chlorcalcium. Diese vermischt man siedend heiß mit Chlorkalium, filtrirt und bringt die Lösung, welche nun chlorsaures Kali und Chlorcalcium enthält, zur Krystallisation. Um das ausgeschiedene Salz zu reinigen, löst man es in 3 Theilen kochendem Wasser und läßt die Lösung an einem kalten Ort krystallisiren. Das chlorsaure Kali bildet wasserfreie, farblose, luftbeständige Blättchen, schmeckt herb kühlend, löst sich bei 0° in 30 Theilen, bei 15° in 16⅓ Th., bei 50° in 5 Th. Wasser; eine gesättigte siedende Lösung enthält auf 100 Th. Wasser 60 Th. Salz. Das Salz schmilzt beim Erhitzen, gibt Sauerstoff, Chlorkalium und überchlorsaures Kali und hinterläßt endlich nur Chlorkalium. Mischt man es mit Mangansuperoxyd (Braunstein), Kupferoxyd, Eisenoxyd, so erfolgt die Zersetzung sehr stürmisch und bei viel niedrerer Temperatur; 100 Th. Salz geben 39,15 Th. Sauerstoff. Auf dem schmelzenden Salz verbrennen Schwefel, Kohle, Antimon, Eisen mit lebhaftem Glanz; Mischungen dieser Körper mit dem Salz entzünden sich bisweilen von selbst, auch durch Einwirkung des Lichts und bei Berührung mit Schwefelsäure; sie explodiren durch Schlag, Stoß, Reibung und Erwärmung. Deshalb darf das chlorsaure Kali niemals mit brennbaren Körpern irgend welcher Art im Mörser zusammengerieben werden, sondern man muß es für sich, am besten mit einigen Tropfen Weingeist, zerreiben und dann auf einem Bogen Papier mit einer Federfahne oder mit dem Finger den anderen Pulvern beimischen. Die Lösung des chlorsauren Kali's wirkt besonders nach Zusatz von Salzsäure oder Salpetersäure, welche Chlor oder Chlorsäuren frei machen, stark oxydirend. Das chlorsaure Kali findet mannigfache Verwendung; es dient zur Darstellung von Sauerstoff, übermangansaurem Kali und Anilinschwarz, zu Buntfeuern, Augendre's weißem Schießpulver, zu Streichhölzchen und Zündspiegeln der Zündnadelgewehre. Als Arzneimittel benutzt man es bei Skorbut, Mundfäule, Schwämmchen, Speichelfluß, Kroup ꝛc., bei Leberleiden, Syphilis und schlecht eiternden Wunden. Chlorsaurer Baryt $Ba(ClO_3)_2$ löst sich in 4 Th. kaltem, leichter in heißem Wasser, detonirt bei schnellem Erhitzen und wird zu Grünfeuer benutzt.

Chlorschwefel, s. Schwefelchlorür.

Chlorsilber, s. v. w. Silberchlorid.

Chlorsilber, Mineral, s. v. w. Hornerz.

Chlorstickstoff (Dulongs explosives Oel) NCl_3, entsteht beim Einleiten von Chlor in eine Ammoniak oder ein Ammoniaksalz enthaltende Flüssigkeit, sobald dieselbe sauer wird, ferner bei der Einwirkung von unterchloriger Säure auf Salmiak und, wenn man durch eine Salmiaklösung einen elektrischen Strom leitet. Der C. ist ein so gefährlicher Körper, daß vor seiner Darstellung dringend gewarnt werden muß; hat er sich bei irgend einer Operation wider Absicht gebildet, so muß man den Apparat einige Tage im verschlossenen Zimmer stehen lassen, damit er sich wieder zersetzt. Der C. ist eine ölartige, dunkelgelbe Flüssigkeit von dem Chlor ähnlichem Geruch, der auf Augen und Nase einen sehr heftigen Reiz ausübt; der Luft ausgesetzt, wird er schnell verflüchtigt, gefriert selbst bei sehr hohen Kältegraden nicht und läßt sich bei 71° destilliren. Bei einer Temperatur von 93—100° explodirt er mit äußerster Heftigkeit, besonders wenn er mit einer auch nur dünnen Wasserschicht bedeckt ist; viel weniger heftig, wenn er völlig trocken ist. Er explodirt aber auch bei gewöhnlicher Temperatur durch die bloße Berührung mit Phosphor, Selen, Arsen, Stickstoffoxydgas, koncentrirtem kaustischen Kali und Ammoniak, Baumöl und anderen fetten und flüchtigen Oelen, selbst mit Kautschuk. Mit Wasser zersetzt er sich allmählich in Chlorwasserstoffsäure und salpetrige Säure, bei Gegenwart eines Metalls entsteht ein Chlormetall und Stickgas; mit koncentrirter Chlorwasserstoffsäure bildet er Ammoniak und freies Chlor, mit verdünntem Ammoniak Salmiak und Stickgas.

Chlorstrontium, s. v. w. Strontiumchlorid.

Chlorüre, s. Chlormetalle.

Chlorwasserstoff HCl, findet sich in den Exhalationen der Vulkane und entsteht direkt aus Chlor und Wasserstoff, welche sich im Sonnenlicht unter Explosion, im zerstreuten Tageslicht allmählich, aber nicht im Dunkeln mit einander verbinden.

Auch der elektrische Funke, Platinschwamm oder eine Flamme bewirken die augenblickliche Vereinigung der beiden Gase. C. entsteht außerdem sehr allgemein bei Einwirkung von Chlor auf wasserstoffhaltige Körper, von Sauerstoffsäuren auf Chlormetalle und oft auch bei der Zersetzung von Chlorverbindungen durch Wasser. C. bildet ein farbloses Gas, riecht stechend, bildet an der Luft dichte Nebel, besitzt das spec. Gew. 1,255, so daß 1 Liter 1,632 Gramm wiegt; er ist nicht brennbar, reagirt stark sauer und wird bei 0° durch einen Druck von 26 Atmosphären zu einer farblosen Flüssigkeit verdichtet. Er wird durch Hitze nicht zerlegt, gibt aber mit vielen Metalloxyden Chlorid und Wasser, mit Metallen Chlorid und Wasserstoff, und wenn man ihn mit Sauerstoff oder Luft erhitzt, so entsteht Chlor und Wasser (s. Chlor). Alkohol absorbirt sehr reichlich C. unter Bildung von Aethylchlorür; alkoholische Lösungen vieler Säuren liefern bei Behandlung mit C. zusammengesetzte Aether. (Leitet man C. in alkoholische Benzoësäurelösung, so entsteht Benzoësäureäthyläther.) Sehr energisch wird C. von Wasser absorbirt, und diese Lösung bildet die Chlorwasserstoffsäure oder Salzsäure (s. d.).

Chlorwasserstoffäther, s. v. w. Aethylchlorür.

Chlorzink, s. v. w. Zinkchlorid.

Chlorzinn, s. v. w. Zinnchlorür und Zinnchlorid.

Chlotar, Name mehrerer fränkischen Könige aus dem Geschlecht der Merowinger: 1) C. I., Chlodwigs I. und Clotildens jüngster Sohn, erhielt 511 in der Theilung des Reichs den Theil mit Soissons, der sich von Soissons und Amiens bis zum Rhein und an die friesische Grenze erstreckte. 523 und 524 bekriegte er mit seinen Brüdern die Burgunder. Als sein Bruder Chlodomer gefallen war, ermordete er dessen Söhne mit Childebert und theilte mit diesem ihr Land. Seinen Bruder Theoderich I. unterstützte er gegen die Thüringer, ließ ihn aber später meuchlerisch aus dem Weg räumen. Im Jahr 534 bekriegte C. mit seinem Bruder Childebert Burgund, eroberte Autun, vertrieb den König Godomar und bemächtigte sich seines Reichs; 542 durchzog er mit Childebert den größten Theil Spaniens. Als Theodeberts I. Sohn, Theodowald, 555 starb, erhielt C. dessen Reich und vereinigte 558 Austrasien, Thüringen und Alemannien mit seinen bisherigen Besitzungen, so daß das ganze Frankenreich wieder in Einer Hand war. In seinen letzten Jahren führte er Krieg mit den Sachsen, denen er einen jährlichen Tribut von 500 Kühen auflegte, und gegen die aufständischen Thüringer, mußte aber auch gegen seinen Sohn Chramnus, der sich im Arvernerland empörte, zu Feld ziehen, wobei er denselben mit Frau und Kind in einer Hütte verbrennen ließ. Wegen seiner Sinnlichkeit kam er wiederholt in Konflikt mit der Kirche. Er starb 561.

2) C. II., Chilperichs I. und Fredegundens letzter Sohn, kam 584, erst 4 Monate alt, unter Vormundschaft seiner Mutter und unter dem Schutz seines Oheims, des Königs Guntram von Burgund, auf den Thron, nachdem ihn die Großen des Reichs als echten Sohn Chlotars anerkannt hatten. Im Jahr 593 schlug der junge König den Herzog Quintrio von Champagne. Nach Childeberts II. Tod nahm Fredegunde mit ihrem Sohn Paris und die übrigen Städte in Besitz und schlug Theodebert und Theoderich, Childeberts Söhne. Dieselben rächten sich aber 597 nach Fredegundens Tod und zwangen C., ihnen den größten Theil seines Landes abzutreten. 604 ließ C. den Hausmeier Theoderichs, Bertoald, bei Arlon überfallen, nahm den größten Theil der zwischen der Loire und der Seine gelegenen Gaue und Städte ein und belagerte jenen in Orléans, wurde aber von Theoderich bei Estampes geschlagen und zum Frieden von Compiègne gezwungen. Nach Theoderichs Tode drang C. in Austrasien ein, welches Brunhilde für ihre Enkel verwaltete. Diese rief die Völker jenseit des Rheins zum Beistand gegen C. auf; doch wurden dieselben von dem Hausmeier Warnar, der einen Mordanschlag der argwöhnischen Königin gegen ihn entdeckt hatte, für C. gewonnen, das Heer ging zu diesem über, und von Theoderichs Söhnen entkam nur Childebert; Brunhilde ward grausam hingerichtet. So ward C., ein leutseliger, frommer, aber dabei schwacher und von seiner Umgebung, besonders den Frauen, zu jedem Greuel verführbarer Fürst, Herr des ganzen Frankenreichs. Im Jahr 622 erhob er seinen Sohn Dagobert zum König von Austrasien. Er starb 628.

3) C. III., Chlodwigs II. und Balthilde's ältester Sohn, ward 656 nach seines Vaters Tod König der Franken unter Vormundschaft seiner Mutter; sein Hausmeier war der herrschsüchtige Ebroin. Er starb 670, etwa 15 Jahre alt.

4) C. IV., nach einigen Dagoberts II., nach anderen Theoderichs III. Sohn, wurde 718 von Karl Martell gegen Chilperich II. als Schattenkönig aufgestellt; starb 719.

Chlum, Dorf in Böhmen, zwischen Elbe und Bistritz, rechts von der Straße, die von Königgrätz nach Sadowa führt, am Fuß einer etwa 90 Meter sich erhebenden Anhöhe, welche 1866 von dem österreich. Obergeneral Benedek mit starken Batterien besetzt und zum Schlüsselpunkt seiner gegen W. und NW., gegen die Erste und die Elbarmee der Preußen, gerichteten Stellung gemacht war. Dieser Höhe gegenüber hatte in der Schlacht bei Königgrätz 3. Juli die preußische Division Fransecky einen schweren Stand. Die Gefahr wurde nur dadurch abgewandt, daß nachmittags 1 Uhr ein Theil der Armee des Kronprinzen auf dem Schlachtfeld eintraf, auf die rechte Flanke der Oesterreicher sich warf, und daß die 1. Gardedivision unter General Hiller v. Gärtringen trotz des mörderischen Geschützfeuers die Höhe von C. sowie das Dorf Rozberitz nahm. Damit war die österreichische Stellung im Rücken gefaßt. Benedek warf auf die Nachricht hiervon der Hiller'schen Division seine Reserve entgegen, nahm Rozberitz wieder, konnte aber den General Hiller, der durch die Avantgarde der 2. Gardedivision und des 1. Armeekorps Verstärkungen erhielt, nicht von der Höhe von C. vertreiben. Eine Stunde lang wurde von beiden Seiten mit Heftigkeit gekämpft, General Hiller wurde durch eine Granate niedergestreckt; aber die Bataillone des 1. Armeekorps, eben auf der Höhe angekommen, schlugen den letzten Angriff der Oesterreicher zurück, drangen bis Rozberitz vor und die 2. Gardedivision nahm gleichzeitig die Höhen von Lipa. Nachdem diese beiden Hauptpositionen der Oesterreicher genommen waren, war für diese die Schlacht verloren.

Chlum, Johann von, s. Huß.

Chlumetz, 1) Bezirksstadt im vormaligen böhm. Kreis Gitschin, an der Cidlina in prächtiger Waldgegend gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat einen Dechanteikirche, ein Schloß des Grafen Kinsky (außerhalb der Stadt, in Form einer Krone gebaut), eine

Haupt- und eine Gewerbschule, Zucker-, Maschinen- und Likörfabrikation, ansehnlichen Mühlenbetrieb, bedeutende Pferdezucht, großartige Fischerei (in den gräflichen Teichen) und 4000 durchaus kathol. Einwohner (darunter 180 Mann Dragoner als Garnison). Die Stadt befindet sich seit 1614 im Besitz der Grafen von Kinsky. — 2) Marktflecken im ehemaligen böhm. Kreis Budweis, mit Torfstich, einer großen Potaschesiederei, Papiermühle, Brauerei, einer Wallfahrtskirche (Klein-Mariazell) und 1260 Einw. In der Nähe das große Eisenwerk Josephsthal mit einer Fabrik für Maschinen und Ackerbaugeräthschaften.

Chmel, Joseph, deutscher Geschichtsforscher, geb. 16. März 1798 zu Olmütz, daselbst und im Konvikt zu Kremsmünster gebildet, trat in das Chorherrenstift St. Florian, wo er Stiftsbibliothekar wurde. Auf Stiftskosten sammelte er von 1830—33 in Wien die Quellen zu einer »Geschichte Kaiser Friedrichs IV.« (gewöhnlich Friedrich III. genannt) (Hamb. 1840—43, 2 Bde.) und zur Geschichte Oesterreichs im Mittelalter überhaupt. Im Jahr 1834 ward C. zweiter Archivar und 1846 Vicedirektor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Unter seinen Schriften, meist Materialiensammlungen, sind von besonderer Bedeutung: »Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien, im Interesse der Geschichte excerpirt« (Wien 1840—41, 2 Bde.); »Materialien zur österreichischen Geschichte« (das. 1832—1840, 2 Bde. in 5 Thln.); »Regesta chronologico-diplomatica Ruperti, regis Romanorum« (Frankf. 1834); »Regesta chronologico-diplomatica Friderici III., Romanorum imperatoris« (Wien 1838—40, 2 Thle.); »Der österreichische Geschichtsforscher« (das. 1838—42, 3 Bde.). Die »Aktenstücke zur Geschichte Kroatiens und Slawoniens in den Jahren 1526 und 1527« (Wien 1846) und »Herbersteins Gesandtschaftsreise nach Spanien 1519« (das. 1846) bilden zugleich den 1. und 2. Band des »Habsburgischen Archivs«. Bei Stiftung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien 1847 wurde auf Antrag Chmels, der gleich zu ihren Mitgliedern gehörte, vaterländische Geschichtsforschung und Sammlung der Geschichtsquellen zu einer Hauptaufgabe derselben gemacht. Als Leiter der dazu aufgestellten Kommission war C. der fleißigste Mitarbeiter, auch Herausgeber des »Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen«, von welchem seit 1848 jährlich 2 Bände erscheinen und dem seit 1851 ein »Notizenblatt« beigegeben ist. Hauptaufgabe der Forschungen Chmels war die ältere Geschichte des Hauses Habsburg. Doch noch vor Vollendung seiner »Monumenta Habsburgica« (1473—1576) starb er zu Wien 28. Nov. 1858. Nur die erste Abtheilung, »Aktenstücke zur Geschichte des Hauses Habsburg im Zeitalter Maximilians I.« (Wien 1854—58, 3 Bde.), hat C. noch zum Druck gebracht. Durch den Literarischen Verein in Stuttgart veröffentlichte er »Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Maximilians I.« (1844).

Chmelnizky (Chmielnicki), 1) Bogdan Sinowi Michailowitsch, Hetman der saporogischen Kosaken, geb. zu Anfang des 17. Jahrh., legte seine ersten Waffenproben in den polnischen Armeen ab und erwarb sich das Vertrauen des Königs Wladislaus II. Als er aber bei demselben in Ungnade fiel, floh er zu seinen Landsleuten, den saporogischen Kosaken am Dnjepr, und gelangte bald bei ihnen zu Ansehen. Nach Wladislaus' Tod bewog er sie zum Abfall von Polen, wurde selbst zum Hetman gewählt, schlug die polnischen Heere und eroberte sogar Podolien und Volhynien. Im Jahr 1649 wurde er von Polen als unabhängiger Hetman anerkannt. Da König Kasimir aber wiederholte Versuche machte, die Kosaken wieder zu unterwerfen, so verbündete sich C. zuerst mit den Türken und schloß dann 1654 mit dem russischen Zar Alexei einen Vertrag, durch den er die Oberherrschaft desselben anerkannte und sich zur Heeresfolge mit 10 vollständigen Kosakenregimentern verpflichtete, wogegen der Zar die bisherigen Freiheiten und Rechte der Kosaken aufrecht zu erhalten versprach. Die Polen wie die Türken waren über diesen Vertrag in hohem Grad erbittert, und als C. 25. Aug. 1657 starb, glaubte man, daß er von den Türken aus Rache vergiftet worden sei. Sein Andenken wird von den Kosaken noch jetzt in hohen Ehren gehalten. Als dieselben nach dem Tod seines ältesten Sohnes den jüngern Sohn, Georg C., zu seinem Nachfolger bestimmen wollten, rieth er ihnen von dieser Wahl ab, da sie eines erfahrenern Führers bedürften. Georg wurde dennoch zum Hetman gewählt, 1660 aber, als er von Rußland abfallen und sich mit Polen verbünden wollte, von der Mehrzahl seiner Landsleute verlassen und 1662 von den Russen bei Kanief geschlagen. Er versuchte später, seine Würde wieder zu erlangen, fand aber in diesen Kämpfen seinen Untergang.

2) Nikolai Iwanowitsch, russ. Dramatiker, besonders ausgezeichneter Lustspieldichter, wurde zu Petersburg 1. Aug. 1789 geboren als Sprößling des Geschlechts des Kosakenhetmans Bogdan C., welchem er selbst in dem historischen Drama »Sinowi Bogdan C. oder die Einverleibung Kleinrußlands« ein Denkmal gesetzt hat. Nachdem er eine sorgsame Erziehung im elterlichen Haus genossen, trat er als Dolmetscher ins Ministerium des Auswärtigen ein, machte auch 1812 den russischen Befreiungskrieg als Adjutant des Generals Kutusow mit und folgte demselben 1813 nach Deutschland. In den Jahren 1812—14 wurde C. öfters zu besonderen diplomatischen Aufträgen verwandt, nach beendigtem Krieg 1814 aber zum Chef der Kanzlei des Petersburger Generalgouverneurs Miloradowitsch ernannt. Unter Kaiser Nikolaus ward er 1829 Gouverneur von Smolensk und 1837 Gouverneur von Archangelsk, nahm aber krankheitshalber schon im folgenden Jahr seinen Abschied und lebte seitdem in Petersburg. C. ist als Lustspieldichter von großer Bedeutung für die russische Bühne, zu deren Umgestaltung und Veredelung er wesentlich beitrug. Sein Zweck war, dem russischen Drama eine nationale Färbung und einen edlen Gehalt zu geben, was er dadurch zu erreichen suchte, daß er seine Zeitgenossen zunächst an die besseren französischen Werke eines Regnard und Molière, die er zum Theil meisterhaft ins Russische übersetzte, gewöhnte und ihren Geschmack veredelte. Vorzüglich gelungen sind seine Uebersetzungen des »Tartüffe« und der »Schule der Frauen«. Auch seine eigenen zahlreichen Komödien zeichnen sich durch Gewandtheit der Sprache und leichte, gefällige Rhythmik aus; nur zuweilen hat er in der Anlage seiner Stücke dem Unnatürlichen und Bizarren zu viel Raum vergönnt. Als seine Hauptwerke sind die nachfolgenden Dichtungen zu nennen, welche auf der russischen Bühne einen lang anhaltenden Erfolg hatten: »Zarskoje Slowo« (Das Zarenwort); »Russkij Faust« (Der russische Faust); »Karantin« (Die

Quarantäne); »Goworun« (Der Schwätzer); »Akteri meshdu ssobojnе« (Die Schauspieler unter einander); »Njereschitzelnyj« (Der Unentschiedene, oder sieben Feiertage in der Woche); »Wosduschnyjo Samki« (Die Luftschlösser) ꝛc. C. starb 20. Sept. 1845 zu Petersburg als Wirklicher Staatsrath. Vier Jahre nach seinem Tod erschien eine Gesammtausgabe seiner Werke (Petersb. 1849, 3 Bde.), welche auch einige kleinere, auf das Drama Bezug habende Schriften Chmelnizky's, sowie seine Uebersetzungen französischer Komödien enthält.

Chmelow, Marktflecken im Kreis Romny des russ. Gouvernements Poltawa, mit 5000 Einw. (meist Kleinrussen und Polen), welche einen lebhaften Handel mit Vieh, Wolle, Borsten, Tuch und Cerealien unterhalten und den stärksten Tabaksbau in ganz Rußland betreiben. Ueber 100,000 Pud kommen jährlich zur Ausfuhr.

Chmielnik, 1) Stadt im Gouvernement Kielce des russ. Königreichs Polen, an den Quellen der Skodnia, mit 2 Kirchen, einer Synagoge und (1867) 5031 Einw. (viele Juden). In der Nähe sehr beträchtliche Kupfer- und Bleibergwerke und Eisengruben, welche ansehnliche Quantitäten Erze, die hier sogleich verarbeitet werden und zum Export gelangen, produciren. — 2) (Chmelnik), Stadt im Kreis Litin des russ. Gouvernements Podolien, am Bug, ein ansehnlicher Ort mit mehreren griechischen und einer kathol. Kirche, einer Synagoge und (1867) 7707 Einw. (1800 erst 1178). Der fruchtbare Boden, der viele vom Bug bewässerte Wiesen und Weiden enthält, worauf das schönste podolische Vieh gedeiht, die erhebliche Weizen- und Tabakskultur sowie der ausgezeichnete Waldbau und der Gewerbfleiß der Bewohner haben zu dem schnellen Aufblühen des Orts wesentlich beigetragen.

Chneph, s. v. w. Knuph.

Chnodomar, König der Alemannen im 4. Jahrh. n. Chr., erhielt vom Kaiser Konstantin das Land zwischen dem Rhein und den Vogesen, von den Alpen an bis Mainz hinab, 354 abgetreten, ward aber 357 vom Cäsar Julian bei Straßburg geschlagen und gefangen genommen und starb in Gefangenschaft in den Castris Peregrinis auf dem Cölischen Berg.

Choanen (griech., Choanae narium), die beiden hinteren, durch die Nasenscheidewand von einander getrennten Oeffnungen der Nasengänge, durch welche diese mit der Rachenhöhle in offener Verbindung stehen. Durch die C. kann der Mensch die Schleimmassen, welche von der Nasenschleimhaut abgesondert werden, vermittels Aspiration bei geschlossenem Mund in die Rachenhöhle und aus dieser in die Mundhöhle befördern, um sie dann auszuwerfen.

Chobah, im Alterthum ein Ort in Syrien, nördlich von Damaskus, wo Abraham die gegen ihn verbündeten Könige (1. Mos. 14, 15) schlug; zu Eusebios' Zeit ein von Ebioniten (judaisirenden Christen) bewohnter Flecken.

Chobbo, Stadt, s. Kobbo.

Choc (franz., m., spr. schock), eigentlich der gewaltsame Zusammenstoß zweier Körper, daher das gewaltsame Anrennen einer im Gefecht begriffenen Reiterlinie. Soll der C. wirksam sein, so muß er mit der höchsten Vehemenz ausgeführt werden, weshalb man dazu die Kraft der Pferde bis zum letzten Augenblick aufspart. Der eigentliche C., bei dem die Pferde Karrière laufen müssen, darf nicht eher begonnen werden als 30 Schritt vom Feind. Die Reiter halten den Degen oder Säbel über dem Kopf bereit, die Ulanen führen den C. mit eingelegter Lanze aus. Kleinere Abtheilungen, wie einzelne Regimenter und Schwadronen, chokiren in der Regel viel heftiger als Brigaden und Divisionen; die schwere Kavallerie chokirt häufig nur im Galopp, die leichte Kavallerie stets im Karrière. Ein geübter Blick, der den günstigen Moment erfaßt, und ein kühner Entschluß führen bei solchen Angriffen zum Siege.

Chocim (Choczim), Festung, s. Chotschim.

Choco (spr. tschokó), Landschaft, s. Cauca.

Choctaws (spr. tschoktas), Indianerstamm, s. Tschokta.

Chodawendikjâr, türkisches Vilajet in Kleinasien, umfaßt etwa das alte Mysien, Phrygien und den westlichen Theil von Bithynien, d. h. das nordwestliche Gebiet der Halbinsel im S. des Marmarameers, östlich im allgemeinen bis 31° östl. L. v. Gr., südlich bis 38° und 39° nördl. Br. reichend, und zerfällt in 5 Liwas: Ismid, Brussa, Balikesri, Kiutahia, Asium-Karahissar. Hauptstadt ist Brussa.

Chodkjewicz (spr. -witsch, Chodkowic), 1) Jan Karol, polnischer Feldherr, geb. 1560, Sprößling eines angesehenen Geschlechts in Litauen, besuchte die Jesuitenakademie zu Wilna, wo sein Vater Kastellan und Gouverneur von Livland war, bereiste dann Italien, Spanien, Frankreich, die Niederlande, England und Deutschland, nahm theil an den Feldzügen nach der Walachei und gegen die rebellischen Kosaken und zeichnete sich so sehr aus, daß er zum Feldhetman von Litauen erhoben wurde. Im Jahr 1602 übernahm er den Oberbefehl über das polnische Heer in Livland, siegte bei Dorpat und Weißenstein über die Schweden, ward dafür Großhetman von Litauen und schlug 1605 bei Kirchholm König Karl IX. aufs Haupt, konnte aber den Sieg wegen mangelnden Soldes nicht benutzen. Im Jahr 1611 schloß er mit den Schweden einen Waffenstillstand und ward von Sigismund III. zur Fortsetzung des Kriegs mit Rußland berufen, den die Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius begonnen hatten; die schlechte Disciplin des Heers, die er mit aller Mühe nur wenig verbessern konnte, zwang ihn jedoch, Moskau, das er besetzt hielt, zu verlassen und in Rußland umherzuziehen, bis ihm der Vertrag von Dywlin (1618) freien Rückzug nach Polen gestattete. Im Jahr 1620 übernahm er den Oberbefehl gegen die Türken und blieb in mehreren Treffen Sieger, starb aber schon 1621 zu Chotschim. Die Beschreibung seiner Feldzüge hat er im Manuskript hinterlassen.

2) Alexander, derselben Familie angehörig, schloß sich, als sich 1812 Polen im Vertrauen auf französischen Schutz für Napoleon erhob, dem Aufstand an und bildete auf eigene Kosten ein Infanterieregiment. Dann General in russ. Diensten, wurde er als Theilnehmer an der gegen Kaiser Nikolaus gerichteten Militärverschwörung von 1825 nach Sibirien verbannt. Sein späteres Schicksal ist unbekannt. Er schrieb zwei Tragödien (»Cato und Virginie«, »Wladislaw Jagellon«), eine Oper u. a.

Chodowiecki (spr. -wjetzki), 1) Daniel Nikolaus, berühmter deutscher Maler und Kupferstecher, geb. 16. Okt. 1726 zu Danzig, erhielt von seinem Vater, einem Kaufmann und enthusiastischen Kunstliebhaber, den ersten Unterricht in der Miniaturmalerei, lernte dann als Kaufmann in Danzig und Berlin, jede müßige Stunde für seine Kunst benutzend. In der Folge gab er das Handelsfach ganz

auf, machte bedeutende Fortschritte im Zeichnen und in der Komposition, malte dabei fortwährend in Miniatur, versuchte sich 1756 auch im Radiren, lieferte mehrere kleine geätzte Blätter und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Berliner Akademie der Wissenschaften, die ihm den Auftrag gab, die Bilder für den von ihr herausgegebenen Kalender zu fertigen. Da sich die Aufträge häuften, gab er seine Miniaturmalerei ganz auf. Seit 1764 Rektor, seit 1788 Vicedirektor der Akademie der bildenden Künste zu Berlin, wurde er 1793 zu deren wirklichem Direktor ernannt. Er starb 7. Febr. 1801. C. fand die Anerkennung seiner Zeitgenossen in reichem Maß; es erschien fast kein artistisch ausgestattetes Werk, zu dem er nicht mindestens eine Vignette lieferte. Die Zahl seiner Blätter beläuft sich auf mehr als 3000. Eine sehr vollständige Sammlung besaß die Tochter des Künstlers. Hervorzuheben sind: der Abschied des Jean Calas, nach des Künstlers eigenem Gemälde; Friedrich II. und der Kronprinz auf der Heerschau zu Potsdam; der Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig; General Ziethen, vor dem König sitzend; 12 Blätter zu Minna von Barnhelm; 12 Blätter zum Don Quijote; die Blätter zu Lavaters Physiognomischen Fragmenten; 12 Blätter zum Landprediger von Wakefield; 13 Blätter zu Gellerts Fabeln; 8 Blätter zu Bürgers Gedichten; 12 Blätter zu Voltaire's Schriften; 6 Blätter zu Schillers Räubern; 12 Blätter zu Yoricks Empfindsamer Reise; 12 Blätter zu Shakespeare's Heinrich IV.; 12 Blätter zum Hamlet; 12 Blätter Brandenburgische Kriegsscenen; 12 Blätter zu Shakspeare's Lustigen Weibern zu Windsor; 12 Blätter zu Coriolanus; 12 Blätter zu Shakespeare's Sturm; 12 Blätter zu Macbeth; 12 Blätter zu den Anekdoten von Friedrich II.; 24 Blätter zu Rosegartens Clarisse; 6 Blätter zur Luise von Voß; 12 Blätter zur Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskrieges; 3 Blätter zur Geschichte Peters d. Gr.; 12 Blätter Modethorheiten u. a. C. ist bei der Wahrheit, Lebendigkeit und Laune, mit der er moderne Figuren darstellte, als der Stifter einer neuen Kunstgattung zu betrachten. Seine vorzüglichsten Darstellungen sind aus dem bürgerlichen Leben gegriffen. Ueberall zeigt er sich als tiefen Kenner des menschlichen Herzens und treffenden Sittenmaler, indem er bald das Laster mit den grellsten Farben schildert, bald die Thorheiten der Zeit mit launigem Spott geißelt, und dies alles auf kleinem Raum. In seinen kleineren Vignetten entsprach er im allgemeinen den strengen Kunstanforderungen mehr als in seinen größeren Versuchen, und in der ihm eigenthümlichen Sphäre des gewöhnlichen Lebens wiederum mehr als in idealen Darstellungen, wo ein gewisser Zwang nur zu deutlich hervortritt. Neuerdings ist von einer Erbin Chodowiecki's der Berliner Akademie ein Cyklus von 100 Originalzeichnungen des Meisters geschenkt worden, darstellend seine Reise nach Danzig, mit Laune und Liebe entworfene Blätter, theils in ausgeführter Tuschmanier, theils mit der Feder gezeichnet. Es gibt von ihm auch einzelne (unbedeutende) Oelbilder, deren vier das Berliner Museum besitzt. Der Kunstliebhaber Jakoby in Berlin gab ein Verzeichnis von Chodowiecki's sämmtlichen Kupferstichen heraus (1814); W. Engelmann veröffentlichte »Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche« (Leipz. 1857; Nachträge und Berichtigungen 1860).

2) Gottfried, Maler und Kupferstecher, Bruder des vorigen, geb. 11. Juli 1728 zu Danzig, malte in Miniatur und Email, besonders Landschaften und Schlachten, Jagden und Pferdestücke, und radirte mehreres theils nach eigener, theils nach seines Bruders Erfindung; starb 1781.

3) Wilhelm, Kupferstecher, Sohn von C. 1), geb. 1765, arbeitete, von seinem Vater gebildet und seine Fülle von Witz erbend, als Kupferstecher zu Berlin in dessen Manier mit solchem Erfolg fort, daß jener des Sohnes frappante Charakterzeichnungen unter seinem Namen veröffentlichte. Er starb 1805 im blühendsten Mannesalter.

Chodziesen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, an einem See, in hügeliger Gegend gelegen, Sitz des Landraths und einer Kreisgerichtskommission, hat eine kathol. und eine luther. Kirche, eine Synagoge, eine höhere Bürgerschule, eine Porzellanfabrik, bedeutende Ziegeleien und (1871) 3092 Einw. (darunter 920 Katholiken und 870 Juden, außerdem 580 Polen).

Chodzko, 1) Jacques Lionard Borevkow, poln. Geschichtschreiber, geb. 6. Nov. 1800 zu Oborek im Palatinat Wilna, empfing seine wissenschaftliche Bildung in Wilna unter Lelewel und begleitete 1819 den Fürsten Michael Ogiusky auf seiner Reise durch Rußland, Deutschland, England und Frankreich, nahm dann seinen bleibenden Wohnsitz in Paris und eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit den »Observations sur la Pologne et les Polonais« (Par. 1827), denen die Memoiren Oginsky's folgten. In der Julirevolution focht er auf Seiten der Liberalen und ward von Lafayette zum Adjutanten gewählt. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution wurde er vom Nationalgouvernement bevollmächtigt, die Interessen Polens der öffentlichen Meinung und der franz. Regierung gegenüber zu vertreten, und war zugleich als Mitglied des französisch-polnischen und des amerikanisch-polnischen Komité's thätig; nach Ankunft der polnischen Emigrirten in Frankreich ward er Mitglied des Nationalkomité's und bekleidete später Bibliothekarstellen an der Sorbonne, an Ste. Geneviève und im Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Er schrieb noch: »Une esquisse chronologique de l'histoire de la littérature polonaise« (Par. 1829); »Histoire des légions polonaises en Italie sous le commandement du général Dombrowsky« (1829—32, 2 Bde.); »Les Polonais en Italie, tableau historique, chronologique et géographique des travaux des Polonais en Italie pour la régénération de leur patrie« (1830); »Histoire des légions polonaises à l'armée du Rhin et du Danube sous les généraux Kniaziewics et Jablonowsky« (1831); »Histoire populaire de Pologne« (1855, 14. Aufl. 1864); »Les massacres de Galicie et Krakovie confisquée par l'Autriche en 1846« (1861); »Recueil des traités, conventions et actes diplomatiques concernant la Pologne, 1762—1862« (pseudonym »Graf d'Angeberg«, 1862). Auch gab er das von mehreren bearbeitete Werk: »La Pologne historique, littéraire, monumentale, pittoresque et illustrée« (8. Aufl., 1834—47, 3 Bde.) heraus und bearbeitete einen »Atlas de sept partages de la Pologne«. In seinen historischen Werken zeichnete sich C. weniger als gründlicher Geschichtschreiber denn als fleißiger Sammler und warmer Patriot aus.

2) Alexander Bareyko, ein Verwandter des vorigen und oft mit ihm verwechselt, Orientalist, geb. 1804 in Krzywicze, war eine Zeitlang Mitglied des Collége de France für slawische Sprachen; er

schrieb unter anderem: »Grammaire persane, ou Principes de l'iranien moderne« (1852); »Légendes slaves du moyen-âge« (1859); »Contes des paysans et des pâtres slaves« (franz. Uebersetzung, 1864); »Grammaire paléoslave« (1869).

Chörilos, 1) C. der Athener, einer der ältesten griech. Dramatiker, lebte zur Zeit der Pisistratiden und des Perserkrieges. Unter seinen von Suidas zu 150 angegebenen Stücken waren mehrere Tragödien, weshalb er, zum Unterschied von C. 2), der Tragiker genannt wird; dreizehnmal soll er den Preis errungen haben. Seine meisten Dichtungen waren roh entworfen und flüchtig ausgearbeitet, vielleicht gar nur extemporirte Satyrspiele (heroische Handlung in komischer Darstellung). Wir kennen aber von ihnen nicht einmal die Titel. Vgl. Näke, Choerili Samii quae supersunt etc. (Leipz. 1817), und dessen Opuscula, Bd. 3 (Bonn 1842).

2) C. der Epiker, aus Samos, um 440 v. Chr., war nach Suidas von ausnehmend schöner Gestalt und Sklave, entlief aber und soll dann Herodots Freund und Zuhörer gewesen sein. Sein Perserlied (»Perseïs«), welches den Sieg über Xerxes feierte, scheint (neben Homer) zum Schulbuch erhoben worden zu sein. Um 404 trat er mit Lysander, welcher durch ihn seine Kriegsthaten verherrlicht zu sehen wünschte, in Verbindung. Er beschloß seine Tage bald hernach am Hof des makedonischen Königs Archelaos, eines Freundes der Wissenschaften. Von seinem Epos sind nur wenige Reste (12 Fragmente) auf uns gekommen; der Ton hält nach ihnen die Mitte zwischen Homerischer Unmittelbarkeit und der Methode der späteren Dichter, er ist anmuthig, aber ohne Schwung.

3) C., epischer Dichter, von Jasos in Karien, Begleiter Alexanders d. Gr. auf seinem Zug nach Persien, soll dessen Thaten besungen haben und von Alexander vertragsmäßig für jeden guten Vers mit einem Goldstück belohnt worden sein.

Choi, Stadt in der pers. Provinz Aserbeidschan, am Koturfluß und der Karawanenstraße von Tebriz nach Erzirum, eine der schönsten Städte Persiens, hat breite, regelmäßige, von Kanälen durchschnittene und von Bäumen beschattete Straßen, aber keine bedeutenden Moscheen, eine armenische Vorstadt mit 2 Kirchen, eine große Karawanserai und 20,000 Einw. von verschiedenen Turkstämmen. Die Landschaft umher ist eine der bevölkertsten Persiens, mit starkem Reis-, Obst-, Korn- und Baumwollbau.

Choiseul (spr. schoāsöl, 1) Etienne François, Herzog von C.-Amboise, Graf von Stainville, franz. Staatsmann, geb. 18. Juni 1719, wurde in einem Jesuitenkollegium erzogen, trat dann in den Militärdienst und zeichnete sich im österreichischen Erbfolgekrieg bei Prag (1741) so aus, daß er ein Infanterieregiment erhielt. Nach seiner Rückkehr trat er in den Hofdienst und wurde der Günstling und Vertraute der Marquise von Pompadour, welche seine Fähigkeiten und seine Gewandtheit für ihre Zwecke benutzte. Durch ihre Gunst wurde er 1748 zum Generalleutnant und 1758 zum Herzog von C. erhoben, eine Würde, welche Choiseuls Großvater aufgegeben hatte. Er heirathete die Tochter des reichen Bankiers Crozat, mit der er in glücklicher, doch kinderloser Ehe lebte. Die Pompadour machte ihn 1756 zum Gesandten in Rom und dann in Wien, wo er die Allianz mit Oesterreich gegen Friedrich d. Gr. zu Stande zu bringen wußte, wodurch die Pompadour ihren persönlichen Groll gegen Friedrich befriedigen wollte. Trotzdem, daß diese Politik Frankreich die größten Opfer auferlegte und sehr unpopulär war, hielt C., der nach einiger Zeit das Ministerium des Auswärtigen übernahm, auf das Geheiß seiner Beschützerin daran fest, konnte aber ungeachtet seiner angestrengten Thätigkeit nichts ausrichten, da die Generäle fast alle unfähige Hofleute und Kreaturen der Pompadour waren. Dazu kam, daß auch im Seekriege gegen England Frankreich die empfindlichsten Verluste erlitt. C. übernahm daher, um den Krieg nachdrücklicher zu führen, das Kriegsministerium und überließ das Auswärtige seinem Vetter C., nachmaligem Herzog von Praslin. Auch brachte er zur Hebung des französischen Einflusses das bourbonische Familienbündnis zwischen Frankreich, Spanien, Parma und Sicilien zu Stande, das aber ohne sonderliche Bedeutung blieb. Erst als C. 1763 Frieden mit Friedrich d. Gr. schloß, machte er sich populär und wurde dies noch mehr, als er den König zur Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich bewog, eine Maßregel, die von der Pompadour begünstigt wurde, da die Jesuiten gegen sie intriguirten. C. ging aber noch weiter, und obgleich 1764 seine Beschützerin starb, beschloß er doch, Frankreich von der römischen Kurie ganz zu trennen und eine unabhängige gallikanische Kirche zu gründen; er ließ daher 1768 Avignon und Benaissin besetzen. Papst Clemens XIV. aber wußte den König wieder für sich zu gewinnen und so Choiseuls Plan zu vereiteln. C. hatte den Charakter seiner Nation sehr richtig aufgefaßt; er schmeichelte ihrer Eitelkeit und beschäftigte sie durch immer neue, glänzende Aussichten. Dabei sorgte er für Hebung des Handels und der Industrie, hob die Kolonien San Domingo, Martinique, Guadeloupe u. a., setzte Flotte und Heer in tüchtigen Stand, legte Militärschulen an und förderte die wissenschaftliche Thätigkeit. In der auswärtigen Politik vertrat er ernstlich das Interesse Frankreichs: er unterstützte die polnische Konföderation und verwickelte Rußland in den Krieg mit der Pforte; er schickte franz. Officiere nach Ostindien, um dessen Fürsten gegen England zu bewaffnen, und leitete geschickt die Fäden der politischen und diplomatischen Intriguen, weshalb ihn die Kaiserin von Rußland le cocher de l'Europe nannte. Bei dem plötzlichen Tode des Dauphins und seiner Gemahlin sowie des Schwiegervaters des Königs, Stanislaus Leszczynski, eines Jesuitenfreundes, streuten die Jesuiten, aber ohne Grund, das Gerücht einer Vergiftung durch C. aus. Die königliche Gunst verlor C. nicht durch diese Verleumdung, sondern erst durch die neue Mätresse des Königs, Dubarry. Durch einen Krieg gegen England, der seine eifrig betriebenen Seerüstungen im Glanz des Sieges zeigen sollte, wollte C. die verlorene Gunst wieder gewinnen. Choiseuls Gegner aber stellten ihn wegen der dazu angeknüpften geheimen Verbindung mit Spanien als Verräther dar. Ludwig XV. sandte darauf dem Minister zugleich mit dem Abschied 10. Dec. 1770 einen Verhaftsbefehl. Doch durfte sich C. nach seinem Landsitz Chanteloup an der Loire begeben, wo er fast fürstlich Hof hielt. Ludwig XVI. gestattete bei seiner Thronbesteigung 1774 C., in der Hauptstadt zu wohnen und wieder am Hof zu erscheinen, wo er mit Auszeichnung behandelt wurde und nicht unbedeutenden Einfluß ausübte. Er starb 7. Mai 1785. Seine Witwe opferte ihr Vermögen, um seine Schulden zu bezahlen. Vgl. K. v. Schlözer, C. und seine

Zeit (Berl. 1848); Grasset, Madame de C. et son temps (Par. 1874).

2) Maria Gabriel Auguste Laurent, Graf von C.-Gouffier, franz. Diplomat und Alterthumsforscher und Pair von Frankreich, geb. 27. Sept. 1752, genoß einen klassischen Unterricht, wodurch in ihm früh der Wunsch rege ward, Griechenland selbst zu besuchen, den er aber erst 1776 befriedigen konnte. Die Resultate seiner Forschungen legte er in dem »Voyage pittoresque de la Grèce« (1780—1824, 3 Bde. mit 300 Kupfertafeln) nieder, einem Werk, das ihm die Mitgliedschaft der franz. Akademie erwarb. Bald darauf zum Gesandten in Konstantinopel ernannt, konnte er seine Studien mit Eifer weiter verfolgen; doch zogen ihm seine Sympathien für Griechenland manche Anfechtungen zu. Den ihm 1791 angetragenen Gesandtschaftsposten zu London nahm er nicht an; als guter Bourbonist richtete er seine diplomatischen Noten an die Brüder Ludwigs XVI., und als die republikanische Armee am Rhein dergleichen Depeschen auffing, ward seine Verhaftung eingeleitet; doch floh er nach Rußland und wurde von Katharina II. ehrenvoll aufgenommen. Paul I. ernannte ihn zum Staatsrath, zum Direktor der Kunstakademie und zum kaiserlichen Bibliothekar; sein vertrauter Umgang mit dem österreich. Gesandten, dem Grafen Cobenzl, entzog ihm jedoch eine Zeitlang die Gunst des Kaisers. Nach Alexanders I. Thronbesteigung (1801) kehrte er nach Frankreich zurück und lebte nur den Wissenschaften, gab auch nach vieljährigen Unterbrechungen die Fortsetzung seines »Voyage pittoresque« heraus. Vorher schon als Mitglied in das Nationalinstitut aufgenommen, ward er nach der Restauration Pair von Frankreich, Mitglied des Kabinetsraths und 1816 wieder als Mitglied in die Akademie berufen. Er starb 20 Juni 1817. Seine Alterthümer wurden mit dem Museum im Louvre vereinigt; eine neue Ausgabe seines »Voyage pittoresque«, von Miller und Hase besorgt, erschien Paris 1840—42.

Choisy le Roi (spr. schoāsi lö roa), Stadt im franz. Departement Seine, Arrondissement Sceaux, am Yères (Nebenfluß der Marne) und an der Orléansbahn, 11 Kilom. von Paris, mit (1872) 5099 Einw., ein sehr angenehmer Ort mit Landhäusern und vielen Fabriken, namentlich in Fayence und Porzellan, Tuch und Filz, Glas, Chemikalien ꝛc. C. war 30. Sept. 1870 Schauplatz eines Kampfes gegen franz. Ausfallstruppen, welche vom General Vinoy kommandirt wurden und gegen die Positionen des 6. Armeekorps vergebliche Angriffe machten. Ferner richtete sich ein Ausfall in der Nacht vom 28. zum 29. Nov. gegen C., wobei es den Franzosen gelang, sich des Bahnhofs für einige Zeit zu bemächtigen. Dieser letztere Kampf bildete das Vorspiel zu dem großen Ausfall nach Südosten 30. Nov. 1870.

Chokand (Khokand, Kokan, s. Karte »Centralasien«), russ. Vasallenstaat in Turkestan, grenzt im N. und W. an Russisch-Turkestan, südlich an Karategin, östlich an Ostturkestan (das Reich Jakub Begs). Sein jetziger Umfang ist schwer zu bestimmen; der Chan besitzt kaum ein Viertel des Areals mehr, das er vor den Erfolgen der Russen in den Sirländern hatte; sein Gebiet begreift nur noch die alte Landschaft Ferghana. Es ist östlich vom Sir gebirgig, da es hier vom Thianschan (s. d.) begrenzt wird; gegen Russisch-Turkestan ist das Land dagegen ganz offen. Der Hauptstrom ist der Sir, aus welchem mittels Kanäle die Felder bewässert werden. Das Klima ist dem Ackerbau sehr günstig; es gedeihen hier Pflanzen, die nur warmen Ländern eigen sind, und wären nicht der Mehrzahl nach die Bewohner Nomaden und blutige Fehden an der Tagesordnung, so würde das Land schon längst ein äußerst wichtiges Exportgebiet geworden sein. Im russisch-chinesischen Krieg (1873) konnte der Chan die Lieferung großer Mengen von Cerealien für die russische Armee übernehmen; die gebirgigen Theile gewähren den Nomaden die herrlichsten Sommerweiden. Die Bevölkerung ist, wie überall in Turkestan, gemischt aus türkisch-tatarischen und aus iranischen Elementen; unter den ersteren haben die Kiptschakkirgisen die größten Wirren verursacht. Die seßhafte, betriebsame Bevölkerung sind die Sarten, d. i. ursprünglich Iranier, die seit der Vermischung mit türkischem Blut das Türkisch-Tatarische sprechen. Die Gesammtzahl der Bevölkerung wird kaum ⁵/₄ Mill. betragen. — Das Land befindet sich in der traurigsten Verfassung, im ständigen Bürgerkrieg verzehrt es seine Kräfte. C., bald selbständig, bald von Bochara abhängig, riß sich von letzterem um 1834 los. Chudajar Chan, der gegenwärtige Herrscher, gelangte 1846 auf den Thron, ließ aber 1853 seinen Schwiegervater, dem er seine Erhebung verdankte, ermorden und übergab die Verwaltung der Nordhälfte seines damals noch bis an die Kirgisensteppe sich erstreckenden Reichs seinem Bruder Mella. 1854 entzweiten sich die Brüder; Chudajar zog gegen Taschkend, die Residenz Mella's; dieser flüchtete nach Bochara, durfte aber 1855 nach der Stadt C. zu seinem Bruder zurückkehren. Hier ließ er sich in neue Umtriebe ein und schlug mit Hülfe der Kiptschakkirgisen seinen Bruder, der sich nach Bochara flüchten mußte. Mella Chan führte die Herrschaft vier Jahre. 1860 mischte er sich unklugerweise in die Händel, in welche Bochara mit den Gouverneuren der jetzt russischen Gebiete Uratepe und Nau an seiner Südwestgrenze verwickelt worden war, und zog dabei den Kürzern; vielleicht gab dies Anlaß, daß ihn die Kiptschak 1861 erschlugen und einen Kiptschak mit dem Namen Schah Murad als Chan einsetzten. Nun zog 1862 der Emir von Bochara gegen C., sein Gast Chudajar war in seinem Gefolge und wurde als Chan eingesetzt. Die Kiptschak riefen jedoch 1863 den minderjährigen Sohn Mella's als Chan aus; Emir Mozzafar von Bochara nahm zwar C. noch einmal, konnte aber die Kiptschak nicht vernichten, und Alimkul regierte 1863—65 im Namen des minderjährigen Mohammed Sultan. In den Krieg mit den Russen um den Besitz der Landschaften am untern Sir Darja verwickelt, verlor Alimkul mit Taschkend im Juni 1865 die Nordprovinz und sein Leben. Wieder zog der Emir von Bochara gegen C., vertrieb die Kiptschak mit ihrem Prätendenten, und Chudajar ist seit dieser Zeit im Besitz des Throns erst 1873 wieder ernstlich beunruhigt worden. Es schien, als ob sich der Chan auf die seßhafte Bevölkerung stützte. 1870 nahm er einen größern Kanalbau in Angriff; im September 1873 wurde jedoch von ernsteren Widersetzlichkeiten der Kiptschak berichtet, und der Aufstand gewann seither ungeachtet der zahllosen Hinrichtungen und sonstigen Grausamkeiten, die auf Befehl des Chans verübt wurden, bei der strengen Neutralität der russischen Regierung große Ausdehnung und machte die Anarchie allgemein. Die St. Petersburger Zeitung, welche den leitenden Kreisen sehr nahe zu stehen pflegt, veröffentlichte 24. Okt. 1874 aus Anlaß

der Internirung des Führers der Unzufriedenen, Mamun, der auf russisches Gebiet gedrängt worden war, eine Taschkender Korrespondenz des Inhalts: »Es ist schon klar zu Tage getreten, daß der Chan ebenso wie sein Volk die Russen haßt. Das Volk ist gegen uns der beständigen Hülfe und Unterstützung halber, die wir den Tyrannen angedeihen lassen, mißgestimmt. Wenn wir dem Volk nicht beistehen wollen, werden die Insurgenten bei Jakub Beg zu Kaschgar Unterstützung finden, dem bedeutendsten Vertreter der Kiptschakpartei«. Hiernach steht jedenfalls ein Thronwechsel in naher Aussicht, und später wird Annektirung von Seiten Rußlands folgen. Für Rußland hat C. dadurch eine große Bedeutung, daß durch dieses Land der wenigst beschwerliche Uebergang über den Thianschan nach Kaschgar stattfindet; der Terekpaß ist zwar augenblicklich bei dem Mangel jeglicher Sorge für den Weg nur im Winter passirbar, wo der Schnee alle Löcher verschüttet und alle Unebenheiten ausgleicht, der Paß soll aber leicht praktikabel gemacht werden können. Das wichtigste Ereignis seit der russischen Nachbarschaft ist der Handelsvertrag vom 13. Febr. 1868, welcher das gegenseitige Recht zu Handelsgeschäften, Errichtung von Waarenlagern ꝛc., zugleich aber doch einen Eingangszoll von 2½ Proc. des Werths der Waare festsetzte. — Die Hauptstadt C. soll 50,000 Einw. zählen und ist, wie alle Städte Centralasiens, mit einer Lehmmauer umgeben; der Transithandel war vor Erwerbung der Sirländer und der westlichen Dsungarei durch die Russen bedeutender als jetzt. Vgl. Turkestan.

Chokolade (aus dem mejikan. choco, Kakao, und latl, Wasser), Mischungen von gerösteten und geschälten Kakaobohnen mit Zucker (Gesundheitschokolade), meist unter Zusatz von Gewürz (Gewürzchokolade) oder mehligen Substanzen, wie Reismehl, Stärkmehl ꝛc., oder von Arzneimitteln (Medicinalchokolade). Zur Bereitung der C. werden Kakaobohnen und zwar je nach der darzustellenden Qualität verschiedene Handelssorten durch Sieben gereinigt, sortirt und dann geröstet. Letzteres geschieht auf eisernen Platten, häufiger in Trommeln aus starkem Eisenblech, ähnlich denen, in welchen Kaffee geröstet wird. Sie fassen etwa 1 Ctr. Bohnen und werden unter Umrühren über freiem Feuer erhitzt, wobei man die Temperatur der Bohnen kaum über 100° steigen läßt. Die gerösteten Bohnen werden auf einer Kaffeemühle zerquetscht und von den Bruchstücken die Schalen durch einen Windfeger, oft auch die Keime durch eine Siebvorrichtung getrennt. Dann gelangen sie auf eine Maschine, auf welcher sie zwischen zwei warmen, rauhen, sich mit ungleicher Schnelligkeit drehenden Granitwalzen zerquetscht und zerrieben werden. Gewöhnlich passiren die Bohnen nur zweimal die Walzen, feinere Sorten aber öfter, und man stellt dann jedesmal die Walzen näher an einander, um eine zartere Masse zu erhalten. Hierbei werden die Zellwandungen der Bohnen vollkommen zerrissen und die Bestandtheile der Zellen innigst mit einander gemischt. Dies hat dann zur Folge, daß sich die C. in Wasser sehr gleichmäßig vertheilt. Von den zahlreichen Konstruktionen dieser Maschinen ist die Hermann'sche weit verbreitet. Die zerkleinerten Kakaobohnen werden meist in einer andern Maschine weiter verarbeitet. Diese besteht aus einem heizbaren granitenen Trog, in welchem durch eine vertikale eiserne Welle mit horizontalem Doppelarm granitene Läufer rotiren. Die Maschine dient zum Mischen des Kakao's mit Zucker (1,25—1,5 Theil), Gewürzen, Peru- und Tolubalsam, feinen Oelen, Mehl, Dextrin ꝛc. In der Auswahl dieser Stoffe herrscht die größte Mannigfaltigkeit. Die Kakaosorten und der Geschmack der Konsumenten bedingen Verhältnis und Mischung von Zucker und Gewürzen, und der Bedarf an billigen Chokoladen veranlaßt die Beimischung mehlartiger Stoffe, welche bei entsprechend niedrigem Preis der Waare nicht als Verfälschung anzusehen ist. Die Gewürze werden sehr fein gepulvert, mit dem Zucker gemischt und dann der Kakaomasse hinzugefügt. Das Mehl wird zunächst so stark erhitzt, bis es seinen unangenehmen Geruch völlig verloren hat, dann mit wenig Wasser zum Brei angemacht und so der Masse zugesetzt. Handelt es sich um starken Mehlzusatz, so muß Fett als Bindemittel hinzugefügt werden, und zwar am besten Kakaofett, weil dieses sehr schwer oder gar nicht ranzig wird. In der Medicin hat man die C. benutzt, um den üblen Geschmack mancher Arzneimittel zu verdecken und ihr Einnehmen zu erleichtern. Zu diesem Zweck mischt man die C. z. B. mit Leberthran, Chinin, Rhabarber, Eisenpräparaten, Magnesia, Kalomel, Ipecacuanha, Santonin ꝛc. Beimischung von isländischem Moos gibt die Moos-chokolade. Die fertige Chokoladenmasse wird endlich durch Pressen oder Kneten und Werfen auf eine Platte von Luftbläschen befreit (wozu hier und da auch Maschinen verwendet werden), dann in Portionen abgewogen und durch Schlagen und Pressen mit der Hand in Formen gedrückt, welche man auf einem Bret so lange rüttelt, bis die Oberfläche vollkommen glatt geworden ist. Nach dem Erkalten lösen sich die Tafeln leicht aus den Formen und werden in Stanniol oder Papier verpackt. Die Masse, welche die erste Maschine liefert, also die nach dem Rösten zerriebenen und durch die warmen Granitwalzen geschmolzenen Bohnen, kommt als Kakaomasse in den Handel und wird namentlich von kleineren Chokoladefabrikanten als Halbfabrikat gekauft. Durch Pressen entölter Kakao gibt mit Zucker ein leichter verdauliches, weil fettärmeres Präparat als C. Die von den gerösteten Bohnen getrennten Hülsen, welche, mit Wasser gekocht, ein genießbares Getränk liefern, bilden den Kakaothee, dienen aber auch als feines Pulver sehr allgemein als Zusatz zu billiger C. Ueber die Beschaffenheit einer solchen belehrt man sich am besten bei der Benutzung. Gute C. darf kein kleistriges Getränk und keinen starken Bodensatz geben; billige Sorten bestehen nie aus reinem Kakao und Zucker, über die Natur des Verlängerungsmittels belehrt mit Sicherheit nur das Mikroskop. Verfälschungen mit Ziegelmehl finden sich bei uns wohl kaum oder doch nur in Sorten aus ohnehin verdächtigen Bezugsquellen. Vgl. Kakao.

Den Gebrauch der C. fanden die Spanier 1519 bei den Mejikanern vor. Die Kakaobohnen waren allgemein als Münze im Gebrauch und dienten allein zur Vermittelung des kleinen Handels. 1000 Bohnen hatten etwa den Werth von 2,75 Mark. Noch heute dienen sie statt der Kupfermünze in der Provinz Costarica. Die alten Mejikaner bereiteten die Bohnen in der noch heute üblichen Weise zur Benutzung als Getränk vor und bewahrten die Kakaomasse für den Bedarf auf. Zucker wurde nicht benutzt, selten Honig und Gewürze; nur das niedere Volk setzte sehr viel Maismehl hinzu und würzte das Getränk reichlich mit mejikanischem Pfeffer.

Die Spanier befreundeten sich zunächst gar nicht mit dem Getränk, welches erst nach dem allgemeiner gewordenen Gebrauch des Zuckers schnell weite Verbreitung fand. Im Jahr 1520 schickten die Spanier fertige C. nach dem Heimatland, wo nun bald Fabriken entstanden, welche die Zubereitung der Bohnen vervollkommneten und namentlich auch in der Mischung der Gewürze große Fortschritte machten. Hier wie in Mejiko wurde die C. sehr beliebt, und noch heute verbrauchen die beiden Länder die größte Menge. Der Florentiner Antonio Carletti, welcher die C. in Westindien kennen gelernt hatte, führte die Fabrikation 1606 in Italien ein. Nach Frankreich kam die C. von Spanien herüber, vielleicht schon mit Anna von Oesterreich, der Gemahlin Ludwigs XIII., aber erst unter Ludwig XIV. wurde ihr Gebrauch allgemeiner; spanische Mönche beschenkten die französischen mit C., und zu Anfang des 18. Jahrh. wurden bereits Fabriken angelegt, welche die Bohnen der französischen Kolonien verarbeiteten. In England datirt die erste Errichtung eines Chokoladenhauses von 1657. In Deutschland wurde die C. vorzüglich durch das Buch von Bontekoe, Leibarzt des Großen Kurfürsten, bekannt; aber bei uns, wie auch in Oesterreich, England, Belgien und selbst in Italien und Frankreich, ist die C. Luxusgetränk geblieben, während sie in Spanien und den amerikanischen Kreolenstaaten das Nationalgetränk bildet. In hohem Ruf stand namentlich die C. von Lissabon, Turin, Genua, Mailand, Bayonne und die holländische von Seeland. In Deutschland bestehen bedeutende Chokoladefabriken in Wien, Berlin, Dresden, Hamburg, Bremen, Nürnberg, Leipzig, Braunschweig, Frankfurt, Stuttgart, München ꝛc. Vgl. Mitscherlich, Der Kakao und die C. (Berl. 1859).

Chokoladenbaum (Theobroma cacao), s. Kakao.

Cholagōga (griech.), galleabführende Mittel.

Cholālsäure, **Choleïnsäure**, s. Galle.

Cholĕra (griech., »Gallensucht«, Brechdurchfall, Brechruhr, Cholera morbus, Diarrhoea cholerica), Name zweier Krankheitsformen, welche zwar in ihren Symptomen und in ihrem Verlauf die größte Aehnlichkeit mit einander haben, aber doch streng von einander geschieden werden müssen, weil sie auf ganz verschiedenen Ursachen beruhen. Man unterscheidet nämlich die einheimische oder sporadische C. von der asiatischen oder epidemischen C. Die letztere, welche in dem gegenwärtigen Jahrhundert zu einer Weltseuche geworden ist, entsteht durch Aufnahme eines specifischen Ansteckungsstoffs (des sogen. Cholerakeims) in den menschlichen Organismus. Dagegen ist bei der einheimischen C. keine solche Ansteckung im Spiel, sie ist nichts anderes als ein unter choleraähnlichen Erscheinungen verlaufender Magendarmkatarrh.

Die einheimische C. (Brechdurchfall, Brechkolik, Cholerine ꝛc., Cholera nostras s. europaea, sporadica) tritt in der Regel in den heißen Sommermonaten auf und entsteht meist durch Diätfehler, besonders durch unvorsichtigen Genuß unreifer oder schwerverdaulicher Speisen (säuerlichen, wässerigen Obstes, Melonen, Gurken) oder zu vielen kalten Getränks, namentlich schlechten Biers, sowie besonders auch durch Erkältung, namentlich infolge des Wechsels sehr heißer Tage mit kühlen Nächten. Kein Lebensalter ist von dieser Krankheit verschont, vorzugsweise aber wird das kindliche Alter von derselben befallen. Zuweilen gehen der Krankheit Vorboten voraus, die mehrere Tage anhalten können und in Unbehaglichkeit, Leibschneiden, Kollern im Leib, Appetitlosigkeit, leichten Diarrhöen und Uebelkeit bestehen. Häufig stellt sich die Krankheit plötzlich, oft während der Nacht ein, indem reichliche Stuhlausleerungen erfolgen, welche anfänglich aus den gewöhnlichen Kothmassen bestehen, später aber eine schleimige gelbliche oder bräunliche Flüssigkeit darstellen. Seltener sind dieselben ganz ungefärbt, reiswasserähnlich. Diesen Diarrhöen geht zuweilen heftiges Erbrechen voraus, oder es erfolgt dieses, nachdem schon einigemal Stuhlentleerungen vorausgegangen waren. Das Erbrochene besteht anfänglich aus den genossenen Nahrungsmitteln, wird später schleimig-wässerig, grünlich gefärbt und von saurem Geschmack. Die Kranken fühlen sich dabei äußerst matt und hinfällig, klagen über brennenden Durst, eingenommenen Kopf, bittern Geschmack. Der Leib ist weich, dabei gegen Druck meist unempfindlich. Jedes Trinken erregt von neuem Erbrechen. Die Kranken sehen blaß aus, hohläugig, zusammengefallen, sind sehr unruhig; Füße und Hände sind kalt, oft durch schmerzhafte Krämpfe der Muskeln der Waden ꝛc. zusammengezogen. Wenn die Ausleerungen sehr häufig wiederkehren, so fallen die Kranken immer mehr zusammen, die Haut wird kalt, die Zunge trocken; kalter, klebriger Schweiß bedeckt den ganzen Körper; der Puls ist sehr beschleunigt, fadenförmig klein, kaum fühlbar, der Urin äußerst sparsam, oft ganz fehlend. Wird der Anfall nicht gehoben, so fangen die Kranken an, schlummersüchtig zu werden, die Stühle gehen unwillkürlich ab, es entstehen allgemeine Krämpfe, und der Tod kann rasch erfolgen. Fast immer jedoch geht der Anfall vorüber, die Haut wird wieder warm, ein leichter Schweiß erscheint, die Urinabsonderung stellt sich wieder ein, die Entleerungen werden seltener, die Kranken verfallen in einen ruhigen Schlaf, aus dem sie mit besserem Aussehen und kräftiger erwachen. Doch bleibt in den meisten Fällen noch eine Zeitlang ein mehr oder weniger hoher Grad von Hinfälligkeit und Empfindlichkeit der Verdauungsorgane zurück. Die einheimische C. verläuft in der Regel in 8—24 Stunden und tödtet nur in seltenen Fällen, wenn sie nämlich bereits geschwächte Individuen, namentlich Kinder und Greise, betroffen hat. Die Vorhersage ist daher auch meist günstig, und trotz der bedrohlichsten Erscheinungen pflegen sich die Kranken schnell zu erholen. Beim Beginn eines Anfalls von dieser einheimischen C. ist zu gerathen, so lange noch Speiseinhalt des Magens entleert wird, das Erbrechen durch warme Theeaufgüsse, etwa von Kamillen, zu unterstützen und erst dann, wenn die Ausleerungen gallig und flüssig werden, diese zu hemmen. Man gebe dem Kranken Eisstückchen in den Mund, kohlensäurehaltiges Wasser in kleinen Mengen zum Getränk oder Brausepulver in Wasser während des Aufbrausens zu trinken. Auf den Leib lege man warme Tücher oder warme Breiumschläge von Leinsamenmehlabkochungen. Innerlich dient als sicherstes Mittel das Opium (5—10 Tropfen der Tinktur) und seine Präparate. Das Opium kann auch in Klystierform, mit etwas Stärkekleister gemischt, applicirt werden, wenn die Diarrhöen sehr häufig sind. Droht der Kranke zu schwach zu werden, und verfällt derselbe sichtlich, so reiche man einige Eßlöffel voll Wein, am besten mousstrenden, oder einige Tropfen Aether und frottire den Körper mit gewärmten Tüchern. In der ersten

Zeit nach dem Anfall muß noch strenge Diät eingehalten werden: der Kranke muß sich auf flüssige Nahrung, Fleischbrühe mit Schleim, Milch ꝛc., beschränken, sich sorgfältig vor Erkältung, besonders des Unterleibs, hüten und kann erst allmählich zur frühern Lebensweise zurückkehren. — Auch die sogen. C. der Kinder (C. infantium) ist nichts anderes als ein schwerer Magendarmkatarrh, welcher meist auf unzweckmäßiger Ernährung und darauf beruht, daß die genossenen Nahrungsmittel im Magen abnorme Zersetzungen erleiden. Am häufigsten betrifft diese Krankheit Säuglinge jeden Alters, welche künstlich aufgefüttert werden, sowie Kinder, welche schnell von der Mutterbrust entwöhnt worden sind. Die Kinder erbrechen bei dieser Krankheit alles, was in ihren Magen kommt. Die etwa genossene Milch kommt nicht verkäst, wie bei gesunden Kindern, sondern ungeronnen wieder zum Vorschein. Gleichzeitig mit dem Erbrechen werden auch die Ausleerungen abnorm. Dieselben bestehen aus einer sauer riechenden, grünlichen oder gelblichen Masse, vermischt mit weißlichen Klumpen. Das Erbrechen wiederholt sich öfter, auch die Durchfälle häufen sich, die Darmentleerungen werden dünnflüssig und sehr reichlich, ihre Farbe wird hellgelb bis weißlich, zuletzt reiswasserähnlich. Die Kinder verfallen dabei sehr schnell, magern ab, die Augen liegen tief, das Gesicht wird faltig und greisenhaft, Lippen und Hände sind bläulich und fühlen sich kühl an, die offenen Stellen am Schädel (Fontanelle) sinken ein, die Bewegungen werden matt, die Kinder können schließlich nicht mehr saugen, das Schreien wird zu einem schwachen Wimmern, es treten krampfhafte Zuckungen ein, und bald folgt der Tod durch Erschöpfung. Der ganze Verlauf der Krankheit drängt sich oft auf wenige Stunden zusammen. Manchmal geht der choleraähnliche Anfall vorüber, und es schließt sich eine leichtere Form des Darmkatarrhs an. Die Behandlung der C. der Kinder ist sehr schwierig. Zunächst versuche man, ob sie die Mutter- oder Ammenmilch vertragen. Ist dies nicht der Fall, so lasse man sie 1—2 Tage hungern, damit der Magendarmkanal von sich zersetzenden Inhaltsmassen inzwischen entleert werde. Dann mache man wieder einen Versuch, das Kind mit Ammenmilch oder verdünnter Kuhmilch zu ernähren. Tritt hierbei von neuem Erbrechen ein, so gebe man theelöffelweise ein Fleischextrakt, welches man dadurch bereitet, daß man frisches, in kleine Würfel geschnittenes Ochsenfleisch ohne Wasserzusatz in eine festverschlossene Flasche bringt, letztere einige Stunden lang in einen Kessel mit kochendem Wasser legt und danach den Fleischsaft auspreßt. Auch mit dem Löflund'schen Malzextrakt, den Suppen aus Nestle'schem Kinderpulver und ähnlichen künstlichen Nahrungspräparaten stelle man vorsichtige Ernährungsversuche an. Daneben gebe man zur Tilgung der abnormen Zersetzungsvorgänge im Magen ein Pulver aus Magnesia mit Rhabarber oder die wässerige Rhabarbertinktur. Die Durchfälle erheischen oft die Anwendung des Opiums und seiner Präparate, wobei man aber um so vorsichtiger sein muß, je jünger und schwächer das Kind ist. Gegen den Durst gibt man einen dünnen Theeaufguß von Kamillen oder Fenchelsamen. Bei drohender Erschöpfung gibt man kräftigen Wein, Moschus und andere belebende Mittel. Selbstverständlich müssen die Kinder recht warm gehalten, sorgfältig gereinigt und namentlich öfters warm gebadet werden.

Die asiatische C. (Cholera morbus, C. orientalis, asiatica, indica, epidemica) hat ihre Heimat in Ostindien. Hier ist sie, wie es scheint, von jeher sowohl in vereinzelten Fällen, als auch in kurz dauernden und wenig verbreiteten Epidemien aufgetreten. Aber erst im Jahr 1817 trat die C. in Indien in größerer, seuchenartiger Ausbreitung auf und fing an, sich auf die Nachbarländer auszudehnen. Am Schluß des Jahrs 1818 war schon die ganze ostindische Halbinsel von der Krankheit durchzogen und furchtbar verheert worden. Die Seuche, deren eigentliche Ursache unbekannt war und blieb, begann fast an jedem Ort, wo sie sich zeigte, mit der äußersten Bösartigkeit, nahm dann an Heftigkeit ab und dauerte meist nur 2—3 Wochen; an einzelnen Orten freilich, z. B. in Kalkutta, hatte sie einen jahrelangen Bestand. Schon damals bemerkte man, daß die Seuche sich vorzugsweise im Verlauf der großen Verkehrswege, der Flüsse und Landstraßen verbreitete. Von 1817 bis jetzt ist die C. in Indien nie mehr ganz erloschen; sie trat vielmehr bald an diesem, bald an jenem Punkt in großer Ausbreitung auf. Von Indien aus ging die C. zunächst nach Hinterindien, Sumatra, Ile de France (1819), dann nach ganz China, den Philippinen, Java (1820—21); erst von 1821 an nahm sie ihren Lauf nach Westen und Norden und überzog Persien und Arabien. Bis 1823 hatte sie die Küsten des Kaspischen Meers, die Küsten von Syrien und somit das Mittelländische Meer erreicht. Hier machte sie einen Stillstand. Das nahe bedrohte Europa blieb vorläufig noch verschont, während in Asien theils die früher befallenen, theils neue Landstriche durchseucht wurden. Erst 1829 brach die Krankheit wieder an den europäischen Grenzen, nämlich in Orenburg, und 1830 von neuem in Astrachan am Kaspischen Meer aus. Nach Orenburg wurde sie wahrscheinlich von der Tatarei, nach Astrachan von Persien her eingeschleppt. Die weitere Verbreitung der C. nach Europa geschah von Astrachan aus. Sie drang im Thal der Wolga aufwärts und erreichte binnen 2 Monaten Moskau (1830). Ganz Rußland wurde im Lauf dieses Jahrs von der C. überzogen; auch drang sie, begünstigt durch den russisch-polnischen Krieg, 1831 nach Westen zu bis Polen vor. In das Jahr 1831 fallen auch die ersten deutschen Epidemien, namentlich die von Berlin, Wien ꝛc. Die Verbreitung der Krankheit in diesem Jahr war eine ungeheure: im Norden reichte sie bis Archangel, im Süden bis Aegypten, über die Türkei und einen Theil von Griechenland. Der Einbruch der C. in Deutschland brachte in den ärztlichen Anschauungen eine förmliche Revolution hervor, insofern die bisher festgehaltenen Ansichten über die Natur der ansteckenden Krankheiten sich bezüglich der neuen Seuche durchaus nicht bewähren wollten. Im Jahr 1832 kam die C. zum erstenmal nach London und über Calais nach Paris, auch erschien sie damals zuerst von England aus importirt in Amerika (Quebek). Nun folgten sich in Europa bis 1838 viele, bald mehr zerstreute, bald in offenbarem Zusammenhang stehende Epidemien, von denen theils bisher verschonte Strecken (wie z. B. Spanien 1833—34, Schweden 1834, Oberitalien 1836, München 1836), bald schon früher durchseuchte Orte befallen wurden (wie z. B. Berlin 1832 und 1837). Vom Jahr 1838 an aber blieb Europa fast 10 Jahre lang frei von der C. — Im Jahr 1846 begann ein neuer Zug der C. von Indien aus. Die Krankheit war daselbst in

jenem Jahr sehr verbreitet und drang diesmal nur westwärts und zwar sehr rasch vor. Noch in demselben Jahr ging sie über Persien und einen Theil der asiatischen Türkei bis Syrien und gleichzeitig in nordwestlicher Richtung über den Kaukasus nach Rußland vor. Die weitere Verbreitung geschah in großer Schnelligkeit nach Süden (Mekka 1847) und Nordwesten (Moskau im September 1847). Im Jahr 1848 fand eine rasche Verbreitung der Krankheit über ganz Ost-, Nord- und Mitteleuropa (Petersburg, Berlin, Hamburg, London) statt. Zu Ende jenes Jahrs erschien sie auch wieder in den großen Hafenstädten der Vereinigten Staaten von Nordamerika (New York, New Orleans). Im Frühling 1849 fand eine große Epidemie in Paris statt, worauf sich die C. über Frankreich und Belgien ausbreitete. Auch in Deutschland gewann die C. in den Jahren 1849 und 1850 große Verbreitung. Das Jahr 1851 war für Deutschland cholerafrei; dagegen brach sie im folgenden Jahr von Polen her in den östlichen Theilen Deutschlands aus, kam aber diesmal nicht über Berlin hinaus. Bis zum Jahr 1859 traten in den verschiedensten Ländern innerhalb und außerhalb Europa's größere Seuchen auf. In diesem Jahr aber schien die Krankheit ihren zweiten großen Verheerungszug im wesentlichen beendigt zu haben. Ihren dritten großen Zug über den asiatischen und europäischen Kontinent trat sie 1865 an. Namentlich wurden 1866 viele Opfer durch die C. hinweggerafft, z. B. während des Kriegs in Böhmen, in Leipzig, Berlin, an den Küsten der Ostsee ꝛc. Die Krankheit ist seitdem in Europa, obschon sie sich entschieden milder zeigte als früher, nicht mehr ganz erloschen. Während des Kriegs 1870—71 blieb Deutschland frei; erst 1873 ist die Krankheit wieder von Galizien aus theils nach Wien, Prag, München, Speyer, Würzburg verschleppt worden, theils gelangte sie die Weichsel entlang in die Städte der preußischen Ostseeküste. — Aus dem bisher Angegebenen geht als wesentlichstes Resultat hervor, daß der erste über Europa hereingebrochene Zug der C. (1830—38) eine kürzere Dauer als der zweite (1847—59) hatte, und daß der freie Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Invasion länger war (9 Jahre) als derjenige zwischen der zweiten und dritten Invasion (6 Jahre).

Wenn dieses Verhältnis dasselbe bleibt, so dürfen wir erwarten, daß die C. gar nicht wieder gänzlich vom europäischen Kontinent verschwinden, daß sie vielmehr, ähnlich wie der Typhus, eine stehende Krankheit werden wird. Diese Aussicht verliert dadurch an ihrer Schrecklichkeit, daß die Anzahl der von der Krankheit befallenen Individuen innerhalb eines bestimmten geographischen Gebiets mit jeder neuen Invasion eine geringere geworden ist. Trotz der größern lokalen Ausbreitung der Seuche fallen ihr im allgemeinen doch immer weniger Opfer, und man darf daher hoffen, daß die Gefahr der Seuche für größere Bevölkerungskreise in annähernd umgekehrtem Verhältnis zur lokalen Ausbreitung derselben und zur Häufigkeit ihrer Wiederkehr stehen werde Die im Verhältnis zur geographischen Verbreitung neuerdings geringer gewordene Anzahl der von der C. befallenen und von ihr hinweggerafften Individuen ist sicherlich zum guten Theil davon abhängig, daß man sich bemüht hat, der Ausbreitung der Krankheit innerhalb bestimmter Bevölkerungsgruppen möglichst Einhalt zu thun. Letzteres ist natürlich nur möglich auf Grund der über das Wesen der fraglichen Krankheit herrschenden theoretischen Anschauungen. Aber gerade diese haben in den letzten Jahren manche Veränderungen erlitten. Ganz besondere Aufmerksamkeit hat man auf die Erforschung der Art und Weise verwendet, wie sich die C. ausbreitet. Früher glaubte man, daß sie eine ansteckende Krankheit sei, und daß sie unmittelbar von einem Menschen auf den andern übertragen werde. Bald jedoch ließen zahlreiche Erfahrungen diese Annahme als unhaltbar erscheinen, und man verfiel nun in den entgegengesetzten Fehler, die Krankheit mehr oder minder ausschließlich für eine miasmatische zu halten und anzunehmen, daß sie sich nicht sowohl durch Ansteckung von Mensch zu Mensch, als vielmehr durch Vermittelung des Bodens und der Luft verbreite. Man weiß nun gegenwärtig ganz sicher, daß die C. eine kontagiös-miasmatische Krankheit ist. Was dieser Ausdruck besagen will, wird sich aus folgender Betrachtung ergeben. Die C. ist eine Infektionskrankheit; sie entsteht nur, wenn ein gewisser, seiner Natur nach übrigens nicht näher bekannter Giftstoff, welchen wir Choleragift nennen wollen, in den Körper des Menschen gelangt. Dieser Giftstoff stammt ursprünglich aus dem Boden; er gehört folglich zu derjenigen Klasse von Ansteckungsstoffen, welche wir als Miasmen oder Bodenausdünstungen bezeichnen. Allein das Choleragift entwickelt sich keineswegs ohne weiteres aus dem Boden jeder beliebigen Gegend; eine solche spontane Entwickelung des Choleragifts aus dem Boden findet vielmehr nur in der Heimat der C., in Indien, statt. Von daher stammt also in letzter Instanz das Gift, welches allen Cholerafällen, wo sie auch immer sich zeigen mögen, zu Grunde liegt. Das Choleragift, welches dem Sumpfboden der indischen Niederungen entströmt ist, wird nun aber durch die Menschen auf den verschiedenen Wegen des Verkehrs verschleppt und gelangt somit nach den verschiedensten Ländern und Gegenden der ganzen Erde. Eine solche Verschleppung des Choleragifts kann durch Eine Person über Hunderte von Meilen hin erfolgen, wie dies z. B. 1866 geschah, wo die C. von Odessa direkt nach Altenburg importirt wurde. Wenn das Choleragift durch einen an C. erkrankten Menschen nach einem andern bisher davon freien Ort importirt worden ist, so können hier neue Erkrankungsfälle hervorgerufen werden. Dies geschieht jedoch wohl nur in seltenen Fällen in der Weise, daß die Krankheit von dem Ankömmling unmittelbar auf die mit ihm in Berührung kommenden Menschen übertragen wird — wenigstens erlangt auf diese Weise die C. niemals eine epidemische Verbreitung —; vielmehr wird an dem bisher gesunden Ort durch den ankommenden Cholerakranken ein sogen. Infektionsherd gebildet, d. h. eine Bodenvergiftung bewirkt, und von dem mit dem Choleragift geschwängerten Boden aus verbreitet sich nun die Krankheit auf diejenigen Menschen, welche den vergifteten Boden bewohnen. Das Choleragift ist enthalten in den Darmausleerungen der eigentlich Cholerakranken sowohl, als auch derjenigen, welche von der der eigentlichen C. vorangehenden Diarrhöe befallen sind. Mit diesen Ausleerungen wird der Boden verunreinigt, das in den Ausleerungen enthaltene Choleragift vermehrt sich unter gewissen Bedingungen in dem Boden, und es erlangt dadurch ein solcher Boden für die Entstehung neuer Cholerafälle dieselbe Bedeutung, welche die indischen

Sumpfniederungen für die autochthone Entstehung der C. in Indien haben. Sobald also durch Einwanderung eines Cholerakranken in einen bisher von der Seuche frei gewesenen Ort ein Infektionsherd, eine Bodenvergiftung oder doch wenigstens eine Infektion der Abtritte herbeigeführt worden ist, so kann sich die Krankheit epidemisch unter den Bewohnern dieses Herdes verbreiten, indem das aufgefrischte Choleragift in der Form eines Miasma's dem Boden entströmt und die Bewohner desselben vergiftet. Die C. wird also wie eine kontagiöse Krankheit verschleppt, kann auch wohl in vereinzelten Fällen unmittelbar durch die Darmausleerungen von Mensch auf Mensch übertragen werden; aber sie erlangt nur durch ein Miasma, nur durch Vermittelung des Bodens eine epidemische Verbreitung. Die Verunreinigung des Bodens durch die Darmentleerungen Cholerakranker führt aber nur bedingungsweise zur Bildung eines Infektionsherdes, nur bedingungsweise zur epidemischen Verbreitung der Krankheit, nämlich nur dann, wenn eine gewisse Beschaffenheit des Bodens vorhanden ist: der Boden muß nämlich porös, für Wasser und Luft durchdringbar sein, und man muß in einer nicht zu beträchtlichen Tiefe (1,5—15 Meter) auf Grundwasser stoßen. Wo diese Bodenbeschaffenheit nicht vorhanden ist, kommen Choleraepidemien erfahrungsmäßig nicht vor. Denn in Orten, welche unmittelbar auf kompaktem Gestein oder auf Felsen liegen, welche von Wasser nicht durchdringbar sind, hat man höchstens vereinzelte dahin verschleppte Fälle, aber keine Epidemien von C. beobachtet. Das im Boden liegende begünstigende Moment für die epidemische Verbreitung der C. ist also nicht dessen geognostischer oder mineralogischer Aufbau, sondern ausschließlich seine physikalische Aggregation. Indessen erweist sich die Empfänglichkeit eines porösen Bodens für eine Choleraepidemie keineswegs zu allen Zeiten gleich groß; dieselbe schwankt vielmehr nach den Untersuchungen Pettenkofers je nach der Entfernung der Oberfläche des Bodens vom Niveau des Grundwassers und demnach auch nach dem jeweiligen Stand, nach den Schwankungen des letztern und ist außerdem abhängig von der Durchschwängerung des Bodens mit organischen Substanzen, namentlich mit solchen, welche von thierischen Ausleerungen herstammen. Ueber den Stand des Grundwassers und seine Schwankungen an einem bestimmten Ort läßt sich von vornherein niemals etwas Bestimmtes aussagen, dies muß vielmehr für jeden einzelnen Ort durch direkte Beobachtungen festgestellt werden. Im allgemeinen aber darf man sagen, daß jeder Ort und jeder Ortstheil um so mehr von der C. leiden wird, je näher er dem Grundwasser liegt. Die Höhe des Grundwasserstandes und die Schwankungen desselben können also als Hülfsursache für die Ausbreitung der C. wirken; sie begünstigen die Entstehung eines Infektionsherdes um so mehr, je mehr der poröse Boden mit organischen Abfällen des menschlichen Haushalts, namentlich mit festen und flüssigen Exkrementen, geschwängert ist. Nicht der Unrath an sich ist das Gefährliche, sondern dessen Verbreitung im Boden; daher auch die Darmausleerungen der Cholerakranken nicht sowohl an sich, als vielmehr durch ihre Verbreitung im Boden zur Entstehung von Epidemien führen können. Da nämlich fortwährend ein Austausch stattfindet zwischen der Luft, welche über dem Boden schwebt, und zwischen derjenigen Luft, welche innerhalb des porösen Bodens sich befindet, so werden aus dem imprägnirten Boden immer gewisse Stoffe an die über dem Boden stehende Atmosphäre abgegeben und letztere damit mehr oder weniger inficirt. Da die Schwängerung des Erdreichs mit organischen Stoffen von oben nach unten erfolgt, so wird das Grundwasser, je höher es steigt, um so stärker imprägnirte Schichten treffen und sie beim Zurücksinken dem wechselnden Verkehr mit der Atmosphäre übergeben. In welcher nähern Beziehung der durch den menschlichen Verkehr sich verbreitende Cholerakeim, das Choleragift, zu dem vom Boden ausgehenden Antheil am Zustandekommen einer Epidemie steht, darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Man hat es zwar nicht an Einwendungen aller Art gegen die von Pettenkofer aufgestellte Theorie über den begünstigenden Einfluß gewisser Verhältnisse des Bodens und namentlich des Grundwassers auf die epidemische Verbreitung der C. fehlen lassen. Gleichwohl darf wenigstens so viel als feststehend angesehen werden, daß in dem Boden selbst eine Hülfsursache für die Verbreitung der C. liegt, und daß das durch den menschlichen Verkehr verschleppte, aus den Darmentleerungen Cholerakranker stammende Gift sich nicht in größerer Ausdehnung weiter verbreitet, wenn nicht gewisse örtliche Momente die Bildung neuer Infektionsherde gestatten.

Aus der oben geschilderten Verbreitungsweise der C., aus ihrer Verschleppung durch den Verkehr über Hunderte von Meilen hin, aus dem Umstand, daß der Cholerakeim zu seiner Vermehrung eine gewisse Beschaffenheit des Bodens verlangt, und aus manchen anderen hier nicht näher zu erwähnenden Gründen ist man schon längst zu der Vermuthung hingedrängt worden, daß der Cholerakeim ein organisches Gebilde pflanzlicher oder thierischer Natur sein möchte, welches in den menschlichen Körper gelange und hier diejenigen Störungen anrichte, welche den Krankheitsproceß bei der C. ausmachen. Die Naturforscher und Aerzte haben sich große Mühe gegeben, solche parasitische Organismen in dem Körper Cholerakranker, namentlich in ihrem Darminhalt, nachzuweisen. Professor Klob in Wien (Studien über das Wesen des Choleraprocesses, Leipz. 1867) hat in den Darmentleerungen Cholerakranker einen Pilz aufgefunden, von welchem er, jedoch mit großer Zurückhaltung, annehmen zu dürfen glaubt, daß er mit dem Choleraproceß in ursächlichem Zusammenhang stehe. Dieser Cholerapilz, die Zoogloea Termo, ist ein nur mit starken Vergrößerungen erkennbarer pflanzlicher Organismus, dessen rundliche, äußerst feine Schwärmsporen massenhaft in den Darmentleerungen Cholerakranker vorkommen und namentlich um die Epithelialzellen der Darmschleimhaut wie eine Staubschicht gelagert sein sollen. Zu Anfang 1867 machte ferner Thomé in Köln (in Virchows »Archiv für pathologische Anatomie u. Physiologie«, Bd. 38) Beobachtungen über einen neuen in den Choleraausleerungen aufgefundenen mikroskopischen Pilz bekannt, welchen er Cylindrotaenium cholerae asiaticae nannte, und dessen Entwickelung er durch alle Stadien verfolgt zu haben glaubte. Doch nahm Thomé selbst diese Behauptung später als nicht genügend begründet zurück. Etwas später hat E. Hallier in Jena sich dahin ausgesprochen, daß der in den Darmentleerungen Cholerakranker vorkommende Pilz identisch sei mit demjenigen Pilz, welcher auf der Reispflanze vorkommt. Sollte sich diese Behauptung weiterhin bestätigen, so würde darin

gewiß eine Stütze für die Ansicht liegen, daß der fragliche Pilz mit dem Choleraproceß in engem Zusammenhang steht, beziehentlich diesen hervorrufe, da ja die Reispflanze ihre Heimat in derselben Gegend hat, woher die C. stammt. Es möchte jedoch gewagt sein, schon jetzt ein Urtheil über das Zutreffende oder Unzutreffende der erwähnten Angaben über Cholerapilze abzugeben; denn vor allen Dingen müssen die schwebenden botanischen Streitigkeiten erledigt werden, bevor die Natur des vermeintlichen Cholerapilzes als konstatirt angesehen werden darf. Wenn man aber auch an dem Gedanken festhalten muß, daß die C. auf dem Vorhandensein eines parasitischen Pilzes im menschlichen Körper beruht, so würde selbst nach Auffindung dieses Pilzes immer noch der Zusammenhang mit den Erscheinungen der Krankheit weiterhin zu erforschen sein. In dieser Beziehung stehen wir also noch am Anfang der Forschung.

Die Empfänglichkeit der Menschen für das Choleragift ist eine fast allgemeine. Kein Lebensalter und Geschlecht, keine Konstitution ist frei davon. Denn zu Zeiten, wo die Krankheit in einem gewissen Bereich herrscht, leiden fast alle Menschen, auch die, welche von schwereren Krankheitsformen verschont bleiben, an gewissen Unterleibsbeschwerden, welche wahrscheinlich von einer schwachen Einwirkung des Choleragifts abhängen. Gewisse Einflüsse scheinen allerdings die Empfänglichkeit für das Choleragift zu erhöhen oder die Widerstandsfähigkeit des Organismus gegen dasselbe herabzusetzen; man kann sie daher als Hülfsursachen der C. betrachten. Zu ihnen gehören vor allen Dingen Diätfehler und Excesse im Essen und Trinken, der Gebrauch von Brech- und Abführmitteln, Erkältungen ꝛc. Vor solchen Schädlichkeiten hat man sich also zu Zeiten einer Choleraepidemie ängstlich zu hüten. Die Zeit, welche zwischen der Einwirkung des Choleragifts auf den Organismus und dem Ausbruch der Krankheit selbst liegt (die sogen. Inkubationszeit), wird von den einzelnen Beobachtern sehr verschieden angegeben. Die meisten Aerzte stimmen darin überein, daß sie mindestens 36 Stunden und wahrscheinlich nie mehr als 3 Tage beträgt. Die Erscheinungen der C. erklären sich am besten, wenn man annimmt, daß das Choleragift auf die Schleimhaut des Darmkanals, namentlich des Dünndarms, einwirkt und diese in den Zustand der entzündlichen Reizung versetzt. Die Affektion der Darmschleimhaut gibt sich zu erkennen durch eine beträchtliche Blutüberfüllung derselben, an welche sich eine massenhafte Ausschwitzung von wässeriger Flüssigkeit aus den Blutgefäßen in die Höhle des Darmkanals anschließt. Hiermit ist aber wiederum ein hoher Grad von Eindickung des Bluts verbunden, welcher auf die übrigen Organe, namentlich auf das Herz, störend zurückwirkt. Wie schon oben gesagt, klagen fast alle Individuen, welche sich im Bereich des Choleragifts befinden, über einen leichten Druck in der Magengrube, über Kollern im Leib und über das Gefühl, als ob sie Durchfall bekommen sollten. Diese Erscheinungen sind unverkennbar bedingt durch eine schwache Einwirkung des Choleragifts. Bei denjenigen Individuen, auf welche das Gift heftiger einwirkt, bildet sich aus jenen Erscheinungen bald ein schweres Krankheitsbild heraus. Die leichteste Form, unter welcher die C. auftritt, ist die eines einfachen Durchfalls, welcher zu keinen erheblichen Störungen des Allgemeinbefindens oder einzelner Körperverrichtungen führt. Die Ausleerungen sind gewöhnlich sehr reichlich, wässerig, aber weder geruchlos, noch entfärbt. Solche einfache Diarrhöen faßt man gewöhnlich noch nicht als C. auf; sie müssen aber in eine gewisse ursächliche Beziehung zu derselben gebracht werden, erstens, weil alle möglichen Uebergänge von der einfachen Diarrhöe zu den schwersten Formen der C. beobachtet werden, und zweitens, weil notorisch eine Verschleppung der C. durch Individuen bewerkstelligt werden kann, welche nur an Diarrhöe litten. An jene leichteste Form der Krankheit schließen sich andere Fälle an, in welchen zu den Durchfällen stürmisches Erbrechen hinzutritt, und wo die Darmentleerungen die dünne, wässerige, geruchlose Beschaffenheit annehmen, wegen deren man sie als Reiswasserstühle bezeichnet hat, jedoch ohne daß ein namhafter Grad von Bluteindickung eintritt. Dies sind die Fälle, welche man mit dem Namen der Cholerine zu bezeichnen pflegt. Die reiswasserähnlichen Stühle, welche für die C. so überaus charakteristisch sind, werden um so massenhafter, je ausgedehnter der entzündliche Proceß im Darmkanal ist. Nur von der Ausdehnung der Störung im Darmkanal hängt es ab, ob der Wasserverlust, den das Blut erleidet, eine gefahrdrohende Höhe erreicht oder nicht. Mit dem Eintritte der reiswasserähnlichen Cholerastühle geht das Gefühl heftigen Durstes einher, welches sich zu einer quälenden Höhe steigern kann. Zu dem Durst, der Mattigkeit und Hinfälligkeit treten noch krampfhafte Zusammenziehungen gewisser Muskelgruppen, namentlich der Wadenmuskeln, hinzu, welche sich nach längeren oder kürzeren Pausen wiederholen. In günstig verlaufenden Fällen werden die Ausleerungen seltener und weniger kopiös, erscheinen auch wieder stärker gefärbt; endlich hört der Durchfall auf, und der Kranke geht der Genesung entgegen, welche indessen gewöhnlich eine langsame ist. In anderen Fällen verschlimmert sich die Krankheit von neuem und erreicht eine bedrohliche Höhe, oder es tritt überhaupt keine Besserung ein, und die Cholerine geht in das Bild der sogen. asphyktischen (pulslosen) C. über. Dies ist die schwerste Form der C., sie beruht auf der höchsten Steigerung und größten Ausbreitung des Choleraprocesses im Darmkanal. Die asphyktische C. entwickelt sich in vielen Fällen aus einer Diarrhöe, welche mehrere Tage lang bestanden hatte; oft aber tritt sie auch schon wenige Stunden nach dem ersten Choleradurchfall ein. Die Darmentleerungen folgen dabei sehr schnell auf einander, sie sind nicht von Schmerzen begleitet, aber ungeheuer massenhaft, reiswasserähnlich, geruch- und farblos; schon nach wenig Durchfällen stellt sich die äußerste Mattigkeit und Hinfälligkeit, nicht selten auch Ohnmacht ein; bald treten die schmerzhaften Wadenkrämpfe hinzu, und mit jeder Darmentleerung steigert sich der quälende Durst zu dem gierigsten Verlangen nach Getränk. Allein je mehr die Kranken trinken, um so früher und häufiger tritt Erbrechen ein, wobei bald nur noch eine schwach gelb gefärbte wässerige Flüssigkeit entleert wird. Die Schwäche des Kranken nimmt jetzt schnell überhand, seine Stimme wird klanglos, rauh und hohl, die Darmentleerungen gehen unwillkürlich ab, die Harnausscheidung hört gänzlich auf, die Muskelkrämpfe werden immer häufiger und schmerzhafter. Dazu kommt das Gefühl großer Angst und Beklemmung. Das Aussehen des Kranken hat sich inzwischen furchtbar verändert: das Antlitz ist eingefallen,

hohläugig, die Naſe ſpitz, Geſicht und Hände ſind bläulich gefärbt, der Puls iſt nicht mehr zu fühlen, auch der Herzſtoß nicht wahrnehmbar, die ganze Körperoberfläche fühlt ſich kalt wie die eines Leichnams an. Man bezeichnet daher dieſes Stadium oder Krankheit als das Kälteſtadium (Stad. algidum). Selten klagen die Kranken dabei über Kopfſchmerz, häufiger über Schwarzwerden vor den Augen, Ohrenſauſen und Schwindel. Das Bewußtſein iſt nicht getrübt; aber die meiſten Kranken ſind auffallend gleichgültig gegen die ihnen drohende Gefahr und klagen nur über den Durſt und die Wadenkrämpfe. Die aſphyktiſche C. verläuft ſehr ſchnell, die Kranken ſterben oft ſchon nach 6, 12—24 Stunden, ſelten dauert das Kälteſtadium länger als 2 Tage. In günſtig verlaufenden Fällen ſchließt ſich an das Kälteſtadium das ſogen. Stadium der Reaktion an. Durchfall und Erbrechen laſſen nach, der Puls wird wieder wahrnehmbar, das blaue Ausſehen und die Entſtellung des Geſichts verſchwindet, es ſtellt ſich die Harnausſcheidung wieder ein, kurz, der Kranke geht, bald ſchneller, bald langſamer, der Geneſung entgegen. An das Kälteſtadium der C., namentlich wenn es lange dauerte, ſchließen ſich häufig anderweite fieberhafte Erkrankungen an, welche gewöhnlich mit ſchweren Symptomen von Seiten des Nervenſyſtems verbunden ſind, einen typhusähnlichen Charakter tragen und deshalb mit dem Namen des Choleratyphoïds bezeichnet zu werden pflegen. Dieſe Erkrankungen ſind wahrſcheinlich nicht die unmittelbaren Folgen des Choleragifts, ſondern beruhen auf tiefen Ernährungsſtörungen der Gewebe, welche durch die Bluteindickung und die mangelhafte Cirkulation des Bluts bedingt ſind. Am häufigſten läßt ſich die unter dem Bilde des Choleratyphoïds verlaufende Nachkrankheit auf eine akute Entzündung der Nieren zurückführen, wobei ein ſtark eiweißhaltiger Harn in ſehr geringer Menge oder überhaupt gar kein Harn abgeſchieden wird. Der Puls iſt dabei frequent, oft doppelſchlägig, und regelmäßig iſt ſtarkes Fieber vorhanden. Die Kranken klagen über heftigen Kopfſchmerz, bekommen von neuem Erbrechen; es ſtellen ſich Zuckungen der Muskeln, dann Unbeſinnlichkeit, Schlafſucht und endlich der Tod ein. Nur ſelten wird ein Patient gerettet, welcher unter dem Bilde des Choleratyphoïds erkrankt war.

Was die ärztliche Behandlung des Choleraanfalls anbelangt, ſo iſt man mit allen nur erdenklichen Mitteln gegen denſelben zu Felde gezogen, ohne daß es gelungen wäre, das Sterblichkeitsverhältnis in erheblicher Weiſe günſtiger zu geſtalten. Wenn die C. einmal zum Ausbruch gekommen iſt, ſo bleibt nichts anderes übrig, als ſich auf eine ſymptomatiſche Behandlung des Anfalls zu beſchränken. Das nächſte Ziel derſelben muß die Bekämpfung des Darmleidens ſein; denn die maſſenhafte Ausſchwitzung von Waſſer aus den Blutgefäßen in die Höhle des Darmkanals iſt die Quelle nicht bloß aller anderen Symptome, ſondern auch der Gefahr, in welcher der Kranke ſchwebt. Eine weitere Aufgabe liegt darin, den Waſſerverluſt des Bluts zu erſetzen und der drohenden Herzlähmung entgegenzutreten. Gegen die Durchfälle wird von den Aerzten immer wieder von neuem das Opium und ſeine Präparate empfohlen, weil es verhältnismäßig am ſicherſten wirkt. Die meiſten Sorten der ſogen. Choleratropfen enthalten als wirkſames Mittel die Opiumtinktur. Beſteht trotz wiederholter Gaben von Opium der Durchfall fort, ſo empfehlen manche Aerzte, Kaltwaſſerumſchläge auf den Unterleib zu appliciren, welche aber nicht warm werden dürfen, alſo oft erneuert werden müſſen. Gegen die Bluteindickung empfiehlt es ſich nicht, warmen Thee in größeren Maſſen trinken zu laſſen, denn dies befördert nur das Erbrechen; vielmehr muß man den Kranken kleine Portionen eiskalten Waſſers oder kleine Eisſtückchen in kurzen Pauſen verſchlucken laſſen. Hierdurch werden dem Patienten auch die Qualen des Durſtes am meiſten gelindert. Sobald der Puls ſehr klein wird und der Kranke ſichtlich verfällt, iſt der Gebrauch von Reizmitteln gegen die drohende Herzlähmung dringend angezeigt. Ein vortreffliches Reizmittel iſt in Eis geſtellter Champagner; auch Rum oder Arak, mit Waſſer verdünnt, ſtarke Weine u. dgl. thun gute Dienſte. Auch kann man abwechſelnd mit der Darreichung von Eis oder Eiswaſſer von Zeit zu Zeit eine Taſſe ſtarken heißen Kaffee reichen. Vielfach wird auch der Kampher als Reizmittel angewendet und zwar in der Art, daß eine ölige Löſung des Kamphers unter die Haut eingeſpritzt wird. Dieſe Anwendungsweiſe hat den Vorzug, daß die Arznei nicht erbrochen, alſo nicht wirkungslos gemacht wird. Gegen die ſchmerzhaften Muskelkrämpfe gewähren Einreibungen von Senfſpiritus, Senfteige und namentlich Einſpritzungen einer Morphiumlöſung unter die Haut entſchiedenen, wenn auch vorübergehenden Nutzen. In der Geneſungsperiode muß längere Zeit hindurch große Vorſicht auf die Art der Ernährung verwendet werden; namentlich dürfen nur flüſſige oder verdünnte Speiſen, Fleiſchbrühe, Suppen u. dgl., genoſſen werden.

Je hülfloſer wir aber dem Choleraanfall ſelbſt gegenüberſtehen, um ſo dringlicher ſind wir darauf hingewieſen, den prophylaktiſchen oder Schutzmaßregeln gegen die C. die größte Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Jeder einzelne kann in dieſer Beziehung zu ſeiner Sicherheit ſo manches thun. Ohne Noth ſoll man ſich nicht an einem Ort aufhalten, in welchem die C. herrſcht. Wer aber an einem ſolchen Ort zu verbleiben gezwungen iſt, der achte aufs ſtrengſte darauf, daß er keinen fremden Abtritt benutze, der ja möglicherweiſe den Cholerakeim ſchon enthalten könnte. Sodann beobachte man eine vorſichtige Diät, vermeide namentlich alles, was erfahrungsmäßig Durchfall verurſacht. Dagegen iſt eine plötzliche und durchgreifende Umwandlung der geſammten Lebensweiſe durchaus nicht anzurathen. In Cholerazeiten hüte man ſich ängſtlich vor Erkältungen des Unterleibs; jeder, auch der Geſunde, trage daher eine wollene hinreichend große Bauchbinde. Endlich muß ſelbſt der leichteſte Durchfall ſofort Veranlaſſung geben, ärztliche Hülfe zu Rathe zu ziehen und das Bett vorläufig ſo lange zu hüten, bis wiederum geformte Stühle eingetreten ſind. Viel wichtiger aber als die Schutzmaßregeln, welche der Einzelne in ſeinem Intereſſe zu treffen hat, ſind die allgemeinen Sanitätsmaßregeln, welche natürlich nur von Seiten der Staats- und Gemeindebehörden ergriffen werden können, um der Ausbreitung der Seuche entgegenzutreten. Es liegt, wie aus dem oben Geſagten hervorgeht, der Natur der Sache nach nicht in unſerer Macht, alle die Umſtände zu beſeitigen, welche der Ausbreitung der Krankheit förderlich ſind. Wir können den menſchlichen Verkehr nicht deshalb aufheben, weil der Cholerakeim durch denſelben verſchleppt wird; Quarantänen und Abſperrungs-

maßregeln haben sich im allgemeinen nicht bewährt, allein sie waren wohl nur deshalb nutzlos, weil sie nicht streng und gründlich genug durchgeführt wurden. Der Theorie nach, welche durch die Erfahrung in einzelnen konkreten Fällen bestätigt worden ist, sollte man allerdings erwarten, daß ein Platz, welcher absolut jeden Verkehr nach außen zu abgeschnitten hat, von der Seuche verschont bleibe. Wir können ferner auch den Boden, welcher die Bildung von neuen Infektionsherden begünstigt, nicht durchaus nach unserem Belieben umwandeln. Höchstens kann man die Oberfläche des Bodens in der nächsten Umgebung der Wohnungen durch Herstellung eines entsprechenden Gefälles vor den Nachtheilen eines hohen Grundwasserstandes und größerer Schwankungen desselben schützen, wie sie z. B. mit der Lage in einer Mulde oder unmittelbar am Fuß von Abhängen verbunden sind. Verbesserung der Abtrittseinrichtungen, Drainage des mit organischen in der Zersetzung begriffenen Stoffen durchtränkten Bodens lassen allerdings eine geringere Verbreitung der C. an den betreffenden Orten in Aussicht nehmen. Wer in der Lage ist, sich durch die Flucht der Gefahr der C. entziehen zu können, wird nur dann von dieser Flucht einen Vortheil haben, wenn er sich nach einem für die Krankheit unempfänglichen Ort wendet, welcher also auf einem für Wasser und Luft undurchdringlichen Boden oder doch auf einem Boden mit sehr tiefem Grundwasserstand liegen müßte. Die Imprägnirung des Bodens mit exkrementiellen Stoffen wird bei einer gewissen Bodenbeschaffenheit niemals ganz zu vermeiden sein. Wenn wir somit zur Beseitigung der Hülfsursachen, welche von Seiten des Bodens für die epidemische Ausbreitung der C. vorhanden sind, fast ohnmächtig erscheinen, so wird alle Sorgfalt darauf zu verwenden sein, daß der in den Entleerungen Cholerakranker vorhandene Keim für die Krankheit, das Choleragift, zerstört und unschädlich gemacht werde. Man hat dies zu erreichen gesucht durch die namentlich von Pettenkofer warm empfohlene Desinfektion der von Cholerakranken und Diarrhöekranken herrührenden Darmentleerungen und der Aborte überhaupt. Pettenkofer hat vorgeschlagen, die Desinfektion durch Eisenvitriollösung oder durch schweflige Säure zu bewerkstelligen. Es ist dieser Vorschlag auch schon im großen, z. B. 1866 in Leipzig, durchgeführt worden, ohne daß man jedoch einen recht befriedigenden Erfolg davon gesehen hätte. Die Desinfektion der Darmentleerungen muß natürlich vorgenommen werden, noch bevor letztere mit dem Boden in Berührung gekommen sind, bevor sie also diesen durchtränken konnten. Es müssen daher die Nachtgeschirre, die Abtrittsgruben ꝛc. schon die Eisenvitriollösung enthalten, bevor die Darmentleerungen in diese hinein gelangen. Ganz besonders müssen aber diejenigen Personen, welche aus einem durchseuchten Ort nach einer noch von der C. verschonten Gegend kommen, mögen sie nun bereits an einer verdächtigen Diarrhöe leiden, oder mögen sie durchaus gesund erscheinen, einer sorgfältigen Desinfektion unterworfen werden. Deshalb ist die Desinfektion der Aborte auf Bahnhöfen, in Gasthäusern ꝛc. besonders nöthig; doch wird man zur größern Sicherheit die Desinfektion auf sämmtliche Aborte eines Orts anwenden müssen, weil sich der Verkehr ja niemals übersehen läßt. Auch Kleider und Wäsche, welche mit den Darmentleerungen Cholerakranker zufällig verunreinigt sein können, müssen gleichzeitig und sorgfältig desinficirt werden, und zwar muß man zu diesem Zweck Durchräucherungen mit schwefliger Säure oder Waschungen mit chlorkalkhaltigem Wasser vornehmen.

Der Rath, der Verbreitung der C. durch Desinfektion der Darmentleerungen, der damit verunreinigten Effekten und der Aborte zuvorzukommen, war durch die Theorie gewiß vollständig begründet; allein er hat sich nicht in der erwarteten Weise bewährt. Zunächst ist darauf hingewiesen worden, daß die Eisenvitriollösung nicht im Stande sei, das Leben der niedrigsten und nur mikroskopisch nachweisbaren pflanzlichen oder thierischen Gebilde zu vernichten, welche aller Wahrscheinlichkeit nach den eigentlichen Cholerakeim abgeben. Ferner lasse sich die Desinfektion der Aborte ꝛc. niemals in der umfassenden Weise durchführen, daß dadurch eine wirkliche Sicherheit gegen die Seuche gegeben sei. Mit diesen Einwendungen, so zutreffend sie auch sein mögen, ist natürlich die Zweckmäßigkeit der Desinfektion im Princip nicht umgestoßen. Es wird sich nur in Zukunft darum handeln, die Desinfektion mit einem Stoffe vorzunehmen, welcher die Vernichtung des Cholerakeims sicher herbeiführt, und zugleich Mittel und Wege aufzufinden, um eine solche Desinfektion auch wirklich methodisch durchführen zu können. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieses Ziel erreicht werden wird. Die epidemiologische Sektion der Berliner medicinischen Gesellschaft empfiehlt zur Desinfektion der Leib- und Bettwäsche die Siedehitze; zur Desinfektion der außerhalb der Wohnungen gelegenen Abtritte den Chlorkalk, und zwar 10 Gewichtstheile davon in Lösung auf 100 Gewichtstheile der Kothmassen; zur Desinfektion der Nachtstühle und ähnlicher Geschirre eine Mischung aus 2 Theilen übermangansaurem Kali, 45 Th. saurem schwefelsaurem Eisenoxyd und 53 Th. Wasser, und zwar 10 Th. von dieser Lösung auf 100 Th. Kothmasse oder etwa ein Weinglas voll auf die Person; endlich zur Desinfektion von Wohnungsräumen, in welchen Cholerakranke gelegen haben, das Chlorgas.

Die einzelnen Choleraepidemien zeigen unter einander große Verschiedenheiten, theils in Bezug auf ihre Dauer und ihren Verlauf, theils in Bezug auf die Anzahl der Erkrankungs- und Todesfälle im Verhältnis zur Gesammtbevölkerung der durchseuchten Orte. Die Dauer einer Ortsepidemie beträgt durchschnittlich etwa sechs Wochen. Das Maximum der täglichen Erkrankungs- sowie der Todesfälle fällt gewöhnlich in die erste Hälfte der Epidemie. Auch pflegen die zuerst vorkommenden Fälle einen überaus stürmischen Verlauf zu nehmen. Das Erlöschen der Epidemie findet meist sehr allmählich statt, und nicht selten kommt es vor, daß mehrere Wochen, nachdem der letzte Krankheitsfall sich ereignet hatte, eine neue, gewöhnlich aber kurz dauernde und nur wenige Fälle umfassende Epidemie auftritt. Die Anzahl der während einer bestimmten Ortsepidemie an der C. Erkrankten im Verhältnis zur Gesammtzahl der betreffenden Bevölkerungsgruppe zeigt so ungeheure Schwankungen, daß es keinen Werth hat, Durchschnittszahlen aus den einzelnen Epidemien aufzustellen. Im allgemeinen darf man jedoch behaupten, daß die Anzahl der Erkrankten in den neueren Epidemien im Durchschnitt eine wesentlich geringere als in den Epidemien der früheren Jahrzehnte dieses Jahrhunderts ist. Offenbar hängt dieser günstige Umstand mit den zweck-

mäßigeren Sanitätseinrichtungen der Neuzeit zusammen. Dagegen ist die Anzahl der an C. Gestorbenen zu der der Erkrankten im großen und ganzen bis in die neueste Zeit unverändert geblieben, indem etwa die Hälfte aller Erkrankten dem Tod anheimfallen. Wenn sich Angaben vorfinden, daß in einzelnen Epidemien nur 30 Proc., in anderen dagegen 70 Proc. aller Erkrankten gestorben sind, so erklärt sich dies wohl aus dem Umstand, daß man in dem ersten Fall auch die leichtesten Erkrankungen als C. betrachtete, während im letzten Fall nur die schwersten Erkrankungsformen (die asphyktische C.) in Berechnung gezogen wurden. — Eingehendere Belehrung über die C., namentlich über die epidemiologische Seite derselben, findet man bei Griesinger, Infektionskrankheiten (Erlangen 1864), dann in zahlreichen Aufsätzen und Schriften von Pettenkofer (in der »Zeitschrift für Biologie« u. a. a. O.); höchst lesenswerth ist Pettenkofers Ansprache an das Publikum: »Was man gegen die C. thun kann« (Münch. 1873). Endlich sei auf die jüngst erschienene Denkschrift der Cholerakommission für das Deutsche Reich (Berl. 1873) und den von derselben aufgestellten Untersuchungsplan zur Erforschung der Ursachen der C. und deren Verhütung hingewiesen. Vgl. auch Pettenkofer, Ueber den gegenwärtigen Stand der Cholerafrage (Münch. 1873).

Cholerine (griech.-franz.), die zur Zeit der asiatischen Cholera (s. d.) herrschenden unbedeutenden Anfälle dieser Krankheit.

Cholerisches Temperament, s. Temperament.

Cholesteatom (griech.), ziemlich harte, langsam zunehmende Geschwulst dicht unter der Haut, besteht aus einem dünnhäutigen Balg und einer weißlichen Inhaltsmasse von walrathähnlichem Glanz und fast wachsartiger Konsistenz. Diese Inhaltsmasse zeigt sich bei der mikroskopischen Untersuchung aus dicht geschichteten Oberhautzellen, die zum Theil in fettiger Umwandlung begriffen sind, zusammengesetzt. Die Geschwulst ist gutartig, pflegt höchstens bei Druck schmerzhaft zu sein und läßt sich durch Operation leicht beseitigen.

Cholesterin (Cholestearin, Gallenfett, Gallensteinfett) $C_{26}H_{44}O$, findet sich in der Galle der höheren Thiere, in den Gallensteinen, im Gehirn, Rückenmark, Blut, Eigelb, in den Exkrementen, im Eiter, dann aber auch in Erbsen, Bohnen, Mandeln, im Mandel- und Olivenöl, im Getreide und wahrscheinlich sehr verbreitet in Samen, Blüten und im jungen Pflanzengrün; man erhält es leicht, wenn man mit Wasser ausgekochte Gallensteine mit siedendem Alkohol extrahirt, es krystallisirt dann beim Erkalten in farblosen, perlglänzenden Blättchen; es ist geschmack- und geruchlos, unlöslich in Wasser, löslich in Alkohol, Aether und fetten Oelen, schmilzt bei 137°, ist flüchtig und verhält sich chemisch wie ein Alkohol; bei der Oxydation liefert es Cholesterinsäure, welche auf gleiche Weise aus Gallensäuren erhalten wird. Ueber die Rolle, welche das C. im Organismus spielt, ist nichts Sicheres bekannt.

Cholet (spr. schölä), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Maine-et-Loire, in angenehmer Lage an der Moine, Station der Orléansbahn, mit (1872) 13,552 Einw., hat ein Collége, ein Handelsgericht und eine sehr blühende Industrie in Batist und feiner Leinwand, Baumwolltüchern, Flanell ꝛc., deren Betrieb sich nicht auf die Stadt beschränkt, sondern noch auf mehr als 120 Gemeinden der Umgegend erstreckt und im ganzen 50—60,000 Arbeiter beschäftigt. Außer mit seinen Geweben treibt C. starken Handel mit Holz, Getreide und namentlich Vieh, wovon jährlich 90—100,000 gemästete Ochsen, 150—200,000 Schafe, 30—35,000 fette Schweine und 25—30,000 magere Ochsen, aus dem Limousin, Poitou, Angoumois in C. verkauft werden. Im Vendéekrieg war C. mehrmals der Schauplatz blutiger Auftritte. Die Umgegend enthält verschiedene sogen. Druidendenkmäler (Peulven).

Chollambus (griech., »hinkender Jambus«), ein aus dem sechsfüßigen Jambus entstandenes Versmaß, in welchem statt des erwarteten letzten iambischen Fußes ein Trochäus oder Spondeus eintritt, wodurch er eine hinkende, besonders für das Komische geeignete Bewegung erhält. Catull und Martial wenden den C. häufig an. Schema:

– ⏑ – ⏑ – ⏑ | – ⏑ – ⏑ – ⏑ | – ⏑

Ich hatt' ein Liebchen, das auf einem Aug' schielte (Rückert).

Erfinder des C. soll der griech. Satiriker Hipponax (540 v. Chr.) sein. Vgl. »Hipponactis et Ananii jambographorum fragmenta«, herausgegeben von Welcker (Götting. 1817).

Cholin, s. Galle.

Cholm, Stadt im russ. Gouvernement Pskow, an dem sich hier mit dem Kunoi verbindenden und in den Ilmensee fallenden schiffbaren Lowatfluß, an den äußersten Vorbergen des Waldaiplateau's, mit (1867) 3834 Einw., welche blühenden Handel mit Vieh, trockenen Fischen, Cerealien, besonders Flachs und Hanf betreiben. Bemerkenswerth ist, daß sich die deutsche Schafzucht hier vollständig eingebürgert hat, was den vielen deutschen Kolonisten in dieser Gegend zu verdanken ist.

Cholmogory (»Hügelberge«), alte Stadt im russ. Gouvernement Archangel, in hügeliger Gegend am westlichen Ufer der Dwina, 119 Kilom. von der Mündung des Stroms entfernt, hat mehrere Kirchen, eine Navigationsschule, ein Kreisgericht, einen kleinen Kaufhof und (1867) 1584 Einw., die Fischerei, Viehzucht und Handel treiben. Das hiesige Rindvieh (holländische Rasse) ist wegen seiner Schwere und seines Milchreichthums berühmt. In der Umgegend verfertigt man allerlei künstliche Gegenstände aus Knochen, Thierzähnen, Hörnern und Elfenbein, welches Material die Jagd, das Renthier oder zufällige Ausgrabungen in Menge liefern. C. ist Geburtsort des Dichters Lomonossow, dem hier ein Denkmal errichtet ist.

Cholos, in Peru Name der Mestizen oder Mischlinge von Weißen und Indianern. Sie bilden nächst den Indianern die zahlreichste Bevölkerungsklasse des Landes und bewohnen namentlich die größeren Dörfer und Provinzialstädte Ihrem physischen Charakter nach scheinen sie im allgemeinen unter den Indianern und auch unter den Mischlingen der afrikanischen Rasse zu stehen; hinsichtlich der Farbe sind sie sehr verschieden, je nach dem Mischungsverhältnis des Bluts (s. Peru). Auch ist C. Name eines Indianervolks im Staat Panama, das die Küste im S. des Golfs von Darien bewohnt, wo es seine Wohnungen am Wasser auf Pfählen 2—2,5 Meter über dem Boden zu bauen pflegt, und das durch Sprache und Lebensweise von den übrigen Indianern des Isthmus verschieden ist.

Cholsäure, s. Galle.

Cholui, Marktflecken im russ. Gouvernement

Wladimir, Kreis Wjasniki, an der großen Straße von Moskau über Wladimir nach Nischnij Nowgorod, hat eine griech. Hauptkirche, einen großen Kaufhof und etwa 3000 Einw. Berühmt ist C. durch seine 4 großen Jahrmärkte, von denen der erste (8. Juli) gewissermaßen als Vorläufer des Nischnij Nowgorod'schen Weltmarkts, der zweite (30. Aug.) als Abschluß desselben bezeichnet werden kann. Auch wegen der seit alten Zeiten hier und in der Umgegend betriebenen Heiligenbildermalerei steht C. in Ruf; der Ort allein liefert jährlich etwa ½ Million Bilder, welche auf Lindenholz ausgeführt werden.

Cholúla (spr. tscho-, San Pedro), Stadt im mejikan. Staat Puebla, südöstlich von Mejiko, 2138 Meter ü. M., war zur Zeit der Eroberung des Landes durch Cortez eine der blühendsten Städte der Azteken und der Hauptsitz des mejikan. Religionskultus, mit mehr als 400 Tempeln und mindestens 150,000 Einw. Jetzt ist die Stadt ein kleiner, mit schönen Agavepflanzungen umgebener Ort von kaum 6000 Einw., nur merkwürdig durch die in eigenthümlichem Stil (wahrscheinlich von Cortez) erbaute Kirche von San Francisco und den berühmten Teocalli (»Gotteshaus«) von C., das riesenhafteste architektonische Monument aus der Aztekenzeit. Dasselbe war zu Ehren des Gottes Quetzacoatl errichtet und bildet eine abgestumpfte, aus vier Abtheilungen über einander bestehende Pyramide von 53 Meter Höhe mit einer Grundfläche von 11 Hektar. Das Material sind ungebrannte Backsteine. Auf der Plattform der Pyramide waren tempelähnliche Gebäude errichtet; jetzt steht in der Mitte derselben eine von Cypressen umgebene Kirche der »Lieben Frau de los Remedios«. Der Platz gewährt eine entzückende Aussicht auf die Vulkane von Puebla und den Pik von Orizaba.

Chomer, Gemäß der alten Hebräer für trockene und flüssige Dinge. Luther übersetzt bald Malter, bald Scheffel, bald behält er den Namen C. bei.

Chomjakow, Alexei Stepanowitsch, russ. Dichter, geb. 1. Mai 1804 zu Moskau, erhielt im elterlichen Haus eine sorgfältige Erziehung, verweilte dann von 1815—17 in Petersburg, wo ihn der dramatische Schriftsteller Shandr in die russ. Literatur einweihte und seinem Geist eine liberale und patriotische Richtung gab. Die Jahre 1817—1821 brachte C. wieder zu Moskau im elterlichen Hause zu, wo er sich besonders den historischen Wissenschaften mit Eifer widmete. Hingerissen von dem Freiheitskampf der Griechen, faßte C. im Winter 1821 den Entschluß, aus dem väterlichen Hause zu entfliehen, um an der griech. Bewegung theilzunehmen und die Erhebung der türkischen Slawen zu bewirken. Sein Fluchtversuch mißglückte jedoch, und um die sprudelnde Lebensfülle des Sohnes ein wenig zu dämpfen, ließ ihn der Vater im Frühjahr von 1822 in das Gardekavallerieregiment zu Petersburg eintreten. Nachdem C. schon 1825 seinen Abschied als Officier genommen, reiste er in das Ausland, besuchte Preußen, Oesterreich, die Schweiz und hielt sich längere Zeit in Paris auf, wo er seinen ersten dramatischen Versuch: »Jermak, oder die Eroberung Sibiriens«, verfaßte. Auf seiner Rückreise nach der Heimat besuchte C. die westslawischen Länder und machte sich mit dem Geist und der Sprache der Tschechen, Slowaken, Slowenen und Kroaten vertraut. Um auch den Charakter der serbischen und bulgarischen Nationen kennen zu lernen, nahm er 1828 an dem Feldzug der Russen gegen die Pforte theil. Nach dem Abschluß des Friedens von Adrianopel nahm er sofort wieder seinen Abschied und hatte nun von 1829—45 seinen bleibenden Wohnsitz in Moskau, wo er, durch kein Amt behindert, der Poesie lebte. Jener Periode gehören an seine Tragödie »Der Pseudo-Dmitrij«, ein gehaltreiches und in schwungvoller Sprache geschriebenes Werk, und seine 1844 erschienenen »Lyrischen Gedichte«, die seinen Namen bis über die Grenzen Rußlands trugen. Von dem 1846 verstorbenen Schriftsteller Walujew angeregt, wurde C. der Hauptrepräsentant jener Richtung im russischen Geistesleben, die man gewöhnlich mit dem Namen der »panslawistischen« bezeichnet. Alle seine ferneren Gedichte und prosaischen Aufsätze dokumentiren sich als Ergüsse eines, wenngleich oft zu weit gehenden, doch wahrhaften Patriotismus, der ihn in der Machtentfaltung des Slawenthums den Beginn einer neuen Weltordnung erkennen läßt. C. betheiligte sich auch bei vielen industriellen Unternehmungen und war unter anderem thätiger Mitarbeiter an dem »Oekonomischen Anzeiger« (Ekonomitscheskij Ukasatel). Nach 1845 machte er abermals Reisen durch ganz Europa, besonders in die Länder der Westslawen, und legte nach seiner Rückkehr die Resultate seiner Beobachtungen im »Russischen Konversationsblatt« (Russkaja Besssjeda) nieder, an dessen Herausgabe er seit 1856 den thätigsten Antheil nahm. In den Nachrichten der 2. Abtheilung der Petersburger Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied C. seit 1857 war, wie er auch seit 1858 den Vorsitz der »Moskauer Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur« überkam, ist von ihm eine »Vergleichung russischer Wörter mit dem Sanskrit« enthalten, welche für die Sprachforschung von Wichtigkeit ist; auch sein in der Handschrift nachgelassenes großes Werk »Ueber allgemeine Geschichte« ist voll von linguistischen, aus dem arischen wie aus dem semitischen Sprachstamm hergenommenen Kombinationen. C. starb 5. Okt. (23. Sept.) 1860 an der Cholera. Eine Sammlung seiner Poesien erschien 1861. C. zeigt in diesen geistsprühenden und bilderreichen Dichtungen, die oft nur leuchten, oft aber auch bezaubern und zugleich erwärmen, daß er bis an sein Ende ein echter Russe geblieben ist, der das Gute im Vaterland aufsuchte und alles Fremde als überflüssig und ungehörig verschmähte. Daß er sich dabei gleichwohl nicht allem Einfluß von Seiten der fremden Literaturen entziehen konnte, beweist schon sein »Falscher Dmitrij«, wo die Einwirkung Shakespeare's unverkennbar ist.

Chon, eine ägypt. Gottheit, etwa dem griech. Kronos entsprechend; der Name soll »Säule, Stütze« (des Weltalls) bedeuten. Ihr war die Nilmündung bei Kanopos geweiht.

Chondrin (Knorpelleim), ein dem Leim ähnlicher Stoff, der durch anhaltendes Kochen mit Wasser aus allen nicht verknöchernden Knorpeln, aus Knochen vor ihrer Ossifikation, aus den Hautknochen und der Kornea des Auges, am besten aber aus den Rippenknorpeln von Menschen und Thieren erhalten wird, indem diese von allem anhängenden Zellgewebe ꝛc. gereinigt, zerschnitten, mit Wasser gewaschen und dann 12—24 Stunden in Wasser gekocht werden. Die Abkochung enthält C. aufgelöst, welches man zur Reindarstellung mit Alkohol fällt und dann in heißem Wasser wieder lösen kann. Das C. gleicht in seinen Eigenschaften ungemein dem Leim und

unterscheidet sich von diesem nur dadurch, daß die wässerige Lösung mit Eisenchlorid und Bleizucker Niederschläge gibt, die im Ueberschuß des Fällungsmittels löslich sind; der durch Essigsäure erzeugte feinkörnige Niederschlag ist aber in überschüssiger Essigsäure nicht löslich. Ueber die Bildung des Chondrins im Körper geben Rochleders Versuche Aufschluß, indem es ihm gelang, aus Eiweiß durch Einwirkung von Salzsäure in einer Atmosphäre von Kohlensäure C. darzustellen. Dies und das Vorkommen des C. bildenden Körpers in den noch nicht ausgebildeten Knochen machen es wahrscheinlich, daß das C. eine Zwischenstufe zwischen Eiweiß und Leim sei. Das C. entsteht überall aus dem Chondrogēn; dieses liefert aber, wenn man es mit Kalihydrat behandelt und dann das Kali wieder fortschafft, beim Kochen mit Wasser nicht mehr C., sondern Leim. Ueber den Nahrungswerth der Leimbildner im allgemeinen s. Leim.

Chondrites *Sternb.*, eine vorweltliche Tanggattung, s. Algen.

Chondrologie (griech.), Theil der Anatomie, Lehre von den Knorpeln.

Chondrōsis (griech.), Verknorpelung, Knorpelbildung.

Chondrus *Lam.* (Knorpeltang), Algengattung aus der Ordnung der Floridеen, s. Sphaerococcus.

Chonetes, s. Mollusken.

Chonia, in den älteren Zeiten ein Landstrich an der südöstlichen Küste der italischen Halbinsel, welchen vor den griech. Ansiedelungen die Chones, ein zu den Oenotrern und Opikern gehörender Volksstamm, bewohnten. Derselbe umfaßte die östlichen Apenninenabhänge in den heutigen Provinzen Basilicata und Calabria Citeriore. Städte darin waren: Petelia, Kroton, Sybaris und Chone.

Choniátes, Niketas Akominatos, byzantinischer Geschichtschreiber aus Chonä oder Kolossä in Phrygien, Geheimschreiber des Alexios Komnenos, später Logothet und endlich sacri cubiculi praefectus, ging nach der Eroberung der Hauptstadt durch die Lateiner 1204 ins Exil nach Nikäa, wo er 1216 starb. Seine Geschichte des griechischen Reichs, in 21 Büchern, reicht von 1118—1206 und bildet eine besonders hinsichtlich der späteren Zeiten sehr gehaltvolle und trotz des rhetorischen Tons und der Eingenommenheit gegen die Lateiner im ganzen wahrheitsgetreue Fortsetzung des Werks von J. Zonaras. Herausgegeben ist sie von Wolf (Basel 1557; Genf 1593; mit Fabrotti's »Glossarium graeco-barbaricum« Par. 1647), auch im 14. Band der Pariser und im 12. Band der venetianischen Sammlung byzantinischer Schriftsteller.

Chonosinseln (spr. tscho-), ein Archipel an der Westküste von Patagonien, zwischen der großen Halbinsel Tres Montes im S. und der Insel Chiloë im N., besteht aus kleinen zerrissenen Inseln, von denen Huamblin (oder Socorro), Ypun (Narborough), Huafo (Romansinsel) 2c. die bedeutendsten sind. Sie sind meist hoch und felsig, dicht bewaldet und an guten Häfen (Port Low in Huafo) reich. Obschon der Staat Chile Ansprüche auf sie erhebt, sind sie doch nur von wenigen, ganz unabhängigen Indianern bewohnt.

Chontales, Landschaft, s. Nicaragua.

Choorie (Chooriebutter), s. Bassia.

Chopér, Fluß im europäischen Rußland, welcher beim Dorf Kutschak im Kreis Pensa entspringt, die Gouvernements Pensa, Saratow, Tambow, Woronesh und das Land der Donischen Kosaken durchfließt, die Städte Balaschow, Nowochoversk, Urjupinsk, Sotowsk und Ustchoversk bespült und nach einem sehr gewundenen Laufe von etwa 740 Kilom. unfern Jelanskaja in den Don fällt. Sein bedeutendster Nebenfluß ist die Worona; außerdem münden in ihn der Kolytlei, Sawalla, Mitkirei, Arkadak, Karai, die mit zahlreichen Kolonistendörfern besetzt sind. Der C. ist ein echter Steppenfluß, oben 200—300 Meter, an der Mündung kaum 160 Meter breit. Sein rechtes Ufer ist fast überall steil, hoch und bröckelnd, meist bewaldet mit den schönsten Laubhölzern und mit hunderten von Grabhügeln (Kurganen) bedeckt; das linke ist meist niedrig und bebuscht, nur bei Balaschow ebenfalls hoch. Im Sommer hat der Fluß wenig Wasser, während er im Frühjahr sein ganzes Thal überschwemmt und 6—7 Kilom. breit wird; dann ist er unterhalb der Woronamündung von zahlreichen Barken bedeckt, die Cerealien und animalische Produkte, als Häute, Wolle 2c., exportiren, womit namentlich die Jahrmärkte in den Kosakenstanizen beschickt werden. Oberhalb der Woronaeinmündung machen ihn theils die auf demselben stehenden Mühlen, theils die vielen Baumstämme, die wild in den Fluß hineinwuchern, unfahrbar. Der Fischfang im C. liefert besonders schöne Sandarte und Hechte.

Chopersk, 1) (Nowochopersk) Kreishauptstadt im russ. Gouvernement Woronesh, an dem westlichen, steilen Ufer des Chopér 1780 angelegt, mit Festung (ziemlich verfallen), einem Admiralitätsgebäude, wo Fahrzeuge für das Schwarze Meer gebaut werden, verschiedenen Korn- und Salzmagazinen, einem Kriegshospital, einer steinernen Kathedrale, einem Kaufhof, Rathhaus 2c. und (1867) 7289 Einw., die Handel mit Cerealien, Gerbstoffen, Bauholz, Vieh und animalischen Fabrikaten treiben und eine ansehnliche Steppenviehzucht auf den Grasplätzen der Umgegend unterhalten. Die Stadt hat drei sehr besuchte Jahrmärkte. — 2) (Ustchoperskaja Staniza) großer Marktflecken im Lande der Donischen Kosaken, rechts am Don, hat eine Kirche, eine Schule, einen Kaufhof, ein Korn- und Salzmagazin, große Militärgebäude und etwa 4000 Einw., welche sich mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigen, Barken bauen und ansehnlichen Handel treiben. Der Ort hält drei sehr besuchte Jahrmärkte.

Choperski'sche Steppe, ein aus fruchtbaren Wiesen und Waldflächen bestehender wellenförmiger Länderstrich im südöstlichen Rußland, zu beiden Seiten des Choperflusses, dehnt sich besonders im Gouvernement Woronesh zwischen den Orten Nowochopersk und Borissogljebsk aus und erzeugt treffliches Getreide sowie kräftiges Vieh, daher sich auch viele groß- und kleinrussische Kolonisten hier angesiedelt haben. Bei Waissoglјebsk schließt sich hieran die sogen. Tambow'sche Steppe, welche die Worona (Nebenfluß des Chopér) auf ihren beiden Uferseiten bis ins Gouvernement Pensa hinein begleitet. Die C. S. unterscheidet sich durch ihre große Kulturfähigkeit sehr vortheilhaft von den übrigen südrussischen, meist baumlosen und zum Theil dürren, nur mit Mimosen und Sodapflanzen bedeckten Steppen; denn es gedeihen in ihr sogar verschiedene Obstsorten, als Kirschen und Pflaumen, welche den berühmten Choperski'schen Pflaumengeist liefern, auch in Menge gedörrt und durch das ganze russische Reich verführt werden.

Chopin (spr. schópäng), 1) Jean Marie, franz.

Schriftsteller, geb. 1795 zu Lübeck von franz. Eltern, wurde frühzeitig Sekretär des Fürsten Kurakin und veröffentlichte über die Geschichte und Literatur der slawischen und skandinavischen Völker zahlreiche Arbeiten: »De l'état de la Russie, ou observations sur ses mœurs, son influence politique et sa litérature, suivies de poésies traduites du russe« (Par. 1822); »La Russie et la Sibérie«, »La Crimée«, »La Serbie« ꝛc. für die Sammlung »L'univers pittoresque«; »Les révolutions des peuples du Nord« (Par. 1841—1842, 4 Bde.) u. a. Auch verfaßte er freisinnige Gedichte: »Ode sur l'indépendance d'Haïti« (1825); »Ode sur la victoire de Navarin« (1827); »Première républicaine« (1833); »A l'abbé de Lamennais« (1834) ꝛc. und lieferte zahlreiche Aufsätze in der »Revue indépendante«. Später schrieb er in Gemeinschaft mit anderen: »Histoire de Napoléon I, du roi de Rome (duc de Reichstadt) et de la famille Bonaparte« (1853); »Les provinces danubiennes« (1856) und übersetzte einiges von Cantù sowie mehrere Romane von Dickens. Er starb 1870 zu St. Petersburg. — Chopins Bruder Heinrich Friedrich ist ein ausgezeichneter Maler, der jedoch seinem Namen die deutsche Form Schopin gegeben hat.

2) Friedrich Franz, einer der berühmtesten Klaviervirtuosen und eigenthümlichsten Komponisten für sein Instrument, geb. 8. Febr. 1810 zu Zelazowawola bei Warschau von wenig begüterten Eltern, erhielt den ersten musikalischen Unterricht durch einen alten Böhmen, Namens Zwoni, während ihm Fürst Anton Radziwill, der sein Talent erkannt hatte, die Mittel zur Erwerbung höherer Schulbildung gewährte. Später studirte er unter Elsner, dem Direktor des Warschauer Konservatoriums, die Komposition und reiste öfters nach Deutschland, um die in Berlin, Dresden, Leipzig und Prag lebenden großen Klavierspieler zu hören. 1829 trat er in Wien zuerst öffentlich auf und erregte durch die Zartheit und technische Sicherheit seines Spiels und seinen ausdrucksvollen Vortrag alsbald die Aufmerksamkeit der Kenner. Die durch die polnische Revolution 1830 in seinem Vaterland eingetretenen Verhältnisse veranlaßten ihn, auswärts seine Existenz zu suchen und sich 1831 in Paris niederzulassen, wo er fortan blieb und durch seine Originalität in Komposition und Spiel bald zu europäischem Ruf gelangte. Alle Anklänge an das Spiel und die Komposition anderer Meister vermeidend, verfolgte C. eine ganz eigenthümliche Richtung der Kunst, und da er selbst alle Schwierigkeiten im Spiel mit unglaublicher Beharrlichkeit überwand und in der That reizende Effekte durch ganz neue und originelle Wendungen hervorbrachte, so fand er unter den jüngeren Virtuosen viele Nachahmer. Seine Kompositionen sind zunächst dadurch interessant, daß sich in ihnen »das sarmatische Naturell Chopins vollkommen ausspricht«; Wildheit und stilles Brüten, Ausgelassenheit und zarte Schwärmerei, jähes Aufflackern und ermüdetes Zusammensinken, alle diese Gegensätze gehen mehr oder weniger unvermittelt neben einander her und bedingen eine besondere Rhythmik und Harmonik, welche ihren Eindruck nicht verfehlt. Ein Komponist nach dem strengern Schulbegriff, der einen Hauptgedanken längere Zeit festhält, aus ihm Nebenmotive entspringen, diese beiden sich einander durchdringen und umschlingen läßt ꝛc., ist C. daher keineswegs. Die Stetigkeit in der Entwickelung und Fortführung eines Gedankens, wie sie namentlich zu einer größern Musikform nothwendig ist, geht ihm fast gänzlich ab, wie alle seine größeren Schöpfungen deutlich zeigen. Dagegen gewähren seine kleineren Kompositionen, in denen er mit Vorliebe seine vaterländischen Tanzrhythmen (Mazurka's, Polonaisen ꝛc.) kultivirt oder seinem träumerischen Sinnen einen ergreifenden und gesättigten Ausdruck gibt (wie in den Notturno's), weit mehr den Eindruck eines fertigen und abgeschlossenen Ganzen. Das Spiel Chopins war selbst nach dem Urtheil seiner Gegner aus der alten Schule (wie Kalkbrenner u. a.) außerordentlich zart, tief durchgefühlt und bis in die feinsten Nüancirungen vollkommen ausgebildet. Besonders wird sein alles bezaubernder Anschlag gerühmt. Doch war C. vorzugsweise Salonspieler; für den Konzertsaal fehlte es ihm an Größe und Kraft des Tons, auch war sein Spiel wie seine Musik zu fein und exklusiv und hatte zu wenig Blendendes für die Masse. Merkwürdig ist, daß er bei den vielen durch die Spannung besonders schwierigen Passagen und begleitenden Figuren seiner Kompositionen doch nur sehr kleine Hände hatte. Fast stets von leidender Gesundheit, nahm er im Sommer 1838 in Begleitung von George Sand einen längern Aufenthalt auf der Insel Majorca und starb bereits 17. Okt. 1849 zu Paris. Seine Kompositionen umfassen Variationen, unter denen besonders die über ein Thema aus »Don Juan« (Là ci darem la mano) enthusiastisch begrüßt wurden, Notturno's, Mazurka's, Polonaisen, Scherzo's, Präludien, Balladen, Impromptu's, Walzer, 2 Sonaten, ein Rondo, ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell, ferner 2 Hefte Etuden, welche den Inbegriff seines ganzen Spiels geben, 2 Konzerte (in F moll und E moll) und endlich polnische Volkslieder mit Klavierbegleitung. Ein thematisches Verzeichnis derselben erschien Leipzig 1852 bei Breitkopf u. Härtel. Eine geist- und phantasievolle Charakteristik seiner Werke gab Liszt in »Frédéric C.« (Leipz. 1852, auch deutsch); vgl. außerdem Barbedette, C. (2. Aufl., Par. 1869); La Mara, Musikalische Studienköpfe, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1873).

Chopine (franz., k., spr. schopin), ehemals in Frankreich ein kleines Maß für Flüssigkeiten: in Paris = ½ Pinte = 23,47 alte Pariser Kubikzoll = 0,465 Liter; im franz. Glashandel sowie in Kneipen die halbe Bouteille. Vgl. Schoppen.

Choquiren (franz., spr. schoki-), anstoßen, verstoßen (besonders gegen Anstand und Sitte), beleidigen, mißfallen; choquant, befremdend, anstößig, auffällig.

Chor (der oder das, griech.), das Allerheiligste im jüdischen Tempel (hebräisch Debir, eigentlich der hintere, d. h. westliche, Raum im Tempel). Das hohe C. ist in katholischen Kirchen diejenige Abtheilung des Gebäudes, wo der Hauptaltar steht, und welche durch eine aufsteigende Stufenreihe, bisweilen auch durch Schranken vom Schiff abgesondert ist. In Dom- und Stiftskirchen sind an den Seiten des Chors die Sitze für die vornehme Geistlichkeit (Chorstühle) angebracht und rings mit Gitterwerk versehen. An allen Kirchenbauten aus dem Mittelalter erscheint das C. als ein besonderer, an der östlichen Seite des Hauptbaues angebrachter, bei romanischen Kirchen gewöhnlich halbrunder, bei gothischen Kirchen fünf-, sieben- oder mehreckiger, bisweilen noch mit einem Kapellenkranz umgebener Anbau, der sich meist schon äußerlich durch reichere Formen auszeichnet. Endlich ist C. in katholischen wie in protestantischen Kirchen

der für Sänger und Musiker bestimmte Raum am Ende des Mittelschiffs vor der Orgel, gewöhnlich dem Altar gegenüber liegend und in gleicher Höhe mit der ersten Emporkirche. Vgl. Baukunst.

Chor (griech.), eigentlich ein umgrenzter Tanzplatz, dann der »Reigen« selbst, bezeichnet in der Tragödie und ältern Komödie der Griechen eine Anzahl von Schauspielern, welche als theilnehmende Zeugen der Handlung beiwohnten und die Ruhepunkte derselben mit Gesang und Tanz ausfüllten. Dergleichen Chöre, aus 50 Personen bestehend, bildeten an den Dionysischen Festen den ursprünglichen und hauptsächlichen Bestandtheil der Festfeier, und aus ihnen ging das griechische Drama hervor, indem sich nach und nach der Dialog entwickelte, während der C. selbst gewissermaßen Nebensache und Beiwerk wurde. Die einzelnen Momente dieses Entwickelungsgangs vermögen wir nicht mehr zu verfolgen; wir können aus Aeschylos nur abnehmen, welche Beschaffenheit und Bedeutung der C. in der attischen Tragödie bereits gewonnen hatte. Er erscheint hier als eine Anzahl von 12 oder 15 Personen, die im Charakter von erfahrenen, leidenschaftslosen und verständigen Männern oder Greisen, Frauen oder Jungfrauen auftreten und, zu den Personen des Drama's in irgend einer Beziehung stehend, die Handlung theilnehmend begleiten, ohne jedoch thätig in dieselbe einzugreifen. In den Pausen der Handlung, gleichsam in den Zwischenakten, überläßt er sich seinen Betrachtungen in lyrischen Ergüssen, die auf die Handlung Bezug haben und auf dieselbe einwirken sollen. Auf diese Chorgesänge, die eine kunstvolle Ausbildung erhielten, und ihre regelrechte, mit bedeutenden Kosten verknüpfte Ausführung auf der Bühne legten die Dichter großen Werth. Die von den Choregen (s. Choregia) zusammengebrachten Choreuten (Glieder des Chors) hatten zuvörderst eine Prüfung zu bestehen und wurden dann von einem Chorodidaskalos (»Reigenlehrer«) sorgfältig eingeübt. Bei der Aufführung zogen sie dann feierlich unter Vortritt der Flötenspieler, gewöhnlich nachdem das Spiel schon begonnen, in das Theater und nahmen ihren Platz in der Orchestra ein. Nur in den »Schutzflehenden« und den »Persern« des Aeschylos beginnt der C. das Stück; sonst geht dem ersten Gesang des Chors ein Monolog oder Dialog vorher. Meist rechts vom Zuschauer die Orchestra betretend, stellte er sich zu 3 Personen neben und 5 hinter einander oder umgekehrt auf; zuweilen erscheinen die Choreuten auch einzeln, z. B. die Eumeniden des Aeschylos, welche, nach einander erwachend, ungeordnet in die Orchestra stürmen. Auf der Orchestra hatte nun also der C. seine linke Seite nach den Zuschauern, die rechte nach dem Proscenium zu. Der mittlere in jener Reihe war der Chorführer (Choregos). Je nach Beschaffenheit des Stücks und der Gesänge veränderte der C. wohl auch während des Stücks Platz und Stellung. Nur während des Dialogs auf der Bühne verhielt er sich still, und wo er in diesen eingriff, sprach meist der Chorführer in seinem Namen. Häufig theilte er sich in 2 Halbchöre, und zuweilen führte er auch künstliche Bewegungen, namentlich Tänze, unter Flötenbegleitung aus. Der erste gemeinschaftliche Gesang bei seinem Erscheinen auf der Bühne hieß Parodos, jeder folgende Stasimon; beide waren antistrophisch, d. h. es folgte auf den ersten Gesang, die Strophe, ein zweiter von gleich viel Versen in demselben Versmaß, die Antistrophe, oder, wenn der Chorgesang länger war, auf jede von der vorigen im Versmaß verschiedene Strophe eine mit ihr übereinstimmende Gegenstrophe. Diese Gesänge haben bisweilen auch einen Gesang (Epodos), dem keine Gegenstrophe entspricht, aber beim Stasimon stets die letzte Stelle zugewiesen wird; sie wurden entweder alle von dem ganzen C. gesungen, oder Strophe und Gegenstrophe von den Halbchören und Epodos vom ganzen C. oder umgekehrt, und zwar mit abwechselnden Stellungen. Die tragischen Dichter verwandten auf die symmetrische Gestaltung dieser Gesänge eine solche Sorgfalt, daß bisweilen sogar in Stellung und Gleichklang der Worte sowie im Eintritt des Personenwechsels eine Uebereinstimmung zwischen Strophe und Gegenstrophe bemerkbar ist. Die Chorterte wurden theils gesungen, theils als Recitativ, theils als bloße Rede vorgebracht. Die Versmaße sind dabei höchst verschieden, von der gänzlichen Ungebundenheit der Prosa durch den schon bühnenfähigen iambischen Trimeter (und trochäischen Tetrameter) hindurch bis zur gesteigertsten Mannigfaltigkeit der Pindarischen Rythmen. Dem Inhalt nach sind die Gesänge des tragischen Chors auf Erweckung der höchsten Ideen und Gefühle gerichtet; sie schließen sich, wie schon erwähnt, stets an die Handlung an (wenigstens bei Aeschylos und Sophokles, dem Meister in der Gestaltung des Chors; zuerst Euripides erlaubt sich, den C. Lieder anstimmen zu lassen außer Beziehung zur Fabel des Stücks) und äußern, was sich aus dem Vorgang derselben aufdrängt: Klage oder Jubel, Warnung oder Trost, Belehrung über die Leidenschaften und die stets waltende Gerechtigkeit der Götter, Hymnen, Gebete ꝛc. So trat der C., als Sprecher der Menschheit, mahnend und versöhnend als Mittler zwischen die Menschen und das Schicksal, und indem er die handelnden Personen durch alle im Verlauf der Tragödie ihnen zustoßenden Schicksale begleitete, half er den Helden des Stücks in Handeln und Leiden sich läutern, ja verklären, den Zuschauern das Ganze seiner sittlichen Tiefe nach erfassen und schuf so aus beiden nur Eine große Gemeinde. Die tragischen Chöre sind neben den Siegeshymnen des Pindar, mit denen namentlich die Chorlieder des Aeschylos große Aehnlichkeit haben, die schönsten und erhabensten Reste der griechischen Lyrik. Weit weniger wissen wir über den C. in den Satyrspielen. Nach Tzetzes war die Anzahl der Personen der des tragischen gleich; nach dem einzig erhaltenen Stück des Euripides, dem »Kyklops«, bestand der C. aus Satyrn unter Anführung des Silenus; die Scene war stets in Hainen und Wäldern, ihrem gewöhnlichen Aufenthalt. Der C. der Komödie hatte mit dem der Tragödie gleichen Ursprung und Zweck, nämlich Verherrlichung der Götterfeste. Da aber die Auffassung des Lächerlichen irgend ein Steigen in die Tiefe nicht erfordert, so hatte der komische C. nach der einen Seite (den richtigen Zuschauer zu machen) nicht viel zu thun; auch paßte dies als viel zu ernst und langweilig für die komische Handlung gar nicht. Gerade das aber war Anlaß, daß der C. hier der Handlung wie anderseits dem Zuschauer noch näher trat. Nach jener Seite sehen wir ihn selbsthandelnd verwickelt in die Thorheiten der Helden; ja, wo das nicht der Fall, da ist seine Erscheinung selbst die Personificirung des schlechten Zeitgeistes oder Zeitgeschmacks, der nach des Dichters Ansicht die Massen ergreifen will, z. B. in den »Wolken« (Nebelei der Sophisten), den

»Wespen« (Proceßsucht), den »Vögeln« (politische Luftschlösser), den »Fröschen« (Schwall der Tragöden, der eigentlich kalt läßt). Anderseits schuf sich die Komödie einen sich an die Zuschauer wendenden Theil, die Parabase, welche in halb launiger, halb würdevoller Sprache, aber mit ernster Tendenz und in einer Weise abgefaßt war, welche die Komödie noch in einen neuen Gegensatz zu der mehr alterthümlichen, ja halbepischen Tragödie stellte, insofern hier die Person des Dichters gelegentlich stark hervortrat. Die Parabase zählte, wenn vollständig, 7 Schwenkungen und ebenso viele Theile des Gesangs, obgleich nicht in jeder Komödie alle 7 vollständig vorkommen mußten. Der erste Theil ist das Kommation, ein Liedchen, welches der C. noch in der alten Stellung sang und das Wünsche für die abgehenden Schauspieler enthielt. Hierauf begann die eigentliche Parabase in der Umschwenkung zu den Zuschauern, um zu diesen in Anapästen über den Dichter oder eine sonstige Angelegenheit zu sprechen. Sie schloß mit einem kurzen, dem Inhalt nach mit ihr zusammenhängenden und in demselben Versmaß, aber kürzeren Versen abgefaßten Lied, Makron oder Pnigos genannt. Hierauf erfolgte eine neue Schwenkung, wobei ein Lied an einen Gott (Strophe, auch Ode genannt) vorgetragen wurde, dem metrisch und dem Inhalt nach eine Antistrophe (Antode) entsprach. Zwischen beiden aber ward das Epirrhema, eine im trochäischen Versmaß an die Zuschauer gerichtete Anrede patriotischen oder literarischen Inhalts, eingeschoben, welchem nach der Antistrophe ein Antepirrhema folgte. In den letzten Stücken des Aristophanes, von denen wir nur noch den »Plutos« besitzen, fehlt die Parabase schon, während der C., wiewohl ganz bedeutungslos, noch besteht. Er hatte gleichfalls einen Chorführer, bestand aber aus 24 Personen, welche zu 4 neben und 6 hinter einander oder umgekehrt sich aufstellten. Mit der Freiheit verschwand auch der C. Die Ausstattung des tragischen Chors war kostspieliger als die des komischen. Als Denkmal ihres Sieges weihten die Choregen in der Regel einen Dreifuß mit einer Inschrift, der in der Tripodenstraße zu Athen öffentlich ausgestellt wurde, auch wohl gar als dessen Behausung ein prächtiges tempelartiges Gebäude, wie dergleichen choragische Monumente noch in dem Denkmal des Lysikrates (der sogen. Laterne des Demosthenes, s. Tafel »Baukunst IV«, Fig. 8) und dem des Thrasyllos zu Athen erhalten sind. — Bei dem Charakter dieses antiken Chors, der ganz im öffentlichen Leben des griechischen Volks wurzelte, ist nicht zu verwundern, daß Nachbildungen, wie sie z. B. Schiller in der »Braut von Messina« versuchte, keinen allgemeinen Anklang fanden. Mehr Glück machten in Platens (freilich nur gelesenen) Aristophanischen Stücken die Parabasen, obwohl auch sie, da sie vorwiegend literarischen Inhalts sind, nur in den entsprechenden Kreisen.

In der Musik bezeichnet C. zunächst eine Vereinigung mehrerer Personen zum gemeinschaftlichen Vortrag eines Gesangstücks (Sängerchor). Je nach den Stimmbestandtheilen, aus denen ein solcher zusammengesetzt ist, kann er sein: Männerchor, der aus lauter männlichen Stimmen (Tenören und Bässen), Frauenchor, der aus lauter weiblichen Stimmen (Sopranen und Alten) besteht, und gemischter, auch vollständiger C., bei dem alle 4 menschlichen Stimmgattungen (Sopran, Alt, Tenor und Baß) betheiligt sind. Jede einzelne dieser Stimmgattungen kann wieder in Unterabtheilungen (erster und zweiter Sopran ꝛc.) zerfallen, je nachdem dieses zur Ausführung eines mehrstimmigen Chorgesangs erforderlich ist. Die Schönheit und die Wirkung des Chorgesangs hängt ebensowohl von der Schönheit und Ausbildung der einzelnen Singstimmen als von der Zahl der einen C. bildenden Sänger ab. Metonymisch bedeutet C. auch das Musikstück selbst, welches bestimmt ist, von einem Verein von Sängern vorgetragen zu werden, und welches daher in der Regel für mehrere harmonisch sich vereinigende Stimmen (Tonreihen) komponirt ist. Nach der Anzahl dieser Stimmen sind die Chöre weniger- oder mehrstimmig; dieselben können vom einstimmigen bis zum achtstimmigen, ja zuweilen noch weiter fortschreiten. Sind die vielstimmigen Chöre so eingerichtet, daß dieselben in selbständigen Gruppen sich darstellen, so entstehen die Doppelchöre, die dreifachen, vierfachen ꝛc. Chöre. Am gewöhnlichsten sind die vierstimmigen Chöre, weil der vierstimmige Satz den 4 Gattungen der menschlichen Stimme am natürlichsten entspricht und weil er für die Vollständigkeit der Harmonie der geeignetste ist. Die Chöre sind ferner entweder im strengen, oder im freien, oder auch im gemischten Stil geschrieben. Die im strengen (gebundenen, fugirten) Stil gearbeiteten Chöre finden ihren Platz nur in Kirchenmusiken, Oratorien, Kantaten u. dgl., obgleich von solchen Kompositionen auch die Chöre im gemischten und freien Stil nicht ausgeschlossen sind; dagegen werden in Opern nur Chöre im freien Stil angewendet. Zu den Chören kann außerdem eine Instrumentalbegleitung hinzutreten. Diese Begleitung kann eine bloß die einzelnen Stimmen verstärkende oder eine selbständige sein; doch muß auch im letztern Fall die Begleitung als dem Gesang untergeordnet betrachtet werden. Eine eigene, bisher unerhört gewesene Verbindung des Chors mit der Instrumentalmusik hat Beethoven in seiner 9. Symphonie (Op. 125) gewagt. Da ein C. immer in Massen, im Gegensatze zu der im Sologesang mehr hervortretenden Individualität wirkt, so verlangt er darum auch weniger fein detaillirte Züge und möglichst wenig Schwierigkeiten in Ansehung der Ausführbarkeit, weshalb feinere Züge da, wo sie in einen C. eingewebt werden sollen, am füglichsten durch Zwischensätze von Solostimmen ausgesprochen werden. Die einem C. zu Grunde liegenden Textworte müssen einfach und in gedrängter Kürze einen angemessenen Gedanken aussprechen. — Die Geschichte des Chorgesangs reicht bis in die fernsten Zeiten des Alterthums zurück. Die Hebräer, Griechen, Römer ꝛc. sangen bei gemeinschaftlicher Gottesverehrung, bei Festen und Gelagen, vor der Schlacht ꝛc. im C., wenn auch nur einen einfachen melodischen Gesang im Einklang oder in der Oktave. Der mehrstimmige Gesang kam nachweislich erst im 10. Jahrh. n. Chr. zur Zeit Hucbalds auf. Einen fördernden Einfluß auf die Ausbildung desselben übte die Einführung der Mensuralmusik im 13. Jahrh.; im Anfang des 14. Jahrh. finden wir den Figuralgesang schon in ziemlich vollkommener Gestalt und sehr verbreitet. Noch mehr wurde der mehrstimmige Gesang durch die niederländische Schule und durch die von derselben ausgehende Pflege des künstlichen Kontrapunkts vervollkommnet. Die Bestrebungen Palestrina's brachten ihn dann wieder von der Verkünstelung zum natürlichen Ausdruck und zur natür-

lichen Würde zurück. Durch Luther wurde der Chorgesang dadurch gewissermaßen ins Volk übergeleitet, daß er den Choralgesang abtrennte und die Gemeinde daran theilnehmen ließ, während früher in der Kirche nur von den angestellten Sängern gesungen wurde. Im weitern Verlauf der Entwickelung kam der Chorgesang auch aufs Theater und gestaltete sich dadurch freier und beweglicher. Die allerhöchste Stufe hat derselbe wohl durch Bach und Händel erstiegen, welche mit der Erhabenheit des sogen. Stils a capella die Leichtigkeit und Anmuth des stile concertante vereinigten; der Händel-Bach'sche Chorstil ist dann auch in der geistlichen Musik der herrschende geblieben. — Noch müssen wir einiger anderen Bedeutungen des Worts C. erwähnen. Ebenso wie eine Vereinigung von Sängern wird auch eine solche von Instrumentisten ein C. genannt, wie man z. B. ein kleines Orchester ein Musikchor nennt. Innerhalb des Orchesters werden wieder die Hauptabtheilungen der Instrumente nach ihren Gattungsbegriffen Chöre genannt, und man spricht z. B. vom C. der Streich- und der Blasinstrumente; letztere zerfallen wieder in das C. der Holz- und das der Blechinstrumente. Bei Militärmusikchören spricht man von Hoboistenchören, wenn die Zusammensetzung zumeist aus Holzblasinstrumenten besteht, und von Trompeter- und Hornistenchören, wenn ausschließlich Blechinstrumente zusammengestellt sind. Ferner heißt C. bei Klavierinstrumenten der Inbegriff gleichgestimmter Saiten, welche durch eine einzige Taste angeschlagen werden. Man nennt solche Instrumente zwei-, drei- oder mehrchörig, je nachdem zwei, drei oder mehr Saiten zur Hervorbringung eines und desselben Tons bestimmt sind und mit Einem Hammer angeschlagen werden. In demselben Sinne nennt man auch im allgemeinen sämmtliche zu einer und derselben Taste gehörenden Pfeifen der Orgelregister ein C. (Pfeifenchor); insbesondere werden die zu einer Taste gehörenden Pfeifen der Orgelmixturen Chöre genannt.

Chora, Stadt auf der türkischen Insel Samos (Susam-Adasi), Sitz eines Erzbischofs, mit Hafen und etwa 1000 Einw. Unweit östlich davon die Stätte der antiken Stadt Samos.

Chorāg (Chorēgos, griech.), Chorführer, s. Chor.

Choragische Monumente, s. Chor.

Choragium (griech. Choregion), im Theater der Alten der Theil hinter der Scene, wo der Chor eingeübt und die Kleidungsstücke, musikalischen Instrumente ꝛc. aufbewahrt wurden.

Choräl (Cantus choralis), im Gottesdienst der katholischen Kirche ein einfacher, meist nur aus 4—5 Tönen bestehender liturgischer Gesang ohne bestimmte Zeitmessung, in der Regel vom Priester gesungen, häufig auch vom Chor der Gemeinde beantwortet. Im evangelischen Gottesdienst heißt so die Melodie eines in der Regel metrischen Kirchenliedes, das von der ganzen Gemeinde oder auch von einem Chor, meist unter Orgelbegleitung, beim Gottesdienst gesungen wird. Die Choralmelodie muß ihrer Bestimmung gemäß möglichst einfach sein und meist nur aus lauter langen Noten von gleicher oder doch nur wenig verschiedener Geltung oder Dauer bestehen. Die zum einstimmigen Kirchengesang bestimmten Choralmelodien werden auch zuweilen mehrstimmig gesetzt und heißen dann zwei-, drei-, vier- und mehrstimmige Choräle. Die bisher gewöhnliche einfache Art des Choralgesangs, wiewohl leicht ins Schleppende ausartend, hat den Vorzug, daß sie die größten Massen zu einem gemeinsamen, nicht durch die Kunst gebundenen, sondern vom Gefühl geleiteten Gesang vereinigt. Dem beim längern und mehrstrophigen C. etwa fühlbar werdenden Mangel an Abwechselung und Schattirung kann der Organist dadurch abhelfen, daß er seine Begleitung bei jeder Wiederholung des Cantus firmus variirt, theils durch veränderte Figurirung seiner Begleitungsstimmen, theils auch durch abwechselndes Unterlegen anderer Harmonien und Harmoniefolgen, durch mannigfaltiges Registriren u. dgl. Die Kunst, auf solche Weise einen C. schön, wirkungsvoll und möglichst mannigfaltig abwechselnd zu begleiten, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Organisten. Eine andere, noch weit wirkungsvollere, in manchen Kirchen eingeführte Abwechselung bringt der strophenweise Wechselgesang in den Choralgesang, wobei je eine Strophe von der gesammten Gemeinde in der gewöhnlichen einfachen Weise und unter Begleitung der Orgel abgesungen, die folgende aber von einem kleinern musikalisch gebildeten drei-, vier- oder mehrstimmigen Chor, oder auch von Solostimmen mit nur leiser Orgelbegleitung, oder auch ohne alle Begleitung vorgetragen wird. Eine zwar nicht wesentliche, aber doch fast ohne Ausnahme stattfindende Eigenthümlichkeit des gewöhnlichen Choralgesangs ist die, daß derselbe nicht nur im ganzen langsam einherschreitet und also jede Silbe des Textes sehr gedehnt erscheint, sondern daß die Dauer und die rhythmischen Geltungen der Noten auch durchaus nicht genau gegen einander abgemessen und abgewogen werden, so daß ein solcher Gesang gar nicht wirklich rhythmisch, nicht taktmäßig erscheint. Außerdem ist es allmählich zur Gewohnheit geworden, nach jeder Verszeile einen förmlichen Halt (Fermate) zu machen und einen Ruhepunkt eintreten zu lassen, welchen die Organisten dann meistens durch Zwischenspiele auszufüllen pflegten; vielfach durch Mißbrauch allzu sehr ausgedehnt, sind diese Zwischenspiele jetzt an den meisten Orten beseitigt.

In der ältesten christlichen Kirche bestand der Kirchengesang im kunstlosen, einstimmigen, mehr recitativartigen als melodischen Absingen alttestamentlicher Psalmen und christlicher Hymnen. Bald kamen jedoch die sogen. Antiphonien oder Wechselgesänge in Aufnahme, wobei der Gesang zwischen den Männern einerseits und den Frauen und Kindern anderseits, oder auch zwischen den Vorsängern und der Gemeinde wechselte. Unter den ersten Förderern dieses Gesangs sind Clemens von Rom und Ignatius (im 1. und 2. Jahrh. n. Chr.) zu nennen. Zu Anfang des 4. Jahrh. kamen die Responsorien in Gebrauch, wobei ein Vorsänger den Gesang anstimmte und die Gemeinde dann einfiel. Eine weitere Vervollkommnung erhielt aber der Kirchengesang erst durch Ambrosius (gest. 397), dessen zuerst in der mailändischen Kirche eingeführte Wechselgesänge geraume Zeit hindurch in den meisten Kirchen des Abendlands vorherrschend waren. Ambrosius regelte den Gesang durch bestimmte melodische Wendungen, indem er die vier griechischen Tonarten, die phrygische (D—d), dorische (E—e), hypolydische (F—f) und hypophrygische (ionische, G—g), unter dem Namen der ersten, zweiten, dritten und vierten Tonart annahm. Da aber

der Kirchengesang bald von der alten würdevollen Einfachheit abirrte, so unternahm Gregor I. Gr. (gest. 604) eine Reform desselben, indem er den vier Tonarten des Ambrosius, den sogen. authentischen, vier neue, jenen unter- oder beigeordnete Oktavgattungen (je auf der Unterquart des betreffenden authentischen Tons errichtet), die sogen. plagalischen, hinzufügte und so die acht Kirchentonarten aufstellte. Der gregorianische oder römische Kirchengesang (cantus romanus) bildet zum ambrosianischen insofern den geraden Gegensatz, als er eintönig, langsam, feierlich, in Noten von gleicher Länge (daher cantus planus, franz. plainchant genannt), ohne Berücksichtigung des Metrums fortschreitet. Die Hymnen, von denen jede ihre bestimmte, feststehende Melodie (canon, daher die Namen kanonischer Gesang und cantus firmus) erhielt, wurden nicht von der Gemeinde, wie beim ambrosianischen Gesang, sondern von einem Sängerchor (daher der Name cantus choralis) gesungen. Gregor gründete in Rom eine Gesangschule und forderte von den Priestern gründliche Kenntnis der Gesangskunst. Der von ihm eingeführte Kirchengesang fand bald durch das ganze Abendland hin Aufnahme, gerieth aber infolge der mit seiner Erlernung verbundenen Schwierigkeiten später in Verfall. Die Sänger, welche ausschließlich den Kirchengesang ausführten, brachten nach und nach immer mehr Verzierungen zu der ursprünglichen einfachen Melodie hinzu und bereiteten dadurch das Aufkommen des sogen. Figuralgesangs (cantus figuratus) vor, wie sie dadurch auch die erste Veranlassung zur Ausbildung einer Harmonie gaben. Unter Karl d. Gr., der um Hebung des Kirchengesangs eifrig bemüht war, war die Abtei Fulda, welcher Hrabanus Maurus vorstand, eine berühmte und stark frequentirte Gesangschule nach deren Muster andere zu Reichenau, Korvey, Mainz, Trier und Hersfeld eingerichtet wurden. Das Volk blieb nach wie vor beim Kirchengesang unthätig, um so mehr, da mit den gregorianischen Gesängen auch die lateinische Sprache in den Kirchen des Abendlands Eingang fand. Bloß das »Kyrie eleison« und »Christe eleison« wurden vom Volk mitgesungen. Erst seit dem 12. Jahrh. begann sich in Deutschland aus den Wallfahrts-, Marien-, Oster-, Pfingst- und Bußgesängen ein Gemeindegesang zu entwickeln, welcher in der Folge durch die Zulassung der Landessprache beim Gottesdienst seine weitere Ausbildung fand. Wo die Reformation Eingang fand, mußte auch der Gottesdienst umgestaltet werden. Luther, selbst Kenner der Tonsetzkunst, verdeutschte und verbesserte mit Hülfe seiner Freunde Joh. Walter und Ludw. Senfl alte lateinische und deutsche Gesänge, dichtete neue und setzte sie in Musik. Aber auch diese Lieder wurden nicht sofort von der ganzen Gemeinde, sondern von Gesangskundigen in der Kirche vorgetragen; erst nach und nach lernte das Volk in den Kirchengesang einstimmen. Schon 1524 erschien zu Wittenberg eine Sammlung von Kirchenliedern im Druck. In Ermangelung neuer geeigneter Melodien legte man den in jener Zeit sehr zahlreich hervortretenden poetischen Produkten beliebte weltliche Volksweisen unter, wodurch sie um so leichter beim Volk Eingang fanden. Der Vorrath von Chorälen wurde namentlich durch das »Cantional der Böhmischen und Mährischen Brüder« (herausgeg. von Wylmschweerer, Jungbunzlau 1531 und Ulm 1538 und 1539, enthaltend 136 Lieder mit 111 beigedruckten Melodien) sowie durch die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. von A. Lobwasser in Königsberg nachgedichteten französischen Psalmen Clément Marots und Theodor Beza's, die ebenfalls meist nach Volksweisen gesungen wurden, bereichert. Die eigentliche Blüte des evangelischen Choralgesangs datirt von der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und dauert bis in die ersten Jahrzehnte des 17., wo der französische Geschmack und die Operamusik einigermaßen Einfluß auf denselben gewannen und ihn eines Theils seiner alten kirchlichen Würde entkleideten. Zur neuen, wenn auch nur vorübergehenden Hebung desselben hat Seb. Bach wesentlich beigetragen. In neuerer Zeit ist man vielfach bestrebt gewesen, den ursprünglichen rhythmischen, auf das alte Tonsystem gegründeten Choralgesang wieder einzuführen; die Stimmen über Werth und Erfolg dieser Bemühungen sind getheilt.

Als Tonsetzer und Förderer des Choralgesangs seit der Reformation sind zu nennen: der Reformator Luther, dem zahlreiche Melodien zugeschrieben werden, von dem aber nur drei: »Jesaia, dem Propheten ꝛc.«, »Wir glauben all' an Einen Gott ꝛc.« und »Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc.«, wirklich komponirt, wohl aber viele alte umgearbeitet worden sind; Arnold von Bruck (kaiserlicher Kapellmeister 1534); Hermann (Heinrich) Fink (königlich polnischer Kapellmeister 1536); Georg Rhaw (Kantor in Leipzig); Martin Agricola (Kantor in Magdeburg); Joh. Kugelmann (Kapellmeister des Herzogs Albrecht von Brandenburg 1539); Nikol. Herrmann (Kantor zu Joachimsthal in Böhmen); Nik. Selneccer (Superintendent in Leipzig); Joh. Eccard (Kapellmeister in Königsberg i. Pr.); Ehrh. Bodenschatz (Pastor in Osterhausen, gest. 1636); Moritz, Landgraf von Hessen; Melchior Frank (Kapellmeister in Koburg); Mich. Altenburg (Pfarrer in Erfurt); Heinrich Albert (Kapellmeister in Königsberg); Joh. Krüger (Kantor in Berlin); Johann Georg Eberling (Musikdirektor in Berlin); Joh. Herm. Schein (Kantor der Thomasschule in Leipzig); Joh. Rosenmüller (Kapellmeister in Wolfenbüttel); Andr. Hammerschmidt (Organist in Zittau); Georg Neumark; Joh. Rud. Able (Bürgermeister in Mühlhausen); Joh. Schopp (um 1550 Kapellmeister in Hamburg); Jak. Prätorius oder Schulze (1651 in Hamburg); Thom. Selle (1651); Joh. Ulich (1674); Adam Drese (1698). Die Bedeutung Seb. Bachs für den C. wurde bereits hervorgehoben. Nach ihm machten sich sein Sohn Emanuel Bach, Joh. Friedr. Doles, Joh. Joach. Quanz und Joh. Adam Hiller, namentlich durch Kompositionen Gellert'scher Lieder, um Förderung des Choralgesangs verdient. Einer der jüngsten und bedeutendsten Komponisten von Kirchenliedern ist Gottfr. Schicht, der ins 19. Jahrh. hereinreicht. — In der reformirten Kirche war Zwingli ohne alles Interesse für Kirchengesang. Dieser kam in der schweizer reformirten Kirche erst zu Calvins Zeit auf, besonders infolge der trefflichen Leistungen Claude Goudimels, der 1562: 16 Psalmen, vierstimmig und motettenartig nach Volksmelodien komponirt, herausgab. In der deutsch-reformirten Kirche ward der Choralgesang von Andr. Lobwasser eingeführt, und zwar durch Herübernahme französischer Psalmodien, zu denen später auch Lieder aus der lutherischen Kirche hinzukamen. In der reformirten Kirche Frankreichs erlitten Goudimels Psalmen durch Courart und La Bastide 1679 eine Umarbeitung und fanden in derselben, von Dathen

(1566) übersetzt, auch in der niederländisch-reformirten Kirche Eingang. Die englische Hochkirche führte zum Zweck des Gemeindegesangs Psalmen ein, die versificirt und mit einfachen, gefälligen, aber etwas arienmäßigen Melodien ausgestattet wurden.

Für die katholische Kirche veranstalteten Sammlungen von Liedern der alten Kirche M. Vehse (Leipz. 1537), J. Leisentritt (Budissin 1557; München 1586; Innsbr. 1588), später D. G. Corner (Wien 1631), G. Kopp (Passau 1659) u. a. Im 18. Jahrh. fand der deutsche Gemeindegesang auch im katholischen Gottesdienst bis zu dem Grad Förderung, daß selbst zur Messe deutsche Lieder gesungen wurden, zu welchem Behuf z. B. in der »Wiener deutschen Messe« (1782) das Kyrie, Gloria, Credo ꝛc. in kurze deutsche Gesänge umgestaltet waren, die von der ganzen Gemeinde gesungen wurden. Auch wurden für die katholischen Gesangbücher theils neue Lieder gedichtet und komponirt, theils viele evangelische, namentlich aus dem Gellert'schen Dichterkreis, mehr oder weniger verändert aufgenommen. Deutsche Gesangbücher für die katholische Kirche lieferten namentlich Riedel (Wien 1773), Denis (das. 1774), Kohlbrenner (Münch. 1777), Franz (Bresl. 1778), Werkmeister (Stuttg. 1784; Münch. 1810), v. Wessenberg (Konstanz 1828) ꝛc. Alte katholische Kirchengesänge aus fremden Sprachen übersetzten auch Diepenbrock, Schlosser, Silbert, Zabuesnig. In der griechisch-katholischen Kirche Rußlands suchte Jaroslaw 1051 den Kirchengesang durch griechische Sänger verbessern zu lassen. Von dem 1040 gegründeten Höhlenkloster zu Kiew erhielt eine neue Sangweise, die sich vor der eintönigen abendländischen durch Mehrstimmigkeit auszeichnete, den Namen der Kiew'schen. Zu dieser kamen 1180 noch die bulgarische und griechische Sangweise hinzu, beide von demselben Charakter wie die Kiew'sche. Dem später (1605) durch den tatarischen Usurpator Grischka Otrepiew gemachten Versuch der Einführung des abendländischen Kirchengesangs in die russische Kirche stellte (1656) der Metropolit Nikon von Nowgorod den alten Partiturgesang für 7 Stimmen entgegen, welcher, durch die Einwirkung italienischer Meister geläutert, noch jetzt in Rußland vorherrschend ist.

Vgl. Layriz, Kern des deutschen Kirchengesangs (2. Aufl., Nördling. 1850); v. Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältnis zur Kunst des Tonsatzes (das. 1843—47, 3 Bde.); Häuser, Geschichte des christlichen Kirchengesangs und der Kirchenmusik (Quedlinb. 1834); Tucher, Schatz des evangelischen Kirchengesangs im 1. Jahrh. der Reformation (Stuttg. 1848, 2 Bde.); Bollens, Der deutsche Choralgesang der katholischen Kirche (Tübing. 1851); »Anthologie deutscher katholischer Gesänge aus älterer Zeit« (Landsh. 1831); Cunz, Geschichte des deutschen Kirchenlieds (Leipz. 1855); Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs (3. Aufl., Stuttg. 1866—72, Bd. 1—7); Daniel, Codex liturgicus ecclesiae universae in epitomen redactus (Leipz. 1847—55, 4 Bde.).

Choralbuch, Sammlung von Choralmelodien (insbesondere der in einer Gemeinde oder einem Land üblichen), entweder mit beigefügter vollständig ausgesetzter harmonischer Begleitung, oder nur mit der nöthigen Generalbaßbezifferung; daher das Buch, in welchem die in einer Kirche üblichen Choralmelodien aufgezeichnet sind. Gute Choralbücher haben unter anderen herausgegeben: Knecht, Häßler, Kittel, Hiller, Vierling, Umbreit, Rinck, Joh. Becker, Schneider, Schicht, Naue, Schwenke, Koch, Anding.

Choraltar, s. v. w. Hochaltar.

Choramt, s. Chordienst.

Chorasān (»Sonnenland«, »Land des Ostens«), persische Provinz, umfaßt den nordöstlichen Theil des Reichs und wird im N. von der turkmenischen Wüste, im O. von Afghanistan (Herat oder dem afghanischen C.), im S. von der großen Salzwüste, von der es selbst ein bedeutendes Stück begreift, im W. von Masenderan und Irak Adschmi umschlossen. Das Areal der Provinz, ohne den Antheil an der großen Salzsteppe, gibt Behm zu 272,560 QKilom. (4950 QM.) an; die gebirgige Nordhälfte, welche den Persern für ein herrliches Land gilt, besteht aus den etwa 2500 Meter hohen parallelen Höhenzügen und dazwischen gelagerten anbaufähigen Thälern, welche das Elbruzgebirge und die westlichen Ausläufer des Hindukusch verbinden und den Abfall des iranischen Plateau's gegen die nördlicheren, tief liegenden Steppen ausmachen. Die bedeutendsten dieser Thäler sind das von Mesched, das den gleichnamigen Fluß (Abi Mesched) gegen O. zum Heri Rud entsendet, welcher die Grenze gegen Afghanistan bildet und sich in der Wüste verliert, und das des Atrek, der ins Kaspische Meer mündet und Persien im N. begrenzt. Der Boden ist von mannigfacher Beschaffenheit, theils Tafel-, theils Berg-, theils Stufenland, im S. Sand- und Salzwüste mit einzelnen fruchtbaren Oasen, zum Theil auch überaus kaltes, rauhes Schneeland. Uebrigens ist trotz der natürlichen Trockenheit nicht aller Anbau gehindert; das Land hat sogar fruchtbare Striche und gewährt Getreide, Reis, Gemüse, viel Obst und andere Früchte, Tabak, Baumwolle, Seide, Hanf, viel medicinische Pflanzen, Manna; Holz mangelt. Die großen Weiden begünstigen die nomadische Vieh-, Pferde-, Kamel- und Ziegenzucht. Die Wüste ist reich an Wild, auch an Schakals, Panthern und Tigern sowie an wilden Eseln, deren Fleisch die Perser genießen. Ueber die jetzige Zahl der Einwohner, welche General Blaramberg in den vierziger Jahren auf 850,000 schätzte, läßt sich um so weniger etwas ermitteln, als Hungersnoth und Seuchen neuerlich hier schrecklich gewüthet haben. Die Industrie producirt Seidenzeuge, Teppiche, Leinwand und vorzügliche Waffen, besonders Säbel. C., das »Schwert Persiens« genannt, ist durch seine Lage ein sehr wichtiges Land, weil der, welcher im Besitz von C. ist, zugleich ganz Iran beherrscht. Den Einfällen der Turkmenen, welche die Gebirgsthäler des Nordens unausgesetzt heimsuchten und nicht nur die Feldfrüchte, sondern auch die Menschen raubten und als Sklaven in die Chanate von Turkestan verkauften, ist durch die Unterwerfung Chiwa's durch die Russen 1873 gesteuert worden. Hauptstadt ist Mesched. — Sowohl die persische Provinz C. als das jetzige Herat waren Theile des alten Hyrkanien, Parthien und Margiana und standen im Alterthum unter persischer Herrschaft. Zu Alexanders d. Gr. Zeit war hier Bessos Statthalter. Dieser übergab das Land an Alexander, und nach dessen Tod erhielten es die Seleukiden in Syrien. Im Jahr 256 v. Chr. tödtete Arsakes I. den seleukidischen Statthalter und gründete in C. ein kleines nationalparthisches Reich, mit welchem die Römer jahrhundertelang zu kämpfen hatten, bis es 226 n. Chr. durch die Neuperser fiel; 646 eroberten es die Chalifen,

unter deren Herrschaft es bis 820 blieb. Damals gründete der Statthalter Tahir die Dynastie der Tahiriden, die 873 von den Saffariden gestürzt wurden, die C. ihrem Reich einverleibten. Nach kurzer Herrschaft der Ghasnewiden nahmen 1037 den westlichen Teil die Seldschukken in Besitz, und Sandschar, Bruder des Sultans Barjarok, vereinigte nach dessen Tod (1114) mit C. das ganze Reich der persischen Seldschukken. Seit 1220 stand das Land unter der Herrschaft Dschingischans und seiner Nachfolger; im 14. Jahrh. herrschte im S., zu Herat, ein Zweig der Guriden, im N. zu Sebsewar die Dynastie der Serbedare, die nach Abu Said, dem letzten Sprossen von Dschingischans Geschlecht, sich dort erhoben hatten. Timur unterwarf sich den Herrscher zu Sebsewar, Chodscha Ali Muajet, worauf dieser als Vasall im Besitz des Reichs blieb. Der Herrscher zu Herat, Ghajaß Eddin Pir Ali, widersetzte sich zwar; nachdem jedoch die stärkste Festung, Fuschendsch, gefallen war, unterwarf auch er sich Timur. Dieser setzte nun seinen Sohn Schah Roch als Statthalter daselbst ein und überließ ihm 1396 C. nebst Seistan und Masenderan als ein Königreich. Seit dem 16. Jahrh. war das Land fortwährend der Zankapfel zwischen den Uzbeken, welche es den Timuriden abnahmen, den Persern und den Afghanen, auch zum Teil der Schauplatz des Kriegs der Briten in Afghanistan. In unserer Zeit ist C. durch eine wissenschaftliche Expedition der Russen, an deren Spitze der russische Geograph Khanikoff stand, erforscht worden. Vgl. Khanikoff, Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale (Petersb. 1863); Bellew, From the Indus to the Tigris (Lond. 1873).

Chorazin, Ort in Galiläa, wo Christus mehrere Wunderthaten verrichtete, ohne Glauben zu finden, lag am See Genesareth, in der Nähe von Kapernaum (Matth. 11, 21).

Chorbischöfe (Chorepiscopi, griech., Landbischöfe, Episcopi ruris), in der alten christl. Kirche bis zum 9. Jahrh. diejenigen Geistlichen, welche, weil sich das Christenthum meist von den Städten aus auf das Land verbreitete, von den eigentlichen Bischöfen die Aufsicht über einen Teil des Klerus auf dem Lande erhielten und zur Verrichtung untergeordneter Funktionen daselbst angestellt waren; nur in Afrika waren sie selbständig und von den Stadtbischöfen nicht weiter unterschieden. Ihr unaufhörliches Streben nach größerer Machtausdehnung führte zu vielen störenden Verhältnissen im kirchlichen Leben und veranlaßte, nachdem verschiedene Konciliumbeschlüsse ihren Wirkungskreis immer mehr eingeschränkt hatten, ihre gänzliche Abschaffung (durch das Konzil von Laodicea um 860). Im Occident erhielten sie den Todesstoß durch die Fiktion der pseudoisidorischen Dekretalen, daß sie von jeher nichts als bloße Presbyter gewesen seien. Gegenwärtig vertreten die bischöflichen Bezirksvikare und Kreisdekane ihre Stelle.

Chorda (lat.), Sehne, Saite; im anatomischen Sinn Sehne, schnurartige Verlängerung oder Flechse; in der Mathematik (Chorde) jede von zwei Punkten einer Kurve begrenzte gerade Linie, die, ohne verlängert zu werden, weiter keinen Punkt mit derselben gemein hat. Von den krummen, in sich selbst zurückkehrenden Linien (Kreisen, Ellipsen) gehören zu jeder Chorde zwei Bögen.

Chorda *Lamour.* (Scytosiphon *Endl.*, Fadentang), Algengattung aus der Ordnung der Fukaceen, mit cylindrischem, röhrenförmigem Laub und über die ganze Oberfläche des Laubes vertheilten Sporenhaufen. Die bekannteste und häufigste Art, C. filum *Lamour.*, Scytosiphon filum *Ag.*, Fucus filum *L.*, hat cylindrische Gestalt, eine Länge von 0,3—6 Meter und die Dicke einer Rabenfeder, ist inwendig röhrig und gefächert, auswendig glatt, schlüpfrig, dunkel olivengrün, zähe, elastisch, getrocknet fast hornartig, wächst auf Steinen der Buchten des Atlantischen Oceans von Norwegen bis nach dem südlichen Frankreich, wird, mit anderen Tangen verbrannt, zur Kelp- und Jodgewinnung benutzt.

Chorda Achillis (lat.), Achillessehne (s. d.).

Chorda tympani (Paukensaite), ein feiner Nerv, welcher quer durch die Paukenhöhle und über das Trommelfell hinwegläuft. Dieser Nerv stammt aus dem siebenten Gehirnnerven (N. facialis); er verläßt die Paukenhöhle durch die sogen. Glaser'sche Spalte, tritt mit dem Zungennerv des dritten Astes vom dreigetheilten Nerven in Verbindung und endigt im Ganglion submaxillare und in der Zunge. Durch Reizung der C. entsteht, wie Ludwig nachgewiesen hat, eine starke Blutüberfüllung der Unterkieferspeicheldrüse mit Absonderung eines sehr reichlichen dünnen Sekrets in der letztern.

Chorde, Sehne, s. Chorda.

Chordienst (Choramt), in der römisch-katholischen Kirche ein Teil des kanonisch geregelten Gesang- und Gebetdienstes der Geistlichen und Mönche. Schon das Judenthum hatte ein siebenmaliges Gebet, das in das Sacrificium vespertinum und S. matutinum zerfiel. Die altkatholische Kirche theilte hiernach ihre Gesang- und Betstunden in das Officium vespertinum und O. matutinum; ersteres hatte drei Nokturnen und wurde in Zeiten der Verfolgung in später Nacht, letzteres am frühen Morgen gehalten. Zu diesen feststehenden Gebeten kamen später noch die Horae canonicae (s. d.). Nachdem später infolge der lateinischen Kirchensprache das Volk dem C. entfremdet worden war, blieben wenigstens die Geistlichen der alten Sitte treu und verrichteten dieselben Gesänge und Gebete auch zu Hause. Aus dieser Gewohnheit entstand dann eine kirchliche gesetzliche Verbindlichkeit, der gemäß die Mönche und Canonici zu dem öffentlichen, gemeinschaftlichen Gesang und Gebet zu bestimmten Stunden im Chor, die anderen in höheren Weihen stehenden Geistlichen aber insgesammt zum Privatabbeten desselben (recitatio) verbunden sind. S. Brevier; vgl. Horasingen.

Chordometer (griech.), Instrument, mit welchem die Stärke der Saiten gemessen wird, um einen vollkommen reinen Bezug eines Saiteninstruments zu erhalten. Die besten unter den verschiedenen Arten solcher Saitenmesser sind diejenigen, welche aus zwei viereckigen, ungefähr 16—18 Centim. langen Stückchen Eisen oder Messing bestehen, die an dem einen Ende dergestalt zusammengefügt sind, daß sie an dem andern 6, 8 oder noch mehr Millim. weit auseinander stehen, so daß zwischen beiden Schenkeln ein leerer Raum ist, der nach der Schraube oder nach dem Vereinigungspunkt zu nach und nach immer enger wird. Auf beiden Seiten ist das Instrument in Grade abgetheilt, die in das Metall eingegraben sind, und nach denen die Stärke der zwischen die beiden Schenkel eingebrachten Saiten bestimmt wird. Eine andere Art von Saitenmesser ist dem sogen. Zieheisen, durch welches der Draht gezogen wird, vollkommen gleich.

Chorēa (griech., f., »Tanz«, Tanzkrankheit), ſ. v. w. Veitstanz (ſ. d.). Mit der eigentlichen C. (C. Sancti Viti) ſind nicht zu verwechſeln gewiſſe pſychiſche Exaltationszuſtände, welche ſich durch Tanzluſt und tanzähnliche Bewegungen zu äußern pflegen, und welche man füglich als Symptom einer vorübergehenden Geiſteskrankheit betrachten darf. Zu dieſen Exaltationszuſtänden dürfte der ſogen. Tarantel-tanz der Apulier, ſowie die im 14. und 15. Jahrh. beobachtete, in epidemiſcher Verbreitung herrſchende Tanzwuth zu rechnen ſein. Auch die mit Tanzluſt verbundene religiöſe Schwärmerei, die ſeit alten Zeiten in Aſien (Tanz der Derwiſche) bekannt und auch neuerdings, z. B. bei den ſogen. Schüttlerſekten in Nordamerika, aufgetaucht iſt, kann in das Bereich dieſer pſychiſchen Exaltationszuſtände geſtellt werden. Manche mit tanzähnlichen Bewegungen verbundenen körperlichen Krankheitszuſtände, z. B. die ſogen. Reitbahn- oder Manègetouren, gehören in das Gebiet der ſogen. Zwangsbewegungen.

Choregīa (griech., »Reigenführung«), eine der koſtſpieligſten öffentlichen Leiſtungen (Liturgien) atheniſcher Staatsbürger, welche in der Beſorgung der an den Feſten des Dionyſos, des Apollon und der Athene, wie beſonders zur Aufführung der dramatiſchen Dichtungen nöthigen Männer-, Knaben-, Tänzer- und Flötenſpielerchöre beſtand. Anfangs haben die Dichter das Geſchäft wohl ſelbſt beſorgt, wenigſtens wird es vom Aeſchylos beſtimmt berichtet; in der Folge ward es zur Ehrenſache der vermögenden Bürger gemacht. Kein Geſetz ſchrieb die Koſten vor, aber auch kein Geſetz ſchützte den Geizigen vor der Geiſel der Komödiendichter. Der Chorēg, der auf Verlangen des Dichters vom Archon beſtimmt ward, hatte zunächſt einen »Reigenlehrer« (Chorodidaskalos) zu beſchaffen, dann Muſiker und Sänger zu mieten, dieſelben zu unterhalten und auszuſtatten und endlich für einen Ort zur Einübung zu ſorgen. Mancher atheniſche Bürger wurde durch dieſe Verpflichtungen zu Grunde gerichtet. In ſchweren Zeiten half wohl auch der Staat aus. Vgl. Chor.

Choregion, ſ. Choragium.

Chorĕographie (Choregraphie, griech., »Tanzvorzeichnung, Tanzſchrift«), die Kunſt, die Tänze durch Zeichen anzudeuten, wie die Töne durch Noten bezeichnet werden. Sie bezieht ſich auf die Stellung der Füße und die Haltung der Arme, auf Bewegung ohne Fortrücken und auf die Schritte mit dem Grad ihrer Geſchwindigkeit in der Figur (Tour) des Tanzes. Aus gewiſſen Hieroglyphen will man errathen, daß bereits die Aegypter eine ähnliche Kunſt beſeſſen haben; auch die Römer ſchrieben ihre Saltatio durch Zeichenſchrift auf, welche jedoch verloren gegangen iſt. Erfinder der C. iſt Thoinot Arbeau (Anagramm von Jehan Tabourot), der in ſeinem Werk »Orchesiographie« (Langres 1589) zuerſt zu jedem Tanztonſtück unter den Noten die Schritte vorzeichnete. Weitere Zeichen hatte er nicht. Daher eignete ſich 1761 Le Feuillet, ein Pariſer Tanzmeiſter, die Erfindung zu und gab ihr den Namen Chorégraphie, ou l'art d'écrire la danse par caractères, figures et signes demonstratifs (2. Aufl., Par. 1701; deutſch in Tauberts »Vollkommenem Tanzmeiſter«, Leipz. 1709). Der eigentliche Ausbildner und Vervollkommner der C. iſt der Tanzmeiſter Beauchamp; jetzt iſt jeder Balletmeiſter ſo ziemlich ſein eigener Choreograph.

Choreomanie (griech.), Tanzwuth.

Chorepiscŏpi (lat.), ſ. v. w. Chorbiſchöfe.

Chorēus (griech. Choreios), Vers, ſ. v. w. Trochäus.

Chorentik (griech.), die Tanzkunſt (ſ. d.)

Chorfrau, ſ. Kanonissinnen.

Chorgeſang, ſ. Chor.

Chorhemd, das weite, weiße, mit Spitzen gezierte, bis auf die Hüften reichende Hemd der katholiſchen Prieſter, das auch von den Chorknaben getragen wird. Auch die engliſche Kirche bedient ſich des Chorhemdes.

Chorherr, ſ. Kanoniker.

Choriambus (griech.), ein aus dem Trochäus (Choreus) und Jambus zuſammengeſetzter Versfuß: —⏑⏑—, z. B. wonneberauſcht, Roſengebüſch. Die meiſten Dichter, die ſich des C.' bedienen, leiten die choriambiſchen Verſe durch Trochäen oder Spondäen ein und beſchließen ſie mit Jamben oder Pyrrhichien, ſo daß folgendes Schema entſteht:

– ⏑ | – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏓

Frohſinn bändigt das Glück, Trauer verſcheucht's,
wenn es dir nahen will.

Meiſtens ſind indeſſen nur zwei Choriamben neben einander, wodurch der Asklepiadiſche Vers (ſ. Asklepiades) entſteht:

– ⏑ | – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏓

Aber Geiſter des Klangs wohnen in hoher Luft.

Oder der Vers enthält nur einen C. und heißt dann glykoniſcher Vers:

– ⏑ | – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏓

Wein und Jugend, ein feurig Paar.

Der choriambiſche Rhythmus, der auch der deutſchen Sprache vorzüglich zuſagt, verleiht den Verſen einen geflügelten Gang, der aber durch die vorn und hinten angehängten Gewichte bedeutend gemäßigt wird. Der Vers mit drei Choriamben hat einen ernſtern Charakter; der asklepiadiſche Vers eignet ſich ebenſo für ſchwunghafte wie für tiefſinnige, ja melancholiſche Gedanken; der glykoniſche, einzeln gebraucht, wird faſt von ſelbſt zum leicht hintanzenden Ausdruck eines heitern Inhalts.

Chorin, Station der Berlin-Stettiner Eiſenbahn, ſüdweſtlich von Angermünde. Unfern das 1272 erbaute, 1543 ſäkulariſirte Ciſtercienſerkloſter C., jetzt eine prächtige Ruine mit den Grabſtätten brandenburgiſcher Markgrafen.

Chorioīdea (griech.), die Aderhaut des Auges; Chorioīdeitis, Entzündung derſelben.

Chorion (griech., lat. Corium), Haut, Leder, in der Medicin der Ueberzug der Leibesfrucht, mit Ausſchluß der innerſten oder Schafhaut.

Choris, Ludwig (ruſſiſch Leontij), trefflicher ruſſ. Zeichner, geb. 22. März 1795 zu Jekaterinoſlaw in Kleinrußland, von deutſchen Eltern abſtammend, beſuchte zuerſt das Gymnaſium zu Charkow, dann aber, da er von früheſter Jugend an ein ungewöhnliches Talent und große Liebe zur Kunſt verrieth, die Akademie zu Petersburg. Im Jahr 1813 begleitete er den Naturforſcher Marſchall von Bieberſtein auf der Reiſe nach dem Kaukaſus und 1815—1818 Otto v. Kotzebue auf ſeiner Fahrt um die Erde und kam 1819 nach Frankreich, wo er ſeine »Voyage pittoresque autour du monde« (Par. 1821—23) erſcheinen ließ, in deren Zeichnungen Originalität, Wahrheit und Lebensfriſche in gleichem Maß herrſchen. Neben dem Menſchen machte er auch die Phyſiognomie der Pflanzenwelt zum Gegenſtand ſeiner Darſtellungen und begründete ſo ein neues Genre der phyſiognomiſchen Zeichenkunſt. Er begab ſich 1819 nach Paris, und während er

hier auf Stein zeichnen lernte, um seine Skizzen nichts von ihrer Eigenthümlichkeit einbüßen zu lassen, bildete er sich unter Gérards und Regnaults Leitung zugleich in der Historienmalerei aus und reiste mit ersterem 1826 nach Reims, um eine Zeichnung der Krönung Karls X. zu entwerfen. Im Jahr 1827 reiste er nach Südamerika, wurde aber 22. März 1828 auf der Reise nach Veracruz von Straßenräubern ermordet. Die oben genannte »Voyage pittoresque« setzte er in dem Werk fort: »Vues et paysages des régions équinoxiales, recueils dans un voyage autour du monde« (Par. 1826, 24 Tafeln). Nach seinem Tod erschien: »Recueil de têtes et de costumes des habitants de la Russie, avec des vues du mont Caucase etc.«, 18 Liefgn.

Chorist, Chorsänger in der Oper, im Konzert ꝛc.

Chorizēma *Labill.*, Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, kleine Sträucher in Neuholland mit ganzrandigen, oft sehr kleinen Blättern und meist in Trauben gestellten, rothen, gelben, auch bunten Blüten, die bei uns in mehreren Arten als Kalthauspflanzen kultivirt werden.

Chorizonten (griech., »Sonderer«), altgriech. Kritiker, welche die für die alexandrinischen Bibliotheken angekauften Schriften zu prüfen und die untergeschobenen von den echten auszuscheiden hatten; auch Kritiker des Homer, welche für die Ilias und Odyssee verschiedene Verfasser annahmen und nur die Ilias für ein Werk Homers erklärten.

Chorley (spr. tschórli), Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Lancaster, an der Quelle des Chor und der Eisenbahn von Bolton nach Preston, ist gut gebaut, hat eine lat. Schule, blühende Fabriken in baumwollenen Waaren, Kattundruckereien, Bleichen und Papiermühlen und (1871) 16,864 Einw. In der Nähe Kohlengruben und Mühlsteinbrüche.

Chorley (spr. tschórli), Henry Fothergill, engl. Journalist, Dichter und Musikschriftsteller, geb. 18. Dec. 1808 zu Blackleyhurst in Lancashire, erhielt seine Erziehung in der Royal Institution zu Liverpool und trat 1834, nachdem er einige Jahre in der kaufmännischen Branche gewirkt, als Mitarbeiter beim Athenäum ein, mit welchem er fast 35 Jahre lang in ununterbrochenem Verband gewesen ist. Hauptsächlich lagen ihm die Musikrecensionen für dieses Blatt ob, und er galt auf dem Gebiete dieser seit frühester Jugend auch praktisch von ihm gepflegten Kunst als bedeutende Autorität. Ende 1868 zog er sich aus Gesundheitsrücksichten ganz ins Privatleben zurück und starb 16. Febr. 1872. Unter seinen zahlreichen schriftstellerischen und poetischen Erzeugnissen sind hervorzuheben auf literarhistorischem Gebiet: »Memoirs of Miss Hemans with illustrations of her literary character from her private correspondence« (1836) und das illustrirte Werk »The authors of England, a series of medallion portraits of modern literary characters« (1838; neue Ausg. 1861); auf musikalischem: »Music and manners in France and Germany« (1841, 3 Bde.), »Modern German music, recollections and criticisms« (1854, 2 Bde.) und »Thirty years' musical recollections« (1862, 2 Bde.); im Fach des Drama's und der Oper die Dramen »Old love and new fortune« (1850) und »Duchess Eleanour«, die Operntexte »White Magic« und »Amber Witch« und Uebersetzungen von etwa 20 Opern aus dem Deutschen, Französischen und Italienischen; im Fach des Romans und der Novelle endlich: »Sketches of a sea-port town« (1835, 3 Bde.); »Conti the discarded, with other tales and fancies« (1835); »Lion, a tale of the coteries« (1839); »The Prodigy« und »Pomfret, or public opinion and private judgment« (1845, 3 Bde.). Ein Meisterstück poetischer Charakteristik ist in dem letztern Werk die der Opernsängerin Helena Porzheim, eines stolzen, leidenschaftlichen und hochsinnigen Weibes, deren Kampf mit der Welt und sich selbst in ergreifender Weise vom Dichter durchgeführt ist. Chorley's Selbstbiographie, an der er in den letzten Jahren sehr emsig gearbeitet, erschien aus seinem Nachlaß unter dem Titel: »Henry Fothergill C., autobiography, memoirs and letters« (Lond. 1873, 2 Bde.).

Chorographie (griech.), Beschreibung einer Landschaft und größerer Theile derselben, im Gegensatze zu Topographie (Beschreibung der einzelnen Orte). Daher: Chorograph, der sich mit dieser Beschreibung beschäftigt. Chorographische Karten, Karten von ganzen Distrikten, bei deren Anfertigung gewöhnlich ein Maßstab von $^1/_{100,000}$ oder 1 Meile = 1 Decimalzoll genommen wird.

Chorol, Kreisstadt im russ. Gouvernement Poltawa, am gleichnamigen Fluß, der sein Wasser vermittels des schiffbaren Psiol in den Dnjepr ergießt, hat eine Segeltuchfabrik, besuchte Jahrmärkte, welche Cerealien, Vieh und landwirtschaftliche Produkte in Menge liefern, und (1867) 3982 Einw. In der Umgegend, z. B. bei Graditschek am Dnjepr, findet man häufig römische Münzen. In einiger Entfernung von C. sind ausgedehnte grasreiche und zum Anbau wohlgeeignete Steppen, zu denen bereits die Kultur vorzudringen anfängt.

Chorologie (griech.), von neueren Gelehrten (Pokorny) eingeführte Bezeichnung für die Pflanzen- und Thiergeographie, d. h. diejenige Wissenschaft, welche sich mit der Erforschung der örtlichen oder räumlichen Beziehungen aller auf der Erde vorkommenden Organismen beschäftigt, und zwar die Vorkommensverhältnisse derselben entweder nur einfach beschreibt oder sie auf ihre Ursachen zurückzuführen sucht und dadurch zu einer spekulativen Wissenschaft wird.

Choron (spr. schórong), Alexandre Etienne, Musiktheoretiker und eifriger Förderer der Tonkunst in Frankreich, geb. 21. Okt. 1771 in Caen, vollendete den Kursus der klassischen Studien im Collége von Juilly und zeigte frühzeitig eine große Neigung zur Musik. Doch ohne Gelegenheit, in früherem Alter einen Unterricht in praktischer Musik zu erhalten, verschaffte er sich nur eine theoretische Kenntnis derselben durch das Studium der Werke Rameau's u. a. Auf Grund seiner Kenntnisse in der Mathematik, deren Studium er wegen ihrer Verwandtschaft mit der Musik betrieben hatte, erhielt er 1795 eine Stelle als Repetent der Geometrie an der Normalschule und wurde nicht lange nachher an der polytechnischen Schule angestellt. Bonesi machte ihn mit den Lehren der ital. Schule bekannt und legte den Keim zu jener fast ausschließlichen Bewunderung der alten Meister von Venedig, Mailand, Neapel und Rom in seine Seele. Als Schriftsteller im Fach der Musik wirkte C. seit 1804, bald als Autor, bald als Herausgeber oder Uebersetzer. Mit Fiocchi gab er heraus: »Les principes d'accompagnement des écoles d'Italie« (Par. 1804), dann »Les principes de composition des écoles d'Italie« (das. 1808, 3 Bde.). Auch veröffentlichte er damals eine Menge ernster klassischer Werke meist berühmter ital. Meister. 1810 und 1811 gab er gemeinsam

mit Fayolla sein »Dictionnaire des Musiciens« heraus, dem das Gerber'sche Tonkünstlerlexikon meist zu Grunde liegt. Nach Framery's Tod trat er als Korrespondent in das Institut der Akademie ein, wo er mit den akademischen Arbeiten der musikalischen Sektion beauftragt wurde und mehrere Berichte lieferte, unter anderen über die Principes de versification von Scoppa. Seine mathematischen Kenntnisse verschafften ihm 1815 Antheil an der Redaktion des »Bulletin d'encouragement pour l'industrie nationale«. Um diese Zeit übergab ihm der Minister des Kultus die Leitung der Musik bei den öffentlichen Festen und Religionsfeierlichkeiten und beauftragte ihn mit der Abfassung eines ausführlichen Entwurfs zur Wiederherstellung der während der Revolution eingegangenen Maitrisen und Chöre in den Hauptkirchen des ganzen Reichs. Des Kaisers Fall ließ diesen Gedanken jedoch nicht zur Ausführung kommen. Von 1816—17 war C. Direktor der Oper und gründete gleichzeitig eine Schule des Gesangs und der Deklamation (Ecole royale de chant et de declamation), welche sich nach und nach lediglich durch die Tüchtigkeit ihres Gründers zur glücklichen Nebenbuhlerin des Conservatoire royal de musique emporschwang. Im Verlauf der Zeit gab er diesem Institut eine höhere Bedeutung und nannte es Conservatoire de musique religieuse, von 1830 an Conservatoire de musique classique, übte fortan nur klassische Musikwerke, die werthvollsten aller Schulen und Zeiten, ein und baute zu diesem Behuf 1826 in seiner Anstalt einen Konzertsaal. Um tüchtige Stimmen zu gewinnen, unternahm er beschwerliche Reisen durch Frankreich. Seit 1825 zum Kapellmeister an der Sorbonne ernannt, ließ er seine jugendlichen Zöglinge jeden Sonn- und Festtag Gesänge von Allegri, Palestrina u. a. aufführen. Infolge der Julirevolution 1830 verlor er seine Kapellmeisterstelle, und die neue Regierung entzog seinem Institut die demselben bisher gewährte Unterstützung. Er starb 29. Juni 1834 zu Paris. Von seinen zahlreichen theoretischen Werken sind noch zu nennen: »Méthode concertante de musique à plusieurs partis d'une difficulté graduelle« (Par. 1817), »Méthode concertante de plain-chant et de contre-point ecclésiastique« (das. 1819). Nach seinem Tod erschien: »Nouveau manuel complet de musique vocale et instrumentale«, herausgeg. von Adrien und La Fage (1839, 3. Abth. in 7 Bdn.). Auch komponirte er eine große Anzahl von Kirchenstücken und viele Romanzen. Seine »La sentinelle« ist Volksgesang geworden.

Chorremabâd, Stadt in der pers. Landschaft Luristân, am gleichnamigen Fluß, der dem Kercha zufließt, mit den Ruinen einer ältern Stadt, etwa 1000 Häusern und einem auf einem steilen Berggipfel gelegenen, mit einer lebendigen Quelle versehenen, schönen Palast des Statthalters von Kirmanschahan.

Chorrock, s. v. w. Chorhemd, Priesterrock.

Chorsabâd, Dorf im asiatisch-türk. Vilajet Bagdad, 15 Kilom. nordöstl. von der Stadt Mosul an einem kleinen linken Zufluß des Tigris gelegen, hat in neuerer Zeit eine große Bedeutung durch die Nachgrabungen erhalten, welche Botta und Place in den Ruinen des alten Ninive (s. d.), welches in der Ebene um C. gestanden, veranstaltet haben.

Chorsänger, s. Chor.

Chorschwester, s. Nonne.

Chorstörer (Turbatores chori), vor Alters in einigen Mönchsklöstern (besonders in Preußen) angestellte Individuen, deren Funktion darin bestand, die feierlichsten Stellen des Chorgesangs durch ein widerliches Geplärr zu unterbrechen. Den Grund und Zweck dieser Einrichtung kann man nicht mehr nachweisen; nach der Meinung einiger sollte das Geplärr das Hohnlachen des Satans darstellen.

Chortatzis, Georg, griech. Dichter aus Kreta, lebte wahrscheinlich um die Mitte des 17. Jahrh. und schrieb das Drama: »Erophile« (Veneb. 1772), merkwürdig als erstes dramatisches Produkt der griech. Poesie seit Gregors von Nazianz »Leidendem Christus« (4. Jahrh.), übrigens eine dramatisirte Nachbildung der ital. Novelle »Guiscardo e Gismonda«. Bruchstücke daraus finden sich in Leake's »Researches in Greece« (Lond. 1814).

Chortitz (Chortitzkaja), Hauptort der von preuß. Mennoniten aus der Danziger Gegend angelegten Kolonien im Dnjeprland, liegt im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, auf der gleichnamigen Insel des Dnjepr, da, wo sich der letzte Katarakt (der Porog Wolnenskoi) befindet, ist ganz von Granitfelsen umgeben, die oft 15 Faden hoch sind, steil abfallen und von unzähligen Pilzen bedeckt sind, und unterhält lebhaften Handel mit den umwohnenden Russen, Tataren, Juden und Armeniern. Die Insel C., über 14 Kilom. lang, 4 Kilom. breit, ist in der Geschichte Rußlands als Schaubühne vieler hier nach einander wohnhaften Völkerschaften berühmt. Sie diente abwechselnd Kosaken, Polen, krim'schen oder nogaiischen Tataren, Russen und Deutschen zum Aufenthalt. Im Jahr 1620 wurde auf Befehl eines Kosakenhetmans ein aus Blockhäusern bestehendes Fort daselbst angelegt, und 1738, im türkischen Krieg, erbauten die Russen verschiedene, jetzt verschwundene Verschanzungen.

Chorton (Orgelton), diejenige Stimmung, welche früher für die Orgeln gebräuchlich war und sich vom sogen. Kammerton (s. d.) insofern unterschied, als sie um einen ganzen Ton höher war als dieser. Ganz alte Orgeln waren sogar in dem sogen. Kornetton gestimmt, welcher eine kleine Terz höher war als der Kammer- oder Orchesterton. Als Grund für die höhere Stimmung der Orgeln gibt man an, daß die großen Kirchenräume eines durchdringendern Tons bedurft hätten als Zimmer und Konzertsaal. Jetzt, wo die Kammertonstimmung so viel höher geworden ist, baut und stimmt man die Orgeln im Kammerton.

Chorzellen, Flecken im polnisch-russischen Gouvernement Plozk am Orzik, der hier die Grenze gegen Preußen bildet, in einer fruchtbaren Gegend, hat eine kathol. Kirche, eine Schule, ein Armenhaus, mehrere Fabriken und (1867) 2580 Einw., welche nicht unbedeutenden Handel mit Rohprodukten treiben.

Chorzow, Dorf bei Königshütte in Schlesien, mit der Klosterzeche Gräfin Laura (Ausbeute ca. 4 Mill. Ctr. jährlich), Eisenerzgruben und (1871) 3442 Einw. Dabei der Redernberg mit Denkmal des Grafen Redern, des Begründers des oberschlesischen Steinkohlenbergbaues (seit 1751).

Chosaa (Chosaiten), ein uralter arabischer Volksstamm, der um Mekka herum wohnte und vom 2.—5. Jahrh. v. Chr. die heilige Kaaba in Besitz hatte, bis ihm dieselbe von den Koreischiten entrissen wurde. Sie nennen sich Abkömmlinge Amru's, der nach der Ueberschwemmung von Mareb oder Saba nach Mekka zog. Noch zu Mohammeds Zeiten lebten sie mit den Koreischiten, denen jener

angehörte, und welche nun die herrschende Priesterkaste wurden, in Streit. Die meisten Nachkommen der Chosaiten führen den Geschlechtsnamen Kaab.

Choschen (Choschen mischpath, auch Choschen Hammischpath), das viereckige Schildchen, welches der jüdische Hohepriester beim Eingang ins Allerheiligste auf der Brust trug; es war mit goldenen, gewundenen Ketten an den Einfassungen der Edelsteine auf den Achseln befestigt (2. Mos. 28, 15—30; 39, 8—21). Auf diesem Schild waren 12 Edelsteine in 4 Reihen, in Gold gefaßt, befestigt, in welche die Namen der 12 Stämme Israels gegraben waren; auch befanden sich die Urim und Thummim darin oder darauf.

Chose (franz., k., spr. schohs'), Sache, Ding; daher Chosen, Possen, Schwänke; Chosenmacher, Possenreißer.

Chosrew Pascha, Pascha von Aegypten, um 1760 in Albanien geboren, lebte als Privatmann in Alexandria und war sehr thätig bei der Vernichtung der mamlukkischen Herrschaft in Aegypten. Im Jahr 1804 wurde er Pascha von Aegypten und erhob Mehemed Ali zum Kaimakan. Nachdem dieser tapfer gegen die Bey's gekämpft, empörte er sich gegen C., und dieser mußte ihm 1806 weichen. Später war C. an mehreren Orten Pascha und ward 1826 Großwesstr. Als solcher führte er nach dem Tode des Sultans Mahmud das Staatsruder fast allein. Im Jahr 1840 der Theilnahme an empörerischen Verbindungen gegen den Großsultan Abd ul Medschid verdächtigt, wurde er abgesetzt und auf die Festung Demotika gebracht, doch 1846 wieder in das Ministerium ohne Portefeuille berufen. Er starb 26. Febr. 1855 auf einem Landsitz am Bosporus.

Chosru (Chosroes), persische Herrscher, s. Persien, Geschichte.

Chotbah (Chutbeth), bei den Mohammedanern Freitagspredigt zum Lobe Gottes und Mohammeds, später auch der regierenden Fürsten. Sie wurde von dem ersten Chalifen selbst gehalten; später ward ein eigner Redner, der Chatib, dazu bestellt.

Chotek, altes Adelsgeschlecht in Böhmen und Oesterreich, von dessen Gliedern hervorzuheben sind: 1) Johann Rudolf, Graf von Chotkowa und Wognin, geb. 1748, ward 1770 niederösterreich. Regierungsrath, 1776 Hofrath bei der vereinigten Hofkanzlei, bald darauf Kanzler derselben. 1790 erhielt er die Leitung der neu errichteten Finanzhofstelle; 1793 nahm er seine Entlassung, ward aber 1802 zum Staatsminister und Oberstburggrafen von Böhmen erhoben; als solcher beförderte er namentlich den Straßenbau und legte Manufakturen mit englischen Webstühlen und Spinnmaschinen an. Von 1805—1809 Mitglied des Konferenzministeriums und nach dem Frieden Präses der normalen Hofkommission, starb er 26. Aug. 1824 zu Wien.

2) Karl, Graf von, Sohn des vorigen, geb. 23. Juli 1783, studirte in Wien und Prag die Rechte, trat 1803 in Staatsdienst, ward 1809 Gubernialrath in Brünn, 1812 Kreishauptmann zu Prerau in Mähren, organisirte nachher das nachmalige Triester Kreisamt, ward 1815 nach der Besiegung Murats Generalgouverneur des Königreichs Neapel, nach seiner Rückkehr nach Triest 1816 Hofrath bei der dortigen Regierung und Präsident derselben, 1818 Geheimrath und Vicepräsident in Tirol, 1819 Gouverneur von Tirol und Vorarlberg, als welcher er sehr segensreich wirkte, 1825 Hofkanzler und Präsident der Studienhofkommission zu Wien und endlich 1826 Oberstburggraf in Böhmen und Präsident des k. k. böhmischen Guberniums. In dieser Stellung hat er sich durch Hebung des Schulwesens, Beförderung des Straßenbaues, Errichtung von Armenversorgungsanstalten ꝛc. um Böhmen große Verdienste erworben. Ende Juli 1843 wurde er auf sein Ansuchen seiner Stelle enthoben und starb 28. Dec. 1868 zu Prag. Vgl. Wolf, Graf Karl C. (Prag 1869). Sein Sohn Boguslaw, geb. 4. Juli 1829, war 1867—70 österreich. Gesandter in Stuttgart, 1870—71 in Petersburg und seit 1873 in Brüssel.

Chotek, Franz Xaver, Komponist, geb. 22. Okt. 1800 zu Liebisch in Mähren, besuchte das Gymnasium zu Freiburg, studirte dann zu Wien (seit 1819) Philosophie und Jurisprudenz, widmete sich aber von 1824 an ausschließlich der Tonkunst, wozu er bei seinem Vater, einem Landschullehrer, den Grund gelegt hatte. Er starb zu Wien als einer der geachtetsten Klavierlehrer im Mai 1852. Seine zahlreichen Kompositionen bestehen in unterhaltenden und instruktiven Klaviersachen (Phantasien, Rondo's, Variationen, Tänzen ꝛc.).

Chotin (Chocim, Chotschim), befestigte Kreisstadt im russ. Gebiet Bessarabien, am rechten Ufer des Dnjestr, nahe der österreichischen Grenze, südlich von Kaminiec, hat eine armenische, eine röm.-katholische und 3 griech.-katholische Kirchen, eine Synagoge nebst 12 israelitischen Betstuben, eine Kreisschule mit einer gewerblichen Unterrichtsanstalt und eine israelitische Kronschule, mehrere Leder- und Lichterfabriken, Bierbrauereien, Ziegelbrennereien und (1869) 20,599 Einw. Dicht bei der Stadt befinden sich alte Befestigungen mit altertümlicher, ehedem wichtiger Citadelle. C., das als Deckungsort eines der frequentesten Dnjestrübergänge jahrhundertelang ein steter Punkt des Angriffs wie der Vertheidigung war, hat abwechselnd Polen, Türken, Oesterreicher und Russen zu Herren gehabt. In den Jahren 1621 und 1673 erfochten die Polen unter Wladislaw IV. und Johann Sobieski hier über die Türken zwei Siege. Am 28. Aug. 1739 siegte hier der russische General Münnich über die Türken, wogegen diese 30. Okt. 1768 die russischen Truppen unter den Mauern der Festung schlugen. Im Jahr 1769 wurde C. von den Russen, 1788 von den Oesterreichern, 1806 wieder von den Russen erobert, denen es 1812 mit Bessarabien im Bukarester Frieden definitiv zufiel.

Chotusitz, Marktflecken bei Czaslau in Böhmen, mit Rübenzuckerraffinerie und (1869) 1558 meist kathol. Einwohnern. Der Ort ist bekannt durch die Schlacht 17. Mai 1742, in welcher 30,000 Preußen unter Friedrich II. über 40,000 Oesterreicher unter dem Herzog Karl von Lothringen siegten. Letztere wollten die Preußen überfallen, fanden sie jedoch in Schlachtordnung und wurden von Friedrich II. in der Flanke angegriffen und geschlagen. Der Verlust der Preußen belief sich auf 3000 Todte und Verwundete, der der Oesterreicher auf 7000 Todte, Verwundete und Gefangene nebst 18 Kanonen. Diese Schlacht führte unmittelbar zum Frieden von Breslau, der den ersten Schlesischen Krieg auf eine für Preußen so vortheilhafte Weise endete. Vgl. Droysen, Zur Schlacht von C. (Berl. 1873).

Chouans (spr. schuáng), in der franz. Revolution die Insurgenten auf dem rechten Ufer der Loire und in der Bretagne, welche die Sache des Königthums verfochten. Jean Cottereau, gewöhnlich Chouan

genannt, der früher Schleichhändler gewesen, sammelte Ende 1793 in den dortigen Wäldern einen Haufen, die sogen. Chouannerie, unter einer royalistischen Fahne. Längere Zeit im Einverständnis mit den Vendéern, verbreiteten sich die C. über mehr als 1000 QM. bis in die Gegend von Paris und hielten trotz ihrer unvollständigen Bewaffnung und ihrer lockern Disciplin die Truppen der Republik im Schach. Endlich hob General Beaufort zu Anfang 1794 bei Laval einen Haufen von 600 C. auf und erbeutete bei Granville die Papiere des von den königl. Prinzen mit der Organisation des Aufstandes beauftragten Marquis Puisaye, welche über die weit verbreitete Organisation der Chouannerie Aufschluß gaben. Danach zerfiel Südfrankreich in Kantons und Departements; die Streiter standen, unter verantwortlichen Officieren in Divisionen formirt, unter einem Feldmarschall. Jede Division hatte ihre Kasse und einen Rath von Edelleuten und Priestern. Jeder Theilnehmer gelobte durch feierlichen Eid Vertheidigung von Thron und Altar. England unterstützte die C. mit Geld und Waffen. Jean Chouan, welcher sich in den Wäldern und Höhlen hielt, wurde 2. Febr. 1794 von Beaufort bei Lagravelle umstellt, überwältigt und fiel. Der Wohlfahrtsausschuß erklärte endlich den ganzen Westen in Belagerungszustand und übertrug dem General Hoche das Oberkommando. Während Puisaye in England Hülfe suchte, befehligte die C. der kühne Abenteurer Désoteux, genannt Cormatin. Der Konvent unterhandelte mit ihm sowie mit Charette de la Contrie (s. d.) und schloß 9. April 1795 zu Mabilais einen Vertrag, wonach die C. ihre Waffen niederlegen und die Republik anerkennen sollten. Aber beiden Theilen war es nicht Ernst mit diesem Vertrag. Cormatin wurde zwar bald darauf verhaftet und nach Cherbourg gebracht, aber George Cadoudal (s. d.) und Scépeaux wußten den Muth der Insurgenten aufs neue zu beleben. Endlich erschien Puisaye mit einer Expedition von Engländern und Emigranten an der franz. Küste. In Massen strömten die C. herbei, wurden aber, da jene die Zeit mit Befestigung des genommenen Forts Penthièvre vergeudeten, geschlagen. Noch schlimmer wurde die Lage der C., als Hoche nach Beendigung des Vendéekriegs alle seine Streitkräfte gegen sie richten konnte. Die Anführer Vieuville, Sérent u. a. fielen, Scépeaux und George Cadoudal mußten die Waffen niederlegen, Frotté floh nach England und Puisaye nach Amerika. Die Chouannerie schien somit vernichtet. Nochmals aber erhob sie sich, von England aus organisirt, 1799 unter Frotté, Cadoudal, Bourmont u. a. Schon hatte sich der Aufstand bis gegen Versailles hin verbreitet, als die Revolution vom 18. Brumaire ihm ein Ende machte. Bonaparte sandte den General Brune an die Loire, welcher die C. schnell zerstreute; die Anführer nahmen die allgemeine Amnestie an bis auf Frotté, der den Kampf fortsetzte, aber ergriffen und erschossen wurde. Noch einmal brach 1814 und 1815 die Chouannerie auf beiden Ufern der Loire zugleich los. Die C. waren jetzt besser bewaffnet und standen unter tüchtigen Führern. Die Schlacht bei Waterloo machte diesem Aufstand bald ein Ende. Die Anführer der C. wurden von den Bourbons zu Feldmarschällen und Generalleutnants erhoben, mehrere unter die Pairs aufgenommen, und alle erhielten große, den öffentlichen Schatz drückende Belohnungen.

Choulant (spr. schulâng), Ludwig, Mediciner und fruchtbarer Schriftsteller im Fach der medicinischen Wissenschaften, geb. 12. Nov. 1791 zu Dresden, widmete sich seit 1807 der Pharmacie, studirte seit 1811 in Dresden und Leipzig Medicin, unterstützte dann seit 1817 Hofrath Pierer in Altenburg in seinen literarischen Unternehmungen und wurde praktischer Arzt daselbst. Im Jahr 1821 an das königliche Krankenstift nach Dresden berufen, hielt er seit 1822 Vorlesungen an der medicinisch-chirurgischen Akademie daselbst, ward 1823 Professor der theoretischen, 1828 der praktischen Heilkunde und Direktor der therapeutischen Klinik, erhielt 1842 das Direktorium der Akademie und ward 1844 Medicinalreferent beim Ministerium. Er starb 18. Juli 1861. Schon in Altenburg begann er seine literarische Thätigkeit als Mitredakteur des »Anatomisch-physiologischen Realwörterbuchs« und der Pierer'schen »Allgemeinen medicinischen Annalen«. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: »Tafeln zur Geschichte der Medicin« (Leipz. 1822); »Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen« (das. 1831; neu bearbeitet von H. E. Richter, 4. Aufl. 1860; auch holländisch durch Ali Cohm, 2. Aufl., Gröning. 1860, 2 Bde.); »Anleitung zur ärztlichen Praxis« (Leipz. 1836); »Vorlesungen über Kranioskopie« (das. 1844); »Geschichte und Bibliographie der anatomischen Abbildungen, mit Illustrationen« (das. 1852); »Die Anfänge wissenschaftlicher Naturgeschichte und naturhistorischer Abbildung im Abendland« (Dresd. 1857); »Graphische Incunabeln für Naturgeschichte und Medicin« (Leipz. 1858). Anonym erschien seine Zauberoper »Libussa, Herzogin von Böhmen« (das. 1823). Auch gab er die »Opere« des Benvenuto Cellini (das. 1833—35, 3 Bde.) heraus.

Chow (Chowl), ostindisches Gold-, Silber- und Juwelengewicht: in Bombay 600 C. = 1 Tola; in Madras nur als Perlengewicht im Gebrauch; in Surate ▪ C. = 1 Rutten, 576 C. = 1 Tola.

Chowan, Fluß im nordamerik. Staat Nordcarolina, entspringt in Virginien und mündet in den Albemarlesund. Er ist für größere Fahrzeuge bis Murfreesboro am Meherrin-Quellarm, 65 Kilom. oberhalb der Mündung, schiffbar.

Chr. (*XP.*, gewöhnlich mit ☧ bezeichnet), Abbreviatur für Christus, mit Anspielung auf Christi Kreuz, ein Zeichen auf Fahnen, Münzen, Kronen, Geräthschaften ꝛc. von Konstantin d. Gr. und dessen Söhnen, sowie auf Kirchthüren, Waffen, Bischofsgewändern ꝛc.; dann kritisches Zeichen, um eine Lesart zu billigen.

Chrême (franz., m., spr. krähm), das geweihte Oel der Katholiken, Chrisam, s. Chrisma.

Chresmologīa (griech.), Wahrsagung, Orakel; daher Chresmologus, Orakelgeber, Weißager, Prophet; Chresterion, Ort, wo Orakel ertheilt werden.

Chrestomathīe (griech.), Sammlung oder Auswahl des Besten und Mustergültigsten, insbesondere zum Zweck des Unterrichts Brauchbarsten, aus den Werken früherer Schriftsteller in Prosa; eine Sammlung poetischer Stücke heißt Anthologie (s. d.). Die ältesten bekannten Chrestomathien sind die von Helladios aus dem Anfang des 4. Jahrh. und die von Proklos aus dem 15. Jahrh., beide in griech. Sprache. Mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften begann die Blütezeit der Chrestomathien aus den gelesensten griechischen und lateinischen Autoren, namentlich aus den Werken Herodots, Thukydides', Cicero's, Livius', Horaz', Ovids u. a. In neuerer

Zeit nannte man Chrestomathien vorzugsweise die für die Schulen eingerichteten Auszüge aus verschiedenen Schriftstellern verschiedener Zeiten. Der Gebrauch derselben auf Gelehrtenschulen ist jedoch von vielen Pädagogen der Gegenwart nicht gebilligt und daher beschränkt worden.

Chrestus, nach Sueton (Vit. Claud. 25) Haupt einer jüdischen Partei, die unter Kaiser Claudius Unruhen in Rom erregte, wird jetzt gewöhnlich mit Christus identificirt.

Chrétien de Troyes (spr. kretjäng dö tröa), nordfranz. Dichter, von dessen Leben nur so viel bekannt ist, daß er um die Mitte des 12. Jahrh. geboren war, sich nach damaliger Sitte dem Grafen von Flandern, Philipp von Elsaß, als Schützling anschloß und gegen Ende des Jahrhunderts oder im Anfang des folgenden starb. Er ist einer der fruchtbarsten und dem Werth nach der größte aller nordfranz. Dichter, doch sind von seinen Dichtungen nur sechs auf uns gekommen. Er wählte seine Stoffe fast sämmtlich aus dem Sagenkreis der Tafelrunde und behandelte sie mit einem Reichthum der Erfindung, einer Gewandtheit und einer Schönheit des Stils, die den Wendepunkt der höchsten Vollendung der nordfranz. Poesie der Romanciers bezeichnet. Auch für die ältere deutsche Literatur ist er insofern wichtig, als seine großen Rittergedichte im 13. Jahrh. in Deutschland nachgebildet wurden. Von seinen Gedichten sind bis jetzt herausgegeben: »Li chevalier de la Charrette« von Jonckbloet (Haag 1850), von Tarbé (Reims 1849); »Erec« von J. Bekker (in Haupts »Zeitschrift für deutsches Alterthum«); »Li chevalier au Lyon (Yvain)« von Holland (Hannover 1862); »Perceval« von Potvin (Mons 1866—1872, 6 Bde.) u. »Guillaume d'Angleterre« von Michel (Rouen 1840). »Cligés« ist noch ungedruckt. Eine Gesammtausgabe seiner Werke von Michelant ist in Vorbereitung. Vgl. W. L. Holland, C. d. T., eine literaturgeschichtliche Untersuchung (Tüb. 1854); Potvin, Bibliographie de C. (Brüss. 1863).

Chrie (griech., f., »Sentenz, Gemeinplatz«), von Hermogenes und Aphthonios eingeführte rhetorische Uebung, in welcher die Sentenz eines bekannten Mannes auf einen bestimmten Fall angewandt und nach bestimmten Regeln weiter ausgeführt wurde. In neuerer Zeit versteht man darunter einen kurzen Aufsatz über ein Thema nach folgender Ordnung: a) der Satz, die Sentenz selbst nebst dem Lobe des Autors (dictum cum laude autoris); b) die Umschreibung des Gedankens auf erläuternde Weise (periphrasis); c) der Beweis (aetiologia); d) das Gegentheil (contrarium) des Satzes, wodurch dieser selbst in helleres Licht tritt; e) das Gleichnis (simile); f) das Beispiel (exemplum); g) das Zeugnis (testimonium); h) der Schluß (conclusio), Wiederholung des Hauptsatzes nebst einer Anwendung. Man hat auch folgende Disposition: a) Satz (protasis), b) Beweis, c) Erläuterung (amplificatio), und zwar α) das Gegentheil, β) das Gleichnis, γ) das Beispiel, δ) das Zeugnis, und d) Schluß.

Chriemhild (Krimhilt, »Kämpferin mit dem Helm«), die hervorragendste Frauengestalt der deutschen Heldensage, am bedeutendsten im Nibelungenlied (s. d.), wo sie, die Schwester des Burgunderkönigs Gunther zu Worms und von diesem dem Siegfried vermählt, als unversöhnliche Rächerin ihres erschlagenen Gemahls gegen Hagen und Gunther auftritt. Sie selbst wird von dem alten Hildebrand, einem Dienstmann des Dietrich von Bern, getödtet. Wie alle Heldensage ursprünglich Göttersage ist, so sieht Grimm auch in der C. eine mit dem Schreckenshelm gerüstete Walküre.

Chrisam, s. v. w. Chrisma.

Chrisma (griech., n.), Salbe, besonders in der griechisch- und römisch-katholischen Kirche das feierlich geweihte Salböl zum Gebrauch bei gewissen Ceremonien. Schon im alten Bund wurden Propheten, Priester und Könige bei der Uebernahme ihres Amts gesalbt. Wie nämlich der Zweck des im Morgenland gewöhnlichen Salbens des Körpers in der Verbreitung der Lebensfrische und des Wohlseins, der Erhöhung aller Geistes- und Lebenskräfte bestand, so sollte jene feierliche Handlung die Ausrüstung zum Dienst Gottes, insonderheit die Mittheilung des göttlichen Geistes, versinnbildlichen. In der christlichen Kirche tauchte der Gebrauch der Salbung mit einem dazu vom Bischof besonders eingesegneten Oel zuerst im Anfang des 3. Jahrh. bei der Taufe auf, von welcher sie aber später getrennt wurde, um als eine besondere sakramentale Handlung betrachtet zu werden (s. Firmelung). Ursprünglich bestand das C. aus Olivenöl, dem aber schon früh Balsam und wohlriechende Stoffe beigemischt wurden; es kommt zur Anwendung bei der Taufe, Firmelung, Priesterweihe, Letzten Oelung, Krönung und Weihe von Kirchen und heiligen Geräthen, und zwar geschieht die Bezeichnung mit demselben stets in Kreuzesform. Die Konsekration des Chrisma's wird in der griechischen Kirche nur von Zeit zu Zeit, also in größeren Quantitäten, in der abendländischen dagegen jährlich am Grünen Donnerstag vom Bischof unter Assistenz vieler Geistlichen und mit besonderer Feierlichkeit vollzogen.

Chrismageld (Chrismales denarii), das Geld, welches die Priester dem Bischof für von ihm empfangenes Chrisma zu entrichten haben.

Chrismale (griech., n.), ein weißes Tuch, welches dem Getauften, Gefirmelten ꝛc. um die Stirn gebunden wird, damit das Salböl nicht herabfließe.

Chrismarium (Chrismatarium, lat.), Gefäß für das Chrisma; Reliquienkästchen; auch der Ort, wo die Firmelung vollzogen wird.

Chrismon, eine geschlängelte Buchstabenfigur, die von den Zeiten der Merowinger bis zum 14. Jahrh. in Urkunden und Handschriften vorkommt. Da das C. allmählich die Gestalt eines mit Nebenfiguren versehenen C annahm, deutete es Baring als Caput oder Capitulum, womit die Schreiber den Anfang eines Diploms hätten bezeichnen wollen. Die zuweilen beigefügten Buchstaben J oder das griechische *H*, auch wohl α und ω, sollten den Namen Jesus Christus bedeuten. Mehr Wahrscheinlichkeit hat Eckhards u. a. Meinung für sich, die darin die bekannten Ausrufungsformeln in nomine Christi etc. bezeichnende Siglen und tironische Noten finden wollen. Jedenfalls bezeichnet es die christlich-fromme Gesinnung des Ausstellers der Urkunde, vielleicht auf dem abergläubischen Gebrauch beruhend, durch das Zeichen des Kreuzes ꝛc. den Einfluß böser Geister zu bannen.

Christabend, s. v. w. Weihnachtsabend, s. Weihnachten.

Christbaum, s. Weihnachtsbaum.

Christbescherung, s. Weihnachten.

Christburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Stuhm, an der schiffbaren Sorge, welche die Verbindung mit dem Drausensee und Elbing herstellt, hat ein Schloß, eine Gerichts-

kommission, eine evangelische und eine kathol. Pfarrkirche, eine Klosterkirche nebst Kapelle und (1871) 3275 Einw. (davon etwa ⅛ Katholiken und Juden), welche Ackerbau, Brauerei und ausgebreiteten Schweinehandel treiben. Das erwähnte Schloß war einst seiner Lage und Festigkeit wegen sehr wichtig und daher der Schauplatz blutiger Kämpfe. Es wurde 1248 von den Deutschen Rittern unter Heinrich von Wida unfern der ein Jahr zuvor zerstörten Kirsburg angelegt, und um dasselbe entstand nach und nach durch Ansiedelungen von Kreuzfahrern die Stadt, die bald Bedeutung gewann. Der Pommernherzog Swantopolk suchte 1252 die Burg vergeblich zu erobern, und auch spätere Angriffe wurden stets zurückgeschlagen. Große Tapferkeit bewies die Besatzung insbesondere bei dem Ueberfall der Preußen im Aufstande des Bartnerfürsten Divan und des Pomesaniers Linko (1274). C. war in der Folge eine der drei Münzstätten Preußens, worin 1335 die ersten Heller geschlagen wurden; seit 1360 war es der Sitz des Obertrappiers (s. Deutscher Orden). Im Jahr 1400 brannte die Stadt ab, und das Schloß wurde nach der Schlacht bei Tanneberg zerstört. Im Reich der Gespenstergeschichten haben die Trümmer des letztern keine geringere nationale Berühmtheit als der Blocksberg im Harz.

Christchurch (spr. krestitschörtsch), 1) Stadt in der engl. Grafschaft Hants, angenehm gelegen am Zusammenfluß des Avon und Stour, 1 Kilom. oberhalb der Mündung des erstern in den Englischen Kanal, mit einer großen gothischen Kirche, bei welcher Eduard der Bekenner eine Priorei und ein Kloster gründete, einer lateinischen Schule, Fabrikation von Uhrwerken und Ketten, Fischerei und (1871) 15,415 Einw. Nur kleine Seeschiffe gelangen bis zur Stadt. Dabei die besuchten Seebäder Mudeford und Bournemouth. — 2) Hauptstadt der neuseeländischen Provinz Canterbury, in einer Ebene nördlich von der Bankshalbinsel an einem Arm des Flusses Orawaha gelegen und von reichem, besonders zur Viehzucht dienendem Land umgeben, 1850 gegründet, ist Sitz der Regierungsbehörden und hat an 8000, mit den Vorstädten (1871) 12,466 Einw.

Christdorn, s. v. w. Stechpalme, Ilex aquifolium *L.*; Judendorn, Paliurus australis *Gaertn.*; Brustbeerenbaum, Zizyphus vulgaris *Lam.*; Hagedorn, Crataegus oxyacantha *L.*; Stachelbeere, Ribes Grossularia *L.*

Christen, 1) Joseph, Bildhauer, geb. 1769 zu Buochs im Kanton Unterwalden, half in der Jugend seinem Vater, einem Bauersmann, Thiere und Heilige in Holz schneiden, lernte von 1785 an bei dem Bildnismaler Würsch in Luzern, fühlte sich aber mehr von der Skulptur angezogen und verrieth schon durch seine ersten Arbeiten, einen 6 Fuß hohen hölzernen St. Nikolaus von der Flue und vier große Löwenköpfe, die an der Emmenbrücke bei Luzern angebracht sind, seinen Beruf für dieselbe. Von 1788—1791 studirte er in Rom unter Trippels Leitung, verweilte hierauf erst in Zürich und Stans, dann in Bern und ließ sich endlich zu Basel nieder, wo er sich vorzüglich mit Verfertigung von Büsten und Bildnissen in Medaillons von Marmor, Alabaster und gebrannter Erde seinen Unterhalt erwarb. Im Jahr 1791 verfertigte er das Monument des auf dem Col de Balme verunglückten Escher von Berg aus Zürich und später in Thon die Gruppe Angelika und Medor, ein Werk voll Zierlichkeit und Anmuth, das vornehmlich seinen Ruf begründete. Auch die aus dem Ei sich hervorarbeitende Kythere, nach H. Kellers Erfindung, ist von hoher Schönheit. Unter seinen Büsten, die sich durch Aehnlichkeit und vollkommene Ausführung auszeichnen, verdienen besondere Erwähnung: die des Salomon Geßner und des Schweizerbelden Hans von Hallwyl, in übernatürlicher Größe; die von Pestalozzi und Pfeffel, letztere in der Glyptothek zu München, u. a.

2) Adolph, einer der vorzüglichsten deutschen Konversationsschauspieler, geb. 1815 zu Berlin, besuchte daselbst die Gewerbschule, ging aber, seinem Drange folgend, früh zum Theater. Nachdem er jahrelang seine Lehrzeit bei kleineren Bühnen durchgemacht hatte, gelang es ihm zuerst in Wiesbaden, festen Fuß zu fassen. Hier lernte ihn der Schauspieler Dahn von München bei einem Gastspiel 1844 kennen und veranlaßte nach seiner Rückkehr eine Einladung Christens zu einem Gastspiel in München, woran sich das Engagement knüpfte, in welchem der Künstler bis zu seiner Pensionirung im Herbst 1874 verblieben ist. Früher im Fach der Bonvivants und jugendlichen Chargen ein Liebling des Publikums, stieg er noch in der Gunst desselben, als er nach und nach in das Fach eines Charakterkomikers übertrat. Seine äußeren Mittel: Organ, Gesicht, sind sozusagen negativer Natur, und doch haben alle seine Gestalten in Haltung, Maske und Rede ein bestimmtes, scharf umrissenes Gepräge. Pantoffelhelden, wie Friedenberg (»Rosenmüller und Finke«), Balders (»Lästerschule«), Muck (»Kaudels Gardinenpredigten«), humoristische Pechvögel, wie Camouflet (»Tasse Thee«), und komische Klügler, wie der alte Zinnburg (»Bekenntnisse«), Badekommissarius Busch, Kammerherr v. Lossow, Graf Dyrna, sind seine Stärke, den Wirt in »Minna v. Barnhelm« und den Argan im »Eingebildeten Kranken« nicht zu vergessen. C. hat außer in den bayrischen Provinzstädten wenig gastirt, doch trat er am Burgtheater unter Laube mit dem ehrenvollsten Erfolg auf. C. ist auch als der Lehrer von Clara Ziegler zu nennen.

Christenheit, Inbegriff aller Christen, s. Christenthum.

Christensaft, s. v. w. Lakritzen.

Christensen, C., dän. Medailleur, geb. 18. Jan. 1806 in Kopenhagen, machte sich besonders durch den Schnitt der Preismedaille für dänische Künstler berühmt. Diese Preismedaille, 1842 vollendet, ist mit unendlicher Feinheit ausgeführt und trägt auf ihrer obern Seite das Brustbild Thorwaldsens mit der Umschrift: »Thorwaldsen sculptor Danus«. Der äußere Rand dieser Fläche ist mit Bruchstücken des Alexanderzugs geschmückt; die Rückseite der Medaille stellt die Nymphe Galathea vor, wie sie Dänemark den Amor mit der Leier bringt, umgeben von den bekanntesten Arbeiten Thorwaldsens. Im Jahr 1844 entwarf C. die Skizze zu einer Erinnerungsmedaille auf den inzwischen verstorbenen Thorwaldsen. Sie stellt auf der einen Seite den großen Meister, sich stützend auf den Genius der Hoffnung, nach der von ihm selbst geschaffenen Statue, und auf der Rückseite die Siegesgöttin in einer Quadriga dar. C. starb 21. Aug. 1845 in Kopenhagen.

Christenthum, die von Jesus von Nazareth als dem »Christ«, d. h. Messias, gestiftete Religion, im weitern Sinn auch die ganze geschichtbildende Macht, die sich in jenem Namen verkörpert hat, mit der ganzen Summe ihrer inneren Antriebe und äußeren gesellschaftlichen Wirkungen, mit der gesammten

Gedankenwelt, die sie heraufführt, und mit allen neuen Ordnungen und Sitten des Völker- und Menschheitslebens, die in ihrem Gefolge einhergehen. Die Geburtsverhältnisse dieser weltbewegenden Macht sind, wie die Entstehungsgeschichte alles Neuen und Ursprünglichen, schwer bis ins einzelnste zu durchschauen und zu beschreiben, zumal da zu den Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen, sofort noch die mancherlei Unklarheiten und Mißverständnisse hinzutreten, welche aus der vorwiegend theologischen Behandlung der Frage mit Nothwendigkeit sich ergeben mußten. Noch jetzt wird ein erbitterter Kampf darüber geführt, ob das C. auf übernatürliche Anfänge zurückzuführen und demnach übernatürliche Eigenschaften von seinem Stifter auszusagen, übernatürliche Wirkungen an sein Auftreten zu knüpfen seien, oder ob es vielmehr in der Gesammtentwickelung des religiösen Geistes einen Glanz- und Höhepunkt darstelle, der aber seine natürliche Bedingtheit in den vorausgegangenen Stadien des Gottes- und Weltbewußtseins erkennen lasse. Anerkannt wird immerhin von beiden Seiten, daß das C., um geschichtliche Erscheinung zu werden, allseitig vorbereitet und angebahnt worden ist durch den alttestamentlichen Gottesglauben, dessen Vollendung es darstellt. Derjenige Theil der Menschheit, welchem die Lösung der religiösen Aufgabe des Geschlechts vorzugsweise anheimgegeben war, das eigentliche Religionsvolk der Alten Welt, das jüdische Volk, hatte den Glauben an den Einen Gott als altes Erbtheil der Väter durch den Sturm und Drang der Jahrhunderte gerettet; es hatte im Verlauf des prophetischen Zeitalters diesen Glauben sittlich vertieft und vergeistigt und den Dienst seines Gottes immer bewußter in Reinigung des Herzens und Lebens gesetzt. Freilich stellt das nacherilische, insonderheit das Judenthum der neutestamentlichen Zeit mit seinem Aeußerlichkeitsgeist und pharisäischen Gesetzesdienst einen auffallenden Rückschritt gegenüber den prophetischen Errungenschaften dar. Eine um so unmittelbarere Fortsetzung und Vollendung fanden die letzteren dort, wo der eigentliche und letzte Erklärungsgrund für die eigenthümliche Lebensfülle und schöpferische Kraft liegt, die das C. offenbarte, im Selbstbewußtsein Jesu. Darin dürfte wohl die Wahrheit der sonst so vielfach auf Mißverständnissen beruhenden supernaturalistischen Auffassung des Christenthums liegen: nicht die Verhältnisse haben das letztere zu dem gemacht, was es geworden ist, sondern Christus selbst; an der Person seines Stifters hängt schließlich die ganze geschichtliche Bedeutung des Christenthums. Eine originale Persönlichkeit aber, ein religiöser Genius vor allem, behält immer für eine die Erscheinungen in ihre Elemente auflösende und auf ihre letzten Ursprünge zurückführende Wissenschaft etwas Undurchdringliches, Unbegreifliches, Geheimnisvolles. Thatsache ist, daß in dem religiösen Bewußtsein Jesu das Verhältnis von Gottheit und Menschheit eine von allem Unreinen so durchgängig geläuterte, jeder falschen Vermittelung so vollständig sich entschlagende Auffassung und zugleich auch, trotz aller unumgänglichen Bildlichkeit, trotz aller Unzulänglichkeit der zu Gebote stehenden Sprache, einen so reinen, unmittelbaren, ewig wahren Ausdruck gewonnen hat, wie niemand ein zweites Beispiel in der Geschichte des fortschreitenden Gottesbewußtseins wird nachweisen können. Gott ist Vater, Jesus aber, in dem sein Bild wiederstrahlt, wie die Sonne sich im Thautropfen spiegelt, ist der Sohn. Dies der wesentliche Inhalt seines Selbstbewußtseins. Was nun aber in diesem letztern in schöpferischer Ursprünglichkeit gesetzt war, sollte auch in das Bewußtsein der ganzen Menschheit eingehen. Alle sollen »Kinder« oder, wie es im neutestamentlichen Text eigentlich heißt, »Söhne Gottes« werden, wie er es ist. Das setzt voraus, daß der ideale Inhalt eine ihm entsprechende, geschichtlich gegebene Form vorfindet, in welcher er sowohl schon dem Bahnbrecher selbst sich darbietet, als auch für die Zeitgenossen greifbar und faßlich wird. Diese Form, dieses Losungs- und Schlagwort, vermöge dessen das neue Gottesbewußtsein eine geschichtliche Macht zu werden vermochte, bot die alttestamentliche Messiasidee, welche Jesus aus dem Grab hervorrief, sittlich und geistig neu belebte und zum Bekenntnis seiner Jüngergemeinde machte (Matth. 16, 15—17). Jesus wußte sich als den von den Propheten vor Jahrhunderten dem jüdischen Volk verheißenen Messias, den man herkömmlicherweise ja den »Sohn Gottes« zu nennen pflegte. Darin lag das geschichtlich Bedingte, das Nationale und Zeitliche in seinem Selbstbewußtsein; denn die Messiasidee war ein durchaus hebräisches Gewächs. Daran hielten sich, während jenes erste, allgemein menschliche Moment mehr zurücktrat, die ersten, aus dem Judenthum hervorgegangenen Gemeinden, die Stiftungen der zwölf Apostel, überhaupt die Judenchristen. Was diese von den gewöhnlichen Juden unterschied, war lediglich der Glaube an den nicht mehr bloß zu erwartenden, sondern schon gekommenen Messias. Das erste Christenthum ist einfach messiasgläubiges Judenthum, genauer die Gemeinschaft des erfüllten Messianismus. Aber in der Thatsache, daß dieser Messias nicht in der erwarteten Gestalt eines theokratischen Herrschers und Heidenbezwingers aufgetreten war, sondern in der Demuth und Niedrigkeit eines anspruchslosen Lehrers und Hirten, eben deshalb verachtet und verworfen von den Obersten seines Volks, war ein Impuls gegeben, welcher nach einer andern Richtung treiben mußte. In der nachwirkenden Kraft dieses von Jesus selbst so stark betonten Gegensatzes zum jüdischen Ideal lag der wirksamste Grund für die Ablösung der neuen Religion von der alten, die sich zunächst in der Form des Paulinismus vollziehen sollte. Infolge des starken Anstoßes, welchen das »Aergernis des Kreuzes« (Gal. 5, 11) für die rechtgläubige Messiasidee und für die einfachsten Folgerungen aus dem jüdischen Gottesglauben darbot, kam es christlicherseits zu einer Weiterbildung des Messiasbegriffs, in deren Verlauf der Kreuzestod nur als gottgewollter, nothwendiger Durchgangspunkt, der Messias selbst als ein gottähnliches, zum Zweck der Erlösung und Versöhnung der schuldbeladenen Menschheit auf Erden erschienenes Wesen gefaßt wurde, welches gerade im Tod nur die sinnliche Hülle abstreift, um sofort vermöge seiner Auferstehung und Erlösung göttliche Würde und Hoheit anzutreten. Der nähere Verlauf dieses für die christliche Weltanschauung entscheidenden urchristlichen Denkens gehört nicht hierher (s. Christologie). Von selbst erhellt übrigens, wie dem der Geschichte verfallenden dogmatischen Proceß Ideen und sittliche Wahrheiten zu Grunde liegen, die von viel größerer Tragweite sind und dem C. seine bleibende, weltgeschichtliche Signatur gegeben haben. So ist nicht bloß dem ganzen religiösen Verhältnis dadurch, daß der Zweck des Auftretens des Messias in die

Erlösung und Heiligung seines Volks gesetzt wird, eine entschiedene Wendung und Richtung auf das Gebiet des sittlichen Lebens gegeben, es ist nicht bloß dadurch, daß dieser Erlöser trotz seiner göttlichen Würde erst »durch Leiden des Todes vollendet« (Hebr. 2, 9. 10) werden mußte, der Schmerz verklärt, das Leid und Wehe des Lebens mit einer selbst dem tragischen Typus des klassischen Alterthums unerreichbaren Weihe geheiligt, sondern es ist dieses Leiden und Sterben geradezu zum Durchgangspunkt für alles erhoben worden, was sich im endlichen Leben als bleibender und ewiger Gehalt, was sich im menschlichen Dasein als göttlicher Kern bewähren soll. So ist mit dieser Lehre vom leidenden Sohn Gottes und von der durch sein Leiden versöhnten Welt der Gottesbegriff selbst der starren Einheit und schlechthinnigen Ueberweltlichkeit, welche seine Merkmale im Judenthum ausmachen, entkleidet, der überweltliche Gott ist innerweltlich, ein Gegenstand erfahrungsmäßigen »Fühlens und Findens« geworden, weil »wir in ihm leben, weben und sind« (Apostelgesch. 17, 27. 28). Diese durch die Lehre von Christus als seinem Sohn bedingte Veränderung in dem Begriff und Bilde Gottes, welche innerhalb der christlichen Theologie sich besonders in den Dogmen von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes abspiegelt, stellt bei aller logischen Unhaltbarkeit und Unmöglichkeit dieser Dogmen selbst doch den bleibenden Gewinn dar, welchen das Gottesbewußtsein der Menschheit dem C. verdankt.

Dazu kommt nun aber noch ein Weiteres. Nächster Zweck der Erscheinung des Messias war die Herstellung und Aufrichtung des »Gottesreichs«, der Herrschaft des Volkes Gottes auf Erden. Wenn die Idee Gottes als des Vaters und das Selbstbekenntnis zur Sohnschaft Gottes zwei leitende Gedanken des Auftretens Jesu bilden, so darf man ihnen getrost die Idee des Reiches Gottes als einen dritten, jene unter sich verbindenden Gedanken zur Seite stellen. Die Idee dieses Gottes- oder Himmelreichs ist als nächster Kreis zu betrachten, welcher sich um den in der Person Jesu gegebenen Mittelpunkt bildet. Aber auch dieses Reich Gottes konnte ebenso unter einem doppelten Gesichtspunkt betrachtet werden wie der »Sohn Gottes«. An sich war es auf eine Neubelebung und Neuordnung aller gesellschaftlichen Zustände vermöge der übergreifenden, alles vorhandene sittliche Leben gestaltenden und erhebenden Triebkraft des neuen Gottesbewußtseins abgesehen. Im vierten Evangelium, welches die christlichen Ideen am meisten in ihrer allgemein menschlichen Bedeutung, in ihrer durchsichtigsten Reinheit und Klarheit zur Darstellung bringt, erscheint darum das Reich Gottes geradezu als die Gemeinschaft der aus dem Fleisch in den Geist umgeschaffenen Menschheit (Joh. 3, 3), als das nicht von dieser Welt stammende, aber in dieser Welt sich verwirklichende Reich der sittlichen und religiösen Wahrheit (Joh. 18, 37). Aber auch diese Idee konnte in das Bewußtsein der Menschheit nur eintreten, indem sie an die jüdisch-volksthümlichen Begriffe von Gottesherrschaft und politischem Königthum anknüpfte. Indem sich Jesus als Messias erklärte, erstrebte er allerdings zunächst eine Umgestaltung des ihn unmittelbar umgebenden Volkslebens nach den glänzenden Idealen der Propheten. Noch viel entschiedener aber bewegte sich das Bewußtsein seiner ersten Jünger und Gemeinden innerhalb dieses volksthümlich gefärbten Kreises; ja sie gingen geradezu hinter den vorgeschobenen Standpunkt zurück, welchen Jesus selbst eingenommen hatte. Während er als Messias sich kühn über Sabbath und Gesetz stellen konnte, fand innerhalb seiner ersten Anhängerschaft zunächst geradezu eine auch äußerliche Vereinigung mit der jüdischen Theokratie statt. Man nahm am nationalen Gottesdienst zu Jerusalem theil, brachte levitische Opfer, beobachtete die väterliche Kultussitte und hatte davon, daß das C. etwas grundsatzmäßig Neues sei, keine Ahnung (Apostelgesch. 2, 46; 3, 1; 5, 20. 42; 21, 20—27). Es war überhaupt nicht das Judenthum im Mutterlande Palästina, sondern es war das hellenistische Judenthum der Diaspora (s. d.), welches schon längst einen griechisch-philosophischen Zug mit dem hebräischen Glaubensgehalt verbunden hatte, worin nunmehr auch das C. den Weg ins Freie finden sollte. Hier erst gelangte die Ueberzeugung, daß dasselbe etwas ursprünglich Neues sei, bestimmt zur Zusammenfassung der bisher getrennten Theile der Menschheit, der Heiden und der Juden, zum Durchbruch und zum Ausdruck. Aus den Synagogen Kleinasiens, Griechenlands und Roms, um welche sich Proselyten aus dem Heidenthum schon zuvor in großer Menge gesammelt hatten, ging endlich die vom Judenthum abgelöste Heiden- und Weltkirche hervor.

Hier ist nun der Ort, daran zu erinnern, daß das C., abgesehen von dem Stammkapital, welches ihm im Gottes- und Selbstbewußtsein seines Stifters zugewachsen war, keineswegs lediglich von hebräischen Bildungselementen lebt, daß es vielmehr niemals die Religion des Morgen- und des Abendlands geworden wäre, wenn nicht auch der griechische Geist auf die Gestaltung seiner Weltanschauung mächtig eingewirkt hätte. Den eigentlichen Kern der griechischen Religiosität bildet bekanntlich die Vermenschlichung der Götter. Wenn den Griechen nach dem Ausspruch des Protagoras der Mensch als das Maß aller Dinge galt, so fand in dieser Richtung auf das Menschliche und Sittliche auch der griechische Geist mit der Zeit ganz von selbst das Korrektiv für die vorangehenden Produkte seiner mythenbildenden Phantasie, und schon längst hatte zur Zeit Jesu auch das Judenthum in Alexandria angefangen, in der Nachfolge der griechischen Philosophen den Gottesbegriff der eigenen heiligen Bücher nach den Normen der Platonischen und der stoischen Philosophie umzubilden und zu vergeistigen. Im C. fand sowohl die mythologisirende als die philosophirende Richtung des Griechenthums, die Arbeit der Phantasie und diejenige des Gedankens, unmittelbare Fortsetzung: jene, insofern die ursprünglich theokratisch-messianische, von Jesus verinnerlichte und versittlichte Idee des »Sohnes Gottes« umgesetzt wurde in eine physische Gottessohnschaft, welche auf direkter göttlicher Zeugung nach Analogie der griechischen Halbgötter und Heroen beruhte; diese, insofern die Platonisch-stoische Unterscheidung des »Wortes« Gottes, des sogen. Logos (s. d.), von Gott selbst, wie von den alexandrinischen Juden, so nunmehr auch von den philosophirenden Christen aufgenommen und auf ihrem Grund eine Lehre von dem Verhältnis des Vaters zum Sohn erbaut wurde, welche sich dann unter Hinzutritt eines dritten zu berücksichtigenden Faktors, des heiligen Geistes, im Trinitätsdogma abrundete.

Aber nicht bloß auf religiösem, auch auf sittlichem Gebiet hatte der griechische Geist eine gewaltige Vorarbeit geliefert. Schon Sokrates bedurfte zur

Begründung seiner Sittenlehre keiner göttlichen Gebote mehr, da er dieselbe echt griechisch aus den Tiefen des gottverwandten Geistes ableitete, weshalb man von ihm gesagt hat, daß er die Philosophie vom Himmel auf die Erde gebracht habe. Es leuchtet ein, wie er damit gleichsam den Typus zu dem liefert, was später das C., indem es den Geist freier Sittlichkeit von der Beschränktheit alttestamentlicher Gesetzlichkeit entband, was insonderheit der Protestantismus leistete. Das unvergleichlich Größte aber hat Platon gethan, um die hellenische Gedankenwelt auf eine Stufe zu heben, auf welcher sie fähig war, sich mit den religiösen Erträgnissen des semitischen Orients, insonderheit mit dem Hebraismus, zu berühren und eine aus beiden bisher sich fliehenden Elementen gemischte Weltanschauung zu erzeugen. Als eine solche aber muß diejenige des Christenthums bezeichnet werden. Semitisch u. hebräisch ist das Gewebe historischer Fäden, an welchem es seine Gottes- und Weltanschauung zur Darstellung bringt; griechisch und Platonisch ist der metaphysische Hintergrund, welchen es der geschichtlichen Fortbewegung seiner Ideen verleiht, jene ganze Grundanschauung, wonach eine höhere, übersinnliche Welt als ein unerklärliches, nur mit dem Glauben zu fassendes Etwas in dieses Sinnenleben hereinspielt, so daß, was von geistigem Reiz in diesem letztern vorkommt, was von sittlichen Aufgaben sich stellt, aus solchem Hereinleuchten sich erklärt. Auf Grund des Platonismus haben daher Kirchenväter und Scholastiker ein Jahrtausend lang die christlichen Dogmen zuerst gebildet und bearbeitet, dann erklärt und bewiesen. Nächst diesem System war es dann endlich noch die Stoa, welche mit ihrer Lehre von der Gottverwandtheit und Gleichheit der menschlichen Natur schon in den späteren neutestamentlichen Schriften widerklingt. Alle Menschen sind nach Chrysippos als Mitgenossen und Mitbürger zu betrachten, damit die Welt erscheine »wie Eine verbundene Herde, die durch Ein gemeinsames Gesetz geleitet wird« (vgl. Joh. 10, 16). Auch das Wort, daß alle Menschen Brüder sind, hat man zuerst in der Stoa gehört. Wie schon das Alterthum solchen Aussprüchen eine weltgeschichtliche Bedeutung beimaß, zeigt Plutarch, welcher meint, was Zenon gewollt, habe Alexander vollbracht. Alexanders Gedanke aber wurde im Grund erst durch das römische Weltreich verwirklicht, und als dieses eben unter dem ersten Kaiser seinen dauernden Ab- und Zusammenschluß gefunden hatte, entstand in einem seiner entlegenen Winkel auch diejenige Religion, welche unter allen dagewesenen Religionen allein eine solche Unabhängigkeit von aller nationalpartikularistischen Bedingtheit erlangen konnte und sollte, daß sie fähig wurde, den ungeheuren Riesenleib jenes Reichs gleichmäßig zu beseelen, ja sogar, als derselbe allmählich abstarb und zerfiel, ihn als europäische Weltreligion zu überdauern und eine neue, weltgeschichtlich noch verheißungsvollere Verbindung mit dem germanischen Element einzugehen.

Eine solche Dauerhaftigkeit, wie sie das C. unter dem Zusammensturz aller Kultur- und Staatsmächte der Alten Welt an den Tag legte, setzte freilich voraus, daß dasselbe sich zuvor schon in bestimmt gegliederten Verfassungsformen verfestigt hatte, daß es Kirche geworden war. Das aber ist es keineswegs etwa von vornherein schon gewesen. Vielmehr hatte man ursprünglich mit der gesammten Wirklichkeit und mit jeder Zuversicht auf die Entwickelungsfähigkeit derselben so gründlich gebrochen, daß der urchristlichen Phantasie auch jene neue Gemeinde, die sich durch den Messiasglauben gebildet und allmählich aus dem Verbande der alten Theokratie losgelöst hatte, nur wieder als Vorbereitung auf eine demnächst erwartete rein übernatürliche Entwickelung erschien. Die christliche Gemeinde kam zunächst nur als vorläufiger und einstweiliger Sammelpunkt der Gläubigen bis auf den »Tag des Herrn« in Betracht, da Christus erscheinen und das Reich der Herrlichkeit einrichten werde. Wir finden diese Hoffnung nicht bloß festgehalten während des ganzen Jahrhunderts, in welchem seit den Zeiten des ersten Thessalonicherbriefs (53) unsere neutestamentlichen Schriften verfaßt wurden, sondern auch noch tief in das dritte, ja vierte Jahrhundert hinein (s. Chiliasmus). Nur sehr allmählich wirkte auch hier umgestaltend und versöhnend die höhere Anschauung von Christus als dem Logos, dem der Welt innewohnenden Gott, ein. Schon nach den Pauliniſchen und Johanneischen Schriften lebt und waltet er als göttliches Princip in der Gemeinde seiner Gläubigen und wird diese Gemeinde zur Trägerin seines Bewußtseins, zur Fortsetzerin seines Willens. Somit ist in der Gemeinde das Himmelreich unsichtbar schon auf Erden vorhanden, und diese Anschauung bildete naturgemäß ein Gegengewicht gegen die andere, wonach der Schwerpunkt erst in das Jenseits fiel. Anderseits war es auch die praktische Situation, in welche die Christenheit sich inmitten des römischen Weltreichs gestellt sah, was allmählich dazu führen mußte, sich auf einen längern irdischen Bestand einzurichten. Aber auch von innen drängte dieselbe Nothwendigkeit. Man bedurfte, um die Gegensätze der judenchristlichen und Pauliniſchen Richtung auszugleichen, nicht minder, um die Uebergriffe des schwärmenden Gnosticismus (s. d.) abzuwehren, eines allseitig anerkannten und formulirten Besitzes von Lehre und Wissen; man bedurfte gleichzeitig fester Verfassungsformen und mit dem Schimmer der göttlichen Autorität umgebener Organe des Gemeinschaftlebens. Dies alles war im Alten Testament dagewesen. Man endete daher damit, die jüdische Theokratie geradezu auf christlichen Boden zu übertragen, sie gleichsam in zweiter Auflage erscheinen zu lassen. Man verlieh dem christlichen Leben eine eigene Gemeinschaftsform, die man der schon vorgefundenen möglichst nachbildete, und erhielt auf diesem Weg anstatt eines allumfassenden »Reiches Gottes« zunächst eine ausschließliche Gemeinschaftsform des religiösen Lebens, eine religiöse Anstalt, d. h. eine Kirche im alten, gut katholischen Sinn des Worts. In ihr fand man seit den Zeiten des Irenäus (190) immer entschiedener die unmittelbare Gegenwart des Reichs Gottes, und als dann diese Kirche gar Staatskirche geworden war, schiebt sich der Schwerpunkt des christlich-frommen Bewußtseins vollends von der Zukunftshoffnung hinweg in den gegenwärtigen, von der katholischen Kirche verbürgten und in ihr gegebenen Heilsbesitz. Kirche und Reich Gottes fallen zusammen, bis erst der Protestantismus beide wieder zu scheiden beginnt und damit Begriff und Wesen der Kirche grundsätzlich erschüttert, ohne darum freilich das C. anzutasten.

Ein ähnlicher Umschwung läßt sich endlich auch noch im Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft des Gottesreichs nachweisen. So lange das C. noch in der Verpuppung des Judenthums beschlossen lag, schloß man sich äußerlich an die alten Formen

der gesetzlich normirten Frömmigkeit und Sittlichkeit an. Dieser gesetzliche Zug hat sich dann sofort in der katholischen Kirche wiederholt; ja, es ist zu dem jüdischen Element sogar aus dem Parsismus und nicht minder aus der auf den Gegensatz von Leib und Geist gebauten Platonischen Philosophie ein entschieden dualistischer, auf Ertödtung der Sinnlichkeit gerichteter Trieb in die sittliche Weltanschauung des Christenthums gekommen, welcher die ganze alte und mittelalterliche Kirche fast unbedingt beherrscht. In dieser Beziehung tritt somit das C. fraglos an Originalität bald hinter das Judenthum, bald hinter die asketischen Religionen des alten Asien zurück. Indessen machte sich auch auf diesem Gebiete die Ursprünglichkeit des neuen Princips schon in dem apostolischen Zeitalter wenigstens insofern bemerklich, als das eigenthümlich Christliche jener ersten Gemeinden in einer höhern, innerlichern Sittlichkeit bestand, in der Gesammtheit von sittlichen Antrieben und Grundsätzen, welche der neuen Gemeinde von ihrem Stifter als werthvollstes Vermächtnis vererbt waren. Die Abstreifung der pharisäischen Aeußerlichkeit, die Vertiefung der sittlichen Weltanschauung bildete auch in der That bei allen Zerklüftungen der dogmatischen Anschauung das einigende Band der gesammten Christenheit. Dies ist, um den Ausdruck Lessings zu gebrauchen, recht eigentlich »das C. Christi«, und darin vor allem besteht das echt Christliche z. B. im Jacobusbrief, der trotz aller alttestamentlichen Färbung, trotz alles bewußten Antipaulinismus doch mit seinen »Werken« nicht sowohl Gesetzeswerke als Glaubensfrüchte meint, sich mit seinen sittlichen Anforderungen fast durchweg an die Bergpredigt hält und mit seiner Hervorhebung des »königlichen Gesetzes« der Liebe über allen Gegensatz hinweg dem Paulus die Hand reicht.

Aber erst der eben genannte Heidenapostel ist [illegible] gewesen, der jenes freiere Lebensprincip, das mit dem C. gegeben war, mit vollem Bewußtsein erfaßt, der die Glaubensgerechtigkeit an die Stelle der Werkgerechtigkeit gesetzt und dadurch auch im Praktischen das C. vom Mosaismus gelöst hat. Das Gesetz war aufgehoben, eine freiere Sittlichkeit begründet. Nicht bloß durch den in der Erfahrung gegebenen Gegensatz gegen die Judenchristen kam Paulus zu dieser Lehre, sondern ihr Schlüssel liegt in seiner über die jüdische Enge hinausgreifenden Lehre von der Menschheit und ihrem Verhältnis zu Christus. Wie bei Paulus Christus das Haupt der Gemeinde und das Göttliche in Christus die höhere, übersinnliche Einheit der ganzen Christenheit bildet, so auch den Ursprung aller Thätigkeit der einzelnen Christen. Alles sollen die Gläubigen thun und reden »in Christus«. Steht so der Gläubige in einem innern thatsächlichen Verhältnis zu Christus und Gott, so ist dieses innere Glaubensleben das wahrhaft Wirkliche, Gültige vor Gottes Augen; das Aeußere ist bloß Ausfluß und Erscheinung, also bedingt und unwahr. Im Praktischen ist der Mensch beschränkt, wie denn die Unmöglichkeit der Gesetzeserfüllung den vom Judenthum nie zuzugebenden Archimedischen Punkt der ganzen sittlichen Weltauffassung des Paulus bildete; im Innern dagegen theilt sich ungehemmt das höhere Gottesleben mit. Derselbe Inhalt, der der Paulinischen Rechtfertigungslehre zu Grunde liegt, tritt übrigens auch in den Johanneischen Schriften hervor, wenngleich nicht in Form dialektischer Entwickelung, sondern geistreicher Gemüthsanschauungen. So oder anders gefaßt kommt jedenfalls in dem religiösen Verhältnis des einzelnen zu Gott nicht mehr diese oder jene äußere Bestimmtheit, sondern nur der Mensch, die persönliche Kreatur überhaupt in Betracht, und ist somit die Idee der menschlichen Persönlichkeit, wenigstens auf religiösem Gebiet, gesichert und festgestellt. Auch in dieser Beziehung hat daher schließlich der Protestantismus mit seiner Lehre von der Freiheit des Christenmenschen und von der Gottwohlgefälligkeit des irdischen Berufs und hat die neuere Kultur mit ihren humanitarischen Bestrebungen die wahren Konsequenzen des Christenthums gezogen, und bewährt es sich, daß, richtig verstanden, die Ideale unserer Zeit auch die wahren Ideale des Christenthums sind. Weiteres hierüber s. Christologie, Dogmatik, Katholicismus, Kirche, Protestantismus, Religion.

Christenthumsgesellschaft, deutsche, religiöser Verein der evangelischen Kirche, ward 30. Aug. 1780 durch Dr. Johann Urlsperger zu Basel gegründet. Nachdem derselbe geraume Zeit in Europa umhergereist war, um die lebendigen, bibelgläubigen Christen enger unter sich zu verbinden, fand er endlich in Basel einen fruchtbaren Boden für seine Ideen. Die »Deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit« brachte feste Lebensregeln für jedes Mitglied mit sich; Zusammenkünfte zur erbaulichen Betrachtung und eine umfassende Korrespondenz sollten diesen Zweck fördern. In vielen Städten Deutschlands und der Schweiz tauchten Zweigvereine auf, zusammengehalten durch die seit 1784 monatlich erscheinenden »Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit«. In demselben Jahr wurde auch der ursprüngliche gespreizte Name mit dem einfachern: »Deutsche C.« vertauscht. Seitdem zog die Gesellschaft fast alle Bethätigungen der äußern und innern Mission in ihren Bereich; aus ihr sind im Lauf der Zeit mehrere selbständige Vereine hervorgegangen, z. B. die Baseler Bibelgesellschaft (1804), die Evangelische Missionsgesellschaft daselbst (1816), die Anstalt zu Beuggen zur Bildung von Armenschullehrern und zur Rettung verwahrloster Kinder (1820), der Verein für Freunde Israels, der Traktatverein, die Taubstummenanstalt zu Riehen, die Pilgermission auf Krischona u. a. Diese Töchtervereine, fast sämmtlich von C. F. Spittler in das Leben gerufen, drängten die Muttergemeinde selbst so in den Hintergrund, daß dieselbe jetzt nur noch dem Namen nach fortbesteht.

Christenverfolgungen, die nothwendige Gegenwirkung des Heidenthums auf das innerhalb seines Gebiets sich ausbreitende Christenthum. Die Ideen von allgemeiner Religions- und Gewissensfreiheit waren dem Alterthum fremd, sie sind selbst erst ein Produkt des neuen religiösen Geistes (s. Christenthum). Den Römern insonderheit war die Religion bloß Staatsangelegenheit. Zwar hatte man aus Staatsklugheit den unterjochten Völkern ihre Götter gelassen, auch den Juden die Ausübung ihrer Religion erlaubt. Je mehr sich nun das Christenthum vom Judenthum loslöste, desto mehr verlor es das Recht einer erlaubten Religion (religio licita); die Aufnahme und Verbreitung einer unerlaubten (religio illicita) aber galt, zumal in der gegen alle Neuerungen und Vereine so politisch argwöhnischen Kaiserzeit, als Verbrechen gegen die Staatsgesetze, und eine Religio illicita, wie die christliche, neu, ohne Volksthümlichkeit, ohne Götterbilder, ohne Tempel,

Altäre und Opfer, mit ihren alle anderen Religionen ausschließenden Ansprüchen, mit der allerinnigsten Verbrüderung ihrer Anhänger, mußte als ganz besonders verdächtig erscheinen, zumal da ihre Anhänger sich weigerten, die Ceremonien der römischen Staatsreligion als allgemeine Bürgerpflicht zu verrichten, der Büste des Kaisers, als Ausdruck der Unterthanenehrfurcht, Weihrauch zu streuen oder an kaiserlichen Geburtstagen, bei Siegesfesten u. dgl. an den heidnischen öffentlichen Lustbarkeiten theilzunehmen, zuweilen sogar Kriegsdienst zu leisten oder Staatsämter zu verwalten. Als halsstarrige Auflehnung gegen die Staatsgesetze, als strafwürdige Gesinnung entschiedener Feinde der Kaiser und des römischen Volks erschien daher das Christenthum den römischen Behörden schon seit Anfang des 2. Jahrh. Aber noch öfter gingen die Verfolgungen vom heidnischen Volk aus, zuweilen von solchen, die im Götzendienst den Quell ihres Erwerbs (heidnische Priester, Goëten, Götzenbilderhändler), noch öfter von denen, die in der heidnischen Literatur auch ihre Ehre und Liebe vertheidigten. Das Heidenthum, so zerfallen in sich es auch sein mochte, gewann plötzlich wieder Selbstvertrauen und Kampflust, als es nicht bloß die alte Götterwelt, sondern das ganze Gemeingefühl der Alten Welt, die Verherrlichung des irdischen Daseins, angegriffen und nichts dafür geboten sah als eine strenge, freudenlose Tugend, eine Verödung der Erde zum Vortheil eines unbekannten Himmels. Der Haß suchte sich zu rechtfertigen durch den Argwohn. Die Verehrung eines geistigen und unsichtbaren, unabbildbaren Gottes wurde als Atheismus, der Genuß des geheiligten Leibes als ein thyestisches Gastmahl, das Geheimnis der christlichen Versammlungen als eine Verschwörung zu geheimen Verbrechen, die allgemeine Bruderliebe als Vorwand der Unzucht verdächtigt. Alle öffentlichen Unglücksfälle wurden sofort als Strafgerichte der über ihre Verachtung erzürnten Götter dargestellt und der Fanatismus der Menge aufgestachelt. Den Vornehmen und im Geiste der Alten Welt Gebildeten endlich war das Christenthum der finstere Aberglaube eines bethörten Pöbels. Zu diesen eigentlichen und planmäßigen Verfolgungen sind die Vorfälle des 1. Jahrh. noch nicht zu zählen, wie wenn bald auf dem Boden Palästina's in der Nachfolge des Meisters selbst zahlreiche Opfer dem pharisäischen Hasse fallen, bald in Rom (64 n. Chr.) die tyrannische Laune eines Nero die Schuld an dem Brande der Stadt auf die Christen wälzt und sie auf die grausamste Weise hinrichten, kreuzigen und in die Felle wilder Thiere einnähen und den Hunden zur Zerfleischung vorwerfen oder, mit brennbaren Stoffen überzogen, gleich Fackeln anbrennen läßt. Auch unter Domitian (81—96) wurde die Anklage auf Christenthum als eine Art Hochverrath nur benutzt, um einzelne Konfiskationen, Verbannungen und Hinrichtungen durchzusetzen. Erst seit den Zeiten des Kaisers Trajan beginnt der eigentliche Christenproceß und zwar zunächst in der Form der Einzelanklage. Trajan wollte zwar die Christen nicht von Staatswegen aufgesucht, wohl aber diejenigen, welche auf geschehene Aufforderung von der verbotenen Verbindung nicht zurücktreten wollten, mit dem Tod bestraft wissen. Ebenso wehrten Hadrian (117—138) und Antoninus Pius (138—161) zwar tumultuarischen Volksangriffen auf die Christen, ließen aber die gerichtliche Klage gelten; eine um so grausamere Verfolgung traf die Christen damals seitens der rebellischen Juden in Palästina unter Bar Kochba (133—135). Unter den Kaisern aber ging erst Marcus Aurelius (161—180) und zwar auch erst 177—178 zu einem Generalangriff auf das Christenthum über und verordnete förmliche Aufsuchung aller Christen zum Tode. Am blutigsten war die Verfolgung in Lugdunum (Lyon) und Vienna (Vienne) im südlichen Gallien (177). Mark Aurels Nachfolger Commodus (180—192) wurde durch seine Buhlerin Marcia, eine Freundin der Christen, mild gegen diese gestimmt; doch ermangelt auch seine Regierung der Märtyrer nicht. Aber der tödtlichste Haß des Heidenthums war schon gebrochen; neue Verfolgungen, wie die 202 über die Christen in Aegypten und im prokonsularischen Afrika ergehenden, waren nicht mehr vom Volk erzwungen, sondern mühsam aus politischen Motiven von den Kaisern in Bewegung gesetzt. Die beiden Severus waren zunächst gegenüber dem Christenthum meist gleichgültig. Alexander Severus (222—235), beeinflußt von seiner Mutter Julia Mammäa, stellte sogar das Bild Christi unter seine Hausgötter. Eben dies aber war für seinen Mörder und Nachfolger, Maximinus Thrax (235—238), Grund genug zu neuer Verfolgung. Eine nur kurze Zeit der Ruhe kam unter Philippus Arabs (244—249), welcher der Sage nach selbst ein Christ gewesen sein soll; die Verfolgung des Decius (249—251) übertraf dagegen alle früheren an Allgemeinheit und Grausamkeit. Unter Gallus (251—253) und Valerianus (253—260) dauerten, mit besonderer Heftigkeit seit 257, diese Leiden fort; man suchte die Kirche hauptsächlich durch Verfolgung der Bischöfe, Presbyter und Diakonen planmäßig zu zerstören. Erst Gallienus erklärte 260 das Christenthum für eine Religio licita und gab dadurch auf mehr als 40 Jahre Frieden. Der Kaiser Diocletianus (284—305) zeigte sich anfangs aus politischer Klugheit den Christen gewogen, begann dann aber theils infolge seines Bestrebens, die alte Herrlichkeit des Reichs, somit auch die alte Staatsreligion wiederherzustellen, theils auch angereizt von seinem Schwiegersohn, dem Cäsar Galerius, gegen die Christen einen Kampf auf Leben und Tod. Letzterer hob an mit dem Befehl, daß alle Soldaten, worunter viele christliche, an den Opfern theilnehmen sollten, und mit der Zerstörung der Kirche von Nicomedia (303). Ein sogleich folgendes kaiserliches Edikt gebot, alle Tempel der Christen zu zerstören und ihre heiligen Bücher zu verbrennen; christliche Staatsbeamten sollten ihre Würden, römische Bürger ihr Bürgerrecht, Sklaven selbst die Hoffnung auf Freiheit verlieren; gegen alle Christen sollte bei der gerichtlichen Untersuchung die Folter angewandt werden. Nach zwei anderen Gesetzen in immer steigender Strenge gebot ein viertes (304), die Christen durch jedes erdenkliche Mittel zum Opfern zu zwingen. Fast durchs ganze Reich wütheten die Verfolgungen. Einhalt wurde erst geboten, als Diokletian 305 die Regierung niederlegte und der Christenfreund Constantius Chlorus mit Galerius zum Augustus erhoben wurde. Galerius, die Vergeblichkeit seines blutigen Beginnens einsehend, erließ 311 ein Edikt, wodurch den Christen unter der Bedingung, daß sie nichts gegen die Ordnung des Staats vornähmen, vollkommene Duldung gewährt wurde. Im Abendland nahmen die Dinge ohnedies unter des Constantius Chlorus Sohn Constantinus (seit 306) die günstigste Wendung (s. Konstantin der Große). Maximins Niederlage und Tod (313) befreite die Kirche von ihrem letzten und unversöhnlichsten Feind.

Man nimmt solcher Verfolgungen, welche die christliche Kirche unter den römischen Kaisern zu erleiden hatte, gewöhnlich 10 an; aber diese Zählung ist erst durch das volksthümliche Bedürfniß einer fest bestimmten Erinnerung und durch allegorische Beziehungen auf die 10 Plagen Aegyptens (2. Mos. 7 ff.) und die 10 Hörner der Apokalypse (Offenb. 17, 12 ff.) veranlaßt worden. Was den Verlauf dieser Verfolgungen im allgemeinen betrifft, so geschah die Hinrichtung der Schuldigen insgemein, zumal bei römischen Bürgern, nach den gesetzlichen Gebräuchen des Blutbanns; doch sind auch der Abschreckung wegen entsetzliche Todesqualen ersonnen worden. Viele retteten ihr Leben, indem sie, Christum verleugnend, den Göttern opferten (thurificati, sacrificati) oder, diese Schmach scheuend, von der Bestechlichkeit der Magistrate Zeugnisse erlangten, als wenn sie geopfert hätten (libellatici), oder indem sie die heiligen Bücher auslieferten (traditores). Die Kirche exkommunicirte sie sämmtlich als Lapsi und nahm sie erst nach meist mehrjährigen Büßungen wieder auf. Daneben fehlte es aber auch nicht an vielen Beispielen heldenmüthigen Märtyrerthums; Begeisterung und Todesfreudigkeit waren oft so groß, daß man sich auf eine von besonneneren Kirchenlehrern gemißbilligte Weise zum Märtyrertod drängte. Nach dem Aufhören der C. im römischen Reich fanden solche nur noch außerhalb der Grenzen desselben, z. B. von 343 an fast ein ganzes Jahrhundert lang in Persien, sodann 614 in Palästina sowie im afrikanischen Reich der Vandalen und unter den germanischen Völkerschaften gegen christliche Missionäre, statt. Die Rolle der römischen Staatsgewalt übernahmen aber nach der Entstehung des Islams die Chalifen in Asien und Afrika. In neuerer Zeit fanden heftige C. statt: in Japan von 1387—1650, in China um 1750, 1806, 1815 und 1839, in Kotschinchina und Tongking besonders 1831—42 und anderwärts.

Christfest, s. Weihnachten.

Christfestthaler, Münzen und Medaillen, auf welchen Christi Geburt dargestellt ist, und die daher vorzüglich zu Christgeschenken bestimmt sind. Besonders geschätzt ist der C., welchen um 1560 Kaiser Ferdinand I. prägen ließ.

Christian (lat Christianus, s. v. w. Christ), 1) Könige von Dänemark: a) C. I., König von Dänemark, Norwegen und Schweden, Sohn Dietrichs des Glücklichen, Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, und seiner Gemahlin Hedwig, einer Enkelin der Schwester Waldemars III., geb. 1426, wurde 1448 zum König von Dänemark und Norwegen gewählt, erlangte nach mehrjährigem Kampf gegen Karl Knudson, welcher in Schweden als König aufgestellt worden war, 1457 auch die schwedische Krone, wodurch die 1448 aufgelöste Kalmarische Union wieder in Geltung kam, wurde 1460 nach dem Tod Adolfs von Schleswig-Holstein von den Ständen zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein erwählt, wodurch die Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark begründet wurde (wobei zugleich die Ungetheiltheit der beiden Länder und die Privilegien der Stände ausdrücklich bestimmt wurden), verlor die Krone von Schweden durch die Schlacht am Brunkenberg 1470 an Sten Sture, gründete 1478 die Universität Kopenhagen und starb 22. Mai 1481.

b) C. II., genannt der Böse, Sohn des Königs Johannes, geb. 2. Juli 1481 zu Nyborg auf Fünen, ein Mann von Talent und Energie, aber despotisch und leidenschaftlich. Nach dem Tod seines Vaters, in dessen Auftrag er schon 1502 einen Aufstand in Norwegen mit großer Härte niedergeschlagen hatte, bestieg er 1513 den Thron von Norwegen und Dänemark. Obgleich seit 1515 vermählt mit einer Schwester Kaiser Karls V., Isabella, wurde er doch von seiner Geliebten, Düveke (Täubchen) aus Holland, und noch mehr von deren Mutter, Sigbrit Willems, beherrscht. Um Schweden wieder mit seiner Herrschaft zu vereinigen, machte er (nachdem der erste Versuch 1518 mißlungen war) 1520 einen Zug gegen Sten Sture, den schwedischen Reichsverweser, schlug diesen und wurde von den schwedischen Ständen als König anerkannt, worauf er über 600 Häupter der Gegenpartei im sogen. Stockholmer Blutbad (8.—10. Nov. 1520) hinrichten ließ. Als aber 1523 Gustav Wasa sich der schwedischen Krone bemächtigte, brach auch in Dänemark, wo C. den Bürger- und Bauernstand auf Kosten des Adels begünstigt hatte, ein Aufstand aus, durch welchen C. aus dem Land vertrieben wurde. Er floh April 1523 mit seiner Familie und seinen Schätzen nach den Niederlanden. Zwar versuchte er 1531 mit Hülfe der katholischen Partei seine Krone wieder zu gewinnen, wurde aber bei einer in Norwegen versuchten Landung gefangen genommen und von dem an seiner Stelle gewählten Friedrich I. auf dem Schlosse Sonderburg in strenger, seit 1549 von Christian III. auf Schloß Kallundborg auf Seeland in milderer Haft gehalten und starb hier 25. Jan. 1559. Er hinterließ keine männliche Nachkommenschaft; seine ältere Tochter, Dorothea, war mit dem Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, die jüngere, Christina, mit dem Herzog Franz von Lothringen vermählt.

c) C. III., König von Dänemark und Norwegen, Sohn Friedrichs I., mußte nach dem Tod seines Vaters (1533) mit den Hanseaten und einem großen Theil seiner Unterthanen um die Krone kämpfen und gelangte erst 1536 zum ruhigen Besitz derselben. Unter ihm wurde die lutherische Kirchenverbesserung allgemein eingeführt, und die Universität erfuhr bedeutende Verbesserungen. Zum Schaden gereichte auch seiner Regierung die Ausdehnung der dänischen Adelsmacht, welche die meisten Güter der aufgehobenen Bisthümer und Klöster an sich zu ziehen wußte und das Königthum eng umstrickte. Daneben ließ C. den geringen Rest norwegischen Adels vollends verkommen. Mit Karl V. in Krieg verwickelt, fügte er diesem theils an den Küsten von Flandern, theils durch Schließung des Sunds Schaden zu und erzwang dadurch 1543 den Frieden von Speyer. Holstein trat er seinen Brüdern ab. Handel und Industrie erfreuten sich seines besondern Schutzes. C. starb am Neujahrstag 1559.

d) C. IV., einer der besten Könige von Dänemark und Norwegen, Herzog von Schleswig-Holstein, Sohn Friedrichs II. und der Prinzessin Sophia von Mecklenburg, geb. 12. April 1577 zu Friedrichsburg auf Seeland, bestieg nach dem Tod seines Vaters 4. April 1588 durch Wahl der Stände den Thron. Anfangs unter Vormundschaft stehend, wurde er erst 1593 in den Herzogthümern, 1596 in den Königreichen für volljährig erklärt und übernahm darauf selbst die Regierung. Um die Grenzen des Reichs genau kennen zu lernen, machte er nach seiner Thronbesteigung eine Reise um das Nordkap. Er beförderte Handel und Schiffbau und legte den Grund zur

dänischen Marine. Mit Schweden stand er, namentlich so lange Gustav Adolf regierte, fast stets in gespannten Verhältnissen, die zweimal zum Krieg führten. Der erste 1611—13 wegen Lapplands, das König Karl IX. von Schweden beansprucht und in seinem Wappen und Titel aufgeführt hatte, wurde durch den Frieden zu Knäröd auf eine für Dänemark sehr vortheilhafte Weise beendigt; der zweite (1643—1645) verlief dagegen so unglücklich für C., daß er im Frieden zu Brömsebro sehr bedeutende Abtretungen in den übersundischen Landen machen mußte. Auch seine Betheiligung am Dreißigjährigen Krieg (s. d.) brachte ihm keinen Ruhm, wiewohl der Friede von Lübeck (1629) ihm keine Opfer an Land und Leuten auferlegte. Erfolgreicher war sein friedliches Wirken. Er schuf eine Seemacht von größeren und besseren Schiffen, als die Ostsee je gesehen hatte, dehnte den Handel des Landes bis nach Ostindien aus, wo er Trankebar erwarb, und förderte den inländischen Handel, besonders durch die Beschränkung der Hansastädte. Ebenso verbesserte er die Gesetzgebung und führte eine verständige Finanzverwaltung ein. Zur Wiederauffindung der Ostküste Grönlands und zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt rüstete er, freilich erfolglos, mehrere Expeditionen aus. Sein Versuch, die Leibeigenschaft des Bauernstandes aufzuheben, scheiterte am Widerstand des Adels. In der Regierung von Schleswig-Holstein hatte er mehrfache Konflikte mit seinem Mitregenten, Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp, vereinigte sich aber 1616 mit demselben zur Aufhebung des ständischen Wahlrechts und Einführung der Primogenitur. Die Stadt Glückstadt machte er zur Hauptstadt seines Antheils an Holstein. C. starb 28. Febr. 1648 zu Kopenhagen. Ihm folgte sein Sohn Friedrich III. Seine Biographie schrieb Höst (Kopenh. 1839). Vgl. auch »Christian IV. von Dänemark, nordische Bilder aus dem 16. und 17. Jahrhundert« (a. d. Dänischen von v. Jeussen-Tusch, Hannov. 1864); Opel, Der niedersächsisch-dänische Krieg (Halle 1872, Bd. 1).

e) C. V., der erste dänische König aus dem oldenburgischen Haus, dem die Krone nicht durch Wahl, sondern durch das 1660 festgesetzte Erbrecht zufiel, Sohn Friedrichs III., geb 15. April 1646, hatte schon vor seinem Regierungsantritt 1655 in Dänemark und 1661 in Norwegen die Huldigung empfangen. Als Bundesgenosse des Kaisers und des Kurfürsten von Brandenburg gegen Schweden beabsichtigte er die Eroberung der Provinz Schonen, mußte aber im Friedensschluß zu Fontainebleau 1669 alle gemachten Eroberungen wieder herausgeben. Auch Hamburg suchte C. vergeblich seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Sein Regierungssystem war, so lange er dem Rath seines tüchtigen Ministers Griffelfeld gehorchte, ein lobenswerthes: die Gesetzgebung wurde verbessert, Straßen- und Bergbau, Handel und Gewerbe fanden Förderung, und Bauten des Luxus und des Nutzens zeugten von gutem Stande der Finanzen; mehrere Handelsgesellschaften wurden gestiftet, die westindischen Inseln St. Thomas und St. Jean für Dänemark gewonnen und dadurch der Spekulation neue Bahnen geöffnet. Zum großen Nachtheil gereichte dem Lande daneben aber Christians außerordentliche Vergnügungssucht, die Einführung der höfischen Spielereien und raffinirten Unsittlichkeiten von Paris und Versailles und die dadurch verursachte Verschleuderung ungeheurer Summen. C. ist Stifter des Danebrogordens; auch führte er die Grafen- und Freiherrenwürde als neuen Köder in des Monarchen Hand im dänischen Adel ein. Er starb 25. Aug. 1699. Ihm folgte Friedrich IV. in der Regierung.

f) C. VI., genannt der Fromme, Sohn Friedrichs IV., geb. 30. Nov. 1699, bestieg 1730 den Thron, führte eine durchaus friedliche, aber schlaffe Regierung. Doch beförderte er Handel und Gewerbfleiß, stiftete die königliche Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen, ein akademisches Gymnasium zu Altona ꝛc., baute Kopenhagen, das 1728 zu einem Drittel ein Raub der Flammen geworden war, schöner wieder auf und beförderte den Schiffbau durch die Einrichtung der Docks auf Christianshavn. Dagegen führte er auch viele unnütze Prachtbauten auf und hinterließ eine sehr bedeutende Schuldenlast. Auf Bernstorffs Betreiben erhielt C. Sitz und Stimme im deutschen Fürstenkollegium. C. starb 6. Aug. 1746. Ihm folgte in der Regierung Friedrich V.

g) C. VII., Friedrichs V. und der Prinzessin Luise von England Sohn, geb. 29. Jan. 1749 zu Kopenhagen, folgte 14. Jan. 1766 seinem Vater auf dem Thron, wobei ihm Bernstorff als Minister zur Seite stand. Er milderte die noch immer harte Lage der Bauern und schloß mit der russischen Kaiserin Katharina II., der Vormünderin des Großfürsten Paul Petrowitsch, Erbherzogs von Holstein-Gottorp, 1767 einen Traktat, in welchem Rußland allen Ansprüchen an das Herzogthum Schleswig entsagte und einen Tausch einging, nach welchem der herzogliche Theil von Holstein an Dänemark fiel. Indessen trat bei ihm, infolge seiner jugendlichen Ausschweifungen, eine Geistesschwäche ein, die ihn zur selbständigen Regierung unfähig machte, welche nun nach Bernstorffs Entfernung von der Königin Karoline Mathilde, einer englischen Prinzessin, und namentlich von dem zum ersten Minister und Grafen erhobenen Leibarzt Struensee (s. d.) geführt wurde. Da aber dessen Auftreten in der Weise des damaligen aufgeklärten Despotismus die nationalen Rechte und Gefühle verletzte und allgemeine Unzufriedenheit hervorrief, so wurde er von seinen Gegnern, an deren Spitze die Königin-Mutter, Juliane von Braunschweig, und der Erbprinz und Stiefbruder des Königs, Friedrich, standen, Januar 1772 gestürzt und hingerichtet und die Königin von ihrem Gemahl geschieden (1772). Hierauf führten die Königin-Mutter und der Erbprinz Friedrich mit dem Minister Guldberg 12 Jahre lang die Regierung, bis April 1784 der Kronprinz Friedrich VI. durch eine Palastrevolution sich der Regierung bemächtigte, welche er ununterbrochen behielt. C. selbst starb geisteskrank zu Rendsburg 13. März 1808.

h) C. VIII. Friedrich, König von Dänemark, ältester Sohn des Erbprinzen Friedrich, Stiefbruders Christians VII., geb. 18. Sept. 1786, vermählte sich 1806 mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Schwerin und, 1812 von dieser geschieden, mit der Prinzessin Karoline Amalie von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. C. war Statthalter in Norwegen, als der Friede von Kiel (14. Jan. 1814) dieses Königreich von Dänemark losriß und dessen Uebergabe an Schweden befahl. Ein Versuch Christians, mit Hülfe des norwegischen Volks, welches der Vereinigung mit Schweden abhold war, ein besonderes Königreich Norwegen zu errichten, mißlang. Bereits 25. Febr. zu Drontheim als Regent von Norwegen proklamirt, wurde er nach Vereinbarung einer Verfassung auf dem Reichstag

zu Eidsvold 17. Mai zum Erbkönig von Norwegen gewählt, mußte aber, als eine englische Flotte die norwegische Küste blokirte und ein schwedisches Heer in Norwegen einrückte, 14. Aug. Waffenstillstand eingehen und der norwegischen Krone entsagen. Nach Dänemark zurückgekehrt, lebte er in Kopenhagen den Wissenschaften und Künsten, unternahm mehrere Reisen, welche für seine Lieblingsstudien, Mineralogie, Geognosie und Geologie, werthvolle Ausbeute lieferten (eine Frucht dieser Studien sind seine »Beobachtungen am Vesuv, angestellt im Jahr 1820«), und wurde 1832 Mitglied des Staatsraths und Präses der Kunstakademie. Durch den Tod Friedrichs VI. (3. Dec. 1839) gelangte C. auf den dänischen Thron und wurde 28. Juni 1840 gekrönt. Er begann seine Regentenlaufbahn unter schwierigen Umständen: auf der einen Seite fand er den dänischen Staatshaushalt in der traurigsten Verfassung, die Finanzen zerrüttet, Mißbräuche und Schlendrian in allen Zweigen der Verwaltung, dazu jene bittere Stimmung zwischen der dänischen und der deutschen Nationalität, die noch jetzt der Versöhnung harrt. Er suchte namentlich im Staatshaushalt Ordnung herzustellen und Mißbräuche in der Verwaltung abzuschaffen, regierte aber in ganz absolutistischer Weise. Seine schleswig-holsteinische Politik hatte die völlige Einverleibung Schleswig-Holsteins in den »dänischen Gesammtstaat« zum Zweck, wodurch er mit den Herzogthümern in Konflikt gerieth, vollends als er durch seinen »Offenen Brief« vom 8. Juli 1846 den Entschluß aussprach, die Integrität des dänischen Gesammtstaats durch Einführung der dänischen Erbfolge auch in den Herzogthümern sicherzustellen. Als die Stände der Herzogthümer und die Agnaten hiergegen Protest einlegten und auch der Deutsche Bund durch Beschluß vom 7. Sept. 1846 die bestehenden Rechte wahrte, erließ C. zur Beruhigung eine Bekanntmachung vom 18. Sept. 1846, welche aber an der Integrität Dänemarks festhielt und daher ihren Zweck verfehlte. Er entschloß sich nun zu einem letzten Versuch, dem Bruch zwischen Dänemark und den Herzogthümern vorzubeugen, indem er durch Bewilligung einer konstitutionellen Verfassung die letzteren der Vereinigung mit Dänemark geneigt zu machen gedachte. Mit den Vorarbeiten hierzu beschäftigt, starb er 20. Jan. 1848.

1) C. IX., geboren als der vierte Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm Paul Leopold von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg 8. April 1818 auf dem Schloß Luisenlund bei Schleswig, vermählte sich 26. Mai 1842 mit Luise, der dritten Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und der Prinzessin Luise Charlotte, Schwester Christians VIII. von Dänemark, nahm seinen Wohnsitz in Kopenhagen und gab sich vollständig den dänischen Anschauungen hin. Daher nahm er an dem Protest des Gesammthauses aus Anlaß des »Offenen Briefs« von 1846 keinen Antheil und war der einzige Prinz von Schleswig-Holstein, welcher 1848—50 in dänischen Kriegsdiensten blieb. So schien er die geeignete Persönlichkeit, um bei dem bevorstehenden Erlöschen des dänischen Mannsstammes in dessen Erbe einzutreten. Wirklich ward er zuerst im Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1851 und dann im Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 als Thronfolger in der gesammten dänischen Monarchie bezeichnet. Durch das Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853 ward er Erbprinz von Dänemark. Für das eigentliche Königreich Dänemark erlangte dieses Gesetz nach Verzicht der Agnaten und Zustimmung des Reichstags sofort Gültigkeit. Auch in den drei Herzogthümern wurde dasselbe verkündigt; aber hier fehlte ihm die Zustimmung der Agnaten, der Stände und des Deutschen Bundes. Gleichwohl trat C. IX., nachdem Friedrich VII. 15. Nov. 1863 gestorben war, die Regierung in der ganzen Monarchie an, und seine erste Regierungshandlung war, daß er, von der Bevölkerung Kopenhagens gedrängt, 18. Nov. eine neue Verfassung gab, durch welche das Herzogthum Schleswig mit dem Königreich ganz verschmolzen werden sollte. Dies führte zur Bundesexekution, die 1. Okt. 1863 beschlossen ward, dann zum Krieg mit Preußen und Oesterreich und endlich zum Wiener Frieden vom 30. Okt. 1864, in welchem Schleswig, Holstein und Lauenburg an die deutschen Großmächte abgetreten wurden. Die durch den Prager Frieden von 1866 erregte Hoffnung, daß Dänemark einen Theil von Nordschleswig zurückerhalten werde, ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen und wird wohl niemals erfüllt werden. C. hat 6 Kinder. Sein ältester Sohn, Kronprinz Friedrich, geb. 3 Juni 1843, ist seit 1869 mit der Prinzessin Luise, Tochter König Karls XV. von Schweden, vermählt; sein zweiter Sohn bestieg 6. Juni 1863 als Georg I. (s. d.) den Thron von Griechenland. Von den Töchtern ist die älteste, Prinzessin Alexandra, geb. 1. Dec. 1844, seit 1863 mit dem Prinzen von Wales, die zweite, Prinzessin Dagmar, geb. 26. Nov. 1847, seit 1866 mit dem russischen Thronfolger vermählt.

2) C. I. oder der Aeltere, Fürst von Anhalt, Stifter der Linie Anhalt-Bernburg, ausgezeichnet als Fürst und Feldherr, geb. 1568 als der zweite Sohn Joachims II. Ernst, erhielt eine für die damalige Zeit ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, bereiste die Türkei, die nordischen Staaten, Frankreich und Italien, lebte dann längere Zeit am kursächsischen Hof und kommandirte 1591, 23 Jahre alt, als franz. Generalleutnant ein Korps von 20,000 Mann, welches deutsche Fürsten dem König Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue zu Hülfe schickten. Nachher trat er als Statthalter der Oberpfalz in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz und blieb auch in dieser Stellung, als ihm 1603 durch eine neue Theilung der anhaltischen Lande das Herzogthum Bernburg zufiel. Er betheiligte sich eifrig an der Stiftung der evangelischen Union (1608), übernahm das Kommando über die Truppen derselben, führte auch meist die Unterhandlungen der protestantischen Fürsten mit Heinrich IV. von Frankreich und mit Kaiser Rudolf II. Seine Parteinahme für Friedrich V. von der Pfalz zwang ihn 1619, nach Dänemark zu flüchten; doch gelang es ihm, sich 1623 mit dem Kaiser auszusöhnen und die Wiederaufhebung der Acht zu erlangen. Er starb 1630 zu Bernburg. Vgl. Krebs, C. von Anhalt und die kurpfälzische Politik am Beginn des Dreißigjährigen Kriegs (Leipz. 1872).

3) Markgrafen von Brandenburg: a) C. Wilhelm, Administrator des Erzstifts Magdeburg, Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, geb. 1587, wurde 1598 zum Erzbischof von Magdeburg erwählt und nahm 1614 seiner Verheirathung halber den Titel eines Administrators an. Im Jahr 1616 auch zum Koadjutor von Halberstadt erwählt, ließ er sich in ein Bündnis mit Dänemark ein, übernahm beim niedersächsischen Kriegsheer ein Kommando und eilte, da das bedrängte Stift bei der Annäherung Wallensteins und Tilly's den Herzog August von Sachsen zum

Koadjutor wählte, 1629 nach Schweden zu Gustav Adolf, mit welchem er dann 1630 zugleich den deutschen Boden betrat. Er wurde 1631 bei Eroberung Magdeburgs gefährlich verwundet, ins Pappenheim'sche Lager abgeführt und von den Jesuiten 1632 zum Uebertritt zur katholischen Kirche überredet, ein Schritt, welchen eine in seinem Namen erschienene Schrift: »Speculum veritatis«, rechtfertigen sollte. Er wurde hierauf auf freien Fuß gesetzt und ihm im Prager Frieden (1635) aus den Einkünften des Erzstifts Magdeburg jährlich eine Summe von 12,000 Thlr. zugesichert. C. starb 1665.

b) C., Sohn des Kurfürsten Johann Georg, geb. 1581, gest. 1655, wurde 1603 Markgraf von Baireuth. Er war ein eifriger Anhänger der protestantischen Sache und Gustav Adolfs, brachte aber dadurch sein kleines Land in große Bedrängnis. Um dieselbe abzuwenden, trat er 1635 dem Prager Frieden bei. Nach hergestelltem Frieden suchte er den Wohlstand seines Landes wieder zu heben, vorzüglich nahmen die Verbesserungen im Kirchen- und Schulwesen seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er starb 1655.

c) C. Ernst, Markgraf zu Brandenburg-Kulmbach, Sohn des vorigen, geb. 1644, trat 1662 die Regierung an, unterstützte den Großen Kurfürsten mit Truppen, als sich derselbe 1672 Hollands gegen Frankreich annahm, erwarb sich um Hebung seines Landes hohe Verdienste, nahm viele französische Flüchtlinge auf und wies ihnen Wohnsitze, namentlich in und um Erlangen, an. Er starb 1712.

4) Herzöge von Braunschweig: a) C. der Aeltere, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, Bischof zu Minden, geb. 1566, Sohn des Herzogs Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg und der dänischen Prinzessin Dorothea, wurde 1597 zum Koadjutor des Stifts Minden erwählt und trat 1599 die Regierung selbst an, nachdem er sich verpflichtet hatte, die Landesfreiheiten zu bestätigen und ohne des Kapitels Genehmigung keine Verfügungen zu erlassen. C. gestattete jedem freie Religionsübung. Nach dem Tod seines ältern Bruders (1611) trat er die Regierung der braunschweigischen Lande an. Beim Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs hielt er mit dem Herzog Friedrich von Holstein zur Partei des Kaisers, wurde Oberst der niedersächsischen Kreistruppen und suchte mit vieler Klugheit den Schauplatz des Kriegs möglichst vom Stiftsland fern zu halten, doch nahmen 1623 die Kaiserlichen unter Tilly nichtsdestoweniger Besitz davon. Als die Stände Niedersachsens hierauf zur Abwehr rüsteten, legte C. sein Amt als Kreisoberst nieder. Erst 1629, nach dem Erlaß des Restitutionsedikts, schloß er sich der protestantischen Partei an. Er starb 1633.

b) C., Herzog (herzoglicher Prinz) von Braunschweig-Wolfenbüttel, lutherischer Bischof von Halberstadt, einer der Kriegsobersten des Dreißigjährigen Kriegs (»der tolle Halberstädter« genannt), Sohn des Herzogs Heinrich Julius und der Elisabeth, Tochter des Königs Friedrich II. von Dänemark, geb. 10. Sept. 1599 zu Gröningen im Stift Halberstadt, wurde 1616 Bischof von Halberstadt und 1617 Propst zu Braunschweig. Während der ersten Bewegungen des Dreißigjährigen Kriegs diente er in Holland. Als Friedrich von der Pfalz die böhmische Königskrone verlor, trat C. in dessen Dienst und schwur der Königin Elisabeth, nicht rasten zu wollen, bis er ihr das verlorene Königreich wieder verschafft habe. Er machte Plünderungszüge ins Kurmainzische; von da zurückgeschlagen, plünderte er die reichen westfälischen Bisthümer, ließ in Paderborn den heil. Liborius und die 12 silbernen Apostel zu Münzen einschmelzen mit den Inschriften: »Tout avec Dieu« und »Gottesfreund, der Pfaffen Feind«, und brachte sein Räuberheer, dem er alle Ausschweifungen gestattete, auf 8000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter. Unter fortgesetzten Plünderungen drang er durch das Fuldaische und die Wetterau an den Main vor und eroberte Höchst, erlitt aber hier 10. Juni 1622 von Tilly eine schwere Niederlage; doch gelang es ihm, zu Bensheim an der Bergstraße seine Vereinigung mit dem Grafen Ernst von Mansfeld zu bewirken. Sie zogen nun vereint in das Elsaß, knüpften, nachdem sie von dem Exkönig Friedrich von Böhmen des Dienstes entlassen worden, mit verschiedenen Mächten Unterhandlungen an und traten schließlich in den Dienst der holländischen Staaten, um gegen die Spanier zu kämpfen. Nachdem sie die Festung Bergen op Zoom entsetzt hatten, wobei C. den linken Arm verlor, den er durch einen silbernen ersetzen ließ, verließen sie den holländischen Dienst wieder. C. zog nun mit ca. 8000 Mann nach Niedersachsen, wo die protestantischen Stände sich vergeblich seiner zu entledigen suchten, stieß mehrmals mit Tilly zusammen und wurde von diesem 27. Juli 1623 bei Stadt-Loo vollständig geschlagen. C. entkam mit dem Rest seiner Truppen nach Arnheim und ward nochmals von den Generalstaaten auf 3 Monate in Dienst genommen, wegen der Zügellosigkeit seiner Truppen aber bald wieder entlassen. Er zog darauf zu Mansfeld nach Ostfriesland, wurde aber zugleich mit diesem durch Mangel zur Entlassung des Restes seiner Truppen genöthigt und ging nach dem Haag, darauf mit Mansfeld nach England, wo er ehrenvoll aufgenommen und mit dem Hosenband beschenkt wurde. Im Februar 1625 zogen beide Feldherren, von England und Frankreich unterstützt, ihre Truppen in Holland zusammen. Als jedoch hier der Entsatz des vom spanischen General Spinola belagerten Breda an der Unentschlossenheit der Holländer scheiterte, auch Krankheiten unter den Truppen ausbrachen, begaben sich C. und Mansfeld nach Westfalen und brachten von hier aus große Drangsale über das Erzstift Köln. Da die Truppen aber aus Mangel an Sold sich zerstreuten, ging C. zu seinem Oheim, dem König Christian IV. von Dänemark, der im Bremischen Tilly gegenüberstand. Mit dem vorrückenden dänischen Heer kam er im Frühling 1626 nach Braunschweig und wurde von Herzog Friedrich Ulrich zum Stellvertreter in der Regierung ernannt. Noch während der Winterszeit betrieb er die Rüstungen eifrig, unternahm im Januar mehrere glückliche Streifzüge gegen die Kroaten, suchte die Reichsstadt Goslar zu überrumpeln, plünderte noch einmal Paderborn, entsetzte Nordheim und verproviantirte Minden und Göttingen, von wo aus er den in Hessen gelagerten Tilly beobachtete, mußte aber dann, von Fieber befallen, nach Wolfenbüttel zurückkehren. Daselbst starb er 6. Juni (nach anderen 6. Mai oder 6. Juli) 1626. Vgl. Opel, Der niedersächsisch-dänische Krieg, Bd. 1 (Halle 1872).

5) C. Karl Friedrich August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 19. Juli 1798, Sohn Herzogs Friedrich Christian (gest. 1814) und der Prinzessin Luise Auguste von Dänemark, einer Schwester Friedrichs VI., war in dem Successionsstreit zwischen Dänemark und den

Herzogthümern Schleswig-Holstein eine wichtige Person, da ihm, als dem Haupte der jüngern königlichen Linie des oldenburgischen Fürstenhauses, im Fall des Aussterbens des Mannsstammes der ältern regierenden königlichen Linie des dänischen Regentenhauses, die Erbfolge in Schleswig-Holstein rechtlich zustand. Seit 1839 bemühte er sich auf das eifrigste, die Anerkennung seines eventuellen Erbrechts zu erlangen, und trat nach dem Offenen Brief Christians VIII. und nach Ausbruch des Kriegs 1848 mit seiner ganzen Familie in die Bewegung ein. Sein Bruder, Prinz Friedrich von Noer, stellte sich an die Spitze der provisorischen Regierung, seine Söhne traten in die schleswig-holsteinische Armee ein, während der Herzog selbst nicht öffentlich hervortrat, sondern nur in gelegentlichen Missionen und in der schleswiger Ständeversammlung thätig war. Nach der Herstellung der dänischen Herrschaft in den Herzogthümern 1851—52 ward der Herzog von der sogen. Amnestie ausgeschlossen und die ganze Familie aus der dänischen Monarchie verbannt. Obwohl bei den Unterhandlungen, welche dem Londoner Traktat vom 8. Mai 1852 vorangingen, Rußland zu einem Vergleich mit der augustenburgischen Linie rieth, zog es Dänemark vor, bei den officiellen Verhandlungen Christians Ansprüche zu ignoriren. Als das Kopenhagener Kabinet mit der Konfiskation seiner sequestrirten Güter drohte, vollzog der Herzog, auch von anderer Seite gedrängt, 30. Dec. 1852 eine Akte, wodurch er seine Stammgüter gegen eine Kaufsumme von 2,250,000 Thlr. an Dänemark abtrat und versprach, der neuen Erbfolgeordnung in Dänemark in keiner Weise entgegentreten zu wollen, eine Erklärung, welche aber, obwohl für C. und seine Familie gegeben, für die übrigen Familienglieder keine bindende Kraft haben konnte, daher auch der Prinz von Noer und Christians Sohn, Erbprinz Friedrich, 16. Nov. und 15. Dec. gegen diesen Vertrag protestirten. 1863 entsagte C. noch einmal seinen Ansprüchen auf die Erbfolge in Schleswig-Holstein und überließ die Verfolgung derselben seinem Sohn, dem Herzog Friedrich. Er starb 11. März 1869 zu Primkenau in Niederschlesien, wo er sich nach der Abtretung seiner Stammgüter angekauft hatte.

6) C., ein Cisterciensermönch, wirkte seit 1209 als Apostel unter den heidnischen Preußen mit vielem Erfolg und wurde von Innocenz III. 1215 zum Bischof von Preußen ernannt. Da aber bald darauf eine Reaktion des Heidenthums eintrat und C. zu seiner Hülfe Kreuzfahrer, namentlich die polnischen Herzöge mit ihren Mannen, herbeirief, ward er aus seiner Diöcese vertrieben, und die Preußen machten öfters Verheerungszüge in die benachbarten polnischen Gebiete, was den Herzog Konrad von Masovien bewog, den Deutschen Orden, welcher damals unter Hermann von Salza einen hohen Aufschwung gewonnen hatte, zu Hülfe zu rufen. Der Orden leistete, nachdem er sich von Kaiser Friedrich II. das vom Herzog dargebotene Kulmerland und ebenso das Eroberungsrecht auf Preußen hatte bestätigen lassen (1226), dem Rufe Folge und begann 1230 mit Hülfe von Kreuzfahrern den Kampf gegen die Heiden. C. suchte, als die Ritter erobernd die Weichsel hinab vordrangen, seine Mission im Samland fortzusetzen, gerieth aber 1233 in die Gefangenschaft der Preußen. Inzwischen verlieh auch Papst Gregor IX. 1234 Preußen dem Deutschen Orden als Besitzthum, und obgleich der Bischof 1238 befreit worden, theilte 1243 der päpstliche Legat Wilhelm von Modena das Land zwischen Weichsel und Memel in vier Diöcesen, in denen der Besitzstand so geregelt werden sollte, daß der Orden zwei Theile, der Bischof einen Theil des Landes erhielt; nur für das Kulmerland sollte es bei früheren Bestimmungen verbleiben. C., welcher diese neuen Verhältnisse nicht anerkennen wollte, gerieth zunächst mit dem Orden in Zwiespalt und fiel, da er der päpstlichen Weisung, sich mit einem von den vier Bisthümern zu begnügen, nicht nachkommen wollte, schließlich sogar in Ungnade bei dem apostolischen Stuhl. Er starb 1245. Vgl. Ewald, Die Eroberung Preußens durch die Deutschen (Halle 1872—1874, Bd. 1—2).

7) C. (von Buch?), Propst zu Merseburg, wurde 1160 als Erzbischof von Mainz proklamirt, damals zwar von Friedrich Barbarossa nicht bestätigt, aber 1162 zum Reichskanzler ernannt und 1165, als der Erzbischof Konrad von Wittelsbach sich gegen den Kaiser erhob, auf den Mainzer erzbischöflichen Stuhl gesetzt. Er war ein Mann voll Muth und Energie, der selbst das Schwert führte, überhaupt sehr weltlich lebte und dabei die Sache des Kaisers gegen den Papst aufs entschiedenste vertrat. Schon als Kanzler schützte er in Italien 1165 den kaiserlichen Gegenpapst Paschalis gegen Alexander III.; Pfingsten 1167 schlug er eine weit überlegene römische Kriegsmacht bei Tusculum und bewirkte auf dem Reichstag zu Bamberg 1169 die Wahl des vierjährigen Heinrich, Sohnes von Friedrich Barbarossa, zum deutschen König. Sodann führte er wieder die Sache des Kaisers in Italien, belagerte 1173, freilich erfolglos, Ancona gemeinsam mit den Venetianern, war bei den Verhandlungen thätig, die 1177 zum Abschluß des Friedens zwischen Friedrich und Alexander in Venedig führten. Nun auch von Alexander im Besitz seiner erzbischöflichen Würde anerkannt, schützte er den mit dem Kaiser versöhnten Papst wie dessen Nachfolger Lucius III. gegen die widerspenstigen Römer. Er starb am Fieber zu Tusculum 25. Aug. 1183, nachdem er noch durch seine bloße Erscheinung die aufständischen Römer zum Rückzug veranlaßt hatte. Vgl. Varrentrapp, Erzbischof C. I. von Mainz (Berl. 1867).

Christiand'or, dänische, seit 1775 unter dem König Christian VII. geprägte Goldmünze mit des Königs Brustbild und dem dänisch-norwegischen Wappen, 16,75 Reichsmark werth.

Christiania, norwegisches Stift (früher Akershuus oder Aggershuus genannt) im südöstlichen Theil des Reichs, grenzt im N. an das Stift Hamar, im W. an die Stifter Bergen und Christiansand, im S. an letzteres und an das Skagerrak, im O. an Schweden und umfaßt jetzt, da seit 1862 das Stift Hamar nebst den Vogteien Bamble und Nedre Telemarken davon abgetrennt sind, die 4 Aemter: Akershuus (nebst der Hauptstadt C.), Smaalenene, Buskerud und Jarlsberg mit Laurvik. Der Größe nach ist es jetzt das kleinste unter den 6 Stiftern Norwegens: 26,044 QKilom. (473 QM.); aber es umfaßt die fruchtbarsten und angebautesten Theile des Landes und ist daher von allen am besten bevölkert (1865: 448,374 Einw.). Es wird getheilt in 17 Propsteien mit 91 Pastoraten und 185 Gemeinden nebst 7 Kapellen.

Die gleichnamige Hauptstadt des Stifts und zugleich des Königreichs, ganz umgeben von dem Amt Akershuus (5135 QKilom. mit 107,422 Einw.), mit einem Gebiet von 8,8 QKilom., liegt im

Hintergrunde des malerischen, 110 Kilom. langen Christianiafjords (s. d.) in einer schönen Gegend am Fuß des Ekebergs, von welchem man eine schöne und weite Aussicht hat. Die Stadt wird von dem Flüßchen Akerselv durchflossen und umfaßt außer der eigentlichen Stadt: Oslo oder Gamle Byen (»Altstadt«), mehrere Vorstädte, wie Piperviken, Hammersborg, Grönland und Leret, welche sich bei dem schnellen Wachsthum der Stadt (jährlich wenigstens um 2000 Einw.) fortwährend vergrößern; 1857 zählten sie nur 808 und 1865 bereits 7292 Einw. Gegründet wurde Oslo, die Altstadt, um 1050 n. Chr. von dem König Harald Haardraade; daneben erhob sich um 1300 die hochgelegene Burg Akershuus. Als aber König Christian IV. nach dem großen Brande von 1624 das heutige C. anlegte, sank Oslo zu einer Vorstadt herab; doch hat es noch jetzt seine eigene Kirche, dazu ein Armen-, Zucht- und ein Irrenhaus. Die Straßen der eigentlichen Stadt sind meist breit und gerade, gut gepflastert und haben Trottoirs. Die alten Blockhäuser, aus denen die Stadt ehemals bestand, sind verschwunden, alle Holzbauten innerhalb der Stadt neuerdings durch Gesetz verboten, und es erheben sich anstatt derselben Prachtbauten. Nur in den entlegneren Vorstädten trifft man noch unregelmäßige Straßen und Hütten, die aber mehr und mehr Palästen weichen müssen. Ueberall sind die Straßen mit Kloaken versehen und werden mit Gas erleuchtet; gutes und reichliches Trinkwasser erhält die Stadt durch eine Wasserleitung, welche von einem hochgelegenen See ausgeht. Von dem Mittelpunkte der alten Stadt am Wasser gehen 9 Straßen ab, wo man oft plötzlich von stattlichen massiven Gebäuden auf rauhe Felsen und Wiesenland kommt. Die breite Karl-Johanns-Gade, die unmittelbar nach der imposanten weißen Front des königlichen Schlosses (Slottet) auf einer Anhöhe hinter der Stadt führt, ist jeder europäischen Hauptstadt würdig. Unter den Gebäuden sind die Börse, das Sitzungshaus des Storthing, der Regierungspalast, das Theater und der Dom zu nennen. Auf dem alten Marktplatz wurde in neuerer Zeit eine sehr hübsche Markthalle von Ziegeln in halb byzantinischem Stil errichtet. Das alte Schloß, der Sitz der norwegischen Könige bis 1739, existirt nicht mehr; das neue, von Karl Johann erbaute ist ein großes, aber einfaches Gebäude. Außer der Kathedrale besitzt die Stadt noch 4 Kirchen. C. ist Sitz des Storthing, der Regierung von Norwegen, des höchsten Gerichts, des Stiftsamtmanns und eines Bischofs. Unter den Bildungsanstalten, welche C. zum wissenschaftlichen Mittelpunkte des Landes machen, steht die Universität Fridericiana (1811 durch freiwillige Beiträge gegründet und mit einem Fonds von 64,000 Speciesthlr. dotirt) obenan. Die Zahl der ordentlichen Professoren beträgt 36, wozu noch eine Anzahl sogen. Stipendiaten kommen; die der Studirenden ca. 1000. Mit der Universität verbunden sind naturhistorische Museen, ein Münzkabinet, ein Museum skandinavischer Alterthümer, ein ethnographisches Museum, eine Bibliothek von 200,000 Bänden, ein botanischer Garten und ein astronomisches und magnetisches Observatorium, welches aber etwas entfernt von der Stadt liegt. Außerdem besitzt C. eine höhere Militär- und eine Kriegsschule, ein Gymnasium, mehrere Bürgerschulen, Erziehungsinstitute, eine technische Schule und eine Kunst- und Zeichenschule, mit der eine Nationalgallerie in Verbindung steht; von sonstigen gemeinnützigen Anstalten mehrere Spitäler, Kleinkinderschulen, ein Bußgefängnis, Zuchthaus, Armenhäuser u. dgl. Auch haben hier mehrere Bankinstitute (königlich norwegische Bank, Nationalbank, Kreditkasse, Bank von C. ꝛc.) sowie gelehrte und künstlerische Gesellschaften ihren Sitz. Die Bevölkerung Christiania's ist in raschem Wachsthum begriffen; sie betrug 1801 nur 8931, 1815: 10,886, 1835: 24,045, 1855: 38,958 und 1865: 65,514 (jetzt wohl 79,000). Die industrielle Thätigkeit in der Stadt und Umgegend ist nicht unbedeutend; in blühendem Betrieb stehen Baumwollspinnereien, Webereien, mechanische Werkstätten, Papier- und Oelmühlen, Seifensiedereien, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, zahlreiche Sägemühlen, Ziegelbrennereien ꝛc. In Rücksicht des Handels ist C. dem Import nach (Werth 1871: 9½ Mill. Speciesthlr.) die erste, in Betreff des Exports (Werth 3 Mill. Speciesthlr.) nächst Bergen die wichtigste Stadt des Landes. In den sichern und geräumigen Hafen, der freilich drei bis vier Monate lang durch Eis unzugänglich ist, da man bei Ringene, 2 Kilom. von der Stadt (oder wenn auch dort Eis hindert, bei Dröbak) aus- und einladet, liefen 1872: 1687 Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von 142,927 Kommerzlasten (wovon 1342 mit 108,915 Kommerzlasten beladen) ein und 1555 mit 139,718 Kommerzlasten (wovon 1459 mit 136,733 Kommerzlasten beladen) aus. Der Werth der Einfuhr von C. betrug 1872: 13,477,200, der der Ausfuhr 4,004,500 Speciesthlr.; den Hauptposten der letztern bilden Holzwaaren (1872 für 1,772,300 Speciesthlr.). Die Stadt selbst besaß 1872: 204 Segelschiffe von 32,878 Kommerzlasten und 17 Dampfschiffe von 2027 Kommerzlasten. Dampfboote vermitteln die Verbindung mit der nächsten Umgebung und mit allen norwegischen Städten längs der ganzen Küste von Fredrikshald an der schwedischen bis Vadsö, sowie mit Gothenburg, Friedrichshafen, Kopenhagen, Stettin, Lübeck, London und Nordamerika (via Bergen). Eisenbahnen vermitteln den Verkehr mit Schweden (über Kongsvinger) und mit dem Binnenland: nach Drammen und Eidsvold, von wo Dampfschiffe auf dem Vormen und dem langen See Mjösen nach Hamar und Lillehammer gehen und die Verbindung mit den Aemtern Hedemarken und Christian herstellen. Von Hamar führt auch eine Bahn nach Elverum. Diese beiden letzterwähnten Bahnen aber werden nun verbunden und von Elverum längs dem Fluß Glommen über die Bergstadt Röros bis Stören fortgesetzt, von wo schon eine Bahn bis Drontheim führt. Eine andere Eisenbahn wird durch Smaalenene nach Fredrikshald an der schwedischen Grenze angelegt, um sich dem schwedischen Eisenbahnnetz anzuschließen. So wird C. immer mehr der Mittelpunkt auch des Binnenhandels von Norwegen. Außerdem auch Centrum des norwegischen Buchhandels, ist C. eine ebenso gebildete als wohlhabende Stadt und gibt ein merkwürdiges Beispiel von dem Fortschritt, den Norwegen seit seiner Trennung von Dänemark gemacht hat. Die Umgebungen Christiania's sind überaus schön. Aus dem ruhigen Becken des Fjords, welcher zwischen blauen Inseln nach S. hin verschwindet, erhebt sich das Land allmählich nach allen Seiten, besäet mit freundlichen Landsitzen (Löfter) und Bauernhäusern und, wo diese verschwinden, bis auf die Gipfel der Berge mit Wald bedeckt. Die alte Veste Akershuus, die auf einem Felsen emporragt, ist jetzt zum großen Theil geschleift und dient als Arsenal;

sie bietet außerdem schöne Spaziergänge mit Aussichten über die Stadt und den buchten- und inselreichen Fjord, die zu den lieblichsten im nördlichen Europa gehören. Im W. der Stadt liegt die Halbinsel Ladegaardsöen, mit einem großen und schönen Park und dem Lustschloß Oskarhall, das mit zahlreichen Malereien norwegischer Künstler ausgestattet ist; im Fjord, der Festung Akershuus gegenüber, das Inselchen Hovedö, mit den Ruinen eines alten Cistercienserklosters. Das Klima von C. ist wegen der reinen, klaren Luft sehr gesund. Etwa 25 Kilom. entfernt ist der Krogkleven, eine tiefe Schlucht auf einer bedeutenden Höhe, von welcher sich in Kongens und Dronningens Udsigt die herrlichsten Aussichten auf die von hohen Gebirgen umgebene, ein Kesselthal um den See Tyrifjord bildende Vogtei Ringerike eröffnen, wohin die Bewohner der Hauptstadt häufig zu wallfahrten pflegen.

Die alte Stadt (Oslo) wurde, wie erwähnt, um 1050 gegründet und war frühzeitig Sitz eines Bischofs, mit einer Kathedrale, einer Kollegiatkirche (Marienkirche), welche die zweite in der Ordnung der 14 dem König unmittelbar untergeordneten Kapellen war, nebst mehreren anderen Kirchen und drei Klöstern. Im spätern Mittelalter (der Unionszeit) war Oslo die eigentliche Hauptstadt Norwegens, ohne jedoch zu großer Bedeutung zu gelangen. Ihr Handel war zu Ende des 13. Jahrh. meistens in den Händen hanseatischer Kaufleute, wie denn auch zahlreiche deutsche Handwerker (sogen. »Schuhmacher«) sich daselbst niedergelassen hatten. Nachdem die Macht der Hansa gebrochen war, begann auch der Handel der eingebornen Bürger sich etwas zu heben; doch wirkten dem Aufblühen des Wohlstandes verheerende Feuersbrünste, welche die Stadt im 16. und 17. Jahrh. wiederholt heimsuchten, störend entgegen. Nach der letzten derselben (1624) gründete Christian IV. auf der andern Seite des Fjords das eigentliche C., das anfänglich befestigt war, bis infolge der wachsenden Bevölkerung und abermaliger Feuersbrünste zu Ende des 17. Jahrh. die Wälle geschleift wurden. 1716 war C. einen Monat lang von der Armee Karls XII. von Schweden besetzt, der vergeblich Akershuus belagerte und der Stadt großen Schaden zufügte. Diesen Drangsalen folgte während des 18. Jahrh. eine Periode blühenden Handelsverkehrs (namentlich mit England) und großen Wohlstandes, die infolge der Union Norwegens mit Schweden allerdings eine empfindliche Unterbrechung erlitt; doch hat C. in den folgenden Jahrzehnten in jeder Hinsicht wieder bedeutende Fortschritte gemacht.

Christianiafjord, der größte Meerbusen im südl. Norwegen, umgeben von reizenden und fruchtbaren Ufern, die den vier Aemtern des Stifts Christiania angehören, erstreckt sich von S. gegen N. einen ganzen Breitengrad von Hvalöer (Walfischinsel) im O. und Tjömö im W. bis Christiania, wo er an der östlichen Seite um die bewaldete und gebirgige Halbinsel Näsodden ganz gegen S. abbiegt und den 22 Kilom. langen, von hohen und bewaldeten Ufern umgebenen Bundefjord bildet. In dem südlichen Theil ist die Breite ansehnlich (15 Kilom. und darüber), auch liegen dort mehrere Inseln; darauf, nachdem er gegen NW. den über 22 Kilom. langen Drammensfjord abgeschickt hat, verengert er sich bei Drobak, um darauf bei der Hauptstadt noch einmal ein bedeutendes, mit zahlreichen Inseln geschmücktes Wasserbecken zu bilden. Die Schiffahrt auf dem Fjord ist sehr lebhaft, und es sind an denselben 11 Leuchtthürme aufgeführt; auf mehreren derselben werden bei nebligem Wetter die Fahrzeuge auch durch Schläge an Glocken gewarnt.

Christianit, s. v. w. Anorthit (s. d.).

Christianität (lat.), christlicher Sinn und Geist.

Christi annus (lat.), Jahr des Herrn, Jahr des Heils, annus gratiae.

Christiansamt, Amt im südlichen Norwegen, zum Stift Hamar gehörig, 25,044 QKilom. (454,88 QM.) groß mit (1865) 124,980 Einw., zerfällt in 5 Vogteien: Toten, Söndre Gudbrandsdalen, Nordre Gudbrandsdalen, Hadeland und Valders. Ueber die Hälfte des Landes, das Gebiet des Lougen, vom Mjösensee hinauf bis zum Sneehätten, ist Hochgebirge. Das im S. liegende Hadeland ist mit dichtem Nadelwald bedeckt und enthält den langen, von Wald umschlossenen Randsfjord, auf welchem mittels Dampfboote große Holzmassen herabgeflößt werden, und von welchem eine Eisenbahn über Höuefos nach Drammen führt. Die Vogtei Toten ist einer der fruchtbarsten Landstriche Norwegens, mit Aeckern und Laubwäldern bedeckt, und auch der Mjösensee ist von sehr getreidereichen Gegenden umgeben. Gudbrandsdalen, das Thal des Lougen, ist eng, aber großartig, ein Wechsel von Aeckern, Wiesen, Laub- und Nadelholzwäldern und steilen Gebirgsabhängen, zahllosen Gewässern und Wasserfällen sowie von Alpentriften, welche die schönsten Alpenpflanzen schmücken. Das Produkt der bedeutenden Viehzucht ist der aus Schafmilch bereitete sogen. Mysekäse. Die beiden Städte des Amts, beide neuern Ursprungs, sind Lillehammer, an der Mündung des Lougen in den Mjösensee, mit (1870) 1575 Einw., das Ziel der nach N. fahrenden Dampfschiffe, und Gjövik, an der Westseite des Mjösen, mit 827 Einw.

Christiansand, das südlichste Stift Norwegens, im O. und N. von den Stiftern Christiania und Bergen, im W. und S. von dem Skagerrak und der Nordsee begrenzt, umfaßt seit 1862, da die Vogteien Bamble und Nedre Telemarken von dem Stift Christiania hinzukamen, die 4 Aemter: Bratsberg, Lister-Mandal, Nedenäs und Stavanger und enthält 39,900 QKilom. (724,17 QM.) mit (1865) 328,744 Einw. Es zerfällt in 17 Propsteien und 186 Gemeinden. — Die gleichnamige Stadt daselbst, im Amt Lister-Mandal, angelegt 1641 auf einer ebenen, sandigen Landzunge an der Mündung der Torrisdal-Elv in die Christiansandbucht des Skagerrak, die regelmäßigste Stadt in Norwegen, der Bewohnerzahl nach (1865: 10,876) die sechste, ist Sitz des Stiftsamtmanns und des Bischofs sowie des Stiftsobergerichts und einer Abtheilung der Norwegischen Bank. Sie hat eine Domkirche, eine Gelehrten- und eine Navigationsschule, 4 Schiffswerften, deren Hauptthätigkeit in der Ausbesserung vorbeisegelnder, vom Sturm beschädigter Schiffe (jährlich über 100) besteht, eine mechanische Werkstatt u. a. Den Hauptnahrungszweig bietet das Meer dar. Die Stadt hat einen vortrefflichen, leicht zugänglichen Hafen, den die vorbeisegelnden Schiffe bei Stürmen aufsuchen, und in welchem die von Christiania nach Bergen, Hull, London, Hamburg, Rotterdam und die von Drontheim nach Hamburg, Kopenhagen und Stettin gehenden Dampfschiffe anlegen. Die Festungswerke, die vor Zeiten an den den Hafen beschützenden Inseln angelegt worden sind, haben alle Bedeutung verloren, ebenso die etwa 4 Kilom. entfernt liegende Festung Flakkerö. Bedeutend ist die Fischerei sowie auch Schiffahrt und Handel. Im Jahr 1871 besaß die

Stadt 104 Segelfahrzeuge von 12,343 Kommerzlaſten Tragfähigkeit und mit einer Beſatzung von 961 Mann; es kamen vom Ausland an: 167 beladene Fahrzeuge von 5508 Kommerzlaſten und 504 in Ballaſt und gingen dorthin ab: 696 beladene Schiffe von 20,843 Kommerzlaſten und 21 in Ballaſt; der Werth der Ausfuhr, hauptſächlich in Holzwaaren und in Fiſchen beſtehend, betrug 457,700, der der Einfuhr 836,400 Speciesthlr.

Chriſtiansborg, Schloß, ſ. Kopenhagen.

Chriſtiansfeld, Flecken in der preuß. Provinz Schleswig-Holſtein, Kreis Hadersleben, in der Nähe des Kleinen Belt, eine Gründung der evangeliſchen Brüdergemeinde (ſeit 1773), ſauber und regelmäßig gebaut, mit vortrefflichen Erziehungsanſtalten für Knaben und Mädchen, regem Gewerbetrieb, Fabrikation von Tabak und Cigarren, Leder, Seife ꝛc. und 700 Einw.

Chriſtianssö, drei Felſeneilande in der Oſtſee, ca. 19 Kilom. von der nordöſtlichen Küſte von Bornholm entfernt und zu dem Oeſtre Herred von Bornholm gehörend, ehemals Ertholme (Erbſeninſeln), jetzt aber nach der größten derſelben benannt, obgleich der Name C. eigentlich nur die ehemalige Seefeſtung bezeichnet, welche auf den beiden Inſeln Chriſtiansholm und Frederiksholm liegt. Da in Bornholm ein ſicherer und guter Kriegshafen gänzlich fehlt, hier aber zwiſchen den erwähnten Inſeln ein ſolcher mit einer Tiefe von 4—5,5 Meter vorhanden iſt, ſo ließ nach dem Verluſt von Schonen, Halland und Blekingen an Schweden Chriſtian V. 1684 den Hafen anlegen, welcher durch eine 26 Meter lange Floßbrücke in einen nördlichen und einen ſüdlichen Theil getheilt iſt. Der nördliche Theil am Eingang hat für Linienſchiffe die gehörige Tiefe, iſt aber nur 270 Meter lang und an der breiteſten Stelle 58 Meter breit, daher große Fahrzeuge ein- und ausbugſirt werden müſſen. Der kleinere, ſüdliche Hafen iſt nur 3,5—4 Meter tief. Da die Felſen ganz von Erde und Vegetation entblößt waren, ſo mußte bei der Anlage der Befeſtigungen Erde von Bornholm hingeſchafft werden. Die Befeſtigungen wurden von Friedrich VI. zweckmäßig verändert und zum Theil mit neuen Batterien, ſowie der Hafen mit Ketten und Bäumen verſehen. Während der Kriegsjahre 1807—1814 war dort eine Ruderflotte ſtationirt. Die Inſeln ſind ſehr klein: Chriſtiansholm 390 Meter lang und 150 Meter breit, Frederiksholm 310 Meter lang und 170 Meter breit; noch kleiner iſt die 260 Meter von Frederiksholm gelegene dritte Inſel, Gräsholm (Grasinſel), auf welcher trotz ihres Namens kaum ein Grashalm wächſt, aber Eidergänſe in zahlloſer Menge niſten. Die Feſtungswerke ſind von behauenen, auf den Inſeln gebrochenen Quadern aufgeführt und befinden ſich größtentheils auf Chriſtiansholm, woſelbſt auch die Staatsgefängniſſe und die Wohnungen der Beamten ſowie die Kirche ſich befinden. Da man aber die Unhaltbarkeit dieſer Feſtung anerkannte, ſo wurde ſie als ſolche 1855 aufgehoben; der Hafen ſoll fürs erſte als Nothhafen auf Koſten des Staats unterhalten und auch als Lotſen- und Feuereteabliſſement beibehalten werden. Die Bevölkerung, 1845 noch 393 Seelen zählend, iſt auf 100 herabgeſunken; die militäriſche Beſatzung, welche nothwendig iſt, weil noch einige Hafenbatterien montirt bleiben, wird regelmäßig abgelöſt. Die Inſeln ſind mit Riffen umgeben, die um ſo gefährlicher ſind, als alle Schiffe dicht daran vorbei ſegeln müſſen. Daher iſt ſeit 1805 auf dem 30 Meter hohen Feſtungsthurm ein rotirendes, 25 Kilom. weit ſichtbares Leuchtfeuer errichtet. Auf C. iſt eine vortreffliche Quelle, welche auch die vorbeiſegelnden Schiffe mit Trinkwaſſer verſorgen kann.

Chriſtianſtad, ſchwediſches Län im SW. des Landes, an das Kattegat und die Oſtſee grenzend, umfaßt den nördlichen und öſtlichen, weniger fruchtbaren Theil von Schonen und enthält 6502 QKilom. (118 QM.) mit (1872) 225,472 Einw., deren Haupterwerbszweig Ackerbau, Waldkultur und Fiſchfang ſind. Der nördliche Theil des Landes iſt ſumpfig und reich an Seen, der mittlere ein fruchtbares und hügeliges Thalland; die Küſte enthält ſtrichweiſe Flugſand. Im ganzen kommen von dem Areal 1738 QKilom. auf Acker-, 747 auf Wies-, 1707 auf Waldland und 225 auf Seen und Gewäſſer. — Die gleichnamige, ehemals befeſtigte Hauptſtadt des Läns, 15 Kilom. von der Oſtſeite gelegen, in ſumpfiger Niederung am Fluß Helge, über den eine 734 Ellen lange Brücke führt, der Sitz der Länsregierung und des Hofgerichts über Schonen und Blekingen iſt regelmäßig angelegt, mit breiten Straßen, aber meiſtens hölzernen Häuſern, hat eine ſchöne Kirche, ein Arſenal, ein Länshoſpital für Irre, ein Armenhaus, 2 Marktplätze und einen Hafen, 15 Kilom. von der Stadt åhus, wo die Helge, jetzt für kleine Fahrzeuge ſchiffbar gemacht und mit Dampfern befahren, in die Oſtſee fällt. Die Einwohner, 5600 an der Zahl, treiben Fabrikation von Wollzeugen, Leder und Handſchuhen und etwas Handel mit Holz, Pech, Potaſche u. dgl. Die Stadt wurde 1614 von König Chriſtian IV. als Feſtung gegründet, nachdem die benachbarten Städte åhus und Wä im Krieg zerſtört worden waren. Im Frieden von Roeskilde 1658 wurde ſie an Schweden abgetreten.

Chriſtianſtadt, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Sorau, am Bober, der ſchleſ. Stadt Naumburg gegenüber, mit Baumwoll- und Flachsgarnſpinnerei, Bleicherei, Mahlmühlen ꝛc. und (1871) 1358 durchaus evangel. Einwohnern. C. hieß früher Neudorf und wurde 1659 infolge der Anſiedlung zahlreicher aus Schleſien ausgewanderter Proteſtanten vom Herzog Chriſtian von Sachſen zur Stadt erhoben und C. genannt.

Chriſtianſtaed (auch Baſin), die hübſch gebaute Hauptſtadt des däniſchen Weſtindien, an der Nordküſte der Inſel Ste. Croix, mit gutem, ſicherem Hafen und (1870) 5127 Einw., Sitz des Gouverneurs, beſitzt eine Sternwarte und wird durch drei Forts geſchützt.

Chriſtianſund, Seeſtadt im norwegiſchen Amt Romsdal, ſonſt Nordmöer Toldſted oder Lille-Foſen geheißen und der Stadt Drontheim untergeben, ſeit 1742 nach König Chriſtian VI., der ſie mit Privilegien verſah, C. genannt, liegt auf den drei Inſeln: Indlandet, Kirklandet oder Eidlandet und Godlandet ſowie auf einer Halbinſel, Nordlandet, welche einen durch Kunſt noch verbeſſerten Hafen umgeben, der eine ganze Flotte aufnehmen kann. Uebrigens iſt die Lage keineswegs ſchön, und dem frühern oft empfindlichen Waſſermangel iſt erſt vor kurzem durch eine Waſſerleitung abgeholfen worden. Die Bewohner, 1870: 6732 an der Zahl, nähren ſich beſonders von Fiſcherei, Schiffahrt und Handel. Die Stadt beſaß 1871: 81 Fahrzeuge von 4678 Kommerzlaſten Tragfähigkeit; es kamen vom Ausland an 112 Fahrzeuge von 8622 Kommerzlaſten (davon 88 von 6694 Kommerzlaſten mit Ladung); es gingen dorthin ab: 153 Fahrzeuge von 11,261

Kommerzlasten (davon 152 von 11,157 Kommerzlasten mit Ladung); der Werth der Einfuhr betrug 324,200, der der Ausfuhr (fast ausschließlich Fische) 1,622,900 Speciesthaler.

Christianswurz, s. v. w. Christwurz.

Christianus (lat.), Christ; Christian.

Christianus Democritus, Pseudonym für Dippel (Johann Konrad).

Christiern (dän.), Christian.

Christine, 1) C. Auguste, Königin von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs und der brandenburgischen Prinzessin Marie Eleonore, geb. 8. (18.) Dec. 1626, erhielt schon unter der Leitung ihres Vaters als künftige Thronerbin eine mehr männliche als weibliche Erziehung und war noch vor der Abreise Gustav Adolfs nach Deutschland von den Ständen als Nachfolgerin desselben anerkannt worden. Nach dem Tod ihres Vaters 1632 wurde sie unter eine vormundschaftliche Regierung gestellt und namentlich von dem 1636 nach Schweden zurückgekehrten Kanzler Oxenstierna in die Kunst der Regierung eingeweiht. Dabei trieb sie allerlei Studien, besonders sprachliche, welchen sie alle Zerstreuungen opferte, verrieth aber auch bald ihren bizarren Charakter, indem sie sich als Mann geberdete, ritt und jagte und selbst in Mannskleidern öffentlich erschien. Alle weiblichen Beschäftigungen blieben ihr fremd. Schon 1643 war sie in den Reichsrath zugelassen worden, um den Gang der Geschäfte kennen zu lernen, und hatte durch ihre Umsicht, ihren Scharfsinn und ihre Fassungsgabe Staunen erregt. Am 7. Dec. 1644 ward ihr von den Ständen die Regierung feierlich übertragen, und sie begann sogleich, diese mit großer Energie und Selbständigkeit zu führen. Sie schloß mit Dänemark 1645 den Frieden zu Brömsebro, der der schwedischen Krone Blekingen, Smaland und verschiedene Handelsvortheile einbrachte. Den Reichskanzler Oxenstierna erhob sie zwar zum Grafen, entzog sich aber mehr und mehr seinem Einfluß, zumal da demselben die Absicht beigelegt wurde, sie mit seinem Sohn zu vermählen. Ueberhaupt hatte sie eine Abneigung gegen die Ehe. Ihr Vater hatte den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zu ihrem Gemahl ausersehen, und die Unterhandlungen dauerten noch nach Gustav Adolfs Tod fort, zerschlugen sich aber endlich. Schneller standen die übrigen Bewerber ab, unter denen die Könige Johann IV. von Portugal, Philipp IV. von Spanien, Wladislaw von Polen und sein Bruder Johann Kasimir die vornehmsten waren. C. selbst hatte dem Prinzen Karl Gustav von Zweibrücken schon im zarten Alter ihre Hand versprochen, und auch die Reichsstände erklärten sich damit zufrieden. Durch Intriguen hatte man ihr jedoch Widerwillen gegen den Prinzen einzuflößen gewußt; gleichwohl wollte sie ihn auch jetzt noch, wenigstens für den Fall, daß sie ohne Erben sterben sollte, zu ihrem Nachfolger erhoben sehen und brachte es bei den anfangs widerstrebenden Reichsständen dahin, daß sie 1649 den Pfalzgrafen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken feierlich zu ihrem eventuellen Nachfolger ernannten. Im Oktober 1650 ließ sie sich mit großer Pracht in Stockholm krönen. Während sie die Zügel der Staatsregierung mit männlichem Geist führte, versammelte sie zugleich ausgezeichnete Männer der Wissenschaft, wie Grotius, Salmasius, Descartes, Meibom u. a., um ihren Thron, suchte oft in Upsala im Umgang mit Gelehrten Erholung, bereicherte die Universität mannigfach und stand mit vielen Gelehrten im Briefwechsel. Auch Dichter und Künstler zog sie an ihren Hof und brachte mit vielen Kosten werthvolle Sammlungen von Gemälden, Antiken und Münzen zusammen. Kein Wunder daher, wenn das Lob der »Pallas Suecica«, der »zehnten Muse«, der »Sibylle des Nordens« von allen Zungen tönte. Um so unzufriedener waren aber bald die Stände mit ihrer Regierung, das Volk mit ihrer Verschwendung des Staatsschatzes, der Adel mit ihrer Begünstigung der Talente ohne Rücksicht auf Geburt und Stand und mit der am Hof herrschenden Günstlingswirtschaft. Nachdem schon länger in dem Gemüthe der Königin eine Veränderung vorgegangen war, trat sie im Oktober 1651 mit der Erklärung, abdanken zu wollen, vor den Reichstag. Lange blieb sie gegen die dringendsten Vorstellungen der Stände unerbittlich, und erst als der Großkanzler ihr im Namen des Reichsraths versprach, die Krone von ihrer Schuldenlast, selbst mit Aufopferung des eigenen Vermögens, zu entbinden und ihr eine beträchtliche Summe für ihren Hofhalt auszusetzen, gab sie nach. Ihre Stellung blieb aber nach wie vor eine schwierige, da sie, allzu sehr an Aufwand gewöhnt, den schweren Druck der Bauern, auf die alle Lasten fielen und die mehrmals mit offenem Aufruhr drohten, nicht zu mildern vermochte. Bei aller Thätigkeit, bei allem Forschen, selbst bei rauschenden Festen, fühlte sich C. mehr und mehr unbefriedigt; ihre Kränklichkeit machte sie noch reizbarer. Mit Unmuth hörte sie besonders die lutherische Geistlichkeit ihren Plan einer Vereinigung der Protestanten tadeln, dazu mißfielen ihr deren lange Predigten, und es regten sich in ihr zuletzt Zweifel an der Wahrheit des Lutherthums. Ueberdies gewann damals der Jesuit Macedo, Beichtvater und Dolmetscher des portugiesischen Gesandten Pinto Pereira, ihr Vertrauen. Derselbe zog 1652 noch andere Jesuiten in der Verkleidung von italienischen Edelleuten in die Nähe der Königin. Die Unzufriedenheit des Volks, die Finanznoth, politische Verwickelungen, denen sie sich nicht gewachsen fühlte, Ueberdruß an der Regierung, Sehnsucht nach Freiheit brachten endlich in der Königin den Entschluß, abzudanken, von neuem zur Reife, und sie erklärte denselben 11. Febr. 1654 dem Reichsrath als unwiderruflich. Umsonst widersprach dieser; sie blieb diesmal unerbittlich, forderte aber 200,000 Thlr. jährliche Revenüen, mit der Berechtigung, diese Summe im Ausland verzehren zu dürfen. Am 6. (16.) Juni 1654 wurde im Reichsrath ihre Abdankungsurkunde verlesen und noch an demselben Tage Karl Gustav zum König gekrönt. Sie begab sich über Hamburg und Münster nach Brüssel, wo sie 23. Dec. einen glänzenden Einzug hielt. Hier nahm ihr der Dominikaner Pater Guemes im Palast des Erzherzogs Leopold heimlich das katholische Glaubensbekenntnis ab. Als sie dem Papst ihren Vorsatz, nach Rom zu kommen, gemeldet hatte, schickte er seinen Protonotarius Holstenius nach Innsbruck, vor dem sie ihr öffentliches Glaubensbekenntnis ablegte. In den Staaten des Papstes wurde C. mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Im Amazonengewand und zu Pferde hielt sie in Rom einen prächtigen Einzug; der Papst firmelte sie, wobei sie den Namen Alessandra erhielt. Bald aber verbreiteten die Jesuiten die gehässigsten Gerüchte über den leichtfertigen Lebenswandel und die ärgerlichen Reden der neuen Konvertitin. Daher

verließ sie im Sommer 1656 Rom, um sich nach Frankreich und dann nach Deutschland zu begeben. In Paris war sie bald der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung; man fand sie ebenso geistreich als unweiblich. Im September 1656 kehrte sie nach Italien zurück, ging aber schon im folgenden Jahr abermals nach Frankreich, obgleich Mazarin, der den Verdacht hegte, daß sie den Frieden zwischen Frankreich und Spanien befördern wolle, sie nicht eben willkommen hieß. Im königlichen Schloß zu Fontainebleau ließ sie ihren Oberstallmeister, den Marquis Monaldeschi, wegen angeblichen Hochverraths nach abgehaltenem Gericht von einigen Trabanten mit Dolch- und Degenstößen ermorden, wodurch sie bei Hof und beim Publikum die Achtung verscherzte und sich allgemeinen Tadel zuzog. Umsonst legte sie darauf Cromwell den Wunsch nahe, daß er sie zu einem Besuch in England einladen möge, und kehrte daher noch 1658 nach Rom zurück. Da ihre Einkünfte von Schweden immer unregelmäßiger eingingen, so gerieth die verschwenderische Königin bald in große Bedrängnis, weshalb ihr der Papst ein Jahrgehalt von 12,000 Scudi aussetzte und zugleich den jungen, geistreichen Kardinal Azzolini zu ihrem Hausbeimeister ernannte. Unwillig darüber und um ihre schwedischen Angelegenheiten zu ordnen, unternahm sie nach dem Tod Karl Gustavs 1660 eine Reise in ihr Vaterland. Obgleich man dort ihre Anwesenheit nicht wünschte, besonders wegen ihres Abfalls von der lutherischen Konfession, wurde sie doch zu Stockholm mit allen Ehrenbezeugungen empfangen, entfremdete sich aber die Herzen vollends dadurch, daß sie sogleich eine katholische Kapelle errichten ließ. Auf Befehl der Regierung wurde diese Kapelle niedergerissen, und da C. die Absicht merken ließ, Ansprüche auf den Thron im Fall einer Erledigung desselben zu erneuern, so mußte sie eine neue, vollständige Entsagungsakte ausstellen. Auch in Norrköping, wohin sie sich für den Winter begeben hatte, verbot man ihr, Messe lesen zu lassen, was sie bewog, ihr Vaterland zum zweitenmal zu verlassen. Sie begab sich daher Mai 1661 nach Hamburg und blieb fast ein Jahr hier, mit alchemistischen Versuchen beschäftigt. Im Jahr 1667 kehrte sie abermals nach Schweden zurück, ging aber, als sie ihre Geistlichen und katholischen Diener entlassen sollte, sogleich wieder nach Hamburg zurück, wo die von ihr veranstaltete Feier der Wahl des Papstes Clemens IX. einen Aufstand des Pöbels veranlaßte, der ihre Wohnung stürmte und sie zu eiliger Flucht zwang. Nach des Königs Johann Kasimir von Polen Rücktritt bewarb sie sich um die polnische Krone; da sie aber kein Geld zu Bestechungen anwenden konnte, fand sie bei den Polen keine Beachtung. Nach Clemens' IX. Tod (1670) gefiel sie sich nicht mehr in Rom, obwohl sie dort der Mittelpunkt der geistlichen und gelehrten Kreise war und eine Akademie um sich versammelt hatte, aus der später die Gesellschaft der Arkadier zur Veredelung der italienischen Sprache und Dichtkunst hervorging. Im Jahr 1672 begab sie sich nach Frankreich, von wo aus sie nach Johann Kasimirs Tod als dessen nächste Wasa'sche Verwandte auf dessen Güter in Polen und Neapel Ansprüche erhob. Der Papst unterstützte ihre Forderung, allein ihre sechsjährigen Bemühungen in dieser Sache blieben infolge ihrer Mittellosigkeit ohne Resultat. Ihre letzten Lebensjahre verlebte sie in Rom. Ihre lebhafte Betheiligung an dem Streit über die Quartierfreiheit der Gesandten, die auch C. für ihren Palast und dessen Umgebung bisher genossen, hatte zur Folge, daß ihr der Papst Innocenz XI. ihre Pension nahm. Sie fühlte dadurch eine große Last von ihrer Seele genommen, denn sie verachtete den Papst und dessen Geschenk. Die Kirche müsse wohl vom Heiligen Geist regiert werden, meinte sie spottend, denn hinsichtlich der vier Päpste, die sie in Rom erlebt, könne sie schwören, daß keiner gesunden Menschenverstand gehabt habe. Sie starb, nachdem sie den Papst um Verzeihung gebeten und den Kardinal Azzolini zum Haupterben eingesetzt hatte, 19. April 1689 und ward in der Peterskirche beigesetzt, wo ihr der Papst ein Denkmal errichten ließ. Sie hatte sich auch als Schriftstellerin, stets in französischer Sprache, versucht. Sie war von kleiner Statur, blendend weißer Hautfarbe, hatte blaue Augen, eine Adlernase und ein üppiges Lockenhaar, auf das sie jedoch wenig Sorgfalt verwandte. Ohne die liebenswürdigen Eigenschaften des Weibes, vermochte sie doch in vieler Beziehung sich nicht über weibliche Schwäche zu erheben; dahin gehörten ihr launenhafter Religionswechsel, ihre Reizbarkeit, ihre Herrschsucht, selbst nachdem sie freiwillig das Scepter niedergelegt. Ihre Schriften finden sich größtentheils in Arckenholz, Memoiren der Königin C. (Berl. 1751—60, 4 Bde.). Vgl. Grauert, C., Königin von Schweden und ihr Hof (Bonn 1838—42, 2 Bde.); Geijer, Geschichte Schwedens, Bd. 2, S. 250 (Hamb. und Gotha 1834).

2) Marie C., Wittwe Ferdinands VII., Regentin von Spanien, s. Marie C.

Christine de Pisan (spr. -sáng), franz. Dichterin, geb. 1363 zu Venedig, kam mit ihrem Vater, der als Astronom berufen war, an den Hof König Karls V. Schon mit 15 Jahren verheirathet, verlor sie früh wieder ihren Gatten und flüchtete sich, Trost suchend, auf das Gebiet der Literatur. Die Weichheit ihres Gemüths spiegelt sich in ihrer Ausdrucksweise und verleiht ihren Schriften einen Grad von Interesse, welches der sonstige Stil jenes Zeitalters nicht zu erwecken im Stande ist. Ihre hauptsächlichen poetischen Werke, soweit sie im Druck erschienen, sind: »Cent ballades et autres petits poëmes«, »Dicts moraux« (welche Schrift auch den Titel führt: »Enseignements de Christine à son fils«) und der Roman »Othéa«. Ihre »Jeanne d'Arc. Chronique rimée« erschien Orléans 1865. Von ihren prosaischen Werken ist das berühmteste die »Histoire du roi Charles le Sage«; außerdem schrieb sie »Epitres sur le roman de la Rose«, »Lettres a la reine Isabella«, »La vision de Christine« u. a. Sie starb um 1420 (oder 1431?). Ihr Leben beschrieb der jüngere Boivin (in den Memoiren der Akademie der Inschriften, Bd. 2). Ein Theil ihrer Werke bildet den 2. und 3. Band der »Collection des meilleurs ouvrages français composés par des dames«.

Christinehamn, Stadt im schwed. Län Wermland, an den Flüssen Lötelf und Waran, welche bald darauf vereinigt sich in den Wenersee ergießen und durch Kunst vertieft sind, so daß Fahrzeuge in die Stadt gelangen können, 1642 angelegt, nimmt seit einigen Jahren außerordentlich zu, besonders durch Handel und Gewerbe, wozu die nordwestliche Stammbahn, welche hier vorbei nach Norwegen führt, und die Zweigbahn nach dem See Sjöandan, der durch Kanäle mit den vielen zu dem Filipstad'schen Wasser-

system gehörenden Seen verbunden ist, wesentlich beigetragen hat. Noch lebhafter wird der Verkehr werden, wenn die letzterwähnte Zweigbahn unter dem Namen »Ostwermland'sche Bahn« über Filipstad weiter gegen N. vollendet ist. Der Hauptgegenstand des Handels ist Eisen. Auf dem sogen. Fastingsmarkt zu Anfang April werden die Eisenpreise für das Jahr bestimmt; die Ausfuhr an Eisen, besonders Roheisen und Eisenerz, nach entfernteren Eisenwerken beträgt jährlich ca. 1½ Mill. Ctr. Dazu kommt Holzausfuhr und Zufuhr an Getreide und getrockneten Fischen aus Norwegen nach den Bergwerksdistrikten in Wermland und Dalarne. Die Zahl der Bewohner ist (1873) 3919.

Christinos, in Spanien während der Regentschaft der Königin Marie Christine (s. d.) Parteiname der Anhänger derselben, welche zugleich liberale Grundsätze verfochten gegenüber den Karlisten.

Christliche Kirche, s. Kirche.

Christliche Religion, s. Christenthum.

Christliche Religionslehre, s. Dogmatik.

Christmas (engl., spr. krissmĕs, »Christmesse«), eigentlich der Christtag oder Christmas-day (25. Dec.), dann die ganze Weihnachtszeit, die ehemals in England bis zum 2. Febr. währte und jetzt mit dem twelfth-day oder »zwölften Tag« (6. Jan.) endigt.

Christmas-Pantomime (engl., spr. krissmĕs-pántomeim), Name eines komischen Zauberballets, das in den Nationaltheatern Drurylane und Coventgarden in London jährlich zu Weihnachten mit großer Pracht aufgeführt wird. Alle Mitwirkenden bereiten sich lange Zeit auf diese Pantomime vor, weil meist das Gefallen oder Nichtgefallen derselben das Fortbestehen oder den Fall einer Direktion bestimmt. Ihr Ursprung ist in das letzte Jahrzehnt des 17. Jahrh. zu setzen, doch erhielt sie ihren Glanz erst unter Rich und Garrick. Gewöhnlich beginnt eine solche Pantomime mit einem Vorspiel, das ein Märchen oder eine Volkssage behandelt und mit der Verwandlung der Personen in Arlequin, Kolombine, Clown und Pantalon endigt, worauf die eigentliche Arlequinade erfolgt. Tagesneuigkeiten werden auf das beißendste lächerlich gemacht und selbst Minister und Günstlinge des Hofs nicht verschont. Eine gute C., die nicht selten an 10,000 Pfd. Sterl. kostet, erlebt gewöhnlich 50—60 Vorstellungen; doch ist es während der ersten drei oder vier Tage nach Weihnachten wegen des Lärmens, den die arbeitende Klasse aus Muthwillen auf den Gallerien verursacht, unmöglich, etwas von der Bühne zu hören.

Christmesse (Christmette), der Gottesdienst, der am frühen Morgen des ersten Weihnachtsfeiertags bei Licht gehalten wird.

Christmonat, s. v. w. December.

Christnacht, bei den Katholiken die vor dem Weihnachtsfest mit Gebet, Lektion und anderen Andachtsübungen gefeierte Vigilie.

Christodōros, byzantinischer Dichter, aus Koptos in Aegypten, lebte unter Anastasios I. (491—518 n. Chr.) und hinterließ zwei Epigramme (Anthol. II, 456) und ein Gedicht von 416 Versen über die Statuen im Zeuxipposmuseum zu Byzanz, welches, von Septimius Severus erbaut, die Werke der ältesten Meister enthielt und 532 durch eine Feuersbrunst zu Grunde ging. Das Gedicht erschien mit Noten von Anselmus Banduri in dessen »Libri VII Antiquitatum Constantinopolitanarum« (Par. 1711, Venedig 1729) und befindet sich auch in Jacobs' »Anthologia Palatina« (1813—17).

Christodūlos (griech., s. v. w. Knecht Christi), Autorname des byzantinischen Kaisers Johannes V. Kantakuzenos (s. d.).

Christofle (spr. -flĕ), Charles, namhafter Industrieller, geb. 1805 zu Paris, war Leiter eines Gold- und Silberwaarengeschäfts und begründete später in Paris und Karlsruhe Etablissements, in welchen er die Elektrometallurgie und namentlich die galvanische Vergoldung und Versilberung ungemein ausbildete. Er erreichte vorher nie gesehene Effekte, schuf große plastische Werke, welche allen Anforderungen der Kunst entsprachen, ebenso auch zahllose Gegenstände für den täglichen Gebrauch. Das von ihm gelieferte, galvanisch versilberte Neusilber mit 2 Proc. Silbergehalt ist als Christofle-metall allgemein bekannt geworden. Er starb in Paris 16. Dec. 1863.

Christolatrīe (griech.), »Christusverehrung« mit Hintansetzung der Verehrung Gottes, wie solche z. B. der Brüdergemeinde schuld gegeben wird.

Christologīe (griech.), die »Lehre von Christus«, und zwar von seiner Person in erster, in zweiter Linie auch von seinem Werk, der wichtigste Theil der christlichen Glaubenslehre. Sofern, von der Seite der Theologie (s. d.) im engern Sinn betrachtet, die Leistung des Christenthums (s. d.) nur als höchste Blüte und Vollendung aller bereits auf der alttestamentlichen Vorstufe wirksamen Kräfte eines in der Welt einzigartigen, im Volk Israel heimischen Gottesbewußtseins erscheint, hätte eine Trennung vom Judenthum keineswegs zu den nothwendigen Ergebnissen des christlichen Gedankenfortschritts gehört. Was diese Wirkung mit sich führte, war vielmehr der Anspruch Jesu, Messias (s. d.) zu sein. Nun erscheint freilich die Messiasidee selbst wieder nur als eine reife Frucht der gesammten alttestamentlichen Entwickelung, und wenn Jesus von Nazareth sich jederzeit »Menschensohn« nannte und auch von anderen, wenigstens gegen das Ende seines öffentlichen Auftretens, »Davidssohn« und »Gottessohn« nennen ließ, so that er dies ganz in dem Sinn, wie schon das Alte Testament mit allen diesen Ausdrücken eben nur den Messias gekennzeichnet hatte. So lautet denn auch das erste christliche Dogma selbst bei dem paulinisch gesinnten Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte einfach dahin: »Jesus von Nazareth ist der Messias« (Apostelgesch. 9, 22); er wird als solcher »das Reich Israel wieder aufrichten« (Luk. 24, 21; Apostelgesch. 1, 6), »auf Davids Thron sitzen« (Luk. 1, 32; Apostelgesch. 2, 30), sein Volk »erretten von seinen Feinden« (Luk. 1, 71). Soweit war das Christenthum vollständig eingetreten in den volksmäßigen Vorstellungskreis des Judenthums. Um so weniger aber ließ sich mit der jüdischen Rechtgläubigkeit und dem gesammten religiösen Bewußtsein des Volks die Thatsache in Uebereinstimmung setzen, daß dieser Messias den blutigen, schimpflichen und gottverlassenen Verbrechertod am Kreuz gestorben war. Wie stimmte dies zu der Ueberzeugung von der messianischen Hoheit Jesu als des »Sohnes Gottes«? Dies war die erste brennende Frage im Christenthum. Die Urgemeinde beruhigte sich hierüber zunächst im Glauben, daß die Thatsache des Todes ausgeglichen sei durch das einzigartige Wunder der Auferstehung. Dazu kam als ein zweites Moment der Glaube an die Wiederkunft Jesu. Im Anschluß

an seine Selbstbezeichnung als »Menschensohn« (welcher nach Dan. 7, 13. 14 mit den Wolken des Himmels kommt und ein ewiges Reich stiftet), erwartete man von der allernächsten Zukunft, was die Gegenwart versagt hatte. Wozu anders war Jesus auferweckt und erhöht worden, als um wiederzukommen und den fühlbar gewordenen Mangel mit Ueberschuß auszufüllen? So wurde aus dem Messiasglauben ein Glaube an die sichtbare und leibliche, in allernächster Zukunft erfolgende Wiederkunft des Messias zum Gericht und zur Errichtung des Tausendjährigen Reichs (s. Chiliasmus). Damit war die erste folgenreiche Fortbildung der jüdischen Messiaslehre gegeben. Diese wußte nur von einer einmaligen Erscheinung des Messias; das Christenthum lehrte eine doppelte, die eine der Vergangenheit angehörig, die andere der Zukunft, jene eine Erscheinung in Schwachheit, diese in Herrlichkeit. Aber wozu war denn jenes am Kreuz endende Vorspiel überhaupt nöthig? Stand es doch mit dem von den Propheten so glänzend ausgemalten Bilde des theokratischen Königs im grellen Widerspruch! Nein! sagte schon das vorpaulinische Christenthum, das alttestamentliche Bild ist nicht richtig aufgefaßt, wenn man neben den Lichtseiten die Schattenseiten übersieht. Eine im Hinblick auf die vollendete Thatsache erfolgende neue Durchforschung der Schrift ergab nun plötzlich das Resultat, daß schon die alttestamentlichen Bücher vertraut seien mit der Idee eines leidenden Messias. Die Jünger gedachten des leidenden Gerechten (Ps. 22 und 69), des büßenden Knechtes Gottes (Jes. 53), und ihr »Herz brannte« (Luk. 24, 32) bei solchen Aussichten auf Lösung des quälenden Widerspruchs. Jetzt fingen innerhalb der christlichen Gemeinde die Reden an von »bestimmtem Rathschluß und Vorhersehen Gottes«, wodurch der Messias bei seinem ersten Auftreten den Händen der Gottlosen überantwortet worden sei (Apostelgesch. 2, 23). Den Zweck dieses Dahingebens der edelsten Frucht Israels in den Tod legte man dann, prophetischer Andeutung (Jes. 53, 4. 5. 12) folgend, in die Errettung der großen sündigen Menge des Volks, d. h. man faßte den Tod Jesu unter dem Gesichtspunkte der Sühne auf. So formulirt schon Paulus den christlichen Glauben in der Gestalt, wie er ihm selbst von den Uraposteln überliefert worden sei, dahin, »daß Christus gestorben sei für unsere Sünden, nach der Schrift, und daß er begraben, und daß er auferstanden sei am dritten Tage, nach der Schrift« (1. Kor. 15, 3. 4).

Anderweitige Ueberschreitungen der jüdischen Linie der Messiaslehre erfolgten auf anderen Punkten der C. gleichfalls schon im apostolischen Zeitalter, d. h. vor dem Jahr 70. Bei aller Entschiedenheit der Gegensätze, welche das Urchristenthum in sich barg, lag der dogmatische Einheitspunkt doch im Glauben an die Auferstehung des Stifters, an seine Erhöhung zur Rechten Gottes, an seine Wiederkunft zur Errichtung des Reichs (1. Kor. 15, 11). Je höher nun das Selbstgefühl der jungen Gemeinde stieg, je unbedingter man sich in dieser Verehrung Jesu als des »Sohnes Gottes« mit Gott selbst geeinigt und versöhnt wußte, desto höher mußte auch die Anschauung von ihm als dem Urheber des Heils, dem Mittler zwischen Gott und dem Menschen sich steigern; es mußte der Ausdruck »Sohn Gottes« an Inhalt und Bedeutung immer mehr gewinnen. So strebte das Bekenntnis von der Messianität Jesu schon in judenchristlichen Kreisen einer über das Maß des Menschlichen hinausgehenden Anschauung von seiner Natur und Würde zu. In der Offenbarung des Johannes erscheint darum Jesus bereits als »der Erste und der Letzte« (1, 17), als »der Anfang der Kreatur« (3, 14), als »das Wort Gottes« (19, 13). Er ist »Wort Gottes«, weil dieses von seinem Mund ausgeht, weil er die göttlichen Rathschlüsse verkündet und ausführt; er ist »der Anfang der Kreatur«, weil diese von Anfang an auf ihn angelegt, sein Name, wie dies die Rabbinen ausdrücken, vor der Erschaffung der Welt genannt ist; er ist »der Erste und der Letzte«, weil er der Stellvertreter des ewigen Gottes auf Erden ist. Aber so gewiß sich ähnliches auch in der jüdischen Messiaslehre findet, so unleugbar berührt sich die C. der judenchristlichen Offenbarung bereits mit der paulinischen Theologie auf der einen, mit der johanneischen auf der andern Seite. Diese beiden Formen stellen die fortgeschrittensten, alles Judenthum bereits entschieden überbietenden Typen der neutestamentlichen C. dar. In der paulinischen und johanneischen Theologie erscheint Christus nicht mehr bloß als letztes Glied in der Entwickelung des alten Bundes, sondern als etwas absolut Neues, innerhalb der Geschichte der Menschheit nur einmal Dagewesenes, als ein das Maß der Menschheit nach allen Seiten überragendes Wesen. Aus dem idealen Repräsentanten des jüdischen Volks, dem Messias, ist schon bei Paulus das Urbild der Menschheit und Ebenbild der Gottheit, aus einer einzelnen, erst im Verlauf der Geschichte ins Leben getretenen, das religiöse Leben auf seinen Gipfel führenden Erscheinung ist ein schöpferisches Princip dieser ganzen Geschichte, ein Organ der göttlichen Schöpferkraft in der Weltregierung geworden, durch welches Gott von vornherein alles ins Werk gesetzt hat (1. Kor. 8, 6). Die Mittel, durch welche Paulus mit seiner C. dergestalt die populären jüdischen Messiasbegriffe überbot, waren ihm durch die damalige Schultheologie an die Hand gegeben. Man unterschied nämlich auf Grund des doppelten Schöpfungsberichts der Genesis den zum Bilde Gottes geschaffenen Idealmenschen (1. Mos. 1, 27) von der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit des aus einem Erdenkloß geformten Adam (1. Mos. 2, 7). So erscheint Christus bei Paulus als zweiter Adam, welcher, schon vor dem Auftreten des irdischen Menschengeschlechts erschaffen, zu einer bestimmten Zeit in die Geschichte hereingetreten sei, so daß nun von ihm eine geistige Abstammungslinie, eine aufsteigende Entwickelung ausgeht, wie vom ersten Adam eine absteigende, eine fleischliche Entwickelung ausgegangen war (Röm. 5, 12—21; 1. Kor. 15, 45—47). So ist Christus hier zuerst eine vor ihrem geschichtlichen Sein schon dagewesene Persönlichkeit, ein präexistentes Wesen geworden (1. Kor. 10, 4). Als Mensch aber mußte er auftreten, um den Tod erleiden zu können. Jene zuvor schon eingeleitete Beziehung des Todes Christi zur Sünde hat nämlich Paulus dahin erweitert und vertieft, daß er denselben nach Analogie der levitischen Opferordnung als Sühnopfer (Röm. 3, 25), als nothwendiges Mittel zur Lösung des vom Gesetz auf die sündige Menschheit geworfenen Fluches (Gal. 3, 10. 13), als schlechthinnige Voraussetzung aller Erlösung und Versöhnung, als Quellpunkt der neuen Gerechtigkeit der Gotteskinder faßte (Röm. 4, 25). Aber auch für ihn selbst war der Tod nothwendig, sofern er, »in der Aehnlichkeit des sündlichen Fleisches« erschienen (Röm. 8, 3), letzteres im Tod abstreifte, um nunmehr als reiner Geist

zu leben und zu wirken (1. Kor. 15, 45; 2. Kor. 3, 17). Eine der Sache nach dasselbe Ziel, aber mit anderen Mitteln, erreichende Lehrform war es, wenn der im Hebräerbrief und besonders im vierten Evangelium vertretene christliche Alexandrinismus ohne weiteres die Platonisch-stoische Logoslehre, welche der Jude Philo mit dem alttestamentlichen Gottesbegriff in Verbindung gesetzt hatte, auf die historische Persönlichkeit Jesu anwandte, wodurch dieselbe in eine ganz neue Beleuchtung trat und als der schon bei der Weltschöpfung betheiligte, zur voraus bestimmten Zeit ins Fleisch eingetretene und nach vollbrachter Versöhnung wieder zu Gott zurückgekehrte Logos erschien. Diesen Schritt that erst der vierte Evangelist, während die früheren sich damit begnügt hatten, den ursprünglichen Typus der evangelischen Geschichte, wonach Jesus der Sohn Josephs und Maria's ist, mit einer Vorgeschichte zu vermehren, kraft welcher die Gottessohnschaft, die man sich früher als im Moment der Taufe beginnend vorstellte, auf die Zeugung selbst bezogen und geradezu physisch gefaßt wurde. Die eigentliche Theorie dieser nach heidnischen Analogien gebildeten Vorstellung von der vaterlosen Geburt, welche übrigens auch Matth. 1, 18. 23 vorliegt, findet sich Luk. 1, 35. So hört schon im Verlauf der neutestamentlichen Entwickelung die C. auf, Messiaslehre zu sein, und wird statt dessen ein Stück Gotteslehre. Man hielt zwar die menschlichen Anschauungen von Christus in der Form fest, daß auch paulinische und johanneische Kreise noch in ihm den beglaubigten und bevollmächtigten Durchführer der göttlichen Gedanken in der Menschenwelt erblickten; zugleich aber faßte man ihn auch als ein Wesen auf, dessen Daseinskreis irgendwie mit dem göttlichen selbst sich deckte oder doch in denselben hineinfiel. Abgestreift aber und als häretisch gebrandmarkt war schon gegen Ende des 2. Jahrh. die Vorstellung der entschiedenen Judenchristen (s. Nazaräer), der sogen. Ebionitismus, welcher die Göttlichkeit Christi in die höchste Stufe der Geistesbegabung, in die Vollendung des alttestamentlichen Prophetenthums verlegte, ihn selbst aber lediglich als Menschen gelten ließ.

War aber Christus für die jetzt entstehende katholische Kirche eine ewige und göttliche Persönlichkeit, so war der streng und schlechthin einheitliche Gottesbegriff aufgehoben. Hinwiederum wollte und konnte man auch nicht zwei Götter lehren, denn damit wäre man in das Heidenthum zurückgesunken. Es erfolgte daher eine Ausgleichung beider Seiten, eine Lösung des geschlungenen Räthsels in doppelter Weise. Anschließend an die johanneische Lehre, wonach zwischen Gott und seinem in Christus erschienenen Wort ein eigenthümlich einheitliches Verhältnis besteht, die geschichtliche Erscheinung Jesu aber nur als Verleiblichung dieses Worts gefaßt wird (Joh. 1, 1. 14), wurde es in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. populäre Vorstellung, eine Verschiedenheit des Subjekts kaum mehr anzuerkennen und die Erscheinung Jesu einfach als Theophanie zu fassen (Monarchianismus); das Aeußerste in dieser Richtung leisteten die Gnostiker, welche das Menschliche an Christus, namentlich auch sein Leiden für bloßen Schein erklärten (s. Doketen). Die auf diesem Weg drohende Gefahr, den Menschen im Christusbild ganz zu verlieren oder Gott selbst zu vermenschlichen, hatte zur Folge, daß im Verlauf des 3. Jahrh. eine andere Anschauungsweise von den meisten und bedeutendsten Kirchenvätern vertreten wurde, welche sich mehr an Paulus als an Johannes anschloß. Paulus hatte den Sohn Gottes, wiewohl die höchste Himmelsgestalt, doch in ein entschiedenes Verhältnis der Abhängigkeit dem Vater gegenüber gestellt, so daß er selbst die Herrschaft nur bis zum völligen Sieg über Welt, Satan und Tod inne hat, dann aber in die Reihe der Kreatur zurücktritt (1. Kor. 15, 25—28). Daraus entnahm man nun die Vorstellung, daß der Sohn persönlich streng vom Vater zu unterscheiden und ihm unterzuordnen sei (Subordinatianismus). So bekämpften sich durch das ganze 3. Jahrh. die beiden Richtungen, von welchen die eine allen Werth auf die persönliche Unterschiedenheit von Vater und Sohn legte und dabei stets eine gewisse Neigung zeigte, letztern im Gegensatz zu ersterem als Geschöpf zu fassen (Hypostasianismus), während die andere Vater und Sohn nur als zwei Offenbarungsformen der einen, untheilbaren Gottheit faßte (Modalismus). Eine einigende Formel wurde in dieser Zeit noch nicht gefunden, und gerade die siegreich auf dem Platz gebliebene Theologie der alexandrinischen Kirche, vor welcher sich der Monarchianismus und Modalismus allmählich zurückzog, barg die klaffendsten Widersprüche in sich. Dieser noch ungelöste Proceß mußte zum Austrage gebracht werden, und er ward es in dem fast das ganze 4. Jahrh. füllenden Arianischen Streit (s. d.). Auf den das Verhältnis des Sohnes zum Vater definitiv feststellenden ökumenischen Synoden von Nicäa (325) und Konstantinopel (381) wurden die bestehenden, sich ausschließenden Gegensätze einfach nebeneinander gestellt und befohlen, man solle sie zusammendenken; d. h. man stellte als Glaubensgeheimnis die Sätze auf, der Sohn sei dem Vater gleich an Wesen (homousios), aber doch eine verschiedene Person, also nicht ungezeugt, wie der Vater, aber doch auch nicht geschaffen, wie die Welt, sondern in ewiger Weise vom Vater gezeugt, »Licht vom Licht, wahrhaftiger Gott vom wahrhaftigen Gott«.

Um diesen ganzen Gedankenverlauf und seine, mit dem geschichtlichen Bild Jesu so seltsam kontrastirenden Resultate zu verstehen, muß man sich erinnern, daß für die alte Kirche die C. das eigentliche Centraldogma bildete; sie galt als Ausdruck des Werthes des ganzen Christenthums. Der ganzen Bewegung, welche mit den paulinischen und johanneischen Steigerungen der urchristlichen Vorstellung von der Person Jesu anhob, lag das Interesse zu Grunde, sich der unendlichen Bedeutung des Christenthums in der Person seines Stifters bewußt zu werden und die durch ihn gestiftete Gemeinschaft der Menschen mit Gott in seiner eigenen Person als eine absolute anzusehen. Dies hätte eigentlich darauf geführt, in ihm den ausschließlichen Begründer und Träger, ja den einzigartigen Repräsentanten dieser Gottesgemeinschaft zu sehen, und in dieser Richtung ist die moderne Theologie in ihren wissenschaftlich frei gestellten Vertretern beflissen, jenes Interesse zu erfüllen. Die alte Kirche aber setzte an die Stelle der Gemeinschaft mit Gott in der Form der Religion eine Gemeinschaft in der Form eines metaphysischen Verhältnisses; ihr erschien jenes Interesse erst dann befriedigt, wenn der Stifter des Christenthums in einem Verhältnis zu Gott stand, welches keine Steigerung mehr zuließ, wenn er Gott im vollen Sinn des Worts war. Anstatt in ihm die absolute Erscheinung der Religion als der Gemeinschaft mit Gott zu sehen, erhob sie den Stifter dieser Gemeinschaft

zum Rang des Absoluten. Und zwar that sie das bezeichnenderweise in dem Zeitpunkt, in welchem die christliche Religion vom römischen Reich Besitz ergriff und sich auch äußerlich als absolute Religion verwirklichte. Ihr Verfahren dabei war ein äußerst einfaches: sie adoptirte aus der Dogmatik der Alexandriner das Moment des persönlichen Unterschieds, verwarf aber den Subordinatianismus, weil es fraglich erschien, mit welchem Recht ein untergeordnetes Wesen doch auch wieder ein göttliches genannt werden konnte; sie adoptirte anderseits aus dem Monarchianismus das Moment der Wesensgleichheit, verwarf aber die bloß modalistische Verschiedenheit von Vater und Sohn, weil nur ein vom Vater verschiedenes Subjekt den Gedanken einer absoluten Gemeinschaft mit Gott, um den es sich handelte, in Vollzug setzen und für die Anschauung wirksam vertreten konnte. Nicht minder einfach war ihr Verfahren im 5. Jahrh., als es sich darum handelte, die göttliche Seite des Christusbildes durch die entsprechende menschliche Seite zu ergänzen und das Verhältnis beider Naturen zu einander zu bestimmen. Auch hier ging die dogmatische Tendenz von Anfang an darauf aus, die sich widersprechenden Verstandesbestimmungen in der Form des Glaubensgeheimnisses zusammenzufassen und der mit Bezug auf den Vater behaupteten Wesensgleichheit der göttlichen Natur eine Wesensgleichheit der menschlichen Natur mit allen Menschen, natürlich ausgenommen die Sünde, an die Seite zu stellen. Dies wurde dann auch beschlossen auf den Synoden von Ephesus (431) und Chalkedon (451), wo zugleich sowohl gegen den beide Naturen auseinander haltenden Nestorianismus (s. d.) beliebt wurde, daß sie vielmehr in der Einheit der Person unzertrennlich miteinander bestehen, als auch gegen den Monophysitismus, daß sie ein gesondertes, unvermischtes Leben führen. Während aber der Nestorianismus allerdings gründlich ausgefegt wurde, haben die Monophysiten (s. d.) ihren Widerstand noch durch das ganze 6. Jahrh. fortgesetzt und in der That wesentliche Konzessionen auf der fünften ökumenischen Synode zu Konstantinopel errungen (553). Formell aber blieb die Formel von Chalkedon zu Kraft bestehen und wurde im Verlauf des 7. Jahrh. durch eine ganz entsprechende Formel über das Verhältnis der beiden Willen in Christus gegen die Monotheleten (s. d.) auf der sechsten Synode zu Konstantinopel (680) ergänzt. Damit war das kirchliche Christusbild fertig: Eine Person mit zwei Naturen und Willen, wesensgleich nach der einen Seite mit dem ungezeugten Vater, nach der andern mit der geschaffenen Menschheit, aber selbst weder ungezeugt, noch geschaffen, sondern »gezeugt«.

Während auf Innehaltung dieser Bestimmungen über die Person Christi seitens der Kirche mit größter Härte gedrungen wurde und bald keiner, der sich in ein solches Christusbild nicht zu schicken wußte, noch das Recht der Existenz besaß, konnte man während eines ganzen Jahrtausends hinsichtlich des Werks Christi die verschiedenartigsten Lehrmeinungen vernehmen. Nicht wenige Kirchenväter hielten dafür, daß Gott, indem er dem Teufel das Lösegeld des Lebens Christi zum Besten der schuldbehafteten Menschheit darbot, denselben in aller Form betrogen habe, da dem Teufel auf diese Weise das Leben eines Gottes in die Hände fiel, was an sich eine Unmöglichkeit sei. Erst die Scholastik hielt sich wieder enger an die paulinischen Vorstellungen. Der erste, welcher dieselben in einen dialektisch gefaßten Ausdruck brachte, war Erzbischof Anselm von Canterbury, welcher mit großem Aufwand von Scharfsinn und in einer bis dahin nicht erreichten Vollständigkeit der Argumentation den Gedanken durchführte, daß Gott zur Wiederherstellung der ihm durch die Sünde entzogenen Ehre nothwendig habe Mensch werden müssen, um so als Gottmensch durch freiwilligen Tod die Schuld abzutragen, die außer ihm niemand abtragen konnte, wodurch er nicht nur der göttlichen Heiligkeit Genüge leistete, sondern zugleich durch die Freiwilligkeit, womit es geschah, mehr that, als gefordert werden konnte, mithin zur Belohnung dafür die Befreiung der Menschen von der ihnen zugedachten Strafe auswirkte; so sei auch der Widerstreit der göttlichen Liebe mit der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit ausgeglichen worden. Gegen diese sogen. Satisfaktionstheorie betonte Abälard mehr die Gegenliebe erweckende Liebe Christi als das erlösende Princip. Ein heftiger Streit entbrannte zwischen Thomas von Aquino und Duns Scotus und beider zahlreichen Anhängern, als ersterer, in Anselms Fußstapfen tretend, das hohepriesterliche Amt Christi hervorhob und besonderes Gewicht auf das »überschüssige Verdienst« des Todes Jesu legte, letzterer hingegen das Zureichende desselben in Abrede stellte, von Seiten Gottes aber eine freiwillige Taxation des Todes als Aequivalent (acceptatio) statuirte. Die Mystiker versenkten sich entweder mit Verzichtleistung auf dogmatische Bestimmungen rein mit dem Gefühl und der Phantasie in den Abgrund der am Kreuz gestorbenen Liebe, oder sie suchten den eigentlichen Nerv der Erlösung in der Wiederholung des einmal geschehenen Opfers an sich selbst, in der am eigenen Fleisch vollzogenen Kreuzigung, in der »Entwerdung« und Selbstvernichtung. Das Reformationszeitalter mit seinem Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus ließ die Lehre von den beiden Naturen in Christus als gemeinsame Fundamentallehre unangetastet stehen; einzig zwischen den Lutheranern und Reformirten erhob sich im Zusammenhang mit dem Abendmahlsstreit eine Differenz. Gegen Zwingli, der im Interesse seiner Abendmahlstheorie in der Person Christi göttliche und menschliche Natur so zusammengefügt sah, daß jede ihre Eigenschaften behalten und nach ihrer eigenen Art gewirkt habe, stellte nämlich die Konkordienformel, ebenfalls als Stütze der lutherischen Abendmahlstheorie, die Lehre auf, daß in Christus göttliche und menschliche Natur in eine Verbindung, und zwar in eine bleibende Vereinigung (unio personalis), getreten seien, vermöge deren eine solche Gemeinschaft der beiden Naturen (communio naturarum) stattfinde, daß jede derselben, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verlieren, an den Eigenschaften der andern theilnehme (communicatio idiomatum), so daß z. B. Christus auch seiner menschlichen Natur nach allgegenwärtig, also mit seinem Fleisch und Blut, in den Abendmahlselementen sein könne. Die reformirte Kirche erklärte diese Mittheilung der Idiome für eine bloße Redefigur (alloeosis) und beschuldigte die lutherische Theologie der Vermischung der beiden Naturen. Das Werk Christi anlangend, hatten katholische und protestantische Konfession zwar die anselmische Satisfaktionstheorie zur gemeinschaftlichen Voraussetzung; doch tritt in ersterer mehr die Fassung des Duns Scotus, in letzterer mehr die des Thomas von Aquino hervor. Dabei unterschied

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

man indessen von diesem Versöhnungswerk Christi, als dem sogen. hohenpriesterlichen Amt, das prophetische und das königliche Amt. Besonders aber bildete der Protestantismus das Dogma dahin weiter aus, daß er das stellvertretende Leiden auch auf die Uebernahme des göttlichen Fluches ausdehnte, und daß er neben dem leidenden Gehorsam Christi auch seinen thätigen, d. i. die vollkommene Erfüllung des Gesetzes, betonte. Ferner handelt die protestantische Glaubenslehre von den beiden Ständen (status) Christi, nämlich demjenigen der Erniedrigung (status exinanitionis), während dessen Christus wohl im Besitz der göttlichen Herrlichkeit gewesen sei, sich aber des Gebrauchs derselben enthalten habe, und dem der Erhöhung (status exaltationis), in welchem auch seine menschliche Natur in den reellen Besitz und Gebrauch jener Herrlichkeit eingetreten sei. Dabei streiten Lutheraner und Reformirte, ob die sogen. Höllenfahrt schon zu diesem oder noch zu jenem Stand gehöre.

Den ersten entscheidenden Schritt zur Auflösung dieses Christusbildes thaten, indem sie zu den neutestamentlichen Vorstellungen zurückkehrten, die Socinianer; einen weitern die Rationalisten, indem sie das, was der Mensch Jesus an sich war, auch wieder von dem unterschieden, was er dem Paulus und dem Johannes war, und dem Tode Jesu nur die Bedeutung eines moralischen Vorbildes vindicirten; einen dritten die spekulative Theologie, indem sie die Dogmen von der Gottmenschheit und Versöhnung bloß als Formen behandelte, in welchen die ewige Wahrheit von der Einheit des unendlichen und des endlichen Geistes der populären Vorstellung faßbar und an dem klassischen Exempel Jesu gleichsam ad oculos demonstrirt werde; einen vierten die mit Strauß (»Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet«, Tübing. 1835; 4. Aufl. 1840; »Das Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet«, 1. und 2. Aufl., Leipz. 1864; 3. Aufl. 1874) anhebende kritische Behandlung des Lebens Jesu, vermöge welcher die Person Jesu immermehr in den Kreis der wirklichen Geschichte hineingezogen und endlich in dem Werke Keims (»Geschichte Jesu von Nazara, in ihrer Verkettung mit dem Gesammtleben seines Volks frei untersucht«, Zür. 1867—72, 3 Bde.) zu geschichtlicher Durchsichtigkeit, soweit dies überhaupt möglich, gebracht worden ist; einen fünften und letzten die von den Fesseln der Dogmatik emancipirte kirchen- und dogmengeschichtliche Forschung, welche den ganzen Proceß des Werdens und der Wiederauflösung der C. klar gelegt und zum objektiven Verständnis gebracht hat. Vgl. Baur, Die christliche Lehre von der Versöhnung (Tübing. 1838); Derselbe, Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes (das. 1841—43, 3 Bde.); Dorner, Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi (Stuttg. 1846; 2. Aufl., Berl. 1853—57, 2 Bde.); Ritschl, Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung (Bonn 1870—74, 3 Bde.).

Christoph (lat. Christophŏrus, wörtlich einer, der Christus trägt, nämlich im Herzen). 1) St. C., der große C. oder Christophel, einer der Heiligen und Märtyrer der kathol. Kirche, nach der Legende ein Mann von 12 Fuß Länge und ungewöhnlicher Stärke. Im Gefühl seiner Kraft wollte er seine Dienste nur dem Mächtigsten weihen und diente daher erst einem König, dann, da er dessen Furcht vor dem Teufel merkte, diesem, und als derselbe einst einem Christusbild ängstlich auswich, beschloß er, Christus seine Dienste zu weihen, suchte ihn aber lange vergeblich, bis ihn endlich ein Eremit denselben erkennen lehrte. Da sich nun C. zu gewöhnlichen Büßungen nicht verstehen wollte, so gab ihm der Eremit eine der Körpergröße und Stärke Christophs angemessene auf: er mußte sich an einem großen Fluß niederlassen, der keine Brücke hatte, und die Pilgrime hinübertragen. Hier erschien ihm Christus selbst in Kindesgestalt und ließ sich über den Fluß bringen. Hatte C. schon an der außerordentlichen Last des Kindes das Ungewöhnliche der Erscheinung gemerkt, so ward er es erst recht inne, daß der Herr selbst vor ihm gestanden, als er seinen großen Stab, den er auf des Kindes Befehl in die Erde gesteckt hatte, am andern Morgen mit Laub und Datteln bewachsen fand. Die morgenländische Kirche feiert Christophs Gedächtnis 9. Mai, die abendländische 25. Juli, einzelne Diöcesen Deutschlands 24., 27. und 31. Juli. Abgebildet wird C. gewöhnlich in riesenhafter Größe, das Christuskind auf seinen Schultern, wie er, auf seinen großen Stab gestützt, alle Kräfte aufwendet, um der Last nicht zu erliegen. So stellt ihn auch der älteste bekannte Holzschnitt von 1423 dar.

2) Könige von Dänemark: a) C. I., Sohn Waldemars II., folgte 1252 seinem Bruder Abel auf dem dänischen Thron, trat dann aber Schleswig an dessen Sohn ab. Durch den Uebermuth des Erzbischofs von Lund, Jakob Erlandson, in Kampf mit der Hierarchie verwickelt, ließ C. denselben verhaften und nahm alle den Geistlichen verliehenen Freiheiten zurück. Sofort traf das ganze Land der Bann, den nur Jütland unbeachtet ließ, und infolge dessen sich das Volk mehrfach gegen C. erhob. Er fand seinen Tod 1259 durch Gift, das ihm von einem Bischof im heiligen Abendmahl gereicht worden sein soll. — b) C. II., Sohn des Königs Erich (VI.) Glipping und der Prinzessin Agnete von Brandenburg, einer der unglücklichsten Könige auf dem dänischen Thron. Kämpfe gegen den trotzigen Adel, der ihm durch die Wahlkapitulation die Hände gebunden hatte, und meist unglückliche Kriege gegen Waldemar von Schleswig und Gerhard von Holstein füllen seine Regierung aus. Er starb 1333. — c) C. III. (als König von Schweden C. I.), Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Bayern, Sohn Johanns von Bayern und der Prinzessin Sophie von Dänemark und Schweden, folgte dem Bruder seiner Mutter, König Erich X., der in Dänemark und Schweden des Throns für verlustig erklärt worden war, 1440 als König von Dänemark und 1441 auch von Schweden. Er regierte bis 1448 ruhig und glücklich, übertrug das Herzogthum Schleswig als erbliches Fahnenlehen dem Grafen Adolf von Schauenburg, verlegte die Residenz von Roeskilde nach Kopenhagen, erregte jedoch dadurch Unwillen gegen sich, daß er viele deutsche, namentlich bayrische, Familien ins Land zog und bevorzugte. Nach Christophs Tod (1448) kam das Haus Oldenburg auf den dänischen Thron.

3) C. der Kämpfer, Herzog von Bayern, Sohn Albrechts III., geb. 5. Juni 1449, war einer der gefürchtetsten Haudegen seiner Zeit, erhielt, während sein Bruder Albrecht sich der Alleinherrschaft bemächtigte, nur einige Güter und Schlösser, beanspruchte aber Theilnahme an der Regierung und stiftete einen Bund, »Gesellschaft der Böcker des Einhorns«, mit welchem er jene erzwingen wollte, wurde jedoch

überfallen und auf fünf Jahre hinaus mit jährlich 3000 Fl. abgefunden. Als er aber durch drohende Reden neuen Verdacht bei Albrecht erweckte, ließ ihn dieser 1471 im Bad greifen und in die Altveste München gefangen setzen, aus welcher er erst nach 19 Monaten auf Einsprache der Stände wieder entlassen wurde. Ein abermaliger Empörungsversuch mißglückte ebenfalls, und C. trat nun endlich 1475 seinen Antheil an der Herrschaft auf zehn Jahre förmlich an Albrecht ab und erhielt dafür Schloß und Stadt Landsberg, das Schloß Paal und die Stadt Weilheim. Heldenruhm erwarb er sich im Flandrischen Krieg sowie in dem Heer des Herzogs Georg, welches dem Kaiser Maximilian gegen Ungarn zu Hülfe eilte; C. war der erste auf den Mauern von Stuhlweißenburg und öffnete dem Kaiser die Thore. Nach Ablauf der zehnjährigen Vertragsfrist wünschten die C. übergebenen Städte von dessen harter Herrschaft erlöst zu werden, und zugleich kündigten 59 Adlige C. Fehde an, so daß dieser der Uebermacht weichen mußte. Er stellte sich an die Spitze des Löwlerbundes, den der unzufriedene Adel gegen Albrecht gestiftet hatte, zog dann in Begleitung mehrerer Fürsten und Edlen nach Palästina und starb, mit seinem Bruder versöhnt, 15. Aug. 1493 auf der Rückreise auf Rhodus.

4) C., der vierte Herzog von Würtemberg, geb. 12. Mai 1515, war der einzige Sohn Herzog Ulrichs und der bayrischen Prinzessin Sabina. Er wurde nach der Vertreibung seines Vaters durch den Schwäbischen Bund 1520—32 an den Höfen Ferdinands von Oesterreich und Karls V. erzogen. Da der Kaiser die Absicht hatte, das Herzogthum Würtemberg, welches der Schwäbische Bund an ihn verkauft hatte, dauernd an das habsburgische Haus zu bringen, und es seinem Bruder, dem König Ferdinand, auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 als erbliches Lehen gab, während C. dem Kaiser nach Italien und Spanien folgen sollte, vielleicht um in einem Kloster zu verschwinden, entfloh dieser mit Hülfe seines Freundes und Lehrers Tiffernus und verbarg sich eine Zeitlang bei seinen Verwandten in Bayern. Von hier aus suchte er schriftlich, dann persönlich bei der Augsburger Versammlung der schwäbischen Bundesstände 1533 seine Ansprüche dem mächtigen Kaiserhaus gegenüber geltend zu machen. Während der Kaiser deren Anerkennung verweigerte, setzte sich Ulrich mit Hülfe des Landgrafen Philipp von Hessen durch die Schlacht bei Laufen (13. Mai 1534) und durch den Vertrag von Kaden (29. Juni 1534) wieder in Besitz seines Herzogthums, wenn auch als eines österreich. Afterlehens. Jetzt kehrte auch C. in die Heimat zurück, fand aber bei dem mißtrauischen Vater keine freundliche Aufnahme und trat daher in franz. Kriegsdienste. 1542 von Ulrich zurückgerufen, übernahm er die Statthalterschaft von Mömpelgard und vermählte sich mit der Prinzessin Anna Maria von Ansbach. Nach dem Tod Ulrichs (1550) trat er die Regierung in Würtemberg an, gerade als das durch den Krieg zerrüttete Land als durch Ulrichs Theilnahme am Schmalkaldischen Krieg verwirktes Afterlehen dem österreich. Haus zugesprochen werden sollte. Durch Festigkeit und Klugheit überwand C. alle Schwierigkeiten und erhielt im Vertrag von Passau gegen Anerkennung der Afterlehnshoheit Oesterreichs und Zahlung einer Summe von 250,000 Fl. den erblichen Besitz Würtembergs zugesichert. C. gilt für einen der trefflichsten Regenten Würtembergs und wandte seine eifrige Sorge den inneren Angelegenheiten zu. Er erneuerte den Tübinger Vertrag, die Grundlage der landständischen Verfassung, ließ das sogen. Würtembergische Landrecht abfassen, förderte Ackerbau, Handel und Gewerbe und widmete den kirchlichen Einrichtungen eine besondere Aufmerksamkeit: 1559 erließ er die sogen. Große Kirchenordnung und führte die reine lutherische Lehre anstatt des Interims ein, gründete Klosterschulen zur Bildung evangelischer Theologen, erweiterte die Universität Tübingen und schuf aus den Gütern und Einkünften der früheren Klöster das reich ausgestattete Kirchengut der evangelischen Kirche Würtembergs. An den damaligen kirchlichen Streitigkeiten nahm C. den lebhaftesten Antheil und nahm sich auch der Protestanten in Oesterreich, Graubünden und Friaul an. In Stuttgart baute er das jetzt sogen. Alte Schloß. Bei einer Hungersnoth 1564 ließ er überall Fruchtkästen anlegen. Beim Kaiser Maximilian II. stand C. in hoher Gunst. Er starb 28. Dec. 1568 und wurde in der Stiftskirche zu Tübingen beigesetzt. Vgl. außer Stälins »Wirtembergische Geschichte«, Thl. 4, 2. Abth. (Stuttg. 1873), Kugler, C., Herzog zu Würtemberg (das. 1868—72, 2 Bde.).

Christophelsgesellschaft, s. Christophsorden, St.

Christophskraut, s. Actaea.

Christophsorden, St. (Christophsgesellschaft), Orden der Mäßigkeit, 1517 von einigen österreich. Adligen gestiftet, der auch Frauen und Mädchen aufnahm. Auch in Kärnthen, Steiermark und Krain entstand in demselben Jahr ein »Ritterorden der Mäßigkeit«. Beide wählten den heil. Christoph zum Patron und sein Bildnis zum Ordenszeichen, das sichtbar um Hals oder Hut getragen wurde.

Christopulos, Athanasios, neugriech. Dichter und Grammatiker, geb. 1772 zu Kastoria in Makedonien, kam als Knabe mit seinen Eltern nach Bukarest, erlernte hier das Altgriechische, dann zu Ofen das Lateinische, studirte zu Padua Medicin und Jurisprudenz, ward hierauf Erzieher im Haus Murusi's, erst zu Bukarest, dann zu Jassy, und erhielt von 1812 an vom Hospodar Karadscha in der Moldau mehrere öffentliche Aemter sowie die Redaktion eines neuen Gesetzbuchs übertragen. Nach Karadscha's Flucht lebte er erst in Jassy, dann in Hermannstadt, hierauf einige Jahre in Griechenland und begab sich 1836 wieder nach der Walachei. Er starb 29. Jan. 1847. C. hat sich nicht bloß als Dichter durch seine im anakreontischen Geist gehaltenen Lieder (Par. 1833, 2 Bde.; neue Ausg. 1841) bekannt, sondern auch durch mehrere grammatische Arbeiten um die neugriechische Sprache verdient gemacht. Seine »Hellenika archaiologemata«, welche außer sprachlichen Untersuchungen auch gelungene Uebersetzungen vom ersten Buch der »Ilias« und der »Oden« der Sappho enthalten, erschienen erst nach seinem Tod (Athen 1853).

Christpalme, s. v. w. Ricinus communis.

Christpalmöl, s. v. w. Ricinusöl.

Christus, griech. Uebersetzung des hebräischen Messias (maschiach), der Gesalbte, daher der Ehren- und Amtsname Jesu, der nach der Kirchenlehre vom Heiligen Geist zum König, Priester und Propheten gesalbt ist. Vgl. Christologie, Messias und Jesus.

Christusbilder, Darstellungen von Christus durch die bildende Kunst. Die frühesten C. fanden sich

nach Irenäus bei den Gnostikern, die vorgaben, solche von Pilatus her nach dem Urbild zu besitzen. Wahrscheinlich war das von Kaiser Alexander Severus in dessen Hauskapelle neben Abraham, Orpheus u. a. aufgestellte Christusbild dieser Art, ebenso das bei Eusebius 7, 18 erwähnte. Sonst bediente man sich nur des Monogramms mit den griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Jesus Christus und der Symbole, wie des Fisches (griechisch *ΙΧΘΥΣ*), der gezeichnet oder geschrieben die Anfangsbuchstaben der Worte *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ* (Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland) enthielt. Obwohl nach Jes. 52, 14 sich Justinus Martyr und Tertullian Christus häßlich, Origenes aber laut Ps. 45 schön vorstellten, blieb es anfangs beim Symbol, wozu dann Scenen des Neuen und Alten Testaments kamen, worin Christus, in römischer Form und Haltung, lehrend, Blinde und Gichtbrüchige heilend, den Lazarus erweckend, jugendlich und ohne Versuch von Porträt dargestellt oder im Isaak, Moses, Jonas, Daniel vorgebildet war. Gemälde und Sarkophage der Katakomben zeigen öfters »den guten Hirten« im Kostüm. Laut Augustin und Eusebius hatte das 4. Jahrh. noch keinen bestimmten Typus für C. Bald aber weiß die Apokryphenliteratur den auch von Eusebius 1, 14 erwähnten Briefwechsel zwischen Christus und König Abgarus zu Edessa mit einem angeblich in einem Brief wunderbar eingedrückten Bildnis Christi in Verbindung zu bringen, das, in Edessa aufbewahrt, später (944) nach Konstantinopel und dann nach Rom gekommen sein soll. Darnach schildert Johannes Damascenus im 8. Jahrh. das Bild Christi, womit der im 11. Jahrh. bekannt gewordene Bericht des Lentulus und die byzantinischen C. harmoniren, z. B. die in Ravenna und Rom, welche Christus mit kurzem, gespaltenem Bart, langem, in der Mitte gescheiteltem Haar und edlen Zügen darstellen. Die C. in den Katakomben des Pontianus und Calixtus stammen aus dieser Zeit. So bleibt der Typus in den Mosaiken, auf dem Smaragdbildnis, das Papst Innocenz VIII. aus Konstantinopel erhielt, das aber nicht vor dem 15. Jahrh. gefertigt war, und in Bilderhandschriften, bis Giotto im 13. Jahrh. ihn veredelt, Fiesole vertieft und Leonardo da Vinci im Abendmahl (zu Mailand) vollendet. Seit Giotto und der gleichzeitigen Skulptur an französischen Portalen erscheinen die künstlerische Auffassung und die Betonung der menschlichen Schönheit maßgebend, so daß jeder Künstler darin ein Ideal der Würde, Heiligkeit und Schönheit zu verkörpern sucht, wie Michelangelo, Raffael und Tizian. Die hervorragendsten C. der frühern Malerei sind von J. van Eyck, Dürer und den Genannten, aus der Neuzeit von Thorwaldsen, Cornelius, Heinrich Heß, Schraudolph und Schlotthauer. Einer andern Reihe von Christusbildern gehören die »Veronikabilder« an, wo das »Schmerzensangesicht« auf dem Schweißtuch erscheint, nach der Legende gleichfalls wunderbar entstanden und daher die andere Gattung der »Acheiropoieta« bildend, d. h. nicht von Menschenhand herrührend; s. Veronikabild. Vgl. Wilh. Grimm, Die Sage vom Ursprung der C. (Abhandlung der Berliner Akademie, 1842); Glückselig, Christusarchäologie (Prag 1862); Wessely, Ikonographie Gottes und der Heiligen (Leipz. 1874).

Christusorden, portugiesischer, päpstlicher und brasilischer Orden, entstand dadurch, daß die Güter und Statuten des Templerordens in Portugal von König Dionysius auf einen neu gestifteten Orden, die »Ritter Christi«, übertragen wurden, der 1319 die päpstliche Bestätigung erhielt, wobei sich aber der Papst das Recht vorbehielt, ebenfalls Ritter zu ernennen (s. unten). Der Orden wurde der Regel der Benediktiner und Cistercienser unterworfen und nahm die Statuten des Templerordens an. Der Hauptsitz des Ordens war anfangs Castro Moreno, später Tomar. Die Ritter wurden nach und nach der drei Mönchsgelübde entbunden. Sie standen den Königen in ihren Kämpfen treu zur Seite, und alle Eroberungen, namentlich in Indien, gehörten ihnen; auch vermehrte Papst Calixtus III. den Besitz des Ordens, so daß derselbe zuletzt 26 Dörfer und 454 Komtureien besaß. Da der Orden durch diese Macht aber dem Königthum gefährlich zu werden drohte, so vereinigte Papst Hadrian VI. 1550 das Großmeisterthum mit der Krone von Portugal. Seit 1789 säkularisirt, besteht der Orden jetzt aus einem Großmeister, einem Großkomtur, 6 Großkreuzen, 450 Komturen und einer unbestimmten Zahl von Rittern. Doch werden auch die ersteren Zahlen nicht eingehalten. Während der C. früher nur an Katholiken von adliger Abkunft ertheilt wurde, haben ihn neuerlich sogar Juden erhalten. Das Ordenszeichen war bislang ein goldenes, roth emaillirtes, durchbrochenes Christuskreuz mit goldener Einfassung, dessen Enden in zwei Zacken auslaufen, über dem Kreuz eine goldene Krone und darüber, wenn der Orden an Militärs verliehen ward, kriegerische Embleme. Die Großkreuze tragen es am breiten, ponceaurothen Band von der rechten Schulter zur linken Hüfte, die Komture am Hals und die Ritter im Knopfloch. Ueber dem Kreuz der Großkreuze befindet sich ein achtspitziger Stern mit rothem, grünumranktem Herzen in der Mitte. Außerdem tragen die Großkreuze und Komture auf der Brust einen silbernen Stern von 22 Strahlen, in dessen Mitte in einem goldenen Reif das Christuskreuz des Ordens und darüber ein Herz und ein Kreuz sich befinden. In neuerer Zeit wird ein achtspitziges, goldenes, weiß emaillirtes Kreuz mit goldenen Knöpfen getragen, dessen Arme durch einen Kranz und vier schwarze Schilder mit den fünf Pfennigen verbunden sind, und das nur von einer goldenen Krone gehalten wird. In der Mitte befindet sich das alte Christuskreuz. Der Orden ist für Ausländer nur Ehrenzeichen ohne Vortheile und Verpflichtungen. S. Tafel »Orden«. — Bei der Bestätigung des Ordens behielt sich Papst Johann XXII. das Recht vor, Ritter zu ernennen, unterwarf aber den Orden den Mönchsregeln. Der Orden wurde, da er bei der päpstlichen Branche nur eine Klasse hat, stets sehr hoch gehalten und selten verliehen, jedoch in gleicher Weise für Civil- wie für Militärverdienste. Der Orden, welcher die Form des alten portugiesischen Ritterkreuzes, nur bei Militärs mit den kriegerischen Emblemen über der Krone, hat, wird an rothem Band um den Hals oder im Knopfloch getragen, dazu ein achtstrahliger silberner Stern mit dem rothen Christuskreuz in der Mitte, auf der Brust. — Der portugiesische Orden folgte der königlichen Familie von Portugal nach Brasilien und wurde durch ein Dekret vom 20. Okt. 1823 nationalisirt, durch ein weiteres Dekret vom 9. Sept. 1843 seines geistlichen Charakters entkleidet und als bürgerlicher und politischer Orden zur Belohnung der Dienste von In- und Ausländern bestimmt. Die Insignien wurden nur insofern geändert, als an die Stelle der portugiesischen Königs-

krone die brasilische Kaiserkrone trat und das Band einen blauen Rand erhielt. Die Großkreuze tragen das Kreuz am breiten Band um die Schulter, den Stern auf der linken Brust, die Komture das Kreuz um den Hals, den Stern auf der Brust, die Ritter das Kreuz im Knopfloch.

Christuspalme, s. v. w. gemeiner Wunderbaum, Ricinus communis *L.*

Christvogel, s. v. w. Kreuzschnabel.

Christwurz, s. v. w. schwarze Nieswurz, Helleborus niger *L.* Wilde C., s. v. w. stinkende Nieswurz, Helleborus foetidus *L.*

Chrodegang, Et., aus vornehmem Geschlecht, war Referendar am fränkischen Hof unter Karl Martell, seit 742 Bischof zu Metz und starb 6. März 766. Er trug wesentlich zur Wiederherstellung der lange gestörten Verbindung des fränkischen Reichs mit Rom bei und stellte eine strenge Zucht unter der verwilderten Geistlichkeit her, indem er die von Benedikt von Nursia für die Regularen festgesetzte Ordnung und Lebensweise auch auf die Weltgeistlichen übertrug (s. Kanoniker). Seine Regel des kanonischen Lebens verpflichtete die Kleriker zum Zusammenleben in Einem Haus (monasterium, Münster), zum gemeinsamen Speisen und Schlafen, zum vereinten Beten und Singen zu gewissen, selbst nächtlichen, Stunden (horae canonicae), zu bestimmten Versammlungen, die von dem darin vorgelesenen Kapitel der Heiligen Schrift Capitula genannt wurden, und zu wenigstens zweimaligem Predigen in jedem Monat. Die Ablegung eigentlicher Gelübde wurde darin nicht verlangt, daher auch eigener Besitz gestattet. Diese Regel ward von Karl d. Gr. 789, von Ludwig dem Frommen auf der Synode zu Aachen 816 bestätigt und fast in allen Städten des fränkischen Reichs eingeführt.

Chrom (Chromium) Cr, metallischer Stoff, ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Farben, die seinen Verbindungen eigenthümlich sind, wurde von Vauquelin 1797 in dem sibirischen Rothbleierz, welches seitdem als chromsaures Bleioxyd bekannt ist, entdeckt. Das verbreitetste Chromerz, dasjenige, aus welchem Chromverbindungen im großen bereitet werden, ist der Chromeisenstein, im wesentlichen eine Verbindung von Eisenoxydul mit Chromoxyd. Selten ist das Chromoxyd (Chromocker), chromsaures Blei (Rothbleierz, Phönicit), welches auch mit chromsaurem Kupfer als Vauquelinit vorkommt. In geringen Mengen findet sich C. in vielen Silikaten, wie im Glimmer, Serpentin, Smaragd, Spinell, Olivin, sowie im Meteoreisen. Man erhält das C. durch heftiges Glühen von Chromoxyd mit Kohle oder Cyankalium, oder besser aus violettem Chromchlorid, wenn man dieses mit Chlorkalium, Chlornatrium und Zink zusammenschmilzt. Die Krystalle befinden sich im Regulus und bleiben bei der Auflösung desselben in Salpetersäure zurück. Das C. ist grau, äußerst hart und spröde, fast unschmelzbar, hat ein specifisches Gewicht von 6,8, wird, wenn es vollkommen eisenfrei ist, vom Magnet nicht angezogen; sein Atomgewicht ist 52. An der Luft und im Wasser ist es beständiger als das Eisen, läuft beim Erhitzen an, wird beim Erhitzen in Wasserdampf oberflächlich oxydirt, gibt mit Salpeter geschmolzen chromsaures Kali. Salzsäure und Schwefelsäure wirken nur schwierig auf C. ein, lösen es aber endlich zu Oxydulsalzen. Von Salpetersäure wird es selbst bei Siedehitze nicht angegriffen, in Chlor verglimmt es zu Chromchlorid. Das C. ist zweiwerthig, die Atomgruppe Cr_2 tritt aber sechswerthig auf. Von Sauerstoffverbindungen des Chroms kennt man Chromoxydul CrO, Chromoxyd Cr_2O_3, Chromoxydulchromoxyd Cr_3O_4, Chromsäureanhydrid CrO_3 und Ueberchromsäure. C. findet keine Anwendung in der Technik, aber viele seiner Verbindungen sind von großer Bedeutung.

Chroma (griech.), Farbe.

Chromalaun (Kalichromalaun, schwefelsaures Chromoxydkali) $Cr_2 3SO_4, K_2SO_4 + 24H_2O$, ein dem gewöhnlichen Alaun analog zusammengesetztes Doppelsalz, welches in der Technik vielfach benutzt und deshalb in Fabriken dargestellt wird. Es ist eins der schönsten Salze der Chemie und wird leicht erhalten aus den gemischten Lösungen von schwefelsaurem Kali und violettem, schwefelsaurem Chromoxyd. Im großen gewinnt man den C., indem man 3 Theile zweifach-chromsaures Kali in 12 Th. Wasser löst, 4 Th. koncentrirte Schwefelsäure zusetzt, die Mischung abkühlen läßt und dann unter Vermeidung jeder Erhitzung so lange achtzigprocentigen Weingeist zusetzt, als noch schwaches Aufbrausen und eine Entwickelung ätherisch riechender Dämpfe bemerkbar ist. Durch den Alkohol wird die Chromsäure zu Chromoxyd reducirt, mit welchem sich die Schwefelsäure verbindet; man kann die Reduktion aber auch durch Einleiten von schwefliger Säure bewirken. Nach 24 Stunden hat sich ein krystallinisches, grauviolettes Pulver abgelagert, welches auf einem Filter gewaschen wird, bis es rein violett geworden ist, und dann in wenig Wasser bei einer Temperatur unter 35° C. gelöst wird. Aus dieser Flüssigkeit krystallisirt der C. in prächtigen Krystallen. Als Nebenprodukt erhält man C. bei der Darstellung von Anilin- und Anthracenfarben. Der C. krystallisirt in Oktaëdern, die fast schwarz, an den Rändern aber schön rubinroth erscheinen, löst sich in 7 Th. Wasser bei 15° und wird aus der röthlichblauen Flüssigkeit durch Weingeist unverändert gefällt. Bei 75° C. wird die Lösung grün und gibt keine Alaunkrystalle mehr, nach einigen Wochen aber kehrt die violette Farbe und die Krystallisirbarkeit zurück. Bei 25—30° verliert der C. die Hälfte seines Krystallwassers, bei 100° wird er unter weiterem Verlust von Wasser grün und bei 350° wasserfrei; noch stärker erhitzt, wird er hellgrün und dann durch kochendes Wasser in schwefelsaures Kali und unlösliches schwefelsaures Chromoxyd zersetzt. Aus einer koncentrirten, heiß bereiteten grünen Auflösung des Chromalauns schlägt Weingeist eine zähe, grüne Masse nieder, ein basisches Salz, dessen Lösung in Wasser nur nach Zusatz von Schwefelsäure wieder violett wird; man benutzt sie als Farbesubstanz zum Färben von Oelfirnis, Kautschukmasse und ihre Auflösung als grüne Dinte. Der C. dient als Beizmittel in der Färberei, zum Unlöslichmachen von Leim und Gummi, zu wasserdichten Geweben, mit Kochsalz versetzt zur Erzeugung von chromgarem Leder. Auch kann man Körbchen u. dgl. aus umwickeltem Draht in eine Lösung von C. hängen, worauf sich an dem Draht sehr bald schöne Krystalle bilden, welche sich an der Luft sehr gut halten. Der Ammoniakchromalaun gleicht dem Kalichromalaun, wird wie dieser erhalten, krystallisirt noch leichter, ist aber schwerer löslich und nicht ganz luftbeständig. Der Natronchromalaun ist leichter löslich und deshalb nur schwierig zu gewinnen.

Chromátik (griech.), derjenige Theil der Optik,

welcher die Lehre von den Farben zum Gegenstand hat; in der Malerei die Kunst der Farbengebung.

Chromátisch (griech., »gefärbt«), bei den alten Griechen Bezeichnung eines gewissen Klanggeschlechts, dessen Tetrachorde aus einer Folge von zwei halben Tönen und einer kleinen Terz bestanden, z. B. a h h d. Dasselbe konnte allein oder mit dem diatonischen und enharmonischen Klanggeschlecht vermischt gebraucht werden; doch ist es für uns schwierig, sich von der Anwendung desselben eine deutliche Vorstellung zu machen. Worauf die Bezeichnung C. beruht, ist nicht ausgemacht, und die Angabe einiger, z. B. Rousseau's, daß man die Tonzeichen für dieses Geschlecht mit besonderer Farbe bezeichnet habe, erscheint nicht stichhaltig. Richtiger ist wohl die Annahme, daß man dieses Klanggeschlecht wegen seiner besonders künstlichen Fortschreitung als eigenthümlich »gefärbt« bezeichnete, zum Unterschied von dem nur durch natürliche ganze oder halbe Töne sich fortbewegenden diatonischen Klanggeschlecht. In der modernen Musik nennt man chromatische Töne alle von den 7 ursprünglichen Tonstufen c d e f g a h hergeleiteten und aus diesen durch Erhöhung oder Erniedrigung entstandenen Töne (z. B. cis und ces von c, fis und fes von f); die hinzugefügten Silben is und es werden daher auch chromatische Silben genannt. Ebenso heißt eine Tonleiter, welche alle erhöhten oder erniedrigten Töne, die nicht schon unter anderem Namen (enharmonisch) vorhanden sind, in sich aufnimmt, die also durch lauter halbe Töne geht, chromatische Tonleiter, z. B. c, cis, d, dis, e, f, fis, g, gis, a, ais, h, c (mit Erhöhungen) und c, h, b, a, as, g, ges, f, e, es, d, des, c (mit Erniedrigungen). Diese chromatische Tonleiter ist übrigens nicht die Grundlage einer Tonart; auch wird in der Wirklichkeit selten oder nie eine Melodie gänzlich auf sie gebaut werden, da ihre Schritte zu einförmig und für sich allein zu kleinlich sind. Wenn man von chromatischen Melodien spricht, so sind damit nur solche gemeint, in welchen die chromatischen Tonfortschreitungen vorherrschen, also viele Erhöhungen und Erniedrigungen diatonischer Stufen vorkommen.

Chromatoskōp (griech., n.), ein Kaleidoskop, bei welchem man die das Bild gebenden Objekte nicht lose zwischen zwei Glasplatten geschüttet, sondern auf einer Walze befestigt hat, welche bei ihrer Drehung zahlreich sich modificirende Bilder liefert.

Chromatrōp (griech., n., Farben- und Linienspiel), Vorrichtung, die aus zwei runden, concentrisch übereinander liegenden, mit rosetten- und sternförmigen Figuren bemalten, ebenen Glasplatten besteht, welche sich mittels einer Kurbel in entgegengesetzter Richtung um einen gemeinsamen Mittelpunkt beliebig schnell bewegen lassen. Bringt man diesen Apparat in einer Laterna magica an oder setzt ihn mit einem Hydroorygenmikroskop in Verbindung und darauf in Kreisbewegung, so lassen sich mittels desselben auf einer weißen Fläche die mannigfaltigsten Figuren, Rosetten, Sterne ꝛc. in steter, bunter Farbenabwechselung erzeugen. Gewöhnlich wird das C. mit einem Nebelbilderapparat (s. Nebelbilder) verbunden.

Chromatypie (griech.), eigentlich jeder mit Hülfe der Buchdruckpresse hergestellte Farbendruck; doch wurde diese Bezeichnung speciell angewandt auf das von dem Leipziger Buchdrucker H. E. Kramer Ende der fünfziger Jahre erfundene Verfahren, mit Hülfe der Buchdruckpresse erzeugte Farbendruckbilder auf Porzellangeschirr zu übertragen, welche durch Feinheit und Lebhaftigkeit der Farben nicht minder wie durch Billigkeit die gewöhnlichen billigen Malereien weit übertreffen. S. Metachromatypie.

Chrombleispat, s. v. w. Rothbleierz.

Chrombronze, s. Chromoxyd.

Chromchlorid Cr_2Cl_6, wird erhalten, wenn man über ein glühendes Gemisch von Chromoxyd und Kohle oder über erhitztes Schwefelchrom getrocknetes Chlorgas leitet. Es sublimirt in prächtig violetten Blättchen, die sich wie Talk und Musivgold auf die Haut einreiben lassen, löst sich sehr langsam in heißem Wasser mit grüner Farbe, wird von Schwefelsäure und Alkalien schwer zersetzt, gibt beim Glühen an der Luft Chromoxyd, beim Schmelzen mit Soda und Salpeter Alkalichloride und chromsaures Kali. Interessant ist die leichte Löslichkeit des violetten Chlorids in Wasser, wenn letzteres ein Minimum ($^1/_{4000}$) Chromchlorür enthält. Grünes C. erhält man durch Auflösen von Chromoxyd in Salzsäure und bei Behandlung von chromsaurem Blei mit Salzsäure und Weingeist; die Lösung gibt beim Verdampfen grüne wasserhaltige Krystalle, die beim Erhitzen in violettes, lösliches, später in unlösliches Oxychlorid, endlich in grünes Chromoxyd übergehen. Beim Erhitzen in trockenem Chlorwasserstoff oder Chlorgas bleibt aber pfirsichblütrothes, lösliches C. zurück, welches endlich als unlösliches, violettes C. sublimirt. Das violette C. ist für die Buntpapierfabrikation beachtenswerth, eine Lösung von C. eignet sich zum Blaufärben mit Blauholz. Man löst 0,75 Kilogr. rothes chromsaures Kali in Wasser, mischt die Lösung mit 1,75 Kilogr. Salzsäure von 22° B. und gießt diese Flüssigkeit, die C. enthält, in ca. 300 Liter starke Blauholzabkochung von 2° B. Bei der Siedetemperatur färbt sich in diesem Bad Baumwolle ohne vorherige Beize tief indigoblau, und je nachdem man wäscht oder nicht wäscht, erhält die Baumwolle beim Trocknen einen violetten Ton oder wird tief schwarzblau. Diese Farbe wird weder durch Licht und Luft, noch durch Essigsäure, Seife oder Soda verändert.

Chromeisenstein (Chromit, oktaëdrisches Chromerz, Chromeisenerz, Eisenchrom), ein dem Magneteisenstein ähnliches und analog zusammengesetztes Mineral aus der Klasse der wasserfreien Metalloxyde, dessen selten vorkommende Krystalle sehr kleine Oktaëder bilden. Es findet sich gewöhnlich derb und eingesprengt, ist eisen- bis pechschwarz, von halbmetallischem Glanz, welcher in den fettartigen verläuft, undurchsichtig, bisweilen magnetisch; Härte 5,5. Es besteht aus Eisenoxydul mit Chromoxyd (30—65 Proc.) Cr_2FeO_4, enthält aber auch Thonerde, Magnesia und Eisenoxyd. Mit Salpeter geschmolzen, gibt es nach dem Aufweichen mit heißem Wasser eine gelbe Lösung von chromsaurem Kali, welche mit essigsaurem Blei und salpetersaurem Baryt schöne gelbe Niederschläge liefert. Vor dem Löthrohr mit Borax und Phosphorsalz geschmolzen, gibt es schmutzig grünes Glas, so lange dasselbe noch warm ist; nach dem Erkalten tritt die schöne smaragdgrüne Chromfarbe, besonders nach Zusatz von Zinn und Behandeln in der innern Löthrohrflamme, hervor. Von Salpeter- und Salzsäure wird das Pulver nur wenig angegriffen. Krystallisirt kommt das Mineral bis jetzt nur zu Barehills bei Baltimore, wo es überhaupt in größter Menge auftritt, und auf kleinen Inseln um

San Domingo vor. Derb mit körniger oder blätteriger Struktur erscheint es auf Lagern, in Nestern, auf schmalen Gängen, in krystallinischen Gesteinen mit Talk, Serpentin, Feldspat, Asbest, Glimmer, Granat. Hauptsächliche Fundorte sind: Silberberg und Grochau in Schlesien, Hrubschitz in Mähren, Krieglach und Kraubat in Steiermark, Roeraas in Norwegen, Sibirien, der Ural, Hermanjick in Kleinasien, die Shetlandsinseln, Maryland, Pennsylvanien, Massachusetts, Kalifornien und Australien.

Chromerz, s. v. w. Chromeisenstein.

Chromgelb, chromsaures Blei, findet sich in der Natur als Rothbleierz und Phönicit, mit chromsaurem Kupfer als Vauquelinit und wird aus einer Lösung von Bleizucker durch rothes chromsaures Kali als schön gelbes Pulver gefällt. Dies Präparat $PbCrO_4$ ist fast unlöslich in Wasser, löslicher in Salpetersäure enthaltendem Wasser, leicht löslich in Kalilauge, entwickelt beim Erhitzen Sauerstoff und hinterläßt einen Rückstand von basisch chromsaurem Blei und Chromoxyd. Beim Erhitzen mit organischen Substanzen oxydirt es diese zu Kohlensäure und Wasser und wird dabei in Bleioxyd und Chromoxyd verwandelt. Hierauf beruht seine Benutzung in der chemischen Analyse, doch findet es bei weitem häufigere Verwendung als Farbematerial. Zu diesem Zweck wird es fabrikmäßig dargestellt, indem man durch Einwirkung von Essig auf Blei eine Lösung von basisch essigsaurem Blei bereitet und diese nach Ansäuerung mit Essig in eine Lösung von rothem chromsauren Kali gießt. Den Niederschlag wäscht man aus, vermischt ihn für geringere Sorten von C. mit Gips, Schwerspat oder Permanentweiß und trocknet ihn dann. Nach einer andern Methode digerirt man schwefelsaures Blei, welches als Abfall aus Kattundruckereien bezogen wird, mit einer Lösung von gelbem chromsauren Kali und erhält mehr oder weniger hellgelbes C., je nachdem kleinere oder größere Mengen des schwefelsauren Bleis in chromsaures Blei übergeführt wurden. Das C. übertrifft an Deckkraft und Schönheit alle anderen gelben Farbstoffe und hat deshalb diese auch fast sämmtlich verdrängt. Es widersteht dem Licht und der Luft, auch verdünnten Säuren, nicht aber alkalischen Laugen und Seifen; ebensowenig kann es mit Wasserglas verarbeitet werden, und Schwefelwasserstoff bräunt es langsam. Nach der zuerst angegebenen Methode erhält man ein reines dunkelcitronengelbes C., welches aber nur selten bereitet wird; vielmehr mischt man zu der Lösung des chromsauren Kali's gewöhnlich etwas Schwefelsäure und erhält so theils chemische, theils mechanische Mischungen von chromsaurem und schwefelsaurem Blei. Die Verbindung $PbSO_4 + PbCrO_4$ quillt nach der Fällung stark, wird höchst locker, hell citronengelb und deckt gut (Kölnergelb, meist mit Gips, Schwerspat ꝛc. gemischt), während die Verbindung $2PbSO_4 + PbCrO_4$ nicht quillt, feurig schwefelgelb ist und namentlich mit Berlinerblau ein prachtvolles Grün liefert (Chromgrün, Grüner Zinnober). Zur Darstellung dieser grünen Farbe werden die Grundfarben naß sorgfältig gemischt, das Gemenge wird durch ein Haarsieb getrieben, auf Leinenfilter zum Abtropfen gebracht, getrocknet und gepulvert. Noch inniger wird die Mischung, wenn man den blauen und den gelben Niederschlag zugleich fällt, etwa eine Lösung von Eisenchlorid und Bleizucker in eine Auflösung von gelbem Blutlaugensalz und chromsaurem Kali gießt. Die Chromgrüne geben hinreichend deckende und gut trocknende Oelfarben; weniger eignen sie sich zu Wasserfarben, wozu sie aber ebenfalls, namentlich beim Tapetendruck, vielfache Anwendung finden. Durch einen kleinen Zusatz von Indigokarmin erhält das Grün einen Stich ins Blaue und besonderes Feuer (Seidengrün). Baumwolle färbt man mit C., indem man sie abwechselnd und wiederholt in Lösungen von chromsaurem Kali und Bleizucker taucht; ebenso bedruckt man die Gewebe mit Bleizucker und färbt sie in chromsaurem Kali aus. Mit Zinnsalz kann man das C. zerstören und deshalb topisch andere Farben eindrucken. Wenn man die gelb gefärbte Baumwolle auswäscht und in kochende Kalkmilch taucht, so wird dem C. ein Theil der Chromsäure entzogen, und die Farbe geht in Orange über. Chromroth (Chromzinnober, Oesterreichischer Zinnober) $PbCrO_4, PbH_2O_2$ entsteht bei Einwirkung von Kalilauge und schmelzendem Salpeter auf C. und wird durch Eintragen von letzterem in ein geschmolzenes Gemisch von salpetersaurem Kali und Natron oder durch Fällung von Bleizucker mit einer Mischung von chromsaurem Kali und Kalilauge dargestellt. Diese Präparate wechseln je nach ihrer krystallinischen Beschaffenheit vom dunkelsten Zinnoberroth bis zur matten Mennigfarbe, geben aber beim Zerreiben alle ein gleichfarbiges Pulver. Mischungen von C. mit Chromroth bilden das Chromorange, welches man durch Fällen von Bleiessig mit chromsaurem Kali, durch Kochen von C. mit Kalkmilch oder durch Behandeln von C. mit einer zur Ueberführung in Chromroth nicht hinreichenden Menge Kalilauge erhält. Durch Säuren werden Chromroth und Chromorange gelb. Das Chromroth dient häufig zur Verfälschung des echten Zinnobers, ist eine treffliche Wasser-, Kalk- und Oelfarbe, darf aber ebensowenig wie das C. zu Konditoreiwaaren angewandt werden, da es giftig ist. Zur Siegellackfabrikation ist es nicht geeignet. Dagegen hat man C. auch als vortreffliches Mäusegift empfohlen.

Chromgrün, s. Chromoxyd, Chromoxydhydrat und Chromgelb.

Chromit, s. v. w. Chromeisenstein.

Chromocker, Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Geolithe, welches derb und eingesprengt, auch als Ueberzug und erdig vorkommt, grasgrün ins Gelbe, wenig glänzend bis matt, durchscheinend oder undurchsichtig ist und aus chromoxydhaltigem Thon besteht. Es findet sich nicht allein als Begleiter des Chromeisensteins, wie auf der Shetlandsinsel Unst und an anderen Orten, sondern selbst als Zersetzungsprodukt von Porphyren, wie zu Halle und Waldenburg in Schlesien.

Chromogēne, s. Farbstoffe.

Chromolithographie, s. Lithographie und Oelfarbendruck.

Chromopsīe (griech. »Farbensehen«), krankhaftes Sehen farbiger Ringe, Flecken, ganzer Regenbogen, wie dies insbesondere in den Anfangsstadien der Amaurose vorkommt und stets eine krankhafte Erregung des Sehnerven bekundet. Farbige Kreise ꝛc. werden jedoch auch noch nach vollkommener Erblindung, selbst nach Zerstörung des Auges, nach der Herausnahme desselben wahrgenommen und hängen dann von der Erregung des Centraltheils des Sehnerven ab (s. Augentäuschungen).

Chromorange, s. Chromgelb.

Chromotypographie (griech.), die Herstellung

von Drucken in verschiedenen Farben auf der Buchdruckpresse; s. Buntdruck.

Chromoxyd Cr_2O_3, findet sich in der Natur als Chromocker und mit Eisenoxydul verbunden als Chromeisenstein; künstlich erhält man es auf sehr verschiedene Weise und je nach der Bereitung bald in dunkelgrünen, fast schwarz erscheinenden, metallglänzenden Krystallen, die so hart sind, daß sie Glas schneiden, bald in den verschiedensten Vegetationen oder metallisch grün schimmernden Blättchen, bald als grünes, mehr oder weniger kompaktes Pulver von dunklerer oder hellerer Farbe, welches im Gebläsefeuer schmilzt und krystallinisch schwarz erstarrt. Je nach den Zwecken, welchen das C. dienen soll, stellt man es dar aus chromsaurem Quecksilberoxydul (sehr zart und dunkelgrün, besonders schön, wenn die Luft beim Glühen gut abgehalten wurde), aus rothem chromsauren Kali durch Glühen mit gleich viel Schwefel (um so heller, je mehr Schwefel angewandt wurde), oder mit Salmiak (dunkelgrün und bei hoher Temperatur krystallinisch und fast schwarz), oder mit Kohle. Bei Weißglühhitze entstehen aus rothem chromsauren Kali in mannigfaltigen Farben spielende Flitter von C. Leichter zersetzt sich das Salz beim Glühen mit Kochsalz. Besonders schönes C. erhält man durch Erhitzen von zweifach-chromsaurem Ammoniak und durch Erhitzen von Chromchlorid. Das geglühte C. ist in Säuren fast unlöslich, gibt beim Glühen mit Salpeter oder mit Alkalien an der Luft chromsaures Alkali, wird in sehr hoher Temperatur durch Kohle, aber nicht durch Wasserstoff reducirt, färbt Glasflüsse schön grün und dient in der Glas- und Oelmalerei als grüne Farbe (Chromgrün), auch als Druckfarbe für Banknoten und als Schleifmaterial, zum Ueberziehen der Streichriemen für Rasirmesser 2c. Als Chrombronze erhält man das C. durch sehr heftiges Glühen gleicher Theile von Kochsalz und rothem chromsauren Kali unter einer Kochsalzdecke und Ausziehen mit Wasser. Das C. besitzt dann den Glanz der Goldkäferflügeldecken.

Chromoxydhydrat $Cr_2O_3.H_2O_2$, wird aus Chromoxydsalzen durch Ammoniak gefällt, und zwar aus den rothen Salzlösungen im allgemeinen als graublaues Metachromoxydhydrat, welches von Säuren mit rother Farbe gelöst wird, und aus den grünen Salzlösungen als graugrünes, in Säuren mit grüner Farbe lösliches Pulver. Ammoniak löst beide Hydrate zu einer rothen Flüssigkeit, und Kalilauge fällt auch aus den rothen Salzen grünes C. Beide Körper sind in überschüssiger Kalilauge mit grüner Farbe löslich, und beim Erhitzen dieser Lösung fällt stets grünes, in Kalilauge unlösliches C. Metachromoxydhydrat verwandelt sich beim Erhitzen in grünes C. Das C. dient als Farbstoff und Beize in der Färberei. Beim Erhitzen von rothem chromsauren Kali mit Borsäure erhält man eine Doppelverbindung von borsaurem Chromoxyd mit borsaurem Kali, welche durch Wasser zersetzt wird. Hierbei entsteht ein C., welches der Formel $Cr_4H_6O_9$ entspricht und als Arnaudons, Pannetiers, Plessy's, Guignets Grün, Matthieugrün, Mittlergrün, Smaragdgrün, Chromgrün in den Handel kommt. Dies Präparat, jedenfalls das schönste Chromgrün, enthält bisweilen auch Borsäure oder Phosphorsäure und dient als Ersatzmittel des Schweinfurter Grüns. Das C. bildet mit Säuren die Chromoxydsalze, gegen starke Basen verhält es sich aber wie eine Säure.

Chromroth, s. Chromgelb.

Chromsäure H_2CrO_4, findet sich in der Natur im Rothbleierz, Phönicit und Vauquelinit und wird durch Schwefelsäure aus den Chromsäuresalzen abgeschieden. Aus ihren Lösungen krystallisirt Chromsäureanhydrid CrO_3. Man erhält dies am vortheilhaftesten auf folgende Weise. 300 Gramm rothes chromsaures Kali werden in 500 Gr. Wasser gelöst und mit 420 Kubikcentim. koncentrirter Schwefelsäure versetzt. Das nach 10—12 Stunden krystallisirte saure schwefelsaure Kali wäscht man mit 10—12 Kubikcentim. Wasser, fügt zu der Lösung bei 80—90° 150 Kubikcentim. Schwefelsäure und dann Wasser, bis sich das ausgeschiedene Chromsäureanhydrid wieder gelöst hat. Nun verdampft man, bis sich eine Krystallhaut zeigt, läßt dann krystallisiren, verdampft die Mutterlauge wieder und gewinnt so auch noch eine dritte Krystallisation. Die Krystalle legt man unter eine Glasglocke auf einen trockenen Ziegelstein und wäscht sie mit koncentrirter reiner Salpetersäure. Soll die C. ganz frei von Schwefelsäure sein, so muß man die Lösung mit chromsaurem Baryt behandeln. Das Chromsäureanhydrid bildet karmoisinrothe, zerfließliche, geruchlose, anfangs sauer, dann herb schmeckende, stark ätzend wirkende Prismen, ist leicht löslich in Wasser und Alkohol, wird beim Erhitzen fast schwarz, schmilzt bei 190°, zerfällt bei 300° in Chromoxyd und Sauerstoff, entwickelt beim Erhitzen mit koncentrirter Schwefelsäure Sauerstoff, gibt mit Salzsäure Chlor und Chromchlorid, wirkt äußerst kräftig oxydirend, zerstört Papier, entzündet auf die Krystalle getröpfelten Alkohol und verwandelt denselben in verdünnter Lösung in Aldehyd und Essigsäure. Mit Basen bildet C. die Chromsäuresalze, und zwar ist sie wie Schwefelsäure zweibasisch. Man benutzt sie als Oxydationsmittel zur Darstellung organischer Körper, wie Baldriansäure, bedient sich aber dazu des chromsauren Kali's unter Zusatz von Schwefelsäure. In der Medicin wird C. bisweilen als Aetzmittel angewandt. Sie zerstört mit Leichtigkeit die thierischen Gewebe, erzeugt dabei aber heftige Schmerzen; in 4—6 Theilen Wasser gelöst, wirkt sie mehr austrocknend und adstringirend, indem sie nur eine Schrumpfung der thierischen Faser veranlaßt. Davon macht man in der Mikroskopie Gebrauch, indem man die thierischen Gewebe mit C. erhärtet, um dann leichter dünne Schnitte anfertigen zu können.

Chromsäuresalze (Chromate), Verbindungen der Chromsäure mit Basen, sind meist gelb oder gelbroth, großentheils in Wasser unlöslich und werden durch Glühen zersetzt. Ihre mit Salz- oder Schwefelsäure versetzte Lösung wird durch Alkohol zu Chromchlorid oder Chromoxydsalz reducirt; auch schweflige Säure und Schwefelwasserstoff wirken reducirend. Die unlöslichen Salze werden durch wechselseitige Zersetzung aus dem chromsauren Kali, die löslichen durch direkte Vereinigung der Säure mit der Base erhalten. Man kennt nur die neutralen Salze der zweibasischen Chromsäure H_2CrO_4; die sogen. sauren C. sind nach der Formel $R_2Cr_2O_7$ zusammengesetzt und werden als neutrale Salze der zweibasischen Dichromsäure $H_2Cr_2O_7$ betrachtet. Viele C. finden technische Verwendung; das wichtigste aber ist das saure chromsaure Kali (dichromsaures Kali, rothes Chromsalz) $K_2Cr_2O_7$, welches aus Chromeisenstein dargestellt wird. Man schmolz das fein gepulverte Mineral früher mit

Salpeter, ersetzt denselben aber jetzt wenigstens theilweise durch kohlensaures Kali und andere Kalisalze und besonders auch durch Kalk, welcher die Masse porös erhält. Man benutzt einen Ofen, welcher den Zutritt der Luft gestattet, und befördert die Oxydation durch Umrühren. Die geglühte Masse wird mit Wasser, unter Umständen mit Beihülfe von Schwefelsäure, extrahirt, die Lösung durch Kalk vom Eisen befreit und dann zur Krystallisation gebracht. Bei Anwendung von Kalk wird der in der Lösung enthaltene saure chromsaure Kalk durch kohlensaures Kali zersetzt. Das saure chromsaure Kali bildet morgenrothe Prismen, löst sich in 10 Theilen kaltem, viel leichter in heißem Wasser, nicht in Alkohol, schmeckt bitterlich herb, wirkt ätzend giftig und erzeugt bei dauernder Einwirkung bösartige Geschwüre. Es schmilzt unzersetzt, zerfällt nach dem Erstarren zu Krystallmehl, gibt bei starkem Erhitzen chromsaures Kali, Chromoxyd und Sauerstoff, beim Erhitzen mit Schwefelsäure schwefelsaures Chromoxydkali und 16 Proc. Sauerstoff, wird durch schweflige Säure und Schwefelwasserstoff, beim Glühen auch durch Schwefel und Salmiak reducirt, entwickelt mit Salzsäure Chlor und liefert aus der Lösung in Salzsäure, wenn die Chlorentwickelung sorgfältig vermieden wird, rothe flache Prismen von zweifach chromsaurem Chlorkalium (chlorbichromsaurem Kali) $K_2Cr_2Cl_2O_6$. Dieses Salz verliert bei 100° alles Chlor und kann durch Auflösen des Rückstandes in Salzsäure sofort regenerirt werden, weshalb es zur Chlorentwickelung geeignet ist. Das saure chromsaure Kali ist der Ausgangspunkt für die Bereitung anderer Chrompräparate, besonders des chromsauren Bleis, des Chromoxyds, der verschiedenen Chromgrüne; es dient vielfach in der Färberei, z. B. zu Chromschwarz mit Blauholz, zum Eisenbeizendruck, um weiße Muster auf indigoblauem Grund zu erzeugen, als Aetzbeize auf Türkischroth ꝛc., dann zum Bleichen von Palmöl, zum Reinigen des Holzessigs, zum Entfuseln des Branntweins, zu Zündmassen, zur Darstellung von Anilin- und Anthracenfarben, zur Chlorentwickelung, in der Photographie und Photolithographie, zur Erhärtung und Konservirung anatomischer Präparate, als adstringirendes und austrocknendes Mittel. Die Produktion beträgt 60,000 Ctr. Neutralisirt man das saure chromsaure Kali mit Potasche und verdampft die Lösung zur Krystallisation, so erhält man chromsaures Kali K_2CrO_4 in citronengelben, undurchsichtigen Säulen, welches kühlend, bitter metallisch schmeckt, in 2 Theilen Wasser, nicht in Alkohol löslich ist, ohne Zersetzung schmilzt und krystallinisch erstarrt; es reagirt alkalisch, die Lösung gibt beim Verdampfen zuerst Krystalle von rothem chromsauren, dann von chromsaurem Kali, wird durch Säuren völlig in saures chromsaures Kali übergeführt und gibt mit reducirenden Mitteln leicht Chromoxyd. Es wird weniger häufig angewandt als das rothe Salz; mit Blauholzabkochung liefert es die sogen. Chromdinte. Das chromsaure Ammoniak $(NH_4)_2CrO_4$ krystallisirt aus mit Ammoniak übersättigter Chromsäurelösung in gelben, luftbeständigen, schwer löslichen Nadeln und gibt mit Chromsäure saures chromsaures oder bichromsaures Ammoniak $(NH_4)_2Cr_2O_7$, welches große rothe Krystalle bildet, beim Erhitzen Chromoxyd hinterläßt und beim Zeugdruck benutzt wird. Chromsaurer Baryt $BaCrO_4$, aus chromsaurem Kali durch Chlorbarium gefällt, ist gelb, in Wasser unlöslich, löslich in Säuren, kommt als gelbes Ultramarin in den Handel. Ueber chromsaures Blei s. Chromgelb. Chromsaurer Kalk $CaCrO_4 + 2H_2O$ ist gelb und schwer löslich, dient häufig zum Vermischen mit Chromgelb; das saure Salz ist leicht löslich, wird direkt aus Chromeisenstein dargestellt und im großen auf Chromfarben verarbeitet. Chromsaures Natron $Na_2CrO_4 + 10H_2O$ wird wie das gelbe Kalisalz erhalten, schmeckt herb metallisch, reagirt alkalisch, ist zerfließlich und schmilzt sehr leicht; über 30° krystallisirt wasserfreies Salz. Das saure chromsaure Natron $Na_2Cr_2O_7$ bildet rothe, dünne, sehr leicht lösliche Säulen. Chromsaures Quecksilberoxydul Hg_2CrO_4 wird aus salpetersaurem Quecksilberoxydul durch chromsaures Kali ziegelroth gefällt und gibt beim Erhitzen höchst zartes Chromoxyd. Chromsaures Silber Ag_2CrO_4 wird aus salpetersaurem Silber durch chromsaures Kali gefällt, ist fein krystallinisch, purpurroth. Saures chromsaures oder bichromsaures Silberoxyd $Ag_2Cr_2O_7$ wird aus salpetersaurem Silber durch bichromsaures Kali gefällt, entsteht bei Einwirkung von Silber auf schwefelsäurehaltige Chromsäure und bildet dunkelrothe, in Wasser wenig lösliche Krystalle; es dient als eine sehr schöne purpurrothe, aber theure Malerfarbe. Chromsaurer Strontian ist sehr viel leichter löslich als das Barytsalz, so daß man beide alkalische Erden mit Hülfe der Chromsäure von einander unterscheiden kann. Aus Zinksalzen fällt chromsaures Kali hellgelbes chromsaures Zink, welches als Zinkgelb in den Handel kommt. Zinnchlorid wird durch chromsaures Kali citronengelb gefällt, der Niederschlag wird beim Trocknen braungelb, beim Glühen violett und besteht dann vielleicht aus zinnsaurem Chromoxyd. Diese Verbindung ist in der »Pinkcolour« enthalten.

Chromschwarz, s. Chromsäuresalze.

Chromzinnober, s. Chromgelb.

Chronik (griech., s., »Zeitbuch«), Buch, das die Begebenheiten der allgemeinen Geschichte, oder die einzelner Völker und Stämme, oder einzelner Städte, Körperschaften ꝛc. lediglich der Zeitfolge nach, ohne Rücksicht auf den ursachlichen Zusammenhang, einfach aneinander reiht. Von den Annalen unterscheiden sich die Chroniken dadurch, daß in ersteren die Folge der Jahre streng beobachtet wird, während für letztere die Regierungszeiten der Kaiser, Päpste, Bischöfe, Aebte ꝛc. das chronologische Gerippe abgeben. Besonders wichtig sind die seit dem Anfang des 14. Jahrh. immer massenhafter auftretenden Städtechroniken, die nicht mehr, wie die früheren, von Geistlichen, sondern von Laien geschrieben sind. Mit der Herausgabe der deutschen Städtechroniken hat die Historische Kommission in München 1862 begonnen; erschienen sind die Chroniken von Nürnberg, Augsburg, Straßburg und Braunschweig. Genaue bibliographische und kritische Nachweise über die für die Geschichtschreibung wichtigen Chroniken des deutschen Mittelalters geben die Werke über »Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter« von W. Wattenbach (bis zur Mitte des 13. Jahrh., 3. Aufl., Berl. 1873—74, 2 Bde.) und O. Lorenz (bis Ende des 14. Jahrh., das. 1870); mit mehr bibliographischen Details und nicht bloß für Deutschland: Potthasts »Bibliotheca historica medii aevi« (das. 1862, Nachtrag 1868). Vgl. Annalen und Geschichte.

Chronik, zwei Bücher der, das spätere, im dritten Theil des jüdischen Kanons stehende Geschichtswerk, hebräisch »Worte der Tage«, d. h. Buch der Zeitereignisse, griechisch Paralipomena, d. h. Supplemente, lateinisch seit Hieronymus Chronica genannt. Ursprünglich gehörten auch die Bücher Esra und Nehemia zu dem von einem levitischen Verfasser herrührenden Werk, welches somit, was den Inhalt anlangt, dem ältern Geschichtswerk (Bücher Samuels und der Könige) parallel läuft und mit demselben vielfach gemeinsame Quellen benutzt, während die Darstellung selbst weniger zuverlässig, einseitiger (nur dem Reiche Juda gerecht werdend) und durchaus parteiisch (im Interesse der Orthodoxie und des Levitismus) gefärbt ist. Die griechische Herrschaft hatte zur Zeit der Abfassung schon begonnen. Vgl. Bertheau, Die Bücher der C., Kommentar (Leipz. 1854).

Chronique scandaleuse (franz., spr. kronik skangdalähs'), geheime — namentlich auch böswillig übertriebene — Geschichte von den Thorheiten und Lastern eines Orts.

Chronische Krankheiten, in der Medicin altherkömmliche Bezeichnung derjenigen Krankheiten, welche einen langsamen Verlauf haben, im Gegensatze zu den akuten oder schnell verlaufenden. Eine scharfe Grenze zwischen beiden gibt es allerdings nicht. Die älteren Aerzte nannten jede Krankheit chronisch, wenn sie länger als 40 Tage dauerte. In der neuern Zeit berücksichtigt man hauptsächlich den gewöhnlichen Verlauf der einzelnen Krankheiten. Da z. B. die Schwindsucht gewöhnlich mehrere Jahre dauert, so nennt man sie schon akut, wenn sie einmal in 2 oder 3 Monaten verläuft. Umgekehrt nennt man Krankheiten, welche im allgemeinen einen typischen Verlauf nehmen, auch dann noch akut, wenn sie etwas länger als 40 Tage dauern. Der Typhus z. B. wird allgemein von den chronischen Krankheiten ausgeschlossen, obschon die Genesung meist hinter den 40. Tag fällt. Akute Krankheiten werden nicht selten chronisch, und im Verlaufe von chronischen Krankheiten treten häufig sogen. akute Exacerbationen, d. h. in diesem Fall fieberhafte Steigerungen, ein. Häufig werden die fieberlosen Krankheiten schlechthin als chronische, die fieberhaften als akute bezeichnet. Dies ist für die meisten, aber nicht für alle Fälle richtig. Denn es gibt schnell verlaufende Krankheiten, die ohne Fieber, und ch. K., die mit Fieber einhergehen. Endlich werden auch die sogen. nichttypischen Krankheiten, d. h. solche mit unregelmäßig schwankendem Verlauf ohne bestimmten Fortschritt zur Genesung oder zum Tod, schlechthin als chronische bezeichnet. Der chronische Verlauf der Krankheiten hängt theils von der Dauer ihrer Ursachen, theils von der Vielfältigkeit ihrer Lokalisationen, theils auch davon ab, daß durch die Krankheit selbst irreparable Gewebsstörungen bedingt werden, die ihrerseits wieder als Krankheitsursache fortwirken.

Chronodistichon (griech.), s. Chronogramm.

Chronogramm (griech., Zahlinschrift), die Bezeichnung des Jahrs einer Begebenheit durch die Zahlbuchstaben der ihr Andenken aufbewahrenden Worte. So wird das Jahr der Pariser Bluthochzeit durch die Worte bezeichnet: LVCIa Mater natos sVos DeVora VIt = 1572. Verwandelt man die Inschrift in einen Vers, so wird sie Chronostichon oder Eteostichon (Jahrvers) genannt; Chronodistichon aber, wenn die Jahrzahl in einem Distichon enthalten ist, wie z. B. in dem auf den Hubertsburger Frieden 1763:

Aspera beLLa sILent: reDIIt bona gratIa paCIs.
O sI parta foret seMper In orbe qVIes!

Die Zahlinschrift muß möglichst kurz, bezeichnend, leicht zu behalten und schwer zu verdrehen sein; je länger das C. ist, desto leichter ist es zu verdrehen, daher man das Chronostichon dem Chronodistichon vorzieht. Auch gefällt eine scharfe Bezeichnung in gedrängter Kürze am meisten, besonders auf Münzen und Medaillen. Um dem Gedächtnis zu Hülfe zu kommen, benutzt man zuweilen den Reim oder knüpft eine gewisse Begebenheit an bekannte Ausdrücke. So enthält die Inschrift auf dem Kreuz Christi: IesVs nazarenVs reX IVDaeorVM die Zahl 1532, das Jahr des Religionsfriedens zu Nürnberg. Sehr bezeichnend ist der Vers aus Ovids Metamorphosen (I, 148):

FILIVs ante DIeM patrIos InqVIrIt In annos

= 1568, das Todesjahr des Don Carlos. Besonders beliebt ist das C. bei türkischen und arabischen Dichtern.

Chronograph, s. Chronoskop.

Chronographie (griech.), Geschichtschreibung nach der Zeitfolge.

Chronologie (griech.), die Wissenschaft von der Zeiteintheilung und Zeitrechnung, wodurch in die Reihenfolge der Ereignisse Ordnung und Klarheit gebracht wird. Die erste und sicherste Grundlage für die C. bilden die am Himmel vor sich gehenden regelmäßigen und festen Erscheinungen, welche dazu dienen, bestimmte Haltpunkte für die Aufeinanderfolge der Begebenheiten zu gewähren. Man unterscheidet daher die astronomische oder mathematische und die historische oder technische C.; jene bestimmt die Ereignisse des Himmels selbst, diese lehrt die Anwendung auf die Begebenheiten des menschlichen Lebens, der Geschichte. Als die natürlichsten Zeitabschnitte boten sich dar: der Tag, bestimmt durch Auf- und Untergang der Sonne; der Monat, bestimmt durch die Phasen des Mondes; das Jahr, bestimmt durch den Kreislauf der Erde um die Sonne. Nach diesen drei Bestimmungen wurden die Begebenheiten des menschlichen Lebens abgegrenzt. Bei der Berechnung des Tages legte man die Kulmination der Sterne, namentlich der Sonne zu Grunde: die Zeit, welche von einer Kulmination bis zur andern verstreicht, bildete eben den Tag, genauer den Stern- oder Sonnentag, dessen Berechnung aber nicht immer ganz genau war. So war auch die Berechnung der Monate und Jahre nicht überall dieselbe; namentlich unterscheidet man Sonnen- und Mondjahre, je nachdem man den Lauf der Sonne oder die Erscheinungen des Mondes zu Grunde legt. Eine oft gebrauchte Berechnung ist die nach Menschenaltern, deren man gewöhnlich drei auf ein Jahrhundert rechnete. Die Zählung der Jahre von einem bestimmten, durch ein merkwürdiges Ereignis bezeichneten Termin an heißt eine Aera (s. d.).

Die Aegypter gingen früh vom Mondjahr zum Sonnenjahr von 365 Tagen über; begonnen wurde das Jahr mit der Sommersonnenwende. Sie legten bei der Berechnung ursprünglich das Aufgehen des Sirius oder Hundssterns zu Grunde. Weil aber in Wirklichkeit das Jahr um ¼ Tag zu kurz gerechnet war, so mußte eine Ausgleichung vorgenommen werden, und da 1461 ungenaue Jahre 1460 wirklichen entsprachen, so wurde diese Ausgleichungs-

veriode von 1461 Jahren die Hundssternperiode genannt. Eine andere Periode war die Phönixperiode, die zur Ausgleichung des siderischen mit dem kirchlichen Jahr diente. Von Aegypten aus verbreitete sich diese Methode der Zeitrechnung mit Modifikationen über die damalige gebildete Welt, zunächst zu den Babyloniern und Chaldäern. Beide Völker begannen ihren bürgerlichen Tag mit Sonnenaufgang; für die alte Eintheilung des Tages und der Nacht in je 12 Stunden erfanden sie die Sonnen- und die Wasseruhr. Die Juden begannen mit dem Abend ihren Tag, welcher also die Zeit von einem Abend bis zum andern ist. Von der Eintheilung von Tag und Nacht in je 12 Stunden wird im Alten Testament nichts gesagt; doch war sie den Juden ohne Zweifel von Babylon her bekannt. Gewöhnlich theilte man den Tag in 4, die Nacht in 3 Theile ab. Sieben Tage bildeten eine Woche, welche mit dem Sabbath begann. Den Anfang des Monats bestimmte der Neumond, welcher mit religiöser Feier begangen wurde. Die Zahl der Monatstage schwankte zwischen 29 und 30. Unsicher war auch die Berechnung des Jahrs, welches nicht regelmäßig 12, sondern oft auch (zur Ausgleichung) 13 Mondmonate enthielt und zwischen 353 und 385 Tagen schwankte. Den Jahresanfang bildete — wenigstens im bürgerlichen Leben — der Monat Tisri (s. d.). In Syrien war seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein Jahr gebräuchlich, dessen Monate ganz den römischen entsprachen; später vertauschten die Syrer das gebundene Mondjahr mit dem Julianischen, doch ist jene alte Zeitrechnung noch bis auf den heutigen Tag bei den syrischen Christen gebräuchlich.

Die Griechen hatten ursprünglich auch das sogen. gebundene Mondjahr, welches ohne Schaltung um 11 Tage zu kurz, mit Schaltung um 19 Tage zu lang war und 354—384 Tage enthielt. Wegen dieser Unbestimmtheit hielt man sich vielfach an natürliche Erscheinungen, besonders an den Aufgang und Untergang gewisser Sterne, z. B. der Plejaden, des Orion u. a., was namentlich für den Anfang der Jahreszeiten maßgebend war. Unter den verschiedenen Versuchen, der Unvollkommenheit dieser Berechnung abzuhelfen, ist besonders der 19jährige Cyklus des atheniischen Astronomen Meton (zur Zeit des Perikles, ca. 430 v. Chr.) zu erwähnen. Hiernach waren 235 Mondmonate = 19 Sonnenjahren, eine Rechnung, welche bis auf 2 Stunden zutrifft; unter den 19 Jahren des Cyklus waren 7 Schaltjahre. Meton nahm den Monat zu 29—30 (durchschnittlich $29^{25}/_{47}$), das Jahr zu $365^{5}/_{19}$ Tagen. Diese Rechnung suchte später Kallippos aus Kyzikos zu verbessern, indem er auf den alten Ansatz des Jahres zu $365^{1}/_{4}$ Tagen zurückging; zugleich führte er einen Cyklus von 76 Jahren ein, der von den alexandrinischen Astronomen benutzt wurde. Uebrigens finden wir bei den Griechen keine überall gültige Berechnung.

Bei den Römern war in der ältesten Zeit das freie Mondjahr üblich, obwohl dasselbe vor Numa bloß 10 Monate gehabt haben soll; genaueres darüber ist nicht bekannt. Die Berechnung, wonach das Jahr 12 Monate und 355 Tage erhielt, wird von den Alten schon in die Königszeit verlegt und meist dem Numa zugeschrieben. Zur Ausgleichung wurde alle zwei Jahre ein Monat von 22 oder 23 Tagen eingeschaltet und zwar im Februar. Da diese Ausgleichung nicht genügte, so wurden im Lauf der Zeit mehrfache Reformen versucht, ohne daß gründlich geholfen wurde; im Jahr 47 hatten sich die Monate so verschoben, daß der 1. März auf den (richtig berechneten) 1. Jan. 46 fiel. Daher ließ Cäsar durch den alexandrinischen Astronomen Sosigenes eine Reform vornehmen, welcher das feste Sonnenjahr mit vierjähriger Schaltperiode zu Grunde gelegt wurde. So entstand der sogen. Julianische Kalender, welcher auf die Christenheit überging, die jedoch ihrer Feste wegen die jüdischen Wochen in den Kalender aufnahm.

Die Julianische Zeitrechnung ist noch bis auf den heutigen Tag in der griechischen Kirche gebräuchlich. Die lateinische Kirche fand aber eine Verbesserung derselben nothwendig, da die Dauer eines Jahrs um etwa 11 Minuten größer angenommen war, als sie wirklich ist. Erst im 16. Jahrh. bemerkte man diesen Fehler, da die Frühlingsnachtgleiche, nach welcher infolge eines Beschlusses des Nicäischen Concils das Osterfest gefeiert werden sollte, statt 21. März, wie es der Julianische Kalender bestimmte, schon 10 Tage früher eingetreten war. Papst Gregor XIII. beauftragte daher den Aloysius Lili mit der Verbesserung des Kalenders, die 1582 zu Stande kam. Einige katholische Staaten nahmen sie sogleich an und zählten 1582 nach dem 4. Okt. sogleich den 15., andere thaten es in den nächsten Jahren (s. Kalender). Die Protestanten folgten nach einigem Widerstreben 1700, indem sie den Februar in diesem Jahr nur aus 18 Tagen bestehen ließen; England und Schweden noch später, einzelne Theile der Schweiz sogar erst Ende des vorigen Jahrhunderts. Nach diesem Gregorianischen Kalender sollte zwar, wie früher, in jedem 4. Jahr ein Schaltjahr stattfinden; allein in den Säkularjahren sollte dieses wegfallen, wenn die ganzen Hunderte nicht durch 4 ohne Rest theilbar sein würden. Demnach war 1600 ein Schaltjahr und wird erst 2000 wieder ein solches sein. Hierdurch ist dem Fehler, der in 128 Jahren einen Tag betragen hatte, so weit abgeholfen, daß er erst nach 3300 Jahren wieder einen Tag beträgt.

Zum Jahresanfang wählte man in der ältern wie neuern Zeit die verschiedensten Zeiten. Bei den griechischen Stämmen fing das Jahr bald mit der Herbstnachtgleiche, bald mit der Sommer- oder Wintersonnenwende an. Den Römern diente zuerst der 1. März, später der 1. Jan. als Jahresanfang, und die Juden wählten den Neumond dazu, der dem Herbstäquinoktium zunächst liegt. In England und an einigen Orten Italiens rechnete man noch im 18. Jahrh. vom 25. März an, anderwärts von Ostern oder Weihnachten oder, wie in Rußland, vom 1. Sept. an, ehe der 1. Jan. allgemein als Anfangstag des Jahrs angenommen wurde. Das Kirchenjahr beginnt noch jetzt in der griechischen Kirche mit dem 1. Sept., in der abendländischen mit dem Advent (s. d.). Den Tag fängt man mit Mitternacht an und zählt die Stunden in doppelter Reihe von 1—12; nur in Italien zählt man noch hier und da von 1—24.

Die Araber gründen ihre Zeiteintheilung ausschließlich auf den Mondlauf. Sie beginnen ihre Monate, wie die Juden, mit dem ersten Erscheinen der Mondsichel in der Abenddämmerung; 12 solcher Monate bilden ein Jahr, ein freies Mondjahr, das mit dem Sonnenjahr nicht ausgeglichen wird, daher der Anfang ihres Jahrs in einem Zeitraum von 33 der unseren durch alle Jahreszeiten zurückgeht. Der bürgerliche Tag mit veränderlichen Stunden beginnt

mit Untergang der Sonne; der Gebrauch der siebentägigen Woche ist uralt. Von Mohammed bestätigt und dem Religionskultus angepaßt, ging diese Zeitrechnung zu allen mohammedanischen Völkern über, obwohl bei den Türken auch das Julianische Jahr, das sie aber mit dem 1. März beginnen, in Gebrauch ist und die arabischen Astronomen für wissenschaftliche Zwecke auch das Sonnenjahr benutzen. Auch die Perser gaben ihre ältere, vollkommnere Form für diese arabische hin.

In älterer Zeit erwarben sich um die wissenschaftliche Behandlung der C. namentlich Verdienste: Joseph Justus Scaliger durch sein Werk »De emendatione temporum« (zuerst 1583) und seinen »Thesaurus temporum« (1606), Calvisius durch sein »Opus chronologicum« (1605), Petavius durch sein Werk »De doctrina temporum« (1627), die »Tabulae chronologicae« (1628) und das »Rationarium temporum« (1630), und die Verfasser der bekannten »Art de vérifier les dates«. Für die schwierige C. des Mittelalters vgl. Weidenbach, Calendarium historico-christianum medii et novi aevi (Regensburg 1855); Grotefend, Handbuch der historischen C. des deutschen Mittelalters und der Neuzeit (Hannov. 1872); Dahis, Abriß der christlichen und römischen Zeitrechnung (Berl. 1873). Brauchbare Lehrbücher der C. lieferten Gatterer (Göttinq. 1775), Hegewisch (Altona 1811), Ideler (»Handbuch der mathematischen und technischen C.«, Berl. 1825—26, 2 Bde., und »Lehrbuch der C.«, das. 1831), Magold (»Lehrbuch der C.«, Münch. 1829), Matzka (»Die C. in ihrem ganzen Umfang«, Wien 1844) und Lücke (Regensburg 1862); vgl. auch den Artikel Annus von E. Müller in der Pauly'schen Realencyklopädie.

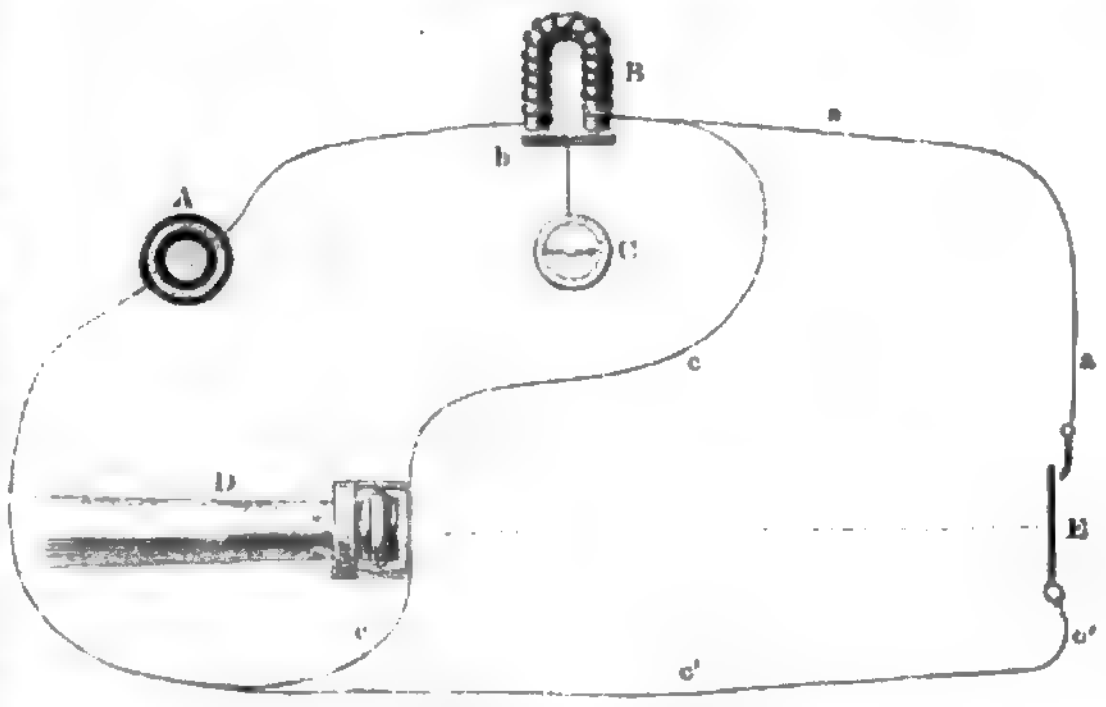
Chronologisch (griech.), der Zeitfolge nach geordnet; daher chronologische Methode, die Art des Lehrvortrags der Geschichte, nach welcher die Ereignisse nach der Zeitfolge gegeben werden, im Gegensatz zur ethnographischen und synchronistischen Methode.

Chronometer (der oder das, griech., »Zeitmesser«), s. Uhr.

Chronos (griech.), die Zeit; s. Kronos.

Chronoskop (der oder das, Chronograph, griech.), Instrument zum Messen sehr kleiner Zeittheile, welches im engern Sinn C. heißt, wenn die Zeit unmittelbar durch den Apparat angegeben wird, z. B. durch eine Uhr, einen Stift ꝛc., und Chronograph, wenn die Dauer der zu untersuchenden Erscheinung aus der bekannten Dauer einer andern, welche gleichzeitig mit jener auftritt, berechnet wird. Das erste C. ließ die preuß. Artillerie-Prüfungskommission im Jahr 1838 anfertigen. Der bald darauf (1840) von Wheatstone angegebene Apparat beruht darauf, daß ein Uhrwerk genau beim Beginn der zu messenden kurzen Zeit in Bewegung gesetzt und mit dem Ablauf der Zeit wieder arretirt wird. Dies erreicht man auf folgende Weise. Mit dem einen Pol einer elektrischen Batterie A (Fig. 1) ist ein Elektromagnet B verbunden, dessen Anker b, so lange er angezogen wird, ein Uhrwerk C hemmt. Erlischt die Kraft des Magnets, so zieht eine Feder den Anker ab, und das Uhrwerk kommt in Gang, bis der Magnet von neuem wirkt. Nun läuft ein Draht a von der Batterie dicht vor der Mündung des Geschützes D vorbei zum Elektromagnet und schließt mithin den Strom. Feuert man das Geschütz ab, so zerreißt der Draht, das Uhrwerk kommt in Gang. In dem Moment aber, wo die Kugel das Ziel berührt, stellt ein Metallstückchen E die Verbindung zwischen zwei Drähten c' und a her, von denen der eine zur Batterie, der andere zum Elektromagnet führt. Dadurch wird der Strom von neuem geschlossen und das Uhrwerk arretirt. Man kann dann unmittelbar die Zeit ablesen, welche die Kugel zum Durchlaufen der Strecke brauchte. Dieser Apparat enthält einige Fehlerquellen, welche in der von Hipp angegebenen Konstruktion vermieden sind. Hipps Apparat (Fig. 2) besteht aus einem Uhrwerk C mit

Fig. 1.



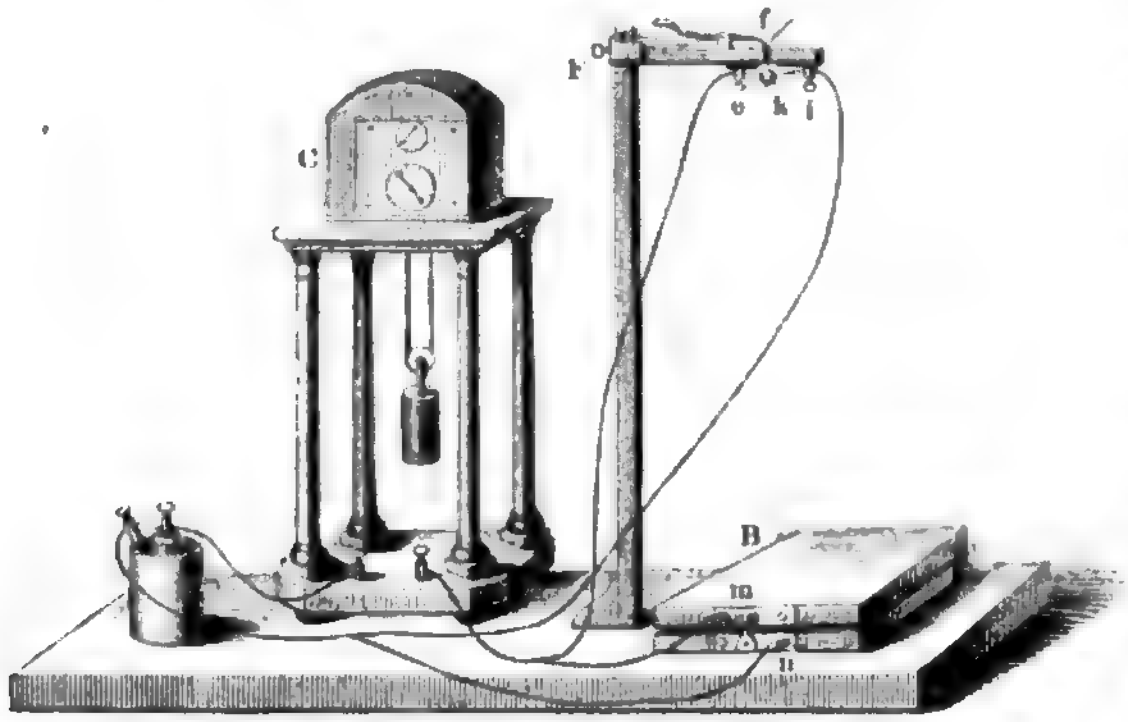
Wheatstone's Chronoskop.

zwei Zifferblättern, welche Hundertstel und Tausendstel einer Sekunde angeben und durch einen Elektromagnet außer Verbindung mit dem immerfort gehenden Uhrwerk gesetzt werden, sobald der Strom geschlossen wird. Wird aber dieser Strom geöffnet, so kommen die Zeiger auch wieder in Verbindung mit dem Uhrwerk und bewegen sich weiter. Um z. B. die Fallzeit zu messen, geht der Draht von der Kette zuerst um das Hufeisen der Uhr, dann zu einem Galgen F an zwei Federn e und i, zwischen denen die metallene Fallkugel k sitzt, und dann zur Kette zurück. Von den beiden letzten Drahttheilen gehen indeß auch Zweige zu zwei Theilen eines Bretes H unter dem Galgen, die zwei sich nahezu berührende Metallstreifen m und n tragen. Der Strom ist in diesem Fall oben an der Kugel geschlossen, an dem Doppelbret nicht; sobald aber die Kugel durch einen Druck auf f fällt, wird der Strom geöffnet und erst wieder geschlossen, wenn die Kugel auf das Bret schlägt und dadurch die Metallstreifen in Berührung bringt. Die auf den Zifferblättern abgelesene Zeit ist die Fallzeit. Nach dem Vorgang von Siemens hat Martin de Brettes ein C. angegeben, welches wesentlich aus einem mit chemisch präparirtem Papier umspannten Metallcylinder besteht, um welchen

ein Platinstift rotirt, der den Anfang und das Ende der zu beobachtenden Erscheinung dadurch markirt, daß in diesen Augenblicken die Kette für eine Induktionsspirale geöffnet wird, wodurch zwischen Cylinder und Markirstift jedesmal ein Induktionsfunke überspringt, der das Papier durchbohrt und so die zu untersuchenden Phasen der Erscheinung durch kleine Punkte markirt. Durch eine sehr sinnreiche Vorrichtung wird ermöglicht, mittels dieses Apparats die Geschwindigkeit des Geschosses an verschiedenen Stellen seiner Bahn zu untersuchen. Die Kugel berührt nämlich während ihres Laufs mehrere Ziele, welche bei der Berührung die Kette für die Induktionsspirale öffnen; aber gleichzeitig wirken diese Ziele noch auf eine andere Kette, welche den mit Papier umspannten Metallcylinder parallel zu seiner Are verschiebt, so daß die durch den Stift hervorgebrachten Marken nicht in Einer Linie erscheinen.

Zu der zweiten Klasse der Chronoskope gehört der von Pouillet 1844 angegebene Apparat; er beruht darauf, daß die Größe des Ausschlags einer Multiplikatornadel, welchen ein an der Nadel vorübergehender Strom bewirkt, abhängig ist von der Stärke dieses Stroms, aber auch von der Zeit, während welcher er auf die Nadel wirkt, wenn dieselbe überhaupt nur klein ist. Aus dem unter verschiedenen Umständen erfolgenden Ausschlag kann man also auf die Zeit schließen, wenn immer ein gleich starker Strom angewandt wird und das Verhältnis zwischen Zeit und Ausschlag bekannt ist. Bei Anwendung dieses Verfahrens auf ballistische Versuche hat man daher die Anordnung getroffen, daß ein galvanischer Strom, in welchen ein Multiplikator eingeschaltet ist, durch die den Lauf des Geschützes verlassende Kugel geschlossen und erst in dem Moment wieder geöffnet wird, in welchem die Kugel ihr Ziel erreicht. Diese Methode ist in der von Helmholtz ihr gegebenen Vervollkommnung die exakteste von allen; sie erfordert aber sehr gute Apparate, eine isolirte oder feste Aufstellung derselben und geübte Beobachter. Für die Praxis eignet sich daher besser das von Navez angegebene Verfahren, welches darauf beruht, die Wirkung der Schwerkraft auf einen frei (oder über eine schiefe Ebene) fallenden Körper oder auf ein Vertikalpendel genau auf die Zeit zu beschränken, während welcher das Geschoß einen bestimmten Theil seiner Bahn durchfliegt. Der Navez'sche Apparat, als elektroballistisches Pendel bekannt, besteht aus einem Pendel, mit welchem mittelbar ein auf einer Kreistheilung laufender Zeiger verbunden ist. Das Pendel wird bis auf den Anfangspunkt seiner Bewegung erhoben und in dieser Stellung, bei welcher der Zeiger auf Null zeigt, durch einen Elektromagnet festgehalten. Wird nun, etwa durch die den Lauf verlassende Kugel, der den Elektromagnet umkreisende Strom geöffnet, so fällt das Pendel und durchläuft seinen Schwingungsbogen, und mit ihm bewegt sich der Zeiger. Sobald aber die Kugel das Ziel berührt, schließt sie einen Strom und erregt dadurch einen Elektromagnet, dessen Anker als Hemmapparat wirkt und den Zeiger sofort arretirt. Dieser ergibt dann genau den von dem Pendel durchlaufenen Weg, aus welchem sich auf die Zeit schließen läßt. Dieser sehr praktische Apparat, welcher freilich manche Fehlerquellen und Unsicherheiten einschließt, ist durch den belgischen Obersten Leurs vereinfacht worden. Ein neues von Le Boulengé (»Mémoire sur un chronographe électro-ballistique«, Par. u. Lüttich 1864, und Description et l'emploi du chronographe Le B.«, Par., Brüss. u Berl. 1869; vgl. Kuhn, Ueber den elektroballistischen Chronographen von Le Boulengé, in Dinglers »Polytechnischem Journal«, Bd. 179) angegebenes C. steht dem Apparat von Navez sehr nahe und kann als elektromagnetischer Fallapparat für ballistische Zwecke bezeichnet werden. Man berechnet das zu bestimmende Zeitintervall nach den bekannten Gesetzen aus der während desselben zurückgelegten Fallhöhe. Der Apparat enthält einen durch einen Elektromagnet gehaltenen Metallstab mit Papierhülse, welcher in einem gegebenen Moment frei herabfällt, außerdem einen zweiten gleichfalls von einem Elektromagnet gehaltenen Fallkörper, welcher im Fall eine Feder auslöst und dadurch einen scharfen Stahlmeißel gegen die Papierhülse des fallenden Stabs drückt, so daß auf der Hülse ein Strich gemacht wird. Unterbricht man die zu den beiden Elektromagneten laufenden Ströme durch einen Ausschalter gleichzeitig, so fallen beide Fallkörper in demselben Zeitpunkt herab, und der Apparat ist so eingerichtet, daß dann von dem zweiten Körper die Feder in dem Moment ausgelöst wird, in welchem der untere Theil des fallenden Stabs bei dem Meißel vorbeigeht. Beim Gebrauch des Apparats durchschlägt die Kugel zuerst den zum Elektromagnet des Stabs führenden Draht und, nachdem sie eine weitere Strecke ihres Wegs zurückgelegt hat, den Draht, welcher zum Elektromagnet des zweiten Fallkörpers führt. Der Metallstab wird also zuerst fallen, und der Meißel, welcher durch den fallenden zweiten Körper in Bewegung gesetzt wird, trifft den Stab in

Fig. 3.



Hipps Chronoskop.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

seinem obern Theil. Es ist dann leicht aus dem Abstande der Striche, d. h. aus dem Unterschiede der Fallhöhen, die Zeit zu berechnen, in welcher das Geschoß die Strecke zwischen beiden Drähten durchlief. Vergleichende Versuche haben ergeben, daß die Resultate bei diesem Apparat viel besser unter einander übereinstimmen als bei dem von Navez; indeß birgt er immer noch manche Fehlerquellen, und der Umfang, innerhalb dessen von dem Apparat die Zeitangabe gemacht wird, beträgt höchstens 0,5 Sekunden. Diesen Uebelstand suchte Le Boulengé dadurch zu vermeiden, daß er das auf elektromagnetischem Wege geregelte Ausfließen einer Flüssigkeit als C. benutzte, indem er die Zeit aus dem Gewicht der Ausflußmenge bestimmte, welche er während der zu messenden Intervalle erhalten hatte (elektrischer Klepsyder). Mittels des Chronographen von Bashforth, bei welchem, ähnlich dem Apparat von Martin de Brettes, ein sich drehender Cylinder und ein Markirstift die Hauptrolle spielen, kann die Geschwindigkeit des Geschosses an vielen Stellen seiner Bahn bestimmt werden. Der Chronograph von Noble mißt die Geschoßgeschwindigkeit innerhalb des Rohrs; in die Wandung des Geschützrohrs werden nämlich eine Reihe von Cylindern senkrecht zur Geschützaxe so eingeschraubt, daß sie bis in die Seele hineinragen und hier mit Scharnierklappen versehen werden können. Das Geschoß drückt auf seinem Lauf eine Klappe nach der andern nieder, zerschneidet auf diese Weise in jedem Cylinder einen Draht und unterbricht dadurch ebenso viele galvanische Ströme, welche zu zeichengebenden Apparaten in Beziehung stehen. Außer zu ballistischen Zwecken dienen die Chronographen in passender Abänderung auch zu astronomischen Zwecken und besonders zu Längenbestimmungen. Man hat mit denselben die Messung ungemein kurzer Zeiten möglich gemacht; Glöseners Apparat gestattet z. B. die Messung von $^1/_{10000}$ und die Schätzung von $^1/_{100000}$ Sekunde; mit dem Apparat von Schulz und Lissajous soll sogar $^1/_{400000}$ Sekunde gemessen werden können. Vgl. die Werke über angewandte Elektricitätslehre von Kuhn, Du Moncel und Glöseuer sowie Upmann, Das Schießpulver ꝛc. (Braunschw. 1874).

Chronostichon (griech.), s. Chronogramm.

Chroolĕpus *Ag.*, Algengattung aus der Ordnung der Konfervaceen, Luftalgen, welche als rothe, räschen- oder krustenförmige Ueberzüge häufig an Baumrinden, Mauern, Felsen u. dgl. leben. Ihre runden, ovalen oder langgezogenen, cylindrischen Zellen sind zu kurzen, liegenden oder aufrechten, ästigen Fäden vereinigt, deren Endzelle ein Spitzenwachsthum des Fadens vermittelt. Die Zellen schließen einen orangegelben bis rothen Inhalt ein, der nach dem Tod seine Farbe verliert, daher dann die Pflänzchen eine graugrüne Färbung annehmen. Alle Arten sind durch einen Veilchengeruch ausgezeichnet, der besonders beim Reiben hervortritt und auch nach dem Tod sich erhält; derselbe ist besonders merklich an dem auf Steinen in Gebirgsgegenden vorkommenden C. Jolithus *Ag.* (Byssus Jolithus *L.*), dem sogen. Veilchenstein oder Veilchenmoos. Die Fortpflanzung dieser Algen geschieht durch Schwärmsporen, welche sich aber nur, wenn die Pflänzchen von Wasser benetzt werden, also z. B. nach Regen, ausbilden. Mit den Zellen des C. stimmen vollständig überein die roth gefärbten Gonidien im Thallus der ebenfalls Baumrinde und Steine bewohnenden Schriftflechten, und vielfach entsteht C. wirklich durch Freiwerden dieser Gonidien aus dem zerfallenden Thallus genannter Flechten. Man kann daher diese Pflänzchen als frei gewordene, selbständig weiter vegetirende Flechtengonidien betrachten, oder auch als typische Algen, welche mit einem pilzartigen Organismus zu einer Vereinigung sich verbinden können, die den Charakter eines einfachen Individuums trägt und die wir Flechte nennen (vgl. Flechten).

Chrudim, königl. Bezirks- und Leibgedingstadt in Böhmen, liegt in fruchtbarer Gegend an der Chrudimka, welche oberhalb Hlinsko entspringt und nach 82 Kilom. Lauf bei Pardubitz in die Elbe mündet, ist gut gebaut, Sitz eines Kreisgerichts und einer Bezirkshauptmannschaft, hat 5 Kirchen, ein Kapuzinerkloster, ein k. k. Realgymnasium, eine Gewerbschule und landwirtschaftliche Lehranstalt, ein Hospital und ein öffentliches Krankenhaus, verschiedene gemeinnützige Vereine und (1869) 11,218 Einw. (darunter 600 Militärpersonen) von vorherrschend römisch-katholischer Konfession und tschechischer Sprache und Nationalität. Die ziemlich rege Industrie beschäftigt eine Zuckerfabrik und -Raffinerie, eine Spiritus-, eine Kunstdünger-, eine Drahtstift- und eine Malzfabrik, mehrere Dampf- und Kunstmühlen, eine große Dampfbrauerei und Dampfsäge und ausgebreitete Lohgerbereien; auch hat C. weltbekannte Pferdemärkte. Die Stadt ist Geburtsort des Erfinders der Schraubendampfschiffe, J. Ressel, und des Rechtsgelehrten V. K. v. Wschehrd. Der Bezirk C. zählt auf 707 QKilom. (12,8 QM.) 81,261 Einw.

Chrulew, Stepan Alexandrowitsch, russ. General, geboren um 1808 zu Moskau, erhielt seine Ausbildung in der kaiserlichen Kadettenschule zu Orel, aus der er 1826 unmittelbar in den Militärdienst, und zwar bei der Artillerie, eintrat. Nachdem er sich im ungarischen Krieg ausgezeichnet hatte, wurde er 1853 als Generalmajor dem orenburgischen Korps attachirt, befehligte unter Perowsky die erfolgreiche Expedition nach dem neu erworbenen Sir Darja-Gebiet im O. des Aralsees und erstürmte Achmetschet. Zum Generalleutnant befördert, wurde er an die Donau beordert, lieferte den Türken 4. März 1854 das glückliche Treffen bei Kalarasch und kommandirte bei der Blokade von Silistria die Avantgarde der russischen Hauptarmee. Dann ging er nach der Krim, wo er 17. Febr. 1855 mit 30,000 Mann einen Angriff auf das von den Engländern und Franzosen besetzte Eupatoria machte, aber zurückgeschlagen ward. Am 23. März führte er den Oberbefehl bei dem Ausfall der Russen aus Sebastopol und leitete seitdem die Vertheidigung der Karabelnaja, wobei er große Bravour zeigte. Mit weniger Glück focht er 8. Sept.; am Malakow schwer verwundet, mußte er die Armee verlassen. Anfang 1856 erhielt er den Oberbefehl über das bei Kars lagernde Armeekorps und blieb in dieser Stellung bis zum Friedensschluß. Als dieser erfolgt war, nahm er seinen Abschied, betheiligte sich an industriellen Unternehmungen, wurde aber nach dem Ausbruch des polnischen Aufstands 1861 reaktivirt und als Befehlshaber des 2. Armeekorps nach Polen geschickt, wo er unnachsichtige Strenge zeigte. Nach der Niederschlagung des Aufstands 1863 zurückgerufen, lebte er eine Zeitlang ohne amtliche Stellung in Petersburg, mit Entwürfen zur Ausdehnung des Einflusses und der Handelsbeziehungen Rußlands in Centralasien beschäftigt. Im Jahr 1866

wurde er zum Gouverneur des westlichen Sibirien ernannt und starb 2. Juni 1870 in Petersburg.

Chryolith, s. v. w. Kryolith.

Chrysalīdes (auch Aureliae), Goldpuppen, die Puppen der Dornraupen, die gewöhnlich mit Gold- oder Silberflecken geziert sind, daher der Name; dann überhaupt s. v. w. Puppe.

Chrysalinīda, s. Wurzelfüßler.

Chrysaminsäure (Polychromsäure, Aloëtsäure) $C_{14}H_4N_4O_{12}$, entsteht bei der Einwirkung von Salpetersäure auf Aloë oder Chrysophansäure, bildet gelbe Krystallschuppen, schmeckt sehr bitter, löst sich schwer in Wasser, färbt dasselbe aber purpurroth, löst sich leichter in Alkohol, verpufft beim Erhitzen, bildet mit Basen schwer lösliche grünmetallisch glänzende oder purpurrothe, beim Erhitzen verpuffende Salze, löst sich beim Kochen mit einem alkalischen Sulfid zu einer tiefblauen Flüssigkeit, aus welcher kupferrothes, in durchfallendem Licht blaues Hydrochrysamid krystallisirt. C. färbt Wolle dunkelbraun, Seide purpurbraun; das Natronsalz gibt auf Wolle schönes Zimmetbraun; mit essigsaurer Thonerde gebeizte Gewebe färben sich in C. schön violett, doch ist die Farbe nicht echt.

Chrysander, Friedrich, ausgezeichneter Musikhistoriker, geb. 8. Juli 1826 zu Lübtheen im Mecklenburgischen, studirte in Rostock, wo er zum Doktor der Philosophie promovirte, machte später verschiedene Reisen und lebte namentlich längere Zeit in England. Nach Deutschland zurückgekehrt, hielt er sich theils zu Lauenburg, theils zu Bellahne in Mecklenburg auf und hat seit den letzten Jahren seinen Wohnsitz zu Bergedorf bei Hamburg. Chrysanders Hauptwerk ist seine Biographie Händels (Leipz. 1858—67, 3 Bde.), die zu den bedeutendsten Leistungen auf musikgeschichtlichem Gebiet gehört. Außerdem schrieb er »Ueber die Molltonarten im Volksgesang und über das Oratorium« (Schwerin 1853), gab die »Jahrbücher für Musikwissenschaft« (Leipz. 1863—1867, 2 Bde., nicht fortgesetzt) heraus und lieferte Aufsätze verschiedenen Inhalts in die Leipziger »Allgemeine Musikzeitung«, deren Redaktion er 1868—1871 führte. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich noch durch seine hervorragende Betheiligung an der von der Deutschen Händel-Gesellschaft unternommenen Herausgabe der Werke Händels, als dessen gründlichster Kenner er gelten kann, sowie durch die von ihm veranstalteten Ausgaben älterer, in Vergessenheit gerathener Kompositionen, z. B. von Corelli, Couperin, Carissimi, Rameau ꝛc., in den »Denkmälern der Tonkunst«.

Chrysanthĕmum *L.* (Goldblume, Wucherblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, meist einjährige oder ausdauernde Kräuter und einige Halbsträucher, die fast allenthalben vorkommen. C. coronarium *L.*, mit weißen und gelben Strahl- und goldgelben Scheibenblütchen, ist ein Sommergewächs im südlichen Europa und Nordafrika und eine in sehr vielen Varietäten in Gärten kultivirte, 1 Meter hohe, ästige Zierpflanze, häufig mit gefüllten Blüten. C. Leucanthemum *L.* (Leucanthemum vulgare *Lam.*, große Maasliebe, große Gänseblume, Johannisblume, Marienblume), mit weißen Strahl- und gelben Scheibenblütchen, ist durch ganz Europa auf Wiesen und Rainen gemein und ausdauernd. Sonst waren Kraut und Blüten, die beide etwas bitterlich schmecken, unter dem Namen Flores et Herba Bellidis majoris s. pratensis gebräuchlich, sind jetzt aber als unwirksam ganz obsolet. Die zarten Sprossen werden in Italien als Salat gegessen. Die ganze Pflanze soll ein Specificum gegen Flöhe sein, und die Röhrenblüten bilden sehr wahrscheinlich das »dalmatinische Insektenpulver«. C. segetum *L.*, mit ansehnlichen, goldgelben Blüten, ist ein lästiges Unkraut unter der Saat, besonders im nördlichen Deutschland, einjährig, enthält gelben Farbstoff. C. carinatum *Schousb.*, mit schönen, dreifarbigen (Scheibe schwarzroth, Strahlen weiß, am Grund gelb) Blüten, in der Berberei, einjährig, ist eine bekannte, 0,6—1,25 Meter hohe, ästige Zierpflanze. C. Roxburghii *Desf.*, 1 Meter hoch, ästig, mit großen Blüten, mit gelbem, oft auch am Rand weißem Strahl, ein Sommergewächs in Ostindien, ist eine beliebte Zierpflanze, wovon die Blüten in China im Theeaufguß wie Kamillen Anwendung finden. C. Indicum *L.* und C. sinense *Sabin.*, zwei einander sehr ähnliche Pflanzen mit oft gefüllten, verschiedenfarbigen Blüten, welche theils nur Zungen-, theils nur Scheibenblüten tragen, gehören zu den beliebtesten Zierpflanzen, gelangen erst im Spätsommer oder Herbst zur Blüte und eignen sich trefflich zum Winterflor fürs Zimmer und Kalthaus. Man kultivirt sie in ungemein zahlreichen Varietäten und erzielt Blüten von 8 Centim. Durchmesser.

Chrysāor (»der mit dem goldenen Schwert«), ein Ungeheuer der griech. Mythe, entsprang mit Pegasos aus dem Blute der Medusa, als Perseus dieser das Haupt abschlug, und trug ein goldenes Schwert in der Hand. Bei Hyginos ist C. Sohn der Medusa von Poseidon und zeugte mit der Okeanide Kallirrhoe den dreiköpfigen Riesen Geryones und die Echidna (»Natter«). Man erkennt leicht alle Glieder dieses Kreises für Mächte des Gewitters.

Chryseïs (eigentlich Astynome), Tochter des Apollonpriesters Chryses, der zu Chryse, einem Städtchen am Fuß des Ida, wohnte, wurde von den Griechen bei der Zerstörung Thebe's (am Berg Plakos, unweit des Ida) erbeutet und dem Agamemnon als Sklavin zugetheilt. Als darauf Apollon eine Pest ins Lager der Griechen sandte, gab sie der Oberfeldherr zurück.

Chrysĭdae, Goldwespen.

Chrysippos, Hauptrepräsentant der stoischen Philosophie, geboren um 282 v. Chr. in Soli (nach anderen in Tarsus), kam etwa 262 nach Athen, wo er die Stoiker Zenon und Kleanthes und die Akademiker Arkesilaos und Lakydes hörte. Durch seine Dialektik und seinen schriftstellerischen Fleiß (er soll nach Diogenes Laërtius über 705 Schriften verfaßt haben) wurde er gleichsam der zweite Begründer der stoischen Schule, so daß man sagte: Wenn es keinen C. gegeben hätte, so gäbe es keine Stoa. Mit Ausnahme einer jüngst in Herculaneum entdeckten Schrift »Ueber die Vorsehung« sind von seinen Werken nur Bruchstücke (besonders bei Plutarch) erhalten. Als Dialektiker ging C. von der Theorie der hypothetischen und lemmatischen Schlüsse aus; als Physiker lehrte er, daß zu gewissen Zeiten die Welt in Feuer aufgelöst und dieses die Weltseele (das leitende Princip, Zeus) sei; indem ein Theil desselben, gleichsam ein von ihm ausgestreuter Same, in dichtere Stoffe übergehe, beständen neben Zeus die Einzelwesen. Als Psycholog lehrte er, daß die Vorstellung zwar eine Veränderung der Seele, aber keine Abbildung des äußern Gegenstandes sei (worüber er mit Zenon und Kleanthes in Streit gerieth); auch sei die Seele körperlich, da nur Körper aufeinander

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

zu wirken vermöchten, wohne in der Brust, nicht im Haupt, da die Stimme, der Ausdruck der Gedanken von dorther komme, und es sei nur die Seele des Weisen unsterblich. Als Theolog behauptete er, daß auch die Gottheit als alle Dinge durchdringender Habitus und Verstand körperlicher, wenngleich der menschlichen weit überlegener Natur und die alles beherrschende Nothwendigkeit nichtsdestoweniger mit der menschlichen Freiheit verträglich sei. Als Moralist bezeichnete er diejenige Natur, mit welcher in Harmonie zu leben Tugend sei, als die Einheit der menschlichen und der allgemeinen Natur, weil die unsrigen Theile der Natur überhaupt seien. Er starb 209 v. Chr. Vgl. Baguet, De Chrysippi vita, doctrina et reliquiis (Löwen 1822); Petersen, Philosophiae Chrysippeae fundamenta (Altona u. Hamb. 1827); Th. Bergk, De Chrysippi libris περὶ ἀποφαντικῶν (Kassel 1841).

Chrysobalaneen, dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Rosifloren, Bäume und Sträucher mit wechselständigen, einfachen, ganzen, lederartigen Blättern, freien, abfallenden Nebenblättern und trauben- oder ährenförmig angeordneten Blüten. Der trichter- oder glockenförmige Blütenboden trägt am Rand 5 Kelchblätter, 5 mit diesen abwechselnde, oft ungleiche Blumenblätter mit kurzem Nagel, die bisweilen ganz fehlen, und meist zahlreiche, freie Staubgefäße, die an einer Seite der Blüte länger und fruchtbar, an der entgegengesetzten kürzer und unfruchtbar, oder auch rudimentär sind. Die zweifächerigen Antheren springen mit Längsspalten nach innen auf. Auf dem Grunde des Blütenbodens steht ein einfächeriger Fruchtknoten mit 2 Samenknospen und einem an der Seite oder fast an der Basis entspringenden, fadenförmigen Griffel mit einfacher Narbe. Die saftige Steinbeere bildet einen knochenharten, meist einsamigen Steinkern. Der Same ist ohne Endosperm, der Keimling gerade, die Kotyledonen fleischig, dick. Diese den Amygdaleen sehr nahe verwandte Familie gehört den Tropenländern Amerika's und Afrika's, zum Theil auch Asiens, an.

Chrysobalānus *L.* (Beerenzwetsche), Pflanzengattung aus der Familie der Chrysobalaneen, Sträucher und Bäumchen in Amerika und Afrika, mit abwechselnden, einfachen, ganzrandigen Blättern, weißlichen Blüten in gabeligen Rispen und Steinfrüchten mit einsamigem, fünfeckigem Steinkern. C. Icaco *L.* (Ikakopflaumenbaum) ist ein baumartiger, 2,5—3 Meter hoher, mehrstengeliger Strauch in Carolina, Westindien, Südamerika und Mittelafrika, mit kurzgestielten, glänzenden Blättern und rundlich-ovalen Steinfrüchten, die, in Amerika Ikako und Guajera genannt, gegen 2,5 Centim. dick, glatt oder gefurcht, roth, violett, gelb, weißlich und gefleckt sind, angenehm süß zusammenziehend schmecken und roh, gekocht oder mit Zucker eingemacht genossen werden. Auch die öligen, wohlriechenden Samen sollen sehr wohlschmeckend sein; von C. ellipticus *Smeathm.* und C. luteus *Soland.*, Bäumen auf Sierra Leone, werden die Früchte gleichfalls gegessen.

Chrysoberyll (Cymophān), Mineral aus der Klasse der wasserfreien Geolithe, findet sich in kurz und breit säulenförmigen oder dick tafelartigen, rhombischen Krystallen, eingewachsen oder lose, auch in abgerundeten Fragmenten oder Körnern; er ist grünlich weiß bis smaragdgrün mit Glasglanz, durchsichtig bis durchscheinend, zuweilen mit schönem Trichroismus oder bläulichem Lichtschein, Härte 8,5, und besteht aus Berylliumaluminat $BeAl_2O_4$. Der C. wurde bisher hauptsächlich in losen Krystallen, Körnern und Geschieben im Flußsand auf Ceylon, Borneo, in Pegu und Brasilien gefunden. In Gneis eingewachsen, kommt er bei Haddam in Connecticut und Saratoga in New York und zu Marschendorf in Mähren mit Faserkiesel, Spinell und Granat in grobkörnigem Gneis vor. Ein gras- bis smaragdgrüner, beim Kerzenlicht nach einer bestimmten Richtung blutroth erscheinender C., welcher in den Smaragdgruben der Tokawaja, 180 Werst östlich von Jekaterinburg im Ural, aufgefunden ward, ist auch Alexandrit genannt worden. Die schön grünen, reinen Geschiebe von Ceylon und Brasilien werden als Schmucksteine verarbeitet und wie Diamanten verschliffen, und zwar auf einer messingenen Scheibe mit Smirgel, worauf sie auf einer zinnernen Scheibe mit Tripel die Politur erhalten. Höher im Werth stehen die, welche bläulichweißen Lichtschein zeigen und, en cabochon geschliffen, im Handel gewöhnlich den Namen schillernder oder opalisirender Chrysolith führen. Im Handel heißt der C. auch orientalischer Chrysolith.

Chrysocolla, s. Kupfergrün. Die C. der Alten dürfte ein natürliches Kupfergrün gewesen sein.

Chrysographie (griech.), die Kunst, mit Gold zu schreiben oder zu malen, wurde besonders von den Byzantinern, die nicht nur in sehr geschätzten Büchern oder Urkunden einzelne große, gemalte Buchstaben mit Goldplättchen belegten, sondern auch ganze Schriften mit einer Goldtinktur schrieben, und von den sogen. Briefmalern oder Illuminatoren des frühern Mittelalters angewendet. Solche ganz in goldenen Buchstaben ausgeführte Pergamenthandschriften (Codices aurei und zwar Evangelienbücher) sind uns noch mehrfach erhalten, z. B. die von einem Gottschalk (8. Jahrh.) in der Bibliothek des Louvre, auf röthlichem Pergament, die Evangelienhandschrift in der Stadtbibliothek zu Trier, eine andere in der königl. Bibliothek zu München (um 870) und eine in der herzogl. Bibliothek zu Gotha (Ende des 10. Jahrh.).

Chrysokeras (Goldenes Horn), Vorgebirge bei Konstantinopel, auf welchem das alte Byzanz (s. d.) erbaut war; s. Konstantinopel.

Chrysolith, bei den Alten ein Edelstein von goldgelber Farbe, jetzt s. v. w. Olivin; im Handel versteht man unter C. auch gelbgrüne Saphire und unter orientalischem C. den Chrysoberyll.

Chrysolōras, Manuel, der erste griech. Nationalgrammatiker, der in Italien als Lehrer seiner Sprache auftrat, war um die Mitte des 14. Jahrh. geboren und gehörte einer edlen konstantinopolitanischen Familie an. Von Johann VI. Palāologos um 1390 an die abendländischen Fürsten geschickt, um sie zu einem Kreuzzug gegen Bajesid I. aufzufordern, wirkte er wenigstens eine nicht unbedeutende Geldsumme und von Frankreich vier Schiffe aus. Bedeutender war der Erfolg seiner Sendung für die Wissenschaft, indem er, statt zurückzukehren, in Italien blieb und in Venedig, Florenz, Rom und Mailand Vorlesungen über die griechischen Dichter und Prosaiker hielt, die seit fast sieben Jahrhunderten kein Italiener las; nur eben angeregt und vorbereitet war man durch Petrarca und Boccaccio worden. So strömten ihm nun die Zuhörer zu, und bald wurden aller Orten Lehrstühle der neuen Wissenschaft errichtet. Nachdem C. in Rom zur katholischen Kirche

übergetreten war, ging er 1413 mit zwei Kardinälen nach Deutschland, um mit dem Kaiser über den Ort des zu haltenden Koncils zu verhandeln, und begleitete dann den Papst Johann XXIII. nach Konstanz, wo er 16. April 1415 starb. Zum Unterricht für seine Schüler schrieb C. eine kleine Grammatik (»Erotemata«), die nach Erfindung der Buchdruckerei sehr oft gedruckt wurde (Veneb. 1484, zuletzt 1584), jetzt aber zu den bibliographischen Seltenheiten gehört.

Chrysomallos, in der griech. Mythe der Widder mit dem Goldfell, welcher den Phrixos nach Kolchis trug. Er war ein Sohn des Poseidon und kam von Hermes an die Nephele und von dieser an Phrixos. Mit Sprache begabt, befahl er diesem, ihn zu schlachten. Sein Fell, das Goldene Vlies, wurde im Hain des Ares aufgehängt und von dem Argonauten Jason entführt. Es ist die befruchtende Wolke des segnenden Frühlingsgottes, die dann zu einem verlorenen, aus der Ferne wieder zu holenden Palladium alles Glücks und Wohlstands wird. Vgl. Argonauten.

Chrysomanīe (griech.), Goldgier.

Chrysomēla, Gattung der Blattkäfer (s. d.).

Chrysomorphisch (griech.), goldgestaltig, goldähnlich, goldartig.

Chrysopāl (auch Smaragdopal), gemeiner Opal von lauch-, apfel-, öl- oder olivengrüner Farbe.

Chrysophyllum *L.* (Goldblatt, Sternapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, westindische und südamerikanische Bäume, von denen mehrere wohlschmeckende Früchte tragen, die als gesunde Obstarten in ihrer Heimat häufig genossen werden, mehrere auch Zierpflanzen in europäischen Gewächshäusern sind. C. Cainito *L.* (C. coeruleum *Jacq.*) ist ein schöner, 9—12 Meter hoher Baum in Westindien, wild und angepflanzt, mit ausgebreiteten, überhängenden Aesten, oben glatten, unten filzigen, goldglänzenden, großen Blättern, zahlreichen kleinen, achselständigen, purpurrothen Blüten und purpurrothen, glatten, runden, wohlschmeckenden Früchten. C. glabrum *Jacq.* ist ein 4,5 Meter hoher Baum in den Wäldern auf Martinique, mit länglichen, glatten, unten blassen Blättern, gehäuften Blüten und olivengroßen Früchten von weinartigem Geschmack. Das Holz (indisches Eichenholz) ist sehr hart und dient besonders zu Zaunpfählen in den Kaffeepflanzungen. C. pyriforme *Willd.* (C. Maconcoa *Aubl.*) ist ein 9 Meter hoher Baum in Guayana und San Domingo an den Ufern der Flüsse mit abwechselnden, länglichen Blättern, einzelnstehenden Blüten und birnförmigen, gelben Früchten, mit dicker, fleischiger und milchiger Schale, weißem, süßem und schmackhaftem Fleisch und großen, rundlichen, mandelartig schmeckenden Samenkernen. C. monopyrenum *Sw.* (C. acuminatum *Lam.*) ist ein Baum in Westindien und am Orinoco an überschwemmten Stellen mit länglichen, unten rothfilzigen Blättern, büschelförmig stehenden Blüten und bläulichen, wohlschmeckenden Früchten (Damascener Pflaumen).

Chrysopräs (grüner Chalcedon), ein durch Nickel grün gefärbter Chalcedon, findet sich derb, in Platten und knolligen Stücken in Schlesien auf den Bergen bei Kosemitz, Gläsendorf, Grochau und Baumgarten, unweit Frankenstein, in einem aufgelösten, fast erdigen Serpentinfels dicht unter der Dammerde. Er soll 1740 von einem preußischen Officier bei einer Mühle auf den Kosemitzer Bergen zuerst aufgefunden worden sein, ist aber schon früher als Schmuckstein verwendet worden, wie die Steinmosaiken der St. Wenzelskapelle in der Domkirche St. Veit in Prag beweisen, welche aus dem 14. Jahrh. herrühren und viele große, prachtvolle Stücke C. enthalten. Neuerlich kam dieser Stein besonders durch Friedrich d. Gr. wieder in Aufnahme, der Sanssouci damit schmückte. Im königl. Schloß zu Potsdam befinden sich noch zwei Tische aus jener Zeit mit 94 Centim. langen, 63 Centim. breiten und 5 Centim. dicken Platten von C. Obwohl derselbe kein kostbarer Schmuckstein ist, so ist er doch wegen seiner angenehmen, zarten Farben und seines Glanzes beliebt. Er wird vorzugsweise in Schlesien verschliffen und zu Siegelringen, Brochen, Arm- und Gürtelspangen ꝛc verarbeitet. Bei längerem Liegen an trocknen und warmen Orten und namentlich beim Gebrauch zum Siegeln verliert er seine Farbe zum Theil; doch kann man die verloren gegangene Farbe wieder herstellen, wenn man den erblaßten Stein einige Zeit in feuchte Erde eingegraben oder in befeuchtete Baumwolle eingewickelt liegen läßt, noch leichter aber, wenn man ihn mit einer erwärmten salpetersauren Nickelauflösung behandelt.

Chrysor, ein phönikischer Heros und vielbedeutsamer Erfinder: Schmied, Fischer, Schiffer und Zauberer, ward als Gott unter dem Namen Diamichios verehrt.

Chrysorin, feurig glänzende, dem 18—20karätigen Gold ähnliche Legirungen mit feinkörnigem Bruch, welche sich gut an der Luft halten, wenn sie angelaufen sind, durch bloßes Abwischen ihren Glanz wieder erhalten und sich mit sehr wenig Gold gut vergolden lassen. Man benutzt sie namentlich zu gegossenen Luxusartikeln. Das von Rauhenberger 1856 angegebene C. wird aus 100 Theilen Kupfer und 51 Th. Zink dargestellt. Ganz ähnliche Legirungen sind Prinzmetall, Prinz-Ruprechtsmetall, Bristoler Messing.

Chrysorrhoas (Goldstrom, auch Bardines, Abana), Fluß in Cölesyrien, entspringt am Antilibanon, durchfließt in zahlreichen Armen die Stadt Damaskus, deren Umgegend durch ihn nach mohammedanischer Anschauung zu einem der vier Paradiese auf Erden gemacht wird, und ergießt sich östlich von der Stadt in einen Sumpfsee (jetzt See von Atebe).

Chrysos (griech.), Gold.

Chrysosplenium *L.* (Milzkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Saxifrageen, ausdauernde, zarte, bleichgrüne, niedrige Kräuter in allen Welttheilen, mit rundlichen Wurzel- und Gegenblättern und gehäuften, kleinen Blüten. C. alternifolium *L.* (Goldmilz, Goldsteinbrech, Steinkresse) hat abwechselnde, nierenförmige Blätter, am Ende in einer gedrängten Afterdolde stehende, kleine, vierzählige, goldgelbe, im ersten Frühjahr erscheinende Blüten und wächst in schattigen Wäldern, an Quellen durch ganz Europa. Sonst war das ganze fast geruchlose, sehr schwach kressenartig schmeckende Pflänzchen als Herba Saxifragae aureae s. Hepaticae aureae officinell. C. oppositifolium *L.*, mit gegenüberstehenden Blättern, ist viel seltener.

Chrysostŏmos (griech., »Goldmund«), Name oder vielmehr Ehrenprädikat durch hohe Beredsamkeit ausgezeichneter Männer. Berühmt sind: 1) Dio C., auch (nach seinem Gönner, dem Kaiser Coccejus Nerva) Coccejus genannt, aus Prusa in Bithynien gebürtig, lebte zu Ende des 1. und

zu Anfang des 2. Jahrh. n. Chr., war anfangs Sophist, später Stoiker, wurde unter Domitian verfolgt, von Nerva zurückberufen und von Trajan begünstigt. Von ihm besitzen wir 80 durch darin enthaltene Notizen über das klassische Alterthum nicht unwichtige Reden, herausgegeben Mailand 1476, von Morelli (Par. 1604 und 1623), von Reiske und dessen Gattin (Leipz. 1784, 2 Bde.; mit verändertem Titel 1798; 13 derselben ins Deutsche übersetzt von Ernestine Reiske, Mitau 1778 u. d. T. »Hellas«), von Emper (Braunschw. 1844, 2 Bde.), von Dindorf (Leipz. 1857, 2 Bde.) Vgl. Unger, Epistola critica de Dione Chrysostomo (Leipz. 1841).

2) St. Johannes C., Patriarch von Konstantinopel, einer der berühmtesten Kirchenväter und Redner, geboren um 347 n. Chr. zu Antiochia, wurde nach dem Tod seines Vaters Secundus, der Magister militum Orientis war, von seiner frommen Mutter Anthusa trefflich erzogen und von dem berühmten heidnischen Rhetor Libanius unterrichtet. Demgemäß widmete er sich auch anfangs dem Advokatenstand, fühlte sich aber von diesem Beruf bald nicht mehr befriedigt. Vom Bischof Meletius in seinem Entschluß, sich dem Dienste der Kirche zu widmen, bestärkt, empfing er nach drei Unterrichtsjahren und erhaltener Taufe in seinem 23. Jahr die Weihe zum Amt eines Vorlesers der Heiligen Schrift (Anagnostes), schloß sich nach dem Tod seiner Mutter den in der Nähe von Antiochia lebenden Asketen an und unterwarf sich schweren Kasteiungen, bis ihn eine Krankheit 381 zur Rückkehr nach Antiochia nöthigte. Hier zum Diakonus und dann zum Presbyter geweiht, entwickelte er vor seiner großen Gemeinde ein seltenes Rednertalent, und während der zwölf Jahre seiner Predigerwirksamkeit erscholl sein Ruhm durch den ganzen Orient. Da empfahl ihn der Minister Eutropios dem Kaiser zum Bischof von Konstantinopel; man ließ ihn, da man seine Bescheidenheit kannte, heimlich entführen und 397 zum Bischof der Hauptstadt weihen. Die erstiegene Höhe aber war auch die Veranlassung zum Sturz des allbewunderten Redners. Die Strenge seiner Forderungen zog ihm in den höheren Klassen zahlreiche Feinde zu, die, als C. auch die lasterhafte Kaiserin Eudoxia nicht schonte, Anklage wegen Lästerung der Kaiserin und der Geistlichkeit, wegen Verschleuderung von Kirchengütern und einer schwülstigen und unverständlichen Predigtweise gegen ihn erhoben. Von einer Versammlung von Bischöfen abgesetzt, begab sich C. 403 in die Verbannung, ward aber auf einstimmige Forderung seiner Gemeinde bald wieder zurückgerufen. Aber neue Ausfälle gegen die Kaiserin hatten schon 404 seine abermalige Verbannung zur Folge, zuerst nach Nicäa, dann nach Kukusa in den Wüsten des Taurus und zuletzt, da auch hier sein frommer Eifer nicht müßig blieb, nach Pityus am östlichen Ufer des Schwarzen Meers. Er starb aber auf der Deportationsreise dahin bei Comona in Pontus 14. Sept. 407. Der Name C. ward ihm erst nach seinem Tod beigelegt und sollte die Fülle seiner Beredsamkeit bezeichnen. Die griechische Kirche feiert sein Gedächtnis 13. Nov., die römische 27. Jan. Den Charakter des C. zeichnet ein streng sittlicher, mit Liebe gepaarter Ernst aus, und seine Gesinnungen waren bei aller Färbung durch die herrschende Orthodoxie und bei aller seiner Vorliebe für die mönchische Askese seiner Zeit echt christlich. In Konstantinopel führte er als Bischof ein einfaches, prunkloses, dem Wohlthun gewidmetes Leben. Das Volk nannte ihn »Johannes den Almosenspender«. Als der Minister Eutropios, später sein erbitterter Feind, bei einem Aufstand am Altar, den er früher frech entweiht hatte, Schutz suchte, rettete ihn C.' Fürsprache vor dem wüthend andringenden Volk. Im großen und ganzen legt C. in seinen Predigten und Homilien die Bibel auf eine ungezwungene und sinngetreue Weise aus und weiß sie auch mit seltener Meisterschaft fruchtbar anzuwenden, wobei ihm die Dogmatik weniger am Herzen liegt als die Anempfehlung christlicher Gesinnung und Handlungsweise. Die große Wirkung seiner Rede gründete sich vor allem auf die geniale Weise, womit er das menschliche Herz zu ergreifen und zu erschüttern verstand, wurde aber auch wesentlich unterstützt durch die Art seines Vortrags, welcher trotz aller im Charakter der damaligen griechischen Prunkrede begründeten Mängel durch wahre Popularität, Klarheit, edle Wortfülle, Kraft und eindringende Lebendigkeit und Salbung ausgezeichnet war. Die beste Ausgabe seiner Werke lieferte Montfaucon (Par. 1718—38, 13 Bde.; Par. u. Leipz. 1834—40), eine Auswahl Dübner (Par. 1861 u. 1862, 2 Bde.) Uebersetzt wurden seine Homilien von Cramer (Leipz. 1748—51, 10 Bde.), in einer Auswahl von Mayer (Nürnb. 1830), von Lutz (2. Aufl., Tübing. 1853), von Hefele (2. Aufl., das. 1850) und von Mitterrutzner (Kempten 1866 ff.); die Homilien über die Briefe des Paulus von Arnoldi (Trier 1831—40, 6 Bde.; 2. Aufl., Bd. 1 u. 2, Regensb. 1858—59; Bd. 7 von De Lorenzi, 1849; Bd. 8 u. 9 von Weber, Trier 1852—54); die Homilien über das Evangelium Johannis von Knors (Paderb. 1862), des Matthäus von demselben (Regensb. 1857, 2 Bde.). Vgl. Neander, Joh. C. (Berl. 1832, 3. Aufl. 1848); Lutz, C. und die berühmtesten Redner (2. Aufl., Tübing. 1859); Thierry, C. et l'impératrice Eudoxie (2. Aufl., Par. 1874); Forster, C. in seinem Verhältnis zur antiochenischen Schule (Gotha 1869).

Chrysotil (schillernder Asbest, Serpentinasbest), ein asbestähnliches, parallelfaseriges, in seinen Fasern biegsames, weiches Mineral von lebhaftem, metallisch schillerndem Seiden- oder Fettglanz, wenig durchscheinend, meist dunkelgrün, aber auch in weißen Farben, durchsetzt in Schnüren den Serpentin von Reichenstein in Schlesien, Zöblitz in Sachsen, die alpinen und nordischen Serpentine 2c.

Chrzanowski (spr. chschanowski), Adalbert, polnischer, später piemontesischer General, geboren um 1788 in der Woiwodschaft Krakau, nahm an den Feldzügen von 1812 und 1813 als Ingenieurofficier Antheil und wohnte dem Feldzug von 1829 gegen die Türken als Hauptmann im Generalstab der russischen Armee bei. Bei der polnischen Insurrektion von 1830 sich ohne Zögern betheiligend, wurde er anfangs zur Befestigung von Zamosc kommandirt, dann Kommandant in Modlin, kam 1831 in das Korps des Generals Zymierski und ward hierauf Chef des Generalstabs Skrzynecki's, von dem er im Mai als Brigadegeneral mit 6500 Mann zu einer Division nach Volhynien entsendet wurde. Ungünstige Umstände aber zwangen ihn, schleunigst nach Zamosc zurückzukehren, von wo er später eine bedeutende Zahl Geschütze nach Warschau brachte. Bei Minsk errang er Vortheile, ohne sie zu benutzen. Vor der Uebergabe Warschau's war er unter Krukowiecki Gouverneur der Stadt, schloß die politischen Gesellschaften und stimmte endlich für die Uebergabe. Durch sein ganzes Verhalten erregte er bei

seinen Landsleuten den Verdacht, daß er im geheimen Einverständnis mit den Russen stehe. Er ging auch mit russischen Pässen nach Paris, angeblich um seine Landsleute zur Rückkehr nach Polen zu bewegen, trat endlich in seinem frühern Rang als Oberstleutnant wieder in russische Dienste und ward später Oberst. Im Frühling 1849 wurde C., angeblich auf den Betrieb des Obersten Zamoyski, zur Reorganisation des piemontesischen Heers nach Turin berufen. Obgleich er nur den Rang eines Generalleutnants bekleidete, war er doch der eigentlich verantwortliche Obergeneral in dem verhängnisvollen fünftägigen Feldzug von 1849. Anstatt die Polinie zum Hauptstützpunkt zu nehmen, machte er Novara zum Mittelpunkt seiner Aufstellung. Man sagte, daß er sich in seinem Operationsplan dem Drängen der demokratischen Partei habe anbequemen müssen, die 23. März, am Jahrestag des vorjährigen Abzugs der Oesterreicher aus Mailand, wieder daselbst einzuziehen hoffte. In der Schlacht bei Novara (23. März) war das piemontesische Heer schon umgangen, als C. noch einen Hauptschlag vorbereitete, aber auf die Kunde, daß der Feind ihn zu umgehen suche, den Rückzug anordnete. Nach Beendigung des Feldzugs, während dessen er keinen Sold angenommen, entlassen, überreichte er dem Ministerium einen Rechenschaftsbericht seiner Kriegführung und blieb noch bis zum Mai 1850 in den sardinischen Staaten. Hierauf ging er zunächst nach Frankreich und dann nach Nordamerika, wo er im Staat Louisiana lebte und 1861 starb.

Chthonios (griech., der »Unterirdische«), Beiname mehrerer Götter, insofern sie mit der Unterwelt in Berührung standen, wie des Dionysos als des Gebieters der drei Jahreszeiten, besonders des Winters, des Hermes (ursprünglich Gott des befruchtenden Frühlingsregens) als beständigen Vermittlers zwischen dem im Tode aufnehmenden, aber auch alles zum Leben erst emporsendenden Schoße der Erde und der Oberwelt. Auch Demeter führte den Beinamen Chthonia.

Chuapá (auch Illapel), ein Fluß in Chile, der die Provinzen Coquimbo und Aconcagua scheidet; er entspringt in den Kordilleren und hat eine Länge von 193 Kilom., ist aber nicht schiffbar.

Chucuito, Landschaft, s. Puno.

Chulm (Chullum, Kulm), Stadt in der gleichnamigen Landschaft von Afghanistan, östl. von Balch, am Fluß C., der unterhalb der Stadt im Sand verrinnt, ohne den Amu Darja zu erreichen. Seine Bedeutung als Handelsstadt hat C. an das südlich davon liegende Taschkurgan verloren. Die Landschaft von C. ist den Plünderungen der aus dem Karategin herabkommenden Aiman-Kirgisen preis gegeben und der Platz selbst in den letzten Jahrzehnten außerordentlich heruntergekommen.

Chuquisaca (spr. tschuki-), ein Departement der Republik Bolivia, grenzt im W. an das Departement Potosi, im N. an Cochabamba und Santa Cruz, im S. und O. an den Gran Chaco und hat 188,535 QKilom. (3424 QM.) Flächeninhalt. Der westliche Theil des Gebiets wird von den stufenartigen Abfällen der östlichen Kordilleren durchschnitten, die noch hohe Gipfel und schöne, reiche Thäler enthalten; der östliche, übrigens ganz unbebaute, noch im Besitz unabhängiger Indianer stehende Theil besteht aus Tiefebenen mit sumpfigen Urwäldern. Das Klima ist im Westtheil gesund und angenehm, im Osttheil heiß und ungesund. Das Land ist gut bewässert, im N. vom Rio Grande oder Guapai, im S. vom Pilcomayo. Die Zahl der Einwohner betrug 1858: 223,668, ohne die freien Indianer im O., die man auf 50,000 schätzt; sie leben besonders von Landbau und Viehzucht. Der Verkehr ist bei der Beschwerlichkeit der Kommunikation und der Trägheit der Bewohner unbedeutend. An Mineralien finden sich Gold, Silber, Kupfer und Blei, letzteres besonders in der Provinz Cinti, woselbst auch Bergbau stattfindet. Das Departement zerfällt in den Kreis C. und die Provinzen Yamparaez, Cinti, Tomina und Azero. — Die Hauptstadt des Departements, zugleich die der ganzen Republik, ist die Stadt C. oder Sucre (nach dem gleichnamigen General), die früher auch, wie die ganze Provinz weit umher, Charcas hieß. Sie liegt in 2848 Meter Höhe auf einer kleinen Hochebene der Wasserscheide zwischen dem Mamore und dem Pilcomayo, ist regelmäßig, mit breiten Straßen angelegt und gut gebaut, hat mehrere Plätze, 27 Kirchen (darunter eine prächtige Kathedrale) und 5 Klöster, ein Regierungsgebäude und ein Theater und ist auch der Sitz eines Erzbischofs, des obersten Gerichtshofs des Staats und einer Universität (einer der ältesten von Südamerika, 1845 reformirt, mit einer juristischen und einer medicinischen Fakultät) sowie eines erzbischöflichen Seminars und eines Kollegiums (Colegio de Junin). Viele der bedeutendsten Männer des Landes sind aus C. hervorgegangen. Die Einwohner, an Zahl gegen 24,000, zum größten Theil Indianer, leben hauptsächlich vom Anbau der im ganzen nicht sehr fruchtbaren Umgegend. Das Klima ist sehr mild. Die Stadt wurde 1539 an der Stelle einer peruanischen Stadt gleichen Namens gegründet; der von den Spaniern ihr gegebene Name Ciudad de la Plata (wegen der reichen Silberadern, die im nahen Gebirgsknoten von Porco gefunden wurden) ist jedoch durch den ältern, C. (»Goldstätte«), bald verdrängt worden. S. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«.

Chur (rätoroman. Cuera, ital. Coira, franz. Coire), Hauptort des schweiz. Kantons Graubünden, mit (1870) 7552 Einw., im Churer Rheinthal da gelegen, wo die Plessur aus dem Schanvic heraustritt und wo die beiden Graubündner Alpenübergänge, die obere Straße (Splügen) und die untere (Julier), auseinander gehen. So lange die Graubündner Päße nicht übermächtige Konkurrenz (Brenner!) erdrückte, besaß C. eine ansehnliche Spedition. Seit einigen Jahren hat die Durchfuhr von Waaren und Personen abgenommen, nur der Zudrang von Touristen und Kurgästen ist größer geworden und gibt in der Saison viel Erwerb. In abgesondertem, höherem Stadttheil thront der »Hof«, die bischöfliche Residenz, mit altem, merkwürdigem Dom, der verschiedene Sehenswürdigkeiten enthält. Vor dem Dom steht das Denkmal des 1865 verstorbenen Kapuzinerpaters Theodosius. Hinter dem Dom, am Abhang, ist das ehemalige Prämonstratenserkloster St. Luci, jetzt Priesterseminar, daneben die (paritätische) Kantonsschule mit naturhistorischen und literarischen Sammlungen. Mit dem Bischofspalast in Verbindung steht der hohe Römerthurm Marsoel, ein zweiter (Spinoel) ist fast gänzlich abgetragen. Die Stadt, ziemlich eng und düster gebaut, ist römischen Ursprungs (Curia Raetorum) und wurde früh Bischofssitz, als solcher schon 452 erwähnt. Nach und nach vom Bischof unabhängig geworden, erhielt sie auch die Rechte einer Reichsstadt. Mit dem Jahr 1524

wurde die Reformation daselbst eingeführt Zu Anfang des 17. Jahrh. war C. der Schauplatz wilder Parteikämpfe; 1798—99 ward es durch die Kämpfe zwischen Franzosen und Oesterreichern mitgenommen. Die Besitzungen des Bisthums wurden 1802 eingezogen und der Helvetischen Republik als Entschädigung für anderweit erlittene Verluste zugewiesen. In der Umgegend ist die Sauer- und Salzquelle von Pasugg und höher, an der »obern« Straße und in lieblichem voralpinen Thal (1212 Meter ü. M.) gelegen, der Luftkurort Churwalden mit 774 Einw. zu erwähnen.

Church (engl., spr. tschörtsch), Kirche; High C. (spr. hai-), Broad C. (spr. brohd-), Low C. (spr. lō-), s. Anglikanische Kirche.

Church (spr. tschörtsch), Sir Richard, griech. General und Staatsrath, geb. 1785 in der Grafschaft Cork, trat 1800 in die britische Armee ein, nahm an den Expeditionen nach Ferrol, Malta und Aegypten theil, trat dann in den Dienst des Königs von Neapel, ward 1812 Oberstleutnant in der britischen Armee, kommandirte 1813 und 1814 in Zante ein griechisches Regiment in englischen Diensten und bot 1826 den Griechen seine Dienste an. Als Obergeneral der griechischen Landmacht arbeitete er an der Ausführung seines Auftrags, das hart bedrängte Athen zu entsetzen, bemächtigte sich auch des St. Spiridionklosters, sah sich aber durch die Uneinigkeit und Eifersucht der griechischen Chefs in seinen Operationen gehemmt, infolge dessen die Akropolis fiel, was seinem Einfluß einen empfindlichen Schlag versetzte; Maurokordatos suchte sogar seine Gesinnung zu verdächtigen. Nach der Seeschlacht bei Navarin marschirte er mit 5000 Mann gegen Akarnanien, besetzte den ganzen Distrikt bis zum Golf von Arta, zwang 1828 Reschid Pascha zum Rückzug und 17. Mai 1829 Prevesa zur Kapitulation. Unter der provisorischen Regierung sah C. seine Dienste schlecht belohnt, indem der Präsident Kapo d'Istria ihn überging und seinem Bruder Viaro Kapo d'Istria die oberste Leitung der Kriegsangelegenheiten übertrug. Am 1. Jan. 1830 reichte C. daher seine Entlassung ein und zog sich nach Argos zurück, trat nach Kapo d'Istria's Ermordung wieder hervor, erklärte sich offen gegen die neue unter Augustin Kapo d'Istria zusammengesetzte Regierung, trat an die Spitze der Opposition und ward vom König Otto in den Staatsrath berufen und zum Senator ernannt. Trotz seines vorgerückten Alters nahm er an den Berathungen des Senats theil, bis eine kurze Krankheit seinem thatenreichen Leben ein Ende machte (Athen 20. März 1873). Er ist der Verfasser der »Observations on an eligible line of frontier for Greece« (Lond. 1840).

Churchill (spr. tschörtschil), ein Fluß im britischen Nordamerika, entspringt unter dem Namen Biberfluß im westlichen Binnenlande unter 54° 30′ nördl. Br. auf der Landhöhe zwischen dem Nordzweig des Saskatschevan und dem Athabaskafluß, durchströmt den Methyesee und dann unter dem Namen Missinippi in nordöstlicher Richtung die zur Hudsonsbai sich senkende Ebene und darin die Seen Buffalo, La Crosse und South Indian Lake, nimmt endlich den Namen C. (auch English River) an und mündet nach einem Lauf von über 1000 Kilom. bei dem britischen Fort C. in die Hudsonsbai. Einer seiner Nebenflüsse führt ihm vom N. her die Gewässer des Deer- und des Wollastonsees zu. Wie alle Flüsse dieser Region, ist er voll von Stromschnellen, wird aber doch mit Booten befahren, welche bei den schwierigsten Stellen auf den sogen. Portagen über Land transportirt werden.

Churchill (spr. tschörtschil), Charles, engl. Satiriker, geboren im Februar 1731 zu Westminster, wo sein Vater Prediger war, besuchte die Westminsterschule, studirte dann zu Oxford und nach einiger Unterbrechung, während welcher er sich in London verheirathete, in Sunderland Theologie und wurde nach seines Vaters Tode dessen Nachfolger. Durch eigene Schuld in drückende Verhältnisse gerathen, schrieb er nun aus Noth Satiren. Sein erstes Werk dieser Art, die »Rosciade«, worin er die Schauspieler seiner Zeit, namentlich Garrick, verspottete, machte ihn bald berühmt und gefürchtet, zugleich aber auch übermüthig. Sein unsittlicher Lebenswandel brachte ihn um Amt und Achtung. Politischer Vergehen verdächtig, sollte er endlich verhaftet werden, floh aber nach Frankreich und starb bald nach seiner Ankunft in Boulogne 4. Nov. 1764. Die bedeutendsten seiner Satiren sind außer der genannten: »Apology to the critical reviewers«, durch eine schiefe Beurtheilung seiner »Rosciade« veranlaßt; »The Ghost«; »The Candidate«; »The Farewell«; »The Conference«; »The Author« und »The prophecy of famine, a Scotch pastoral«, letztere veranlaßt durch den Einfluß des schottischen Ministers Bute auf Georg III. Seine »Poems« erschienen in London 1763, seine gesammelten Schriften unter dem Titel »Works« (Lond. 1774) und »Poetical works, with explanatory notes and an authentic account of the life of the author« (das. 1804), in neuer Ausgabe von Tooke (das. 1844, 3 Bde.) und von Bell (das. 1871, 2 Bde.). Churchills Satire ist beißend, aber ohne Adel der Seele und Charakterwürde, fast stets persönlich und, wo sie sich zum Allgemeinen erhebt, oft oberflächlich und matt.

Churfirsten, ein Felsgrat der St. Gallischen Voralpen, gekrönt mit wunderlichen Zacken, vom Spiegel des Walensees schroff aufgebaut, 2303 Meter hoch. Da man der Felszinken gewöhnlich 7 zählt, so spricht man auch von Sieben Kurfürsten, während freilich die Benennung den Bergfirst bezeichnet, der das einst rätoromanische Churer Gebiet von dem deutschen trennte. Dieses ganze Berggebiet ist von der St. Gallischen Regierung als »Freiberg«, d. i. als unverletzliches Asyl der Gemsen, erklärt worden.

Churfürst, s. v. w. Kurfürst.

Churros, die spanischen Schafe mit ganz grober Wolle, welche, im Bau den Merino's ziemlich ähnlich, fast ausschließlich schwarze, nur zu den geringsten Zeugen brauchbare Wolle haben.

Churrus, s. Hanf.

Chusistan (auch Arabistan genannt, das Susiana der Alten), persische Provinz, grenzt südlich an den Persischen Golf, östlich an Farsistan, nördlich an Luristan und westlich an das Tiefland des Euphrat und Tigris, welches als Irak-Arabi einen Theil des türkischen Kleinasien ausmacht. Der Flächeninhalt wird von Behm zu 101,480 QKilom. (1843 QM.) angegeben. Der Norden und Nordosten der Provinz C. ist durch zahllose parallele, von NW. nach SO. streichende Gebirgsketten erfüllt, welche erst ganz vor kurzem von Hausknecht aus Weimar näher erforscht worden sind. Der Süden und Westen, ebenes Alluvialland, ist nur fruchtbar, soweit er bewässert werden kann, im übrigen theils sandige Wüste, theils Sumpfgebiet mit Glutwinden; der nördliche Theil, an Gewässern reich, bietet Raum

zu ausgedehnten Fruchtfluren. Als Hauptflüsse sind zu nennen: Tsab oder Zohre, Maregun, Dorak, Harun und Kercha. Das Klima (besonders um Schuschter) gilt für gesund; die Sommer sind heiß, die Winter mild, so daß auch die alten persischen Könige die Winter in Susa, dessen Ruinen unweit des heutigen Dizful liegen, die Sommer dagegen in dem höher und kühler gelegenen Ekbatana zubrachten. Schnee zeigt sich nur auf den Gipfeln der Berge; nicht selten treten heftige Hagelwetter auf; Regen herrscht von December bis Ende März. Der schwärzliche Boden ist, wenn ihm durch künstliche Bewässerung die nöthige Feuchtigkeit zugeführt wird, so fruchtbar, daß er jährlich zwei Ernten gibt und alle in Persien einheimischen Arten von Getreide und Obst hervorbringt. Zucker wurde früher sehr reichlich gezogen, Indigo wird auch jetzt noch gebaut, desgleichen Mohn, der berühmtes Opium liefert. Die Bevölkerung, über deren Zahl nichts vorliegt, und die in neuester Zeit durch Pest und Hungersnoth furchtbar gelichtet wurde, besteht aus Tadschik, Luren, Turkmenen und Bachthiaren. Als die bedeutendsten Städte sind Schuschter, Dizful und Behbehan hervorzuheben. S. Karte »Persien«.

Chwalisen, im 9. und 10. Jahrh. Anwohner des Kaspischen Meers, an dessen Westseite am Einfluß der Wolga, daher das Kaspische Meer auch das chwalisische genannt wurde.

Chwalynsk, Kreisstadt im ostrussischen Gouvernement Saratow, an der Wolga, mit 4 Kirchen, mehreren Fabriken, einem bedeutenden Flußhafen, vielen Obstgärten und (1867) 15,628 Einw.

Chwostow, Dmitrij Iwanowitsch, Graf, russischer Staatsmann und Dichter, geb. 19. Juli 1757 zu Petersburg als Sprößling einer altadligen Familie, genoß seinen ersten Unterricht sowie seine weitere Ausbildung auf dem Gymnasium und der Universität zu Moskau und trat 1772 als Officier in die kaiserliche Garde. Später wurde er Proviantmeister und erhielt als solcher 1783 den Hofrathstitel. Nachdem er sich mit einer Nichte des berühmten Grafen Suworow vermählt hatte, trat er 1788 als Oberstleutnant unter dessen Fahne, machte den Feldzug in der Türkei mit, half bei Fokschani 1. Aug. 1789 die Niederlage des Seraskiers Mehemed Pascha herbeiführen, focht 26. Sept. am Fluß Rymnik gegen die Armee des Großwessirs mit und that sich bei der Erstürmung Ismails 22. Dec. 1789 hervor. Auch die polnische Campagne machte C. unter Suworows Oberbefehl mit und nahm an dem Gemetzel bei Praga 5. Okt. 1794 theil, wodurch der Einzug in Warschau erkämpft ward. Im folgenden Jahr nahm er seinen Abschied und trat in die Civilkarrière über. Im Jahr 1797 ward er Oberprokurator des Senats, 1798 Mitglied des Heiligen dirigirenden Synods, 1799 Geheimrath und Mitglied des Reichsraths und vom König von Sardinien, Karl Emanuel IV., in den Grafenstand erhoben. Zu Anfang des 19. Jahrh. wurde er auch wirkliches Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften und Ehrenmitglied der dortigen Akademie der Kunst. Einzelne Dichtungen von ihm, worunter sich verschiedene Lieder und Oden durch Frische und Schwung auszeichnen, erschienen zuerst in Journalen; eine Gesammtausgabe seiner Werke, welche seine sämmtlichen Lustspiele, lyrischen und didaktischen Gedichte ꝛc. umfaßt, veranstaltete er selbst (Petersb. 1817, 4 Bde.). Er starb 3. Nov. 1835 zu Petersburg.

Chylus (griech., Milchsaft, Speisesaft), der milchähnliche Inhalt, welcher in den Lymphgefäßen des Magens und Dünndarms während der Verdauung in reichlicher Menge enthalten ist. Die betreffenden Lymphgefäße werden deshalb auch als Chylusgefäße (Milchgefäße) bezeichnet. Sie wurden von Aselli im Jahr 1622 entdeckt. Der C. zeigt nicht zu allen Zeiten die gleiche chemische Zusammensetzung und das gleiche Aussehen. Nach Pflanzenkost und außerhalb der Verdauung ist derselbe fast farblos, nach Fleisch- und namentlich fettreicher Nahrung dagegen ist er weißlich gefärbt, milchähnlich, was von der Beimengung massenhafter kleinster Fetttröpfchen herrührt. Der C. des Magens ist farblos, weil dort keine Fettresorption stattfindet. Der C. reagirt schwach alkalisch, sein specifisches Gewicht ist 1,030. Läßt man ihn aus den Gefäßen austreten, so gerinnt er, und es scheidet sich dabei ein trübes, fettreiches Serum aus. Der C. führt ferner zahlreiche rundliche Zellen, sogen. Chyluskörperchen, mit sich; es sind dies Lymphkörperchen, welche der Lymphstrom aus den Gekrösdrüsen fortschwemmt, indem er diese Drüsen durchfließt. Die sämmtlichen Chylusgefäße entleeren sich in den Milchbrustgang (Ductus thoracicus). Es ist dies beim erwachsenen Menschen ein etwa rabenfederkieldickes, zartwandiges Gefäß, welches vor der Brustwirbelsäule verläuft und seinen Inhalt schließlich in die linke Schlüsselbeinblutader ergießt. Der C. hat im wesentlichen die Zusammensetzung der Lymphe, ist aber reich an Fett (3 Proc.). Der C. der Katze enthält nach Nasse 90,6 Proc. Wasser, 0,1 Fibrin, 4,9 andere Eiweißkörper und sogen. Extraktivstoffe, 3,3 Fett und 1,1 Salze. Die Fortbewegung dieses Saftes wird bewirkt zuvörderst durch die Athembewegungen, indem bei der Einathmung der Inhalt des großen Milchbrustgangs in die Unterschlüsselbeinblutader aspirirt wird; dann durch Klappen, welche in den Lymphgefäßen enthalten sind und in der Weise fungiren, daß sie der Flüssigkeit nur in der Richtung gegen die Ausmündungsstellen in die Blutadern sich zu bewegen gestatten; endlich durch die wurmförmige Bewegung des Darmkanals, die Muskelfasern der Darmzotten und das Zusammenziehungsvermögen der Lymphgefäße selbst, welche die Lymphe und den C. vorwärts befördern. Die Hauptursache des Chylusabflusses mögen aber endosmotische Processe sein; denn wenn man die Chylusgefäße durch einen Faden zusammenschnürt, so füllt sich der Theil des Gefäßes zwischen der Unterbindungsstelle und dem Darm, und der Druck, unter welchem der C. dann steht, scheint zur Vorwärtsbewegung des Chylusstroms beizutragen. Die Menge des C., welche täglich bereitet und dem Blut zugeführt wird, ist jedenfalls eine ziemlich beträchtliche. Vierordt berechnete dieselbe für den Erwachsenen zu täglich etwa 3 Kilogr. Gewiß ist aber, daß der C. eine der Hauptersatzquellen des Bluts ist, dem er namentlich die Fette und Eiweißkörper zuführt. Diese Substanzen sind ursprünglich im Speisebrei, also im Innern der Darmhöhle, vorhanden und werden hier durch die sogen. Darmzotten aufgesaugt, in welchen die feinsten Chylusgefäße ihren Anfang nehmen. Chylifikation (Chylopoïesis, Chylōsis), die Milchsaftbereitung im Magen.

Chymus (griech., Speisebrei). Wenn in dem Magen die Verdauung vor sich gegangen und durch den Magensaft die Speisen in einen gleichmäßigen graulichweißen Brei verwandelt sind, wird dieser in den Zwölffingerdarm übergetrieben und stellt nun den

sogen. Speisebrei dar, welcher durch die beigemischten Verdauungsflüssigkeiten sauer reagirt. Er ist eine Mischung von gelösten und ungelösten Nahrungsstoffen, theils chemisch bereits verändert durch Speichel und Magensaft, theils unverändert und nur aufgeweicht. Die anorganischen Salze und anderen in Wasser und schwacher Säure löslichen Stoffe, wozu Zucker und Gummi gehören, sind aufgelöst; das Stärkmehl ist theilweise in Zucker verwandelt, während ein anderer größerer Theil unverändert in den Dünndarm übergeht. Sehnige und hornartige Körper sowie Pflanzenfasern und ähnliche Stoffe bleiben ebenfalls unverändert. Die organischen Körper, wie Fleisch ꝛc., sind zerfallen in ihre Bildungselemente, in Fasern, Zellen ꝛc.; die eiweißartigen Stoffe haben eine chemische Umänderung erlitten, indem sie mit dem Pepsin des Magensafts zu einer nicht mehr gerinnbaren Lösung (sogen. Peptone) zusammengetreten sind; das genossene Fett ist verflüssigt und dem C. in Tropfen beigemengt. Hat der C. den Pförtner des Magens passirt, so tritt sehr bald durch den Zutritt der von der Leber herkommenden alkalisch reagirenden Galle eine Neutralisirung desselben ein; weiter abwärts nach dem Dickdarm zu reagirt er vollkommen alkalisch. Doch kann er bei Aufnahme reichlicher Pflanzennahrung durch Bildung von Pflanzensäuren auch sauer bleiben. Nachdem im Zwölffingerdarm der Saft der Bauchspeicheldrüse zu dem Speisebrei hinzugetreten, nimmt letzterer später noch den in den Lieberkühn'schen Drüsen der Darmschleimhaut abgesonderten Darmsaft auf. Durch Hinzutreten der Galle nimmt der C. eine mehr grünlichgelbe Färbung an und verliert beim Weiterrücken im Dünndarm einen großen Theil seiner Bestandtheile, wie Eiweiß, Faserstoff und Käsestoff, welche ebenso wie die Fette von den Zotten der Darmschleimhaut aufgesaugt werden und in den Chylus (s. d.) übergehen. Je näher der C. dem Dickdarm kommt, desto bräunlicher wird derselbe und nimmt allmählich eine festere Beschaffenheit sowie den eigenthümlichen Kothgeruch an. **Chymifikation** (griech.-lat., Chymōsis), die Bereitung des Speisebreies im Magen aus den genossenen Nahrungsmitteln.

Chytawa, s. Zittau.

Chyträus (eigentlich Kochhaff), 1) David, einflußreicher lutherischer Theolog, geb. 26. Febr. 1530 im Würtembergischen, studirte in Tübingen und wurde in Wittenberg Melanchthons Schüler und Hausgenosse, später sein Amtsgenosse. Im Jahr 1551 ward er Professor in Rostock, wohnte mehreren Konventen in den Flacianischen Händeln bei, wurde 1561 zum Doktor der Theologie kreirt, half 1569 das evangelische Kirchenwesen in Oesterreich, später in Steiermark ordnen, entwarf 1576 gemeinschaftlich mit Martin Chemnitz die Statuten der neu errichteten Universität Helmstädt und hatte auch Antheil an der Abfassung der Konkordienformel. Er starb als erster Professor der Theologie und Mitglied des Konsistoriums zu Rostock 25. Mai 1600. Gesammelt erschienen seine »Opera theologica« (Leipz. 1599), seine »Orationes« (Hannov. 1614) und seine »Epistolae« (das. 1614). Seine Biographie schrieben Pressel (Elberf. 1863) und ausführlicher Krabbe (Rost. 1870).

2) Nathan, Bruder des vorigen, geb. 15. März 1543 zu Menzingen, studirte zu Rostock und ward daselbst 1564 Professor der lateinischen Sprache, nach seiner Rückkehr von einer Reise durch England, Frankreich und Italien auch Professor der Dichtkunst und 1580 Rektor der Stadtschule, 1593 Rektor des Gymnasiums in Bremen, wo er 25. Febr. 1598 starb. Er schrieb unter anderem: »Poematum omnium libri XVII« (Rostock 1579); »Fastorum ecclesiae christianae libri XII« (Hannov. 1584, in Versen).

Chytridieen, Ordnung in der Klasse der Pilze (s. d.).

Ciacona (ital., f., spr. tschakóna, franz. Chaconne, spr. schakonn), ursprünglich ein in seinem Heimatland Italien wie in Spanien sehr beliebter Tanz, dann ein tanzartiges Instrumentalstück im Dreivierteltakt, von mäßiger Bewegung, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß ein 4 oder 8 Takte langes, melodisch einfach gebildetes, rhythmisch stark markirtes Baßthema beständig wiederholt wird, während die Oberstimmen über jeder Wiederholung desselben immer neue Variationen (auch Couplets genannt) ausführen. Zur Abwechselung wird mitunter auch der Baß selbst variirt oder ein melodischer Zwischensatz eingeschoben. Berühmte Muster solcher Tonstücke lieferten J. S. Bach in einer seiner Violinsonaten (von Mendelssohn mit Klavierbegleitung versehen und in dieser Form sehr beliebt geworden) und Händel in einer seiner Ciacona's (deutsche Händel-Ausgabe, Bd. 2, 110—122), worin 62 Variationen über einen einfachen Baßgang gesetzt sind, ohne daß dieser ein einziges mal aussetzt oder die Tonart ändert.

Cialdini (spr. tschaldini), Enrico, ital. General, geb. 10. Aug. 1811 in Castelvetro im Modenesischen, Sohn eines Ingenieurs, sollte eigentlich Mediciner werden, trat aber 1831 bei dem Aufstand im Kirchenstaat in die Nationalmiliz ein und flüchtete nach dem Mißlingen desselben nach Frankreich, von wo er sich 1833 nach Portugal begab, um in der dortigen Fremdenlegion, zunächst als gemeiner Soldat, gegen Dom Miguel zu kämpfen. Er zeichnete sich namentlich bei der Vertheidigung von Oporto aus und wurde Leutnant. Während sein Vater in Modena ins Gefängnis geworfen wurde, weil er politisch verdächtig war, worüber er in Irrsinn verfiel, trat C. aus portugiesischen Diensten 1835 in spanische über, um gegen die Karlisten zu dienen, wurde dort wegen seiner Bravour Regimentskommandeur, aber 1841 wegen angeblicher Theilnahme an einer Verschwörung gegen Espartero entlassen. 1843 heirathete er eine reiche Valencianerin, nahm auch wieder unter Narvaez am Bürgerkrieg theil. Im Jahr 1848 kehrte er auf den Ruf der provisorischen Regierung zu Mailand in sein Vaterland zurück, wurde vom General Durando zur Vertheidigung Vicenza's verwendet und, nachdem er aus der Gefangenschaft, in die er infolge einer Verwundung gerathen war, entlassen worden, mit Organisirung eines Freiwilligenregiments beauftragt, an dessen Spitze er bei Novara tapfer, aber vergeblich focht. Im Jahr 1855 kommandirte er eine Brigade in der Krim, focht an der Tschernaja mit, fand jedoch hier wenig Gelegenheit, sich hervorzuthun. Nach seiner Rückkehr wurde er Adjutant des Königs Victor Emanuel und Inspektor der Kriegsschule zu Ivrea. Im Jahr 1859 mit dem Kommando der 4. Division betraut, erzwang er mit dieser bei Palestro den Uebergang über die Sesia und ward dafür zum Generalleutnant befördert. Nach Garibaldi's Einfall in Neapel 1860 wurde er in den Kirchenstaat beordert und schlug 18. Sept. die päpstliche Armee unter Lamoricière bei Castelfidardo, drang dann ins Neapolitanische ein, schlug ein

neapolitanisches Korps bei Isernia (17. Okt.) und Sessa, zwang (2. Nov.) Capua, nach 90tägiger Belagerung (13. Febr. 1861) Gaëta und (13. März 1861) die Citadelle von Messina zur Kapitulation. Er wurde nun General (Marschall) der Armee, trat ins Parlament, wo er mit Garibaldi in persönlichen Streit gerieth, wurde dann Statthalter von Neapel, wo er das Räuberwesen kräftig bekämpfte, trat aber schon 1. Nov 1862 wegen Differenzen mit der Regierung seinen Posten an Lamarmora ab. Beim Aufstand Garibaldi's 1862 wurde C. als Militärdiktator nach Sicilien geschickt, um Garibaldi zu bekämpfen, dessen Gefangennahme bei Aspromonte aber seiner Mission bald ein Ende machte. Er erhielt darauf ein Militärkommando mit dem Sitz in Bologna und ward März 1864 zum Senator ernannt. Im Krieg von 1866 sollte er an der Spitze des rechten Flügels über den untern Po gehen, wurde aber durch die Schlacht bei Custozza, nach welcher er an der Stelle Lamarmora's zum Generalstabschef ernannt ward, und den darauf folgenden Frieden an erfolgreichen Operationen verhindert. Anfang Oktober 1867 zum Gesandten in Wien ausersehen, lehnte er diesen Posten ab und erhielt von dem König noch in demselben Monat den Auftrag, auf Grund des Septembervertrags ein Kabinet zu bilden, was ihm aber nicht gelang. Am 20. Nov. ward er mit dem Oberkommando in Mittelitalien betraut. Nachdem er, um in der Politik freiere Hand zu haben, seine Entlassung aus der Armee genommen, verband er sich im Parlament mit Mordini, Bergoni u. a. gegen das Ministerium Lanza. 1870 begleitete er den zum König von Spanien gewählten Herzog von Aosta, Amadeo, nach Spanien und war Mitunterzeichner der Urkunde, kraft welcher Amadeo die Krone annahm. Doch bekleidete er während der kurzen Regierung Amadeo's kein Amt in Spanien. Als er Ende 1870 zum Herzog von Gaëta ernannt werden sollte, sprach sich die öffentliche Meinung dagegen aus. Am 1. Dec. 1873, bei Errichtung der 7 Generalkommando's in der italienischen Armee, erhielt C. das Generalkommando in Florenz und übernahm zugleich die Präsidentschaft im Komité des Generalstabs. Letztere Stelle legte er aus Gesundheitsgründen 12. Sept. 1874 nieder. Seine Biographie erschien in den »Contemporanei italiani« (Flor. 1873).

Ciampi (spr. tschámpi), Sebastiano, ital. Schriftsteller, geb. 30. Okt. 1769 zu Pistoja, wurde 1803 Professor an der Universität zu Pisa und 1818 zu Warschau, wo er die Studien über polnisch-russische Geschichte begann. 1822 nach Italien zurückgekehrt, lebte er meist zu Florenz und starb 14. Dec. 1847. Seine Schriften betreffen die Literatur- und Kunstgeschichte, z. B. »Memorie della vita di Messer Cino da Pistoja« (Pisa 1808), welche er später mit einer kritischen Ausgabe des Dichters (das. 1813; 2. Ausg., Pistoja 1826, 2 Bde.) verband; »Notizie del Canonico Sozomeno« (Pisa 1810); »Monumenti d'un manuscritto autografo di Giov. Boccaccio da Certaldo« (Flor. 1827, 2. Aufl. 1830); »Notizie inedite della Sagrestia Pistoiese etc.« (Pisa 1810); »Lettera di Michel Angelo Buonarotti« (Flor. 1834; mitgetheilt in Reumonts »Beitrag zum Leben M. A. Buonarotti's«, Stuttg. 1834); »Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze dell' Italia colla Russia, Polonia etc.« (Flor. 1834—42, 3 Bde.) u. a. Auch übersetzte er den Pausanias (1826—43, 6 Bde.) und gab eine Sammlung von Uebersetzungen der griech. Erotiker, aus der Literatur des Mittelalters den Pseudoturpinus (Flor. 1822), die »Gesta Caroli M.« u. a. heraus.

Ciarla (spr. tschar-, Raffaello), aus Urbino, Majolikamaler, um 1530—60, Schüler von Orazio Fontana, stand in Diensten Guidobaldo's von Urbino, welcher unter anderem durch ihn Poterien nach Zeichnungen des Taddeo Zuccaro für Philipp II. von Spanien anfertigen ließ. Die Motive aus Kupferstichen nach Raffael, die von ihm zur Bemalung der Vasen angewandt wurden, und die Gleichheit des Namens verführten dazu, Raffael selbst zum Majolikamaler zu machen.

Cibalä, im Alterthum Stadt in Unterpannonien, im Lande der Skordisker, nahe dem heutigen Vincovsze, Geburtsort des Kaisers Valentinian; bekannt durch die Schlacht 314 n. Chr., in welcher Konstantin d. Gr. seinen Gegenkaiser Licinius besiegte.

Cibber (spr. ssibb-), 1) Colley, engl. Lustspieldichter und Schauspieler, geb. im November 1671 zu London, folgte den Fahnen des Prinzen von Oranien, betrat dann das Drurylanetheater und fand ein seiner Natur angemessenes Fach in den sogen. »Grims« oder Murrköpfen. Im Jahr 1695 brachte er sein eigenes Lustspiel »Loves last shift« mit Erfolg auf die Bühne. Da es ihm an Erfindungsgabe mangelte, bearbeitete er ältere englische und ausländische Stücke. Im Jahr 1711 wurde er Miteigenthümer des Drurylanetheaters. Infolge politischer Bestrebungen 1730 unverdienterweise zum Poeta laureatus ernannt und dadurch in eine sorgenfreie Lage versetzt, zog er sich vom Theater zurück und betrat es erst als 75jähriger Greis wieder, um sich noch einmal in seiner Lieblingsrolle zu zeigen; auch von der Direktion des Drurylanetheaters trat er 1731 zurück. Er starb 12. Dec. 1757. Die bekanntesten seiner Stücke, die alle sehr tugendhaft gehalten sind, aber wenig Tiefe und poetische Schönheiten haben, sind außer dem genannten: »Love makes a man«, »She would and she would not«, »Careless husband«, das noch heute gegeben wird, und »The nonjuror«, eine Nachahmung des Tartüffe. In seinen letzten Lebensjahren schrieb er eine »Apologie for his own life« (Lond. 1740; neue Ausgabe von Bellchambers, das. 1822), ein auch für die Geschichte des englischen Theaters interessantes Werk. Ausgaben seiner dramatischen Werke erschienen London 1721, 2 Bde., und 1777, 5 Bde.

2) Theophilus, Sohn des vorigen, ebenfalls Schauspieler, geb. 1705, starb infolge eines Schiffbruchs auf der Reise nach Dublin 1757. Als Künstler wie auch als Theaterdichter unbedeutend, erwarb er sich Ruhm durch das Werk: »The lives of the poets of Great Britain and Ireland from the time of Dean Swift« (Lond. 1733, 5 Bde.), von dem er wahrscheinlich aber nur zum Theil der Verfasser war. — Seine Gattin, Susanne Marie, geb. 1716, Schwester des Komponisten Arne und eine der ersten tragischen Schauspielerinnen ihrer Zeit, ward infolge einer falschen Anklage ihres Mannes von diesem geschieden; starb 30. Jan. 1766.

Cibeben (Cibebae, Zibebae), s. v. w. getrocknete Weintrauben.

Ciborium (lat.; griech. Kiborion), ursprünglich Name des Fruchtgehäuses der ägyptischen Bohne (Colocasia), welches die alten Aegypter als Trinkgeschirr benutzten; daher Name metallener, in Form eines solchen Fruchtgehäuses gearbeiteter Trinkgeschirre bei den Griechen und Römern. Im katho-

lischen Kult heißt C. oder Speisekelch (Sakramentshäuschen) der zur Aufbewahrung der konsekrirten Hostien dienende größere Kelch, der gewöhnlich von Silber, oft auch vergoldet ist. Der Name des heiligen Speisegefäßes wurde bald auf den Ueberbau des Altars übertragen, der in der alten Zeit auf vier freistehenden Säulen ruhte, zwischen welchen Vorhänge herabhingen. Später kamen zur Aufbewahrung des geweihten Brodes jene kunstvollen Hütten in Gebrauch, welche unter dem Namen Tabernakel bekannt sind.

Cibotium, s. Farnhaar.

Cibrário (spr. tschi-), Luigi, Ritter, ital. Geschichtsforscher und Staatsmann, geb. 23. Febr. 1802 zu Turin, studirte die Rechte, trat 1824 in den Staatsdienst und wurde 1842 Mitglied der Oberrechnungskammer; auch wurde er öfters in diplomatischen Sendungen verwendet. Infolge seiner Schrift über die 1847 von Karl Albert unternommenen Reformen zum Vertrauten desselben erhoben, wurde er Juli 1848 zum außerordentlichen königlichen Kommissär in Venedig ernannt und nahm von dieser Stadt (7. Aug.) für Piemont Besitz. Als Karl Albert nach der unglücklichen Schlacht von Novara 1849 nach Oporto gegangen war, überbrachte ihm C. im April im Namen des Reichssenats die Bitte, nach Turin zurückzukehren; 1850 zum Generalzollintendanten ernannt, organisirte er die Grenzaufsicht, führte eine Handelsstatistik ein und schloß einen Handelsvertrag mit Frankreich. Im Mai 1852 übernahm er im Kabinet Azeglio's das Ministerium der Finanzen, dann das des Unterrichts und Ende Mai 1855 das der auswärtigen Angelegenheiten. Unzufrieden mit Sardiniens Betheiligung am Krimkrieg, gab er sein Portefeuille 1856 an Cavour ab und entwickelte als Mitglied des Senats und der Akademie der Wissenschaften, Vicepräsident der Kommission zur Herausgabe der vaterländischen Geschichtsquellen, Mitglied des Instituts von Frankreich und der Akademie der Wissenschaften zu Wien eine äußerst fruchtbare Thätigkeit. Seinen Aufenthalt zu Oporto bei Karl Albert hat er in den interessanten »Ricordi d'una missione in Portogallo al re Carlo Alberto« (Tur. 1850) dargestellt. Zahlreiche Abhandlungen von ihm erschienen in den »Atti« der Akademie zu Turin. Hervorzuheben sind noch: »Della economia politica del medio evo« (Tur. 1839, 2. und 3. Aufl. 1842, 3 Bde.); »Storia della monarchia di Savoia«, Bd. 1—3 (das. 1840—1847); »Storia e descrizione della Badia d'Altacomba« (das. 1844); »Delleartiglierie dal 1300 al 1700« (das. 1844, . Aufl. 1845); »Storia di Torino« (das. 1847, 2 [illegible] e.); »Origine e progresso delle istituzioni della monarchia di Savoia« (das. 1854—55, 2 Bde.; 2. Aufl. 1868); »Epigrafi latine ed italiane« (das. 1867); »Della schiavitù e del servaggio e specialmente dei servi agricoltori« (Mail. 1868—69, 2 Bde.). Mit seinem Freund Pranis bearbeitete er die nicht in den Buchhandel gekommenen »Documenti, monete e sigilli raccolti in Savoia, in Svizzera e in Francia« (Tur. 1833) und »Sigilli dei principi di Savoia« (das. 1834). C. versuchte sich auch als belletristischer Schriftsteller und veröffentlichte mehrere ältere Literaturwerke, so die »Rime« Petrarca's (Tur. 1825), die »Lettere di principi e d'uomini illustri« (das. 1828), die »Relazioni della stato di Savoia degli ambasciatori Veneti« (das. 1830) ꝛc. Seine kleineren Schriften erschienen gesammelt Turin 1868. C. starb 1. Okt. 1870 zu Salò in der Provinz Brescia. Vgl. Oborici, Il conte Luigi C. e i sui tempi (Flor. 1873).

Cibus (lat.), Speise.

Cicatrix (lat., f., »Narbe«), s. Blattnarbe.

Cicca *L.* (Cheramellabaum), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen. C. disticha *L.*, ein 2,5—3 Meter hohes Bäumchen mit gefiederten Blättern, sehr kleinen, gelblichen oder röthlichen, in Trauben vereinigten, wohlriechenden Blüten, wird in Ost- und Westindien kultivirt. Die Früchte, großen Kirschen ähnlich, mit 6—8 Längsfurchen, grünlich und durchscheinend, mit saftreichem, säuerlichem, schmackhaftem Fleisch, sind ein beliebtes Obst. Die innen dunkelrothe Wurzel enthält einen scharfen Milchsaft und wird als Brech- und Purgirmittel gebraucht; der Baum trägt 50 Jahre hindurch zu allen Jahreszeiten reife Früchte. C. racemosa *Lour.*, in Kotschinchina, wird ebenfalls der eßbaren, säuerlichen Früchte wegen häufig kultivirt.

Cicci (spr. tschittschi), Maria Luigia, ital. Dichterin, geb. 14. Nov. 1760 zu Pisa, erhielt ihre erste Bildung in einem Kloster und kehrte, 15 Jahre alt, in das Haus ihres Vaters, eines Juristen, zurück, um sich dichterischen Studien zu widmen; vorzüglich begeisterte sie Dante. Daneben beschäftigte sie sich mit Philosophie, Physik und Geschichte und erlernte die engl. und franz. Sprache. Die Arkadier nahmen sie als »Ermenia Tindarida« unter sich auf. Sie starb 8. März 1794. Ihre Dichtungen, ausgezeichnet durch Eleganz und Anmuth des Stils, erschienen zu Parma 1796 mit ihrer Biographie

Cicco da Ferrara (spr. tschikko, eigentlich Francesco Bello), ital. Dichter aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., lebte in Blindheit und Armut theils in Mantua, theils in Ferrara und war der erste ferraresische Dichter, der die Pflege des Epos unternahm. Sein großes Heldengedicht »Il Mambriano«, das in 45 Gesängen die Abenteuer eines morgenländischen Fürsten besingt, diente in manchen Partien Tasso zum Muster; es erschien unter dem Titel: »Libro d'arme e d'amore nomato Mambriano« (zuerst Ferrara 1509; beste Ausg., Venedig 1549). Das Ganze ist ohne Einheit und leidet an Planlosigkeit und der wunderlichsten Vermischung christlicher Vorstellungen mit antiker Mythologie. Seine im Geiste des Burchiello geschriebenen Sonette sind voll Witz und Laune.

Cicer *L.* (Kichererbse, Kicherling, Kaffeeerbse), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, Kräuter mit unterbrochen unpaarig gefiederten Blättern, einzeln in den Blattwinkeln stehenden Blüten, aufgetriebener zweisamiger Hülse und höckerigen Samen. C. arietinum *L.* (gemeine Kichererbse), eine einjährige Pflanze mit aufrechtem, 16—36 Centim. hohem Stengel, sieben- bis achtpaarig gefiederten Blättern, tief und scharf gezahnten Blättchen, welche, wie der Stengel, mit sauer schmeckenden Drüsenhaaren besetzt sind, kleinen, blaßröthlichen Blüten, behaarten Hülsen und röthlichen, einem Widderkopf ähnlichen Samen. Die Kichererbse ist in Südeuropa und dem Orient heimisch und wird in Nordafrika bis Aegypten, in Ostindien und China schon seit alten Zeiten vielfach kultivirt; sie verlangt ein warmes, kräftiges Sandland und gedeiht in Gegenden, wo Bohnen, Erbsen, Linsen vertrocknen. Man baut mehrere Varietäten, schwarze (welche bei uns am besten gedeihen), rothe (Venuskichern), gelbe und weißgelbe (die besten). Sie kochen sich weicher als Bohnen, ohne breiig zu

werden, und sind wohlschmeckender als jene. In Deutschland werden sie hin und wieder als Kaffeesurrogat angebaut; sie eignen sich auch sehr gut zur Mästung des Federviehs; das Kraut wird von Pferden gern gefressen. Die Haare enthalten Oxalsäure. S. Tafel »Nahrungspflanzen«.

Cicero, römischer Name, von Cicer, Kichererbse, wahrscheinlich weil die Vorfahren des Geschlechts diese Frucht angepflanzt hatten. Die Cicero's gehörten zum Geschlecht der Tullier von Arpinum, einer am Liris gelegenen Landstadt, welche auch Geburtsort des C. Marius und im Besitz des römischen Bürgerrechts war. Die bekanntesten Träger des Namens sind:

1) Marcus Tullius, der berühmteste Sprößling der Familie, Staatsmann und Redner, wurde 106 v. Chr. zu Arpinum geboren. Sein gleichnamiger Vater war ein angesehener und vermögender Mann, der sich aber von öffentlicher Thätigkeit fern hielt, seine Mutter Helvia aus einer angesehenen und reichen römischen Familie. Der junge, schon früh viel versprechende C. verlebte seine ersten Jahre in Arpinum, ward aber dann von seinem nach Rom übergesiedelten Vater dort den besten griechischen Lehrern übergeben und war namentlich schon früh bestrebt, sich für die Beredsamkeit auszubilden. Nachdem er, etwa 16 Jahre alt, die Toga virilis angelegt hatte, widmete er sich rhetorischen, philosophischen und juristischen Studien, letzteren unter Leitung des Augurs Q. Mucius Scävola und nachher unter der des Pontifex gleichen Namens. Dazwischen diente er auch während des Bundesgenossenkriegs 89 unter dem Konsul Cn. Pompejus Strabo. Von den erhaltenen Reden Cicero's ist die älteste die für P. Quintius, 81 v. Chr.; von größerer Wirkung für seinen Ruhm war die in einem Kriminalproceß vor dem Volke gehaltene Rede für P. Roscius von Ameria, worin er einem Günstling Sulla's entgegentrat. Diese Vertheidigung begründete seinen Ruf. Um seine angegriffene Gesundheit zu stärken und sich durch fortgesetzte Studien zum immer vollkommnern Redner auszubilden, begab er sich 79 auf sechs Monate nach Athen, wo er den Akademiker Antiochos und die Epikureer Phädros und Zenon sowie den Rhetor Demetrios hörte, sodann nach Kleinasien und Rhodos, wo er besonders den Unterricht des Rhetors Apollonius Molo und des Stoikers Posidonios genoß, und kehrte 77 nach Rom zurück. Im Jahr 76 wurde er Quästor und dem Proprätor von Sicilien, Sextus Peducäus, zugetheilt, mit dem Sitz in Lilybäum. Er verwaltete sein Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit. Nach Rom zurückgekehrt, gewann er durch Ausübung seines Rednertalents immer größeres Ansehen; eine besonders günstige Gelegenheit dazu bot ihm im Jahr 70 der Proceß gegen den gewesenen Prätor von Sicilien, C. Verres. Im Jahr 69 erlangte er die Aedilität; 66 wurde er Prätor und unterstützte als solcher in der Rede für das Manilische Gesetz die Uebertragung des Oberbefehls im Mithridatischen Krieg an Pompejus, an den er sich in dieser Zeit aufs engste anschloß. Die Gunst des Volks und die Furcht vor Catilina bewirkte, daß er für das Jahr 63 in der ehrenvollsten Weise zum Konsul erwählt wurde. Er erwarb sich als solcher durch Entdeckung und Unterdrückung der Catilinarischen auf den allgemeinen Umsturz gerichteten Verschwörung ein großes (von ihm selbst nur zu sehr gepriesenes) Verdienst, welches ihm den Ehrennamen »Vater des Vaterlands« eintrug. Indessen eben dieses Konsulat bezeichnet den Wendepunkt seines Lebens. Als Pompejus, Cäsar und Crassus sich zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Zwecke vereinigt hatten (60), wurde C., der sich seit der großen Rolle, die er als Konsul gespielt hatte, zu sehr als Vertreter des Senats und der Nobilität fühlte, den Triumvirn bald lästig. Durch ein Werkzeug derselben, P. Clodius, seinen persönlichen Feind, wegen der Hinrichtung der Genossen Catilina's mit einer Anklage bedroht, ging er (März 58) in freiwillige Verbannung, worauf Clodius ihn auf Grund eines besondern Gesetzes verbannen, sein Haus niederreißen und den Platz der Libertas weihen und seine Landgüter plündern ließ. C. fand in Thessalonica eine Zuflucht. Als er durch die Anstrengung seiner Freunde im August 57 zurückberufen worden war, sah er sich einestheils durch die Uebermacht der Triumvirn von jeder bedeutenden öffentlichen Thätigkeit ausgeschlossen und anderntheils durch die eintretende Spannung zwischen den Triumvirn öfter in die größte Verlegenheit gesetzt und zu Nachgiebigkeiten verleitet, die seiner wenig würdig waren. In diese Zeit des Schwankens und einer fast ununterbrochenen Verstimmtheit, von seiner Zurückberufung bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs zwischen Pompejus und Cäsar, fallen einige schriftstellerische Arbeiten (die Abfassung der Bücher »De oratore« und »De re publica« in den Jahren 55 und 54), ferner seine Ernennung zum Augur im Jahr 53 und die Verwaltung der Provinz Cilicien 51—50, zu der er durch ein Gesetz des Pompejus genöthigt wurde und die er, obwohl er sie ungern übernahm, mit großem Eifer und mit einer nach dem Maßstab der damaligen Zeit großen Uneigennützigkeit führte. Als er aus der Provinz zurückkehrte (Ende November 50), stand der Bruch zwischen Pompejus und Cäsar nahe bevor. Er konnte die Stadt nicht betreten und demnach an den letzten Verhandlungen im Senat zu Anfang des Jahrs 49 nicht theilnehmen, weil er wegen einiger gegen die Parther gewonnenen Vortheile auf den Triumph Anspruch machte. Als nun aber der Bürgerkrieg zum Ausbruch gekommen war, befand er sich in der größten Bedrängnis, weil er zu keinem festen Entschluß kommen konnte. Anfangs schmeichelte er sich mit der Hoffnung, den Frieden vermitteln zu können; dann schwankte er von einem Entschluß zum andern, endlich aber gewann doch die alte Anhänglichkeit an Pompejus die Oberhand. Er begab sich im Juni 49 in dessen Lager, trat aber nach der Schlacht bei Pharsalus mit einer großen Anzahl anderer Pompejaner von dessen Partei zurück und brachte nun, nachdem er von Cäsar Verzeihung erhalten, die Zeit bis zur Ermordung Cäsars (15. März 44) wiederum in einer ähnlichen, nur noch viel gedrücktern Lage und Stimmung zu als vor dem Bürgerkrieg, obgleich Cäsar ihm auf alle Art seine Achtung und Gunst bewies; den einzigen Trost suchte und fand er in seiner schriftstellerischen Thätigkeit, der wir aus dieser Zeit die meisten seiner Werke verdanken. Die Ermordung Cäsars begrüßte er mit der größten Freude, obwohl er nicht selbst zu den Verschworenen gehörte; er sah indeß seine Hoffnungen bald völlig zerstört, da Antonius statt Cäsars sich der Herrschaft in Rom bemächtigte; er entschloß sich also, Italien ganz zu verlassen und sich nach Athen zu begeben, und war bereits auf der Reise, als er durch günstigere Nachrichten aus Rom bewogen wurde, umzukehren und wieder in Rom zu erscheinen. Und nun beginnt mit der ersten am

2. Sept. 44 gehaltenen Philippischen Rede sein Kampf gegen Antonius, der ihn noch einmal an die Spitze des Staats erheben, ihm aber zuletzt nach kurzem scheinbaren Sieg den Untergang bereiten sollte. Antonius wurde (im mutinensischen Krieg) besiegt, und die Herrschaft des Senats schien wieder hergestellt, als Oktavian, mit dessen Hülfe der Sieg gewonnen worden, seine Waffen gegen den Senat kehrte, mit Antonius und Lepidus das zweite Triumvirat schloß und das gemeinsame Werk im Verein mit diesen durch die berüchtigten Proskriptionen eröffnete. Eins der ersten Opfer derselben war C. Als er die Nachricht von seiner Aechtung empfing, wollte er sich durch die Flucht in das Lager des M. Brutus retten. Er bestieg ein Schiff und fuhr längs der Westküste von Italien hin. Als er aber die Küste von Kampanien erreichte, stieg er ans Land, vielleicht durch widrige Winde genöthigt, und begab sich auf sein Landgut bei Formiä. Hier, auf heimischem Boden, wollte er bleiben und sterben. Allein seine treuen Diener nöthigten ihn, eine Sänfte zu besteigen, und trugen ihn der Küste zu, von wo er seine Flucht fortsetzen sollte. Auf dem Weg ereilten ihn aber die von den Triumvirn ausgesandten Mörder (7 Dec. 43). Herennius und Popilius Länas, dem C. einst durch seine Beredsamkeit das Leben gerettet, führten die Schar. Man hieb ihm den Kopf ab, den Antonius nebst den abgehauenen Händen auf der Rednerbühne in Rom ausstellte, nachdem Fulvia, die Gemahlin des Antonius, seine Zunge mit Nadeln durchstochen hatte. — Dies der Abriß seines Lebens, aus dem von selbst erhellen wird, daß er nicht ohne Schwächen war, und daß ihm namentlich die Charakterfestigkeit und Entschlossenheit abging, die zumal in der damaligen sturmbewegten Zeit für einen Staatsmann ein unerläßliches Erfordernis waren. Auch tritt in allem seinen Thun und Reden eine maßlose Eitelkeit und Selbstüberschätzung hervor. Auf der andern Seite bilden aber sein auf das Ideale gerichteter Sinn, seine Liebe zum Vaterland, sein warmes Herz für seine Freunde und Angehörigen, seine Gutherzigkeit, seine Sittenreinheit, seine Begeisterung für das Edle und Schöne, seine nie rastende Thätigkeit, seine rednerischen Leistungen, die das Höchste darstellen, was in Rom in der Beredsamkeit geleistet worden ist und geleistet werden konnte, Lichtseiten in seinem Bild, die von seinen mißgünstigen Tadlern, namentlich von Drumann (»Geschichte der Stadt Rom«, Bd. 5, 6) und Th. Mommsen (»Römische Geschichte«, Bd. 3), völlig verkannt werden. Wie er lange Zeit durch ein unbedingtes und unbeschränktes Lob zu hoch erhoben worden ist, so hat man ihn in neuerer Zeit vielfach ungebührlich herabgesetzt, hauptsächlich dadurch, daß man Aeußerungen in seinen Briefen, die bloß in augenblicklicher Mißstimmung ihren Grund haben, als Zeugnisse wider ihn benutzt hat. — Ueber Cicero's Familienverhältnisse ist zu bemerken, daß er zwei Gemahlinnen hatte, Terentia und Publilia, von denen beiden er sich, von der erstern nach langjähriger Ehe, trennte. Von der Terentia hatte er zwei Kinder, eine Tochter, Tullia, die nach einander mit C. Piso Frugi, C. Furius Craſſipes und P. Cornelius Dolabella verheirathet war, aber schon im Jahr 45 zum größten Schmerz des Vaters starb, und einen Sohn, der nach der römischen Sitte die sämmtlichen Namen seines Vaters trug; über ihn s. C. 3).

Cicero's schriftstellerische Thätigkeit war eine äußerst vielseitige; die Zahl der auf uns gekommenen Schriften ist, obwohl nicht wenige verloren gegangen sind, sehr bedeutend. Hervorzuheben sind folgende: 1) Reden. Die Zahl der erhaltenen Reden ist 57; außerdem besitzen wir von ungefähr 20 Reden Bruchstücke, von 33 wissen wir wenigstens, daß sie von C. gehalten worden sind; selbstverständlich ist damit die Zahl der von ihm gehaltenen Reden nicht erschöpft. Von den erhaltenen verdienen theils wegen ihres Gegenstands, theils wegen ihrer Vortrefflichkeit hervorgehoben zu werden: »Pro Roscio Amerino« (80), die 7 »in Verrem« (70), die »pro lege Manilia«, die 4 »in Catilinam« (63), die »pro Murena« (63), »pro Archia poeta« (62), »pro Sestio« (56), »pro Milone« (52) und die 14 »orationes Philippicae« (44 und 43). Sie zeichnen sich durch den lebendigen Fluß der Darstellung, durch den kunstvollen Bau ihrer Perioden, durch die (freilich oft allzu rhetorische) Fülle des Ausdrucks, öfter auch durch geistvollen, wenn auch nicht immer zu rechter Zeit und in rechter Weise angebrachten Witz aus, während sie freilich den Demosthenischen an Einfachheit und Kraft und Gesinnungstüchtigkeit weit nachstehen. Sie wurden oft herausgegeben, besonders von Klotz (Leipz. 1835—39, 3 Bde.), in Auswahl für den Schulgebrauch unter anderen von Weiske (das. 1807), Madvig (4. Aufl., Kopenh. 1858), Orelli (Zür. 1836), Halm (in der Weidmann'schen Sammlung, 7 Bändchen). 2) Rhetorische Schriften, über die Theorie der Beredsamkeit, wobei C. namentlich seine eigene Stellung als Redner darlegt und begründet. Die bedeutendsten sind: »De oratore«, in 3 Büchern, verfaßt 55, eingekleidet in ein Gespräch zwischen den beiden größten älteren Rednern, L. Crassus und M. Antonius (herausgeg. von Ellendt, Königsb. 1840; Piderit, 4. Aufl., Leipz. 1872; Jahn, Berl. 1859; Bake, Amsterd. 1863); »Brutus seu de claris oratoribus«, verfaßt 46, eine Geschichte der römischen Beredsamkeit und für uns daher sehr werthvoll (herausgeg. von Bernhardy und Meyer, Halle 1838; Ellendt, Königsb. 1844; O. Jahn, 3. Aufl., Berl. 1865; Piderit, Leipz. 1862 u. a.); »Orator«, an M. Brutus gerichtet, verfaßt 46, enthält das Ideal eines Redners (herausgeg. unter anderen von Peter und Weller, Leipz. 1838; von O. Jahn, 3. Aufl., Berl. 1869; Piderit, Leipz. 1865). 3) Briefe, über 800, in 4 Sammlungen, eine unerschöpfliche und unschätzbare Quelle für die Zeitgeschichte, worin sich zugleich Cicero's Innerstes rückhaltslos aufschließt. Die 4 Sammlungen sind: »Ad familiares«, an verschiedene Freunde, 16 Bücher, wahrscheinlich von Cicero's Freigelassenem Tiro zuerst herausgegeben; »Ad Atticum«, ebenfalls 16 Bücher; »Ad Quintum« (Cicero's Bruder), 3 Bücher, und »Briefwechsel zwischen C. und M. Brutus«, 2 Bücher. Diese Briefe waren im Mittelalter lange unbekannt und wurden erst von Petrarca wieder entdeckt. Herausgegeben wurden sie in chronologischer Ordnung von Schütz (Halle 1806), Lünemann (Götting. 1820, 4 Bde.), Billerbeck (Hannov. 1836, 4 Bde.), Wesenberg (Leipz. 1872—73, 2 Bde.); in Auswahl von v. Hofmann (3. Aufl., Berl. 1874); Süpfle (7. Aufl., Karlsr. 1872) u. a.; übersetzt von Wieland (Zür. 1808—21, 7 Bde.; neue Ausg., Leipz. 1840—41, 12 Bde.). 4) Philosophische Schriften: »De re publica«, 6 Bücher, verfaßt 54—52, nur theilweise erhalten; »De legibus«, verfaßt seit 52, unvollendet (herausgeg. von Bake, Leiden 1842; Osann, Götting. 1847; Feldhügel, Zeitz 1852; Vahlen, Berl. 1871); »de finibus

bonorum et malorum« (vom höchsten Gut und Uebel), 5 Bücher, verfaßt 45 (herausgeg. von Madvig, 2. Aufl., Kopenh. 1869; deutsch von J. H. v. Kirchmann, Leipz. 1874); »Tusculanae quaestiones«, 5 Bücher, verfaßt 45 und 44 (herausgeg. von Kühner, 5. Aufl., Hannov. 1874; Tischer, 6. Aufl., Berl. 1872; Seyffert, Leipz. 1864; Cavallin, Lund 1870 u. a.); »De natura deorum« (vom Wesen der Götter), 3 Bücher, verfaßt 44 (herausgeg. von Schömann, 3. Aufl., Berl. 1865); »Cato major s. de senectute«, verfaßt 44 (herausgeg. von Sommerbrodt, 7. Aufl., Berl. 1873; Lahmeyer, 3. Aufl., Leipz. 1872 u. a.); »De divinatione« (von der Weißagung), 2 Bücher, verfaßt 44; »De fato« (vom Schicksal), verfaßt 44, unvollständig erhalten; »Laelius s. de amicitia«, verfaßt 44 (herausgeg. von Nauck, 6. Aufl., das. 1870; »De officiis«, 3 Bücher, verfaßt 44 (herausgeg. von Zumpt, Braunschw. 1838; Stürenburg, Leipz. 1843; Heine, 4. Aufl., Berl. 1871); »Paradoxa« ꝛc. Eine Gesammtausgabe der »Philosophica« lieferte Görenz (Leipz. 1809—1812, 3 Bde.). Auch als Geschichtschreiber und Poet hat sich C. versucht, freilich ohne viel Glück. Die editio princeps der sämmtlichen Werke Cicero's erschien Mailand 1498 in 4 Foliobänden; andere gute alte Ausgaben sind die von P. Victorius (Vened. 1534, 4 Bde.) und Manutius (das. 1540—46, 9 Bde.). Spätere Gesammtausgaben lieferten Ernesti (Leipz. 1737, 6 Bde.; letzte Ausg., Halle 1820, 9 Bde.); Schütz (Leipz. 1814 ff., 20 Bde.); Orelli und Halm (Zür. 1845—63, 4 Bde.); Nobbe (neue Ausg., Leipz. 1849); Klotz (2. Aufl., Leipz. 1858—1867, 11 Bde.) u. a. Von neueren Uebersetzungen sind diejenigen der Metzler'schen Sammlung römischer Prosaiker (von Osiander u. a.) und der Hoffmann'schen Uebersetzungsbibliothek römischer Klassiker (von Kühner, Mezger, Binder u. a.) zu erwähnen, auf welche bei den einzelnen Werken nicht besonders hingewiesen zu werden brauchte. Vgl. im allgemeinen Middleton, History of the life of C. (Dublin 1741, 2 Bde.; deutsch, Danz. 1791, 4 Bde.), eine Verherrlichung Cicero's; Teuffel, Studien und Charakteristiken (Leipz. 1871); Suringar, M. Tullii Ciceronis commentarii rerum suarum (Leiden 1854); Forsyth, Life of C. (Lond. 1864, 2 Bde.); G. Boissier, Cicéron et ses amis (3. Aufl., Par. 1874; deutsch von Döhler, Leipz. 1870); Gerlach, M. Tullius C. (Bas. 1864).

2) Quintus, des vorigen jüngerer Bruder, geb. 102, war Aedil 65, Prätor 62, Statthalter in Asien 61—58, Legat des Pompejus in Sardinien 56, des Cäsar in Gallien 54—52, seines Bruders in Cilicien 51, trat im Bürgerkrieg auf die Seite des Pompejus, wurde nach der Schlacht bei Pharsalus von Cäsar begnadigt, mit seinem Bruder von den Triumvirn proskribirt und getödtet. Er beschäftigte sich auch literarisch und schrieb besonders Tragödien. Sein literarischer Nachlaß wurde herausgegeben von Bücheler (Leipz. 1869).

3) Marcus Tullius C., Sohn des Redners, geb. 65, wurde von seinem Vater aufs sorgfältigste erzogen, nahm nach Ausbruch des Bürgerkriegs zwischen Pompejus und Cäsar auf seiten des erstern als Reiteranführer an dem Krieg theil, wurde dann mit seinem Vater von Cäsar begnadigt, schloß sich, nachdem er sich im Jahr 45 zur Fortsetzung seiner Studien nach Athen begeben, von da aus im Jahr 44 an M. Brutus an und leistete demselben als Reiteranführer nicht unwesentliche Dienste. Nach Besiegung des Brutus proskribirt, floh er zu Sextus Pompejus und kehrte erst im Jahr 39, als die Umstände sich zu seinen Gunsten verändert hatten, nach Rom zurück, wo er später von Oktavian zum Augur und im Jahr 30 zum Konsul ernannt wurde. Nach den Nachrichten der Alten stand er seinem Vater in seinen Leistungen wie in seinem Lebenswandel weit nach. Das Jahr seines Todes ist unbekannt.

Cicero, Schriftgattung, so genannt, weil mit dieser Schrift zuerst Cicero's Briefe von Sweynheim und Pannarz in Rom 1467 gedruckt worden sind Ursprünglich Antiqua, findet sie sich jetzt in allen Schriftgattungen vor. Der Kegel der C. ist 12 typographische Punkte oder 2 Pariser Linien. S. Schriftarten.

Cicerone (ital., spr. tschitsche), in Italien, besonders in Rom allgemeine Bezeichnung der Fremdenführer, vielleicht durch ihre Redseligkeit als scherzhafte Anspielung auf Cicero veranlaßt.

Cichoriaceen, Unterfamilie in der Pflanzenfamilie der Kompositen (s. d.).

Cichorie, s. v. w. Cichorium.

Cichorienkaffee, s. Cichorium.

Cichorium *L.* (Wegwart, Cichorie), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, milchende Stauden mit abwechselnden Blättern, lauter zungenförmigen, meist blauen Blüten und walzenförmiger, von einem kurzen, undeutlichen, zahnförmigen Pappus bekrönter Achene C. Endivia *L.* (Endivie), mit paarigen Blütenstielen, von denen der kürzere mehrblütig ist, blauen Blüten und langen, gezähnelten Blättern, ist eine ein- oder zweijährige, 60—120 Centim. hohe Pflanze, heimisch in Ostindien, Aegypten, Griechenland und der Levante, wird häufig in Gärten kultivirt, indem man die grundständigen, lockere Rosetten bildenden und meist zu Köpfen zusammenschließenden Blätter, besonders von der krausen Varietät (C. crispum *Mill.*), zu dem bekannten Endiviensalat benutzt. Sie werden zu diesem Zweck gewöhnlich durch Lichtentziehung gebleicht und sind dann ungemein zart, aber immer härter und starrer als gewöhnlicher Salat. Früher waren Herba et Semina Endiviae officinell. C. Intybus *L.* (Cichorie, Feldwegwart), mit bis 1,6 Meter hohem, ästigem, kantigem und oft etwas schärflichem Stengel, schrotsägezähnigen Wurzel- und lanzettlichen Stengelblättern und paarigen, kurzgestielten, blauen, selten weißen Blüten, findet sich von Japan und China durch Vorderasien und ganz Europa bis hoch nach Norwegen und auch in Nordamerika. Ihre äußerlich der Radix Taraxaci ähnliche, lange, möhrenförmige Wurzel war als Radix Cichorii (Weglungen-, Sonnenwende-, Sonnenwirbelwurzel) officinell; sie schmeckt unangenehm bitter, ist getrocknet ganz geruchlos, milchend, ihr Aufguß soll etwas betäubend wirken, und man hat sie bei atonischer Verdauungsschwäche, Hypochondrie, Hysterie ꝛc. angewandt. Mit Zucker eingemacht, bildet sie die Hindläufte der Konditoren. Das Kraut wurde früher gleichfalls medicinisch benutzt; es ist ein gutes Viehfutter und wird wohl auch zur Fettweide für Hammel gebaut, jung dient es als Salat. In großem Maßstab kultivirt man die Cichorie auf Anregung von C. G. Förster und dem Major v. Heine etwa seit 1763, um die Wurzel als Kaffeesurrogat zu benutzen. Dies geschieht besonders im Magdeburgischen, Braunschweigischen, Hannöverschen, in Thüringen, im Breisgau, in Schlesien, Böhmen, Mähren, Oesterreich, Ungarn,

Belgien, Holland und England. Die Cichorie verlangt einen mürben, thonhaltigen, kalkreichen, in guter Dungkraft stehenden Boden, sonnige Lage und tiefe Bearbeitung des Bodens. Die jungen Pflänzchen müssen behackt werden, später ersticken sie alles Unkraut. Die Ernte erfolgt im Oktober; doch kann man die Wurzeln auch über Winter in der Erde lassen, da sie nicht erfrieren. Man säet auf 1 Hektar 5—6 Kilogr. Samen und gewinnt etwa 400 Ctr. Wurzeln und 80 Kilogr. grüne Blätter. Die Cichorie nimmt die Bodenkraft sehr stark in Anspruch, und gewöhnlich muß der Boden für die Nachfrucht wieder gedüngt werden. Die kultivirte Wurzel ist stärker als die wildgewachsene, fleischig, mit verhältnismäßig breiterer Rinde. In beiden finden sich nur Spuren von Gerbstoff und ätherischem Oel, wenig Eiweiß, Fett, Harz und organische Säuren. Die wildgewachsene Wurzel enthält 11 Proc. Inulin und 37,8 Proc. Zucker, die kultivirte 19 Proc. Inulin und 22 Proc. Zucker, dazu 3,8—6,7 kali- und phosphorreiche Asche. Zur Bereitung des Kaffeesurrogats (deutscher Kaffee), zu welchem sich die Wurzel eigentlich durch nichts empfiehlt, werden dieselben getrocknet, in Stücke geschnitten, in großen Trommeln (Brennmaschinen) von Eisenblech auf ähnliche Weise wie der Kaffee geröstet, dann fein gemahlen und in Pakete von 60—120 Gramm gepackt. In feuchten Lokalen zieht das Pulver sehr viel Wasser an und bildet dann die feste, bröckliche oder schmierige Masse, wie sie im Handel vorkommt. Diese ist braun oder braunschwarz und gibt an Wasser 13 Proc. lösliche Bestandtheile ab, die dasselbe dunkel färben und ihm einen bittern, zugleich süßlichen Geschmack mittheilen. Von den wirksamen Bestandtheilen des Kaffees enthält die Cichorie nichts, und nur das brenzliche, durch das Rösten entwickelte Oel ist allenfalls entfernt mit dem Aroma des Kaffees zu vergleichen. Man darf daher auch nicht die Wirkungen des Kaffees von der Cichorie erwarten; dagegen soll sie bei anhaltender Benutzung auf die Verdauung nachtheilig einwirken. Der Cichorienkaffee ist vielfachen Verfälschungen unterworfen, und nicht selten enthält er 20—40 Proc. erdige Beimengungen, als Ziegelmehl, Ocker, Thon, Beinschwarz aus Zuckerfabriken ꝛc. Eine gewogene Probe, im Platintiegel eingeäschert, darf nicht mehr als 5—7 Proc. grauweiße Asche hinterlassen. Verfälschungen mit anderen gerösteten Pflanzentheilen, als Rüben, Eicheln ꝛc., können meist nur durch den Geschmack nachgewiesen werden. Scharf gebrannte, in großen Haufen aufgeschüttete oder in Fässern eingestampfte Cichorienwurzeln entzünden sich unter gewissen Umständen von selbst.

Cicindēla, Sandkäfer, Käfergattung.

Cicisbeāt (spr. tschitschis-), die früher in Italien unter den höheren Ständen herrschende Sitte, daß sich eine verheirathete Dame stets von einem Hausfreund (Cicisbēo) in Gesellschaften, zu öffentlichen Vergnügungen, in die Kirche ꝛc. begleiten ließ. Der gute Ton verlangte nämlich, daß der Mann mit seiner Frau nur im Haus umging. Der Cicisbeo erschien daher morgens bei der Frau, um sich für den Tag Verhaltungsmaßregeln geben zu lassen. Bei aller scheinbaren Anstößigkeit war das Verhältnis zwischen dem Cicisbeo und der Dame meist kein unsittliches. Der Ursprung des Cicisbeats fällt ins 16. Jahrh.; seit der Zeit des französischen Einflusses in Italien ist es jedoch verschwunden. Im Deutschen ist Cicisbeo s. v. w. Hausfreund, doch mit einer verdächtigen Nebenbedeutung.

Cicogna (spr. tschikonnja), Emanuele Antonio, ital. Geschichtsforscher und Archäolog, geb. 17. Jan. 1789 zu Venedig, trat, nachdem er seine Studien am adligen Kollegium zu Udine gemacht, in den Staatsdienst und bekleidete die Stelle eines Generalprokurators zu Venedig, später die eines k. k. Appellationssekretärs. Seine Amtsgeschäfte hielten ihn nicht ab, geschichtliche und archäologische Forschungen zu betreiben, deren Resultate er in zahlreichen Schriften und Abhandlungen niederlegte. Seine ersten Arbeiten veröffentlichte er 1808—1810 unter dem Pseudonym Angelo Eugenio Mentice Mantovano. Sein berühmtes Hauptwerk betitelt sich: »Delle iscrizioni Veneziane, raccolte ed illustrate« (Venedig 1824—53, 7 Bde. mit Tafeln). Cicogna's kleinere Arbeiten betrafen ebenfalls meist die heimische venetianische Geschichte und Alterthumskunde, zum Theil auch die Kunstgeschichte, insbesondere die Geschichte venetianischer Kirchen und Denkmäler. Ferner lieferte er biographische Arbeiten über venetianische Geschlechter (»Vito di N. « di J. Tiopoli«, 1828, u. a.). Auch beförderte er aus der großen und kostbaren Sammlung, die er angelegt hatte, alte Handschriften zum Druck, namentlich bis dahin ungedruckte Novellen alter italienischer Autoren (»Novelle inedite«, Veneb. 1822, 2 Bde.). Noch sei seines »Saggio di bibliografia veneziana« (das. 1847) gedacht, als eines sehr schätzbaren gelehrten Hülfsmittels, und seines in vielen Auflagen verbreiteten »Ristretto di ortografia da saccoccia« (das. 1816). C. starb 22. Febr. 1868 zu Venedig in hohem Alter. Seine bedeutende Bibliothek (darunter über 3000 Manuskripte) und seine Sammlungen vermachte er dem städtischen Museum zu Venedig.

Cicognāra (spr. tschikonj-), Leopoldo, Graf von, ital. Kunstkenner, geb. 17. Nov. 1767 zu Ferrara, zeigte schon in früher Jugend eine entschiedene Vorliebe für die schönen Künste, beschäftigte sich später in Rom eifrig mit denselben, sowie im Umgang mit Monti, Cancellieri u. a. mit der schönen Literatur und ging sodann nach Neapel und Sicilien, wo er ein Gedicht: »Le ore del giorno«, herausgab. Ins Vaterland zurückgekehrt, besuchte er noch Florenz, Bologna, Mailand und Venedig und ließ sich 1795 in Modena nieder, wo er bis 1807 nach und nach Mitglied der Giunta in Modena und des legislativen Körpers in Mailand, Gesandter in Turin, Deputirter bei der Kommission zur Verbesserung der Verfassung in Lyon und endlich Staatsrath wurde. Im Jahr 1808 schied er aus dem Staatsdienst und erhielt bald darauf die Stelle eines Präsidenten der Akademie der schönen Künste in Venedig, um die er sich namhafte Verdienste erwarb. Auf seinen Reisen sammelte er viele Kunstgegenstände und namentlich Niellen, auf die er zuerst die Aufmerksamkeit hinlenkte. C. war auch selbst Kunstdilettant und malte. Er starb 5. März 1834. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: »Memorie storiche dei letterati ed artisti Ferraresi« (Ferrara 1811); »Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia fino al secolo di Napoleone« (Veneb. 1813—18, 3 Bde. mit Kupfern, sein Hauptwerk; 2. Aufl. mit dem veränderten Titel: »fino al secolo di Canova«, Prato 1823—24, 7 Bde. mit Atlas); »Le fabriche più cospicue di Venezia« (Veneb. 1815—20, 2. Aufl. 1833—42, 2 Bde.). Vgl. Zanetti, Cenni biogr. di L. C. (das. 1834), und den Katalog der kostbaren Kupferstichsammlung Cicognara's: »Le premier siècle de la calcographie,

ou catalogue raisonné des estampes du cabinet de L. C.« (daſ. 1837).

Ciconi (ſpr. tſchi-), Teobaldo, einer der geſchätzteſten ital. Luſtſpieldichter der neueſten Zeit, geb. 20. Dec. 1824 zu San Daniele in Friaul. Noch während ſeiner Studien auf der Univerſität zu Padua, im Alter von 19 Jahren, veröffentlichte er eine Tragödie, »Speronella«, welche jedoch keinen Erfolg hatte. Als die politiſchen Umwälzungen des Jahrs 1848 eintraten, nahm er perſönlich theil an den nationalen Kämpfen in Toscana und in Rom und bekleidete dann auch den Poſten eines Sekretärs des venetianiſchen Kriegsminiſters. Nach Unterdrückung der Revolution widmete er ſich wieder der Poeſie. Er ließ 1853 zu Venedig eine Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte erſcheinen, welche aber von der Kritik nicht günſtig aufgenommen wurde. Nachdem auch ſein Drama »Eleonora di Toldo« zu Udine nur einen mäßigen Erfolg errungen, warf er ſich 1857 mit dem Luſtſpiel »Le pecorelle smarrite« auf das Feld ſeiner eigentlichen Begabung. Mit großem Beifall ging dies Werk über die italieniſchen Bühnen, und mit nicht geringerem Glück folgten in den nächſten Jahren die Komödien: »Il troppo tardi«, »I Garibaldini«, »Le mosche bianche«, »La rivincita«, »La statua di carne« und »La figlia unica«. Auch als Journaliſt glänzte C. durch Friſche und Lebhaftigkeit des Witzes, durch pikanten und ſarkaſtiſchen Humor. Im Jahr 1860 gründete er zu Mailand im Verein mit dem Humoriſten Ghislanzoni das Blatt »Il Lombardo«, deſſen Redaktion er jedoch bald wieder aufgab. Weiterhin ſchrieb er unter anderem für das Journal »L'Alleanza« die geiſtreichen »Passeggiate milanesi«. Leider trug der begabte Dichter, von deſſen Auftreten Italien eine neue, beſſere Richtung ſeiner heimiſchen Luſtſpielliteratur datiren zu können glaubte, den Keim eines frühen Todes in ſich, und er erlag nach längeren Leiden einer Bruſtkrankheit zu Mailand 27. April 1863. Allgemein war die Trauer um den früh Verblichenen; ſein Leichnam wurde nach Udine gebracht und dort mit großen Ehren beigeſetzt. Bei der Schätzung, welche man in Italien Talenten wie C. angedeihen läßt, darf man freilich nicht vergeſſen, daß die dramatiſche Dichtung des modernen Italien hinter der dramatiſchen Produktion Frankreichs und Deutſchlands entſchieden zurückſteht, Leiſtungen auf dieſem Gebiet alſo, welche von den Italienern als hervorragend bezeichnet werden, doch nur einen verhältnismäßig geringern Werth haben.

Ciconia (lat.), Storch.

Cicūta *L.* (Waſſerſchierling, Wütherich), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, ausdauernde Waſſerkräuter mit hohlem Stengel, dreimal-gefiederten Blättern und weißen Blüten. C. virosa *L.* (Wuthſchierling, Parzenkraut, Scherte, ſ. Tafel »Giftpflanzen«), hat einen dicken, weißen, hohlen, querfächerigen Wurzelſtock, einen aufrechten, 0,6—1,6 Meter hohen, runden, hohlen, kahlen, leicht geſtreiften Stengel, ſehr große, kahle, dreifach-gefiederte, dunkelgrüne, wenig glänzende Blätter mit langen, lanzettförmigen, ſcharf geſägten Blättchen, wovon das oberſte tief dreilappig iſt, gewölbte, vielſtielige Dolden ohne Hülle, halbkugelförmige Döldchen mit vielblätterigen Hüllchen, fünflappigem Kelchrand und verkehrt eiförmigen, ausgerandeten Blumenblättern mit eingebogenen Läppchen; die Frucht iſt kugelförmig von der Seite zuſammengedrückt, die Theilfrüchtchen haben 5 etwas flache Hauptrippen und einſtriemige Thälchen. Die Pflanze wächſt an Flußufern, in Sümpfen, Gräben und Teichen durch Europa und Nordafrika und iſt eine der gefährlichſten Giftpflanzen Deutſchlands; ihr Geruch iſt ſtark, betäubend, faſt dem des Dills ähnlich; der Geſchmack gleicht dem der Peterſilie, iſt aber ſpäter brennend. Die Wurzel iſt der giftigſte Theil der Pflanze; beim Zerſchneiden fließt ein milchweißer Saft aus, der an der Luft gelb wird, zuletzt eine röthliche Farbe annimmt und einen unangenehmen, widerlichen Geruch von ſich gibt. Der Genuß der friſchen Wurzel verurſacht Angſt, Betäubung, Entzündung des Magens, Brand, Wuth und endlich einen qualvollen Tod. Ueber die chemiſchen Beſtandtheile des Waſſerſchierlings iſt wenig bekannt; er enthält ein flüchtiges Alkaloïd, das Cicutin, welches aber noch nicht rein dargeſtellt iſt; ein aus der Wurzel dargeſtelltes ätheriſches Oel beſteht im weſentlichen aus Kohlenwaſſerſtoff, Cicutēn, und iſt nicht giftig; das ätheriſche Oel des Samens enthält Cuminaldehyd. C. maculata *L.*, ein in den Sümpfen Nordamerika's einheimiſches, krautartiges Gewächs, wird daſelbſt ganz ſo wie in Europa der gefleckte Schierling gebraucht. In den europäiſchen Officinen verſteht man aber unter Herba Cicutae jederzeit das Kraut von Conium maculatum *L.* und nie das von C. virosa. Auch die C. der Römer war unſer Conium, denn der Waſſerſchierling wächſt gar nicht im Süden; die Namensverwechſelung ſchlich ſich im Mittelalter ein.

Cidăris, ſ. Seeigel.

Cid Campeador (»Kämpfer-Held«), der in Geſchichten, Sagen und Liedern gefeierte Nationalheld der Spanier, deſſen eigentlicher Name Ruy (Rodrigo) Diaz de Vivar war. Die Geſchichte ſeines Lebens iſt ſo reich mit mythiſchem Schmuck umgeben und lag bisher in ſo chaotiſcher Wirrnis, daß manche ſchon geneigt waren, ihm die hiſtoriſche Exiſtenz ganz abzuſprechen und ſeine Perſon für ein mythiſches, aus der ſpaniſchen Nationalidee von den Tugenden eines Volkshelden entſtandenes Gebilde zu erklären. Erſt den gründlichen Unterſuchungen der Neuzeit (namentlich Dozy's) iſt es gelungen, die wirklich hiſtoriſchen Daten in ſeinem Leben feſtzuſtellen und ſo eine vollſtändige Biographie des Helden zu geben, deren weſentlichſter Inhalt ſich auf Folgendes beſchränkt. Der C. ſtammte wahrſcheinlich aus der Familie Lain Calvo's; jedenfalls war er der Sohn eines kaſtilianiſchen Granden und gegen die Mitte des 11. Jahrh. geboren. Seine erſten Heldenthaten verrichtete er in einem Krieg, den Sancho II., Sohn Ferdinands d. Gr., gegen ſeinen Vetter Sancho von Navarra führte. Der C. ſtand auf Sancho's Seite und rieth ihm, im Kampf der Söhne Ferdinands über die Erbtheilung, ſeinen Bruder Alfons zu überfallen, wodurch dieſer gezwungen wurde, zum König Al Maimon nach Toledo zu flüchten. Schon damals ſollen ihm ſeine Landsleute den Ehrennamen Campeador (»Kämpfer«) gegeben haben, während der Name C. (arab. Seïd, »Herr«) von den Mauren herrührt. Nach Beſiegung ſeiner Brüder zog Sancho auch gegen Zamora, das Erbtheil ſeiner Schweſter, fand indeſſen vor dieſer Stadt durch Meuchelmord ſeinen Tod. Alfons wurde nun Herr von Kaſtilien, mußte aber auf Verlangen des C. vorher ſchwören, daß er keinen Antheil an dem Morde des Bruders gehabt habe. Infolge deſſen nährte Alfons Haß

gegen den C., obschon er ihn vorerst verbarg. Ja, Rodrigo vermählte sich mit einer Nichte des Königs, Jimena, und begleitete diesen auf einer Wallfahrt. Im Jahr 1087 wurde er indessen auf Anstiften des Garcia Ordoñez vom König verbannt. Er begibt sich nach Saragossa zu einem maurischen Fürsten aus dem Stamm der Beni Hud, dem er im Kampf gegen seinen Bruder und dessen spanische Bundesgenossen beisteht, und verrichtet hier Heldenthaten, die seine Zurückberufung durch Alfons zur Folge haben. Voll Mißtrauen gegen diesen wendet er sich aber bald wieder nach Saragossa, kehrt dann wieder zu Alfons zurück und steht so, je nach Veranlassung und seinem Vortheil gemäß, abwechselnd auf beiden Seiten, verbindet äußersten Heroismus mit großer Schlauheit und dient lediglich seinem eigenen Interesse. Er wird der Schrecken der Mauren und erobert 1094 für sich Valencia, wobei er jedoch die bei der Uebergabe eingegangenen Bedingungen treulos bricht und trotz versprochener Schonung mit barbarischer Grausamkeit verfährt. Nachdem er sich unter steten Kämpfen gegen das ganze Heer der andrängenden Mauren 5 Jahre lang in der Stadt behauptet, stirbt er 1099. Jimena vertheidigte die Stadt noch 7 Monate lang; aber trotz Alfons' Hülfe zogen die Mauren wieder ein. Jimena brachte den Leichnam des Helden nach dem Kloster San Pedro de Cardeña, von wo die Gebeine erst in der Neuzeit nach Burgos übergeführt und in der Kathedrale daselbst beigesetzt wurden. Die beiden Töchter des C., Cristina und Maria, vermählten sich mit dem Infanten von Navarra, wodurch das Blut des Helden in das Königshaus von Kastilien kam, und mit Berengar von Barcelona. C. erscheint nach diesen wenigen Umrissen seines Lebens und Wesens nicht als ein nach heutigen Begriffen edelgesinnter Charakter; allein in seiner Zeit sah man in einer kriegerischen Erscheinung von höchster Energie, Tapferkeit und Klugheit, wie er sich darstellte, das Muster eines Helden, und so wurde er der ideale Grundtypus eines Nationalheroen, welchen der Mund des Volks und die Dichtung in der Folgezeit immer mehr verklärten. Daß er seinem Lehnsherrn untreu wurde, daß er den Mauren diente, that ihm in der Beurtheilung seines Volks bei dem Haß, den dieses gegen die unwürdigen Könige jener Zeit hegte, keinen Abbruch; es verehrte in ihm den ritterlichen spanischen Häuptling von Muth und eisernem Willen, und seine Verbannung trug dazu bei, den ungerecht Verfolgten zu lieben.

Das älteste der vorhandenen Gedichte, welche den Helden feiern, ist das »Poëma del Cid«, das noch aus dem 12. oder aus dem Anfang des 13. Jahrh. stammt und offenbar aus Volksliedern hervorgegangen ist. Es trägt die Aufschrift: »Per Abbat lo escribió en el mes de Maio en era de mill è CCXLV annos«, nach unserer Zeitrechnung 1207 (ob sich escribió auf die Abfassung oder nur auf eine Abschrift bezieht, läßt sich nicht entscheiden). Es wurde lange zu Vivar im Hause des C. aufbewahrt und 1779 von Sanchez in seiner »Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV« (Madrid, 4 Bde.; neue Ausgabe von E. Ochoa, Par. 1842) herausgegeben. Die neueste Ausgabe ist die in den »Poetas castellanos anteriores al siglo XV« (Madrid 1864) in der Ribadeneyra'schen Sammlung. Auch ist es abgedruckt in Schuberts »Biblioteca Castellana, Portugues y Provenzal« (Altenburg 1804) und wurde von O. L. B. Wolff ins Deutsche übersetzt (Jena 1850). Die Anfangsblätter des Gedichts in der einzigen bis jetzt entdeckten Handschrift fehlen, auch hin und wieder einzelne Verse. Es schildert den C. nicht nur in seinem Kriegs- und Feldleben und seiner politisch-socialen Stellung, sondern auch als Gatten, Vater und Freund, gibt aber seine historische Gestalt schon sehr verändert wieder und stellt rauhe Züge seines Wesens schon wesentlich veredelt dar. Als hauptsächlichste Eigenschaft wird darin seine Lehnstreue und unbedingte Unterwerfung unter den Willen seines Lehnsherrn, ein so launischer König er auch sein mag, hervorgehoben. Dabei nimmt sich der C. dem Könige gegenüber des Volks an und vertheidigt dessen Rechte gegen die Granden. Verschieden von diesem »Poëma« ist die »Cronica rimada del Cid«, welche, ein halbes Jahrhundert später entstanden, zuerst von Fr. Michel im 116. Bande der »Wiener Jahrbücher« herausgegeben wurde und nicht nur in Einzelheiten von der Erzählung des »Poëma« abweicht, sondern auch den Charakter des Helden in anderem Licht erscheinen läßt. Hier ist er der Repräsentant der Gesammtheit der Granden, die gegen die Idee einer absoluten Monarchie kämpften. Mehrere Jahrhunderte hindurch wechselten diese beiden Cid-Auffassungen, bis Kastilien ganz dem Monarchismus huldigen mußte, und damit wird der Cid-Typus des »Poëma« feststehend. So in der »Cronica general de España« aus dem Ende des 13. und in der »Cronica del Cid« aus dem 14. Jahrh. Die Lieder selbst, welche der Kunstdichter schon so früh aus dem Munde des Volks gesammelt, geordnet und in ein Ganzes gebracht, haben sich bis auf den heutigen Tag in sich immer verjüngenden Formen, den berühmten Cid-Romanzen, erhalten, deren älteste auf uns gekommene Gestalt zwar kaum über das 16. Jahrh. zurückreicht, deren Grundlagen und Urformen aber älter als das »Poëma« sein müssen. Sie gehören theils der Volks-, theils der Kunstpoesie an, und man darf daher in ihnen nicht die strenge Charaktereinheit des Helden suchen, weil sie sich in die beiden Haupttypen, die von ihm entstanden waren, theilen und in ihrer Gesammtheit das Bild desselben durch viele individuelle Züge vervollständigen. Da diese Gedichte alle im C. ein ritterliches Ideal aufzustellen suchen, zu der Ritterlichkeit des romantischen Zeitalters aber auch die Liebe gehörte, so erleidet auch die Darstellung der Jimena Veränderungen, so daß sie nicht mehr die Nichte des Königs, sondern die Tochter des Grafen Gormaz ist, und C. und Jimena als zärtliche Ehegatten behandelt werden. Diese Romanzen vom C. erschienen zuerst gedruckt in den allgemeinen Romanzensammlungen, z. B. im »Cancionero de romances« (1550), im »Romancero de Sepulveda« (1566), im »Romancero general« (1604) ꝛc.; dann in besonderen Sammlungen, wie in der von Escobar (Alcala 1612; neueste Auflagen von Reguero, Madrid 1818 und Frankf. 1828) und in der von Metge (Barcelona 1626); kritisch geordnet in Durans »Romancero de romances caballerescos é historicos« (Madrid 1832) und in dessen »Romancero general« (das. 1849—51, 2 Bde.); in besonderem Abdruck als »Romancero del Cid« herausgeg. von Keller (Stuttg. 1840, 2 Bde.), zuletzt und am vollständigsten von L. Michaelis als »Romancero del Cid« (Leipz. 1872). Die erste und bekannteste deutsche Bearbeitung der Romanzen ist die von Herder (1806), womit den Deutschen zuerst ein voller

Blick in die Welt spanischer Dichtung eröffnet wurde. Indessen gibt diese Uebertragung kein treues Abbild des Originals; der Herder'sche C. ist ein in deutsch-humanistischer Gesinnungsweise aufgefaßter Held und, wie man jetzt weiß, zum größern Theil Uebersetzung einer franz. Prosabearbeitung der Cid-Romanzen, die sich mit willkürlichen Aenderungen und Hinzufügungen in der »Bibliothèque universelle des Romans« von 1783 findet. Wirkliche Uebersetzungen der echten Cid-Romanzen, nach Durans und Kellers Sammlungen, sind die von Duttenhofer (Leipz. 1841), Regis (Stuttg. 1842) und Eitner (Hildburgh. 1871). Französische Bearbeitungen erschienen von Creuze de Lessert (2. Aufl., Par. 1821), Renard (Burgos 1830, 2 Bde.) und Renal (Par. 1843, 2 Bde.), eine italienische von Pietro Monti (Mailand 1838). Nach den Romanzen dichtete Diego Jimenes de Ayllon eine schulgerechte Epopöe in 32 Gesängen (zuerst Antwerp. 1568); Guillen de Castro (gest. 1631) und nach ihm Corneille bearbeiteten die Liebesgeschichte des C. und Jimena's dramatisch. Historische Berichte über C. finden sich in größerem Umfang erst seit dem 13. Jahrh. bei christlichen und mohammedanischen Geschichtschreibern. So besitzen wir eine wahrscheinlich aus dem Anfang des 13. Jahrh. stammende »Genealogia del Cid Ruy Diaz« und die von Risco im Kloster San Isidoro zu Leon entdeckte und im Anhang seines Werks »La Castilla y el mas famoso Castellano« (Madrid 1792) abgedruckte lat. Specialchronik: »Gesta Roderici Campidocti«, welche zum Theil Sagenhaftes enthält. Noch mehr entstellt sind die den C. betreffenden Theile der auf Befehl Alfons' des Weisen verfaßten »Cronica general« und die von den Mönchen von Cardena herausgegebene »Cronica particular del Cid« (Burgos 1512 u. öfter; am besten von Huber, Marburg 1844). Früher noch erschien ein Auszug aus dem den C. betreffenden Theil der »Cronica general« unter dem Titel »Cronica del Cid Ruy Diaz« (Sevilla 1498 u. öfter) und wurde Volksbuch. Von den neueren Historikern lieferten Monographien von des C. Leben und Thaten: der Portugiese Jos. Pereyra Bayam (Lissabon 1734 u. 1751), die Spanier Risco und Quintana, der Engländer Southey (Lond. 1808) und Johannes Müller (im 8. Band seiner Werke), die aber alle von der »Kritischen Geschichte des Cid« von Huber (Bremen 1829) übertroffen werden. Die neuesten und gründlichsten Forschungen über den historischen C. verdankt man Dozy in seinen »Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen-âge« (Leiden 1849).

Cider, s. v. w. Obstwein.

Ci-devant (franz., spr. ßi-d'wäng), ehemals, gewesen, weiland; Ci-devants (im Französischen nur: les ci-devant), zur Zeit der franz. Revolution Bezeichnung der vormals adligen und fürstlichen Personen.

Cidlina, Fluß im östlichen Böhmen, entspringt auf einer Heide bei Gitschin und mündet bei Podiebrad nach einem Laufe von 82 Kilom. in die Elbe. Nebenfluß ist die Bistritz.

Ciechanow (russ. Zjechanow), Kreisstadt im russisch-poln. Gouvernement Plozk, an der Lidinia, in einer fruchtbaren Gegend, hat ein Schloß, 3 kathol. Kirchen, ein vormaliges Augustinerkloster, eine Synagoge und (1867) 4867 Einw., welche starke Branntweinbrennerei und Brauerei, Tuch-, Vieh-, Korn- und Holzhandel betreiben.

Ciechanowiec (russ. Zjechanowez), Ortschaft im russisch-poln. Gouvernement Lomscha, nahe der preußischen Grenze, am Snurzec, hat ein schönes Schloß des Fürsten Radziwill, 2 kathol. Kirchen und (1867) 2101 Einw.

Ciel (franz., m., spr. ßjäl), Himmel; im Kriegswesen die Decke oder der First der Minengänge.

Cienfuegos (spr. ßiänfue-), Nicasio Alvarez de, span. Dichter, geb. 14. Dec. 1764 zu Madrid, studirte zu Salamanca, schloß sich hier der durch Cadalso und Melendez gegründeten neuern Dichterschule an und begründete in Madrid 1798 seinen literarischen Ruf durch die Herausgabe seiner Gedichte. Die Regierung übertrug ihm darauf die Redaktion der in Madrid erscheinenden Regierungszeitung und stellte ihn nach wenigen Jahren im Departement der auswärtigen Angelegenheiten an. Wegen seiner Theilnahme am Volksaufstand vom 2. Mai 1808 gegen die französische Besatzung in Madrid während des Unabhängigkeitskrieges zum Tode verurtheilt, aber zur Deportation nach Frankreich begnadigt, starb er kurz nach seiner Ankunft in Orthez im Juli 1809. Seine dramatischen Hauptwerke sind die Tragödien »Pitaco«, welche ihm die Pforten der Madrider Akademie öffnete, »Idomeneo«, aus welchem er, Alfieri nachahmend, die Liebe ausgeschlossen hatte, »La Condesa de Castilla« und die aus alten Sagen geschöpfte »Zoraida«. Sie verrathen alle einen edlen und hochsinnigen Geist, haben aber mehr lyrischen als dramatischen Charakter und leiden unter dem damals herrschenden Pseudoklassicismus. Von der Bühne sind sie längst verschwunden. Seine Gedichte (anakreontische Lieder, Oden, Romanzen, Elegien ꝛc.) zeugen von wahrer Begeisterung und schönem Talent; nur tritt in ihnen eine allzu große Empfindsamkeit und hier und da ein Hang zu metaphysischen Grübeleien störend auf. Die vollständigste Ausgabe seiner »Obras poeticas« erschien Madrid 1816 in 2 Bdn. (neuere Ausg. Par. 1821); eine Auswahl findet man in F. J. Wolfs »Floresta de rimas modernas castellanas« (Par. 1837).

Cieza (spr. thi-eza), wohlhabende Stadt in der span. Provinz Murcia, links am Segura, in welchen hier der Rio de Jumilla mündet, im reizenden und prächtig angebauten Val de Ricote, mit ungefähr 9000 Einw. und römischen Ruinen. C. besitzt eine schöne Huerta und feiert jährlich im August eine Messe. Ueber C. führt die alte Straße nach Albacete, welche zwischen hier und Hellin den berüchtigten »Puerto de la mala mugore« passirt.

Cigala, Lanfranc, Troubadour des 13. Jahrh., geboren in Genua, stammte aus einer edlen Familie und bekleidete die Stelle eines Konsuls in seiner Vaterstadt. Anfangs feierte Cigala's Muse in vielen Liedern eine provençalische Dame Berlanda, nach deren Tode nahm die Religion die Stelle der Liebe in seinem Herzen ein. Besonders eifrig forderte er zu dem Kreuzzug auf, den der heilige Ludwig damals unternehmen wollte. Als eifriger Ghibelline war er des Papstes Feind und wurde, vielleicht infolge eines Parteihandels, 1278 auf einer Reise bei Monaco ermordet. Wir haben gegen 30 Gedichte von ihm, von denen aber nur einige, unter anderen bei Raynouard (Choix etc., V, 244), gedruckt sind. Sie bestehen aus Sirventes, Kreuzliedern und Liebesliedern, einem Klagelied (planch), Terzonen, Sendschreiben (breus), einer Erzählung und einer Kanzone, in der er sich lebhaft gegen die sogen. »dunkle Rede« ausspricht. Kraft der Gedanken, Gewandtheit

des Ausdrucks, Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit des Versbaues sind ihm vorzugsweise eigen. Einige seiner Kreuzlieder athmen eine glühende Begeisterung für das Heilige. Eine dürftige Lebensnachricht von ihm befindet sich unter den Biographien der Troubadours und ist mehreremal im Original und in franz. Uebersetzung (bei Millot, Histoire des Troubadours, Bd. 2, S. 153) abgedruckt.

Cigarren (vom spanischen cigarro). Die zur Cigarrenfabrikation am häufigsten benutzten Tabaksorten sind: Havana, Cuba, Domingo, Portorico, Manilla; von nordamerikanischen: Connecticut, Seadleaf, Maryland, Virginia, Georgia, Florida, Carolina, Louisiana und Kentucky; von südamerikanischen: Brasil, Neugranada, Carmen, Ambalema; von europäischen: holländische (besonders Amersforter), ungarische und pfälzer. Die gesündesten, festesten und in der Farbe schönsten Blätter dienen zum Deckblatt, während die Einlage mit dem sie zunächst umgebenden Umblatt meist aus einer geringern Sorte, aus nicht zu Deckblättern tauglichem Tabak und Abfällen vom Schneiden des Deckblatts angefertigt wird. Der sortirte Tabak wird in feuchten Kellern ausgebreitet oder direkt durch Eintauchen oder Besprengen mit Wasser befeuchtet und übereinander geschichtet, damit er gleichmäßig mild und weich wird; dann werden die Blätter von den Hauptrippen befreit, die zum Deckblatt bestimmten glatt übereinander gelegt und gepreßt. Schwachrippige Blätter können ohne weiteres zum Umblatt benutzt werden. Der zur Einlage bestimmte Tabak wird dann wieder sorgfältig getrocknet, während die Decken aus feuchten Blättern geschnitten werden müssen. Bei der Anfertigung der C. nimmt der Wickelmacher soviel Einlage, wie zu einer Cigarre nöthig ist, in die linke Hand, ordnet das Material ein wenig und legt das Bündelchen auf ein bereit gehaltenes größeres Blattstück, wickelt dies (das Umblatt) darum und rollt den Wickel mit der flachen Hand einigemal auf dem Tisch hin und her, um ihm einige Festigkeit zu geben. Der Cigarrenmacher rollt schließlich das Deckblatt um die Cigarre und hat darauf zu achten, daß die Rippen der Blätter sich möglichst der Länge nach an die Cigarre anlegen. Die Spitze wird mit besonderer Sorgfalt gedreht und erhält durch einen aus Stärkmehl und Cichorien bestehenden Klebstoff die nöthige Festigkeit. Man hat sich vielfach bemüht, die theure Handarbeit auch in der Cigarrenfabrikation durch Maschinen zu ersetzen; doch haben solche bisher nur für ordinäre, höchstens Mittelwaare Anwendung gefunden. Recht gut bewährt es sich dagegen, die Cigarrenwickel, welche bisher von den Wickelmädchen durch Rollen fertig gemacht wurden, durch Pressung zwischen Formkästen und demnächstige Erwärmung zu vollenden. Hierzu dienen zweitheilige Formkästen, welche gewöhnlich 20 Wickel fassen, die mit einer Schraubenpresse zusammengepreßt und 24 Stunden auf 35—40° R. erwärmt werden. Die meisten der so zugerichteten Wickel können schon in diesem Zustand geraucht werden; sie brauchen weniger Lager, und bei der Fabrikation wird Tabak erspart. Mit Vortheil hat man auch die C., welche infolge zu fester Wickelung keine Lust haben, gequetscht; anfangs benutzte man dazu zwei Bretchen, jetzt aber eine von Beylich angegebene kleine Maschine, bei welcher die C. durch 2 Paar sich drehende, horizontal liegende Walzen, deren Aren rechtwinklig gegeneinander gerichtet sind, hindurchgehen. Die fertigen C. werden getrocknet, sorgfältig sortirt und dann verpackt. Sie gewinnen bekanntlich ungemein durch Ablagern, aber man kann diesen Proceß der Reifung beschleunigen, wenn man sie in einem luftdicht verschließbaren Kasten aufbewahrt, in welchem gleichzeitig, von den C. sorgfältig getrennt, gebrannter Kalk oder Chlorcalcium liegt. Der Kalk zerfällt allmählich zu Pulver, und das Chlorcalcium zerfließt, worauf das Material erneuert werden muß. Die gelben Flecken, welche häufig als Zeichen besonderer Güte der Havanacigarren angesehen worden sind, sollen durch schnelles Trocknen von Thautropfen in der Sonnenglut entstehen und stehen dann natürlich in keinem Zusammenhang mit der Güte der C. Man ahmt sie nach durch Besprengen mit Salpetersäure, aber die mürben Flecken, welche die letztere hervorbringt, sind leicht von den echten zu unterscheiden. Die Cigaretten (Cigarettas) bestehen aus sehr fein geschnittenem Tabak, welcher in ungeleimtes, sehr dünnes Papier gewickelt wird.

Von den zahlreichen Sorten nehmen die in der Havana fabricirten C. die erste Stelle ein. Sie werden aus einem vorzüglichen Rohmaterial nach einem von dem unsrigen in manchen Punkten abweichenden Verfahren höchst sorgfältig hergestellt. Man ist nicht im Stande, bei uns aus importirtem Havannatabak gleich gute C. herzustellen, und man sucht den Grund theils in der Annahme, daß ein so vorzüglicher Tabak, wie er in der Havana verarbeitet wird, überhaupt nicht zur Ausfuhr gelange, theils in der Fermentation, welche der Tabak auf der langen Seereise erleidet, theils aber auch in dem minder sorgfältigen europäischen Verfahren. Man verarbeitet nicht, wie oft angegeben wird, einen frischen, noch nicht völlig getrockneten Tabak, sondern taucht die getrockneten Blätter, wie bei uns, in Wasser, um sie zu verarbeiten. Der Tabak fermentirt zuerst nach dem Schnitt, wenn er in Haufen gelegt wird, und dann nach der Verpackung in Seronen. Die kräftigen, schweren Sorten läßt man bisweilen 8 Monate liegen, ehe sie verarbeitet werden. Die Einlage wird feucht entrippt, in Zugluft etwas abgetrocknet und dann recht fest in Fässer verpackt, in welchen sie, mit Stengeln bedeckt, 3—6 Monate liegen bleibt. Diesem Verfahren soll der Tabak vor allem den angenehmen und aromatischen Geschmack verdanken. Er wird einen Tag vor der Verarbeitung aus den Fässern genommen und im Schatten abgetrocknet. Da aber die Einlage gewöhnlich von geringer Qualität ist, so läßt man das Wasser, in welches sie eingetaucht wird, einige Zeit mit sehr kräftigen Stengeln stehen und gießt dann 1—2 Flaschen sehr starken Wein hinzu. Auch der mechanische Theil der Arbeit ist sehr vervollkommnet, und die Arbeiter entwickeln darin eine große Geschicklichkeit. Die vorzüglichsten Havanacigarren sind etwa: Regalia Imperiales, große C. vom schönsten Deckblatt (Arbeitslohn 12—15 Doll. pro Mille); Cazadores Imperiales, etwas schlanker und dünner; Caballeros Imperiales und Panetelas Imperiales, noch schlanker und dünner; Trabucos, kleine, in der Mitte dicke, an beiden Seiten spitz zulaufende C.; Londres, kleine, leichte C.; Millares communes, die gangbarste Sorte aus dunklen Blättern von schlechter, unegaler Farbe, erhalten durch Pressen ein besseres Ansehen, sind sehr kräftig und aromatisch; Vegueros, Pflanzer- oder Landcigarren, aus den schönsten, kräftigsten Blättern von den Pflanzern selbst verfertigt, aber auch in viel geringerer Güte in der Havana nach-

geahmt. Von dem besten Tabak erntet man selbst in guten Jahren nur 1 Proc. des Gesammtertrags; dazu gewinnt man 8 Proc. erster Qualität mit einigen Fehlern, 12 Proc. Secunda, 20 Proc. Tertia ꝛc. Seit lange werden aber auf Cuba Havanacigarren aus allen möglichen Sorten importirter Tabake hergestellt, und die Quantität dieser Imitation soll die der echten noch um ein Beträchtliches übersteigen Bei uns benutzt man Havanablätter als Deckblatt und nimmt dazu als Einlage feinen Rollenkanaster, Havana, Cuba, Portorico, Brasil oder Maryland; man verarbeitet aber auch Havana als Einlage und deckt mit Portorico oder Domingo. Auf diese Weise entstehen ungemein zahlreiche Sorten, die mit sehr willkürlich gewählten Namen bezeichnet werden. Die Havanasorten Silva, Ugues, Upmann, Cabannas, Dos Amigos sind nach den Firmen der bedeutendsten Fabriken benannt. Die Manillacigarren besitzen ein nicht spiralförmig, sondern der Länge nach umgelegtes und mit einem narkotischen Gummisaft angeklebtes Deckblatt. — Die Sitte, Tabakblätter zusammenzurollen und in dieser Form zu rauchen, fanden die Entdecker Amerika's bei den Eingebornen. Durch die Spanier kam sie nach Europa, wo man anfangs die C. aus Cuba bezog, bald darauf aber die eigene Fabrikation unter dem Schutz des Monopols begann. In Deutschland wurden die C. zu Anfang des 18. Jahrh. durch die französischen Heere bekannt; allgemeinen Eingang fanden sie aber erst weit später, denn als der Tabakfabrikant Schlottmann 1788 in Hamburg eine Cigarrenfabrik nach spanischem Muster anlegte, war man wenig geneigt, seine Waare zu kaufen, weil C. damals lediglich noch in der Form von Geschenken gebräuchlich waren. Acht Jahre später wurde freilich das Cigarrenrauchen in Hamburg Mode, und seitdem hat sich dieser Industriezweig schnell entwickelt. Nächst Hamburg wurde in Altona und Bremen, dann auch in Leipzig, Berlin, Magdeburg, Hannover und mehreren Mittel- und Kleinstädten die Cigarrenfabrikation heimisch, und 1867 zählte man in Deutschland 4000 Tabakfabriken. Im Jahr 1872 wurden 12,913 Ctr. C. eingeführt und 136,642 Ctr. ausgeführt. Dieser bedeutende Export geht großentheils auch nach überseeischen Ländern. S. Tabak. Vgl. B. Schmidt, Fabrikation von Schnupftabak und Kautabak nebst einer Anleitung zur Fabrikation von Rauchtabaken und C. (Berl. 1870); L. v. Wagner, Handbuch der Tabak- und Cigarrenfabrikation (Weim. 1871); F. H. Meyer, Aus der Havana. Erfahrungen und Ansichten über die Fabrikation der echten C. (2. Aufl., Brem. 1868); »Deutsche Tabakzeitung«, herausgegeben von Lewinstein (Berl. 1868 ff.).

Cignani (spr. tschinjáni), Carlo, ausgezeichneter Maler der bolognesischen Schule, der letzte der Carracciſten, geb. 1628 zu Bologna, lernte zuerst bei Francesco Albani und studirte dann die Werke Tizians, Guido Reni's, der Carracci und Correggio's. In Bologna malte er im Farnesischen Palast zwei große historische Gemälde in Fresko, den König Franz I. vorstellend, wie er auf der Durchreise durch Bologna die Kranken berührt, und den Einzug Papst Pauls III., ferner für die Kirche San Michele in Bosco vier Gemälde in Fresko in Medaillon, die von acht Kindern über Lebensgröße gehalten werden, im Auftrag des Herzogs Ranuccio von Parma die berühmte Empfängnis der Maria für die Kirche dieses Namens und als sein Hauptwerk, woran er zwanzig Jahre arbeitete, die Fresken in der Kuppel der Kirche der Madonna del Fuoco zu Forli, die Himmelfahrt der Maria darstellend. Seine letzte Arbeit war die Geburt Jupiters, die er in seinem 80. Jahr für den Kurfürsten von der Pfalz ausführte (jetzt in der Münchener Pinakothek). C. starb 1719 zu Bologna. Selten hat wohl ein Künstler reichere Anerkennung genossen als C. Papst Clemens XI. ernannte ihn zum Direktor der Malerakademie zu Bologna, der Herzog Ranuccio von Parma zum Ritter. C. ist als der letzte große Maler der Bologneser Schule zu betrachten. Sein Stil ist originell, die Auffassung geistreich; bei Behandlung heroischer Gegenstände übertraf er selbst den Albani in Erfindung und Ausdruck; seine Zeichnung ist richtig, sein Kolorit heiter, aber nicht ohne Wärme; seine weiblichen und Kinderfiguren sind voll Geschmack und Grazie. Am liebsten wählte er anmuthige Gegenstände. Sein Sohn, Felice, geb. 1660, erreichte den Vater nicht und starb 1724. Seine besten Arbeiten sind in Sant' Antonio alla Caritá zu Bologna und in San Filippo Neri in Forli. Auch dessen Sohn, Paolo, geb. 1709, gest. 1764, erreichte den Großvater nicht.

Cignaroli (spr. tschinjaröli), Giambettino, ital. Maler, geb. 1706 zu Verona, Schüler Santo Prunati's und Balestra's, studirte in Venedig vier Jahre, lebte dann meist in seiner Vaterstadt und erwarb sich einen ausgebreiteten Ruf. Anfangs malte er al fresco, ging aber seiner Gesundheit wegen zur Oelmalerei über. Er starb 1770. Zu seinen werthvollsten Gemälden gehören, außer einigen Stücken in großen Sammlungen, einige Altarblätter in italienischen Kirchen, wie zu Pontremoli, Pisa, Parma, Venedig, Verona ꝛc. Sein Ruhm war übrigens größer als sein Verdienst, er zählt nur zu den veronesischen Malern zweiten Ranges. Wirkliches Verdienst erwarb er sich durch die Stiftung der in Verona noch bestehenden Accademia di pittura, die auch seine Bibliothek erbte Auch in der Dichtkunst versuchte er sich nicht ohne Glück und beschäftigte sich nebenbei mit Physik. Auch schrieb er einiges über Kunst, so die »Serie de' pittori Veronesi« im 3. Bande der »Cronica della Zogata« und seine Noten zu Pozzo's »Vite de' pittori, scultori e architetti Veronesi«.

Cigoli (spr. tschi-), Maler, s. Cardi.

Cikaden (Zirpen, Cicadina), Insektengruppe aus der Ordnung der Halbflügler (Hemiptera) und der Abtheilung der Hamoptera, bei denen beide Flügelpaare in der Ruhe dem Körper schräg, dachförmig anliegen. Sie umfassen 4 Familien: Singzirpen, Leuchtzirpen, Buckelzirpen und Kleinzirpen. Die Singzirpen (Stridulantia *Burm.*, Cicadina) sind plump gebaute Thiere mit kurzem, senkrecht stehendem Kopf und blasenartig aufgetriebener Stirn, hervorquellenden Augen, drei deutlichen Nebenaugen auf dem Scheitel, innerhalb der Augen entspringenden borstenförmigen, kurzen Fühlern, gestreckten Vorderflügeln, die viel länger sind als die Hinterflügel, und verdicktem, unten stacheligem Vorderschenkel. Sie gehören meist den Tropen an, halten sich am Tage scheu zwischen dem Laub der Bäume versteckt und saugen die jungen Triebe derselben aus, ohne sich aber dabei nach Art der Blattläuse festzusetzen und Kolonien zu bilden. Die Männchen bringen sehr helle, schrillende oder pfeifende Töne hervor, welche schon die Aufmerksamkeit der alten Dichter und Naturbeobachter erregten (bei

den Griechen hießen sie Tettigonia); der Stimmapparat befindet sich jederseits an der Basis des Hinterleibs in Form einer geräumigen Höhle; unter einer großen hornigen Platte (welche sich auch beim Weibchen findet), deren Hinterrand frei ist, zeigt sich eine elastische, längsfaltige, in einem Hornring ausgespannte Membran, welche durch einen von der mittlern hornigen Scheidewand des zweiten Abdominalrings entspringenden starken Muskel abwechselnd gespannt und erschlafft wird; der hierdurch erzeugte Ton wird durch eine große dicht angrenzende Tracheenblase noch verstärkt. Die Weibchen bohren mit einem in der Längsspalte des Bauches verborgenen Legstachel junge Triebe bis zum Mark an, um ihre Eier abzulegen; die Larven saugen äußerlich am Baum, auch an den Wurzeln. Die Familie zählt 400—500 Arten, von denen nur 18 dem südlichen Europa angehören. Die größte inländische Art, welche mit den Flügeln über 8 Centim. spannt, ist C. plebeja *Scop.*; sie ist schwarz, auf dem Schildchen und auf dem Prothorax größtentheils rostgelb, am Hinterleib seitlich schimmelweiß, auf den Flügeln gelbbraun geadert und bewohnt Süddeutschland. Größere Arten finden sich in großer Zahl in Nordamerika und Brasilien. Die Manna-cikade (kleine Eschencikade, C. orni *L.*, s. Tafel »Geradflügler«), mit elf braunen Punkten auf jedem der wasserhellen Vorderflügel und braunem, gelbgeflecktem und weißbehaartem Körper, lebt in Südeuropa vorherrschend auf der Mannaesche und erzeugt durch ihren Stich die Manna. Die Leuchtzirpen (Fulgorina *Burm.*) haben einen vielgestaltigen Kopf, an welchem die Stirn vom Scheitel und von den Wangen durch scharfe Leisten getrennt ist; die Augen sind klein, halbkugelig, jederseits mit einem Nebenauge, die Fühler meist ganz klein, warzenförmig; sie bewohnen in großer Anzahl und in Formen von beträchtlicher Größe und lebhafter, bunter Färbung vorwiegend die Tropenländer und sind in Europa nur durch kleine, unscheinbare Arten vertreten. Ihren Namen haben sie von dem brasilischen Laternenträger, von welchem man irrthümlich glaubte, daß er nachts leuchte; auch zirpen sie nicht wie die Singcikaden; aber sie sondern durch die Körperbedeckung hindurch eine wachsartige Substanz aus, welche in besonderer Dichtigkeit und oft in Form von langen fadenförmigen Strängen die Oberfläche des Hinterleibs bedeckt und sich oft erneuert. Das Wachs der chinesischen Flata limbata *Fabr.* kommt in den Handel. Ueber einzelne Arten s. Laternenträger. Die Buckelzirpen (Membracina *Burm.*) sind kleine bis mittelgroße springende, nicht zirpende Thiere von wenig auffallender Färbung, aber höchst eigenthümlicher und mannigfaltiger Körperform durch extravagante Bildungen des Prothorax, unter welchem oft Mittel- und Hinterrücken, selbst Flügel und Hinterleib verborgen liegen; der Kopf ist nach unten gerückt, der Scheitel mit der Stirn verschmolzen, zwischen den Augen liegen zwei Nebenaugen, die Flügel sind sehr kurz, unter dem Stirnrand verborgen. Sie bewohnen bis auf eine Gattung fast nur Amerika und sind dort ungemein zahlreich vertreten. Die gehörnte Dornzirpe (Centrotus cornutus *L.*), 6—9 Millim. lang, schwarz, fein seidig behaart, an Knieen, Schienen, Tarsen und Rückenkiel rostroth, mit 2 seitlichen ohrartigen Fortsätzen und einem hintern langen, scharfgekielten Dorn am Mesothorax, findet sich bei uns im Herbst häufig auf Haselgebüsch. Die Kleinzirpen (Cicadinella *Burm.*) haben einen frei hervortretenden Kopf, der Scheitel ist nach oben, die Stirn nach vorn gewandt, die Nebenaugen stehen zu zweien oder fehlen, die Fühler sind kurz, der Prothorax ist meist einfach, den Mesothorax bis zum Schildchen bedeckend, die Oberflügel sind lederartig. Sie springen, zirpen aber nicht und finden sich in zahlreichen Arten in Europa. Hierher gehört die Schaumcikade (Aphrophora spumaria *L.*, s. Tafel »Geradflügler«), 11 Millim. lang, gelbgrau mit zwei schrägen helleren Binden auf den Deckflügeln; das Weibchen legt im Herbst die Eier in Rindenrisse, die im Frühjahr erscheinende Larve sticht die Futterpflanze an und saugt deren Saft; ihre Exkremente treten aber nicht wie bei den Blattläusen als Tröpfchen, sondern als Bläschen aus, welche das Thier vollständig mit einem dichten Schaum umhüllen (Kukuksspeichel). Sitzen viele Larven auf einer Weide bei einander, so fließen die Schaumbläschen zu Tröpfchen zusammen und fallen herab (»thränende Weiden«).

Cilénto (spr. tschi-, aus Cis-Alento, »diesseit des Flusses Alento«), Gebirgslandschaft an der Küste der italienischen Provinz Salerno (Principato citeriore), südlich vom Kap Licosa, erzeugt vortrefflichen Wein. Darin der gleichnamige Flecken mit 700 Einw., welcher berühmte getrocknete Feigen liefert.

Cilia (lat.), s. Wimpern.

Ciliär (lat.), die Wimper (cilium) betreffend; Ciliarkörper, s. Auge.

Cilicia, s. Kilikien.

Cilicium (lat.), bei den Römern ein aus dem Haar der kilikischen Ziegen verfertigter Stoff, der zu Reisemänteln, Matratzen, Decken und Säcken, auch Schiffsseilen gebraucht wurde. Auch heißt C. das grobe, härene Gewand der Einsiedler und Büßer sowie der Bußgürtel von Draht mit nach innen gekehrten Spitzen.

Cilli (slowenisch Celje), alterthümliche Stadt in Untersteiermark, in einem durch seine Naturschönheiten berühmten Thal an der schiffbaren Sann gelegen, Station der Wien-Triester Eisenbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Dechantkirche mit einer alten merkwürdigen Kapelle, ein Minoritenkloster mit der Grabstätte der Grafen von C., ein Kapuzinerkloster, eine schöne Kaserne, ein k. k. Obergymnasium, Leder-, Fournier- und Parketfabrikation, eine neu errichtete große Zinkhütte, ansehnlichen Handel, Wein- und Obstbau und 4900 größtentheils kathol. Einw. (davon 600 Mann Militär). An der Südostseite der Stadt liegt die Ruine Ober-Cilli, einst Residenz der mächtigen Grafen von C. In der Nähe befindet sich das bedeutende Eisenwerk Storé, das mächtige Kohlenlager von Buchberg und die große Baumwollspinnfabrik in Pragwald. Auch die sehr stark besuchten und renommirten Bäder Neuhaus, Markt Tüffer, Römerbad und Sauerbrunn sind nicht weit von der Stadt entfernt. In neuester Zeit wurden zweckmäßige Badeanstalten am Sannfluß errichtet und ein freundlicher Stadtpark angelegt. C. ist die alte römische Kolonie Celeja Claudia, Hauptort im mittlern Noricum, wo 234 der heil. Maximilian, Bischof von Lorch, den Märtyrertod starb. Noch im 12. Jahrh. gab es prachtvolle Ruinen von Celeja, und die alte Stadtmauer zeigt noch heute römische Basreliefs und Denksteine Seit 1314 war C. im Besitz der genannten Grafen von C., die besonders durch die Gunst Kaiser Sigismunds, der eine

Barbara von C. zur Gemahlin hatte, hoch emporstiegen, aber 1450 ausstarben, worauf Stadt und Umgegend an das Haus Oesterreich fielen. — Der Bezirk C. umfaßt 2005 QKilom. (36,4 QM.) mit (1869) 122,281 Einw.

Cilnier, mächtiges etruriſches Patriciergeſchlecht (Lukumonen) zu Arretium, 301 v. Chr. von da vertrieben, aber durch römiſche Gewalt wieder zurückgeführt. Einzelne C. mochten in alten Zeiten die königliche Würde bekleidet haben; neuen Glanz aber lieh dem Namen erſt wieder Cilnius Mäcenas (ſ. d.), des Auguſtus berühmter Günſtling.

Cima (ital., ſpr. tſchi-), »Bergſpitze«, daher in den Namen vieler Berge in den ital. Alpen vorkommend. C. d'Aſta, Gruppe in den Tridentiner Alpen, zwiſchen dem Fleimſer- und Suganathal, mit 2770 Meter hohem Gipfel; C. di Lagorei (C. della Cruſte), Berg in Tirol, in der Nähe von Tion und Pinzone, 2500 Meter hoch, mit einem im Sommer gangbaren Bergpfad von Val di Non nach Val di Sol.

Cima (ſpr. tſchi-), Giovanni Battiſta, genannt da Conegliano, ital. Maler, geb. 1460 wahrſcheinlich zu Udine, lernte zu Venedig unter Al. Vivarini und ließ ſich dann in Conegliano nieder, hielt ſich aber auch zeitweiſe in Venedig auf, wo Bellini den größten Einfluß auf ihn gewann. Die am ſpäteſten datirten Werke von ihm ſind von 1508. C. wandelte in den Bahnen Bellini's, war jedoch herber als dieſer, immerhin aber ein bedeutender Maler, dem es an kräftig leuchtender Farbe und ernſter Charakteriſtik nicht gebrach. Seine Gemälde ſind ſehr häufig, ſo in Parma, Venedig, Conegliano, Paris, Berlin und anderen Orten.

Cimabūe (ſpr. tſchi-), Giovanni, der Wiederherſteller der ital. Malerei, geb. 1240 zu Florenz aus der edlen Familie der Cimabui, erhielt im dortigen Dominikanerkloſter Santa Maria novella weniger Neigung zur Wiſſenſchaft als von den gerade darin beſchäftigten neugriechiſchen Malern Luſt an der Malerei. Er erwarb ſich einen Namen durch ſeine Fresken in der Kirche des heil. Franciscus in Aſſiſi, von denen ſich jedoch nur die in der Oberkirche erhalten haben. Die bedeutendſten derſelben, an den Wänden des Langhauſes befindlich, ſind 16 Darſtellungen aus dem Alten und ebenſo viele aus dem Neuen Teſtament. Die namhafteſten ſeiner übrigen Werke ſind drei thronende Madonnen: die älteſte in der Akademie zu Florenz; die zweite, hochberühmte, in der dortigen Kirche Santa Maria novella, die, als ſie in feierlichem Zug dorthin geleitet ward, auf die Beſchauer einen überwältigenden Eindruck machte; die dritte, umgeben von 26 Medaillons mit Apoſteln und Heiligen, im Louvre zu Paris. Das letzte ſeiner größeren Werke war wahrſcheinlich das große Moſaikgemälde in der Tribüne des Doms zu Piſa: Chriſtus auf dem Thron, neben ihm Maria und Johannes. Bald nachher, um 1302, ſcheint C. geſtorben zu ſein, indem er ſeine Werkſtatt ſeinem Schüler Giotto hinterließ. Sein Bildnis ſoll ſich (Vaſari zufolge) auf dem Wandgemälde von Simon Martini (die ſtreitende und triumphirende Kirche) im Kapitel von Santa Maria Novella befinden. C. trägt noch die Spuren der byzantiniſchen Malweiſe an ſich, aber ſchon mit größerer Beſeelung verbunden; er gab den Anſtoß zur Neubelebung der florentiniſchen, überhaupt italieniſchen Malerei. Die meiſten ſeiner Arbeiten befinden ſich, in Kupfer geſtochen, in den Umriſſen der Gebrüder Rieppenhauſen, in Seroux d'Agincourts »Histoire de l'art par les monuments« (Bd. 5, Pl. 110) und der »Etruria pittrice« (Taf. 8).

Cimarōſa (ſpr. tſchi-), Domenico, einer der berühmteſten und fruchtbarſten ital. Tonſetzer, ſoll nach Fétis 17. Dec. 1749 zu Averſa im Königreich Neapel von armen Eltern geboren ſein, welche nicht lange nach ſeiner Geburt nach Neapel überſiedelten. Beſſer beglaubigt erſcheint Gerbers Angabe, wonach er 1755 geboren ward und zwar ſeiner eigenen Angabe nach zu Neapel. Nach dem Tode ſeines Vaters wurde er durch Polcano, der ſein Talent erkannte, als Waiſe in das Konſervatorium der heil. Maria von Loretto aufgenommen (1761) und im Geſang von Manna, Sacchini und Fenaroli (Schüler Durante's) unterwieſen; durch letztern wurde er auch im Kontrapunkt, durch Piccini im dramatiſchen Stil unterrichtet. Seine erſte Oper, »Le Stravaganze del conte«, brachte er 1772 in Neapel auf die Bühne; ihr folgte 1773 »La finta Parisina«, 1775 in Rom »L'Italiana in Londra« und in den folgenden Jahren eine Reihe anderer an verſchiedenen Orten aufgeführter Opern, unter welchen »Cajo Mario« (1779 in Rom), »Ballerina amante« (1782 in Neapel), »Il Pittore Parigino« (1782 in Rom), »Il Convito« (1782 in Venedig), »Le Trame deluse« (1786 in Neapel), »Giannina e Bernardone« (1788 zu Neapel) mit Auszeichnung zu nennen ſind. Sein Ruf verbreitete ſich über ganz Europa; man ſtaunte über die ungeheure Fruchtbarkeit des Komponiſten, der ſich in jeder neuen Produktion originell, erfindungsreich und geiſtvoll erwies. Im Jahr 1789 folgte er einem Ruf als Kammerkomponiſt der Kaiſerin Katharina II. nach Petersburg; auf der Reiſe dahin wurde er in Wien vom Kaiſer Joſeph II. ehrenvoll aufgenommen und beſchenkt. Auch die drei Jahre ſeines ruſſiſchen Aufenthalts ſind durch eine ganz ungewöhnliche Fruchtbarkeit ausgezeichnet; für die Bühne komponirte er hier die Opern »La Vergine del sole«, »Cleopatra«, »L'Atene edificata.« Da jedoch ſeine Geſundheit das nordiſche Klima nicht vertrug, kehrte er 1792 wieder zurück und begab ſich nach Wien, wo er vom Kaiſer Leopold II. unter glänzenden Bedingungen als Hofkapellmeiſter angeſtellt wurde und noch in demſelben Jahr ſein Meiſterwerk, »Il Matrimonio segreto«, mit größtem Erfolg auf die Bühne brachte, ein Leben und Geiſt ſprudelndes, in allen Theilen vollendetes Werk, das zu den höchſten Muſtern des komiſchen Opernſtils gehört. Außerdem komponirte C. in Wien noch »La Calamita de' cuori«, »L'amor rende sagace« u. a. und kehrte dann 1793 nach Neapel zurück, wo ſein »Matrimonio segreto« an 70mal hinter einander mit immer neuem Beifall gehört wurde. In Neapel ſchrieb C. bis 1796 die Opern: »I Traci amanti«, »Le astuzie feminili«, »Penelope« und »L'impegno superato«; dann in Rom (1796) »I nemici generosi« und in Venedig »Orazi e Curiazi«. Nach Rom zurückgekehrt, ließ er daſelbſt 1798 während des Karnevals »Achille all' assedio di Troja« und »L'imprudente fortunato« aufführen und in demſelben Jahr in Neapel »L'apprensivo raggirato« und eine große Kantate, »La felicità compita«. An den revolutionären Bewegungen in Neapel (1799) nahm er lebhaften Antheil und ſoll infolge deſſen ſogar eingekerkert geweſen ſein. Jedenfalls verließ er 1800 Neapel und begab ſich nach Padua und zuletzt nach Venedig, wo er über der Kompoſition der Oper »L'Artemisia« 11. Jan. 1801 ſtarb. Im Pantheon

zu Rom wurde 1816 seine Büste von Canova neben denen Sacchini's und Paesiello's aufgestellt. Außer der großen Reihe von Opern schrieb C. auch eine ziemliche Anzahl geistlicher Kompositionen, Messen, Litaneien u. a. Was die Opern Cimarosa's, in denen zum Theil Mozart'scher Einfluß nicht zu verkennen ist, im allgemeinen auszeichnet, ist ein liebenswürdiger Melodienfluß, Frische und geistreiche Laune und das große Talent für lebendige Situationen, das aus ihnen spricht. Der Satz in ihnen beweist den gründlichen Harmoniker, die ganze Form das große Geschick eines erfahrenen und begabten Komponisten und die Instrumentirung bei den nur bescheidenen Mitteln des damaligen Orchesters einen äußerst lebendigen Sinn für Klangschönheit. Den größten technischen Vorzug der italienischen Komponisten, die meisterhafte Behandlung der Menschenstimme, theilt auch C.

Cimarrones, s. Pferd.

Cimbal, s. Cymbel und Hackbret.

Cimbern und **Teutonen**, Völkernamen, unter denen die Deutschen zuerst in der Geschichte auftreten. Die Cimbern waren ein germanischer Völkerstamm, welcher ursprünglich auf der jütischen Halbinsel (dem sogen. cimbrischen Chersones) saß, dann, wie erzählt wird, bis an das Schwarze Meer wanderte und auf dem Rückweg von da auf die in Böhmen wohnenden Bojer stieß, von welchen er gegen Süden gedrängt wurde. So erschienen sie 113 v. Chr. in der römischen Provinz Noricum (Kärnthen und Krain) und verlangten von dem Prokonsul Cn. Papirius Carbo Land. Dieser suchte sich ihrer durch Hinterlist zu entledigen, wurde aber bei Noreja (Görz) von ihnen völlig geschlagen. Dennoch wandten sich die Cimbern wieder nach Norden, umgingen die Alpen, zogen aus der jetzigen Schweiz helvetische Stämme, die Tiguriner und Toygener, sowie die Ambronen, deren Abstammung und frühere Wohnsitze man nicht kennt, an sich, vereinigten sich am Rhein mit den Teutonen, welche angeblich vorher an der Ostsee gewohnt hatten, und plünderten nun vereinigt das Land zwischen Rhône und Pyrenäen. Die Römer suchten sie aufzuhalten; aber 109 v. Chr. wurde der Konsul M. Junius Silanus, 107 der Konsul L. Cassius Longinus von ihnen geschlagen. Zwar eroberte 106 der Konsul Servilius Cäpio Tolosa wieder, ward aber mit seinem Kollegen Manlius 105 bei Arausio (Orange) gänzlich geschlagen, wobei über 100,000 Römer umgekommen sein sollen. Darob entstand in Rom der sprichwörtlich gewordene »cimbrische Schrecken«, und 104 wurde C. Marius, der eben den Jugurthinischen Krieg glücklich beendigt hatte, zum Konsul und Feldherrn gewählt. Dieser nahm seine Stellung an dem Rhône und hatte Zeit, sein Heer schlagfertig zu machen, da die Feinde, welche sich zunächst im nördlichen Gallien und in Spanien herumtrieben, erst 102 wieder erschienen. Die Cimbern und Tiguriner zogen gegen SO., um durch das heutige Tirol in Italien einzudringen; die Teutonen und Ambronen wandten sich gegen Marius, wurden aber von diesem bei Aquä Sertiä (Aix) 102 vollständig aufgerieben. Die Cimbern schlugen nach ihrer Ankunft in Oberitalien 102 den Konsul Q. Lutatius Catulus zurück, wurden aber, als Marius 101 sich mit Catulus vereinigt hatte, 30. Juli 101 auf den Raudischen Feldern bei Vercellä (zwischen Turin und Mailand) völlig vernichtet. Die ganze Masse, Männer, Weiber und Kinder, welche auf Italien sich hatte stürzen wollen als der erste Vorbote der spätern Völkerwanderung, wohl 1/9 Million Menschen, fand entweder den Tod auf dem Schlachtfeld oder gerieth in römische Gefangenschaft. Vgl. Pallmann, Die C. und T. (Berl. 1870).

Cimbex, Gattung der Blattwespen (s. d.).

Cimbrische Halbinsel (Chersonesus Cimbrica), s. Chersonesos.

Cimelien (vom griech. keimēlion), Kostbarkeiten, Kleinodien; Kirchenschatz; daher Cimeliarch, Kirchenschatzmeister.

Ciment, s. v. w. Cement.

Cimex, Wanze.

Cimiez (spr. simjäß; Cimiès, Cimella), ein Franciskanerkloster auf einem Hügel 4 Kilom. nordöstlich von Nizza, an der Stelle des alten Cemenelum, der röm. Hauptstadt der Meeralpen, von der noch Reste eines Amphitheaters (50 Meter im kleinsten Durchmesser, jetzt von Fruchtbäumen angefüllt), eines angeblichen Dianatempels, eines röm. Bades u. a. vorhanden sind.

Ciminius (Lacus Ciminius), der heutige Lago di Vico, nordwestlich von Rom.

Cimino (Monte C., spr. tschi-, im Alterthum Mons Ciminus), ein bewaldeter Trachytberg in Mittelitalien, zwischen Rom und Viterbo, der die römische Campagna von den Ebenen Mitteletruriens trennt, mit Tuffschichten bedeckt, 1056 Meter hoch. Von der Paßhöhe (800 Meter), welche die Straße nach Rom überschreitet, genießt man einen herrlichen Blick über die Campagna.

Cimolit (cimolische Erde, Creta cimolia), ein schmutzig weißer Thon, findet sich auf der griechischen Insel Argentiera (im Alterthum Kimolos) und wird dort, wie auf den übrigen Inseln des Archipels, heute noch wie im Alterthum statt Seife zum Waschen benutzt. Man verwendet ihn auch zum Walken der Tücher und zum Ausziehen von Fettflecken.

Cimone (Monte C., spr. tschi-) ein Gipfel der Apenninen von konischer Gestalt, an den Grenzen der vormaligen Herzogthümer Modena und Lucca, unweit Pelago und Fiumalbo, 2170 Meter hoch.

Cinaedus (lat., griech. kinaidos), s. v. w. Päderast; Cinädismus, Päderastie; Cinädismen, unzüchtige Reden.

Cinaloa (Sinaloa, auch das Land von Ostimure genannt), ein Staat der Republik Mejiko, erstreckt sich 200 Leguas weit längs des Stillen Oceans und des Busens von Kalifornien, im S. von Jalisco, im O. von Durango und Chihuahua, im N. von Sonora begrenzt, und hat einen Flächengehalt von 67,152 QKilom. (1219,5 QM.). Seiner natürlichen Beschaffenheit nach zerfällt das Land in drei Theile, die meist sandige und dürre, in der trockenen Jahreszeit fast vegetationslose, in der Regenzeit mit dem schönsten Grün bekleidete Küstenebene, einen höhern und fruchtbaren Landstrich mit schönen Hochebenen in der Mitte des Landes und einen gebirgigen Theil gegen die Nordostgrenze hin, bestehend aus den Abfällen des Hochlandes von Anahuac, dessen hoher Westrand die Grenze gegen Durango bildet, mit schönen Wäldern, fruchtbaren Thälern und kleinen Hochebenen. Die bedeutenderen Flüsse sind der Rio de las Cañas (de Bayona), der Grenzfluß gegen Jalisco; der Rio del Rosario, Mazatlan, Piastla (alle drei auf der Sierra Madre, an der Ostgrenze des Staats entspringend), der Rio Culiacan (aus dem Staat Durango kommend), der Rio de Ocroni und Rio del Fuerte, der Grenzfluß

gegen Sonora. Das Klima ist je nach der Erhebung des Bodens verschieden, im ganzen aber gesund. Die Produkte sind mancherlei Art. Die Wälder liefern Farb- und Bauhölzer, auch verschiedene Harze und Droguen; Hauptgegenstände des Landbaues sind Mais, Weizen, Gerste, etwas Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Gemüse und Gartenfrüchte. Die gebirgigen Gegenden enthalten viele nutzbare Mineralien, besonders auch edle Metalle. Die wichtigsten Gruben sind die von Asilos bei Rosario, von Cosala, Copala und die neuen von San José de Mulatos. Von 1846—53 wurden in der Münze zu Culiacan für 1,963,636 Doll. in Gold und für 4,620,422 Doll. in Silber gemünzt. Die Zahl der Einwohner beträgt (1855) 163,095. Die hier lebenden Indianer gehören verschiedenen Stämmen an und haben nur theilweise feste Wohnplätze. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden Landwirtschaft, Viehzucht und Bergbau. Fabriken und Manufakturen sind unbedeutend, dagegen ist der Handelsverkehr, namentlich die Ausfuhr von Agrikulturerzeugnissen und Vieh nach den östlichen und mittleren Staaten, von wo dafür die Produkte der Industrie eingeführt werden, ziemlich bedeutend, und durch den Besitz eines guten, dem auswärtigen Handel geöffneten Hafens, Mazatlan, nimmt das Land sogar an dem überseeischen Verkehr nicht unerheblichen Antheil. Hauptstadt des Staats und Sitz des Bischofs von C. ist Culiacan, eine regelmäßig gebaute Stadt von 4000 Einw.; nächstdem ist Mazatlan mit 7000 Einw. als der Haupthandelsplatz des Landes von Bedeutung, wenngleich der Hafen nicht ohne Mängel, die Umgegend arm an Trinkwasser und ungesund ist; Milo del Rosario, früher nur ein Bergwerksort, hat jetzt durch Theilnahme am Handel sehr zugenommen. Der Flecken C., von dem der Staat den Namen entlehnt hat, liegt in einer fruchtbaren Gegend, ist aber in Unbedeutendheit versunken.

Cinca, Fluß in der span. Provinz Huesca (Aragonien), entspringt im wildesten Theil der Mittelpyrenäen am Mont Perdu, nimmt die Flüsse Ara, Esera und Isuela auf und mündet nach einem Laufe von 156 Kilom. unterhalb Fraga in den Segre, kurz vor dessen Einfluß in den Ebro. Er ist für flache Fahrzeuge von Lerida an schiffbar. Mit dem weiten und tiefen Val de C., das bei Bielsa beginnt, verbindet sich von links her das Thal von Gistain, eins der wildesten und höchsten der Pyrenäen.

Cinchōna *L.* (Chinarindenbaum, Fieberrindenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, so genannt zum Andenken an die Gräfin von Chinchon, Gemahlin des Vicekönigs von Peru (s. unten), immergrüne Bäume oder Sträucher mit gegenständigen, einfachen, meist lederartigen, glänzenden, ganzrandigen, gestielten, oft auf der Unterseite purpurrothen oder kurz vor dem Abfallen sich purpurviolett färbenden Blättern, abfallenden Nebenblättern, ansehnlichen Blütenrispen oder gedrängten, trugdoldenartigen Trauben mit kurzgestielten, sehr wohlriechenden Blüten, welche an die des Bitterklees (Menyanthes) erinnern, vom Kelchsaum gekrönten, zweifächerigen, vielsamigen Kapseln und zusammengedrückten, kleinen, ringsum geflügelten Samen. Die Cinchonen sind höchst elegante, wenn auch nicht besonders auffallende Gewächse und stimmen so sehr unter einander überein, daß eine vollkommen befriedigende Feststellung der Arten noch nicht erreicht ist; Spielarten vereinigen die Arten zu einer fast ununterbrochenen Reihe, deren Endglieder kaum schärfer von den verwandten Gattungen als von den Pflanzen ihrer eigenen Reihe zu trennen sind. Man hat gegen 50 Arten unterschieden, aber nur die Hälfte derselben liefert Chinarinden. Die Cinchonen sind durchaus auf die Kordilleren von Südamerika beschränkt und finden sich hier von 10° nördl. bis 22° südl. Br.; der eigentliche Mittelpunkt der besten Cinchonen ist aber die Provinz Lora im südlichsten Theil von Ecuador, und dieser engere Verbreitungsbezirk der Cascarillos finos erstreckt sich von 7° nördl. bis 15° südl. Br. Sie lieben ein wechselvolles, durch heftige Regenschauer, Stürme, dichte Nebel und schattige Bewölkung unterbrochenes, sonnenreiches Klima, eine veränderliche, aber nicht weit ausschreitende Temperatur und eine mittlere Wärme von 12—20°. Diese klimatischen Verhältnisse finden sie in einem Höhengürtel von 1200—2400 Meter; doch wachsen Cinchonen noch bei 3500 Meter Höhe, und die nicht officinellen steigen tiefer herab. Cascarillos finos wachsen nicht leicht unter 2000 Meter, nur C. succirubra *P.* tritt schon wenig über 800 Meter auf. Dem Charakter der tropischen Vegetation entsprechend wachsen die Cinchonen meist zerstreut, höchstens da und dort kleinere Gruppen bildend, und nur C. corymbosa *Karsten* bildet waldartige Bestände. C. Calisaya *Wedd.* (s. Tafel »Arzneipflanzen II«), ein hoher, dickstämmiger Baum mit ausgebreiteter, reich belaubter Krone, oder als Varietät β Josephiana strauchartig, bis 3 Meter hoch, mit langgestielten Blättern, welche an jüngeren Bäumen oft roth gerandet und auf der Unterseite purpurröthlich gefärbt sind, überschreitet die peruanische Grenze und wächst in der Provinz Carabaya in Bolivia zwischen 1500 und 1800 Meter ü. M. Als Varietät ist C. C. boliviana *Wedd.*, mit fast immer purpurner Unterseite der Blätter, beschrieben worden. C. chahuarguera *P.* (C. condaminea β chahuarguera *Dec.*), ein Baum von 3—8 Meter Höhe mit ziemlich veränderlichen Blättern, armblütiger Doldentraube und eilänglicher Fruchtkapsel, wächst in der Chinaregion Ecuadors, Provinz Lora und Distrikt Quito, und lieferte wahrscheinlich die zuerst in den Handel gebrachte Rinde. C. condaminea *H.* et *B.*, ein bis 15 Meter hoher Baum bei Lora, ist ungemein formenreich und die Begrenzung der Art daher unsicher. C. cordifolia *Mutis*, ein bis 8 Meter hoher Baum mit rundlichen oder herzförmigen, krautigen Blättern und schmaler, lanzettlicher Kapsel, ist weit verbreitet und geht namentlich sehr weit nördlich bis Caracas, findet sich aber auch bei Lora. C. heterophylla *P.* wird 20—30 Meter hoch, hat kurzgestielte, lederartige, am Rand umgerollte, verkehrt eiförmige und zugespitzte bis rundlich eiförmige Blätter, wächst bei Cuença in Ecuador. C. lancifolia *Mutis* (C. angustifolia *R. P.*) wird über 24 Meter hoch und 1,5 Meter dick, hat lederartige, spitzlanzettliche, aber sehr veränderliche Blätter, findet sich nur in Columbia, besonders im S. von Bogota bis Popayan, in 2500—3000 Meter Meereshöhe. C. lutea *P.* wird 25 Meter hoch, hat breit eiförmige, bespitzte Blätter, welche, wie die Kapseln, behaart sind, führt an der Luft sich röthlich gelb färbenden Milchsaft, wächst im nördlichen Ecuador und im nördlichen Peru bei Chito unweit Jaën. C. macrocalyx *P.* wird 6 Meter hoch, mit sehr langen Kelchzähnen und am Rand sehr stark zerschlitzten Samenflügeln, bei Cuença in Ecuador. C. micrantha *R. P.*, 6—10, nach anderen bis 30 Meter hoch, mit sehr ansehn-

lichen, rundlich oder länglich eiförmigen Blättern und kleinen, blassen Blüten in großer Rispe, wächst an feuchten, schattigen Stellen im mittlern Peru, geht aber auch durch das südliche Peru bis Bolivia. C. nitida *R. P.*, bis 12 oder 24 Meter hoch, mit stark glänzenden, unten kahlen Blättern, findet sich in Menge in den Gebirgswäldern Mittelperu's. C. pitayensis *Wedd.*, über 20 Meter hoch, mit kleinen, lanzettlichen Blättern, wächst im südlichen Theil der mittlern neugranadinischen Kordillere bei Pitayo, am Westabhang des Huanaca und des Vulkans Purace; C. pubescens *Vahl.* (C. officinalis *L.*), (zum Theil) 6—12 Meter hoch, mit unterseits flaumigen Blättern und behaarten Kapseln, in Peru und Bolivia; C. scrobiculata *H.* et *B.*, 15—20 Meter hoch, mit ansehnlichen, länglichen bis lanzettlichen, spitzen Blättern, im größten Theil der peruanischen Chinaregion von Cajamarca (Jaën) bis Cusco und Carabaya. C. succirubra *P.*, 15 Meter hoch, mit breiten, kaum bespitzten, eirunden oder etwas länglichen, dünnen, am Rand etwas umgebogenen Blättern und wenig ansehnlicher Blütenrispe, findet sich vom westlichen Abfall des Chimborazo südlich bis Nordperu (Provinz Jaën im Departement Cajamarca) tief in die Thäler herabsteigend. Der farblose Saft wird an der Luft erst milchig, dann schnell roth. C. umbellulifera *P.*, mehr als 20 Meter hoch, mit sehr ansehnlichen, kurz gestielten, etwas herablaufenden, breit eiförmigen oder etwas länglichen, fast herabhängenden, unterseits wolligen Blättern, gedrängter Rispe und bauchigen Kapseln, wächst bei Jaën in Nordperu. C. Uritusinga *P.*, über 14 Meter hoch, mit langgestielten, spitz eiförmigen, längs der Nerven etwas behaarten Blättern und schön gewölbter, ausgebreiteter Doldentraube, findet sich auf den Bergen Cajamuma, Urituſinga bei Lora und Huancabamba in den Grenzländern von Ecuador und Peru.

Diese Arten liefern hauptsächlich die Chinarinden (s. d.) des Handels, welche von den Stämmen, Aesten und Zweigen, in neuerer Zeit auch von den Wurzeln genommen werden und zu den vorzüglichsten Arzneimitteln gehören; ihre Wirkung beruht hauptsächlich auf dem Gehalt an Alkaloïden, wie Chinin und Cinchonin. Das Holz ist fast geschmacklos und enthält nur Spuren dieser Körper neben viel Chinovin, ist auch zu technischer Verwendung nicht brauchbar. Die Blätter schmecken säuerlich bitter, riechen auch trocken noch theeähnlich und enthalten geringe Mengen der Alkaloïde, aber bis 2 Proc. Chinovin. Die Blätter von C. succirubra sollen als Fiebermittel alle Beachtung verdienen. Die Blüten schmecken bitterer als die Blätter, aber in den angenehm schmeckenden wässerigen Aufguß geht diese Bitterkeit nicht über. Auch die Samen schmecken bitter. Bei dem nicht eigentlich massenhaften Auftreten der Cinchonen und der rücksichtslosen Ausbeutung derselben hat man nicht mit Unrecht Befürchtung wegen der gänzlichen Ausrottung der kostbaren Bäume gehegt. Die Rindensammler haben dagegen behauptet, daß ihr Geschäft die Anzahl der Bäume vermehre, weil die Wurzeln alsbald kräftige Stockausschläge treiben und weil in der ausgehauenen Lichtung eine Menge Samen keimen. In neuerer Zeit wird jedoch überall, Pitayo ausgenommen, ein vorsichtigeres Verfahren eingehalten; in Lora verschont man beim Schälen kleinerer Bäume einen breiten Rindenstreifen, von welchem aus sich die ganze Rinde allmählich wieder erneuert, wobei eine sehr geschätzte Waare entsteht.

Eine regelrechte forstliche Benutzung der Cinchonen in ihrer Heimat müßte die günstigsten Aussichten haben, wenn sie durch besser geordnete politische und sociale Zustände unterstützt würde. Die Uebersiedelung der Cinchonen nach anderen Ländern erscheint daher als ein außerordentlich wichtiges Unternehmen. Nachdem Condamine's Bemühungen, lebende Cinchonen nach Europa zu bringen, mißglückt waren, gelang es Weddell, Samen herbeizuschaffen, welche in Paris keimten. Im Jahr 1851 kamen durch Vermittelung der Jesuiten Cinchonen nach Algerien; doch scheinen die Akklimatisationsversuche mißglückt zu sein und auch jetzt nicht mit der nöthigen Energie betrieben zu werden. Mehr Aussicht auf Erfolg haben die Versuche auf Réunion, wo an den Abhängen der Vulkane im Mai 1866 Samen aus Paris keimten. In Holland war man auf die algierischen Versuche aufmerksam geworden, und auf Miquels Veranlassung schickte der Kolonialminister Pahud den Botaniker Haßkarl nach Südamerika, welchem es 1854 gelang, in 21 Wardschen Kästen junge Cinchonapflänzlinge nach Batavia zu bringen und Samen nach Holland zu schicken. Aber schon 1852 hatten die Holländer C. calisaya von einem Pariser Handelsgärtner gekauft und auf Java angesiedelt; Karsten brachte 1854 Samen der werthvollen C. lancifolia var. discolor dorthin, und bald lieferten auch die Haßkarl'schen Samen kräftige Pflanzen. Aber trotzdem konnte Haßkarl, der 1856 seine Stelle an Junghuhn abtrat, diesem nur 167 Pflänzlinge übergeben, darunter 64 Stück Calisaya und 96 Pahudiana *How.*, welche letzteren Haßkarl aus Mittelperu mitgebracht hatte. Im Jahr 1859 fingen die Engländer an, die Uebersiedelung der C. nach Indien zu betreiben. Markham ging 1860 nach den Grenzländern Peru's und Bolivia's, um C. Calisaya zu sammeln; Spruce erhielt die Aufgabe, in Ecuador C. succirubra zu erlangen, und Pritchett wurde in die Gegend von Huanuco entsandt. Später trat auch Cross hinzu und siedelte die von ihm gesammelten C. calisaya, succirubra und condaminea in Indien selbst an. Markhams und Pritchetts Pflänzlinge kamen in üblem Zustand in Indien an; aber gleichzeitig gesammelte Samen gingen in Kew, in Ostindien, auf Trinidad und Jamaica gut auf, und Spruce brachte kräftige Pflänzlinge nach Utacamund. Weitere Ansiedelungen wurden begonnen 1861 in Hakgalla im centralen, bis 1570 Meter ansteigenden Gebirgsland Ceylons, 1862 in Darjeeling, im südlichen Theil Sikkims, im südöstlichen Himalaya, 1865 in Neuseeland und auf dem australischen Kontinent und 1866 in Brisbane (Queensland). Als Mittelpunkt des ganzen Unternehmens ragt aber Utacamund hervor mit seinen Filialen bis zur Südspitze Indiens, zum Theil auf Höhen von 2200—2500 Meter. Im Jahr 1866 hatte Utacamund 297,000 Stück C. succirubra, 758,000 C. officinalis, 37,000 C. calisaya, 29,000 graue Rinden liefernde Arten, im ganzen 1,123,000 Stück. Hakgalla hatte 1865 über 500,000, Darjeeling und Rungbee 1866 über 300,000 Stück. Außerdem aber sind schon Hunderttausende von jungen Chinabäumchen an Private abgegeben worden. Auch auf Jamaica gedeihen die Pflanzungen. Im Jahr 1859 begannen die Bemühungen, Cinchona-Arten in Kalifornien zu akklimatisiren, und 1866 suchte Kaiser Maximilian die Kultur derselben in Mejiko einzuführen. Auf Java gestalteten sich die Verhältnisse

unter Junghuhns Leitung günstiger; 1862 hatte er auf 10 verschiedenen Plätzen schon 1,360,000 Setzlinge und Bäumchen, unter diesen aber mehr als eine Million C. Pahudiana, deren Werth angezweifelt wurde. Man scheint bei der Auswahl der Pflanzen, der Standorte und der Vermehrungsmethoden nicht glücklich gewesen zu sein; wenigstens wurde Junghuhns Verfahren vielfach heftig angegriffen. Die holländische Regierung schickte deshalb de Vrij nach Java, um die ganze Chinafrage in chemischer Hinsicht zu verfolgen. Das Resultat dieser Untersuchungen berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Im ersten Quartal 1874 besaß man 1,136,800 C. Calisaya und Hasskarl, 192,100 C. succirubra und caloptera, 352,600 C. officinalis und Varietäten, 33,900 C. lancifolia und 890 C. micrantha, zusammen 1,716,290 Cinchonen im freien Grund, außerdem 250,400 in Anzucht und zwar 161,700 C. officinalis und Varietäten, 72,000 C. Calisaya *Wedd.* var. Ledgeriana, 16,600 C. lancifolia und 100 C. succirubra. Unter den Ledgeriana's kamen Pflanzen vor, deren Rinde 8—10, selbst 11,01 Proc. Chinin enthielt (vgl. Gorkom, Die Chinakultur auf Java; a. d. Holländ. von Haßkarl, Leipz. 1869).

Die frühere Geschichte der Chinarinden verliert sich in ungewisse Angaben. Das Wort Quina (Rinde) gehört der Inkasprache an; aber die Peruaner, welche mit größter Zähigkeit an überlieferten Gebräuchen festhalten, wenden heute noch die China nicht an, fürchten sie vielmehr. Auch sind aus der Zeit des spanischen Einfalls in Peru keine Beweise alter Bekanntschaft des eingebornen Volks mit der Chinarinde überliefert worden. Man hat erzählt, daß die Peruaner den Spaniern die Heilkräfte der China verschwiegen hätten; am wahrscheinlichsten aber ist, daß die früheste Kenntnis der China auf die Gegend von Lora beschränkt geblieben war. Dort soll 1630 der spanische Corregidor von Lora, Don Juan Lopez de Cañizares, durch Chinarinde vom Wechselfieber geheilt worden sein, und als nun 1638 die Gemahlin des Vicekönigs von Peru, Grafen von Chinchon, in Lima am Fieber erkrankte, sandte jener Corregidor Chinarinde an den viceköniglichen Leibarzt Juan de Vega, dem es auch gelang, die Gräfin damit zu heilen (daher Polvo de la condesa, Gräfinpulver). Durch Vega kam die Rinde 1640 nach Spanien; 1643 erhielt der Kardinal de Lugo in Rom Chinarinde aus Peru, und so wurde Rom der erste Stapelplatz des Mittels, welches nun als Polvo de los Jesuitas weitere Verbreitung fand. Im Jahr 1658 gelangte die Rinde nach England und wurde in demselben Jahr in Antwerpen ausgeboten. Der Londoner Arzt Robert Talbor beutete 1671—81 die China aus, wandte sie zuerst in richtiger Dosis an und soll 1679 den Dauphin von Frankreich damit geheilt haben, worauf Ludwig XIV. das Geheimnis kaufte. Ueber die Stammpflanze der Chinarinde berichtete zuerst Condamine, welcher 1736—44 als Astronom mit der Gradmessung in Peru beschäftigt war und eine Beschreibung nebst Abbildung eines in der Nähe von Lora beobachteten Chinabaums 1740 der Pariser Akademie vorlegen ließ. J. de Jussieu sammelte 1739 bei Lora ebenfalls eine C., und bald darauf erhielt auch Mutis eine Pflanze und sandte sie an Linné, welcher 1742 die Gattung C. aufstellte. Durch die Forschungen von Mutis, Ruiz und Pavon wurde die weitere Verbreitung der Cinchonen in den Kordilleren bekannt, und so traten allmählich gegen 1785 Mittel- und Südperu und Neugranada mit Lora in Konkurrenz. Die botanische und pharmakognostische Erkenntnis der Chinarinden wurde besonders durch Laubert, Lambert und H. v. Bergen (1826) gefördert; die neuere Epoche aber beginnt mit der Anwendung des Mikroskops durch Weddell, welchem Berg, Howard, Schleiden u. a. folgten. Ueber die Akklimatisation der Cinchonen in anderen Ländern s. oben.

Vgl. v. Bergen, Versuch einer Monographie der Chinarinden (Hamb. 1826); Weddell, Histoire naturelle des Quinquinas (Par. 1849; deutsch von Flückiger, Schaffh. 1871); Delondre und Bouchardat, Quinologie (Par. 1854); Karsten, Die medicinischen Cinchonen Neugranada's (Berl. 1858); Derselbe, Flora Columbiae terrarumque adjacent. specim. select. (daf. 1858); Howard, Illustr. of the Nueva Quinologia of Pavon (Lond. 1862); Phorbus, Die Delondre-Bouchardat'schen Cinchonen (Gießen 1864); Planchon, Des Quinquinas (Par. und Montpellier 1864); Berg, Die Chinarinden der pharmakognostischen Sammlung in Berlin (Berl. 1865); Markham, Zwei Reisen in Peru (a. d. Engl., Leipz. 1865); Vogl, Die Chinarinden des Wiener Großhandels und der Wiener Sammlungen (Wien 1867); Martius, in Buchners »Repertorium«, Bd. 12 (1863); Englisches Blaubuch, »East India C. Plant« (1863); R. v. Schlagintweit (nach Markhams officiellem Bericht über die Chinakultur in Ostindien) in der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin« 1866, und die Lehrbücher der Pharmakognosie, besonders das von Schleiden (Leipz. 1857) und Flückiger (Berl. 1867).

Cinchonaceen, Unterfamilie der Pflanzenfamilie der Rubiaceen (s. d.).

Cinchonidin (Chinidin) $C_{20}H_{24}N_2O$, Alkaloid, findet sich in allen echten Chinarinden und bildet den Hauptbestandtheil des aus der China Bogota dargestellten Chinidins des Handels. Es krystallisirt in harten, wasserfreien Prismen, schmeckt weniger bitter als Chinin, ist schwer löslich in Wasser, leichter in Alkohol und Aether, dreht die Ebene des polarisirten Lichts nach links und fluorescirt schwach. Seine Salze sind meist leichter löslich als Chininsalze. Es dient als Fiebermittel.

Cinchonin (Cinchonium) $C_{20}H_{24}N_2O$, Alkaloid, findet sich in zahlreichen Chinarinden, stets begleitet von Chinin, am reichlichsten in den Zweigrinden und vorwiegend in den braunen Rinden. Ueber die Darstellung des Cinchonins s. Chinin. Es bildet farblose, luftbeständige, wasserfreie Prismen, schmeckt anfangs kaum, dann ziemlich stark bitter, ist sehr schwer löslich in Wasser, leichter in Alkohol und Aether, dreht die Ebene des polarisirten Lichts nach rechts, fluorescirt nicht in saurer Lösung, schmilzt bei 240°, reagirt alkalisch, bildet zwei Reihen meist krystallisirbarer Salze, welche im allgemeinen löslicher sind als die Chininsalze und im Sonnenlicht rothbraun werden. Schwefelsaures C. $(C_{20}H_{24}N_2O)_2H_2SO_4+2H_2O$ bildet kleine, harte, farblose Prismen, wird bei 100° wasserfrei, beim Reiben elektrisch und blaßgrün leuchtend, löst sich in 60 Theilen Wasser, in 5 Th. Alkohol, nicht in Aether; die Lösung in Essigsäure gibt mit Jod schwefelsaures Jodcinchonin in purpurrothen, dunkelpurpurblau glänzenden Nadeln. Mit Quecksilberchlorid, Chlorkohlenstoff, Jodäthyl, Oxalsäure ꝛc. gibt C. rothe oder violettrothe, in Alkohol und Aether lösliche, durch verdünnte Säuren nicht

veränderliche Farbstoffe, welche aber noch keine praktische Verwendung gefunden haben. Das C. wirkt auf den Organismus ähnlich wie Chinin, aber viel schwächer; es verdient als Tonicum und Roborans Beachtung, zumal es als Nebenprodukt bei der Chininbereitung gewonnen wird und viel billiger ist als Chinin.

Cincinnati (spr. sinsinati), Hauptstadt der Grafschaft Hamilton im nordamerikan. Staat Ohio, mit (1870) 216,239 Einw., eine der bedeutendsten Handels- und Fabrikstädte Amerika's, genannt die »Königin des Westens«. C. liegt am rechten Ufer des 600 Meter breiten Flusses Ohio, auf zwei Terrassen (16 und 33 Meter über dem höchsten Wasserstand), von denen die obere allmählich zum Auburnhügel ansteigt, der von Landhäusern und Weingärten bedeckt ist. Der innere Theil der Stadt ist dicht bebaut, doch sind auch hier die Straßen breit und theilweise mit Bäumen besetzt. Die Hauptstraße (Main-Street) läuft vom Anlegeplatz der Dampfschiffe 9 Kilom. weit nach N.; sie ist Hauptsitz des Großhandels und wird von 14 Straßen rechtwinklig durchschnitten. Von diesen ist Pearl-Street namentlich den Geldgeschäften gewidmet, Fourth-Street (»vierte Straße«) dient als fashionable Promenade, und die große Fifth-Street (»fünfte Straße«) enthält die schönsten Kaufmannsläden und mehrere Markthallen. Der kleine Miamikanal theilt die Stadt in zwei Hälften, von welchen die westliche fast ausschließlich von Deutschen bewohnt ist und daher scherzweise Little Germany (»Kleindeutschland«) genannt wird, während man dem Kanal den Namen »Rhein« beilegt. In den Vorstädten stehen die Häuser theilweise noch sehr zerstreut, und viele Straßen sind noch nicht gepflastert, welcher Umstand in Verbindung mit den zahlreichen Schweinen gerade nicht zu deren Reinlichkeit beiträgt. Eine großartige, 1817 angelegte, in der neuern Zeit beträchtlich erweiterte Wasserleitung versieht die Stadt mit gutem Trinkwasser. Die Lage der Stadt ist für den Verkehr ungemein günstig. Sie bildet den Knotenpunkt für 18 Eisenbahnen, welche sie mit sämmtlichen Haupthandelsplätzen des Landes verbindet, während der Ohio einen regen Schiffsverkehr ermöglicht. Der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstand des Flusses beträgt bei C. 19 Meter, und die Schiffe sind gezwungen, an schwimmenden Landungsbrücken (floating wharves) anzulegen. Für die großen Mississippidampfer bildet C. den Endpunkt der Fahrt; kleineren Dampfern jedoch gelingt es auch bei niedrigem Wasserstand fast immer, Pittsburg (690 Kilom. flußaufwärts) zu erreichen. Eine 1856—67 erbaute Kettenbrücke verbindet C. mit den auf dem linken Ohioufer gelegenen, nicht zu C. gehörigen Städten Covington und Newport. Diese Brücke wird von zwei 70 Meter hohen Thürmen getragen, ist 788 Meter lang, und ihr Fahrweg liegt 12 Meter über dem höchsten Wasserstand. Unter den öffentlichen Gebäuden Cincinnati's sind zu erwähnen: 214 Kirchen (42 katholisch, 14 lutherisch), unter welchen die kathol. Kathedrale zu St. Peter mit schlankem, 68 Meter hohem Thurm und schönem Glockenspiel (C. ist seit 1822 Sitz eines katholischen Bischofs, seit 1853 eines Erzbischofs), die gothische St. Xavierskirche der Jesuiten, die St. Pauls-Methodistenkirche, die St. Johns-Episkopalkirche, die Trinity-Methodistenkirche, die Central-Presbyterianerkirche, die Union Christian-Church, die deutsche katholische St. Franciscuskirche und die deutsche protestantische St. Johanniskirche die bedeutendsten sind; ferner das mit einem Dom versehene Gerichtshaus (Court House) in der Main-Street; die nach dem Muster des Parthenon erbaute Franklin- und Lafayette-Bank; eine großartige Freimaurerhalle; eine Börse mit Bibliothek von 25,000 Bänden; mehrere Theater (auch ein deutsches und das seit dem Brand von 1866 neuerstandene Pike's Opernhaus); eine Konzerthalle; das neue städtische Hospital (im Renaissancestil); das Postgebäude; die Turnhalle; die neue Sängerhalle (für mehr als 10,000 Zuhörer) und die Gebäude mehrerer Bildungsanstalten. Letztere werden insgesammt von einem jährlich erwählten Ausschuß (Trustees) verwaltet. Unter ihnen steht obenan das 1819 gegründete Cincinnati-College (in einem prachtvollen, im dorischen Stil errichteten Gebäude in der Walnut-Street) mit Arznei- und Rechtsschule. Ferner verdienen Erwähnung: das Jesuiten-College von St. Xavier mit Museum und Bibliothek, das presbyterianische Lane Seminary (1833 eröffnet) mit Bibliothek von 10,000 Bänden, das Cincinnati Female Seminary, das Wesleyan Female-College; 5 medicinische Schulen, darunter das Medical-College von Ohio (seit 1825), das Miami Medical-College, eine Schule für Zahnarzneikunde, 5 kaufmännische Unterrichtsanstalten u. a. Unter den 9 öffentlichen Bibliotheken befinden sich 2 deutsche. Eine Mechanics Institution (Arbeiterbildungsanstalt), die Western Academy der Naturwissenschaften und ein Gartenbauverein sowie die auf Mount Adams erbaute Sternwarte mit Teleskop aus München (seit 1843) und zahlreiche wissenschaftliche Vereine (Academy of Medicine, Astronomical Society, die 1824 gegründete Historical and Philosophical Society of Ohio, die Naturhistorische Gesellschaft, der Literary Club ꝛc.) tragen das Ihrige zur Pflege der Wissenschaften bei. An Wohlthätigkeitsanstalten besitzt C. mehrere Waisenhäuser, ein großes städtisches Hospital, ein Zufluchts-, ein Armenhaus und eine Irrenanstalt, abgesehen von den zahlreichen Privatwohlthätigkeitsanstalten und Unterstützungsgesellschaften. Ein sehr schöner Kirchhof, von einem Deutschen angelegt, liegt bei Spring-Grove in der Nähe der Stadt. Zur Verschönerung der letztern tragen auch ihre 5 Parks (namentlich der Garden of Eden) wesentlich bei.

C. ist eine der gewerbthätigsten Städte Amerika's. Im Jahr 1870 gab es 2469 gewerbliche Anstalten, welche 37,344 Arbeiter beschäftigten, 511 Dampfmaschinen und 36 Mühlräder benutzten und Waaren im Werth von 78,905,980 Doll. erzeugten. Darunter waren 80 Möbelfabriken mit 2742 Arbeitern, 203 Cigarren- und Tabakfabriken mit 2032 Arbeitern, 41 Eisengießereien mit 2839 Arbeitern, 42 Maschinenfabriken mit 1638 Arbeitern, 85 Wagenfabriken mit 958 Arbeitern; ferner 14 Seifen- und Lichterfabriken, 83 Spenglereien, 3 Spinnereien, 33 Brauereien, 10 Branntweinbrennereien ꝛc. Ein sehr wichtiger Erwerbszweig ist die »Päckerei« von Schweinen, welche 1870 in 48 Anstalten mit 647 Arbeitern betrieben ward. Früher war C. der Hauptschweinemarkt der Vereinigten Staaten (daher scherzweise »Porkopolis« oder »Schweinestadt« genannt), wird aber jetzt von Chicago übertroffen. Jährlich werden in C. über eine halbe Million Schweine verpackt (1872: 661,557 Stück). Die Schlachthäuser (Porkhouses) sind großartig eingerichtet, und das Abschlachten geschieht fabrikmäßig, indem ein Mann mit einem Spitzbeil den Schädel

einschlägt, ein zweiter den Kopf abschneidet ꝛc., so daß in wenigen Minuten ein Thier getödtet und ausgeweidet ist. Das größte dieser Porkhouses ist 49 Meter lang, 28 Meter breit und 3 Stock hoch, und in seinen Rauchkammern können jährlich 8 Mill. Pfd. Fleisch geräuchert und 100,000 Schweine verpackt werden. Ein anderer bedeutender Handelsartikel ist der Tabak, wovon 1870: 39,978 Orhoft und 26,545 Faß (also mehr als ein Drittheil des aus der gesammten Union exportirten Blättertabaks) eingeführt wurden, im Werth von ca. 11 Mill. Doll. Die Einfuhr der Kohlen beträgt 25,5 Mill. Doll. Auch Kolonialwaaren werden in großen Mengen ausgeführt. C. ist ferner einer der Hauptgetreidemärkte des Landes (1871 wurden 2,284,259 Bushel Mais, 1,130,820 Bushel Hafer, 1,083,182 Bushel Gerste, 759,502 Bushel Weizen und 318,339 Bushel Roggen zugefahren) und betreibt außerdem Handel mit Mehl und den in der Umgegend wachsenden, nicht üblen Weinen. C. besitzt 6 Nationalbanken (früher 8) mit einem Kapital von gegen 4 Mill. Doll. und einige 20 Privatbanken mit fast gleich großem Kapital und einer Cirkulation von fast 3 Mill. Doll. Die Verwaltung der Stadt besorgen ein Mayor, ein Recorder (Stadtrichter) und 21 Rathsherren. 72 Zeitungen erschienen 1873 daselbst. — C. wurde 1789 von Auswanderern aus Neuengland und New Jersey an der Stelle des frühern Fort Washington gegründet; 1819 erhielt der Ort eine städtische Verfassung. Die Einwohnerzahl hat sich seitdem rasch vermehrt. Während man 1800 erst 2500, 1820: 9642 Einw. zählte, betrug ihre Zahl 1850: 116,108, 1860: 160,070 und nach dem letzten Census (von 1870): 216,239 Seelen, wovon 50,123 in Deutschland geboren waren Einschließlich der von deutschen Eltern in Amerika gebornen Kinder dürfte wohl die Hälfte der Bevölkerung deutscher Abkunft sein.

Cincinnātus, Lucius Quinctius, hochgefeiertes Muster altrömischer Tugend und Sitteneinfalt, der Vorkämpfer des patricischen Standes in dessen Streit mit den Plebejern, war nach der Verurtheilung seines Sohnes Cäso, welcher sich verschiedene Gewaltthaten gegen die Plebejer erlaubt hatte, genöthigt, sich auf ein kleines Gut jenseit des Tiber zurückzuziehen, das er mit eigener Hand bebaute. Dennoch wurde er 460 v. Chr. zum Konsul gewählt, als welcher er der Einführung eines geschriebenen, allen Ständen gemeinsamen Landrechts sich widersetzte, aber strenge Rechtspflege übte. Als 458 der Konsul Minucius von den Aequern eingeschlossen wurde, ward C. vom Pflug weggeholt, um als Diktator das Heer zu befreien, was ihm auch in kürzester Frist gelang: er schlug die Aequer, ließ sie unter dem Joch durchgehen, hielt einen Triumph und legte nach 16 Tagen die Diktatur wieder nieder. Zum zweitenmal ward er 439 als 80jähriger Greis zum Diktator gewählt, als der Plebejer Spurius Mälius, der bei einer Hungersnoth an die Armen Getreide vertheilt hatte, des Strebens nach der Alleinherrschaft beschuldigt ward. C. erklärte des Mälius Ermordung durch Servilius Ahala für eine gerechte Strafe und schreckte die Plebejer von gewaltthätigen Unternehmungen zurück. Er starb in hohem Alter.

Cincinnatusorden, ein Orden der nordamerikanischen Union, welcher nur kurze Zeit bestand. Nach dem nordamerikan. Befreiungskrieg 1783 stifteten nämlich die Officiere der Armee eine Gesellschaft mit dem Zweck der Aufrechthaltung der errungenen Rechte und Freiheiten. Sie nannten sich Cincinnaten, weil sie, wie einst der Römer Cincinnatus, nach vollendetem Kampf zu ihrem Herd zurückkehren wollten. Das gewählte Ordenszeichen stellte auf der Vorderseite den Cincinnatus dar, dem drei Senatoren ein Schwert überreichen, im Hintergrund seine Ehefrau, an der Hütte stehend, nebst Pflug und Ackergeräth, von den Worten umgeben: **Omnia relinquit servare rem publicam.** Die Dekoration sollte erblich sein. Zum ersten Präsidenten wurde Washington gewählt. Da aber von allen Seiten gegen den Orden als ein unrepublikanisches Institut protestirt wurde, so wurde beschlossen, keine neuen Mitglieder aufzunehmen, weshalb der Orden mit den bereits Dekorirten erlosch.

Cincinnus (lat.), s. v. w. Wickel, eine Form des Blütenstandes (s. d.).

Cincius, L. C. Alimentus, römischer Historiker in der Zeit des zweiten Punischen Kriegs, in welchem er auch als Prätor eine Zeitlang in Sicilien kommandirte. Er verfaßte in griechischer Sprache eine Geschichte Roms von dessen Gründung an, nach dem Zeugnis des Livius mit Sorgfalt und Glaubwürdigkeit. Andere Schriften (»De fastis«, »De comitiis«, »De consulum potestate« u. a.) werden ihm mit Unrecht zugeschrieben. Vgl. die Monographien von M. Hertz (Berl. 1842) und Plüß (Bonn 1865).

Cinclus, Wasserstaar, Vögelgattung.

Cinctūra (lat.), Gürtung, Gürtel.

Cinders (engl., spr. sinn-; fälschlich Zünder), Koaksklein, durch den Rost der Feuerungen gefallene, mehr oder weniger verkoakte Steinkohle, welche sich in dem Wasserbecken des Aschenfalls gelöscht hat. Sie beträgt oft zwei Drittel der ganzen Asche und repräsentirt daher bei großem Betrieb einen bedeutenden Werth. Um sie auszunutzen, haben Sievers u. Komp. Apparate konstruirt, welche mittels einer Sortirtrommel zuerst die reine Asche und die ganz groben Schlacken aussondern und den Rest zum Waschen vorbereiten. Man bringt denselben auf Waschkästen und trennt ihn so in Koaks und Schlacke, welche letztere unten aus dem Kasten fällt, während die reinen Koaks oben ausgetragen werden. Die von den Schlacken genügend befreiten C. können als billiges Brennmaterial verwerthet werden; man hat auch versucht, in einen Schachtofen gepreßten Wind über glühende C. zu leiten und das so gebildete Kohlenoxydgas, welches eine Flamme von mehreren Fuß Länge erzeugt, z. B. zur Kesselheizung zu benutzen.

Cinellen (ital. Cinelli), s. v. w. türkische Becken.

Cineraria *Less.* (Aschenpflanze), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Halbsträucher vom Kap mit Blättern, welche auf einer oder beiden Seiten mit weißlichem, oft mehlartigem Filz bedeckt sind. Mehrere Arten werden bei uns als früh und lange blühende Zierpflanzen kultivirt. Die heimischen Aschenpflanzen, wie C. palustris *L.*, welche bei uns auf Torfwiesen häufig ist und bei einer Höhe von 60 Centim. und mit zahlreichen gelben Blüten, sehr auffällt, rechnet man jetzt zur Gattung Senecio.

Cinerarium (lat.), Gefäß für die Asche der verbrannten Todten, s. Urne; im katholischen Kultuswesen Behältnis mit der Asche von Heiligen.

Cineration (lat.), Einäscherung, Verwandlung in Asche; cinerescîren, zu Asche werden.

Cineres clavellati, s. v. w. kohlensaures Kali.

Cineres Jovis, s. v. w. Zinnsäure.

Cingŏli (spr. tschin-, Cingolo), zerstreute Gemeinde in den ital. Marken, Provinz Macerata, am Musone, mit (1871) 12,150 Einw., ist das alte Cingulum, das von Labienus im Bürgerkrieg auf dem Gebirge Picenums angelegt und später von Cäsar befestigt wurde. Im Mittelalter stand dieser Ort unter verschiedenen Herren, bis er durch Alfons von Aragonien 1443 dem päpstlichen Stuhl unterworfen wurde. C. ist Vaterstadt des Papstes Pius VIII.

Cingŭlum (lat.), die weiße seidene oder baumwollene Schnur mit Quasten an den Enden, mit welcher das Unterkleid der katholischen Priester gegürtet wird. Vorn wird dieselbe einfach zugebunden. Ordensgeistliche tragen ein schärpenartiges, an der Hüfte zusammengestecktes Band, in der Regel von schwarzer Seide.

Cinis (lat.), Asche; **C. antimonii**, Spießglanzasche, Röstungsprodukt des Schwefelantimons, veraltetes pharmaceutisches Präparat.

Cinisi (spr. tschi-), Stadt auf der Insel Sicilien, Provinz Palermo, in einer anmuthigen Ebene unter dem Monte dell' Ursa, mit (1871) 6600 Einw., welche Wein und treffliche Feigen bauen.

Cinna, 1) Lucius Cornelius, Römer aus patricischem Geschlecht, diente, nachdem er die Prätur bekleidet, als Legat im Bundesgenossenkrieg und ward mit Sulla's Genehmigung, obwohl zu dessen Gegenpartei gehörend, für das Jahr 87 v. Chr. mit Cnejus Octavius zum Konsul erwählt, doch gegen das eidliche Versprechen, nichts gegen die von jenem nach des Marius Vertreibung getroffenen Einrichtungen unternehmen zu wollen. Kaum war aber Sulla nach Asien zum Krieg gegen Mithridates abgegangen, als C. gegen seine Anordnungen auftrat. Zwar wurde er nach blutigen Straßenkämpfen abgesetzt und aus der Stadt vertrieben, brachte aber aus den Truppen des Appius Claudius, welche gerade Nola belagerten, und von den Bundesgenossen 30 Legionen zusammen, rief Marius und die übrigen Verbannten zurück und zwang Rom, sich zu ergeben, worauf zur Befriedigung der Rachsucht des Marius ein fünftägiges Morden begann. Eigenmächtig behielt C. mit Marius das Konsulat auf das Jahr 86 und ließ sich nach dessen Tode den Lucius Valerius Flaccus und für das folgende Jahr den Cnejus Papirius Carbo zum Kollegen wählen. Beide behielten das Konsulat auch 84. Auf die Nachricht, daß Sulla aus Asien zurückkehre, rüstete sich C., ihm nach Griechenland entgegenzuziehen; seine Soldaten aber weigerten sich, ihm zu folgen, und ermordeten ihn in einem Aufstand. Vgl. Marius und Sulla.

2) Lucius Cornelius, des vorigen Sohn, hatte sich schon als Jüngling 78 v. Chr. mit dem Konsul M. Lepidus zum Umsturz der Sullanischen Verfassung verbunden, flüchtete, als das Unternehmen mißlungen war, zu Sertorius nach Spanien, wurde durch Cäsars Vermittelung zurückgerufen und 44 zum Prätor befördert. Nach Cäsars Ermordung pries er auf dem Forum die Mörder, warf die Zeichen der ihm von Cäsar verliehenen Würde von sich, erbitterte aber dadurch das Volk, welches ihn tödten wollte, aber statt seiner in blinder Wuth den Cajus Helvius C., einen treuen Anhänger Cäsars, ums Leben brachte. Seitdem verschwand er vom Schauplatz.

3) Lucius Cornelius, des vorigen und der Tochter des Pompejus, Pompeja, Sohn, ward, wiewohl er bei Actium auf der Seite des Antonius gestanden, dennoch von Augustus durch besonderes Wohlwollen ausgezeichnet. Nichtsdestoweniger war er fünf Jahre später das Haupt einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers, die aber entdeckt wurde. Augustus hielt ihm zwar seinen Undank vor, verzieh ihm aber auf den Rath der Livia; ja, er ernannte ihn zum Konsul. C. blieb seitdem dem Kaiser unerschütterlich treu.

Cinnabarīt, s. v. w. Zinnober.

Cinnobarīte, s. v. w. Blenden.

Cinnamōmum *Burm.* (Zimmetbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, immergrüne Bäume des tropischen Asien mit schönen dreinervigen, lederartigen Blättern, in Rispen stehenden Blüten und einsamiger Beere in dem abgestutzten, verhärteten Kelch. C. zeylanicum *Breyn* (s. Tafel »Gewürzpflanzen«), ein kleiner, höchstens 16 Meter hoher Baum mit fast vierkantigen, kahlen Aesten, eiförmigen oder eirund länglichen, drei- bis fünfnervigen, dunkelgrünen, oben glänzenden, unten netzadrigen Blättern, end- und achselständigen, grau seidenhaarigen, schwach, aber unangenehm riechenden Blütenrispen mit kleinen gelben Blüten und ovalen, 1,3 Centim. langen, bläulich braunen Beeren, ursprünglich heimisch auf Ceylon und vielleicht auch in Kotschinchina, wird hauptsächlich im südwestlichen Küstenstrich Ceylons, mit viel geringerem Erfolg in anderen Theilen der Insel, in Vorderindien, Java, Sumatra, Malacca, Cayenne, Brasilien 2c. kultivirt. Die Zimmetgärten fordern einen feinen weißen Quarzsand oder sehr sandigen Thonboden mit gutem Untergrund, reichliches Sonnenlicht und viel Regen. Die besten Zimmetgärten liegen auf Ceylon ausschließlich in dem 4—5 Stunden breiten ebenen Küstensaum zwischen Negumbo, Colombo und Matura bis höchstens 330 Meter ü. M. In hohem Grad aber hängt die Güte des Ceylonzimmets auch von der Pflege der Pflanze ab. Man unterdrückt durch Zurückschneiden die eigentliche Stammbildung und erzieht nur einen Busch von vier bis fünf etwa 3 Meter hohen Schößlingen (Stockausschlägen), welche im Alter von 1½—2 Jahren, wo sie etwa 1,5 Centim. dick sind, geschnitten werden. Durch Aussaat oder Stecklinge werden von Zeit zu Zeit die ganzen Pflanzungen erneuert, damit die Wurzel selbst nicht zu alt werde. In 2—3 Jahren kann man von Sämlingen gute Rinde gewinnen. Den feinsten Zimmet liefern die Spitzen der in der Mitte des Busches stehenden Schößlinge. Die Haupternte erfolgt im Frühjahr, die Nachernte im Spätjahr, weil sich alsdann infolge des nach starken Regengüssen vermehrten Safttriebes die Rinde leicht ablösen läßt. Ist dies geschehen, so wird die bitterlich zusammenziehend schmeckende Oberhaut (Außenrinde) abgeschält; man steckt 8—10 Halbröhren in einander, schneidet sie in bestimmter Länge ab, trocknet sie im Schatten und verpackt sie in kleinere und dann in größere Bündel (Fardelen), welche in den Schiffen mit schwarzem Pfeffer bedeckt werden, angeblich, um die Feuchtigkeit von dem Zimmet abzuhalten. Letztere beträgt bei lufttrockenem Ceylonzimmet 12 Proc. Aus der Beere gewinnt man ein schwach aromatisches festes Fett, aus der Wurzel durch Destillation mit Wasser Kampher, welcher aber nicht in den Handel kommt; die Blätter riechen und schmecken beim Zerreiben nelkenartig und geben ein schweres, dunkles, ätherisches Oel, welches dem

Gewürznelkenöl sehr ähnlich ist und wohl auch unter diesem Namen in den Handel kommt. Das Holz ist sehr wenig gewürzhaft, aber aus den Rindenabfällen destillirt man ätherisches Zimmetöl. Der Ceylonzimmet ist bei der Kultur in anderen Ländern überall ausgeartet; der etwas dickere Javazimmet riecht und schmeckt schwächer; die in Cayenne und Brasilien gezogene Rinde ist viel stärker, dunkler, schmeckt schleimig und scharf adstringirend. Die auf dem Festland Indiens (Malabar, Silhet und Ostbengalen) gezogene Pflanze artete vollständig aus und wurde schon von Linné als **Laurus Cassia** beschrieben; ihre Rinde (Holzkassia, Malabarzimmet, **Cassia lignea**) riecht und schmeckt schwach zimmetartig, nicht angenehm, vorherrschend schleimig und herb. Der Zimmetstrauch scheint aus Hinterindien zu stammen, der Name ist wohl singhalesischen (**Kacyn**, Holz, und **nama**, süß) oder malayischen (**Kaina**, Holz, und **manis**, süß) Ursprungs; Phöniker und Hebräer kannten ihn als **Kinnamon**; in den Recepten eines uralten Tempellaboratoriums von Edfu erscheint **Kainamaa**; auch die Griechen kannten das **Kinnamómon**, und Perser und Araber nannten den Zimmet **Dar Chini** (Holz von China). Dagegen fehlt ein Wort für Ceylonzimmet im Sanskrit. Von Alexanders d. Gr. Zeit bis ins 11. Jahrh. gelangte Zimmet durch den Persischen Golf und Mesopotamien ins Abendland; indeß wird Ceylon so früh nicht als Produktionsland genannt, und der Zimmet des Alterthums kann daher sehr wohl chinesischer Zimmet, Zimmetkassie oder malabarischer Zimmet gewesen sein. 1340 erwähnt Ibn Batuta die Zimmetbäume bei Colombo auf Ceylon, und 1444 besuchte Nicolo Conti die Zimmetinsel Saillana (Ceylon). Genauere Nachrichten erhielt man aber erst nach der Niederlassung der Portugiesen auf Ceylon 1518—36 und unterschied sehr bald den echten Zimmet von dem aus Malabar und Java. 1571 sah Clusius einen Zimmetbaum in Brügge. Anfangs wurde der Ceylonzimmet im Innern der Insel, in den Wäldern des Kandyreichs, geschnitten, und Leute von einer besondern Kaste, die Chaliahs, lieferten den Portugiesen die Rinde. Die unmenschliche Sklaverei dieser Chaliahs wurde durch die Holländer nicht erleichtert, welche von 1658 an völlig Meister der Insel waren und ihrer ostindischen Kompagnie den Zimmethandel als äußerst einträgliches Monopol überließen, welches diese mit größter Härte handhabte. Die Zimmetkultur wurde erst 1770 durch de Koke eingeführt und hatte alsbald so günstigen Erfolg, daß die Holländer vom Kandyreich völlig unabhängig wurden, jährlich etwa 400,000 Pfd. Zimmet erzeugten und überflüssige Waare, um den Preis nicht zu drücken, verbrannten. Seit 1796 wurde der Zimmethandel Monopol der englisch-ostindischen Kompagnie, welche seit der Einziehung des Kandyreichs (1815) auch wieder reichlicher Zimmet aus den Wäldern exportirt. Immerhin überstieg die Produktion nie 250,000 Kilogr. 1833 wurde das Monopol der Kompagnie, 1853 der hohe Ausfuhrzoll, welcher $^1/_8$—$^1/_3$ des Werths betrug, aufgehoben. Unter diesem Zoll hat die Kultur durch die Konkurrenz des javanischen und chinesischen Zimmets stark gelitten. Die Produktion ist sehr schwankend und beträgt etwa 450,000 Kilogr. im Werth von etwa 1,25 Mill. Franken. In neuester Zeit beginnt der Kaffee den Zimmet von Ceylon fast zu verdrängen. C. **aromaticum** *Nees* (C. Cassia *Blume*), ein Baum von höherem Wuchs mit hellgrünen, lanzettlichen, dreinervigen Blättern, in Kotschinchina und der Provinz Kuangsi (»Zimmetwald«), auch in der Provinz Hunan heimisch und dort wie auf den Sundainseln und in Vorderindien (Malabar), aber nicht mit gleicher Sorgfalt wie der Ceylonzimmet kultivirt, liefert den chinesischen Zimmet, Zimmetkassie, von welcher jährlich für etwa 7,5 Mill. Franken producirt wird. C. **Culilawan** *Nees*, ein hoher, dickstämmiger Baum auf den Molukken mit stielrunden, kahlen Aesten, eirund länglichen, kahlen, unten graugrünen Blättern und achselständigen, graufilzhaarigen Blütenrispen, liefert den bittern oder Culilawanzimmet. C. **dulce** *Nees*, C. **chinensis** *Blume*, ein Baum mit stielrunden, kahlen Zweigen, länglichen, nach beiden Enden spitz zulaufenden, kahlen, oben und unten gleichfarbigen Blättern und end- oder achselständigen Blütenrispen, in China und Japan, liefert zum Theil die Zimmetkelche (Zimmetnägelein, Zimmetblüten, **Calycos Cassiae**). C. **Loureirii** *Nees*, ein Baum mit zusammengedrückt vierkantigen, kahlen Zweigen, fast ovalen, an beiden Enden verschmälerten, lang zugespitzten, unterseits feinschuppigen Blättern und ähnlichen Blütenrispen wie C. **dulce**, in Japan, liefert ebenfalls Zimmetblüten. C. **Tamala** *Nees*, ein Baum mit fast stielrunden, in der Jugend flaumhaarig-scharfen Zweigen, länglich-lanzettlichen, an beiden Enden zugespitzten, kahlen Blättern und fast end- und achselständigen, ausgespreizten Blütenrispen, in Ostindien, liefert in der Rinde den echten Mutterzimmet, **Cortex Malabathri**.

Cinnămus, Johannes, byzantin. Geschichtschreiber, geboren um 1145, war Notar am kaiserlichen Hof zu Konstantinopel, begleitete den Kaiser Komnenos auf mehreren Reisen und Feldzügen und beschrieb dann dessen Geschichte in sechs Büchern, die aber nur bis 1176 reichen. Zum erstenmal erschien sein Werk aus einer vatikanischen Handschrift mit lateinischer Uebersetzung ꝛc. (Utrecht 1652), sehr verbessert mit Uebersetzung und Kommentar von du Fresne und du Cange (Par. 1670).

Cino da Pistŏja (spr. tschi-), Guittone Sinibaldi oder Sinibuldi, ital. Dichter und Rechtsgelehrter, geb. 1270 zu Pistoja, lebte längere Zeit in Frankreich, promovirte sodann 1314 zu Bologna und lehrte zu Treviso, Siena, Perugia, wo der berühmte Bartolo sein Schüler ward, und endlich in Florenz, nach anderen auch in Bologna und Paris, Civilrecht. Im Jahr 1336 wurde er zum Gonfaloniere seiner Vaterstadt ernannt, starb aber vor dem Antritt dieser Würde 24. Dec. 1336. Als Lyriker kann C. Dante und Petrarca an die Seite gestellt werden. Seine Gedichte, Sonette, Kanzonen, Madrigale und Balladen wurden vollständig zuerst von Niccolo Pauli herausgegeben: »Rime di Messer Cino da Pistoja etc.« (Rom 1559, wiederholt Veneb. 1589); die neueste und beste Ausgabe lieferte Ciampi (Pisa 1826) mit des Dichters Leben. Nicht minder bedeutend war C. als juristischer Schriftsteller; sein Hauptwerk ist ein Kommentar zum Codex Justinianeus. Ausgaben: »Lectura Domini Cyni de Pistorio super Codice« (Pavia 1483); »Cyni de P. famosissimi legum explanatoris etc. lectura« (Lyon 1526); »Cyni Pistoriensis etc. in Codicem etc. doctissima commentaria etc.« (Frankf. a. M. 1578).

Cinq (franz., spr. fänk), fünf.

Cinq-Mars (spr. fäng mars oder mär), Henri Coiffier de Ruzé, Marquis, Günstling Ludwigs XIII. von Frankreich, zweiter Sohn des Marschalls Marquis d'Effiat, geb. 1620, wurde, fast

noch Knabe, von Richelieu, der ihn als Spion am Hof benutzen wollte, zum Kapitän einer Kompagnie des königl. Leibregiments und Garderobemeister des Königs ernannt, gewann bald dessen Gunst und ward, kaum 19 Jahre alt, Oberstallmeister. Da er sich der Abhängigkeit von Richelieu zu entledigen und letztern aus der Gunst des Königs zu verdrängen suchte, so spaltete sich der Hof in die zwei Parteien des Ministers und des Günstlings. C. ging so weit, daß er sich mit dem Herzog Gaston d'Orléans, Bruder des Königs, zur Ermordung Richelieu's verband. Zugleich wurde mit Spanien unterhandelt und mit diesem ein Vertrag 1642 abgeschlossen, um den Minister, wenn nöthig, mit Waffengewalt zu stürzen und die Partei des Herzogs von Orléans ans Ruder zu bringen. Indessen wurde das Komplott entdeckt, und da der König Richelieu nicht entbehren konnte, so wurde C. 14. Juni 1642 zugleich mit dem Herzog von Bouillon und einigen untergeordneten Mitwissenden, darunter sein Freund de Thou, verhaftet. C. leugnete anfangs alles, aber die Zeugnisse Orléans' und Bouillons überwiesen ihn des Bündnisses mit dem Landesfeind. Richelieu wußte ihm durch die Vorspiegelung, daß durch vollständiges Bekenntnis Gnade zu erlangen sei, ein solches abzulocken, infolge dessen C. und de Thou zum Tode durchs Schwert verurtheilt wurden. Am 12. Sept. 1642 wurde das Urtheil vollstreckt. Der Herzog von Bouillon rettete sich durch Herausgabe der Stadt Sedan, eines für Frankreich wichtigen Grenzplatzes. C. starb 22 Jahre alt als Opfer einer Intrigue, die, wäre sie gelungen, leicht seinen Richter, den Kardinal Richelieu, auf das Blutgerüst hätte führen können. Es handelte sich nur darum, wer den König beherrschen sollte, der selbst zu herrschen unfähig war, und wo kein Gesetz sprach, entschied die Macht. Vgl. »Neuer Pitaval«, Thl. 4. (Leipz. 1843). A. de Vigny benutzte die Geschichte des C. zu seinem Roman »C., ou une conjuration sous Louis XIII« (1826; oft aufgelegt, zuletzt 1872).

Cinquecentisten, die ital. Schriftsteller, Maler ꝛc. des 16. Jahrh. (cinquecento), s. Italienische Literatur; Cinquecentostil, in der Baukunst der Stil der ital. Renaissance des 16. Jahrh.

Cinque Ports (spr. ssink pórts, »Fünfhäfen«), seit Wilhelm dem Eroberer Name der fünf auf der englischen Küste von Kent und Sussex Frankreich gegenüber liegenden, ehemals sehr frequenten Seehäfen: Hastings, Romney, Hythe, Dover und Sandwich, die gleichsam die Wiege der englischen Seemacht bilden und zu denen später noch Winchelsea und Rye kamen, so daß es im ganzen sieben Fünfhäfen gibt. Sie wurden als die besten Vertheidigungspunkte gegen Frankreich stark befestigt und gegen gewisse Leistungen mit großen Vorrechten begabt. Sie waren verpflichtet, 57 Schiffe, jedes mit 21 Seeleuten bemannt, zu stellen und auszurüsten, wogegen ihre Bürger Baronsrang erhielten, bei der Krönung den Thronhimmel tragen und zum Andenken behalten durften, auch bei der königl. Tafel einen Tisch zur Rechten des Königs erhielten und endlich das Recht bekamen, aus jedem Ort zwei Deputirte ins Unterhaus zu schicken, das sie auch bis zur Parlamentsreform von 1832 ausgeübt haben. Ein eigener Oberrichter, der den Titel »Lord Warden of the Cinque Ports« führte, zugleich Admiralitätsjurisdiktion ausübte und auf dem Schloß zu Dover förmlich Hof hielt, mußte über die Aufrechthaltung der Rechte dieser Orte wachen. Jetzt sind die Häfen dieser Städte durch das Zurücktreten des Meers größtentheils versandet (mehrere der Städte liegen jetzt von der See entfernt) und haben alle Bedeutung verloren, zumal die großen Flottendepots des Königreichs anderwärts eingerichtet sind. Ein Theil ihrer Vorrechte besteht indessen noch fort, ebenso die Gouverneurstelle (als Sinekure und seit 1855 ohne die Civiljurisdiktion); dieselbe erhielt unter anderen Wellington 1829, der jedoch die Einkünfte (noch 1025 Pfd. Sterl.) dem Staatsschatz überließ.

Cintra, Stadt in der portug. Provinz Estremadura, in reizender Gebirgslage am nördlichen Abhang der Sierra de C. (Montes lunae, 600 Meter hoch), deren Südseite einen wilden, öden Anblick gewährt, ist gut gebaut, hat 4 Kirchen, ein altes gothisches königl. Schloß, in welchem der abgesetzte König Alfons VI. bis zu seinem Tode 1683 gefangen saß, und das sich noch jetzt durch seine herrlichen Fontänen auszeichnet, viele prächtige Landsitze, wo die Vornehmen die Sommerfrische genießen, und 4000 Einw. Hinter der Stadt steht auf einem Berggipfel das früher viel genannte Korkkloster (Santa Cruz), eine zum Theil in Felsen gehauene Kapuzinereinsiedelei, deren Wände zur Abhaltung der Feuchtigkeit mit Kork belegt sind. Geschichtlich denkwürdig ist C. durch die Konvention von C. vom 22. Aug. 1808 zwischen den Engländern unter Dalrymple und den Franzosen unter Junot, welcher gemäß Portugal von den Franzosen geräumt werden sollte.

Cinxia (lat.), Beiname der Juno als Ehegöttin, welche den Gürtel der Braut schürzt und löst.

Cione (spr. tschó-), Andrea, bei seinen Lebzeiten l'Arcagnolo, später gewöhnlich Andrea Orcagna genannt, florentinischer Maler, Bildhauer und Architekt. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, sein Todesjahr 1376, nach anderen 1368. Was ihm einen Namen in der Kunstgeschichte sichert, ist zunächst ein Altarbild in der Kapelle Strozzi von Santa Maria novella in Florenz von 1357, und mehr noch sind es die daselbst befindlichen Fresken des Weltgerichts und des Paradieses, während die viel schwächere »Hölle« schon von Cione's Bruder Bernardo herrührt. Dazu kommen einige minder bedeutende, in Florenz zerstreute Werke, aber nicht die ihm lange Zeit mit Unrecht beigelegten Bilder vom Triumph des Todes, vom Jüngsten Gericht und von der Hölle im Campo Santo zu Pisa. In seinen echten Werken zeigt er sich als einen Maler von hohem sittlichen Ernst, von erhabener Charakterzeichnung und ausgebildetem Schönheitssinn. Und wie wir ihn als Architekten am besten aus seiner Theilnahme am Bau der Kirche Or San Michele in Florenz, deren östlicher Theil ihm zugeschrieben wird, und aus der bekannten Loggia de' Lanzi kennen lernen, deren Zeichnung wenigstens von ihm herrührt, so auch als Bildhauer aus dem herrlichen Tabernakel dieser Kirche, das eine Fülle von Gestalten und Darstellungen zeigt.

Ciotat, La (spr. ssjota), Stadt im franz. Departement Rhônemündungen, Arrondissement Marseille, am Golf de Leguas und der Lyoner Eisenbahn, in einer an Wein, Oelbäumen und Orangen reichen Gegend, ist gut gebaut, hat einen sehr besuchten, auch für Kriegsschiffe zugänglichen Hafen mit zwei Forts und zwei Leuchtthürmen, eine Schiffahrtsschule, ein Handelsgericht, eine großartige Anstalt zum Bau von Mittelmeerdampfbooten (1851 gegründet),

welche 16—1800 Arbeiter beſchäftigt, ſonſtigen Schiffbau, bedeutende Korallenfiſcherei (für 70,000 Franken jährlich), Handel mit Muskatwein, Sardellen und Anchovis, getrockneten Früchten, Oel und Mandeln und (1872) 9867 Einw. C. iſt das von Marſeille aus 160 v. Chr. gegründete Cytharista Portus und wurde im 14. Jahrh. Stadt. Die Prud-hommes pêcheurs de C. waren ſchon im 10. Jahrh. eine ſtarke Innung, die ihre eigene Rechtspflege hatte. Später war die Stadt beſonders für den Levantehandel und als Zufluchtsort der Proteſtanten wichtig.

Cipipamehl, ſ. v. w. Tapiokamehl.

Cipolin, glimmerreicher körniger Kalk, kleinkörnig-ſchieferig, mehr oder weniger deutlich geſchichtet. Die Schichtung rührt von den zahlreich eingemengten Glimmerblättchen her, die oft ſogar ſchwache Lagen bilden. Zuweilen wird der Glimmer durch Talk vertreten. Nicht ſelten geht der C. durch gleichmäßige Mengung des Kalkſteins mit Glimmer in Kalkglimmer, ein Zwiſchengebilde zwiſchen Glimmerſchiefer und körnigem Kalkſtein, über. Er kommt mit körnigem Kalkſtein zuſammen als Lager in Glimmerſchiefer, Gneis, Granit, Thonſchiefer in Mähren, Schleſien, Kärnthen, Steiermark, Italien, Frankreich und Schweden vor.

Cipollaccio (ital., m., ſpr. tſchipolátſcho, Cipolloccio, ſpr. -lottſcho, »Zwiebelmarmor«), ital. Marmorart, hellgrün, ins Gelbliche fallend.

Cippus (lat.), viereckige Säule mit Inſchrift, diente bei den Alten als Grenzſtein, Wegweiſer und Grabdenkmal. Als Wegweiſer zeigten dieſe Säulen zugleich an, ob der Weg für Fußgänger oder Wagen beſtimmt, ob er Privateigenthum oder Staatsſtraße ſei. Später ſ. v. w. Opferſtock.

Cipriani (ſpr. tſchi-), Giovanni Battiſta, ital. Maler und Kupferätzer, geb. 1732 zu Florenz, bildete ſich in Rom aus und erwarb ſich bald einen bedeutenden Ruf. Im Jahr 1754 von Lord Tilney nach London eingeladen, wurde er hier eins der erſten Mitglieder der königlichen Akademie. Er ſtarb 1785. Zu ſeinen größeren Werken gehören die Deckengemälde in Queens-Houſe zu Laudsdown und in Melbourne-(jetzt York-)Houſe. C. war übrigens ein oberflächlicher Maler, ſeine Figuren zeigen wenig tiefes Verſtändnis der Form und ſind nur auf den flüchtigen Schein mit einer gewiſſen heitern Farbe und einem oberflächlichen Schönheitsſinn gemalt. Am meiſten befriedigen ſolche Stoffe, die ſich mit einer leichten Grazie vertragen; er wählte dieſe auch am liebſten. Die engliſchen Kupferſtecher, namentlich Bartolozzi, beeiferten ſich, ſeine ſüßlichen Zeichnungen wiederzugeben. Er ſelbſt radirte auch mehreres in ſeinen ſpäteren Jahren.

Circa (lat., »um«, »herum«, meiſt abbrev. ca.), ungefähr, etwa, gegen (bei Zahlbeſtimmungen).

Circaeum poculum (lat.), Becher der Kirke, Zauberbecher, ſprichwörtlich ſ. v. w. Zauberkunſt.

Circaeus mons, Vorgebirge, ſ. Circello.

Circars (ſpr. ſirk-; Sirkars, genauer Sarkar), in Oſtindien früher Name der oberſten Regierungsgewalt, dann unter der Herrſchaft der Mohammedaner Bezeichnung für Bezirk, Provinz. Dieſen Sinn hat es auch in der jetzt außer Gebrauch gekommenen Zuſammenfaſſung der heutigen Diſtrikte: Kiſtna, Godaweri, Vizagapatam und Gandſcham in der Präſidentſchaft Madras, längs der Küſte des Meerbuſens von Bengalen zwiſchen 16 und 20° nördl. Br., von zuſammen 64,700 QKilom. (1175 QM.) mit 4,5 Mill. Einw. In der Geſchichte der engliſchen Eroberungen in Indien werden die C. wiederholt genannt. Die Franzoſen erhielten das Land vom Nizam (ſ. d.) 1752 als Entſchädigung für geleiſtete militäriſche Hülfe; dann war es ein Zankapfel zwiſchen ihnen, den Engländern und dem Nizam, bis es 1766 ganz in britiſche Gewalt kam.

Circaſſienne (franz., f., ſpr. ſirkaſſiän, Zirkaß), dünner, leichter Stoff, aus feinen Streichwollgarnen, auch mit Kette aus Baumwoll- oder Leinengarn gewebt, mit meiſt vierbindigem, beidrechtem Köper, welcher durch die leichte Wolldecke ſehr deutlich hindurchſchimmert. Das Zeug wird ſchwächer als Tuch gewalkt, einmal gerauht und wie das feinſte Tuch mehrmals geſchoren. Es dient zu Sommerröcken, Mänteln ꝛc. Halbwollene Circaſſiennes ſind nicht weſentlich verſchieden von Caſſinets.

Circatio (lat.), in früheren Zeiten das Herumreiſen der Lehnsherren bei ihren Vaſallen, um Gericht zu halten.

Circatores (auch Circitores oder Circuitores), verpflichtete Beaufſichtiger der übrigen Mönche, die bei Nacht und Tag in jede Zelle treten durften und betroffene Ungebühren dem Abt oder Prior anzeigten; auch ſ. v. w. Visitatores, Kloſtergeiſtliche, welchen der Ordensgeneral die Inſpicirung ſämmtlicher Klöſter übertragen hatte.

Circe, ſ. Kirke.

Circejum promontorium, ſ. Circello.

Circello (Circēo, ſpr. tſchirtſch-; im Alterthum Circaeus mons, Circejum promontorium), Berg und Vorgebirge in Mittelitalien, weſtlich von Terracina, iſt ein über 500 Meter hoher, länglichrunder Fels, der, aus der Ferne geſehen, wie eine Inſel erſcheint und von den Mythenerklärern für den Wohnſitz der Kirke gehalten wird. Sein Kern iſt Kalkſtein, der auf der Landſeite unter Schlamm und einem feinen blutrothen Sand verborgen liegt und gegen das Meer zu in hohe, ſchroffe Felſen ausgeht, deren Wände von Höhlen und Grotten zerriſſen ſind. Die bedeutendſte dieſer Grotten iſt die »della Maga«. Die reiche und mannigfaltige Flora des C. war ſchon im Alterthum berühmt; beſonders trefflich ſind ſeine Feigen, ſein rother Wein und ſein in Rom ſtets geſuchter Lattich. Auf Höhen und Abhängen ſtehen grüne Myrten, die ſich von hier aus über Italien verbreitet haben ſollen, alte Eichen und Maſtixbäume, Citronen und Orangen, Opuntien, Agaven, Aloë, Korkeichen, mächtige Buchs- und Lorbeerbäume ꝛc. Die Küſte lieferte im Alterthum wohlſchmeckende Auſtern mit ſchwarzem Fleiſch. Auf einer Anhöhe im SO. des Bergs liegt die Ortſchaft San Felice in der Lage des alten Circeji. Um die ganze vorſpringende Halbinſel ſtehen in Entfernungen von etwa 2 Kilom. von einander ſechs Wachtthürme zum Schutz gegen Seeräuber. Die Ausſicht von der Höhe des Bergs in die Pontiniſchen Sümpfe bis über die Albaniſchen Höhen hinaus, nach Corſica, Sardinien, auf die Ponzainſeln, Iſchia, Procida bis an das Vorgebirge von Miſenum und vom Veſuv bis zur Peterskuppel in Rom iſt prachtvoll und reich an hiſtoriſchen Erinnerungen.

Circenſiſche Spiele (Ludi circenses), die älteſten römiſchen Spiele, die als Pferde- und Wagenrennen ſchon in der Königszeit gefeiert wurden; aber auch ſpäter deutet ſich ihr hoher Rang darin an, daß man mit ihnen gerade gern ein Feſt ſchließen ließ. So war es beim Feſt der Ceres (19. April), des Apollo (13. Juli), der »Großen Mutter« (10. April), der Flora (3. Mai), des Auguſtus (12. Okt.). Nur

circensisch war das Marsfest (12. Mai). Im allgemeinen gewannen die circensischen Spiele der Römer eine weit höhere Bedeutung als die Hippodromien der Griechen. Was sie an religiöser Bedeutung einbüßten, gewannen sie reichlich an politischer: in den Zeiten der Republik suchten die höheren Magistrate durch sie das souveräne Volk bei guter Laune zu erhalten. Dies Ueberbieten der Kräfte brachte die im Cirkus vorgenommenen Spiele auf die Zahl von sieben. Voraus ging dem Schauspiel selbst oft ein Aufzug (pompa circensis) vom Kapitol aus mitten durch die Stadt zum Circus maximus. Die Götterbilder, auf prächtigen Wägen gefahren, oder kleinere Bildnisse derselben, auf den Schultern getragen, eröffneten den Zug; dann folgten die zum Wettkampf bestimmten Rosse, Wägen, Kämpfer, Magistrate und Priester, endlich Opferthiere und Geräthe ꝛc. Nachdem der Zug die Spina im Cirkus einigemal umschritten, wurde ein Opfer gebracht, worauf die eigentlichen Spiele begannen. Unter jenen sieben Arten stand das Pferde-, namentlich aber das Wagenrennen obenan. Gewöhnlich fuhren je vier Gespanne in die Schuppen der Carceres vor, wo sie das Signal erwarteten. Jedes einzelne Rennen (missus) bestand aus vier Gespannen, von denen jedes durch eine andere Farbe, die weiße, rothe, grüne oder blaue, ausgezeichnet war, deren jede unter den Zuschauern ihre Partei hatte. Domitian fügte noch die goldene und purpurne hinzu, welche indeß nicht lange bestanden zu haben scheinen. Diese Faktionen erregten oft stürmische Auftritte, besonders werden die Grünen und Blauen häufig in Epigrammen genannt. Gewöhnlich wurden 25 Rennen nach einander aufgeführt, bisweilen noch mehr. Die Renner, gewöhnlich von den besten Rassen, wurden zu keinen anderweitigen Verrichtungen gebraucht und lange zuvor eingeübt. Besonders mußte das Roß der linken Seite wegen der Wendung um die Meta gut dressirt sein, wie auch hier hauptsächlich die Kunst des Wagenlenkers (agitator) sich zeigte. Errang ein Agitator einen Vorsprung, so konnte er sich von der Spina entfernen und an der Meta seine Wendung mit desto größerer Sicherheit ausführen, weil er den Verlust doch immer wieder einbrachte. Die circensischen Wagenlenker trieben nur dieses Geschäft und waren anfangs größtentheils Sklaven. Erst später ward das Lenken des Wagens noble Passion, und selbst Kaiser, z. B. Nero, Domitian, Commodus, Caracalla, Heliogabal, traten als Agitatoren auf. Jedes Rennen bestand in sieben Umläufen (s. Cirkus). Wessen Gespann nach der siebenfachen Umkreisung nur um einen Schritt oder einen Fuß früher an der Linie, wo das Rennen begonnen hatte, angelangt war, als die übrigen, der trug den Preis davon, der in Palmen und Kränzen bestand, womit die Sieger geschmückt wurden. Doch konnten sich diese circensischen Preise an Ehren nicht mit den olympischen messen, verwandelten sich auch in der spätern Zeit in eine Geldbelohnung. Das letzte oder 25. Rennen hieß Missus aerarius, weil es ursprünglich mit Sammelgeld bestritten ward. Ueberstieg man die Zahl der 25 Rennen, so beschränkte man die der Umläufe um die Meta auf fünf; bisweilen erhöhte man auch die Zahl der zu einem Missus nöthigen Wägen. Augustus führte statt des Zwei-, Drei- und Viergespanns das Sechsgespann ein; in der Folge kamen auch Gespanne von Hirschen und anderen Thieren vor. Dem Wagen pflegte ein Reiter voranzusprengen, genau gekleidet wie der Wagenlenker, man weiß nicht, ob als Ersatzmann. Außer dem Cursus equorum finden wir folgende Schaustücke, um welche im Verlauf der Zeit die circensischen Spiele vermehrt worden waren: gymnische Spiele, wie Laufen, Ringen und Faustkampf; eine Art Turnier (ludus Trojae), ein Scheingefecht zu Pferde; Thierhetzen, die jedoch nach Erbauung der Amphitheater (besonders nach Cäsars Zeit) seltener im Cirkus aufgeführt wurden; Gladiatorenkämpfe, entweder Mann gegen Mann, oder Schar gegen Schar (Cäsar ließ je 300 Reiter, je 500 Fußkämpfer, je 20 Elefanten mit einander kämpfen); militärische Evolutionen und Manöver, von jungen Bürgern (je 60 und mehr gegen einander) ausgeführt, schon zur Zeit der Punischen Kriege üblich und noch unter Hadrian beliebt; endlich die Sechsmännerspiele beim Marsfest (seit August), ausgeführt von den ▮ Turmen der Ritterschaft. — Zur Zeit der Republik gewann mancher Ehrgeizige das souveräne Volk durch Spiele des Cirkus; in der Hand der Kaiser waren sie vollends ein Mittel, um es von aller Politik abzuziehen. »Duas tantum res anxius optat, panem et circenses!« (es verlangt nur nach zwei Dingen: nach Brod und circensischen Spielen) grollt Juvenal. Man eilte schon um Mitternacht nach dem Cirkus, um noch Freiplätze zu finden. Auch in den Provinzen fanden die circensischen Spiele bald Eingang. So erbaten einst die Trevirer, nachdem ihre Stadt zerstört worden, vom Kaiser nichts angelegentlicher als Cirkusspiele, und zu Alexandria wie zu Antiochia in Syrien kam es zwischen den verschiedenfarbigen Faktionen nicht selten zu blutigen Auftritten. Es erhielten sich diese circensischen Spiele noch lange nach der Kaiserzeit, am längsten die Wagen- und Pferderennen; ja noch 1204 sah man dergleichen von den Venetianern nach der Eroberung Konstantinopels in dem dortigen Hippodrom aufführen. Thier- und Menschenhatzen scheinen, jedoch ohne die Pompa circensis, noch in den Zeiten Theodorichs stattgefunden zu haben. Das siegende Christenthum machte dem Unwesen als öffentlicher Festfeier allmählich ein Ende. Die bildenden Künste brachten Scenen aus den circensischen Spielen auf die vielfachste Weise zur Anschauung, besonders finden sich Wagen- und Pferderennen häufig auf Basreliefs, Lampen, geschnittenen Steinen, Münzen ꝛc.; die Wettrennen auf Vasen gehören mehr dem griechischen Hippodromos an.

Circipaner, ein Stamm der Slawen, der zwischen Elbe, Oder und Ostsee, im 11. und 12. Jahrh. aber nur noch in einem Theil von Vorpommern und Mecklenburg wohnte.

Circiter (lat.), ungefähr, etwa.

Circitores (Circuitores), diejenigen, welche bei den römischen Lagern nachts die Wachen zu besichtigen hatten, gewöhnlich ausgewählte Reiter, später eine besondere Abtheilung Soldaten. Auch s. v. w. Circatores.

Circleville (spr. sörkilwil), Hauptstadt der Grafschaft Pickaway im nordamerikan. Staat Ohio, am Scioto-River und dem ihn kreuzenden Ohiokanal, südlich von Columbus an der Cincinnati-Zanesville-Bahn, mit mehreren Kirchen, einer Akademie und (1870) 5407 Einw., ist Mittelpunkt einer reichen Ackerbaulandschaft und treibt lebhaften Handel. Der Ort ward 1810 auf einem alten Festungswerk angelegt.

Circuit (engl., spr. sörkit; vom lat. circuitus, »Umkreis«), im engl. Gerichtswesen die Rundreise, welche jeder Richter der Obergerichte in Westminster

Hall viermal im Jahr zur Abhaltung von Geschwornengerichten in den Grafschaftshauptstädten zu machen hat; dann Bezeichnung der (acht) Kreise, in welche England und Wales zerfällt, und in deren je einem die Rundreise von den Richtern abwechselnd gemacht wird. Mit verschiedenen Modifikationen ist diese Einrichtung auch in mehreren Staaten Nordamerika's (z. B. Massachusetts) eingeführt worden, und die Union selbst ist in neun Circuits eingetheilt, in deren jedem ein Richter des Obergerichts aus Washington und ein eigenes Gericht (Circuit-Court) seinen Sitz hat.

Circuitores, s. Circitores.

Circulātor (lat.), Marktschreier; in der kathol. Kirche derjenige Geistliche, welcher die Kirchen zu visitiren hat, jetzt Ruraldekan; in der protestantischen Kirche s. v. w. Kircheninspektor.

Circŭlus (lat.), Kreis; c. aequinoctialis, Aequator; c. horarius, Stundenkreis; c. in demonstrando, probando, Trugschluß (s. d.), wobei man sich durch eine Petitio principii im Kreis bewegt; c. meridionalis, Mittagskreis; c. parallelus, Parallel-, Breitenkreis; c. tropicus, Wendekreis; c. vitiosus, Kreisschluß.

Circumcelliones (lat.), um die Hütten Streifende; dann s. v. w. Agonistiker, Flagellanten; überhaupt Landstreicher.

Circumcisio (lat.), s. Beschneidung; Circumcisionis festum, Fest der Beschneidung Christi; circumcisi, Beschnittene.

Circumdedĕrunt me (lat., »sie umstanden, umgaben mich«), der Sonntag Septuagesimä vom Introitus (17. Psalm).

Circumstantia (lat.), s. Cirkumstanz.

Circus, s. Cirkus.

Cirencester (spr. ßeirĕnßeßt'r od. ßiſſitĕr), Stadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Gloucester, am Fluß Churn, mit einer prächtigen, im 15. Jahrh. erbauten Kirche (St. Johanniskirche), mehreren Bethäusern, einer großen Tuch- und Teppich- sowie einer Messerfabrik (besonders für Gerbermesser), Brauereien und (1871) 7681 Einw. In der Nähe ein von einer 6 Meter hohen Mauer umgebenes römisches Amphitheater, 57 und 39 Meter im Durchmesser, sowie Oakley Park, der Sitz des Earl Bathurst, und eine sehr gerühmte landwirtschaftliche Lehranstalt mit 716 Morgen Versuchsfeldern, einem botanischen Garten ꝛc. C. ist das alte Corinium oder auch Durocornovium der Römer, zu deren Zeit hier drei Straßen zusammenstießen. Sachsen und Dänen verhängten so häufige Verheerungen über die Stadt, daß sie jetzt kaum noch ein Viertel der alten Größe hat. Im Mittelalter war daselbst eine Abtei.

Cirey (spr. ßirē), 1) Dorf im franz. Departement Obermarne, Arrondissement Vassy, an der Blaise, mit 595 Einw. In dem schönen Schloß daselbst hat Voltaire mehrere Jahre lang gewohnt. — 2) Ort im franz. Departement Meurthe-et-Moselle, nahe der Quelle der Vezouse, Endstation der von Avricourt kommenden Eisenbahn, mit Eisenminen, bedeutender Glasmanufaktur, Papiermühle und (1872) 2347 Einw.

Ciris, Titel eines lat. Gedichts, welches die Geschichte von dem Verrathe der megarischen Königstochter Scylla an ihrem Vater Nisus und ihrer Verwandlung in den Vogel C. behandelt; wird (wiewohl mit Unrecht) dem Virgil zugeschrieben. Es ist abgedruckt in den Virgilischen Analekten und in den »Poëtae latini minores« von Wernsdorf, übersetzt mit Virgils Feldbaugedichten ꝛc. von Leonh. Karl (Würzb. 1853). Vgl. Beck, De Ciri (Kob. 1839); Schwabe, In Ciris observationes (Dorpat 1871).

Cirkassier, Volk, s. v. w. Tscherkessen (s. d.).

Cirkel und Zusammensetzungen, s. Zirkel; vgl. Kreis.

Cirknitz, s. Zirknitz.

Cirkuition (lat.), Redeumschweif, Umschreibung; Cirkuiter, ein Umherziehender, Hausirer.

Cirkulär (lat., n., Cirkularschreiben, Circulär, Circulair), Rundschreiben, Umlaufschreiben, Zuschrift an mehrere über einen und denselben Gegenstand, welche entweder nur in Einem Exemplar nach der Reihe allen Betheiligten, meist aber, durch Druck ꝛc. vervielfältigt, jedem besonders zugeschickt wird; cirkuliren, in Umlauf sein, die Runde machen.

Cirkularpolarisation, s. Polarisation.

Cirkulation (lat.), Kreislauf, Umlauf, z. B. des Geldes, des Kapitals, des Bluts ꝛc.; in der Chemie eine früher häufig in Anwendung gekommene Operation, eine Art Digestion, bei welcher mittels eines hierzu eigens konstruirten Apparats, Pelekan genannt, die durch die Wärme verdunstete Flüssigkeit wieder kondensirt wurde und beständig auf die zu digerirende Substanz zurückfloß. Man benutzt gegenwärtig zu demselben Zweck einen Kolben oder eine Retorte mit angefügtem Kühlapparat, welcher aber nicht, wie bei der Destillation, die verdichteten Dämpfe von dem Destillationsgefäß fort-, sondern wieder in dasselbe zurückleitet.

Cirkumcentrisch (lat.), rings ums Centrum.

Cirkumduktion (lat.), Hintergehung.

Cirkumferénz (lat.), Umfang, Umkreis.

Cirkumflex (lat., »herumgebogen«), in der griech. Grammatik das gewundene Tonzeichen (ˆ), das nur über einer von Natur langen und zwar letzten oder vorletzten Silbe stehen kann, entstanden aus dem Verein von Akut (Zeichen des Hochtons ´) und Gravis (Zeichen des Tiefstons `). Der franz. Accent circonflexe (ˆ) ist nur noch Längezeichen und soll entstanden sein, indem man die zwei Buchstaben, die man schrieb, um die Länge des einen Lauts anzudeuten, verband: aus prestre ward prêstre, prêtre (Priester).

Cirkumfluénz (lat.), Umflutung, Umfließung.

Cirkumgyration (lat.-griech.), Umkreisung; Drehkrankheit, Schwindel.

Cirkumjacént (lat.), umliegend.

Cirkumlokution (lat.), Umschreibung, Paraphrase.

Cirkumluvion (lat.), Ueberschwemmung, Umwässerung.

Cirkummeridianhöhen der Gestirne, diejenigen Sternhöhen, welche man in der Nähe des Meridians gemessen hat, und die nur wenig von den größten, im Meridian selbst stattfindenden Höhen differiren. Man leitet aus ihnen die wahre Meridianhöhe sehr einfach und leicht durch Rechnung ab. Der praktische Astronom braucht sie auf der See, wo man den Instrumenten keinen festen Standpunkt geben und deshalb die wahre Meridianhöhe nicht direkt ermitteln kann, aber auch auf dem festen Land, wenn mehrere Beobachtungen solcher Höhen in kurzer Zeit gesammelt werden sollen. Die C. dienen besonders zur Bestimmung der geographischen Breite oder Polhöhe der Beobachtungsorte; s. Breite.

Cirkumnavigation (lat.), Umschiffung; cirkumnavigabel, umschiffbar.

Cirkumpolär (lat.), in der Umgebung des Pols befindlich, z. B. Cirkumpolarsterne.

Cirkumpolarsterne, diejenigen Sterne, welche sehr nahe bei einem Pol des Aequators stehen, insbesondere Sterne, welche weniger als 1° vom Polarstern entfernt sind, diesen selbst eingeschlossen; auch alle nicht untergehenden Sterne, z. B. alle Sterne des kleinen Bären. Der Astronom braucht die C. zur Bestimmung der Polhöhe und des Sterntages, zur Verbesserung der Fehler an astronomischen Instrumenten und zur Prüfung ihrer Stellung.

Cirkumskribiren (lat.), umschreiben, paraphrasiren.

Cirkumskript (lat.), umschrieben; in der Medicin s. v. w. deutlich begrenzt, z. B. cirkumskripte Geschwulst, im Gegensatz zu diffuser, verschwommener, nicht deutlich umgrenzter Geschwulst. Cirkumskription (lat.), Umschreibung, Paraphrase; Umgrenzung.

Cirkumskriptionsbullen (lat.), eigentlich Vereinbarungen zwischen dem römischen Stuhl und den weltlichen Regenten über Errichtung, Begrenzung und Eintheilung der Diöcesen, Einrichtung und Dotation der bischöflichen Kirchen und Kapitel; dann auch päpstliche Erlasse, welche die Verfassung der Kirche und deren Verhältnis zum Staat betreffen oder, wo sie mit Konkordaten verbunden sind, nähere Ausführungen oder Beilagen zu denselben bilden. Aus der neuesten Zeit sind fünf solcher C. zu erwähnen: die von Papst Pius VII. 1. April 1818 für Bayern erlassene Bulle Dei ac Domini nostri; die von Pius VII. 16. Juni 1821 für Preußen erlassene De salute animarum; die Leo's XII. vom 26. März 1824 für Hannover Impensa Romanorum pontificum sollicitudo; die von Pius VII. 16. Aug. 1821 erlassene Bulle Provida solersque und die Leo's XII. vom 11. April 1827 Ad dominici gregis custodiam, welche beide die oberrheinische Kirchenprovinz betreffen. Vgl. Konkordat.

Cirkumspektion (lat.), Vor-, Umsicht, Behutsamkeit; cirkumspiciren, allseitig beschauen, betrachten, erwägen.

Cirkumstanz (lat. circumstantia, Mehrzahl Cirkumstantien), Umstand, Bewandtnis; circumstantiae variant rem, Umstände verändern die Sache; cirkumstantiell, von den Umständen abhängig; cirkumstantiiren, mit allen Umständen darstellen, beschreiben, detailliren.

Cirkumvallationslinien, bei Belagerungen eine Kette von Verschanzungen, mit welchen der Angreifer die Festung zu umgeben pflegte, um einem von außen kommenden feindlichen Entsatz vorzubeugen. Die C. haben seit den Kriegen des Alterthums bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts Anwendung gefunden, zuletzt nachweislich bei der Belagerung von Charleroi 1746. In dem enormen Umfang, den diese Verschanzungen naturgemäß haben mußten, lag auch ihre Schwäche. Die einzelnen Theile derselben konnten immer nur schwach besetzt werden und vermochten darum einen kräftigen Entsatzversuch selten aufzuhalten, wie z. B. in der Schlacht von Turin 7. Sept. 1706. Im Gegensatz zu den C. wurden Contravallations- oder innere C. zum Schutz gegen Ausfälle und Durchbruchsversuche der Belagerten angelegt; ihre allgemeine Anwendung hat seit Erfindung der Parallelen durch Vauban aufgehört, doch wird man sie einer starken und thatkräftigen Besatzung gegenüber in modificirter Form noch gegenwärtig anlegen müssen, wie es z. B. im deutsch-französischen Krieg bei den Belagerungen von Metz und Paris in der That geschah.

Cirkumvalliren (lat.), umschanzen.

Cirkumveniren (lat.), umgeben, umringen; hintergehen, überlisten; Cirkumvention, Umgehung; Hintergehung.

Cirkumversion (lat.), Umdrehung.

Cirkumvolution (lat.), Umwickelung, Umwälzung; Windung, z. B. des Gehirns.

Cirkus (lat. Circus), Kampfspielplatz in Rom, ursprünglich für Roß- und Wagenrennen, später für alle Arten der circensischen Spiele bestimmt. Unter den ersten Königen mag das Marsfeld (s. d.) diesen Zwecken gedient haben; Tarquinius I. erbaute aus der im Krieg mit den Latinern gewonnenen Beute den später so berühmten Circus maximus (s. unten); Republik und Kaiserzeit sahen mehrere dergleichen entstehen. Der römische C. war, wie der Hippodromos (s. d.) der Griechen, oben offen und von länglich-runder Gestalt, eine halbe Ellipse darstellend, aber weniger breit als jener, weil nur vier Wagen neben einander ausfuhren. Ein dreifaches Stockwerk von Bogenwölbungen diente als Unterbau, auf dem sich zunächst für Kaiser und Senat die unterste, steinerne Sitzreihe (podium) erhob, die mit einem Geländer versehen war. Auch einen »Ritterrang« gewährte die Monarchie, zunächst über dem Podium. Die äußere Einfassung des C. bildete eine Säulenhalle (porticus), welche theils zur Zierde, theils zum Obdach der Zuschauer bei eintretendem Regenwetter diente. Hier waren (zwischen Boutiquen hindurch) die Ein- und Aufgänge zu den Sitzplätzen. Als feierlicher Eingang, z. B. für Triumphirende, scheint nur ausnahmsweise ein großes Thor in der Rundung des C. gedient zu haben, wenn sie gerade von der entsprechenden Seite kamen, wie z. B. Nero. Das Ende des regelmäßigen Eingangs hatte in der Mitte das Thor für die Procession mit Götter- und anderen Bildern, wie sie als Einleitung für manche Spiele im C. nöthig war, zur Rechten und Linken desselben je sechs mit Schranken geschlossene Thore für die rennenden Wägen. Die Eingangsseite, welche die Carceres enthielt, bildete am C. des Caracalla (besser: Marentius) keine gerade Linie, sondern eine Kurve, so daß die Thore zunächst rechts an den Metä am meisten zurück, die weiter abgelegenen mehr nach vorn standen, wodurch offenbar der Unterschied der Bahnen ausgeglichen werden sollte, welche die Wägen zurückzulegen hatten. Daß die Wägen auf der rechten Seite der Metä hinauf und auf der linken hinunter fuhren, kann man für alle römischen Cirkusse unbedingt annehmen. Den Nachtheil, der beim Wettfahren von 8 oder 12 Wägen diejenigen traf, die sich ein Auslaufsthor links vom Processionsthor erloost hatten, also zunächst mit halber Wendung nach rechts ausfahren mußten, auszugleichen, hatte man kein Mittel; indeß war er, da z. B. der C. des Marentius bei einer Länge von 554 nur eine Breite von 16 Meter zeigt, nicht so bedeutend. Jeder Wagenschuppen faßte eine Quadriga und ein fünftes Roß und war von den benachbarten durch einen Zwischenpfeiler getrennt, welcher an seiner Front mit einer Herme geschmückt war. Das Zeichen zum Anfang des Rennens (vielleicht auch die Preise) gab der Vorsitzende von einem über den Carceres befindlichen Balkon aus. An beiden Enden derselben erhoben sich Thürme, wie sie am C. des Marentius noch jetzt erhalten sind. Die sämmtlichen Gafterflügel waren durch ein einziges Seil

verschlossen und sprangen zugleich auf, sobald jenes auf ein Zeichen von oben herniedergelassen war. Wenn die Wägen die Bahn siebenmal durchmessen hatten, war Sieger, wer beim siebenten Rücklauf zuerst über eine noch am Eingang auf dem Boden mit Kreide markirte Linie fuhr. Um die Richtung des Laufs zu bestimmen, waren sowohl zu Anfang als zu Ende des zu durchmessenden Raums je drei Regelsäulen (metae) auf einem Unterbau aufgestellt und zwischen diesen beiden Zielen, vielleicht erst seit Anfang der Kaiserzeit, durch die ganze Länge der Bahn eine niedrige Mauer gezogen, welche mit einem (zuletzt zwei) Obelisken, Säulen, Götterbildern (Kybele auf dem Löwen, Viktorien ꝛc.) und kleinen Heiligthümern besetzt war und volksthümlich den Namen Spina führte. Ihre Länge beträgt beim C. des Marentius 272 Meter, ihre Breite in der Mitte 6,5 Meter. In früheren Zeiten scheint sie, wie auch die beiden Metä, von Holz und erst unter den Kaisern von Stein aufgeführt worden zu sein. Die Spina im C. des Marentius nimmt eine beträchtlich schiefe Richtung und zwar so, daß an ihrem Anfang rechts, wo das Wettrennen begann, der Raum der Arena breiter war als an ihrem Ende; so war den beim Ablauf noch großentheils nebeneinander fahrenden Wägen möglichst viel Raum gelassen. Auch war hier ein Säulengerüst mit 7 Delphinen und ein anderes mit 7 Eiern (dies seit 174 v. Chr.) angebracht, um sich über den Fortschritt des siebenfachen Umlaufs jederzeit orientiren zu können. Die ersteren bezogen sich auf den Kult des Poseidon, die letzteren auf Kastor und Pollux. Mit der politischen Entwickelung des römischen Lebens trat manche Veränderung in der Einrichtung und Benutzung des C. ein. Stets aber war der C. der Platz, auf welchem sich die römische Welt in ihrer Lebendigkeit, von ihrer heitersten Seite und in der großartigsten Pracht zeigte. Die berühmtesten Cirkusse in Rom waren folgende: der C. des Caracalla (scheint aber, ein Jahrhundert jünger, von Maxentius herzurühren), der einzige in Rom, von welchem sich noch deutlich erkennbare Trümmer erhalten haben, lag außerhalb der Porta capena (jetzt Porta San Sebastiano). Sein Obelisk schmückt seit 1651 die Piazza Navona. Der C. des Flaminius war nach dem Circus maximus der älteste (220 v. Chr.) und erstreckte sich von der »Burg« des Kapitols nach W. Augustus machte ihn einst als Naumachie zum Schauplatz einer Krokodilsjagd. Der C. maximus hieß im Volksmund schlechthin Circus und gab der 11. Region (zwischen Palatinus und Aventinus) den Namen. Seine Gründung wird auf den Kloakenerbauer Tarquinius Priscus zurückgeführt, der wohl hier Spiele ermöglichte durch Trockenlegung des Platzes; 328 v. Chr. wurden die ersten Carceres (s. Carcer) errichtet. Die Länge dieses C. betrug 640 Meter (3⅓ Stadien), die Breite 130 Meter. Cäsar umgab die Bahn zu noch größerer Sicherheit der Zuschauer gegen etwaige Angriffe von wilden Thieren mit einem 3 Meter tiefen und ebenso breiten Kanal (euripus). Der ganze Umfang dieses C. betrug 1472 Meter (8 Stadien), und 150,000, nach Plinius 250,000 Zuschauer fanden darin Platz. Augustus schmückte die Spina zwischen den beiden Meten (wie es scheint, an Stelle eines Mastbaums, der bis dahin in der Mitte stand) mit einem großen der Sonne geweihten Obelisk aus Aegypten und führte das Pulvinar (s. d.) auf der Spina neu auf. Kaiser Claudius ließ die Carceres von Marmor (statt Tuffstein) und Metä von vergoldeter Bronze (statt hölzerner) errichten, und auch durch Nero, Domitian, Trajan u. a. erhielt dieser C. Bereicherung. Der C. des Nero (auch C. des Caligula und Vatikanischer C. genannt), von Caligula begonnen, von Nero vollendet, lag in Agrippina's Gärten auf dem Vaticanus und hatte einen großen Obelisk, der jetzt vor der Peterskirche steht. Außer Rom hatten noch viele andere Städte, selbst außerhalb Italiens, wie Athen, Jerusalem u. a., ihre Cirkusse; namentlich aber hatte Aegypten solche von ungeheurem Umfang. Später gab es in mehreren Städten Italiens cirkusartige Räume für Ballspiel; ein noch gut erhaltener findet sich zu Perugia. Jetzt werden dergleichen Gebäude nur noch für Kunstreiter errichtet. Der ausgezeichnetste dieser Art ist der Cirque olympique in den Elysäischen Feldern zu Paris, von Hittorf errichtet, mit Raum für 6000 Personen. Neben ihm besteht der Hippodrôme, der ausschließlich zur Aufführung großer Reitergefechte, militärischer Episoden, Kämpfe mit wilden Thieren u. dgl. bestimmt ist. Außer Wien hat auch Berlin in neuerer Zeit einen ganz massiven C. in maurischem Stil von prachtvoller Ausstattung erhalten. An seine Arena stößt ein Theater, dessen Bühne 25 Meter breit und 20 Meter tief ist; der Zuschauerraum faßt 2500 Personen. In Spanien hat jede ansehnlichere Provinzialstadt ihren C. für Stiergefechte; doch sind diese Bauten, selbst der große zu Madrid, der 12,000 Zuschauer faßt, in architektonischer Beziehung ohne Bedeutung.

Circo (sp. tschi-), Stadt im Kreis Cotrone der ital. Provinz Catanzaro (Kalabrien), am gleichnamigen Fluß, 4 Kilom. vom Jonischen Meer auf der Höhe über der Punta dell' Alice (Crimisa) gelegen, hat ein Seminar und (1871) 5038 Einw., welche starken Sardellenfang treiben. Der Ort litt 1832 sehr durch ein Erdbeben.

Cirometer (griech., der »Wollmesser«), s. Wolle.

Cirque olympique (franz., m., spr. sirk olängpihk), Theater in den Elysäischen Feldern von Paris (s. Cirkus und Paris).

Cirrhiform (lat.), rankenförmig, rankig.

Cirrhus (lat., besser Cirrus), s. v. w. Ranke (s. d.).

Cirripedia (Rankenfüßer), Ordnung der Krebsthiere (s. d.).

Cirrus (lat., »Locke«), in der Botanik s. v. w. Ranke (s. d.). In der von Howard aufgestellten Theorie der Wolkenbildung ist C. die erste seiner drei Wolkengestalten, die ihren Namen von den zarten, baum- oder lockenartig verzweigten Fasern hat, die bald parallel, bald verwirrt laufen und die höchsten Regionen einnehmen. Als Uebergangsbildungen zu den beiden anderen Wolkengestalten führt Howard an: Cirro-cumulus, die federige Haufenwolke, und Cirro-stratus, die federige Schichtwolke; s. Wolke. In neuester Zeit hat man gefunden, daß der C. bezüglich der Häufigkeit seines Auftretens in der Atmosphäre in einer innigen Abhängigkeit von der Zahl der Sonnenflecke steht.

Cirsium *Tournef.* (Kratzdistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde oder zweijährige Kräuter in allen Theilen der Erde, besonders in dem gemäßigten Europa und Asien, von den echten Disteln (Carduus) durch die federigen Samenkronen unterschieden, mit herablaufenden, meist dornigen Blättern und rothen oder blaßgelben Blüten. Von C. oleraceum *Scop.* (Cnicus oleraceus *L.*, Kohldistel), mit stechend gewimperten,

fiederspaltigen Blättern und gelblichweißen Blüten, überall in Europa und Sibirien auf nassen Wiesen und an Gräben, öfters 1—1,5 Meter hoch, werden die jungen Blätter, mit anderem Gemüse vermischt, genossen. C. **arvense** *Scop.* (Ackerdistel, Haferdistel), mit lanzettförmigen, fiederspaltigen, dornigen Blättern und rispenartigen, rothen Blüten, wächst in Europa, Asien und Amerika als Unkraut im Getreide, 60—90 Centim. hoch und war früher unter dem Namen Herba et Flores Cardui haemorrhoidalis gegen Unterleibsstockungen im Gebrauch. Die Samenkronen stopft man in Kissen und Polster. Die Pflanze gibt jung ein vortreffliches Viehfutter ab. C. **palustre** *Scop.* (Sumpfdistel), mit ganz herablaufenden, doppelt-fiederspaltigen Blättern, woran die Lappen lanzettförmig und am Ende mit einem Dorn versehen sind, traubenartigen, am Ende der Zweige gehäuften, purpurrothen Blüten und purpurrothem Stengel, ist gemein auf nassen Wiesen durch ganz Europa und wird im Norden jung als Gemüse genossen. Von C. **lanceolatum** *Scop.* (Wegdistel), mit rauhen, zweimal fiederspaltigen, unten mit einem fiederförmigen, stacheligen Lappen versehenen Blättern und purpurrothen oder weißen Blüten, überall in Europa, Asien und Amerika an Wegen und Zäunen um die Dörfer, sind die geschälten Stengel im Frühjahr eßbar. Von C. **eriophorum** *Scop.*, einem zweijährigen Gewächs auf Gebirgen im südlichen Europa, auch in Deutschland, mit 1—1,5 Meter hohem, weichhaarigem Stengel, wechselständigen, oberseits lebhaft grünen, zottigen, ziemlich scharfen, unterseits weichen, weißlichfilzigen Blättern mit auf- und abwärts gerichteten, am Grund und an der Spitze langstacheligen Lappen, großen, schön röthlichen, an der Spitze der Zweige stehenden und von den obersten Blättern umgebenen Blüten mit kugelrundem, großem Hüllkelch, waren die Blätter früher als Herba Cardui eriocephali officinell; die jungen Triebe und der unentfaltete Blütenboden sind genießbar.

Cirta, Stadt der alten Massilier, im Binnenland Numidiens, einst Hauptstadt und Residenz des Masinissa und seiner Nachfolger, dem Kaiser Konstantin zu Ehren Constantina umgetauft; das heutige Konstantine (s. d.) in Algerien.

Cis (lat. Präposition), diesseit, wird häufig Namen von Meeren, Flüssen, Bergen vorgesetzt, z. B. cisrhenanisch, diesseit des Rheins; cisalpinisch, diesseit der Alpen; cisleythanisch, diesseit der Leytha; Gegensatz trans.

Cis (franz. ut dièse), der durch ein Kreuz um einen halben Ton erhöhte Ton c, die zweite Stufe der modernen diatonisch-chromatischen Skala, in unserem temperirten Tonsystem mit dem Ton Des zusammenfallend. Cis dur, diejenige unserer Durtonarten, welche C. zum Grundton hat. Sie wird mit 7 Kreuzen am Schlüssel (vor c, f, d, g, e, h, a) notirt, kommt aber als selbständige Tonart selten vor, sondern es wird statt ihrer gewöhnlich das nur enharmonisch davon verschiedene, in Hinsicht auf Vorzeichnung einfachere Des dur gebraucht. Im von C aufsteigenden Quintenzirkel bildet sie die achte Tonart. Cis moll, die Molltonart auf C. als Grundton, die Parallele der E dur-Tonart, mit der sie gleiche Vorzeichnung am Schlüssel, nämlich 4 Kreuze (vor f, c, g und d) hat.

Cisa, eine suevische Göttin, nach welcher Augsburg, ehe die Römer kamen, Cisaris hieß. Das ihr hier gefeierte fröhliche Fest fiel auf den 28. Sept., mochte also der gnädig verliehenen und glücklich eingebrachten Ernte gelten.

Cisalien (franz. cisailles), zerschnittene oder abgeführte Münzen, wohl auch Münzen mit verdorbnem Gepräge, welche durch Versetzen oder Vergreifen ins Publikum kamen und umgeschmolzen werden.

Cisalpinisch, Name der Länder, welche für die Römer diesseit der Alpen lagen.

Cisalpinische Gerichtsordnung, die Proceßordnung für das 49 n. Chr. dem römischen Reich einverleibte Gallien, existirt nur in einem unbedeutenden Bruchstück auf einer 1760 in den Ruinen von Telleja aufgefundenen ehernen Tafel, welche gegenwärtig im Museum zu Parma aufbewahrt wird.

Cisalpinische Republik, der 28. Jan. 1797 vom General Bonaparte proklamirte, aus der Cis- und Transpadanischen Republik gebildete und von Oesterreich im Frieden von Campo-Formio anerkannte italienische Staat, umfaßte die Lombardei mit Mantua, Bergamo, Brescia und Cremona, Verona und Rovigo, das Herzogthum Modena, die Fürstenthümer Massa und Carrara und die Legationen Bologna, Ferrara und Mesola nebst der Romagna, seit dem 22. Okt. d. J. auch noch das Veltlin, Worms (Bormio) und Cläven (Chiavenna) vom Kanton Graubünden, im ganzen einen Flächenraum von 771 QMeilen mit 3⅛ Mill. Einw. Sitz des Direktoriums und der Gesetzgebenden Versammlung, eines Raths der Alten von 80 und eines Großen Raths von 160 Mitgliedern, war Mailand. Die 20,000 Mann zählende Armee war französisch und stand im Sold der Republik. Im März 1798 wurde die neu geschaffene Republik durch einen Defensiv-, Offensiv- und Handelstraktat eng an das französische Interesse geknüpft. 1799 durch die Siege der Russen und Oesterreicher aufgelöst, von Bonaparte 1800 nach seinem Sieg bei Marengo wieder hergestellt, erhielt sie eine neue Verfassung, indem ein Rath (Consulta) von 50 Mitgliedern und eine vollziehende Behörde (Governo) von 9 Mitgliedern eingesetzt ward. Seit dem 6. Sept. d. J. durch Hinzufügung des novaresischen und tortonesischen Gebiets vergrößert, ward sie im Lüneviller Frieden von Oesterreich aufs neue anerkannt, nahm 25. Jan. 1802 den Namen italienische Republik an, wählte Bonaparte zu ihrem Präsidenten und Franz Melzi d'Erile zum Vicepräsidenten und wurde in 13 Departements eingetheilt, erreichte aber ihr Ende, als 17. März 1805 der Kaiser Napoleon I. die ihm von einer Deputation der Republik überreichte Krone des Königreichs Italien annahm.

Cisalpinisches Gallien, s. Gallien u. Italien.

Ciseliren (franz.), im allgemeinen das künstlerische Bearbeiten der Metalle durch scharfe Instrumente (Grabstichel, Meißel, Feilen), welches zur letzten Vollendung der durch Metallguß verfertigten Werke dient (s. Gießerei). Im engern Sinn versteht man darunter die Darstellung erhabener Figuren in Silber- oder Goldblech, die durch Punzen und Hammer getrieben und durch den Grabstichel vollendet werden; s. Getriebene Arbeit.

Cisio-Janus, vor Einführung unserer heutigen Kalender die lateinischen Verse, aus denen man die Folge der wichtigsten Tage eines jeden Monats erkannte. Da man früher das Datum meist nach Festen und besonders Heiligentagen zu bestimmen pflegte, so hatte man die wichtigeren derselben in jedem Monat in eine Art lateinischer Hexameter gebracht, aus

denen ſich ihr Tag leicht erkennen ließ. Man ordnete nämlich in je zwei Herametern die Namen der wichtigſten Feſte und Heiligen ſo, daß jede Silbe der beiden Verſe einen Tag bezeichnete und der Name ſelbſt mit derjenigen Silbe begann, welche die Tagezählung des Monats erforderte. So bedeutete das Wort Cisio ſoviel wie Circumcisio Christi, während der Name Janus anzeigte, daß dieſes Feſt auf den 1. Jan. falle. Nicht nur die Beſchaffenheit des Versmaßes erforderte eine ſolche Abkürzung, ſondern auch der Umſtand, daß jede Silbe einen Monatstag bezeichnete und daher ſchon die ſechste Silbe das auf den 6. Jan. fallende Feſt der Erſcheinung Chriſti andeuten mußte. Als Abkürzung für Epiphania fügte man daher ſogleich die Silben Epi und, da ſolche Abkürzungen an ſich nicht verſtändlich waren, oberhalb der Verſe die Ergänzungen hinzu. Ein von Ph. Melanchthon verfaßter C. beginnt alſo:

Cisio Janus Epiphaniis dic dona Magorum,
Vincit orans Agnes, nova Paulum lumina vertunt.

Ein C., wo jedes Wort einen Tag bedeutet, beginnt:

Jeſus das Kind ward beſchnitten,
Drey König von Orient kamen geritten,
Und opferten dem Herrn lobeſan,
Antonius ſprach zu Sebaſtian,
Agnes iſt da mit Paulus geweſen,
Wir ſollen auch mit geneſen; ꝛc. ꝛc.

Noch im Anfang des 17. Jahrh. findet man den Namen eines Kalenderheiligen ſtatt des Datums in Urkunden angegeben, und bis dahin wurde auch der C. in den Schulen auswendig gelernt und erklärt. Obgleich Ph. Melanchthon demſelben mehr Geſchmack zu geben verſucht hatte, ſo legte man doch den ältern C. wegen der größern Heiligenzahl immer von neuem auf. So erſchienen: »Lucae Losii Cisio-Janus, h. e. Calendarium Syllabicum« (Wittenb. 1551; wiederholt in deſſen Katechismus, Frankf. 1563) und »Chytraei Chronologia« (Helmſt. 1586, Roſt. 1592). Zu Anfang des 18. Jahrh. wurde der C. vom Kalender verdrängt.

Cisium (lat.), bei den Römern ein leichter Wagen mit zwei Rädern, unſerem Kabriolet ähnlich und gewöhnlich wohl zweiſpännig.

Ciskaukaſien, eine von den Römern herrührende Bezeichnung für das Land nördlich vom Kaukaſus (im Gegenſatz zu Transkaukaſien); es umfaßt das heutige europäiſch-ruſſ. Gouvernement Stawropol und das im Oſten des Aſow'ſchen Meers gelegene Gebiet der Tſchernomoriſchen Koſaken und wird vom Terek, Kuma, Kalauß und Kuban durchfloſſen. Mit Ausnahme des mittlern Theils vom Nordabfall des Kaukaſus, wo das Gebiet bis zum Hauptkamm des Gebirges reicht, iſt das Land ganz den Salzſteppen der Wolga ähnlich und hat hier und da auch Salzſeen und Salzſümpfe; nur ein kleiner Theil iſt Hügelland, ein noch kleinerer Gebirgsland. Ueber $^2/_3$ des Bodens ſind völlig unbrauchbar und andere $^1/_3$ nur Weideland. Die Bevölkerung bilden deutſche Koloniſten, Ruſſen und Koſaken, Kalmücken, Tataren ꝛc.

Cisleythaniſch, diesſeit der Leytha (liegend).

Cismar (ehedem Cycismore), Dorf und Amtsſitz in der preuß. Provinz Schleswig-Holſtein, Kreis Oldenburg, unweit der Oſtſee an dem jetzt ausgetrockneten Kloſterſee, mit 520 Einw. und einem ehemaligen ſehr reichen Benediktiner-Mönchskloſter, das 1245 von Lübeck aus gegründet ward und ſeit 1544 (1760 reſtaurirt) als Amthaus dient.

Cispadäniſch, in Bezug auf Rom diesſeit des Padus (Po)

Cispadaniſche Republik, der am 20. Sept. 1796 nach dem Sieg bei Lodi nebſt der Transpadaniſchen Republik vom General Bonaparte gebildete Staat, der, anfangs aus Modena, Reggio, Ferrara und Bologna beſtehend und von der eben genannten Schweſterrepublik durch den Po getrennt, ganz nach dem Muſter der Republik Frankreich konſtituirt ward. Neben einem Direktorium von 3 Mitgliedern ſtanden ein Großer Rath von 60 und ein Rath der Alten von 30 Mitgliedern. Das Gebiet zerfiel in 10 Departements mit etwa 1 Mill. Einw. Infolge der demokratiſchen Agitation erklärten ſich Modena und Reggio für Anſchluß an die Cisalpiniſche Republik (ſ. d.); zum Erſatz verhieß Bonaparte der Cispadaniſchen die im Frieden von Tolentino 19. Febr. 1797 vom Papſt abgetretene Delegation der Romagna und das Gebiet Meſola. Da aber die Romagna ebenfalls Einverleibung in die Cisalpiniſche Republik verlangte, ſo mußten ſich auch Bologna und Ferrara Juli 1797 mit derſelben vereinigen laſſen. So verſchwand die Republik, die ihr Präſident Facci ſchmeichleriſch die ältere Tochter der Siege Bonaparte's genannt hatte, ſchon im Entſtehen wieder.

Cispadaniſches Gallien, ſ. Gallien.

Cisrhenaniſch, diesſeit des Rheins (liegend).

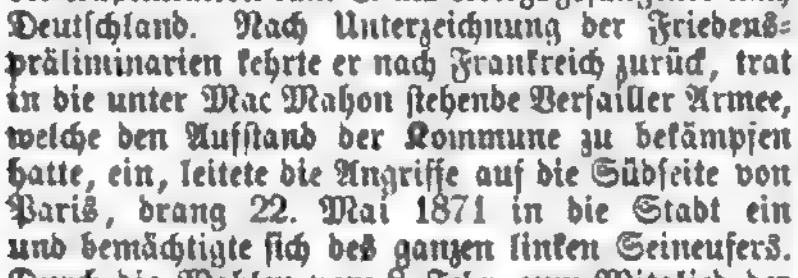
Cisrhenaniſche Republik, ein Staat, der ſich, als 1797 infolge der Operationen der franzöſiſchen Armee auf dem linken Rheinufer die deutſchen Regierungen aufgelöſt wurden, aus den Städten Köln, Bonn und Aachen bilden und unter den Schutz der franzöſiſchen Republik ſtellen wollte, deſſen Organiſation aber nicht zu Stande kam, da im Frieden zu Campo-Formio Oeſterreich laut eines geheimen Artikels in die Abtretung des linken Rheinufers an die franzöſiſche Republik willigte.

Cissampĕlos *L.* (Grieswurzel), Pflanzengattung aus der Familie der Menispermeen, meiſt Schlingſträucher, in Centralamerika, Weſt- und Oſtindien. C. Pareira *L.* iſt ein Strauch in Weſtindien, Mexiko und Indien, mit einem ſehr zähen Stengel, der wie eine Rebe bald auf dem Boden fortkriecht, bald auf den Gipfel der Bäume klettert und, von da herunterfallend, kleine Zweige treibt; die Blätter ſind rundlich, ſammetartig behaart, die männlichen Blüten ſtehen in geſtielten, haarigen Trugdolden, die weiblichen in Büſcheln, und aus ihnen entwickeln ſich rundliche, rothe Beeren. Dieſe Pflanze galt lange als Stammpflanze der Grieswurzel (Rad. Pareirae), welche indeß von der nahe verwandten Botryopsis platiphylla *St. Hil.* ſtammt. Wie dieſe, enthält auch die Wurzel und Rinde von C. Pareira Buxin.

Ciſſey (ſpr. ſiſſé), Erneſt Louis Octave Courtet de, franz. General, geb. 1812 in Paris, aus einer adligen Familie von Bourgogne, trat 1830 in die Militärſchule von St. Cyr ein, wurde 1835 Leutnant, diente mehrere Jahre in Afrika mit Auszeichnung, nahm an der Eroberung von Conſtantine, an dem Sieg von Isly und anderen Unternehmungen theil, machte dann den Krimkrieg mit und wurde wegen ſeines tapfern Verhaltens in der Schlacht von Inkerman 1854 zum Brigadegeneral ernannt. 1863 zum Diviſionsgeneral befördert, erhielt er das Kommando der 11. Diviſion in Rennes. Bei Ausbruch des Kriegs von 1870 wurde er dem 4. Armeekorps (Ladmirault) als Befehlshaber der 1. Diviſion zugetheilt. In dieſer Stellung nahm er an den Kämpfen vor Metz 14., 16. und 18. Aug.

und an der Schlacht von Noiſſeville theil. Während der Belagerung von Metz ſprach er ſich noch in der Mitte des Oktobers entſchieden dahin aus, daß die Armee noch einen letzten Durchbruchsverſuch machen ſolle. Am 25. Okt., nachdem die Miſſion des Generals Changarnier geſcheitert war, wurde C. vom Marſchall Bazaine nach dem ſüdlich von Metz gelegenen Schloß Frescaty geſchickt, um mit General Stiehle, dem Chef des Generalſtabs der zweiten Armee, über die Kapitulationsbedingungen zu unterhandeln. Hier wurden C. die einzelnen Beſtimmungen derſelben mitgetheilt, was zu den entſcheidenden Unterhandlungen vom 26. Okt. führte. Infolge der Kapitulation kam C. als Kriegsgefangener nach Deutſchland. Nach Unterzeichnung der Friedenspräliminarien kehrte er nach Frankreich zurück, trat in die unter Mac Mahon ſtehende Verſailler Armee, welche den Aufſtand der Kommune zu bekämpfen hatte, ein, leitete die Angriffe auf die Südſeite von Paris, drang 22. Mai 1871 in die Stadt ein und bemächtigte ſich des ganzen linken Seineufers. Durch die Wahlen vom 8. Febr. zum Mitglied der Nationalverſammlung gewählt, wurde er 6. Juni von Thiers, Chef der exekutiven Gewalt, zum Kriegsminiſter ernannt. In dieſer Eigenſchaft arbeitete er aufs eifrigſte an der Reorganiſation der Armee, an der Vervollkommnung der Defenſivkraft des Landes, an der Verbeſſerung der Artillerie und des Chaſſepots, an Herſtellung der Disciplin unter Officieren und Soldaten, an ſoliderer Ausbildung der erſteren, ſtieß aber gerade in letzterer Beziehung auf die durch den Volkscharakter hervorgerufenen Schwierigkeiten. Als durch das Votum vom 24. Mai 1873 Thiers ſich zur Abdankung veranlaßt ſah, gab C. ſammt dem ganzen Kabinet ſeine Entlaſſung ein. Bei der neuen Eintheilung der franz. Armee in 18 Korps wurde ihm das 9., mit dem Sitz in Tours, übertragen. Am 22. Mai 1874, nach dem Sturz des Miniſteriums Broglie, wurde C. mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt und übernahm in demſelben die Vicepräſidentſchaft des Konſeils und das Kriegsminiſterium.

Ciſſoide (griech.), Kurve des dritten Grades, welche auf folgende Weiſe konſtruirt wird. Man lege an einen Kreis mit dem Mittelpunkt C eine Tangente PI und ziehe von dem Berührungspunkt A den Durchmeſſer AB, von B aus aber die beliebigen Geraden BD, BE, BF, BG ꝛc., BK, BL, BM ꝛc. auf die Tangente PI. Schneidet man nun von demſelben Punkt B aus von dieſen Linien Stücke ab, welche den außerhalb des Kreiſes fallenden Stücken derſelben nD, oE, pF, qG, rH ꝛc. gleich ſind, ſo daß alſo Ba = nD, Bb = oE, Bc = pF, Bd = qG, Br = oH ꝛc. wird, und verfährt auf der andern Seite ebenſo, ſo beſtimmen die ſich ergebenden Punkte a, b, c, d, e, f und g, h, i, k, l, m den Lauf der C.



Ciſſoide.

Dieſelbe hat zwei ſich ins Unendliche erſtreckende Aeſte, welche ſich der Tangente aſymptotiſch (ſ. Aſympto te) nähern, im andern Endpunkte des Durchmeſſers aber eine Spitze bilden und gegen dieſen Durchmeſſer ſymmetriſch liegen. Die C. ſoll von Diokles erfunden worden ſein, als er zwiſchen zwei gegebenen Geraden zwei mittlere ſtetige Proportionalen ſuchte. Er berückſichtigte aber, wie Geminus, nur den innerhalb des Kreiſes fallenden Theil der C. Letzterer gab der Kurve wegen der Aehnlichkeit, die ſie unter dieſer Begrenzung mit einem Epheublatt hat, den Namen C. (»Epheublattlinie«). Erſt die Neueren haben gezeigt, daß ihre Zweige unendlich ſind. Wallis gab ihre Quadratur und Kubirung und die Lage ihres Schwerpunkts.

Cissus *L.* (Klimme), Pflanzengattung aus der Familie der Ampelideen, hochlaufende Sträucher, ſelten Bäume, in heißen Ländern, mit Wechſelblättern, eingelenktem Stiel, bleibenden Blüten in Afterdolden mit Hüllen und ein- oder zweiſamigen Beeren. C. glauca *Roxb.* iſt ein in Oſtindien in Wäldern und Büſchen wachſender, ſich windender Strauch mit langen, grün und braun gemiſchten Reben, die ſo weit laufen, daß ihr Urſprung oft ſchwer aufzufinden iſt. Die Blätter und Wurzeln werden häufig als Heilmittel angewendet. Die Reben braucht man als Band, auch werden Körbe aus denſelben geflochten. C. caesia *Afzel.* iſt ein langer Schlingſtrauch in Guinea, deſſen Früchte gegeſſen und zu Eſſig benutzt werden, während die Aſche der Blätter mit Baumöl als Salbe gegen Schlangenbiß dient. Von C. tinctoria *Mart.*, in Braſilien, enthalten die Blätter und Früchte einen grünlichblauen Saft, der bei eingebornen Stämmen zum Färben von Kattunzeugen benutzt wird. C. antarctica *Vent.* aus Neuholland, mit roſtfarbigen, weichhaarigen Aeſten und Blattſtielen, großen, eirunden, faſt herzförmigen, geſägten, glänzend dunkelgrünen Blättern, iſt eine ſehr empfehlenswerthe Zierpflanze für Zimmer, in welchen ſie ſich ſo gut hält wie Epheu. C. discolor *Blume* (ſ. Tafel »Blattpflanzen II«) von Java, mit dunkelrothen Aeſten, roſenrothen Ranken, 13—16 Centim. langen, länglich herzförmigen, ſägezähnigen, prachtvoll ſammetartig dunkelgrün, violett purpurroth und weißlich gezeichneten Blättern, iſt eine Zierde feuchter Warmhäuſer und hält ſich über Sommer auch im Zimmer, zieht aber im Winter ein und muß im Frühjahr neu angetrieben werden.

Cissybium (lat., griech. Kissybion), Hirtenbecher der Griechen und Römer aus Epheuholz.

Ciſte (lat. cista, griech. kistē; Kiſte, Käſtchen), eine Art runder Käſtchen von getriebener Bronze, die man in etruskiſchen Gräbern gefunden hat. Auf dem Deckel dieſer meiſt mit Bade- und Toilettegeräth angefüllten Gefäße ſind Figuren als Griff und Thierklauen als Füße angebracht, während Deckel und Seiten mit gravirten Zeichnungen verſehen ſind. Ein höchſt werthvoller Fund iſt die ſogen. Ficoroniſche C. (ſ. d.) der Kircher'ſchen Sammlung im Collegio Romano, auf der ſich eine treffliche Darſtellung der Argonautenſage eingegraben findet (herausgeg. von E. Braun in 8 Bl.). Die ſogen. Aſchenciſten, ebenfalls etruskiſchen Urſprungs, ſind Graburnen aus Stein oder gebrannter Erde in quadratiſcher Form und gehören einer handwerksmäßigen Technik ſpäterer Zeit an. Die zur Kenntnis des etruskiſchen Lebens wichtigen Reliefs derſelben wurden von Bruun in einem großen Werk: »I rilievi delle urne etrusche« (Rom 1870) herausgegeben.

Ciſteaux (ſpr. ſitoh, Ciſterz, Citeaux), Ort im franz. Departement Côte d'Or, Arrondiſſement

Beaune, mit 490 Einw. und einer Ackerbaukolonie von jungen Sträflingen mit durchſchnittlicher Bevölkerung von 480 Perſonen. Dabei eine alte Ciſtercienſerabtei mit dem berühmten Weinberg Clos Bougeot. Dieſelbe iſt Begräbnisort mehrerer burgundiſchen Herzöge. Vgl. Michel, La colonie de C. (Par. 1874). Vgl. Ciſtercienſer

Ciſtenröschen, ſ. Cistus.

Ciſtercienſer (Orden von Ciſteaux), Mönchsorden, geſtiftet von dem Benediktinerabt Robert aus der Champagne, der nach verſchiedenen an dem Widerſtande der Mönche geſcheiterten Verſuchen einer Reformation des verweltlichten Kloſterlebens endlich mit 20 Gleichgeſinnten in dem ſumpfigen Waldbickicht von Ciſteaux (Cistercium) bei Dijon 1098 ein Kloſter mit dem Zweck der ſtrengſten Beachtung der Regeln des heil. Benedikt gründete. Auf Befehl des Papſtes mußte zwar Robert ſchon 1099 nach Moleſme zurückkehren, wo er vorher gewirkt hatte, und 1108 ſtarb; aber ſein Nachfolger Alberich (geſt. 1109) wußte dem Kloſter die päpſtliche Gunſt zu verſchaffen, ſetzte die »Instituta monachorum Cisterciensium« auf, worin die neue Stiftung als das reformirte, einzig wahre Benediktinerthum hingeſtellt wurde, und gab den Mönchen für das Kloſter die weiße, für die Welt die ſchwarze Kutte (daher die Bezeichnung ſchwarze oder weiße Brüder); ſein Nachfolger Stephan Harding regierte in ſeinem Geiſt. Dennoch war Ciſteaux dem Erlöſchen nahe, als der nachmals ſo berühmte heil. Bernhard von Clairvaux (ſ. d.) mit 30 Brüdern in den Orden trat; der Zudrang wurde nun ſo ſtark, daß binnen zwei Jahren vier neue Klöſter: La Ferté, Pontigny, Clairvaux und Morimond, die erſten und vornehmſten Filiale von Ciſteaux, gegründet wurden. Abt Stephan verband die Tochteranſtalten mit dem Stammhaus zu einer Ordensgeſellſchaft mit klug bedachten Satzungen, die er unter dem Titel »Charte der chriſtlichen Liebe« zuſammenſtellte. In Frankreich nannten ſich die Mitglieder des Ordens nach dem heil. Bernhard auch Bernhardiner. Die ſpaniſchen Ritterorden wurden den Ciſtercienſern affiliirt, ganz Portugal ward 1143 der Abtei Clairvaux lehnspflichtig gemacht, und bis Mitte des 13. Jahrh. war der Orden bis zu 1800 Abteien angewachſen. Von da an aber ging die kirchengeſchichtliche Miſſion der C. an die Bettelmönche über. Die C. waren zu reichen Kloſterherren geworden, und umſonſt ergingen von Päpſten Geſetze zur Herſtellung der alten Strenge und Einigkeit; die ſpaniſchen Abteien riſſen ſich los, und auch in Frankreich und Italien entſtanden beſondere Kongregationen unter dem Schutz der betreffenden Landesherren, ſo die Feuillanten bei Toulouſe und die Trappiſten (ſ. d.). Während die C. in der Geſchichte der Wiſſenſchaften faſt gar keine Rolle ſpielen, ſind ſie von um ſo größerer Bedeutung für die Landwirtſchaft als Kultivatoren des Bodens geworden. England verdankt ihnen die Hebung der Wollinduſtrie; in Deutſchland ſind ſie für die Germaniſirung des Oſtens von entſcheidendem Einfluß geweſen. In der Geſchichte der Baukunſt ſtehen ſie als die konſequenteſten Verbreiter der in Frankreich, ihrem Heimatsland, geborenen Gothik während des 12. und 13. Jahrh. da. Auch zeigen die ſämmtlichen Bauten der C. aus jener Zeit gewiſſe durchgehende Eigenthümlichkeiten, die ihnen den Charakter einer beſondern Schule aufprägen: es iſt dies eine alterthümlich ſtrenge Sinnesweiſe, möglichſtes Fernhalten dekorativer Zuthaten in Verbindung mit frühzeitiger Aufnahme der gothiſchen Ideen (vgl. Dohme, Die Kirchen des Ciſtercienſerordens, Leipz. 1869; Sharpe, The architecture of the Cistercienians, Lond. 1874). Unter den Frauenklöſtern der C. (Bernhardinerinnen), deren erſtes vom Abt Stephan 1120 zu Tart gegründet wurde, iſt Port Royal des Champs bei Chevreuſe (Dep. Seine-et-Oiſe) das wichtigſte geworden. Auch ſie verweltlichten aber im Lauf der Zeit und ſind jetzt faſt verſchollen. Vgl. Henriquez, Regula, constitutiones et privilegia ordinis Cisterciensium (Antwerp. 1630); Pierre le Nain, Histoire de l'ordre de Citeaux (Par. 1696 ff., 9 Bde.); Winter, Die C. des nordöſtlichen Deutſchland (Gotha 1868—71, 3 Bde.).

Ciſterna (ſpr. tſchi-), Ortſchaft in der ital. Provinz Rom, Kreis Velletri, am Nordende der Pontiniſchen Sümpfe, mit (1871) 3012 Einw.; wahrſcheinlich das »Tretabern« (Tres tabernae) der Apoſtelgeſchichte (28, 15). C. iſt ein Markgrafentitel der Caëtani, welche hier eine Burg errichteten.

Ciſternen (lat.), künſtliche, ausgemauerte, mit Holz ausgeſetzte oder mit Cement verſtrichene, auch in Stein gehauene Behälter zum Sammeln und Aufbewahren des Regenwaſſers in waſſerarmen Gegenden. Die meiſten C. finden ſich in den Ländern der heißen Zone, auf den Wüſtenſtrecken Weſtaſiens und Nordafrika's. Dort müſſen ſie tief angelegt werden, damit die Hitze den Inhalt nicht aufzehre oder verderbe. C. von großem Umfang werden überwölbt und mit Tragſäulen oder Zwiſchenmauern verſehen. Das Regenwaſſer wird in ſteinernen oder hölzernen Gefäßen mit durchlöchertem Boden aufgefangen, von hier aus durch Röhren in mit Sand gefüllte Käſten und, in dieſen gereinigt, in die C. geführt. Die Käſten müſſen von Zeit zu Zeit mit friſchem Sand gefüllt und die C. ſelbſt gereinigt werden. Bis zur Waſſerfläche der C. führen entweder Treppen oder Leitern, oder das Waſſer wird mittels Eimer oder Pumpen zur Höhe gebracht. C. in Feſtungen, die im äußerſten Fall auf Ciſternenwaſſer beſchränkt ſind, müſſen bombenfeſt überdacht ſein. Viele C. hatte auch Paläſtina zur Zeit des jüdiſchen Reichs; noch jetzt findet man Ruinen von ſolchen, die 48 Meter lang und 19 Meter breit waren. Durch Größe und Schönheit ausgezeichnete C. beſitzen Konſtantinopel, Bajä, Alexandria ꝛc.

Ciſternino (ſpr. tſchi-), Stadt in der ital. Provinz Bari (Apulien), ſüdöſtlich von der Stadt Bari, mit (1871) 5459 Einw.

Ciſterz, ſ. Ciſteaux.

Ciſtineen (Ciſtusgewächſe), dikotyledoniſche Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Parietalen, Kräuter, Halbſträucher und Sträucher mit gegenſtändigen oder quirligen, ſeltener wechſelſtändigen, ganzen und meiſt ganzrandigen, geſtielten oder ſitzenden Blättern mit oder ohne Nebenblätter und einzeln-endſtändigen oder in einſeitwendige Trauben geſtellten, meiſt anſehnlichen, bunten Blüten. Der Kelch beſteht aus fünf in der Knospenlage gedrehten Blättern, deren zwei äußere meiſt kleiner ſind, bisweilen auch ganz fehlen. Die mit den Kelchblättern abwechſelnden fünf Blumenblätter ſind zart, hinfällig und in der Knospenlage den Kelchblättern entgegengeſetzt gedreht. Die in großer Zahl auf dem Blütenboden ſtehenden Staubgefäße haben fadenförmige, freie Staubfäden und zweifächerige, mit Längsſpalten nach innen aufſpringende Antheren. Der oberſtändige, ſitzende Fruchtknoten iſt einfächerig und hat 3, 5, 6 oder 10, den verwachſenen Frucht-

blatträndern entsprechende, wandständige Samenträger; bisweilen bilden die Fruchtblattränder unvollständige Scheidewände, deren Ränder dann die Samenträger darstellen, und die den Fruchtknoten unvollständig mehrfächerig machen. Jeder Samenträger bildet mehr oder weniger zahlreiche Samenknospen. Der einfache, endständige Griffel hat ebensoviele kopfartig vereinigte Narben, als Samenträger vorhanden sind. Die Kapsel springt in 3, 5, 6 oder 10 Klappen auf, welche auf ihrer Mitte die Samenträger haben. Die endospermhaltigen Samen besitzen einen meist gekrümmten oder spiraligen Embryo mit flachen Kotyledonen und langem Würzelchen. Von den ca. 250 Arten dieser Familie gehören die meisten den Ländern um das Mittelländische Meer, wenige Nordamerika, noch weniger dem mittlern Europa an. Die C. haben mäßig adstringirende Eigenschaften; manche schwitzen ein wohlriechendes Harz, andere eine Art Manna (Cistus manna) aus.

Cistophori, s. Kistophoren.

Cistrose, s. Cistus.

Cistus *L.* (Cistrose, Cistenröschen), Pflanzengattung aus der Familie der Cistineen, immergrüne, schön blühende, ästige Sträucher mit ganzen, entgegengesetzten Blättern, schönen, hinfälligen Blüten und vielsamigen Kapseln. C. creticus *L.* (C. vulgaris *Spach*), ein 0,6—1,5 Meter hoher, sehr ästiger Strauch mit zottig-filzigen Kelchblättern und großen, purpurrothen Blüten, auf Kreta, Sicilien, in Griechenland, Kalabrien, Syrien, enthält viel wohlriechendes Harz, welches an den Zweigen ausschwitzt, gesammelt wird und als Ladanum (s. d.) in den Handel kommt. Die Blätter dienen, wie die von C. salvifolius, in Griechenland als Theesurrogat. C. cyprius *Lam.*, ein auf Cypern und anderwärts im Orient einheimischer, 1,6—1,9 Meter hoher Strauch mit großen, weißen Blüten und aufrecht stehenden, stark klebrigen Aesten, liefert ebenfalls Ladanum. C. ladaniferus *L.* (Ladanum officinale *Spach*) ist ein ziemlich hoher, auf Hügeln in Spanien, Portugal und Südfrankreich wachsender Strauch, welcher z. B. in der Sierra Morena große Strecken bedeckt, mit großen, ganz weißen oder am Grunde der Kronblätter mit schwarzrothen Flecken gezierten Blüten, aus dessen Blättern und Zweigen Ladanum durch Auskochen gewonnen wird. Manche Arten werden bei uns als Ziersträucher in Kalthäusern kultivirt.

Citadelle (ital. cittadella), eine kleine Festung neben oder innerhalb einer größern. Bestimmung der C. war, der Besatzung der Festung, zu der sie gehörte, als Zufluchtsort zu dienen, von wo aus jene nach Eroberung der Festung die Vertheidigung noch fortsetzen konnte, zugleich aber in volkreichen Städten die Bürgerschaft bei vorkommenden Unruhen im Zaum zu halten. Damit sie die Stadt gehörig bestreichen und beherrschen konnte, pflegte man sie auf die dominirendste Stelle des Festungsterrains zu legen, auch durch eine genügend große Esplanade von den Häusern der Stadt zu trennen. Die moderne Kriegsbaukunst verwirft im allgemeinen die C. und überträgt lieber ihre Aufgaben außerhalb der Stadtbefestigung liegenden detachirten Forts. So ist bei dem 1872 begonnenen Neubau von Straßburg die dortige C., die einst für ein Meisterwerk Vaubans galt, geschleift worden.

Citadine (franz., f., spr. ßit-), ehemals eine Art (einspänniger) Omnibus in Paris.

Citat (lat.), eine angeführte Stelle aus Schriftstellern, welche irgend einen Ausspruch bestätigen, erläutern oder weiter ausführen soll. Gewisse (meist kurze) Citate sind in die allgemeine Verkehrssprache übergegangen und werden hier häufig (oft merkwürdig verändert) angewendet. Eine Sammlung solcher Citate aus deutschen wie aus fremden, alten und neuen Schriftstellern sind Büchmann's »Geflügelte Worte« (8. Aufl., Berl. 1874). Citatenjagd treibt, wer mit Citaten prunkt, um seine Belesenheit zu zeigen (Citatenjäger).

Citation (lat., Ladung), die an eine Person gerichtete Aufforderung, zu oder innerhalb einer bestimmten Zeit vor Gericht zu erscheinen. Die C. ist entweder eine ordentliche (citatio ordinaria), welche dem Geladenen selbst oder bei dessen etwaiger Abwesenheit einem seiner Angehörigen oder auch durch Anheften in der Privatwohnung insinuirt wird, oder eine außerordentliche (citatio extraordinaria), worunter man jede andere Art und Weise versteht, wodurch die Interessenten benachrichtigt werden, zur Vornahme irgend eines Gerichtsakts zu einer bestimmten Zeit an Gerichtsstelle zu erscheinen. Dahin gehört die sogen. Realcitation, welche darin besteht, daß die Person, deren Erscheinen an Gerichtsstelle nothwendig ist, durch den Gerichtsdiener ergriffen und vor Gericht geführt wird. Sie findet gewöhnlich im Kriminalproceß statt; im Civilproceß dagegen ist sie nach heutigem Recht nur gegen ungehorsame Zeugen zulässig. Zur außerordentlichen C. gehört auch die öffentliche, welche so geschieht, daß jedermann mit ihr bekannt werden kann, und vorzüglich dann stattfindet, wenn der betreffende Interessent oder doch sein Aufenthaltsort unbekannt ist. Die öffentliche C. erfolgt heutzutage regelmäßig durch öffentlichen Anschlag und durch Insertion in Zeitungen. Im Civilproceß insbesondere nennt man die öffentliche C. Ediktalladung, Ediktalcitation, Ediktalien. Was die ordentliche C. anlangt, so kann sie mündlich oder schriftlich geschehen. Erstere geschieht durch den verpflichteten Diener und greift vorzüglich in geringfügigen Sachen Platz. Doch ist dieselbe im Entwurf der norddeutschen Proceßordnung für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten schlechterdings ausgeschlossen. Die C. muß enthalten: die Bezeichnung der Sache, in der sie geschieht, die Zeit, zu welcher, und den Ort, wo der Geladene zu erscheinen hat, wobei die Bezeichnung: »an gewöhnlicher Gerichtsstelle zu erscheinen« genügt. Auch muß natürlich das Gericht genannt sein. Sind in einer schriftlichen C. mehrere geladen, und wird sie jedem einzeln insinuirt, der darauf sein Präsentat zu bemerken hat, so heißt sie Umlauf, Kurrentladung, Patent. Rücksichtlich des Zwecks sind die Citationen entweder monitorisch, wobei die Parteien von einem vorzunehmenden Gerichtsakt in Kenntnis gesetzt werden und es ihrer Willkür anheimgestellt bleibt, demselben beizuwohnen oder nicht, so daß sie im Fall des Nichterscheinens kein Nachtheil weiter trifft, oder arktatorisch, wobei ihnen die Nothwendigkeit, zu erscheinen, um eine gewisse Handlung vorzunehmen, auferlegt wird. Diese arktatorischen Citationen sind wieder entweder dilatorisch, wobei die nicht erschienenen Parteien kein weiterer Nachtheil des Ungehorsams trifft als die Kostentragung oder Erstattung (poena contumaciae generalis), allgemeine Nachtheile des Ungehorsams, ohne daß sie einen besondern Rechts-

nachtheil in der Sache selbst erleiden, oder peremtorisch, wobei ihnen unter Androhung irgend eines Rechtsnachtheils in der Sache selbst das Erscheinen vor Gericht und Vornehmen einer Handlung anbefohlen wird, und wobei sie im Fall Ungehorsams nicht nur Kostentragung, resp. Erstattung, sondern auch der angedrohte Rechtsnachtheil trifft, z. B. daß der Beklagte, wenn er bei Strafe Eingeständnisses der Klage zu erscheinen und auf sie zu antworten vorgeladen, im Fall Nichterscheinens der Klage für geständig erachtet wird. Nach dem norddeutschen Entwurf sind die Parteiladungen im Civilproceß immer peremtorisch, und zwar treten die Folgen des Ungehorsams von selbst und ohne specielle Androhung ein. Der Termin, zu welchem man durch die C. vorgeladen wird, darf nicht zu nahe angesetzt sein, weil im entgegengesetzten Fall der Geladene durch die Ausflucht des zu engen Termins ihre Gültigkeit anfechten kann. Nach dem norddeutschen Entwurf muß die Frist zwischen der Zustellung der Ladung und dem Terminstag in Anwaltsprocessen mindestens acht, in anderen Processen aber regelmäßig mindestens drei Tage betragen. Zu beachten ist endlich noch der Unterschied zwischen gerichtlicher und privater oder Parteiladung im Civilproceß, je nachdem die C. vom Gericht oder von der Partei ausgeht. Im gemeinen und im preußischen Proceß nämlich herrscht das System der gerichtlichen C. vor, während nach dem norddeutschen Entwurf (§ 194) die C. der Regel nach durch die betreibende Partei erfolgen soll, ohne daß es dabei einer gerichtlichen Anweisung zur Befolgung der C. bedürfte (§ 196).

Citato loco (lat.), an der angeführten, citirten Stelle; am angeführten Ort, meist abbreviirt: c. l., a. a. O.

Cité (franz., f., spr. sitē), Stadt, besonders Altstadt im Gegensatz zu den neuen Anbauten und Vorstädten; bisweilen auch s. v. w. Bürgerschaft. **La C.**, Seeinsel in Paris (s. d.).

Citeaux (spr. sitoh), s. v. w. Cisteaux.

Citerior (lat.), in röm. Autoren Beiname solcher Länder, welche in Beziehung auf Rom diesseit eines Gebirges oder Flusses lagen, z. B. Gallia, Hispania etc. citerior.

Cithäron, s. Kithäron.

Citharexylon *L.* (Geigenholzbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, große Bäume in Brasilien und Westindien, von denen C. caudatum *L.*, in den Wäldern von Jamaica, ein 19 Meter hoher Baum mit graulicher Rinde, die in Fetzen wie Hanf herunterhängt, und in aufrechten Trauben vereinigten, weißen, wohlriechenden Blüten, gelbe, bei der Reife schwarze Pflaumenfrüchte mit wenig Fleisch und großem Stein trägt. Das Holz dient zum Bauen, namentlich auch zur Verfertigung der Geigen (daher der deutsche Name). Auch wird der Baum seiner Schönheit wegen häufig angepflanzt.

Cither, s. Zither.

Cito, citissime (lat.), »schnell«, »aufs schnellste« zu besorgen (veraltete Aufschrift auf Briefen).

Citoyen (franz., spr. sitoajäng), Bürger, citoyenne, Bürgerin; in Frankreich ursprünglich der stimm- und wahlfähige Bürger der Cité, der Stadtbürger, dann jeder Staatsbürger; in der Revolution 1792 durch besondere Dekrete für die Umgangssprache eingeführte Anrede, welche das aristokratische Monsieur und Madame verdrängen sollte, eine Zeitlang allgemein und noch unter dem Direktorium und Konsulat bei öffentlichen Verhandlungen und im officiellen Titelwesen ausschließlich in Gebrauch war und erst nach Gründung des Kaiserreichs völlig abkam. Nach der Februarrevolution von 1848 kam die Anrede C. in amtlichen Aktenstücken sowie in den Debatten der Klubs, hier und da auch im geselligen Leben auf kurze Zeit wieder in Aufnahme. Nach der gegenwärtigen französischen Verfassung wird jeder im Reich geborne Mann mit dem 21. Jahr C., d. h. Staatsbürger, eine Ehre, zu welcher der Fremde erst nach zehnjährigem Aufenthalt in Frankreich gelangen kann.

Citraga, ein hieroglyphisches Zeichen, das die Inder mit rothem Sandelholz oder Asche von Kuhmist oder heiliger Erde auf Brust und Stirn malen, um die religiöse oder philosophische Sekte anzudeuten, zu der sie sich bekennen. Am Stoff der Farbe erkennt man den Gott, den man verehrt. Das Malen selbst wird jeden Tag nach den gewöhnlichen Abwaschungen unter Hersagung eigener Gebetsformeln vorgenommen.

Citrāte, s. v. w. Citronensäuresalze.

Citrīn, weingelbe bis gelblichweiße Varietät des Bergkrystalls, findet sich auf Ceylon.

Citronāt (Cedrāt, Sukkade, Confectio carnis Citri), die unreife, daher grüne Schale der großen Citronen von Citrus medica *Risso* (Cedratbaum), welche erst einige Zeit in Salzwasser, hernach in reinem Wasser eingeweicht, einmal mit Wasser aufgekocht und dann mit Sirup oder geschmolzenem Zucker übergossen wird. Die Waare muß hornartig durchscheinend, trocken, auf der einen Seite grün, auf der andern vom Zucker fast weiß sein und darf keine schwarzen Flecken haben. Häufig kommt der C. in zerlassenem Zucker zu uns, also feucht, und heißt dann vorzugsweise Sukkade, wiewohl man häufig auch den trockenen, kandirten, so nennt. Auf den Preiskuranten der Droguisten heißt er auch Caro Citri. Er wird von Italien (Genua, Messina, in Kisten zu 240—250 Stück) und Spanien (Malaga) versendet. Man benutzt ihn hauptsächlich als Konfitüre zu feineren Bäckereien, Morsellen ꝛc. Aus den dünnen Schalen unserer Citronen kann man sich übrigens auf ähnliche Weise selbst eine Art C. bereiten.

Citrone, s. Citrus.

Citronellaöl, ätherisches Oel aus dem zu den Gräsern gehörigen Andropogon Schoenanthus, wird auf Ceylon und in Ostindien durch Destillation gewonnen, riecht melissenartig, besteht im wesentlichen aus einem bei 200° siedenden sauerstoffhaltigen Oel und dient in der Parfümerie namentlich zum Parfümiren der Seife.

Citronenbartgras, s. v. w. Andropogon Nardus.

Citronengras, s. v. w. Andropogon Schoenanthus.

Citronenfalter (Citronenvogel, Gonopteryx rhamni *L.*), Schmetterlingsart aus der zur Familie der Tagfalter gehörigen Gattung Gonopteryx *Leach.* (Rhodocera *Boisd.*), leicht kenntlich an den einfarbig gelben, beim Weibchen blassen Flügeln mit spitzer Ecke und orangefarbenem Mittelfleck, findet sich in ganz Europa und, da der Schmetterling überwintert, schon vom ersten Frühjahr bis August häufig in Deutschland. Die grasgrüne, mit weißen Seitenlinien gezeichnete, 2,5 Centim. lange Raupe lebt vom April bis August auf den Blättern des Kreuzdorns. Die Puppe ist eckig, grün, seitwärts hellgelb gestreift und rostbraun gefleckt

Citronenkraut, s. v. w. **Melissa officinalis** *L.*, Citronenmelisse; auch s. v. w. **Dracocephalum canariense** *L.* und **Dracocephalum Moldavica** *L.*, Drachenkopf, und s. v. w. **Artemisia Abrotanum** *L.*, Eberraute.

Citronenöl (Cedroöl, Oleum Citri, Oleum de Cedro), ätherisches Oel, welches aus der äußersten Schale der Citronen durch Pressung oder Destillation gewonnen wird. Das gepreßte Oel (citron au zeste) ist dünnflüssig, gelblich, nicht ganz klar (kann durch Schütteln mit 1 Proc. Magnesia geklärt werden), gibt beim Aufbewahren einen Bodensatz und wird dabei klar, riecht kräftig nach Citronen, schmeckt ähnlich, nicht scharf, spec. Gew. 0,84—0,88, löst sich in 10 Theilen Alkohol vom spec. Gew. 0,85. Das destillirte Oel ist farblos, klar, bildet keinen Bodensatz, riecht aber weniger angenehm. Das C. dreht die Ebene des polarisirten Lichts nach rechts (72,5—80,5), siedet bei 160—175°, reagirt neutral, besteht aus zwei Kohlenwasserstoffen, Citrēn (Citronōl) und Citrilēn (Citrōl), enthält aber meist auch unter dem Einfluß der Luft entstandenen Citronenkampher, der bei 45° schmilzt, krystallisirt und in kochendem Wasser löslich ist. Das C. kommt aus Frankreich und Italien in den Handel. Ueber Citronenschalen rektificirtes Oel heißt Citronenschalenöl. Citronenextrakt ist eine Lösung von C. in Alkohol. Ueber Verfälschungen des Citronenöls belehrt am besten der Geruch, indem man einen Tropfen in der Hand verreibt. Verdünnung mit Alkohol kann man durch Sandelholz entdecken, da reines Oel den Farbstoff desselben nicht aufnimmt, wohl aber, wenn es etwas Alkohol enthält. Das C. entdeckt man in Parfüms leicht, wenn man zu denselben wenig Ammoniakflüssigkeit gießt: der Geruch vieler anderer Oele wird dadurch verdeckt, und der des Citronenöls tritt um so reiner hervor. Das C. dient zur Bereitung von Parfüms, Likören, Konfitüren ꝛc.; doch muß man überall, wo es zu Speisen oder Getränken benutzt werden soll, sehr vorsichtig sein, weil verharztes Oel, selbst in geringer Menge hinzugefügt, denselben den widerlichsten Geschmack mittheilt. Citronenblütenöl, aus den Blüten des Citronenbaums durch Destillation gewonnen, riecht sehr angenehm und ist dem Neroliöl vergleichbar.

Citronensäure (Acidum citricum) $C_6H_8O_7$, eine der verbreitetsten Säuren des Pflanzenreichs, findet sich theils frei, theils an Basen gebunden, meist begleitet von Aepfelsäure, Weinsäure ꝛc., am reichlichsten in den Citronen, außerdem unter anderen in Johannisbeeren, Preißelbeeren, Stachelbeeren, Erdbeeren, Tamarinden, in Eicheln, Kaffeebohnen ꝛc., dann auch in vielen Wurzeln, in den Runkelrüben, Kartoffeln, Zwiebeln, in der Krappwurzel, auch in anderen Pflanzentheilen, z. B. in den Fichtennadeln, den Blättern des Waldmeisters, im Saft der Sumpfkirsche, des Bittersüß, in Pilzen ꝛc. Zur Darstellung wird Citronensaft, welcher 6—9 Proc. C. enthält, durch Aufkochen oder Gährung geklärt und kochend heiß mit Kreide, zuletzt mit Kalkmilch neutralisirt, wobei sich citronensaurer Kalk abscheidet. Letztern wäscht man aus und zersetzt ihn mit verdünnter Schwefelsäure, wobei man schwefelsauren Kalk und eine Lösung von C. erhält, welche beim Verdampfen Krystalle liefert. C. bildet farb- und geruchlose Prismen mit 1 Molekül Krystallwasser, schmeckt stark und angenehm sauer, zerfließt in feuchter Luft, löst sich in 0,75 Theil kaltem und 0,5 Th. kochendem Wasser, auch in Alkohol, kaum in Aether; sie ist optisch indifferent. Ihre wässerige Lösung schimmelt leicht, wobei ein Theil der C. in Essigsäure übergeht; die mit Kalkwasser versetzte Lösung trübt sich nicht in der Kälte, aber beim Erhitzen fällt citronensaurer Kalk nieder. Salpetersäure oxydirt C. zu Oxalsäure, Essigsäure und Kohlensäure. Sie schmilzt bei 100—130° unter Wasserverlust und gibt bei stärkerem Erhitzen Aceton, Aconitsäure, Itaconsäure, Citraconsäure ꝛc. Die C. ist dreibasisch und bildet drei Reihen Salze, von denen die der Alkalien in Wasser löslich, die übrigen mehr oder weniger schwer löslich sind. Das neutrale Barytsalz wird durch C. aus Chlorbarium gelatinös gefällt, ist in kaltem Wasser löslicher als in heißem. Aus einer Lösung von Eisen in C. fällt Alkohol weißes citronensaures Eisenoxydul; die Lösung von Eisenoxydhydrat in C. gibt beim Verdampfen das officinelle Ferrum citricum oxydatum und mit citronensaurem Ammoniak das Ferr. citric. oxyd. ammoniatum, beides amorphe braune Massen. Das neutrale Kalisalz $C_6H_6O_7K_2$ bildet zerfließliche, in Alkohol unlösliche Nadeln mit 1 Molekül Krystallwasser und gibt mit C. schwer krystallisirendes saures $C_6H_8O_7K_2$ und mit doppelt soviel C. zweifachsaures Salz $C_6H_7O_7K$ in luftbeständigen Säulen. Das neutrale Kalksalz mit 2 Molekülen Krystallwasser wird durch citronensaures Natron aus Chlorcalciumlösung gefällt, wird beim Erhitzen krystallinisch und ist in kaltem Wasser bedeutend löslicher als in heißem. Das Magnesiasalz, welches man durch Neutralisation von C. mit kohlensaurer Magnesia und Verdampfen oder Fällen mit Alkohol erhält, ist geschmacklos und als gelindes Abführmittel empfehlenswerth; als Brausepulvermischung (Magnesia citrica effervescens) ist es officinell. Citronensäureäthyläther entsteht bei der Einwirkung von Chlorwasserstoff auf eine Lösung von C. in Alkohol und bildet eine gelbliche, ölige, nach Olivenöl riechende Flüssigkeit, welche sich wenig in Wasser, leicht in Alkohol und Aether löst und bei 280° unter Zersetzung siedet. Die C. wird vornehmlich in der Kattundruckerei gebraucht, theils um die Farben zu erhöhen, theils als Reserve. In der Medicin dient sie als kühlendes, erfrischendes und besonders als treffliches Heilmittel gegen Skorbut; die englische Regierung hat deshalb alle Schiffe, die die Polargegenden bereisen, verpflichtet, eine gewisse Menge Citronensaft bei sich zu führen und die Bemannung damit zu versehen. Uebermäßiger Gebrauch von C. erzeugt Verdauungsstörungen, Schwäche, Anämie. Aeußerlich benutzt man C. gegen Krebsgeschwüre, Diphtheritis, Skorbut, Sommersprossen. In der Küche kann die C. den Citronensaft zur Bereitung saurer Speisen oder Getränke vollständig ersetzen, namentlich wenn man es versteht, mit gutem Citronenöl ein Minimum von Aroma hinzuzufügen.

Citronensaft, der Saft der Citrone, kommt jetzt weniger in den Handel als früher, wo die Citronen selbst schwieriger zu erhalten waren. Man gewinnt ihn durch Auspressen der reifen Früchte und läßt ihn sich klären, ehe er auf Flaschen oder Fässer gefüllt wird. Guter C. schmeckt rein sauer (oft bitter von den zerquetschten Kernen, was ihn untauglich zur Bereitung von Speisen macht, aber seiner Verwendung in der Technik keinen Eintrag thut), ist gelblich, riecht angenehm, hat ein specifisches Gewicht von 1,08—1,08 und enthält 6—9 Proc. Citronensäure

Er kommt vorzüglich aus Sicilien und vielen Gegenden Italiens, aus der Türkei und in großer Menge auch aus Westindien. Auch eingedampfter Saft mit 22—24 Proc. Säure kommt, namentlich aus Marseille und Toulon, in den Handel. Er dient zur Verproviantirung von Schiffen als skorbutwidriges Heilmittel, meist aber zur Darstellung von Citronensäure. Beim Ankauf muß man vorsichtig sein, da er häufigen Verfälschungen unterworfen ist. Man erkennt eine Verfälschung mit Schwefelsäure durch Abdampfen des Saftes mit etwas Zucker bis zur Sirupskonsistenz. Bei Gegenwart von Schwefelsäure wird der Zucker verkohlt. Will man selbst C. bereiten, so muß man die Citronen schälen, entkernen, dann pressen, den Saft wiederholt aufkochen, filtriren und, mit Zucker und Alkohol vermischt, in gut verschlossenen Flaschen an einem kühlen Ort aufbewahren. Man kann aber den C. vollständig ersetzen durch eine Auflösung von 1 Theil Citronensäure in 15 Th. Wasser. Wird diese Lösung oder geklärter C. mit Zucker verkocht, so erhält man Citronensirup, der bisweilen in der Medicin benutzt wird.

Citrullus *Necker*, Pflanzengattung aus der Familie der Kukurbitaceen, rankende, behaarte Kräuter mit fiederlappigen Blättern, einzelnen, achselständigen, monöcischen, ziemlich kleinen Blüten und kugelrunder, vielsamiger Frucht. C. Colocynthis *Arnott.* (Koloquinte, Pomaquinte, Alhandal, s. Tafel »Arzneipflanzen I«), mit dünnem, krautartigem, bodengestrecktem, kletterndem, behaartem Stengel, zerstreuten, gestielten, handförmig fünftheiligen, steifbehaarten Blättern, deren Zipfel buchtig fiederspaltig sind, gelben, grüngeaderten Blüten und kahler, außen gelber Frucht, deren dünne, zerbrechliche Rinde ein weißes, schwammiges, sehr bitteres, leichtes Fleisch einschließt, in welchem sechs Gruppen eiänglicher Samen eingebettet liegen. Die Koloquinte wächst von der Südküste des Kaspischen Meers durch ganz Persien bis zum Persischen Golf, in Mesopotamien, auf Melos, im Gebiete des Rothen Meers und des Nils, durch die Sahara bis Marokko und tief nach dem Sudán, in Ostindien, Japan und am Kap, wird auch hier und da auf Cypern und in Spanien angebaut. Die getrockneten, geschälten Früchte von 6—8 und 10 Centim. Durchmesser sind officinell als Colocynthides; die ägyptischen samenarmen sind den samenreichen cyprischen und syrischen vorzuziehen, sie enthalten einen gefährlich drastisch wirkenden, schwer krystallisirbaren Bitterstoff, Colocynthin, welcher durch Säuren in Zucker und harzartiges Colocynthein gespalten wird. Die Früchte theilen ihre ungemein starke Bitterkeit schon durch Anfassen den Fingern mit; officinell ist das weingeistige Extrakt, das Pulver des Marks und der weingeistige Auszug; das Pulver, mit ⅛ Gummi arabicum zu einer Pasta angestoßen, liefert die Masse zu den Trochisci Alhandal (präparirte Koloquinten). Die Wirkung der Koloquinte gleicht derjenigen der Aloë, ist aber ungleich stärker. Man benutzt sie auch zur Vertreibung des Ungeziefers, indem man mit der Abkochung Bettstellen wäscht und Tünche und Tapetenkleister damit vermischt. Sie war schon den Alten bekannt, bei den Arabern unter dem Namen Handal. Was Karl d. Gr. anzubauen gebot, war wohl Momordica Elaterium *Rich.*; auch andere Kukurbitaceen sind als Surrogat der Koloquinte in Anwendung gekommen, so die brasilische Luffa purgans *Mart.* und L. drastica *Mart.*; in Südeuropa wird bisweilen Cucurbita aurantiaca *Willd.* (C. colocynthis *Risso*) gebaut.

Citrus (lat.), duftendes, unzerstörbares Holz von Koniferen, Wachholderarten, Cedern, besonders von Callitris quadrivalvis (Thuja articulata), welches seit alter Zeit aus Afrika eingeführt wurde und zu Tempelthüren, Tafeln, Tischen ꝛc. verarbeitet sowie zum Belegen von Geräthen aller Art gebraucht wurde. Besonders waren die Masern und die vom Stamm seinem Durchmesser nach geschnittenen Scheiben (orbes) Gegenstand der Prachtliebe der römischen Großen und standen in ungeheuren Preisen. Solche Scheiben (oft 1,25 Meter im Durchmesser) wurden von einer elfenbeinernen Säule getragen und daher auch Monopodia genannt.

Citrus *L.* (Orangenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Aurantiaceen, im tropischen Asien heimische, oft dornige Bäume oder Sträucher mit immergrünen, abwechselnden, lederartigen, scheinbar einfachen, mit der Blattspindel gegliederten, durchscheinend punktirten Blättern, weißen, sehr wohlriechenden, einzeln oder in kleinen Trauben stehenden Blüten, fleischigen, drüsigen Blumenblättern und fleischiger, vielfächeriger Beere, die mit einem von Saft strotzenden, zelligen Mus erfüllt und mit einer meist gelben, fleischigen, ölreichen, nach innen lederartigen oder pelzigen Schale bedeckt ist. C. vulgaris *Risso* (C. Bigaradia *Duh.*, C. Aurantium α *L.*, gemeiner oder bitterer Pomeranzenbaum), ein 6—12 Meter hoher Baum mit vieläftiger Krone, sehr dünner, bräunlichgelber, gestreifter Rinde, weichem, feinem, porösem Holz, stielrunden Aesten, länglich ovalen, etwas zugespitzten, kerbig gesägten Blättern, geflügelter Blattspindel, einzeln in den Blattwinkeln oder gehäuft an der Spitze der Zweige stehenden weißen Blüten, kugelrunder, orangegelber, meist achtfächeriger Frucht ohne Zitzenwarze mit bitterem Mus, stammt aus dem südlichen Asien und findet sich in den Mittelmeerländern in sehr zahlreichen Varietäten kultivirt und verwildert. Man benutzt von ihm die Blätter (Folia Aurantii), welche etwa 10 Centim. lang sind, 5—8 Millim. breite Flügel besitzen, etwas bitter schmecken, zerrieben stark riechen, wenig Bitterstoff und 0,3 Proc. ätherisches Oel (Petitgrain-Oel) enthalten; sie sind officinell und werden bei allerlei nervösen und hysterischen Beschwerden, aber nur selten, angewandt. Die Blüten von ungemein lieblichem, starkem Geruch kommen getrocknet (dann fast geruchlos) und eingesalzen in den Handel; sie dienen zur Darstellung des Neroliöls (Oleum florum Aurantii, Oleum florum Naphae) und des Orangenblütenwassers, welches ein anderes ätherisches Oel gelöst enthält und noch lieblicher duftet als das Neroliöl. Die unreifen Früchte, Pomeranzenäpfelchen (Orangettes, Aranzinetti, Fructus Aurantii immaturi), liefern bei der Destillation ein ätherisches Oel (Petit-grain-Oel); getrocknet sind sie erbsen- bis kirschgroß, kugelrund, hart, grünlichschwarz oder graugrün, auf der Oberfläche durch die ausgetrockneten Oeldrüsen grubig; sie enthalten ätherisches Oel, Bitterstoff (Hesperidin), pflanzensaure Salze ꝛc., riechen angenehm gewürzhaft, sind officinell und dienen zu Tinkturen, Elixiren, Likören und, gedrechselt, zu Rosenkränzen. Mit der Schale der frischen, unreifen Früchte bereitet man Bischof. Die reifen Früchte kommen wie Apfelsinen und Citronen, aber viel seltener auf den Markt, da nur ihre Schale zum Würzen von Punsch, Likören ꝛc. benutzt wird. Von einer Varietät, C. spatafora *Risso*,

wird die frische Schale in Zucker eingemacht und als Orangeat (Confectio Aurantiorum) in den Handel gebracht. Die getrockneten Schalen (Cortex fructus Aurantii) kommen als spitzeirunde, flache oder nach außen etwas gewölbte, außen grünlich- oder braungelbe, runzelige, von ausgetrockneten Oelgruben grubige, innen weiße, schwammige, bitter schmeckende, angenehm riechende Stücke vor. Zum Gebrauch weicht man sie in Wasser ein und entfernt mit einem Messer die innere weiße Schicht. Die übrig bleibende äußere Schicht bildet die Flavedo (50 Proc.). Die besten Schalen sind die spanischen (Malaga). Die vorzügliche Curaçaoschale, von einer in Westindien vorkommenden Varietät, in dünnen, außen braun- oder dunkel-schmutziggrünen Stücken, findet sich selten im Handel und wird meist durch die Schalen unreifer Pomeranzen oder einer grünfruchtigen französischen Varietät ersetzt. Die Flavedo der Malagasorte enthält 1,25 Proc. ätherisches Oel und 25 Proc. bittern Extraktivstoff; in dem weißen, schwammigen Theil findet sich Hesperidin. Pomeranzenschalen dienen zu Likören, Branntweinen und warmen Getränken, sind officinell und werden als Stomachicum, bei atonischen Blutungen, Wurmleiden ꝛc. gegeben. Die Arbeiter, welche die Pomeranzen schälen, bekommen oft Ausschläge an den Händen; auch treten bedeutende Störungen in der Verdauung, Schwindel, Ohrensausen, Muskelzuckungen, selbst epileptiforme Konvulsionen ein. Aus den frischen Schalen gewinnt man ätherisches Oel (Pomeranzenschalenöl). Der Pomeranzenbaum wird besonders in Italien, Sicilien, Südtirol, in der Provence, in Spanien und Portugal, auf Malta, den Jonischen Inseln, sehr stark auf den Azoren, in Nordafrika und im Orient kultivirt. C. sinensis *Risso* (C. japonica *Thunb.*, Zwergpomeranze), mit kleinem Stamm, kugeligen, kleinen, röthlichgelben, sauren und bitteren Früchten, und die ähnliche C. sinensis myrtifolia *Risso* (Myrtenorange) werden als Zierpflanzen kultivirt und halten auch im Zimmer aus. C. Bergamia *Risso* (Bergamottenorange), mit dornigen oder unbewehrten Zweigen, nicht oder schmal geflügelten Blattstielen, kleinen, sehr wohlriechenden Blüten und mittelgroßen, birnförmigen oder niedergedrückten, wulstigen Früchten mit glatter, dünner, blaßgelber Schale und bitterlich säuerlichem Mark, wird in Italien, Sicilien, Griechenland, Spanien und Südfrankreich kultivirt; aus der Fruchtschale gewinnt man das Bergamottöl. Eine Varietät, Mellarosa (Rosenapfelbergamotte), mit ganz kleinen, runden, sehr bitteren und herben Früchten, liefert ein sehr wohlriechendes Oel und besonders wohlschmeckende Konfitüren. C. Aurantium *Risso* (C. Aurantium β *L.*, Apfelsine, Sinnapfel), ein 6—12 Meter hoher Baum mit schwärzlicher Rinde, elliptischen, spitzen, gekerbten Blättern, schmal geflügelten Blattstielen, weißen, wohlriechenden, in kleinen Trauben stehenden Blüten und kugelrunder, heller oder dunkler orangegelber Frucht ohne Zitzenwarze, stammt aus dem östlichen Asien, wird in ganz Südeuropa und auf den Mittelmeerinseln, in Nordafrika, auf den Azoren, im Orient, am Kap (wo der Baum die Größe unserer Eichbäume erreicht) und in Südamerika kultivirt. Die Malteser Apfelsinen, welche wenig in den Handel kommen, gelten für die besten; in Deutschland finden sich außer den sicilischen (Messinaer) besonders solche von Nizza, Genua und vom Gardasee. Eine sehr geschätzte Varietät, die Mandarinenorange, hat nur die Größe eines Borsdorfer Apfels, eine dunkelrothgelbe Schale und blutrothes Fleisch. Als beliebtes Obst bilden die Apfelsinen einen wichtigen Handelsartikel. Der Saft, mit Wasser und Zucker vermischt, wird als Orangeade besonders in Frankreich genossen; man bereitet mit Apfelsinen auch Punsch und aus den Schalen, die wenig Bitterstoff und ätherisches Oel enthalten, einen Likör, Apfelsinen-Rosoglio, welcher besonders von Bologna, Udine und Florenz bezogen wird. Die unreifen Früchte werden wie unreife Pomeranzen benutzt. C. Limonum *Risso* (C. medica β *L.*, Limonenbaum, Citronenbaum), ein etwas niedrigerer Baum als C. vulgaris, mit härterem Holz, bewehrten oder unbewehrten, violetten jüngeren Zweigen, zerstreut stehenden, länglichen oder länglich ovalen, etwas zugespitzten, kerbig gesägten Blättern, ungeflügelten Blattstielen, einzeln in den Blattwinkeln oder gehäuft an der Spitze der Zweige stehenden, wenig wohlriechenden, außen rothen Blüten, ovaler oder ovallänglicher, oben oder an beiden Enden zitzenwarziger, gelber, drüsiger, 10—12fächeriger Frucht mit sehr saurem Mus, stammt aus dem südlichen Asien und findet sich in den Mittelmeerländern, besonders in Spanien, Portugal, Italien, auf den griechischen Inseln, in Nordafrika, Westindien und Südasien in mehreren Varietäten kultivirt und verwildert. Die vor ihrer völligen Reife abgenommene Frucht ist die Citrone unseres Handels, welche im Süden Limone genannt wird. Der Baum blüht das ganze Jahr hindurch und trägt daher oft gleichzeitig Blüten, grüne und gelbe Früchte. Die erste Ernte fällt von Ende Juli bis Mitte September, die zweite in den November, die dritte in den Januar. Die Citronengärten in Oberitalien sind eine Art Kalthäuser; die Bäume stehen an hohen Mauern, und zwischen ihnen sind Pfeiler errichtet, so daß die ganze Pflanzung im Winter mit Bretern eingedacht werden kann. An kalten Tagen wird sogar geheizt. Erst im Neapolitanischen und in Sicilien gleichen die Citronengärten unseren Obstgärten. Zu uns kommen die meisten Citronen aus Italien, von Nizza, Genua, Mentone, Messina und vom Gardasee, gewöhnlich wie die Apfelsinen in Papier gewickelt und in Kisten verpackt, die 4—700 Stück fassen. Auch marinirte Citronen kommen im Handel vor und in großen Quantitäten Citronensaft und getrocknete Citronenschalen. Der Saft enthält 6—9 Proc. Citronensäure, die Schalen sind reich an ätherischem Oel, in den Samen findet sich krystallisirbares, weißes, geruchloses, stark bitteres, neutrales Limonin, in der schwammigen Schicht der Schale krystallisirbares, weißes, geruch- und geschmackloses, neutrales Hesperidin. Die Benutzung der Citronen ist bekannt: ein großer Theil derselben wird auf Citronensäure und Citronenöl verarbeitet; die Schalen dienen zur Likörbereitung, selten als Arzneimittel wie die Pomeranzenschalen; die Samen hat man als Wurmmittel, die Wurzelrinde in Westindien gegen Fieber benutzt. Varietäten des Limonenbaums sind: C. L. Bignetta *Risso* (Bignette), mit kugelrunden Früchten; C. L. Rosolinum *Risso* (Rosoline, Wachslimone), mit 1 Kilogr. schwerer, genießbarer Frucht; C. Lumia *Risso* (süße Limone, Lumie), mit süßem Fruchtfleisch ꝛc. C. medica *Risso* (C. medica α *L.*, Cedratbaum, Citronenbaum), ein 9—18 Meter hoher Baum aus Nordindien, mit kurzen, steifen, häufig dornigen Zweigen, länglichen, beiderseits zugespitzten, kerbzähnigen Blättern, flügellosen Blattstielen, einzeln oder traubig stehenden, außen purpurfarbigen Blüten und läng-

licher, zitzenwarziger, oft kopfgroßer Frucht mit dicker, runzeliger, sehr ölreicher Fruchtschale, aber nur säuerlichem Mark, wie der vorige vielfach kultivirt, liefert den größten Theil der Citronenschalen des Handels und sehr viel Citronenöl; die frischen Schalen werden eingemacht und bilden dann das Citronat oder die Sukkade. C. Limetta *Risso* (C. medica γ *L.*, Limettenbaum), mit nicht oder schmal geflügelten Blattstielen, kleinen, weißen Blüten und eiförmiger oder rundlicher, blaßgelber, dickschaliger, säuerlichsüßer Beere, liefert aus der Schale das dem Citronenöl ähnliche Limettenöl. Als Varietäten sind bemerkenswerth: C. Peretta *Risso* (Perettenbaum), ein zierlicher Baum mit dornigen Zweigen, keilförmigen, gezähnten, stachelspitzigen Blättern und birnförmiger Frucht mit weniger saurem Mus und höchst wohlriechender Schale, liefert sehr schmackhafte Konfitüre; C. auratus *Risso* (Chrysomelie, Goldhesperide), mit sehr schmackhaften, großen, rundlich birnförmigen Früchten. Ueber C. Pomum Adami *Risso* (C. medica Cedra *Risso*) s. Adamsapfel. C. decumana *L.* (C. Pompelmos *Risso*, Pompelmus, Paradiesapfel), dem Pomeranzenbaum ähnlich, mit großen, stumpfen, ausgerandeten Blättern, breit geflügeltem Blattstiel, sehr großen, weißen Blüten, bis 6 Kilogr. schwerer, runder oder platt birnförmiger Frucht mit glatter, dicker, an ätherischem Oel reicher Schale und saftreichem, angenehm süßsäuerlichem Fruchtfleisch, in Ostindien heimisch, wird in Südeuropa und Amerika kultivirt. Das Fruchtfleisch wird gegessen und in den Tropen besonders bei Akklimatisationskrankheiten empfohlen. Das Holz des Baums ist hart, blaßgelb, zu Werkzeugen geeignet. C. decumana *Sieber* (Melonen- oder Kürbiscitrone), mit Früchten bis zu 40 Centim. Durchmesser, ist eine Zierde der türkischen Gärten und besitzt eine sehr dicke Schale, welche als Delikatesse gilt, wogegen das Fleisch sehr sauer ist und weggeworfen wird. — Die Citrusarten bilden eine Hauptzierde unserer Kalthäuser (welche nach ihnen auch Orangerien genannt werden) und im Sommer der Gärten. Man zieht sie in großen Kübeln und meist mit kugelrunder Krone. Sämlinge aus Citronen- oder Apfelsinenkernen werden durch Okuliren, Kopuliren oder Pfropfen veredelt. Die Orangenbäume lieben eine fette, weder zu leichte, noch zu schwere, bündige Erde, in welcher alle Theile gut verwest sind. Im Sommer verlangen sie reichliches, im Winter sehr mäßiges Begießen. Das Ueberwinterungslokal muß hell sein und darf nie über 8° geheizt werden; soviel wie möglich ist frische Luft zu geben und durch häufiges Bespritzen angemessene Feuchtigkeit. Junge Pflanzen werden alle 2 Jahre, ältere in 3—5 Jahren einmal verpflanzt.

Die Citrusarten waren den Alten in ihrer besten Zeit unbekannt; erst durch die Kriegszüge Alexanders d. Gr. erfuhren die Griechen von einem Wunderbaum mit goldenen Früchten in Persien und Medien, den Theophrast zuerst beschrieb: seine Früchte sind nicht genießbar, duften schön, halten die Motten ab, sind wirksames Gegengift und verbessern, wenn man das gekochte Fleisch im Mund ausdrückt, den Athem. Dieser medische Apfel erschien nach Gründung der griechischen Königreiche in Vorderasien auf dem europäischen Markt und wurde den Hesperidenäpfeln verglichen, unter welchen letzteren aber schwerlich Citrusfrüchte zu verstehen sein möchten. Die angebliche Eigenschaft medischer Aepfel, Ungeziefer abzuwehren, verschaffte ihnen den Namen C. Malum citreum; denn als Kedros wurden die duftenden, unzerstörbaren Koniferenhölzer bezeichnet, welche selbst den Würmern widerstanden und die Kleider vor denselben bewahrten, und der zu gleichem Zweck benutzte Apfel galt nun als Frucht des Kedrosbaums. Plinius erzählt von vergeblichen Versuchen, lebende Pflanzen in Kübeln nach Europa zu bringen; sie starben ab oder setzten wenigstens keine Früchte an. Ein oder anderthalb Jahrhunderte nach Plinius muß aber der Baum schon ein wirklicher Schmuck der Villen und Gärten begünstigter Landschaften gewesen sein; Florentinus beschreibt im 3. Jahrh. n. Chr. die Kultur der Kitrea ganz in der Art der noch heute in Oberitalien gebräuchlichen. Nach Palladius (Mitte des 4. Jahrh.) wuchsen Citrusbäume auf Sardinien und bei Neapel im Winter und Sommer unter freiem Himmel. Der medische Apfel der Alten, welcher zuerst bekannt geworden war, war aber nicht die Citrone, sondern die Frucht des Cedratbaums (C. medica *Risso*), welcher sich in der persischen Provinz Gilan, einem Theil des alten Medien, noch ganz in dem Habitus, welchen Theophrast beschreibt, findet, und auf dessen Frucht allein die gelegentlichen Aeußerungen der Alten passen. Unsere Citrone, die Limone des Südens, heißt so nach dem arabischen limun, welches aus dem Persischen, indirekt aus dem Indischen (lima) stammt. Damit ist die Herkunft der Limone angegeben; um das 10. Jahrh. kam sie nach Aegypten und Palästina, und wir wissen, daß sie 1240 in Europa noch nicht wuchs. Kreuzfahrer oder Handelsleute der italienischen Seestädte oder die Araber brachten die Citrone zuerst nach Europa, und ihr stark saurer Saft diente hier wie im Orient bald als beliebte belebende Beigabe zu vielen Speisen und gab mit dem zu gleicher Zeit bekannter werdenden Zucker die vielbegehrte Limonata ab. Auch die Pomeranze kam um diese Zeit durch Araber oder Kreuzfahrer nach Europa; aus Indien hatte man sie (912) nach Persien gebracht, wo sie nareng genannt wurde; die Araber nannten sie narang, und daraus wurde byzantinisch nerantzion. Schon in Westasien hatte die Frucht viel von dem süßen Duft und der schönen Farbe verloren, welche sie einst in Indien besaß, und bei dem weiten Uebergang nach Europa verblich sie noch mehr; aber trotzdem entstand der französische Name orange nach dem hineinspielenden Begriff von or, aurum, Gold. Die Apfelsine, ital. portogallo, enthält ebenfalls in ihrem Namen ihre Geschichte. Sie kam erst nach Ausbreitung der portugiesischen Schiffahrt aus dem südlichen China, angeblich zuerst 1548, nach Europa, und der europäische Urbaum stand noch lange zu Lissabon im Haus des Grafen von St. Laurent; von dort gelangte sie bald nach Rom und verbreitete sich an den Küsten des Mittelländischen Meers bis tief nach Westasien hinein. Selbst die Kurden nennen sie portoghal. Auch nach Amerika brachten Portugiesen und Spanier den Baum, der in den tropischen Gegenden der Neuen Welt wunderbar gedieh. Die Mandarinenorangen wurden erst im 19. Jahrh. bekannt, der aus China herübergebrachte Ahnherr aller europäischen Mandarinenbäume wird noch im botan. Garten zu Palermo gezeigt. Vgl. Ferrari, Hesperides sive de malorum aureorum cultura et usu (Rom 1646); Gallesio, Traité de C. (Par. 1811); Risso, Essai sur l'histoire naturelle des orangers (daſ. 1813); Risso und Poiteau, Histoire naturelle et culture des orangers (daſ. 1818—19, neue Ausg. von Du Breuil 1872).

Città (ital., spr. tschittá, »Stadt«, v. lat. civitas), in Zusammensetzungen häufig Civita, Anfang vieler italienischen Städtenamen.

Cittadella (spr. tschi-), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Padua (Venetien), an der Brentella, hat eine schöne Hauptkirche (mit guten Gemälden), einen botanischen Garten und (1871) 8505 Einw., welche Seidenspinnerei, Papier-, Tuch- und Baumwollzeugfabrikation betreiben. Die Stadt wurde 1220 als Grenzfestung gegen Treviso angelegt und ist noch heute mit Mauern, Thürmen und Gräben umgeben.

Città della Pieve (spr. tschi- pjäwe), Stadt in der ital. Provinz Perugia (Umbrien), Kreis Orvieto, an der Chiana, Bischofssitz und Prätur, mit (1871) 6823 Einw.; Geburtsort des Malers Pietro Perugino (1446), von dem in den Kirchen und Klöstern der Stadt noch werthvolle Bilder vorhanden sind (darunter eins seiner größten: die Anbetung der Magier, mit über 30 lebensgroßen Figuren).

Cittadelle, s. v. w. Citadelle.

Città di Castello (spr. tschi-), Kreisstadt in der ital. Provinz Perugia (Umbrien), an dem Tiber, Sitz eines Bischofs und einer Prätur, hat ein Schloß, eine Kathedrale (nach einem Entwurfe von Bramante erbaut), 9 andere Kirchen mit vielen werthvollen Gemälden, mehrere an Kunst- und anderen Sammlungen reiche Paläste, Seidenspinnerei, Wein- und Oelbau und etwa 6000 (als Gemeinde 24,088) Einw. C. ist das alte Tifernum, für das Plinius der Jüngere, der Patron der Stadt, einen Tempel (angeblich das jetzige Fundament des Doms) erbaute. Vom Ostgothenkönig Totila zerstört, wurde der Ort im 6. Jahrh. vom Bischof Floribo wieder hergestellt und kam im 15. Jahrh. unter die Signorie der Vitelli. In der Kunstgeschichte ist C. bekannt als diejenige Stadt Italiens, welche die erste Bestellung bei Raffael machte: die noch vorhandenen Processionsfahnenbilder für Santa Trinità (1499).

Cittaducale (spr. tschi-), Kreisstadt in der ital. Provinz Aquila (Abruzzo ulteriore II), am Velino und am Fuß des Terminillo, Sitz einer Unterpräfektur, mit Kathedrale, Hospiz und (1871) 4086 Einw. Auf der Piazza ein schöner gothischer Brunnen.

Cittanuova (spr. tschi-), Stadt auf der Westküste von Istrien, an der Mündung des Quieto, mit schönem Hafen, Fischerei und 1410 Einw.

Città San Angelo (spr. tschitta ßan-andschēlo), Stadt in der ital. Provinz Teramo (Abruzzo ulteriore I), Kreis Penne, nahe am Adriatischen Meer, hat Handel mit Getreide, Wein und Oel und (1871) 6578 Einw.; im Alterthum eine der vier Städte der Vestiner. In der Nähe Spuren der alten Salzwerke, welche die Anwohner der Via Salaria bis in das Sabinerland hinein mit Salz versorgten.

Città Vecchia (spr. tschitta wékkja), 1) Stadt auf der dalmatischen Insel Lesina, Sitz eines Bischofs, mit Hafen, Schiffbau und 3100 Einw.; aus den Trümmern der alten Stadt Pharia erbaut. — 2) C. (auch Sant'Antonio und Melita, von den Eingebornen arabisch Medina genannt), alte Hauptstadt der Insel Malta, hoch auf der Spitze des Inselfelsens gelegen, der durch Katakomben ausgehöhlt ist, ehemals stark befestigt, jetzt verfallen, mit einer bedeutenden Kathedrale und etwa 7000 Einw. In der Vorstadt, welche eine weite Aussicht gewährt, zeigt man in einer Kirche die Höhle, in welcher sich der Sage nach der Apostel Paulus nach seinem Schiffbruch aufhielt.

City (engl., spr. ssitti, franz. Cité, ital. Civita und Città, span. Ciudad), Stadt im allgemeinen, in England Bezeichnung solcher Städte, welche Bischofssitze sind oder es waren; insbesondere führt auch der älteste Kern der Stadt London (s. d.), welcher noch viele alte Privilegien besitzt und den Mittelpunkt des gesammten Handels- und Gewerbsverkehrs der Weltstadt bildet, den Namen C., wie in ähnlicher Weise der älteste Theil der Stadt Paris la Cité heißt. In Nordamerika heißt C. jede Ortschaft (town), welche inkorporirt ist und von einem Mayor nebst Aldermen regiert wird. Daneben unterscheidet man auch dort in einigen der ältesten Städte, z. B. Philadelphia, den eigentlichen Kern unter dem Namen C. von den durch spätern Anbau hinzugekommenen Stadttheilen.

City Point (spr. ssitti-), Hafendorf im nordamerikan. Staat Virginia, an der Mündung des Appomator in den James River, 16 Kilom. unterhalb Richmond, wurde 1864 durch die Bundestruppen unter Butler besetzt und befestigt und war besonders während der Belagerung der benachbarten Städte Petersburg und Richmond eine wichtige Etappenstation der Nordarmee.

Ciudad (span., spr. dsiudá, vom lat. civitas), in Spanien und den von hier aus kolonisirten Ländern eine Stadt ersten Ranges, die, im Unterschied von der Villa (s. d.), ihre eigene Gerichtsbarkeit hat; daher Anfang vieler spanischen Städtenamen.

Ciudad de Felipe, Stadt, s. San Felipe.

Ciudadēla (Jamna), Stadt (früher Hauptstadt) auf der span. Insel Minorca, an der Nordwestküste, Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale, 5 andere Kirchen, einen durch ein Kastell vertheidigten Hafen und etwa 6000 Einw. In der Nähe ist die berühmte Tropfsteinhöhle Cava Perella.

Ciudad Reāl, 1) eine Provinz der span. Landschaft Neukastilien, umfaßt den größten Theil der Mancha, grenzt gegen W. an Estremadura, gegen N. an die Provinz Toledo, gegen O. an Cuença, gegen S. an Murcia und Andalusien und hat ein Areal von 20,305 QKilom. (368,8 QM.) mit (1870) 264,649 Einw. Das Land ist im südwestlichen (in der Mancha alta) und nordwestlichen Theil, wo sich die Bergketten von Toledo erheben, sehr gebirgig, im übrigen hügelig oder eben, arm an Bäumen und Bevölkerung, dagegen reich an Erzen, Mineralien und Mineralquellen. Die wichtigsten landwirtschaftlichen Erzeugnisse sind Getreide, Wein, Esparto und ausgezeichnete Maulthiere. Auch die Industrie der Provinz hat, besonders seit Eröffnung der sie durchschneidenden Eisenbahn nach Alicante, einen erfreulichen Aufschwung genommen. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt 7 Kilom. von der Guadiana entfernt, in fruchtbarer, wohl kultivirter Gegend, ist gut gebaut und mit Mauern umgeben, Sitz eines Bischofs, hat 3 Kirchen (darunter die sehr schöne Pfarrkirche der »Virgen del Prado«), mehrere Klöster, ein großes Hospiz mit Armenschule (vom Kardinal Lorenzana, Erzbischof von Toledo, gegründet), einen Cirkus für Stiergefechte, Handel mit den Erzeugnissen der Umgegend und gegenwärtig etwa 12,000 Einw. Berühmt in ganz Spanien sind die Esel- und Maulthiermärkte von C. Geschichtlich denkwürdig ist die Stadt durch einen hier 27. März 1809 von den Franzosen unter Sebastiani über die Spanier unter Urbino erfochtenen Sieg. Die Stadt hieß sonst auch Pozuela. — 2) C. (sonst San Cristobal, jetzt auch Ciudad de las Casas zu Ehren

des berühmten Bischofs Bartolomeo de las Casas genannt), Hauptstadt des mejikanischen Staats Chiapas, in einer schönen und fruchtbaren Ebene am Rio de las Celdales gelegen, ist Sitz des Bischofs von Chiapas, hat eine Kathedrale, mehrere Klöster, ein Hospital, eine höhere Schule (Seminario conciliar, jetzt Universität genannt), ein 1826 errichtetes Denkmal des Bischofs Las Casas und etwa 6400 Einw. Die Stadt ward 1528 von Diego da Mazariegos an der Stelle einer alten Indianerstadt angelegt.

Ciudad Rodrigo, Stadt in der span. Provinz Salamanca (Leon), rechts am Agueda, 22 Kilom. von der portugiesischen Grenze, mit 7 Thoren und starker Festung auf steilem Hügel, der zweite Hauptwaffenplatz gegen Portugal, ist regelmäßig gebaut, durch eine Brücke mit einer Vorstadt verbunden, Sitz eines Bischofs, hat eine gothische Kathedrale, 8 andere Kirchen, eine Plaza mayor mit 3 römischen Säulen mit Inschriften, mehrere Hospitäler, ein bischöfliches Seminar und etwa 7000 Einw., welche Leinen- und Wollzeugweberei, Gerberei, Seifenfabrikation (die berühmte Jabon de piedra) und Handel betreiben. Die Wälle und Thürme der Stadt gewähren eine reizende Aussicht auf den weiten gegen S. sich erhebenden Gebirgskreis der Sierren von Gatumba, Jalama, Gala und der Peña de Francia. In der Nähe Ueberbleibsel eines römischen Aquädukts; ein moderner versorgt die Stadt mit Wasser. C. wurde im Anfang des 13. Jahrh. von Ferdinand II. angelegt und ist seit dieser Zeit als Waffenplatz in der Kriegsgeschichte von Wichtigkeit. Eingenommen wurde es zuerst im spanischen Erbfolgekrieg 30. Mai 1706 von den Engländern, aber schon 4. Okt. 1707 von den Franzosen unter Bay wieder erobert. Von großer Bedeutung wurde es im Kampf Napoleons I. gegen Spanien. Die glücklichen Gefechte, welche Masséna mit seinen 70,000 Mann bei Barba de Pierca und später bei Alcanniza lieferte, hatten die Berennung und engere Einschließung von C. (seit 26. April 1810) zur Folge. Am 10. Juli mußte sich die gänzlich zerstörte Stadt, trotz der Nähe einer schlagfertigen Armee, nach tapferer Vertheidigung ergeben. Für die Vertheidiger stiftete König Ferdinand 1815 in Anerkennung ihrer Tapferkeit ein besonderes Ehrenzeichen. Nachdem die Franzosen 18 Monate lang im Besitz von C. gewesen waren und die Festungswerke wieder in gehörigen Stand gesetzt hatten, schlossen die Engländer unter Wellington 8. Jan. 1812 die Stadt ein und nahmen sie bereits in der Nacht vom 19. auf den 20. Jan. trotz des tapfern Widerstandes der Besatzung. Auf der Seite der Engländer fielen die Generäle Kinnon und Crawfurd; Wellington aber ward von den spanischen Cortes zum »Herzog von C.« und Grand erster Klasse erhoben.

Civaux (Civaux, spr. siwo), Dorf im franz. Departement Vienne, Arrondissement Montmorillon, auf einer weiten Ebene an der Vienne, mit (1872) 1014 Einw. Hier soll 506 Chlodwig I. die Westgothen unter Alarich überwunden haben; man findet noch viele steinerne Gräber daselbst.

Civiale (spr. siwjall), Jean, franz. Wundarzt, geb. im Juli 1792 zu Thiezac im Departement Cantal, bekannt als Erfinder der Lithotritie (s. d.) oder Steinzertrümmerung ohne Eröffnung der Harnblase, wodurch die blutige Operation des sogen. Steinschnitts für viele Fälle entbehrlich geworden ist. Nach vielen Versuchen an Leichnamen, den Stein der Harnblase durch mechanische Verkleinerung zu zerstören, gelang ihm 1824 der erste an einem Lebenden. Das Institut von Frankreich belohnte ihn 1827 dafür mit 6000 Franken, auch ward ihm der Monthyon'sche Preis von 10,000 Franken zu theil. C. war als Operateur bis in sein Alter thätig und genoß als Specialist auf dem Gebiet der Steinkrankheiten den höchsten Ruf. Er starb im Juni 1867 in Paris. C. hat zahlreiche Schriften und Aufsätze über die von ihm erfundene und ausgebildete Operationsmethode veröffentlicht; die wichtigsten darunter sind: »Lettres sur la lithotritie« (6 Briefe aus den Jahren 1827, 1828, 1831, 1833, 1837 und 1848; deutsch von Gräfe, Berl. 1827); »De la lithotritie« (Par. 1827; deutsch von Remer, Bresl. 1827); »Parallèle des divers moyens de traiter les calculeux, contenant l'examen comparatif de la lithotritie et de la cystotomie« (Par. und Lond. 1836; deutsch von Gräfe, Berl. 1837); »Traité pratique sur les maladies des organes génito-urinaires« (Par. 1837—40, 3 Bde.; deutsch von Frankenberg und Landmann, Leipz. 1843); »Traité pratique et historique de la lithotritie« (Par. 1847); »Resultats cliniques de la lithotritie pendant les années 1860—64« (das. 1865).

Civica corona (lat.), s. Bürgerkrone.

Cividāle (spr. tschiwi-, C. del Friuli), Distrikthauptstadt in der ital. Provinz Udine (Venetien), alter Hauptort des Herzogthums Friaul, am Austritte des Natisone aus den Alpen, hat alte Mauern, eine mächtige, 70 Meter lange Brücke, einen schönen Dom mit prächtiger Façade von Pietro Lombardo (1501) und werthvollen Gemälden, mehrere andere Kirchen mit Kunstgegenständen (z. B. byzantinische Stuckreliefs aus dem 8. Jahrh.), ein Museum von Alterthümern, ein Hospital, nicht unbedeutende Industrie, Märkte und (1871) 8228 Einw. Das Domarchiv besitzt unter anderem den berühmten Kodex der Evangelien aus dem 5. Jahrh., nach der lateinischen Uebersetzung des heil. Hieronymus, das Gebetbuch der heil. Gertrud, Königin von Ungarn (aus dem 11. Jahrh.), das Gebetbuch der heil. Elisabeth (von 1205) ꝛc. C. ist wahrscheinlich Cäsars Forum Julii, woraus Friuli, Friaul entstand. Die Longobarden nannten die Stadt Civitas Austriae; bei den Slawen heißt sie Staro mjesto (»Altstadt«).

Civil (lat.), den Bürgerstand betreffend; dann gesittet, gebildet, human; auch s. v. w. wohlfeil, billig.

Civile, das (lat.), die Gesammtheit der Civilisten im Gegensatz zum Militär, auch s. v. w. Civiltracht, bürgerliche Kleidung.

Civilehe (bürgerliche Eheschließung), die durch Konsenserklärung der Brautleute vor weltlichen Staatsbeamten (Civilstandsbeamten) mit rechtlicher Wirksamkeit eingegangene Ehe. Den Gegensatz bildet die Konsenserklärung der Brautleute vor dem Geistlichen und die kirchliche Trauung derselben. Letztere war ursprünglich weder nach römischem, noch nach kanonischem Recht zur bürgerlichen Gültigkeit der Ehe erforderlich. Die katholische Kirche, welche sich auf Grund des Dogma's, daß die Ehe ein Sakrament sei, die gesetzgebende Gewalt in Ehesachen beilegte, verlangte im Mittelalter zur Gültigkeit der Ehe lediglich den Konsens der Verlobten. Deshalb bezeichnet das kanonische Recht Ehe und Verlöbnis durch ein und dasselbe Wort: »Sponsalia«, und läßt ein Verlöbnis (Sponsalia de futuro) schon durch die erfolgte fleischliche Verbindung der Brautleute von selbst zur Ehe werden (Sponsalia de praesenti). Erst das Tridentinische Koncil (1563)

machte die Gültigkeit der Ehe von der Konsenserklärung vor dem Pfarrer und vor zwei oder drei Zeugen abhängig; hieran sollte sich dann als angemessene und übliche, keineswegs aber als nothwendige Form der Eheschließung die kirchliche Trauung anschließen. Ebenso ist in der protestantischen Kirche das System der kirchlichen Trauung mit Konsenserklärung vor dem kompetenten Geistlichen das herrschende geworden. Dagegen ist es unverkennbar das Streben der neuern Zeit, die bürgerliche Gültigkeit der Ehe von der Mitwirkung der Geistlichkeit unabhängig zu stellen, und ein hochwichtiges Ziel der modernen Gesetzgebung, dem Staat zu geben, was des Staats, der Kirche, was der Kirche ist. Die äußere Veranlassung zu einer allgemeinen Durchführung des Systems der bürgerlichen Eheschließung war aber für Deutschland, und zwar zunächst für den ganzen Umfang der preußischen Monarchie, vorzüglich der Umstand, daß das auf dem ökumenischen Koncil von 1870 verkündete Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit von Seiten der sogen. Altkatholiken nicht anerkannt, diesen letzteren aber eben deshalb von dem römisch-katholischen Klerus die Theilnahme an den Sakramenten der katholischen Kirche und somit auch die kirchliche Eheschließung verweigert wird. Konnte nun der Staat hier auch durch Anwendung von Zwangsmitteln gegen die renitente Geistlichkeit oder durch Bestellung altkatholischer Priester Abhülfe schaffen, so war eine durchgreifende Beseitigung jenes Nothstandes doch nur im Weg einer zeitgemäßen Abänderung der Ehegesetzgebung selbst möglich. Ein solches Vorgehen erschien zudem durch den gegenwärtigen Konflikt des Staats mit dem römisch-katholischen Klerus um so dringender geboten. Es ist Thatsache, daß der Klerus in Preußen sich gegen die preußischen Kirchengesetze vom Mai 1873 in direkte Opposition gesetzt und namentlich den § 1 des Gesetzes vom 11. Mai 1873 über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen nicht respektirt hat. Hiernach darf nämlich in einer der christlichen Kirchen ein geistliches Amt nur einem Deutschen, welcher seine wissenschaftliche Vorbildung nach Maßgabe des Gesetzes dargethan hat, übertragen werden, wofern gegen dessen Anstellung kein Einspruch von Seiten der Staatsregierung erhoben worden ist. Eine dieser Vorschrift zuwiderlaufende Uebertragung eines geistlichen Amts aber gilt nach § 17 des angezogenen Gesetzes als nicht geschehen, ist also nichtig, und eben deshalb kann auch eine von einem widerrechtlich angestellten Geistlichen vorgenommene Eheschließung eine bürgerliche Gültigkeit nicht beanspruchen. Die Einführung der C. ist also für solche Fälle, in denen es an einem rechtmäßigen Geistlichen überall fehlt, geradezu eine Nothwendigkeit. Aber auch für das protestantische Eherecht ist die Einführung der C. ein unabweisbares Bedürfnis, und der lebhafte Widerspruch, welcher gegen dieselbe von den Vertheidigern des Systems der kirchlichen Trauung und Eheschließung unterhalten wird, ist in der That ein grundloser. Daß nämlich der Staat zur Einführung der bürgerlichen Form der Eheschließung einmal befugt und berechtigt ist, kann namentlich nach protestantischem Kirchenrecht, welchem die Sakramentsidee in Ansehung der Ehe fremd, und nach welchem die Gesetzgebung in Ehesachen stets Sache des Staats gewesen ist, nicht bestritten werden. Ebensowenig kann die katholische Kirche dem Staate dieses Recht streitig machen, da für den Staat die Sakramentseigenschaft der Ehe nicht als hauptsächliches, sondern nur als begleitendes Moment erscheinen und in erster Linie die bürgerliche Bedeutung der Ehe als der Grundlage des Familienrechts und des socialen und staatlichen Organismus überhaupt die maßgebende sein muß. Auch die bisherige kirchliche Eheschließung enthält neben der priesterlichen Weihe der Ehe einen bürgerlichen Rechtsakt, indem der Geistliche nach vorgängiger Kognition über etwaige Ehehindernisse, Einsprachen und sonstige Bedenken, und nachdem der beabsichtigten Eheschließung durch das Aufgebot die gehörige Publicität gegeben worden, die Konsenserklärung der Brautleute entgegennimmt und für die öffentliche Beglaubigung des Eheschließungsakts zu sorgen hat. Der Geistliche fungirt also in dieser Beziehung als Diener des Staats. Es war auch für die Rechtszustände des Mittelalters ganz geeignet, daß diese Funktionen den Dienern der Kirche übertragen wurden, da nur diese über ein hierzu geeignetes, ständiges Beamtenthum verfügte, welches die zur Kognition über etwaige Ehehindernisse und Einsprachen erforderliche Gesetzeskunde und Geschäftsgewandtheit besaß, und da nur durch das kirchliche Aufgebot und die kirchliche Trauung dem Vorbereitungsstadium der Eheschließung und dieser selbst damals die erforderliche Publicität gegeben werden konnte. Gerade diese Publicität kann aber bei den heutigen total veränderten kirchlichen und staatlichen Verhältnissen nur durch eigentliche und verantwortliche Beamte des Staats bewirkt werden. Zudem wird nur durch die Einführung der C. die Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen im Staat zur Wirksamkeit gebracht, die verschiedene Auffassung der Ehe seitens der einzelnen Religionsgesellschaften paralysirt und die volle Gewissens- und Glaubensfreiheit der Staatsbürger gewährleistet. Den Brautleuten selbst bleibt es dabei überlassen, ob sie neben der bürgerlichen Eheschließung noch um die kirchliche Einsegnung ihres Ehebundes nachsuchen wollen, und nur dann hat die religiöse Weihe desselben ihre wahre Bedeutung, wenn sie aus freiem Antrieb und aus wahrem Bedürfnis des Herzens nachgesucht wird. Uebrigens wird die Befürchtung, daß durch die C. die Eheleute der Kirche entfremdet würden, durch die thatsächlichen Verhältnisse widerlegt. Unter 66,148 Ehen, welche in der Rheinprovinz in den Jahren 1869—71 civiliter abgeschlossen wurden, sind 65,761 kirchlich eingesegnet, und nur bei 387 Ehen ist die kirchliche Trauung unterlassen worden. In demselben Zeitraum wurden in der Rheinpfalz 15,009 Civilehen abgeschlossen und bloß 108 davon nicht kirchlich eingesegnet, während im Großherzogthum Luxemburg binnen ebenderselben Frist 3934 bürgerliche Eheschließungen vorkamen und nur bei 18 davon die kirchliche Trauung nicht nachgesucht wurde. Nur in den größeren Städten stellt sich das Verhältnis für die kirchlichen Trauungen ungünstiger, wie z. B. in Frankfurt a. M. im Jahr 1871 von 748 Civilehen nur bei 383 die kirchliche Trauung nachgeholt wurde: eine Erscheinung, welche sich namentlich aus den lokalen Verhältnissen der betreffenden größeren Städte, z. B. den dort in größerer Anzahl vorkommenden gemischten Ehen u. dgl., erklären dürfte. Uebrigens ist es gerade Sache der Kirche, in ihren so als entfremdet sich darstellenden Gliedern das religiöse Bewußtsein neu zu wecken; auf der andern Seite würde in solchen Fällen, wenn das Recht der

bürgerlichen Eheschließung nicht bestände, eine kirchliche Trauung, von der religiösen Seite aus betrachtet, nur sehr geringen Werth beanspruchen können. Alle diese Zwecke, welche durch die C. realisirt werden sollen, können aber nur dann mit Sicherheit erreicht werden, wenn die C. nicht als ein bloßer Nothbehelf, sondern als die regelmäßige Form der Eheschließung eingeführt wird. Man unterscheidet nämlich in Ansehung der C. drei Systeme: 1) Nach dem System der sogen. Nothcivilehe findet eine bürgerliche Eheschließung nur aushülfsweise statt, wenn die kirchliche Trauung nicht erlangt werden kann; so in Würtemberg, Anhalt und neuerdings nach dem Gesetz vom 25. Mai 1868 auch in Oesterreich, hier namentlich für die sogen. Konfessionslosen. In anderen Staaten besteht das Institut der Nothcivilehe für die Ehen der Dissidenten und für die gemischten Ehen; so in Braunschweig, in Weimar und in Bayern, wie dies nach dem Gesetz vom 23. Juli 1847 bisher auch in Preußen der Fall war. 2) Das System der fakultativen C. läßt den Brautleuten zwischen der kirchlichen und der bürgerlichen Eheschließung die Wahl; so in Oldenburg und Hamburg und in einzelnen Schweizerkantonen. 3) Nach dem System der obligatorischen C. wird für die bürgerliche Gültigkeit der Ehe die Konsenserklärung der Brautleute vor den hierzu bestellten Staatsbeamten, den sogen. Civilstandsbeamten (officiers de l'état civil), unter allen Umständen und vor der kirchlichen Trauung erfordert. Dies System wurde schon durch Cromwell in England eingeführt, durch die Restauration aber wiederum beseitigt, und es besteht jetzt in England nur für die Dissenters die obligatorische, für die zur Staatskirche Gehörigen die fakultative C. Dagegen gilt die obligatorische C. in Frankreich (Code Napoléon, Art. 63 ff.), in den deutschen Ländern französischen Rechts, in Frankfurt a. M. und seit 1. Febr. 1870 auch in Baden. Auch nach der deutschen Reichsverfassung von 1849 (§ 150) sollte dies System in Deutschland eingeführt werden; aber nur in Frankfurt a. M. hatte die Einführung der obligatorischen C. Bestand. Die preußische Verfassungsurkunde vom 31. Jan. 1850 (Art. 19) hatte die Einführung der C. durch ein besonderes Gesetz verheißen. Aber erst unter dem 9. März 1874 ist die C. für den ganzen dermaligen Umfang der preußischen Monarchie eingeführt worden, nachdem die oben gedachten Umstände den Erlaß jenes Gesetzes, welches 1. Okt. 1874 in Kraft getreten ist, zur Nothwendigkeit gemacht hatten. Uebrigens hat in der Sitzungsperiode des Reichstags von 1874 eine Kommission des letztern auf Antrag der Abgeordneten Dr. Völk und Dr. Hinschius die Einführung bürgerlicher Eheschließung in Verbindung mit bürgerlichen Standesregistern für ein Bedürfnis des gesammten Deutschen Reichs erklärt, und unter dem 11. Juni 1874 ist vom Bundesrath der Beschluß gefaßt worden, den Reichskanzler zu ersuchen, unter Betheiligung der Bundesregierungen einen Gesetzentwurf über die Einführung der obligatorischen C. und die Beurkundung des Personenstandes aufstellen zu lassen. Es steht daher die Einführung der obligatorischen C. demnächst für den ganzen Umfang des Deutschen Reichs zu erwarten. Uebrigens ist nach dem jetzt auch auf die süddeutschen Staaten ausgedehnten norddeutschen Bundesgesetz vom 4. Mai 1870 (Bundesgesetzblatt pro 1870, S. 599 ff.) bereits den diplomatischen Vertretern des Bundes sowie den Konsuln für ihren Amtsbezirk die Ermächtigung zur Vornahme von bürgerlich gültigen Eheschließungen von Bundesangehörigen ertheilt worden. Nach dem preußischen Civilehegesetz kann eine bürgerlich gültige Ehe nur in der durch dies Gesetz bestimmten Form abgeschlossen werden; die religiösen Feierlichkeiten einer Eheschließung dürfen erst nach der bürgerlichen Schließung der Ehe stattfinden, und ein Geistlicher oder Religionsdiener, welcher zu den religiösen Feierlichkeiten einer Eheschließung schreitet, bevor ihm nachgewiesen, daß von dem Civilstandsbeamten eine Heirathsurkunde ausgefertigt ist, setzt sich nach § 337 des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs einer Geldstrafe bis zu 100 Thlr. oder einer Gefängnisstrafe bis zu drei Monaten aus (vgl. das preußische Civilehegesetz, §§ 24 ff.). Die bürgerliche Eheschließung selbst erfolgt durch die hierzu bestellten Civilstandsbeamten (s. Civilstand), zu welchen Geistliche nicht bestellt werden dürfen. Diesen liegt zugleich die Führung der Civilstandsregister, d. i. der Geburts-, Heiraths- und Sterberegister, ob. Der bürgerlichen Eheschließung selbst hat ein Aufgebot durch den Standesbeamten vorauszugehen, welches in den Gemeinden, woselbst die Verlobten ihren Wohnsitz haben, nöthigenfalls auch am dermaligen Aufenthaltsort eines Verlobten, durch öffentlichen Anschlag, eventuell durch Insertion in ein Zeitungsblatt (§ 29 des preußischen Gesetzes) bekannt zu machen ist. Das Aufgebot, von welchem die Verlobten nur durch königliche Dispensation befreit werden können, verliert seine Kraft und muß wiederholt werden, wenn seit dessen Vollziehung sechs Monate verstrichen sind, ohne daß die Ehe abgeschlossen wurde. Die Eheschließung selbst erfolgt dadurch, daß die Verlobten in Gegenwart zweier Zeugen vor dem Standesbeamten persönlich ihren Willen erklären, die Ehe mit einander einzugehen, und daß diese Erklärung in das Heirathsregister von dem Standesbeamten eingetragen und die Eintragung von den Verlobten und dem Beamten vollzogen wird. Ueber die erfolgte Eheschließung ist den Eheleuten eine Bescheinigung zuzustellen, und es kann nunmehr eine kirchliche Einsegnung des Ehebundes stattfinden, deren Ausschließung keineswegs die Tendenz des Systems der obligatorischen C. ist, während der sogen. Nothcivilehe und der fakultativen C. weit eher das Princip der Unterlassung der kirchlichen Trauung und der Charakter einer Opposition gegen Religion und Kirche untergelegt werden kann. Zudem tragen jene beiden Systeme den Stempel des Ausnahmegesetzes, während durch die obligatorische C. eine allgemeine Norm für alle Eheschließungen aller Konfessionen sowie gleichzeitig die einheitliche Einrichtung und Führung von Personenstandsregistern geschaffen und letztere, als eine dem geistlichen Beruf an und für sich völlig fremde Thätigkeit, den Geistlichen abgenommen wird, ohne daß dabei das Bedürfnis der Verlobten nach kirchlicher Trauung und Einsegnung, wenn solches wirklich vorhanden, irgendwie beschränkt und beeinträchtigt würde. Vgl. Gneist, Die bürgerliche Ehe, Bericht für den Juristentag (Berl. 1869); Schumann, Das Institut der C. (Nördl. 1869); Hinschius, Das preußische Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Form der Eheschließung vom 9. März 1874 (Berl. 1874); Hoinghaus, Das neue preußische Civilehegesetz (das. 1874); Kletke, Das Reichscivilehegesetz (das. 1874); Friedberg, Geschichte der C. (das. 1872).

Civile jus (lat.), s. Civilrecht.

Civiletat (lat.), der Theil des Budgets (s. d.), welcher die Berechnung der für die Erhaltung sämmtlicher Staatsbehörden, mit Ausnahme des Hofs und des Militärs, nothwendigen Ausgaben enthält; dem C. gegenüber stehen die Civilliste und der Militäretat (s. d.).

Civilgericht, die Gesammtheit der zur Ausübung der Rechtspflege in Civilsachen öffentlich bestellten Personen. Erforderlich sind zu einem C. wenigstens zwei Personen, ein Richter (s. d.) und ein Aktuar (s. d.). Vgl. Gericht.

Civilgerichtsbarkeit (lat. Jurisdictio civilis), Inbegriff der Befugnisse zur Ausübung der bürgerlichen Rechtspflege; s. Gerichtsbarkeit.

Civilgouverneur (franz.), s. Gouverneur.

Civilingenieure, Techniker, welche den Entwurf, die Veranschlagung, die Berechnung und Ausführung technischer Anlagen oder einzelner Gegenstände zum gewerblichen Betrieb für fremde Rechnung sowie die Beschaffung der dazu nöthigen Maschinen und Geräthe, auch die Abgabe von sachverständigen Gutachten und Rathschlägen übernehmen. Die Stellung der C. ist eine durchaus freie und an keine Staatsprüfung gebundene. Es treten daher auch viele Männer als C. auf, ohne genügende Kenntnis und Befähigung zu besitzen, und so kommt es, daß das ganze Institut bisweilen mißtrauisch betrachtet wird. Um dem entgegenzuwirken, bildete sich in Berlin eine Genossenschaft von Civilingenieuren mit dem Zweck der Wahrnehmung und Förderung aller derjenigen Interessen, welche geeignet sind, die gesellschaftliche und gewerbliche Bedeutung des Standes als Civilingenieur in der Beurtheilung des Publikums und der Behörden zu heben. Vgl. »Statuten der Genossenschaft preußischer C. zu Berlin« (Berl. 1867).

Civilis, Claudius, der Anführer der Bataver im Aufstand gegen die Römer 69—70 n. Chr. C. faßte nämlich, erbittert darüber, daß er wegen angeblicher Rebellion gegen die römische Herrschaft zweimal gefangen gesetzt worden war und beinahe hingerichtet worden wäre, 69 n. Chr. wirklich den Plan, sein Volk zu befreien, und benutzte schlau den damaligen Bürgerkrieg zwischen Vitellius und Vespasian, indem er sich für einen Anhänger des letztern erklärte. In Verbindung mit den Kaninefaten und Friesen besiegte er das römische Landheer, bemächtigte sich der Flotte, warf den vom Statthalter von Untergermanien gegen ihn geschickten Legaten Mummius Lupercus nach Vetera (Xanten) zurück und belagerte ihn daselbst, während der Aufstand sich immer mehr ausbreitete. Vergeblich rückte der Legat Vocula zum Entsatz herbei; er wurde ermordet, Vetera mußte sich nebst Novesium (Neuß) ergeben, und C. verband sich nun mit den Häuptern des gallischen Aufstandes, Tutor und Classicus. Indeß half diese Verbindung nicht viel, und da ein neuer römischer Feldherr, Cerealis, in mehreren Gefechten siegte, so mußte C. immer weiter sich zurückziehen; er zeigte sich zu Unterhandlungen geneigt, und so wurde ohne Zweifel der status quo ante wieder hergestellt. Doch wissen wir über letztern Punkt sowie über die weiteren Schicksale des C. nichts Näheres, da der Bericht des Tacitus (Histor., V, 26) bei den Unterhandlungen abbricht. Vgl. E. Meyer, Der Freiheitskampf der Bataver unter C. (Hamb. 1856).

Civilis actio (lat.), s. Klage.

Civilisation (vom lat. civis, Bürger), der Inbegriff derjenigen Bildungselemente, welche zunächst zu einem geordneten bürgerlichen Zusammenleben erforderlich sind. C. ist somit noch nicht die vollendete und wahre, alle Seiten des innern und äußern Menschen umfassende Bildung, sondern erst die Grundlage einer solchen. Die C. ist die Stufe, durch welche ein barbarisches Volk hindurchgehen muß, um zur höhern Kultur in Industrie, Kunst, Wissenschaft zu gelangen. S. Kulturgeschichte.

Civilisiren, dem Zustande der Wildheit entziehen, bilden, sittigen.

Civilist (lat.), s. v. w. Civilbeamter, insbesondere im Gegensatze zum Militärbeamten; dann jeder, der ein bürgerliches Geschäft treibt; auf Universitäten Lehrer des Civilrechts.

Civilität (lat.), Anstand, Höflichkeit, Artigkeit.

Civilkammer, s. Kassationshof.

Civilliste (Krondotation, Privatschatullgut), die gesetzlich bestimmte Summe, welche der Fürst als solcher zu seinem und, in erblichen Fürstenthümern, zugleich seiner erbberechtigten Familie standesmäßigen Unterhalt, namentlich auch zur Bestreitung seines Hofstaats, aus den Staatseinkünften jährlich bezieht. In der Regel ist hiermit zugleich eine Dotation von Schlössern und Mobilien, besonders Kronkleinodien, verbunden. Die Verwendung der C. muß, insofern sie nicht mit bestimmten Verbindlichkeiten, z. B. mit der Verpflichtung zu Apanagezahlungen, belastet ist, dem Ermessen des Regenten überlassen bleiben, und es darf darüber keine Rechnungsablage gefordert werden. Dagegen müssen aus der C. auch die Kosten des Unterhalts der fürstlichen Familie und der Hofhaltung bestritten werden. Hinsichtlich der Festsetzung der C. ist ein dreifaches Verfahren anwendbar, indem sie entweder für jede Finanzperiode neu, oder lebenslänglich für die Dauer der Regierung eines Fürsten, oder erblich für alle Zeiten bestimmt werden kann. Die zweite Methode ist die in fast allen deutschen konstitutionellen Staaten eingeführte und gewiß zweckmäßigste; denn während eine für jede Finanzperiode neue Bewilligung den Fürsten zu abhängig von dem guten Willen der Stände macht und zu verderblichen Kollisionen mit diesen führen kann, erwächst auf der andern Seite die Gefahr, daß die für alle Zeiten festgesetzte C. mit den ewig wechselnden Verhältnissen in Mißverhältnis komme. Bedeutende Veränderungen der Verhältnisse würden selbst bei der als am anwendbarsten anerkannten Methode Modifikationen zulässig machen, doch so, daß keine Erhöhung ohne Bewilligung der Stände und keine Verminderung ohne Bewilligung des Fürsten stattfinden könnte. Die C. fällt weder unter den Gesichtspunkt einer Besoldung, noch unter den einer Apanage. Die Trennung des Hofhaushalts von den Staatsfinanzen ist nothwendig, um Klarheit in die öffentlichen Rechtsverhältnisse und Ordnung in die Staatsverwaltung zu bringen. In konstitutionellen Staaten kann die C. nicht ohne Zustimmung der Volksvertretung verändert werden; ihre Höhe sollte sich im allgemeinen nach der Bedeutung des Landes und nach der Größe des dem Staat abgetretenen fürstlichen Guts richten. Der Name und der Begriff der C. stammt aus England, obschon das Wesen derselben, Trennung von Staats- und Hofhaushalt, in manchen Kontinentalstaaten früher und besser ausgebildet wurde als in England. Die Nachtheile, welche man dem Institut der C. zur Last gelegt hat, sind theils in Wirklichkeit nicht

Digitized by Google

vorhanden, theils werden sie von den Vortheilen bei weitem überwogen. Als Einwand hat man unter anderem vorgebracht, daß die C. allzu sehr einer Besoldung, wie sie den Staatsdienern gereicht werde, gleiche, was sich mit der Würde der Krone, »die eine herrschende, auf Eigenthumsrecht begründete Gewalt und nicht den Diener, sondern das Oberhaupt des Volks bezeichne«, nicht vertrüge, eine Voraussetzung, die von dem konstitutionellen Geist unsers Jahrhunderts nur mit Einschränkung anerkannt ist. Ganz fällt dieser Einwand da hinweg, wo ausdrücklich ausgesprochen wird, daß die C. nur das Aequivalent für die den Staatskassen überwiesenen Nutzungen des fürstlichen Hausvermögens sei. Ebensowenig stichhaltig ist der Einwurf, daß den Fürsten durch eine solche Fixirung ihres Einkommens die Gelegenheit entgehe, durch neue Quellen und gute Bewirtschaftung dasselbe zu vermehren und dadurch in den Stand gesetzt zu werden, Wissenschaften und Künste zu unterstützen ꝛc. Denn so gut die Möglichkeit einer Vermehrung der Einnahme durch gute Bewirtschaftung vorhanden, ebenso ist eine Verminderung derselben durch schlechte Bewirtschaftung möglich, wogegen die C. jedenfalls Sicherheit gewährt. Außergewöhnliche Ausgaben würden nur den wenigen Fürsten unmöglich sein, die neben der C. nicht noch Privatvermögen besitzen. Ungleich mehr in die Augen springend sind die Vortheile dieses Instituts; denn jedenfalls kann Ordnung im Staatshaushalte dem Fürsten nur von Nutzen sein. Die C. schützt ihn gegen lästige und zuletzt ihm und dem Lande verderbliche Anforderungen seiner Familie und seiner Umgebung, gibt ihm den Maßstab, wonach er seine Ausgaben, dem Staatswohl unbeschadet, bemessen kann, und schützt ihn gegen das unangenehme Gefühl, vom Volk in seinen Privatausgaben beaufsichtigt und beargwohnt zu werden. Die Beträge der C. sind in den einzelnen Staaten im Lauf der letzten Jahre meist erhöht, fast nie ermäßigt worden. Im Jahr 1872 betrug die C. (hier und da mit Einrechnung der Apanagen für Angehörige des Regentenhauses, Nadelgeldes ꝛc.) in England 3,6 Mill. Thlr., in Rußland 8,9, in Oesterreich 5,2, in Preußen 3,8, in Italien 4,2, in Belgien 0,9, in den Niederlanden 0,7, in Dänemark 0,5, in Schweden 0,5, in Norwegen 0,2, in Spanien 3,4, in Portugal 1,1, in Griechenland 0,3, in der Türkei 6,2 Mill. Thlr. In Frankreich bezog Napoleon III. an C. gegen 30 Mill. Franken pro Jahr, der Präsident Thiers 1873 ca. 150,000 Franken. Das Gehalt des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika stellte sich bis 1871 auf jährlich 25,000 Doll., seitdem auf 40,000 Doll.

Civiloquium (lat.), Bürger- oder Bauer- (Bur-) Sprache, Vorlesung der Rechte und Pflichten der Bürger.

Civilproceß (lat.), einmal der Inbegriff der Rechtsgrundsätze über das Verfahren, um bürgerliche Rechtsansprüche zur gerichtlichen Anerkennung und zur rechtlichen Wirksamkeit zu bringen (Civilproceßtheorie, Civilproceßrecht); sodann aber auch dies Verfahren selbst. Die hauptsächlichste, ja nach einer verbreiteten Theorie die ausschließliche Aufgabe des Staats ist nämlich der Rechtsschutz, d. h. die Erhaltung und Sicherung der Rechtsordnung, die Verhütung und Beseitigung aller Rechtsverletzung. Zu diesem Zweck muß aber nicht nur die gesetzgebende Gewalt des Staats thätig sein, sondern es muß auch dafür Sorge getragen werden, daß jede Verletzung der bestehenden Rechtsordnung möglichst verhütet und beseitigt und der Rechtszustand des Staats und seiner Angehörigen allenthalben aufrecht erhalten werde. Die Organe des Staats haben daher auf der einen Seite darüber zu wachen, daß demjenigen, welcher die staatliche Rechtsordnung und den Staat selbst durch ein absolutes Unrecht, d. h. durch ein Verbrechen, verletzte, zur Sanktion der verletzten Rechtsordnung die durch das Gesetz bestimmte Strafe zu theil werde. Dies ist der Gegenstand der strafrichterlichen Thätigkeit, und die Grundsätze über das dabei zu beobachtende Verfahren bilden die Theorie des Straf- oder Kriminalprocesses. Auf der andern Seite aber ist es die Aufgabe der richterlichen Behörden, auch dem durch ein relatives Unrecht in seiner individuellen Privatrechtssphäre Verletzten die Anerkennung und Geltendmachung oder die Wiederherstellung des ihm besonders zustehenden Rechts zu sichern: dies die civilrichterliche Thätigkeit, das Gebiet des Civilprocesses. Denn es ist mit einem geordneten Staatswesen schlechterdings unverträglich, daß in derartigen Fällen der Verletzte auf seine Selbsthülfe, welche einerseits oftmals nicht ausreichend sein, anderseits oft zu weit gehen und die staatliche Ordnung selbst gefährden würde, angewiesen sei. Was nun die in Ansehung des Civilprocesses gegebenen Rechtsnormen anbelangt, so unterscheidet man in Deutschland zur Zeit (1874) noch einen gemeinen und einen partikulären C. Der gemeine deutsche C., auch Reichsproceß genannt, ist der in Deutschland früher allgemein übliche, auf gemeinrechtlichen Quellen beruhende, während der partikuläre oder besondere nur in einzelnen Theilen Deutschlands gilt. Grundlage des deutschen Processes ist das römische und das kanonische Recht. An die Stelle des einheimischen mündlichen Verfahrens vor ungelehrten Schöffen trat vom 13. Jahrh. ab allmählich der bei den geistlichen Gerichten ausgebildete schriftliche Proceß, und die Rechtsprechung gelangte immer mehr in die Hände rechtsgelehrter Richter, durch deren Einwirkung die fremden Proceßrechte noch schneller und leichter als das fremde Privatrecht recipirt wurden. Zur Vollendung aber kam dies recipirte Proceßverfahren erst durch die Anwendung und weitere Ausbildung bei den Reichsgerichten, bis endlich die Reichsgesetzgebung diesen durch die Praxis geregelten Proceßzustand sanktionirte und verschiedene auf den C. bezügliche Reichsgesetze (freilich keine vollständige Reichscivilproceßordnung) hinzufügte, namentlich die Reichskammergerichtsordnung von 1495, zuletzt erneuert 1555, den Deputationsabschied von 1600 und den sogen. jüngsten Reichsabschied von 1654. Diese Gesetze hatten jedoch nur das Verfahren vor den Reichsgerichten zum Gegenstand. Bei den Landesgerichten bildete sich im Anschluß an jenes Verfahren durch den Gerichtsgebrauch in den einzelnen Territorien der Landesproceß aus, für welchen jedoch der Reichsproceß subsidiäre Rechtsquelle ist. Unter den besonderen Processen ist der sächsische Proceß der merkwürdigste und wichtigste, der namentlich infolge des großen Ansehens der sächsischen Praktiker des 16. und 17. Jahrh. auf die Ausbildung des gemeinen Proceßrechts vielfach Einfluß geübt hat. In neuerer und neuester Zeit sind dann in verschiedenen deutschen Staaten umfassende Civilproceßordnungen gegeben worden, so namentlich in Preußen die allgemeine Gerichtsordnung von 1795, woran sich dann die Gesetze von 1833, 1846, 1849 über das Proceßverfahren und die Gerichtsorganisation

anschlossen, die braunschweigische Proceßordnung vom 19. März 1850, die oldenburgische vom 2. Nov. 1857, die badische vom 18. März 1864, die würtembergische vom 3. April 1868. Die neueste Proceßordnung ist die bayrische von 1869, welche sich im wesentlichen an den französischen Proceß anlehnt. Ueberhaupt ist das französische Recht auf die moderne deutsche Civilproceßgesetzgebung von großem Einfluß gewesen, wie denn auch zur Zeit (1874) der französische Code de procédure civile von 1806 in Rheinpreußen und Rheinhessen noch Geltung hat. Die neueren Proceßgesetze haben, wie das französische Gesetzbuch, das mündliche Verfahren zur Grundlage, während der gemeine C. auf der unbedingten Schriftlichkeit des Verfahrens beruht. Der Gegensatz dieser beiden Verfahrensarten besteht — da in jedem Proceß sowohl geschrieben als gesprochen werden muß — darin, daß im mündlichen Verfahren der Richter unmittelbar und zuerst durch die Vorträge der Parteien und ihrer Anwälte Kenntnis von den streitenden Behauptungen erhält und ebenso unmittelbar die Aussagen der Zeugen vernimmt, während im schriftlichen Proceß der Richter nur aus den Aufzeichnungen in den Akten seine Kenntnis von dem Streitgegenstand schöpft und folglich nicht aus unmittelbarer Wahrnehmung nach eigener Ueberzeugung, sondern nach einer künstlichen Beweistheorie (s. unten) urtheilt. Die Zerrissenheit des Rechtszustandes in Deutschland gerade auf dem Gebiete des Civilprocesses hatte schon zur Zeit des vormaligen Deutschen Bundes Veranlassung dazu gegeben, daß infolge eines Bundesbeschlusses der Entwurf einer allgemeinen deutschen Civilproceßordnung zu Hannover ausgearbeitet wurde, welcher 1866 veröffentlicht ward. Die zu Hannover tagende Kommission war jedoch von Preußen nicht mit beschickt worden; vielmehr wurde in Berlin ein »Entwurf einer Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für den preußischen Staat« aufgestellt. Nach der inzwischen erfolgten Gründung des Norddeutschen Bundes aber wurde sodann auf Grund des Art. 4 der Bundesverfassung, welcher das gerichtliche Verfahren der Bundesgesetzgebung unterwarf, unter Berücksichtigung des hannöverischen und des preußischen Entwurfs der »Entwurf einer Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für den Norddeutschen Bund« ausgearbeitet. Nach der Konstituirung des Deutschen Reichs und der Publikation der deutschen Reichsverfassung vom 16. April 1871 endlich, welche letztere ebenfalls das gerichtliche Verfahren der gemeinsamen Reichsgesetzgebung unterstellt, beschloß der Bundesrath in seiner Sitzung vom 8. Mai 1871 behufs definitiver Feststellung des Entwurfs einer Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für das Deutsche Reich die Einsetzung einer Kommission von 10 Juristen. Diese Kommission trat unter dem Vorsitz des königlich preußischen Justizministers Leonhardt zusammen und hat nunmehr den von ihr ausgearbeiteten Entwurf (Berl. 1872, 2 Bde.) veröffentlicht. Derselbe zerfällt in 10 Bücher mit 800 Paragraphen folgenden Inhalts: 1. Buch: Allgemeine Bestimmungen. 2. Buch: Verfahren in erster Instanz. 3. Buch: Rechtsmittel. 4. Buch: Wiederaufnahme des Verfahrens. 5. Buch: Urkunden- und Wechselproceß. 6. Buch: Ehesachen und Entmündigungssachen. 7. Buch: Mahnverfahren. 8. Buch: Zwangsvollstreckung. 9. Buch: Aufgebotsverfahren. 10. Buch: Schiedsrichterliches Verfahren. Die Vorlage des Entwurfs an den Reichstag steht bald zu erwarten, da über die in einer gleichzeitigen Vorlage zu regelnde Gerichtsorganisation, insbesondere über die Einrichtung eines höchsten Reichsgerichts, jetzt Einverständnis unter den Bundesregierungen erzielt ist. Hiernach ist also die sichere Aussicht vorhanden, daß in nächster Zeit ein gemeinsames Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, ein gemeiner deutscher C., ins Leben treten und der partikuläre deutsche C. gänzlich beseitigt werden wird.

Was die verschiedenen Eintheilungen des Civilprocesses anbelangt, so theilt man dem Verfahren nach den Proceß in den ordentlichen und in den summarischen. Unter dem erstern versteht man das Verfahren, nach dessen Formen und Regeln eine jede streitige Sache, für welche nicht ausnahmsweise eine besondere Procedur geordnet ist, behandelt werden muß. In Betreff der regelmäßigen Formen des ordentlichen Processes gestatten aber die Gesetze aus verschiedenen Gründen insofern Ausnahmen, als manche dieser Formen unbeachtet bleiben und im allgemeinen ein schnellerer Proceßgang eintreten kann. Oft findet anstatt des ordentlichen schriftlichen Verfahrens mündliche Instruktion des Rechtsstreits zu Protokoll statt; auch wird zuweilen das Beweisverfahren sogleich mit dem ersten Verfahren verbunden, und es werden manche Förmlichkeiten des ordentlichen Processes vermieden. Die Fristen sind meist kürzer, und es ist auf jede Weise auf legale Beschleunigung der Möglichkeit der Hülfsvollstreckung hinzuwirken. Bei alledem aber ist der Richter an das allgemein Wesentliche des gerichtlichen Verfahrens sowie an die eigenthümlichen Förmlichkeiten jeder einzelnen Proceßart auch hierbei gebunden. Der ordentliche Proceß muß immer das Vorbild für den summarischen bleiben, und Vertheidigungsmittel, welche in letzterem ihrer Form wegen unzulässig erscheinen, dürfen nicht verloren gehen, sondern nur zur abgesonderten Ausführung verwiesen werden. Gründe für die Einleitung des summarischen Processes sind: 1) Qualität des streitigen Gegenstandes, z. B. Ehe-, Rechnungsstreitigkeiten; 2) Gefahr im Verzug, also Nothwendigkeit einer provisorischen Verfügung, z. B. bei Besitz- und Baustreitigkeiten; 3) Geringfügigkeit des Streitgegenstandes (sogen. Bagatellproceß, s. Bagatellsachen); 4) sofortige Liquidität der Klaganssprüche und daher sofortige Ueberzeugung des Gerichts von der Rechtmäßigkeit derselben ꝛc. Beim summarischen Proceß hat man wieder zu unterscheiden zwischen dem bestimmten und dem unbestimmten; bei ersterem sind die Abweichungen vom ordentlichen Proceß durch Gesetze oder Praxis bestimmt geregelt, so namentlich beim Wechsel- und Urkunden- oder Exekutivproceß; beim unbestimmt summarischen Proceß dagegen ist ohne bestimmte Normirung nur überhaupt ein schnelleres Verfahren hergebracht oder vorgeschrieben. Eine weitere Eintheilung des Civilprocesses ist die in den petitorischen und den possessorischen oder Besitzproceß, je nachdem es sich um die Zuständigkeit eines dinglichen Rechts oder um Schutz in fehlerfreiem Besitz oder Quasibesitz handelt. Als besondere Art des Civilprocesses ist nach neuerem Proceßrecht und namentlich auch nach dem deutschen Proceßentwurf der sogen. Anwaltsproceß hervorzuheben. In wichtigeren Fällen nämlich findet die Verhandlung und Entscheidung der Sache vor einem wenigstens aus drei Richterpersonen bestehenden Kollegialgericht (Landgericht, Kreisgericht)

Digitized by Google

ſtatt, während in minder wichtigen Rechtsfällen ein Einzelrichter (Kreisgerichts-Kommiſſion oder Deputation, nach dem deutſchen Entwurf »Amtsgericht«) den Rechtsſtreit leitet und entſcheidet. In Fällen der erſtern Art (Anwaltsproceß) müſſen ſich die Parteien durch einen zur Praxis legitimirten Rechtsanwalt vertreten laſſen, während vor den Amtsgerichten und ebenſo vor den Handelsgerichten die Parteien den Rechtsſtreit ſelbſt in Perſon oder durch Proceßbevollmächtigte führen können.

Rückſichtlich der Beſtandtheile des Proceſſes unterſcheidet man zwiſchen weſentlichen und außerweſentlichen. Die weſentlichen Beſtandtheile folgen theils aus der Natur des Proceſſes, theils aus poſitiven Geſetzen und zerfallen hiernach in natürlich-weſentliche und poſitiv-weſentliche, welche beide wieder entweder unter allen Umſtänden: abſolut-weſentliche, oder unter gewiſſen Vorausſetzungen: bedingt-weſentliche, nothwendig ſind. Jede Nichtbeachtung eines weſentlichen Beſtandtheils zieht Nichtigkeit des Verfahrens nach ſich. Abſolut-weſentliche Grundregeln ſind folgende: 1) Hinſichtlich der Subjekte wird erfordert a) ein Gericht, welches in vorſchriftsmäßiger Weiſe beſetzt ſein muß, b) ein Kläger, c) ein Beklagter. 2) Es muß jeder Partei rechtliches Gehör geſtattet werden. Der Richter darf alſo nicht eher Zwangsmittel gegen den Beklagten anwenden, bis er ſich zuvor von der Gerechtigkeit des zu ſchützenden Anſpruchs überzeugt hat. Demgemäß muß der Vollſtreckung der Zwangsmittel, der Exekutionsinſtanz, ein vorbereitender Theil vorhergehen, welcher die von Seiten des Staats zu erlangende Anerkennung des einzelnen ſtreitigen Rechts betrifft. In dieſem vorbereitenden Theil unterſcheidet man zwei Abſchnitte: das erſte Verfahren und das Beweisverfahren. Erſteres bezweckt, die Streitfrage hinreichend feſtzuſtellen; es muß alſo dem Beklagten Gelegenheit geboten ſein, ſich auf die Klage gehörig einzulaſſen und ſeine etwaigen Einreden dagegen vorzubringen. Auch der Kläger muß über dies Vorbringen des Beklagten gehört werden, letzterer aber muß jedenfalls das letzte Wort haben. Am Schluß dieſes Verfahrens wird, wenn der Richter nicht ſchon völlige Gewißheit über die Rechtmäßigkeit der beſtrittenen Anſprüche erlangt hat, alſo noch nicht die endliche Entſcheidung ertheilen kann, der Zwiſchenbeſcheid oder das Beweisinterlokut gegeben, welches feſtſetzt, welche Thatſachen noch von den Parteien zu beweiſen ſind. Nachdem hierauf das Beweisverfahren durch Benutzung der dienlichen Beweismittel, wie Zeugen, Sachverſtändige, Augenſchein, Eidesantrag ꝛc., durchgemacht worden und jede Partei nochmals über die Reſultate der Beweiserhebungen gehört worden iſt (Hauptverfahren), hat der Richter die endliche Entſcheidung über die Hauptſache ſelbſt zu fällen: das Definitiverkenntnis, gegen das der ſich dadurch beſchwert erachtenden Partei das Recht der Berufung an eine höhere Inſtanz (Inſtanz der Rechtsmittel, Appellation, Oberappellation) zuſteht. Nun erſt, nach rechtskräftig gewordenem Urtheil, folgt die gerichtliche Anwendung der dem Richter erlaubten Zwangsmittel, um den Verurtheilten zu nöthigen, dem Endurtheil ein Genüge zu leiſten. 3) Weſentlich iſt ferner das Aktenſammeln. Zu größerer Sicherung wahrer Gerechtigkeitspflege iſt in den deutſchen Reichsgeſetzen ausdrücklich beſtimmt, daß über den ganzen Hergang einer jeden gerichtlichen Rechtsverfolgung vollſtändige Akten geſammelt werden ſollen, welche ſowohl die Vorträge der Parteien als auch die Verfügungen des Gerichts enthalten müſſen. Dabei iſt aber zu beachten, daß das moderne Proceßrecht und namentlich auch der deutſche Entwurf von dem Grundſatz der Mündlichkeit des Verfahrens ausgehen und den Akten nicht diejenige Bedeutung beilegen, welche ſie im gemeinen C. als alleiniges Erkenntnismittel für den Richter haben. Freilich müſſen auch bei dem mündlichen Verfahren ſchriftliche Aufzeichnungen ſtattfinden, und das Erkenntnis muß unter allen Umſtänden ſchriftlich redigirt werden; allein die Vorträge der Parteien geſchehen mündlich, und der Richter nimmt von den Zeugenausſagen und den ſonſtigen Beweiſen unmittelbar, nicht, wie im ſchriftlichen Proceß, durch die von einem Deputirten aufgenommenen Protokolle Kenntnis. 4) Ferner iſt als Fundamentalſatz des Civilproceſſes der Grundſatz hervorzuheben: Es gibt in Civilſachen kein Verfahren »von Amtswegen«; es gilt vielmehr die ſogen. Verhandlungsmaxime, im Gegenſatz zur ſogen. Inſtruktions- oder Inquiſitionsmaxime. Dies will heißen: Da die Verhältniſſe, um welche es ſich im C. handelt, lediglich privatrechtliche Verhältniſſe der Parteien ſind, ſo bleiben dieſelben auch lediglich der Verfügungsgewalt der Parteien unterworfen, und es hat der Richter daher weder das Recht, noch die Pflicht, unaufgefordert darüber zu wachen, daß keine Verletzung der bürgerlichen Privatrechte ohne Repreſſion von Seiten des Staats vorkomme; er hat es jedem einzelnen zu überlaſſen, ſich über eine ſein Recht verletzende Handlung oder Unterlaſſung bei dem Staat zu beſchweren, wenn und inſoweit er es für gut findet; der Staat enthält ſich in dieſer Beziehung aller Bevormundung ſeiner Bürger. Hieraus folgt, daß kein C. ohne Veranlaſſung durch einen Kläger beginnen kann, daß kein C. ohne die fortgeſetzte Thätigkeit beider Parteien fortgeführt werden darf, und daß der Richter nicht über das rechtlich geringere Verlangen einer Partei hinaus wider den Gegner erkennen darf, ſowie daß ſich der Richter im C. nicht etwa die nöthige Kenntnis von Thatſachen ohne Zuthun der Parteien verſchaffen darf, ſondern ſich bei Beurtheilung des Sachverhältniſſes lediglich auf das von den Parteien zu den Akten Vorgetragene zu beſchränken hat. Dagegen liegt dem Richter die geſammte rechtliche Beurtheilung ſowohl des proceſſualiſchen Verfahrens als des durch die Parteien zu den Akten gebrachten thatſächlichen Materials ob, da er von Amtswegen ebenſo zur Rechtskenntnis wie zur Rechtsanwendung verpflichtet iſt. In letzterer Beziehung weicht jedoch der moderne C. wiederum von dem gemeinen deutſchen C. inſofern ab, als er namentlich bei der Prüfung des Beweismaterials und des Beweisreſultats den Richter nicht, wie früher, an beſtimmte Beweisregeln bindet (formelle Beweistheorie), ſondern dem richterlichen Ermeſſen und der richterlichen Ueberzeugung möglichſte Freiheit läßt (materielle Beweistheorie). 5) Endlich iſt nach modernem Proceßrecht der Grundſatz der Oeffentlichkeit des Verfahrens hervorzuheben. Nur in Eheſachen, und wenn eine Gefährdung der Sittlichkeit durch die Oeffentlichkeit des Verfahrens möglich wäre, wird dieſelbe ausgeſchloſſen.

Vgl. Bayer, Vorträge über den gemeinen

deutschen ordentlichen C. (10. Aufl., Münch. 1869); Wetzell, System des ordentlichen Civilproceſſes (2. Aufl., Leipz. 1865); Renaud, Lehrbuch des gemeinen deutschen Civilproceßrechts (daſ. 1867); Endemann, Das deutsche Civilproceßrecht (Heidelb. 1868); Eck, Die neue deutsche Civilproceßordnung (Berl. 1873).

Civilrecht (bürgerliches Recht), der Inbegriff der Rechtsnormen über diejenigen Lebensverhältnisse, in welchen der Staatsbürger als Einzelner seinen Mitbürgern als Einzelnen gegenüber steht. In diesem Sinn ist C. gleichbedeutend mit Privatrecht. Den Gegensatz hierzu bildet das öffentliche Recht, d. h. der Inbegriff der Rechtsnormen über die Verhältnisse des Staats als eines politischen Organismus und die Verhältnisse des Einzelnen zum Staat als solchem. In Ansehung des öffentlichen Rechts aber pflegt man wiederum eine Reihe verschiedener Rechtsgebiete zu unterscheiden und abzugrenzen und auch diese einzelnen Theile des öffentlichen Rechts dem C. gegenüber zu stellen, so namentlich das Kriminal- oder Strafrecht. Letzteres hat nämlich zum Gegenstand die Rechte eines Staats aus Strafgesetzen (s. Strafrecht), während der Zweck des bürgerlichen Rechts ist, in zweifelhaften Verhältnissen und streitigen Fällen zwischen Privatpersonen zu schlichten und zu entscheiden; dort tritt der Staat als Selbstinteressent, als Rächer der Verletzung der Rechtsordnung auf, hier ermittelt er nach den gegebenen Rechtsnormen die lediglich Privatpersonen berührenden streitigen Verhältnisse auf deren Antrag und ist in Bezug auf streitige Civilansprüche als Partei selbst den Gerichten unterworfen; hier dreht es sich um »wechselseitige Rechtsansprüche«, dort um »Strafwürdigkeit oder Rechtsverwirkung«. Mit gleichem Recht setzt man dem bürgerlichen das heutige Völkerrecht entgegen, unter welchem letztern man die Grundsätze begreift, die verschiedene Staaten im Verhältnis zu einander anerkennen; insofern diese Verhältnisse auf Verträgen beruhen, könnte man sie auch unter den Begriff des bürgerlichen Rechts subsumiren; allein ein wesentlicher Unterschied beruht immer darin, daß es für dieselben keinen Richter gibt. Lassen wir die Verhältnisse der Kirche als einer vom Staat anerkannten Gesellschaft im Staat aus dem Auge, so können wir auch das Kirchenrecht, welches mehr dem öffentlichen Recht angehört, dem bürgerlichen entgegensetzen, und vollends steht damit im Gegensatz das Staatsrecht, nehmen wir dies nun im engern Sinn als die der Staatsgewalt an sich oder ihr im Verhältnis zu den Staatsangehörigen zustehenden Rechte. Endlich stehen dem C. auch die staatlichen Normen über das Verfahren, nach welchem die Rechtspflege durch die staatlichen Organe auszuüben ist (Civil- und Strafproceß), als Theile des öffentlichen Rechts gegenüber. Man unterscheidet aber zwischen allgemeinem und besonderem C., indem sich jenes über alle Angehörige desselben Staats erstreckt, dieses dagegen nur besondere Theile des Staats, einzelne Klassen von Personen oder einzelne Verhältnisse umfaßt: eine Eintheilung, welche jedoch für die Gegenwart von nur geringer praktischer Bedeutung ist, da heutzutage die besonderen Standesrechte einzelner Klassen der Bevölkerung, z. B. die Zunftrechte, fast durchweg beseitigt sind und das Princip der bürgerlichen Gleichstellung der Staatsangehörigen fast allenthalben durchgeführt ist. Zu bemerken ist übrigens, daß die Römer mit C. (»jus civile«) einen andern Begriff verbanden. In den römischen Rechtsquellen wird nämlich unter jus civile regelmäßig das positive Nationalrecht eines Volks und namentlich das des römischen Volks und der römischen Bürger verstanden. Den Gegensatz bildet dann das »jus gentium«, d. h. das Recht, welches sich bei allen Kulturvölkern als ein gemeinsames findet. Zuweilen wird dem C. auch wohl der vage Begriff eines natürlichen Rechts (»jus naturale«) entgegengesetzt, als eines Rechts, welches, gewissermaßen auf einem Instinkt beruhend, allen lebenden Geschöpfen gemeinsam sei. Endlich wird mit jus civile auch das auf römischen Volksgesetzen und allgemeinen Gewohnheiten beruhende Recht, im Gegensatze zum »jus praetorium s. honorarium«, dem aus dem prätorischen Edikt hervorgegangenen Recht, bezeichnet.

Civilstand, die Gesammtheit der im bürgerlichen Verkehr sich bewegenden Staatsbürger, im Gegensatze zum Militär; dann (lat. status civilis) Rechtsfähigkeit in Beziehung auf das Privatrecht und (franz. état civil) Rechtsfähigkeit in Beziehung auf die durch das bürgerliche französische Recht gebilligten Rechte, die dem eingebornen oder naturalisirten Inländer, dem Franzosen, zustehen und bei natürlichem oder bürgerlichem Tod oder beim Eintritt in einen fremden Staat verloren gehen. Zur Beglaubigung des Civilstandes eines jeden wird nach französischem Recht über die ihn begründenden Thatsachen, als Geburt, Ehe, Ehescheidung, Adoption, Anerkennung natürlicher Kinder und Tod, von dem Civilstandsbeamten (officier de l'état civil), welcher der Maire, beim Militär der Quartiermeister, Kommandant oder ein anderer Officier ist (für die königliche Familie ist es der Großkanzler), eine Civilstandsakte (acte de l'état civil) aufgenommen und sorgfältig in ein für jede Gemeinde doppelt anzufertigendes Civilstandsregister (Standesbuch) eingetragen, und aus ihm werden dem Betheiligten auf Verlangen beglaubigte Abschriften (extraits) ertheilt. Ist etwas hierin zu ergänzen oder ein Fehler zu verbessern, so kann auf Antrag des Betheiligten von dem zuständigen Gericht auf eine Berichtigung (rectification) erkannt werden. Vor der Revolution wurden die Bücher über Geburt, Trauung und Tod von den Pfarrern gehalten, aber jährlich eine Abschrift bei dem Civilgericht übergeben. Durch Gesetz vom 20. Sept. 1782 ward dies Geschäft an die Staatsbeamten überwiesen, was in den genauen Bestimmungen über den C. im Code civil und Code pénal beibehalten ist. Vgl. Code civil, tit. II, »Des actes de l'état civil«; »Unterweisung der Beamten des Civilstandes« (5. Aufl., Kassel 1808); Orloff, Handbuch für Civilstandsbeamte (Magdeb. 1808). Mit dem Code civil ist der C. auch in die preußischen, bayrischen und hessischen Rheinlande übergegangen und auch im Großherzogthum Baden eingeführt. Auch die deutschen Grundrechte vom 21. Dec. 1848 hatten bestimmt (Art. 5), daß die Standesbücher von den bürgerlichen Behörden geführt werden sollten; doch blieb diese Bestimmung nur in Frankfurt a. M. in Kraft. Uebrigens können nach dem (nunmehr auch auf die süddeutschen Staaten ausgedehnten) norddeutschen Bundesgesetz vom 4. Mai 1870 die diplomatischen Vertreter und die Konsuln des Bundes, jetzt des Deutschen Reichs, von Seiten des Reichskanzlers ermächtigt werden, in ihrem Amtsbezirk

bürgerlich gültige Eheschließungen von Reichsangehörigen vorzunehmen und die Geburten, Heirathen und Sterbefälle von Reichsangehörigen zu beurkunden. Ueber diese Beurkundung des Personenstandes sind besondere Register zu führen, über deren Einrichtung und Führung die näheren Vorschriften in dem angezogenen Gesetz enthalten sind. Endlich hat das neue preußische Civilehegesetz vom 9. März 1874 die Führung der Standesregister, d. i. der Geburts-, Heiraths- und Sterberegister, bürgerlichen Civilstandsbeamten überwiesen, zu welchen Geistliche nicht bestellt werden können. In den Stadtgemeinden sollen die betreffenden Geschäfte regelmäßig von den Bürgermeistern oder ihren Vertretern, in den Landgemeinden durch besonders zu bestellende Standesbeamte, welche vorzugsweise aus den Gemeindebeamten zu nehmen sind, besorgt werden. Auch ist die Einführung der obligatorischen Civilehe für das ganze Deutsche Reich und damit auch die Einführung des Instituts der Beurkundung des Personenstandes durch Civilstandsbeamte bereits von Seiten des Reichstags beantragt und vom Bundesrath angenommen worden, so daß die Einführung von Civilstandsregistern und deren Führung durch Civilstandsbeamte für den ganzen Umfang des Reichs bevorsteht. S. Civilehe und die dort angegebene Literatur. Für den praktischen Gebrauch vgl. Thiele, Die Führung der Standesregister (3. Aufl., Schweidnitz 1874).

Civiltod, s. Bürgerlicher Tod.

Civiluniform (lat.), eine von Staatswegen für höhere Civilbeamte angeordnetegleichförmige Tracht; s. Uniform.

Civilverdienstorden, s. Verdienstorden; vgl. Ordenswesen.

Civinini (spr. tschiwi-), Giuseppe, ital. Journalist und Deputirter, geb. 1835 zu Pistoja, hatte eine harte Jugend durchzumachen. 1850 wegen Theilnahme an politischen Vergehen ins Gefängnis gebracht, wurde er nach einem halben Jahr seiner Jugend wegen entlassen, ging nun, als der Sohn armer Eltern, in die Fremde und schlug sich kümmerlich durch bis Konstantinopel, wo er in einem Handlungshaus eine feste Anstellung fand. Als Garibaldi 1860 seinen Zug nach Sicilien unternahm, kehrte C., von Sehnsucht nach dem Vaterland und vom Thatendrang getrieben, nach Italien zurück, machte den Feldzug unter Garibaldi mit und war am Ende desselben Hauptmann des Generalstabs. Nach dem Kriege ging er nach Turin, redigirte dort den »Diritto« und trat 1865 in die Abgeordnetenkammer ein. Als politischer Schwärmer, welcher die realen Verhältnisse nicht kannte und nicht mit ihnen rechnete, bekämpfte er in der Kammer und in der Presse alle Ministerien, und selbst seine eigene Partei, die äußerste Linke, war ihm nicht oppositionell genug. Er lobte 1864 den beim Bekanntwerden der Septemberkonvention ausgebrochenen Turiner Aufstand und stimmte aus Mißtrauen gegen die Minister, allein von allen Abgeordneten, gegen die Ausnahmegesetze, welche jene vor Ausbruch des Kriegs von 1866 vorschlugen. Diesen Krieg machte er wieder als Freiwilliger unter Garibaldi mit. Er zog sich dann einige Zeit vom Journalismus zurück und beschäftigte sich mit ernsthaften Studien. In der Kammer zeigte er sich nun als Anhänger der Regierung, was sich seine ehemaligen Freunde, die Partei der Linken, nicht anders zu erklären wußten denn als Folge einer Bestechung. Diesen Makel wollte C. nicht auf sich sitzen lassen, machte den Verleumdern den Proceß, führte ihn selbst und gewann ihn. Er übernahm darauf die Redaktion der »Nazione«, und seine Artikel in diesem Blatt und in der »Antologia« zeichneten sich durch eine gewisse Unabhängigkeit des Urtheils aus. Während des deutsch-französischen Kriegs, in welchem sein früherer militärischer Chef, Garibaldi, gegen Deutschland focht und wohl die Mehrzahl der Gebildeten mit Frankreich sympathisirte, erhob er mit aller Energie seine Stimme für Deutschland. Er starb 18. Dec. 1871 in Florenz. Für seine armen Hinterbliebenen wurde durch eine öffentliche Subskription, an welcher auch der König sich betheiligte, gesorgt.

Civis (lat.), Bürger. C. academicus, akademischer Bürger, s. Universitäten. C. honorarius, Ehrenbürger.

Civismus (lat.), Bürgersinn, Bürgertugend, Gemeinsinn.

Civita (ital., spr. tschiwitta), »Stadt«, damit Zusammensetzungen geographischer Namen; vgl. Città und Ciudad.

Civita Castellana (spr. tschiw-), Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Viterbo, an der Treja (Nebenfluß des Tiber), auf schroffen Tufffelsen unfern des Monte Oreste (Soracte) malerisch gelegen und von einem Berg mit Citadelle überragt, ist Sitz eines Bischofs und einer Prätur, hat eine schöne Kathedrale mit origineller Vorhalle (1210 erbaut), eine prachtvolle, auf einem riesigen Pfeiler ruhende Brücke, welche in 50 Meter Höhe über einen Felsenspalt führt (1712 vom Kardinal Imperiali erbaut), und (1871) 4199 Einw. Die Citadelle mit ihrem achteckigen Thurm, der lange Zeit die politische Bastille Roms war, wurde von Alexander VI. erbaut; sie gewährt eine herrliche Aussicht. In der Nähe Spuren des alten etruskischen Falerii, wie C. das Faliscum der Römer sein soll. Hier Sieg der Franzosen über die Neapolitaner 4. Dec. 1798.

Civita di Penne (spr. tschiw-, auch bloß Penne), Kreishauptstadt in der italienischen Provinz Teramo (Abruzzo ulteriore I), Bischofssitz, hat eine dreischiffige Kathedrale und (1871) 9848 Einw., welche Leder, Tischlerwaaren und besonders berühmte künstliche Blumen verfertigen. C. ist das antike Pinna, die bedeutendste Stadt der Vestiner, von der noch Reste von alten Mauern, Gräbern und Inschriften zeugen.

Civita Ducale (spr. tschiw-), Stadt, s. Cittaducale.

Civität (lat.), Bürgerschaft, Bürgerrecht.

Civitali (spr. tschiw-), Matteo, ausgezeichneter ital. Bildhauer, geb. 1435 zu Lucca, scheint bei Desiderio da Settignano gelernt zu haben; wenigstens geht seine Kunst parallel mit der von dessen Schüler Mino da Fiesole. Im Dom zu Lucca findet man seine Hauptwerke. Das Grabmal des Pietro da Noceto (1472) zeigt den Mitstrebenden Mino's, aber schon auf einer ungleich höhern Stufe der Ausbildung. In den anbetenden Engeln auf dem Altar der Sakramentskapelle verbindet sich der edle Stil des 15. Jahrh. mit dem Ausdruck einer inbrünstigen Andacht und hoher jugendlicher Schönheit. Die drei unteren Statuen des prächtigen Regulusaltars (1484) entsprechen dem Großartigsten der damaligen Historienmalerei, und die Engel mit den Kandelabern sowie die Madonna haben schon etwas von der freien Lieblichkeit des Andrea Sansovino. Die sechs Seitenstatuen in der Johanneskapelle zu Genua, Jesaias, Elisabeth, Eva, Habakuk,

Zacharias und Adam, wohl dem Alter Civitali's angehörend, erreichen die ungesuchte Schönheit der anderen Arbeiten nicht. Cicognara gibt Abbildungen von mehreren seiner Werke. C. starb 1501.

Civitas (lat.), der Inbegriff der Rechte eines freien Bürgers (civis), im Gegensatze zum freien Ausländer (peregrinus) sowie zur Latinität; dann auch Bezeichnung der sämmtlichen zu einer Gemeinde vereinigten Bürgerschaft; daher auch Name jeder Stadt mit oder ohne Gebiet, sobald dieselbe einen Staat bildet.

Civita Vecchia (spr. tschiwita wékja), berühmte Hafenstadt in der ital. Provinz Rom, der Mittelpunkt der maritimen Bewegung Italiens, liegt 56 Kilom. nordwestlich von Rom, am Mittelmeer, in öder und ungesunder Gegend und hat (1871) 11,640 Einw. Der große, runde, von zwei Molen im N. und S. umspannte Kriegshafen (zugleich als Handelshafen dienend) wurde in seiner ganzen Ausdehnung bereits im Alterthum von Trajan künstlich angelegt und ist, in der Folge stark befestigt, ein Meisterwerk der Militärbaukunst. Als Erbauer der Citadelle wird Bramante, des achteckigen Thurms Michelangelo, der Bastionen und Mauern A. San Gallo, des Arsenals Bernini genannt. Das Areal des Hafens mißt 130,000 QMeter (30,000 mehr als der Hafen von Livorno), seine Tiefe 6 Meter. Er enthält ansehnliche Schiffswerften, einen Leuchtthurm, ein Arsenal, Magazine und einen großen Bagno mit Raum für ca. 1200 Galerensträflinge. Ein antiker Aquädukt (von Papst Innocenz XII. wieder hergestellt) bringt von 20 Kilom. Entfernung treffliches Trinkwasser zur Stadt. Die Einwohner treiben Handel und fabriciren berühmten, sogen. römischen Alaun. C. ist der Sitz eines Unterpräfekten, eines Bischofs, eines Civil- und Handelstribunals sowie einer Prätur. In der Nähe sind stark besuchte Seebäder und die Aquae Taurinae, Schwefelquellen (mit antiken Baureſten), welche gegen Muskelkontraktionen, Rheumatismen, Obstruktionen, Neuralgien ꝛc. gebraucht werden. Die regelmäßig zwischen Neapel und Marseille fahrenden Dampfboote legen hier an. C. hieß in ältester Zeit Centumcellä, von den vielen kleinen Bassins für Barken, die einen »Hundertzellenhafen« bildeten; zu Ehren Trajans wurde es später Portus Trajani genannt. Den Namen C. erhielt es im 9. Jahrh., als die Bewohner, 828 von den Saracenen vertrieben, nach 40jährigem Exil wieder in ihre »alte Stadt« zurückkehrten. Unter Justinian war C. Zankapfel zwischen Griechen und Gothen, ward von Totilas erobert, von Narses 553 aber wieder genommen. Noch öfters zerstört, erhob es sich stets wieder aus seinen Trümmern. Papst Urban VIII. erbaute die Festungswerke, Innocenz XII. erklärte C. für einen Freihafen (1696).

Civitella del Tronto (spr. tschiw-), feste Stadt in der ital. Provinz Teramo (Abruzzen), Kreis Teramo, auf steilen Felsen am Salinello, hat eine Prätur, eine Kollegiatkirche, Leder-, Leinwand- und Strumpffabrikation und (1871) 7227 Einw. Die Citadelle daselbst hielt sich nach der Unterwerfung Neapels durch Garibaldi noch längere Zeit, bis sie sich 20. März 1861 ergeben mußte.

Civray (spr. siwrä), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Vienne, an der Charente, hat eine theilweise sehr alte Kirche (St. Nicolas) und (1872) 2288 Einw., welche wollene Zeuge fabriciren und Handel mit vorzüglichen Maronen, Trüffeln, Luzernesamen, Getreide und Wein treiben. In der Nähe schöne Marmorbrüche.

Cl., in der Chemie Zeichen für Chlor.

C. l., Abbreviatur für Citato loco (s. d.).

Clackmannan (spr. klákmánnen), Grafschaft im südlichen Schottland, die kleinste des Landes, wird durch den Firth of Forth von der Grafschaft Stirling getrennt, im übrigen von Perth und Fife eingeschlossen und umfaßt 129 QKilom. (2,3 QM.) mit (1871) 23,742 Einw. Das Ländchen steigt von der Küste des Forth an allmählich nach den Ochillshügeln hin, welche im Ben Cleugh eine Höhe von 718 Meter erreichen. Hauptfluß ist der Devon, dessen Thal wegen seiner landschaftlichen Schönheit und zahlreichen Wasserfälle (namentlich des Caldron Linn, etwa 15 Kilom. oberhalb des Doris Dollar) berühmt ist. Der Boden gehört zum fruchtbarsten Schottlands: über 40 Proc. der ganzen Landschaft stehen in blühender Kultur; weitere 13 Proc. bestehen aus Weideland. Der Viehstand zählte 1872: 3986 Rinder, 11,247 Schafe, 1932 Schweine. Auch der Bergbau wird mit Vortheil betrieben, schon 1820 wurden jährlich über 1½ Mill. Ctr. Steinkohlen ausgeführt. Außerdem enthalten die Berge Eisen, Kalk, gute Bausteine, auch Silber, Kupfer, Blei und Kobalt. Ausfuhrartikel sind ferner: Wolle, Musseline und Leinwand, sowie fette Hammel und Getreide. Hauptorte: C. und Alloa mit Hafen. Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, am Devon gelegen, besteht aus einer einzigen Straße, die sich an einem Hügel hinaufzieht, und hat 1200 Einw. Der Hafen der Stadt, Clackmannan Pow, liegt an der Mündung des Devon, und der Küstenhandel ist von einiger Bedeutung. Das alte Schloß (Clackmannan-Tower) war 1330 Residenz von Robert Bruce. In der Nähe liegen die großen Eisenwerke Devon Iron Works, ferner die vom König David gestiftete Abtei Cambuskennet und das romantische Thal von Tillycoultry, Schottlands Tempe genannt.

Cladium *Schrad.* et *Spreng.* (Sumpfgras), Pflanzengattung aus der Familie der Cyperoïdeen, mit in Köpfchen gedrängten, ein- bis zweiblütigen Zwitterähren. C. germanicum *Schrad.* (Schoenus Mariscus *L.*), mit rundlichem, beblättertem Halm, am Rand und am Rücken stachelig-zahnigen Blättern und in gipfel- oder blattwinkelständige Scheindolden gestellten, braunen Blütenköpfchen, findet sich in Sümpfen, auf nassen Wiesen in Nordeuropa, Nordamerika und in Neuholland und bildet vorzüglich in Gothland schwimmende Inseln. Es dient zum Decken der Dächer und jung als Futter für das Vieh.

Cladocĕra, Wasserflöhe.

Cladonia *Hoffm.* (Säulchenflechte, Korallenmoos, Knopfflechte, Becherflechte, Becher-, Geweihstuppe), Flechtengattung aus der Ordnung der Strauchflechten und der Familie der Säulchenflechten, mit einem schuppig-blattartigen, bisweilen auch nur krustig-körnigen Thallus, aus welchem die sogen. Träger oder Podetien entspringen. Dies sind hohle, schlank kegelförmige, spitz endende Stiele, die sich bisweilen wiederholt zertheilen und zierliche, strauchartige Formen bilden; bisweilen verbreitert sich der Stiel, ohne Zweige zu bilden, nach oben in einen weiten, regelmäßigen Becher, von dessen Rand nicht selten neue Stiele sich erheben, welche ebenfalls nach oben hin becherartig werden, was sich mehrmals wiederholen kann. Auf den Enden der Podetien sitzen die knopfförmigen, braunen oder rothen

Apothecien. Diese Gattung enthält zahlreiche Arten, welche meist gesellig, rasenartig auf der Erde und zwischen Moos in trockenen Wäldern, auf Heiden und Hügeln wachsen und fast alle, je nach dem Standort, äußerst veränderlich sind. C. pyxidata *Hoffm.* (Lichen pyxidatus *L.*, Becherflechte, Bechermoos), mit eingeschnittenen oder gelappten Thallusblättchen, kreiselförmigem, in einen Becher übergehendem Stiel und braunen Apothecien, findet sich häufig in Büschen und Wäldern und war früher als Lichen s. Muscus pyxidatus, Herba ignis, Feuerkraut, Fiebermoos, gegen Wechselfieber und Keuchhusten in Gebrauch; C. coccifera *Hoffm.* (Lichen coccifera *L.*, Cenomyce coccifera *Ach.*, Scharlachmoos, Kochenillflechte), mit unregelmäßig becherförmigen, sich aus dem sehr abändernden, kleinblätterigen, rundlappigen Laub über 2,s Centim. hoch erhebenden, graugrünlichen Trägern, die am Rand oft wiederum mit Bechern und mit großen, scharlachrothen, kopfförmigen Apothecien versehen sind, auf Hügeln und in Wäldern durch ganz Deutschland gemein, galt sonst als Muscus s. Lichen coccifera, Büchsenmoos, Feuerkraut, ebenfalls als ein specifisches Mittel gegen den Keuchhusten; C. rangiferina *Hoffm.* (Renthiermoos, Renthierflechte), mit unbedeutendem, krustenförmigem Thallus und zahlreichen, blaßgrünen, 2,s—16 Centim. hohen, strauchförmigen Podetien, welche wiederholt dreigabelig ästig sind, und deren unfruchtbare Endäste übergebogen, deren fruchttragende aufrecht sind und braune Apothecien tragen, sehr gemein in trockenen Nadelwäldern und auf der Erde große Rasen bildend, ist in Lappland Hauptnahrung der Renthiere während des Winters und wird auch bei uns in strengen Wintern von den Hirschen aufgesucht. In Skandinavien bereitet man Alkohol daraus, indem die Cellulose dieser Flechten durch Kochen mit verdünnter Schwefel- oder Salzsäure sich leicht in Zucker umwandeln läßt.

Cladosporium *Link* (Astspore), Pilzgattung aus der Abtheilung der Fadenpilze (Hyphomyceten), mit braunen, kriechenden, in Zellen gegliederten Myceliumfäden, von welchen sich rasenförmig beisammenstehende, ebenfalls braune und zellige, bald einfache, bald ästige Fruchtfäden erheben, die an ihren etwas abgestutzten Enden mehrere runde oder ovale bräunliche Sporen abschnüren; häufig werden nach den ersten noch andere Sporen abgeschnürt, so daß diese oft kettenartig verbunden bleiben. Es gehören hierher lauter mikroskopische Pilzformen, welche auf abgestorbenen Pflanzentheilen, bisweilen auch auf noch lebenden braune oder schwarze Ueberzüge hervorbringen, die zum Theil dasjenige darstellen, was man als Rußthau bezeichnet. Dieser wird vorzugsweise von dem C. herbarum *Link* erzeugt. Es ist aber erwiesen, daß diese Bildungen nur Fruktifikationsformen, Vorläufer gewisser anderen vollkommneren Pilze sind, welche die an gleichen Orten auftretende Gattung Pleospora unter den Kernpilzen (Pyrenomyceten) ausmachen, daß also C. keine selbständige Pilzgattung darstellt (vgl. Pleospora und Rußthau).

Clain (spr. kläng), Fluß im franz. Departement Vienne, entspringt bei Confolens, ist eine kurze Strecke schiffbar und fällt bei Port de Senon in die Vienne. Seine Länge beträgt 125 Kilom.

Clair (franz., spr. klähr), hell.

Clairac (spr. klärack), Stadt im franz. Departement Lot-et-Garonne, Arrondissement Marmande, am Lot, hat (1872) 4191 Einw., welche den geschätztesten Tabak Frankreichs bauen und feine Likörweine (vins pourris) fabriciren. C. war die erste Stadt, die sich zur reformirten Kirche bekannte.

Clairault (Clairaut, spr. klärō), Alexis Claude, franz. Mathematiker, geb. 13. Mai 1713 zu Paris, ein frühreifes Genie, las im 12. Jahr vor der Pariser Akademie eine Abhandlung über neue Kurven und wurde 18 Jahre alt auf Grund seiner »Recherches sur les courbes à double courbure« (Par. 1731) Mitglied der Akademie. 1736 ging er mit Maupertuis nach Lappland, um die große Meridianvermessung vorzunehmen. 1743 theilte er der Akademie seine berühmte Theorie von der Gestalt der Erde mit (»Théorie de la figure de la terre, Par. 1743) und ward so der erste franz. Mathematiker, der die Entdeckungen Newtons weiterführte und den analytischen Ausdruck für die Bedingungen des Gleichgewichts der Flüssigkeiten gab. Nicht minder erfolgreich beschäftigte er sich mit der Theorie des Mondes und legte die Resultate seiner Forschungen in der von der Petersburger Akademie preisgekrönten »Théorie de la lune« (Par. 1752, 2. Aufl. 1765) nieder. Durch äußerst mühsame Berechnungen bestimmte er auch die Wiederkunft des Halley'schen Kometen auf den 15. April 1759 und veröffentlichte darüber: »Recherches sur les comètes des années 1531 etc.« (Par. 1760). Er starb 17. Mai 1765. Seine sämmtlichen Werke tragen das Gepräge der Vollendung; selbst seine »Éléments de géometrie« (Par. 1741, neue Ausg. das. 1860) und »Éléments d'algèbre« (das. 1746 und 1760) sind noch heute ein Muster von Klarheit und Schönheit des Stils. Ein Bruder von ihm (dessen Vorname unbekannt), geb. 1716, ebenfalls ein frühreifes Genie, legte im 14. Jahr der Pariser Akademie eine schwierige mathematische Untersuchung vor, starb aber schon 1732 an den Blattern, ein Jahr nach dem Erscheinen seines »Traité des quadratures circulaires et hyperboliques« (Par. 1731).

Clairet (franz., m., spr. klärä), in Frankreich jeder blaßrothe Wein, auch angemachter Kräuterwein, Würzwein.

Clairette (franz., f., spr. klärett), blaßrother Likör, besonders Kirschlikör; in Südfrankreich s. v. w. Claretto (s. d.).

Clairfayt (spr. klärfä, Clerfayt), Franz Sebastian Karl Joseph de Croix, Graf von, österreich. Feldmarschall, geb. 14. Okt. 1733 auf Schloß Bruille im Hennegau, avancirte im Siebenjährigen Krieg zum Oberst, half dann den Aufstand in den Niederlanden unterdrücken, focht 1788 und 1789 im Türkenkrieg als Feldmarschallleutnant und ward 1790 zum Feldzeugmeister befördert. Im Jahr 1792 warf er mit Beaulieu die Franzosen aus den Niederlanden zurück, nahm an der Einnahme von Longwy und Verdun Antheil, bemächtigte sich 1. Sept. des wichtigen Postens bei Stenai, deckte den Rückzug des Herzogs von Braunschweig nach Koblenz und erhielt dann in den Niederlanden statt des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen das Kommando gegen Dumouriez. Am 1. März 1793 überfiel er die Franzosen bei Aldenhoven, zwang sie zur Aufhebung der Belagerung von Maastricht und entschied bei Neerwinden den Sieg. 1794 schlug er in Flandern mehrere Anfälle der Feinde zurück, konnte aber nach der Schlacht bei Fleurus, die Prinz Koburg verlor, den Feind nicht mehr aufhalten. In Koburgs Stelle eingerückt, führte er die Armee in

Ordnung über den Rhein zurück. 1795 erhielt er als Feldmarschall den Oberbefehl über die österreichische und Reichsarmee am Mittel- und Niederrhein. Als im Herbst Jourdan bei Düsseldorf und Pichegru bei Mannheim über den Rhein drangen, warf sich C. auf erstern, schlug ihn 10. Okt. bei Höchst und warf ihn über den Rhein zurück; hierauf eilte er nach Mainz, das von 70,000 Franzosen eingeschlossen war, eroberte die für unüberwindlich gehaltenen Verschanzungen und trieb den Feind über Ingelheim gegen Bingen und über Oppenheim bis Alzey zurück. Auf einen Winterfeldzug nicht eingerichtet, schloß er 21. Dec. einen Waffenstillstand und kehrte Januar 1796 nach Wien zurück. Wegen Zwistigkeiten mit dem Minister Thugut in Betreff des Waffenstillstands erhielt er den Oberbefehl nicht wieder, trat aber in den Hofkriegsrath, starb jedoch schon 21. Juli 1798. Vgl. v. Vivenot, Thugut, C. und Wurmser (Wien 1869).

Clairmont (spr. klärmóng), s. v. w. Clermont.

Clair-obscur (franz., spr. klär-obskühr), s. Hellbunkel und Camaleu; vgl. Kolorit.

Clairon (franz., m., spr. klärón), s. Clarino.

Clairon (spr. klärón, eigentlich Claire Josephe Hippolyte Leyris de la Tube), berühmte franz. Schauspielerin, ward 1723 in der Nähe von Condé in Flandern von armen Eltern geboren. Trotz ihrer vernachlässigten Erziehung trat sie schon in ihrem 12. Jahr in der italienischen Komödie auf, spielte ein Jahr lang Soubrettenrollen, war dann vier Jahre in Rouen und trat hierauf auf den Bühnen zu Lille, Dünkirchen und Gent auf, bis sie als Sängerin in der Académie royale de musique angestellt wurde. Trotz eines entschiedenen Erfolgs ging sie schon nach vier Monaten von der Oper zu der Comédie française über. Sie begann ihr Debut mit der Phädra, feierte einen glänzenden Triumph und ward bald eine bedeutende Nebenbuhlerin der Dumesnil. Nachdem sie 22 Jahre lang der Liebling des Publikums gewesen, ward sie, weil sie sich in gerechtem Unwillen über einen Taugenichts unter den Schauspielern geweigert hatte aufzutreten, 1765 ins Gefängnis gebracht und betrat seitdem die Bühne nicht wieder. Auf eine Einladung des Markgrafen von Ansbach blieb sie 17 Jahre an dessen Hof, kehrte dann nach Paris zurück und starb daselbst 1803. Stolz von Natur, mit Schönheit und edler Gestalt ausgestattet, spielte sie Rollen, wie Phädra, Zenobia, Monomime, Dido und vor allen Medea, vorzüglich. Voltaire sagte von ihr: »Sie hat im Ton der Stimme, was die Dumesnil im Herzen«. Ihre »Mémoires d'Hippolyte et réflexions sur la déclamation théâtrale« (Par. 1799, neue Aufl. 1822) sind für angehende Schauspieler sehr belehrend.

Clairv., bei zoologischen Namen Abbreviatur für J. de Clairville (spr. klärwil), franz. Entomolog, gestorben in der Schweiz zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Clairvaux (spr. klärwoh), ehemals berühmte Cisterciensерabtei im franz. Departement Aube, Arrondissement Bar, an der Aube, gestiftet vom heil. Bernhard 1115 und bis zu seinem Ende geleitet. Herzog Hugo von Troyes hatte den Grund und Boden dazu geschenkt, der, eine wüste Waldgegend, Clara Vallis genannt und von den Mönchen urbar gemacht wurde. Bei Bernhards Tod (1153) zählte die Stiftung schon 700 Mönche. Lange erhielt sich die ihr von ihrem Stifter auf Grund von Benedikts Regeln aufgeprägte Einfachheit; allmählich aber erhoben sich neben dem ursprünglichen bescheidenen Kloster neue palastähnliche Gebäude, die ihrerseits durch die majestätische Kirche verdunkelt wurden. C. war als Tochter von Citeaux kurz vor der Reformation die Mutter von 357 Mannsklöstern und außerdem von vielen Frauenklöstern. Nach einer Stiftung Alfons' I. von 1143 waren die Könige von Portugal verbunden, alljährlich einen Zins von 50 Goldmaravedi's nach C. zu entrichten, was der Abtei Veranlassung gegeben haben mag, nach König Sebastians Tode das Königreich selbst als Eigenthum zu beanspruchen. Durch die franz. Revolution aufgehoben, dient die Abtei gegenwärtig als Centralgefängnis für die 13 östlichen Departements Frankreichs, mit durchschnittlich 2000 Insassen. Vgl. Arbois de Jubainville, **Etudes sur l'état intérieur des abbayes cisterciennes et principalement de C.** (Par. 1858).

Clairville (spr. klärwil), Louis François, eigentlich Nicolaie, einer der fruchtbarsten franz. Lustspiel- und Vaudevillendichter, geb. 28. Jan. 1811 zu Lyon, ist der Sohn eines Schauspielers, der, schon früh der väterlichen Zucht entwachsen, sich mit dem Pseudonym C. nannte und seinen Knaben schon mit dem zehnten Jahr in das Schauspielerleben einführte. Auf diesem Boden bewegte sich nun der junge C. bald in der doppelten Eigenschaft als Schauspieler und als dramatischer Dichter. Seine rasch und flüchtig hingeworfenen Produktionen, die eine unglaubliche Zahl erreichen, gehören sämmtlich der niedern Komik (Vaudevillepossе) an und üben durch glücklich angebrachte Anspielungen, Parodien, Calembourgs und witzige Couplets, allerdings auch durch die Würze schlüpfriger Zweideutigkeiten, eine große Zugkraft aus. Seine 1853 erschienenen »Poésies« hat ein franz. Kritiker »einen sehr schweren Band sehr leicht wiegender Waare« genannt.

Clairvoyance (spr. klärwoajangs), s. Somnambulismus.

Clairx (spr. klär), Marktflecken im franz. Departement Isère, Arrondissement Grenoble, am Drac, merkwürdig durch eine Brücke mit 45 Meter breitem und 39 Meter hohem Bogen, unter welchem sich ein zwölffaches Echo hören läßt, hat eine Porzellanfabrik, zwei Papiermühlen und (1872) 2096 Einw.

Clajus (eigentlich Klaj), 1) Johannes, der erste, der mit einer deutschen Grammatik (auf Luthers Schriften gegründet) ein etwas dauernderes Ansehen gewann. Geboren um 1530 zu Harzberg an der Schwarzen Elster, studirte er zu Leipzig, war dann Schulmann zu Goldberg, Frankenstein, Nordhausen, endlich seit 1573 Pfarrer zu Bendeleben in Thüringen, wo er 11. April 1592 starb. In seiner »Grammatica germanicae linguae« (Leipz. 1578), der Frucht 20jährigen Fleißes, folgte er noch zu sklavisch der in der lat. Grammatik üblichen Weise, um nicht bedeutenden Mißgriffen ausgesetzt zu sein; doch ist ihr mancher richtige Blick, große Sorgfalt und auch eine gewisse praktische Brauchbarkeit nicht abzusprechen. Vgl. Perschmann, Johannes C. des Aeltern Leben und Schriften (Nordh. 1874).

2) Johann C. der Jüngere, Dichter, s. Klaj.

Clam (lat.), heimlich; c., vi aut precario, heimlich, gewaltsam oder bittweise, juristische Formel.

Clam (engl.), die amerikan. Venusmuschel, bei den Indianern als Schmuck und als Stellvertreter des Geldes (Wampum, s. d.) gebraucht. Clams, kleine siamesische Rechnungsmünze.

Clam, gräfliches Geschlecht in Böhmen und

Oesterreich, hieß früher Perger von Höchenperg nach der Stammburg Höchenperg in Kärnthen. Christoph Perger kaufte 1524 von dem Grafen von Harbeck Burg und Herrschaft Clam in Unterösterreich. Christophs Urenkel, Johann Gottfried von C., geb. 1598, wurde sammt seinen Brüdern und Vettern 22. Nov. 1655 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Sein Urenkel, Ferdinand Joseph von C., geb. 1700, hinterließ fünf Söhne, welche 17. Juni 1759 die erbländische österreichische Grafenwürde erlangten. Von diesen fünf Söhnen hatte der älteste, Johann Gottlieb von C., einen Sohn, Karl Joseph, Graf von C., geb. 1760, welcher sich 1792 mit Maria Anna, der Erbtochter des Grafen Franz Karl von Martinicz, vermählte und seitdem, wie seine Kinder, den Namen C.-Martinicz führte. Sein Sohn war Karl Joseph Nepomuk Gabriel, Graf von C.-Martinicz, österreichischer Feldmarschallleutnant, geb. 23. Mai 1792 in Prag. Er studirte anfangs die Rechte, trat 1809 in das Freikorps des Grafen Kinsky und war in den Feldzügen von 1812—14 dem Fürsten Schwarzenberg als Flügeladjutant zugetheilt. Mit dem Feldmarschallleutnant Koller begleitete er Napoleon I. nach Elba und wurde sodann zu den Verhandlungen des Wiener Kongresses gezogen. 1821 stand er als Oberst eines Kürassierregiments in Ungarn, 1824 ging er in einer diplomatischen Sendung nach Petersburg, 1830 ward er Generalmajor und Hofkriegsrath und mehrfach in diplomatischen Missionen, auch an den preuß. Hof, verwendet, wobei er eifrig für die Unterstützung der Metternich'schen Reaktionspolitik thätig war. 1835 ward er Kaiser Ferdinands Generaladjutant, 1836 Geheimerath und Chef der Militärsektion im höchsten Staatsrath und 1837 Feldmarschallleutnant. Da er stets in unmittelbarer Umgebung des Kaisers war, so hatte er großen Einfluß, welchen er zur Unterdrückung aller liberalen, besonders konstitutionellen, Bestrebungen und zur Geltendmachung der aristokratischen Prärogative zu benutzen suchte. Er starb 29. Jan. 1840. Sein Sohn, Heinrich Jaroslaw, Graf von C.-Martinicz, geb. 15. Juni 1826 zu St. Georgen in Ungarn, studirte die Rechte und begann nach den Märzbewegungen von 1848 unter dem Grafen Stadion seine amtliche Laufbahn. Er ward 1853 Statthaltereirath in Ofen, Februar 1856 Hofrath und Mai d. J. Landespräsident zu Krakau, schied 1859 aus dem Staatsdienst aus, und zwar zu derselben Zeit, als nach Beendigung des italienischen Kriegs, der einen Wechsel in der innern Politik des Kaiserstaats zur Folge hatte, seine Kandidatur für das Ministerium des Innern kolportirt wurde. 1860 in den »verstärkten Reichsrath« berufen, zählte er in demselben zu den eifrigsten Vertretern des Princips der »historisch-politischen Individualitäten«, verwahrte sich aber gleichwohl dagegen, als Repräsentant Böhmens oder der tschechischen Nationalität zu gelten. Mit dem Grafen Szecsen an der Spitze der Majorität, vertheidigte er das Selfgovernment und die Preßfreiheit, perhorrescirte dagegen den Grundsatz religiöser Gleichberechtigung und ebenso eine Verfassung mit einem »die Geschicke des Reichs entscheidenden Parlament«. Als Führer der tschechischen Adelspartei, die sich in dem politischen Tagesblatt »Das Vaterland« (1. Sept. 1860) ihr eigenes Organ schuf, wirkte er namentlich für das Zustandekommen des sogen. Oktoberdiploms, trat aber 1861 infolge des Februarpatents zur Opposition über und zwar zur föderalistischen Partei. 1861 zum Präsidenten des böhmischen Museums erwählt, schied er 1862 aus dem Reichsrath und beschränkte sich auf die Thätigkeit im böhmischen Landtag. Graf C., seit 5. Aug. 1851 mit Auguste Prinzessin Salm-Krautheim (geb. 5. Nov. 1833) vermählt, ist das Haupt der ältern Linie der C., die sich C.-Martinicz schreibt, während die jüngere den Namen C.-Gallas führt.

Die zweite Linie, C.-Gallas, stammt ab von Johann Christoph von C., Bruder des obgenannten Ferdinand Joseph. Johann Christophs Sohn, Christian Philipp, erbte 1757 die reichen Besitzungen seines Oheims, des Grafen Gallas, und nahm daher den Namen C.-Gallas an. Sein einziger Enkel ist Graf Eduard von C.-Gallas, geb. 14. März 1805 zu Prag. Er wurde 1839 Oberst, 1846 Generalmajor, zeichnete sich als solcher 1848 an der Spitze einer Brigade bei Santa Lucia, Goito, Vicenza und bei Custozza aus, auch im Feldzug 1849 gegen Piemont, ward darauf April zum Feldmarschallleutnant und zum Kommandanten des bei Orsova operirenden Armeekorps ernannt, das er 23. Juni nach Siebenbürgen führte. Er besetzte Kronstadt, schlug die Ungarn bei Illvefalva und in kleineren Gefechten, besetzte Vasarhely und hielt von da aus das Szeklerland im Zaum. 1850 erhielt er das Kommando über das 1. Armeekorps in Böhmen. Dieses befehligte er auch im italienischen Krieg von 1859 in den Schlachten bei Magenta und Solferino, beidemal Mac Mahon gegenüber. Er wurde darauf als General der Kavallerie Kommandant von Böhmen und 1865 Obersthofmeister des Kaisers. Im Feldzug von 1866 kommandirte er die am weitesten gegen Norden vorgeschobene Armee mit dem Auftrag, den Prinzen Friedrich Karl und General Herwarth aufzuhalten. Allein theils wegen strategischer und taktischer Fehler, theils und ganz besonders wegen des Mangels an Einheit in der obersten Leitung, auch wegen einer nicht ganz klaren Theilung des Kommando's zwischen C. und dem Kronprinzen von Sachsen wurde C. in einer Reihe von Gefechten (bei Liebenau, Podol, Hünerwasser und Gitschin) geschlagen, wodurch die österreichische Armee, abgesehen von dem Verlust an Mannschaft, sehr an moralischer Haltung verlor. C. wurde daher nach der Schlacht bei Königgrätz (in welcher er sein Kommando an Gondrecourt abtreten mußte) mit Benedek u. a. vor ein Kriegsgericht gestellt; indessen trotz aller Einwürfe, die gegen seine Führung erhoben werden konnten, gelang es ihm, den größten Theil der Schuld auf die oberste Leitung zurückzuführen. Er wurde daher durch ein kaiserliches Handschreiben vom 30. Okt. 1866 für schuldlos erklärt und in alle seine Würden wieder eingesetzt.

Clamart (spr. -mar), Dorf südwestlich bei Paris, den Forts Issy und Vanves gegenüber liegend. Danach benannt die Höhen von C., Terrainerhebungen, die sich von Sèvres bis Sceaux hinziehen und die Pariser Forts der Südwestfront größtentheils dominiren. Sie waren während der Belagerung von Paris 1870—71 von den Deutschen besetzt und verschafften ihnen die Möglichkeit, sowohl die Stadt wie die Forts zu bombardiren, daher sie nach dem neuesten Plan der Fortifikation von Paris in die Befestigungen mit hineingezogen werden sollen. Ausfälle gegen sie fanden statt 13. Okt. 1870 und 10 Jan. 1871.

Clamecy (spr. klamssi), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Nièvre, am Kanal du Nivernais und dem Zusammenfluß von Yonne und Beuvron, ein kleiner, schlecht gebauter, aber wohlhabender Ort, wo bedeutende Geschäfte mit dem Holz der waldreichen Morvanberge gemacht werden, hat außerdem Favence-, Leder- und Tuchfabriken, ein Collége, ein Handelstribunal und (1872) 5381 Einw. In der Nähe sind Steinkohlengruben.

Clan (spr. klänn), eigentlich Familie; in Hochschottland, auf den Orkneys- und den Shetlandsinseln Bezeichnung für eine Art freiwilligen, auf Familienzusammengehörigkeit begründeten Lehnsverbandes zwischen einem Gutsherrn (Laird), als dem mit patriarchalischer Obergewalt ausgestatteten Stammoberhaupt eines Bezirks, und seinen Unterthanen; einer der berühmtesten Clans ist der der Campbells, als dessen Oberhaupt die Herzöge von Argyle galten. Die Clanverfassung wurde nach dem Aufstand von 1745 aufgehoben. Vgl. Johnston und Robertson, **Historical geography of the Clans of Scotland** (Lond. 1872).

Clanship (f., engl., spr. klänschipp, Clanschaft), s. v. w. Kastengeist od. **esprit de corps** im üblen Sinn.

Clanis, Fluß, s. Chiana.

Clapperton (spr. klappr'tn), Hugh, engl. Reisender und Reiseschriftsteller, geb. 1788 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries, machte von seinem 17. Jahr an als Lehrling des Eigenthümers eines Handelsschiffs mehrere Reisen nach Nordamerika mit. Wegen eines geringen Zollvergehens gezwungen, Seedienste zu nehmen, ging er 1814 als Seekadett unter Admiral Cochrane nach Nordamerika, kam darauf auf die Flotte, die auf den kanadischen Seen gegen die Vereinigten Staaten ausgerüstet ward, wurde Leutnant und erhielt das Kommando eines Schooners auf dem Eriesee. Im Jahr 1817 nach England zurückgekehrt, begleitete er Oudney, der im Auftrag der Afrikanischen Gesellschaft nach Afrika reiste, durchstreifte mit diesem die Wüste von Bornu, untersuchte den Tsadsee und drang nach dem Tod seines Begleiters bis Sokoto vor. Nach seiner Rückkehr 1825 zum Kapitän ernannt, erhielt er vom Minister Lord Bathurst den Auftrag, eine neue Reise nach der Bucht von Benin zu unternehmen, um von dort nach Sokoto und Bornu vorzudringen und den Lauf des Niger zu erforschen, was ihm in Begleitung seines tüchtigen Dieners Lander auch theilweise gelang. In Sokoto verbot ihm aber der Sultan Bello die Weiterreise. Die Täuschung und die Anstrengungen der Reise warfen C. aufs Krankenlager, und er starb 13. April 1827 zu Tschangary unweit jener Stadt. Barrow besorgte die Herausgabe der ersten Reise Clappertons, die unter dem Titel: »**Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa etc.**« (Lond. 1826) erschien, sowie auch nach den von Lander mitgebrachten Papieren den Bericht über Clappertons zweite Reise, das »**Journal of a second expedition into the interior of Africa**« (das. 1829; deutsch, Wien 1830). Ergänzungen dazu enthalten Landers »**Records of Clapperton's last expedition to Africa**« (Lond. 1830, 2 Bde.). C. war der erste Europäer, der von der Beninbucht aus tiefer in das innere Afrika vordrang und den Lauf des Niger durch eine große Landstrecke verfolgte.

Claque (franz., f., spr. klak), Klatsch, Schlag mit der flachen Hand; weiteres s. Claqueurs. **Chapeau à c.**, Klapphut, zusammendrückbarer Hut.

Claqueurs (franz., spr. klakör), die bezahlten »Klatscher« in den Theatern zu Paris. Die Gesammtheit aller bei einer Vorstellung anwesenden C. heißt die **Claque**. Da nämlich die meisten Theater in Paris als merkantilische Unternehmungen lediglich durch die Gunst des Publikums bestehen, so organisirte man, um dies durch rauschenden Applaus zum Einstimmen zu reizen, jene C., welche für einen bestimmten Preis, den ihnen der Dichter oder Schauspieler zahlt, an ihnen bemerklich gemachten Stellen zu klatschen beginnen müssen. Auf diese Spekulation fußend, errichtete ein gewisser Sauton 1820 ein förmliches Büreau, **Assurance de succès dramatiques**, welches die C. in der zur Erzielung eines Erfolgs für nöthig befundenen Zahl stellte. Die C. selbst wurden dann vom Dichter, Direktor oder Bühnenkünstler angewiesen, wie oft und wie stark geklatscht werden solle. Wünschte ein Schauspieler mit Applaus empfangen zu werden, so schickte er die dafür bestimmte Summe in das Büreau; ebenso wurde für eine bestimmte Summe auch ein Nebenbuhler ausgepfiffen. Die C. werden gewöhnlich **Chevaliers du lustre** genannt, weil sie sich meist in die Mitte des Parterre's unter den Kronleuchter setzen. Eingetheilt werden sie in **Tapageurs**, die häufig und stark applaudiren; **Connaisseurs**, die gewöhnlich auf den theuren Plätzen sitzen und nur durch beifälliges Murmeln oder gelegentliche Bemerkungen ihrem Nachbar den Dichter oder Schauspieler zu empfehlen suchen; **Rieurs**, die über den plattesten Spaß so herzlich zu lachen wissen, daß auch ihre Nachbarn davon angesteckt werden; **Pleureurs**, die gleiches Geschick im Gerührtsein haben; **Chatouilleurs**, die vor Anfang des Stücks und in den Zwischenakten die Nachbarn freundlich stimmen und sie in gute Laune versetzen; **Chauffeurs**, die bei Tage vor den Theaterzetteln stehen bleiben und die Schönheit des Stücks preisen, in Kaffeehäusern günstige Recensionen vorlesen, ungünstige bei Seite schaffen 2c.; **Bisseurs**, die unermüdlichen Dacaporufer. Durch alle diese, bezüglich auch die gegentheiligen Mittel leiten die C. das Publikum entweder zum Applaudiren, oder auch zum Auspfeifen an, und nicht selten entsteht ein Kampf der C. gegen C., die für eine entgegengesetzte Meinung bezahlt sind. So hat sich dieses Unwesen nach und nach zu einem System ausgebildet und ist zu einem ziemlich einträglichen Geschäft geworden; man verkauft das Eigenthumsrecht eines Büreau's für 8—10,000 Franken, und um ein zweifelhaftes Stück zu retten, theilt eine Direktion oft 3—500 Freibillets an die noch außerdem bezahlten C. aus. Das französische Publikum kennt dieses Unwesen und übt gegen die C. nicht selten strenge Justiz aus, wenn sie ihre Unverschämtheit übertreiben; dennoch halten sie sich. Direktoren, Dichter und Schauspieler sehen in der Claque nichts weiter als ein unschädliches Reizmittel des Publikums wie der Schauspieler selbst.

Clara (Sankta C.), Heilige, Stifterin des Ordens der Klarissinnen (s. d.).

Clara voce (lat.; musikal. Vortragsbezeichnung), mit heller, lauter Stimme.

Clare (spr. klehr), 1) Küstengrafschaft in der irländ. Provinz Munster, grenzt westlich an den Ocean, nordwestlich an die Galwaybai, nordöstlich an Galway, östlich an Tipperary, wird südlich durch die breite Mündung des Shannon von Limerick getrennt und umfaßt 3109 QKilom. (56,5 QM.) mit (1871) 147,994 Einw. Sie ist zwar gebirgig, bietet aber weite Thäler und kleine Ebenen dar, die

treffliche Weiden haben. Etwa ein Drittel des Landes ist ohne Kultur. Die bedeutendsten Gebirge sind die Slieve Bernagh (532 Meter) und Slieve Aughty Mountains (400 Meter) im O.; der mittlere Theil der Grafschaft ist eine vom Fergus (Nebenfluß des Shannon) durchflossene Ebene, der westliche Theil ein ödes Hügelland mit dem Slieve Callan (392 Meter). Der Shannon bespült die südliche Grenze der Grafschaft. Im nördlichen Theil desselben sind periodische Seen (sogen. »turlogha«) und unterirdische Flußverbindungen häufig. Das Klima ist heiterer, als man es sonst in Irland findet, und sehr gesund. Den Haupterwerbszweig bietet in den fruchtbaren Thälern der Landbau, der namentlich Klee, Hafer und Kartoffeln liefert, außerdem Viehzucht. Angebaut sind nur 18½ Proc. der Oberfläche; 45 Proc. bestehen aus Weiden, 1 Proc. aus Wald. Der Viehstand besteht aus 18,000 Pferden, 145,000 Rindern, 144,000 Schafen, 42,000 Schweinen. Aus dem Mineralreich werden nur Blei, Silber, Zink und Schwefelkies ausgebeutet; Eisenerz und Manganerz kommen vor. Auch liefert die Grafschaft Schiefer, Fliesensteine und schwarzen Marmor. Die See- und Flußfischerei ist von Bedeutung. Hauptstadt ist jetzt Ennis, ehedem Killaloe. Der Name der Grafschaft stammt von dem Dorf C. an der Mündung des Fergus in den Shannon. — 2) Sehr alter Flecken in der engl. Grafschaft Suffolk, am Stour, mit etwa 1700 Einw., von welchem der Herzog von Newcastle den Titel eines Marquis von C. führt. — 3) Insel an der Küste von Irland, zur Grafschaft Mayo gehörig, am Eingang der Bai von Clew, 3800 Acres groß, mit etwa 1400 Einw., hat auf der Nordwestspitze ein Kastell und steigt zu einer Höhe von 462 Meter an.

Clare (spr. klehr), John, engl. Naturdichter, als einer der besten Beschreiber des Landlebens bekannt, ward 13. Juli 1793 zu Helpstone bei Peterborough (Northamptonshire) als der Sohn eines armen Taglöhners geboren und entwickelte sich trotz sehr geringer Bildungsmittel glücklich und schnell. Thomsons »Seasons« weckten sein poetisches Talent und begeisterten den 13jährigen Knaben zu dem Lied »The morning walk«, dem er bald als Gegenstück »The evening walk« folgen ließ. John Turnill in Helpstone nahm sich des Knaben an und unterrichtete ihn im Schreiben und Rechnen. Durch Handarbeiten und Violinspiel sich seinen Unterhalt erwerbend, besang C. ohne Aufmunterung, zu eigener Freude Gott und die Natur. Im Jahr 1818 kam sein Sonett auf die untergehende Sonne in die Hände des Buchhändlers Drury zu Hamford, und dieser veranlaßte die Herausgabe einer Sammlung von Clare's »Poems descriptive of rural life and scenery« (3. Aufl., Lond. 1820), welche die allgemeinste Theilnahme erregte. Eine andere ebenso erfolgreiche Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel: »The village minstrel and other poems« (Lond. 1821, 2 Bde.). Hierdurch in den Besitz eines kleinen Vermögens gelangt, ließ er sich in Helpstone häuslich nieder, gerieth aber durch unglückliche Landspekulation in Elend und Wahnsinn. Er starb in einer Irrenanstalt 19. Mai 1864. Seine Biographie schrieb Martin (Lond. 1865); nachgelassene Gedichte gab Cherry heraus (mit Biographie, das. 1873).

Claremont (spr. klehrmönt), Lustschloß in der engl. Grafschaft Surrey, südwestlich von Kingston, bei Esher, 25 Kilom. von London, von Lord Clive auf einer Höhe mitten zwischen Wäldern erbaut, wurde 1816 nach der Verheirathung der Prinzessin Charlotte von Wales mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg zum Wohnsitz des jungen Ehepaars bestimmt und, als die Prinzessin 1817 starb, dem Wittwer, dem nachherigen König von Belgien, mit einer Apanage von 50,000 Pfd. Sterl. als lebenslängliches Eigenthum zugewiesen. Später benutzte er es nur als Absteigequartier und stellte es 1848 seinem durch die Februarrevolution entthronten Schwiegervater, dem Exkönig Ludwig Philipp, zur Disposition, nach dessen Tod (26. Aug. 1850) es Hauptwohnung des größern Theils seiner Familie blieb, bis dessen Gemahlin 1866 dort starb. C. hatte seitdem für die jüngere Linie der Bourbonen dieselbe Bedeutung wie Frohsdorf für die ältere, und es wurden daselbst mehrere Kongresse der Orléanisten abgehalten, an denen sich Thiers, Guizot, Duchâtel u. a. betheiligten.

Clarenbach, Adolf, Märtyrer der evangel. Kirche, zu Lüttringhausen in der Gegend von Elberfeld geboren, suchte als Lehrer die reformatorischen Grundsätze erst zu Münster (seit 1523), dann zu Wesel zu verbreiten, ward deshalb vom Fürsten von Kleve seines Amts entsetzt, begab sich 1526 nach Osnabrück, ward auch hier ebenso wie dann zu Lüttringhausen, Büderich und Elberfeld wegen seines offenen Bekenntnisses für Luther vertrieben und endlich in Köln als Ketzer eingekerkert und nach anderthalbjähriger Gefangenschaft zugleich mit einem andern Glaubensgenossen, Peter Flistedten, verbrannt (28. Sept. 1529).

Clarence (spr. klärrens), Herzog von, Name jüngerer Prinzen des engl. Königshauses, wird abgeleitet von Clarenza (Chiarenza) in Morea, wo zur Zeit der Kreuzzüge ein englischer Ritter Herzog war.

Clarence (spr. klärrens), 1) Thomas, Herzog von, Sohn Heinrichs IV. von England, Bruder Heinrichs V., begleitete letztern bei seinem Zug nach Frankreich 1415 und fiel in einem Treffen bei Beaugé in Anjou 1421.

2) George, Herzog von, Sohn des Herzogs Richard von York, Bruder König Eduards IV., erhob sich, erst 19jährig, mit seinem Schwiegervater, dem »Königsmacher« Warwick, gegen Eduard, flüchtete vor diesem 1470 nach Frankreich, landete abermals in England, wo Warwick den abgesetzten Heinrich VI. wieder auf den Thron setzte, versöhnte sich dann mit seinem Bruder und focht mit ihm bei Barnet und Tewksbury gegen die Anhänger Heinrichs VI. Wegen seiner Habgier und Charakterlosigkeit gerieth er bald in Mißhelligkeiten mit Eduard IV., wurde des Hochverraths angeklagt, 1478 zum Tod verurtheilt und im Tower getödtet, angeblich durch Ertränkung in einem Faß voll Malvasierwein.

Clarencestraße (spr. klärrens-), die Straße zwischen dem nordwestlichen Theil von Australien und der Südspitze der Insel Melville, welche den Indischen Ocean mit dem Bandiemensgolf verbindet.

Clarenceux (franz., spr. klarangsöh), s. v. w. zweiter Wappenherold, Wappenkönig, weil der Herzog von Clarence in England ehemals das Geschäft desselben besorgte.

Clarendon (spr. klärrend'n), 1) Edward Hyde, Graf von, Großkanzler von England, geb. 18. Febr. 1609 zu Dinton in Wiltshire, erwarb sich seit 1640 im sogen. langen Parlament unter Karl I. das Vertrauen aller Mitglieder, folgte aber im

Bürgerkrieg dem König, ward Kanzler des Schatzes und Mitglied des Geheimen Raths und begleitete 1644 den Prinzen Karl (nachmals Karl II.) nach der Insel Jersey, wo er zwei Jahre blieb und in verschiedenen Schriften im Namen des Königs die Manifeste des Parlaments beantwortete. Nach Karls I. Hinrichtung folgte er dem Prinzen Karl nach Frankreich, übernahm eine Sendung nach Madrid und dann nach Paris und ging von da nach dem Haag, wo er von Karl II. zum Großkanzler von England ernannt ward. 1660 war er es besonders, der die Unterhandlungen über Karls II. Erhebung auf den Thron zu einem glücklichen Ende führte. 1660 wurde er Kanzler der Universität Oxford, 1661 Peer und Baron Hyde, Viscount von Cornbury und Graf von C. Seine Unduldsamkeit gegen Presbyterianer und Dissenters reizte das Volk, aber auch den König, welcher unter dem Vorwand allgemeiner Toleranz die Katholiken zu begünstigen beabsichtigte. Der unglückliche Krieg mit Holland, der Verkauf Dünkirchens und anderes vergrößerte die Unzufriedenheit mit C., und als er vollends die Vermählung des Herzogs von Richmond mit der Lady Stuart betrieb, um derentwillen sich der König von seiner Gemahlin scheiden lassen wollte, ward er abgesetzt, des Hochverraths angeklagt und verbannt. Seine Rechtfertigungsschrift wurde nach einem Beschluß beider Häuser durch Henkershand verbrannt. Er lebte zu Montpellier, Moulins und Rouen, wo er 9. Dec. 1674 starb. Sein Leichnam ward später in der Westminsterabtei beigesetzt. Unter seinen Schriften sind »History of the rebellion and civil wars in England« (Oxford 1702, 3 Bde.; zuletzt 1849 in 7 Bdn.), ergänzt durch »The history of the civil war in Ireland« (Lond. 1721; Ausgabe beider Werke in 1 Bd., Oxford 1842), »Calendar Clarendon's state papers« (Oxford 1767—86) und »The life of Edward, Earl of C.« (das. 1761, 3 Bde.; neue Ausg., das. 1857) am bemerkenswerthesten. Vgl. Lister, Life and administration of C. (Lond. 1838). Seine Tochter, Anna Hyde, ward im November 1659 insgeheim die Gemahlin des Bruders des Königs, Jakobs, Herzogs von York, des nachmaligen Königs Jakob II. Als nach Karls II. Wiedereinsetzung Anna's Schwangerschaft die Verbindung verrieth, erkannte der König Anna Hyde als Herzogin von York an. Die Frucht jener Ehe waren zwei Töchter, Anna und Maria, beide Königinnen von England.

2) George William Frederick Villiers, Graf von, ausgezeichneter engl. Staatsmann, Enkel des Thomas Villiers, eines Sohnes des Grafen von Jersey, der sich 1752 mit der Erbin des letzten Grafen von C. aus der Familie Hyde vermählte und daher 1756 zum Baron Hyde und 1776 zum Grafen von C. erhoben wurde, geb. 12. Jan. 1800, studirte in Cambridge und Oxford und erhielt im August 1833 den damals besonders wichtigen Gesandtenposten in Madrid, wo er seinen bedeutenden Einfluß dazu verwandte, die Regierung Spaniens auf konstitutionellen Grundlagen zu ordnen; auch schloß er mit Spanien einen Vertrag zur Unterdrückung des Sklavenhandels in den spanischen Kolonien ab. Durch den Tod seines kinderlosen Oheims 1838 Lord C. geworden, kehrte er nach England zurück und nahm seinen Sitz im Oberhaus ein, wo er die von der englischen Regierung in Spanien befolgte Politik vertheidigte. 1839 wurde er Großsiegelbewahrer und 1840 Kanzler des Herzogthums Lancaster. Nach Auflösung des Whigministeriums September 1841 war er ein thätiges Mitglied der Opposition, unterstützte aber dennoch die Handelspolitik des Ministeriums Peel und vertheidigte 1846 dessen Antrag auf Aufhebung der Getreidezölle. Im Whigkabinet desselben Jahrs wurde C. Präsident des Handelsamts, ging aber schon im Juni 1847, nach dem Tode Lord Besboroughs, als Vicekönig nach Irland. Er bekleidete diesen wichtigen Posten bis zum Februar 1852, während einer Zeit, wo Irland nach einander von Hungersnoth und Revolution (namentlich unter der Führung von Smith O'Brien) zu leiden hatte, und bewies in diesen schwierigen Verhältnissen bei aller Energie doch auch eine weise Mäßigung und einen Gerechtigkeitssinn, der ihm alle Herzen gewann. Der Amtsantritt des Ministeriums Derby im Februar 1852 rief ihn von seinem Posten ab; doch wurde ihm noch 28. Dec. d. J. das Ministerium des Auswärtigen im Koalitionskabinet Aberdeen-Russell übertragen. In dieser Stellung war er namentlich betheiligt an den Verhandlungen vor dem Ausbruch des Kriegs mit Rußland und während der Wiener Konferenzen, am Abschluß des Bündnisses zwischen Frankreich, der Türkei, Sardinien und England und an der diplomatischen Unterstützung Sardiniens bei den Streitigkeiten mit Oesterreich wegen der Konfiskation der Güter der lombardischen Flüchtlinge. Er behielt sein Portefeuille auch unter Lord Palmerston und vertrat auf den Pariser Konferenzen die antirussische Politik; auch bewirkte er eine freundlichere Stellung zu Oesterreich, verletzte aber das Nationalgefühl durch allzu dienstfertige Unterstützung der nach dem Attentat auf L. Napoleon eingebrachten Konspirationsbill. Mit dem Sturz des Ministeriums Palmerston im Februar 1858 trat C. ins Privatleben zurück und ward auch 1859 in das neue Kabinet Palmerston nicht wieder aufgenommen. Erst im März 1864 erhielt C. als Kanzler des Herzogthums Lancaster aufs neue Sitz im Konseil, ging bald darauf in geheimer Sendung zu Napoleon III. nach Vichy und war zweiter Bevollmächtigter Englands bei den Londoner Konferenzen über den deutsch-dänischen Streit. Als nach dem Tode Palmerstons im Oktober 1865 Russell den Vorsitz im Kabinet übernahm, ging das auswärtige Amt wieder an C. über, das er bis Juni 1866 bekleidete. Anfang 1868 ging er in geheimer diplomatischer Mission nach Turin und nach dem Vatikan und trat dann nach dem Sturz des Ministeriums Disraeli (December 1868) wieder als Minister des Aeußern ins Gladstone'sche Kabinet, nahm die Verhandlungen mit Amerika über die Alabamafrage wieder auf, starb aber plötzlich 27. Juni 1870. Die angestrengten Arbeiten, die durch Verwickelungen mit Griechenland infolge der Ermordung mehrerer angesehenen Engländer durch eine Räuberbande bei Marathon erschwert wurden, führten seinen plötzlichen Tod herbei. C., der seit 1839 mit Lady Katharine Grinstone, Tochter des Grafen Verulam, verheirathet war, hinterließ aus dieser Ehe drei Söhne und drei Töchter.

Clarendon-Castle (spr. klärrend'n-käßl), königlich englischer, jetzt in Ruinen liegender Palast in der Nähe von Salisbury, wohin Heinrich II. 1164 die große Reichsversammlung der Barone und Prälaten berief, welche die unter dem Namen der »Constitution of Clarendon« bekannten Bestimmungen

vereinbarte. Die Wahl der Prälaten sollte danach in des Königs Kapelle und nach seinem Rath geschehen; in allen bürgerlichen Sachen und im Streit mit Laien sollte der Klerus vor des Königs Gericht stehen, keine Appellation nach Rom stattfinden, kein Kleriker ohne des Königs Willen ins Ausland gehen, noch der Bann über seine hohen Beamten ausgesprochen werden. Papst Alexander III. verweigerte dieser Konstitution, die der Hierarchie thatsächlich alle Macht in England raubte, seine Bestätigung, und auch der heil. Thomas a Becket trat nachher dagegen auf, büßte aber dafür mit dem Tode.

Clarēni Fratres (Clareniner), Kongregation von Minoriten strenger Observanz, wurde 1302 von Angelo di Cordona am Bach Clarene bei Ancona gestiftet, der Beaufsichtigung durch die Oberen des Ordens der Minoriten entzogen und über viele Klöster Italiens verbreitet. Sie spaltete sich 1472 in zwei Parteien, wovon die eine die graue Tracht der Minoriten annahm und sich deren General unterwarf, die andere bei der braunen Tracht blieb, ward aber 1566, wie die vielen weiblichen Klöster, die sich als Clarenine rinnen dieser Reform angeschlossen, den Observanten wieder einverleibt.

Clarens (spr. -rängs), s. Montreux.

Claret (spr. klärret), in England Name des rothen Bordeauxweins oder im weitern Sinn aller französischen Weine, mit Ausnahme des Champagners und Burgunders.

Clarette, häufiger Clairette, in Südfrankreich Name der leichten Weißweine.

Clarīden, s. Tödi.

Clarīno (ital., m., franz. Clairon), Trompete und zwar eine kürzere und enger als die gewöhnliche gewundene Trompete, von den Engländern Clarion genannt (s. Trompete); in der Orgel Name eines den Ton der Trompete nachahmenden Schnarrwerks, meist im Vierfußton konstruirt.

Clarissimus vir (lat.), zur Zeit der röm. Republik Titel aller, die wenigstens die Quästur verwaltet hatten und Senatoren geworden waren, wie auch ihrer Angehörigen. Später ward auch der Titel clarissimatus willkürlich verliehen.

Clark, 1) Sir James, einer der ausgezeichnetsten Aerzte Englands, geb. im December 1788 zu Cullen, studirte zu Edinburg, ließ sich daselbst nieder und erwarb sich besonders durch glückliche Behandlung der Brustkrankheiten großen Ruf. Später kam er als Arzt an das St. Georgshospital zu London, wurde konsultirender Arzt des Königs und der Königin der Belgier, dann erster Leibarzt der Königin Victoria und 1837 zum Baronet ernannt. Er starb 29. Juni 1870. Gleich ausgezeichnet wie als praktischer Arzt war C. auch in der medicinischen Wissenschaft; er schrieb: »Medical notes on climate, diseases, hospitals and medical schools in France, Italy and Switzerland« (Lond. 1820, 2. Aufl. 1822; deutsch mit Zusätzen von Fischer, Hamm 1826); »The influence of climate in the prevention and cure of chronic diseases, more particularly of the chest and digestive organs« (Lond. 1829, 4. Aufl. 1846; deutsch Weim. 1830, Nachtrag 1831) und »A treatise on pulmonary consumption« (Lond. 1835; deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von Vetter, Leipz. 1836).

2) Willis Gaylord, amerikan. Dichter, geb. 1810 in Otisko im Staat New York, nährte sich früh, wie an Büchern, so an der ihn umgebenden herrlichen Natur, die er in sehr gewandten Versen, anfangs mit einfacher Treue, später mit Ernst und seltener Vertiefung schilderte. 20 Jahre alt, ging er nach Philadelphia, übernahm hier mit Brantley die Leitung des »Columbia Star«, einer religiös-literarischen Zeitschrift, und später die Redaktion der »Philadelphia Gazette«, deren Eigenthümer er bald darauf ward, und mit deren Herausgabe er sich bis an sein Ende beschäftigte. Er starb nach mehrjährigem Leiden 12. Juni 1841. C. hat sich auf dem Gebiete der Poesie wie der Prosa gleich ausgezeichnet. Seine Dichtungen, von denen wir die »Song of May«, »Memory« und »A Lament« als Proben namentlich anführen, glänzen durch anmuthige Sprache, Reinheit und poetische Schönheit der Gedanken sowie durch Begeisterung für das Große und Edle. Als Prosaist erscheint er am liebenswürdigsten in »Olla potrida« (New York 1849), einer Reihe von Abhandlungen und Skizzen, die er in das von seinem Bruder Lewis Gaylord C. herausgegebene »Knickerbocker Magazine« lieferte. Vgl »The literary remains of the late W. G. C.« (New York 1844).

Clarke (spr. klark), 1) Samuel, engl. Philosoph und Theolog, geb. 11. Okt. 1675 zu Norwich aus einer Familie, welche mehrere berühmte Theologen gleichen Namens geliefert hat, widmete sich seit 1691 in Cambridge philosophischen, theologischen und philologischen Studien und veröffentlichte 1697 eine Uebersetzung von Rohaults »Physik« (4. Aufl. 1718) mit Anmerkungen, die besonders dazu beitrug, den Newton'schen Grundsätzen Eingang zu verschaffen. Hierauf wandte sich C. namentlich zur Exegese der Bibel, kam 1698 als Kaplan zu dem Bischof von Norwich und wurde 1704 und 1705 berufen, die von Robert Boyle zur Behauptung und Bewährung der wichtigsten Grundsätze der natürlichen und geoffenbarten Religion gestifteten Vorlesungen zu halten. Dieselben erschienen unter dem Titel: »Demonstration of the being and attributes of God« (Lond. 1705—1706, 2 Bde.) und »Verity and certitude of natural and revealed religion« (das. 1705). Durch den Bischof von Norwich erhielt er 1706 eine Pfarrei in London, 1709 die Stelle eines Hofpredigers und die Pfarrei St. James Westminster. Wie in beiden zuerst genannten Werken eine neue Begründung der natürlichen oder Vernunftreligion gegenüber dem Pantheismus und Atheismus, so versuchte er in seinem dritten Hauptwerk: »Discourse concerning the unchangeable obligation of natural religion« (Lond. 1708), eine solche der natürlichen Moral. Um Spinoza und Hobbes, die er als seine Hauptgegner betrachtete, mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, bediente er sich, wie diese, der mathematischen als der vom Einfluß der Willkür unabhängigsten Demonstration; um den moralischen Skeptikern, wie Bayle und Montaigne, gegenüber zu allgemein gültigen sittlichen Grundsätzen zu gelangen, berief er sich auf das unfehlbare, weil unwillkürliche (willenlose) Urtheil der Vernunft über Schicklichkeit (fitness) und Unschicklichkeit (unfitness). Durch beide erstere Werke ist er das Haupt der rationalistischen Strömung in der englischen Theologie, durch das dritte der Vorläufer der auf den Ausspruch der Vernunft als eines innern Sinns für das Gute und Schöne sich stützenden englischen (und schottischen) Moralistenschule geworden. Da er jedoch den Satz aufstellte, daß die Heilige Schrift nichts der Vernunft Widersprechendes enthalte, so gerieth er alsbald bei der orthodoxen englischen Geistlichkeit in den Verdacht

der Ketzerei und wurde infolge seines vorgeblich arianisch gefärbten Buches: »The scripture doctrine of the trinity« (Lond. 1712, 1719) sogar aus der Zahl der königlichen Kabinetsgeistlichen gestrichen. Am berühmtesten ist er durch seinen unbeendigten Streit mit Leibniz geworden, in welchem dieser seine und C. Newtons Philosophie vertheidigte. Die Aktenstücke desselben erschienen unter dem Titel: »A Collection of papers, which passed between Leibniz and C.« zuerst Lond. 1717 (franz. Amsterd. 1719 u. 1740, deutsch Frankf. a. M. 1720). C. starb 17. Mai 1729. Eine Ausgabe seiner philosophischen Werke erschien zu London 1732—42 in 4 Bänden. Vgl. R. Zimmermann, Samuel Clarke's Leben und Lehre (Wien 1870).

2) Jacques Guillaume, Graf von Hüneburg und Herzog von Feltre, Marschall und Pair von Frankreich, irländischer Abkunft, geb. 17. Okt. 1765 zu Landrecis im Hennegau, ward 1782 Militär, stieg nach der Schlacht bei Landau 1793 zum Brigadegeneral, befehligte darauf die Vorhut der Rheinarmee und wurde Stabschef bei derselben, 1795 aber als verdächtig abgesetzt und verhaftet. Nach erlangter Freiheit lebte er im Elsaß, wurde aber bald durch Carnot Chef des topographischen Büreau's, später vom Direktorium als Divisionsgeneral mit geheimen Aufträgen nach Wien und Italien gesandt, zugleich um Bonaparte zu beobachten. Beide aber verständigten sich, und C. sandte nur Berichte ab, die der General gelesen hatte. Nach längerer Unthätigkeit wurde er zum Abschluß einer Allianz nach Sardinien geschickt. Nach dem 18. Brumaire machte ihn Bonaparte wieder zum Chef des topographischen Büreau's, sandte ihn während des Kongresses als Kommandanten nach Lüneville und dann zur Auswechselung der russischen Kriegsgefangenen nach Lille. Drei Jahre war er Gesandter am Hof des Königs von Etrurien und wurde dann Staatsrath und Kabinetssekretär des Kaisers für das Kriegs- und Seewesen. Im Feldzuge gegen Oesterreich 1805 wurde er Gouverneur von Wien, 1806 Gouverneur in Erfurt, dann in Berlin. 1807 kehrte er nach Paris zurück und wurde Kriegsminister. Die unglückliche Unternehmung der Engländer gegen Vliessingen verschaffte ihm den Titel eines Herzogs von Feltre, nachdem er bereits zum Grafen von Hüneburg erhoben worden war. Bei Napoleons Sturze zeigte er sich unzuverlässig und gewissenlos, stimmte für die Absetzung des Kaisers und wurde dafür von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt; nach Napoleons Landung bei Cannes wurde er an Soults Stelle Kriegsminister, floh mit dem König nach Gent, übernahm eine Sendung an den Prinzregenten von Großbritannien und wurde 1815 aufs neue zur Verwaltung des Kriegsministeriums an die Stelle Gouvion St. Cyrs berufen, mußte es aber 1817 an diesen zurückgeben und wurde zum Marschall des Reichs und zum Gouverneur der 15. Militärdivision ernannt. Er starb 28. Okt. 1818.

3) Edward Daniel, engl. Reisender und Reiseschriftsteller, geb. 5. Juni 1769 zu Willington in Esser, studirte zu Cambridge und bereiste seit 1791 einen großen Theil Europa's, auch das Land der Donischen Kosaken, die Tatarei, die Krim, Kleinasien, Syrien, Aegypten und Griechenland und kehrte im September 1802 über Paris nach England zurück. Im December 1805 ließ er sich ordiniren und erhielt das Vikariat zu Harlton. Im Jahr 1807 hielt er in Cambridge Vorlesungen über Mineralogie und fand so außerordentlichen Beifall, daß ihm zu Ehren eine eigene Professur der Oryktognosie errichtet wurde. Seine chemischen Versuche führten ihn auf die Erfindung des Glaslöthrohrs. Im Jahr 1817 ward er Unterbibliothekar in Cambridge und bewies bei der Stiftung der Philosophical Society große Thätigkeit. Die Bodley'sche Bibliothek zu Oxford kaufte seine griechischen und orientalischen Manuskripte, darunter den berühmten Kodex des Platon, den er auf Patmos entdeckt hatte, für 1000 Pfd. Sterl. C. starb 9. März 1822. Eine vollständige Ausgabe seiner »Travels in various countries of Europa, Asia and Africa« erschien London 1819—24 in 11 Bänden. Ueber die Mineralogie, um deren Fortschritte in England er sich große Verdienste erwarb, schrieb er mehrere Abhandlungen.

4) Hyde, engl. Gelehrter und fruchtbarer Schriftsteller auf philologischem, ethnologischem und industriellem Gebiet, geb. 1815 zu London, wirkte längere Zeit als Cotton Councillor und Commissioner in der Türkei, ward dann korrespondirender Sekretär für Nordasien an der Anthropological Society und bekleidet jetzt die Stelle eines Sekretärs für vergleichende Philologie an der Ethnological Society; außerdem ist er korrespondirendes Mitglied der American Oriental Society, der Königlichen Gesellschaft für nordische Alterthümer zu Kopenhagen und vieler anderen gelehrten Gesellschaften. Er hat sich durch folgende wissenschaftliche Arbeiten bekannt gemacht: »Theory of railway-investment« (1846); »Engineering of Holland« (1849); »A grammar of the English tongue« (1853); »Dictionary of the English language, as spoken and written« (1855, neueste Aufl. 1864); »Colonization, defence and railways in our Indian empire« (1857); »Handbook for comparative philology« (1859); »The Warings or Waringhians, in Germania, Britain, Russia, Byzantium and the East«, eine geschichtliche Untersuchung (Konstant. 1861); »Guide to memory for Turkish« (1864). Seit einigen Jahren hat er sich besonders dem Studium der kaukasisch-tibetischen Sprachen gewidmet und vorgeschichtliche und sprachwissenschaftliche Untersuchungen angestellt, deren Ergebnisse in folgenden Werken und Abhandlungen niedergelegt sind: »Identification of the Varini of Tacitus« (1848, 1866, 1868); »The Iberians and prae-Hellenic inhabitants of Asia minor« (1864); »The Amazons«; »The Palaeo-Georgian language and the settlements of the Caucaso-Tibetans in Asia«; »The Holy Land and Europe« (1870) und »The classification of the Basque language and of the Scythian and the relations of the comparative grammar of the Japanese and the Basque«.

5) Mary Cowden, engl. Schriftstellerin, älteste Tochter von Vincent Novello, geb. im Juni 1809 und verheirathet seit 1828 mit Charles Cowden C., hat sich um das Studium Shakespeare's ganz vorzügliche Verdienste erworben durch ihre »Complete concordance to Shakespeare«, eine Frucht sechzehnjährigen Fleißes und mühevoller Anstrengung, begonnen 1829, vollendet und publicirt 1845 (neue Ausg. 1873), sowie durch ihre Ausgabe von »Shakespeare's works with a scrupulous revision of the text«, ihre Ausgabe von »Shakespeare's plays«, mit Noten (1869), und die beiden Ergänzungswerke: »Proverbs etc. from Shakespeare« (1849) und »The girlhood of Shakespeare's heroines« (1850; neue Ausg. 1864, 3 Bde.). Von ihren sonstigen

literarischen Erzeugnissen verdienen Erwähnung: »Kit Bam's adventures or the yarns of an old mariner« (1848, neue Ausg. 1852); die Novelle »The iron cousin, or mutual influence« (1854, neue Ausg. 1862); »The song of drop o' wather, by Harry Wandworth Shortfellow« (1856); »Worldnoted women« (1857); »The life and labours of Vincent Novello«, eine liebevolle Biographie ihres Vaters (1865), und »Many happy returns of the day: a birthday book« (1847; neueste Aufl. 1869). Das letztgenannte Buch hat sie herausgegeben in Gemeinschaft mit ihrem Gatten, Charles Cowden C., der, 15. Dec. 1787 bei London geboren, jahrzehntelang beliebte Vorlesungen über britische Dichter gehalten hat und auch selbst als Schriftsteller aufgetreten ist. Von seinen Werken erwähnen wir: die Kinderschrift »Adam the Gardener« (1834); »Tales from Chaucer« (1833, 2. Ausg. 1870); »Riches of Chaucer« (1835, 2 Bde.); »Carmina minima«, eine Sammlung von Gedichten (1859); »Shakespeare-characters, chiefly those subordinate« (1863); »Molière-characters« (1865) und »Essays on the comic writers in England« (in »The Gentleman's Magazine« 1870).

6) Charles, engl. Romanschriftsteller von gutem Humor, der besonders den »Sport« zum Hauptmotiv seiner Dichtungen sich ausersehen hat. Aus seiner überaus fruchtbaren Feder sind in den letzten Jahren folgende Novellen geflossen: »Charlie Thornhill, or the dunce of the family« (1863, 3 Bde.; neue Ausg. 1865); »A box for the season« (1864, 2 Bde.; neue Ausg. 1871); »Which is the winner? or the first gentleman of his family« (1864, 3 Bde.; 3. Aufl. 1868); »Crumbs from a sportsman's table« (1865, 2 Bde.; neue Ausg. 1868); »Flying Scud« (1867, 2 Bde.); »Tom Cracksenthorpe: Hunting and Steeplechasing« (neue Ausg. 1867); »The Beauclercs, father and son« (1867, 3 Bde.; neue Ausg. 1870); »Lord Falconberg's heir« (1868, 2 Bde.; neue Ausg. 1870); »Calcraft's confessions, or coward conscience« (1870); »Myra Gray« (1870, 3 Bde.) und »Chips from an old block« (neue Ausg. 1871). Außerdem hat er veröffentlicht: »Ritualism«, eine Vorlesung (Birmingham 1866), und die Gespräche: »Religion and Duty« (1868).

Clarke's River (spr. klárks riw'r, Clarkes Fork), einer der Quellströme des Columbiaflusses, entsteht durch Vereinigung der Flüsse Flathead und Bitterroot. Ersterer entspringt auf britischem Gebiet, in der Nähe des Kutanayapasses, fließt in südlicher Richtung durch den Flatheadsee (862 Meter) und vereinigt sich unter 47° 20′ nördl. Br. mit dem am Clarkespaß entspringenden und beim Hellgate (Höllenthor) ein enges Défilé durchfließenden Bitterroot. Der vereinigte Fluß hält im allgemeinen eine nordwestliche Richtung bei, durchfließt den Kahspelm- oder Pend d'Oreille-See und mündet dicht an der Grenze, auf britischem Gebiet (49° nördl. Br.), in den Columbia. Die Länge des C. beträgt über 600 Kilom. — C. heißt auch ein kleiner Nebenfluß des Yellowstone im Territorium Montana.

Clarksville (spr. klárkswil), Dorf im nordamerikan. Staat Georgia, Grafschaft Habersham, am Tugaloo (Nebenfluß des Savannah) unweit des Chattahoochee reizend gelegen, mit (1870) 263 Einw., Aufenthaltsort reicher Familien aus Georgia und Südcarolina. Unfern die schönen Tallulahfälle in einer äußerst romantischen Gegend.

Clarkia *Pursh*, Pflanzengattung aus der Familie der Onagrarieen, Sommergewächse in Kalifornien, in deutschen Gärten häufig als Zierpflanzen kultivirt. C. elegans *Dougl.* hat einen 1 Meter hohen, grünlichrosenrothen Stengel, eirunde, gezähnelte, bläulichgrüne, glatte Blätter und einzelne, winkelständige, schöne, lillafarbige oder fleischfarbige Blüten. C. pulchella *Pursh* hat schöne, purpurrothe Blüten, variirt aber auch mit helleren sowie mit weißen und gefransten Blüten.

Clarus (lat.), hell, glänzend, berühmt; clarum ingenium, ein heller Kopf.

Clary und Aldringen, fürstliches Haus in Oesterreich und Böhmen, dessen Ahn, Bernhard von Clary, ein Florentiner, 1363 vom Kaiser Karl IV. das Indigenat in Böhmen erhielt. Franz von Clary oder Clario de Riva erwarb sich ansehnliche Güter in Böhmen und wurde 1641 vom Kaiser Ferdinand III. in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Sein Sohn, Hieronymus, diente von der Pike bis zum Generalmajor, erbte durch seine Heirath mit Anna, der Tochter des Reichsgrafen von Aldringen, das Aldringen'sche Wappen, das er 1635 mit dem seinigen vereinigte, und die Herrschaft Teplitz und erhielt 1666 die böhmische Grafenwürde. Sein Urenkel, Franz Wenzel, geb. 8. März 1706, k. k. Wirklicher Geheimerath und Oberstjhof- und Landjägermeister, wurde 2. Febr. 1767 vom Kaiser Joseph II. in den Reichsfürstenstand erhoben; starb 21. Juni 1788. Die Besitzungen dieser Familie, zu denen außer der Fideikommißherrschaft Teplitz (1,8 QM. mit 12,000 Einw.) noch die Schutzstadt Graupen (0,45 QM. mit 2300 Einw.) und die Herrschaft Binsdorf (1,25 QM. mit 6200 Einw.) gehören, liegen gegenwärtig in der Hand des Fürsten Edmund Moritz, geb. 3. Febr. 1813, k. k. Kämmerers, seit 1841 mit einer Tochter des österreichischen Staatsministers Grafen von Ficquelmont vermählt. Eine Nebenlinie ohne den Beinamen Aldringen besaß das Gut Sparbersbach und wurde 1627 vom Kaiser Ferdinand III. in den Freiherrenstand und 1687 in den Grafenstand erhoben.

Clasen, 1) Karl, Historienmaler, geb. 1812 zu Düsseldorf, besuchte anfangs das dortige Gymnasium, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten, ward aber 1830 Schüler der Düsseldorfer Malerakademie. Nachdem er, durch widrige Verhältnisse gezwungen, einige Zeit der Lithographie obgelegen, bildete er sich unter der Leitung des Direktors Wilhelm v. Schadow zum Historienmaler aus. Er zeichnet mit seltener Feinheit und großer Sorgfalt. Unter seinen früheren Bildern hat sich Graf Rudolf der Habsburger, dem zu einem Kranken gehenden Priester sein Roß überlassend, den meisten Beifall erworben. Nächstdem ist sein heil. Sixtus auf seinem Todesgang als Situationsbild von religiösem Motiv hervorzuheben. Die Wiedererweckung der Tochter Jairi ließ einen verstärkten Ausdruck der Figuren wünschen, deren Köpfe übrigens vortrefflich in der Anlage und eigenthümlich und fein gezeichnet sind, übrigens wie seine zahlreichen Altarbilder in Degers Art. In der Düsseldorfer Ausstellung von 1867 trat er mit einer allegorischen Darstellung der Borussia auf. Außerdem sind noch mehrere kleinere Bilder, Zeichnungen und Radirungen von C. bekannt. Seine bedeutendste Zeichnung ist die allegorische Darstellung des menschlichen Lebenswegs.

2) Lorenz, Historienmaler, geb. 14. Dec. 1812

zu Düsseldorf, Vetter des vorigen, trat 1829 als Schüler in die dortige Akademie und malte hier unter Leitung Theodor Hildebrandts und später Schadows, wobei er zugleich auch schriftstellerisch thätig war und durch Kunstkritiken, die er für verschiedene Blätter lieferte, anregend und belehrend wirkte. 1850 siedelte er nach Berlin und später nach Leipzig über. Seine Bilder zeichnen sich durch geistvolle Auffassung und anerkennenswerthe Gruppirung aus, doch entbehren sie mitunter einer tiefern Charakteristik. Die ersten derselben behandeln biblische Gegenstände, wie: die ersten Christen (1837), die Hirten auf dem Felde, Maria mit dem Kinde (1841) u. a., denen sich dann das Rosenwunder und die Verstoßung der heiligen Elisabeth anschlossen. Bedeutender waren seine historischen Gemälde: der Sängerkrieg auf der Wartburg, Chlodwigs Bekehrung durch Clotilde und besonders: Konrad der Salier und Gisela, wegen ihrer zu nahen Verwandtschaft von den Bischöfen von Mainz und Trier zur Scheidung aufgefordert (1847), sowie das Bild Kaiser Konrads II. für den Römer in Frankfurt a. M. Bei der Ausschmückung des Rathhaussaals in Elberfeld mit Freskogemälden, zu welcher der Rheinisch-westfälische Kunstverein eine Konkurrenz ausgeschrieben hatte, war C. die Aufgabe zugefallen, die Segnungen des Friedens und des Gewerbfleißes in historisch-symbolischer Darstellung auszuführen (1844), was ihm in rühmlicher Weise gelang. Auch lieferte er mehrere vorzügliche Transparentgemälde und dekorative Arbeiten für Barmen, Leipzig und andere Städte, wogegen er in Genrebildern und Porträts minder glücklich war. Das beste Werk Clasens ist seine große Germania auf der Wacht am Rhein (im Rathhaus zu Krefeld, und 1871 wiederholt), die seinen Ruf weithin verbreitete und in zahllosen Nachbildungen, namentlich während des Kriegs von 1870—71, überall eine begeisterte Aufnahme fand. Im Juli 1871 trat ein Komité zusammen, welches zu Beiträgen aufforderte, um dem Künstler in dankbarer Würdigung dieses vaterländischen Kunstwerks einen Ehrensold darzubringen. Der Aufruf hatte günstigen Erfolg, selbst aus Amerika liefen beachtenswerthe Gaben ein. Ein Seitenstück zu dem genannten Bild, Germania auf dem Meer, fand ebenfalls viele Anerkennung und wurde auch in vielfachen Nachbildungen ein Gemeingut des deutschen Volks.

Classici autores, s. Klassiker.

Classicus, Julius, ein Häuptling der Trevirer, der anfangs im römischen Heer gegen die unter Civilis (s. d.) aufgestandenen Bataver diente, aber bei dem glücklichen Fortgang des Aufstandes sich mit seinen Landsleuten an Civilis anschloß. Er kämpfte längere Zeit gemeinschaftlich mit Civilis, wurde aber nach der Unterwerfung des letztern zur Rückkehr nach Gallien gezwungen und verschwindet seitdem aus der Geschichte.

Classis (lat.), Abtheilung, Klasse; Heer; Flotte.

Classis (Portus Classis), im Alterthum eine Stadt am Adriatischen Meer, 3 röm Miglien von Ravenna, unter Augustus römischer Kriegshafen, welcher 250 Kriegsschiffe fassen konnte, durch einen Kanal, die Fossa Augusta, mit dem Padus (Po) in Verbindung stand und einen Leuchtthurm besaß; ward 728 von dem Longobarden Luitprand zerstört. Ueberbleibsel davon ist noch die große und prächtige, aus dem 6. Jahrh. stammende Kirche »San Apollinare in Classe«.

Clathropteris, s. Keuperformation.

Claudātur (lat.), es werde geschlossen.

Claude (spr. klohd), Johann, Vorkämpfer und theologischer Schriftsteller der französisch-reformirten Kirche, geb. 1619 zu La Sauvetat im südlichen Frankreich, wurde, nachdem er mehrere kleine Pfarrstellen verwaltet, 1654 nach Nimes als Prediger und Professor berufen, aber sowohl hier als in Montauban von der Regierung zum Stillschweigen verurtheilt. In Paris, wohin er sich begab, erwarb er sich durch seine, stets nur durch Angriffe hervorgerufenen apologetischen Werke gegen die Hauptgegner der katholischen Kirche, vor allem durch seine »Défense de la réformation« (Rouen 1673, 4 Bde.; 4. Aufl., Par. 1844), einen bedeutenden Namen und bekleidete von 1666 an die Pfarrstelle von Charenton bei Paris. Bei der Aufhebung des Edikts von Nantes erhielt er den Befehl, Frankreich binnen 24 Stunden zu verlassen, und begab sich nach dem Haag, wo er die »Plaintes des protestantes cruellement opprimés dans le royaume de France« (Köln 1686) schrieb und 13. Jan 1687 starb. Seine sämmtlichen Werke erschienen unter dem Titel: »Oeuvres posthumes de J. Claude« (Amsterd. 1688, 5 Bde.).

Claude de France (spr. klohd d'frängß), Königin von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und Anna's von Bretagne, geb. 1499 zu Romorantin, war anfangs zur Gemahlin des nachmaligen Kaisers Karl V. bestimmt, wurde aber nach 1514 mit Franz von Valois, dem Thronerben von Frankreich, vermählt, dem sie das Herzogthum Bretagne, die Grafschaften Blois, Coucy, Montfort, Etampes, Asti und außerdem Ansprüche auf Mailand zubrachte. Nicht schön, wußte sie durch Vorzüge des Geistes und Herzens ihren Gemahl zu fesseln und die Liebe des Volks, das sie nur die »gute Königin« nannte, zu erwerben. Sie starb 1524.

Claude Lorrain (spr. klohd lorräng), franz. Landschaftsmaler, s. Gelée.

Claude os, aperi oculos, lat. Sprichwort, »schließe den Mund und halte die Augen offen«, siehe und schweige!

Claudianum senatusconsultum, Beschluß des Kaisers Claudius, nach welchem eine Freie, die, trotz dreimaliger Warnung, mit einem Sklaven eine Ehe eingehe, dem Herrn des Sklaven sammt ihrem Vermögen zu eigen gehören solle, ward wegen häufigen Mißbrauchs von Kaiser Justinian wieder aufgehoben.

Claudiānus, 1) Claudius, röm. Dichter, aus Alexandria gebürtig, siedelte, nachdem er hier eine ausgezeichnete Erziehung erhalten, um 390 n. Chr. nach Rom über und fand hier an dem Vandalen Stilicho einen Gönner und Freund, bei dem er sich auch mehrere Jahre zu Mailand aufgehalten zu haben scheint. Eine im 15. Jahrh. zu Rom entdeckte Inschrift nennt ihn Tribunus und Notarius. Nach Stilicho's Fall zog sich C. wahrscheinlich in seine ägyptische Heimat zurück. C. war und blieb Heide und besaß ein ausgezeichnetes Dichtertalent. Wenn er auch von dem schwülstig-rhetorischen Geschmack seiner Zeit nicht frei blieb, so treten uns doch überall starke Bilder, kräftige Sprache und glänzende Beschreibungen entgegen, und die Diktion verdient nur da Tadel, wo der Glanz das Maß überschreitet. Seine vorzüglichsten Werke sind: »Raptus Proserpinae«, ein unvollendetes Epos in 3 Büchern, doch mehr historisch als episch den Gegenstand behandelnd, wobei der Mangel an Erfindung

durch glänzende Beschreibungen und Schilderungen verdeckt wird, und »Gigantomachia«, ein in griech. Sprache geschriebenes Epos, von dem jedoch nur 77 Verse erhalten sind. Von historischem Werth, doch als panegyrisch mit Vorsicht zu benutzen, sind: »De bello Gildonico«, vom Sieg des Kaisers Honorius über einen mauritanischen Fürsten (erhalten nur der erste Gesang: Kriegsrüstung); »De bello Gotico«, vom Sieg Stilicho's über Alarich bei Pollentia. Seinen Gönner Stilicho pries er außerdem in »De laudibus Stilichonis« (dessen früheres Konsulat besingend), ebenso den Honorius in mehreren Gedichten auf sein Konsulat und Stilicho's Gemahlin in »De laudibus Serenae«. Dagegen geißelte er die damaligen Minister des oströmischen Reichs, Rufinus und dessen Nachfolger, den Eunuchen Eutropius, in zwei Schmähgedichten: »In Rufinum« und »In Eutropium«. Angenehm liest sich das Gedicht »In nuptias Honorii et Mariae«, ebenso die »VII idyllia« (von naturbeschreibendem und erzählendem Inhalt in epischem Versmaß: Schilderung des Phönix, des Igels, des Nils, des Magnets ꝛc.) und seine Epigramme nebst den Briefen. Unter den Ausgaben des C. sind außer der Editio princeps (Vicenza 1482) die von K. v. Barth mit weitschweifigem Kommentar (Hannov. 1612), N. Heinsius (Leiden 1665), Matth. Gesner mit Kommentar und reichem Index (Leipz. 1759), P. Burmann (Amsterd. 1760) zu nennen. Eine Uebersetzung der »Dichtungen des C.« lieferte G. v. Wedekind (Darmst. 1868). Vgl. Paul, Quaestiones Claudianae (Berl. 1866); Jeep, Quaestiones criticae etc. (Naumb. 1869).

2) C. Ecdicius Mamertus, um die Mitte des 5. Jahrh. Presbyter zu Vienne, Verfasser und Einführer der »Kleinen Litaneien«, welche noch jetzt in einigen katholischen Kirchen drei Tage vor Himmelfahrt gesungen werden, des Passionshymnus »Pange, lingua gloriosi« und der Schrift »De statu animae«.

Claudicans versus (lat., Hinkevers), s. v. w. Choliambus.

Claudicantes (lat.), Beiname der Kalirtiner.

Claudius (Claudia gens). Es gab in Rom zwei Claudische Geschlechter, ein plebejisches und ein patricisches. Vom ersteren sind am bekanntesten die Marceller. Das patricische Geschlecht wanderte nach der Tradition im 3. Jahrh. der Stadt aus dem Sabinischen in Rom ein und spielte seitdem in der Geschichte Roms eine bedeutende Rolle. Im allgemeinen zeichneten sich die Claudier aus durch aristokratischen Trotz und starre Opposition gegen die Freiheitsbestrebungen der Plebejer. Merkwürdig sind besonders:

1) Appius C. Sabinus (Regillensis), aus Regillum im Sabinerland, wo er sich Atta Clausus nannte, der Ahnherr des Geschlechts, siedelte, von seiner Vaterstadt als Römerfreund angefeindet, um 504 v. Chr. auf eine Einladung des P. Valerius Publicola nach Rom über, wo seine Klienten eine eigene Tribus, die Claudische, bildeten. Er war ein sehr entschiedener Verfechter der patricischen Vorrechte und verursachte 494 durch die Härte, mit der er einer Milderung des Schuldrechts entgegentrat, die Auswanderung der Plebejer auf den Heiligen Berg.

2) Appius C., Enkel des vorigen, spielte, 452 zum Konsul designirt, den Liberalen, beantragte die Wahl von Decemvirn behufs der Abfassung eines Landrechts und wurde 451 selbst zum Decemvir gewählt. Er stand während des Decemvirats an der Spitze der Regierung. Als er 450 mit lauter ihm ergebenen Männern wieder gewählt worden war, warf er die liberale Maske ab, übte eine förmliche Gewaltherrschaft und führte auch 449 mit seinen Kollegen wider das Gesetz sein Amt fort. Seine fortgesetzten Gewaltthaten aber und schließlich der Frevel gegen Virginia (s. d.) riefen einen Aufstand hervor, der seinen Sturz herbeiführte. C. wurde ins Gefängnis gesetzt und gab sich hier selbst den Tod.

3) Appius C. Cäcus, bekleidete 312 v. Chr., noch ehe er Konsul gewesen war, das wichtige Amt des Censors, ernannte als solcher Söhne oder Enkel von Freigelassenen zu Senatoren und nahm die Besitzlosen und Freigelassenen unter die Tribus auf, wodurch er sowohl im Senat als in den Tributkomitien sich den größten Einfluß zu sichern suchte. Sein Vorgehen, welches ohne Zweifel die Niederhaltung des plebejischen Adels mit Hülfe des Proletariats und die Einrichtung einer patricischen Oligarchie zum Zweck hatte, erfuhr bei den Patriciern selbst den lebhaftesten Widerspruch, und sein Amtsgenosse legte deshalb die Censur nieder. C. aber führte dieselbe allein weiter, und legte sie auch nach Ablauf der bestimmten Zeit nicht nieder, sondern bekleidete sie, dem Aemilischen Gesetz und den Angriffen einzelner Tribunen zum Trotz, volle fünf Jahre. Seine Censur ist außerdem merkwürdig durch den Bau der großen Wasserleitung und der Appischen Straße, der ersten Kunststraße Roms. Als Feldherr zeigte er wenig Geschick und erlitt namentlich während seines zweiten Konsulats 297 nicht unerhebliche Nachtheile im Kampf gegen die Samniten und Etrurier. Im höhern Greisenalter erblindet, zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück. Als aber 280 Pyrrhus nach seinem Sieg über Valerius Lävinus den Cineas nach Rom sandte, um den Römern Frieden und Freundschaft anzutragen, ließ sich C. in den Senat tragen und bewog diesen, der sich schon willfährig gezeigt hatte, zu dem Bescheid: erst müsse Pyrrhus den Boden Italiens geräumt haben, dann möge er um Frieden bitten.

4) Publius C. (auch Clodius) Pulcher, war Konsul 249 v. Chr. und befehligte die römische Flotte, als die Römer während des ersten Punischen Kriegs Lilybäum belagerten. Da seiner Absicht, die karthagische Flotte unter Adherbal im Hafen von Drepanum zu überfallen, die heiligen Hühner, die nicht fressen wollten, ungünstig waren, rief C.: »Wollen sie nicht fressen, so mögen sie trinken!« und ließ sie ins Meer werfen. Er wurde aber von den Karthagern völlig geschlagen und verlor fast seine ganze Flotte. Vom Senat abberufen und mit der Ernennung eines Diktators beauftragt, ernannte er dazu den Claudius Glicia, einen seiner Freigelassenen und Schreiber, den er bisher als Gerichtsdiener gebraucht hatte, der sogleich wieder abgesetzt werden mußte. C. wurde daher von zwei Tribunen des Hochverraths angeklagt, durch ein Gewitter aber, das während der Komitien ausbrach, von der Klage befreit. Infolge einer spätern Klage verurtheilte ihn das Volk zu einer schweren Geldstrafe. Im Jahr 246 lebte er nicht mehr; er endete, wie es heißt, durch Selbstmord.

Claudius, 1) Tiberius C. Nero, röm. Kaiser, s. Tiberius.

2) Tiberius C. Drusus Nero Germanicus, der vierte röm. Kaiser (41—54 n. Chr.), Sohn von des Augustus Stiefsohn Drusus und der An-

tonia, Neffe des Kaisers Tiberius. Im Jahr 9 v. Chr. zu Lugdunum (Lyon) geboren, ward er, als geistig schwach, von Augustus und Tiberius zurückgesetzt und erst von Caligula, vielleicht zum Spott, zu hohen Aemtern befördert. Nach dem Tode des Caligula wurde er aus einem Versteck hervorgezogen und von den Prätorianern zum Kaiser ausgerufen, was der Senat genehmigen mußte. C. war persönlich wohlgesinnt und bemühte sich, ersprießlich zu wirken, war aber zu unselbständig und wurde ganz von seinen Weibern und Freigelassenen beherrscht. Er interessirte sich namentlich für die Rechtspflege, die er persönlich überwachte, trieb wissenschaftliche Studien, freilich in pedantisch-kindischer Weise, zeigte sich auch populär und bescheiden, vermochte aber nicht dem sittenlosen Treiben seiner Frauen Messalina und Agrippina Einhalt zu thun und wurde von diesen wie von seinen Freigelassenen Pallas und Narciß zu vielen Grausamkeiten verleitet. Unter seiner Regierung wurde eine neue Wasserleitung (aqua Claudia) nach Rom geführt, ein Ableitungskanal am Fuciner-see gebaut und der Hafen von Ostia wieder hergestellt. Seine Heere waren nach außen siegreich; Mauritanien ward zur römischen Provinz gemacht, die Eroberung Britanniens begonnen. Er begab sich 43 n. Chr. selbst dahin und feierte dann einen Triumph wegen der Siege, die seine Feldherren dort erfochten hatten (daher sein Beiname Britannicus). Er wurde 54 von seiner Gemahlin Agrippina, da er deren Sohne Nero zu Gunsten seines eigenen Sohnes Britannicus die Nachfolge entziehen zu wollen schien, vergiftet. Vgl. Lehmann, C. und seine Zeit (Gotha 1858).

3) Cajus C. Nero, röm. Kaiser, s. Nero.

4) C. II., Marcus Aurelius Flavius C. Gothicus, röm. Kaiser 268—270 n. Chr., ein Illyrier von Geburt, wurde als tapferer Officier nach dem Tode des Kaisers Gallienus von den Soldaten zum Augustus erhoben, besiegte zuerst die Alemannen, die bis an den Gardasee vorgedrungen waren, und begab sich sodann nach Rom, wo er eifrig bemüht war, die Ordnung wieder herzustellen und Gerechtigkeit zu handhaben. Im folgenden Jahr erfolgte der furchtbare Einfall der Gothen, deren einer Theil die Donauländer, der andere die Küsten des Aegeischen Meers verheerte. C. wandte sich gegen die ersteren und erfocht bei Naissus in Mösien einen glänzenden Sieg. Er führte seitdem den Beinamen Gothicus. C. starb 270 zu Sirmium, wo er den Winter mit einem Heer zur Beobachtung der Gothen zubrachte, an der Pest, 56 Jahre alt.

Claudius, Matthias, trefflicher deutscher Volksschriftsteller, geb. 2. Jan. 1743 zu Reinfeld im Holsteinischen, studirte in Jena und privatisirte dann längere Zeit zu Wandsbeck, einem Flecken bei Hamburg, wo er unter dem Namen Asmus eine politische Zeitung, den »Wandsbecker Boten«, von 1770 bis Oktober 1775 herausgab. Von 1776—77 bekleidete er die Stelle eines Oberlandeskommissärs zu Darmstadt und kehrte dann nach Wandsbeck zurück. Ohne diesen ihm lieb gewordenen Aufenthalt zu verlassen, wurde er 1778 Revisor bei der schleswig-holsteinischen Bank in Altona. Erst in seiner letzten Krankheit ließ er sich nach Hamburg in das Haus seines Schwiegersohns Perthes bringen, wo er 21. Jan. 1815 starb. C. trat als Schriftsteller zuerst mit »Tändeleien und Erzählungen« (Jena 1763) auf. Seine prosaischen Aufsätze, Erzählungen, Fabeln, Epige, Grammedichte ꝛc. wurden zuerst durch Musenalmanache, dann durch seine Zeitschrift »Der Wandsbecker Bote« bekannt. Er selbst veranstaltete eine Sammlung seiner Werke unter dem Titel: »Asmus omnia sua secum portans, oder: Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten« (Hamb. u. Wandsbeck 1775, 2 Thle.; neue Aufl., fortgesetzt bis zum 8. Thl., Hamb. 1790—1812; 9 Aufl., das. 1871, 2 Bde.). Außerdem übersetzte er englische und französische Werke (z. B. Fénelon). C. war einer der ersten unter den wenigen deutschen Schriftstellern, die mit Bewußtsein auf das Volk zu wirken suchten und unbewußt zugleich eine literarische Bedeutung erhielten, die für alle Klassen verständlich und genießbar, zugleich naiv einfach und geistreich zu schreiben wußten, und deren volksthümlicher Witz nie in das Gemeine und Flache herabsank. Bieder, derb, kräftig, witzig, scharf satirisch, war er doch auch wieder gemüthlich, sinnig, launig und poetisch zart. Für seinen Ruhm, der in seinen letzten Lebensjahren zu sinken anfing, wäre zu wünschen gewesen, daß er nie über das Gebiet der naiven und launigen Dichtung hinausgegangen wäre. Von seinen Liedern sind mehrere Volkslieder geworden, z. B. das bekannte Rheinweinlied, ferner: »Der Mond ist aufgegangen«, »Wenn jemand eine Reise thut«, »Der Riese Goliath« u. a. Auch als Charakter, dessen Grundzüge Herzlichkeit, Einfachheit, anspruchlose Humanität und Frömmigkeit bildeten, ist er durchaus achtungswerth. Sein Haus stand jedem offen, der dort Hülfe suchte. Mit zunehmendem Alter kündigte sich in ihm ein Hang zur Mystik an; seine Vorliebe für das Alte und Hergebrachte wurde immer entschiedener und machte ihn zuletzt zum offenen Kämpfer gegen die früher von ihm so tapfer vertheidigte Aufklärung, Duldung und Preßfreiheit. Trotz dieser Schwächen hat er viel für die Erweckung eines nationaldeutschen Sinns gethan. Vgl. W. Herbst, Matthias C., der Wandsbecker Bote (3. Aufl., Gotha 1863).

Claudius von Turin, reformatorischer Bischof und fruchtbarer theologischer Schriftsteller des 9. Jahrh., war erst Lehrer an der Hofschule Ludwigs des Frommen, wurde dann von diesem 820 nach Turin geschickt, um hier das mit Aberglauben vermischte Christenthum in seiner Reinheit wieder herzustellen und besonders dem Bilderdienst entgegenzuarbeiten, schritt aber bis zur Bekämpfung der kirchlichen Lehren vom Verdienste der guten Werke, der Intercession der Heiligen, der Verdienstlichkeit des Mönchslebens und der Autorität des Papstthums fort; vielfach angefochten, starb er 839. Mit Unrecht wird er von vielen nicht nur als Vorgänger, sondern auch als Stifter der Waldenser angesehen. Vgl. C. Schmid, C. (in der »Zeitschrift für historische Theologie«, 1843, Heft 2); Förster, Drei Erzbischöfe vor 1000 Jahren (Gütersloh 1874).

Clauren, Heinrich, Pseudonym des Schriftstellers Karl Heun (s. d.).

Clausen, 1) Henrik Nikolai, dän. Theolog, geb. 22. April 1793 zu Maribo auf Laaland, brachte nach vollendeten akademischen Studien und erworbener philosophischer Doktorwürde die Jahre 1818—20 in Deutschland, Italien und Frankreich zu. Schleiermacher, der ihn einen Winter in Berlin festhielt, gewann auf seine theologische Richtung entscheidenden und bleibenden Einfluß. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1821 als Lektor und bald darauf als Professor der Theologie an der Kopenhagener Universität angestellt. C. nimmt in

der innern Geſchichte der letzten Jahrzehnte ſeines Vaterlands einen namhaften Platz ein. Den konſtitutionellen Beſtrebungen ſchloß er ſich ſchon vor 1834 an, und unter der reaktionären Regierung Chriſtians VIII. blieb er als Mitglied der Provinzialſtände in Roeskilde (1840—48), in den letzten drei Jahren als ihr Präſident, ſtandhafter Vertreter derſelben. Als Führer der Oppoſition trat er unmittelbar nach dem Tod Chriſtians VIII. in der mit ſeinem Freund J. F. Schouw verfaßten Flugſchrift »Der Thronwechſel« (Kopenh. 1848) auf. Mitglied der geſetzgebenden Reichsverſammlung von 1848—49, welcher vom König der Entwurf des konſtitutionellen Grundgeſetzes vorgelegt wurde, fungirte er 1848—51 als Miniſter ohne Portefeuille. Seitdem iſt er Mitglied des Reichstags und des Reichsraths geblieben und, treu ſeiner konſtitutionell-monarchiſchen Grundrichtung, den abſolutiſtiſchen Reaktionsgelüſten wie den demokratiſchen Uebergriffen ſtets gleich energiſch entgegengetreten. Im ſchleswigſchen Nationalitätenkampf redete er dem Zuſammenſchluß der drei nordiſchen Brudervölker das Wort in »Weſen und Werth der Nationalität« (Kopenh. 1851). Von ſeinen theologiſchen Schriften ſind erwähnenswerth: »Katholicismus und Proteſtantismus; Kirchenverfaſſung, Lehre und Ritus« (Kopenh. 1825; deutſch von Fries, Neuſtadt a. O. 1828); »Hermeneutik des Neuen Teſtaments« (Kopenh. 1840; deutſch von Schmidt-Phiſeldeck, Leipz. 1841); »Entwickelung der chriſtlichen Glaubenslehren« (Kopenh. 1844); »Erklärung der ſynoptiſchen Evangelien« (daſ. 1848—50); »Die Augsburgiſche Konfeſſion, überſetzt und hiſtoriſch und dogmatiſch beleuchtet« (daſ. 1851); »Chriſtliche Glaubenslehre« (daſ. 1853). Zur Vermittelung einer fortgehenden Bekanntſchaft der nordiſchen Theologen mit der theologiſchen Literatur Deutſchlands und zur Ausſöhnung der verſchiedenen Richtungen auf dem Gebiete der Theologie und Kirche redigirt er länger als 30 Jahre die »Zeitſchrift für ausländiſche theologiſche Literatur«. Im Jahr 1874 legte C. ſein Lehramt an der Univerſität zu Kopenhagen nieder.

2) **Thomas**, ausgezeichneter Aſtronom und Mathematiker, geb. 16. Jan. 1801 zu Rübel in Schleswig, widmete ſich mit Eifer mathematiſchen Studien, ward 1824 Aſſiſtent der Sternwarte zu Altona und trat 1827 in gleicher Eigenſchaft in das optiſche Inſtitut von Utzſchneider in München. 1842 wurde er als Obſervator der Sternwarte nach Dorpat berufen und übernahm 1865 das Direktorium derſelben. Seine aſtronomiſchen und mathematiſchen Arbeiten ſind außerordentlich zahlreich; erſtere beziehen ſich hauptſächlich auf die Berechnung elliptiſcher Kometenbahnen, von letzteren iſt hier ſeine Berechnung der Ludolf'ſchen Zahl auf 250 Decimalſtellen zu erwähnen.

Clauſewitz, 1) **Karl von**, preuß. General und Militärſchriftſteller, geb. 1. Juni 1780 in Burg, genoß eine höchſt mangelhafte Erziehung, trat, kaum 12 Jahre alt, als Fähnrich in die preußiſche Armee und wohnte 1793 und 1794 den Feldzügen am Rhein bei. In den Jahren 1801—1803 beſuchte er die Berliner »Akademie für junge Officiere« und bekundete ſeltene Anlagen und großen wiſſenſchaftlichen Eifer. In dem Feldzug von 1806 begleitete er den Prinzen Auguſt als Adjutant, wurde mit dieſem infolge der Kapitulation von Prenzlau als Gefangener nach Frankreich abgeführt, diente dann bis 1812 als Major im Generalſtab und arbeitete im Büreau des Generals von Scharnhorſt; außerdem gab er dem Kronprinzen von Preußen und dem Prinzen Friedrich der Niederlande Unterricht in den Kriegswiſſenſchaften. Beim Ausbruch des ruſſiſchen Kriegs trat er in ruſſiſche Dienſte, machte als Oberquartiermeiſter den Feldzug mit und war, von Diebitſch beauftragt, beim Abſchluß der Konvention von Tauroggen betheiligt. Als ruſſiſcher Generalſtabsofficier im Blücher'ſchen Hauptquartier wohnte er auch dem Feldzug von 1813 bei. Während des Waffenſtillſtandes ſchrieb er die »Ueberſicht des Feldzugs von 1813« (Leipz. 1814), die lange Gneiſenau beigelegt wurde. Zum Chef des Generalſtabs der neugebildeten ruſſiſch-deutſchen Legion, die zum Walmoden'ſchen Korps in Mecklenburg ſtieß, ernannt, zeichnete er ſich im Treffen an der Göhrde aus. Im Jahr 1815 trat er als Chef des Generalſtabs des 3. Korps unter Thielemann in preußiſche Dienſte zurück, ſtand nach dem Frieden beim Generalkommando am Rhein und wurde 1818 zum Generalmajor und Direktor der allgemeinen Kriegsſchule ernannt. Im Frühjahr 1830 ward er zur Artillerie verſetzt, ſpäter Chef des Generalſtabs des Feldmarſchalls Gneiſenau und ſtarb 16. Nov. 1831 zu Breslau an der Cholera. Seine zuerſt als »Hinterlaſſene Werke über Krieg und Kriegführung« (Berl. 1832—37, 10 Bde.) erſchienenen Schriften nehmen in der Theorie der Kriegskunſt eine bedeutende Stellung ein, ſo namentlich: »Vom Krieg« (3. Aufl. 1867—1870); »Der Feldzug von 1796 in Italien« (2. Aufl. 1858); »Der Feldzug von 1815«; die biographiſche Skizze »Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorſt« u. a.

2) **Wilhelm von**, preuß. Generalleutnant, geb. 1807, trat frühzeitig in die Armee und war beim Beginn des Kriegs von 1866 Generalleutnant und Inſpektor der Beſatzungen in den Bundesfeſtungen Mainz und Raſtadt. Beim Ausbruch der Feindſeligkeiten übernahm er die Führung der 2. Diviſion und kämpfte in allen Gefechten und Schlachten, an denen das 1. Armeekorps theilnahm, beſonders bei Trautenau und Königgrätz. Er ſtarb an der Cholera 31. Juli 1866 in Mähren.

Clauſilia, Schließmundſchnecke.

Clauſius, **Rudolf Julius Emanuel**, berühmter Phyſiker, geb. 2. Jan. 1822 in Köslin, ſtudirte ſeit 1840 in Berlin, habilitirte ſich daſelbſt als Privatdocent und ward dann Lehrer der Phyſik an der Artillerieſchule daſelbſt. Im Jahr 1855 als Profeſſor der Phyſik an die polytechniſche Schule in Zürich berufen, erhielt er 1857 auch eine ordentliche Profeſſur an der dortigen Univerſität; 1869 folgte er einem Ruf nach Bonn. C. iſt einer der hervorragendſten Begründer der mechaniſchen Wärmetheorie, für welche er alsbald die Ergebniſſe der Arbeiten Carnots verwerthete. Er baute die neue Lehre nach allen Seiten hin aus, ſuchte ſie mathematiſch zu begründen und präciſirte den Satz, daß die Wärme Bewegung ſei, durch den Nachweis, welche Art von Bewegung man annehmen müſſe, um die Wirkungen der Wärme zu erklären. Seine hierauf bezüglichen Arbeiten erſchienen zuerſt in »Poggendorffs Annalen« und dann beſonders als »Abhandlungen über die mechaniſche Wärmetheorie« (Braunſchw. 1864—67, 2 Thle.). Außerdem ſchrieb er die treffliche populäre Abhandlung »Ueber das Weſen der Wärme« (Zür. 1857); »Ueber den zweiten Hauptſatz der mechaniſchen Wärmetheorie«

(Braunschw. 1867) und »Die Potentialfunktion und das Potential« (Leipz. 1859, 2. Aufl. 1867).

Clauß, Wilhelmine, eine der ausgezeichnetsten Klaviervirtuosinnen der neuesten Zeit, geb. 13. Dec. 1834 zu Prag, verrieth frühzeitig musikalisches Talent, bildete sich in dem Musikinstitut von Proksch zur Klavierspielerin aus und trat 1849 zum erstenmal öffentlich am Hofe auf. Nachdem sie 1850 zu Leipzig im Gewandhaus gespielt hatte, erntete sie auf ihren Kunstreisen unausgesetzt den glänzendsten Erfolg, und Deutschland, Frankreich und England erkannten sie als Meisterin auf dem Piano an, die, begabt mit einer hochpoetischen Phantasie, weibliche Zartheit mit männlicher Kraft vereinige. Ihre Kunstrichtung ist eine durchaus solide und ihr Bestreben stets auf die Darstellung wirklich gediegener und klassischer Werke gerichtet, die ihr denn auch in einer bewundernswürdigen Weise gelingt. Seit längeren Jahren lebt sie in Paris, wo sie sich 1855 mit dem Schriftsteller Friedrich Szarvady, ehemals Sekretär der ungarischen Gesandtschaft in Paris, verheirathete. Hier ist sie für Pflege und Verbreitung klassischer Kammermusik auch gegenwärtig noch mit Erfolg thätig.

Claustrales (lat.), s. v. w. Mönche.

Claustrenses (lat.), s. v. w. Nonnen.

Claustrum (lat.), s. v. w. Kloster.

Clausŭla (lat.) Vorbehalt (s. Klausel); in der Musik s. v. w. Tonschluß, Ruhepunkt.

Clausūra (lat.), s. Klausur.

Clausūra nigromantica (lat.), nach Theophrastus Paracelsus eine besondere Art der Nigromantie, zufolge deren in den menschlichen Körper etwas Widernatürliches eingebracht oder auch daraus erhalten werden kann, ohne irgend welche äußere Verletzung desselben.

Clauzel (spr. klosell), Bertrand, Graf, franz. Marschall, geb. 12. Dec. 1772 zu Mirepoix (Departement Ariége), trat früh in Kriegsdienste, machte 1794 und 1795 die Feldzüge in den Pyrenäen mit, kommandirte 1799 in Italien eine Brigade, folgte 1802 dem General Leclerc nach Domingo, wurde 1804 Divisionsgeneral bei der Nordarmee und zeichnete sich 1809 im Feldzuge gegen Oesterreich, besonders aber seit 1810 in Spanien aus, wo er nach der Schlacht bei Vittoria den Rückzug nach Pampelona deckte. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Generalinspektor der Infanterie; doch erklärte sich C. bei Napoleons I. Rückkehr sofort für diesen, wurde Pair, erhielt das Kommando des Pyrenäenheers und leistete den Bourbonen den kräftigsten Widerstand. Durch königl. Ordonnanz vom 24. Juli 1815 für einen Verräther erklärt, floh er nach Amerika und ward 11. Sept. 1816 in contumaciam zum Tod verurtheilt. Dennoch durfte er 1819 nach Frankreich zurückkehren, wurde 1827 und 1830 zum Deputirten gewählt und unterzeichnete die Adresse der 221. Nach der Julirevolution wurde er Gouverneur von Algier und unternahm November 1830 den siegreichen Zug in die Provinz Titteri, wofür er die Marschallswürde erhielt. Wegen seiner Verwaltung vielfach getadelt, wurde er 1831 abgerufen. Abermals Deputirter, sprach er für Mobilisirung der Nationalgarden und gegen die Erblichkeit der Pairie, stellte, doch ohne Erfolg, den Antrag, daß der Familie Napoleons der Aufenthalt in Frankreich wieder gestattet werde, und wurde August 1835 wieder zum Generalgouverneur von Algier ernannt. Nach der unglücklichen Expedition gegen Konstantine 1837 kehrte er nach Frankreich zurück und unternahm seine Selbstvertheidigung gegen abermalige Anschuldigungen theils in den »Explications du maréchal de C.«, theils auf der Tribüne. Als Mitglied der Deputirtenkammer gehörte er seit 1838 zur entschiedenen Opposition. C. starb zu Toulouse 21. April 1842. Während seines Aufenthalts in Amerika gab er eine Rechtfertigung seines politischen Lebens heraus und schrieb außerdem: »Observations du général C. sur quelques actes de son gouvernement à Alger« (Par. 1830) und »Nouvelles observations de M. le maréchal C. sur la colonisation d'Alger« (das. 1833).

Clavaria *Vaill.* (Keulenschwamm, Hirschschwamm, Handpilz), Pilzgattung aus der Ordnung der Hymenomyceten, ansehnliche Pilze mit fleischigem, strauchförmig ästigem, rundem Fruchtträger, dessen glatte Oberfläche gleichmäßig von dem Sporenlager (Hymenium) überzogen ist. Letzteres besteht, wie bei der Ordnung überhaupt, aus dichtstehenden Basidien, welche an ihrer Spitze je 4 einfache Sporen abschnüren, die bei der Reife als Staub sich ablösen. Erwähnenswerth sind: C. coralloides *L.* (Merisma coralloides *Spreng.*, Korallenschwamm), bis 10 Centim. hoch, vielästig, mit nach oben erweiterten, zuletzt in feine, gebogene Spitzen ausgehenden Aesten, inwendig hohl, weiß, fleischig, etwas zerbrechlich, wächst im Herbst in feuchten Wäldern, ist eßbar und kann sowohl gebraten als mit Gewürzen ꝛc. als Salat zubereitet werden. C. flava *Pers.* (Merisma flavum *Spreng.*, gelber Hirschschwamm, Bärentatze, Ziegenbart), 8—10 Centim. hoch, gelb oder röthlich gelb, in zahlreiche, gerade aufrechte, stumpfe Aeste getheilt, sehr zerbrechlich, wächst in Rasen von bisweilen 45 Centim. im Umfang, findet sich sehr häufig in Laub- und Nadelwäldern im Sommer und Herbst. Ein allgemein bekannter und beliebter Speisepilz, den man jung ganz, im ältern Zustand ohne die Aeste, die dann einen bitterlichen Geschmack haben, verwendet und entweder gebraten oder in Bouillon ꝛc. verspeist. C. Botrytis *Pers.* (Merisma Botrytis *Spreng.*, traubiger oder rother Hirschschwamm), dem vorigen sehr ähnlich, mit gedrungenen, kurzen Aesten, welche nach oben hin röthlich oder bräunlich sind, wächst an ähnlichen Orten und zu derselben Zeit wie der vorige und wird wie dieser gegessen.

Clavecin (Clavesin, franz., spr. klaw'ssäng), Klavier (s. d.). C. acoustique und C. harmonieux, zwei von de Virbés 1771 und 1777 zu Paris erfundene Klavierinstrumente, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß auf ihnen ohne Pfeifenwerk, Hämmer und Pedale, bloß vermittels der bei dem Flügel gewöhnlichen Stahlsaiten, der Klang von 14—18 Blas-, Saiten- und Schlaginstrumenten nachgeahmt werden kann. Diese Verschiedenheiten des Tons werden durch besondere Anschlagsmanieren hervorgerufen, über die der Erfinder eine schriftliche Belehrung veröffentlicht hat. C. électrique, ein vom Jesuiten de la Borde erfundenes Klavierinstrument, an welchem Glocken, deren für jeden Ton zwei im Einklang gestimmte vorhanden sind, durch Zufluß elektrischer Materie zum Klingen gebracht werden. C. harmonique (Orchestrine), ein von Hübner 1801 erfundenes Bogenklavier von starkem Klang, der, aus einiger Entfernung gehört, einem Streichquartett täuschend ähnlich lauten soll.

Clavenna, s. Chiavenna.

Claves St. Petri (lat.), Schlüssel des heil.

Petrus, d. h. Kirchengewalt, Kirchengerichtsbarkeit, Regiment der Schlüssel.

Clavicembălo (ital., spr. klawitschim-, lat. Clavicymbalum), der Kielflügel, eine der ältesten Formen des Klaviers, ist eine Vervollkommnung des Klavichords und gleichsam die Grundform des modernen Flügels, s. Pianoforte.

Clavĭceps *Tul.*, Pilzgattung aus der Ordnung der Kernpilze (Pyrenomyceten), mit zusammengesetztem Fruchtkörper von gestielt kopfförmiger Gestalt, in dessen Kopf die für die Ordnung charakteristischen Perithecien, d. h. die mit einem Porus am Scheitel versehenen Behälter der Sporenschläuche, in großer Anzahl oberflächlich eingesenkt sind. Diese Fruchtkörper wachsen aus einer besondern Mycelformform hervor, nämlich aus verschieden gestalteten knollenähnlichen Körpern, sogen. Sklerotien, die erst nach einer Ruheperiode zu jener Entwickelung fähig sind, wenn sie auf feuchte Unterlage ausgelegt werden (vgl. Pilze). Die zu dieser Gattung gehörigen Pilze sind Schmarotzer auf Pflanzen; die wichtigste Art ist C. purpurea *Tul.*, deren Sklerotien als Mutterkorn (s. d.) des Getreides bekannt sind.

Clavicŭlarius (Claviger, lat.), jemand, der die Schlüssel zu etwas führt, daher Petrus, als Inhaber der Schlüssel des Himmelreichs; auch Kirchenschatzmeister, Kustos der Stiftskirchen.

Clavière (spr. klawjähr), Etienne, französischer Staatsmann, geb. 27. Jan. 1735 zu Genf, war dort Kaufmann und 1770—82 Mitglied des Hohen Raths. Bei Besetzung Genfs durch französische, savoyische und Berner Truppen verbannt, ging er nach Frankreich und schloß sich Mirabeau an, dem er wesentliche Dienste in den Verhandlungen über die Staatsfinanzen und bei seinen Angriffen auf Necker leistete. Nachher hielt er es mit Brissot. 1791 ward er für Paris Ersatzmann in der Gesetzgebenden Versammlung. Im März 1792 zum Finanzminister ernannt, mußte er schon im Juni von diesem Posten wieder zurücktreten. Nach dem 10. Aug. erhielt er eine Stelle im Vollziehungsrath; 2. Juni 1793 verhaftet und in Anklagestand versetzt, stieß er sich ein Messer in die Brust. Seine Gattin vergiftete sich zwei Tage nachher. C. schrieb für die patriotischen Tagesblätter, namentlich für die »Chronique de Paris«; auch hatte er großen Antheil an dem Werk: »De la France et des États-Unis«. Selbständig gab er heraus: »Foi publique envers les créanciers de l'état« (Par. 1789) und »C.; correspondance de lui et du général de Montesquiou touchant la campagne devant Genève« (das. 1792) u. a.

Claviger (lat., von clavis, Schlüssel, »Schlüsselträger«), Beiname mehrerer Gottheiten, so des Amor, des Janus. Der Schlüssel galt, besonders bei den Orphikern, als Symbol der Herrschaft, daher auch Götter und Göttinnen als Patrone einzelner Städte den Namen C. führen, z. B. Pallas. C. (von clava, Keule), »Keulenträger«, ist Beiname des Herkules von seiner Keule, die er von einem wilden Oelbaum bei Nemea nahm; s. Herakles.

Clavijo y Fajardo, José, span. Gelehrter in Madrid, geboren um 1730 auf den Kanarischen Inseln, war von 1762 an Redakteur des Journals »El pensador«, sodann seit 1773 des »Mercurio historico y politico de Madrid«, übersetzte Buffons Naturgeschichte ins Spanische (Madr. 1785—90, 12 Bde.) und starb 1806 als Vicedirektor des naturhistorischen Kabinets. Allgemeiner bekannt machte er sich durch sein Duell mit Beaumarchais, der ihn wegen Auflösung eines Liebesverhältnisses mit seiner Schwester Marie Louise Caron forderte. Goethe machte ihn nach Beaumarchais' Memoiren zum Helden eines Drama's, doch sind der wirkliche Clavijo und der der Dichtung zwei grundverschiedene Charaktere.

Clavis (lat., ital. chiave, franz. clef, »Schlüssel«), in der Musik Name der verschiedenen Zeichen, durch welche die Lage der Töne angezeigt wird (s. Schlüssel); dann s. v. w. Tonzeichen, Note und der Ton selbst; endlich bezeichnet man mit C. auch die Tasten der Tasteninstrumente, sowie bei der Orgel den Balken, durch dessen Niedertreten die Bälge aufgezogen werden. Auch ist C. Titel lexikographischer Werke zur Erläuterung alter Klassiker sowie des Alten und Neuen Testaments, z. B. Ernesti's »C. Ciceroniana« (6. Aufl., Leipz. 1831), Patriks »C. Homerica« (zuletzt Edinb. 1811), Wahls »C. Novi Testamenti« (3. Aufl., Leipz. 1843) u. a.

Clavus (lat.), Nagel; dann Purpurstreif auf der Tunika. C. annalis ist der Nagel, den man zu Rom in den ältesten Zeiten, wahrscheinlich zum Zählen der Jahre, in die Wand schlug, wie noch später ein Nagel jährlich vom Konsul oder vom Diktator 13. Sept. in die rechte Seite des Jupitertempels, außerdem auch bei Pestfällen, Bürgerkriegen ꝛc., eingeschlagen ward.

Clay (spr. klä), 1) Henry, ausgezeichneter amerikan. Staatsmann, geb. 12. April 1777 zu Hannover in Virginia, erhielt, früh verwaist, eine nothdürftige Erziehung, widmete sich, 19 Jahre alt, dem Studium der Rechte und begann schon im 20. Jahr seine Rechtspraxis. Er ließ sich zu Lexington in Kentucky nieder, wurde 1803 als Repräsentant in die Provinziallegislatur gewählt und 1806 von der Gesetzgebenden Versammlung auf ein Jahr als Senator der Vereinigten Staaten in den Kongreß nach Washington gesandt, wo er sich den Demokraten anschloß und zuerst seine Theorie der inneren Verbesserungen entwickelte. Nach seiner Zurückkunft wieder als Repräsentant in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, versah er zwei Jahre lang das Amt eines Sprechers, wurde 1809 zum zweitenmal auf zwei Jahre als Senator in den Kongreß gesandt, 1811 als Repräsentant in den Kongreß gewählt, 1813 zum Sprecher ernannt und 1814 als einer der Kommissäre zur Abschließung des Friedens nach Gent geschickt, von wo er sich nach London begab. Als Repräsentant im Kongreß bewog er denselben zu der Erklärung, daß er jede Einmischung der europäischen Großmächte in die inneren Angelegenheiten Südamerika's als eine Kriegserklärung gegen die Vereinigten Staaten ansehen werde. Auch setzte er die Beschränkung der Sklaverei auf die Staaten südl. vom 36 ° durch. Unter dem Präsidenten Adams, dem C. zum Sieg verholfen, ward er 1824 Staatssekretär. Als 1828 Jackson auf den Präsidentenstuhl kam, wurde C. Senator des Staats Kentucky und trat mit als Leiter der Opposition auf, um die nationalen Interessen zu vertreten. Er vollendete seine Theorie der inneren Verbesserungen und das sogen. Absperrungssystem zum Schutz der inländischen Manufaktur; auch ward er der Vorkämpfer der von Jackson heftig angegriffenen Nationalbank. Bei der Präsidentenwahl von 1836 war C. der von den Whigs aufgestellte Kandidat, unterlag jedoch gegen den Demokraten van Buren

sowie 1844 gegen Polk und zog sich nun für längere Zeit auf sein Landgut Ashland zurück. Als 1849 eine Kollision zwischen dem Norden und Süden in Bezug auf die Sklavenfrage in Kalifornien und Neumejiko drohte, ließ sich C. von Kentucky wieder in den Senat wählen und schlug im Kongreß vor, die Bestimmungen des Missourikongresses insofern zu erneuern, daß die Sklaverei im Süden der festgesetzten Linie noch rechtlich fortdauern solle, wobei es aber den neuen Staaten unbenommen bleiben solle, dieselbe aufzuheben. Als dieser Kompromiß durch eine augenblickliche Koalition der extremen Parteien scheiterte, verließ C. im August 1850 Washington. Um die drohende Verwickelung wenigstens vorläufig beizulegen, beschloß indessen der Senat, Kalifornien mit seiner die Sklaverei ausschließenden Verfassung in den Unionsverband aufzunehmen, der Provinz Neumejiko aber eine Territorialregierung zu verleihen. Somit verdankte die Union C. die Abwendung einer gefährlichen Krise. Er starb 29. Juni 1852 zu Washington, allgemein betrauert. Clay's Biographie schrieb Colton (New York 1846, 2 Bde.), welcher auch seinen Briefwechsel und Reden (das. 1857, 6 Bde.) veröffentlichte.

2) Cassius Marcellus, nordamerikan. Staatsmann, Neffe des vorigen und Sohn des Generals Green C., geb. 19. Okt. 1810 in der Grafschaft Madison in Kentucky, studirte im Yale-College (Connecticut) bis 1832 und wurde dann in seiner Heimat Advokat. Nachdem er 1835—40 mehrmals Mitglied der Legislatur seines Staats gewesen, trat er seit 1841 als entschiedener Gegner der Sklaverei auf. Von dem von der Pflanzeraristokratie aufgehetzten Pöbel angefeindet, siedelte er 1845 nach Cincinnati über. Während des mejikanischen Kriegs war er der Führer der Avantgarde, die nach dem heldenmüthigsten Widerstand in die Hände der Mejikaner fiel und in der Festung Perote gefangen gehalten wurde, bis General Scott ihre Befreiung bewirkte. In mehreren Schriften staatsökonomischen und philosophischen Inhalts verfocht C. die radikalste Durchführung des demokratisch-republikanischen Princips und ist als der eigentliche Gründer der Sklavenemancipationspartei anzusehen. In einem in Kentucky durch die Sklavenfrage hervorgerufenen Kampf schwer verwundet, nahm er dennoch nach seiner Genesung den Kampf gegen die Sklaverei mit unerschüttertem Muth wieder auf. Zwar fiel er im Sommer 1851 und wieder 1859 im Wahlkampf um das Amt des Gouverneurs von Kentucky durch; doch konnte er sich rühmen, die Freiheit der Presse und der Rede in der Sklavenangelegenheit aufs kräftigste geltend gemacht zu haben. Mit Lincolns Erwählung trat auch für C. ein Wendepunkt ein. Als hervorragendes Mitglied der nunmehr siegreichen Partei fand er Verwendung auf einem bedeutenden Posten und ging als Gesandter nach St. Petersburg. Unterwegs hielt er in einer Versammlung von Amerikanern in Paris eine an Drohungen wider England, im Fall dasselbe für die Sklaverei auftrete, reiche Rede. 1862 kehrte er nach Amerika zurück und hat viel dazu beigetragen, Lincoln zu den letzten entscheidenden Schritten gegen die Sklaverei zu drängen, namentlich zum Erlaß der Proklamation vom 1. Jan. 1863, welche in allen Staaten die Sklaverei aufhob. Im März 1863 ging er wieder nach Petersburg und übernahm den einstweilen von Cameron versehenen Gesandtschaftsposten, auf welchem er bis zum Jahr 1869 blieb.

Clay Croß (spr. kleh-), Stadt in der engl. Grafschaft Derby, mit einem Handwerkerinstitut, Kohlengruben und Eisenwerken und (1871) 4802 Einw.

Claye-Souilly (spr. klähß-ssuāji), Städtchen im franz. Departement Seine-et-Marne, Arrondissement Meaux, 22 Kilom. östl. von Paris, mit 1607 Einw., während der Cernirung von Paris 1870—71 ein wichtiger Etappenplatz mit Lazareth für die deutsche Armee.

Clayton (spr. klehtn), John Middleton, nordamerikan. Staatsmann, geb. 24. Juli 1796 zu Dagsborough im Staate Delaware, ward Advokat und zeichnete sich, in die Gesetzgebung seines Staats gewählt, als Vertheidiger der Grundsätze der Whigs aus. Als Senator gelangte er bald in den Kongreß. Nachdem er eine Reihe von Jahren fast ununterbrochen im Senat gesessen, ward er von dem Präsidenten Taylor auf den gerade damals bei den europäischen Wirren sowie bei der wieder entbrennenden Sklavenfrage wichtigen Posten eines Staatssekretärs berufen und mit der Bildung des Kabinets betraut. Wiewohl er stets im Sinn der Whigs handelte, zog ihm sein konsequentes Festhalten an der Nichtinterventionspolitik gegenüber dem europäischen Festlande den Unwillen der Demokraten zu, während ihn seine Hinneigung zum Süden mit den nördlichen Whigs in Zerwürfnis brachte. Auch der von ihm mit England 1850 abgeschlossene Nicaraguavertrag (der sogen. »Bulwer-Clayton-Vertrag«, wegen Anlage eines Kanals zur Verbindung des Atlantischen Oceans mit dem Stillen Meer) erregte Unzufriedenheit. Nach dem Ableben des Generals Taylor (9. Juli 1850) nahm er daher mit dem ganzen Kabinet seine Entlassung. Sein Privatcharakter ist selbst von seinen politischen Gegnern als tadellos anerkannt worden. Als einer der tüchtigsten Sachwalter in der Union hochgeachtet, kehrte er zu dieser Beschäftigung zurück und wurde 1851 wieder in den Senat gewählt. Er starb 9. Nov. 1856 zu New York.

Clear (spr. klihr), Insel an der Südwestküste Irlands, Grafschaft Cork, 4,5 Kilom. lang, 1,5 Kilom. breit, von Fischern bewohnt; bildet an der Südseite das steile, 414 Meter hohe Kap Clear.

Clearinghouse (engl., spr. klihring-haus', »Liquidationskontor, Klärungs- oder Ausgleichungshaus«), 1775 von den Bankiers der Londoner City gegründetes Institut, in welchem sich deren Kommis täglich einfanden, um Wechsel und Anweisungen des Einen auf den Andern gegen einander auszutauschen und dadurch sowohl das Hinundherlaufen ihrer Leute, wie das überflüssige Baarzahlen zu vermeiden. Sie reichten so mit einer weit geringern Baarschaft für alle die Geschäfte aus, die sie unter einander auszugleichen hatten. Geschäfte im Belaufe von Millionen bedurften kaum ebenso vieler Hunderttausende in Sovereigns oder Noten zur Abmachung. Neuerdings bedarf es auch dieses Minimums von Goldgeld oder Banknoten nicht mehr; das C. selbst und die mit ihm in Verbindung stehenden Bankhäuser haben laufende Rechnungen bei der Bank von England, auf denen die Ueberschüsse zu Gunsten des Einen oder Andern durch Zuschreiben und entsprechendes Abschreiben auf der gegenüberstehenden Rechnung beglichen werden. Infolge davon hat der Umlauf großer Banknoten, von 20 Pfd. Sterl. und darüber, gegen die 5 und 10 Pfd. Sterl.-Noten sehr abgenommen. Diese Procedur ist ganz dieselbe wie bei der alten Hamburger Bank, deren Fortbestand augenblicklich in

Frage steht und die vielleicht durch ein einfaches C. ersetzt wird. In Bremen vertreten dessen Stelle die Geldmäkler mit ihren Kassirtagen Mittwoch und Sonnabend. Die Operation des gegenseitigen Ausgleichens von Forderungen ohne Geld heißt italienisch Skontriren, welcher Ausdruck in unser Handelsrecht übergegangen ist (s. Banken). Vgl. Seyd, Das Londoner Bank-, Check- und Clearinghouse-System (Leipz. 1874).

Clebsch, Rudolf Friedrich Alfred, Mathematiker, geb. 14. Jan. 1833 zu Königsberg in Preußen, widmete sich daselbst dem Studium der Mathematik und Physik, wirkte dann in Berlin als Lehrer an verschiedenen Schulen und habilitirte sich 1858 an der Universität für mathematische Physik, folgte aber schon im Herbst desselben Jahrs einem Ruf als Professor der analytischen Mechanik an die polytechnische Schule in Karlsruhe. Ostern 1863 siedelte er als ordentlicher Professor der Mathematik nach Gießen, Michaelis 1868 aber nach Göttingen über. Er schrieb: »Theorie der Elasticität fester Körper« (Leipz. 1863), »Theorie der Abel'schen Funktionen« (mit Gordan, das. 1866) und »Theorie der binären algebraischen Formen« (das. 1871). Außerdem lieferte er zahlreiche Abhandlungen mathematischen Inhalts in Crelle's »Journal für Mathematik«, in die »Monatsberichte« der Berliner Akademie, in die »Göttinger Nachrichten«, zu den »Abhandlungen« der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und namentlich zu den von ihm mit Neumann 1868 begründeten »Mathematischen Annalen«. C. starb 7. Nov. 1872; er war Mitglied der Akademien zu Berlin und München und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Vgl. »Alfred C.; Versuch einer Darlegung und Würdigung seiner wissenschaftlichen Arbeiten« (Leipz. 1873).

Cleckheaton (spr. -hetn oder -hitn), Fabrikort im Westriding der engl. Grafschaft York, westlich von Hall, mit Fabriken für Krämpeln, Tuch und Zeugen, Spinnmaschinen und (1871) 6583 Einw.

Clee Hills (spr. -hils), Höhenzug in der engl. Grafschaft Salop, begrenzt das Thal der Severn auf der rechten Seite und steigt bis 1550 Meter an.

Clelia, Römerin, s. Cloelia.

Clemangis (spr. -mangschi, Clemanges, lat. Clemangius oder de Clemangiis), Matthieu Nicolas de, franz. Gelehrter, geb. 1360 im Dorf Clamenges in der Champagne, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung zu Paris durch Peter d'Ailly und Johann Gerson, ward 1391 Baccalaureus der Theologie und Lehrer derselben an der Universität und 1393 Rektor der letztern. Trotz seines freimüthigen Auftretens gegen die Kurie wurde er 1407 als Geheimschreiber an den päpstlichen Hof zu Avignon berufen, mußte aber diese Stelle wieder aufgeben, weil Benedikt XIII. 1408 König Karl VI. von Frankreich in den Bann that. Da man ihn nunmehr aber in Frankreich für den Verfasser der betreffenden Bulle hielt, lebte er in einem selbstgewählten Exil bei den Kartäusern zu Fontaine du Bosc, von wo er seine reformatorischen Schriften an das Konstanzer Koncil richtete und für Zurückführung der theologischen Studien auf ihre biblische Basis thätig war. Später wieder in die Oeffentlichkeit zurückgekehrt, starb er um 1434 zu Paris. Seine Kenntnisse, die Klarheit seines hauptsächlich durch klassische Studien gebildeten Geistes und sein feiner Geschmack erhoben ihn über die meisten Gelehrten seiner Zeit. Schwerlich aber gehört ihm der gegen die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche zeugende Traktat »Liber de corrupto ecclesiae statu« an. Seine Werke wurden von J. M. Lydius, aber unvollständig und inkorrekt, herausgegeben (Leiden 1613); sein Leben beschrieb Adolf Müntz in: »Nicolas Clémanges, sa vie et ses écrits« (Straßb. 1846).

Clematis *L.* (Waldrebe), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, weit verbreitete Kräuter oder kletternde Sträucher mit gegenüberstehenden Blättern, einzelnen oder in Trugdolden gestellten Blüten und zusammengedrückter, vom bleibenden Griffel gekrönter Achene. C. erecta *All.* (Brennkraut), mit aufrechtem, 0,6—1,6 Meter hohem Stengel, fiederschnittigen Blättern und trugdoldig-rispenartig stehenden weißen Blüten, an Waldrändern im mittlern und südlichen Europa und in Sibirien, enthält einen brennend-scharfen, oft blasenziehenden Stoff und wurde früher als Herba Flammulae Jovis (Brennwaldrebenkraut, Feuerkraut) äußerlich und innerlich benutzt. C. Flammula *L.*, eine niedrig bleibende Liane in Südeuropa und dem Orient, mit doppelt gefiederten unteren und einfach gefiederten oberen Blättern und weißen wohlriechenden Blütenrispen, besitzt dieselbe Schärfe wie die vorige Art und wird als Zierpflanze kultivirt. C. Vitalba *L.*, ein kletternder Strauch mit weit umher rankenden Aesten, gefiederten Blättern und zahlreichen weißen, filzigen Blüten, findet sich fast überall in Deutschland in buschigen Wäldern und rankt als eine unserer schönsten Lianen an Bäumen hoch hinauf. Die ganze Pflanze ist in allen ihren Theilen so brennend scharf, daß sie auf der Haut leicht Blasen und Geschwüre hervorruft; Blätter und Stengel waren früher officinell. C. Viorna *L.* (glockenblütige Waldrebe), aus Nordamerika, mit gefiederten Blättern und 2,6 Centim. langen, purpurvioletten, einzeln oder zu drei zusammen stehenden Blüten, rankt 3—4 Meter empor. C. Viticella *L.* (blaue Waldrebe), mit kletterndem Stengel, einfach, selten doppelt gefiederten Blättern, chokoladenbraunen, langgestielten, anfangs glocken- oder schüsselförmigen, dann mehr ausgebreiteten Blüten, findet sich in Südeuropa, den Kaukasusländern und Kleinasien und ist seit langer Zeit in Kultur. C. patens *Morr.* et *Dne.*, mit gefiederten Blättern und schönen blauen Blüten von 8 Centim. Durchmesser, stammt aus Japan und ist dort eine beliebte Zierpflanze, erträgt den süddeutschen Winter sehr gut, muß aber im Norden gedeckt werden. C. lanuginosa *Lindl.*, gleichfalls aus Japan, hat sogar 13 Centim. im Durchmesser haltende hellblaue Blüten und gedreite oder einfache, etwas lederartige Blätter.

Clemens (lat., »der Sanfte«), männlicher Name. Die namhaftesten Träger desselben sind: 1) C. von Alexandria (Titus Flavius), hervorragender Kirchenvater, ein vielgereister heidnischer Philosoph, trat erst in reiferem Alter zum Christenthum über und ward später durch Vermittelung seines Lehrers Pantänus Presbyter und Lehrer an der Katechetenschule zu Alexandria, nach dem Tod jenes Vorsteher derselben und als solcher Lehrer des Origenes. Während der Christenverfolgungen von 202 und 203 flüchtete er nach Palästina, starb um 220. Wir besitzen von ihm noch drei zusammenhängende Werke, welche eine philosophisch freie Auffassung des Christenthums bekunden: »Exhortatio ad gentes«,

eine Ermahnungsrede an die Hellenen, das Christenthum anzunehmen; »Paedagogus«, eine christliche Moral, und »Stromata«, in 8 Büchern, vermischte Abhandlungen über Gegenstände des Glaubens. Die beste Ausgabe seiner Werke ist von Potter (Lond. 1715, 2 Bde.; Veneb. 1757, 2 Bde.). Näheres in Böhringers »Kirchengeschichte in Biographien«, Bd. 1 (neue Ausg., Stuttg. 1873).

2) Name von 17 Päpsten, von denen 3 als schismatische in der römischen Kirche nicht mitgezählt werden: a) C. von Rom, nach altkirchlicher Ansicht ein Schüler des Petrus, einer der sogen. apostolischen Väter, wird bald als erster, bald als dritter Nachfolger des Petrus als Bischof von Rom aufgeführt. Unsicher ist, ob er identisch ist mit dem von Paulus Phil. 4, 3 genannten C. oder mit dem unter Domitian 96 wegen Hinneigung zum Christenthum hingerichteten Altkonsul Flavius C. An seinen Namen schloß sich eine ganze Literatur an; übrigens ist alles von ihm Erzählte sagenhaft. Die spätere Legende läßt ihn nach dem thrakischen Chersones verbannt werden und 102 als Märtyrer sterben; sein Tag ist der 23. Nov. Es werden ihm zugeschrieben: zwei Briefe an die Korinther, von welchen höchstens der erste, allein vollständig erhaltene, echt sein könnte; entschieden unecht ist alles übrige, so namentlich die clementinischen Homilien und Rekognitionen, ein zur Verherrlichung des Apostels Petrus, welcher darin als Sieger des Simon Magus auftritt, geschriebener judenchristlicher Roman, und die Apostolischen Konstitutionen und Kanones (s. d.), kirchliche Verordnungen in 8 Büchern, die noch weit spätern Ursprungs sind. Diese pseudoclementinischen Briefe sind herausgegeben in den Sammlungen der apostolischen Väter von Jacobson (4. Aufl., Lond. 1863, 2 Bde.), Dressel (2. Aufl., Leipz. 1863), Hilgenfeld (»Novum Testamentum extra canonem receptum«, Bd. 1, das. 1866), Lightfoot (Lond. 1869), Laurent (Leipz. 1870) und Tischendorf (das. 1873); die Homilien von Schwegler (Stuttg. 1847), Dressel (Götting. 1853) und de Lagarde (Leipz. 1865). Vgl. Schliemann, Die Clementinen (Hamb. 1844); Baur, Gnosis (Tübing. 1835); Hilgenfeld, Die clementinischen Rekognitionen (Jena 1848); Uhlhorn, Die Homilien und Rekognitionen des C. nach ihrem Ursprung und Inhalt (Götting. 1854); Lehmann, Die clementinischen Schriften mit besonderer Rücksicht auf ihr literarisches Verhältnis (Gotha 1869); Lutterbeck, Die Clementinen und ihr Verhältnis zum Unfehlbarkeitsdogma (Gießen 1872). — b) C. II., ein Sachse von Geburt und bekannt unter dem Namen Suidger, war erst Bischof zu Bamberg und ward 1046 durch Kaiser Heinrich III. auf der Synode zu Sutri auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Er starb 10. Okt. 1047 zu Rom und ward in Bamberg begraben. — c) C. (III.), früher Guibert, Gegenpapst Gregors VII., den Heinrich IV. nach seiner Demüthigung zu Canossa 1080 wählen ließ, war vorher Kanzler Heinrichs IV. und Erzbischof von Ravenna, wurde auch nach Gregors VII. Tod (1085) nicht als Papst anerkannt, da man ihm nach einander Victor III., Urban II. und Paschalis II. entgegensetzte. Er starb 1100 in Ravenna. — d) C. III., Römer, eigentlich Paolo Escolati, Kardinalbischof zu Präneste, gelangte 19. Dec. 1187 zur päpstlichen Würde, mußte aber vorerst seinen Aufenthalt in Pisa nehmen, da die Römer schon seit 1144 mit den Päpsten in Streit lagen. Er erkaufte sich die Rückkehr durch Zusicherung von Privilegien und bewog Friedrich Barbarossa, Philipp August und Richard Löwenherz zum dritten Kreuzzug. Gegenüber Kaiser Heinrich VI. übertrug er Tankred die Krone von Sicilien; er starb 25. März 1191. — e) C. IV., früher Guido Foulques, aus St. Chilles in Niederlanguedoc gebürtig, war erst Soldat, später Rechtsgelehrter, trat nach dem Tod seiner Gemahlin in den geistlichen Stand ein, wurde Bischof zu Puy, 1259 Erzbischof von Narbonne und 1261 Kardinalbischof von Sabina, 1265 Papst. Um die Herrschaft der Hohenstaufen zu stürzen, belehnte er 1266 Karl von Anjou mit Sicilien, unterstützte ihn gegen Manfred und Konradin und ließ die Hinrichtung des letztern ungehindert geschehen. Er starb 29. Nov. 1268. — f) C. V., Bertrand d'Agoust, der Sohn eines Edelmanns in der Nähe von Bordeaux, gelangte, schon unter Bonifacius VIII. Bischof zu Comminges und seit 1299 Erzbischof von Bordeaux, 5. Juni 1305 durch den Einfluß des Königs Philipp des Schönen von Frankreich zur päpstlichen Würde, wofür er nach einem geheimen Vertrag seine Residenz nach Avignon verlegen mußte (1309), womit das sogen. babylonische Exil der Päpste begann. Er nahm fast ausschließlich Franzosen in sein Kardinalkollegium auf, verwilligte dem König den Zehnten von allen geistlichen Einkünften auf mehrere Jahre und widerrief die beiden vom Papst Bonifacius VIII. erlassenen Bullen »Clericis laïcos« und »Unam sanctam«, nach welchen Frankreich nebst allen anderen Königreichen dem Stuhl zu Rom unterworfen sein sollte. Dagegen vereitelte er Philipps Plan, nach Ermordung Albrechts I. (1308) die römische Kaiserwürde seinem Bruder Karl von Valois zuzuwenden, indem er im geheimen die Erwählung Heinrichs von Luxemburg unterstützte. In dem nach Karls II. Tod erfolgten Erbstreit über die Krone Neapels trat C. erfolgreich auf die Seite des Herzogs Robert von Kalabrien. Er war es auch, der auf Verlangen Philipps des Schönen die Aufhebung des Tempelordens verfügte. C. starb 20. April 1314 zu Roquemaure in Languedoc. Simonie, Habsucht und Unzucht herrschten an seinem Hof. Die von ihm gegebenen, auf die Reform des Klerus bezüglichen »Clementinae constitutiones« wurden erst von seinem Nachfolger, Johann XXII., bestätigt. — g) C. VI., ein Franzose, vorher Peter Roger, Benediktiner, Abt zu Fécamp in der Normandie, Bischof von Arras, Erzbischof von Rouen und Kardinal, bestieg 7. Mai 1342 zu Avignon den päpstlichen Stuhl. Die Händel seines Vorgängers, Benedikts XII., mit Kaiser Ludwig dem Bayer wurden auch von ihm mit Erbitterung fortgesetzt; er sprach den Bann über Ludwig aus und brachte es durch Bestechung der Kurfürsten dahin, daß Ludwig 11. Juli 1346 zu Rense abgesetzt und des Papstes ehemaliger Zögling, Karl von Mähren, als Kaiser Karl IV. zum römischen König erwählt wurde. C. feierte 1350 das erste Jubeljahr (s. d.) und übertraf im Nepotismus seine sämmtlichen Vorgänger. Von der Königin von Neapel, als Gräfin von Provence, erkaufte er 1348 für 80,000 Goldgulden die Stadt und das Gebiet von Avignon. Er starb 1. Dec. 1352. — h) (C. VII.), vorher Robert, Graf von Genève, Bischof von Cambray, wurde 1378 zum schismatischen Gegenpapst Urbans VI. gewählt; durch schamlose Gelderpressung berüchtigt. Mit ihm begann das große Schisma in der römischen Kirche; er starb 1394 zu Avignon. —

i) C. (VIII.), vorher Aegidius Muñoz, Kanonikus zu Barcelona, wurde 1424 nach Benedikts XIII. Tode von drei Kardinälen zum Papst gewählt, mußte aber 1429 auf dem Koncil zu Tortosa entsagen. — k) C. VII., vorher Julius von Medici, Erzbischof von Florenz, ward 1513 Kardinal, später auch Kanzler der römischen Kirche, 19. Nov. 1523 Papst. Zur Schwächung Kaiser Karls V. schloß er 1526 mit Mailand, Venedig und Florenz die heilige Ligue, in welche er sodann auch Franz I. von Frankreich zu ziehen wußte. Karl V. ließ jedoch mit Beihülfe des Kardinals Colonna seine Truppen in Rom einrücken und nöthigte C. zu einem Vergleich, in welchem dieser seine Truppen von dem verbündeten Heer abzurufen und an der Familie Colonna keine Rache zu nehmen versprach. Da aber C. den Vergleich brach, so belagerte der Connétable von Bourbon Rom; er selbst fiel, Rom wurde 6. Mai 1527 erobert, der Papst in die Engelsburg eingeschlossen und, da er das versprochene Lösegeld nicht bezahlen konnte, fast sechs Monate lang gefangen gehalten, bis auf Verwendung des Königs von Frankreich und Heinrichs VIII. von England 31. Okt. 1527 ein Vergleich zwischen dem Kaiser und dem Papst zu Stande kam, der diesen zur Neutralität in den Kämpfen zwischen Karl V. und Franz I. und zu sonstigen Konzessionen verpflichtete. Doch ehe diese Bedingungen erfüllt wurden, entkam C. aus der Gefangenschaft und schloß 20. Juni 1529 mit dem Kaiser einen günstigern Frieden ab. In die Zeit seines Pontifikats fallen die Reichstage zu Nürnberg (1524) und Augsburg (19. Nov. 1530), durch welchen letztern der Papst zu einem allgemeinen Koncil verpflichtet wurde, welches er jedoch nicht einberief. Die Folge davon, daß er März 1534 den Ausspruch des Erzbischofs von Canterbury, der des Königs Heinrich VIII. erste Ehe für ungültig erklärt hatte, nicht nur förmlich aufhob, sondern auch dem König mit dem Bann drohte, wofern er jenem Ausspruch folgen werde, war, daß sich England durch einen Parlamentsbeschluß gänzlich von dem römischen Stuhl lossagte C. starb 25. Sept. 1534. — l) C. VIII., vorher Hippolyt Aldobrandini, geb. 1536 in Fano aus einem florentinischen Geschlecht, ward 1585 Kardinal und 30. Jan. 1592 Papst. Für seine Weigerung, Heinrich IV. von Frankreich anzuerkennen, den er erst 1595 absolvirte, mußte er durch Beschränkung seiner Gewalt in Frankreich büßen. Nach Alfons' II., Herzogs von Ferrara, Tode wußte er Ferrara als erledigtes Lehen für den römischen Stuhl zu gewinnen. Mit der Republik Venedig, die er von dem päpstlichen Stuhl abhängig zu machen suchte, hatte er mehrere Streitigkeiten; ebenso zerfiel er mit den Jesuiten, weil er die Kanonisation Loyola's ablehnte und in der Streitsache de auxiliis gratiae den Dominikanern sich zuneigte. Er starb 5. März 1605. Er veranstaltete eine neue Ausgabe der Vulgata, die nach ihm Clementina genannt wird. — m) C. IX., vorher Julius Rospigliosi, geb. 1600 zu Pistoja, ward päpstlicher Nuntius in Spanien, Kardinal, Staatssekretär und 20. Juni 1667 Papst. Er unterstützte die Republik Venedig in ihren Unternehmungen gegen die Türken und vermittelte 1668 die Beendigung des Kriegs Ludwigs XIV. von Frankreich um die spanischen Niederlande, damit auch dieser eine Flotte gegen die Türken aussenden könne. Den jansenistischen Streit schlichtete er 1668 durch den Clementinischen Frieden (Pax Clementina). Er starb 7. Dec. 1669. — n) C. X., vorher Kardinal Altieri, geb. 1590 aus einer römischen Patricierfamilie, ward 29. April 1670, schon 80 Jahre alt, Papst und hing als solcher ganz von dem Kardinal Paluzzi ab; starb 22. Juli 1676. — o) C. XI., vorher Giovanni Francesco Albani, geb. 23. Juli 1649, studirte in Rom besonders die alten Sprachen und die Rechtsgelehrsamkeit, ward unter Innocenz XI. Sekretär der geheimen Breven, 1690 Kardinaldiakon und 23. Nov. 1700 Papst. Gleich zu Anfang seiner Regierung hob er die Quartierfreiheit der Gesandten zu Rom auf, weshalb ihm Ludwig XIV. von Frankreich die Grafschaft Avignon entzog. Da er sich in den spanischen Successionsstreit mischen wollte, ließ Joseph I. 1706 Parma, Piacenza und Comacchio, über welche die römische Kurie die Oberlehnsherrschaft behauptete, besetzen, daselbst Kontributionen ausschreiben und der Geistlichkeit, die Karl III. nicht als König von Spanien anerkannte, ihre Pfründen und Einkünfte vorenthalten, so daß der Papst nachgeben mußte. Ein Zwist zwischen König Philipp von Spanien und dem Papst über die geistliche Gerichtsbarkeit in Sicilien, die C. jenem absprach, sowie die Hartnäckigkeit, mit welcher er sich den nach dem Utrechter Frieden (1713) zum König von Sicilien ernannten Herzog Victor Amadeus von Savoyen anzuerkennen weigerte, hatten zur Folge, daß sich außer Frankreich auch die übrigen Mächte Europa's in den Streit mischten, der zuletzt damit endete, daß Sicilien durch Tausch für Sardinien an den Kaiser Karl VI. kam. Mit altpäpstlicher Anmaßung protestirte C. gegen die Erhebung des Kurfürsten von Brandenburg zum König. Ueber C.' Einmischung in den jansenistischen Streit s. Jansenisten. Daneben erwarb sich C. Verdienste um Künste und Wissenschaften. So bereicherte er die vatikanische Bibliothek mit einer bedeutenden Zahl orientalischer Manuskripte und errichtete zu Bologna eine Akademie für Bildhauerei, Malerei und Baukunst, die später mit der zu Bologna für Naturgeschichte, Physik und Mathematik bestehenden vereinigt wurde. C. starb 19. März 1721. — p) C. XII., vorher Lorenzo Corsini, geb. 1652 in Rom, bekleidete zu Rom mehrere Aemter, ward unter Alexander VIII. Erzbischof von Nicomedia in partibus, unter Innocenz XII. apostolischer Schatzmeister, 1706 Kardinal und bestieg, 78 Jahre alt, 12. Juli 1730 den päpstlichen Stuhl. Vergebens erneuerte er die alten Ansprüche Roms auf Parma und Piacenza. Unter seiner Regierung litt der Kirchenstaat vielfach durch die kriegerischen Ereignisse in Italien 1734—36. Seine Versuche, die griechische Kirche mit der römischen wieder zu vereinigen, schlugen fehl. Dagegen erwarb sich C. dadurch ein Verdienst, daß er 1735 alle Freistätten für Mörder aufhob und durch zweckmäßige Gesetze den Luxus im Kirchenstaat beschränkte. Rom verschönerte er vielfach theils durch Erbauung prächtiger Gebäude, theils durch Ankauf alter Statuen und anderer Kunstschätze. Er starb 6. Febr. 1740. — q) C. XIII., vorher Carlo Rezzonico, geb. 1693 zu Venedig, ward nach einander päpstlicher Hofkaplan und Protonotarius, Auditor di Rota, 1737 Kardinal, 1743 Bischof von Padua und 6. Juli 1758 Papst. Die ganze Zeit seines Kirchenregiments füllte sein Streit mit den meisten europäischen Mächten wegen der Jesuiten (s. d.) aus, deren Freund er war. Die Vertreibung derselben aus vielen Staaten zu rächen, bestätigte er in einem

Breve alle früheren Bannflüche gegen diejenigen Regenten, die sich Eingriffe in die Rechte des römischen Stuhls erlauben würden. Da er die Forderung der Kaiserin Maria Theresia und der bourbonischen Höfe, sein Breve zu widerrufen und den Jesuitenorden gänzlich aufzuheben, nicht erfüllte, ließ der König von Frankreich Avignon und Venaissin, der König von Sicilien aber Benevent und Pontecorvo in Besitz nehmen, und nur sein 2. Febr. 1769 erfolgter Tod rettete den gesammten Kirchenstaat vor demselben Loos. — r) C. XIV., vorher Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli, geb. 31. Okt. 1705, als der Sohn eines Arztes zu San Arcangelo bei Rimini, trat, früh verwaist, in seinem 18. Lebensjahr in den Minoritenorden, studirte Philosophie und Theologie und lehrte sodann diese Wissenschaften mit großem Beifall zu Ascoli, Bologna und Mailand. Benedikt XIV. ernannte ihn zum Konsultor der Inquisition und C. XIII. 24. Sept. 1759 zum Kardinal. Daneben wurde er auch zum Protektor der theologischen Akademie della Sapienza zu Rom und zum Rathgeber des heiligen Stuhls berufen. Die Freimüthigkeit, mit welcher er die Nothwendigkeit darlegte, in der Jesuitenfrage dem Willen der Fürsten nachzugeben, machte ihm zwar die römischen Kardinäle wenig geneigt; dafür aber setzten die spanischen und französischen Kardinäle nach einem stürmischen Konklave seine Wahl zum Papst 19. Mai 1769 durch. Seine vielfach liberalen Anschauungen, wie er denn z. B. die Verlesung der Bulle »In coena dominie suspendirte, sein in vielen Zweigen eingeführtes Sparsystem und überhaupt sein selbständiges Auftreten machten ihn bei der strengen Partei mißliebig. Die durch die Hartnäckigkeit seines Vorgängers hervorgerufenen Mißverhältnisse mit den Höfen wußte C. durch weise Mäßigung allmählich wieder auszugleichen. Die von den Monarchen geforderte Aufhebung des Jesuitenordens vollzog er 16. Aug. 1773 durch die Bulle »Dominus ac redemtor noster« und erwarb hierdurch zugleich dem römischen Stuhl wieder den Besitz von Avignon, Venaissin, Benevent und Pontecorvo. Er starb 22. Sept. 1774, wie man ohne Beweis behauptete, an Gift. Ein von ihm im Vatikan gestiftetes Museum trägt seinen Namen. Seine Briefe wurden gesammelt von Caraccioli (Par. 1776, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1777—80, 4 Bde.); eine Auswahl aus ihnen und seinen Breven veranstaltete Theiner (Par. 1852). Vgl. Caraccioli, La vie du pape Clément XIV (Par. 1775; deutsch, Frankf. 1776); »Das Leben C.' XIV.« (Berl. u. Leipz. 1774—75, 3 Bde.); »C. XIV., seine Briefe und seine Zeit« (von Reumont, anonym Berl. 1847); »C. XIV., ein Charakterbild« (anonym Leipz. 1847); A. Theiner, Geschichte des Pontifikats C.' XIV. (Par. 1853, 2 Bde.); Uschner, C. XIV. (2 Aufl., Berl. 1867).

3) C. Joseph, Herzog zu Bayern, geb. 5. Dec. 1671, Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria, ward 1683 Koadjutor seines Vetters Albrecht Sigmund, Bischofs von Freisingen, und 1684 dessen Nachfolger, 1685 zugleich Bischof von Regensburg. Vom Papst Innocenz XI. 1688 im Einverständnis mit Kaiser Leopold I. für das Erzbisthum Köln in Vorschlag gebracht, ward er vom Kaiser trotz seiner Jugend für mündig erklärt. Er stellte sich im spanischen Erbfolgekrieg auf die Seite seines Bruders, des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, verlor infolge der Schlacht bei Höchstädt und der über ihn verhängten Reichsacht sein Land und floh nach Frankreich, wurde aber durch den Frieden zu Baden (1714) restituirt. Er suchte den Handel am Rhein in Aufschwung zu bringen; starb 1723. Vgl. Ennen, Der spanische Erbfolgekrieg und der Kurfürst C. Joseph von Köln (Jena 1851).

4) C. August, Kurfürst von Köln, Sohn Maximilian Emanuels, Kurfürsten von Bayern, geb. 1700 zu Brüssel, wo sein Vater damals als Gouverneur der Niederlande residirte, ward 1715 Koadjutor von Regensburg, 1719 Bischof von Paderborn und von Münster, 1722 Kurfürst von Köln, später noch Bischof von Hildesheim und Osnabrück und zehn Jahre später Großmeister des deutschen Ordens. Er war einer der reichsten geistlichen Fürsten seiner Zeit und bewirkte vorzüglich die Wahl seines Bruders Karl VII. zum Kaiser. Die Regierung überließ er bei seiner Liebe zur Jagd und zum Reisen meist seinen Ministern. Er starb 1761 in Trier.

Clemens, Samuel Langhorne, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Mark Twain, ein in jüngster Zeit in Ruf gekommener amerikan. Humorist, geb. 30. Nov. 1835 zu Florida im Staat Missouri. Nachdem er mit 12 Jahren seinen Vater verloren, dann als Buchdrucker 3 Jahre lang gelernt und dabei seine geistige Ausbildung soviel wie möglich zu fördern gesucht hatte, stürzte er sich in ein abenteuerliches Reise- und Wanderleben. Er war vom 17.—24. Jahr Dampfschiffpilot auf dem Mississippi, dann Privatsekretär bei seinem ältern Bruder, dem Gouverneur-Leutnant des Nevadaterritoriums, und endlich, aber ohne besonderes Glück, Minenarbeiter. Gelegentliche Artikel, die er während dieser Zeit in die »Virginia City Enterprise« geschrieben, lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn, und 1862 ward ihm die Redaktion dieses Blatts übertragen. 1864 übernahm er die Herausgabe eines Journals in San Francisco, legte dieselbe aber schon 1866 nieder, um als Handelskorrespondent für eine kalifornische Zeitung eine Reise nach den Sandwichinseln zu unternehmen. Nach seiner Rückkehr hielt er Vorlesungen in Kalifornien und Nevada und gab 1867 zu New York das erste Bändchen seiner gesammelten humoristischen Skizzen unter dem Titel: »The celebrated jumping frog of Calaveras and other sketches« (neue Ausg., Lond. 1871) heraus, das ihn schnell zu einem der beliebtesten Schriftsteller machte. In demselben Jahr (1867) machte er noch auf dem Dampfschiff »Quaker City« die vielbesprochene europäisch-orientalische Vergnügungsreise mit, war dann wieder eine Zeitlang in Kalifornien, setzte dabei seine Vorlesungen wie seine literarische Thätigkeit mit bestem Erfolg fort und hat jetzt die humoristische Spalte in dem »Galaxy Magazine« zu New York inne. Von seinen bisher erschienenen Schriften sind die nennenswerthesten: »The Innocents abroad, or the new pilgrim's progress« (1870); »Mark Twain's pleasure-trip on the continent« (1871); »Burlesque autobiography and first romance«; »Eye-openers, good things etc.«; »Flush times in the silvermines, and other matters«; »Screamers, a gathering of scraps«, die sämmtlich 1871 erschienen; »The Innocents at home« und »Roughing it« (1872). Eine Auswahl seiner Werke erschien unter dem Titel: »The choice humorous works of Mark Twain« (New York 1873).

Clement, Knut Jungbohn, Schriftsteller, geb. 4. Dec. 1803 auf der nordfriesischen Insel

Amram, wurde Lehrer zu Wyk auf Föhr, hierauf zu Blankenese, Altona und St. Georg in Hamburg. Um Michaelis 1826 faßte er, obgleich ohne alle Mittel, plötzlich den Entschluß, zu studiren, trat in das Altonaer Gymnasium ein und bezog 1830 die Universität zu Kiel. Die Theologie, der er sich anfangs gewidmet, vertauschte er 1833 mit geschichtlichen und sprachlichen Studien und besuchte im Herbst 1833 die Universität Heidelberg. Im Herbst 1836 unternahm er eine Reise durch Westeuropa. Von dem auf diesen Wanderungen gesammelten reichen Material ist nur weniges, wie die »Reisen in Irland« (Kiel 1845), »Reisen durch Friesland, Holland und Deutschland im Sommer 1845« (das. 1847), gedruckt worden. Nach seiner Rückkehr ward er als Privatdocent nach Kiel berufen, wo er 1841—1848 zahlreich besuchte sprachwissenschaftliche Vorlesungen hielt. Sein Streben, das Nationalbewußtsein seiner friesischen Landsleute zu wecken, bekunden mehrere seiner Schriften, die stets originell, oft höchst scharfsinnig und geistreich sind. Später lebte er zu Hamburg als Mitarbeiter an der »Börsenhalle«. Außer Beiträgen zu Zeitschriften sind zu nennen: »Ueber den Ursprung der Theutisken« (Altona 1836); »Erklärende Einleitung zur Geschichte Dänemarks« (Hamb. 1839); »Die nordgermanische Welt« (Kopenh. 1840); »Die Lex Salica« (Mannh. 1843); »Die Lebens- und Leidensgeschichten der Friesen« (Kiel 1845); »Shakespeare's Sturm, historisch beleuchtet« (Leipz. 1846); »Der Franzos und seine Sprache« (Frankf. 1848), ein originelles Werkchen voll Geist und Humor; »P. J. Aikens vergleichende Darstellung der Konstitution Großbritanniens und der Vereinigten Staaten in Nordamerika« (Leipz. 1844). Als warmer und aufrichtiger Freund der Sache Schleswig-Holsteins zeigte sich C. in den Schriften: »Die geeignetsten Mittel zur Besserung der schleswig-holsteinischen Landeszustände ꝛc.« (1848); »Das wahre Verhältnis der südjütischen Nationalität und Sprache« (Hamb. 1849); »Weißagung der Friesin Hertje vor 450 Jahren« (1850); »Schleswig, das urheimische Land des nichtdänischen Volks der Friesen und Angeln und Englands Mutterland, wie es war und ward« (Hamb. 1861); »Die Lombarden und ihre eiserne Krone« (das. 1866); »Die dänische Schriftsprache und die nordschleswigische Volkssprache« (das. 1869).

Clément (spr. -mäng), 1) Jacques, der Mörder Heinrichs III., Königs von Frankreich, geboren im Dorf Sarbon bei Reims, war 25 Jahre alt und noch nicht lange im Orden der Dominikaner, als ihn der Parteigeist der Ligue auf den Gedanken brachte, den König, der vor dem aufrührerischen Paris stand, zu ermorden. Am 31. Juli 1589 wurde er in St. Cloud als Ueberbringer wichtiger Nachrichten vor den König geführt und durchbohrte denselben, während er den ihm dargereichten Brief las. Der König riß das Messer aus der Wunde und stieß damit dem Mörder zweimal ins Gesicht, während die herbeigeeilten Diener ihn zu Boden stießen und tödteten. Der Leichnam ward zum Fenster hinausgestürzt, auf die Richtstätte geschleift, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt. Von der dem König feindlichen Partei wurde C. als Heiliger und Märtyrer gepriesen.

2) Jean Pierre, franz. Historiker und Staatsökonom, geb. 2. Juni 1809 zu Draguignan, gest. 1870 zu Paris als Mitglied des Institut de France (seit 1855), hat sich, außer durch seine rein historischen Arbeiten, besonders durch zahlreiche Schriften über Finanzverhältnisse einen in der Wissenschaft sehr geachteten Namen erworben. Wir erwähnen von seinen Werken die von der Akademie gekrönte »Histoire de la vie et de l'administration de Colbert« (1846; neue Bearbeitung 1874, 2 Bde.), ferner »Le gouvernement de Louis XIV« (1848), die äußerst interessante Fortsetzung des vorigen Werks, die ihm von der Akademie der Inschriften den Preis Gobert einbrachte; »Jacques Cœur et Charles VII ou la France au XV. siècle« (1853, 2 Bde.; 4. Aufl. 1874); »L'histoire du système protecteur en France depuis Colbert jusqu'à la révolution de 1848« (1854); »Portraits historiques« (1854); »Études financières et d'économie sociale« (1859); »Lettres, instructions et mémoires de Colbert« (1863—73, Bd. 1—7); »La police sous Louis XIV« (1866); »L'Italie en 1671« (Beschreibung einer Reise des Marquis de Seignelay, 1867); »Madame de Montespan et Louis XIV« (1868); »Une abbesse de Fontevrault au XVII. siècle« (Gabrielle de Rochechouart-Mortemart; 1863, 3. Aufl. 1871).

Clementi, 1) ital. Bildhauer; s. Spani.

2) Muzio, ausgezeichneter Klavierspieler und Komponist, der Begründer des neuern Klavierspiels, geb. 1752 in Rom als der Sohn eines Silberarbeiters, bekundete frühzeitig ein bedeutendes Talent für Musik und war bei gründlichem Unterricht schon im neunten Jahr so weit, daß er einen Organistenposten übernehmen konnte. Sein Lehrer im strengen Satz war Carpini, im Gesang Santarelli. Kaum 14 Jahre alt, erntete er durch eine selbstkomponirte Messe großen Beifall und zog durch sein Klavierspiel die Aufmerksamkeit eines Briten, Namens Beckford, auf sich, der ihn zu weiterer Ausbildung mit nach England nahm. Nachdem hier C. auf einem Gut seines Gönners bis in sein 18. Jahr gelebt hatte, trat er zum erstenmal in London öffentlich auf und überraschte alles durch die glänzende Fertigkeit seines Spiels wie durch die Gediegenheit seiner Kompositionen. Die eine Zeitlang von ihm bekleidete Stellung eines Pianisten bei der Oper erweiterte seine künstlerischen Erfahrungen in wirksamer Weise. Auf einer Kunstreise, die ihn über Paris nach Wien führte (1781), trat er mit Mozart, Haydn u. a. in nähere Verbindung und hatte mit dem erstern vor Kaiser Joseph einen Wettkampf zu bestehen (vgl. Jahn, Mozart, Bd. 2, wo auch Mozarts Urtheil über C. mitgetheilt ist). Hatte C. bisher sein Augenmerk auf Glanz der Exekutirung gerichtet, so befleißigte er sich jetzt, seitdem er Mozarts Spiel gehört hatte, zugleich einer höhern Auffassung und idealern Schönheit bei seinen Vorträgen. Nach London zurückgekehrt, erwarb er sich durch Konzerte und Unterrichtgeben ein bedeutendes Vermögen und legte später selbst eine Musikalienhandlung und Pianofortefabrik an, die bald in Flor kam. Unter seinen damaligen Schülern sind J. B. Cramer und John Field hervorzuheben. Mit letzterem unternahm er 1802 eine neue Kunstreise, die ihn nach Paris, Wien und Petersburg und weiter nach Berlin und Dresden, in die Schweiz und wieder nach Berlin und Petersburg, auf kurze Zeit auch nach Italien und endlich 1810 nach London zurückführte, und auf der ihn, nachdem Field in Petersburg geblieben war, andere ausgezeichnete Schüler, wie Zeuner, Alexander Klengel, Ludwig Berger, begleiteten. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich zum zweitenmal (1811), brachte seine auf der

Digitized by Google

Reise komponirten Symphonien in den Konzerten der Philharmonischen Gesellschaft zur Aufführung und schrieb 1817 seinen »Gradus ad Parnassum«, eins unserer vortrefflichsten Etudenwerke, worin er die Erfahrungen seiner ganzen Virtuosenlaufbahn niederlegte. Auf einer dritten Reise nach dem Kontinent (1820—21) hielt er sich besonders in Leipzig auf, brachte mehrere seiner neuen Symphonien zur Aufführung, die seine Meisterschaft im gelehrten und künstlichen Stil bekundeten, und kehrte dann nach England zurück, wo er hochgeehrt und im Genuß einer behaglichen Existenz meist auf seinem Landsitz lebte und 10. März 1832 starb. Ueber die Vortrefflichkeit seines Spiels herrscht nur Eine Stimme, und seine Fertigkeit soll, selbst nach jetzigem Maßstab gemessen, bedeutend gewesen sein; namentlich soll er Schwierigkeiten, z. B. Terzenläufe, mit ungemeiner Geläufigkeit und Gleichmäßigkeit ausgeführt haben. Seine Kompositionen sind elegant, fließend und vortrefflich gearbeitet; Feuer der Leidenschaft fehlt ihnen, und eine gewisse Trockenheit der Melodie, aus dem didaktischen Charakter der meisten Stücke zu erklären, ist häufig nicht zu verkennen. Jedenfalls gehört C. zu denen, welche nach Ph. E. Bach zuerst die Sonatenform erweiterten und flüssiger machten. Seine Werke bestehen im ganzen in 106 Sonaten (davon 46 mit Begleitung von Violine oder Flöte und Violoncello), einem Duo für 2 Klaviere, 4 Duo's zu 4 Händen, einer Toccata, 3 Kapricen, 24 Walzern, verschiedenen anderen Klavierstücken und dem erwähnten »Gradus ad Parnassum« (neu herausgegeben von Chrysander). Seine Orchesterkompositionen sind nicht im Druck erschienen.

Clementia (lat., »Milde«, »Gnade«), in der Anrede an den römischen Kaiser: C. tua; auch Gottheit, deren Kultus besonders in der Zeit der Kaiser aufkam, dargestellt als jugendliches Weib mit Diadem und Oel- und Lorbeerzweig.

Clementīnae (Klementinen) eine Anzahl theologischer Schriften in griechischer Sprache aus dem 2. Jahrh., welche dem römischen Bischof Clemens I. untergeschoben wurden: der Anfang der christlichen Romanliteratur; s. Clemens 2) a.

Clementīnae constitutiones, s. Corpus juris.

Cleōme *L.* (Pillenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Kapparideen, Sommergewächse oder Sträucher in wärmeren Ländern. C. pentaphylla *L.* (Zwitterkapper) ist ein Sommergewächs in Ostindien und Mittelafrika, dessen frisches, widrig riechendes Kraut als Heilmittel angewendet wird. Durch das Kochen verliert sich die Schärfe, und das Kraut gibt dann ein häufig genossenes, gesundes Gemüse. Die Samen enthalten viel fettes Oel und Schärfe. C. triphylla *L.* ist ein Sommergewächs in Guinea und Senegambien, das, wie die vorige Art, auch in Westindien angebaut und verwildert vorkommt und als antiskorbutisches Mittel dient. Auch bereitet man in Amerika Wein und Sirup daraus. Andere Arten werden als Zierpflanzen bei uns kultivirt.

Clerc (franz., spr. klär, engl. Clerk, v. lat. clericus), eigentlich Geistlicher und zwar jetzt nur noch subalterner Geistlicher; im Mittelalter, wo die Schreibkunst hauptsächlich von den Geistlichen geübt wurde, auch s. v. w. Schreiber, Gerichts-, Advokatenschreiber, Kanzlist; die Clercs bildeten im 13. und 14. Jahrh. zu Paris eine besondere Gilde (s. Bazoche); in England s. v. w. Schreiber, Aktuar ꝛc. Auch in Belgien und den Niederlanden ist das Wort C. für gewisse Beamte gebräuchlich.

Clerc (spr. klär, lat. Clericus), Johannes, Theolog, geb. 19. März 1657 zu Genf, begab sich später nach Grenoble, Saumur, Paris und London. Zu den Arminianern übergetreten, siedelte er 1683 nach Amsterdam über und erhielt hier die Professur der Philosophie, der schönen Wissenschaften und der hebräischen Sprache am remonstrantischen Gymnasium und nach Limborchs Tod 1712 auch den Lehrstuhl der Kirchengeschichte. Von nun an beginnt seine außerordentliche literarische Thätigkeit, die ihn in eine Menge gelehrter Streitigkeiten verwickelte und die er fortsetzte, bis ihm 1732 ein Schlagfluß die Sprache raubte und seine Geisteskräfte schwächte. Er starb 8. Jan. 1736. Von seinen theologischen Werken ist vornehmlich seine Herausgabe der apostolischen Väter von Cotelerius (Amsterd. 1698 u. 1714) zu nennen.

Clerck, bei zoologischen Namen: C. le Clerck (Schüler Linné's, Maler; Insekten, Spinnen).

Clerfait, österreich. Feldherr, s. Clairfayt.

Clergé (franz., m., spr. klärschē), Klerus, Geistlichkeit.

Clerica (lat.), Tonsur.

Clericis laicos (lat.), nach den Anfangsworten benannte Bulle des Papstes Bonifacius VIII. von 1296, gegen Philipp IV. von Frankreich erlassen, der vom französischen Klerus eine bedeutende Beisteuer zur Bestreitung der schweren Kriegskosten erpreßt hatte; sie bedroht jeden mit dem Bann, der den Geistlichen ohne Genehmigung des Papstes Abgaben und Leistungen auflege. S. Frankreich, Geschichte.

Clericus (lat., v. Griech.), ein (katholischer) Geistlicher; c. clericum non decimat, ein Geistlicher nimmt von dem andern keinen Zehnten, keine Gebühren; sprichwörtlich ironisch s. v. w. eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus.

Clerke, Charles, engl. Seefahrer, geb. 1741, nahm fast an allen englischen Entdeckungsreisen Byrons und Cooks nach der Südsee theil. Nachdem letzterer auf Owaihi erschlagen war, segelte C. nach Norden, um hier eine Durchfahrt nach dem Atlantischen Ocean zu entdecken, mußte aber unverrichteter Sache nach dem kamtschadalischen Hafen St. Peter und Paul zurückkehren und starb dort 22. Aug. 1779.

Clerkenwell, einer der gewerbthätigsten Stadttheile Londons (s. d.).

Clermont (spr. klärmóng, lat. Clarus mons oder Clarimontium), Name mehrerer Städte in Frankreich. 1) C. en Beauvaisis oder C. de l'Oise, Arrondissementshauptstadt im Departement Oise, nahe der Bréche, an der Nordbahn gelegen, hat ein altes Schloß auf der Höhe (jetzt Gefängnis) mit einem Donjon (aus dem 10. oder 11. Jahrh.), ein Collége, eine Bibliothek von 8000 Bänden und (1872) 5774 Einw., welche Leinwand, Indienne und buntes Papier fabriciren und Leinwand-, Mastvieh- und Pferdehandel treiben. C., Geburtsort Philipps des Schönen, war früher Sitz der Grafen von C., von denen es durch Heirath an die Grafen von Blois und Chartres kam; König Philipp August zog es für die Krone ein, und seitdem diente die Stadt mit Gebiet als Apanage königlicher Prinzen.

2) C.-Ferrand, Hauptstadt des franz. Departements Puy de Dôme, liegt 407 Meter ü. M., unweit des Puy de Dôme, auf einem Hügel von

50 Meter Höhe, inmitten eines weiten und fruchtbaren Thals, in welchem aus grünen Wiesen und zahlreichen Wein- und Obstgärten eine Menge freundlicher Ortschaften mit ihren Thürmen und weißen Häusern auftauchen. Die Stadt, Station der Lyon-Pariser Eisenbahn, besteht aus den Orten **Clermont** und dem nahen, ehemals festen **Montferrand**, die beide durch Alleen verbunden und zu einer Stadt vereinigt sind, und ist aus der festen, dunkelfarbigen Lava von Volvic alterthümlich gebaut, mit engen, krummen und abschüssigen Straßen, die man jedoch zu verschönern und gesünder zu machen begonnen hat. Die öffentlichen Plätze der Stadt sind groß. Unter den Gebäuden sind die 1248 begonnene, unvollendete Kathedrale im gothischen Stil, welche die Stadt beherrscht und an der Nordfaçade schöne Skulpturen enthält, sowie die sehr schöne, 1834 restaurirte Kirche Notre Dame du Port (aus dem 11. Jahrh., im romanischen Stil, mit einer wunderthätigen Quelle in der Krypta), die Leinwandhalle, das Rathhaus, die Getreidehalle, der Justizpalast, das Lyceum und das Theater nambaft zu machen. C. ist Sitz eines Bischofs und besitzt eine Akademie der Wissenschaften, ein theologisches Seminar, eine Bibliothek (40,000 Bände), ein Museum, einen botanischen Garten, ein Collége, eine medicinische Schule, eine Musiklehranstalt ꝛc. Die Industrie der Einwohner, deren Zahl (1872) 37,357 beträgt, erstreckt sich vornehmlich auf die Fabrikation von Leder, Leinwand und Hanf; außerdem werden seidene Strümpfe, Chokolade, Papier, Seifen, Wachslichte und berühmtes Aprikosen- und anderes Fruchtmus bereitet, das weithin versendet wird. In merkantiler Hinsicht ist C. besonders als Entrepot für die Umgegend, selbst für Lyon, Bordeaux und Paris, wichtig. In einer der Faubourgs entspringt die berühmte, stark inkrustirende Quelle St. **Allyre** (von 18° R.), welche sich selbst eine Brücke gewölbt hat, ein Eisensäuerling, reich an kohlensaurem Eisen. Von römischen Alterthümern ist besonders eine Wasserleitung zu nennen. C. ist Geburtsort Gregors von Tours, Pascals und des Generals Desaix, dem auf der Place de Jaude ein Obelisk errichtet ist. C. war eine alte Stadt im Land der Arverner, die den Namen **Nemossus** führte; die Römer nannten sie **Augustonemetum**. Sie hatte ein Schloß, Clarus mons, woraus der heutige Name entstand. Im Jahr 253 bekehrte St. Austramonius die Einwohner der Stadt zum Christenthum und wurde der erste Inhaber des hier errichteten Bisthums. Ihr Senat und ihre Blüte bestanden bis in das 8. Jahrh., wo sie 761 von den Franken unter Pipin gänzlich zerstört wurde. Im Jahr 976 erlitt sie dasselbe Schicksal durch die Normannen. Im Mittelalter wurden hier sieben Kirchenversammlungen gehalten, worunter die merkwürdigste die von 1095, das große **Koncil von C.**, ist, dem Papst Urban II. selbst beiwohnte, und auf welchem der Gottesfriede und der erste Kreuzzug beschlossen wurden. Während der Kämpfe der Grafen gegen heimische und fremde Feinde (Engländer) flohen viele Bewohner des offenen Landes nach C.; später wurde C. Hauptstadt der Auvergne. Als König Philipp August 1212 dem Grafen Guido die Grafschaft genommen hatte, kam die Stadt in die Hände des Bischofs. Katharina von Medicis nahm sie als Gräfin von Auvergne wieder an sich. Ludwig XIII. ließ C. und Montferrand verbinden und nannte die Stadt C.-Ferrand.

3) C. de Lodève oder de l'Hérault, Stadt im franz. Departement Hérault, Arrondissement Lodève, an der Ergue und der Südbahn, hat eine dreischiffige Kirche (St. Paul) mit sehr hohem Thurm und großartiger Rosette, ein Collége, ein Handelsgericht und (1872) 5870 Einw., welche besonders Tuch (für die Levante), Leder und Grünspan fabriciren, auch Oel-, Wein- und Viehhandel treiben.

4) C. en Argonne, Stadt im franz. Departement Maas, Arrondissement Verdun, in bergiger Gegend, unweit der Aire, hat Fayence-, Glas-, Papier-, Eisenwaarenfabrikation und (1872) 1303 Einw. C. war vormals die feste Hauptstadt der alten Grafschaft **Clermontois**, welche 1564 der Bischof von Verdun an Karl II. von Lothringen, dieser aber 1641 an Ludwig XIII. abtrat. Ludwig XIV. ließ die Festungswerke schleifen und verlieh die Grafschaft dem Prinzen Condé.

Clermont (spr. klärmóng), rother franz. Muskateller, wird bei Clermont-Ferrand gewonnen.

Clermont-Tonnerre (spr. klärmóng-tónär), 1) **Stanislas, Graf von**, geb. 1747, Sprößling eines alten Adelsgeschlechts, dessen Stammsitz Clermont in der Gegend von Grenoble liegt und das noch in mehreren Linien blüht, war vor der Revolution Oberst, trat 1789 als Abgeordneter des Adels in die Versammlung der Reichsstände, stimmte zwar für die Vereinigung der drei Stände, für Abschaffung der Privilegien und für eine Konstitution, aber auch für Bildung zweier Kammern, für das königliche Veto und andere Prärogative der konstitutionellen Krone. Um dem Jakobinerklub die Wage zu halten, gründete er mit Malouet und anderen den Klub der Freunde der Monarchie, der sich aber, von Barnave als eine Gesellschaft von Verschwornen dargestellt, auflösen mußte. Auch das »Journal des impartiaux«, das er mit Fontanes herausgab, wurde nach zwei Monaten unterdrückt und C. in seinem Hotel von dem Pöbel bedroht. Während der Vorgänge vom 10. Aug. 1792 überfiel ihn ein Volkshaufen in seinem Hotel und schleppte ihn vor die Sektion. Hier als schuldlos entlassen, ward er im Haus der Gräfin Brissac, in das er geflohen, vom wüthenden Pöbel ermordet. Eine Sammlung seiner politischen Schriften erschien 1791 in 4 Bänden. Außerdem hat man von ihm: »Analyse de la constitution« (Par. 1791).

2) **Aimé Marie Gaspard, Herzog von**, Generalleutnant, Pair von Frankreich, Marine- und Kriegsminister, geb. 27. Nov. 1779 zu Paris, machte die Feldzüge in Italien, Deutschland und Spanien mit und ward 1808 Adjutant des Königs von Neapel, in dessen Gunst und Dienst er fortan blieb. Nach 1814 trat er mit dem Rang eines Obersten in die französische Armee zurück, ward Maréchal de Camp und nach der zweiten Rückkehr des Königs Pair von Frankreich und Kommandeur der Gardekavallerie. Seit 1817 stand er auf Seiten der reaktionären Partei und ward 1820 unter Villèle Marineminister und Generalleutnant. 1823 vertauschte er das Ministerium der Marine mit dem des Kriegs und betrieb mit Energie die Reorganisation des Heerwesens. Nach der Julirevolution weigerte er sich, der neuen Regierung den Eid der Treue zu leisten, und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb 8. Jan. 1865 auf seinem Schloß Glissolles.

Clerodendron *L.* (Loosbaum, Schicksalsbaum, Volkamerie oder Volkmannie), Pflanzengattung aus der Familie der Verbenaceen.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Sträucher und Bäume in heißen Ländern, mit ganzen, großen, meist breiten, selten gelappten, gegenständigen oder zu drei stehenden, ziemlich lang gestielten Blättern, in achselständigen Trugdolden oder endständigen Rispen geordneten, meist wohlriechenden Blüten und viersamiger Steinfrucht. Beliebte Zierpflanzen sind: C. fragrans *Willd.* (Volkameria fragrans *Vent.*), mit 1—2 Meter hohem Stengel, filzigen Aesten, eirunden, gezähnten, etwas filzigen, 10—18 Centim. langen Blättern und schönen weißen oder röthlichweißen, sehr wohlriechenden, in dichten Doldentrauben stehenden und meist gefüllten Blüten, welche aber des Nachts fast betäubend riechen, aus Japan; C. squamatum *Vahl* (Volkameria Kaempheri *Willd.*), mit langstieligen, herzförmigen, ganzrandigen Blättern und schönen, gelblich-scharlachrothen, in reichblumigen Rispen stehenden Blüten mit langen Staubgefäßen, aus China, Japan und Ostindien; C. Bungei *Steud.*, halbstrauchig mit großen, herzförmigen Blättern und rothen Blüten in dichten Doldentrauben von 16 Centim. Durchmesser und 8 Centim. Höhe, aus Nordchina stammend und als Gartenzierpflanze sehr empfehlenswerth, weil selbst in Norddeutschland bei einigem Schutz im Freien aushaltend.

Clerval (spr. -wall), Ort im franz. Departement Doubs, Arrondissement Beaumes les Dames, am Doubs, an der Paris-Lyoner Bahn, 49 Kilom. von Besançon, mit (1872) 1327 Einw. Hier während des deutsch-französischen Krieges Gefechte 12. Nov. 1870 und 3. Jan. 1871.

Clery (Notre Dame de C.), Städtchen im franz. Departement Loiret, Arrondissement Orléans, unweit der Loire, mit alter gothischer Kirche (im Mittelschiff über 60 Meter lang), in welcher sich Ludwig XI. beisetzen ließ, und (1872) 2828 Einw.

Cléfinger (in Frankreich: klefängscheh gespr.), Jean Baptiste Auguste, namhafter Bildhauer, geb. 1814 zu Besançon, war erst Schüler seines Vaters und ging dann nach Italien. Nach seiner Rückkehr stellte er von 1843 an im Pariser Salon zuerst Porträtbüsten, dann auch größere Figuren aus, von denen die von einer Schlange gestochene Frau, die junge Nereïde und die Bacchantin (1847 und 1848) den Künstler schnell zu einem Liebling des Publikums machten. In diesen Werken kündigte sich schon die charakteristische Eigenart des Künstlers an: er ging offenbar von der französischen Bildhauerei des 17. und 18. Jahrh. aus; weiche Behandlung des Marmors, die ans Flaue streift, und ein Hinarbeiten auf den sinnlichen, ja lüsternen Effekt hat er diesen Vorbildern entnommen; daneben verschmäht er auch nicht ganz unkünstlerische Reizmittel, wie er seiner Phryne ein wirkliches, abnehmbares Juwelenhalsband umgehängt hatte. Da er hiermit den Neigungen eines großen Theils des französischen Publikums entgegenkam und auch in der That von bedeutender Formgewandtheit unterstützt wurde, so erklären sich seine Erfolge und die zahlreichen Bestellungen, die ihm zu theil wurden. Freilich trafen ihn auch leidenschaftliche Angriffe, und zwar, was seine Behandlung der ernsten Stoffe anbelangt, mit gutem Recht, da es ihm völlig an strengem monumentalen Formgefühl gebrach (Statue der Freiheit, 1848, der Fraternité, 1848, eine Pietà, 1851, Marmorstandbild der Tragödie, welches letztere er 1852 für die Vorhalle des Théâtre Français auf Bestellung der französischen Regierung verfertigte). Die Reiterstatue Franz' I., die, in Bronze ausgeführt, den Louvrehof schmücken sollte, blieb Gipsmodell, und es kamen nur einige kleinere Bronzenachbildungen in den Handel. Trotz dieses Mißerfolgs erhielt C. den Auftrag, die Reiterstatue des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich auszuführen, die auf der Wiener Weltausstellung 1873 zu sehen war. Daneben fuhr er mit Darstellungen weiblicher Reize, die sich gewöhnlich einen religiösen oder mythologischen Namen gefallen lassen mußten, fort: Zingara, zwei Darstellungen der Sappho (Salon 1859), Cornelia mit ihren Kindern, ruhende Diana (1861), Faun, Bacchantin (1863), Kleopatra vor Cäsar (1869), Phryne vor dem Areopag, Tänzerin mit Kastagnetten, Ariadne auf dem Tiger, Entführung der Europa (Weltausstellung 1873), Werke, denen man heutzutage weit kühler gegenüber steht als früher. Großen Beifall fanden Cléfingers zahlreiche Büsten, weniger die männlichen, für die ihm die Wiedergabe der strengern Form nicht recht gelingen wollte, als die weiblichen, bei denen die weiche Behandlung des Marmors und die kokette Auffassung besser am Platz war. C. hatte sich verschiedener Auszeichnungen zu erfreuen und wurde 1864 zum Officier der Ehrenlegion ernannt. Er hat sich auch als Maler versucht, namentlich in Landschaften aus der römischen Campagna.

Clethra *Gärtn.* (Laubheide, Scheineller), Pflanzengattung aus der Familie der Ericeen, Sträucher und Bäume in Amerika mit abwechselnden, lederartigen, ganzen Blättern, weißen, in endständige Trauben gestellten Blüten und dreifächeriger, vielsamiger Kapsel. C. alnifolia *L.*, mit 1,25—1,5 Meter hohem Stamm, elliptisch spatelförmigen, scharf gesägten Blättern und wohlriechenden, in ährenförmigen, langen, einfachen, grauweißfilzigen Trauben stehenden Blüten, aus Nordamerika, und C. arborea *Ait.*, ein schöner immergrüner, baumartiger Strauch von 4—6 Meter Höhe, mit 8—16 Centim. langen Blättern und wohlriechenden, in großen, rispenförmigen, zusammengesetzten Endtrauben stehenden Blüten, von Madeira, werden als Zierpflanzen bei uns kultivirt; C. alnifolia hält bei uns im Freien sehr gut aus.

Cletus, wahrscheinlich identisch mit Anacletus I. (s. d.), nach einigen der zweite, nach anderen der dritte Nachfolger des Petrus auf dem römischen Bischofstuhl; Heiliger, dem der 26. April gewidmet ist.

Cleveland (spr. klihwländ), Stadt im nordamerikan. Staat Ohio, Grafschaft Cuyahoga, mit Zollhafen, das Emporium des nördlichen Ohio und nächst Cincinnati die bedeutendste Stadt im Staat, liegt an der Mündung des Cuyahogaflusses in den Eriesee und am Ende des Ohiokanals, der den See mit dem Mississippi verbindet, und ist, mit Ausnahme eines kleinen Theils unmittelbar am Fluß, auf einer Terrasse erbaut, die 25 Meter hoch über dem Spiegel des Sees liegt, auf welchen sie eine weite Aussicht hat. Die Lage ist sehr trocken und gesund. Die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, sind durchgängig 25 Meter breit, vielfach mit Bäumen bepflanzt (daher der Name Forest City) und zeigen schöne und großartige Gebäude. Ungefähr in der Mitte der Stadt befindet sich ein großer, von Bäumen beschatteter öffentlicher Platz (Square) mit dem Denkmal des Kommodore Perry, an dem das Countygerichtshaus und die presbyterianische Hauptkirche liegen. Im ganzen hat C. 136 Kirchen, darunter 12 katholische und 6 lutherische; es ist Sitz eines

katholischen Bischofs; die Israeliten haben 2 Synagogen. Von wissenschaftlichen Anstalten sind anzuführen: das Union Business College, das Ohio State Union Law College, 2 medicinische Schulen, ein katholisches Seminar und 2 sogen. Hochschulen (High schools), in denen, wie in allen öffentlichen Schulen der Stadt, auch Deutsch gelehrt wird. Unter den Industriezweigen steht wohl die Oelbereitung (16 Fabriken) obenan. Außerdem findet man Maschinenbauanstalten, Schiffswerften, eine großartige Eisenbahnwagenfabrik, Eisengießereien, Tuchfabriken, Brauereien, Papiermühlen, Böttchereien ꝛc. Sämmtliche 1149 größere gewerbliche Anstalten beschäftigten 1870: 10,063 Arbeiter. Sie machten Gebrauch von 274 Dampfmaschinen und 55 Mühlrädern und lieferten Waaren im Werth von 27,049,012 Doll. C. gegenüber liegt die Vorstadt Ohio City, mit jenem durch mehrere prachtvolle Brücken verbunden. Ein großartiger Bau ist die Wasserleitung, welche die Stadt mit dem klaren Wasser des Eriesees versieht und zugleich die Reinigung der Abzugskanäle, die fast durch die ganze Stadt gehen, besorgt. Der Hafen von C., einer der besten am Eriesee, wird durch die Mündung des Cuyahoga gebildet und ist auf beiden Seiten durch einen Damm, der 370 Meter in den See hinausgeht und einen Leuchtthurm trägt, gesichert. Diesem Hafen und seiner Lage am Ende des Ohiokanals verdankt C. seine Handelsbedeutung. Die Stadt besitzt (1872) 422 eigene Schiffe von 61,764 Tonnen Gehalt, und die Ausfuhr amerikanischer Produkte belief sich 1873 auf 1,429,973 Doll., die Einfuhr auf 506,052 Doll. Durch Eisenbahnen steht C. in direkter Verbindung mit New York, mit den Bahnen des Mississippithals und mit Philadelphia. Die Zahl der Bevölkerung, die 1799 noch aus einer einzigen Familie bestand, betrug 1850: 17,034, 1860: 43,550, 1870: 92,829 Seelen (wovon 18,806 Deutsche). C. wurde 1796 angelegt und erhielt den Namen vom General Moses Cleveland, einem Agenten der Connecticutlandgesellschaft, welcher die erste Vermessungskommission für die sogen. »Western Reserve« von Connecticut begleitete. Im Jahr 1836 wurde C. zur City erhoben. Unweit der Stadt auf dem Eriesee schlug der Commodore Perry 1814 die Engländer.

Cleveland (spr. klihwländ), fruchtbarer Landstrich im Nordriding der engl. Grafschaft York, am Leaven.

Clew (spr. kluh), Bai an der Westküste von Irland, Grafschaft Mayo, etwa 30 Kilom. tief und über 15 Kilom. breit, mit vielen Eilanden, unter denen die Insel Clare, an ihrer Mündung, am bedeutendsten. Am Nordufer derselben erhebt sich der Croaghpatrik zu 865 Meter Höhe.

Clianthus *Soland.* (Prachtblume), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, Sträucher oder Halbsträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, prachtvollen Blüten in end- oder achselständigen Trauben und langen, braunschwarzen Hülsen mit kleinen, nierenförmigen Samen. C. puniceus *Soland.* ist ein Strauch auf Neuseeland, mit aufrechtem, 1—1,5 Meter hohem, glattem Stengel, zweizeilig stehenden, unpaarig gefiederten Blättern, aufsitzenden, halbpfeilförmigen Afterblättern und großen, prächtigen, karmoisinrothen, in kurzen, wenigblumigen, aber zahlreichen, winkelständigen, herabhängenden, etwas filzigen Trauben stehenden Blüten. C. Dampieri *Hort. Angl.*, aus den Wüsten Australiens, dem vorigen ähnlich, aber kleiner, mattgrün, ganz mit weißen Haaren bedeckt und mit größeren und noch schöner gefärbten Blüten, ist eine der prachtvollsten Zierpflanzen, aber schwer zu kultiviren.

Cliché (das, franz. m., spr. -schē), Abklatsch, Abguß von Buchdruckletttern, Holzschnitten oder anderen zum Druck in der Buchdruckpresse bestimmten Formen. Man stellt die Cliché's aus einer dem Schriftmetall ähnlichen Legirung oder aus diesem selbst, außerdem auch aus Gutta Percha her; im letztern Fall besitzen sie zwar nicht die Dauer, wie im ersteren, aber den Vortheil leichterer Anfertigung und gestatten bei gehöriger Vorsicht auch eine sehr beträchtliche Anzahl guter Abdrücke. Die mittels der Galvanoplastik erzeugten, für den Buchdruck bestimmten und mit Schriftmetall hintergossenen Abformungen werden galvanische Cliché's, Elektro's, auch Galvano's genannt. Asphalt wurde ebenfalls zur Herstellung von druckfähigen Cliché's verwandt und zwar von einem Franzosen, B. Michel, der 1852 mit seiner Erfindung in die Oeffentlichkeit trat; aber die seitdem immer mehr ausgebildete Papierstereotypie (s. d.) hat das alte Clichirverfahren (s. Clichiren) fast ganz verdrängt.

Clichiren (franz., spr. klisch-, Abklatschen), das von dem aus Nürnberg gebürtigen Formschneider Selzam zu Leipzig um 1780 erfundene Verfahren, Holzschnitte zu vervielfältigen. Man drückt dabei die Holzschnitte mit der Bildfläche in geschmolzenes, eben aus dem flüssigen Zustand in den festen wieder übergehendes Letternmetall oder in eine Mischung verschiedener Metalle (zu typographischen Zwecken in eine bei 93° C. schmelzende Mischung von 2 Theilen Zinn, 3 Th. Blei und 5 Th. Wismut, zu Medaillenabdrücken, welche bronzirt werden sollen, von 1 Th. Zinn, 1 Th. Antimon, 2 Th. Wismut oder 4 Th. Wismut, 2½ Th. Blei, 2 Th. Zinn, 1 Th. Letternmetall), bestreut die auf diese Art erhaltene Matrize mit pulverisirtem Röthel oder schwärzt sie mit Lampenruß und befestigt sie dann auf ein mit einem Handgriffe versehenes Klötzchen oder Bretchen, um sie bequem und gefahrlos wiederum in geschmolzenes Letternmetall drücken oder schlagen zu können. Hierdurch erhält man einen zum Druck geeigneten erhabenen, dem Holzschnitt oder der abzuformenden Type gleichenden Abklatsch (Cliché), den man nun entweder auf Holzklötzchen mit Stiften befestigt, oder mit so viel Schriftzeug (Letternmetall) hintergießt, daß er die Höhe der Schrift erlangt. Um dieses Verfahren zugleich zu vervollkommnen und zu beschleunigen, bedient man sich der (von Pfnor in Darmstadt erfundenen) Clichirmaschine, die in neuerer Zeit durch Richard Kuhnau in Leipzig wesentlich vereinfacht und verbessert worden ist. Bei dieser wird die Schriftmater in ein aus stellbaren Eisenwinkeln gebildetes Kästchen gelegt, dieses mit flüssigem Schriftmetall gefüllt, welches nun durch das plötzliche Niederschlagen einer über dem Kästchen befindlichen, mit Metallgewicht beschwerten und unten mit einem Kolben, Bär genannt, versehenen Stange in die Mater und den für den Fuß der Typen bestimmten Raum scharf hineingetrieben wird. Es kommen diese Maschinen zunächst bei Herstellung mittelgroßer Typen ꝛc., für welche durch den Handguß oder auf der Gießmaschine nicht die erforderliche Kraft erzeugt werden kann, zur Verwendung, während ganz große Typen für Plakate, Cliché's von Holzschnitten ꝛc. meist auf dem Weg des Stereotypirens hergestellt und dann auf einem Holzfuß befestigt werden. Als Matrizen werden bei der Clichirmaschine entweder gewöhnliche geschlagene Kupfermatrizen,

oder auch durch die Galvanoplastik, oder mittels Gipsabguß gewonnene benutzt, da die durch Clichirung herstellbaren nicht die für oft wiederholten Guß erforderliche Dauer besitzen und schmelzen würden. Bei der Reproduktion von Holzschnitten oder dergleichen gibt man jedoch jetzt allgemein der Galvanoplastik den Vorzug.

Clichy (spr. klischi), 1) C. la Garenne, Ort im franz. Departement Seine, Arrondissement St. Denis, an der Seine bei Neuilly, zum Theil mit Paris vereinigt, mit (1872) 14,599 Einw., ist von sehr vielen Wäscherinnen bewohnt und hat zahlreiche Fabriken, namentlich für chemische Produkte (Ammoniak 2c.) und Darmsaiten. Der Ort stand schon im 6. Jahrh. Im Jahr 1612 war daselbst St. Vincent de Paul Priester. — 2) C. en l'Aunoy, Dorf im franz. Departement Seine-et-Oise, Arrondissement Pontoise, 37 Kilom. von Versailles, im Wald von Bondy, mit 250 Einw., ein wichtiger Punkt bei der Cernirung von Paris 1870—71. — 3) Name des alten Pariser Schuldgefängnisses in der Rue de C., ehedem officiell »La Dette« genannt.

Cliens, Clientēla (lat.), s. Klient, Klientel.

Clifden (spr. klifd'n), eine 1812 gegründete Stadt in der irischen Grafschaft Galway, an der Ardbearbai, hat 2 Kirchen, eine Kaserne und 1400 Einw., welche Seefischfang und Küstenhandel treiben.

Clifford (spr. -förd), 1) Rosamunde, Tochter des Walter Fitz-Ponce, war die Geliebte König Heinrichs II., der, um sie vor seiner Gemahlin Eleonore zu verbergen, das Labyrinth in Woodstock gebaut haben soll. Sie gebar dem König zwei Söhne, Wilhelm Langschwert und Gottfried, später Bischof von Lincoln und Reichskanzler. Als Heinrich II. nach der Normandie gezogen war, drang die Königin in das Schloß Woodstock und ließ Rosamunde 1171 durch Gift tödten. Ihr Schicksal war ein Lieblingsthema der altenglischen Volksballade und wurde auch von mehreren neueren Dichtern behandelt.

2) George C., Graf von Cumberland, Günstling der Königin Elisabeth, geb. 1558 auf dem Schloß Brougham in Westmoreland, bereitete sich zum Seedienst vor, studirte zu Cambridge Mathematik und zeichnete sich am Hof durch Glanz und Gewandtheit, besonders bei den Ritterspielen, so aus, daß ihn die Königin zu ihrem Ritter erhob. Als die Armada England bedrohte, verstärkte er die königliche Flotte durch mehrere auf seine Kosten gebaute Schiffe, sodann 1586 nochmals behufs eines Angriffs auf die Azoren. Aber durch einen unbesonnenen Angriff auf Terceira, durch Hunger und Krankheit verlor er so viele Leute, daß die Schiffe 1589 kaum nach England zurückkehren konnten. Gleichwohl unternahm er 1598 abermals mit 11 Schiffen einen Kaperzug gegen die Spanier und Portugiesen in die westindischen Gewässer, aber auch diesmal ohne Glück. In dem Proceß der Königin Maria Stuart saß er unter den Richtern. Durch seine Intriguen bewirkte er die Verhaftung des Grafen von Essex und hintertrieb hernach die Versuche desselben, die Bürger von London zum Aufstand zu reizen. Er starb 30. Okt. 1605 in zerrütteten Vermögensverhältnissen.

3) Thomas, geb. 1. Aug. 1630, ward 1660 Mitglied des Unterhauses, wirkte zu Karls II. Zurückberufung mit, nahm an mehreren Seeunternehmungen gegen die Holländer theil und ward 1668 Schatzmeister des Königs. Er war Mitglied des berüchtigten Ministeriums Cabal. Zum Katholicismus übergetreten, mußte er infolge der Testakte sein Amt niederlegen und starb 1673, nachdem er 22. April 1672 als Baron C. von Chudleigh in den Peersstand erhoben worden.

Clifford (spr. -förd, Clifford), George, engl. Gesandter in Holland, machte sich durch die Unterstützung, die er Linné gewährte, um die Naturwissenschaft verdient. Auf seinem Gut Hartecamp bei Haarlem hatte er den prächtigsten und reichsten botanischen Garten in Europa, eine Menagerie vierfüßiger Thiere und Vögel, ein naturhistorisches Museum und ein reiches Herbarium. Er wählte Linné zum Hausarzt und Aufseher seines Gartens und bestritt die Kosten der Herausgabe von dessen »Hortus Cliffortianus«. Er starb 1750.

Clifton (spr. klifft'n), Vorstadt von Bristol, in reizender und gesunder Lage, mit den Hottwells, einem Gesundbrunnen (s. Bristol 1).

Clinchant (spr. klängschäng), Justin, franz. General, war 1866 Brigadegeneral und stand als solcher beim Ausbruch des Kriegs von 1870 in dem 3. Armeekorps (Bazaine). Er machte die Kämpfe von Metz mit, und während der Kapitulation gelang es ihm, zu entkommen. Darauf stellet er sich der Pariser Regierung zur Verfügung, erhielt bei der Organisation der Bourbaki'schen Ostarmee das Kommando des 20. Armeekorps mit dem Rang eines Divisionsgenerals und wohnte dem Treffen bei Villersexel (9. und 10. Jan. 1871) und der dreitägigen Schlacht vor Belfort bei. Da Gambetta mit den weiteren Operationen Bourbaki's unzufrieden war, so ernannte er an dessen Stelle C. zum Obergeneral der Ostarmee und befahl ihm, alles aufzubieten, um der Nothwendigkeit eines Rückzugs nach Pontarlier auszuweichen. Das Telegramm kreuzte sich mit demjenigen, welches 26. Jan. den Selbstmordversuch Bourbaki's nach Bordeaux meldete. C., welcher 27. Jan. das Oberkommando übernahm, blieb aber bereits nichts anderes mehr übrig als der Rückzug nach Pontarlier und der Uebertritt mit der ganzen Armee in die Schweiz 1. Febr., zu welchem Zweck er mit dem eidgenössischen General Herzog unterhandelte und in der Frühe des 1. Febr. einen Vertrag abschloß. Nach Unterzeichnung der Präliminarien von Versailles kehrte er nach Frankreich zurück. Bei dem Aufstande der Pariser Nationalgarde vom 18. März bot er dem Präsidenten Thiers seine Dienste an, wurde zum Kommandanten des 5. Korps in der Armee Mac Mahons ernannt und drang 23. Mai mit seinen Truppen in Paris ein. Bei der Reorganisation der Armee 1873 erhielt er das Kommando über das 1. Armeekorps mit dem Sitz in Lille.

Clinch River (spr. klintsch riw'r), Fluß in den nordamerikan. Staaten Virginia und Tennessee, entspringt in jenem, fließt dann in südwestlicher Richtung durch Tennessee und mündet nach einem Laufe von ca. 320 Kilom. in den Tennessee.

Clinici (lat., v. Griech.), Christen, welche auf dem Krankenbett bei Todesgefahr getauft worden waren. Man besprengte sie nur mit Wasser, während Gesunde ganz untergetaucht wurden.

Clinicum (lat.), s. v. w. Klinik.

Clinton (spr. klint'n), Hauptstadt einer Grafschaft im nordamerikan. Staat Jowa, Fulton gegenüber am Mississippi, über den eine prächtige neu erbaute Eisenbahnbrücke (520 Meter lang) führt, wurde erst 1855 gegründet und zeichnet sich durch blühendes Fabrikwesen und bedeutenden Breterhandel aus.

Von der (1870) 6129 Seelen zählenden Bevölkerung sind etwa ein Viertel Deutsche.

Clinton (spr. klint'n), Sir Henry, engl. General, diente zuerst im Siebenjährigen Krieg in Deutschland, wurde 1758 Hauptmann, zeichnete sich 1775, mit Burgoyne und Howe als Generalmajor nach Nordamerika gesandt, durch die Wegnahme von New York so aus, daß er 1778 an Stelle Howe's das Oberkommando erhielt. Er mußte zwar vor Washington Philadelphia räumen, leitete aber den Rückmarsch durch Jersey mit großer Geschicklichkeit. Bei der Einnahme von Charleston ließ er die grausamsten Metzeleien verüben. 1780 mißlang ihm ein Angriff auf die Franzosen, die unter Lafayette Rhode Island besetzt hielten, ebenso die Bestechung des Generals Arnold, der ihm West Point überliefern sollte. Nach der Kapitulation des Lords Cornwallis in Yorktown wurde er 1782 abberufen, erhielt das Gouvernement von Limerick, wurde Parlamentsmitglied und später Gouverneur von Gibraltar, wo er 24. Dec. 1785 starb. Er schrieb: »Memoiren über die Geschichte des amerikanischen Krieges« (Lond. 1784).

Clintongruppe (spr. klint'n-), in Nordamerika Bezeichnung einer Ablagerung der Silurformation, welche durch rothe Sandsteine und grüne Schieferthone mit untergeordneten Kalksteinen und einem 1/8—1/2 Meter mächtigen Eisenflötz charakterisirt ist.

Clio *L.*, Weichthiergattung aus der Ordnung der Flossenfüßer (Pteropoda) und der Klasse der Bauchfüßer (Gastropoda), 1,8—4 Centim. lange Thiere mit nacktem, meist spindelförmigem Körper, deutlich geschiedenem Kopf, einem Flossenpaar am Halstheil und einem zwischen den Flossen auf der Bauchseite entspringenden Anhang. Die hellbläuliche C. borealis *L.* ist sehr gemein im Grönländischen Meer und bildet die Hauptnahrung vieler Raubfische, des Finnfisches, des Grönlandwales und der dreizehigen Möve.

Clique (franz., k., spr. klik), eine von einer größern Gesammtheit sich absondernde Verbindung oder Genossenschaft, deren Mitglieder, sich eng an einander anschließend, ihr Interesse über alles setzen und dasselbe auf jede Weise, selbst auf Kosten der Wahrheit und durch Ränke, zu fördern suchen.

Cliffa (Klis), Marktflecken im dalmatischen Kreis Spalato, mit kleiner Bergfestung, welche den Gebirgspaß Clapavizza vertheidigt, und 1200 Einw.; das altrömische Andetrium. In der Nähe der 1620 Meter hohe Mossorberg.

Clisson (spr. -óng), Stadt im franz. Departement Niederloire, Arrondissement Nantes, am Zusammenfluß der Sèvre nantaise und der Moine, Station der Orléansbahn, mit (1872) 2812 Einw., welche Leinwand-, Chemikalien-, Papierfabrikation, Baumwollspinnerei und Getreidehandel treiben. C. und sein gewaltiges Schloß, das Muster eines Feudalsitzes, dessen Trümmer (mit 3 Meter dicken Mauern) die Stadt beherrschen, wurde im Vendéerkriege 1793 völlig zerstört und gewährt seit dem Wiederaufbau ein völlig italienisches Ansehen.

Clisson (spr. -óng), Olivier de, franz. Ritter, geb. 1336 in der Bretagne, focht erst auf Seiten der Engländer, trat aber zu den Franzosen über und ward Du Guesclins Waffenbruder. Seiner Grausamkeit wegen hieß er der Schlächter (le boucher). Eine Zeitlang Johann von Montforts, Herzogs von Bretagne, Gefangener, ward er 1380 Du Guesclins Nachfolger als Connétable und übte seitdem großen Einfluß auf König Karl VI.; nachdem dieser aber in Wahnsinn gefallen und als ruchbar geworden war, welche Reichthümer C. angehäuft, ward er von den Herzögen von Berri und Burgund gestürzt und 1392 vom Parlament zur Verbannung und zu 100,000 Mark Silber Strafe verurtheilt. Er starb 1407 auf seinem Schlosse Josselin in der Bretagne.

Clitheroe (spr. klith'ro), Stadt in der engl. Grafschaft Lancashire, nördlich von Manchester, auf einer Anhöhe im Thal des Ribblefluss, hat eine lat. Schule, ein Handwerkerinstitut, eine Schloßruine, einen besuchten Gesundbrunnen, bedeutende Baumwollfabrikation, Maschinenweberei, Kalkbrennerei und (1871) 8217 (als Parlamentsborough 11,786) Einw.

Clitoria *L.* (Klitorie, Schamblume, Schmaltekraut), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, kletternde Kräuter mit Bohnenblättern, großen, verschieden gefärbten Blumen und schmaler, zusammengedrückter, vielsamiger Hülse. C. Ternatea *L.*, mit großen, blauen oder weißen Blüten, in Ostindien, läuft hoch an Bäumen hinan und schlingt sich so fest um dieselben, daß sie Kerben in die Rinde macht. Die Blüten werden in Ostindien als Gemüse gekocht, vorzüglich aber benutzt, um den Reis blau zu färben. Die dünne, faserige Wurzel, Blätter und Samen wirken brechenerregend; man kultivirt diese und mehrere andere Arten bei uns als Zierpflanzen.

Clitumnus, im Alterthum ein mittelbarer Nebenfluß des Tiber in Umbrien, jetzt Clitunno. Von Mevania (jetzt Bevagna) an hieß er ehedem wahrscheinlich Timia. An seinem Quell zwischen Foligno und Spoleto stand ein Tempel des Flußgottes C. sowie zahlreiche Tempelchen, deren eins sich bis heute als christliche Kapelle (San Salvatore) erhalten hat. Das Rindvieh, das aus der Quelle trank, warf, nach dem Glauben des Volks, weiße Kälber. Noch heute trifft man hier breitgehörnte weiße Rinder, wie sie schon Virgil besingt, in größerer Zahl.

Clive (spr. klaiw), Robert, Baron von Plassey, Lord, Gründer der britischen Macht in Ostindien, geb. 29. Sept. 1725 als Sohn eines Rechtsgelehrten auf dem Gut Styche in Shropshire, kam, da er wenig Lust an den Studien zeigte, als Schreiber in die Dienste der Ostindischen Kompagnie, die ihn 1743 nach Madras sandte. Hier vertauschte er bald die Feder mit dem Degen und zeichnete sich im Kriege gegen die Franzosen und die Eingebornen aus. Vor Pondichéry 1744 wurde er Fähnrich und 1748 zum Zahlmeister ernannt. In den folgenden Jahren schlug er mehrmals mit geringen Streitkräften den überlegenen Feind. Um sich von einer Nervenkrankheit zu erholen, kehrte er 1753 nach England zurück. Zum Oberstleutnant und Befehlshaber des Forts St. Georg mit der Aussicht auf die Statthalterschaft von Madras ernannt, kehrte er 1755 nach Ostindien zurück und züchtigte sofort die mahrattischen Raubstaaten. Den Nabob von Bengalen, Surahjah Dowla, der unter Plünderungen in die britischen Besitzungen eingefallen war, zwang er mit geringer Macht zum Frieden und zum Verzicht auf Kalkutta. Ein von demselben abermals, im Einverständnis mit Frankreich, zusammengebrachtes Heer von 20,000 Reitern und 40,000 Fußgängern wurde von der kleinen Streitmacht Clive's 26. Juni 1757 bei Plassey vollständig geschlagen, die Hauptstadt Murschidabad erobert,

der Nabob selbst auf der Flucht getödtet und sein Verwandter, Mir Jaffier, gegen Bezahlung einer ungeheuren Summe, von welcher C. allein 260,000 Pfd. Sterl. erhielt, zum Nabob ernannt. Dieser Sieg legte den Grund zur britischen Macht in Ostindien. C. kehrte 1760 nach England zurück, der König erhob ihn zum Peer von Irland und Baron von Plassey. Als neue Unruhen in Bengalen ausbrachen, übertrug die britische Kompagnie C. die Präsidentschaft und das Kommando in Bengalen mit außerordentlicher Vollmacht. Bei seiner Ankunft 1765 war der Nabob von Audh schon geschlagen, und der Mogul hatte sich unter englischen Schutz begeben. C. ließ sich von letzterem mit den Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa belehnen und gewann so der Kompagnie einen großen Länderstrich mit mehr als 15 Mill. Bewohnern. Nachdem er alle Aufträge erfüllt, die Finanzen geordnet und ein neues Regierungssystem begründet hatte, legte er 1767 seine Würde nieder und kehrte mit ungeheuren Reichthümern nach England zurück. Der König verlieh ihm den Bathorden, das Volk aber beschuldigte ihn, seine Gewalt überschritten und mancherlei Ungerechtigkeiten begangen zu haben; doch ging er aus dem hieraus entstandenen Proceß siegreich hervor. Das ihm beim Ausbruch des Kriegs in den amerikanischen Kolonien angebotene Oberkommando lehnte er ab. Die Demüthigung, daß er, der über Kronen und Millionen Sklaven geboten, sich vor einem Parlament rechtfertigen mußte, verdüsterte sein Gemüth so, daß er 22. Nov. 1774 seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Seine Biographie schrieben Caraccioli (Lond. 1775—76, 4 Bde.), Malcolm (das. 1836, 3 Bde.), Gleig (das. 1848, neue Ausg. 1861). Vgl. auch den Essay von Macaulay (Ausgewählte Schriften, Bd. 1, deutsch Braunschw. 1861).

Clivia (Clivus), lat. Name der Stadt Kleve.

Clodia, Schwester des Publius Clodius Pulcher, s. Clodius 1).

Clodius, 1) Publius C. Pulcher, röm. Demagog, aus dem patricischen Geschlecht der Claudier, diente zuerst unter Lucullus im dritten Mithridatischen Krieg, wiegelte aber, da er die erwartete Auszeichnung nicht fand, das Heer gegen jenen auf. Vom Prokonsul von Cilicien, Q. Marcius Rex, mit der Leitung der Flotte betraut, gerieth er in die Gefangenschaft der Seeräuber; doch entließen ihn dieselben aus Furcht vor Pompejus. Hierauf focht er mit den Syrern gegen die Araber, fing aber auch hier Unruhen an und hätte beinahe sein Leben verloren. Im Jahr 65 v. Chr. klagte er in Rom den Catilina wegen Erpressungen an, ließ sich jedoch von demselben bestechen, ging 64 mit dem Proprätor L. Murena in das transalpinische Gallien und suchte sich daselbst durch schändliche Mittel zu bereichern, weshalb ihn nach seiner Rückkehr Cicero angriff. Zu Ende des Jahrs 62 bereits zum Quästor für das folgende Jahr ernannt, beging er einen Frevel gegen die Bona Dea, indem er sich an deren Festfeier im Haus des Cäsar in weiblicher Kleidung bei Pompeja, der Gemahlin Cäsars, einschlich, wurde aber von bestochenen Richtern freigesprochen. Da Cicero bei diesem Proceß gegen C. Zeugnis ablegte und im Senat sich gegen ihn aussprach, so faßte C. seitdem einen tödtlichen Haß gegen jenen. Nachdem C. hierauf Quästor in Sicilien gewesen, ward er trotz seiner patricischen Abkunft, nachdem er auf Cäsars Betrieb von einem Plebejer adoptirt worden, zum Volkstribun erwählt. Durch Gesetze über Herstellung der Zünfte, Beschränkung des censorischen Rügerechts und Aufhebung des Einflusses der Auspicien auf die Volksversammlungen schadete er zwar dem Staat, erwarb sich aber dadurch und noch mehr durch ein anderes Gesetz, welches Vertheilung von Getreide an das Volk anordnete, die Gunst des letztern und griff nun Cicero durch die Rogation an, daß jeder, der einen römischen Bürger ohne Urtheil und Recht getödtet habe, geächtet werden solle. Infolge davon ging Cicero 58 ins Exil, worauf C. Cicero's Villen zerstören ließ, sein ebenfalls zum Theil abgebranntes Haus aber sowie andere Gebäude an sich zu bringen wußte, um einen Prachtbau für sich zu gewinnen. Sowohl in seinem Interesse, als in dem von anderen, die ihn erkauften, erlaubte sich C. als Tribun jede Gewaltthat. Selbst Pompejus war vor seinen Nachstellungen nicht sicher und wagte, so lange C. im Amt war, kaum noch auf dem Forum und in der Kurie zu erscheinen. Auch gegen Cäsar erhob sich C. zu Ende seines Tribunats und bestritt die Gültigkeit der von demselben beantragten Gesetze. Cicero's Rückkehr suchte C. durch tribunicischen Einspruch und durch Waffengewalt zu hindern. Als der Tribun Publius Sextius den Konsul Metellus bei einer Verhandlung unterbrach, mißhandelte ihn C. so, daß derselbe kaum mit dem Leben davonkam. Er belagerte ferner das Haus des Milo, eines andern Tribuns, und bedrohte diesen, wo er öffentlich erschien. Vergeblich belangte ihn Milo gerichtlich; die Untersuchung wurde durch die Freunde des C. verhindert, und dieser setzte seine Gewaltthaten fort. Er verbrannte den Tempel der Nymphen, in welchem die censorischen Urkunden aufbewahrt wurden, störte die apollinarischen Spiele des Prätors L. Cäcilius und belagerte diesen in seinem Haus. Dem endlich zurückgerufenen Cicero legte er sogleich eine entstandene Theurung zur Last, und dessen Antrag, die Oberaufsicht über die Getreidezufuhr dem Pompejus zu übertragen, erklärte er für einen Verrath am Senat. Durch Senatsbeschluß erhielt Cicero sein Haus zurück, wurde aber beim Neubau fortwährend durch die Angriffe der Anhänger des C. gestört. Inzwischen hatte sich C. mit Pompejus wieder ausgesöhnt und unterstützte denselben sowie Crassus in ihrer Bewerbung um das Konsulat. Seine Hoffnung war, durch beide eine einträgliche außerordentliche Gesandtschaft zu erhalten. Indessen blieb, wie es scheint, C. in Rom und verhielt sich in den nächsten Jahren ruhiger. Erst 53, als er sich um die Prätur und Milo, sein Gegner, um das Konsulat bewarb, kam es wieder zum offenen Parteikampf, so daß die Wahlkomitien unterbleiben mußten und zu Anfang des Jahrs 52 Rom weder Konsuln, noch Prätoren hatte. Am 19. Jan. begegnete C. auf der Appischen Straße unweit Bovillä dem Milo, und es entspann sich zwischen beider Gefolge ein Streit, worin C. verwundet ward. Er wurde in ein nahes Gasthaus gebracht, aber auf Befehl Milo's wieder herausgerissen und auf der Straße ermordet. Seinen Leichnam trug das Volk in die hostilische Kurie und verbrannte ihn hier auf einem Scheiterhaufen, wobei die Kurie und die nahe gelegene Basilica Porcia in Feuer aufgingen. Des C.' Schwester Clodia, ebenfalls mit Cicero verfeindet, von großer Schönheit, aber so sittenlos, daß sie den Spottnamen Quadrantaria (von quadrans, ein Viertelas), der sie den niedrigsten Dirnen zugesellte,

erhielt, soll ihren Gemahl, Q. Metellus Celer, der 60 v. Chr. Konsul war, vergiftet haben. Als sie gegen ihren Buhlen, M. Cölius Rufus, aus Rache, weil er sie verlassen, Anklage erhob, daß er sie zu vergiften gesucht habe, vertheidigte Cicero diesen in einer noch erhaltenen Rede.

2) Decimus C. Albinus, s. Albinus.

Clodius, 1) Christian August, deutscher Philosoph und Dichter, geb. 1738 zu Annaberg, studirte zu Leipzig Theologie und schöne Wissenschaften, wurde schon in seinem 21. Jahr Professor der Philosophie daselbst, erhielt 1784 den Lehrstuhl der Dichtkunst und Beredsamkeit, starb aber noch in demselben Jahr 30. Nov. Seinen literarischen Ruf hatte er 1767 durch seine »Versuche aus der Literatur und Moral« begründet. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: »Medon, oder die Rache des Weisen« (Schauspiel, Leipz. 1764); »Neue vermischte Schriften« (das. 1780, 4 Bde.) und »Odeum« (das. 1784, 2 Bde.). Verdienstlicher als seine Gedichte sind seine kritischen und ästhetischen Arbeiten, worin er sich als einen Anhänger Gottscheds bekundet. Goethe, der in Leipzig C.' Vorlesungen besuchte, persiflirte den Gelegenheitsdichter im 2. Bande von »Wahrheit und Dichtung«, und sein Stück »Medon« in einem witzigen Epigramm. Vgl. Ernesti, Elogium Chr. A. Clodii (in den Opuscula oratoria, S. 145—156, Leipz. 1762), und Morus (in der Vorrede zu Clodii dissertationes et carmina, das. 1787). — Auch seine Gattin, Julie Friederike Henriette, geborne Stölzel, gest. 1803 in Dresden, war literarisch vielfach thätig.

2) Christian August Heinrich, deutscher Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 21. Sept. 1772 zu Altenburg, war seit 1800 außerordentlicher und seit 1811 ordentlicher Professor der praktischen Philosophie zu Leipzig und starb daselbst 30. März 1836. Er übersetzte mehreres aus dem Französischen, z. B. Lafontaine's »Fabeln« (Leipz. 1803, 2 Bde.), gab Seume's »Spaziergang nach Syrakus« und Klopstocks »Nachlaß« (das. 1821, 2 Bde.) heraus und schrieb außerdem: »Gedichte« (das. 1794); »Fedor, der Mensch unter Bürgern« (das. 1805, 2 Bde.); »Entwurf einer systematischen Poetik« (das. 1804, 2 Bde.); »Grundriß der allgemeinen Religionslehre« (das. 1808); »Von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtsein« (das. 1818—22, 4 Bde.). Nach seinem Tod erschien sein allegorisches Gedicht »Eros und Psyche« (Leipz. 1839).

Clodt-Jürgensburg, Peter, Baron von, russ. Bildhauer, geb. 29. Mai 1805 in Reval als Sohn eines Generalmajors, trat in die Artillerieschule zu Petersburg ein und avancirte bald zum Officier; doch siegte die Liebe zur Kunst, und wie er schon als Knabe am Studium des Pferdes sein größtes Wohlgefallen gehabt, so neigte er sich jetzt vorwiegend der künstlerischen Darstellung der Thierwelt, besonders des Pferdes, zu. Er trat trotz seines reifern Alters als Schüler in die Petersburger Akademie der Künste ein und erlernte Zeichnen und Modelliren kunstgerecht. Seine Pferdestudien fanden bald allgemeine Anerkennung, erst in seinem Vaterland und dann in ganz Europa. Besonders liebte er es, das sich bäumende, ankämpfende, den Aufruhr der Muskeln zeigende Pferd bald in Holz, bald in Gips und danach in Guß darzustellen. Auf der 1838 errichteten Triumfalnaja Worota (Siegespforte) in Petersburg sind die vier wild dahinbrausenden Rosse der Quadriga sein Werk. Auch die kolossalen Gruppen der Rossebändiger auf der auf dem Newskijprospekt in Petersburg befindlichen Anitschkow'schen Brücke sind von C. modellirt. Eine Nachbildung derselben befindet sich in Berlin vor dem königl. Schloß auf der neuen Terrasse auf der Lustgartenseite (s. Tafel »Bildhauerkunst VII«, Fig. 8). Andere derartige Meisterwerke Clodt-Jürgensburgs sind vor mehreren Manègen kaiserlicher Residenzen und in anderen Städten des Reichs aufgestellt. Von ihm ist auch die in Petersburg aufgestellte kolossale, 19 Fuß hohe Reiterstatue des Kaisers Nikolaus, welche 7. Juli 1859 enthüllt ward. Neben diesen monumentalen Leistungen hat man die kleineren Darstellungen von Kosaken- und Steppenpferden nicht zu übersehen, welche für den Künstler und für Pferdeliebhaber im höchsten Grad anziehend sind und ganz besonders Zeugnis von Clodt-Jürgensburgs liebevollem Studium und feiner, naturwahrer Auffassung geben. C., seit 1835 Mitglied der Berliner Akademie der Künste, wurde 1848 Professor und Mitglied der Petersburger Akademie. Er starb 1867.

Clölia, eine römische Jungfrau, welche, nach der römischen Sage mit anderen Jungfrauen dem König Porsenna als Geisel übergeben, an der Spitze von jenen den Tiberstrom durchschwamm und glücklich zu den Ihrigen entkam. Von den Römern dem Porsenna zurückgeschickt, wurde sie von diesem freigegeben und erhielt überdies die Erlaubnis, einen Theil der Geiseln mit sich zu nehmen, worauf sie die der Mißhandlung am meisten ausgesetzten Minderjährigen erwählte. In Rom wurde C. durch eine Reiterstatue geehrt.

Clogher (spr. klóher), 1) alte Stadt in der irischen Grafschaft Tyrone (Provinz Ulster), am Launay, war ehedem anglikanischer Bischofssitz, der später nach Armagh verlegt ward, hat noch eine Kathedrale und einen bischöflichen Palast, ist sonst aber zu einem unbedeutenden Ort herabgesunken mit etwa 900 Einw. — 2) Ort und besuchtes Seebad in der irischen Grafschaft Louth, nördlich von Drogheda, mit 800 Einw.

Clonakilty (spr. klonä-), Marktstadt in der irischen Provinz Cork, an der gleichnamigen Bai, südwestlich von Bandon, größtentheils seit 1790 erbaut, mit 3070 Einw.; war früher ein wichtiger Sitz der Leinwandfabrikation und treibt jetzt vorzugsweise Küstenhandel und Fischerei. Der Hafen ist durch eine Barre mit nur 3,6 Meter Wasser geschlossen.

Clonmel (spr. klönmell), Stadt in der irischen Grafschaft Tipperary, links am schiffbaren Suir, über den drei Brücken nach dem jenseitigen kleinern, zur Grafschaft Waterford gehörigen Theil der Stadt führen, ist in einem reizenden Thal gelegen und schön gebaut, hat 2 Klöster, ein Hospital und Irrenhaus und 10,000 Einw., welche Brauerei und Brennerei und wichtigen Handel mit Landesprodukten, besonders Schinken, Butter und Korn, treiben. C., ein sehr alter Ort, war früher eine Festung, deren Werke durch Cromwell geschleift wurden. Die Stadt ist Geburtsort des Dichters Lawrence Sterne.

Clontarf (spr. klonn-), Dorf, etwa 7 Kilom. von Dublin, am Meer gelegen, mit altem Schloß und sehr besuchtem Seebad.

Cloots, Jean Baptiste du Val de Grâce, Baron von, gewöhnlich Anacharsis C., eigentlich Klotz, einer der seltsamsten Schwärmer während der franz. Revolution, geb. 24. Juni 1755 bei Kleve, wurde vom 11. Jahr an zu Paris erzogen.

Durch das eifrige Studium der Alten begeisterte er sich für die altgriechische Demokratie so, daß er unter dem Namen Anacharsis Europa bereiste, um für Herstellung derselben zu wirken; die Vereinigung aller Völker zu einer Familie war sein Ideal. Die franz. Revolution schien ihm die Realisirung desselben zu verheißen; er erschien 19. Juni 1790 an der Spitze eines bunt gekleideten Haufens, der die Abgeordneten der verschiedenen Völker des Erdkreises vorstellte, vor der Nationalversammlung, überreichte ihr eine Dankadresse für die Erhebung gegen die Tyrannen und bat um Aufnahme aller in Paris befindlichen Fremden in die französische Gemeinschaft. Als Mitglied der konstituirenden Versammlung forderte er namentlich den Tod der deutschen Fürsten und steuerte zur allgemeinen Bewaffnung Frankreichs 12,000 Franken bei. 1793 von dem Oisedepartement in den Konvent gewählt, beantragte er als Feind des Königthums und des Christenthums eine radikale Reform in Politik und Religion. Für den Tod Ludwigs XVI. stimmte er im Namen des Menschengeschlechts. Als ein Adliger und Reicher wurde er endlich aus dem Klub der Jakobiner ausgeschlossen, in den Fall Héberts verwickelt, 15. März 1794 verhaftet und 24. März hingerichtet. Er hinterließ eine Menge Schriften, darunter: »Certitude des preuves du Mohammédisme« (Lond. 1780); »L'orateur du genre humain, ou dépêches du prussien Cloots au prussien Herzberg« (1791) und »Base constitutionnelle de la république du genre humain« (1793).

Clofen, Karl, Freiherr von, bayr. Staatsmann, geb. 1. Jan. 1787 zu Zweibrücken aus einem altadligen Geschlecht, Sohn Ludwig Clofens (geb. 1755, gest. 1830), der im amerikan. Freiheitskrieg 1780—83 als Adjutant Rochambeau's unter Washington focht und später in franz. Diensten bis zum Maréchal de Camp avancirte. C. studirte 1802—1804 zu Wien und Landshut, ward 1814 Kreisrath, machte den Feldzug von 1814 unter Wrede mit, wurde 1817 Regierungsrath im Ministerium des Innern, 1819 Ministerialrath und wohnte als Abgeordneter der adligen Gutsbesitzer allen Landtagen bis 1831 bei. Wegen seiner liberalen Opposition 1825 in Ruhestand versetzt, widmete er sich dem Betrieb landwirtschaftlicher Unternehmungen und der Hebung der unteren und mittleren Volksklassen. 1831 verweigerte ihm die Regierung den Eintritt in die Kammer, und 1833 wurde sogar eine Kriminaluntersuchung wegen Majestätsbeleidigung gegen ihn eröffnet, welche erst 1840 durch Urtheil des Oberappellationsgerichts mit seiner Freisprechung endigte. Wieder in die Kammer der Abgeordneten zugelassen, wirkte er hier 1846—48 vermittelnd. Im Vorparlament zu Frankfurt zum Mitgliede des Fünfzigerausschusses gewählt, wohnte er nur wenigen Sitzungen desselben bei, da er vom König Maximilian II. zum Bundestagsgesandten, dann zum Bevollmächtigten bei der Centralgewalt ernannt wurde. Nach dem Rücktritte des bayr. Märzministeriums wurde er zum außerordentlichen Staatsrath ernannt. Er starb 19. Sept. 1856 kinderlos auf seinem Gut Kern. Er schrieb: »Kritische Zusammensetzung der bayrischen Landkulturgesetze« (Münch. 1818); »Die Armee als militärische Bildungsanstalt der Nation« (das. 1850, Zusätze 1851); »Die preußische Landwehr« (das. 1855).

Cloß, Gustav Paul, Maler, geb. 14. Nov. 1840 zu Stuttgart, lernte in Stuttgart bei Professor Funk, ging 1863 nach Italien und ließ sich dann in München nieder, von wo er Reisen durch Deutschland und nach Belgien und Frankreich unternahm. Er starb 14. Aug. 1870 zu Prien am Chiemsee. C.' Landschaften erfreuen durch poetische Stimmung und klare Farbe, leiden jedoch an Oberflächlichkeit. Er hat namentlich viel für den Holzschnitt gezeichnet, worin Doré großen Einfluß auf ihn ausübte.

Clos Vougeot (spr. klo wuhscho), berühmte Weinberglage im franz. Departement Côte d'Or, 11 Kilom. südlich von Dijon, erzeugt den trefflichsten Burgunderwein, war früher Eigenthum der Abtei Cisteaux, dann des Bankiers Tourton, der das Grundstück für ½ Mill. Franken verkaufte.

Clot (spr. klo), Antoine, bekannter unter dem Namen Clot Bei, der Begründer des ägyptischen Medicinalwesens, geb. im April 1795 zu Marseille (nach anderen 1793 zu Grenoble), erhielt hier seine erste medicinische Bildung am Hospice de la Charité, vollendete seine Studien zu Montpellier und ließ sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Im Jahr 1825 ging er nach Aegypten, errichtete im Auftrag des Pascha's zu Kairo den Gesundheitsrath des Heers und zu Abu Zabel eine medicinische Lehranstalt, an die er auswärtige Lehrer berief, während er selbst die Chirurgie und die chirurgische Klinik übernahm, ferner eine Schule der franz. Sprache, eine Apotheker- und Veterinärschule und 1832 ein Hebammeninstitut. In Anerkennung seiner Verdienste gab der Vicekönig dem Christen die Würde und Insignien eines Bei. Im Oktober 1832 reiste er mit 12 seiner besten Schüler nach Paris, um sie ihre Studien dort vollenden zu lassen, besuchte 1833 London und kehrte dann nach Alexandria zurück, um den Sanitätsdienst der ägypt. Marine zu ordnen und einen Sanitätsrath für Schiffsärzte einzurichten. Im Jahr 1836 wurde er Generalstabsarzt der Armeen und Chef des gesammten Medicinalwesens und nahm seinen Wohnsitz in Kairo, wohin auch die Unterrichtsanstalten verlegt wurden. Nach dem Tod Mehemed Ali's 1849 zog er sich mit einer Pension von 16,000 Franken nach Marseille zurück und lebte bis 1854 in Frankreich. In diesem Jahr kehrte er nach Aegypten zurück und wurde 1855 Leibarzt des Vicekönigs Said Pascha. Er starb in Marseille Ende September 1868. C. schrieb: »Compte-rendu des travaux de l'école de médecine d'Abou-Zabel et de l'examen général des élèves pour les 1—5 années de sa fondation, 1827—32 etc.« (Marseille und Paris 1832—33); »Rélation des épidémies de choléra-morbus qui ont regné à l'Heggiaz, à Suez et en Égypte« (Marseille 1832); »De la peste observée en Égypte« (Par. 1840); »Aperçu général sur l'Égypte« (das. 1840, 2 Bde.); »Coup d'œil sur la peste et les quarantaines« (das. 1851).

Clôture (franz., spr. klŏhr, »Einschließung, Umzäumung«), »Schluß« von Verhandlungen, besonders der franz. Kammern; daher Geschrei, womit die ultraroyalistische Partei in der franz. Kammer unter der Restauration bis etwa 1827 alle liberalen Redner unterbrach, um zur Abstimmung zu kommen. Die Glieder dieser Partei hießen danach Clôturiers.

Clouet (spr. kluä), 1) François, franz. Maler, war der Sohn des niederländ. Malers Jean C. oder Cloet, der sich zu Tours und dann zu Paris niedergelassen. Dieser wurde nach seinem Vornamen Janet (eigentlich Jehannet) genannt, welcher Name auf den Sohn überging. François ward um 1510 zu Tours

geboren, erhielt 1541 die Rechte eines franz. Bürgers und war Hofmaler unter den Königen von Franz I. bis Heinrich III. Er starb um 1572. Seine Hauptwerke sind: das Bildnis der Katharina von Medici mit ihren vier Kindern, zu Howard Castle in England, und das Bildnis Karls IX., im Belvedere zu Wien, beide lebensgroß und in ganzer Figur. Der Louvre zu Paris besitzt die Bildnisse Karls IX. und der Elisabeth von Oesterreich. Sehr interessant ist die Kollektion von 88 mit schwarzer und rother Kreide gezeichneten Bildnissen von Mitgliedern des franz. Hofs, die Howard Castle besitzt, sonderbarerweise fast lauter schöne Männer, aber häßliche Frauen. Clouets Gemälde tragen deutlich die Spur seiner niederländischen Abkunft an sich; sie sind sehr fein ausgeführt, mit vorherrschend silbergrauem Ton, der die Modellirung des Fleisches etwas platt erscheinen läßt. Mit Holbein, dem seine Bilder häufig zugeschrieben werden, kann er sich übrigens nicht messen.

2) C. (auch Clouwet, Clowet), Peter, niederländ. Kupferstecher, geb. 1606 zu Antwerpen, besuchte Italien und Frankreich, kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wo er 1677 starb. Seine besten Blätter sind: Herodias mit dem Haupt Johannes des Täufers, der Lusthof der Venus, der Tod des heil. Antonius, die Kreuzabnahme, St. Michael, der den Teufel bekämpft, alle nach Rubens; die heilige Jungfrau reicht dem Kinde die Brust, nach van Dyck; eine Gesellschaft bei Tisch, nach Dievenbeck ꝛc. Mit gleich glücklichem Erfolg stach er Porträts, Historien und Landschaften; C. Bloemaerts Einfluß ist darin sehr erkennbar.

3) Albert, Kupferstecher, Neffe des vorigen, geb. 1624 zu Antwerpen, bildete sich in Rom unter Bloemaert und lebte lange hier, starb zu Antwerpen 1687. Das beste Historienwerk von ihm ist die Empfängnis der heiligen Jungfrau nach P. da Cortona. Besonders aber hat er eine Menge Bildnisse gestochen. Er erreichte zwar C. 2) nicht, doch fehlt es seinen Blättern weder an Kraft, noch Wirkung.

Clouwet, s. Clouet 2).

Clove, Wollgewicht in England, = 3,5 Kilogr.; in Esser Gewicht für Butter und Käse, = 4 Kilogr.

Clovio, Giulio, zubenannt Macedo, berühmter Miniaturmaler, geb. 1498 zu Grizane, einem Dorf des kroat. Küstenlandes, bildete sich innerhalb der Jahre 1516—19 in Italien zum Künstler aus, und zwar widmete er sich mit Vorliebe der Miniaturmalerei. Eins seiner ersten Gemälde ist das Muttergottesbild nach dem in dem Buch »Epitome in divae Mariae historiam« (Nürnb. 1511) befindlichen Holzschnitt Albrecht Dürers. In der Folge malte er viele andere Heiligenbilder, die ihm einen so großen Ruf erwarben, daß ihn König Ludwig II. von Ungarn 1524 nach Ofen als seinen Hofmaler berief. Hier blieb C. bis zur Schlacht von Mohacz und vollendete unter anderen für den König ein Bild im Helldunkel, das Urtheil des Paris vorstellend, ferner für die Königin Maria eine Darstellung der Römerin Lucretia. Nach jener Schlacht kehrte er nach Italien zurück und arbeitete von 1526 ab für den Kardinal Laurenzio Campeggio in Rom eine kleine Mutter Gottes und andere treffliche Miniaturen. In Rom 1527 in die Gefangenschaft der Kriegsscharen Karls von Bourbon gerathen, that er das Gelübde, daß er, wenn er die Freiheit je wieder erhalten sollte, der Welt entsagen wolle. Er ward demzufolge 1528 Mönch des Skoretiner-ordens im strengen Kloster des heil. Rufinus zu Mantua, ließ aber nach drei Jahren durch Vermittelung des Kardinals Grimani sein Klostergelübde lösen. Seine folgenden Arbeiten, die er in Perugia für den Kardinal Grimani schuf, tragen den Stempel der höchsten Kunstvollendung an sich. Ein Manuskript mit der Erklärung des Briefs an die Römer stattete er mit drei Gemälden aus; dasselbe befindet sich gegenwärtig in London in der Bibliothek des Museums von Soan. Für Grimani malte er ein lateinisches Meßbuch, welches sich gegenwärtig in England in der Bibliothek des Lords Holford befindet. Auch versah er für seinen Gönner ein Manuskript der Gedichte Petrarca's mit prächtigen Bildern, welches Werk sich gegenwärtig in der Bibliothek der Familie Trivulzi in Mailand befindet. Diese und ähnliche Produkte Clovio's verschafften ihm einen großen Ruf und lenkten selbst die Blicke des Papstes Paul III. und seines Neffen, des Kardinals Alessandro Farnese, auf ihn, welcher ihn im Namen des Papstes 1540 nach Rom berief. Hier stattete C. Psalmen- und Meßbücher mit herrlichen Miniaturen aus und lieferte auch selbständige Gemälde in diesem Genre, die solchen Beifall fanden, daß er von vielen Höfen Einladungen erhielt; am längsten weilte er aber am Hofe Cosimo's I. von Toscana. In Florenz malte er für Herzog Cosimo I. unter anderen ein Kopfbild Christi nach einem alten, einst dem König von Jerusalem, Gottfried v. Bouillon, zugehörigen Bild, welches als das getreueste Abbild Christi galt. Später malte er Christus am Kreuz mit der zu dessen Füßen trauernden Magdalena. Nach Rom zurückgekehrt, stattete er für Philipp II. von Spanien ein prachtvoll geschriebenes Manuskript mit 12 Bildern aus, welche Scenen aus dem Leben Karls V. darstellen, und kurz darauf für den König von Portugal, Johann III., ein Psalmenbuch, wofür er die für die damalige Zeit große Summe von 2000 Golddukaten erhielt. Außerdem zierte er noch zahlreiche größere Manuskripte, darunter die Göttliche Komödie von Dante und mehrere Choralbücher, die zu Neapel, Venedig, Sevilla aufbewahrt werden, mit Malereien. Sein berühmtestes Meisterwerk, das er 1549 nach neunjähriger Arbeit vollendete, ist ein kleines Gebetbüchlein, das er für seinen Gönner, den Kardinal Farnese, mit wundervollen Gemälden ausstattete, und dessen Einband Benvenuto Cellini besorgte. Dieses mit vielen Edelsteinen geschmückte und auf mehr als 30,000 Dukaten geschätzte Kunstwerk befindet sich in der Privatbibliothek des ehemaligen Königs von Neapel. Außerdem malte C. auch profane Bilder, als Porträts von Freunden ꝛc., die er zu hohen Preisen verkaufte. Nach Vasari soll man Porträts von C. in kleinen Medaillons am Hals getragen haben. C. arbeitete bis in sein Alter mit gleicher Fertigkeit. Noch bei seinen Lebzeiten kopirten viele Künstler seine Werke, während andere sie durch den Stich vervielfältigten. So Agostino Carracci, Enea Vicco, Dom. Tib. Pellegrini, G. B. Mazza, Gir. Olgiati, Nic. Nelli, Dom. Bito, Gio. Orlandi, Jac. Franco, M. Rota, Jac. Valegio, Phil. Thomasin, Aler. Vallée, Sylv. Sacy, Cornel. Cort, Phil. Sove, J. Janson, J. Sadeler, Owen Jones u. a. C. starb 1578 und ward in Rom in der Kirche San Pietro in Vincolo bestattet, wo ihm 54 Jahre nach seinem Tod seine Ordensbrüder ein Denkmal mit seinem Bild in Marmor setzten. Vgl. J. v. Kukuljevic-Sakcinski, Das Leben des G. J. C. (Agram 1852).

Clovis (franz., spr. -wis), s. v. w. Chlodwig.

Clown (spr. klaun, engl.), Bauer, Tölpel, Rüpel; der Lustigmacher der englischen Bühne, dem deutschen Hanswurst und dem spanischen Gracioso verwandt. Er durfte früher selbst in Tragödien nicht fehlen und hatte das Recht zu improvisiren. Je derber und zügelloser seine Späße, um so lieber war er dem Volk. Später wurde er in das Nachspiel und endlich, mit Ausnahme der Shakespeare'schen Stücke, in die Pantomime und in die Seiltänzerbude verwiesen. Seine größte Wirksamkeit behauptete der C. noch in den Weihnachtspantomimen (Christmas pantomimes) auf den Theatern Drurylane und Coventgarden, wo ihm der unnachahmliche Joe Grimaldi in neuerer Zeit einen besondern Ruf gab.

Cloyne (spr. kleun), Marktflecken in der irischen Grafschaft Cork, früher Sitz eines Bischofs, mit einem fast 30 Meter hohen Runothurm und 1600 Einw.

Club (engl., spr. klöbb, gewöhnlich verdeutscht: Klub), eigentlich Keule, Knüttel; dann die Zeche, welche das einzelne Glied einer Gesellschaft zu bezahlen hat; ferner die Gesellschaft selbst und endlich auch das Gesellschaftslokal. Das wahre Vaterland der Clubs ist England, wo alle Klassen und Abstufungen der Gesellschaft dergleichen Vereine mit geselligen oder politischen Zwecken unterhalten. Die meisten dieser Clubs haben ihre eigenen Sitzungslokale, welche oft Zierden der Städte sind; so besonders in London das Gebäude des Reformklubs, das von Barey nach dem Muster des Palastes Farnese in Rom erbaut worden ist, das des Army- and Navyklubs im venetianischen Stil u. a. (Vgl. Timbs, Clubs and club-life in London, Lond. 1873.) Wo man in anderen Ländern das Klubwesen nachahmte, nahm es bald einen andern Charakter an. In Frankreich, wo es schon vor der ersten Revolution politische Clubs gab, die aber 1787 polizeilich verboten wurden, gewannen dieselben nach dem Ausbruch der Revolution einen reißenden Aufschwung und übten, namentlich der der Feuillants und der Jakobiner, einen gewaltigen Einfluß aus. Sie bildeten die Mittelpunkte großer politischen Parteien und waren als solche organisirt und durch weitverzweigte Affiliation verstärkt; so konnte der furchtbare Jakobinerklub zuletzt ganz Frankreich umspannen und beherrschen. Politische Clubs entstanden auch in Deutschland, Italien, Spanien, überhaupt allenthalben, wo revolutionäre Tendenzen Wurzel faßten. In Deutschland wurden sie durch ein Reichsgesetz von 1793 verboten, welches Verbot der bekannte Bundesbeschluß von 1832 auf alle Vereine und Versammlungen politischen Charakters ausdehnte. In Frankreich traten nach dem Erlöschen der revolutionären Bewegungen an die Stelle der Clubs die geheimen politischen Verbindungen. Erst nach der Februarrevolution von 1848 nahm das Klubwesen in allen von den Nachwirkungen derselben berührten Ländern wieder einen lebhaften Aufschwung, aber nur, um eben so rasch wieder zusammenzusinken. In Deutschland führen in manchen Gegenden auch Vereine mit rein geselligen Zwecken den Namen C.

Clugny (spr. klüni, Cluny, lat. Cluniacum), Stadt im franz. Departement Saône-et-Loire, Arrondissement Mâcon, an der Grosne (Nebenfluß der Saône), ein reicher und industrieller Ort mit (1872) 4989 Einw., mehreren alten Kirchen, einer Bibliothek von 5000 Bänden, einem Museum und einer prächtigen, ehemals hochberühmten Benediktinerabtei, in deren Gebäuden sich gegenwärtig eine Normalschule befindet. Dieselbe wurde von Herzog Wilhelm von Aquitanien gestiftet und dem Abt Berno (910), aus burgundischem Grafengeschlecht stammend, übergeben. Zu allgemeinen Ruf kam die Abtei besonders durch den zweiten Abt Odo (927—941), welcher die Ordensregel durch Zusätze und strengere Uebungen verschärfte. Diese Consuetudines Cluniacenses wurden bald auch von anderen Klöstern angenommen; neue Klöster wurden von C. aus angelegt, alte reformirt, und so entstand in dem Benediktinerorden die Kongregation von C., der Orden der Cluniacenser, d. i. eine Vereinigung vieler Klöster unter dem gemeinsamen Oberhaupte, dem Abt von C., der deshalb den Titel »Erzabt« führte, sowie die Abtei zu C. selbst »Archimonasterium« genannt wurde. Herrliche Gebäude wurden in dem reichen C. aufgeführt, darunter die von Papst Innocenz II. geweihte Hauptkirche. Hildebrand war Mönch zu C., ehe er Leo IX. nach Rom begleitete, wo er dann Papst Gregor VII. wurde. Eigentlich bindende Statuten für alle zum Orden gehörenden Klöster wurden erst durch Abt Peter den Ehrwürdigen (s. d.) aufgestellt; der dieselben charakterisirende Geist ist der der Strenge und des Gehorsams im Innern, der Wohlthätigkeit und Gastfreiheit nach außen. Beschäftigung, geistliche Uebungen, Tracht, Speise waren in den kleinsten Details geregelt; merkwürdig ist besonders das Gebot des Schweigens an bestimmten Orten und zu gewissen Zeiten, daher für dieselben eine Art Zeichensprache eingeführt wurde. Mit den anwachsenden Reichthümern wuchs aber in den Mönchen von C. die Sucht nach Unabhängigkeit, Ehre und Lebensgenuß. Die Päpste beförderten diese Richtung durch die immer freigebiger gespendeten Exemtionen, durch welche die Aebte den Bischöfen gleichgestellt und dem römischen Stuhl unmittelbar verpflichtet wurden. Der ausschweifende Uebermuth der Mönche zu C., welcher namentlich unter dem Abt Pontius (1109—1125) geübt wurde, veranlaßte als strengen Gegensatz die Stiftung der Cistercienser (s. d.). Spätere Reformen des sehr verbreiteten Ordens von C., wie z. B. die des Abtes Jean de Vesni d'Arbouge 1629, dann die von Richelieu versuchte Vereinigung mit den Maurinern 1634, gaben Anlaß zu endlosen Streitigkeiten, welche erst mit der Aufhebung der Abtei und des ganzen Ordens 1790 endeten. Die Tracht der Cluniacenser war im Gegensatze zu der weißen der Cistercienser schwarz. Der von den Aebten von C. in Paris erbaute Palast, das Hôtel de C., ward 1833 von Du Sommérard zur Aufstellung seiner reichen Sammlung von mittelalterlichen Kunstgegenständen erworben und ging 1842 mit dieser an den Staat über. Vgl. Chamrly, Histoire de l'abbaye de C. (Mâcon 1866); Cuchérat, C. au 11. siècle, son influence, etc. (2. Aufl., Autun 1873). S. Benediktiner.

Cluniacenser, Kongregation von Clugny, s. Clugny.

Clupea, Häring.

Cluse (franz., spr. klüs'), Name der tiefen Querdurchbrüche in den Ketten des schweizer. und französischen Jura, also die Felsengen, durch welche die reichlicheren Wasser tiefer gefurchter Jurathäler ihren Weg in die Ebene hinaus finden. So in Vallorbe, Val de Travers, St. Imier, Val Moutier, im Dünnernthal. Im Val de Travers kommt das Wort in der Diminutivform Clusette vor. Auch im Alpengebiet, am Eingang ins Prätigau, an der Tamina,

an der Kander und anderen Orten iſt die romaniſche Form Clus gebräuchlich, in Tirol und anderwärts als Klauſe geſprochen.

Cluſe, La (ſpr. klüſ'), Ort im franz. Departement Doubs, zwiſchen Pontarlier und der Schweizergrenze. Die von Pontarlier nach Neuenburg führende Straße zieht ſich durch ein tiefes, rechts und links von den ſchroff anſteigenden Bergen des Jura eingeſchloſſenes Thal hin, führt eine Stunde von der Stadt entfernt an den beiden Sperrforts von C. vorbei und theilt ſich unmittelbar darauf in eine nordöſtliche und eine ſüdliche Linie, wovon die erſtere nach den beiden Grenzorten Les Verrières (ſ. Verrières) führt. Die beiden mit ſchwerem Geſchütz armirten Sperrforts beherrſchen vollſtändig die Straße, und gerade hier ſtellte ſich 1. Febr. 1871 die 3. Diviſion des 18. franz. Korps auf, um den Abmarſch der franzöſiſchen Armee nach dem Schweizergebiet zu decken. Die 7. deutſche Infanteriebrigade unter Generalmajor Du-Troſſel war mit der Verfolgung der Franzoſen beauftragt, konnte aber die Stellung nicht in der Front angreifen, ſondern mußte rechts und links die ſteilen Bergabhänge erſteigen und von da aus den Feind zurückdrängen. Es entſpann ſich ein intereſſanter Kampf in dieſer gebirgigen Winterlandſchaft. Erſt in der Nacht gelang es der pommerſchen Brigade, ſich des dortigen Straßenknotens zu bemächtigen und die feindliche Nachhut zum Abzug zu zwingen. Dies war das letzte Gefecht in dem Bourbaki'ſchen Drama, eins der letzten des ganzen Krieges.

Cluſeret (ſpr. klüſ'rä), Guſtave Paul, franz. Officier und Mitglied der Kommune, geb 13. Juni 1823 in Paris, kam 1841 in die Militärſchule in St. Cyr, wurde 1843 Unterleutnant, trat mit dem Rang eines Kapitäns in die nach der Februarrevolution 1848 gebildete Mobilgarde, zeichnete ſich bei Bekämpfung des Juniaufſtandes von 1848 aus und wurde 1855 Kapitän eines Jägerregiments. Als ſolcher machte er den Krimkrieg mit und diente dann in Afrika, nahm aber ſeinen Abſchied, begab ſich nach New York und von da mit einer Schar Freiwilliger nach Italien, um Garibaldi bei der Eroberung Neapels beizuſtehen, machte den Feldzug mit dem Rang eines Oberſten mit und kehrte 1861 nach Amerika zurück, als eben der Bürgerkrieg dort ausbrach. Als Oberſt einer Freiwilligenſchar trat er in die Unionsarmee ein, kämpfte zuerſt in Weſtvirginien, wurde dann der Armee Fremonts zugetheilt, brachte im Mai 1862 der Arrièregarde des retirirenden föderirten Generals Jackſon ziemliche Verluſte bei, erlitt aber wenige Wochen darauf im Gefecht bei Harrisburg ſelbſt noch weit größere. Am 14. Okt. 1862 erhielt er das Patent eines unioniſtiſchen Generals, nahm aber 1863, als General Hooker den Oberbefehl über die Potomacarmee übernahm, ſeinen Abſchied, begab ſich nach New York und gründete dort das Journal »New Nation«, um durch dasſelbe die Kandidatur Fremonts zur Präſidentenſtelle zu unterſtützen. 1868 kehrte er nach Frankreich zurück, wurde Mitarbeiter mehrerer radikalen Blätter, zog ſich wegen heftiger Artikel gegen die Organiſation der Armee eine Gefängnisſtrafe zu und entging 1869 einer ſolchen nur dadurch, daß er ſich auf ſein amerikaniſches Bürgerrecht berief, und daß der amerikaniſche Geſandte Waſhburne ſich für ihn verbürgte. Derſelbe veranlaßte ihn jedoch, Frankreich zu verlaſſen und nach England überzuſiedeln, wo er mit der Internationale in Verbindung trat. Nach der Revolution vom 4. Sept. eilte er nach Paris, trat in die Redaktion der »Marseillaise« ein und ſchrieb gleich in den erſten Tagen einen wüthenden Artikel gegen die Regierung der nationalen Vertheidigung, der ſeine Entlaſſung aus der Redaktion zur Folge hatte. Darauf verließ er Paris, ging nach Lyon und übernahm dort, wo man den Anmarſch eines deutſchen Heers befürchtete, die Bildung eines Bataillons von Freiſchützen, während die Polen Dombrowski und Wolowski eine polniſche Legion errichten ſollten. In Verbindung mit den dortigen Rothen organiſirte er in Lyon den Aufſtand vom 28. Sept., überrumpelte das Stadthaus und ließ ſich zum Chef der nationalen Vertheidigung von Lyon ernennen. Aber der treu gebliebene Theil der Nationalgarde machte dieſer improviſirten Regierung ein ſchnelles Ende, und C. entfloh. Um ſeine Plane, welche eine Konföderation der ſüdlichen Provinzen Frankreichs unter dem Namen »Liga des Südens« und ſeine Erhebung zum Chef der militäriſchen Streitkräfte des Südens bezweckten, durchzuſetzen, begab er ſich nach Marſeille, fand aber hier an der Energie des Präfekten Esquiros einen ſolchen Widerſtand, daß er ſich zur Flucht nach Genf genöthigt ſah. Auf die Nachricht von der Kapitulation von Paris reiſte er ſofort dahin ab, fiel aber bei den Wahlen zur Nationalverſammlung 8. Febr. 1871 durch, wurde auch in die Kommune nicht bei der erſten Wahl 26. März, ſondern erſt bei den Nachwahlen 16. April gewählt. Dennoch wurde er ſchon 2. April zum Delegirten des Kriegsweſens, d. h. zum Kriegsminiſter, ernannt und leitete als ſolcher die Angriffe auf die Verſailler Truppen 3. und 4. April, die mit einer Niederlage der Aufſtändiſchen endigten. Darauf ſuchte er das Militärweſen der Kommune beſſer zu organiſiren, entfernte die Unfähigen aus den höheren Kommando's, machte zum Chef ſeines Generalſtabs den ehemaligen Geniekapitän Roſſel und übertrug anſtatt des von ihm abgeſetzten Generals Bergeret ſeinem Lyoner Genoſſen Dombrowski ein höheres Kommando. Dem Centralkomité und der Kommune erſchien dieſe raſtloſe Thätigkeit wie ein Streben nach Diktatur. C. galt als verdächtig, wurde ſogar des Verraths, der Beſtechung durch die Verſailler Regierung beſchuldigt, und als er ſich vollends für den gefangenen Erzbiſchof von Paris verwendete und 30. April die Beſatzung des Forts Iſſy dasſelbe aufs ſchmählichſte verließ, ward er ſeines Poſtens enthoben, verhaftet, nach dem Gefängnis Mazas gebracht und in Anklageſtand verſetzt; ſein Nachfolger im Amt war auf wenige Tage ſein Stabschef Roſſel. Am 24. Mai, als die Regierungstruppen ſchon in den Straßen von Paris kämpften, wurde C. frei, entkam aus der Stadt, floh nach England und von da nach Amerika. Das Kriegsgericht zu Verſailles verurtheilte ihn in contumaciam zum Tod.

Cluſes (ſpr. klüſ'), Stadt im franz. Departement Oberſavoyen, Arrondiſſement Bonneville, in der Landſchaft Faucigny, an der Arve, mit (1872) 1751 Einw., meiſt Uhrmachern. Die Kongregation der Benediktiner von C. ward 966 von Hugo von Scouſat geſtiftet, 1066 reformirt und zählte 1216: 145 Klöſter. Prinz Eugen war Abt des Hauptkloſters.

Clusia *L.* (Kluſie), Pflanzengattung aus der Familie der Kluſiaceen, Sträucher und Bäume mit viereckigem Stengel, aus dem viel klebriger Milchſaft ſchwitzt, gegenſtändigen, einfachen, ganzen Blättern, ſchönen, meiſt einzeln ſtehenden Blüten und lederartiger, vielſamiger Kapſel, in Weſtindien und

Südamerika, werden in mehreren Arten als Zierpflanzen kultivirt, einige in der Heimat als Heilmittel benutzt. Von C. flava *L.*, mit parallel geaderten, dicken Blättern und gelben, drei- bis vierblätterigen Blüten, auf Jamaica, dient der balsamische Saft häufig als Wundmittel sowie als Surrogat des Kopaivabalsams und heißt dort Schweinsgummi (Hoggummi), weil die wilden Schweine, wenn sie verwundet worden sind, sich so lange an den Stämmen reiben sollen, bis der Saft herausfließt. C. rosea *L.*, ein sehr schöner Baum mit 2—2,5 Centim. langen, schönen Blättern, sechsblätterigen, großen, rosenrothen, schönen Blüten und gerippten Früchten von der Größe eines Apfels mit scharlachrothem Fleisch, auf San Domingo, in Carolina, enthält in allen seinen Theilen einen bittern Balsam, welcher, sowie das aus der Rinde freiwillig ausschwitzende Gummiharz, arzneilich und wie Pech und Theer besonders zum Kalfatern der Schiffe benutzt wird.

Clusium, im Alterthum eine der 12 Republiken Etruriens, ursprünglich Camers genannt, am Clanis und am Südende des Lacus Clusinus (jetzt Lago di Chiana) gelegen, drei Tagereisen von Rom, jetzt Chiusi. Für die Bedeutung Clusiums in alten Zeiten spricht die Unternehmung seines Fürsten Porsenna, die vertriebene Königsfamilie in Rom wieder einzusetzen. In der Folge stand die volkreiche Stadt in naher Verbindung mit den Römern, die sie als eine Vormauer gegen die Gallier betrachteten. Noch in späterer Zeit war C. ansehnlich. In der Nähe waren Warmbäder. Hier erlitten die Römer unter L. Aemilius 225 v. Chr. durch die Gallier eine schwere Niederlage.

Clusone, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Bergamo, im Thal des Serio, 649 Meter ü. M., mit Tuchweberei, Eisenarbeiten, Handel, röm. Alterthümern und (1871) 3838 Einw. Die großartige Pfarrkirche enthält interessante Skulpturen und eine merkwürdige Thurmuhr, die Außenwand der Misericordiakirche einen Todtentanz aus der Florentiner Schule des 15. Jahrh. In der Nähe Kupfer- und Vitriolwerke.

Cluver (Cluwer, Cluvier, lat. Cluverius), Philipp, verdienter deutscher Geograph und Alterthumsforscher, geb. 1580 zu Danzig, sollte in Leiden die Rechte studiren, widmete sich aber der Erd- und Alterthumskunde, weshalb ihm sein Vater jede Unterstützung entzog. Die Noth zwang ihn nun, in österreichische Militärdienste zu treten; er diente zwei Jahre in Böhmen und Ungarn, kehrte dann nach Leiden zu seinen Studien zurück, machte hierauf eine Reise durch England, Schottland, Frankreich, Deutschland und Italien und ließ sich endlich abermals in Leiden nieder, von den Kuratoren der Hochschule durch ein Jahrgehalt in den Stand gesetzt, seinen literarischen Bestrebungen sorgenfrei zu leben. Er starb bereits 1623. C. schrieb: »Introductio in universam geographiam tam veterem quam novam« (Leiden 1629 u. öfter; am vollständigsten von Bruzen de la Martinière, Amsterd 1729; deutsch 1733); »De tribus Rheni alveis atque ostiis et de quinque populis quondam accolis« (das. 1611; abgedruckt in Scrivers »Antiquitates inferiores Germaniae«, das. 1619 und 1631); »Sicilia, Sardinia et Corsica antiqua« (das. 1619); »Italia antiqua« (das. 1623); »De Francis et Francia« (in A. Duchesne's »Historiae Francorum Scriptores«, Bd. 1) ꝛc. Das erstgenannte Werk ist der erste gelungene Versuch einer systematischen Behandlung der Geographie nach ihrem ganzen historisch-politischen Umfang.

Clwyd (spr. klüid), Fluß in den brit. Grafschaften Denbigh und Flint (Nordwales), der nach 60 Kilom. langem Laufe 4 Kilom. unterhalb Rhuddlan in das Irische Meer mündet.

Clydach (spr. kleidach), bedeutendes Etablissement von Eisenwerken in der Grafschaft Brecknock des engl. Fürstenthums Wales, mit 19 Hohöfen und 3 Walzwerken.

Clyde (spr. kleid'), Fluß im südlichen Schottland, entspringt aus einem kleinen See in den Bergen von Lanark, 427 Meter ü. M., fließt in nordwestlicher Richtung bei Lanark, Hamilton, Glasgow, Renfrew und Dumbarton vorüber und fällt nach einem Laufe von 110 Kilom. durch den breiten Clydebusen (C.-Firth) bei Greenock in die Irische See. Mit dem Forth ist er durch den Clydekanal (Glasgowkanal) verbunden. Bei Lanark bildet er eine Reihe schöner Wasserfälle, unter denen die bei Corrahouse (26 Meter) und bei Stonebyers (24 Meter hoch) die berühmtesten sind. Bis Glasgow, wohin die Flut geht, ist er für Seeschiffe von 5,5 Meter Tiefgang schiffbar gemacht worden. Die Landschaft, welche der C. durchfließt, ist eine der fruchtbarsten und bevölkertsten in Schottland.

Clymenia, s. Kopffüßler.

Clysma (Klysma, griech.), Klystier.

C moll, diejenige moderne Molltonart, welche den Ton C zum Grundton hat und mit drei b (vor h, e und a) am Schlüssel notirt wird, die Parallelmolltonart von Es dur.

Cn., Abkürzung des röm. Vornamens Cnejus, Cnäus, auch Gnäus und Gneus.

Cnemidōtus, s. Wasserkäfer.

Cneorum *L.* (Zeiland), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen. C. tricoccon *L.* (kleiner Oelbaum) ist ein niedriger, immergrüner Strauch Südeuropa's und Nordafrika's, an der Meeresküste, mit abwechselnden Blättern, einzeln in den Achseln stehenden, gelben Blüten und rothen Früchten von der Größe der Pfefferkörner, welche, wie die ganze Pflanze, scharf und bitter schmecken. Die Blätter wirken drastisch purgirend und wurden sonst unter dem Namen Herba Olivellae sowie auch die Früchte in der Medicin angewendet; die Blätter dienen auch zum Gerben. C. pulverulentum *Vent.*, ein gegen 1,25 Meter hoher Strauch auf den Kanarischen Inseln, mit graubestäubten Blättern, soll auf Teneriffa als Ersatzmittel der China gebraucht werden.

Cnicus *L.* (Heildistel, Benediktenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. C. benedictus *L.* (Centaurea benedicta *L.*, Kardobenediktenkraut, Bitterdistel, Bernhardinerkraut, Spinnendistel), ein einjähriges Gewächs, an steinigen Orten in der Nähe der Aecker, in Persien, Transkaukasien, Syrien, Griechenland sowie auf den Inseln Chios und Lemnos einheimisch, kommt im südlichen Europa verwildert vor und ist durch Gartenkultur bis in das südliche Norwegen und nach Nordamerika verbreitet worden. Das Kardobenediktenkraut hat fast fußlange, buchtig fiedertheilige Blätter mit rundlichen, in eine starre Stachelspitze auslaufenden Sägezähnen und gelbe Blüten in fast kegelförmigen Köpfchen mit breit eiförmigen, scharf zugespitzten, filzig behaarten Deckblättern; auch Stengel und Blätter sind mehr oder weniger behaart, letztere auf der glänzenden Unterseite mit klebrigen Drüsen besetzt. Das Kraut

schmeckt stark und sehr rein bitter, nicht aromatisch, enthält einen krystallisirbaren Bitterstoff, Cnicin (Centaurin), reichlich Kali- und Kalksalze und ist mit den Blüten als Herba Cardui benedicti, Karbobenediktenkraut, Bornkraut, officinell. Es wird als rein bitteres Mittel viel bei Dyspepsie, namentlich bei der chronischen Dyspepsie der Trinker, benutzt, auch bei chronischen Bronchialkatarrhen und Hydrops. Größere Dosen erregen leicht Uebelkeit, selbst Erbrechen. Im Mittelalter glaubte man in C. die heilkräftige Acarna des Theophrastus oder die Atractylis des Dioskorides zu erkennen und führte sie besonders auf Empfehlung von Arnoldus Villanovanus um 1350 in den Arzneischatz ein.

Co, in der Chemie Zeichen für Kobalt (Cobaltum).

Coa (Cuda), Fluß in der portugies. Landschaft Beira, entspringt in der Sierra Gardunha und mündet nach einem Laufe von 119 Kilom. in den Duero.

Coacervatio (lat.), Aufhäufung, Häufung der Beweise, im Gegensatze zur Durchführung der einzelnen; nach Quinctilian eine Art der Amplifikation (s. d.).

Coaetanĕus (lat.), Zeitgenosse, besonders der mit anderen zu gleichem Zweck an demselben Ort lebt, z. B. auf der Akademie ꝛc.

Coae vestes (lat.), s. Koisches Gewand.

Coagŭlum (lat.), Gerinnsel, s. Koaguliren.

Coahuila, ein Staat der Republik Mexiko, der im O. an Nuevo Leon und Tamaulipas, im S. an Durango und Zacatecas, im W. an Durango und Chihuahua, im N. an Texas und Neumexiko grenzt, gegen welche der Rio Grande die Grenze bildet. Es ist ein im einzelnen noch wenig bekanntes Gebiet von 152,598 QKilom. (2771 QM.) Flächeninhalt. Der südliche Theil des Landes, das ganz dem obern Abfall des Plateau's von Neuspanien angehört, ist noch ziemlich gebirgig, indem von Nuevo Leon her einige Zweige der Ostkordilleren hereinziehen; der nördliche Theil verflacht sich allmählich gegen den Rio Grande hin, und auf seiner wellenförmigen Oberfläche wechseln große Waldungen mit grasreichen Ebenen und fruchtbaren Thälern. Der südwestlichste Theil gehört der großen Wüste des Bolson de Mapimi an, die theilweise noch von unabhängigen Indianern durchzogen wird. Den Rand derselben im S. und O. bilden nicht hohe, aber steile und oft durch tiefe Schluchtenthäler von der Hochebene getrennte Bergzüge eines Kalksteins, der reich an Metallen (Silber, Blei, Kupfer) zu sein scheint, und auf welchem auch hier und da (z. B. bei Santa Rosa) noch etwas Bergbau oberflächlich betrieben wird. Die bedeutendsten Flüsse des Staats sind im nördlichen Theil der Rio Salado, der dem Rio Grande zuströmt und den Rio Sabinas aufnimmt, im S. Zuflüsse des San Juan. Von den Seen Coahuila's sind die größten die Laguna de Agua Verde, der Caymansee (Laguna de Tlagualila) und südlich von diesem die Laguna de Parras. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt und gesund, doch mit großen Kontrasten zwischen kalten Wintern und sehr warmen Sommern mit austrocknenden Winden. Der Haupterwerbszweig der Bevölkerung, deren Zahl (1868) 95,397 beträgt, ist die Viehzucht, daneben einiger Anbau von Weizen, Mais und Hülsenfrüchten sowie europäischen Garten- und Baumfrüchten, die in C. sehr gut fortkommen. Im allgemeinen hat die Kultur in diesem Staat seit den Ereignissen, welche zur Annexion der früher zu C. gehörenden Provinz Texas an die Vereinigten Staaten führten, sehr gelitten, und viele ehemals in gutem Zustand befindliche Ansiedelungen (Ranchos) liegen seitdem verlassen. Hauptstadt ist Saltillo (Leona Vicario), eine unregelmäßig gebaute Stadt mit 5 Kirchen und 8000 Einw., die aber jetzt sehr im Verfall ist. Die frühere Hauptstadt Coahuila (auch Monclava genannt) liegt nordwestlich von Saltillo und zählt etwa 4000 Einw. Parras, in der Nähe des Sees gleichen Namens, ist durch die Fruchtbarkeit der Umgegend ausgezeichnet und noch immer der wohlhabendste Ort des Staats. S. Karte »Mexiko«.

Coaks (engl., spr. kohks), unrichtige oder weniger gute Schreibweise für Cokes; s. Kohks.

Coalbrookdale und Coalport (spr. kohlbrukdēl, kohlpōrt), zwei dicht zusammen liegende Dörfer in der engl. Grafschaft Shropshire, in deren Umgegend ausgezeichnete Eisengießereien bestehen, welche die vorzüglichsten Arbeiten liefern. Auch Kohlenbergbau, Porzellanfabrikation und andere Industriezweige werden betrieben.

Coanza (Quansa), Strom im westlichen Südafrika, entspringt im O. Benguela's, südlich der Stadt Bihe, etwa unter 13½° südl. Br., hat in der ersten Hälfte seines Laufs eine südnördliche Richtung, wendet sich dann nach W., tritt (etwa 450 Kilom. vor seiner Mündung) mit den hohen Katarakten von Kambambe in die flachere Küstenstufe ein, wo er 140 Meter tief ist, wird von hier an schiffbar und mündet im S. der Stadt San Paulo de Loanda, unter 9° 23′ südl. Br., in den Atlantischen Ocean. Er nimmt in seinem langen Laufe zahlreiche und selbst große Ströme auf, wie den Cutato und Moconga von S., dann den Lucala von N., und umschließt in seinem untern Theil zahlreiche, zum Theil ansehnliche Inseln, von denen die überaus fruchtbare Insel Mossandro und weiter oberhalb die Insel Muchima die bedeutendsten sind. Es gibt in ihm viele Krokodile und Flußpferde Seine Wassermasse ist sehr groß und wegen ihrer weißlichen Färbung noch fast 12 Kilom. von der Küste wohl erkennbar.

Coast Range (spr. kohst rehndsch, »Küstenkette«), ein Längengebirge im nordamerikan. Staat Kalifornien, das, von der Bai von San Francisco durchbrochen, in einer Entfernung von 50—150 Kilom. längs der Küste des Stillen Meers und parallel mit der östlicher streichenden Sierra Nevada läuft und eine Höhe von 2440 Meter erreicht. Zwischen beiden Gebirgszügen eingeschlossen liegen die merkwürdigen Thäler des San Joaquim und des Sacramento, welche eine zusammenhängende, 740 Kilom. lange und über 70 Kilom. breite Thalmulde bilden.

Coatbridge (spr. kohtbriddsch), Flecken in der schott. Grafschaft Lanark, am Monklandkanal, mit wichtigen Kohlen- und Eisengruben und 11,000 Einw.

Coati, s. v. w. Nasenbär.

Coatings (spr. koht-, Halbkalmuk), geköperte, langhaarige Wollgewebe, welche aber dünner und weniger langhaarig sind als Düffel und Kalmuk. Sie sind einfarbig, melirt, geflammt und gefleckt, wurden zuerst in England dargestellt, werden jetzt aber auch bei uns, namentlich in sächsischen Fabrikorten, angefertigt.

Coazze, ausgedehnte Gemeinde in der ital. Provinz Turin, Kreis Susa, am Zusammenfluß des Sangone und Sangonetto, mit (1871) 3983 Einw., welche viele Nüsse und Kastanien bauen Auf der nahen Alp zwei ansehnliche Seen mit vielen Aalen.

Cobaea *Cavan.* (Kobäe), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, schönblühende mexikanische Schlingpflanzen mit gefiederten, am Ende gabelrankigen Blättern, blattwinkelständigen, einzelnen, gestielten, glockenförmigen Blüten und lederartiger, vielsamiger Kapsel. C. scandens *Cavan.*, mit glattem, kletterndem, ästigem Stengel, dreipaarig gefiederten Blättern und langstieligen, 6,5—9 Centim. langen, übergebogenen, anfangs grünen, dann violetten Blüten, bildet in den Wäldern von Mexiko von einem Baum zum andern schöne Guirlanden und wird bei uns als prachtvolle, reichblühende Zierpflanze viel kultivirt.

Cobaltum, s. v. w. metallisches Arsen.

Cobán, große, sehr freundliche Indianerortschaft im centralamerikan. Staat Guatemala, zur Zeit der span. Herrschaft Hauptort der Provinz Vera Paz, auf einer fruchtbaren Hochebene angenehm und gesund gelegen, mit ca. 12000 Einw. (2000 Weiße); war ehedem eine wichtige Mission der Dominikaner mit großer, jetzt verfallender Hauptkirche und gehört noch heute zu den gewerbthätigsten und gesittetsten Wohnstätten der indianischen Bevölkerung. Die aus Agavefasern hier verfertigten Hängematten werden weithin ausgeführt.

Cobbe (Kobeyh), ehemalige Hauptstadt des mittelafrikan. Reichs Darfur, liegt in einer weiten Ebene, eine Tagereise nördlich von der jetzigen Hauptstadt Tendelty, und ist ein wichtiger Handelsplatz mit etwa 6000 Einw., fast ausschließlich fremden Handelsleuten.

Cobbett, William, engl. Publicist, geb. 9. März 1762 zu Farnham in Surrey, wo sein Vater ein kleines Gut besaß, trat 1784 als Tambour ins Militär ein und ging 1785 mit seinem Regiment nach Neuschottland, wo er als Sergeant 1791 seinen Abschied nahm. Rastloser Eifer im Studiren hatte indessen die Mängel seiner frühern Erziehung ersetzt. Er trat zu Philadelphia als Schriftsteller auf, veröffentlichte unter dem Namen Peter Porcupine (Stachelschwein) mehrere Flugschriften, in welchen er das englische Interesse gegenüber den in den Vereinigten Staaten vorherrschenden französischen Sympathien wahrte, wurde Buchhändler und gab die Zeitschrift »The Porcupine« heraus. Wegen einer Schmähschrift zu einer hohen Geldbuße verurtheilt, kehrte er 1801 nach England zurück und redigirte bis an seinen Tod die Wochenschrift »Weekly political Register«, die ein Muster geistreicher Polemik war. Er gehörte der Torypartei an, bis ihn eine von Pitt ihm zugefügte Beleidigung zum Radikalen machte. Wegen Anreizung zum Aufstand zu zweijähriger Gefängnisstrafe und 1000 Pfd. Sterl. Geldbuße verurtheilt, war er doch bald wieder in politische Händel verwickelt, ging 1817 für ein Jahr nach Amerika und nahm dann die alte Thätigkeit wieder auf. 1829 hielt er in England und 1834 in Irland politische Vorlesungen. Seit 1832 für Oldham in das Unterhaus gewählt, beantragte er die Abschaffung des Papiergeldes und vertheidigte das Interesse des Ackerbaues, ohne jedoch im ganzen Einfluß zu gewinnen. Er starb 18. Juni 1835 auf seinem Landgut bei Farnham in Surrey. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: »The works of Peter Porcupine« (Lond. 1801, 12 Bde.); »Treatise on Cobbettscorn« (das. 1828); »English grammar« (neue Ausg. 1861), in welcher die Beispiele eine fortgehende Satire auf das Königthum sind (für Deutschland bearbeitet von Pleßner; 2. Aufl., von Kaltschmidt, Leipz. 1839); »Collection of State trials« (Lond. 1809—10, 3 Bde.); »Parliamentary debates« (das. 1803—18, 20 Bde.). Sein letztes Werk, »History of the Protestant Reformation« (neue Ausg. 1846; deutsch, 4. Aufl., Mainz 1862), erregte den allgemeinen Unwillen der kirchlichen Parteien Englands. Eine Auswahl seiner »Political works« erschien zu London 1848 in 6 Bänden. Sein Stil ist ausgezeichnet durch Klarheit, Kraft und Eleganz des Ausdrucks. Vgl. H. Lytton Bulwer, Geschichtliche Charaktere, Bd. 2 (a. d. Engl., Leipz. 1871).

Cobbold, Richard, engl. Geistlicher und Schriftsteller, geb. 1797 in Suffolk, studirte am Cajus-College zu Cambridge, ward 1826 Rektor zu Wortham und später Dechant von Hartismere in Suffolkshire, von welcher Stelle er 1869 zurücktrat. Er hat sich besonders durch mehrere Romane und Erzählungen von streng moralischer und religiöser Tendenz bekannt gemacht, als: »The history of Margaret Catchpole« (1845, 2 Bde.; 6. Aufl. 1873); »Mary Ann Wellington, the soldier's daughter, wife and widow« (1846, 3 Bde.; 4. Aufl. 1864); »Zenon, the martyr« (1847, 3 Bde.; neue Aufl. 1855); »The bottle«, ein Gedicht (1848); »The young man's home« (1849); »Freston Tower, a tale of the times of Cardinal Wolsey« (1850, neue Ausg. 1870). Unter seinen rein religiösen Schriften (auch Gedichte hat er publicirt) sind hervorzuheben: »The character of women« (1848); »A voice from the mount« (1848); »A father's legacy to his children« (1850); »Canticles of life« (1858) u. a.

Cobden, Richard, der berühmte Vertreter des Freihandels, geb. 3. Juni 1804 zu Dunford bei Midhurst in Sussex als Sohn eines Farmpächters, mußte in seiner Jugend die Schafe hüten, verließ aber früh das elterliche Haus, um in London sein Glück zu machen, und fand hier bei einem Verwandten, der eine Kattunfabrik besaß, Verwendung in einer untergeordneten Stelle. Durch Fleiß und Geschäftstüchtigkeit schwang er sich zum auswärtigen Agenten für sein Haus empor, als welcher er Nordamerika und einen großen Theil von Europa bereiste, und trat dann als Theilhaber in das Kattungeschäft eines Hauses in Manchester. Durch Fabrikation eines bessern Kattuns und namentlich geschmackvollerer Dessins, als Manchester zuvor erzeugt hatte, sah er sich bald im Besitz eines blühenden Geschäfts. Dabei fand er noch Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit und zog die Aufmerksamkeit des Publikums durch zwei politische Flugschriften: »England, Irland und Amerika« und »Rußland«, auf sich. Die letztere war bestimmt, den Glauben an die unermeßlichen Hülfsquellen dieses Reichs zu beseitigen, die öffentliche Meinung von der Furcht vor dieser Macht zu befreien und nachzuweisen, daß das einzige Mittel, die große nordische Macht zur Freundin Englands zu machen, die Herstellung eines gewinnreichen, auf Freihandelsgrundsätzen beruhenden Verkehrs zwischen beiden Ländern sei. Auch erstere Schrift entwickelte ein System des Friedens, verwarf den alten Lehrsatz von dem Gleichgewicht der Mächte und setzte die Mission Englands darein, seine Handelsverbindungen und seinen moralischen Einfluß über die ganze Erde auszudehnen. Den Einfluß, den beide Schriften dem Verfasser bei der industriellen Aristokratie Lancashire's eintrugen, benutzte er 1835 zur Gründung des Athenäums, eines der geistigen und sittlichen Ausbildung der in den

Fabriken und Kontoren Mancheſters beſchäftigten jungen Leute gewidmeten Inſtituts. Mancheſter befand ſich damals noch unter der Jurisdiktion eines feudalen Grundherrn. C. brachte es dahin, daß der Lord of the manor einem Gemeinderath Platz machte, in welchen er ſelbſt als Alderman gewählt wurde. Kurz darauf ward er auch Präſident der Handelskammer. Inzwiſchen hatte er auf einer Reiſe nach den Vereinigten Staaten die dortigen induſtriellen Zuſtände ſtudirt, beſuchte dann Aegypten, die Türkei, Griechenland und 1838 Deutſchland, wo ihm die Erinnerung an den Hanſabund vielleicht die erſte Idee eines Vereins zum Schutz der Intereſſen des Mittelſtands gegen die Uebergriffe der Ariſtokratie eingab, welche zur Gründung der Anti-cornlaw-league führte. Als 1838 die Handelskammer über eine Petition an die Regierung wegen der Modifikation der Korngeſetze berathſchlagte, forderte C. die gänzliche Abſchaffung derſelben, und wirklich erhielt ſein Amendement die Stimmenmehrheit. Die am 13. Dec. 1838 von der Handelskammer in Mancheſter an das Parlament gerichtete Vorſtellung fand in den induſtriellen Kreiſen großen Anklang, und zahlloſe Petitionen ſchloſſen ſich an. Der den Vertheidigern des Freihandels beigelegte Name der »League« führte zum wirklichen Zuſammenſchluß jener, und hiermit beginnt auch Cobdens hervortretende öffentliche Wirkſamkeit. Von der Stadt Stockport 1841 in das Parlament gewählt, ergriff er in der ihm ihrer Majorität nach feindſeligen Verſammlung klugerweiſe das Wort faſt nur in der ſpeciellen Frage des freien Handels und namentlich der Aufhebung der Kornzölle. So wußte er in der Seſſion von 1843 gleich nach Eröffnung des Parlaments bei dem Antrag auf Unterſuchung des Nothſtandes im Lande in meiſterhafter Rede die Verſchiedenheit des Intereſſes der Bodenariſtokratie von dem des eigentlichen Landmanns in klares Licht zu ſetzen. Zugleich entwarf er ein erſchütterndes Gemälde der Leiden des Volks im Norden von England und machte den Premierminiſter, als Hauptſtütze der Korngeſetze, perſönlich für alles Unglück verantwortlich. Zu ſtatten kamen den Beſtrebungen Cobdens und der League 1845 die Ausſichten auf eine ſehr geringe Ernte, infolge deren der Unwille der Mittelklaſſen gegen die Korngeſetze ſo bedenklich ſtieg, daß der begabteſte Staatsmann der gegneriſchen Seite, Sir Robert Peel, die Nothwendigkeit erkannte, dem gewaltigen Druck von außen nachzugeben und die Vorrechte des Landadels dem Gemeinweſen zu opfern. C. aber erklärte ſich, als Peel Anfang 1846 ſeinen Plan zur Abſchaffung der Kornzölle vorgelegt hatte, gegen die darin für dieſe Maßregel feſtgeſetzte dreijährige Friſt und drang in einem gegen Ende desſelben Jahrs erlaſſenen Umlaufſchreiben an die engliſchen Pächter auf unverweilte vollſtändige Aufhebung der Getreidezölle. Ernſtliche Erkrankung hielt ihn lange Zeit von dem Parlament fern, und erſt in den letzten Sitzungen der ſogen. »Monſterdebatte« über die Peel'ſche Bill und den von der Toryſeite geſtellten Antrag auf Verwerfung derſelben war er wieder gegenwärtig. In einer damals gehaltenen Rede zollte er Peel, den er jahrelang ſo heftig angegriffen, der aber nun ein Gegenſtand der Verwünſchungen für ſeine eigene Partei geworden war, öffentlich den Dank, den ihm das Land wegen ſeiner Meinungsänderung ſchulde. Als gegen Mitte dieſes Jahrs mit der Annahme der Peel'ſchen Korngeſetzbill in beiden Häuſern des Parlaments der Sieg der League in der Hauptſache entſchieden war, beantragte C. ihre unverweilte Auflöſung. Peel ſelbſt hatte ihn in ſeiner berühmten Rede vom 26. Juni 1846 als denjenigen bezeichnet, dem das Verdienſt dieſer ſegensreichen Reform einzig und allein gebühre. Das neue Whigminiſterium bildete ſich, ohne daß ein Mitglied der League darin Platz genommen hätte; doch eröffnete Lord John Ruſſell C. die Ausſicht auf einen Sitz im Kabinet, ſobald ſeine leidenden Geſundheitsumſtände und ſeine Geſchäftsverhältniſſe ihm dies geſtatten würden. Die ſiebenjährigen Anſtrengungen bei der Korngeſetzagitation hatten nämlich nicht nur Cobdens Geſundheit, ſondern auch ſeinem Vermögen große Nachtheile gebracht. Die Erkenntlichkeit ſeines Volks ſuchte ihn wenigſtens in letzterer Beziehung durch Eröffnung einer Subſkription, die 100,000 Pfd. Sterl. eintrug, zu entſchädigen. Er unternahm ſodann eine Erholungsreiſe und beſuchte Frankreich, Spanien, Italien, Deutſchland, Rußland und Schweden. Von dem Wahlkreis York-Weſtriding ins Parlament gewählt, gab er nunmehr ſein Kattungeſchäft auf und widmete ſich ganz der Politik. Unter ſeiner Mitwirkung erfolgte 1849 die Aufhebung der Navigationsakte Seine Beſtrebungen galten fortan namentlich der Einführung zweckmäßiger Erſparungen in der Staatsverwaltung und der Ausdehnung des parlamentariſchen Stimmrechts. Zugleich bewies er ſich als Beförderer der Friedensgeſellſchaften, an deren Verſammlungen (unter anderen in Frankfurt 1850) er ſich eifrig betheiligte. Von dieſer Tendenz war auch ſein dem Parlament vorgelegter Antrag auf Einführung eines internationalen Schiedsgerichts, welcher zwar 1849 mit 176 gegen 97 Stimmen durchfiel, aber, 1851 erneuert, die Erklärung Lord Palmerſtons hervorrief, daß er die Grundſätze desſelben vollkommen gutheiße und möglichſt anzuwenden ſuchen werde. Mit der Politik dieſes Miniſters war C. indeſſen nicht immer einverſtanden; ſo unterwarf er bei der Debatte über die griechiſche Frage Juni 1850 deſſen Benehmen einer ſtrengen Kritik. Dagegen intereſſirte er ſich lebhaft für die Sache der Ungarn und ſuchte, obwohl vergebens, die Börſenwelt gegen das bald nach der Kataſtrophe von Világos von der ruſſiſchen Regierung kontrahirte Anlehen einzunehmen Uebrigens gehörte er keineswegs zu den entſchiedenen Radikalen und hat ſich in der Reformkonferenz zu Mancheſter (3. Dec. 1851) für ein Programm ausgeſprochen, durch welches die auf allgemeines Stimmrecht hinzielenden Pläne der vorgerücktern Fraktion fürs erſte beſeitigt wurden. In ſeiner Flugſchrift »1793 and 1853« ſuchte er zu beweiſen, daß die ganze Schuld des Revolutionskriegs von 1793 und die meiſten ſeiner üblen Folgen vielmehr England und ſeinen Verbündeten als dem Pariſer Konvent zuzuſchreiben ſeien. Seine Parteinahme für Rußland während des ruſſiſch-türkiſchen Kriegs entzog ihm einen Theil ſeiner Popularität. Als zu Anfang 1857 das von C. beantragte Tadelsvotum gegen Sir John Bowrings kriegeriſches Verhalten in China eine Niederlage Palmerſtons und die Auflöſung des Parlaments zur Folge hatte, zog er vor, nicht wieder als Kandidat in York-Weſtriding aufzutreten, ſondern bewarb ſich um die Stimmen der Wähler von Huddersfield. Der Ausfall der Wahl war aber eine kränkende Lehre für den gegen den Strom der öffentlichen Meinung ſchwimmenden Bewerber, denn er blieb in

Artikel, die unter C vermißt werden, ſind unter K nachzuſchlagen.

einer entschiedenen Minorität. Nachdem er einige Zeit in Amerika zugebracht, ward er nach seiner Rückkehr mit großer Majorität von Manchester wieder ins Parlament gewählt, wo er sich als schlagfertiger Gegner jeder Kriegs- und Einmischungspolitik hervorthat. Im Jahr 1860 begab er sich nach Paris zum Abschluß des englisch-französischen Handelsvertrags, der dem wesentlichen nach sein Werk ist: die zweite That für die Unsterblichkeit. Die Annahme der Baronetwürde schlug er aus. Ebensowenig wollte er Minister werden. Doch übte er dafür desto mehr mittelbaren Einfluß auf Regierung, Parlament und öffentliche Meinung aus, die seine und Brights Grundsätze im wesentlichen zu den herrschenden erhoben. Er starb 2. April 1865 nach kurzer Krankheit. Außer in seinem Vaterland wurde ihm auch in Verviers ein Standbild gesetzt. Zum Andenken an ihn ist vor einigen Jahren in London ein Cobden-Club gestiftet worden, dem die angesehensten englischen Staatsmänner und als Ehrenmitglieder auch mehrere deutsche Volkswirte angehören. Der Club hält alljährlich im Sommer ein Festmahl ab, das als eine Art internationaler Versammlung von hervorragenden Anhängern der Freihandelsidee angesehen werden kann, und gibt außerdem Studien und Flugschriften im Geiste dieser Ideen heraus, jene die Wissenschaft selbst, diese ihre Verbreitung unter den Menschen fördernd. Cobdens Schriften und Reden erschienen gesammelt als »Political writings« (2. Aufl., Lond. 1867, 2 Bde.) und »Speeches on questions of public policy« (herausgegeben von J. Bright und Rogers, das. 1870, 2 Bde.). Vgl. Gilchrist, Richard C., the apostle of free trade: his political career and public services (3. Aufl., Lond. 1867); Ritchie, In memory of R. C., a biography (das. 1865); F. v. Holtzendorff, Richard C. (3. Aufl., Berl. 1874); »Richard C., ein Meister der Staatswirtschaft ꝛc.«, nach dem Englischen von K. de Roth (Koburg 1867); Rogers, C. and modern political opinion (Lond. 1873).

Cobenzl, 1) Johann Philipp, Graf von, österreich. Staatsmann, geb. 28. Mai 1741 zu Laibach, ward zuerst in Brüssel angestellt, 1767 Staatsrath, begleitete Kaiser Joseph II. nach Frankreich und unterhandelte den Frieden zu Teschen (1779) als bevollmächtigter Minister. Darauf zum Vice-Hof- und Staatskanzler ernannt, sollte er während der Unruhen in Brabant dort unterhandeln, mußte sich aber, von den Ständen genöthigt, nach Luxemburg zurückziehen und lebte bis nach dem Frieden von Lüneville auf seinen Gütern, worauf er als außerordentlicher Botschafter nach Paris ging. Seit 1805 lebte er in Wien, wo er 30. Aug. 1810 starb.

2) Johann Ludwig Joseph, Graf von, österreich. Staatsmann, Sohn des österreich. Ministers Joh. Karl Philipp von C. (geb. 1712, gest. 1770), Vetter des vorigen, geb. 21. Nov. 1753 zu Brüssel, ging 1774 als Gesandter nach Kopenhagen, fungirte 1775—78 als solcher in Berlin und 1779—97 als Botschafter am russischen Hof. Da er sich bei der Kaiserin Katharina namentlich durch seine geselligen Talente in Gunst setzte, so gelang es ihm, alle Versuche Preußens, das Bündnis Rußlands und Oesterreichs zu trennen, zu vereiteln. 1797 unterhandelte er zu Udine mit Bonaparte, unterzeichnete 17. Okt. den Frieden von Campo-Formio, wohnte dem Kongreß zu Rastadt bei und trat 1798 in seine frühere Stellung in Petersburg zurück. 1801 schloß er mit Joseph Bonaparte den Frieden von Lüneville und leitete als Staatskanzler die auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs, bis ihn die Ereignisse von 1805 veranlaßten, seine Stelle niederzulegen. Dennoch blieb er nicht ganz ohne Einfluß und war noch in seinen letzten Augenblicken bemüht, den Krieg von 1809 abzuwenden. Er starb zu Wien 23. Febr. 1809. C. bewies sich in seiner staatsmännischen Thätigkeit als entschiedenen Verfechter der alten Regierungsweise und unermüdlichen Bekämpfer der aus der französischen Revolution hervorgegangenen politischen Ideen und Institutionen.

Cobequid Hills (spr. kobbi-), ein Höhenzug in der britisch-nordamerikan. Kolonie Neuschottland, erstreckt sich vom Kap Chignecto gegen O., hat eine Breite von etwa 15 Kilom., eine durchschnittliche Höhe von 270—300 Meter und besitzt reiche Lager von Steinkohlen und Eisen.

Cobet, C. G., holländ. Philolog, geboren um 1813 zu Paris, wo sein Vater zur Zeit kaiserlicher Beamter war, absolvirte seine Studien auf der lateinischen Schule im Haag, dann auf der Universität zu Leiden (1836) mit großer Auszeichnung, machte darauf auf Staatskosten eine wissenschaftliche Reise und bekleidet seit 1845 eine Professur an der Universität Leiden. C. hat sich vorzugsweise dem Studium der griechischen Schriftsteller gewidmet und bekennt sich zu der von ihm mit vielem Scharfsinn vertheidigten Ansicht, daß die griechische Sprache die Grundlage der lateinischen sei. Große Verdienste erwarb er sich auch um die griechische Metrik, deren wissenschaftliche Systematisirung ihm viel verdankt. Seine Hauptschriften sind: »Prosopographica Xenophontea« (Leiden 1836); »Observationes criticae in Platonis Comici reliquias« (Amsterd. 1840); »Oratio de arte interpretandi grammatices et critices fundamenta innixa primario philologi officio« (Leiden 1847); »Praefatio lectionum de historia vetere« (das. 1853); »Variae lectiones quibus continentur observationes criticae in scriptores graecos« (das. 1858, 2. Aufl. 1873); »Orationes et fragmenta Lysiae« (Amsterd. 1863) u. a. Auch gute Schulausgaben griechischer Autoren verdankt man C.

Cobham (spr. kobbhäm), Dorf in der engl. Grafschaft Kent, mit 900 Einw. und einem von Inigo Jones erbauten Schloß des Grafen Darnley, welches eine werthvolle Gemäldesammlung enthält und von einem großen Park umgeben ist.

Cobijah (Puerto la Mar), der einzige Seehafen der Republik Bolivia, liegt in der Provinz Atacama an einer kleinen seichten Bai des Großen Oceans, die von hohen Felsenbergen eingeschlossen ist, war früher ein armes Fischerdorf, das 1829 zum Freihafen erhoben wurde, und zählt gegenwärtig etwa 2000 Einw. Der Handel vermag sich indessen nicht zu heben, da die Stadt landeinwärts von weiten Wüsten umgeben ist. Sie leidet dazu Mangel an Trinkwasser, und selbst Lebensmittel müssen von weit her importirt werden.

Cobitis, Schmerle, Fischgattung.

Cobra di Capello, s. Brillenschlange.

Coca, s. Erythroxylon.

Coca, Stadt in der span. Provinz Segovia, nordwestlich von Segovia am Zusammenfluß des Eresma und Voltova, mit 728 Einw. und einem alten maurischen Schloß, in welchem Prinz Wilhelm von Oranien 28 Jahre lang gefangen saß.

Cocagna (ital., spr. -kannja), früher Lustbarkeit der Neapolitaner, auf des Königs Kosten veran-

staltet, wobei ein pyramidenförmiges Gerüst mit allerlei Eßwaaren, dessen Seiten durch Fett schlüpfrig gemacht waren, erklettert werden mußte, um die Speisen als Beute und Preis zu erlangen. Das Fest ist vielleicht auf die in der römischen Kaiserzeit üblichen Fruchtvertheilungen an das Volk (Congiarium) zurückzuführen. Daher franz. **Pays de Cocagne**, s. v. w. Schlaraffenland.

Coccejanischer Streit, s. Bundestheologie.

Cocceji, 1) Heinrich, Freiherr von, deutscher Rechtsgelehrter, geb. 25. März 1644 zu Bremen, studirte zu Leiden und in England und wurde 1672 zu Heidelberg und 1688 zu Utrecht Professor der Rechte und 1690 Ordinarius der Juristenfakultät zu Frankfurt a.O. Zum Geheimrath ernannt und 1713 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, starb er 18. Aug. 1719. Sein Hauptwerk, »Juris publici prudentia« (Frankf. 1695 u. öfter), war lange Zeit das allgemeine Kompendium für die Disciplin des deutschen Staatsrechts. Viel gebraucht war auch seine »Anatomia juris gentium« (Frankf. 1718).

2) Samuel, Freiherr von, deutscher Rechtsgelehrter, jüngster Sohn des vorigen, geb. 1679 zu Heidelberg, ward 1703 ordentlicher Professor zu Frankfurt a. O., 1704 Regierungsrath zu Halberstadt, 1710 Direktor der Regierung daselbst, 1714 Geheimer Justiz- und Oberappellationsrath in Berlin, 1723 Kammergerichtspräsident, 1727 Staats- und Kriegsminister, 1730 Chef aller geistlichen Sachen und Kurator aller königlichen Universitäten, 1731 Oberappellationsgerichtspräsident, 1738 erster Chef der Justiz in allen preuß. Staaten und 1746 Großkanzler. Er starb 22. Okt. 1755. Seine Gerichtsordnung, »Codex Fridericianus« (Berl. 1747—50), war ein für jene Zeit treffliches Werk, das erst 1780 durch die neue preuß. Gerichtsordnung außer Geltung gesetzt wurde. Er schrieb noch »Novum systema jurisprudentiae naturalis et romanae«, ursprünglich als Einleitung zu seines Vaters Werk »Grotius illustratus« (Bresl. 1744—1748, 3 Bde.), dessen Herausgabe er besorgte. Sein Hauptverdienst war die Verbesserung der Rechtspflege in Preußen. Vgl. Trendelenburg, Friedrich d. Gr. und sein Großkanzler S. v. C. (Berl. 1863).

Coccējus (eigentlich Koch oder Koken), Jan, holländ. Theolog, geb. 9. Aug. 1603 zu Bremen, studirte in Franeker, wurde 1629 Professor in seiner Vaterstadt, 1635 in Franeker und 1650 zu Leiden, woselbst er bis zu seinem Tod (5. Nov. 1669) wirkte und der Gründer einer eigenthümlichen theologischen Schule (s. Bundestheologie) wurde. Sein Hauptwerk, »Summa doctrinae de foedere et testamento Dei« (zuerst Leiden 1648, 5. Ausg. 1683), hat die reformirte Scholastik erstmalig gründlich erschüttert. Sein »Lexicon et commentarius sermonis Hebraici et Chaldaici veteris testamenti« (Leiden 1669) ist das erste vollständige Wörterbuch der hebräischen Sprache.

Cocchi (spr. kokki), Giochino, ital. Opernkomponist, geb. 1720 zu Padua, brachte seine erste Oper, »Adelaide«, 1743 in Rom zur Aufführung, hatte dann 1750 in Neapel einige Erfolge und begab sich 1757 nach London, wo er hauptsächlich Gesangunterricht gab. Seit 1773 wieder in Italien, wurde er bald darauf Kapellmeister am Konservatorium degl' Incurabili zu Venedig und starb daselbst 1794. Der Stil seiner zu ihrer Zeit berühmten komischen Opern, von denen wir noch »Siroe«, »La mascherata«, »Il pazzo glorioso«, »La clemenza di Tito«, »Le nozze di Dorina« ꝛc. namhaft machen, ist munter und gefällig, aber nicht reich an Erfindung und wenig originell; sie sind jetzt vergessen.

Coccia (spr. kottscha), Carlo, ital. Opernkomponist, geboren im April 1789 zu Neapel, sang bereits vom 7. Jahr an die Sopranpartien in den Kirchen Neapels, studirte dann die Musik bei Pietro Capelli, später im Konservatorium zu Neapel unter Fenaroli und Paesiello und erhielt durch letztern eine Anstellung am Hof Joseph Napoleons. Sein erstes Werk, »Il matrimonio per cambiale«, gefiel wenig; dagegen fand die komische Oper »Il poeta fortunato«, die er bald darauf in Florenz zur Aufführung brachte, eine günstige Aufnahme. C. schrieb darauf an 20 Opern für italienische Bühnen (z. B. die komischen »Ser Martinaccio« und »Voglia di dote e non di moglie«, die ernsten »Il Sogno verificato« und »Arrichetto«) und verschiedene Kantaten (»La fedeltà«; »La vera gloria«, Kantaten auf die Geburt des Königs von Rom, auf den Einzug der Verbündeten in Paris), wurde 1820 nach Lissabon berufen, ging 1823 nach London als Musikdirektor des Kingstheaters, für das er die Oper »Maria Stuart« u. a. schrieb, und kehrte 1828 nach Italien zurück, wo er 1836 Direktor der musikalischen Akademie zu Turin wurde. Auch in seinen späteren Jahren lieferte er noch eine Reihe von Opern. Er starb 13. April 1873 in Novara. Tiefere Bedeutung geht seinen Werken ab, und auch seine künstlerische Ausbildung ist ungeachtet der trefflichen Lehrer, die er hatte, eine mangelhafte.

Coccinella, s. v. w. Marienwürmchen.

Coccius, Ernst Adolf, hervorragender Augenarzt, geb. 19. Sept. 1825 zu Knauthain bei Leipzig, studirte in Leipzig, Prag und Paris Medicin, promovirte 1848 in Leipzig mit einer Dissertation über die Krankheiten des Typhus, war von 1848—57 Hausarzt an der Leipziger Augenheilanstalt und wurde 1858 zum Professor der Medicin an der dortigen Universität ernannt; auch gründete er eine eigene Augenklinik und leitete dieselbe bis 1867. In diesem Jahr wurde er ordentlicher Professor und Direktor der Augenheilanstalt. Er schrieb: »Monographie über die Ernährungsweise der Hornhaut und die serumführenden Gefäße des menschlichen Körpers« (Leipz. 1852); »Ueber die Anwendungsweise des Augenspiegels nebst Angabe eines neuen Instruments« (das. 1853); »Ueber die Neubildung von Glashäuten im Auge« (das. 1857); »Ueber Glaukom, Entzündung und die Autopsie mit dem Ophthalmoskop« (das. 1858, Habilitationsschrift); »Ueber das Gewebe und die Entzündung des menschlichen Glaskörpers« (das. 1860); »Ueber den Mechanismus der Akkommodation des menschlichen Auges nach Beobachtungen im Leben« (das. 1867); »Ueber einen optischen Apparat zur Demonstration der inneren Augenkrankheiten« (das. 1868); »Ueber künstliche Assistenz bei Augenoperationen« (das. 1869); »De instrumentis quibus in operationibus oculorum palpebrae fixae terentur« (das. 1869); Festschrift: »Ueber Augenverletzungen und ihre Behandlung« (De vulneribus oculi in nosocomio ophthalmiatrico a. 1868 et 1869 observatis et de oculi vulnerati curandi modo; das. 1871); mit Wilhelmi: »Die Heilanstalt für arme Augenkranke zu Leipzig, zur Feier ihres 50jährigen Bestehens« (das. 1870); »Ueber die Augenerkrankungen, welche bei Pocken in der Augenheilanstalt beobachtet wurden« (Universitätsprogramm, das. 1871); »Ophthalmometrie und Spannungsmessung am kranken Auge« (1872); »Endigung der Lymphkapillaren der Binde-

haut«; auch hat C. Beiträge für das »Archiv für Ophthalmologie« und »Günthers blutige Operationen« geliefert. Er verband zur Untersuchung des Augenhintergrunds im polarisirten Licht den Augenspiegel mit einem Polarisationsapparat und erreichte dadurch die Beseitigung aller störenden Reflexe der Netzhaut, so daß es nun gelingt, selbst die feinsten Veränderungen der Aderhaut genau zu diagnosticiren. Von ihm rührt ferner her eine Methode zur ophthalmoskopischen Diagnose des Astigmatismus, eine Methode, sein eigenes Auge im Spiegel zu untersuchen, die Konstruktion eines neuen Ophthalmometers. C. ist ein ausgezeichneter Operateur und hat sich auch um die Physiologie, Physik und Anatomie des Auges sowie um die Pathologie desselben verdient gemacht. Er ist einer der wenigen bedeutenden Augenärzte in Deutschland, welche nicht aus der v. Gräfe'schen Schule hervorgegangen sind. Auf sein Urtheil, als ein durchaus unabhängiges, ist in Streitfragen oft Gewicht gelegt worden.

Coccolŏba *L.* (Seetraube, Traubenampfer, Traubenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Polygonaceen, Bäume und Sträucher mit abwechselnden, großen Blättern, in lange Aehren oder Trauben gestellten Blüten und beerenartiger, dreikantiger Nuß. C. **uvifera** *L.*, ein ansehnlicher Baum Westindiens und Südamerika's, welcher am Strand und oft im Wasser wächst, hat große, herzförmige, lederartige, glänzende Blätter mit vielen, oft rothen Rippen, weißliche, in sehr langen Trauben vereinigte Blüten und rothe Früchte von der Größe mittelmäßiger Kirschen und liefert das westindische oder amerikanische Kino. Die säuerlichsüßen Früchte werden in Amerika gegessen und, wie die bittere und adstringirende Wurzel und Rinde, gegen Durchfälle ꝛc. angewendet. Das Holz ist geadert, hart und schwer, gibt eine schöne rothe Farbe und wird zu Möbeln ꝛc. verarbeitet. C. **pubescens** *L.*, ein Baum in Bergwäldern von Südamerika und Martinique, oft 20—25 Meter hoch, hat sehr große, fast kreisrunde, vielrippige, weichbehaarte Blätter, Blüten in länglichen Trauben und eßbare Früchte. Man kultivirt diese und andere Arten in unseren Warmhäusern.

Coccothraustes, Kernbeißer, Vögelgattung.

Coccolīn, s. v. w. Picrotoxin.

Cocculus *Decand.* (Mondkorn, Kockel), Pflanzengattung aus der Familie der Menispermeen, Sträucher und Stauden in Ostindien und Afrika, gewöhnlich mit windendem Stamm, abwechselnden, einfachen Blättern, eingeschlechtigen, achselständigen, in Aehren oder Trauben gestellten Blüten und einsamigen Steinfrüchten. C. **palmatus** *Wallich* (**Jateorrhiza Calumba** *Miers.*, Kolumbopflanze), ein windender Strauch mit krautigen, jährlich absterbenden Stengeln, an der Ostküste Afrika's, bei Oibo, Mosambik und Schupanga am untern Zambesi, kultivirt auf Mauritius, den Seychellen und auf der Malabarküste, hat große, fast handförmig ausgeschnittene, langgestielte, rothbehaarte Blätter, bei der männlichen Pflanze zusammengesetzte, bei der weiblichen einfache Blütentrauben. Die Blumenblätter sind bei beiden grün, die Früchte von der Größe einer Haselnuß, länglichrund und dicht mit langen, schwarzdrüsigen Haaren besetzt. Die starke, dicke, bräunlichgelbe, aus mehreren walzenförmigen, etwas gegliederten, gebogenen, fleischigen Knollen von 30 Centim. Länge bestehende Wurzel ist unter den Namen **Radix Calumbo, Kolumbo-, Kalumbo-, Ruhrwurzel,** officinell und kommt meist in 1 Centim. dicken Scheiben in den Handel. Sie ist von ziemlich derber Textur, aber vorherrschend mehlig, schmeckt rein und sehr stark bitter, färbt Wasser sofort gelb, ist sehr reich an Stärkmehl und enthält außer oxalsaurem Kalk einen farb- und geruchlosen Bitterstoff, das Kolumbin $C_{21}H_{22}O_7$, amorphe Kolumbosäure und Berberin. Man benutzt sie mit Erfolg bei Verdauungsstörungen und damit verbundenen chronischen Diarrhöen, bei Durchfällen Schwindsüchtiger ꝛc. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie den Magen wenig belästigt und daher auch gegeben werden kann, wenn ein subakuter Katarrh längere Zeit anhält. Sie wurde 1675 durch Redi als giftwidrig bekannt, aber erst durch den englischen Arzt Percival allgemeiner eingeführt und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fast überall in Deutschland in die Pharmakopöen aufgenommen. C. **suberosus** *Dec.* (**Anamirta Cocculus** *Wight* et *Arn.*, Fischkörner- oder Kockelskörnerstrauch) ist ein mächtiger, an felsigen Meeresküsten wachsender Schlingstrauch auf Ceylon, Java, Amboina und Malabar, mit armsdickem Stamm und korkartiger Rinde, großen, lederartigen Blättern, kleinen, weißen, in mehr als 30 Centim. langen Trauben vereinigten Blüten und beerenartigen, rothen Steinfrüchten. Die getrockneten Früchte waren unter dem Namen **Cocculi indici, levantici, piscatorii, Baccae levantinae s. orientales,** Kockels-, Fisch-, Läusekörner, officinell. Sie sind fast kugelig, von etwa 0,5—1 Centim. Durchmesser, dunkel graubraun, gleichsam bestäubt, runzelig, geschmacklos, aber mit einem öligen Kern, der widrig bitter schmeckt, sehr lange anhaltend und narkotisch giftig wirkt. Vorwaltende Bestandtheile des Samens sind das Picrotoxin $C_{12}H_{14}O_5$ (Cocculin 0,4—1 Proc.) und Fett (etwa 50 Proc.), während sich in dem Fruchtgehäuse Menispermin und Paramenispermin finden, zwei krystallisirbare, geschmacklose, nicht giftige Substanzen von gleicher Zusammensetzung. Die Kockelskörner kamen zuerst im 16. Jahrh. als **Gallae orientales s. Baccae cotulae elephantinae** nach Deutschland; sie dienen pulverisirt gegen Ungeziefer, in Indien zum Fisch- und Vogelfang. Wirft man sie nämlich in das Wasser, so werden die Fische so betäubt davon, daß sie auf die Oberfläche kommen und sich leicht fangen lassen; der Genuß der auf diese Art vergifteten Fische dürfte aber wohl nicht unbedenklich sein. Strafbar ist die Anwendung der Kockelskörner zur Verfälschung des Biers, um an Hopfen zu sparen. Das Fett der Kerne benutzt man in Indien zu Kerzen; auch dient daselbst die Wurzel als Arzneimittel, sowie die bitteren Stengel unter dem Namen **Putra walli** gegen das Wechselfieber. C. **peltatus** *Dec.*, in Ostindien und auf Ceylon, hat in der Wurzel dieselben Eigenschaften wie die Kolumbowurzel und wird auf der Küste von Malabar auch ebenso gebraucht.

Coccus, Schildlaus; **Coccina,** Familie der Schildläuse.

Coccygomorphae, Kukuksvögel, Ordnung der Vögel

Cocentāyna (Consentaina), gewerbreiche Stadt in der span. Provinz Alicante (Valencia), am Alcoy und dem nördlichen Fuß der Mariola, mit etwa 7000 Einw., schönen Kirchen, einem Schloß, römischen Ruinen und einer der frequentesten Messen in Spanien.

Cochabamba (spr. kotscha-), ein Departement der

Republik Bolivia (ſ. Karte »Argentiniſche Republik ꝛc.«), das im S. an Chuquiſaca und Potoſi, im W. an La Paz, im N. an Peru und im O. an Santa Cruz grenzt. Es hat 69,380 QKilom. (1260 QM.) Flächeninhalt und iſt bis auf einzelne Hochebenen ein ſehr gebirgiges Land, das die Abhänge der öſtlichen Kordilleren bedecken. Der größte Theil ſeiner Gewäſſer gehört dem Rio Guapai an. Das Klima iſt gemäßigt und geſund, und bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens bildet das Departement daher den ſchönſten und reichſten Theil der ganzen Republik; nur an Metallreichthum ſteht es den weſtlicheren Gegenden nach. Die Bevölkerung, die ſich 1858 auf 349,892 Seelen belief, iſt hauptſächlich auf die mittleren Diſtrikte beſchränkt; die nördlichen und weſtlichen ſind nur ſchwach bewohnt. Die Hauptbeſchäftigung der Einwohner iſt hauptſächlich der Landbau, nächſtdem die Viehzucht; der Verkehr iſt dagegen der ſchwierigen Kommunikationen halber wenig bedeutend. Das Departement zerfällt in die Provinzen Ayopaya, Tapacari, Arque, Cochabamba, Cliza und Mizque. — Die Hauptſtadt C. liegt in 2575 Meter Höhe an einem Zufluß des Guapai in einem fruchtbaren Thal und hat über 40,000 Einw. Sie iſt gut und freundlich gebaut und hat 15 Kirchen und 10 Klöſter. Ihre Gründung erfolgte 1565, allein der ſpaniſche Name Ciudad de Oropeſa iſt durch den indianiſchen verdrängt worden. Die einzige andere Stadt des Departements iſt Mizque, die früher bedeutender war, durch die Ungeſundheit der Lage aber jetzt ganz geſunken iſt.

Cochin, indiſcher Vaſallenſtaat, ſ. Kotſchin.

Cochin (ſpr. töſchäng), Charles Nicolas, franz. Kupferſtecher, geb. 1688 zu Paris, arbeitete nach alten und neuen Meiſtern, wurde 1731 Mitglied der Akademie und ſtarb 1754. Seine Zeichnungen ſind mit Geiſt und Geſchmack ausgeführt, doch war er in kleineren Blättern glücklicher als in großen. Sein Sohn und Schüler, Charles Nicolas, geb. 22. Febr. 1715 zu Paris, bereiſte Italien, über deſſen Kunſtſchätze er ein Buch, »Voyage d'Italie etc.« (Par. 1758, 3 Bde.), ſchrieb, wurde 1751 Mitglied der Akademie, 1752 Inſpektor des königl. Kupferſtichkabinets, 1755 Sekretär der Akademie und 1757 geadelt. Er ſtarb zu Paris 29. April 1790. Er war der gewandte und raſch fertige Illuſtrator des damaligen franzöſiſchen Buchhandels; er lieferte eine Menge Blätter, man ſagt an 2000. Doch gibt es auch viele Stiche von ihm, welche mit größeren Anſprüchen auftreten, ſo die von ihm nach Vernet geätzten 12 Proſpekte franzöſiſcher Seehäfen und verſchiedene Blätter aus der heiligen Geſchichte, zumeiſt nach zeitgenöſſiſchen franzöſiſchen Künſtlern. Mit Gravelot gab er »Iconologie par figures, ou traité complet des allégories, emblèmes« (Par., 4 Bde.) heraus.

Cochinchina, ſ. Kotſchinchina.

Cochläus, Johann, eigentlich Dobeneck, deutſcher Gelehrter und heftiger Gegner Luthers, geb. um 1479 zu Wendelſtein bei Nürnberg, war um 1511 Rektor der Schule zu St. Lorenz in Nürnberg, dann Dechant an der Frauenkirche zu Frankfurt a. M. und Kleriker zu Mainz, 1527—39 Domherr zu Meißen und endlich Kanonikus am Dom zu Breslau, wo er 10. Jan. 1552 ſtarb. Als Gegner der Reformation war er Mitarbeiter an der gegen die Augsburgiſche Konfeſſion gerichteten Konfutationsſchrift, auch auf dem Regensburger Kolloquium von 1546 thätig und ſchrieb mehrere ſatiriſche Schriften gegen Luther voll perſönlicher Ausfälle und von grenzenloſer Gemeinheit, die ihm reichlich vergolten wurden: »Lutherus septiceps ubique sibi contrarius« (Mainz 1529 u. öfter), »Bockſpiel Martini Luthers« (daſ. 1531) u. a. m. Vgl. Otto, Johann C. der Humaniſt (Bresl. 1874).

Cochlearĭa *L.* (Löffelkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, dauernde oder einjährige Kräuter und Stauden mit einfachen Blättern, weißen Blüten in endſtändigen Trauben und aufgeblaſenen Schötchen, meiſt in Nordeuropa und Nordaſien, von denen mehrere Arten Salat- und Gemüſepflanzen ſind und Arzneikräfte beſitzen. C. officinalis *L.* (Scharbocksheil, Skorbutkraut), iſt eine ein- oder zweijährige Pflanze mit 15—30 Centim. hohem Stengel, dicken, geſtielten, breit eiförmigen, ſtumpfen, am Grund herzförmigen Wurzelblättern, länglichen, gezahnten und etwas buchtigen Stengelblättern und faſt kugeligen Schötchen, wächſt wild an den Küſten der nordiſchen Meere, findet ſich noch auf Grinnelland unter 80° nördl. Br. und iſt überhaupt eine der am weiteſten gegen den Pol gehenden Phanerogamen. Im Binnenland findet ſie ſich hier und da an Salzquellen und an einzelnen Stellen der Voralpen Berns, mehr als 1000 Meter ü. M. Sie wird zum officinellen Gebrauch kultivirt. Beim Zerreiben riecht das Kraut ſchwach ſenfartig und ſchmeckt nicht unangenehm ſcharf und ſalzig, beim Trocknen büßt es Geruch und Geſchmack ein. Das friſche, blühende Kraut liefert ¼—½ Proc. ätheriſches Oel, welches zum Senföl in naher Beziehung ſteht und auf ähnliche Weiſe wie dieſes ſich bildet. Es iſt nach der Formel C_5H_9NS zuſammengeſetzt, gelblich, ſchwerer als Waſſer, riecht und ſchmeckt ſcharf durchdringend und ſiedet bei 159—160°; mit Ammoniak bildet es wie Senföl eine kryſtalliniſche Verbindung. Beim Verbrennen hinterläßt Löffelkraut 20 Proc. Aſche. Es enthält viel an Salpeterſäure und organiſche Säuren gebundenes Alkali, dient als Heilmittel gegen Skorbut und wurde als ſolches zuerſt 1557 durch Wier empfohlen. Man hält es für wirkſamer beim Seeſkorbut als beim Landſkorbut nnd benutzt es als Salat, Infuſum oder genießt den friſchen Saft. Der Spiritus Cochleariae, Löffelkrautſpiritus, durch Deſtillation von Spiritus über blühendem Löffelkraut gewonnen, dient als Zuſatz zu Mundwäſſern, bei ſkorbutiſcher Affektion des Zahnfleiſches. Im übrigen iſt der Gebrauch des Löffelkrauts vollſtändig obſolet. C. armoracia *L.* (C. rusticana *Lam.*, Armoracia rusticana *Flor. Wetter.*, gemeiner Meerrettig, in Mecklenburg Mareſſig, in der Oberpfalz Green, im Oberelſaß Fleiſchkraut, in Krain Kren) iſt eine ausdauernde Pflanze mit geſtielten, anfangs kammartig fiederſpaltigen, länglich eiförmigen, gekerbten Wurzelblättern, 0,6—0,9 Meter hohem Stengel, lanzettförmigen, eingeſchnitten gezahnten Stengelblättern, weißen Blüten und elliptiſchen Schötchen, in Oſteuropa und dem Orient heimiſch, findet ſich verwildert an Flußufern durch ganz Europa und wird vielfach kultivirt. In den erſten Tagen des April werden die Würzlinge reihenweiſe 0,80 Meter von einander geſetzt, wozu man ſchief laufende Löcher bohrt und in jedes derſelben einen Würzling, von allen Nebenzweigen gereinigt, legt und bis auf das Kronenende zudeckt. Man ſorgt für Lockerung und Reinigung des Bodens, legt die Wurzeln um Johannis bloß und reinigt ſie von allen Seitenwurzeln. Im November hebt man die Wurzeln

heraus und läßt den nicht verwendbaren Vorrath über Winter bis zum folgenden Frühjahr im Boden stehen. Von den herausgegrabenen Wurzeln werden die dicken, 60 Centim. langen und längeren Hauptwurzeln (Stangen) zum Gebrauch aufbewahrt, die dünnen Wurzeln sowie die Nebenwurzeln zu künftigen Setzlingen bestimmt. Die frische Wurzel hat beim Zerreiben einen flüchtig-scharfen, höchst durchdringenden, zu Thränen reizenden Geruch und einen scharfen, brennenden und beißenden Geschmack; sie röthet die Haut und zieht Blasen auf derselben. Früher wurde sie medicinisch benutzt, jetzt ausschließlich als Küchengewürz und Gemüsewurzel. Der wirksame Bestandtheil ist ein beim Zerreiben der Wurzel sich bildendes ätherisches Oel, welches, wie es scheint, mit dem ätherischen Senföl völlig übereinstimmt.

Cochlearium (lat.), bei den alten Römern Behältnis zum Mästen der für den Tisch der Gourmands bestimmten Schnecken.

Cochliodus, s. Fische.

Cochlospermum *Kunth*, Pflanzengattung aus der Familie der Ternströmiaceen, Sträucher und Bäume in Ostindien und Südamerika, von denen C. **Gossypium** *Dec.*, ein schöner, auf den Küsten von Koromandel, Travankore und in Ceylon einheimischer Baum mit fünflappigen, oben fast ganz glatten, auf der untern Seite filzigen, sehr großen, gestielten Blättern und hellgelben, in Rispen stehenden Blüten, die schon vor den Blättern erscheinen, ein braunes, im Wasser nur theilweise lösliches Gummi liefert, welches im englischen Handel als geringe Tragantsorte vorkommt; auch die Samenwolle und Bastfaser des Baums finden technische Verwendung. Von C. **tinctorium** *Perot.*, einem Halbstrauch in Senegambien, dient die Wurzel, **Racine de fayar**, zum Färben.

Cochon (franz., spr. -schóng), Schwein; unsauberer Mensch; cochonnerie, Schweinerei, Unfläthigkeit.

Cochrane (spr. tóckrën), 1) Thomas, Graf von Dundonald, brit. Seeheld, geb. 14. Dec. 1775 in Schottland, Sohn des als Chemiker namhaften Archibald C., Grafen von Dundonald, trat schon in seinem 11. Lebensjahr als Midshipman unter seinem Oheim, dem Admiral Alexander C., der 1814 Washington verwüstete, in den Seedienst. Für den kühnen Angriff auf einige französische Kaper in der Bai von Algeziras erhielt er das Kommando der Schaluppe Speedy, mit welcher er im Mai 1801 eine spanische Fregatte bei Barcelona wegnahm. In den zehn Monaten, die er die Speedy befehligte, nahm er 33 Schiffe mit 128 Kanonen. Vor dem großen französischen Geschwader unter Admiral Linois aber mußte er die Flagge streichen, ward jedoch ausgewechselt und Postkapitän auf der Fregatte La Raison. Seit Erneuerung des Kriegs 1802 Befehlshaber der Pallas von 32 Kanonen, nahm er unter anderen die spanische Gallione Fortuna mit 150,000 Kronen und that sich in den Kämpfen gegen die französische Flotte aufs rühmlichste hervor; auch blieb er auf der See, als er 1806 für Honiton und später für Westminster ins Parlament gewählt worden war. 1809 vernichtete er zehn französische Linienschiffe und einige Fregatten, die auf der baskischen Rhede lagen, wofür er den Bathorden erhielt. Er klagte Lord Gambier, unter welchem er damals stand, der Saumseligkeit an; doch wurde dieser freigesprochen. Um so mißliebiger aber machte sich C. dadurch bei dem Ministerium, das bald Gelegenheit zur Rache fand. Er wurde angeklagt, bei der Ausbreitung falscher politischer Nachrichten behufs einer Börsenspekulation betheiligt gewesen zu sein, und, ohne Beweis seiner Schuld, 21. Juni 1814 zu 1000 Pfd. Sterl. Geldstrafe, 12monatlichem Gefängnis und Ausstellung am Pranger verurtheilt und außerdem mit Ausstoßung aus dem Haus der Gemeinen, Entziehung seines Ranges in der Flotte und Streichung seines Namens von der Liste des Bathordens bestraft. Das ganze Land war entrüstet über diese Härte, und die Wähler von Westminster wählten C. wieder zu ihrem Vertreter. Nach einjähriger Haft (der Pranger war ihm erlassen, die Geldstrafe von seinen Freunden bezahlt worden) trat er im Parlament wieder als Gegner des Ministeriums auf, nahm aber bald darauf als Admiral der neuen Republik Chile thätigen Antheil an dem Kampfe für die Unabhängigkeit Südamerika's, zeichnete sich auch hier durch außerordentliche Bravour aus und beendigte den Krieg durch die Einnahme Valdivia's, des letzten spanischen Postens in Chile, 20. Febr. 1821. Von hier trat Lord C. in die Dienste Brasiliens, wo ihn Kaiser Dom Pedro zum Marquis von Maranão erhob. Nach Abschluß des Friedens zwischen Brasilien und Portugal bot C. den Griechen seine Dienste an; doch war hier seine Laufbahn nicht sehr glorreich, da er bei dem Präsidenten Kapo d'Istria die nöthige Unterstützung nicht erlangen konnte. Gegen Ende 1828 kehrte er nach England zurück und widmete sich dem Studium praktischer Wissenschaften und mechanischer Erfindungen. Wilhelm IV. setzte ihn wieder in seinen frühern Posten in der Flotte ein, und zwar mit dem Rang eines Kontreadmirals. Durch den Tod seines Vaters ward C. Graf von Dundonald. Als sich durch Revision jenes für C. so unglücklichen Processes, die auf Veranlassung der Königin Victoria vorgenommen worden, seine Schuldlosigkeit herausgestellt, stieg er 1842 zum Viceadmiral, erhielt 1847 das Großkreuz des Bathordens und ward bald darauf Oberbefehlshaber der in den westindischen und nordamerikanischen Gewässern stationirten Flotte, von wo er 1851 mit dem Rang als Admiral der blauen Flagge zurückkehrte. 1854 ward er Rearadmiral von Großbritannien. C. starb 31. Okt. 1860 zu Kensington. Ueber sein Leben berichtete er in »Narrative of services in the liberation in Chile, Peru and Brazil« (Lond. 1859) und in »Autobiography of a seaman« (das. 1860, 2 Bde.).

2) Sir Thomas John, Verwandter des vorigen und ältester Sohn des Admirals Sir Alexander C., geb. zu Edinburg 1789, widmete sich schon 1800 dem Seedienst, ward bereits 1806 Kapitän und wohnte den Expeditionen gegen Quiberon, Belleisle, Cadiz, Ferrol, Aegypten ꝛc. bei. 1806 diente er in Westindien, that sich 1807 durch Wegnahme des franz. Schiffs La Favorite hervor und trug viel zur Unterwerfung der zu Dänemark gehörigen westindischen Inseln bei. 1812 erhielt C. das Kommando der Surprise, das er mit Auszeichnung führte, und 1825 wurde er Gouverneur und Oberstkommandirender von Neufundland und den dazu gehörigen Inseln. 1837 für Ipswich ins Parlament gewählt, stimmte er mit der konservativen Partei. 1841 wurde er Kontreadmiral und 1844 Oberbefehlshaber in Ostindien. Hier unternahm er 1845 eine glückliche Expedition gegen die Seeräuber des indischen Archipels und bemächtigte sich 1846 der Hauptstadt des Sultans von Borneo, wofür er Oktober 1847 das Kommandeurkreuz des Bathordens erhielt. 1863 ward er

Viceadmiral der Flotte und 1865 Admiral; starb im Oktober 1872.

3) Alexander Dundas Baillie, ältester Sohn des vorigen, geb. im November 1816, erhielt seine Bildung auf der Schule zu Eton und am Trinity-College zu Cambridge, war seit 1841 zu verschiedenen Malen Parlamentsmitglied (seit 1870 für die Insel Wight) und hat sich als Politiker wie als Schriftsteller einen Namen gemacht; so besonders durch sein Werk »Young Italy« (Lond. 1850), worin er als eifriger Verfechter der kontrerevolutionären Politik auftrat. Auch im Parlament griff er mehrfach, namentlich im Juni 1850, Lord Palmerston an und nahm die österreichische und neapolitanische Regierung gegen die liberale Partei in Schutz. Seine »Lucille Belmont« (1848) und »Ernest Vane« (1849) sind schwache Nachahmungen von Bulwers Romanen. Außerdem veröffentlichte er: »Poems« (1838); »Exeter Hall or Church-Polemics« (1841); »The Morea with other poems« (2. Ausg. 1841); »Florence the beautiful« (1854, 2 Bde.); »The kingdom of Greece« (1862); »Young artist's life« (Lond. 1864); »Historic pictures« (daf. 1865, 2 Bde.); »Francis I. and other historic studies« (daf. 1870, 2 Bde.) und eine Reihe politischer Pamphlete.

Cockburn (spr. -börn), 1) Insel im nordwestlichen Teil des Huronsees in Oberkanada, zu den Manitulininseln gehörig. — 2) Insel im Arktischen Meer, nördlich von der Halbinsel Melville.

Cocker, Fluß in der engl. Grafschaft Cumberland, entspringt im Gebirge bei Black Lead Mines, bildet einige Seen, darunter das Buttermere-Water, und fällt bei Cockermouth in den Derwent.

Cockerill, John, berühmter Industrieller, geb. 3. Aug. 1790 zu Haslington in Lancastershire, ward, als sein Vater, ein Maschinenbauer, sich kurze Zeit nach der Geburt Johns nach Verviers begab, um daselbst Spinnmaschinen zu bauen, der Obhut von Verwandten übergeben. Von diesen in jeder Hinsicht verwahrlost, begab er sich, 12 Jahre alt, ebenfalls nach Verviers und wurde neben seinem Vater in der Werkstätte beschäftigt. John und sein älterer Bruder James erhielten dann vom Vater die Mittel zur Errichtung eines Etablissements in Lüttich; William, der dritte Sohn Cockerills, legte später eine Spinnerei in Frankreich an, verlor dieselbe aber durch eine Feuersbrunst und wandte sich nach der preuß. Stadt Guben, wo er eine bedeutende Fabrik gründete. John entwickelte sein industrielles Talent in immer steigendem Maß. Der Centralpunkt seiner allmählich vielfach verzweigten Thätigkeit war die großartige Anstalt von Seraing, welche er mit James 1816 mit einem Anlagekapital von 16 Mill. Franken einrichtete. Sie umfaßte zur Zeit ihrer Blüte eine Maschinenfabrik, eine Dampfkesselfabrik, Stab- und Blechwalzwerke, ein Eisenbahnschienenwalzwerk, einen Hohofen, 16 Puddlings- und viele Flammöfen, eine Schmiedewerkstätte mit 80 Feuereſſen, zwei Steinkohlengruben, eine Erzgrube, eine Krämpelfabrik und wurde von 2500 Arbeitern und 22 Dampfmaschinen mit fast 1000 Pferdekräften betrieben. Der wöchentliche Bedarf an Eisen betrug 80 Tonnen, an Arbeitslöhnen 70,000 Franken. Im Jahr 1825 verkaufte James C. seinen Antheil an diesem Etablissement in Seraing an den König von Holland, welcher nun Johns industrielle Spekulationen mit allem Nachdruck unterstützte. James lebte fortan in Aachen, wo er 8. Mai 1837 starb. Durch die Revolution von 1830 geriet jenes Werk in Verfall, aber nur, um sich 1833, nachdem C. alleiniger Besitzer von Seraing geworden, wieder mächtiger als je zu heben. C. wurde in gewissem Sinn der Träger der belgischen Industrie, sowie er von ihr getragen wurde, und legte auch an anderen Orten in Belgien, in Frankreich, Deutschland, z. B. zu Aachen, Stolberg bei Aachen, Kottbus ꝛc., in Spanien, Polen, selbst in Surinam, wo er Plantagen besaß, im ganzen gegen 60 verschiedene Etablissements an, vornehmlich Kohlenwerke und Eisenhütten, Maschinenbauwerkstätten (in Lüttich, Val-Benoît, Verviers, Aachen, Decazeville, Bezèche, Petersburg, Surinam), Spinnereien (in Lüttich, Namur, Spaa, Aachen, St. Denis), Tuchfabriken (in Kottbus und Polen), eine Glasfabrik, eine Papierfabrik ꝛc. Er war auch einer der Hauptgründer der belgischen Bank. Die kriegerische Situation Belgiens 1838 erschütterte jedoch das Vertrauen zu den so ausgedehnten Cockerill'schen Unternehmungen, und als die belgische Bank ihre Zahlungen einstellte, geriet C. Anfang 1839 in finanzielle Verlegenheiten, ein Liquidationsverfahren ward eingeleitet und 12. April 1839 eine Bilanz der Aktiva und Passiva bekannt gemacht, wonach erstere gegen 26 Mill. Franken, letztere gegen 18 Mill. Franken betrugen. C. bevollmächtigte hierauf seinen Schwager Pastor aus Aachen und Piercot, seine sämmtliche Habe, jedoch mit Ausnahme der Etablissements in Seraing und Lüttich, allmählich zur Deckung seiner Schulden zu veräußern, und begab sich nach Rußland, um im Auftrag der dortigen Regierung die Arbeit des Schaffens von neuem zu beginnen, starb aber schon 1840 in Warschau. Sein Leichnam wurde nach Seraing gebracht. Eine anziehende Schilderung der Persönlichkeit und der Schöpfungen Cockerills hat Nisard in der »Revue de Paris« 1835 gegeben.

Cockermouth (spr. kökermöth), Stadt in der engl. Grafschaft Cumberland, südwestlich von Carlisle, am Einfluß des Cocker in den Derwent, hat geräumige, aber unregelmäßige Straßen, ein Bergschloß, Fabriken in Tuch, Strümpfen, Hüten, Schmelztiegeln, Papier ꝛc. und (1871) 5115 Einw. In der Nähe Kohlengruben und im W. der Stadt Ruinen eines römischen Lagers.

Cockney (engl., spr. kökni), alter, schon im 12. Jahrh. üblicher Spitzname der Londoner, nach einigen soviel wie »Hahn im Korbe«, nach anderen daher entstanden, daß ein Londoner, der zum erstenmal einen Hahn krähen hörte, ausrief, der Hahn wiehere (the cock neighs). Wahrscheinlicher stammt der Name vom Land of Cockeign, Pays de Cocagne (s. Cocagna) oder Schlaraffenland, mit welchem London wegen des schon im Mittelalter hier herrschenden Luxus verglichen wurde. Der König von Cockney war eine von den Figuren, welche in den am Childermassday (Fest der unschuldigen Kindlein) aufgeführten Spielen vorkamen, die mit den deutschen Narrenfesten Aehnlichkeit hatten.

Cocon (franz., m., spr. -kóng), s. Kokon.

Cocos *L.* (Kokospalme, Kokosnuß), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, stachellose Bäume in Asien und Amerika mit glattem geringelten Stamm, gefiederten Blättern mit linienförmigen Segmenten, in den Aren der unteren Blätter stehenden Blütenkolben mit gelben männlichen und grünen weiblichen Blüten, elliptischen oder mehr oder weniger eiförmigen Früchten mit faseriger Umhüllung und nur Einem Samen (Nuß), welcher am Grunde drei Löcher besitzt. Die Portugiesen erblickten eine gewisse Aehnlichkeit zwischen

der Spitze einer Kokosnuß mit den drei Löchern und dem Kopf eines Affen (Cocos, Coquin) und nannten danach den Baum Coqueiro. Die Gattung begreift etwa 12 Arten, meist sehr nützliche Bäume der Tropenländer. Die bekannteste und wichtigste Art, C. nucifera *L.* (gemeine oder echte Kokospalme, s. Tafel »Oelpflanzen«), erreicht eine Höhe bis zu 30 Meter und einen Stammdurchmesser von 30—60 Centim., wurzelt nicht tief, aber fest und ist von solcher Elasticität, daß selbst der stärkste Orkan den Baum nicht umzustürzen vermag. Die Blattkrone besteht aus 10—12 nach allen Seiten hin ausgebreiteten, gefiederten Blättern von 4—6 Meter Länge, deren Stiele am Grund von einem zähen, braunen Geflecht umgeben sind; die Scheide der Blütenstände wird bis 1 Meter lang und läuft spitz zu. Ein einzelner Blütenstand zeigt bis 30 dreikantige Aeste mit blaß gelbröthlichen männlichen und grünen weiblichen Blüten. Die Früchte erreichen die Größe eines Menschenkopfs. Ein Baum trägt in mehreren Büscheln 15—20 Nüsse, unter günstigen Umständen 150 und mehr. Sie sind von länglicher, melonenähnlicher, undeutlich dreieckiger Gestalt, an der Stelle des Stiels etwas eingedrückt und auf der entgegengesetzten Seite mit einer Narbe versehen. Unter der anfangs gelben, dann sich bräunenden Oberhaut liegt eine an 8 Centim. dicke Bastschicht und unter dieser die eigentliche, anfangs weißliche Schale, welche sich allmählich bräunt und beinhart wird. Sie enthält anfangs einen milchigflüssigen Saft, die sogen. Kokosmilch, welche sich allmählich zu einem festen, weißen Kern verdickt. Der Baum wächst schneller als die meisten anderen Palmenarten und erreicht ein Alter von 90—100 Jahren. Seine wehende Blätterkrone bildet einen der schönsten und charakteristischsten Züge tropischer Landschaftsbilder. In seiner Vollkraft ist er vom 20.—60. Jahr, doch nimmt seine Produktion meist schon vom 50. Jahr an allmählich ab. Die Kokospalme wächst am üppigsten in der Nähe des Meers; doch gedeiht sie auch im Binnenland, weit entfernt von der Küste. Das Centrum ihres Verbreitungsbezirks sind die Inseln und Küsten des Indischen und Stillen Oceans. Wo sie die Wendekreise überschreitet, verliert sie an Schönheit und Ergiebigkeit, wie z. B. auf den Sandwichinseln. Am schönsten gedeiht sie zwischen 15° nördl. und 12° südl. Br. Unter dem Aequator steigt sie bis zu einer Höhe von 1200 Meter ü. M. empor. Den reichsten Ertrag an Früchten liefert sie auf den Sundainseln, den Philippinen, Karolinen, Mariannen und Lakkediven. An der Westküste von Afrika reicht sie vom 6.° nördl. bis 16.° südl. Br., während sie auf Madagaskar noch unter 25° vorkommt. In den westlich von Indien gelegenen Ländern Asiens wächst sie nicht; an der Westseite von Vorderindien findet sie sich bis etwa 22° nördl. Br., im Innern bis 25° (bei Patna); an der Küste des Bengalischen Meerbusens gedeiht sie überall und selbst noch in China bis 25° nördl. Br. Einzelne kommen auch noch auf den Lutschuinseln unter 26° und 27° nördl. Br. vor. Die nördlichste Grenze ihres Gedeihens scheinen die südlichsten Bonin· inseln zu bezeichnen; die südlichste bezeichnet Pitcairn unter 25° südl. Br. in Australien, so daß sie über eine Zone von 51 Graden verbreitet ist. In Amerika findet sie sich auf der Westküste zwischen 18° nördl. und 18° südl. Br. einzeln, während sie auf der Ostküste etwa zwischen 24° nördl. und 27° südl. Br. vorkommt. In größerer Anzahl ist sie auf allen Antilleninseln, nur die nördlichsten Bahamainseln ausgenommen, vorhanden. Ueber die Heimat der Kokospalme weiß man nichts Bestimmtes; aber bezeichnend ist, daß Asiaten und Polynesier den vielseitigsten Nutzen von der Kokospalme gezogen haben, während die Amerikaner nur die Nuß verzehren. Die Kokospalme gewährt nämlich den mannigfachsten Nutzen. Die Kokosnüsse reifen in sieben Monaten und werden vier- bis fünfmal jährlich gepflückt; die unreifen geben in der erwähnten Milch ein sehr erfrischendes, süß und etwas zusammenziehend schmeckendes Getränk, welches auf Ceylon wegen seiner bindenden Kraft auch zum Tünchen benutzt wird; die reiferen Nüsse enthalten einen anfangs sehr zarten, haselnußartig schmeckenden Kern, der eine nahrhafte Speise abgibt und in vielerlei Zubereitungen genossen wird. Die ganz reife Nuß dient zur Gewinnung des Kokosöls (s. d.), welches in den Heimatländern der Pflanze selbst, aber auch in Europa bereitet wird, wo die Kerne als Kopperah, Copra in Menge eingeführt werden. Die Preßkuchen sind ein werthvolles Viehfutter. Auf manchen Inseln des Stillen Oceans würzt man das Oel mit Sandelholz, um es dann als sehr wohlriechende Hautsalbe zu benutzen. Die faserige Hülle der Kokosnuß, Roya, Coir, Kokosfaser (s. d.), bildet einen wichtigen Handelsartikel und wird in Europa und Nordamerika auf Bürsten, Tauwerk, Matten, Treibriemen ꝛc. verarbeitet. Die eigentliche Schale, welche sehr hart ist, dient zu allerlei Gefäßen; sie läßt sich drechseln und poliren, und es werden daher mancherlei kleine Kunstgegenstände daraus verfertigt. Verkohlt benutzt man sie zu Zahnpulver. Durch Dampf und Druck kann sie in Fasern aufgelöst werden, welche man in England zu Bürsten, Pinseln, Besen verarbeitet. Die ausgewachsenen Blätter dienen zum Decken der Dächer; auch werden Vorhänge, Teppiche, Matten, Körbe, Schirme ꝛc. daraus bereitet. Sonst spielten sie eine Rolle in den religiösen Ceremonien der Tahitier und waren ein Sinnbild obrigkeitlicher Würde. Das wie Haselnuß schmeckende junge Mark unter der Endknospe ist als Palmhirn eine beliebte Speise. Auch werden die jungen, zarten Blätter vielfach als Palmkohl genossen. Aus den Blütenscheiden sowie aus alten Blättern bereitet man ähnliche Fackeln wie aus abgestorbenen Kakteen. Die zusammengebundenen Blätter werden auf Schiffen als Besen benutzt. Aus den verbrannten Blättern gewinnt man Potasche. Von dem Netzwerk am Grunde der Blätter lassen sich nicht nur allerlei Durchschläge, sondern auch Kleidungsstücke verfertigen, die im Wasser sehr haltbar sind und daher besonders von Fischern getragen zu werden pflegen. So lange die Kokospalme reichlich Frucht trägt, etwa bis zum 35.—40. Jahr, ist der Stamm innen so schwammig, daß man das Holz nur zu Zäunen und Wasserröhren benutzen kann. Später wird es weit fester u. wird dann (Stachelschwein- oder Palmyraholz) als Bau- und Möbelholz benutzt und zu kleinen Nippsachen verarbeitet. Die äußeren rindenartigen Stammtheile dienen in Indien zum Gerben. Aus den Blütenkolben gewinnt man vor dem Aufbrechen der Blüten Palmwein (s. d.) oder Toddy, welcher, unvergohren eingekocht, Palmzucker (Jaggery, s. d.) liefert; aus dem gegohrenen Saft destillirt man eine Art Arak, sauer gewordener Palmwein wird als Essig benutzt. Der frisch ausgepreßte Saft der Blüten dient als kräftiges Adstringens bei Blut- und Schleimflüssen und gegen

Schwäche, die Wurzel gegen Durchfall, Ruhr, Fieber. Aus dem Stamm gewinnen die Tahitier ein Gummi (Piapia), mit welchem die Frauen das Haar bestreichen; es ist sehr reich an Bassorin, sehr unvollkommen löslich in Wasser, rothbraun, von karamelartigem Geruch und Geschmack. Man zieht den Kokosbaum nur aus der Frucht, welche zu jeder Jahreszeit gelegt werden kann. Man legt sie mit ihrer faserigen Hülle etwas schief und mit dem Keimende nach oben in ein etwa 2 Meter tiefes Loch und schüttet etwas Salz in das sie umgebende Erdreich. Bei guter Bewässerung fängt die Nuß schon gegen den 18. Tag an zu keimen, wobei der Keim in Gestalt eines kleinen Elefantenzahns hervorkommt und 14 Tage lang diese Form behält Von zuckersüßem Geschmack, bietet er roh oder in heißer Asche geröstet einen Leckerbissen dar. Zwischen dem 35. und 40. Tag bricht das Blatt hervor, welches fleischfarben und gelbgestreift ist. Die jungen Bäumchen lassen sich zu jeder Zeit verpflanzen und tragen in guter Lage schon im fünften oder sechsten Jahr Früchte.

Von anderen Arten der Gattung sind hervorzuheben: C. butyracea *L.*, in Neugranada u. Venezuela, wegen ihrer majestätischen Höhe Königspalme genannt, liefert ein butterartiges Fett, welches, wie das von C. nucifera, als Kokosöl in den Handel kommt, Palmwein und Bau- und Werkholz. Die Indianer fällen den Stamm, der nach dem Gipfel zu nur wenig dünner wird, und höhlen da, wo Blätter und Blüten hervorbrechen, die Holzmasse aus, gleich als wollten sie ein Kanot verfertigen. Schon nach drei Tagen ist die Höhlung mit einem gelblichweißen, sehr klaren Saft von süßem, weinartigem Geschmack angefüllt. 18—20 Tage lang wird derselbe täglich gesammelt; der letzte ist weniger süß, aber alkoholhaltiger und deshalb geschätzter. C. guineensis *Jacq.*, ein 4 Meter hoher Baum mit nur 2,5 Centim. im Durchmesser haltendem Stamm, wächst namentlich auf der Insel Tabago in Menge, von wo die Stämme als Spazierstöcke (Tabagorohre) besonders nach Frankreich ausgeführt werden. Von C. aculeata *Jacq.* (Makawbaum, Makasebapalme), in Westindien, Guayana und Brasilien, sind die Früchte eßbar und liefern ein sehr wohlriechendes Palmöl, das in Menge zu Toilettenseifen benutzt wird, sich auch gegen Rheumatismen und Kopfschmerzen wirksam erweisen soll. Von C. vinifera *Oerst.*, in Nicaragua und Costarica, geben die Früchte ebenfalls Oel, während der Stamm einen Zuckersaft enthält, aus welchem eine Art Wein (Cogelwein) bereitet wird. C. coronata *Mart.*, in Brasilien, enthält ein Mark, aus welchem die Eingebornen Brod backen, und eine Nuß, aus der Oel gepreßt wird. C. flexuosa *Mart.*, in Brasilien, ist eine vorzügliche Zimmerpflanze.

Cod., Abkürzung für Codex.

Coda (ital., f., »Schwanz«), in der ital. Poesie eine oder mehrere Terzinen, welche dem regelmäßigen Sonett am Schluß noch angehängt werden. Der erste Vers der C. muß ein siebensilbiger sein und mit dem letzten des Sonetts reimen; die beiden anderen elfsilbigen Verse reimen unter sich, jedoch mit keinem Vers des Sonetts. Auch muß der Sinn des Sonetts mit dem 14. Vers vollständig erschöpft sein und die C. nur einen unwesentlichen Anhang bringen, weshalb sie allein bei komischen Stücken in Anwendung kommt. In der Musik ist C. ein Anhang, welcher Tonstücken, deren Hauptperioden wiederholt werden, zuweilen noch als letzte Schlußperiode angefügt wird. Es ist also weiter nichts als ein verlängerter Schluß, der neben dem angeführten Zweck des völligen Abschließens auch noch den der Steigerung des Effekts haben kann und gewöhnlich auch hat.

Code (franz., m., spr. kodd, v. lat. codex), Gesetzbuch. Insbesondere werden damit die zu Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich publicirten umfassenden Gesetzgebungen bezeichnet. Schon die Konstitution von 1791 hatte nämlich eine Kodifikation des Civilrechts für ganz Frankreich in Aussicht gestellt; aber erst nach der Einführung des Konsulats wurde dieselbe zur Wirklichkeit, indem Bigot de Préameneu, Maleville, Portalis und Tronchet von Napoleon mit der Ausarbeitung eines neuen Civilgesetzbuchs betraut wurden. Letzteres ward sodann unterm 20. März 1804 als C. civil publicirt und erhielt, nachdem Napoleon den Kaisertitel angenommen hatte, die Bezeichnung »C. Napoléon«. Dasselbe besteht aus einem titre préliminaire und drei Büchern, von denen das erste vom Personen- und Familienrecht (des personnes), das zweite vom Sachenrecht (des biens et des différentes modifications de la propriété) und das dritte vom Rechtserwerb durch Erbschaft und Singularsuccession mit Einschluß des Obligationenrechts (des différentes manières dont on acquiert la propriété) handelt. Was den Werth des C. anbelangt, so ist ihm deutscherseits oft Mangel an Wissenschaftlichkeit sowie Unvollständigkeit vorgeworfen, ja von Savigny ist der C. sogar als eine politische Krankheit bezeichnet worden. Gleichwohl hat der C., besonders wegen seiner einheitlichen Darstellung und Abgeschlossenheit, in den preußischen, bayrischen und hessischen Rheinlanden die unter der französischen Herrschaft erlangte Geltung bis jetzt behauptet; auch in Baden gilt derselbe als badisches Landrecht mit einigen Modifikationen in officieller Uebersetzung. Auch die übrigen Theile des Rechts außer dem Civilrecht sind in Frankreich kodificirt worden; so der Civilproceß im C. de procédure civil vom 1. Jan. 1807, das Handelsrecht im C. de commerce vom 1. Jan. 1808, der Strafproceß im C. d'instruction criminelle vom 27. Nov. 1808 und endlich das Strafrecht im C. pénal vom 22. Febr. 1810. Später kamen dann noch Gesetzgebungen über Forstwesen, Wasserrecht und Landwirtschaftsrecht hinzu (sogen. C. forestier, C. fluvial und C. rural).

Codebitor (lat.), Mitschuldner.

Codex (lat.), eigentlich ein Stück Holz, von dem die Rinde abgezogen worden, Holzklotz, Holztafel. Da man in alten Zeiten auf dergleichen Tafeln, die mit Wachs überzogen waren, schrieb, so erhielt C. die Bedeutung von Buch, das in der Regel aus mehreren solchen Wachstafeln zusammengesetzt war, und der Name ging später auch auf die aus Pergament und Papier bestehenden Bücher über. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst ist C. s. v. w. Handschrift (z. B. C. argenteus, der »silberne C.«, die zu Upsala aufbewahrte Handschrift der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas, die mit silbernen Buchstaben geschrieben und in Silber gebunden ist; C. Sinaiticus, eine neuerdings viel besprochene, von Tischendorf im Kloster auf dem Sinai aufgefundene Bibelhandschrift). Im Rechtswesen versteht man unter C. eine Sammlung von Gesetzen (s. Code); gewöhnlich fügt man zu diesem Titel noch den Namen des Regenten, der die Gesetze gegeben hatte

oder sammeln ließ, oder des Landes, zuweilen auch des Gegenstands, welchen sie betrafen (s. Römisches Recht und Kanonisches Recht).

Codex diplomaticus (lat.), Sammlung alter Urkunden und Urkundenauszüge von verschiedenem Werth; berühmt sind die von Gudenus, Erath, Schöpflin, Drever, Gerken, Schulteß ꝛc.

Codex Justinianēus (lat.), s. Corpus juris.

Codex medicamentarius (lat.), s. v. w. Landespharmakopöe, s. Pharmakopöen

Codex rescriptus (lat.), s. Palimpsest.

Codia, s. v. w. Mohnköpfe.

Codicillaris clausula (lat.), Kodicillarklausel, s. Kodicill.

Codicillus (lat.), s. Kodicill.

Cod. Ms. (lat), Abkürzung für Codex manuscriptus, Handschrift.

Codo (span., m., »Elnbogen«), die spanische Elle, etwa = 0,5 Meter.

Codogno (spr. -donnjo), Stadt in der ital. Provinz Mailand, Kreis Lodi, zwischen dem Po und der Adda, Sitz einer Prätur, mit (1871) 11,368 Einw., bekannt durch seine Seiden- und Leinweberei, besonders aber als Hauptmarkt für den Käsehandel der Lombardei. Etwa 210 Käsesorten im Werth von 2 Mill. Franken werden jährlich versandt. Die Hauptkirche enthält eine schöne Himmelfahrt von C. Piazza.

Codrington (spr. kodd'ringt'n), 1) Sir Edward, engl. Admiral, geb. 1770 aus einem alten Geschlecht, befehligte bei Trafalgar als Kapitän das Linienschiff Orion, nahm 1809 an dem Angriff auf Vliessingen theil, vertheidigte später Cadiz und focht dann mit einem Geschwader an der Küste von Katalonien gegen die Franzosen. Unter dem Admiral Sir Alexander Cochrane diente er als Kontreadmiral in Amerika, ward 1825 Viceadmiral und ergriff als solcher im Mittelländischen Meer die kräftigsten Maßregeln gegen die griechischen Seeräuber. Bald danach erhielt er den Befehl über die Flotte im Mittelmeer, welche die türkische Seemacht beobachten sollte. Im Verein mit der französischen Eskadre unter dem Admiral Rigny nöthigte er Ibrahim Pascha, den Befehlshaber der ägyptisch-türkischen Kriegsmacht in Morea, 25. Sept. 1827 zu einem Waffenstillstand. Als Ibrahim denselben verletzte und in Morea aufs grausamste verfuhr, erhielt C. über die vereinigte englisch-französische Flotte, zu der auch das russische Geschwader unter Admiral Heyden stieß, den Oberbefehl. Man wollte Ibrahim Pascha zur Beobachtung des Waffenstillstands zwingen; aber das voreilige Feuer der Türken führte 20. Okt. zur Schlacht bei Navarin (s. d.), in welcher der größte Theil der türkisch-ägyptischen Flotte vernichtet ward. Frankreich und Rußland belohnten den Sieger mit Orden; auch das englische Volk jubelte über den Sieg, und der König schickte C. den Bathorden zu, flocht aber in die Thronrede Worte ein, welche einen versteckten Tadel des energischen Eingreifens Codringtons enthielten. Im Juli 1828 erschien C. vor Alexandria und erzwang von Mehemed Ali die Räumung Morea's. Auf die Nachricht, der König habe ihm einen Nachfolger gegeben, legte er 22. Aug. 1828 den Oberbefehl nieder, fand aber nach der Thronbesteigung Wilhelms IV. wieder die vollste Anerkennung, weshalb die Vermuthung nicht ungegründet erscheint, daß C. bei Navarin außer seiner amtlichen Instruktion noch eine geheime von dem damaligen Großadmiral, Herzog von Clarence, nachherigen König Wilhelm IV., empfangen habe. 1831 befehligte C. die vor Lissabon kreuzende Flotte. Von 1832—40 vertrat er die Stadt Devonport im Parlament und stimmte mit den Whigs. Er ward hierauf Oberbefehlshaber in Portsmouth; starb als Admiral der rothen Flagge 28. April 1851. Vgl. Bourchier, Memoir of the life of Admiral Sir E. C. (Lond. 1873).

2) Sir William John, engl. General, ältester Sohn des vorigen, geb. 1800, trat jung in die Armee und ward 1846 Oberst. Beim Beginn des orientalischen Kriegs Juni 1854 zum Generalmajor ernannt, führte er an der Alma und bei Inkerman eine Brigade. Im Juni 1855 avancirte er zum Divisionschef und übernahm nach dem Rücktritte des Generals Simpson mit dem Rang eines Generalleutnants das Oberkommando über die englische Armee in der Krim, ohne daß er aber etwas Bedeutenderes ausführen konnte, da kurz darauf Waffenstillstand geschlossen wurde. 1857 trat er für Greenwich ins Parlament. 1859 ging er als Generalgouverneur nach Gibraltar, und 1863 wurde er General der britischen Armee.

Coehörner (spr. ku-), s. Coehoorn.

Coehoorn (spr. ku-), Menno van, ausgezeichneter holländ. Ingenieur, geb. 1641 auf einem Landhaus unweit Leeuwarden in Friesland, erhielt seine Bildung von seinem Vater, einem Kapitän der Infanterie, und auf der hohen Schule zu Franeker, ward in seinem 16. Jahr Hauptmann in niederländischen Diensten und nahm als solcher an der Vertheidigung von Mastricht und der Belagerung von Grave 1673 theil, wo sich die nach ihm benannten kleinen, tragbaren Handmörser mit angegossenem Fuß (Coehörner) zuerst bewährten. Schon 1674 wurde C. wegen besonderer Tapferkeit in der Schlacht bei Senef (1674) zum Obersten ernannt und hat von dieser Zeit an die meisten der zahlreichen niederländischen Festungen theils verbessert, theils vollständig umgebaut. Nachdem er als Brigadier 1690 bei Fleurus mitgefochten, vertheidigte er 1692 das von ihm umgebaute Namur gegen Vauban mit großem Geschick, erlag aber schließlich der Uebermacht; 1694 belagerte er Huy, und 1695 half er Namur zurückerobern. Zum Generalleutnant und Inspekteur der niederländischen Festungen ernannt, eroberte er dann im spanischen Erbfolgekrieg Venloo, Roermonde, Lüttich, Kaiserswerth, Bonn, Huy und Limburg und nahm an verschiedenen Schlachten theil. Im Begriff, nach dem Haag zu reisen, um einen neuen Feldzugsplan mit Marlborough zu verabreden, starb er, neben Vauban der bedeutendste Ingenieur seiner Zeit, 17. März 1704 zu Wijkel in Friesland, wo ihm ein prächtiges Denkmal errichtet ist. Coehoorns Leben hat dessen Sohn, G. T. van C., beschrieben (neu herausgeg. von Swpestein, Leeuwarden 1860). — C. hat drei Befestigungssysteme hinterlassen, welche aber so wesentlich auf die Bodenverhältnisse seines Vaterlands basirt sind, daß sie außerhalb desselben fast nirgends haben Anwendung finden können. C. nimmt einen Bauhorizont an, der nur 1,88 Meter über dem Wasserhorizont liegt; er will die Sturmfreiheit der Festung in erster Linie durch nasse Gräben bewirken und beschränkt daher die Anwendung des Mauerwerks soviel als möglich. Charakteristisch sind bei C. ferner: große, volle Bastionen mit kurzen Facen, langen Flanken und Orillons, Grabenscherе, schmale Faussebrave vor Bastionen und Ravelinen, sehr breiter gedeckter Weg und in den

Waffenplätzen desselben gemauerte Tambours. Der gedeckte Weg und die Sohlen aller trockenen Gräben liegen auf dem Wasserhorizont. Der Feind findet hier also keine Erde zu seinen Angriffsarbeiten, und ebensowenig gewähren ihm die Außenwerke den erforderlichen Platz zur Erbauung von Logements und Batterien. Die Festungswerke von Nimwegen, Breda, Bergen op Zoom haben noch gegenwärtig die ihnen von C. gegebene Gestalt. (Vgl. Festungsbau.)

Coelebs (lat.), im Cölibat befindliche Person, s. Cölibat.

Coelemans (spr. kūl-), Jakob, geschickter niederländ. Kupferstecher, geb. 1670 zu Antwerpen, Schüler des Cornelius Vermeulen; starb zu Air 1735. Sein Hauptwerk ist die 1709 vollendete, 1744 herausgegebene, aus 118 Blättern bestehende Sammlung, die er für das Kabinet des Boyer d'Aiguilles in Air stach.

Cölenteraten (Coelenterata, v. griech. koilía, Bauchhöhle, Magen, und entéron, Darm, Eingeweide), der zweite Typus des Thierreichs, umfaßt Thiere von strahlig angelegtem Bau mit einer für die Verdauung und Cirkulation der Nährflüssigkeit gemeinsamen Leibeshöhle. Gegenüber dem ersten Typus, den Protozoen, zeigen die C. einen wesentlichen Fortschritt: ihr Leib weist nicht nur äußere und innere Zellschichten, Kutikularbildungen, zelläartige, hornige und kalkige Skelettmassen, sondern auch Muskeln, Nervengewebe und Sinnesorgane auf; dagegen findet eine Sonderung von Leibeshöhle, Darmkanal und blutführenden Gefäßen noch nicht statt, vielmehr dient die Leibeshöhle, der Gastrovaskularraum in seinen centralen Partien als Darm und in seinen peripherischen als Blutgefäßsystem. Hierauf gründet sich vor allem die Auflösung des Cuvier'schen Typus der Radiaten oder Zoophyten in die Typen der C. und Echinodermen. Die strahlige Eintheilung des Baues der C. steht unter der Herrschaft der Vier-, seltener der Sechszahl und ihrer Mehrheiten. Der Körper, welcher im allgemeinen als sackförmig zu bezeichnen ist, wird von zwei Membranen gebildet, die dicht aneinander liegen, und zwischen denen sich die Generationsprodukte entwickeln. Die Leibeshöhle ist entweder einfach sackförmig, oder zerfällt in einen vordern verdauenden und einen hintern Abschnitt, der hauptsächlich zur Aufnahme und Weiterleitung der Ernährungsflüssigkeit bestimmt ist. Bisweilen hat der hintere Abschnitt die Form von blind endigenden, bogenförmig in einander übergehenden Kanälen; auch wird die Leibeshöhle bisweilen durch vorspringende Falten in Fächer getheilt und so auf die eine wie auf die andere Weise die innere Oberfläche vergrößert. Die Haut ist nur ausnahmsweise lederartig verdickt; aber wenn auch ein oder der größte Theil der Leibeswände verkalkt, so bleibt doch das mit einem oder mehreren Fühlerkränzen gekrönte Vorderende zart und blumenhaft. Alle C. besitzen in ihrer Haut sogen. Nesselorgane, in Zellen sich entwickelnde, einen spiralförmig aufgerollten Faden einschließende Kapseln, die bei leiser Berührung bersten und den häufig mit Widerhaken besetzten Faden hervorschnellen lassen. Der Faden dient als Angelorgan, indem er mit einem Theil des flüssigen Kapselinhalts in den Gegenstand der Berührung eindringt und ein nesselndes Gefühl, bei niederen Thieren auch wohl Betäubung hervorbringt. Am zahlreichsten finden sich diese mikroskopischen Waffen an den zum Fangen der Beute dienenden Tentakeln und Fangfäden der Mundöffnung. Die Fortpflanzung der C. geschieht meist ungeschlechtlich durch Knospung und Theilung und führt zur Bildung der oft einen bedeutenden Umfang erreichenden Thierstöcke. Stets tritt aber auch die geschlechtliche Fortpflanzung hinzu, indem an bestimmten Stellen des Leibes, aber nicht in besonderen Organen, Eier und Samenfäden erzeugt werden. Selten entstehen beiderlei Zeugungsstoffe in dem Körper desselben Individuums; auch treffen sie meist erst außerhalb ihres Entstehungsorts zusammen, theils in der Leibeshöhle, theils außerhalb der Thiere. Aus dem Ei schlüpft meist eine flimmernde ungeschlechtliche Larve von fast infusorienartigem Ansehen, aus welcher durch mehr oder minder komplicirte Metamorphose endlich wieder ein den Eltern ähnliches geschlechtliches Geschöpf hervorgeht. Die Larven vermehren sich oft durch Sprossung und Knospung und erzeugen so eine Generation von Individuen, welche unter mannigfacher Umgestaltung entweder selbst zur Form der Geschlechtsthiere zurückkehrt, oder ihrerseits erst auf ungeschlechtlichem Weg die Brut der Geschlechtsthiere erzeugt (Generationswechsel). Nicht selten zeigen die ungeschlechtlich erzeugten Individuen außerdem die Erscheinung des Polymorphismus. Die C. sind Wasserthiere und bis auf zwei Gattungen Bewohner des Meers. Man theilt sie in drei Klassen: Polypen, Anthozoa; Rippenquallen, Ctenophorae, und Hydrasmedusen, Hydrozoa. Vgl. Frey und Leuckart, Beiträge zur Kenntnis wirbelloser Thiere (Braunschw. 1847); Leuckart, Ueber Morphologie und Verwandtschaftsverhältnisse wirbelloser Thiere (das. 1848).

Cölestianer, s. v. w. Pelagianer, Anhänger des Cölestius (s. d.).

Cölestin (Schützit), Mineral aus der Klasse der wasserfreien Haloïde, findet sich in säulen- und tafelförmigen, rhombischen Krystallen, gewöhnlich zu Drusen vereinigt, auch derb in stängeligen und schaligen Aggregaten, in Platten und Trümmern von parallelfaseriger und in Nieren von feinkörniger bis dichter Zusammensetzung. Er ist durchsichtig bis durchscheinend, farblos, wasserhell, meist aber weiß, grau und blau gefärbt, wahrscheinlich durch eine bituminöse Substanz, zuweilen auch röthlich, von Glasglanz in Fettglanz fallend, Härte 3—3,5. Er besteht aus schwefelsaurem Strontian $SrSO_4$, und ist in Wasser und Säuren kaum löslich. Er findet sich mit Schwefel, Kalkspat, Gips in verschiedenen Kalkformationen, besonders schön und in großer Menge in den Gips- und Schwefellagern der Südküste Siciliens, auf der Strontianinsel im Eriesee in Nordamerika, bei Bristol in England, bei Süntel und Nördten in Hannover, auch auf Erzgängen, so zu Herrengrund bei Neusohl in Ungarn, zu Leogang im Salzburgischen, zu Meudon und Bougival bei Paris, auch im Syenit ausgezeichnet schön und in zweifacher Färbung zu Scharfenberg bei Meißen. Der faserige C. findet sich in den Mergellagern des Muschelkalks bei Dornburg in der Nähe von Jena, zu Bristol, Frankstown in Pennsylvanien ꝛc. Der dichte C. kommt vorzüglich am Montmartre bei Paris vor. Der C. wird zur Darstellung von Strontiansalzen benutzt.

Cölestiner, eine Abtheilung der Benediktiner, gestiftet um 1254 von dem Anachoreten Peter de Murrhone, dem nachmaligen Papst Cölestin V., und nach ihm benannt (s. Cölestinus 5). Sie folgen

der Regel des heil. Benedikt und tragen weiße Kleidung mit schwarzen Kapuzen und Skapulieren und widmen sich dem beschaulichen Leben. Der Stifter verpflichtete sie außerdem zu Handarbeit bei Wasser und Brod, zum Tragen eines eisernen Gürtels um den bloßen Leib und zum Schlafen auf nacktem Stein. Die päpstliche Bestätigung mit ansehnlichen Privilegien erfolgte 1264 durch Urban IV., wiederholt 1274 durch Gregor X. Tochterklöster erstanden bald in Italien, Frankreich, Deutschland und den Niederlanden; heute gibt es deren nur noch in Italien, und auch da in geringer Zahl. Das Oberhaupt des Ordens war der Generalabt zu Majella, seit 1293 zu Murrhone bei Sulmona.

Cölestinus, Name von fünf Päpsten: 1) C. I., Heiliger, wurde 422 Papst, führte als solcher einen unglücklichen Streit mit den Bischöfen in Afrika, die das Recht der Appellation nach Rom verwarfen, und verdammte den Nestorius als Irrlehrer. Zu seiner Zeit geschah durch Patricius viel für die Christianisirung von Irland. C. starb 432. Sein Gedächtnistag ist der 6. April. — 2) C. II., vorher Guido Castelli, ein Toskaner, Papst vom 26. Sept. 1143 bis zum 8. März 1144, hob auf König Ludwigs VII. von Frankreich Bitte das über das Land von seinem Vorgänger ausgesprochene Interdikt wieder auf. — 3) C. III., vorher Jacinto Bobo, aus römischem Adel, ward, 85 Jahre alt, 30. März 1191 Papst. Er mußte am Osterfest 1191 Heinrich VI. krönen und sich überhaupt dem kräftigen Willen des Kaisers beugen. Er starb 1198. — 4) C. IV., ein Mailänder aus dem Geschlechte der Castiglione, starb nach einem Pontifikat von 16 Tagen 17. Nov. 1241. — 5) C. V., geboren um 1215 zu Isernia im Neapolitanischen, lebte lange als Peter de Murrhone in den Abruzzen, wo er als Heiliger vom Volk verehrt wurde, war Stifter des Cölestinerordens und wurde von den Parteien zu Rom, die an ihm ein Werkzeug zu finden hofften, 1294 zum Papst erhoben. Er stand ganz unter dem Einfluß Karls II. von Anjou, residirte in Neapel und machte sich den Kardinälen auch sonst durch Erneuerung von Gregors X. Konklaveordnung mißliebig. Er entsagte daher seiner Würde schon 13. Dec. 1294. Sein Nachfolger, Bonifacius VIII., wollte den volksbeliebten Heiligen in seiner Gewalt behalten. C. entfloh, ward aber eingeholt und in der Citadelle Fumone streng bewacht, wo er 19. Mai 1296 starb. Nach einiger Zeit wurde er heilig gesprochen. C.' Gedächtnistag ist der 19. Mai.

Cölestius (Cälestius), früher Advokat, lernte in Rom den Pelagius kennen und ward gleich ihm Gegner der Lehre Augustins von der gänzlichen Verderbnis der menschlichen Natur; deshalb 412 auf einer Synode zu Karthago exkommunicirt, lebte er später zurückgezogen in Kleinasien. Das Nähere s. Pelagius; vgl. Augustinus 1).

Cölesyrien (»Hohles Syrien«), seit der Zeit der Makedonier Name für den Theil des alten Syrien, welcher das Tiefland (520 Meter ü. M.) zwischen dem Libanon und Antilibanon umfaßt (jetzt El Bekaa). Es ward durchströmt vom Orontes (jetzt El Asi). Eine der wichtigsten Städte war Heliopolis. Zur Zeit, als die Ptolemäer das südliche Syrien beherrschten, wurde der Name C. bedeutend weiter nach N. und O. ausgedehnt. Vgl. Syrien.

Colialgie (griech.), Bauchschmerz; Kolik.

Cölibat (lat.), im allgemeinen der ehelose Stand, im besondern die Verpflichtung zur Ehelosigkeit, die für den römisch-katholischen Klerus besteht. Die vorchristliche Zeit kennt eine solche Verpflichtung nur ausnahmsweise, z. B. für die vestalischen Jungfrauen zu Rom. Auch das Judenthum enthält nur die Keime des Cölibats, sofern seine Priester keine Entweihte oder Geschiedene, ein Hoherpriester keine Wittwe heirathen durfte, alle aber zur Vorbereitung auf heilige Handlungen des geschlechtlichen Umgangs sich enthalten mußten. Im Neuen Testament gehen zwei Richtungen neben einander her. Christus selbst sieht zwar eine urälteste und heilige Gottesordnung in der Ehe (Matth. 19, 4 ff.); wie dieselbe sich aber trotzdem mit seiner eigenen Aufgabe und Stellung nicht vertrug, so kennt er unter seinen Nachfolgern im Gegensatze zu den Eunuchen der Natur und der Kunst auch Eunuchen des sittlichen Willens (Matth. 19, 12), und in dieser Spur gehen in der That die Offenbarung des Johannes (14, 4) und mit besonderer Entschiedenheit Paulus (1 Kor. 7, 1. 7. 28—38) einher. Die anderen Apostel dagegen, Petrus voran, waren beweibt (Matth. 8, 14; 1 Kor. 9, 5), und die Pastoralbriefe fordern gerade auch vom Bischof, daß er als Familienvater ein Vorbild für die Herde (1 Tim. 3, 4 ff.; Tit. 1, 6) und »Eines Weibes Mann« sei (1 Tim. 3, 2; Tit. 3, 6), womit allerdings, wie auch sonst geschieht (1 Tim. 5, 9), die zweite Ehe als etwas betrachtet wird, was sich für einen Gemeindebeamten nicht schickt. Aber in demselben Maß, als innerhalb der Kirche die klerikalen Begriffe und der Glaube an die Magie der kirchlichen Sakramentshandlungen sich steigerten, stellte sich auch mit wachsender Bestimmtheit die Vorstellung ein, daß denen, welche als Priester zwischen Gott und Menschen stehen und täglich die heiligen Mysterien handhaben, die Ehe eigentlich nicht anstehe. So schon vielfach im 2., mehr noch im 3. Jahrh.; seit Anfang des 4. Jahrh. ergehen an mehreren Orten der Kirche schon Gesetze in dieser Richtung, und auf dem ökumenischen Koncil zu Nicäa (325) bemühte sich eine asketische Partei, allgemeine Maßregeln gegen die Priesterehen hervorzurufen; aber Paphnutius, ein alter Konfessor und selbst strenger Asket, vertheidigte die Heiligkeit des ehelichen Lebens mit solchem Erfolg, daß es bei den früheren milderen Verordnungen blieb und demgemäß nur den ordinirten Geistlichen der drei oberen Grade die Eingehung der Ehe untersagt, im übrigen aber der Willkür eines jeden überlassen wurde, ob er heirathen wolle oder nicht. Nichtsdestoweniger wirkte seit dieser Zeit das Vorbild des Mönchsstandes, hinter welchem die Priesterschaft nicht allzu weit zurückbleiben durfte, entscheidend zu Gunsten des Cölibats, und wurde es namentlich in der orientalischen Kirche bald vorwaltende Observanz, daß wenigstens die Bischöfe, wenn sie verheirathet waren, aus dem ehelichen Verhältnis heraustraten. Noch strengere Ansichten drangen seit 385 durch den römischen Bischof Siricius, der die Ehe obscoenae cupiditates nannte, im Abendlande durch. Ihm schlossen sich die folgenden Bischöfe (Innocenz I. 404 und 405, Leo I. 443 und 445) an, und auf zahlreichen Synoden wurden Verordnungen erlassen, welche die unbedingte Enthaltsamkeit vom ehelichen Leben Priestern, Diakonen und Subdiakonen vorschrieben und Verheirathete nur nach abgelegtem Gelübde der Keuschheit zu diesen Graden zu ordiniren erlaubten. Die weltliche Gesetzgebung bestätigte diese Bestimmungen mit dem Zusatz, daß Ehen der Kleriker der höheren Weihen nach ihrer Ordination als

Seminarie voor Duitse Literatuur
BLANDIJNBERG 2 - B-9000 GENT

nichtig und die aus solchen entsprossenen Kinder als unehelich zu betrachten seien. Ebenso war auch im Morgenlande die Gesetzgebung Justinians der Priesterehe durchaus ungünstig. Im geistlichen Amt zu heirathen, war vom Subdiakon aufwärts untersagt; schon Verheirathete wurden jedoch bis zur Weihe des Presbyters zugelassen, und erst die Ordination zum Bischof war durch Ehelosigkeit bedingt. Bei diesen Satzungen, welche das Trullanische Koncil 692 bestätigte, blieb das griechische Kirchenrecht stehen. In der lateinischen Kirche dagegen wurden die alten Verordnungen wider die Priesterehen zwar immer aufs neue und sehr nachdrücklich wiederholt; aber thatsächlich drangen die Cölibatsgesetze so wenig durch, daß es in allen Ländern und selbst unter den Augen des Papstes viele verheirathete, ja in Doppelehen oder im Konkubinat lebende Priester gab. Erst die Energie Gregors VII. drang durch. Im Zusammenhang mit seinem Princip der Lostrennung der Kirche von jeder weltlichen Macht (**non liberari potest ecclesia a servitute laicorum, nisi liberantur clerici ab uxoribus**) setzte er 1074 auf einer Synode zu Rom fest, daß jeder beweibte Priester, der das Sakrament verwalte, ebenso wie der Laie, der aus der Hand eines solchen das Sakrament empfange, mit dem Bann bestraft werden solle. Ungeachtet des heftigsten Widerstandes, besonders auf Seiten des niedern Klerus, wurde dies Dekret in Vollzug gesetzt, und Ungehorsame verloren ihre Funktionen und Pfründen. Calixtus III. schärfte das Cölibatsgesetz noch dadurch, daß er die Priester, welche ihre Ehe nicht freiwillig lösen würden, Bußanstalten zu übergeben befahl, und Innocenz II. erklärte 1139 sämmtliche Priesterehen überhaupt für ungültig. Das spätere kanonische Recht hat alle diese Bestimmungen zu wiederholten Malen bestätigt, und auch die selbst von katholischen Fürsten, ja von dem Kaiser ausgehenden Bemühungen, das Koncil zu Trient zur Aufhebung des Cölibats zu bewegen, hatten nur die Bestätigung der älteren Bestimmungen zur Folge. Die jetzt bestehende Disciplin hinsichtlich des Cölibats in der römisch-katholischen Kirche ist mithin im wesentlichen folgende: Eine verheirathete Person kann nicht ordinirt werden, denn die Ehe ist unauflöslich und doch mit einem höhern geistlichen Grad unvereinbar. Eine Ausnahme tritt nur dann ein, wenn sich die Frau bereit erklärt, ins Kloster zu gehen. Schließt ein höherer Kleriker dennoch eine Ehe, so ist dieselbe gesetzlich nichtig und muß getrennt werden. Den Geistlichen trifft zugleich die Exkommunikation und Suspension; erst nach gethaner Buße kann er von dieser Strafe losgesprochen und zum Amt wieder zugelassen werden. Wenn ein Kleriker niedern Grades (**minoris ordinis**) heirathet, so ist die von ihm geschlossene Ehe zwar gültig; aber Funktion und Pfründe (**officium et beneficium**) sowie die Fähigkeit zu den höheren Weihen sollen ihm entzogen werden. Dabei darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß die Klagen über Ausschweifungen der Kleriker im geheimen oder mit den Haushälterinnen so alt und so neu sind, als der C. überhaupt gesetzlich besteht. Mußte doch im Mittelalter auf Drängen der Gemeinden den Geistlichen der Konkubinat gestattet werden, damit nicht ehrbare Frauen und Töchter verführt würden, und Bischöfe begünstigten denselben wegen der darauf ruhenden Steuern. Auch in neuerer Zeit wurden daher Anträge auf Aufhebung des Cölibats wiederholt von verschiedenen Seiten, unter anderen von den Kammern in Baden, Hessen, Bayern, Sachsen und anderen Ländern, gestellt, blieben aber ohne Wirkung. Selbst der Wunsch, daß Priester in den Laienstand zurücktreten dürften, fand kein Gehör. Gregor XVI. erklärte sich in einem Umlaufschreiben vom 15. Aug. 1832 und in einem Erlaß an die oberrheinische Kirchenprovinz vom 4. Okt. 1833 aufs entschiedenste gegen alle derartigen Bestrebungen. In Frankreich traten zur Zeit der Revolution vereidigte Priester in den Ehestand, aber das Konkordat von 1801 drang auf den C. In der griechischen Kirche gelten noch die alten Gesetze. Die Geistlichen der höheren Grade dürfen nach erhaltener Weihe nicht heirathen. Da aber bereits Verheirathete ordinirt werden können, so ist es Observanz geworden, daß jeder angehende Geistliche kurz vor dem Empfang der Weihe zur Ehe schreitet. Die zweite Ehe und die mit einer Wittwe schließen vom geistlichen Amt aus. Die Bischöfe müssen stets ehelos gewesen sein und werden daher regelmäßig aus dem Mönchsstand gewählt. Die evangelische Kirche hat nach ihrem Grundprincip der Freiheit sogleich von Anfang an ihre Geistlichen von der Verpflichtung zum C. befreit. Schon ehe Luther in der Schrift: »Ermahnung an kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Verbesserung« 1520 sich ausführlich über die Zulässigkeit der Priesterehe ausgesprochen hatte, setzten sich einige seiner Anhänger unter den Geistlichen über das Cölibatsgesetz hinweg, und Luther selbst machte 1525 von der evangelischen Freiheit Gebrauch. Die symbolischen Bücher und die Kirchenordnungen bestätigen allgemein die Zulässigkeit der Priesterehe. Vgl. Liebner, Vom C. (Frankf. a. M. 1831); Carové, Ueber das Cölibatsgesetz (das. 1832, 3 Thle.); Derselbe, Das römisch-katholische Cölibatsgesetz in Frankreich und Deutschland (Offenb. 1834); Ant. und Aug. Theiner, Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen (2. Ausg., Altenb. 1845).

Cölin, s. v. w. Cöruleum.

Cöliocēle (griech.), Bauchbruch (s. Bruch).

Cölius, röm. Redner, s. Cälius.

Coelius mons, s. Caelius mons.

Cölln, 1) Georg Friedrich Wilibald Ferdinand von, deutscher Publicist, geb. 1766 zu Oerlinghausen im Lippe'schen, war erst Kammerreferendar zu Minden, seit 1800 Kriegs- und Steuerrath zu Glogau und 1805—1807 Assessor der Oberrechnungskammer in Berlin und Redakteur des »Preußischen Staatsanzeigers«. Seine rücksichtslose Darlegung der Schwächen der preuß. Staatsverwaltung, die er seit 1806 in einer Reihe meist anonymer Schriften veröffentlichte, brachte ihn 1808 auf die Festung Glatz, von wo er 1810 nach Oesterreich entfloh. Als später die Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen wurde, kehrte er nach Preußen zurück und fand eine Anstellung im Büreau des Fürsten Hardenberg. Er starb 13. Jan. 1820. Von seinen Schriften nennen wir nur: »Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hof seit dem Tode Friedrichs II.« (Amsterd. und Köln 1807—1809, 3 Bde.); »Neue Feuerbrände« (Leipz. 1807—1808, 6 Bde.); »Wien und Berlin in Parallele« (das. 1808, 5 Bde.); »Freimüthige Blätter für Deutsche« (das. 1815—20) ꝛc.

2) Daniel Georg Konrad von, Theolog von

gemäßigt rationalistischer Richtung, Neffe des vorigen, geb. 21. Dec. 1788 zu Oerlinghausen, studirte zu Marburg, Tübingen und Göttingen, habilitirte sich 1811 zu Marburg, wurde 1818 Professor der Theologie in Breslau, 1829 Konsistorialrath; starb daselbst 17. Febr. 1833. Sein Hauptwerk, die »Biblische Theologie« (Leipz. 1836, 2 Bde.), ward erst nach seinem Tode von D. Schulz herausgegeben. Unter seinen kleineren Schriften ist die »Ueber theologische Lehrfreiheit auf den evangel. Universitäten« (Bresl. 1830) hervorzuheben.

Coello, 1) Alonso Sanchez, namhafter span. Porträt- und Historienmaler, geboren zu Benisavro bei Valencia zu Anfang des 16. Jahrh., bildete sich zu Rom und ward Hofmaler des Königs Philipp II. von Spanien. Er starb zu Madrid 1590. In Spanien sind noch viele Meisterwerke dieses Künstlers, z. B. das Bildnis des Infanten Don Carlos und der Donna Isabella in der königlichen Gallerie zu Madrid, die Vermählung der heil. Katharina im Escurial, Sebastian mit Christus und Maria in der Klosterkirche San Geronimo zu Madrid ꝛc. Am ausgezeichnetsten war C. im Porträt; seine Köpfe haben einen seelenvollen Ausdruck, seine Zeichnung ist korrekt und sorgfältig, die Auffassung streng, etwas steif.

2) Claudio, span. Historienmaler, geb. 1621 zu Madrid, Schüler von Rizi, erwarb sich großen Ruf, wurde aber durch Giordano's Ankunft, der die Periode des gänzlichen Verfalls der spanischen Kunst einleitete, verdunkelt und starb 1693 zu Madrid vor Gram darüber. Er hinterließ in Madrid, San Ildefonso, im Escurial, zu Paular, Saragossa, Salamanca, Corella, Torrejon, Valdemoro und in anderen Orten viele Bilder, die sich durch eine kräftige Auffassung auszeichnen. C. ist der letzte bedeutende span. Maler.

Coemeterium (lat., v. griech. koimeterion, »Schlaf-, Ruhestätte«), Gottesacker, Friedhof, namentlich auch Begräbnisstätte in den Katakomben Roms. Davon das franz. Cimetière.

Coena (lat.), bei den Römern die Hauptmahlzeit, welche gegen Abend stattfand (s. Mahlzeit).

Coenacŭlum (lat.), Speisezimmer. Schon zu Zeiten der Republik ward es in Rom Sitte, nicht im Erdgeschoß zu speisen; daher bedeutet C. auch oberes Stockwerk und ist dann, weil hier auch vermietet zu werden pflegte, s. v. w. Mietwohnung, bescheidene Wohnung, »Stübchen unterm Dach«. In Klöstern ist C. (Cönakel) s. v. w. Speisesaal.

Coena cynica (lat.), einfaches Mahl nach Art der Cyniker (Hülsenfrüchte ꝛc.).

Coena domini (c. dominica, lat.), s. v. w. Abendmahl; auch Grüner Donnerstag, als Gedächtnistag desselben.

Coenator (coenatorius, lat.), der Mönch, welcher den Klostergeistlichen in warmen Tagen Erfrischungen bringen mußte.

Cönobiten (griech. Koinobiten, »in Gemeinschaft Lebende«), im 4. Jahrh. die zuerst in Aegypten in einem Kloster zusammenlebenden Mönche, zum Unterschied von den Anachoreten. Das erste Cönobium stiftete Pachomius um 340 auf der Insel Tabennä im Nil. Vgl. Mönchswesen und Anachoreten.

Coenobium (lat.), Ort zum gemeinschaftlichen Leben; daher Kloster.

Cerulĕum (Cölin), neue, schöne lichtblaue Farbe für Oel- und Aquarellmalerei, besteht aus zinnsaurem Kobaltoxydul, gemengt mit Zinnsäure und Gips, erscheint beim Lampenlicht nicht violett; wird in England dargestellt.

Cörulignön, entsteht bei der Behandlung der aus rohem holzessigsauren Kalk und Salzsäure bereiteten Essigsäure mit chromsaurem Kali, bildet feine dunkelstahlblaue Nadeln, löst sich nur in Karbolsäure, aus welcher es durch Alkohol und Aether gefällt wird, und mit blauer Farbe in concentrirter Schwefelsäure, aus welcher es aber nicht unverändert wieder abgeschieden werden kann. Durch Zinn und Salzsäure sowie durch schweflige Säure wird es in Hydrocörulignon verwandelt. Dieser krystallisirbare, in Alkohol und Essigsäure, wenig in Wasser lösliche Körper schmilzt bei 190°, destillirt unzersetzt, gibt mit Schwefelsäure eine orangefarbene, beim Erwärmen fuchsinrothe Lösung und mit Oxydationsmitteln C. Das Hydrocörulignon findet sich im rohen Holzessig, wird bei der Reinigung desselben in C. verwandelt und könnte bei technischer Verwendbarkeit leicht in großen Quantitäten gewonnen werden.

Cœur (franz., m., spr. kör), Herz; besonders (n.) das rothe Herzzeichen auf den franz. Spielkarten; C. de lion, Löwenherz, Beiname König Richards I. von England; de bon c., von Herzen (gern), bereitwilligst.

Coeur (spr. kör), Jacques, franz. Staatsmann, Sohn eines Pelzhändlers zu Bourges, gewann durch Handel in der Levante die Mittel, König Karl VII. mit Geld zu helfen. Er stellte dem König vier Heere zur Eroberung der Normandie, ordnete die Staatsverwaltung und gab der Stadt Montpellier eine Börse und Wasserleitung. 1440 adelte ihn der König, schickte ihn als Gesandten nach Rom und Genua und erhob ihn 1450 zum Finanzminister. Immer reicher, zählte C. bald die Mächtigsten des Reichs unter seinen Schuldnern. Diese stürzten ihn. Wegen Münzfälschung, Vergiftung der Agnes Sorel und Hochverraths angeklagt, ward er gefangen gesetzt, seiner Güter im Werth von 20 Mill. beraubt und aus Frankreich verbannt. Papst Calixtus III. gab ihm das Kommando eines Theils seiner Flotte gegen die Türken. C. starb 1456 auf der Insel Chios. Seine Kinder, vom sterbenden Vater Karl VIII. aufs dringendste empfohlen, erhielten einen Theil ihrer Güter zurück. Vgl. Clément, **Jacques C. et Charles VII, l'administration, les finances, l'industrie etc. au XV. siècle** (4. Aufl., Par. 1874).

Cöus, s. Köos.

Coffea, s. Kaffeebaum.

Coffinhal (spr. koffinal), Jean Baptiste, franz. Revolutionär, geb. 1754 zu Aurillac, studirte Medicin, dann Jurisprudenz und lebte zu Paris in dürftigen Umständen, als die Revolution ausbrach. Er leitete den Angriff auf die Tuilerien (10. Aug. 1792) und wurde Präsident des Jakobinerklubs sowie Vicepräsident des Revolutionstribunals. Nach Robespierre's Sturz brach er sich mit dem Degen in der Faust durch die Menge Bahn und verbarg sich in einem Boot, wagte sich aber nach drei Tagen wieder hervor und wurde unter den Schmähungen des Volks hingerichtet.

Coffre (franz., m., spr. koffr), Koffer, Kasten, Kiste; c.-fort oder bloß c., Geldschrank, Geldkasten.

Cogalnitscheano, Michael, rumän. Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 1806, wurde unter der Regierung des Fürsten Johann Sturdza (1822—1828) trotz seiner Jugend auf den neu gegründeten

Lehrstuhl der Geschichte zu Jassy berufen. 1834 machte er eine Reise nach Deutschland, hielt sich längere Zeit in Berlin auf und machte sich mit deutscher Wissenschaft und Bildung bekannt. Er war nun eine Zeitlang vorzugsweise mit schriftstellerischen Unternehmungen beschäftigt, schrieb eine »Histoire de la Valachie et de la Moldavie« (Berl. 1837), gab in Verbindung mit dem Dichter Alexandri und mit Negruzzi 1840 eine wissenschaftliche und belletristische Revue, die »Dacia literaria«, heraus, veröffentlichte die »Archiva romaneasca«, eine Sammlung von geschichtlichen Dokumenten, und unter dem Titel »Lepotisita« 3 Bände rumänischer Chroniken (1845—1852). Seit der Erwählung Alexander Kuza's zum Fürsten der Moldau und Walachei (1855) nahm C. den thätigsten Antheil an den politischen Angelegenheiten des Landes und war mehrmals Minister und Ministerpräsident. Als Unterrichtsminister begründete er die Universität Jassy. Am 24. Okt. 1863 übernahm er die Ministerpräsidentschaft, half Kuza 14. Mai 1864 seinen Staatsstreich durchführen, wodurch die Nationalversammlung mit Hülfe des Militärs gesprengt und das Volk zur Abstimmung über ein neues Wahlgesetz und über einen Zusatz zu der Verfassung (Bildung eines Senats) berufen wurde. Nun erließ C. eine Reihe von Gesetzen im Gebiete der Verwaltung, der Justiz, des Unterrichts, besonders das die Fronen gegen Entschädigung aufhebende Ruralgesetz. Am 6. Febr. 1865 wurde C. als Ministerpräsident entlassen und das Ministerium modificirt. Unter der Regierung des Fürsten Karl war C. Mitglied der Abgeordnetenkammer, und als das Ministerium Bratiano durch seine großrumänischen Pläne Verwickelungen mit der Türkei und mit Ungarn hervorrief und deshalb seine Entlassung nehmen mußte, wurde C. 28. Nov. 1868 beauftragt, ein konservatives Ministerium zu bilden, in welchem Demeter Ghika das Präsidium, C. das Innere übernahm. Mißhelligkeiten mit der unter Bratiano's Einfluß stehenden Abgeordnetenkammer veranlaßten das Ministerium C., 5. Febr. 1869 seine Entlassung zu geben. Doch nahm es dieselbe auf den Wunsch des Fürsten zurück; die Kammer wurde aufgelöst, und die neuen Wahlen brachten eine größtentheils konservative Kammer. Am 7. Febr. 1870 trat das Ministerium C. ab, um nach zwei kurzen Zwischenregierungen einem Ministerium Epureano (2. Mai 1870) Platz zu machen.

Cōge intrāre (Compelle intrare, lat., »nöthige [sie] hereinzukommen«), der aus der mißgedeuteten Bibelstelle Luk. 14, 23 hergeleitete Grundsatz zur Rechtfertigung der gegen Ketzer angewendeten Gewalt oder auch der arglistigen Proselytenmacherei.

Coggeshall (spr. köggshahl), Stadt in der engl. Grafschaft Essex, am Blackwater, etwa 10 Kilom. von Colchester, unregelmäßig gebaut, mit Seidenfabrikation, Kunstgärtnerei und (1871) 2916 Einw. Die Umgegend ist reich an Alterthümern.

Cogito, ergo sum (lat., »ich denke, also bin ich«), oberster Grundsatz des Descartes, der als unmittelbar gewisseste Wahrheit an der Spitze seines philosophischen Systems steht. Vgl. Descartes.

Cognac (spr. konnjack), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Charente, auf einer Höhe an der Charente, alterthümlich und eng gebaut, hat eine alte Kirche (aus dem 12. Jahrh.), deren Thor mit einem Thierkreis geschmückt ist, Reste alter Befestigungen, ein Handelsgericht, ein Collége und (1872) 13,677 Einw. C. ist die Niederlage der berühmten gleichnamigen Franzbranntweine, welche in der Umgegend destillirt werden und einen jährlichen Umsatz von ca. 90 Mill. Franken bewirken. Sie werden vorzugsweise nach England, dem nördlichen Europa und Nordamerika versandt. Auch treibt C. lebhaften Handel mit Rindvieh, Schafen, Getreide, Trüffeln ꝛc. In dem alten Schloß von C., wovon noch Ruinen übrig sind, wurde Franz I. geboren, dem auf einem Platz der Stadt eine bronzene Reiterstatue (ein Meisterwerk von Eter) errichtet ist. C. ist das Condate der Alten; später hieß es Coniacum, seit dem 12. Jahrh. Coignac. Früher hatte es eigene Herren; im 12. Jahrh. kam es als besondere Grafschaft an die Grafen von Angoumois und fiel später an die Krone. Hier ward im März 1526 ein Bündnis zwischen Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England abgeschlossen. Im Jahr 1562 wurde die Stadt von den Hugenotten genommen und 1569 vergebens vom Herzog von Anjou wie vom Prinzen Condé belagert.

Cognac (spr. konnjack), s. Franzbranntwein.

Cognacöl (Cognacäther), zur Darstellung von künstlichem Cognac bestimmte Präparate, theils s. v. w. Drusenöl (s. d.), theils sogen. Kocinsäureäthyläther, d. h. ein zusammengesetzter Aether, welchen man aus dem aus Kokosseife abgeschiedenen Gemenge von Fettsäuren erhält. Dies Fettsäuregemenge wurde früher für eine eigenthümliche Säure (Kocinsäure) gehalten, besteht aber aus Laurin-, Myristin- und Palmitinsäure, Kaprryl-, Kaprin- und Kapronsäure; löst man es in Alkohol und leitet Chlorwasserstoff in die Lösung, so scheidet sich nach dem Verdünnen mit Wasser ein gelbliches, nach Reinetten riechendes Oel, der sogen. Kocinsäureäthyläther, aus, welcher sich zur Nachahmung des Cognacaroma's recht gut eignet.

Cognatio (lat., natürliche Verwandtschaft, Blutsverwandtschaft), das Verhältnis zweier Personen, die von einander oder von einem gemeinsamen Dritten abstammen; der Inbegriff der Kognaten ist die Familie im natürlichen Sinn. Im römischen Recht wird der C. die Agnatio (C. civilis) gegenübergestellt, deren Grund die väterliche Gewalt ist (s. Agnaten). C. spiritualis, die kanonisch-rechtliche Verwandtschaft, welche durch Mitwirkung bei der Taufe und Firmelung begründet wird und juristisch nur insofern in Betracht kommt, als sie nach kanonischem Recht ein Ehehindernis zwischen dem Täufling und den Pathen begründet. Das Nähere über Begriff und Wirkungen der Kognation s. unter Verwandtschaft.

Cogneliāno (spr. konnje-), s. Conegliano.

Cogniard (spr. konnjär), Hippolyte und Théodore, zwei Brüder und franz. Vaudevilleschreiber, jener geb. 20. Nov. 1807, dieser 30. April 1806, entwickelten in der Stellung als Theaterdirektoren (der Porte St. Martin und der Variétés) in gemeinschaftlicher Arbeit eine beinahe fabelhafte Thätigkeit als dramatische Fabrikanten. Seit 1831 schickten sie Jahr für Jahr gegen ein Dutzend Stücke auf die Welt der Bretter hinaus. Das seiner Zeit so renommirte, unzählige Wiederholungen erlebende Zauberstück »La biche au bois« entstammt ihrer Feder. Théodore C. starb 1872.

Cogniet (spr. konnjä), Léon, franz. Maler, geb. 29. Aug. 1794 zu Paris, war als Schüler Guérins und der römischen Akademie in den Traditionen der klassischen Schule Davids aufgewachsen. Sein erstes Bild, mit welchem er Erfolg errang: Marius auf

den Trümmern von Karthago (1824), zeigt schon Figuren von einer Natürlichkeit, welche dem Pathos der klassischen Schule nicht gegeben war; noch selbständiger ist sein bethlehemitischer Kindermord, ebenfalls von 1824, welches Bild in der Auffassung des Stoffs bereits der romantischen Schule zuneigt, ohne doch in der stilvollen, edlen Einfachheit der Behandlung die Schule der klassischen Meister zu verleugnen. Die eigentliche psychologische Feinheit, welche diesem Bild unter den gleichzeitigen Werken einen hohen Rang anweist, konnte in den monumentalen Aufgaben, welche C. bald darauf gestellt wurden, wenig zur Geltung kommen. Ein Plafondgemälde im Louvre: Napoleon auf der ägyptischen Expedition im Kreis der Alterthumsforscher, sowie die religiösen Bilder: der heil. Stephanus, in St. Nicolas des Champs, und der Engel, Magdalenen die Auferstehung Jesu verkündend, in der Madeleine (1827), stehen seinen übrigen Werken nicht gleich. Bald kehrte C. zu lebendig bewegten, psychologisch interessanten Motiven zurück und malte 1831 nach Walter Scotts Ivanhoe: die Entführung Rebekka's durch den Tempelherrn aus dem brennenden Schloß. Noch besser gelungen ist ihm: der Ausmarsch der Pariser Nationalgarde 1792, gemalt 1836 und in das Versailler Museum aufgenommen. Es geht durch dieses Bild ein Zug wahrhaft innerer Begeisterung und eines hinreißenden Lebens, der kaum in einem der berühmtesten französischen Schlachtenbilder zu finden ist. Seinen bedeutendsten Erfolg errang C. im Salon von 1843 mit seinem: Tintoretto, der an dem Todtenbett seiner Tochter die geliebten Züge der Verstorbenen noch einmal malt. Es ist ein Bild von einem stillen Adel, einer wahren und tiefen Empfindung und zugleich so schön in Anordnung und Ausführung, daß es mit Recht zu den Meisterwerken der französischen modernen Kunst gezählt wird. Das feine psychologische Verständnis, welches C. auszeichnet, befähigte ihn auch vornehmlich zum Porträtmaler, und seine Porträts waren bis in die fünfziger Jahre hinein die Zierde des Salons. Vgl. Jul. Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei (Leipz. 1867), und E. Mitet, Léon C. (Par. 1862).

Cognitio (lat.), jede Untersuchung und Erörterung der näheren thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse eines Falls, bezüglich dessen eine Gerichts- oder sonstige Behörde eine Entscheidung oder Verfügung zu ertheilen hat; im allgemeinen gleichbedeutend mit Causae c. (s. d.).

Cognītor (lat.), im ältern römischen Proceßrecht die Person, welche eine streitende Partei in deren Auftrag vor Gericht zu repräsentiren hatte und von der Partei persönlich vor dem richterlichen Magistrat (in jure) mittels bestimmter feierlicher, an den Gegner gerichteter Worte bestellt wurde. Das spätere römische und heutige Recht kennt den C. nicht mehr, sondern an dessen Stelle den auf formlose Weise durch bloße Auftrags- und Vollmachtsertheilung bestellten Prokurator. Später hieß C. ein fiskalischer Beamter, der die Schuldner des Fiskus zur Bezahlung anzutreiben, die Gerechtsame des Fiskus zu vertheidigen ꝛc. hatte. Sein Amt hieß Cognitura. Vgl. Keller, Römischer Civilproceß, S. 218 ff. (3. Aufl., Leipz. 1863).

Cognōmen (lat.), Beiname, s. Name.

Cognominata (lat.), s. v. w. Synonymen.

Cogolēto, Städtchen in der ital. Provinz Genua, Kreis Savona, am Meer und an der Eisenbahn von Marseille nach Genua, mit großen Eisengießereien und (1871) 2486 Einw. Einer der Orte, welche sich rühmen, die Vaterstadt des Columbus zu sein; eine lateinische Inschrift (von Gugliaffi) bezeichnet sein angebliches Geburtshaus.

Cogswell, Joseph Green, bedeutender nordamerikan. Bibliograph, geb. 1786 zu Ipswich in Massachusetts, graduirte 1806 am Harvard-College zu Cambridge und begab sich zehn Jahre später mit seinen Freunden G. Ticknor und E. Everett nach Europa, wo er verschiedene deutsche Universitäten besuchte und sich mit besonderem Eifer dem Studium der Erziehungswissenschaften und der Bibliographie widmete. Nach seiner Heimkehr lehrte er längere Zeit an der Harvard-University und gründete 1823 in Verbindung mit George Bancroft das Round Hill-Seminar sowie etwas später eine ähnliche Anstalt zu Raleigh in Nordcarolina, zwei ausgezeichnete, nach deutschen Principien eingerichtete Unterrichtsanstalten. Im Jahr 1830 übernahm er die Herausgabe der »New York Review«, eines angesehenen kritischen Journals, und half J. J. Astor bei der Gründung der berühmten Astorbibliothek in New York, der er eine Reihe von Jahren als erster Bibliothekar vorstand. Später zog er sich nach Massachusetts zurück, wo er 26. Nov. 1871 starb. Von seinem auf acht Bände berechneten »Catalogue of the Astor Library« erschienen Band 1 und 2 zu New York 1857—58.

Cohn, Ferdinand Julius, berühmter Botaniker, geb. 24. Jan. 1828 zu Breslau, bezog 1844 die dortige Universität, um Naturwissenschaft zu studiren, habilitirte sich 1850 in seiner Vaterstadt als Privatdocent für Botanik und ward 1859 zum außerordentlichen und 1871 zum ordentlichen Professor der Botanik daselbst ernannt. C. ist auch Direktor des von ihm 1866 begründeten pflanzenphysiologischen Instituts, nachdem er schon 1847 als einer der ersten die Nothwendigkeit solcher akademischen Laboratorien für Pflanzenanatomie und Pflanzenbiologie öffentlich vertheidigt hatte. Seine Arbeiten bewegen sich größtentheils in den Grenzgebieten des Thier- und Pflanzenreichs; indem sie die wesentliche Uebereinstimmung in der Organisation der niedersten Infusorien und der Schwärmsporen bei Algen und Pilzen nachweisen, stützen sie die jetzt herrschend gewordene Lehre vom Protoplasma als dem identischen Träger der Lebenserscheinungen bei allen lebenden Wesen. Unter seinen zahlreichen Abhandlungen, die theils in den »Nova Acta Academiae Carol.-Leop.«, der »Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie«, den »Verhandlungen der Schlesischen Gesellschaft« und den botanischen Fachjournalen erschienen, sind hervorzuheben: Untersuchungen über Parthenogenesis und geschlechtliche Fortpflanzung der Räderthiere; über Organisation, Embryobildung und Encystirung der Infusorien; über geschlechtliche und geschlechtslose Fortpflanzung der Volvocinen ꝛc.; über kontraktile Gewebe im Pflanzenreich; über ein neues System der Kryptogamen ꝛc. Nachdem C. schon 1854 die Bakterien und Vibrionen nicht als Infusorien, sondern als niedere Pflanzen aus der Verwandtschaft der Oscillarien und Chrookokkaceen erkannt und in seiner Monographie von Empusa Muscae die Entwickelungsgeschichte einer durch parasitische Pilze veranlaßten Epidemie bei den Stubenfliegen gegeben, hat er sich in letzter Zeit hauptsächlich mit der Biologie der Bakterien beschäftigt, welche als Fermentorganismen bei Fäulnis

und Gährungen sowie in verschiedenen Infektionskrankheiten bei Thieren und Menschen erkannt worden sind. Auch als populärer Schriftsteller ist C. aufgetreten und hat unter anderem veröffentlicht: »Die Menschheit und die Pflanzenwelt« (Bresl. 1851); »Der Haushalt der Pflanzen« (Leipz. 1854) u. a.

Coictier (spr. koatje, auch kottjé; Coittier), Jakob, der berühmte Leibarzt König Ludwigs XI. von Frankreich, ausgezeichnet durch seine Gelehrsamkeit, dabei aber habgierig und brutal; er benutzte die Todesfurcht des Königs, um diesen förmlich zu tyrannisiren und sich Reichthümer zu sammeln.

Coignet (spr. koanjä), Jules Louis Philippe, Landschaftsmaler, geb. 2. Dec. 1798 zu Paris, ging frühzeitig nach Italien und stellte dann von 1824 an zahlreiche meist italienischen Motiven entnommene Landschaften aus. Wiederholte Reisen in Frankreich, dann in die Schweiz und Tirol wie nach Syrien und Aegypten (1845) brachten neue Motive. C. betheiligte sich eifrig an den Bestrebungen der franz. Maler, die Farbe mehr auszubilden, und verstand es, dieselbe harmonisch zu gestalten und dabei doch dem Gegenstand einen größern idealen Charakter zu wahren, wiewohl manchmal Töne mit unterlaufen, die manierirt genannt werden müssen. Zwischen den sogen. »Idealisten«, welche bloß schöne Linien suchen, und den »Realisten«, denen gewähltere Motive ein Unding sind, hielt er die Mitte. Seine Hauptblüte fällt in die Zeit der Regierung Ludwig Philipps. Er starb 1. April 1860. Ein sehr charakteristisches Oelbild von ihm: die Ruinen von Pästum (1844 zuerst ausgestellt), bewahrt die Münchener Neue Pinakothek. Er lieferte auch zahlreiche Aquarelle, Pastelle und Zeichnungen und gab einen »Cours complet de paysages« und: »Vues pittoresques de l'Italie dessinées d'après nature« (Par. 1825, mit 60 Lithographien) heraus.

Coimbra (spr. kuing-), Hauptstadt der portug. Provinz Beira, rechts am Mondego, ein sehr alter und großer Ort und durch Lage und Bauart eine der malerischsten Städte. Sie liegt theils am schmalen Ufer des silberklaren Flusses, über den eine schöne Steinbrücke führt, theils an und auf mehreren steilen Hügeln (der Hauptplatz 91 Meter ü. M.) und wird von vielen Thürmen und anderen imposanten Gebäuden überragt. Im höchsten Theil steht der schöne Thurm des Observatoriums, nahe bei der Universität, deren eine Seite nach dem Mondego blickt. Südlich, jenseit des Flusses, erheben sich waldige Hügel, mit Landhäusern (Quintas) und Klöstern besetzt; nach N. und W. breitet sich das weite Campo de Mondego aus, das mit Ortschaften, Klöstern und Landhäusern wie übersäet ist. Das Innere der offenen Stadt ist alterthümlich eng und winklig und hat schlechtes Pflaster. Die schmalen Häuser mit ihren hohen Giebeldächern, vorspringenden Erkern und kleinen Fenstern scheinen unserer deutschen Vorzeit anzugehören; im Innern sind die Häuser hübsch eingerichtet. C. ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale (ein großes und einfaches Gebäude von edler Architektur), außerdem 8 Pfarrkirchen, 18 Kollegien oder Stifter, die ehedem zur Aufnahme studirender Mönche bestimmt waren, 5 ehemalige Mönchs- und 3 Nonnenklöster. Die breite Straße Santa Sofia enthält fast nur dergleichen Gebäude, die aber jetzt öffentlichen Zwecken gewidmet sind. Die größte Merkwürdigkeit Coimbra's ist die Universität (Colegio), ein sehr weitläufiges Gebäude mit maurischen Sälen und Höfen, durchaus nett und reinlich. Sie wurde (die einzige in Portugal) 1290 vom König Diniz gestiftet, besteht gegenwärtig aus fünf Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Mathematik und Philosophie) mit fünfjährigem Kursus und zählt durchschnittlich 1200 Studenten bei 41 Lehrstühlen und ca. 80 Professoren. Mit der Universität verbunden ist eine ausgezeichnete Sternwarte, ein Museum mit werthvollen ethnographischen und naturhistorischen Sammlungen (z. B. 1263 brasilischen Holzarten), ein chemisches Laboratorium und eine Bibliothek von 60,000 Bänden. Der botanische Garten liegt an den Terrassenabhängen eines schönen Thals, gegenüber dem chirurgischen Spital, einem ehemaligen Kloster. Als Vorbereitungsanstalt für die Universität dient das Colegio das Artes, außerdem besteht ein geistliches Seminar (mit prächtiger Kirche). Das ehemalige Augustinerkloster Santa Cruz birgt in seiner herrlichen Kuppelkirche die Grabmäler der ersten Könige von Portugal, Alfonzo Henriquez' und Sancho's I. Den Wasserbedarf führt der Stadt ein schöner Aquädukt von 20 Bögen zu. Die Zahl der Bewohner betrug 1865: 18,147; sie sprechen das reinste Portugiesisch und leben größtentheils von der Universität, treiben aber auch lebhaften Binnenhandel. In den reizenden Umgebungen der Stadt verdienen besondere Erwähnung: das Kloster Santa Clara, ein großes und prächtig gelegenes Gebäude am Mondego, in dessen Hof alljährlich im August ein großer Markt gehalten wird, und die Quinta das Lagrimas (»Landhaus der Thränen«), an einem Abhang der Stadt gegenüber zwischen Orangenhainen, wo einst Iñez de Castro, die Geliebte des Infanten Pedro (nachmals Peter der Grausame), gefangen saß und 1530 ermordet wurde. C. soll seinen Namen von der Römerstadt Conimbria erhalten haben, die etwas südlicher lag, und von der noch jetzt Ruinen von einer Wasserleitung und Brücke zu sehen sind. Später war die Stadt längere Zeit die Residenz der portugiesischen Könige. Einige portugiesische Prinzen führten von ihr den Titel »Herzöge von C.« Im Jahr 1755 litt die Stadt durch das Erdbeben großen Schaden. Am 17. Sept. 1810 wurde hier eine Abtheilung der franz. Armee unter Masséna durch die Engländer gefangen genommen. 1834 verlegte Dom Miguel seinen Sitz hierher, und 7. Juli 1846 brach zu C. ein migueliſtischer Aufstand aus, welcher 4. Jan. 1847 den Einzug des Herzogs von Saldanha nach dessen Sieg bei Torres-Vedras zur Folge hatte.

Coina, Stadt in der span. Provinz Malaga, westlich von der Stadt Malaga, in herrlicher Lage am Nordfuß der Sierra Bermaja, mit 10,200 Einw.

Coire (spr. koahr), franz. Name für Chur.

Coïtus (lat., m.), Begattung, Beischlaf; **C. anticipatus**, Beischlaf vor der Ehe; **C. damnatus** oder **illicitus**, Blutschande.

Coix *L.* (Thränengras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, ostindische Gräser, wovon einige als Getreide brauchbar sind. **C. Lacryma** *L.* (Hiobsthränen), ein ein- oder mehrjähriges Gras mit 1,25 Meter hohem, markigem Halm, ziemlich breiten Blättern, männlichen Blüten in schlaffen, ästigen Aehrchen, an deren Grunde die kleinen weiblichen Aehrchen hervorkommen, und fast kugeligen, knochenharten, weiß- oder bläulichgrauen, glänzenden, einer fallenden Thräne ähnlichen Körnern, wird in Ostindien, China und Afrika häufig als Getreide angebaut und findet sich in

Südeuropa verwildert. Das Korn wird gemahlen und als Brei oder Brod gegessen. Ehemals war es in Europa unter dem Namen Semen Lacrymae Jobi s. Lithagrostis als stärkendes und harntreibendes Mittel gebräuchlich. Die Samen werden auch zu Rosenkränzen, Halsbändern benutzt. Das Gras findet sich als Zierpflanze in Gewächshäusern und Gärten. C. agrostis *Lour.*, ein ausdauerndes, gegen 2 Meter hohes Gras in Ostindien, mit eßbaren Körnern, wird um die Reisfelder gesäet und gibt, wenn die Halme abgeschnitten werden, zwei Ernten. Die erbsengroßen Körner schmecken süß und angenehm und werden häufig, wie Reis gekocht, als Gemüse genossen.

Coke (spr. kohk), 1) Sir Edward, engl. Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 1. Febr. 1551 zu Mileham in der Grafschaft Norfolk, ward 1592 Solicitor der Königin Elisabeth, 1593 Sprecher im Haus der Gemeinen und bald darauf Attorneygeneral. Jakob I. ernannte ihn 1613 zum Oberrichter der königlichen Bank. Die Freimüthigkeit aber, mit welcher C. als Mitglied des Geheimen Raths dem König stets entgegentrat, ward die Veranlassung zu seinem Sturz; doch wirkte er im Parlament von 1628 abermals im Sinn der Volksfreiheit. Er starb 3. Sept. 1633. Sein Hauptwerk ist: »Institutes of the laws of England« (Lond. 1628, 1788 u. öfter). Seine Biographie schrieb C. W. Johnson (Lond. 1837, 2 Bde.).

2) Thomas William, Graf von Leicester, berühmter engl. Landwirt, geb. 4. Mai 1752, vertrat von 1774—1832 die Grafschaft Norfolk fast ohne Unterbrechung im Parlament und erwarb sich durch seine Musterwirtschaft zu Holkham in Norfolk große Verdienste um Einführung des Fruchtwechsels, des Mais- und Turnipsbaues, der verbesserten Rindviehzucht und einer auf wissenschaftlichen Principien beruhenden Bodenkultur. Auch erfand er eine nach ihm benannte Säemaschine. Er brachte im Verlaufe von 36 Jahren den Reinertrag seiner Güter von 7000 auf 90,000 Pfd. Sterl., und zwar wurden seine Pächter, denen er sich als Freund und Berather erwies, zugleich mit ihm reich. Er starb 30. Juni 1842. Vgl. außer Thaer, Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft, Rigby, Holkham, its agriculture etc. (Lond. 1821); Molard, Système d'agriculture, suivi par M. C. (Par. 1820).

Cokes (engl., spr. kohks), s. Kohks.

Col (franz., m.), Joch; in den Alpen, Pyrenäen, im Jura ꝛc. ein schmaler Einschnitt eines Gebirgskamms, durch welchen ein Paß gebildet wird. So in den Alpen der C. du Géant am Montblanc, C. Cervin oder das Matterjoch, C. di Tenda; in den Pyrenäen der C. de Jeganne, der C. Rouge ꝛc.; im Jura der C. des Roches ꝛc.

Cola *Endl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sterkuliaceen, mittelhohe Bäume mit ganzen Blättern, in Rispen stehenden Blüten und vielsamigen, großen Früchten. C. acuminata *R. Br.* (s. Tafel »Genußmittelpflanzen«) ist ein 12 Meter hoher Baum mit 16—20 Centim. langen Blättern, gelben, rothgefleckten Blüten und fünffächeriger Kapsel von der Größe einer Citrone, deren Fächer je einen röthlichvioletten, innen blassen Samen von der Größe einer Kastanie und fleischig-kerniger Konsistenz enthalten. Diese Nüsse, Kola- oder Gurunüsse, schmecken schwach bitter, nicht unangenehm und nicht adstringirend; sie enthalten 2 Proc. Kaffeïn und stehen als Kaumittel bei den Negerstämmen Westafrika's von Senegambien bis einschließlich Angola in hohem Ansehen. Ihr Gebrauch hat sich in den letzten Jahrhunderten stets vermehrt, und so veranlaßten sie einen lebhaften Handelsverkehr zwischen den Küstendistrikten und Centralafrika, selbst bis zu den Küstenplätzen des Mittelmeers. Die Kolanuß vermehrt und regelt den Appetit, läßt die schädlichen klimatischen Einflüsse leichter ertragen, verbessert das Trinkwasser und wirkt schlafverscheuchend, so daß die Eingebornen nach ihrem Genuß die Gelage zu verlängern vermögen. An die Darreichung von Kolanüssen knüpft sich in Afrika die Zusicherung von Gastfreundschaft und Schutz, und ohne dieselbe ist kein Geschäft anzubahnen. Wegen der günstigen Wirkungen, welche der Genuß der Kolanüsse auf die Neger ausübt, hat man den Baum auch auf Mauritius, in Westindien, Brasilien, Mejiko und in anderen ausgedehnten Strecken des amerikanischen Kontinents, wo viele Neger leben, angepflanzt. Eine geringere Sorte, die weiße Kolanuß, stammt von C. macrocarpa *R. Br.*

Cola (ital.), Verstümmelung des Namens Niccolò.

Colani, Timothée, theologischer Führer der liberalen Partei innerhalb der reformirten Kirche Frankreichs, geb. 1824 zu Lemé, wurde einer der beliebtesten Prediger in Straßburg, gab von 1850—1869 die »Revue de théologie« in Verbindung mit der Straßburger Fakultät heraus, wurde 1861 zum Professor der französischen Literatur am protestantischen Seminar, 1864 zum Professor der praktischen Theologie an der theologischen Fakultät ernannt. Der Widerstand, welchen die orthodoxe Partei beiden Ernennungen entgegensetzte, rief 1861 die Union protestante libérale ins Leben. Nachdem er durch seine Predigten (deutsch von Richard, Dresd. 1858) und sein Werk »Jésus-Christ et les croyances messianiques de son temps« (1. und 2. Aufl. 1864) sowie durch zahlreiche Beiträge zur »Revue des Deux Mondes« und zur »Revue de théologie« sich rühmlich bekannt gemacht, legte er 1870 nach der Eroberung Straßburgs durch die Deutschen seine Stelle nieder und zog sich nach Frankreich ins Privatleben zurück. Seitdem war er als Führer der liberalen Partei auf der im Juni und Juli 1872 zu Paris tagenden Generalsynode der reformirten Kirche Frankreichs thätig.

Colatio (lat.), das Filtriren. Colatorium, Filtrirapparat, besonders das Seihetuch; nach älteren physiologischen Ansichten ein Absonderungsorgan, durch welches Flüssigkeiten geseiht oder filtrirt werden, z. B. Harn in den Nieren. Colatūra, eine durch ein Seihetuch gegossene Flüssigkeit.

Colbert (spr. -bär), Jean Baptiste, franz. Finanzminister, geb. 29. Aug. 1619 zu Reims, Sohn eines reichen Kaufmanns, ward Kommis in einem Pariser Bankierhaus, bildete sich durch Reisen, arbeitete dann im Büreau des Staatssekretärs Letellier und bewies so große Einsicht im Verwaltungsfach, daß ihn Letellier dem ersten Minister, Mazarin, empfahl. Dieser übertrug ihm bald die wichtigsten politischen und administrativen Geschäfte und erhob ihn 1654 vom Finanzintendanten zum Staatsrath und Sekretär der Königin. Von Mazarin noch auf dem Sterbebette dem König empfohlen, wurde er von Ludwig XIV., den er freimüthig mit dem traurigen Stande der Finanzen bekannt machte, 1660 als Generalkontroleur der Finanzen an die Spitze der Verwaltung gestellt. Nach genauen vierjährigen Untersuchungen über den finanziellen Stand des

Staats zeigte sich, daß das Steuer- und Abgabensystem in der vollkommensten Verwirrung sich befand, und daß in den vorhergehenden unruhigen Zeiten eine greuliche Unordnung eingerissen war. Daher schuf C. zuerst einen Finanzrath, der dem König jährlich ein Verzeichnis der Ausgaben und Einnahmen vorlegen mußte, was der Verschwendung ein Ziel setzte. Eine Justizkammer überwachte die Pächter und Beamten, gleichmäßige Besteuerung und einfachere Erhebung der Steuern traten ein. Während C. die Steuern verminderte und die Rückstände bis 1656 erließ, deckte er den Ausfall durch Herabsetzung der Renten und Verminderung der Beamten und Pensionäre. Dabei wurde aber das Interesse der Krone aufs eifrigste gewahrt, die Domänen wurden für die Krone zurückgenommen, und da die Prachtliebe Ludwigs XIV. ungeheure Summen in Anspruch nahm, so trat Colberts Thätigkeit nicht selten in einseitiger Weise in den persönlichen Dienst des Königs; vollends die steten Kriege nöthigten C., durch Mittel, welche bisweilen das Interesse des Landes verletzten, Geldquellen zu eröffnen; dahin gehörten: Vorschuß auf künftige Einnahme, Errichtung neuer Renten gegen Kapitalzahlungen, Verkauf neu geschaffener Aemter, Verpfändung von Domänen, Erhöhung der Steuern. Die Staatseinnahmen stiegen zwar, namentlich durch Einführung neuer Steuern, von 32 Mill. auf 116 Mill.; aber das Wohl der niederen Klassen, besonders des Bauernstandes, wurde vernachlässigt. Indessen hat C. doch Großes geschaffen. Vor allem förderte er die Industrie, baute den Kanal von Languedoc, erhob Marseille und Dünkirchen zu Freihäfen, stiftete Ausfuhrprämien und Assekuranzkammern, hob den Kolonialhandel, errichtete Handelsgesellschaften, kaufte Niederlassungen auf den westindischen Inseln Martinique, Guadeloupe, Ste. Lucie, Grenada ꝛc., sandte Kolonisten nach Cayenne, brachte durch Besiegung der Flibustier die Besitzthümer dieser Seeräuber auf San Domingo an Frankreich und hob den Handelstraktat mit den Holländern auf, wodurch der französischen Nation alle bis dahin jenen zugestandenen Einfuhrbegünstigungen zugewendet wurden. Die Verbesserung des französischen Seewesens ging mit diesen Schöpfungen Hand in Hand. C. scheute keine Opfer, der französischen Flagge gegen die Seeräuber des Mittelländischen Meers Sicherheit zu verschaffen; von England kaufte er Mardick und alle Häfen an der Küste Flanderns; er legte den Hafen von Rochefort an und errichtete zu Brest, Toulon, Dünkirchen und Havre Seearsenale. Um die zum Theil verfaulte Flotte herzustellen, kaufte er im Ausland mehrere Kriegsschiffe, brachte es aber bald dahin, daß in Frankreich selbst die besten Fahrzeuge gebaut wurden, und hatte 1662 die französische Flotte auf 60 Linienschiffe und 40 Fregatten, 20 Jahre später auf das Doppelte gebracht. Auch die bürgerliche und peinliche Gesetzgebung wurde durch ihn verbessert, die Religionsfreiheit beschützt. Ein großer Fehler aber war es, daß über der Sorge für Gewerbe und Handel der Ackerbau nicht gehörig berücksichtigt und die Lage des Bauernstandes durch eine Masse von Abgaben immer schlimmer wurde. Außer für materielle Interessen, sorgte C. auch für Kunst und Wissenschaft; er stiftete 1663 die Akademie der Inschriften und 1666 die der Wissenschaften, errichtete 1671 die Baukademie, reformirte die Malerakademie, stiftete für sie in Rom eine französische Schule, unterstützte Gelehrte und Astronomen, gründete den botanischen Garten und die Sternwarte zu Paris, ließ unter Cassini's Leitung die große Vermessung Frankreichs vornehmen, sammelte Kunstschätze, bereicherte die königliche Bibliothek, ließ prächtige Gebäude aufführen und verschaffte mit einem Worte der Regierungsperiode Ludwigs XIV. den Namen von Frankreichs goldenem Zeitalter. Der Tod unterbrach seine Thätigkeit 6. Sept. 1683. Das Volk war durch neue Auflagen so erbittert, daß es seinen Leichenzug angriff, um an dem Todten Rache zu nehmen. Colberts Finanzsystem (hauptsächlich die Mängel desselben) fand vielfache Nachahmung, aber auch vielen Tadel. Als Schriftsteller trat C. nicht auf. Interessant ist das von C. eigenhändig entworfene »Mémoire pour son fils, sur ce qu'il doit observer pendant le voyage qu'il va faire à Rochefort«. Vgl. Clement, Lettres, instructions et mémoires de C. (Par. 1862—73, 7 Bde.); Derselbe, Histoire de C. et de son administration (das. 1874, 2 Bde.); Gourdault, Vie de C. (das. 1870).

Colbertismus, s. Merkantilsystem.

Colchagua, eine Provinz der südamerikan. Republik Chile, grenzt gegen N. an Santiago, gegen W. an den Ocean, gegen S. an Curico und gegen O. an die Argentinische Konföderation und hat einen Flächeninhalt von 9989 QKilom. (181 QM.). Der Boden ist gebirgig; im O. liegen die Kordilleren und ihre Abhänge, im W. das Küstengebirge, zwischen beiden eine hochgelegene Thalebene, der beste und fruchtbarste Theil des Gebiets. Bei der guten Bewässerung gehört C. zu den reichsten und ergiebigsten Provinzen Chile's, wenngleich in der Ebene der Landbau noch immer der künstlichen Bewässerung bedarf; auch Metalle (Gold und Kupfer) fehlen in den Bergen nicht. Die Provinz zählt (1870) 153,096 Einw., die im Lande zerstreut hauptsächlich vom Landbau und der Viehzucht leben. Sie zerfällt in die beiden Departements Canpolican und San Fernando. — Die Hauptstadt San Fernando, 1742 in einer schönen Ebene gegründet, 335 Meter ü. M. gelegen, ist regelmäßig, doch zu großartig angelegt und zählt kaum 6000 Einw. S. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«.

Colchester (spr. kōltschestr), alte Stadt in der engl. Grafschaft Esser, auf einer Anhöhe am schiffbaren Colne, unfern dessen Mündung, und an der Eisenbahn von London nach Norwich, mit verfallenen Mauern umgeben, hat eine Schloßruine aus der Zeit Wilhelms des Eroberers, eine Abteiruine, 12 Kirchen (darunter die alte Kirche der St. Botolphpriorei, aus dem 12. Jahrh., einer der schönsten Reste normannischer Bauart), ein Hospital (von Heinrich I. gegründet), ein Museum, Theater, verschiedene gemeinnützige Gesellschaften und (1871) 26,361 Einw. Die Stadt hatte früher ausgedehnte Fabrikation von Wollwaaren, jetzt blüht die Seidenmanufaktur daselbst; auch Schiffe werden gebaut, und Fischfang wird von 422 Booten betrieben; dabei große Austernfischerei sowie an den Buchten des Meers künstliche Austernzucht. Zum Hafen (bei der Vorstadt Hythe gelegen) gehören (1872) 313 Schiffe von 15,722 Tonnen. Der Werth der Einfuhr betrug 1872: 39,085, der der Ausfuhr britischer Produkte 26,182 Pfd. Sterl.; auch der Küstenhandel ist bedeutend. In der Nähe ein stehendes Lager. C. gilt für das alte Camulodunum (Colonia), eine Stadt der Trinobanter im röm. Britannien und Geburtsort des Kaisers Konstantin. Wenigstens ist es der an

römischen Alterthümern reichste Ort Englands. Im Jahr 1648 ward es als Zufluchtsort der Königlichen belagert und durch Aushungern von den Parlamentstruppen genommen. Eine Anzahl Flämen, durch den Herzog Alba aus ihrem Vaterland vertrieben, verpflanzte ihre Industrie hierher.

Colchester (spr. kóltschestr), 1) Charles Abbot, Lord, geb. 14. Okt. 1757 zu Abingdon, studirte unter anderem in Genf, wo er zu Johann v. Müller in nähere Beziehung trat, saß seit 1795 im Unterhaus, als dessen Sprecher er 1802—1817 fungirte. Aus Gesundheitsrücksichten zurückgetreten, wurde er als Baron C. Peer; starb 8. Mai 1829. Vgl. »Diary and Correspondence of Lord C.« (Lond. 1861, 3 Bde.).

2) Charles Abbot, zweiter Lord C., geb. 12. März 1798, stieg im Seedienst bis zum Viceadmiral, war im Ministerium Lord Derby 1852 Vicepräsident des Handelsamts und Generalzahlmeister, von 1858—59 Generalpostmeister, in welcher Stellung er sich durch Abschluß von Postkonventionen mit dem Ausland verdient machte; starb 1867.

Colchicaceae, s. Kolchikaceen.

Colchicīn $C_{17}H_{19}NO_5$, Alkaloid, welches sich in der Herbstzeitlose, Colchicum autumnale, besonders in deren Samen und Knollen, findet, ist gelblichweiß, amorph, schmeckt stark bitter, riecht schwach aromatisch, löst sich in Wasser und Alkohol, nicht in Aether, schmilzt bei 140°, ist nicht flüchtig, reagirt schwach alkalisch, und seine Salze sind nicht in fester Form zu erhalten. Es ist stark giftig, erzeugt Magen- und Darmentzündung und wirkt auch von Wunden aus und selbst bei Einreibungen giftig.

Colchĭcum *L.* (Zeitlose, Lichtblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kolchikaceen, in Mittel- und Südeuropa einheimische Zwiebelgewächse mit einfachen Blättern, langröhrigem, trichterförmigem, sechsspaltigem Perigon und dreifächeriger, vielsamiger Kapsel, welche dicht über dem Boden erscheint. C. autumnale *L.* (Herbstzeitlose, s. Tafel »Giftpflanzen I«) findet sich überall in Deutschland und Mitteleuropa, auch in den süd- und ostkaukasischen Ländern, dem alten Kolchis, auf feuchten Wiesen als letzte Zierde des Herbstes. Der Stengel erhebt sich aus braunen, koncentrisch übereinander liegenden Hüllen, innerhalb deren sich im Herbst ein eiförmiger Knollen findet, auf welchem im Sommer der fruchttragende, jetzt abgestorbene Stengel gestanden hat. Als entwickelte Seitenknospe desselben erhebt sich der kurze, jetzt blühende Stengel, und etwas über dem untersten Blattwinkel desselben ist bereits das Knöspchen zur nächstjährigen Blüte angelegt. Von dem im Herbst verblühenden Stengel verlängern sich erst im folgenden Frühjahr die beiden oberen Stengelglieder und schieben die Blätter und Fruchtstengel über den Boden hervor. Im Sommer verdickt sich dann das unterste Stengelglied, während gleichzeitig der im vorigen Herbst vorhanden gewesene Knollen abstirbt. Die Frucht reift, und der fruchttragende Stengel stirbt wieder ab, während nun die dritte Generation, jenes erwähnte Knöspchen, zur Blüte gelangt. Die Entwickelung ist also zweijährig, und da man im Frühjahr die Fruchtkapseln, im Herbst die Blüten auf den Wiesen sieht, so nannte man die Pflanze filius ante patrem, weil man glaubte, daß sie die Früchte vor der Blüte entwickele. Der frische Knollen, im Spätsommer gesammelt, riecht widrig rettigartig, schmeckt süßlich, dann scharf bitter und kratzend, verliert aber durch Trocknen die Schärfe fast vollständig und schmeckt dann nur noch bitter; er enthält als wesentlichen Bestandtheil Colchicin. Dies ist auch in der Blüte, in größter Menge aber in den officinellen Samen enthalten. Diese sind feingrubig punktirt, braun, durch Ausschwitzung von Zucker etwas schmierig, geruchlos, schmecken sehr bitter und enthalten neben 6 Proc. Fett und Gallussäure 0,2—0,3 Proc. Colchicin. Schon Dioskorides warnte vor der giftigen Wurzel der Zeitlosen, und durch das ganze Mittelalter waren ihre gefährliche Wirkungen wohlbekannt; aber erst Störck zog sie 1763 in arzneiliche Anwendung. Als Radix (Tuber) Colchici war sie lange officinell und auch unter den Namen Wiesensafran-, wilde Safran-, Herbstrosen-, nackte Jungfer-, Hahnenklötenwurzel bekannt. Der Same und daraus bereitete Präparate werden mit Erfolg gegen Gicht und Rheumatismus angewandt; große Dosen wirken, wie auch die Wurzeln und Blüten, stark giftig. Die Kühe, welche Kraut und Blüten fressen, geben blutige Milch. Als Zierpflanzen kultivirt man auch Spielarten mit weißgelben, röthlichbunten, rosenrothen und lillafarbenen Blüten sowie mit weißgestreiften Blättern auf Rasenplätzen und als Einfassung am Rand kleiner Strauchgruppen. Hierzu eignet sich auch C. variegatum *L.*, in Portugal, Sicilien, auf Kreta und in Kleinasien einheimisch, mit wellenförmigen, lanzettförmigen Blättern und buntwürfelig-gefleckten Blüten, die auch im Herbst erscheinen, die angebliche Stammpflanze der bei den Alten und im Mittelalter sehr geschätzten platten, herzförmigen, von allen Hüllen befreiten, als Hermodatteln (Hermodakteln, Hermodactyli radix) bekannten Knollen.

Coleotar vitrioli, s. v. w. Caput mortuum.

Cold-cream (engl., n., spr. kohld-krihm, »kalter Rahm«, fälschlich Goldcrème genannt), eine sehr milde Salbe, die namentlich im Winter gegen rauhe Haut empfehlenswerth ist. Man bereitet sie, indem man 25 Theile weißes Wachs und 25 Th. Walrath in einem Porzellanmörser über einem Gefäß mit kochendem Wasser schmilzt, 100 Th. süßes Mandelöl hinzufügt und fortwährend bis zum Erstarren rührt. Dann mischt man hinzu 20 Th. Glycerin, 20 Th. Rosenwasser und 1 Th. Rosenöl. Nach fleißigem Rühren muß eine zarte, weiße, weiche Salbe entstehen, die man abends einreibt. Die Bereitung ist indeß durchaus nicht leicht und erfordert große Uebung, weshalb man C. stets am besten aus Apotheken und Parfümeriehandlungen beziehen wird.

Coldingham (spr. kohldinghäm), Dorf in der schottischen Grafschaft Berwick, unweit des Meers, mit 600 Einw. und den Ruinen eines berühmten Klosters (des ältesten in Schottland) auf der ins Meer tretenden Landspitze St. Abb's Head.

Cold Spring (spr. kohld-), ein malerisch am Hudson gelegener Ort im nordamerikan. Staat New York, vom granitischen Bull Hill überragt, mit (1870) 3086 Einw. Der Dichter Morris wohnte hier auf der »Undercliff« genannten Terrasse.

Coldstream (spr. kohldstrim), Dorf in der schottischen Grafschaft Berwick, am Tweed (Grenzfluß gegen England), dessen Bewohner Wollfabrikation, Gerberei und Lachsfischerei betreiben. Eins der Garderegimenter heißt nach ihm »C. Guards«.

Colebrooke (spr. kohlbruck), Henry Thomas, gründlicher Kenner der Sanskritsprache und der altindischen Literatur, geb. 15. Juni 1765, kam frühzeitig nach Indien, war zuerst Richter zu Mir-

sapur und dann britischer Resident am Hof zu Berar, kehrte 1816 nach Europa zurück und starb in London als Präsident der Asiatischen Gesellschaft 10. März 1837. Er lieferte verschiedene höchst bedeutungsvolle Abhandlungen in die »Asiatic Researches« über einzelne Gegenstände der indischen Literatur und Geschichte, später gesammelt in den »Miscellaneous essays« (Lond. 1837, 2 Bde.; neue Ausg. 1874, 2 Bde.); ferner: »A digest of the Hindoo law on contracts and successions« (von William Jones begonnen, Kalkutta 1797, 3 Bde.; Lond. 1801, 3 Bde.); »Translation of two treatises on the Hindoo law of inheritance« (Kalk. 1810); »Mitâkshará dharma sastra« (das. 1813); »Dáya bhága« (das. 1814); das Wörterbuch »Amara kosha« (Serampur 1808); »Grammar of the sanskrit language« (Kalkutta 1805, Bd. 1); »Algebra of the Hindus with arithmetic and mensuration from the Sanskrit of Brahmagupta and Bhâskara« (Lond. 1817). Die philosophischen Systeme der Indier behandelte er in den Abhandlungen »On the philosophy of the Hindus«, in den »Transactions« der Londoner Asiatischen Gesellschaft ꝛc.; seine Abhandlung »On the sacred books of the Hindoos« wurde von Poley (Leipz. 1847) ins Deutsche übersetzt. Eine Biographie von C. veröffentlichte sein Sohn (Lond. 1874).

Colenso (spr. kolennso), John William, Bischof von Natal, bekannt als Vertreter einer freisinnigern wissenschaftlichen Richtung in der engl. Hochkirche, geb. 1814 in Cornwall, machte seine Universitätsstudien im St John's-College zu Cambridge und empfing 1836 den Doktorgrad. Nach mehrjähriger Thätigkeit als Hülfslehrer in Harrow kehrte er 1842 als Studienleiter (Tutor) nach Cambridge zurück. Er schrieb Lehrbücher der Algebra und Arithmetik, welche in den meisten Schulen Englands Eingang gefunden haben. Seit 1846 wirkte er als Prediger zu Forncett St. Mary in Norfolk, eifrig bemüht um die Seelsorge und bekannt durch die von ihm herausgegebenen »Village sermons« (Lond. 1853). Von Interesse für das Missionswesen geleitet, nahm er 1853 den ihm angetragenen Posten eines Bischofs von Natal im südlichen Afrika an. Bald gab er von dem neuen Wirkungskreis Kunde in der durch ihre Frische anziehenden Schrift »Ten weeks in Natal« (Lond. 1855). Die Bekehrung und Civilisirung der Eingebornen ließ er sich unermüdet angelegen sein, verfaßte eine Grammatik und ein Wörterbuch der Zulusprache und übersetzte das Prayer-book sowie einen Theil der Bibel in dieselbe. Den ersten Anstoß gab ein Brief von ihm an den Erzbischof von Canterbury 1860, worin er die bisherige Zumuthung an die in Polygamie lebenden Kaffern, bei der Taufe ihre sämmtlichen Frauen außer einer zu verstoßen, als unzweckmäßig und weder mit dem Neuen Testament, noch mit der Praxis der alten Kirche übereinstimmend erklärte. Das Aergernis wuchs, als C. in seinem Werk »St. Paul's Epistle to the Romans, newly translated« (Lond. 1861) die Ewigkeit der Höllenstrafen in Abrede stellte und die Ansicht aussprach, daß auch die Heiden zur Seligkeit gelangen könnten. Vollends gerieth man in Aufregung über ihn, nachdem er in dem Werk »The Pentateuch and the Book of Joshua, critically examined« (Lond. 1862, 2 Bde.; neue Ausg. 1863—71, 5 Bde.) die Resultate der deutschen kritischen Forschung, wenn auch in sehr gemäßigter Form, in England zur Anerkennung zu bringen versucht hatte. C. wurde zur Verantwortung nach England berufen; seit mehr denn einem Jahrhundert war die »Konvokation«, welche jetzt zusammentrat, nicht mehr in Thätigkeit gewesen. Vierzig Bischöfe und Erzbischöfe begehrten, C. solle sein Amt niederlegen. Der Bischof der Kapstadt sprach inzwischen als Metropolit förmliche Absetzung über ihn aus. Doch C. appellirte 1865 an das Privy Council der Königin und erlangte hier seine Freisprechung, da er nicht unter der Jurisdiktion des Bischofs der Kapstadt steht. Der in demselben Jahr erschienene 5. Theil seines Werks über den Pentateuch zeigte einen noch entschiedenern Standpunkt als die früheren. Natürlich steigerte sich die Agitation des Klerus wider C., und es wurde in der That ein Gegenbischof wider ihn aufgestellt. Eine »Pan-Anglican Synod«, welche 1867 im erzbischöflichen Palast von Lambeth tagte, und zu welcher die anglikanischen Bischöfe aus allen Welttheilen herbeieilten, sollte C. förmlich exkommuniciren und so seinem Gegenbischof eine moralische Unterstützung gewähren. Doch scheiterte diese Absicht daran, daß der Erzbischof von York und zehn andere Bischöfe, darunter auch der gelehrte Thirwall von St. David's, sogen. »Palmerston'sche« Bischöfe, Anhänger der Low-Church und daher einer freisinnigen Auffassung von der Kirchengewalt zugeneigt, ihre Theilnahme an der Synode verweigerten, und daß der Bischof von London für seinen Beitritt Bedingungen stellte, welche dem Exkommunikationsplan die Spitze abbrachen. Daher ergingen die betreffenden Beschlüsse in so vorsichtiger und allgemeiner Form, daß die ganze Sache noch immer in der Schwebe sich befindet. C. aber behauptet seine gesetzlich unanfechtbare Stellung als Bischof von Natal.

Coleoptĕra, s. v. w. Käfer.

Coler (gewöhnlich Colerus), Johann, deutscher landwirtschaftlicher Schriftsteller, geboren gegen Ende des 16. Jahrh. zu Goldberg in Schlesien, ward in Rostock Magister, dann Prediger in der Mark und starb zu Parchim 23. Okt. 1639. Seine Hauptschriften sind: »Calendarium perpetuum et sex libri oeconomici« (1592, 3. Aufl. 1684) und »Oeconomia ruralis et domestica« (Wittenb. 1591—1601, 6 Thle.), beide zusammen herausgegeben als »Haushaltungsbuch« (beste Ausgaben von seinem Sohn, Frankf. 1672, zuletzt Leipz. 1711), das erste umfassende ökonomische Werk, welches in Deutschland erschienen ist. C. hat zu seiner Zeit einen außerordentlichen Einfluß geübt und drang mehr in die Massen als irgend einer der gleichzeitigen Schriftsteller.

Coleraine (spr. kohlrehn), Stadt in der irischen Grafschaft Londonderry, am Bann, fast 2 Kilom. vom Meer, ist gut gebaut, hat ein Schloß, Papiermühlen, Seifensiedereien, Gerbereien und Leinweberei und 5000 Einw. Der Fischfang wird mit 160 Booten betrieben. Eine Brücke verbindet die Stadt mit dem gegenüber liegenden Killowen. Schiffe von 200 Tonnen gehen bis zur Stadt, welche 4 Schiffe von 265 Tonnen besitzt und 1872 Waaren im Werth von 4375 Pfd. Sterl. vom Ausland einführte; auch ansehnlichen Küstenhandel betreibt C.

Coleridge (spr. kohlriddsch), 1) Samuel Taylor, engl. Dichter und Schriftsteller, einer der Reformatoren der englischen Poesie, geb. 20. Okt. 1772 zu Ottery-St.-Mary in Devonshire, wo sein Vater Prediger war, erhielt seine Vorbildung in der Christ's-Hospitalschule zu London und studirte dann von 1791—93 zu Cambridge. Schon damals trat seine radikale Gesinnung hervor Nach Beendigung

seiner Studien ging er nach London, aber obwohl seine ersten poetischen Versuche (1794) von nicht unbedeutendem Talent zeugten, so vermochte er sich dennoch keine literarische Existenz zu gründen; die Noth zwang ihn vielmehr, in ein Dragonerregiment einzutreten. Aber er paßte nicht zum Militärdienst, wurde entlassen und widmete sich nun wieder ganz der Dichtung. In seinem Drama »The fall of Robespierre« (1794), seinen »Conciones ad populum, or Adresses to the people« (1795) sowie in seiner Zeitung »The Watchman« (1796) und in seinen Vorlesungen zu Bristol bekundete sich seine Begeisterung für die Freiheitsideen der franz. Revolution. Da sein Streben wenig Anklang fand, verband er sich mit Rob. Southey und Rob. Lovell, um in der Neuen Welt an den Ufern des Susquehanna eine kommunistische Kolonie zu gründen, die Pantisokratie (»Gleichheit aller«) heißen und das geträumte Ideal verwirklichen sollte. Ihre Verheirathung mit drei schönen Schwestern (Fricker aus Bristol) verhinderte indessen die Ausführung des Plans. Nach verunglückten publicistischen Versuchen zog sich C. nach Stowey zurück, wo er in intimem Verkehr mit Southey mehrere seiner besten Gedichte schrieb, die seinen Ruf begründeten, und widmete sich 1798—99, von den Brüdern Wedgewood unterstützt, einige Zeit in Deutschland ernsten Studien. Von seiner umfassenden Kenntnis des Deutschen gibt seine Uebersetzung des Schiller'schen Wallenstein (Lond. 1800, 2 Thle.) ein glänzendes Zeugnis. Nach England zurückgekehrt, lebte er bei Southey zu Keswick, schlug sich nun mit Eifer zur konservativen Partei und übernahm, wenn auch ungern, die Redaktion der »Morning Post«, eines Regierungsorgans. Im Jahr 1804 ging er auf kurze Zeit als Sekretär des Gouverneurs Sir Aler. Ball nach Malta und lebte nach seiner Rückkehr ohne Anstellung den Musen bei einem Freunde, dem Wundarzt Gillmann, zu Highgate. Innig vertraut mit der deutschen romantischen Literatur, ein Verehrer Goethe's, Schillers und Tiecks, wandte er sich mit seinem Reformationseifer der englischen Presse zu, die er im Verein mit seinen Freunden, den Dichtern der sogen. School of the lake, aus den Fesseln der Pedanterie und konventionellen Gefühlsform zu befreien suchte, indem er das allgemeine Interesse auf ein nationales Element hinleitete. Eine kleine königliche Pension machte seinen Lebensabend sorgenfrei; er starb zu Highgate 25. Juli 1834. C. war ein hochbegabter und originell angelegter Dichter und Denker, den aber Armut und Abhängigkeit, Täuschungen aller Art und zuletzt eine zerstörte Gesundheit (die Folge übermäßigen Genusses von Opium) an der vollen Entfaltung seines Talents hinderten. Seine poetischen Werke, als deren Hauptmerkmal eine wunderbare Natursymbolik erscheint, bestehen aus Trauerspielen (»Remorse«, 1816, und »Zapoyla«, 1818), Liebesliedern, Epigrammen, Oden, patriotischen und phantastischen Dichtungen und erschienen gesammelt in 3 Bänden London 1847 (auch in Tauchnitz' »Collection of British authors«; in Einbandausgaben von Rossetti 1871, von Scott 1873). Seine Oden sind reich an ernsten und erhabenen Gedanken, wenn auch an Schwung denen von Collins nicht gleichkommend; seine bekannte Hymne »On Chamouni« ist Thomson nachgeahmt und etwas gekünstelt; in seinen Liebesgedichten (darunter die seelenvolle Romanze »Geneviève«) schließt er sich Wordsworths Manier an. Seine Tragödien haben Stellen von hoher poetischer Schönheit, im ganzen aber fehlt es ihnen an Handlung und Leidenschaft. Originell und groß ist C. aber, wenn er sich ganz den wilden Eingebungen seiner Phantasie hingibt und den Aberglauben alter Zeiten, Zauberbilder und geheimnisvolle Märchen aus einer andern Welt unter den melodischen Klängen seiner Verse an uns vorüberziehen läßt. Hierher gehören namentlich die wilderhabene Rhapsodie »Fire, famine and slaughter«, das düster-schöne, durch Lord Byron veranlaßte, aber unvollendete Gedicht »Christabel« (1816; deutsch von Krantz, Danzig 1839) und »The ancient mariner« (deutsch von Freiligrath; von Höfer, Berl. 1844), zu dem eine Erzählung des Weltumseglers Shelvock den Stoff lieferte. Coleridge's prosaische Schriften sind: »The Friend« (eine Sammlung von Essays, Lond. 1812; neue Ausg. 1865, 2 Bde.; zweite Serie, von seiner Tochter herausgegeben, das. 1850, 3 Bde.); »The statesman's manual, a lay sermon« (1816); »A second lay sermon« (1817; mit ersterem zusammen, 3. Aufl. 1852); »Aids to reflection« (1825, 5. Aufl. 1843, 2 Bde.); »On the constitution of the church and state« (1830, 4. Aufl. 1852). Nach seinem Tod erschienen noch: »Literary remains« (1836—1839, 4 Bde.; neue Ausg. 1863); »Confessions of an inquiring spirit« (1849) und »Theorie of life« (von Watson herausgegeben, 1849); auch sein »Table-Talk« (neue Ausg. 1874, Tischgespräche) und ein Theil seiner Korrespondenz wurden gesammelt. Eine Art Selbstbiographie ist die »Biographia literaria« (Lond. 1817, 2 Bde.; neue Ausg. 1866); die »Memoirs of T. C.« gab Gillmann (das. 1838, 2 Bde.) heraus.

2) Hartley, engl. Dichter, Sohn des vorigen, geb. 19. Sept. 1796 zu Clevedon bei Bristol, erhielt seine Bildung in Oxford und erregte schon als Kind durch seine dichterischen Anlagen die größten Erwartungen, die aber später nicht ganz erfüllt wurden. Einiges in seinen »Poems« (Lond. 1833) schließt sich an die besten Erzeugnisse der englischen Dichtkunst an. Er schrieb außerdem »Biographia borealis« (eine Sammlung nordischer Biographien, Lond. 1833) und »The worthies of Yorkshire and Lancashire« (das. 1836; neue Ausg. 1852, 3 Bde.). Eine Ausgabe seiner »Essays and marginalia« (Lond. 1851, 2 Bde.) sowie seiner »Poems« (das. 1852, 2 Bde.) wurde von seinem Bruder, Derwent C., veranstaltet. C. starb 6. Jan. 1849 zu Rydal in Westmoreland. — Seine nicht minder begabte Schwester, Sara C., geb. 22. Dec. 1802 zu Greta Hall bei Keswick, seit 1829 mit ihrem Vetter Henry Nelson C. verheirathet, besaß eine gründliche Kenntnis der griechischen und lateinischen sowie der neueren Sprachen und hat sich durch die Herausgabe der Gedichte ihres Vaters (1847) wie früher durch Uebersetzungen, z. B. »An account of the Abipones, an equestrian people of Paraguay« (aus dem Lateinischen des M. Dobrizhofer, Lond. 1822, 3 Bde.) und »Memoirs of the Chevalier Bayard« (aus dem Französischen des 16. Jahrh., das. 1825), verdient gemacht; auch schrieb sie »Pretty lessons for good children« (5. Aufl. 1853) und »Phantasmion«, eine reizende Feengeschichte (1837, neue Ausg. 1874). Sie starb 1852. Ihre interessanten »Memoirs and letters« erschienen London 1873 in 2 Bänden (neue Ausg. in 1 Bd. 1874).

Colĕrus, Johann, s. Coler.

Colesberg Kopje, die ergiebigste Fundstätte von Diamanten im Kapland, 1870 entdeckt, liegt in der Division Colesberg im NO. des Landes, 48 Kilom.

by Google

südwestlich von der Missionsstation Pniel, und bildet einen kleinen wallartigen Hügel, bestehend aus einem Ring von festen Schieferfelsen, dessen muldenförmiges Innere mit aufeinander folgenden Schichten von Gesteinstrümmern ausgefüllt ist. Auf einer der letzteren, der sogen. »harten Bank«, von 2—3,5 Meter Mächtigkeit, lagern schwarze mit einer bröckligen Schale umgebene Knollen, zwischen denen die meisten Diamanten gefunden werden. Der Hügel ist zur Ausbeutung in 2—3000 Felder (Claims) abgetheilt und bereits bis zu einer Tiefe von 20—40 Meter ausgehöhlt und bietet so das Bild eines tiefen vulkanischen Kraterkessels dar, auf dessen Grund eine ausgegrabene Ruinenstadt zu liegen scheint. Das Ganze ist von einem unübersehbaren Netzwerk von tausenden von Drahtseilen überspannt, welche ebenso viele Lufteisenbahnen bilden, die radienförmig vom Centrum der Kopje nach den auf dem Außenrande des Kraters errichteten großen Holzgerüsten (Stagings) ausstrahlen, von wo aus jeder einzelne Claimbesitzer vermittels seiner Winde die Eimer an kleinen eisernen Laufrädern auf- und niederrollen läßt. Etwa 12,000 Menschen wimmeln an dem kleinen Orte durch einander. Mehrere Stellen sind übrigens bereits als erschöpft verlassen. In der Nähe der Kopje ist rasch eine Stadt, New Rush, entstanden, die bereits 6 Kirchen, zwei große Gesellschaftsgebäude, einen Kunstreitercirkus, massive Gebäude für die Behörden ꝛc. enthält und mit ihren breiten, von zahlreichen Droschken belebten Straßen ganz das Bild einer afrikanischen Großstadt bietet.

Colet (spr. kolä), Madame, eigentlich Louise Revoil, franz. Dichterin, geb. 1810 zu Marseille, trat schon früh mit dichterischen Versuchen hervor und erhielt für einige ihrer Gedichte von der Akademie den ersten Preis. Seitdem entwickelte sie in Romanen, Reiseschilderungen, Dramen, lyrischen Sammlungen u. a. erstaunenswerthe Fruchtbarkeit; selbst die höhere Philosophie hat sie auf ihrer Schriftstellerreise berührt (mit ihrem »Essai sur la philosophie de Campanella«, 1844). Ihre Lyrik ist nicht ohne Grazie, die Verse fließen leicht und ungezwungen; bisweilen stören aber allzu männliche Accente, allzu kühne philosophische Ideen und eine gewisse Affektation heroischer Gefühle. Ihre hauptsächlichsten Produkte auf diesem Gebiet sind: »Les fleurs du midi« (1836); »Penserosa« (1840); »Ce qu'on rêve en aimant« (1854) u. a. Zu einem ihrer Lustspiele hat Goethe den Stoff geben müssen: »La jeunesse de Goethe« (1839). Von Romanen sind zu erwähnen: »Deux mois d'émotion« (1843); »Folles et saintes« (1844, neue Ausg. 1854); »Hélène« (1854); »Lui, roman contemporain« (1859) u. a. Ihre Reiseeindrücke und ethnographischen Studien hat sie niedergelegt in: »Promenade en Hollande« (1859); »Deux mois dans les Pyrénées« (1866); »Naples sous Garibaldi« (1861); »L'Italie des Italiens« (1862—64, 4 Bde.). Nebenbei hat sie noch Zeit gefunden, »Les derniers abbés, mœurs religieuses d'Italie« (1868), »Les dévotes du grand monde; types du second empire« (1873), »Lettres de Béranger et détails sur sa vie« (1857) herauszugeben.

Colette (spr. -lett), Heilige, geb. 1380 zu Corbie im franz. Departement Somme, verwandte ihr ganzes Erbtheil zu frommen Zwecken und begab sich zu den Beguinen, dann zu den Franciskanerinnen und endlich zu den Urbanistinnen, veranlaßte eine Spaltung zwischen diesen und den armen Klarissinnen oder Colettinnen, welche dauerte, bis 1517 alle Zweige des Ordens unter dem Namen der Observantinerinnen vereinigt wurden. C. starb zu Gent 1446, wurde aber erst 3. März 1807 heilig gesprochen, als ihr aus dem Grab genommener Leichnam Wunder verrichtet haben sollte.

Colĕus *Lour.* et *Benth.*, Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, aromatische Kräuter oder Halbsträucher in Asien und Afrika. C. amboinicus *Lour.* (C. aromaticus *Benth.*) ist ein Halbstrauch auf den Molukken und in Kotschinchina, mit sechs- bis zehnblütigen, Aehren bildenden Blütenquirlen, von starkem, gewürzhaftem, etwas citronenartigem Geruch und erhitzendem Geschmack, wird in allen seinen Theilen bei Husten, Wechselfieber und Krämpfen angewendet. C. barbatus *Benth.* ist ein Halbstrauch in Aegypten und Arabien, wo er gegen Husten sowie als harntreibendes und die Menstruation beförderndes Mittel in Gebrauch ist. Man kultivirt mehrere Arten, wie C. Blumei *Benth.*, C. Mackragi *Benth.* aus Ostindien, und buntblätterige Varietäten in großer Zahl sowohl im Zimmer als im Garten.

Coleville Valley (spr. kohlwill wälli), eine Thallandschaft im nordamerikan. Territorium Washington, etwa 80 Kilom. lang und bis 5 Kilom. breit, enthält reiche Goldlager, die sich vom Spokane River bis an die Nordgrenze und vom Pen d'Oreille bis zur (katholischen) Indianermission erstrecken und seit 1854 ausgebeutet werden. In der Nähe von Pinckney City liegt das Fort C., ein Militärposten der Vereinigten Staaten.

Colfax (spr. kohlfäcks), Schuyler, Vicepräsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 23. März 1823 zu New York, trat seiner Armut wegen schon mit dem zehnten Lebensjahr, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, in ein Handlungshaus. Drei Jahre später zog er mit seiner Mutter nach dem Staat Indiana und erreichte mit der Zeit die einträgliche Stellung eines Deputy County Auditor in St. Joseph County. 1845 gründete er eine Zeitung, durch welche er bald großen Einfluß ausübte. 1848 wählten ihn seine Parteigenossen wegen seiner hervorragenden politischen Befähigung zum Delegirten für die in Philadelphia zusammentretende Nationalkonvention, in welcher er das ehrenvolle Amt eines Sekretärs erhielt. 1854 ward er in den Kongreß gewählt, in welchem er seitdem fortwährend blieb. Schon zu Anfang seiner parlamentarischen Laufbahn hatte er sich durch eifrige Thätigkeit für Befreiung der Neger einen Namen gemacht. 1861 ward er Vorsitzender der Kommission für Verkehrswesen und beschäftigte sich lebhaft mit dem großen Plan von Eisenbahnverbindungen nach Westen, welcher in der Pacificbahn seinen großartigen Ausdruck gefunden hat. Am 7. Dec. 1863 zum Sprecher des Repräsentantenhauses gewählt, machte er sich in dieser Stellung durch seine Mäßigung und Festigkeit so angesehen und beliebt, daß er zu dem wichtigen Posten eines Vicepräsidenten erhoben ward, welchen er 4. März 1869 antrat. Bei der Präsidentenwahl vom Jahr 1872 nicht wieder gewählt, übergab er 4. März 1873 sein Amt seinem Nachfolger Wilson und widmete sich seitdem industriellen Unternehmungen.

Colica pictorum (lat.), Malerkolik, s. Bleivergiftung.

Colico, Flecken in der ital. Provinz Como, am Nordostufer des Comersees, mit (1871) 3229 Einw.; wichtig als Ausgangspunkt der Alpenstraßen über

den Splügen und das Wormser Joch, an welche sich hier die Dampferlinien über den Comersee nach Como anschließen.

Coligny (spr. kolinji), 1) Gaspard von Chatillon, Graf von, Admiral von Frankreich, geb. 16. Febr. 1517 zu Chatillon sur Loing als Sprößling eines alten, angesehenen Geschlechts und Sohn des Marschalls Gaspard von C., kam 20 Jahre alt an den Hof Franz' I., schloß hier mit François von Guise Freundschaft und begleitete mit diesem 1543 den König in den Krieg. Vor Montmedy und Bains und in Italien bewies er wie sein Bruder d'Andelot solche Tapferkeit, daß beide auf dem Schlachtfeld von Cerisoles von dem Grafen von Enghien zu Rittern geschlagen wurden. Er focht dann in der Champagne gegen Karl V., wohnte der Belagerung von Boulogne bei und verhandelte auf dem dortigen Kongreß über den Rückfall dieses Platzes an Frankreich. Heinrich II. ernannte ihn zum Generaloberſten der Infanterie. Durch Vermählung mit Charlotte von Laval erwarb er die Herrschaften Tinteniac und Becherel in der Bretagne. 1552 machte er an des Königs Seite den Feldzug nach Lothringen, durch den die Bisthümer Metz, Toul und Verdun an Frankreich kamen, mit und wurde dann zum Admiral von Frankreich mit Beibehaltung seines bisherigen Postens ernannt. Der Sieg bei Renty 1554 vergrößerte seinen Ruhm, entzweite ihn aber mit dem Herzog von Guise, der auf die Ehre des Siegs Anspruch machte. Die Feindschaft zwischen beiden steigerte sich noch dadurch, daß der Herzog den von C. geschlossenen Waffenstillstand von Vaucelles nicht beachtete. St. Quentin fiel trotz der heldenmüthigen Vertheidigung Coligny's in Feindeshand, C. selbst wurde gefangen und zwei Jahre in Sluis, dann in Gent gefangen gehalten und erst nach Zahlung eines hohen Lösegelds freigelassen. Nach dem Tode des Königs Heinrich II., 1559, trat C. mit seinem Bruder d'Andelot, der schon vor ihm zum Calvinismus übergetreten war und C. zum gleichen Schritt bewog, an die Spitze der Hugenotten und eben damit in schroffen Gegensatz zu dem Hof und der Partei der Guisen; an C. schloß sich der ebenfalls zum Calvinismus übergetretene Prinz Condé an. Das immer feindseligere Verfahren der Regierung König Franz' II. gegen die Hugenotten führte bald zum Ausbruch des Kriegs. Als die Schlacht bei Dreux (1562), in welcher sowohl der Connétable wie Condé gefangen wurden, unglücklich für die Hugenotten ausgefallen war, rettete C. die Trümmer des geschlagenen Heers durch einen meisterhaft bewerkstelligten Rückzug. Während er sich dann nach der Normandie wandte, wo er Pont-l'Evêque und Caen nahm, erfolgte die Ermordung des Herzogs von Guise vor Orléans, an welcher der Admiral jedoch keinen Antheil hatte. Nach dem Frieden von Orléans verfolgten die Guisen den Admiral als Mörder Guise's gerichtlich, doch kam im Vertrag von Amboise eine Aussöhnung der Guisen und Coligny's zu Stande. Als aber C., durch die ihm von Seiten des Hofs zugefügten Beleidigungen erbittert, 28. Sept. 1567 den im Schloß Monceaux sich aufhaltenden König aufzuheben versuchte, begannen die Feindseligkeiten von neuem. C. brachte bei St. Denis (1567) dem feindlichen Heer eine Niederlage bei. Vergeblich widersetzte er sich aber dem Frieden von Longjumeau, indem er die perfiden Absichten der Gegner durchschaute. Als kurz darauf der Krieg aufs neue entbrannte und der Prinz Condé bei Jarnac 1569 gefangen und getödtet wurde, stand C. allein an der Spitze der Hugenotten. Er wandte sich nach dem Süden, belagerte vergeblich Poitiers, erlitt auch im Feld mehrere Verluste, siegte aber 1570 über die überlegene Macht des Marschalls Brissac bei Arnay le Duc in Burgund, worauf der für die Hugenotten günstige Friede von St. Germain (8. Aug. 1570) geschlossen wurde. C. begab sich nun, obgleich er vom Parlament zu Paris für einen Hochverräther erklärt und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden war, an den Hof und machte dem König Karl IX. den Vorschlag, Spanien und Flandern anzugreifen, theils um die spanische Macht zu schwächen, theils um dem König eine Gelegenheit zu verschaffen, durch die er sich von der ihn beherrschenden Königin-Mutter Katharina von Medici und der Guisenpartei emancipiren könnte. Indessen wurden diese Vorschläge schließlich zurückgewiesen, und C. reizte dadurch die Gegenpartei nur noch mehr. Dennoch wagte er es, vertrauend auf die Zusicherungen des Königs, von seinen Gütern, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte, zur Vermählung des Königs Heinrich von Navarra mit Margarethe von Valois abermals nach Paris zu kommen, wo er 22. Aug. auf offener Straße durch einen Büchsenschuß verwundet wurde. Der König ließ den Herzog von Guise, der den Meuchelmörder gedungen, verhaften, stattete C. einen Besuch ab und versprach ihm vollkommene Genugthuung. Aber die Königin-Mutter, für ihren Einfluß bei ihrem Sohn fürchtend, brachte es dahin, daß der schwache König, welcher anfangs eine gewisse Begeisterung für C. gezeigt hatte, nun den Befehl zu der Metzelei der Bartholomäusnacht (24. Aug. 1572) gab. Da dem Admiral der aufgeregte Zustand der Stadt nicht verborgen blieb, bat er sich eine militärische Wache aus. Gegen Abend erschienen 50 Schützen der Garde in seiner Wohnung, an ihrer Spitze der Hauptmann Cosseins, Coligny's Todfeind. Um Mitternacht drangen die Herzöge von Guise und Aumale mit Bewaffneten in Coligny's Wohnung, und dieser erhielt von einem Slawen, Namens Dianowitz, den Todesstoß. Sein Leichnam wurde auf Befehl des Herzogs von Guise zum Fenster hinausgestürzt, gemißhandelt, auf Parlamentsurtheil nach dem Richtplatz geschleift und an den Galgen gehängt. Franz von Montmorency ließ ihn nach 3 Tagen abnehmen und in Chantilly, dann in Montauban verwahren; erst 1599, als Coligny's Andenken durch königliche Briefe wieder gereinigt war, wurde er in Chatillon in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt. C. war unstreitig einer der größten Männer seiner Zeit und insbesondere als Feldherr ausgezeichnet. Vgl. De la Ponneraye, Vie de l'amiral C. (Par. 1830); Teſſier, L'amiral C. (daſ. 1873); Caraman-Chimay, Gasparin de C. d'après ses contemporains (daſ. 1873).

2) Odet, Kardinal von Chatillon, Bischof und Graf von Beauvais, Bruder des vorigen, geb. 10 Juli 1515, ward 1530 Prior zu St. Stephan in Beaume, 1534 Kanonikus zu Paris, dann Kardinal und Erzbischof von Toulouse und 1535 zugleich Bischof von Beauvais. Durch seinen Uebertritt zur reformirten Kirche verlor er diese Würde und wurde 31. März 1563 exkommunicirt. C. sammelte sich eine Partei, verband sich ohne kirchliche Weihe mit Isabelle Hauteville, deren Liebe auf seinen Uebertritt wohl bedeutenden Einfluß geübt, und trat öffentlich als Anführer der Hugenotten auf. Bei St. Denis focht er mit Auszeichnung;

1568 floh er nach England und erbat von der Königin Elisabeth Geldunterstützungen für seine Partei. Vom Pariser Parlament als Majestätsverbrecher aller Ehren und Aemter für verlustig erklärt, blieb er vorläufig in England, zumal er von dem französischen Hof den geheimen Auftrag hatte, für den Prinzen von Anjou um die Hand der Königin zu werben. Im Begriff, nach Frankreich zurückzukehren, starb er 14. Febr. 1571 an Gift. Sein Leichnam ward in der Domkirche zu Canterbury beigesetzt.

3) François C., Herr von Andelot, Bruder der vorigen, geb. 18. April 1521, diente ruhmvoll in den Kriegen Heinrichs II. und ward an seines Bruders Gaspard Stelle 1555 Generaloberst der französischen Infanterie. In St. Quentin mit jenem gefangen, entfloh er und nahm im folgenden Winter an der Einnahme von Calais und Guines theil. Auf einer Reise in Deutschland für die Reformation gewonnen, ward er auf des Königs Befehl verhaftet und saß ein Jahr als Gefangener in Melun. Wieder frei, trat er als Vertheidiger seiner Glaubensgenossen auf. Nachdem er 2. April 1568 Orléans überrumpelt, warb er in Hessen ein Heer von 3300 Reitern und 4000 Landsknechten, mit dem er bei Dreux 1562 Wunder der Tapferkeit that. Orléans vertheidigte er gegen den Herzog von Guise, bis dessen Ermordung der Belagerung ein Ende machte. Nach der Schlacht bei Jarnac beschäftigt, in Saintonge ein neues Heer zu sammeln, starb er am Fieber 27. Mai 1569.

Colima, ein Staat der Republik Mexiko, an der Küste des Stillen Oceans im S. von Jalisco gelegen, umfaßt 6197 QKilom. (112,5 QM.) mit (1868) 63,333 Einw. Die Oberfläche des Landes ist sehr mannigfach gestaltet; längs der Küste ist es eben, im Innern und besonders gegen die Ost- und Nordgrenze hin gebirgig und zum Theil schwer zugänglich. Den höchsten Punkt des meist aus vulkanischen Gesteinen bestehenden Gebirges bildet der erloschene Volcan de Nive (3790 Meter); bekannter ist der östlich mit ihm verbundene und noch thätige Vulkan von C. (Volcan de Fuego), der westlichste der mexikanischen Vulkane, der im Winter bisweilen mit Schnee bedeckt ist. Unter den im ganzen wenig bedeutenden Flüssen sind die wichtigsten: der Rio de Chacala, der nördliche Grenzfluß, und der Rio de Turpan. Das Klima ist verschieden, durchgängig jedoch nicht ungesund. Im ebenern Theil ist der Boden sehr fruchtbar und erzeugt außer den gewöhnlichen Produkten dieser Zone etwas Zucker, Kakao, Baumwolle, Reis und Tabak von vorzüglicher Güte. Das Gebirge sowie die Umgegend der Laguna von Alcusague an der Küste hat schönes Bau- und Farbholz. Außer der Landwirtschaft bildet die Gewinnung von Seesalz einen Haupterwerbszweig der Bewohner. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt südlich vom Vulkan von C. in einer fruchtbaren Ebene und zählt 15,000 Einw., die bedeutenden Handel treiben. Einen guten und auch großen Schiffen zugänglichen Hafen bildet der von Manzanillo (Puerto de C.), westlich von der Hauptstadt. Die bedeutendste der übrigen Ortschaften ist Almoloyan mit 4000 Einw.

Colinhuhn, s. v. w. virginische oder Baumwachtel.

Colins, Alexander, berühmter niederländ. Bildhauer, geboren um 1526 zu Mecheln, lieferte laut Kontrakt vom 7. März 1558 die plastische Ausschmückung des Otto-Heinrichsbaues im Heidelberger Schloß, ein Werk von frischer, etwas derber Auffassung. Bald darauf, 1564, wurde ihm die Fortführung des großen Mausoleums Maximilians I. zu Innsbruck (s. d.) übertragen; er scheint die 3 von den Gebrüdern Abel begonnenen Reliefs vollendet und die noch fehlenden 21 ganz nach eigener Erfindung ausgeführt zu haben. C. blieb darauf zu Innsbruck und wurde des Kaisers Ferdinand I. Hofbildhauer. Sein zweites Werk, das schöne Grabmal des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, bildet einen in die Kirchenmauer gebrochenen, mit schwarzem Marmor verkleideten Bogen, unter welchem das marmorne lebensgroße Bild des Fürsten ruht. Auch das Denkmal der schönen Philippine, Ferdinands erster Gemahlin, in der Silberkapelle der Hofkirche zu Innsbruck, ein großer weißer Marmorstein mit Reliefs und der liegenden Statue der Verstorbenen, ist von C. Vorzügliche Kunstwerke von C. sind auch der Grabstein des Bischofs Johann Nas mit dem lebensgroßen Bilde desselben und des Meisters eigener Grabstein auf dem Gottesacker zu Innsbruck, die Erweckung des Lazarus darstellend. C. starb 17. Aug. 1612.

Collioure (Collioure, spr. -kluhr), feste Stadt im franz. Departement Ostpyrenäen, Arrondissement Ceret, am Mittelländischen Meer, von Port Vendre durch einen Berg getrennt, hat 3 Forts, 2 Kirchen, eine Schiffahrtsschule und (1872) 3632 Einw., welche Thunfisch- und Sardellenfang, Korkschneiderei, Weinbau (vin de Rancio) und Handel treiben. C. hieß im Mittelalter Caucoliberis, gehörte bis 1659 den Spaniern, wurde aber im damaligen Pyrenäischen Frieden an Frankreich abgetreten. Im December 1793 bemächtigten sich die Spanier noch einmal der Stadt, verloren sie aber 26. März 1794 wieder.

Colisēo, s. v. w. Colosseum.

Coll, eine der inneren Hebrideninseln, nordwestlich von Mull, ist 22,5 Kilom. lang, bis 11 Kilom. breit, hügelig, nur zu einem Drittel bebaut, im übrigen von Felsen, Wüsten und Morästen bedeckt und erreicht im Ben Heynish eine Höhe von 144 Meter. Die Bewohner (3200 an Zahl) betreiben etwas Landwirtschaft, Whisky- und Sodabereitung, besonders aber Fischerei. Vgl. Hebriden.

Collalto, Rambold XIII., Graf von, geb. 1579 zu Mantua aus altem Geschlecht als Sohn des venetianischen Generalissimus Anton IV. C., trat, aus Venedig verbannt, in kaiserliche Dienste, ward 1620 von Ferdinand II. an den ungarischen Reichstag in Neusohl abgeordnet, wo er Bethlen Gabor energisch entgegentrat. Nachdem er darauf als Gesandter zu Rom und Madrid fungirt hatte, focht er 1623 unter Tilly am Rhein und Main, wurde 1625 als Feldmarschall Wallenstein an die Seite gestellt, vertrug sich aber nicht mit demselben und ward 1627 Präsident des Hofkriegsraths in Wien. Zum kaiserlichen Principalkommissär und Generalissimus ernannt, nahm er theil am mantuanischen Erbfolgekrieg gegen Karl von Gonzaga und eroberte 18. Juli 1630 Mantua im Sturm, wurde aber der Begünstigung der Venetianer angeklagt und starb zu Chur 19. Aug. 1630, als er zu seiner Verantwortung nach Wien zurückreisen wollte. Die zu einem Fideikommiß vereinigten ausgedehnten Güter des Hauses in Mähren ꝛc. fielen Ende des 18. Jahrh. an eine jüngere Linie und sind jetzt im Besitz des Fürsten Emanuel von C., geb. 1854.

Colla parte (ital., »mit der Hauptstimme«), Bezeichnung für die begleitenden Stimmen, daß die Hauptstimme die Stelle in Bezug auf Zeitmaß und

Ausdruck völlig frei vortragen könne und die Begleitung sich nach ihr zu richten habe.

Colla piscium, s. v. w. Hausenblase.

Collapsus (lat., m., das »Zusammenfallen«, Verfall), die Schrumpfung organischer Theile, ist gewöhnlich mit Verminderung oder Aufhebung der Verrichtungen des betreffenden Theils verbunden. C. nennt man auch eine eigenthümliche, ihrem Wesen nach unbekannte Störung des Gesammtorganismus, welche durch eine plötzlich eintretende Verminderung aller Lebensthätigkeiten, namentlich der Herz- und Gehirnfunktionen, charakterisirt ist. Der C. kommt im Verlauf schwerer fieberhafter Krankheiten, dann bei chronischen Herzleiden, zumal solchen vor, welche auf Veränderungen des Herzfleisches beruhen, weiterhin bei plötzlich eintretenden Entzündungen des Bauchfells, bei der Cholera ꝛc. Namentlich werden schwächliche und alte Leute, blutleere und zarte Individuen von C. befallen. Die Gelegenheitsursachen des C. bestehen in übermäßigen körperlichen Anstrengungen (Märschen), in heftigen Schmerzen, Gemüthsbewegungen, starken Blutungen und Säfteverlusten (z. B. bei der Cholera) ꝛc. Der C. äußert sich dadurch, daß die Kranken eingefallen und bleich aussehen, daß ihre Gesichtszüge entstellt, ihre Augen tiefliegend, ausdruckslos, fast wie gebrochen sind. Die Haut ist dabei bald trocken, bald mit starkem, oft kaltem Schweiß bedeckt. Das Antlitz, die Hände und Füße fühlen sich leichenkalt an; die Temperatur des Rumpfes dagegen ist bald vermindert, bald erhöht, so daß die Haut daselbst brennend heiß anzufühlen ist. Der Puls ist klein, kaum fühlbar, sehr frequent, zuweilen aussetzend. Der Herzstoß ist schwach, die Athmung oberflächlich, oft kaum merklich, manchmal allerdings auch beschleunigt. Die Stimme ist schwach und klanglos; die Kranken liegen ruhig da, alle ihre Bewegungen sind äußerst kraftlos. Das Bewußtsein ist bald vollständig erhalten, bald getrübt. Die Dauer eines solchen C. beträgt bald nur einige Minuten bis wenige Stunden, bald mehrere Tage. Im allgemeinen ist der C. eine gefürchtete Erscheinung, häufig geht er allerdings spurlos wieder vorüber, in anderen Fällen ist er nur der Vorläufer des Todes. Die Behandlung des C. besteht in der Darreichung von Reizmitteln, wozu sich innerlich kräftiger Wein, starker Kaffee, Kampher, Moschus ꝛc. am besten eignen, während äußerlich Senfteige und Einreibungen mit Senfspiritus am Platz sind.

Coll' arco (ital., »mit dem Bogen«), ein musikal. Ausdruck, welcher bei Geigeninstrumenten anzeigt, daß nach vorangegangenem Pizzicato die Töne wieder mittels des Bogens intonirt werden sollen.

Collasmanier, s. Reliefmaschine.

Collateralis (lat.), zur Seite, eine Seitenstellung habend; s. Kollateral-...

Collatio (lat.), s. Kollation.

Collator (lat.), derjenige, welcher etwas zusammenträgt, Einsammler; vgl. Kollator.

Colle (C. di Val d'Elsa), Stadt in der ital. Provinz Siena an der Elsa, unfern der Eisenbahn von Florenz nach Rom, Bischofs- und Präturfitz, bildet fast nur eine einzige lange Straße in drei Abtheilungen, hat eine schöne Kathedrale (aus dem 13. Jahrh.), ein altes Kastell (über 210 Meter hoch), Glas-, Papier- und Tuchfabrikation und eine Gemeindebevölkerung von (1871) 8364 Einw. C. ist historisch bekannt durch die Niederlage der Sieneser 11. Juni 1269.

Colle, Raffaele del, gewöhnlich Raffaellino genannt, ital. Maler, geb. 1490 in Borgo San Sepolcro, Schüler Raffaels und Giulio Romano's, unterstützte diese mehrfach bei Ausführung ihrer Gemälde, arbeitete aber auch selbständig für verschiedene Kirchen in ital. Städten, namentlich in Umbrien. Im Jahr 1536 war er mit Vasari bei den zur Feier des Besuchs Kaiser Karls V. in Florenz veranstalteten Malereien beschäftigt. Er fertigte die Kartons zu den Teppichen Cosimo's I., wie er auch vieles für die Majolikafabrik von Urbino lieferte. Aus seiner Schule, die er zu Sepolcro stiftete, sind mehrere namhafte Künstler hervorgegangen. C. starb um 1540.

Collé (franz., »angeleimt«), vom Billardball, dicht an der Bande stehend; daher Collésto\u00df, ein Stoß von der Bande weg, Colléball, ein Ball, der an der Bande steht, Collé schleppen, den Ball des Gegners an die Bande spielen.

Collé, Charles, franz. Lustspieldichter, geb. 1709 zu Paris, war Sekretär des Herzogs von Orléans, der, ein Freund des komischen Theaters, ihn veranlaßte, sich im Lustspiel zu versuchen; starb 3. Nov. 1783, wie viele glaubten, in einem Anfall von Melancholie durch Selbstmord. Sein Schauspiel »La partie de chasse de Henri IV« (abgedruckt in den »Chefs-d'œuvre des auteurs comiques«, Bd. 7, Par. 1846) ward auch in Deutschland durch Weiße's Bearbeitung »Die Jagd« ein Lieblingsstück. Sein »Théâtre de société« erschien Paris 1768 in 2 Bänden (neue Ausg. 1777, 3 Bde.). Von seinen zum Theil sehr schlüpfrigen, aber den Ton der damaligen Gesellschaft aufs treueste wiederspiegelnden »Chansons« erschien 1807 eine vollständige Sammlung in 2 Bänden. Er gab auch ein polemisches »Journal historique« (Par. 1805—1807) heraus, dem sich die »Correspondance inédite de C.«, mit Fragmenten nachgelassener Werke (herausgeg. von Barbier 1805—1807, 3 Bde.; neue Ausgabe von Bonhomme 1864), anschloß.

Collecta (lat.), s. Kollekte.

Collectandi jus (lat.), das Recht zu kollektiren, eine Kollekte auszuschreiben.

Collectaneen (lat.), s. Kollektaneen.

Collectio (lat.), s. Kollektion.

Collectivum (lat.), s. Substantivum.

College (das, spr. -dsch), in England Name der verschiedenen Institute der Universitäten, die zum Theil von der Regierung, zum Theil von Privatpersonen gestiftet worden sind. So hat Oxford 20 Colleges, wovon das älteste, University C., angeblich vom König Alfred 872, das neueste, Keble C., 1870 gegründet wurde. Cambridge zählt 16 Colleges, deren Ursprung in den Zeitraum von 1287—1800 fällt. Hierzu kommen noch die Halls, die (wenigstens in Oxford) insofern von jenen abweichen, als sie keine Fellowships haben. Diese Colleges haben die Rechte der Korporationen, sind meist sehr reich und mit prächtigen Gebäuden ausgestattet, worin Lehrer und Schüler zusammenwohnen. Jedes C. hat seinen Dirigenten (theils Master, Warden oder Rector, theils auch Provost, President, Principal oder Dean, wie z. B. beim Christ Church C. zu Oxford, genannt) und eine gewisse Anzahl Fellows (Kollegen), die ansehnliche Gehalte beziehen und sich neuerdings (wenigstens in einigen) auf besondere Erlaubnis auch verheirathen dürfen. Wird ein Fellow Professor, so steht ihm eo ipso das Recht der Verheirathung unter Beibehaltung seines Fellowship zu. Das eigentliche Lehrerpersonal bilden die Tutors. Der Unterricht beschränkt sich auf Griechisch, Latein und Mathematik; philosophische

und politische Wissenschaften sind dem Privatunterricht überlassen. Wegen dieses Mangels der alten Colleges wurde in London neben der Universität 1829 das King's C. gegründet, worin auch die neueren Sprachen, Geschichte, Physik, Jurisprudenz ꝛc. in den Kreis der Lehrfächer aufgenommen sind. Die Einrichtung der schottischen Universitäten dagegen erinnert mehr an die der deutschen Hochschulen. Wesentlich verschieden von diesen Universitätscolleges sind diejenigen Unterrichtsanstalten, welche, gleich den deutschen Gymnasien, auf die Universität vorbereiten und gewöhnlich Grammar-schools und nur ausnahmsweise, wie die zu Eton, Colleges heißen. Dieselben sind fast ohne Ausnahme wirkliche Erziehungsanstalten, hängen eng mit der Kirche zusammen und sind reich dotirt. Die Schüler haben eine besondere Tracht. Die berühmtesten Schulen dieser Art sind die Westminsterschule in London, das C. zu Eton, das C. zu Wincheſter sowie die großen Metropolitanschulen St. Paul, die Merchant-Taylor's-Schule, das Christ's-Hospital, Charterhouse, Reading, die Schulen zu Harrow und Bath. In den drei unteren Klassen dieser Schulen wird bloß Latein, in den drei oberen auch Griechisch öffentlich gelehrt; alle noch übrigen Wissenschaften sind dem Privatfleiß überlassen. Das Royal Military C. zu Sandhurst in Berkshire, 1799 gegründet, ist eine Kadettenanstalt. Aehnliche Institute besitzt die Ostindische Kompagnie zu Addiscomb und zu Haileybury, doch gehen aus letzterem auch ihre Civilbeamten hervor. Die Colleges in Dulwich, Bromley und Morden sind großartige Armenhäuser, reich dotirt und mit Korporationsrechten versehen. Das medicinische Kollegium (C. of physicians) in London wurde 1523 unter Heinrich VIII. errichtet und mit Privilegien ausgestattet. Hierzu kam 1800 das C. of surgeons. Diese Körperschaften haben die angehenden Aerzte zu examiniren und den medicinischen Doktorgrad zu ertheilen. Für Schottland und Irland gibt es ähnliche Institute in Edinburg und Dublin. Das C. of Civilians, gewöhnlich Doctors' Commons genannt, wurde durch Doktor Harvey, Dean of the Arches, für künftige Professoren des Civilrechts in London gegründet. Hier residiren auch die Richter des Arches' Court, der Admiralität, des Prerogative Court ꝛc., die nach dem Reglement an einer gemeinschaftlichen Tafel speisen sollten, woher der Name Doctors' Commons. In den Vereinigten Staaten gibt es eine große Menge Colleges, von denen einige an die deutschen Universitäten, die meisten aber an die höheren Klassen der deutschen Gymnasien erinnern. Die ältesten und renommirtesten Anstalten dieser Art sind die Harvard University zu Cambridge im Staat Massachusetts, mit einer Bibliothek von 120,000 Bänden (gestiftet 1636), das Yale C. zu New Haven in Connecticut, das Columbia C. in New York, die University of Virginia in Albemarle County, Staat Virginia; im ganzen blühen in den Vereinigten Staaten gegenwärtig 138 Colleges, von denen indeß die meisten noch sehr jungen Datums sind und weniger als 10 Professoren und 100 Studirende zählen; die höchste Ziffer beläuft sich auf 34 Professoren und 466 Studirende (virginische Universität). Die Colleges besitzen verhältnismäßig reichhaltige Bibliotheken, die meisten mit mehr als 10,000 Bänden. Die Mehrzahl und die bedeutendsten der Colleges sind Staatsanstalten; viele aber sind auch von kirchlichen Gemeinden oder religiösen Gesellschaften gegründet, in denen dann die betreffende Konfession einen vorwiegenden Einfluß ausübt. So gibt es Colleges unter der Direktion von Baptisten, Episkopalen, Methodisten, Katholiken; in den Colleges der Neuenglandstaaten ist der Kongregationalismus, in den übrigen der Presbyterianismus herrschend. Bildet somit der religiöse Unterricht einen wesentlichen Theil des Erziehungsplans der Colleges, so sind doch die übrigen Lehrfächer nicht weniger vollständig vertreten als auf unseren Hochschulen. Daneben bestehen noch andere Colleges für die speciellen Fächer unserer Fakultäten, namentlich die theologischen (Theological Colleges) oder Seminarien, die juristischen (Law-Colleges) und die medicinischen (Medical Colleges). Es ist Sitte, daß die Studirenden auch Wohnung und Kost in den meist sehr umfangreichen Räumen der Colleges empfangen und somit vollständig unter der Kontrolle einer fast klösterlich-strengen Hausordnung stehen, ähnlich wie in den englischen Colleges. Der Preis des Unterhalts, den gesammten Unterricht inbegriffen, steht zwischen 40 und 80 Dollars pro Jahr.

Collége (das, franz. m., spr. -lehsch), in Frankreich und Belgien Name der öffentlichen Unterrichtsanstalten, welche junge Leute zum Besuch einer Akademie oder Universität vorbilden und also im allgemeinen dieselbe Aufgabe wie die deutschen Gymnasien haben. Ihren Ursprung und Namen verdanken sie, namentlich in Frankreich, den alten Kollegiaturen (s. d.). Die französischen Colléges zerfallen nach dem Unterrichtsgesetz vom 15. März 1850 in Staats- (Lycées), Gemeinde- (Colléges communaux) und Privatanstalten (Établissements particuliers) und ihre Schüler in Extraneer und Alumnen, wovon die ersten nur den Unterricht der Anstalt benutzen, die letzteren aber daselbst auch in Pension sind. Jedes C. ist einer Akademie und mit dieser dem betreffenden Unterrichtsrath (Conseil académique) unterstellt. Der Unterrichtsminister ist Rektor der Académie de Paris. Die städtischen Colléges stehen unter einer eigenen Verwaltungskommission und haben als unmittelbaren Leiter den ersten Lehrer (principal). Bei den vom Staat unterhaltenen Colléges oder Lycées bilden der Provisor, der Censor, der über Zucht und Ordnung unter den Schülern wacht, und der Oekonom, der das Oekonomische besorgt, das Direktorium der Anstalt. In jeder Klasse unterrichtet ein Professor (Ordinarius) in den Hauptfächern: Latein, Griechisch, Französisch (Grammatik und Rhetorik); andere Professoren (Fachlehrer) lehren Mathematik, Physik, Chemie, Naturbeschreibung, Geschichte, Geographie, Englisch und Deutsch. Die Lehrer heißen Professeurs titulaires, wenn sie in einem der jährlich zu Paris stattfindenden Concours den Grad eines Agrégé erworben haben; sonst nur Chargés de cours. Allzu zahlreiche Klassen werden in Divisions, jede mit einem Lehrer, abgetheilt. Jeder Professor hat in der Regel wöchentlich 10 Lektionen, jede zu 2 Stunden, zu geben. Hinsichtlich der Unterrichtsmethode ist jeder Lehrer, abgesehen von dem jährlich ausgeschriebenen Schulprogramm, unabhängig. In den Pensionscolléges sind je 20 Schüler der speciellen Aufsicht eines Studienlehrers übergeben. Eine Sache für sich ist das C. de France, als eine wirkliche Fakultät für Philologie und Literaturwissenschaft. Die belgischen Unterrichtsanstalten theilten, so lange Belgien mit Frankreich vereinigt war, alle Schicksale und Reformen der französischen.

Nach der Vereinigung Belgiens mit Holland aber wurden nach einem Reglement vom 2. Aug. 1815 sieben Athenäen (obere Gymnasien) und in allen größeren Städten königliche Colléges (Gymnasien) gegründet. Seit Belgiens Selbständigkeit waren die Colléges durch den überwiegenden Einfluß der Geistlichkeit, namentlich in den von ihr errichteten Schulen und Seminarien, sehr in Verfall gerathen. Nach einem 1850 votirten Gesetz über den Sekundärunterricht an den vom Staat ganz oder theilweise unterhaltenen Anstalten sollen zwischen der Primärschule und der Universität Anstalten von zweierlei Art bestehen, von denen die höheren Athénées royaux, wenn sie ganz von der Staatskasse, Colléges, wenn sie ganz oder theilweise von städtischen oder Provinzialkassen unterhalten werden, die niederen hingegen, theils königliche, theils von den Gemeinden unterhaltene, Ecoles moyennes heißen sollen. In beiden werden sowohl die klassischen als professionellen Unterrichtszweige kultivirt. Ein königliches Athénée oder Mustergymnasium, dem sich die Kommunalcolléges möglichst nachbilden sollen, zerfällt in eine humanistische, auf die Universität vorbereitende Abtheilung und eine professionelle zur Bildung von Kaufleuten, Fabrikanten, Ingenieuren, Militärs ꝛc. Erstere zählt 7 Klassen, letztere 4 Unter- und 2 Oberklassen. Die Leitung eines Mustergymnasiums liegt dem Préfet des études ob, der theils an die von der Regierung eingesetzte Lokalkommission, theils direkt an die Regierung gewiesen ist. Die Errichtung von Pensionsanstalten ist den Gemeindebehörden oder Privaten überlassen. Neben diesen öffentlichen Colléges bestehen die Anstalten der Ordens- und Weltgeistlichkeit fort. Alljährlich findet ein Konkurs sämmtlicher dem Gesetz unterworfenen Athénées und Colléges statt, zu dem auch die freien Anstalten zugelassen werden.

Collegia nationalia s. pontificia (lat.), katholische Bildungsanstalten für Missionäre, die in christliche nichtkatholische Länder gehen sollen. Das erste, das sogen. Collegium Germanicum, welches dann das Muster aller ähnlichen Anstalten wurde, stiftete Ignatius von Loyola 1552 zu Rom. Nach der Stiftungsurkunde ein Gymnasium mit einer theologischen Fakultät, den Rechten der römischen Universität und einem Jesuiten als Rektor, wurde es in Wirklichkeit ein klösterliches Erziehungsinstitut für junge Deutsche, welche sich zu lebenslänglicher Treue gegen die katholische Religion, zur Wahl des geistlichen Standes und zum Missionsberuf in jedem ihnen angewiesenen Land verpflichteten. Das nach kurzer Blüte wieder gesunkene Collegium Germanicum wurde von Gregor XIII. 1573 neu eingerichtet und von ihm (1577—83) kurz nach einander auch ein griechisches, englisches, ungarisches (1584 mit dem deutschen vereinigt), maronitisches, thrakisch-illyrisches geschaffen. Zu diesen kamen später noch das schottische (1600), gestiftet von Clemens VIII., das Collegium Urbanum de propaganda fide (1627), von Gregor XV., das Collegium Hibernense (1628) für Irland. Außerdem wurden theils neu gegründet, theils nur erneuert und mit Statuten versehen die Kollegien von Wien, Prag und das Illyricum von Loretto (1627), das von Fulda (1628), das irländische (1631), das erzbischöfliche Seminar von Prag (1638), das griechische von San Benedetto in Ulano (1732) und das chinesische unter dem Namen Familia Jesu Christi zu Neapel (1736); in neuerer Zeit: das griechische Seminar von Palermo, das Collegium Helveticum zu Mailand (für Albanien), jetzt mit dem Urbanum vereinigt, ein Kollegium zu Melan in Savoyen; in Frankreich das Seminar Des missions étrangères für China und Hinterindien und das von St. Esprit für die französischen Kolonien, sowie ein irländisches zu Paris und zu Douay; in Irland: 4 neue zu Younghall, Thurles, bei Dublin und zu Carlow, das letztere für ausländische Missionen. Der Zweck sämmtlicher Kollegien ist noch heute, gut katholische, in der Polemik bewanderte Prediger zu erziehen, welche in ihrem Vaterland als Kern der dortigen Geistlichkeit in unbedingter Ergebenheit gegen Rom wirken sollen. Sie haben alljährlich der Kongregation de propaganda fide einen schriftlichen Bericht über ihren Aufenthaltsort und ihre Thätigkeit und deren Erfolge zu erstatten und dürfen den Bezirk, in den sie nach der Stiftung ihres Kollegiums gehören, nicht ohne besondere Erlaubnis verlassen. Vgl. Mejer, Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht (Götting. 1852—53, 2 Bde.); »Das deutsche Kollegium zu Rom, von einem Katholiken« (Leipz. 1843).

Collegia pietatis (lat.), Zusammenkünfte zu gemeinsamer Andacht, dergleichen Philipp Jakob Spener, damals Senior der Geistlichkeit in Frankfurt, 1670 in seinem Haus einrichtete, um das fromme Gefühl durch erbauliche Auslegung der Bibel und durch christliches Gespräch zu nähren. Der Name, von Spener selbst herrührend, gab die Veranlassung zu der Benennung Pietisten (s. Pietismus).

Collegium (lat.), s. Kollegium; C. de propaganda fide, s. Collegia nationalia s. pontificia, vgl. Propaganda; C. Germanicum, s. Collegia nationalia s. pontificia; C. sacrum, heiliger Verein, Versammlung der Kardinäle in Rom; C. sanitatis, Medicinalkollegium.

Collēma (Gallertflechte), Flechtengattung aus der Abtheilung der Gallertflechten (Kollemaceen) mit einem laubartigen, meist lappig krausen Thallus von gallertartiger Konsistenz und dunkler olivengrüner oder brauner Farbe. Es ist ein ungeschichteter (homöomerischer) Thallus, indem er außen und innen gleichartig aus blaugrünen Gonidien, welche verschlungene, perlschnurartige Ketten bilden, und aus farblosen, fadenförmigen Zellen besteht, welche in der Gallertmasse, die von den aufgequollenen Membranen der Gonidien herrührt, hinlaufen. Die Apothecien sind sitzend, becher- oder tellerförmig, gerandet und gewöhnlich braun gefärbt. Die Gonidienschnüre entsprechen genau den als Nostoc bekannten Algen; auch lösen sich häufig aus dem Thallus der C. Gonidienhaufen heraus, welche nicht von fadenförmigen Zellen durchwachsen sind und dann mit Nostoc völlig übereinstimmen. Man kann daher die genannte Alge für freigewordene Gonidien von C. ansehen oder aber den Nostoc als selbständige Pflanze und dann die C. als eine von pilzartigen, farblosen Zellen befallene Alge betrachten, letzteres um so eher, als es geglückt ist, durch Aussaat von Sporen der C. auf Nostoc letztern zu C. umzuwandeln (vgl. Flechten). Die Arten dieser Gattung leben meist in feuchten, schattigen Thälern an Felswänden, Mauern und zwischen Moos.

Collemaceae, Abtheilung der Flechten (s. d.).

Collet (das, franz. m., spr. tólä oder, wie gewöhnlich geschrieben: Kollett), Kragen, Halskragen; Reit-

Digitized

jacke, Wams, Koller (s. d.); einen C. schleppen, ihn beim Kragen packend festnehmen, verhaften.

Collett, 1) Jonas, norweg. Staatsmann, geb. 1772 auf dem Gut Rönnebeksholm in Seeland, studirte in Kopenhagen die Rechtswissenschaft, trat 1795 als Landvogt zu Sandsvär und Numedal im norwegischen Amt Buskerud in den Staatsdienst, ward Oberbergamtsassessor in Kongsberg und 1814 Regierungsrath. Im Konstitutionskampfe von 1814 stand er als treuer Norweger auf Seiten der Partei, die dem Kieler Traktat die Anerkennung versagte und den Prinzen Christian Friedrich als Statthalter und später als König von Norwegen ausrief, und nahm theil an der Versammlung zu Eidsvold und an der Reichsversammlung, die mit Veröffentlichung der Konstitution die Unabhängigkeit Norwegens erklärte. Sogleich nach Annahme des Grundgesetzes vom 17. Mai zum norwegischen Staatsrath im Departement des Innern erhoben, wirkte er beim Abschluß der Konvention zu Moß 14. Aug. 1814 mit, wodurch Schweden die Selbständigkeit Norwegens und dessen Konstitution anerkannte, blieb aber auch nach der Vereinigung Norwegens mit Schweden im Dienst. Im Jahr 1822 übernahm er das Departement des Finanz-, Handels- und Zollwesens, ward aber wegen des damals auf der norwegischen Regierung lastenden schwedischen Einflusses unpopulär, selbst wegen Verletzung des Staatsgrundgesetzes beim Reichsgericht angeklagt, aber freigesprochen. Als Vorsitzender im Staatsrath seit 1829 gewann er die verlorene Popularität wieder. Als er aber den Beschluß des Königs vom 2. Juli 1836, betreffend die Auflösung des Storthings, letzterem unter der Hand mittheilte, so daß die Versammlung das Budget noch schleunigst votiren und so die Absicht des Hofs vereiteln konnte, sah er sich genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, und widmete sich fortan den Wissenschaften und dem Landbau. Allgemein hochgeachtet, starb er 1851. — Ein Neffe Colletts, Peter Jonas C., geb. 12. Sept. 1813 zu Drammen, gest. 18. Dec. 1851 als Professor der Rechte zu Christiania, hat sich durch »Foreläsninger over Personretten« (Christiania 1845) in seinem Vaterlande den Ruf eines tüchtigen Juristen erworben, gab auch ästhetisch-kritische Schriften und Gedichte heraus.

2) Camilla, geborne Wergeland, norweg. Schriftstellerin, geb. 23. Jan. 1813 in Christiansand, Schwester des Dichters Henrik Wergeland, seit 1841 mit Peter Jonas C. vermählt, lieferte erst anonym Novellen und Feuilletonartikel in verschiedene Zeitschriften und trat dann mit mehreren Werken an die Oeffentlichkeit, welche ihr einen Ehrenplatz in der Literatur ihres Vaterlandes sichern. Es sind: der Roman »Amtmandens Döttre« (Christiania 1855, 2 Bde.; deutsch Leipz. 1864; auch ins Schwedische und Englische übersetzt), lebensvolle Sittenschilderung aus der höhern Gesellschaft; »Fortaellinger« (Christ. 1861) und »I de lange Naetter« (das. 1863); »Sidste Blade; Erindringer og tidsbilleder« (das. 1868—73, 5 Bde.), worin sie halb als Dichtung, halb als Wahrheit Selbsterlebtes erzählt und darunter ein besonders ansprechendes Bild von der Jugend ihres verstorbenen Bruders, des obengenannten Dichters, entwirft.

Colletta, Pietro, neapolitan. Kriegsminister, geb. 23. Jan. 1775 zu Neapel, trat, 21 Jahre alt, in das Artilleriekorps, ward wegen seiner politischen Thätigkeit während der franz. Invasion nach Rückkehr der Bourbonen eingekerkert, fand jedoch bald wieder eine Anstellung als Civilingenieur. Als Joseph Bonaparte König von Neapel wurde, trat C. in die Armee zurück und zeichnete sich bei der Belagerung von Gaëta, der Okkupation von Kalabrien und der Einnahme von Capri so aus, daß ihn Joachim Murat 1808 zum Intendanten Kalabriens und 1812 zum General und Direktor des Brücken- und Straßenbauwesens ernannte. 1815 unterhandelte er für denselben mit den Oesterreichern zu Casalanza. Nach der Restauration der Bourbonen beargwöhnt, blieb er gleichwohl als unentbehrlich im Dienst und bekleidete nach einander mehrere hohe militärische Stellungen. Nach Ausbruch der Revolution von 1820 stellte er als Generalkommandant in Sicilien die Ordnung wieder her. Die österreichische Intervention rief ihn nach Neapel zurück, und nachdem er, als die Sache der Konstitution bereits verloren war, noch zum Kriegsminister ernannt worden war, brachte man ihn als Staatsgefangenen auf das Kastell St. Elmo und verbannte ihn dann nach Brünn in Mähren. Später durfte er sich in Florenz niederlassen, wo er in Zurückgezogenheit lebte und 11. Nov. 1831 starb. Er schrieb das zu großer Berühmtheit gelangte Geschichtswerk »Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825« (Capolago 1834, 2 Bde.; neue Aufl. 1837, 4 Bde.; zuletzt Neapel 1861, 2 Bde.; deutsch von Leber, 2. Aufl., Grimma 1849—50, 8 Bde.).

Colli (ital.), Mehrzahl von Collo (s. d.).

Collier (das, franz. m., spr. tölje), Halsband, Halsschmuck.

Collier (spr. tölljer), John Payne, verdienter engl. Literarhistoriker und Bibliograph, geb. 11. Jan. 1789 in London, Sohn eines Buchhändlers, der sich aber nachher der Schriftstellerei zuwandte und unter anderem das »Monthly Register« herausgab. Der junge C. widmete sich dem Advokatenstand, betrat aber, als sein Vater eine Anstellung bei der »Times« erhielt, ebenfalls die journalistische Laufbahn und zwar bei dem »Morning Chronicle«. Durch eine Heirath (1816) gewann er die Mittel, seinen literarischen Neigungen ungestörter zu folgen; er begann das Studium der Poeten und Dramatiker aus der Zeit der Königin Elisabeth und veröffentlichte seine ersten kritischen Arbeiten in der »Critical review«, welche damals Eigenthum seines Vaters war, und im »Edinburgh Magazine«. Er brachte dadurch zuerst zur allgemeinen Kenntnis, daß Shakespeare noch andere Dichter von ähnlicher Bedeutung um sich her gehabt habe. Eine seiner frühesten Arbeiten erschien unter dem Titel: »The poetical Decameron« (Edinb. 1820, 2 Bde.), eine Reihe von Gesprächen über die Dichter der Elisabethischen Zeit. In seiner Ausgabe von »Dodsley's old plays« (Edinb. 1825—27, 3 Bde.) fügte er sechs in den früheren Ausgaben nicht enthaltene Schauspiele hinzu. In einem Supplementband (Edinb. 1828) theilte er fünf weitere, noch unbekannte werthvolle Dramen aus den Zeiten Shakespeare's mit. Seine »History of dramatic poetry« (Lond. 1831, 3 Bde.) erwarb ihm als Literarhistoriker einen ausgebreiteten Ruf. Der Herzog von Devonshire und Lord Francis Gower (nachheriger Graf von Ellesmere) öffneten ihm ihre reichhaltigen Bibliotheken und setzten ihn in den Stand, seinen »Bibliographical and critical catalogue« (Lond. 1837) herauszugeben, welcher jedoch nicht in den Handel gekommen, wohl aber in den spätern vortrefflichen »Bibliographical

and critical account of the rarest books in the English language« (daſ. 1865, 2 Bde.) übergegangen iſt. Unter den Manuſkripten Lord Ellesmere's fand C. die meiſten Dokumente, die er in ſeinen »New facts regarding the life of Shakspeare« (Lond. 1835) mitgetheilt hat. Dieſem Werkchen folgten: »New particulars« (daſ. 1836) und »Farther particulars« (daſ. 1839) über das Leben und die Schriften des großen Dichters; indeß hatte man mehr und mehr Grund, an der Echtheit der Urkunden und Texte zu zweifeln. Zu ſeiner ſich hieran anſchließenden Ausgabe von Shakeſpeare's »Works« (Lond. 1842—44, 8 Bde.; 2. Ausg. 1858, 6 Bde.) hatte er ſeit wenigſtens 20 Jahren die Materialien geſammelt. Für ſeine Verdienſte um die engliſche Literatur ward ihm von der Regierung eine jährliche Penſion von 100 Pfd. Sterl. zuerkannt. Ungemeines Aufſehen erregten ſeine »Notes and emendations to the text of Shakspeare's plays« (Lond. 1852; 2. Aufl. 1853), die er in einer alten Folioausgabe Shakeſpeare's (Perkins-Shakeſpeare) gefunden haben wollte, über deren Echtheit ſich jedoch in England wie in Deutſchland ein ſehr lebhafter literariſcher Streit entſpann, der gegen ihn entſchieden ward, ſo daß C. als der Betrogene erſchien (vgl. Ingleby, Complete view of the Shakspeare controversy, Lond. 1861). Außerdem beſorgte C. eine kritiſch werthvolle Ausgabe Spenſers (Lond. 1862, 5 Bde.). Seit 1850 iſt C. auch Vicepräſident der Society of antiquaries, zu deren »Transactions« er einige kritiſche Abhandlungen beigetragen hat. Von ſeinen übrigen zahlreichen literarhiſtoriſchen Arbeiten ſind noch »A book of Roxburgh ballads« (Lond. 1847), »Extracts of the registers of the Stationers company of works entered for publication between the years 1557 and 1570« (daſ. 1848) und »Memoirs of the principal actors in the plays of Shakspeare« (daſ. 1846) zu nennen. Im Jahr 1866 begann er noch die Veröffentlichung einer Reihe zerſtreuter und ſeltener Werke von älteren engliſchen Dichtern und Schriftſtellern, die mit Tottell (1557) anfing.

Collin, 1) Heinrich Joſeph von, dramatiſcher Dichter, geb. 26. Dec. 1772 zu Wien als Sohn eines Arztes, erhielt nach vollendeten juridiſchen Studien eine Anſtellung im Finanzfach und ſtieg bis zum Hofrath (1809). Den Krieg von 1809 machte er als Landwehrofficier mit. Seine angeſtrengte Thätigkeit hatte jedoch ſeine Geſundheit untergraben, und er ſtarb 28. Juli 1811 am Nervenfieber. Seine nach Leſſings Grundſätzen angelegten Trauerſpiele: »Regulus«, »Coriolan«, »Polyxena«, »Balboa«, »Bianca della Porta«, »Mäon« und »Die Horatier und Curiatier« zeichnen ſich durch Streben nach antiker Größe und Einfachheit aus, leiden aber an Monotonie und an Einförmigkeit der Charakteriſtik. Sie erſchienen geſammelt unter dem Titel »Trauerſpiele« (Berl. 1828, 3 Bde.). Unter ſeinen »Gedichten« (Wien 1812) ſind die bekannteſten: »Kaiſer Max auf der Martinswand«, »Kaiſer Albrechts Hund« und »Herzog Leupold vor Solothurn«. Seinen Beruf für das Epos bekunden die Bruchſtücke von »Rudolf von Habsburg«. Gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder dichtete er das Oratorium »Die Befreiung von Wien«. Seine Werke erſchienen geſammelt Wien 1812—14, 6 Bde. Sein Denkmal ſteht in der Karlskirche zu Wien.

2) Matthäus von, Dichter und Aeſthetiker, Bruder des vorigen, geb. 3. März 1779 zu Wien, ſtudirte neben der Rechtswiſſenſchaft Philoſophie und Geſchichte und erhielt 1804 die juriſtiſche Doktorwürde. Im Jahr 1808 ward er Profeſſor der Aeſthetik und der Geſchichte der Philoſophie an der Univerſität Krakau und ſpäter Profeſſor der letztern Wiſſenſchaft zu Wien; 1813 übernahm er die Redaktion der »Wiener Literaturzeitung«, ward 1815 Erzieher des Herzogs von Reichſtadt, redigirte ſeit 1818 die »Wiener Jahrbücher der Literatur«; ſtarb 23. Nov. 1824. Seine »Dramatiſchen Dichtungen« erſchienen Peſt 1813—17 in 4 Bänden; ſeine »Nachgelaſſenen Gedichte« gab mit einem biographiſchen Vorwort J. v. Hammer heraus (Wien 1827, 2 Bde.).

Collin d'Harleville (ſpr. kolläng darl'will), Jean François, franz. Dichter, geb. 30. Mai 1755 zu Maintenon unweit Chartres, ſtudirte anfangs die Rechte, wandte ſich aber dann ganz der Literatur zu und ſchrieb viele Charakterſtücke, die zum Theil dauernden Beifall fanden. Während er ſich in »L'inconstant« (1786) noch ganz an die älteren franzöſiſchen Luſtſpiele hielt, ſchlug er in ſeinen ſpäteren Stücken, z. B. in »Le vieux célibataire«, eine eigenthümliche Richtung ein; doch fehlen faſt allen echt komiſche Charaktere. Ein allegoriſches Gedicht, »Melpomène et Thalie«, und mehrere ſeiner verſificirten Stücke ſind leicht und anmuthig im Ausdruck, doch nicht ohne Sentimentalität. C. ſtarb 24. Febr. 1806 zu Paris. Eine Ausgabe ſeiner »Oeuvres choisies« erſchien zu Paris 1822 und 1828, 4 Bde. Höher denn als Dichter ſtand C. als Menſch, als welcher er ſich durch Liebenswürdigkeit und Adel des Charakters die allgemeinſte Verehrung erwarb.

Collingwood (ſpr. -wudd), Cuthberth, Lord, brit. Admiral, geb. 26. Sept. 1750 zu Newcaſtle-upon-Tyne, trat 1761 in den Seedienſt, führte ſeit 1776 als Sekondeleutnant die Sloop Hornet, die zur Station von Jamaica gehörte, wo er Nelſons Freund wurde, und 1781 in Oſtindien den Pelikan, mit dem er Schiffbruch litt. Im Kriege gegen Frankreich nahm er unter dem Kontreadmiral Bowyer an dem Gefecht vom 1. Juni 1794 theil, half dann als Kommandeur des Excellent Toulon blokiren und zeichnete ſich 1797 in dem Gefecht am Kap St. Vincent aus. 1799 zum Kontreadmiral der weißen Flagge erhoben, nahm er theil an der Blokade von Breſt. 1801 ward er Viceadmiral der blauen Flagge, 1804 Admiral derſelben und blokirte 1805 mit fünf Linienſchiffen Ferrol. Für ſeine weſentliche Mithülfe zum Sieg bei Trafalgar ward er zum Kontreadmiral der rothen Flagge, zum Peer von England und zum Baron von Caldburne in der Grafſchaft Northumberland erhoben und erhielt eine Penſion von 2000 Pfd. Sterl. Nach Nelſons Tod befehligte er die britiſche Seemacht im Mittelmeer bis zu ſeinem Tod, der 7. März 1810 auf dem den Franzoſen genommenen und vor Minorca ſtationirten Schiffe Ville de Paris erfolgte. Seine Leiche ward in der Kathedrale von St. Paul in London beigeſetzt. Sein Schwiegerſohn veröffentlichte ſeine »Despatches and correspondence« (Lond. 1828).

Collins, 1) William, vorzüglicher engl. Landſchafts- und Genremaler, geb. 18. Sept. 1787 in London, lieferte namentlich Küſten- und Waldſcenen, über die er einen eigenthümlichen melancholiſchen Hauch auszugießen wußte. Von einer italieniſchen Reiſe brachte er ſehr liebliche Bilder neapolitaniſcher und kalabreſiſcher Gegenden mit den anziehendſten Staffagen mit. Zu ſeinen berühmteſten Werken

gehört der Sonntagmorgen und: So glücklich wie ein König. Minder gelungen waren seine Versuche in der historischen Malerei, z. B.: die Jünger zu Emmaus, der Heiland unter den Schriftgelehrten im Tempel. C. starb 17. Febr. 1847 zu London als Mitglied der königlichen Akademie.

2) William Wilkie, ausgezeichneter engl. Novellist, Sohn des vorigen, geboren im Januar 1824 zu London, begleitete als Knabe seine Eltern auf einer Reise nach Italien und trat nach der Rückkehr als Lehrling in ein Handelsgeschäft ein. Sein erster schriftstellerischer Versuch war die Biographie seines Vaters (Lond. 1848, 2 Bde.), die Beifall fand und ihn veranlaßte, sich ganz der Literatur zu widmen. Er schrieb zunächst den der römischen Geschichte entlehnten Roman »Antonina, or the fall of Rome« (Lond. 1850, 3 Bde.), dem »Basil, a story of modern life« (1852, 3 Bde.), »Mr. Wray's cash box« (1852) und »Hide and seek« (1854, 3 Bde.) nachfolgten, und wurde dann Mitarbeiter an Dickens' »Household Words«, in denen er die Novellen »After dark« (1856) und »The dead secret« (1857) veröffentlichte, welche sein Talent als »Sensationsschriftsteller«, d. h. die Neugierde im höchsten Grad zu spannen und rege zu halten, zuerst entschieden bekundeten. Am glänzendsten zeigte sich dies in C.' populärstem Roman: »Woman in white«, der zuerst in Dickens' »All the year round« von 1859—60 erschien und während dieser ganzen Zeit die Lesewelt in krankhafte Spannung versetzte. Ihm folgten, derselben Sphäre angehörend: »No name« (1863, 3 Bde.); »Armadale« (1864); »Moonstone« (1867, 2 Bde.); »Man and wife« (1870, 3 Bde.); »Poor Miss Finch« (1872, 3 Bde.); »The new Magdalen« (1873, 2 Bde.); »Miss or Mrs.? and other stories« (1873). Die Virtuosität, welche C. in diesen Werken bekundet, über einem Geheimnis den Schleier bis zum letzten Augenblick zu bewahren, ist bewundernswürdig; dagegen hat er in manchen der Romane die tiefere Charakteristik vernachlässigt. Auch im Drama wußte C. durch dieselben Mittel Erfolge zu erzielen, so namentlich mit »The frozen deep« (1857), das auf dem von Dickens in Tavistock-House errichteten Liebhabertheater zur Aufführung kam, und »Light house«, das ein Zugstück der Londoner Bühne wurde. Andere dramatische Arbeiten sind: »No thoroughfare« (zusammen mit Dickens, 1867), »Black and white« (mit Fechter, 1869) und Bühnenbearbeitungen seiner Romane »Armadale« (1866) und »The new Magdalen« (1873), die enthusiastische Aufnahme fanden. An den von Dickens alle Jahre gelieferten Weihnachtsbüchern hat sich C. ebenfalls betheiligt. Im September 1873 trat er eine Reise nach Nordamerika an, um dort im Auftrag des Literarischen Büreau's einen Cyklus von Vorlesungen zu halten. Seine Romane wurden in fast alle Sprachen Europa's übersetzt und erscheinen im Original zum größern Theil auch in Tauchnitz' »Collection of British authors«.

Collinsia *Nutt.* (Kollinsie), Pflanzengattung aus der Familie der Skrophularineen, nordamerikan. Sommergewächse mit gegen- oder quirlständigen Blättern, achselständigen Blüten mit etwas zusammengedrückter, am Grunde mit einem Höcker versehener Röhre und zweispaltiger Ober- und Unterlippe und eiförmiger, einfächeriger Kapsel. C. bicolor *Benth.*, mit 30 Centim. hohem, aufrechtem Stengel, dicklichen, glänzenden Blättern und schönen, eine Traube bildenden Rachenblüten mit hellvioletter Ober- und weißer Unterlippe, aus Kalifornien, C. grandiflora *Dougl.* aus Kolumbien, C. multicolor *Lindl.* aus Kalifornien, C. verna *Nutt.* aus Ohio und andere Arten werden, zum Theil in vielen Varietäten, als schön und dankbar blühende Zierpflanzen in Gärten gezogen.

Collisio (lat.), Zusammentreffen entgegengesetzter Dinge, s. Kollision.

Collo (der oder das, ital. m.; Mehrzahl: Colli, im Deutschen oft als Einzahl gebraucht), ein Ballen oder Paket Waaren als Frachtstück.

Colloquium (lat.), »Unterredung«, »Gespräch«, insbesondere die Unterredung, welche behufs der Prüfung von Männern, die bereits im Amt stehen, aber zu einem höhern Posten aufrücken wollen, z. B. mit Predigern, welche Superintendenten werden wollen, angestellt zu werden pflegt; dann (C. charitativum) auch Bezeichnung der besonders seit der Reformation gebräuchlichen Zusammenkünfte angesehener Theologen verschiedener Kirchenparteien oder verschiedener Richtung, wo diese ihre von einander abweichenden Ansichten in Glaubenssachen darlegen, gegen einander abwägen und eine gütliche Uebereinkunft zu erzielen suchen. S. Religionsgespräche.

Colloredo, weitverzweigtes österreich. Adelsgeschlecht, leitet seinen Ursprung vom Haus der Freiherren v. Wallsee in Schwaben ab. Als nächster Ahnherr desselben gilt Wilhelm, der 1302 das Schloß Colloredo unweit Mels in Friaul erbaute, wovon er und seine Nachkommen den Namen bekamen. Seine drei Söhne begründeten ebenso viele Zweige des Hauses: Asquinus die Asquinische Linie, die 1588 zur erbländischen, 1591 als C.-Wallsee zur reichsfreiherrlichen, 1624 zur reichsgräflichen Würde erhoben wurde, aber 1693 erlosch; Bernhard die Bernhardinische Linie, welche wieder in den Mantuaner Ast (der 1624 die Reichsgrafenwürde erhielt und sich abermals in den eigentlichen Mantuaner und den böhmischen Zweig spaltete) und den Venetianer Ast zu Moschelet zerfiel; Weickardt die jüngere fürstliche Linie. Einer von dessen Nachkommen, Ferdinand, geb. 1635, gest. 1689, gründete durch seine beiden Söhne, Hieronymus und Rudolf, die noch heute blühenden Linien, die fürstliche und die Rudolfinische. Durch des erstern Sohn, Rudolf Joseph, wurde die Linie 1763 in den Reichsfürsten- und 1764 in den erbländischen Fürstenstand erhoben; doch führt nur das jeweilige Haupt der Familie den Titel Fürst. Fürst Franz Gundaccar vermählte sich mit Maria Isabella, Gräfin von Mansfeld, setzte 1789 deren Titel und Wappen den seinen hinzu und nannte sich nun Fürst von C.-Mansfeld. Die jüngere Rudolfinische Linie nannte sich nach dem 1701 erworbenen Marquisat Santa Sofia, zu welchem später durch Heirath noch das Marquisat Recanati (Prov. Macerata) kam, Marchesen von C.-Santa-Sofia und Recanati. Bemerkenswerthe Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Hieronymus, aus der Asquinischen Linie, geb. 1582, k. k. Kämmerer, befehligte in der Schlacht bei Lützen 1632 ein Regiment, wurde als Generalfeldwachtmeister 13. Mai 1634 bei Liegnitz von Arnheim geschlagen, was ihm durch kriegsgerichtlichen Spruch eine lange Haft zu Oedenburg zuzog. Später begleitete er Gallas auf seinem Zug nach Burgund, wurde aber 17. März 1636 bei Raon geschlagen und gefangen. Er starb 1638 als k. k. Feldmarschall-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

leutnant an einer Wunde, die er bei dem Entsatz von St. Omer erhalten.

2) Rudolf, geb. 1585, Bruder des vorigen, zeichnete sich im Dreißigjährigen Krieg, besonders bei Mantua und Lützen, rühmlich aus und zog mit Gallas nach Lothringen und Burgund. Ferdinand III. ernannte ihn zum k. k. Geheimenrath und Feldmarschall, 1637 zum Großprior des Malteserordens zu Strakonitz, 1647 zum Botschafter des Ordens am kaiserlichen Hof und zum kommandirenden General in Böhmen. Durch seine kühne Vertheidigung der Alt- und Neustadt Prag machte C. den Ueberfall der Schweden, 26. Juli 1648, wirkungslos. Er starb als Feldmarschall und Gouverneur von Prag 24. Jan. 1657.

3) Joseph Marie, Graf von C.-Mels und Wallsee, geb. 11. Sept. 1735 zu Regensburg, zeichnete sich im Siebenjährigen Krieg mehrfach, namentlich bei Prag und bei Görlitz, aus und gerieth in Breslau für kurze Zeit in Kriegsgefangenschaft. 1763 zum Generalmajor ernannt, stieg er schnell zum Feldmarschallleutnant und Hofkriegsrath, begleitete Kaiser Joseph II. nach Frankreich und erhielt sodann die Generaldirektion der Artillerie. Wegen seiner Verdienste um diese Waffe ernannte ihn Joseph II. zum Feldzeugmeister. Im Türkenkrieg wohnte er dem Angriff auf das feste Schabacz bei und leitete im nächsten Feldzug den Sturm auf Belgrad mit. Als Feldmarschall kommandirte er sodann bis zu den Friedensverhandlungen des Reichenbacher Kongresses die Beobachtungsarmee an der preußischen Grenze. Während der Erzherzog Karl an der Spitze einer Armee an der Etsch stand, erhielt C. mit dem Titel Staats- und Konferenzminister die Führung der Geschäfte des Hofkriegsraths. Während der Jahre 1813 und 1814 noch thätig, starb er 26. Nov. 1818.

4) Hieronymus, Graf von C.-Mansfeld, geb. 30. März 1775 zu Wetzlar, trat 1792 als Leutnant in die österreichische Armee, wohnte dem Zug des Generals Clairfayt in die Champagne bei, machte als Kapitänleutnant die Feldzüge von 1793 und 1794 in Flandern mit und ward 1794 Kapitän. 1796 machte er unter Wurmser den italienischen Feldzug mit, focht als Oberst bei Hohenlinden, zeichnete sich als Generalmajor unter dem Erzherzog Karl mit seiner Brigade bei Caldiero aus und wohnte auch dem Feldzug von 1809 in Italien bei, sowie er sich später als Feldmarschallleutnant bei Raab hervorthat und den Rückzug nach Komorn deckte. Im Jahr 1813 befehligte er zwei Divisionen vom rechten Flügel Gyulay's, focht rühmlich bei Dresden und Kulm, ward deshalb Feldzeugmeister und kommandirte bei Leipzig das 1. österreichische Armeekorps. Im Jahr 1815 stand er an der Spitze eines Armeekorps am Oberrhein und in Burgund, fungirte dann ad latus des kommandirenden Generals in Böhmen und hierauf in Steiermark; starb 23. Juli 1822 zu Wien.

5) Franz de Paula Gundaccar, Fürst C.-Mansfeld, Sohn des vorigen, geb. 8. Nov. 1802 zu Wien, trat 1824 als Kadett in die Armee, rückte bis zum Generalmajor auf, befehligte 1848 erst zu Triest, dann zu Theresienstadt eine Brigade, war dann bei Unterdrückung des Aufstandes zu Prag im Juni d. J. thätig, nahm Oktober 1848 an der Einschließung Wiens theil, machte mit seiner Brigade den ungarischen Feldzug mit und kämpfte namentlich in der Schlacht bei Kapolna und vor Komorn. Zum Feldmarschallleutnant ernannt, suchte er sich auf der Insel Schütt zu halten und blieb dann bei dem Cernirungskorps vor Komorn. Nach dem ungarischen Feldzug erhielt er im Oktober 1850 den Oberbefehl über das 2. Armeekorps. Er starb 28. Mai 1852 zu Gräfenberg in Schlesien.

6) Franz de Paula, Reichsgraf von C.-Wallsee, geb. 29. Okt. 1799, trat früh in die Armee und ging dann zur diplomatischen Laufbahn über, war 1843—47 Gesandter Oesterreichs in Petersburg, 1848 eine Zeitlang Bundespräsident zu Frankfurt, 1852—56 Gesandter in London, dann Botschafter in Rom. Im Juli 1859 von dort abberufen, wohnte er als erster österreich. Bevollmächtigter der Friedenskonferenz zu Zürich bei, starb aber hier plötzlich während der Verhandlungen 26. Okt. 1859. Mit ihm erlosch die Linie C.-Wallsee oder die böhmische Linie im Mannsstamm.

Collot d'Herbois (spr. kollo dérboá), Jean Marie, franz. Revolutionär, geboren um 1750 zu Paris, zog als Schauspieler und Theaterdichter in Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz umher, trat 1789 in Paris als feuriger Volksredner auf und gab den »Almanac du père Gérard« heraus, wodurch er sich bei den Jakobinern in Gunst setzte. Nach dem 10. Aug. trat er in den Stadtrath der Pariser Gemeinde und nach den Septembergreueln in den Konvent. Bei Eröffnung desselben beantragte er die Einführung der Republik. Für unverzügliche Hinrichtung Ludwigs XVI. stimmte er schriftlich von Orléans aus. Mit Robespierre verfolgte er die Girondisten und wurde 13. Juni Präsident der Jakobinerversammlung sowie im September deren Vertreter im Wohlfahrtsausschuß. Er erhielt mit Billaud-Varennes die administrative Korrespondenz, ward nach der Einnahme von Lyon dahin geschickt und ließ die Verhafteten in Masse zusammenhauen und niederschießen. Seine Popularität erfüllte zuletzt Robespierre mit Mißtrauen gegen ihn, weshalb C. eifrig zum Sturz Robespierre's mitwirkte. Einen Monat nach der Katastrophe vom 9. Thermidor wurde C. aber von Lecointre als einer der Henker Frankreichs angeklagt, auf Merlins Antrag aus dem Konvent ausgestoßen und endlich nach der Insurrektion vom 12. Germinal zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Da er dort die Schwarzen gegen die Weißen aufzuwiegeln versuchte, ward er auf das Fort Sinnamari gebracht, wo er, dem Trunk ergeben, 8. Jan. 1796 starb. Er schrieb eine große Zahl Dramen, welche längst vergessen sind.

Collum (lat.), Hals; in der Botanik s. v. w. Wurzelhals (s. d.).

Collutorium (lat.), Mundwasser.

Colman (spr. kohlmän), 1) George, engl. Theaterdichter, geb. 28. April 1733 zu Florenz, wo sein Vater engl. Resident war, erhielt, nach England geschickt, seine erste Bildung in der Westminsterschule und wurde in Orford, wohin er 1758 ging, Magister der freien Künste. In London begann er Rechtsstudien, ließ sie aber fallen, um sich der Poesie, speciell dem Drama, zu widmen. Gleich sein erstes Stück: »Polly Honeycomb« (1760), fand großen Beifall, der sich bei »The jealous wife« (1761) noch steigerte. Er verwandte ein ihm zugefallenes Erbe dazu, Mitbesitzer des Coventgardentheaters zu werden (1768), vertauschte aber 1778 die Direktion desselben mit der Leitung des Haymarkettheaters, das sich durch ihn zu außerordentlicher Blüte erhob. C. starb im Irrenhaus 14. Aug. 1794. Seinen literarischen Ruf

begründete er durch eine Sammlung geistreicher Aufsätze: »The connoisseur« (1758). Man hat von ihm einige 30 Theaterstücke, die in einer unvollständigen Ausgabe schon 1777 in 4 Bänden gesammelt erschienen (mancherlei ist aus dem Französischen übersetzt), und von denen sich mehrere heute noch auf dem Repertoir behaupten. Er gab auch eine Uebersetzung der »Ars poetica« des Horaz und der Komödien des Terenz (Lond. 1765) heraus. Seine »Miscellaneous works« erschienen 1787 in 3 Bänden. Die »Some particulars of the life of the late G. C.« (Lond. 1795) sind von ihm selbst verfaßt.

2) George, der Jüngere, ebenfalls Bühnendichter, Sohn des vorigen, geb. 21. Okt. 1762, erhielt seine Bildung in der Westminsterschule, dann zu Oxford und Aberdeen. Hier veröffentlichte er sein erstes Gedicht: »The man of the people«, welches Fox zum Gegenstand hatte, und schrieb sein erstes Theaterstück: »The female dramatist«, welches ausgezischt wurde. Bessern Erfolg hatten: »Two to one« (1784), welches den Beruf Colmans für das Theater entschied, und sein Singspiel »Turc or no Turc« (1785). Als Leiter des Haymarkettheaters an Stelle seines erkrankten Vaters schrieb er für dasselbe eine Reihe von Stücken: Opern, Possen, Schauspiele und Lustspiele, die sich zum Theil lange auf dem Repertoir erhalten haben. Unter den letzteren sind »The iron chest« (1796, nach Godwins »Caleb Williams« bearbeitet), »The poor Gentleman« (1802) und »John Bull« (1805, von Walter Scott für das beste neuere Lustspiel erklärt) die vorzüglichsten und zeichnen sich durch Geschmack, Kenntnis des wirklichen Lebens, Humor und Munterkeit aus. Uebrigens liebte es C. auch, das Sentimentale im Stil Sterne's mit dem Heitern zu vermischen; nicht minder gelangen ihm satirische Porträts. Als fröhlicher Gesellschafter war C. auch in den höchsten Kreisen beliebt. Die Gunst Georgs IV. befreite ihn mehrmals aus dem Schuldgefängnis und übertrug ihm das Amt eines Theatercensors (licenser) mit jährlich 300—400 Pfd. Sterl. Besoldung. Er starb 26. Okt. 1836 zu London. Noch ist von ihm zu erwähnen eine poetische Burleske, die 1797 unter dem Titel: »My nightgown and slippers« und später (1802) in einer neuen Auflage mit Zusätzen unter dem Namen »Broad grins« (8. Aufl. 1839) erschien, ferner »Poetical vagaries« (1812), »Vagaries defended« (1813) und »Eccentricities for Edinburgh« (Gedichte, 1816), worin aber der Humor nicht immer die Grenzen des Anstands einhält. Seine »Poetical works« erschienen London 1840. Das letzte Werk Colmans waren Memoiren seines Lebens, namentlich seiner Jugendzeit: »Random recollections« (Lond. 1830, 2 Bde.), von bedeutendem Interesse für das Londoner Theaterwesen. Eine neue Ausgabe von »Broad grins and other humorous works« besorgte Buckstone (Lond. 1872).

Colmance (spr. -mángs), Louis Charles, franz. Volksliederdichter, geb. 26. April 1805 in Paris, Sohn unbemittelter Eltern, kam zu einem Formstecher in die Lehre, wo er in dem heitern Treiben seiner Werkstattgenossen und durch seine Verbindung mit den sogen. »Goguetten« sich seines poetischen Talents bald bewußt ward, und entwickelte nun, besonders seit seiner Aufnahme in die »Lice chansonnière« (einen Dichterverein, der das Volkslied kultivirte), eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Im Jahr 1854 übernahm er die Leitung einer kleinen Speisewirtschaft, aber ohne Glück, ward dann 1864 Buchtrödler und ließ sich endlich 1869 zu Montmartre als Buchhändler nieder. Er starb 13. Sept. 1870. C. bewegt sich als Chansonnier ganz auf dem Gebiet, welches mit seinem Thun und Treiben das eigentliche Volk begreift. Er singt, wie ihm der Schnabel gewachsen, und was er singt, ist naturwüchsig gesund. Dabei offenbart er eine bewundernswerthe Vielseitigkeit und behandelt leicht und gewandt die verschiedensten Stoffe; eine zu große Vorliebe für »freie Späße« (gaudioles) ist ihm nicht abzusprechen. In der Handhabung des Verses und Reimes zeigt er viel technisches Geschick, und je nach der Natur des Stoffs singt er bald in der Schriftsprache, bald im Dialekt des Volks. Seine zahlreichen Chansons erschienen einzeln in verschiedenen Ausgaben, wurden vielfach neu aufgelegt und fanden zum Theil eine unglaubliche Verbreitung. Ohne Notenkenntnis dichtete C. zu vielen die Melodie selber. Eine vollständige Volksausgabe der Lieder erschien zu Paris 1862.

Colne, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, auf einem Hügel nördlich von Burnley, mit (1871) 7335 Einw., ist einer der ältesten Sitze der Wollfabrikation in England. Schon 1311 gab es hier eine Wollspinnerei und eine Kohlengrube. Gegenwärtig hat die Baumwollfabrikation die Oberhand gewonnen. In der Nähe Kohlengruben, Stein- und Schieferbrüche. C. ist das Colunia der Römer und das Culme der Sachsen. In der Nähe Castor Cliff, eine altrömische Station.

Colney-Hatch (spr. -hätsch), ein Weiler in der engl. Grafschaft Middlesex, 11 Kilom. nördlich von London, mit einem Irrenhaus, das 1847—49 nach dem Entwurf Dance's errichtet wurde und Raum für 1000 Kranke hat; die Kosten betrugen 200,000 Pfd. Sterl.

Colocasia *Schott* (Kolokasie), Pflanzengattung aus der Familie der Aroïdeen, großblätterige Stauden der tropischen und subtropischen Zone, welche den Caladium- und Arumarten sehr nahe stehen und sich nur durch die Blütenbildung von ihnen unterscheiden. C. antiquorum *Schott* (Arum colocasia *L.*, ägyptische Zehrwurzel) ist in Ostindien heimisch und wird in zahlreichen Varietäten unter dem Sanskritnamen Kuhoo gebaut. Frühzeitig wurde sie nach Westen verpflanzt und in Aegypten unter dem Namen Kulkas kultivirt. Von dort ward sie nach Spanien, wo sie jetzt ganz heimisch ist, und weiter nach Kreta, Cypern, Kalabrien sowie nach Amerika übergeführt. Die Wurzel, oft von der Größe eines Kindskopfes, ist roh scharf und ätzend, schmeckt aber nach dem Kochen angenehm kastanienartig und enthält sehr viel Stärkmehl. Man benutzt sie daher allgemein als Gemüse. Die alten Aegypter benutzten die verschiedenartig gebogenen Blätter als Trinkschalen. Bei uns wird die Kolokasie als Blattpflanze auf Rasen mit Ricinus und Canna kultivirt. C. esculenta *Schott* (Caladium esculentum *Vent.*, Arum esculentum *L.*, s. Tafel »Nahrungspflanzen«), aus Ostindien, vielleicht nur eine Varietät der vorigen, wird in Ost- und Westindien, auf den Molukken, in Südamerika, Neuseeland und auf den oceanischen Inseln unter dem Namen Taro oder Kalo auf feuchten Feldern und in künstlichen Sümpfen kultivirt. Die Wurzel gleicht der der ägypt. Zehrwurzel, aber mehr noch als diese werden die Blätter und Blattstiele als Gemüse benutzt (karibischer Kohl). C. macrorhiza *Schott*, auf Ceylon, und C. macronata *Schott*, in Ostindien, werden ganz ebenso benutzt und in Südasien und Südamerika, Westindien ꝛc. kultivirt. C. himalaiensis *Royle*

Cocoawurzel), auf dem Himalaya, bildet hier die Hauptnahrung der unteren Volksklassen. Die ungekochten Blätter dieser Pflanzen werden wegen ihrer Schärfe häufig arzneilich verwendet.

Cologna (spr. -lonnja, C. Veneta), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Verona, am Kanal Frasana, mit alten Ringmauern, mehreren Kirchen mit werthvollen Gemälden und (1871) 7405 Einw., welche Seidenbau und lebhaften Wein-, Hanf- und Seidenhandel treiben.

Cologne (franz., spr. -lonn), s. v. w. Köln.

Coloman, 1) Schotte, ward 1012 auf einer Reise nach Jerusalem zu Stockerau in Oesterreich vom Pöbel als slavischer Kundschafter aufgehängt. Sein Leichnam blieb unverwest und wurde daher 1015 nach Mölk gebracht, wo C. als ein Landespatron Oesterreichs verehrt wird. Tag: der 13. Okt.

2) König von Ungarn, 1095—1114, aus dem Hause Arpad, folgte seinem Vater Ladislaw I., dem Heiligen, 29. Juli 1095. Körperlich mißgestaltet, aber umsichtig und energisch, dehnte er seine Herrschaft auch über Kroatien aus, wobei er aber die Rechte und Freiheiten der Kroaten anerkennen mußte, so daß Kroatien nur durch Personalunion mit der ungarischen Krone vereinigt war. Den Kreuzfahrern gewährte er 1096 Durchzug, so lange sie Disciplin beobachteten; als aber die Scharen des Grafen Emiko sich Zuchtlosigkeit und Plünderung erlaubten, vernichtete er sie bei Wiefelburg. Ein Zug nach Rußland, um dem Fürsten von Kiew gegen die übrigen russischen Fürsten beizustehen, fiel unglücklich aus. Ein Streit mit seinem Vetter, dem Herzog Almus, verwickelte C. in Krieg mit Kaiser Heinrich V.; doch zog letzterer nach vergeblicher Belagerung von Preßburg ab, und C. ließ den stets unruhigen Almus blenden und in ein Kloster sperren. C. hob die monarchische Gewalt durch zweckmäßige Einrichtungen, verbesserte das Gerichtswesen, ordnete Erbrecht und Finanzen und wahrte sein Ansehen gegenüber dem Papst und Klerus. Er starb 1114.

Colomb, Ferdinand August von, preuß. General, geb. 1775 in Ostfriesland, wo sein Vater Kammerpräsident war, trat 1792 zu Berlin in das Ziethen'sche Husarenregiment als Junker ein, nahm 1806 unter Blücher an dem Rückzug und der Vertheidigung von Lübeck theil, wurde 1811 Rittmeister und führte als solcher in den Feldzügen von 1813 und 1814 im Rücken der französischen Armee glänzende Streifzüge aus. So nahm er bei Zwickau mit 82 Mann einen ganzen französischen Artilleriepark weg, dessen Begleitung aus 6 Officieren, 146 Mann Reiterei, 80 Mann Infanterie und mehreren Hunderten bewaffneter Troßsoldaten bestand. Er hat von 1792—1815 allen Hauptschlachten der Preußen sowie einigen 30 kleineren Gefechten beigewohnt. Im Jahr 1815 ward er Kommandeur des 8. Husarenregiments und Oberstleutnant, 1818 Oberst und 1823 in das Kriegsministerium berufen. Im Jahr 1829 ward er zum Generalmajor und Kommandeur der 12. Kavalleriebrigade in Neisse, 1838 zum Kommandanten von Köln, 1839 zum Generallieutnant, 1841 zum Kommandanten von Berlin und Chef der gesammten Gensdarmerie und endlich 1843 zum kommandirenden General des 5. Armeekorps zu Posen befördert. Bei den Unruhen in der Provinz Posen 1846 schritt er energisch ein. Beim Ausbruch der Revolution in derselben Provinz 1848 hatte er insofern eine schwierige Stellung, als seine Maßregeln häufig mit denen des Civilkommissärs Generals von Willisen kollidirten. Im Jahr 1849 erhielt er unter Ernennung zum General der Kavallerie seinen Abschied, lebte fortan in Königsberg und starb daselbst 12. Nov. 1854. Von ihm ist die Schrift: »Aus dem Tagebuch des Rittmeisters von C.« (Berl. 1854).

Colombat de l'Isère (spr. kolongba d'lisähr), Marc, berühmter franz. Arzt, geboren um 1800 zu Vienne im Departement Isère, studirte zu Paris Medicin und besonders operative Chirurgie, errichtete dann daselbst ein orthopädisches Institut für Stammelnde und wandte darin seine neu entdeckte Heilmethode mit großem Glück an. Das Wesentlichste derselben besteht in fortgesetzten Uebungen im Rhythmischsprechen mit genauer Rücksichtnahme auf die zur Aussprache der einzelnen Buchstaben nöthigen Mundstellungen. Er starb 18.. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Traité medico-chirurgical des maladies des organes de la voix« (Par. 1834); »L'orthophonie« (2. Aufl., das. 1834; deutsch bearbeitet von Flies, Quedlinb. 1840); »Mémoire sur la physiologie et la thérapeutique du bégaiement« (Par. 1836); »Traité des maladies des femmes et de l'hygiène specielle de leur sexe« (das. 1839—43, 3 Bde.; Bd. 1 u. 2 deutsch von Frankenberg, Leipz. 1841).

Colombia, Vereinigte Staaten von, s. Kolumbien.

Colombina (ital., »Täubchen«), weibliche Maskenfigur der ital. Stegreifkomödie (commedia dell' arte), gewöhnlich die Zofe der Tochter des Pantaleon (s. d.), seltener diese selbst, die Geliebte des Arlecchino (s. Harlekin), gekleidet wie eine Kammerzofe im Putz, willkürlich nach Farbe und Schnitt, aber stets mit schwarzer Halbmaske.

Colombo, Christoforo (span. Christoval Colon, lat. Christophorus Columbus), der Entdecker der Neuen Welt. Zehn italienische Städte und Ortschaften haben sich um den Ruhm gestritten, C. ihren Sohn nennen zu dürfen; er selbst aber hat in einer öffentlichen Urkunde von unbezweifelter Echtheit Genua als seine Vaterstadt bezeichnet. Nach einem alten Stammbaum soll er der Sohn eines Edelmanns Domenico C., der 1457 starb, nach genuesischen Annalisten und Zeitgenossen aber eines Tuchwebers gewesen sein. Sein Geburtsjahr ist, wie Peschel nachgewiesen hat, 1456 und nicht 1436 oder 1446, wie von anderen angegeben wird. Um 1470 ward der Knabe zu seiner Ausbildung in den mathematischen Wissenschaften auf die Universität Pavia gesandt, begab sich aber schon im Alter von 14 Jahren auf die See, um das nautische Gewerbe nicht wieder zu verlassen. Seine ersten Seereisen führten ihn im Dienste des Königs René von Anjou nach der Levante, später auch nach England, und im Februar 1477 gelangte er mehr als 100 spanische Seemeilen über Island (Tile) hinaus. Darauf treffen wir ihn in Lissabon. Er heirathete hier Donna Felipa Muñiz de Perestrello, die Tochter eines edlen Italieners, der sich ebenfalls als Seemann ausgezeichnet und die Insel Porto Santo kolonisirt hatte, und so wurde Portugal sein zweites Vaterland. Das Haupterbtheil seiner Frau waren die von ihrem Vater geführten Tagebücher und entworfenen Karten. Colombo's Wissenstrieb wurde durch dieselben unsäglich gespornt, und die Weltkunde blieb fortan Gegenstand seines eifrigsten Studiums, während er durch Theilnahme an mehreren Expeditionen

Digitized by Google

nach der Küste von Guinea und durch Verfertigung von Landkarten die Bedürfnisse seines kleinen Hauswesens bestritt. Auf der Insel Porto Santo, wo er eine Zeitlang wohnte, kam er mit dem zweiten Gatten seiner Schwiegermutter, Pedro Correo, einem ausgezeichneten Seemann, in Berührung, und in Gesprächen mit ihm reifte Colombo's Gedanke an die Möglichkeit, einen andern Weg, als den um die Südspitze Afrika's, nach den fabelhaften Ländern des Ostens aufzufinden. Er dachte sich, wie schon Aristoteles, die Erde als einen aus Wasser und Land bestehenden Globus, den man von O. nach W. umsegeln könne; die Cirkumferenz von O. nach W. theilte er in 24 Stunden, jede zu 15 Graden, daher im ganzen in 360 Grade. Aus der Vergleichung mit dem Globus des Ptolemäos und einer ältern Karte von Marinus von Tyrus ergab sich, daß den Alten davon nur 15 Stunden, nämlich die Straße von den Kanarischen Inseln bis nach der Stadt Thinä in Asien, bekannt gewesen; die Entdeckung der Azoren durch die Portugiesen hatte noch eine Stunde hinzugefügt, und es blieben nach seiner Meinung demnach nur noch 8 Stunden oder ein Drittel der Peripherie zu durchschiffen, eine Berechnung, die allerdings hinter der Wirklichkeit weit zurückblieb. Durchsegelte man nun diesen Raum von O. nach W., so mußte man nach der äußersten Grenze Asiens gelangen und neue Länder entdecken; denn C. dachte sich den größten Theil jenes Raums bis in die Nähe der westlichen Küsten Europa's und Afrika's von den östlichen Ländern Asiens ausgefüllt. Die Meinung von der geringen Breite des zwischen beiden Festländern befindlichen Oceans wurde nicht nur durch die Aussagen des Aristoteles, Seneca und Plinius, welche behaupteten, daß man von Cadiz aus in wenig Tagen nach Indien würde segeln können, und durch die Berichte der berühmten Reisenden Marco Polo und Mandeville, welche die von Ptolemäos bezeichneten Regionen in Asien weit überschritten hatten, sondern auch durch äußere Zeichen unterstützt, denen Colombo's Scharfsinn die richtige Deutung zu geben wußte. So hatte ein portug. Seefahrer, Martin Vicenti, 450 Seemeilen westlich vom Kap St. Vincent ein von W. her schwimmendes geschnitztes Holz und Pedro Correo selbst auf Porto Santo ein ähnliches aus gleicher Richtung hergetriebenes gefunden. In Schilfrohren, die aus W. her an einige Inseln geschwommen waren, erkannte er die wieder, die nach Ptolemäos in Indien wachsen sollten; dazu hatten die Wellen zwei männliche Leichname auf die Insel Flores geworfen, deren Gesichtsbildung ganz verschieden von der aller bekannten Menschenrassen war. Auf diese Grundlagen stützte C. seine große weltumgestaltende Idee. In dem ehrgeizigen, unternehmenden König von Portugal Johann II. glaubte er auch den Mann gefunden zu haben, dessen er zur Ausführung seines Unternehmens bedurfte. In einer Audienz entwickelte er ihm seinen Plan, der den König nicht ohne Interesse ließ und von ihm einer gelehrten Junta, bestehend aus den Kosmographen Rodrigo und Joseph und des Königs Beichtvater Diego Ortiz von Calçada, zur Prüfung vorgelegt ward. Die Portugiesen verwarfen aber den Vorschlag, während der Deutsche Martin Behaim, der damals sich in Lissabon befand, demselben zustimmte. C. verließ darauf Portugal und trat 20. Jan. 1486 förmlich in den Dienst des Königs von Kastilien, welcher sein Anerbieten durch Gelehrte der Universität Salamanca prüfen ließ. Die Stimmen waren getheilt, und man ließ die Sache nicht ganz fallen; doch sollte zuvörderst der maurische Krieg beendet werden. Ermüdet durch die lange Verzögerung, beschloß C. 1491, Kastilien zu verlassen, um sich an den franz. Hof zu begeben. Auf der Reise nach Huelva kommt er in den Hafenort Palos und bittet hier, seinen Sohn Diego an der Hand, den Pförtner eines Klosters um Brod und einen Trunk Wasser für den erschöpften Knaben. Der Mönch kommt mit C. ins Gespräch, hört voll Bewunderung dessen große Pläne, ruft noch einen in der Erd- und Himmelkunde etwas bewanderten Arzt, Garcia Hernandez, herbei und verwendet sich schließlich für C. bei der Königin Isabella von Kastilien. Nach 14 Tagen traf ein Schreiben derselben mit einer Geldsendung für C. ein, damit er anständig bei Hof im Lager von Santa Fé vor Granada erscheinen könne, wo er Ende 1491 gerade zur Kapitulation der letzten arabischen Stadt eintraf. Neue Schwierigkeiten erregten hier aber die ungemein hohen Forderungen, welche C. für den Fall des Gelingens seines Unternehmens für sich und seine Nachkommen stellte, nämlich: Erhebung in den Adelsstand; die Würde eines atlantischen Admirals mit dem Genuß aller Vorrechte der Almiranten von Kastilien, welche im Rang nur den Kronfeldherren (Condestables) nachstanden; Macht und Titel eines Vicekönigs in den entdeckten Ländern, mit dem Recht, für alle Aemter der künftigen Herrschaften drei Bewerber vorzuschlagen; den Zehnten der Kroneinkünfte aus den Entdeckungen; endlich nach Belieben ein Achtelsantheil an dem Kronbetrieb der etwaigen Handelsmonopole. Da man hierauf nicht einging, so griff C. wieder zum Wanderstab, um sich nach Frankreich oder auch nach England zu wenden, von wo Einladungen an ihn ergangen waren. Die Zahl seiner Gönner und Anhänger hatte sich indessen vermehrt; den wichtigsten Dienst aber leistete ihm Luis de Sant Angel, Schatzkanzler von Aragon, welcher die Königin so für Colombo's Plan zu gewinnen wußte, daß sie, weil der Kronschatz völlig leer war, ihre Juwelen verpfänden wollte; doch streckte ihr der Minister Sant Angel die zur Ausrüstung von drei Schiffen auf ein Jahr nöthigen 5300 Dukaten vor. Ein Eilbote holte C. einige Stunden von Santa Fé ein, die Kapitulation mit der Krone ward 17. April unterzeichnet, und schon 23. Mai befand sich C. in Palos. Hier wurden binnen zehn Tagen zwei Karavellen ausgerüstet; ein drittes kleines Fahrzeug mußte gemietet werden. Hier warb auch C. seine Begleiter, unter denen namentlich die drei Brüder Martin Alonso, Vicente Yañez und Francisco Martin Pinzon, aus einer der reichsten Familien zu Palos, zu nennen sind. Am 3. Aug. 1492 segelte C. von Palos ab. Das größte, mit einem Verdeck versehene der drei Schiffe, Santa Maria, wurde das Admiralschiff; die beiden anderen, Pinta und Niña, waren nicht größer als die gewöhnlichen Flußfahrzeuge, hatten kein Verdeck und wurden von den Brüdern Pinzon befehligt. Es befanden sich im ganzen 120 Personen auf den Schiffen, die königlichen Beamten, welche die Fahrt begleiten mußten, eingeschlossen. C. nahm seinen Lauf in südwestlicher Richtung nach den Kanarischen Inseln, von wo aus er in gerader Richtung westlich nach der von Marco Polo beschriebenen Insel Zipangu (Japan) segeln wollte. Am dritten Tag schon zog die Pinta wegen zerbrochenen Steuerruders

die Nothflagge auf, doch wurde der Schaden wieder ausgebessert. Schon am folgenden Tag aber gaben die Taue der Pinta nach, auch war sie leck geworden, und C. sah sich genöthigt, einen Hafen der Kanarischen Inseln aufzusuchen, um ein anderes Fahrzeug zu erwerben. Letzteres gelang nicht, und es bedurfte drei Wochen, um die Pinta wieder segelfähig zu machen. In Gomera, wo sich die Seefahrer mit Holz, Wasser und Lebensmitteln versorgten, erfuhr C., daß drei portug. Schiffe Jagd auf ihn machten; dies bestimmte ihn, sogleich die Anker zu lichten. Kaum aber waren die Kanarischen Inseln dem Auge entschwunden, als Hoffnungslosigkeit in die Brust der meisten seiner Leute einkehrte; umsonst waren alle Trostworte des Admirals. Um die Matrosen über die Entfernung von der Heimat zu täuschen, stellte C. zwei Berechnungen auf, von denen die eine, die zu jedermanns Einsicht offen lag, die zurückgelegten Distanzen verkürzt angab. Am 13. Sept. abends, als die Schiffe etwa 200 Meilen von Ferro entfernt waren, bemerkte C. zuerst die Variation des Kompasses, eine Erscheinung, die man bisher noch nicht kannte, und welche die Mannschaft in die höchste Bestürzung versetzte. Am folgenden Tag verbreitete die Erscheinung eines Meteors neuen Schrecken. Als man aber nach einigen Tagen, während der Passatwind die Schiffe leicht und schnell forttrieb, große Strecken der Meeresfläche mit theils frischem, theils gelbem und verwittertem Gras, das aus Westen getrieben kam, bedeckt und auf ihm unter anderem eine lebendige Krabbe fand, auch einen tropischen Vogel von einer Gattung, welche die Nacht nie auf dem Meer zubringt, sowie Thunfische erblickte, und das Seewasser weniger salzig zu schmecken schien, da faßte die Mannschaft neuen Muth, und ein Schiff suchte dem andern zuvorzukommen. Am 19. Sept. kamen einige Regenschauer, von Windstößen begleitet; zwei Pelekane flogen an Bord der Schiffe, und als C. mit einer Leine von 200 Faden sondirte, fand er keinen Grund; er glaubte demnach, daß er zwischen zwei Inseln durchpassire, wich aber, um sein unerschütterliches Selbstvertrauen zu zeigen, nicht von seiner Richtung. Wieder aber vergingen Tage, und kein Land zeigte sich. Das schwimmende Gras wurde so dicht, daß die Schiffe fast nicht hindurchzusegeln vermochten; dazu trat Windstille ein. Am 25. Sept. wogte plötzlich das Meer sehr stark, ohne daß sich die Luft bewegte; diese in den großen Meeren gewöhnliche Erscheinung verscheuchte für einen Augenblick alle Furcht. Alle Erzählungen von einer Empörung der Mannschaft gegen ihren Führer sind in das Bereich der Fabel zu verweisen, da das uns erhaltene Schiffstagebuch des C. nichts hiervon berichtet. Bald wurde der Wind günstiger; Pinzon meinte, daß sie sich, nach der Karte zu urtheilen, in der Nähe der Insel Zipangu befinden müßten, und rief, während C. in Berechnungen vertieft war, vom Hintertheil der Pinta: »Land, Land!« Und in der That erblickte man in SW. in der Entfernung von etwa 25 Meilen einen Streifen, den die ganze Mannschaft und C. selbst für Land hielten. Der Jubel war unaussprechlich. Am Morgen aber war das vermeintliche Land als Wolke verschwunden. Die Muthlosigkeit kehrte nun mit um so größerer Stärke zurück. Als am 2. Okt. das schwimmende Gras von W. nach O. trieb und sich kein Vogel mehr blicken ließ, glaubte man zwischen zwei Inseln durchpassirt zu sein und suchte den Admiral zu bewegen, seinen Lauf zu verändern. C. weigerte sich dessen mit Standhaftigkeit. Am folgenden Tag sah man wieder große Scharen von Vögeln und eine Menge Anzeichen von Land, so daß die Matrosen begierig in das Meer hinaussahen, um das von der Regierung demjenigen, der zuerst Land entdecken würde, ausgesetzte Jahrgeld von 26 Dukaten zu verdienen. C. versprach noch eine Belohnung aus seinen eigenen Mitteln. Aber wieder verliefen Tage, und immer nur die weite, unendliche Wasserwüste. Da endlich schlug selbst Alonso Pinzon C. einen südlichern Lauf vor, aber der Admiral blieb unbeweglich. Der 7. Okt. brachte eine neue Täuschung: das jubelnd begrüßte Land versank abermals in den Wogen. C. bemerkte an diesem Tag große Scharen von Feldvögeln, die nach SW. flogen, und da er bereits 750 Seemeilen zurückgelegt hatte, ohne auf die erwartete Insel Zipangu zu treffen, so stieg zum erstenmal der Gedanke in ihm auf, zu weit nördlich gekommen zu sein, und er entschloß sich am Abend, nach der Richtung zu steuern, wohin die Vögel ihren Flug nahmen. Drei Tage segelten die Schiffe in dieser Richtung, fortwährend durch Anzeichen von Land getäuscht; da erschienen im rechten Augenblick Hoffnungsboten, die nicht täuschen konnten. Der Anblick eines Schilfrohrs, eines kleinen Brets und eines künstlich geschnitzten Stabs verscheuchten allen Trübsinn. Als es zu dunkeln begann, stellte sich C. auf den höchsten Punkt des Hintertheils seines Schiffs und blickte gegen Westen. Um 10 Uhr sah er ein Licht in der Ferne schimmern, verschwinden und noch einige male wieder aufflimmern. Er rief den Bettmeister des Königs herbei und machte ihn darauf aufmerksam. Da gab gegen 2 Uhr morgens ein Kanonenschuß von der Pinta plötzlich das verabredete Signal von entdecktem Land. Ein Matrose, Rodrigo von Triana, hatte es zuerst gesehen; C. aber nahm die Ehre der Entdeckung für sich in Anspruch, weil er das Licht schon früher wahrgenommen. In der Entfernung von zwei Meilen war deutlich ein langer, grauer Streifen zu erkennen; man zog die Segel ein, legte bei und erwartete den Anbruch des Tags. Als die Sonne des 12. Okt. 1492 über das Meer flammte, stand C. im Angesicht der Neuen Welt. Es war die Insel Guanahani, heute Watlingsinsel genannt und nicht Cat-Island, wie Humboldt, oder Mayaguana, wie Varnhagen annimmt.

Es war eine schöne, flache, sich mehrere Meilen weit ausdehnende Insel, die sich, in frischem Grün von zahllosen Bäumen bedeckt, vor dem Auge der Seefahrer ausbreitete. Aus den Wäldern der Insel sah man die völlig nackten Bewohner hervorkommen und die Schiffe mit dem höchsten Erstaunen betrachten. C. ließ Anker werfen, die Boote bemannen und bewaffnen. Er warf sich auf dem Land mit einem Dankgebet nieder und küßte den Boden, zog darauf sein Schwert, ließ die königliche Fahne wehen, nahm von der Insel, die er San Salvadore nannte, im Namen der spanischen Monarchen feierlich Besitz und ließ sich hierauf als Admiral und Vicekönig den Eid des Gehorsams leisten. Die Wilden waren anfangs in ihre Wälder entflohen; als man sie aber nicht verfolgte, näherten sie sich ehrfurchtsvoll den Spaniern, befühlten sie und drückten auf alle Weise ihre Verwunderung aus. Da C. glaubte, nach einer an den äußersten Grenzen Indiens gelegenen Insel gekommen zu sein, so gab er den Eingebornen den bis heute gebräuchlichen

allgemeinen Namen »Indianer«. Den Goldschmuck, den sie in der Nase trugen, gaben sie bereitwillig für Glasperlen her, und C. glaubte auf seine Frage aus ihren Zeichen zu entnehmen, daß dies edle Metall aus dem S. komme, wo ein unermeßlich reicher König wohne. Dieses Land im S. konnte kein anderes sein als Marco Polo's Insel Zipangu. Am Morgen des 14. Okt. untersuchte C. Guanahani, nahm 7 Eingeborne, welche ihm Dolmetscher werden sollten, mit sich und ließ noch an demselben Abend die Anker lichten, um Zipangu aufzusuchen. Bald sah er eine große Menge flacher und fruchtbarer Inseln nach allen Richtungen ausgestreut, und die Indianer gaben ihm zu verstehen, daß sie alle stark bevölkert und mit einander im Krieg seien; er hielt sie für den von Marco Polo beschriebenen Archipel, der aus 7450 Inseln bestehen sollte, und steuerte auf die größte der Inseln zu, deren Bewohner viel goldenen Schmuck tragen sollten. Am 16. Okt. morgens nahm er feierlich Besitz von ihr und nannte sie Santa Maria de la Concepcion (heute Rum-Kay). Eine andere Insel nannte er Fernandina, dieselbe, die jetzt Long Island heißt. Von da nahm er seinen Lauf nach SO., um Saometo (Crooked Island) aufzusuchen, wo ein König und Ueberfluß an Gold und Edelsteinen sein sollten. Er fand wohl die Insel, aber weder einen König, noch Schätze; doch die Schönheit der Insel, die er Isabella benannte, übertraf alles, was er bisher gesehen. Am 24. Okt. ging er wieder unter Segel, und nach dreitägiger Fahrt, während welcher man an einer Inselgruppe (Islas de Arena) vorbeisegelte und die Bahamabank und den Bahamakanal passirte, kam er 28. Okt. nach der Insel Cuba, welche er Juana nannte. C. glaubte in ihr die Insel Zipangu gefunden zu haben, und hoffte auf dem westlichen Theil die goldene Königsstadt zu finden. Er gelangte an eine große, mit Palmen bedeckte Landspitze, die er Palmenvorgebirge nannte, und hinter welcher sich nach der Andeutung der Indianer ein Fluß befinden sollte, von wo aus man noch drei Tagereisen nach dem goldreichen Cubanacan habe. Umsonst suchte man den Fluß, und widrige Winde nöthigten endlich, in einem andern Fluß, den C. Rio de Mares nannte, Anker zu werfen. C. selbst stieg ans Land, fand aber das ersehnte Gold nicht; dagegen erfuhr er, daß der König vier Tagereisen weit im Innern des Landes residire. Er schickte zwei Gesandte, Rodrigo de Jerez und Luis de Torres, ab, um mit demselben ein freundliches Verhältnis anzuknüpfen. Torres, ein getaufter Jude, der Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch verstand, begleitete sie als Dolmetscher. Die Gesandten fanden zu ihrer Enttäuschung einen nackten Häuptling in ärmlicher Hütte, der kein Wort Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch verstand, die Fremdlinge jedoch mit großer Ehrerbietung empfing. Man lernte hier zuerst die Kartoffel und den Tabak kennen. Inzwischen hatte C. neue Kunde von einem Land im O., Babeque, erhalten, wo die Bewohner bei Fackellicht an den Ufern der Flüsse Gold sammeln und dieses dann zu Stangen verarbeiten sollten. Dies zu suchen, ging er 12. Nov. unter Segel, segelte in der Richtung der Küste fort und erreichte 5. Dec. die Ostspitze Cuba's, Punta de Maysi. Auf dieser Fahrt verlor er die Pinta; der habsüchtige Pinzon hatte sich absichtlich vom Admiral getrennt, um vor diesem die Goldentdeckungen zu machen. Am Abend des 6. Dec. liefen die Schiffe in einen auf der Westseite einer neuen gebirgigen Insel gelegenen Hafen ein und segelten am folgenden Tag die nördliche Küste entlang. Da die Thier- und Pflanzenwelt lebhaft an Andalusien erinnerten, nannte C. die Insel Hispaniola. Die Einwohner entflohen überall, doch fand man Spuren von Civilisation und endlich in reizender Lage ein großes, aber von seinen Bewohnern verlassenes Dorf. Am 14. Dec. begann C. seine Nachforschungen nach der Insel Babeque fortzusetzen, ward aber durch widrige Winde abermals bis zum 16. aufgehalten; von mehreren Kaziken erhielt er Kunde von einer im O. liegenden Gegend, Cibao, deren Kazike aus Gold gewirkte Paniere besitzen sollte. Wie wahrscheinlich, daß Cibao mit Zipangu und der dortige Häuptling mit dem von Marco Polo erwähnten reichen König identisch war! C. ging daher 24. Dec. vor Sonnenuntergang unter Segel und steuerte nach O. Wider seine Gewohnheit hatte er sich dem Schlaf überlassen, als das Admiralschiff plötzlich auf eine Sandbank gerieth und C. gezwungen ward, die Gastfreundschaft eines nahe wohnenden Kaziken, Guacanagari, in Anspruch zu nehmen. Hier endlich fand C. den ersehnten Reichthum an Gold, das nach dem Berichte des Kaziken in den Gebirgen an einem Ort, Cibao, in großer Menge vorhanden sein und nur in geringem Werth stehen sollte. Das einfache, ruhige Leben der Eingebornen dieser Insel behagte den Spaniern so, daß viele um die Erlaubnis baten, hier bleiben zu dürfen. So kam C. auf die Idee, hier eine Kolonie zu gründen. Aus dem Wrack des gestrandeten Schiffs entstand in 10 Tagen das Fort La Navidad, das C. mit 39 der Tüchtigsten bemannte. Befehlshaber ward der Oberrichter der Eskadre, Diego de Arana aus Cordova. Am 4. Jan. 1493 ging C. darauf wieder unter Segel, um nach Spanien zurückzukehren. Durch widrigen Wind wurde die Karavelle zwei Tage lang in der Bai eines steilen Vorgebirges (Monte Christi) zurückgehalten und traf dann, kaum wieder unter Segel gegangen, mit der Pinta zusammen, deren Kommandant sein Entweichen zu entschuldigen suchte. C. setzte die Fahrt längs der Küsten von Hispaniola fort und warf endlich in der Bucht von Samana Anker. Die Indianer hatten hier ein wildes Aussehen und kriegerische Haltung, waren bemalt und mit Bögen, Pfeilen, Keulen und Schwertern von furchtbarer Größe bewaffnet; doch traten sie in friedlichen Verkehr mit den Spaniern. Ein kleines Scharmützel abgerechnet, in dem das erste indianische Blut floß, ward der friedliche Verkehr nicht gestört; die Indianer zeigten einen offenen, biedern Charakter, und einige entschlossen sich sogar, C. in seine Heimat zu begleiten. Am 16. Jan. gingen die beiden Karavellen unter Segel und steuerten nach NO., wo die Kariben- und die Amazoneninsel Montinino liegen sollten; doch bewog günstiger Wind C., die Rückreise ungesäumt anzutreten. Der günstige Westwind setzte aber bald in einen heftigen Ostwind um. Zu Anfang des Februar hatte man daher erst die Region der Passatwinde durchschnitten, worauf die Fahrt nun rascher von statten ging. Am 12. Febr. erhob sich ein furchtbarer Sturm, der mit solchem Ungestüm wüthete, daß die Pinta verschlagen wurde. C. suchte den Himmel durch Gelübde zu versöhnen, schrieb die Entdeckung seiner Reise nieder, barg sie versiegelt in ein Faß und gab dieses den Wellen preis. Endlich legte sich allmählich der Sturm, am 15. erscholl der Ruf »Land!«, und am 17. abends

erreichte das Admiralschiff eine Insel der Azoren. C. mußte sehen, wie seine Matrosen hier in einer Kapelle durch eine bewaffnete Schar unter dem Gouverneur der Insel gefangen wurden, und erhielt sie erst nach langwieriger Unterhandlung zurück. Er erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß es, und zwar auf Befehl des Königs von Portugal, eigentlich auf ihn abgesehen gewesen. Nach heftigen Stürmen sah sich C. 4. März in die Nähe des Felsens von Cintra, an der Mündung des Tajo, geschleudert und mußte Rastello gegenüber vor Anker gehen. Er fertigte einen Eilboten an die spanischen Monarchen und zugleich ein Schreiben an den König von Portugal ab mit der Bitte, sich vor Lissabon vor Anker legen zu dürfen. Ein Hofbeamter brachte eine Einladung an den Hof nach Valparaiso. C. wurde hier vom Monarchen glänzend empfangen. Die Höflinge schlugen dem König vor, den Admiral ermorden zu lassen, um jeder weitern Ausbreitung der gemachten Entdeckung vorzubeugen, was jedoch der Monarch mit Entrüstung zurückwies. Ein anderer Vorschlag, sofort eine zahlreiche Eskadre mit zwei portugiesischen Matrosen, welche die Reise mitgemacht, nach den entdeckten Ländern zu schicken, wurde jedoch sogleich ins Werk gesetzt. C. lief um Mittag des 15. März im Hafen von Palos ein, den er vor 7½ Monaten verlassen.

Seine Reise von da nach Barcelona war ein wahrer Triumphzug, und ebenso glänzend der Empfang, der ihn dort erwartete. Die ganze civilisirte Welt war von Erstaunen und Freude über das außerordentliche Ereignis erfüllt, und Spanien holte eiligst die Sanktion des Papstes ein, um sich die Frucht der Entdeckung zu sichern, und traf Vorbereitungen zu einer zweiten Expedition. Man ahnte freilich damals noch keineswegs, daß eine Neue Welt entdeckt sei, sondern glaubte nur, Asien sei auf dem westlichen Wege gefunden worden. Da die Bekehrung der Heiden, wie erklärt worden, der große Zweck dieser Entdeckungen war, so wurden zwölf Geistliche ausgewählt, um die Expedition zu begleiten; einer derselben, Bernardo Boyle, wurde vom Papst zu dessen apostolischem Vikar in der Neuen Welt ernannt und an die Spitze jener Mission gestellt. Alle mit C. geschlossenen Verträge wurden in erweitertem Maß von Ferdinand und Isabella bestätigt. Im Verein mit Juan Rodriguez de Fonseca und Juan de Soria hatte C. bald eine Eskadre von 17 Fahrzeugen jeder Größe zusammengebracht. Viele Glieder des hohen Adels bewarben sich um die Gunst, an der Expedition theilnehmen zu dürfen. Zwistigkeiten zwischen Fonseca und C. legten aber noch vor der Abfahrt den Grund zu der tödtlichen Feindschaft des erstern gegen den Admiral. Am 25. Sept. 1493 segelte die aus 3 großen Lastschiffen und 14 Karavellen bestehende, mit 1500 Mann besetzte Flotte aus der Bai von Cadiz ab. C. hatte jetzt zwei Dämonen an Bord, die den unglücklichen Völkern der Neuen Welt nur Verderben entgegentrugen: religiösen Fanatismus und Goldsucht; aber auch die ersten Hausthiere wurden damals der Neuen Welt zugeführt. Am 1. Okt. gelangte man an die Kanarischen Inseln und ankerte am 5. vor Gomera, um Wasser und Holzbedarf einzunehmen. Bevor C. am 7. wieder unter Segel ging, stellte er dem Befehlshaber jedes Schiffs eine versiegelte Reiseroute nach dem Hafen La Navidad zu, die aber erst dann geöffnet werden sollte, wenn die Schiffe durch irgend einen Zufall von einander getrennt würden. Er selbst steuerte nach SW., weil er die Karibischen Inseln zu entdecken hoffte. Am 3. Nov. morgens zeigte sich am Horizont eine hohe Insel, welche C. Dominica nannte, und allmählich entfaltete sich jene Inselgruppe, die von der Ostspitze von Portorico bis zur Küste von Paria fast einen Halbkreis bildet. Nachdem C. von einigen dieser Inseln, die unbewohnt schienen, Besitz genommen, gelangte er auf eine größere, der er den Namen Guadeloupe gab. C. steuerte darauf längs der Küste von Guadeloupe in nordwestlicher Richtung und warf 14. Nov. bei Agay, von ihm Santa Cruz genannt, Anker, wo die Spanier mit einem mit Indianern gefüllten Canot in ein Gefecht geriethen und diese zu Gefangenen machten. Am 22. gelangte die Eskadre, nach kurzem Aufenthalt auf Portorico, an die östliche Spitze Hispaniola's, und am 25. warf C. in dem Hafen von Monte Christi Anker. Er fand hier Ueberreste menschlicher Leichname, die augenscheinlich die von Weißen waren, und erhielt am 27. abends vor dem Hafen von La Navidad in der Nacht durch ein Canot die Nachricht, daß die spanische Besatzung von La Navidad theils von Krankheiten hinweggerafft worden, theils unter einander in Streit gerathen, theils nach einem andern Theil der Insel gezogen, und daß der Kazike Guacanagari von dem wilden Häuptling der Goldberge von Cibao angefallen, verwundet und sein Dorf verbrannt worden sei. C. schöpfte sogleich Verdacht gegen den Kaziken, zumal er am andern Tag statt des Forts nur eine Brandstätte fand. Von einigen Indianern erfuhr man folgenden Sachverhalt. Die von C. Zurückgelassenen hatten die abscheulichsten Excesse, welche Habsucht und gemeine Sinnlichkeit nur erfinden konnten, begangen. Einige hatte der Golddurst sogar nach Cibao getrieben, wo ein mächtiger und gefürchteter Kazike, Caonabo, von Geburt ein Karibe, herrschte, und hatten durch ihn den Tod gefunden. Caonabo überfiel darauf auch das Fort und brannte es sammt dem Dorf des seine Gäste vertheidigenden Guacanagari nieder. Dennoch ließ sich der Verdacht der Spanier, daß Guacanagari der Urheber des Unglücks gewesen, nicht ganz beschwichtigen. C. lichtete die Anker; ungünstiges Wetter zwang ihn jedoch, in einen zehn Meilen östlich von Monte Christi gelegenen Hafen einzulaufen, dessen Lage für seinen Zweck nichts zu wünschen übrig ließ. Bald erhoben sich die Grundmauern einer christlichen Stadt, der C. den Namen Isabella gab. Nachdem die Schiffe ausgeladen waren, sollte der größte Theil der Flotte nach Spanien zurückgesandt werden. Da C. dieselben gern mit Schätzen beladen hätte, sandte er einen Theil der Mannschaft aus, um das goldreiche Cibao aufzusuchen, und wählte zum Anführer der Unternehmung den durch seine Tollkühnheit berühmten Alonso de Hojeda. Dieser fand auf seiner Expedition wenigstens in den Flüssen Goldsand und schilderte nach seiner Rückkehr die Gegend mit den glänzendsten Farben. C. ließ nun sofort zwölf seiner Schiffe mit dem gefundenen Gold und den vielversprechendsten Aussichten nach Spanien absegeln und dem Monarchen die Bitte um Lebensmittel, Arzneien, Waffen, Kleidungsstücke, Pferde, Handwerksleute und Bergbauer überbringen, wogegen das neue Land Sklaven liefern könne. Am 2. Febr. 1494 stach die Flotte in See. Ein unter der zurückbleibenden Mannschaft, deren Habsucht nicht Schätze genug geboten waren, angezettelter Anschlag, sich der

Schiffe zu bemächtigen und nach Spanien zurückzukehren, wurde von C. zwar vereitelt, war aber der Keim zu jener Erbitterung, die den Admiral fortan verfolgte.

Am 12. März machte sich C. an der Spitze von etwa 50 wohl ausgerüsteten Männern auf, um die Goldberge von Cibao aufzusuchen. Er fand sie wirklich und legte, da der Goldsand der in jenen Gebirgen entspringenden Quellen auf Goldminen deutete, ein Blockhaus an, dem er, zum Andenken an die Ungläubigkeit seiner Mannschaft, den Namen St. Thomas gab. Voll der schönsten Hoffnungen nahm C. den Rückweg nach Isabella, wo infolge des ungewohnten tropischen Klima's Krankheiten unter den Kolonisten wütheten und das Brod zu mangeln begann. Dies und der Umstand, daß C. Edelleute und Matrosen ohne Unterschied zur Arbeit requirirte, versetzte die Mannschaft in den höchsten Mißmuth. Um die Energie derselben zu wecken, sie an die Nahrungsmittel des Landes zu gewöhnen und Caonabo Schrecken vor den europäischen Waffen einzuflößen, sandte der Admiral die in Isabella entbehrliche Mannschaft nach dem Innern der Insel. Er selbst ging, nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit eine Junta ernannt hatte, 24. April mit seiner kleinen Eskadre unter Segel, um, an der Küste Cuba's hinfahrend, nach Kathai und den anderen von Marco Polo beschriebenen Ländern zu gelangen. Als er den Eingebornen Cuba's Gold zeigte, wiesen sie nach Süden. Er steuerte dieser Richtung nach und fand 4. Mai 1494 die Insel Jamaica. Die Indianer widersetzten sich hier anfangs der Landung der Spanier, wurden aber zurückgeschlagen und boten endlich Frieden an. Am 18. Mai erreichte die Eskadre wieder die Insel Cuba und gelangte, die Küste entlang fahrend, an einen Archipel fruchtbarer Koralleninseln, welchen C. »die Gärten der Königin« (Jardines de la Reyna) nannte. Alles bestärkte ihn in der Meinung, daß er sich an der östlichen Küste Asiens befinde. Bald fand er wieder ein weit verzweigtes Insellabyrinth an der Südküste von Cuba. Er steuerte darauf die Küste gegen W. entlang, in der Hoffnung, die Aurea Chersonesus der Alten zu finden; ja, er entwarf schon den Plan, seine Rückreise durch den Meerbusen des Ganges, über Jerusalem, Joppe und das Mittelländische Meer zu machen. Ueberzeugt, daß Cuba festes Land sei, verzichtete er indeß darauf, die Küste weiter zu untersuchen, wandte sich südöstlich, fand die Insel Evangelista (jetzt Fichteninsel), steuerte von da in südlicher Richtung und wollte die nördliche Küste von Jamaica untersuchen, als er sich in eine tiefe Bai eingeschlossen fand. Er kehrte zurück, warf nach großen Mühseligkeiten an der Mündung eines großen Flusses Anker und verkehrte auf freundliche Weise mit den Eingebornen. Bei dem ungünstigen Wind verlor er erst 18. Aug. die Ostspitze von Jamaica aus dem Gesicht und kehrte, nachdem er auch die Südküste Hayti's erforscht, in den Hafen Isabella zurück. Die Beschwerlichkeiten dieser Reise, auf welcher er 32 Tage kein Auge geschlossen, zogen ihm eine gefährliche Krankheit zu. Noch während derselben langte sein Bruder Bartolomeo mit den erbetenen Lebensmitteln aus Spanien an. C. erhob ihn, da er in ihm eine kräftige Stütze für die Zukunft erblickte, zum Adelantado oder Vicegouverneur, worin jedoch König Ferdinand einen Eingriff in seine Autorität erblickte. Unterdeß hatte aber der Kommandant des Hafens Isabella durch Ausschweifungen und Habsucht den Haß der Indianer auf sich geladen; er widersetzte sich sogar offen den Befehlen des Konseilpräsidenten, Don Diego C., und bildete aus den aristokratischen Elementen der Kolonie eine Partei gegen C. und seine Familie, der sich auch der Pater Boyle zugesellte. Mit einem Trupp Mißvergnügter bemächtigte er sich einiger Schiffe und ging nach Spanien unter Segel. Caonabo wagte hierauf, die Festung St. Thomas mit 10,000 Kriegern zu belagern, wurde aber von deren Kommandanten Hojeda zum Abzuge gezwungen. Er stiftete nun einen Bund unter den Kaziken, dem nur der treue Guacanagari seinen Beitritt verweigerte. Colombo's Güte und List gelang zwar die Wiederherstellung der Ruhe, besonders als Hojeda Caonabo in Fesseln eingebracht hatte; indeß litt die Kolonie immer mehr Mangel an Lebensmitteln, und Antonio de Torres mit seinen vier Schiffen voller Vorräthe aller Art konnte zu keiner gelegneren Zeit aus Spanien kommen. Der spanische Monarch lud den Admiral ein, nach Spanien zurückzukehren, um bei der Festsetzung der Grenzlinie zwischen Spanien und Portugal zugegen zu sein. C. wäre dem gern nachgekommen, zumal da er sich von seinen Feinden verleumdet wußte, noch aber fesselte ihn die Krankheit ans Lager; er sandte daher seinen Bruder Diego und belud die Schiffe mit allem Gold, das er auffinden konnte, mit köstlichen Früchten und Pflanzen und 500 indianischen Gefangenen, die, wie er schrieb, in Sevilla als Sklaven verkauft werden könnten. Die Ruhe auf der Insel war aber nicht von Bestand. Den Brüdern Caonabo's gelang es, einen Aufstand der Eingebornen in Masse zu bewirken, an dem nur die Unterthanen Guacanagari's nicht theilnahmen; doch siegten die Feuergewehre, die Pferde und Hunde der Weißen über die dadurch erschreckten Indianer. In kurzer Zeit war nun die Insel unterjocht und den Eingebornen ein schwerer Tribut von Goldstaub auferlegt. Guacanagari theilte das Loos seiner Landsleute: die Spanier vergaßen seine Freundschaft; verzweifelnd floh er ins Gebirge und starb im Elend

Colombo's Feinde waren unterdessen in Spanien thätig gewesen, sein Ansehen zu untergraben; sie schilderten Hispaniola als ein unergiebiges Land und beklagten sich über die tyrannische Verwaltung des Admirals und seiner Brüder. Wirklich beschloß der Monarch, einen zuverlässigen Mann zur Untersuchung der vorgebrachten Beschwerden nach Hispaniola zu senden. Zugleich erlaubte eine Proklamation allen Unterthanen des Königs, sich unter gewissen Beschränkungen auf Hispaniola niederzulassen und Handelsreisen und Entdeckungen in der Neuen Welt zu machen. Alle gegen den Admiral gesponnenen Ränke wurden indeß für diesmal durch die Ankunft der Schiffe des Antonio de Torres, die Gold und Verheißungen brachten, vereitelt, und als Kommissär wurde Juan Aguado, ein Freund Colombo's, gesandt. Aguado, der im Oktober auf Isabella anlangte, benahm sich aber hier mit ungeheurer Anmaßung und nahm offen Partei gegen seinen Freund. C. beschloß daher, zugleich mit demselben zu seiner Vertheidigung nach Spanien zurückzukehren. Schon lagen die Schiffe segelfertig, als ein furchtbarer Sturm drei vor Anker liegende Schiffe verschlang und Aguado's vier Karavellen zertrümmerte. Während C. auf die Wiederherstellung einiger Schiffe wartete, erhielt er die Nachricht von der Entdeckung reicher Goldminen im Innern der Insel;

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

an manchen Stellen hatte man sogar Spuren von alten Gruben bemerkt. Am 10. März ging C. mit zwei Karavellen, auf deren einer sich Aguado befand, unter Segel und lief nach einer drei Monate langen Fahrt im Hafen von Cadiz ein (11. Juni 1496). Der Empfang war diesmal ein kühler. Nur die Monarchen begrüßten ihn zu Burgos mit dem größten Wohlwollen und versprachen ihm die Ausrüstung einer dritten Expedition, die jedoch erst 1498 zu Stande kam, da man die Neue Welt nicht mehr als ein Land der Wunder, sondern des Elends ansah. Den Mangel an Matrosen ersetzte man durch Verbrecher und bevölkerte so die Neue Welt mit dem Auswurf der Menschheit, eine Maßregel, die eine Quelle namenlosen Verderbens für C. und die entdeckten Inseln wurde. Endlich nach allen möglichen Widerwärtigkeiten lagen sechs Schiffe segelfertig.

Am 30. Mai 1498 lief C. zur dritten Entdeckungsreise mit seiner Eskadre aus dem Hafen von San Lucar de Barrameda aus, und zwar nahm er diesmal eine mehr südliche Richtung, weil er in der Nähe des Aequators eine größere Menge edeln Metalls zu finden hoffte. Auf der Höhe der Insel Ferro theilte er seine Eskadre; drei seiner Schiffe sollten geraden Wegs nach Hispaniola segeln und die dort erwartete Hülfe bringen, mit den übrigen setzte er seinen Weg gegen SW fort. Nach einem südwestlichen Kurs von 120 Meilen befand er sich 13. Juli in der Region der »stillen Breite«. Die Mannschaft litt furchtbar von Hitze und Mangel an Wasser und Lebensmitteln. C. steuerte nach W. in der Hoffnung, bald Land zu erreichen; am 31. Juli, in der höchsten Noth, entdeckte man Land, dem C. einem Gelübde gemäß den Namen St. Trinidad gab. Während er 1. Aug. die Ufer der Insel beschiffte, erblickte er Land im S., das sich auf mehr denn 20 Meilen erstreckte, ahnte aber nicht, daß es die Küste des Festlandes von Amerika war. Die Indianer nannten ihr Land Paria. C. erhielt von ihnen bereitwillig Gold geringern Gehalts und Perlen. In der Ueberzeugung, daß die Küste von Paria eine Insel bilde, steuerte C. 10. Aug. in westlicher Richtung am Ufer hin, um an den Ort zu kommen, der nach der Aussage der Indianer Perlen in Ueberfluß enthalten sollte. Bald aber war das Wasser seicht, und C. sah sich genöthigt, nordwärts eine Durchfahrt aufzusuchen. Mit Mühe kam er durch eine gefährliche Enge, welche er Drachenschlund nannte, steuerte westwärts und entdeckte unter anderen die Inseln Margarita und Cubagua, die später durch ihre Perlenfischerei berühmt wurden. Er tauschte hier eine große Zahl Perlen gegen Porzellanscherben, Schellen u. dgl. ein, mußte aber wegen eines Augenübels die fernere Untersuchung aufgeben und nach Hispaniola steuern.

Hier hatte sich inzwischen so manches verändert. Kaum waren neu entstandene Unruhen unter den Eingebornen beigelegt, als in der Kolonie selbst eine Verschwörung ausbrach, an deren Spitze ein gewisser Roldan stand, den C. emporgehoben. Gehorchte man dem Admiral selbst, als einem Fremden, nur mit Widerstreben, so geschah dies noch mehr in Beziehung auf seine Brüder, die man als verdienstlose Eindringlinge betrachtete. Der Aufstand Roldans veranlaßte zugleich einen andern des Kaziken Guarionex, der jedoch durch die Mäßigung und die klugen Maßregeln des Adelantado zu einem versöhnenden Ende gebracht wurde. Roldan hatte sich mit seinen Haufen in das schöne Jaragua geworfen, wo er die schändlichsten Greuel ausübte. Mit ihm hatte ein Theil der in den drei Karavellen, die C. nach Hispaniola vorausgesandt, angekommenen Verbrecher gemeinschaftliche Sache gemacht. C. vernahm die Berichte von diesen Ereignissen mit der größten Besorgnis für die ganze Kolonie. Unterm 12. Sept. gestattete er in einer Proklamation allen Unzufriedenen die Rückkehr nach Spanien auf fünf bereit liegenden Schiffen. Dessenungeachtet zogen sich die Wolken immer drohender über ihm zusammen. Roldans Frechheit errang neue Vortheile, eine Reihe von Verschwörungen verheerte die unglückliche Insel, die Minen blieben unbebaut, und die Kolonie sank immer tiefer. Colombo's Feinde versäumten nicht, diese Zustände dem Admiral zur Last zu legen. Man gab ihm sogar Schuld, sich zum Herrscher der entdeckten Länder erklären und alle Indianer zu Sklaven machen zu wollen, was namentlich Isabella, die bisher eine warme Beschützerin Colombo's gewesen, mit Entrüstung erfüllte. In der Person Francisco's de Bobadilla wurde ein Bevollmächtigter nach Hispaniola gesandt, der die dortigen Angelegenheiten untersuchen und nöthigenfalls den Admiral seiner Würde entsetzen sollte. Er langte 23. Aug. 1500 mit zwei Karavellen und 25 Soldaten auf Hispaniola an, trat sogleich mit der größten Anmaßung auf, erklärte C. für schuldig und entsetzte ihn seiner Würde, ehe er noch eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, geschweige seine Vertheidigung gehört hatte. Um seiner Popularität noch größeres Ansehen zu verschaffen, ertheilte er gegen Abgabe des elften Theils, statt wie bisher des dritten, für 20 Jahre die Erlaubnis, Gold zu suchen. C. hielt diese Aufführung für Usurpation irgend eines Abenteurers und begab sich, um dem Schauplatz näher zu sein, nach Banao, erhielt aber hier nur die Bestätigung der Ernennung Bobadilla's zum Generalgouverneur der Insel. C. beugte sich unter den Willen seiner Monarchen und leistete der Aufforderung Bobadilla's, unverzüglich vor ihm zu erscheinen, gehorsam Folge. Die Aussagen der Rebellen gegen den Admiral galten als Beweise, und die Kolonisten brachten, um dem neuen Gouverneur zu schmeicheln, alle möglichen Aussagen gegen ihn vor. Bobadilla gab Befehl, ihn in Ketten zu legen und im Fort zu verwahren. Noch war aber der Adelantado, der gerade mit Verfolgung der Rebellen beschäftigt war, Gegenstand von Bobadilla's Besorgnis; er ließ daher C. auffordern, an seinen Bruder zu schreiben und ihn zu bewegen, sich friedlich nach San Domingo zu verfügen, welches Verlangen C. auch erfüllte. Der Adelantado gehorchte und ward zu San Domingo ebenfalls in Ketten gelegt und auf eine Karavelle gebracht. Den Brüdern war alle Gemeinschaft untersagt und nicht einmal die Ursache ihrer Gefangenschaft eröffnet; niemand durfte sie besuchen. Außer den gemeinen Anklagen, daß C. nutzlose öffentliche Arbeiten angeordnet, die Spanier zu grausamen Strafen verurtheilt und ungerechte Kriege gegen die Eingebornen unternommen habe, beschuldigte man ihn hauptsächlich, sich der Bekehrung der letzteren widersetzt zu haben, um sie als Sklaven nach Spanien senden zu können; ferner sollte er Perlen und andere kostbare Gegenstände unterschlagen und die Monarchen über die Natur der gemachten Entdeckungen in Ungewißheit gelassen haben, um sich den Gewinn anzueignen. Auf diese zum Theil erkauften Zeugenaussagen hin

beschloß Bobadilla, den Admiral und seine Brüder auf den eben segelfertigen Schiffen mit den Untersuchungsakten nach Spanien zu senden. Gefesselt, unter dem Hohngeschrei seiner Feinde, wurde C. an Bord gebracht. Er drückte seine Ketten wie einen Schmuck an seine Brust und duldete nicht, daß sie der mitleidige Schiffskapitän abnahm. Anfangs Oktober lichteten die Karavellen die Anker. Das Aufsehen, das Colombo's Ankunft in Spanien machte, war ganz verschieden von dem, welches seine Feinde erwartet hatten. Dieselbe Volksklasse, die noch vor kurzem das wahnsinnige Geschrei gegen C. erhoben, eiferte nun mit derselben Heftigkeit gegen die unwürdige Behandlung, die der Entdecker einer Neuen Welt erfuhr Durch einen Brief des Gefangenen an die Amme des Prinzen Johann erfuhren die Monarchen, wie schändlich Bobadilla seine Vollmachten mißbraucht hatte, und noch vor der Ankunft der Untersuchungsakten gaben sie Befehl, die Gefangenen augenblicklich in Freiheit zu setzen und sie mit der größten Auszeichnung zu behandeln. Zugleich erließen sie an C. ein in den ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben, in dem sie ihm ihr Bedauern über alles, was er erlitten, bezeugten und ihn an den Hof einluden; auch ließen sie ihm 2000 Dukaten auszahlen, damit er seinem Range gemäß erscheinen könne. C. erschien 17. Dec. mit zahlreichem Gefolge bei Hof und ward mit Auszeichnung empfangen. Die Souveräne leugneten alle Mitschuld an Bobadilla's Verfahren und versprachen dessen Entsetzung. Colombo's heißer Wunsch, in seine Würden wieder eingesetzt zu werden und im Triumph nach Hispaniola zurückzukehren, blieb indeß unerfüllt.

Die von den Monarchen 1495 gegebene Bewilligung, Entdeckungsreisen zu unternehmen, hatte mehrere von Privaten, namentlich Seeleuten Colombo's, unternommene Expeditionen zur Folge gehabt, welche die Regierung als ein Mittel ansah, ihre Besitzungen ohne Kosten zu vermehren. Unter anderen drang Pañez Pinzon mit großer Kühnheit auf dem von C. gefundenen Weg vor, entdeckte die Küste des heutigen Brasilien und erhielt Erlaubnis, die von ihm entdeckten Länder zu kolonisiren und zu gouverniren; ein anderer Palosaner entdeckte eine noch größere Strecke des amerikanischen Festlandes, und auch andere Nationen, vor allen die Portugiesen, bauten auf dem von C. gelegten Grund fort. Ein Portugiese, Cabral, hatte durch Zufall das amerikanische Festland entdeckt und im Namen Portugals davon Besitz genommen. Dies weckte die Eifersucht Ferdinands. Um sich den Besitz des neuen Kontinents zu sichern, beabsichtigte er auf den wichtigsten Punkten desselben eigene Gouvernements zu errichten, die dem Generalgouvernement von San Domingo untergeben sein sollten. Mit letzterem aber C., den bloßen Unterthanen, zu bekleiden, litt sein Stolz nicht; auch war er nicht gesonnen, Würden und königliche Vorrechte für Dienste zu verleihen, die andere ihm unentgeltlich anboten. Er hielt daher den entbehrlich gewordenen C. mit trügerischen Hoffnungen hin. Um Bobadilla seine mißbrauchte Gewalt zu entreißen und Hispaniola seine Ruhe wieder zu geben, entsandte er Nicolas de Ovando, Kommandeur von Larez, 13. Febr. 1502 mit ausgedehnten Vollmachten und großem Gefolge.

Colombo's Gedanken gehörten jedoch auch in Granada, wo er neun Monate verweilte, der Neuen Welt an. Nach seinen Beobachtungen auf der Reise nach Paria schien sich die Küste in die Ferne gegen Abend hin auszudehnen. Die mittägige Küste von Cuba, die er für einen Theil des asiatischen Kontinents hielt, dehnte sich nach derselben Richtung hin aus, und die Strömungen des Karibischen Meers mußten zwischen diesen Ländern durchgehen; er war daher überzeugt, daß eine Meerenge mit dem Indischen Meer in Verbindung stehen müsse. Konnte er jene entdecken, so war seinem Werk die Krone aufgesetzt. Die Monarchen hörten diesen Plan mit Aufmerksamkeit an und ermächtigten C., auf der Stelle eine Eskadre auszurüsten. Im Sommer 1501 verfügte er sich daher nach Sevilla, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Ferdinand war so Colombo's Reklamationen überhoben und verwerthete zugleich dessen Talente auf die nützlichste Weise. Die Ränke Fonseca's verzögerten jedoch die Abreise, und Colombo's Bitte, im Vorbeischiffen auf Hispaniola landen zu dürfen, ward von den Souveränen abgeschlagen, dagegen ihm bewilligt, bei seiner Rückreise auf der Insel zu verweilen. Sein Bruder, der Adelantado, sein Sohn Fernando sowie zwei bis drei Personen, die das Arabische verstanden und ihm in den Besitzungen des Großchans oder anderer orientalischen Fürsten als Dolmetscher dienen sollten, wurden ihm mitgegeben. C. traf vor seiner Abreise alle Maßregeln, seinen Ruhm und die Rechte seiner Familie zu sichern, indem er sie unter den Schutz des Vaterlands stellte. Er ließ doppelte Abschriften von allen Briefen, Konzessionen und Privilegien, die er von den spanischen Monarchen in Händen hatte, ausfertigen, durch die Alkalden von Sevilla legalisiren und legte sie bei seinen vertrauten Freunden mit der Bitte nieder, seinem Sohn Diego Nachricht darüber zu ertheilen. Am 9. Mai 1502 lief C. mit 4 Karavellen und 150 Personen an deren Bord zu seiner vierten Entdeckungsreise von Cadiz aus und langte 15. Juni an Mantinino (Martinique) an. Der Zustand einer seiner Karavellen bewog ihn, seinen Lauf nach Hispaniola zu nehmen, um hier das schadhafte Fahrzeug gegen eine der unter Ovando nach der Insel gekommenen Karavellen auszutauschen. Er bat daher um Erlaubnis, in den Hafen einlaufen zu dürfen, um sich gegen den bevorstehenden heftigen Orkan zu schützen, indem er die segelfertige Flotte, die Bobadilla an Bord hatte, zugleich warnte, in See zu stechen. Ovando schlug ihm jedoch seine Bitte ab, und seine Befürchtung hinsichtlich des Sturms ward nicht beachtet, doch nur zu sehr gerechtfertigt; ein wüthender Orkan überraschte die Flotte und verschlang das Schiff, auf dem sich Bobadilla, Roldan und Colombo's abgesagteste Feinde befanden. C. selbst hatte wenig Verlust erlitten und blieb nur einige Tage im Hafen Hermoso, um seine Schiffe auszubessern. Er segelte nun in südwestlicher Richtung und entdeckte das Kap Gracias a Dios an der Küste von Honduras. Längs der Küste hinsegelnd, legte er 25. Sept. zwischen einer kleinen Insel, die er wegen ihrer entzückenden Lage »den Garten« nannte, und dem Festland vor Anker; gerade vor ihm in einiger Entfernung lag ein indianisches Dorf, Cariari, dessen Einwohner ihm freundlich entgegen kamen. Am 5. Okt. lichtete er die Anker, steuerte die sogen. »reiche Küste« (Costarica) entlang und warf endlich Anker in einer großen Bai, welche die Eingebornen Carabaro nannten, und deren Umgegend reich an Gold sein sollte. Wirklich trugen die Indianer reichen Goldschmuck, doch verließ er 12. Okt. die

Bai wieder und steuerte die Küste entlang. Ueberall fand er die reichsten Zieraten von Gold. Von den Indianern glaubte er zu vernehmen, daß es im Innern des Landes eine kultivirte Nation gebe, die sich des Goldes zur Verfertigung der alltäglichsten Dinge bediene, weshalb er sich entschloß, weiter vorzudringen. Nachdem er mehrere kleine Inseln entdeckt, gab er den ursprünglichen Plan seiner Unternehmung auf, an ihrem Erfolg verzweifelnd, und beschloß, die Goldminen an der Küste von Veragua aufzusuchen. Am 5. Dec. ging er von dem Hafen El Retrete aus unter Segel, nahm wieder die Richtung nach W. und legte sich in einem Strom des Veragualandes vor Anker. Der Kazike Quibian zeigte dem Adelantado von einem Berg aus die Gegend, wo die Goldminen liegen sollten. Nachdem C., an der Küste Mittelamerika's hinfahrend, bis zum Isthmus von Panama gelangt und Kolonisationspläne durch die Feindseligkeit der Indianer daselbst vereitelt worden waren, lenkte er in den letzten Tagen des April 1503 von der Küste von Veragua ab, erreichte 1. Mai die nördliche Spitze des Festlandes, befand sich 30. Mai mitten in den »Gärten der Königin« und legte sich bei einer dieser Inseln vor Anker, um der ermatteten Mannschaft Erholung zu gönnen. Nach Verlauf von 6 Tagen ging er wieder unter Segel und richtete seinen Lauf östlich gegen Hispaniola, sah sich aber an der Insel Jamaica genöthigt, seine Schiffe stranden zu lassen. Die Bewohner der Insel lieferten freigebig, was die Spanier an Lebensmitteln bedurften. Um wieder von der Insel wegzukommen, sandte C. den kühnen Diego Mendez auf einem Indianerboot zu dem Gouverneur von San Domingo, um ihm seine Lage zu melden und ihn um ein Schiff bitten zu lassen; doch gerieth jener, noch bevor er die hohe See erreicht hatte, mit seinen Gefährten in die Gefangenschaft der Indianer, und Mendez allein gelang es, zu entkommen und zum Admiral zurückzukehren. Nichtsdestoweniger wagte derselbe einen zweiten Versuch und erreichte nach langer, gefahrvoller Reise Hispaniola. Inzwischen benutzten zwei Officiere der Eskadre Colombo's, Francisco und Diego de Porras, die Mißstimmung der Matrosen und ein Krankenlager des Admirals, 2. Jan. 1504 eine offene Meuterei anzustiften. Die Mehrzahl der Mannschaft bemächtigte sich der angekauften Canots und gedachte mit ihnen nach Hispaniola zu entkommen. Ungünstige Witterung hielt sie aber an der Küste zurück, und sie trieben sich als Banditen im Land umher. C. litt mit der kleinen Schar seiner Getreuen inzwischen Mangel an Lebensmitteln, denn die Lieferungen der Indianer wurden immer seltener. In dieser Bedrängnis griff C. zu einer List, indem er eine eben eintretende Mondfinsternis den entsetzten Indianern als eine Strafe des Himmels für sie schilderte, und wirklich erhielt er von da an Lebensmittel im Ueberfluß. Eben drohte eine neue Empörung auszubrechen, als eine Schaluppe Antwort von Hispaniola brachte. Ovando bedauerte, jetzt kein Schiff zu haben, das groß genug sei, C. und seine Mannschaft zurückzuführen, versprach aber, in kurzer Zeit ein solches zu senden. C. fühlte sich schmerzlich getäuscht, antwortete aber nichtsdestoweniger dem Gouverneur freundlich und erheuchelte gegen die Mannschaft Hoffnung auf baldige Ankunft der versprochenen Hülfe. Ein Versuch Colombo's, die Rebellenbande der Brüder Porras auf gütlichem Weg zur Pflicht zurückzuführen, scheiterte, und Colombo's Bruder mußte die Porras mit Waffengewalt gefangen nehmen. Am folgenden Morgen baten die Rebellen in einer Bittschrift um Verzeihung, die C. großmüthig gewährte. Endlich nach einem Jahr erschienen zwei Fahrzeuge, das eine von dem getreuen Diego Mendez auf Kosten des Admirals gemietet, das andere von Ovando, den die öffentliche Stimme endlich hierzu gezwungen, ausgerüstet. Am 13. Aug. 1504 landete C. im Hafen von San Domingo und wurde hier mit der ausgezeichnetsten Achtung empfangen; sein Unglück hatte auch seine Feinde ausgesöhnt. C. sah bald, wie übel Ovando gewirtschaftet; seine eigenen Angelegenheiten fand er in der größten Verwirrung, und es konnten daher Mißhelligkeiten zwischen dem Gouverneur und C. nicht ausbleiben. Dies bestimmte letztern, seine Abreise von der Insel zu beschleunigen. Am 12. Sept. ging er unter Segel, und die Neue Welt entschwand für immer seinen Augen. Fortwährend von Stürmen beunruhigt, ging er endlich 25. Nov. im Hafen von San Lucar von Anker und begab sich von da nach Sevilla, um daselbst seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen.

Auch in Spanien fand C. seine Angelegenheiten in Unordnung. Von der Zeit an, als er in Ketten nach Spanien gesandt worden, waren Renten und Zinsen nie richtig erhoben worden, und was er von dem auf Hispaniola für ihn Bestimmten hatte aufbringen können, war auf der Rückreise aufgegangen; ja, die Krone schuldete ihm noch einen Theil dieser Summe. Er verlangte, daß der König Ovando den Befehl gebe, ihm die rückständigen Summen ohne Aufschub zu bezahlen, und drang auf die Bezahlung des seinen Seeleuten ausgesetzten Soldes sowie auf seine Wiedereinsetzung in seine Stellen und Würden. Die unbestimmten Antworten raubten ihm die Energie seines Geistes; sein körperlicher Zustand hinderte ihn, seine Sache bei Hofe selbst zu führen, und der Tod Isabella's entriß ihm endlich die einzige Freundin, auf die er noch vertrauen durfte. Ferdinand hatte Colombo's Dienste vergessen und fand seine standhaften Reklamationen sogar anmaßend. Als sich C. im Mai 1505 dem Hofe zu Segovia vorstellte, empfing ihn zwar der König mit vielen Antheilsbezeigungen, aber mit kalter Höflichkeit. Dazu litt C. beständig an der Gicht und erfuhr mit Schmerzen, mit welcher Grausamkeit die Spanier in der von ihm entdeckten Welt die Indianer hinschlachteten. Noch einmal belebte Colombo's Brust die Hoffnung, als Philipp und Johanna den kastilischen Thron bestiegen, und er sprach in einem Schreiben an dieselben die Hoffnung aus, ihnen noch Dienste zu leisten, gegen welche die vergangenen nichts sein würden. Es war das letzte Aufflammen des feurigen, unermüdlichen Geistes. Nachdem C. durch ein Testament die Pflicht gegen seine Angehörigen erfüllt, starb er am Himmelfahrtstag, 21. Mai 1506. Sein Leichnam ward in dem Kloster des heil. Franciskus beigesetzt, und die Exequien wurden mit großer Feierlichkeit in der Parochialkirche Santa Maria la Antiqua zu Valladolid begangen. Im Jahr 1513 wurden seine Ueberreste nach dem Kartäuserkloster de las Cuevas in Sevilla, später nach Hispaniola gebracht und dort in der Hauptkapelle der Kathedrale von San Domingo beigesetzt, bis sie endlich 1796 in der Kathedrale zu Havana eine bleibende Ruhestätte fanden. Ferdinand erkannte C. nach seinem Tode die vorenthaltenen Würden zu und befahl, seinem Andenken ein Monument mit

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

der Inschrift zu errichten: »A Castilla y á Leon Nuevo Mundo dio Colon« (Für Kastilien und Leon entdeckte die Neue Welt Colon). C. war von hohem, schlankem Wuchs, von edler, würdevoller Haltung, sein ganzes Aeußeres imponirend. Von der Natur mit reizbarem Temperament ausgestattet, vermochte er sich doch zu beherrschen. Sein edler Ehrgeiz erhob ihn über die niedrigen Kabalen, deren Opfer er wurde. Wie man zuvor den Schwärmer verlacht hatte, der an den Höfen um die Gunst bettelte, eine neue Welt verschenken zu dürfen, so suchte man später sein Verdienst zu schmälern. C. starb, ohne die Tragweite seiner Entdeckung kennen gelernt zu haben; er meinte, daß durch ihn nur eine neue Handelsstraße zu alten Ländern geöffnet sei. Das Tagebuch der ersten Reise, von C. selbst geschrieben, das nicht selten mit dichterischem Aufschwung die interessantesten Schilderungen von Land und Volk gibt, gaben heraus: Navarrete in seinen »Viages de los Espannolos« (Madr. 1525—26, 2 Bde.; französisch mit Anmerkungen von Rémusat, Balbi, Cuvier u. a. in dem Werk: »Rélations des quatre voyages entrepris par Colomb suivies de diverses lettres et pièces inédites, etc.«, Par. 1828, 3 Bde.). Vgl. Bossi, Vita di C. (Mail. 1818; französisch, Par. 1824); Spotorno, C. und seine Entdeckungen (deutsch Leipz. 1825); W. Irving, Life and voyages of Columbus (Lond. 1828, 4 Bde.; neue Ausg. 1866; deutsch von Meyer, 2. Aufl., Frankf. 1832, von Ungewitter, das. 1828—29); Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie etc. (Par. 1834—35; deutsch von Ideler, neue Ausg. Berl. 1852, 3 Bde.); Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen (Stuttg. 1858); Helps, The life of Columbus (Lond. 1869); Ortega y Frias, Vida y viajes de C. C. (Madr. 1874, 4 Bde.). Eine »Raccolta completa« der Schriften des C. lieferte Torre (1864). Colombo's Leben gab vielfach Stoff zu poetischen Darstellungen; dramatisch bearbeitet wurde es unter anderen von Fr. Rückert (Frankf. 1845).

Der ältere Bruder des Entdeckers, Bartolomeo, ebenfalls Seemann, verließ noch vor jenem sein Vaterland und erlangte in Lissabon als Kosmograph und Seekartenzeichner einen gewissen Ruf. Im Begriff, nach England zu reisen, um Heinrich VII. für des Bruders Unternehmen zu gewinnen, fiel er Seeräubern in die Hände, erhielt erst nach einigen Jahren seine Freiheit wieder und kam fast als Bettler in England an. Seine Bemühungen am englischen Hof blieben aber fruchtlos; auf seiner Rückreise nach Spanien erfuhr er von den von seinem Bruder bereits gemachten Entdeckungen. In Spanien geadelt, folgte er dem Admiral, der seine zweite Reise eben angetreten, nach Westindien, traf mit ihm auf Hispaniola zusammen und ward zu dessen Adelantado ernannt. Nach seines Bruders Abreise gründete er die Stadt San Domingo, machte sich jedoch durch seine Strenge den Spaniern verhaßt. Die ausgezeichneten Dienste, die er in den verschiedenen Aufständen seinem Bruder leistete, sind oben erwähnt. Wie dieser, ward auch er in Ketten nach Spanien zurückgebracht, hier aber befreit und war auch ferner, besonders auf Jamaica, eine bedeutende Stütze des Admirals. Sein Lohn seitens des spanischen Hofs war die kleine Insel Mona zwischen Hayti und Portorico und die Direktion der Bergwerke auf Cuba. Auch er war ein vollendeter Seemann, kräftig und durchdringend von Verstand, wie der Admiral, doch weniger Enthusiast. Er starb auf Hispaniola 12. Aug. 1514, gerade als man ihm die Ansiedelung Veragua zugedacht hatte. — Der zweite Bruder, Giacomo (span. Diego), ward nach der Entdeckung Amerika's ebenfalls geadelt und Gouverneur und Präsident des Raths von Kastilien.

Der älteste Sohn des Entdeckers, Don Diego, geb. um 1480, folgte seinem Vater in der Würde eines Admirals von Indien und erhielt den Besitz der Landschaft Veragua mit dem Titel eines Herzogs von Veragua und Markgrafen von Jamaica, nebst der Grandeza. Er starb 23. Febr. 1526 in Montalban. — Don Fernando, ein unehelicher Sohn Christoforo's von der Beatrix Enriquez aus Cordova, geb. 27. Sept. 1488, begleitete den Vater auf seiner letzten Reise, trat dann in den geistlichen Stand, bereiste Europa, um Bibliotheken zu sammeln, und starb 12. Juli 1539 auf seinem Landsitz bei Sevilla. Seine gegen 12,000 Bände starke Bibliothek (Biblioteca Colombina) hinterließ er der Domkirche zu Sevilla. Er schrieb das Leben seines Vaters (ital. von Alf. Ulloyo, Veneb 1571, neue Aufl. 1614; franz. von Cotolendi, Par. 1681). — Don Luis, Marqueſe Colon, Herzog von Veragua, Sohn Diego's, geb. 1520, erhielt statt des Herzogthums Veragua die Stadt la Vega auf Jamaica mit einem weitläufigen Gebiet als Herzogthum und jährlich 10,000 Golddublonen statt des C. versprochenen Zehntels aller Erzeugnisse Indiens. Er starb 1572. Mit seinem Neffen und Erben, Diego, starb 1576 die männliche Linie der Familie Colombo's aus. Vgl. Harrisse, Les Colombo de France et d'Italie, fameux marins du XV. siècle (Par. 1874).

Colon, angenommener Name des Christoforo Colombo in Spanien, um sich von den Nebenlinien seines Hauses zu unterscheiden.

Colon (Mont C., spr. mong kolóng), das Haupt einer der vier Hauptgruppen der Walliser Alpen (3644 Meter), umlagert von verschiedenen Felshörnern und von Firnmulden, von welchen sich beträchtliche Eisströme zu Thale senken: der Glacier d'Arolla in das Val d'Arolla, d. i. das eine der beiden Quellthäler des Val d'Hérens, der Glacier d'Otemma und der Glacier de Breney in das Val de Bagnes. In einem der Ausläufer ragt der Mont Pleureur auf, der den bösartigen Glacier de Gétroz (s. d.) trägt. Die Gruppe des Mont C. ist eins der Lieblingsgebiete kühner Bergsteiger geworden, hat aber erst seit kurzem diese Zuneigung erlangt. Am 11. Aug. 1861 erstieg der Engländer J. W. Jacomb den Mont Gélé; dann folgte (1865) die Eroberung der Ruinette (durch den Gletscherfahrer Whymper, 6. Juli), des Pigne d'Arobla (Moore und H. Walker, 9. Juli), der Pointe de Rosa Blanche und des Mont Blanc de Seillon (Weilenmann, 10. und 11. Sept.), 1866 diejenige des Montfort, des Mont Pleureur und der Serpentine (E. Hoffmann, 11., 13. und 16. Juli), des Gipfels La Salle (Isler, 27. Aug.), des Bec Epicoun und der Pointe d'Otemma (J. J. Weilenmann, 21. und 23. Juli), 31. Juli 1867 die Ersteigung des Mont C. selbst (durch den Engländer C. J. Foster) und die der Sengla, der Oulie Cecca und des Gipfels l'Evêque (Dr. Baltzer, 22. und 31 Juli, 5. Aug.).

Colonel (franz., spr. -nell), Oberst; C.-Lieutenant (spr. -ljöt'näng), bis zur französischen Revolution Kommandeur eines Regiments, dessen Chef ein Prinz oder eine andere hohe Person war; Lieutenant-C., Oberstleutnant, Officiergrad unter dem C.; C.-Général, ehemals Generaloberst der franz.

Infanterie und Kavallerie (bloßer Ehrentitel); C.-Major, dritter Rang der Stabsofficiere des Pariser Invalidenhauses. In deutschen Buchdruckereien ist C. (k.) Name einer Schriftgattung zwischen Petit und Nonpareille.

Colonia (lat.), ſ. Kolonie.

Colonia (C. del ſantiſſimo Sacramento), Departementshauptſtadt im ſüdamerikan. Freiſtaat Uruguay, an der Vereinigung des Rio Uruguay mit dem La Plata, die älteſte Anſiedelung im Staat (1680 als Militärkolonie gegründet) und im 17. und 18. Jahrh. ein kommerciell wie militäriſch wichtiger Platz, jetzt ein armſeliger Ort mit verfallenen Feſtungswerken und kaum 1000 Einw. Der Hafen von C. iſt einer der ſicherſten der Republik und verſpricht jetzt auch der Stadt wieder einige Bedeutung zu verſchaffen.

Colonia Agrippina, Stadt in Gallia belgica, das heutige Köln (ſ. d.).

Colōni dominici (Coloni fiscales, lat.), früher diejenigen frohnpflichtigen Unterthanen, denen die Beſtellung der Kammergüterfelder oblag.

Colōni ecclesiarum (lat.), Bauern, welche zur Beſtellung der Kirchenäcker verpflichtet ſind.

Colonna, Michel Angelo, ital. Maler, geboren um 1600 zu Ravenna, Schüler Caprera's zu Como und Gabriel Ferrantini's zu Bologna, Nachahmer Dentone's, erlangte bald als Wandmaler ſowohl im Architektoniſchen, als im Figurenfach großen Ruf. Später arbeitete er an verſchiedenen Höfen, namentlich in Spanien unter Philipp IV. Vortreffliche Werke von C. finden ſich noch zu Bologna in Kirchen, Sälen ꝛc. und im Palaſt Pitti zu Florenz. Crespi erklärte ihn für den beſten Freskomaler Bologna's. C. ſtarb zu Bologna 1687. Sein ſelbſt gemaltes Bildnis ſtach Gregori.

Colonna, alte Adelsfamilie im Kirchenſtaat, welche ihren Namen von dem gleichnamigen, 4 Meilen von Rom entfernten Flecken führt und das ganze Mittelalter hindurch durch ihre großen Beſitzungen, unter denen vornehmlich die Stadt Paleſtrina zu nennen iſt, und die große Schar ihrer Klienten auf die Angelegenheiten des Kirchenſtaats und auf die Papſtwahlen einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. In den Kämpfen zwiſchen Kaiſer und Papſt ſtanden die C. meiſt auf Seiten der Ghibellinen. Der Palaſt C. in Rom, am Fuß des Quirinals, iſt berühmt durch ſeine reichen Kunſtſchätze und ſeine prachtvolle, 160 Fuß lange und 36 Fuß breite Gallerie, welche zu den herrlichſten Gärten führt. Aus der Familie der C. ſind außer dem Papſt Martin V. (ſ. d.) viele Kardinäle, Feldherren, Staatsmänner, Gelehrte und Schriftſteller hervorgegangen (vgl. Coppi, Memorie Colonnesi, Rom 1855); beſonders nennenswerth ſind:

1) Stefano, röm. Senator, geboren in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., floh vor Papſt Bonifacius VIII. nach Frankreich und betrieb 1303 deſſen Gefangennahme durch franzöſiſche Waffen. Vor Ludwig dem Bayer mußte er 1327 als Anhänger des Papſtes Johann XXII. in Avignon Zuflucht ſuchen. Bei den Unruhen des Cola Rienzi ſtand C. an der Spitze des demſelben feindlichen Adels und verlor in dieſen Kämpfen das Leben.

2) Sciarra, des vorigen Bruder, Befehlshaber von Paleſtrina unter Bonifacius VIII., entfloh, von dieſem belagert, wurde bei Anzo von Seeräubern ergriffen und an die Ruderbank geſchmiedet. In Marſeille losgekauft, kehrte er mit ſeinem Bruder Stefano und dem Franzoſen Nogaret 1303 zurück, öffnete ſich durch Beſtechung die Stadt Anagni und nahm Bonifacius gefangen. Im Jahr 1327 öffnete er Kaiſer Ludwig dem Bayer die Thore der Hauptſtadt und überreichte letzterem in der Peterskirche 17. Jan. 1328 das Diadem, weshalb er über der ſilbernen Säule ſeines Wappenſchildes eine goldene Krone führen durfte. Ein Verſuch, Johann XXII. zu entthronen, mißlang; C. ward aus Rom vertrieben und ſtarb im Exil.

3) Proſpero, päpſtlicher Feldherr, geb. 1452, der berühmteſte ſeines Geſchlechts, kämpfte eine Zeitlang für Karl VIII. von Frankreich bei deſſen Einfall in Italien 1495, trat aber dann zu den Spaniern über und half dem ſpaniſchen General Gonſalvo de Cordova die Franzoſen aus Italien vertreiben. In den folgenden italieniſchen Kriegen war der Sieg bei Vicenza und der Einfall der Schweizer in Piemont ſein Werk. Im Jahr 1515 von den Franzoſen gefangen, löſte er ſich mit 350 Pfd. Gold, befehligte dann das geſammte Heer der Verbündeten und entriß den Franzoſen Italien. Das neue franzöſiſche Heer unter Lautrec ſchlug er bei Bicocca, 27. April 1522, und endigte den Feldzug durch die Einnahme von Cremona und Genua. C. ſtarb 30. Dec. 1523. Italien ehrte ihn durch den Beinamen »Paganorum defensor et Italicae gentis pater«.

4) Pompeo, Kardinal, des vorigen Neffe, geb. 12. Mai 1479, bemächtigte ſich auf das Gerücht vom Tode des Papſtes Julius II. durch Ueberfall des Kapitols und wurde deshalb ſeiner Würden entſetzt, vom Papſt Leo X. aber zum Kardinal ernannt. Hadrians VI. ſowie deſſen Nachfolgers, Clemens' VII., Wahl war Colonna's Werk. Er wurde ſpäter zum Legaten in Ancona und zum Erzbiſchof von Montreale und endlich von Karl V. 1530 zum Vicekönig von Neapel ernannt und ſtarb 28. Juni 1532. C. war ein geſchmackvoller Dichter; ſein Hauptwerk, »De laudibus mulierum«, ſchrieb er zu Ehren der Vittoria C.

5) Vittoria, Marcheſa von Peſcara, die berühmteſte Dichterin Italiens, Tochter des Fabrizio C., der, anfangs päpſtlicher Feldherr gegen die Franzoſen, als Connétable von Neapel ſtarb, ihrer Schönheit und ihres Geiſtes wegen allgemein bewundert, war um 1490 zu Marino geboren und ſchon ſeit ihrem 4. Jahr mit Ferrante d'Avalos, Marcheſe von Peſcara, verlobt, mit dem ſie dann auch in glücklicher Ehe lebte. Als derſelbe 1525 in der Schlacht bei Pavia gefallen war, brachte ſie, in der Poeſie Troſt ſuchend, ſieben Jahre in tiefſter Zurückgezogenheit zu Neapel und auf Iſchia, ſodann in einem Kloſter, erſt zu Orvieto, dann in Viterbo zu und ließ ſich endlich in Rom nieder, wo ſie Februar 1547 ſtarb. Sie ſtand mit den berühmteſten Gelehrten Italiens in Verkehr, und namentlich feierte ſie Michelangelo in ſeinen Gedichten; auch Arioſt widmete ihr einige glänzende Stanzen ſeines »Orlando« (Geſang 37). Ihre Gedichte, die ſämmtlich erſt nach dem Tode ihres Gatten entſtanden, bekunden bedeutende Originalität und Kraft, deren Entfaltung nur durch die Nachahmung Petrarca's beeinträchtigt wird. Sie erſchienen zuerſt Parma 1538; mit einer Lebensbeſchreibung der Dichterin von Giamb. Rota (Bergamo 1760), am vollſtändigſten von Ercole Visconti herausgegeben (Rom 1840). Eine deutſche Ueberſetzung lieferte Bertha Arndts (Schaffh. 1858, 2 Bde.). Vgl. v. Reumont, Beiträge zur italieniſchen Geſchichte, Bd. 1 (Berl. 1853); Wacker-

hagen, Vittoria C. (Halle 1861); Roscoe, V. C., her life and poems (Lond. 1868, 2 Bde.).

6) Marc Antonio, geb. 1536, trat, von Papst Pius IV. aus Rom verbannt, in spanische Dienste und leitete unter Alba's Oberbefehl die Operationen gegen den Kirchenstaat mit so viel Erfolg, daß man ihn zurückrief und Pius V. ihm 1570 die gegen die Türken ausgerüstete Expedition anvertraute. Er half den Sieg bei Lepanto erfechten und erhielt dafür nach seiner Rückkehr einen in altrömischer Weise gefeierten Triumph. Darauf verwaltete er Sicilien einige Jahre als Vicekönig und wollte eben in Spanien den Oberbefehl der Armada übernehmen, als er zu Medinaceli 1. Aug. 1584 starb.

Colonnato (Colunario), s. Säulenpiaster.

Colonsay und **Oronsay** (spr. kól'nssé, ór'nssé), zwei Inseln der inneren Hebriden, nördl. von Isla, nur durch einen schmalen Sund von einander getrennt, der bei niedrigem Wasserstand zu Fuß passirt werden kann. Sie haben zusammen etwa 30 QKilom. Flächeninhalt und 600 Einw., sämmtlich Hochschotten, welche vorzugsweise Schafzucht und Kalkbrennerei treiben.

Colōnus (lat.), s. Kolonist.

Color (lat.), Farbe.

Colorādo, 1) (Rio C. del Occidente) großer Fluß im westlichen Nordamerika, entsteht aus zwei Hauptzweigen, Green River (Rio Verde) und Grand River (Rio Grande), die beide von der Westseite der Rocky Mountains, der erstere aus N. vom Gebirgsknoten der Windriver Mountains in Oregon, der andere aus SO. von den Sahwatch Mountains in Colorado herunterkommen und in Utah unter 38° 10′ nördl. Br. und 74° 30′ westl. L. v. Gr. sich vereinigen. Von hier fließt der C. durch öde Felsenplateau's erst gegen SW., dann gegen S., nimmt von N. her den Rio Virgen, von O. den Bill-Williamsfluß und den Rio Gila auf und mündet unter 31° 55′ nördl. Br. in die nördlichste Spitze des Meerbusens von Kalifornien. In seinem mittlern Lauf, bis in die Nähe von Callville, liegt das Bett des Flusses in tiefen, von mehrere tausend Fuß hohen Felswänden eingeschlossenen sogen. Cañons (s. d.), welche erst 1870 genauer untersucht wurden. Mehrere Erscheinungen seines untern Gebiets, die Salzstrecken, Nebenarme, die sich im Sand verlieren oder in der Bildung kleiner aneinander gereihter Seen und Teiche aufgehen, erinnern an den australischen Kontinent. Uebrigens bedarf sein Gebiet, das nur von Indianern durchzogen wird, noch sehr der genauern Erforschung. Der C. entwässert ein Gebiet von 546,500 QKilom. (9926 QMeilen) und hat eine Länge von 2000 Kilom. (direkter Quellabstand 1260 Kilom.). Er ist nach neueren Untersuchungen bis Callville, etwa 1000 Kilom. weit, schiffbar und wurde 1871 bereits von 8 Dampfern auf einer Strecke von 570 Kilom. befahren. Vgl. Bell, On the basin of C. (im »Journal« der Royal Geogr. Society 1869). — 2) (Rio C. von Texas, auch Red River of Texas) Fluß im nordamerikanischen Staat Texas, entspringt im W. desselben auf der Hochebene Llano Estacado, fließt erst gegen O. durch das Land der Komantschen (Indianer) und das Territorium der ehemaligen Mainz-texanischen Kolonisationsgesellschaft, dann gegen SO. an Austin und Columbus vorüber und mündet (37° 45′ nördl. Br.) in die Matagordabai des Golfs von Mexiko. Etwa 15 Kilom. oberhalb seiner Mündung ist der Fluß durch Anschwemmung von Treibholz (ein sogen. Rast) verstopft und theilt sich deshalb in mehrere Arme. Oberhalb der Bank ist er für kleine Dampfboote bis Austin fahrbar. Weiter aufwärts enthält er zahlreiche Fälle. Seine Ufer sind holzreich und fruchtbar. Er hat eine Länge von etwa 1450 Kilom.; sein Flußgebiet umfaßt 98,400 QKilom. (1787 QMeilen). Seine Hauptzuflüsse sind der Concha, Pecan und San Saba. — 3) (auch Cobu-Leubu) Fluß im S. der Argentinischen Konföderation in Südamerika, entsteht aus den auf den östlichen Abhängen der Andes entspringenden Flüssen Rio Grande und Rio de Barrancas, durchfließt in südöstlicher Richtung ein dürres, salzhaltiges, noch sehr wenig erforschtes Gebiet und mündet durch den Golf de Todos Santos in den Atlantischen Ocean. Seine Länge wird zu 1400 Kilom. angegeben.

Colorādo, ein Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1861 aus Theilen von Kansas, Utah, Nebraska und Neumexiko gebildet, liegt zwischen 37 und 41° nördl. Br. und umfaßt 270,644 QKilom. (4915 QMeilen) mit (1870) 47,164 Einw. (1860 bereits 34,277). Das Felsengebirge (Rocky Mountains) theilt das Gebiet in drei natürliche Regionen. Die westliche Region gehört dem Flußgebiete des Coloradostroms an und wird von dem Grand River, dem Bunkara und dem Yampa (Bear River) durchzogen. Ihre mittlere Erhebung beträgt 1800 Meter; sie ist theilweise gebirgig, theilweise bildet sie Hochebenen mit Weideland und ist fast ohne weiße Bewohner. Die durchschnittlich 150 Kilom. breite Centralregion wird durch mehrere Parallelketten der Felsengebirge gebildet, welche hier bis über die Schneelinie emporragen. Die zwischen den Ketten eingeschlossenen Tafelländer, die sogen. Parks, kennzeichnen diese Region. Der südlichste dieser Parks, der von San Luis, ist der größte von allen und liegt etwa 2500 Meter ü. M. Seine Gewässer sammeln sich in einer sumpfigen Niederung und fließen nach dem Rio Grande ab. Nördlich von ihm liegt der Süd-Park, in welchem der Süd-Platte entspringt, und der sich mehr für Viehzucht als für Ackerbau eignet. Noch weiter nach N. hin liegen der Mittel-Park (im Flußgebiete des Colorado) und der Nord-Park, mit den Quellen des Nord-Platte. Die höchsten Gipfel im Felsengebirge innerhalb des Territoriums sind Long's Peak 4611 Meter, Mount Lincoln 4632 Meter, Pike's Peak 4663 Meter, und die Spanish Peaks. Gardner, ein Mitglied der Hayden'schen Expedition (1873), führt im ganzen 22 Gipfel in C. an, welche eine Höhe von 4300—4350 Meter haben. Die Pässe, welche über das Gebirge nach W. führen, erreichen eine Höhe von 3200 Meter. Die dritte Region endlich liegt im O. der Felsengebirge und besteht großentheils aus ebenen Weidestrecken, welche vom Süd-Platte und dem Arkansas durchschnitten werden. Dieses Gebiet erreicht am Fuß des Felsengebirges eine Höhe von 1700—2000 Meter und senkt sich nach O. Das Klima ist trocken, und Feldbau ist nur durch künstliche Bewässerung möglich. Das Land ist theilweise ungemein fruchtbar, eignet sich aber im allgemeinen besser zur Viehzucht als zum Feldbau. Namentlich sind die Wiesen an den oberen, höheren Berghängen saftig. Die Baumgrenze liegt hier in 3707—3930 Meter Höhe, und Kartoffeln können bis 2797 Meter gebaut werden.

C. verdankt seine erste Besiedelung durch Europäer der Entdeckung edler Metalle im Jahr 1858. Es heißt, daß 1861—67 für 25 Mill. Dollars Gold

gewonnen wurde; 1870 war indessen der Ertrag des Bergbaues (der 2200 Bergleute beschäftigte) nur 859,374 Doll., namentlich Gold (655,374 Doll.), dann Silber und Steinkohlen. Ackerbau und Viehzucht werden mit Erfolg betrieben, man schätzte 1870 den Ertrag derselben auf 2,390,000 Doll. Die 1738 Farms hatten damals eine durchschnittliche Größe von 184 Acres; 95,594 Acres der Oberfläche waren angebaut, 11,504 Acres bestanden aus Wald und 213,248 Acres aus Prairieland. Angebaut wurden Weizen als Hauptgetreide (258,000 Bushel), Mais, Hafer, Gerste, Buchweizen, Kartoffeln, Tabak und Wein. Der Viehstand (1870) zählte 6446 Pferde, 1173 Esel, 25,017 Milchkühe, 5566 Zugochsen, 40,153 Rinder und Kälber, 120,925 Schafe und 5509 Schweine. Es wurden erzeugt 204,924 Pfd. Wolle, 392,000 Pfd. Butter und 33,000 Pfd. Käse. Die gewerbliche Industrie ist noch in ihrer Kindheit, doch zählte man 1870 bereits 49 Dampfmaschinen und 31 Mühlräder, und sie hat sich infolge des Baues einer Eisenbahn, welche jetzt die Hauptorte des Territoriums mit dem Osten und Westen (Kalifornien) verbindet, während der jüngsten Zeit unzweifelhaft sehr gehoben. Unter der Bevölkerung (47,164 Seelen) befanden sich 1870: 456 Neger und 7480 meist nomadische Indianer. Es gab damals 142 von 5033 Kindern besuchte Schulen, 47 Kirchen, 30 öffentliche Bibliotheken, und es erschienen 14 Zeitungen mit jährlich 1,190,000 Exemplaren. An der Spitze des Territoriums steht ein vom Präsidenten der Union ernannter Gouverneur; die Legislatur besteht aus einem Rath von 13 Mitgliedern und einem Repräsentantenhaus, das 26 Mitglieder zählt. Die richterliche Gewalt beruht auf einem Obersten Gericht (Supreme Court), Distriktsgerichten, Verlassenschaftsgerichten und Friedensrichtern. Ein 1867 gemachter Vorschlag, C. als Staat in die Union aufzunehmen, wurde vom Präsidenten verworfen. Das Territorium wird in 21 Grafschaften eingetheilt. Hauptstadt ist Central-City, der bedeutendste Ort aber ist Denver. Der Werth des liegenden Eigenthums wird auf 8,840,811 Doll. geschätzt; die erhobenen Lokalsteuern belaufen sich auf 362,197 Doll., die Lokalschuld auf 681,158 Doll. S. Karte »Vereinigte Staaten ꝛc. III, IV«. Vgl. Blackmore, C., its resources etc. (Lond. 1869); B. Taylor, C. (New York 1867).

Colorado City (spr. -ssitti, Colorado Springs), Städtchen im nordamerikan. Territorium gleichen Namens, in reizender und gesunder Lage am Fuß des Pike's Peak, 1924 Meter ü. M., südlich von Denver, im Februar 1859 gegründet. Dabei berühmte heiße Quellen und ein bemerkenswerthes Felsenthor (»Eingang zum Göttergarten« genannt); unfern auch reiche Gold-, Silber- und Kohlenminen.

Colosseum (jetzt Coliseo), das berühmte, von Vespasian begonnene und von Titus 80 n. Chr. vollendete Flavische Amphitheater in Rom, welches bei einer Länge von 200 Meter, einer Breite von 169 Meter und einer Höhe von 51 Meter über 80,000 Zuschauer faßte. Auf einem mächtigen Unterbau, der die Behälter der wilden Thiere und die Maschinerien für scenische Veränderungen aller Art enthielt, ruhte der Bretterboden des Gebäudes. Von hier ab erhoben sich terrassenförmig die Sitzreihen, deren oberste von einer stattlichen Säulenstellung umgeben war. Der oben offene Raum wurde zum Schutz gegen Sonne und Regen mit mächtigen, an riesigen Mastbäumen befestigten prachtvollen Teppichen überspannt. Ueber den drei unteren Stockwerken der Außenseite, welche innen die Um- und Zugänge zu den Sitzreihen, außen die mit Rundbögen geschlossenen Fensteröffnungen enthielten, befand sich das dem erwähnten Säulengang entsprechende, undurchbrochene vierte Stockwerk mit den zur Aufnahme jener Mastbäume bestimmten Konsolen. Um dem Aeußern eine noch lebendigere Gliederung zu geben, waren die beiden unteren Stockwerke mit dorischen und ionischen, die beiden oberen Geschosse mit korinthischen Halbsäulen geschmückt; dazu sind alle äußeren und konstruktiv wichtigeren Theile aus Quadern, die übrigen Theile aus Backsteinen hergestellt. Bei den zur Zeit angestellten Ausgrabungen stieß man auf das alte römische Prachtpflaster, woraus sich die Höhe des ganzen Gebäudes bis zur Arena feststellen ließ, und auf einen breiten, wohlerhaltenen, außerhalb des Hauptbaues sich fortsetzenden Gang, welcher diesen vermuthlich mit einem größern Thierbehälter verband. Skulpturen, welche einst das C. schmückten, wurden bislang nicht aufgefunden, da man die Bausteine ganzer Stadttheile, so des Campo Vaccino, aus den Mauern dieses riesigen Gebäudes gewann und durch Kalkmörtel verband, welchen man aus dem Marmor seiner Skulpturen bereitet hatte. S. Rom und Amphitheater.

Colostrum (lat.), die milchähnliche Flüssigkeit, welche in den letzten Wochen der Schwangerschaft und in den ersten Tagen des Wochenbetts von der Brustdrüse abgesondert wird. Das trübe Aussehen des C. rührt von der Beimengung der mikroskopisch kleinen sogen. Colostrumkörperchen her. Es sind dies abgestoßene Epithelzellen der Drüsengänge und Drüsenbläschen, welche in ihrem Innern bereits feinste Fetttröpfchen enthalten. Die Colostrumkörperchen sind schwerer als das Serum des Colostrums und sinken deshalb zu Boden, während die freien Fetttröpfchen als Rahm an die Oberfläche der Milch steigen. Das C. der Kühe erstarrt beim Kochen zu einer festen Masse, da es reich an Eiweiß ist; häufig findet sich auch viel Eiweiß im C. der Frau, doch ist dessen Menge auch oft sehr unbedeutend. Das Verhältnis der einzelnen Bestandtheile ergibt sich aus folgender Tabelle:

	Käsestoff	Butter	Milchzucker	Asche	Wasser
C. der Frau	52,73	33,47	44,66	4,74	864,40
Milch der Frau	28,11	35,04	46,17	2,43	885,66

Man schreibt dem C. die Eigenschaft zu, daß es die Entleerung des Kindspechs beim Neugebornen bewirke.

Colquhoun (spr. kŏ-hūhn), Patrick, berühmter engl. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 14. März 1745 zu Dumbarton in Schottland, ging, früh verwaist, im 16. Jahr nach Virginien, um sich dem Handel zu widmen, kehrte aber schon nach 5 Jahren zurück, etablirte sich als Kaufmann zu Glasgow, ward Lord provost dieser Stadt und traf als solcher viele zweckmäßige Einrichtungen. Er veranlaßte die Parlamentsakte, welche die Manufakturisten vom Auktionszoll befreite, und dehnte den Vertrieb der englischen Baumwollwaaren auch auf den Kontinent aus. Eine Reise nach den Niederlanden gab ihm Gelegenheit, Wege des Vertriebs für die schottische Baumwollindustrie zu eröffnen. Im Jahr 1789 siedelte er mit seiner Familie nach London über, wo er seit 1792 ein Polizeiamt verwaltete und als Einnehmer im Polizeibüreau der Themse namentlich die Schiffe vor den bisherigen Beraubungen sicherte. In Gemeinschaft mit den Quäkern

begründete er drei große Suppenhäuser. Im Jahr 1797 ernannte ihn die Universität zu Glasgow zum Doktor der Rechte; 1798 zog er nach Westminster, wo er ebenfalls eine Suppenanstalt und eine Armenschule stiftete, und ward 1804 von Hamburg und dann auch von Bremen und Lübeck zu ihrem Agenten in London gewählt. Er starb 25. April 1820. C. schrieb: »On the police of the Metropolis« (Lond. 1796, 8. Aufl. 1806; deutsch, Leipz. 1802); »Commerce and police of the river Thames« (Lond. 1800); »A new system of education for the labouring people« (das. 1806); »A treatise on indigence« (das. 1807); »On the wealth, power and resources of the British empire« (das. 1814; deutsch, Nürnb. 1815). — Sein Enkel, Sir Patrick Mar Combraich de, geb. 1815, zu Westminster, Cambridge und Heidelberg gebildet, war 1851—64 Oberrichter der Jonischen Inseln und ward 1868 zum königlichen Rath und Mitglied der Inner-Temple-Bench ernannt, ist Verfasser des »Summary of the Roman civil law« (Lond. 1850—60, 3 Bde.), welches durch Vergleichung des mosaischen, kanonischen, mohammedanischen und anderer Rechte einen specifischen Werth hat.

Colt, Samuel, nordamerikan. Industrieller, geb. 19. Juli 1814 zu Hartford in Connecticut, entlief im Alter von 14 Jahren der Schule und ging als Schiffsjunge nach Ostindien. Zurückgekehrt, trat er als Lehrling in eine Färberei und Bleicherei zu Massachusetts und erwarb sich auf eigene Hand Kenntnisse in der Chemie. Schon auf seiner Seereise hatte er einen Revolver konstruirt, und nun verschaffte er sich durch Vorträge über Chemie, welche er in mehreren Städten hielt, die Mittel zur weitern Verfolgung seiner Erfindung. Im Jahr 1835 nahm er sein erstes Patent und errichtete eine Revolverfabrik zu Patterson in New Jersey; dieselbe fallirte aber 1842, und erst während des mejikanischen Kriegs 1847 konnte C. die Fabrikation wieder aufnehmen, da ihm die Regierung einen Auftrag auf 1000 Revolver ertheilt hatte. Er errichtete eine Fabrik in Whitneyville in Connecticut, verlegte dieselbe aber 1850 nach Hartford und vergrößerte sie sehr bald in solchem Maß, daß täglich 1000 Revolver geliefert werden konnten. Die starke Auswanderung nach Kalifornien und Australien, die Einführung des Revolvers in die amerikanische Armee, besonders aber der amerikanische Bürgerkrieg steigerten den Bedarf außerordentlich; doch starb C. während des größten Aufschwungs seiner Fabrik 10. Jan. 1862. Die Fabrik besteht als Aktiengesellschaft noch heute; das Colt'sche System ist aber durch die Erfindungen von Lefaucheux u. a., wenigstens in Europa, größtentheils wieder verdrängt. C. konstruirte auch ein unterseeisches Telegraphenkabel, welches 1843 zwischen Coney und Fire Island einerseits und New York anderseits gelegt worden ist.

Colton (spr. kohlt'n), Caleb, engl. Dichter, geboren um 1780, ward auf dem College zu Eton erzogen, studirte in Cambridge und gelangte früh zu geistlichen Würden. Als Vikar von Tiverton gab er die ersten Beweise seines unsittlichen Charakters. Später wurde er Vikar in Kew und Petersham und hatte als solcher nicht unbedeutende Einkünfte, gerieth aber dennoch durch sein regelloses Leben in tiefe Noth. Diese trieb ihn, nachdem er 1810 sein »Narrative of the Sampford Ghost«, 1812 das satirische Gedicht »Hypocrisy«, 1812 das Gedicht »Napoleon« und 1816 »Lines on the conflagration of Moscow« herausgegeben, zur Abfassung seines »Lacon, or many things in few words« (zuerst 1820 u. öfter, 2. Theil 1822; neue Ausgabe 1867), eines aus Kernsprüchen besonders in Anlehnung an Bacon und Burdon zusammengestellten philosophischen Werks, das die Bewunderung von ganz England erregte. Dieser Erfolg, der ihm Ruf und Vermögen auf einmal wieder herstellte, war jedoch nicht nachhaltend. Dem Spiel und den gemeinsten Genüssen fröhnend, sah er sich bald genöthigt, nach Amerika zu entweichen. Später finden wir ihn in Paris, wo er nach einander Gemäldetrödler, Weinhändler, Dichter, Korrespondent des »Morning Chronicle«, stets aber leidenschaftlicher Spieler war, so daß er sich bald im Besitz ansehnlicher Summen sah, bald wieder betteln gehen mußte. Schließlich erschoß er sich 1832 in Fontainebleau.

Colŭber (lat.), die Natter.

Colum (lat.), Seihgefäß, Durchschlag

Columba (lat.), die Taube.

Columbānus, Heiliger, einer der ältesten Apostel des Christenthums bei den Germanen, wurde um 550 in dem irländ. Distrikt Leinster (Lagenorum terra) geboren, machte für seine Zeit sehr umfassende Studien, ward dann Mönch des irischen Klosters Bankor, begab sich 590 mit 12 Klosterbrüdern zu Bekehrungszwecken nach Burgund und gründete hier gegenüber dem weltlichen Sinn der fränkischen Geistlichen die Klöster Anagrates (Anegray), Luxovium (Luxeil) und verschiedene andere im Juragebirge und zu Besançon. Seine Regel war ursprünglich weit strenger als die des heil. Benedikt, welcher sie später freilich ganz weichen mußte. Differenzen mit der berüchtigten Brunhilde hatten zur Folge, daß man ihn 610 nach Nantes führte, um ihn nach Irland einzuschiffen; C. aber floh und begab sich zu Chlothar II., König von Neustrien, später zu Theodebert, König von Austrasien, zog dann mit einigen, unter denen Gallus hervorragte, den Rhein hinauf tief in das Land der Alemannen hinein und ließ sich endlich in Bregenz nieder, von wo aus er mit Gallus sein Missionsgeschäft mit großem Eifer, aber nicht ohne Gewaltsamkeit, betrieb. Als Theodorich II. von Burgund auch Austrasiens Herr wurde, begab sich C. in die Lombardei und suchte von Mailand aus den unter den Longobarden herrschenden Arianismus zu bekämpfen, gerieth übrigens auch mit dem Papst in Zwiespalt. Seine wichtigste Stiftung wurde das Kloster Bobbio, südlich von der Trebia, wo er 21. Nov. 615 starb. Seine Kongregation vereinigte sich im 9. Jahrh. mit den Benediktinern. Die sämmtlichen Schriften C.' gab Flemming (Löwen 1667) heraus. Sein Gedächtnistag ist der 21. Nov. Jonas von Susa, nach C.' Tod Abt zu Bobbio, beschrieb das Leben des Apostels (deutsch von Abel in den »Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit«, Berl. 1849).

Columbarium (lat.), Taubenhaus; dann unterirdische Grabkammer mit reihenweise über einander angebrachten Nischen zur Aufnahme der Aschenkrüge. Solche Kolumbarien sind von großem Werth für die Geschichte der Kunst und der römischen Antiquitäten, wie der 1726 in der Nähe von Rom gemachte Fund des C. der Freigelassenen und Sklaven der Livia Augusta darthut. Die zahlreichen Inschriften, Urnen, Sarkophage ꝛc., welche hier zu Tage kamen, veranlaßten Gori zur »Descriptio Monumenti s. Columbarii Libertorum et Servorum

Liviae Augustae et Caesarum« (Flor 1727), und 1735 wurde von demſelben zu Florenz eine eigene »Accademia Columbaria« geſtiftet. Zwei andere Kolumbarien aus dem Zeitalter des Auguſtus wurden 1840 von Canvana in der Nähe der Porta Latina zu Rom aufgedeckt. Das größere liegt dicht an der Appiſchen Straße bei dem Druſusbogen, bildet ein längliches Viereck und enthält 9 Reihen von Niſchen über einander. Die Inſchriften nennen Perſonen, welche Aemter im kaiſerlichen Palaſt bekleideten, von Auguſtus bis Nero.

Columbia (ſpr. kolómbjă, Oregon), mächtiger und merkwürdiger Fluß im weſtlichen Nordamerika, der für die Gewäſſer eines Areals von faſt 772,000 QKilom. (14,020 QM.) die ausführende Hauptader bildet und, ganz und gar einer gebirgigen Plateaulandſchaft angehörig, faſt durchaus Oberlauf und nur auf einer kurzen Strecke Unterlauf iſt. Er entſteht aus 2 Hauptquellflüſſen, von denen der nordöſtliche, der von Anfang an den Namen C. führt, in Britiſch-Columbia (50° nördl. Br.) aus einem See am Fuß der Rocky Mountains entſpringt. Er fließt bis 52° 10′ nördl. Br. in nordweſtlicher Richtung, wendet ſich dann nach S. und ſtrömt bald in Stromſchnellen über ein von Felſen und Klippen ſtarrendes Bett, »ſteinerne Rennen« bildend, oder erweitert ſich zu Seen, deren Ufer Wälder oder Grasſteppen umſchließen. Nachdem er 22 Kilom. vor ſeinem Eintritt auf Unionsgebiet (Waſhington) den Kootanie (Flatbow) aufgenommen, ſtrömt dicht an der Grenze unter 49° nördl. Br. der ſüdöſtlichſte Hauptarm, der Clarke's River (ſ. d.), hinzu. Der vereinigte C. liegt an dieſer Stelle noch 415 Meter ü. M. Noch immer folgen Waſſerfälle und Stromſchnellen, ſo gleich unterhalb der Vereinigung mit dem Clarke's River die bedeutenden Chaudière- oder Keſſelfälle (17 Meter hoch) und die Thompſonsſtromſchnellen, durch welche gleich oberhalb Fort Colville die Schiffahrt unterbrochen wird. Unterhalb dieſer Fälle beträgt die Flußbreite 550 Meter und die Geſchwindigkeit ſeines Stroms faſt 7 Kilom. in der Stunde. Das ihn hier umgebende Land iſt von allem am obern C. gelegenen am beſten zur Kultur geeignet. Ungefähr 75 Kilom. unterhalb Colville wendet ſich der Strom nach W. und NW. bis zum Fort Okanagan, wo der Fluß Okanagan einmündet, dann gegen SW. und endlich gegen SO., bis er unter 46° 15′ ſeinen größten Zufluß, den vom Wind River-Knoten kommenden Lewis oder Snake River, erhält. Bis Fort Okanagan ſind die Ufer bewaldet, von da abwärts hoch und felſig. Nach ſeiner Vereinigung mit dem Lewis nimmt der C., im ſpitzen Winkel umbiegend, eine weſtliche, zuletzt nordweſtliche Richtung an, die er bis zur Mündung, die Grenze zwiſchen den Gebieten Waſhington und Oregon bildend, beibehält. Auch auf dieſem Teil ſeines Laufs wird der Strom, obſchon zu bedeutender Waſſermenge angewachſen, noch zu wiederholten Malen von ſteil abfallenden Baſaltwänden eingeſchloſſen; Felſenleiſten durchkreuzen ſein Bett und verurſachen Fälle, Wirbel und Stromſchnellen. An einer neuen ſteinernen Renne, Dalles (»Goſſenſtein«) genannt, 280 Kilom. oberhalb der Mündung, iſt der Fluß auf 45 Meter Breite eingeklemmt, und das rapid dahin ſchießende Waſſer ſteigt im Juni, zur Zeit der Schneeſchmelze, 20 Meter über das Niveau ſeines Winterſtandes. Zuletzt bricht der Strom mit 15 Meter hohen Kaskaden durch eine Spalte des Cascade-Range und tritt ſeinen Unterlauf im Küſtenſaum (anfangs Hügelland, dann Prairie) an. Er erweitert ſich jetzt zu 7, bald darauf zu 11 Kilom. Breite und trägt Seeſchiffe; doch iſt die Mündung enger und durch Winde, Nebel, Strömungen und Sandbarren wieder für die Schiffahrt gefährlich. Seeſchiffe gelangen bis zur Cascade-City, 225 Kilom. oberhalb der Mündung, Flußdampfer 300 Kilom. weiter, doch müſſen die Fälle bei Cascade-City und den Dalles durch Eiſenbahnen umgangen werden. Auch die Nebenflüſſe Willamette und Lewis ſind eine Strecke weit ſchiffbar. Die Geſammtlänge des Fluſſes von der Quelle bis zur Mündung beträgt etwa 2000 Kilom.

Columbia (ſpr. kolómbjă), der ſogen. Bundesdiſtrikt der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit der Bundeshauptſtadt Waſhington, ein 165 QKilom. (3 QM.) großes Gebiet auf der linken Seite des Potomac, 180 Kilom. oberhalb ſeiner Mündung in die Cheſapeakbai, umfaßte früher ein Territorium von 275 QKilom. (5 QM.), welches auf Waſhingtons Betrieb 1789 von den Staaten Maryland und Virginia zum unabhängigen Sitz der Bundesregierung abgetreten wurde; die im W. des Potomac liegende Abtheilung, die County und City von Alexandria umfaſſend, iſt jedoch 1846 an Virginia zurückgegeben worden. Das Gebiet iſt wellenförmig und unfruchtbar. Etwa 21 Proc. der Oberfläche beſtehen aus Wald; die Erzeugniſſe der Landwirtſchaft (namentlich Gemüſe) erreichten 1870 einen Werth von nur 440,000 Dollars. Auch Handel und Induſtrie ſind von untergeordneter Bedeutung (Werth der gewerblichen Erzeugniſſe 1870: 9,292,173 Doll., wobei öffentliche Bauten ꝛc. eingeſchloſſen ſind). Die Einwohnerzahl, 1860: 75,080 Seelen, war 1870 auf 131,700 geſtiegen. Unter letzteren waren 43,404 Farbige und einſchließlich dieſer 115,446 geborne Amerikaner. Für öffentliche Bildung ſcheint durch 313 Schulen (mit Einſchluß von 3 Univerſitäten, 5 Colleges, 2 juriſtiſchen und 3 mediciniſchen Schulen) mit zuſammen 19,053 Schülern hinreichend geſorgt zu ſein; doch waren 1870 noch immer 22,845 über 10 Jahre alte Perſonen des Leſens unkundig. In den 127 öffentlichen Bibliotheken befinden ſich 409,936 Bände (darunter die Bibliothek des Kongreſſes mit 190,000 Bänden). Es erſchienen 1870: 22 Zeitſchriften in jährlich 10,092,800 Exemplaren. Die 112 Kirchen (36 methodiſtiſche, 16 epiſkopale, 15 presbyterianiſche, 16 baptiſtiſche, 11 katholiſche und 10 lutheriſche) erfreuten ſich 1870 eines Eigenthums von 3,393,100 Doll. Das Gebiet wird direkt vom Kongreß verwaltet, in welchem es keinen Vertreter hat, und es gelten im allgemeinen die Geſetze von Maryland. Die Juſtiz wird von einem beſondern Gerichtshof (Circuit-Court) in Waſhington verwaltet, von dem die Appellation direkt an den oberſten Gerichtshof der Union ſtattfindet. An lokalen Abgaben wurden 1870 erhoben 1,581,569 Doll., und die Lokalſchuld betrug in demſelben Jahr 2,596,545 Doll. S. Karte »Vereinigte Staaten ꝛc. II«.

Columbia (Colombia), Republik, ſ. Kolumbien.

Columbia (ſpr. kolómbjă), Name zahlreicher Orte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die bedeutendſten ſind: 1) Hauptſtadt des Staats Südcarolina, links am Congareefluß gelegen, nur wenig unterhalb der berühmten Fälle dieſes Fluſſes, mit (1870) 9298 Einw. (darunter 5295 Farbige), iſt regelmäßig angelegt, mit 30 Meter breiten, von

Bäumen beschatteten Straßen, und berühmt wegen ihrer Blumengärten. Das in Marmor aufgeführte Kapitol, welches 3 Mill. Dollars kostete, blieb vom Feuer, welches auf Befehl des Generals Wade Hampton 17. Febr. 1865 angelegt wurde, verschont. Unter den Gebäuden zeichnen sich außerdem das von durchschnittlich 200 Studenten besuchte South Carolina-College (1804 gegründet, mit werthvoller Bibliothek von ca. 20,000 Bänden), die Markthalle, der Gerichtshof und mehrere Kirchen aus. C. besitzt auch ein theologisches Seminar der Presbyterianer, ein Arsenal und eine Irrenanstalt. Der Handelsverkehr wird durch Dampfboote und mehrere sich hier kreuzende Eisenbahnen vermittelt. — 2) Stadt in der Grafschaft Lancaster des Staats Pennsylvanien am Susquehanna, über welchen eine 1866 Meter lange Brücke führt, mit (1870) 6461 Einw. Ein 9 Meter langer Kanal verbindet die Stadt mit dem an der Mündung des Flusses gelegenen Hafen Havre de Grace. Lebhafter Handel mit Bauholz, Kohlen, Eisen und landwirtschaftlichen Produkten. — 3) Hauptort der Grafschaft Maury des Staats Tennessee, am Duc River und der Nashville-Decatur-Eisenbahn, mit (1870) 2550 Einw. (darunter 1108 Farbige), Sitz des »Jackson-College« und der »Maury-Female-Academy«. — 4) Hauptort der Grafschaft Boone im Staat Missouri, nordwestlich von Jefferson-City, mit (1870) 2236 Einw., lebhafter Handelsplatz und Sitz der Staatsuniversität, welche von den Bürgern der Grafschaft mit einem Kostenaufwand von 120,000 Doll. gegründet wurde. — 5) Hübsches Bergstädtchen in der Grafschaft Tuolumne des Staats Kalifornien, mit (1870) 1125 Einw. und großen Waarenlagern.

Columbiapresse, s. Buchdruckerkunst, S. 909.

Columbit (Columbeisen, Niobit), Mineral aus der Klasse der Tantalitoïde, findet sich in rhombischen tafelartigen oder kurz säulenförmigen Krystallbildungen eingewachsen, ist bräunlichschwarz bis eisenschwarz, mit diamantartigem Metallglanz, undurchsichtig, Härte 6, besteht aus niobsaurem und tantalsaurem Eisen $Fe(NbTa)_2O_6$ und findet sich meist in Granit bei Bodenmais und Tischenreuth in Bayern, Chanteloube in Frankreich, in Finnland, Connecticut, Massachusetts und im grönländischen Kryolith.

Columbium, s. v. w. Tantal.

Columbretes (Schlangeninseln), eine den Spaniern gehörende Inselgruppe im Mittelmeer, etwa 70 Kilom. östlich von der Küste von Valencia, zur Provinz Castellon de la Plana gehörig, vulkanischer Beschaffenheit, im Mittelalter als Schlupfwinkel maurischer Piraten berüchtigt. Die größte Insel der Gruppe ist Colibri.

Columbus, Christoph, s. Colombo.

Columbus (spr. kolŏmbŭs), Name mehrerer Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: 1) Hauptstadt des Staats Ohio, mit (1870) 31,274 Einw. (darunter 4008 Deutsche), liegt nordöstlich von Cincinnati in einer fruchtbaren Ebene am hohen östlichen Ufer des (nicht schiffbaren) Scioto, der Stadt Franklinton gegenüber, die jetzt gleichsam eine Vorstadt von C. bildet, ist regelmäßig, mit 30—40 Meter breiten, sich rechtwinklig schneidenden Straßen angelegt, unter denen die fast 5 Kilom. lange Highstreet, die Hauptverkehrsstraße, und die baumreiche Broadstreet, der Wohnsitz der reichen Geschäftsleute, die bedeutendsten sind. Unter den öffentlichen Plätzen verdienen Hervorhebung: der Gordale Park, der City Park, der Public Square; unter den Gebäuden: das im dorischen Stil erbaute Kapitol (1839 gegründet) mit einer Kuppel, die neue großartige Cityhalle und die prachtvolle Kathedrale, die neue Taubstummen- und die Blindenanstalt, das Staatszuchthaus (für etwa 1000 Sträflinge), das große Unionsarsenal, das »Starling College«, die Hochschule, das Opernhaus ꝛc. Die Zahl der Kirchen beläuft sich auf 38 für 13 verschiedene Konfessionen (darunter 9 deutsche); die der öffentlichen Schulgebäude auf 12 mit 99 Lehrern und etwa 3600 Kindern. Höhere Lehranstalten sind: die lutherische Capital-University, mit der ein theologisches Seminar in Verbindung steht; eine medicinische Hochschule (Starling Medical College), eine Handelsschule (Columbus Business College) und eine katholische Mädchenbildungsanstalt (Academy of St. Mary of the Springs). Auch verschiedene Bibliotheken mit zusammen etwa 33,500 Bänden bestehen in C., sowie ansehnliche Wohlthätigkeitsanstalten und zahlreiche Vereine (namentlich unter den Deutschen). Vermöge seiner günstigen Lage im Mittelpunkte des Staats Ohio und als Knotenpunkt von sechs verschiedenen Eisenbahnen, welche nach allen Theilen der Union führen, kann C. nicht verfehlen, mit der Zeit eine wichtige Handels- und Fabrikstadt zu werden. Schon jetzt hat es ziemlich bedeutende Engrosgeschäfte und Fabriken, insbesondere Eisengießereien, Maschinenbauanstalten, Fabriken für landwirtschaftliche Geräthe, Wagen, Bürsten, Möbel, Schuhwaaren, Koffer, Feilen, Sägen und Blechwaaren, ein Walzwerk, eine Messinggießerei und 6 vorzügliche Brauereien, die sich ausschließlich in den Händen von Deutschen befinden. Ein 18 Kilom. langer Seitenkanal verbindet C. mit dem Ohiokanal. Ein Versuch, durch Bohrung Wasser zu erhalten, obgleich bis zu einer Tiefe von 910 Meter fortgesetzt, schlug fehl; gegenwärtig ist ein großes Wasserwerk, welches das nöthige Wasser aus ziemlicher Entfernung herbeischaffen wird, im Bau. Fünf Kilometer von der Stadt liegt die neu erbaute Staatsirrenanstalt. C. wurde 1813 angelegt und hatte 1815 bereits eine Kirche und 700 Einw.; 1834 wurde es als Stadt inkorporirt und im folgenden Jahr zur Staatshauptstadt erhoben. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Muscogee im Staat Georgia, links am Chattahoochee River unmittelbar unterhalb der Cowetafälle gelegen, welche die Mühlen der Stadt mit Wasser versehen, und an der Muscogee-Montgomery-Eisenbahn, südwestlich von Macon, schön und regelmäßig gebaut, mit 8 Kirchen, einem Gerichtshof, verschiedenen Bildungsanstalten, einem Waisenhaus, Fabriken für Baumwolle, Papier, Wolle, Ackerbaugeräthschaften ꝛc., Eisengießereien, lebhaftem Verkehr, indem viel Baumwolle flußabwärts verschifft wird, und (1870) 7401 Einw. Eine Brücke führt nach dem gegenüberliegenden Girard; zwei andere Brücken wurden im April 1865 zerstört und sind nicht wieder hergestellt worden. — 3) Hauptort der Grafschaft Bartholomew im Staat Indiana, am östlichen Arm des White River und an der Madison-Indianapolis-Eisenbahn, mit (1870) 3359 Einw. — 4) Hauptstadt der Grafschaft Lowndes im Staat Mississippi, am hohen Ufer des Tombigbee River, der hier schiffbar wird, nordöstlich von Jackson, mit (1870) 4812 Einw (darunter 2738 Neger), Mittelpunkt eines reichen Baumwolldistrikts. Der Ort steht durch eine Zweigbahn mit der Mobile-Ohiobahn in Verbindung.

Columella, Lucius Junius Moderatus,

röm. landwirtschaftlicher Schriftsteller des 1. Jahrh. n. Chr., geboren zu Cadiz, scheint sich eine Zeitlang in Syrien aufgehalten zu haben und auch dort gestorben zu sein. Von seinem gut geschriebenen Werk über den Landbau: »De re rustica«, in 12 Büchern, kann das 10. Buch, betitelt »De cultu hortorum«, in Hexametern geschrieben, gewissermaßen als Fortsetzung der »Georgica« Virgils betrachtet werden. Zum bessern Verständnis des in den Handschriften entstellten 5. Buchs kann die besondere Schrift »De arboribus« dienen, welche als Theil eines größern Werks angesehen wird und manche schätzbare Notizen aus verlorenen Schriftstellern enthält. Beide Schriften zeichnen sich durch gewandte Darstellung und reine Sprache aus. Die beste Ausgabe besorgte Schneider (Leipz. 1794—97, 2 Bde.). Eine deutsche Uebersetzung gab Curtius (Brem. 1769) heraus. Außerdem ist dasselbe noch vielfach im Verein mit den Schriften von Cato, Varro ꝛc. ins Deutsche übertragen und kommentirt worden.

Columella (lat.,»Säulchen«, Mittelsäulchen), in der Botanik Name derjenigen Bildungen, welche in hohle Pflanzentheile vom Grunde derselben aus hineinragen und die Mitte derselben einnehmen, sowohl, wenn das Säulchen durch Differenzirung aus den Geweben des ursprünglich massiven, später hohl werdenden Körpers entsteht, wie in den Kapseln der Moose, als besonders, wenn eine Axe in einen Hohlraum sich fortsetzt, welcher von Seitenorganen über dem Axenende abgeschlossen wird, wie vorzugsweise in den Fruchtknoten mit centraler Placenta (vgl. Blüte).

Colūmen (lat.), Hausgiebel, Dach; Tragbalken, Pfeiler; Giebelsäule.

Columna (lat.), Säule; c. itineraria, c. miliaria, Meilensäule, Meilenzeiger.

Columna Maenia, Ehrensäule des C. Mänius, welcher 338 v. Chr. glücklich gegen die Latiner kämpfte, auf dem römischen Forum. Sie wurde auch kurzweg columna, die »Schandsäule«, genannt, weil an ihr Sklaven, Diebe und böse Schuldner gerichtet und bestraft wurden; daher Columnarii, s. v. w. Gesindel. C. Mänius war auch der erste, der am Forum Häuser mit Balkonen anlegte, so daß nach ihm ein Balkon Maenianum genannt wurde. Der Volkswitz bezog die Säule auf den Verschwender und Possenreißer Mänius, welcher sich beim Verkauf seines Hauses am Forum an den Censor Cato eine Säule vorbehalten hatte, um von da aus den Gladiatorenspielen zusehen zu können.

Columna Rhegīna, im Alterthum Name der äußersten Südwestspitze Italiens, bei Rhegium, wo die Rheginer dem Neptun eine hohe, thurmähnliche Säule erbaut hatten, in der Nähe des heutigen Dorfs Villa San Giovanni.

Columna rosträta, s. Rostra, vgl. Duillius.

Columna Trajāna (Trajanssäule), die dorische Ehrensäule Trajans auf dessen Prachtforum in Rom. Sie befindet sich noch an ihrer ursprünglichen Stelle und ist mit vielem Schmuck versehen; der Echinus trägt z. B. auch die Ornamente der ionischen Säulenordnung. Sie mißt mit dem 6 Meter hohen Basament 39 Meter; der untere Durchmesser beträgt 4 Meter, der obere 3,3 Meter. Zusammengesetzt ist sie aus 34 Stücken weißen Marmors, wovon 23 auf den Schaft kommen; dieser ist mit spiralförmig um die Säule sich windenden Reliefs bedeckt, welche die Feldzüge des Kaisers gegen die Dacier darstellen und 2500 menschliche Figuren enthalten sollen. Das vierseitige Piedestal ist mit prächtigen Trophäen geschmückt und trägt die Dedikationsschrift. Die Stelle der kolossalen Statue des Kaisers nimmt jetzt die des Apostels Petrus ein. Eine Schneckentreppe von 184 in die Marmorblöcke eingehauenen Stufen führt im Innern bis auf die Plattform. In dem Prachtwerk von Fröhner: »La colonne Trajane« (Par. 1871 ff., 200 Tafeln) sind die sämmtlichen Reliefs nach photographischen Aufnahmen dargestellt.

Columna vertebrālis, das Rückgrat.

Columnifĕrae, s. Kolumniferen.

Colūrus, s. Kolur.

Colutĕa *L.* (Blasenstrauch, Blasenschote, Blasensenne), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, unbewehrte Sträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, kleinen Nebenblättern, winkelständigen Blütentrauben mit gelben oder röthlichen Blüten und gestielter, aufgeblasener Hülse. C. arborescens *L.* (C. hirsuta *Roth*, Blasenbaum, Linsenbaum) ist ein schöner, 2—4 Meter hoher Strauch Süd- und Mitteleuropa's und des nördlichen Orients mit gewöhnlich 11 hautartigen mattgrünen, auf der Unterseite behaarten Blättchen, drei- bis sechsblütiger Traube, gelben Blüten und oft 5 Centim. langer Hülse, blüht den ganzen Sommer hindurch und wird häufig als Ziersträuch angepflanzt. Die Fiederblättchen, Folia Sennae germanicae s. Sennae spuriae, deutsche oder falsche Sennesblätter, Blasensennesblätter, welche einen widerlich-bittern Geschmack haben und purgirend wirken, sind als Ersatzmittel der echten Sennesblätter empfohlen worden. Die bitterlichen Samen wirken brechenerregend. Das Holz läßt sich zu ausgelegter Arbeit sowie zu feinen Drechslerarbeiten brauchen. C. orientalis *Mill.*, ein niedriger Strauch Südosteuropa's, des Orients und der Tatarei, ist blaugrün belaubt, mit braungelben Blüten, wird häufig als Zierpflanze kultivirt, ist aber etwas zärtlicher als vorige Art. C. media *W.* wächst im Orient wild, aber es gibt auch einen dieser Pflanze höchst ähnlichen Blendling zwischen C. arborescens und orientalis.

Colyton, kleine Marktstadt in der engl. Grafschaft Devonshire, in einem durch Milchwirtschaft ausgezeichneten Bezirk, mit 2500 Einw. Sie zeichnet sich durch ihre von Kieselsteinen erbauten und mit Schiefer gedeckten Häuser aus und treibt nicht unansehnliche Papierfabrikation und Spitzenklöppelei.

Com., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für Ph. Commerson (s. d.).

Coma (lat.), Schlafsucht.

Coma caesarĕa (lat.), Weichselzopf.

Comacchio (spr. -makjo, das alte Comacula), Kreishauptstadt in der ital. Provinz Ferrara, in ungesunder Lage, mitten in den Valli di C. (stehenden Wasserbecken an der Meeresküste, durch leistenartige Dämme von einander getrennt) und nur zu Wasser zugänglich, ist Sitz eines Unterpräfekten und eines Bischofs, hat Mauern, hübsche Kirchen und Gebäude, sehr bedeutende Aalzucht (s. Aale), Salinen und eine Gemeindebevölkerung von (1871) 8910 Seelen. Die Landenge, welche die Valli vom Meer trennt, hat eine Durchfahrt, an welcher der mit befestigten Thürmen versehene Hafen Magnavacca liegt.

Comagēna, im Alterthum Stadt an der Donau, zwischen Tuln und Zeiselmauer in Niederösterreich. Die Avaren legten bei C. eine starke Festung an, welche Karl d. Gr. eroberte.

Comanches (spr. -mänitschés), Indianervolk, s. Komantschen.

Comarca (ital., f.), Gerichtsbezirk; C. di Roma, das Gebiet der Stadt Rom und seiner Umgebung, welches zur Zeit der weltlichen Herrschaft des Papstes eine besondere Provinz des Kirchenstaats bildete.

Comayágua (ehedem Valladolid la nueva), Hauptstadt der centralamerikan. Republik Honduras und des gleichnamigen Departements am Rio Humuya, auf einer fruchtbaren und gesunden Hochebene 650 Meter ü. M. gelegen, wurde 1540 gegründet und hat eine stattliche Kathedrale (1700—1715 erbaut) nebst mehreren anderen Kirchen, im übrigen aber jetzt ein ärmliches, dorfartiges Aussehen. Die Einwohnerzahl, welche zur Zeit der Emancipation 18,000 betrug, ist infolge der Bürgerkriege auf 3—4000 herabgesunken. Die alte, 1678 gegründete, dann eingegangene Universität wurde 1833 zwar wieder hergestellt, ist aber bis heute noch nicht wieder in Wirksamkeit getreten.

Combat (franz., spr. tongba), Kampf, Gefecht; combats à la foule, Turnierübung, wo mehrere Ritter auf einmal gegen einander kämpften; Combattant, s. Kombattant.

Combe (spr. tohm), Abram, engl. Socialist, geb. 15. Jan. 1785 zu Edinburg, war anfangs Zuckerfabrikant in Glasgow, dann in Edinburg, ward 1820 von Rob. Owen für den Socialismus gewonnen und gründete zu Edinburg eine Cooperative Society, die aber fehlschlug; dennoch stiftete er 1825 mit anderen eine noch großartigere ähnliche Anstalt zu Orbiston, starb aber schon 11. Aug. 1827. Er schrieb: »Metaphorical sketches of the old and new systems«, worin er die Owen'sche Gesellschaftslehre darzulegen suchte.

Combes (franz., spr. tongb), die isoklinalen Thäler im Juragebirge (s. Jura).

Combin (Grand C., spr. grang tongbäng), das Haupt einer der vier Gruppen der Walliser Alpen (4317 Meter), umstanden von anderen hohen Felsgipfeln und umlagert von Firnmulden, von welchen sich drei beträchtliche Eisströme thalab senken, voraus der Glacier de Corbassière, dessen Abfluß sich in die Drance des Val de Bagnes ergießt. Nachdem 14. Aug. 1851 G. Studer den C. de Corbassière bestiegen hatte, kamen auch andere der bisher für unersteiglich gehaltenen Felshörner an die Reihe, so 1857 der Grand C. (durch den Engländer W. Mathews), 15. Aug. 1861 Mont Avril (durch den Engländer F. Burton), 6. Juli 1867 Tournelon Blanc (durch Hoffmann-Merian).

Combourg (spr. tongbuhr), Stadt im franz. Departement Ille-et-Vilaine, Arrondissement St. Malo, mit einem alterthümlichen, von 4 krenelirten Thürmen flankirten Schloß (aus dem 14. Jahrh.), in welchem Chateaubriand einen Theil seiner Jugend verlebte, bedeutenden Gerbereien, zahlreichen Märkten und (1872) 5250 Einw. Renommirt waren ehedem die hier gefertigten hanfenen Leinenzeuge, sogen. »Combourgs«, die besonders nach Amerika versendet wurden.

Combretaceae, s. Kombretaceen.

Combretum *L.* (Langfaden), Pflanzengattung aus der Familie der Kombretaceen, Bäume und Sträucher in heißen Ländern, mit ganzen Gegen- und Wechselblättern, deren verhärtete, stehen bleibende Blattstiele der Pflanze zum Klettern dienen, achsel- oder endständigen Blütenähren, langen Staubfäden und steinbeerartiger, einsamiger, vierflügeliger Frucht. Mehrere Arten dieser schönen Gewächse werden bei uns in Warmhäusern kultivirt. C. grandiflorum *Don.* ist ein niedriger, windender Strauch auf Sierra Leone, mit schönen scharlachkarmoisinrothen Blüten in einseitigen, winkel- oder gipfelständigen Trauben; C. purpureum *Vahl.*, ein schöner Schlingstrauch auf Madagaskar, mit hochkarminrothen, in einseitigen Endrispen und Trauben vereinigten Blüten; C. comosum *Don*, ein Schlingstrauch auf Sierra Leone, mit geschopften, dunkelscharlachrothen, in dichten Aehren stehenden Blüten.

Combustibilia (lat.), Brennstoffe.

Comēdo (lat., m., Mehrzahl Comedōnes), Fresser, Schlemmer; Mitesser in der Haut.

Comenius, Johann Amos, ein Pädagog von epochemachender Bedeutung, geb. 29. (28.) März 1592 in dem mährischen Städtchen Nivnitz bei Komme. Seine Eltern, der Böhmischen Brüdergemeinde angehörig, sollen Müllersleute gewesen sein. Früh verwaist, kam er erst in einem Alter von 16 Jahren zum Besuch einer lateinischen Schule. Nachdem er 1612 die Universität Herborn bezogen, um unter Alstedt Theologie zu studiren, schloß er seine Studien nach kurzem Aufenthalt in Heidelberg (1613) mit einer Reise nach Holland und England, und schon 1614 treffen wir ihn als Rektor der Brüderschule in Prerau, wo er, durch Ratich angeregt, bereits als pädagogischer Schriftsteller sich versuchte. 1618 ward er Prediger und Lehrer in Fulneck, dem Hauptsitz der Brüdergemeinde. Allein schon 1621 mußte er, vertrieben durch plündernde spanische Truppen, mit Verlust von Hab und Gut, von Weib und Kind flüchten. Zwei edle Männer, Karl von Zerotin und Georg von Sadowski von Sloupna, gewährten ihm jahrelang Aufnahme und Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit, bis er im Jahr 1628 sein Vaterland verlassen mußte und zu Lissa in Polen eine Stätte fand für neue, bald weltberühmte Wirksamkeit. Zwei Werke sind es, die, hier verfaßt, ihm in kurzer Zeit Weltruf verschafften, seine »Didactica magna seu omnes omnia docendi artificium« (deutsch zuletzt von Beeger und Zoubek; 2. Aufl., Leipz. 1873) und seine »Janua linguarum reserata«, beide reich an neuen Ideen und reformatorischen Gedanken. Daneben in steter Thätigkeit für die Sache der Böhmischen Gemeinden, war er 1632 deren Senior geworden, ohne jedoch etwas von seinen sonstigen Plänen aufzugeben. Durch Vermittelung des Engländers Samuel Hartlieb erschien 1639 sein »Pansophiae prodromus« in London, und schon 1641 folgte er einer damit in Verbindung stehenden Einladung nach England, wo sich selbst das Parlament mit seinen pädagogischen Reformvorschlägen beschäftigt hatte. Schon vorher hatte er einen Ruf zur Schulreform in Schweden abgelehnt. Da aber auch das englische Projekt durch Revolutionswirren vereitelt wurde, so war es eine besonders günstige Wendung seines Geschicks, daß er in einem reichen niederländischen Edelmann, Ludwig de Geer, einen Gönner fand, welcher zu reichlichster Unterstützung seiner Pläne sich bereit finden ließ. Da derselbe sich in Norköping in Schweden aufhielt, so war C. veranlaßt, eine Reise dahin zu unternehmen, welche ihn in persönlichen Verkehr brachte nicht nur mit Oxenstierna, der sich längst für ihn interessirt hatte, sondern auch mit dem Erzieher Gustav Adolfs, Skyte, welcher ihm, in Uebereinstimmung mit Geer, Elbing in Preußen als passenden Wohnort für seine weiteren didaktischen Arbeiten vorschlug. Vom Herbst

1642 bis zu Anfang des Jahrs 1648 lebte C. daher in angestrengter Thätigkeit in Elbing, theils unterrichtend, theils wissenschaftliche Pläne ausführend, schließlich empfindlich bedrückt durch äußere Verhältnisse. Da brachte eine Gemeindeangelegenheit die ersehnte Aenderung. Im Jahr 1648 wurde er (der letzte) Bischof der Böhmischen Brüder, und so nahm er seinen Wohnsitz wieder in Lissa, wo er alsbald als eine Hauptfrucht seiner Elbinger Arbeiten die »Methodus linguarum novissima« nebst einigen anderen sprachlichen Arbeiten, z. B. »Janua linguarum«, »Lexicon januale latino-germanicum«, »Grammatica latino-vernacula«, erscheinen ließ. Erfolglos mühte er sich nun ab, in seiner neuen Stellung die Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen zu regeln, und trat selbst mit dem Reichskanzler Oxenstierna in briefliche Verbindung, um die Konsequenzen des Westfälischen Friedens von der hart bedrängten Gemeinde abzuwenden. Da kam ein Antrag des Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen, der ihn wieder zu unmittelbar pädagogischer Thätigkeit rief. Bereits im Mai 1650 konnte er mit den Seinen nach Saros Patak am Bodrog übersiedeln, um dort eine Schule einzurichten, die selbst mit einem naturwissenschaftlichen und technischen Kabinet ausgestattet werden sollte. Aber der plötzliche Tod des Fürsten brachte alle Einrichtungen ins Stocken. Nach zweijährigen Anstrengungen kehrte C. enttäuscht nach Lissa zurück. Allein eine Frucht hatte die ungarische Episode. Im Jahr 1657 erschien zu Nürnberg (»Noribergae, typis et sumptibus Michaelis Endteri«) der in Ungarn verfaßte »Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum« (oft aufgelegt und nachgeahmt, zuletzt neu bearbeitet von A. Müller, Nürnb. 1835), ein Werk, das zu den wirkungsvollsten in der ganzen Geschichte der Schulliteratur gehört. Die Unruhen seines Lebens waren jedoch noch nicht zu Ende. Im April 1656 eroberte und zerstörte ein polnisches Heer die Stadt Lissa. Mit Verlust von Hab und Gut, darunter der größte Theil seiner Handschriften, zog der vielgeprüfte Mann in die Fremde. Ein schlesischer Edelmann bot ihm Zuflucht, allein Verfolgung trieb ihn weiter. Endlich sollte er, nachdem er in Hamburg eine zweimonatliche schwere Krankheit überstanden, in Amsterdam die ersehnte Ruhe finden (1656). Der Liberalität des Lorenz de Geer, des Sohnes seines frühern Gönners, hatte er es zu danken, daß er 1657 eine Gesammtausgabe seiner pädagogischen Werke in vier Foliobänden erscheinen lassen konnte. In den letzten Lebensjahren wendete er sich mystischen Spekulationen zu; ein Blick auf sein Leben genügt, um seine Neigung für solche Form der Religiosität begreiflich zu finden. Am 15. Nov. 1671 starb er, ein 80jähriger Greis; in der Kirche zu Narden soll er seine Ruhestätte gefunden haben. C. gehört zu jenen wenigen Männern in der Geschichte der Pädagogik, welche bei einer seltenen Universalität des Geistes auf Jahrhunderte hinaus nach den verschiedensten Richtungen Impulse gegeben, weniger durch ihre praktische Thätigkeit als durch originale aufhellende Gedankenverbindungen. Nach seinem Tod erschien unter dem Titel »Panegersia« (»Allgemeiner Weckruf«) eine »Allgemeine Berathung über die Verbesserung der menschlichen Dinge. An das Menschengeschlecht, vor anderen aber an die Gelehrten, Religiosen und Machthaber von Europa« (Halle 1702), eine sehr merkwürdige, aber bisher kaum beachtete Schrift, von welcher der Philosoph Krause 1811 einen wortgetreuen Auszug veröffentlichte, der in H. Leonhardi's Schrift: »Der Philosophenkongreß als Versöhnungstag« (Prag 1869) wieder abgedruckt worden ist. Zur Feier seines 200jährigen Todestags wurde ihm in Prerau 1874 ein Denkmal (von Seiban) errichtet. Vgl. Leutbecher, C.' Lehrkunst (Leipz. 1853); Gindely, Ueber C.' Leben und Wirksamkeit in der Fremde (Wien 1855); Pappenheim, C., der Begründer der neuern Pädagogik (Berl. 1871); Seyfarth, C. nach seinem Leben und seiner pädagogischen Bedeutung (2. Aufl., Leipz. 1871).

Come prima oder **Come sopra** (ital., »wie zuerst, wie oben«), musikalische Bezeichnung, welche andeutet, daß das ursprüngliche Zeitmaß eines Tonstücks oder eine gewisse Vortragsart wieder eintreten soll.

Comersee, s. Como.

Comes (lat., »Begleiter«), bei den Römern (wie es scheint, seit Scipio 211 v. Chr.) Titel höherer Magistratspersonen, welche diesen in die Provinzen folgten, um ihnen in der Verwaltung und sonst zur Hand zu sein. Diese Cohors praetoria bestand außer vertrauten Freunden, die auch das eine oder andere Amt versahen (als Arzt, als Schreiber ꝛc.), aus den nächsten Verwandten, zum Theil auch aus Bedienten. Die Sitte ging auch auf die Kaiserzeit über. Hier finden wir: die Comites oder Amici principis, welche den Kaiser stets umgeben und dafür Geld und Naturalien erhielten. Unter Konstantin (323) wurde C. Titel für jeden Hof- und Staatsdiener, galt aber dennoch für eine bedeutende Auszeichnung, womit bald auch besondere Prärogative und Insignien verbunden wurden. Am häufigsten wurde er an die militärischen Duces in den Provinzen vergeben; doch erhielten ihn auch andere Beamte, Rechtsgelehrte, Künstler u. dgl. Allmählich aber wurde aus dem Titel ein Amtsname, dem die Benennung der bestimmten amtlichen Thätigkeit (praefectus, magister u. dgl.) beigefügt wurde. Nun nannten sich die Comites nicht mehr nach den Kaisern, sondern nach ihren Provinzen oder nach den Aemtern. Dieser Gebrauch mag zuerst von den Duces eingeführt worden sein, welche sich, sobald sie Comites geworden waren, nur so nannten; später hießen Duces die mit dem Kaiser ins Feld ziehenden, Comites die Staats- und Hofdiener, welche im Kabinet des Kaisers arbeiteten. Bei den Gothen hieß der Oberfeldherr stets Dux; C. dagegen war der Statthalter im Lande

Comfort (engl., spr. kömmfört), s. Komfort.

Comines (Commines, spr. -min), Stadt auf der Grenze von Belgien und Frankreich, wird durch die Lys in zwei Theile getheilt, deren einer am rechten Flußufer, mit (1866) 3480 Einw., zu Belgien (Provinz Westflandern), der gegenüber liegende, mit (1872) 6353 Einw., seit dem Frieden von Rastadt (1714) zu Frankreich (Departement Nord) gehört. Letzterer hat einen Belfried aus dem 14. Jahrh., schöne Schloßruinen (La Brèche), Leinen-, Woll- und Baumwollindustrie und bildete mit dem belgischen Theil bis Anfang des 17. Jahrh. eine starke Festung. Die Stadt ist der Geburtsort des französischen Geschichtschreibers Philipp de Comines.

Comines (spr. -min, Cominäs), **Philippe de la Clite de, Sieur d'Argenton**, franz. Staatsmann und Geschichtschreiber, aus adligem Geschlecht auf dem Schloß Comines in Flandern 1445 geboren, kam jung an den Hof Philipps des Gütigen

von Burgund, ward der Vertraute Karls des Kühnen und leistete diesem wesentliche Dienste, war z. B. Vermittler des Friedens, als Karl den König Ludwig XI. von Frankreich in Peronne gefangen genommen hatte. 1472 trat er in den Dienst Ludwigs XI. von Frankreich über, der ihm seine volle Gunst und ein bei ihm sehr seltenes Vertrauen schenkte, ihn für den Verlust seiner von Karl dem Kühnen eingezogenen Güter aufs glänzendste entschädigte, ihm die Herrschaft Talmont und andere Besitzungen nebst reichem Gehalt gab, ihn zum Seneschall von Poitou erhob und zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebrauchte. C. gewann dadurch eine so angesehene Stellung, daß er eine Verwandte des Königshauses heirathen durfte. Als Karl VIII. den Thron bestieg, wurde C. wegen verrätherischen Einverständnisses mit dem Herzog von Orléans 1486 gefangen, im Schloß Loches in Berri 8 Monate in einem eisernen Käfig, dann ein Jahr in Paris gefangen gehalten und endlich mit Verlust eines Theils seiner Güter auf 10 Jahre vom Hofe verbannt. Doch trat er nach einiger Zeit, nachdem er seine Unschuld bewiesen, in seine frühere Stellung zurück und wurde Gesandter in Venedig, wo er das Interesse Frankreichs aufs beste vertrat. Auch bei Ludwig XII., dem er als Herzog von Orléans Dienste erwiesen hatte, stand er in hohem Ansehen. C. starb 18. Okt. 1509 zu Argenton. Seine »Memoiren über die Regierung und das Leben Ludwigs XI. und Karls VIII. von 1464—98« (1. Ausg., Par. 1524; die beste Ausgabe von Lenglet Dufresnoy, Lond. u. Par. 1747, 4 Bde.; fast in alle Sprachen übersetzt) sind die wichtigsten Geschichtsquellen über die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrh. Seine Darstellung ist kühl und ruhig, aber wahrheitsgetreu, obwohl seine Sympathien für Ludwig XI., dessen staatsmännische Bedeutung er bewundert, sehr deutlich hervortreten. In seinen politischen Anschauungen ist C. ein Vorgänger und Gesinnungsgenosse Machiavelli's: Vortheil und Erfolg sind das erste, die Moral muß zurücktreten. Daher sagt C. von Ludwig XI.: kaum ein anderer Fürst habe so wenig Fehler gehabt als dieser. Vgl. Kervyn de Lettenhove, Études sur les historiens du XV. siècle (»Bulletins de l'Académie royale de Belgique«, 2. Serie, Bd. 7); Derselbe, Lettres et négociations de Philippe de C. (Brüss. 1867).

Comino, Insel, s. Cumino.

Comissatio (lat.), bei den alten Römern ein bacchantischer Aufzug vor oder nach Gelagen, kam zur Zeit der Sittenverderbnis sehr häufig vor.

Comitātus (lat., m.), Begleitung, Gefolge, zur Kaiserzeit Suite, Hof, Hoflager des Kaisers; daher die Comitatenses; auch Würde eines Comes (s. d. und Komitat).

Comité, s. Komité.

Comites (lat.), Mehrzahl von Comes (s. d.).

Comitia (lat.), s. Komitien.

Comitium (lat.), für Volksversammlungen bestimmter Ort in Rom, dessen Lage man früher auf den östlichen Theil des Forums setzte, während neuerdings angenommen wird, daß er nordwestlich vom Forum zu suchen sei. Vgl. Rom.

Commachio, s. Comacchio.

Commagēne, Landschaft, s. Kommagene.

Commeātus (lat.), bei den alten Römern der Urlaub, den die Soldaten auf gewisse Zeiten erhielten, theils zur Besorgung nothwendiger Geschäfte, theils zum Vergnügen.

Comme il faut (franz., spr. tommilfoh), wie es sich gebührt, gehört; stattlich, tüchtig.

Commelin (spr. komm'läng, Commelinus), 1) Hieronymus, berühmter Buchdrucker des 16. Jahrh., geb. 1560 zu Douay in Flandern, übte seine Kunst zuerst in Frankreich, dann in Genf, von wo ihn der Kurfürst von der Pfalz nach Heidelberg berief; starb 1598. Er machte sich berühmt durch seine von ihm mit gelehrten Anmerkungen versehene Ausgaben griechischer und römischer Klassiker, die ihrer Korrektheit wegen geschätzt sind

2) Isaak, ebenfalls Buchdrucker und Neffe des vorigen, geb. 1598 zu Amsterdam, gest. 3. Jan. 1676, lieferte mehrere die holländische Geschichte betreffende Werke, darunter eine »Beschrijvinge van Amsterdam« (mit Urkunden von seinem Sohn herausgegeben, Amsterd. 1693; 2. Aufl. 1726, 2 Bde.).

3) Jan, Botaniker, Sohn des vorigen, geb. 23. Juli 1629 zu Amsterdam, war Senator und Professor der Botanik in seiner Vaterstadt, deren botanischen Garten er zum berühmtesten Europa's machte; starb 19. Jan. 1692. Der Beschreibung der Schätze desselben sind seine meisten, auch sonst in botanischer Hinsicht verdienstlichen Werke gewidmet; sein Hauptwerk: »Horti medici Amstelodamensis rariorum tam orientalis quam occidentalis Indiae aliarumque peregrinarum plantarum descriptio et icones« (Bd. 1), erschien erst nach seinem Tode 1697.

4) Kaspar, Neffe des vorigen, ebenfalls Botaniker, geb. 1667 zu Amsterdam, folgte seinem Oheim in dem Lehramte der Botanik, war mit Ruysch Demonstrator am botanischen Garten und starb 25. Dec. 1731. Er schrieb: »Horti medici Amstelodamensis plantarum usualium catalogus« (Amsterd. 1683, 3. Ausg. 1724); »Praeludia botanica« (Leid. 1703, 1715); »Horti medici Amstelodamensis plantae rariores et exoticae« (das. 1706, mit Abbildungen); »Flora malabarica s. horti malabarici catalogus« (das. 1696).

Commelīna *L.* (Kommeline), Pflanzengattung aus der Familie der Kommelinaceen, ausdauernde Kräuter mit ganzen, am Grunde scheidigen Blättern, meist blauen, dreiblätterigen Blüten und dreifächeriger mehrsamiger Kapsel, gehören den tropischen und subtropischen Gegenden beider Hemisphären an. C. communis *L.*, mit kriechendem Schaft und bläulichen Blüten, aus Amerika, wird häufig in Gärten kultivirt. C. Rumphii *Kostel.*, ein Sommergewächs auf den Molukken, mit kriechendem, weitschweifigem Stengel, eiförmigen, langzugespitzten Blättern und langgestielten, blauen Blüten, gibt zubereitet ein wohlschmeckendes Gemüse und wirkt gelind abführend. Ebenso C. polygama *Roth.*, ein Sommergewächs in Ostindien, Kotschinchina und Japan, mit kriechendem Stengel und blaßblauen Blüten. C. tuberosa *L.* ist eine ausdauernde Pflanze in Mejiko, mit rauhen Blättern, blauen Blüten und sehr knolliger Wurzel, welche in der Heimat gekocht genossen wird, während man das Kraut als Wundmittel benutzt. C. coelestis *W.* ist eine 30 bis 60 Centim. hohe Zierpflanze mit überaus schönen, ultramarinblauen Blüten und filzigen Stielen.

Commelinaceae, s. Kommelinaceen.

Commemoratio omnium defunctōrum (Commemoratio omnium fidelium, lat.), s. v. w. Fest aller Seelen (s. Allerseelen).

Commemoratio omnium Sanctōrum (lat.), s. v. w. Fest aller Heiligen (s. Allerheiligen).

Commendāmus (lat., »wir empfehlen«), Formel, mit welcher der Papst seine Einwilligung zur Wahl eines Kardinals gibt.

Commendationes (lat., »Empfehlungen«), in der kathol. Kirche Gebete für Verstorbene.

Comment (franz., spr. kománg), wie? z. B. c. vous portez-vous? wie befinden Sie sich? In der Burschensprache bezeichnet C. als Hauptwort (der Komment) die Summe der von früheren Zeiten her überkommenen Gebräuche, welche die Studenten im geselligen Verkehr unter einander, namentlich beim Kommersiren (Bier-, Trinkkomment), zu beobachten haben, sowie das dieselben feststellende Gesetzbuch. Vgl. Gräße, Bierstudien (Dresd. 1872), wo ein »Saufkomment« von 1685 mitgetheilt wird.

Commentariensis (lat.), unter den röm. Kaisern jeder, der öffentliche Schriften zu führen oder zu bewahren hatte, also Staatsschreiber, Registrator, Sekretär, auch Protokollführer.

Commentarii und **Commentationes** (lat.), s. Kommentarien.

Commentitium (lat., »Commenticium«), etwas Erdichtetes; daher commentitia emtio, im Rechtswesen s. v. w. Scheinkauf.

Commentry (spr. -mangtri), Stadt im Departement Allier, Arrondissement Montluçon, mit letzterer Stadt durch eine Eisenbahn verbunden, hat (1872) 11,689 Einw. und bedeutende Steinkohlenlager von bemerkenswerther Reinheit, deren Ausbeute und Export die Stadt zur Blüte gebracht hat. Die Ausbeute betrug 1867: 5,779,167 metrische Centner.

Commerce (franz., spr. -mers), s. Kommerz.

Commercium (lat.), s. Kommerz; im philosophischen Sinn s. v. w. Wechselwirkung, Wechselverhältnis; in der Literatur gegenseitige Mittheilung gelehrter Abhandlungen, auch als Büchertitel gebraucht.

Commercy (spr. -erssi), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Meuse, östlich von Bar le Duc, an der Maas und der Ostbahn, von schönem Wald umgeben, hat ein hübsches Schloß (im Stil des 17. Jahrh. von Durand erbaut, 1744 durch Stanislas verschönert, jetzt Kavalleriekaserne), ein altes Benediktinerkloster (jetzt Normalprimärschule), ein schönes Stadthaus, ein Collége, Theater, eine Kaufhalle, schöne Springbrunnen, Eisenhütten (jährlich 1 Mill. Kilogr. Eisen), bedeutende Fabrikation von einer Art kleinen Backwerks (»madeleines«), Quincaillerie- und Strumpfwaaren, Handel mit Vieh, Pferden, Korbwaaren ꝛc. und (1872) 4191 Einw. C. hieß im Mittelalter Commerciacum und gehörte einer Nebenlinie des Hauses Lothringen, später den Grafen von Nassau-Saarbrück; nach mehrfachem Wechsel kam es wieder an Lothringen und fiel 1744 an Frankreich. Am 14. Aug. 1870 von den Deutschen besetzt, war C. 23. Aug. Hauptquartier des Königs und von da an ein wichtiges Etappenkommando.

Commerson (spr. -ssóng), Philibert, franz. Botaniker, geb. 18. Nov. 1727 zu Chatillon les Dombes in Bresse, studirte in Montpellier Medicin und Botanik und lebte dann als praktischer Arzt in Montpellier. In Linné's Auftrag veranstaltete er für die Königin von Schweden eine Sammlung der seltensten Fische des Mittelländischen Meers mit Beschreibungen und benutzte das Honorar dafür zur Anlegung eines botanischen Gartens zu Châtillon, wo er auch von 1756 an wohnte. Im Jahr 1764 trat er mit Bougainville als Naturforscher eine Reise um die Welt an und starb 13. März 1773 auf Isle de France. Nach seinen Sammlungen und Manuskripten, welche im botanischen Garten zu Paris aufbewahrt sind, haben Jussieu und Lamarck 60 neue Gattungen von Pflanzen bekannt gemacht.

Comminges (spr. -mängsch), altfranz. Landschaft in der Gascogne, gegenwärtig den Departements Gers und Obergaronne einverleibt, umfaßt 267,719 Hektar und hat Bertrand de Comminges an der Aune (mit 716 Einw.) zur Hauptstadt. Die übrigen Städte sind St. Gaudens, Lombez, L'isle en Dodon und Muret. Der Name C. soll von dem alten Räubervolk der Convenä stammen, das sich, nachdem es unter Sertorius tapfer gekämpft, in diesen Pyrenäengebirgsstrich zurückzog.

Commis (franz., spr. -mi), Handlungsgehülfe; C. voyageur, Handlungsreisender.

Commissio (lat.), Auftrag, s. Kommission.

Commissorium (lat.), s. Kommission.

Commissum (lat.), etwas Aufgetragenes, Auftrag; etwas Begangenes, insbesondere ein begangenes Verbrechen; commissa haereditas, verwirkte Erbschaft; commissa poena, verwirkte Strafe.

Commodātum (lat.), eine Sache, welche jemandem für einen bestimmten Zweck unentgeltlich zum Gebrauch überlassen wird, worauf sie dem Eigenthümer wieder zu restituiren ist. Der Kontrakt darüber, Contractus commodati, Leihvertrag, ist ein Realkontrakt. Der Verleiher der Sache heißt Commodans, Commodator, der Empfänger Commodatarius. Vgl. Darlehn und Leihkontrakt.

Commodore (engl., spr. -dohr, v. ital. Comandatore, »Befehlshaber«), in der englischen und nordamerikan. Marine derjenige Seeofficier, welcher mit der Vollmacht, aber ohne den Rang, eines Admirals ein selbständiges, einen besondern Zweck verfolgendes Geschwader ohne höhern Oberbefehl kommandirt. Während der Dauer der Expedition führt der C., wie der Admiral am Top (Spitze) des Mastes seines Schiffs als Unterscheidungs- und Ehrenzeichen eine viereckige (Kommando-) Flagge gehißt hat, einen Breitwimpel oder Stander (eine Art schmaler, dreieckiger Flagge).

Commŏdum (lat.), überhaupt Nutzen, Vortheil; in Vertragsverhältnissen jeder Zuwachs von Ertrag, Früchten u. dgl., welcher aus dem Gegenstande des Vertrags gewonnen wird; c. possessionis, der mit dem Besitz verbundene Nutzen; c. publicum, das gemeine Beste; c. rei venditae, Nießbrauch von Verkauftem.

Commŏdus, L. Aelius Aurelius, auch Marcus Antoninus, röm. Kaiser von 180—192 n. Chr., Sohn des M. Aurelius Antoninus und der Faustina, geb. 31. Aug. 161, zeigte schon als Jüngling großen Hang zur Wollust und Grausamkeit, war dabei träg, feig und schwachsinnig und seinem edlen Vater in jeder Hinsicht unähnlich. Letzterer berief ihn 175 zu der Armee nach Germanien, nahm ihn dann mit sich in den Orient, ließ ihn nach der Rückkehr an der Ehre des Imperatortitels und am Triumph theilnehmen und verlieh ihm die tribunicische Gewalt. Als Mark Aurel 180 im Lager bei Vindobona gestorben war, schloß C. mit den Barbaren eiligst Frieden; ja, von manchen Völkerschaften erkaufte er denselben, um zu den Genüssen der Hauptstadt zurückkehren zu können. Anfangs noch geleitet von den Räthen seines Vaters, hielt er seine Begierden im Zaum; als aber 183 ein

Anschlag auf sein Leben gemacht wurde, bei welchem des C. eigene, herrschsüchtige Schwester Lucilla betheiligt war, trat seine Tyrannennatur offen hervor. Aus Angst und Rachsucht ließ er eine Menge vornehmer Männer hinrichten, und die Angeberei blühte mehr als je. Während C. seinem Vergnügen an Wettfahrten, Menschen- und Thiergefechten sowie seinen Ausschweifungen im Palast frönte, regierte an seiner Stelle sein Günstling, der Prätorianerpräfekt Perennis, und mißbrauchte die Gewalt zur Befriedigung seiner Habsucht und seines Ehrgeizes bis zu seinem durch die Unzufriedenheit der Soldaten herbeigeführten Tod (186). Ihm folgte in C.' Gunst der Freigelassene Cleander, der womöglich noch größere Tyrannei übte als jener, doch schon 189 starb. Pest, Hungersnoth und Feuer vermehrten noch das Elend in Rom. Der rasende Hang des C. zu Spielen erforderte ungeheure Summen und führte nothwendig zu Erpressung und Grausamkeit. Der Kaiser selbst setzte seinen Stolz darein, sich als Bogenschütze und sogar als Fechter öffentlich zu zeigen; den Namen des Hercules, den er sich beigelegt hatte, vertauschte er später mit dem eines berühmten Fechters. Als seine Buhlerin Marcia zufällig entdeckte, daß C. sie sowie seinen Freigelassenen Eclectus und den Prätorianerpräfekten Lätus zum Tod bestimmt habe, brachten diese drei ihm Gift bei und ließen ihn sodann (31. Dec. 192) durch einen Gladiator vollends erdrosseln. Der Senat, der ihn vorher göttlich verehrt hatte, erklärte ihn nun für einen Feind des Staats und ließ seine Bildsäulen niederreißen; sein Leichnam wurde mit Mühe der Wuth des Pöbels entzogen.

Commŏdus Verus, s. Verus.

Commŏner (engl.), eigentlich der gemeine Mann, dann überhaupt alles, was nicht zur Nobility, d. h. zu den Mitgliedern des Oberhauses, gehört. Daher sind z. B. die Söhne von Peers noch Commoners, und dieser Begriff fällt also nicht mit der deutschen Bezeichnung »bürgerlich« im Gegensatze zu »adlig« zusammen. Nach englischem Recht bildet die Commonalty die zweite Klasse des Civilstandes und zerfällt, wie die Nobility, in mehrere Abstufungen.

Commonitorium (lat.), das, was zur Erinnerung dient; Erinnerungsschreiben; auch heimlicher Vergleich.

Common law (engl., spr. kómm'n lah), Herkommen, das durch Verjährung zum Gesetz geworden ist; das englische Landrecht.

Common Prayer Book (engl., spr. kómm'n prä'r buk), die engl. Kirchenagende, welche 1548 von einem aus den vornehmsten Bischöfen und Theologen bestehenden Komité unter Cranmer zusammengestellt ward und durch das Parlament Gesetzeskraft erhielt. Da sie sich in diesem ihrem ersten Entwurf noch sehr an die römische Liturgie anschloß, so erschien 1552 eine Revision, welche den evangelischen Principien mehr Rechnung trug, und 1559 eine solche, mit der sich so ziemlich alle Religionsparteien einverstanden erklärten. Erst die puritanischen Zwistigkeiten machten neue Aenderungen der Liturgie nothwendig, und es ward zu diesem Zweck eine geistliche Konferenz in Hamptoncourt gehalten. Da sich aber die Mitglieder derselben nicht einigen konnten, so nahmen die Stuarts aus eigener Machtvollkommenheit mehrere Veränderungen mit dem C. vor. Unter Karl II. wurde eine Kommission von 21 Anhängern der Episkopalkirche und ebensoviel Presbyterianern zur Prüfung der Agende niedergesetzt. Auch jetzt aber kam es nicht zur Verständigung, und es ward daher das Revisionswerk endlich der Konvokation (s. d.) anvertraut. Die von dieser Versammlung veranstaltete Ausgabe erhielt im Mai 1662 die Bestätigung von Seiten des Parlaments und ist noch heute im ganzen Bereich der englischen Herrschaft allenthalben normgebend. Die bischöfliche Kirche Nordamerika's hat eine eigene Ausgabe des C., die von der englischen in einzelnen untergeordneten Punkten abweicht.

Commons, House of (engl., spr. haus' öw kómm'ns, »Haus der Gemeinen«), in England im Gegensatze zu dem aus den Peers des Reichs gebildeten Oberhaus die aus Volkswahlen hervorgehende Vertretung der Nicht-Peers oder Gemeinen, das Unterhaus.

Commŏtio (lat.), s. Kommotion.

Commune affranchie (franz., spr. kómün äfrangschih), während der Schreckenszeit der französischen Revolution Name der Stadt Lyon (s. d.).

Communeros (Söhne des Padilla, eines der Führer der kastilischen Liga gegen Karl V., gest. 1522), geheime politische Gesellschaft in Spanien, welche sich 1820 aus den spanischen Freimaurern entwickelte und vollständige Volkssouveränität und Gleichheit aller Menschen anstrebte. Ballesteros und Romero Alpuente waren ihre ersten Häupter. Schon 1821 wurde in Madrid eine leitende Junta und in jeder Provinz eine Provinzialmorindad gestiftet und dem entsprechend eine Centralkasse und Provinzialkassen errichtet, in welche die freiwilligen Beiträge der Mitglieder flossen. 1822 zählte die Gesellschaft 40,000 Ritter, deren Zahl später auf 70,000 gestiegen sein soll, und ihre Affiliationen erstreckten sich selbst nach Frankreich. Ihre Konstitution erinnerte an die der Ritterorden; die Versammlungen hießen »Festungen«, die Klassenversammlungen »Forts« oder »Schanzen«. Der Eintretende mußte schwören, »die Selbstherrschaft des Volks zu vertheidigen und Anstellungen nur zum gemeinen Besten anzunehmen, niemals aber sich um solche zu bewerben«. Florez d'Estrada, seit 1. März 1823 Ministerpräsident, ward als Organ der C. betrachtet. Nach der zweiten Restauration wurde die Gesellschaft aufgehoben und die Theilnahme daran mit strengen Strafen bedroht; dessenungeachtet scheint sie noch eine Zeitlang fortbestanden zu haben.

Communes res (lat.), »gemeinschaftliche Dinge«, deren Benutzung jedem freisteht, wie z. B. Luft, Wasser ꝛc., im Gegensatze zu publicae res, res universitatis ꝛc.

Communicatio (lat.), Mittheilung.

Communicatio idiomătum (lat.), s. Christologie.

Communicatoriae literae (lat.), Schreiben, durch welches ein neu geweihter Bischof den übrigen Bischöfen seine Ernennung und seinen Amtsantritt kund thut.

Communio bonorum (lat.), s. Gütergemeinschaft.

Communis (lat.), gemein, gemeinschaftlich.

Communis locus (lat.), öffentlicher Ort; Gemeinplatz.

Communis septimana (lat.), Gemeinwoche, die Woche nach Michaelis.

Como, eine Provinz Oberitaliens, umfaßt das Land um den Comersee, den Ostheil des Luganersees und das westlich von Lugano bis zum Lago Maggiore sich erstreckende Gebiet, wo die Seen von Varese, Comabbio und Monate liegen, im ganzen

2717 QKilom. (49,3 QM.) groß. Es ist ein Voralpenland, reich an den herrlichsten Gegenden, im N. durch Alpenausläufer ziemlich gebirgig, mit schönen Thälern (Val Sassina, Val Assina, Val Travaglia ꝛc.), im S. mit sanften Hügeln gegen die Poebene abfallend. Die höchsten Berge sind der Legnone in der Ebene von Colico (2636 Meter), der Barrone im Val Sassina (2500 Meter) und der Pizzo di Giano im Val Carcagna (2272 Meter). Eine große Anzahl kleiner Gebirgsbäche (am bedeutendsten Olona, Trosa und Acqua nera) bewässern die Provinz. Die Haupterzeugnisse sind Wein und Seide (besonders in der sogen. Brianza, dem Paradies der Lombardei, zwischen den beiden südlichen Ausläufern des Comersees); außerdem Holz, Oliven, viele Fische, Eisen, Marmor, Alabaster, gesuchte Schleifsteine. Neben Rindviehzucht und Ackerbau sind Fabriken und Manufakturen in Betrieb, namentlich werden viele Gläser und chirurgische Instrumente gefertigt, mit denen sowie mit Kupferstichen u. dgl. die Bewohner einen lebhaften Handel treiben. Die Provinz zerfällt in 3 Kreise (C., Varese, Lecco) und zählt (1871) 477,642 Einw.

Die gleichnamige Hauptstadt liegt malerisch am Südende des westlichen Arms vom Comersee, zwischen rings aufsteigenden, mit Wein-, Oliven- und Kastanienwäldern bedeckten Bergen, an der Eisenbahn von Mailand und zählt (1871) mit den 8 Vorwerken (Casali, unter welchen Borgo San Bartolomeo, Borgo Sant' Agostino, Borgo San Martino und Borgo Vico die größten sind) 24,350 Einw. Sie ist mit doppelten Mauern und Thürmen umgeben und eine schöne Stadt von fester Bauart, meist mit flachen Schieferdächern, die italienisches Leben in weit ausgesprochnerem Maße entwickelt als viele der großen, südlicher gelegenen Städte. »Hier begegnet man, von den Alpen herkommend, zuerst den hohen Holzsandalen an den nackten Füßen der Weiber, den flanirenden Priestern, den kecken Bersaglieri mit ihren schief getragenen Federhüten, dem Sitzen auf offener Straße vor den Cafés und der lauten Unterhaltung des Volks, die bis weit über Mitternacht hinaus andauert.« Unter den Gebäuden ist der Dom hervorzuheben. Er ist im edelsten gothischen Stil begonnen (14. Jahrh.) und in schönster Frührenaissance vollendet und gehört, ganz aus Marmor erbaut, nächst dem zu Mailand zu den schönsten Kathedralen Oberitaliens, im Innern von fast gleich großartiger Wirkung wie jener; das Battisterio wurde nach Bramante's Entwurf, die Kuppel (erst 1750) von Juvara erbaut. Besondere Erwähnung verdient das prachtvolle Portal der Nordseite; das Innere enthält mehrere berühmte Gemälde von Luini, Ferrari u. a. Unmittelbar neben dem Dom steht der Broletto (Rathhaus), ein großer Arkadenbau des 13. Jahrh., der durch den Wechsel dreier verschiedenfarbiger Marmorarten eine auffallende Wirkung macht. Die älteste Kirche ist die zu San Fedele, eine aus der Zeit der ersten lombardischen Könige stammende, aber stark verbaute Basilika; die Chiesa del Crocefisso (aus dem 17. Jahrh.) zeichnet sich durch 8 große Marmorsäulen aus dem Bruch von Mandello aus. Im ganzen hat die Stadt, welche Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörde ist, 13 Kirchen, außerdem ein bischöfliches Seminar, ein Lyceum mit einem Bogengang von 8 antiken korinthischen Säulen und einer 50,000 Bände starken Bibliothek, ein Antikenkabinet (im Palazzo Giovio), 3 Gymnasien, ein Gewerbeinstitut, eine technische Schule, eine Handelskammer, mehrere Kranken- und Versorgungshäuser, ein Theater, wichtige Seidenmanufaktur, Tuchweberei, Fabrikation physikalischer und optischer Instrumente ꝛc. Die (sitzenden) Statuen der beiden hier gebornen römischen Gelehrten Plinius (im Gelehrtenkostüm des 16. Jahrh., neben dem Südportal der Domkirche), eine alte Ulme (in der Vorstadt Borgo Vico), in deren Schatten der jüngere Plinius gern geruht haben soll, die Stätte, wo nach der Tradition das Landhaus des Dichters Catull stand, ferner die Statue des ebenfalls hier gebornen Physikers Volta (von Marchesi, am Hafen, seit 1838) ꝛc. bezeichnen die Bedeutung der Stadt auf dem Gebiete der Wissenschaft und Poesie. C. ist ferner auch Geburtsort des Dichters Statius und der Päpste Clemens XIII. und Innocenz XI. Auf einem Berg über der Stadt thronen die Ruinen der alten zerstörten Burg Baradello; das westliche Seeufer entlang zieht an zahlreichen Villen vorüber die prächtige Strada Regina, die schon Theodolinde eröffnete, hinan nach Villa d'Este. — Die Gründung des Orts (im Alterthum Comum genannt und von den Insubrern angelegt) datirt man drei Jahrhunderte weiter zurück als die Roms. Pompejus, Strabo, Cornelius Scipio und endlich Cäsar (der 6000 Kolonisten, darunter 500 angesehene griechische Familien, dahin verpflanzte) bemühten sich nach einander, C. zu einer bedeutenden Pflanzstadt und zu einem starken Posten gegen die gefährlichen Alpenvölker zu erheben. Im frühen Mittelalter war C. Stapelplatz für den Handel aus Rhätien nach der obern Donau, und schon damals blühten hier Eisenfabriken. Eine Hauptstütze der Ghibellinen und »das offene Thor Italiens für die deutschen Kaiser«, wurde C. 1127 nach zehnjährigem Krieg von den Mailändern zerstört, doch von Kaiser Friedrich I. 1158 wieder aufgebaut und mit einer starken Befestigung versehen. Später fiel es unter die Signorie der Rusca, dann 1335 der Visconti, von wo an es die Geschicke seiner Nebenbuhlerin Mailand theilte. Kaiser Karl V. eroberte die Stadt 1520. Im lombardisch-piemontesischen Krieg 1859 war C. Hauptagitationspunkt Garibaldi's. Eine Geschichte der Stadt schrieb Cantù (1829).

Der Comersee (Lago di Como, bei den Alten Lacus Larius), der für den schönsten der italienischen Seen gilt, erstreckt sich vom Fuß der Rhätischen und Adulaalpen über 37 Kilom. weit nach S. und hat eine Breite von 2—6 Kilom. Schon in der Mitte, bei der Landzunge von Bellaggio, spaltet er sich in zwei Arme: in einen südwestlichen, der bei der Stadt C endigt, und einen südöstlichen, der Lago di Lecco genannt wird, und an dessen Ende die Adda, welche an der Nordspitze aus dem Val Tellina in den See tritt, denselben wieder verläßt. Der Comersee liegt 213 Meter über dem Mittelmeer (beträchtlich höher als der Lago Maggiore) und bedeckt einen Raum von etwa 193 QKilom. Seine Tiefe ist sehr beträchtlich, am bedeutendsten bei Bellaggio, wo sie über 600 Meter beträgt. Die Ufer sind von hohen Bergen umgeben, die im N. die Höhe von 2000—2600 Meter erreichen, im S. dagegen bis zu 600 Meter absinken, und deren Abfall meist hart an den See herantritt und nur einen schmalen Uferrand übrig läßt. Im übrigen sind diese mannigfach gestalteten Ufer des Sees mit allem Glanz südlicher Vegetation, mit tiefem Grün, Wasserfällen, dunkeln Kastanienwäldern geschmückt und mit hellleuchtenden

Digitized by Google

Dörfern, weit blinkenden Kirchen und Kapellen und reizenden Villen wie übersäet, so daß sie mit Recht zu den schönsten Landschaften Europa's gezählt werden. Die größte Schönheit häuft sich um die Halbinsel von Bellagio, deren äußerste Spitze sich laubholzgekrönt 160 Meter über den See erhebt. Unter den Wasserfällen ist der des Reso am Ostufer, der über die Uferfelsen unmittelbar in den See stürzt, hervorzuheben. Unter den Villen an den Ufern des Sees sind die sehenswerthesten: die Villa Vigoni bei Loveno mit ausgezeichneten Skulpturen von Thorwaldsen, Marchesi und anderen neueren italienischen Bildhauern; die Villa Melzi, südlich von Bellagio, ebenfalls reich an plastischen Werken und mit prächtigen Gärten; ihr fast gegenüber die Villa Carlotta (Sommariva) bei Cadenabbia (s. d.); die Villa Pliniana unweit Careno am östlichen Gestade des eigentlichen Comersees (1570 erbaut und nach Plinius benannt, zuletzt Eigenthum der Familie Belgiojoso); am westlichen Gestade die Villen Balbianello (bei Lavedo), Pizzo (Eigenthum der Familie des verstorbenen Erzherzogs Rainer); die Villa d'Este des Fürsten von Torlonia, längere Zeit Aufenthaltsort der Königin Karoline von England; die Villa Raimondi (früher Odescalchi), die größte, u. a. Der See ist sehr fischreich, besonders an Forellen, Aalen ꝛc., und wird von vielen Wasservögeln besucht. Sein klares Wasser, in welchem man häufig bis auf den Grund hinabsieht, schwillt zur Zeit der Schneeschmelze bis zu 5 Meter über den gewöhnlichen Stand an, am meisten in dem südwestlichen Arm, der keinen Abfluß hat, indem der Tivano (ein Nordwind), der die Nacht hindurch weht, das Wasser darin anhäuft, bis der Breva (ein Südwestwind) das Gleichgewicht der Wassermasse wieder herstellt. Außerdem zeigt der See noch plötzliche Schwankungen des Spiegels, ähnlich den »Seiches« beim Genfersee. Im Seearm von C. liegt nur die einzige kleine Insel San Giovanni, am westlichen Strand bei Lenno, auf welcher einst ein berühmtes festes Schloß stand. Der See wird regelmäßig durch Dampfboote befahren in der Richtung von C. nach Colico, am Nordende, wo die Alpenstraßen über den Splügen und das Wormser Joch enden. Vgl. Leonhardi, Der Comersee und seine Umgebungen (Leipz. 1862).

Comödo (Comodamente, ital. »bequem«), musikalische Vortragsbezeichnung, s. v. w. mit behaglichem, gemächlichem Tempo.

Comoedia (Fabula, lat.), s. Komödie.

Comolli, Giovanni Battista, ital. Bildhauer, geb. um 1775 zu Valenza am Po, studirte zu Rom, wurde mit 24 Jahren Lehrer der Bildhauerei zu Grénoble und reiste dann in Frankreich und England. 1800 kam er nach Italien zurück und wurde im August nationaler Bildhauer von Piemont, Direktor der Bildhauerschulen und 1806 Professor an der Universität zu Turin, welche Stelle er bis 1814 bekleidete, wo er sich nach Mailand zurückzog. Er starb daselbst 26. Dec. 1830. Er lieferte namentlich viele Büsten, so die von Chaptal, Bolivar, Fox, Kaiser Franz I. u. a.; ferner die Friedenssäule zu Campo Formio, die kolossale Statue Napoleons, die neben der des Colombo das Portal des Nationalpalastes zu Turin schmücken sollte, u. a. Seine Richtung ist vollkommen durch Canova bedingt.

Comonfort, Ygnacio, General und Präsident Mejiko's, geb. 12. März 1812 von weißen Eltern zu Puebla de los Angeles, Sohn eines Oberstleutnants, schloß sich, 20 Jahre alt, an den General Santa Anna an und bewies in dem beginnenden Bürgerkrieg Muth und militärisches Talent, welches er später sorgfältig ausbildete. Er wurde Militärbefehlshaber in Matamoros, vertheidigte 1833 die Stadt Puebla lange erfolgreich, mußte sich aber endlich ergeben und zog sich für mehrere Jahre ins Privatleben zurück. Seine Vaterstadt Puebla wählte ihn 1844 zum Abgeordneten in einen Kongreß, der als konstituirende Versammlung auftrat, aber von dem santannistischen General Brano bald gesprengt wurde. C. war hierauf Militärbefehlshaber von Tlapa, wo er sich durch Niederhaltung der rebellischen Indianer sowie durch die in Mejiko seltenen Eigenschaften des administrativen Geschicks, der Energie und Ehrlichkeit rühmlichst auszeichnete, 1846 Mitglied des vom General Parades verjagten Kongresses und Theilnehmer an der Verschwörung der Liberalen August 1846, dann Bürgermeister der Hauptstadt Mejiko, Präfekt der westlichen Abtheilung des Staats Mejiko, Oberst im Krieg mit den Vereinigten Staaten, Abgeordneter auf dem zu Queretaro tagenden Friedenskongreß und Zollhausdirektor in den Hafenstädten Acapulco, Mazatlan und Vera Cruz, aus welcher Stellung er durch Santa Anna, der 1853 die Gewalt wieder bekam, vertrieben wurde. Dafür erhob C. den Aufstand gegen den vom Klerus gehobenen Gegner, Santa Anna wurde gestürzt und 11. Dec. 1855 C. als provisorischem Präsidenten die höchste vollziehende Gewalt übertragen; doch hatte er, da die Partei Santa Anna's noch viele Anhänger zählte und er sich die Geistlichkeit durch Herbeiziehung derselben zur Besteuerung verfeindete, mit beständiger Anarchie zu kämpfen und bemühte sich umsonst, den Gesetzen Ansehen zu verschaffen. Den Widerstand der Armee und der Priesterpartei schlug er 20. März 1856 zwar in deren Centrum Puebla nieder, und um ihn auch für die Zukunft zu brechen, erließ er die Dekrete vom 31. März 1856, wodurch das Grundeigenthum der Kirche eingezogen wurde, und vom 28. Juni 1856, wonach der Klerus kein Grundeigenthum mehr erwerben und besitzen durfte. Aber obwohl November 1857 mit außerordentlicher Gewalt bekleidet und 1. Dec. d. J. als konstitutioneller Präsident proklamirt, vermochte er die Ruhe und Ordnung nicht wieder herzustellen. Mehr und mehr wendeten sich seine Anhänger von ihm ab, und als ihn auch die letzte treu gebliebene Brigade, die des Generals Zuloaya, verlassen hatte, mußte er 21. Jan. 1858 aus der Hauptstadt weichen und begab sich im Februar, nachdem er zuvor Juarez, den Präsidenten des obersten Gerichtshofs, zu seinem Nachfolger bestellt hatte, in die Vereinigten Staaten. Doch kehrte er nach einigen Jahren in sein Vaterland zurück, für das er als General gegen die Franzosen unter Waffen stand. Am 13. Nov. 1863 wurde C. von Guerrillas unweit San-Luis-Potosi ermordet.

Comoroinseln (Komoren), Inselgruppe im nördlichen Theil des Kanals von Mosambik, zwischen 11° 30′ und 13° südl. Br., zeichnen sich durch vulkanische Beschaffenheit aus und sind meist von Korallenbänken umgeben. Der Gesammtumfang derselben beträgt 2731 QKilom. (49,6 QM.) mit 64,600 Bewohnern. Letztere sind ursprünglich vom Festland eingewanderte Schwarze, namentlich Wamakua, zu denen sich Sakalawen von Madagaskar und Araber gesellten, welche den Islam einführten. Es sind meist schöne, herkulische Leute, welche das Kisuhaeli, die Sprache der afrikanischen Ostküste,

reden. Die Inseln Angasija, Moali und Anjuan sind noch unabhängig. Die oberste Gewalt ist in viele kleine Theile zersplittert, und jeder kleine Sultan, deren oft drei bis vier in einer Stadt hausen, nimmt die volle Gewalt und ungeschmälerte Herrscherrechte in Anspruch. Mayotte dagegen gehört den Franzosen. Die Hitze des tropischen Klima's wird durch die Seewinde gemäßigt, doch ist es für Fremde ungesund. Fauna und Flora kommen am meisten mit denen von Madagaskar überein, mit ostafrikanischen Zuthaten. Die C. liefern Schiffbaubolz, Arekanüsse, Reis, Honig, Wachs und besonders Zucker. Die bedeutendste Insel ist Großcomoro oder Angasija, 1320 QKilom. (24 QM.) groß mit etwa 35,000 Einw. Sie ist von N. nach S. von einer Gebirgskette durchzogen, die im S. in dem 2599 Meter hohen, 1864 von Kersten erstiegenen thätigen Vulkan Karadalla Dschungu bja Dfaba (»feuriger Kochtopf«) endigt, welcher 1858 den letzten Ausbruch hatte. Hauptort ist Kitana. Moali oder Mohilla ist 573 QKilom. (10,4 QM.) groß mit 6000 Einw. und steht unter einer Sultanin, welche sich 1867 den franz. Protektoratansprüchen nicht fügen wollte, infolge dessen ihre Hauptstadt Fumboni durch das franz. Kriegsschiff Indre vollständig zerstört wurde. Johanna oder Anjuan (Andschuan), 496 QKilom. (9 QM.) mit 12,000 Einw., treibt viel Kaffeebau. Mayotte umfaßt 340 QKilom. (6 QM.) mit 12,000 Einw. Im Jahr 1841 mischten sich die Franzosen in die inneren Streitigkeiten dieser Insel; einer der Sultane, Andrian Suli, trat sie durch Vertrag vom 25. April 1841 an Frankreich ab und erhielt dagegen eine Rente von 5000 Franken jährlich. Seitdem sind einige hundert Soldaten und Beamten hier stationirt; indessen hat die Insel keinen bedeutenden Aufschwung genommen, namentlich wegen des für Europäer höchst gefährlichen Klima's. Hauptort ist Dfaudsi. Vgl. A. Gevrey, Essai sur les Comores (Pondichery 1870).

Company-act (spr. kómpäni-äkt), engl. Gesetz vom Jahr 1863, durch welches das Princip unbeschränkter Haftbarkeit der Theilhaber an wirtschaftlichen Gesellschaften beseitigt wurde.

Comparaison (franz., f., spr. kongparäsóng), Vergleichung; en c., im Vergleich; sans c., ohne Vergleichung, was jede weitere Vergleichung ausschließt, namentlich auch insofern die weitere Fortführung der Vergleichung etwas Verletzendes haben könnte; **comparable**, vergleichbar; **Komparabilität**, Vergleichbarkeit.

Comparatio (lat.), Vergleich, s. **Komparation**; C. literarum, Vergleichung einer Handschrift durch Schriftverständige.

Compascŭum (lat.), Koppelweide, Koppeltrift; jus compascui oder compascendi, Trift-, Hutgerechtigkeit auf eines andern Grund und Boden; s. **Koppelweide**.

Compassio Beatae Mariae Virginis (lat., Mariä Schmerzensfeier), Fest der röm. Kirche, ward 1423 auf der Synode zu Köln für die dortige Diöcese eingeführt und anfangs am Freitag nach Jubilate gefeiert, 1727 vom Papst Benedikt XIII. auf die ganze Kirche ausgedehnt und auf den Freitag vor Palmsonntag festgesetzt, der davon den Namen »Schmerzensfreitag« erhielt.

Compäter (lat.), Gevatter; **Kompaternität**, Gevatterschaft.

Compelle intrare, s. Coge intrare.

Compensatio (lat.), s. **Kompensation**.

Compiacevole (ital., spr. -tschewole), musikal. Vortragsbezeichnung: gefällig, angenehm; auch s. v. w. a piacimento und a piacere.

Compiègne (spr. kongpjänn), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Oise, in anmuthiger Gegend am Zusammenfluß der Oise und der Aisne, Station der Nordbahn, ist alterthümlich gebaut, mit krummen Straßen, hat aber mehrere sehenswerthe gothische Bauten, z. B. die Kirchen St. Germain (aus dem 15. Jahrh.), St. Antoine (aus dem 12. Jahrh.), St. Jacques (aus dem 13. Jahrh.), das Stadthaus, ferner ein merkwürdiges Schloß (von Ludwig dem Heiligen gegründet, von Ludwig XV. neu erbaut und von Napoleon I. glänzend restaurirt, von Napoleon III. als Landresidenz im Spätjahr benutzt und dann Schauplatz glänzender Hof- und Jagdfeste) mit einem schönen, nahe an 12 QKilom. großen Park, durch welchen die sogen. »Brunehautchaussee«, eine alte Römerstraße, führt. Die Stadt hat ein Collége, eine Bibliothek ein Mineralbad, ein archäologisches Museum (die bei den Ausgrabungen im Wald von C. zu Tage geförderten Gegenstände enthaltend), eine große Brücke über die Oise und (1872) 12,281 Einw., welche Fabrikation von Hausleinwand, Tauwerk, Holzwaaren, Mützen, Fahrzeugen und Handel treiben. Der sogen. »Thurm der Jakobiner«, an der Oise, ist ein Theil eines von Karl dem Kahlen gegründeten Palastes. C. soll von den alten Galliern erbaut sein und hieß zu Chlodwigs Zeiten Compendium. Karl der Kahle erweiterte die Stadt und nannte sie Carolopolis; 833 wurde Ludwig der Fromme hier seines Throns entsetzt. Am 25. Mai 1430 fiel die Jungfrau von Orléans vor den Mauern von C. den Burgundern in die Hände und wurde den Engländern überliefert. Im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 war C. wegen seiner Lage eine wichtige Etappe zur Verbindung mit dem Nordwesten Frankreichs und mit Deutschland. Dann wählte der Anfang Juli 1871 zum Oberbefehlshaber der deutschen Besatzungstruppen in Frankreich ernannte General Manteuffel C. zu seinem Hauptquartier. In der Nähe das neuerlich prachtvoll restaurirte Schloß Pierrefonds, einst eine berüchtigte Veste, 1390 vom Herzog Louis von Orléans errichtet.

Compĭtum (lat., »Kreuzweg«), bei den alten Römern ein Ort, wo sich mehrere Hauptstraßen kreuzten; auch eine Kapelle daselbst, den Lares compitales geweiht, denen zu Ehren jährlich die Compitalia oder Compitalicii ludi gefeiert wurden, die der Prätor besonders ansetzte. Die Opferdiener waren meist Sklaven. Nachdem dieser Dienst allmählich sehr verweltlicht und heruntergekommen war, stellte ihn Augustus wieder her und verordnete, daß die Compitalia zweimal im Jahr, im Mai und August, gefeiert werden sollten. Neben den zwei Laren eines jeden C. feierte man nun auch den Genius Augusti.

Complaisance (franz., spr. kongplässángß), Gefälligkeit, Artigkeit; par c., aus Gefälligkeit; **complaisant** (spr. -sáng), gefällig, artig, dienstfertig, willfährig (oft im schlechten Sinn, auch als Hauptwort: Augen-, Liebediener ꝛc.).

Complĕmentum (lat.), s. **Komplement**.

Complĕtor (lat.), sonst beim Reichskammergericht derjenige, der die eingegangenen Sachen einregistrirte und die Protokolle in Ordnung hielt.

Completorium (Hora completa lat.), das

Komplēt, die siebente und letzte der sogen. kanonischen Stunden (s. Horae canonicae), welche den Chordienst und das Breviergebet jeden Tags beschließt, gewöhnlich gleich nach Sonnenuntergang.

Complētus (lat.), vollständig, s. Komplet.

Complexio (lat.), Zusammenfassung, z. B. mit Worten; daher in der Logik s. v. w. Konklusion, Schlußsatz; in der Musik Bezeichnung, daß beim Schluß einer Periode der Anfang derselben wiederholt werden soll; in der Grammatik s. v. w. Kontraktion; über C. in der Mathematik s. Komplerion und Kombinationslehre.

Compluvium (Impluvium, lat.), Dachrinne; der mittlere offene Theil des Daches des Atriums im antiken römischen Hause.

Composé (franz., spr. tongpo-, ital. composto), zusammengesetzt, komponirt (von Musikstücken). Compositeur (ital. compositore), Komponist, Tonsetzer; in der Buchdruckerei s. v. w. Schriftsetzer.

Compositae (lat.), Pflanzenfamilie, s. Kompositen.

Composita verba (lat.), s. Verbum.

Compositum (lat.), etwas Zusammengesetztes, Zusammensetzung; insbesondere ein zusammengesetztes Wort.

Compossessio (lat.), Mitbesitz, wenn einzelne Personen an einer und derselben Sache einzelne Antheile haben, welche sich nicht körperlich (als reale Theile) an derselben darstellen.

Compost (franz., spr. tongpost, auch Compnt, vom lat. compŭtus, Berechnung), ehemals im Seewesen s. v. w. Kenntnis vom Gange der Gezeiten (Ebbe und Flut) in einem Hafen. S. Kompost.

Compostela, Stadt, s. Santiago de Compostela.

Composto (ital.), s. v. w. Composé.

Comprehensiva (sc. nomina, lat.), abgeleitete Wörter, welche die Gesammtheit der im Grundwort bezeichneten Einzeldinge bedeuten, z. B. equitatus (Reiterei) von equus (Reiter).

Comptabilité (franz., spr. tongta-, Komptabilität), die Rechnungsführung, Buchführung, das kaufmännische Rechnungswesen, auch die Lehre vom kaufmännischen Rechnungswesen, ferner die Verpflichtung zur Rechnungslegung; c. en partie double, doppelte Buchführung; comptable (spr. tongtabl), rechnungs-, buchführend, zu Rechnungsablegungen verpflichtet, verantwortlich.

Comptant (franz., spr. tongtäng), baar, in baarem Geld; als Hauptwort: baares Geld; daher Comptantkauf, Kauf per oder au c., gegen baar.

Compte (franz., spr. tongt), Rechnung, Konto; C.-rendu, Rechnungsabschluß, Rechenschaftsbericht; auch s. v. w. Sitzungsbericht.

Compteur (franz., spr. tongtör), Rechner, Zähler.

Comptoir (das, franz. m., spr. tongtoahr, meist kom- od. kontoahr gespr.), s. Kontor.

Compulsor (lat., »Antreiber, Erinnerer«), unter den römischen Kaisern derjenige Beamte, der das Volk zur Verrichtung der öffentlichen Arbeit und zur Bezahlung der Abgaben antrieb; in den Klöstern derjenige, der den Mönchen die Bet- und Singstunden ansagt.

Compurgātor (lat.), Eideshelfer.

Compŭtus (lat.), Berechnung, besonders C. ecclesiasticus, C. paschalis, Rechnung, nach welcher der erste Ostertag bestimmt wird; auch s. v. w. Rosenkranz, weil nach ihm die Gebete bestimmt werden.

Comte (franz., spr. tongt, vom lat. comes), Graf.

Comte (spr. tongt), Isidore Marie Auguste François Xavier, der Begründer der sogen. positiven Philosophie, geb. 19. Jan. 1798 zu Montpellier, war Zögling der polytechnischen Schule, Mathematiker, Saint-Simonist und (1820) Mitarbeiter am »Organisateur«, wurde nach seinem Bruch mit dem Saint-Simonismus (1822) Mitarbeiter an dem neu gegründeten Blatt »Le Producteur«, dann Repetent an der polytechnischen Schule (1832), Examinator für die Aufnahmszöglinge (1837), verlor beide Stellen infolge der Junireignisse (1848) und starb, nachdem seine Vorlesungen über die Geschichte der Humanität (seit 1849), durch welche er, von der Liebe zu Clotilde de Vaux begeistert, der Apostel einer Religion der Humanität zu werden hoffte, von der Regierung (1851) untersagt worden waren, 5. Sept. 1857 zu Paris. Seine Lehre legte er zuerst in dem »Plan des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société« (Par. 1822; neue Aufl. das. 1824 unter dem Titel: »Système de philosophie positive«), dann in seinem Hauptwerk: »Cours de philosophie positive« (Par. 1839, 6 Bde.; neue Aufl. das. 1868) nieder. Dieselbe, von ihm selbst »positive Philosophie« genannt (daher seine in Frankreich, England, Belgien zahlreichen Anhänger sich »Positivisten« nennen), ist eine Kombination von (aus seiner mathematischen Bildungsepoche stammendem) Empirismus und (aus seiner Saint-Simonistischen Periode ihm anhaftendem) Socialismus. Aus der Periode seiner religiösen Begeisterung, die er selbst als seine »subjektive« bezeichnet hat, stammen die Schriften: »Système de politique positive, ou traité de sociologie« (1852—54, 4 Bde.), »Catéchisme positiviste« (2. Aufl. 1872), »Appel aux conservateurs« (1855) und »Synthèse subjective« (1856), deren Inhalt von einem Theil seiner Schüler, namentlich von dem bedeutendsten derselben, dem Akademiker Littré, nicht anerkannt worden ist. Der Letztgenannte hat unter dem Titel: »A. C. et la philosophie positive« (2. Aufl., Par. 1864) eine Biographie und Darstellung der Lehre Comte's herausgegeben, welcher 1866 eine andere Schrift: »Auguste C. et Stuart Mill«, folgte. In England haben Miß Martineau (1853) und Bridges (1865) seine Schriften theilweise bearbeitet, Stuart Mill (»A. C. and the positivism«, Lond. 1865; deutsch von Elise Gomperz, Leipz. 1874), Buckle, Lewes, Tylor u. a., in Amerika Carey, ihn vielfach berücksichtigt. Auch in Italien und Deutschland hat er in neuerer Zeit vielfach, besonders bei den Naturforschern, Eingang gefunden. Comte's System richtet sich in seinem negativen Theil gegen jede Metaphysik, jede Einführung von Anfangs- oder Endursachen. Beide Enden der Dinge sind uns unzugänglich, nur die Mitte gehört uns. Der Atheist ist für den Positivisten nur eine Abart des Theologen, der Pantheismus nur eine Form des Atheismus. Theologie und Metaphysik, jeder Versuch, das Universum durch Gründe zu erklären, die außer ihm sind, ist Transcendenz; Immanenz ist die Wissenschaft, welche dasselbe durch Gründe erklärt, die innerhalb desselben sind. Seinem positiven Theil nach besteht der Positivismus in einer neuen Auffassung der Entwickelung des Menschengeistes und in einer neuen Anordnung der Wissenschaften. Jener zufolge durchläuft der denkende Geist nothwendigerweise drei Stadien: das theologische, das metaphysische und das positive. Während des

ersten werden die Naturerscheinungen durch übernatürliche Ursachen (Wunder und persönliches Eingreifen von Göttern), während des zweiten durch abstrakte Ursachen (scholastische Entitäten, realisirte Abstrakta) erklärt; während des dritten begnügt man sich, den Zusammenhang der Phänomene zu konstatiren durch Beobachtung, hervorzurufen durch das Experiment, kurz, jede Thatsache mit ihren vorangegangenen Bedingungen zu verknüpfen. Diese Methode hat die moderne Wissenschaft geschaffen und ist bestimmt, die Stelle der alten Metaphysik einzunehmen. In dem Maß, als eine wissenschaftliche Frage eine experimentale Lösung zuläßt, tritt sie aus dem metaphysischen Nebel in das klare Licht der Wissenschaft über; was sich nicht experimentell verificiren läßt, gehört nicht in die Wissenschaft. Die Anordnung des Wissens geht vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Die Grundlage von allem bildet die Mathematik; dann folgt die Astronomie, die Physik, die Chemie, die Biologie und die Sociologie, deren jede die Vorstufe und Voraussetzung der nächsten ausmacht. Die Gesellschaftswissenschaft ist nicht möglich ohne die Wissenschaft vom Leben, diese nicht ohne Chemie, die ihrerseits die Physik wie diese die Astronomie und diese die Mathematik zur Basis hat. Diese Ordnung der Logik wird durch die Geschichte bestätigt. Die Psychologie ist nur ein Theil der Physiologie (Phrenologie); die Moral beruht auf dem geselligen Triebe und weist Eigennutz und Selbstsucht zurück, indem sie an die Stelle des eigenen Vortheils als Motiv des Handelns (Egoismus) den des »Andern« (Altruismus) und das allgemeine Wohl über das jedes Einzelnen setzt.

Comtesse (franz., spr. kongtäß), Gräfin, im Deutschen besonders für unverheirathete Damen gräflicher Abkunft gebraucht.

Comum, im Alterthum Stadt im cisalpinischen Gallien, am Lacus Larius, berühmt durch ihre Eisenfabrikate und als Geburtsort des jüngern Plinius; das jetzige Como (s. d.).

Cómuni, eine Anzahl »Gemeinden« in Norditalien an der Grenze gegen Tirol, die durch Sprache und Sitte deutschen Ursprung bekunden. Ueber ihre Abkunft sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Sie selbst halten sich für Abkömmlinge der bei Verona von Marius geschlagenen Cimbern, doch wird diese Abkunft von Neueren bestritten, da ihre Sprache durchaus nicht ein isolirter Sprachstamm, sondern eine dem bayrisch-tirolischen Oberdeutsch nahestehende Mundart ist. Am annehmbarsten ist die Ansicht, daß die C. von deutschen Einwanderern, welche die Bischöfe von Trient zur Bebauung ihrer Silber- und Kupfergruben herbeigerufen, abstammen. Gegenwärtig haben übrigens die meisten dieser C. schon seit Generationen den Gebrauch der deutschen Sprache aufgegeben, und ihr baldiges völliges Erlöschen ist vorauszusehen. Die C. zerfallen in zwei Gruppen: 1) die Tredeci Comuni Veronesi, welche im heutigen Distrikt Tregnago der italienischen Provinz Verona, d. h. im Hochthal des Progno und in den Thälern einiger mehr westlichen Bergflüßchen, wohnen und ehemals, zur Zeit der venetianischen Herrschaft, eine Art von Republik mit großen Vorrechten bildeten; der Gebrauch der deutschen Sprache ist hier lediglich auf die Bewohner der Gemeinde Badia Calavena, welche 2000 Einw. zählt, beschränkt; 2) die Sette Comuni Vicentini im Distrikt Asiago der Provinz Vicenza, welche früher ebenfalls unter Venedigs Schutz eine Republik bildeten (bis 1797). Das Gebiet dieser umfaßt das Plateau zwischen dem Astico und der Brenta mit ungefähr 9000 Menschen, die sich von Viehzucht und Strohhutflechten nähren und noch etwas mehr als die »Dreizehn Gemeinden« deutsche Tracht, Sitte und zum Theil auch deutsche Sprache bewahrt haben. Letztere stimmt mit dem Deutsch des 12. und 13. Jahrh. überein und ähnelt dem Dialekt um den Schlier- und Tegernsee.

Comyn, ein altschottisches Geschlecht, welches von einem alten Keltenkönig Duncan abstammen wollte und daher öfters Ansprüche auf den schottischen Thron erhob. Am Ende des 13. Jahrh. verbanden sich die C. gegen den Prätendenten Wallace mit Robert Bruce, um von dem englischen König Eduard I. die Anerkennung der schottischen Freiheiten zu erlangen. Ueberhaupt spielten sie um jene Zeit sowohl in den inneren Fehden als in den Streitigkeiten mit England eine hervorragende Rolle.

Con, ital. Präposition: »mit«; kommt in Verbindung mit Substantiven als musikalische Vortragsbezeichnung sehr häufig vor, z. B. c. abbandono, mit Hingabe; c. affetto (affettuoso), mit Leidenschaft; c. afflizione, mit Rührung, mit bewegtem Vortrag; c. agilità, mit Leichtigkeit; c. agitazione (agitato), mit Lebhaftigkeit; c. allegrezza, mit Munterkeit; c. amarezza, mit Betrübnis; c. amore, mit Liebe; c. anima, seelenvoll; c. brio (brioso), feurig; c. calore, mit Wärme ꝛc.

Conātus (lat.), das Vorhaben. C. delinquendi, s. Versuch des Verbrechens.

Conc., Abbreviatur auf Recepten für Concisus (s. d.).

Concarneau (spr. konkarnoh), Stadt im franz. Departement Finistère, Arrondissement Quimper, auf einer kleinen Insel in der Bai von La Forest, mit Mauern und Thürmen umgeben, hat einen neuerdings erweiterten Hafen, Fischerei (die vom Juni bis November zwei Drittel der Einwohner beschäftigt), Sardellenhandel (Ausfuhr jährlich 15—20,000 Barils), ein großes Etablissement für Fischzucht, Seebäder und (1872) 4463 Einw.

Concēdo (lat.), ich gebe nach, gebe zu, ich räume ein, stimme bei.

Concentus (lat., »Mitgesang, Zusammenklang«), in der alten Musik der Gesang verschiedener Stimmen im Einklang und in der Oktave; dann überhaupt ein Zusammenklang verschiedener Intervalle, ein Akkord.

Concepción, 1) Provinz im südamerikan. Freistaat Chile (s. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«), am Ocean, im S. durch den Biobiofluß von Arauco getrennt, umfaßt 9295 QKilom. (168,8 QM.) mit (1870) 155,382 Einw. Das Gebiet umschließt einen Theil der Kordilleren, der chilenischen Centralebene und des Küstengebirges und ist im ganzen nicht reichlich bewässert; das Klima ist angenehm und gesund. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Landbau, der in keinem Theil Chile's eifriger betrieben wird, nächstdem die Viehzucht und in der neuesten Zeit die Bearbeitung der reichen Kohlengruben von Lota, Coronel und Colchura, welche über 4000 Arbeiter beschäftigen. Die Industrie ist unbedeutend. — Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt oberhalb der Mündung des Biobio in der Bai von C., ist der Sitz eines Bischofs und des obersten Civilgerichts des Staats und hat gegen 10,000 Einw. Sie wurde 1550 von Pedro de Valdivia dicht am Meere

gegründet und nach öfteren Zerstörungen durch die Araukaner und durch Erdbeben 1764 an ihre jetzige Stelle verlegt, macht aber jetzt den Eindruck des Verfalls. Talcahuano, der Hafenplatz von C. (mit dem es durch eine Eisenbahn verbunden wird), ist der Mittelpunkt des Verkehrs für die ganze Gegend und wird auch viel von Walfischfängern besucht. Die Stadt hat 5000 Einw. — 2) C. del Uruguay (früher Arroyo de la China), Hauptstadt der Provinz Entre Rios in der Argentinischen Konföderation, an einem Arm des Uruguay, mit einer neuen hübschen Kirche, einem Colegio in prächtigem Gebäude, etwa 5000 Einw. und nicht unbedeutendem Handelsverkehr, da größere Schiffe bis an die Stadt gelangen können. C. wurde 1778 gegründet und besonders in neuerer Zeit unter der Verwaltung des Generals Urquiza erweitert und verschönert. — 3) C. de Puno, Stadt, s. Puno. — 4) Villa de la C., Stadt im mexikan. Staat Chihuahua, am Bergstrom C. (einem Quellfluß des Rio Jaqui), im fruchtbarsten, besonders durch seine Aepfel berühmten Distrikt des Landes, hat meist Indianer (Tarumaren) zu Einwohnern, in deren Sprache die Stadt Pipigóchie (»Schnepfenstadt«) heißt. Eine kleine Tagereise davon entfernt liegen in der Sierra Madre die reichen Silberbergwerke von Jesus Maria, denen der Ort seine Bedeutung verdankt.

Concĕpi (lat.), ich habe es verfaßt. Sein C. unterschreiben, sich als Verfasser, namentlich einer Rechtsschrift, unterzeichnen; vgl. Konzipient.

Conceptio beatae Mariae (Virginis) (lat.), Fest der Empfängnis Mariä, in der römischen Kirche 8. Dec., in der griechischen 9. Dec.; in Urkunden des Mittelalters durch Verwechselung mitunter 25. März.

Conceptio immaculata beatae Virginis, s. Unbefleckte Empfängnis.

Conceptio Johannis Baptistae oder **Praecursōris** (lat.), Fest der Empfängnis Johannis des Täufers, wird von der römischen Kirche 24., in der griechischen 23. Sept. gefeiert.

Conceptionbai (spr. konssépsch'n), Bai an der Ostküste der Insel Neufundland, an deren südöstlicher Halbinsel Avalon, im S. vom Kap St. Francis und im N. von Point of Graces begrenzt, ist 30—36 Kilom. breit und dringt 170 Kilom. tief ins Land ein. An der Ostküste liegt der Hafenplatz Harbour-Grace, an Bedeutung die zweite Stadt der Insel.

Concertant (franz., spr. kongßertáng, auch ital. concertato oder concertando, spr. -tschert-), »konzertirend«, heißen diejenigen Stimmen eines Tonstücks, welche die Melodien entweder mit der Hauptstimme abwechselnd vortragen und verarbeiten, oder zwischen den Sätzen der Hauptstimme mit Solosätzen sich hören lassen und so gewissermaßen mit der Hauptstimme wetteifern (konzertiren). So spricht man z. B. von einer Arie mit konzertirender Violine ꝛc. Dann bedeutet C. auch ganz allgemein, daß eine Stimme glänzend ausgestattet, mit dankbaren Passagen bedacht ist, daß ein Tonstück im brillanten Stil gearbeitet ist, ohne deshalb die Form des Konzerts zu haben. — Concertante, eine Art mehrstimmiger Kammerstücke, entweder für Soloinstrumente allein, oder, wie beim Concerto grosso, mit Orchester.

Concertīno (ital., spr. -tschert-), s. Konzert.

Concerto grosso (spr. -tschérto), ein Instrumental-Ensemblestück, in welchem alle angewendeten Instrumente konzertirend auftreten (s. Konzert).

Concert spirituel (franz., spr. kongßär spirituéll, »geistliches Konzert«), ein 1725 vom königlichen Kammermusikus Anne Danican, genannt Philidor, in Paris begründetes Konzertinstitut, welches an Tagen, an welchen die Große Oper und die übrigen Theater geschlossen waren, unter Betheiligung einer großen Anzahl Tonkünstler in einem Saal der Tuilerien Aufführungen von geistlichen Vokal-, wie auch Instrumentalwerken veranstaltete. Ursprünglich eine Abzweigung der Académie royale (Großen Oper) und als solche ihr untergeordnet, bestand das C. unter verschiedenen Unternehmern bis zur großen franz. Revolution, wurde zwar nach eingetretener Ruhe und Ordnung wieder eingerichtet, konnte aber den Konservatoriumskonzerten nicht standhalten, die es bald ganz verdrängten. Vgl. Konzert.

Concessio (lat.), überhaupt Bewilligung, s. Konzession; in der Rhetorik Redefigur: Zugestehung, Einräumung möglicher, selbst aufgestellter Einwürfe.

Concettl (ital., spr. -tschetti), eigentlich Konceptе, dann Gedanken, Motive, besonders rhetorische und poetische Figuren, sinnreiche Wendungen des Gedankens, wie sie sich z. B. für das Epigramm eignen, daher auch feine, witzige Reden, Sticheleien.

Concha (lat.), zweischalige Muschel, besonders Flußmuschel; Conchae praeparatae, gereinigte und fein pulverisirte Austerschalen, welche als säuretilgendes Mittel, als Zahnpulver ꝛc. Anwendung finden.

Concha (spr. kónntscha), 1) Don Manuel de la, span. General, geb. 1808 zu Buenos-Ayres, wurde als der Sohn eines Mannes, welcher im Kampf gegen die aufständische Regierung von La Plata gefallen war, als elfjähriger Knabe als Kadett in die königliche Garde aufgenommen. Während des spanischen Bürgerkriegs diente er im Heer der Christinos, sich durch seine Unerschrockenheit in mehreren Gefechten auszeichnend. 1843 bei dem Sturz Espartero's betheiligt, wurde er zum Kommandanten in Valencia und Murcia ernannt, zwang Saragossa, das sich für Espartero erhoben hatte, zur Kapitulation und besetzte Barcelona. 1844 unterdrückte er eine progressistische Bewegung in Cartagena, 1845 als Generalkapitän von Katalonien eine Erhebung dieser Provinz gegen den Konskriptionszwang. Bei den Differenzen, welche 1847 Spanien mit Portugal hatte, wurde er mit 6000 Mann nach Portugal geschickt, besetzte Oporto und löste diese portugiesische Frage durch geschickte Unterhandlungen ohne Blutvergießen. Zur Belohnung hierfür wurde er in die Grandeza erster Klasse aufgenommen mit dem Titel eines Marquis del Duero. Als Mitglied der Cortes, in welche er mehrmals gewählt wurde, hatte er seinen Sitz auf Seiten der gemäßigten Rechten. Bei der römischen Expedition 1849, welche die Revolution zu Rom niederschlagen sollte, bekleidete er ein Kommando, besetzte Terracina, richtete aber mit seinen Truppen nichts aus. 1853 unterzeichnete er mit General O'Donnell und anderen eine Adresse an die Königin Isabella, worin ein liberaleres Regiment und die sofortige Einberufung der Cortes gefordert wurde. Deshalb nach den Kanarischen Inseln verwiesen, floh er nach Frankreich. Als infolge der von O'Donnell geleiteten Revolution Narvaez 1854 gestürzt ward und Isabella sich genöthigt sah, Espartero zum Ministerpräsidenten zu ernennen, kehrte C. nach Spanien zurück, nahm thätigen Antheil an der

Revolution, erhielt alle seine Würden wieder und den Titel eines Marschalls. Er behielt dieselben, als 1856 Espartero von O'Donnell gestürzt wurde, verlor sie aber wieder, als Narvaez aufs neue Ministerpräsident wurde, 22. Sept. 1868. Als Isabella in San Sebastian sich befand, um mit Napoleon III. eine Allianz zu schließen, und hinter ihr fast das ganze Land in Aufruhr gerieth, ernannte sie C. zum Ministerpräsidenten. Als solcher sprach er über Madrid den Belagerungszustand aus, übertrug den Oberbefehl in Katalonien dem Grafen Cheste, den in Andalusien dem Marquis Novaliches, sah aber bald, besonders nach dem Treffen von Alcolea, daß für Isabella nichts mehr zu machen war. Daher verlangte er von ihr Abdankung zu Gunsten des Prinzen von Asturien und Einsetzung einer Regentschaft. Da Isabella nicht darauf einging, nahm er seine Entlassung, nachdem er dem Befehlshaber der königlichen Truppen in Madrid den Befehl ertheilt hatte, der Revolution keinen Widerstand zu leisten. Im Mai 1874 wurde er von Serrano, dem Chef der Exekutivgewalt, zum Oberbefehlshaber der Nordarmee gegen die Karlisten ernannt und fiel nach einem dreitägigen Angriff auf die festen Stellungen derselben bei Estella an der Spitze seiner Truppen 27. Juni.

2) Don José de la, Marquis von Havana, span. General, Bruder des vorigen, geb. 1800, diente zuerst in Amerika, dann im Kriege gegen die Karlisten. Nach dem Vertrag von Bergara 1839 wurde er Generalleutnant, war 1843—46 Generalkapitän der baskischen Provinzen, unterdrückte in dieser Stellung die Erhebung von Santiago und wurde zum obersten Chef der spanischen Reiterei ernannt. 1849 wurde er Generalkapitän der Insel Cuba, doch infolge des Einfalls des Abenteurers Lopez 1852 abberufen und durch General Canedo ersetzt. Dies führte ihn in die Reihen der Opposition. 1853 nach Majorca verbannt, flüchtete er sich, wie sein Bruder, nach Frankreich und wurde in Bordeaux internirt. Die Revolution von 1854 führte ihn nach Spanien zurück und verschaffte ihm wieder die Stelle eines Generalkapitäns von Cuba, die er jedoch 1856 durch Narvaez wieder verlor. Darauf nahm er eifrigen Antheil an den Sitzungen des Senats und machte sich als parlamentarischer Redner bemerkbar. Im Juli 1862 übernahm er, an der Stelle Mons, den Gesandtschaftsposten in Paris, trat aber im December des nämlichen Jahrs von demselben zurück, weil er sich durch das Auftreten des Generals Prim in Mejiko bloßgestellt glaubte gegenüber der französischen Regierung, begab sich nach Madrid und bekämpfte im Senat die mejikanische Politik des Ministeriums. März 1863 trat er jedoch als Kriegsminister in das Kabinet Miraflores, bekleidete interimistisch das neu geschaffene Ultramarin-Ministerium und wurde December 1864 Präsident des Senats. Im März 1874 wurde er, als Nachfolger des Generals Jovellar, wieder zum Generalkapitän von Cuba ernannt.

Concha auris (lat.), s. v. w. Ohrmuschel, s. Gehör.

Conches (C. en Ouche, spr. kongsch ăn-ubsch), Stadt im franz. Departement Eure, Arrondissement Evreux, in herrlicher Lage am Rouloir, Station der Westbahn, hat eine alte romanisch-gothische Kirche mit prachtvollen Glasmalereien, Ruinen einer Abtei und eines alten Donjon, einen Hohofen, eine Eisenhütte und (1872) 2035 Einw.

Conchos (Conchas, spr. kondsch-), ein Fluß im nördlichen Mejiko, entspringt auf der Sierra Madre, durchfließt den fruchtbaren Theil des Staats Chihuahua und mündet nach 480 Kilom. langem Lauf unweit Presidio del Norte in den Rio Grande.

Concierge (franz., spr. kongssiärsch), Beschließer eines Hauses, Gefängnisses ꝛc.; Schloß-, Burgvogt, Kerkermeister; Hausverwalter, Portier.

Conciergerie (franz., spr. kongssiärsch'rih), Gefängnis überhaupt, besonders früher das Gefängnis des königlichen Hofs in Paris für Kriminalverbrecher, worin viele Schlachtopfer der Revolution, auch die Königin Marie Antoinette selbst, schmachteten. Jetzt ist das Ganze in den Kriminalgerichtshof umgewandelt, und statt der dunkeln, unterirdischen Kerker nehmen luftige Zellen die Gefangenen auf. Das Gemach, das die Königin beherbergte, ist in eine Kapelle umgewandelt worden.

Conciliabŭlum (lat.), Sammelplatz, Versammlungsort; auch s. v. w. Marktflecken; auch eine heimliche, unrechtmäßige Versammlung, namentlich eine sich als Kirchenkoncil gebarende.

Concilium (lat.), Versammlung, s. Koncilium.

Concino Concini (spr. -tschi-), Marschall, s. Ancre.

Concio (Contio, lat.), Volksversammlung.

Concisus (lat.), auf Recepten: zerschnitten, von Wurzeln, Stengeln ꝛc., oft in Verbindung mit Contusus, zerstoßen. S. Koncis.

Concludendo (lat.), schließlich.

Conclusio (lat., »Verschließung«), in der Rhetorik Schluß einer Rede, auch geschickter Schlußfall der Perioden, Schlußfolgerung; Beschlußfassung; C. causae (Aktenschluß), Beschluß zum Erkenntnis, das Dekret des Richters in streitigen Rechtssachen, wodurch die Akten in Ansehung des thatsächlichen Materials für geschlossen und spruchreif erklärt werden, nachdem die Parteien zur thatsächlichen Feststellung des Streitgegenstandes nichts mehr vorgebracht. Eine Erklärung der Parteien, daß sie nichts mehr vorzubringen, und ein dies konstatirendes ausdrückliches Dekret des Richters sind jedoch in der Praxis vielfach abgekommen, und es wird heutzutage regelmäßig der Aktenschluß vom Richter von Amtswegen für geschehen angenommen und mit Abfassung und Eröffnung des Urtheils verfahren. — C. libelli, Schluß der Klage im Civilproceß, enthält die Schlußfolgerung aus dem Klagegrund und der Geschichtserzählung, also das eigentliche Gesuch des Klägers. Dieses zerfällt aber in das Proceßgesuch oder die Proceßbitte und das Sachgesuch, und letzteres wieder in das Haupt- und das Nebengesuch. Das Proceßgesuch enthält die Bitte um processualisches Verfahren; das Sachgesuch drückt den Hauptzweck der Klage aus und enthält die Bitte, nach stattgehabtem Verfahren den Beklagten nach dem Inhalte des verletzten Rechts (Hauptgesuch) sowie zugleich zu Leistung der durch die Verletzung entstandenen sonstigen Weiterungen an Früchten, Zinsen, Schäden, Proceßkosten ꝛc. (Nebengesuch) zu verurtheilen.

Conclūsum (lat.), Beschluß einer Behörde.

Concord (spr. kongk-), 1) Hauptstadt des nordamerikanischen Staats New Hampshire, liegt an beiden Ufern des überbrückten und schiffbaren Merrimac, durch welchen es mit Boston in Wasserverbindung steht, hat ein Kapitol von gehauenem Granit, ein großartiges Gefängnis, ein Irrenhaus, eine methodistische Bibelgesellschaft (Biblical Institute) und

wichtige Fabriken (Papiermühlen, Eisengießereien, Gerbereien, Tuchfabriken u. dgl.). Eisenbahnen vermitteln den Verkehr nach allen Richtungen. Die Hauptstraße (Main-Street) ist 49 Meter breit und fast 4 Kilom. lang. Die Zahl der Einwohner beträgt (1870) 12,247. — 2) Ort im nordamerikan. Staat Massachusetts, Grafschaft Middlesex, am Concord River, nordwestlich von Boston, mit Baumwoll-, Flanell-, Bleistift- und Wagenfabriken und (1870) 2412 Einw. Der Ort ist merkwürdig durch den Provinzialkongreß von 1774 sowie dadurch, daß hier 19. April 1775 den Engländern der erste aktive Widerstand geleistet ward, woran ein 1835 errichteter Granitblock als Denkmal erinnert.

Concordantia (mittellat.), s. Konkordanz.

Concordienses, s. v. w. Waldenser, nach der lombard. Stadt Concordia, einem Sitz derselben.

Concordia (lat.), Eintracht, Einklang, Harmonie; Name mehrerer Schriften, worin kirchliche Lehrsätze der protest. Kirche, worüber sich streitende Parteien vereinigt hatten, aufgestellt wurden. Am bekanntesten ist die Wittenberger C. von 1536, welche die Abendmahlsstreitigkeiten beilegen sollte. Vgl. Konkordienbuch und Konkordienformel.

Concordia, Göttin der »Eintracht« bei den Römern, welcher Fur. Camillus auf dem Kapitol und Q. Flavius im Samniterkrieg neben dem Vulkanstempel ein Heiligthum errichteten, jedesmal nach einer Verfassungskrise; ersteres wurde von Tiberius und Livia erneuert. Ihr Symbol war bald Füllhorn, bald Oelzweig.

Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur, Sprichwort aus Sallust (»Jugurtha«, 10): »Durch Eintracht wächst Kleines, durch Zwietracht zerfällt das Größte«.

Concretio (lat.), s. Konkretion und Konkrement.

Concretum, s. Konkret.

Concubĭtus (lat.), Beischlaf; Concubinātus (franz. concubinat, concubinage), s. Konkubinat.

Concursus ad delictum (Concursus plurium ad idem delictum, lat., Theilnahme mehrerer an einem Verbrechen), die Betheiligung mehrerer Personen bei einer strafbaren Handlung. Es kann nämlich einmal schon an und für sich im Begriff eines Verbrechens liegen, daß zu dessen Verübung eine Mehrheit von Personen, nicht bloß ein einzelner Thäter, erforderlich ist. In solchen Fällen spricht man von einem C. a. d. necessarius (nothwendige oder begriffsmäßige Theilnahme mehrerer an einem Verbrechen), z. B. beim Zweikampf, bei der Meuterei, bei dem Verbrechen des Aufruhrs. Kann dagegen ein Verbrechen, wie dies in der Regel der Fall ist, seinem Wesen und seinem Begriff nach von einer einzelnen Person begangen werden, haben sich aber in einem gegebenen Fall mehrere Personen bei der Verübung desselben betheiligt, z. B. einen Diebstahl oder einen Mord gemeinschaftlich ausgeführt, so liegt ein C. a. d. voluntarius s. facultativus (freiwillige Theilnahme mehrerer an einem Verbrechen), C. a. d. im engern und eigentlichen Sinn, vor. Die neuere Doktrin und im Anschluß an dieselbe das deutsche Strafgesetzbuch fassen aber den Begriff der verbrecherischen Theilnahme noch enger. Zunächst wird nämlich einmal von dem Begriff der Theilnahme am Verbrechen jede Mitwirkung zu einem solchen ausgeschlossen, welche nicht absichtlich, sondern bloß aus Nachlässigkeit oder Unachtsamkeit geschieht. Wenn also z. B. ein Portier die Thür, deren Verschluß ihm obliegt, nachlässigerweise nicht gehörig verschließt und dadurch zu einem Diebstahl Gelegenheit und Veranlassung gibt, so erscheint dies nicht als Theilnahme an diesem Diebstahl. Außerdem trennt man aber jetzt auch noch die Begünstigung eines Verbrechens von dem Begriff der Theilnahme an einem solchen, während man früher die Begünstigung als C. a. d. subsequens (nachfolgende Theilnahme) im Gegensatze zum C. a. d. antecedens (vorausgehende) und concomitans (gleichzeitige Theilnahme) zu bezeichnen pflegte. Die Begünstigung setzt nämlich ein bereits vollendetes Verbrechen voraus und besteht darin, daß der Begünstiger entweder dem Verbrecher die Vortheile seines Verbrechens zu sichern, oder ihn der Bestrafung zu entziehen sucht. Da es sich hierbei allerdings nicht um eine Mitwirkung bei der Ausführung des Verbrechens selbst handelt, so erscheint es auch als konsequent, wenn das deutsche Strafgesetzbuch die Begünstigung nicht als Theilnahme an einem Verbrechen, sondern als ein besonderes, selbständiges Verbrechen auffaßt und bestraft (Deutsches Strafgesetzbuch, § 257 ff.). Die eigentliche Theilnahme an einem Verbrechen, der C. a. d., beschränkt sich also hiernach auf die absichtliche Mitwirkung mehrerer bei der Ausführung eines Verbrechens.

Die mehreren Personen aber, welche sich bei der Ausführung eines Verbrechens betheiligen, die Theilnehmer (socii delicti), werden in dem deutschen Strafgesetzbuch als Mitthäter, Anstifter und Gehülfen (§ 50) klassificirt. Mitthäter, Mitschuldige, Komplicen einer verbrecherischen That sind diejenigen, welche ein Verbrechen in gemeinsamer Weise begehen, oder, wie das deutsche Strafgesetzbuch, § 47, sagt: »Wenn mehrere eine strafbare Handlung gemeinschaftlich ausführen, so wird jeder als Thäter bestraft«. Dies ist z. B. der Fall, wenn zwei Diebe eine Kassette gemeinschaftlich aus dem Zimmer des Eigenthümers wegnehmen und forttragen. Wird dagegen die verbrecherische That von einer Person (dem sogen. physischen Urheber) ausgeführt, welche hierzu von einem andern (dem sogen. intellektuellen Urheber) durch Geschenke oder Versprechen, durch Drohung, durch Mißbrauch des Ansehens oder der Gewalt, durch absichtliche Herbeiführung oder Beförderung eines Irrthums, oder durch andere Mittel vorsätzlich bestimmt worden war, so erscheint dieser letztere als der Anstifter, und das Strafgesetzbuch sagt in Ansehung desselben, daß seine Strafe nach demjenigen Gesetz festzusetzen sei, welches auf die Handlung Anwendung finde, zu welcher er wissentlich angestiftet hat. Der Anstifter wird also hiernach wie der Thäter bestraft. Erscheint dagegen der Theilnehmer nicht als Mitthäter oder Anstifter, hat er vielmehr, wie das deutsche Strafgesetzbuch sagt, dem Thäter zur Begehung des Verbrechens oder Vergehens durch Rath oder That wissentlich Hülfe geleistet, so wird derselbe als Gehülfe bezeichnet. Das deutsche Strafgesetzbuch (§ 49) bestraft den Gehülfen nach Maßgabe des Gesetzes, welches auf die Handlung Anwendung findet, zu welcher er wissentlich Hülfe geleistet; doch soll die Strafe nach den über die Bestrafung des Versuchs aufgestellten Grundsätzen (vgl. § 44 ff.) ermäßigt werden. Bei bloßen Uebertretungen, d. h. denjenigen strafbaren Handlungen, welche nur mit Haft oder Geldstrafe bis zu 50 Thlr. bedroht sind, fällt die Bestrafung der Gehülfen überhaupt weg.

Was die übrigen Eintheilungen des C. a. d. anbelangt, so pflegt man zwischen einfacher (C. a. d. simplex) und qualificirter (C. a. d. qualificatus) Theilnahme zu unterscheiden, je nachdem für einen Theilnehmer ein besonderer Straferhöhungsgrund vorliegt oder nicht (vgl. § 50 des Strafgesetzbuchs). Ebenso wird zwischen C. a. d. ex compacto und accidentalis unterschieden, je nachdem die verbrecherische Theilnahme zuvor verabredet worden war oder nicht. In dieser Beziehung sind auch noch die kriminalistischen Begriffe des Komplotts (societas delinquendi), d. h. der absichtlichen Verbindung mehrerer Personen zur gemeinschaftlichen Verübung eines bestimmten Verbrechens, und der Bande, d. h. der absichtlichen Vereinigung mehrerer zur Begehung einer Mehrheit im einzelnen noch nicht bestimmter Verbrechen, hervorzuheben. Beide, Komplott und Bande, sind nach den über die verbrecherische Theilnahme an und für sich geltenden Grundsätzen zu behandeln; sie sind aber an sich, solange es nicht zur Ausführung oder zum Versuch eines Verbrechens kam, nicht strafbar. Nur das Komplott zum Zweck der Begehung eines Hochverraths ist schon an und für sich strafbar (vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, § 83). Vgl. Langenbeck, Die Lehre von der Theilnahme am Verbrechen (Jena 1868); Schütze, Die nothwendige Theilnahme am Verbrechen (Leipz. 1869).

Condamine (spr. kongdamin), Charles Marie de la (Lacondamine), franz. Reisender und Mathematiker, geb. 28. Jan. 1701 zu Paris, wohnte nach kaum vollendeten Schulstudien der Belagerung von Rosas in Spanien bei, trat dann 1730 als Adjunkt für das Fach der Chemie in die Akademie der Wissenschaften zu Paris, machte bald darauf eine Reise nach der Levante, besuchte unter anderem Jerusalem und die Ebene von Troja, blieb fünf Monate lang in Konstantinopel und kehrte mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute in sein Vaterland zurück. Um an der Messung eines Meridiangrads unter dem Aequator theilnehmen zu dürfen, studirte er mit angestrengtem Eifer Astronomie. Am 16. Mai 1735 lief die Expedition unter Bouguer und Godin von Rochelle aus und erreichte über Panama 13. März 1736 Guayaquil. Da der Weg von hier nach Quito zu Lande gemacht werden mußte, wählte C. für sich die schwierigste Route durch eine fast unzugängliche Wildnis. Die Messungen im Doppelkamm der Anden bei Quito waren mit ungemeinen Schwierigkeiten verknüpft, und erst nach zehnjähriger Abwesenheit kam C. in sein Vaterland zurück. Auf der Rückreise schiffte C. als der erste wissenschaftlich gebildete Mann im Sommer 1744 den Amazonenstrom hinab, von dem er die erste auf astronomische Bestimmungen begründete Karte entwarf. Auch brachte er von hier das erste Curare (Pfeilgift) mit nach Paris, wo er 26. Febr. 1745 wieder eintraf. Lange bemühte er sich, ein allgemeines Maß einzuführen, wozu er die Länge des Pendels unter dem Aequator vorschlug, sowie die Einimpfung der natürlichen Blattern, die er in Amerika schätzen gelernt hatte, zum Gesetze zu erheben. Seit 1763 fast gänzlich gelähmt, fand er seinen Trost namentlich in der Poesie. Er starb 4. Febr. 1774. C. verstand fast alle europäischen Sprachen. Ueber seine Reise stattete er Bericht ab in den Werken: »Journal du voyage fait par ordre du roi à l'équateur« (Par. 1751, Suppl. 1752); »Relation abrégée d'un voyage fait dans l'intérieur de l'Amérique méridionale« (das. 1759). Außerdem schrieb er neben vielen Abhandlungen: »La figure de la terre déterminée« (Par. 1749); »Mesure des trois premiers degrés du méridien dans l'hémisphère australe« (das. 1751); »Histoire de l'inoculation de la petite vérole« (Amsterd. 1773) u. a.

Condat (spr. kongda), Stadt, s. Saint-Claude.

Condé (spr. kóngdé), 1) C. sur l'Escaut, Stadt und Kriegsplatz ersten Ranges im franz. Departement Nord, Arrondissement Valenciennes, nahe der belgischen Grenze, zur Zeit der Revolution Nord-Libre genannt, am Zusammenfluß der Hesne und Schelde, in sumpfiger Gegend, hat ein Schloß (von 1411, das Stammhaus des Geschlechts der Condé), ein schönes Arsenal, ein Collége und (1872) 4964 Einw., welche Cichorien-, Seife-, Stärkefabrikation, Schiffbau und Handel treiben. Die Franzosen entrissen die Stadt 1676 den Spaniern und behielten sie im Frieden von Nimwegen. — 2) C. sur Noireau, Stadt im franz. Departement Calvados, Arrondissement Vire, am Zusammenfluß des Noireau mit der Drouance, in unfruchtbarer Gegend, Station der Westbahn, mit bedeutenden Baumwollspinnereien (5000 Arbeiter in der Stadt und Umgegend), Dampfwebereien, Färberei und Gerberei, Handel mit Flachs, Zwirn, Pferden, Vieh ꝛc. und (1872) 6871 Einw.

Condé (spr. kóngdé), altes und berühmtes Geschlecht im Hennegau, dessen Stammsitz die Stadt Condé war. Gottfried von C. (um 1200), der die Hälfte der Herrschaft C. besaß, war Stammvater der Freiherren von C., die aber schon 1391 mit Johann ausstarben. Die andere Hälfte der Herrschaft C. besaßen zu Gottfrieds Zeiten die Herren von Avesnes; durch Maria Avesnes, Gräfin von Blois (gest. 1241), kam sie an Hugo von Châtillon, Grafen von Saint-Paul. Eine Urenkelin derselben, Johanna, Frau auf C., heirathete 1335 Jakob I. von Bourbon und ward Stammmutter des Hauses Bourbon. Ihr zweiter Sohn, Ludwig von Bourbon, Graf von Vendôme, erhielt in der Brudertheilung auch C., wovon sein Urenkel, Ludwig von Bourbon, den fürstlichen Titel annahm.

1) Ludwig I. von Bourbon, Prinz von, Sohn Karls von Bourbon, Herzogs von Vendôme, Bruder des Königs Anton von Navarra, geb. 7. Mai 1530 zu Vendôme, machte 1549 den Zug nach Boulogne, das damals England gehörte, dann auch nach Metz, Toul und Verdun mit und war 1552 unter den Vertheidigern von Metz. 1556 wohnte er der Schlacht bei St. Quentin sowie 1558 den Belagerungen von Calais und Thionville bei und erhielt von Franz II. den Auftrag, vom König von Spanien den Eid, womit dieser den Frieden von Château-Cambresis bekräftigte, entgegenzunehmen. Beim Ausbruch der Religionskriege, in welchen sich zugleich die Häuser Bourbon und Guise bekämpften, stellte sich C. mit Coligny an die Spitze der Hugenotten. Da er bei der Verschwörung von Amboise, welche die Aufhebung des Königs zum Zweck hatte, betheiligt war, so wurde er 1560 in Orléans verhaftet und in summarischer Weise zum Tod verurtheilt, aber durch den Tod Franz' II. gerettet. Er versöhnte sich darauf zum Schein mit den Guisen und wurde zum Gouverneur der Picardie ernannt, trat aber 11. April 1562 an die Spitze der Hugenotten und eröffnete den Krieg mit Wegnahme von Orléans, Rouen und anderen Städten, wurde aber 19. Dec. 1562 bei Dreux von dem Herzog von Guise geschlagen und gefangen genommen. Indessen kam nach der Ermordung des

letztern der Friede von Amboise (19. März 1563) zu Stande. C. kämpfte darauf für die Regierung vor Havre gegen die Engländer, sah sich aber durch die perfide Haltung der Katharina von Medici zu neuen Feindseligkeiten gedrängt. Nach einem vergeblichen Versuch, sich des Königs Karl IX. zu Monceaux zu bemächtigen (1567), erschien er vor Paris, doch ohne Erfolg, und belagerte nach der Schlacht bei St. Denis (10. Nov.) mit deutschen Hülfstruppen Chartres, worauf 10. März 1568 abermals Friede geschlossen wurde, der aber wieder keinen Bestand hatte. Schon Anfangs 1569 standen sich die Parteien wieder in Waffen gegenüber. Am 13. März 1569 kam es in der Nähe von Jarnac zur Schlacht, in welcher die Hugenotten unter Coligny's und Condé's Anführung von dem vom Herzog v. Anjou befehligten katholischen Heer geschlagen wurden. C. selbst wurde verwundet und gefangen und, als man seine Wunden verbinden wollte, von Montesquiou, dem Anführer der Schweizergarde, niedergeschossen. C. war zweimal vermählt, zuerst mit Eleonore v. Roye (starb zu Condé 23. Juli 1564), die Mutter von acht Kindern wurde, dann mit Franciska von Orléans, des Franz von Orléans und der Jakobine von Rohan Tochter, die ihm drei Söhne schenkte und 11. Juni 1601 starb. Vgl. »Mémoires de Louis de Bourbon, prince de C.« (Straßb. 1589, 3 Bde.; Par. 1743, 6 Bde.).

2) Heinrich I., Prinz von, Herzog von Enghien, geb. 29. Dec. 1552 zu La Ferté-sous-Jouarre, ältester Sohn des vorigen, focht an der Seite des Admirals Coligny bei Montcontour und bei Arnay-le-Duc; aus der Metzelei der Pariser Bluthochzeit rettete ihn nur die Rückkehr zur katholischen Kirche. 1573 nahm er an der Belagerung von Rochelle theil und ward dann Gouverneur der Picardie. Nach dem Tod Karls IX. trat er zum Calvinismus zurück, warb in Deutschland und England Truppen, trat an die Spitze der Hugenotten und erzwang 1576 von dem Hofe für die Reformirten Gewissensfreiheit und unbeschränkte öffentliche Religionsübung; 1577 aber brach der Krieg wieder aus und wurde nach kurzem Stillstand 1579 erneuert. C. nahm zwar die Festung La Fère in der Picardie, war aber bald genöthigt, in Deutschland, England und den Niederlanden Hülfe zu suchen. Unterdeß hatte sich der König von Navarra mit dem Hofe versöhnt, wodurch auch C. zur Niederlegung der Waffen genöthigt wurde. Aber 1585—86 stand er wieder in Waffen, erfocht 1586 bei Saintes einen Sieg und entschied mit seiner schweren Reiterei die Schlacht bei Coutras (20. Okt. 1587). Er starb zu St. Jean d'Angely 5. März 1588, angeblich an Gift, mitten in seinen Bemühungen, sich in Angoumois, Saintonge, Aunis, Poitou und Anjou eine unabhängige Herrschaft zu gründen.

3) Heinrich II., Prinz von, Herzog von Enghien, Sohn des vorigen, geb. 1. Sept. 1588 nach seines Vaters Tode zu St. Jean d'Angely. Der Proceß gegen seine Mutter wegen Giftmischerei und Ehebruch hielt ihn acht Jahre im Exil zu Rochefort; erst nach ihrer Freisprechung kam er an den Hof als echter Prinz von Geblüt. Am 3. März 1609 vermählte sich C. mit der schönen Charlotte Margarethe v. Montmorency, entdeckte aber bald, daß der König diese Heirath nur gestiftet hatte, um die Prinzessin in seine Nähe zu bringen. C. floh deshalb mit ihr nach Belgien. Erst nach Heinrichs IV. Ermordung zog er 15. Juli 1610 feierlich in Paris ein, ließ sich aber von der Königin-Mutter die Regentschaft abkaufen. Concini's wachsender Einfluß kränkte ihn so, daß er 1614 den Hof verließ und Juli 1615 zu den Waffen griff. Er erzwang den Vertrag von Loudun vom 20. Jan. 1616, intriguirte aber dann trotz der Gunstbezeigungen des Königs mit dem rebellischen Herzog von Longueville, bis er 1. Sept. 1616 im Louvre verhaftet und erst nach der Bastille, dann nach Vincennes gebracht wurde. Am 16. Okt. 1619 durch Luynes befreit, war er von nun an ein treuer Diener des königlichen Hauses und focht wiederholt gegen die Reformirten. Die Verurtheilung seines Schwagers Montmorency verschaffte ihm einen bedeutenden Güterzuwachs; 1635 erhielt er zu dem Gouvernement von Burgund noch das von Lothringen, befehligte 1636 die zur Eroberung von Hochburgund bestimmte Armee, mußte aber schon die Belagerung der Grenzstadt Dôle aufgeben und vermochte kaum die Hauptstadt Dijon vor Gallas' Truppen zu retten. 1638 focht er an der spanischen Grenze. Nach Ludwigs XIII. Tod trat er an die Spitze des Staatsraths und starb zu Paris 26. Dec. 1646.

4) Ludwig II. von Bourbon, Prinz von, der große C. genannt, Sohn des vorigen, einer der größten Feldherren seines Jahrhunderts, geb. 8. Sept. 1621 zu Paris, wohnte schon 1640 der Belagerung von Arras bei, erhielt 1642 den Oberbefehl über die franz. Armee in den Niederlanden, schlug die Spanier bei Rocroi 1643, drang in Flandern und Hennegau ein und nahm 20. Aug. Thionville. 1644 zog er nach dem Elsaß, um Guébriant zu verstärken, eilte dann Turenne zu Hülfe und errang 3. Aug. 1645 bei Allersheim unweit Nördlingen einen großen, aber mit schweren Opfern erkauften Sieg; er selbst wurde verwundet und mußte nach Frankreich zurückkehren. 1646 kommandirte er in den Niederlanden gegen die Spanier und eroberte Dünkirchen. Der Tod seines Vaters machte ihn zum Haupt seines Hauses und nächst dem Herzog von Orléans zum ersten Mann Frankreichs. 1647 focht er ohne Glück in Katalonien, war dagegen 1648 siegreich in den Niederlanden, wo er die Schlacht bei Lens 20. Aug. gewann, worauf er durch die Unruhen der Fronde nach Frankreich zurückgerufen wurde. Er brachte (28. Okt.) einen Vergleich zwischen dem Hof und dem Parlament zu Stande, stellte sich aber dann auf die Seite des Hofs und schloß, als derselbe 6. Jan. 1649 Paris heimlich verlassen, die Stadt ein. Ein neuer Vergleich hatte keinen Bestand. C. führte 18. Aug. den Hof nach Paris zurück, wurde aber durch die von Mazarin gegen ihn aufgereizte Fronde 18. Jan. 1650 mit seinem Bruder, dem Prinzen Conti, und seinem Schwager, dem Herzog von Longueville, verhaftet und nach Vincennes abgeführt; seine Schwester und ihr Günstling, der Herzog von Rochefoucault, aber entflohen, und letzterer bewaffnete mit dem Herzog von Bouillon die Stadt Bordeaux wider den Hof. Auch Turenne erklärte sich für die Prinzen, rückte siegreich bis auf eine Tagereise von Vincennes vor, von wo die gefangenen Prinzen nach Havre de Grâce abgeführt wurden, erlitt aber 15. Dec. 1650 bei Rethel durch den Marschall du Plessis-Praslin eine Niederlage, worauf sich auch Bordeaux ergeben mußte. Das Parlament, die Fronde und der Herzog von Orléans forderten nun aber die Befreiung der Prinzen, und während Mazarin nach Köln entfloh, trat C. in Paris an dessen Stelle, verbannte sogleich jenen für immer

aus Frankreich, sah sich aber bald durch die Intriguen der Königin-Mutter, welche die Regentschaft führte, genöthigt, Paris zu verlassen, und nahm auch dann eine feindliche Stellung zum Hof ein, als Ludwig XIV. 1651 selbst die Regierung antrat und Condé's Unschuld erklären ließ. C. begab sich nach Bordeaux, eröffnete von dort die Feindseligkeiten gegen den Hof, welcher Mazarin zurückrief, und schlug 6. April 1652 die königliche Armee bei Bleneau. Nach längeren Kämpfen, in welchen ihm namentlich Turenne gegenüberstand, sah sich C. genöthigt, sich den Spaniern in die Arme zu werfen, und übernahm nach dem Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Spanien den Oberbefehl über die spanische Armee, eroberte 1652 mehrere feste Plätze, mußte sich aber vor Turenne über die Grenzen Frankreichs zurückziehen. Mazarin machte ihm einen Friedensantrag, den C. aber aus Argwohn zurückwies. Er wurde darauf als Hochverräther zum Tod verurtheilt und seiner Güter und Würden verlustig erklärt, zwar in dem 1659 mit Spanien geschlossenen Frieden rehabilitirt, erhielt jedoch erst 1668 wieder ein selbständiges Kommando und eroberte die Franche-Comté. Als 1672 Ludwig XIV. Holland angriff, befehligte C. ein Korps von 30,000 Mann, eroberte 4. Juni Wesel und bewerkstelligte 12. Juni den berühmten Rheinübergang, wurde aber dabei verwundet. Herbst 1672 und in den folgenden Jahren kämpfte er in den Niederlanden; 11. Aug. 1674 lieferte er den verbündeten Spaniern, Oesterreichern und Holländern das unentschiedene Treffen bei Senef. 1675 erhielt er nach Turenne's Tod den Oberbefehl in Deutschland. Hier nöthigte er seinen Gegner Montecuculi, die Belagerung von Hagenau aufzugeben, und entsetzte Zabern; doch zwang ihn Podagra, vom Kriegsschauplatz abzutreten. Er zog sich auf seinen Landsitz zu Chantilly zurück und starb 11. Dec. 1686 zu Fontainebleau. Vgl. La Coste, **Histoire de Louis de Bourbon II du nom, prince de C.** (Köln 1695; 3. Ausg., Haag 1738); **»Essai sur la vie du grand C. par Louis Joseph de Bourbon, son quatrième descendant«** (Par. 1806); Mahon, **Life of the Great C.** (2. Aufl., Lond. 1861); Lemercier, **Histoire du grand C.** (Tours 1844, 10. Aufl. 1869); Fitzpatrick, **Great C. and the period of the Fronde** (2. Aufl., Lond. 1874).

5) Ludwig Heinrich, Herzog von Bourbon und von Enghien, Urenkel des vorigen, Sohn Ludwigs III. von C., geb. 18. Aug. 1692, Pair von Frankreich, Großhofmeister des königlichen Hauses und Gouverneur von Burgund, wohnte den Feldzügen von 1710 und 1711 bei, ward nach Ludwigs XIV. Tode Präsident des Regentschaftsraths, 1716 Präsident des Kriegsraths, 1718 Generalleutnant und erhielt die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Königs. Nach dem Tode des Herzogs von Orléans, 2. Dec. 1723, ward er Premierminister, doch bei seiner Unfähigkeit durch Fleury verdrängt, gegen welchen er ohne Erfolg konspirirte. Er starb zu Chantilly 27. Jan. 1740.

6) Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz von, Sohn des vorigen und der Prinzessin Karoline von Hessen-Rheinfels, geb. 9. Aug. 1736, erhielt, noch nicht vier Jahre alt, das Gouvernement von Burgund, dessen einstweilige Verwaltung der Herzog von St. Aignan führte, nahm an dem Feldzug von 1757 mit Auszeichnung theil und siegte 30. Aug. 1762 unweit Friedberg über den Erbprinzen von Braunschweig. 1771 unterzeichnete er das Memorial an den König sowie die Protestation gegen das Edikt vom December 1770, betreffend die Reorganisation der Parlamente, was ihm wohl Verbannung, aber nicht die Ungnade des Monarchen zuzog. Bald zurückgerufen, lebte er meist in Chantilly, wo er eine gelehrte Gesellschaft um sich versammelte. Die Revolution vertrieb ihn schon 1789 aus Frankreich; er ging nach Brüssel und Turin, schloß sich an der Spitze einer kleinen Armee von emigrirten Edelleuten den österreich. Heeren unter Wurmser an, wurde aber durch Custine zum Rückzug gezwungen. Nach dem Frieden von Campo-Formio 1797 trat C. in russische Dienste, focht 1799 unter Suworow in der Schweiz gegen die franz. Republik und trat dann in englischen Sold. Den Feldzug von 1800 machte er unter österreichischen Fahnen mit, ward aber durch den Frieden von Lüneville genöthigt, sein Korps aufzulösen, und ging nach England, wo er in Zurückgezogenheit lebte. Am 4. Mai 1814 kehrte er nach Paris zurück und wurde mit Ehren überhäuft. Nach der zweiten Restauration zog er sich nach Chantilly zurück, wo er bis an seinen Tod 13. Mai 1818 in Zurückgezogenheit lebte. Er schrieb: **»Essai sur la vie du grand C.«** (Lond. 1806). Vgl. Chamballand, **Vie de Louis Joseph, duc de C.** (Par. 1819—20, 2 Bde.).

7) Ludwig Heinrich Joseph, Prinz von, Sohn des vorigen, geb. 13. April 1756, schlug sich 1780 mit dem Grafen von Artois, nachmaligem König Karl X., und ward deshalb nach Chantilly verwiesen. In demselben Jahr trennte er sich von seiner Gemahlin, Louise Marie Therese von Orléans, die er aus dem Kloster entführt und mit der er den unglücklichen Herzog von Enghien gezeugt hatte, unternahm 1782 mit dem Grafen von Artois die Belagerung von Gibraltar und ward Marschall. Später kämpfte er mit Auszeichnung in den Reihen der Emigrirten. Von 1800—1814 lebte er in England, kehrte mit den Bourbonen nach Frankreich zurück und befehligte 1815 in den westlichen Departements, mußte aber in Nantes kapituliren und sich nach Spanien einschiffen. Nach seiner Zurückkunft lebte er größtentheils in Chantilly. Seit 1817 mit der Frau seines Adjutanten, Baron Feuchères, Sophie Dawes, geb. Clarke, in vertrautem Verhältnis lebend, ward er später schwermüthig und am Morgen des 29. Aug. 1830 an einem Fensterladen seines Schlafzimmers erhenkt gefunden, nachdem er vorher durch ein Testament seinen Pathen, den Herzog von Aumale, vierten Sohn Ludwig Philipps, zu seinem Haupterben eingesetzt und der Baronin Feuchères 2 Mill. Franken und zwei seiner Güter vermacht. Die Aerzte erklärten, daß der Prinz durch Selbstmord geendet habe; die Seitenverwandten und Intestaterben der Condé's, die Prinzen von Rohan, beschuldigten aber Ludwig Philipp der Erbschleicherei und die Feuchères sowie den Abbé Brien des Mordes, was sie in einer Flugschrift zu beweisen suchten. Ihre Klage wurde jedoch in allen Instanzen abgewiesen. Vgl. **»Histoire complète du procès relatif à la mort et au testament du duc de Bourbon«** (Par. 1832). Mit dem Prinzen erlosch das Geschlecht C.; seine rechtmäßige Gemahlin starb zu Paris 10. Jan. 1822.

8) Ludwig Anton Heinrich, s. Enghien.

Condemnatio (lat.), Verurtheilung, Verdammung; s. Endurtheil.

Condensator (lat.), Verdichter; s. Dampfmaschine und Elektrisirmaschine.

Condictio (lat.), jede persönliche Klage, dann

insbesondere eine solche persönliche Klage, die durch einseitige Kontraktsverhältnisse veranlaßt wird und auf eine Eigenthumsübertragung abzweckt. C. causa data, causa non secuta, Klage auf Zurückgabe einer Sache, die jemandem aus nachher weggefallenem Grund zugewiesen worden; c. certi, Klage auf Zurückgabe eines bestimmten Gegenstandes; c. ex chirographo, Klage aus einer Handschrift; c. ex mutuo, Klage auf Rückzahlung eines Darlehns; c. ex stipulato, Klage auf Versprechenserfüllung; c. furtiva, Klage auf Rückgabe von Entwendetem; c. indebiti, Klage auf Rückerstattung einer Zahlung, die man irrthümlich ohne Verpflichtung dazu geleistet hatte; c. liberationis, Klage auf Befreiung von einer Verbindlichkeit; c. ob turpem causam, Klage auf Rückgabe desjenigen, was ein anderer aus gesetzwidrigem Grund empfangen; c. sine causa, Klage auf Rückgabe einer Sache, die ohne Rechtsgrund in jemandes Besitz gekommen ist.

Condidit (lat.), er hat gegründet, gestiftet.

Con diligenza (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Fleiß, studirt im Vortrag.

Condillac (spr. kongdijack), Etienne Bonnet de Mably, franz. Philosoph, geb. 30. Sept. 1715 aus einer adligen Familie in Grenoble, ward als Abbé Instruktor des Infanten von Parma, nachmaligen Herzogs Ferdinand, 1768 Mitglied der franz. Akademie, die er aber seit dem Tag seiner Aufnahme nicht wieder besucht hat, lebte sehr zurückgezogen; starb 3. Aug. 1780 auf seinem Landgut Flux bei Beaugency. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er mit dem »Essai sur l'origine des connaissances humaines« (Amsterd. 1746, 1788; deutsch von Hißmann, 1780). In der Folge erschienen: »Traité des systèmes« (Haag 1749, 2 Bde.); »Traité des sensations« (Lond. u. Par. 1754; deutsch von Johnson, Berl. 1870); »Traité des animaux« (Amsterd. 1755); »Le commerce et le gouvernement considérés relativement l'un à l'autre« (Amsterd. u. Par. 1776; abgedruckt in der »Collection des principaux économistes«, Bd. 14, 1847); »Cours d'étude de l'instruction du prince de Parme« (Zweibrücken 1782); »La logique, ou les premiers développements de l'art de penser« (Par. 1781); aus seinem Nachlaß: »La langue des calculs« (1798). Seine »Oeuvres complètes« erschienen öfters (zuerst Par. 1798, 23 Bde.; dann 1803, 32 Bde.; 1824, 16 Bde.). C. ist der Begründer des Sensualismus, indem er nicht mehr, wie Locke, die innere Wahrnehmung als eine zweite Erkenntnisquelle neben der äußern gelten ließ, sondern aus der letztern als einziger Quelle alle Vorstellungen als Umbildungen der Sinneswahrnehmung (sensation transformée) genetisch abzuleiten suchte. Zu diesem Zweck machte C. die Fiktion, daß einer Marmorstatue nach einander die einzelnen Sinne gegeben werden, und zwar zunächst der Geruchs-, dann der Tast- und die übrigen Sinne, wodurch die Bildung des Seelenlebens immer reicher und vollkommener werde. Gipfelpunkt desselben ist das Ich als die Gesammtheit aller gehabten Sensationen. Ungeachtet diese Lehre von den Materialisten der Encyklopädie (Diderot, d'Alembert, Holbach) eifrig ergriffen und vertheidigt wurde, war C. selbst ein Gegner des Materialismus, da die Materie ausgedehnt und theilbar sei, das Empfinden (und Denken) aber ein einheitliches Substrat (ein einfaches Seelenwesen) voraussetze. Condillacs Psychologie hat in Frankreich und England großen Einfluß geübt.

Condimentum (lat.), Gewürz.

Con discrezione (ital., »mit Bescheidenheit«), musikalische Vortragsbezeichnung, die in Rücksicht auf den Vortrag überhaupt, wie insbesondere auf die Ausführung der Begleitung einer Solostimme gebraucht wird. Ein Vortrag c. d. folgt mit verständnisvoller Objektivität durchaus nur den Intentionen des Komponisten, ohne aus eigener Willkür hinweg- oder hinzuzuthun; eine diskrete Begleitung ordnet sich der Solostimme unter und sucht den Vortrag des Sängers zu unterstützen, ohne dabei seine Freiheit irgendwie zu beeinträchtigen.

Conditio (lat.), Bedingung; c. sine qua non, Bedingung, ohne welche nicht (eine Sache geschehen kann); sub conditione, unter der Bedingung; absque ulla conditione, ohne irgend welche Bedingung.

Conditionaliter (lat.), bedingt, bedingungsweise.

Conditor (v. lat. condĕre, gründen), Gründer, Stifter, Erbauer; conditus, gegründet; vgl. A. u. c.

Conditor (v. lat. condīre, einmachen, würzen), s. Konditor; Conditum, in Zucker Eingemachtes.

Con dolcezza (ital., spr. doltschétza), musikalische Vortragsbezeichnung: »mit Süßigkeit«; s. Dolce.

Condom (spr. kongdong), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Gers, am Zusammenfluß der Bayse und der Gèle, in einem schönen Thal, hat eine merkwürdige Kathedrale, zwei Hospitäler, ein Collége, eine Bibliothek von 5000 Bänden, eine Zeichenschule und (1872) 8282 Einw., welche Wollspinnerei, Fabrikation von Essig, Droguettes, Schreibfedern, Korks, Porzellan, Branntwein und beträchtlichen Handel mit Cerealien, Mehl und Wein treiben. C., durch die Hugenottenkriege sehr heruntergekommen, war Hauptstadt der alten gascognischen Landschaft Condomois, welche gegenwärtig unter die Departements Landes und Lot-et-Garonne vertheilt ist.

Condominium (lat.), Miteigenthum, das Eigenthum, welches mehreren an einer Sache so zusteht, daß jeder einen ideellen Antheil hat.

Condomĭnus (lat.), Miteigenthümer.

Condor, Goldmünze in Chile, $^{9}/_{10}$ fein, à 10 Pesos, gesetzlich = 38,888 Mark; in Neugranada = 40,563 Mark.

Condorcet (spr. kongdorssé), Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis von, ausgezeichneter franz. Gelehrter, geb. 17. Sept. 1743 zu Ribemont bei St. Quentin, wurde besonders im Collége von Navarra gebildet und widmete sich mathematischen Studien. Seit 1762 zu Paris lebend, erlangte er namentlich durch seinen »Essai sur le calcul intégral« (1765), den er, durch das später erschienene »Mémoire sur le problème des trois points« erweitert, in seinem »Essai d'analyse« (1768) herausgab, die Aufnahme in die Akademie (1769), deren beständiger Sekretär er nachmals wurde. Auch in die Encyklopädie lieferte er Beiträge, sowie er auch für die Akademien von Petersburg, Berlin ꝛc. arbeitete. Seine liberale Gesinnung hatte er schon in Erklärungen zu Gunsten der Nordamerikaner gezeigt, und so schloß er sich auch der Revolution 1789 an. Er gab mit Cerutti die Zeitschrift »Feuille villageoise« heraus, worin er die Grundzüge des Staatshaushalts und der Staatenverhältnisse in populärer Weise vortrug. 1791 zum Kommissär der Schatzkammer ernannt, ward er von der Stadt Paris in die Gesetzgebende Versammlung gewählt und im Februar 1792 deren Präsident. Er bekämpfte die Emigration, verfaßte nach dem 10. Aug. die Adresse

an die Franzosen und an Europa über die Abschaffung der Königswürde und stimmte im Proceß des Königs für die härteste Strafe, welche nicht die Todesstrafe sei; deshalb wurde er von der Liste der Petersburger und Berliner Akademie gestrichen. Als Deputirter des Departements Aisne im Nationalkonvent stimmte er meist mit den Girondisten. Der Sturz derselben (31. Mai 1793) hinderte die Annahme einer von ihm entworfenen Konstitution. Von Chabot denuncirt und als Brissots Mitschuldiger in Anklagestand versetzt, floh er, ward geächtet, fand aber bei einer Freundin, Madame Vernet in Paris, acht Monate lang ein Asyl und verfaßte in dieser Zeit mehrere schriftstellerische Arbeiten, unter anderen sein berühmtes Werkchen: »Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain« (Par. 1794, neue Ausg. 1866; deutsch von Posselt, Tüb. 1796), worin er die unbegrenzte Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen darlegt, und die »Epître d'un Polonais exilé en Sibérie à sa femme«. Lange irrte er sodann unter dem bittersten Mangel umher, bis er in Clamar angehalten und nach Bourg la Reine transportirt wurde. Als er am folgenden Tag (9. April 1794) zum Verhör geführt werden sollte, fand man ihn todt; wahrscheinlich hatte er Gift genommen. Die neueste und vollständigste Sammlung seiner Schriften besorgte F. Arago unter Mitwirkung von A. Condorcet und O'Connor (Par. 1804, 22 Bde.; 1847—49, 12 Bde.). — Seine Gattin, Sophie de C., die Schwester des Marschalls Grouchy und der Madame Cabanis, geb. 1764, nahm an den schriftstellerischen Arbeiten ihres Mannes theil, gab mehrere Werke desselben heraus und übersetzte A. Smiths »Theory of moral sentiments« (Par. 1798, 2 Bde.). Sie starb 6. Sept. 1822.

Condotta (ital., v. l. Leitung, Führung, Geleit; Waarentransport; Fracht; per c. di N. N., durch den Frachtführmann N. N.; auch Kriegführung durch Condottieri.

Condottieri (ital.), Anführer von Söldnerscharen (Condotte) während der Kriege des 14. und 15. Jahrh. in Italien, die für die Aussicht auf Sold und Beute jeder Partei dienten, oft auch auf eigene Hand, nur um zu plündern und zu brandschatzen, Krieg begannen. Zu den berühmtesten gehörten Franz von Carmagnola im Anfang des 15. Jahrh. und Franz Sforza, welcher sich mit Hülfe seiner Banden zum Herzog von Mailand aufschwang. Eine ähnliche Erscheinung waren im 14. Jahrh. in Frankreich die sogen. Compagnies grandes, die, hervorgerufen durch die langen, verheerenden Kriege zwischen Frankreich und England, selbst einem königlichen Heer erfolgreich Widerstand leisteten und erst verschwanden, als der Connétable Du Guesclin sie zur Unterstützung Heinrich Trastamare's gegen dessen Bruder Peter den Grausamen nach Spanien führte.

Condrieu (Condrieux, spr. kongdriö), Stadt im franz. Departement Rhône, Arrondissement Lyon, an dem Rhône und der Lyoner Eisenbahn, hat 3 Kirchen und (1872) 2602 Einw., welche Zeugfabrikation und Schiffbau treiben. In der Umgegend wächst ein vortrefflicher weißer Wein.

Condroz (spr. kongdroh), Landschaft in Belgien, das Condrusi der Römer, umfaßt den östlichen Theil der Provinz Namur, zur Rechten der Maas, mit üppigen Getreide- und Futterfeldern und der Hauptstadt Ciney.

Conductio (lat.), Mietung, Pachtung.

Conductor (lat.), Mieter, Pachter; Leiter (s. Elektrisirmaschine).

Conductus Paschae (lat.), der Sonntag nach Ostern; C. Pentecostes, der Sonntag nach Pfingsten und der dazwischenliegende Zeitraum.

Condyloma (Kondylóm, griech., n.), s. v. w. Feigwarze.

Condys Liquid, eine Lösung von übermangansaurem Natron.

Conegliano (spr. -neljáno, Cogneliano), Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Treviso, in reizender Gegend an einem Hügel, der die Trümmer eines Kastells (Rocca) und die Stiftskirche trägt, ist von Mauern umgeben, hat Straßen mit Arkaden, einen Dom, einige schöne Paläste mit Kunstwerken und (1871) 7746 Einw., welche Seidenzeuge und Tuch fabriciren und trefflichen Wein bauen. C. ist Geburtsort des Malers Giambattista Cima, der nach der Stadt genannt wird. Auch ertheilte von hier aus Napoleon I. dem Marschall Moncey den Titel Herzog von C.

Con espressione (ital., Espressivo), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Ausdruck, ausdrucksvoll.

Confarreatio (lat.), eine altrömische feierliche Eingehungsform der Ehe in Gegenwart von Priestern und zehn Zeugen, wobei ein Kuchen (farreum) verzehrt wurde.

Confer (lat., abbrevirt cf. oder cfr.), vergleiche; conferatur, es werde verglichen, man vergleiche.

Conferva *Link* (Konferve, Wasserfaden), Algengattung aus der Ordnung der Fadenalgen (Konfervaceen), mehrzellige grüne Algen, deren walzenförmige Zellen zu ästlosen Fäden verbunden sind. Alle Zellen sind einander gleich, sämmtlich vermehrungsfähig durch Quertheilung in je zwei gleiche Tochterzellen, wodurch die Fäden zu beträchtlichen Längen heranwachsen. Diese Algen wuchern ungemein üppig und vergrößern sich oft rasch zu schlammigen Watten, welche überall Teiche, Pfützen und andere stehende oder fließende Gewässer erfüllen. Fortpflanzungsorgane sind nicht an ihnen zu finden, und sie verhalten sich daher ähnlich wie höhere Pflanzen, welche bei üppiger vegetativer Entwickelung ebenfalls steril bleiben. Man hält daher die Arten der Gattung C. für üppig wuchernde, steril bleibende andere Algen aus der Ordnung der Konfervaceen.

Confervaceae, s. Konfervaceen.

Confessio (lat.), Geständniß, Bekenntnis; C. judicialis, gerichtliches; extrajudicialis, außergerichtliches; legitima, rechtsgültiges; pura, reines, uneingeschränktes; qualificata, bedingtes; spontanea, freiwilliges; vi extorta, mit Gewalt erzwungenes Geständniß; c. fidei, Glaubensbekenntnis; c. Augustana, Augsburgische Konfession (s. d.).

Confessionarius (lat.), Beichtvater (s. d.).

Confessionis sigillum (lat.), Beichtsiegel (s. d.).

Confessor (lat., »Bekenner«), Ehrenbenennung für diejenigen Christen der alten Kirche, welche auch während der Christenverfolgungen ihren Glauben standhaft bekannt hatten, aber, im Gegensatze zu den Märtyrern, mit dem Leben davongekommen waren.

Confetti (ital.), Zuckerwerk, Konfekt; Konfektnachbildung aus Gips, womit die Masken beim Karneval in Rom einander zu bewerfen pflegen.

Confinium (lat.), die Angrenzung, der Grenzstein; confines (Konfinen), Grenznachbarn.

Confirmatio (lat.), Bestätigung, s. Konfirmation.

Confiserie (franz., spr. kongfis'rih), Bonbon- und

Zuckerwaarenfabrik oder -Geschäft, Zuckerbäckerei; Confiseur (spr. -sör), Zuckerbäcker.

Confitĕor (lat.), ich bekenne; im römischen Missale vorgeschriebene Formel des öffentlichen Schuldbekenntnisses, vom Priester beim Anfang jeder Messe abzubeten. Vgl. Messe.

Confiture (franz., f., spr. kongfitühr), meist in der Mehrzahl: Konfitüren, in Zucker Eingemachtes, Konfekt, Zuckerwerk.

Conflans, 1) C. l'Archevêque (C. les Carrières, spr. kongflang larschwäk, lä kariähr), Dorf im franz. Departement Seine, nahe dem Zusammenfluß der Marne und der Seine (daher C., s. v. w. confluent), mit einem Schloß (früher Landsitz der Erzbischöfe von Paris) und 610 Einw. Berühmt ist der Ort durch den Frieden von C., geschlossen 29. Okt. 1465 zwischen Ludwig XI. von Frankreich und der sogen. Ligue, d. h. der Verbindung der großen Kronvasallen zur Schwächung der Königsgewalt. Der König mußte alle Forderungen der Liguisten gewähren, den Herzögen und Grafen von Nemours, Bretagne, Alençon 2c. ihre selbständigen Würden und Besitzungen zurückgeben, Kommissionen zur Abstellung von Mißbräuchen sich gefallen lassen und überhaupt Bedingungen annehmen, durch welche (freilich nur auf kurze Zeit) die königliche Gewalt einer hochadligen Oligarchie unterworfen wurde. — 2) C.-Sainte-Honorine (spr. ssängt-onorin), Dorf im franz. Departement Seine-et-Oise, Arrondissement Versailles, an der Seine, oberhalb der Mündung der Oise, und an der Westbahn, 22 Kilom. von Paris, mit einer gothischen Kirche (12. Jahrh.), Bronzefabrikation und 1787 Einw.; wird als Zielpunkt für Wasserfahrten von Paris aus stark besucht.

Confluentes (lat.), die »zusammenfließenden«, nämlich Flüsse; auch s. v. w. Confluentia (Koblenz).

Confluentia (Confluentes, lat.), s. Koblenz.

Confluxus (Konfluenz, lat.), Zusammenfluß, Zusammenströmen (auch von Menschen).

Confolens (spr. kongfolāng, lat. Confluentes), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Charente, am Zusammenfluß der Vienne und der Goire (darüber die Ruinen eines alten Schlosses), hat mehrere alte Kirchen, ein Collége, eine sehr alte Brücke neben einer neuen (seit 1849) von schönen Verhältnissen, eine Bibliothek und (1872) 2760 Einw., welche Wollspinnerei, Gimpen- und Schlingenfabrikation, Gerberei und Handel mit Getreide, Wein, Leinwand und fettem Vieh (nach Paris) treiben.

Conformers (Konformisten), diejenigen Protestanten in England, welche sich mit den unter Elisabeth aufgestellten 39 Artikeln der Hochkirche einverstanden erklärten. Die diese Erklärung verweigerten, hießen Nonkonformisten; s. Anglikanische Kirche.

Confort (franz., spr. kongfór), s. Komfort.

Confräter (lat., franz. confrère), Mitbruder, Amtsbruder, Titel der protestantischen Geistlichen unter einander; Confraternitas, Brüderschaft, Erbeinigung, Erbverbrüderung.

Con fretta (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Eile, hurtig.

Confucius, s. Konfutse.

Con fuoco (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Feuer, feurig.

Confusio (lat.), Verwirrung; annus confusionis, »Jahr der Verwirrung«, das Jahr, in welches Cäsar bei Einführung des Julianischen Kalenders noch zwei Monate einschaltete.

Congaree (spr. kongārih), Fluß im nordamerikan. Staat Südcarolina, entsteht aus zwei Flüssen, dem in Nordcarolina entspringenden Broad River und dem vom südlichen Abhang der Blue Ridge kommenden Saluda, die sich bei Columbia vereinigen, heißt nach seinem Zusammenfluß mit dem Catawba Santee.

Congelatio (lat.), das Frieren des Wassers; Erfrieren eines Körpertheils; Erkältung überhaupt; Erstarrung in der Kälte.

Congiarium (lat.), Geschirr, das einen Congius faßt; Geschenk an Oel und Wein, das einen Congius beträgt; Trinkgeld und überhaupt Geschenk der Vornehmen, besonders der Kaiser, an das Volk.

Congius (lat.), römisches Flüssigkeitsmaß, faßt 6 Sextarii = 72 Cyathi = 3,283 Liter; 8 Congii = 1 Amphora.

Congleton (spr. kongl'tn), Stadt in der engl. Grafschaft Chester, in einem schönen Thale links am Dane, mit vielen alten Fachwerkhäusern, bedeutender Seidenzeug-, Baumwoll-, Leder- und Bandfabrikation und (1871) 11,344 Einw.

Congo (Zaïre, Moienzi, Enfadi), Fluß in Südafrika, der an der Westküste unter 6° südl. Br. in den Atlantischen Ocean mündet, gehört zu den Riesenströmen der Erde und übertrifft noch den Mississippi in Bezug auf Wassermasse um ein Bedeutendes. Er besitzt an seiner Mündung eine Breite von fast 10 Kilom. und an manchen Stellen eine Tiefe von mehr als 200 Faden; 40 Seemeilen außerhalb der Mündung haben sich seine Gewässer erst zum Theil mit denen des Meers vermischt, und 9 Seemeilen weit draußen sind sie noch völlig süß. Beim Durchbruch durch das Küstengebirge bildet er, etwa unter 16° östl. L. v. Gr., Wasserfälle und Stromschnellen (Yellala's), welche der Schiffahrt ein Hinderniß bereiten; jenseit derselben hat er noch eine Breite von etwa 3000 Meter, eine mittlere Tiefe von 20 Meter und führt in der Sekunde 1,800,000 Kubikfuß Wasser. Genau bekannt geworden ist dieser Riesenstrom nur bis etwa 370 Kilom. von der Küste. Entdeckt wurde er 1484 von Diego Cão, der ihn für Johann II., König von Portugal, in Besitz nahm. Die portug. Missionäre des 16. und 17. Jahrh. nahmen an, daß er aus großen Seen in Innerafrika stamme. Einen ernstlichen Versuch, ihn zu erforschen, unternahm 1816 Tuckey, der indessen nur bis zu 15° 30′ östl. L. v. Gr. vordringen konnte und dort genöthigt war, umzukehren. Aber an dieser Stelle war der C. noch fast 5 Kilom. breit und 3½ Faden tief. Seitdem ruht die Forschung über den C., wenn man auch aus Livingstone's und Ladislaus Magyars Reisen schließen konnte, daß derselbe von S. her zwei bedeutende Zuflüsse empfangen mußte, den Quango und den Kassabi. Das Mysterium seiner Quellregion ist erst 1872 entschleiert worden, und zwar nicht direkt, sondern durch Schlüsse, deren Richtigkeit nicht mehr anzuzweifeln ist. In den Jahren 1867—71 entdeckte Livingstone zwischen 2 und 12° südl. Br. und 24 und 29° östl. L. v. Gr. ein System von Flüssen und Seen, von denen er annahm, daß sie den obern Lauf des Nils bildeten. Dieses System ist folgendermaßen beschaffen. Der nach W. zwischen 10 und 11° südl. Br. fließende Tschambesi (nicht zu verwechseln mit dem Sambesi) mündet in den Bangweolo- oder Bembasee, ein sehr bedeutendes, etwa 1200 Meter hoch gelegenes Wasserbecken. Aus diesem strömt in nördlicher Richtung der Lualaba (Webbs Lualaba, Luapula) ab,

der noch mehrere Seen (Möro, Kamolondo, Namenlosen See) durchſtrömt. In dieſem Fluß- und Seenſyſtem iſt nach Behms Unterſuchungen der obere Lauf des C. zu erblicken; er bewies, daß die Flutſchwelle des Lualaba (im November) und deſſen höchſter Stand (im Januar) von allen in Betracht kommenden afrikaniſchen Strömen nur mit dem C. übereinſtimmen, und daß auch die von Livingſtone erforſchten Höhenverhältniſſe einzig und allein den Lualaba als Quellſtrom des C. dokumentiren. Der C. iſt der einzige Fluß des äquatorialen Afrika, der den Lualaba aufzunehmen vermag. Die thatſächliche Erforſchung des Zuſammenhangs zwiſchen Mündung und Quelle iſt eine der wichtigſten geographiſchen Aufgaben, da ſie zugleich die Erforſchung des noch unbekannten afrikaniſchen Centralkerns in ſich ſchließt. England und Deutſchland rüſteten 1873 faſt gleichzeitig zu dieſem Zweck Expeditionen aus (ſ. Afrika, Entdeckungsgeſchichte).

Congo, Negerreich im weſtlichen Südafrika, zu Niederguinea gehörig, liegt zwiſchen Loango und Angola, nördlich vom Congofluß (Zaïre), ſüdlich vom Dande begrenzt und öſtlich bis zur Sierra Cryſtall reichend. Die Ausdehnung des Landes beträgt von N. nach S. über 370, von W. nach O. 520 Kilom. Es hat ungemein fruchtbaren Boden und iſt im Innern reich an Kupfer- und Eiſenerzen, beſonders in der Landſchaft Bamba. Außer einigen kleinen Küſtenſtrömen gehört das Land ganz dem Gebiete des Congo an; im O. desſelben liegt der große inſelreiche Akilundaſee. Im Innern erreichen die Montes Quemados (»verbrannte Berge«) eine Höhe von etwa 1000 Meter. Das Klima iſt in den Hochländern des Innern ſehr geſund, höchſt ungeſund dagegen in dem an der Mündung des Congoluſſes gelegenen Landſtrich. Die Congoneger ſind wenig begabt, gutmüthig, offenherzig und gaſtfrei, nicht kriegeriſch, aber durch Berührung mit den Portugieſen vielfach entartet. Sie wohnen in Rohr- und Strohhütten, deren mehrere ein Dorf (Libatta), in größerer Ausdehnung eine Stadt (Banza) bilden, in deren Mitte am Verſammlungsorte der heilige Baum (Ficus religiosa) ſteht. Ihre Kleidung beſteht in einem Schurz und einer Mütze, ihre Hauptbeſchäftigung in Jago, Fiſchfang und Handel. Die Frauen beſtellen mit den Sklaven das Feld. Ihre Fetiſche ſind ein Fiſchknochen, eine Feder oder irgend ein geringes Thier, das von dem Prieſter (Ganga) zu ſeiner Beſtimmung geweiht wird. Menſchenfreſſer ſind die Congoneger nicht; doch werden Sklaven bei dem Tod jedes Königs (Tſchenou) geſchlachtet, damit ſie demſelben auch im andern Leben dienen ſollen. Das Land wurde 1485 vom Portugieſen Diego Cam entdeckt und umfaßte damals ſechs große Provinzen: Sonho (an der Einfahrt in den Congo), Bamba (an Angola grenzend), Batta, Pango, Sundi und Pemba mit der Landeshauptſtadt C. (das San Salvador der Portugieſen, auch Ambaſſi oder Moricongo genannt), die 70 Kilom. ſüdöſtlich von der Zaïremündung auf einem hohen Berg am Lelundo in einer der ſchönſten Gegenden dieſes Theils von Afrika liegt. Den Häuptlingen dieſer Provinzen gaben die Portugieſen die Titel Herzog, Graf, Marquis ꝛc., und von ihnen ward der König gewählt. Die Ausbreitung des Chriſtenthums gelang ſchnell, und zu Anfang des 16. Jahrh. war die ganze Bevölkerung nominell zu demſelben bekehrt. Als in der Mitte dieſes Jahrhunderts die kriegeriſchen Giaghi das Reich überfielen, leiſtete Portugal Hülfe, vertrieb die Feinde und ſetzte den König wieder ein. Zur Belohnung ſollte Sonho an Portugal fallen, doch rief dieſer Plan einen Bürgerkrieg hervor, und die Folge war, daß die Provinz ſeitdem ein ſelbſtändiges Reich bildete, in welchem die Miſſionäre verfolgt wurden. Zu Ende des 17. Jahrh. ward auch Bamba vom Reich gelöſt; letzteres zerfiel nun raſch, und die Hauptſtadt San Salvador ward 1668 eine Wüſtenei. Wieder aufgeſucht wurde ſie 1857 von Baſtian, der dort ein altes Negerweib als »Königin« fand. Schon vor dem Ende des 18. Jahrh. war faſt jede Spur des Chriſtenthums aus dem Land entſchwunden, und Schwäche, Armut, Unwiſſenheit herrſchten dort wie in den übrigen heidniſchen Ländern. Neue Verſuche, das Terrain wieder zu gewinnen, mißlangen völlig. Uebrigens fand in C. trotz der Verbreitung des Chriſtenthums, das ehedem gegen 100 Kirchen daſelbſt zählte, fortwährend der ausgedehnteſte Sklavenhandel ſtatt, daher ſich in allen Theilen Amerika's, wo es überhaupt Sklaven gibt, Congoneger in reicher Anzahl vorfinden. Nominell beanſpruchen die Portugieſen die Herrſchaft über das Land. S. Karte »Afrika«. Vgl. Baſtian, Ein Beſuch in San Salvador (Brem. 1859); Valdez, Six years in western Africa (Lond. 1861, 2 Bde.).

Con grandezza (ital.), muſikaliſche Vortragsbezeichnung: mit Würde.

Con gravità (ital.), muſikaliſche Vortragsbezeichnung: mit Würde, mit Ernſt; erfordert einen markigen Ton und gewichtigen Anſchlag oder Bogenſtrich.

Con grázia (ital., grazioso), muſikaliſche Vortragsbezeichnung: mit Anmuth, anmuthig.

Con gusto (ital.), mit Geſchmack, muſikaliſche Vortragsbezeichnung, welche gebietet, das in einer Kompoſition Enthaltene in der ihm entſprechenden Weiſe zum Ausdruck zu bringen, ohne durch Uebertreibung oder Ausdrucksloſigkeit die Grenzen des Schönen nach der einen oder andern Seite hin zu verletzen.

Congreve (ſpr. »grihw), 1) William, engl. Dichter, Sprößling eines alten Geſchlechts in Staffordſhire, geb. 5. April 1669 oder 1670 (vielleicht noch ſpäter) zu Bardſey unweit Leeds, beſuchte zuerſt die Schule zu Kilkenny und darauf die Univerſität zu Dublin, kam 1688 nach London und widmete ſich dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit, wandte ſich aber daneben mit Eifer der Dichtkunſt zu. Schon in ſeinem 17. Jahr ſchrieb er unter dem Namen »Cleophil« den Roman: »Incognita, or love and duty reconciled«. Sein erſtes Luſtſpiel: »The old Bachelor« (1693), erwarb ihm die Gunſt des Lord Halifax und infolge derſelben mehrere einträgliche Stellen. Es folgten »The double dealer« (1694), »Love for love« (1695) und das Trauerſpiel »The mourning bride« (1697). Die kalte Aufnahme, die ſein Schauſpiel »The way of the world« (1700) fand, verleidete ihm aber die Bühne, ſo daß er nur noch eine Maske: »The judgment of Paris« (1701), und eine Oper: »Semele«, ſchrieb, außerdem »Miscellaneous poems« (1710) herausgab. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm durch den energiſchen Kampf des Biſchofs Jeremias Collier gegen das Schauſpiel der Reſtauration und durch Krankheit, beſonders Erblindung, verbittert. Er ſtarb 19. Jan. 1729 zu London. Geſammelt erſchienen ſeine Werke London 1710, 1753 und 1761,

3 Bde., u. öfter; am beſten iſt die Ausgabe von Leigh Hunt (daſ. 1849). Ein wohlgeſchürzter Knoten, feine Charakterzeichnung und ein witziger Dialog zeichnen ſeine Luſtſpiele aus; ſeine Trauerſpiele aber verfehlen den tragiſchen Eindruck. Unter ſeinen Gedichten ſind wenige von Werth. Sein Hauptverdienſt beſteht darin, daß er der damaligen Sucht der Dichter, Pindariſche Oden zu ſchreiben und Unregelmäßigkeiten für eine Eigenthümlichkeit derſelben zu halten, durch ſein Beiſpiel entgegenwirkte. Sonſt ſtand er ganz in der Richtung ſeiner Zeit, ſo daß ihm Pope ſogar ſeine Ueberſetzung der Ilias widmete. Vgl. Wilſon, Memoirs of the life of C. (Lond. 1730), und beſonders Macaulay, Comic dramatists of the Restauration (in ſeinen »Essays«; deutſch in »Ausgewählte Schriften«, Bd. 5, Braunſchweig 1861).

2) Sir William, Erfinder der nach ihm benannten Brandraketen (ſ. Raketen), geb. 20. Mai 1772 zu Woolwich, trat früh in den Militärdienſt, war 1816 und 1817 der Begleiter des ruſſiſchen Großfürſten Nikolaus in das Innere von England. Mehrere Verbeſſerungen im Schleußen- und Kanalbau und ſeine thätige Mitwirkung bei neuen Einrichtungen im engliſchen Heerweſen brachten ihm die Anſtellung als Aufſeher des königlichen Laboratoriums. Er trat 1824 an die Spitze der engliſchen Geſellſchaft für Gasbeleuchtung auf dem Kontinent. Er ſtarb 15. Mai 1828 zu Toulouſe. Die von ihm 1804 erfundenen Brandraketen wurden zuerſt 1806 vor Boulogne und 1807 vor Kopenhagen in Anwendung gebracht. Auch ſtammt von ihm die Erfindung, in mehreren Farben zugleich zu drucken (ſ. Congrevedruck). Von ſeinen Schriften ſind zu erwähnen: »Elementary treatise on the mounting of naval ordnance« (Lond. 1812); »Description of the construction and properties of the hydropneumatical lock« (daſ. 1815); »Treatise on the Congreve-rocket system« (daſ. 1827).

Congrevedruck, ein von dem Erfinder der Brandraketen, Sir William Congreve (ſ. d.), erfundenes, jetzt meiſt nur noch in England angewendetes Druckverfahren für Waarenetiketten, Banknoten u. dgl., bei welchem durch einen einzigen Druck 2, ſeltener 3 verſchiedene Farben zugleich gedruckt werden. Congrevemaſchine, ſ. Schnellpreſſe.

Congreve'ſche Raketen, ſ. Raketen.

Congrŭus (lat.), übereinſtimmend, paſſend; congrui jus (lat.), Geſpilderecht, beſondere Gattung des Näherrechts; de congruo, nach Billigkeit; congrua, »das Zuſtändige«, das zum ſtandesmäßigen Unterhalt des Inhabers einer geiſtlichen Pfründe geſetzlich beſtimmte Minimum der Jahresrente desſelben.

Coni, Provinz und Stadt, ſ. Cuneo.

Coniferae, ſ. Koniferen.

Coniferin $C_{16}H_{22}O_8$, findet ſich im Cambialſaft der Nadelhölzer und wird erhalten, wenn man zur Zeit der Holzbildung, im Frühjahr und im Anfang des Sommers, friſch gefällte Stämme von Nadelhölzern entrindet, den Cambialſaft durch Abſchaben des in der Bildung begriffenen Holzes ſammelt, aufkocht, filtrirt, verdampft und die ausgeſchiedenen unreinen Kryſtalle reinigt. Es bildet farbloſe Nadeln, iſt löslich in Waſſer und Alkohol, nicht in Aether, ſchmeckt ſchwach bitter, iſt geruchlos, verwittert an der Luft, ſchmilzt bei 185°, wird durch Erhitzen mit verdünnten Säuren in Zucker und $C_{10}H_{12}O_3$ geſpalten, färbt ſich, mit Phenol und koncentrirter Salzſäure befeuchtet, intenſiv blau (darauf beruht die bekannte Phenolreaktion), mit koncentrirter Schwefelſäure dunkelviolett und gibt mit chromſaurem Kali und Schwefelſäure Vanillin, welches vollkommen identiſch iſt mit dem Körper, dem die Vanilleſchoten ihr Aroma verdanken. Nach dieſer Entdeckung iſt es möglich geworden, künſtliche Vanille aus Nadelhölzern darzuſtellen.

Coniglobium (lat.), Landkartennetz, womit Kegelformen, als geometriſche Figuren gedacht, überzogen werden können.

Conĭin $C_8H_{15}N$, Alkaloïd des Schierlings (Conium maculatum *L.*), findet ſich, wahrſcheinlich an Aepfelſäure gebunden, in allen Theilen der Pflanze, am reichlichſten in den nicht ganz reifen Früchten und wird erhalten, wenn man letztere mit Kalilauge deſtillirt, das Deſtillat mit Schwefelſäure neutraliſirt, filtrirt, verdampft, mit Aetheralkohol auszieht, den Auszug verdampft und den Rückſtand mit Kalilauge deſtillirt. Es bildet ein farbloſes Oel, riecht betäubend, zu Thränen reizend, dem Mäuſeharn ähnlich, ſchmeckt ekelhaft, ſcharf, tabakartig, löſt ſich in Waſſer, Alkohol und Aether, ſiedet bei 163°, färbt ſich an der Luft braun, iſt brennbar, reagirt ſtark alkaliſch und bildet mit Säuren kryſtalliſirbare, zerfließliche Salze. Chlorwaſſerſtoff färbt es zuerſt purpurroth, dann indigblau; es iſt höchſt giftig, wird als Arzneimittel wie Schierling benutzt.

Conil, Hafenſtadt in der ſpan. Provinz Cadiz (Andaluſien), hart an der Küſte des Mittelmeers, zur Maurenzeit ein ſehr volkreicher Ort, hat jetzt 5000 Einw., welche Thunfiſch- und Anchovisfang betreiben. In der Nähe ehedem reiche Schwefelgruben mit merkwürdigen Kryſtalliſationen.

Con impeto (ital.), muſikaliſche Vortragsbezeichnung: mit Ungeſtüm.

Coninck, Salomon und Philipp, Maler, ſ. Koninck.

Coninxloy, Aegidius (Gillis) van, niederländ. Landſchaftsmaler, geb. 1544 zu Antwerpen, lernte unter G. Moſtaert und wurde 1570 Meiſter. Er bereiſte Frankreich, hielt ſich ſpäter in Frankenthal auf und ließ ſich endlich in Amſterdam nieder, wo er 1604 noch lebte. Seine Bilder, Landſchaften mit reicher Staffage, kommen ſelten vor; in der Liechtenſtein'ſchen Gallerie zu Wien befindet ſich eine Landſchaft, in der Kopenhagener: Jonas, den Niniviten predigend.

Conirostres (Kegelſchnäbler, Hopfer), nach Cuvier u. a. Familie der ſperlingsartigen Vögel (Passeres), umfaßt die Körnerfreſſer (Granivorae), z. B. Finken, und Beerenfreſſer (Baccivorae), z. B. Seidenvögel.

Coniſton, Binnenſee in der engl. Grafſchaft Lancaſter, 8 Kilom. lang, 1 Kilom. breit, hat maleriſche Umgebungen und wird von der Hügelkette der Coniſtonfells begrenzt.

Conium *L.* (Schierling), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, beſteht aus der einzigen Art C. maculatum *L.* (gefleckter Schierling, Erdſchierling, Wütherich, Tollkerbel, wilde Peterſilie), einem zweijährigen Gewächs mit ſpindelförmiger Wurzel, welches im erſten Jahr nur einen wurzelſtändigen Blattbüſchel, im zweiten einen übermannshohen, nicht ſehr ſtarken, rundlichen oder etwas gerillten, hohlen, oben äſtigen, kahlen, bläulich bereiften, meiſt überall rothgefleckten Stengel treibt. Die Blätter ſind kahl, oberſeits dunkelgrün, dreifach gefiedert, die Blättchen lanzettförmig, fiederſpaltig glänzend; die Fiedern dritter

Ordnung sind lanzettförmig, fast ungetheilt oder eingeschnitten gesägt, die Zähne spitzlich mit einem weißen Stachelspitzchen. Die bodenständigen Blätter werden von einem langen, röhrigen Stiel getragen, welcher am Grunde den Stengel mit einer häutigen Scheide umfaßt; nach oben werden die Blätter kleiner, kürzer gestielt, weniger reich gefiedert und spitziger. Die Blütendolde ist flach, vielstrahlig, die Hüllblättchen sind randhäutig und fallen leicht ab, der Kelchrand ist undeutlich, die Blumenblätter sind verkehrt eiförmig, ausgerandet, mit einwärts gebogenen Läppchen, weiß; die Frucht ist eirund, seitlich stark zusammengedrückt, die Theilfrüchtchen haben fünf gleiche, hervorragende, vor der Reife wellenförmige Hauptrippen, von denen die randständigen den Rand bilden, die Thälchen sind gestreift, aber ohne Striemen. Die ganze Pflanze stinkt wie Katzenharn, schmeckt widerlich bitter, scharf und ist sehr giftig. Sie stammt wohl ursprünglich aus Asien, gedeiht vorzüglich an Wegen, auf Schutthaufen und bebauten Stellen durch fast ganz Europa, auf Kandia, Cypern, in Syrien, Kleinasien, Transkaukasien, Sibirien, Nord- und Südamerika, immerhin jedoch sehr ungleich verbreitet; sie fehlt fast ganz in der Schweiz, wächst dagegen massenhaft in Ungarn. Der Schierling enthält als wirksamsten Bestandtheil das Alkaloïd Coniin (s. d.), dessen Gegenwart sich auch in der getrockneten Pflanze, besonders beim Befeuchten mit Kalilauge, durch einen widrigen Geruch verräth. Neben Coniin findet sich Methylconiin und das durch Wasseraufnahme aus ersterem hervorgehende Conydrin, auch etwas ätherisches Oel. Am reichlichsten sind diese Alkaloïde in den Samen enthalten. Der Schierling kommt häufig in Gärten unter Petersilie vor und kann, solange er noch keinen Stengel hat, mit dieser verwechselt werden; doch gibt die Form der Blätter und der beim Zerreiben meist deutlich hervortretende widerliche Geruch ein sicheres Unterscheidungsmerkmal ab. Er ist fast für alle Thiere ein heftiges Gift, indem er paralysirend auf die motorischen Nerven wirkt; größere Dosen führen durch Lähmung der Athemnerven den Tod herbei. Das Kraut ist als Herba Conii officinell; man benutzt es, wie die Präparate, bei Skrofeln, Drüsengeschwülsten, Krebs ꝛc. mit größtem Erfolg, äußerlich als schmerzstillendes, die Sensibilität herabsetzendes Mittel. Als Gegenmittel bei Schierlingsvergiftungen werden Strychnin und Opium angewandt. Bekannt ist, daß die alten Griechen ihre Verbrecher durch einen Schierlingstrank tödteten und daß auch Sokrates auf diese Art starb; übrigens scheint dieser Gifttrank auch Opium enthalten zu haben, wie man aus einer Stelle bei Theophrastus schließen kann. Die Römer nannten die Pflanze Cicuta. S. Tafel »Giftpflanzen«.

Conjunctio (lat.), Verbindung; Bindewort; s. Konjunktion.

Conjunctīva (lat.), Bindehaut des Auges (s. d.).

Conjunctivītis (lat.), Entzündung der Bindehaut des Auges, s. Augenentzündung.

Conjunctivus (lat.), s. Modus.

Conjuratio (lat.), eidliche Verbindung mehrerer zu einem gemeinsamen Zweck, Verschwörung (s. d., vgl. Concursus ad delictum).

Con leggerézza (ital., spr. leddsche-), musikalische Vortragsbezeichnung: leicht, mit Leichtigkeit.

Conlie (spr. lonnli), Flecken im franz. Departement Sarthe, 22 Kilom. westlich von Le Mans, mit (1872) 1677 Einw., im Krieg von 1870—71 bekannt geworden durch das sehr zweckmäßig eingerichtete und stark befestigte Lager von C., das im Herbst 1870 zur Ausbildung neu ausgehobener Truppen der Republik errichtet ward und 50—60,000 Mann aufnehmen konnte. Namentlich das 19. Armeekorps ward hier gebildet. Nach der Schlacht von Le Mans (12. Jan. 1871) wurde das Lager von den Franzosen in großer Eile geräumt und 14. Jan. nach verschiedenen kleinen Gefechten von den Deutschen (Abtheilungen des 10. Armeekorps) besetzt, welche bedeutende Vorräthe an Waffen, Munition und Proviant daselbst erbeuteten.

Con moto (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Bewegung, bewegt.

Connaissement (das, franz. m., spr. tonäßmáng), s. Konnossement.

Connaraceae, s. Konnaraceen.

Connaught (spr. -nátt oder tonnät), die nordwestlichste und kleinste der vier Provinzen Irlands, grenzt im N. und W. an den Atlantischen Ocean, im S. an Munster, im O. an Leinster und umfaßt die Grafschaften Galway, Mayo, Sligo, Leitrim und Roscommon mit einem Areal von 17,130 QKilom. (311 QM.). Viele kleinere Flüsse (Shannon, Bealnabrak, Clare ꝛc.) und Seen (Allen, Arrow, Conn, Corrib ꝛc.) bewässern das Land, während die Küste viele Buchten (Sligo, Killala, Broad, Black-Sod, Clew, Killery, Birterbuy, Killkerran, Galway ꝛc.) und Vorgebirge (Achill ꝛc.) hat. Der Boden ist bergig und waldig, mittelmäßig fruchtbar, feucht; er birgt Steinkohlen und Torf im Ueberfluß, ist sonst aber arm. Die Provinz hat wenige bedeutende Städte und zählte 1841: 1,420,705, 1871 dagegen nur 845,993 Einw. C. bildete im Mittelalter ein besonderes Königreich, das unter Heinrich III. von England unter viele kleine britische Häuptlinge kam, später von den Iren wieder gewonnen, von Tir-Oen aber wieder den Engländern unterworfen wurde. Die Hauptstadt ist Galway. S. Karte »Großbritannien«.

Connecticut (spr. tönnétikŏt, vom indian. Quonectacut, »langer Fluß«), der Hauptfluß Neuenglands in Nordamerika, hat seine Quellen in dem Hochland an der Nordgrenze von New Hampshire, wo sein westlicher Zweig, Hall's Stream, die Grenze zwischen den Unionsstaaten und Kanada bis zu 45° nördl. Br. bildet. Bald darauf vereinigt er sich mit dem Ostzweig und bildet, von hier an in der Hauptrichtung gegen S. fließend, die Grenze zwischen den Staaten von New Hampshire und Vermont, durchströmt dann in mannigfachen Krümmungen die Staaten Massachusetts und Connecticut und mündet an der Küste des letztgenannten, nachdem er sich von Middletown an gegen SO. gewendet hat, in den Longislandsund. Sein gesammter Lauf, der einen der schönsten Theile von Neuengland durchschneidet und an vielen blühenden Städten vorbeigeht, beträgt über 542 Kilom., und sein Flußgebiet hat ein Areal von 27,500 QKilom. (fast 500 QM.). Schiffbar für Schiffe von 3 Meter Tiefgang ist er nur bis Middletown, während 2,5 Meter tief gehende Fahrzeuge bis Hartford gelangen. Noch weiter aufwärts ist er für größere Boote, welche die vielfach vorkommenden Fälle und Schnellen durch Kanäle umgehen und durch kleine Dampfboote geschleppt werden, bis zur Mündung des Wellsflusses in Vermont, 300 Kilom. oberhalb Hartford, schiffbar. Unmittelbar darüber liegen die Fifteen-Miles-Fälle, wo sein Lauf auf eine weite Strecke in eine enge, tiefe Felsenkluft eingezwängt ist; sonst sind seine

Ufer meist flach und Ueberschwemmungen ausgesetzt, aber äußerst reich und fruchtbar. Die bedeutenderen unter den zahlreichen Nebenflüssen des C. sind in New Hampshire: der Upper- und Lower-Ammonoosuc, Sugar und Ashuelot River; in Vermont: der Passumsic, Wells, White, Queechee, Black, Williams und West River; in Massachusetts: der Millers, Deerfield, Chickapee und Westfield River; in Connecticut: der Farmington River. Ausgezeichnet ist der Fluß durch seine Alsen-(Maihärings-)Fischereien, deren es eine große Menge in demselben gibt.

Connecticut (spr. tönnĭkŭt), der südlichste der Neuenglandstaaten in Nordamerika, liegt zwischen 41° und 42° 2′ nördl. Br. und 36° 27′ und 38° 20′ westl. L. v. Gr. und wird im N. von Massachusetts, im O. von Rhode Island, im S. von dem mit dem Atlantischen Meer in Verbindung stehenden Rhode Islandsund und im W. von New York begrenzt (s. Karte »Vereinigte Staaten ꝛc. II«). Der Flächeninhalt beträgt 12,301 QKilom. (223,4 QM.). Die Oberfläche ist hügelig, doch betragen die höchsten Erhebungen nicht über 300 Meter. Die Erhöhungen durchziehen das Land vorherrschend in der Richtung von N. nach S. und bilden die südlichsten Ausläufer der Bergzüge von Vermont nach Massachusetts. Die bedeutendsten sind: im W. des Staats der Taghkaniczug, zur Rechten des Housatonicflusses, in der Mitte die Talcotberge (im W. von Hartford) und die Blue Hills, die höchste Erhebung, in der Town Southington, und ein dritter Bergzug auf der Ostseite des C. Die Küste hat viele Baien und Buchten mit mehreren guten Häfen, z. B. dem von New London an der Mündung des Thames (einem der schönsten Seehäfen von ganz Nordamerika), Bridgeport, New Haven (theilweise seicht), Stonington; im Innern am Fluß C. ist der Hafen von Middletown zu erwähnen. Die wichtigsten Flüsse sind: der C., der den Staat fast in der Mitte durchschneidet, westlich davon der Housatonic (bis Derby) und östlich der Thames (bis Norwich schiffbar). Die Bevölkerung betrug 1840: 309,978, 1850: 370,791 und 1870: 537,454 Seelen, worunter 9668 Farbige und 235 Indianer. Die Zunahme der weißen Bevölkerung betrug 1860—70: 16,84 Proc., diejenige der Farbigen nur 12,07 Proc. Unter der Bevölkerung von 1870 waren 423,815 geborne Amerikaner und 12,691 Deutsche. Das Klima ist gesund, aber raschen Wechseln und großen Gegensätzen von Wärme und Kälte unterworfen, namentlich im Winter an der Seeküste, wenn ein Wechsel des kalten, trockenen Nordwestwinds mit dem milden Seewind aus S. eintritt. Der Winter beginnt im November und endigt im März. Die mittlere Temperatur des Jahrs beträgt 10,2° R., des Winters 3,25°, des Sommers 17,7° R. Die Bodenbeschaffenheit ist im allgemeinen gut, doch mehr zu Gras- als zu Ackerland geeignet. Sehr guten Ackerboden bietet die Connecticutniederung dar, und im allgemeinen wird das Land gut kultivirt. Die Hügelgegenden sind zum Theil sehr steril. Von der gesammten Oberfläche bestehen fast 58 Proc. aus Ackerland, 19 Proc. aus Wald. Die 25,508 Farms hatten 1870 eine durchschnittliche Größe von 93 Acres, und die Erzeugnisse des Feldbaues, der Forstwirtschaft und Viehzucht erreichten einen Werth von 34 Mill. Dollars. Die Hauptprodukte waren Mais, Hafer, Roggen und Buchweizen, Kartoffeln, Tabak, Bohnen und Erbsen, Hopfen und Obst. Auch Ahornzucker wurde gewonnen. Die Viehzucht (34,935 Pferde, 98,889 Kühe, 39,630 Pflugochsen, 79,486 Rinder und Kälber, 83,884 Schafe und 51,983 Schweine) lieferte 67,160 Ctr. Butter, 20,310 Ctr. Käse, 2540 Ctr. Wolle; die Bienenzucht 322 Ctr. Honig und 13 Ctr. Wachs. Bergbau wird nicht betrieben, doch lieferten die Steinbrüche Baumaterial im Werth von 1,227,400 Dollars. Der Fischfang (namentlich auf Walfische) brachte 769,799 Dollars ein, und die sehr ausgedehnte Industrie erzeugte Waaren im Werth von 161,065,774 Dollars. Insgesammt gab es 1870: 5128 größere gewerbliche Anstalten, welche mit 711 Dampfmaschinen und 1988 Mühlrädern arbeiteten und 89,523 Menschen beschäftigten. Obenan, dem Werthe der Produktion nach, stehen die 103 Tuch- und Wollfabriken (17,365,148 Dollars), die 111 Baumwollspinnereien (14 Mill.), die Eisen- und Stahlwaarenfabriken (12 Mill.), die Eisengießereien (7⅛ Mill.) und die Maschinenbauanstalten (5 Mill. Dollars). Weniger wichtig ist die Fabrikation plattirter Waaren, von Seidenstoffen, Wägen, Gummiwaaren, Papier, Hüten, Nähmaschinen, Uhren (American clocks), Waffen, Messerschmiedewaaren, Cigarren ꝛc. Wie sehr der Wohlstand des Staats zugenommen hat, ist daraus zu ersehen, daß der Werth des liegenden und beweglichen Eigenthums von 225 Mill. Dollars im Jahr 1861 auf 313 Mill. im Jahr 1868 stieg und daß im letztern Jahr die Einlagen in den Sparkassen sich auf 42 Mill. Dollars beliefen. Eisenbahnen (1860: 125, 1872: 171 Meilen) und Kanäle (am wichtigsten der Farmingtonkanal, von New Haven nach der Nordgrenze) erleichtern den Verkehr. New Haven und New London sind die Haupthäfen. Die 88 Banken des Staats hatten 1870 ein Kapital von 25,994,220 Dollars. 1873 wurden vom Ausland für 1,301,155 Dollars Waaren eingeführt und dahin für 382,164 Dollars amerikanische Waaren verschifft. Für die Bildung des Volks sorgen (1870) 1 Universität, 3 Colleges, 1 juristische Schule, 1 medicinische Schule, 2 theologische Seminarien, 1 Ackerbauschule und 1910 Volksschulen mit zusammen 2926 Lehrern und 98,621 Schülern. Trotzdem konnten 1870 von der über zehn Jahre alten Bevölkerung 19,680 nicht lesen. Der Schulfonds belief sich 1869 auf 2,046,109 Doll. und warf jährlich 124,082 Doll. ab. Die 63 öffentlichen Bibliotheken enthielten 1870: 285,937 Bände, und es erschienen 71 Zeitschriften (16 täglich) in jährlich 17,454,740 Exemplaren. Die vorherrschenden Religionsparteien sind: die Kongregationalisten (1870 mit 290 Kirchen), dann die Methodisten (188 Kirchen) und Baptisten (115 Kirchen). Sämmtliche anderen Religionsgenossenschaften besitzen zusammen 309 Kirchen. Das Kirchenvermögen wurde damals auf 13 Mill. geschätzt. Unter den milden Anstalten des Staats verdienen Erwähnung das Taubstummeninstitut (1817 von Gallaudet gegründet, mit 279 Zöglingen), das Irrenhaus zu Middletown (1869 eröffnet, mit 22[illegible] Patienten) und das große Krankenhaus zu Hartford. Das Staatsgefängnis (1869 mit 183 Gefangenen, welche im Lauf des Jahrs Arbeiten im Werth von 23,040 Dollars lieferten) befindet sich zu Wethersfield. Die Staatsverfassung war bis 1818 die 1665 von König Karl II. ertheilte Kolonialverfassung. Nach der gegenwärtig bestehenden Konstitution haben der jährlich gewählte Gouverneur und Vicegouverneur als Präsident die ausübende Gewalt. Wahlberechtigt ist jeder weiß männliche, 21 Jahre alte Bürger der Vereinigte Staaten, der ein Domicil im Staat gewonnen h[illegible]

und sechs Monate in seiner Ortschaft wohnt, Eigenthümer eines freien Grundstücks ist, oder ein Jahr lang in der Miliz Dienste gethan, oder während des letzten Jahrs eine Staatstaxe bezahlt hat. Ein Duell verwirkt das Wahlrecht. Der Gouverneur muß mindestens 30 Jahre alt sein; er hat ein beschränktes Veto und, außer in Fällen von **Impeachment** (s. d.), das Recht, Aufschub der Urtheilsvollstreckung (Reprimes), nicht aber Begnadigung, zu gewähren. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen des Senats (aus 21 Mitgliedern bestehend) und des Repräsentantenhauses (mit 241 Mitgliedern), welche zusammen die General Assembly bilden, die alljährlich Anfang Mai abwechselnd in Hartford und New Haven zusammentritt. Die richterliche Gewalt wird von einem obersten Gericht (Supreme-Court), von Obergerichten (Superior-Courts), Grafschaftsgerichten und Friedensrichtern ausgeübt. Die Richter aller Gerichtshöfe sowie auch die Friedensrichter werden von der General Assembly ernannt; die Richter des obersten Gerichts und der Obergerichte auf Lebenszeit bis zum 70. Jahr und mit einem festen Gehalt (bis zu 1300 Doll.), die anderen nur auf ein Jahr. Die Finanzen des Staats befinden sich in befriedigendem Zustand. 1869 beliefen sich die Staatseinnahmen auf 2,380,790 Dollars, die Ausgaben auf 2,526,046 Doll. (einschließlich von 492,828 Dollars Zinsen der Staatsschuld, 799,900 Dollars für Einlösung von Schuldscheinen). Die fundirte Staatsschuld überstieg 1. April 1869 den Werth des Staatseigenthums um 6,974,992 Dollars. Sämmtliche vom Staat und von den Gemeinden erhobenen Steuern erreichten 1870 die Höhe von 6,064,843 Dollars, und die Staats- und Gemeindeschulden beliefen sich auf 17,088,906 Dollars. Die organisirte Staatsmiliz (109 Officiere und 3691 Mann) kostete 1869: 113,097 Dollars. Zum Kongreß sendet der Staat gegenwärtig zwei Senatoren und vier Repräsentanten. Der Staat wird in acht Counties eingetheilt. Landeshauptstädte sind Hartford und New Haven.

Zur Zeit der ersten Ansiedelungen befand sich das Gebiet von C. im Besitz indianischer Stämme, wovon jetzt kaum noch mehr als 200 Individuen im Staat übrig sind. 1630 schenkte der Plymouthrath C. dem Grafen von Warwick, der es im folgenden Jahr wieder den Lords Say, Sell, Brooke und neun anderen übergab. Ehe jedoch die Schenkung übernommen werden konnte, machten sich einige holländische Kaufleute in Hartford ansässig. Um weiteren eigenmächtigen Niederlassungen vorzubeugen, ließen die genannten Lords 1634 in New Haven ein Fort errichten und schlossen nach langen, blutigen Kämpfen mit den Pequotindianern in Bezug auf die Ländereien am Connecticut einen Vertrag ab. New Haven und C., lange Zeit zwei verschiedene Herrschaften, hoben sich beide in reißender Schnelle. Weite Landstriche wurden von den Indianern gekauft, neue Städte entstanden von Stamford bis Stoningen und weiter in das Land hinein. Da kaufte 1661 Major John Mason als Agent der Kolonisten alle von den einzelnen Städten nicht käuflich erworbenen Ländereien und übergab sie öffentlich der Kolonie. König Karl II. stellte 1662 einen Freibrief aus, welcher die zwei Kolonien zu Einem politischen Körper unter dem Namen »Kolonie von C.« verschmolz. New Haven erklärte sich erst 1665 hiermit einverstanden, und der Freibrief bildete seitdem die Basis der Staatsverfassung; 1672 unterwarf man die Gesetze der Kolonie einer Revision und veröffentlichte sie hierauf. Im Jahr 1684 wurde Massachusetts und Plymouth der Freibrief geraubt, und C. würde dasselbe Schicksal erlitten haben, hätte ihn nicht Mr. Wandsworth unter einer Eiche in Hartford vergraben. 1750 unterwarf man die Gesetze einer zweiten und 1783 einer dritten Revision, resp. Vereinfachung. C. nahm lebhaften Antheil an dem Befreiungskrieg der Vereinigten Staaten, wofür viele Städte, vorzüglich Danbury und New London, hart büßen mußten, und erkannte 9. Jan. 1788 die Konstitution der Union an. Auch während des letzten Bürgerkriegs zeichnete sich C. durch thatkräftigen Eifer für die Sache der Union aus.

Connemara, Landschaft in der irischen Provinz Connaught, der westliche Theil der Grafschaft Galway (s. d.), am Atlantischen Ocean, wegen ihrer wilden Scenerien, mit Bergströmen, Seen und Wasserfällen, gewöhnlich die Irischen Hochlande genannt. Ihren Namen (»Land der Baien«) verdankt sie den zahlreichen Baien an der Westküste, von denen 20 Schiffen jeder Größe zugänglich sind. In den **Bergen von C.**, welche zahlreiche Gruppen und einzelne, durch tiefe und enge Thäler getrennte Höhen bilden, sind die Twelve Pins (730 Meter), Ben Corr (709 Meter) und Benbaun (685 Meter) die bedeutendsten Erhebungen. Gesucht sind die in C. gezogenen Ponies.

Connétable (franz., spr. -tábl, v. lat. comes stabuli, Comestabulus, Conestabulus, »Stallmeister«), ursprünglich Name des Beamten, dem die Aufsicht der Marställe oblag, welches Amt schon unter den römischen Kaisern bestand und von den Franken nach der Eroberung Galliens beibehalten ward. Gewöhnlich befehligte der Comes stabuli auch die kaiserliche Reiterei; außerdem lag ihm die innere Verwaltung des kaiserlichen Palastes ob. Fredegar und der Poeta Saxonicus bezeichnen den C. schon als einen Kriegsbefehlshaber, und unter Karl d. Gr. vertheidigte der Comes stabuli die Insel Corsica gegen die Saracenen; doch wurde sein Wirkungskreis erst unter den Capetingern allmählich erweitert. Matthäus II. von Montmorency, der 13. C. unter den Capetingern, war der erste C. im neuern Sinn, d. h. franz. Reichswürdenträger und Großschwertträger des Königs, dem Rang nach über den Marschällen von Frankreich, selbst über den Prinzen stehend; unter ihm stand die gesammte Kriegsmacht zu Land. Nicht einmal der König konnte ohne seinen Rath über das Heer verfügen; dem C. kam die Oberleitung desselben sowie die ausgedehnteste Gerichtsbarkeit über alle Militärpersonen zu; ein Verbrechen gegen seine Person wurde als Majestätsverbrechen behandelt. Seine Gewalt im Krieg war fast die eines altrömischen Diktators. Daher hatten die Könige oft Grund genug, in den Bürgerkriegen gegen den C. Argwohn zu hegen und Gewaltmißbrauch von seiner Seite zu befürchten. Ludwig XIII. hob nach des tapfern Lesdiguières Tode die Connétablewürde als zu unumschränkt 1627 auf; Napoleon I. führte sie aber 1804 wieder ein, indem er seinen Bruder Ludwig zum C. des Reichs und Berthier, Fürsten von Wagram und Neufchâtel, zum Viceconnétable ernannte. Unter der Restauration ging die Würde wieder ein. Die mächtigeren Fürsten Frankreichs hatten gleichfalls ihre Connétables, die jedoch meist Erbbeamte waren. Aus C. ist entstanden das englische Constable (s. d.). **Connétablie**, in Frankreich sonst die Würde des C.; auch s. v. w. Marschallsgericht.

Connexio (lat.), Verbindung, s. Konnexion.

Connubium (lat.), Verheirathung, Ehe; das Recht, sich mit jemandem oder unter einander zu verheirathen.

Conocardium, s. Mollusken.

Conoïdēus (lat., vom Griech.), kegelförmig.

Con passione (ital., appassionato), musikal. Vortragsbezeichnung: mit Leidenschaft, leidenschaftlich.

Conrad, 1) Karl Emanuel, Architekturmaler, geb. 1810 zu Berlin, wo er auch seine erste künstlerische Ausbildung empfing, bezog 1835 die Kunstakademie zu Düsseldorf und suchte sich neben der Architekturmalerei auch in der Landschaftsmalerei zu vervollkommnen. Seit dem Jahr 1838 arbeitete er im eigenen Atelier und schuf mehrere höchst verdienstliche Werke, von denen die große, durch verschiedene Vervielfältigungen weitbekannte Ansicht des Kölner Doms in seiner Vollendung das hervorragendste ist; sie wurde vom Kölner Festkomité dem Papst Pius IX. zur Feier seines silbernen Regierungsjubiläums zum Geschenk gemacht. C. brachte das Bild selbst nach Rom und erhielt als Anerkennung vom Papst eine goldene Medaille und verschiedene Aufträge. Eine kleine Wiederholung desselben Bildes erwarb König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der C. den Professortitel verlieh. Von Conrads übrigen Gemälden sind zu nennen: Ansicht von Wetzlar, der Dom in Mainz, Caston-House in London, das vollendete Innere des Kölner Doms u. a., die sich sämmtlich durch Genauigkeit in den Formen und eine fast übertrieben sorgfältige Durchführung auszeichnen. Auch als Aquarellmaler leistete C. sehr Tüchtiges, wie in den großen Ansichten der Alterthümersammlung im Schloß zu Sigmaringen und des Privatkabinets des Papstes u. a. Er starb 12. Juli 1873 im Bürgerhospital zu Köln.

2) Schriftstellername des Prinzen Georg von Preußen (s. d.).

Conrad, Timothy Abbot, bedeutender nordamerikan. Konchyliolog und Paläontolog, ward 1803 im Staat New Jersey geboren. Seine Hauptschriften sind: »Fossil shells of the tertiary formations of the United States« (1832; mit Nachtrag, 1834); »Monography of the Unionoidae of the United States« (1834—59, Bd. 1—12); »Check list of the invertebrate fossils of North America« (im Bd. 7 der »Smithsonian miscellaneous collections«, 1867); »Palaeontology of the State of New York« (1838—1840); »Palaeontology of the Pacific Railroad Survey in California« (1854); »Palaeontology of the Mexican Boundary Survey« (1854). C. nahm auch als Naturforscher an der großen Natural History Survey des Staats New York 1838—45 theil und ist korrespondirendes Mitglied vieler gelehrten Körperschaften Europa's.

Conradi, August, Komponist, geb. 27. Juni 1821 zu Berlin, Schüler von Rungenhagen, war eine Zeitlang Organist in seiner Vaterstadt, von 1849 ab Theaterkapellmeister in Stettin, Köln, Düsseldorf und seit 1856 Kapellmeister am Wallner-Theater in Berlin, wo er 25. Mai 1873 starb. C. komponirte mehrere Opern, z. B.: »Die Deserteure«, »Musa, die letzte Maurenfürstin«, »Rübezahl« ꝛc., besonders aber eine Unzahl von Musiken zu Possen und Singspielen für die Berliner Theater, dazu zahlreiche Klaviersachen im leichtern und eleganten Genre, mehrere Symphonien, unter denen die in A moll besondern Beifall fand, Ouvertüren, Streichquartette u. a.

Conring, Hermann, ostfriesischer Gelehrter, geb. 9. Nov. 1606 zu Norden in Ostfriesland, studirte zu Helmstedt und Leiden besonders Theologie und Medicin, ward 1632 Professor der Philosophie, 1634 Professor der Medicin zu Helmstedt. Er ward 1650 von der Königin Christine von Schweden als Leibarzt berufen, schlug aber diesen Ruf aus, erhielt noch die Professur der Politik in Helmstedt und ward 1660 Geheimerath des Herzogs von Braunschweig. König Ludwig XIV. von Frankreich setzte ihm eine Pension aus, und der König von Dänemark ernannte ihn zum Etatsrath. C. starb zu Helmstedt 12. Dec. 1681. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte Göbel (Braunschw. 1730). C. erwarb sich Verdienste um die Geschichte des Deutschen Reichs, namentlich durch sein Werk: »De origine juris Germanici« (Helmstedt 1643), um das deutsche Staatsrecht, welchem er durch seine »Exercitationes de republica Imp. Germ.« (das. 1674) eine neue Bahn brach, sowie um die Medicin, namentlich durch die Verbreitung der Harvey'schen Lehre vom Kreislauf des Bluts und durch die Bestimmung des Nutzens der Chemie für die Pharmacie. In der theoretischen Philosophie war er strenger Aristoteliker. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte Göbel (Braunschw. 1730, 6 Bde.). Vgl. Stobbe, Hermann C., der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte (Berl. 1870). Seine Tochter Elise Sophie, zum zweitenmal mit dem holstein-gottorp'schen Kanzler v. Reichenbach vermählt, machte sich als Dichterin bekannt und starb 11. April 1718.

Consacramentales (Compurgatores, lat.), die Eideshelfer im altdeutschen Proceßverfahren.

Consalvi, Ercole, Kardinal, geb. 8. Juni 1757 zu Rom, widmete sich theologischen, politischen und literarischen Studien und erwarb sich durch seine Bekämpfung der revolutionären Ideen in Frankreich 1792 eine Stelle als Auditor der Rota bei der römischen Kurie. Die Franzosen verbannten ihn zwar bei Besetzung des Kirchenstaats (1798); aber Pius VII. erhob ihn 1800 zum Kardinal und bald darauf zum Staatssekretär, in welcher Eigenschaft er in Paris mit Napoleon I. das Konkordat unterhandelte. Nachdem er von 1806—1814 zurückgezogen gelebt hatte, bewirkte er als päpstlicher Gesandter beim Kongreß zu Wien die Zurückgabe der Marken und Legationen, wohnte 1815 allen Verhandlungen des Papstes mit Frankreich bei und erstreckte seine Thätigkeit zugleich auf die innere Verwaltung der päpstlichen Staaten durch das die Uniformität des Polizeistaats herstellende Motu proprio vom 6. Juli 1816; auch führte er eine neue Civilproceßordnung und einen neuen Handelskodex ein, bewirkte eine neue Eintheilung des ganzen päpstlichen Gebiets, vereinfachte die Finanzverwaltung und suchte auch dem Räuberunwesen in den Provinzen nach Kräften zu steuern. Er unterstützte die Wissenschaften, namentlich aber die Künste. Die Konkordate der Kurie mit Rußland, Polen, Preußen, Bayern, Würtemberg, Sardinien, Spanien und Genf waren sein Werk. Nach Pius' VII. Tode 1823 zog sich C. von den Geschäften zurück und starb zu Rom 24. Jan. 1824. Vgl. Bartholdy, Züge aus dem Leben des Kardinals C. (Stuttg. 1824). Seine Memoiren wurden herausgegeben von Crétineau-Joly (Par. 1864, 2 Bde.); vgl. auch dessen »Le concordat de 1801 et le cardinal C.« (das. 1869).

Consanguinĕi, s. Geschwister.

Conscience (franz. und engl.), s. Conscientia.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Conscience (von den Blämen: konschenz gesprochen), Hendrik, der berühmteste unter den vlämischen Novellisten und der bedeutendste von den Begründern der neuvlämischen Literatur, geb. 3. Dec. 1812 zu Antwerpen. Sein Vater, aus Besançon gebürtig, kam, nachdem er lange in der franz. Marine gedient, als Unterhafenmeister nach Antwerpen, wo er sich mit einem vlämischen Mädchen verheirathete und, nachdem er bei Napoleons Fall seine Stelle verloren, einen Handel mit Makulatur und altem Schiffsbauholz trieb. C. ward mit 16 Jahren Unterlehrer, trat aber, obwohl von Natur schwächlich und schüchtern, 1830 als Freiwilliger ins Heer, wo er bis zum Sergeantmajor avancirte, und schloß sich nach beendigter Dienstzeit 1836 mit ganzer Seele der vlämischen Sprachbewegung an. Er schrieb seinen ersten Roman: »In't Wonderjaer« (1566) (Antwerp. 1837), welcher zugleich der erste der neuen vlämischen Literaturperiode war und das größte Aufsehen machte, und gab kurz darauf eine Sammlung kleiner Erzählungen: »Phantazy« (das. 1837), heraus. Durch Vermittelung von Gustav Wappers, dem Maler des Königs, bekam er einen kleinen Posten bei der Provinzialregierung, den er jedoch bald wieder aufgab, um ungestört an seinem Roman »De Leeuw van Vlaenderen« (Antwerp. 1838, 3 Bde.) arbeiten zu können, welcher die goldene Sporenschlacht verherrlicht und den mächtigsten Einfluß auf die vlämisch-literarische Bewegung ausgeübt hat. Da ihm jedoch die Schriftstellerei wenig materiellen Vortheil brachte, nahm C. eine Stelle als Gärtner an, bis er, abermals auf Verwenden von Wappers, 1840 eine Unterstützung von der Regierung erhielt, um eine Geschichte von Belgien schreiben zu können, und 1841 zum Sekretär der Kunstakademie zu Antwerpen ernannt wurde. Mit dem kleinen Buch »Hoe men schilder wordt« (Antwerp. 1843) begann nun die Reihe jener Schilderungen aus dem vlämischen Stillleben, welche C. und das Vlämische zugleich in ganz Europa bekannt machten, besonders seit Melchior von Diepenbrock, der Fürstbischof zu Breslau, die erste und die ihr folgenden Erzählungen: »Wat eene moeder lyden kan« (das. 1843) und »Siska van Roosemael« (das. 1844), ins Deutsche übertragen hatte. Nirgends tritt die glückliche Mischung der französischen und germanischen dichterischen Begabung, welche C. seiner Abstammung verdankt, so deutlich hervor wie in diesen kleinen Geschichten, von denen »De loteling« (Antwerp. 1850), »Rikke-tikke-tak« (das. 1851), »De arme edelman« (das. 1851) und »Het geluk van ryk te zyn« (das. 1855) wahre Meisterwerke sind. Infolge seiner literarischen Hervorbringungen erhielt C. nicht nur 1845 den Titel eines aggregirten Professors der Universität zu Gent, sondern auch 1847 den eines vlämischen Lehrers der Prinzen, obgleich er letzteren nie Unterricht ertheilte, den Leopoldsorden und zahlreiche fremde Dekorationen. Seit 1854, wo er aus seiner Stellung an der Akademie schied, lebte er als Privatmann in Antwerpen, ward aber 1857 zum Kreiskommissär in Kortryk ernannt und 1866 mit der Aufsicht des Musée Wiertz in Brüssel betraut, dem er noch jetzt vorsteht. Seine Werke, von denen noch »Houten Clara«, »Blinde Rosa« (Antwerp. 1850), »De gierigaerd« (das. 1852), »De plaeg der dorpen« (das. 1855), »De geldduivel« (das. 1856) sowie die historischen Romane »Jacob van Artevelde« (das. 1849), »De boerenkryg« (das. 1853), »Simon Turchi« (das. 1858) und aus der neuesten Zeit »De koopman van Antwerpen«, »De burgemeester van Luik«, »De jonge dokter«, »Een zeemanshuisgezin«, »De baanwachter« ꝛc. zu nennen sind, erschienen zuletzt in einer Gesammtausgabe von 9 Bänden (Antwerp. 1867—1874) und wurden, meist wiederholt, ins Deutsche (Münster 1846—73, 55 Bdchn.) und Französische, zum Theil auch ins Englische, Dänische, Italienische und andere europäische Sprachen übersetzt.

Conscientia (lat.; franz. und engl. **Conscience**, spr. kongssiängs, könnschens), Bewußtsein, Gewissen. **Conscience-money** (engl., spr. -mönni), »Gewissensgeld«, anonym eingesandte Geldsummen, um welche man die Staatskasse betrogen hatte.

Consecratio (lat.), s. Konsekration.

Consecutio (lat.), Folge; c. temporum, in der Grammatik die Lehre von der durch ihr Abhängigkeitsverhältnis bedingten Aufeinanderfolge der Tempora.

Conseil (franz., spr. kongssäj; lat. Consilium), eigentlich s. v. w. Rath, Rathschlag; Rath(geber); Rathsversammlung; dann s. v. w. Geheimerath oder Ministerkonferenz (vgl. Minister); Benennung, welche die Stifter gewisser höheren Grade der Freimaurerei ihren Vereinen gaben, dem Wort Kapitel entsprechend (der berühmteste dieser Conseils war der C. des Empereurs d'Orient et d'Occident, Souverains Princes-Maçons, 1758 in Paris gestiftet); C. des prud'hommes, Gewerbegericht (von Sachverständigen), Schiedsgericht nach franz. Einrichtung, auch in den Rheinlanden seit der franz. Invasion eingeführt.

Consensus (lat.), Uebereinstimmung, Uebereinkunft, besonders bei dogmatischen Streitigkeiten, welche innerhalb einer und derselben oder zwischen mehreren verwandten Konfessionen entstanden sind; daher auch Titel der betreffenden Urkunden und Schriften. Dahin gehört der behufs einer Vereinigung der augsburgischen, böhmischen und helvetischen Konfessionsverwandten der polnischen Provinzen zu Sendomir vereinbarte C. Poloniae und C. Sendomiriensis vom 14. April 1570 (über die Lehre von der Menschwerdung Christi und dem Abendmahl), welcher aber dadurch, daß die Lutheraner 1603 aufhörten, sich an ihn zu halten, seine Geltung und einigende Kraft verlor. Innerhalb der reformirten Kirche sind mehrere C. verabfaßt worden, so der C. Tigurinus von 1549, welcher, von Calvin in 26 Artikeln über die Lehre vom Abendmahl aufgesetzt, von Bullinger gebilligt, zwischen dem Zwingli'schen und Calvinischen Lehrbegriff zu vermitteln suchte, aber nie großes Ansehen erhalten hat; der C. Genevensis (C. pastorum), der, ebenfalls von Calvin 1551 abgefaßt, die Prädestinationslehre im streng Calvinischen Sinn formulirt enthält, aber von Seiten der anderen schweizerischen Kirchen keine officielle Annahme gefunden hat; der C. Helveticus (Formula Consensus Helvetica), verfaßt von J. H. Heidegger, Professor in Zürich, und besonders gegen Mos. Amyralds Lehre von der allgemeinen Gnade in 26 Artikeln gerichtet, 1675 und 1676 in der Schweiz eingeführt, aber infolge des Widerspruchs, der in Kurbrandenburg und in England, ja selbst in der Schweiz dagegen erhoben ward, sofort wieder um sein symbolisches Ansehen gebracht. Innerhalb der lutherischen Kirche kamen zu Stande: der C. Dresdensis von 1571, das Glaubensbekenntnis der kurfürstlich sächsischen Theologen in den kryptocalvinistischen Streitigkeiten, und der C. repetitus fidei vere Lutheranae, die in den synkretistischen Streitigkeiten gegen G. Calixt gerichtete, von den

sächsischen Theologen 1664 aufgesetzte, von dem Oberkonsistorium zu Dresden gebilligte und von den Universitätsprofessoren unterschriebene Vereinigungsformel, welche aber kein symbolisches Ansehen erlangt hat. — C. gentium, die bei allen Völkern sich findende gleiche Ansicht; c. matrimonialis, eheliche Uebereinkunft; c. principis, landesherrliche Zustimmung. C. bezeichnet auch die sympathische Uebereinstimmung der Theile eines Organismus, z. B. der Nerven, c. nervorum.

Consentes Dii (lat.), die zwölf griechisch-italischen Götter (sechs männliche und sechs weibliche), die den hohen Götterrath bildeten und die gegenwärtige Weltordnung leiteten. Ennius hat sie in folgenden Versen zusammengestellt:

Juno, Vesta, Minerva, Ceres, Diana, Venus, Mars,
Mercurius, Jovis, Neptunus, Volcanus, Apollo.

Nach Varro standen ihre goldenen Bildsäulen in Rom auf dem Forum (beim Aufgang zum Kapitol). Diese Götter machten zusammen mit den dii selecti (Saturn, Janus, Rhea, Orcus oder Pluto, Liber, Sol, Luna, Genius) bei den Römern die dii magni aus; die dii minores dagegen umfaßten die dii indigetes (einheimische Götter, unter die Götter versetzte Heroen, wie Aeneas, Romulus) und die dii semones (Halbgötter). Zu beiden kommen als dritte Klasse noch die dii peregrini (»fremde Gottheiten«).

Konsentia, Stadt, s. Cosenza.

Conséquence (franz., spr. kongsekángs), Folgerung, Wichtigkeit, Bedeutsamkeit; sans c., unwichtig, unbedeutend, keiner Beachtung würdig; sans tirer à c., ohne daß man daraus eine Konsequenz, ein Präjudiz (s. d.) ziehen dürfte.

Consĕquens (lat.), die aus einem Vorhergehenden (antecedens, s. d.) sich ergebende Folgerung; consequentia, Folge, Folgerung, s. Konsequenz; per consequentiam, folglich.

Considérant (spr. kongsiderāng), Victor, franz. Socialist, geb. 12. Okt. 1808 zu Salins im Departement Jura, besuchte die polytechnische Schule zu Paris, trat dann in die Armee, verließ aber diese Laufbahn als Geniekapitän, um sich der Verbreitung der Lehre Fouriers zu widmen, nach dessen Tod er Haupt der socialistischen Schule wurde. C. schrieb zahlreiche Artikel in die »Réforme industrielle«, das officielle Organ des Fourierismus, übernahm später die Leitung der »Phalange« und gewann den reichen Engländer Young für seine Ideen, mit dessen Hülfe er an mehreren Orten Frankreichs sogen. Phalanstèren (s. Fourier) errichtete. Das Unternehmen scheiterte, und auch die »Phalange« vermochte sich nicht zu halten, worauf die Anhänger der Schule ein neues Organ, die »Démocratie pacifique«, gründeten, welche 1845 an der »Phalange, revue de la science sociale« eine Hülfszeitschrift erhielt. Die oberste Leitung beider Journale wurde C. übertragen. Considérants meiste und bedeutendste Schriften handeln von der radikalen Weltverbesserung nach »harmonischen« Grundsätzen, so gleich sein Erstlingswerk: »Destinée sociale, exposition élémentaire complète de la théorie sociétaire« (Par. 1834—45, 3 Bde.; neue Aufl. 1851, 2 Bde.). Zugleich bewährte er sich als Redner bei seinen Fourieristischen Missionen im Innern von Frankreich, in der Schweiz, in Belgien und Deutschland. Im Jahr 1848 wurde er vom Departement Loiret, 1849 vom Seinedepartement in die Nationalversammlung gewählt, wo er mit der Bergpartei stimmte. Wegen Unterschreibung von zwei insurrektionellen Aktenstücken vom 13. Juni 1849 des Hochverraths angeklagt, entfloh er nach Belgien und wandte sich von hier, nachdem er von der Jury zu Versailles abwesend zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt worden, nach Texas, um daselbst neue Versuche mit der Ausführung seines Systems zu machen. Er gründete in der Nähe von San Antonio mit den Mitteln einer Gesellschaft die Kolonie La Réunion, kehrte aber im August 1869 mit seiner Familie nach Frankreich zurück und machte sich 1870 durch einige politische Flugschriften bemerklich. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: »Théorie de l'éducation naturelle et attrayante« (1845; deutsch, Nordh. 1847); »Manifeste de l'école sociétaire fondée par Fourier, ou bases de la politique positive« (1841); »Exposition abrégée du système phalanstérien de Fourier« (1845); »Principes du socialisme« (1847); »Théorie du droit de propriété et du droit au travail« (1848); »L'apocalypse, ou la prochaine rénovation démocratique et sociale de l'Europe« (1849); »La solution ou le gouvernement direct du peuple« (1850) u. a. Im Gegensatz gegen das »barbarische System« der Eisenbahnen, denen er Schuld gab, daß sie den Boden unseres Planeten umwühlen, schlug C. Wagen mit »mobilen Felgen« vor, welche bergauf und bergab ohne Beeinträchtigung der Geschwindigkeit der Fahrt gehen sollten.

Consilia evangelica (lat.), nach der Lehre der römischen Kirche solche sittliche Vorschriften, zu deren Befolgung der Christ eigentlich nicht verpflichtet ist, und die daher ein überflüssiges, auch auf andere übertragbares Verdienst begründen. Man zählt ihrer im ganzen zehn, unter denen aber Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam, also die drei Mönchsgelübde, wieder als praecipua c. e. gelten.

Consilium (lat.), richterliches Gutachten, Ausspruch; im alten Rom im weitern Sinn der Kreis von Rechtsverständigen, mit welchem sich die Magistrate zu umgeben pflegten. Dionysius weist Spuren davon schon in der Königszeit nach; später waren es besonders die Konsuln und Prätoren, welche bei Kriminal- wie Civilprocessen dergleichen Consiliarii, Assessores ꝛc. zu Rathe zogen, die allmählich in der That großen Einfluß auf die Entscheidungen der Magistrate ausübten, wie schon aus der Formel, der Magistrat habe de consilii sententia entschieden, hervorgeht. Im engern Sinn hieß C. auch ein stehendes Kollegium, welches dem Oberrichter, in Provinzen dem Statthalter in der Privatjurisdiktion, z. B. in Untersuchungen über Ingenuität, Civität, Freiheit ꝛc., beistand und namentlich die Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu besorgen hatte. Gewählt wurden die Mitglieder dieses C. vom Präses der Provinz aus dem Conventus (s. Konvent). In Rom bestand das C. aus fünf Senatoren und fünf Rittern.

Consilium abĕundi (lat.), der »Rath, wegzugehen«, die mildere Art der Verweisung von der Universität, die temporäre Entziehung des akademischen Bürgerrechts, wovon jedesmal die bestrafende allen »befreundeten« Universitäten Nachricht zu geben pflegt. Die Dauer des C. wird im Straferkenntnis stets mit ausgesprochen, nach Ablauf derselben kann von neuem um die Immatrikulation nach herkömmlicher Weise nachgesucht werden. Geschärft wird das C. dadurch, daß die Landesobrigkeit davon in Kenntnis gesetzt wird. Man pflegt Consilium simplex abeundi von der Relegatio publica zu unterscheiden.

Consobrīni (lat.), Geschwisterkinder, von zwei Schwestern geboren.

Consols (engl., spr. könnsöls, Abkürzung für Consolidated stocks oder annuities), Staatsschulden, speciell Englands, für deren Zinsenbetrag gewisse Staatseinkünfte angewiesen sind. Auch die darüber ausgestellten Staatsschuldscheine werden C. genannt. Im Preußen nennt man neuerdings auch die Scheine der 4½proc. konsolidirten Anleihe, für welche der Staat zwar ein Recht, nicht aber eine Pflicht der Tilgung übernommen hat, C.

Consommé (das, franz. m., spr. kongssómé), Kraftbrühe, Kraftsuppe.

Constable (engl., spr. könnstäbl, ursprünglich verwandt mit dem franz. Connétable), Name öffentlicher Sicherheitsbeamten in England. Der Lord High C., einer der obersten Kron- und Reichsbeamten des alten England, war dem Connétable von Frankreich ganz gleich. Die Würde des Großconstable war lehnbar, erlosch aber mit Eduard Stafford, der 1521 wegen Hochverraths verurtheilt wurde. Seitdem wird nur für besonders feierliche Gelegenheiten ein Großconstable ernannt. In Schottland ist die Würde eines Lord High C. in der Familie Errol erblich. Die Oberconstables (High Constables), die besonders die Landesbewaffnung beaufsichtigten, wurden 1284 von Eduard I. eingeführt. Zu ihnen kamen unter Eduard III. die Gemeindeconstables (Petty Constables), die noch jetzt als ehemalige Gemeindevorsteher die untersten Vollziehungsbeamten des Staats bilden. Ihr Amtszeichen ist ein etwa 1 Meter langer, 4 Centim. dicker Stab von Holz, oben mit dem königl. Wappen, und ein kurzer Stab von Messing, 10 Centim. lang, oben mit einer kleinen Krone versehen. Ihre nächsten Vorgesetzten sind die Friedensrichter. Sie werden jährlich in der Regel von den Gemeinden, in vielen Orten auch von den gutsherrlichen Beamten, den Kirchenältesten oder den Friedensrichtern gewählt; befreit vom Dienst sind gewisse Beamte und Stände, früher auch diejenigen, welche wegen Entdeckung eines Verbrechers einen Freischein von Kirchspielsämtern erhalten hatten. Im Fall der Noth kann jeder Bürger aufgefordert werden, als Special C. zu dienen. Wohlhabende lassen sich gewöhnlich durch einen Deputy C. vertreten, sind aber für dessen Handlungen verantwortlich. Bei der Einführung der neuen Polizeiverwaltung durch Peel 1829 wurden in London die ehemaligen Constables aufgehoben und durch 5 Kompagnien Polizeiconstables oder Policemen für die 5 Polizeibezirke der Stadt ersetzt, von denen jede aus einem Oberaufseher, 4 Inspektoren, 16 Sergeanten und 144 C. besteht. — Constabel (Büchsenmeister) hießen früher die Artilleristen, welche die Geschütze zu laden, zu richten und abzufeuern hatten. Auf Kriegsschiffen heißen die Geschützkommandanten C. und der das gesammte Geschützwesen eines Schiffs kommandirende Officier Oberconstabel.

Constable (spr. könnstäbl), John, berühmter engl. Landschaftsmaler, geb. 1776 zu East Bergholt in Suffolk, trat 1800 als Schüler in die Akademie ein, wo er besonders den Unterricht von Reinagle genoß. Seit 1820 lebte er in Hampstead, dessen reizende ländliche Umgebungen der ausschließliche Vorwurf seiner Gemälde wurden. 1829 zum Mitgliede der Akademie gewählt, starb er hochangesehen 30. Mai 1837 in London. Seine Bilder, von denen man über 100 kennt (zwei davon in der Nationalgallerie und sechs in der Sheepshanksammlung des Southkensingtonmuseums), geben die echt englische Landschaft mit der liebevollsten Treue und unerreichter Wahrheit wieder. C. komponirt nicht und sucht auch nicht besonders pittoreske Punkte auf, er hält sich an die freundliche Erscheinung des bebauten Landes, die Wiesen, Felder, Sträucher und Hütten; ihn charakterisirt sein eigener Ausspruch: »Ich liebe mein Dorf, wie es da ist, mit Stumpf und Stiel, und solange ich einen Pinsel halten kann, werde ich nicht aufhören, es zu malen«. Seine Farbe ist so einfach als frisch und selbst bei flüchtigerer Ausführung, wie sie wohl vorkommt, doch immer voll warmen Lebens. Vgl. Leslie, Memoir of the life of John C. (Lond. 1842, mit 22 Stichen nach Constable's Gemälden).

Constans (lat.), beständig; in constanti, sofort.

Constans, der jüngste von Konstantins d. Gr. drei Söhnen, aus dessen zweiter Ehe mit Fausta, geb. 323 (nach anderen 320), war seit 333 Cäsar im westlichen Illyrien und Afrika gewesen und erhielt 337 nach seines Vaters Tod bei der Theilung des Reichs Italien, Sicilien und Afrika, während Constantius den Orient, Konstantin die übrigen westlichen Länder nebst der Hauptstadt Konstantinopel erhielt. Als der letztere auch Afrika verlangte, kam es zwischen ihm und C. zu einem Krieg, bei welchem Konstantin in einem Hinterhalt umkam, so daß C. zwei Drittel des Ganzen bekam. Doch zeigte er keine entsprechenden Fähigkeiten; despotisch und wollüstig, ließ er seine Diener regieren, worunter namentlich die Provinzen zu leiden hatten, bis er bei einem Militäraufstande, der zu Augustodunum (Autun) in Gallien ausbrach, in der spanischen Küstenstadt Helena (vormals Illiberis) durch Magnentius, den Führer der kaiserlichen Leibgarde, ermordet wurde, 350.

Constant de Rebecque (spr. kongstáng d'röbék), Henri Benjamin, berühmter franz. politischer Schriftsteller, geb. 23. Okt. 1767 zu Lausanne aus einer nach der Aufhebung des Edikts von Nantes emigrirten Familie, studirte die Rechte, trat in braunschweigische Hofdienste und begab sich zu Anfang der Revolution nach Paris, wo er 1796 vor dem Rath der Fünfhundert muthig die Sache seiner vertriebenen reformirten Landsleute führte. Als Mitglied des Tribunats vertrat er das Repräsentativsystem und die bürgerliche Freiheit und bewirkte 1797 Talleyrands Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Seine Reden und Schriften hatten ihm indeß die Ungunst des Ersten Konsuls zugezogen, weshalb er 1802 aus dem Tribunat entfernt ward und Paris meiden mußte. Mit Frau v. Staël durchreiste er darauf mehrere Länder, lebte später in Göttingen wissenschaftlicher Beschäftigung und erschien 1814 im Gefolge des Kronprinzen von Schweden wieder in Paris. Hier trat er, besonders im »Journal des Débats«, für die Sache der Bourbonen auf, ließ sich aber dessenungeachtet April 1815 von Napoleon I. zum Staatsrath ernennen und arbeitete als solcher an der Konstitution des Maifeldes. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen ging er nach Brüssel, durfte aber 1816 nach Paris zurückkehren und ward 1819 und 1824 zum Mitgliede der Deputirtenkammer erwählt, auch als französischer Bürger anerkannt. Nach der Julirevolution stimmte er für die Erhebung des Herzogs von Orléans zum konstitutionellen König. Bald aber sah er seine Ideale zerrinnen und trat nun gegen

die neue Dynastie in die Schranken. C. starb 8. Dec. 1830. Er schrieb: »Cours de politique constitutionelle« (Par. 1817—20, 4 Bde.; herausgegeben von Laboulaye, 2. Aufl. 1872); »Mélanges de littérature et de politique« (1829). Der Sammlung seiner »Discours prononcés à la chambre des députés« (Par. 1833, 3 Bde.; theilweise deutsch von Buß, Freiburg 1834) fügte Pagès den dritten Band hinzu. Zur Ergänzung und Erläuterung des Werks »De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements« (Par. 1824—30, 3 Bde.; deutsch von Peter, Berl. 1824—27, 3 Bde.) hinterließ er die fast vollendete Schrift »Du polythéisme romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion chrétienne« (Par. 1833, 2 Bde.). Außerdem schrieb er noch »Mémoires sur les cent jours« (Par. 1822, 2. Aufl. 1829), einen Roman, »Adolphe« (das. 1816, neueste Ausg. 1868; deutsch von Künzel, Frankf. 1839), bearbeitete auch Schillers »Wallenstein« für die französische Bühne und gab Filangieri's Werke (Par. 1822, 5 Bde.) heraus.

Constantia (lat.), Beständigkeit, Standhaftigkeit.

Constantia, Ansiedelung im Kapdistrikt des Kaplandes, 11 Kilom. südlich von der Kapstadt, berühmt durch ihren Wein (Constantiawein). Es sind nur drei Höfe, in deren Gärten dieser vorzügliche Wein wächst: Hoch- (Van Reenen), Groß- (Cloete) und Klein-Constantia (Coligne).

Constantia, 1) Tochter des normännischen Königs Roger von Sicilien und nach dem 1189 erfolgten Tod ihres Neffen Wilhelm II. Erbin des Reichs. Da sie sich 1186 mit Heinrich, Sohn Friedrich Barbarossa's, vermählte, so kam hierdurch das sicilische Reich an das hohenstaufische Haus. Am 26. Dec. 1194 gebar C. den nachmaligen Kaiser Friedrich II. Nach Heinrichs VI. Tod 1197 warf sie sich dem Papst Innocenz III. in die Arme, der auf ihre Bitte ihr Söhnlein Friedrich mit Sicilien und Neapel belehnte, dafür aber Verzicht auf wichtige kirchliche Rechte verlangte. C. starb 27. Nov. 1198, nachdem sie noch den Papst zum Vormund ihres Sohnes eingesetzt hatte. — 2) Schwester des Königs Peter von Aragonien, Gemahlin des Königs Emerich von Ungarn und nach dessen Tod 1209 des erst 15jährigen Hohenstaufen Friedrich II., welchem sie einen Sohn, Heinrich (gest. 1242), gebar. — 3) Tochter des Hohenstaufen Manfred, wurde 1262 Gemahlin des Königs Peter von Aragonien, welcher auf Grund dieser Verbindung 1283 dem Karl von Anjou Sicilien entriß. Nach Peters Tod 1285 ließ C. ihren Sohn Jakob zu Palermo trotz des Widerspruchs des Papstes zum König krönen. Doch söhnte sie sich wieder mit ihren Gegnern aus und gab sogar ihre Tochter Violante dem Sohn Karls von Anjou, Robert von Kalabrien, zur Ehe. Sie starb 1302.

Constantin (spr. kongstangtäng), Abraham, einer der ausgezeichnetsten Email- und Porzellanmaler, geb. 1785 zu Genf, malte erst Zifferblätter für Uhren und bildete sich dann in Paris und Rom. Im Jahr 1826 nach Paris zurückgekehrt, erhielt er den Titel eines Kammermalers. Im Jahr 1832 begab er sich abermals nach Rom, um im Auftrag Ludwig Philipps Raffaels Gemälde in den vatikanischen Stanzen zu kopiren. Andere Kopien von ihm nach vorzüglichen Meisterwerken, hauptsächlich im Palast Pitti zu Florenz, bilden gegenwärtig in der königlichen Gallerie zu Turin eine sehr werthvolle Sammlung. Dieselbe enthält auch als eigene Komposition von ihm die (1823 durch die französische Armee erfolgte) Einnahme von Trocadero. Noch mehr Anerkennung fand Constantins Meisterschaft in der Porträtmalerei. In seinem Buch »Idées italiennes sur quelques tableaux célèbres« (Flor. 1840) legte er seine Bemerkungen über Raffaels Art und Technik, über Zeichnungs- und Kolorisverhältnisse der großen Maler, über die Porzellanmalerei ꝛc. nieder.

Constantius, 1) C. I. Chlorus, d. h. der Blasse, vollständig Flavius C. Chlorus, Vater Konstantins d. Gr., Sohn eines vornehmen Dardaners, Eutropius, und der Claudia, einer Nichte des Kaisers Claudius II., geb. 250 n. Chr., machte sich durch Kriegsthaten einen Namen, ward von den Kaisern Diokletian und Maximian 292 nebst Galerius zum Cäsar gewählt und bald darauf auch von Maximian adoptirt und mit dessen Stieftochter Theodora vermählt. Das Reich wurde nun in vier Theile getheilt, und C. erhielt als seinen Antheil Spanien, Gallien und Britannien mit der Hauptstadt Trier. Er hatte zuerst mit dem Menavier Carausius zu kämpfen, der an der Spitze der römischen Flotte in der Nordsee sich als selbständiger Fürst von Britannien geberdete und von da aus Gallien beunruhigte. Während C. noch gegen denselben kämpfte, wurde Carausius von seinem eigenen Minister Allectus ermordet (294), der nun ebenfalls den Kaisertitel annahm, aber von C. 296 besiegt wurde, so daß Britannien nach zehnjähriger Trennung wieder mit dem übrigen römischen Reich vereinigt werden konnte. Außerdem hatte C. mit den Germanen zu kämpfen, er befreite das Bataverland von den eingedrungenen Franken und schlug die Alemannen bei Langres (298). C. bildete durch seine Humanität und Milde sowie durch seine Hinneigung zum Christenthum einen entschiedenen Gegensatz gegen Galerius, der die Christen wüthend verfolgte; doch kam es nicht zu offenem Konflikt, da C. bereits 306 auf einem Feldzuge gegen die Kaledonier in Eboracum (York) starb, 13 Monate nachdem er infolge des Rücktritts Diokletians den Augustustitel angenommen hatte.

2) C. II., Konstantins d. Gr. zweiter Sohn von seiner zweiten Gemahlin Fausta, geb. 317 zu Sirmium in Illyricum, bekam bei der Theilung des Reichs 337 unter Konstantins drei Söhne den Orient, Asien und Aegypten, worauf er sogleich zwei Neffen sowie zwei Oheime und andere Verwandte, angeblich wegen einer Verschwörung, morden ließ. Er hatte fast während seiner ganzen Regierung im Osten Kriege zu führen, zunächst gegen den kriegerischen Perserkönig Sapor II. Er wurde 348 bei Singara in Mesopotamien völlig geschlagen; doch wurde bald darauf, da Sapor durch die Skythen abgerufen wurde, ein Waffenstillstand geschlossen. Nach dem Tode des Constans 350 unterwarf C. den Vetranio, den Kommandanten Illyriens, welcher sich zum Kaiser hatte ausrufen lassen, schenkte ihm aber das Leben; dann aber hatte er den schweren Kampf gegen den tapfern Usurpator Magnentius, den Mörder des Constans, auszufechten. Bei Mursa (Essek) an der Drau wurde Magnentius trotz heldenmüthigen Widerstands 28. Sept. 351 geschlagen, worauf er sich auf der Flucht den Tod gab. Dadurch kam C. in den Besitz des ganzen römischen Reichs. Seinen Neffen Gallus, welcher, zum Mitregenten in Asien eingesetzt, als grausamer Despot wüthete, ließ C. absetzen und 354 hinrichten, worauf er, da er allein den Geschäften

nicht gewachsen war, seinen Neffen Julianus (Apostata) zum Cäsar und Regenten der gallischen Provinzen ernannte. Nach einem Besuch in Rom, 356, zog C. gegen die Quaden, die an der mittlern Donau Einfälle machten, und zwang sie zum Frieden. Ein Einfall Sapors rief ihn 359 nach Mesopotamien; doch kehrte er von da zurück, ohne weiteres zu unternehmen. Neidisch auf den Ruhm, den sich inzwischen Julian durch glückliche Kriege in Gallien erworben, verlangte er von demselben den besten Theil seines Heers zur Beschützung von Asien. Julian war wohl bereit, dem Befehl Folge zu leisten; die Truppen aber weigerten sich, ihn zu verlassen, und riefen ihn wider seinen Willen zum Kaiser aus. Julian bat C. zuerst auf gütlichem Weg um seine Einwilligung. Dieser aber, nach dem Tode der Kaiserin Eusebia ganz von Eunuchen beherrscht, zog sofort seine Truppen von der Grenze Persiens zurück und brach, schon krank, gegen Julian auf, starb aber auf dem Marsch zu Mopsukrene in Kilikien 3. Nov. 361. C. trat während seiner Regierung entschieden feindselig gegen das Heidenthum auf, welches sein Vater noch geduldet hatte, und verbot Opfer und Tempelbesuch durch strenge Edikte. In den inneren Streitigkeiten neigte sich C. bald auf die Seite der Orthodoxen, bald auf die der Arianer und nährte so die Erbitterung des Parteiwesens, anstatt ihm Einhalt zu thun.

Constat (lat.), es steht fest, ist gewiß; auch es kostet; konstatiren, etwas als Thatsache nachweisen.

Constituante (zu ergänzen: assemblée, franz., spr. kongstitüángt), eine konstituirende, d. i. das Staatsgrundgesetz feststellende Versammlung.

Constitŭens (lat.), gestaltgebendes Mittel, in der Receptirkunst dasjenige Mittel, durch welches eine Arznei die ihr nöthige Form, Umfänglichkeit und Konsistenz erhält, ohne in ihrer Wirkung beeinträchtigt zu werden, bei flüssigen Arzneien Vehiculum (meist destillirtes Wasser), bei anderen Präparaten Excipiens (Milchzucker, Althäapulver 2c.) genannt.

Constitutio (lat.), Ordnung, Verordnung, Beschluß, Recht, Verfassung (s. Konstitution). C. civilis (c. principum) ist eine gesetzliche Verordnung, wodurch eine gemeinrechtliche Bestimmung bestätigt, aufgehoben, verändert oder erläutert wird. Der Form nach sind die Constitutiones Reskripte, Dekrete, Mandate oder Edikte. Ihrem Inhalt nach sind sie Constitutiones ecclesiasticae, wenn sie sich mit dem Kirchen- und Schulwesen beschäftigen, und Constitutiones feudi (s. Lehnswesen). Im Deutschen Reich unterschied man Constitutiones imperiales, wenn sie für das ganze Reich gültige Bestimmungen enthielten, wie die Reichsabschiede 2c., und Constitutiones provinciales, d. h. die in den einzelnen deutschen Staaten im Kreis der Legislation derselben entstandenen Gesetze. Constitutiones feudales heißen die Lehnsverordnungen, welche namentlich in den Kapitularien der fränkischen Könige, in den Verordnungen Konrads II. (1037), Heinrichs III., Lothars II., Friedrichs I., Heinrichs IV., Otto's IV., Friedrichs II. und Wilhelms enthalten sind. Constitutiones principales, principis oder imperatoris waren im römischen Staat kaiserliche Verordnungen, die auf eingereichte Vorstellungen und Bitten vom Kaiser erlassenen Reskripte und Befehle (edicta principis). Sie sowie die Leges (eigentlich sogen. Gesetze) und die Senatusconsulta (Senatsbeschlüsse) bilden die drei Hauptquellen des römischen Rechts. Heutzutage kann nach modernem Staatsrecht durch bloße Konstitutionen oder Verordnungen des Regenten kein neues Recht geschaffen oder bestehendes aufgehoben werden, da zum Erlaß eines wirklichen Gesetzes die Mitwirkung der Landstände erfordert wird.

Constitutio criminalis Carolina (lat.), s. Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.

Constitutio unigenĭtus (lat.), s. Unigenitus.

Constitūtum (lat.), Feststellung, Vertrag; in der Rechtswissenschaft heißt C. debiti das Versprechen der Erfüllung einer bestimmten, bereits bestehenden Verbindlichkeit, sei es einer eigenen des Konstituenten, C. debiti proprii, sei es einer fremden, C. debiti alieni. Durch das C. wird die frühere Obligation nicht aufgehoben, aber die Erfüllung desselben tilgt letztere. Während das C. nach römischem Recht ein neuer, besonderer Vertrag war, welcher in gehöriger Weise abgeschlossen werden mußte, wird im heutigen Rechtsleben nach der Praxis vieler Gerichte die bloße einseitige Anerkennung einer Schuld als Verpflichtungsgrund angesehen und eine Klage auf Grund solcher Anerkennung zugelassen. Vgl. insbesondere Bähr, Die Anerkennung als Verpflichtungsgrund (2. Aufl., 1867). C. possessorium heißt der Vertrag, vermöge dessen jemand eine Sache, in deren eigenthümlichem Besitz er bis jetzt war, nun auf den Namen eines andern zu besitzen anfängt; das Gegentheil davon ist die Traditio brevi manu facta, ein Vertrag, vermöge dessen derjenige, welcher bisher eine Sache auf fremden Namen besaß, dieselbe nun als Eigenthümer zu besitzen beginnt. Beides sind fingirte Besitzübertragungen und haben das Eigenthümliche, daß dabei der Besitz durch bloßen Willen der Kontrahenten, ohne Hinzutritt einer äußern Thatsache, übergeht; sie setzen in der Regel, wie alle Besitzübertragungen, ein anderes Rechtsgeschäft voraus, welches dadurch vollzogen wird. Das C. possessorium tritt z. B. meist da ein, wo jemand ein Grundstück verkauft, aber zugleich von dem Käufer für die Zukunft erpachtet, die Traditio brevi manu da, wo der bisherige Pächter das erpachtete Grundstück als Eigenthum erwirbt. Vgl. über das C. possessorium insbesondere Savigny, Das Recht des Besitzes, § 27 (7. Aufl., Wien 1865).

Constrictor (lat., »Zusammenzieher«), Schnürmuskel, Muskelbündel, welches ringförmig eine Höhlung oder Oeffnung umgibt, also s. v. w. Schließmuskel. Besonders führen diesen Namen die Constrictores pharyngis, die Schlundkopfschnürer, dann der C. ani, der Afterschließmuskel, und der C. vesicae, der Schließmuskel der Harnblase.

Consuēgra, Stadt in der span. Provinz Toledo, westlich von Madridejos in einer getreidereichen und gutes Oel erzeugenden Gegend, mit einem alten, angeblich römischen Kastell und etwa 7000 Einw.; gilt für das Consaburum der Römer.

Consul (lat.), s. Konsul.

Consŭlaris, bei den Römern zur Zeit der Republik Prädikat desjenigen, welcher Konsul gewesen war; unter den Kaisern auch ein bloßer Titel für höhere Staatsbeamte, welche, ohne Konsuln gewesen zu sein, die Erlaubnis erhielten, die konsularischen Insignien zu tragen (s. Konsul). Diesen Titel erhielten vorzugsweise die höheren Heerbefehlshaber, die Provinzialstatthalter, die Oberaufseher der Wasserleitungen in Konstantinopel (Consulares aquarum) 2c.

Consus, eine altitalische Gottheit, welcher zu Ehren die Consualia bis in die Zeiten des Augustus gefeiert wurden. Den Anfang der Festlichkeiten knüpfte die Sage an den Raub der Sabinerinnen, welcher bei der ersten Feier der Consualia stattgefunden haben sollte. In der folgenden Zeit beging man das Fest nach dem römischen Calendarium 21. Aug., wenige Tage vor dem Opfer an die Ops Consivia (»Besäerin«). Der Flamen (Opferanzünder) des Quirinus (Romulus) und die vestalischen Jungfrauen besorgten das herkömmliche Opfer; die Pontifices hielten die circensischen Rennen mit Wagen und losen Pferden. Wenn dabei alles von der Arbeit ruhte, Mensch und Thier bekränzt sich pflegte, so deutet das auf ein Erntefest. Eine ähnliche Feier beging man 15. Dec. (wenige Tage vor den Saturnalien, also wohl zum Abschluß der Saatzeit). Eigenthümlich war dem Gott noch ein in der Erde steckender und zu jedem Fest erst aufgedeckter Altar. Auch dieses deutet offenbar auf eine chthonische (aus der Stille des Erdenschoßes segenspendende) Macht hin.

Contagium (lat., »Berührung«), s. Ansteckung.

Contánt (ital. contánte, contánti), s. v. w. Comptant (s. d.).

Contarini, 1) eine der ausgezeichnetsten venetianischen Familien, welche von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Republik durch eine große Zahl berühmter Männer, 4 Patriarchen, 8 Dogen, viele Feldherren, Staatsmänner, Künstler, Dichter und Gelehrte, geglänzt hat. Ihren Reichthum verdankte die Familie einem ausgebreiteten Handel nach der Küste von Afrika. Der erste Doge aus dem Geschlecht war Domenico C., der diese Würde von 1041—71 bekleidete. Von ihm rühren mehrere öffentliche Gebäude in Venedig her; die Markuskirche erhielt durch ihn ihre jetzige Gestalt; außerdem erbaute er das Kloster des heil. Nikolaus auf dem Lido und das des heil. Angelus. Jacopo C., Doge 1274—79, unterdrückte einen Aufstand der Städte Triest und Capodistria, führte den Krieg gegen Ancona mit Glück weiter, bis sich die Stadt zur Unterwerfung unter die Souveränität Venedigs auf dem Meer genöthigt sah, dämpfte eine Empörung, welche di Cortazzi zur Losreißung Kandia's von Venedig angestiftet hatte, und erwarb mehrere Plätze in Dalmatien, Istrien und in der Romagna. Andrea C., Doge von 1367—82, nachdem er als Richter Marino Faliero mit verurtheilt hatte, beendete den Aufstand der Triestiner und Kandioten und schloß mit Oesterreich einen Frieden ab. Aus einer Fehde mit Franz von Carrara, Herrn von Padua, hatte sich ein Krieg mit Genua entsponnen, gewöhnlich der Krieg von Chioggia genannt, welcher mit geringen Unterbrechungen schon gegen 100 Jahre gedauert und eine für Venedig höchst ungünstige Wendung genommen hatte, als C. selbst den Oberbefehl übernahm und 1380 Chioggia zur Ergebung, Genua zum Frieden zwang. C. war der erste Doge, welchem von Staatswegen eine Leichenrede gehalten wurde. Auch ließ die Republik seine Rückkehr aus jenem Krieg von Paul Veronese auf öffentliche Kosten malen. Nicolo C., Doge 1630—32, verfaßte mehrere Schriften, von welchen die sehr ausführliche »Istoria Veneziana«, welche die Jahre 1597—1628 umfaßt, noch handschriftlich vorhanden ist; gedruckt ist: »De rerum perfectione libri VI« (Veneb. 1576), ferner »Modo della Elezione del Serenissimo Principe di Venezia« (Rom 1630). Carlo C. war Doge 1655—56. Unter seiner Regierung schlug der venetianische Admiral Mocenigo die türkische Flotte unter den Kanonen der Dardanellen. Domenico C. II. war Doge von 1660—74. In seine Regierung fiel der verheerende Krieg gegen die Türken um Kandia von 1663—66.

2) Gaspáro, ital. Schriftsteller, geb. 1483 zu Venedig, ging 1521 als venetianischer Gesandter auf den Reichstag zu Worms, brachte 1523 den Frieden mit dem Kaiser zu Stande, begleitete dann diesen auf seinen Reisen durch Belgien, England, Spanien und wurde 1527 von Venedig an den Papst Clemens VII. gesandt, um die Ausbreitung der kaiserlichen Macht in Italien zu verhindern und den Anschluß des Papstes an Frankreich herbeizuführen, schloß jedoch, da eine Verständigung nicht zu Stande kam, mit dem Kaiser den Frieden zu Bologna. Im Jahr 1535 von Papst Paul III. zum Kardinal ernannt, war C. seitdem unermüdlich für die Kirche thätig. Wiederholt stellte er Paul III. die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Kirchenverbesserung vor und ward von demselben in eine zu diesem Zweck niedergesetzte Kommission erwählt, in der er namentlich das Leben der Geistlichen moralisch zu bessern suchte. Wegen seiner diplomatischen Geschicklichkeit erhielt er als päpstlicher Bevollmächtigter beim Reichstag in Regensburg 1541 noch den besondern Auftrag, die Vereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche anzustreben, und machte auch verhältnismäßig weitgehende Konzessionen, fand aber bei seiner Rückkehr wenig Dank für seine übrigens erfolglos gebliebenen Verhandlungen. Nichtsdestoweniger vom Papst zum Legaten in Bologna ernannt, starb er hier 1542. C. war von höchst achtungswerthem Charakter, im Leben tadellos, duldsam und in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft bewandert. Seine früheren Werke sind meist philosophischen Inhalts, die späteren ausschließlich theologisch Seine bekannteste Schrift ist: »De magistratibus et republica Veneta« (Par. 1543; italienisch, Veneb. 1591). Vgl. Brieger, Gaspáro C. und das Regensburger Konkordienwerk des Jahrs 1541 (Gotha 1870).

3) Simone, geb. 27. Aug. 1563 zu Venedig, war venetian. Gesandter an mehreren italienischen Höfen, bei Philipp II. von Spanien, Ludwig XIII. von Frankreich, dem Papst Paul V. und dem Sultan Mohammed III.; starb 10. Jan. 1633. Auch als lateinischer Dichter hat er sich einen Namen erworben. Vgl. Farsetti, Vita di Simone C. (Veneb. 1772).

4) Vincenzo, ausgezeichneter Alterthumsforscher, geb. 1577 zu Venedig, stand schon in seinem 26. Jahr in einem solchen Ruf der Gelehrsamkeit, daß der Magistrat von Padua für ihn einen außerordentlichen Lehrstuhl der griechischen und lateinischen Beredsamkeit gründete, den C. bis 1614 innehatte; er starb 1617. Er schrieb, meist gegen Lipsius: »Variarum lectionum liber« (Veneb. 1606, Trier 1755); »De frumentaria Romanorum largitione liber« (daf. 1609); »De militari Romanorum stipendio commentarius« (daf. 1609) u. a.

5) Ludovico, berühmter Staatsmann seiner Zeit, ging 1629 als venetianischer Gesandter nach Paris, bewog Ludwig XIII. zu einem Bündnis mit Venedig, um Oesterreich an der Besetzung des Veltlins zu hindern, bereitete als Friedensvermittler in London den Frieden zwischen Frankreich und England

vor und war auch beim Abschluß des Westfälischen Friedens thätig. Er starb 1653 in Venedig.

Conté (spr. kongté), Nicolas Jacques, franz. Maler, geb. 4. Aug. 1755 zu St. Cenery bei Seez, trieb neben der Malerei auch Mechanik und machte unter anderem 1792 den Vorschlag, sich zur Beobachtung des Feindes des Luftballons zu bedienen, der auch in den Niederlanden, den Oesterreichern unter dem Prinzen von Koburg gegenüber, ausgeführt wurde. C. erhielt darauf das Direktorium des aërostatischen Instituts und den Rang eines Brigadechefs der Aëronauten bei der Armee. Er ist auch Erfinder einer hydraulischen Presse und leistete Bonaparte auf der ägyptischen Expedition durch Errichtung von Werkstätten für die Armeebedürfnisse zu Kairo wesentliche Dienste. Er starb 6. Dec. 1805.

Contemporain (franz., spr. kongtangporäng, lat. contemporanĕus), ein gleichzeitig Lebender, Zeitgenosse.

Contenance (franz., spr. kongt'nängs, vom lat. continentia), Fassung, Gemüthsruhe.

Content (franz., spr. kongtäng, lat. contentus), zufrieden; contentement (spr. -tangt'mäng), Zufriedenheit, Frohsinn.

Contenta (lat., Mehrzahl von contentum), Inhalt, z. B. der Inhalt eines Briefs oder einer sonstigen Schrift; im anatomischen Sinn das, was in einer Höhlung des Körpers enthalten ist, also die Eingeweide. Auch die im Innern eines hohlen Eingeweides enthaltenen Massen heißen C.

Contentin (spr. kongtangtäng), Halbinsel, s. Cotentin.

Contes (franz., spr. kongt), in der nordfranzösischen Poesie des 12. und 13. Jahrh. Erzählungen von mannigfachstem, aber vorzugsweise dem gewöhnlichen Leben entnommenem Inhalt, die, eine Untergattung der Fabliaux (s. d.), meist versificirt, oft aber auch mit Prosa vermischt und, wie jene, nicht zum Singen, sondern zum Recitiren bestimmt waren. Ihre Verfasser hießen Conteours. Die üblichste Versart war der vierfüßige Schlagreim. Dem Umfang nach dehnten sie sich von novellistischer Kürze bis zu kleinen Romanen aus, wie die anmuthige Geschichte von »Aucassin und Nicolette«. Die Jongleurs, welche auf ihrem Wanderleben, bei ihrem Aufenthalt in Schlössern, Klöstern, Stadtherbergen reiche Gelegenheit zur Beobachtung des Weltlaufs hatten, benutzten die C., sie zu einer Chronique scandaleuse zu machen, und namentlich wurde die ehebrecherische Liebe verliebter Ritter und die Uebertretung des Cölibats durch wollüstige Mönche das beliebteste Thema ihrer Darstellungen. Die Leichtigkeit der pikanten, scheinbar nachlässigen, von höflicher Bosheit gewürzten Sprache, worein dieselben sich kleiden mußten, wurde besonders von Jean de Boves, Gauvain und Rutebeuf ausgebildet und hat der französischen Literatur sich tief eingeprägt. Auch kirchliche Vorstellungen wurden oft in komischer Weise, mit und ohne Spott gegen die Geistlichkeit, behandelt, dem zum Gegengewicht die Geistlichen selbst C. dévots verfaßten, wie z. B. Gautier de Coinsi (1236) in solchen die Wunderkraft der Maria verherrlichte.

Conteßa, 1) Christian Jakob Salice-C., deutscher Dichter und Novellist, geb. 21. Febr. 1767 zu Hirschberg in Schlesien, war Kaufmann daselbst, wurde dann in die Untersuchungssache gegen den preußischen Kriegs- und Domänenrath Zerboni als angeblicher Verschwörer gegen den preußischen Staat verwickelt und saß ein Jahr lang in Spandau gefangen (1797). Später widmete er sich, meist auf seinem Gute Lichtenthal bei Greifenberg, literarischen Beschäftigungen und starb daselbst 11. Sept. 1825. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: die Romane »Das Grabmal der Freundschaft und Liebe« (Bresl. 1792) und »Der Freiherr und sein Neffe« (das. 1824), die Novelle »Almanzor« (Leipz. 1808) und das historische Schauspiel »Alfred« (Hirschberg 1809). Eine Sammlung seiner »Gedichte« veranstaltete W. L. Schmidt (Bresl. 1826).

2) Karl Wilhelm Salice-C., Novellist und Lustspieldichter, Bruder des vorigen, geb. 19. Aug. 1777 zu Hirschberg, schloß auf dem Pädagogium zu Halle mit E. v. Houwald Freundschaft, studirte seit 1798 zu Erlangen und Halle, bereiste Frankreich und lebte dann unabhängig in Weimar (1802—1803) und Berlin, zuletzt zu Neuhaus bei Lübben auf dem Gute seines Freundes Houwald; starb 2. Juni 1825 in Berlin. Unter seinen Lustspielen, welche ein feines Talent bekunden, war besonders »Das Rätsel« (Berl. 1809), unter seinen Erzählungen »Magister Rößlein« (in den mit seinem Bruder herausgegebenen »Dramatischen Spielen und Erzählungen«, Hirschb. 1812—14, 2 Bde.) zu ihrer Zeit sehr beliebt. Sonstige Lustspiele sind: »Der unterbrochene Schwätzer«, »Der Findling, oder die moderne Kunstapotheose«, »Ich bin mein Bruder« ꝛc. Außerdem schrieb er »Erzählungen« (Dresd. 1819, 2 Bde.) und gab mit Hoffmann und Fouqué »Kindermärchen« (Berl. 1816—17, 2 Bde.) heraus. Seine sämmtlichen Schriften, herausgegeben von Houwald, erschienen Leipzig 1826 in 9 Bänden. C. war auch ein guter Landschaftsmaler, als welchen ihn Hoffmann in den »Serapionsbrüdern« unter dem Namen Sylvester schildert.

Conthey (deutsch Gundis), Hauptort eines Bezirks im schweiz. Kanton Wallis, mit (1870) 2299 Einw., beherrscht von weitschauendem Hügel aus das breite Rhônethal und liegt in demjenigen Theil des Wallis, der die Kornkammer des Landes bildet. Hier wächst der Ballioz, ein köstlicher rother Wein.

Conti (ital.), Mehrzahl von Conto (s. d.).

Conti, Name jüngerer Nebenzweige des bourbonischen Hauses Condé, von der kleinen Stadt C. bei Amiens hergenommen. Merkwürdig sind von deren Gliedern: 1) François, Prinz von, zweiter Sohn Ludwigs I. von Bourbon, Prinzen von Condé, geb. 19. Aug. 1558, ward protestantisch erzogen, trat aber in der Bartholomäusnacht zur katholischen Konfession über. Nach Heinrichs III. Ermordung schloß er sich an Heinrich IV. an, focht in der Schlacht bei Ivry mit Auszeichnung, wurde aber 1594 von dem Herzog von Mercoeur bei Craon geschlagen; starb ohne männliche Nachkommen 3. Aug. 1614 zu Paris.

2) Louise Marguerite von Lothringen, Prinzessin von, Tochter des Herzogs Heinrich von Guise und der Katharina von Kleve, vermählte sich 1605 mit C. 1) und nach dessen Tod heimlich mit dem Marschall Bassompierre. Als dieser in die Bastille gesetzt ward, mußte sie sich auf ihre Güter zu Eu begeben, wo sie 30. April 1631 starb. Sie schrieb: »Histoire des amours du grand Alcandre«, d. h. Heinrichs IV. (Leiden 1663 u. öfter, zuletzt Par 1786, 2 Bde.).

3) Armand von Bourbon, Prinz von, geb. 1629, Sohn Heinrichs II. von Condé, Bruder des großen Condé, war ursprünglich zum geistlichen

Stand bestimmt und schon Inhaber mehrerer Pfründen, kämpfte aber, eifersüchtig auf des Bruders kriegerischen Ruhm, in den Reihen der Fronde gegen den Hof und seinen Bruder, ward 1650 mit dem Herzog von Longueville verhaftet und erst 1651 wieder in Freiheit gesetzt. Als der große Condé die Fahne des Aufstandes erhob, machte C. gemeinschaftliche Sache mit ihm, söhnte sich aber bald mit dem Hof aus und heirathete sogar Mazarins Nichte, Anna Maria Martinozzi, die ihm als Aussteuer das Gouvernement von Guienne zubrachte. Im Kriege gegen Spanien 1654 mit einem Kommando betraut, eroberte er Villafranca und Puycerda. Im italienischen Feldzug von 1657 focht er unglücklich. Im Jahr 1660 ward ihm das Gouvernement von Languedoc übertragen; er starb 21. Febr. 1666 auf seinem Landsitz Grange-au-prés bei Pézenas. Er schrieb unter anderem einen gegen das Theater gerichteten »Traité de la comédie et des spectacles« (Par. 1667).

4) Louis Armand, Prinz von C., Graf von Pézenas, des vorigen ältester Sohn, geb. 4. April 1661, vermählt mit Marie Anne von Bourbon, Mademoiselle de Blois, legitimirter Tochter Ludwigs XIV. von der Lavallière, kämpfte in Ungarn gegen die Türken, kehrte 1682 nach Paris zurück, ward aber wegen Spöttereien über den König und die Maintenon, die sich der Prinz und sein Bruder (s. C. 5)) in Briefen an Freunde erlaubt, auf kurze Zeit von hier verbannt und starb 5. Nov. 1685 zu Fontainebleau kinderlos.

5) François Louis, Prinz von Roche-sur-Yon und C., jüngerer Bruder des vorigen, geb. 30. April 1664, begleitete denselben nach Ungarn, ward mit ihm derselben Ursache wegen aus Paris verbannt, ging nach Chantilly zu seinem Oheim, dem großen Condé, und erwarb sich darauf unter dem Marschall von Luxembourg in den niederländischen Feldzügen, namentlich bei Steenkerke und Neerwinden, solchen Ruhm, daß er nach Sobieski's Tode (27. Juni 1697) von einem Theil der polnischen Magnaten zum König von Polen gewählt wurde. Seine Gegner setzten ihm aber in August II. von Sachsen einen Gegenkönig, dem er weichen mußte. Am Hof mißliebig geworden, erhielt er das Gouvernement Languedoc. Im Jahr 1703 befehligte er noch einmal in Italien, ohne aber etwas auszurichten; starb 22. Febr. 1709.

6) Louis François, Prinz von, Enkel des vorigen, geb. 13. Aug. 1717, diente zuerst unter dem Marschall Belle-Isle gegen die Bayern, besetzte 1744 mit 20,000 Franzosen Piemont und gewann die Schlacht von Coni, machte 1745 den Feldzug in Deutschland und im folgenden Jahr den in Flandern mit und ward 1749 des Malteserordens Großprior von Frankreich. Er stand in der Folge in Opposition gegen den Hof und starb 2. Aug. 1776 tief verschuldet.

7) Louis François José, Prinz von, einziger Sohn des vorigen, geb. 1. Sept. 1734, bis zum Tode seines Vaters Graf de la Marche, kämpfte 1757 in Deutschland, zog sich dann in das Privatleben zurück und unterstützte die Parlamente gegen die Regierung. Während der Revolution vor das Revolutionstribunal gezogen, aber freigesprochen, wurde er erst nach dem 18. Fructidor verbannt. Er starb 1807 in Barcelona als der letzte Sproß des Hauses C., dessen Besitzungen nach der Restauration an den Herzog von Orléans und an das Haus Condé fielen.

8) Amélie Gabrielle Stephanie Louise, Prinzessin von, Schriftstellerin, natürliche, später legitimirte Tochter von C. 6), geb. 30. Juni 1756, wurde kurz vor ihrer Anerkennung von ihren Verwandten an einen gemeinen Menschen in einer kleinen Provinzialstadt verheirathet, von dem sie die unwürdigste Behandlung erdulden mußte, bis die Ehe endlich aufgelöst wurde. Sie erzählt ihre Schicksale in ihren »Mémoires historiques« (Par. 1797, 2 Bde.; deutsch, Lübeck 1809, 2 Bde.), welche Goethe den Stoff zu der »Natürlichen Tochter« gaben. Vgl. Zirklauy, Die natürliche Tochter, Memoiren zu Goethe's Trauerspiel (Meißen 1835, 2 Bde.).

Conti, Charles Etienne, Privatsekretär und Vertrauter Kaiser Napoleons III., geb. 31. Okt. 1812 zu Ajaccio, studirte die Rechte und war dann schriftstellerisch thätig. Als Gegner der Julimonarchie bekannt, wurde er 1848 von der provisorischen Regierung zum Prokurator in Bastia ernannt, dann von Ajaccio, zusammen mit Ludwig Bonaparte, in die konstituirende Versammlung gewählt, wo er anfangs mit der gemäßigten Linken stimmte, dann ein eifriger Anhänger des Präsidenten wurde, der ihn dafür mit dem Kreuz der Ehrenlegion belohnte. Nach dem Staatsstreich wurde er Staatsrath, nach Mocquards Tode Privatsekretär des Kaisers, 1868 Senator. Nach der Katastrophe von Sedan und nach dem 4. Sept. 1870 begab sich C. nach England, wurde bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt und erregte in der Sitzung vom 1. März durch seine Vertheidigung des Exkaisers einen solchen Sturm der Entrüstung, daß die Sitzung auf eine Stunde suspendirt werden mußte und bei ihrem Wiederbeginn der Antrag, die Absetzung Napoleons III. und seiner Dynastie und dessen Verantwortlichkeit »für den Ruin, für die Invasion und die Zerstückelung Frankreichs« feierlich auszusprechen, fast einstimmig angenommen wurde. C. nahm seinen Sitz im rechten Centrum, wurde im Oktober 1871 auch in den Generalrath von Corsica gewählt, starb aber schon 13. Febr. 1872 in Paris.

Contich (Contigh), schöner Flecken in der belg. Provinz Antwerpen, zwischen Antwerpen und Mecheln, mit (1880) 3863 Einw., die Brauerei, Hut- und Lederfabrikation und Handel mit Holz treiben. Die Umgegend ist bekannt durch vorzügliche Musterwirtschaften.

Continens (lat.), zusammenhängend; terra c., Festland, Kontinent; in oder ex continenti, auf der Stelle, stracks.

Continuatio (lat.), Fortsetzung.

Continŭum (lat.), eine stetige Größe; in continuo, in Einem fort.

Conto (das, ital. m., Mehrzahl: Conti od. Konten), Rechnung, namentlich die in den Handelsbüchern eingetragene, die deshalb auch Contobücher genannt werden. Jemandem ein C. eröffnen heißt, ihm in den Handelsbüchern eine laufende Rechnung eröffnen; a conto zahlen ist soviel als auf Abschlag oder im Vorschuß zahlen, a conto metà, auf gemeinschaftliche halbe Rechnung. C. corrente ist die laufende gegenseitige Rechnung eines Geschäftsmanns auf den Büchern eines andern (s. Kontokorrent); C. fitto, eine fingirte, simulirte oder erdichtete Rechnung, die man in Handelsplätzen auswärtigen Geschäftsfreunden ertheilt, damit diese vor der wirklichen Waarenbeziehung ihre Kalkulation machen können. C. saldo, die Rechnung, wie sie sich nach erfolgter Zahlung (der ganzen oder einer abschläglichen Summe) stellt.

Conto, Berg in der Lombardei, Provinz Sondrio, bei Chiavenna, stürzte 1618 zusammen und verschüttete den Flecken Plurs mit 2430 Menschen.

Conto (**de Reis**), in Portugal und Brasilien ein Betrag von 1 Mill. Reis oder 1000 Milreis, etwa 4666⅔ Mark. Ein Conto de Contos dagegen bedeutet eine Billion Reis, also 4666⅔ Mill. Mark.

Contorniāti, s. Kontorniaten.

Contortae (lat.), s. Kontorten.

Contra (lat. und ital.), gegen; daher in der Musik Contr'alto, Benennung der Altstimme als der gegen den Tenor zunächst gesetzten höhern Gegenstimme; Contr'arco, Bogenstrich gegen die Regel. Auch bezeichnet man mit C. alle Baßtöne unter dem tiefen (großen) C. S. Kontra-...

Contradictio (lat.), Widerspruch. In der Logik zerfällt die C. in C. explicita, offenbarer, mit Worten ausgesprochener Widerspruch zweier Sätze, und C. implicita, versteckter Widerspruch zweier Sätze; C. in adjecto, d. i. Widerspruch im Beiwort, findet statt, wenn dieses eine Beschaffenheit ausdrückt, welche mit dem Gegenstande des Hauptworts im Widerspruch steht, z. B. eckiger Kreis, hölzernes Eisen.

Contraire (franz., spr. kongträhr), entgegengesetzt, widerstreitend; widrig, ungünstig; das Gegentheil; au c., im Gegentheil.

Contra principia negantem disputari non potest (lat.), mit dem, welcher die Grundsätze leugnet, kann man nicht streiten, logische Regel, welche besagen soll, daß man sich bei einem Streit, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, erst über die Grundsätze, die zur Basis dienen sollen, verständigen müsse.

Contrarium (lat.), das Gegentheil; Mehrzahl: contraria, Entgegengesetztes; contraria contrariis curantur, Entgegengesetztes wird mit Entgegengesetztem geheilt, der von den Homöopathen den Allopathen zugeschriebene Grundsatz.

Contra sextum (nämlich praeceptum, lat.), Vergehen wider das sechste Gebot.

Contrastimŭlus (lat.), der Gegenreiz, absichtliche Schmerzerregung in einem Körpertheil, um einen Reiz von einem andern abzulenken; Contrastimulismus, Gegenreizlehre, von dem Italiener Rasori (daher auch Rasorismus) und von Brown (daher Brownianismus) aufgestelltes medicinisches System.

Contra vim non valet jus (lat.), gegen Gewalt gilt kein Recht, Macht geht vor Recht.

Contre (franz., spr. kongtr), gegen, wider.

Contre-approches (franz., spr. kongtr-aprósch), s. Kontreapprochen.

Contre-billet (das, franz. m., spr. kongtr-bijä; Contre-lettre), Gegenschein, wodurch ein früher ausgestellter Schein für ungültig erklärt wird; auch s. v. w. Kontremarke.

Contre-cœur (franz., m., spr. kongtr-kör), Hinterwand eines Kamins; Brand-, Feuermauer einer Schmiede ꝛc.; à c. mit Unlust, widerwillig, ungern.

Contre-coup (franz., m., spr. kongtr'-ku), Gegen-, Rückschlag; Querstrich, ein Unternehmen, wodurch etwas durchkreuzt, vereitelt werden soll.

Contre-escarpe (franz., f., spr. kongtr-eskarp), bei Festungen und Feldschanzen die äußere Grabenböschung; oft auch alles, was zu dem äußern Grabenrand gehört (vgl. Festungsbau).

Contre-garde (franz., f., spr. kontr-gard'), Vorwall, Gegenwall, ein Außenwerk, welches die Facen eines Bollwerks oder Ravelins, in der neupreußischen Befestigung eine Kaponnière, gegen direktes Feuer sichern soll, besteht aus zwei einen ausspringenden Winkel bildenden Facen, welche von dem zu schützenden Werk durch einen Graben getrennt sind. Ist die C. nur für Infanterie eingerichtet, so heißt sie Couvreface. Vgl. Festungsbau.

Contre-marche (franz., f., spr. kongtr-marsch), s. Kontremarsch.

Contre-marque (franz., f., spr. kongtr-mark), s. Kontremarke.

Contre-mine (franz., f., spr. kongtr-min), s. Kontremine und Mine.

Contre-ordre (die, franz. m.), Gegenbefehl, Zurücknahme eines Befehls oder Auftrags.

Contre-pente (franz., f., spr. kongtr-pängt), s. Glacis.

Contrēras, 1) Juan Senen von, span. General, geb. 1760 zu Madrid, bereiste seit 1787 im Auftrag Karls III. behufs Militärstudien England, Frankreich, Preußen, Oesterreich und Rußland und wohnte 1788 einem Feldzuge gegen die Türken und der Eroberung Chotschims unter Prinz Koburg bei. Zurückgekehrt gab er 1791 sein Reisetagebuch und eine Geschichte des türkischen Feldzugs von 1788 heraus. Nach Ausbruch des Kriegs gegen Frankreich wurde er von der Junta von Sevilla beauftragt, Alemtejo und Algarbien zu revolutioniren. Er warf Junot zurück, organisirte die Volkserhebung, folgte dem Herzog von Infantado in die Sierra Morena, hielt mit 11,000 Mann bei Montrion die französische Hauptmacht auf und focht bei Talavera auf Wellingtons linkem Flügel. Er ward darauf Divisionskommandeur und erhielt endlich als General en Chef den Oberbefehl über ein Armeekorps zur Deckung des Landes zwischen Tajo und Guadiana. Nachdem er Badajoz gerettet und in mehreren Gefechten gesiegt hatte, wurde er Generalkapitän von Galicien, stellte hier die Ordnung her und übernahm dann die Vertheidigung des schwach befestigten Tarragona. Dasselbe fiel endlich, C. wurde gefangen und, als man ihn vergeblich zu Napoleon I. herüberzuziehen versucht hatte, nach dem Schloß von Bouillon abgeführt, aus dem er Oktober 1812 entsprang. Er entkam glücklich nach London, wo er einen Bericht über die Belagerung von Tarragona veröffentlichte, der 1825 auch in der Pariser Sammlung der »Mémoires relatifs aux révolutions de France et d'Espagne« (Bd. 3) abgedruckt wurde. Mit Ferdinand VII. kehrte C. nach Spanien zurück, lebte fortan nur seinen Studien und starb 1826.

2) span. General, geb. 1807 in Pisa, wohin sich seine Eltern geflüchtet hatten, erwarb sich seine ersten militärischen Grade in den Reihen der Christinos während des Erbfolgekriegs 1833—42. Seit 1845 General, nahm er stets den thätigsten Antheil an den Verschwörungen gegen Isabella, besonders Juni 1866, August 1867, September 1868. Nach dem Sturz Isabella's wurde C. 1868 von Prim zum Generalkapitän von Katalonien ernannt, verlor diese Stelle später, erhielt sie im Februar 1873 wieder, hielt aber unter den Truppen des föderalistisch gesinnten Barcelona so schlechte Disciplin, daß er schon März abberufen werden mußte. Von da an trat seine föderativrepublikanische Gesinnung immer mehr hervor, und als die Grundsätze der Föderation von der Regierung und den Cortes proklamirt wurden, das Land in einen Staatenbund zu zerfallen drohte und Murcia und andere Provinzen sich für

unabhängige Staaten erklärten, begab sich C. als eins der Häupter der Intransigentes (Unversöhnlichen) nach Cartagena (s. d.), welche Stadt und Festung mit den dort befindlichen Kriegsschiffen in die Gewalt dieser mit der Internationale befreundeten Partei gefallen war. Es wurde eine förmliche Regierung des »Kantons« Murcia mit einem Ministerium des Auswärtigen, des Kriegs, der Marine, der Arbeiten und der Finanzen eingesetzt und zum Präsidenten desselben C. ernannt, welcher als solcher die Verhaftung der Minister in Madrid dekretirte und den fremden Konsuln in Cartagena die Unabhängigkeitserklärung Murcia's anzeigte, wobei er sich auf das Einverständnis von 60 Abgeordneten berief. Um Geld zu bekommen, legte er den Vermögenden eine starke Kontribution auf. Bei der Wegnahme des Dampfers Vigilante durch den deutschen Kapitän Werner erklärte C., daß, wenn Preußen sich erlaube, einen Beamten des murcianischen Kantons zu verhaften (auf dem Vigilante befand sich Galvez, »Chef der Land- und Seestreitkräfte des murcianischen Kantons«), so befinde sich der Kanton vollständig im Recht, Preußen den Krieg zu erklären. Von Cartagena aus suchte C. die übrigen Küstenstädte für den Kanton zu gewinnen und Geld von ihnen zu erpressen, schickte Kriegsschiffe ab und gab ihnen die Weisung, diejenigen Städte, welche sich widersetzlich zeigten, zu bombardiren, was Almeria und Alicante widerfuhr. Bei der Rückkehr von Almeria und auf dem Weg nach Malaga wurde C., welcher über die Fregatten Almansa und Vittoria gebot, von Kapitän Werner, in Verbindung mit dem englischen Kapitän Ward, 1. Aug. angehalten und gefangen genommen, die beiden Schiffe in den Hafen von Cartagena eskortirt und dort C. und seine Mannschaft 5. Aug. mit Zurücklassung ihrer Waffen ans Land gesetzt. Am 10. Aug. fuhr C. mit 2000 Mann und 2 Kanonen in zwei Bahnzügen von Murcia ab, um Madrid mit Hülfe der dortigen Intransigenten in seine Gewalt zu bringen. Aber die dortige Regierung, von seinem Plan unterrichtet, schickte ihm 1000 Mann entgegen. Diese erwarteten ihn in Chinchilla, wo sich die Bahn nach Madrid abzweigt, griffen seine Truppen unerwartet an, zwangen sie zur schleunigen Flucht und nahmen ihnen 400 Gefangene ab. Als er sich in Cartagena nicht mehr zu halten vermochte und Dominguez, der Kommandant der spanischen Belagerungstruppen, Ergebung auf Gnade und Ungnade forderte, verließ C. mit der Junta, anderen hervorragenden Persönlichkeiten und den Sträflingen (etwa 2500 Mann) 11. Jan. auf der Fregatte Numancia den Hafen von Cartagena, durchbrach die Blokade der fünf spanischen Schiffe, landete 13. Jan. bei Mers el Kebir in Algerien und ergab sich den französischen Behörden.

Contrexéville (spr. kongtrekssewil), Dorf im franz. Departement Vogesen, Arrondissement Mirecourt, an der Verre, mit 728 Einw. und kalten Stahlwasserquellen (10° R.), welche gegen skrofulöse Drüsengeschwülste und Geschwüre, Stein, Verschleimung der Nieren, schwache Verdauung ꝛc. wirksam sind. Jährlich werden ca. 90,000 Flaschen versandt.

Contrôle, Contrôleur (franz., spr. kongtról, -trolör), s. Kontrolle, Kontrolleur.

Controversia (lat.), s. Kontroverse.

Contubernium (lat.), im alten Rom die Verbindung eines Sklaven mit einer Sklavin (mit Einwilligung des Herrn), welche der Ehe der Freien entgegengesetzt war. Die beiden Gatten hießen Contubernales und wurden durch das Loos, durch den Willen des Herrn oder durch eigene Neigung zusammengeführt. Da es keine eigentliche Ehe war, so galt der Bruch des Verhältnisses nicht als Adulterium. C. hieß auch die Heirath eines Freien und einer Sklavin oder eines Sklaven und einer Freien.

Contucci (spr. -tutschi), Andrea, berühmter ital. Bildhauer, geb. 1460 zu Monte San Sovino, daher gewöhnlich Sansovino genannt, hütete zuerst das Vieh, bis Simon Vespucci aus Florenz das Talent des Knaben entdeckte und ihn zu Ant. Pollajuolo in die Lehre brachte, wo C. sich auch der Architektur widmete. Bald übertraf der Schüler den Lehrer, und es erfolgten zahlreiche Bestellungen vom In- und Ausland. Im Jahr 1491 berief ihn der König von Portugal nach Lissabon, wo C. unter anderem einen Palast erbaute, der mit Malereien und Skulpturen nach seiner Erfindung ausgestattet wurde. 1500 nach Florenz zurückgekehrt, begann er hier zuerst die berühmte Taufe Christi über dem Ostportal des Baptisteriums, die an Adel der Form und des Ausdrucks fast einzig dasteht, aber von ihm nicht vollendet wurde, da er eine Bestellung für den Dom von Genua (Statuen der Madonna und des Täufers, 1503) erhielt und sodann von Julius II. um 1505 nach Rom berufen wurde, um die Gräber der Kardinäle Basso und Sforza für den Chor von Santa Maria del Popolo auszuführen. Dieselben schließen sich in der Anordnung dem Geschmack des 15. Jahrh. an, der in ihnen seinen höchsten künstlerischen Ausdruck gefunden; es sind die herrlichsten Denkmäler ihrer Art, welche Rom besitzt. 1512 fertigte C. die Gruppe der heil. Anna in San Agostino zu Rom. Von 1513—29 war er im Auftrag Leo's X. mit der Verzierung des heiligen Hauses zu Loreto beschäftigt; den größten Theil der Reliefs und die Statue des Jeremias arbeitete er selbst, das übrige wurde unter seiner Aufsicht von verschiedenen Künstlern ausgeführt, deren Arbeit aber der seinigen an Adel durchaus nicht gleichkommt. C. starb in seinem Geburtsort 1529. Er war einer der ersten Bildhauer seiner Zeit, welcher vielleicht nur Michelangelo nachsteht. Die Schönheit der Antike mit freiem Sinn erfassend, verband er damit ein gediegenes Naturstudium; seine Figuren zeigen Empfindung, aber immer in den Schranken der Mäßigung, und die Komposition ist durchdacht. Von C. hat man auch Abhandlungen über die Verzierung der Schaubühnen, über die Maße der Alten und über die Proportion in der Architektur. Er bildete sehr viele Schüler. Der berühmteste darunter ist Jacopo Tatti, der nach ihm ebenfalls Sansovino genannt wurde, was zu Verwechselungen Anlaß gab.

Contumacia (lat.), s. Kontumaz.

Contumelia (lat.), Schmähung, Schimpf.

Contundātur (lat.), auf Recepten s. v. w. »es werde zerstoßen«.

Conturniati, s. Kontorniaten.

Contus (lat., »Spieß, Pike«), Waffe der römischen Reiterei, ward sowohl als Lanze, wie als Wurfspieß angewendet, kam aber wohl erst in späterer Zeit in Gebrauch. Die damit Bewaffneten hießen Contarii.

Contūsus, s. Concisus.

Conty (spr. kongti), Stadt im franz. Departement Somme, Arrondissement Amiens, an der Celle, in anmuthiger und fruchtbarer Gegend, mit 976 Einw., Stammhaus der Fürsten von Bourbon-Conti.

Conus (lat., »Kegel«), in der Botanik s. v. w.

Zapfen, der Blüten- und Fruchtſtand der meiſten Nadelhölzer (ſ. Blütenſtand und Koniferen).

Convallaria *L.* (Maiblume), Pflanzengattung aus der Familie der Aſparageen, ausdauernde Kräuter mit kriechenden Wurzelſtöcken, ganzen, abwechſelnden oder quirlſtändigen Blättern, glocken- oder röhrenförmigen Blüten und kugeligen, dreifächerigen, meiſt dreiſamigen Beeren. C. **majalis** *L.* (Maililie, Maiglöckchen), mit oval-lanzettförmigen Wurzelblättern und weißen, hängenden, eine einſeitige Aehre bildenden, wohlriechenden, kugelig-glockenförmigen Blüten und rothen Beeren, wächſt in ſchattigen und trockenen Hainen und Laubwäldern durch ganz Europa, Nordaſien und Nordamerika, wird häufig in Gärten kultivirt und zur Frühtreiberei benutzt. Manche Orte, beſonders Berlin, treiben ausgedehnten Handel mit dieſen getriebenen Maiglöckchen. Die Wurzel galt früher als ſpecifiſches Mittel gegen Epilepſie, iſt aber jetzt ganz obſolet. Die Blüten (Springaufblumen, Nieſeblumen) ſchmecken bitter und ſcharf; daraus bereiteter Maiblumeneſſig wird als Hausmittel gegen Kopfſchmerzen gebraucht, und getrocknet werden ſie zu Nieſpulver benutzt. C. **Polygonatum** *L.*, mit abwechſelnden, halbumfaſſenden, eilänglichen oder elliptiſchen Blättern, blattwinkelſtändigen, ein- bis zweiblütigen Blütenſtielen und bauchigröhrigen, hängenden, weißen Blüten mit grünen Spitzen und ſchwarzen Beeren, wächſt in Laubwäldern; der fleiſchige Wurzelſtock beſitzt ſiegelartige Narben (Salomonsſiegel) und wurde früher als **Radix Genicilli** bei Wunden und Entzündungen benutzt. Die ähnliche C. **multiflora** *L.*, mit vielblütigen Blütenſtielen und hängenden röhrigen, weißen Blüten, in ſchattigen Waldungen, wird als Trauerpflanze auf Gräber gepflanzt.

Conventio in manum (lat.), bei den Römern der Akt der Verehelichung, durch welchen die Braut der väterlichen Gewalt entzogen und unter des Mannes Herrſchaft geſtellt war. Man zählte dies zur **Capitis deminutio minima**.

Conventus, ſ. Konvent.

Converſāno, ſehr alte Stadt in der ital. Provinz Bari (Apulien), unweit des Lago di Saſſano, iſt Biſchofs- und Präturſitz, hat ein Kaſtell, Seminar und (1871) 10,656 Einw., die Handel mit Wein, Oliven, Mandeln und Baumwolle treiben.

Convivium (lat.), Gaſtmahl; ſ. Mahlzeit.

Convocatio (lat.), ſ. Konvokation.

Convolvŭlaceae, ſ. Konvolvulaceen.

Convolvŭlus *L.* (Winde), Pflanzengattung aus der Familie der Konvolvulaceen, Kräuter, Stauden oder Halbſträucher mit geraden oder windenden Stengeln, ganzen oder gelappten Blättern, einzeln, in Trugdolden oder Köpfchen ſtehenden, trichter-, ſtieltaller- oder glockenförmigen Blüten und zweifächeriger, vierſamiger Kapſel. C. **arvensis** *L.* (Acker-, Feld-, Kornwinde), mit windendem Stengel, pfeilförmigen Blättern, weißen oder rothen Blumen, wächſt auf Feldern und in Weinbergen, oft als läſtiges Unkraut durch ganz Europa. Das bittere und purgirende Kraut war ſonſt officinell. Die Wurzel enthält ein ſcharfes Harz, welches heftige Leibſchmerzen verurſacht. C. **Sepium** *L.* (Zaunwinde, deutſche Skammonie, deutſche Purgirwinde), mit großen, weißen Blüten, ausdauernd an Hecken und Geſträuch, an Flußufern und feuchten Stellen durch ganz Europa, iſt ebenfalls oft ein läſtiges Unkraut. Die Blätter, Sepienkraut, Bettlerheilkraut, Windekraut, wurden ſonſt als Purgirmittel benutzt. C. **Soldanella** *L.* (Meerkohl-, Meerſtrandswinde), ein- oder zweijährige Pflanze mit niederliegendem Stengel, nierenförmigen Blättern und großen blaßpurpurrothen Blüten, wächſt am Mittelmeer, ſeltener an der Oſt- und Nordſee; ihr bitter und ſcharf, auch etwas ſalzig ſchmeckendes Kraut (Meerwinden-, Meerglocken-, Soldanellen-, Meer- oder Salzkraut) wurde früher als eröffnendes und harntreibendes Mittel bei Skorbut und Waſſerſucht gebraucht. C. **tricolor** *L.* (dreifarbige Winde), aus Südeuropa, mit nicht windendem Stengel, länglichen, ganzrandigen Blättern und himmelblauen, am Boden gelben, in der Mitte weißen Blüten, und C. **dahurica** *L.*, mit roſenrothen Blüten, werden als Zierpflanzen kultivirt. C. **Mechoacan** *Vand.* (C. **Jalapa** *L.*, Mechoakannawinde, weiße Jalappenwinde), eine ſtrauchartige, noch ziemlich unbekannte Pflanze in Florida, Carolina, Georgia, Braſilien und Mexiko, liefert die Mechoakanna- oder weiße Jalappenwurzel, welche ehedem officinell war. C. **Scammonia** *L.* (Scammonium- oder Purgirwurzel), in Rumelien, in der Krim, im Kaukaſus, durch ganz Kleinaſien und Syrien, auch auf Cypern, Rhodus, Kreta, beſonders häufig in der Umgebung Smyrna's, mit windendem Stengel, pfeil- oder ſpontonförmigen Blättern und grünlich gelben Blüten mit purpurrothen Falten, liefert das officinelle Scammonium (ſ. d.). Von C. **scoparius** *L.* (Beſenwinde), einem faſt mannshohen Strauch mit ſchmalen Blättern und zwei- bis dreiblütigen Stielen, auf den Kanariſchen Inſeln, leitet man das Roſenholz (Lignum Rhodium) ab, welches nach Decandolle aber auch von C. **floridus** *L.*, einem zierlichen Strauch, ebenfalls auf den Kanaren, gewonnen wird. C. **candicans** *Roth*, eine Zierpflanze mit großen, weißen, im Grunde lillafarbigen Blüten, ſtammt aus Oſtindien.

Conway (ſpr. kónnŭä), 1) alte Stadt in der engl. Grafſchaft Carnarvon (Nordwales), an der Eiſenbahn von Cheſter nach der Inſel Angleſea, liegt am Ausgang des ſchönen und fruchtbaren, mit Landhäuſern beſäeten Thals des Fluſſes C., welcher auf der Grenze zwiſchen den Grafſchaften Carnarvon und Denbigh nach Norden fließt und bei C. in die Iriſche See (Conwaybai) mündet. Eine merkwürdige von Telford erbaute Kettenbrücke und Stephenſons eiſerne Eiſenbahnbrücke führen hier über denſelben. C., welches (1871) 2620 Einw. zählt, iſt beſonders merkwürdig durch die Ruinen des alten, von König Eduard I. 1284 erbauten Kaſtells, das zu den großartigſten Bauwerken dieſer Art in England gehörte. Die Ringmauern, 3,5 bis 4,5 Meter dick, ſtehen noch und umfaſſen, mit 8 großen Thürmen (von denen 4 zerſtört ſind) und zahlreichen kleinen geziert, die ganze jetzige Stadt. Die Einwohner betreiben Küſtenhandel und Auſternfiſcherei. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat New Hampſhire, ſüdlich von Mount Waſhington, im maleriſchen Thal des Saco, eine beliebte Sommerfriſche und viel von Landſchaftern aufgeſucht.

Conyb., bei naturwiſſenſchaftlichen Namen Abbreviatur für W. D. Conybeare, engl. Geolog und Zoolog zu Cardiff bei Briſtol (Geologie von England und Wales, foſſile Reptilien)

Conz, Karl Philipp, deutſcher Humaniſt und Dichter, bekannt als Schillers Jugendgeſpiele, geb. 28. Okt. 1762 zu Lorch in Würtemberg, ſtudirte im Stift zu Tübingen Theologie, wurde hier

1789 Repetent am Seminar, 1790 Prediger an der Karlsakademie in Stuttgart, 1793 Diakonus zu Vaihingen, 1798 zu Ludwigsburg, 1804 Professor der klassischen Literatur an der Universität in Tübingen und 1812 auch Professor der Eloquenz; starb 20. Juni 1827. Als selbständiger Dichter hat sich C. auf dramatischem und lyrisch-didaktischem Feld versucht; bedeutender ist er aber als rein lyrischer Dichter. Seine Lieder, namentlich die der leichtern Art, sind anmuthig, zart gefühlt und sinnig gedacht. Sie erschienen zuerst Tübingen 1792 (neue Aufl., das. 1818—19, 2 Bde.) und in einer neuen Sammlung, Ulm 1824. Er schrieb auch »Analekten, oder Blumen, Phantasien und Gemälde aus Griechenland« (Leipz. 1793) und »Biblische Gemälde und Gedichte« (Frankf. 1818). Seine prosaischen Schriften: »Schicksale der Seelenwanderungshypothese« (Königsb. 1791), »Abhandlungen für die Geschichte und das Eigenthümliche der spätern stoischen Philosophie« (Tüb. 1794) und besonders die »Kleineren prosaischen Schriften« (das. 1821—22, 2 Tle.; neue Sammlung, Ulm 1825), zeugen von umfassenden Kenntnissen. Auch seine »Nachrichten von Weckherlins Leben« (Ludwigsb. 1802) und die Schrift »Nikodemus Frischlin« (Frankf. 1792) sind verdienstlich. Als Uebersetzer versuchte er sich am Aeschylos, Aristophanes und an den griechischen Lyrikern.

Conza, Stadt in der ital. Proinz Avellino (Kampanien), Kreis Sant' Angelo, an der Quelle des Ofanto, Sitz eines Erzbischofs, mit schöner Kathedrale und (1871) 1703 Einw. C., das alte Compsa, einst Stadt der Hirpiner in Samnium, war einer der Orte, in welchen die Gothen der römischen Kriegskunst am längsten widerstanden; erst 555 n. Chr. konnte Narses es bewältigen. Ein Erdbeben zerstörte 1694 den Ort fast gänzlich.

Cooch Behar, Fürstenthum, s. Katsch Behar.

Cook (spr. tuck), 1) James, berühmter Weltumsegler, geb. 27. Okt. 1728 zu Marton in Yorkshire. Von seinem Vater, einem unbemittelten Landmann, in seinem 13. Jahr einem Kaufmann zu Staiths zur Lehre übergeben, verließ er denselben bald wieder und diente auf einem Kohlenschiff 7 Jahre. Er machte hierauf als Steuermannsgehülfe, nebenbei Schiffswissenschaften treibend, mehrere größere Seereisen mit, nahm 1759 auf der Flotte Dienste und wurde Schiffsmeister auf dem zur Belagerung von Quebek bestimmten Mercury. Hier erhielt er den ehrenvollen Auftrag, den St. Lorenzostrom zwischen der Insel Orleans und dem nördlichen Ufer, und zwar im Angesichte der Franzosen, genau zu sondiren, und nahm später auch noch jene Theile des Stroms unterhalb Quebek auf, deren Beschiffung für besonders gefahrvoll gilt. Seine Karte war sehr genau und erschien sodann im Druck. Nach der Eroberung Quebeks ging C. auf den Northumberland über und studirte in Halifax, wo er überwinterte, Geometrie und Astronomie. Im Herbst 1762 entwarf er von dem Hafen von Placentia in Neufundland einen so gelungenen Plan, daß er im Frühling des folgenden Jahrs nach Neufundland gesendet wurde, um auch die Küsten dieser Insel aufzunehmen. Bis 1767 sondirte er die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste und gab 8 Blätter Specialkarten heraus. Aus einer Sonnenfinsternis, die er 5. Aug. 1765 beobachtete, schloß er auf die Länge der Insel. Lord Hawke ernannte C. 1768 zum Leutnant und Befehlshaber des Schiffs, das zur Beobachtung des 1769 erwarteten Durchgangs der Venus vor der Sonnenscheibe nach der Insel Tahiti (Otaheiti) gesendet wurde. Als Astronom begleitete ihn Green, als Botaniker Joseph Banks und Dr. Solander. Am 26. Aug. 1768 ging das Schiff in Plymouth unter Segel, steuerte um das Kap Horn und erreichte 10. April 1769 Tahiti, wo 3. Juni der Venusdurchgang bei günstigem Wetter beobachtet und dadurch die Elemente gewonnen wurden, welche bis vor wenigen Jahren noch zur Berechnung der Sonnenferne gedient haben. Nach Erledigung dieses Auftrags und genauer Aufnahme der umliegenden Inseln, welchen er wegen ihrer nachbarlichen Lage den Namen der Societätsinseln gab, trat C. seine Entdeckungsreise an. Alle Seefahrer vor ihm hatten sich, sobald sie größere westliche Abstände von Südamerika erreicht, nie über den 15.° südl. Br. gewagt, um nicht den Gürtel der Passate zu verlassen, und dies war die Ursache, daß noch immer die Wahnvorstellung eines großen antarktischen Kontinents spukte. C. aber ging sofort nach Süden, entdeckte 13. Aug. 1769 Rurutea (Oteroah), das erste Inselchen der kleinen Tubuaigruppe, und drang bis 40° 22′ südl. Br. (1. Sept.) vor. Ohne Land zu sehen, hielt er nun in nordwestlicher Richtung auf Neuseeland zu, welches seit Abel Tasmans Zeit als der Rand des unbekannten Australlandes betrachtet wurde. Am 8. Okt. erreichte er die Hungerbucht, deren heimischen Namen Taoneroa er erkundete, und erkannte nach Tasmans Abbildungen die Eingebornen für Neuseeländer. Er umfuhr nun die Nordinsel und fand, daß sie von der Südinsel durch eine nach ihm benannte Straße getrennt war, die er 6. Febr. durchsegelte. Dann umfuhr er auch die Südinsel und entdeckte die kleine, an der Spitze der letztern gelegene dritte Insel Rakiura. Er hatte nun, in der Zeit von nicht sechs Monaten, den Periplus von Neuseeland beendigt (27. März 1770) und gezeigt, daß es nicht mit dem Australland zusammenhänge. Er entwarf zugleich eine in den Hauptzügen korrekte Karte der Insel, so daß seinen Nachfolgern nur Detailaufnahmen von deren Küsten übrig blieben. Nachdem er diese große Arbeit vollbracht, steuerte er nach NW. und erreichte 19. April 1770 die australische Ostküste unter 37° 58′ südl. Br., die vor ihm noch niemand gesehen, da Tasman 1642 nur bis Vandiemensland (Tasmania) gekommen war. Er fuhr sogleich nördlich, um die Ostküste des Kontinents weiter zu untersuchen, und fand 28. April die ersten Eingebornen und die Botanybai, so genannt nach der Fülle neuer Pflanzen, welche die Botaniker hier untersuchten. Immer nördlich sich an der neuen Küste haltend, gerieth er zwischen diese und das große gefährliche Korallenriff, in dem sein Schiff, die Endeavour, ein gefährliches Leck bekam, so daß er diese 17. Juni unter 15° 29′ ans Land bringen und ausbessern mußte. Während dieses Aufenthalts sah er zuerst das Känguru. Beharrlich mit dem Korallenmeer kämpfend, durchfuhr er darauf die Torresstraße (August 1770) und beseitigte alle Zweifel über die Trennung Neuguinea's von Australien. Ueber Batavia und um das Kap der guten Hoffnung erreichte er 11. Juni 1771 die Heimat wieder, gepriesen als einer der glücklichsten Entdecker seiner Zeit. Noch höher aber stehen die Leistungen seiner zweiten Reise, die er bereits 17. Juli 1772 antrat. Man übertrug ihm den Befehl über die Resolution, die er selbst, und die Adventure, welche Tobias Fourneaux führte. Als wissenschaftliche Beobachter begleiteten ihn die

beiden Deutschen Johann Reinhold Forster und Georg Forster. C. beschloß auf dieser Reise zum erstenmal, von W. nach O., also in der Drehungsrichtung unseres Planeten und gegen die Passate, um die Erde zu segeln. Es sollte dabei entschieden werden, ob sich auf der südlichen Halbkugel außer Australien noch ein anderer Welttheil befinde oder nicht. Von der Kapstadt aus segelte C. südlich, traf unter 51° südl. Br. das Eis, womit er viel zu kämpfen hatte, überschritt 17. Jan. 1773 den südlichen Polarkreis, machte Kreuz- und Querfahrten im südlichen Eismeer, wobei er bis 67° 5′ südl. Br. gelangte, und bewies, daß der vermuthete südliche Kontinent nicht vorhanden sei. Nachdem er sich auf Neuseeland erholt, begann er (26. Nov. 1773) seine zweite Polarfahrt, wobei er noch zweimal den Südpolarkreis überschritt und die größte Polhöhe von 71° 10′ unter 106° 54′ westl. L. v. Gr. erreichte. Eine Eismauer nöthigte ihn zur Umkehr. Auf seiner Heimfahrt nach Europa, die er 10. Nov. 1774 von Neuseeland in östlicher Richtung antrat, entdeckte er 31. Jan. 1775 den Sandwicharchipel (Sandwichland) unter 59° 13′ südl. Br. und vollendete, seinen eigenen Schiffspfad vom Jahr 1772 kreuzend, seine südliche Cirkumpolarreise, deren Gewinn die Erkenntnis war, daß der Süden unserer Erde wesentlich von Wasser bedeckt sei. Cooks Fahrt war eine große seemännische That, denn seit Abel Tasman hatte sich kein Fahrzeug in größeren Küstenabständen dem 50. Breitengrad zu nähern gewagt, und seit jener Zeit erst durchziehen europäische Segel die südaustralischen Meere. Am 30. Juli 1775 langte C. in England wieder an. Der König erhob ihn zum wirklichen Schiffskapitän und gab ihm eine Stelle am Hospital zu Greenwich; die königliche Societät ernannte ihn zu ihrem Mitglied. Als eine Parlamentsakte demjenigen, der eine Durchfahrt aus dem Atlantischen Meer in den Großen Ocean finden würde, eine Belohnung von 20,000 Pfd. Sterl. versprach, erbot sich C., Chef der Expedition zu werden. Zwei Schiffe, die Resolution unter Cooks Kommando und die Discovery unter dem des Kapitäns Clerke, verließen 12. Juli 1776 den Hafen von Plymouth, gingen über Teneriffa, Santiago und erreichten im Oktober das Kap. Am 3. Dec. lichtete C. wieder die Anker, fand die »Inseln des Prinzen Eduard«, besuchte Kerguelensland, warf 26. Jan. 1777 in der Adventurebai auf Vandiemensland Anker, besuchte hierauf wieder Neuseeland, entdeckte die Inseln Mangia, Wateoo und einige andere, steuerte nach den Freundschaftsinseln, nach Tahiti, Eimeo und Huaheine, wo er den Eingebornen Omai, der ihn auf seiner vorigen Reise nach England begleitet, absetzte, verließ 8. Dec. die Insel Bolabola und entdeckte 24. Dec. die Weihnachtsinsel. Im Januar 1778 fand er einen Archipel von Inseln, den er »Sandwichinseln« nannte, verschob aber dessen Untersuchung und erreichte 7. März die Küste von Nordamerika unter 44° 30′, von der man keineswegs vermuthet hatte, daß sie sich soweit nach NW. erstrecke. Er verfolgte dieselbe, erreichte 29. März den Nutkasund, besuchte dann Kaye's Insel, den Prinz-Wilhelms-Sund, 19. Juni die Schumaginsinseln und wenige Tage später die Insel Unalaschka, deren Bewohner ihn sehr freundlich aufnahmen. Er wandte sich dann wieder nach der Küste des Festlandes, entdeckte »Andersons Insel«, durchfuhr die Beringsstraße und kehrte, von Eismassen am weitern Vordringen gehindert, nach Unalaschka und von da nach den Sandwichinseln zurück. Am 17. Jan. 1779 warf er in der Karakakuabai auf Owaihi Anker und trat mit den Eingebornen, deren König selbst mit C. den Namen wechselte, in den freundschaftlichsten Verkehr. Um ein von ihnen der Discovery gestohlenes Boot wieder zu erhalten, begab er sich mit King, Philipps und 9 Matrosen zum König, um denselben auf sein Schiff zu locken und dadurch die Herausgabe des Boots zu erzwingen. Der König schien willig, zu folgen; aber eine seiner Lieblingsfrauen sowie das Volk beschworen ihn, zu bleiben. C. kehrte darauf langsam zum Ufer zurück. Inzwischen aber hatten die Boote, welche die Kanoes der Insulaner an der Abfahrt aus der Bucht hindern sollten, auf eins derselben gefeuert und einen angesehenen Führer getödtet. Auf die Nachricht hiervon bewaffnete sich das Volk mit Speeren und Steinen und verfolgte C., der einen der vordersten mit einer Kugel niederstreckte. Ein erbittertes Gefecht folgte darauf, in dem 4 Matrosen und C. selbst fielen, 14. Febr. 1779. Sein Leichnam wurde von den Insulanern zerrissen, das Fleisch verbrannt und ein Theil seiner Gebeine in einem Götzentempel aufbewahrt und verehrt; andere Ueberreste wurden nach hergestelltem Einvernehmen den Engländern ausgeliefert und 21. Febr. feierlich bestattet. Den Oberbefehl der Expedition übernahm Clerke und nach dessen Tod Gore. C. steht als Seefahrer ebenbürtig neben Colombo, Magelhaens und Tasman da. Seine Fahrten entschieden die uralte Streitfrage zwischen der Homerischen und Hipparchischen Schule, ob die trockene Erdoberfläche der nassen räumlich überlegen sei, zu Gunsten der letztern. Nach Cooks Reisen wußte man zuversichtlich, daß das Wasser mehr als doppelt so viel Raum bedecke als das Land, und daß die Erdmasse aus zwei großen Inseln bestehe, denen nur die Beringsstraße den Zusammenhang raube. Das Journal von Cooks erster Reise gab Hawkesworth (1773) heraus; Suard besorgte eine französische Uebersetzung (1774) und J. F. Schiller eine deutsche (1775). Die Beschreibung der zweiten Reise veröffentlichte C. selbst unter dem Titel: »A Voyage towards the south pole and round the world. Performed in His Majesty's ships the Resolution and Adventure, in the years 1772, 1773, 1774 and 1775« (1777, 3. Ausg. 1779; franz. von Suard). Eine Ergänzung dazu ist: »A Voyage round the world etc. by George Forster« (1777). Das Tagebuch von Cooks dritter Reise, nach seinem Tode von King fortgesetzt, erschien 1784 (franz. 1785). Der königlichen Societät überreichte C. mehrere Abhandlungen, namentlich: über die Erhaltung der Gesundheit auf langen Seereisen; über Ebbe und Flut in der Südsee, hauptsächlich im Endeavourfluß. Eine ausführliche Biographie Cooks lieferte Wiedmann in »Leben und Schicksale des Kapitäns C.« (Erlang. 1789—90, 2 Bde.) nach Kippis' »Life of Captain James C.« (Bas. 1788; franz. von Castera, 1788—89), eine andere Lichtenberg in seinen »Vermischten Schriften« (Bd. 4.), eine neuere Barrow (Lond. 1860). Vgl. Steger, Cooks drei Reisen um die Welt (a. d. Engl., 3. Aufl. 1874, 2 Bde.).

2) Miß Eliza, engl. Dichterin, geb. 1818 als Tochter eines angesehenen Kaufmanns zu Southwark, wandte sich sehr früh der literarischen Thätigkeit zu. Nachdem sie vielfache Beiträge zu verschiedenen Journalen geliefert, publicirte sie 1838 den ersten Band ihrer Gedichte unter dem Titel »Melaia and other poems«, die ebenso wie ihre

später erschienenen »Poems« (Lond. 1846—53, 4 Bde.) großes Aufsehen erregten und sie in eine Reihe mit den beliebtesten modernen Lyrikern Englands stellten. Ohne tief oder original zu sein, offenbart Miß C. eine liebenswürdige Seele und eine edle, den Leser sympathisch berührende Gesinnung. Melodischer Fluß der Verse und eine oft glänzende Form zeichnen ihre Lieder nicht minder aus wie warme Empfindung und ein oft sehr glücklich getroffener volksthümlicher Ton. Seitdem sind ihre Gedichte in den verschiedenartigsten (auch illustrirten) Ausgaben erschienen. 1864 gab sie einen neuen Band Poesien: »New echoes and other poems«, 1865 eine Sammlung von nicht gerade sehr bedeutenden Aphorismen unter dem Titel: »Diamond Dust« heraus. Ihre sämmtlichen poetischen Erzeugnisse sind vereinigt in den »Poetical works« (1869, neue Ausg. 1870). Von 1849—54 redigirte sie ein ihren Namen tragendes »Journal«, und diesem verdanken auch die 1860 von ihr publicirten: »Jottings from my Journal« ihre Entstehung. Seit 1864 bezieht Miß C. eine jährliche Staatspension von 100 Pfd. Sterl.

Cooke (spr. kuk), 1) William Bernard, engl. Kupferstecher, geb. 1778, gest. 1855, Schüler von Angus, stach namentlich viel für Druckwerke. George, sein Bruder, ebenfalls Kupferstecher, geb. 22. Jan. 1781 zu London, lernte bei J. Basire und war ebenfalls für Werke sehr beschäftigt; die berühmtesten damaligen Künstler Englands bildete sein Stichel nach. Er scheint bedeutender als sein Bruder gewesen zu sein. Er starb 27. Febr. 1834 zu Barnes.

2) John Esten, amerikan. Romanschriftsteller, geb. 3. Nov. 1830 zu Winchester in Virginien als Sohn eines Rechtsgelehrten, ward zu Richmond gebildet und begann schon 1851 seine Praxis als Advokat. Daneben widmete er sich der Schriftstellerei und publicirte noch vor dem 24. Jahr drei größere Romane: »Leather stocking and silk«, »The Virginia comedians« und »The youth of Jefferson«, auf die er 1855: »Ellie or the human comedy«, 1856: »The last of the foresters« und 1858: »Henry St. John«, eine Erzählung aus den Jahren 1774—1775, folgen ließ. Sie alle zeichnen sich ebenso wie sein Werk: »Virginia, historical and social« (1859) in erster Linie durch eine vorzügliche und naturgetreue Schilderung des virginischen Lebens aus. Während des Bürgerkriegs war C. im Stab der Generäle Jackson und Lee, die er beide durch Biographien verherrlicht hat. Seitdem verfaßte er noch: »Fairfax, or the master of Greenway Court«; »Mohun, or the last days of Lee and his paladins«; »Hilt to Hilt«; »Out of the foam«; »Doctor Vandyke« und »Her Majesty the Queen«. Einzelnes erschien auch in deutscher Uebersetzung.

Cooksarchipel (spr. kuks-), s. Hervеyinseln.

Cooksstraße (spr. kuks-), die Straße zwischen den beiden großen Inseln von Neuseeland, von Cook 1769 entdeckt und nach ihm benannt. Sie gleicht einem mit der Mündung dem Stillen Ocean zugekehrten Trichter; die Breite wechselt von 15 bis 90 Kilom., die Küsten sind besonders an der Südseite steil, sicher und hafenreich. Die Beschiffung der Straße ist nicht durch verborgene Klippen, wohl aber durch die Heftigkeit der Winde und Strömungen gefährdet.

Cooper (spr. kuh-), ein Fluß im östlichen Australien, der im südlichen Queensland, den Quellen des Nogoa und Warrego nahe, unter dem Namen Barku oder Victoria entspringt, anfangs nach W. und SW., von der Mündung des Themson an nach S. fließt, bis er sich später wieder gegen W. wendet und in dem sogen. Lakedistrikt in mehrere Arme theilt, die ihr Wasser in Seen verlieren. Nur einige dieser Arme erreichen die südaustralischen Seebecken, die bedeutendsten den Eyresee. Fortwährend Wasser hat dieser Fluß, unter den unvollkommen gebildeten Flüssen Australiens fast der unvollkommenste, nur im obern Lauf; sonst ist das Bett nur nach starkem Regen ganz voll, gewöhnlich dagegen trocken.

Cooper (spr. kuh-), 1) Sir Astley Paston, einer der größten engl. Wundärzte, geb. 23. Aug. 1768 zu Brooke in der Grafschaft Norfolk, besuchte das Guy's- und St. Thomashospital zu London, sodann 1787 die Universität zu Edinburg, ward Prosektor und dann Hülfslehrer der Anatomie und Chirurgie am St. Thomashospital und später Wundarzt am Guy'shospital. Im Jahr 1792 ging er nach Paris, ward dann Leibwundarzt des Königs Georg IV., 1821 Baronet und 1837 Leibarzt der Königin Victoria. Er starb 12. Febr. 1841. Seine Hauptwerke sind: »Lectures on the principles and practice of surgery« (Lond. 1824—29, 4 Bde., 6. Aufl. 1842; deutsch, Weim. 1825—28, 3 Bde.); »The principles and practice of surgery« (das. 1843; deutsch von Schütte, 4. Aufl., Kass. 1856, 3 Bde.). C. zeichnete sich als praktischer Chirurg durch die Kühnheit seiner Operationen aus; so wagte er zuerst die Operation der Pulsadergeschwulst der Karotis und unterband bei einer Pulsadergeschwulst des Unterleibes die Aorta abdominalis nicht weit vom Herzen. Vgl. B. Cooper, Life of Sir Astley C. (Lond. 1842, 2 Bde.).

2) James Fenimore, berühmter amerikan. Romandichter, geb. 15. Sept. 1789 zu Burlington am Delaware im Staat New Jersey, erhielt im Yale-College zu New Haven seine erste Bildung, ohne sich durch etwas anderes als Fleiß auszuzeichnen, und trat, noch nicht 16 Jahre alt, aus romantischer Neigung für das Meer, in die Marine ein, schied aber 1810 wieder aus dem Seedienst, widmete sich ganz der Schriftstellerei und ließ sich dauernd zu Cooperstown am Otsegosee nieder. Seiner schwächlichen Gesundheit wegen besuchte er 1826 England und Frankreich, war 1826—29 Konsul der Vereinigten Staaten in Lyon, privatisirte dann in Dresden, besuchte die Schweiz und Italien und kehrte 1831 in sein Vaterland zurück, wo er 14. Sept. 1851 zu Cooperstown starb. Seinem in Europa kaum bekannt gewordenen ersten Roman: »Precaution« (New York 1821) folgten: »The spy« (das. 1821), das Werk, das seinen Ruf begründete; »The pioneers« (1823) und »The pilot« (1823); »Lionel Lincoln« (1825); »The last of the Mohicans« (1826), sein vorzüglichstes Werk; »The prairie« (1827); »The travelling Bachelor« (1828); »Red-rover« (1828); »The wept of Wish-Ton-Wish« (1829); »Conanchet« (1829); »The Water-witch« (Dresd. 1830); »The Bravo« (1831); »The Heidenmauer« (1832); »The Headsman« (1833); »The Monikins« (1835); »Homeward Bound« und »Home as Found« (1838); »The Path-finder« und »Mercedes of Castile« (1840); »The Deer-slayer« (1841); »The two admirals« und »Wing and Wing« (1842); »Wyandotte«, »Autobiography of a pocket handkerchief«, »Ned Myers« (1843); »Ashore and afloat« und »Miles Wallingford« (1844); »Satanstoe« und »The Chainbearer« (1845); »The Redskins« (1846); »The crater or volkans peak« (1847); »Oak openings« und »Jack Tier, or the Florida reef« (1848); »The sea lions« (1849) und »The ways of the hour«

(1850). Coopers Romane wurden in faſt alle lebenden Sprachen überſetzt, »The spy«, »The pilot« u. a. ſelbſt ins Perſiſche. Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien zuerſt New York 1854—56 in 33 Bänden; in Auswahl erſchienen ſie London 1863 (13 Bde.), 1869 (7 Bde.), New York 1865 (32 Bde.). In den deutſchen Uebertragungen der »Sämmtlichen Werke« (Frankf. 1834—50, 258 Bdchn.) und der »Amerikaniſchen Romane« (zuletzt Stuttg. 1853—1854, 30 Bde.) erlebten einzelne Theile mehrere Auflagen. Das Gebiet des Drama's betrat C. mit einem gegen die politiſchen und ſocialen Verirrungen der Gegenwart gerichteten Luſtſpiel: »Upside down, or Philosophy in petticoats«. Seine Reiſe durch Europa beſchrieb er in den »Gleanings in Europe« (New York 1830—32, 6 Bde.). Von ſeinen hiſtoriſchen und politiſchen Schriften erlangte nur ſeine »History of the American navy« (New York 1839, neue Ausg. 1853) Popularität. C. iſt der ſelbſtändigſte und eigenthümlichſte Nachfolger W. Scotts, dem er jedoch an Schöpferkraft, Vielſeitigkeit und Phantaſie nachſteht. Er iſt bedeutend in der Schilderung des Indianer- und Anſiedlerlebens, in der Beſchreibung der primitiven Sitten und Bräuche ſeines Landes, in der Darſtellung amerikaniſcher Naturſcenen, und die Erinnerungen der Geſchichte ſeiner Heimat verleihen ſeinem Stil, beſonders in den früheren Werken, eine wohlthuende patriotiſche Wärme. Der hiſtoriſche Hintergrund tritt bald deutlicher hervor, bald iſt er nur leiſe angedeutet. Das nordamerikaniſche Waldleben mit ſeinen Schönheiten und Schrecken und in ſeiner ganzen wilden Poeſie iſt beſonders in den ſogen. »Lederſtrumpferzählungen« (»The pioneers«, »The last of the Mohicans«, »The prairie«, »The Path-finder«, »The Deer-slayer«) und in »The wept of Wish-Ton-Wish« verherrlicht. Durch ſeine heroiſchen Seegemälde (in »The pilot«, »The Water-witch«, »The Red-rover«) iſt C. zugleich der Schöpfer des modernen Seeromans. Wo er dieſe Gebiete, Wald und Ocean, verläßt, wird er trivial (z. B. in »The Bravo«, in »The Heidenmauer«), und ſeine ſpäteren Werke ſind überhaupt ermüdend breit und umſtändlich, woraus hauptſächlich zu erklären iſt, daß das Intereſſe des Publikums abnahm, je mehr er ſchrieb. — Seine Tochter, Suſan Fenimore C., geb. 1815, hat ſich ebenfalls als Schriftſtellerin einen Namen gemacht. Sie gab zuerſt anonym »Rural hours« (New York 1850) heraus, ein anmuthiges, vom Frühling 1848 bis dahin 1849 reichendes Tagebuch über das Landleben in Cooperstown, welches zahlreiche Auflagen erlebte. Darauf folgten »Country rambles« (New York 1852), Tagebuch eines Naturforſchers in England; »Rhyme and reason of country life« (daſ. 1854), eine Blütenleſe von Schilderungen des Landlebens in Proſa und Verſen aus den verſchiedenartigſten Autoren (mit einem vorzüglichen Eſſay von der Herausgeberin); eine Biographie Waſhingtons (daſ. 1858); »The Shield« (eine Erzählung) u. a.

3) Thomas Sidney, ausgezeichneter Maler, geb. 26. Sept. 1803 zu Canterbury, lebte urſprünglich in drückenden Umſtänden und mußte ſich theilweiſe mit Theatermalen und Zeichenunterricht ernähren. 1827 ging er nach Belgien und ſtudirte in Brüſſel bei Verboeckhoven die Thiermalerei, worin ihn ein Aufenthalt in Holland und der Anblick der dortigen Thierbilder beſtärkte. Die belgiſche Revolution trieb ihn 1830 wieder nach England, wo er nach dreijährigen eifrig betriebenen Studien ſeine erſten Bilder 1833 in der Akademie ausſtellte. Die Tüchtigkeit der Thierzeichnung und Charakteriſtik, die ſorgfältige Ausführung und das klare, harmoniſche Kolorit erwarben denſelben einen bedeutenden Beifall, und die Akademie ernannte ihn 1845 zu ihrem Mitglied. F. R. Lee hat zu vielen Bildern Coopers die Landſchaft gemalt, obwohl ſich letzterer ebenfalls ſehr gut auf die Landſchaft verſteht. Er veröffentlichte unter anderem: »Drawingbook of animals and rustic groups, drawn from nature« (Lond. 1853) und: »Beauties of poetry and art« (daſ. 1865, mit eigenen Illuſtrationen).

Cooperative-stores (engl., ſpr. ko-ôpperätiw-ſtohrs, »zuſammenwirkende Lager oder Magazine«), engliſche Konſumvereine, welche mit der Zeit zur eigenen Produktion der wichtigſten Lebensmittel und zum Verkauf derſelben auch an Nichtmitglieder übergegangen ſind; ſ. Genoſſenſchaften.

Cooperstown (ſpr. kuhperstaun), hübſch gelegenes Städtchen im nordamerikan. Staat New York am Otſegoſee, weſtlich von Albany, mit 1622 Einw., hat ſeinen Namen vom Richter William Cooper, dem Vater des Romandichters Fenimore Cooper, und iſt beſonders als der ehemalige Wohnort des letztern bekannt.

Coornhert, Dirk, niederländiſcher Publiciſt und Gelehrter, geb. 1522 zu Amſterdam, trieb die Kupferſtecherkunſt anfangs aus Liebhaberei, dann, von ſeinem Vater infolge ſeiner dieſem mißfälligen Heirath enterbt, aus Noth. Zu Haarlem, wo er ſeit 1540 lebte, ward er 1564 Sekretär der Stadt und vertheidigte als ſolcher die Sache der Freiheit, an deren Spitze ſich der Prinz von Oranien geſtellt hatte, zog ſich aber dadurch 1567 eine kurze Haft zu. Von einer neuen bedroht, begab er ſich ins Kleviſche. Als ſich die Staaten von Holland 1572 gegen die ſpan. Herrſchaft erhoben, wurde C. als Staatsſekretär der holländiſchen Stände zurückgerufen, mußte jedoch wegen ſeiner Mißbilligung der Gewaltthätigkeiten des Grafen von Mack wieder fliehen und begab ſich nach Kleve zu dem Prinzen von Oranien, von wo aus er durch ſeine Feder für die niederländiſche Freiheit, zugleich aber auch gegen die proteſtantiſche Orthodoxie wirkte. Später lebte er zu Gouda, wo er 20. Okt. 1590 ſtarb. Seine zahlreichen holländiſchen Schriften erſchienen in 3 Foliobänden geſammelt zu Amſterdam 1630. Hervorzuheben iſt ſeine »Zedekunst dat is Wellevens Kunst« (1586). C. machte ſich nicht nur als muthvoller Vertheidiger der politiſchen und religiöſen Freiheit verdient, ſondern erwarb ſich auch den Ehrennamen eines Reſtaurators der holländiſchen Sprache, weniger durch ſeine poetiſchen Arbeiten, die zu ſehr im Geſchmack der Rederijker befangen ſind, als vielmehr durch ſeine reine und fließende Proſa. Vgl. Janten Brink, D. V. Coornhert (Amſterd. 1860).

Cootehill (ſpr. kuht-hill), Stadt in der iriſchen Grafſchaft Cavan (Provinz Ulſter), mit 1800 Einw., wichtig als Leinwandmarkt.

Copaïfĕra *L.* (Kopaivabaum), Pflanzengattung aus der Familie der Cäſalpinien, ſtattliche Bäume mit reich belaubter Krone, nicht ſehr großen, lederigen, paarig gefiederten Blättern mit zahlreichen Oeldrüschen, ſchönen weißen, vielblütigen Riſpen und geſtielten, lederartigen, einſamigen Hülſen. Die Kopaivabäume ſind in etwa 20 Arten von Braſilien, Paraguay und Bolivia bis Coſtarica und Weſtindien verbreitet und in mehreren Arten, beſonders C. multijuga *Hayne*, im Gebiete des untern Amazonen-

stroms und des Rio negro; C. Langsdorffii *Desf.*, in den Provinzen San Paulo und Minas Geraes; C. coriacea *Mart.*, daselbst bis Bahia, und C. Jacquini *Desf.*, im N. Südamerika's und in Westindien, liefern Kopaivabalsam (s. d.); C. bracteata *Benth.* in Westindien liefert Amarantholz. S. Tafel »Arzneipflanzen«.

Copepŏda, Unterordnung der Krebsthiere und der Ordnung der Spaltfüßler (Entomostraca).

Copernicia *Mart.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, stachellose Bäume von mittlerer Größe mit aufrechtem Stamm, an welchem Reste der Blattstiele stehen geblieben sind, fächerförmigen Blättern, zwitterigen oder polygamischen, kleinen, grünlichen Blüten in den Aren der Blattstiele und länglich runden, einsamigen, gelblichen Beeren. C. cerifera *Mart.* (Karnaubapalme, s. Tafel »Oelpflanzen«), ein 6—12 Meter hoher Baum mit kugelrunder Krone und blaugrün bereiften Blättern, wächst einzeln oder ausgedehnte Waldungen bildend hauptsächlich in den Nordprovinzen Brasiliens und gewährt den vielseitigsten Nutzen. Das Holz ausgewachsener Stämme ist sehr dauerhaft und wird als Nutzholz allgemein verwendet; die Blätter dienen als Dachstroh, zu Packsätteln, Hüten ꝛc., die jüngeren, welche als Viehfutter verwerthet werden können, liefern ein gelbes Wachs, welches beide Blattflächen bedeckt und sich beim Schütteln der Blätter an der Oberseite derselben in feinen Schüppchen ablöst. Es wird, geschmolzen, als Karnauba- oder Cerawachs vielfach nach Europa gebracht und zu Kerzen, Firnissen, zum Glänzendmachen des Sohlleders ꝛc. benutzt. Die bittere Frucht wird roh und gekocht von den Indianern gegessen, und aus dem Mark des Stamms gewinnt man Mehl (Farinha). Vgl. Macedo, Notice sur le palmier Carnauba (Pariser Ausstellung 1867). Einige Copernicia-Arten werden in unseren Palmhäusern kultivirt.

Copĭa (lat.), Menge, Fülle; Vervielfältigung (s. Kopie); c. vidimata, beglaubigte Abschrift; c. auscultata, eine von zwei Personen in der Weise beglaubigte Abschrift, daß die eine das Original vor-, die andere die Abschrift nachliest; pro c., Gebühr »für die Abschrift« (vgl. Kopialien). Cornu copiae, Füllhorn.

Copiapo (eigentlich San Francesco de la Selva), Hauptstadt der Provinz Atacama in Chile, am Nordufer des Flusses gleichen Namens, eine Stadt, die sich namentlich durch die Bearbeitung der reichen Silbergruben in der Nähe (bei Chañarcillo, Tres Puntas ꝛc.) und den Handel in neuerer Zeit sehr gehoben hat und über 15,000 Einw. zählt. Sie ist hübsch, doch der Erdbeben halber nur leicht gebaut. Eine Eisenbahn verbindet sie mit der 1850 angelegten Hafenstadt Caldera (s. d.).

Copley (spr. koppli), John Singleton, berühmter engl. Porträt- und Geschichtsmaler, geb. 1737 zu Boston in den Vereinigten Staaten, besuchte von 1774—76 Italien, wurde 1779 Mitglied der königlichen Akademie in London und starb 1815. Seine berühmtesten Werke sind: der Tod Chathams, der Tod des Majors Pierson, König Karl I. im Parlament und mehrere aus dieser Zeit; ein großes See- und Schlachtbild, den Moment darstellend, wo der holländische Admiral de Winter seinen Degen an Duncan übergibt, reich an Porträts; die Familie des Königs Georg III., die Schlacht von Trafalgar u. a. B. Green, W. Humfred, Dunkarton, Piquenot u. a. haben nach ihm gestochen. C. starb 1815. Sein Sohn ist der bekannte Lordkanzler Lyndhurst. Vgl. Perkins, A sketch of the life of C. (Bost. 1873).

Coppée, François, franz. Dichter, geb. 1843 zu Paris, erwarb sich noch sehr jung einen Ruf als Dichter durch Veröffentlichung verschiedener Gedichte, die eine ungewohnte Originalität bekundeten. Einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter am »Parnasse contemporaine« (1866), ließ er zugleich einen Band eigener Gedichte unter dem Titel »Le reliquaire« (1866) und zwei Jahre später eine andere Sammlung »Les intimités« (1868, neue Ausg. 1871) erscheinen. Einzelne seiner Dichtungen, z. B. »La bénédiction« und »La grève des forgerons«, hatten beim Publikum einen außerordentlichen Erfolg. Auch für das Theater schrieb er verschiedene Stücke, darunter »En passant« (1869), ein interessantes einaktiges Drama, das in zehn Monaten 18 Auflagen erlebte und auch in Deutschland mehrfach mit gutem Erfolg gegeben wurde (deutsch von Wolf v. Baudissin, Leipz. 1874). Seine letzte Publikation sind die »Poèmes Saturniennes« (1871) und »Le cahier rouge; poésies« (1874).

Copperah, s. Cocos.

Copperhead (spr. -hedd), Kupferschlange.

Copperheads, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Name derjenigen Gegner der Regierung, welche im letzten Bürgerkrieg angeblich oder wirklich auf Seiten der Südstaaten standen und diesen unter dem Deckmantel konstitutioneller Opposition Vorschub zu leisten suchten. Bei der Präsidentenwahl von 1864 wurde der Name C. auf alle diejenigen ausgedehnt, welche die gewaltsame und bedingungslose Unterwerfung der Südstaaten mißbilligten.

Copperopŏlis, Ort in Kalifornien, Grafschaft Calaveras, am San Joaquin, nordöstlich von Stockton, mit 2500 Einw. Im nahen Salt Spring Valley liegen die 1861 entdeckten C.-Minen, außerordentlich reiche Kupferkiesbergwerke, unter denen die »Union Minen« allein in einem Jahr für mehr als 1 Mill. Doll. Erz lieferten. Letzteres zeigt sich bis auf eine Tiefe von 160 Meter und auf Meilenweite unverändert.

Coppet (spr. -pä), Ort im schweiz. Kanton Waadt, in reizender Ufergegend des Genfersees, mit (1870) 556 Einw. Das Schloß ist berühmt als Aufenthalt Bayle's und durch den Kreis gefeierter Namen, welche Frau von Staël, die Erbin des Schlosses, hier um sich versammelte: Saussure, A. W. v. Schlegel, Sismondi, Chamisso, Benj. Constant. Die sterblichen Ueberreste der Frau ruhen in lieblich überschatteter Gruft. Jetzt gehört das Schloß der Herzogin von Broglie, Tochter der Frau von Staël.

Coppo, 1) (Coppa) Getreidemaß, in Ancona: 8 Coppe = 1 Rubbio, etwa 35,01 Liter; in Brescia: 4 Coppi = 1 Quarto = 12,16 Liter; in Mailand: 10 Coppi = 2 Pinta; in Turin: 8 Coppi = 1 Emine = 23 Liter. — 2) Oelmaß in Lucca: 1 C. = 264 Pfund = 96,325 Liter.

Copra, s. Cocos.

Coprophăga, Mistkäfer.

Copŭla (lat.), Band, Verbindung. In der Grammatik hat man aufgegeben, das Zeitwort »sein« als C. anzusehen. Die Sätze »Cajus ist weise« und »Cajus denkt« unterscheiden sich nur dadurch, daß in dem einen das Prädikat »weise sein« ist, im andern »denken«. Die C. besteht in beiden in der Einheit von Subjekt und Prädikat, dargestellt durch den Einklang beider in der 3. Person der Einzahl

Copway (spr. kopp-ää), George, eigentlich Kahge-ga-gah-Buh, gelehrter Indianer aus dem Stamm der Odschibwä, geb. 1820 als der Sohn eines Häuptlings in Michigan, erhielt Taufe und erste Bildung durch methodistische Missionäre, leitete 1835 eine Schule am Attawasee, war sodann in Lapointe am Obersee bei der Uebersetzung des Neuen Testaments in die Odschibwäsprache behülflich und besuchte später ein Seminar bei Jacksonville. Im Jahr 1843 ward ihm ein Gehalt von 400 Doll. ausgesetzt. Von nun an zog er missionirend unter den Sioux und Odschibwä umher und suchte besonders durch Belehrung im Ackerbauwesen die Wilden an ein mehr seßhaftes Leben zu gewöhnen. 1850 nahm er an dem Friedensparlament in Frankfurt theil. Er starb 1869. Unter seinen literarischen Erzeugnissen verdienen Erwähnung: »Recollections of a forest life« (New York 1847); »Traditional history and characteristic sketches of the Ojibway-Nation« (das. 1850); »Ojibway conquest«, ein Gedicht (1850); »Running sketches of men and places in Europe« (1851) u. a.

Copyholders (engl., spr. kóppihólders), Landleute in England, die ihre Grundstücke nicht als vollkommenes, unumschränktes Eigenthum besitzen, ähnlich den deutschen Zinsbauern, den Freeholders (s. d.), freien Gutsbesitzern, entgegengesetzt.

Coq (franz., spr. kok), Hahn; c. du village, »Dorfhahn«, s. v. w. Hahn im Korbe; c. à l'âne, sinnloses Gerede, Unsinn.

Coqueluche (franz., f., spr. kokllüsch), 1) Mönchskappe (jetzt dafür gebräuchlicher: Capuchon); 2) allgemeiner Liebling, Hahn im Korbe; 3) in der Pathologie s. v. w. Keuchhusten.

Coquerel (spr. kok'rell), Athanase Laurent Charles, franz. reformirter Theolog, einer der bedeutendsten franz. Kanzelredner, geb. 27. Aug. 1795 zu Paris, studirte zu Montauban Theologie und wurde 1818 Pfarrer zu Amsterdam und 1830 zu Paris. Im Jahr 1848 wurde er vom Seinedepartement zum Mitgliede der konstituirenden Nationalversammlung und dann auch der legislativen ernannt. Er starb 10. Jan. 1868. Unter seinen Schriften sind seine »Réponse au livre du docteur Strauss: La vie de Jésus« (Par. 1841; auch ins Holländische und Englische übersetzt), seine »Sermons« (sechs Sammlungen, das. 1842—56) und die »Christologie« (1858; deutsch von Althaus, Hannov. 1859, 2 Bde.) zu nennen. — Sein Sohn Athanase, geb. 1820 in Amsterdam, wurde 1862 auf Guizots Betreiben durch die Orthodoxen aus dem Amt verdrängt und ist gegenwärtig einer der Führer der freien Theologie innerhalb des franz. Protestantismus. Von seinen theologischen Schriften erschienen eine Auswahl von Predigten (Leipz. 1866) und »Die ersten historischen Umgestaltungen des Christenthums« (Berl. 1870) in deutscher Uebersetzung. Er veröffentlichte einen Band bisher unedirter Briefe Voltaire's über die Toleranz (Par. 1863) und schrieb auch »Jean Calas et sa famille« (das. 1857, 2. Aufl. 1870).

Coquerelles (franz., spr. kok'rell), in der Heraldik: grüne Haselnüsse, je drei an einem Stiel (eigentlich ist Coquerelle Name der Judenkirsche, Physalis Alkekengi).

Coques (spr. koks), Gonsales, eigentlich Gonsael Coer, trefflicher Maler, geb. 1614 zu Antwerpen, gest. 18. April 1684, pflegte Porträts im kleinen, häufig mit ihrer Umgebung, Gemächern ꝛc., zu malen. Seine Auffassung ist frei und ungezwungen, sein Pinsel leicht und doch eingehend, seine Farbe klar. Den Namen eines van Dyck im kleinen hat er verdient. Seine Werke finden sich nicht eben häufig, namentlich wenn man die vielen ihm untergeschobenen in Abzug bringt. München, der Haag, Nantes u. a. besitzen Bilder von ihm; besondere Hauptwerke sind: die Familie des Malers in Dresden, die Familie Verhelst im Buckinghampalast (London), die musikalische Unterhaltung (1658) bei Speck-Sternburg in Lützschena und der junge Gelehrte mit seiner Frau in Kassel, kürzlich von W. Unger gestochen.

Coquille (franz., f., spr. kökih), Muschel, Muschelschale, Schneckengehäuse.

Coquimbit (Blakeit), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Chalcite, tritt in dicken tafelförmigen oder kurzen säulenförmigen, heragonalen Krystallen, meist in kleinkörnigen Aggregaten auf, ist farblos, bläulich, violett oder grünlich, Härte 2, und von vitriolischem Geschmack. Es besteht aus dreifach schwefelsaurem Eisenoxyd mit 29 Proc. Wasser, $Fe_2S_3O_{12}$, ist in kaltem Wasser löslich, läßt aus der erhitzten Lösung Eisenoxyd fallen, gibt beim Erhitzen erst Wasser, dann schweflige Säure aus und hinterläßt Eisenoxyd. Es findet sich in einem granitähnlichen Gestein bei Copiapo in der Provinz Coquimbo in Chile.

Coquimbo (spr. -kimbo), eine Provinz der Republik Chile, liegt zwischen Atacama und Aconcagua und reicht vom Ocean bis an die Grenze der Argentinischen Staaten. Der Flächeninhalt beträgt 34,523 QKilom. (627 QMeilen). Den Ostheil bedecken die Kordilleren, an deren Westabhang eine Hochebene liegt, die weniger einförmig ist als die in Atacama; drei größere Flußthäler, die des Coquimbo, Limari und Chuapa, durchschneiden diese Ebene. Das Klima ist warm und im ganzen regenarm, obschon lange nicht so sehr wie Atacama, mit dem das Land auch hinsichtlich der Thiere und Pflanzen übereinstimmt. Die Zahl der Einwohner betrug 1870: 159,698. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Bergbau, vor allem auf Kupfer, in viel geringerem Maß auf Silber und Gold; nur in den südlichen Theilen, wo das Klima feuchter ist, wird Landbau stärker betrieben. Die Provinz zerfällt in die Departements Serena, Elqui, Ovalle, Combarbala und Illapel. — Die Hauptstadt C. (auch La Serena genannt) liegt am Meer an der Mündung des Flusses C., aber in einer ungesunden Gegend. Sie ist regelmäßig gebaut und eine der schönsten Städte von Chile, hat einen Bischof, 4 Kirchen und 5 Klöster, ein Lyceum und (1867) 7138 Einw. Sie wurde 1543 von dem Spanier Bohon gegründet. Nahe dabei liegt Puerto Coquimbo mit einem guten Hafen, ein Ort, der bereits bedeutenden Verkehr besitzt. Von den übrigen Städten der Provinz sind Illapel, Elqui (oder Villa de Vicuña) und Tongoy die bedeutendsten. S. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«

Coquin (franz., spr. -käng), Küchenjunge, Schelm, Schurke, Schuft; Coquine, eine liederliche Dirne, Metze; Coquinerie, Schurkerei, Schurkenstreich.

Coracias, Rake, Mandelkrähe.

Coram (lat.), vor, in Gegenwart; scherzhaft: jemand c. nehmen (koramiren), ihn vornehmen, um ihn auszuschelten; c. populo, vor dem Volk; c. senatu, vor dem Senat; c. notario et testibus, vor Notar und Zeugen.

Corato, Stadt in der unterital. Provinz Bari, Kreis Barletta, südlich von Trani, mit (1871) 26,220

Einw. In der Nähe das Feld Epitaffio mit dem Denkmal des vielbesungenen Siegs von 13 Italienern, von Prospero Colonna sekundirt, über 13 Franzosen unter Ritter Bayard (1503) und das von Kaiser Friedrich II. zu seinem Lieblingssitz erbaute Schloß Castel del Monte, ein achteckiges, mit Eckthürmen und einem prächtigen Marmorportal versehenes Gebäude auf einem spitzen, aussichtsreichen Hügel, in welchem später die Söhne Manfreds mehrere Jahre gefangen saßen.

Corax, Kolk- oder Edelrabe.

Corbassière, s. Combin.

Corbeil (spr. -bâj), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Seine-et-Oise, südöstlich von Paris, am Einfluß der Essonne in die Seine, hat 4 Kirchen (darunter die schon 950 gegründete Saint-Spire), eine Bibliothek von 5000 Bänden, Baumwollspinnerei, Uhren-, Papier-, Stärkmehl-, Leder- und Oelfabrikation, Kupfergießerei, zahlreiche Wassermühlen, Getreide- und Mehlmagazine zur Verproviantirung von Paris und (1872) 6016 Einw.

Corbeille (franz., f., spr. -bâj), Korb, Körbchen; C. de mariage oder bloß C., »Hochzeitskorb«, Geschenk an Schmuck, Putz, das nach französischer Sitte der Bräutigam seiner Braut gewöhnlich in einem Körbchen zuschickt.

Corbeny, Flecken im franz. Departement Aisne, Arrondissement Laon, südöstlich von Laon, hat 950 Einw. C. hieß im Mittelalter Corbiniacum. Hier hatten die fränkischen Könige ein Schloß, wo Karl d. Gr. nach Karlmanns Tod für den alleinigen König des Reichs erklärt ward. Karl der Einfältige räumte das Schloß den Mönchen von St. Remi in Reims ein, die hier eine Kirche errichteten, zu der später die franz. Könige nach ihrer Salbung zu wallfahrten pflegten. Hier wurden die Reliquien des heil. Markulf aufbewahrt, welche Kröpfe heilen sollten. Später nahm das Kloster St. Benedikts Regel an.

Corbie, Stadt im franz. Departement Somme, Arrondissement Amiens, an der Somme und dem Sommekanal, Station der Nordbahn, mit einer alten interessanten Kirche, Wollmanufakturen, Trikot-, Sammet- und Mützenfabrikation und (1872) 3643 Einw. C. hieß im frühern Mittelalter Corbeia. Hier ward 657 eine nachmals berühmte Benediktinerabtei (Hauterive) gegründet, von der aus Korvey gestiftet ward, im Gegensatz zu welchem das franz. C. auch Corbeia antiqua hieß.

Corbière (spr. korbjähr), 1) Peter von, früherer Name des Papstes Nikolaus V. (s. d.).

2) Jacques Joseph Guillaume Pierre, Graf von, franz. Minister unter der Restauration, geboren um 1767 als Sohn eines Landmanns, studirte die Rechte, ward Advokat in Rennes und kam durch Heirath zu bedeutendem Vermögen. Nach der Restauration zum Abgeordneten gewählt, schloß er sich in der Kammer Villèle an, vertheidigte die reaktionärsten Maßregeln, verlangte die Wiedereinführung der Censur, trug auf Ausschließung des freisinnigen Grégoire aus der Kammer an und ward dafür 1820 zum Mitgliede des Ministeriums Villèle ernannt. Als Minister des öffentlichen Unterrichts entfernte er alle freisinnigen Lehrer. 1821 zum Minister des Innern und zum Grafen ernannt, wirkte er 1827 namentlich bei Aufhebung der Nationalgarde und bei Auflösung der Deputirtenkammer mit und trat zwei Monate darauf mit Villèle und Peyronnet aus dem Ministerium, wurde aber zum Staatsminister, Mitglied des geheimen Konseils des Königs und zum Pair ernannt. Nachdem er durch die Julirevolution seinen Posten sowie die Pairswürde verloren hatte, zog er sich nach Bordeaux zurück und starb Januar 1853.

3) Edouard, franz. Dichter und Romanschriftsteller, geb. 1793 zu Brest, ward als Officier in der kaiserlichen Marine 1825 wegen seiner politischen Meinungen kassirt und gab darauf in seiner Vaterstadt eine einflußreiche liberale Zeitung, »La Guêpe« (»die Wespe«), heraus. Nebenbei schrieb er politische Satiren und übersetzte auch den Tibull. Später redigirte er zu Rouen eine politische Zeitung, die ihm aber Gefängnis- und Geldstrafen zuzog. Er wurde hierauf wieder Seemann, erwarb sich den Ruf eines der geschicktesten Handelskapitäne und schrieb eine Reihe von Seeromanen. C. lebte später in Havre, wo er lange das »Journal du Havre« redigirte.

4) Jean Antoine Edmond René, franz. Romanschriftsteller, geb. 1795 zu Brest, widmete sich der Rechtswissenschaft und Politik und, als einige politische Schriften ihm Verfolgungen zuzogen, der Seekunde. Auf seinen langen Fahrten fand er als Officier und Kapitän Anregung und auch Muße zur romantischen Schilderung des Meers. Seine Seeromane, welche zwischen 1827 und 1845 erschienen, und unter denen besonders »Contes de bord«, »Le Négrier«, »Les trois pirates« hervorzuheben sind, zeichnen sich durch wahrheitsgetreues Kolorit aus. C. ist gegenwärtig Präsident der Handelskammer zu Morlair und Direktor der Dampfschiffahrtsgesellschaft von Finistère.

Corbières (spr. -bjähr), Gebirgszug im franz. Departement Aude, Ausläufer der östlichen Pyrenäen, macht die Scheide zwischen den Flüssen Aude und Agly und erreicht 901 Meter höchste Erhebung.

Corbineau (spr. -noh), Jean Baptiste Juvenal, franz. General, geb. 1. Aug. 1776 zu Marchiennes bei Douay, ward Kapitän bei den reitenden Jägern der kaiserlichen Garde und nach der Schlacht bei Eylau Oberst eines Dragonerregiments. 1808 ging er als Brigadegeneral nach Spanien, erhielt nach der Schlacht von Burgos das Kreuz der Ehrenlegion, nahm theil an dem österreich. Feldzug von 1809 und ward bei Wagram schwer verwundet. Auf dem Rückzug aus Rußland abgeschnitten, mußte er sich durch die russische Armee und die umherschwärmenden Kosaken durchschlagen, erreichte nach fünf Tagen die französische Armee wieder und zeigte Napoleon I. an der Beresina den allein noch freien Uebergangspunkt bei Studzianka, wofür ihn der Kaiser zu seinem Adjutanten ernannte. Als Divisionsgeneral focht er bei Dresden, befehligte bei Kulm die Kavallerie Vandamme's, schlug sich durch und überbrachte, schwer verwundet, dem Kaiser die Botschaft von der verlorenen Schlacht. Im Jahr 1814 focht er bei Montmirail und vertheidigte Reims. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Ritter des Ludwigsordens und zum Großofficier der Ehrenlegion; doch trat C. bei Napoleons Rückkehr wieder zu diesem über, beobachtete den General Grouchy und wirkte in der Vendée. Nach dem Frieden blieb er disponibel, wurde 1825 mit vielen anderen Generälen mit dem Verbot, Uniform zu tragen, verabschiedet und starb 1830.

Corbinianus, Heiliger, einer der ersten Bischöfe und Missionäre in Bayern, geb. 680 in Chartres, erhielt 711 von Papst Gregor II. die bischöfliche Weihe

und den Auftrag, für die Ausbreitung des Christenthums zu wirken, predigte anfangs in Gallien, ließ sich darauf in Freisingen in Bayern nieder, taufte hier viele Ländereien, erbaute Kirchen und begann sein Bekehrungswerk, welches durch seine von des Herzogs Grimoald Eheweib Biltrud veranlaßte Flucht nach Tirol auf einige Zeit unterbrochen wurde. Er starb 8. Sept. 730. Sein Todestag wird 8. Sept., die Uebertragung seiner Gebeine aber als Hauptfesttag in Freisingen und Regensburg 20. Nov. gefeiert.

Corbould (spr. törbeld), 1) Henry, Maler, geb. 11. Aug. 1787 zu London, lernte bei seinem Vater und auf der Akademie, stellte seit 1807—1809 Zeichnungen aus der antiken Geschichte, 1811 aus der »Lady of the Lake« ꝛc. aus. Er entwarf Vorlagen für Bücherillustrationen, und es wurden nach seinen Zeichnungen die Gemäldesammlungen des Herzogs von Bedford, des Grafen Egremont u. a. gestochen. Sein Hauptwerk sind die Zeichnungen der Antiken des Britischen Museums für den Stich, an denen er 30 Jahre arbeitete. Von Zeit zu Zeit stellte er in der Akademie bis 1840 aus. Er starb 9. Dec. 1844 zu Robertsbridge.

2) Edward Henry, Sohn des vorigen, trug 1843 zu Westminster Hall für eine große historische Komposition den Preis von 100 Pfd. Sterl. davon. Er versuchte sich hierauf als Freskomaler, sein Hauptfeld aber blieb die Aquarellmalerei. Seine Arbeiten sind von in diesem Fache ganz ungewohnten Dimensionen; man lobt die große Fertigkeit im Zeichnen, vermißt aber die Tiefe der Empfindung, die er durch melodramatische Uebertreibungen vergebens zu ersetzen suchte. Genannt werden: die Londoner Pest von 1344, die schöne Rosamunde, die Canterburypilger (gestochen von Wagstaff), William von Cynesham, seine Thaten erzähleno, der Bildersturm zu Basel (1854). Auf der Pariser Weltausstellung von 1855 waren drei große Aquarellen: Die Ehebrecherin (im Besitz des Prinzen Albert), eine Scene aus der Oper »Der Prophet« (Königin Victoria) und der Graf Surrey, die schöne Geraldine mit Hülfe eines Zauberspiegels betrachtend; auf der von 1867 sah man den Tod Arthurs (Prinzessin Luise); die Aquarellausstellung von 1868 zu Berlin enthielt außer dem Bildersturm einen Cyklus hübscher Illustrationen zu »Undine«.

Corbulo, Gnäus Domitius, römischer Feldherr unter Claudius und Nero, ward, nachdem er unter Tiberius Prätor, unter seinem Schwager Caligula Konsul gewesen, von Claudius an den Niederrhein gesandt, um die Chaucen und Friesen zu bekämpfen. Da die Eifersucht des Kaisers ihm nicht gestattete, den glücklich begonnenen Krieg fortzusetzen, so ließ er, um seine Truppen zu beschäftigen, einen über 4 deutsche Meilen langen Kanal (Fossa Corbulonis) zwischen dem Rhein und der Maas ziehen, dessen Spuren man noch in dem Fliet zwischen Sluys und Leiden erkennen will, und eine Verschanzung (Corbulonis monumentum) anlegen, woraus wahrscheinlich Gröningen entstanden ist. Als Prokonsul von Syrien besiegte er sodann 58 n. Chr. den parthischen König Vologäses und dessen Bruder Tiridates, welche den König Rhadamistus von Armenien, einen römischen Bundesgenossen, angegriffen hatten. Eine neue Erhebung des Tiridates 63 und eine dritte zugleich mit Vologäses 66 endeten mit beider völliger Unterwerfung. Von dem auf seinen Ruhm eifersüchtigen Nero zurückgerufen und zum Tode verurtheilt, stürzte er sich in Kenchreä, dem Hafen von Korinth, in sein Schwert.

Corchorus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Tiliaceen, Kräuter oder kleine Sträucher mit einfachen Blättern, einzeln oder in Büscheln stehenden Blüten und schotenförmigen, vielsamigen Kapseln, finden sich in beiden Hemisphären, aber fast nur in den Tropen. C. olitorius *L.*, eine einjährige, 60 Centim. hohe Staude mit fast cylindrischer, 5 Centim. langer Kapsel, ist in Indien heimisch, wird aber überall in den Tropen und nördlich bis zum Mittelmeer kultivirt. Man benutzt die Blätter allgemein als wohlschmeckendes Gemüse, aber in einigen Theilen Indiens wird die Pflanze auch zur Gewinnung von Jute gezogen. Der größte Theil dieses Faserstoffs stammt aber von C. capsularis *L.* Dies ist ein bis 5 Meter hohes, einjähriges Gewächs mit dünnem, kaum verästeltem Stengel, 16 Centim. langen, 4—5 Centim. breiten, zugespitzten, gesägten Blättern, gelben Blüten und kleiner, rundlicher Kapsel. Es wird sehr allgemein in Indien, auch in Algerien, in Louisiana und Texas kultivirt, bisweilen als Gemüsepflanze, meist aber zur Gewinnung der Jute. Man säet den Samen im April oder Mai und erntet vor der Fruchtreife. Die Ausbeute soll zwei- bis fünfmal, nach einigen Angaben selbst zehnmal so groß sein wie bei Flachs und Hanf. Die abgeschnittenen Pflanzen befreit man von Seitentrieben, Blättern und Kapseln und legt sie in lockeren Bündeln in langsam fließendes Bachwasser, um schon nach einigen Tagen den Bast abzuziehen. Dies gelingt sehr leicht, und durch die einfachste Procedur erhält man ein sehr reines, feinfaseriges Produkt. Aus den zur Fasergewinnung nicht verwendbaren Stengelspitzen erhält man durch Gährung und Destillation einen guten Branntwein. Auch C. fuscus *L.* und C. decemangulatus *Roxb.* in Indien liefern Jute. C. siliquosus *L.*, in Westindien und im tropischen Amerika, wird von den Negern zur Anfertigung von Besen benutzt; die Blätter dienen in Panama als Surrogat des chinesischen Thees. S. Tafel »Gespinstpflanzen«.

Corcyra, s. Korkyra.

Corda (ital., franz. Corde), Saite; Corde à jour (C. à vide), die leere Saite beim Spielen der Streichinstrumente.

Corda, August Karl Joseph, verdienter deutscher Botaniker, geb. 22. Okt. 1809 zu Reichenberg in Böhmen, trieb schon als Handlungslehrling in Prag mit Vorliebe naturgeschichtliche Studien. Infolge seiner »Monographia Rhizospermarum et Hepaticorum« (Heft 1, Prag 1829) von Humboldt nach Berlin gezogen, beschäftigte er sich hier mit botanischen, namentlich mikroskopischen Untersuchungen und ward 1834 zum Kustos der zoologischen Abtheilung des vaterländischen Museums nach Prag berufen. Im Jahr 1847 machte er, vom Fürsten Colloredo mit den nöthigen Mitteln versehen, eine Reise nach Texas, fand aber auf seiner Rückkehr auf dem Schiffe Victoria im Atlantischen Ocean September 1849 seinen Untergang. Er veröffentlichte außer einer großen Anzahl kleinerer Arbeiten für Zeitschriften die mit den trefflichsten Abbildungen ausgestatteten und für die Kunde der Kryptogamen höchst bedeutenden Prachtwerke: »Icones fungorum hucusque cognitorum« (Prag 1837—54, II Bde.) und »Prachtflora europäischer Schimmelbildungen« (Leipz. 1839, franz. das. 1840), denen als wichtiger Beitrag zur Paläontologie die »Beiträge zur Flora

der Vorwelt« (Prag 1845) folgten. Von seinen übrigen Arbeiten sind namentlich noch die »Anleitung zum Studium der Mykologie« (Prag 1842), die Bearbeitung der Schwämme und Pilze für Sturms »Deutschlands Flora« sowie die »Skizzen zur vergleichenden Anatomie vor- und jetztweltlicher Pflanzenstämme« im 2. Band von Sternbergs »Flora der Vorwelt« (das. 1838) hervorzuheben.

Corday d'Armans (spr. kordä darmäng), Marie Aline Anne Charlotte, eine schwärmerische Jungfrau, berühmt durch Ermordung des Konventsdeputirten Marat, geb. 1769 zu St. Saturin bei Caen aus altadligem Geschlecht. Die Tyrannei der Schreckensmänner erfüllte sie mit Abscheu und dem schwärmerischen Wunsch, ihr Vaterland zu befreien. In diesem Entschluß wurde sie noch bestärkt durch persönliche Bekanntschaft mit den nach dem 31. Mai 1793 in die Normandie geflüchteten Girondisten. Sie begab sich daher im Juli 1793 nach Paris, um Robespierre oder Marat zu tödten. Schließlich wählte sie letztern, weil er in seinem »Ami du peuple« erklärt hatte, daß zur Befestigung der Republik noch 200,000 Köpfe fallen müßten. Sie erhielt nach wiederholten Versuchen bei Marat 13. Juli, abends 7 Uhr, Zutritt, als er sich eben im Bad befand. Sie berichtete ihm über eine angebliche Verschwörung zu Caen, und während Marat die Namen der Verschworenen niederschrieb, stieß sie ihm einen Dolch ins Herz, daß er niedersank und bald darauf verschied. Willig ließ sie sich verhaften. Man fand bei ihr eine Adresse an das französische Volk voll von schwärmerischem Patriotismus. Während des Processes zeigte sie eine bewundernswerthe Festigkeit, vernahm ihr Todesurtheil mit Gelassenheit und betrat 17. Juli 1793, abends gegen 7 Uhr, freudig und mit edlem Anstand das Blutgerüst. Als sie guillotinirt war, rief Adam Lux, Abgeordneter der Stadt Mainz: »Seht, sie ist größer als Brutus!« und büßte dafür mit dem Leben. Vgl. **Dubois**, Charl. C. (Par. 1838); **Batel**, Charlotte C. et les Girondins (das. 1872, 3 Bde.).

Cordeliers (franz., spr. kord'lieh, »Strickträger«), in Frankreich die regulirten Franciskaner, so genannt nach ihrer Tracht; während der französischen Revolution die Mitglieder eines politischen Klubs, der, 1790 nach dem Vorbilde der »Konstitutionsfreunde«, des spätern Jakobinerklubs, konstituirt, zu Paris in der Kapelle eines Klosters der genannten Mönche seine Versammlungen hielt und erst im Bunde, dann im Kampf mit den Jakobinern den Mittelpunkt der Dantonisten bildete und auf den Gang der Revolution in Paris einen großen Einfluß ausübte, dann aber in den Verdacht gerieth, daß er unter seinen Mitgliedern Agenten fremder Höfe zähle, welche die Revolution zu korrumpiren suchten, und nach Dantons Sturz seinen Einfluß verlor.

Cordes (spr. kord), Stadt im franz. Departement Tarn, Arrondissement Gaillac, am Cérou, mit (1872) 2536 Einw., welche sich vorzugsweise mit Leinwandfabrikation beschäftigen, eine derjenigen Städte Frankreichs, welche am meisten ihr mittelalterliches Aussehen bewahrt haben.

Cordes, Johann Wilhelm, Maler, geb. 14. März 1824 zu Lübeck, studirte in Prag, dann in Düsseldorf, wo er sich an Lessing und Gude anschloß. Im Jahr 1856 ließ er sich wieder in Lübeck nieder, ging aber schon drei Jahre später nach Weimar, welches nun sein beständiger Wohnsitz blieb, bis er 16. Aug. 1869 zu Lübeck starb. C. malte hauptsächlich feingestimmte Landschaften und Seebilder, gewöhnlich mit reicher Staffage; die Motive entnahm er zumeist dem Norden Deutschlands und dann Skandinavien, wohin er zwei Reisen gemacht hatte. Für den Großherzog von Oldenburg malte er zwei größere Bilder, nachdem er dessen Truppen im Mainfeldzug 1866 begleitet hatte. Das Werk indessen, welches seinen Namen allgemein bekannt gemacht hat, ist die viel besprochene »Wilde Jagd«, die von Phantasie zeugte, aber eine tiefere Formenkenntnis und bedeutendere Technik erfordert hätte, als sie C. zur Verfügung standen. C. starb 16. Aug. 1869 zu Lübeck.

Cordia *Plum.* (Kordie, Brustbeerbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Kordiaceen, Bäume und Sträucher in den heißen Ländern von Asien und Amerika, mit einfachen, lederartigen, abwechselnden Blättern, endständigen Blütenrispen, Trugdolden oder Trauben und einsamiger Steinbeere. C. Myxa *L.* (C. officinalis *Lam.*), mit rundlichen, ganzrandigen Blättern und kleinen, weißen, wohlriechenden Blüten in doldentraubigen Rispen, ist ein 6—9 Meter hoher Baum in Ostindien, Arabien und Aegypten. Die eiförmigen, 2,5 Centim. langen, dunkelgrünen, nach dem Trocknen fast schwarzen Früchte (Sebestenae, Myxae, Jujubae nigrae, Sebesten, schwarze Brustbeeren), haben ein weiches und angenehm schmeckendes Fleisch und kamen sonst getrocknet nach Europa, indem sie gegen Husten, Heiserkeit und Brustbeschwerden im Gebrauch waren. In ihrer Heimat benutzt man sie als Obst. Die Wurzel dient in Ostindien als gelindes Purgirmittel, die adstringirende Rinde zu Gurgelwässern, und das Holz, woraus die Mumienbehälter der alten Aegypter verfertigt worden sein sollen, eignet sich am besten zum Feuermachen durch Reibung. C. latifolia *Roxb.*, in Indien, wird der genießbaren Früchte halber kultivirt; aus jungen Pflanzen erhält man einen blaßbräunlichen, glanzlosen, ungemein festen Bast, welcher als solcher benutzt wird und durch fortgesetzte Röstung die Narawali fibre liefert, die zu groben Geweben, Seilen, Tauen, Netzen verwendet wird. Eine sehr ähnliche Faser erhält man aus C. angustifolia *Roxb.* und der ihr nahe stehenden Gundul fibre von C. Rothii *R.* et *Sch.* C. Sebestena *L.*, ein in Westindien heimischer, immergrüner Baum mit länglich eirunden, spitzigen, rauhen Blättern, großen, rothen Blüten in Endtrauben und süßen, birnförmigen, schleimigen, genießbaren Früchten, liefert Rosenholz; ebenso C. scabra *Desf.* auf Martinique. C. Gerascanthus *L.*, ein 9 Meter hoher Baum in Bergwäldern Westindiens und Brasiliens, mit weißlichen, geruchlosen Blüten in Endrispen, liefert das Bois de Cypre, Bois de Rhodes, Spanish Elm, Rosenholz.

Cordiaceae, s. Korbiaceen.

Cordicŏlae (lat.), Verehrer des Herzens Jesu und der Maria, eine jesuitische Brüderschaft von Männern und Frauen, zuerst im 17. und 18. Jahrh. in Frankreich und neuerdings auch in Bayern verbreitet.

Cordier (spr. -dieh), Charles Henri Joseph, ausgezeichneter franz. Bildhauer, geb. 1. Nov. 1827 zu Cambrai, trat 1846 in die École des Beaux-Arts zu Paris, wo er unter Fauginet und Rude sich bildete. Da er frühzeitig Vorliebe und Geschick zur Darstellung der verschiedenen Menschenrassen zeigte, sandte ihn die französische Regierung nach Afrika; die Mannigfaltigkeit der Charaktertypen und die farbige Welt, die sich ihm hier darboten, wurden für

seine Kunstweise bestimmend. Er lieferte seitdem eine große Anzahl orientalischer Statuen und namentlich Büsten, nachdem schon 1848 sein Said Abdalla erschienen war. 1851 sah man von ihm einen Neger von Timbuktu, 1852 die Büste einer »afrikanischen Venus« und die Gruppe eines chinesischen Ehepaars. In den Bronzebüsten eines Mongolen und einer Mongolin (1853) versuchte er eine größere Farbenwirkung zu erzielen, welcher Richtung er seitdem treu geblieben ist. Wichtig für die Kenntnis von Cordiers Kunstweise war namentlich der Salon 1857, in dem 12 afrikanische Büsten, zumeist von Bronze, erschienen. Das malerische Princip, das sich in allen diesen Werken aussprach, suchte C. häufig durch die Zusammenfügung verschiedener Stoffe und durch Uebersilberung noch zu verstärken; so lieferte er viele Werke, die aus Bronze und Marmor zusammengesetzt waren, schritt aber noch weiter und sandte auf den Salon 1863 die Büste einer algierischen Jüdin aus emaillirter Bronze, Onyx und Porphyr, 1864 eine junge Mulattin aus Bronze, Email und Onyx, 1866 die lebensgroße Statue einer Araberin aus Bronze, Email und Onyx, 1867 die Büste eines Fellah aus Bronze, Gold, Silber, Türkisen und Porphyr. Die zwei Fackelhalter (Ludwig XVI.) aus Onyx und vergoldeter Bronze und die Lampengestelle (arabische Frauen) aus Onyx und Bronze auf der Wiener Weltausstellung von 1873 bewiesen, daß C. auch in das Kunsthandwerk seine Grundsätze übertrug. C. hat übrigens auch nicht der orientalischen Welt angehörige Skulpturen geliefert, so das Standbild des Marschalls Gérard (1856 zu Verdun enthüllt), den Triumph der Amphitrite (Gipsgruppe, 1861), Johannes den Täufer für den Thurm St. Jacques-la-Boucherie daselbst, die Statuen der Harmonie und Poesie für die Neue Pariser Oper u. a. C. ist ein ausgesprochener Realist von geringer Phantasie, zeigt aber eine scharfe Beobachtungsgabe; seine Versuche, die Plastik farbiger zu gestalten, was in der römischen Kaiserzeit seine Analogien findet, verdienen durchaus Anerkennung. Freilich wird der echt plastische Stil, der den einzelnen Stoffen ihre entsprechende Behandlung anweist und sie dadurch aus dem bloßen Prunk zur vollen Kunsthöhe emporhebt, erst von dem nachfolgenden Geschlecht wieder zu erobern sein; Cordiers Bestrebungen aber bilden dazu jedenfalls eine nicht unwichtige Vorstufe.

Cordierit (Dichroït, Jolith), nach dem Mineralogen Cordier benanntes Mineral aus der Klasse der wasserfreien Amphoterolithe, das in seiner Zusammensetzung der Formel $2MgO\ 2Al_2O_3\ 5SiO_2$ am nächsten kommt; jedoch ist in der Regel ein Theil der Thonerde durch Eisenoxyd vertreten, auch enthält das frische Mineral schon etwas (0,5—2,2) Wasser. C. krystallisirt rhombisch, findet sich aber meist in rundlichen Körnern eingewachsen; die als Halbedelsteine verwendeten (Luchs- oder Wassersaphir) werden auf Ceylon als Geschiebe gefunden. Härte 7—7,5. Er ist schwer schmelzbar und in Säuren nur wenig löslich, zeigt ausgezeichneten Dichroismus, d. h. er läßt nach verschiedenen Richtungen verschiedene Farben des Lichts hindurchtreten; in der Richtung der Hauptaxe erscheint er dunkelblau, senkrecht dagegen bläulich grau. Wegen dieser Eigenschaft ist er auch als mikroskopisches Gemengtheil der Gesteine mit Sicherheit zu erkennen. Deutliche Krystalle haben sich bei Bodenmais in Bayern, an verschiedenen Punkten in Skandinavien und Finnland, am Ural und bei Haddam in Connecticut gefunden. An allen genannten Punkten erscheint er als untergeordneter Gemengtheil von Granit- und Gneisgesteinen (Cordieritgneis von Rochsburg u. a. O. in Sachsen); doch findet er sich auch zuweilen in jüngeren vulkanischen Gesteinen. In den älteren Gesteinen ist der C. vielfach schon mehr oder weniger zersetzt, oft gänzlich zu Pseudomorphosen umgewandelt, die sich von dem ursprünglichen Mineral durch geringern Kiesel- und Thonerde-, aber höhern Wassergehalt sowie durch einen beträchtlichen Gehalt an Alkalien (4—10 Proc. Kali) unterscheiden. Die meisten dieser Umwandlungsprodukte sind als selbständige Mineralien beschrieben worden. So ist der Chlorophyllit von Haddam in Connecticut ein C., der nur geringe Zersetzung, einem Netzwerk von Molekularspalten folgend, erkennen läßt; beim Aspasiolith von Krageroe ist dieselbe schon weiter fortgeschritten; im Praseolith von Brewig in Norwegen ist nur noch hier und da ein Cordieritkörnchen und im Gigantolith von Tammela in Finnland nichts mehr davon erhalten. Auch im Pinit, der in manchen Graniten rundlich säulenförmige Pseudomorphosen bildet, ist nur selten von dem ursprünglichen Mineral noch etwas übrig geblieben.

Cordilleras (spr. -dilje-), s. Kordilleren.

Cordouan, la Tour de (spr. tahr dö kordoáng), berühmter Leuchtthurm auf einem Felsen (dem Ueberrest einer vom Meer allmählich verschlungenen Insel), an der Mündung der Gironde im franz. Departement Gironde; hat 63 Meter Höhe, eine Basis von 43 Meter Durchmesser, eine Laterne von 7 Meter Höhe und ist auf 27 Seemeilen sichtbar. Er wurde 1584—1610 unter Heinrich III. und Heinrich IV. erbaut, später unter Ludwig XIV. (1665) restaurirt.

Córdova (Cordoba), 1) Provinz in der span. Landschaft Andalusien, grenzt im N. an die Provinzen von Ciudad Real und Badajoz, im O. an Jaen, im S. an Granada und Malaga, im W. an Sevilla (Grenze der Zenil) und Badajoz und hat einen Flächeninhalt von 13,442 QKilom. (211,1 QM.) mit nur (1870) 382,652 Einw. (28 auf 1 QKilom.). Der Boden ist reich an Erzen, Salz und Steinkohlen und producirt besonders Getreide, Oel und Wein. Die ländliche Bevölkerung wohnt, wie in anderen Gegenden Spaniens, sehr zerstreut; sie züchtet zahlreiche Pferde, Esel und Maulthiere. Die Industrie ist von keinem Belang. — Die gleichnamige Hauptstadt, zur Maurenzeit eine Stadt ersten Ranges und der Sitz der Wissenschaften (s. unten), liegt amphitheatralisch am olivenbedeckten Abhang eines Zweigs der Sierra Morena, in einer äußerst fruchtbaren, von Landhäusern besäeten Vega am rechten Ufer des hier halbmondförmig gekrümmten Guadalquivir. Sie ist in Gestalt eines länglichen Vierecks erbaut und schließt im weiten Umfang ihrer alten, hochgethürmten Mauern auch Gärten und Weinberge ein. Das Innere derselben besteht zumeist aus engen und schmutzigen Straßen und schlechten, oft verfallenen Häusern, deren Dächer mit Unkraut bedeckt sind. Weitläufiger gebaut und schöner sind die Vorstädte, so z. B. die stark bevölkerte an der Nordseite und das sogen. Campo de la Verdad am linken Flußufer, wohin eine Steinbrücke von 15 Bögen führt und wo ein wohlerhaltenes maurisches Kastell liegt. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich der große Hauptmarkt (Plaza mayor) aus, der

von guten, dreistöckigen, durch Säulen gestützten und mit drei Balkonreihen versehenen Häusern umgeben ist. Das wichtigste und berühmteste Gebäude der Stadt ist die Kathedrale, an deren Stelle zur Zeit der Römer ein Janustempel, später eine christliche Kirche der Gothen, endlich eine prächtige, von Abd ur Rahmân I. zu Ende des 6. Jahrh. aufgeführte Moschee (nächst der Kaabah zu Mekka der größte mohammedanische Tempel, s. Tafel »Baukunst VIII«, Fig. 5) standen. Der jetzige christliche Dom, noch meist »la Mezquita« genannt, ist im wesentlichen noch ganz der arabische Bau und erinnert mit seinen hohen Einfassungsmauern und den viereckigen Eckthürmen eher an eine Festung als an ein Gotteshaus. Durch einen Glockenthurm tritt man in einen 140 Meter langen und 68 Meter hohen, mit Orangenbäumen rings umpflanzten Hof. Ein Portikus von 72 Marmorsäulen umgibt ihn auf zwei Seiten, und mehrere plätschernde Fontänen vollenden das echt orientalische, still träumerische Bild dieses Vorhofs der Andacht. Die Kirche selbst bildet ein längliches Viereck und ist im Innern 195 Meter lang und 80 Meter breit. 860 schlanke Säulen (jede aus einem 6,5 Meter hohen Marmorblock gearbeitet), auf welche Pfeiler aufgesetzt sind, um das Höhenverhältnis zu vergrößern, tragen die von Kapitäl zu Kapitäl schwebenden hufeisenförmigen Bögen, die, von kleineren, halbkreisförmigen und auf den Pfeilern ruhenden Bögen überwölbt, das Mauerwerk stützen, auf welchem die flache Decke, nur 11,5 Meter über dem Fußboden, ruht. 32 Säulenhallen laufen von O. nach W., 16 von N. nach S., und zwar die letzteren in weiteren Dimensionen als die ersteren. Mitten in den Dom ist nach spanischer Sitte ein Chor hineingebaut, was die Einheit des Ganzen stört. Zur Zeit des Chalifats wurde das Innere der Moschee von 4700 geschliffenen Krystallampen erleuchtet. C. ist Sitz eines Bischofs und besitzt außer der Kathedrale noch 15 Kirchen sowie 19 ehemalige Nonnen- und 17 Mönchsklöster, einen bischöflichen Palast, 7 Spitäler, einen Cirkus für Stiergefechte, eine Akademie für Mathematik und Zeichenkunst, ein Lyceum, ein Priesterseminar, ein Institut nebst anderen Unterrichtsanstalten, eine Bibliothek und ein Kunstmuseum. Die Bevölkerung beläuft sich auf ca. 45,000 Seelen. Die Industrie der Stadt hat sich in neuester Zeit gehoben. Nicht unbedeutend sind besonders die Gold- und Silberarbeiten; dagegen ist die früher sehr berühmte Fabrikation von Leder (Korduan) und die ehedem ebenfalls belangreiche Pferdezucht jetzt gesunken. C. ist der Geburtsort der beiden Seneca, des Lucanus und Averrhoes, der Dichter Luis de Gongora und Juan de Mena, des Bildhauers Alonso Cano und des Malers Pablo de Céspedes Zambrano. Die Stadt soll von den Phönikern gegründet und von ihnen Karta Tuba (»große Stadt«) genannt worden sein. Bei den Römern hieß sie Corduba (in Hispania baetica am Bätis gelegen) und war als blühende Kolonie derselben (Colonia Patricia) neben Gades (Cadiz) die wichtigste Handelsstadt von ganz Hispanien. Sie war zugleich Sitz eines Prätors und Obergerichtshofs und hatte das Münzrecht. Von C. hatte auch das Cordubense aes seinen Namen, eine Erzmischung, die von hier in Menge nach Rom geliefert wurde. Wie stark die Bevölkerung von C. schon zu Cäsars Zeit war, ergibt die Nachricht, daß, als derselbe die Stadt nach längerer Belagerung in seine Gewalt bekommen hatte, allein innerhalb der Mauern 22,000 Einw. niedergemacht wurden. Von König Leovigild 571 erobert, ward C. Sitz eines westgothischen Bischofs; 711 ward es von dem Mauren Tarik, Musa's Feldherrn, in Besitz genommen. Nachdem darauf Abd ur Rahmân I., der 756 das Chalifat von C. gründete, die Stadt zu seiner Residenz erwählt hatte, schwang sie sich bald zur blühendsten und wichtigsten Stadt der Halbinsel empor. Ihre Glanzzeit fällt in das 10. Jahrh., unter Abd ur Rahmân III., Al Hakem II. und Almanzor. Sie war damals eine heilige Stadt des Islam, das »Mekka des Westens« und hatte ca. 30 Kilom. im Umfang, 1 Million Einwohner, 600 Moscheen, 60,000 größere Gebäude, 900 öffentliche Bäder, eine Universität mit einer Bibliothek von 600,000 Bänden und 80 Freischulen. Die Pracht der Hofhaltung und der königlichen Paläste (die Residenz Azzahra mit 4300 Marmorsäulen) grenzte ans Fabelhafte. Dabei war sie der Hauptsitz der Poesie, der Künste (namentlich der Baukunst) und Wissenschaften (Mathematik, Astronomie und Astrologie, Chemie und Medicin), und Gewerbfleiß und Handel, Acker-, Garten- und Bergbau standen in schönster Blüte. Nach dem Sturz des Chalifats 1031 kam C. an die Beni Dschewar, 1060 an die Abbaditen von Sevilla, 1091 an die Almoraviden, 1148 an die Almohaden und 1236 an Kastilien, von wo sein gegenwärtiger Verfall datirt. Im Jahr 1589 wurde die Stadt von einem heftigen Erdbeben heimgesucht. Am 7. Juni 1808 wurde sie von den Franzosen unter Dupont erobert.

2) Einer der Staaten oder Provinzen des Argentinischen Bundes (s. Karte »Argentinische Republik«), grenzt gegen O. an Santa Fé, gegen N. an Santiago del Estero und Catamarca, gegen W. an Rioja, San Juan und San Luis und hat 43,911 QKilom. (2613,8 QM.) Flächeninhalt. Der größte Theil des Gebiets wird von den Pampas eingenommen, den kleineren bedeckt die Sierra de Cordova. Die Bewässerung ist spärlich, das Klima sehr gesund, doch viel trockener als in den östlicher liegenden Staaten; der Landbau fordert bereits künstliche Bewässerung. Die Zahl der Einwohner betrug 1869: 210,508; sie leben überwiegend von der Viehzucht und treiben Landbau vorzugsweise nur im Gebirge, hier auch etwas Bergbau (auf Kupfer und Silber). Nicht unbedeutend ist der Handel, besonders der Transithandel zwischen den beiden Küsten Amerika's, für welchen die Stadt C. ein Hauptstapelplatz geworden ist. Der Staat zerfällt in 14 Departements. — Die Hauptstadt C. liegt 416 Meter hoch im Thal des Rio primero, ist regelmäßig gebaut, doch jetzt sehr in Verfall gerathen und hat 11 Kirchen, darunter die Kathedrale, eine der schönsten in ganz Südamerika, und 5 Klöster. Sie ist besonders ausgezeichnet durch die wissenschaftlichen Anstalten (Universität, Colegio de Montserrat, eine Art Gymnasium, Seminar), die noch aus der frühern spanischen Zeit stammen, und hat über 20,000 Einw. C. wurde 1573 von Hieronymus Cabrera gegründet, von König Philipp V. von Spanien zur Hauptstadt der damaligen Provinz Tucuman erhoben, später Hauptort der südlichen Jesuitenmissionen, während der spanischen Herrschaft Sitz der Wissenschaft und Mittelpunkt aller Lehranstalten des spanischen Südamerika. Von den übrigen Ortschaften ist die bedeutendste Concepcion del Rio cuarto; es gibt sonst keine Städte, selbst Dörfer sind selten, der größte Theil der Bevölkerung lebt auf den Landgütern zerstreut.

3) Stadt im mejikan. Staat Veracruz, östlich von Orizaba, lieblich an einem Bergrücken gelegen, in sehr fruchtbarer Gegend, 851 Meter ü. M., wurde zur Zeit der Blüte Huatasco's von den reichen Einwohnern dieser Stadt gegründet und zur Zeit der Spanier zu den reichsten Städten des Landes gerechnet. Jetzt ist der Ort verfallen und zählt kaum noch 5000 Einw. mit 4 Kirchen und einigen Schulen.

Cordōva, 1) Gonsalvo Fernandez de C. y Aguilar, span. Heerführer, geb. 1443, diente zuerst unter Ferdinand und Isabella gegen Portugal und dann gegen Granada. Im Jahr 1495 ward er von Ferdinand dem Katholischen dem König von Neapel gegen die Franzosen zu Hülfe geschickt, landete bei Reggio und vertrieb die Franzosen rasch aus Unteritalien, wofür er den Beinamen »der große Kapitän« erhielt und vom König Friedrich von Neapel zum Herzog von Sant'Angelo erhoben wurde. Als sodann König Ludwig XII. von Frankreich 1500 in Verbindung mit Spanien neue Angriffe auf Neapel machte, wurde die spanische Flotte unter C. in die italienischen Gewässer geschickt, um Neapel für die Verbündeten zu erobern. Der eigentliche Zweck wurde durch eine kurze Expedition gegen die Türken versteckt; 1501 aber wandte sich C. nach Süditalien, unterwarf dasselbe und schloß Tarent ein, welches 1. März 1502 kapitulirte. Bald aber entstand über die Theilung des eroberten Neapel Streit zwischen den Franzosen und Spaniern. Eine Zeitlang wurde der Krieg wie ein ritterliches Turnier um Barletta geführt, wohin sich C. begeben hatte; im Januar 1503 aber wurde der Herzog von Nemours, der die Franzosen befehligte, zu einem verlustvollen Rückzuge genöthigt und 28. April 1503 bei Cerignola völlig geschlagen, wobei er selber fiel. C. hielt einen glänzenden Einzug in Neapel, und das ganze Königreich außer Gaëta erkannte die spanische Herrschaft an. Der Krieg nahm dann im Herbst 1503 seinen Fortgang am Garigliano, bis C. im December 1503 das französische Heer zersprengte und Gaëta zur Ergebung zwang. C. wurde nun zum Vicekönig ernannt, erregte aber durch die große Beliebtheit, die er durch kluge und umsichtige Verwaltung gewann, die Eifersucht des Königs Ferdinand, der ihn 1506 unter äußeren Auszeichnungen nach Spanien zurückrief, wo er vom Hof zurückgezogen lebte und 2. Dec. 1515 starb. Er war der Begründer der spanischen Ueberlegenheit im Feld.

2) Gonsalvo Fernandez de C., Fürst von Maratra, diente von Jugend auf, besonders in den Niederlanden, erhielt von Spinola das Kommando in der Pfalz, besiegte 8. Mai 1622 mit Tilly den Markgrafen von Baden bei Wimpfen, wandte sich dann nach den Niederlanden und siegte bei Fleurus. 1628 zum Generalgouverneur von Mailand ernannt, half er den zwischen Spanien und Frankreich wegen des Veltlins entstandenen Krieg beilegen, eroberte im mantuanischen Erbfolgekrieg Montferrat, hob aber die Belagerung von Casale zu voreilig auf und ward deshalb seines Gouvernements entsetzt. Noch einmal befehligte er 1632 in den Niederlanden und starb 16. Febr. 1645.

3) Fernando Fernandez de, geb. 1792, trat 1810 in die spanische Armee und betheiligte sich als Generalleutnant beim Aufruhr vom 7. Okt. 1841 in Madrid, erhielt 1847 das Präsidium im Kriegsministerium, wurde sodann Befehlshaber der Infanterie und besetzte als solcher, 1849 dem Papst zu Hülfe gesandt, Gaëta. Seit 8. März 1850 Generalkapitän von Neukastilien und seit 1851 von Cuba, wurde er 1853 zum Generaldirektor der Kavallerie ernannt. Bei dem Aufstand am 17. Juli 1854 mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt, lehnte er dies ab, schritt aber als Befehlshaber der Reiterei sehr energisch gegen die Aufständischen ein und mußte infolge davon vor dem Volkshaß nach Frankreich fliehen. Im Jahr 1856 nach Spanien zurückgekehrt, trat er wieder in seine frühere Stellung als General ein und starb 1860.

4) Don Luis Fernandez de, Bruder des vorigen, span. General, geb. 1799 in Cadiz, erklärte sich als Officier 1820 entschieden gegen die Proklamirung der Konstitution von 1812 und bereitete mit dem König den Aufstand der Garden 7. Juli 1822 vor, mußte aber nach Paris fliehen. Er diente sodann in der Glaubensarmee unter Quesada in Navarra und später im Korps des Herzogs von Angoulême. Er mißbilligte jedoch die Reaktionsmaßregeln der Regierungsjunta von Ovarzun und bewirkte durch Martignac deren Auflösung. Als Günstling des Königs stieg er von Stufe zu Stufe. 1824 zum Generalmajor befördert, wurde er 1825 Gesandtschaftssekretär in Paris, 1827 Geschäftsträger in Kopenhagen, dann außerordentlicher Gesandter zu Berlin, von wo er 1830 auf die Nachricht von der Julirevolution in sein Vaterland zurückkehrte. Bald ward er aber durch Calomarde's Intriguen genöthigt, Spanien wieder zu verlassen. Auf dem Rückweg focht er in den Pyrenäen gegen die unter Mina und Valdes eindringenden Konstitutionellen und kehrte im Winter 1831 auf seinen Gesandtschaftsposten zurück. Im Jahr 1832 zum Gesandten in Lissabon ernannt, unterstützte er die Sache Dom Miguels. Bei Don Carlos verdächtigt, schloß er sich der Gegenpartei an, focht unter den Christino's und ward 1835 Oberbefehlshaber der Nordarmee. Dieser Stelle war er aber nicht gewachsen und mußte daher seine Entlassung nehmen. Nach der Revolution von La-Granja und der Herstellung der Konstitution von 1812 ging er nach Frankreich; doch beschwor er die Konstitution und beobachtete von Paris aus die Vorgänge in Spanien. Als er bei der Ministerkrisis December 1836 übergangen wurde, versuchte er, sich den Exaltado's anzuschließen; aber seine Bewerbungen um die Volksgunst blieben fruchtlos, und als er endlich von Pamplona zum Abgeordneten bei den Cortes ernannt worden, raubte ihm sein schwankendes Benehmen vollends alles Vertrauen. Er stellte sich November 1838 mit Narvaez an die Spitze einer Bewegung in Sevilla, mußte als Nebenbuhler Espartero's die Flucht ergreifen und starb zu Lissabon 29. April 1840.

Gordyēne (Gordyäa), im Alterthum Landschaft in Armenien, zwischen dem Tigris und dem See Thospitis (dem jetzigen Wansee) gelegen, wurde, als zur Zeit des Mithridatischen Krieges Tigranes und Phraates darum stritten, von Pompejus dem erstern zugesprochen, war, nachdem sie Trajan erobert, bald römisch, bald persisch, bis sie im schimpflichen Frieden des Jovianus förmlich an die Perser abgetreten wurde.

Cordyceps *Fr.*, Pilzgattung aus der Ordnung der Pyrenomyceten, auf Insektenleichen wachsend, aus denen die ziemlich großen, gestielten, keulenförmigen, fleischigen und meist gelb gefärbten Fruchtkörper hervorkommen, in deren keulenförmigen Theil die zahlreichen kleinen Perithecien mit nach außen sehender Mündung eingesenkt sind. Am bekanntesten ist

C. militaris *Link*, dessen orangefarbene Keule bis 5 Centim. hoch wird, und den man in Wäldern auf todten Insektenlarven findet. Die in den Sporenschläuchen enthaltenen fadenförmigen Sporen werden zur Reifezeit aus den Perithecienmündungen ausgestoßen. De Bary hat die Keimung und Weiterentwickelung derselben verfolgt. Auf feuchter Unterlage entwickeln sich aus den Keimschläuchen der Sporen quirlig verzweigte Fruchthyphen, welche Reihen von runden Konidien abschnüren; letztere lassen, auf den Körper gesunder Insekten gebracht, ihre Keimschläuche in denselben eindringen; diese entwickeln sich dort weiter und verursachen dadurch Erkrankung und zuletzt den Tod des Thiers. Auf den Leichen bildet der Pilz zunächst wiederum konidientragende Hyphen, und als zweite Fruchtform erscheinen erst später die keulenförmigen Peritheciенträger. Es springt hiernach die Analogie des Pilzes mit der nur in der Konidienform bekannten **Botrytis Bassiana** in die Augen, welche an verschiedenen Schmetterlingsraupen auftritt und die Ursache der Muscardine genannten Krankheit der Seidenraupen ist, und es gewinnt die Vermuthung Raum, daß auch von diesem Pilz eine dem C. gleiche oder ähnliche peritheciентragende Fruktifikationsform existirt. Vgl. Seidenraupenkrankheit.

Cordyline *Juss.*, Pflanzengattung aus der Familie der Asphodeleen, Sträucher oder kleine Bäume mit schöner palmenartiger Krone aus ganzen, langen, schwertförmigen oder linealen Blättern, reichblütigen Blütenrispen und mehrsamigen Beeren. Die Cordylinen, welche vorzugsweise in Australien und auf den Inseln des Großen Oceans heimisch sind, werden sehr allgemein mit den Dracänen zusammengefaßt und selbst als Dracänen bezeichnet. Sie unterscheiden sich aber von diesen durch die mehr als dreisamigen Beeren, durch die in einem mehr oder minder spitzen Winkel vom Hauptblattnerven sich trennenden und im Rand verlaufenden Blattnerven und durch die Bildung von Ausläufern. C. **Eschscholtziana** *Mart.* (C. **heliconiaefolia** *Otto et Dietr.*, **Dracaena brasiliensis s. esculenta** *Hort.*), von den Südseeinseln, wird in Brasilien, Japan und China kultivirt, ist baumartig mit ziemlich breiten Blättern und hat eßbare Wurzeln (Stolonen), welche eine nahrhafte und gesunde Speise darbieten und als »Ti« benutzt werden. C. **australis** *Hook.*, aus Neuseeland, ist ebenfalls baumartig, auch bei uns über 4 Meter hoch, bisweilen verästelt mit sehr schöner lebhaft grüner Krone. C. **superbiens** *C. Koch* (C. **indivisa** *Hort.*), mit steif abstehenden, schmalen Blättern, aus Neuseeland, und mehrere andere Arten, darunter die rothbuntblätterigen Varietäten von C. **Terminalis** *L.*, auf den Sundainseln, Molukken, Philippinen, in Ostindien, Hinterindien und China, und besonders häufig C. **rubra** *Hüg.* (**Dracaena rubra**), aus Neuseeland, sind bei uns beliebte Zierpflanzen. C. **australis** und **superbiens** werden sehr häufig in Gärten kultivirt, und C. **rubra** ist namentlich in Nordostdeutschland eine der gewöhnlichsten Zimmerpflanzen (Palme), die z. B. in Berlin zu vielen Tausenden herangezogen wird.

Coregönus, Renke, Fischgattung.

Corella, Stadt in der span. Provinz Navarra, in anmuthiger Lage am Alhama, der nördlich dem Ebro zufließt, mit 5000 Einw., liefert viel Getreide, Hanf, Wein, Oel und Lakritzensaft und besitzt eine sehr besuchte Septembermesse.

Corella, s. Papageien.

Corelli, Arcangelo, berühmter Violinist und Komponist, der Vater des modernen Violinspiels, geboren im Februar 1653 zu Fusignano im Bolognesischen, erhielt den ersten Unterricht in der musikalischen Theorie von dem päpstlichen Sänger Matteo Simonelli und soll im Violinspiel Bassani zum Lehrer gehabt haben. Im Jahr 1672 ging er nach Paris, von wo ihn aber Lulli's Eifersucht bald wieder vertrieb. Dann bereiste er Deutschland, stand eine Zeitlang im Dienste des Kurfürsten von Bayern zu München und kehrte 1681 nach Italien zurück, wo er sich in Rom dauernd niederließ und sich alsbald durch die Vollendung seines Spiels einen weit verbreiteten Ruhm erwarb. Namentlich war es die Schönheit seines Tons und der ausdrucksvolle Vortrag, wodurch er allgemeine Bewunderung erregte, während in der Ueberwindung technischer Schwierigkeiten ihn andere übertrafen. Sein besonderer Gönner war der Kardinal Ottoboni, in dessen Haus er wohnte und regelmäßige Konzerte gab. Zur Hebung der Oper und Kirchenmusik in Rom trug er wesentlich bei. Bei einem Besuch in Neapel um 1680 spielte er vor dem König und im Theater in einer Oper Al. Scarlatti's, entfernte sich aber wieder, als er sein Ansehen geschwächt glaubte. Die Furcht, zurückgesetzt zu sein, trübte seine letzten Jahre; er starb 18. Jan. 1713. Seine Werke bestehen in zahlreichen Sonaten für Violine, meist zu drei Stimmen (zwei Violinen und Baß), sowie in Konzerten (Concerti grossi), und gleichwie seine Technik die Grundlage zur weitern Entwickelung des Violinspiels geworden ist, so ist er es auch gewesen, der in seinen Sonaten, wenngleich der Umfang derselben noch nicht ausgedehnt ist, die Form der Violinsonate (die er aus der Suitenform herausbildete) für die Folgezeit feststellte. Dabei erheben sich seine Stücke über bloße Virtuosenleistung durch selbständigen musikalischen Gehalt. Eine Reihe seiner Sonaten (12 Sonate di camera und 12 Sonate di chiesa) hat Joachim in der Chrysander'schen Sammlung »Denkmäler der Tonkunst« neu herausgegeben.

Corentyne, ein ansehnlicher Fluß in Guayana, entspringt am Acaraigebirge an der Grenze gegen Brasilien (in 2° 21′ nördl. Br.), fließt gegen N. großentheils durch Savannen und bildet bis zu seiner Mündung in den Atlantischen Ocean die Grenze zwischen dem britischen und holländischen Guayana. Er ist voll kleiner Eilande und bildet viele malerische Kaskaden und Stromschnellen.

Corenzio, Belisario, Maler, geb. 1558 in Achaja, lernte in Venedig fünf Jahre lang unter Tintoretto, begab sich dann aber um 1590 nach Neapel, wo er mit Ribera und Caracciolo eine Genossenschaft einging, welche über andere Künstler eine förmliche Diktatur ausübte. Annibale Carracci und Guido Reni vertrieb er von Neapel; am meisten aber hatte Domenichino von ihm zu leiden, der schließlich auf sein und seiner Genossen Anstiften vergiftet worden sein soll. Auch seinen ehemaligen Schüler L. Roderigo vergiftete er aus Neid über den Beifall, den ein Gemälde desselben gefunden hatte. Erfreulicher als sein Charakter sind seine Gemälde, in denen er eine lebendige Phantasie und eine seltene Fertigkeit der Hand zeigt; freilich verführten sie ihn nur zu häufig zur dekorativen Schnellmalerei. Von seinem Lehrer Tintoretto hat er kaum etwas geerbt, desto mehr aber erinnert er an die Manier der Neapolitaner Naturalisten. Er starb 1643 infolge eines Falls von einem Gerüst.

Coreópsis *L.* (Mädchenauge, Wanzenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, schlanke Stauden in Nordamerika mit abwechselnden oder gegenständigen Blättern, trugdoldig gruppirten Blüten und zusammengedrückten, geflügelten, begrannten Achenen. Mehrere Arten, wie C. grandiflora *Hoset.* mit 60—120 Centim. hohem, aufrechtem, ästigem Stengel, entgegengesetzten, sitzenden, glatten, am Grund gewimperten Blättern und sehr schönen, 5 Centim. im Durchmesser haltenden Blüten mit gelbem Strahl und gelber Scheibe, und C. lanceolata *L.*, aus Virginien und Carolina ꝛc., werden als Zierpflanzen kultivirt.

Corfe-Castle (spr. körf-kässl), alter Flecken in der engl. Grafschaft Dorset, auf der Halbinsel Purbeck, mit einer gothischen Kirche und einem verfallenen Kastell, das bald als königl. Residenz, bald als Staatsgefängnis gedient hat, und auf welchem Eduard der Märtyrer ermordet wurde. Der Ort hat 1500 Einw., meist Steinhauer und Töpfer.

Corfinium, im Alterthum Hauptstadt der Peligner in Samnium, am Aternus, jetzt Pentina bei Popoli, war im Bundesgenossenkrieg der Mittelpunkt der Bundesgenossen und bestimmt, die Hauptstadt des neu zu gründenden italischen Reichs zu werden, daher eine Zeitlang Italica genannt. Die Reste der alten Stadt bei der Kirche San Pellino sind nur unbestimmte Trümmerhaufen, die aber reiche Ausbeute an Inschriften gewährten.

Corge (spr. kohrdsch, Kobrasch, Koorge, Corja), Zählmaß für Manufakturen in Ostindien und dem ostindischen Archipel, = 20 Stück, à 4 Gundah; in Singapore für Javatabak, = 40 Körbe.

Corgnále (spr. kornj-, Corgnal, Kornial), Dorf in der österreich. Grafschaft Görz, Bezirk Sessana, nahe bei Triest, mit 783 Einw., ist berühmt durch die herrliche Stalaktitengrotte Vileniza, die von vielen der Adelsberger Höhle vorgezogen wird.

Cori, Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Velletri, mit (1871) 6223 Einw., liegt prächtig an einem Ausläufer des Lepinobergs (dem alten Volskergebirge) und zerfällt in eine Ober- und Unterstadt, die durch einen Olivenhain von einander getrennt sind. Die Umgegend erzeugt Wein, Feigen, Oliven in Fülle und von vorzüglicher Güte und enthält insbesondere ausgezeichnete Tabakpflanzungen. C. ist das alte Cora der Latiner, das der Sage nach von Albalonga aus gegründet und im Bürgerkrieg von der Partei des Marius verheert wurde. Sulla ließ den Ort wieder erstehen, und aus dieser Zeit stammen die interessantesten der noch vorhandenen Ruinen. Im Mittelalter taucht C. erst im 13. Jahrh. wieder auf und ward im 15. Jahrh. durch Ladislaus von Neapel neu befestigt. Seit 1404 ist es Kammergut der Stadt Rom. Unter den Ruinen des Alterthums sind hervorzuheben: die Mauern, deren man kyklopische, latinische, altrömische und Sullanische unterscheidet, eine prächtige antike Brücke (in 21 Meter Höhe einen Bergbach überspannend), ein zierlicher römisch-dorischer Herkules- und ein Dioskurentempel, eine Marmor-Ara mit Medusenhaupt (Taufbecken in der Kirche San Pietro), antike Inschriften u. a.

Coria, 1) (das Caurium der Römer) Stadt in der span. Provinz Caceres (Estremadura), rechts am Alagon, Sitz eines Bischofs, mit römischen Mauern und Thürmen, einem starken Kastell, schönem gothischen Dom und 3000 Einw. Eine alte siebenbogige Brücke steht jetzt auf dem Trockenen, da der Fluß seit dem 17. Jahrh. einen andern Lauf verfolgt. Hier 876 Schlacht zwischen den Asturiern und Arabern; 1706 ward C. von den Portugiesen erobert. — 2) (C. del Rio) das römische Caura, Stadt in der span. Provinz Sevilla, am Guadalquivir, mit 4000 Einw.

Coriandrum *L.*, s. Koriander.

Coriaria *L.* (Gerberstrauch, Gerbermyrte), Pflanzengattung aus der Familie der Simarubeen, Sträucher mit eckigen, oft rankenden Aesten und Zweigen, einfachen, dreirippigen, meist zweizeiligen Blättern, kleinen, an der Spitze der kurzen Zweige in Trauben stehenden Blüten und beerenartiger, drüsiger Frucht. C. myrtifolia *L.*, ein sparriger, bis 1,25 Meter hoher Strauch in Südeuropa und Nordafrika mit kurzgestielten, länglich lanzettförmigen, unbehaarten Blättern, ist in sämmtlichen Theilen, zumal in den Blättern und Früchten, narkotisch giftig. Man kultivirt ihn als Zierstrauch (der bei uns im Winter gedeckt werden muß) und benutzt ihn wegen seines bedeutenden Tanningehalts zum Gerben und Schwarzfärben. Einige Sorten vom französischen (provençalischen) Sumach stammen von C. myrtifolia. C. sarmentosa *Forst.* ist ein 2 Meter hoher Strauch auf Neuseeland mit glänzend schwarzen Beeren, die einen dunkelrothen, sehr angenehm schmeckenden Saft enthalten. Die Samen sind giftig, weshalb die Neuseeländer beim Genuß der Beeren oder ihres Saftes, in den sie ihre gebackene Farnwurzel tauchen, jene vorsichtig entfernen. Von C. nepalensis *Wall.*, aus dem Himalaya, der in allen Theilen größer ist als C. myrtifolia und gleichfalls als Zierstrauch kultivirt wird, sollen die Früchte ohne Nachtheil genossen werden; von C. ruscifolia *L.*, in Peru, dienen die Früchte zum Gerben und Schwarzfärben. C. thymifolia, in Neugranada, enthält einen röthlichen, bald schwarz werdenden Saft, der eine so treffliche Dinte liefert, daß zur spanischen Zeit alle officiellen Dokumente damit geschrieben werden mußten.

Corigliano (spr. -riljá-), Stadt in der ital. Provinz Cosenza (Kalabrien), Kreis Rossano, Sitz einer Prätur, liegt amphitheatralisch an einer Anhöhe und am gleichnamigen Fluß, 1 Kilom. vom Golf von Tarent, ist von einem dichten Olivenhain umgeben, hat ein hübsches bethürmtes Baronialschloß, ein Gymnasium und (1871) 10,572 Einw., welche Citronen-, Oliven- und Weinbau und Seidenzucht treiben. Eine merkwürdige Wasserleitung umzieht malerisch den Hügel.

Corinne City (spr. -rinn ssitti), Städtchen im nordamerikan. Staat Utah, am Bärenfluß, der in den Großen Salzsee mündet, und an der nach dem Stillen Ocean führenden Eisenbahn gelegen, mit (1870) 783 Einw.

Corinth (spr. kór-), kleiner, aber strategisch wichtiger Ort im nordöstlichen Theil des nordamerikan. Staats Mississippi, an der Mobile-Ohiobahn, die sich hier mit der Memphis-Charlestonbahn kreuzt, mit (1870) 1512 Einw.; diente den Konföderirten während des Bürgerkriegs als hauptsächlichster Verbindungspunkt zwischen dem Osten und Westen ihres Gebiets. Diese Bedeutung seiner Lage hatten die Konföderirten von vornherein erkannt und daher die Generäle Beauregard und Johnston Corinths Befestigung sich angelegen sein lassen. Wiederholt war die nächste Umgebung von C. der Schauplatz größerer Kämpfe. Anfang April 1862 standen die Unionisten unter Grant und die Armeen der beiden genannten

südstaatlichen Generäle bei dem nur wenige Meilen von C. entfernten Shiloh in zweitägigem Streit einander gegenüber. Unter Hallecks Führung zogen die Unionstruppen hierauf noch näher an C. heran und lieferten den Konföderirten bei Farmington, östlich von C., 5. und 9. Mai zwei siegreiche Treffen. Ehe der Monat zu Ende ging, war der wichtige feste Punkt C. den Händen der Konföderirten entwunden. Im Oktober desselben Jahrs suchten dieselben unter General Price aufs neue in den Besitz von C. zu kommen, wurden indeß von General Rosecrans, welcher inzwischen dort sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, zurückgeworfen und verfolgt, bis sie am Fluß Hatchie eine vollständige Niederlage erfuhren.

Coriolāno, italienisirter Name einer Familie aus Nürnberg, welche eigentlich Lederer hieß.

1) Christoph, Formschneider, geboren zu Nürnberg, ließ sich um 1560 in Venedig nieder und schnitt hier in Holz, namentlich für die Ornithologie des Ulysses Aldrovandini, die »Ars gymnastica« des Mercurialis, ferner die Künstlerbildnisse zu Vasari's »Vite de' pittori, scultori e architetti«. Ausgabe von 1568.

2) Giovanni Battista, Enkel des vorigen, geboren angeblich zu Bologna, war daselbst als Maler Schüler Valesio's, widmete sich dann aber hauptsächlich dem Kupferstich. Auch einige Holzschnitte, deren Daten zwischen 1619 und 1625 fallen, sind von ihm bekannt. Er starb zu Bologna angeblich 1649, jedenfalls lebte er noch 1639.

3) Bartolomeo, wahrscheinlich jüngerer Bruder des vorigen, geboren angeblich zu Bologna, war der letzte bedeutende ital. Formschneider. Er wandte gewöhnlich zu seinen Werken drei Helldunkelplatten an. Seine Blätter sind zumeist nach Guido Reni ausgeführt. Urban VII. verlieh ihm den Titel eines Ritters des Ordens der Santa Casa di Loreto. Die Daten auf seinen Blättern gehen von 1630—47.

Coriolānus, Gnäus Marcius, römischer Patricier, zeigte schon als Jüngling entschlossenen Muth und zeichnete sich besonders bei der Belagerung der Volskerstadt Corioli aus, weshalb er den Ehrennamen C. erhalten haben soll. Bald aber verdunkelte er den erworbenen Ruhm durch seine rücksichtslose Schroffheit gegenüber dem Volk. Als nämlich zur Linderung einer Theuerung der Senat in Sicilien Getreide aufgekauft hatte, wollte C. dasselbe dem Volk nur unter der Bedingung überlassen wissen, daß es auf die tribunicische Gewalt verzichte. Er wurde deshalb von den Volkstribunen in Anklagestand versetzt und trotz der eifrigen Bitten der Patricier von den Tributkomitien (491 v. Chr.) für schuldig erklärt, worauf er voll Rachedurst nach Antium zu den Volskern ins Exil ging. Von diesen neben Attius Tullus zum Feldherrn gewählt, brach er an der Spitze eines Heers in das römische Gebiet ein und drang bis in die Nähe von Rom vor (488). Von hier aus verwüstete er die Ländereien der Plebejer, verschonte aber die der Patricier, um den Samen zu neuem Hader in Rom auszustreuen. Hier war alles in der äußersten Bestürzung; das Volk beschuldigte den Senat des Einverständnisses mit C. und weigerte sich, die Waffen zu ergreifen; der Senat sah sich daher genöthigt, C. zu ehrenvoller Rückkehr in die Stadt einzuladen. Die Gesandtschaft brachte jedoch die trostlose Antwort zurück, C. sei jetzt Feldherr der Volsker und werde deren Interesse zu wahren wissen; wollten sie Frieden, so müsse den Volskern alles ihnen früher entrissene Land zurückgegeben werden. Neue Abgesandte und endlich selbst die Priester und Augurn, die, mit ihren heiligen Amtsinsignien angethan, im feindlichen Lager erschienen, brachten keinen günstigern Bescheid zurück. Endlich zogen die römischen Frauen, an ihrer Spitze des C. alte Mutter Veturia und seine Gattin Volumnia mit ihren kleinen Kindern, ins Lager. Die mahnende Anrede der Mutter brach Coriolans Trotz. Mit den Worten: »Rom hast Du gerettet, Mutter, aber Dein Sohn ist verloren!« ließ er das Zeichen zum Rückzuge geben. Die Nachrichten über sein Ende lauten verschieden. Nach einigen soll Tullius ihn des Verraths angeklagt und einen Aufstand gegen ihn erregt haben, in welchem er erschlagen worden sei; nach anderen soll er ein hohes Alter erreicht und sein Exil oft beklagt haben. Die Frauen errichteten an dem Ort, wo sie ihr Vaterland gerettet hatten, der weiblichen Fortuna einen Tempel, in welchem Veturia Oberpriesterin wurde. C.' Leben hat Plutarch beschrieben, und seine Schicksale hat Shakespeare zu seiner Tragödie »C.« verarbeitet.

Coriŏli, im Alterthum Stadt der Volsker in Latium, der Waffenplatz derselben, von G. Marcius (daher »Coriolanus« genannt) zerstört und schon in der spätern Römerzeit spurlos verschwunden.

Corisco, Bai an der Westküste von Südafrika, bildet ein Glied des Golfs von Guinea und wird durch die Vorgebirge St. John und Esterias begrenzt. In dieselbe fließt der für größere Schiffe hinlänglich tiefe Muni (Danger River), dessen Mündung gegenüber die Gruppe der felsigen, den Spaniern gehörenden Coriscoinseln liegt.

Corium (lat.), Lederhaut, s. Haut.

Cork, die größte Grafschaft der irischen Provinz Munster, grenzt nordwestlich an Kerry, nördlich an Limerick, östlich an Tipperary und Waterford, südlich und südwestlich an den Ocean und nimmt einen Flächenraum von 7442 QKilom. (135 QM.) ein. Die Küste hat eine Entwickelung von nahezu 320 Kilom. mit zahlreichen sicheren Häfen und Buchten, unter denen die Bantrybai, Dunmanusbai, Long Islandbai, im äußersten Westen die Clonakiltybai, die Häfen von Kinsale, Cork und Youghal an der Südküste die bedeutendsten sind. Die Oberfläche ist größtentheils hügelig, und nur nördlich am Blackwater und im östlichen Theil der Grafschaft kommen Ebenen von größerer Ausdehnung vor. Die Hügel erreichen ihre bedeutendste Höhe im W., wo der Taur in den Knockaduanbergen 399 Meter, der Caherbarnagh 680 Meter, der Pinkeen 708 Meter und der Hungry Hill an der Bantrybai bis zu 683 Meter sich erheben, letzterer mit einem Bergsee, aus welchem einer der schönsten Wasserfälle hervorstürzt. Die Flüsse Blackwater, Lee und Bandon durchfließen die Grafschaft von W. nach O. und trennen sie in vier Theile, sind aber wegen ihres reißenden Laufs nur in der Nähe der Mündung schiffbar. Von der gesammten Oberfläche bestehen 24 Proc. aus Ackerland, 56 Proc. aus Weide und etwa 3 Proc. aus Wald. Angebaut werden namentlich Klee, Gerste, Hafer, Weizen, Kartoffeln, Rüben, dann Flachs, Waid, Kohl und Obst. Die Viehzucht bringt Butter und Käse in den Handel, und der Viehstand beträgt 62,000 Pferde, 350,000 Rinder, 300,000 Schafe und 150,000 Schweine. An den Küsten wird lebhafte Fischerei betrieben (von 12,000 Menschen mit 2300 Booten). Steinkohlen und Kupfer werden ausgebeutet, auch Eisenerze kommen vor. Der Gewerbfleiß

beschäftigt sich namentlich mit Whiskybrennerei, Brauerei, Wollspinnerei, Leinweberei und der Ausfuhr von Landesprodukten. Die Grafschaft wird von N. nach S. durch die große Eisenbahn, die von Dublin über Tipperary nach der Stadt Cork führt, und von W. nach O. durch die von Tralee über Mallow bis Fermoy fortgeführte Bahn durchschnitten; erstere theilt sich bei Cork und führt rechts bis Dunmanway (projektirt bis zur Bantrybai), links bis Youghal. Die Zahl der Bewohner betrug 1851: 563,158 Seelen, 1871: 516,046, wovon 91 Proc. katholisch.

Die gleichnamige Hauptstadt, nach Größe und Bevölkerung die dritte Stadt Irlands, liegt in tiefer, von ansehnlichen Hügeln umgebener Schlucht, auf beiden Seiten und auf einer Insel des Lee, 7 Kilom. oberhalb dessen Mündung in die schöne Bai von C. (Cork Harbour), und zählt (1871) 78,383 Einw. (gegen 85,732 im Jahr 1851). Schöne Quais fassen den Fluß ein, und tiefe Kanäle ermöglichen den Transport der Waaren bis in das Innere der engstraßigen, düstern Stadt. Des feuchten Klima's halber sind die Häuser von oben bis unten mit Schiefer bekleidet. Einige neuere Straßen, von Reichen bewohnt, sind breit, sauber, schön, die Gassen dagegen vernachlässigt. Ueber den Fluß und dessen Arm führen 9 meist elegante Brücken, welche die Verbindung mit den hoch gelegenen Vorstädten vermitteln. Auf der Insel befinden sich der Gerichtshof, ein klassischer Bau (1835 errichtet), das Zollhaus, die Börse und die Mehrzahl der dem Handel gewidmeten Gebäude. Am nördlichen Ufer stehen die Kasernen und die katholische Kathedrale, am südlichen Ufer die protestantische Hauptkirche, die meisten Bildungsanstalten, die Kornbörse, das Irrenhaus und ein öffentlicher Park. Insgesammt besitzt C. wohl über 30 dem Gottesdienst gewidmete Gebäude, einschließlich der Manns- und Frauenklöster; für höhere Bildung sorgen Queen's-College und eine Arzneischule. Es bestehen daselbst ein Museum, eine Kunstsammlung und mehrere gelehrte Gesellschaften, zwei Theater, Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art. C. hat wenig Manufakturen; nur die Gerberei, die in sehr zahlreichen Etablissements betrieben wird, ist bedeutend. Außerdem liefert es Glaswaaren, Messerschmiedewaaren, vorzügliche lederne Handschuhe und Seife; Brennereien, Brauereien und Kornmühlen sind zahlreich. In C. fließen die landwirtschaftlichen Produkte aus der Umgegend zusammen; Butter, Schlachtvieh und Pökelfleisch, Eier und Lachs bilden die Hauptausfuhrartikel, gehen aber nur in geringem Maß ins Ausland. In Queenstown (Cove), dem Vorhafen Corks, verproviantiren sich häufig die englischen Kriegsschiffe. Der Gesammtwerth der Einfuhr vom Ausland belief sich 1872 auf 2,202,894 Pfd. Sterl., während die Ausfuhr britischer Produkte nur einen Werth von 37,068 Pfd. Sterl. erreichte. Unter der Einfuhr waren 4,315,864 Ctr. Getreide und Mehl, 135,535 Gallonen Wein, 55,396 Gallonen Branntwein, 11,933 Ctr. Zucker, dann Holz, Tabak und Kartoffeln. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr waren Eisenwaaren, Butter und Schießpulver. Zum Hafen gehörten 274 Schiffe (darunter 46 Dampfer) von zusammen 34,801 Tonnen. Es kamen an: 469 Schiffe von 189,403 Tonnen vom Ausland, 2237 Schiffe von 505,557 Tonnen im Küstenhandel, und liefen aus: 130 Schiffe von 46,658 Tonnen nach dem Ausland und 1345 Schiffe von 376,880 Tonnen im Küstenhandel. Dabei sind die im Küstenhandel in Ballast ein- und ausgelaufenen Schiffe nicht inbegriffen.

Corleone, Kreisstadt in der sicil. Provinz Palermo, an der Quelle des Belio, mit mehreren Kirchen, einem Gymnasium, Hospital und einer Gemeindebevölkerung von (1871) 16,304 Seelen.

Cormaggiore (spr. -mädschohre), s. Courmayeur.

Cormantin, Seeplatz an der Goldküste Guinea's, im Lande der Fanti, war 1663—1807 unter dem Namen Neuamsterdam holländische Kolonie.

Cormenin (spr. korm'näng), Louis Marie de la Haye, Vicomte de, franz. Publicist, geb. 6. Jan. 1788 zu Paris, wurde Advokat, trat 1810 als Auditeur in den Staatsrath und wurde 1813 einem der Regierungskommissäre beigegeben, die Vorkehrungen gegen den Einfall der Alliirten treffen sollten. 1814 war er als Maître des requêtes Beisitzer des Staatsraths, begab sich aber 1815, nach Napoleons I. Rückkehr von Elba, nach Lille. Nach der zweiten Restauration trat er wieder in den Staatsrath, wo er wichtige Fragen der Staatsverwaltung bearbeitete und sich der gemäßigt-liberalen Partei anschloß. Im Mai 1828 zum Deputirten gewählt, unterzeichnete er 1830 die Adresse der 221. Als ihn nach Auflösung der Kammer 1830 Orléans abermals wählte, schied er aus dem Staatsrath, um rücksichtslos als Abgeordneter zu wirken. Ludwig Philipp verweigerte er den Huldigungseid, da ein Dynastiewechsel nur von der Gesammtheit der Nation entschieden werden könne. Da er kein Rednertalent besaß, aber eine desto gewandtere Feder führte, so wirkte er durch zahlreiche Flugschriften über die Tagesfragen unter dem Pseudonym Timon bedeutend auf die öffentliche Meinung ein. Als er aber in zwei Flugschriften die allgemeine Religionsfreiheit auch für den ultramontan gesinnten Klerus in Anspruch nahm, verlor er seine Popularität bei der demokratischen Partei und fiel bei den Wahlen von 1846 durch. Im Jahr 1831, bei Gelegenheit der Budgetdebatte, begann er seine berühmten »Lettres sur la liste civile«, die später in einem Band vereinigt und in zehn Jahren 25mal aufgelegt wurden. Nach der Februarrevolution von 1848 trat C. für das Departement der Seine in die Nationalversammlung und ward einer der Vicepräsidenten derselben. Als Vorsitzender der Verfassungskommission betheiligte er sich in demokratischer Richtung an der Abfassung der Konstitution, gerieth aber mit seinen Kollegen in heftigen Konflikt und trat noch vor Vollendung des Verfassungswerks zurück. Trotz seiner Opposition gegen die Aufnahme Ludwig Napoleons in die Nationalversammlung und seiner Protestation gegen den Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 ward er im August 1852 wiederum in den Staatsrath berufen und 1855 Mitglied des Instituts von Frankreich. Er starb 6. Mai 1868. Außer den theils unter seinem Namen, theils unter dem Namen Timon erschienenen Broschüren schrieb er viele politische und juristische Aufsätze in das »Journal des Débats« und andere Journale. Ferner veröffentlichte er: »Droit administratif« (Par. 1821, 5. Aufl. 1840; 2 Bde.); »Études sur les orateurs parlementaires« (das. 1836; später unter dem Titel »Livre des orateurs« oft aufgelegt, zuletzt 1869; deutsch, Leipz. 1848); die Volksschriften: »Dialogues de maître Pierre« (6. Aufl., Par. 1845) und »Entretiens de village« (1846; 8. Aufl., das. 1847). Eine Gesammtausgabe seiner »Pamphlets anciens et nouveaux de Timon« erschien 1870; nachgelassene

Schriften wurden 1868 unter dem Titel »Reliquiae« in 2 Bänden veröffentlicht.

Cormons, Flecken in der österreich. Grafschaft Görz, Bezirk Gradisca, rechts am Isonzo, nahe der venetian. Grenze, mit (1880) 4577 Einw., die Seidenzucht, Seidenspinnerei und Weberei treiben.

Cormontaigne (spr. -mongtâñ), Louis de, franz. General und Direktor der Fortifikationen in Lothringen und den drei Bisthümern, geb. 1695, trat früh in französische Dienste, führte 1728 die doppelten Kronwerke von Bellecroix und Moselle zu Metz aus sowie später die von Yutz zu Thionville, leitete 1734 als Oberingenieur die Belagerungen von Philippsburg und Trarbach, 1744 die von Menin, Ypern, La Knoque, Furnes, Freiburg und Tournay. Er starb 20. Okt. 1752. Seine Verbesserungen der Vauban'schen Befestigungsmanier bestehen vornehmlich in Vergrößerung der Bastionswinkel und Verkleinerung der Kurtinen, wodurch geräumigere Bastionen erzielt werden, in Vergrößerung des Ravelins durch Wegfall der Flanken und in der Anlage eines stärkern Reduits in der Kehle, in Vergrößerung der eingehenden Waffenplätze, Anlegung von lünettenförmigen Erdreduits mit vorliegendem Graben auf jenen sowie von permanenten Abschnitten in den dem Angriff besonders ausgesetzten Bastionen, in Herstellung einer Breite von 38 Schritten für den Hauptgraben, wodurch dem Feind für die Anlage von Kontrebatterien gegen die Bastionsflanken möglichst wenig Raum verstattet wird, und in zweckmäßiger Einrichtung der Profile, sofern die Bekleidungsmauern nur so hoch aufgeführt wurden, daß sie dem direkten Schuß entzogen blieben. Durch diese Vorschläge wurde C. der Schöpfer des noch heute in seinem Vaterland hoch gehaltenen neufranzösischen Fortifikationssystems. Als Mängel seiner Neuerungen machten Cormontaigne's Gegner geltend, daß die Flanken der Bastionen zu klein, und daß die langen Facen der spitzen Ravelins dem Ricochetfeuer zu sehr ausgesetzt seien (vgl. Festungsbau). Cormontaigne's »Architecture militaire par un officier de distinction« (Haag 1741) ward wieder abgedruckt in den »Oeuvres posthumes de C.« (Par. 1806—1809, 3 Bde.).

Cornāro, 1) Caterina, geb. 1454 zu Venedig aus einer angesehenen Patricierfamilie, ward 10. Juli 1468 durch Prokuration mit dem König Jakob II. von Cypern verlobt, aber erst 14. Juli 1472 mit demselben vermählt. Schon nach 8 Monaten starb Jakob II., und C., die vom venetian. Senat aus Politik als »Tochter der Republik« adoptirt worden war, wurde nun von der von Venedig auf Cypern eingesetzten Regierung in einer Art Gefangenschaft gehalten. Daher beschloß sie, zu entfliehen und zugleich dem Pratendenten auf die Krone von Cypern, dem zu Kairo verweilenden Prinzen Don Alfonso, natürlichem Sohn König Ferdinands von Neapel, ihre Hand zu reichen. Aber der Fluchtplan ward der Signorie verrathen und C. durch ihren Bruder auf Cypern fistirt. Im Frühjahr 1489 ward sie nach Venedig übergeführt und ihr die Herrschaft Asolo bei Bassano am Fuß der Alpen überlassen, wo sie im Verkehr mit Dichtern und Gelehrten ein reizendes Stillleben führte, das ihr Vetter P. Bembo in seinen »Asolanen« verherrlicht hat. Sie starb 10. Juli 1510. Vgl. Herquet in »Westermanns Monatsheften«, Bd. 29 (Braunschw. 1871).

2) Lodovico, geb. 1467, hatte bis zu seinem 40. Jahr einen höchst ausschweifenden Lebenswandel geführt, der ihn dem Tode nahe brachte, hielt dann aber eine so strenge Diät ein, daß er sein Alter bis auf 100 Jahre brachte. Sein makrobiotisches Verfahren beschrieb er in den »Discorsi della vita sobria« (Padua 1558 u. öfter; neu herausgeg. von Gamba, Vened. 1816; in viele andere Sprachen, ins Deutsche von Schlüter, Braunschw. 1789, übersetzt).

3) Lucrezia Elena C. Piscopia, geb. 1646, berühmt durch ihre Gelehrsamkeit, erhielt 1678 von der philosophischen Fakultät zu Padua das Doktordiplom und ward Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften Europa's; starb 1684. Ihre Werke (herausgeg. von Bacchini, Parma 1688) bestehen in schwülstigen Lobreden, Briefen, Disputationen, einigen Gedichten und rechtfertigen den Ruf, dessen sie genoß, keineswegs.

Cornea (lat.), die Hornhaut des Auges, s. Auge.

Corneae, s. Korneen.

Corneille (spr. -nāj), 1) Pierre, der Schöpfer des franz. Trauerspiels, geb. 6. Juni 1606 zu Rouen, wo sein Vater Generaladvokat war, vollendete seine Studien bei den Jesuiten, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit und nahm dann die Stelle eines Generaladvokaten der Table de marbre du Palais an. Sein Glück bei der Geliebten eines Freundes weckte sein dramatisches Talent; seiner »Mélite« (1629 aufgeführt), einem mit großem Beifall aufgenommenen Stück, folgten rasch nach einander: »Clitandre«, »La veuve«, »La galerie du Palais«, »La suivante«, »La place Royale«, »L'illusion«. Mit seiner an Seneca sich anschließenden, aber mit einer romantischen Liebschaft vermehrten Tragödie »Médée« betrat er eine neue Bahn. Aufgemuntert durch den ungemeinen Enthusiasmus, mit dem seine zweite Tragödie, »Cid« (1636; deutsch von der Gräfin Maltzan, Leipz. 1873), begrüßt wurde (obschon sie eigentlich im wesentlichen ein Plagiat aus Guillens de Castro »Mocedades del Cid« war), und unbeirrt durch die ihm von seinen Nebenbuhlern, namentlich Richelieu, gemachten Vorwürfe des Mangels an Originalität, schrieb er in schneller Folge und mit unverkennbarem Fortschritt an Freiheit des Geistes und Reichthum der Ausführung seine Hauptwerke: »Horaces« (1639), »Cinna«, »Polyeucte«, »La mort de Pompée«. Mit dem Lustspiel »Le menteur« (nach Alarcons »La verdad sospechosa«) verließ er die tragische Laufbahn, kehrte jedoch mit der »Rodogune«, einem Gewebe der buntesten Abenteuerlichkeiten, dahin zurück. In seinen folgenden Stücken: »Théodore vierge et martyre«, »Héraclius«, »Don Sanche de Aragon«, »Nicomède«, »Pertharide«, sank sein Ruhm immer mehr. Mißgestimmt durch die ungünstige Aufnahme seiner dramatischen Dichtungen, widmete er sich der poetischen Bearbeitung des Thomas a Kempis (1656). Mit dem »Oedipe«, »Sertorius« und »Othon« kehrte er nochmals mit Glück zum Drama zurück; »Sophonisbe«, »Agésilas« und »Attila« (1667) aber ließen den großen Dichter nicht wieder erkennen, und seine letzten Stücke: »Bérénice«, »Pulchérie« und »Suréna« (1675), wurden nicht einmal zur Aufführung angenommen. C. starb als Senior der Akademie, deren Mitglied er seit 1647 gewesen, 1. Okt. 1684. Obgleich ein Mann von überlegenem Geist, stand C. doch, den »Cid« etwa ausgenommen, zu sehr unter dem Einflusse seines Zeitalters. Die Darstellung der sanfteren Gefühle gelang dem großen Tragiker weniger als die der Leidenschaften in ihrer gewaltsamsten Aeußerung, welche jedoch mehr ein rhetorisches und deklamatorisches als echt pathetisches Gepräge hat.

Die Schwäche seiner Stücke liegt meist in ihrer Anlage, die Stärke in der Dialektik. Treffend und unbefangen urtheilt über Corneille's dramatischen Geist und Stil sein Landsmann Victorin Fabre: »Lebhafte und kühne Entgegnungen, gedrängten, feurigen und blitzschnellen Dialog, rhetorische Entwickelungen, die natürlich und kräftig, imposant und pathetisch zugleich sind, Schwung des Gedankens, Wärme des Gefühls, Energie der Wendungen, echt leidenschaftliche Motive, verbunden mit den Vernunftschlüssen einer tapfern Dialektik, mit den Aeußerungen einer starken und tiefbewegten Seele und mit Zügen bewundernswürdiger Erhabenheit: dies alles findet man in Corneille's Dramen vereint; allein man findet darin auch häufig eine unglückliche Affektation der Dialektik, Raisonnement statt der Empfindung und, was das Schlimmste ist, ein unnatürliches Raisonnement, das in schulmäßige Spitzfindigkeiten ausläuft, ferner komische Naivitäten, vermischt mit den edlen Tönen der ernsten Tragik, endlich hohle Deklamation, verschrobene Größe, Ziererei und falsche Geistreichheit«. Ein Hauptverdienst dieses Dichters bleibt es übrigens, daß er die durch die Nachahmung der Antike bedingte Scheidung des Drama's in Tragödie und Komödie streng durchführte; von ihm ab fixirte sich auch die den Franzosen bis zur Revolution hin eigenthümliche Theorie für das Drama. Im gewöhnlichen Leben verrieth nichts an C. den bewunderten Dichter; im Umgang war er langweilig pedantisch, oft roh, und seine Kenntnisse beschränkten sich ziemlich auf das Theater. Außer den Tragödien und Lustspielen gab er 1632, als Anhang zum »Clitandre«, »Mélanges poétiques« heraus, die später als »Oeuvres diverses« (Par. 1638) erschienen. Die besten und vollständigsten Ausgaben von Corneille's »Oeuvres« sind die mit dem Kommentar Voltaire's (Genf 1747, 12 Bde.; neuere Ausg., Par. 1802, 12 Bde.), von Renouard (das. 1817, 12 Bde.), von Lefèvre (1824, 12 Bde.; neu herausgeg. durch Didot, 1854—55, wie die vorige mit Varianten) und die neueste von Marty-Laveaur (1862—66, 12 Bde.). Die Originalausgaben der einzelnen Stücke gehören zu den bibliographischen Seltenheiten. Eine vollständige und gute deutsche Uebersetzung besitzen wir nicht. Im Jahr 1834 wurde dem Dichter zu Rouen eine Bildsäule errichtet. Vgl. Taschereau, Histoire de la vie et des ouvrages de C. (Par. 1829, 3. Aufl. 1869); Levasseur, Vie de C. (das 1843, 2. Aufl. 1847); Picot, Bibliographie Cornélienne (das. 1874); besonders aber Guizot, C. et son temps (das. 1852, 6. Aufl. 1866), und Saint-René Taillandier, C. et ses contemporains (das. 1864).

2) Thomas, ebenfalls dramatischer Dichter, Bruder des vorigen, geb. 20. Aug. 1625 zu Rouen, schrieb schon als Schüler des Jesuitenkollegiums ein Lustspiel in lateinischen Versen, versuchte sich zuerst im Lustspiel (nach spanischem Vorbild) und trat dann (1656) mit der Tragödie »Timocrate« auf, die 80mal nach einander aufgeführt wurde. Man rühmt seiner Diktion größere Reinheit und Eleganz als der seines Bruders nach, doch übertrifft ihn dieser an Kraft und Tiefe. Die Zahl seiner dramatischen Stücke beläuft sich auf 42, wovon noch folgende bemerkenswerth sind: »Les engagements du hasard« (nach Calderon), »Ariane«, »L'inconnu«, »Le comte d'Essex«, »Bradamante«. C. starb zu Andelys 8. Dec. 1709 als Mitglied der Akademie der Inschriften. Größeres Verdienst als durch seine Dramen erwarb er sich als Sprachforscher. Er schrieb: »Dictionnaire pour servir de supplément au dictionnaire de l'Académie française« (Par. 1694, neue Aufl. 1732) und »Dictionnaire universelle géographique et historique« (das. 1708, 3 Bde.), welches Werk als Grundlage der Diderot'schen »Encyclopédie« betrachtet werden kann. Die vollständigste Ausgabe seiner dramatischen Werke ist die von 1722; gewöhnlich ist eine Auswahl seiner Dramen den Werken seines Bruders beigefügt.

Cornelia, eine der edelsten Römerinnen, Tochter des Scipio Africanus des Aeltern, Gemahlin des Sempronius Gracchus, Mutter der Gracchen, schlug nach dem Tod ihres Gemahls die Hand des Königs Ptolemäos von Aegypten aus, um sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmen zu können. Als sie einst nach ihrem Schmuck gefragt wurde, sagte sie, auf ihre Kinder zeigend: »Diese sind mein Schmuck«. Sie war nicht nur als Mutter der Gracchen, sondern auch wegen ihrer seltenen Bildung berühmt; ihre Briefe wurden wegen der Schönheit der Sprache von den Alten lange Zeit erhalten und allgemein bewundert. Ob die unter ihrem Namen auf uns gekommenen Bruchstücke zweier Briefe an ihren jüngern Sohn, in denen sie denselben von seinen Umsturzplänen abmahnt, echt sind, ist zweifelhaft. Das dankbare Volk ehrte sie später als die Mutter der Gracchen durch eine eherne Bildsäule.

Cornelisz, Jakob, Maler, geboren zu Oostzaan, war im ersten Drittel des 16. Jahrh. zu Amsterdam thätig. Ein mit seinem Monogramm bezeichnetes Bild, Triumph der Religion, von 1523, besitzt die Gallerie in Kassel, ein anderes, eine Herodias, von 1524, die im Haag. Weit bekannter aber ist er durch die zahlreichen Holzschnitte, die nach ihm geliefert wurden; dieselben gehen noch immer zumeist unter dem Namen Jan Walter van Assen, den man aus der unrichtigen Deutung des Cornelisz'schen Monogramms herausgelesen hatte. C.' Manier ist der des Lucas van Leiden verwandt, doch ohne diesem gleichzukommen.

Cornelius, Geschlechtsname mehrerer weit verzweigten alten römischen, theils patricischen, theils plebejischen Familien. Die hervorragendsten Cornelier s. unter den Namen: Scipio, Sulla, Lentulus, Dolabella, Cinna, Gallus und Tacitus.

Cornelius, Heiliger und Papst, ward, weil er dem Mars nicht opfern wollte, 252 enthauptet. Sein Gedächtnistag ist der 16. Sept.

Cornelius, 1) Peter, Ritter von, berühmter Historienmaler und Gründer einer eigenen Malerschule, geb. 23. Sept. 1783 in Düsseldorf. Sein Vater, Maler und Gallerieinspektor daselbst, lenkte frühzeitig den Knaben auf das Gebiet der Kunst, und dessen seltene natürliche Anlagen sowie reger Fleiß halfen ihm rasch weiter. Nach dem Tode des Vaters mußte der 16jährige Jüngling die dürftige Familie durch seine Kunstleistungen unterstützen. Von dem Düsseldorfer und nachmaligen Münchener Akademiedirektor P. v. Langer, welcher seiner Mutter anrieth, ihn das Goldschmiedhandwerk erlernen zu lassen, nicht nach seiner Befähigung erkannt, fand er in dem letzten Rektor der Kölner Universität, Professor Wallraf, den Gönner und Freund, welcher ihm den ersten größern Auftrag in den Chorgemälden für die Quirinkirche zu Neuß vermittelte. Sie sind leider bei der Restauration der Kirche 1865 übertüncht worden. Im Jahr 1809, nach der Mutter Tod, siedelte C. nach Frankfurt über, wo er unter anderem im Auftrag des Fürst-Primas v. Dalberg für das

Museum die heilige Familie mit der Mutter Anna malte. Seinen Ruhm aber begründeten die 12 Zeichnungen zu Goethe's Faust, die zum größern Theil in Frankfurt entstanden und von Ruscheweyh in Kupfer gestochen wurden; die Originalzeichnungen befinden sich im Besitz des Städel'schen Instituts. Goethe beurtheilte sie freilich nicht allzu beifällig und ahnte damals kaum die künftige Größe ihres Urhebers. Diese Zeichnungen und noch mehr die in Rom hergestellten, von Lips, Ritter, Barth und Amsler gestochenen Zeichnungen zu den Nibelungen lassen die Originalität des Künstlers schon in vollem Maß erkennen; denn wenn er auch darin den altdeutschen Meistern gefolgt ist, so sind sie doch durchaus selbständig und lehnen sich an keinen derselben an. Im Jahr 1811 begab sich C. nach Italien, wo damals namentlich in Rom die vaterländische Kunst unter der Einwirkung der Antike, der Werke Michelangelo's und Raffaels sowie der neu zum Studium empfohlenen älteren Italiener frische Wurzeln schlug. Nach C.' eigener Aeußerung wurden damals die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist von jenem Verein von Talenten, die von allem getragen wurden, was das Vaterland Heiliges, Großes und Schönes darbot und was der begeisterte Kampf gegen französische Tyrannei in den besseren Gemüthern anregte. Dieser Verein bestand aus Overbeck, Veit, Schadow, Schnorr u. a., denen sich in edler Geistesverwandtschaft auch viele Gelehrte angeschlossen hatten. Von dem preußischen Konsul Bartholdi erhielten C. und seine Genossen den Auftrag, ein Zimmer seines Hauses auf dem Monte Pincio mit Bildern aus der Geschichte Josephs in Aegypten zu schmücken. Die seit Mengs beinahe in Vergessenheit gerathene Freskomalerei wurde für diesen Zweck durch C. wieder ins Leben gerufen. C. übernahm für diesen Cyklus die Traumdeutung Josephs und die Erkennungsscene der Brüder. Die allgemeine Bewunderung, welche diese Werke erregten, verschaffte den Künstlern den Auftrag des Marchese Massimi, dessen Villa gegenüber dem Lateran mit Bildern aus Dante, Ariost und Tasso zu schmücken. Außer C. beschäftigten sich mit diesen Werken Overbeck und Schnorr; C. hatte außer einer kolorirten Zeichnung nur drei Kartons aus Dante's Paradies vollendet, als 1819 eine doppelte Berufung aus Deutschland an ihn erging. Der Kronprinz Ludwig von Bayern, der für die von ihm gesammelten Schätze der antiken Plastik die Glyptothek aufführen ließ, hatte C. ausersehen, dieselbe mit Freskomalereien zu schmücken; gleichzeitig ward C. von der preußischen Regierung, auf Veranlassung Niebuhrs, berufen, um die Malerakademie in Düsseldorf neu zu begründen. Die Ausführung der Bilder nach Dante bewerkstelligte P. Veit nach eigener Idee und später Koch und Führich; C.' großartige Entwürfe sind indeß in lithographirten Umrissen mit den sinnigen Erläuterungen des Professors Döllinger bekannt geworden. Gegen Ende 1819 kehrte C. nach Deutschland zurück und übernahm das Direktorium der Akademie in Düsseldorf, erhielt aber die Erlaubnis, die Sommermonate in München behufs der Ausführung der Freskomalereien in der Glyptothek zuzubringen. Im Frühjahr 1820 begann er, von einem Kreise strebsamer Schüler unterstützt, die Ausführung seines großen Werks. Die Fresken in den Hauptsälen der Glyptothek behandeln, der Bestimmung des Baues entsprechend, die griechische Götter- und Heldensage, doch nicht in isolirten Scenen, sondern in einer Reihe zusammengehöriger Darstellungen zu einem episch-didaktischen Gedicht verbunden. Im Göttersaal thront Eros als Mittelpunkt und ordnender Geist des Naturlebens; den vier Elementen sind die Jahres- und Tageszeiten, durch mythische Gestalten versinnlicht, angereiht, während das Hauptbild stets das Walten der Götter in den Naturreichen veranschaulicht: Zeus, der Beherrscher des Olymps und der Lichtwelt, mit den zur Aufnahme des Herakles versammelten Olympiern; Poseidon als Beherrscher der Wasserwelt, mit Amphitrite auf einem von Seepferden gezogenen Wagen fahrend, umgeben von Nereiden und Tritonen, Arion und Thetis; Pluton als Beherrscher der Unterwelt mit Proserpina und umgeben von den mythischen Gestalten des Hades, vor ihm Orpheus, um Eurydike wieder zu gewinnen. Diese Kompositionen sind ebenso großartig in der Erfindung und Zeichnung wie in der Stärke des Ausdrucks. Der Göttersaal wurde 1826 vollendet. Inzwischen war die Wirksamkeit des Meisters auch in Düsseldorf auf die Begründung der monumentalen Kunst gerichtet, und bald wurden seine hervorragenden Schüler in den Rheinlanden mit Freskenarbeiten beschäftigt. So Stilke, Stürmer und Anschütz mit dem unvollendet gebliebenen und jetzt verdeckten Jüngsten Gericht im Assisensaal zu Koblenz, Hermann, Götzenberger und Förster mit den Gemälden der vier Fakultäten in der Aula der Universität zu Bonn (Kartons in der Kunsthalle zu Karlsruhe). Andere arbeiteten für Baron v. Plessen auf dessen Villa bei Düsseldorf, für Graf Spee zu Heltorf; die Bestellungen des Reichsfreiherrn vom Stein für Schloß Kappenberg jedoch zerschlugen sich nach längeren Verhandlungen, und mit C'. Nachfolger, W. Schadow, änderte sich die gesammte Entwickelung der rheinischen Kunst. Als C. 1825 nach dem Tod Peter v. Langers als Direktor der Akademie nach München berufen ward, zogen viele seiner Schüler mit ihm, um an den Arkaden des königlichen Hofgartens, an den Deckengemälden des Odeons, an den Wandgemälden im Palast des Herzogs Maximilian von Bayern ꝛc. die damalige Richtung der neuen Schule zu bekunden, während sich im Neuen Königsbau unter Julius Schnorr ein mehr selbständiges künstlerisches Schaffen entwickelte. Zu demselben Jahr erhielt C. von dem nunmehrigen König Ludwig den persönlichen Adel. Darauf begann er die Ausschmückung des Saals der Ilias in der Glyptothek. Das Kreuzgewölbe der Decke wurde in 13 Räume getheilt und hier die Entstehung und der Beginn des Kampfs nebst den Charakteren seiner hervorragendsten Helden dargestellt, während die drei Lünetten der Wände die großen Momente des Kriegs, den Zorn des Achilles, den Kampf um den Leichnam des Patroklos und die Zerstörung Troja's, veranschaulichen Nach Vollendung dieser Arbeiten in der Glyptothek übernahm C. fast gleichzeitig zwei große Aufträge des Königs Ludwig, die Ausmalung der Ludwigskirche und die Bilder für die Loggien der Pinakothek. Im Jahr 1830 ging er nach Rom und entwarf hier den ersten Karton zu den Freskobildern für die Ludwigskirche, welcher im nächsten Jahr auf der Akademie in München ausgestellt wurde. Den Inhalt der Bilder für die Ludwigskirche bildet das allgemeine christliche Glaubensbekenntnis. Die Decke zeigt Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt, den Weltkörpern ihre Bahnen anweisend, umgeben von Engelchören und symbolischen Gestalten.

Die Seitenchöre enthalten die Geschichte Christi, seine Geburt und Kreuzigung. Die drei Kreuzgewölbe des Querschiffs zeigen das Walten des Heiligen Geistes und die religiöse Gemeinde. Das Hauptwerk des Meisters befindet sich aber an der Altarwand, nämlich das Weltgericht, von dem Meister ausnahmsweise selbst ausgeführt und das größte bis jetzt existirende Bild. Die Zeichnung hierzu fertigte C. während seines abermaligen Aufenthalts in Rom 1834 und 1835; die Ausführung geschah nach glücklich überstandener lebensgefährlicher Krankheit und wurde im Herbst 1840 beendet. Gleichzeitig arbeitete C. an den Skizzen für die 25 Loggien vor den Sälen der Alten Pinakothek. Als Vorwurf diente ihm dabei die Geschichte der christlichen Kunst von ihrem Aufschwung im Mittelalter bis zu ihrer höchsten Blüte und Vollendung. Die Darstellung erscheint in ähnlicher Weise, wie in den Loggien des Vatikans, reich mit Ornamenten und Arabesken ausgestattet, deren Einführung in die neuere Kunst ebenfalls C. zu verdanken ist. In abgeschlossenen Bildern sind Ereignisse aus den Lebensverhältnissen der Künstler dargestellt. Ausgeführt wurden diese Malereien von Professor Cl. Zimmermann. Dieselben wurden der erste Anlaß zu Mißverständnissen zwischen König Ludwig und dem Künstler, da jener auf Antrieb Klenze's dem Erfinder den weitern Einfluß auf die Ausführung nicht zugestehen wollte; da nun der König auch an den Malereien in der Ludwigskirche gewichtige Ausstellungen machte, so legte C. seine Stelle nieder und wurde Ostern 1841 von dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach Berlin berufen, vornehmlich um das Campo Santo mit Malereien zu schmücken. Das Grundthema gibt die Stelle des Römerbriefs: »Der Sold der Sünde ist der Tod; die Gnade Gottes aber ist das ewige Leben in Christus, unserm Herrn«. Das Ganze, in einer Gesammtlänge von 56 Meter, sollte in 55 auf die vier Wände eines rechteckigen, einen Hof umschließenden Arkadengangs vertheilten Gemälden darstellen: 1) Erlösung von der Sünde und ihren Folgen, Krankheit ꝛc., durch Christi Geburt und Tod — Ostwand mit 4 Hauptbildern: Christi Geburt, Klage um den Leichnam Christi, Heilung der Gichtbrüchigen, die Ehebrecherin; 2) Göttlichkeit Christi, deren Erkenntnis seinem Tod erst die welterlösende Bedeutung gibt — Westwand mit 3 Hauptbildern: Auferweckung des Jünglings von Nain, der auferstandene Christus bei den Jüngern, Auferweckung des Lazarus; 3) Fortsetzung des Werks Christi durch die Apostel — Südwand mit 5 Hauptbildern: Bekehrung Pauli, Petrus, Kranke heilend, das Pfingstfest, Märtyrerthum des Stephanus, Philippus, den äthiopischen Kämmerer unterweisend; 4) Ende des irdischen und Uebergang zum ewigen Leben — Nordwand mit 5 Hauptbildern: Auferstehung des Fleisches, das neue Jerusalem, Wiederkunft des Heilands, das gestürzte Babel, die apokalyptischen Reiter. Jedem Hauptbild reiht sich oben im Bogenkreis eine Lünette, weiter ein längliches Predellenbild an, während gemalte Nischen mit mehr plastisch gehaltenen Gruppen die Hauptbilder trennen. Diese Gruppen enthalten die Darstellung der acht Seligkeiten aus der Bergpredigt. Die Kartons dieses Werks, von denen ein Theil die Rundreise durch Deutschland gemacht hat, gehören zu dem Großartigsten, was die Kunst je geleistet hat Der unerschöpfliche Reichthum der Phantasie, die Wahrheit des Ausdrucks, die gewaltige Formengestaltung, die Frische und Lebendigkeit des Ganzen und die überall hervorbrechende Gedankenfülle können nicht anders als überwältigend wirken. Nichts ist konventionell, alles natürlich, von der Genialität der unverkennbaren Meisterhand zeugend. Was überhaupt C. vor allen anderen Malern der Neuzeit besonders eigenthümlich ist, ihn vor allen auszeichnet und ihm einen Ehrenplatz unter den Meistern aller Nationen und Zeiten sichert, das ist seine Gedankenfülle, die Verarbeitung der Idee, die Dichtung in der Kunst. Neben dieser kolossalen Arbeit entwarf C. während seines Berliner Aufenthalts die Zeichnung zu dem danach in Silber hergestellten »Glaubensschild«, den der König von Preußen dem Prinzen von Wales als Pathengeschenk widmete. Derselbe versinnbildlicht die Ausbreitung der Kirche, in deren Schoß der königliche Prinz aufgenommen werden sollte, und ist von J. Thäter im Umriß gestochen. Minder glücklich war C. mit den Entwürfen zu Tasso, welche, lediglich zum Zweck lebender Bilder skizzirt, nicht in ihren Gebrechen hätten verewigt werden sollen, wie mit dem von Raczynski bei ihm bestellten Oelbild (in der Raczynski-Gallerie zu Berlin), Christus in der Vorhölle darstellend, dem einzigen größern Oelgemälde des Meisters, das demselben mit Recht eine herbe Beurtheilung zuzog. Im Jahr 1844 sandte ihm die philosophische Fakultät der königlichen Akademie zu Münster bei der ersten Ausübung ihres Promotionsrechts das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie Von Berlin lenkte der Meister seine Schritte wieder nach Rom, kehrte jedoch im Sommer 1861 wieder nach Deutschland zurück, um den Rest seiner Jahre in seinem Heimatland zu verleben und an seinen Kartons zur Friedhofshalle, zu denen er vor beinahe zwei Jahrzehnten die ersten Entwürfe gemacht hatte, weiter zu arbeiten. Doch das große Projekt, wie das später dazu gekommene, für den Dombau ein riesiges Wandgemälde herzustellen, kam ins Stocken. C. ließ sich dadurch so wenig irre machen, daß vielmehr die letzten Kompositionen, mit dem höchsten Ernst durchgearbeitet, die früheren Entwürfe weit übertrafen; mochte auch die Hand schon zittern, der Geist des Meisters waltete noch in aller Hoheit und Macht. Der letzte Karton, an dem er bis zum Herbst vor seinem Ende gezeichnet, stand über seinem Sarg. Noch einige Tage vor seinem Tod hatte er gesagt, daß er im Kopf wieder zwei Kompositionen fertig habe und diese zeichnen wolle, sobald er aufstehen könne. Seine feurige Begeisterung für die Kunst hatte bis zum letzten Augenblick bestanden, und mochte er auch in Berlin, wo seit Kaulbachs Wandgemälden im Treppenhaus des Neuen Museums alles dem neuen Stern huldigte, vom großen Leben und von dem künstlerischen Treiben des Tags entfernt bleiben, so nahm er doch an allem Echten und Großen, was auf dem Gebiete der Kunst ans Licht trat, regen Antheil. C. starb 6. März 1867 zu Berlin.

Die jüngste Zeit hat viele literarische Beiträge über C. gebracht. Kurz vor seinem Tod erschienen zwei Biographien: Riegel, C., der Meister deutscher Malerei (2. Ausg., Hannov. 1870), und A. v. Wolzogen, Peter von C. (Berl. 1867). Neuerdings folgte diesen die zugleich als Urkundenbuch werthvolle Biographie von E. Förster (Berl. 1874, 2 Bde.). Kleinere literarische Beiträge von Werth aus neuester Zeit sind: H. v. Blomberg, Die Entwürfe für die Friedhofshalle des Berliner Doms von P. v. C. (»Christliches

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

ad by Google

Kunstblatt« 1865); Denkreden und Nekrologe von Moriz Carriere (»Deutsches Museum« 1867), Woltmann (»Unsere Zeit« 1867), Teichlein (Betrachtungen über H. Riegels Buch, in der »Zeitschrift für bildende Kunst« 1867); Lübke, Kunsthistorische Studien (Stuttg. 1869). So verschieden auch die Beurtheilungen sind, die C. erfahren hat, darin stimmen alle überein, daß seine Größe in der Konception und Komposition beruht. Er strebte nach dem Ernsten, Großen, Gewaltigen; alles Kleinliche und bloß Gefällige bekämpfte er mit ganzer Kraft, so daß er z. B. bis zur Ungerechtigkeit die selbständige Existenzberechtigung des Genre in Abrede stellte. Als der »Recke« in der Kunst, wie ihn Vischer nennt, neigte er zum Riesenmäßigen und ging Härten und Herbigkeiten keineswegs aus dem Weg. Von dem Vorwurf mangelnden Farbensinns und unentwickelter Maltechnik wird er jedoch kaum freizusprechen sein. Wenn er daher auch beim Publikum keine Popularität genoß und später selbst unter den Künstlern in seiner Richtung isolirt stand, so wirkten doch die Größe seiner Gesinnung, der Ernst seines Strebens auch auf die ferner Stehenden mahnend und läuternd ein. Von seinen Schülern ragen namentlich hervor: W. Kaulbach und Eberle, Zimmermann und Foltz, Anschütz und Hiltensperger, Stürmer, Stilke, Hermann, Gasser, Schorn, Köckel und der Kunsthistoriker E. Förster.

2) Peter, Neffe des vorigen, Komponist und Dichter, geb. 24. Dec. 1824 zu Mainz als Sohn des Schauspielers und Lustspieldichters A. C., ward ebenfalls für die Bühne bestimmt, entschied sich aber bald für das Studium der Musik, dem er unter Dehn in Berlin oblag, ging 1853 nach Weimar, wo er bis 1860 lebte und eine Reihe seiner ersten Kompositionen veröffentlichte sowie 1859 seine komische Oper »Der Barbier von Bagdad« zur Aufführung brachte. Im Jahr 1860 siedelte er nach Wien, 1864 nach München über, wo er als Professor der Harmonielehre an der königlichen Musikschule wirkte. Er starb 28. Okt. 1874 in seiner Vaterstadt Mainz. Durch umfassende kunsthistorische und philologische Bildung, durch die seltene Vereinigung eines poetischen Talents mit einer bedeutenden musikalischen Begabung ausgezeichnet, in allen seinen Schöpfungen von innigster Gemüthstiefe und höchstem Kunsternst, fand C. gegen das Ende seines Lebens immer wachsende Anerkennung. Unter seinen Vokalkompositionen finden sich vorzügliche Lieder, namentlich die Cyklen: »Trauer und Trost« (Op. 3), »Weihnachtslieder« (Op. 8); die großartigen »Trauerchöre für Männerstimmen« (Op. 9); die dem Riedel'schen Verein in Leipzig gewidmeten »Chorgesänge« (Op. 11); »Vier italienische Chorlieder« (Op. 20). C.' zweite Oper: »Der Cid«, ward gleichfalls in Weimar aufgeführt; eine dritte, »Gunlöd«, blieb unvollendet. Als Lyriker gab er »Zwölf Sonette an Rosa von Milde« (Weim. 1859), »Lieder« (Pest 1861), die poetische Uebertragung der »Sonette« von A. Mickiewicz (Leipz. 1868) sowie zerstreute meisterhafte Uebertragungen aus dem Provençalischen, Französischen, Polnischen und Magyarischen heraus. Auch übersetzte er F. Liszts Buch »Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn« (Pest 1861).

Cornelius Nepos, s. Nepos.

Cornet (franz., spr. -nä, ital. cornetto), Zinken (altes Holzblasinstrument), Posthorn; auch eine Orgelstimme (gemischtes Flötenwerk von rohrwerk- oder hornartigem Klang. C. à pistons, in den neuen Orchestern ein trompetenartiges, transponirendes Messingblasinstrument mit drei Ventilen, an Rohr etwas kürzer, aber an Mensur weiter als die gewöhnliche Trompete. Der Umfang reicht vom kleinen as bis zum zweigestrichenen g. Die gebräuchlichsten Stimmungen sind die in G, As, A und B. Der Klang ist wegen der weitern Mensur des Rohrs nicht so schmetternd als bei der Trompete, sondern eher etwas hornartig, aber platt und ordinär.

Cornet, Fahnenjunker; s. Kornet.

Cornet, Julius, Sänger und Theaterunternehmer, geb. 1793 zu Santa Candida in Wälsch-Tirol, ward erst zum geistlichen Stand bestimmt, erwählte aber später die Jurisprudenz zum Berufsstudium. Seine volubile Tenorstimme erweckte das Interesse Salieri's, der ihn unterrichtete und später veranlaßte, nach Italien zu gehen. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er zunächst der Liebling des Publikums in Graz, dann in Braunschweig und Hamburg. In Paris studirte er bei Auber den Masaniello in der »Stummen von Portici«, welche Oper er auch übersetzte. Sein Erfolg in dieser Partie wurde weltbekannt; er hat darin alle seine Konkurrenten hinsichtlich der Stimme, des Vortrags und genialer Charakteristik übertroffen. Ende der dreißiger Jahre übernahm er das Hamburger Stadttheater in Gemeinschaft mit Mühling. Als der große Brand von 1842 die Direktoren zwang, den Pacht mit großen Verlusten aufzugeben, zog sich C. ganz von der Bühne zurück, folgte aber später dem Ruf nach Wien, um die Direktion des kaiserlichen Operntheaters zu übernehmen. Seine Erfolge waren sehr bedeutend; aber die Rücksichtslosigkeit seines Auftretens nöthigte ihn schließlich, seine Entlassung zu nehmen. 1857 als Direktor des im Bau begriffenen Victoriatheaters zu Berlin engagirt, starb er noch vor Vollendung desselben 2. Okt. 1860. C. hatte auch als Schriftsteller Verdienste; sein Werk »Die Oper in Deutschland« ist in musikalischer, dramaturgischer und administrativer Hinsicht sehr lehrreich. »Die Stumme von Portici«, »Zampa«, »Der Brauer von Preston« sind von ihm mit tiefer musikalischer Kenntnis und dramatisch wirksam übersetzt.

Cornēto, Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Civita Vecchia, an der Marta, Sitz einer Prätur mit (1871) 5652 Einw. Der Ort ist interessant wegen seines originellen mittelalterlichen Charakters (er wird schon im 6. Jahrh. als Bischofssitz erwähnt und hat einen gothischen, jetzt außer Gebrauch befindlichen Dom neben zahlreichen alten gothischen Palästen), besonders berühmt aber durch die vielen Alterthümer, die in der Umgebung ausgegraben wurden. In der Nähe lagen die altetruskischen Städte Tarquinii, Corioli, Vulci und Graviscä, deren Nekropolen hauptsächlich durch die Bemühungen des Fürsten von Canino nach und nach aufgefunden wurden. Die bedeutendsten Resultate ergaben die Nachgrabungen in der Nekropolis von Tarquinii (s. d.) dicht bei C., einer der größten Merkwürdigkeiten Italiens.

Corniani, Giambattista, Graf, ital. Literarhistoriker, geb. 28. Febr. 1742 zu Orzi-Nuovi im Brescianischen, studirte seit 1759 zu Mailand die Rechte, beschäftigte sich nebenbei mit Mathematik und der klassischen Literatur, ward Mitglied, später Präsident der neu gegründeten Akademie di Agricoltura in Brescia, schrieb verschiedene landwirtschaftliche Abhandlungen und wirkte als praktischer Jurist

in Processen. Zur Zeit der Cisalpinischen Republik war er Beisitzer und einige Zeit Präsident des Kassationshofs, dann Mitarbeiter an dem Civilgesetzbuch für das Königreich Italien und Abgeordneter zu dem Provinzialkongreß in Mailand. Im Jahr 1807 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er in den Appellationshof trat und 7. Nov. 1813 starb. Sein Hauptwerk: »I Secoli della Letteratura Italiana dopo il suo risorgimento, commentario ragionato« (Brescia 1804—1813, 9 Bde; neue Ausgabe von St. Ticozzi, Mail. 1832), wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und erfreut sich noch immer allgemeiner Gunst. Auch schrieb C. zwei Operntexte: »L'inganno felice« und »Il matrimonio segreto« (von Cimarosa komponirt), sowie einige Trauerspiele u. a.

Corniche (franz., spr. -nihsch), das Karnies, Gesims, Kranzgesims einer Säule. Route du C., die wegen ihrer landschaftlichen Schönheiten weltberühmte Straße der Riviera di Ponente in Oberitalien, welche sich von Nizza längs der felsigen Meeresküste (am Fuß der Seealpen) bergauf, bergab nach Genua hinschlängelt. Bereits von den Römern angelegt, ward sie von Napoleon I. beträchtlich erweitert; seit neuester Zeit durchzieht die aus der Provence kommende Eisenbahn die Gegend.

Cornichon (franz., spr. -schóng), Pfeffergurke.

Cornides, Daniel von, ungar. Geschichtsforscher, geb. 1732 zu St. Nikolaus in der Liptauer Gespanschaft, studirte zu Erlangen Philosophie und Theologie, wurde Lehrer am reformirten Kollegium zu Klausenburg in Siebenbürgen, begleitete als Sekretär den Grafen Joseph Teleky auf seinen Reisen durch Italien, Deutschland und Frankreich, dann dessen Söhne auf die Universität Göttingen, ward 1784 als Bibliothekkustos und außerordentlicher Professor der Heraldik und Diplomatik nach Pest berufen; starb 4. Okt. 1787. Er hinterließ im Manuskript eine große Anzahl umfangreicher Werke; im Druck erschienen: »Regum Hungariae, qui saeculo XI regnavere, genealogiam illustrat etc.« (Preßburg 1778); »Bibliotheca Hungarica etc.« (Pest 1794); »Commentatio de religione veterum Hungarorum« (Wien 1791) u. a.

Cornificius, Quintus, Zeitgenosse Cicero's und Anhänger Cäsars, unterwarf demselben 48 v. Chr. Illyricum, ward 46 von Cäsar nach Syrien gesandt und erhielt nach dessen Tod vom Senat die Provinz Afrika zur Verwaltung, die er 44 gegen einen andern von Antonius gesandten Statthalter eine Zeitlang glücklich zu behaupten wußte. Später aber wandte sich das Glück gegen ihn, er wurde geschlagen und fiel selbst im Kampf gegen die Triumvirn 42. Er stand mit Cicero in freundschaftlichem Verkehr. Ein C., wahrscheinlich ebenderselbe, ist, wie aus mehreren Stellen des Quintilian hervorgeht, der Verfasser des Werks »Rhetorica ad Herennium«, welches, in vier Bücher eingetheilt, eine vollständige Rhetorik nach griechischen Quellen, aber von national-römischem Standpunkt enthält und mit großer Klarheit und Selbständigkeit geschrieben ist. Im Mittelalter wurde das Werk viel gebraucht und abgeschrieben, auch lange für ein Werk Cicero's gehalten.

Corning, lebhafte Stadt im nordamerikan. Staat New York, am Chemung River und der Eriebahn gelegen, mit bedeutendem Fabrikwesen und Bretterhandel, großem Eisenbahndepot und (1870) 4078 Einw. In der Nähe Kohlengruben.

Cornish diamonds (engl., spr. körnisch dei-ámönds), gut geschliffene, hellglänzende und durchsichtige Krystalle von Cornwallis.

Corno (ital.), Horn; C. di caccia (spr. tatscha), Jagdhorn. Cornetto, kleines Horn.

Cornouaille (spr. -nuáj), franz. Landschaft in der Bretagne, bildet deren südwestlichen Theil (um Châteaulieu und Quimper) und ist eine der unfruchtbarsten und ärmsten Gegenden Frankreichs, nur von Hirten bewohnt.

Cornu (lat.), Horn; c. cervi, Hirschhorn; c. copiae, Füllhorn.

Cornus *L.* (Hornstrauch, Hartriegel), Pflanzengattung aus der Familie der Korneen, Sträucher, bisweilen Kräuter mit gegenüberstehenden, selten abwechselnden, ganzrandigen oder schwach gezähnten Blättern, kleinen, weißen oder gelben Blüten in Dolden oder Rispen und einsamiger Steinbeere. C. mas *L.* (Korneliuskirschbaum, Herlitzenstrauch), ein baumartiger, bis 6 Meter hoher Strauch im mittlern und südlichen Europa und im Orient, hat längliche, zugespitzte, beiderseits etwas behaarte Blätter, vor diesen erscheinende gelbe Blüten in sitzenden Dolden mit besonderer kleinerer Hülle und längliche, ursprünglich korallenrothe Früchte, eignet sich trefflich zu Hecken und Zäunen und wird in gelb-, roth-, violett- und großfrüchtigen Varietäten kultivirt. Die Früchte schmecken angenehm säuerlich, werden aber mehr zum Einmachen mit Zucker und Essig und unreif wie Oliven benutzt. Sie waren sonst bei Fiebern, Durchfällen und Ruhr gebräuchlich. Die Kerne dienen zu Rosenkränzen und geröstet als Kaffeesurrogat. Das Holz ist außerordentlich hart und schwer spaltbar, etwas glänzend, fein, nimmt eine gute Politur an und eignet sich deshalb zu Drechsler- und Schreinerarbeiten, auch als Werkholz für Messergriffe, Instrumente ꝛc. Aus den Zweigen werden bei Jena, hauptsächlich im Dorf Ziegenhain, die sogen. Ziegenhainer Stöcke gemacht. C. florida *L.* (virginische Hundsbeere), ein in den östlichen Staaten Nordamerika's wachsender, 6—9 Meter hoher Baum, bei uns meist nur strauchartig, mit eirund oder länglich zugespitzten, beiderseits schwach behaarten Blättern, kurz vor diesen erscheinenden gelben Blüten in Köpfchen, welche von einer sehr großen, weißen Hülle eingeschlossen sind, und kurz-länglichen, rothen Früchten, wird als Ziersträuch angepflanzt. Die Rinde, von bitterem, fast chinaartigem Geschmack, ist gegen Wechselfieber, chronische Durchfälle und bösartige Geschwüre empfohlen worden. Das chokoladenfarbene Holz ist sehr geschätzt. C. sanguinea *L.* (gemeiner Hartriegel), ein 3—3,75 Meter hoher Strauch in Mitteleuropa und dem Orient, mit länglichen, zugespitzten, meist beiderseits behaarten Blättern, nach diesen erscheinenden weißen Blüten in flacher Scheindolde und rothen Früchten, eignet sich wegen seiner schön rothbraunen Zweigrinde zu Anpflanzungen in Parks. Das sehr harte, feine, schwer spaltbare, schwach glänzende Holz dient zu Drechslerarbeiten, Radzähnen, Pfeifenröhren ꝛc. C. alba *L.* (C. tatarica *Mill.*), ein 2—2,5 Meter hoher Strauch mit breit elliptischen, unten weißen Blättern, etwas konveren Blütentrauben, weißen Blüten und bläulichweißen Früchten, stammt aus Sibirien und Nordchina und bildet einen schönen Ziersträuch mit prachtvoll korallenrothen Zweigen. Er wird häufig verwechselt mit C. stolonifera *Mchx.* aus Nordamerika.

Cornūtus (lat.), »gehörnt«, daher in der Logik

C. (sc. syllogismus), Hörnerschluß (s. Schluß); auf den Universitäten zur Zeit des Pennalismus der neu aufgenommene Student wegen des Huts mit Bockshörnern, den er bei der Aufnahme tragen mußte; bei den Buchdruckern, die ebenfalls diesen Gebrauch annahmen, erhielt er sich am längsten und ist noch immer im Andenken.

Cornūtus, L. Annäus, stoischer Philosoph, zu Leptis in Afrika geboren, Lehrer der Philosophie zu Rom und von Nero 66 n. Chr. auf die Insel Gyaros verwiesen, wo er starb, war auch als Dichter, Redner, Grammatiker und Historiker berühmt. Die Dichter Persius und Lucanus bildeten sich in seiner Schule. Das irrthümlich einem sonst unbekannten Phurnutus zugeschriebene Werk über die Natur der Götter (Veneb. 1505), welches im Sinn der stoischen Naturphilosophie die Götter des Volkskultus allegorisch deutet (herausgeg. von Clauser, Basel 1543; am besten in Th. Gale's »Script. hist. poet.«, Cambridge 1671, Amsterd. 1688), soll ihn zum Verfasser haben. Vgl. Martini, Disputatio de Cornuto stoico (Leid. 1825).

Cornwall (spr. körn-uahl), die südwestlichste Grafschaft Englands, bildet eine in den Atlantischen Ocean hinausragende Halbinsel, die im O. von der Grafschaft Devon begrenzt wird und ein Areal von 3535 QKilom. (64,2 QM.) umfaßt, mit (1871) 362,098 Einw. (gegen 355,558 im Jahr 1851). Es ist ein rauhes und wenig einladendes Bergland, gebildet durch eine mit ihrem Kamm der Südküste genäherte Granitkette (Cornish Heights), die sich steil, stellenweise mit schrecklichen Klüften und Klippen, aus dem Meer erhebt und die Halbinsel mit öden und waldlosen, nur mit Heide und Ginster überwachsenen, finsteren Bergen und Thälern erfüllt. Der höchste Punkt ist der Brown Willy von 416 Meter Höhe. Nur einzelne Thäler sind fruchtbar und gut bewaldet. Das Land wird von vielen kleinen Flüssen bewässert; die bedeutendsten sind Tamar und Fal, die in den Englischen Kanal fließen, und Camel (Alan), der in den Bristolkanal mündet. Das Klima ist bei vorherrschendem Südwestwind feucht; an der Küste bringen heftige Stürme oft der Schiffahrt Gefahr. Der Winter ist nicht sehr kalt und der Sommer nicht sehr heiß. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 10° R. Der Reichthum des Landes besteht in den unerschöpflichen Lagern von Kupfer, Zinn und Blei, welche die Gebirgskette von C. birgt, und die schon im Alterthum ganz England den Namen der Zinninseln (Kassiteriden) verschafften. Von jeher brachten sie ihren Besitzern große Schätze, wie sich unter anderen Graf Richard von C. 1256 mit seinem Zinn den römischen Kaisertitel erwarb. Die wichtigsten Kupfergruben befinden sich zwischen der Stadt Truro und dem Kap Landsend, die Hauptminen auf Zinn bei Palgooth. Gegenwärtig werden an Zinn jährlich mehr als 132,000 Ctr., an Kupfererz etwa 140,000 Tonnen gewonnen, mit einem durchschnittlich neunprocentigen Metallertrag. Außerdem liefert das Mineralreich 4200 Tonnen Blei, 4800 Tonnen Zinkerz, 17,000 Tonnen Eisenkies, 30,000 Tonnen Eisenerz, 180,757 Unzen Silber, 1600 Tonnen Arsenik, 7 Tonnen Nickelerz, 320 Tonnen Cossaw und 86,000 Tonnen Porzellanerde und Töpferthon. Bergbau und Ausbeutung der Steinbrüche und Thongruben beschäftigen über 40,000 Menschen, und ihr Gesammtertrag wird auf 2 Mill. Pfd. Sterl. geschätzt. Daneben beschäftigt die Strömlingsfischerei, namentlich auf den Pilchard, eine Art Sardelle, die vom Juli bis zum November die Küste Cornwalls besucht, eine große Zahl Menschen (über 10,000) und liefert eine beträchtliche Ausfuhr. Der Ackerbau beschäftigt an 50,000 Menschen. Etwa 38 Proc. der Oberfläche sind Ackerland (Klee, Weizen, Gerste und Hafer sind Hauptprodukte), 15 Proc. bestehen aus Weide und 3 Proc. aus Wald. Obstgärtnerei und die Zucht von Frühgemüsen für den Londoner Markt sind wichtig. Der Viehstand bestand 1872 aus 27,000 Pferden, 135,662 Rindern, 367,208 Schafen und 701,334 Schweinen. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit Cornwalls mit der Bretagne, wie in der Bodenbeschaffenheit und dem Erzreichthum des Landes, so auch in der vorhandenen Menge alter sogen. Druidenheiligthümer (Cromlech, Dolmen und Menhir) und in der gleichen keltischen Mundart (Cornisch), welche die Bevölkerung beider Landstriche lange Zeit gesprochen hat und die in C. erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollständig erloschen ist. In diesem Dialekt sind einige Mysterien aus dem 14. Jahrh. auf uns gekommen. Die Bevölkerung, die sich fast nur in der Nähe der Bergwerke und in den zahlreichen kleinen Seestädten findet, ist ein wohlgebildeter und munterer Menschenschlag. Die Grafschaft wird von der Eisenbahn, die von Plymouth nach dem Südwestende der Halbinsel führt (mit einigen Abzweigungen nach der Nordküste), durchschnitten und hat Bodmin zur Hauptstadt. Im frühen Mittelalter bildete das Bergland von C. mit dem benachbarten Devon, Somerset und Westwales das britische Königreich Damnonia. Die Unterwerfung der Kelten durch die englische Krone fällt für C. in das 10. Jahrh. Seit Eduard III. (1330) führt der Thronerbe von England den Titel eines »Herzogs von C.«

Cornwallis (spr. -wollis), 1) Charles Mann, Lord Brome, Marquis und Graf von, brit. General, geb. 31. Dec. 1738, focht im Siebenjährigen Krieg in Deutschland als Hauptmann, ward 1763 Oberst, kam ins Unterhaus und nach seines Vaters Tod als Peer ins Oberhaus. Im nordamerikanischen Befreiungskrieg machte C. 1777 anfangs Fortschritte, nahm Philadelphia, eroberte Charleston und schlug den General Gates bei Camden (16. Aug. 1780), wurde aber von Washington bei Yorktown eingeschlossen und mußte sich 19. Okt. 1781 mit 8000 Mann ergeben, worauf er abberufen wurde. 1786 als Generalgouverneur nach Ostindien gesandt, bekriegte er 1791 den Sultan Tippo Saib von Mysore, siegte bei Bangalore und erzwang durch die Belagerung Seringapatams einen Frieden, der jenem die Hälfte seiner Staaten kostete. 1793 kehrte er nach England zurück, ward Marquis und Lord der Admiralität und 1798 Vicekönig von Irland. Als solcher unterdrückte er durch energische Maßregeln die hier ausgebrochene Empörung, schlug die unter General Humbert an der irischen Küste gelandeten 1000 Franzosen und stellte die Ruhe wieder her. 1801 unterhandelte er den Frieden mit Frankreich und unterzeichnete 1802 den Vertrag von Amiens. Nach Abberufung Wellesley's 1805 wieder Generalgouverneur von Ostindien, starb er 5. Okt. 1805 zu Gazepur in der Provinz Benares. Das Parlament ließ ihm in der St. Paulskirche, wo sein Leichnam bestattet wurde, ein Monument setzen. Vgl. »Correspondence of Lord C.«, herausgeg. von Roß (2. Aufl., Lond. 1859, 3 Bde.).

2) William Mann, Graf von, englischer

Admiral, Bruder des vorigen, geb. 25. Febr. 1744, diente bis 1765 mit Auszeichnung an den englischen Küsten gegen die Franzosen, focht dann als Kommandant des »Löwen« in Amerika, namentlich bei Jamaica gegen Lamothe Piquet, und trug in Ostindien von 1781 an am wesentlichsten zur Eroberung der französischen Besitzungen bei. Am 23. Juni 1793 brachte er der französischen Flotte in den indischen Gewässern eine vollständige Niederlage bei und ward Befehlshaber der englischen Seemacht in Ostindien. Nach seiner Rückkehr nach England 1799 zum Admiral der rothen Flagge erhoben, führte er das Kommando im Englischen Kanal bis zum Frieden von Amiens, zog sich darauf ins Privatleben zurück und starb 5. Juni 1819.

Cornwall-Landing (spr. körn-wahl länn-), malerisch gelegenes, daher vielbesuchtes Dorf am Westufer des Hudson im nordamerikan. Staat New York, unterhalb Newburgh, mit 700 Einw.

Corny, Dorf in Deutsch-Lothringen, Kreis Metz, am rechten Moselufer und an der Straße von Pont à Mousson nach Metz, 21 Kilom. südwestlich der Festung gelegen; war vom 9. Sept. 1870 an das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, des Oberbefehlshabers der Cernirungsarmee von Metz.

Coro, eine Provinz des südamerikan. Freistaats Venezuela, die im N. an das Meer, im W. an den Maracaibosee, im S. und O. an Barquisimeto grenzt und 29,145 QKilom. (529 QM.) umfaßt. Die nur mit einer sehr schmalen Landenge mit dem Kontinent zusammenhängende Halbinsel Paraguana ragt weit in das Karibische Meer und bildet auf der Westseite den kleinen Golf von C. Die höheren Theile der Provinz sind die südlichen mit der Sierra de C.; der größte Theil des Landes ist eben und im ganzen wenig fruchtbar, auch schlecht bewässert, der Hauptstrom ist der Tocuyo. Die Einwohner (deren Zahl 1854: 72,321 betrug) leben von der Viehzucht und dem Landbau; Hauptprodukte sind Kaffee, Kakao und Baumwolle. Die Provinz zerfällt in 6 Kantone. — Die unansehnliche Hauptstadt C. (Santa Anna de C.) liegt auf der schmalen Landzunge, welche die Halbinsel Paraguana mit dem Festland verbindet, hat einen besuchten Hafen, gerade Straßen, 2 Kirchen und 9000 Einw., die hauptsächlich von der Viehzucht leben. Die Umgegend ist unfruchtbar, und Trinkwasser muß weit herbeigeholt werden. C., die erste feste Niederlassung der Spanier an der Nordküste Südamerika's, wurde 1527 von Juan de Ampues gegründet und war ehemals blühend und Sitz der spanischen Regierung bis 1578, wo diese nach Caracas verlegt wurde. Von den anderen Ortschaften sind San Miguel de Tocuyo, San Luis und Cajigua die bedeutendsten. S. Karte »Peru ꝛc.«

Corolla (lat.), s. v. w. Blumenkrone; s. Blüte.

Corollarium (lat.), in der Logik ein Lehrsatz, der aus dem vorhergehenden unmittelbar folgt und deshalb keines weitern Beweises bedarf. S. außerdem Corona.

Corōna (lat.), Kranz, Krone, bei den Alten ein häufig vorkommendes Ehrenzeichen. Bei den Griechen war der Kranz ein Amtszeichen, Zeichen der Unverletzlichkeit, wie der Myrtenkranz der Archonten, Senatoren und Redner, so lange sie sprachen, ferner ein Siegeszeichen bei den Spielen und endlich ein Ehrenzeichen für verdiente Bürger. Die anfangs gebräuchlichen Ehrenkränze aus Zweigen des Oelbaums kamen später vor den goldenen in Mißachtung. Die Bekränzung konnte sowohl vom Volk oder vom Senat, als auch von Korporationen, wie den Phylen und den Demen, später auch von gewissen Kollegien oder endlich auch von auswärtigen Staaten zuerkannt werden. Verlieh Volk oder Senat den Kranz, so ward es nach altem Gesetz in der Ekklesia und im Buleuterion verkündigt; im Theater durfte dies nur durch besondern Volksbeschluß geschehen. Die Bekränzung von Seiten auswärtiger Staaten galt nicht nur einzelnen Bürgern, sondern auch ganzen Gemeinwesen; ja, auch im erstern Fall sollte der Kranz selbst nicht dem Bekränzten, sondern dem Staat anheim fallen. Ihrem Werth nach waren die Kränze, die am Reif innen mit Inschriften versehen waren, sehr verschieden; denn es finden sich Werthangaben zu 3600, 1000 und 500 Drachmen. Bei den Römern war die C. eine ehrenvolle Auszeichnung. Die C. obsidionalis oder graminea (Belagerungs- oder Graskrone) war das höchste und nur selten verliehene militärische Ehrenzeichen für den, der eine eingeschlossene Stadt oder einen umzingelten Heerhaufen befreit hatte; man flocht sie aus Gras, welches man dem betreffenden Ort entnahm (woher vielleicht die Annahme rührte, daß das Gras dem Mars geheiligt gewesen). Die C. muralis (Mauerkrone), ein Kranz von Mauerzinnen, gewöhnlich von Gold oder vergoldet, war für den bestimmt, welcher im Sturm zuerst die Mauern einer Stadt erstieg. Die C. navalis, auch classica oder rostrata (Schiffs-, Flotten- oder Schnabelkrone genannt), war aus Schiffsschnabelfiguren zusammengesetzt, ebenfalls von Gold und ward dem zu theil, welcher zuerst an Bord eines feindlichen Schiffs sprang. Die C. vallaris oder castrensis (Schanz- oder Lagerkrone), einen Ring von Schanzpfählen darstellend, auch von Gold, erhielt der, welcher zuerst in den feindlichen Lagerwall eindrang. Die C. triumphalis, einen Lorbeerkranz, trug der triumphirende Imperator; die C. ovalis, von Myrtenzweigen, wurde beim kleinen Triumph (s. Ovation) vom Feldherrn getragen. Ueber die C. civica s. Bürgerkrone. Auch außerdem wurden tapfere Waffenthaten durch goldene Kränze geehrt, womit gewöhnlich die Erlaubnis verbunden war, dergleichen Ehrenzeichen lebenslänglich und besonders bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen. Die Corollae waren Kränze, welche verdienten Schauspielern ertheilt wurden; anfangs wand man dieselben aus Blumen und befestigte sie mit Bändern am Haupt, in der Folge aus vergoldetem Kupferblech, Crassus zuerst aus Gold und Silber. Daher ein noch außer der Bezahlung zuerkanntes Geschenk Corollarium. Der Freude gewidmet waren die C. convivalis (Schmauskranz), aus Zweigen und Blumen, später künstlich aus Gold gefertigt und bei Gastmählern getragen, die C. natalitia (Geburtskranz) u. a. — Ueber C. in der Botanik s. Blüte.

Corōna (ital.), in der Musik Benennung des Zeichens der Fermate.

Coronādo, Carolina, span. Dichterin, geb. 1823 zu Almendralejo (Provinz Badajoz), erregte schon im 14. Jahr durch eine Ode, »A la Palma«, bedeutendes Aufsehen und wurde deshalb, als sie 1848 nach Madrid kam, vom dasigen Liceo, einem schönwissenschaftlichen Verein, mit großer Auszeichnung behandelt. Sie vermählte sich in Madrid mit dem damaligen Sekretär der nordamerikanischen Gesandtschaft am spanischen Hof, Justus Horatius Perry. Ihre Werke bestehen in lyrischen Poesien,

die sich durch musikalischen Wohllaut und seltene Gemüthstiefe auszeichnen, und von denen bereits 1843 eine Sammlung im Druck erschien, ferner in dramatischen Arbeiten, von denen die Komödie »El cuadro de la esperanza« und das historische Drama »Alfonso IV de Aragon« besondere Erwähnung verdienen, und in Romanen und Novellen, als »Paquita«, »La luz del Tajo«, »Adoracion« (1851), »Jarilla«, »Sigea« (3. Aufl., Madr. 1873) u. a.

Corōna Venĕris (lat., »Venuskrone«), Name eines sekundären syphilitischen Ausschlags, der auf der Stirnhaut erscheint. Vgl. Syphilis.

Coronelli, Marco Vincentio, ital. Geschichtschreiber und Geograph, Minoritenprovinzial von Ungarn, wurde 1702 General seines Ordens, Kosmograph der Republik Venedig, Lehrer der Geographie und Stifter der Societas geographica Argonautarum; starb 1718. Er verfertigte für Ludwig XIV. große Himmels- und Erdgloben und hinterließ 400 Karten. Von seiner »Bibliotheca universalis sacro-profana« (28 Bände) erschienen nur 7 Bände im Buchhandel; das Werk, das bis Coque reicht und eine vortreffliche Encyklopädie bildet, ist daher eine Seltenheit.

Corŏner (engl.), in England und in Nordamerika der Beamte, welcher unter Zuziehung einer Jury die Ursache plötzlicher Todesfälle zu untersuchen, beim Verdachte der Tödtung das gerichtliche Verfahren gegen den Schuldigen einzuleiten und bei Selbstmorden die nöthigen Recherchen vorzunehmen, auch die Untersuchung bei Schiffbruch zu führen und die Bergung der auf den Wracken befindlichen Gegenstände zu überwachen hat.

Coronilla *L.* (Kronwicke), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, Kräuter oder Sträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, meist sehr kleinen Nebenblättern, gelben, seltener röthlichen Blüten in langgestielten, blattwinkelständigen Dolden und länglicher, stielrunder und viereckiger Gliederhülse, welche später meist in ihre einzelnen Glieder zerfällt. C. Emerus *L.* (Skorpionskronwicke), ein bis 3 Meter hoher, bei uns aber stets niedrig bleibender und etwas zärtlicher Strauch Südeuropa's mit dreipaarigen Blättern und zahlreichen, gelben Blüten, dient zur Zierde der Parkanlagen. Die widrig schmeckenden Blätter waren sonst als abführendes Mittel in Gebrauch und enthalten einen indigoartigen blauen Farbstoff. C. varia *L.* (bunte Peltschen, Schaflinsen), ein 60—90 Centim. hohes Kraut mit niederliegenden Zweigen und blaßrothen bis weißen Blüten, in 16- bis 20blütigen, vor dem Aufblühen hängenden Dolden, findet sich durch ganz Europa, auf trockenen Hügeln und Rainen, an Wegen und Waldrändern. Das Kraut ist geruchlos, schmeckt unangenehm bitter, etwas salzig und wird für giftig gehalten.

Coronini-Cronberg, Johann Baptist Alexius, Graf von, österreich. Feldzeugmeister, geb. 16. Nov. 1794 zu Görz, trat 1813 als Kadett in das österreichische Pionierkorps, avancirte 1813 bis 1814 zum Oberleutnant, diente 1814 im italienischen Freikorps unter Oberst Schneider, trat 1824 in modenesische, dann wieder in österreichische Dienste. Als Hauptmann diente er mehrere Jahre in Italien, bis er 1836 als Kämmerer dem Erzherzog Franz Karl zugetheilt und zum zweiten Erzieher des ältesten Sohnes desselben, des jetzigen Kaisers Franz Joseph, ernannt ward. 1837 ward er Major, 1843 Oberst, 1848 Generalmajor und Brigadier in Südtirol, wo er die nach Italien führenden Pässe zu hüten hatte, und 1849 Feldmarschallleutnant und ad latus des kommandirenden Generals in Slawonien und Kroatien. 1850 ward er Militär- und Civilgouverneur im Banat und in der serbischen Woiwodschaft. 1854 befehligte er das Observationskorps, welches Oesterreich während des Krimkriegs an der türkisch-russischen Grenze aufstellte, und besetzte die Walachei, die er erst 1856 wieder räumte. Zum Feldzeugmeister befördert, war er vom 28. Juli 1859 bis zum 19. Juni 1860 Banus von Kroatien. 1861 ward er an Benedeks Stelle kommandirender General in Ungarn, 1865 auf seine Bitte dieser Stelle enthoben und in den Ruhestand versetzt.

Corot (spr. -ro), Jean Baptiste Camille, berühmter franz. Landschaftsmaler, geb. 20. Juli 1796 zu Paris, besuchte zuerst das Lyceum von Rouen und kam dann in eine Buchhandlung, die er aber 1822 wieder verließ, um seinem Drang zur Kunst Genüge zu leisten. Nachdem er Michallons und J. Bertins Unterweisung genossen, ging er 1826 nach Italien und brachte 1827 ein Gemälde, Gegend bei Nemi, im Pariser Salon zur Ausstellung. Dies sowie die folgenden Darstellungen klassischer Vorwürfe entsprachen noch nicht dem wahren Talent Corots; dies trat erst zu Tage, als er die französischen Gegenden mit offenem Auge zu durchstreifen und die Natur in ihren elementaren Aeußerungen zu belauschen anfing. Zugleich verschwand die mythologische und biblische Staffage immer mehr, und im Anfang der fünfziger Jahre war Corots eigenthümliche Naturanschauung zum vollen Durchbruch gekommen. Allmählich wich die Gleichgültigkeit, mit der man seine Werke anfangs aufgenommen, begeistertem Beifall auf Seiten der Künstler und des Publikums. Corots Auffassung ist eine vorwiegend lyrische, sentimentale; er wählt sich seine Stoffe nicht, um ein specielles, treues Landschaftsbild daraus zu gestalten, sondern um in ihnen besondere Stimmungen, die ihn erfüllen, auszuprägen. Er legt darum keinen Werth auf die »schöne Aussicht«, sondern einfache Motive, kleine Naturscenen, Wald, Feld, ein Weiher, genügen ihm, um in ihrer Gesammterscheinung eine feierliche Ruhe, ein silbernes Licht, die Bewegung des Windes zur Anschauung zu bringen; er löst die einzelnen Formen der Natur in ihre Luft- und Lichtwirkungen auf und umhüllt sie zumeist mit einem klaren, hellen Grau, das die Kontraste und Härten mildert, ja oft völlig unterdrückt und daher leicht eintönig wird. Er bedurfte dazu eines breiten Vortrags, der die Wirkung des Ganzen sichert. So poetisch nun auch seine Bilder erscheinen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß manche einen gar zu skizzenhaften Eindruck machen, und daß man die Abgeneigtheit des Künstlers vor der Wiedergabe fester Formen sehr oft unangenehm empfindet. Jedenfalls war dadurch der Jugend ein gefährliches Beispiel gegeben: solche Bilder ließen sich leicht hervorbringen, und der angehende Künstler gewöhnte sich daran, mit ein paar flüchtigen Strichen und einem grauen Generalton ähnliche Effekte zu erreichen, die doch bei C. das Ergebnis längerer und sorgfältiger Studien gewesen waren. Auf diese Weise hat C. vielen Schaden, nicht bloß in Frankreich, angerichtet. Entsprechend seiner langsamen Entwickelung hat sich der Künstler bis jetzt noch nicht überlebt, und die Gemälde auf der Wiener Weltausstellung von 1873 gehörten immer noch zur »modernen« Richtung. Im Museum zu Marseille

befindet sich eine Ansicht von Riva (1835), in dem von Avignon ein italienischer Morgen (1842), in dem zu Rouen ein Morgen in Ville d'Avray (1868), im Luxembourg zu Paris ein Morgen (1851) ꝛc. C. hat auch radirt.

Corporāle (lat., n.), in der kathol. Kirche das geweihte, mit Figuren gestickte Leintuch, worauf der Hostienteller und der Kelch behufs der Konsekration gesetzt werden.

Corps (das, franz. m., spr. kôr), Körper, die Gesammtheit mehrerer Individuen, die durch gemeinsame Regeln, Gesetze, Gebräuche und Thätigkeit ꝛc. verbunden sind, z. B. Officierkorps; beim Militär ein aus verschiedenen Truppengattungen oder wenigstens aus mehreren Bataillonen und Eskadronen zusammengesetzter und unter Einem Oberbefehl stehender Truppenverband, dann s. v. w. Armeekorps (s. d.). C. de bataille, der mittelste, stärkste Theil einer Schlachtordnung. C. de garde, sowohl die Wachtmannschaft, als die Wachtstube. C. de place, der vom Hauptwall umschlossene innere Theil einer Festung. C. volant, fliegendes Korps, zu besonderen Zwecken, wie Ueberrumpelungen ꝛc., bestimmt. C. diplomatique, die Gesammtheit der Gesandten an einem Hof mit ihrem Beamtenpersonal. C. de ballet, die Gesammtheit der Balletttänzer und Tänzerinnen an einem Theater. C. législatif, Gesetzgebender Körper. C. de logis, das Mittel- oder Hauptgebäude eines Schloßbaues.

Corpus (lat., n.), der Körper, etwas zu einem Ganzen Verbundenes, Kommune, Abtheilung, Korps ꝛc.; eine Versammlung von Räthen, Geistlichen ꝛc.; der Kasten eines Klavier- oder Geigeninstruments, bei Blasinstrumenten das Rohr oder der Raum, in dem der Ton gebildet wird; auch führt in der Buchdruckerkunst eine Schriftgattung den Namen C. (die C.), weil früher das Corpus juris gewöhnlich damit gedruckt wurde; der Kegel derselben hält 10 typographische Punkte.

Corpus catholicorum (lat.), die Gesammtheit der katholischen deutschen Reichsstände, sofern sie sich dem Corpus evangelicorum gegenüber zu einer für sich bestehenden Körperschaft verbunden hatten. In diesen Versammlungen der katholischen Reichsstände führte Kurmainz als erster Reichsstand, wie auf den Reichstagen, das Direktorium. Sie kamen indeß nur selten vor, weil die katholischen Stände, die ohnedies auf den Reichstagen durch ihre Mehrzahl das Uebergewicht hatten, schon im Kaiser einen natürlichen Schutzherrn und im Papst ein allgemeines Kirchenoberhaupt hatten, welche, die Gerechtsame der Kirche vertretend, die erforderlichen Vereinigungspunkte bildeten, sobald es sich um ein gemeinsames Zusammenwirken handelte. Nur einigemal sahen sich die katholischen Stände veranlaßt, unter diesem Namen zusammenzutreten, den sie sich in einem Schreiben vom 16. Nov. 1700, worin sie dem Kaiser ihren zur Wahrung ihrer Interessen nach eigenem Gutdünken veranstalteten Zusammentritt kundthaten, ausdrücklich beilegten.

Corpus Christi, s. Fronleichnamstag.

Corpus Christi (spr. körpŏs kristi), Hafenstadt und lebhafter Handelsort im nordamerikan. Staat Texas, auf der hohen Küste der gleichnamigen Bai, nahe der Mündung des Nueces River gelegen, mit (1870) 2140 Einw., hat regelmäßige Dampfschiffverbindung mit New Orleans und verschiffte 1873 für 112,828 Dollars amerikanische und für 227,372 Dollars ausländische Waaren nach dem Ausland, während die Einfuhr ausländischer Waaren einen Werth von 229,938 Dollars hatte.

Corpuscŭla (lat., Mehrzahl von corpuscŭlum, »Körperchen«), in der Botanik gewisse Zellen in den Samenknospen der Gymnospermen (s. d. und Geschlechtsorgane der Pflanzen). Corpuscula primitiva, s. v. w. Atome.

Corpus delicti (lat.), die Gesammtheit der Merkmale, die nothwendig zum Begriff eines Verbrechens gehören; besonders die verletzte Person oder Sache sowie die Werkzeuge, durch die das Verbrechen begangen wurde, und die sichtbaren Spuren eines Verbrechens. Vgl. Thatbestand.

Corpus doctrīnae (lat.), Sammlung kirchlicher Lehr- und Bekenntnisschriften, namentlich derjenigen, welche in der lutherischen Kirche behufs der Beilegung der zwischen der strengern Lutherischen und der mildern Melanchthon'schen Partei entstandenen Streitigkeiten für die verschiedenen lutherischen Landeskirchen in Deutschland seit 1560 als Glauben und Lehre normirend publicirt wurden. Weiteres s. Symbolische Bücher.

Corpus evangelicorum (lat.), die geschlossene Körperschaft, in welche die protestantischen deutschen Reichsstände auf den Reichstagen zusammentraten, wenn die Verhandlungen Religions- und kirchliche Angelegenheiten betrafen. Ausdrücklich und regelmäßig geschah dies erst seit dem Westfälischen Frieden. Vorher waren dergleichen Vereinigungen weder allgemein, noch von Dauer, wie z. B. das Torgauer Bündnis (s. d.) 1526 und der 1531 geschlossene Schmalkaldische Bund (s. d.). Als aber nach dem Augsburger Religionsfrieden das Bedürfnis gemeinsamer Vertretung und Wahrung der Interessen der evangelischen Stände gegenüber den katholischen sich fühlbar machte, traten sie allmählich als eine geschlossene Körperschaft auf. Als Haupt derselben erkannten sie einstimmig den Kurfürsten von Sachsen an. August I. und Christian I. aber traten wegen ihrer freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Kaiser diese Hegemonie freiwillig an den Kurfürsten von der Pfalz ab, der sie von 1575 an bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs führte. Als jedoch 1633 der schwedische Reichskanzler Oxenstierna die Leitung der Geschäfte übernahm, protestirte der sächsische Kurfürst Johann Georg I. dagegen, zunächst ohne Erfolg. Das Recht, bei Verhandlungen konfessioneller Angelegenheiten eine besondere Körperschaft zu bilden, erhielten sodann die protestantischen Stände durch den Westfälischen Frieden ausdrücklich zugesichert. Es wurde nämlich (Art. V, §§ 8 und 52) festgesetzt, daß in kirchlichen Angelegenheiten nicht nach Stimmenmehrheit entschieden, sondern zwischen protestantischen und katholischen Ständen, als zwischen zwei besonderen, gleichberechtigten Korporationen, auf gütliche Weise verglichen werden solle. Bei der ersten Sitzung und eigentlichen Konstituirung des C. 22. Juli 1653 auf dem Reichstag zu Regensburg erhielt Kursachsen wieder das Direktorium. Als der Kurfürst Friedrich August I. 1697 durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche unfähig wurde, die protestantischen Kirchenangelegenheiten ferner zu leiten, übergab er die Direktion 1698 dem Herzog Friedrich II. von Gotha, ordnete ihm jedoch das Geheimeraths-kollegium in Dresden bei, das er deshalb in Bezug auf die Besorgung kirchlicher Dinge vom Gehorsam gegen seine Person entband. Als Herzog Friedrich schon 1700 zurücktrat, übernahm der Herzog Johann

Georg von Sachsen-Weißenfels die Oberleitung. Auch als der Kurprinz Friedrich August II. 1717 zur katholischen Kirche übergetreten war, blieb die Direktion bei Kursachsen, obgleich Kurbrandenburg darauf Anspruch machte, dessen Wahl Hannover und andere Stände hintertrieben; doch wurde ausbedungen, daß sich der Kurfürst selbst nicht bei den Verhandlungen betheiligen dürfe, sondern das Geheimerathskollegium allein die Angelegenheiten besorgen und dem Reichstagsgesandten seine Instruktion ertheilen solle. Die Konferenzen des C. waren theils regelmäßige, monatlich zweimal, theils außerordentliche und wurden im fürstlichen Nebenzimmer auf dem Rathhaus zu Regensburg gehalten. Insofern das C. durch den Westfälischen Frieden als besondere Körperschaft autorisirt war, stand demselben das Recht zu, Versammlungen zu halten, Beschlüsse zu fassen und Vorstellungen an den Kaiser zu richten; doch fruchteten die Vorstellungen desselben zu Gunsten der Rechte der Protestanten meist weniger als die Drohungen der mächtigeren protestantischen Reichsstände. Seit 1770 bestanden zwei ständige Deputationen, die eine zur Untersuchung der Religionsbeschwerden, die andere zur Aufnahme der sechs dem C. zugehörenden Kassen. Im Jahr 1806 ging das C. zugleich mit der deutschen Reichsverfassung zu Grabe.

Corpus juris (lat., n., »Rechtskörper«), Benennung gewisser Sammlungen einzelner Gesetze oder Rechtsbücher, insbesondere der im 12. Jahrh. zu einem geschlossenen Ganzen vereinigten Rechtsbücher des oström. Kaisers Flavius Justinianus, durch welchen das gesammte damals vorhandene Rechtsmaterial in einige wenige erschöpfende Sammlungen zusammengefaßt wurde. Die erste derselben war eine Sammlung der kaiserl. Verordnungen, der sogen. Codex Justinianeus, welcher von einer Kommission von 10 hervorragenden Juristen, darunter Tribonian und Theophilus, verfaßt und 529 n. Chr. publicirt wurde. Nach Beendigung dieses Kodex beauftragte Justinian 530 den Tribonian, mit Zuziehung von 16 anderen Rechtsgelehrten, nun auch aus den Schriften der Juristen das Brauchbare zu excerpiren, und so entstanden die Pandekten oder Digesten, d. i. wörtlich: eine das ganze Recht umfassende Sammlung. Im ganzen wurden in der Sammlung die Schriften von 39 Juristen benutzt und gegen 2000 Abschnitte daraus excerpirt. Um aber das Praktische herauszuheben, Widersprüche zu vermeiden und die älteren Schriften dem derzeit bestehenden Recht anzupassen, hatte die Kommission Vollmacht, wegzulassen, zu ändern und Zusätze zu machen. Diese Veränderungen werden Emblemata Triboniani genannt, und obschon deren viele vorgenommen worden sind, so haben sie doch nicht gerade dazu gedient, die Sammlung von allem Veralteten frei zu erhalten; auch finden sich viele Stellen am ungehörigen Ort (leges fugitivae, errativae), oder sie wiederholen sich (geminationes). Das ganze Werk zerfällt in 50 Bücher, welche, ausgenommen die von 30—32, in einzelne Titel getheilt werden, und diese letzteren bestehen wieder in einzelnen Fragmenten oder Leges, deren jedes als ein vom Kaiser ausgegangenes Gesetz betrachtet werden soll; die Leges sind mit Inskriptionen versehen, um die Schrift des Juristen zu bezeichnen, aus der sie entlehnt sind, und zerfallen meist wieder in ein Principium und Paragraphen. Mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht in den Rechtsschulen zerfallen die Digesten in sieben Theile: der erste Theil, Buch 1—4, enthält die allgemeinen Lehren von Recht, Personen und Sachen; der zweite, Buch 5—11, handelt von dinglichen Klagen ꝛc.; der dritte, Buch 12—19, von persönlichen Klagen; der vierte, Buch 20—27, vom Pfandrecht, von der Lehre von den Beweismitteln, von der Ehe und Vormundschaft ꝛc.; der fünfte, Buch 28—36, und der sechste Theil, Buch 37—44, vom Erbrecht ꝛc.; der siebente Theil, Buch 45—50, von verschiedenen Materien, im 46. und 47. Buch aber namentlich von Verbrechen und Strafen (libri terribiles). Was die Methode anbelangt, welche die Gesetzgebungskommission bei der Anfertigung, Anordnung und Stellung der einzelnen Titel befolgt hat, so wurden alle dabei zu benutzenden juristischen Werke in drei Hauptklassen oder Massen eingetheilt, von welchen die eine besonders aus den Kommentaren zu den Schriften des Sabinus, die zweite aus Schriften über das prätorische Edikt und die dritte aus Werken von Papinian bestand, die sogen. Sabinus-, Edikts- und Papiniansmasse. Gleichzeitig mit den Digesten entstanden ferner die Institutionen, welche Justinian durch Tribonian und die beiden Rechtslehrer Theophilus und Dorotheus als ein bei den Rechtsschulen zu gebrauchendes Lehrbuch aus ähnlichen älteren Werken fertigen ließ; insbesondere wurde diesem Werk ein ähnlicher früherer Kommentar des Gajus zu Grunde gelegt. Diese Institutionen wurden November 533 bekannt gemacht und gleichzeitig mit den Digesten 30. Dec. d. J. mit Gesetzeskraft versehen. Sie zerfallen in vier Bücher, diese in Titel und letztere wieder in ein Principium und Paragraphen. Das erste Buch behandelt die Lehre von den Personen, als Subjekten des Rechts, das zweite und dritte die eigentlichen Vermögensrechte und das vierte die Lehre von den Klagen und einiges Processualische. Endlich publicirte Justinian noch eine revidirte und verbesserte Ausgabe seines Kodex, welche unter dem Namen Codex repetitae praelectionis bekannt ist und 29. Dec. 534 mit Gesetzeskraft bekleidet wurde. Dieser neue Kodex zerfällt in 12 Bücher, im übrigen befolgt er im wesentlichen die Ordnung der Digesten nach den sieben Partes; nur enthält, abweichend hiervon, das erste Buch religiöse Bestimmungen und das neunte bis zum zwölften Buch das öffentliche und das Staatsrecht der spätern Kaiserzeit. Nach dem Abschluß der geltenden Entscheidungsquellen in jenen drei Sammlungen erließ nun Justinian noch viele Verordnungen, sogen. Novellae, von denen jedoch keine officielle Sammlung, sondern nur Privatsammlungen existiren. Namentlich wurden von diesen Novellen, deren Zahl sich auf 168 beläuft, und welche größtentheils ursprünglich in griechischer Sprache verabfaßt waren, 134 an der Zahl in Italien in einer lateinischen Uebersetzung gesammelt, die von den Glossatoren unter dem Namen Authenticum oder Liber Authenticorum als gesetzlicher Text anerkannt und in die brauchbaren (ordinariae, neun Kollationen) und die unbrauchbaren (extravagantes, extraordinariae) getheilt wurden. Diese vier Sammlungen bilden das in Deutschland recipirte römische Recht; doch ist dem C. j. civilis noch manches andere angehängt, namentlich 13 Edikte Justinians, Verordnungen späterer Kaiser, die Canones apostolorum und die Libri feudorum. Letztere sind eine Sammlung oder das Werk eines unbekannten Verfassers aus der Zeit von 1158—63 und enthalten das longobardische Lehnsrecht; aus dem

einen Buch, in welches ursprünglich das Ganze zusammengefaßt war, machte man später zwei, und diese zerfallen in Titel und Paragraphen; die Titel heißen Capita ordinaria, die von Jakobus de Arbizone (Arbizzoni) beigefügten Erläuterungen Capita extraordinaria. Vorlesungen, die über die Capita ordinaria gehalten wurden, hatten deren Bearbeitung durch die Glossatoren zur Folge; endlich wurden sie als zehnte Kollation den Novellen angehängt und erlangten in Deutschland gesetzliche Gültigkeit. Das römische Recht erhielt sich im Abendland anfangs durch die Rechtsschulen zu Rom und Ravenna, dann durch einige Bearbeitungen, bis unter Irnerius im 12. Jahrh. in Bologna die Rechtsschule der Glossatoren entstand, deren Unterricht vorzugsweise in einer Exegese des C. bestand; diese Erläuterungen der Lehrer nannte man Glossen, und es wurden dieselben von dem Rechtslehrer Accursius aus verschiedenen Schriften zu der Glossa ordinaria gesammelt, wie sie sich in den jetzigen glossirten Ausgaben des C. befindet. Es sind jedoch nicht alle Theile des C. glossirt, und nach einem allgemeinen Grundsatz haben diese Theile in Deutschland auch keine Gültigkeit. Die Institutionen sind nämlich ganz, die Pandekten bis auf zwei Stellen, der Kodex ist bis auf 200 Konstitutionen, und von den 168 Novellen sind nur 96 glossirt.

Aehnlich wie das C. j. civilis wurde im spätern Mittelalter das C. j. canonici zusammengestellt. Dasselbe besteht zunächst aus dem um das Jahr 145 verabfaßten Dekret des Gratian, eines Benediktiners, welches alle früheren Sammlungen, worin die päpstliche Gewalt, die Rechte des Klerus, die Kirchenzucht, die heiligen Gnadenhandlungen ꝛc. abgehandelt waren, Echtes wie Falsches, in ein Ganzes vereinigte. Es enthält drei Theile, von denen der erste und dritte in Definitionen und Canones zerfallen, der zweite aus Causis (Rechtsfällen) besteht. Hieran schloß sich dann an eine Sammlung der päpstlichen Dekretalen und Konzilienbeschlüsse in fünf Büchern, welche auf Befehl Gregors IX. 1234 durch Raimund von Pennaforte zusammengestellt wurde. Die Sammlung Bonifacius' VIII. von 1298, welche ebenfalls aus fünf Büchern besteht und, als sich an die vorige Sammlung anschließend, der Liber sextus genannt wird, enthält die seit Gregors Dekretalen erlassenen und die Beschlüsse der ökumenischen Konzile zu Lyon von 1245 und 1275. Als siebentes Buch kam dazu noch die Sammlung Clemens' V. (Clementinen), welche größtentheils Synodalbeschlüsse enthält und aus dem Jahr 1313 rührt. Außerdem sind dem kanonischen Rechtsbuch noch unter dem Namen Extravaganten bekannte Privatsammlungen angefügt, welche aber bei uns nicht mit recipirt worden sind.

Anfangs gab man die einzelnen Theile des C. unglossirt heraus; die erste derartige Ausgabe der Institutionen ist von Haloander 1529, die letzte und beste von Biener 1812; die älteste und berühmteste Handschrift der Pandekten ist die Florentiner (Codex Florentinus s. Pisanus), an die sich die Ausgaben mehr oder weniger anschließen, z. B. die von Haloander von 1529. Von nicht glossirten Ausgaben des ganzen C. sind besonders zu erwähnen: die von Ruiard 1561, Contius 1571, Gothofredus von 1583 und besonders von 1624, Simon van Leeuwen von 1663, Elzevier von 1664 (von einem Druckfehler pars secundus genannt), Gebauer und Spangenberg 1776, die neue von Beck (Leipz. 1825—37, 2 Bde.), der auch eine kleinere Stereotypausgabe lieferte, die von den Gebrüdern Kriegel, nach deren Tod fortgesetzt von Hermann und Osenbrüggen (das. 1828—43; Bd. 1, 4. Aufl. 1848). Die neueste kritische Ausgabe des gesammten C. j. civilis lieferten Mommsen und Krüger (Berl. 1868—72, Bd. 1), die neueste Ausgabe des C. j. canonici Richter (Leipz. 1833—39), eine deutsche Uebersetzung Schilling und Sintenis (das. 1835—39, 2 Bde.).

Den Namen C. hat man auch mehreren neueren Privatsammlungen von Gesetzen und Gesetzbüchern beigelegt; so hat man ein C. j. romani antejustinianei (s. Antejustinianisches Recht), ein C. j. confoederationis germanicae, von Meyer (Frankf. 1822—28, 2 Bde.; 2. Aufl. 1833), ein C. j. criminalis, von Kittler (Leipz. 1834), ein C. j. ecclesiastici Augustiaci academici (Wien 1764), ein C. j. ecclesiae catholicae, von Gärtner (Salzb. 1797, 2 Bde.), von Weiß (Gießen 1833), ein C. j. ecclesiae Saxoniae (Dresd. 1773—84, 2 Bde.), ein C. j. feudalis Germanici, von Senkenberg (herausgeg. von Eisenhart, Halle 1772), ein C. j. Fridericianum, Preußisches Landrecht (Berl. 1750—51, 2 Thle.) und Proceßordnung (das. 1787), ein C. j. Germanici publici et privati (herausgeg. von Königsthal, Frankf. 1760—1766, 2 Bde.; das. 1783), ein C. j. Germanici antiqui (herausgeg. von Lanciani, Halle 1733, und von Walter, Berl. 1824, 3 Bde.), ein C. j. Germanici tam publici quam privati academici, von Emminghaus (Jena 1824, 2 Bde.; 2. Aufl. 1844—56), von Michaelis (Tübing. 1825), ein C. j. Hungarici (Budweis 1779, 2 Bde.; das. 1822, 2 Bde.), ein C. j. metallici, von Wagner (Leipz. 1791), ein C. j. nautici (Löbau 1790), ein C. j. opificiarii, von Ortloff (2. Aufl., Erlang. 1820), ein C. j. Saxonici ꝛc.

Correctio fraterna (lat., »brüderliche Zurechtweisung«), Dienstag nach Oculi, wegen des Evangeliums, in welchem Christus die verkehrten Satzungen der Pharisäer rügt.

Corrector (lat., »Verbesserer«), unter den späteren römischen Kaisern eine Art Statthalter, dem die Aufsicht über die öffentliche Ordnung und die kaiserlichen Gebäude anvertraut und der Rang zwischen den Consulares und den Praesides angewiesen war. Er erhielt den Titel Clarissimus. S. Korrektor.

Correggio (spr. korrédd'scho), gut gebautes Städtchen in der ital. Provinz Reggio d'Emilia, nordöstlich von Reggio, an der Lenza, mit altem Schloß der einst hier residirenden Fürsten Soro und etwa 3000 (als Gemeinde 12,094) Einw. C. ist Sitz einer Prätur und eines Lycealgymnasiums und in der Kunstgeschichte als Geburtsort des Malers Antonio Allegri da C. berühmt.

Correggio (spr. korrédd'scho), Antonio Allegri da, einer der größten Maler aller Zeiten, geb. 1494 zu Correggio, lernte daselbst bei seinem Oheim Lorenzo Allegri und bei Ant. Bartolotti; bedeutendere Förderung aber erfuhr er um 1511 durch die Berührung mit Mantegna's Schule, wo er die Regeln der Anatomie und Perspektive lernte. Außerdem wirkte auch die Schule Leonardo da Vinci's durch die Zartheit des Ausdrucks, die Gediegenheit der Modellirung und die Abtönung der Farbe auf ihn ein; auch muß er einen starken Einfluß der Venetianer empfangen haben. Sein frühest beglaubigtes Werk ist die Madonna mit dem heil. Franciskus, die er 1514 und 1515 für die Minoriten zu Correggio malte; das Bild, jetzt in Dresden, zeigt bereits deutlich die Vermischung

der Einflüsse der genannten Schulen, leidet übrigens noch an einer gewissen Strenge und Herbheit. 1517 oder 1518 entstand wahrscheinlich die Vermählung der heil. Katharina (Paris, Neapel), die bereits einen bedeutenden Fortschritt des Malers in dem ihm eigenthümlichen Stil zeigt. In Parma malte er von 1518 an für die Nonnen von San Paolo die berühmte Decke mit den mythologischen Figuren, die bereits den Stempel der ganzen sinnlichen Heiterkeit seiner Kunst tragen, köstlich naive Figuren, in Licht und Luft schwimmend, freilich denjenigen, der strenge Formengebung und Komposition sucht, nicht befriedigend. Diese künstlerischen Erfolge gestalteten nun auch seine materielle Lage günstig, und diese trug wieder dazu bei, Correggio's Schaffungskraft zu erhöhen; was man von seiner Armut ꝛc. berichtet hat, beruht auf müßiger Erfindung. Es entstand damals eine Reihe von Madonnenbildern, darunter die Zingarella (Neapel), das Bild einer friedlichen Idylle. 1522 sah sich der Meister genöthigt, seiner Bestellungen halber ganz nach Parma überzusiedeln, wo die Benediktiner von San Giovanni seine besonderen Gönner waren und sich von ihm Oelgemälde malen und ihr Kloster mit Fresken (1524 beendigt) ausschmücken ließen. Damals (1522 bestellt, 1530 abgeliefert) entstand auch seine berühmte Anbetung der Hirten, die »Nacht«, die sich jetzt in Dresden befindet. Jedermann kennt sie, jene liebliche Schöpfung, wo das Licht, vom Christuskind ausgehend, die frommen Zuschauer beleuchtet und das Ganze in eine märchenhaft geheimnisvolle Stimmung versetzt. Zur Madonna des heil. Sebastian (jetzt in Dresden) erhielt C. 1525 den Auftrag, im folgenden Jahr zur Madonna della Scodella (Parma); übertroffen werden diese herrlichen Gemälde noch durch die Madonna mit dem heil. Hieronymus (Parma, bestellt 1523), welches Gemälde man den »Tag« zu nennen pflegt. In der Zwischenzeit hatte der Maler die Kuppel des Doms mit einem riesengroßen Freskobild geziert, der Himmelfahrt Mariä, wozu der Auftrag vom 3. Nov. 1522 datirt. C. sollte auch den Chor bemalen; doch kam es nicht dazu, da er in Mißhelligkeiten mit dem Domkapitel gerieth. 1530 wird die Domkuppel so ziemlich vollendet gewesen sein. Mit einer bis dahin staunenswerthen Kühnheit sind hier die zahllosen schwebenden Figuren in der Untensicht so gemalt, wie sie in Wirklichkeit erscheinen müßten, und dabei diese flutende Bewegung in Licht und Luft! Die Bewunderung der späteren Künstler, namentlich des Annibale Carracci, war darum auch ungemessen, und von hier hauptsächlich ging die Plafondmalerei der Barockzeit aus. Freilich leidet die Deutlichkeit der Handlung und der Gestalten durch die Verkürzung, weshalb die Parmesaner das Bild ein Froschgericht genannt haben sollen. Die architektonischen Gesetze erscheinen hier vollständig aufgelöst. Auch die Madonna des heil. Georg und die heil. Magdalena (beide in Dresden) mögen in jene Zeit fallen. Bezaubernd namentlich ist die Wirkung der letztern, die zwar nicht die heilige Büßerin, sondern ein schönes Weib ist, das in der Waldeinsamkeit still in sich versunken im Buch liest: einzig ist das zarte Spiel des Lichts und der durchgeistigten Farbe. Ende 1530 scheint C. nach Correggio übergesiedelt zu sein, vielleicht durch die erwähnten Mißhelligkeiten oder durch den Tod seiner Frau bewogen, der zwischen 1528 und 1530 erfolgte. Um diese Zeit auch fällt die Entstehung der Leda und der Danaë, die Herzog Federigo II. von Mantua zum Geschenk an Karl V. bestimmt hatte. Diese Bilder wanderten nach Spanien und wurden dort 1603 aus dem Besitz des Ant. Perez für Kaiser Rudolf erworben, der sie nach Prag schaffen ließ. Hier fanden sie die Schweden bei ihrem Ueberfall der Kleinseite 1648 und entführten sie nach Schweden, von wo sie die Königin Christine nach Rom brachte, nach deren Tod sie in die Hände verschiedener Besitzer fielen, 1722 in die des Regenten Philipp von Orléans, aus dessen Gallerie die Leda nach Berlin gelangte, wo sie jetzt eine Hauptzierde des Museums bildet. Die Danaë befindet sich jetzt in der Gallerie Borghese zu Rom. C. hatte noch zwei ähnliche mythologische Bilder als Gegenstücke gemalt, von denen Jo, von Jupiter umarmt, aus Spanien nach Mailand, von hier in Rudolfs II. Besitz nach Wien kam, wo sie jetzt die Gallerie des Belvedere schmückt. Der Ganymed dagegen war direkt aus Spanien nach Wien gekommen (ebenfalls im Belvedere). Ein anderes Bild aus der antiken Fabelwelt, Jupiter und Antiope, kam aus dem Besitz des Herzogs Vincenzo von Mantua in den Karls I. von England, nach der Zerstreuung von dessen Sammlung aber nach Paris, wo es sich nun im Louvre befindet. Alle diese Bilder gehören zu den wunderbarsten Schöpfungen des Pinsels, die Vorwürfe entsprachen auch der heiter sinnlichen und doch naiven Anschauung Correggio's. Wie stark die Wirkung dieser hinreißenden Gestalten ist, beweist außer der Bewunderung aller Zeiten die Thatsache, daß der frömmelnde Herzog Louis von Orléans die Köpfe der Leda und der Jo (der schönen Kopie, die man in Berlin sieht) herausschneiden ließ Dieselben wurden übrigens wieder geschickt ergänzt, der der Jo von Prudhon, der der Leda von Schlesinger. Die »Schule des Amor« (Merkur, der den kleinen Amor im Lesen unterrichtet, in London, Nationalgallerie) kommt den anderen Arbeiten Correggio's nicht gleich; das Bild scheint auch bedeutend früher entstanden zu sein. C. starb 5. März 1534 zu Correggio. C. ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Kunstgeschichte: sein Leben verlief in engem Kreis, und doch hat er durch seine Werke die Welt bewegt; anfangs wenig gekannt, zog er später die ganze italienische Schule in seine Bahnen. Den Namen eines Malers der Grazien hat er in der That verdient, denn in der Schilderung süßen Liebreizes und bestrickender Anmuth hat es ihm niemand gleich gethan. Den lächelnden Ausdruck seiner Köpfe sowie den ganzen Gesichtsschnitt derselben hat er dem Leonardo da Vinci entlehnt; in dem Halbdunkel, das er über die Formen zu verbreiten wußte, mischen sich die Einflüsse jenes mit dem der Venetianer. Seine Farben sind durch zarte Lasuren wie mit einem durchsichtigen Schimmer bedeckt, ein fein abgestuftes Licht spielt in seinen Gestalten, und selbst dunkle Stellen des Gemäldes zeigen immer noch leicht erhellende Reflexe. Correggio's Empfindung ist keine heroische, wie bei Michelangelo, auch keine edle, wie bei Raffael; aber er hat etwas vor ihnen voraus, nämlich den rein malerischen Sinn, das Leben der Formen in dem zarten Schimmer ihrer Farben und der sie umgebenden Luft zu erkennen. Es läßt sich hieraus ersehen, welche Gegenstände bei ihm am meisten befriedigen: die nämlich, welche den Reiz einer schönen sinnlichen Erscheinung, einer idyllischen Stimmung wiedergeben sollen. Große Charaktere und strengen Adel sucht man bei ihm vergebens. Weibliche und kindliche Grazie gelingt ihm gleich gut, während seine Männer ins Ueppige verfallen:

Digitized by Google

der feste Knochenbau und die bestimmte Form des männlichen Körpers blieben ihm fremd. Auf die Idealgesetze der Komposition verstand er sich weniger als Leonardo, Raffael und Michelangelo; er strebte hier mehr die Naturnachahmung an, ohne die Schranken, die der Idealismus jetzt, zu erkennen; deshalb die oft unangenehmen Verschiebungen und Verkürzungen der Körpertheile, die in seiner Domkuppel zu Parma gipfeln. Schüler von ihm sind: Gatti, Rondani, Mazzuola, sein Sohn Pomponio u. a. Weit wichtiger aber als diese war der Einfluß, den er auf die Carracci ausübte, die denselben dann wieder unter der ihnen folgenden italienischen Kunst verbreiteten. Das effektreiche, sinnliche Element, die kühnen perspektivischen Verkürzungen und die bestrickende Farbe Correggio's kamen den Neigungen der Barockmaler entgegen, und seitdem war bis zur Wiederbelebung der Kunst Ende des 18. Jahrh. C. der Leitstern der Malerei. Ueber C. ist viel gefabelt worden, und leider bleibt auch immer noch, trotz der vielen Schriften über ihn, so mancher wichtige Punkt unklar. Eine kritische Geschichte des Malers fehlt noch, so sehr auch die Bemühungen und urkundlichen Mittheilungen Pungileoni's (Memorie istoriche di Ant. All., Parma 1817, 3 Bde.) und Qu. Bigis' (Notizie di A. A., Modena 1873) anzuerkennen sind. Mit mehr Ansprüchen tritt Jul. Meyers Monographie »Correggio« (Leipz. 1870) auf, hervorragend durch geistreiche Schilderung seiner Werke, aber auf dem Grund unzureichender Kenntnis und Kennerschaft aufgebaut.

Corregidor (span., spr. -chidór, portug. corregedor), in Spanien bis zur Einführung der jetzigen Gemeindeordnung die erste, vom König eingesetzte, mit der Gerechtigkeitspflege und Administration in einer Stadt betraute obrigkeitliche Person; in Portugal Administrationsbeamter ohne richterliche Gewalt.

Correnti, Cesare, ital. Staatsmann, geb. 1819, hervorragend sowohl durch gründliche Gelehrsamkeit und geistvolle Publikationen, als durch die Unbescholtenheit seines Namens und reinen Patriotismus. Er nahm unter der österreichischen Herrschaft als junger Mann an den Verschwörungen theil, welche die Befreiung Italiens und den Aufbau desselben auf liberalen Grundlagen zum Ziel hatten, half auch die Erhebung von 1848 vorbereiten und ins Leben rufen und wanderte, als sie scheiterte und die Fremdherrschaft aufs neue auf Mailand lastete, ins Exil nach Piemont, seine ganze Kraft daran setzend, durch Wort und Schrift, im Parlament und in der Journalistik die Begeisterung für die Einheit und Freiheit des Vaterlands lebendig zu erhalten. Als Mitglied des italienischen Parlaments drang er vorzugsweise auf administrative Reformen. In der letzten Periode des Ministeriums Ricasoli 17. Febr. bis 4. April 1867 war C. Unterrichtsminister, und als das Ministerium Menabrea seine Entlassung gab und 12. Dec. 1869 Lanza in Verbindung mit Sella ein neues Kabinet bildete, übernahm C. zum zweitenmal das Unterrichtsministerium und behielt es bis zum 16. Mai 1872. Der nächste Grund seines Rücktritts war, daß er in einem Land, wo fast zwei Drittheile der Bevölkerung weder lesen noch schreiben können und die Schule vollständig in den Händen des Klerus war, eine gründliche Reform der Volksschule und der Sekundärschulen (Gymnasien und Realschulen) für dringend nothwendig hielt und zu diesem Zweck zwei Gesetzentwürfe vorlegte, nach welchen der obligatorische Elementarunterricht eingeführt und die geistlichen Direktoren und eben damit der Religionsunterricht an den Sekundärschulen abgeschafft werden sollten. Wegen des zweiten Antrags kam er in Streit mit seinen Kollegen, welche aufregende Debatten fürchteten und besorgten, daß infolge dieser Maßregel noch mehr Schüler den staatlichen Schulen entzogen und den von den Priestern geleiteten Privatschulen übergeben werden möchten. C. weigerte sich, seinen zweiten, eine Emancipation der Sekundärschulen von der Kirche bezweckenden Antrag zurückzunehmen, und nahm deshalb seine Entlassung. Sein Nachfolger war Sciaioja, Mitglied der Linken.

Correttóri (ital., »Verbesserer«), ehemals in Venedig fünf Richter, die nach dem Tod jedes Dogen untersuchten, ob das öffentliche Betragen desselben den Gesetzen gemäß gewesen sei; für gefundene Fehler mußten die Erben Geldstrafen erlegen. Zugleich hatten sie zu prüfen, ob etwas an den Gesetzen zu ändern, ob sich Mißbräuche eingeschlichen ꝛc.

Corrëus (lat.), ein Mitschuldiger; c. debendi, Mitschuldner; c. credendi, Mitgläubiger.

Corrèze (spr. -rähs'), Fluß im südwestlichen Frankreich, entspringt in den Bergen von Monédières und mündet nach einem Laufe von 85 Kilom. bei Granges in die Vezère (Nebenfluß der Dordogne). Das nach ihm benannte Departement wird nördlich vom Departement Creuse, östlich von Cantal und Puy de Dôme, südlich von Lot, südwestlich von Dordogne, nordwestlich von Vienne begrenzt und umfaßt ein Areal von 5866 QKilom. (101,8 QM.). Das Land, das ehedem einen Theil der Provinz Limousin bildete, ist ein Bergland, das von der Vezère mit der C. und von der Dordogne mit dem Diège, Luzège, Doustre ꝛc. bewässert wird. Am gebirgigsten ist der Theil im O. der C., etwa zwei Drittel des Departements, La Montagne genannt, der fast nur unfruchtbare Heiden bietet, und der Nordosten, wo ein Ausläufer des Auvergnegebirges als Scheide zwischen den Flußgebieten der Garonne und Loire steht und das Plateau Mille Vaches bildet, aus dem sich als höchster Punkt der Mont Oubouze bis zu 954 Meter erhebt. Der westlich gelegene Theil, das Unterland, ist mit Ackerland und Weinbergen reichlich bedeckt und auch stärker bevölkert. Das Klima ist je nach der Bodenerhebung verschieden, im allgemeinen aber sehr gesund. Vom Areal kommen 194,326 Hektar auf Ackerland, 73,047 Hektar auf Wiesen, 41,029 auf Wald und Busch und 16,652 Hektar auf Weinland; das übrige Land sind meist treffliche Weiden. Außer Wein (Rothwein, in den tiefen und milden Thälern der Dordogne, der C. und der Vezère), Getreide jeder Art und Kartoffeln werden besonders Nüsse und gute Kastanien in Menge gezogen. Beträchtlich ist die Zucht des Rindviehs, der Schafe, Schweine und Ziegen. C. liefert tausende von Rindern nach Paris, gepökeltes Schweinefleisch nach Bordeaux und Nußöl nach anderen Provinzen. Die sonst so vortreffliche Limousinpferderasse ist durch Vernachlässigung entartet. Sehr beträchtlich ist die Bienenzucht. Ausgebeutet werden Eisen, Blei, Kupfer, Steinkohlen (bei Aubin, Meimac, Argentat, Terrasson, Cartmaur), Schiefer, Antimonium. Die Industrie, obschon in letzter Zeit fortgeschritten, leistet noch wenig; am bedeutendsten ist die Eisenindustrie, welche zahlreiche Etablissements beschäftigt, und die Waffenfabrik zu Souillac, die für Tulle arbeitet; außerdem gibt es Papierfabriken, Glashütten, Spitzen- und Wollstoff-

fabriken, Gerbereien. Der Handel ist nicht unbeträchtlich und hat vorzugsweise Wein, Nußöl, Holz, Pferde, Maulthiere und Rindvieh, Eisen, Kupfer, Papier, Spitzen ꝛc. zum Gegenstand. Für den höhern Unterricht bestehen 3 Colléges und 1 freie (Privat-) Sekundärschulen. Das Land ist in 3 Arrondissements getheilt: Ussel, Tulle, Brives, und hat (1872) 302,746 (gegen 310,843 im Jahr 1866) Einw., einen ehrlichen, fleißigen Menschenschlag. Hauptstadt ist Tulle. Am gleichnamigen Fluß, im Arrondissement Tulle, liegt das Städtchen C. mit (1872) 1659 Einw.

Corrib, einer der größten Binnenseen Irlands, zwischen den Grafschaften Galway und Mayo, 40 Kilom. lang und bis zu 12 Kilom. breit, fließt durch einen breiten Fluß bei Galway ins Meer ab und ist wichtig für Schiffahrt und Fischerei.

Corriéntes, eine der Provinzen der Argentinischen Konföderation, stößt im N. und W. an den Paraná, im O. an den Uruguay und grenzt im S. an die Provinz Entre Rios. Der Flächeninhalt beträgt 58,022 QKilom. (1054 QM.). Der westliche und südliche Theil des Gebiets ist eine flache Ebene voller Seen und Sümpfe mit fruchtbarem Boden, der nördliche und östliche trockenes und welliges Hügelland. Die Bewässerung ist reichlich, theils durch die großen Seen (wie die Laguna brava, La Maloya, Ibera), theils durch die Zuflüsse des Paraná (Rio de Santa Lucia, Rio C.) und des Uruguay (Rio Miriñay). Das Klima ist feuchter und wärmer als in den südlicheren Staaten, die Pflanzen- und Thierwelt hat schon einen mehr tropischen Charakter. Die Zahl der Einwohner betrug 1869: 129,023, deren fast einzige Beschäftigung die Viehzucht ist; Landbau, Handel und Industrie sind sehr unbedeutend. Das Land zerfällt in 17 Departements. — Die Hauptstadt C. (San Juan de Vera de las Siete C.), am Paraná, etwas unterhalb der Stromschnellen, von denen sie ihren Namen erhalten hat, ist regelmäßig gebaut und hat 5 Kirchen und über 10,000 Einw. Aus ihrer für den Verkehr günstigen Lage erklärt es sich, daß der Hauptthandel des Landes (mit Holz und Viehzuchtprodukten) in ihr sich koncentrirt. Sie wurde 1588 von dem Spanier Torres de Vera y Aragon gegründet. Von den übrigen Ortschaften sind Saacati und Bellavista noch die bedeutendsten. S. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«

Corrigenda (lat., »das zu Verbessernde«), Druckfehler- (Schreibfehler-) Verzeichnis.

Corroborantia (Corroborativa, lat.), Stärkungsmittel.

Corrodentia (Corrosiva, lat.), Aetzmittel.

Corrödi, August, schweiz. Dichter und Schriftsteller, geb. 27. Jan. 1826 in Zürich, war anfangs für das Studium der Theologie bestimmt, widmete sich dann (1847) auf der Akademie zu München der Kunst und lebt jetzt als Zeichenlehrer an den höheren Stadtschulen zu Winterthur. Seine »Gedichte« (Kassl. 1853) zeichnen sich durch sprachlichen Wohllaut, Humor und Gefühl für die Schönheit der Natur aus, die mit dem Auge des Künstlers aufgefaßt erscheint. Noch bedeutender sind seine im Schweizerdialekt abgefaßten epischen Gedichte: »De Herr Professor, Idyll aus dem Züripiet« (Winterth. 1858, 2. Aufl. 1872), »De Herr Vikari, Winteridyll usem Züripiet« (daf. 1859), und »De Herr Dokter. Herbstidyll usem Züripiet« (daf. 1860, dramatisirt 1872), Dichtungen, deren lebendige Darstellung und glückliche Charakteristik, verbunden mit einem liebenswürdigen Humor und glücklichen Naturschilderungen, ihnen mit Recht eine große Beliebtheit verschafft haben. Er übersetzte auch R. Burns' Lieder ins Schweizerdeutsch (Winterthur 1870) und veröffentlichte in der Holtzendorff'schen Sammlung wissenschaftlicher Vorträge »Robert Burns und Peter Hebel, eine literar-historische Parallele« (Berl. 1873). Auch auf dem Gebiete der Novellistik versuchte sich C. mit »Ein Buch ohne Titel« (St. Gallen 1855), »Dur und Moll« (daf. 1855), »Waldleben« (daf. 1856, mit anmuthigen Märchen), »Ernste Absichten«, »Ein Frühlingsbuch« (daf. 1860) und »Blühendes Leben« (Roman, Bern 1870). Seine neuesten Publikationen sind, abgesehen von zahlreichen Jugendschriften, die Lustspiele »De Ritchnecht« (Zür. 1873) und »Die Maler« (daf. 1875).

Corry, Stadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, Grafschaft Erie, an der Philadelphia-Erie-Bahn, verdankt ihr Entstehen und ihre Blüte der Entdeckung des Petroleums. Noch 1860 war die Gegend mit Wald bedeckt und stand hier kein einziges Haus, 1870 hatte der Ort bereits 6809 Einw. Die eisernen Behälter in einer der Oelraffinerien fassen je 10,000 Gallonen.

Corry, Armar Lowry, engl. Admiral, geb. 1790, trat 1805 in die britische Marine, focht am Kap der guten Hoffnung und vor Buenos Ayres und wohnte dem Bombardement von Kopenhagen 1807 bei. Im Jahr 1835 brachte er den Earl of Durham nach Konstantinopel, befehligte dann ein kleines Geschwader an der Küste von Spanien, mit dem er der Partei der Königin die wesentlichsten Dienste leistete, 1853 das nach Portugal gesandte Geschwader, führte 1854 als Kontreadmiral dem Admiral Napier die zweite Abtheilung der britischen Ostseeflotte nach; starb 1. Mai 1855 in Paris.

Corsica (franz. la Corse), Insel im Mittelmeer, seit 1768 zu Frankreich gehörend und gegenwärtig das 87. Departement der Republik bildend, erstreckt sich nördlich von der Insel Sardinien von 41° 17′ bis 43° nördl. Br. und von 8° 32′ bis 9° 31′ östl. L. v. Gr., wird von dieser Insel durch die 15 Kilom. breite Straße von San Bonifazio getrennt, ist von Livorno, dem nächsten italienischen Hafen, 84 Kilom., von dem nächsten französischen Hafen, Antibes, 185 Kilom. und von Toulon 223 Kilom. entfernt. Sie hat von N. nach S. eine Länge von 184 Kilom. und eine Breite von 84 Kilom., eine Küstenentwickelung von nahe an 740 Kilom., einen Flächenraum von 8747 QKilom. (158,9 QMeilen) und eine Bevölkerung (1872) von 258,507 Seelen (130,406 männl. und 128,101 weibl.). Ganz C., mit Ausnahme der östlichen Küste von Bastia bis Solinzara, besteht aus einer einzigen Bergmasse, in der besonders zwei Ketten hervorragen, von denen die eine das Land von N. nach S., die andere von O. nach W. durchschneidet. Die mittlere Höhe beträgt 1000 Meter; die höchsten Berge sind der Monte Cinto (2707 Meter), Monte Rotondo (2625 Meter), Paglia Orba (2525 Meter), Monte Cardo (2454 Meter). Die Gipfel dieser Granitberge sind nackte Felsen und trotz ihrer südlichen Lage fast den größten Theil des Jahrs hindurch mit Schnee bedeckt. Die Zweige, welche von den Hauptgebirgen auslaufen, theilen die Insel in verschiedene Thäler, welche, fast unbekannt mit einander, für sich bestehen, indem nur Saumpfade über die Gebirgsrücken führen. Die letzteren laufen gegen die See in Vorgebirge aus und hindern auch hier die Kommunikation zwischen den einzelnen

Thälern, namentlich im W., wo die felsigen, zackigen Gebirgsrücken schroff abgeschnitten in das Meer treten. Die Thäler sind tief eingeschnitten und sehr düster, viele derselben entbehren Monate hindurch des Anblicks der Sonne. Rauschende Wildbäche durchströmen sie von allen Seiten, von den Abhängen der Berge herniederstürzend und sich in der größten Tiefe des Thals zu einem Fluß vereinigend, welcher im Sommer fast ganz vertrocknet, in der nassen Jahreszeit aber durch Ueberschwemmungen vielfachen Schaden anrichtet. An den schroffen Felsabhängen kleben die Wohnungen der Menschen gleich Schwalbennestern, meist vereinzelt, selten in Dörfer zusammengebaut. Gegen das Meer hin werden die Thäler breiter, die Bäche und Ströme haben einen langsamern Lauf; die Abhänge der Berge sind mit Oliven- und Orangenwäldern, die Gipfel mit Lorbeeren und süßen Kastanien bedeckt. Große entholzte Stellen, mit Buschwerk von Erdbeerbäumen, Lorbeer, Cistus, Myrten, Erica, Lavendel ꝛc. bedeckt und fast undurchdringlich dicht, kommen vor: es sind die in den Banditengeschichten von C. eine große Rolle spielenden sogen. Maki's. An den Seeküsten, besonders im O., dehnen sich die Thäler in Sumpf- und Moorgegenden aus, welche Reis und Mais im Ueberfluß tragen. Ebenen gibt es nur wenige, und diese liegen am Meer; die bedeutendsten, die von Mariana und Aleria, finden sich an der östlichen Inselküste. Vorgebirge sind im N.: Capo Corso, Capo Bianco; im W.: Capo Rivellata, Capo Rosso, Capo di Feno, Capo di Muro; im S. Capo Blanco; an der weniger entwickelten Ostküste: Punta di Capicciola und Punta Chiape. Die bedeutendsten Golfe sind: der umfangreiche von San Fiorenzo im N.; der Golfo di Calvo, di Porto, di Sagona, d'Ajaccio, di Valinco an der Westküste; die Bucht von Bonifazio im S.; die Golfe San Manza und Portovecchio im O. Das Längengebirgssystem besteht seinem ganzen östlichen Theil nach aus älterem Schiefergebirge, in der westlichen Hälfte gewinnt der Granit die Oberhand. Von Flötzgebirgsarten erscheint in den Gebirgen von Asmao ein jüngerer Kalk, welcher vielleicht der Kreide angehört. Das Tertiärgebilde findet sich in den Niederungen der Ostküste in beträchtlicher Ausdehnung. Die bedeutendsten Flüsse sind der Golo mit dem Asco und der Savaccia, der Tavignano, Fiumorbo, Solenzaro, Oto u. a. auf der Ostseite, der Taravo, Prunelli, Gravone, Liamone mit Azzane, Fango und Aliso, welche der Westküste zufließen; keiner derselben ist schiffbar. Unter den Gebirgsseen sind der Lago d'Ino, Lago di Creno, Lago di Rino ꝛc., unter den Strandseen (auf der Ostküste) der umfangreiche Stagno di Biguglia (3000 Hektar groß), südlich von Bastia, und der Stagno di Diana namhaft zu machen. Mineralquellen finden sich zu Caldaniccia, nordöstlich von Ajaccio, zu Pietrapola, Guagno, Puzzichello, Orezza, Guitera ꝛc. Das Klima ist ziemlich heiß, aber in den tiefer gelegenen Gegenden durch die Seewinde und Gebirge gemäßigt und im allgemeinen gesund. Die mittlere Temperatur beträgt 17 bis 18° C. Regentage zählt man durchschnittlich 48, heitere 136. In neuester Zeit ist die Hauptstadt Ajaccio als Luftkurort sehr in Aufnahme gekommen. In den Gebirgen ist der Winter streng. Der Boden Corsica's ist allenthalben von außerordentlicher Fruchtbarkeit, fast alles gedeiht ohne Pflege. Kaktus, Myrten, Moosheidelbeeren, Geisklee, Waldreben, Daphne wachsen hier in großer Menge wild. Für die Milde des Klima's spricht auch das nicht seltene pflegelose Fortkommen des Palmbaums. Indeß ist noch nicht die Hälfte der Bodenfläche angebaut und die Agrikultur noch sehr zurück; dennoch genügt die Getreideernte dem Bedarf. Man baut vorzugsweise Weizen (in guten Jahren 6—700,000 Hektol.), Roggen und Gerste, in mehreren Kantonen auch Hirse und Mais. Ausgedehnt ist der Olivenbau, der 4—5000 Hektar bedeckt und im Durchschnitt 200,000 Hektol. Oel liefert. Die Wiesenkultur ist fast noch unbekannt, nur hier und da werden Lupinen als Viehfutter gebaut. An Gemüsen ist die Insel sehr reich; Bohnen, Linsen, Saubrod sind vortrefflich und werden nach Italien ausgeführt. Der Kartoffelbau macht rasche Fortschritte; außerdem rühmt man den Spargel, die Erbsen, den Blumenkohl ꝛc. Von der gesammten Oberfläche kommen auf Ackerland 153,640 (einschließlich etwa 40,000 Hektar Brachfeld), auf künstliche Wiesen 1804, auf natürliche Wiesen 3130, auf Weinland 14,150, Heide- und Weideland 247,615, Waldung 113,802 Hektar; im ganzen sind 534,150 Hektar unter Kultur mit einem Ertrag von ca. 44½ Mill. Franken. Die Früchte, mit Ausnahme der Orangen, Citronen, haben ein festes und nicht saftiges Fleisch; Ajaccio, Calvi ꝛc. versenden getrocknete Früchte in großer Menge nach Italien und Frankreich. Die Rosinen sind süß, Kastanien machen eins der Hauptnahrungsmittel mehrerer Gebirgskantone aus. Die Weine von C. (im Durchschnitt 450—500,000 Hektol.) sind sehr gesucht, aber ihre Bereitung ist vernachlässigt; der Tabak gedeiht auf C. gut, und die Ernte übersteigt das Bedürfnis. Der Flachs ist von vorzüglicher Güte; Hanf würde ebenso gut gedeihen, wenn sein Anbau verbreitet wäre. Auch die Baumwollstaude kommt in den heißen und feuchten Landstrichen ohne Pflege fort und würde, mit Sorgfalt kultivirt, reichen Ertrag geben; ebenso der Maulbeerbaum und das Zuckerrohr. Potasche ist in Ueberfluß vorhanden. Der Krapp ist ein Handelsartikel geworden; auch mehrere Lichenen sind im Handel gesucht, von denen eins ein beliebtes Wurmmittel, die übrigen schönes Farbenmaterial liefern. Der Lärchenbaum ist die Zierde der herrlichen Wälder, besonders bei Sardaniello und Marmano. Sein Holz gibt ein vortreffliches Zimmer- und Schiffbauholz und liefert schöne Mastbäume; der Same ist ein bedeutender Handelsartikel. Auf einigen Gebirgen wird auch Theer gebrannt. Das Thierreich ist ziemlich reich vertreten. Nach der Viehzählung von 1872 besaß die Insel 9539 Pferde, 12,134 Maulthiere, 8306 Esel, 44,393 Stück Hornvieh, 71,810 Schweine, 255,272 Schafe, 190,877 Ziegen, 21,413 Bienenstöcke und 10,591 Hunde. Die Pferde Corsica's sind, obschon munter und kräftig, doch sehr klein, und das magere Hornvieh gibt wenig Milch und hat ein zähes Fleisch. Die Esel und die Maulthiere sind von kleinem Schlag; sie sind die einzigen Lastthiere, die man in C. brauchen kann, wo es nur Fußpfade gibt. Die Ziegen- und Schafherden sind der größte Reichthum der Gebirgsbewohner; die Schafe sind meist schwarz mit 4 Hörnern und haben grobe Wolle. Im Gebirge gibt es viele wilde Schafe (Muflons). Die zahmen Schweine laufen häufig in den Wäldern umher und vermischen sich während der Brunstzeit gewöhnlich mit den wilden. Wölfe findet man nicht; dagegen sind die Füchse so stark und verwegen, daß sie nicht selten in die Herden brechen. Sehr wohlschmeckendes Wildbret gibt es im Ueberfluß; besonders werden die Amseln sehr geschätzt, die ihr zartes

Fleisch den Beeren der Myrten verdanken. In den sumpfigen und heißen Thälern sind Reptilien äußerst häufig; Eidechsen, Wassersalamander, zahllose Frösche und Kröten, mitunter von ungeheurer Größe, auch Schlangen von verschiedenen Species, darunter mehrere giftige, sind zahlreich vorhanden. An den Küsten, in den Seen und Teichen ist die Fischerei (namentlich auf Thunfische) sehr ergiebig. Die Seidenzucht würde reichlich lohnen; doch wird nur zu Rogliano und in einigen anderen Kantonen, im N. von Bastia, etwas Seide gewonnen, welche die piemontesische an Güte übertrifft. Die Bienenzucht producirt etwas herben Honig, nur der von Piave de Caccia ist sehr geschätzt. Das Mineralreich wird noch wenig ausgebeutet. Es bestehen wohl Bergwerke verschiedener Art (namentlich Blei- und Antimongruben), allein sie werden lässig betrieben. Zu Farinola gibt es einige Gruben, welche sehr gutes Salz liefern. Balinco und Carbini haben Granit, Nicolo Porphyr, Corte jaspirten und geäderten Bildhauermarmor, Bastia Alabaster, Achat, Serpentin ꝛc.; ebenso finden sich Kobalt, Smaragde und andere edle Steine, Asbest, Alaun und Salpeter. Das Erz, welches von der Insel Elba herübergeschafft wird, wird hier in mehreren Eisenhütten ausgebeutet, welche zu Moriani, Tavagna, Alezani, Orezza ꝛc. errichtet wurden. Korallen gibt es an den Küsten in großer Menge, sie werden von den Eingebornen an die Neapolitaner abgelassen; auch ist der Hafen von Portovecchio für die Fischerei von Perlmutter und selbst von Perlen günstig. Die Industrie ist unbedeutend. Aus der schwarzen Wolle des Landes werden grobe Tücher für die Gebirgsbewohner verfertigt. Guagno liefert irdene Pfeifen und Monagia ein leichtes Töpfergeschirr, dessen Thon Asbest beigemischt wird. Außerdem bestehen mehrere Glashütten, Seifensiedereien, Oel- und Mahlmühlen, Käsereien und Gerbereien. Für Kommunikationsmittel ist im Innern nur wenig gesorgt. Der Handel findet vorzugsweise mit Italien statt und bringt hauptsächlich Wein, Branntwein, Olivenöl, Kastanien, Orangen, Citronen und andere Südfrüchte, getrocknete Früchte, Wachs, eingesalzene Fische, Korallen, Myrtenblätter, gegerbte Häute ꝛc. zur Ausfuhr. Die Haupthäfen sind Bastia, Ajaccio und Calvi. Die Handelsflotte der Insel bestand 1866 aus 350 Segelschiffen mit 8827 Tonnen Gehalt und 14 Dampfern mit 1460 Tonnen Gehalt. An Unterrichtsanstalten bestehen 1 Lyceum, 3 Kommunalcollèges, 1 freie Sekundärschule und 330 Primärschulen. Das Volk der Korsen ist italienischer Abkunft. Etwa 1800 Griechen und einige tausend Franzosen wohnen in den Städten; auf dem Lande findet man Fremde beinahe gar nicht. Der Korse ist im allgemeinen stark und wohlgebaut, fast unter mittlerer Größe, von Gesichtsfarbe braun, das Haar schwarz, die Augen glühend und im Ausdruck der Züge eher Furcht als Vertrauen einflößend. Die Frauen theilen den Charakter der Männer. Fast alle haben schöne Augen und langes, schwarzes, glänzendes Haar, das anmuthig über den durch keine Künstelei verunstalteten Körper fällt. Der Korse ist arbeitsscheu, aber tapfer, kühn, rachsüchtig und leidenschaftlich. Die Männer tragen eine kurze Jacke, Hosen und lange Kamaschen von einem groben chokoladefarbenen Tuch; der Kopf ist gewöhnlich mit einer spitzen schwarzen Sammetkappe oder einer wollenen Mütze von derselben Farbe wie der übrige Anzug bedeckt. Viele Bauern werfen eine Art Mönchskarpe (Palona) über den Kopf und lassen sie hinten über den Rücken hinabhängen. Die Männer gehen fast immer bewaffnet. In der Tracht der Frauenzimmer ist wenig Bemerkenswerthes. Die Häuser im Innern der Insel bestehen aus vier Wänden, von einem rohen Dach bedeckt; viele haben nur eine einzige Oeffnung, die zugleich als Thür, Fenster und Rauchfang dient. Ein zweites Stockwerk ist selten, und wo man es findet, muß man sich bequemen, mittels einer Leiter hinaufzusteigen. Kastanien bilden den vorzüglichsten Lebensunterhalt des Korsen; sie werden indessen nicht roh gegessen, sondern zu Mehl gestampft und in eine Menge verschiedener Gerichte verwandelt. Die Hausfrau besorgt die Hauswirtschaft, indeß der Herr mit seiner Flinte das Gebirge durchstreift, um seine Familie mit Wildbret zu versehen. Aber so arm der Korse ist, so gibt es doch in ganz C. keinen Bettler. Das Weib ist noch wenig mehr als die Sklavin ihres gebietenden Herrn. Er reitet auf seinem Maulthier, während sie neben ihm zu Fuß geht. Die Erziehung der Kinder ist so roh wie die übrige Lebensweise. Eine fürchterliche Sitte ist die Blutrache, die sich vom Vater auf den Sohn und auf den Enkel forterbt und trotz der strengen Justiz selbst in neuester Zeit noch nicht gänzlich gewichen ist. Merkwürdig ist dabei, daß nicht gerade der Beleidiger fallen muß; irgend ein Glied seiner Familie wird aus dem Hinterhalt erschossen, und nun ist der Ehre genug gethan. Allein jetzt tritt die andere Familie auf und fordert für das vergossene Blut wieder Blut, so daß Ein Mord 20 und 30 zur Folge hat, bis vielleicht nach einem Jahrhundert irgend ein vernünftiger Mann den jüngeren Leuten beweist, daß es nunmehr Zeit sei, an eine Versöhnung zu denken. Dann wird irgend ein Paar aus den beiden Familien vermählt, und die feindlichen Personen sind jetzt Verwandte. Wer die Hütte des Korsen einmal betreten hat, wird als Gastfreund behandelt und wohnt sicher unter seinem Dach. Bedürfnisse hat der Korse wenig. Mit Eifersucht bewacht er die Ehre seines Hauses; die Frau, welche dem Gatten gegründete Veranlassung zur Eifersucht geben würde, wäre des Todes. Ein Mädchen, dessen Ehre verdächtig ist, kann nie auf einen Mann hoffen, wenn nicht ihr Verführer sie heirathet. Weigert sich der Verführer dessen, so wird die Vendetta (»Rache«) erklärt, und nun geht kein Glied von beiden Familien mehr sicher aus seinem Haus: in jedem Versteck lauern die Betheiligten einzeln oder truppweise auf einander. Diese Verfolgung hört nicht auf, bis der Verführer ermordet ist oder flüchtig das Land verlassen hat. Unter den berühmten Abkömmlingen der Insel C. ist vor allen die Familie Bonaparte zu nennen. Napoleon I. wurde in Ajaccio geboren. Die korsische Sprache ist ein verderbtes Italienisch und soll eine Mischung aus dem Toskanischen, Sicilischen, Genuesischen und Französischen sein. Die Sprache des gemeinen Volks ist ungemein bilderreich, auch ist die Vorliebe für die Poesie auf der ganzen Insel allgemein. Beinahe jeder Bauer kann Verse recitiren; viele haben die italienischen Dichter im Gedächtnis, alle wenigstens ihre heimatlichen Volkslieder. Die Gebirgslieder im Innern, häufig Spottlieder, sind sehr interessant. Die Korsen haben viel Talent zum Improvisiren. Eine große Rolle spielen die Todtenklagelieder (»Vocero«), die unter seltsamen, uralten Todtengebräuchen von Frauen vorgetragen (meist improvisirt) werden. — Der

Besitz der Insel C. ist für Frankreich insofern wichtig, als diese die Häfen der Provence und Italiens beherrscht. C. gehört (nach der neuen Militärorganisation von 1873) zum 15. Armeekorps (Marseille), ferner zur 5. Seepräfektur (Toulon) und zerfällt in die 5 Arrondissements von Ajaccio, Bastia, Calvi, Corte und Sartene, die wieder in 62 Kantone sowie diese in 364 Gemeinden getheilt sind. Hauptstadt ist Ajaccio. Der korsische Appellhof ist in Bastia, das Bisthum in Ajaccio. S. Karte »Frankreich«.

Geschichtliches. C. hatte in der ältesten Zeit Bewohner iberischer und ligurischer Abstammung. Im Jahr 556 v. Chr. gründeten die Phokäer daselbst die Stadt Aleria, wurden aber bald von den Etruskern vertrieben, welche nun die Insel besetzten. Als auch deren Seemacht allmählich sank, bemächtigten sich die Karthager der Handelsplätze an Corsica's Küsten. Nach dem ersten Punischen Krieg, 238 v. Chr., entrissen die Römer den Karthagern die Insel; im zweiten eroberte Cornelius Scipio die Stadt Aleria. Die Zerstörung derselben brachte ganz C. in die Gewalt der Römer, die es aber nur zu Zwischenstationen für ihre Seefahrten und als Verbannungsort benutzten. Wiederholte Aufstände gegen die römischen Statthalter wurden durch blutige Kämpfe unterdrückt, worauf Marius die Kolonie Mariana an der Ostküste gründete, dann Sulla Aleria wieder herstellte. Unter der Regierung der Kaiser soll C. 33 ummauerte, zum Theil durch Handel reiche Städte gezählt haben. Uebrigens standen die Korsen wegen ihres Charakters im übelsten Ruf, und die Verbannung nach C., die z. B. Seneca traf, galt für eine der härtesten Strafen. Im Jahr 470 ward die Insel eine Beute der Vandalen, seit 533 abwechselnd der griechischen Kaiser und der eindringenden Gothen und Longobarden. Im Jahr 713 erschienen die ersten Saracenenschwärme auf der Insel; 754 bemächtigten sich die Franken derselben. Ludwig der Fromme gab sie 833 dem toskanischen Markgrafen Bonifacius zu Lehen, der Bonifazio erbaute. Nach dem Tode des letzten Markgrafen, Lambert (951), herrschten Berengar und Adalbert von Friaul über die Insel, worauf sie Kaiser Otto II. an den Markgrafen Hugo von Toscana gab. Die Macht über die Insel lag übrigens faktisch in der Hand mehrerer kleinen Dynasten; 1002 erhoben sich die Korsen gegen deren Bedrückung und traten zu einer freien Gemeinde zusammen, die eine Art Repräsentativverfassung mit einem Caporale an der Spitze und einem gesetzgebenden Rath von 12 Männern gründete. Aber bald erhielten jene wieder die Oberhand, worauf sich das Volk unter den Schutz des toskanischen Markgrafen Malaspina stellte. Seit 1077 erkannten die Korsen den Papst Gregor VII. als ihren Oberherrn an; Urban II. stellte die Insel 1098 als ein Lehen unter das Bisthum von Pisa. Unter der Herrschaft der Pisaner hob sich die Insel in vielfacher Hinsicht. Inzwischen bemächtigten sich die Genuesen der Stadt Bonifazio (1217), und als sie 1284 bei Melloria die pisanische Seemacht vernichtet hatten, eroberten sie nach und nach fast die ganze Insel. Endlich traten die Pisaner die Insel förmlich an Genua ab (1300). Bald aber brach die wildeste Anarchie aus. Schon Papst Bonifacius VIII. hatte 1296 C. und Sardinien dem König Jakob von Aragonien als Lehen zugetheilt, und so standen sich nun drei Parteien, die genuesische, die aragonische und die Nationalpartei, gegenüber. Nachdem die Insel jahrhundertelang unter den traurigsten Zuständen gelitten, brach endlich 1729 ein allgemeiner Aufstand gegen Genua aus. Kaiser Karl VI. verkaufte der Republik 2000 Deutsche als Hülfstruppen; die Korsen erhielten Unterstützung von den Dey's zu Tunis und Algier. Nachdem mit abwechselndem Glück gefochten worden war, kam 11. Mai 1732 zu Corte ein Friede zu Stande, in welchem sich die Korsen unter günstigen Bedingungen Genua wieder unterwarfen. Indessen hatten kaum die letzten Deutschen die Insel verlassen, als der Aufstand von neuem ausbrach. Im Lauf des Jahrs 1734 hatte Luis Giafferi, der General der Korsen, den Genuesen alles Land bis auf die festen Seeplätze entrissen, und eine Generalversammlung des Volks in Corte Januar 1735 sprach die ewige Trennung Corsica's von Genua aus. Am 12. März 1736 landete der deutsche Baron Theodor von Neuhof (s. d.) mit einer Schar Abenteurer unter britischer Flagge bei Aleria und wußte in kurzem so großes Ansehen zu gewinnen, daß ihn die Korsen als Theodor I. zum König von C. ernannten. Sein Königthum dauerte aber kein Jahr, und mehrere Versuche, es wieder zu gewinnen, mißlangen, da Genua die Franzosen zu Hülfe rief. Indessen gelang es auch diesen nicht, die Insel zu dauernder Botmäßigkeit zu bringen; nach ihrem Abzug erneuerte sich die Volkserhebung, und eine Volksversammlung sprach 10. Aug. 1746 aufs neue die Unabhängigkeit Corsica's aus; Giampietro Gaffori, der Corte im Sturm erobert hatte, ward zum General und Gouverneur der Nation ernannt. Zwar ward dieser 1753 ermordet; aber der Kampf gegen Genua dauerte fort, und der korsische Senat ernannte Pascal Paoli (s. d.) zum General. Bald waren die Genuesen auf allen Plätzen zurückgedrängt, Paoli richtete die Verwaltung der Insel nach republikanischen Grundsätzen ein, und als eine korsische Expedition im Februar 1765 sogar die kleine Insel Capraja eroberte, trat Genua durch den Traktat von Compiègne 15. Mai 1768 C. an Frankreich ab. Zwar nahmen die Korsen den Kampf auch mit dieser Macht auf und lieferten mehrere glückliche Gefechte; aber das britische Kabinet, auf dessen Unterstützung man gehofft, untersagte allen Verkehr mit den korsischen »Rebellen«, und die unglückliche Schlacht von Pontenuovo (9. Mai 1769) entschied das Schicksal der Insel. Pascal Paoli verließ dieselbe mit 3000 Korsen, und C. ward 1774 französische Provinz. Während der französischen Revolution trat die Insel als ein besonderes Departement in die Verbindung des gesammten Frankreich ein und sandte ihre Deputirten zum Konvent. Pascal Paoli kehrte inzwischen in sein Vaterland zurück, rief das Volk noch einmal zu den Waffen und eroberte mit Hülfe der Briten Mai 1794 Bastia und Calvi, worauf sich die Nation in einer allgemeinen Versammlung der Deputirten der Korsen zu Corte 18. Juni 1794 dem britischen Scepter unterwarf. C. wurde nun als ein Königreich konstituirt und erhielt eine der englischen nachgebildete Verfassung, ein besonderes Parlament und einen Vicekönig, Elliot. Aber die französische Partei gewann unter dem General Gentili seit Oktober 1796 immer mehr Anhang auf der Insel, so daß, nachdem im Oktober 1796 die Franzosen von Livorno aus gelandet waren, die Engländer sich zum Abzuge genöthigt sahen. Seitdem blieb die Insel bei Frankreich. Vgl. Ehrmann, Pragmatische Geschichte der Revolutionen von C. (Hamb. 1799); Filippini, Istoria de C. (Turnone 1594; 2. Aufl., bis 1769 fortgesetzt von Gregory, Pisa

1828—32, 5 Bde.); Stephangoli, Histoire de la colonie grecque en Corse (Par. 1827); Jacobi, Histoire générale de la Corse (daſ. 1835, 2 Bde.); Gregorovius, C. (Stuttg. 1854, 2 Bde.; 2. Aufl. 1870).

Corſini, einflußreiche florentiniſche Patricierfamilie, die ſchon im 13. Jahrh. vorkommt. Andrea C., geb. 1302, Biſchof von Fieſole, geſt. 6 Jan. 1373, ward von Urban VIII. 1629 heilig geſprochen. Lorenzo C. beſtieg 1730 als Clemens XII. den päpſtlichen Stuhl und baute den Palaſt Corſini in Rom; er ſtarb 1740. Don Neri C. war unter Ferdinand III. und Leopold II. toskaniſcher Miniſter des Innern und trat 1832 nach Foſſombroni's Tod an die Spitze der Regierung; er ſtarb 1845. Sein Bruder, Don Tommaſo C., geb. 5. Nov. 1767 zu Rom, war während der Napoleoniſchen Herrſchaft 1809—1814 Mitglied des römiſchen Senats und ward als ſolches von Pius VII beſtätigt, legte aber bald darauf dieſe Würde nieder. Im Jahr 1847 von Pius IX. zum Senator ernannt, bewies er ſich entſchieden liberal und reformfreundlich. Als der Papſt 1848 Rom verließ, legte er ſein Amt nieder, lebte als Privatmann in Florenz, kehrte dann nach Rom zurück und ſtarb 6. Jan. 1856. Sein älteſter Sohn, Don Andrea C., Herzog von Caſigliano, geb. 16. Juli 1804, war 1849—1856 toskaniſcher Miniſter des Auswärtigen und wurde dann Oberkammerherr des Großherzogs von Toscana; ſtarb 5. März 1868; der zweite, Don Neri C., Marquis von Lajatico, geb. 13. Aug. 1805, gab im September 1847 als Gouverneur von Livorno dem Großherzog den Rath, ſofort freiwillig eine Konſtitution zu ertheilen, ward im Frühjahr 1848 an die Spitze des Kriegsminiſteriums berufen, zog ſich aber ſchon nach ſechs Monaten in das Privatleben zurück; ſtarb 1. Dec. 1859 in London.

Corſſen, Wilhelm Paul, namhafter Forſcher auf dem Gebiete der altitaliſchen Sprachen und Dialekte, geb. 20. Jan. 1820 zu Bremen als Sohn eines Kaufmanns, der bald darauf nach Preußen überſiedelte, erhielt ſeine erſte Schulbildung zu Schwedt in der Mark Brandenburg, hernach zu Berlin im Joachimsthal'ſchen Gymnaſium, wo beſonders A. Meineke der Neigung Corſſens die entſcheidende Wendung gab. An der Univerſität Berlin, die er 1839—43 beſuchte, übten Böckh und Lachmann auf die Richtung ſeiner Studien einen beſtimmenden Einfluß aus, welcher durch nähere perſönliche Bekanntſchaft noch geſteigert wurde. In der letzten Zeit dieſer Studienjahre entſtand Corſſens Erſtlingsarbeit, »Origines poesis Romanae« (Berl. 1846), eine von der Fakultät gekrönte Preisſchrift über den Zuſammenhang von Volksdichtung und Geſchichtſchreibung bei den Römern. Im gleichen Jahr folgte C., der ſeit 1844 eine Gymnaſialhülfslehrerſtelle zu Stettin bekleidete, einem Ruf nach Schulpforta, wo er von nun an 20 Jahre ſeines Lebens in pädagogiſcher Thätigkeit zubrachte. Theils Geſundheitsrückſichten, theils der Drang, ſeine ganze Muße wiſſenſchaftlicher Thätigkeit zu widmen, beſtimmten ihn 1866, ſeine dortige Profeſſur niederzulegen. Seit dieſer Zeit lebt C. zu Berlin und zu Lichterfelde (in der Nähe Berlins) und hat, ſeinem einmal gefaßten Entſchluß getreu, wiederholte Anerbietungen eines akademiſchen Lehrſtuhls (unter anderem nach Rom als Profeſſor der lateiniſchen Sprache und Literatur) ausgeſchlagen. Seine Schriften, mit Ausſchluß ſeiner ſprachlichen und epigraphiſchen Aufſätze in Kuhns »Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung«, dem »Bulletino« des Archäologiſchen Inſtituts zu Rom ꝛc., ſind: »Ueber Ausſprache, Vokalismus und Betonung der lateiniſchen Sprache« (gekrönte Preisſchrift, Leipz. 1858—1859, 2 Bde.; 2. Ausg. 1868—70), ein epochemachendes Werk; »Kritiſche Beiträge zur lateiniſchen Formenlehre« (daſ. 1863); »Kritiſche Nachträge zur lateiniſchen Formenlehre« (daſ. 1866); »De Volscorum lingua« (Programm, Naumb. 1858). Die größte Erwartung der gelehrten Welt erweckte aber C. durch ſeine bereits mit dem Jahr 1870 zu endgültigen Reſultaten vorgerückten Studien über die etruskiſche Sprache, welche durch eine (1870) nach Italien unternommene längere Reiſe eine ungeahnte, alle Hoffnung überſteigende Beſtätigung und Bereicherung fanden. Von ſeinem Werk darüber, das den Titel: »Ueber die Sprache der Etrusker, mit Abbildungen von Alphabeten, Inſchriften und Bildwerken« führt, erſchien bis jetzt der 1. Band (Leipz. 1874). C. hat darin der etruskiſchen Sprache für immer ihre Stellung und ihren Urſprung nachgewieſen und eine Frage, die Jahrhunderte hindurch die Gelehrten beſchäftigt hat, der Hauptſache nach endgültig gelöſt. Neben den eigentlichen philologiſchen Studien hat C. auch der vaterländiſchen Geſchichte ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt und verſchiedenes darauf Bezügliche geſchrieben, wovon wir »Die Rudelsburg« (Naumb 1864, 2. Aufl. 1869), »Pförtner Wachstafeln aus dem 14. Jahrhundert« (in »Neue Mittheilungen des Thüringiſch-ſächſiſchen Vereins« 1863), »Alterthümer des Ciſtercienſerkloſters St. Marien und der Landesſchule zu Pforta« (Halle 1868) nennen.

Cort, Cornelis, ausgezeichneter Kupferſtecher, geboren um 1533 zu Hoorn in Holland, arbeitete vieles für den Verlag des Antwerpener Kupferſtechers Hier. Cock, was indeſſen größtentheils ohne ſeinen Namen erſchien, wandte ſich um 1566 nach Venedig, wo ihn Tizian, nach dem er verſchiedenes ſtach, beherbergte, und von da bald darauf nach Rom. Hier entfaltete er eine einflußreiche Wirkſamkeit und gründete eine Schule. Er ſtarb daſelbſt 1578. C. war unzweifelhaft einer der größten Stecher aller Zeiten; es gelang ihm, die volle niederländiſche Sauberkeit und Beſtimmtheit mit der breitern Formauffaſſung der Italiener zu verbinden und ſich eine Technik zu ſchaffen, die durch ihre kräftiger geſchwungenen und mannigfaltiger gekreuzten Strichlagen, als man früher gewohnt war, geradezu Epoche machte. Sie ermöglichte dadurch auch, für die Stiche ein größeres Format anzuwenden. Die jüngeren Kupferſtecher ſtehen durchaus auf Corts Schultern; unter ſeinen Schülern ragt namentlich der große Agoſtino Carracci hervor

Cort. (lat.), auf Recepten ſ. v. w. Cortex.

Cortaillod (ſpr. -tájo), Dorf im ſchweiz. Kanton Neuenburg, liegt auf dem von der Areuſe angelegten Delta ſonnig am Neuenburger See, mit (1870) 1212 Einw., welche einen vorzüglichen Rothwein bauen, wie denn das ganze Uferland als Bignoble den Gegenſatz zu den rauhen juraſſiſchen Hochthälern, den Montagnes, bildet.

Corte, Arrondiſſementshauptſtadt im Innern der Inſel Corſica, auf einem ſchroffen, 111 Meter hohen Felſen am Tavignano, mit Mauern umgeben, hat ein feſtes Schloß (um 1420 erbaut), ein Gymnaſium (1765 von Paoli zu einer Univerſität eingerichtet), eine Bibliothek von 2000 Bänden, eine ſchöne

Kaserne und (1872) 5426 Einw., die Wein- und Ackerbau treiben. C. ist Geburtsort des Volksrepräsentanten Casabianca; Statuen von Paoli, dem General Arrighi de Casanova und Joseph Bonaparte zieren die Stadt. In der Nähe ein alter Thurm, den man den »Thurm des Seneca« nennt.

Corte maggiore (spr. -maddschöre), Stadt in der ital. Provinz Piacenza, Kreis Fiorenzuola, an der Arda, mit einer Prätur, einem Denkmal des Marchese Pallavicini und (1871) 4736 Einw.

Cortemiglia (spr. -miļja, Curtis milia), alte Stadt in der ital. Provinz Cuneo, Kreis Alba, am Belbo, mit einer Prätur, einer technischen Schule und (1871) 3226 Einw.

Corte nuova, Ortschaft in der Lombardei, bei Cremona, am Oglio, bekannt durch den 27. Nov. 1237 erfochtenen Sieg Kaiser Friedrichs II. über die Lombarden, die an diesem Tage gegen 10,000 Mann und ihren Carroccio verloren, der als Siegesbeute nach Rom geschickt wurde.

Cortereäl, Gaspard de, der erste portugiesische Seefahrer, der Entdeckungsfahrten nach Amerika machte, landete 1500 mit 2 Schiffen auf Neufundland, untersuchte den St. Lorenzstrom, entdeckte die Küste zwischen der Lorenz- und Hudsonsbai und nannte sie Labrador, wie denn auch ein Theil der nördlichen Küste an der Hudsonsstraße lange Zeit den Namen Cortereal-Land führte, suchte aber vergeblich die in dieser Breite vermuthete Durchfahrt nach Indien. Von einer zweiten Entdeckungsreise kehrte er nicht wieder.

Cortes, die Reichsversammlungen in Portugal und Spanien; s. Portugal und Spanien.

Cortés, Don Juan Donoso-C., s. Donoso-Cortés.

Cortese, Jacopo, Maler, s. Courtois.

Cortex, Rinde. C. Adansoniae, Affenbrodbaumrinde, s. Adansonia. C. adstringens brasiliensis, adstringirende Rinde aus Brasilien, stammt von Stryphnodendron Barbatimao *Mart.* (C. Barbatimao), eine andere Sorte von Pithecolobium Avaremotemo *Mart.*; eine dritte Sorte ist die C. Juremae. C. Alcornoco, Alkornokorinde (C. Chaborro), stammt von der südamerikanischen Cäsalpinie Bowdichia virgilioides *H.* et *B.* C. Alni, s. v. w. Erlenrinde. C. Alyxiae s. Pulassari, s. Alyxia. C. Angosturae, s. Angosturarinde. C. Aurantii fructuum, Pomeranzenschale, s. Citrus. C. Barbatimao, s. v. w. C. adstringens brasiliensis. C. Canellae albae, weißer Zimmet, s. Canella. C. Carony, s. Angosturarinde. C. cascarillae, Kaskarillrinde, s. Croton. C. Cassiae caryophyllatae, s. v. w. Nelkenzimmet, Nelkenkassie. C. Cassiae cinnamomeae, s. v. w. C. cinnamomi chinensis. C. Chaborro, s. v. w. C. Alcornoco. C. Chinae, Chinarinde (s. d.). C. cinnamomi ceylanici s. v. w. Ceylonzimmet. C. cinnamomi chinensis, s. v. w. chinesischer Zimmet, Zimmetkassie. C. citri, s. v. w. Citronenschale. C. culilawani, s. v. w. Kulilabanrinde. C. Frangulae, s. v. w. C. Rhamni Frangulae. C. Fraxini (Linguae avis), s. v. w. Eschenrinde. C. Granati fructus und radicis, s. v. w. Granatäpfelschalen und Granatwurzelrinde. C. Hippocastani, s. v. w. Roßkastanienrinde. C. Juglandis fructus, s. v. w. Wallnußschalen. C. Juremae, s. v. w. C. adstringens brasiliensis. C. linguae avis, s. v. w. Eschenrinde. C. Malabathri, s. v. w. Mutterzimmet. C. Mezerei, s. v. w. Seidelbastrinde, s. Daphne. C. Pruni padi, s. v. w. Ahlkirschenrinde. C. Pulassari, s. v. w. C. Alyxiae. C. Quercus, s. v. w. Eichenrinde. C. Quillayae, s. v. w. Seifenbaum- oder Quillayarinde, s. Quillaya. C. Rhamni Frangulae, s. v. w. Faulbaumrinde, s. Rhamnus. C. Salicis, s. v. w. Weidenrinde. C. Simarubae, s. v. w. Ruhr- oder Simarubarinde, s. Simaruba. C. Strychni, s. v. w. C. Angosturae spurius, falsche Angosturarinde. C. Ulmi, s. v. w. Ulmenrinde. C. Winteranus, s. v. w. Wintersrinde, stammt von Cinnamodendron corticosum *Miers.* auf Jamaica.

Cortēz, Fernando oder Hernando, der Eroberer Mejiko's, geb. 1485 zu Medellin in Estremadura von edlen, doch armen Eltern, widmete sich erst zu Salamanca der Rechtswissenschaft, sodann dem Kriegsdienst und schiffte sich 1504 nach Westindien ein, wo er von dem Statthalter von Hayti, Nic. de Ovando, einem Verwandten, zu manchen wichtigen Aufträgen gebraucht wurde. 1511 begleitete er den Statthalter Don Diego Velasquez nach Cuba und ward dessen Sekretär. Trotz wiederholter Differenzen, welche durch den trotzigen Charakter C.' hervorgerufen wurden, wußte er doch — obgleich er einmal sogar zum Tod verurtheilt wurde — durch seine Tüchtigkeit sich in seiner Stellung zu erhalten. Als nun Velasquez, der schon zweimal versucht hatte, in Mejiko Fuß zu fassen, eine neue Expedition ausrüstete, wurde C. an die Spitze derselben gestellt und entfaltete alsbald einen so großen Eifer, daß Velasquez argwöhnisch im Geheimen mehrere Officiere beauftragte, den Anführer zu überwachen. Doch wußte C. die Versuche, ihn zurückzuhalten, zu vereiteln und segelte 10. Febr. 1519 von Havana mit 11 Schiffen ab, von welchen das größte nicht mehr als 100 Tonnen hielt. Die Mannschaft bestand aus 670 Mann, worunter 508 Soldaten; 13 waren mit Feuerwaffen, 32 mit Armbrüsten, die übrigen mit Schwert und Lanze versehen. Außerdem wurden 16 Pferde, 10 Feldkanonen und 4 Falkonete eingeschifft. C. umfuhr die östliche Spitze von Yucatan, segelte dann an der nördlichen Küste weiter, lief in den Fluß Tabasco ein, landete hier unter dem Schutz einiger Kanonen und erstürmte die Stadt Tabasco, worauf sich die Indianer bereit erklärten, sich dem König von Spanien zu unterwerfen, Tribut zahlten und 20 Sklavinnen lieferten. C. setzte darauf seine Fahrt in nordwestlicher Richtung weiter fort und landete 21. April 1519 bei San Juan de Ulua mit dem Entschluß, das Land nicht eher wieder zu verlassen, bis er die Eroberung desselben vollendet haben würde. Abgeordnete der nächsten mejikanischen Statthalter, welche sich nach dem Zweck der Expedition erkundigten, wußte C. so zu beruhigen, daß ihm die Eingebornen sogar zur Einrichtung seines Lagers behülflich waren. Der König Montezuma schickte ihm zwar Geschenke, aber auch die Weisung, das Land zu verlassen. C. ließ sich dadurch aber nicht einschüchtern. Um sich zunächst vom Statthalter in Cuba unabhängig zu machen, gründete er eine selbständige Kolonie nach dem Vorbilde der spanischen Korporationen, und zwar im Namen des Königs und unter königlicher Autorität, und gab ihr den Namen Villa rica de vera Cruz. Zwar suchten die Anhänger des Velasquez ihm seine selbständige Stellung streitig zu machen, doch behauptete er sich in derselben. Nachdem er ein Rechtfertigungsschreiben, zusammen mit den von den Mejikanern erhaltenen Geschenken, an den König nach Spanien gesendet, brach er auf und verband sich unterwegs mit mehreren Kaziken, die sich der mejikanischen

Herrschaft entziehen wollten und deren Beispiel noch andere folgten. Eine Verschwörung unter der Mannschaft, die bezweckte, sich einer Brigantine zu bemächtigen und nach Cuba zu entfliehen, bewog C., die Flotte zu zerstören; nur das Takelwerk, Eisen und Geräthschaften barg man in der Kolonie. Hierauf brach C. 16. Aug. 1519 mit 500 Fußsoldaten, 16 Reitern und 6 Feldkanonen, wozu noch 400 Soldaten des Kaziken von Zempoalla kamen, nach Mejiko auf. Die Bewohner von Tlascala griffen die Spanier mit Heftigkeit an, wurden aber zu Paaren getrieben und verbanden sich nun mit C. gegen Mejiko. Durch 6000 derselben verstärkt, gelangte C. nach Cholula, einer erst kürzlich von Mejiko unterworfenen beträchtlichen und als Götterheiligthum sehr angesehenen Stadt, welche er unter blutigen Metzeleien einnahm. Beim Weitermarsch bemerkte er zu seiner Freude allenthalben große Abneigung gegen die mejikanische Herrschaft. Montezuma empfing ihn 8. Nov. 1519 vor den Thoren der Hauptstadt und ließ den Spaniern besondere Wohnungen anweisen, die C. mit seinen Kanonen besetzte. Der Umstand, daß ein Feldherr Montezuma's mehrere Spanier in seine Gewalt gebracht hatte, deren abgeschnittene Köpfe er überall herumschickte, veranlaßte C. zu dem kühnen Schritte, den Kaiser (14. Nov.) in seinem eigenen Palast gefangen zu nehmen und im spanischen Lager festzuhalten. Der gefangene Fürst wurde von C. mit der größten Rücksicht behandelt und regierte auch vom Lager aus fort; in Wirklichkeit aber war von nun an C. der Gebieter: er sandte Spanier in die Provinzen, um diese zu untersuchen, setzte mißliebige Beamte ab und andere ein und brachte endlich den unglücklichen Monarchen so weit, daß er die Oberherrschaft Kaiser Karls V. förmlich anerkannte und sich zu Zahlung eines jährlichen Tributs verstand. Bei der Vertheilung der gesammelten Schätze blieb nach Absonderung der Kleinodien und Schmucksachen ein Werth von etwa 1,400,000 Gulden in Gold übrig; ein Fünftel davon bestimmte man für die Krone, ein anderes für C., das übrige für die Truppen. Velasquez hatte unterdessen eine Flotte von 18 Schiffen mit 800 Mann Fußsoldaten, 80 Reitern, 120 Armbrustschützen und 12 Kanonen unter dem Oberbefehl des Panfilo Narvaez abgesendet, um C. nebst seinen Officieren gefangen zu nehmen und die Eroberung von Neuspanien zu vollenden. Auf die Nachricht hiervon ließ C. 150 Mann unter Pedro de Alvarado in Mejiko zurück und marschirte mit den übrigen 250 Mann dem Feind entgegen. Er überfiel Narvaez, der sich bereits Zempoalla's bemächtigt hatte, in der Nacht, schlug ihn und nahm ihn mit dem größten Theil seiner Leute gefangen; die meisten derselben traten in seine Dienste. Ein Aufstand der Mejikaner bewog ihn, in Begleitung von 2000 Tlascalanern nach Mejiko zurückzueilen. Die Härte aber, mit der er den Montezuma von nun an behandelte, rief einen neuen Aufstand hervor, der C. in die verzweifeltste Lage versetzte und ihn zwang, nachdem Montezuma im Juni 1520 von den Aufrührern getödtet worden war, die Stadt zu verlassen. Dies gelang ihm aber erst nach erbittertem Kampf und unglaublichen Anstrengungen, und zwar mit Verlust seiner Artillerie, seiner Bagage, vieler Pferde, einer sehr bedeutenden Anzahl Tlascalaner und eines großen Theils der Schätze. Der Rückzug geschah in der Nacht vom 1. zum 2. Juli 1520, der sogen. noche triste. Mit den Trümmern seines Heers stieß C. auf ein unermeßliches mejikanisches Heer und rettete die Seinigen nur dadurch vom Untergang, daß er, sich mitten in die Feinde stürzend, die Reichsfahne eroberte, was die Niederlage der Mejikaner herbeiführte. Am 8. Juli erreichten die Spanier Tlascala, von wo aus C. im August 1520 die Stadt Tapeaca der spanischen Herrschaft unterwarf. Durch neue Truppen, welche Velasquez und der Statthalter von Jamaica gegen ihn sandten, verstärkt, so daß sein Heer nun 550 Fußsoldaten (50 mit Flinten) und 40 Reiter zählte und auch mit einem kleinen Artilleriepark versehen war, brach er 28. Dec. von Tlascala von neuem gegen Mejiko auf, wo inzwischen der Schwiegersohn des Montezuma, Guatimozin (Quauhtimotzin), ein junger Mann von bedeutenden Fähigkeiten, auf den Thron gelangt war. C. nahm die zweite Stadt des Reichs, Tezcuco, die er wegen ihrer günstigen Lage zum Hauptquartier machte, und gewann bis zur Vollendung der im Bau begriffenen Brigantinen auch die übrigen Städte am See von Mejiko mit Gewalt oder auf friedliche Weise. Eine im eigenen Lager gegen ihn entstandene Empörung unterdrückte er glücklich. Von Hayti aus noch durch 200 Soldaten, 80 Pferde und 3 schwere Kanonen verstärkt, ließ er 28. April 1521 von drei Seiten her den Angriff beginnen. Die Einzelangriffe führten aber nicht zum Ziel, und ein allgemeiner Sturm wurde mit Verlust der Spanier, von denen 40 lebendig in die Hände der Mejikaner fielen, abgeschlagen, und erst nach Zerstörung von drei Vierteln der Stadt trafen die drei Abtheilungen der Spanier 27. Juli 1521 auf dem großen Marktplatz in der Mitte der Stadt zusammen. Aber erst nachdem Guatimozin selbst gefangen worden war, ergab sich 13. Aug. 1521 der Ueberrest der Stadt. Da die gefundenen Schätze den Erwartungen der Soldaten nicht entsprachen, unterwarf C. grausamerweise Guatimozin und dessen ersten Minister der Folter. Auf den leisen Verdacht eines Komplotts wurden Guatimozin und die Kaziken von Tezcuco und Tacuba bald darauf ohne jede rechtliche Form aufgehängt. Das mejikanische Reich ward, nachdem die Hauptstadt gefallen, leicht unterworfen. C. wurde, obgleich die Partei des Velasquez am Hofe gegen ihn thätig war, von Karl V. als Oberfeldherr und Statthalter von Neuspanien bestätigt. Er schritt alsbald zum Wiederaufbau der Hauptstadt. Bald fanden sich Abenteurer in Menge in Mejiko ein, die sodann, in ihren Erwartungen getäuscht, C. in der Heimat als einen ehrsüchtigen Tyrannen schilderten. Diese Anklagen bewogen den Kaiser, zu derselben Zeit (um 1525), als C. eine Expedition nach dem westlichen Ende von Honduras zur Dämpfung eines Aufstandes machte, Ponce de Leon zu beauftragen, sein Benehmen genau zu untersuchen und ihn nach Befinden nach Spanien zu senden. Doch starb Ponce de Leon bald nach seiner Ankunft in Veracruz, und sein Auftrag blieb daher unausgeführt. Als 1528 eine neue Kommission ernannt wurde, welche über C. richten sollte, begab sich dieser freiwillig nach Spanien, ward vom König mit der größten Auszeichnung empfangen, mit dem Orden von Santiago geschmückt und mit dem Titel eines Marquis del Valle de Oaraca und bedeutenden Ländereien in Neuspanien belohnt. Im Jahr 1530 schiffte sich C. wieder nach Mejiko ein, doch nur mit der höchsten militärischen Gewalt bekleidet; die Leitung der Civilangelegenheiten wurde einer Behörde der Audiencia de nueva España übertragen, und später erfuhr C.

Digitized by Google

noch die Kränkung, daß Antonio de Mendoza als Vicekönig nach Mejiko gesandt wurde. Mißvergnügt darüber, ging C. auf neue Entdeckungen aus und fand nach unglaublichen Gefahren und Beschwerden 1536 die Halbinsel Kalifornien. Er kehrte darauf nach Spanien zurück, ward jedoch mit Kälte aufgenommen, und seine Ansprüche fanden kein Gehör. Gebrochen an Geist und Körper, zog er sich in die Einsamkeit eines Landguts bei Sevilla zurück und starb daselbst 2. Dec. 1547. Seine Gebeine wurden in der Kirche des heiligen Franciskus in Mejiko beigesetzt. C. hinterließ einen Sohn, Don Martino. Seine Titel und Besitzungen sind später an den neapolitanischen Herzog von Monteleone übergegangen. Vgl. Prescott, History of the conquest of Mexico (Lond. 1843, neue Ausg. 1861; deutsch, Leipz. 1844, 2 Bde.); Folsom, The dispatches of Hernando C. (New York 1843); Helps, Life of Hernando C. (Lond. 1871, 2 Bde.).

Corticelli (spr. -tschelli), Maler, s. Licinio.

Corton (spr. -tóng), eine der feinsten Sorten Burgunderweine von Beaune.

Cortona, Stadt in der ital. Provinz Arezzo (Toscana), südöstlich von Florenz, am Abhang eines Berges über dem reizenden Val di Chiana in 663 Meter Meereshöhe gelegen, zählt etwa 5000 (als Gemeinde 26,263) Einw. und ist vorzüglich durch ihre Alterthümer bemerkenswerth. Ihre mächtigen kyklopischen Mauern gehören zu den besterhaltenen in Italien; von den übrigen antiken Baudenkmälern sind die Ruinen des sogen. Bacchustempels (richtiger Fragmente römischer Bäder) das bedeutendste. Auch ein etruskisches Grab ist in der Nähe, in welchem der Volkssage nach Pythagoras bestattet liegt (daher »Tanella di Pitagora«). Die Stadt ist Bischofs- und Prätursitz sowie Station der Eisenbahn von Arezzo nach Perugia, hat eine Kathedrale (Basilika der Frührenaissance) und andere bemerkenswerthe Kirchen, zahlreiche schöne Paläste, ein Seminar, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine Akademie (Accademia etrusca, 1726 gestiftet) mit einer Bibliothek (darin ein merkwürdiger Brief von Dante), einem kleinen, aber interessanten Museum (besonders reich an etruskischen Alterthümern: Thongeschirre, Idole, Münzen, Aschenkisten von Terracotta, zahlreiche Bronzen, darunter eine kostbare Bronzelampe, 1840 in einem Grab aufgefunden) und einem naturhistorischen Kabinet. Die Industrie Cortona's ist unbedeutend. Zwischen der Stadt und dem nahen See von Perugia (Lacus Trasimenus) dehnen sich die Schluchten aus, in denen Hannibal 217 v. Chr. den Konsul Flaminius schlug, dessen angebliches Grabmal man in C. (ein schöner antiker Sarg im Dom) dem Fremden zeigt. C. ist das alte Corythus, die bedeutendste der 12 etruskischen Städte und im grauesten Alterthum erbaut. Später schloß die Stadt ein Bündnis mit den Römern, sank aber so tief herab, daß eine römische Kolonie dahin gesandt wurde, um sie zu bevölkern. Von den Barbaren verwüstet, erhob sie sich seit dem 11. Jahrh. abermals zu hohem Glanz, besonders nachdem sie durch Johann XXII. erweiterte Stadtrechte und einen Bischof erhalten hatte. Ein Jahrhundert lang von der Familie Casale beherrscht, wurde sie 1409 von dem letzten Abkömmling derselben dem König Ladislaus von Neapel und von diesem 1412 den Florentinern übergeben, in deren Besitz sie fortan blieb.

Cortona, Maler, s. Berrettini.

Coruña, La (spr. -runnja), span. Provinz, das nordwestliche Viertel der Landschaft Galicien umfassend, grenzt im S. an die Provinz Pontevedra (Grenze der Ullafluß), im W. und N. an das Meer, im O. an Lugo und hat ein Areal von 7973 QKilom. (144,8 QMeilen) mit (1870) 630,508 Einw. Das Land ist sehr gebirgig, aber trefflich angebaut und reich an herrlichen Wiesengründen, Bergtriften und Waldungen. Mineralquellen und Erzgänge (besonders Eisenerze) sind zahlreich vorhanden. Die Landwirtschaft producirt viel Weizen und Roggen, auch Mais, Wein, Flachs, Garten- und Baumfrüchte, desgleichen Vieh, besonders Rinder in Menge. Auch gute Häfen sind vorhanden, und der Handel befindet sich in blühendem Zustand. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt auf einer Halbinsel am Eingang der Bai von Betanzos und ist einer der ersten Handelsplätze Spaniens, mit prachtvollem, völlig gesichertem Hafen, der von Granitfelsen umschlossen und durch 5 Forts stark befestigt ist. Die Stadt zerfällt in die Alt- oder Oberstadt, auf dem östlichen Theil der Halbinsel, mit schlechten Gassen, aber den schönsten Kirchen, und in die neue, reinliche Unterstadt, Pescaderia genannt, auf dem schmalen Isthmus. Sie hat 6 Kirchen und mehrere Klöster, eine Schiffswerfte, eine nautische Schule, mehrere wissenschaftliche und gemeinnützige Vereine und zählt über 30,000 Einw. Am Norduser der Halbinsel, 4 Kilom. von der Stadt, steht der von Trajan erbaute, 30 Meter hohe Herkulesthurm, der als Leuchtthurm dient. Die Industrie liefert feine Leinwand, Tischzeug, Segeltuch, Cigarren, Papier ꝛc. C. soll von den Phönikern gegründet worden sein. Unter der römischen Herrschaft hieß der im Gebiete der Artabrer gelegene Ort Caronium, ebenso im Mittelalter, später La Corogna. Im Jahr 1598 ward es von den Engländern erobert und verbrannt, später befestigt. In dem Gefecht bei C. 16. Jan. 1809 zwischen dem französischen Marschall Soult und den Engländern unter General Moore verlor der letztere das Leben. Am 21. Febr. 1820 wurde zu C. vom Volk und von den Truppen die Konstitution proklamirt; doch eroberte General Bourck 13. Juli 1823 die Höhen vor der Stadt, worauf diese 13. Aug. kapitulirte.

Corvinus, 1) Beiname des M. Valerius Maximus Messala, s. Messala. — 2) Johann Hunyades C., s. Hunyades. — 3) Matthias C., s. Matthias.

Corvinus, Jakob, Pseudonym des Schriftstellers Wilhelm Raabe (s. d.).

Corvin-Wiersbitzki, Otto Julius Bernhard von, deutscher Schriftsteller und Demokrat, geb. 12. Okt. 1812 in Gumbinnen, wo sein Vater Postdirektor war, besuchte von 1824 an die Kadettenhäuser in Potsdam und Berlin und diente 1830—35 als Leutnant in Mainz, wo er mit Fr. Sallet befreundet wurde, dann in Saarlouis. Nachdem er 1835 seinen Abschied genommen, ließ er sich in Frankfurt a. M. nieder und siedelte 1840 nach Leipzig über, wo er literarischen Beschäftigungen oblag. Während der Februarrevolution 1848 lernte er zu Paris Herwegh kennen, nahm in dessen Schar an dem Aufstand in Baden theil und focht namentlich als Anführer 27. April bei Dossenbach. Später begab er sich nach Berlin, wo er mit Held an der Redaktion der »Lokomotive« theilnahm, aber im Mai 1849 ausgewiesen ward. Darauf nach Baden zurück-

kehrend, nahm er erst die Stelle eines Obersten der Bürgerwehr in Mannheim an, welches er bis nach der Schlacht von Waghäusel gegen die Preußen vertheidigte, ward dann Chef des badischen Generalstabs in Rastadt, leitete die Vertheidigung der Festung bis 23. Juli, wo er die Uebergabe vermittelte, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß die badische Armee längst in die Schweiz übergetreten und kein Entsatz möglich war. Im September wurde er standrechtlich zum Tod verurtheilt, aber zu sechsjähriger Einzelhaft begnadigt, die er bis 1855 im Zellengefängnis in Bruchsal abbüßte. Er ging nach London und begab sich 1861 als Specialkorrespondent der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« auf den Kriegsschauplatz nach Nordamerika. Dort trat er später als Oberst in die Dienste der Union und war nach dem Krieg im Kriegsministerium, später im Schatzamt angestellt. 1867 ging er als Specialkorrespondent der »New York Times« für Deutschland nach Berlin. Auch im Krieg von 1870—71 war er auf dem Kriegsschauplatz als Specialkorrespondent der »Neuen Freien Presse« und anderer Zeitungen thätig. Auf der Wiener Weltausstellung 1873 repräsentirte er die North-Pacific-Eisenbahngesellschaft. Seit 1874 lebt er zu Wertheim in Baden. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Die Hunnaden« (Trauerspiel, Dortm. 1836); »Hassan« (dramat. Märchen, das. 1836); »Der Jäger, Zeitschrift für Jäger und Naturfreunde« (Leipz. 1839—42); »Geschichte des niederländischen Freiheitskriegs« (holländ., Amsterd. 1844, 6 Bde.); »Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II.« (Leipz. 1841); »Historische Denkmale des christlichen Fanatismus« (das. 1845, 2 Bde.; 2.—5. Aufl. unter dem Titel: »Pfaffenspiegel«, Stuttg. 1870—71); »Illustrirte Weltgeschichte« (mit Held, Leipz. 1844—51, 4 Bde.); »Erinnerungen aus meinem Leben« (Amsterd. 1861, 4 Bde.); »Geschichte der Aurora von Königsmark« (Leipz. 1847); »Goldene Legende« (Bern 1875). In engl. Sprache veröffentlichte er: »Recollections of my life, by Maximilian I« (Lond. 1868, 3 Bde.); »A life of adventure« (das. 1871, 3 Bde.) und »In France with the Germans« (das. 1872, 3 Bde.).

Corvus, der Rabe.

Corwen, alte Marktstadt in der engl. Grafschaft Merioneth (Nordwales), am Dee, mit 2109 Einw. Dabei das romantische Thal Glandurdwy.

Corwin (Corvin), Thomas, amerikan. Redner und Staatsmann, geb. 29. Juli 1794 in der Grafschaft Bourbon in Kentucky, ward 1817 Advokat in Ohio und von seinen Mitbürgern 1822 in die Gesetzgebung des Staats, später (1831—40) in den Kongreß gewählt. In den Jahren 1841 und 1842 war er Gouverneur von Ohio und trat, von den Whigs gewählt, in den Senat (1845—50). Als Whig gehörte er zu den Ultra's, bekämpfte die Administration des Präsidenten Polk und that sich namentlich als Vertheidiger des Schutzzollsystems hervor. Unter der Administration des Präsidenten Fillmore erhielt er die Stelle eines Finanzsekretärs, wurde 1858 von neuem in den Kongreß gewählt und bekleidete unter dem Präsidenten Lincoln den Gesandtschaftsposten in Mejiko. Nach seiner Rückkehr lebte er in Washington, wo er 18. Dec. 1865 starb.

Corydălis *Dill.* (Hohlwurz, Taubenkropf), Pflanzengattung aus der Familie der Fumariaceen, einjährige oder ausdauernde Gewächse mit vieltheiligen graugrünen Blättern, in Aehren oder Trauben stehenden Blüten, unregelmäßiger, am Grund höckeriger oder gesporuter Blumenkrone und zweiklappiger, vielsamiger, schotenförmiger Kapsel, die meist der nördlichen gemäßigten Zone angehören. C. **bulbosa** *Pers.* (Lerchensporn), mit knolliger, hohler Wurzel und kleinen, purpurröthlichen, seltener weißen Blüten, ausdauernd, wächst in Gebüschen und Laubwäldern durch ganz Europa. Die Wurzel (**Radix Aristolochiae cavae s. rotundae vulgaris**, Hohlwurzel, Herzwurz) war früher officinell. Sie enthält ein krystallisirbares, nicht flüchtiges Alkaloïd, Corydalin $C_{18}H_{19}NO_4$, dessen alkoholische Lösung alkalisch reagirt und bitter schmeckt. Es findet sich auch in der scharf bitter schmeckenden Wurzel von C. **fabacea** *Pers.* (mit blaßrothvioletten Blüten), welche als **Radix Aristolochiae fabaceae**, große Erdrauchwurzel, officinell war. Mehrere Corydalisarten werden als Zierpflanzen kultivirt.

Corylus, s. Haselstrauch.

Corymbus, Dolbentraube, s. Blütenstand.

Corỹpha *L.* (Schirmpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, bis 9 Meter hohe Bäume mit geringeltem oder gefurchtem, sehr geradem Stamm, stacheligen Blattstielen, fächerförmigen Blättern, endständiger Blütenrispe (weshalb sie nur einmal im Leben blühen können), hermaphroditischen, weißen oder grünen, starkriechenden Blüten und rundlichen, einsamigen Beeren. C. **umbraculifera** *L.* (Schattenpalme, Tallipotbaum), an felsigen Orten auf Ceylon, auf der Küste Malabar ꝛc., hat 2 Meter lange Blattstiele und 1,9 Meter lange, 4 Meter breite Blätter mit 95 bis 100 Segmenten, welche allgemein als Sonnen- und Regenschirme benutzt werden. Auf solchen Blättern sind die heiligen Ueberlieferungen der Singhalesen mit metallenem Griffel eingegraben. Der Saft aus den Rispenästen wirkt brechenerregend und wird gegen Schlangenbisse angewendet; die schleimige und gelind zusammenziehende Wurzel dient als Mittel gegen Durchfall; das Mark des Stammes liefert eine geringe Sorte Sago, die jungen Triebe geben guten Palmkohl. Aus den Blättern von C. **Gebanga** *Bl.* (Gebangpalme), auf Java, werden Körbe, Beutel, Hüte ꝛc. geflochten, aus den Fasern Mützen, Hemden ꝛc. gewebt. C. **australis** *R. Br.*, s. v. w. Livistonia **australis**; C. **cerifera** *Arend*, s. v. w. Copernicia **cerifera** *Mart.* Mehrere Corypha-Arten werden in Palmhäusern kultivirt. S. die Tafeln »Blattpflanzen II« und »Palmen«.

Cos., Abbreviatur für Consul und für Cosinus.

Cosa (ital., »Sache, Ding«), s. Algebra.

Cosa (Cossa), im Alterthum Stadt in Etrurien, auf der südlichen der beiden Landzungen gelegen, welche den Mons Argentarius mit dem Festland verbinden, 273 und 196 v. Chr. von Rom aus kolonisirt, mit gutem Hafen, aus welchem häufig römische Flotten absegelten. C. war nach dem Fall von Falerii eine der etruskischen Zwölfstädte; aber Rutilius (416 n. Chr.) fand sie schon in Trümmern liegen, und eine spätere Sage verlegte hierher den Eingang in die Hölle. Die Ruinen der alten Stadt finden sich auf einem Hügel hart am Meer, beim heutigen Orbetello, an der Eisenbahn von Civita Vecchia nach Rom. Wohlerhalten sind jedoch nur die Stadtmauern aus harten polygonen Kalksteinblöcken, oft bis zu einer Höhe von 9 Meter, mit vorspringenden, viereckigen Thürmen, von denen noch 14 zu erkennen sind.

Coscile (spr. -schile, bei den Alten Sybaris), Fluß in der unterital. Provinz Cosenza (Calabria citeriore), entspringt am Abhang des Monte Polino und ergießt

sich in den Crati, kurz vor dessen Mündung in den Golf von Tarent.

Cosel (Cossell), Gräfin von, geborne v. Brockdorf, Geliebte Augusts II., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, war 1680 auf Deppenau im Holsteinischen geboren. Sie war zuerst vermählt mit dem sächsischen Kabinetsminister von Hoymb, der sie aber, um sie vor den Verführungen des Hofs zu sichern, auf seinen Gütern wohnen ließ. Im trunkenen Muth schilderte er einst ihre Reize mit so lebhaften Farben, daß sie der König nach Dresden kommen ließ, sich in sie verliebte und ihre Scheidung von dem Gemahl bewirkte, worauf sie den Namen Madame de C. annahm und vom Kaiser Joseph I. zur Reichsgräfin erhoben wurde. König August baute ihr in Dresden einen eigenen Palast, der heute noch nach ihr genannt wird. Ueber 9 Jahre behauptete sie sich in der Gunst des Königs und wußte einen unbeschränkten Einfluß zu gewinnen. Die überaus reichen Geschenke abgerechnet, erhielt sie während der 9 Jahre ihrer Herrschaft ein Gnadengehalt von 1 Million Thalern. Als sie 1716 während des Königs Anwesenheit in Warschau denselben in den Armen der Gräfin von Dönhoff zu überraschen gedachte, ward sie an der schlesischen Grenze durch ein Gardekommando zur Rückkehr nach Dresden genöthigt, von da aber verwiesen, sodann in Halle verhaftet und nach der Festung Stolpen gebracht. Lange Jahre schmachtete sie hier; ihre Briefe blieben vom König unbeachtet. Nach dem Tode des Königs bot man ihr größere Freiheit an; doch wollte sie nunmehr ihr Gefängnis nicht mehr verlassen. Da ihr Friedrich II., so lange er im Siebenjährigen Krieg Sachsen in seiner Gewalt hatte, die ausgesetzte Pension in den berüchtigten Ephraimiten, vom Juden Ephraim in Leipzig mit preußischer Genehmigung geprägten schlechten Münzen, auszahlen ließ, benagelte sie mit denselben die Wände ihres Zimmers. Sie starb im März 1765. Sie war unbezweifelt eine der schönsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, hochgebildet und besonders in der französischen Literatur sehr bewandert, welche ihr in ihrer Gefangenschaft fast den einzigen Genuß gewährte. Daß sie gegen das Ende ihres Lebens zur mosaischen Religion übergetreten sei, ist unwahrscheinlich. Ihr Sohn Friedrich August, Graf von C., den sie dem König geboren, war General der Infanterie und Kommandant der Garde du Corps, starb 1770 zu Sabor in Schlesien; eine Tochter, Auguste Konstanze, heirathete den Oberkammerherrn v. Friesen, die zweite, Friederike Alexandrine, den polnischen Großschatzmeister, Grafen Moczinski.

Cosenza (bis 1871 Calabria citeriore genannt), eine Provinz Unteritaliens, zwischen dem Golf von Tarent, nördlich von der Provinz Potenza (Basilicata), südlich von Catanzaro (Calabria ulteriore II) begrenzt, 7358 QKilom. (133,6 QM.) groß mit (1871) 440,468 Einw. Das Land, im Alterthum von den Bruttiern (an der Westküste) und den Sybariten bewohnt, ist ganz vom Apennin erfüllt, der hart an der Westküste zieht und im O. nur zu beiden Seiten der Cratimündung die sybaritische Küstenebene offen läßt. Höchster Gipfel ist der Monte Polino an der Nordgrenze, 2416 Meter hoch und mit den trefflichsten Arzneikräutern und Weiden bedeckt. Zwischen der Stadt C. und der Westküste erhebt sich der Monte Cocuzzo zu 1600 Meter Höhe, während sich östlich von der Hauptstadt die Montagna della Porcina mit dem berühmten Fichtenwald la Sila (Braria), 1560—1780 Meter hoch, erstreckt. Die Provinz ist gut bewässert (Crati, Basento, Siburi, Esaro, Trionto ꝛc.), hat aber keinen Hafen. Sie ist fruchtbar und erzeugt außer Getreide besonders Reis, Safran, Hanf, Honig, namentlich aber Oel und Wein, welche nebst Salami, Seide und Schiffsbauholz viel ausgeführt werden. Das Silagebirge enthält Zinn, Blei, Silber, Alabaster, Steinsalz. Man züchtet auch schöne und starke Pferde und bereitet trefflichen Käse. Die Industrie beschränkt sich auf etwas Seiden-, Flanell- und Baumwollweberei, Theerschwälerei und Sägemühlenbetrieb. Die Provinz zerfällt in 4 Kreise: C., Castrovillari, Rossano, Paolo. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt am Fuß des Silawaldes in 244 Meter Meereshöhe, am obern Crati, wo links der kleine Busento in ihn fließt, 7 Kilom. vom Mittelmeer, an der Straße von Neapel nach Reggio, überragt von einem großartigen Kastell und von mehreren hundert Meierhöfen (Casali) umringt, die im schönen Thal verstreut sind, und zerfällt in eine Altstadt mit engen, steilen Gassen und eine Neustadt mit großen, stattlichen Bauten. Die Stadt ist Sitz eines Erzbischofs, der Präfektur und anderer Behörden, hat einen großen, schönen Dom (1750 renovirt), ein großes, geistliches Seminar, ein Gymnasiallyceum, eine technische Schule, ein Nationalkonvikt, eine Handelskammer und (1871) 15,962 Einw., deren Gewerbfleiß viel Töpfer-, Eisen- und Stahlwaaren liefert, auch reiche Bodenprodukte erzielt. C. hieß bei den Alten Consentia und war die Hauptstadt von Bruttium. Das dortige Erzbisthum ward im 11. Jahrh. gestiftet. Die Stadt wurde oft durch Erdbeben verwüstet, am schrecklichsten 1638 und 1783 (wobei alle älteren Bauwerke zerstört wurden) und auch neuerdings 1854 und 1870. Im Jahr 410 starb hier der Westgothenkönig Alarich, der von den Seinen, der Sage nach, im abgedämmten Flußbette des Busento begraben ward, und 1270 Isabella, Gemahlin Philipps III. von Frankreich. Der Bau einer Eisenbahn von C. nördlich den Fluß Crati entlang zur Linie Tarent-Cariati ist im Plan.

Cosihuiriachi (Santa Rosa de C.), eine Stadt im mexikanischen Staat Chihuahua, im W. von Chihuahua, am Fuß der Sierra de los Metates in 1982 Meter Höhe, im Anfang des vorigen Jahrhunderts infolge der damals im benachbarten Gebirge entdeckten Silberminen gegründet, war eine Zeitlang ein blühender Ort mit mehr als 10,000 Einw., ist aber gegenwärtig durch die Raubüberfälle der Apatschen ganz in Verfall gerathen.

Cosimo, Piero di, ital. Maler, geboren um 1462 zu Florenz, war Schüler des Cosimo Rosselli, dürfte jedoch in seiner Jugend auch mit der mailändischen Schule in Berührung gekommen sein. Er zeigt eine sonderbar phantastische Richtung in der Komposition und große Vorliebe für die Landschaft. Wichtig ist C. durch seinen Einfluß auf Andrea del Sarto, Pontormo, Franciabigio und andere große Meister der nächsten Periode. Seine interessantesten Schöpfungen sind einige mythologische Kompositionen (Geschichte des Perseus in den Uffizien zu Florenz, Venus im Berliner Museum), die sich durch eine seltsame Auffassung bemerklich machen. Seine Werke sind übrigens selten. Er starb zu Florenz 1521.

Cosimo, s. Medici.

Cosmas, 1) Märtyrer aus Arabien, trieb mit seinem Bruder Damianus die Heilkunde zu Aegäa in Kilikien. Als sie sich mit ihren übrigen Brüdern weigerten, den Götzen zu opfern, ließ sie der Statthalter Lysius 303 martern und enthaupten. Die Gebeine C.' und Damians wurden 1649 von Bremen nach München übergeführt und in der dortigen Michaelskirche beigesetzt. Die katholische Kirche verehrt ihr Andenken 27. Sept., die griechische, welche sie »die Doktoren ohne Geld« nennt, weil sie umsonst kurirten, 1. Juli und 1. Nov.

2) C. Indopleustes, ägyptischer Mönch, Verfasser eines in griechischer Sprache geschriebenen geographischen Werks in 12 Büchern aus der Mitte des 6. Jahrh., welches, indem es ein mit der Bibel in Einklang stehendes System zu geben versucht, manches Abenteuerliche enthält, aber auch manche wichtige Nachrichten in Beziehung auf die Handelsverbindungen der Alten gibt. Einen Abdruck desselben gab Montfaucon in der »Collectio Nova Patrum Graecorum« (Par. 1707, 2 Bde.) und Gallandi in der »Bibliotheca Patrum« (11. Bd.).

3) C. von Prag, böhmischer Chronist, geboren um 1050, zu Lüttich gebildet, diente in Prag mehreren Bischöfen als Sekretär und Geschäftsführer, begleitete sie auf Reisen und starb als Dekan der Prager Kirche 21. Okt. 1125. Er behandelte in seinem »Chronicon Bohemorum« sowohl die allgemeine, als die böhmische Geschichte bis auf seine Zeit, theils nach älteren Chroniken und mündlichen Traditionen, theils nach eigener Erfahrung. Wortreich und breit, aber wohlwollend und wahrheitsliebend, erwarb er sich großes Ansehen und den Ehrennamen eines Vaters der böhmischen Geschichte. Das »Chronicon Bohemorum« wurde zuerst 1602 im Druck herausgegeben, am besten von Köpke in Pertz' »Monumenta Germaniae historica«, Bd. 9 (Hannov. 1846), und neuerdings in den »Fontes rerum bohemicarum«, Bd. 2 (Prag 1874).

Cosmetica (lat.; franz. Cosmétiques), s. v. w. kosmetische Mittel.

Cosmophyllum *C. Koch*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen mit der einzigen Art C. cacaliaefolium *C. Koch* et *Bouché*, einem Strauch oder kleinen Baum Guatemala's mit sehr großen, ovalen, siebenlappigen, hellgelblich-grünen, kurz behaarten Blättern, welche angenehm reinettenartig riechen, endständigen Blütendolden mit kamillenähnlichen Blüten und vierseitigen Achenen mit kurzem Pappus. Diese schöne, ungemein schnellwüchsige Blattpflanze wird seit einigen Jahren vielfach in Gärten auf Rasenplätzen kultivirt.

Cosne (spr. kohn, Condate), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Nièvre, rechts an der Loire, am Einfluß des Nohain, mit zwei schönen Brücken, mehreren alten Kirchen und einem Collége, ist Niederlage des in der Umgegend producirten Eisens, hat ansehnliche Messer-, Nägel-, Anker-, Feilen-, Kabel- und Quincailleriefabriken, bedeutenden Wein- und Kornhandel und (1872) 6210 Einw.

Coß (Regel Coß), bei den Deutschen lange Zeit die Algebra (s. d.) nach dem italienischen Cosa, weshalb die dieser Rechnung Kundigen auch Cossisten genannt wurden.

Cossa, Pietro, ital. Dichter der Gegenwart, geb. 29. Jan. 1834 zu Rom, kämpfte nach zurückgelegten Studien auf den Schlachtfeldern der Lombardei für die nationale Unabhängigkeit, verließ, als jener Kampf einen übeln Ausgang genommen und Rom in die Hände der Franzosen gefallen war, Italien und unternahm eine Reise nach Amerika, wo er namentlich Chile und Peru besuchte. Nach Europa zurückgekehrt, nahm er zuerst seinen Wohnsitz in Turin, ging dann wieder nach Rom und bekleidet jetzt daselbst den Posten eines Professors der italienischen Literatur an einer technischen Schule. Die erfolgreichste der bisherigen Dichtungen Cossa's ist sein »Nerone artista«, ein dramatisches Werk, welches der Autor eine Komödie betitelt, das aber mehr den Namen einer Tragikomödie (in edlerem Sinn) verdient und sich durch manche schwungvolle, wahrhaft poetische und dramatisch wirksame Scene auszeichnet. Das Werk erschien in 4 Auflagen (zuerst Rom 1871; deutsch Leipz. 1874). Im Ausland ist Cossa's »Nero« hauptsächlich durch den berühmten italienischen Tragöden Rossi bekannt geworden, welcher das Stück auf seinem Repertoir hat und den tollen Cäsar zu seinen Glanzrollen zählt. Die übrigen Werke, welche C. bisher geschrieben, sind folgende: »Mario e i Cimbri«, Tragödie (Flor. 1862); »Paschin«, Drama (Rom 1869); »Sordello«, Tragödie (Mail. 1872); »Beethoven«, Drama (das. 1872); »Monaldeschi«, Tragödie (das. 1874). Unter der Presse befinden sich gegenwärtig die Komödie »Plauto ed il suo secolo« und die Tragödie »Cola di Rienzi«. Auch lyrische Gedichte hat C. hier und da veröffentlicht.

Cossato, Ortschaft und Prätursitz in der ital. Provinz Novara, Kreis Biella, am Kanal von Santhia, mit (1871) 3290 Einw., welche ansehnlichen Handel mit Wein und Seide treiben.

Cossische Zahlen, in der Sprache der alten Algebraiker s. v. w. Potenzen und Wurzeln; die Symbole solcher Größen heißen cossische Zeichen und die Rechnung mit diesen Größen cossischer Algarithmus.

Cossus, Weidenbohrer, Schmetterlingsgattung.

Costa (lat.), Rippe; daher costalis, was auf die Rippen Bezug hat; Costalpleura, s. v. w. Rippenfell; Costalgia, Rippenschmerz.

Costa, 1) Lorenzo, ital. Maler, geboren um 1460 zu Ferrara, fand namentlich in Bologna die Stätte seiner Thätigkeit. Er steht deutlich unter den Nachwirkungen des Mantegna'schen Einflusses; mehr aber noch wirkte die Berührung mit Francia auf ihn. Er besaß im Grund eine derbe, realistische Natur, welche selbst von Francia's milder Kunstweise nicht verdrängt werden konnte; bedeutendere Phantasie dagegen hatte er nicht. Die tiefe, kräftige Farbe der Ferraresen war ihm bereits eigen. Seine Hauptwerke befinden sich zu Bologna: in San Petronio eine Madonna mit Heiligen (1492) und die 12 Apostel (1495), in San Giovanni in Monte Mariä Krönung (1497) mit schöner Landschaft, die C. überhaupt glücklich behandelte, ferner eine Madonna mit musicirenden Engeln und Heiligen; in Santa Cecilia Fresken, in San Giacomo maggiore die Madonna mit der Familie Bentivoglio (1488) und Allegorien (1490). Das große Bild mit der Darstellung Christi in Berlin (1502) ist eine wenig glückliche Arbeit. C. starb 1535.

2) Paolo, ital. Schriftsteller, geb. 13. Juni 1771 zu Ravenna, studirte hier und in Padua, betrat nach und nach die Lehrstühle zu Treviso, Bologna und Korfu und starb 21. Dec. 1836. Er war der bedeutendste Kämpfer gegen die Neuerungen der romantischen Schule und suchte das Studium der

Alten neu zu beleben, nahm auch mit Orioli und Cardinali an der Revision des großen Wörterbuchs der Crusca (1819—20) theil, übersetzte die Oden des Anakreon, die Homerische Batrachomyomachie, Schillers »Don Carlos« u. a. m. Auch war er Mitarbeiter an einer schätzbaren Ausgabe der »Divina Commedia« (Bologna 1819—24, 3 Bde.), für welche er die Lebensbeschreibung und die erklärenden Anmerkungen lieferte. Sein Traktat »Dell' elocuzione« (Forli 1818) wurde in den Schulen Italiens eingeführt. Seine Werke erschienen gesammelt Bologna 1825 und Florenz 1829—30, 2 Bde.

3) Michele, ital. Musiker, geb. 1804 zu Neapel, ward auf dem dortigen Konservatorium gebildet und begab sich 1828 nach London, wo er als Kapellmeister der königl. Italienischen Oper noch gegenwärtig lebt. Er gehört zu den beliebtesten Musikern in England und steht namentlich als Orchesterdirektor in großem Ansehen. Er war es, welcher durch seine rastlosen Bemühungen die großen geistlichen Konzerte von Exeter Hall in London ins Leben rief; er dirigirt die philharmonischen Konzerte sowie fast alle englischen Musikfeste (insbesondere die zu Birmingham) und ist zugleich Hofkonzertdirektor, als welcher er 1869 von der Königin zum Ritter erhoben ward. Unter seinen Kompositionen sind besonders die Oper »Don Carlos« (1844) und das in England beliebte Oratorium »Eli« (1855) hervorzuheben.

Costa Cabral, Graf von Thomar, s. Cabral 2).

Costarica (span., »reiche Küste«), der südlichste der mittelamerikan. Freistaaten (s. Karte »Centralamerika«), liegt zwischen 8° und 11° 16′ nördl. Br. und 82° 40′ und 84° 50′ westl. L. v. Gr., auf der Landenge zwischen dem Großen Ocean im W. und der Guatemalabai im O., nördlich begrenzt von Nicaragua und südlich vom Staat Panama. Der Flächeninhalt wird zu 55,669 QKilom. (1011 QM.) berechnet, wovon jedoch der größte Theil noch unerforscht und unbewohnt ist. Der Oberflächengestaltung nach ist C. ein verhältnismäßig schmales Gebirgsland, das auf beiden Seiten von Küstenlandschaften begrenzt ist und in der Mitte ein Tafelland oder centrales Hochthal enthält. Letzteres wird von einer doppelten Gebirgskette (im Durchschnitt gegen 2000 Meter hoch) gebildet, welche von Veragua her in nordwestlicher Richtung das Land durchzieht und im SO. des Sees von Nicaragua sich weiter gegen NW. fortsetzt. Tiefe Paßeinsenkungen fehlen den Ketten, und die Abfälle sind nach dem Stillen Ocean zu steil, während sie sich zum Atlantischen Meer hinab ziemlich sanft senken. Beide Ketten stehen durch Querjoche, die das Thalland zwischen ihnen in mehrere Abtheilungen theilen, öfter in Verbindung. Von den einzelnen Gipfeln, welche das Tafelland umgürten, und die zum großen Theil noch thätige Vulkane sind und häufige Erdbeben veranlassen, sind die bedeutendsten: der Pico blanco oder Nemu (3579 Meter hoch), anscheinend ein ungeöffneter Trachytkegel, im Südosttheil des Landes; der etwa 3350 Meter hohe Turialva und der 3413 Meter hohe Irazu (Vulkan von Cartago), zwei thätige Feuerberge in der Gegend von Cartago; nördlicher der 2566 Meter hohe Barba und der schwefelreiche Poas oder Votos (2711 Meter hoch), wiederum Vulkane, und noch mehr nordwestlich, im S. des Nicaraguasees, die isolirten vulkanischen Kegel Tenorio und Miravalles (1432 Meter), Rincon de la Vieja und Orosi (1585 Meter hoch). Die Ostküste des Landes ist fast ganz unentwickelt und einförmig; an der Westseite finden sich die größeren Buchten: Golfo Dulce (mit dem Kap Matapalo) und die Nicoyabai (mit Kap Blanco). Von den Flüssen, deren Scheide die Kordilleren bilden, fließen nach dem Atlantischen Meer der Rio Siraula, der Esirella, Reventazon und der San Juan mit den Nebenflüssen Rio San Carlos und Sarapiqui, nach dem Stillen Ocean der Rio Dulce, San Carlos, Rio Grande, Barranca, Tempisque u. a. Sämmtliche Flüsse Costarica's sind entweder gar nicht, oder nur auf eine unbeträchtliche Strecke schiffbar; auch sind sie nur in gewissen Jahreszeiten wasserreich und wie alle Gebirgswässer reißend und von sehr ungleicher Tiefe, mit bald verengtem, bald erweitertem Bett. Das Klima ist nach der Lage der Landstriche verschieden, heiß und mehr oder weniger ungesund an den zum großen Theil sumpfigen Küsten (mittlere Temperatur 20 bis 24° R.), dagegen schön, gemäßigt und gesund auf der Höhe des Tafellands, der glücklichsten Region von C., wo das Thermometer 22° R. nicht übersteigt und im Durchschnitt 14° steht. Beschwerlich ist hier nur die Regenzeit, welche im April beginnt und erst Ende November abläuft, und während welcher die Wege, selbst die Hauptstraßen, welche die Maulthierkarawanen einzuschlagen haben, fast völlig unpassirbar sind. Mit Eintritt der Nordstürme, welche immer den Eintritt der trockenen Jahreszeit verkünden, werden die Gewitter seltener. Die Berge des Landes sind an Metallen arm, dagegen ist der Boden im höchsten Grad fruchtbar. Die prächtigen Urwälder enthalten eine Fülle der herrlichsten Luxus- und Farbhölzer und liefern kostbare Gummiarten ꝛc. Im allgemeinen ist jedoch die Vegetation auf der östlichen Seite großartiger als am Westfuß der Kordilleren. Die Thierwelt, welche die Urwälder bevölkert, ist besonders an Mammalien und Vögeln sehr reich. Unter ersteren sind der Tapir, Jaguar und Kuguar, allerlei Affen, das Nabelschwein, der amerikanische Hirsch, das Armadill ꝛc. hervorzuheben; unter letzteren finden sich namentlich Papageien, Tukane, Hokkohühner, Löffelreiher, Turteltauben, Trompetenvögel ꝛc., auf dem Hochland Aasgeier, rothhaubige Spechte, Wachteln, Regenpfeifer, Falken ꝛc. Große und gefährliche Schlangen sind zahlreich vorhanden, ebenso Insekten in unermeßlicher Fülle; doch sind letztere auf der Westseite schöner als an der Ostküste. Die Zahl der Einwohner betrug 1870 etwa 165,000 (ohne die noch unabhängigen Indianer); sie sind in viel höherem Grad als sonst im spanischen Amerika spanischer Herkunft und nicht so stark mit Indianern gemischt, stehen auch im Ruf der Arbeitsamkeit, Fähigkeit und einer milden, freundlichen Gesinnung. Die Hauptmasse der Bevölkerung bewohnt die in der Mitte des Landes von SO. nach NW. sich erstreckenden Hochthäler von San José und von Cartago und das Thal des Rio Grande. Ihre Hauptbeschäftigung bildet Plantagenbau, und zwar vorzüglich die erst vor einigen Jahrzehnten eingeführte Kultur des Kaffees, für den der Boden ganz besonders geeignet erscheint, und der noch bis jetzt das Hauptthandelsprodukt und die Quelle des Reichthums für die Bewohner ist. Neben dem Kaffee werden in den höheren Thälern Mais, schwarze Bohnen und Zuckerrohr in Menge gebaut. Im Tieflande treibt man hauptsächlich Viehzucht, die namentlich auf den Potreros (natürlichen Wiesen) der Provinz Guanacaste gelingt. Von Industrie kann

noch nicht die Rede sein, nur Spirituosen werden fabricirt und sind ein Monopol der Regierung. Dagegen ist der Handel bedeutend. Der Werth der Einfuhr belief sich 1872—73 auf 4,5 Mill. Doll., der der Ausfuhr auf 6,12 Mill. Doll. Die wichtigsten Ausfuhrartikel waren über Punta Arenas: 33,884,374 Pfd. Kaffee (vorzugsweise nach England) im Werth von 5,5 Mill. Doll.; ferner Rindshäute 137,000 Doll., Gummi elasticum 21,000, Wildfelle 6000, Cedern- und Mahagoniholz 58,000 Doll.; dazu über Limon für 250,000 Doll. Farbhölzer, Sarsaparille, Schildpatt ꝛc. Von Zucker wird nur wenig ausgeführt, da der meiste von der Regierung zur Rumfabrikation verwendet wird. Auch der ausgezeichnete Kakao, den man gewinnt, wird meist im Land selbst verbraucht. Beim Import ist vorzugsweise England betheiligt; aus Deutschland erhält C. Nürnberger Waaren, Musikinstrumente, Möbeln, Glaswaaren, auch Tuche und Eisenwaaren. Der Schiffsverkehr ergab 1871 in Punta Arenas: 127 Schiffe von 174,724 Tonnen Gehalt eingelaufen und 121 Schiffe von 172,735 Tonnen ausgelaufen, während 1872 im Hafen von Limon 79 Schiffe von 16,000 Tonnen ein- und 80 Schiffe von 16,243 Tonnen ausliefen. Für die Herstellung von Kommunikationswegen ist, so wichtig sie auch für den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes sind, bis in die neueste Zeit wenig geschehen. Doch ist eine 260 Kilom. lange Eisenbahn vom Hafen von Limon am Atlantischen Ocean nach Punta Arenas am Stillen Ocean gegenwärtig im Bau begriffen. C. ist der kultivirteste Staat Centralamerika's und am wenigsten durch Krieg und Aufruhr zerrüttet. Die politische Verfassung vom 21. Jan. 1847 gibt allen Bewohnern ohne Unterschied der Farbe und Religion politische Gleichheit; es gibt weder Sklaven, noch privilegirte Stände. Ein Eingewanderter kann nach fünfjährigem Aufenthalt im Land naturalisirt werden, wodurch er alle Rechte der Eingebornen erhält. Erwiesene Vernachlässigung der Pflichten gegen die Familie zieht den Verlust des Bürgerrechts nach sich. An der Spitze des Staats steht ein auf 3 Jahre gewählter Präsident, der mindestens 30 Jahre alt, im Besitz von wenigstens 10,000 Doll. sein muß und für Verfassungsverletzungen verantwortlich ist. Er wählt sich selbst sein Kabinet und ernennt alle öffentlichen Beamten. Der gesetzgebende Körper besteht aus einem Senat von 25 und einer Abgeordnetenkammer von 29 Mitgliedern. In San José ist ein höchster Gerichtshof. Die Staatseinnahmen betrugen 1872—73: 2,500,436 Doll (darunter 645,299 Doll. vom Branntweinmonopol, 755,374 Doll. Einfuhrzölle, 328,825 Doll. aus dem Tabaksmonopol); die Ausgaben werden zu 1,938,527 Doll. berechnet. Direkte Steuern gibt es nicht. Die innere Staatsschuld wird auf 6 Mill. Doll. geschätzt; die äußere belief sich 1868 auf 104,500 Doll., wozu 1871 und 1872 noch Anleihen von nominell 1 Mill. und 2,4 Mill. Pfd. Sterl. zu Eisenbahn- und anderen öffentlichen Bauten kamen. Die Militärmacht Costarica's besteht aus 1000 Mann stehenden Heers und 5000 Mann Miliz (nach einer officiellen Angabe neuern Ursprungs dagegen aus 14,000 Mann aktiver Armee, 15,000 Mann Reserve und 5000 Mann Nationalgarde). Die vorherrschende Religion ist die römisch-katholische, unter dem Bischof von San José; doch herrscht vollkommene Religionsfreiheit. Das Land ist in 5 Departements getheilt: San José, Heredia, Alajuela, Cartago und Guanacaste (Moracia), zu denen noch der Distrikt von Punta Arenas kommt. Die Hauptstadt des Staats ist San José in der Provinz gleichen Namens, regelmäßig, doch nicht schön gebaut, mit gegen 20,000 Einw., der Sitz der Regierungsbehörden. Andere bedeutendere Städte sind Cartago, eine der ältesten spanischen Niederlassungen in Amerika, jetzt aber in Verfall, Heredia und Punta Arenas an dem Nicovagolf, jetzt der Hauptausfuhrhafen des Landes (seit 1867 Freihafen).

Das Land wurde von Columbus 5. Okt. 1502 entdeckt und von ihm Costa Rica y Castilla de Oro genannt, weil er an verschiedenen Stellen von den Eingebornen mit Goldstückchen beschenkt worden war. Von 1514—16 wurden die ersten Niederlassungen zu Fonseca am Chiriqui und Bruselas in Nicova versucht, und es ward Cartago gegründet, das bis 1823 Hauptstadt blieb. Im Jahr 1574 war die Kolonie, die den Namen Neucartago führte, vollständig organisirt. Später wurden die Spanier in C. zu wiederholten Malen (besonders 1611 und 1709) von den Talamanca-Indianern, in deren Gebiete die reichen Goldgruben von Tisingal bearbeitet wurden, sämmtlich niedergemacht. Im Jahr 1821 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung, der Sitz der Regierung ward nach San José verlegt, und C. war fortan einer der Vereinigten Staaten von Mittelamerika, bis es sich 1840 von der Union lossagte und durch ein Staatsgrundgesetz vom April 1848 als unabhängiger Staat konstituirte. In demselben Jahr schloß C. einen Handels- und Schiffahrtsvertrag mit den drei deutschen Hansestädten, und 1849 mit England einen Handelsvertrag und ein Freundschaftsbündnis. Gegen Ende 1848 hatte der Staat einen Aufstand der Indianer zu bekämpfen und Ende 1850 einen Krieg mit Honduras zu führen. Unter inneren Streitigkeiten hatte C. verhältnismäßig wenig zu leiden. Länger dauernde Unruhen entstanden erst, als der 1850 zum Präsidenten erwählte Juan Rafael Mora 8. Mai 1859 zum viertenmal an die Spitze der Regierung berufen wurde. Eine Koalition der Liberalen und der Fremden, besonders der Engländer und Deutschen, deren wachsendem Einfluß Mora entgegengetreten war, stürzte ihn (14. Aug. 1859), worauf der Arzt José Maria Montalegre zum provisorischen Präsidenten ernannt und eine neue Konstitution entworfen wurde. Diese wurde 27. Dec. 1859 Montalegre vorgelegt, welcher darauf eine Legislative berief, die Anfang 1860 zusammentrat und jenen definitiv zum Präsidenten ernannte. Mora suchte zwar mit Hülfe des Präsidenten von San Salvador sich der Gewalt wieder zu bemächtigen, wurde aber überwältigt und nach kriegsgerichtlichem Spruch erschossen (28. Sept. 1860). Von 1863—66 war Dr. Jesus Ximenes Präsident, der auch, als sein Nachfolger José Maria Castro 1868 durch eine Revolution gestürzt wurde, wieder die Regierung in die Hand nahm. Doch mußte er April 1870 zurücktreten, worauf zuerst Bruno Carranza, aber schon im Oktober Thomas Guardia Präsident wurde. Trotz dieser inneren Zerwürfnisse ist C. im blühendsten Zustand von allen mittelamerikanischen Republiken, besonders befinden sich die Finanzen in guter Ordnung. Wegen der reichen Hülfsquellen des Landes und seiner vortheilhaften Lage in der Nähe des zur Verbindung beider Oceane projektirten Kanals hat man in neuester Zeit die Auswanderung dahin zu lenken gesucht. Vgl. die Literatur beim Art. »Centralamerika« und dazu v. Bülow.

C., der Freistaat in Mittelamerika ꝛc. (nach dem Franz., Berl. 1850); Mor. Wagner und Scherzer, Die Republik C. in Centralamerika (Leipz. 1856); Peralta, Costa Rica, its climate, constitution and resources (Lond. 1873), und die Aufsätze von A. v. Frantzius in Petermanns »Geographischen Mittheilungen« (1869) und der Berliner »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde« (Bd. 4, 1869).

Costello, Louisa Stuart, engl. Schriftstellerin geboren um 1815 in Irland, trat zuerst mit dem Werkchen »Specimens of the early poetry of France«, (Lond. 1835) auf und zeichnete sich dann besonders als Touristin durch ihre anziehende Schilderung französischen Lebens und französischer Sitten aus. Ihre Schriften: »A summer amongst the bocages and the vines« (Lond. 1840, 2 Bde.), »Pilgrimage to Auvergne« (das. 1841) und »Bearn and the Pyrenees« (das. 1844) gehören zu dem Besten der neuern Reiseliteratur. Weniger gelungen ist ihre »Tour to and from Venice« (das. 1846). Ihr Talent für pittoreske Naturdarstellung bewährte sie namentlich auch in »The falls, lakes and mountains of North Wales« (das. 1845). Auch den historischen Roman hat sie gepflegt mit »The queen mother« (das. 1841, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1842); »Gabrielle« (Lond. 1843, 3 Bde.); »Jacques Cœur« (das. 1847, 3 Bde.); »Catherine de Medicis« (das. 1848, neue Ausg. 1859); »Clara Fane« (das. 1848, 3 Bde.) u. a. Gelungene Nachahmungen orientalischer Dichtungen enthält »The rose garden of Persia« (das. 1845); hierher gehört auch das Gedicht »Lay of the stork« (das. 1856), das eine orientalische Sage behandelt. Mehr geschichtlichen Inhalts sind die »Memoirs of eminent English women« (37 Biographien enthaltend, Lond. 1844, 4 Bde.); »Memoirs of Mary, duchess of Burgundy« (das. 1853) und »Anne of Britany« (das. 1855). — Auch ihr Bruder Dudley, welcher sich dem Militär und der Zoologie gewidmet hatte, begann als Schriftsteller mit dem Reisewerk »Tour through the valley of the Meuse« (Lond. 1846, neue Ausg. 1856) und veröffentlichte dann mehrere Romane, z. B. »The joint-stock banker« (das. 1856) und »Holidays with Hobgoblins« (das. 1860); mit »Italy from the Alps to the Tiber« (das. 1861) wandte er sich wieder der Naturschilderung zu.

Costenoble, Karl Ludwig, Schauspieler und dramatischer Schriftsteller, geb. 1769 zu Herford in Westfalen, wo sein Vater Prediger war. Früh verwaist, sollte er bei einem Oheim in Magdeburg die Bäckerei erlernen, floh aber, debütirte zu Wismar mit Erfolg und bereiste mit einer Gesellschaft verschiedene Städte, bis dieselbe sich auflöste. Eine Zeitlang ernährte er sich darauf kümmerlich durch Silhouettiren, widmete sich sodann dem Studium der Musik, trat aber bald wieder zum Theater über und ließ sich in Baireuth, dann in Nürnberg, 1796 in Magdeburg und 1798 in Altona engagiren, bis er 1800 in Hamburg und 1818 zu Wien als k. k. Hofschauspieler und später als Regisseur fest angestellt wurde. Er starb 28. Aug. 1837 zu Prag auf der Rückreise von Hamburg nach Wien. C. war ein gewandter Schauspieler, feiner Komiker und Charakterdarsteller, vorzüglich nach Schröder und Iffland gebildet, und ein achtungswerther Mann. Beiträge für die Bühne lieferte er in seinem »Almanach dramatischer Spiele« (Hamb. 1810, 1811 u. 1816) und in seinen »Lustspielen« (Wien 1830).

Coster, 1) Lourens Janszoon, angeblich der erste Erfinder der Buchdruckerkunst (s. d., S. 886 f.).

2) Samuel, holländ. Dramatiker in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. Geburts- und Todesjahr des Dichters sind nicht bekannt, wohl aber, daß er als Arzt in Amsterdam lebte. 1617 errichtete er im Gegensatze zu den verfallenden Rederyckerkammern die »Duytsche Akademie«, eine Bühne, deren Einkünfte dem Waisenhaus zufielen. In seinen Tragödien: »Ityс« (1615), »Iphigenia« (1617), »Polyxena« (1630) bekämpfte C. die Orthodoxie; frei von dieser Nebenabsicht ist dagegen das Trauerspiel »Isabella«, das 1618 zu Muiden vor Moritz von Oranien aufgeführt wurde und dem Stoff nach aus Ariost entnommen ist. Die komische Kraft, die der Dichter in einigen Episoden des letztgenannten Stücks bewährt, kommt zur vollen Geltung in den derben Possen: »Teeuwis de boer en menjuffer van Grevelinckhuysen« (1612) und »Tijsken van der Schilden« (1615), bei denen sich das Talent des Dichters weniger in der Erfindung als in der richtigen Zeichnung und dem lebhaften Kolorit aller Figuren zeigt. Wie diese Stücke den Anfang, so scheinen die poetischen Umschriften und die Erklärung, die er zu den »Sechs ersten Vorstellungen in Amsterdam bei Gelegenheit der Friedensfeier 1648« lieferte, das Ende der Dichterlaufbahn Costers zu bezeichnen. Noch ist das Sinnspiel »Van de rijcke man« (1615) zu erwähnen.

Costi (ital.), im Handelsstil s. v. w. dort, an dem Ort, wo sich der befindet, an den man schreibt; daher costige Briefe und Waaren, Wechsel und Waaren von dem Ort, nach dem geschrieben wird.

Costîe, das Kind einer Fustîe (s. d.) und eines Weißen.

Costume (franz., m., spr. -üm), s. Kostüm.

Costus *L.* (Kostwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Zingiberaceen, tropische krautartige Gewächse mit fleischig-knolliger Wurzel, großen, einfachen Blättern, in Aehren stehenden Blüten und dreifächeriger Kapsel. Am bekanntesten ist: C. speciosus *Sm.*, in Ostindien, 1,5—2 Meter hoch, mit schönen röthlichweißen, großen, oft wie mit einem rostfarbigen Reif bestreuten Blüten. Gewöhnlich leitet man von dieser Pflanze die bei den Alten als Magenmittel gebräuchliche Radix Costi arabici s. Costi amari ab, welche schärfer und bitterer schmeckt als Ingwer. Von C. nepalensis *Rosc.*, in Nepal, ist die Wurzel, Radix Costi dulcis, als magen- und nervenstärkendes Mittel in Gebrauch. Einige Costusarten werden in unseren Warmhäusern kultivirt.

Cota, Rodrigo, mit dem Beinamen El Tio (»der Aeltere«), span. Dichter des 15. Jahrh., zu Toledo geboren, gilt ziemlich allgemein für den Verfasser der berühmten satirischen Ekloge »Las coplas de Mingo Rebulgo«, die etwa um 1472 geschrieben zu sein scheint, sowie des »Dialogo entre el Amor y un viejo«, welche beide wegen ihres lebendigen Dialogs zu den ältesten Versuchen in der dramatischen Dichtung Spaniens gerechnet werden. Dagegen wird er, nach neueren Ansichten, mit Unrecht für den Verfasser des ersten Aktes der berühmten »Celestina« gehalten, welche vielmehr ganz von Fernando de Rojas (s. d.) herzurühren scheint. Die »Coplas« und der »Dialogo« sind seit dem 15. Jahrh. häufig, gewöhnlich mit den »Coplas« von J. Manrique (s. d.) zusammen, gedruckt (am besten Madr. 1779 u. 1799).

Côte, La (spr. tohte), die zum schweiz. Kanton

Waadt gehörigen, 20 Kilom. langen Gestade des Genfersees, von der Promenthouse bis zur Aubonne, mit dem Städtchen Rolle. Die sonnigen Uferhöhen sind mit Rebenanlagen bepflanzt, welche den feurigen Wein »la côte« liefern. Der Landstrich ist das Seitenstück zu La Vaux, jener westlich, dieses östlich von Lausanne, jener mit sanft ansteigenden Halden, dieses in keckerem Anstieg höher aufgebaut.

Côté (franz., m.), die Seite; c. droit, die rechte, c. gauche, die linke Seite; besonders die Rechte, die Linke einer Deputirtenversammlung; c. gauche auch s. v. w. Oppositionspartei.

Coteau des Prairies (spr. -toh dä prärih), Landhöhe in den Prairien Nordamerika's, welche sich vom 46. Breitengrad etwa 300 Kilom. nach N. erstreckt und das Becken des Mississippi von jenem des Missouri trennt.

Côte d'Or (spr. toht-), Departement des östlichen Frankreich, grenzt nördlich an die Departements Aube und Obermarne, östlich an Obersaône und Jura, südlich an Saône-et-Loire, westlich an Nièvre und Yonne und ist aus den ehemaligen burgundischen Landschaften Aurois, Auronnais, Beaunais, Dijonais, Lonois, La Montagne und Nuiton gebildet. Es umfaßt 8761 QKilom. (159 QM.) mit (1872) 374,512 Einw. (gegen 382,762 im Jahr 1866). Das Land liegt durchgängig ziemlich hoch und wird in südnördlicher Richtung vom gleichnamigen Gebirge durchzogen, an das sich im N. das Plateau von Langres anschließt. Die bedeutendsten Höhen sind der Tasselot (604 Meter) und der Mont Marefol (514 Meter). Bewässert wird das Land vom Ource, der obern Seine, dem Armançon, dem ihm zum Theil folgenden Kanal von Burgund, der Saône mit der Tille und Ouche. Das Klima ist gemäßigt, die Luft rein, frisch und gesund. Das nicht stark bevölkerte, an Kommunikation reiche Land treibt Bodenkultur und Industrie. Erstere besteht hauptsächlich im Weinbau, dessen Gebiet südlich vom Kanal von Burgund liegt, besonders auf der Ostseite der Jurakette der C. Dort sind alle Hügel und Abhänge reich mit Reben bekleidet, die eine der köstlichsten Weinsorten Europa's liefern und den Bergen den Namen Côte d'or (»Goldhügel«) gegeben haben. Man unterscheidet drei Weinregionen: die Côte de Beaune, von Santenay bis Comblanchien (mit den Gewächsen von Chassagne, Clos Tavannes, Goutte d'Or, Santenot, Volnay, Pomard ꝛc.), die Côte de Nuits, die beim Dorf Premaur beginnt (mit den Sorten von Perrières, Forêts, St. Georges, Cras, Clos Vougeot, Chambolle, Clos du Tart, Chambertin, Clos St. Jacques ꝛc.), und die minder reiche und edle Côte de Dijon, aus einzelnen Parcellen bestehend (mit den Gewächsen von Crebillon, Perrière, Marsonnay ꝛc.). Westlich, nach der Seine hin, gewinnt man viel Getreide, daneben Obst, Hanf ꝛc. Auch ausgezeichnete Weiden sind vorhanden. Im ganzen kommen 461,044 Hektar auf Ackerland, 63,560 Hektar auf Wiesen, 201,064 Hektar auf Wald und Busch; 28,466 Hektar sind Weinland, 35,254 Hektar Heideflächen. An Mineralien werden ausgebeutet Eisen und Steinkohlen (im N.), Marmor, lithographische Steine, Töpferthon, Granit (Granit de Bourgogne) ꝛc. Auch mehrere warme Quellen bei Cessy, Premeaux und Alise sowie zahlreiche kalte Mineral- und einige Salzquellen sind vorhanden, aber meist unbenutzt. Die Industrie beschäftigt sich hauptsächlich mit Fabrikation von Stahl- und Eisenwaaren (besonders Waffen), Dampfmaschinen (in Dijon), Töpferwaaren, Leder, Zucker, Papier, Chemikalien, Wollzeugen (besonders groben Tuchen), Bier, Senf ꝛc. Auch der Handel mit Getreide, Mehl, Holz, Kohlen, namentlich aber mit den Weinen des Departements, ferner mit Vieh (meist nach Paris), Pferden, Wolle, Honig, Eisen ꝛc. ist lebhaft. An höheren Unterrichtsanstalten sind 1 Lyceum, 6 Kommunalcollèges und 7 Privatsekundärschulen vorhanden. Das Departement ist in die vier Arrondissements: Beaune, Chatillon sur Seine, Dijon und Semur getheilt. Hauptstadt ist Dijon.

Cotentin (spr. kottangtäng, Contentin), franz. Landschaft in der Normandie, ist eine in den Kanal hinausspringende Halbinsel, die von dem Höhenrücken des C. durchzogen wird und im äußersten NW. das Kap de la Hague bildet. Hauptstadt ist Coutances. Vgl. Toustain de Billy, Histoire du C. (1832, 3 Bde.).

Côte Rôtie (spr. toht rotih), eine Hügelreihe bei Ampuis im franz. Departement Rhône, längs dem Fluß Rhône, auf der ein feuriger geschätzter Rothwein wächst

Cotes (franz., spr. toh), s. Kotentafeln.

Côte Saint-André, La (spr. toht ßängt angdreh), Stadt im franz. Departement Isère, Arrondissement Vienne, mit altem, schön gelegenem Schloß und (1872) 4346 Einw., bekannt durch seinen Weißwein und seine vorzüglichen Liköre (Eaux de Côte).

Côtes du Nord (spr. toht dü nör, Nordküsten), Departement im nordwestlichen Frankreich, grenzt nördlich an den Kanal La Manche, östlich an das Departement Ille-et-Villaine, südlich an Morbihan, westlich an Finistère und ist aus dem nördlichen Theil der Oberbretagne gebildet. Es umfaßt 6886 QKilom. (125 QM.) mit (1872) 622,295 Einw. (gegen 641,210 im Jahr 1866). Das Land wird durchzogen von den felsigen und schluchtenreichen Menezbergen (höchste Erhebung 340 Meter) und den Monts Arrées, die mit sanften Abhängen nach N. und S. zu unfruchtbaren Sandflächen abfallen, denen an der Küste sehr fruchtbare Ebenen folgen. Die Küste selbst, 250 Kilom. lang, ist zerrissen und reich an tiefen Buchten, als deren bedeutendste die von St. Malo, die von Fresnay und die von St. Brieux zu erwähnen sind. Unter den vielen Inseln längs der Küste sind die Brehatinseln und die Siebeninselgruppe bemerkenswerth. Bewässert wird das Departement von den Küstenflüssen Guer und Trieux mit den Nebenflüssen Laff, Gouet, Gyron, Argenon, Rance ꝛc., von denen mehrere schiffbar sind. Im S. steht es durch den Blavet, Oust und Lin mit dem großen Kanal von Nantes nach Brest in Verbindung. Das Klima ist im wesentlichen ein Seeklima, feucht und veränderlich, aber gesund. In den Bergen werden Eisen, Blei, Granit, Schiefer ꝛc. ausgebeutet und nicht unansehnliche Viehzucht betrieben; die Küstenebenen liefern Weizen, Gerste, Hanf, Raps und Obstfrüchte, die man meist zu Cider verwendet; das Innere Roggen, Hafer, Zwiebeln und geschätzten Kohl. Im ganzen kommen vom Areal auf Ackerland 424,136 Hektar, auf Wiesen 56,725 Hektar, auf Wald und Busch 36,143 Hektar, während 128,048 Hektar (im Innern) von Heideflächen eingenommen werden. Auch Mineralquellen sind vorhanden, worunter die zu Dinan, Paimpol, St. Brieux am besuchtesten sind. Lebhaft ist die Fischerei der Sardellen, Makrelen und Häringe, und unter den Industriezweigen die Eisenbereitung und Fabrikation von Segeltuch ꝛc. (jährlich über 300,000

Meter im Werth von gegen 500,000 Franken) am hervorragendsten. Auch Handweberei von Leinenzeug ist weit verbreitet und der Handel mit Butter, Cider, Bau- und Brennholz, Leinwand, Getreide, Vieh ꝛc. bedeutend. Für den höhern Unterricht bestehen 1 Lyceum, 3 Kommunalcollèges und 5 Privatsekundärschulen. Das Departement zerfällt in die fünf Arrondissements: St. Brieux, Dinan, Guingamp, Lannion und Loudeac und hat St. Brieux zur Hauptstadt. Vgl. Jollivet, Les Côtes du Nord (1855—61, 4 Bde.).

Cotignola (spr. -tinjóla), August Giacomo Jochmus, Freiherr von, ephemerer deutscher Reichsminister im Jahr 1849, geb. 1808 zu Hamburg, widmete sich anfangs dem Handelsstand und, da ihm dieser nicht zusagte, sodann zu Paris den militärischen Fachwissenschaften. Im Jahr 1827 ging er nach Griechenland und fand in der neu gebildeten Armee des jungen Staats eine Anstellung als Hauptmann und Adjutant des Generals Church, sodann nach König Otto's Ankunft 1832 im Kriegsministerium. In dieser Stellung entwarf er unter anderem die Pläne zur Neubefestigung Sparta's und wohnte dem Feldzuge gegen das aufrührerische Morea bei. Durch die Intriguen der nationalen Partei gegen die Deutschen vertrieben, begab er sich 1835 nach England, wo er sich der Fremdenlegion, welche der Königin Isabella zu Hülfe gesandt wurde, anschloß. In Spanien aber trat er bald definitiv in die Dienste der Christino's über und stieg in deren Reihen 1837 zum Brigadegeneral, sodann zum Generalstabschef der sogen. Nordarmee. Nach Beendigung des Bürgerkriegs (Ende 1838) begab er sich nach England und wurde von Palmerston nach Konstantinopel gesandt, um im Einvernehmen mit Lord Ponsonby den Feldzugsplan für den bevorstehenden Krieg in Syrien zu entwerfen. Im Juli 1840 begab er sich nach Syrien. Von der Pforte zum Divisionsgeneral und Pascha von zwei Roßschweifen, vom Admiral Stopford zum Chef des Generalstabs der vereinigten türkisch-englisch-österreichischen Streitkräfte ernannt, war er als solcher November 1840 bei der Einnahme von St. Jean d'Acre thätig. Im December d. J. übernahm er den Oberbefehl über das türkische Operationsheer, den er bis Ende des Feldzugs (Februar 1841) führte. Er war darauf im Kriegsministerium zu Konstantinopel beschäftigt, bis ihn die Märzbewegungen von 1848 zur Rückkehr nach Deutschland veranlaßten. Der Erzherzog Johann als Reichsverweser verlieh ihm 17. März 1849 nach Gagerns Rücktritt aus dem Reichsministerium das Portefeuille des Auswärtigen und der Marine. Nach Auflösung des Reichsministeriums und dem Rücktritte des Erzherzogs Johann (December 1849) zog er sich in den Privatstand zurück. Im Mai 1859 zum österreich. Feldmarschallleutnant ernannt, trat er nicht in Thätigkeit. Nach dem Frieden von Villafranca erhob ihn der Kaiser Franz Joseph in den Freiherrenstand. Außer einigen Denkschriften geographisch-politischen Inhalts veröffentlichte er die Schrift: »Der Syrische Krieg und der Verfall des Osmanenreichs seit 1840« (Frankf. 1856).

Cotin (spr. kotäng), Charles, franz. Dichter, Rath und Almosenier des Königs, geb. 1604 zu Paris, besaß gediegene Kenntnisse in der Theologie und Philosophie, besonders in den alten und orientalischen Sprachen; starb 1682. Sein Name verdankt die traurige Unsterblichkeit den Spöttereien Boileau's und Molière's. Letzterer brachte ihn in den »Femmes savantes« als »Trissotin« auf die Bühne. Seine Poesien sind vergessen.

Coton (franz., m., spr. -tóng), Baumwolle; baumwollenes Zeug.

Cotoneaster *L.* (Quittenmispel), Pflanzengattung aus der Familie der Pomaceen, dornlose Sträucher mit ganzen und ganzrandigen, bisweilen gekerbten Blättern, weißen oder röthlichen Blüten, welche selten einzeln, meist am Ende verkürzter, selten verlängerter Zweige stehen und Doldentrauben oder doldentraubige Rispen bilden. Die Frucht ist eine Steinbeere. C. vulgaris *Lindl.* (Crataegus C. *Borkh.*, Mespilus Cotoneaster *L.*, Zwergquitte, Steinmispel), ein Strauch von 1—2 Meter Höhe auf sonnigen Bergabhängen und Hügeln im mittlern Europa und im Orient, mit rundlichen oder breit elliptischen, ganzrandigen, unten graufilzigen Blättern, blaß fleischfarbigen Blüten und rothen Früchten, welche herb schmecken und bloß eine Nahrung der Vögel sind, wird als Ziersträuch kultivirt. Das Holz ist sehr zäh und als Werkholz verwendbar. C. tomentosa *Ait.*, aus Südeuropa, wird höher als die vorige Art, ist auch stärker behaart; die Blüten stehen in gedrängten, rispigen Doldentrauben, und die früh erscheinenden Früchte sind schön roth. C. nigra *Wahlb.*, aus Nordeuropa und Sibirien, hat langgestielte, auf einem gemeinschaftlichen, überhängenden Stiel eine Doldentraube bildende Blüten und schwarze Früchte. C. Pyracantha *L.* (Crataegus Pyracantha *Pers.*, Feuerdorn), aus Südeuropa und dem Orient, ist einer unserer schönsten niedrigen Ziersträucher, im Vaterland meist immergrün, oft dornig, mit länglichen oder elliptischen, gezähnelten, auf der Oberfläche glänzenden, durchaus unbehaarten Blättern, in Doldentrauben oder Rispen stehenden weißen Blüten und runden feuerrothen Früchten.

Cotopaxi (spr. -pachi), ein vulkanischer Berggipfel der Kordilleren von Quito oder Ecuador, in der östlichen Kette südöstlich von der Stadt Quito, 5995 Meter hoch; wurde von W. Reiß 12. März 1873 zum erstenmal erstiegen.

Cotrône, befestigte Kreisstadt in der ital. Provinz Catanzaro (Kalabrien), am Fuß des Carvaro und an der Mündung des Esaro in den Meerbusen von Tarent, mit einem kleinen, aber guten Hafen mit 2 Molen und 2 Leuchtthürmen, ist Sitz eines Bischofs und eines Unterpräfekten, hat ein Kastell und hohe Mauern aus den Zeiten Karls V., eine Kathedrale, mit Dampf betriebene Fabriken für Pasta (namentlich aus dem Saft von Süßholz, das in der Umgegend in Menge und berühmter Qualität wächst), lebhaften Handel mit Süßholz sowie mit Oel, Wein, Honig ꝛc. und (1871) 7711 Einw. In der Nähe auch bedeutende Steinsalzgruben. C. ist das altgriech. Kroton (s. d.), 710 v. Chr. gegründet.

Cotswoldhills, Höhenzug im südwestlichen England, welcher, 100 Kilom. lang, ganz Gloucester durchzieht und das Gebiet der untern Severn von dem der obern Themse scheidet. Er erstreckt sich von Bath und dem Lower Avon in nordöstlicher Richtung bis in die Nähe von Stratford am Avon. Der höchste Punkt ist der Cleevehill bei Cheltenham (345 Meter hoch). Der Boden ist steiniger Lehmboden, der auf oolitischem Kalk ruht und mit kaum 3 bis 4 Zoll tiefer Dammerde bedeckt ist.

Cotta, 1) Johann Friedrich, Freiherr C. von Cottendorf, einer der bedeutendsten Buchhändler Deutschlands, Enkel des Theologen Joh-

Friedr. C. (geb. 1701, gest. als Professor zu Tübingen 1779), geb. 27. April 1764 zu Stuttgart, widmete sich anfangs dem Studium der Theologie, dann dem der Jurisprudenz, prakticirte in Tübingen als Hofgerichtsadvokat und übernahm 1. Dec. 1787 die (früher Brunn'sche) 1640 von dem ersten C. übernommene, aber erst seit 1660 im Meßkatalog erscheinende, später jedoch trotz früherer größerer Bedeutung ziemlich zurückgekommene Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen. Durch Ordnung und Fleiß brachte er das Geschäft bald wieder in Aufschwung. Schon 1793 entwarf er den Plan zur Herausgabe der »Allgemeinen Zeitung«, die seit 1798 in Stuttgart, seit 1803 in Ulm und seit 1816 in Augsburg erschien. Mit Schiller gründete er 1795 die »Horen« und kam dadurch auch mit Goethe und Herder in Verkehr. Von größeren periodischen Werken begann er außer den schon genannten: 1795 die »Politischen Annalen« und die »Jahrbücher der Baukunde«, 1798 den »Almanach für Damen« und andere Taschenbücher, 1799 die große Karte von Schwaben von Amman und Bohnenberger und 1807 das »Morgenblatt«. Im Jahr 1810 verlegte er seinen Wohnsitz nach Stuttgart, erkaufte die Herrschaft Plettenberg und mehrere andere Güter, wurde 1811 würtembergischer Landstand und vertrat als solcher mit Bertuch die Sache der deutschen Buchhändler in Betreff des Nachdrucks und des Censurdrucks auf dem Wiener Kongreß (1815). Seit 1820 ritterschaftlicher Abgeordneter des Schwarzwaldkreises, wurde er 1821 Mitglied des permanenten ständischen Ausschusses und 1824 Vicepräsident der Zweiten Kammer. Für sein buchhändlerisches Geschäft war er auch in dieser Zeit ausgebreiteter Wirksamkeit unermüdlich thätig; von Zeitschriften entstanden damals das »Polytechnische Journal« von Dingler, die »Würtembergischen Jahrbücher« von Memminger, die »Hertha«, das »Ausland«, das »Inland« ꝛc. Die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands rechneten es sich zur Ehre, ihre Werke in Cotta's Verlag erscheinen zu lassen; junge Talente unterstützte er freigebig, wie z. B. den Grafen Platen. Im Jahr 1824 errichtete er zu Augsburg die ersten Dampfschnellpressen in Bayern, und bald darauf gründete er die Literarisch-artistische Anstalt zu München (Verlags- und Sortimentsgeschäft). Im Jahr 1825 führte er die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee ein, die er 1826 auf dem ganzen Rhein mit den betreffenden Regierungen regulirte, und vereinbarte 1828 für Bayern und Würtemberg den Anschluß an den preußischen Zollverband. Schon früher war sein Reichsadel von Bayern und Würtemberg anerkannt und er zum preußischen Geheimen Hofrath, bayrischen Kammerherrn und Geheimenrath ernannt worden. C. starb 29. Dec. 1832. Seine großartigen Unternehmungen gingen an seinen Sohn Georg, seine Tochter Ida, mit dem würtembergischen Kammerherrn und Rittmeister Freiherrn v. Reischach vermählt, und deren Stiefmutter Elisabeth, geborne v. Gemmingen-Guttenberg, als Cotta'sche Erben, über.

2) Georg, Freiherr C. von Cottendorf, Sohn des vorigen, geb. 19. Juli 1796, studirte die Rechte, ward 1821 königlich bayr. Kammerherr und bekleidete danach mehrere Aemter im würtembergischen Staatsdienst, mußte aber nach des Vaters Tode die Geschäftsleitung der Cotta'schen Buchhandlung übernehmen. Unter seiner Aegide sind mehrere großartige Unternehmungen begonnen worden, wie der Ankauf der G. J. Göschen'schen Buchhandlung in Leipzig (1839), der Vogel'schen Verlagsbuchhandlung in München (1845), die Bibelanstalten in Stuttgart und München (1845), die »Deutsche Vierteljahrsschrift« (seit 1838), das »Wochenblatt für Land- und Hauswirtschaft, Gewerbe und Handel« (seit 1834), die »Technologische Encyklopädie«, die zeitgemäßen Ausgaben deutscher Klassiker, namentlich von Goethe und Schiller, A. v. Humboldts »Kosmos« und eine große Anzahl anderer bedeutenden und hervorragenden wissenschaftlichen und dichterischen Werke. Verbindungen mit den geachtetsten Schriftstellern wurden unterhalten und neu angeknüpft. Die Cotta'sche Buchhandlung, welche sämmtlichen Mitgliedern der Familie gemeinschaftlich gehört, umfaßt folgende Etablissements: in Stuttgart die Verlagsbuchhandlung und eine Druckerei mit Schrift- und Stereotypengießerei; in Augsburg die Expedition der »Allgemeinen Zeitung« und eine Verlagsexpedition. Die G. J. Göschen'sche Buchhandlung in Leipzig ging 1868 auf Ferd. Weibert über; einen Theil des Cotta'schen Verlags übernahm seit 1860 R. Oldenbourg in München, den Verlag der Bibelanstalt F. A. Brockhaus in Leipzig; die Literarisch-artistische Anstalt in München kam 1870 an Th. Riedel daselbst. C. starb 1. Febr. 1863. Sein ältester Sohn, Georg Adolf, Freiherr C. von Cottendorf, geb. 30. Jan. 1833, würtembergischer Kammerherr, erbte die Herrschaft Plettenberg und das Rittergut Hirschlhof.

Cotta, 1) Heinrich, ausgezeichneter Forstmann, geb. 30. Okt. 1763 im Forsthaus Klein-Zillbach, einer herzogl. sachsen-weimarischen Parzelle bei Wasungen, bildete sich unter der Leitung seines Vaters zum Forstmann, studirte in Jena 1784 und 1785 Naturwissenschaft, Cameralia und Mathematik, machte mehrere Reisen, ward 1789 Forstläufer in Zillbach, 1795 Wildmeister daselbst und rückte von Stufe zu Stufe bis zum Forstmeister und Mitgliede des neu errichteten Forstkollegiums zu Eisenach empor, blieb aber in Zillbach, um die Leitung der von ihm daselbst 1795 gegründeten Privatforstlehranstalt fortzuführen. Im Jahr 1811 folgte er einem Ruf als Forstrath und Direktor der Forstvermessung in königlich sächsische Dienste, verlegte seine Forstlehranstalt, die 1816 zu einer königlichen Forstakademie erhoben und mit der 1829 eine landwirtschaftliche Lehranstalt verbunden wurde, nach Tharand und ward selbst zum Direktor und ersten Lehrer derselben sowie zum Oberforstrath ernannt. Cotta's Bedeutung für die Forstwissenschaft liegt vorzugsweise auf dem Gebiete der Betriebsregelung. Er hat zuerst den organischen Zusammenhang der Forsteinrichtung mit der praktischen Wirtschaftsführung klar gestellt und die naturwissenschaftliche Begründung der Waldwirtschaftslehre angebahnt. Die Baumfeldwirtschaft ist durch ihn eingeführt worden. Als Lehrer genoß er eines europäischen Rufs. Er starb 25. Okt. 1844. Die Staatsregierung ließ ihm 1851 im akademischen Forstgarten ein Monument errichten. Von seinen Schriften nennen wir: »Systematische Anleitung zur Taration der Waldungen« (Berl. 1804); »Anweisung zum Waldbau« (Dresd. 1817, 8. Aufl. 1856); »Entwurf einer Anweisung zur Waldwerthberechnung« (das. 1817, 4. Aufl. 1849); »Die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau« (das. 1819—22, 4 Hefte); »Anweisung zur Forsteinrichtung und Abschätzung« (das. 1820); »Hülfstafeln für Forstwirte und Forsttaratoren« (das. 1821,

2. Aufl. 1841); »Tafeln zur Bestimmung des Inhalts und Werths ausgearbeiteter Hölzer« (2. Aufl., das. 1825; 3. Aufl. 1838); »Grundriß der Forstwissenschaft« (das. 1832, 6. Aufl. 1871); »Tafeln zur Bestimmung des Inhalts der runden Hölzer, der Klafterhölzer und des Reisigs« (das. 1841, 14. Aufl. 1874).

2) Bernhard von, ausgezeichneter Geognost, Sohn des vorigen, geb. 24. Okt. 1808 zu Klein-Zillbach, studirte 1827—31 in Freiberg Bergbauwissenschaften, begann in Heidelberg das Studium der Jurisprudenz, widmete sich aber bald ganz dem der Naturwissenschaft, ward 1840 als Sekretär der Forstakademie zu Tharand angestellt und im folgenden Jahr zum Professor der Geognosie und Versteinerungslehre an die Bergakademie zu Freiberg berufen. Im Jahr 1862 wurde er zum Bergrath ernannt; im Herbst 1874 trat er in den Ruhestand. Schon seine Erstlingsschrift: »Die Dendrolithen« (Dresd. 1832), erwarb C. die Achtung der Naturforscher. Von 1833—42 betheiligte er sich neben Naumann an der Bearbeitung der »Geognostischen Karte des Königreichs Sachsen« in 12 Sektionen. Zu 5 Sektionen gaben beide je einen Band ausführliche Erläuterungen heraus, und im Anschluß an diese Arbeit lieferte C. 1843—48 eine geognostische Karte von Thüringen, welche in 4 Sektionen erschien. Ferner veröffentlichte er: »Geognostische Wanderungen« (Dresd. u. Leipz. 1836—38, 2 Bde.); »Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie« (das. 1839, 3. Aufl. 1849) sowie mehrere kleinere Schriften und verschiedene Aufsätze, welche zum Theil in Leonhards »Jahrbuch für Mineralogie« aufgenommen wurden; auch gab er das »Forst- und landwirtschaftliche Jahrbuch der Akademie zu Tharand« (das. 1842—47, 4 Bde.) heraus. Die Früchte zweier Reisen nach den Alpen und Oberitalien 1843 und 1849 enthalten die »Geologischen Briefe aus den Alpen« (Leipz. 1850). Die von ihm begonnenen »Gangstudien« (Freiberg 1847—62, 4 Bde.) bieten fremde und eigene Beobachtungen über die Erzgänge; ihnen folgten: »Die Lehre von den Erzlagerstätten« (das. 1855, 2. Aufl. 1859—61); »Die Erzlagerstätten Europa's« (das. 1861); »Die Erzlagerstätten Ungarns und Siebenbürgens« (mit v. Fellenberg, das. 1862) und »Die Erzlagerstätten im Banat und in Serbien« (Wien 1864). Seine Ansichten über die Geologie hat C. in einer Reihe bedeutender Schriften dargelegt. Dahin gehören: »Ueber den innern Bau der Gebirge« (Freiberg 1851); »Geologische Bilder« (Leipz. 1852, 5. Aufl. 1871); »Briefe über Humboldts Kosmos« (das., Bd. 1, 3. Ausg. 1853; Bd. 2, 2. Ausg. 1856); »Geologische Fragen« (das. 1857—58); »Die Geologie der Gegenwart« (Leipz. 1866, 4. umgearbeitete Auflage 1874); »Ueber das Entwickelungsgesetz der Erde« (das. 1867). Cotta's Entwickelungsgesetz, welches von ihm bereits 1848 in den Briefen über Humboldts »Kosmos« und 1850 in Leonhards »Jahrbuch« in seinen Grundzügen angedeutet wurde, beruht für das Unorganische wesentlich auf denselben Principien wie die später für die Entwickelung der Organismen von Darwin aufgestellten Lehren. Dasselbe erklärt mit Ausschluß aller übernatürlichen Einwirkungen die fortdauernde Differenzirung der gesammten Körperwelt durch stete Summirung von Resultaten naturgesetzlicher Vorgänge. Von Cotta's übrigen Arbeiten sind noch zu erwähnen: »Praktische Geognosie für Land- und Forstwirte und Techniker« (Dresd. 1852); »Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben des Menschen« (Leipz. 1854, 2 Bde.; 2. Aufl. 1858); die »Gesteinslehre« (Freib. 1855, 2. Aufl. 1862); die »Lehre von den Flötzformationen« (das. 1856); die »Kohlenkarte von Sachsen« (das. 1856); »Katechismus der Geologie« (Leipz. 1861, 2. Aufl. 1872); »Der Altai, sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten, als Resultat einer Reise im Auftrag des Kaisers von Rußland« (das. 1871).

Cottage (die oder das, engl., spr. kottidsch), Hütte, ländliches Haus; s. Kottagesystem.

Cotte, Robert de, berühmter Architekt, geb. 1656 zu Paris, lernte bei Mansart, den er bei seinen Werken unterstützte, ward Intendant der königl. Bauten und erster Architekt des Königs, 1699 Direktor der Akademie für Architektur und starb 14. Juli 1735 zu Passy. C. war mit Arbeiten überhäuft, namentlich in und bei Paris entstanden zahlreiche Werke von ihm, unter anderen der Säulengang zu Trianon, die Dekoration des Chors von Notre Dame zu Paris, die Portale von St. Roch und der Kirche der Charité und namentlich viele Palais in und außerhalb Paris. C. handhabte den von Mansart überkommenen Stil mit großem Geschick, wenn auch ohne selbständige Originalität und in etwas kleinlicherem Charakter, wodurch er, wenn auch erst von fern, das Rokoko einleitete. Das Kupferstichkabinet der Pariser Nationalbibliothek enthält eine Sammlung prachtvoller Zeichnungen für Möbel und Wandbekleidungen von ihm.

Cottin (spr. -täng), Sophie, geborne Ristaud, franz. Romanschriftstellerin, geb. 22. März 1770 zu Paris (nach anderen 1771 zu Bordeaux oder 1773 zu Tonneins), heirathete, noch nicht 17 Jahre alt, einen reichen Bankier, der aber schon drei Jahre darauf starb, lebte dann zurückgezogen und starb 25. Aug. 1807. Einen europäischen Ruf erwarb sie sich durch ihren Roman »Elisabeth ou les exilés de Sibérie« (Par. 1806). Unter den übrigen Werken sind »Mathilde, mémoires tirés de l'histoire des croisades« (das. 1805) und »Claire d'Albe« (1798) die bedeutendsten. Ihre »Oeuvres complètes« erschienen Par. 1806, 8 Bde.; neue Ausg. 1820, 12 Bde.; zuletzt 1847, 2 Bde. Die einzelnen Erzählungen erscheinen fortwährend in neuen Ausgaben, meist für Schulzwecke, auch in deutschen Uebersetzungen. Welt- und Menschenkenntnis gehen der C. ab, dagegen besitzt sie ein reines und warmes Gemüth und eine fruchtbare Phantasie. Ihr Stil zeichnet sich durch anmuthige Leichtigkeit aus. Der Ertrag ihrer Schriften war meistens wohlthätigen Zwecken gewidmet.

Cottius, Sohn des Königs Donnus, Herrscher über verschiedene ligurische Völkerschaften in den nach ihm benannten Cottischen Alpen, wurde von Oktavian, der die Alpenvölker dem römischen Reich einverleibte, als Präfekt an der Spitze jener Völkerschaften belassen, machte sich durch Anlegung von Straßen über die Alpen verdient und errichtete dem Oktavian den Triumphbogen bei Susa (8 v. Chr.), welcher noch erhalten ist. Seinem Sohn und Nachfolger erweiterte der Kaiser Claudius die Grenzen seines Reichs und gestand ihm selbst den königlichen Titel zu. Nach dessen Tod wurde das Land zur römischen Provinz gemacht.

Cottunni (Cotugni, Cotugno), Domenico, ital. Arzt und Anatom, geb. 29. Jan. 1736 zu Ruvo im Neapolitanischen, studirte zu Ruvo und zu Malfetta Physik und Anatomie, lehrte am Hospital der

Unheilbaren in Neapel Chirurgie und vergrößerte seinen Ruf durch sein 1761 erschienenes Werk über die Kanäle des innern Ohrs und mehrere wichtige Entdeckungen auf dem Gebiet seiner Wissenschaft. Namentlich untersuchte er die nach ihm benannten Cottunnischen Wasserleiter (Aquaeductus Cottunnii) in dem Felsenstück des Schläfebeins. Er war es auch, der durch Bekanntmachung einer zufälligen Beobachtung eines seiner Schüler auf den Galvanismus aufmerksam machte. Im Jahr 1766 ward ihm der Lehrstuhl der Anatomie an der Universität übertragen, doch behielt er dabei seine Stelle als Professor und Arzt am Hospital. Seit 1812 Rektor der Universität und kurz darauf Dekan der medicin. Fakultät, starb er 6. Okt. 1822. Im Jahr 1824 ward ihm zu Ehren eine Medaille geschlagen mit der Aufschrift: »Hippocrati neapolitano«.

Cottus, Kaulkopf, Fischgattung.

Cotylĕdon, s. Kotyledon.

Cotylĕdon *Dec.* (Nabelkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Krassulaceen, fleischige Sträucher am Vorgebirge der guten Hoffnung, mit gegenständigen oder abwechselnden, einfachen Blättern, purpurrothen oder hochgelben Blüten in schlaffen Rispen und vielsamigen Balgkapseln, von denen viele als Zierpflanzen in deutschen Gärten vorkommen. Die bekannteste Art ist: C. orbiculata *L.*, mit 60—90 Centim. hohem, ästigem Stengel und gegenüberstehenden, flachen, spatelförmigen, mehligen Blättern, die mit wahren Wachskrusten überzogen sind und in Gestalt und Farbe variiren. C. coruscans *Haw.* ist eine sehr schöne, niedrige Zierpflanze mit kreuzweise entgegengesetzten, länglichen, unten keilförmigen, rinnenförmigen, mehligweißen, stiellosen, 5—8 Centim. langen, auf der Oberfläche im Sonnenschein glänzenden Blättern und einer rispenförmigen Dolde schöner, hängender, rother, fast 5 Centim. langer Blumen. C. papillaris *Thb.* hat entgegengesetzte, stielrund-eiförmige, fleischigglatte, zugespitzte, aufrechte Blätter und sehr schöne, 17 Millim. lange, fast rispenständige Blumen.

Cotys, Name mehrerer thrakischen Könige, s. Thrakien.

Couche (franz., eigentlich C.-toi, spr. kubsch-toa, v. coucher, legen), Zuruf an Hunde: (liege) still! kusch (dich)!

Couche (franz., f., spr. kubsch), Lager, besonders Kind-, Wochenbett, Niederkunft; fausse c., Fehlgeburt, Abortus.

Couchy (spr. küschi), Stadt im franz. Departement Aisne, Arrondissement Laon, aus den zwei Gemeinden C.-le-Château und C.-la-Ville bestehend, mit 992 Einw.; merkwürdig durch einen ungeheuer hohen und starken Thurm, Ueberbleibsel der alten, einst so berühmten Stammburg der Herren von C., die 1225—30 erbaut und 1652 durch Mazarin geschleift ward; war sonst Marquisat.

Coucy (spr. küschi), 1) Raoul, franz. Ritter und Dichter, lebte im 12. Jahrh., nährte lange eine hoffnungslose Liebe zu der schönen Gemahlin des Eudo von Favel, fand endlich Erwiderung, mußte aber, verrathen, fliehen, folgte seinem König nach Palästina und fiel bei der Belagerung von Acre tödtlich verwundet. Sterbend befahl er seinem Knappen, sein Herz und die Locke der Geliebten, die sie ihm zum Andenken gegeben, der Dame von Favel zu überbringen. Herr von Favel bemächtigte sich aber des Knappen und seines Geheimnisses, ließ seine Gemahlin von dem Herzen des Sängers essen und sagte ihr sodann, was sie genossen, worauf sich dieselbe todt hungerte. Die treue Liebe der beiden wurde bald sprichwörtlich; schon ein altfranzösischer Roman d'aventure aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. erzählt ausführlich ihre Geschichte. Am bekanntesten wurde sie durch Uhlands schönes Gedicht »Sängerliebe«. Coucy's Minnelieder wurden zuerst gesammelt herausgegeben und in Prosa übersetzt von G. A. Crapelet (Par. 1829); die beste Ausgabe besorgte Michel unter dem Titel »Chansons du châtelain de C.« (das. 1830).

2) Renaud, Kastellan von C., altfranz. Hofdichter, lebte im 12. und 13. Jahrh. und machte einen Kreuzzug nach Palästina mit, wird mit dem vorigen identificirt.

Couder (spr. kudähr), Louis Charles Auguste, franz. Historienmaler, geb. 1. April 1790 zu Paris, Schüler Davids, errang 1817 mit seinem ersten bedeutenden Bilde: der Levit von Ephraim (jetzt im Luxembourg), einen durchschlagenden Erfolg und erregte die Hoffnung, daß er die starren Fesseln der David'schen Klassicität durchbrechen würde. Die folgenden Bilder: die Nachricht vom Sieg bei Marathon, Cäsar an den Iden des März u. a., entsprachen dieser Hoffnung aber sehr wenig und erheben sich kaum über das Niveau der Schule; auch seine Arbeiten an den Deckenmalereien im Louvre von 1819 sind dem Gebiete der Mythologie entnommen und bewegen sich in den hergebrachten Formen, wurden auch gebührend kühl aufgenommen. Als zu jener Zeit die Regierung zahlreiche Aufträge zur Ausmalung von Kirchen ertheilte und so der Freskomalerei ein weites Feld eröffnete, ging C. 1833 nach München, um an dem neuen Aufschwung der deutschen Monumentalmalerei seine Erfahrungen zu bereichern. In den kirchlichen Malereien, welche er nach seiner Rückkehr in Paris in der Madeleine und in St. Germain l'Auxerrois ausführte, ist nun zwar von einem Einfluß der deutschen Schule nichts zu entdecken, wie denn auch die damalige Nazarener Richtung dem antikisirenden Schüler Davids wenig verständlich sein konnte; doch zeigen diese religiösen Malereien beträchtlichen Fortschritt. Den eigentlichen Boden für sein Talent fand aber C. erst, als im Anfang der dreißiger Jahre das historische Museum in Versailles begründet wurde und die Malerei auf die Behandlung der französischen Geschichte hinwies. Die Tüchtigkeit der Zeichnung und die sichere Behandlung der Farbe kamen nun erst zur vollen Geltung, als ihm zusagende und mit innerlichem Leben erfüllte Stoffe geboten wurden. In den Jahren 1836—40 malte er für Versailles: die Schlacht von Lawfeld, die Belagerung von Yorktown, die Einnahme von Lerida und dann sein Hauptwerk: die Eröffnung der allgemeinen Reichsstände 1789. Die Vorzüge einer geistvollen Charakteristik, einer tüchtigen Farbe und Zeichnung verlassen den Maler auch auf seinem andern großen Bilde: der Schwur im Ballhaus (gemalt 1848), nicht; aber die Gleichmäßigkeit der Bewegung, die, im Bild fixirt, leicht etwas Theatralisches bekommt, thut der Wirkung bedeutenden Abbruch. Noch ist von ihm in Versailles: das Verbrüderungsfest der Garde mit der Linie (1843), welches bei aller Wahrheit und Naturtreue doch sein Hauptbild nicht erreicht. Neuerdings versuchte sich C. auch als Schriftsteller auf dem Kunstgebiet. Er starb zu Paris 23. Juni 1873. Vgl. Jul. Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei (Leipz. 1867).

Couillet (spr. kuj̈é), Dorf in der belg. Provinz Hennegau, Arrondissement Charleroi, im Thal der Sambre, mit (1866) 4881 Einw., bekannt durch seine großen Eisenhütten und Metallwerkstätten.

Coulage (die, franz. m., spr. kulahsch), Abgang, Verlust an flüssigen Waaren durch Auslaufen; vgl. Leckage.

Coulant (franz., spr. kulâng, kulant), leicht, geläufig, besonders vom Sprechen fremder Sprachen; dann gefällig, entgegenkommend, leicht zu behandeln, namentlich im kaufmännischen Verkehr; daher Kulânz (Coulance, nicht franz.), das Kulantsein.

Couleur (franz., f., spr. kulör), Farbe, besonders die Farbe, der Trumpf im Kartenspiel; auch Zuckercouleur (Karamel) zum Färben von Essig ꝛc.; die Farbe einer Studentenverbindung, eines Korps, auch dieses selbst.

Coulisse (franz., f., spr. kuliß), s. Kulisse.

Coulissier (franz., spr. kulisjeh), Börsenspekulant, welcher ohne Vermittelung der beeidigten Sensale nur oder hauptsächlich Differenzgeschäfte macht.

Coulmiers (spr. kulmjeh), Ortschaft ca. 20 Kilom. nordwestl. von der Stadt Orléans, bekannt durch das Gefecht, welches daselbst 9. Nov. 1870 zwischen den Franzosen unter Aurelle de Paladines und den Bayern unter v. d Tann statt fand. Da v. d. Tann, der bis dahin mit dem 1. bayrischen Armeekorps Orléans besetzt hielt, fürchten mußte, von der überlegenen französischen Loirearmee abgeschnitten zu werden, verließ er in der Nacht vom 8. zum 9. Nov. die Stadt und nahm seine Stellung bei C., wo er am Morgen des 9. Nov. angegriffen wurde. Trotz der fast doppelten Zahl der Feinde hielten die Bayern fast den ganzen Tag über stand. Gegen Abend zog sich v. d. Tann, ohne vom Feind belästigt zu werden, nach St. Peravy und am 10. nach Toury zurück, wo er sich mit der von General Wittich befehligten 22. Infanteriedivision und einer weitern Kavalleriedivision vereinigte. Der Verlust betrug auf deutscher Seite 54 Officiere und 1112 Mann, auf Seite der Franzosen nach ihren eigenen Angaben 1500 Mann. Doch fiel nach der Schlacht noch eine Munitionskolonne mit zwei Geschützen in die Hände der Franzosen, und in dem aufgegebenen Orléans blieben 1000 kranke und verwundete Deutsche zurück.

Coulomb (spr. kulóng), Charles Augustin de, franz. Ingenieur, geb. 14. Juni 1736 zu Angoulême, trat sehr jung in das Geniekorps, baute auf Martinique das Fort Bourbon und ward nach seiner Rückkehr in Rochefort angestellt, beschäftigte sich aber ausschließlich mit wissenschaftlichen Studien. Im Jahr 1777 erhielt er für seine »Recherches sur la meilleure manière de fabriquer les aiguilles aimantées« von der Akademie einen Preis, 1779 den doppelten für seine »Théorie des machines simples« (Par. 1779, 2. Aufl. 1820) und in der Folge noch mehrere andere nebst der Aufnahme in die Akademie. Als er der Anlegung schiffbarer Kanäle in der Bretagne widersprach, ward er einige Zeit eingekerkert. Beim Ausbruch der Revolution nahm er als Oberstleutnant des Geniekorps seinen Abschied. 1804 wurde er Mitglied des Nationalinstituts, 1806 Generalaufseher des öffentlichen Unterrichts; er starb 23. Aug. desselben Jahrs. Seine Versuche über die Reibung (1779—90) gewährten eine festere Begründung dieses so schwierigen Kapitels; auch bereicherte er durch mannigfache Entdeckungen die Lehre vom Magnetismus und der Elektricität und erfand oder vielmehr vervollkommnete die nach ihm benannte Drehwage (s. d.) zur Messung magnetischer und elektrischer Anziehungskräfte.

Coulommiers (spr. kulomjeh), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Seine-et-Marne, am Großen Morin und an der Ostbahn, mit einem Museum lokaler Alterthümer, wichtigen Gerbereien, bedeutendem Getreide- und Käsehandel und (1872) 4334 Einw. C. ist Geburtsort Hubert Charpentiers.

Coulterville (spr. kólterwill), kleine Bergstadt in der Grafschaft Mariposa des nordamerikan. Staats Kalifornien, an der Straße gelegen, welche nach dem berühmten Yosemitethal führt.

Council (engl., spr. kaunsil), Berathung, Rathsversammlung; legislative c., gesetzgebende Versammlung.

Council Bluffs (spr. kaunsil bläffs), rasch emporgekommene Stadt im nordamerikan. Staat Iowa, Grafschaft Pottowattamie, am Missouri, über welchen eine großartige, 1870 vollendete Eisenbrücke führt, welche die Stadt mit der gegenüber liegenden Omaho City verbindet, mit welcher sie im Handel wetteifert, hat (1870) 10,020 Einw. (darunter etwa ¼ Deutsche). Im Jahr 1847 zogen von hier aus die Mormonen, 147 Köpfe stark, nach dem Westen. Damals war C. die letzte civilisirte Niederlassung vor dem Eintritt ins Indianergebiet, daher ein Konzentrationspunkt der Einwanderung nach dem Westen und das Ausrüstungsdepot der Goldgräber in Colorado, Idaho und Montana. Die Stadt liegt im Knotenpunkt wichtiger Eisenbahnen nach dem O., N. und S. der Union und nimmt hierdurch wie durch den Gewerbfleiß ihrer Einwohner stetig an Bedeutung zu. Sie besitzt ein gut organisirtes Schulwesen, eine Hochschule, ein Mädchenseminar, 9 Kirchen und 2 Theater. Von öffentlichen Gebäuden sind nur das Rathhaus und das 1869 vollendete Ogden-House erwähnenswerth.

Counsel (engl., spr. kaunsĕl, abgekürzt aus counsellor, Rath), allgemeine Benennung der englischen Advokaten, nämlich der Attorneys (s. Attorney) und der Barristers (s. Barrister) und der diesem Stand angehörigen höher Graduirten, der Sergeants-at-law, welch letztere das ausschließliche Privilegium haben, vor den Gerichtshöfen zu plaidiren. Der Titel Queen's (früher King's) C. ist eine Auszeichnung, welche den Sergeants-at-law oder auch manchmal anderen Juristen verliehen wird und ihnen den Vorrang vor ihren Standesgenossen und das Recht gibt, einen seidenen Talar (silk-gown) zu tragen. Aus den Counsels gehen die Generalanwälte und Generalfiskale, die Richter, ja selbst die Lordkanzler hervor. So hatte Brougham bis zu seiner Erhebung zum Kanzler nur das Amt eines King's C. bekleidet.

County (engl., spr. kaunti, »Grafschaft«), in England und dessen Kolonien sowie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (mit Ausnahme Louisiana's) politische Eintheilung, etwa dem Kreis oder Departement entsprechend; stammt aus den Zeiten der Eroberung Englands durch die Normannen und ist gleichbedeutend mit dem seit der angelsächsischen Einwanderung gebräuchlichen Shire. In England ist der von der Krone auf Lebenszeit ernannte Lordleutnant der oberste Beamte der C., dessen Gewalt sich indeß nur auf die Miliz beschränkt. Ein Obersheriff, der gleichfalls von der Regierung ernannt wird, sorgt für Ausführung der Anweisungen und Vollstreckung des Urtheils der obersten Gerichtsbehörden. Die Friedensrichter werden auf Vor-

schlag des Lordleutnants vom Oberkanzler ernannt. Diese Beamten, welche ihre Aemter als Ehrenamt versehen, befassen sich nicht nur mit der niedern Gerichtsbarkeit, sondern setzen auch die Steuern fest, welche von den Einwohnern für Polizei, Straßenunterhaltung u. dgl. zu entrichten sind. Außer ihnen hat jede Grafschaft noch einen von den Grundbesitzern erwählten Coroner, welcher in allen plötzlichen Todesfällen Untersuchung über die Todesursache anstellt.

Coup (franz., m., spr. ku), im allgemeinen s. v. w. Hieb, Schlag, Stich, Stoß; (rasch ausgeführte) Handlung, aber meist im übeln Sinn (Streich); C. de main, Handstreich, heißt in der Kriegssprache ein gewagter, rascher Ueberfall eines festen Orts, ein rascher, gelungener Angriff. C. d'état, Staatsstreich (s. d.). C. de théâtre, Theaterstreich, jede zum Zweck der Ueberraschung auf der Bühne hervorgebrachte plötzliche Wendung oder Veränderung in der Situation oder dem Charakter einer handelnden Person, gewöhnlich in tadelndem Sinne gebraucht zu Bezeichnung eines unmotivirten Scheineffekts. C. d'œil (»flüchtiger Blick«) ist der schnelle und richtige Blick, mit dem jemand alles zu einem Gegenstand Gehörige übersieht, namentlich mit dem der Officier den Feind, das Terrain ꝛc. überblickt und ihre Verhältnisse beurtheilt; das Augenmaß oder die Fähigkeit, eine Größe oder Menge nach dem bloßen Anblick ziemlich richtig anzugeben; auch der Standpunkt, von welchem aus ein Gegenstand betrachtet wird.

Coupar (Cupar Angus), Flecken in der schott. Grafschaft Perth, am Isla, hat Leinwandweberei, Gerbereien und Bleichen und 2000 Einw. In der Nähe Reste eines römischen Lagers.

Coupé (das, franz. m., spr. kupeh), Kutsche mit halbem Verdeck; die vordere Abtheilung eines Postwagens; Abtheilung oder gesonderter Raum in einem Eisenbahnwaggon.

Couperin (spr. kup'räng), berühmte franz. Musikerfamilie des 16. und 17. Jahrh., deren Name besonders in der Geschichte des Klavierspiels von Bedeutung ist. Der hervorragendste Vertreter derselben ist François C., Sohn von Charles C., welcher als der jüngste von drei Brüdern, die sämmtlich als Organisten sich auszeichneten, 1669 starb. Geboren 1668 zu Paris, erhielt er seinen Unterricht in der Musik von dem königlichen Organisten Tolin, wurde 1696 Organist an der St. Gervasiuskirche und 1701 Kammermusikus und Organist des Königs. Er starb 1733. Man rühmte an ihm als Orgelspieler Gelehrsamkeit, als Klavierspieler rührenden Vortrag. Er veröffentlichte mehrere Sammlungen von Klavierstücken, Suiten, Konzerte ꝛc., die durch Feinheit und Geschmack ausgezeichnet sind, wenn auch nicht immer von besonders tiefem Gedankeninhalt. Oft liebt er es, den Charakter der Stücke durch Ueberschriften anzudeuten. Dann gab er heraus: »L'art de toucher le clavecin«. Bach liebte und empfahl seine Kompositionen und eignete sich die von ihm angegebenen Spielmanieren an. Eine neue Ausgabe Couperinscher Klavierstücke besorgte Brahms in den von Chrysander herausgegebenen »Denkmälern der Tonkunst«.

Couplet (das, franz. m., spr. kupleh, vom lat. copula), ursprünglich in der Musik und Poesie die Verbindung zweier parallelen rhythmischen Sätze zu einer Strophe; gewöhnlich jedoch die Bezeichnung für jede Strophe eines komischen Liedes, die zumeist mit einem witzigen oder scherzhaften Refrain endigt. Auch werden die Lieder selbst, die in modernen Possen und Vaudevilles vorkommen, Couplets genannt, insofern alle Strophen derselben nach Einer Melodie gesungen werden. In der ältern Rondoform nannte man alle Zwischenmelodien, welche mit der öfter wiederkehrenden Hauptmelodie abwechselten, ebenfalls Couplets.

Coupon (franz., m., spr. kupóng), s. Koupon.

Coupure (franz., spr. kupühr), Einschnitt, Unterbrechung von Festungswerken, um, nach Wegnahme einzelner Theile durch den Feind, die Ausbreitung desselben zu verhindern und den Widerstand fortsetzen zu können, findet sich sehr häufig in den älteren bastionirten Festungen auf den Ravelinen, Enveloppen und Faussebraien, seltener im Hauptwall selbst als Erdwall mit trockenem Graben davor, ferner im gedeckten Weg als palisadirte Traversen, wird in Festungen neuen Systems nur in letzterer Art gebraucht.

Cour (franz., f., spr. kuhr), Hof, die Versammlungen bei Hof, um seine Aufwartungen zu machen. Daher Cour-Tage, Tage, an denen dergleichen Versammlungen stattfinden; courfähig von Personen, welche dabei erscheinen dürfen.

Courage (die, franz. m., spr. kurahsch), Muth, Herzhaftigkeit; courageux (spr. kurahschöh), muthig, herzhaft.

Courbet (spr. kurbä), Gustave, franz. Historien-, Genre-, Thier- und Landschaftsmaler, geb. 10. Juni 1819 zu Ornans (Doubs) im südlichen Frankreich. Er war ursprünglich für Rechtswissenschaft bestimmt, widmete sich jedoch in Paris vielmehr der Malerei (seit 1839), und zwar mit solchem Erfolg, daß er schon 1844 den Salon beschicken konnte. Mehr als seinen Lehrern Steuben und Hesse verdankte er sich selbst und seinen eifrigen Studien nach Niederländern, Florentinern und Venetianern, vorzüglich aber nach der Natur. Nachdem er kurze Zeit der Romantik gehuldigt (er schuf zuerst eine Walpurgisnacht nach Goethe), wandte er bald völlig, theilweise wohl auch durch die 1848er Revolution veranlaßt, allem Idealen den Rücken und ward so einer der eigenthümlichsten Meister der modernen Malerei, über welchen die verschiedensten Urtheile gefällt und mit großer Erbitterung verfochten wurden. C. gibt sich selbst für einen Naturalisten aus; in entschiedener, sehr oft und sehr heftig ausgesprochener Feindschaft gegen alle akademische Kunst will er aus der modernen Malerei alles ausschließen, was nicht auch unserer modernen Umgebung angehört; nur was wir sehen und genau wie wir es sehen, will er gemalt wissen. Während ihn nun bei vielen Bildern seine angeborne künstlerische Begabung trotz aller Principien zu wahrhaft schönen und großartigen Schöpfungen fortreißt, findet er ein andermal wieder ein besonderes Vergnügen daran, unseren ästhetischen »Vorurtheilen« zum Trotz möglichst häßliche Gegenstände in der vollen Widerwärtigkeit ihrer Erscheinung darzustellen; aber selbst bei diesen weiß er den Blick durch geniales Auffassen der Natur zu packen und hinterläßt ein aus Abscheu und Bewunderung gemischtes Gefühl, was die widersprechenden Urtheile, die man über ihn hört, erklärlich macht. In seinen ersten Bildern verweilte C. bei den Typen seiner Vaterstadt, so in dem Gastmahl zu Ornans (1849), besonders aber in dem Begräbnis zu Ornans, welches im Salon von 1851 einen wahren Sturm von Entrüstung

und Bewunderung hervorrief. In ganz ähnlicher Weise waren zwei Steinklopfer und die Bauern von Flagey gemalt, nebst dem Porträt des Künstlers in demselben Jahr ausgestellt. Der Salon von 1852 brachte seine Dorffräulein, welche einer Bettlerin ein Stück Brod reichen, das von 1853 an viel verschrieene Bild, zwei Weiber, die ins Bad steigen wollen und von denen die eine staunend die scheußlich wanstige Hinterseite der andern belacht. Es war hiermit geradezu auf ein Aergernis abgesehen der regelrechten akademischen Schönheit sollte dieser Naturalismus als gleich oder vielmehr höher, ja sogar einzig berechtigt gegenübergestellt werden. Ein zweites Bild gab eine Ringergruppe aus dem Hippodrom, in derselben Art gemalt. Bei der Weltausstellung von 1855 baute sich C. außerhalb des Ausstellungspalastes eine eigene Bude, welche er mit der Aufschrift »Der Naturalismus« versah, und in welcher er seine sämmtlichen Bilder, ca. 40, vereinigte; dasselbe that er bei der Weltausstellung von 1867, wo er gegen 80 Bilder, zum Theil in kolossalem Maßstab, vorführte. Zur Schönheit bringt es C. fast nur in den Landschaften, in genialer Weise versteht er es, jedem Fleckchen Erde seine eigenthümliche Stimmung abzulauschen und diese in breitem, großartigem Vortrag wiederzugeben; ohne jene ängstliche Nachpinselei, welche sich so oft Naturalismus nennt, setzt er mit festen Strichen Ton neben Ton und schafft mit einer mächtigen Einfachheit, deren Wirkung niemand widerstehen kann. Als hervorragend sei hier nur das Rehlager (gemalt 1866) genannt. Ebenso kraftvoll sind seine Thierstücke, besonders seine Hirschhetze. Von seinen figürlichen Darstellungen ist die durchschlagendste sein Weib mit dem Papagei. Da er sich aber sonst fast ganz an Darstellungen aus der Sphäre des vierten Standes hielt, so konnte es nicht fehlen, daß er auch mit der politischen Partei der Blusе in Verbindung gebracht wurde, und zwar, wie sich schon bei seiner Ablehnung des Ordens der Ehrenlegion zeigte, nicht mit Unrecht. 1871 führte ihn seine politische Erregung auf die Seite der Kommune, wobei ihm unter anderem die Demolirung der Vendômesäule übertragen ward. Nach dem Sturz der Kommune wurde er zu sechsmonatlichem Gefängnis verurtheilt, nach dessen Verbüßung zu Versailles er wieder zur Staffelei zurückkehrte. Ein neuerdings eingeleiteter Proceß wegen des Schadenersatzes für die Vendômesäule endete gleichfalls zu seinen Ungunsten. Vgl. Jul. Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei (Leipz. 1867).

Courbette (franz., spr. kurbett), sehr kurzer Galopp, bei dem das Pferd die Vorderfüße mehr unter den Leib zieht und den Hinterfüßen mehr Biegung gibt, dabei aber beide Vorderfüße zugleich hebt und niedersetzt.

Courbevoie (spr. kurb'woa), Stadt im franz. Departement Seine, Arrondissement St. Denis, an der Seine und an der Eisenbahn nach Versailles, mit Flußhafen, einem neuen schönen Stadthaus, großen, von Ludwig XV. erbauten Kasernen, Fabriken für chemische Produkte, Zeug- und Leinwandwirkerei, Bleichereien, Wagenfabriken, Handel mit Wein und Essig, und (1872) 13,288 Einw. Auf dem Rond-Point wurde 1863 die Statue Napoleons I. (von E. Seurre) aufgestellt, welche früher die Vendômesäule gekrönt hatte. In der Umgebung zahlreiche Schlösser und Villen.

Courbière (spr. kurbjähr), Guillaume René, Baron de l'Homme de, preuß. Feldmarschall, geb. 25 Febr. 1733 zu Gröningen in Holland, stand erst in Diensten Hollands und trat 1757 als Ingenieurkapitän in preußische Dienste über. Er zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten aus und kommandirte im Siebenjährigen Krieg von 1759 an als Major ein Freibataillon, an dessen Spitze er sich besonders 1760 bei der Belagerung von Dresden durch Eroberung des Großen Gartens sowie bei Liegnitz und Torgau hervorthat. Nach dem Hubertsburger Frieden ward er nach Ostfriesland versetzt, 1780 Generalmajor und 1787 Generalleutnant. Im Kriege gegen die französische Republik befehligte er die Garden, an deren Spitze er sich namentlich bei Pirmasens auszeichnete, wurde 1797 General der Infanterie und 1798 Gouverneur von Graudenz, das der 73jährige Greis 1807 heldenmüthig vertheidigte, während fast alle preußischen Festungen sich ohne Widerstand ergaben. In Anerkennung dieser tapfern Waffenthat wurde er nach dem Frieden von Tilsit zum Feldmarschall und Gouverneur von Westpreußen ernannt. Er starb 23. Juli 1811.

Courcelles (spr. kursell), Dorf etwa 2 Meilen südöstlich von Metz, wonach die 14. Aug. 1870 gelieferte Schlacht benannt wird. Am 14. Aug. früh morgens trat das französische Heer seinen Rückzug von Metz an, um in Verdun oder Châlons sich mit Mac Mahon zu vereinigen; zwei Korps waren bereits auf das linke Ufer übergegangen, als gegen 3 Uhr von deutscher Seite ein Angriff gemacht wurde, um die Franzosen festzuhalten; denn zu gleicher Zeit sollte die zweite Armee bei Pont à Mousson die Mosel passiren und dem Feinde die Straße nach Verdun versperren. Die Deutschen bildeten in ihrer Stellung eine ziemlich gerade, von N. nach S. reichende Linie von St. Barbe bis Domangeville. Das Gefecht wurde von der 26. Infanteriebrigade unter Generalmajor von der Goltz eröffnet, der den Angriff zunächst gegen Colombey richtete, wo die 3. Division des von General Decaen befehligten 3. Armeekorps stand. Die Franzosen hatten eine durch das Terrain geschützte Stellung, die sie auch sehr gut zu benutzen wußten, so daß die Deutschen einen schweren Stand hatten, zumal die Franzosen ihnen auch an Zahl sehr überlegen waren. Erst nachdem der Kampf bei Colombey längere Zeit gedauert hatte, entspann sich nördlich davon ein Gefecht bei Montoy und Noisseville, wo die 1., 2. und 13. deutsche Division gegen die Division Grenier vordrangen. Um 5 Uhr wurde Montoy genommen, doch dauerte der Kampf in aller Heftigkeit fort, wobei die Deutschen durch die ihnen gegenüber stehende Sonne geblendet und am Zielen gehindert wurden. Doch drangen sie bis Mey vor, mußten aber vor den von General L'Admirault gesendeten Verstärkungen wieder auf Montoy zurückweichen, wo ein dreimaliger Angriff der Franzosen unter großem Verlust abgeschlagen wurde. Oestlich von Colombey erschien jetzt General Zastrow an der Spitze des 7. Korps, die hart mitgenommene 26. Brigade erhielt Unterstützung durch die 25. und 13. unter General Glümer; aber erst als um 6½ Uhr Manteuffel mit der Spitze des 1. Korps und um 6¾ Uhr Kameke und Wovna mit der 28. Brigade bei Colombey erschienen, während zugleich die 1. zur zweiten Armee gehörige Kavalleriedivision unter General Hartmann von S. her gegen Mercy le Haut vordrang, wurde der Kampf entschieden. Die Franzosen zogen sich unter die Forts von Metz zurück, auch die Deutschen nahmen ihre frühere Stellung wieder ein.

Digitized b

Der Gesammtverlust der Deutschen betrug ca. 5000 Mann; Bazaine gab den der Franzosen auf 4000 an, was sich aus der gedeckten Stellung der Franzosen erklärt. General Decaen starb nachher an seinen Wunden. Auf deutscher Seite hatte allein die Brigade Goltz 1200 Mann verloren. Der Gewinn des Tags war, daß die Franzosen in ihrem Marsch auf das linke Moselufer aufgehalten wurden, wodurch die Umgehung derselben durch die zweite Armee ermöglicht war, und daß sie zugleich auch gehindert wurden, auf dem rechten Moselufer südlich gegen Pont à Mousson vorzugehen und der zweiten Armee in die rechte Flanke zu fallen.

Courier de Méré (spr. kurjé), Paul Louis, franz. Hellenist und politischer Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1772 zu Paris, nahm 1792 Kriegsdienste, focht mit Auszeichnung in den italienischen Feldzügen (1792—1797 und 1805), nahm aber nach der Schlacht bei Wagram 1809 seinen Abschied und ging nach Italien, um seine philologischen Forschungen, die er auch während seiner militärischen Laufbahn nicht aufgegeben, fortzusetzen. Im Jahr 1812 kehrte er nach Frankreich zurück, zog auf sein Landgut unweit Tours, immer philologisch thätig, zugleich wegen seiner politischen Flugschriften, in welchen er mit faustischem Witz den Adel und die katholische Geistlichkeit bekämpfte, gefürchtet. Er fiel 10. April 1825 in der Nähe seines Wohnorts durch Meuchelmord. Unter den mehrfachen Ausgaben seiner Werke sind besonders die von 1830 (4 Bde, mit Einleitung von Armand Carrel) und von 1837 (4 Bde., neue Ausg. 1865) hervorzuheben.

Courmayeur (spr. kurmäjör, Cormayeur, Courmaggiore, lat. Curia major), großes Dorf in der ital. Provinz Turin, Kreis Aosta, an der Dora baltea, unfern der Vereinigung des Val Ferret und der Allée blanche, zwischen herrlichen Wiesen und Baumgruppen, 1200 Meter ü. M. an der Südseite des Montblanc gelegen, hat (1871) 1200 Einw. sowie Mineralquellen, die theils zur Klasse der Eisenquellen, theils zu der der Säuerlinge und der Schwefelquellen gehören. Das Klima ist hier milder als im Chamonixthal und erzeugt eine reizende Vegetation. Von C. aus macht man die Tour um den Montblanc. Ein schöner Weg führt auch nach Aosta.

Couronnement (das, franz. m., spr. kuronn'mäng, Krönung), im Festungskrieg Angriffswerke, welche auf einem vorhandenen Erdwall wie in einem Minentrichter oder in einem eroberten Festungswerk erbaut sind. Seine allgemeinste Anwendung fand das C. als »Krönung des Glacis«, und es wird daher dieses auch speciell mit C. bezeichnet. Jene Krönung des Glacis war im frühern Festungskrieg bei rationell angelegten Festungen stets nothwendig, um die Eskarpenmauer an ihrem Fuß treffen und so eine gangbare Bresche erzeugen zu können. Daher Couronnementsbatterie, Bezeichnung für die direkte Brech- und Kontrebatterie. Die Ausbildung des indirekten Schusses in der neuern Zeit hat dahin geführt, das bei irgend thätiger Vertheidigung ungemein schwierige, sowohl zeitraubende wie opfervolle C. zu vermeiden und, wie 1870 vor Straßburg, durch indirekten Schuß sowohl eine gangbare Bresche zu erzeugen, als auch in der indirekten Kontrebatterie die niedere Grabenvertheidigung zu bekämpfen. Vgl. Festungskrieg.

Couroupita *Aubl.* (spr. kuru-, Kanonenkugelbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, Bäume mit keilförmigen Blättern und kleinen Nebenblättern, großen Blumen in einfachen Trauben und holzigen, runden Kapseln. C. guianensis *Aubl.*, ein hoher, starker Baum, in Guayana heimisch und auf die Antillen verpflanzt, ist merkwürdig durch seine großen, hochrothen, wohlriechenden Blüten, die, zu 50 bis 100 in 60 bis 90 Centim langen Trauben vereinigt, sich jeden Morgen zu 2 bis 3 öffnen und am Abend abfallen. In jeder Traube reifen nur 1 bis 2 Früchte, die, bis 20 Centim im Durchmesser haltend, einer Kanonenkugel ähnlich, röthlich und rauh und von einem grünlichweißen, an der Luft blau werdenden Mark, in welchem die zahlreichen Samen liegen, erfüllt sind, in überreifem Zustand aber unangenehm riechen. In Cayenne sind sie unter dem Namen »wilde Aprikosen« bekannt, werden wegen ihres weinigen, angenehmen Geschmacks gegessen und zur Bereitung kühlender Getränke benutzt. Die Schale der Frucht dient zu Gefäßen.

Courpière (spr. kurpjähr), Stadt im franz. Departement Puy de Dôme, Arrondissement Thiers, an der Dore, mit einem Schloß, einer kalten Eisenquelle und (1872) 3602 Einw., welche besonders Band- und Posamentenfabrikation, Töpferei und bedeutenden Holzhandel treiben.

Courseulles (spr. kurssöl), Hafenort im franz. Departement Calvados, Arrondissement Caen, an der Seule, mit einem umfangreichen Schloß aus den Zeiten Ludwigs XIII., Spitzen- und Blondenfabrikation, Härings- und Makrelenfischerei, namentlich aber bedeutendem Austernfang (jährlich ca. 45 Mill. Stück) und (1872) 1750 Einw.

Court (engl., spr. kohrt), Hof, besonders Gerichtshof (s. Großbritannien und Vereinigte Staaten von Nordamerika).

Court (franz., spr. kuhr, f.: courte), kurz; courts jours, kurze Frist (von Wechseln).

Courtage (die, franz. m., spr. kurtahsch), Gebühr des Mäklers (Courtier) für den vollzogenen Abschluß eines an der Börse abgeschlossenen Geschäfts in Effekten, Produkten u. a., wird abwechselnd doppelt oder nur von der einen Seite gefordert, je nachdem der Mäkler das betreffende Geschäft zu machen sich gedrängt fühlt oder ihm nicht viel daran liegt. An der Berliner Börse beträgt sie für die große Masse der Werthpapiere $^1/_3$ pro Mille, 1 pro Mille jedoch z. B. für Wechsel, österreichische Banknoten und Versicherungsaktien (d. h. von dem vollen Nennbetrag derselben, nicht bloß von der eingezahlten Summe). Bei österreichischen Kreditaktien und den meisten österreichischen Loosen und Eisenbahnaktien, insbesondere Franzosen und Lombarden, ist die C. nicht auf einen Verhältnissatz, sondern auf einen festen Satz gestellt, nämlich 2 Sgr. Aehnlich bei einzelnen anderen Papieren, wie Dessauer Kredit, Warschau-Wiener Bahn ꝛc.

Courtalain (spr. kurtäläng), Ort im franz. Departement Eure-et-Loire, Arrondissement Châteaudun, am Yères, bei Rozay, mit einem prächtigen Schloß der Familie Montmorency nebst ausgedehntem Park und großen Gewächshäusern, einem Hospital und 847 Einw.

Courtalin (spr. kurtäläng), Dorf im franz. Departement Seine-et-Marne, Arrondissement Coulommiers, am Grand Morin, mit einer der berühmtesten Papierfabriken Frankreichs.

Courtaud (franz., m., spr. kurtoh), Stutzschwanz, Pferd oder Hund mit gestutzten Ohren und Schwanz.

Courtenay (spr. kurt'nä), Stadt im franz. Departe-

ment Loiret, Arrondissement Montargis, an der Biez, hat ein altes Schloß und (1872) 2778 Einw. und ist Stammort der Prinzen von Courtenay.

Courtenay (spr. kurt'nä), altes franz. Geschlecht, genannt von der Burg Courtenay, die Hatto, Sohn des Kastellans von Château-Renard, um 1010 gründete. Josselin II., Enkel Hatto's, machte den ersten Kreuzzug mit und erhielt 1115 von König Balduin I. die Herrschaft Tiberias in Galiläa, 1119 von Balduin II. die Grafschaft Edessa und ward 1131 bei Belagerung eines Kastells bei Aleppo von einem einstürzenden Thurm tödtlich getroffen. Sein Sohn, Josselin III., verlor seine ganze Grafschaft und 1145 die Hauptstadt Edessa selbst, ward gefangen und starb 1147 in Aleppo als Gefangener. Peter von C. war lateinischer Kaiser von Konstantinopel, s. Peter. Robert von C. bestieg 1299 den erzbischöflichen Stuhl zu Reims, nannte sich Erzbischof und Herzog von Reims und starb 1323. Louis, Prinz von C., geb. 1610, versuchte umsonst seine Rechte als Nachkomme König Ludwigs des Dicken geltend zu machen und erlangte nur die Erlaubnis, die Lilien wieder in sein Wappen aufzunehmen. Louis Charles, Prinz von C., Graf von Cesy, geb. 25. Mai 1640, diente 1664 in der Belagerung von Gigeri auf der Küste der Berberei sowie in den Kriegen Ludwigs XIV. und suchte ebenfalls seine Rechte als königlicher Prinz geltend zu machen; er starb 28. April 1723. Mit seinem jüngern Sohn, Charles Roger, erlosch 1730 der Mannsstamm.

Courthezon (spr. kurt'sóng), Stadt im franz. Departement Vaucluse, Arrondissement Avignon, an der Lyoner Eisenbahn, mit alten Wällen und (1872) 3598 Einw., welche Fabriken in Seide und Wolle unterhalten. In der Nähe ein kleiner Salzsee, aus welchem Salz gewonnen wird.

Courtier (franz., spr. kurtjeh), Makler oder Sensal, daher Courtage (s. d.).

Courtisan (franz., spr. kurtisáng), s. Courtoisie.

Courtois (spr. kurtoá), 1) Jacques Bourguignon, von den Italienern Jacopo Cortese genannt, berühmter Schlachtenmaler, Schüler Gerquozzi's, geb. 1621 zu Hyrvolvte in der Franche-Comté, trat in spanische Kriegsdienste, ging aber nach geschlossenem Frieden nach Italien, um die unter seinem Vater begonnenen künstlerischen Studien wieder aufzunehmen. In seinem 36. Jahr trat er in ein Jesuitenkloster und starb 1676 in Rom. Seine Schlachtenbilder sind von kühner Komposition und Ausführung; sie fanden so viel Beifall, daß sich ein ganzes Heer Nachahmer an seine Fersen heftete. C. ist fast in allen Hauptgallerien vertreten und kommt auch sonst sehr häufig vor.

2) Edme Bonaventure, franz. Revolutionär, geb. 1756 zu Arcis sur Aube, war Deputirter in der Gesetzgebenden Versammlung und 1792 im Nationalkonvent, stimmte für Ludwigs XVI. Tod, wirkte aber 9. Thermidor auch zu Robespierre's Sturz mit. 1795 wurde er Mitglied des Raths der Alten und 20. April 1797 Präsident desselben, trat bald darauf aus, ward jedoch 1799 abermals in denselben berufen und war einer der Führer der Partei, welche Bonaparte's Staatsstreich vom 18. Brumaire vorbereitete. Aus dem Tribunat ward er wegen angeblicher Erpressung ausgestoßen und hielt sich mehrere Jahre lang auf seinem Landgut in Lothringen verborgen. Trotz der 1814 verkündigten Amnestie ließ der Minister Decazes seine für die Geschichte der Revolution sehr wichtigen Papiere in Beschlag nehmen, wodurch dieselben fast sämmtlich verloren gingen. Es befanden sich unter ihnen eine zweite Ausgabe des Berichts über Robespierre's Papiere, eine Geschichte der Revolution des 9. Thermidor, Aktenstücke von höchster Wichtigkeit für die königliche Familie, eine Menge Briefe von Mirabeau, Danton, Cambacérès, Brune, Murat, Dumouriez und anderen berühmten Männern ꝛc. Die 1828 erschienenen »Papiers inédits trouvés chez Robespierre, Saint-Just et Payan etc., supprimés ou omis par C.« enthalten nur einen kleinen Theil davon. C. starb 1816 zu Brüssel.

Courtoisie (franz., f., spr. kurtoasih), feines, höfisches Benehmen, Hofsitte; im Mittelalter ritterliches Benehmen gegen Frauen; jetzt überhaupt die Beobachtung des Schicklichen, höfliches, zuvorkommendes Wesen. Courtisan, s. v. w. Hofmann, Höfling; Courtisane, eigentlich Hoffräulein, bezeichnet gewöhnlich eine elegantere Buhlerin; der Name wurde besonders früher von der unsittlichen Frauengesellschaft der römischen Kurie gebraucht.

Courtray (spr. kurträ; holländ. Kortrijk), Stadt in der belg. Provinz Westflandern, 4 Kilom. von der französischen Grenze, zu beiden Seiten der schiffbaren Lys, ist gut gebaut, mit breiten, sauberen Straßen, ummauert, hat zahlreiche Kirchen (bemerkenswerth ist die Martinskirche aus dem 15. Jahrh., 1862 vom Blitz getroffen und bis auf die Mauern ausgebrannt, seitdem wieder aufgebaut, und die 1238 gegründete Frauenkirche mit einem der besten Bilder van Dycks: Aufrichtung des Kreuzes), ein schönes gothisches Rathhaus (1526 erbaut, neuerdings restaurirt), einen Belfried, eine Handelskammer und ein Handelsgericht, eine Börse, Hospitäler, eine Malerakademie mit Museum (darin bemerkenswerthe Bilder von de Keyser, Verboekhoven, Dobbelaare u. a.), eine lateinische Schule und (1871) 25,104 Einw., welche berühmtes Tafelleinen, Blonden, Spitzen ꝛc. fabriciren, auch bedeutende Färbereien und große Bleichen unterhalten. Etwa 6000 Menschen beschäftigen sich mit der Anfertigung von Spitzen. Der in der Umgegend gewonnene Flachs ist sehr gesucht. Eisenbahnen verbinden die Stadt mit Gent, Brüssel, Lille, Tournay und Ypern. C. hieß sonst Cortoriacum und lag in Gallia belgica. Im Mittelalter hatte es lange erbliche Kastellane aus dem Hause Nevel. Bei C. wurden mehrere Schlachten geschlagen, unter denen die merkwürdigste die berühmte Sporenschlacht (11. Juli 1302) ist, in welcher die Franzosen unter Robert von Artois von den Flamändern (hauptsächlich Webern aus Gent und Brügge) unter Johann, Grafen von Namur, völlig besiegt wurden. An 1200 Ritter und mehrere tausend gemeine Soldaten blieben auf dem Schlachtfeld, auf welchem die Sieger über 700 goldene Sporen, eine Auszeichnung der französischen Ritterschaft, sammelten. Eine kleine Kapelle (1831 errichtet) bezeichnet vor dem Genter Thor den Mittelpunkt des Schlachtfeldes. Karl VI. rächte 12. Dec. 1382 diese Niederlage durch die Plünderung und Zerstörung von C. nach der siegreichen Schlacht von Rosebeck. Auch in den Kriegen zwischen Frankreich und Spanien im 17. Jahrh. hatte C. mancherlei Drangsal zu erdulden, nicht weniger in den Revolutionskriegen, wo es im Mai 1794 nach heftigen Gefechten in die Hände der Franzosen fiel. Im Februar 1814 war es bald von den Franzosen, bald von den Alliirten besetzt. Hier 31. März d. J.

Gefecht zwischen 8000 Mann Sachsen und anderen deutschen Truppen unter Thielemann gegen die Franzosen unter Maison, welches für die ersteren ungünstig ausfiel.

Cousin und **Cousine** (franz., spr. kusäng, kusin), Geschwisterkinder, Vetter und Muhme; mon C., ehemals Anrede in Briefen des französischen Königs an andere Fürsten.

Cousin (spr. kusäng), 1) Jean, franz. Bildhauer und Maler, geb. 1501 zu Soucy bei Sens, scheint sich anfänglich der Glasmalerei gewidmet zu haben. Schöne Werke dieser Art, die den französischen Renaissancegeschmack zur Geltung bringen, sind: im Dom zu Sens die Legende des heil. Eutropius (1530), vier Gemälde in der Kirche St. Gervais zu Paris (1551), die der Kapelle des Schlosses Fleurigny bei Sens ꝛc. Doch hat C. auch in Oel gemalt, darunter das Jüngste Gericht im Louvre, das indessen trotz seiner fleißigen Ausführung geringen Geschmack in der Komposition zeigt; jedenfalls wurde C. von seinen Landsleuten, die ihn den französischen Michelangelo nannten, sehr überschätzt. Auch als Bildhauer erfreut sich C. eines bedeutenden Ansehens; die liegende Statue von Phil. de Chabot im Louvre ist in der That ein lebendiges, frisch aufgefaßtes Werk. Der vielseitige Künstler schrieb auch: »La vraie science de la pourtraicture« (zuerst Par. 1571, dann in verschiedenen Auflagen, namentlich unter dem Titel: »L'art de desseigner, revu etc. par. Fr. Jollain«); ferner: »Livre de perspective« (das. 1560, erschien gleichfalls in verschiedenen Auflagen). C. starb um 1590. Vgl. Dibot, Étude sur Jean C. (Par. 1872); Derselbe, Recueil des œuvres choisies de Jean C. (40 Tafeln, das. 1872).

2) Victor, berühmter franz. philosophischer Schriftsteller, geb. 28. Nov. 1792 zu Paris als Sohn einer armen Handwerkerfamilie, ward, als Schüler von Maine de Biran und Royer-Collard durch diese zum Studium der Philosophie bestimmt, schon 1815 des letztern Stellvertreter an der philosophischen Fakultät und Professor der Philosophie an dem Lycée Bonaparte. Durch seinen Lehrer Laromiguière in den Sensualismus, durch Royer Collard in die Philosophie der schottischen Schule eingeweiht und durch die letztere dem Kriticismus Kants nahe gebracht, welchen er mittels einer lateinischen Uebersetzung des Hauptwerks des letztern sich anzueignen strebte, trat er 1817 eine philosophische Studienreise nach Deutschland an, auf welcher er Hegels und im folgenden Jahr Schellings Bekanntschaft machte, von welcher Zeit der Einfluß deutscher Philosophie in Frankreich datirt. Nachdem er 1820 seine Vorlesungen aus politischen Gründen hatte einstellen müssen, auf einer Reise in Deutschland als politischer Umtriebe verdächtiger Carbonaro verhaftet und nach Berlin gebracht worden war, welchen Aufenthalt er benutzte, um sich (durch Gans und Michelet) näher mit der Hegel'schen Philosophie vertraut zu machen, durfte er 1828 seine Vorlesungen wieder eröffnen, ward 1830 Mitglied der Akademie und stieg nach der Julirevolution rasch von Stufe zu Stufe, wurde Generalinspektor der Universität, 1831 Staatsrath und mit Erstattung eines Berichts über das preußische Unterrichtswesen beauftragt, 1832 Direktor der Normalschule und Pair, endlich (März 1840) im Ministerium Thiers Minister des öffentlichen Unterrichts, legte diesen Posten jedoch schon im Oktober wieder nieder und lebte seitdem als Privatmann seinen Studien. Er starb 12. Jan. 1867 zu Cannes infolge eines Schlaganfalls. C. ist der Begründer der sogen. eklektischen Schule, die ihren Standpunkt zwischen der französischen (zu welcher er die Sensualisten, die schottischen und deutschen Skeptiker rechnet, als welche ihm Kant und Fichte erscheinen) und der deutschen Schule nimmt, als deren Repräsentanten er Schelling und Hegel, seine »deux illustres amis«, betrachtet. Jene opfert der Psychologie die Ontologie und führt zum Skepticismus, diese der Ontologie die Psychologie und verwandelt jene dadurch in eine bloße Hypothese. C. dagegen beginnt mit der Psychologie und wird durch diese selbst (auf sicherem Weg) zur Ontologie geführt. Die Identität des Denkens und Seins, zu welcher die Skeptiker niemals gelangen, und die von den spekulativen Philosophen, welche sie zu ihrem Ausgangspunkt machen, niemals bewiesen worden sein soll, ist nach C. eine Thatsache des Bewußtseins, welche durch Analyse des letztern außer Zweifel gesetzt wird. In dem unmittelbaren und spontanen Akte der reinen Vernunft erlösche (ähnlich wie in Schellings intellektualer Anschauung) jede Spur subjektiver Beschränktheit. In den Vorlesungen von 1828, in welchen C. alle Wissenschaft auf drei Fundamentalideen der Vernunft: das Unendliche, das Endliche und die Beziehung zwischen diesen beiden, zurückführte, näherte er sich dem Standpunkte des deutschen (absoluten) Idealismus so sehr, daß ihm dieselben den Vorwurf zuzogen, er habe die Philosophie in Frankreich entnationalisirt. Um demselben zu entgehen, knüpfte er in der 1845 erfolgten Umarbeitung seines zuerst 1817 erschienenen Hauptwerks: »Le Vrai, le Beau et et le Bien« an den Begründer der Philosophie in Frankreich, Descartes, an, indem er die psychologische Methode als Basis der philosophischen Fassung beibehielt. Getreu dem idealistischen Princip, den Ursprung der Ideen im Geiste statt in der äußern Sinneswelt aufzusuchen, verwarf er auch in der Kunst die gemeine Nachahmung der äußern Natur und empfahl deren Verschönerung nach dem Vorbilde der im Geist lebendigen Idee. Von dieser Zeit an wurde seine Philosophie mehr eine Bekämpfung der sensualistischen und materialistischen Lehren, zu welcher er auch die Hülfe der Religion in Anspruch nahm, als eine strenge Wissenschaft. Um die Belebung des sittlichen Ernstes auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst hat sich C. sehr verdient gemacht. Die größten Verdienste aber hat er sich um die Verbreitung des Studiums der Geschichte der Philosophie (nach seinem von Leibniz entlehnten Grundsatz, daß in jedem System ein Funken Wahrheit enthalten sei), namentlich der französischen des Mittelalters, und um die Hebung des öffentlichen Unterrichtswesens (nach deutschem Muster) erworben. Außer seinen Uebersetzungen des Platon (Par. 1822—38, 12 Bde.), des Cartesius (das. 1824, 11 Bde.) und der Tennemann'schen »Geschichte der Philosophie« (das. 1831, 2 Bde.) nennen wir von seinen Schriften die »Fragments philosophiques« (das. 1826, neue Ausg. 1833); die »Nouveaux fragments« (das. 1829); »De la métaphysique d'Aristote« (das. 1837); die »Fragments de philosophie Cartésienne« (das. 1845). Die Resultate seiner Reise nach Deutschland theilt er mit im »Rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne« (Par. 1832, 2 Bde., 3. Aufl. 1840; deutsch von Kröger, Altona 1832—37, 3 Bde.), die

seiner Reise nach den Niederlanden in der Schrift »De l'instruction publique en Hollande« (Par. 1837; deutsch von Kröger, Altona 1838, 2 Bde.). Außerdem besorgte er eine Ausgabe des Proklos (Par. 1820 f., 5 Bde.) und der Werke Abälards (mit Jourdain und Despois, 1849–59, 2 Bde.), nachdem er 1839 den bisher unveröffentlichten Traktat Abälards »Sic et non« herausgegeben hatte. Seine öffentlichen Vorlesungen, von Stenographen nachgeschrieben, erschienen als »Cours de philosophie« (Par. 1836) und »Cours de l'histoire de la philosophie moderne« (7. Ausg., das. 1866, 8 Bde.). Letzteres Werk bildet zugleich die erste und zweite Abtheilung einer Gesammtausgabe von Cousins Schriften. Die dritte Abtheilung ist betitelt: »Fragments philosophiques« (Par. 1847—48, 4 Bde.), die vierte: »Littérature« (das. 1849, 3 Bde.), die fünfte: »Instruction publique« (das. 1850, 3 Bde.). In der letzten Zeit seines Lebens widmete er sich mit Vorliebe der Schilderung hervorragender Frauen und des geistigen Lebens des 17. Jahrh. Seine Bibliothek, im Werth von einer Million Franken, vermachte er der Sorbonne. Unter seinen Schülern sind Jouffroy, Ch. de Rémusat, Barthelmésy, Janet die bekanntesten. Letzterer hat ihn nach seinem Tod in der »Revue des Deux Mondes« gegen die heftigen Angriffe seitens der Schule A. Comte's und des Materialismus vertheidigt.

Cousinéry (spr. kusineri), Esprit Marie, ausgezeichneter Numismatiker, geb. 8. Juni 1747 zu Marseille, betrat früh die diplomatische Laufbahn und wurde Konsul in Thessalonich. Wegen seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Choiseul-Gouffin, dem Gesandten in Konstantinopel, auf die Liste der Emigrirten gesetzt, lebte er meist in Smyrna und kehrte erst 1803 nach Frankreich zurück, wo ihm Talleyrand ein Jahrgehalt von 6000 Franken aussetzte. Seine im Orient zusammengebrachte Sammlung antiker Münzen wanderte für 136,000 Franken nach München, weshalb er seine Pension wieder verlor. Im Jahr 1814 erhielt er sein Konsulat wieder, verlor es jedoch 1819 abermals und lebte wie früher seinen Studien. Seit 1825 erhielt er wieder eine Pension von 5000 Franken. Er lieferte dem König von Bayern eine zweite Münzsammlung für 75,000 Franken, eine dritte dem Kaiser von Oesterreich für das Wiener Kabinet für 33,000 Franken und eine vierte dem Pariser Kabinet für 60,000 Franken. Er schrieb: »Essais sur les monnaies d'argent de la ligue Achéenne« (Par. 1825) und »Voyage dans la Macédonie« (das. 1831, 2 Bde.).

Cousin-Montauban (spr. kusäng-mangtobäng), Charles Guillaume Marie Apollinaire Antoine, Graf von Palikao, franz. General, Senator und letzter Ministerpräsident des zweiten Kaiserreichs, geb. 14. Juni 1796 zu Paris, begann 1814 seine militärische Laufbahn, ward 1818 Leutnant, machte als solcher den französischen Feldzug von 1823 in Spanien mit, ging 1831 als Oberleutnant bei den Chasseurs d'Afrique nach Algerien und diente hier 26 Jahre ununterbrochen. Er zeichnete sich durch Umsicht und Tapferkeit in mehreren bedeutenden Gefechten aus, so bei Tafarua, Tamasa, Tlemcen, an der Sikah, bei Sidi Lakdar, und nahm 23. Dec. 1847 als Oberst des 2. Regiments Chasseurs d'Afrique Abd el Kader gefangen. 1851 zum Brigadegeneral befördert, unternahm er eine Expedition gegen die marokkanischen Stämme der Beni Snassen und brachte sie durch mehrere Siege zur Unterwerfung. 1855 wurde er Divisionsgeneral und kommandirte in der Provinz Oran, später in Konstantine. Er galt als einer der ersten Reitergeneräle in der ganzen Armee. Im Jahr 1858 aus Algerien nach Frankreich zurückberufen, wurde er zum Kommandeur der 21. Militärdivision in Limoges ernannt, von wo er bald nach Tours, später nach Rouen umsiedelte. 1859 wurde er zum Oberbefehlshaber der Expeditionsarmee ernannt, welche, in Verbindung mit den Engländern, den Kaiser von China zur strengen Einhaltung des 1858 abgeschlossenen Friedens von Tientsin zwingen sollte. C. schiffte sich 12. Jan. 1860 in Toulon ein, erfocht mit seinen Alliirten mehrere Siege über die Chinesen, bei Sinko, bei Tschangkiahuang und bei Palikiaho (21. Sept. 1860), besetzte die Hauptstadt Peking und zwang die Chinesen, die Friedensbedingungen vom 25. Okt. 1860 anzunehmen (s. China, Geschichte). Aber den Ruhm dieser glücklichen Unternehmung befleckte C. durch die Plünderung und Zerstörung der bei Peking gelegenen kaiserlichen Sommerresidenz Yuan-ming-yuen, in welcher seit Jahrhunderten ungeheure Reichthümer, Seltenheiten und Kostbarkeiten wie in einem Museum aufgehäuft waren. C. ließ zuerst das Werthvollste für sich daraus abholen und den Palast durch seine Soldaten aufs gründlichste ausplündern. Zur Belohnung für seine militärischen Erfolge ernannte ihn Napoleon 4. März 1861 zum Senator, gab ihm, der Juli 1861 nach Frankreich zurückkehrte, 2. Jan. 1862 den Titel eines Grafen von Palikao und verlangte für ihn vom Gesetzgebenden Körper eine in einer jährlichen Pension von 30,000 Franken bestehende Dotation. Da die Kammer erklärte, C. habe sich seine Dotation bereits selbst mitgebracht, und somit den Gesetzentwurf zurückwies, so bat C. um seinen Abschied. Der Kaiser nahm ihn nicht an und ernannte C. zum Kommandeur der 8. Militärdivision und des 4. Armeekorps in Lyon. Beim Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs wurde C. als Kommandant der zu einer Landung an der Nord- und Ostseeküste bestimmten Truppen bezeichnet, und schon fürchtete man eine Wiederholung der in China bewiesenen Plünderungslust. Aber die Truppen gingen nicht ab, und ein anderes Kommando wurde C. nicht übertragen. Nach dem Sturz des Ministeriums Ollivier erhielt er 9. Aug. 1870 von der Kaiserin-Regentin, unter Zustimmung des Kaisers, den Auftrag, ein neues und zwar konservatives Kabinet zu bilden, welches 10. Aug. zu Stande kam. Es bestand aus lauter entschiedenen Bonapartisten und wurde das »Mamlukkenministerium« genannt. C. übernahm darin das Präsidium und das Kriegsdepartement und zeigte sofort große Energie, um die Armee von Châlons zu verstärken, Paris in Vertheidigungszustand zu setzen, die Nationalgarde zu organisiren, die Mobilgarden einzuüben, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Seine Schuld war es hauptsächlich, daß Mac Mahon den verhängnisvollen Zug von Châlons nach Sedan unternahm, anstatt sich mit der ganzen Armee nach Paris zurückzuziehen, das C. durch seine starken Forts für hinreichend gedeckt hielt. Zugleich ließ C., um den Feind zu täuschen, den deutschen Vorposten eine Depesche des Kriegsministeriums an Mac Mahon in die Hände spielen, in welcher diesem der Befehl gegeben war, über Reims und Soissons sich nach Paris zurückzuziehen. Noch am 28. Aug., als das französische Hauptquartier schon in Stonne war, forderte C. Mac Mahon aufs dringendste auf,

Bazaine zu Hülfe zu ziehen, kündigte ihm den Anmarsch des Korps Vinoy an und bat ihn, auf keinen Fall den Kaiser nach Paris zurückzuführen, da dies die Revolution bedeute. Dieser selbst suchte C. zunächst dadurch vorzubeugen, daß er über die Ereignisse vor Metz und von Sedan, so lange es nur irgend möglich war, die Kammer in Unkenntnis erhielt und nichts als lügenhafte Berichte mittheilte. Die Kapitulation von Sedan gestand er erst in der Nacht auf den 4. Sept. ein und wollte in der Nachmittagssitzung für die Dynastie und für sich selbst dadurch die Herrschaft retten, daß er einen Gesetzentwurf vorschlug, wonach er selbst zum Generalstatthalter bei dem von dem Gesetzgebenden Körper zu ernennenden und aus fünf Mitgliedern bestehenden Konseil ernannt werden solle. Aber bevor über diesen und die anderen Anträge in der Abendsitzung vom 5. berathen werden konnte, war die Revolution bereits ausgebrochen und im Stadthaus die Republik proklamirt. Das Ministerium und die ganze Regierungsgewalt war widerstandslos weggefegt, und C. durfte sich Glück wünschen, ungefährdet vom Palais Bourbon durch die Menge hindurchzukommen. Er floh nach Belgien und schrieb von da aus 20. Sept. und 8. Okt. an die Delegation in Tours, seine Dienste zur Vertheidigung des Vaterlands anbietend, erhielt aber keine Antwort. Zur Zeit des Waffenstillstandes begab er sich nach Bordeaux und stellte sich, für den Fall der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten, dem neuen Chef der Exekutivgewalt zur Verfügung. Um den Angriffen, welchen er von Seiten der Presse, der Untersuchungskommission und einiger Generäle ausgesetzt war, zu begegnen, veröffentlichte er December 1871 eine Rechtfertigungsschrift unter dem Titel: »Un ministère de la guerre de 24 jours«. Erst bei den Budgetberathungen von 1872 wurde entdeckt, daß C. als Ersatz für die ihm 1862 verweigerte Dotation die Summe von 589,500 Franken erhalten habe, welche Summe bei der von China bezahlten Kriegskostenentschädigung in Rechnung gebracht war, wie solche »virements« bei dem Rechnungswesen des zweiten Kaiserreichs bekanntlich nichts Seltenes waren.

Coussemaker (spr. kuhß'makähr), Charles Edmond Henri de, franz. Musikschriftsteller, geb. 19. April 1805 zu Bailleul (Departement Nord), studirte zu gleicher Zeit Jurisprudenz und Musikwissenschaft am Pariser Konservatorium (unter Reicha), bekleidete dann an verschiedenen Orten Richterstellen und lebt gegenwärtig seit einer Reihe von Jahren zu Lille als Mitglied des Generalraths des Departements Nord sowie der Archäologischen Gesellschaft und der königlichen Akademie von Belgien. C. hat eine Reihe werthvoller Schriften auf musikgeschichtlichem Gebiet veröffentlicht, von denen wir als die wichtigsten anführen: »Mémoire sur Hucbald et ses traités de musique« (Douai 1841); die von der Akademie der schönen Wissenschaften gekrönte »Histoire de l'harmonie au moyen-âge« (Par. 1852); »L'harmonie en moyen-âge« (das. 1857); »Essai historique sur le Hoop« (Lille 1862); »Les harmonistes des XII. et XIII. siècles« (das. 1864); »Traités inédits sur la musique au moyen-âge« (das. 1865); »Les harmonistes du XIX. siècle« (das. 1869). Auch gab er heraus: »Chants populaires des Flamands de France, avec les mélodies originales« (Gent 1856); »Drames liturgiques du moyen-âge« (Rennes 1860); »Scriptorum de musica medii aevi nova series« (1865—72, Bd. 1—4) u. a.

Coustou (spr. kußtu), 1) Nicolas, Bildhauer, geb. 9. Jan. 1658 zu Lyon, lernte bei seinem Vater und seinem Oheim Coyzevox und gewann 1681 den römischen Akademiepreis, der ihm ermöglichte, in Italien die Barockskulptur zu studiren. 1693 wurde er Mitglied und 1720 Rektor der Akademie. Er starb 1. Mai 1733. Die Revolution hat unter seinen Werken, wie überhaupt unter denen der französischen Bildhauer, stark aufgeräumt; wir nennen darunter: die kolossale Gruppe der Vereinigung der Seine und Marne, jetzt im Tuileriengarten, die Bronzestatue der Saône in Lyon, Kreuzabnahme in Notre Dame, die Marmorstatue Ludwigs XV. und das Relief: Apollo zeigt Frankreich die Büste Ludwigs XV., beide im Louvre, Werke von theatralischem Pathos.

2) Guillaume, franz. Maler und Bildhauer, Bruder des vorigen, geboren zu Lyon, kam im 18. Jahr zu seinem Oheim Coyzevox nach Paris und von da als königlicher Pensionär nach Rom, wo er zwar die königliche Pension verscherzte, aber durch Le Gros die Ausführung des Basreliefs des St. Ludwig von Gonzaga für die Kirche des heil. Ignaz zu Rom übertragen erhielt. In Frankreich sind noch ziemlich viele seiner Werke vorhanden; namentlich besitzt die Schloßkapelle zu Versailles eine Anzahl, andere befinden sich in Paris u. a. O. Im Museum des Louvre sieht man von ihm die Marmorstatue der Maria Leszczinska, die in kokett gespreizter Haltung zur (Puder-)Juno gemacht ist. C. wurde 1704 Mitglied, 1735 Rektor und später Direktor der Akademie; er starb 20. Febr. 1746.

3) Guillaume, Sohn und Schüler des vorigen, geb. 20. März 1716 zu Paris, erwarb sich schon im 19. Jahr den großen Preis und die Pension zu einem fünfjährigen Aufenthalt in Rom, trat nach seiner Heimkehr in das Atelier seines Vaters und fertigte die Statuen des Mars und der Venus für Friedrich II. von Preußen. Im Jahr 1742 wurde er Mitglied der Akademie, 1746 Professor, später Rektor und endlich Schatzmeister derselben und Ritter des St. Michaelsordens; er starb 13. Juli 1777. C. war ein erfindungsreicher Künstler, dessen süßliche und oberflächliche Behandlung dem Geschmack seiner Zeitgenossen ganz entgegenkam. Von ihm ist noch Verschiedenes erhalten.

Coutances (spr. kutángs), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Manche, an der Mündung des Bulsard in die Soulle, in der Landschaft Cotentin, 10 Kilom. von der Küste (wo der versandete Hafen Regneville) auf einem Hügelkamm, ist Sitz eines Bischofs, hat eine herrliche gothische Kathedrale (1056 geweiht, im 13. Jahrh. neu erbaut, 95 Meter lang, 34 Meter breit, mit 3 Portalen), mehrere andere alte Kirchen, ein großes Seminar, ein Lyceum, eine Bibliothek von 7000 Bänden, einen botanischen Garten, ein Handelsgericht, lebhaften Handel mit Vieh, Pferden, Butter, Geflügel, Spitzen, Leinen ꝛc. und (1872) 8027 Einw. Die schlanken Thürme der Kathedrale (77 Meter hoch), zu deren Bau die 12 Söhne des Normannenherzogs Tankred von Hauteville ihre Beute einsandten, sind weit ins Meer hinaus sichtbar und dienen als Richtpunkt in der dort sehr gefährlichen See. C. ist das römische Constantia Castra im Lande der Ureller und war im Mittelalter Hauptort des Gaues und der spätern Vicegrafschaft Cotentin. Aus der Römerzeit sind noch die großartigen Ruinen eines Aquädukts vorhanden.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Couthon (spr. kutóng), Georges, Schreckensmann der franz. Revolution, geb. 1756 zu Orsay in der Auvergne, war Advokat zu Clermont und wurde 1790 Präsident des dortigen Gerichtshofs. Im Jahr 1791 vom Departement Puy-de-Dôme in die Nationalversammlung gewählt, stimmte er als fanatischer Freiheitsmann für des Königs Tod ohne Aufschub und Appellation. Anfangs Anhänger der Girondisten, trat er, erschreckt durch die denselben drohenden terroristischen Maßregeln, zur Bergpartei über und ward ein Freund Robespierre's. Als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses nahm er an der Expedition gegen Lyon theil und ließ nach der Einnahme der Stadt eine Menge Menschen vor seinen Augen hinrichten. Ebenso blutdürstig zeigte er sich nach seiner Rückkehr im Konvent, wo er ganz auf Robespierre's Seite trat, zur Hinrichtung Dantons mitwirkte und überhaupt einen mehr summarischen Rechtsgang verlangte. Nach Robespierre's Fall angeklagt, mit jenem und Saint-Just nach dem Triumvirat gestrebt zu haben, ward er 9. Thermidor verhaftet. Von den Jakobinern befreit, suchte er sich, als die Soldaten des Konvents das Rathhaus stürmten, mit dem Dolch den Tod zu geben, traf aber nicht sicher und wurde mit Robespierre, Saint-Just u. a. 28. Juli 1794 unter lautem Jubel des Volks guillotinirt.

Coutras (spr. kutrá), Stadt im franz. Departement Gironde, Arrondissement Libourne, an der Dronne, mit Hüttenwerken, Flußschiffahrt und (1872) 3685 Einw. C. besaß früher ein berühmtes, jetzt fast ganz verschwundenes Schloß, in welchem Katharina von Medicis, ihre Tochter Margarethe von Valois, deren Gemahl Heinrich IV. und die schöne Herzogin von Longueville Hof hielten. C. gegenüber, bei dem Dorf Audebaud, siegte König Heinrich von Navarra über Heinrich III. von Frankreich 20. Okt. 1587.

Coutumes (franz., spr. kutühm), Herkommen und Gewohnheiten, besonders Gewohnheitsrechte im ältern Frankreich, die sich aus den Gebräuchen gebildet und entwickelt hatten; im engern Sinn schriftliche, mit Zuziehung der Stände vom König als Gesetz bestätigte Sammlungen der Gewohnheitsrechte einer Provinz, C. générales, oder einer Stadt, C. locales. Die wichtigste ist die Coutume de Paris oder Coutume de la prévôté et vicomtée de Paris von 1513.

Couture (spr. kutühr), Thomas, franz. Maler, geb. 21. Dec. 1815 zu Senlis, Schüler Gros' und dann P. Delaroche's, gewann im Anfang der vierziger Jahre ein außerordentlich hohes Ansehen, da er die Eleganz in der Zeichnung, welche der klassischen französischen Schule eigen war, mit einem erhöhten Reiz der Farbe und Schwung der Darstellung zu verbinden wußte; man stand nicht an, ihn als französischen Veronese zu bezeichnen und an sein Auftreten die Hoffnung auf die Entstehung einer großen koloristischen Schule zu knüpfen. Sein Hauptwerk: die römische Orgie (gemalt 1847, jetzt im Luxembourg), welches im Salon von 1847 einen Triumph gefeiert, wie kaum je das Werk eines französischen Malers erlebt hat, wirkt ebenso sehr durch die großartige Bravour der Zeichnung, als durch die kecke, gewaltige Farbe, deren gedämpfte Glut mit dem Stoff des Bildes vortrefflich harmonirt. Diesem Bild gehen seit 1840 noch einige andere Werke des Meisters voraus, welche dieselben Ideen und Vorzüge, wenn auch noch nicht in gleicher Entfaltung, zeigen. So: der junge Venetianer nach einer Orgie, der verlorene Sohn, die Liebe zum Gold (gemalt 1844, im Museum von Toulouse) und der Triumph der Courtisane. Sehr bekannt wurde später (1855) der Falkner; doch hat C. nach seinem Orgientriumph nichts Bedeutenderes mehr geleistet. Seine Wandmalereien in der Kirche St. Eustache, dem Leben der Maria entnommen, sind ganz inhaltslos und manierirt; andere Staatsaufträge, wie die Darstellung der Taufe des kaiserlichen Prinzen, sind nicht ausgeführt worden, wie auch von C. in den letzten Jahren nichts mehr zur Ausstellung gekommen ist. Dagegen veranlaßte seine virtuosenhafte Technik einen großen Zulauf von Schülern, so daß er besonders in den fünfziger Jahren ein die erste Schule bildender Meister war. Vgl. Jul. Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei (Leipz. 1867).

Couvin (spr. kuwäng), Stadt in der belg. Provinz Namur, am Eau-Noir, mit (1866) 2228 Einw., die Tuchmanufaktur betreiben und Stahl- und Eisenwaaren fertigen. C. war das alte Cuvinium.

Couvre-face (franz., C., spr. kuwr'fas), s. Contregarde.

Covādo (Cubado), Ellenmaß in Portugal, à 3 Palmo = 66 Centim., in Brasilien = 68 Centim. (im Manufakturhandel rechnet man 20 Yards = 27 C.), in Marokko = 53,3 Centim.

Cove (spr. kowe), Stadt, s. Queenstown.

Covenant (spr. kowwinänt, Convenant, vom lat. convenire), Name der Bündnisse, welche die presbyterianischen Schotten theils mit ihren Fürsten (so 1580 zuerst mit Jakob I.), theils unter einander (so 1638 gegen die Liturgie Karls I.) zur Aufrechthaltung ihres Glaubens, insbesondere zum steten Kampf gegen Katholiken und Episkopale schlossen. Karl I. verdammte die Covenanters anfangs als Meuterer; aber 1643, als der Presbyterianismus zur Herrschaft im englischen Parlament gelangte, erhielten sie allgemeine Anerkennung, um unter Karl II. allmählich wieder zu verschwinden (s. Schottische Kirche).

Coventgarden (spr. köww'nt-), s. London.

Coventgardentheater (spr. köww'nt-), ein berühmtes Theater in London, genannt nach Coventgarden, einem Marktplatz in Westminster, an welchem es liegt, 1733 gegründet, nach einem Brand 1858 neu erbaut und jetzt wohl das größte und schönste Theater der Stadt (s. London).

Coventry (spr. köww'ntri), alte Stadt in der engl. Grafschaft Warwick, am Flusse Sherbourne, mit (1871) 39,470 Einw., ist eng und winklig gebaut, hat 20 Kirchen (darunter die 1133 gegründete St Michaelskirche mit 95 Meter hohem Thurm und die Dreieinigkeitskirche mit 76 Meter hohem Thurm), die Ruinen einer 1044 gegründeten Benediktinerabtei, ein Rathhaus aus dem 15. Jahrh. und zahlreiche milde Stiftungen. Früher betrieben die Einwohner starke Tuchfabrikation; jetzt beschränkt sich die Gewerbthätigkeit fast ausschließlich auf die Fabrikation von Seidenwaaren (7500 Arbeiter), Bändern (2600 Arbeiter) und Uhren (2000 Arbeiter). Der lebhafte Handelsverkehr wird durch Eisenbahnen und den Coventrykanal, welcher Themse, Mersey und Trent verbindet, begünstigt. C. war schon zu den Zeiten der Römer eine Stadt und hatte im Mittelalter Mauern und Festungswerke, die aber im 17. Jahrh. geschleift wurden. In den Jahren 1404 und 1459 wurden hier Par-

lamentssitzungen gehalten, wovon die letztere unter dem Namen Parlamentum diabolicum bekannt ist. C. galt früher für das Schilda oder Abdera Englands.

Covilhão (spr. kuwiljaung), Stadt in der portug. Provinz Niederbeira, an der Estrella in felsiger Gegend, hat ein Kastell, 13 Kirchen, bedeutende Tuchfabriken, zwei Messen und 9000 Einw. In der Nähe warme Mineralquellen.

Covington (spr. kówwingt'n), Stadt im nordamerikan. Staat Kentucky, Grafschaft Kenton, am Ohio, Cincinnati gegenüber, Endpunkt der Kentucky-Centralbahn, ein schnell aufblühender Ort mit 8 Kirchen, einem Baptistenseminar (Western theological College, 1840 gegründet), ansehnlichen Fabriken (besonders für Hanf, Seide und Tabak), einigen Walzmühlen, Schlächtereien und (1870) 24,505 Einw. In der Nähe Linden Grove, ein schöner Kirchhof, und südlich die vielbesuchten Latonian Springs.

Covòlo (Kofel), Paß in der ital. Provinz Belluno, durch welchen, die Brenta entlang (Val Sugana), die Straße von Trento in Tirol ins Venetianische führt. Am schmalen Engpaß liegt hoch in einer Höhlung der Felswand die einst furchtbare Grenzfestung C., die 1509, von Kaiser Maximilian eingenommen, an Tirol kam. Nach 1848 fand hier ein Gefecht zwischen italienischen Freischaren und den Innsbrucker Studenten statt.

Cowdee (spr. kaudi, Kauri), neuseeländisches Dammaraharz, s. Kopal.

Cowes (spr. kaus), Doppelstadt auf beiden Seiten des Medinaflusses an der Nordküste der engl. Insel Wight. West-C., mit (1871) 5730 Einw., hat enge Straßen, einen sichern Hafen, an dessen Eingang ein altes Schloß liegt, das Klubhaus des englischen Jachtklubs und vielbesuchte Seebäder. East-C., mit 2058 Einw., bildet eine Vorstadt des vorigen, in deren Nähe der königliche Landsitz Osborne-House liegt. Zum Hafen gehörten 1872: 240 Schiffe von 11,732 Tonnen. Die Einfuhr vom Ausland erreichte einen Werth von 4009 Pfd. Sterl., die Ausfuhr britischer Produkte einen von 4393 Pfd. Sterl. Bedeutender ist der Küstenhandel. Die Bewohner betreiben Fischfang (291 Fischerboote). Auf den Werften wurden 1872: 37 Schiffe von 951 Tonnen gebaut.

Cowley (spr. kauli), 1) Abraham, bedeutender engl. Lyriker, geb. 1618 zu London, besuchte die Westminsterschule, wo er, angeregt durch Spencers Gedicht »The fairy-queen«, in seinem 13. Jahr eine Sammlung von Gedichten: »Poetical blossoms«, herausgab. Auch zu Cambridge, wo er seit 1636 das Trinity-College besuchte, schrieb er verschiedene poetische Werke, von denen die Pastoral-Komödie »The love's riddle« und die lateinische Komödie »Naufragium joculare«, nach antiken Vorbildern, aber in Prosa geschrieben, 1638 gedruckt erschienen. Im Jahr 1643 durch die Puritaner vertrieben, begab er sich nach Oxford, wo er die Satire »The puritan and the papist« noch in demselben Jahr (1643) veröffentlichte. In Englands Bürgerkriegen Anhänger der königlichen Partei, begleitete er die Königin nach Frankreich und war 12 Jahre Mitglied ihrer geheimen Kanzlei. Darauf nach England geschickt, um die Stimmung des Volks zu beobachten, ward er als verdächtig verhaftet, und erst Cromwells Tod schenkte ihm seine völlige Freiheit wieder. Er blieb darauf in Frankreich bis zur Rückkehr des Königs, widmete sich in England in Zurückgezogenheit den Naturwissenschaften, welche er besonders durch sein »Liber plantarum« (Lond. 1662—78) förderte, und starb 28. Juli 1667 zu Chertsey in Surrey. König Karl II. gab ihm das Zeugnis, er habe in ganz England keinen bessern Mann zurückgelassen. Auf dem Denkmal, das ihm der Herzog von Buckingham in der Westminsterabtei, wo C. beigesetzt ward, errichten ließ, wird er »Anglorum Pindarus, Flaccus et Maro« genannt. Johnson nannte ihn den letzten metaphysischen Dichter. Sein episches Gedicht »Davideïs« (zuerst in seinen »Poems«, Lond. 1656) blieb unvollendet. Seine Dichtungen sind an einzelnen Schönheiten reich, aber seine Bilder ermangeln oft des Geschmacks, und seine Gelehrsamkeit ist meist ein überflüssiger Ballast; dagegen belebte er die steifen hergebrachten Formen der englischen Lyrik durch Kühnheit und Fülle der Gedanken und Kraft des Ausdrucks und erreicht in seinen anakreontischen Liedern fast die Frische der griechischen Vorbilder. Diese sowie alles, was bei C. die Sprache des Herzens redet (z. B. die zarten Elegien auf Harvey und Crashaw), zieht noch heute den Leser an. Vortrefflich wegen ihres klaren, leichten und natürlichen Stils sind seine prosaischen Aufsätze, namentlich über Botanik. Seine »Works« erschienen zuerst 1669, dann mit einer Biographie von Sprat 1680, später unter anderem 1700—1711 in 3 Bänden, 1721 in 2 Bänden, am vollständigsten London 1780, von Aikin mit Anmerkungen 1802 und öfter. Eine Auswahl besorgte Hurd (Lond. 1772—77, 3 Bde.), eine Auswahl der Gedichte R. Anderson in seinen »British Poets« (Bd. 5). Eine Ausgabe der »Prose works« erschien 1826, neuerdings in den »Bayard Series«, 1867.

2) Henry Wellesley, Lord, engl. Staatsmann, jüngster Sohn Garret Colley Wellesley's (s. d.), Grafen von Mornington, Bruder des Herzogs von Wellington, geb. 20. Jan. 1773, arbeitete als Sekretär fast zwei Jahre auf dem auswärtigen Amt, begleitete 1796 Lord Malmesbury als Attaché auf den Kongreß in Lille, dann seinen zum Generalgouverneur von Indien ernannten Bruder als Geheimschreiber, ward Kommissar in Mysore und vermochte im Juli 1801 den Nabob-Wesîr von Audh zur Abtretung eines Gebiets von 1 Mill. Pfd. Sterl. jährlicher Einkünfte, dessen Verwaltung er erhielt. Im Jahr 1803 nach England zurückgekehrt, verheirathete er sich mit einer Tochter des Grafen von Cardigan und lebte einige Jahre, den Staatsgeschäften fern, politischen Studien. 1807 ward er für den Flecken Eye in Suffolk Parlamentsmitglied, ward Sekretär des Schatzamts unter dem Ministerium des Herzogs von Portland und 10. Okt. 1809 Gesandter in Madrid, wo er bis 1822 blieb. Lord Paget entführte ihm inzwischen in England seine Frau, worauf er sich, nachdem 1810 durch Parlamentsakte seine erste Ehe förmlich getrennt worden, 1816 mit der ältesten Tochter des Marquis von Salisbury verheirathete. Schon 1808 war er Mitglied des Geheimen Raths, 1812 Ritter des Bathordens geworden. Vom Mai 1823 bis August 1831 war er britischer Botschafter am österreichischen Hof, 1828 ward er Peer. Bei den Whigs stand Lord C. nicht in Gunst, und erst als Sir Robert Peel ans Staatsruder trat, erhielt er als Nachfolger Lord Granville's den Botschafterposten in Paris. Als die Whigs unter Russell und Palmerston 1846 wieder ans Ruder kamen, machte Lord C. dem Marquis von Normanby Platz. Er lebte fortan in Paris und starb hier 27. April 1847.

3) Henry Richard Charles Wellesley, Graf, engl. Diplomat, Sohn des vorigen, geb. 17. Juli 1804, widmete sich der diplomatischen Laufbahn, ward Gesandtschaftsattaché seines Vaters in Wien, 1832 Legationssekretär zu Stuttgart und 1843 Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel, wo er seit Juli 1846 während Sir Stratford Cannings Abwesenheit ein Jahr lang als Geschäftsträger fungirte. Der Tod seines Vaters rief ihn nach England und ins Oberhaus; doch ward er schon Januar 1848 zum Gesandten in der Schweiz ernannt und bald darauf nach Frankfurt versetzt, um England bei der neu geschaffenen Centralgewalt zu repräsentiren. Er protestirte dort gegen den Eintritt Gesammtösterreichs in den Deutschen Bund und vertheidigte das Verfahren Englands in der Flüchtlingsangelegenheit. Nach Restitution des Bundestags wurde er bei diesem beglaubigt. Anfang 1852 zum Gesandten in Paris, dem damals wichtigsten Posten der britischen Diplomatie, ernannt, behauptete er sich auf demselben unter allem Wechsel der englischen Ministerien. Er vertrat England als zweiter Bevollmächtigter bei den 1856 in Paris geführten Friedensverhandlungen. Ebenso schloß er 4. März 1857 den Frieden mit Persien und erhielt dafür den Titel eines Viscount Dangan und Grafen C. Als der Ausbruch des italienischen Kriegs drohte, ging er in vertrauter Sendung nach Wien; doch gelang es ihm nicht, das gewünschte Verständnis zwischen Frankreich und Oesterreich herzustellen und so den Krieg abzuwenden. Ende 1867 reichte er seine Entlassung als Gesandter ein und lebt seitdem auf seinen Besitzungen von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen.

Cowper (spr. kauper oder kuhpper), 1) William, Baron von Wingham, Graf, engl. Staatsmann, aus einer angesehenen Familie in Sussex, ward Advokat und erwarb sich seit 1695 im Parlament als Redner Beifall. Als Großsiegelbewahrer von England (seit 1705) betrieb er die Vereinigung von England und Schottland. Als aber Bolingbroke die Königin Anna zu beherrschen begann, trat er zur Opposition. Nach dem Tode der Königin ward er zum Großkanzler und zum Grafen erhoben. Wegen eines Streits mit Graf Sunderland dankte er ab, nahm aber fortwährend Antheil an den Verhandlungen des Oberhauses. Er starb 10. Okt. 1723.

2) William, hervorragender engl. Dichter, geb. 26. Nov. 1731 zu Berkhamstead in Hertfordshire als Sohn eines königl. Kaplans und Rektors, litt von Jugend auf an Menschenscheu, hatte nicht das Selbstvertrauen, das ihm verliehene Sekretariat des Oberhauses anzutreten, ward durch den Methodismus vollends in tiefe Schwermuth versenkt und verfiel endlich in völlige Geistesverwirrung. Hiervon geheilt, lebte er seit 1767 in dem Flecken Olney, beschäftigte sich lediglich mit der Dichtkunst und übersetzte einige geistliche Lieder der Schwärmerin Guyon, die Newton in seine »Hymns of Olney« aufnahm. Er verfiel dann abermals in eine trübe Melancholie, aus welcher er sich erst 1778 aufrichtete. Eine Sammlung seiner Gedichte (1782) fand wenig Anklang. Wohlthätig wirkte auf ihn der Umgang mit der geistreichen Lady Hauston, deren Einfluß die komische Ballade »John Gilpin« und die ausgezeichnete Dichtung »The task« (1785) ihre Entstehung verdankten. Zu seiner Zerstreuung übersetzte er den Homer in reimlosen Jamben (Lond. 1791, 2 Bde.); von neuem erkrankt, starb er 27. April 1800. Trotz allem Druck, der auf Cowpers Seele lag, muß er in einem noch höhern Grad wie Thomson als Befreier der englischen Poesie geschätzt werden; er erscheint von einer gewinnenden Kühnheit, wenn er da Poesie entdeckt, wo man keine vermuthet. Sein vorzüglichstes Gedicht ist »The task« (Die Arbeit), in welchem verschiedene Dichtungsarten, als beschreibende und reflektirende Poesie, die philosophische Satire und das Idyll, verbunden erscheinen. Eine Ausgabe seiner Gedichte erschien London 1815 in 4 Bänden; andere besorgten Southey mit der Biographie Cowpers (das. 1837, 15 Bde.; neue Ausg. 1855), Memes mit interessanter Charakteristik und ausgewählten Briefen (Glasgow 1852, 2 Bde.) und besonders Gilfillan (Edinb. 1856, 2 Bde.), der ebenfalls eine Biographie hinzugefügt hat; Auswahlen sind mehrfach in neuerer Zeit gedruckt. Gut ausgewählte Stücke übersetzte W. Borel (Leipz. 1870). Die »Private correspondance of W. C.« gab John Johnson heraus (Lond. 1824, 2 Bde.). Vgl. Hailey, William Cowper's life and posthumous works (Lond. 1809, 4 Bde.); Taylor, Life of W. C. (das. 1835); Boucher, W. C., sa correspondance et ses poésies (Par. 1874), und über sein früheres Leben die von ihm selbst aufgezeichneten »Memoirs« (Lond. 1816, neue Ausg. 1852; deutsch von B. Kind, Basel 1846).

3) William, berühmter Anatom und Chirurg zu London, wo er 1710 starb. Nach ihm sind die zwei kleinen, rundlichen Drüsen der männlichen Harnröhre hinter der Harnröhrenzwiebel Cowper'sche Drüsen, Cowperianae glandulae, benannt.

Cox, 1) David, ausgezeichneter engl. Maler, namentlich im Aquarell, geb. 29. April 1783 in Birmingham, kam 1803 nach London, wo er als Kulissenmaler am Astleytheater Beschäftigung fand. Der Anblick von Aquarellen bewog ihn, sich dieser Kunst zu widmen, die er sich unter J. Varley's Anleitung bald in ausgezeichneter Weise aneignete. 1813 wurde er Mitglied der Aquarellgesellschaft, 1814 ernannte man ihn zum Zeichenlehrer an der Kriegsschule zu Bagshot, welche Stelle er aber bald wieder niederlegte; von 1815 an lebte er in Hereford, von wo aus er England öfter durchstreifte. 1829 bereiste er die Niederlande und Frankreich, ließ sich dann in London und endlich 1840 in Harbourne bei Birmingham nieder, wo er fast nur noch in Oel malte; hier starb er 7. Juni 1859. Seine Aquarelle zeichnen sich durch breite Auffassung und glänzende Farbe aus; sein Bestreben war es weniger, die einzelne Form mit Sorgfalt, als den Charakter der Natur in ihrer Allgemeinheit wiederzugeben; seine Licht- und Schattenwirkungen sind vortrefflich. Er schrieb unter anderem: »Treatise on landscape painting and effect in water colours« (Lond. 1814, 1816 u. 1839); »A Series of progressive of lessons intended to elucidate the art of painting in water colours« (das. 1845). Vgl. Solly, David C., a memoir (Lond. 1873).

2) John Edmund, bekannter historisch-theologischer Schriftsteller, geb. 1812 zu Norwich, studirte hier und zu Oxford, wo er 1836 graduirte und ward, nachdem er verschiedene Stellen bekleidet, 1849 zum Vikar von St. Helen's in London (Bishopsgate) ernannt. C. ist Vorsitzender und Administrator der »Poor Clergy Relief Society«, die Geld und Kleider an arme Geistliche und ihre Familien vertheilt, ebenso Ehrenkaplan der königl. Musikergesellschaft

und war zehn Jahre lang Kaplan bei der Großloge der Freimaurer von England. Auf theologischem und geschichtlichem Gebiet publicirte er: »Memoir of Sarah Martin« (der vielgenannten Yarmouther Gefängnisbesucherin); »Principles of the Reformation«; »Life of Cranmer«; »Life of Luther«; »Protestantism contrasted with Romanism« (1852, 2 Bde.). Auch edirte er: James' »Bellum Papale«, dessen »Treatise on the corruption of scripture«, die Werke Cranmers (für die Parker-Society) und anderes mehr, darunter auch zahlreiche Schriften über Freimaurerei.

3) George William, populär-wissenschaftlicher Schriftsteller, besonders auf dem Gebiete der Mythologie, geb. 1827 zu Rugby, besuchte das Trinity-College in Oxford und erhielt, nachdem er verschiedene Aemter bekleidet, 1860 eine Stelle am Cheltenham-College. Außer verschiedenen Abhandlungen und Essays in Magazinen und periodischen Zeitschriften und dem mit W. T. Brande herausgegebenen »Dictionary of science, literature and art« (Lond. 1865—67, 3 Bde.), hat er folgende Schriften veröffentlicht: »Poems, legendary and historical« (1850); »Life of St. Boniface« (1853); »Tales from Greek mythology« (1861, neue Ausg. 1863); »Tale of the great Persian war from Herodotus« (1861, neue Ausg. 1869); »Tales of the gods and heroes« (1862, neue Ausg. 1863); »Tales of Thebes and Argos« (1864); »A manual of mythology« (1867); »Tales of ancient Greece« (1868); »Latin and teutonic Christendom« (1870); »The Mythology of the Aryan nations« (1870, 2 Bde.); »History of Greece« (1874, 2 Bde.).

Coxa (lat.), die Hüfte; Coxitis, Hüftgelenkentzündung (s. d.).

Coxcyen (spr. kokssi[n]), Coxcie, Coxis), Michiel van, niederländ. Historienmaler, geb. 1499 zu Mecheln, lernte bei B. van Orley, hielt sich dann lange in Italien auf, kehrte 1539 nach Mecheln zurück, wo er in die Malergilde eintrat. Er wurde Hofmaler König Philipps II. von Spanien, nachdem er das berühmte Altarwerk der Gebrüder van Eyck in Gent, die Anbetung des Lamms, für denselben kopirt hatte; Theile dieser Kopie befinden sich in Berlin, München und Gent. Dieselbe ist mit großem Verständnis ausgeführt, und der Charakter des Originals hat sich trotz der etwas breitern und modernern Behandlung nicht verwischt. Ein Fall von der Treppe des Antwerpener Stadthauses, wo er mit Wandmalereien beschäftigt war, verursachte seinen Tod, der 5. März 1592 zu Mecheln erfolgte. C. hatte sich nach der Raffael'schen Schule gebildet, konnte jedoch trotzdem den Niederländer in seinem Kolorit und der Formenbildung nicht ganz verleugnen. Er gehört übrigens nicht zu den ärgsten niederländischen Manieristen, indem ihn eine gewisse Mäßigung und ein größeres Naturgefühl vor den gröbsten Excessen bewahrte. Der Bildersturm hat arg unter seinen Werken aufgeräumt; doch findet man noch Werke von ihm zu Mecheln, Antwerpen, Brüssel, Rom, Madrid u. a. O. Vasari schreibt dem C. die 32 Zeichnungen zu der Fabel der Psyche zu, die Agostino Veneziano gestochen hat. Auch sonst sind einige Blätter nach ihm gestochen worden, darunter mehrere, die mit seinem Monogramm versehen sind. Vgl. W. Schmidt in Zahns »Jahrbüchern für Kunstwissenschaft«, 1872, S. 263. Michiels Sohn Raphael, geb. 1540 zu Mecheln, seit 1585 Mitglied der Antwerpener Gilde, war ebenfalls ein guter Maler, ohne aber den Vater zu erreichen. Im Genter Museum befindet sich von ihm ein Jüngstes Gericht.

Coxe (spr. koks), 1) William, engl. Reisebeschreiber und Historiker, geb. 7 März 1747 zu London, ward Geistlicher, begleitete den jungen Grafen von Pembroke 1775—79 auf einer Reise durch den größten Theil Europa's, trat 1784 als Führer des nachmaligen Parlamentsredners Whitbread eine zweite Reise durch Europa an, ward 1805 Archidiakonus in Wiltshire und starb 8. Juli 1828 zu Bemerton, einige Jahre zuvor erblindet. Von seinen Werken nennen wir die »Sketches on the natural, civil and political state of Switzerland« (Lond. 1779—80; deutsch, Zür. 1781); »Travels in Switzerland« (Lond. 1790, 3 Bde., 4. Aufl. 1801; deutsch, Zür. 1781—92, 3 Bde.); »Account of the Russian discoveries between Asia and America« (Lond. 1780, Suppl. 1787; neue Aufl., das. 1803—1804; deutsch, Frankf. 1784); »Account of the prisons and hospitals in Russia, Sweden and Denmark« (Lond. 1781); »Travels into Poland, Russia, Sweden and Denmark« (das. 1784—90, 3 Bde., 6. Aufl. 1803; deutsch, Zür. 1785—95); »History of the house of Austria« (Lond. 1807, 3 Bde; neue Ausg. 1847, bis zum Jahr 1852 fortgeführt 1862; deutsch, Leipz. 1817, 4 Bde.); »Memoirs of John Duke of Marlborough« (Lond. 1817—19, 3 Bde., neue Ausg. 1847; deutsch, Wien 1820, 6 Bde.).

2) Henry Octavius, engl. Gelehrter, geb. 1811, besuchte die Westminsterschule und das Worcester-College in Oxford und ward 1860 an Stelle Bandinels zum Oberbibliothekar der Bodleyanischen Bibliothek daselbst ernannt. Er gab für die Englische Historische Gesellschaft »The chronicles of Roger of Wendover« (Lond. 1841—44) sowie für den Roxburgh-Club »The black prince, an historical poem, written in French by Chandos Herald«, mit Uebersetzung und Noten (1842), und John Gowers »Vox Clamantis« (1850) heraus und verfaßte werthvolle Kataloge: »Catalogus of Mss. in the library of All Soul's College« (Oxford 1842); »Catalogue of the Mss. belonging to the colleges and halls of Oxford« (das. 1852, 2 Bde.); »Catalogus Codd. mss. Bibliothecae Bodleianae« (Bd. 1: Codices Graeci, das. 1853; Bd. 2: Codices Loudiani, 1858; Bd. 3: Codices Graeci et Latini, 1854).

Coxwell, Henry Tracey, Luftschiffer, geb. 2. März 1819 in Wouldham bei Rochester-Castle, widmete sich dem Militärdienst, ging aber nach dem Tode seines Vaters nach London und ließ sich dort als Zahnarzt nieder. Schon in der Jugend hegte er lebhaftes Interesse für Luftschiffahrt und hatte viele Luftreisen mit anderen unternommen, bevor er selbst einen Ballon besaß. Im Jahr 1844 begann er sich ganz der Aëronautik zu widmen, und 1845 begründete er das »Aërostatic Magazine«. Seitdem ist er wohl gegen 700mal aufgestiegen und hat die Luftschiffahrt mit vielen Erfahrungen bereichert. Er berichtete darüber in mehreren Schriften und Vorlesungen. Im Jahr 1862 erreichte er mit Glaisher eine Höhe von sieben Miles und rettete nur durch große Energie sein und seines Gefährten Leben.

Coyang, s. Kojang.

Coypel (spr. koapell), 1) Noël, franz. Historienmaler, geb. 25. Dec. 1628 zu Paris, lernte bei Poncet in Orléans und bei N. Quillerier in Paris und wurde dann von Ch. Errard bei seinen Malereien im Louvre beschäftigt. Der König wandte ihm seine

Gunst zu, und C. war seit 1655 viel für ihn beschäftigt. Im Jahr 1663 wurde C. Mitglied, 1664 Professor, 1690 Rektor und 1695 Direktor der Akademie. Drei Jahre lang, von 1672 an, hatte er die französische Akademie zu Rom geleitet. Er starb zu Paris 24. Dec. 1707. Bei seiner langen Lebensdauer, verbunden mit großem Fleiß und gewandter Hand, hinterließ er eine große Anzahl Bilder, Fresken und Oelgemälde. Zu Grand Trianon, Versailles, Rennes befinden sich Wandmalereien von ihm; seine Staffeleibilder sind in verschiedenen Kirchen und Museen zerstreut. Coypels Kunst ähnelt im wesentlichen der seines Zeitgenossen Lebrun. C. hat auch verschiedene Blätter radirt, und es ist viel nach ihm gestochen worden.

2) Antoine, Sohn des vorigen, geb. 11. April 1661 zu Paris, begleitete seinen Vater als elfjähriger Knabe nach Rom, bildete sich hier nach den Werken der großen Italiener und besonders nach den venetianischen Koloristen, kehrte aber zu früh nach Frankreich zurück, vernachlässigte die Gründlichkeit und fiel in alle Ausschweifungen der Manier, wußte aber durch den Reichthum der Phantasie und sein liebliches Kolorit, dem es jedoch an Tiefe fehlte, das Publikum zu fesseln. Einen nachtheiligen Einfluß übte auf ihn das Drama aus, das ihn zu theatralischen Stellungen und Uebertreibung im Ausdruck verleitete. Den Geschmack seines Zeitalters bezeichnen die zahllosen C. zu theil gewordenen Ehren: er ward nicht nur geadelt, sondern auch 1714 zum Direktor der Akademie und 1716 an Mignards Stelle zum ersten Maler des Königs ernannt. Er starb 7. Jan. 1722 zu Paris. Er schrieb: »Discours prononcés dans les conférences de l'Académie de la peinture« (Par. 1721) und eine poetische Epistel an seinen Sohn. Außerdem hatte er großen Antheil an der »Histoire du roi Louis le grand par les médailles etc.« (Par. 1691) und an dem Werk »Médailles sur les principaux évènements du règne de Louis le Grand« (das. 1702). Nach C. wurde sehr vieles gestochen und zwar von den besten Künstlern seiner Zeit; er selbst hat ebenfalls eine Anzahl Blätter radirt.

3) Nokl Nicolas, jüngerer Bruder des vorigen, gewöhnlich C. der Onkel genannt, geb. 18. Nov. 1690 zu Paris, ward 1720 Mitglied, 1733 Professor an der Akademie, starb 14. Dec. 1734. Er war Schüler seines Vaters und besaß kein unbedeutendes Talent, konnte es aber zu keinem besondern Erfolg bringen, da ihm die leichte Grazie, die damals verlangt wurde, abging. Er hat auch einige Blätter radirt.

4) Charles Antoine, geb. 11. Juli 1694 zu Paris, Sohn, Schüler und Nachahmer von C. 2), den er jedoch nicht erreichte, wurde 1747 erster Maler des Königs und Chef der Akademie und starb 14. Juni 1752. C. war der richtige Modemaler jener frivolen Rokokozeit; ein oberflächliches, theatralisches Wesen beherrschte ihn. Im Schloß zu Compiègne befinden sich 25 Darstellungen aus Don Quijote, die als Vorlagen für gewirkte Gobelins bestimmt waren (erschienen im Stich von Picart u. a., Haag 1746 u. öfter). Namentlich lieferte ihm das Theater Stoffe.

Coysevox (spr. koa'woh), Antoine, berühmter Bildhauer von span. Abkunft, geb. 29. Sept. 1640 zu Lyon, arbeitete längere Zeit in Paris, schmückte den Palast des Kardinals Fürstenberg zu Zabern im Elsaß mit Malereien, ward 1676 Mitglied der Akademie der Malerei und Bildhauerkunst zu Paris und 1716 deren beständiger Kanzler; starb 10. Okt. 1720 zu Paris. Seine berühmtesten Werke sind: das Mausoleum für Colbert in St. Eustache, das Grabmal des Malers Lebrun in St. Roche, das Mazarins im Louvre, viele Statuen im Tuilerieugarten ꝛc. Vieles ist während der Revolution zu Grunde gegangen. C. war einer der ausgezeichnetsten Bildhauer seiner Zeit, der freilich von dem pompös aufgebauschten Wesen derselben nicht ganz frei bleiben konnte, indeß sich eine gewisse Großartigkeit, namentlich an seinem Hauptwerk, dem Grabmal Mazarins, zu bewahren wußte. Meisterhaft ausgeführt und lebenswahr sind namentlich seine Büsten.

Cr, in der Chemie Zeichen für Chrom.

Crabbe (spr. krähb), George, engl. Dichter, geb. 24. Dec. 1754 zu Aldborough in Suffolk, widmete sich trotz seiner Neigung für Poesie der Chirurgie, ging, durch den Beifall ermuntert, den ein Gedicht »An die Hoffnung« gefunden hatte, nach London, wo ihm jedoch seine poetischen Adressen an die Herausgeber von Zeitschriften zunächst keine Lebensstellung verschaffen konnten. Daher folgte er, selbst nachdem seit 1781 seine Gedichte steigenden Beifall gefunden hatten, dem Rath seines indeß gewonnenen Gönners Edmund Burke, studirte ohne akademische Vorbildung Theologie und erhielt 1813 eine Pfarrstelle zu Trowbridge in Wiltshire, die ihm wieder Muße für die Poesie ließ. Er starb daselbst 9. Febr. 1832. Als Dichter trat C. zuerst 1781 mit »The library« auf, dem 1783 »The village«, 1785 »The Newspapers« (deutsch von C. Abel, Berl. 1856), 1807 »The borough«, 1810 »The Parish register«, 1812 »Tales« und 1819 »Tales of Hall« folgten. C. wußte alle Verhältnisse des Lebens, selbst die unbedeutendsten, mit einem unbeschreiblichen Reize zu schildern; seine Naturschilderungen sind anschaulich, charakteristisch, sein Stil ist überaus klar und einfach, sein Realismus bisweilen mehr als kräftig. Lord Byron nannte ihn den ernstesten, aber wahrsten Maler der Natur. Unter seinen Werken verdienen vielleicht »Das Dorf« und »Die Pfarrregister«, in denen er als Dichter der Armen auftritt, den Vorzug. Seine Werke erschienen gesammelt unter dem Titel: »Poetical works with his letters and journals« London 1847, in neuer Ausgabe 1867 mit einer von seinem Sohn beigegebenen Biographie, die überaus interessant ist und 1847 auch separat erschien.

Crabeth, Dirk und Wouter, Gebrüder, berühmte Glasmaler zu Gouda, lebten zu Ende des 16. Jahrh., besuchten wahrscheinlich auch Italien und lieferten namentlich die berühmten Glasfenster in der Hauptkirche zu Gouda, die hinsichtlich der Formengebung manierirte Nachahmung der Italiener zeigen, aber die alte Farbenkraft, die von nun an mit raschen Schritten verloren ging, noch nicht vermissen lassen. Wouter arbeitete hier 1557 und von 1561—64, sein Bruder von 1557—59 und 1571—72. Dirk lebte noch 1600.

Cracovienne, polnischer Nationaltanz, s. Krakowiak.

Craesbeeck (spr. krahs-), Joos van, vlämischer Maler, geboren zu Neerlinter in Südbrabant, war anfänglich Bäcker, als welcher er sich 25. Juli 1631 zu Antwerpen einschreiben ließ, wurde aber dann durch A. Brouwers Beispiel für die Malerei gewonnen, trat 1633—34 in die dortige Malergilde, 5. März 1651 in die von Brüssel und kommt daselbst noch 1653—54 vor. Er muß jedoch vor 1662 gestorben sein. Seine Bilder, die Wirtshausscenen, Schläge-

reien u. dgl. vorstellen, sind im Stil Brouwers gehalten, dem sie aber hinsichtlich der Zartheit der Behandlung und der lebendigen Charakterschilderung nicht ganz gleichkommen. Die Wiener Gallerien besitzen mehrere Bilder von ihm, sonst kommen sie nicht häufig vor.

Crag (m., engl., spr. trägg), auch im Deutschen angenommene Bezeichnung für einen muschelreichen weißen oder eisenschüssigen Sand, der die unteren Schichten der jüngsten Abtheilung (Pliocän) der Tertiärformation bildet. An der Ostküste Englands sind diese Schichten entweder dem ältern Tertiär (Londonthon) oder auch direkt der Kreide, und zwar meist diskordant, aufgelagert, ihrerseits aber horizontal geschichtet. Sie erstrecken sich weit ins Land hinein und sind eine entschiedene Meeresbildung. Man unterscheidet dort von oben nach unten: Norwich-C., Red-C. und Coralline-C., wovon der erste unter 100 Muschelspecies etwa 85, der zweite 57, der dritte 51 lebende Arten enthält. Die Fauna läßt in auffallender Weise eine Veränderung der klimatischen Verhältnisse erkennen. Vom Coralline-C. beginnt für die britischen Meere die Abnahme der Temperatur, welche in der diluvialen Eiszeit ihr Maximum erreicht. Bei Antwerpen und im benachbarten Limburg finden sich tertiäre Sande, die dem englischen C. gleichzustellen sind; die Analogie anderer, französischer und deutscher, Schichten ist noch nicht erwiesen.

Crail (spr. krehl), Miß Georgiana Marion, engl. Schriftstellerin, geb. 1831 in London als Tochter eines Professors, hat sich durch eine Reihe fein und sinnig geschriebener Novellen, die vortheilhaft gegen die alles überwuchernden Sensationsromane der modernen englischen Schriftstellerinnen abstechen und meistens innere Herzenswandlungen zum Motiv haben, bekannt und beliebt gemacht. Auch als Verfasserin von Jugendschriften genießt sie eines bedeutenden Rufs. Ihre Hauptwerke sind: »Riverston« (1857, neue Ausg. 1869); »Lost and won« (1859, neue Ausg. 1862; deutsch, Wurzen 1863); »My first journal« (1860); »Play-room stories, or how to make peace« (1862); »Winifred's wooing«, Novellette (1862, neue Ausg. 1865); »Faith Unwin's ordeal« (1865, 2 Bde.); »Leslie Tyrrel« (1867, 2 Bde.); »Cousin Trix and her welcome tales« (1867); »Mildred« (1868, 3 Bde.); »Esther Hill's secret« (1870, 3 Bde.); »Hero Trevelyan« (1871, 2 Bde.); »The Cousin from India« (1871); »Little sunshine's holiday« (2. Ausg. 1871); »Without kith or kin« (1872, 3 Bde.); »Only a butterfly« (1873); »Theresa« (1874). Ihre Werke sind größtentheils auch in Tauchnitz' »Collection of British authors« erschienen.

Crail (spr. krehl), Stadt in der schott. Grafschaft Fife, am Nordufer des Firth of Forth, mit altem Fort (Danesdyke), Hafen, merkwürdiger Höhle und (1871) 1112 Einw. C. war im Mittelalter von größerer Bedeutung. In der Nähe Ruinen einer Abtei.

Crambe *L.* (Meerkohl), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, Kräuter und Sträucher mit weißen Blüten in Trauben oder Rispen und lederartigen Schötchen, von deren zwei Gliedern nur das obere einen Samen enthält. C. maritima *L.*, ausdauernd, mit rundlichen, fast fleischigen, buchtigen, gezahnten, graugrünen, kahlen Blättern, wird 30—60 Centim. hoch, treibt Ausläufer und wächst wild am Seestrand in Holstein und Mecklenburg, bei Nizza und an der englischen Küste und wird sehr häufig in England und Frankreich und neuerdings auch in deutschen Gärten kultivirt. Man genießt die jungen gebleichten Triebe wie Spargel, und die Pflanze hat um so größern Werth, da sie im Februar und März benutzt werden kann, wo es an anderen Gemüsen noch fehlt. Man vermehrt die Pflanze durch Zertheilung oder Verpflanzen von Wurzelsprossen, schont die Pflänzlinge drei Jahre, kann sie dann aber sehr lange benutzen. Zu dem Ende bedeckt man die jungen Triebe, sowie sie sich zeigen, d. i. im Februar und März, mit einem Topf oder einer Strohkappe. Sie bestehen aus dicht mit einander vereinigten Blättchen von der Gestalt eines sehr verlängerten Tannenzapfens, bleichen schnell und werden nahe an dem Wurzelhals abgeschnitten, wenn sie 16—18 Centim. lang geworden sind. C. tatarica *Jacq.* hat mehrfach fiederspaltige Wurzelblätter mit länglichen, eingeschnittenen, gezahnten, kahlen, oben haarigen Fiederlappen, wird 1 Meter hoch und wächst ausdauernd auf Aeckern und Weinbergen von Mähren und Ungarn an bis tief in die Tatarei. Die fleischige und süße Wurzel wird geschält, in Scheiben geschnitten und als Salat oder Gemüse gegessen, ebenso die jungen Sprossen. Sie ist vielleicht die Wurzel Baldrean, wovon sich die Tataren, besonders auf ihren Reisen in die Wüsten, fast einzig ernähren; auch soll sie die Chara Caesaris sein, welche die Soldaten Julius Cäsars in Kleinasien mit Milch statt Brod genossen.

Cramer, 1) Gabriel, ausgezeichneter Mathematiker, geb. 31. Juli 1704 zu Genf, ward hier Professor der Mathematik, später der Philosophie, starb auf einer Reise zu Bagnoles in Languedoc 4. Jan. 1752. Seine »Introduction à l'analyse de lignes courbes algébriques« (Genf 1750) machte Epoche und steht noch jetzt in Ansehen. Auch besorgte er die Ausgabe von Wolfs »Elementa Matheseos« (Genf 1732—42, 5 Bde.) und der Werke und Briefe der Brüder Johann und Jakob Bernoulli (das. 1742 und 1744).

2) Johannes Andreas, berühmter Kanzelredner und Kirchenliederdichter, geb. 29. Jan. 1723 zu Jöhstadt im sächs. Erzgebirge, besuchte die Fürstenschule in Grimma und die Universität Leipzig, ward 1748 Prediger zu Kröllwitz bei Magdeburg, 1750 Oberhofprediger in Quedlinburg, 1754 auf Klopstocks Empfehlung deutscher Hofprediger in Kopenhagen und 1765 zugleich Professor der Theologie daselbst. Die Kränkungen, die er nach Struensee's Sturze zu erleiden hatte, bewogen ihn, 1771 Kopenhagen zu verlassen, worauf er Superintendent in Lübeck und 1774 erster Professor der Theologie in Kiel ward. 1784 zum Kanzler und Kurator der Universität ernannt, starb er daselbst 12. Juni 1788. Er stiftete ein homiletisches Institut, bereicherte die Universitätsbibliothek, gründete das erste Schullehrerseminar für Holstein-Schleswig und gab den Herzogthümern einen verbesserten Katechismus und ein neues Gesangbuch. Am bekanntesten sind unter seinen Werken seine »Sämmtlichen Gedichte« (Dessau u. Leipz. 1782, 3 Bde.) und seine »Hinterlassenen Gedichte«, woraus viele Lieder in die Gesangbücher übergegangen sind.

3) Karl Friedrich, Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 7. März 1752 zu Quedlinburg, studirte in Göttingen, wo er eine Zeitlang Mitglied des Hainbundes war, ward sodann Privatdocent an der Universität Kiel, 1775 außerordentlicher und 1780 ordentlicher Professor der griechischen und orientalischen

Sprachen daselbst. Wegen seiner Sympathien für die französische Revolution 1794 entlassen, legte er in Paris eine Buchhandlung an, hatte jedoch mit der Unternehmung kein Glück und nährte sich lediglich durch schriftstellerische Arbeiten. Er starb zu Paris 8. Dec. 1807. C. schrieb: »Klopstock. Er und über ihn« (Hamb. 1779—92, 5 Bde.), »Klopstock in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa« (das. 1777, 2 Bde), »Tagebuch aus Paris« (Par. 1800, 2 Bde.); er übersetzte vieles aus dem Französischen und aus dem Deutschen ins Französische: z. B. Klopstocks »Hermannsschlacht«, Schillers »Jungfrau von Orléans« u. a. Auch für die Musik hat C. manches Gute geleistet; er redigirte 1789—98 das »Musikalische Magazin«, die »Polyhymnia« (Sammlung von Opern ꝛc. berühmter Meister) und schrieb: »Kurze Uebersicht der Geschichte der französischen Musik« (Berl. 1786).

4) Karl Gottlob, einer der fruchtbarsten und seiner Zeit gelesensten Romanschriftsteller, geb. 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unstrut, widmete sich anfangs dem Forstfach, studirte später Theologie zu Leipzig und Wittenberg, lebte ohne Anstellung in Weißenfels, dann zu Naumburg und seit 1795 als herzoglich sächsischer Forstrath und Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen; starb 17. Juni 1817 in Meiningen. Sein erster Roman war »Karl Saalfeld, oder Geschichte eines relegirten Studenten« (Leipz. 1782), dem über 40 grausige Ritterromane voll der rohesten Plattheit und üppigsten Wollust in 90 Bänden folgten, darunter sein bester und bekanntester Roman: »Leben und Meinungen, auch seltsame Abenteuer Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus« (das. 1789—91 u. öfter, 4 Bde.).

5) Johann Baptist, einer der bedeutendsten Klavierspieler neuerer Zeit, geb. 24. Febr. 1771 zu Mannheim als der Sohn des vorzüglichen Violinspielers Wilhelm C., kam in früher Jugend mit seinem Vater nach London und erhielt von demselben auch den ersten Unterricht in der Musik. Nachdem er sich dem Klavierspiel zugewandt, erhielt er Unterricht von Benser, Schröter und zuletzt von Clementi, bildete sich durch das Studium der Werke Bachs und Händels und erregte schon früh durch seine Fertigkeit, durch die Sauberkeit seiner Technik und seinen geschmackvollen Vortrag allgemeine Bewunderung. Mehreremal reiste er auf dem Kontinent, um seine Kunst zu zeigen und seine Ausbildung zu vollenden. So kam er 1799 auch nach Wien, wo er mit Haydn verkehrte und Beethovens Freund wurde; letzterer zog ihn allen anderen Klavierspielern vor. Von 1832 an lebte C. eine Reihe von Jahren in Paris, wandte sich aber gegen 1845 wieder nach London. Er starb 16. April 1858 zu Kensington bei London. Außer einer großen Anzahl von Sonaten, Konzerten, Duo's ꝛc. für Klavier und anderen Werken für Kammermusik hat er seinen Namen besonders berühmt gemacht durch seine Etüden; anfangs nur zu dem Zweck geschrieben, zum Vortrag der Werke S. Bachs vorzubereiten, wurden dieselben bald in der ganzen musikalischen Welt die Grundlage gediegenen und geschmackvollen Klavierspiels durch die seltene Verbindung vorzüglicher technischen Brauchbarkeit mit selbständigem und echtem musikalischen Gehalt.

6) John Anthony, engl. Philolog, geb. 1793 zu Mitlödi in der Schweiz aus einer deutschen Familie, studirte in England, wurde 1822 Pfarrer zu Binsey (Grafschaft Orford), 1831 Principal der New-Inn-Hall in Orford und Orator der dortigen Universität, 1842 Professor der neuern Geschichte zu Orford; starb 24. Aug. 1848 zu Brighton. Seine meisten Werke haben auch in Deutschland Anerkennung gefunden. Unter denselben sind hervorzuheben: »Description of ancient Italy« (Lond. 1826, 2 Bde.); »Description of ancient Greece« (das. 1828, 3 Bde.); »Description of Asia Minor« (das. 1832, 2 Bde.); »Anecdota Graeca codicum manuscriptorum bibliothecae Oxoniensis« (Orford 1834—37, 4 Bde); »Anecdota Graeca e codicibus manuscriptis bibliothecae regiae Parisiensis« (das. 1839—41, 4 Bde.); »Catenae Graecorum patrum in Novum Testamentum« (das. 1839—44, 8 Bde); »Study of modern history« 1843).

Cramond (spr. krämmönd), Dorf in der schott. Grafschaft Edinburg (Mid-Lothian), am südlichen Ufer des Firth of Forth. In der Nähe große Eisenwerke und eine Drahtzieherei.

Cranach, Lukas, berühmter deutscher Maler, ward 1472 geboren. Als seinen Familiennamen hat man Sunder betrachtet; doch ist es keineswegs gewiß, ob er diesen führte, und man pflegt ihn darum nach seinem Geburtsort Kronach in Oberfranken Lukas C. zu nennen, wie er sich auch selbst nannte. Er lernte bei seinem Vater; seine weiteren Schicksale sind indessen nicht bekannt, bis er, wie es scheint, 1504 in die Dienste des Kurfürsten Friedrich des Weisen trat und nach Wittenberg übersiedelte. Er gewann die volle Gunst desselben, so daß dieser ihm 1508 sein Wappen, eine geflügelte Schlange, bestätigte; im folgenden Jahr sandte ihn der Kurfürst nach den Niederlanden, wo er den kleinen Prinzen Karl, den spätern Kaiser Karl V., malte. 1520 kaufte er sich zu Wittenberg eine Apotheke, und aus einer Rechnung von 1525 erfahren wir, daß er auch einen Buchladen und eine Papierhandlung besaß. An den nun beginnenden Reformationsstürmen betheiligte sich C. durch Gemälde und Holzschnitte, die das Papstthum aufs heftigste geiseln, und vervielfältigte nach Kräften die Bildnisse seiner Freunde Luther und Melanchthon. Die Kurfürsten Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmüthige bewiesen sich nicht minder als Friedrich der Weise dem Maler geneigt. Auch seine Mitbürger ehrten ihn; 1537 und wieder 1540 erwählten sie ihn zum Bürgermeister, welches Amt er bis 1544 bekleidete. 1550 begab er sich auf Wunsch des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich zu diesem nach Augsburg, und zwei Jahre später ging er mit demselben nach Weimar, wo C. im Oktober 1553 starb. Die Söhne des Kurfürsten setzten ihm einen Denkstein und ließen sein Bildnis in einen Teppich weben. C. erfreute sich seiner Zeit in Deutschland des größten Rufs, wozu hauptsächlich sein Verhältnis zu den Reformatoren, dann aber auch seine Fingerfertigkeit, mit der er, von zahlreichen Gehülfen unterstützt, die Welt mit Bildern überschwemmte, beitrug. Er steht indessen Dürer und Holbein durchaus nach. Von dem Eindringen der italienischen Formenwelt zeigt er sich wenig berührt, er blieb zeitlebens in einer kleinlichen Anschauung der Form befangen. Seine Farben sind klar und haben sich sehr gut gehalten; die Umrisse auf seinen Bildern pflegte er stets besonders zu markiren. Zu Gegenständen erhabenern Charakters fehlte es ihm durchaus an dem nothwendigen Schwung, er faßt alles spießbürgerlich, in engem Gesichtskreis auf; seine kleinliche, wenig richtige Zeichnung und zu starke Betonung

des Einzelnen ließen ihn nicht zu höherer Durchbildung gelangen. Am meisten befriedigt C. noch im Porträt, wo es keine größere Komposition galt; seine Sorgfalt der Ausführung war hier am besten am Platz. Doch dürfen wir hierbei nicht übersehen, daß C. auch hierin gänzlich unfähig war, die Charaktere groß und voll aufzufassen. Sehr ergötzlich sind seine kleinen mythologischen Darstellungen, die freilich gar nichts von der Idee der Antike haben, sondern nur als naiv erzählte Märchen erscheinen. Besonders hübsch sind dieselben, wenn er sie in landschaftlicher Umgebung darstellte, die er mit Glück und Phantasie zu malen verstand, wenn er auch die größere Naturdurchbildung eines Patenier und anderer Niederländer vermissen läßt. Er gebot über wenig Physiognomien, namentlich kehrt überall ein Frauengesicht wieder, das zumeist etwas verschoben erscheint und wohl im vulgären Sinn hübsch und naiv, aber keineswegs schön genannt werden kann. Seine männlichen Typen zeichnen sich nur zu häufig durch abstoßende Häßlichkeit aus, die bei entsprechenden Scenen, nach dem Vorbilde der älteren deutschen Künstler, in Fratzenhaftigkeit übergeht, so z. B. in seiner Ehebrecherin vor Christus, in München. Sein Hauptwerk in religiöser Beziehung ist das große Altarwerk in der Stadtkirche zu Weimar, das übrigens nach seinem Tod von seinem Sohn Lukas C. dem Jüngern vollendet wurde. Seine Bilder sind überaus häufig; doch muß man bemerken, daß seine Schüler vieles kopirt und selbständig ausgeführt haben. Außer Deutschland findet man wenige Bilder von ihm; den größten Theil besitzen die sächsischen Herzogthümer, das Königreich Sachsen und die verschiedenen bayrischen Sammlungen. C. war auch trefflicher Miniaturmaler und Illuminirer, wie das sächsische Wappen auf der Universität zu Jena und das Wittenberger Universitätsalbum zu Halle und namentlich das prachtvolle Turnierbuch Johann Friedrichs, mit 146 Blättern, in Koburg beweisen. C. bezeichnete seine Werke bloß mit einem aus L und C zusammengesetzten Monogramm oder mit seinem Wappen, einer mit Drachenflügeln versehenen Schlange, die einen Ring im Maul hat. In Berlin ist eine Anzahl bedeutender Werke Cranachs: im Museum eine Folge aus dem Leben Christi, das Urtheil des Paris, der Brunnen der Jugend, Venus und Cupido, das Porträt Albrechts, Kurfürsten von Mainz ꝛc. Die königliche Gallerie zu Dresden hat: Adam und Eva zweimal, Judith, Lucretia, Delila und Simson, David und Bathseba, ein großes Altarwerk von 1515, den Kindermord darstellend, Christus und die Kinder, den Waldriesen mit den Zwergen, verschiedene Porträts, unter anderen des Künstlers Bildnis und das des Joachim Rehle. In der Hauptkirche zu Glogau ist Maria mit dem Jesuskind, eins der gelungensten Bilder des Meisters. In Innsbruck befinden sich viele seiner besten Bilder: in der Kirche zu St. Jakob das berühmte Wallfahrtsbild Maria Hilf, in der Kapuzinerkirche das schöne kleine Madonnenbild mit dem Christuskind. Die Paulinerkirche in Leipzig besitzt von C. einen Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt; im Museum daselbst zeichnet sich ein Sterbender aus. In der Schloßkirche zu Mansfeld ist das Altarbild mit der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung von C. Im Dom zu Meißen sieht man den Heiland mit den Wundenmalen. Im Kloster Melk befindet sich ein treffliches Bild der Madonna mit dem auf einem Polster stehenden Kind, im Dom zu Merseburg die Kreuzigung Christi. Die königliche Gallerie zu München hat: Moses und Aaron mit den Gesetzestafeln, die Ehebrecherin, Lucretia, Christus am Kreuz, die Porträts von Luther, Melanchthon und Friedrich dem Weisen, Venus und Amor; die königliche Bibliothek daselbst ein auf Pergament gedrucktes Gebetbuch mit Randzeichnungen von C. und Dürer, die lithographirt erschienen. In der Moritzkapelle zu Nürnberg befinden sich: die Ehebrecherin (Schulbild), das Brustbild einer jungen Frau, aus einem großen Bild geschnitten, welches Judith mit dem Kopf des Holofernes vorstellte, ein alter Mann in zärtlicher Umarmung mit einem Mädchen, die Grablegung und der vom Kreuz abgenommene Erlöser in den Armen seiner Freunde, das Porträt eines Königs von Dänemark; in der Eremitage zu Petersburg: Venus und Cupido und die Heirath eines Jünglings mit einer häßlichen Frau; in der ständischen Gallerie zu Prag: der Sündenfall und Erlösung der Menschen, ein vortreffliches Bild; in der königlichen Gallerie zu Schleißheim: Maria mit zwei Engeln, die heil. Katharina und die Enthauptung derselben, Lucretia, ein alter Mann, ein junges Mädchen liebkosend, der Mund der Wahrheit u. a.; in der Stadtkirche zu Schneeberg ein großes Altargemälde, welches aber wohl nur von Cranachs Schülern ausgeführt ist. Das treffliche Altargemälde in der Stadtkirche zu Weimar stellt Christus am Kreuz, links die Auferstehung und rechts Johannes den Täufer dar. In der k. k. Gallerie zu Wien zeichnen sich aus: Adam und Eva, die Anbetung der Weisen, Christus, den heiligen Frauen erscheinend, Maria mit dem Kinde, die heil. Katharina und Rosalia, der heil. Hieronymus mit dem Löwen und der heil. Leopold, Lucretia, ein alter Mann, der einem jungen Mädchen einen Ring an den Finger steckt. C. hat auch 8 Blätter in Kupfer gestochen: Buße des heil. Chrysostomus, Friedrich der Weise und sein Bruder Johann, Friedrich der Weise, derselbe, den heil. Bartholomäus verehrend, Albrecht, Kurfürst von Mainz, drei Porträts Martin Luthers; doch stehen seine überdies sehr seltenen Blätter denen von Dürer, Beham, Aldegrever und Pencz weit nach, da er den Grabstichel nicht mit gleicher Reinheit zu führen verstand. Viel bedeutender war seine Thätigkeit für den Holzschnitt, für den er eine große Menge zum Theil recht wirkungsvoller Zeichnungen geliefert hat. Vgl. Heller, L. Cranachs Leben und Werke (Bamb. 1821); Schuchardt, L. Cranachs des Aeltern Leben und Werke (Leipz. 1851—71, 3 Bde.; Kupferheft dazu, Weim. 1851).

Cranachs zweiter Sohn, **Lukas**, genannt **der Jüngere**, geb. 1515 zu Wittenberg, war ebenfalls Maler und als solcher Schüler seines Vaters. Ihm gehören offenbar sehr viele Bilder an, die seinem Vater zugeschrieben werden. In Weimar, Dresden, Leipzig u. a. O. sieht man Werke seiner Hand, die im Stil seines Vaters gehalten sind, aber an größerer Mangelhaftigkeit der Zeichnung und schwererer Farbe leiden. C. wurde 1549 Rathsherr, 1555 Kämmerer und 1565 Bürgermeister von Wittenberg und starb 1586 zu Weimar.

Crangon, Garneele, Krebsgattung.

Cranium (lat.), Hirnschädel.

Cranmer (spr. krănn-), Thomas, Erzbischof von Canterbury, der Reformator der anglikanischen Kirche, geb. 2. Juli 1489 zu Aslacton in der Grafschaft Northampton aus einer altnormannischen Adels-

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

familie, begann in Cambridge das Studium der Theologie, erhielt 1523 den theologischen Doktorgrad und ward 1524 Professor daselbst. Bei einem vorübergehenden Aufenthalt zu Waltham in Essex schlug er 1528 dem Staatssekretär Gardiner hinsichtlich des Scheidungs- und Wiedervertheirathungsprojekts des Königs Heinrich VIII. als bestes Mittel vor, über den vorliegenden Fall das Gutachten aller europäischen Hochschulen einzuholen. Als dies dem König hinterbracht wurde, rief er erfreut aus: »Bei der Mutter Gottes, der Mann hat die Sau beim rechten Ohr!« ernannte C. sogleich zu seinem Kaplan und befahl ihm, jene Ansicht in einer Schrift weiter auszuführen, welche C. 1530 in Rom dem Papst vorlegte. Ungeachtet der Versuche, welche dieser machte, ihn zu gewinnen, bestimmte C. den König zu reformatorischem Vorgehen und heirathete auf einer diplomatischen Reise an die deutschen Höfe 1531 eine Tochter des Theologen Andreas Osiander. Heinrich VIII. ernannte ihn 1532 zum Erzbischof von Canterbury. Als aber Heinrich VIII. 1533 seine Vermählung mit Anna Boleyn öffentlich bekannt machte und C. die erste Ehe des Königs für nichtig erklärte, erfolgte von Rom ein Bannstrahl, infolge dessen sich der König auf Cranmers Rath 1534 für das alleinige weltliche und geistliche Oberhaupt des Reichs erklärte (s. Anglikanische Kirche). Alles Gute, welches bei der despotischen Verfahrungsweise und den katholischen Neigungen des Königs dennoch geschah, dankt die Nation Cranmers 14jährigem Ministerium. Ungehemmter gedieh die Sache der Reformation unter Eduard VI., und C. gebührt der Ruhm, die Hochschulen gefördert, tüchtige Professoren, z. B. M. Bucer, Peter Martyr, berufen und gründlicheren theologischen Studien den Weg gebahnt zu haben. Als aber 1553 die blutige Maria den Thron bestieg, wurde seine Saat vernichtet. Eine dreijährige schwere Haft brach seine Kraft so, daß er sich durch die Vorspiegelung vollständiger Verzeihung zum Widerruf bewegen ließ; als er denselben jedoch vor allem Volk wiederholen sollte, klagte er sich desselben vielmehr an und wurde darauf zum Feuertod verurtheilt. Am 21. März 1556 zum Scheiterhaufen geführt, streckte er, als die Flamme emporschlug, seine rechte Hand in dieselbe und ließ sie, ohne Zeichen des Schmerzes, zuerst verbrennen, indem er wiederholt rief: »Diese Hand hat gesündigt! Ach, diese unwürdige Hand!« Seine Werke wurden gesammelt herausgegeben von Jenkyns (Oxf. 1834, 4 Bde.), seine »Memorials« von Strype (das. 1840 u. öfter) und von Barnes (1853, 2 Bde.). Eine Biographie Cranmers lieferte Todd (Lond. 1831, 2 Bde.).

Crannoges (Holzinseln, Palisadeninseln), zuerst in Irland, später auch in Schottland aufgefundene, mitten in mehreren kleinen Seen von den früheren Bewohnern (Kelten) durch Einrammen von Pfählen sowie durch Versenken und Aufschütten von Steinen und Erde künstlich hergestellte Inselchen, die ähnliche Ansiedelungen wie die Pfahlbauten darstellen. Die Inseln, deren Form sich der eines Kreises nähert und deren Durchmesser 19 bis 63 Meter beträgt, sind längs ihres Randes mit Reihen von Pfählen umgeben; zuweilen wurde dieses Pfahlwerk durch Mauern oder Wälle von aufeinander gelegten Steinen gestützt und verstärkt. Im Mittelpunkt aller C. findet sich ein aus mehreren Steinplatten bestehender Herd; die ringsum auf dem Seeboden liegenden Geräthschaften der verschiedensten Art aus Stein, Knochen, Holz, Bronze und Eisen, insbesondere Schwerter, Messer, Speerspitzen, Dolche, Pferdegeschirr, Ketten, Aexte, Thongeschirr, Schmucksachen (darunter Korallen), auch Knochen von Rind, Schwein, Reh, Ziege, Schaf, Hund, Fuchs, Pferd und Esel legen Zeugnis dafür ab, daß die Bewohner auf diesen Plätzen sehr lange Zeit hindurch wie in Zufluchtsörtern gehaust haben. Irische C. kennt man etwa 50; sie finden sich z. B. im Arkadillensee bei Stokestown (Grafschaft Roscommon), im Drumaleaguesee (Grafschaft Leitrim), dann bei Lagore (Grafschaft Meath) ꝛc. Viele dieser C. wurden noch in geschichtlicher Zeit bewohnt, denn sie werden in den Annalen zwischen 848 bis 1610 wie Festungen erwähnt; von da an waren sie in Vergessenheit gerathen, bis sie von Wilde 1836 zunächst in den Gewässern des Shannon u. a. entdeckt wurden. In Schottland fand man in den kleinen Seen (dort Lochs genannt) zahlreiche C., z. B. im Loch Forfar, später auch in Wigtonshire und Dumfriesshire; hier stehen sie meist mit Küchenabfällen in Verbindung, und bisweilen waren die künstlichen Inseln durch Plattformen von Holz und Stein, durch Kähne und Steindämme mit dem Ufer verbunden.

Crandac (spr. krangsiack), Flecken im franz. Departement Aveyron, Arrondissement Villefranche, mit Kohlengruben, Mineral- und Vitriolquellen und (1872) 3655 Einw. In der Nähe ist der 130 Meter hohe, aus 18 Kratern brennende und rauchende Berg Fontanues (montagne du Montet).

Crasn (spr. kräng, lat. Credonium), Stadt im franz. Departement Mayenne, Arrondissement Château-Gonthier, am Oudon und an der Westbahn, mit einem schönen, neuen Schloß, der Kirche St. Clément (mit röm. Inschrift), an 50 Getreidemühlen (mehrere mit Dampfbetrieb), Hüttenwerken und (1872) 4254 Einw. C. ist Volney's Geburtsort. Die Umgegend hieß sonst Craonnois.

Craonne (spr. kraun), Stadt im franz. Departement Aisne, Arrondissement Laon, nahe am Wald von Corbeny, mit 826 Einw., bekannt durch das Gefecht zwischen den Russen und Napoleon I. 7. März 1814.

Crapauds du marais (franz., spr. krapoh dü maräh, »Moraskkröten«), in der französischen Revolution Spottname der Girondisten, um den Gegensatz zur »Bergpartei« zu bezeichnen, von den Jakobinern aufgebracht.

Crapelet (spr. krap'lä), Charles, berühmter franz. Buchdrucker, geb. 13. Nov. 1762 zu Bourmont, erlernte bei Ballard in Paris die Buchdruckerkunst und errichtete 1789 hier eine eigene Officin; starb 19. Okt. 1809. Seine Ausgaben von Lafontaine's Fabeln (1796), dem Telemach (1796), Geßners und Boileau's Werken (1797 und 1798), Larchers Herodot (1802) ꝛc. lassen nichts zu wünschen übrig. Ein seltenes Kunstwerk ist Audeberts »Histoire des grimpereaux et des oiseaux de paradis« (Par. 1802, 2 Bde.), wovon er 12 Exemplare des Textes mit Gold und ein dreizehntes auf Pergament mit Gold druckte, eine damals noch vereinzelt stehende Leistung. Sein Sohn George August, geb. 1789, gab dem Geschäft noch größere Ausdehnung und Vollkommenheit; starb 11. Dec. 1842 zu Nizza. Seine Ausgaben des Lafontaine (1814), Montesquieu (1816), Rousseau (1819), Voltaire (1819) und der »Poëtes français« (1824) sind Meisterwerke. Er selbst schrieb: »Souvenirs de Londres en 1814 et 1816« (Par. 1817), »Rob. Estienne« (das. 1840) und gab heraus »Collections de anciens monuments de la langue française« (1826 ff.).

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Crapŭla (lat.), Rausch, Kopfweh als Folge davon; trapuliren, schwelgen, sich bezechen.

Crapule (franz., spr. -pühl), Lump, Lumpenvolk, Gesindel; à bas la c.! nieder mit dem Lumpenpack!

Craquelé (spr. krakle), s. v. w. Eisglas.

Cras (lat.), morgen; c. legam, ich werde es morgen lesen, Bezeichnung nachtheiligen Aufschubs.

Crassatella, s. Muskeln.

Crassŭla *L.* (Dickblatt), Pflanzengattung aus der Familie der Krassulaceen, Kräuter und Sträucher vom Vorgebirge der Guten Hoffnung mit gegen- oder kreuzständigen, oft verwachsenen, sehr verschieden gestalteten Blättern, weißen und rosenrothen, selten gelben, schönen Blumen in achselständigen Trugdolden oder Rispen und mit mehrsamigen Balgkapseln. Von den zahlreichen Arten werden viele als Zierpflanzen in den Gewächshäusern gezogen, so C. arborescens *Jacq.*, strauchartig, mit entgegengesetzten, rundlichen, stachelspitzigen, fleischigen, flachen, graugrünen, oben punktirten, glatten Blättern und ziemlich großen, erst weißen, dann rosenrothen Blumen in dreitheiliger Afterdolde; C. coccinea *L.* (s. Tafel »Kakteen«), ein prächtiger, 60—120 Centim. hoher Zierstrauch mit flachen, glatten, eirunden, spitzlichen, knorpelrandig gewimperten, mit der Basis verbundenen, entgegengesetzten, am Stengel 4 Reihen bildenden Blättern und prächtigen, wohlriechenden, bald heller, bald dunkler scharlachrothen, großen, in große, flache Endbüschel gesammelten Blumen; C. pinnata *L. fil.* dient in China und Kotschinchina zum Schwarzfärben.

Crassulaceae, s. Krassulaceen.

Crassus, Beiname mehrerer berühmten Geschlechter des alten Rom, unter denen eine Abzweigung des alten plebejischen Geschlechts der Licinier das bekannteste ist. Merkwürdig sind:

1) Publius Licinius C. Dives, geboren um 254 v. Chr., erlangte durch Talente und Reichthum solches Ansehen, daß ihm noch vor der Aedilität das Oberpriesteramt übertragen wurde. Als Aedil 211 gab er Spiele von unerhörter Pracht, wurde 210 Reiteroberst und Censor, ohne daß er Prätur oder Konsulat verwaltet hatte. Die Censur legte er nach dem Tode seines Kollegen freiwillig nieder, wurde dann Praetor peregrinus, 205 v. Chr. mit dem älteren Scipio Africanus Konsul und führte als solcher den Krieg gegen Hannibal (s. d.) im Bruttischen, ohne aber etwas Bedeutendes auszurichten. Er war ein gewandter Redner, besonders aber ein erfahrener Rechtsgelehrter. Er starb 183 v. Chr. Bei ihm findet sich zuerst der Beiname Dives, welcher später diesem Zweig der Familie geblieben ist.

2) L. Licinius, berühmter Redner, geb. 140 v. Chr., trat schon als 21jähriger junger Mann als allgemein bewunderter Redner auf, wurde Quästor in Asien und benutzte den Aufenthalt daselbst zu rhetorischen und philosophischen Studien. Nach Rom zurückgekehrt, wurde er 107 Volkstribun, 103 kurulischer Aedil, 95 Konsul, dann Prokonsul in Gallien, 92 Censor. Seiner politischen Gesinnung nach gehörte er zu der (gemäßigten) Aristokratie; daher griff er in jener Rede, die er als 21jähriger Jüngling hielt, den C. Papirius Carbo, den Freund des Tiberius Gracchus, an, sprach 106 für das Servilische Gesetz, durch welches die Senatoren auf kurze Zeit wieder in den Besitz der Gerichte kamen, vertheidigte auch später den Q. Servilius, als er wegen dieses Gesetzes angeklagt wurde; ferner gab er mit seinem Kollegen im Konsulat, P. Mucius Scävola, die Lex Licinia Mucia, wodurch den Bundesgenossen die ungesetzliche Ausübung des Bürgerrechts untersagt wurde. Er stand wegen seiner Beredsamkeit und juristischen Gelehrsamkeit in hohem Ansehen. Cicero läßt ihn in seinem Werk »Ueber den Redner« im Gespräch mit Antonius u. a. auftreten. C. starb 91 v. Chr.

3) Marcus Licinius, der Triumvir, geboren um 115 v. Chr., mußte während des Bürgerkriegs vor den Marianern nach Spanien flüchten, von wo er 83 mit Truppen zu Sulla stieß, für welchen er an verschiedenen Orten kämpfte und welchem er namentlich in der Schlacht gegen die Samniter vor den Thoren Roms wichtige Dienste leistete. Seine Habsucht wußte die damaligen Wirren, namentlich die Proskriptionen, zu seinem Vortheil auszubeuten, und so brachte er es trotz seines großen Aufwandes zu einem Vermögen von 7100 Talenten oder etwa 30 Mill. Mark. Im Jahr 81 v. Chr. wurde er Quästor. Als Prätor besiegte er 71 den Spartacus, den Anführer der empörten Sklaven, in Lukanien und erhielt dafür die Ovation. Im Jahr 70 war er mit Pompejus Konsul und unterstützte diesen in seinen Anordnungen zur Wiederherstellung des Volkstribunats, während er selbst durch reiche Spenden das Volk für sich gewann, welches er an 10,000 Tischen bewirtete. 65 war er Censor mit Q. Lutatius Catulus. Sein Verhältnis zu Pompejus, dessen größere Gunst beim Volk von jeher seinen Neid erregt hatte, wurde um 50 gespannter, je mehr das Ansehen desselben durch die Führung des Kriegs gegen die Seeräuber und des Kriegs mit Mithridates stieg. Er näherte sich daher dem Cäsar, für den er sich schon bei seinem Abgang nach Spanien verbürgt hatte. Cäsar brachte eine Versöhnung mit Pompejus zu Stande, und alle drei errichteten 60 das erste Triumvirat. Im Jahr 55 ward C. durch Cäsars Unterstützung mit Pompejus Konsul und erhielt dann die Provinz Syrien auf 5 Jahre mit dem Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Diese Befugnis benutzte er, obgleich die Stimmung in Rom dem Unternehmen nicht günstig war, zu einem Kriege gegen die Parther. Er verachtete den noch unbekannten Feind und hoffte auf Gelegenheit zu maßloser Bereicherung. Nachdem er unter anderem auch den Tempel zu Jerusalem geplündert, zog er nach Mesopotamien, ließ sich aber durch einen verrätherischen arabischen Häuptling in die Wüste locken, wo er von den Parthern umringt wurde. Als sein tapferer Sohn Publius getödtet worden war, trat er den Rückzug nach Carrä an; aufs neue angegriffen, ließ er sich in Unterhandlungen mit dem parthischen Feldherrn ein und wurde bei der Unterredung hinterlistig niedergemacht (9. Juni 53). Sein Kopf soll auf Befehl des Königs Orodes mit Gold ausgegossen worden sein.

Crataegus *L.* (Weißdorn), Pflanzengattung aus der Familie der Pomaceen, dornige Sträucher und Bäume mit mehr oder weniger gelappten, im Umriß eiförmigen Blättern, vielblütiger Doldentraube und rothen oder schwarzen Früchten mit harten Steinen. C. Azarolus *L.* (Azarolbaum, Azarolbirne, wälsche Mispel), ein hoher Strauch aus dem Orient und vielleicht auch aus Nordafrika, in Südeuropa meist als kleiner Baum viel kultivirt und verwildert, hat häufig büschelförmig stehende, keilförmige, an der Spitze drei- oder fünftheilige Blätter, dichte, wollig behaarte Blütentrauben und runde Früchte mit deltaförmigen, zurückgeschlagenen Kelchabschnitten. Die wilde Form

mit kleinen Früchten, Aronia, hält bei uns aus; die Kulturform mit großen, rothen oder gelben, wohlschmeckenden Früchten von 3—4 Centim. Durchmesser gedeiht nur in Italien und Südfrankreich. C. Oxyacantha *L.* (Mespilus Oxyacantha *Gaertn.*, gemeiner Weißdorn, Hagedorn, Mehlbeerbaum), ein dichter Strauch mit eiförmigen, flach dreilappigen, gesägten, an der Basis keiligen und, wie die Aeste und Blütenstiele, kahlen Blättern und rundlichen, mit dreieckigen Kelchabschnitten gekrönten, rothen, ein- bis dreisteinigen Früchten, wächst wild in buschigen Laubwäldern Europa's, besonders der Gebirgsgegenden, wird kultivirt in Zäunen, Garten- und Parkanlagen und gedeiht in jeder Lage und Bodenart. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, welcher, im Herbst gesäet, erst im zweiten Frühling aufgeht. Eine Form mit gefüllten weißen oder rothen Blüten von rosenartigem Bau ist ein prachtvoller Ziersträuch. Das Holz des Weißdorns ist äußerst hart und eignet sich vorzüglich zu Zähnen für Kammräder, zu Drechslerarbeiten, Beilstielen, Dreschflegeln, Nägeln ꝛc. Aus den jungen geraden Ruthen fertigt man Spazierstöcke, welche man geschält oder mit der Rinde in heißen Kalk steckt und bähen läßt, wodurch sie eine schöne hellbraune Farbe annehmen. Die Reiser werden in Bündel gebunden und in den Grabirhäusern benutzt. C. monogyna *Jacq.* unterscheidet sich von der vorigen Art durch tief eingeschnittene, nur an der Spitze gesägte, auf der Oberfläche meist glänzende, lebhaft grüne Blätter mit fast horizontal abstehenden Abschnitten, die oft behaarte, meist zusammengesetzte Doldentraube und die längliche, einsteinige, mit längeren, lanzettförmigen Kelchabschnitten gekrönte Frucht. Diese äußerst veränderliche, durch ganz Europa verbreitete Art wird bei uns am häufigsten in Hecken und Gärten in vielen Varietäten mit weißen und rothen, auch gefüllten Blüten und panachirten Blättern kultivirt. C. sanguinea *Pall.* (Blutdorn), aus Sibirien und Nordchina, hat eirunde, mit einer Spitze versehene, oberflächlich siebenlappige, scharf gesägte, bewimperte Blätter, unbehaarte Doldentrauben und weiche, dreisteinige, blutrothe, frühreife Früchte. Diese wie noch andere Arten werden gleichfalls als Ziersträucher kultivirt und durch Propfen auf unsere heimischen Weißdorne vermehrt.

Crati (im Alterthum Crathis), der ansehnlichste Fluß auf der Halbinsel Kalabrien in Süditalien, entspringt an der Pietra di Mola und mündet nach einem Laufe von 89 Kilom. in den Golf von Taranto. Sein bedeutendster Nebenfluß rechts ist der Mucone, links verbindet sich mit ihm unfern seiner Mündung der Coscile. Am Zusammenfluß beider lag im Alterthum Sybaris. Das Längenthal des C. trennt den Apennin von dem östlich gelegenen, geologisch von ihm verschiedenen Silawald.

Cran, La (spr. kroh, Plain de C., provençalisch Craou, auch Craü, bei den Römern Campi lapidei), großes Kieselfeld in der Provence in Südfrankreich, zwischen dem östlichen Arm des Rhônedelta's und dem Etang de Berre, bildet ein Dreieck (die Spitze nach dem Meer zu) von 55 Kilom. Umfang und 1376 QKilom. (25 QM.) Flächeninhalt und war wahrscheinlich eine frühere Meerbucht, die von dem Kies und den Geröllmassen des Rhône und der Durance ausgefüllt ward. Es besteht aus einem Geröll von Kieseln (von einigen Gran bis zu 50 Kilogr. an Gewicht), bedeckt von einem überaus harten Tuff, auf welchem eine sehr dünne Schicht von Ackererde liegt. Bäume und Wasser fehlen, aber zwischen den Steinen sprießen Gras und aromatische Futterkräuter (Lavendel, Thymian, gelber Jasmin, Rosmarin ꝛc.) hervor. Früher nur den Schafherden eine willkommene Weide (jährlich ca. 300,000 Stück), wird die Ebene jetzt von betriebsamen Lyonnesern auch für den Anbau in Angriff genommen, und bereits ist ein Theil mit Hülfe eines Arms des Kanals von Craponne kulturfähig gemacht. Die Ränder des C. sind von Reben und Oliven überwuchert und ernähren zahlreiches Vieh. Der Mistral bläst hier mit unglaublicher Heftigkeit, und im Winter schneit es nicht selten.

Crausshaar, von, sächs. General, geb. 7. April 1815 zu Hohenbucka bei Senftenberg, trat 1831 als Portepeefähnrich in ein Infanterieregiment der sächsischen Armee ein, durchlief von 1832—67 die militärischen Rangstufen vom Sekondeleutnant bis zum Generalmajor und wurde 1867 Kommandeur der Brigade Nr. 45. Als solcher zog er 1870 unter dem Kommando des (damaligen) Kronprinzen Albert von Sachsen in den Krieg gegen Frankreich, fiel aber gleich in der ersten Schlacht, welche das sächsische Korps mitmachte, in der Schlacht bei Gravelotte bei dem Sturm auf die feindliche Position von St. Privat.

Cravant (spr. krawäng), Stadt im franz. Departement Yonne, Arrondissement Auxerre, an der Yonne, über die eine schöne, alte Brücke von 3 Bögen führt, Station der Lyoner Eisenbahn, hat ein altes Schloß, eine merkwürdige Kirche und (1872) 1330 Einw., die Weinbau (Cravantburgunder) treiben. Hier 1423 Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen.

Craven, Elisabeth Berkeley, Lady, nachherige Markgräfin von Ansbach, die jüngste Tochter des Grafen Berkeley, geb 1750, vermählte sich 1767 mit dem Grafen Wilhelm von C. und gebar ihm 7 Kinder, ließ sich aber 1781 von ihm scheiden, lebte darauf nach einander an fast allen Höfen Europa's, zuletzt in Ansbach, wo der Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander in ein platonisches Verhältnis zu ihr trat und sich 1791 mit ihr vermählte, worauf sie von Franz II. zur Prinzessin von Berkeley erhoben wurde. Sie lebte meist in England, nach des Markgrafen Tod hielt sie sich theilweise auch in Neapel auf und starb 13. Jan. 1828. Sie schrieb unter anderem: »Journey through the Crimmea to Constantinople« (Lond. 1789, neue Aufl. 1814; deutsch, Leipz. 1789), interessante »Memoirs of the Margravine of Ansbach, formerly lady C., written by herself etc.« (Lond. 1825, 2 Bde.; deutsch, Stuttg. 1825), auch Gedichte, Theaterstücke und Romane.

Crawford (spr. krahförd), 1) Robert, brit. General, geb. 1769, diente eine Zeitlang in Ostindien, kehrte 1793 nach England zurück, begleitete im folgenden Jahr seinen Bruder, den nachmaligen Generalleutnant Charles C., zum österreichischen Heer, vertrat eine Zeitlang seine Stelle und empfahl sich der Regierung durch seine klaren, einsichtsvollen Berichte Infolge dessen ward er 1798 als Oberstleutnant und Generalquartiermeister zur Landesbewaffnung nach England beordert, kam 1799 zur österreichischen Armee in der Schweiz, dann zur holländischen Expeditionsarmee des Herzogs von York, befehligte 1807 als Brigadegeneral bei der Expedition unter General Whitelock gegen Buenos Ayres die Vorhut, ward Generalmajor, ging 1808 mit Sir David Baird nach Coruña, führte bei Talavera

29. Juli 1809 dem Lord Wellington Verstärkung zu, zeichnete sich bei Almeida und Coimbra aus, machte durch Wegnahme des vorgeschobenen Postens San Francisco die Belagerung von Ciudad Rodrigo möglich, ward aber beim Sturm auf diese Festung tödtlich verwundet und starb fünf Tage darauf, 14. Jan. 1812.

2) William Harris, amerikan. Staatsmann, geb. 1772 in Nelson-County in Virginien, war anfangs Lehrer, studirte aber nebenbei die Rechte und begann 1799 die juristische Praxis zu Oglethorp. Im Jahr 1804 in die gesetzgebende Versammlung und 1807 als Senator in den Kongreß gewählt, war er einer der eifrigsten Verfechter des Kriegs mit England. Im Jahr 1813 erhielt er den Gesandtschaftsposten in Paris, ward 1815 vom Präsidenten Madison zum Kriegsminister und einige Monate darauf zum Finanzminister ernannt und erhielt 1817 unter dem Präsidenten Monroe diesen Posten zum zweitenmal. Im Jahr 1825 aber legte er, da er hinter seinen Mitbewerbern um den Präsidentenstuhl, Jackson, Adams und Clay, zurückgeblieben war, sein Amt nieder und zog sich ins Privatleben zurück. Von 1827 an als Richter in Georgia lebend, starb er, allgemein geachtet, 15. Sept. 1834.

3) Thomas, berühmter amerikan. Bildhauer, geb. 22. März 1814 von irischen Eltern in New York, versuchte sich zuerst in der Holzschneidekunst und arbeitete 1834 in Rom in Thorwaldsens Atelier. Seine bedeutenderen Werke sind: Orpheus, der die Eurydike im Hades aufsucht, die Kinder im Wald, Herodias mit dem Haupt Johannis des Täufers, Flora, die Tänzer und der Jäger, eine Bronzestatue Beethovens für das Athenäum in Boston, eine auf dem Marktplatz von Richmond in Virginien aufgestellte Reiterstatue Washingtons mit Medaillons der namhaftesten Anführer aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und das kolossale Fronton auf dem Kapitol in Washington, welches die Hauptepochen der Geschichte Amerika's in allegorischen Bildern versinnlicht. In London Genesung von einer schweren Krankheit suchend, starb er 10. Okt. 1857 daselbst.

Crawford and Balcarres (spr. krahförd änd bellfars), Alexander William Crawford Lindsay, Earl von, ein angesehener Beförderer wissenschaftlicher Bestrebungen in England und selbst ein fruchtbarer und vielseitiger Schriftsteller, ward 16. Okt. 1812 geboren, in Eton und am Trinity-College zu Cambridge wissenschaftlich gebildet und ebendaselbst 1833 zum Magister graduirt. Bis zum Tode seines Vaters James C. (15. Dec. 1869) führte er den Titel Lord Lindsay. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: »Letters on Egypt, Edom and the Holy Land« (1838, 2 Bde.; 5. Aufl. 1858); »A letter to a friend on the evidence and theory of Christianity« (1841); »Ballads, songs and poems« (Uebersetzungen aus dem Deutschen, 1841); »Progression by antagonism, a theory involving considerations touching the present position, duties and destiny of Great Britain« (1846); »Sketches of the history of Christian art« (1847, 3 Bde.); »Lives of the Lindsays«, ein genealogisches Werk von ungewöhnlichem Interesse (1849, 3 Bde.); »Scepticism, a retrogressive movement in theology« (1861); »On the theory of the English hexameter« (1862); »Conservatism, its principle, policy and practice« (1868); »Oecumenicity in relation to the church of England« (1870); »Etruscan inscriptions« (1872). C. besitzt eine vorzügliche Privatbibliothek auf seinem Schloß bei Aberdeen und hat allein in den letzten 12 Jahren gegen 1400 werthvolle arabische und persische Manuskripte angekauft, darunter die Sammlung des verstorbenen Orientalisten Bland.

Crawfordsville (spr. krahfördswill), Stadt im nordamerikan. Staat Indiana, Grafschaft Montgomery, am Sugar Creek und der Chicagobahn, Sitz des Wabash-College (1835 gegründet), mit bedeutendem Handel und (1870) 3701 Einw.

Crawfurd (spr. krahförd), John, engl. Orientalist und Ethnolog, geb. 3. Aug. 1783 auf der schottischen Insel Islay, studirte Medicin und erhielt 1803 eine Stelle als Arzt in Ostindien. Fünf Jahre später führte ihn sein Dienst nach der Insel Pinang, an der Küste von Malakka, und hier begann er sein Studium der malayischen Sprache und malayischen Völkerschaften. Nachdem er 1811 auf Befehl des indischen Generalgouverneurs Lord Minto an der Expedition, welche die Eroberung der Insel Java ausführte, theilgenommen, erhielt er infolge seiner Kenntnis des Malayischen einen Gesandtschaftsposten am Hof eines der eingebornen Fürsten der Insel, den er fast 6 Jahre lang bekleidete und besonders zur Sammlung von Materialien zu einem großen Werk über den asiatischen Archipel benutzte, das unter dem Titel »History of the Indian archipelago« (Lond. 1820, 3 Bde.) erschien und als eine bedeutende wissenschaftliche Leistung Crawfurds Namen verewigen wird. C., 1817 nach England zurückgekehrt, begab sich 1821 von neuem nach Indien, wo ihn der Marquis von Hastings mit einer Mission an die Höfe von Siam und Kotschinchina betraute. 1823—26 fungirte C. als Gouverneur von Singapur, war dann nach dem Friedensschluß eine Zeitlang engl. Resident am Hof von Birma, kehrte aber bereits 1827 für immer nach England zurück. Hier veröffentlichte er zunächst sein »Journal of an embassy of the courts of Siam and Cochinchina« (1821), später das »Journal of an embassy to the courts of Ava« (1827), schrieb für verschiedene Zeitschriften zahlreiche Artikel über allerlei auf Ostindien und den fernen Osten bezügliche Gegenstände, setzte aber auch seine Sprachstudien eifrig fort, als deren Früchte zwei bedeutende Werke, die »Grammar and dictionary of the Malay language« (Lond. 1852) und die »Descriptive dictionary of the Indian islands and adjacent countries« (das. 1856), erschienen. An den Sitzungen der Londoner Geographischen wie der Ethnologischen Gesellschaft bis ins höchste Alter den regsten und thätigsten Antheil nehmend, starb C. 11. Mai 1868, fast 85 Jahre alt.

Crayer (spr. krair), Gaspar de, berühmter niederländ. Historienmaler, geb. 1582 zu Antwerpen, bildete sich in der Schule des Raphael van Coxcyen, trat 1607 in die Brüsseler Malerzunft und ließ sich zuletzt in Gent nieder, wo er 1669 starb. C. war ein äußerst gewandter Meister; er hat darum auch viel und gern in kolossalem Maßstab gemalt, und die Kirchen Gents sind voll von seinen Gemälden. Bilder von ihm finden sich auch zu Antwerpen, München, Amberg ꝛc. Er zeigt sich in diesen vollkommen von Rubens abhängig, bleibt jedoch in der Farbe, die bei ihm ins Kühlere, Violettliche fällt, und der sprudelnden Frische der Komposition hinter jenem zurück.

Crayon (franz., m., spr. krājóng), Stift zum Zeichnen; daher Crayonzeichnung besonders die mit Bleistift auf Papier oder mit Silberstift auf

Pergament ausgeführte Zeichnung, eignet sich besonders zur zartern und feinern Durchbildung.

Creator (lat.), Schöpfer.

Crébillon (spr. krebijóng), 1) Prosper Jolyot de, der Aeltere, franz. Trauerspieldichter, geb. 13. Jan. 1674 zu Dijon, war für die juristische Laufbahn bestimmt, erhielt den ersten Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt, arbeitete dann zu seiner praktischen juristischen Ausbildung eine Zeitlang bei dem Prokurator Prieur in Paris, widmete sich aber bald, seiner Neigung folgend, der dichterischen Produktion, namentlich im dramatischen Fach. Sein erstes Stück, »La mort des enfants de Brutus«, ward von den Schauspielern verworfen. Um so größern Beifall fanden seine folgenden Stücke: »Idoménée« (1705), »Atrée et Thyeste« (1707), »Électre« (1709) und »Rhadamiste« (1711), sein bestes Stück. Er versuchte darauf sein Glück bei Hofe, aber umsonst, und zog sich daher menschenscheu aufs Land zurück, fast nur mit Hunden und Katzen verkehrend. Seine drei nächsten Stücke: »Xerxès« (1714), »Sémiramis« (1717) und »Pyrrhus« (1726), wurden kalt aufgenommen. Obgleich in großer Dürftigkeit lebend, wies er doch alle Unterstützungen zurück, die ihm von mehreren Seiten angeboten wurden. Im Jahr 1749 aber erhielt er durch die Marquise Pompadour eine Pension und eine Anstellung bei der Bibliothek in Paris und schrieb nun seinen »Catilina« und 5 Jahre später sein »Triumvirat«, Stücke, die nur Crébillons Name und Alter nicht durchfallen ließen. Seinen »Cromwell« mußte er infolge höherer Weisung unvollendet lassen. Seit 1731 Mitglied der Akademie, starb er 17. Juni 1762. Ludwig XV. ließ ihm ein prächtiges Denkmal in der Kirche St. Gervais errichten, das später in das Museum der französischen Denkmäler versetzt wurde, und eine Prachtausgabe seiner Werke veranstalten (Par. 1750, 2 Bde.); spätere geringere erschienen 1757, 1759, 1772, 1785 und 1796, zuletzt Limoges 1841, eine schöne von Didot dem Aeltern (Par. 1812, 3 Bde.), die beste, mit Kommentar, von Lefèvre (das. 1828, 2 Bde.). C. ging in den Geleisen Corneille's, ohne aber dessen Vorzüge zu erreichen. Er sucht besonders durch Ausmalen des Schrecklichen und Grausigen auf die Nerven zu wirken (daher »le terrible« genannt); seine Sprache ist kernhaft und markig, aber oft auch nachlässig.

2) Claude Prosper Jolyot de, der Jüngere, fruchtbarer Romanschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 14. Febr. 1707 zu Paris, war ein heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter, dessen Sitten in geradem Widerspruch mit denen gestanden haben sollen, die er in seinen Romanen schilderte; starb 12. April 1777. Die bekanntesten seiner Werke sind: »Lettres de la marquise *** au comte de ***« (Par. 1732, 2 Bde.); »Tanzaï et Néardané« (1734, 2 Bde.), wegen dessen er infolge einiger Anspielungen auf die Bulle »Unigenitus« eine Zeitlang in der Bastille sitzen mußte; »Les égarements du cœur et de l'esprit« (Haag 1736, 3 Bde.), vielleicht das beste, und »Le sopha, conte moral« (Par. 1745, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1833 u. 1871), das schlüpfrigste von Crébillons Werken. Eine Gesammtausgabe der letzteren erschien zu Paris 1779, 7 Bde. (deutsch in Auswahl, Berl. 1782—86, 3 Bde.). Crébillons Charakterzeichnung ist vortrefflich, die Erfindung der Situationen ebenfalls (weshalb denn auch sein Briefwechsel der Frau von Pompadour lange Zeit für echt, d. h. für kein dichterisches Erzeugnis galt), doch nur darauf angelegt, der Sinnlichkeit zu schmeicheln. Für die Kenntnis der Sitten sind seine Romane von Wichtigkeit, da sich in ihnen die Fadheit des gesellschaftlichen Umgangs, die raffinirte Genußsucht und die elegante, spielende Freigeisterei, die unter den höheren Ständen herrschten, treu wiederspiegeln. Doch haben sie auch dazu beigetragen, das Volk mit jenen zu inficiren.

Crécy (spr. krehssi, Cressiacum), 1) Marktflecken im franz. Departement Somme, in der ehemaligen Grafschaft Ponthieu der Picardie, 19 Kilom. nördlich von Abbeville, an der Maye, mit 1720 Einw. Die weite Ebene, in welcher C. liegt, war noch im 9. Jahrh. Meer, von dem noch eine große Lagune, Marquenterre genannt, übrig ist; das übrige ist ein äußerst reicher Boden. Geschichtlich berühmt ist C. durch die Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen 26. Aug. 1346, die besonders für die Kriegsgeschichte von Wichtigkeit ist. Eduard III. war mit 32,000 Mann in Frankreich gelandet und drang rasch bis Paris vor, wagte jedoch nicht, dies anzugreifen, zumal König Philipp VI. bei St. Denis seine Macht zu sammeln anfing, und wollte sich nach den Niederlanden zurückziehen, wo er auf Unterstützung rechnen konnte. Mit nur 12,000 Mann ging er über Beauvais gegen die Somme, während ihm jener mit 100,000 Mann, zu denen noch Truppen des Königs Johann von Böhmen, Karls IV. von Deutschland und des Königs von Majorca und 3000 Reiter aus Savoyen stießen, und 6000 genuesischen Armbrustschützen unter Antonio Doria und Carlo Grimaldi folgte. Eduard erzwang bei Blanche Tache den Uebergang über den Strom und erwartete bei C. in günstiger Stellung den Feind. Die erste Linie befehligte sein Sohn, der 15jährige Prinz Eduard, und unter ihm die Grafen Warwick und Hereford, ferner Johann Chandos und mehrere der erfahrensten Kriegsmänner, die zweite die Grafen Northampton und Arundel, und in der letzten Linie standen unter dem Befehl des Königs selbst ungefähr 700 Geharnischte und 2000 Bogenschützen. Die Franzosen griffen mit 120,000 Mann die Engländer ungestüm, aber ordnungslos an; die durch Regen erschlafften Bogensehnen der Genuesen versagten jedoch den Dienst, und als Eduard auf die Fliehenden einzuhauen befahl, warfen sich dieselben auf die französische Kavallerie und erdolchten die Reiter, während den englischen Bogenschützen in dem dichten Haufen kein Pfeil verloren ging. Die nun entstehende Verwirrung zu benutzen, ging der Prinz von Wales selbst zum Angriff über. Doch sammelten sich die französischen Reiter unter dem Grafen von Alençon und dem Grafen von Flandern wieder und griffen die vordringenden Engländer an; ja, sie drangen bis zum Prinzen mit seinen Schwerbewaffneten vor, so daß die zweite Linie unter Northampton und Arundel heranrücken mußte. Der Graf Warwick ließ sogar den König selbst um Hülfe bitten; doch dieser verweigerte dieselbe, so lange sein Sohn lebe, »welcher sich seine Sporen verdienen solle«. Die Antwort machte einen unbeschreiblichen Eindruck: die Franzosen vermochten dem Gewaltstoß des Feindes nicht zu widerstehen, die Reihen lösten sich, und es fielen 11 aus fürstlichen Häusern, 80 Bannerherren, 1200 französische Ritter, 1400 vom Adel, 4000 Geharnischte und an 30,000 Gemeine. Die Engländer sollen nur einen Knappen (Esquire), 3 Ritter und sehr wenige von niederem Rang verloren haben. Die Windmühle, bei welcher Eduard III. seine

Befehle für die Schlacht ausgab, existirt noch. Eduard konnte nunmehr wagen, Calais zu belagern, und der König von Frankreich war genöthigt, seinen Sohn aus Guienne zurückzurufen, daher die englischen Besitzungen auch auf dieser Seite gesichert waren. — 2) C. sur Serre, Marktflecken im franz. Arrondissement Laon, Departement Aisne, mit 1953 Einw., berühmt durch zwei Synoden (849 und 853) gegen den Mönch Gottschalk und seine Lehre; ward 1369 von den Engländern, 1652 von den Spaniern zerstört.

Credat Judaeus Apella, s. Apella.

Credé, Karl Sigismund Franz, berühmter Arzt und Geburtshelfer, geb. 23. Dec. 1819 in Berlin, studirte seit 1838 in Berlin und Heidelberg Medicin, promovirte 1842 in Berlin, ward 1843 Assistent an der geburtshülflichen Klinik daselbst, habilitirte sich 1850 als Privatdocent für Geburtshülfe an der Universität, ward 1852 Direktor der Berliner Hebammenschule und dirigirender Arzt der Gebärabtheilung und leitete die von ihm begründete gynäkologische Abtheilung an der Charité. Im Jahr 1856 folgte er einem Ruf als Professor der Geburtshülfe und Direktor der Entbindungsanstalt nach Leipzig. Er begründete daselbst eine geburtshülfliche und gynäkologische Poliklinik und etablirte bei der Entbindungsanstalt eine Abtheilung für Frauenkrankheiten. Er war Mitarbeiter an den »Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Geburtshülfe«, von 1853—69 Mitherausgeber (mit C. Hacker und Ed. Martin) der »Monatsschrift für Geburtskunde« und gibt seit 1870 mit Spiegelberg das Archiv für »Gynäkologie« heraus. Von ihm erschienen: »Klinische Vorträge über Geburtshülfe« (2 Abtheilgn., Berl. 1853 u. 1854) und »Observationes de foetus situ inter graviditatem« (Leipz. 1862 u. 1864), 2 Programme statistisch geburtshülflichen Inhalts. C. hat das Verdienst, bei Mutterblutungen nach der Geburt und verzögerter Lösung der Nachgeburt die methodische Reibung des Muttergrundes zur Beförderung der Zusammenziehung der Gebärmutter als ein wirksames und ungefährliches Mittel empfohlen zu haben.

Credentia (lat.), Glaube; daher Credentiales litorae, Kredenzbrief, ein von der höchsten Obrigkeit eines Landes einem Unterthan zu seiner Legitimation und Sicherheit im In- und Ausland ertheiltes Schreiben, und C. relevata, im Lehnsrechte das dem Vasallen vom Lehnsherrn anvertraute Geheimnis, dessen Verrath durch Entziehung des Lehens bestraft wurde; in Italien Zusammenkunft von obrigkeitlichen Personen und Innungsmeistern, um als Sachverständige (credentiarii, credenzeri) Gutachten in Processen abzugeben. Vgl. auch Kredit und Kreditiv.

Credi, Lorenzo di, ausgezeichneter ital. Maler, geb. 1459 zu Florenz, lernte als Mitschüler L. da Vinci's bei Verrocchio und gewann dessen volle Zuneigung, so daß dieser ihn bei seinem Tode 1488 zu einem Testamentsvollstrecker ernannte und ihm den Vorrath seiner Werkstatt und sein Hausgeräth zu Florenz und Venedig vermachte. C. gewann bald eine sehr geachtete Stellung in seiner Vaterstadt. 1531 zog er sich ins Hospital zu S. M. Nuova zurück und starb 12. Jan. 1537. C. bewegte sich in einem beschränkten Kreis, indem er mit Vorliebe heilige Familien malte; um so sorgfältiger, ja emailartig führte er seine Bilder aus, so daß Vasari sogar das Zuviel tadeln konnte. In früherer Zeit etwas herb und scharf in der Modellirung, milderte sich sein Stil immer mehr, ohne freilich zu dem großartigen Charakter und der Weichheit eines Leonardo sich aufschwingen zu können, von dessen Kunstweise er sich übrigens berührt zeigt. Die sorgfältige, fast peinliche Ausführung und die eng begrenzte Erfindungskraft des Meisters machen begreiflich, daß er durchaus Staffeleimaler blieb. Schöne Bilder von ihm findet man in Pistoja, Paris, Mainz, Berlin, Dresden u. a. O.; sein Hauptwerk ist die Anbetung der Hirten in Florenz (Akademie der Künste), die sich zugleich durch eine bei ihm ungewohnte Dimension auszeichnet.

Crēdit und **Dēbet** (lat.), s. Buchhaltung.

Crédit foncier (franz., m., spr. kredih fongsjeh), Leihanstalt für »Bodenkredit«, Bodenkreditbank. In Frankreich und Belgien wurden solche Anstalten aus Staatsmitteln begründet; s. Hypothekenbanken.

Crédit mobilier (franz., m., spr. kredih mobiljeh; »Mobiliarkredit«), s. Banken und Kreditanstalten.

Crediton, Stadt in der engl. Grafschaft Devon, nordwestlich bei Exeter, am Creedy (Nebenfluß der Ex), mit (1871) 4222 Einw., hatte früher bedeutende Tuchfabrikation und zeichnet sich jetzt durch fabrikmäßigen Betrieb der Schuhmacherei aus.

Credner, 1) Karl August, deutscher Theolog, geb. 10. Jan. 1797 in Waltershausen bei Gotha, besuchte seit 1817 die Universitäten Jena und Breslau, lebte dann als Hauslehrer in Göttingen und Hannover und habilitirte sich 1828 in Jena. Nachdem er hier 1830 außerordentlicher Professor der Theologie geworden, folgte er 1832 einem Ruf als ordentlicher Professor der Theologie nach Gießen; starb hier 16. Juli 1857. Unter seinen zahlreichen Werken sind von bleibender Bedeutung die »Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften« (Halle 1832—38, 2 Bde.); die »Einleitung in das Neue Testament« (das. 1836, Bd. 1); »Das Neue Testament nach seinem Zweck, Ursprung und Inhalt« (Gießen 1841—43, 2 Bde.); »Zur Geschichte des Kanons« (das. 1847) und die »Geschichte des neutestamentlichen Kanons«, herausgegeben von Volkmar (Berl. 1860). Ein Mann von sittlicher Kraft und wissenschaftlich geschultem Urtheil, war er schließlich den gehässigsten Angriffen von Seiten der Orthodoxie ausgesetzt, denen er in zahlreichen Streitschriften entgegentrat.

2) Hermann, Geolog, Sohn des durch seine Monographien und Kartenwerke über Thüringen und das nordwestliche Deutschland bekannten Geognosten Heinrich C., geb. 1. Okt. 1841 in Gotha, bereitete sich während zweijähriger Studien auf der Bergakademie Klausthal anfänglich auf das Bergfach vor, widmete sich jedoch bereits dort vorzüglich den geologischen und paläontologischen Disciplinen. Seine auf diese letzteren gerichteten Studien setzte er zunächst in Breslau und später in Göttingen fort, bereiste 1865—68 den Osten und die centralen Regionen Nordamerika's, habilitirte sich 1869 in Leipzig für Geologie und Paläontologie, wurde 1870 zum außerordentlichen Professor ernannt und übernahm 1871 auch die Direktion der geologischen Landesuntersuchung und Specialkartirung des Königreichs Sachsen. C. lieferte zahlreiche paläontologische und geognostische Arbeiten, welche sich theils auf norddeutsches, theils auf nordamerikanisches Material beziehen. Erwähnenswerth sind: »Geognostische Beschreibung des Bergwerksdistrikts

Andreasberg« (Berl. 1865); »Die vorsiluriſchen Gebilde der obern Halbinſel von Michigan« (1869); »Die Gliederung der eozoïſchen Formationsgruppe Nordamerika's« (1869); »Die Kreide von New Jerſey« (1870); »Die Geognoſie und der Mineralreichthum des Alleghanyſyſtems« (1871); »Nordamerikaniſche Schieferporphyroïde« (1872). Credners »Elemente der Geologie« (Leipz. 1872), ein Lehrbuch, in welchem er verſucht, die Erde als ein in lebendiger Fortentwickelung begriffenes, kosmiſches Individuum darzuſtellen, erlebte noch im Jahr ihres Erſcheinens eine zweite Auflage.

Credo (lat., »ich glaube«), das nach dem Anfangswort benannte ſogen. Apoſtoliſche Glaubensbekenntnis (ſ. d.); auch der dritte Theil einer Meſſe, deſſen Text mit dieſem Wort anfängt und welcher das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis enthält.

Creek (n., auch f., engl., ſpr. kriht), in Nordamerika Name für kleine Flüſſe und Bäche, die ſich zu einem Hauptſtrom ziehen; in Surinam bezeichnet man damit Kanäle.

Creeks (ſpr. kriks), Indianerſtamm, ſ. Krik.

Crees (ſpr. kris), Indianervolk, ſ. Kri.

Creil (ſpr. kräj), Stadt im franz. Departement Oiſe, Arrondiſſement Senlis, an der Oiſe, mit großer Fayenceſabrik, Kupferſchmieden und (1872) 4515 Einw., Knotenpunkt wichtiger Eiſenbahnlinien nach Amiens, Beauvais und St. Quentin. Dabei Mauern eines ſtarken Schloſſes, in welchem Karl VI. während der langen Zeit ſeiner Tollheit meiſt reſidirte.

Creizenach, 1) Michael, einer der bedeutendſten jüdiſchen Gelehrten und Schriftſteller der Neuzeit, geb. 16. Mai 1789 zu Mainz, widmete ſich ganz der Bildung zunächſt der rheinheſſiſchen Juden. Unter unſäglichen Mühen gründete er eine Volksſchule und hielt religiöſe Vorträge in deutſcher Sprache. Zugleich ſtiftete er eine jüdiſche Zeitſchrift unter dem Titel: »Geiſt der phariſäiſchen Lehre« (Mainz 1824). Der Grundgedanke, an den ſich auch Creizenachs ſpäteres Wirken in jüdiſchen Angelegenheiten anlehnte, iſt der der Entwickelungsfähigkeit des Judenthums. Daneben fand er noch Zeit zur Fortſetzung ſeiner mathematiſchen Studien. Außer einem »Verſuch über die Parallelentheorie« (Mainz 1822) ſchrieb er noch ein »Lehrbuch der darſtellenden Geometrie« (daſ. 1822), in welchem er die Géométrie descriptive zuerſt auf deutſchen Boden verpflanzte. Im Jahr 1825 als Prediger und Lehrer an die iſraelitiſche Realſchule in Frankfurt a. M. berufen, ſchrieb er für die Frankfurter Gewerbſchule ein »Lehrbuch der techniſchen Geometrie« (Frankf. 1828), dem bald ein Kompendium der Algebra nachfolgte. Sein Hauptwerk, in Bezug auf die Kunde des rabbiniſchen Judenthums von großer Bedeutung, erſchien unter dem Titel »Schulchan Aruch (d. i. angerichteter Tiſch), oder encyklopädiſche Darſtellung des moſaiſchen Geſetzes« (Frankf. 1833—40, 4 Bde.). Seine »32 Theſen über den Talmud« (Frankf. 1831) ſtellen denſelben als ein Werk ohne innere Nothwendigkeit und ohne ſanktionirte Geltung dar. Aus demſelben Geiſt gingen ſeine Aufſätze in Geigers »Wiſſenſchaftlicher Zeitſchrift für jüdiſche Theologie« und in Joſts »Iſraelitiſchen Annalen« hervor. Auch begründete er mit Joſt eine Zeitſchrift in hebräiſcher Sprache unter dem Titel »Zion« (Frankf. 1841—42) für die ungariſchen und polniſchen Juden. Er ſtarb 5. Aug. 1842.

2) Theodor, Dichter und publiciſtiſcher Schriftſteller, des vorigen Sohn, geb. 17. April 1818 zu Mainz, ward Lehrer am iſraelitiſchen Philanthropin zu Frankfurt a. M. und einer der Hauptgründer des Frankfurter jüdiſchen Reformvereins, trat aber 1854 zum Chriſtenthum über und wurde 1859 zum Lehrer an der höhern Bürgerſchule zu Frankfurt, 1863 zum Profeſſor der Geſchichte und Literatur am Gymnaſium daſelbſt ernannt. Literariſch machte er ſich bekannt durch ſeine »Dichtungen« (Frankf. 1839) und »Gedichte« (daſ. 1848, 2. Aufl. 1851), worin er in einfacher, doch nicht ſchwungloſer Form beſonders ſeinem Gefühl für die unterdrückte Stellung ſeiner ehemaligen Glaubensgenoſſen, ſeinem Patriotismus und Freiheitsdrang Ausdruck verleiht. Mit O. Jäger beſorgte C. neuerdings die neue und bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe von Schloſſers »Weltgeſchichte« (Oberhauſen 1870 ff.).

Crelinger, Auguſte, verwittwete Stich, geborne Düring, berühmte Schauſpielerin, geb. 1795 zu Berlin, debütirte 1812 in Iffflands »Hageſtolzen« als Margarethe und heirathete ſpäter den Schauſpieler Stich, nach deſſen baldigem Tode ſie ſich mit dem Sohn des Bankiers C. in Berlin verband. Ihre Lieblingsrollen waren hochtragiſcher Natur, wie Sappho, Phädra, Gräfin Orſina, Gräfin Terzky, Maria Stuart, Adelheid in »Götz von Berlichingen«, Lady Macbeth und vor allem Iphigenia; doch war ſie auch im Schau- und Luſtſpiel ausgezeichnet. Eine ſchöne Geſtalt, ein klangvolles Organ, ausdrucksvolle Mimik und echt künſtleriſches Studium waren ihre vornehmſten Eigenſchaften. Nachdem ſie 1862 ihr 50jähriges Jubiläum an der Berliner Hofbühne gefeiert, zog ſie ſich 1863 von derſelben zurück und ſtarb 10. April 1865. — Ihre Tochter, Bertha Stich, verließ die Bühne, als ſie ſich mit Dr. Miehe in Berlin verheirathete; die zweite Tochter, Klara Stich, dagegen verheirathete ſich 1848 mit dem Schauſpieler Franz Hoppé (geſt. 1849) und zum zweitenmal mit dem Hofſchauſpieler Liedtke. Sie war ſeit 1835 mit geringer Unterbrechung Mitglied des Berliner Hoftheaters und zeichnete ſich beſonders in naiv-ſentimentalen Rollen aus. Sie ſtarb 10. Okt. 1862.

Crell, Nikolaus, kurſächſ. Kanzler, geboren um 1551 zu Leipzig, ſtudirte zu Grimma und Leipzig die Rechte und wurde dann zu Dresden Erzieher des Kurprinzen Chriſtian von Sachſen, der ihn nach ſeinem Regierungsantritt 1585 zum Kanzler und zum oberſten Leiter aller Regierungsangelegenheiten erhob. Vom Adel ſchon als Emporkömmling gehaßt, zog er ſich durch ſeinen Widerſtand gegen die immer gehäſſiger werdende lutheriſche Orthodoxie und Beſetzung der vornehmſten geiſtlichen Aemter mit Männern, die der mildern Lehre Melanchthons zugethan waren, durch Einführung eines neuen Katechismus ꝛc. auch den Haß des fanatiſirten Volks zu. Als daher 1591 nach Chriſtians Tod Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, ein eifriger Lutheraner, die vormundſchaftliche Regierung übernahm, ward C. verhaftet und nach dem Königſtein gebracht, ſeine Parteigenoſſen aber zum Widerruf gezwungen oder vertrieben. C. ſaß vier Jahre gefangen, ehe man ſich über die Formalien des über ihn zu verhängenden peinlichen Proceſſes einigen konnte; erſt im Auguſt 1595 brachte man eine Anklageſchrift von 7 Artikeln gegen ihn zu Stande, die aber auf 4 zuſammenſchwanden, als der Herzog Friedrich Wilhelm auch Beweiſe forderte. Trotz der Aufmerkſamkeit ſeiner Wächter war es dem Gefangenen

gelungen, seinen Freunden eine Instruktion zukommen zu lassen, nach welcher seine Gattin beim Reichskammergericht in Speyer eine Beschwerde wegen verzögerten Rechtsgangs einreichte, worauf diese Behörde wiederholte Mandate erließ, daß C. entweder auf freien Fuß zu stellen, oder sein Proceß zu verfolgen sei. Man wußte den Revisionsproceß aber vor den kaiserlichen Reichshofrath zu bringen und erlangte dadurch so viel, daß die Akten von da aus an die böhmische Appellationskammer zu Prag kamen, wohin die Sache gar nicht gehörte. Hier wurde C., da der Kaiser in allen Calvinisten Verbündete Frankreichs sah, zum Tode verurtheilt und demzufolge zu Dresden 9. Okt. 1601 hingerichtet. Auf dem Richtschwert stand: »Hüte Dich, Calvinist!« Vgl. Brandes, Der Kanzler C. (Leipz. 1873), und Richard, Der kurfürstlich sächsische Kanzler Dr. Nikolaus C. (Dresd. 1859, 2 Bde.).

Crelle, August Leopold, Mathematiker und Baumeister, geb. 11. März 1780 zu Eichwerder bei Wriezen, bildete sich fast einzig durch Selbststudium, bekleidete bei dem preußischen Staatsbauwesen erst mehrere untergeordnete Stellungen und ward später Geheimer Oberbaurath und Mitglied der Oberbaudirektion. Die meisten von 1816—20 im preußischen Staat ausgeführten Kunststraßen wurden unter seiner Leitung, die Berlin-Potsdamer Eisenbahn nach seinem Entwurf gebaut. Er ward 1828 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Seit 1824 vom preußischen Unterrichtsministerium ausschließlich mit mathematischen Arbeiten beschäftigt, trat er 1849 seiner geschwächten Gesundheit wegen aus dem Staatsdienst; er starb 6. Okt. 1855 zu Berlin. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: »Versuch über die Rechnung mit veränderlichen Größen« (Götting. 1811); »Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen« (Berl. 1820—22, 2 Bde.); »Versuch einer allgemeinen Theorie der analytischen Fakultäten« (das. 1823); »Lehrbuch der Arithmetik und Algebra« (das. 1825); »Handbuch des Feldmessens und Nivellirens« (das. 1826); »Lehrbuch der Elemente der Geometrie« (das. 1826—27, 2 Bde.); »Rechentafeln« (das. 1822) ꝛc. Viele kleinere und größere Abhandlungen finden sich in dem von ihm herausgegebenen »Journal für reine und angewandte Mathematik« (Berl. 1826—55, 50 Bde.) und in dem von ihm geleiteten »Journal der Baukunst« (das. 1828—51, 30 Bde.).

Crema, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Cremona, am Serio und an der Eisenbahn von Mailand nach Cremona, in trefflich kultivirter Gegend, gut gebaut, mit geräumigen Straßen, ist Sitz eines Bischofs (seit 1579) und Unterpräfekten, hat ein Schloß, eine sehr alte Kathedrale (mit ansehnlicher Backsteinfaçade aus dem 13. Jahrh.), ein Gymnasium, eine technische Schule, ein Seminar, 2 Theater, eine Gemäldegallerie, ein Hospital, Findelhaus, nicht unbedeutende Industrie (bestes ital. Leinengewebe, Spitzen und Seide) und (1871) 8154 Einw. In der Nähe die interessante Kirche »Madonna della Croce«, ein das Mittelalter in die Renaissance überführender Centralbau (1500 vollendet). C. soll um 570 von Flüchtlingen gegründet sein, die der Grausamkeit des Longobardenkönigs Alboin auswichen. Friedrich I. zerstörte 1160 nach siebenmonatlicher Belagerung die Stadt als hartnäckige Gegnerin der Ghibellinen, doch ward sie schon 1185 wieder aufgebaut. Eine Zeitlang Freistaat, kam C. 1191 an die Signorie der Benzoni und nach dem Erlöschen der Visconti 1454 an Venedig, deren letzter »Vorposten« es war.

Crémaillère (franz., f., spr. kremajähr), jede eingezähnte Stange bei Maschinen, die in ein Getriebe oder in ein Kammrad eingreift; in der Befestigungskunst heißen Crémaillères sägeförmige Einschnitte in eine Brustwehr, die durch ihre gezackte Gestalt ein seitwärtig bestreichendes Feuer unwirksamer machen sollen und namentlich im Glacis von Festungen angewendet werden.

Crême (franz., f., spr. krähm), Milchrahm, Sahne; Speise aus Milch, Eiern ꝛc. von der Konsistenz des dicken Milchrahms, nach den sonstigen Bestandtheilen (Wein, Chokolade, Vanille ꝛc.) unterschieden; auch bezeichnet man mit Crêmes Pomaden sowie verschiedene salben- und rahmartige, auch fettfreie Kompositionen, z. B. aus feinstem Zuckerpulver mit Fruchtsäften ꝛc., und ölartig dicke Liköre. Im übertragenen Sinn heißt C. das Feinste, Beste von etwas, z. B. Wein von der ersten Auslese, insbesondere auch die feinste, vornehmste Gesellschaft.

Cremer, Jacobus Jan, holländ. Novellist, geb. 1. Sept. 1827 zu Arnhem, verlebte seine Jugend meist auf dem väterlichen Landgut zu Driel und ist jetzt zu Amsterdam ansässig. Sein Erstlingswerk, die »Betuwischen Novellen« (zuerst 1856), Dorfgeschichten aus der Heimat (Landschaft Betuwe), empfehlen sich durch feine Beobachtung, kernige Sprache und herzlichen Humor und sind ohne Zweifel den schönsten Erzeugnissen der holländischen Literatur beizuzählen. Außerdem veröffentlichte er einige größere Romane: »Anna Rose« (1867) und »Doctor Helmond en zyn vrouw«, die auch Erfolg hatten. Weniger war dies mit seinen Schauspielen der Fall, unter denen zwei: »Boer en Edelmann« und »Emma Bertholt«, besondere Hervorhebung verdienen. Ein Band »Gedichte« erschien 1873. Verschiedene seiner Werke sind in fremde Sprachen übersetzt; ins Deutsche von A. Glaser: »Die Pflegemutter, eine Dorfgeschichte«, »Niederländische Novellen« (Braunschw. 1867) und »Doktor Helmond« (das. 1874); ins Französische von A. Carl: »Scènes villageoises du pays de la Gueldre«. C. pflegt auch Vorlesungen zu halten, die zahlreich besucht werden und deren Erträge er wohlthätigen Zwecken zuwendet.

Crémer (spr. kremähr), Camille, franz. General, geb. 1840 in Saargemünd, trat 1857 in die Militärschule von St. Cyr ein, machte den Feldzug in Mejiko als Leutnant eines Zuavenregiments mit und war im Krieg von 1870 zuerst Adjutant des Generals Clinchant, welcher im 3. Armeekorps (Bazaine) eine Brigade befehligte. In dieser Eigenschaft machte er die Kämpfe vor Metz und die Belagerung der Stadt mit bis zur Kapitulation. Er wurde Kriegsgefangener, entzog sich aber der Kriegsgefangenschaft dadurch, daß er 31. Okt. 1870 in Metz schriftlich sein Ehrenwort »als Officier« abgab, »die Waffen gegen Deutschland während der Dauer dieses Kriegs nicht mehr zu ergreifen und nicht gegen dessen Interessen zu handeln, auch nicht irgend welchen Dienst zu nehmen, sei es in den französischen Kolonien, sei es für die Aushebung der Truppen und in den Bewaffnungsdepots«. Auf dies hin wurde er entlassen, begab sich zur Delegation nach Tours, stellte sich derselben zur Verfügung und erhielt, mit dem Grad eines Divisionsgenerals, das Kommando über ein im Osten von Frankreich neu gebildetes Korps. Mit diesem, etwa 12,000 Mann stark nebst 20 Geschützen, rückte er von Chagny und Beaune gegen Dijon vor, traf

18. Dec. die ihm von Dijon aus entgegen geschickten 2 badischen Brigaden unter General Glümer bei dem Städtchen Nuits und wurde nach heftigem Kampf zurückgeschlagen. Darauf schloß er sich an die Armee Bourbaki's an und nahm an den dreitägigen Angriffen gegen das Werder'sche Korps vor Belfort theil. Auf den äußersten linken Flügel gestellt, sollte C. den Angriff des 18. Korps auf Frahier dadurch unterstützen, daß er von Lure aus die feindliche Stellung in der rechten Flanke faßte. Da er aber die direkte Straße nach Frahier einschlug und nicht den Umweg über Ronchamp machte, der ihn in den Rücken des rechten deutschen Flügels geführt haben würde, so hinderten sich die Cremer'schen Truppen und das 18. Korps durch Marschkreuzung gegenseitig, statt sich zu unterstützen. So ging der Tag verloren, und die beiden folgenden Schlachttage konnten das Versäumte nicht mehr gut machen. Bei dem Uebertritt der Ostarmee in die Schweiz verließ C. seine Infanterie, ließ seine Kanonen vernageln und entkam mit seiner Reiterei. Am 18. März 1871, am Tage des Beginns der Pariser Insurrektion, kam er in Paris an. Die Mitglieder des Centralkomité's trugen ihm das Oberkommando über die Pariser Streitkräfte an; aber er schlug es aus und verließ Paris, nachdem es ihm noch gelungen war, zur Befreiung des eben dort angekommenen und gefangenen Generals Chanzy beizutragen. Die Kommission, welche die Rechtmäßigkeit der seit dem 4. Sept. 1870 ausgetheilten Officierstitel zu untersuchen hatte, strich ihm den Generalstitel und erkannte ihn nur als Bataillonschef an. Infolge dessen nahm er seine Entlassung und gefiel sich seitdem in einer heftigen Zeitungspolemik.

Crémieu (spr. krémjöh), Stadt im franz. Departement Isère, Arrondissement Tour du Pain, von wohlerhaltener Mauer umgeben, hat (1872) 2055 Einw., welche Handel mit grober Leinwand treiben. Dabei Mineralquellen und die kolossalen Trümmer einer Priorei.

Crémieux (spr. krémjöh), Isaac Adolphe, franz. Jurist und Politiker, geb. 10. April 1796 zu Nimes, jüdischer Abkunft, studirte die Rechte zu Aix und ward 1817 Advokat daselbst. Seit 1830 Advokat am Kassationshof zu Paris, machte er sich durch Führung von Preßprocessen sowie durch Plaidoyers für die St. Simonisten, für A. Marrast u. a. populär. 1842 in die Kammer gewählt, hielt er sich zur Linken. Nach der Februarrevolution ward er Mitglied der provisorischen Regierung und Justizminister, legte jedoch infolge von Differenzen im Proceß L. Blanc sein Amt 7. Juni nieder. Viel Antheil hatte er an den Arbeiten der konstituirenden Versammlung. Die Kandidatur Ludwig Napoleons unterstützte er gegen Cavaignac, trat aber nach der Wahl doch auf die Seite der Opposition. Beim Staatsstreich vom 2. Dec. wurde er verhaftet und saß kurze Zeit zu Mazas. Nach seiner Freilassung lebte er ganz seiner advokatorischen Praxis. Erst 4. Sept. 1870 trat er wieder in die politische Thätigkeit ein als Mitglied der neuen republikanischen Regierung. Er war zunächst Justizminister, begab sich dann zur Delegation nach Tours und unterzeichnete das Dekret vom 18. Sept., welches die Deutschen aus Frankreich auswies. Nach der Ankunft Gambetta's in Tours unterwarf er sich, sowie die beiden anderen Delegirten Fourichon und Glais-Bizoin, vollständig dessen Diktatur, unterzeichnete die berüchtigte Proskriptionsliste vom 31. Jan. 1871, wandte sich erst 6. Febr., als die Pariser Regierung energisch auftrat, von jenem ab und reichte 10. Febr. seine Entlassung ein, die angenommen wurde. In die Nationalversammlung wurde er nicht gewählt, zog sich ins Privatleben zurück und machte sich noch durch den Vorschlag bemerklich, die 5 Milliarden durch eine Nationalsubskription aufzubringen. C. ist Mitglied des israelitischen Centralkonsistoriums in Paris und Begründer der »Alliance israélite universelle«.

Cremona, eine Provinz Oberitaliens, umfaßt die von dem Oglio, dem Po und der Adda umschlossene Ebene, nördlich von den Provinzen Bergamo und Brescia, westlich von Mailand, südlich von Piacenza, Parma und Reggio, östlich von Mantua begrenzt, und hat ein Areal von 1736 QKilom. (31,5 QM.) mit einer Bevölkerung von (1871) 300,595 Seelen. Das Land, im W. noch vom Serio und Lambro bewässert, hat äußerst fruchtbaren Boden, der ohne besondere Kultur die Produkte der verschiedensten Klimate erzeugt, sowie treffliche (meist fünfschürige) Wiesen. Man erntet hauptsächlich Getreide (besonders Weizen), Mais, Reis, ausgezeichneten Flachs, Wein, Oliven, Seide ꝛc.; zur Ausfuhr kommt davon die Hälfte des Getreides, 4/5 des Flachses und die Seide. Sehr stark ist die Rindvieh- und die Schweinezucht, demnächst die Pferdezucht. Schafe, Esel und Maulesel gibt es wenig. Die Industrie ist nur in der Seidenbereitung und Leinenfabrikation (s. Crema) von einiger Bedeutung. Eingetheilt ist die Provinz in 3 Kreise: C., Crema und Casal maggiore. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt in der schönen Poebene, links am Fluß, über den eine bedeckte Schiffbrücke führt, und hat fast 4 Kilom. im Umfang, ist aber verhältnismäßig nur schwach bevölkert. Die Stadt ist durch den Naviglio Pallavicino mit dem Oglio verbunden und wird von der Cremonella durchschnitten, welche im Mittelalter Trennungslinie der Guelfen und Ghibellinen war. Straßen und Plätze sind unregelmäßig, aber geräumig; fast alle Gebäude bestehen aus Backstein. Unter den öffentlichen Gebäuden (darunter 44, früher 87 Kirchen) zeichnet sich besonders der Dom (1107—1190 erbaut, der Chor erst 1479 vollendet) aus, dessen Gewölbe auf 40 Marmorsäulen ruht, und der im Innern mit seinen 3 Schiffen eine Länge von 74 Meter hat. Zahlreiche Gemälde von Meistern der Cremoneser Malerschule wie auch von Pordenone schmücken den Tempel. Frei daneben steht ein gothischer, 120 Meter hoher Glockenthurm, der berühmte Torazzo, der (1261—85 erbaut) aus zwei aufeinander gesetzten viereckigen Thürmen besteht und einer der höchsten, kühnsten und schönsten Thürme von ganz Italien ist (»Unus Petrus est in Roma, una Turris in Cremona, unus Portus in Ancona«). Rechts vom Dom befindet sich das Battisterio, mit Vordach auf Löwen (1167 begonnen), ein Achteck von 19 Metern bildend. Andere namhafte Gebäude sind die Kirchen Sant'Agostino, Santa Margarita, Santa Agata (fünfschiffig), Sant'Abbondio, San Pietro (aus dem 16. Jahrh.), San Sigismondo (im romanischen, gothischen und Renaissancestil) und der gothische Palazzo pubblico (von 1245) mit dem berühmten Marmorkamin (von Pedoni, 1502). C. ist Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörden, hat ein Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Gewerbinstitut, eine technische Schule, eine Taubstummenanstalt, eine berühmte Gesangsschule, zwei Theater, eine Bibliothek, eine Handelskammer und zählt (1871) 30,919 Einw., unter denen ein reger

Gewerbfleiß herrscht. Die hervorragendsten Industriezweige sind Lein- und Seidenweberei, Fabrikation von vorzüglichen Darmsaiten, von Fayence, chemischen Artikeln, Musikinstrumenten, Hüten ꝛc. Besonders berühmt waren ehedem mit Recht die Cremoneser Geigen (von Amati, Guarneri, Stradivarius ꝛc.). Auch der Handel mit Getreide, Flachs, Käse, Oel, Wachs ꝛc. ist ansehnlich. C. ist uralt und soll 450 v. Chr. von den Cenomanen erbaut sein. Im Jahr 219 v. Chr. wurde es römische Kolonie, ursprünglich gegen den von den Alpen her andringenden Hannibal angelegt, dann als Vorposten gegen die gallischen Völker dienend und daher mit starken Thürmen und Mauern versehen. Durch ihre dem Handel höchst günstige Lage gedieh die Stadt zu großem Reichthum, von welchem prächtige Paläste und ein großes und berühmtes Amphitheater Zeugnis gaben. Im Jahr 70 n. Chr. legten sie Vespasians Soldaten wegen ihrer Anhänglichkeit an Vitellius in Asche und zerstörten sie von Grund aus. Vespasianus beförderte zwar den Aufbau wieder, doch ward sie 630 von den Gothen abermals verwüstet und erst 1184 von Kaiser Friedrich I. wieder hergestellt. Später stand C. bald unter französischer, bald unter venetianischer, am längsten unter mailändischer Botmäßigkeit. Im 16. Jahrh. blühte in C. eine eigene Malerschule, welche sich besonders nach Giulio Romano und dem Brescianer Maler Romanino bildete und sehr zahlreiche Werke in den Kirchen der Stadt hinterlassen hat. Im Jahr 1648 ward C. von den Modenesern lange vergebens belagert, dagegen 1733 von den Franzosen genommen, mußte indessen 1736 den Kaiserlichen wieder überlassen werden. Am 17. Mai 1796 abermals von den Franzosen genommen, sah es 1799 die Niederlage derselben durch die Oesterreicher.

Cremor tartări (lat., »Weinsteinrahm«), s. v. w. gereinigter Weinstein; s. Weinstein

Cremutius Cordus, röm. Historiker, im 1. Jahrh. n. Chr., bekannt durch die furchtlose Freimüthigkeit, mit welcher er das Ende der Republik und die Gründung der Monarchie beschrieb. Da er darin den Brutus gelobt und Cassius den letzten Römer genannt hatte, so wurde er von zwei Klienten Sejans im Senat angeklagt und starb freiwillig den Hungertod (25 n. Chr.). Seine Schriften wurden von Staatswegen verbrannt, doch durch seine Tochter Marcia gerettet. Caligula gestattete wieder, sie zu lesen. Auf unsere Zeit sind sie nicht gelangt.

Créneaux (franz., spr. trenoh, vom lat. crena, Einschnitt, Kerbe), Schießlöcher oder Schußspalten in Mauern und hölzernen Wänden, zur Vertheidigung mit kleinem Gewehr. Daher krenelirte Galerien, Mauern, Werke.

Crenneville (spr. krännwil), Franz Folliot, Graf von, österreich. General, geb. 22. März 1815 zu Oedenburg, aus altadligem normännischen Geschlecht stammend, trat in das Marinekollegium zu Venedig, ward 1831 Leutnant beim Regiment Kaiserjäger, 1837 Hauptmann, 1841 Dienstkämmerer des Kaisers Ferdinand und stieg bis 1848 zum Oberst und Flügeladjutanten. 1849 führte er ein Grenadierbataillon, an dessen Spitze er im Feldzuge gegen Piemont 1849 sowie während der Streifzüge in der Romagna gegen Garibaldi focht, dann das Infanterieregiment Graf Kinsky, ward 1850 Generalmajor und Brigadier und befehligte mehrere Jahre die in den italienischen Herzogthümern stationirten österreichischen Truppen. 1855 ward er nach Paris gesandt und 1857 Feldmarschalleutnant und Divisionär in Siebenbürgen und Kroatien. 1859 zeichnete er sich bei Montebello und Solferino aus. Nach dem Krieg ward er Geheimrath mit dem Vorsitz im Präsidialbüreau des Armeeoberkommando's und im Oktober 1859 erster Generaladjutant des Kaisers, als welcher er auch das Präsidium der Centralkanzlei und den Vortrag über alle persönlichen Angelegenheiten der Armee hatte. 1867 wurde er zum Oberstkämmerer des Kaisers Franz Joseph ernannt.

Crest (spr. kreo), Dorf im franz. Departement Saône-et-Loire, Arrondissement Autun, mit 431 Einw. In der Nähe bedeutende Eisenminen. Eine Industriebahn führt von hier nach der Station St. Leger an der nach Le Creusot führenden Eisenbahn.

Crêpe (franz., m., spr. träp), s. Krepp.

Crepĭtus (lat.), Geräusch, Knarren, Krachen ꝛc.; c. ventris, lauter Abgang von Blähungen.

Crepuscŭlaria, Abendfalter, Dämmerungsschmetterlinge.

Crepuscŭlum (lat.), die Dämmerung.

Crépy (Crespy), 1) C. en Valois, Stadt im franz. Departement Oise, Arrondissement Senlis, mit (1872) 2867 Einw., früher Hauptstadt des Herzogthums Valois. Die Trümmer der alten Befestigung, eines festen Schlosses und mehrerer Kirchen erinnern noch an die frühere Bedeutung der jetzt von schönen Promenaden umgebenen Stadt. — 2) C. en Laonnais, Dorf im franz. Departement Aisne, Arrondissement Laon, mit (1872) 1965 Einw., geschichtlich denkwürdig durch den hier abgeschlossenen Separatfrieden vom 18. Sept. 1544, welcher den vierten Krieg zwischen Franz I. und Kaiser Karl V. beendigte.

Crescendo (ital., spr. treschénn-), abgekürzt cresc., musikal. Vortragsbezeichnung: »zunehmend, wachsend«, bedeutet, daß die Stärke eines Tons oder einer Reihe von Tönen anwachsen oder zunehmen soll. Bei kürzeren Stellen wird es auch durch das Zeichen < angedeutet. Früher kam der Ausdruck (c. il tempo) auch als Bezeichnung zunehmender Geschwindigkeit des Tempo's vor, wofür wir jetzt accelerando sagen.

Crescent City (spr. kreßent ßitti), Städtchen in der Grafschaft Del Norte des nordmerikan. Staats Kalifornien, mit (1870) 980 Einw., treibt lebhaften Handel mit den in den benachbarten Kupfer- und Goldgruben arbeitenden Bergleuten.

Crescentia *L.* (Kürbisbaum, Kalebassenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, Bäumchen im tropischen Amerika mit abwechselnden, einzeln oder in Büscheln stehenden, einfachen oder dreizähligen Blättern und einzelnen oder in Trauben stehenden Blüten an Stamm und Aesten. Die wichtigste Art: C. Cujete *L.*, ist ein 4 bis 9 Meter hoher, allgemein kultivirter Baum Westindiens und Südamerika's, mit großen ovalen oder rundlichen, zuweilen 30 Centim. im Durchmesser haltenden Früchten mit einer grünen, holzigen Rinde und einem schwammig-saftigen, säuerlich-süßen Mark, in dem die Samen sitzen. Dieses Mark wird in Amerika innerlich bei Brustbeschwerden und Wassersucht sowie äußerlich bei Quetschungen und Verbrennungen angewendet. Aus der holzigen Fruchtschale verfertigt man Töpfe, Schalen, Löffel ꝛc.

Crescentiis, Petrus de, s. Crescenzi 1).

Crescentini (spr. treschi-), Girolamo, berühmter ital. Sänger (Kastrat), geb. 1769 zu Urbania bei

Urbino, bildete sich in der Musik bei seinem Vater, sodann im Gesang bei Maestro Gibelli, trat zuerst zu Rom in Damenrollen auf, ward 1785 als erster Sopran in Livorno angestellt, sang dann in Padua, während des Karnevals 1785 zu Venedig, im Sommer darauf in Turin und erntete überall ungemeinen Beifall. Nach 16monatlichem Aufenthalt in London trat er von 1787 an nach einander zu Mailand, Turin, Neapel, Rom, wo er zwei Jahre blieb, Padua, Genua, Venedig auf, ging 1797 nach Wien, im folgenden Karneval 1798 wieder nach Italien, sodann auf vier Jahre nach Lissabon und 1803 zum viertenmal nach Mailand, von wo er sich wieder nach Wien begab. Wiewohl hier während einer Vorstellung gekrönt und vom Kaiser zum Singmeister der kaiserlichen Familie mit lebenslänglichem Gehalt ernannt, zog er doch auf den Wunsch Napoleons I. 1805 nach Paris, wo er mit einem Jahrgehalt von 30,000 Franken am Hof angestellt und mit Auszeichnungen überschüttet wurde. Von 1813—1825 lebte er zurückgezogen in Bologna, ward dann von Franz I. zum Gesangsdirektor am Musikkollegium zu Neapel ernannt und starb hier 24. April 1846. Die Schönheit und Biegsamkeit seiner Mezzosopranstimme sowie der Ausdruck in seinem Vortrag sollen unvergleichlich gewesen sein. Als Komponist bewährte er sich durch mehrere Sammlungen von Arien und besonders durch seine »Raccolta di esercizj per il canto« (Par. 1811 u. öfter), ein vielgebrauchtes, sehr nützliches Solfeggienwerk.

Crescentino (spr. treschĕ-), Stadt der ital. Provinz Novara, Kreis Vercelli, am Po, mit (1871) 6584 Einw., einer Prätur, der im 8. Jahrh. gegründeten Abtei San Genaro und römischen Alterthümern.

Crescentius, Johannes (auch Nomentanus genannt), röm. Patricier, wahrscheinlich Sohn eines ältern C., Sohnes der Theodora; der jüngere C. hatte während der Regierung des Papstes Johann XV. 985—995 die ganze Gewalt in Rom in seiner Hand und wurde von der Kaiserin Theophano 989 als Patricius anerkannt. Als Otto III. 996 nach Rom kam, huldigte ihm zwar C., erklärte sich aber nach Abzug des Kaisers wieder zum Patricius und Konsul, vertrieb den von Otto eingesetzten Papst Gregor V. und ließ einen neuen Papst, Johann XVI., wählen, wurde aber von Otto in der Engelsburg eingeschlossen. Dieselbe wurde nach hartnäckiger Vertheidigung erobert, C. gefangen und 26. April 998 enthauptet.

Crescenzi, 1) Peter (Petrus de Crescentiis), Begründer der Agronomie in Europa, geb. 1230 zu Bologna, war Advokat und Beisitzer des Podestà in seiner Vaterstadt. Durch Unruhen genöthigt, sie zu verlassen, durchreiste er Italien, kehrte nach 30 Jahren nach Bologna zurück und ward hier zum Senator erwählt. Er starb 1310. Seine vielfachen Erfahrungen über den Landbau legte er in seiner Schrift »Opus ruralium commodorum libri XII« nieder, die eins der ersten gedruckten Werke ist (Augsb. 1471; italienisch, Flor. 1478, von Sansovino, Flor. 1605, Bologna 1784; deutsch, Straßb. 1494, neue Auflage 1602; die schönste der ältesten Ausgaben ist die von Lorrain 1474; die letzte ist von Geßner in den »Scriptores rei rusticae«, Leipz. 1735, 2 Bde.). C. folgte in der Anlage seines Werks vorzüglich dem Columella; seine Grundsätze sind auf Erfahrungen gestützt und erheben sich weit über ihre Zeit.

2) Giovanni Battista, Marquis della Torre, Gelehrter, Maler und Beschützer der Künste, dessen Haus zu Rom einer Akademie glich, geboren um 1595 zu Rom, erhielt von Paul V. die Oberaufsicht über die Paulinische Kapelle und andere in Rom auszuführende Kunstwerke, dann 1617 in Spanien von Philipp III. die Ausführung des Pantheons im Escorial übertragen und ward dafür von Philipp IV. zum Marquis erhoben. C. starb in Madrid 1660 oder 1665.

Crescimbeni (spr. treschĭ-), Giovanni Maria de, ital. Literator und Dichter, geb. 9. Okt. 1663 zu Macerata in der Mark Ancona, schrieb schon als Knabe eine lateinische Tragödie (»Darius«) und übersetzte zwei Bücher der »Pharsalia« in Ottave rime, wurde im 15. Jahr Mitglied einer Akademie und im 16. Doktor der Rechte, half dann in Rom zur Zurückführung des verderbten Geschmacks zur Einfachheit und Natur die Akademie der Arkadier gründen, welche 1690 eröffnet und deren Präsident er wurde, und erhielt vom Papst Clemens XI. ein Kanonikat, um sich sorgenfrei ganz den Wissenschaften und der Poesie widmen zu können. Gegen das Ende seines Lebens trat er in die Gesellschaft Jesu und starb 8. März 1728. Seine »Rime« (Rom 1695, 1704, 1723) sind verschollen. Eine Sammlung seiner zahlreichen Gelegenheitsschriften und Elogien veranstaltete er unter dem Titel »Le vite degli Arcadi illustri, scritte da diversi autori« (Rom 1708, 5 Bde.). Seiner »Istoria della volgar poesia« (Rom 1698) folgten sein »Trattato della bellezza della volgar poesia« (das. 1700) und »Commentarij intorno alla storia della volgar poesia« (das. 1702, 5 Bde.), welche drei Werke nach seinem Tode als »Istoria della volgar poesia« (das. 1730—31, 6 Bde.) erschienen, ein zwar schlecht geordnetes und unkritisches, aber wegen des darin verarbeiteten Materials noch heute nicht entbehrliches Werk.

Creseimir I. und II., Könige der Kroaten im 10. und 11. Jahrh., bemächtigten sich des ganzen dalmatischen Küstenstrichs, beherrschten mit ihrer Flotte das Adriatische Meer, erwarben die Schutzherrschaft über griechische Städte, gewöhnten ihre Unterthanen an Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel, konnten aber ihre Unabhängigkeit nicht behaupten, indem sie die Herrschaft zu Land an die Ungarn, die zur See an Venedig abtreten mußten.

Crespi, 1) Giovanni Battista, gewöhnlich nach seinem Geburtsort il Cerano genannt, ital. Maler, geb. 1557, studirte in Rom und Venedig neben der Malerei auch Baukunst und Plastik und war in der schönen Literatur und in ritterlichen Künsten wohlgeübt, weshalb er am mailändischen Hof und an der Akademie eine bedeutende Rolle spielte. Crespi's Malerei ist immer frei, geistreich, jedoch bisweilen manierirt. Ein ganz besonderes Talent besaß er in naturgetreuer Darstellung von Thieren, die er häufig in Kabinetsstücken anbrachte. Er starb 1633.

2) Daniele, geb. 1592 zu Burto-Asfizio im Mailändischen, Sohn und Schüler des vorigen, starb 1630 an der Pest. Seine Farbenvertheilung ist der der Carracci ähnlich und das Kolorit, sowohl in Oel als auf Kalk, äußerst kräftig. Wunderbar ansprechend ist insbesondere der Ausdruck des Seelenvollen in den Gesichtern seiner Heiligen. In der reich verzierten Passionskirche zu Mailand, wo auch seine große Kreuzabnahme ist, hat er viele im besten Tizianischen Geschmack ausgeführte Bildnisse hinterlassen. Seine letzten Gemälde, aus dem Leben des heil. Bruno in der Kartause zu Mailand, sind auch

seine besten. A. Weggers, H. Ferroni, J. Longhi und Felsing haben nach ihm gestochen.

3) Giuseppe Maria, ital. Maler und Radirer, von seinen Mitschülern wegen seines eleganten Auftretens lo Spagnuolo genannt, geb. 1665 zu Bologna, war der Schüler Canuti's und Cignani's, bildete sich dann durch das Studium der Carracci, der berühmtesten Venetianer, Correggio's, Baroccio's sowie der Natur, indem er mittels einer Camera obscura nicht nur die Leute auf der Straße beobachtete, sondern namentlich auch die verschiedenen Spiele und Wiederscheine des Lichts aufzufassen suchte. Seine Bilder sind voll solcher und anderer Seltsamkeiten. So räumte er in heroischen und heiligen Bildern nicht selten Zerrbildern eine Stelle ein, und auch in Schatten und Gewandung verfiel er oft in das Manierirte. Sonst zeichnen sich seine Gemälde aus durch Leichtigkeit der Komposition, Kraft des Ausdrucks und Lebendigkeit der Bewegung. In der Dresdener Gallerie sind von ihm die sieben Sakramente, in der Münchener Pinakothek eine trauernde Nonne, im Wiener Belvedere der Kentaur Chiron. C. starb in seiner Vaterstadt Bologna 1747. Von seinen Stichen tragen einige den Namen seines Freundes L. Mattioli.

Crespy (spr. träpi), Stadt, s. Crépy.

Cresson Springs (spr. treß'n-), Ort im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, im Alleghanygebirge, 980 Meter ü. M., 25 Kilom. westlich von Altoona gelegen; ein beliebter Sommeraufenthalt, der 2000 Fremden gleichzeitig Unterkunft bietet.

Crest (spr. kreß, lat. Christa), Stadt im franz. Departement Drôme, Arrondissement Die, an der Drôme und der Lyoner Eisenbahn, mit Tuch-, Papier- und Lichterfabriken, Seidenspinnerei, Walk- und Schneidemühlen, Trüffelhandel und (1872) 5568 Einwohner. Dabei auf einem Felsen ein gewaltiger Thurm (Ueberrest eines 1627 zerstörten Schlosses), der lange Zeit als Staatsgefängnis diente.

Creta (lat.), die Kreide.

Cret du Creux de la Neige (spr. krä dü kröh d'la nähsch), s. Dôle.

Crête (franz., f., spr. kräht), s. Feuerlinie.

Cretĭcus (lat.), kretisch, daher in der Metrik Kretischer Fuß oder Amphimacer (s. d.), woraus der Kretische Vers (s. d.) entstand.

Crétin (spr. -täng), s. Kretin.

Crétineau-Joly (spr. -noh-scholl), franz. Historiker und Publicist, als einer der entschiedensten Vertheidiger der absoluten Regierungsform in Staat und Kirche bekannt, geb. 23. Sept. 1803 zu Fontenay in der Vendée, machte seine Studien zu Paris am Seminar St. Sulpice, erhielt mit 19 Jahren eine Professur der Philosophie und bereiste in der Folge Italien und Deutschland. Er trat zuerst mit mehreren Gedichtsammlungen hervor und redigirte verschiedene legitimistische Blätter, bis er schließlich Redakteur der »Europe monarchique« wurde. Schriftstellerischen Ruf erwarb er sich durch eine Reihe von historischen Werken, unter denen die im apologetischen Sinn geschriebene »Histoire religieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus« (Par. 1844—46, 6 Bde.; 3. Aufl. 1851), nach authentischen und unveröffentlichten Quellen abgefaßt, am berühmtesten ist. Von den übrigen sind als die bedeutendsten die über die Kriege in der Vendée hervorzuheben: »Épisodes des guerres de la Vendée« (1834), »Histoire des généraux et chefs vendéens« (1838) und »Histoire de la Vendée militaire« (1840—41, 4 Bde.; 5. vermehrte Aufl. 1865, 5 Bde.); ferner schrieb er: »Histoire des traités de 1815 et de leur exécution« (1842); »Clément XIV et les jésuites« (1847); »Scènes d'Italie et de Vendée« (1853); »L'église romaine en face de révolution« (1859, 2 Bde.); »Histoire de Louis-Philippe d'Orléans et de l'Orléanisme« (1863, 2 Bde.); »Le cardinal Consalvi«, Memoiren mit Einleitung und Anmerkungen (1864, 2 Bde.); »Histoire des trois derniers princes de la maison de Condé« (1866, 2 Bde.); »Bonaparte, le concordat de 1801 et le cardinal Consalvi« (1869). C. starb 3. Jan. 1875.

Cretio (lat.), im römischen Recht die ausdrückliche Erklärung des Erben, daß er die ihm zufallende Erbschaft antreten wolle (adire hereditatem), im Gegensatze zu der stillschweigenden Erklärung, die darin bestand, daß sich der Erbe als solcher betrug (pro herede gestio). Vgl. Erbrecht.

Cretius, Johann Franz Konstantin, Maler, geb. 6. Jan. 1814 zu Brieg in Schlesien, hatte in seiner Jugend eine schwere Krankheit mit nachfolgender Schwäche des Gedächtnisses und Gehörs durchzumachen, welche ihm das Studium auf dem Magdalenen-Gymnasium zu Breslau sehr erschwerte und seinen Vater, einen Subalternbeamten, veranlaßte, seiner Neigung zur Kunst nachzugeben. G. Schadow nahm den befähigten Eleven mit Auszeichnung auf. 1833 kam derselbe in das Atelier von Professor Wach und machte sich von hier aus bekannt durch die Bilder: der Ritter und sein Liebchen und Richard Löwenherz. Im Jahr 1838 preisgekrönt, trat er seine Studienreise nach Paris und Rom an, um 1842 nach Berlin zurückzukehren, nachdem er bereits eine Reihe von Genrebildern zu den akademischen Ausstellungen eingesandt hatte. Von seinen späteren Bildern sind hervorzuheben: ein Ave Maria, Weinfest auf Ischia, italienische Bettler, ein öffentlicher Schreiber, ein Winkeladvokat und ein Doktor in Rom, ein Altarbild für Freistadt in Schlesien, Auferstehung Christi, Schachpartie zwischen Ludwig XIV. und Maria Mancini, Kurprinz Friedrich Wilhelm im Haag und Cromwell, der Einzug der Salzburger Auswanderer in Berlin u. a. Im Jahr 1846 wurde C. von König Friedrich Wilhelm IV. nach Konstantinopel gesandt, um mehrere Bildnisse des Sultans Abd ul Medschid zu malen. Von letzterem erhielt er den Nischan Iftihar-Orden in Brillanten. Im Jahr 1860 wurde er Mitglied der Akademie und setzt seine künstlerische Thätigkeit noch rüstig fort. Seine Werke zeichnen sich aus durch gediegene Zeichnung und solide, wenngleich anspruchslose Malerei, überdies durch Feinsinnigkeit des Ausdrucks und der gesammten Auffassung. Von den neueren Werken konnten freilich seine Jehamiterbilder wenig Anklang finden, dagegen sind einige Cromwellbilder und Genrebilder, wie die reisende Engländerfamilie, von bleibendem Werth. In den verschiedensten Gebieten arbeitend, vermochte C. eine besondere Eigenart nicht zu entwickeln.

Cretonsbrod (spr. krötóng-), die Ueberreste des ausgelassenen Unschlitts, welche zu Futter für Schweine, Jagdhunde und Vögel verkauft werden. In Frankreich beschäftigen sich mit dem Sammeln derselben die sogen. Cretonniers.

Creuse (spr. kröhs'), Fluß im Innern Frankreichs, entspringt in dem nach ihm benannten Departement bei dem Dorf Villeferre, am Nordfuß des Mont Odouze, fließt in nordwestlicher Richtung, nimmt links die in den Marchebergen entspringende Gar-

tempe auf und mündet nach einem Laufe von 235 Kilom., erſt auf der letzten Meilenſtrecke ſchiffbar geworden, unterhalb La Haye (Departement Indre-et-Loire) in die Vienne.

Das nach ihm benannte Departement, aus der ehemaligen Obermarche und kleinen Theilen von Limouſin, Poitou, Bourbonnais, Berri und Auvergne gebildet, grenzt nördlich an die Departements Indre und Cher, öſtlich an Allier und Puy de Dôme, ſüdlich an Corrèze, weſtlich an Obervienne und umfaßt 5568 QKilom. (101 QM.) mit (1872) 274,663 Einw. (gegen 274,057 im Jahr 1866). Das Land iſt hoch und gebirgig, wenn auch ohne beſonders hohe Berge, und durch tief eingeſchnittene Thäler zerriſſen. Es wird von einer Menge kleiner Flüſſe bewäſſert, die faſt ausſchließlich dem Flußgebiete der Loire angehören, und als deren bedeutendſte die C. mit der Petite-Creuſe, der Cher mit dem Tardes und der Thorion zu nennen ſind. Infolge dieſes Waſſerreichthums und der Bodenerhebung iſt das Klima feucht, kühl und ſehr veränderlich; Regen fällt im Ueberfluß, und Stürme ſind häufig. Der Boden der ſüdlichen Berggelände iſt ſteinig und wenig fruchtbar, mit weiten Heideſtrecken und Hutungen, etwas beſſer in den nordöſtlichen Niederungen, wo auch zahlreiche Kaſtanien wachſen, deren Frucht ein wichtiges Nahrungsmittel darbietet. Wein wächſt hier nicht mehr, und ſelbſt der Ertrag an Getreide iſt gering. Die Waldungen ſind ſehr gelichtet. Im ganzen kommen nur 258,623 Hektar auf Ackerland und 35,632 Hektar auf Wald und Buſch. Die zahlreichen Wieſen (133,023 Hektar) nebſt den Heide- und Weideflächen (97,522 Hektar) begünſtigen die Vieh- und Pferdezucht, welch letztere ausgezeichnete Kavalleriepferde liefert. Das Mineralreich liefert Granit, Quaderſteine, Steinkohlen (jährlich etwa 222,000 metriſche Centner im Werth von 245,000 Franken), Braunkohlen, Gips. Die ſilberhaltigen Blei- und die Antimonlager werden nicht ausgebeutet. In Evaux ſind beſuchte Mineralquellen. Die ſehr beſchränkte Induſtrie liefert Papier, Porzellan, Woll- und Baumwollgeſpinſte und die vorzüglichen Teppiche von Aubuſſon und Felletin. Die Ausfuhr des Departements beſteht hauptſächlich in Vieh (Zugſtiere, fette Schweine, Schafe), Butter und einigen Induſtrieprodukten (Teppiche). Für den höhern Unterricht beſtehen 2 Kommunalkolléges und 2 private Sekundärſchulen. Die Bewohner des armen Landes wandern alljährlich zu Tauſenden (25—30,000) in andere Theile Frankreichs, wo ſie neun Monate lang als Steinſetzer, Maurer, Zimmerleute, Schneider, Steinſchneider, Dachdecker, Zimmermaler, Hanf- und Wollkämmer ihren Unterhalt ſuchen, um dann mit dem Erworbenen (jeder etwa 150 Franken) zur Beſtellung des Feldes wieder heimzukehren. Das Departement zerfällt in die 4 Arrondiſſements Guéret, Aubuſſon, Bourganeuf und Bouſſac. Hauptſtadt iſt Gueret.

Creuſot, Le (ſpr. lö kröſoh), Stadt im franz. Departement Saône-et-Loire, Arrondiſſement Autun, an der Lyoner Eiſenbahn, mit einem der größten metallurgiſchen Etabliſſements Europa's und (1872) 22,890 Einw. Gegründet im Jahr 1837 durch die Geſellſchaft Schneider u. Komp., nimmt das Werk, welches eine Stadt für ſich bildet, mit ſeinen neueſten Vergrößerungen gegenwärtig (1874) 312 Hektar Flächenraum ein und beſchäftigt 15,500 Arbeiter in drei Induſtrien, welche ſich gegenſeitig unterſtützen und ergänzen. Die Zahl der arbeitenden Dampfmaſchinen beträgt 308 mit 19,000 Pferdekräften. Die im Betriebe befindlichen zehn Schächte fördern alljährlich 715,000 Tonnen Kohlen zu Tage, welche das Etabliſſement allein verbraucht. Zehn Hohöfen ſind im Gang, wovon acht das Rohmaterial verarbeiten und jährlich 180,000 Tonnen Roheiſen produciren. Die Menge des erzeugten Eiſens beträgt 90,000, die des Stahls 60,000 Tonnen. Der wichtigſte Theil iſt der Maſchinenbau. Es gehen jährlich aus den Werkſtätten etwa 100 Lokomotiven im Werth von 7 Mill. Franken, dazu andere Maſchinen und Brücken im Werth von 8½ Mill. Franken hervor. Zum Etabliſſement gehören eine Apotheke, ein Hoſpital, eine Unterſtützungs-, Penſions- und Sparkaſſe. Tauſende von Kindern der Arbeiterfamilien erhalten vom 6. bis 15. Jahr Unterricht in großen Induſtrieſchulen. Eine 10 Kilom. lange Eiſenbahn verbindet das Werk mit dem Kanal du Centre. — C. beſaß, begünſtigt durch die Steinkohlengruben und Eiſenminen der Umgebung, ſchon 1777 Hüttenwerke, Gießereien, Ankerſchmieden und während der Revolutionskriege eine bedeutende Kanonen- und Kugelgießerei. Auch beſtand hier eine große Kryſtallfabrik, lange die einzige ihrer Art in Frankreich, welche ſpäter mit dem Etabliſſement zu Baccarat im Departement Meurthe vereinigt wurde. C. hatte 1846 noch 4012 Einw.

Creutz, Guſtav Philipp, Graf von, ſchwed. Dichter, geb. 1731, aus einer der erſten Familien Schwedens in Finnland, gehörte zu der vertrauten Umgebung der nachherigen Königin Luiſe Ulrike, in welcher vaterländiſche Sprache und Dichtkunſt gepflegt und geübt wurden. Im Jahr 1763 ging er als ſchwediſcher Geſandter nach Madrid, wo er ſeine Beobachtungen über dieſes Land in ſeinen Briefen an Marmontel niederlegte, der ſie ſo intereſſant fand, daß er ſie in der franzöſiſchen Akademie vorlas. Einige Jahre darauf kam C. nach Paris, wo er 3. April 1783 einen Bundes- und Handelsvertrag zwiſchen Schweden und den Vereinigten Staaten abſchloß. 1783 als Reichsrath und Kanzleipräſident zurückberufen, ſtarb er als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und Kanzler der Univerſität Upſala 30. Okt. 1785 zu Stockholm. Sein Hauptwerk iſt das Epos: »Atis och Camilla« (Stockh. 1761), ein der Anlage nach einfaches, aber in ſeiner Art vollendetes und in der ſchwediſchen Literatur unerreichtes Hirtengedicht in fünf Geſängen, in dem ſich eine glänzende Phantaſie, ein inniges, reiches und zartes Gefühl in klangvollen Alexandrinern ausſpricht. Seine Gedichte erſchienen mit denen ſeines Freundes Gyllenborg unter dem Titel »Vitterhets arbeten af C. och Gyllenborg« (Stockh. 1795, 2. Aufl. 1812; auch getrennt von jenen, Helſingfors 1862). Durch ſie trug C. zur Befreiung der ſchwediſchen Poeſie aus den Feſſeln der franzöſiſchen Formen bei.

Creux de Champs (ſpr. krö d'ſchang), das hohe Quellthal der waadtländiſchen Grande Eau, im Hintergrunde des Val d'Ormonts, eine friſchgrüne Einöde, iſt von den wilden Felswänden der Diablerets eingefaßt und Gletſcherſtürzen ausgeſetzt, hat aber ſchöne Waſſerfälle.

Creux du Vent (ſpr. krö dü wang), ein juraſſiſcher Berg des ſchweizer. Kantons Neuenburg, 1465 Meter hoch. Unterhalb des Gipfels befindet ſich ein kraterartiger, über 100 Meter tiefer Felskeſſel, der ſich zeitweiſe mit weißen, unruhigen Dunſtmaſſen füllt und dadurch zum Wetterpropheten wird.

Creuz (ſpr. krö-uds), Cabo de, das öſtlichſte

Vorgebirge von Spanien, ein Vorsprung der Pyrenäen in der Provinz Gerona (Katalonien), westlich den Golf von Lyon abschließend.

Creuz, Friedrich Karl Kasimir, Freiherr von, deutscher Dichter, geb. 24. Nov. 1724 zu Homburg vor der Höhe, ward 1745 Hofrath mit Sitz und Stimme in der Regierung von Homburg und bald darauf Staatsrath, führte die Rechtsstreitigkeiten des Fürstenhauses mit großem Eifer und Erfolg und starb, vom Kaiser zum Reichshofrath ernannt, 6. Sept. 1770. Sein philosophisches Gedicht »Die Gräber« (Frankf. 1760) erwarb ihm seiner Zeit einen ehrenvollen Dichternamen. Seine zahlreichen Oden und Lieder, in denen der Einfluß Hallers nicht zu verkennen ist, erschienen zuerst Frankfurt 1750 u. öfter, dann in »Oden und andere Gedichte« (das. 1769, 2 Bde.). Sein Trauerspiel »Der sterbende Seneca« (Frankf. 1754) ist im Gottschedischen Geschmack geschrieben. In seinen poetischen Schriften herrscht eine überaus düstere und schwermüthige Stimmung vor. In dem »Versuch über die Seele« (Frankf. 1753) spricht er der menschlichen Seele die Einfachheit ab, erkennt ihr aber dessenungeachtet die Untheilbarkeit zu.

Creuzer, Georg Friedrich, geistreicher Philolog und Alterthumsforscher, geb. 10. März 1771 zu Marburg, studirte hier und zu Jena, lebte dann einige Zeit in und bei Gießen, von 1798—1802 als Hauslehrer zu Leipzig, habilitirte sich 1799 als Privatdocent in Marburg, ward hier im folgenden Jahr Professor der griechischen Sprache und 1803 Professor der Beredsamkeit. Im Jahr 1804 erhielt er die Professur der Philologie und alten Geschichte an der Universität Heidelberg, gründete 1807 daselbst ein philologisches Seminar sowie 1808 die »Heidelberger Jahrbücher«, nahm zwar 1809 einen Ruf nach Leiden an, trat aber, da ihm das dortige Klima nicht zusagte, in seinen frühern Wirkungskreis wieder zurück. Er bekleidete sein Lehramt ununterbrochen, bis er 1848 pensionirt ward, und starb 16. Febr. 1858. Seinen Schriften »Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung« (Leipz. 1803; 2. Aufl., Darmst. 1845) und »Dionysus« (Heidelb. 1808, 2 Bde.) folgte sein erstes Hauptwerk: »Symbolik und Mythologie der alten Völker« (Leipz. u. Darmst. 1810—12, 4 Bde.; 2. Aufl. mit Fortsetzung von Mone, Leipz. 1820—1825, 6 Bde.; 3. Aufl., Leipz. u. Darmst. 1836—1843, 4 Bde.). Den in diesem Werk ausgesprochenen synkretistischen Ansichten trat zuerst G. Hermann in den »Briefen über Homer und Hesiod« (Heidelb. 1818), dann in einem Brief an C.: »Ueber das Wesen und die Behandlung der Mythologie« (Leipz. 1819), heftiger J. H. Voß in der »Antisymbolik« (Stuttg. 1824—26), zuletzt auch Lobeck im »Aglaophamus« sowie Pott in seinen »Etymologischen Forschungen« (1833) entgegen. Creuzers zweites Hauptwerk ist die Ausgabe von Plotinus' »Opera omnia« (Orf. 1835, 3 Bde.). Mit G. H. Moser gab er auch mehrere Schriften Cicero's heraus. Außerdem sind zu nennen: »Meletemata e disciplina antiquitatis« (Leipz. 1817—19, 3 Bde.); »Commentationes Herodoteae« (das. 1818); »Abriß der römischen Antiquitäten« (herausgeg. von Bähr, Darmst. 1824; 2. Aufl. 1829); »Zur Geschichte altrömischer Kultur am Oberrhein und Neckar« (das. 1833); »Zur Gemmenkunde ꝛc.« (das. 1834); »Zur römischen Geschichte und Alterthumskunde« (das. 1836); »Das Mithreum von Neuenheim« (Heidelb. 1838); »Zur Gallerie der alten Dramatiker« (das. 1839). Diese Schriften erschienen auch gesammelt in Creuzers »Deutschen Schriften« (Leipz. u. Darmst. 1837—54, 5 Abtheilgn., welche auch Creuzers Selbstbiographie unter dem Titel »Aus dem Leben eines alten Professors« (Darmst. 1848; wieder abgedruckt in »Deutsche Lehr- und Wanderjahre«, Bd 2, Berl. 1873) und »Paralipomena der Lebensskizzen eines alten Professors« (Frankf. 1858) sowie seine gesammelten kleineren Abhandlungen, herausgegeben von Kayser, enthalten. Eine Auswahl seiner kleineren Schriften in lateinischer Sprache erschien unter dem Titel »Opuscula selecta« (Leipz. 1854). C. war mit Daub auch Herausgeber der »Studien« (Frankf. u. Heidelb. 1805—1811).

Crèvecœur (spr. krähw'kör), eingegangenes Fort in der niederländischen Provinz Nordbrabant, an der Diese und Maas, ist geschichtlich merkwürdig. Es ward 1587 von den Holländern an der Stelle erbaut, wo sonst das »Schloß der Engel« stand, 1599 von den Spaniern genommen, 1600 vom Prinzen Moritz von Oranien wieder erobert, ging 1672 an die Franzosen unter Turenne verloren und wurde von denselben verbrannt. Am 2. Okt. 1794 eroberten es die Franzosen abermals nach kurzer Beschießung.

Creme (spr. krub), Stadt in der engl. Grafschaft Cheshire, südöstlich von Chester, mit 8 Kirchen, einer Bibliothek, einem Handwerkerinstitut und (1871) 17,810 Einw., während sie 1861 erst deren 8159 zählte. C. verdankt sein rasches Aufblühen dem Bau der Nordwestbahn, welche hier ihre großartigen Werkstätten für den Bau von Lokomotiven und Personenwägen etablirt hat, in welchen über 2000 Arbeiter Beschäftigung finden.

Crewkerne (spr. krubkörn), Marktstadt in der engl. Grafschaft Somerset, südwestlich von Yeovil, mit einer lateinischen Schule, einer Markthalle, Fabriken für Segeltuch und Sackleinwand und (1871) 3557 Einw.

Crex, Wiesenknarrer, Wachtelkönig.

Cricetus, Hamster.

Crichton (spr. krik'tn oder krait'n), James, der »Bewundernswürdige« genannt, engl. Gelehrter, geb. 1560 in Schottland, ward zugleich mit dem Prinzen Jakob von Buchanan erzogen und sprach und schrieb in seinem 20. Jahr 20 Sprachen, spielte mehrere musikalische Instrumente und zeichnete sich daneben in allen ritterlichen Künsten aus. In Paris forderte er zu Disputationen über beliebige Wissenschaften und in beliebigen Sprachen auf und trug in solchen Disputationen zu Navarra, Rom, Venedig, Padua den Sieg davon. Zu Mantua tödtete er den gefürchtetsten Raufer seiner Zeit im Zweikampf, wofür ihn der Herzog zum Erzieher seines Sohnes Vicenzo von Gonzaga ernannte, von dem er jedoch Juli 1583 meuchlerisch ermordet wurde.

Cricketspiel (the Cricket), engl. Nationalballspiel, von zwei Parteien zu je 11 Mann, also von 22 Personen, gespielt. Der Ball aus Baumwolle, vollkommen rund und etwa 200 Gramm schwer, ist gewöhnlich mit rothem Maroquinleder fest umzogen. Das Ballholz (bat) ist ein Stock zum Schleudern des Balls. Die sogen. Wickets, drei so dicht, daß der Ball nicht vollkommen hindurch kann, neben einander in die Erde gesteckte, etwas über zwei Fuß lange Stöcke, sind 22 Schritt von einander eingeschlagen. Auf diesen drei Stäben liegen wieder zwei kurze Stöckchen, sogen. Bails, lose auf, und zwar so, daß sie sich beide auf dem mittelsten Winkelstabe begegnen, und vor jedem Wicket steht auf einem 3 Fuß

Digitized by Google

5 Zoll im Quadrat großen Raum, dem sogen. **Popping crease**, ein Spieler, der **Batter**, welcher beim Schlagen diesen Raum nicht überschreiten darf. Die eine Partie sucht nun mit ihrem Ball das Wicket zu berühren, damit eins der **Bails** oder auch beide heruntergeworfen werden; gelingt dies nicht, und schlägt der vor dem Wicket stehende Spieler der Gegenpartei den Ball hinweg, so sucht dieser, ehe der Ball von der rings umherstehenden feindlichen Partei wieder zurückgeworfen oder ins Spiel gebracht wird, möglichst oft zu dem 22 Schritt davon stehenden andern Wicket zurückzulaufen, und nach der Anzahl dieser Läufe oder **Runs** wird das Spiel berechnet. Die größte Geschicklichkeit besteht daher auf Seite des Schlägers darin, den nach dem Wicket zu geschleuderten Ball schnell und weit bei Seite zu schlagen, um in der Zwischenzeit die größtmögliche Anzahl von Läufen zu erhalten, für den Werfer hingegen in der Kunst, den Ball so geschickt und schnell zu schleudern, daß er womöglich den Schläger umläuft und die **Bails** niederwirft. Außer diesem Doppelspiel, welches das gewöhnlichere ist, gibt es auch noch das einfachere Wicketspiel. Es gibt eine sehr große Anzahl der genauesten Regeln zu diesem Spiel, welches in ganz England mit großer Leidenschaft gespielt wird. Vgl. Pycroft, The Cricketfield (6. Aufl., Lond. 1873); Hankin, Cricket book (das. 1874).

Crickhowell (spr. -hau'l), Marktstädtchen in der engl. Grafschaft Brecknock (Wales), am Usk unterhalb der Stadt Brecknock, mit einem Stadthaus und einer Markthalle, einer Schloßruine und 1600 Einw. C. gegenüber liegt Llangattock, mit großen Eisenhütten und Kalksteinbrüchen.

Cricklade (spr. -lehd), altes Städtchen in der engl. Grafschaft Wilts, an der Themse, nordwestlich von Swieden, mit 1800 Einw., bildet mit der umliegenden Landschaft einen Parlamentsborough von (1871) 4362 Einw., der einen Abgeordneten ins Parlament schickt.

Crida (mittellat.), in einigen Gegenden Deutschlands s. v. w. Konkurs; daher Kridär, Gemeinschuldner im Konkurs.

Crieff, Stadt in der schott. Grafschaft Perth, am Earn und am Fuß der Grampians herrlich gelegen, mit 4000 Einw., welche Lein- und Baumwollweberei, Bleicherei, Gerberei ꝛc. treiben. In der Nähe, im malerischen Glen Almond, das Seminar der bischöflichen Kirche von Schottland.

Crillon (spr. krijóng), 1) Louis de Balbes de Berton de, einer der berühmtesten Helden des 16. Jahrh., »der Mann ohne Furcht«, von Heinrich IV. »der Tapfere der Tapferen« genannt, geb. 1541 zu Murs in der Provence, bildete sich zu Avignon, dann unter dem Herzog Franz Guise von Lothringen für den Kriegsdienst aus, ward 1557 Officier und zeichnete sich bei der Belagerung von Calais sowie bei der Einnahme von Guines durch seltenen Muth aus. Er unterdrückte die Verschwörung von Amboise 1560, focht gegen die Hugenotten und that sich in den Schlachten von Dreux, St. Denis, Jarnac und Montcontour hervor. Nach dem Frieden von St. Germain (1570) focht er als Malteserritter gegen die Türken und eröffnete die Seeschlacht von Lepanto. Die Greuel der Pariser Bluthochzeit mißbilligte er laut, zeichnete sich aber 1573 bei der Belagerung von La Rochelle aus. Heinrich III., den er nach Polen begleitet hatte, ernannte ihn zum Gouverneur von Lyon. Im Kriege gegen die Ligue zwang er 1580 La Fère zur Ergebung, ward Chef eines Garderegiments, Beisitzer im königlichen Rath und Generaloberstleutnant der Infanterie und unterwarf 1586 die Provence. Das Ansinnen Heinrichs III., den Herzog von Guise zu ermorden, wies er mit Entrüstung zurück. Später war er die einzige Stütze des schwachen Heinrich III., nach dessen Tod er der Freund und Rathgeber Heinrichs IV. wurde. Im Krieg Heinrichs IV. gegen Spanien zeichnete er sich wieder aus und befehligte 1600 ein Heer in Savoyen. Nach dem Frieden zog er sich nach Avignon zurück und starb daselbst 2. Dec. 1615. Vgl. Lussan, Vie de C. (Par. 1757 und 1781); Montrond, Histoire du brave C. (5. Aufl., das. 1874). Der Name C. ging auf seinen dritten Bruder, Thomas de Balbes Berton, über, und zu Gunsten von dessen Nachkommen in vierter Generation, François Felix, ward die Herrschaft C. in ein Herzogthum verwandelt.

2) Louis de Berton de Balbes de Quiers, Herzog von C.-Mahon, geb. 1718, trat 1731 in Kriegsdienste, focht 1733 in Italien, 1742 in Deutschland und ward im Siebenjährigen Krieg Generalleutnant. Wegen eines Streits mit dem französischen Ministerium trat er 1762 in spanische Dienste und ward im Krieg mit Portugal Grand der ersten Klasse und General. 1782 eroberte er die Insel Minorca, von deren Hauptstadt er den Titel Herzog von Mahon erhielt. Nach der Belagerung von Gibraltar ward er Generalkapitän von Murcia und Valencia und starb zu Madrid 1796. Seine »Mémoires« (Par. 1791) enthalten viel Treffliches über die Kriegskunst.

3) Louis Antoine François de Paule de C., Herzog von Mahon, dritter Sohn des vorigen, geb. 1775, war mit 18 Jahren Oberst in spanischen Diensten, fiel 1794 mit seinem ganzen Regiment in französische Gefangenschaft, durfte aber nach Spanien zurückkehren. Vom Baseler Frieden 1795 bis zum Frieden von Campo-Formio diente er als Freiwilliger unter Moreau, erhielt 1801 das Kommando einer spanischen Division, ward 1803 Gouverneur von Tortosa und 1807 Generalkapitän von Guipuzcoa, Alava und Biscaya. Auf Ferdinands Befehl trat er in die Dienste Joseph Bonaparte's, ward Generalleutnant der spanischen Armee und nach einander Generalkapitän von Navarra, Toledo und Cuença. Nach der Restauration 1814 in die Acht erklärt, mußte er mit seiner Familie nach Frankreich fliehen, wo er als Generalleutnant 5. Jan. 1832 starb.

Crimen (lat.), Verbrechen; so z. B. C. **ambitus**, Amtserschleichung; C. **attentatum**, s. Attentat und Versuch des Verbrechens; C. **barattariae**, s. Bestechung; C. **de residuis**, die Veruntreuung des anvertrauten öffentlichen Guts; C. **falsi**, Verbrechen der Fälschung; C. **fractae pacis publicae**, Landfriedensbruch; C. **laesae majestatis**, Majestätsverbrechen (s. d.); C. **peculatus**, Entwendung des öffentlichen Eigenthums von solchen, denen dasselbe nicht anvertraut war; C. **perduellionis**, Hochverrath (s. d.); C. **repetundarum**, Mißbrauch der Amtsgewalt zur Erlangung persönlicher Vortheile; C. **sacrilegii**, Kirchenraub (s. d.); C. **vis**, unbefugte Ausübung von Gewaltthätigkeit.

Crinoïdea, Klasse der Stachelhäuter (**Echinodermata**), s. Liliensterne.

Crinum *L.* (Hakenlilie), Pflanzengattung aus der Familie der Amarollideen, Zwiebelgewächse in Ostindien, China, Südafrika und Südamerika, mit in mehrere Reihen gestellten Blättern, großen Blüten-

dolden, prächtigen, wohlriechenden Blüten und häutiger Kapsel mit wenigen, eckigen Samen. C. amabile *Don.*, in Ostindien, an der Küste von Koromandel, blüht zu verschiedenen Jahreszeiten und mehrmals im Jahr, ist die prächtigste Art dieser an Schönheit so reichen Gattung. Die Zwiebel ist säulenförmig, fast cylindrisch, oben verdünnt, 30 bis 38 Centim. hoch, mit mehr oder minder purpurrother Oberhaut. Die Blätter sind fast 2 Meter lang, bis 16 Centim. breit, nach allen Seiten ausgebreitet, lineal-lanzettförmig, spitz, glatt, ganzrandig, ausdauernd, mit starker Mittelrippe versehen. Der 1 Meter hohe Schaft trägt eine reiche Dolde von 20 bis 30 gestielten, bis 16 Centim. langen, purpurrothen Blüten, deren Einschnitte weiß, auswendig purpurroth und zurückgerollt sind. Die Staubfäden und Griffel sind purpurroth. Von C. asiaticum *L.*, in Bengalen und auf den Molukken, mit weißen Blüten, wird die Zwiebel bei Wunden von vergifteten Pfeilen oder bei giftigen Bißwunden, nach dem Genuß giftiger Fische und Krebse angewendet und bewirkt heftiges Erbrechen und starken Schweiß. C. capense *Herb.* (Amaryllis longifolia *L.*), auf dem Kap, hat 10- bis 20blumige, weiße oder blaßrothe Dolden, ausdauernde Blätter, wächst sehr üppig in großen Töpfen, die in Kübeln voll Wasser stehen, auch an Teichen in warmer Lage.

Crin végétal (das, franz. m., spr. kräng wéschetall), vegetabilisches Ersatzmittel für Roßhaare, kommt von sehr verschiedener Beschaffenheit und Abstammung in den Handel. Ein wenig elastisches und auch nicht sehr dauerhaftes Material liefern die Blätter von Carex brizoïdes, die besonders aus Oberösterreich und Baden in großer Menge in den Handel kommen. Ungleich besser sind die gespaltenen Blätter der Zwergpalme, Chamaerops humilis, die als C. d'Afrique, C. Aversing aus Algier exportirt werden. Man färbt das grünliche Material auch schwarz und verwendet es in Europa sehr allgemein. Ejoo, Gomuti-Fibre von der indischen Arenga saccharifera und die Kitool von Caryota mitis auf Réunion und C. urens in Indien sind schwarz und bleiben nach dem Abfall der Wedel als Rest der Gefäßbündel an den Stämmen der genannten Palmen zurück. Diese Fasern übertreffen weit die beiden ersten Materialien; aber weitaus das beste C. bildet die Caragate, Baumhaar, das Gefäßbündel der Luftwurzeln einer im tropischen Amerika auf Bäumen schmarotzenden Bromeliacee. Die Faser wird 22 Centim. lang, steht an Elasticität und Festigkeit dem Roßhaar sehr nahe, bildet aber in Abständen von einigen Centimetern verzweigte Fasern und entwickelt beim Verbrennen nicht den bekannten Geruch, welchen verbrennendes Haar gibt.

Criocĕras, s. Ammoniten.

Crispalt (s. v. w. Crosta alta, »hoher Grat«), das Haupt einer der kleineren Gruppen der Glarner Alpen, 3080 Meter hoch. Vor ihm, in das bernerische Reußthal vortretend, der Bristenstock (3075 Meter), ein pyramidaler Bergstock. Die Gruppe ist durch den Oberalppaß von dem Gebiete des St. Gotthard, durch den Kreuzlipaß vom Piz Tgietschen, einem Berg der Tödigruppe, geschieden.

Crispin (spr. -pâng), komische Maskenrolle des franz. Theaters, ein Bedienter, der entweder durch Pfiffigkeit seinem Herrn in dessen Liebeshändeln förderlich, oder durch Ungeschicktheit und Tölpelhaftigkeit hinderlich ist. Die Rolle des C. ward von Raimond Poisson um 1600 erfunden, und das diesem Darsteller eigenthümliche Stottern gehörte später zu den Eigenthümlichkeiten der Rolle, deren Blütezeit von 1677—1730 dauerte.

Crispīnus, Heiliger und Märtyrer, aus einer vornehmen römischen Familie, flüchtete mit seinem Bruder Crispianus wegen der Christenverfolgung des Kaisers Diokletian nach Soissons, wo beide das Schuhmacherhandwerk trieben, aber um 287 vom Landpfleger Rictius Varus verhaftet und in einen mit geschmolzenem Blei angefüllten Kessel geworfen wurden. Sie sind die Patrone des Schuhmacherhandwerks. Bekannt ist die Sage, daß sie das Leder stahlen, um den Armen unentgeltlich Schuhe zu verfertigen, weshalb man Wohlthaten, die auf anderer Kosten erzeigt werden, Crispinaden nennt. Tag: 25. Okt.

Crispus, Konstantins d. Gr. ältester Sohn von Mamertina, hatte den beredten Lactantius zum Lehrer, wurde, 17 Jahre alt, Cäsar und mit der Verwaltung Galliens beauftragt, wo er bei den Einfällen der Deutschen seine kriegerische Tüchtigkeit bewährte. Sein Vater aber rief ihn in seine unmittelbare Nähe zurück und ließ ihn, angeblich auf die Anklage seiner Gemahlin Fausta, daß der Jüngling um ihre Liebe buhle, 326 zu Pola in Istrien tödten.

Crittenden, John J., amerikan. Staatsmann, geboren um 1787 in Kentucky, wurde 1817 Mitglied des Senats der nordamerikanischen Freistaaten, practicirte 1819—35 als Advokat, war dann bis 1841 wieder Senator und wurde unter dem Präsidenten Harrison Justizminister. Er gab aber bald seine Entlassung ein, saß von 1842—48 wieder im Senat, wurde dann Gouverneur von Kentucky und im Juli 1850 wieder Justizminister im Kabinet Taylors. Unter Präsident Fillmore bekleidete er 1850—53 zum zweitenmal das Amt des Attorney general und wurde dann abermals Senator, in welcher Stellung er bis 1861 verblieb. Bis zum Tod Henry Clay's wirkte er ganz im Sinn der politischen Anschauungen dieses Staatsmanns. In den Debatten über die Sklaverei nahm er einen gemäßigten Standpunkt ein und brachte daher 18. Dec. 1860 einen Vermittelungsvorschlag ein, dazu bestimmt, der Secession vorzubeugen. Als derselbe aber ohne Ergebnis blieb, zog er sich 1861 definitiv aus dem politischen Leben zurück; er starb zu Frankfort in Kentucky 26. Juli 1863.

Crivelli, Carlo, Maler, nannte sich selbst Venetus, war also wohl zu Venedig geboren (gegen 1435). Er lernte vermuthlich bei Giambono in Venedig, nebst dem aber auch die Richtung Vivarini's von Murano mächtig auf ihn einwirkte. Seit 1468 war C. besonders in den Städten der römischen Mark, namentlich in Ascoli, thätig, woselbst ihn der Stil Gentile's da Fabriano beeinflußte. Seine Gestalten sind eigenthümlich hart und streng, wogegen ihm aber auch wieder in dem mütterlichen Ausdruck der Madonnen der Liebreiz gelingt. Im Ornament schließt er sich an die paduanische Schule an und hegte zugleich eine besondere Vorliebe für Blumen- und Fruchtgewinde und in Gips reliefartig aufgesetzte Ornamente. Der König von Neapel, für den er arbeitete, verlieh ihm Titel und Rechte eines Adligen. C. starb nach 1493. Werke von ihm befinden sich in Ascoli, Mailand, Ancona, Rom, Berlin u. a. O.; sie kommen verhältnismäßig häufig vor.

Croccia (ital., f., spr. trotsche; lat. Crocĕa), die rothe Kardinalskleidung.

Crochet (franz., spr. kröschä), Haken; kleine rückwärts gebogene Verlängerung der einzelnen Schläge der Approchen (Laufgräben). Ihr Zweck ist diese Schläge vor enfilirendem Feuer aus der Festung zu schützen; nebenbei dienen sie als Ausweichestellen, als Aufstellungsplätze für Wachen, zu kleinen Materialiendepots, als Abtritte ꝛc.

Crociati (ital., spr. krotschä-, »Kreuzfahrer, Theilnehmer an einem Kreuzzug«), Name der 1848 im Kirchenstaat organisirten Freischaren, welche die Lombardei von der österreichischen Herrschaft befreien wollten.

Crocus *L.* (Safran), Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, Zwiebelgewächse mit linealen, in der Mitte meist mit gelben oder weißen Streifen gezeichneten Blättern und unmittelbar aus der dichten netzfaserigen Zwiebelknolle hervorkommenden, langröhrigen, trichterförmigen Blüten. C. sativus *L.* (echter Safran, Herbstsafran, s. Tafel »Arzneipflanzen«), mit sehr schmalen, linienförmigen, am Rand umgerollten, dunkelgrünen Blättern, die mit der Blüte zugleich oder etwas früher hervortreten und eine nach unten flach hervortretende, dort weiße Mittelrippe besitzen; die Blüten sind kurzgestielt, lillafarben, die Narben von der Länge des Perigons, später herabhängend, fast flach, nach oben allmählich und wenig erweitert, fein gekerbt. Der Safran wächst wild in Vorderasien und Griechenland und wird angebaut in Kaschmir, Persien, im südlichen Arabien und gegenüber in Afrika, bei Manisa in Kleinasien, in Makedonien, Italien, Spanien, Frankreich (Gâtinais bei Orléans, Avignon), in Oesterreich, im südlichen England, stellenweise auch in Deutschland und in der Schweiz. Die Pflanze gedeiht in leichtem, humusreichem Boden in warmen Gegenden, besonders auf südlichen, sanften Abdachungen, die gegen Nord- und Ostwinde geschützt sind, soweit wie der Weinstock noch süße Früchte bringt. Da das mehrere Jahre dauernde Gewächs nicht in den gewöhnlichen Feldbau paßt, auch nicht jeder Boden zu dessen Anbau geeignet ist, so muß es in Plantagen gebaut werden. Die Ernte beginnt im Herbst, wenn die Blüten vollkommen entwickelt sind, und dauert einige Tage oder mehrere Wochen. Aus den gepflückten Blüten werden die drei Narben ohne den gelben Griffel ausgelöst und bilden getrocknet den Safran (s. d.) des Handels. Von Herbstcrocus werden als Zierpflanzen kultivirt C. iridiflorus *Heuf.*, aus Griechenland, mit blauer Blüte, C. nudiflorus *Smith*, aus dem Orient, mit blaßblauer Blüte, C. speciosus *Bieberst.*, aus Taurien, mit dunkelblauer Blüte. Viel verbreiteter sind die Frühlingscrocus, besonders C. vernus *Smith*, mit violettblauen oder weißen Blüten, aus Südeuropa, und der gelbe Safran, C. luteus *Lam.*, mit schönen, großen, dottergelben, glockenförmigen Blumen, aus Taurien, C. variegatus *Hoppe*, mit blaßblauen Blüten, aus dem Litorale, C. versicolor *Kerr.*, mit weißen und blauen Blüten, aus Südeuropa ꝛc. Diese Arten und zahlreiche Varietäten werden besonders als Einfassung der Blumenbeete oder truppweise am Rande der Strauchgruppen und in Rasenflächen gepflanzt, auch benutzt man sie häufig zum Treiben im Winter.

Crocus martis adstringens, s. v. w. Ferrum oxydatum rubrum, Eisenoxyd; Crocus martis aperitivus, s. v. w. Ferrum oxydatum fuscum, Eisenoxydhydrat.

Croisade (franz., spr. kroasahd), Kreuzzug.

Croisés (spr. kroase), Köperzeuge jeder Art.

Croisic, Le (spr. kroasik), Hafenstadt im franz. Departement Niederloire, Arrondissement St. Nazaire, auf einer in den Atlantischen Ocean vorspringenden Landzunge, zwischen der Mündung der Vilaine und Loire, Sitz mehrerer ausländischen Konsuln, hat eine hydrographische Schule, schöne Quais, die Kapelle St. Goustan (mit einer wunderthätigen Quelle, wohin zahlreiche Wallfahrten stattfinden), bedeutende Sardellen- und Makrelenfischerei, Seesalzgärten von 21 Hektar (jährliche Ausfuhr von Salz 12 Mill. Kilogr.), Dünger- und Sodafabrikation, Schiffsbau und (1872) 3344 Einw.

Croker, 1) John Wilson, engl. Parlamentsredner, Dichter und Journalist, geb. 20. Dec. 1780 zu Galway, studirte in Dublin die Rechte, prakticirte dann daselbst und ward 1807 von der irischen Grafschaft Downe ins Parlament gewählt. Als erster Sekretär der Admiralität gewann er bedeutenden Einfluß auf die Verwaltung des Seewesens, legte aber 1830 seine Stelle nieder und kämpfte im Parlament 1830—32 als Tory und entschiedener Gegner jeglichen Fortschritts gegen die Reformbill, sowie gegen die Emancipation der Katholiken. Er starb 10. Aug. 1857. In seinen »Familiar epistles« geißelte er die irländische Schaubühne, und in »An intercepted letter from China« (1805) schilderte er mit schonungsloser Satire die Sitten von Dublin. Für das von ihm mit Scott und Canning 1809 gegründete »Quarterly Review« schrieb er viele zum Theil sehr bemerkenswerthe Aufsätze. Er gab auch Boswells »Johnson« (Lond. 1831, 5 Bde.) heraus.

2) Thomas Crofton, geschmackvoller Bearbeiter der Sagen Irlands, geb. 15. Jan. 1798 zu Cork, war bei der britischen Marineverwaltung angestellt und starb 8. Aug. 1854 in der Nähe von London. Seine »Researches in the south of Ireland« zeichnen sich durch eine glückliche Mischung von Humor, innigem Gefühl und archäologischer Gelehrsamkeit aus. Darauf folgten die »Fairy legends and traditions of the south of Ireland« (Lond. 1827, neue Ausg. 1870); »Legends of the lakes, or sayings and doings at Killarney« (das. 1828, 2 Bde.); »Daniel O'Rourke«, eine Art irischer Münchhauseniade (das. 1828); »Barney Mahoney« (das. 1832); »My village« (das. 1832) und »Popular songs of Ireland« (das. 1839), von denen nur »Barney Mahoney« und »My village« im eigentlichen Sinn Originale sind. Die übrigen sind Kompilationen wie Scotts »Minstrelsy of the Scottish border«, aber mit Sachkenntnis und Begeisterung für die nationalen Sitten und Ueberlieferungen zusammengestellt. »Barney« ist der Typus eines Irländers aus der dienenden Klasse. Das Gedicht »A Kerry pastoral« (Lond. 1844), eine altirische Nachahmung der ersten Ekloge Virgils, wurde von C. auf Kosten der Percy-Society herausgegeben. Außerdem veröffentlichte C. die interessanten »Memoirs« J. Holts, des irischen Rebellengenerals von 1798 (1838, 2 Bde.).

Crola, Heinrich, trefflicher Landschaftsmaler, geb. 1804 zu Dresden, Schüler des geschickten Landschaftsmalers Klengel in Dresden, gewann erst nach seiner Uebersiedelung nach München 1825 seinen eigenthümlichen Stil, indem er eifrige Naturstudien machte und zugleich von Rottmanns idealerer Auffassung berührt wurde. In den dreißiger und vierziger Jahren erwarben sich seine durchgeführten Bilder, die er schön zu komponiren und sorgfältig auszuführen wußte, eine warme Anerkennung; das

Emporkommen des modernen Naturalismus hat ihn jedoch gänzlich zurückgedrängt.

Cromarty (spr. -már-), Grafschaft im nördlichen Schottland, besteht aus mehreren einzelnen, in der Grafschaft Roß zerstreut liegenden Stücken Landes (das größte im Westen) und ist daher geographisch wie auch politisch mit der genannten Grafschaft verbunden (s. Roß). Auf der östlichsten Parcelle, die an den Moray- und den Cromartyfirth grenzt, liegt südlich am Eingang zum letztern die gleichnamige Hauptstadt mit 1476 Einw. und einem weiten und sichern Hafen, groß genug, um die engl. Flotte aufzunehmen. Die Bewohner treiben viel Fischfang. Dabei der Fels Farquhars-Bed und die versteinernde Quelle Dripping Well. In der Nähe ein Obelisk zu Ehren des schottischen Geologen Hugh Miller.

Cromdale (spr. -dehl), Dorf in der schottischen Grafschaft Inverneß, am Spey, bekannt durch ein Gefecht mit einem Reste der Anhänger der Stuarts 1. Mai 1690, welches Gegenstand eines bekannten schottischen Volksliedes ist.

Cromer, Martin, poln. Geschichtschreiber, geb. 1512 in Biecz in Galizien, studirte in Krakau, ward dort Domherr, dann Sekretär und Reisebegleiter des Prinzen Sigismund August und nach dessen Thronbesteigung mit der Ordnung des Reichsarchivs zu Krakau beauftragt. Er wurde geadelt und Gesandter am Hof Karls V., sodann des Papstes, später bei Kaiser Ferdinand I., 1572 bei den Friedensverhandlungen zwischen Schweden, Dänemark und Lübeck zu Stettin, begleitete dann den Kardinal Hosius auf das Tridentiner Koncil und wurde Administrator des Bisthums, 1574 Koadjutor und 1579 selbst Bischof von Ermeland. Er starb 23. März 1589. Er war einer der gelehrtesten Theologen und der heftigsten Gegner der Reformation. Sein Werk: »De origine et rebus gestis Polonorum« (Basel 1555 u. öfter, auch deutsch) gilt für die beste polnische Geschichte; sie reicht bis zum Tod Sigismunds I. und ist in elegantem Latein geschrieben, aber oft unkritisch.

Cromford, Stadt in der engl. Grafschaft Derby, am Derwent, südlich von den Matlock Baths, mit römischen Alterthümern, schöner Kirche und (1871) 1140 Einw. Hier gründete Arkwright 1771 die erste Kattunfabrik, die noch heute, im Besitz seiner Nachkommen, blüht. In der Nähe führt der Cromfordkanal mittels eines Aquädukts, der einen Bogen von 26 Meter Spannung hat, über den Derwent.

Cromlech, in England, Schottland und Irland Name derjenigen Denkmäler, welche aus aufgerichteten Steinen bestehen, über welche ein anderer als Decke gelegt ist. In der Bretagne heißen dieselben Dolmen, in Skandinavien Döß oder Dyß. Bisweilen findet man ganze Gruppen von Cromlechs zu hunderten; einige sind von Steinkreisen umgeben, solche scheinen in uralter Zeit als Wallfahrtsorte gedient zu haben; da man freilich nur ziemlich selten in ihrer unmittelbaren Nähe Reste aus vorhistorischer Zeit fand, die uns über ihren besondern Zweck Aufschluß geben könnten, so ist ihre Bestimmung noch in räthselhaftes Dunkel gehüllt. Manche nehmen an, daß der horizontal auf den anderen Steinen ruhende Stein als Idol diente. Bei verschiedenen Cromlechs ist jedoch nachgewiesen, daß sie als Begräbnisstätten gedient haben, z. B. diejenigen auf den Inseln im Kanal, die damit förmlich übersäet sind. Der größte von allen erhebt sich auf Guernsey Island an der Ancressebai und gewährt auf seinem Dach eine weite Aussicht über das Meer; die hier gefundenen Geräthe, Krüge ꝛc., welche sich in ihrer Form und Ornamentik den in deutschen Hünengräbern vorkommenden nähern, deuten darauf hin, daß die Errichtung des C. in der Steinzeit stattfand. Man bezeichnet sie gewöhnlich als »altkeltisch«; doch ist keineswegs genau bekannt, von welchem Volk sie herrühren.

Crompton (spr. krommt'n), Samuel, engl. Mechaniker, geb. 3. Dec. 1753 zu Firwood in Lancashire, Sohn eines Webers, zog 1757 nach dem nahen Hall-in-the-wood und starb daselbst 26. Jan. 1827. Er konstruirte 1774—79 die vollkommenste Spinnmaschine, welche (in sehr wesentlicher Verbesserung) noch heute die Spinnsäle beherrscht, weil sie Gespinste von der größten Feinheit und nach Belieben stärkerer oder schwächerer Drehung zu liefern vermag. C. nannte seine Erfindung Mulejenny (mule, Maulthier), weil er von Arkwrights Watermaschine das Walzenstreckwerk und von Hargreaves' Jennymaschine die Anordnung eines Wagens entnommen hatte. Vgl. French, Life and times of C. (2. Aufl., Lond. 1860).

Cromwell, 1) Thomas, Baron von Okenham, Graf von Essex, engl. Staatsmann, geb. 1490 zu Putney, Sohn eines Grobschmieds, focht 1526 in der kaiserlichen Armee bei der Einnahme Roms, trat dann in die Dienste des Kardinals Wolsey, gewann die Gunst Heinrichs VIII., erhielt 1535 die Baronie Okenham, ward Staatssekretär und als Generalvikar Stellvertreter des Königs mit der absoluten Gewalt über die Kirche, deren Umwandlung in des Königs Sinn er durchführte. Weil namentlich die Klöster angegriffen wurden, so bekam C. den Namen »Hammer der Mönche«. C. vermittelte die bald wieder aufgelöste Ehe Heinrichs mit Anna von Kleve und ward 1540 zum Grafen von Essex erhoben. Des Königs Neigung zu Katharina Howard gab deren Oheim, dem Herzog von Norfolk, die Macht, den verhaßten Emporkömmling zu stürzen. C. wurde, des Hochverraths und der Ketzerei angeklagt, vom Oberhaus ohne Verhör zum Tode verurtheilt und 28. Juli 1540 hingerichtet.

2) Oliver, Protektor der vereinigten Republik England, Schottland und Irland, geb. 25. April 1599 zu Huntingdon in bescheidenen Verhältnissen, obwohl seine Familie väterlicherseits mit dem vorigen, mütterlicherseits mit den Stuarts verwandt war. In der Familie wurde eine puritanische Frömmigkeit und Sittenstrenge geübt, welche sich früh auf C. übertrugen. Die Gerüchte von einer leichtsinnigen, wüsten Jugend Cromwells sind durchaus grundlos. Nachdem er ein Jahr in Cambridge studirt und einige Zeit in London zugebracht hatte, lebte er als fleißiger, stiller Gutsbesitzer, schloß eine bürgerliche Ehe, besuchte dabei aber eifrig die Versammlungen der Puritaner, unternahm gelegentlich auch selbst eine Bekehrungsfahrt. Einer der angesehensten Patrioten jener Zeit, John Hampden, war sein Vetter. Oeffentlich trat er zum erstenmal auf in dem Parlament von 1628, wo er gegen die Unterstützung sprach, welche der Bischof von Manchester den papistischen Umtrieben angedeihen lasse. Während der folgenden 11 Jahre der königlichen Selbstregierung lebte er wieder auf seinem Gut, gewann aber unter den Puritanern einen immer steigenden Einfluß. So wurde er auch in die 1640 berufenen Parlamente gewählt, wo er durch feurige, schwärmerische Rede trotz seiner plumpen Erscheinung Aufsehen erregte. Als der Konflikt zwischen

itized by Google

König und Parlament ausbrach, trat C. mit Aufopferung seines Vermögens nebst dem ältesten seiner sechs Söhne für die Sache der bürgerlichen Freiheit auf. Im Gegensatze zur Halbheit der meisten hatte er ein klares Bewußtsein von der Tragweite seines Entschlusses: nöthigenfalls, sagte er, müsse der König niedergeschossen werden. Da er einsah, daß die Kavaliere des Königs nicht von den aus viel Gesindel bestehenden Truppen des Parlaments besiegt werden konnten, suchte er ein gesinnungstüchtiges, von politischer und religiöser Ueberzeugung getragenes Heer zu bilden und schuf eine Anzahl von Musterkompagnien aus den ihm ergebenen Puritanern, welche die strengen Gewohnheiten ihrer Versammlungen ins Lager brachten und daher als »Heilige« verspottet wurden, aber für die Sache der Freiheit mit Gut und Blut einstanden. Mit diesen Truppen brachte er 1644 bei Marston Moor den bisher unbesiegten Kavalieren des Prinzen Ruprecht eine Niederlage bei, und in dem Treffen bei Newbury verhinderte ihn nur die Zurückhaltung seines Obergenerals, des Grafen von Manchester, welcher nicht die Vernichtung des Königthums wollte, die königlichen Truppen gänzlich aufzureiben. Umsomehr sprach C. im Parlament 1644 für energischere Kriegführung und setzte die sogen. Selbstverleugnungsbill durch, wonach kein Parlamentsmitglied ein bürgerliches oder militärisches Amt bekleiden durfte. Die Folge war, daß die presbyterianischen, hin und her schwankenden Generäle austraten. C. selbst jedoch blieb in seiner Stellung als Officier. Die Leitung des Kriegs ging jetzt ganz an C. und Fairfax über, das ganze Heer wurde puritanisch reformirt und mit dieser Glaubensarmee Karl I. 16. Juni 1645 bei Naseby völlig geschlagen, worauf er nach Schottland floh. Von den Schotten aber wurde er um 400,000 Pfd. Sterl. an die englischen Presbyterianer ausgeliefert, die ihn auf Schloß Holdenby gefangen setzten. Das meist aus Presbyterianern bestehende Parlament suchte sich nun der »Independenten« Cromwells zu entledigen und bereitete daher eine Auflösung des Heers vor; allein dieses konstituirte ein Gegenparlament, brachte den König in seine Gewalt, rückte vor London, und nun verlangte C., »die Hand am Schwert«, die Ausstoßung von 11 Parlamentsmitgliedern, welche sich auch rasch davon machten. Kurz darauf rückten 20,000 Independenten in London ein und beherrschten nun das Parlament. Der König war anfangs von ihnen sehr anständig gehalten worden, und er hoffte sogar, sich der beiden Parteien gegen einander bedienen zu können, weshalb er sich auch C. zu nähern suchte und demselben alle möglichen Auszeichnungen versprach. Als aber eine Depesche des Königs aufgefangen wurde, in welcher er statt des Hosenbands von einem Strick sprach, zog sich C. ganz von ihm zurück, und der König sah sich persönlich so gefährdet, daß er 11. Nov. 1647 auf die Insel Wight entfloh, wodurch er seine Sache sehr verschlimmerte. Jetzt sprach C. offen aus, daß an die Stelle der königlichen Regierung die des Parlaments treten müsse. Dies war die Losung zu neuem Krieg, aber alle Gegner Cromwells und der Independenten, Schotten, Royalisten, Presbyterianer, wurden nach einander besiegt, und nun war C. erst vollkommen Herr der Lage. Mit den Schotten wurde 26. Sept. 1648 ein Friede geschlossen, der die Verbindung der zwei Königreiche erneuerte; das immer noch widerspenstige Parlament wurde gründlich gereinigt und über den König Gericht gehalten. Die Anklage auf Hochverrath und Anstiftung des Bürgerkriegs wurde von dem »Rumpfparlament« angenommen und nach neuem, revolutionärem Staatsrecht wurde Karl I. 25. Jan. 1649 zum Tode verurtheilt und 30. Jan. hingerichtet. Aber dadurch wurde auf verschiedenen Seiten Opposition hervorgerufen, das Königthum hatte namentlich in der Aristokratie und der Hochkirche noch mächtige Anhänger, und C. hatte seine einzige Stütze in seinem 50,000 »Heilige« starken Heer, welches sich in keinen regelrechten Staatsorganismus einfügen ließ. Dazu kamen Erhebungen in Irland und Schottland. Zuerst schlug C. 1649 die royalistische, aus Katholiken und Presbyterianern bestehende Rebellion in Irland nieder und hielt ein blutiges Strafgericht, welches sein Nachfolger Ireton vollendete. 1650 wandte er sich gegen die Schotten, die Karl II. als König ausgerufen hatten; 3. Sept. besiegte er sie bei Dunbar entscheidend, und als Karl II. selbst mit 11,000 Mann in England erschien, wurde er 3. Sept. 1651 bei Worcester von C. aufs Haupt geschlagen. So sicherte sich C. gegenüber der innern Opposition seine Gewalt durch eine glänzende Kriegführung, sowie durch echt nationale Haltung dem Ausland gegenüber. Wider sein Erwarten zeigte sich die holländische Republik feindselig; daher versetzte ihr C. durch die Navigationsakte von 1651, welche die holländischen Schiffe von England ausschloß, einen empfindlichen Schlag. Die Folge war ein Seekrieg, der Englands Größe zur See begründete; nach den Seeschlachten bei La Hogue und Dünkirchen 1653, in welchen Cromwells Gesinnungsgenosse, Robert Blake, die holländischen Seehelden Tromp, Ruiter u. a. schlug, konnte C. 1654 den Frieden diktiren, in welchem sich Holland der Navigationsakte unterwarf. Indessen hatten aber im Innern wichtige Aenderungen stattgefunden. Das noch bestehende Rumpfparlament hatte längst Unzufriedenheit erregt, und als es dennoch sich den Wünschen Cromwells und der Armee nicht fügen wollte, wurde es 20. April 1653 durch Militär gesprengt und nun das sogen. kurze oder Bareboneparlament eingesetzt, welches 4. Juli 1653 zusammentrat und hauptsächlich aus Independenten bestand. Im December 1653 wurde eine neue Verfassung proklamirt, welche die oberste Staatsgewalt einem »Lordprotektor«, d. h. C., übertrug, welcher 16. Dec. die Huldigung unter großem Pomp annahm und so, wenn auch ohne den königlichen Titel, eine mehr als königliche Gewalt über die drei Königreiche erhielt. C. benutzte seine Gewalt zu einer Reihe von ruhmreichen Handlungen der auswärtigen Politik. Zunächst wurde der glänzende Friede mit Holland geschlossen; sodann wurde Portugal gedemüthigt, Spanien nach Verlust mehrerer Flotten und nach der Wegnahme Jamaica's durch Blake zum Frieden gezwungen, Ludwig XIV. die Anerkennung der englischen Republik abgenöthigt; dazu trat C. als Beschützer des Protestantismus auf dem Kontinent auf und gab seinen Wünschen durch seine Flotte den nöthigen Nachdruck. So trat England durch C. seine weltbeherrschende Stellung an. In London war 3. Sept. 1654 ein Parlament zusammengekommen, welches aber trotz der Vorstellungen Cromwells als konstituirende Versammlung sich geberden wollte und daher Januar 1655 wieder aufgelöst wurde. Die darauf folgenden Komplotte und Verschwörungen wurden mit Strenge niedergeschlagen und durch eine

in 13 Bezirke eingetheilte, aus Independenten organisirte Miliz die Ordnung im Land aufrecht erhalten. So waltete ein Militärdespotismus, der aber heilsam und nothwendig war. Die Gewissensfreiheit wurde respektirt, Katholiken, Quäker und Juden wurden mit Milde behandelt, Presse und Wahlrecht hatten freien Spielraum. Daher schlug auch das 1656 wieder berufene Parlament einen versöhnlichern Ton an. Gleichwohl sprach es sich in der Mehrheit dahin aus, daß man zu der Monarchie zurückkehren müsse, und C. sah selbst, daß die konservativen Elemente herangezogen werden mußten. Die Krone lag jetzt vor ihm, er durfte sie nur ergreifen; aber er that diesen Schritt nicht wegen der Abneigung gegen die Monarchie, welche er bei der Armee fand. So erklärte er, nicht König, sondern der erste Konstabler der Nation sein zu wollen, errichtete aber zugleich im Einverständnis mit dem Parlament ein Oberhaus und erhielt das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen. War aber schon die Zusammensetzung des Hauses der Lords schwierig, indem bei der Zurückhaltung des Adels zum Theil Leute niedrigen Standes gewählt werden mußten, so war es noch schlimmer, als nach dem Zusammentritt beider Häuser Januar 1658 die Gemeinen dem Oberhaus überhaupt die Anerkennung verweigerten. C. mußte das Parlament 4. Febr. 1658 auflösen; er that es mit den Worten: »Gott sei Richter zwischen Euch und mir!« So war der Friede im Innern nicht hergestellt, aber England durch ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich, durch die Demüthigung Spaniens und Hollands, durch den Aufschwung des Handels nach außen groß geworden, als C., der in der letzten Zeit von Anschlägen auf sein Leben bedroht wurde und mehrfaches Familienunglück erlitt, 3. Sept. 1658 starb. Seine und seiner Angehörigen Leichen wurden von den Stuarts nach ihrer Rückkehr ausgegraben und an den Galgen gehängt; die Nachwelt aber ist zu dem Urtheil gelangt, daß C. der Begründer von Englands Größe war. Alle Mächte Europa's beugten sich seinem Einfluß, und mit voller Entschiedenheit vertrat er die Freiheitsideen der neuern Zeit. Die Sammlungen der Briefe und Staatsschriften Cromwells sind von Carbe 1737, von Nikols 1743, in neuester Zeit, mit den Reden, von Th. Carlyle (1846, 3 Bde.; neue Ausg. 1871, 5 Bde.) herausgegeben worden. Vgl. Villemain, Histoire de C. (Par. 1819, 2 Bde., neue Aufl. 1844; deutsch von Berly, Leipz. 1830); O. Cromwell, Memoirs of the Protector Oliver C. and of his sons, Richard and Henry (Lond. 1820); Merle d'Aubigné, Le protecteur, ou la république d'Angleterre aux jours de C. (Par. 1848; deutsch von Pabst, Weim. 1858; von Merschmann, Elberf. 1859); Guizot, Histoire de la république d'Angleterre et de C. (Par. 1854, 2. Aufl. 1870; deutsch, Leipz. 1853); Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution (6. Aufl., Berl. 1853); Andrews, Life of Oliver C. (Lond. 1868); Sträter, Oliver C. (Leipz. 1871); R. Pauli, im »Neuen Plutarch«, Bd. 1 (Leipz. 1874).

3) Richard, der älteste Sohn des vorigen, geb. 1626, war still auf dem Land erzogen, frei von allem Ehrgeiz, nahm die ihm vom Staatsrath gebotene Würde als Protektor an, erkannte aber bald das Mißliche seiner Stellung. Als sich das vom Kriegsrath eigenmächtig berufene, von Oliver C. gesprengte lange, sogen. Rumpfparlament als die höchste Staatsgewalt konstituirte, legte er 25. Mai 1659 seine Würde freiwillig nieder und zog sich auf sein Landgut zurück. Bei der Thronbesteigung Karls II. ging er nach Frankreich, kehrte jedoch um 1680 zurück und lebte unter dem Namen Clark zu Cheshunt in der Grafschaft Hertford. Er starb 1712. Sein jüngerer Bruder, Henry, war seit 1654 Statthalter von Irland, legte aber nach der Abdankung seines Bruders seine Würde ebenfalls nieder und starb 1674 in Zurückgezogenheit in England. Vgl. Guizot, Histoire du protectorat de Richard C. (2. Aufl., Par. 1869; deutsch, Leipz. 1857).

Cronegk, Johann Friedrich, Freiherr von, deutscher Dichter, geb. 2. Sept. 1731 zu Ansbach, wo sein Vater Generalfeldmarschallleutnant war, lernte früh die klassischen Schriften der Römer, Spanier, Franzosen, Engländer und Deutschen kennen, widmete sich seit 1749 zu Halle und Leipzig dem Studium der Rechte und trat mit den namhaftesten Schriftstellern der neuern Richtung, besonders mit Gellert, in Beziehung. Nachdem er sich schon in Ansbach durch ein Lustspiel: »Der Mißvergnügte«, in der dramatischen Poesie versucht hatte, schrieb er in Leipzig das Lustspiel »Der Mißtrauische« und entwarf den Plan zu seinem »Codrus«. Im Jahr 1752 machte er eine längere Reise nach Italien und Paris und ward 1754 zum ansbachischen Kammerjunker und Hofrath ernannt. Von 1754—56 gab er mit Rabe, Uz und Hirsch die moralische Wochenschrift: »Der Freund« heraus. Bei der vom Buchhändler Nicolai veranstalteten Preisbewerbung für das beste deutsche Trauerspiel (1757) trug sein selbst von Lessing anerkannter »Codrus« den Sieg davon. C. starb schon 31. Dec. 1758. Als Tragiker galten auch ihm, wie seiner Zeit, die französische Tragödie und theilweise Seneca als höchstes Muster. Im »Codrus« ist mehr Rhetorik als Handlung, die Charakteristik zu allgemein und idealisirt, die Sprache jedoch schwunghaft und die Verse, trotz der unglücklichen Wahl des gereimten Alexandriners, fließend. Schwächer ist C. in seinen Lustspielen. Zu seinen besten Arbeiten gehören Lehrgedichte, Epigramme und geistliche Lieder. Sein poetischer Nachlaß mit beigefügter Biographie erschien, von Uz herausgegeben, Leipzig und Ansbach 1760—61, 2 Bde.; neue Auflage 1771—73. Vgl Henr. Feuerbach, Uz und C. (Leipz. 1866).

Cronholm, Abraham, schwed. Historiker, geb. 22. Okt. 1809 zu Landskrona in der Landschaft Schonen, studirte 1825—29 auf der Universität zu Lund und war 1832—55 Professor der nordischen Geschichte an derselben Man hat von ihm mehrere wichtige Werke, wie über die Wäringer (»Vaeringarne«, Lund 1832), über nordisches Alterthum (»Forn-nordiska-minnen«, 1833—35, 2 Bde.), über die katholische Ligue und die Hugenotten (»Catholska Ligan og Huguenotterne«, 1839), eine Geschichte Schonens nach unveröffentlichten Quellen (»Skånes politiska historia«, 1846—51, 2 Bde.) und des Dreißigjährigen Kriegs (»Trettioåriga kriget«, Norköping 1847—49, mit G. H. Mellin). Außerdem gab er eine Geschichte Schwedens unter Gustav Adolf (»Sverige's Historia under Gustav II. Adolphs regerings«, 1857—72, 6 Bde.) heraus, schrieb in lateinischer Sprache: »De Snorronis Sturlonidis historia« (1834) und »De Sueciae nobilium ordine ante unionem Calmariensem instituto« (1848) und war ein wichtiger Mitarbeiter am »Biographisk Lexicon oefver namnkunnige Svenska män« (1835—57, 23 Bde.).

Digitized by Google

Crooked Island (spr. krukt eiländ, früher Fernandez), eine der Bahamainseln in Westindien, 192 QKilom. (3½ QM.) groß, mit 680 Einw. und bedeutenden Salinen.

Crooked Lake (spr. krukt lehk), See im nordamerikan. Staat New York, ist 26 Kilom. lang und 2 Kilom. breit und schickt durch einen Abfluß, der auf 11 Kilom. 88 Meter Fall hat, sein Wasser dem Senecasee zu, mit dem er auch durch einen Kanal verbunden ist. Ein kleinerer See gleichen Namens liegt an der Grenze von den Vereinigten Staaten und Kanada, in 48° 7′ nördl. Br. und 56° 30′ westl. L. v. Gr.

Crookesit, neu entdecktes Mineral, findet sich in bleigrauen dichten Massen von der Härte des Kupferglanzes in der Grube Skrikerum in Smaland, besteht aus Kupfer, Thallium, Silber und Selen (CuTlAg)Se und enthält 16,27 bis 18,56 Proc. Thallium.

Croquants (franz., spr. krokáng, »arme Schlucker, Lumpenkerle«), Spottname der aufrührerischen Bauern in Guienne unter Heinrich IV. und Ludwig XIII.

Croquetspiel (spr. krókét-), ein namentlich in England geübtes Ballspiel. Dasselbe wird von zwei oder mehreren Personen auf einer ebenen Fläche gespielt und hat zur Aufgabe, mittels eines Schlägels einen hölzernen Ball durch verschiedene nach einem bestimmten Plan in Form eines Parallelogramms, Quadrats oder Achtecks im Boden befestigte eiserne Bögen zu treiben. Diejenige Partei bleibt Sieger, welche ihren Ball zuerst durch sämmtliche vorhandene Bögen trieb, ohne daß ein Schlag mißlang. Vgl. Campbell, Anleitung zum C. (Hamb. 1874); Heath, The complet Croquet-player (Lond. 1874, illustrirt).

Croquis (franz., m., spr. -kí, »Entwurf, Skizze«), militär. Plan eines Terrains, der nach dem Augenmaß, häufig auch vom Reiter aus dem Sattel oder unter Anwendung nur unvollkommener Instrumente, des Croquirtisches ꝛc., in kürzester Zeit angefertigt ist, also auf absolute Genauigkeit keinen Anspruch macht, dagegen alle militärisch wichtigen Punkte, Entfernungen ꝛc. thunlichst genau anzugeben hat. Ein C. ist meist von einem erläuternden Rekognoscirungsbericht begleitet. Auch werden allen Gefechtsberichten C. mit Angabe der Truppenaufstellungen beigegeben; Officiere, auch Unterofficiere werden in Anfertigung derselben geübt. Croquiren, ein C. entwerfen. Vgl. H. v. Plehwe, Leitfaden für den Unterricht im militär. Aufnehmen und Planzeichnen (neueste Aufl., Berl. 1874); Mackeldey, Das praktische Aufnehmen mit dem Croquirtisch (Kass. 1854).

Crossfell, höchster Gipfel der sogen. Peninischen Kette im nördlichen England, an der Quelle der Tee, im O. der Grafschaft Cumberland, 892 Meter hoch.

Cross Timbers, eigenthümlicher Landstrich in Nordamerika, im W. des Mississippi, der sich, mehrere Kilometer breit, vom obern Rio Brazos in Texas gegen N. durch das Quellenland des Trinidadflusses zum Red River zieht und, diesen oberhalb des False Washita überschreitend, sich wahrscheinlich bis zum Red Fork des Arkansas ausdehnt. Er besteht aus hügeligem, von Wald oder Busch bedecktem Boden, der rings von Prairien umgeben ist, aber scharf von denselben absticht.

Crotalaria *L.* (Klapperschote), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, einjährige oder ausdauernde Kräuter oder Sträucher in heißen Ländern, mit einfachen und handförmigen Blättern, gelben, schönen Blüten in endständigen oder den Blättern gegenüberstehenden Trauben und gestielten, aufgeblasenen, vielsamigen, bei der Reife klappernden Hülsen. C. juncea *C.* ist ein Sommergewächs in Ostindien und wird fast überall in Südasien, besonders in Indien, auf Java und Borneo, kultivirt, bis 2 Meter hoch, mit fast sitzenden, lanzettförmigen, etwas seidenhaarigen, einfachen Blättern und schönen, großen, gelben, eine Endtraube bildenden Blumen. Das Kraut dient als Brechmittel, die Wurzel gegen Kolik; aus den Stengeln gewinnt man die als Sun in den Handel kommende Bastfaser, die wie Hanf oder Flachs zu Seilen ꝛc. verarbeitet wird. Auch C. Burhia *Hamilt.*, retusa *L.* und tenuifolia *Roxb.*, in Ostindien, liefern Gespinstfasern; andere Arten werden als Zierpflanzen kultivirt.

Crotălus, Klapperschlange.

Croton *L.* (Krebsblume), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, tropische Kräuter, Sträucher und Bäume in warmen Ländern, mit meist zerstreut stehenden, ungetheilten, häufig drüsig punktirten Blättern und zeitig abfallenden Nebenblättern, in Aehren oder Trauben stehenden monöcischen, selten diöcischen Blüten und dreiknöpfiger, dreisamiger Kapsel. C. Eluteria *Bennett.* (Kaskarill-, Schakerillbaum), mit gestielten, etwas herzförmig lanzettlichen, unterseits silberweiß schülferigen Blättern, in Westindien, besonders auf den Bahama's, liefert die Kaskarillrinde (Cortex Cascarillae), welche zum Theil aber auch von C. Sloanei *Bennett.*, mit gestielten, eiförmigen Blättern, von C. Cascarilla *Bennett.*, mit gestielten, schmallanzettlichen Blättern, die als Theesurrogat dienen, und C. lineare *Jacq.*, mit fast sitzenden linienförmigen Blättern, auf den Bahama's, den westindischen Inseln und in den südlichen Staaten der Union, abstammt. C. pseudochina *Schlechtend.*, ein kleiner Strauch Mejiko's, liefert die Kopalchirinde, und C. Malambo *Karsten*, ein Bäumchen, welches in den Küstengegenden Venezuela's und Neugranada's massenhaft wächst, die Malamborinde oder Matias. C. Tiglium *L.* (Tiglium officinale *Klotzsch*, Purgirkroton), ein bis 6 Meter hoher Strauch oder kleiner Baum mit langstielten, eilänglichen, lang zugespitzten, fast herzförmigen, gesägten, später kahlen Blättern und gipfelständigen Blütentrauben, wächst auf der Malabarküste, auf Ceylon, Amboina und den Philippinen, wird in Ostindien, Kotschinchina und China angebaut und liefert die Purgirkörner, aus welchen das Krotonöl gewonnen wird, sowie das weniger heftig purgirend wirkende Lignum Pavanae s. moluccanum, welches aber auch von dem sehr ähnlichen C. pavana *Hamilton*, im nordwestlichen Bengalen und Hinterindien, stammt. Selbst die Blätter dieser Bäume scheinen purgirend zu wirken und werden in der Heimat gegen den Biß giftiger Schlangen angewandt. Holz und Same dienen auch zur Betäubung der Fische. C. Draco *Schlechtend.*, ein Baum mit herzförmigen, sternfilzigen Blättern in Mejiko, liefert eine Sorte Drachenblut, ebenso C. hibiscifolius *Kunth*, in Columbia. Mehrere Arten in Westindien, Südamerika, Süd- und Ostasien liefern Balsame und Harze, welche in der Heimat medicinisch benutzt werden. Auf C. aromaticum *L.*, einem kleinen Baum in Ostindien, Kotschinchina und auf den Molukken, lebt die Lackschildlaus und erzeugt durch ihre Stiche Gummilack. C. fragrans *Kunth*, in Columbia, mit citronenartig duftenden Blüten, und C.

gratissimum, am Kap, werden als Parfüme benutzt; mehrere andere Arten, besonders C. pictum *Hort.* (Codiaeum chrisostictum *Sp.*), von den Molukken, werden dort und bei uns in vielfachen Varietäten als Warmhauspflanzen kultivirt.

Croton, Fluß in Nordamerika, welcher an der Grenze Connecticuts entspringt und 75 Kilom. oberhalb New Yorks in den Hudson fällt. Sein Wasser wird in ein ungeheures Reservoir geleitet, welches 2270 Mill. Liter faßt und durch einen 82 Meter langen, 13 Meter hohen Damm geschlossen wird. Ein Kanal führt von hier 220 bis 270 Mill. Liter Wasser täglich nach New York.

Crotoy (spr. -toá), Stadt im franz. Departement Somme, Arrondissement Abbeville, an der Mündung der Somme, ein Fischerort mit 1509 Einw., den Ruinen eines Schlosses, in welchem Jeanne d'Arc gefangen saß, und schönen Seebadeinrichtungen, die besonders von den Parisern stark besucht werden.

Croup (engl., spr. krup), s. Kroup.

Croupier (franz., spr. krúpieh), Gehülfe einer Spielbank, welcher die von den Pointeurs verlorenen Gelder einzieht.

Crowe (spr. kroh), 1) Catherine, geborne Stevens, beliebte engl. Schriftstellerin und Vorkämpferin des Spiritismus in England, wurde um 1800 zu Borough Green in Kent geboren und verheirathete sich 1822 mit dem brit. Oberstleutnant C. Sie begann ihre literarische Thätigkeit 1838 mit einer Tragödie: »Aristodemus«, die sehr gut aufgenommen wurde. Noch mehr Glück machte ihr Roman »Adventures of Susan Hopley« (1841, 3 Bde.; 5. Aufl. 1870), der durch seine gut angelegte und spannend durchgeführte Komposition rasch populär ward und auch für die Bühne bearbeitet worden ist. Ebenso erfolgreich waren ihre nächsten Novellen: »Men and women, or manorial rights« (1843) und »The story of Lilly Dawson« (1847, neueste Ausg. 1864). Durch die eingehende Beschäftigung mit Justinus Kerners »Seherin von Prevorst« und dessen übrigen mystischen Schriften, die sie ins Englische übersetzte (»The Seeress of Prevorst«, 1845), ward in ihr selbst die spiritistische Ader geweckt, und sie warf sich nun mit ganzer Seele dem Spiritualismus in die Arme. Früchte dieser Studien waren: »The night side of nature, or ghosts and ghost seers« (1848, 2 Bde.; 4. Aufl. 1866) und »Light and darkness, or mysteries of life« (eine Sammlung düsterer und tragischer Vorgänge im Menschenleben, 1850, 3 Bde.; neue Ausg. 1856). Ferner gehört dahin: »Spiritualism and the age we live in« (1859) und »Ghosts and family legends« (1858). An sonstigen literarischen Erzeugnissen hat sie seit »Lilly Dawson« noch Folgendes veröffentlicht: »Pippie's warning, or mind your temper« (1848); die Novellen »The adventures of a beauty« (1852, 3 Bde.; neue Ausg. 1863); »Linny Lockwood« (1853, neue Ausg. 1873); »Story of Arthur Hunting and his first shilling« (1861; neue Ausg., mit anderen Erzählungen, 1870) und »Adventures of a monkey« (1861).

2) Eyre Evans, tüchtiger engl. Historiker von klarer und übersichtlicher, aber sehr trockener und nüchterner Darstellung, geb. 1799, war eine Zeitlang Herausgeber der »Daily News«, des »Morning Chronicle« und des »Examiner« und ist nebenbei auch auf belletristischem Gebiete thätig gewesen. Seine Werke sind: »To day in Ireland«, Erzählung (1825, 3 Bde.); »Yesterday in Ireland« (1829, 3 Bde.); »The history of France« (1830—33; neue Bearbeitung 1868, 5 Bde.); »Lives of the most eminent foreign statesmen« (1833); »The Greek and the Turk, or powers and prospects in the Levant« (1853); »History of the reigns of Louis XVIII and Charles X« (1854, 2 Bde.). C. starb 25. Febr. 1868 in London.

3) Joseph Archer, Kunstschriftsteller, geb. 20. Okt. 1825 zu London, erhielt den ersten künstlerischen Unterricht 1836 in Paris bei Brasseur, dann 1840 bei Paul Delaroche nebst seinem ältern Bruder, dem Historienmaler Eyre C., besuchte 1841—42 die Ateliers der Landschafter Hubert und Goignet und kehrte 1853 nach London zurück. Nun wandte er sich dem Schriftstellern zu und schrieb für den »Morning Chronicle« und die »Daily News«. Er studirte dabei die niederländische Kunst und besuchte zu dem Zweck 1846 Belgien und Köln, 1847 Berlin und Wien, sodann Norditalien, auf welcher Reise er in Deutschland mit Cavalcaselle zusammengetroffen war. Mit diesem bezog er in London eine kleine Wohnung. Hier entstand als gemeinsame Arbeit: »The early Flemish painters«, nach deren Beendigung im Manuskript (1853) sie sofort mit den vorbereitenden Studien für die Geschichte der italienischen Malerei begannen. Eine Unterbrechung fand dadurch statt, daß C. als Zeichner und Korrespondent 1853—56 in die Türkei und die Krim ging. Auf der Rückreise hielt er sich zum Studium der Kunst in Italien auf und unternahm nach der Heimkehr mit Cavalcaselle eine Durchsicht des Manuskripts der Geschichte der altniederländischen Malerei, die 1857 in Murray's Verlag erschien (2. Aufl., Lond. 1872). Im Anfang 1857 ging C. als Direktor der Kunstschule nach Bombay, mußte aber schon zwei Jahre später aus Gesundheitsrücksichten Indien verlassen, worauf er Korrespondent der »Times« für den franz.-ital.-österreich. Krieg wurde. 1860 ernannte ihn die engl. Regierung zum Generalkonsul in Leipzig, 1872 in Düsseldorf. Neben seiner amtlichen und politischen Thätigkeit benutzte er seine Mußestunden und Urlaubsreisen dazu, die Kunst theoretisch und praktisch zu betreiben. Sein letztes Hauptwerk ist die mit Cavalcaselle bearbeitete »A new history of painting in Italy« (Lond. 1864—72, 5 Bde.; von Max Jordan ins Deutsche übersetzt, Leipz. 1869—74). Außerdem bearbeitete er Kuglers »Geschichte der Malerei« zu einem »Handbook to the German, Flemish and Dutch schools of painting« (3. Aufl. 1874) und veröffentlichte kleinere kunsthistorische Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften (»Grenzboten«, »Im neuen Reich«, »Academy« u. a.).

Crowland (spr. krohländ), alte Stadt in der engl. Grafschaft Lincoln, südlich von Boston, am Welland zwischen Sümpfen gelegen, mit (1871) 2459 Einw. und den Ruinen einer uralten und berühmten Abtei (716 erbaut). Merkwürdig ist auch die alte und nur für Fußgänger gangbare, sehr steile dreieckige Brücke, bestehend aus 3 halben Bögen, die sich im Mittelpunkt vereinigen.

Crown (spr. kraun), engl. Goldmünze; s. Krone.

Crownglass (engl., spr. kraunglâss), Kronglas; s. Glas.

Crown Point (spr. kraun peunt), Ortschaft im nordamerikan. Staat New York, an der Westküste des Champlainsees, mit den romantisch gelegenen Ruinen eines alten französischen Forts.

Crows (spr. krohs, Krähenindianer, Upsaroka), ein Indianervolk in den nordamerikan. Terri-

torien Montana, Wyoming, westlich von den Black Hills, zerfällt in River- (»Fluß«) und Mountain-C. (»Bergkrähen«). Erstere halten sich gewöhnlich am Yellowstone River auf und zählten 1869 ca. 2000 Köpfe, während die »Bergkrähen« am obern Missouri hausen, 1953 Köpfe stark. Sie leben mit den Sioux (Dakotah) fast beständig im Krieg und sind überhaupt wild, kriegerisch, aller Civilisation abhold. Sprachwissenschaftliche Notizen und Wörtersammlungen finden sich in Prinz Maximilians zu Wied »Reise in das Innere Nordamerika's«.

Crow Wing (spr. kroh-), Hauptort der gleichnamigen Grafschaft im amerikan. Staat Minnesota, liegt am obern Mississippi, nordwestlich von St. Anthony, und betreibt lebhaften Handel mit den Indianern.

Croy, Dorf in der schott. Grafschaft Inverneß, mit 1500 Einw., geschichtlich denkwürdig durch die Niederlage, welche hier der Prätendent Karl durch die Königlichen erlitt, 16. April 1746.

Croy, berühmte fürstliche Familie, soll von einem Enkel König Bela's III. von Ungarn (gest. 1141) abstammen, der, von seinem Neffen Stephan vom Thron verdrängt, nach Frankreich ging und sich dort mit Katharina von Araine und C. vermählte. Graf Karl zu C. erlangte von Kaiser Maximilian I. die Reichsfürstenwürde. Durch den Reichsdeputationshauptreceß erhielten die Fürsten für ihre auf dem linken Rheinufer verlorenen mittelbaren Güter das ehemalige Münstersche Amt Dülmen, im Umfang von 8 QMeilen mit 16,000 Einw., und wurden durch die Wiener Kongreßakte wegen dieser Besitzung als Standesherren der Krone Preußen unterworfen. Das Haus theilt sich in zwei Linien, beide mit dem Herzogstitel. Die erste, C.-Dülmen, besitzt mehrere Herrschaften in den Niederlanden, residirt zu Dülmen und im Sommer auf dem Schloß L'Hermitage bei Condé. Da mehrere Mitglieder des Hauses hohe Würden in Spanien bekleideten (so namentlich Wilhelm von C., Herzog von Soria, Herr von Chièvres unter Karl V., Karl von C., Herzog von Arschot unter Philipp II.), so führen die Herzöge von C. auch den Titel Granden von Spanien; die zweite, C.-Havré, die das Herzogthum Havré und andere Güter in den Niederlanden und Frankreich besaß, starb mit dem Herzog Joseph 12. Nov. 1839 in der männlichen Linie aus.

Croydon (spr. kreud'n), alte Stadt in der engl. Grafschaft Surrey, 15 Kilom. südlich von London, an der London-Brightoner Eisenbahn, Lieblingsresidenz Londoner Kaufleute, mit sehenswerther alter Kirche aus dem 15. Jahrh. und (1871) 55,662 Einw. Der alte bischöfliche Palast ist jetzt eine Kalikofabrik und der dazu gehörige Park ein Bleichgarten. Die Militärschule der Ostindischen Kompagnie (Royal India Military College), die früher in dem 1809 verkauften Addiscombe House ihren Sitz hatte, ist seit Einverleibung der ostindischen Truppen in die königl. Armee eingegangen. Im Addingtonpark, etwa 4 Kilom. von C., hat der Erzbischof von Canterbury einen Sommersitz.

Crozat (spr. -sa), Joseph Antoine, Baron de Thiers, Marquis de Tugny, berühmter Kunstsammler, geb. 1696 zu Toulouse, war Präsident des Parlaments von Paris, Maître de requêtes und Vorleser des Königs. Er starb 1740. Fast sein ganzes Leben und sein großes Vermögen verwendete er auf die Sammlung von Gemälden und geschnittenen Steinen und gelangte zu einem Kabinet wie wohl kein zweites in Europa zu finden war; es enthielt allein über 400 der ausgezeichnetsten Originalgemälde und 19,000 Originalhandzeichnungen. Auch ließ er zur Förderung der Kunst Gemälde und Handzeichnungen aus den Sammlungen des Königs, des Herzogs von Orléans, seiner eigenen und anderer Liebhaber stechen, welche Sammlung 1729 zu Paris erschien und unter dem Namen des Cabinet de C. bekannt ist; später lieferte er dazu eine zweite Abtheilung von 40 Blättern, so daß das Ganze 180 Blätter umfaßte. Mariette gab es nach Crozats Tod aufs neue mit neuer Anordnung heraus. Ferner veröffentlichte Mariette: »Description sommaire des dessins des grands maîtres du cabinet de feu M. C.« (Par. 1741—42, 2 Bde.). Die Sammlung selbst ging durch ein Vermächtnis an Crozats Bruder, den Marquis Duchâtel, durch Kauf 1742 an den Herzog von Orléans über und kam 1772 nach Petersburg. C. selbst ätzte einige Blätter nach Boucher, die mit T. f. (Thiers fecit) bezeichnet sind.

Crozetinseln, eine Gruppe kleiner vulkanischen Inseln im südlichen Indischen Ocean, zwischen der Prinz Edwards-Insel und dem Kerguelensland. Die Hauptinsel ist Possession Island.

Crozophŏra *Neckor* (Lackmuskraut, Krebskraut), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, Sträucher oder Sommergewächse in Südeuropa, Aegypten und Ostindien mit abwechselnden einfachen Blättern, einzeln oder in Knäueln stehenden Blüten und mehrsamigen Kapseln. C. tinctoria *Adans.* (Croton tinctorium *L.*, Tournesolpflanze, Färberkroton), ein Sommergewächs an den sandigen Küsten des Mittelländischen Meers, besonders in Südeuropa und Nordafrika, wird hier und da kultivirt, diente bei den Alten gegen Würmer und zum Wegätzen der Warzen, jetzt zur Darstellung der Bezetten oder Tournesolläppchen, Schminklappchen.

Crucianella *L.* (Kreuzblatt), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, Kräuter oder Halbsträucher aus Südeuropa und Westasien mit quirlförmig zu vier gestellten Blättern und meist unscheinbaren Blüten in Aehren oder Köpfchen. C. stylosa *Trin.*, eine ausdauernde buschige Pflanze in Ghilan in Persien, mit sehr zierlich rosenrothen, in zahlreichen Endknöpfchen geordneten Blumen mit lang hervorstehender, keulenförmiger Narbe, wird bei uns als Gartenpflanze kultivirt.

Cruciferae (lat.), Kreuzblütler, s. Kruciferen.

Cruciflorae, s. Krucifloren.

Cruciger (Creuziger), Kaspar, einer der vorzüglichsten Gehülfen Luthers, geb. 1. Jan. 1504 zu Leipzig, studirte zu Wittenberg und wurde auf Luthers Empfehlung 1524 Rektor in Magdeburg, 1528 Professor der Theologie und Schloßprediger in Wittenberg, nahm an den Religionsgesprächen zu Marburg (1529), Wittenberg (1536), Schmalkalden (1537), Worms (1540), Hagenau (1540), Regensburg (1541) und Augsburg (1548) theil, führte 1539 die Reformation in Leipzig ein und neigte sich in späteren Jahren der reformirten Lehre zu. Im Jahr 1546 wurde er Rektor der Universität Wittenberg. Er starb 16. Nov. 1548. Luther zog ihn bei seiner Bibelübersetzung, namentlich des Alten Testaments, vielfach zu Rath. Auch schrieb C. Luthers Predigten und Vorlesungen nach, übersetzte viele Schriften desselben ins Lateinische, andere ins Deutsche und galt auch als trefflicher Kanzelredner. Seine Biographie schrieb Pressel (Elberfeld 1863). Sein Sohn Kaspar, der

Jüngere, geb. 19. März 1525 zu Wittenberg, ward Profeſſor der Theologie daſelbſt, ſpäter als Kryptocalviniſt eingekerkert, dann aus Sachſen verwieſen und nach Kaſſel berufen, ſtarb als Konſiſtorialpräſident daſelbſt 16. April 1597. Deſſen Sohn Georg, reformirter Theolog, geb. 24. Sept. 1575 zu Merſeburg, Lehrer des Prinzen Moritz von Heſſen, Profeſſor der Logik, der hebräiſchen Sprache und der Theologie zu Marburg, wohnte 1618 der Synode zu Dortrecht bei, ſtimmte hier gegen die Verdammung der Arminianer; ſtarb 8. Juli 1637.

Crucis (lat.), der dritte Quatember, der Mittwoch nach Kreuzeserhöhung (**Exaltatio sanctae Crucis**), 14. Sept.

Crüger, Johann, einer der ausgezeichnetſten Komponiſten evangeliſcher Kirchenlieder, geb. 9. April 1598 zu Großbreeſen bei Guben, ſtudirte ſeit 1620 zu Wittenberg Theologie, wurde 1622 Kantor an der Nikolaikirche in Berlin und ſtarb hier als Muſikdirektor 22. Febr. 1662. C. hinterließ mehrere theoretiſche Schriften: »**Praecipua musicae particae figuralis**« (Berl. 1625, ſpäter unter dem Titel »Rechter Weg zur Singkunſt«); »**Synopsis Musica etc.**« (daſ. 1624 u. öfter), das erſte in Deutſchland publicirte Werk, das den Generalbaß mit Methode und Klarheit behandelt und vortreffliche muſikaliſche Beiſpiele bietet; »**Quaestiones musicae practicae**« (für Schulen, daſ. 1650) ꝛc. Seine Kompoſitionen erſchienen als: »**Praxis pietatis**, oder geiſtliche Melodien über Dr. Luthers und anderer Geſänge ꝛc.« (Leipz. 1649, ſehr oft aufgelegt); »**Paradisus musicus**, muſikaliſches Luſtgärtlein, aus lieblicher dreiſtimmiger Harmonia zugerichtet« (Frankf. a. O. 1622); »**Recreationes musicae**, d. i. Neue poetiſche Amorösen ꝛc.« (Leipz. 1651) u. a.

Cruikſhank (ſpr. krückſchenk), George, berühmter engl. Karikaturenzeichner und Kupferſtecher zu London, wurde 1794 zu London geboren. Seine Karikaturen ſind durchaus originell und humoriſtiſch. Es erſchienen von ihm zwei Sammlungen Kupferſtiche als Erklärung launiger Einfälle und Scenen, die »**Squibs, or satyrical sketches**« (Lond. 1832, 3 Hefte) und »**Twelve sketches illustrative of Sir W. Scotts Demonology and Witchcraft**« (daſ. 1832). Auch lieferte er die Zeichnungen zu den »**Points of humour**« ſowie zu Petigrero's »**History of egyptian mumies**« (Lond. 1834). In neuerer Zeit lieferte er treffliche Skizzen zu beliebten Romanen, namentlich zu Dickens' Werken, malte auch verſchiedene Genrebilder. Mit ſeinem ältern Bruder Robert (geſt. 1856), einem guten Miniaturmaler, gab er ausgezeichnete Skizzen über das Sprichwort »**The life in London is death**« (Das Leben in London iſt Tod) heraus. Vgl. Reid, **A complete catalogue of the engraved works of G. C.**, 1805—1870 (Prachtwerk mit vielen Illuſtrationen, Lond. 1873).

Cruishautem (ſpr. kreushodem), Fabrikort in der belg. Provinz Oſtflandern, mit wichtigen Leinwandfabriken und Bleichen ſowie einer Muſterwerkſtatt für Leinweberei und (1866) 5629 Einw.

Cruor (lat.), das aus den Adern gelaſſene Blut; **C. sanguinis**, das Blutroth, der färbende Stoff des Bluts (ſ. d.).

Cruſa, Feſtung in Bosnien, an der Unna, früher den Rhodiſerrittern, dann dem Grafen von Zrinyi gehörig, bekannt durch die 1524 hier erfolgte Niederlage der Türken, die C. 1565 eroberten.

Crus (lat.), Bein, Schenkel, namentlich Unterſchenkel; **cruris ossa**, Schenkelknochen.

Crusca, Accademia della, ſ. Akademie; vgl. Florenz.

Cruſell, Henrik Bernhard, einer der beſten ſchwed. Komponiſten der neuern Zeit, geb. 15. Okt. 1775 zu Nyſtad in Finnland, erhielt erſt ſeit 1791 förmlichen Muſikunterricht und wurde ſchon nach zwei Jahren als erſter Klarinettiſt bei der königl. Hofkapelle zu Stockholm angeſtellt. Seit 1798 bildete er ſich noch in Berlin bei dem ältern Tauſch, wurde 1801 zum Mitgliede der muſikaliſchen Akademie zu Stockholm ernannt und reiſte 1803 mit dem franzöſiſchen Geſandten am ſchwediſchen Hof, Bourgoing, nach Paris, wo er während ſeines fünfmonatlichen Aufenthalts Kompoſitionsſtudien unter Berton und Goſſec machte. In den Jahren 1811 und 1812 unternahm er noch mehrere Kunſtreiſen ins Ausland, ward 1818 Direktor des Muſikkorps der beiden königlichen Leibgrenadierregimenter zu Stockholm und ſtarb daſelbſt im Juli 1838. Seine Kompoſitionen beſtehen in Konzerten, Quartetten und Solo's für die Klarinette und in Liedern mit Begleitung des Pianoforte's, von denen beſonders die aus Tegnérs »Frithjofsſage« vielen Beifall fanden. Auch bearbeitete er mehrere deutſche, franzöſiſche und italieniſche Opern für die ſchwediſche Bühne.

Cruſenſtolpe, Magnus Jakob, ſchwed. Publiciſt und Romanſchriftſteller, geb. 11. März 1795 zu Jönköping, widmete ſich der juridiſchen Laufbahn, ward 1825 Aſſeſſor im Hofgericht zu Stockholm, nahm 1834 ſeinen Abſchied und lebte ſeitdem in Stockholm, mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt. Er trat zuerſt mit einigen Novellen auf, welche ein hübſches Talent für hiſtoriſch-romantiſche Erzählung bekundeten, von denen er ſpäter »**Bigtfadern**« (1842), »**Tvenne äktenskap**« (1847) folgen ließ. Seine Hauptthätigkeit als Schriftſteller war jedoch eine politiſch-hiſtoriſche. In ſeinem »**Politiska Asigter**« (1818) pries er die ſogen. Freiheitszeit von 1719—1772 mit hinreißender Gewalt der Sprache. Mit L. J. Hjerta gab er 1828—30 eine »Reichstagszeitung«, und zwar im Geiſte der Oppoſition, heraus, ſodann allein von 1830—33 das »**Fädernesländet**«, das aber, im Intereſſe der Regierung geſchrieben, keine Theilnahme fand und von der Regierung fallen gelaſſen wurde, ſo daß es 1833 aufhören mußte. Erbittert darüber und ſich um gegebene Verſprechungen betrogen ſehend, begann C. nun eine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, in der er mit Aufbietung all ſeiner ungewöhnlichen ſtiliſtiſchen Begabung als der bitterſte Gegner der Regierung auftrat. So geiſelte er in ſeiner »**Skildringar ur det inre af Dagens Historia**« (Stockh. 1834, 2 Bde.) die Männer der Regierung mit ſcharfem Spott. Die von ihm angekaufte Teſſin'ſche Bibliothek lieferte ihm Materialien zu dem Buch: »**1720, 1772 och 1809**« (Stockh. 1836), ferner zum »**Portefeuille**« (daſ. 1837—45, 5 Bde.) und zur »**Historisk tafla af Gustav IV. Adolphs första lefnadsår**« (daſ. 1837); doch wurden dieſe Schriften nicht mit der Theilnahme aufgenommen wie ſeine bis zu ſeinem Tode fortgeſetzten »**Ställningar och Förhållanden**« (ſeit 1838), welche Tagesfragen, Charakterſkizzen und Anekdoten in höchſt anziehender und witziger Darſtellung enthalten. Wegen einer ſarkaſtiſchen Aeußerung, die Regierung habe durch eine am Sonntag vorgenommene militäriſche Ernennung ein Sabbathsverbrechen begangen, hatte er von 1838—41 Feſtungshaft zu büßen, was mehrfache Tumulte in Stockholm veranlaßte. Aber C. fuhr auch ſpäter fort,

Digitized by Google

ſeine unverſöhnlichen Antipathien gegen Karl XIV., ſeine Regierung und Dynaſtie auszuſprechen. In ſeinem »Morianen« (Stockh. 1840—44, 6 Bde.; deutſch, Berl. 1842—44, 6 Bde., u. Stuttg. 1847—1848, 21 Bde.) gab er die Geſchichte Schwedens ſeit der Thronbeſteigung Adolf Friedrichs, in Romanform glänzend geſchildert, aber ohne künſtleriſche Verkettung und nicht ſelten unzuverläſſig. Er ſchrieb noch die Romane: »Carl Johan och Svenskarne« (Stockh. 1845—46, 3 Thle.; deutſch, Berl. 1845—1847), »Tvänne äktenskap« (Stockh. 1847) und »Huset Tessin under fribetstiden« (daſ. 1847—50, 5 Bde.; deutſch, Berl. 1847—56, 3 Bde.); ferner veröffentlichte er »Europa's Hof« (Stockh. 1853—1854), wovon er ſelbſt jedoch nur Preußen und einen Theil von Frankreich behandelte, »Historiska Personligheter« (daſ. 1861—63, 2 Bde.) und »Ett sekel och et år af polska frågan« (daſ. 1863). Er ſtarb 18. Jan. 1865.

Cruſius, 1) Gottlob Chriſtian, Lexikograph, geb. 14. Juli 1785 zu Lichtenſtein im Königreich Sachſen, ſtudirte zu Wittenberg und Halle Theologie und Philologie, ward 1812 Lehrer und Kantor zu Oſterode und 1816 Kantor, ſpäter Subrektor zu Hannover, wo er eine Singakademie errichtete. Seit 1843 penſionirt, ſtarb er 12. Mai 1848. Außer ſeinem bekannten »Wörterbuch über die Gedichte des Homerus und der Homeriden« (5. Aufl. 1856), einer Ausgabe des Homer und des Livius lieferte er Wörterbücher zum Julius Cäſar, Salluſt, Curtius, Virgilius, zu Xenophons Cyropädie und Memorabilien, beſorgte die Reviſion und Emendation verſchiedener Schriften, z. B. Billerbecks und Bröders, und war Mitarbeiter an verſchiedenen Zeitſchriften.

2) Heinrich Wilhelm Lebrecht, eifriger Beförderer der praktiſchen Landwirtſchaft, geb. 19. Juni 1790 zu Leipzig, ſtudirte hier die Rechte, übernahm 1823 ſein Rittergut Rüdigsdorf, 1826 nach ſeines Vaters Tod auch Sahlis und war 1830—48 ritterſchaftlicher Abgeordneter bei der Erſten Kammer der ſächſiſchen Ständeverſammlung. Als einer der erſten Rittergutsbeſitzer trat er die Gerichtsbarkeit über ſeine Rittergüter an den Staat ab und erließ ſeinen Bauern die meiſten Fronen. Er gründete mit anderen die Augenheilanſtalt in Leipzig, 1826 die Geſellſchaft zu gegenſeitiger Hagelſchadenverſicherung, ſpäter die Leipziger Oekonomiſche Societät, deren Direktor er wurde. Er leitete die landwirtſchaftlichen Vereine und den Induſtrieverein für das Königreich Sachſen und war Mitbegründer der Leipzig-Dresdener Eiſenbahn. Die Muſterwirtſchaften auf ſeinen Gütern und in ſeinen Forſten wirkten fördernd auf die weiteſten Kreiſe der landwirtſchaftlichen Bevölkerung. Er führte ſchon ſehr zeitig die Fruchtwechſelwirtſchaft ein, war der erſte, der den Flachs in ſeiner Gegend zur Anerkennung brachte und ihn drillte, und führte ſchweizeriſche und engliſche Viehſtände nach Sachſen ein. Als Vorſitzender des Landeskulturraths rief er die landwirtſchaftliche Verſuchsanſtalt zu Möckern hervor und gab unter dem Namen der »Oekonomiſchen Societät« mehrere Jahre einen »Volkskalender« ſowie einen »Handatlas des Königreichs Sachſen mit ſtatiſtiſchen Nachrichten«, ferner »Beſchreibung der Rittergüter Sahlis und Rüdigsdorf« (1843) und »Agrikulturchemiſche Unterſuchungen und Fütterungsverſuche der Verſuchsſtation Möckern« (Leipz. 1853—57, 8 Hefte) heraus. Er ſtarb 26. Aug. 1858 auf ſeinem Gut Rüdigsdorf.

3) ſ. Baumgarten-C.

Crusta (lat.), Kruſte.

Crustacĕa, Kruſten- oder Krebsthiere.

Crusta petrōsa (lat.), der ſteinige Cement, der bei vielen pflanzenfreſſenden Säugethieren bald die Zahnwurzel umkleidet, bald die mit Schmelz bedeckten Lamellen der Zahnkronen mit einander verkittet.

Cruveilhier (ſpr. krüwäjieh), Jean, berühmter franz. Arzt und Anatom, geb. 9. Febr. 1791 zu Limoges, ſtudirte zu Paris, promovirte 1816, ließ ſich als Arzt in Limoges nieder, erhielt 1824 einen Ruf als Profeſſor der chirurgiſchen Pathologie nach Montpellier, ward 1836 Profeſſor der pathologiſchen Anatomie an der mediciniſchen Fakultät zu Paris und 1830 Oberarzt und Direktor des Hospice de la Maternité und in der Folge an der Salpêtrière und Charité. Von ſeinen Schriften ſind die wichtigſten: »Anatomie pathologique du corps humain« (Par. 1828—42, 2 Bde., mit 233 Kupfern); »Cours d'études anatomique« (daſ. 1830 f.); »Traité d'anatomie descriptive« (daſ. 1833, 5. Aufl. 1872 3 Bde.); »Anatomie du système nerveux« (daſ. 1845); »Traité d'anatomie pathologique générale« (daſ. 1849—64, 5 Bde.). Auch beſchrieb er das Leben Dupuytrens (Par. 1840). C. iſt ohne Zweifel mehrere Decennien hindurch der bedeutendſte Vertreter der pathologiſchen Anatomie in Frankreich geweſen und hat ſich um die Entwickelung dieſes Fachs die größten Verdienſte erworben. Seitdem jedoch die mikroſkopiſche Richtung in der pathologiſchen Anatomie zu allgemeiner Geltung gekommen iſt, hat ſich der Einfluß Cruveilhiers auf die Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft weniger bemerkbar gemacht, da er mit dem Mikroſkop verhältnismäßig nur wenig gearbeitet hat. Er ſtarb 6. März 1874 zu Juſſac (Departement Haute Vienne).

Cruvelli, Sophie, Sängerin, geb. 12. März 1825 in Bielefeld, vollendete ihre Ausbildung unter Pernacini und Bordogni zu Paris und ſang hier 1847 zum erſtenmal in einem Konzert. Sie verwandelte darauf ihren Namen Crüwell in C., begab ſich nach Mailand, trat noch 1847 als Elvira in Verdi's »Ernani« zu Venedig auf und wurde 1848 für das Theater der Königin zu London engagirt. Durch Jenny Lind hier verdunkelt, kehrte ſie nach Deutſchland zurück und ſang hier an verſchiedenen Orten (Berlin, Trieſt ꝛc.) wie auch in Mailand und Genua mit dem größten Beifall. Zu Paris fand ſie in der Italieniſchen Oper enthuſiaſtiſche Aufnahme, die ihr auch ſpäter in der ganzen Saiſon von London und auf dem Geſangsfeſt zu Worceſter zu theil wurde. Später hat ſie ſich mit dem Baron Vigier in Paris verheirathet und die Bühne verlaſſen. Im Jahr 1874 erhielt ſie vom Papſt wegen ihrer Verdienſte um die Krankenpflege die goldene Roſe, der erſte Fall, daß dieſe einem nicht gekrönten Haupt zu theil wurde.

Crux (lat.), Kreuz, in der katholiſchen Kirche eine Proceſſion, der ein Kreuz voraufgetragen wird, ſowie die dabei übliche Litanei; daher C. nigra, die große Gregorianiſche Litanei, bei der die Kirche ſchwarz verhangen wird; uneigentlich Marter, Qual oder, was ſolche verurſacht, z. B. Crux interpretum, eine ſchwer zu erklärende Stelle eines Schriftſtücks.

Cruz, ſ. Santa Cruz.

Cruz, 1) San Juan de la, ſpan. Dichter und Schriftſteller, geb. 1542 zu Antiveros in Altkaſtilien, ſtudirte zu Medina del Campo bei den Jeſuiten, ward Karmeliter und um 1568 Abt des nach neu reformirten Ordensregeln gegründeten Kloſters zu

Manrezo. Um eben dieser Reform willen angefeindet und verhaftet, gründete er, wieder frei, 1579 das Kloster von Baeza, übernahm zwei Jahre darauf die Verwaltung desjenigen zu Granada, ward 1585 Provinzialvikar von Andalusien und 1588 Definitor des Ordens. Von neuem seiner Aemter beraubt und in das Kloster von Ubeda eingeschlossen, starb er hier 14. Dec. 1591. Benedikt XIII. sprach ihn 1674 heilig und weihte ihm den 24. Nov. Seine Werke sind größtentheils betrachtender Art und haben, weil sie mit großer Wärme geschrieben sind, ihm den Namen des »ekstatischen Doktors« erworben. Am bedeutendsten unter ihnen ist die »Besteigung des Berges Karmel« und »Die dunkle Nacht der Seele«, zwei allegorische Abhandlungen von mystischer, oft erhabener Beredsamkeit. Seine Gedichte haben den nämlichen Charakter, sind aber äußerst ausdrucksvoll in ihrer Sprache. Seine »Obras« erschienen zuerst in Barcelona 1619 (12. Aufl., Sevilla 1703), eine deutsche Uebersetzung derselben von Gallus Schwab (Sulzbach 1838, 2 Bde.). Gelungene Uebertragungen verschiedener Gedichte von C. enthält auch Diepenbrocks »Geistlicher Blumenstrauß« (4. Aufl., Sulzb. 1862).

2) Juana Inez de la Santa C., amerikan. Dichterin, in Mexiko geboren, war um 1690 Nonne daselbst und erwarb sich den Namen der »zehnten Muse«. Ihre Gedichte wurden von Gayna herausgegeben (Barcelona 1691; 2. u. 3. Aufl., Madr. 1714).

3) C., peruan. General, ging 25. Mai 1823 zur Befreiung Oberperu's in Callao mit 5000 Mann unter Segel, nahm 7. Aug. La Paz, ward aber 14. Aug. geschlagen und kehrte nach Peru zurück. Im Jahr 1826 ward er hier Präsident, ging 1827 als Gesandter nach Chile, ward 1829 Präsident von Bolivia und gab der Republik Ruhe und begründete ihre Blüte. Er brachte sodann die Konföderation Ober- und Niederperu's zu Stande und ward 1836 Protektor der peru-bolivianischen Republik. Im Krieg mit Chile unglücklich, mußte er sein Amt niederlegen, wurde bei einem bewaffneten Versuch, dasselbe wieder zu erlangen, ergriffen und an Chile ausgeliefert, hier aber in der Folge zum Marschall erhoben und 1849 als bevollmächtigter Minister nach Paris gesandt. Er starb 25. Sept. 1865.

Cruzāda, die seit 1509 von Papst Sixtus IV. den Spaniern und Portugiesen auferlegte Abgabe zur Führung der Kriege gegen Ungläubige; seit dem Aufhören solcher Kriege das Recht der spanischen und portugiesischen Könige auf alle von Dispensationen, Fasten ꝛc. herkommenden Einkünfte (oft für Europa und Amerika über 1 Mill. Dukaten), von denen der Heilige Stuhl ein Firum bezog; auch der Gerichtshof, der diese Abgabe eintrieb und deren Geschäfte besorgte, wenn sie der König verkauft oder verpachtet hatte.

Cruzādo, portug. Gold- und Silbermünze, ward von 1455—1822 geprägt; die seit 1722 geprägten heißen im Gegensatze zu den alten neue und sind mit 480 bezeichnet, während jene 400 als Bezeichnung haben. Sie stellten nämlich früher 400 Reis vor, wurden aber später auf 480 Reis erhöht. 1 C. = 2,24 Mark. Der neue Silbercruzado wird gewöhnlich Pinto genannt.

Cryptococceae, s. Kryptokocceen.

Cryptococcus *Kts.*, Pilzgattung aus der Ordnung der Kryptokocceen, mikroskopisch kleine Pilze, welche in Menge frei in verschiedenen Flüssigkeiten oder auf der Oberfläche feuchter Körper leben und aus einer einzigen runden oder ovalen Zelle mit farblosem Protoplasmainhalt bestehen. Die Zelle wächst an einem oder an beiden entgegengesetzten Enden in eine kleine Ausstülpung aus, welche sich vergrößert und später als ein neues einzelliges Individuum abgeschnürt wird, an welchem sich dieselben Erscheinungen wiederholen können. Diese Vermehrung ist unter günstigen Umständen eine äußerst lebhafte. Man kennt verschiedene Arten, die in je besonderen Flüssigkeiten gefunden werden. Letztere sind immer wässerige Lösungen gewisser organischer Verbindungen und bevölkern sich mit C., wenn sie in eine gewisse chemische Zersetzung übergehen. Die wichtigste und bekannteste Art dieser Gattung, der Hefepilz (C. fermentum *Kts.*, Hormiscium cerevisiae *Kunze*, Saccharomyces cerevisiae *Meyen*), der in Lösungen gährungsfähigen Zuckers lebt und die Zersetzung desselben in Alkohol und Kohlensäure veranlaßt, ist das Ferment der geistigen Gährung. (vgl. Hefe und Gährung).

Cryptogamae, s. Kryptogamen.

Cryptomeria *Don.*, Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, Bäume mit hohem Stamm und eirundlicher Krone, ringsum stehenden Aesten und Zweigen, nach oben gekrümmten, von der Seite zusammengedrückten Nadeln, am Ende kurzer Zweige aufrecht stehenden, an der Basis von unfruchtbaren Deckblättern umgebenen Zapfen und etwas zusammengedrückten Samen mit krustiger Schale und schmalem häutigen Flügel. C. japonica *L. fil.*, aus Japan und China, erreicht in ersterem Land über 30 Meter Höhe und bildet einen schönen Baum mit sehr leichtem Holz und lebhaft- oder graugrünen Nadeln mit sehr hervortretendem Mittelnerv, kam 1844 durch Fortune aus China und ein Jahrzehnt später durch Lobb aus Japan (daher C. Lobbii) nach Europa und wird jetzt in mehreren Varietäten als Zierpflanze kultivirt.

Crystalli tartāri, s. v. w. gereinigter Weinstein.

Cs, in der Chemie Zeichen für Cäsium.

Csaba (spr. tscha-), großer Marktflecken im ungar. Komitat Bekes, südwestlich von Großwardein, an einem vom Weißen Körös hierher geleiteten Kanal, in sehr fruchtbarer Gegend gelegen, zerstreut gebaut, hat 5 Kirchen (darunter eine neue prächtige Basilika), bedeutende Landwirtschaft nebst Viehzucht, starken Weinbau, Dampfmühlen, Branntweinbrennerei, Vieh- und Holzhandel und (1869) 30,022 slowenische und meist lutherische Einwohner.

Csachtitz (spr. tschach-), Marktflecken im ungar. Komitat Neutra, südwestlich von Neustadel, mit gutem Weinbau und 2000 Einw. Dabei die Trümmer eines durch die Freveltaten der Elisabeth Bathori (s. d.) berüchtigten Schlosses.

Csakathurn (Csáktornya, spr. tschak-), Marktflecken im ungar. Komitat Zala, an der Ternava in der sogen. Murinsel (Muraköz), mit (1869) 2384 Einw. und einem alten Schloß, das einst Zrinyi's Wohnung war, der hier beigesetzt ward, und dessen Waffensammlung noch hier ist.

Csanád (spr. tscha-), ungar. Komitat im Kreis jenseit der Theiß, 1849—60 mit Bekes vereinigt, grenzt östlich und nördlich an die Komitate Arad und Bekes, westlich an Csongrad, südlich an Torontal und hat ein Areal von 1659 QKilom. (30,13 QM.). Das Land, im S. von der Maros umspült, besteht aus einer weiten, nur hier und da von sanften, mit Eichen und Reben bewachsenen Hügeln unterbrochenen Ebene, mit fruchtbarem Boden und meist gesundem Klima. Erzeugnisse sind: Weizen, Mais, Tabak,

Wein, Obst; schönes Rindvieh, gute Pferde, Schafe und Schweine. Ein Sechstel des Areals ist Wiese und Weideland, ein Drittel von Wald und Busch bedeckt. Die Gesammtbevölkerung beträgt (1869) 95,847 Seelen, wovon etwa 65,000 Ungarn und 3000 Deutsche, die übrigen Walachen und Slawen sind. Das Komitat liegt dem Weltverkehr fern, besitzt aber großen Wohlstand, der ausschließlich auf der Landwirtschaft beruht; Handel und Gewerbe sind gleich der wissenschaftlichen Bildung kaum im Entstehen begriffen. Benannt ist das Komitat nach dem Dorf C. an der Maros, mit 4013 Einw., das einst eine blühende Stadt war, in welcher Stephan I. 1036 ein Bisthum stiftete. Im Schloß daselbst, von dem noch Ruinen vorhanden, residirte König Samuel Aba. Im Jahr 1242 verwüsteten die Tataren Stadt nebst Schloß, doch gelangte die Stadt bald wieder zu Ansehen. Im Jahr 1495 ward in C. unter König Wladislaw, wie früher unter Peter, der hier abgesetzt wurde, ein Reichstag gehalten; 1515 ward hier der Csanader Bischof Johann Csaky von dem Bauernanführer Georg Dosa ermordet. Unter der Königin Isabella von Petrovics belagert, vom Kommandanten Niklas Kerepec aber befreit, fiel die Stadt bald darauf in die Hände des Thomas Barkuch und hatte sich kaum wieder erholt, als sie 1545 unter das Joch der Türken kam, die erst 1684 vom General Wallis für immer daraus vertrieben wurden.

Csanyi (spr. tschánji), Ladislaus, Kommunikationsminister in der ungar. Revolution, geb. 1790 zu Csanyi im Szalader Komitat, diente als Husar 1809—1815, war später eifriges Mitglied der Opposition im Szalader Komitat und bis zum Ausbruch der Revolution Deaks treuer Kampfgenosse. Im März 1848 sicherte er in Pest die Ordnung, ging bei Ausbruch der kroatisch-serbischen Unruhen als Landeskommissär in den Süden, begleitete später die Hauptarmee gegen Wien, wie beim Rückzug von Preßburg bis Pest und blieb auch in den ersten Januartagen 1849 als Kommissär bis zu Windischgrätz' Einzug daselbst zurück, worauf er der Regierung nach Debreczin folgte. In Siebenbürgen verfuhr er als Regierungskommissär gegen die Sachsen und Walachen mit großer Strenge. Abberufen, wurde er nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 zum Kommunikationsminister ernannt, war bei der zweiten Flucht der ungarischen Regierung aus Pest abermals der Letzte und stimmte für die Uebertragung der Diktatur an Görgei. Nach der Waffenstreckung von Világos (13. Aug. 1849) ergab sich C. den Russen, die ihn an Oesterreich auslieferten. Er endete 10. Okt. 1849 in Pest am Galgen.

Csardaken (spr. tschardák vom ungar. Csarda, »Wachtbaus«), hölzerne Wachthäuser an der ungarischen Militärgrenze, besonders am linken Ufer der Sau, in mäßigen Entfernungen von einander auf Eichenpfählen aufgestellt.

Csardas (spr. tschárdasch), ungar. Nationaltanz, der im Zweivierteltakt ohne eigentliche Tanzfiguren von einem Herrn und einer Dame unter Beobachtung des Rhythmus nach individueller Auffassung getanzt wird.

Császár (spr. tschásszár), Franz, ungar. Schriftsteller und Dichter, geb. 1807 in Zala-Egerszeg (Komitat Zala), wurde 1830 in Fiume als Lehrer der ungarischen Sprache, 1836 als Notar beim Wechselgericht angestellt und 1840 als Beisitzer des Wechselgerichts nach Pest berufen. Seit 1846 Referent bei der Septemviraltafel, verlor er diesen Posten später, weil er nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 von der revolutionären Regierung das Amt angenommen. Als Schriftsteller trat er zunächst mit juristischen Schriften auf, wie: »Ungarisches Wechselrecht« (3. Aufl., Pest 1846), »Wechselrechtliches Lexikon« (das. 1841), »Ungarische Bankerottgesetze« (das. 1847) ꝛc. Außerdem veröffentlichte er: »Italienische Reisen« (Pest 1843), ein »Mythologisches Wörterbuch« (das. 1844), »Der Fiumer Hafen« (das. 1842—43, 2 Bde.) und »Gedichte« (2. Aufl., das. 1846), die sich durch korrekte Form und Gefühlsinnigkeit auszeichnen, und unter denen namentlich die in italienischer Manier geschriebenen Sonette und Matrosenlieder hervorzuheben sind. Auch übersetzte er mehrere italienische Meisterwerke, z. B. von Alfieri, Beccaria, Silvio Pellico und Dante, ins Ungarische. Im März 1850 gründete C. das liberale »Pesti Napló« (Pester Tagblatt). Er starb 17. Aug. 1859.

Csepel (spr. tschéppel), fruchtbare Donauinsel unterhalb Pest, 330 QKilom. (6 QM.) groß, mit Obst- und Weinbau und mehreren Marktflecken und Dörfern, war in alten Zeiten Sommeraufenthalt der magyarischen Könige. Kaiser Karl VI. schenkte sie 1721 dem Prinzen Eugen von Savoyen, der in dem Hauptort Rácz-keve ein prächtiges Schloß aufführen ließ, und nach welchem die Insel lange Zeit den Namen Eugeniusinsel führte. Seit 1825 gehört sie wieder zu den Familiengütern des österreichischen Kaiserhauses. Im Herbst 1848 diente sie als militärische Position, um Jellachichs Uebergang auf das linke Donauufer zu hindern, und wurde namentlich bekannt durch die hier vollzogene standrechtliche Hinrichtung des Grafen C. Zichy.

Csik (spr. tsch-), ein Stuhl (Distrikt) der Szekler in Siebenbürgen, an der südöstlichen Grenze des Landes gelegen, 4493 QKilom. (81,6 QM.) groß mit (1869) 107,285 Einw. Das Land ist gebirgig und durch seine Naturschönheiten berühmt, hat aber ein kaltes Klima, so daß weder Obst, noch Weizen gedeihen. Desto ergiebiger sind die Wälder an trefflichem Eichenholz, das auf der Maros verflößt wird und einen bedeutenden Handelsartikel bildet. Sitz der Stuhlbehörde ist das Dorf Csik-Somlyo, mit Franciskanerkonvent und Gymnasium, dessen Schüler 1694 den Ort auf das tapferste gegen die Türken vertheidigten. Zu Csik-Szent-Domokos (mit 2877 Einw.) befindet sich ein Kupferbergwerk, zu Borszek ein besuchter Sauerbrunnen.

Csikós (ungar., spr. tschikósch, von csikó, Fohlen), ungar. Pferdehüter. Der C. führt ein höchst eigenthümliches Leben. Von Jugend auf beständiger Begleiter des Viehs, ist er ein Halbwilder geworden und nicht selten ein gefährlicher Feind des Reisenden. Sein Anzug besteht aus einem bloßen Hemd und langen, weißen Unterziehhosen von grober Leinwand, Gatija genannt; beide, wie auch sein rundes Hütchen und sein langes, schwarzes Kopfhaar, sind mit Fett eingerieben, um den häufigen Mücken zu wehren; die Mitte des Leibes deckt ein mit blanken Knöpfen gezierter lederner Gurt und den Fuß die Zischme, eine Art von Schnürstiefel mit stark klirrenden Sporen. Mit seltener Stärke, Behendigkeit und Geistesgegenwart weiß der C. das wilde Roß einzufangen und zu bändigen. Die romantische, verwegene, aber auch mit der Civilisation schwer sich vertragende Gestalt des C. ist nicht selten von Dichtern poetisch dargestellt und ausgeschmückt worden, z. B.

von Nik. Lenau in mehreren Gedichten, besonders auch von Karl Beck in seinem »Janko, der ungarische Roßhirt«

Csokonay (spr. tschókonaj), Vitez Michael von, magyar. Dichter, geb. 17. Dec. 1773 zu Debreczin, studirte im Kollegium seiner Vaterstadt, wurde 1794 Professor der Poetik daselbst, studirte dann die Rechte, wurde Lehrer zu Csurgo, widmete sich aber in der Folge ganz der Dichtkunst. Er starb 28. Jan. 1805. Reiche Sprache und leichter Versbau zeichnen seine Gedichte aus. Er schöpfte aus der Quelle der Volkspoesie und half dadurch eine wahrhafte ungarische Nationallyrik begründen. Seine Werke sind: »Magyar-Musa« (»Ungarische Muse«, Preßb. 1797); »Amaryllis« (Pest 1803); das komische Epos »Dorotya« (neue Ausg., Wien 1816); »Lilla« (neue Aufl., das. 1816); »Galatea« (Großwardein 1806); »A' báztor Király« (das. 1806); »Oden« (neue Aufl., Wien 1816); »Anakreoni Dalok« (»Anakreontische Lieder«; neue Aufl., das. 1816); »Békaegerhartz« (»Froschmäusekrieg«, das. 1816). Viele seiner Lieder sind in den Mund des Volks übergegangen, insbesondere klingt sein berühmtes Liebeslied an seinen Weinschlauch (Kulacs) durch ganz Ungarn. Seine »Gesammelten Werke« gab Márton heraus (Wien 1813, 9 Bde.; 2. Aufl. 1816), wie auch »Csokonay's Leben und einige hinterlassene Schriften« (Pest 1817). Eine kritische Ausgabe seiner Werke besorgte später Toldy (Pest 1846, 2 Bde.).

Csoma (spr. tscho-), Alexander, ungar. Reisender und berühmter Tibetist, geb. 1798 zu Körös im Szeklerland Siebenbürgens, studirte 1816—18 in Göttingen und wurde durch eine Bemerkung Blumenbachs, die Magyaren seien wohl die Uiguren der chinesischen Annalen, bestimmt, die Ursitze seines Volks in Asien aufzusuchen. Auf Umwegen mit wenig Mitteln, in Kostüm und Sitten Orientale, wurde er der Vorläufer Vambéry's; er brach 1821 mit einer Karawane, als Armenier verkleidet (der armenischen Sprache war er völlig mächtig), von Chorasan nach Bochara auf und gelangte von da über Balch und das damals noch als Hauptstadt des Sikhstaats berühmte Lahore nach Leh, der Hauptstadt Ladaks. Hier faßte er den Entschluß, als Schüler sich in das buddhistische Kloster Zamskar in der jetzt britischen Landschaft Kamaon am Sadletsch zurückzuziehen, wo er unter großen Entbehrungen im Umgang mit den Priestern, den Lama's, das Tibetische erlernte und dieser Arbeit mehrere Jahre seines Lebens widmete. Er las hunderte von heiligen Schriften und publicirte als Frucht seiner eifrigen Studien die erste wissenschaftlich gehaltene Grammatik: »A grammar of the Tibetan language« (Kalkutta 1834), und das erste tibetische Wörterbuch: »Essay towards a dictionary Tibetan and English« (das. 1835). Durch diese Arbeiten, seine »Analyse of the Kandjur« (über die Grundlehren des Buddhismus, Kalk. 1835) und seine kleineren Schriften brach C. dem Studium des Tibetischen in Europa Bahn. Er selbst sprach das Tibetische so geläufig, daß die Kunde hiervon nach Lhassa gelangte und ihm, was sonst noch jedem Europäer versagt blieb, vom Dalai Lama die Erlaubnis zur Reise dahin erwirkt wurde. Dort hoffte C. zu finden, was er suchte; aber er starb plötzlich, noch ehe er die Reise nach Lhassa antreten konnte, 11. April 1842 zu Dardschiling im Himalaya, wo man ihm ein Denkmal setzte. Eine Beschreibung seiner weiten und gefahrvollen Reisen hat der anspruchslose Mann, der 22 Jahre in Asien zugebracht hatte, dabei nichts als Thee und Reis genoß, auf einer Matte schlief und sich mit nur einem Anzug behalf, nicht hinterlassen. Vgl. Petermanns »Geographische Mittheilungen«, 1864; »Report of the death of C.« (im Journal der Asiat. Soc. of Bengal, 1842).

Csongrád (spr. tschóngrád), ungar. Komitat im Kreis jenseit der Theiß, wird östlich von den Komitaten Bekes, Csanad, südlich von Torontal und Bacs-Bodrogh, westlich vom Distrikt Kleinkumanien, nördlich vom Komitat Heves und Außer-Szolnok begrenzt und hat 3319 QKilom. (60,s QM.) Flächengehalt. Das Land bildet eine fruchtbare Tiefebene, die von unbedeutenden Hügeln durchzogen, den Ueberschwemmungen der Theiß, welche hier den Körös, den Korogy und die Maros aufnimmt, ausgesetzt und durch viele Sümpfe und schlechtes Trinkwasser ungesund ist. Ein Achtel des Areals ist Wald, ein Viertel Weideland. Erzeugnisse sind Weizen, Gerste, Hafer, Kukurutz, Hanf, guter Tabak (Szegediner), Wassermelonen, Wein von mittlerem Gehalt, etwas Holz. Die Wiesen nähren viel Rindvieh, Pferde, Schafe, das Rohrdickicht viele Schweine; Wild, Geflügel und Fische sind in Menge vorhanden. Der Handel mit Vieh, Wolle, Tabak, geräucherten Fischen, Binsenmatten ꝛc. ist lebhaft. Die Zahl der Bewohner beträgt (1869) 207,585, meist Magyaren und zu $^{3}/_{4}$ Katholiken. Das Komitat C. ist eins der ältesten in Ungarn und soll mit Anbeginn des Königreichs errichtet worden sein. Hauptort ist Szegedin. — Der Marktflecken C., am Zusammenfluß des Körös und der Theiß, hat 17,356 Einw., die Acker- und Weinbau, Viehzucht, Fischerei, Sodasiederei treiben.

Csorich de Monte Creto (spr. tschóritsch-), 1) Franz, Freiherr von, k. k. Feldmarschalleutnant, aus kroatischem Geschlecht, geb. 3. Okt. 1772 zu Zengg im Littorale, trug als Oberleutnant 13. Mai 1800 viel zum Sieg bei Monte Creto bei, daher er bei seiner Erhebung in den Freiherrenstand 1818 den Namen Monte Creto erhielt. Seit 1842 war er Kommandirender im Banat und starb zu Temesvar 4. März 1847.

2) Anton, Freiherr von, k. k. Feldmarschalleutnant und Kriegsminister, 1795 zu Machichno in Kroatien geboren, Neffe und Adoptivsohn des vorigen, machte die Feldzüge von 1809 und 1813—15 mit, ward 1842 Generalmajor und Brigadier in Italien, 1843 in Wien, 1846 Festungskommandant von Salzburg und 1848 Feldmarschalleutnant. Er befehligte 1848 beim Oktoberaufstand in Wien in der Leopoldstadt und übernahm später das Kommando der Truppen, welche die innere Stadt cernirten. Im ungarischen Feldzug zeichnete er sich unter anderem bei Schemnitz und Kapolna aus. Im Juli 1850 ward er an Giulay's Stelle zum Kriegsminister ernannt, schied aber Februar 1853 wieder aus und erhielt das Kommando des 3. Armeekorps in Graz, 1854 das des 1. Armeekorps in Wien und ward später zum Feldzeugmeister ernannt. Er starb 15. Juli 1864 in Dornbach bei Wien.

Csorna (spr. tschor-), schöner Marktflecken im ungar. Komitat Oedenburg, nordöstlich von Kapuvar, mit einem Prämonstratenserstift (1180 gegründet) und (1869) 4853 Einw. Hier 19. Juli 1849 Treffen zwischen den Ungarn und Oesterreichern, wobei letztere den General Wyß verloren.

Ctenophŏrae, s. v. w. Rippenquallen.

Cu, in der Chemie Zeichen für Kupfer (Cuprum).

Cuartilla (spr. -tilja), span. Getreidemaß = $^{1}/_{4}$

Digitized by Google

Fanega; Flüssigkeitsmaß = ¼ Cantara = 4,033 Liter; Feldmaß = 16,098 Ar.

Cuartillo (spr. -tillo), span. Getreidemaß = ¹/₄₈ Fanega; Flüssigkeitsmaß = ¹/₈ Cuartilla; Feldmaß = ¹/₁₂ Cuartilla.

Cuati, s. v. w. Nasenbär.

Cuba, römische Schutzgöttin der Kinder in der Zeit, wo sie die Wiege mit einem Bettchen vertauschen.

Cuba, die größte der westind. Inseln (s. Karte »Antillen«), von den Spaniern anfangs Juana, dann Ferdinanda genannt, dehnt sich in einer ungemein günstigen Lage zwischen dem Mejikanischen Golf, der Floridastraße, dem Windwärtskanal und der Karibischen See aus. Ihre Länge in gerader Linie beträgt 1060 Kilom., ihre Breite durchschnittlich 82 Kilom.; doch zeigt sie nach O. hin größere Breite als nach W. Die Angaben über den Flächenraum der Insel schwanken noch sehr (zwischen 97,897 und 123,334 QKilom., letzteres ist die amtliche Angabe); am wahrscheinlichsten sind 118,833 QKilom. (2158 QM.). Die Insel, die wichtigste überseeische Besitzung der Spanier, wird wegen ihres Reichthums, wegen ihrer vortrefflichen Lage inmitten der beiden Hälften des amerikanischen Kontinents und wegen ihrer hohen Handelsbedeutung die »Perle der Antillen« genannt, und diese Bedeutung wird in dem Maße zunehmen, als Ordnung und mehr gesittete Zustände statt der fortdauernden Revolutionen auf ihr Platz greifen. Die Küstenentwickelung ist bei der langen, schmal gestreckten Figur der Insel eine sehr bedeutende; ohne die Buchten und Vorsprünge rechnet man 3190 Kilom., wovon 1684 auf die Süd- und 1506 auf die Nordküste entfallen. Theilweise sind die Küsten mit Korallenriffen umsäumt oder sind auf weite Strecken hin sumpfig; anderseits aber bietet C. auch wieder die herrlichsten Häfen dar (im ganzen 40), unter denen die von Havana, Matanzas und Santiago die schönsten und geräumigsten sind. Die wichtigsten Kaps sind Punta de Maysi im SO., Kap Cruz im SW. und Kap San Antonio im NW. Im Durchschnitt zeigt C. eine niedrige und wellenförmige Oberflächengestaltung; aber die Insel ist nicht eintönig in ihren Formen, sondern anmuthig und reich an landschaftlichen Schönheiten. Ueber die flache, breitscheitelige Landhöhe, welche die Wasserscheide zwischen den nach N. und nach S. fließenden Gewässern bildet, steigen vereinzelte Gebirge empor, die fast sämmtlich von W. nach O. streichen und bis über 500 Meter hoch sind. Eigentliches Gebirgsland bietet nur der Südosten, wo Höhen von über 2000 Meter vorkommen. Was die einzelnen Bergzüge betrifft, so sind, von W. nach O. vorschreitend, folgende hervorzuheben: die Sierra de los Organos an der Nordküste des westlichen Horns mit dem 600 Meter hohen Pan de Guajabon; westlich von Havana die Sierra de Bejucal mit dem 390 Meter hohen Pan de Matanzas; die vom 80.° westl. L. v. Gr. geschnittene Bergkette, welche an der Südküste Sierra San Juan, im N. Mornes de l'Escambray heißt und im S. im 1200 Meter hohen Portrarillo gipfelt. Es bietet diese silber- und kupferreiche, der sekundären Kalksteinformation angehörige Bergkette mit ihren engen Schluchten, schönen Waldungen und rauschenden Bächen außerordentlich schöne landschaftliche Bilder. Die bedeutendste Sierra Cuba's erstreckt sich in einer Ausdehnung von 370 Kilom. im SO. zwischen Punta de Maysi und Kap Cruz; sie führt verschiedene Namen, ist aber allgemein unter dem Namen der »Alpen Cuba's« bekannt. Nach dem Meere zu fällt sie schroff und steil ab, sanfter nach dem Lande zu, wo sie in die fruchtbare Thalebene des Cauto übergeht. Schneefall kommt in ihr nicht vor, wohl aber Glatteis bei anhaltenden Decemberstürmen. Ihre höchsten Gipfel sind der Ojo de Toro (1000 Meter), der Pic de Tarquin (2400 Meter) und die Loma di Guinea (2200 Meter). Das Gebirge ist theilweise sehr unwegsam, von tiefen Schluchten durchrissen und diente in den letzten Jahren als wesentlicher Stützpunkt der kubanischen Insurgenten. Die geognostischen Verhältnisse anlangend, so kennt man Granit, Gneis, Syenit, Porphyr; die Hauptmasse der Insel bilden sekundäre, gelblichweiße Kalke, die, nach den Versteinerungen zu schließen, zur Formation des weißen Jura gerechnet werden müssen. An nutzbaren Mineralien ist C. nicht sehr reich. Man findet Gips, Thon, Asphalt, Braunkohlen und noch nicht ausgebeutete Steinkohlen. Steinsalz ist in reicher Menge vorhanden, ebenso Kupfer. An Eisenerzen ist Mangel. Silber kommt in den Mornes de l'Escambray vor. Gold wurde früher, wiewohl auch nicht in großen Mengen, gefunden. An Mineralquellen fehlt es nicht, allein in der Sierra de Bejucal liegen jene von Guanabacoa, Madruga, San Pedro, Santa Anna; doch werden sie wenig benutzt, auch fehlen bei ihnen alle komfortablen Badeeinrichtungen. — Von großen Flüssen kann schon der Konfiguration der Insel wegen nicht die Rede sein; Flüsse entwickeln sich allerdings in der Mitte der Insel, doch ist nur der Südosten wasserreich zu nennen, und selbst die größeren Flüsse haben schlammige, für Schiffahrt ungeeignete Mündungen. Die bedeutendsten, an der Nordküste mündenden Flüsse sind die 66 Kilom. lange Palma, die Sagua la grande, 148 Kilom. lang, wovon 30 Kilom. schiffbar, die Sagua la chica, 96 Kilom. lang, wovon 15 Kilom. schiffbar, der Tocar, 110 Kilom. lang. An der Südküste münden im westlichen Theil verschiedene Sumpfflüsse, wie der Hatiguanico, der Damuji u. a. Der bedeutendste Fluß Cuba's ist der 282 Kilom. lange und auf 82 Kilom. schiffbare Cauto, mit mehreren, bis 110 Kilom. langen Nebenflüssen. Er kommt aus den »Alpen« und mündet in die große südwestliche Bai. — Das Klima ist für die Menschen kein gesundes zu nennen. Zwei Jahreszeiten, die Regenzeit und die trockene Zeit, wechseln mit einander ab. Die jährliche Durchschnittstemperatur beträgt im Innern der Insel 23°, in Havana 25° und in Santiago de C. 27° C. In den heißesten und zugleich ungesundesten Monaten (Juli bis August) steigt sie bis auf 29°; in den kühlsten (December bis Februar) fällt sie in den Gebirgsgegenden im Innern bis auf 17° (zuweilen bis auf 10°), in Havana auf 21, in Santiago de C. auf 23°. Die höchste, im Schatten beobachtete Temperatur betrug 31° C. in Havana und 23° C. in Santiago. Während von Juni bis Oktober Havana als eine der ungesundesten Städte der Welt angesehen werden muß, besitzt es im Winter das lieblichste, mildeste Klima und bietet daher dem fremden Besucher einen überaus behaglichen und genußreichen Winteraufenthalt. In den Sümpfen des Südwestens, an den Flußufern und auf den Savannen herrschen Fieber, und in den Küstenstädten ist das Gelbe Fieber seit 1761 kein seltener Gast. — Lage und Klima Cuba's bedingen einen großen Reichthum an Gewächsen. Die ursprünglich sehr ausgedehnten Wälder sind größtentheils ausgerottet oder auf die Gebirge

beschränkt worden, ohne daß man an Nachpflanzungen dachte. Auf den Gebirgen findet man auch Nabelhölzer, Pinusarten, die für den Schiffbau von Wichtigkeit sind; die Laubwälder liefern Mahagoni, Ebenholz, Eisenholz, Lebensholz; Kautschuk liefert Urceola elastica. Zahlreiche Schlinggewächse und herrliche Orchideen wuchern auf den Bäumen und machen den tropischen Wald oft undurchdringlich. Unter den Bäumen der Niederungen zeichnen sich verschiedene Palmen aus; höher hinauf reichen baumartige Farne. Alle Kolonialgewächse gedeihen in den Kulturlandschaften. Was die Fauna anlangt, so sind die einheimischen Säugethiere gering an Zahl. Man kennt etwa 20 Arten Fledermäuse, zwei Aguti (Dasyprocta), den Philander (Didelphys dorsigera *L.*). Dagegen sind europäische Vierfüßler eingeführt worden. Unser Hund, der verwildert ist, hat den stimmlosen heimischen Hund verdrängt. Auch Rothwild ist eingeführt worden, abgesehen von unseren Hausthieren. An den Flußmündungen lebt ein Manatus. Reich vertreten ist die zum Theil aus speciell C. eigenthümlichen Arten bestehende Vogelwelt. Kolibri's, prächtig schillernde Singvögel, Papageien ꝛc. beleben Flur und Wald. Fluß- und Seefische sind häufig; Krabben kommen auf dem Land und an den Küsten in erstaunlicher Menge vor. Die Schlangen sind durch fünf nicht giftige Arten vertreten; Eidechsen und Schildkröten, letztere bis 5 Ctr. schwer, finden sich in Menge. Die Insektenwelt ist überreich vertreten; hervorzuheben sind die Laternenträger, Kakerlaken, hier eine Landplage, ebenso Nigua's (Sandflöhe), Moskito's, Skorpionen, Ameisen.

Als Colombo 1492 C. entdeckte, war die Insel von etwa 500,000 Indianern bevölkert, die sämmtlich nun ausgestorben sind und einer fremden europäischen und afrikanischen Bevölkerung Platz gemacht haben. Die ersten weißen Ansiedler landeten 1511, die ersten Negersklaven wurden 1524 eingeführt. Aus letzteren beiden, indessen vielfach vermischten Elementen, ist die heutige Bevölkerung zusammengesetzt. Die Weißen sind zum größern Theil eingewanderte Spanier oder spanische Kreolen, zum geringern Europäer anderer Nationalität. Nach dem amtlichen Census von 1862 zählte C.: 1,359,258 Bewohner, darunter 764,750 Weiße, 225,938 freie Farbige, 368,550 Sklaven. Eine andere, aus dem Jahr 1869 stammende Angabe stellt folgende Ziffern auf: 730,894 Ansässige europäischer Abstammung, 8298 ansässige Fremde, 21,420 vorübergehend anwesende Fremde, 50,000 chinesische Kuli's, 1500 Yukateken, 225,843 freie Farbige, 376,553 Sklaven: zusammen 1,414,508. Die meiste Handarbeit wird von Chinesen und Schwarzen vollbracht; eingeborne Kubaner haben das Land inne, Kubaner und Fremde theilen sich in den Handel; Spanier bekleiden sämmtliche Beamtenstellen, auch alle Militärpersonen sind Spanier. So stellt die weiße Bevölkerung das Kapital und die Intelligenz, die farbige die mechanische todte Kraft dar. Eine besondere Erwähnung verdient die Sklaverei, da C. jetzt das einzige Land Amerika's ist, wo dieses Institut (vom Insurgentengeneral Cespedes 1868 allerdings aufgehoben) zu Recht noch fortbesteht. Doch ist Aussicht vorhanden, daß die spanische Regierung auch hier bald mit Emancipation der Sklaven vorgehen werde, da seit 1873 die Sklaverei auf der Schwesterinsel Portorico aufgehoben wurde. Dem Vertrag von 1817 zuwider, wodurch sich Spanien gegen England, Frankreich und Portugal verpflichtete, den Sklavenhandel nicht länger mehr zu dulden, wurden seither jährlich 10,000 bis 15,000 Negersklaven heimlich aus Afrika eingeführt. Im Jahr 1817, zur Zeit des Uebereinkommens, gab es auf der ganzen Insel nur 20,000 Negersklaven; es läßt sich daher die gegenwärtige Zahl (370,000) nur durch fortgesetzten Sklavenschmuggel erklären. Der Preis eines Sklaven auf C. ist binnen 30 Jahren von 2000 auf 6000 Franken gestiegen, so daß die Sklavenbevölkerung einen Werth von 2200 Mill. Franken repräsentirt. Die Sklaven Cuba's sind besonders kräftige, athletische Gestalten, wozu hauptsächlich der Umstand beiträgt, daß ihr Blut großentheils rein blieb und sie oft Zuzug aus dem Mutterland erhielten. Neu importirte Sklaven, die noch nicht spanisch sprechen, nennt man Bozales, während ein Neger im allgemeinen Moreno, ein Mulatte Pardo genannt wird. Die Gesetze für die Negersklaven sind im allgemeinen human; denn nach den Leyes de las Indias kann ein Sklave gegen 500 Dollars zu jeder Zeit seine Freiheit, eine Sklavin die ihres neugebornen Kindes für 30 Dollars erkaufen. Alle Sklaven müssen katholisch getauft sein. Für ihre Erziehung geschieht indessen wenig. Unter der weißen Bevölkerung besteht ein wesentlicher Gegensatz. Den Kreolen ist die spanische Herrschaft tief verhaßt, da sie sich zurückgesetzt und alle Staatsämter und einträglichen Posten in den Händen der Spanier sehen. Uebertriebene Besteuerung und übermäßige Zölle schmälern das Einkommen der Insel und hemmen die Entwickelung der Kultur. Von allen Reformen, welche Spanien durch Revolutionen erzwungen, von allen Zugeständnissen, welche die Regierung dem Mutterland gemacht, blieb C. ausgeschlossen. Fortwährend lastet Despotismus auf der Insel, und daher ist auch die Sehnsucht der Kreolen Cuba's erklärlich, sich von dem unerträglich gewordenen Joch zu befreien. Bei der anerkannten Arbeitsunlust der freien Farbigen und dem Bedürfnis nach Arbeitskräften in den Pflanzungen ist zu der schwarzen und weißen Bevölkerung neuerdings noch ein drittes Element, das chinesische, gekommen. Die Einfuhr der Kuli's begann schon 1847, wurde aber erst stärker in dem letzten Jahrzehnt. Sie wird sich noch bedeutend heben, wenn erst die Sklavenemancipation durchgeführt sein wird.

Was die Ausbeute des Grundes und Bodens betrifft, so ist der Bergbau im ganzen unbedeutend. Voran steht der seit 1599 betriebene Kupfererzbergbau. Die Ausbeute betrug in den letzten Jahren 150—200,000 Ctr., die nach England verfrachtet und dort verhüttet werden; sie ist indessen sehr in der Abnahme begriffen. Außerdem gewinnt man Braunkohlen. Bedeutend wichtiger ist, als die Haupterwerbsquelle, der Ackerbau, die Plantagenwirtschaft auf den zerstreuten Landgütern der Weißen. Die zahlreichen und großartigen Ingenios oder Zuckerfabriken mit ihren Dampfmaschinen geben der Insel das Ansehen eines Industrielands; aber eigentliche Fabriken fehlen. Es gibt auf C. 3300 Wirtschaftsgüter und Höfe (haciendas de crianza), 1400 Zuckerplantagen, 1000 Kaffeepflanzungen, 5800 Potreros (Weideländereien), 9500 Tabakpflanzungen (Vegas) und 22,000 Grundstücke mit anderer Kultur. Die weiten Savannen der Insel, die nach ihrer ersten Besiedelung überhaupt nur als Weideland benutzt wurden, ernähren zahlreiche Herden und eignen sich vortrefflich zur Viehzucht. Der Stand des Viehes betrug 1862: 270,000 Stück Rindvieh (à 10 Doll.).

35,200 Pferde (à 10 Doll.), 3300 Maulthiere (à 17 Doll.), 350,000 Schweine (à 6 Doll.), 35,000 Schafe und Ziegen (à 2 Doll.). Der jährliche Ertrag gewerblicher Thätigkeit (riqueza urbana) erreicht einen Werth von 17—18 Mill. Dollars, jener der Pflanzungen und des Ackerlandes 120 Mill., der Viehzucht 6 Mill., somit der Gesammtwerth der jährlichen Produktion 144 Mill. Dollars. Obenan steht die Zuckerfabrikation aus Zuckerrohr. Sie lieferte 1786 erst 200,000 Ctr., 1872 aber fast 17 Mill. Ctr. (einschließlich 4 Mill. Ctr. Melasse) zur Ausfuhr, wobei also der heimische, sehr starke Verbrauch nicht mitgerechnet ist. Dazu kommen durchschnittlich etwa 15,000 Pipen Rum. Ein Haupterzeugnis der Landwirtschaft ist Tabak, 70—80,000 Ctr. in den letzten Jahren, dazu 1800 Mill. Stück der berühmten Cigarren, von denen jedoch nur etwa 400 Mill. zur Ausfuhr gelangen, da auf C. selbst alt und jung den ganzen Tag lang raucht. Weitere Produkte sind Kaffee (70,000 Arroben à 25 Pfd.), Bienenwachs (20,000 Arroben), Honig (36,000 Fässer), Kakao, Baumwolle, Sago, Reis, Bohnen, Indigo, Bananen, Kokosöl ꝛc. Alle diese Produkte könnten in weit größerer Masse geliefert werden, wenn die nöthigen Arbeitskräfte vorhanden wären. Für den Verkehr im Innern ist erst in der neuesten Zeit besser gesorgt worden. Zwar existiren gute Landstraßen nach unserem Sinn auch heute noch nicht; aber seit 1834 schon begann man Eisenbahnen zu bauen, deren Ausdehnung bereits (1872) etwa 640 Kilom. beträgt, so daß in dieser Beziehung C. vielen anderen Kolonien voransteht. Diese Bahnen sind bisher noch meist vereinzelte von den Küstenstädten ins Innere laufende Linien, die erst später zu einem Netz sich zusammenschließen werden. Telegraphendrähte in der Ausdehnung von 1850 Kilom. durchziehen die ganze Insel. Seit 1818 ist völlige Handelsfreiheit auf C. eingeführt worden, und von dieser Zeit erst datirt der Aufschwung der Insel in Ackerbau, Handel und Schiffahrt. Regelmäßige Dampferlinien führen von New York und Philadelphia nach Havana in fünf Tagen; von Europa gehen die spanischen Dampfer von Cadiz, die englischen von Southampton, die deutschen von Bremen und Hamburg, die französischen von St. Nazaire regelmäßig nach Havana. Eine Küstendampferlinie sorgt für die Verbindung der wichtigsten Häfen der Insel unter einander. Die Zahl der einlaufenden Schiffe betrug in den letzten Jahren durchschnittlich 5000, wovon 37 Proc. unter spanischer, 28 unter britischer, 20 unter nordamerikanischer, 4 unter französischer und 3 unter deutscher Flagge fuhren. Die Ausfuhren, welche die Einfuhren um etwa 4 Mill. Dollars überragen, bestehen aus den oben aufgeführten Landesprodukten. Eingeführt werden: Charque (getrocknetes Fleisch) aus Südamerika, gesalzene Fische als Fastenspeise aus den Vereinigten Staaten und Europa, Mehl aus Spanien und den Vereinigten Staaten, Speck aus den Vereinigten Staaten, Steinkohlen aus den Vereinigten Staaten und England, Olivenöl aus Spanien, Petroleum aus den Vereinigten Staaten, alle europäischen Manufakturen. Die wichtigsten Häfen sind Havana, Matanzas, Cardenas und Santiago de C. — Die Verfassung der Insel beruht auf der Verordnung vom 29. Mai 1825, wonach der an der Spitze der Regierung stehende Generalkapitän mit fast absoluter Gewalt bekleidet wurde. Es besteht eigentlich ein förmlicher Kriegszustand, der in den letzten Jahren seit Ausbruch der Revolution nur verschärft wurde. Bis 1869 war die römisch-katholische Kirche die allein zu Recht bestehende, erst seitdem sind andere Konfessionen officiell zugelassen. C. bildet ein Erzbisthum mit dem Sitz des Erzbischofs in Havana. Das Unterrichtswesen liegt sehr darnieder. Die Universität zu Havana steht auf einer niedrigen Stufe; auch gibt es eine Handelsakademie und eine Maler- und Bildhauerschule. Das zerstreute Pflanzerleben ist der Entwickelung von Schulen sehr ungünstig, und so ist die Zahl derjenigen, welche nicht lesen und schreiben können, auf C. selbst unter den Weißen sehr groß.

Geschichte. Christoph Colombo, der C. 28. Okt. 1492 entdeckte, hielt es anfangs für einen Theil des Festlandes, und zwar für das Land des »Priesters Johann«, weshalb er es »Juana« nannte; 1508 umschiffte Sebastian de Ocampo die Insel, und 1511 gab Diego Colombo, der die kräftigen Indianer von C. gern als Sklaven benutzt hätte, dem Diego Velasquez den Befehl zur Eroberung der Insel, die nach kurzem Widerstande des Kaziken Hatuey ohne Schwertstreich erfolgte. Velasquez behandelte die Eingebornen mild, gründete 1512 die Stadt Baracao, dann noch mehrere Städte, beförderte die Einfuhr von Negersklaven, knüpfte Verbindungen mit Mejiko an, ward zum Generalkapitän von C. ernannt und hinterließ 1524 die Insel in einem blühenden Zustand. Unter der Statthalterschaft des Hernandes Soto erstand zwar das 1538 durch französische Korsaren zerstörte Havana wieder; aber der Volksstamm der der Kultur immer williger zuschreitenden Indianer war infolge von Soto's Härte um 1560 aufgerieben, und das Land blieb unbebaut. Havana wurde 1584 befestigt und 1633 der Sitz eines eigenen Gouverneurs. Das offene Land litt damals fortwährend unter den Einfällen der Flibustier; so ward 1688 die Stadt Principe von ihnen gänzlich zerstört. Erst nach dem Untergang derselben athmete C. wieder auf; aber mit dem wachsenden Wohlstand und dem sich entwickelnden Geiste der Selbständigkeit begannen auch seit dem Anfang des 18. Jahrh. Streitigkeiten zwischen Mutter- und Tochterland, die später bisweilen zum offenen Kampfe führten. So, als die Landbewohner neben der Viehzucht auch Tabakbau (weil dieser ohne Sklaven möglich war) zu treiben begannen, erklärte 1717 die spanische Regierung den Tabakhandel auf C. für ihr Monopol. Die natürliche Folge waren der Schleichhandel in diesen Gewässern, namentlich zwischen C. und Jamaica, und Konflikte mit anderen Seestaaten, namentlich mit England, weshalb die Regierung 1740 das Tabakmonopol an einige Kaufleute von Cadiz abtrat. Am 13. Aug. 1762 eroberte eine englische Expedition unter Admiral Pococke Havana und gab der Landwirtschaft und Industrie der Insel neuen Aufschwung, der sich auch dann noch bemerklich machte, als die Engländer im Frieden von 1763 C. gegen Florida umtauschten und die Insel im Juli 1764 verließen. C. blieb zwar seit dieser Zeit bei Spanien, doch mußte dies die alten Handelsbeschränkungen fallen lassen. Seit 1773 wurde C. der Mittelpunkt des Sklavenhandels für das ganze spanische Amerika. Im Jahr 1777 wandelte man C. in eine unabhängige Generalkapitanerie um; nach dem nordamerikanischen Befreiungskrieg erhielten Havana und San Jago die Erlaubnis freien Handels mit fremden Nationen, und 1790 wurde auch der Sklavenhandel frei gegeben. Durch solche und ähnliche Einrichtungen hob sich der Zustand Cuba's

auf eine hohe Stufe der Blüte. Durch die Uebersiedelung einer großen Anzahl royalistischer Pflanzer von Hayti nach C. infolge der französischen Revolution vermehrte sich die Zahl wohlhabender Einwohner und wurde der Kaffeebau auf der Insel allgemein. Aehnlichen Einfluß äußerte auf C. die Abtretung des spanischen Theils jener Insel an Frankreich (1795). Im Jahr 1797 wurde die Audienz von San Domingo (der oberste Gerichtshof der Antillen) nach Puerto del Principe verlegt. Mit dem Verkehr wuchs aber auch der Geist der Selbständigkeit, dem jedoch in der allmählich anschwellenden und ebenfalls nach Unabhängigkeit strebenden Sklavenmenge ein gefährlicher Feind erstand. Der erste große Negeraufstand von 1812 unter Aponte ward zwar unterdrückt, aber immer neue Aufstände ließen fortan die Insel nicht zur Ruhe kommen. Tausende von Schwarzen fielen in denselben, namentlich in den Aufständen von 1844 und 1848. Trotz dieser von den Schwarzen drohenden Gefahr gab man die Einfuhr von Sklaven nicht auf. Obgleich England wiederholt die Einstellung des Sklavenhandels forderte und von Seiten der spanischen Regierung öfters Verbote desselben ergingen, auch die Nothwendigkeit dieses Handels literarisch angefochten und Gesellschaften zur Verwendung freier Arbeiter gegründet wurden, so half doch das alles dem Uebelstand nicht ab. Es wurden immer wieder Neger von Afrika eingeführt, bis der neue Negeraufstand von 1848, dem wiederum 10,000 Schwarze als Opfer fielen, die Pflanzer endlich an die Gefahr erinnerte, die ihnen aus dem Sklaveninstitut erwuchs. Eine besondere Bedeutung gewannen die Beziehungen Cuba's zum Ausland seit 1845, wo das Streben der Amerikaner, die »Königin der Antillen« für sich zu gewinnen, stärker hervortrat. Bis dahin hatte Spanien nur gegen England auf seiner Hut sein müssen, welches angeblich aus Humanität den Besitz Cuba's wünschte, aber durch die Eifersucht Nordamerika's in Schranken gehalten wurde. Die Nordamerikaner legten ihre Gelüste nach der Insel weit offener an den Tag. Ende 1845 wurde im Senat zu Washington der Antrag gestellt, mit Spanien wegen Abtretung der Insel C. in Unterhandlung zu treten; zu Anfang 1846 bildete sich eine Gesellschaft, zu der auch zahlreiche Kubaner gehörten, die der spanischen Regierung 200 Mill. Dollars als Kaufsumme anboten. Hiermit zurückgewiesen, schritt man zu gewaltsamen Maßregeln, und es hatten sich bereits im September und Oktober 1849 auf Rhode Island unter Oberst White ungefähr 1500 Mann gesammelt, als die nordamerikanische Regierung die Expedition vereitelte. Man suchte nun der Agitation eine gesetzliche Form zu geben und gründete die Junta promovedora de los intereses politicos de C. mit dem Zweck, alle erlaubten Mittel zu versuchen, um Cuba's Wohl zu fördern. Den Vorsitz übernahm der General Narciso Lopez (s. d.). Daneben verfolgte ein geheimer Verein unter dem Namen der »Eulen« im Süden denselben Zweck. Spanien brachte daher die Heeresmacht von C. auf 25,000 Mann und ernannte zum Generalkapitän den umsichtigen und energischen José de la Concha. Zum erstenmal landete Lopez in Cardenas, ergriff jedoch, als er seitens der spanischen Besatzung Widerstand, seitens der Kubaner keine thätige Unterstützung fand, die Flucht und kehrte nach Rhode Island zurück. Er knüpfte von hier aus sofort neue Verbindungen zu einem neuen Unternehmen auf C. an, schiffte sich mit einem Korps von 453 Mann 3. Aug. 1851 zu New Orleans ein, landete 12. Aug bei Playnas, westlich von Bahia Honda, lieferte den Spaniern mehrere für ihn günstige Gefechte, sah aber seine Schar täglich schmelzen und mußte endlich mit dem Rest seiner Leute ins Gebirge fliehen, wo sie von Oberst Sanchez zersprengt wurden. Lopez wurde mit den ihm noch gebliebenen 7 Mann 29. Aug. gefangen und 1. Sept. zu Havana hingerichtet; die übrigen Freischärler wurden zu zehnjähriger Bergarbeit in Spanien verurtheilt, aber von der Königin bald wieder freigelassen. Trotz dieses unglücklichen Ausgangs begannen in der Union die Agitationen für einen Angriff auf C. bald aufs neue und wurden durch öfters vorkommende kleine Reibungen genährt. Der Generalkapitän Concha, welcher 1854 den General Pezuela wieder ablöste, erließ alsbald Edikte zur Emancipation der Neger, was den Sklavenstaaten der Union anstößig war. Als sodann die wegen Zollunterschleife 28. Febr. 1854 verfügte Beschlagnahme des nordamerikanischen Handelsschiffs Black Warrior einen Konflikt mit der Unionsregierung hervorrief, ward in den Vereinigten Staaten eine neue Cubaexpedition unter General Quitman vorbereitet, kam aber wegen Mangels an Geldmitteln nicht zu Stande. Auf C. selbst wurde Februar 1855 eine von der Kubanerjunta in New York geleitete Verschwörung unzufriedener Kreolen entdeckt. Die Häupter derselben wurden verhaftet, die Insel 12. Febr. in Belagerungszustand erklärt und zur Unterstützung der an 30,000 Mann zählenden spanischen Besatzung eine Miliz, selbst aus Mulatten und freien Negern, gebildet, während sich englische und französische Schiffe dem Generalkapitän zur Verfügung stellten. Obwohl die von Concha angeordneten strengen Maßregeln, besonders die Durchsuchung amerikanischer Schiffe durch kubanische Kreuzer, zu immer neuen Verwickelungen führten und die Absendung eines Geschwaders nach dem Golf von Mejiko zum Schutz amerikanischer Schiffe veranlaßten, zeigte sich die Unionsregierung doch allen Gewaltmaßregeln abgeneigt. Die von Seiten Englands und Frankreichs seit 1851 gemachten Versuche, im Einverständnis mit Nordamerika durch einen Triplevertrag C. auf ewige Zeiten Spanien zu garantiren, scheiterten an dem Widerspruch der Unionsregierung. Vielmehr war das Resultat einer Zusammenkunft der Unionsgesandten in Europa zu Ostende Oktober 1854 die Erklärung, daß, da C. in seinem gegenwärtigen Verhältnis den innern Frieden der Union gefährde und eine entsprechende Kaufsumme (200 Mill. Dollars) von Spanien zurückgewiesen werde, die Unionsregierung vollkommen befugt sei, die Insel Spanien zu entreißen, wenn sie die Macht dazu besitze. Als daher 1854 Buchanan, einer jener Gesandten, Präsident der Union wurde, hoffte man ein entschiedenes Vorgehen; allein die inneren Streitigkeiten und der einige Jahre später ausbrechende Bürgerkrieg drängten vorerst jeden Gedanken an eine Eroberungspolitik in den Hintergrund. Für die herrschenden Klassen auf C. aber war, nachdem die Gegner der Sklaverei gesiegt hatten, der Grund weggefallen, welcher sie früher zur nordamerikanischen Union gezogen hatte. Concha blieb, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, wo ihn der General Franz v. Lersundi ersetzte, bis 1860 als Generalkapitän auf C. Dann folgte ihm F. Serrano y Dominquez, und diesen ersetzte 1863 der General Domingo Dulce y Gerar, Marquis v. Bastellflorite. Dessen Nachfolger wurde

wieder Versundi, durch dessen verkehrte, die berechtigten Forderungen Cuba's mißachtende Verwaltung 1868 ein gefährlicher Aufstand hervorgerufen wurde. Zwar wurde Versundi 1869 durch General Dulce ersetzt, aber auch dieser mußte nach den Weisungen der spanischen Regierung die Forderungen der kubanischen Reformpartei, welche namentlich die Abschaffung der Sklaverei erstrebte, zurückweisen. So kam es zum offenen Krieg, welcher eine Menge Abenteurer nach C. zog, die sich dort zu bereichern hofften. Die Zuchtlosigkeit dieser Banden war so groß, daß Dulce, der sie in Schranken zu halten suchte, im Herbst 1869 von ihnen gewaltsam nach Europa zurückgeschickt wurde. Sein Nachfolger wurde Caballero de Rodas, welcher aber gegen die unter der Führung von Cespedes und Quesada stehenden Insurgenten (gegen 30,000 Mann stark) nichts ausrichtete und 1870 den Oberbefehl dem General Valmaseda abtrat, der selbst wieder 1872 durch José de la Concha abgelöst wurde. Die spanische Regierung ergriff, obgleich Präsident Grant die Sympathien der Union für C. laut erklärte, keine entschiedenen Maßregeln zur Hebung der Uebelstände; der Antrag, welchen Castelar zu Madrid in den Cortes auf gänzliche Aufhebung der Sklaverei stellte, wurde abgewiesen. Der Kampf nahm einen immer wildern Charakter an, zumal als im December 1871 die spanische Regierung erklärte, daß sie vom 15. Jan. 1872 an keinen Pardon mehr ertheilen werde. Die innere Verwirrung in Spanien unterstützte den Aufstand, so daß die Annexion Cuba's an Nordamerika nur noch eine Frage der Zeit sein dürfte. Infolge der Wegnahme des zur Unterstützung des kubanischen Aufstandes ausgerüsteten nordamerikanischen Schiffs Virginius 31. Okt. 1873 und noch mehr über die Hinrichtung von mehr als 50 Leuten der Bemannung durch die spanischen Behörden in C. schien ein Krieg zwischen Spanien und der Union losbrechen zu wollen, dessen Resultat wohl der Verlust Cuba's für Spanien gewesen wäre; doch wurde dieser Konflikt durch die 29. Nov. 1873 in Washington abgeschlossene Konvention beigelegt. Vgl. Poey, Historia natural de la isla de C. (Havana 1851—1858, 2 Bde.); Ramon de la Sagra, Historia fisica, economica etc. de la isla de C. (1861); J. v. Sivers, C., die Perle der Antillen (Leipz. 1861); Pezuela, Diccionario geográfico, estadistico, histórico de la isla de C. (Madr. 1863, 4 Bde.); Derselbe, Historia de la isla de C. (das. 1868—1869, 2 Bde.); Hazard, C. with pen and pencil (New York 1871); Gallenga, La perla della Antille (Mail. 1874). Ueber die jüngsten Ereignisse vgl. O'Kelly, The Mambi land (New York 1874).

Cubēbae, s. v. w. Kubeben.

Cubiculum (lat.), Zimmer, besonders Schlafzimmer; Grab eines Märtyrers, bei den ersten Christen zu gottesdienstlichen Versammlungen benutzt, daher s. v. w. Bethaus, Kapelle. — Cubicularius, Haussklave als Kammerdiener; insbesondere Kammerdiener des Papstes.

Cubières (spr. kübjähr), Amabée Louis Despans de, franz. General, geb. 4. März 1786 in Paris, machte die Feldzüge des Kaiserreichs mit und wurde 1815 Oberst. Während der Restauration zuerst Obersteuereinnehmer, dann Oberst, zog er mit nach Morea und ward 1829 Brigadegeneral, 1830 Divisionsgeneral und Pair von Frankreich und 1840 Kriegsminister Wegen Bestechung des Ministers der öffentlichen Arbeiten, Teste, um die Konzession zu einer Steinsalzmine zu erhalten, und sodann wegen Unterschlagung eines Theils der Bestechungssumme ward er 1847 zur bürgerlichen Degradation und zu 10,000 Franken Geldbuße verurtheilt, aber 1852 rehabilitirt. Er starb 6. Aug. 1853 in Paris.

Cubit (spr. kjubbit, Covid), Ellenmaß in England und den engl. Kolonien, = 1/2 Yard = 0,457 Meter.

Cubĭtus (lat.), Vorderarm, altröm. Längenmaß, vom Ellbogen an bis zur Spitze des Mittelfingers. C. = 6 Handbreiten (palmi) oder 1,5 pedes.

Cubzac (spr. kübsack), Dorf im franz. Departement Gironde, Arrondissement Bordeaux, rechts an der Dordogne, mit 891 Einw. und einer berühmten Hängebrücke (28 Meter über dem Fluß, mit 3 Abtheilungen von je 109 Meter Länge), unter welcher die Seeschiffe hinsegeln. In der Nähe die Stadt Saint-André de C. (s. d.).

Cucujo (Pyrophorus noctilucus *L.*, s. Tafel »Käfer«), Käfer aus der Gattung der Feuerfliegen (Pyrophorus *Ill.*) und der Familie der Schnellkäfer (Elateridae). Die Pyrophoren sind große oder mittelgroße, meist düster braune und dicht graugelb befilzte Käfer mit abgestutzter oder abgerundeter Stirn, sehr großen Augen und am Thorax jederseits am Rand vor den Hinterwinkeln mit einer wachsgelben blasenartigen Auftreibung, welche im Leben hell leuchtet. Sie bewohnen die heißeren Zonen Amerika's und fliegen des Nachts leuchtend umher. Ein Exemplar reicht hin, um an einer Taschenuhr die Zeit zu erkennen, und mehrere zusammen lebend in ein Glas gesperrt geben ein so helles Licht, daß man dabei lesen kann. Der C. wird 2,8 bis 3,4 Centim. lang und ist sehr gemein auf Cuba, wo seine Larve den Zuckerplantagen verderblich wird, da sie im Mark des Rohrs lebt. Der gefangene Käfer bildet einen Handelsartikel; die Damen füttern ihn mit Scheibchen von Zuckerrohr und pflegen ihn sorgfältig, um ihn abends in Säckchen von feinem Tüll als Schmuck im Haar oder an den Kleidern zu tragen.

Cucŭlus, Kukuk.

Cucŭmis, Gurke.

Cucurbĭta, Kürbis.

Cucurbitaceae, s. Kukurbitaceen.

Cúcuta (El Rosario de C.), Stadt im Staat Santander der Vereinigten Staaten von Kolumbien, in einem schönen und fruchtbaren Thal nordwestlich von Pamplona, mit 3—4000 Einw. Hier wurde 1821 der Kongreß gehalten, welcher die Vereinigung Venezuela's, Neugranada's und der Presidencia von Quito (Ecuador) zur »Centralrepublik von Colombia« proklamirte.

Cudbear (engl., spr. ködbér), s. v. w. Persio.

Cuddapah, Distrikt in Britisch-Indien, s. Kadapa.

Cuenca (spr. kuénka), span. Provinz in der Landschaft Neukastilien, deren südöstliches Viertel sie bildet, grenzt im N. an die Provinz Guadalajara, im W. an Madrid und Toledo, im S. an Ciudad Real und Valencia, im O. an Aragonien und hat 17,419 QKilom. (316,8 QM.) Flächeninhalt mit (1870) 238,731 Einw. Das Land ist zur Hälfte gebirgig, zur Hälfte eben und wird vom Jucar und Cabriel bewässert; es umfaßt den größten Theil der Serrania von C. (ein nach O. sich bis 1450 Meter erhebendes und von vielen Thälern durchfurchtes Plateau von ca. 8260 QKilom. Umfang) und die östliche Hälfte der neukastilischen Steppe, ist innerhalb der Serrania ziemlich waldreich (berühmt

ist der Fichtenwald Cabras, aus dem viel Bauholz den Tajo hinab nach Aranjuez verflößt wird), im übrigen baumlos, aber sehr fruchtbar und erzeugt namentlich Weizen, Hanf, Safran, desgleichen Honig, Schafe, Ziegen, Steinsalz. Bei Hinarejo sind auch ergiebige Braunkohlen im Betrieb. — Die Hauptstadt C. liegt, von Mauern umschlossen und von hohen Bergen überragt, am westlichen Rande der Serrania auf einem steilen, nackten Felsen zwischen dem Jucar und dem Bach Huecar, die sich hier beide vereinigen. Ueber den in tiefer Schlucht fließenden Jucar führt eine großartige, 120 Meter lange und 48 Meter hohe Brücke (von San Pedro) mit 5 Bögen; eine andere verbindet C. mit der im W. gelegenen modernen Vorstadt. Die Stadt, die sich in malerischer Unregelmäßigkeit terrassenförmig erhebt, ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne gothische Kathedrale (auf der höchsten Kuppe des Felsens), 15 Kirchen und mehrere Klöster, meist hohe, 4 bis 6 Stockwerk haltende Häuser, ein bischöfliches Seminar und etwa 8000 Einw. Sie ist ein Hauptplatz des spanischen Wollhandels. Die Bewohner der benachbarten Serrania treiben viel Bienenzucht und ernähren sich zum großen Theil vom Holzfällen, Holzhandel und Holztransport. C. soll die Stadt der alten Coucani gewesen sein, sie hieß später Conca oder Concha. Alfons IX. entriß sie 1220 den Mauren. Geschichtlich bekannt ist sie durch die Uebergabe 9. Okt. 1706 im spanischen Erbfolgekrieg.

Cuença (Cuénza), eigentlich Santa Anna de C., Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im südamerikan. Staat Ecuador, welche mit Loja den Distrikt Assuay bildet, am Matadero, einem Zufluß des Rio Caute, 2697 Meter ü. M., in einer schönen, fruchtbaren und wohlkultivirten Ebene, eine der größten und bestgebauten Städte der Republik, mit 10,000, einschließlich der Umgegend (Ejido) über 20,000 Einw., welche ansehnlichen Handel mit eingemachten Früchten, Käse und Getreide treiben und Wollgewebe, feine, schöne Töpferwaaren ꝛc. anfertigen. Unter den Gebäuden sind die Kathedrale an der Plaza major, das ehemalige Jesuitenkollegium (jetzt Sitz einer höhern Schule), mehrere Klöster und das Gefangenhaus hervorzuheben. Das Klima ist gesund und äußerst angenehm (im Mittel 15° C.). In der Nähe von C., welches an der Stelle der indianischen Stadt Tumibamba (»Ebene der Streitart«) liegt, finden sich Reste indianischer Bauten.

Cuernavāca, Stadt im Bundesbezirk Mejiko der mejikan. Republik, in dem herrlichen Thal von C., das fast alle Früchte der gemäßigten und der heißen Zone erzeugt, 1713 Meter ü. M., hat zwei Kirchen, deren eine noch aus den Zeiten des Cortez stammt. In der Nähe finden sich die Ruinen des aus fünf Terrassen bestehenden alten Xochicalco auf einem 130 Meter hohen Hügel.

Cuers (spr. küähr), Stadt im franz. Departement Var, Arrondissement Toulon, am Four und an der Lyoner Eisenbahn, mit (1872) 4004 Einw., die Handel mit Wein, Olivenöl, Branntwein, Kapern, Feigen treiben.

Cuēva, Juan de la, einer der berühmtesten span. Dichter des 16. Jahrh., geb. um 1550 zu Sevilla, starb nach 1607. Er versuchte sich in den meisten Dichtungsarten, war aber am glücklichsten im Drama und gehört zu den Begründern des spanischen Nationaldrama's. Er unterwarf die Bühne einer vollständigen Reform, hob den dramatischen Stil durch die Zahl und Harmonie seiner Verse, riß die alte Schranke zwischen der Tragödie und der Komödie nieder und zog die Eintheilung in 3 Jornadas der alten Eintheilung in 5 Akte vor, welche Erfindung man dem Cervantes zugeschrieben hat; doch that seine allzu produktive Thätigkeit der Tiefe und Fülle seiner Leistungen Eintrag. Die bemerkenswerthesten seiner Arbeiten sind: »Obras« (Sevilla 1582), enthaltend lyrische Gedichte, Sonette, Kanzonen, Elegien, Eklogen ꝛc. in italienisch-klassischem Stil; »Coro febeo de romances historiales« (das. 1587—88), meist Gegenstände der altklassischen Zeit behandelnd; »Primera parte de las comedias y tragedias« (das. 1588), die Tragödien »Los siete infants de Lara«, »La muerte de Ajax Telamon«, »La muerte de Virginia« und »Principe Tyrano« nebst 10 Komödien enthaltend. Das epische Gedicht »La conquista de la Bética« (Sevilla 1603; auch in Fernandez' Sammlung spanischer Dichter, Bd. 14 und 15, Madr. 1795) besingt in 20 Gesängen und in Oktaven in ziemlich trockenem Ton die Eroberung Sevilla's durch König Ferdinand III. von Kastilien.

Cuēvas de Vera, Stadt in der span. Provinz Almeria (Andalusien) mit maurischem Schloß, vielen neuen, prächtigen Häusern und 10,000 Einw., verdankt ihr Aufblühen der Entdeckung der in der benachbarten Sierra Almagrera befindlichen reichen Silberminen.

Cuggiono (spr. kudschō-), Flecken und Prätursitz der ital. Provinz Mailand, Kreis Abbiategrasso, mit (1871) 4951 Einw., welche Seiden- und Leinweberei, Gerberei und Weinbau treiben.

Cugia (spr. kūdscha), Effinio, ital. General, geb. 1820 aus einer angesehenen Adelsfamilie Sardiniens, wurde, auf der Artillerieschule zu Turin gebildet, bereits 1834 Artillerieleutnant, focht 1848 mit Auszeichnung bei Goito und Novara, ward Hauptmann, 1855 Major, diente 1859 als Oberstleutnant im Generalstab, gewann Cavours besonderes Vertrauen, nach dessen Tod er Unterstaatssekretär im Kriegsministerium des Kabinets Ricasoli ward, in welcher Stellung er, durch große Geschäftsgewandtheit ausgezeichnet, das Ministerium eigentlich selbständig leitete, bis er im August 1861 seine Entlassung nahm. Während Garibaldi's Zug nach Sicilien 1862 wurde er Präfekt von Palermo und mit der politischen Leitung der ganzen Insel beauftragt, jedoch bald, bei den Fortschritten der Garibaldi'schen Expedition, als zu gemäßigt abberufen. 1863—64 war er Marine-, 1865—66 Kriegsminister; 1866 focht er mit Auszeichnung bei Custozza und wurde dann Adjutant und bald vertrauter Freund des Kronprinzen Humbert, in welcher Stellung er 14. Febr. 1872 zu Rom starb.

Cui bono (lat.), zu welchem Zweck? wozu?

Cujacius, eigentlich Jacques de Cujas oder Cujeus, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer des 16. Jahrh., der größte Civilist Frankreichs, geb. 1522 zu Toulouse, studirte unter dem berühmten Juristen Arnold Ferrier daselbst die Rechte und eröffnete 1547 einen Lehrkursus über die Institutionen, lehrte seit 1555 zu Cahors, seit 1556 zu Bourges, seit 1558 zu Valence, kehrte 1559 nach Bourges zurück. Sein Name verlieh der dortigen Universität hohen Glanz. Im Jahr 1566 ward er mit dem Titel eines herzoglich savoyischen Raths nach Turin berufen; doch kehrte er 1567 nach Valence zurück, wurde 1573 von Karl IX. zum Ehrenrathe des Parlaments zu Grenoble ernannt und sodann 1574 zum wirklichen Parlaments-

rath. 1575 nach Bourges zurückgekehrt, starb er hier 4. Okt. 1590. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er eine auf Quellenstudium und Alterthumskunde gestützte Auslegung anbahnte. Wider seinen ausdrücklich ausgesprochenen Wunsch wurden nach seinem Tod auch seine nachgeschriebenen Vorlesungen gedruckt, und so wurden die »Opera posthuma« umfangreicher als die Werke, deren Herausgabe er selbst besorgt hatte, die »Opera priora«. Die letzteren erschienen Paris 1577, 5 Folianten; vermehrt das. 1583, 5 Bde.; von Pithou besorgte Ausgaben: Frankf. 1595, Hanau 1602, Frankf. 1623; Nachdruck: Genf 1609. Die »Opera posthuma« wurden erst später mit den ersteren zu einer Sammlung vereinigt. Die wichtigsten Ausgaben sind: von Alexander Scot (Lond. 1614, 4 Bde.; Par. 1617, 6 Bde. [als Ausgabe à la grande barbe den Bibliographen bekannt]; das. 1637, 6 Bde.), am vollständigsten von Hannibal Fabroli (das. 1658, 10 Bde.; mit einigen Anhängen und einem Generalregister vermehrt, Neapel 1722—27, 11 Bde.; Veued. u. Modena 1758—83, 11 Folianten; neuerdings Prato 1836—44, 13 Bde.; ein neuer Abdruck dieser Ausgabe erschien Tur. 1874, 9 Bde.). Sehr brauchbar für die Benutzung der Werke C.'ist das »Promptuarium operum C., auctore Dom. Albanensi« (Neapel 1763, 2 Bde.). Vgl. Spangenberg, Jakob Cujas und seine Zeitgenossen (Leipz. 1822).

Cujus regio, ejus religio (lat.), wer das Land beherrscht, beherrscht auch die Religion, falscher Grundsatz des kirchlichen Territorialsystems, welcher mit Religionsfreiheit unvereinbar und längst unpraktisch ist.

Cul (franz., m., spr. kü), der Hintere, Steiß; c. de Paris, falscher Steiß, Auspolsterung unter dem Rücken bei Damenkleidern; c. de sac, Sackgasse.

Culdeers (Culdees, keltisch, lat. Cultores Dei), in Britannien die Christen, welche zur Zeit des Auftretens päpstlicher Missionäre im 6. Jahrh. im Gegensatze zur katholischen Kirche die Einfachheit der Lehre und des Kultus der ersten christlichen Kirche bewahrten, meist Geistliche und Mönche, auch Einsiedler. Die heutige Kirchengeschichte versteht unter C. die keltischen Christen im alten Wales, Irland und Schottland.

Culĕus (Culeum, auch Culleus, Culleum, lat.), lederner Sack, Schlauch, das größte Maß für Flüssigkeiten, welches bei den Römern in Gebrauch war, = 20 Amphoren und 160 Kongien. Man berechnete danach den Ertrag der Weinberge und die Preise bei Weineinkäufen im großen. Es faßte 52,598 Liter.

Culex, Stechmücke.

Culiacan, Hauptstadt des mexikan. Bundesstaats Sinaloa, am linken Ufer des Rio de C., Sitz der Regierungsbehörden und eines Bischofs, mit einer alten, jetzt verfallenden Kathedrale am schönen Hauptplatz (Plaza de armas), einem großen Seminar, einer bedeutenden Münze und ca. 10,000 Einw., deren Haupterwerbszweige Ackerbau und Produktenhandel sind. Hier stand die in der aztekischen Geschichte berühmte Indianerstadt Hueicolhuacan. C. wurde schon 1532 von Nuño de Guzman gegründet.

Cullen (spr. kölln), William, berühmter schott. Arzt, geb. 15. April 1710 in einem Dorf der Grafschaft Lanark, begleitete als Wundarzt ein Handelsschiff der Kompagnie nach Ostindien, prakticirte hierauf mehrere Jahre in seinem Geburtsort, wandte sich dann nach Edinburg, erhielt 1746 den Lehrstuhl der Chemie und 1751 den der Arzneikunst zu Glasgow, folgte 1756 einem Ruf nach Edinburg, erhielt daselbst 1766 den Lehrstuhl der praktischen Medicin, ward später zum ersten Arzt des Königs von England für Schottland ernannt und starb 5. Febr. 1790. Am bedeutendsten war C. als Schriftsteller auf dem Felde der Pathologie und Arzneimittellehre. Seiner »Synopsis nosologiae methodicae« (Edinb. 1772, 1795, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1786) folgte sein Hauptwerk: »First lines of the practice of physic« (Edinb. 1777, 2 Bde.; 1787, 4 Bde.; 1802, 2 Bde.; Lond. 1816, 2 Bde.), das in viele Sprachen übersetzt wurde (deutsch, Leipz. 1800, 4 Bde.), und die »Physiology« (Edinb. 1785; deutsch, Leipz. 1786). In seinem klassischen Werk »A treatise on the materia medica« (Edinb. 1789, 2 Bde.; deutsch von Consbruch, Leipz. 1790, und von Hahnemann, das. 1790) verbannte er zahlreiche Irrthümer aus der Pharmakologie. Nach seinem Tod erschienen »Nosology or systematic arrangement of diseases« (Lond. 1800) und »The Edinburgh practice of physic, surgery and midwifery« (das. 1805, 5 Bde.). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte 1827 Thomson, der auch ein »Account of the life of W. C.« (Edinb. 1832, 2 Bde.) herausgab.

Cullen-Bryant (spr. kölln brei-ĕnt), William, s. Bryant.

Culloden (spr. köllohd'n), Dorf in der schott. Grafschaft Nairn, bei Inverneß, historisch berühmt durch den auf dem nahen Cullodenmoor (Drummossie Moor) 27. April 1746 erfochtenen Sieg des Herzogs von Cumberland über den Prinzen Karl Eduard. Letzterer, der Enkel Jakobs II. von Schottland, war 1745 mit gegen 1600 Mann in Schottland gelandet, um den schottischen Thron für seinen Vater Jakob III. wieder zu erobern. Von zahlreichen Anhängern unterstützt, drang er bis Edinburg vor, hielt daselbst einen feierlichen Einzug und ließ sich an seines Vaters Statt zum Regenten ausrufen. Gleich darauf schlug er ein englisches Korps von 4000 Mann bei Falkirk. Als aber der Herzog von Cumberland an der Spitze seiner Kerntruppen herbeieilte, mußte der Prinz Edinburg verlassen; vergebens wartete er auf franz. Hülfe an Mannschaft und Geld und erlag daher, von allem entblößt, der Uebermacht seines Gegners bei C. Bis zum September noch im Land herumirrend, kam er endlich unter tausend Gefahren an die Küste, wo eine franz. Fregatte den Flüchtigen aufnahm.

Cully (spr. küli), Landstädtchen im schweiz. Kanton Waadt, in der rebenreichen Ufergegend La Vaux oder Rysthal, deren Abhänge weit steiler und höher aufsteigen als diejenigen von La Côte, mit (1870) 976 Einw. Am Hafen steht das Marmordenkmal des von C. gebürtigen Majors Davel, der 24. April 1723 »pour l'indépendance de son pays« starb. Er wollte die Waadt von dem Berner Regiment befreien.

Culmbach, Hans Wagner, nach seinem Geburtsort in Oberfranken Hans von C. genannt, tüchtiger Maler, geb. um 1485, war Schüler Jakob Walchs in Nürnberg und arbeitete dann (noch 1518) im Atelier Dürers. Er starb 1525 zu Nürnberg. Seine Kunstweise gleicht vollständig derjenigen Dürers, steht ihr aber in jeder Beziehung nach. Sein Hauptwerk ist das Tucher'sche Epitaph in der St. Sebaldskirche zu Nürnberg, die Madonna auf dem Thron, daneben die heil. Katharina und Barbara, 1513 nach Dürers Zeichnung gemalt. Zwei hervorragende Bilder, Theile eines Altarwerks, auf

dem einen die Anbetung der heil. drei Könige und die Herabkunft des Heiligen Geistes, auf dem andern die Auferstehung Christi und die Krönung Mariä, bewahrt die Münchener Pinakothek. Minder bedeutend sind die ebendaselbst befindlichen Gestalten der Heiligen Joachim und Zacharias.

Culmites *Brongn.*, vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen (s. d.).

Culmus (lat.), s. v. w. Stengel (s. d.).

Culot (franz., m., spr. külo, Diminutiv von cul), Nestküchlein, jüngstes Kind, das jüngste Mitglied; in der Baukunst stengelartige Verzierung mit Laubwerk.

Culpa (lat.), Schuld, Fahrlässigkeit, Unvorsichtigkeit, im allgemeinen jede einer Person zuzurechnende Widerrechtlichkeit (injuria); im engern Sinn aber wird die C. (Fahrlässigkeit) dem Dolus malus (rechtswidriger Vorsatz) entgegengesetzt. Hat nämlich derjenige, welcher sich eine unerlaubte Handlung oder Unterlassung zu Schulden kommen ließ, dabei eine rechtswidrige Absicht gehabt, dann hat er sich eines Dolus schuldig gemacht; hatte er aber eine solche nicht unterhalten, aber doch durch Vernachlässigung der nöthigen Behutsamkeit, Sorgfalt, Vorsicht die Beeinträchtigung eines fremden Rechts herbeigeführt, dann liegt eine C. im engern Sinn vor, während, wenn der widerrechtliche Erfolg nach menschlicher Einsicht unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse des einzelnen Falls nicht vorhergesehen oder doch durch menschliche Kräfte nicht abgewendet werden konnte, ein Casus (Zufall) vorliegt, für welchen niemand einzustehen hat. Jede widerrechtliche Handlung aber (C. im weitern Sinn) besteht entweder in einem positiven Thun, oder in einem schuldhaften Unterlassen (»Kommissiv- und Omissivhandlung«), und hiernach theilt man die C. im weitern Sinn ein in C. in faciendo und C. in omittendo oder non faciendo, je nachdem man durch eine positive Handlung in eine fremde Rechtssphäre eingreift oder durch eine pflichtwidrige Unterlassung einen andern in Schaden bringt. Bezüglich dieser letztern Art der C. ist aber zu bemerken, daß in der Regel niemand verpflichtet ist, Schaden von einem andern abzuwenden; nur dann, wenn man durch ein besonderes Obligationsverhältnis zu einem Thun verpflichtet ist, kann von einem schuldhaften Unterlassen die Rede sein. Außer Obligationsverhältnissen kann man also (wenigstens auf dem Gebiete des Civilrechts) nur durch ein positives Thun, welches andere verletzt, eine Schuld (sogen. aquilische C.) begehen. Was die Haftpflicht für C. anbelangt, so bestimmt sich dieselbe nach dem Grade der letztern. Dabei ist aber zu beachten, daß auf dem privatrechtlichen Gebiet in Ansehung des Dolus keine verschiedenen Grade unterschieden werden. Vielmehr ist man hier für die vorsätzliche widerrechtliche Beeinträchtigung einer fremden Rechtssphäre unter allen Umständen verantwortlich und zum vollen Ersatz des verursachten Schadens sowie zur Wiederherstellung des verletzten Rechtszustands verpflichtet, abgesehen von den etwaigen strafrechtlichen Folgen der widerrechtlichen Handlungsweise. Dagegen kommt es bei der Frage, ob man für eine durch Fahrlässigkeit (C. im engern Sinn) hervorgerufene Rechtsverletzung haftverbindlich sei, auf den Grad der C. an. Dieser Grad der C. bestimmt sich nach der Größe der Unachtsamkeit und Nachlässigkeit, und als Maßstab hierfür kann man entweder die gewohnte Handlungsweise des Schuldigen selbst (relativer, subjektiver Maßstab, c. in concreto), oder die Handlungsweise anderer Menschen (absoluter, objektiver Maßstab), und zwar wieder entweder eines gewöhnlichen, nicht allzu vorsichtigen Menschen (c. lata in abstracto), oder eines besonders vorsichtigen und besonnenen Mannes, wie die Römer sagten, eines umsichtigen Hausvaters, diligens paterfamilias (c. levis in abstracto), wählen. Man unterscheidet hiernach weiter eine grobe und eine geringe Fahrlässigkeit (c. lata, levis). Je mehr Sorgfalt anzuwenden man verpflichtet ist, für desto geringere C. hat man zu haften, so daß also die zu prästirende C. und die anzuwendende Sorgfalt in umgekehrtem Verhältnis zu einander stehen. Der Umfang der Prästationspflicht richtet sich, mehrere römischrechtliche Singularitäten ausgenommen, einestheils danach, ob man zu dem Benachtheiligten in einem obligatorischen Verhältnis steht und in welchem, und sodann, ob man in einem solchen Obligationsverhältnis wesentlich Lasten übernommen oder mehr Vortheile zu erwarten hat. Hiernach haftet der, welcher von dem Rechtsverhältnis, aus welchem seine Verpflichtung entspringt, keinen Vortheil hat, nur für grobe Nachlässigkeit (c. lata), z. B. der Depositar; es sei denn, daß er sich zu dem Geschäft hinzugedrängt hätte. Derjenige aber, welcher aus dem betreffenden Geschäft einen Vortheil zieht, haftet für alle und jede Fahrlässigkeit, auch für c. levis (omnis c.). Allgemeine Regel ist ferner, daß, wenn derjenige, welcher in einem Rechtsverhältnis für alle Schuld einzustehen hat, entweder nur seine eigenen Sachen, oder nur die Sachen des andern gegen Beschädigung oder Untergang zu schützen vermag, er zunächst für die letzteren sorgen muß. Bezüglich des Beweises des Verschuldens gelten die allgemeinen Beweisregeln, so daß also eine Schuld nicht vermuthet wird und jeder, der einen Anspruch auf eine behauptete Schuld gründet, solche auch zu beweisen hat. Ueber die Folgen der C. in strafrechtlicher Beziehung vgl. Fahrlässigkeit. Die wichtigste Monographie über die civilrechtliche C. ist Hasse, Die C. des römischen Rechts (Kiel 1815; 2. Ausg. von Bethmann-Hollweg, Bonn 1838).

Culroß, Stadt in der schott. Grafschaft Perth, am Forth, mit einer großen Abteiruine, einem kleinen Hafen für Fischerboote, etwas Leinwandfabrikation und 467 Einw.

Cultivators (engl., spr. kölltiwehrs), Ackerwerkzeuge, s. Kultivatoren.

Cum (lat.), mit.

Cumä (griech. Kȳmē), berühmte Stadt des Alterthums in Italien, an der Küste von Kampanien nördlich vom Vorgebirge Misenum gelegen, war, angeblich 1050 v. Chr. von euböischen Chalkidiern und Kymeern aus Aeolis gegründet, die älteste aller griech. Kolonien in Italien und die Mutterstadt von Dikäarchia (Puteoli) und Neapolis. Sie war lange Zeit blühend und mächtig, und ihre Herrschaft scheint sich über die Misenische Halbinsel hinaus weit in das Kampanische hinein erstreckt zu haben. Die Alten erzählen viel von dem glücklichen Himmelsstrich und der Fruchtbarkeit der Gegend; besonders heben sie eine Weinsorte (den Albaner), Flachs und die bekannte Puzzolanerde, eine Art Traß, aus welcher Geschirre fabricirt wurden, hervor. Durch Alter und Ansehen wurde C. auch die Trägerin hellenischer Kulte und Religionsvorstellungen in Italien; namentlich scheint hier der Apollodienst herrschend

geworden zu sein, mit welchem eine Weißagung (s. Sibylla) verbunden war. Südlich von C. liegt der Acherusische (jetzt Lago Fusaro) und nordöstlich davon der Averner See, mit denen man ebenfalls aus Griechenland herübergeführte Ideen verknüpfte, die in der vulkanischen Natur des Bodens Nahrung fanden. Südlich vom Avernus liegt der Lukriner See, vom Kumanischen Meerbusen durch einen (angeblich von Herkules erbauten) Damm getrennt, welchen S. Pompejus durchstechen ließ, um einen völlig geschützten Hafen (Portus Julius) herzustellen. Unter den Ruinen der alten Stadt, die nordwestlich vom heutigen Bajä liegen und jetzt von Wald überwachsen sind, zeichnen sich ein Amphitheater, ein Thor der Akropolis, Trümmerreste von Villen und Gräbern, eine Exedra und das sogen. »Grab der Sibylla« (Räume eines antiken Hauses) aus. Von dem berühmten Apollotempel sind nur schwache Mauerreste und Spuren von Ziegelpfeilern übrig; westlich davon nennt man eine gewaltige, tiefe Höhle mit zwei Eingängen, Kammern und Gängen »L'antro della Sibylla«, wo die kumanische Sibylle als Prophetin des Apollokultus weißagte. Auch vom Tempel »del Gigante« ist nichts mehr vorhanden. — Die Geschichte des alten C. ist wenig bekannt. Die Stadt soll um 1050 v. Chr. durch Aeoler aus Kyme in Kleinasien gegründet worden sein; jedenfalls war sie eine der ältesten griechischen Kolonien im Westen. Ihre Blüte fällt in die Zeit von 700—500 v. Chr. Nach dieser Zeit wurde sie sowohl zu Land, als zu Wasser von den Etruskern hart bedrängt, deren sie sich mit Mühe erwehrte (474) durch die Hülfe des Königs Hiero von Syrakus, der jenen eine blutige Niederlage beibrachte. Nachdem darauf die Samniter sich Kampaniens bemächtigt hatten, gerieth auch C. in ihre Gewalt (417), und innere Kämpfe vollendeten allmählich ihren Verfall, obwohl sie mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt und zur Kolonie erhoben wurde. Die letzten Reste der einst herrlichen Stadt zerstörten 1203 die Neapolitaner.

Cumaná, eine Provinz der südamerikan. Republik Venezuela, die im N. vom Antillenmeer, im O. von dem Golf von Paria, im S. vom Orinocostrom und der Provinz Guayana, im W. von Barcelona begrenzt wird und 45,311 QKilom. (823 QM.) Flächeninhalt besitzt. Die Küste stößt an die beiden großen Golfe von Cariaco und Paria. Der Nordtheil des Gebiets ist gebirgig und von zwei parallelen Bergzügen durchschnitten, die in der Mitte durch ein Querjoch verbunden sind; der südliche Theil ist ganz eben und Wiesenland. Die Bewässerung ist reichlich, das Klima heiß und im Küstenland, besonders am Pariagolf, nicht gesund. Die Einwohner (1854: 75,828) sind großentheils Indianer und leben hauptsächlich vom Landbau; auch der Handel ist nicht unbedeutend. Die Provinz zerfällt in 9 Kantone. — Die Hauptstadt C. (San Ines de C.) liegt am Fluß Manzanares und nahe dem Golf von Cariaco und zählt jetzt wenig über 6000 Einw.; sie ist unansehnlich gebaut, doch die älteste spanische Stadt in ganz Südamerika und schon 1521 durch Jacome Castellon (unter dem Namen Neu-Toledo) gegründet. Sie litt häufig durch Erdbeben und wurde 1766 durch ein solches fast ganz zerstört, ebenso 1853. Sie ist jetzt wie alle übrigen Ortschaften der Provinz in tiefen Verfall gerathen. S. Karte »Peru ꝛc.«

Cumberland (spr. kömberländ), 1) die nordwestlichste Grafschaft Englands, grenzt im W. an das Irische Meer, im N. an den Solwaybusen und an Schottland, im O. an Northumberland und Durham, im S. an Westmoreland und umfaßt 4052 QKilom. (73,6 QM.) mit (1871) 220,245 Einw. Es ist ein romantisches Gebirgsland, das im W. und S. von den Höhen und Thälern der Cumbrian Mountains (mit dem Scafell, 985 Meter, dem Helvellyn, 931 Meter, dem Pillar, 850 Meter, dem Skiddaw, 921 Meter) erfüllt, im O. von der Penninischen Kette (mit dem Großfell, 883 Meter hoch) durchzogen wird. Zwischen beiden Bergmassen liegt eine vom Eden bewässerte Ebene, welche sich nach dem Solwaybusen hinzieht und zum großen Theil das nördliche Stück der Grafschaft bildet. Der Eden, für kleine Schiffe bis Carlisle schiffbar, ist der Hauptfluß; rechts geht ihm der Irthing, links der Caldew zu; auch der Unterlauf des schottischen Esk gehört hierher. Andere kleinere Küstenflüsse sind der Duddon (westlich von Furneß), noch ein Esk, der Irt, Calder, Ehen, Derwent und Ellen, welche sämmtlich aus den kumbrischen Bergen, meist aus den zahlreichen Seen derselben, kommen. Die bedeutendsten der letzteren, welche die landschaftliche Schönheit dieses Bergreviers wesentlich erhöhen, sind Derwentwater und Bassenthwaite. Der noch größere Ulleswater liegt an der Grenze von Westmoreland. Das Hauptvorgebirge ist St. Bees. Die von starren Granitfelsen gegen das Meer geschützte Küste bildet drei größere Busen: den Solway (Mündung des Eden) an der schottischen Küste, den Morecambebusen und die Duddonmündung an der Grenze von Lancaster. Das Klima ist feucht, kalt und neblig, doch gesund. Der Boden ist an den Gebirgen steinig, in den Thälern lehmig, überall schwer und streng zu bearbeiten. Dessenungeachtet sind die Thäler gut angebaut; im ganzen kommen 27 Proc. der Oberfläche auf Ackerland, 26 auf Weideland, 2½ auf Wald. Man baut namentlich Klee, Hafer, Weizen, Kartoffeln und Gerste; das fehlende Obst ersetzen die Holz- und Moorbeeren, die einen beträchtlichen Ausfuhrartikel bilden. Einträglich sind auch die Viehzucht (besonders die der Schafe, die in zahlreichen Herden auf den Fells weiden) und die Fischerei. Der Viehstand zählte 1872: 19,298 Pferde, 125,590 Rinder, 530,469 Schafe, 35,344 Schweine. Das Mineralreich liefert Steinkohlen (jährlich an 1,200,000 Tonnen, besonders bei Whitehaven an der Westküste, wo die Gruben, 70 bis 165 Faden tief, in beträchtlichen Strecken unter das Meer führen), Eisen (90,000 Tonnen), Blei (ca. 5000 Tonnen, in Alstonmoore), Silber, Zink, Schwefelerze, Kupfer und Graphit, dessen Gruben (besonders in dem hohen und öden Thal von Borrowdale) den Keswicker und Londoner Fabriken das Material zu den berühmten Bleistiften liefern. Der Bergbau beschäftigt insgesammt 7600 Menschen. Unter den zahlreichen industriellen Anstalten nehmen die Baumwollfabriken (mit 6600 Arbeitern) den ersten Rang ein. Auch die Eisenindustrie (2000 Arbeiter) ist von Bedeutung, wie auch die Leinweberei; weniger die Wollfabrikation. Den Verkehr erleichtern verschiedene Eisenbahnen, die von der Hauptstadt Carlisle aus sowohl nach Schottland, Newcastle und Leeds, als auch die Westküste entlang bis in die kumbrischen Berge hinein führen. Hauptstadt: Carlisle. — C. war eine der äußersten Provinzen des römischen Britannien, das von dem großen Piktenwall, dessen Ueberreste man noch von Carlisle bis Tynemouth gewahrt, gegen die Einfälle der nördlichen Völker geschützt wurde. Auch

findet man noch mehrere sogen. druidische Denkmäler, vor allen das »Longmey« und »Hergdhauters«.

2) Fluß im nordamerikan. Staat Kentucky, entspringt an der Südostgrenze desselben in den Cumberlandgebirgen, verfolgt westliche und südwestliche Hauptrichtung, tritt dann auf das Gebiet von Tennessee und mündet nach einem Laufe von 890 Kilom. bei Smithland in den Ohio, nächst dem Tennessee dessen größter Nebenfluß. Er ist schiffbar für große Dampfboote bis Nashville und für Boote von 15 Tonnen noch weiter. Sein Fall, von der Quelle bis an die Mündung, übersteigt 350 Meter. In seinem obern Lauf durchbricht er die von 426 Meter hohen Felsmassen eingeschlossene, Cumberland Gap genannte Klause, welche 7. Sept. 1863 von den Unionisten unter Shakelford genommen wurde.

3) Hauptstadt der Grafschaft Alleghany im nordamerikan. Staat Maryland, links am Potomac und an der Baltimore-Ohio-Bahn, in pittoresker Lage, mit 7 Kirchen, (1870) 8056 Einw. und sehr bedeutendem Handel. Einige Kilometer westlich, auf den Höhen der Alleghanies, beginnt die reiche »Cumberland-Kohlenregion«. Auch viel Eisen wird daselbst zu Tage gefördert.

4) Halbinsel im arktischen Amerika, zwischen der Davisstraße und dem Forkanal, bildet den südwestlichsten Theil des Baffinslandes (s. d.).

Cumberland (spr. kömberländ), Wilhelm August, Herzog von, dritter Sohn Georgs II., Königs von England, geb. 26. April 1721, trat früh in den Militärdienst, begleitete 1743 seinen Vater als Generalmajor zu der pragmatischen Armee in Deutschland und wohnte dem Treffen bei Dettingen (27. Juli 1743) bei, erhielt 1745 das Oberkommando über die alliirte Armee in den Niederlanden und verlor mit dem holländischen General Königsegg 12. Mai 1745 die Schlacht von Fontenay gegen den Marschall von Sachsen. Bei Culloden (s. d.) schlug er dagegen den Prätendenten Karl Eduard Stuart, schändete aber diesen Sieg durch seine Grausamkeit gegen die zerstreuten Anhänger des Prinzen. Vom König zum Generalkapitän aller großbritannischen Truppen ernannt, vom Parlament durch eine jährliche Zulage von 25,000 Pfd. Sterl. geehrt, übernahm er den Oberbefehl in den Niederlanden von neuem, ward aber nochmals vom Marschall von Sachsen bei Lawfeld unweit Mastricht (2. Juli 1747) geschlagen. In England ward er nach dem Frieden zu Aachen 1748 Kanzler der Hochschule zu Dublin, erhielt im Siebenjährigen Krieg das Kommando der Armee in Deutschland, ward 1757 von d'Estrées bei Hastenbeck geschlagen und schloß unter dänischer Vermittelung die Konvention zu Kloster Seven, in deren Folge sich seine 40,000 Mann starke Armee über die Elbe zurückzog und Hannover in den Händen der Franzosen ließ. Zurückgerufen, legte er seine militärischen Stellen nieder, zog sich nach Windsor zurück und starb zu London 31. Okt. 1765. Den Titel Herzog von C. führten noch mehrere englische Prinzen, z. B. Ernst August, später König von Hannover.

Cumberland (spr. kömberländ), Richard, engl. Bühnendichter und Schriftsteller, geb. 19. Febr. 1732 zu Cambridge als Sohn des Bischofs von Kilmore, Denison C., und Enkel des berühmten Philologen Bentley, studirte in seiner Vaterstadt, war erst Geheimer Sekretär des Lord Halifax, dann Kronagent für die Provinz Neuschottland und Sekretär bei dem Handelskollegium, ging 1780 als geheimer Gesandter der Krone England an die Höfe von Madrid und Lissabon, womit für ihn bedeutende finanzielle Verluste verknüpft waren, zog sich nach Auflösung der Handelskammer nach Turnbridge zurück und widmete sich hier ausschließlich literarischen Beschäftigungen. C. starb 7. Mai 1811 in Dürftigkeit. Den Ruf seines ersten literarischen Versuchs, »Summers tale« (1765), verdunkelten bald seine Bühnenstücke: »The brothers« und »The Westindian« (1769), welch letzteres noch heute zu den besten Komödien Englands gezählt wird. Die vorzüglichsten seiner sonstigen Lustspiele, welche veranlaßten, ihn als den »Terenz der Engländer« zu bezeichnen, sind: »The fashionable lover«, »The Jew« (auf der deutschen Bühne durch Iffland und Devrient heimisch gemacht) und »The wheel of fortune«. Im Trauerspiel versuchte er sich mit »The battle of Hastings«. Weniger Glück machte er in der epischen Poesie; auch seine Romane: »Arundel« (1789), »Henry« (1795) und »John of Lancaster« (2. Aufl. 1809) fanden die Anerkennung nicht, die sie wohl verdienten. Seine späteren Schriften, außer den »Memoirs of his own life« (Lond. 1806—1807, 2 Bde.; neue Ausg. von Flanders, Philad. 1856), fanden wenig Beifall; auch Theologisches ist darunter. Schätzbar ist sein »Observer« (zuerst Lond. 1785, besser 1790, 5 Bde.), der eine Reihe interessanter Aufsätze über griechische Literatur enthält, für welche er sehr wahrscheinlich Bentley'sche Papiere benutzt hat. Sein letztes Werk ist »Retrospection, a poem in familiar verse« (1811).

Cumberland Mountains (spr. kömberländ mauntins), ein Theil des Alleghanygebirges in Nordamerika, welches den Südwesten von Virginien und den Südosten von Kentucky bedeckt, dann durch Tennessee in das nordöstliche Alabama streicht und die Wasserscheide zwischen dem obern Tennessee im O. und den Zuflüssen des Cumberlandflusses im W. bildet. Der Rücken des Gebirges erhebt sich bis zu 660 Meter. Ueber dasselbe führt von Kentucky nach Tennessee ein ca. 390 Meter hoher Engpaß (Cumberland Gap), der während des Bürgerkriegs eine nicht unwichtige Rolle spielte.

Cumbre (span.), »Gipfel«, viel mit Bergnamen verbunden. Cumbrepaß (auch Portillo de la C. oder de Uspallata genannt), ein wichtiger Paß in den Kordilleren von Chile, die alte Kurierstraße von Mendoza nach Valparaiso, berühmt geworden durch den denkwürdigen Uebergang der Revolutionsarmee unter San Martin 1817, und noch jetzt Hauptstraße von Santiago nach Buenos Ayres. Die Paßhöhe beträgt nach Pissis 3927 Meter.

Cumbre de Mulahacen, der höchste Gipfel der Sierra Nevada in Spanien und des westlichen Europa überhaupt. Er erreicht (nach Boissier) 3563 Meter Höhe und hat nach Norden an 700 Meter hohe Abstürze. Er führt seinen Namen nach Muley-Hassan, dem vorletzten König von Granada. Bestiegen wurde der Berg zuerst von Clemente, dann von Boissier und von M. Willkomm, der vom Dorf Trevelez (1645 Meter ü. M.) ohne jeglichen Pfad in 5 Stunden angestrengten steilen Steigens den Gipfel erklomm. Die Aussicht, die derselbe über die Gebirge Südspaniens und das Mittelmeer bis an die Küste Marokko's gewährt, wird als überaus prachtvoll und großartig geschildert.

Cumbria, im Alterthum ein Königreich in England, das bis um die Mitte des 10. Jahrh. selbständig war und außer der jetzigen englischen Grafschaft

Cumberland die schottischen Grafschaften Dumbarton, Renfrew, Ayr, Lanark, Peebles, Selkirk, Roxburgh und Dumfries umfaßte.

Cumbrian Mountains (spr. kömbriän maunins, Kumbrisches Gebirge), die höchste Berggruppe Englands, erstreckt sich zwischen dem Solway- und Morecambebusen in den Grafschaften Cumberland und Westmoreland, im S. durch die Kumbrische Ebene von jeder Verbindung mit südlichen Gruppen abgeschnitten, im O. durch das tiefe Thal des Eden von der Penninischen Kette geschieden, mit der sie jedoch im S. durch einen niedrigen Erdrücken zusammenhängt. Das kumbrische Bergland hat einen alpenartigen Charakter und bildet mit seinen kühngestalteten Gebirgsästen, die von einem Hauptknoten auslaufen, und seinen langen, engen Thälern, indenen langgestreckte, tiefe Seen liegen, eine Gegend voll überraschender Naturschönheiten. Dem Engländer gilt es als die englische Schweiz, das romantische »Land der Seen«. Man zählt deren gegen 20; die größten sind das 15 Kilom. lange, 68 Meter tiefe Windermere, der »englische Züricher See«, im westlichen, Bassenthwaitewater im nordwestlichen und Ullswater im nordöstlichen Theil. Die höchsten Gipfel sind der Scafell (985 Meter hoch), der Helvellyn (931 Meter) und der Skiddaw (921 Meter hoch). Die Grundbestandtheile des wilden, armen und schwach bevölkerten Gebirges, das vom Oktober bis zum April und Mai mit Schnee bedeckt ist, bilden silurische Schiefer, von Granit, Syenit und anderen plutonischen Gesteinen durchbrochen und von den der Kohlenformation angehörigen Gebilden umlagert. Steinkohlen, Eisen, Blei, Kupfer, Graphit und andere Mineralien werden ausgebeutet. Zu seinen Naturschönheiten und mineralischen Schätzen gesellen sich noch historische Erinnerungen: Römerbauten, Druidendenkmäler, in Trümmer fallende Abteien.

Cum grano salis (lat.), »mit einem Korn Salz«, d. h. mit etwas Urtheilskraft, Witz ꝛc.

Cum infamia (lat.), s. Infamie.

Cumīno (Comino), Inselchen im Mittelländischen Meer, zwischen Malta und Gozzo gelegen, etwa 5 QKilom. groß, gehört einem einzigen Besitzer, der den Titel »Pfalzgraf von C.« führt.

Cumīnum *L.* (Stachelkümmel, Kreuzkümmel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, mit der einzigen Art C. Cyminum *L.* (Mutterkümmel), einem Sommergewächs in Nordafrika und Südeuropa. Es hat dreizählig vieltheilige Blätter mit lineal-borstenförmigen Zipfeln, weiße oder röthliche Blüten mit länglichen, ausgerandeten Blumenblättchen in wenigstrahligen Dolden und borstige, auf jeder Hälfte neunrippige Früchte, wird in Südeuropa kultivirt und liefert den früher officinellen Semen Cumini s. Cymini, römischer, ägyptischer, wälscher, italienischer, Mutter-, Pfaffen- oder Pfefferkümmel, Kuminsamen. Diese Samen sind 5 Millim. lang, 1,5 Millim. dick, gelbbräunlich, riechen und schmecken unangenehm, entfernt fenchelartig und geben bei Destillation mit Wasser das Oleum Cumini, Mutterkümmelöl (Ausbeute 2,s bis 3,s Proc.); dies ist gelblich, spec. Gew. 0,9 bis 0,97, löslich in Alkohol, besteht aus Kuminol und Cymen. Dieser Same wurde früher wie der Kümmel als erregendes und Blähungen treibendes Mittel, das ätherische Oel bei Magenkrämpfen und Hysterie empfohlen.

Cumming (spr. kömming), 1) Ronaleyn Gordon, Reisender und Jäger, geb. 1817, Sohn eines schottischen Barons, ward Leutnant bei den reitenden Jägern am Kap, verließ indessen 1845 die militärische Laufbahn und lebte seitdem lediglich von dem Ertrag seiner Büchse. Regelmäßig nach einer Abwesenheit von 10 bis 12 Monaten kehrte er nach der Kolonie zurück mit Elfenbein, Fellen und Straußfedern, an Werth gewöhnlich für einige hundert Pfund Sterling. Auf seinen Zügen akkommodirte er sich ganz den Sitten der Eingebornen. Ein auf allen seinen Jagdzügen mit großer Sorgfalt geführtes Journal: »Five years of a hunter's life in the far interior of South-Africa« (Lond. 1850, 2 Bde., 6. Aufl. 1870; deutsch, Wurzen 1852), enthält über das thierische Leben in Südafrika viele werthvolle Mittheilungen. Seine Jagdbeute stellte er dann in einem Museum zu Fort Augustus in Schottland aus, wo er auch im März 1866 starb.

2) John, neben Spurgeon der berühmteste Kanzelredner Londons in der Gegenwart, geb. 10. Nov. 1810 in der Grafschaft Aberdeen, wirkt an der kleinen schottischen Kirche zu London, predigt aber auch an öffentlichen Plätzen sowie auf Einladung in anderen Städten. Seine Predigtweise ist durchaus phantastisch-eschatologischer Natur. So hatte er den Untergang der Welt auf das Jahr 1867 prophezeit. (»Der nahe bevorstehende Untergang der Welt oder das Tönen der letzten Trompete«.)

Cummins (spr. kömmins), Miß Maria, amerikan. Romanschriftstellerin, geb. 1834 zu Salem in Massachusetts, begann ihre literarische Laufbahn 1853 mit dem »Lamplighter« (deutsch, 4. Aufl., Leipz. 1874), der gleich in den ersten acht Wochen einen Absatz von 40,000 Exemplaren hatte und seitdem in zahlreichen Auflagen erschienen ist, und ward durch denselben, bei dem weiblichen Lesepublikum wenigstens, eine Art von Weltberühmtheit. Sie veröffentlichte seitdem noch folgende künstlerisch ebenso unbedeutende, aber von demselben frommen Bekehrungseifer zeugende und mit gleich hausbackener Moral angefüllte Novellen: »Mabel Vaughan« (Boston 1857, oft aufgelegt; deutsch, Leipz. 1858), »El Fureidis« (1860, 2 Bde.) und »Haunted hearts« (1864, neue Ausg. 1868). Späterhin schrieb sie nur für die Zeitschriften »Atlantic Monthly« und »Young Folks«, starb aber schon 1. Okt. 1866 zu Dorchester in ihrem Heimatstaat. Ihre Romane erschienen auch in Tauchnitz' »Collection of British authors«.

Cumnock (spr. köm-), Flecken in der schottischen Grafschaft Ayr, 22 Kilom. von Ayr, mit Handstuhlweberei, Musselinstickerei, Fabrikation von hölzernen Schnupftabakdosen und Dreschmaschinen und (1870) 2400 Einw. In der Nähe Kohlengruben, Eisenwerke und Steinbrüche.

Cumulatio (lat.), Häufung; C. actionum, Klagenhäufung (s. Klage).

Cumŭlus (lat.), der Haufen, besonders die Haufenwolke; Cumulostratus, die gethürmte Haufenwolke, s. Wolke.

Cunard, Sir Samuel, Begründer der transatlantischen Dampfschiffahrt (s. d.), geb. 1787 als Sohn Abraham Cunards, eines franz. Kanadiers, der sich zu Halifax in Neuschottland niedergelassen, betrieb frühzeitig ein Handelsgeschäft und zwar mit solchem Erfolg, daß er bald zu den angesehensten Kaufleuten und Schiffsrhedern in Halifax gehörte. Obwohl die namhaftesten Techniker eine Dampfschiffahrt nach Amerika für unausführbar erklärten, so ließ sich C. doch nicht von Versuchen abschrecken, und diese fielen so gut aus, daß er 1840 es

unternahm, regelmäßige Dampfschiffahrten zwischen Boston, New York und Liverpool einzurichten, wobei er seitens des britischen Postamts durch eine Subvention unterstützt ward. Für die treffliche Leitung dieser nach ihm benannten Dampfschiffahrt (Cunardline) spricht der Umstand, daß im Lauf eines Vierteljahrhunderts nur drei Dampfboote durch Unglücksfälle verloren gegangen sind. Er wurde 1859 zum Baronet erhoben und starb 28. April 1865.

Cundinamarca, einer der Vereinigten Staaten von Kolumbien in Südamerika, der seit 1861 durch die Gründung des Staats Tolima, zu dem auch Theile von Boyaca und Santander geschlagen sind, verkleinert worden ist und gegenwärtig etwa 22,000 QKilom. (400 QM.) Flächeninhalt hat. Das Gebiet umfaßt einen Theil der östlichen Kordilleren des Landes und die östlicher liegenden Theile des Tieflandes der Llanos und ist bei der dadurch bedingten Verschiedenheit des Klima's reich an mannigfaltigen Produkten, auch wohlbewässert. Die Einwohner (1871: 409,602), darunter viele noch unvermischte Indianer, leben besonders in den Gebirgsdistrikten und zwar überwiegend vom Landbau; Bergbau ist unbedeutend, Viehzucht wird in größerer Ausdehnung nur in den östlicheren Ebenen getrieben. Von Handel und Industrie ist wenig die Rede. Im Gebiete des Staats liegt Bogotá, die Hauptstadt der ganzen Republik, bildet aber mit der nächsten Umgebung einen besondern Föderativdistrikt; die übrigen Ortschaften sind von keiner Bedeutung. S. Karte »Peru ꝛc.«

Cuneo, eine Provinz Oberitaliens, in der Landschaft Piemont, grenzt westlich und südwestlich an Frankreich, nördlich an die Provinz Turin, östlich an Alessandria, südöstlich an Genua und Porto Maurizio und umfaßt in vier Kreisen (C., Saluzzo, Alba und Mondovi) 7136 QKilom. (130 QM.) mit (1871) 618,232 Einw. Die Provinz ist im W., wo sie Zweige der Kottischen und der Seealpen erfüllen, sowie im S., wo die Ligurischen Alpen durchstreichen, Gebirgs- und Hügelland; der übrige Theil ist Niederung. Von den Gebirgen kommen zahlreiche Flüsse herab, z. B. Tanaro, Pesio, Gesso, Stura, Maira, Vraita ꝛc., die zur bessern Bewässerung der Felder meist noch in viele Kanäle getheilt sind. Die Erzeugnisse des Landbaues sind Getreide (für den Bedarf genügend), Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, im Ueberfluß gute Kastanien (die besten in ganz Piemont), Wein, Olivenöl, viele und vorzügliche Seide. Die Viehzucht ist ansehnlich und namentlich die Käsebereitung beträchtlich. Das Mineralreich hat Marmor, Schiefer, Eisen, silberhaltiges Blei ꝛc. Auch berühmte Mineralquellen (zu Vinadio, Valdieri und Certosa di Pesio) sind vorhanden. Das Klima ist feucht und kalt; die Temperatur wechselt infolge der Alpennähe zwischen —6° und +26° R. Die Industrie verarbeitet Krystall, fabricirt Tuch, Baumwollzeuge, Flachs- und Hanfleinwand. — Die gleichnamige Hauptstadt (in der Volkssprache Coni) liegt an der Vereinigung der Stura und des Gesso und bildet ein aus zahlreichen »Isole« zusammengesetztes längliches Viereck mit ziemlich engen und krummen Gassen, das im 16. Jahrh. stark befestigt wurde. C. ist der Sitz eines Bischofs, hat ein Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Gewerbinstitut, eine Handelskammer, eine schöne Kollegiatkirche, ein prächtiges Rathhaus mit hohem Thurm, zahlreiche Palazzi, ein hübsches Theater und (1871) 22,882 Einw., die besonders Handel, Seiden- und Wollweberei treiben. Mit Turin und Nizza (über den Col di Tenda) besteht Eisenbahnverbindung. C. soll erst 1120 erbaut worden sein; 1382 unterwarf es sich freiwillig den Grafen von Savoyen. Es war ehemals befestigt und hatte mehrere Belagerungen auszuhalten. Hier 30. Sept. 1744 Schlacht (an der Stura) zwischen den verbündeten Spaniern und Franzosen einer- und den Sardiniern und Oesterreichern anderseits. Im Jahr 1796 wurde C. von den Franzosen eingenommen; doch ging es 3. Sept. 1799 durch Kapitulation an die Oesterreicher unter dem Fürsten von Liechtenstein über. Nach der Schlacht bei Marengo fiel es 1801 abermals in die Hände der Franzosen, welche die Festungswerke schleiften Unter der franz. Herrschaft war C. die Hauptstadt des Departements Stura.

Cunette (franz., f., spr. künett, Lacunette, Cuvette), kleiner Wassergraben auf der Sohle trockener Festungsgräben, theils zum Abfluß dort vorhandenen Quell- oder andern Wassers, theils als Hinderniß gegen gewaltsamen Angriff. Zu letzterem Zweck gibt man der Ausgrabung eine Breite von ca. 5 Meter und eine Tiefe von 2 Meter, die sogen. militärische Wassertiefe, die Durchwaten unmöglich macht, bis zu der man im Gebrauchsfall das Wasser anstaut.

Cuneus (lat.), Keil, die keilförmige Schlachtordnung, die, an der Front schmal beginnend, immermehr an Breite zunahm und besonders zum Durchbrechen der feindlichen Linien angewendet ward. Den ersten C. formirte Epaminondas bei Leuktra und Mantinea; auch die Gallier, Germanen, Spanier bedienten sich häufig des Keils, den die römischen Soldaten scherzweise Caput porcinum (Saukopf) nannten. Die Taktik des von einem C. angegriffenen Feindes bestand gewöhnlich darin, in der entgegengesetzten Figur, der römischen V ähnlich (forceps, forfex, Schere, Zange), den Keil aufzunehmen und einzuschließen. Auch bei Seetreffen übte man dies Manöver. Uneigentlich nannten die Römer auch die Aufstellung im vollen Viereck und die Phalanx so. Im römischen Theater, Amphitheater und Circus hieß C. ein Segment der Cavea, das durch zwei Treppen gebildet wurde, die von der untersten bis zur obersten Sitzreihe führten. C. cuneum tradit, lat. Sprichwort: ein Keil treibt den andern.

Cunha (spr. kunnja), 1) Tristam da, portug. Seefahrer, machte mehrere Expeditionen der Portugiesen im Anfang des 16 Jahrh. mit, besonders die des Vicekönigs von Indien, Almeida, gegen den König von Kalkutta, worauf er mit fünf reich beladenen Fahrzeugen nach Europa zurückkehrte. An der Spitze einer Gesandtschaft an Papst Leo X. erlangte er für Portugal eine Schenkungsurkunde über alle Länder, die mit portugiesischen Waffen den Ungläubigen entrissen werden würden. Er starb um 1550. Camoens hat ihm in seiner »Lusiade« (Ges. X.) ein ehrenvolles Denkmal gesetzt.

2) Nuno da, Sohn des vorigen, geb. 1487, folgte seinem Vater nach Indien und später nach Rom. Er war Finanzminister, als Johann III. ihn 1528 zum Generalgouverneur von Indien ernannte. C bemächtigte sich Mombaca's, legte dem König einen neuen Tribut auf und durchzog die Küste von Malabar. Sein Versuch, Diu zu nehmen, scheiterte, dagegen erbaute er 1535 eine Festung bei Diu, gewann durch List die Stadt und sicherte sich durch seine Mäßigung gegen die Einwohner ihren Besitz.

Von seiner Regierung seiner Würde entsetzt und zurückgerufen, starb er auf der Reise. Auch seinen Namen verewigte Camoens.

Cunningham (spr. könning-ăm), der nördlichste Theil der Grafschaft Ayr (s. d.) in Schottland.

Cunningham (spr. könning-ăm), 1) Allan, schott. Naturdichter, geb. 7. Dec. 1784 zu Blackwood unweit Dalswinton in der Grafschaft Dumfries, war Maurer und wollte sich dann dem Baufach widmen, gab aber, als seine ersten Lieder, darunter die bekannte Ballade »Bonnie Anna«, Beifall fanden, jenen Plan auf, begab sich 1810 nach London, um sich hier literarischen und Kunststudien zu widmen, und wurde Mitarbeiter an einigen Journalen. Eine gesicherte Stellung als Schreiber und Oberaufseher erhielt er 1814 in den Etablissements des ihm dauernd befreundeten Bildhauers Chantrey. Er starb 29. Okt. 1842 zu London. Seine poetischen Werke sind: das Drama »Sir Marmaduke Maxwell« (Lond. 1822), mit einer bisweilen schönen Sprache, aber in der Führung der Handlung schwach; »The mermaid of Galloway«; die Sammlung »The legend of Richard Faulder and twenty Scottish songs« (das. 1822; deutsch, Leipz. 1823); »Traditional tales of the English and Scottish peasantry« (Lond. 1822, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1823); »The songs of Scotland ancient and modern« (Lond. 1825, 4 Bde.); »The maid of Elvar« (ein romantisches Gedicht, das. 1832). In seinen Liedern und Balladen hat C. den eigenthümlichen innigen Ton des altschottischen Volksgesangs getroffen, wie nach Burns kein anderer Dichter; auch seine übrigen Gedichte zeichnen sich durch frischen Nationalsinn und energische Empfindung aus. Weniger glücklich war er bei seiner übersprudelnden Phantasie, die ihn oft die Grenze der Wahrheit überschreiten ließ, auf dem Felde der Romandichtung. Weder sein »Paul Jones« (Lond. 1826, 3 Bde.; deutsch, 2. Aufl., Dresd. 1842), noch sein »Sir Michael Scott« (Lond. 1828, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1829), noch endlich sein »Lord Roldan« (1836; deutsch, Leipz. 1837) ist ein Kunstwerk zu nennen. Verdienstlicher sind seine für die von Murray herausgegebene »Family library« geschriebenen »Lives of the British painters, sculptors and architects« (Lond. 1829 f., 6 Bde.) und seine »Biographical and critical history of the British litterature of the last fifty years« (Par. u. Lond. 1834; deutsch, Leipz. 1834). Sein Taschenbuch »The annuary« (1829) erschien nur einmal. Seine letzte, nur zwei Tage vor seinem Tod vollendete Arbeit war sein »Life of Sir David Wilkie« (Lond. 1842, 3 Bde.). Seine »Poems and songs« (das. 1847) gab sein Sohn Peter heraus. Er selbst besorgte eine vortreffliche Ausgabe der Werke seines großen Landsmanns Robert Burns mit Anmerkungen und Biographie (zuerst Lond. 1834; 2. Ausg. 1835, 8 Bde.; zuletzt 1864 in 1 Bd.).

2) Richard, Bruder des vorigen, geb. 12. Febr. 1793 in Wimbledon, Botaniker, erlernte die Gärtnerei, war fast sechs Jahre lang in Kensington bei der Redaktion des systematischen Verzeichnisses des Hortus Kewensis beschäftigt, den Aiton herausgab, trat dann als Obergehülfe in den Garten zu Kew und ward 1832 Aufseher des botanischen Gartens in Sidney, wo er verschiedene neue Kulturen, namentlich edler Weinsorten, einführte. Im Jahr 1833 machte er auf Staatskosten eine Reise in das Innere von Neuseeland und schloß sich 1835 der unter Major Mitchel ausgerüsteten Expedition zur weitern Verfolgung des vom Kapitän Sturt untersuchten Darlingstroms an, auf welcher er 24. April desselben Jahrs von den Wilden erschlagen wurde. C. hinterließ schätzbare Beobachtungen über die Flora Neuseelands. Nach ihm benannte Richard die Koniferengattung Cunninghamia.

3) Peter, engl. Literator und Kunsthistoriker, Sohn von C. 1), geb. 17. April 1816 zu London, seit 1834 im Audit-Office angestellt und später mit einer Tochter des Malers John Martin verheirathet, veröffentlichte zuerst eine Biographie des schottischen Dichters William Drummond (»Life of Drummond of Hawthornden«, Lond. 1835) und eine Auswahl von »Songs of England and Scotland« (das. 1835, 2 Bde.), besorgte dann eine neue Ausgabe von Campbells »Specimens of the British poets« (das. 1841), hierauf das sehr umsichtige und vollständige »Handbook for visitors to Westminster Abbey« (das. 1842), das »Handbook of London« (das. 1849, 2 Bde.; 2. Aufl. 1850) und das »Modern London« (3. Aufl., das. 1854), worin die Geschichte und gegenwärtigen Verhältnisse Londons treu und geschmackvoll charakterisirt werden. Er übernahm und leitete neue Ausgaben von Ol. Goldsmiths Werken (Lond. 1854, 4 Bde.), von Johnsons »Lives of the poets« (das. 1854) und der Briefe Hor. Walpole's (das. 1857—59). Die Gedichte seines Vaters (»Poems and Songs«) hatte er schon früher (Lond. 1847) neu herausgegeben und mit interessanten Mittheilungen über dessen Leben versehen. Außerdem sind von ihm noch einige geschätzte Beiträge zur englischen Kunstgeschichte zu erwähnen: das »Life of Inigo Jones« (Lond. 1848) und das »Memoir of J. M. W. Turner« (das. 1852). Auch hat er zahlreiche Beiträge in angesehene Zeitschriften, wie Frasers Magazin, Athenäum ꝛc., geliefert. Seine amtliche Stellung im Audit-Office gab er 1860 auf und starb 1869 zu St. Albans.

4) Alexander, Generalmajor der Bengal Engineers und bedeutender Kenner indischer Antiquitäten, geb. 23. Jan. 1814 zu London (Bruder des verstorbenen Kapitäns J. D. C., des Verfassers einer vortrefflichen »History of the Sikhs«), ward auf dem Christ's-Hospital und dem Military-College zu Addiscombe gebildet, 1831 Sekondeleutnant bei den Ingenieuren und 1834 zum Adjutanten des Generalgouverneurs von Indien ernannt. Nachdem er 1839 in specieller Mission in Kaschmir gewesen, ward er 1840 Ingenieur des Königs von Audh, erhielt 1846 eine neue Mission nach Tibet und ward 1858 zum Oberingenieur der Nordwestprovinzen sowie 1870 zum archäologischen Generalinspektor von Indien ernannt. Außer einer Reihe von antiquarischen Abhandlungen im »Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen« und anderen Zeitschriften sowie verschiedenen umfangreichen officiellen Berichten über die Alterthümer von Nordhindostan, die unter dem Titel: »Archaeological survey of India, four reports made 1862—65« (2 Bde.) 1871 auf Befehl des indischen Gouvernements neu herausgegeben sind, hat C. noch folgende Schriften verfaßt: »An essay on the Arian order of architecture« (1846); »Ladak, physical, statistical and historical« (1854); »The Bhilsa Topes, or Buddhist monuments of Central India« (1854); »The ancient geography of India« (Bd. 1: »The Buddhist period«, 1871) und »An attempt to explain some of the monograms found upon the Grecian coins of Ariana and India« (im »Numismatic Chronicle« Bd. 8).

Cunninghamia *R. Br.* (Belis *Salisb.*, Spießtanne), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, den Araukarien ähnliche Bäume mit mehr oder weniger quirlständigen Aesten, nach zwei Seiten wagrecht stehenden Nebenästen, lanzettförmigen, fast stechenden, nach zwei Seiten gerichteten Blättern und rundlichen, nicht großen, meist zu mehreren gedrängt an den Zweigspitzen stehenden Zapfen. **C. sinensis** *R. Br.* (Belis lanceolata *Lamb.*), ein auf Liukiu und in Südchina heimischer, in Nordjapan und Nordchina, auch bei uns vielfach kultivirter, etwa 12 Meter hoher Baum mit umgekehrt pyramidenförmiger, am Gipfel fast flacher Krone, ziemlich gedrängt stehenden, bis 5 Centim. langen, lanzettförmigen, fein gezähnelten, glänzend dunkelgrünen Blättern mit zwei blauweißen Längsbinden auf der Unterfläche, liefert Nutzholz.

Cuóco (Coco), Vincenzo, ital. Geschichtschreiber, der, wiewohl der ältern Zeit angehörend, eben in der Gegenwart häufig genannt wird und sich einer wachsenden Anerkennung der ital. Literaturhistoriker erfreut, wurde 1770 zu Civitá Campomarano im Neapolitanischen geboren, widmete sich dem Studium der Rechte, betrieb aber zugleich mit Eifer Geschichte und Philosophie. Noch nicht 30 Jahre alt, wurde er ein Opfer der Verfolgungen, welche die Regierung des schwachen Königs Ferdinand IV. gegen den aufgeklärten Theil der Unterthanen richtete, ging als Verbannter nach Frankreich, nahm aber bald darauf seinen Wohnsitz in Mailand. Hier schrieb und veröffentlichte er 1800 sein berühmtes Werk: »Saggio storico su la rivoluzione di Napoli«, in welchem er die neapolitanischen Verhältnisse des Jahrs 1799, die er handelnd und leidend mit erlebt hatte, mit der Lebendigkeit eines Augenzeugen und doch mit der Unparteilichkeit eines vom Geist klassischer Geschichtschreibung beseelten Mannes schrieb. Neben dieser Objektivität der Darstellung wird der tiefe Geist des Autors bewundert, durch welchen er einem Vico und Filangieri sich verwandt zeigt. Als Denker ist C. fast allen seinen Mitbewerbern auf dem Felde der italienischen Historik überlegen. Im Jahr 1804 veröffentlichte er zu Mailand seinen »Platone in Italia«, ein Werk, das mit Barthélemy's »Reisen des Anacharsis« zu vergleichen ist. Der Autor läßt die Athenienser Platon und Kleobulos nach Tarent kommen, um die Weisheit der Pythagoräer kennen zu lernen; sie durchwandern Großgriechenland, dann Lukanien und das samnitische Gebiet, überall die Einrichtungen, Gesetze, religiösen Bräuche, Sitten, den Zustand der Künste und Wissenschaften beobachtend. In Gesprächen mit den Eingebornen wird auch die Geschichte der ältesten Bewohner Italiens behandelt. Dies, wenn auch nicht klassische, doch immerhin verdienstliche Werk fand seiner Zeit vielen Anklang und wurde in fast alle gebildeten Sprachen übersetzt. Nach Neapel gegen Ende des Jahrs 1806 zurückgekehrt, gelangte C. im befreiten Vaterland zu Aemtern und Würden: er wurde Staatsrath, Schatzmeister (Direttore del Tesoro), veröffentlichte eine wichtige Schrift über den öffentlichen Unterricht und erfreute sich eines bedeutenden Ansehens. Als er aber 1815 die Rückkehr der Bourbonen mit ansehen mußte, wirkte dies so verstörend auf sein Gemüth, daß er in Wahnsinn verfiel. Acht Jahre später, gegen Ende 1823, starb er zu Neapel, und die sorgsamste Obhut hatte weder den allverehrten Mann selbst retten, noch das Unglück verhindern können, daß er seine sämmtlichen Papiere den Flammen überlieferte.

Cupar (spr. kjuh-), 1) Hauptstadt der schott. Grafschaft Fife, am Zusammenfluß des Eden und Lady, 7 Kilom. vom Meer, mit (1871) 5105 Einw., ist gut gebaut, mit schönen öffentlichen Gebäuden, einer Markthalle, 5 Kirchen, einer lateinischen Schule, einem Gesellschafts- und einem Versorgungshaus ꝛc., und betreibt Leinwandfabrikation, Gerberei, Verfertigung von irdenem Geschirr (Pfeifenerde findet sich in der Nähe) sowie Brauerei und starke Whiskybrennerei. — 2) C. Angus, Flecken, s. Coupar.

Cuphea *B. Brown* (Kuphee), Pflanzengattung aus der Familie der Lythrarieen, Kräuter und Sträucher mit ganzen Gegenblättern, purpurrothen, rothen oder weißen, einzeln oder in Trauben stehenden, bisweilen überhängenden Blüten und länglichen Kapseln. Alle Arten, von denen mehrere bei uns als Zierpflanzen kultivirt werden, gehören dem wärmern Amerika an.

Cupīdo (griech. Pothos), das »Verlangen«, bei den Römern Benennung des Liebesgottes, s. Eros.

Cupra maritima, Flecken in der ital. Provinz Ascoli Piceno, Kreis Fermo, Station der Bahn von Ancona nach Brindisi, mit (1871) 2237 Einw. In der Nähe stand im Alterthum die gleichnamige Stadt der Picener mit einem bedeutenden Tempel der Göttin Cupra, die für eine Juno und etruskischen Ursprungs gehalten wurde, wahrscheinlicher aber eine sabinische Göttin Cupria (Bona Dea) war; noch unter Kaiser Hadrian war der Tempel 127 n. Chr. wiederhergestellt worden.

Cupressineae (Cypressengewächse), s. Koniferen.

Cupressinoxylum *Göpp.*, vorweltliche Pflanzengattung der Koniferen (s. d.).

Cupressites *Göpp.*, vorweltliche Pflanzengattung der Koniferen (s. d.).

Cupressocrīnus, s. Liliensterne.

Cupressus, s. Cypresse.

Cuprum, Kupfer; C. aceticum, basisch-essigsaures Kupferoxyd, Grünspan. C. aceticum crystallisatum, neutrales essigsaures Kupferoxyd. C. aluminatum, s. v. w. Lapis divinus. C. ammoniacale, s. v. w. C. sulfuricum ammoniatum. C. carbonicum, kohlensaures Kupferoxyd. C. chloratum, C. muriaticum oxydatum, Kupferchlorid. C. nitricum, salpetersaures Kupferoxyd. C. oxydatum, Kupferoxyd. C. subaceticum, Grünspan. C. sulfuricum ammoniatum, schwefelsaures Kupferoxydammoniak. C. sulfuricum crudum, rohes, und C. sulfuricum purum, reines schwefelsaures Kupferoxyd, Kupfervitriol.

Cupŭla (lat.), in der Botanik s. v. w. Becherhülle (s. d.).

Cupulifĕrae (lat.), s. Kupuliferen.

Cur (lat.), warum?

Cura (lat.), Sorge, Fürsorge, Pflege, Verwaltung; pro c., Gebühr für Bemühung, Besorgung; früher kirchliches Benefiz, womit Seelsorge verknüpft ist; jetzt Pfarrei, im Gegensatze zu einem Benefiz ohne Seelsorge; c. absentis, Vermögensverwaltung für einen Abwesenden; c. animarum, Seelsorge; c. bonorum, Vermögens-, Güterverwaltung; c. extraordinaria, Vermögensverwaltung für einen unter Vormundschaft gestellten Großjährigen; c. generalis, Verwaltung des Gesammtvermögens; c. legitima, gesetzlich übernommene Vormundschaft; c. sexus, Vormundschaft und Rechtsvertretung für eine Frau; c. ventris, Vermögensverwaltung für das noch nicht geborne Kind einer Schwangern.

Curāre, das Pfeilgift der Indianer am oberr

Orinoco, wird aus dem Saft einiger zu den Strychneen gehörigen Lianen durch Eintrocknen gewonnen. Es ist nach Millerour ein vom Urari oder Kurari verschiedenes Gift, welches in den Wäldern von Guayana bereitet wird. Die schnell tödtliche Wirkung desselben an den Pfeilspitzen der Indianer hat Millerour während eines mehrjährigen Aufenthalts in Britisch-Guayana und bei einem Ausflug auf den hohen Mazarony kennen gelernt. Es enthält als wirksamen Bestandtheil Curarin $C_{19}H_{19}N$, welches in farblosen Prismen krystallisirt, stark bitter schmeckt, leicht löslich in Wasser und Alkohol ist und mit Säuren krystallisirbare Salze bildet. C. wirkt sehr schwach vom Magen aus, schnell von einer Hautwunde aus, aber am intensivsten bei Injektion in die Venen. Es lähmt die Stämme der motorischen Nerven bis in ihre Endverzweigungen, und zwar zuerst die Endigungen, dann aufsteigend die Stämme. Man hat es bei Tetanus, Epilepsie, Hydrophobie, Chorea und bei Strychninvergiftung empfohlen.

Curaſſao (Curaçao), westindische, den Niederländern gehörige Insel, nahe der Nordküste von Venezuela im Karibischen Meer, mit 440 QKilom. (8 QM.) Areal und (1871) 21,319 Einw. Sie erscheint als ein dürrer, wasserloser und kahler Felsen mit steilen Ufern und mäßig hohen Bergen im Innern, dem nur der holländische Fleiß die gewöhnlichen tropischen Früchte abgerungen hat. Man gewinnt Zucker, Baumwolle, Tabak, Yams, Maniok, Tamarinde ꝛc. und bereitet aus dem Safte der süßen Citrone in Menge einen berühmten Likör, der den Namen der Insel trägt. Daneben werden Mais und Erdnuß gebaut und viel Vieh ausgeführt. Hauptprodukt ist jedoch das Seesalz, das in großen Massen zur Ausfuhr gelangt. Neuerdings hat man sich auch stark auf die Kochenillezucht gelegt. Der Werth der Einfuhr belief sich 1865 auf 250,643, der der Ausfuhr auf 217,786 Thlr. Das Klima ist gesund, obschon die mittlere Temperatur 21° R. beträgt; auch ist die Plage der Moskito's nicht vorhanden, da beständig ein frischer Seewind weht. Berühmt sind die Gastfreundschaft und Geselligkeit der Bewohner. Die Insel steht unter einem besondern niederländischen Gouverneur, der in der 8400 Einw. zählenden Hauptstadt Willemstad, an der Südküste, seinen Sitz hat. Zu seinem Bereiche gehören noch die Eilande Curazilla, Aruba, Bonaire und die beiden Ares. Außer der Hauptstadt gibt es nur wenige Dörfer und Pflanzungen auf C. C. ward 1527 von den Spaniern besetzt, 1634 von den Holländern erobert und im Westfälischen Frieden ihnen abgetreten. Die Engländer nahmen es 1807, gaben es aber 1814 nach dem Pariser Frieden den Holländern zurück. S. Karte »Antillen«.

Curāti (lat., Kuratgeistliche, Kuratklerus), in der katholischen Kirche die Priester, welchen die Seelsorge über einen bestimmten Sprengel obliegt; speciell Kaplane, welche die Seelsorge unter Aufsicht eines Bischofs oder Pfarrers üben.

Curātor (lat.), s. Kurator.

Cureuligo *Gaertn.* (Rüsselilie), Pflanzengattung aus der Familie der Asphodeleen, ausdauernde Pflanzen mit palmartig gerippten Blättern, unscheinbaren Blüten in gedrängten Trauben und wenigsamiger Beere. Von C. orchioides *Roxb.*, in Ostindien, mit zahlreichen, gelben, langgestielten Blumen, wird die bittere aromatische Wurzel als Heilmittel benutzt; C. recurvata *Dryand.* und C. sumatrana *Lodd.*, auf Java und Sumatra, mit zierlichen gelben Blumen, werden als schöne, auch fürs Zimmer geeignete Blattpflanzen kultivirt.

Curculio, Rüsselkäfer.

Curcŭma *L.* (Kurkumé, Zittwer), Pflanzengattung aus der Familie der Zingiberaceen, stengellose oder mit einem Scheinstengel versehene Stauden im tropischen Ostindien mit fleischigen, geringelten Knoll- und Wurzelstöcken, zweizeiligen Blättern, seiten- oder endständiger Blütenähre und zwei- oder dreifächeriger Kapsel mit wenigen Samen. C. longa *L.* (Gelbwurz, Gilbwurz, gelber Ingwer), mit breit lanzettförmigen, gestielten Blättern und vor diesen sich entwickelndem, 30 Centim. langem, seitenständigem Blütenschaft, in Südasien heimisch, wird dort auf dem Festland und den Inseln, seltener in Südamerika, angebaut und liefert die Gelbwurz (Gilbwurz, Kurkuma, Gurkemé, Tumerikwurzel, Gelbsuchtwurzel, Radix Curcumae). Der länglichrunde Hauptwurzelstock und seine seitlichen, mehr gestreckten Aeste sind durch Narben abgestorbener Blätter geringelt; ersterer bildet die runde, letztere die lange Kurkume. Die langen, dünnen Wurzeln schwellen oft zu farblosen, spindelförmigen, stärkmehlreichen Knöllchen an, welche auf Stärkmehl verarbeitet werden. Die Kurkumawurzel ist sehr dicht und schwer, hornartig spröde, außen grau, gelb bestäubt, innen körnig, gelbroth, wachsglänzend, riecht aromatisch, schmeckt feurig gewürzhaft und enthält ätherisches Oel und Kurkumagelb (s. d.). Durch die Kultur sind verschiedene Handelssorten entstanden, auch stammt die Kurkumawurzel wahrscheinlich noch von anderen Kurkuma-Arten (z. B. C. viridiflora *Roxb.*). Die chinesische Wurzel, welche viele große Centralknollen enthält, ist wegen ihres Reichthums an Farbstoff besonders geschätzt; die bengalische, javanische und die von Madras sind geringer und unter sich wenig verschieden. Eine afrikanische Kurkumawurzel, in langen, handförmigen Knollen von Geruch und Geschmack der indischen Wurzel, soll von der in Westafrika häufigen Canna speciosa stammen. Die Kurkumawurzel ist in ihrer Heimat als Gewürz und Arznei seit dem höchsten Alterthum sehr beliebt; früher wurde sie auch in Europa bei Schwäche der Unterleibsorgane, gegen Leberkrankheit ꝛc., außerdem in der Färberei benutzt; jetzt dient sie nur noch zum Färben von Buntpapier, Gebäck, Butter, Käse, Oel, Firnis, Salben ꝛc. (vgl. Kurkumagelb); in der englischen Küche bildet Kurkumawurzel ein Hauptingrediens des Curry-powder. C. Zedoaria *Rosc.* (C. Zerumbet *Roxb.*), mit büschelförmig stehenden, lineallanzettlichen, in der Mitte purpurfarbig wolkigen Blättern, 1 Meter hohem Stengel und langer Blütenähre mit rothen Deckblättern, kommt wild und angebaut in Südasien und auf Madagaskar vor und bildet Wurzelstöcke, wie die vorige Art. Die Zittwerwurzel, Radix Zedoariae, welche von dieser Pflanze stammt, kommt stets nur in zerschnittenen Centralknollen oder Hauptwurzelstöcken vor. Sie ist außen graulich weiß, im Innern grau, weniger dicht als Kurkumawurzel, riecht und schmeckt auch milder, mehr kampherartig und bitter. Sie enthält ätherisches Oel, Harz und viel Stärkmehl. Sie wurde im Mittelalter durch die Araber in Europa eingeführt und war um 1150 in Deutschland wohl bekannt. Sie dient jetzt nur noch zu gewürzigen Tinkturen und Magenlikören. Von C. angustifolia *Roxb.*, in Tikor, Benares und Madras, und C.

leucorrhiza *Roxb.*, in Berar, werden die Wurzelstöcke auf Arrow-Root verarbeitet, welches als Tik oder Tikur ausgeführt wird. Auch C. rubescens *Roxb.* liefert Stärkmehl und bildet in Travankore einen großen Theil der Nahrung der Eingebornen. Als Zierpflanzen für das Warmhaus sind zu erwähnen: C. aeruginosa *Roxb.*, aus Pegu, mit 1 Meter langen, gestielten, breit-lanzettförmigen, an beiden Enden geschmälerten, oben in der Mitte mit purpurröthlichen Flecken versehenen Blättern und blaß-rosenrothen, inwendig gelben Blüten; C. comosa *Roxb.*, aus Pegu, und der Gegend von Rangoon, mit 1,5 Meter hohen, gestielten, lanzettförmigen, an beiden Enden geschmälerten, ganz grünen Blättern und röthlichbraunen, inwendig gelben Blüten.

Curée (franz., f., spr. küreh), ein Jagdausdruck, bezeichnet eigentlich das, was den Hunden von dem erlegten Wild vorgeworfen wird, wird aber dann überhaupt vom kunstgemäßen Aufbrechen und Zerwirken des bei der Parforcejagd erbeuteten Edelhirsches gebraucht (so schon in »Tristan und Isolde« von Gottfried von Straßburg).

Cures, die alte Hauptstadt der Sabiner in Italien, Heimat des Titus Tatius und des Numa, woher der Name Quiriten stammen soll. Seit Roms Emporblühen sank die Stadt zu einem unbedeutenden Flecken herab; ihr Name hat sich in dem Dorfe Coresе (östlich vom Tiber) erhalten, wo Chaupy die Ruinen der unbefestigten Stadt auffand.

Cureton (spr. tjuhrt'n), William, berühmter engl. Orientalist, geb. 1808 zu Westburo in Shropshire, studirte seit 1826 zu Oxford, erhielt 1832 die geistlichen Weihen und ward 1834 Unterbibliothekar der Bodlejanischen Bibliothek. Seine gründliche Kenntnis des Arabischen, wie der orientalischen Sprachen überhaupt, veranlaßte 1837 seine Berufung an das Britische Museum, wo man ihn mit der Katalogisirung der arabischen Bücher und Manuskripte beauftragte. Der erste Band des Katalogs (christliche Schriften und Theologie, Jurisprudenz und Geschichte der Mohammedaner enthaltend) erschien 1846. An der Vollendung des zweiten verhinderte ihn seine Berufung zum Kanonikus von Westminster und Pfarrer der St. Margaretkirche, welche 1850 erfolgte. Schon 1847 war er zum Kaplan der Königin ernannt worden. Er starb zu London 17. Juni 1864, infolge eines Eisenbahnunfalls, der ihn fast ein Jahr zuvor betroffen hatte. Sein Ruf in der gelehrten Welt gründet sich hauptsächlich auf die Herausgabe und Bearbeitung bisher unbekannter, aber für die Geschichte der alten christlichen Kirche sehr wichtiger syrischen Schriftstücke aus der großen Handschriftensammlung, welche Tattam 1841 aus einem Kloster der ägyptischen Natronwüste für das Britische Museum erwarb. Die erste Veröffentlichung daraus war eine alte syrische Uebersetzung der Briefe des Ignatius an Polykarp, an die Epheser und die Römer (Lond. 1845), welche indessen eine heftige literarische Fehde hervorrief. C. selbst trat energisch für seine Ansichten ein in den Schriften »Vindiciae Ignatianae« (Lond. 1846) und »Corpus Ignatianum« (daf. 1849). Später folgten die Editionen der syrischen Uebersetzung der »Festbriefe« des heil. Athanasius (Lond. 1850), des dritten Theils der Kirchengeschichte des Johannes von Ephesus (Oxford 1853), des »Spicilegium Syriacum« (daf. 1855) mit Bruchstücken der Schriften des Bardesanes, Melito, Ambrosius u. a.; ferner die höchst wichtigen Ueberreste eines alten, abweichenden Textes der syrischen Evangelien (daf. 1850) und die Ausgabe von Eusebius' Geschichte der Märtyrer in Palästina (daf. 1861). Außerdem übersetzte C. El Schahrestani's »Buch der religiösen und philosophischen Sekten« (Lond. 1842—46, 3 Bde.) und gab Rabbi Tanchums »Kommentar über die Klagelieder Jeremiä« (daf. 1843) und En-Nasefi's »Säule des Glaubens der Sunniten« (daf. 1843) heraus.

Curia (lat.), s. Kurie.

Curiatii, s. Kuriatier.

Curicó, eine Provinz der südamerikan. Republik Chile, zwischen Colchagua im N. und Talca im S., mit einem Areal von 7631 QKilom. (138,6 QM.). Der Oberflächenbildung und Natur nach gleicht sie ganz dem benachbarten Colchagua, von dem sie erst vor einigen Jahren getrennt ist. Sie hat (1870) 100,200 Einw., die von Landbau und Viehzucht leben. Die Hauptstadt C. (San Josе de C.), 1742 gegründet, ist ein unbedeutender Ort von gegen 4000 Einw. In der Umgegend wurde früher ziemlich viel Gold gewonnen. S. Karte »Argentinische Republik ꝛc.«

Curio, Cajus Scribonius, geboren um 84 v. Chr., zeichnete sich durch glänzendes Rednertalent aus, bekleidete 54 die Quästur, ward Quästor in Kleinasien und erlangte 50 das Tribunat. Anfangs des Pompejus Freund, schloß er sich später an Cäsar an und wurde einer der thätigsten und gewandtesten Agenten desselben. Er vertheidigte als Tribun Cäsars Sache im Senat, begab sich nach Ablauf seines Amts zu Cäsar und überbrachte dessen neue Vermittelungsvorschläge nach Rom. Nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs (49) wurde er nach Sicilien gesandt, um diese Provinz in Besitz zu nehmen. Von da ging er nach Afrika, schlug die Pompejaner in mehreren Gefechten, trieb sie mit großem Verlust nach Utica, fiel aber dann im Kampf gegen das an Zahl weit überlegene Heer der Numidier. Er soll bei Gelegenheit der Leichenfeier seines Vaters zwei Theater hergestellt haben, die so eingerichtet waren, daß sie sammt den Zuschauern herumgedreht und zu einem Amphitheater vereinigt werden konnten. Die Frau des C. war Fulvia, die Wittwe des Clodius und nachherige Gemahlin des M. Antonius.

Curiosa (lat., Kuriositäten), Seltenheiten, Sehenswürdigkeiten, welche die Neugierde und Aufmerksamkeit erregen; curiositatis causa, der Neugierde oder Seltenheit wegen.

Curius (Leptocircus Curius *Swains.*, s. Tafel »Schmetterlinge«), Schmetterling aus der Gattung Leptocircus *Swains.* und der Familie der Tagfalter. Die Gattung steht der auch bei uns vertretenen Gattung Papilio *L.* sehr nahe, und der C. zeigt insbesondere die schwanzartige Verlängerung der Hinterflügel sehr ausgeprägt. Der nicht große Schmetterling hat braune Flügel, durch deren Mitte ein grüner, bei dem Weibchen fast farbloser, und nahe dem Rand ein breiterer, bei beiden Geschlechtern glasheller Streifen zieht; die hinteren Flügel sind von einem sehr schmalen, weißen Saum eingefaßt. Der C. lebt in Siam und auf Java.

Curius Dentātus, Manius, berühmter Römer aus plebejischem Geschlecht, ward 290 v. Chr. Konsul, schlug als solcher die Samniter und Sabiner und erhielt für beide Siege je einen Triumph. Im Jahr 275 zum zweitenmal Konsul, schlug er den König Pyrrhus bei Benevent, was zur Folge hatte, daß derselbe Italien im folgenden Jahr verließ

Hierfür erhielt C. einen neuen, ungewöhnlich glänzenden Triumph. Als er bald darauf der Unterschlagung der Beute beschuldigt wurde, konnte er schwören, nichts als ein hölzernes Wassergeschirr genommen zu haben. Im folgenden Jahr abermals zum Konsul gewählt, schlug er in rascher Folge die Lukaner, Samniter und Bruttier und zog sich sodann auf sein Gut im Sabinerland zurück, wo er in größter Einfachheit selbst das Feld bebaute. Als ihm hier einst Gesandte der Samniter, da er gerade am Herd mit dem Kochen von Rüben beschäftigt war, Geschenke überbrachten, wies er sie mit den Worten zurück: »Ich will lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich sein«. Um die Stadt Reate erwarb er sich ein Verdienst durch die Ablassung des Sees Velinus mittels eines durch Felsen gebrochenen Kanals, der das Wasser bis zum Rand eines Thals führt, von dem es sich in einem Fall von 140 Fuß (jetzt Kaskade delle Marmore oder Terni, Interamna) in den unten fließenden Nar (jetzt Nera) ergießt. Als Censor 272 ließ er aus dem Anio eine Wasserleitung nach der Stadt führen. Er starb 270.

Currachee (spr. körratschi), Stadt in Britisch-Ostindien, s. Karatschi.

Curragh (spr. körra), eine Heide mit stehendem Lager unfern Kildare in der irischen Provinz Leinster.

Currency (f., engl., spr. körrensi, »Umlauf, Gangbarkeit, Umlaufsmittel«), in England und Amerika Bezeichnung alles dessen, was als Geld oder als etwas Geldartiges im Verkehr umläuft. Im weitern Sinn rechnet der Sprachgebrauch auch Wechsel, Checks und ähnliches dahin. Im engern und gewöhnlichern Sinn wird aber nur das als C. bezeichnet, was als Zahlungsmittel nicht etwa auf einen engen Kreis beschränkt ist, sondern allgemeine Geltung hat, d. h. mindestens für das Staatsgebiet von jedermann angenommen wird. Weltcurrency sind die Gold- und Silberbarren, Nationalcurrency das geprägte Metall, das Staatspapiergeld und die Banknoten. Die Franzosen und Deutschen haben kein genau entsprechendes Wort für den Begriff der C. Unter Currencyfrage versteht man die Frage nach den besten Einrichtungen zur gehörigen Versorgung des Verkehrs mit den erforderlichen Umlaufs- und Zahlungsmitteln.

Curror Bell (spr. körrer), s. Brontë.

Curriculum vitae (lat.), Lebenslauf.

Currūca, Grasmücke.

Curry-powder (engl., spr. körri paud'r, Ragoutpulver), verschiedene aus Indien stammende, jetzt auch in England und auf dem Kontinent gebräuchliche Gewürzmischungen für den Küchengebrauch, deren Hauptbestandtheile stets Kurkuma, Koriander, Pfeffer, Ingwer, Zimmet, Muskatblüten, Gewürznelken, Kardamomen, Kümmel u. Cayennepfeffer sind.

Curschmann, Karl Friedrich, beliebter Liederkomponist, geb. 21. Juni 1805 in Berlin, studirte daselbst Jurisprudenz, die Musik nur zu seinem Vergnügen treibend, bis seine Neigung zur Kunst so mächtig in ihm wurde, daß er sich ihr ganz zu widmen beschloß. Nachdem er vier Jahre lang bei Hauptmann in Kassel Komposition studirt hatte, kehrte er nach Berlin zurück, wo er seitdem fast ununterbrochen lebte. Er starb auf einer Reise 24. Febr. 1841 zu Langfuhr bei Danzig. Man hat von ihm außer einem Singspiel, »Abdul und Erminie«, und einigen geistlichen Kompositionen an 13 Hefte Lieder für eine und mehrere Singstimmen (darunter auch einige italienische Kanzonetten), die sich insgesammt durch feine Auffassung, anmuthige Melodie und Innigkeit der Empfindung auszeichnen. Mit einer schönen Tenorstimme begabt, soll er selbst seine Lieder unübertrefflich vorgetragen haben. Eine neue Ausgabe derselben erschien 1874 bei Peters in Leipzig.

Cursōres, Laufvögel, die zur Ordnung der Kurzflügler, Brevipennes *Dum.*, gehörenden Vögel.

Curt., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für J. H. Curtis, Maler und Entomolog in London.

Curtāne, das Schwert Eduard des Bekenners, ist ohne Spitze und wird den Königen von England bei ihrer Krönung vorgetragen.

Curtis (spr. kört-), 1) William, engl. Botaniker, geb. 1746 in Alston in Hampshire, erlernte die Pharmacie, widmete sich aber bald ausschließlich der Botanik, gründete einen botanischen Garten und hielt Vorlesungen. Er starb 7. Juli 1799 in Brompton. Von seinen zahlreichen Werken sind besonders erwähnenswerth: »Flora Londinensis« (Lond. 1777—87; neue Aufl. von Graves und Hooker, 1817—28, mit 702 kolorirten Tafeln); »Practical observations on the British grasses« (2. Ausg., das. 1790; 6. Aufl. von John Lawrence, 1824); »Lectures on Botany« (herausgeg. von Sam. Curtis, das. 1805, 3 Bde.; 2. Aufl. 1807). Auch gründete er das »Botanical Magazine«, welches seit 1787 erschien.

2) George Ticknor, amerikan. staatsrechtlicher Schriftsteller, geb. 28. Nov. 1812 zu Watertown in Massachusetts, machte seine Studien im Harvard-College zu Cambridge bei Boston und ließ sich 1836 an letzterem Ort als Advokat nieder. Er schrieb über wichtige juristische Materien, wie Seerecht, Nachdruck- und Patentgesetzgebung, verfaßte eine Erläuterung der juristischen Praxis an den Gerichtshöfen der Vereinigten Staaten ꝛc. In weiteren Kreisen aber erwarb er sich einen Namen durch die in der Forschung ebenso gründliche wie in dem Urtheil parteilose und in der Darstellung anziehende »History of the origin, formation and adoption of the constitution of the United States« (New York 1855—58, 2 Bde.).

3) George William, amerikan. Schriftsteller, geb. 24. Febr. 1824 in Providence (Rhode Island), wurde 15 Jahre alt Kaufmannslehrling in New York, besuchte dann auf einige Zeit mit seinem ältern Bruder die Ackerbauschule zu West Roxbury in Massachusetts, wo er sich zugleich in mancherlei Dichtungen versuchte, und ließ sich in Concord als praktischer Farmer nieder. Im Jahr 1846 begab er sich nach Deutschland, brachte ein Jahr in Italien zu, besuchte einige Monate die Universität zu Berlin und bereiste zwei Jahre lang das mittlere Europa, Aegypten und Syrien. 1850 nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, betheiligte er sich an verschiedenen Zeitschriften (namentlich am »New York Courier and Enquirer« und an der »Tribune«) und veröffentlichte die glänzenden Reiseschilderungen: »Nile Notes of a Howadji« (New York 1851, neue Ausg. 1859) und »The Howadji in Syria« (das. 1852). Später folgten »Lotus Eating« (das. 1852), eine Sammlung von Briefen aus amerikanischen Badeorten; »The Potiphar papers« (das. 1854, neue Ausg. 1865), satirische und humoristische Skizzen aus dem gesellschaftlichen Leben New Yorks; »True and I« (das. 1856) und »Trumps«, eine Novelle (das. 1861). Mit großem Erfolg war C. 1853 als Vorleser aufgetreten und hatte sich während der Präsidentschafts-Wahl-

kampagne von 1856 als eifriger Redner für die republikanische Partei hervorgethan. In der republikanischen Staatskonvention zu Saratoga 1870 war er provisorischer Präsident. Gegenwärtig ist C. seit einer Reihe von Jahren Redakteur von »Harpers Weekly« und bekleidet zugleich die Professur der engl. Sprache an der Cornell-University. C. ist ein ebenso genialer Kritiker wie fein gebildeter Gelehrter und eleganter Schriftsteller, und gleich seinem Freund Stuart Mill ein warmer Anwalt der Frauenfrage, dabei aber frei von jedem Radikalismus. Er gab auch Downings »Rural Essays« mit einem Memoir des Autors (New York 1854) heraus. Seine Werke erschienen gesammelt 1856 in 5 Bänden.

Curtius, 1) Marcus, ein edler röm. Jüngling, der sich für sein Vaterland aufopferte. Im Jahr 362 v. Chr. entstand, wie die Sage berichtet, in der Mitte des Forums plötzlich ein ungeheurer Schlund, der nicht auszufüllen war. Die Wahrsager verkündeten, der Staat sei in höchster Gefahr, wenn sich die Kluft nicht schlösse; dies aber werde nur dann geschehen, wenn das beste Gut Roms hineingeworfen werde. C. rief darauf: »Nichts besseres hat Rom als Waffen und Heldenmuth!«, bestieg im vollen Waffenschmuck sein Roß und stürzte sich in den Abgrund, worauf sich dieser schloß.

2) Quintus C. Rufus, röm. Geschichtschreiber, schrieb zehn Bücher »De rebus gestis Alexandri Magni«, von welchen aber die ersten zwei nicht erhalten sind. Da sein Name im Alterthum nicht genannt wird, so ist man über die Zeit, in welcher er gelebt haben soll, nicht einig; am wahrscheinlichsten ist, daß er unter dem Kaiser Claudius geschrieben hat, was in neuester Zeit besonders von Mützell und Vogel in den Vorreden zu ihren Ausgaben (s. unten) und von Wiedemann (Philologus, XXX, S. 241 ff.) gegen Buttmann, Niebuhr u. a. zu großer Wahrscheinlichkeit gebracht worden ist. Gleich problematisch ist der schriftstellerische Werth des Werks. In materieller Beziehung leidet es an geographischen, chronologischen und strategischen Fehlern sowie an Widersprüchen und Parteilichkeit. C. schöpfte nämlich aus griechischen Quellen, deren Glaubwürdigkeit schon von den Alten in Zweifel gezogen wird; deshalb gleicht sein Werk an vielen Stellen mehr einem Roman als einer Geschichte. Auch in formeller Beziehung ist C. zu sehr Rhetor. Die Sprache zeigt Spuren des Zeitalters der sinkenden Latinität und leidet außerdem an affektirtem Streben nach Kürze und witziger Zuspitzung. Die erste Ausgabe von Vitelius de Spira erschien zu Venedig 1471; von den späteren verdienen genannt zu werden die von Freinsheim mit Ergänzungen (Straßb. 1648 u. 1670), von Mützell (Berl. 1841, 2 Bde.), von Zumpt (Braunschw. 1849) und die Schulausgabe von Vogel (Leipz. 1870). Deutsche Uebersetzungen lieferten Wagner (2. Aufl., Lemgo 1854), Christian (Stuttg. 1869) und Siebelis (das. 1869).

Curtius, 1) Ernst, namhafter Archäolog und Geschichtschreiber, geb. 2. Sept. 1814 zu Lübeck, studirte zu Bonn, Göttingen und Berlin Philologie, begleitete 1837 Professor Brandis nach Athen und von hier seinen Lehrer O. Müller durch Griechenland, hielt sich darauf einige Zeit in Italien auf, promovirte im December 1841 zu Halle mit der Dissertation »De portubus Athenarum« (Halle 1842), unterrichtete dann in Berlin am Französischen und Joachimsthaler Gymnasium und habilitirte sich 1843 an der Universität daselbst. Den »Klassischen Studien« (Bonn 1840), poetischen Uebersetzungen aus altgriechischen Dichtern, die er mit E. Geibel herausgab, ließ er folgen: »Anecdota Delphica« (Berl. 1843), »Inscriptiones Atticae duodecim« (das. 1843) und »Die Akropolis von Athen« (das. 1844). Von 1844—49 war er außerordentlicher Professor an der Universität und Erzieher des jetzigen deutschen Kronprinzen, begleitete denselben nach Bonn, kehrte 1850 nach Berlin zurück und folgte 1856 einem Ruf nach Göttingen, von wo er 1868 wieder nach Berlin zurückberufen ward, um dort theils an der Universität als Professor, namentlich für alte Kunstgeschichte, theils am königl. Museum als Direktor des Antiquariums zu wirken. Seit 1853 ist C. auch Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften und seit 1871 beständiger Sekretär der philologisch-historischen Klasse. Die Früchte seiner wiederholten Reisen nach Griechenland und Kleinasien, zuletzt im Frühjahr 1874 zur Vorbereitung der vom Deutschen Reich in Olympia beabsichtigten Ausgrabungen, sind in einer Reihe von Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften und der Berliner Akademie niedergelegt, zum Theil auch besonders erschienen, so namentlich »Naxos« (Berl. 1850); »Olympia« (das. 1852); »Die Jonier« (das. 1855); »Ueber den religiösen Charakter der griechischen Münzen«; die »Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens« (das. 1872); »Ephesos« (das. 1874) u. a. Die Festreden, die C. in Göttingen als Professor eloquentiae hielt, sind in Berlin 1864 gesammelt erschienen. Außer diesen Schriften und verschiedenen Abhandlungen (z. B. »Beiträge zur geographischen Onomatologie der griechischen Sprache«, 1861) in archäologischen und philologischen Zeitschriften veröffentlichte C. als Hauptwerke: »Peloponnesos« (Gotha 1851—52, 2 Bde.), eine wissenschaftliche und allseitige Darstellung dieses Theils des griechischen Bodens mit Bezug auf seine Geschichte, Sagen und Kunstdenkmäler, und »Griechische Geschichte« (Berl. 1857—61, 3 Bde; 4. Aufl. 1874), welche, ein würdiges Seitenstück zu Mommsens »Römischer Geschichte«, wie diese die Verhältnisse und Thatsachen von modernen Gesichtspunkten aus auffaßt und mit besonderer Liebe die kulturgeschichtlichen Momente behandelt. Auch gab C. »Sieben Karten zur Topographie von Athen nebst erläuterndem Text« (Gotha 1868) heraus.

2) Georg, Philolog, Bruder des vorigen, geb. 16. April 1820 zu Lübeck, studirte zu Bonn und Berlin Philologie, promovirte mit der Schrift »De nominum Graecorum formatione« (Berl. 1842) und ging als Lehrer und Erzieher am Blochmann'schen Institut nach Dresden, wo er die Schrift: »Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnis zur klassischen Philologie« (2. Aufl., Berl. 1848) veröffentlichte. Er habilitirte sich 1845 zu Berlin, wo er »Sprachvergleichende Beiträge zur griechischen und lateinischen Grammatik« (Berl. 1846, Bd. 1) herausgab, und ward 1849 als außerordentlicher Professor der klassischen Philologie nach Prag berufen, wo er auch bald die Leitung des neu gegründeten philologischen Seminars erhielt und 1851 ordentlicher Professor wurde. 1854 folgte C. einem Ruf als Professor der klassischen Philologie nach Kiel, 1862 dem gleichen Ruf nach Leipzig, wo er noch gegenwärtig wirkt. Er gab ferner heraus: »Schulgrammatik der griechischen Sprache« (Prag 1852, 10. Aufl. 1873) nebst den dazu gehörigen »Erläuterungen« (2. Aufl., das.

Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

1870), »Grundzüge der griechischen Etymologie« (4. Aufl., Leipz. 1873), Werke, die ebenso wie seine in den »Schriften der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften« und anderswo erschienenen kleineren Abhandlungen, z. B. »De aoristi latini reliquiis« (1851), »Philologie und Sprachwissenschaft« (1862), »Ueber die Spaltung des A-Lauts im Griechischen und Lateinischen« (1864), »Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung« (1867, 2. Aufl. 1873), »Das Verbum der griechischen Sprache« (Leipz. 1873, Bd. 1) und die von ihm herausgegebene Sammlung »Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik« (das. 1868—74, 7 Bde.), das Ziel verfolgen, zwischen der vergleichenden Sprachwissenschaft und der klassischen Philologie zu vermitteln.

Curūlis sella (lat.), s. Sella.

Cūrzola (Corzola), Insel im Adriatischen Meer, zum österreich. Kronlande Dalmatien gehörend, bildet mit der Halbinsel Sabioncello und den kleinen Inseln Lagosta und Meleda einen politischen Bezirk von 589,8 QKilom. (10,1 QM.) und 19,739 Einw., die sich mit Landwirtschaft (vorzugsweise Wein- und Olivenbau), Steinbrechen (in den konchylienreichen Kalksteinbergen) und mit Schiffahrt beschäftigen. Die Insel C. selbst hat einen Umfang von 110 Kilom. Die Stadt C. liegt auf der Nordostküste, ist Sitz der Bezirkshauptmannschaft, hat einen schönen gothischen Dom, meist marmorne Häuser, zwei Häfen mit Schiffswerften und (1869) 2500 Einw. Die alten Geographen nannten C. Corcyra Nigra, vielleicht wegen ihrer ehemaligen dunkeln Waldungen.

Curzon (spr. kürsóng), Paul Alfred de, franz. Landschaftsmaler, geb. 7. Sept. 1820 zu Migné (Vienne), Schüler Drollings und Cabats, lieferte treffliche landschaftliche Darstellungen, namentlich aus Italien und Griechenland, in denen jedoch die Staffage nicht selten die Oberhand gewann, sowie auch förmliche Genre- und Historienbilder. So besitzt die Gallerie Luxembourg von C. außer einer Ansicht von Ostia (1868) eine Psyche, welche, von der Hölle kommend, der Venus das von Proserpina übergebene Gefäß bringt, und eine Gruppe von Dominikanern, die ihre Kapelle ausmalen. Die Wiener Ausstellung 1873 zeigte eine Ansicht der Rhede von Toulon.

Cusa (Kuza), Fürst von Rumänien, s. Alexander 8).

Cusa, Nikolaus von, oder Cusanus, eigentlich Khrypffs (»Krebs«), ein für seine Zeit fast universal gebildeter Gelehrter und Kardinal, geb. 1401 zu Cusa oder Kues an der Mosel, studirte im Bruderhaus zu Deventer, dann auf mehreren Universitäten und wurde zu Padua im 22. Jahr Doktor der Rechte. Als sein erster Proceß unglücklich ausfiel, widmete er sich dem geistlichen Stand, wurde bald Archidiakonus der bischöflichen Kirche zu Lüttich und wohnte als solcher dem Baseler Koncil bei, wo er eifrig die Ansicht verfocht, daß der Papst unter dem Koncil stehe, und seine Schrift über die Verbesserung des Julianischen Kalenders überreichte. Auch die Mehrheit der Welten und die Bewegung der Erde um die Sonne hat er, ohne deshalb belästigt zu werden, ausgesprochen. Aber praktische Konsequenz lag nicht in seinem Charakter. Trotzdem, daß er einer der ersten war, die den Betrug der Isidorischen Dekretalien und Konstantinischen Schenkung erkannten, ward er doch, gewonnen von Eugen IV., erst eine heimliche, dann eine öffentliche Stütze des römischen Stuhls dem Koncil gegenüber und suchte auch als päpstlicher Gesandter in Konstantinopel die Vereinigung der griechischen und abendländischen Kirche zu betreiben. Papst Nikolaus V. erhob ihn 1448 zum Kardinal und zum Bischof von Brixen. Seitdem als Legat besonders in Deutschland thätig, unterhandelte er 1452 in Böhmen mit den Hussiten und zugleich mit den deutschen Fürsten wegen des Türkenkriegs; beides gleich erfolglos. Der Erzherzog Sigmund von Oesterreich, von dem er den Lehnseid für dessen im Bisthum Brixen gelegene Besitzungen forderte, ließ ihn sogar gefangen setzen und gab ihn nur unter harten Bedingungen wieder frei. Unter Pius II. zu hohen Ehren gelangt, starb er zu Todi in Umbrien 11. Aug. 1464. Die von ihm vertretene Theologie ist eine geistreiche Vereinigung theistischer Scholastik und pantheistischer Mystik. Seine Werke erschienen gesammelt Paris 1514 und Basel 1565, 3 Bde.; eine Uebersetzung seiner wichtigsten Schriften lieferte E. Scharpff (Freiburg 1862). Vgl. Scharpff, Der Kardinal und Bischof Nikolaus von C. (Tübing. 1871).

Cuscŭta *L.* (Flachsseide, Klebe), Pflanzengattung aus der Familie der Kuskuteen, blattlose Schmarotzerpflanzen, welche in der Erde keimen, andere Pflanzen umwinden und sie mittels reihenweise gestellter Saugwarzen aussaugen. Ihre Wurzel stirbt ab, sobald sie die Saugspitzen an fremde Pflanzen angelegt haben; an dem fadenförmigen, bleichen Stengel stehen die unscheinbaren fleischigen Blüten in Knäueln; die Kapseln sind zweifächerig, vielsamig. C. europaea *L.* (Nesselseide, Teufelszwirn, Vogelseide, Klebe, Range), mit 2 bis 2,5 Meter langem Stengel und weißen oder röthlichen Blüten, findet sich auf Brennnesseln, Hopfen, Hanf, Wicken, Weiden, Schlehen. C. Epilinum *Weihe* (Flachsseide), mit 30—60 Centim. langem, gelblichem Stengel und weißen Blüten, schmarotzt besonders auf Lein und wird den Kulturen oft verderblich. C. Epithymum *Smith*, mit 30—60 Centim. langem, purpurrothem Stengel, auf Quendel, Heidekraut, Gras ꝛc., wird den Wiesen schädlich; C. Trifolii *Bab.*, aus Nordamerika, den Kleefeldern, und C. monogyna *Vahl.*, mit rauhpunktirtem, 2—6 Meter langem Stengel, besonders in Böhmen und Schlesien, verwüstet ganze Weidenplantagen. C. europaea wurde früher gegen Milz- und Leberkrankheit benutzt. C. racemosa *Mart.* kam als brasilische Hopfenseide aus Brasilien nach Europa und wurde gegen Halskrankheiten empfohlen. Zur Vertilgung der Flachsseide schneidet oder mäht man die befallenen Pflanzen vor dem Reifen der Samen der ersteren; Leinsamen muß vor der Aussaat zur Absonderung etwaiger Flachsseidesamen gut gesiebt werden.

Cuscuteae, s. Kuskuteen.

Cushman (spr. töschmän), Charlotte Saunders, bedeutende amerikan. Schauspielerin, geb. 23. Juli 1816 in Boston. Mit einer vortrefflichen Stimme ausgestattet, wandte sie sich gegen den Willen ihrer Eltern der Oper zu und erntete bei ihrem ersten Debüt (1835) als Gräfin in »Figaro's Hochzeit« so stürmischen Beifall, daß ihr Lehrer Mäder sie bei seiner Abreise nach New Orleans für seine Oper engagirte. Als sie hier infolge des klimatischen Wechsels und durch Unvorsichtigkeit ihre Stimme verlor, widmete sie sich der Tragödie. Sie trat zuerst als Lady Macbeth auf und hatte auch hier den glänzendsten Erfolg, der sich in Philadelphia und New York, wohin sie sich wandte, noch steigerte. Während ihres Aufenthalts in letzterer Stadt bildete sie ihre jüngere

Schweſter Suſan ebenfalls fürs Theater heran und gewann als Romeo, während Suſan die Julie ſpielte, ſowie in anderen Männerrollen, für welche ihre Schweſter die bezüglichen weiblichen Rollen übernahm, ungemeinen Beifall. In dieſer Weiſe traten ſie unter anderem in dem Stück »London Assurance« an 90 Abenden auf. Nachdem beide eine Tour durch die nördlichen Staaten unternommen hatten, begaben ſie ſich 1845 auf mehrere Jahre nach England, wo ſich Suſan 1848 mit dem Dr. S. Muspratt in Liverpool verheirathete, während C. 1849 zu neuen Triumphen nach Amerika zurückkehrte. Im Jahr 1858 zog ſie ſich von der Bühne zurück und nahm ihren Aufenthalt in Rom, von wo ſie erſt vor einigen Jahren nach Amerika zurückkehrte. Sie lebt gegenwärtig in der Nähe von Boſton.

Cuſtine (ſpr. küſtihn), 1) Adam Philippe, Graf von, franz. General, geb. 4. Febr. 1740 zu Metz aus einem alten Adelsgeſchlecht, zeichnete ſich im Siebenjährigen Krieg ſo rühmlich aus, daß ihm der Miniſter Choiſeul ein eigenes Dragonerregiment verlieh, welches er aber mit dem Infanterieregiment Saintonge, das zur Einſchiffung nach Amerika beſtimmt war, vertauſchte. In Amerika zeichnete er ſich beſonders bei der Belagerung von Yorktown aus. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er zum Maréchal de Camp und Gouverneur von Toulon ernannt, trat als Abgeordneter des lothringiſchen Adels in die Verſammlung der Generalſtaaten und neigte ſich hier entſchieden auf die Seite des dritten Standes und der liberalen Partei. Im Jahr 1791 zum Generalleutnant befördert, erhielt er im folgenden Jahr ein Kommando am Oberrhein unter dem Marſchall Luckner, bemächtigte ſich 1792 der Stadt Landau und nahm die Linien von Weißenburg, dann Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt, ward aber von den Preußen und Heſſen 2. Dec. 1792 bei Frankfurt geſchlagen. Nach mehreren unglücklichen Gefechten, namentlich 6. Jan. 1793 bei Hochheim, ſetzte er Mainz in Vertheidigungsſtand, ward aber im Frühling von den Preußen zwiſchen Bingen und Kreuznach angegriffen, wich nach ſchwachem Widerſtand, räumte nach einem zweiten Gefecht bei Alzey die von ihm beſetzte Gegend und zog ſich 31. März nach Landau zurück. Hierauf mit dem Oberbefehl über die Nord- und Ardennenarmee betraut, unternahm er 17. Mai einen Angriff mit der Rheinarmee an der Queich, mußte ſich jedoch mit großem Verluſt zurückziehen. Auf die Anſchuldigung Marats und Billaud Varennes' vor den Wohlfahrtsausſchuß nach Paris geladen und in der Anklageakte vom 14. Aug. 1793 beſchuldigt, vorſätzlich die Würde eines Generals der Armeen mißbraucht, das Intereſſe der Republik verrathen und Einverſtändniſſe mit den Feinden Frankreichs unterhalten zu haben, ward er trotz ſeiner geſchickten Vertheidigung 27. Aug. 1793 zum Tod verurtheilt und am folgenden Tage hingerichtet. Sein Wunſch, daß ſein Sohn, Renaud Philippe von C., geb. 1768, der ſeinem Vater als Adjutant zur Seite ſtand, ſeine Ehrenrettung durch Herausgabe ſeines Briefwechſels bewirken möge, blieb unerfüllt, da derſelbe bereits 3. Jan. 1794 dem Vater auf das Schafott folgte; doch veröffentlichte ſpäter Cuſtine's damaliger Adjutant, der General Baraguay d'Hilliers, Cuſtine's Papiere unter dem Titel »**Mémoires posthumes du général français comte de C., rédigés par un de ses aides de camp**« (deutſch, Berl. 1795, 2 Bde.).

2) Aſtolphe, Marquis von, franz. Dichter und Reiſebeſchreiber, Enkel des vorigen, geb. 1793 zu Paris, bereiſte 1811—22 England, Schottland, die Schweiz und Kalabrien, ging 1835 nach Spanien, ſpäter nach Rußland und ſtarb im September 1857 auf ſeinem Schloß St. Gratien bei Pau. Als Schriftſteller trat er zuerſt anonym mit ſeiner Novelle »**Aloïs**« (Par. 1828) auf und ſchrieb ſodann: »**Mémoires et voyages**« (Reiſebriefe aus der Schweiz, Kalabrien, England und Schottland, daſ. 1830, 2 Bde.); die verſificirte Tragödie »**Béatrice Cenci**« (daſ. 1833); den Sittenroman »**Le monde comme il est**« (daſ. 1835, 2 Bde.); »**L'Espagne sous Ferdinand VII**« (daſ. 1838, 4 Bde.); die Romane »**Ethel**« (daſ. 1839, 2 Bde.) und »**Romuald, ou la vocation**« (daſ. 1848, 4 Bde.). Das meiſte Aufſehen erregte ſein Werk: »**La Russie en 1839**« (Par. 1843, neue Ausg. 1854). Seine Werke wurden faſt alle auch ins Deutſche überſetzt. Erſt neuerdings erſchienen ſeine Briefe an Varnhagen und Rahel (»**Lettres à Varnhagen d'Ense et Rahel Varnhagen d'Ense**«, Par. 1870).

Custodia (lat.), Wache; Verwaltung eines Lehens durch den Lehnsherrn während der Minderjährigkeit des Vaſallen.

Custos (lat.), Hüter, Wächter; Aufſeher einer Bibliothek, Kunſt-, Naturalienſammlung ꝛc.; auch Kirchenhüter, Küſter; in der Notenſchrift das Zeichen, welches anzeigt, daß die Noten einer Stimme auf der folgenden Seite in demſelben Schlüſſel fortgehen. S. **Kuſtoden**.

Cuſtozza, Dorf in der oberital. Provinz Verona, ¾ Stunde von Verona, geſchichtlich berühmt durch den Sieg der Oeſterreicher unter Radetzky über die Sardinier unter König Karl Albert 25. Juli 1848, infolge deſſen letzterer Mailand und die ganze Lombardei aufgeben und einen Waffenſtillſtand ſchließen mußte. Eine ebenſo berühmte Schlacht fand 24. Juni 1866 bei C. ſtatt. Die öſterreichiſche Armee unter Erzherzog Albrecht ſtützte ſich auf das Feſtungsviereck und ſtand 85,000 Mann ſtark in und um Verona. Die Italiener unter General Lamarmora hatten eine Feldarmee von 218,000 Mann, verſtanden es aber nicht, ihre zwei- bis dreifache Ueberlegenheit auszunützen. Die Anerbietungen in Betreff der Abtretung Venetiens von Seiten Oeſterreichs und die Mahnungen Napoleons III., den Krieg ja nicht ernſtlich zu führen, da es ſich nur um ein militäriſches Duell handle, äußerten einen lähmenden Einfluß auf die italieniſche Kriegführung. Beim Ausbruch des Kriegs ſagte Napoleons gelehriger und gehorſamer Schüler Lamarmora, er rücke ins Feld mit Venetien in der Taſche. Der in dem bekannten Uſedom'ſchen Briefe vom 17. Juni vorgelegte Feldzugsplan, wonach die Feſtungen beobachtet und die übrige Armee gegen Wien marſchiren und dort mit den Preußen zuſammentreffen ſollte, wurde unbeachtet zur Seite gelegt. Von einer kombinirten Aktion war gar keine Rede, Lamarmora ging nach altem Militärſtil gerade auf die Feſtungen los. Er überſchritt 22. Juni den Mincio mit zwei Armeekorps, ein drittes zwecklos bei Goito zurücklaſſend, während Cialdini mit einem vierten, ſtärkern Korps über den untern Po gegen die Etſch vordringen und Garibaldi mit ſeinen Freiſcharen in Tirol einbrechen ſollte. Kaum bemerkte Erzherzog Albrecht, daß die Italiener in leichtſinniger Weiſe vorgingen und nicht einmal den nordweſtlich von Villafranca (das ſie ohne Widerſtand

genommen hatten) gelegenen Höhenzug, auf dessen südöstlichem Abfall C. und Somma-Campagna liegen, besetzt hatten, so nahm er 23. Juni diese wichtige Position und griff am Morgen des 24. Juni den Feind auf der ganzen Linie an. Der Kampf dauerte in glühender Sonnenhitze den ganzen Tag. Abends 7 Uhr war das italienische Heer trotz aller Tapferkeit geschlagen, seine letzte Position auf dem Höhenterrain von C. genommen, der Rückzug über den Mincio unvermeidlich. Der Verlust der Italiener betrug 8250 Mann, darunter 4350 Gefangene, der der Oesterreicher 7850 Mann, darunter 2000 Gefangene. Infolge dieser Niederlage konnte der rechte Flügel unter Cialdini seinen Uebergang über den Po nicht ausführen. Die Oesterreicher beuteten den Sieg nicht aus; sie hatten sich dem französischen Kabinet gegenüber verpflichtet, im Fall des Siegs den Mincio nicht zu überschreiten und die Lombardei nicht zu berühren. So herrschte hier ein 14tägiger Stillstand, und erst 7. Juli, nachdem die Schlacht bei Königgrätz geschlagen und über Venetien auch officiell schon entschieden war, ergriff die italienische Armee wieder die Offensive, um auch jetzt nichts Bedeutendes zu leisten.

Cutch (spr. kötsch), Vasallenstaat in Britisch-Ostindien, s. Katsch.

Cutleŭla (lat.), die äußerste dünne Schicht aller oberflächlichen Zellenhäute von Pflanzentheilen, welche chemisch von der übrigen Haut verschieden ist. Die C. findet sich an der freien Seite der oberflächlich gelegenen Zellhäute nicht bloß in der eigentlichen Epidermis, welche die äußere Oberfläche der Pflanzentheile überzieht, sondern auch an denjenigen Zellen, welche innere Hohlräume des Pflanzenkörpers, die sogen. Intercellularräume, insbesondere diejenigen, welche Luft führen, auskleiden, und selbst an isolirten Zellen, wie bei den Sporen und Pollenzellen. Bei diesen ist die ganze freie Außenfläche der Zellhaut als C. ausgebildet. Auf der Epidermis, deren Zellen mit ihren oberflächlichen Häuten in unmittelbarem Zusammenhang stehen, bildet auch die C. ein über die ganze Oberfläche der Pflanze und auch über die Grenzen der einzelnen Zellen ohne Unterbrechung sich hinziehendes Häutchen, welches selbst über die jüngsten Theile und Glieder hinweggeht, weil schon deren Epidermiszellen in ihrer äußersten Hautschicht frühzeitig kutikularisirt werden. Die C. wird durch Jod und Schwefelsäure nicht blau, wie die übrige Zellhaut, sondern gelb gefärbt, löst sich allmählich in Kalilauge, während die andere Zellhaut sich erhält, ist dagegen in Schwefelsäure, welche die letztere zum Aufquellen und endlich zur Auflösung bringt, unlöslich. Bei der Behandlung des Pflanzentheils mit Schwefelsäure bleibt daher die C. als ein zusammenhängendes Häutchen, oft auf größere Strecken hin wohlerhalten, übrig. Während die übrige Zellhaut aus stickstofffreier Cellulose besteht, enthält die C. als vorwiegenden Bestandtheil eine stickstoffhaltige Verbindung gleich den ähnlich veränderten Zellhäuten der Korkzellen. Nach Behandlung mit Kali verbleibt oft ein Rückstand, welcher als Cellulose reagirt, die mit der durch das Kali aufgelösten stickstoffhaltigen Substanz der C. gemengt war. Bisweilen, so zumal bei lederartigen Blättern, erstreckt sich diese chemische Veränderung auch auf die unter der eigentlichen C. liegenden Zellhautschichten der Epidermis, welche ihrer Entstehung nach jünger als jene sind (Kutikularschichten). Die eigentliche C. verdickt sich, wo dies überhaupt geschieht, in centrifugaler Richtung und bildet bisweilen Warzen, Stacheln, Leisten ꝛc. Sie enthält auch etwas Wachs und verhindert dadurch an Pflanzentheilen mit stark entwickelter und wachsreicher C. die Benetzung mit Wasser. Bisweilen tritt das Wachs auch als Ausscheidung über die C hervor und bildet einen reif- oder wachsartigen Ueberzug.

Cutis (lat.), die Haut.

Cuttak, Distrikt in Britisch-Ostindien, s. Kattak.

Cuv., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für G. Cuvier (s. Cuvier 1); *F. Cuv.* desgleichen für F. Cuvier (s. Cuvier 2).

Cuvette (franz., spr. küwett), im Fortifikationswesen s. v. w. Cunette (s. d.); bei Taschenuhren die innere Metallplatte, welche das Werk hinten verschließt und vor dem Eindringen von Staub, Schmutz ꝛc. verwahrt; in der Zahnarzneikunde eine mit einem Griffe versehene, halbrunde Rinne zur Aufnahme des Wachses, womit der Abdruck des Kiefers genommen wird, um danach die Modelle künstlicher Zähne herzustellen.

Cuvier (spr. küwje), 1) Georges Léopold Chrétien Frédéric Dagobert, Baron von, berühmter Naturforscher, geb. 23. Aug. 1769 in der damals würtembergischen Stadt Mömpelgard, wurde 1784 in die Karlsakademie zu Stuttgart aufgenommen und studirte dort Philosophie und deutsche Sprache, sodann die Kameralwissenschaften und die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft, daneben auch der Naturgeschichte sich widmend. Als Hauslehrer bei dem Grafen d'Hericy auf Fiquainville in der Normandie hielt er 1788 vor den jungen Aerzten des Militärhospitals zu Fécamp botanische Vorlesungen. 1795 ward er als Professor an die Centralschule des Pantheons nach Paris berufen, fungirte dann als Gehülfe Mertruds, des Lehrers der vergleichenden Anatomie am Jardin des Plantes, und begann eine anatomische Sammlung zu gründen, welche in der Folge die größte Europa's geworden ist. Im Jahr 1796 zum Mitgliede des neu errichteten Nationalinstituts ernannt, ward er 1800 Daubentons Nachfolger am Collége de France und 1802 als einer der sechs Generalinspektoren des öffentlichen Unterrichts vom Ersten Konsul mit der Organisation der Lyceen zu Bordeaux, Nimes und Marseille beauftragt. Im Jahr 1808 wurde er Rath der kaiserlichen Universität, leitete die Einrichtung von Akademien in den neuen Gebietstheilen des Kaiserreichs, in Italien, Holland und in den Hansestädten, und gründete 1809 die Fakultät der Wissenschaften. Im Jahr 1813 ward er Requetenmeister im Staatsrath und erhielt den Auftrag, die Bewohner des linken Rheinufers zur Erhebung gegen die Verbündeten zu veranlassen, welche Sendung jedoch bei dem raschen Vordringen der letzteren mißlang. 1814 ernannte ihn Napoleon I. zum Wirklichen Staatsrath. Nach der zweiten Restauration ward C. Kanzler der Universität, 1818 Mitglied der französischen Akademie, 1819 Baron und Kabinetsrath, 1822 Großmeister der protestantisch-theologischen Fakultät der Universität und 1826 Großofficier der Ehrenlegion. Seine entschiedene Weigerung, die Preßbeschränkungen Karls X. zu unterstützen, brachte ihn um die Hofgunst. Von Ludwig Philipp ward er 1830 in allen seinen Aemtern und Würden bestätigt, 24. Dec. d. J. zum Mitgliede der Akademie der Inschriften und 19. Nov. 1831 zum Pair von Frankreich ernannt und sollte eben seine Bestallung

als Minister des Innern erhalten, als er 13. Mai 1832 starb. Die vorzüglichsten seiner zahlreichen Schriften sind: »Leçons d'anatomie comparée« (Par. 1800—1805, 5 Bde.; neue Ausg., herausgeg. von Duméril, Laurillard und Duvernoy, daſ. 1835—45, 9 Bde.; deutsch von Froriep und Meckel, Leipz. 1808—1810, 4 Bde.), die er in den »Mémoires sur l'anatomie des mollusques« (Par. 1817) ergänzte (dazu erschien: »Anatomie comparée, recueil de planches, dess. par G. C., ou exécutées sous ses yeux par M. Laurillard, publiée par Laurillard et Mercier«, daſ. 1850); »Recherches sur les ossements fossiles« (daſ. 1812, 4 Bde.; 4. Aufl. 1835); »Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changements qu'elles ont produits dans le règne animal« (zuerst als Einleitung zu dem vorgenannten Werk, dann besonders gedruckt, in 8. Aufl. 1840; mit Noten und Anhang herausgegeben von Höfer 1850; deutsch von Nöggerath, Bonn 1830, 2 Bde.; von Giebel, Leipz. 1851); »Le règne animal distribué d'après son organisation« (Par. 1817, 4 Bde.; neue Aufl., daſ. 1849, 11 Bde., mit 1000 Tafeln; deutsch von Schinz, Stuttg. 1818, und von Voigt, Leipz. 1831—43, 6 Bde.); »Histoire naturelle des poissons« (fortgesetzt von Valenciennes, Par. 1829—49, 22 Bde.); »Histoire des sciences naturelles« (herausgeg. von Saint-Agy, daſ. 1841—45, 5 Bde.); »Recueil des éloges historiques lus dans les séances publiques de l'Institut de France« (daſ. 1819, 2. Aufl. 1861, 3 Bde.; herausgeg. von Flourens 1860); »Lettres à M. Pfaff sur l'histoire naturelle, la politique et la littérature« (daſ. 1788—92), aus dem Deutschen (Kiel 1845) von Marchant (Par. 1858). C. hat sich um die Naturwissenschaft eminente Verdienste erworben; besonders gab er der Zoologie eine ganz neue Richtung und erhob die vergleichende Anatomie zu einer Wissenschaft. Durch seine geognostischen Untersuchungen des Pariser Beckens kam er zuerst auf den Gedanken, daß abwechselnd Fluten vom Süßwasser und vom Meer die Erdoberfläche verändert haben müssen. Durch Anwendung der vergleichenden Osteologie auf die Reste vorweltlicher Wirbelthiere eröffnete er die Bahn, auf welcher ihm die berühmtesten Forscher aller Nationen gefolgt sind. Als Sammler naturhistorischer Gegenstände, als Forscher, Systematiker, Lehrer, Redner, Staatsmann und als Freund des Volks steht er gleich groß da. Das Schulwesen und die protestantische Kirche in Frankreich verdanken ihm unendlich viel. Mit der deutschen Sprache und Literatur und dem deutschen Geist vertraut, würdigte er auch alle in Deutschland gemachten Fortschritte. Vgl. Lee, Memoirs of Baron C. (Lond. 1833) und Pasquier, Eloge de C. (Par. 1833).

2) Frédéric, des vorigen Bruder, geb. 27. Juni 1773 zu Mömpelgard, war Mitglied des Instituts und des protestantischen Konsistoriums, starb als Professor und Konservator des Kabinets für vergleichende Anatomie im Jardin des Plantes zu Paris 25. Juli 1838 in Straßburg. Er schrieb: »Sur les dents des mammifères« (Par. 1823 u. 1824), gab mit Geoffroy de Saint-Hilaire heraus: »Histoire naturelle des mammifères« (daſ. 1824 f.) und bearbeitete für das »Dictionnaire des sciences naturelles« (Straßb. 1816 ff.) die Zoologie und Geschichte der Säugethiere.

Cuvillier-Fleury (spr. küwiljē-flöri), Alfred Auguste, franz. Schriftsteller und Journalist, geb. 1802, machte seine Studien am Collége Louis le Grand und war dann zwei Jahre lang Sekretär des Königs von Holland, Ludwig Bonaparte, dem er in die Verbannung folgte, hierauf Erzieher des jungen Herzogs von Aumale, übernahm 1834 die Redaktion des »Journal des Débats« und errang sich endlich (1866) einen Platz in der Akademie, was ihm von seinen politischen Freunden übel gedeutet wurde. Die hauptsächlichsten, sämmtlich zuerst in dem genannten Journal veröffentlichten Schriften Cuvillier-Fleury's sind: »Portraits politiques et révolutionnaires« (Par. 1851, 2 Bde.); »Études historiques et littéraires« (1854, 2 Bde.); »Nouvelles études« (1855); »Voyages et voyageurs« (1854, neue Ausg. 1856); »Dernières études historiques et littéraires« (1859, 2 Bde.); »Historiens, poètes et romanciers« (1863, 2 Bde.); »Études et portraits« (1865—68, 2 Bde.).

Cuyabá, Hauptstadt der brasil. Provinz Matto Grosso, am gleichnamigen schiffbaren Nebenfluß des San Lorenzo, ist Sitz der Provinzialbehörden und eines Bischofs und hat ein ganz ansehnliches, fast europäisches Aeußere: breite, gut gepflasterte Straßen, hübsche Häuser, öfters mit 2 Stockwerken und Balkons, eine Kathedrale und 4 andere Kirchen, ein bedeutendes Militärhospital, ein Kriegs- und ein Marinearsenal, ein bischöfliches Seminar und [illegible]—7000 (mit der Umgebung 11—12,000) Einw. Besondere Gewerbsthätigkeit ist nicht vorhanden. Die Stadt ist eine um 1720 von Goldgräbern aus São Paulo gegründete Niederlassung, die 1828 zur Stadt und 1840 zum Provinzialhauptort erhoben wurde.

Cuyp (spr. keup), Albert, berühmter Maler, geboren um 1605 zu Dordrecht, Sohn des tüchtigen Porträtmalers Jakob Gerrits C., wohnte gewöhnlich in seinem Landhaus Dordwyk bei Dordrecht; starb im November 1691. Cuyps Malerei bewegte sich in sehr verschiedenen Richtungen. In der Landschaft schloß er sich anfänglich entschieden der van Goyenschen Kunstweise an; später aber übte Rembrandt den bedeutendsten Einfluß auf ihn aus, ohne aber seiner Originalität Abbruch zu thun. Cuyps Landschaften der letztern Art zeichnen sich durch die sonnige, kräftige Beleuchtung und den satten Farbenauftrag aus; er stellt fast ausnahmslos die weitgedehnten holländischen Kanal- und Flußprospekte dar, an deren Ufern zahlreiches Vieh weidet. Oefters malte er eigentliche Pferdeporträts, hier und da treffliche Stilleben und Thierstücke, manchmal auch Bildnisse. Die meisten Bilder von ihm besitzt England; andere befinden sich in Dresden (ein Hauptwerk), Berlin, Gotha, München u. a. O. Jak. van Stry ahmte ihn in täuschender Weise nach.

Cuzco (Cusco), ein Departement der südamerikan. Republik Peru, grenzt im N. und O. an [illegible] Montaña, im S. an Puno und Arequipa, im W. an Arequipa und Ayacucho und hat einen Flächeninhalt von 247,469 QKilom. (4494 QM.). Die Oberfläche ist sehr gebirgig, da hier die beiden peruanischen Kordilleren sich zu einem großen Gebirgsknoten verbinden, auf dem sich hochgelegene Ebenen ausbreiten, von Schneebergen überragt und von tiefen Schluchten zerschnitten. Das Land ist gut bewässert von dem Apurimac und anderen großen Zuflüssen des Marañon. Da das Klima natürlich im einzelnen sehr verschieden ist, so ist auch die Vegetation sehr mannigfaltig; dabei haben die Berge Reichthum an Metallen (Silber, Kupfer, Blei). Die Zahl der Einwohner wird 1871 (wohl zu hoch) auf 464,000 angegeben; sie

leben hauptsächlich von Viehzucht und Landbau; der Bergbau liegt ganz darnieder. Das Departement zerfällt in den Bezirk der Hauptstadt und in 14 Provinzen. — Die Hauptstadt C. liegt 3919 Meter ü. M. auf den Trümmern der alten, 1533 von den Spaniern eroberten Hauptstadt des Inkareichs. Sie ist regelmäßig und gut gebaut und eine der schönsten Städte in Peru. Sie zählt angeblich 30,000—40,000 Einw. und hat 21 Kirchen, unter denen die Kathedrale des Bischofs von C. (1572—1654 in gutem Renaissancestil erbaut) und die frühere Jesuitenkirche am Hauptplatz die bedeutendsten sind, dazu 8 Klöster. Der Handel ist von geringer Bedeutung, die Bevölkerung lebt überwiegend vom Landbau; doch gelten die Einwohner für die gewerbfleißigsten in Peru. Die Stadt besitzt aus der spanischen Zeit noch manche wissenschaftliche Anstalten: eine Universität und ein Seminar, eine freilich sehr unbedeutende Bibliothek, ein Museum und mehrere Schulen. Aus der alten peruanischen Zeit bestehen noch vielerlei Ueberreste, die aber infolge der Zerstörungen durch die Spanier sehr gelitten haben; die bedeutendsten sind die Mauerreste des Sonnentempels (Inti), auf dessen Stelle 1534 Kirche und Kloster San Domingo gebaut wurde, die Grundmauern des Tempels der Sonnenjungfrauen, auf denen jetzt das Kloster Santa Catalina, besonders aber die Ueberreste des alten Palastes der Inka's und die Festungswerke auf dem sie überragenden Felshügel von Sacsahuaman, nächstdem die Ueberreste der alten, aus Quadersteinen erbauten Straßen, die früher von der Stadt aus nach allen Provinzen des Staats gingen. Auch sonst sind im ganzen Departement Ruinen von Palästen, Tempeln und Festungswerken häufig. Von den übrigen Ortschaften sind die bedeutendsten: Paucartambo am Fluß gleichen Namens und Tambobamba in der Nähe des Apurimac. S. Karte »Peru ꝛc.«

Cuzzoni, Francesca, einst berühmte ital. Sängerin, geb. 1700 zu Parma, ward, nachdem sie auf mehreren Bühnen Italiens gesungen, 1722 von Händel für seine italienische Oper in London engagirt, wo sie vier Jahre lang einen unbeschreiblichen Enthusiasmus erregte, aber auch durch ihre Launenhaftigkeit und ihren Eigensinn Händel viel Verdruß bereitete. Sie bezog damals eine so enorme Gage, daß sie ein Engagement mit 60,000 Dukaten für eine Saison in Italien ausschlug. Als die berühmte Faustina neben ihr in London auftrat, bildeten sich für beide Sängerinnen Parteien, welche oft das Theater zum Schauplatz ihrer Streitigkeiten machten und Händel in nicht geringe Verlegenheit brachten. Die C. mußte endlich weichen und begab sich, nachdem sie sich 1726 mit dem Komponisten G. Sandoni verheirathet hatte, nach Wien, später nach Holland und 1748 abermals nach London, von wo sie noch in demselben Jahr nach Italien zurückkehrte. Ihr Glanz war dahin, und durch unsinnigen Aufwand war sie so tief in Schulden gerathen, daß sie sich in Bologna zuletzt mit Knopfmachen ernähren mußte. Sie starb 1770.

Cyān (Cyangas, Cyanogēn, Blaustoff, weil zuerst aus dem Berlinerblau dargestellt) CN oder Cy, eine Verbindung von Kohlenstoff mit Stickstoff, findet sich nicht in der Natur und entsteht auch aus seinen Elementen nur, wenn beim Zusammentreffen derselben ein Körper zugegen ist, welcher eine feste Cyanverbindung zu bilden vermag. Leitet man Kohlensäure, die den Kohlenstoff hergibt, und Ammoniak, welches den Stickstoff liefert, über erhitztes Kaliummetall, so entsteht Cyankalium. Erhitzt man stickstoffhaltige Körper, wie Fleischfaser, Leder, Horn oder die Kohle aus solchen Substanzen, welche immer noch Stickstoff enthält, mit kohlensaurem Kali, so wird dieses durch die Kohle reducirt, und das frei werdende Kalium verbindet sich im Entstehungsmoment mit Kohlenstoff und Stickstoff zu Cyankalium. Leitet man Ammoniak über glühende Holzkohlen, so wird ein Theil des Ammoniaks zersetzt und gibt den Stickstoff zur Bildung von C. her, welches sich nun mit unzersetztem Ammoniak zu Cyanammonium verbindet. Eine glühende Mischung von kohlensaurem Kali und Kohle gibt mit Ammoniak Cyankalium, Wasser, Wasserstoff und Kohlensäure:

$$\underset{\text{Ammoniak}}{2NH_3} + \underset{\text{Kohlenstoff}}{2C} + \underset{\text{kohlensaures Kali}}{K_2CO_3}$$
$$= \underset{\text{Cyankalium}}{2KCN} + \underset{\text{Wasser}}{H_2O} + \underset{\text{Wasserstoff}}{4H} + \underset{\text{Kohlensäure.}}{CO_2}$$

Derselbe Proceß verläuft beim Schmelzen von kohlensaurem Kali mit stickstoffhaltigen Substanzen, welche bei der Verkohlung Ammoniak erzeugen. Leitet man Luft, welche bekanntlich ein Gemenge von Stickstoff und Sauerstoff ist, über glühende Kohlen, so entsteht ein Gemisch von Kohlenoxyd und Stickstoff, und wenn dies über kohlenhaltiges kohlensaures Kali geleitet wird, so bildet sich Cyankalium. Auf diese Weise entsteht sehr viel C. in Hohöfen; der Proceß verläuft aber bedeutend leichter, wenn das Gemisch von Kohlenoxyd und Stickstoff auf Baryt wirkt. Ameisensaures Ammoniak zerfällt beim Erhitzen in Cyanwasserstoff und Wasser, oxalsaures Ammoniak in C. und Wasser, und auf ähnliche Weise liefern auch noch andere stickstoffhaltige organische Substanzen C.; ja, es entsteht bei der Oxydation stickstofffreier Substanzen mit Salpetersäure, wobei letztere den Stickstoff liefert. Aus dem im Pflanzenreich natürlich vorkommenden Amygdalin entsteht Cyanwasserstoff durch einen Spaltungsproceß (s. Blausäure). Reines C. erhält man beim Erhitzen von reinem, trockenem Cyanqueckſilber oder Cyansilber, oder von Cyankalium mit Quecksilberchlorid. Das C. ist ein farbloses, höchst giftiges Gas, welches unter dem Druck von 4 Atmosphären zu einer farblosen Flüssigkeit von 0,866 spec. Gew. verdichtet wird, die bei —34° C. zu einer krystallinischen Masse erstarrt und bei —21° siedet. Es besitzt einen eigenthümlichen, heftigen, Augen und Nase stark reizenden Geruch, hat das spec. Gew. 1,8 und verbrennt mit eigenthümlicher bläulicher, mit Purpur gesäumter Flamme zu Kohlensäure und Stickstoff. Wasser löst sein 4½-, Alkohol sein 25faches Volum C. auf; die Lösungen besitzen den Geruch des Gases und einen stechenden Geschmack, erleiden sehr bald eine Zersetzung, färben sich gelb, dann braun, setzen endlich eine braune Substanz ab und enthalten dann Cyanammonium, Harnstoff, kohlensaures und vorwiegend oxalsaures Ammoniak. Enthält die Cyanlösung kleine Mengen einer Mineralsäure, so bleibt sie unverändert. C. erträgt hohe Temperaturen, durch den elektrischen Funken und durch glühendes Eisen wird es aber in Kohlenstoff und Stickstoff zerlegt; mit Sauerstoffgas gemengt, explodirt es durch den elektrischen Funken sehr heftig und verbrennt zu Kohlensäuregas und Stickgas.

Schon von seinem Entdecker, Gay-Lussac, wurde eine große Aehnlichkeit zwischen Chlor und C. beobachtet. Das C. verhält sich wie ein einwerthiges Element und gehört seinem chemischen Verhalten

nach durchaus zu jenen Körpern, die man Salzbildner (Halogene) nennt; seine Verbindungen mit den Metallen haben vielfach den Charakter der entsprechenden Chlorverbindungen. Wie von Chlormetallen, so spricht man deshalb auch von Cyanmetallen (s. d.). Kalium und Natrium verbrennen in C. zu Cyankalium, resp. Cyannatrium; mit anderen Metallen und mit Wasserstoff verbindet sich aber C. nicht direkt, mit Lösungen alkalischer Basen oder mit glühendem kohlensauren Kali gibt es Cyanmetall und Cyansäuresalz. Bei der Darstellung des Cyans aus Cyanquecksilber bleibt eine dunkelbraune Substanz zurück, welche eine polymere Modifikation des Cyans darstellt. Dies ist das Paracyan, ein in Wasser unlöslicher Körper, der sich beim Erhitzen in C. verwandelt. Die Wasserstoffverbindung des Cyans ist die Blausäure (s. d.).

Cyane (Kornblume), s. Centaurea.

Cyanocōnia, Blaukehlchen.

Cyaneisenkalium, gelbes, s. v. w. Kaliumeisencyanür.

Cyaneisenkalium, rothes, s. v. w. Kaliumeisencyanid.

Cyanīn, s. Chinolin.

Cyanīt, Mineral, s. Disthen.

Cyankalium, s. v. w. Kaliumcyanid.

Cyanmetalle (Cyanide), Verbindungen der Metalle mit Cyan, gleichen in ihrem Verhalten vielfach den Chlormetallen. Cyankalium und Cyannatrium entstehen direkt beim Erhitzen von Kalium oder Natriummetall in Cyangas und sonst auf sehr verschiedene Weise; die übrigen C. erhält man durch Behandlung von Metalloxyden mit Cyanwasserstoffsäure oder durch Zersetzung von Metallsalzen mit Cyankalium. Die Cyanide der Alkali- und Erdalkalimetalle sind in Wasser löslich, und ihre Lösungen reagiren alkalisch; die Cyanide der Schwermetalle sind meist unlöslich. Die ersteren ertragen trockene Schmelzhitze und geben beim Erhitzen an der Luft oder mit Metalloxyden Cyansäuresalze. Erhitzt man Schwefelmetalle mit Alkalicyaniden, so entstehen Schwefelcyanverbindungen, und das Metall wird reguliniſch abgeschieden; hierauf beruht die Anwendung der Alkalicyanide als Reduktionsmittel. Die Cyanide der Schwermetalle zerfallen beim Erhitzen leicht in Metall und Cyan oder in Kohlenstoffmetall und Stickstoff. Die Alkalicyanide werden leicht durch Säuren, auch durch die Kohlensäure der Luft, unter Entwickelung von Blausäure zersetzt; ihre Lösungen geben beim Kochen Ammoniak und Ameisensäuresalz und hinterlassen beim Verdampfen ein Kohlensäuresalz. Die Cyanide der Schwermetalle werden nur durch Wasserstoffsäuren zersetzt; sie verbinden sich leicht mit Alkalicyaniden zu löslichen krystallisirbaren Doppelcyaniden und sind daher in den Lösungen der Alkalicyanide löslich. Die Verbindungen der letzteren mit den Cyaniden des Eisens, Kobalts und Platins, zu denen das gelbe und rothe Blutlaugensalz gehört, verhalten sich aber ganz abweichend von den übrigen Doppelcyaniden, haben offenbar eine wesentlich andere Konstitution und enthalten nicht mehr Cyan als solches. Dies gilt auch von den blauen Niederschlägen, welche im gelben und rothen Blutlaugensalz durch Eisensalze erzeugt und allgemein als Berlinerblau bezeichnet werden. Alle C. sind heftig wirkende Gifte; in den Lösungen der Alkalicyanide entsteht nach Zusatz von Eisenvitriol und etwas Eisenchlorid, wenn man mit Salzsäure ansäuert, ein Niederschlag von Berlinerblau; salpetersaures Silber erzeugt einen dem Chlorsilber ähnlichen weißen Niederschlag, welcher am Licht weiß bleibt und durch Digestion mit Salpetersäure zersetzt wird. Die C. finden in der Technik sehr vielfache Verwendung, besonders das Cyankalium, die Blutlaugensalze, das Berlinerblau und Doppelcyanide der edeln Metalle in der Galvanotechnik.

Cyanogēn, s. v. w. Cyan.

Cyanōl, s. v. w. Anilin.

Cyanometer (griech.), Instrument, welches dazu dient, die Intensität der blauen Farbe des unbewölkten Himmels zu bestimmen. Das erste C. hat Saussure konstruirt, indem er 53 Streifen Papier vom reinsten Weiß bis zum gesättigten Berlinerblau und dann durch Zusatz von Tusche bis zum tiefsten Schwarz färbte. Diese Streifen wurden auf den Umfang eines Kreises geklebt und, von Weiß anfangend, numerirt. So erhält man 53 Grade. Die Beobachtungen müssen im Freien geschehen, und zwar so, daß man das C. zwischen das Auge und die zu prüfende Stelle des Himmels hält und vergleicht, mit welchem Papierstreifen das Blau des Himmels übereinstimmt. Man kann aus dieser Beobachtung auf die Beschaffenheit der Atmosphäre schließen, denn je mehr sich das in derselben enthaltene Wasser in vollkommen dampfförmigem Zustand befindet, um so durchsichtiger und deshalb blauer ist die Luft. Je mehr sich aber der Wasserdampf in Bläschenform kondensirt, um so trüber, undurchsichtiger wird die Luft, um so weißer der Himmel erscheinen. Weil die schweren Wasserdünste auf der Erde lagern, so erscheint das Blau des Himmels am Horizont matter als im Zenith. Ein anderes C. hat Parrot konstruirt, bei welchem man auf einer sich drehenden schwarzen oder weißen Scheibe so lange gleich große und gleich intensiv blaue Sektoren befestigt, bis das Blau des Himmels erreicht ist. Aus der Zahl der gebrauchten Sektoren schließt man auf die Intensität der Farbe des Himmels. Ein von Fr. Arago vorgeschlagenes C. gründet sich darauf, daß doppeltbrechende Krystallblättchen je nach ihrer Dicke im polarisirten Licht eine bestimmte blaue Farbe zeigen. Vgl. Atmosphäre.

Cyanōsis (griech.), s. Blausucht.

Cyanotypien (griech.), diejenige Art von Daguerreotypien, welche Herschel unter Mitanwendung verschiedener Substanzen mittels Blutlaugensalz erhielt, indem er zuerst Papier mit salpetersaurem Quecksilber, dann mit Blutlaugensalz tränkte und es darauf der Einwirkung des Lichts aussetzte, bis das Bild hinlänglich intensiv erschien. Fixirt ward letzteres durch Auswaschen mit alaunhaltigem Wasser.

Cyansäure (Acidum cyanicum, Carbimid) CNOH, entsteht leicht, wenn Cyan über glühendes kohlensaures Kali oder in wässerige Alkalien geleitet wird, und beim Glühen von Cyanverbindungen unter Luftzutritt mit Salpeter oder Braunstein. Reine C. erhält man durch Erhitzen von getrockneter Cyanursäure $C_3N_3O_3H_3$ in einer Retorte. Sie bildet eine wasserhelle Flüssigkeit von höchst durchdringendem, stechendem, der Essigsäure ähnlichem Geruch, ist sehr flüchtig und verursacht, auf die Haut gebracht, unter heftigen Schmerzen augenblicklich weiße Blasen; sie reagirt stark sauer, wird bei gewöhnlicher Temperatur trübe, breiartig und geht unter sehr starker Erhitzung in festes, weißes, geruchloses Cyanmelid über, welches gleiche procentische Zusammen-

setzung wie C. hat, in Wasser und Alkohol unlöslich ist und beim Erhitzen wieder C. liefert. Wasser wird von der C. augenblicklich absorbirt, wodurch sie zersetzt wird und Ammoniak und Kohlensäure bildet. Die C. ist einbasisch und bildet mit Basen die Cyansäuresalze, die an der eigenthümlichen Zersetzungsweise, welche sie durch verdünnte Mineralsäuren erleiden, leicht erkennbar sind; es wird dadurch Kohlensäuregas entwickelt, welches von einem Antheil unzersetzt sich verflüchtigender C. den Geruch der letztern hat, und in der Flüssigkeit findet sich Ammoniak. Die cyansauren Salze der fixen Alkalien werden selbst in der Rothglühhitze nicht zersetzt. Die Salze mit alkalischer Basis sind im Wasser löslich, alle übrigen unlöslich. Die Lösung des cyansauren Ammoniaks $CNONH_4$ gibt beim Verdampfen, ohne daß etwas hinzukommt oder hinweggeht, Harnstoff $CO(NH_2)_2$. Wenn man über erhitzten Harnstoff Chlor leitet und den dabei gebildeten Salmiak mit Wasser auszieht, so bleibt Cyanursäure $C_3N_3O_3H_3$ zurück, die in farb- und geruchlosen, wasserhaltigen, an der Luft verwitternden Prismen erhalten werden kann, in Wasser und Alkohol löslich ist und beim Erhitzen in 3 Moleküle C. zerfällt. Aus einer Lösung von cyansaurem Kali scheidet sich auf Zusatz von Essigsäure cyanursaures Kali in glänzenden, wenig löslichen Krystallen ab. Mit der Cyanursäure ist isomer die Fulminursäure $C_3N_3O_3H_3$, und zwischen diesen beiden Säuren und der C. steht die Knallsäure $C_3N_3O_2H_3$, welche jetzt als Nitroacetonitril betrachtet wird.

Cyănus, Pflanzengattung, s. Centaurea.

Cyanwasserstoffsäure, s. v. w. Blausäure.

Cyathĕa *Smith* (Baumfarn), Pflanzengattung aus der Farnkräuterfamilie der Cyatheaceen, charakterisirt durch rückenständige Sori und durch einen unterständigen, vollständigen Schleier, begreift die größten, bisweilen gegen 12 Meter hohen baumartigen Farnkräuter, welche ihrem Wuchs nach den Palmen ähneln. Die bekanntesten Arten sind: C. medullaris *Sw.*, mit rauhen Stämmen und klafterlangen, dreifach gefiederten Wedeln, deren Blättchen linealisch, etwas sichelförmig, gekerbt und am Rand umgerollt und mit zweireihig dichtstehenden Sori besetzt sind, eßbares Mark enthaltend, auf Neuseeland; C. arborea *Smith*, mit klafterhohen, schenkeldicken, stacheligen Stämmen und zweifach gefiederten, fast ebenso langen Wedeln, deren Blättchen sitzend, lanzettförmig, gezähnt, zugespitzt, am Grund unterseits beschuppt und mit zweireihigen, sich berührenden Sori besetzt sind, in Westindien, in den jungen Schößlingen ein Gemüse und Schweinefutter, in den alten Stämmen gutes Brennholz, in den jungen Stämmen sehr haltbare Pfähle liefernd. Man kultivirt mehrere Arten in unseren Warmhäusern.

Cyatheaceen, Pflanzenfamilie aus der Klasse der Farnkräuter (s. d.).

Cyathīna, s. Korallen.

Cyatolithen, s. Bathybius.

Cybĕle, s. Kybele.

Cycadites, s. Cykadeen.

Cycas *L.* (Sagopalme), Pflanzengattung aus der Familie der Cykadeen, niedrige, meist astlose Bäume mit cylindrischem Stamm, welcher an seiner Spitze eine Krone schöner, fiederförmig getheilter, lederartiger, wedelförmiger Blätter trägt, in deren Mitte sich die großen Fruchtzapfen entwickeln. Sie finden sich im tropischen Asien, Australien und Polynesien. C. circinalis *L.*, mit braunfilzigem, 12 Meter hohem Stamm, 2 bis 2,5 Meter langen Blättern mit linienförmigen, ganzrandigen, scharf zugespitzten, oben dunkelgrün glänzenden Fiederblättchen, wächst häufig in Ostindien, auf den Molukken, in Japan ꝛc. in sandigen wie in gebirgigen Gegenden und trägt eßbare Früchte; die jungen Blätter und jungen Stiele geben ein wohlschmeckendes Gemüse. C. revoluta *Thunb.*, in China und Japan, der vorigen Art ähnlich, aber mit niedrigerem Stamm, kürzeren Blättern und an den Rändern nach unten eingerollten Blattabschnitten, enthält in der Spitze der Stämme ein sehr stärkmehlreiches Mark, aus welchem ein Sago bereitet werden kann, der aber nicht in den Handel kommt. Mit den Blättern der Cycasarten schmückt man bei uns häufig die Särge (besonders in Sachsen), und in Frankreich dienen sie bei den kirchlichen Feierlichkeiten des Palmsonntags. Man kultivirt daher die genannten, aber auch andere Arten in Gewächshäusern wie Palmen; auch eignen sich größere Exemplare recht gut zur Zimmerkultur. S. Tafel »Nahrungspflanzen«.

Cyclāmen *L.* (Erdscheibe, Saubrod, Alpenveilchen), Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen, perennirende stengellose Gewächse, in Südeuropa und dem Orient, mit knolligem, scheibenförmigem Wurzelstock, nierenförmigen Blättern und einblütigen Schäften, nickenden Blüten und vielsamiger Kapsel. Von C. europaeum *L.*, in Südeuropa, an schattigen, bergigen Orten in Schlesien, Böhmen, Oesterreich, in der Schweiz, mit herzförmig rundlichen, zugespitzten, gezähnten, oben mit einer weißlichen Zone gefleckten, unten purpurröthlichen Blättern und schönen, wohlriechenden, weißen, blaßröthlichen oder rosenrothen Blumen, war die Wurzel (Radix Cyclaminis s. Arthanitae) früher als drastisches Purgirmittel gegen Würmer, Wassersucht, Gelbsucht, chronische Hautkrankheiten, Drüsenanschwellungen ꝛc. im Gebrauch. Sie enthält viel Schärfe und wirkt giftig, kann aber nach dem Trocknen und Rösten gegessen werden und soll kastanienartig schmecken. Die Schweine sollen sie ohne Schaden fressen, daher der Name Saubrod. Sie enthält farb- und geruchloses, amorphes, sehr scharf schmeckendes, reizend giftiges Cyclamin, Arthanitin $C_{30}H_{34}O_{10}$, ein Glykosid, dessen wässerige Lösung wie Seifenwasser schäumt. C. persicum *Mill.*, in Griechenland und auf der Insel Cypern, mit herzförmig-nierenförmigen, gekerbten Blättern und weißen, im Schlunde rothen, wohlriechenden, auch blaßrothen oder hellpurpurrothen und bei einer Varietät geruchlosen Blumen, wird mit mehreren anderen Arten in zahlreichen Varietäten als Zierpflanze kultivirt.

Cyclolithes, s. Korallen.

Cyclophthalmus, s. Spinnenthiere.

Cycloptĕris *Brongn.*, vorweltliche Gattung der Farnkräuter (s. d.).

Cyclostŏmi, Rundmäuler, Ordnung der Fische.

Cydonĭa, s. Quittenbaum.

Cygnus, der Schwan.

Cygnus, s. Kygnos.

Cykadeen (Palmenfarne, Sagobäume), Ordnung und deren einzige Familie in der Klasse der Gymnospermen, palmenartige Gewächse mit einfachem, aufrechtem, dickem Stamm von cylindrischer oder runder, knolliger Gestalt, dessen Oberfläche mit den Narben der abgefallenen Blätter bekleidet ist und aus seiner Endknospe große, wedel-

Digitized by Google

artige Blätter treibt, welche fiederförmig in ganze oder gezähnte, lederartige Abschnitte getheilt sind und anfangs gleich Farnwedeln spiralig eingerollt erscheinen. Die Stämme enthalten ein großes Mark, welches durch einen geschlossenen Kreis von Fibrovasalsträngen von der Rinde geschieden ist. Diese Stränge treten in horizontaler Richtung durch die Rinde in die Wedel. Sie bestehen aus einem Holz- und einem Basttheil; der erstere wird gebildet aus Spiralgefäßen in der Markscheide, denen sich eigentliche Holzzellen von prosenchymatischer Gestalt mit behoften Tüpfeln anschließen, und aus denen das ganze sekundäre Holz allein besteht; nur weite Markstrahlen durchsetzen es in radialer Richtung. Zwischen Holz und Bast zieht sich ein geschlossener Kambiumring hin, der das dauernde Dickenwachsthum vermittelt. Außerdem besitzen aber die Stämme der C. noch Fibrovasalstränge, welche in der Rinde aufsteigen und hier einen äußern engern Kreis darstellen; sie zweigen sich von den in die Blätter austretenden ab, verbleiben aber im Stamm. Außerdem wird das Parenchym des Marks, der Rinde und der Wedel von gummiführenden Intercellularkanälen durchzogen. Die Blüten, welche nur aus den Geschlechtsorganen bestehen, sind zweihäusig und bilden endständige Zapfen. An der männlichen Pflanze stehen die zahlreichen Staubblätter dicht spiralig an der vertikalen Are des Zapfens angeordnet. Ihr Bau ist für die C. insofern eigenthümlich, als auf der Unterseite eines jeden schuppen-, bisweilen schildförmigen Staubblattes zahlreiche Antherenfächer in vielen Gruppen zu je 2 bis 5 beisammenstehen. Die weiblichen endständigen Zapfen bestehen aus großen, flachen, fiederartig getheilten, gestielten Schuppen (Karpellblättern), welche sich gegenseitig decken und zwischen ihren Abschnitten je eine Samenknospe tragen, oder es finden sich auch schildförmig gestielte Schuppen, welche auf ihrer Unterseite neben dem Stiel zwei Samenknospen besitzen. Letztere sind groß, mit breiter Basis sitzend, gerade und entwickeln sich am verholzenden Fruchtzapfen zu Samen, welche eine äußere fleischige, oft lebhaft gefärbte und eine innere knöcherne Schale, ein hartes Endosperm und in der Mitte desselben einen geraden Keimling mit langer Wurzel und zwei ungleichen, an ihrer Spitze verwachsenen Samenlappen besitzen. Die C. sind tropische Gewächse, von denen die meisten Amerika, viel wenigere der Alten Welt angehören; einige kommen auch am Kap der Guten Hoffnung und auf Neuholland vor. An der vorweltlichen Flora sind die C. wesentlich betheiligt. Sie treten von der Steinkohlenformation an bis zur Kreide, zumal im Jura, sehr häufig auf, bald als kurze, dicke Stämme, wie die Gattungen **Medullosa** *Cotta* in der Steinkohlenformation und **Zamites** *Brongn.*, von welchen auch gefiederte Blätter mit herzförmigen, an der Basis geöhrten Blättchen existiren, bald als Früchte und Fruchtstände, wie die Gattungen **Trigonocarpum** *Brongn.*, **Microzamia** *Corda* und **Zamiostrobus** *Endl.*, am häufigsten jedoch in Form von Blättern. Dahin gehören: **Cycadites** *Brongn.*, mit sitzenden, linealischen, einnervigen Blättchen, in der Kreide; **Pterophyllum** *Brongn.*, mit angewachsenen, parallelnervigen Blättchen, in vielen Arten im Keuper, Lias und Jura; **Noeggerathia** *Sternb.*, gestielte, gefiederte Wedel mit verkehrt-eiförmigen, der Mittelrippe seitlich angewachsenen Fiedern mit einfachen oder gabeligen Nerven, in der Uebergangs- und Steinkohlenformation; **Nilssonia** *Brongn.*, mit parallelnervigen Blättchen, die an der Basis in der ganzen Breite der Mittelrippe angewachsen sind, in vielen Arten in sekundären Schichten. Einige C. gewähren einen Nutzen als Nahrungspflanzen durch das stärkmehlreiche Mark, die genießbaren jungen Wedel und die Früchte.

Cykladen, s. Kykladen.

Cyklische Dichter, s. Kykliker.

Cykloïde (griech., »Radlinie«), die Kurve, welche bei der Umdrehung eines Kreises, der auf einer geraden Linie fortrollt, durch einen festen Punkt in der Peripherie desselben beschrieben wird. Man kann sich die C. am leichtesten veranschaulichen, wenn man sich den Bogen denkt, welchen ein Nagel am Umfang eines Wagenrads während einmaliger Umdrehung desselben um die Are auf einer Ebene von dem Punkte derselben, wo er sie zuerst berührt, bis zu dem andern, wo er sie wieder berührt, in der Luft beschreibt. Die gerade Entfernung zwischen diesen zwei Punkten ist gleich dem Umfang des die C. erzeugenden Kreises und bildet die Basis der C., die sich über ihr bogenförmig und symmetrisch gegen die auf der Mitte der Basis errichtete Senkrechte erhebt. Diese Senkrechte heißt Are der C. und ist gleich dem Durchmesser des erzeugenden Kreises. Wo die C. sie in ihrem obern Ende berührt, erreicht jene ihren größten Abstand (Scheitel) von der Basis, und der Flächeninhalt des durch die C. und ihre Basis begrenzten Raums ist dem dreifachen Flächeninhalte des erzeugenden Kreises gleich. Die Länge des Bogens der C. ist gleich dem vierfachen Durchmesser des erzeugenden Kreises. Der cykloïdische Körper, welcher durch Umdrehung der C. um ihre Basis beschrieben wird, verhält sich zu dem Cylinder, dessen Höhe gleich dieser Basis und dessen Halbmesser gleich dem Durchmesser des erzeugenden Kreises ist, wie 5 : 8. Liegt der beschreibende Punkt nicht in der Peripherie des erzeugenden Kreises (gemeine C.), sondern innerhalb derselben, so entsteht die gestreckte, liegt derselbe aber außerhalb der Peripherie jenes Kreises, die verkürzte oder verschlungene C. Wälzt sich jener Kreis, statt auf einer geraden Linie, auf der äußern oder innern Seite der Peripherie eines zweiten Kreises, so heißt die dadurch beschriebene Kurve im erstern Fall eine Epicykloïde, im letztern eine Hypocykloïde. Die Brennlinie der C. für Parallelstrahlen mit der Are ist eine C., für welche der Durchmesser des erzeugenden Kreises halb so groß ist als bei der ursprünglichen C. Auch die Evolute der C. ist wieder eine C. Die C. ist wegen ihrer geometrischen und mechanischen Eigenschaften eine der merkwürdigsten Kurven und wurde im 17. Jahrh. von mehreren bedeutenden Mathematikern untersucht, weshalb sie auch der »Liebling der Geometer« hieß. Galilei behandelte sie wohl zuerst (1630) rein geometrisch, zugleich Roberval (1634), dann Descartes, Fermat, Viviani, Wallis. Torricelli fand den Inhalt dieser Kurve, Pascal den Inhalt des Abschnitts zwischen dem Scheitel und einer mit der Are Parallelen, den Schwerpunkt dieses Abschnitts und den Inhalt der Körper, die durch Umdrehung dieses Abschnitts um diese Parallele entstehen. Huyghens aber fand, daß ein Körper, der auf einer umgekehrten C., deren konvexe Seite nach unten gekehrt ist, fällt, einerlei Zeit braucht, um bis zum Scheitel derselben zu gelangen, von welchem Punkt aus er auch seinen Fall beginnen mag, weshalb die C. auch Tautochrone oder Isochrone heißt. Wegen dieser Eigenschaft wandte Huyghens

die C. an den Pendeluhren an, indem er ein biegsames Pendel zwischen zwei Cykloïdenbögen schwingen ließ; doch konnte sich seine Vorrichtung nicht in die Praxis einbürgern, weil hier starre Pendelstangen Erfordernis sind. Bernoulli fand die Eigenschaft der C. als Brachystochrone oder als den Weg, auf welchem ein Körper von einem Punkt zu einem andern, durch die Schwere getrieben, in kürzester Zeit gelangt, wobei jedoch vorausgesetzt wird, daß diese Punkte weder lothrecht unter-, noch wagrecht nebeneinander liegen sollen. Mit der C. verwandt ist die kleine C. (Gefährtin der C., Sinuslinie), die in der Theorie der schwingenden Saiten gebraucht wurde.

Cykloïdenschupper, s. Fische.

Cyklometrie (griech.), der Inbegriff aller derjenigen Rechnungsausdrücke, vermöge welcher man im Stande ist, Kreisbögen durch die diesen zugehörigen geraden Linien, und umgekehrt diese durch jene zu bestimmen.

Cyklonen, Wirbelstürme, s. Wind.

Cyklöpen, s. Kyklopen.

Cyklorāma (griech.), s. Panorama.

Cyklus (griech. kyklos, Kreis, Zirkel), in Bezug auf Chronologie eine wiederkehrende Reihenfolge von Jahren, nach deren Ablauf gewisse Zeitverhältnisse oder Erscheinungen sich stets erneuern oder wiederholen. Ein und derselbe C. zwei- oder mehreremal wiederholt bildet eine Periode (s. d.). Die drei hauptsächlichsten Cyklen, welche in den Daten alter Urkunden vorkommen, sind der Sonnencyklus, Mondcyklus und Indiktionscyklus. Der Sonnencyklus (cyclus solaris oder concurrentium), auch Sonnenzirkel genannt, weil ihm das Sonnenjahr (s. d.) zu Grunde liegt, besteht aus 28 Jahren, die man mit 1—28 bezeichnet, und nach deren Verlauf die Wochentage wieder auf dieselben Monatsdaten fallen, weshalb er auch C. des Sonntagsbuchstabens (s. d.) heißt. Um ihn aber zur Bestimmung der Sonntagsbuchstaben benutzen zu können, mußte er so mit der christlichen Zeitrechnung verbunden werden, daß ein mit einem Montag beginnendes Schaltjahr das erste des C. ward. Ein solches war das Jahr 9 v. Chr., welches Dionysius Exiguus zum Anfang dieses C. bestimmte. Will man daher das jedesmalige Jahr des Sonnenzirkels oder letztern schlechtweg finden, so hat man bloß 9 zu der gegebenen Jahreszahl zu addiren und die Summe durch 28 zu dividiren; es ist dann der Rest oder, falls kein Rest bleibt, 28 selbst die gesuchte Zahl für den alten Kalender, welche sich für den neuen je nach dem Unterschied von 10—12 Tagen bei dem Zeitraum von 1582—1900 modificirt, indem bei den Gregorianischen Sonntagsbuchstaben die nämliche Folge erst nach 400 Jahren wieder eintritt. Der Mondcyklus oder C. von 19 Jahren (cyclus lunaris, s. decemnovennalis), gewöhnlich die goldene Zahl (numerus aureus) genannt, weil jedes dieser Jahre durch eine Zahl von 1—19 bezeichnet wird, welche die »goldene« heißt, besteht, wie der Name sagt, aus 19 Jahren, nach deren Ablauf die verschiedenen Phasen des Mondes immer wieder an den nämlichen Monats- und Wochentagen eintreten wie 19 Jahre zuvor. Er wurde bereits 16. Juli 433 v. Chr. angenommen und soll auf der Berechnung des Atheners Meton beruhen, weshalb er auch als der Metonische C. (cyclus Metonicus) bezeichnet wird (s. Chronologie). Die Einführung des Mondcyklus in die kirchlichen Zeitrechnungen wird gleich der des Sonnencyklus Dionysius dem Kleinen zugeschrieben, welcher auch das Jahr vor Christi Geburt zum ersten dieses C. bestimmte. Um daher die Zahl eines Jahrs im 19jährigen C. oder die goldene Zahl zu finden, muß man zu der Jahreszahl 1 addiren und die Summe durch 19 dividiren, so gibt der Quotient die Zahl der Mondcyklen, welche seit Christi Geburt verflossen sind, und der Rest die goldene Zahl. Bleibt kein Rest, so ist das Jahr das 19. eines C. Will man jedoch die Zahl eines Jahrs im jüdischen Mondcyklus wissen, der ebenfalls zur Festberechnung und Datirung von Urkunden benutzt worden ist, aber mit dem Jahr 3 n. Chr. und, wie das jüdische Jahr, im Herbst beginnt, so muß man 3 von der gegebenen Jahreszahl abziehen, ehe man sie durch 19 dividirt. Zur Unterscheidung nennt man diesen C. den eigentlichen Mondcyklus oder Cyclus lunaris, und die Zahl der Jahre die Mondzahl (numerus lunaris). Da indessen die Voraussetzung, daß derselbe Mondswechsel nach je 19 Jahren zur nämlichen Zeit wiederkehre, nicht ganz richtig war, indem der erste Neumond beim Beginn eines neuen C. stets um etwa 1½ Stunden früher eintrat als im verflossenen, was in 308 Jahren bereits einen Tag betrug: so wurde zur richtigen Berechnung des Osterfestes, wie es nach der Verordnung des Koncils von Nicäa gefeiert werden sollte, der Ostercyklus (cyclus paschalis, circulus magnus paschae, nach dem ersten Erfinder auch periodus Victoriana und nach dem Verbesserer periodus Dionysiana benannt) oder das große Jahr (annus magnus) aus dem Sonnen- und Mondcyklus kombinirt. Er besteht aus 28×19 = 532 Jahren, nach deren Verlauf Wochentage und Mondphasen wieder in dasselbe Verhältnis zu einander und zu den Monatsdaten treten wie vordem, so daß also der gesammte Kalender in seine alte Ordnung wieder zurückkehrt. Der Indiktionscyklus oder C. der Römerzinszahlen ist ein Zeitraum von 15 Jahren, welche mit 1—15 bezeichnet werden (Indiktionszirkel). Der Epaktencyklus steht mit dem 19jährigen Mondcyklus in Verbindung (s. Epakten) und ist in den meisten chronologischen Handbüchern der Gegenstand vieler Irrthümer geworden, indem namentlich der C. der sogen. Julianischen Epakten, welche man zur Zeit der Kalenderreform zum Zweck der leichtern Berechnung der neuen Gregorianischen Epakten aufstellte, die größte Verwirrung hervorgerufen hat.

Cylinder (griech., Walze), geometrischer Körper, der von zwei ebenen und völlig gleichen, in parallelen Ebenen liegenden krummlinigen Figuren, welche die Grundflächen des Cylinders bilden, und einer beide verbindenden krummen Fläche, der Seitenfläche oder dem Mantel, eingeschlossen wird. Die letztere wird von einer geraden Linie beschrieben, welche sich parallel zu sich selbst auf der Peripherie einer krummlinigen Figur fortbewegt, und hat die besondere Eigenschaft, daß man auf ihr von einer Grundfläche zur andern unzählige gerade Linien ziehen kann, die einander gleich und parallel sind. Die sich bewegende gerade Linie wird die Erzeugende (Generatrix), die Anfangskurve der ebenen Figur aber, welche ihr als Bahn für ihre Bewegung dient, die Richtungslinie (Directrix) genannt. Steht die Erzeugende auf der Ebene der Richtungslinie senkrecht, so entsteht ein gerader C., bildet sie mit derselben aber einen spitzen oder stumpfen Winkel, ein schiefer C. Ist die Richtungslinie ein Kreis, so ist der entstehende C. ein Kreiscylinder, dessen

beide Grundflächen Kreiſe ſind. Ein ſolcher entſteht auch durch die Umdrehung eines Rechtecks um eine ſeiner Seiten. Diejenige gerade Linie, welche die Mittelpunkte der Grundflächen eines Kreiscylinders verbindet, heißt die Are des Cylinders, und je nachdem ſie auf den Grundflächen ſenkrecht oder ſchief ſteht, iſt der C. ſelbſt gerade oder ſchief. Jeder gerade C. läßt ſich durch zwei einander, aber nicht der Grundfläche parallele Schnitte in einen ſchiefen verwandeln. Iſt die Richtungslinie eine Ellipſe, ſo entſteht ein elliptiſcher C. Ein mit der Grundfläche paralleler Schnitt gibt an einem ſolchen wieder eine Ellipſe; wird dagegen der Schnitt durch die große Are der Ellipſe ſo geführt, daß er mit der Ebene der Ellipſe einen Winkel bildet, welcher demjenigen gleich iſt, den eine von einem Brennpunkte der Ellipſe nach dem Scheitel der kleinen Are gezogene Gerade mit letzterer bildet, ſo entſteht eine Kreisfläche. Durchſchneidet man einen Kreiscylinder mit einer Ebene, ſo iſt die Durchſchnittsfigur ein Kreis, wenn die ſchneidende Ebene der Grundfläche parallel iſt, ein Parallelogramm, wenn ſie durch die Are oder parallel zu derſelben gelegt iſt, außerdem eine Ellipſe. Der körperlichen Inhalt eines Cylinders findet man, wenn man den Inhalt der Grundfläche mit der Höhe multiplicirt. Die krumme Seitenfläche iſt bei einem geraden C. gleich einem Rechteck, das den Umfang der Grundfläche zur Grundlinie, zur Höhe aber die Höhe des Cylinders hat; beides multiplicirt, gibt den Inhalt der Seitenfläche des Cylinders, zu welcher man noch die beiden Grundflächen addiren muß, um die geſammte Oberfläche des Cylinders zu erhalten. Der Mantel eines ſchiefen Cylinders wird gefunden, wenn man die Seitenlinie eines ſolchen, d. h. eine gerade Linie, welche parallel der Are zwiſchen beiden Grundflächen gezogen wird, mit derjenigen Linie multiplicirt, welche den Umfang ſenkrecht zur Are mißt. C. von gleichen Grundflächen und gleicher Höhe haben gleichen Inhalt; C. von gleichen Grundflächen und ungleicher Höhe verhalten ſich wie ihre Höhen; C. von gleicher Höhe und ungleichen Grundflächen verhalten ſich wie die Grundflächen oder bei Kreiscylindern wie die Quadrate der Halb- oder Durchmeſſer derſelben; C. von ungleicher Höhe und ungleichen Grundflächen verhalten ſich wie die Grundflächen, multiplicirt mit den Höhen, oder wie die Quadrate der Halb- oder Durchmeſſer der Grundflächen, multiplicirt mit den Höhen. Aehnliche C. ſind ſolche, deren Aren gegen die Grundflächen einerlei Neigungen haben, und deren Höhen ſich wie die Halb- oder Durchmeſſer der Grundflächen verhalten; ſie ſelbſt verhalten ſich wie die Halb- oder Durchmeſſer ihrer Grundflächen. Ein C. verhält ſich zu einem Kegel von derſelben Grundfläche und Höhe wie 3:1, zu einer Kugel von dem Durchmeſſer ſeiner Grundfläche, wenn auch derſelbe Durchmeſſer die Höhe des Cylinders iſt, wie 3:2. Dieſes Verhältnis zwiſchen C., Kegel und Kugel fand ſchon Archimedes. — Maſſive und hohle C. finden bei Maſchinen und ſonſtigen Vorrichtungen mannigfache Anwendung, ſo als Walzen zur Ausübung eines Drucks, wie bei dem Walzwerk, der Schnellpreſſe ꝛc., zur Aufnahme des Dampfs, wie bei der Dampfmaſchine, zur Erzeugung der Reiburgselektricität bei Elektriſirmaſchinen, zur Beſchleunigung des Verbrennungsproceſſes bei Lampen ꝛc.

Cylindermaſchine, ſ. Schnellpreſſe und Kalandermaſchine.

Cyma (lat., v. Griech.), Trugdolde, ſ. Blütenſtand.

Cymbel (Cimbal, lat. Cymbălum), ein Schlaginſtrument der Alten, von Erz, ähnlich unſeren Becken aus zwei hohlen metallenen Halbkugeln beſtehend, die gegen einander geſchlagen wurden. In der Orgel bezeichnet C. einen noch hier und da vorkommenden Glöckchenzug ſowie eine kleine, ſcharf intonirte, gemiſchte Flötenſtimme. Auch heißt C. (Cymbal) das Hackbret (ſ. d.) und der mit einem Glöckchen verſehene Klingelbeutel.

Cymbidium *Sw.* (Kahnlippe), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, in der Erde wurzelnde Pflanzen mit ſteifen, hellen Blättern, aufrechten oder hängenden, arm- oder vielblumigen Blütentrauben und kahnförmiger Honiglippe, in Weſtindien, Südamerika, Süd- und Oſtaſien, auf den Südſeeinſeln, Madagaskar und am Kap. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen kultivirt. C. aloëfolium *Sw.*, in Malabar, hat linienförmige, rinnenförmige, dicke, glatte, glänzende Blätter und ſchöne gelbliche, braunroth geſtreifte Blüten in hängenden Trauben. Das Pulver bewirkt Erbrechen und Durchfall und wird gegen Schwindel und Lähmungen gegeben. C. sinense *W.*, in China, hat ſchwertförmige, gerippte, langgeſpitzte, breite Blätter und ſchöne, nach feinem Thee riechende, hellbraune, dunkler geſtreifte und punktirte Blüten und aufrechte, wenigblumige Trauben.

Cymen (Cymöl) $C_{10}H_{14}$, Kohlenwaſſerſtoff, findet ſich im ätheriſchen Oel des römiſchen Kümmels (Cuminum Cyminum *L.*), im Oel des Waſſerſchierlingſamens, im Thymianöl und im Steinkohlentheer, entſteht auch bei der Behandlung von Kampher mit Chlorzink, von Wermutöl mit Phosphorſäureanhydrid und von Wurmſamenöl mit Jod oder Salpeterſäure, dann bei der Einwirkung von Chlorzink auf Kuminol $C_{10}H_{12}O$ (welches gleichfalls im Römiſchkümmelöl und im Waſſerſchierlingsſamenöl vorkommt) oder von weingeiſtiger Kalilauge auf Kuminalkohol $C_{10}H_{14}O$. Terpentinöl liefert C., wenn man den Dampf desſelben mit feuchter Kohlenſäure gemiſcht durch ein ſchwachrothglühendes Rohr leitet. Das C. aus Römiſchkümmelöl iſt eine farbloſe Flüſſigkeit, welche dadurch gewonnen werden kann, daß man nach Abſcheidung des Kuminols (Kuminaldehyd) durch zweifach-ſchwefligſaures Natron deſtillirt. Auch aus Laurineenkampher kann man das C. mit Phosphorſäureanhydrid erhalten. Das C. riecht angenehm citronenartig, ſiedet bei 175°, iſt im Waſſer nicht, in Alkohol, Aether und den ätheriſchen Oelen leicht löslich.

Cynanchum *R. Brown* (Hundswürger, Schwalbenwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, Milchſaft führende Sträucher oder Kräuter, meiſt mit windendem Stengel, gegenſtändigen, meiſt herzförmigen Blättern, meiſt weißen oder rothen Blüten in blattwinkel- oder gipfelſtändigen Dolbentrauben und Samen mit Haarkrone in glatten, gedoppelten Balgkapſeln. C. arghel *Del.* (Solenostemma arghel *Hayne*, Arghelſtrauch), in Oberägypten und Arabien einheimiſch, iſt ſtrauchartig, 1 Meter hoch, mit ſehr ſchwachſlaumigen Aeſten und etwas fleiſchigen, behaarten Blättern, welche in der Form mit ſpitzlanzettlichen Sennesblättern übereinſtimmen und den alexandriniſchen Sennesblättern ſehr gewöhnlich beigemiſcht ſind; ſie bewirken, wie die Sennesblätter, Purgiren, ſind aber bitter und etwas herb.

C. monspeliacum *L.*, in Südfrankreich, Spanien, Italien, Griechenland, ausdauernd, mit weißen und röthlichen Blüten auf schwach zottigen Stielchen, hat einen scharfen Milchsaft, der, eingedickt und mit anderen drastischen Stoffen und Harzen vermengt, eine schlechte Sorte Scammonium, französisches oder Scammonium von Montpellier, gibt. C. Vincetoxicum *Pers.* (Asclepias Vincetoxicum *L.*, Vincetoxicum officinale *Moench*, gemeine Schwalbenwurz, St. Lorenzkraut, Giftwurzel, Hundstod) wächst auf Hügeln und Bergen, vorzüglich an freien Waldplätzen, ausdauernd, durch fast ganz Europa, hat einen aufrechten, 30 bis 60 Centim. hohen Stengel, kurzgestielte, eiförmige, zugespitzte Blätter und blattwinkelständige, weiße Blütendolden. Die Wurzel (Radix Hirundinariae s. Hirundinis), im frischen Zustand stark und widrig, getrocknet schwächer riechend und süßlich, hinterher ekelhaft und etwas scharf schmeckend, ward früher als giftwidriges Mittel und gegen Nervenfieber, Wassersucht, Pocken ꝛc., jetzt nur noch bisweilen in der Thierarzneikunde gebraucht. Die Stengel lassen sich ihres zähen Bastes wegen wie Hanf benutzen. Auch C. extensum *Ait.* in Indien liefert Bastfasern.

Cynanthropie (griech.), die Wuth eines von einem tollen Hund gebissenen Menschen.

Cynăra *Vaill.* (Artischoke), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, distelartige, dornige Kräuter mit mehr oder weniger fiedrig gespaltenen Blättern, sehr großen, distelartigen Blütenköpfen, deren Hüllkelchblätter an der Basis dick und fleischig, an der Spitze stachelspitzig sind und dachziegelförmig liegen. Die violetten Blüten sind sämmtlich röhrenförmig und stehen auf einem fleischigen, mit Spreublättchen besetzten Boden. Die Samen sind vierkantig zusammengedrückt mit aus einfachen Haaren bestehender Haarkrone. C. Cardunculus *L.* ist ein mehrere Fuß hohes, sparriges Distelgewächs mit breit länglichen, gelappten oder nur grob gezähnten Blättern und Dornen, stammt aus Afrika und ist seit sehr langer Zeit in Kultur. Man suchte Zucker, Schleim und Stärkmehl besonders auf den Blütenboden und den untern Theil der Schuppenblätter zu leiten und erhielt so die Artischoke unserer Gärten (C. Scolymus *L.*), oder man lenkte jene Stoffe auf die Blattstiele und die Mittelrippe der Blätter und erhielt dadurch die Karde (Kardone, Cardy, C. Cardunculus *L.*). Die Artischoke wird 1 Meter hoch, ist flaumhaarig, wenig verästelt, mit unten gestielten, oben sitzenden, fiederspaltigen oder ungetheilten, mehr oder weniger dornigen, oberseits blaßgrünen, unterseits weißfilzigen, großen Blättern, von denen die grundständigen eine Rosette bilden, einzelnen, endständigen, eiförmigen, bis 13 Centim. dicken Blütenköpfchen und purpurvioletten Blüten. Man kultivirt mehrere Varietäten, zieht die Pflanze aus Samen oder Schößlingen, überwintert die einjährige Pflanze gut bedeckt im Land oder im Keller und erntet den fleischigen, sehr aromatischen Blütenboden, welcher nebst dem untern verdickten Theil der Hüllkelchschuppen genießbar ist, im zweiten Jahr, wenn die obersten Hüllkelchblätter gelb werden. Die Artischoke fordert ein mildes Klima und wird besonders in Südeuropa, Nordafrika, aber auch am Rhein und in Oesterreich kultivirt; sie gibt, als Gemüse oder Salat zubereitet, eine wohlschmeckende und gesunde Speise. Die Kardone oder spanische Artischoke ist der vorigen sehr ähnlich, doch höher im Stengel, mit an der Seite herablaufenden Blättern, deren Mittelrippe sehr stark ist, und kleineren Blütenköpfen. Man kultivirt sie ähnlich wie die echte Artischoke; sobald sie aber mannshoch geworden ist, werden die welken Blätter abgenommen, die grünen abgestutzt, und die ganze Pflanze erhält eine lose Umwickelung mit Stroh und eine möglichst hohe Behäufelung mit Erde, um sie zu bleichen; nur die Spitze der Pflanze bleibt frei. Man genießt von den Cardy's die Herzblätter und allemarkigen Stengel- und Blattstieltheile in verschiedener Zubereitung. Die Artischoken waren schon bei den Alten eine beliebte Speise, und Galenus empfiehlt insbesondere, sie mit Koriander, Wein, Olivenöl und Garum zu bereiten.

Cynareen (Cynarocephalen), Unterfamilie in der Pflanzenfamilie der Kompositen (s. d.).

Cynegētik (griech.), Jagdkunst.

Cynips, Gallwespe.

Cynisch (kynisch, griech., »hündisch«), schamlos, Sitte und Anstand verachtend; Cynismus, ein solches Benehmen, eine solche Ausdrucksweise ꝛc. Vgl. Kyniker.

Cynocephălus, Pavian.

Cynŏdon *Rich.* (Hundszahn, Doubgras, s. Tafel »Gräser«), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. C. Dactylon *Rich.*, bis 30 Centim. hoch, mit in den unteren Gliedern niederliegendem Halm und gespreizter Fingerähre und ziemlich gleich großen Kelchspelzen, welche kleiner sind als die unbegrannten Kronenspelzen. Dieses Gras findet sich in Südeuropa, Westasien, hier und da in Deutschland, Oesterreich und in der Schweiz, verwildert auch in Peru, gilt in Ostindien für das beste Weidegras, wurde wegen seines hohen Zuckergehalts in Europa eingeführt, ist aber weniger nährend als manche unserer heimischen Weidegräser und, da es nur einjährig ist, schwierig in der Kultur. Die zum Theil oberirdischen Ausläufer, welche sehr stärkmehlreich sind, ersetzen oft die Radix Graminis, Queckenwurzel.

Cynoglossum *L.* (Hundszunge), Pflanzengattung aus der Familie der Borragineen, Kräuter oder Sträucher mit abwechselnden, ganzen Blättern, in Trauben gestellten blauen oder rothen Blüten und kurzstacheligen Antheren. C. officinale *L.* (gemeine Hundszunge, Venusfinger), mit weichhaarigem, 30 bis 60 Centim. hohem Stengel, feinfilzigen, lanzettförmigen Blättern und purpurnen, widrig riechenden Blüten, wächst in Europa, auf Schutthaufen. Wurzel und Kraut wurden sonst gegen Husten, Durchfall, Blutflüsse und Skrofeln gerühmt. Andere Arten werden als Zierpflanzen kultivirt.

Cynomorium (Hundskolben, Hundsruthe), Pflanzengattung aus der Familie der Balanophoreen mit einer einzigen Art: C. coccineum *L.* (rother Hundskolben), einem parasitischen Gewächs in Sicilien, Malta, Sardinien, Nordafrika, auf Martinique und in Westindien, dessen Stengel unmittelbar auf den Wurzeln verschiedener Sträucher sitzt und an seinem Grund einige einfache, dünne Wurzelfasern hat. Das Gewächs tritt in der Gestalt eines dichten, ganz mit eiförmigen, zugespitzten, weißen, ziegeldachartig liegenden Schuppen besetzten, rothen Kolbens über die Erde. Diese Schuppen verlieren sich während des Fortwachsens größtentheils, so daß der zur Blütezeit 10 Centim. lange, fingerdicke Kolben unten fast nackt und runzelig erscheint, nach

oben aber eine dicke, kolbenartige, aus dicht übereinander liegenden Schuppen bestehende Aehre bildet. Aus den sehr unvollständigen Blüten entwickeln sich einsamige Nüßchen. Dieses Gewächs war sonst unter dem Namen Malteserschwamm (Fungus Melitensis) gebräuchlich; es gibt beim Drücken einen blutrothen Saft von sich und wird durchs Trocknen ganz dunkelroth. Es ist geruchlos und schmeckt zusammenziehend-bitterlich und etwas salzig oder sauer. Man wendet es noch jetzt in seiner Heimat vorzüglich gegen Blutflüsse, Mundfäule, Durchfälle und Ruhren an.

Cynophorie (griech.), das »Hundetragen« als Strafe.

Cynorexie (griech., »Hundshunger«), Heißhunger.

Cynosurus *L.* (Kammgras, s. Tafel »Gräser«), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. C. cristatus *L.*, eins der gemeinsten Gräser durch ganz Europa, 30 Centim. hoch, mit sehr kurzästiger Rispenähre und drei- bis vierblütigen, grannenlosen Grasährchen, die durch eine kammförmig gefiederte Hülle gestützt sind; findet sich fast auf allen frischen und trocknen Wiesen, auch auf Triften, bildet auf Wiesen ein Untergras, gilt als gutes Schnittgras, auf Weiden und Triften als sehr gutes Weidegras, erträgt Trockenheit, ist nahrhaft, wird aber nach der Blüte sehr hart und dann vom Vieh verschmäht.

Cynthius und **Cynthia**, Beiname des Apollon und der Artemis vom Berg Cynthus auf Delos.

Cyperaceen (Cypergräser, Halbgräser, Scheingräser, Rietgräser), monokotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Glumaceen, grasartige, meist perennirende Gewächse. Die wenigen einjährigen haben nur faserförmige Wurzeln, die perennirenden bilden ein unterirdisches Rhizom, aus welchem kurze, nur Blätter erzeugende Sprosse und die den Blütenstand tragenden Halme entspringen. Letztere sind dreikantig, ohne Knoten, haben ein massives Mark und außerdem dreizeilig stehende Blätter. Diese besitzen eine Scheide, die ursprünglich geschlossen ist, später bisweilen unregelmäßig zerreißt und an ihrem Ende unmittelbar in eine ganze, lineallische, parallelnervige, grasartige Blattfläche übergeht. Bei manchen C. sind die Blätter nur in Form von Scheiden um die Basis des übrigens blattlosen grünen Halms ausgebildet, der in diesen Fällen gewöhnlich rund ist. Die Blüten sind in Aehrchen (spiculae) von einfacherem Bau als bei den echten Gräsern vereinigt, sie bestehen nur aus Deckblättern, hinter welchen unmittelbar die Blüten sitzen, und welche den unteren Blütenspelzen der Gräser analog sind; es fehlen ihnen also die eigentlichen Deckspelzen und die oberen Blütenspelzen der Gräser. Die Deckblätter stehen meist mehrzeilig (selten zweizeilig) und decken sich dachziegelartig. Der Halm kann mit einem einzigen Aehrchen abschließen; gewöhnlich trägt er aber mehrere, welche einfach traubenartig angeordnet sind oder auf dem rispenartig vieläsligen Halm einzeln oder zu mehreren, büschel- oder kopfförmig die Enden aller Aestchen einnehmen. Die Blüten sind zwitterig, und in diesem Fall ist bisweilen ein Perigon schwach angedeutet in Form kleiner Borsten, welche bei der Gattung Wollgras (Eriophorum) zur Fruchtzeit in sehr lange baumwollartige Fäden auswachsen. Staubgefäße finden sich meist drei; sie haben hypogyne Stellung, freie, meist fadenförmige Fäden und zweifächerige, lineallische, mit Längsspalten aufgehende Antheren. Das Pistill hat einen einfächerigen Fruchtknoten mit einer einzigen grundständigen Samenknospe und zwei oder drei mehr oder weniger verwachsene Griffel, deren Enden an der Innenseite Narbenpapillen tragen. Bei der Gattung Carex finden sich dagegen eingeschlechtige Blüten, welche ein- oder zweihäusig, bald in demselben Aehrchen vereinigt, bald auf besondere Aehrchen vertheilt sind; die männlichen bestehen nur aus drei Staubgefäßen, die weiblichen nur aus einem Pistill, welches von einem eigenthümlichen Organ, dem sogen. Schlauch (utriculus), eingeschlossen wird. Letzterer ist als ein Vorblatt zu betrachten, welches, die Blüte umwachsend, zu einem schlauchförmigen, oben offenen Gebilde wird. Später vergrößert es sich, erhärtet und umhüllt die abfallende Frucht. Die Früchte sind überall einsamige Nüßchen; der Same enthält ein stärkreiches Endosperm, in welchem, sehr abweichend von den echten Gräsern, ein sehr kleiner, im Grund befindlicher Embryo ringsum eingeschlossen ist. Die C., die an 1500 Arten zählen, finden sich vorzugsweise an feuchten, sumpfigen Stellen; sie sind über die ganze Erde verbreitet, gehören aber in der größten Anzahl der Arten und der Individuen der nördlichen gemäßigten Zone an, wo sie auf sumpfigem Boden die sogen. sauren Wiesen bilden und sowohl gegen den Nordpol hin, als auch in den höheren Regionen der Alpen vorherrschend werden. In den Tropen ist vornehmlich die Gattung Cyperus in zahlreichen Arten vertreten. Die C. sind meistens schlechte Futterpflanzen, die der Landwirt als Sauergräser bezeichnet, und gewähren mit Ausnahme des Cyperus esculentus *L.* in Südeuropa, dessen zucker- und ölreiche Knollen die Erdmandeln liefern, keine Genußmittel.

Cypergräser, s. v. w. Cyperaceen.

Cypern (bei den Griechen **Kypros**, türk. **Kibris**), eine besonders im Alterthum berühmte, jetzt türkische Insel des Mittelmeers (s. Karte »Kleinasien«), liegt zwischen 34° 34′ bis 35° 43′ nördl. Br., in der von den Küsten Syriens und Kilikiens gebildeten nordöstlichsten Ecke des genannten Meers, vor dem Golf von Skanderun, und hat eine ungefähr rechteckige Gestalt, doch mit einem langen, schmalen, gegen NO. ins Meer hinaus gestreckten Landstreifen. Ihre größte Länge beträgt fast 230, ihre Breite 96 Kilom., der Flächeninhalt 5926 QKilom. (173 QM.). Die wichtigsten Vorgebirge sind das Kap Gavata (das Vorgebirge Kurias der Alten) im S., Kap Greco (Pedalion) gegen SO., Kap St. Andrea (Dinareton) im NO., Kap Kormachiti (Krommyon) im N. und Kap Epiphanos (Akamas) im NW. Das Innere der Insel wird von zwei Gebirgsketten von O. nach W. durchzogen, der Nordkette, welche im Pentedaktylon (990 Meter hoch) gipfelt und aus Kalk besteht, und dem plutonischen System des Troodos (Chinodes der Alten, 2012 Meter hoch), zu welchem die östlicher gelegenen Berge Machäras (Aoos, 1430 Meter) und Stavrovuni (Olympos, 740 Meter hoch) gehören. Zwischen beiden Gebirgsreihen fließt der Pedia (Pediäos), der beträchtlichste Fluß Cyperns, der auf der Ostküste mündet; die übrigen Flüsse trocknen im Sommer größtentheils aus, und die Bewässerung der Insel ist daher im allgemeinen nicht eben reichlich. Trotzdem blühte C. im Alterthum durch außerordentlichen Kulturreichthum. Der Aphrodite heilig, die hier aus dem Schaum des Meers aufgestiegen sein sollte und auf dem Olymp einen prachtvollen Tempel

Digitized by Google

hatte, galt die Insel der damaligen Welt als Vereinigungspunkt aller Anmuth und Lieblichkeit, freilich auch aller Ueppigkeit und Frechheit. Man pries und feierte das liebliche Klima, die strotzende Vegetation, den Reichthum an Produkten aller Art, wie namentlich an Kupfer (das von C. seinen Namen hat), köstlichem Wein, Krystallfels (»Diamant von Paphos«), Seesalz ꝛc. C. (sagt Ammian) ist so reich an Produkten, daß es ein Schiff vom Kiel bis zum Segel ganz aus eigenen Erzeugnissen bauen und vollenden kann, ohne eines andern Landes zu bedürfen. Auch die Cypressen und Cyperkatzen erinnern an die Insel. Ackerbau, Bergbau und Industrie, die besonders kunstvolle Teppiche, kostbare Tischgedecke, reiche Kleider, wohlriechende Salben ꝛc. schaffte, standen in hohem Flor, und die zahlreichen kleinen Gemeinwesen, welche an den Küsten bestanden und meist im Besitz trefflicher Häfen waren, wie Amathus, Paphos, Salamis, Kition ꝛc., waren sämmtlich blühend und wohlhabend. Die Zahl der Einwohner soll in jenen Zeiten oft eine Million betragen haben, und als sich die Römer der Insel bemächtigten, füllte die Beute Cyperns die Schatzkammer reichlicher als ein großer Triumph. Auch jetzt noch zeichnet sich die Insel, trotz der jahrhundertelangen Vernachlässigung, durch Fruchtbarkeit aus. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, im Winter übermäßig kalt; Frühling und Herbst fehlen. Der Osten ist wärmer als der gebirgige Westen. Im Sommer reguet es nie (so einst unter Konstantin 36 Jahre lang gar nicht, so daß die Bewohner auswanderten), im Winter oft 30—40 Tage lang, so daß die Bäche übertreten. Die Hitze erzeugt namentlich an der Küste oft Fieber. Mit dem Ackerbau ist es, wie überall in der Türkei, so auch hier übel bestellt, und die von Natur reich ausgestattete Insel ist überhaupt sehr herabgekommen. Die reichen Waldungen sind ohne Plan ausgenutzt und verwüstet worden, an Anpflanzungen denkt man nicht; der Boden ist ausgetrocknet und die Kulturfähigkeit überhaupt beeinträchtigt. Ist es doch vorgekommen, daß die Bauern die Johannisbrodbäume (Karubenbäume), von deren Früchten 1853 noch 90,000 Ctr. exportirt wurden, niederhieben, weil die türkische Regierung auf diesen monopolisirten Artikel zu hohe Steuern legte. So liegt mehr als die Hälfte der Insel als Wüstenei, und nur etwa der fünfte Theil ist angebaut. In den Ackerbaudistrikten, besonders in der Thalebene des Pedia, ist die Bewässerung des Bodens mit Hülfe von Kanälen und Schöpfrädern sorgsam durchgeführt. Ende September oder Anfang Januar, d. h. vor oder nach den hier vorherrschenden Winterregen, wird die Aussaat in den Boden gebracht; Ende Mai ist die Ernte. Weizen, Gerste, Hafer, Linsen und der ölreiche Sesam werden vorzugsweise gebaut, als Erdfrüchte nur im Gebirge die Kartoffel, in den Ebenen die Colocasia, deren mehlreiche Knollen ein Hauptnahrungsmittel der Eingebornen abgeben. Auch Krapp und Koloquinten werden in Menge gewonnen, Tabak wenig; die Baumwollproduktion beläuft sich nur auf 3000 Ballen jährlich, während sie zur Zeit der Venetianer das Zehnfache betrug. Der Weinbau gedeiht bis über 1000 Meter Höhe, wird aber vernachlässigt; nur etwa 60 QKilom. sind mit Reben bepflanzt. Der Cyperwein ist seit dem Alterthum hochberühmt. Das vorzüglichste Gewächs ist der Vino della Commanderia, so genannt, weil die Strecke (bei Limasol), auf der er gewonnen wird, einst eine Kommende des Templerordens war. Er ist jung dunkelroth, fast schwarz, wird im Alter aber heller, selbst braungelb. Den Bock- und Harzgeschmack, den derselbe in der Jugend von den mit Harz ausgepichten Ziegenschläuchen angenommen hat, verliert er beim Lagern auf den Fässern. Die Materialien zu letzteren müssen freilich aus dem Auslande (die Faßdauben aus Frankreich, die Reifen über Konstantinopel) bezogen werden. Die Weinproduktion wird auf 250,000 Eimer jährlich angegeben, mehr als zwei Drittel davon werden im Land verbraucht; geringere Weine verarbeitet man seit neuerer Zeit zu Spiritus. Der Oelbaum wird ebenfalls vernachlässigt, und bei der Anwendung höchst unvollkommener Pressen geht ein großer Theil des werthvollen Materials verloren. Bedenklich wird die Zunahme der Heuschrecken (Stauronotus, nicht Acridium), die auf dem unkultivirten Land ungehindert ihre Eier ablegen und nur mit der Pflugschar wirksam bekämpft werden können. Gleicherweise vernachlässigt sind die Vieh- und die Seidenzucht sowie die ehemals so berühmte Bienenzucht. Von Hausthieren trifft man nur Ziegen, Schafe und Schweine. Die sonstige Thätigkeit der Bewohner, deren Zahl sich auf 110—120,000 beläuft (80,000 Griechen, 20,000 Türken), beschränkt sich auf Fabrikation von Teppichen, Baumwoll- und Seidenzeugen, Töpferwaaren und feinem Leder. Die Ausfuhr besteht (außer in Wein) hauptsächlich in Salz, starken Stiefeln (nach Syrien und Karamanien), Baumwolle, Südfrüchten und Droguen, besonders Arnica. Die türkische Hauptstadt der Insel ist Levkosia (ehemals Nicosia genannt), Sitz eines Erzbischofs, unter welchem die Bischöfe von Bapho, Larnaka und Kerynia stehen; der vorzüglichste Hafen- und Handelsplatz Larnaka an der Südküste, bei den Ruinen des alten Kition. An der Ostküste, an der Stelle des alten Salamis, liegt Famagusta, an der Westseite Bapho, das alte Paphos. C. hat seine eigene Verwaltung, gehört aber zum Vilajet Dschesairibahri-sefid (»Inseln des Weißen Meers«). Der keinem Patriarchen unterworfene und mit großen Vorrechten und Ehren ausgestattete Erzbischof ist unter Oberaufsicht der türkischen Behörde gewissermaßen das weltliche Haupt der Insel, insofern er mit dem Beirathe der drei Bischöfe und einiger weltlichen Primaten das Abgabenwesen der christlichen Unterthanen, das Schuldenwesen, das Aufnehmen und Abtragen von Anlehen zu ordnen hat.

Die ersten Bewohner Cyperns waren ohne Zweifel Phöniker, wozu Einwanderer aus Kleinasien, Aegypten und Griechenland kamen. Die wichtigsten Städte waren Salamis, Paphos und Amathus, berühmt durch den Kult der Aphrodite. Die sämmtlichen kleinen Republiken von C. erlagen 550 v. Chr. der Macht des ägyptischen Königs Amasis, der durch äthiopische Einwanderer seine Macht hier zu befestigen suchte. Mit Aegypten kam C. 525 v. Chr. unter die persische Herrschaft, behielt aber seine eigenen, doch tributpflichtigen Könige. Die Versuche der Athener, C. den Persern zu entreißen, mißlangen, obgleich der Athener Kimon die persische Flotte unter Tithraustes besiegte. Glücklicher war der König Evagoras von Salamis, welcher nach längeren Kämpfen gegenüber dem König Artaxerres II. seine Selbständigkeit bis an seinen Tod 376 v. Chr. behauptete. Nach der Schlacht bei Issus unterwarf sich C. Alexander d. Gr. Nach Alexanders Tod wurde die Insel ein Zankapfel zwischen Antigonos und Ptolemäos I., an deren Kämpfen sich auch die

kleinen Fürſten der Inſel betheiligten. Ptolemäos blieb endlich Sieger und vereinigte C. wieder mit Aegypten. Nach den Bürgerkriegen unter Marius und Sulla machten die Römer C. zur prätorianiſchen Provinz. Cäſar und Marcus Antonius gaben zwar der Inſel wieder mehrere Fürſten aus dem Geſchlechte der Ptolemäer zu Herrſchern; aber Auguſtus machte ſie nach der Schlacht bei Actium zur Konſularprovinz. Von dieſer Zeit an wird C. in der alten Geſchichte kaum mehr erwähnt. Bei der Theilung des Römerreichs fiel C. dem oſtrömiſchen Reich zu und wurde von Statthaltern aus kaiſerlichem Geblüt regiert. In dieſe Zeit fällt der Aufſtand der Juden unter Artemon, der den kaiſerlichen Befehl zur Folge hatte, daß kein Jude je wieder die Inſel betreten dürfe. Von den Saracenen 647 zweimal erobert, fiel C. doch jedesmal an die Byzantiner zurück. Von den kaiſerlichen Statthaltern machte ſich Komnenos I. unabhängig, und ſeine Nachkommen behaupteten den Thron, bis Richard Löwenherz, der 1191 auf ſeinem Kreuzzug hierher verſchlagen ward, in wenigen Tagen die ganze Inſel eroberte und um 25,000 Mark Silber an die Tempelherren verkaufte, welche ſie jedoch an England zurückgaben, worauf Richard 1193 den König von Jeruſalem, Guido von Luſignan, damit belehnte. Nachdem mit Hugo II. 1267 die männliche Linie des Hauſes Luſignan ausgeſtorben war, beſtieg ein natürlicher Sprößling desſelben, Hugo III., Sohn des Prinzen Heinrich von Antiochia, den Thron von C. Einer ſeiner Nachkommen, Jakob II., hatte eine Venetianerin, Caterina Cornaro (ſ. d.), zur Frau, welche 1489 ihre Rechte auf die Herrſchaft von C. der Republik Venedig überließ, die ſich im Beſitz derſelben behauptete, bis 1570 der Feldherr des Sultans Selim II. nach der tapferſten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino (ſ. d.), der elf Monate lang Famaguſta vertheidigte, die Inſel eroberte und dem türkiſchen Reich einverleibte, wobei 20,000 Chriſten niedergehauen, 2000 zu Sklaven gemacht und große Schätze erbeutet wurden. Den Türken ſelbſt ſoll die Eroberung der Inſel 50,000 Mann gekoſtet haben. Mehemed Ali bemächtigte ſich Juli 1832 auch Cyperns und wurde 1833 von der Pforte förmlich damit belehnt; aber ſchon 1840 kam die Inſel an die Pforte zurück. Vgl. **Engel**, Kypros (Berl. 1841); **Unger** und **Kotſchy**, Die Inſel C. (Wien 1865).

Cypĕrus *L.* (Cypergras), Pflanzengattung aus der Familie der Cyperaceen, meiſt den Tropen angehörende Arten mit dreikantigem Halm und zweizeiligen, meiſt vielblütigen, zuſammengedrückten Aehrchen in zuſammengeſetzten Trugdolden oder kopfförmigen Büſcheln. C. esculentus *L.* (**Erdmandel**, **Kaffeewurzel**), in Nordafrika und Südeuropa, wird vielfach kultivirt wegen der an den Enden der Ausläufer ſich bildenden mehlreichen Knollen, die ſüß und nußartig ſchmecken, roh, gekocht und gebraten gegeſſen werden und auch ein goldgelbes, ſehr wohlſchmeckendes und angenehm riechendes Oel liefern. Geröſtete Erdmandeln dienen als Kaffeeſurrogat. Sie enthalten etwa 27 Proc. Stärkmehl, 14 Proc. Rohrzucker, 7 Proc. Dextrin und Salze, 14 Proc. Zellſtoff, 19 Proc. Fett (nach anderen Angaben viel weniger) ꝛc. Früher waren ſie unter dem Namen Radix Cyperi esculenti, **indianiſche Süßwurzel**, **arabiſche Zuckerwurzel**, officinell, wurden in Bruſtkrankheiten zu kühlenden Emulſionen benutzt, ſind jetzt aber außer Gebrauch. Von C. longus *L.* (**wilder Galgant**), an Gräben und Sümpfen im ſüdlichen und mittlern Europa ſowie in England, ausdauernd, war ſonſt der wohlriechende, gewürzhaft-bitterliche, etwas zuſammenziehende Wurzelſtock, Radix Cyperi longi, **lange** oder **europäiſche Cyperwurzel**, **wilde Galgantwurzel**, officinell. Von C. officinalis *Nees*, in Südeuropa, Nordafrika, Arabien, und C. rotundus *L.*, in Südaſien und Neuholland, erhält man die **runde** oder **orientaliſche Cyperwurzel**, Radix Cyperi rotundi. Es ſind dies die länglichrunden, pflaumengroßen, geringelten, dunkelbraunen, innen röthlichweißen Knollen, die beim Zerſtoßen gewürzhaft riechen und bitterlich, ingwerartig ſchmecken. C. textilis *Thunb.* (**Flechten-Cypergras**), mit rundlichem Schaft und zuſammengeſetzter Dolde in zwölfblätteriger Hülle, wird in Südafrika über mannshoch und nicht dicker als eine Taubenfeder, aber mit 15 Centim. langen Hüllblättern. Die Hottentotten flechten daraus dichte, waſſerhaltige Körbe. Die Faſer dient zur Papierfabrikation. Andere Arten, beſonders das zierliche C. alternifolius *L.*, aus Madagaskar, mit ſchirmartig geſtellten Blättern an der Spitze langer Halme, werden als Zierpflanzen kultivirt.

Cypervitriol, ſ. v. w. Kupfervitriol.

Cypraea, Porzellanſchnecke.

Cypreſſe (Cupressus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, meiſt Bäume mit verlängerter Baumkrone, mit ringsum oder in einer Fläche blattartig ſtehenden letzten Veräſtelungen, in zwei Reihen geſtellten, ſtielrunden oder viereckigen Zweigen, gegenüberſtehenden, einander ziemlich gleichen, ſchließlich faſt nur ſchuppenförmigen, auf dem Rücken konveren Nadeln, monöciſchen Blüten auf verſchiedenen Aeſten und rundlichen Beerenzapfen mit geflügelten Samen. Die **immergrüne** (**gemeine**) C. (C. sempervirens *L.*) iſt ein Baum aus dem wärmern Perſien, vielleicht auch aus dem Himalaya, ſeit ſehr langer Zeit in Südeuropa, Kleinaſien, Nordafrika eingeführt, wird 30 Meter hoch und ähnelt im Wuchs der italieniſchen Pappel; doch kultivirt man außer der ſäulenförmig (fälſchlich pyramidenförmig genannt) wachſenden Hauptform noch eine mit ziemlich wagrecht ſtehenden Aeſten, welche eine wirkliche Pyramide bildet (C. horizontalis *Mill.*). Junge Cypreſſen gedeihen nicht im ſüdweſtlichen Deutſchland. Der Baum gelangte aus ſeiner Heimat im Gefolge des iraniſchen Lichtdienſtes weiter nach Weſten; in der ſchlanken, obeliskenartigen Geſtalt der C. ſchaute die Zendreligion das Bild der heiligen Feuerflamme, und durch ganz Iran prangte ſie in alten Exemplaren vor den Feuertempeln und in den Höfen der Paläſte. Mit den älteſten aſſyriſch-babyloniſchen Eroberungszügen war ſie in die Länder des aramäiſch-kananitiſchen Stamms gelangt, auf den Libanon, nach Cypern, und ward auch hier ein heiliger Baum. Bei den Phönikern gewann der Baum auch techniſch-praktiſchen Werth und behielt ihn durch das ganze griechiſche und römiſche Alterthum. Das harte, duftende, in der Flamme mit angenehmem Geruch verbrennende Holz galt für unvergänglich und unzerſtörbar; aus Cypreſſenſtämmen bauten die Phöniker ihre Handelsſchiffe; das Holz diente bei Griechen und Römern zu Tempelthüren, Gedenktafeln, Särgen, Götterbildern, und wegen dieſer Verwendung ward die C. allgemein verbreitet. Homer kennt bereits ihr Holz; Cypreſſenhaine finden ſich häufig erwähnt. Weit ſpäter kam die C. nach Italien und galt nun

auch hier in orientalischer Weise als Symbol der Trauer; zur Zeit des Augustus wurden schon allgemein Leichenaltar und Scheiterhaufen mit Cypressenzweigen umsteckt. Aber bei aller Pflege gedieh die C. in Italien doch weniger als im Orient, und Cypressenhaine finden sich in Italien nirgends. Berühmt sind die von zahllosen hohen Cypressen beschatteten Kirchhöfe der Türken auf der asiatischen Seite von Konstantinopel. Die Alpen hat die C. nicht überstiegen. Holz und Früchte der C. waren ehemals officinell, und in duftende Cypressenwälder schicken arabische Aerzte die Brustkranken. Die großfrüchtige C. (C. macrocarpa *Hartw.*), ein 18 Meter hoher Baum aus Kalifornien mit breiter, etwas pyramidenförmiger, ziemlich geschlossener Krone und Beerenzapfen von 2,s Centim. Durchmesser, gedeiht noch bei Metz sehr gut. Die C. von Goa (blaugrüne C., C. pendula *L'Herit.*), baumartig, mit verlängerten, oft überhängenden Nebenästen, bildet eine ziemlich durchsichtige, hellblaugrüne Pyramide und trägt kleine Beerenzapfen, stammt wahrscheinlich aus Mejiko. Die Weihrauchcypresse (C. thurifera *H. B. K.*), ein hoher Baum mit abstehenden Haupt- und Nebenästen, gleicht erwachsen einem Lebensbaum, hat kleine Beerenzapfen, stammt aus den höheren Terrassen Mejiko's und schwitzt ein wohlriechendes, dort wie Weihrauch benutztes Harz aus. Die Trauercypresse (C. funebris *Endl.*, C. pendula *Staunt.*), ein ziemlich hoher Baum mit länglicher Krone, überhängenden Aesten und meist etwas länglichen Beerenzapfen, aus Japan und China, wird in der Heimat auf Gräber gepflanzt. Bei den Lebensbaumcypressen (Chamaecyparis *Spach.*) stehen die letzten Verästelungen stets flach und blattartig, und die Beerenzapfen reifen im ersten Jahr (bei den echten Cypressen erst im zweiten). Die Cedercypresse (weiße Ceder, C. Thyoides *L.*, Chamaecyparis sphaeroidea *Spach.*), ein hoher Baum mit nicht geschlossener Krone, abgestumpft blau- oder graugrünen Nadeln und rundlichen, bereiften Beerenzapfen, in Nordamerika, südlich bis Carolina, gedeiht auch bei uns und wird in mehreren Varietäten kultivirt. Das Holz kommt als weißes Cedernholz im Handel vor. C. Lawsoniana *A. Murr.*, ein bis 30 Meter hoher Baum mit pyramidenförmiger, dunkel- und mattgrüner Krone und rundlichen, bereiften Beerenzapfen, aus dem westlichen Nordamerika, eine der besten neueren Erwerbungen unserer Gärten, wächst schnell, wird aber bei uns nicht hoch. Als C. bezeichnet man häufig auch den Lebensbaum, Thuja occidentalis, als virginische C. Taxodium distichum, als Gartencypresse Santolina Chamaecyparissus.

Cypressenkraut, s. Santolina.

Cyprianus, Thascius Cäcilius, der Heilige, einer der namhaftesten Kirchenväter, der nächst seinem Lehrer Tertullian auf die Ausbildung der lateinischen Kirche in Denkart und Sprache den größten Einfluß ausgeübt hat, wurde zu Anfang des 3. Jahrh., wahrscheinlich zu Karthago in Afrika, aus einer angesehenen heidnischen Familie geboren und trat in Karthago als Lehrer der Rhetorik auf. Im Jahr 246 ließ er sich taufen und wurde schon wenige Monate nachher zum Priester geweiht. Seine Talente, sein strenges Leben (er trennte sich von seinem Weib und vertheilte sein Vermögen unter die Armen) und sein Berufseifer umgaben ihn im Auge des Volks schon bei Lebzeiten mit einem Heiligenschein. Im Jahr 248 zum Bischof von Karthago gewählt, zog er sich vor den Verfolgungen unter Kaiser Decius in die Wüste zurück, wirkte aber auch von hier aus durch Briefe auf die Erhaltung und Zucht der Kirche und die Eintracht seiner Gemeinde. Nach seiner Rückkehr nach Karthago 251 war sein ferneres Leben ein beständiger Kampf mit denen, welchen er in Bezug auf die Frage nach der Beurtheilung des Abfalls in den Verfolgungen entweder zu lar oder zu streng erschien In den novatianischen Streitigkeiten stand er auf der Seite der mildern Partei. Wegen seiner Bestreitung der Gültigkeit der Ketzertaufe vom römischen Bischof Stephanus exkommunicirt, stellte er 256 auf einer Synode zu Karthago den Grundsatz auf, daß dem römischen Bischof, trotz des Primats des Petrus, eine oberrichterliche Auktorität über andere Bischöfe nicht zuerkannt werden dürfe. Unter Kaiser Valerian ward er 14. Sept. 258 enthauptet. Seine Werke, unter denen besonders das Büchlein von der alleinseligmachenden Kirche (»De unitate ecclesiae«, besonders herausgegeben von Krabinger, Tüb. 1853) von bleibender Bedeutung ist, wurden zuletzt herausgegeben von Hartel (Wien 1868—71, 3 Bde.), in Auswahl übersetzt von Krabinger (Augsb. 1848).

Cypridina, s. Krebsthiere.

Cyprīnus, Karpfen.

Cypripedĭum *L.* (Frauenschuh, Marienschuh, Venusschuh), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, mit kriechendem Wurzelstock und nur am Grund beblättertem Schaft, welcher eine oder wenige Blüten trägt, deren Honiglippe Aehnlichkeit mit einem Pantoffel hat. C. Calceolus *L.* (europäischer Frauenschuh), mit 30 Centim. hohem Schaft, elliptisch-lanzettförmigen Blättern und einer bis zwei gipfelständigen, bis 5 Centim. im Durchmesser haltenden Blüten, wächst auf Kalkboden in deutschen Wäldern. Viele prachtvolle Arten aus Asien und Nordamerika werden als Zierpflanzen kultivirt. C. insigne *Wall.*, aus Nepal, hat zweizeilige, 20—26 Centim. lange, linienförmige Blätter, einen 30 Centim. hohen, schwarzviolett behaarten Schaft und langdauernde, große, sehr schöne, gelblichgrüne, purpurrothbräunlich gezeichnete Blüten. C. venustum *Wall.*, ebenfalls aus Nepal, hat zweizeilige, kleine, längliche, spitze, lederartige, oberseits weißgrün, unterseits schwarzviolett gefleckte Blätter, violett behaarte Schäfte und sehr große, röthlich-grüne, purpurröthlich und blaßbraun gezeichnete Blüten.

Cypris, Gattung der Krebsthiere (s. d.).

Cyprius, fünfsilbiger Versfuß: ⏑ — ⏑ ⏑ —, z. B. Amabilitas.

Cypsĕlus, Segler; C. apus, Mauer-, Thurmschwalbe.

Cypsĕlus, s. Kypselos.

Cyrillika, die beim Druck der Kirchenbücher der griechisch-katholischen Konfession angewandte, auch Kirchenslawisch genannte Schrift. Sie ist dem Griechischen entsprungen und war als geschriebene Schrift noch bis Ende vorigen Jahrhunderts bei den Südslawen im Gebrauch.

Cyrillus, 1) C. von Jerusalem, berühmter Kirchenvater, um 315 geboren, erhielt um 345 die kirchlichen Weihen. An der Kirche zu Jerusalem als Lehrer der Katechumenen angestellt, schrieb er 348 die 23 katechetischen Vorträge, welche das bedeutendste erhaltene Dokument des populären Religionsunterrichts in der alten Kirche sind. Im Jahr 350 zum Bischof vorgerückt, spielte er in den

arianischen Streitigkeiten anfangs eine unklare Rolle, wurde mehrfach vertrieben und wieder eingesetzt. Zuletzt begegnet er uns 381 wieder auf dem Koncil zu Konstantinopel als Vertreter der rechtgläubigen Kirchenlehre. Er starb 386. Seine Werke wurden herausgegeben von Touttée (Par. 1720; neue Ausg., Lyon 1844, 2 Bde.), Reischl und Rupp (Münch. 1848—60, 2 Bde.), ins Deutsche übersetzt von Feder (Bamb. 1786), von Nirschl (Kempten 1872).

2) C. von Alexandria, Kirchenvater, wurde zu Alexandria geboren und von seinem Oheim, dem dortigen Patriarchen Theophilus, erzogen, welchem er auch 412 auf dem Patriarchenstuhl nachfolgte. Sofort ließ er alle Kirchen der Ketzer zu Alexandria schließen, vertrieb 415 die Juden aus der Stadt, ließ ihre Häuser plündern und reizte den christlichen Pöbel zur Ermordung der heidnischen Philosophin Hypatia. Am bekanntesten aber ist sein Name durch seinen Angriff auf den Patriarchen zu Konstantinopel, Nestorius, geworden. Als dieser der Maria das Prädikat »Gottesmutter« verweigerte, schleuderte C. 12 Anathematismen gegen ihn und ließ ihn auf dem Koncil zu Ephesus 431 verdammen. Trotz kaiserlicher Absetzung erhielt er sich auf seinem Patriarchenstuhl und starb 444. Er schrieb eine Apologie des Christenthums gegen Julian in zehn Büchern. In seinen Homilien bilden Schilderung der Höllenstrafen und Verherrlichung der Maria das Hauptthema. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Johann Aubert (Par. 1638, 7 Bde.).

3) C., der Apostel der Slawen. Nachdem die Bekehrung der Mähren durch deutsche Missionäre von Passau aus versucht worden war, faßte bei der herrschenden Abneigung des Volksstamms gegen deutsches Wesen der Herzog Rastislav den Entschluß, die Christianisirung seiner Länder von Konstantinopel aus vollenden zu lassen. Kaiser Michael III. sandte ihm das Brüderpaar Methodius und Konstantin. Letzterer, geb. 827, hatte sich unter der Leitung von Photius eine reiche Bildung angeeignet und hieß allgemein »der Philosoph«; geschichtlich bekannt ist er unter seinem Mönchsnamen C. Nachdem die aus Thessalonich gebürtigen, der slawischen Sprache kundigen Brüder schon zuvor für die Bekehrung der Chazaren in Cherson thätig gewesen, begaben sie sich jetzt an die March und Donau. C. schuf zunächst ein slawisches Alphabet und eine slawische Bibelübersetzung; auch der Gottesdienst wurde in der Landessprache gehalten und dadurch das entscheidende Uebergewicht über die römische Mission gewonnen. Vom Papst dafür zur Verantwortung gezogen, starb C. in Rom 14. Febr. 869, während sein überlebender älterer Bruder das Werk der Bekehrung der Slawen vollendete. Beide Brüder wurden später kanonisirt. Ihr Tag ist in der röm. Kirche 9. März, in der griechischen 11. Mai. Vgl. Wattenbach, Beiträge zur Geschichte der christlichen Kirche in Mähren und Böhmen (Wien 1849); Ginzel, Geschichte der Slawenapostel Cyrill und Method (Leitmeritz 1857); E. Dümmler und Miklosich, Die Legende vom heil. C. (Wien 1870).

4) C. Lucaris, bekannt durch seine Unionsbestrebungen zwischen der griechischen und der russischen Kirche, geb. 1572 auf der Insel Kandia, studirte in Venedig und Padua, verweilte längere Zeit in Genf, wo er die reformirte Kirche schätzen lernte, wurde 1602 Patriarch von Alexandria, 1621 von Konstantinopel. Dort bekämpften sich damals mit wechselndem Glück die französische Diplomatie und die englische; im Anschluß an jene betrieben die Jesuiten eine Annäherung der griechischen Kirche an die römische, während C. mit englischer und holländischer Unterstützung für die Vereinigung mit dem reformirten Bekenntnis arbeitete. Vier- bis fünfmal ab- und wieder eingesetzt, erlag er endlich 1638 seinen Feinden; als Landesverräther bei dem Sultan verdächtigt, ward er auf dessen Befehl erdrosselt und sein Leichnam ins Schwarze Meer geworfen. Vgl. Pichler, Geschichte des Protestantismus in der orientalischen Kirche im 17. Jahrh., oder der Patriarch C. L. und seine Zeit (Münch. 1861)

Cyropädie, s. Cyrus 2); vgl. Xenophon.

Cyrtanthus *Ait.* (Bogenlilie), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, schöne Zwiebelgewächse vom Kap mit einzeln stehenden Blüten an einem blattlosen Schaft, von denen mehrere Arten bei uns als Zierpflanzen kultivirt werden. C. obliquus *Ait.*, die größte und prächtigste Art, hat ausdauernde, stumpfe, dickliche, glatte, bläulich-graugrüne, reichlich 45 Centim. lange, bis 3 Centim. breite, flache, schiefgebogene, zweizeilig stehende Blätter und hängende, reichlich 6,5 Centim. lange, am Grund mennigrothe oder gelbrothe, dann rothgelbe und an der Spitze grüne Blüten.

Cyrus (griech. Kyros), alter Name des Flusses Kur.

Cyrus (griech. Kyros), 1) C., gewöhnlich der Aeltere genannt, der Gründer des altpersischen Reichs, war der Sohn des Kambyses, eines vornehmen Persers aus dem Geschlechte der Achämeniden, dem alten Königshause der Perser. Der Sage nach war des C. Mutter Mandane eine Tochter des medischen Königs Astyages. Traumdeuter, so heißt es, hatten einen Traum des letztern, nach welchem ein seiner Tochter entsprossener Baum ganz Asien überschattete, dahin ausgelegt, daß er durch die Hand eines Enkels seiner Krone verlustig gehen werde. Um dem vorzubeugen, hatte Astyages seine Tochter an Kambyses, einen Mann aus dem unterworfenen Volk der Perser, vermählt und befahl, als diese einen Knaben geboren hatte, seinem Vertrauten Harpagus, das Kind zu tödten. Dasselbe wurde aber einem Hirten übergeben, der es erzog und C. nannte. Schon im Knaben äußerte sich der hohe königliche Sinn, und als er einst beim Spiel mit anderen Knaben, die ihn zum König erwählt hatten, den Sohn eines hohen Beamten hatte züchtigen lassen, und deswegen sich vor Astyages rechtfertigen sollte, errieth dieser aus dem stolzen Benehmen des Knaben dessen Abkunft. Den erschreckten König beruhigten zwar die Aussprüche der Magier, und er sandte C. zu seinen Eltern zurück; dem Harpagus aber setzte er zur Strafe für seinen Ungehorsam dessen eigenen Sohn als Speise vor. Aus Rache bewog dieser später den herangewachsenen C. zur Verwirklichung des Traums des Astyages. Mit einem Heer Perser drang C. in Medien ein, wo Harpagus mit den medischen Truppen sogleich zu ihm hinüberging. Astyages ward bei Pasargadä (558 v. Chr.) geschlagen, entthront und gefangen. C. eroberte und plünderte darauf Armenien, besiegte die räuberischen Stämme des Kaukasus und machte sich durch Besiegung des Krösus (549) auch Lydien unterthan. Nach der Eroberung von Sardes boten sich ihm auch die vor derselben übermüthigen kleinasiatischen Griechen als Bundesgenossen an. C. aber nahm nur Milet an und schickte gegen die übrigen seinen Feldherrn Mazares und nach dessen Tode den Harpagus, welche die

Unterjochung der Jonier und Aeolier vollendeten. Dann erſchien er mit Heeresmacht vor Babylon, deſſen Eroberung ihm (538 oder 539) dadurch gelang, daß er den Euphrat abgraben ließ und durch die dadurch entſtandenen Thore während der Nacht eindrang. Er verwandelte auch Babylonien in eine perſiſche Provinz und erlaubte den erilirten Juden die Rückkehr in ihr Vaterland. Er widmete ſich darauf der innern Organiſation ſeines Reichs, weshalb der griechiſche Geſchichtſchreiber Xenophon ſeine Regierung in ſeiner »Cyropädie« als hiſtoriſche Grundlage ſeines Regentenſpiegels benutzte. Ueber den Tod des C. exiſtiren die verſchiedenſten Berichte. Nach Herodot iſt die glaubwürdigſte der vielen Erzählungen die, daß C. im Krieg mit den Maſſageten, einem kriegeriſchen Skythenvolk jenſeit des Jaxartes, umgekommen ſei (529). Die feindliche Königin Tomyris ſoll darauf ſeinen Kopf haben abſchneiden und in einen mit Blut gefüllten Schlauch tauchen laſſen, damit er ſeinen Blutdurſt ſtillen könne. Nach anderen zuverläſſigeren Berichten wurde er zu Paſargadä beſtattet. Er hinterließ zwei Söhne, Kambyſes, ſeinen Nachfolger, und Smerdis.

2) C., gewöhnlich der Jüngere genannt, der zweite Sohn des Darius Nothus oder Ochus, erhielt 407 v. Chr. als Strateg den Oberbefehl über die geſammte Kriegsmacht des ganzen Niederlandes und zugleich die Satrapie von Lydien, Großphrygien und Kappadokien. Als nach ſeines Vaters Tod (405) ſein älterer Bruder Artaxerres Mnemon den Thron beſtieg, ſtiftete er eine Verſchwörung gegen ihn an, ward deshalb zum Tode verurtheilt, doch dann begnadigt und ſogar in ſeiner Stellung gelaſſen. Im Frühling 401 rüſtete C. dennoch gegen jenen und rückte über Tarſos gegen die Grenze Kilikiens nach Iſſos. Hier deckte ſeine Flotte unter dem Aegypter Tamus, vereinigt mit einem ſpartaniſchen Geſchwader, die Päſſe Kilikiens gegen den dortigen Satrapen, und C. gelangte darauf, ohne angegriffen zu werden, nach Thapſakos und zog meiſt das linke Ufer des Euphrat entlang bis in die Ebene von Kunara, 500 Stadien von Babylon. Hier ſtieß er auf Artaxerres, der aus den Provinzen des obern Aſien ein Heer geſammelt hatte, das nach Kteſias gegen 400,000 Mann, nach der, von Xenophon übrigens nicht verbürgten, Angabe in der »Anabaſis« über eine Million betrug, wogegen die ganze Streitmacht des C. nach Xenophon nur ungefähr 13,000 Griechen und 100,000 Aſiaten zählte. C.' Heer wurde geſchlagen, er ſelbſt fiel im Kampf, als er die Leibwache des Königs zu durchbrechen und auf ſeinen Bruder einzudringen verſuchte (401 v. Chr.). Den berühmten Rückzug der 10,000 Griechen hat Xenophon in ſeiner »Anabaſis« erzählt.

Cyſten, in der Botanik Ruhezuſtände gewiſſer beweglicher Organismen der niederen Kryptogamen, welche ſich unter gewiſſen Umſtänden unter Aufhören ihrer Bewegung mit einer feſten Zellhaut umkleiden und erſt nach längerer Ruhe aus dieſer Hülle entweder ganz oder nach vorheriger Theilung wieder beweglich austreten; ſo z. B. bei Schwärmſporen und Plasmodien mancher Myromyceten (ſ. Pilze). Auch im Thierreich kommen C. vor, z. B. bei den Infuſorien, welche Wimpern und Cilien einziehen, den Körper zu einer kugeligen Maſſe kontrahiren und eine helle, erhärtende Cyſte ausſcheiden, in der ſie auch in feuchter Luft ſich erhalten. Im Waſſer zerfällt der Inhalt in eine Anzahl von Theilſtücken, welche beim Platzen der Cyſte ins Freie gelangen und zu ebenſoviel Sprößlingen werden. In der Medicin iſt Cyſte ſ. v. w. Balggeſchwulſt (ſ. d.)

Cysticercus, ſ. Bandwürmer.

Cystiden, ſ. Lilienſterne.

Cyſtitis (griech.), Entzündung der Harnblaſe, Blaſenentzündung. Vgl. Harnblaſe.

Cyſtokarp (griech., n.), ſ. v. w. Blaſenfrucht, das Fruchtorgan der Florideen (ſ. Algen).

Cystŏpus *Lév.*, Pilzgattung aus der Familie der Peronoſporeen, Schmarotzerpilze in lebenden Pflanzen, deren Mycelium im Innern der grünen Theile, oft auch der Blütenorgane lebt und aus querwandloſen, ziemlich weiten Schläuchen beſteht, und deren Sporen (Konidien) unter der Epidermis des befallenen Theils von kurzen, blaſigen Fruchthyphen zu mehreren kettenförmig abgeſchnürt und darauf nach Abſtoßung der Epidermis verſtäubt werden. Häufig werden auch an den im Innern des Pflanzentheils befindlichen Myceliumſchläuchen Geſchlechtsorgane erzeugt, deren Produkt, die ſogen. Doſpore, erſt nach Zerſtörung des Pflanzentheils im nächſten Jahr keimt, während die Konidien ſogleich nach der Reife keimfähig ſind (vgl. Pilze). C. candidus *Lév.* (Uredo candida *Pers.*, Caeoma candidum *Schlecht.*, weißer Roſt) findet ſich häufig auf verſchiedenen Kreuzblütlern (beſonders auf Hirtentäſchel und Leindotter) und bildet mit ſeinen Konidien weiße, fleckenartige Lager auf den befallenen, oft verunſtalteten und vorzeitig abſterbenden Pflanzentheilen.

Cytineen, dikotyledoniſche Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Rhizantheen, auf Wurzeln anderer Pflanzen ſchmarotzende, fleiſchige, nicht grüne Kräuter mit kurzem, blattloſem, nur von Schuppen bekleidetem Stengel, der in den Achſeln der Schuppen die Blüten trägt oder auch nur eine einzige endſtändige Blüte hat. Die Blüten ſind zwitterig oder eingeſchlechtig, das Perigon röhrig glockenförmig mit drei-, vier- oder ſechslappigem Saum; die Staubgefäße ſtehen in gleicher oder doppelter Anzahl der Perigonabſchnitte in der Röhre des Perigons und ſind ſäulenförmig verwachſen; die auswärts gekehrten Antheren haben zwei oder mehrere gerade oder gewundene, der Länge nach aufgehende Fächer. Der unterſtändige Fruchtknoten iſt einfächerig und beſitzt viele wandſtändige Samenträger mit zahlreichen ſitzenden Samenknospen. Der endſtändige, einfache, ſehr kurze Griffel endigt in eine breite, ſcheibenförmige Narbe, oder es ſind mehrere verwachſene Griffel vorhanden, die am Ende geſonderte Narben bilden. Die Frucht iſt eine einfächerige, vielſamige Beere. Die Familie beſteht nur aus den Gattungen Cytinus *L.*, Hydnora *Thunb.* und Prosobanche *de By.*, mit gegen 20 Arten, welche zumeiſt am Kap der Guten Hoffnung und auf den Maskarenen, die letztere Gattung in Südamerika, einheimiſch ſind; Südeuropa beſitzt nur den Cytinus Hypocistis *L.*

Cytinus *L.* (Hypociſt), Pflanzengattung aus der Familie der Cytineen, mit der einzigen Art C. Hypocistus *L.*, einer blattloſen, dunkelgelben oder orangerothen, paraſitiſch auf den Wurzeln verſchiedener Arten von Cistus im ſüdlichen Europa, Nordafrika und Kleinaſien wachſenden, einjährigen Pflanze, welche nur aus einem Buſch niedriger, ſaftiger, mit Schuppen bekleideter Stengel beſteht, an deren oberen Enden die Blüten ſich entwickeln. Aus ihrem Saft bereitete man ein Extrakt (Hypociſtenſaft, Ziſtenſaft), welches ſäuerlich, herb und zuſammen-

ziehend schmeckt und bei Blutflüssen, Durchfällen und Ruhren angewendet wurde und in den südlichen Ländern noch immer gebräuchlich ist.

Cytisus *L.* (Geißklee, Bohnenbaum, Bohnenstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, niedrige, mehr oder weniger behaarte, bisweilen liegende Sträucher, mit meist stielrunden Aesten, gedreiten Blättern, häufig gelben Blüten, welche in Büscheln an sehr verkürzten Zweigen, selten in seitenständigen Aehren stehen, fast immer sitzender, vielsamiger Hülse und an der Basis mit einem Wulst versehenen Samen. C. Laburnum *L.* (Goldregen, Kleebaum), aus Italien und dem südöstlichen Europa, einer unserer schönsten Ziersträucher, wird 6 Meter hoch, hat über 3 Centim. lange, gestielte, unterseits mit anliegenden Haaren besetzte Blätter und gelbe Blumen in prächtigen, langen, herabhängenden, zahlreichen Trauben. Dieser Strauch wird in mehreren Varietäten kultivirt. Blätter und Samen waren sonst officinell. Die unangenehm bitter und scharf schmeckenden Samen enthalten Cytisin $C_{20}H_{27}N_3O$, welches in farb- und geruchlosen Krystallen erhalten werden kann, bitter, schwach kaustisch schmeckt, leicht löslich und sublimirbar ist, stark alkalisch reagirt, meist zerfließliche Salze bildet und giftig ist. Auch die Rinde des Strauchs ist giftig. Das Holz ist sehr hart, wird mit der Zeit schön braunschwarz (falsches Ebenholz) und dient zu mathematischen und musikalischen Instrumenten. Der Strauch eignet sich auch zur Forstkultur, da er auf dem magersten und trockensten Boden fortkommt; am besten gedeiht er auf Kalkboden. C. alpinum *Mill.*, aus dem südöstlichen Europa und den Alpen, hat baumartigen Habitus und nur am Rande behaarte Blätter, wird gleichfalls in mehreren Varietäten als Zierstrauch gezogen und soll noch werthvolleres Holz liefern als der vorige. C. purpureus *Scop.*, in Norditalien, Kärnthen, Kroatien ꝛc., ein niedriger Strauch mit meist unbehaarten Blättern und rothen, seitenständigen Blüten, wird als Zierstrauch kultivirt und ist besonders auf Laburnumstamm veredelt als Kronenbaum sehr schön.

Cytoblást (griech.), s. v. w. Zellkern (s. Zelle).

Czacki (spr. tschatzki), Tadeusz, Graf, poln. Schriftsteller, geb. 28. Aug. 1765 zu Porvck in Volhynien, erhielt bei einem Oheim in Danzig seine Erziehung und 1785 von König Stanislaus August eine Stelle beim Hofgericht in Warschau mit dem Auftrag, das geheime Kronarchiv zu ordnen, wodurch er zu einem genauen Studium der polnischen Geschichte geführt wurde. Infolge seiner Veröffentlichung mehrerer Vorschläge in Betreff der Finanzen Polens ward er 1788 vom Reichstag zum Mitgliede der Schatzkommission erwählt und später als eifriger Anhänger der Konstitution vom 3. Mai 1791 von der Kommission mit der Berichterstattung an den Senat beauftragt. Als nach der zweiten Theilung Polens seine Güter eingezogen worden waren, ließ er sich als Professor zu Krakau nieder. Kaiser Paul I. gab ihm seine Güter zurück. Dem Kaiser Alexander I. legte er einen Plan vor, den vernachlässigten öffentlichen Unterricht in den altpolnischen Provinzen zu heben, und erwirkte die Gründung eines Gymnasiums zu Krzeminiek, dessen Direktor er dann wurde. Wegen seines Eifers, in der Jugend Liebe zur polnischen Volksthümlichkeit zu wecken, seitens des russischen Gouvernements der Verführung der Jugend angeklagt, rechtfertigte er sich 1807 in Petersburg so glänzend, daß ihn der Kaiser zum Stellvertreter des Fürsten Czartoryski, des Kurators des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Gouvernements, ernannte. Er gründete als solcher mit einem Opfer von 500,000 Thalern von seinem eigenen Vermögen mehrere Erziehungsanstalten. Er starb zu Dubno 8. Febr. 1813. Seine Werke erschienen Posen 1843—45 in 3 Bänden. Sein Hauptwerk handelt von den polnischen und litauischen Gesetzen (»O Litowskich i polskich prawach«. Warschau 1800, 2 Bde.).

Czajkowski (spr. tschaj-), Michael (Sadyk Pascha), poln. Emigrant und Novellist, geb. 1808 zu Hilczyniec unweit Berditschew in der Ukraine, ward durch seinen feurigen, unruhigen Geist früh in die revolutionären Umtriebe zur Wiederherstellung Polens hineingezogen und machte unter Oberst Rozycki alle Kämpfe bis nach dem Fall von Warschau mit, worauf er sich nach Paris begab. Hier wurde er bald ein hervorragendes Mitglied der sogen. ukrainischen Dichterschule. Von der franz. Regierung als geheimer Agent nach Konstantinopel gesandt, verstand er sich bei der türkischen Regierung in solches Ansehen zu setzen, daß ihm 1849 beim Uebertritt Kossuths und der ungarischen Flüchtlinge nach der Türkei das Amt eines politischen Kommissärs anvertraut wurde. Als ihm endlich auf stetes Drängen Rußlands die franz. Regierung ihren Schutz entzog, trat C. 1851 in türkischen Dienst und zum Islam über und führt seitdem den Namen Mohammed Sadyk. Im orientalischen Krieg focht er als Pascha an der Spitze eines von ihm gebildeten Korps, der sogen. »Kosaken des Sultans«, gegen die Russen vor Silistria und in der Dobrudscha, ohne sich jedoch besonders auszuzeichnen. Seit dem Frieden von Paris als türk. General in Konstantinopel lebend, ward er im April 1860 zur Niederhaltung der panslawistischen Bewegungen wieder als politischer Kommissär in das gährende Bulgarien entsandt, wo er eine seltene Gewandtheit und Vermittelungskunst bewies. In neuester Zeit (1873) hat er sich mit der russischen Regierung ausgesöhnt und bezieht von derselben ein Jahresgehalt. Er hat seinen Wohnsitz wieder in Rußland aufgeschlagen und fordert seitdem seine Landsleute in pathetischen Sendschreiben auf, seinem Beispiel zu folgen. Als Schriftsteller hat C. eine in Hinsicht auf Stil und Darstellungsweise ganz originelle Romangattung geschaffen. Die meisten seiner Erzählungen spielen in der Ukraine und enthalten historische Gemälde aus dem Leben der Kosaken und Donauslawen. Die Kraft und das Feuer der Darstellung, das Leidenschaftliche, oft Fragmentarische, das sie kennzeichnet, hat ihnen auch in Deutschland Anerkennung verschafft. Als sein vorzüglichstes Werk gilt die Erzählung »Wernyhora« (Par. 1837), welche alsbald in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde (deutsch, Leipz. 1843). Die übrigen sind: »Powieści kozackie« (Par. 1837; deutsch: »Kosakensagen«, Glogau 1838); »Kirdżali« (Par. 1839; deutsch, Stuttg. 1843); »Stefan Czarniecki« (Par. 1840); »Zwody« (das. 1840); »Ukrainaki« (das. 1841); »Koszowata« (das. 1841); »Hetman Ukrainy« (das. 1841; deutsch von Jordan: »Der Kosakenhetman«, Leipz. 1843); »Bulgaria« (1874) u. a. Eine neue von C. selbst revidirte Ausgabe seiner Erzählungen erschien zu Leipzig 1862—74 in 10 Bänden.

Czakot, s. Tschako.

Czapka (f., spr. tschap-), ursprünglich die viereckige Mütze der polnischen Ulanen, jetzt für diese Waffengattung allgemein angenommene Kopfbedeckung.

Die »Tatarka« der österreichischen Ulanen ist eine neuere Abart der C.

Czar (spr. zahr), s. Zar.

Czarniecki (spr. tscharnjetzki), Stephan, berühmter poln. Feldherr, geb. 1599, trat früh in das polnische Heer ein, legte seine ersten Waffenproben 1633 auf dem Zug des Königs Wladislaw IV. gegen den Zar Michael Feodorowitsch ab, focht dann als Rittmeister gegen die ukrainischen Kosaken und als Oberst gegen die Tataren. Im Kosakenaufstand 1648 gefangen und zwei Jahre in Haft gehalten, rächte er sich später durch den Sieg über dieselben bei Berestecko. Als Kastellan von Kiew besetzte er 1655 bei dem Einfall der Schweden in Polen Krakau und erzwang sich durch eine zwei Monate lange heldenmüthige Vertheidigung eine ehrenvolle Kapitulation. Im folgenden Jahr zum Oberbefehlshaber der kleinen polnischen Armee ernannt, mußte er sich zwar bei Golemba vor den Schweden zurückziehen, schloß hingegen die schwedische Avantgarde am rechten Ufer der Sau ein, folgte dem Feind auf dem Fuße nach Sendomir, griff ihn bei Koziennice, Warka und Lowicz mit Glück an, drang in Großpolen ein und führte Kasimir in seine Hauptstadt zurück. Statt jedoch nach Czarniecki's System den kleinen Krieg fortzusetzen, ließ sich der König zu einer großen Hauptschlacht verleiten, die er verlor und in deren Folge er nach Danzig fliehen mußte. C. führte ihn jedoch von da unter großen Gefahren nach Polen zurück, wofür er mit dem Palatinat von Rothrußland und zwei Starosteien belohnt ward. Nachdem C. den Fürsten von Siebenbürgen 1657 zum Frieden gezwungen, rückte er zur Unterstützung der von dem schwedischen König Karl X. Gustav angegriffenen Dänen in Pommern ein, drang bis Stettin vor und verjagte die Schweden von der Insel Alsen, wandte sich dann gegen die inzwischen in Polen eingefallenen Russen und trug viel zu dem blutigen Sieg bei Polonka (27. Juni 1660) bei. Sodann trieb er die Kosaken von Polocz nach Kiew, überschritt den Dnjepr und bemächtigte sich mehrerer Plätze an diesem Fluß. Mit dem erblichen Besitz der Grafschaft Tykozin nebst Bialystock und dessen Umgebung belohnt, starb er 1665 im Feldlager zu Sokolowko in Volhynien.

Czarnikow (Tscharnikau), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, an der Netze, Sitz des Landraths, hat 3 Kirchen und (1871) 4215 Einw., die Bierbrauerei und Färberei sowie starken Getreide- und Viehhandel treiben. Die hiesigen Märkte sind sehr besucht.

Czartoryiski (spr. tschartorüsski), Herzöge von Khewan und Zuckow, berühmte poln. Familie, angeblich aus dem Geschlechte der Jagellonen, von Korygiello, Fürsten von Czerniechow und Siewierz, der 1390 in der Schlacht bei Wilna fiel, abstammend, legte sich im 17. Jahrh. von dem Städtchen Czartoryisk den Namen C. bei und ward in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben. Eine jüngere Linie, C.-Korzec, starb 1810 in der männlichen Linie mit dem Fürsten Joseph Clemens aus. Erwähnenswerth sind:

1) Michael Friedrich, geb. 26. April 1696, Großkanzler von Litauen, hielt es während der polnischen Unruhen mit den Russen und trug nicht wenig zur ersten Theilung Polens bei, schenkte aber allen seinen Unterthanen die Freiheit. Er starb 13. Aug. 1775.

2) Adam Kasimir, Neffe des vorigen, geb. 1. Dec. 1734, ward nach Augusts III. Tod als Kandidat für den polnischen Thron aufgestellt, mußte aber durch den Einfluß der Kaiserin Katharina II. Stanislaus Poniatowski sich vorgezogen sehen. Er trat nach der ersten Theilung Polens wegen seiner in Galizien gelegenen Besitzungen in österreichische Dienste. An dem Reichstag von 1788—91 und an den Bestrebungen des polnischen Adels, dem Vaterlande die Unabhängigkeit wieder zu erringen, nahm er eifrigen Antheil, suchte aber vergeblich den Kurfürsten von Sachsen zur Annahme der Krone Polens und den österreichischen Kaiser zur Vermittelung den eigennützigen Absichten Rußlands gegenüber zu bewegen. Zum Senator Palatinus ernannt, zog er sich auf seine Güter zurück und starb zu Sieniawa in Galizien 22. März 1823. Er war österreichischer Feldmarschall, Regimentsinhaber und Kommandant der galizischen Nobelgarde. Kaiser Joseph war ihm besonders gewogen und verlieh ihm für sich und seine Nachkommen das Prädikat Durchlaucht und das ungarische Indigenat. Seine Gemahlin Isabelle Fortunata, geborne Gräfin v. Flemming, geb. 1743 zu Warschau, gleich berühmt durch Schönheit und Geist wie durch ihren Patriotismus, lebte nach dem Tod ihres Gemahls auf ihrer reizenden Besitzung Pulawy, wo sie nicht nur prächtige Gärten, sondern auch Volksschulen, Fabriken und in dem sogen. Tempel der Sibylle eine berühmte Sammlung polnischer Alterthümer anlegte. Während des Aufstandes von 1830 war ihr Schloß ein Hospital für die verwundeten und ein Zufluchtsort für die flüchtenden Patrioten. Nach dem unglücklichen Ausgang der Revolution zog sie sich nach Wysock in Galizien zurück, wo sie 17. Juni 1835 starb. Ihre Tochter Maria Anna, geb. 15. März 1768, vermählte sich 1784 mit dem Herzog Ludwig von Würtemberg, von dem sie aber 1792 geschieden wurde, und hat sich durch den polnischen Roman »Malvina« (Warschau 1818) einen Namen gemacht. Sie starb 21. Okt. 1854 zu Paris.

3) Adam Georg, Fürst, ältester Sohn des vorigen, geb. 14. Jan. 1770, vollendete seine Bildung auf der Universität Edinburg und zu London und nahm am Freiheitskampf Kosciuszko's rühmlichen Antheil. Nach der dritten Theilung Polens 1795 nebst seinem Bruder Konstantin als Geisel nach Petersburg geschickt, trat er hier mit dem jungen Großfürsten Alexander in freundschaftliche Beziehungen. Nach seiner Thronbesteigung ernannte ihn Alexander zum Minister des Auswärtigen und Kurator sämmtlicher Unterrichtsanstalten in Polen. Als solcher unterzeichnete er 11. April 1805 Rußlands Bündnis mit England gegen Frankreich, nahm sodann seine Entlassung, wohnte jedoch schon wieder der Schlacht bei Austerlitz (2. Dec. 1805) an Alexanders I. Seite bei und war auch in dem Feldzug von 1807 dessen Begleiter. Nach dem Tilsiter Frieden zog er sich fast ganz von den Staatsgeschäften zurück. Wiewohl er kurz vor dem Ausbruch des Kriegs mit Frankreich im russischen Reichsrath zu Gunsten seiner unglücklichen Nation sprach und sein Vater sich offen Napoleon I. anschloß, blieb C. doch an Alexanders I. Seite und erhielt 1815 die Würde eines Senator Palatinus des Königreichs. Auf dem Wiener Kongreß übte er wesentlichen Einfluß auf die Abfassung der vom Kaiser Alexander den Polen gegebenen Verfassungsurkunde aus. Im Jahr 1817 vermählte er sich mit der Prinzessin Anna Sapieha. Mit Freimüthigkeit sprach er auf dem ersten Reichstag

als Mitglied der Senatorenkammer von den Vortheilen konstitutioneller Verfassungen und suchte auch als Kurator der Universität Wilna die Nationalität Polens zu heben, ward aber 1821 von dem ihm mißtrauenden Großfürsten Konstantin seiner Stelle enthoben und lebte von nun an auf seinem Stammsitz Pulawy nur der Kunst und den Wissenschaften. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution von 1830 trat er auf Lubecki's Einladung dem von diesem gebildeten Administrationsrath in Warschau bei, ward zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt und berief den Reichstag auf den 18. Dec. 1830. Am 30. Jan. 1831 mit dem Vorsitz in der Nationalregierung betraut, brachte er über die Hälfte seines Vermögens dem Vaterland zum Opfer dar, legte aber nach den Greuelthaten des 15. und 16. Aug. 1831 sein Amt nieder, verließ, als sich Kruckowiecki an die Spitze der Regierung gedrängt hatte, Warschau und diente als gemeiner Soldat in dem Korps des Generals Ramorino, bis dieser zu Anfang September 1831 auf österreichisches Gebiet übertrat, worauf auch C. Polen verließ. Von der Amnestie von 1831 ausgeschlossen, lebte er fortan in Paris und galt als das Haupt der aristokratischen Partei der polnischen Emigranten, die in ihm den künftigen konstitutionellen König Polens sah. Seine Güter in Polen wurden konfiscirt. Die von der österreichischen Regierung über seine Besitzungen in Galizien infolge des polnischen Aufstandes von 1846 verhängte Sequestration ward 1848 wieder aufgehoben. Im März 1848 forderte er von Paris aus in einer französischen Proklamation die Vertreter Deutschlands auf, sich mit den Vertretern Frankreichs zu vereinigen, um die Herstellung Polens zu verlangen. Im April darauf erließ er den Bauern auf seiner Herrschaft Sieniawa in Galizien die Frondienste und gab ihnen ihre Besitzungen zu eigen. Die versöhnende Politik Kaiser Alexanders II. vermochte C. nicht, seine Stellung zur russischen Regierung zu ändern; gegen die ihm 1856 angebotene Amnestie protestirte er. Er starb 15. Juli 1861 auf dem Schloß Montfermeil bei Paris. Er hinterließ eine Tochter, Isabella, vermählt mit dem Grafen Johann Dzialynski in Posen, und zwei Söhne, Witold C., geb. 6. Juni 1824, der 1845 in spanische Dienste trat, sich später mit der Gräfin Marie Grocholska vermählte und 1865 starb, und Ladislas C., geb. 3. Juli 1828, der seit des Vaters Tode der Führer der aristokratischen Partei der polnischen Emigration ist. Derselbe vermählte sich 1855 mit einer (1864 verstorbenen) Tochter der Königin Christine von Spanien. Im Jahr 1871 vermählte er sich mit der Prinzessin Margarethe von Orléans, Tochter des Herzogs von Nemours.

4) Konstantin, Bruder des vorigen, geb. 28. Okt. 1773 zu Pulawy, ging nach der zweiten Theilung Polens mit seinem ältern Bruder Adam, auf Wunsch der Kaiserin Katharina, 1795 nach Petersburg und trat hier als Officier in die Garde ein. Dem Großfürsten Konstantin als Generaladjutant zugetheilt, verblieb C. bis 1799 in Petersburg, kehrte, nach eingereichter Demission, nach Pulawy zurück, ging Ende 1800, nach dem Tode des Kaisers Paul, nach Moskau zur Krönung des Kaisers Alexander und verblieb dann bis 1801 in Petersburg. 1803 vermählte er sich mit der Prinzessin Radziwill, trat 1809, zur Zeit des Großherzogthums Warschau, unter Fürst Joseph Poniatowski in die polnische Armee ein und errichtete ein Regiment auf eigene Kosten. Nach dem Tod seiner ersten Gemahlin (1808) vermählte sich C. (1810) mit Maria, Gräfin Dzierzanowska, ging 1811 nach Paris, machte unter Napoleon 1812 den russischen Feldzug mit, betheiligte sich an den Kämpfen bei Smolensk und Moskowa (bei letzterer Affaire wurde ihm das Pferd unter dem Leib durch eine Kanonenkugel getödtet) und wurde aus diesem Anlaß durch das Officierkreuz der Ehrenlegion aus der Hand Napoleons ausgezeichnet. Wegen Kränklichkeit verließ er 1813 den Dienst und ging auf Reisen. Im Jahr 1816 kehrte er auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Alexander nach Petersburg zurück, ward hier zum kaiserl. Generaladjutanten ernannt, zog sich wegen anhaltender Kränklichkeit jedoch schon 1818 ins Privatleben zurück. Nachdem er abwechselnd einige Jahre in Polen, Frankreich, Italien und in der Schweiz zugebracht, ließ er sich 1828 in Wien bleibend nieder. Im Jahr 1832 kaufte er von dem englischen Botschafter Lord Cowley die Villa van der Nüll in Weinhaus (bei Wien), die er mit einer kostbaren Gemäldesammlung, besonders aus den altitalienischen Schulen, ausgestattet und als echter Kunstmäcen zum Sammelpunkte der Elite der Wiener Künstlerwelt gestaltet hat. C. starb zu Wien 23. April 1860.

5) Georg, jüngster Sohn des vorigen, geb. 24. April 1828, widmete anfangs seine ganze Thätigkeit der Kritik auf dem Gebiete der schönen Künste, und zwar vorzugsweise der Musik und der dramatischen Kunst. Von 1855—65 redigirte er, im Verein mit seinem Bruder Konstantin, die »Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik«, ein Fachblatt, das sich namentlich auch in Deutschland eines guten Rufs erfreute. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die ihm zufallenden bedeutenden Güter in Galizien, und diese gaben seiner Thätigkeit eine andere Richtung. Durch Einführung einer rationellern, auf die Fortschritte der Neuzeit basirten Bewirtschaftung, durch Errichtung von Fabriken und Volksschulen hat er zur Hebung der Bodenkultur und zur Verbesserung der Lage der Landbevölkerung in seinem Bezirk wesentlich beigetragen. Im Jahr 1861 vermählte er sich mit der Tochter des Wiener Arztes Johann Czermak. 1867 von der Stadt Jaroslau zum Abgeordneten in den galizischen Landtag gewählt, gewann er auch bald auf politischem Gebiet bedeutenden Einfluß und gilt heute als anerkannter Führer der föderalistischen Partei in Galizien. Im Jahr 1873 wurde er auch in den Reichsrath gewählt. In der Debatte über die konfessionellen Gesetze hielt er eine bemerkenswerthe Rede, in welcher er sich sowohl gegen die Staatskirche der »Verfassungstreuen«, als gegen die Konkordatsforderungen der Ultramontanen aussprach, dagegen aber offen und mit klaren Argumenten für das amerikanische System, für die »freie Kirche im freien Staat«, eintrat.

Czaslau, Stadt, s. Tschaslau.

Czech (spr. tsch), Franz Hermann, Priester des Piaristenordens der böhmisch-mährischen Provinz, geb. 20. Sept. 1788 zu Münchengrätz in Böhmen, trat 1808 zu Leipnick in Mähren in den genannten Orden, wurde dann Lehrer am Gymnasium zu Nikolsburg und studirte zu Kremsier Philosophie, dann Theologie. Zum Priester geweiht, wirkte er an der k. k. Theresianischen Ritterakademie zu Wien bis 1816 als Präfekt der Zöglinge der Humanitätsklassen, dann bis 1819 als Präfekt der Philosophen

und Professor der Philosophie, wurde 1818 Religionslehrer am k. k. Wiener Taubstummeninstitut und bestrebte sich als solcher, die Methode des S. Heinicke, die sich auf die Tonsprache der Taubstummen basirt, mit der französischen des Abbé de l'Epée, welche die Zeichensprache zur Grundlage hat, zu verschmelzen. Auch waren seine Bemühungen besonders darauf gerichtet, den Taubstummenunterricht durch Einführung desselben in die gewöhnlichen Schulen möglichst allen Taubstummen zugänglich zu machen, ein Unternehmen, welches freilich sein Ziel ebensowenig erreichen konnte wie die gleichzeitigen wohlmeinenden aber unpraktischen Bestrebungen Grafers und Stephani's in Bayern (1829 und 1835) und Daniels in Würtemberg (1825). Seine »Versinnlichte Denk- und Sprachlehre mit Anwendung auf die Religions- und Sittenlehre und auf das Leben« (Wien 1836) gelangte zur Kenntnis vieler Regierungen in Europa und erfreute sich selbst in Amerika der wärmsten Aufnahme. Im Jahr 1839 zum Professor der Theologie an der k. k. Akademie der bildenden Künste ernannt, mußte er schon im folgenden Jahr wegen Krankheit sein Amt aufgeben, lebte eine Zeitlang in Wien, begründete dann, 1845 ins Piaristenkollegium zu Nikolsburg zurückgekehrt, die israelitische Taubstummenschule daselbst; starb 28. Juli 1847.

Czechen, s. Tschechen.

Czegléd (spr. zegle), Marktflecken im ungar. Komitat Pest, an der Pest-Temesvarer Eisenbahn gelegen, mit (1869) 22,216 Einw. (meist Calvinisten), welche sich von Ackerbau, Viehzucht und Weinbau nähren. Hier 25. Jan. 1849 ein Treffen gegen die Insurgenten.

Czelakowsky (spr. tschela-), Franz Ladislaw, gefeierter böhm. Dichter und berühmter Slawist, geb. 7. März 1799 zu Strakonitz, erhielt auf den Gymnasien zu Pisek und Budweis seine wissenschaftliche Vorbildung und studirte dann auf den Universitäten zu Linz und Prag, wo er sich insbesondere die Erlernung sämmtlicher slawischen Sprachen angelegen sein ließ. Dem eigentlichen Brodstudium entsagte er, um sich ausschließlich der Schriftstellerei zu widmen, und seine ersten Publikationen, ein Heft »Gedichte« und eine Sammlung slawischer Volkslieder (Prag 1822—27; vieles daraus deutsch in Wenzigs »Slawischen Volksliedern«, Halle 1830), machten ihn schnell populär. Im folgenden Jahr veröffentlichte er eine Uebersetzung von Herders »Blättern der Vorzeit«, worin er das erste klassische Muster des modernen böhmischen Stils aufstellte; 1827 erschienen seine vortreffliche »Sammlung litauischer Volkslieder« und »Marinka« (eine Uebersetzung von Goethe's Drama »Die Geschwister«). Von geringerem Werth ist seine »Panna jezerní« (1828), eine Bearbeitung von Walter Scotts »The Lady of the Lake«, worin C. das Streben mißglückte, ein zwischen der gewöhnlichen Prosa und der gebundenen Rede stehendes neues Genre zu schaffen. Dagegen lieferte er in »Ohlas pjsnj ruských« (»Nachhall russischer Volkslieder«, Prag 1833; deutsch in Wenzigs »Blüten neuböhmischer Poesie«, das. 1833) eine Sammlung lyrisch-epischer Gedichte, worin der Geist der russischen Volkspoesie selbst zu wehen scheint, nur noch idealisirt durch dichterische Genialität. Ihnen schloß sich später der »Nachhall tschechischer Volkslieder« (Prag 1840) ebenbürtig an. Auf Veranlassung des erzbischöflichen Konsistoriums zu Prag übersetzte C. die Schrift des heil. Augustin »De civitate Dei«, welche Arbeit ihn bis 1833 beschäftigte, und übernahm dann die Leitung der Prager böhmischen Zeitung, welcher er als unterhaltendes Beiblatt die »Böhmische Biene« beigesellte. Einen Ruf als Professor der slawischen Sprachen an die Petersburger Universität lehnte er ab, erhielt nach Negedly's Ableben dessen Lehrstuhl der tschechischen Sprache und Literatur an der Universität zu Prag, mußte aber 1835 eines Gedichts für die Sache der Polen wegen sowohl seine Professur, wie die Redaktion der Böhmischen Zeitung niederlegen. Zur Entschädigung ernannte ihn Fürst Kinsky zu seinem Bibliothekar mit bedeutendem Gehalt. C. sammelte nun eifrig Material zu einem großen etymologischen Wörterbuch wie zu einer Sammlung von Sprichwörtern aus allen Idiomen der slawisch-litauischen Sprachengruppe und verlieh durch die Herausgabe des oben erwähnten »Nachhalls tschechischer Volkslieder« und der Dichtung »Ruzestolistá« (»Die hundertfältige Rose«, 1840) seinem Namen neuen Glanz. Im Jahr 1841 folgte er einem Ruf nach Breslau, wo er sich besonders mit der polnischen Literatur und Sprache beschäftigte. Die preußischen Verhältnisse sagten ihm indessen nicht zu, und er folgte 1849 gern einem neuen Ruf an die Universität Prag, wo er Schafariks Nachfolger auf dem Lehrstuhl für die slawische Philologie ward. Er las vergleichende Grammatik der wichtigsten slawischen Dialekte, begann eine slawische Chrestomathie herauszugeben, deren erster Theil (Prag 1850) Lehrstücke aus der polnischen Literatur enthält, und ließ, als Probe seiner parömischen Sammlungen, einen »Kalender aus slawischen Sprichwörtern« erscheinen. Weitere Veröffentlichungen sind sein »Böhmisches Lesebuch«, seine »Kleine Chrestomathie der gesammten böhmischen Literatur« (1851), seine »Slawischen juristischen Sprichwörter« (»Slovanská právnická přísloví«, 1851), welche bis heute als die Hauptquelle zur Verbesserung der künstlichen juristischen Nomenklatur anzusehen sind; die »Epigramme eines Botanikers« (1852), eine ganz besondere Gattung seiner dichterischen Produkte; ferner die »Ergänzungen zu Jos Jungmanns böhmischem Wörterbuch« (»Dodavky ke slovníku Jos. Jungmanna«), gleichsam der Vorläufer eines von ihm beabsichtigten gesammtslawischen Wörterbuchs, und seine »Philosophie der slawischen Nation in ihren Sprichwörtern«, wozu er noch eine specielle »Geschichte der slawischen und insbesondere der böhmischen Sprichwörtersammlungen« schrieb. Die letzte Schrift, welche er herausgab, war der zweite Theil seiner »Gesammtslawischen Vorlesungen«, welche die Chrestomathie der russischen Literatur umfaßt. Er starb 5. Aug. 1852 zu Prag. C. war an der Herausgabe vieler anderen umfangreichen und schwierigen Werke, z. B. der Schriften des »Thomas von Stitné«, der »Wissenschaftlichen böhmischen Terminologie« ꝛc., betheiligt und hat ein reichhaltiges Material zur vergleichenden Grammatik, zum etymologischen Wörterbuch, zu den slawischen Alterthümern ꝛc. hinterlassen.

Czenstochowa (Tschenstochow), Kreishauptstadt im polnisch-russ. Gouvernement Piotrkow, links an der Warta, gehörte in den älteren Zeiten der polnischen Herrschaft zur Woiwodschaft Krakau und besteht aus zwei früher gesonderten Theilen, der Alt- und Neustadt, die jetzt durch eine schöne Straße mit einander verbunden sind und eine Bevölkerung von (1867) 14,167 Seelen besitzen. Alt-

Czenstochowa, von der Warta bespült, hat 2 Kirchen und 12 sehr besuchte Kram- und Viehmärkte mit besonders starkem Absatz an Tuch, Hüten, Leinwand und leinenen Zeugen, die bis Warschau, Petersburg, Moskau und Nischnij Nowgorod verführt werden. Im Jahr 1670 vermählte sich in C. König Michael mit Eleonora, der Schwester des deutschen Kaisers Leopold I.; 1770 wurde fast der ganze Ort ein Raub der Flammen. Neu-Czenstochowa (Czenstochowka) liegt am Fuß des Klarenbergs und hat drei Kirchen; die Bevölkerung nährt sich theilweise von den Pilgern (s. unten) sowie von Verfertigung von Heiligenbildern, Amuleten, Rosenkränzen, Glaskorallen, Skapulieren 2c. Auf der entgegengesetzten Seite des Klarenbergs liegt die Vorstadt Sta. Barbara; auf der Höhe des Bergs selbst aber befindet sich ein Kloster vom Orden des heil. Paul des Eremiten mit einem wunderthätigen Marienbild, welches der berühmteste Wallfahrtsort für die Katholiken Rußlands ist und selbst von Schlesien, Posen und Westpreußen sowie von Galizien her besucht wird. Die Zahl der Wallfahrer beträgt im Jahresdurchschnitt 50—60,000. Das Kloster ist überreich an Schätzen und war in früherer Zeit stark befestigt. Ehemals war immer einer der vornehmsten Ordensgeistlichen Kommandant des Klosters; die polnische Reichstagskonstitution von 1765 verordnete jedoch, daß der Klosterkommandant künftighin ein weltlicher sein sollte, der seine Installation vom König zu empfangen hätte. Das Kloster, schlechthin das »Eremitenkloster« genannt, wurde schon vom König Wladislaw Jagiello gestiftet, der auch das heilige Marienbild aus Belcz in Galizien nach C. schaffte, und war ehedem so reich, daß ihm der 15. Theil sämmtlicher Güter in Polen gehörte oder verpfändet war. Im Jahr 1430 überfielen und plünderten es die Hussiten; 1500 wurde der Anfang mit der Befestigung desselben gemacht; 1655, 1657, wo König Johann Kasimir sich hinter seine Mauern flüchtete, und 1704 wurde es von den Schweden hartnäckig, aber erfolglos belagert; 1772 erlag es dagegen den Russen und 1793 den Preußen. Auch 1809 wurde das Kloster arg mitgenommen, und vier Jahre später wurden seine Wälle geschleift. Die Verehrung der sogen. schwarzen Madonna bei den Polen geht von dem hiesigen schwarzbraunen, sehr unscheinbaren Bild aus, welches wahrscheinlich byzantinischen Ursprungs ist.

Czeremosz (spr. tscheremosch), rechtseitiger Nebenfluß des Pruth, entspringt auf dem Karpathischen Waldgebirge, bildet, in nordöstlicher Richtung fließend, die Grenze zwischen Galizien und der Bukowina und mündet unterhalb Waskautz, nordwestlich von Czernowitz.

Czermak (spr. tscher-), 1) Johann Nepomuk, Physiolog, geb. 17. Juni 1828 zu Prag, machte seine Studien in Wien, Breslau und Würzburg und ward Professor der Physiologie in Krakau, dann in Pest, bis er 1860 sein Lehramt niederlegte und nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er ein physiologisches Privatlaboratorium errichtete. Im Jahr 1865 wurde er als Professor der Physiologie nach Jena berufen, von wo er 1869 nach Leipzig übersiedelte. C. erbaute in Leipzig auf seine eigenen Kosten ein physiologisches Laboratorium mit einem Hörsaal (sogen. Spectatorium), welche durch ihre äußerst zweckmäßigen Einrichtungen sehenswerth sind. Sein Ziel war dahin gerichtet, in Leipzig physiologische Vorlesungen für Zuhörer aus allen Fakultäten zu halten; doch konnte er infolge seiner bereits gestörten Gesundheit sich der Lehrthätigkeit nur noch in geringem Umfang widmen. Er starb, viel zu früh für die Wissenschaft, 16. Sept. 1873 in Leipzig. Er veröffentlichte eine größere Anzahl populär-wissenschaftlicher Vorträge, welche er in Jena und Leipzig über verschiedene Gegenstände der Physiologie gehalten hatte; sie erschienen gesammelt Wien 1869. Sein Hauptverdienst besteht in der Einführung und Anwendung des Kehlkopfspiegels zu diagnostischen und physiologischen Zwecken. Er schrieb: »Zur Orientirung im Gesammtgebiete der Zoologie« (Leipz. 1855), »Der Kehlkopfspiegel und seine Verwerthung für Physiologie und Medicin« (das. 1860, 2. Aufl. 1863; vielfach übersetzt).

2) Jaroslaw, namhafter Maler, Bruder des vorigen, geb. 1. Aug. 1831 zu Prag, studirte auf der dortigen Akademie, in Antwerpen und dann in Brüssel unter Gallait, der entscheidenden Einfluß auf ihn gewann. Seine früheren Schöpfungen behandeln zumeist Motive aus der böhmischen Geschichte, namentlich der Hussitenzeit, dann aber wandte er sich dem Genre zu; 1850 entstanden die normännischen Fischer im Kahn, die Bibel lesend. Sein Hofpoet Rudolfs II., auf der Brücke von Prag bettelnd (1854 im Oesterreichischen Kunstverein), erwarb ihm zuerst einen bedeutendern Ruf. Bedeutsam für ihn wurde die Reise, die er 1858 durch Mähren, Ungarn, Kroatien, Bosnien, Dalmatien und Montenegro unternahm und die ihm ein reiches Studienmaterial lieferte. So entstanden seine Montenegrinerin mit dem schlafenden Kind (1861 zu Brüssel ausgestellt), seine Istrianerin, ein nacktes Kind liebkosend, seine Montenegrinerin, mit dem Gewehr ihren verwundeten Mann bewachend, die Slowakin, ihr Kind ankleidend, dessen Gesicht in einem Spiegel erscheint (1863), und sein Hauptwerk: der Raub einer Herzegowinerin durch Türken (vollendet 1867), das in Komposition und Farbe ein hervorragendes Werk ist. C. lebt gegenwärtig in Paris.

Czernagorischen Unabhängigkeit, Orden der, s. Danilo-Orden.

Czerna Hora (spr. tscherna), 1) ein Gipfel der östlichen Beskiden, bei Svidnik, 663 Meter hoch. — 2) Berggipfel des Karpathischen Waldgebirges, an der Quelle des Pruth, 2061 Meter hoch.

Czernebog (spr. tscher-, »schwarzer Gott«), der oberste der finstern Götter der nordischen Wenden und Slawen, als böses Princip der Gegensatz von Swantewit (s. d.), der aber dennoch, wenn auch gegen seinen Willen, im allgemeinen zum Guten mitwirkt. Er wurde in abschreckender, kaum menschenähnlicher Gestalt dargestellt und erhielt Trankopfer zur Sühne. — Auch mehrere Berge, vor Zeiten jedenfalls Opferstätten, führen noch den Namen C. (Czorneboh), z. B. einer in der Nähe von Bautzen (s. d.).

Czernowitz (spr. tscher-, rumänisch Czernăuz), Hauptstadt des österreich. Kronlandes und Herzogthums Bukowina, malerisch unweit des Pruth und der moldauischen und russischen Grenze in 138 Meter Meereshöhe gelegen, Station der Eisenbahn von Lemberg nach Jassy, ist eine reinliche, freundliche Stadt, Sitz des Landespräsidenten der Bukowina, eines Landesgerichts und eines griechisch-nichtunirten Bischofs und hat mit ihren vier Vorstädten (eigentlich anschließenden Dörfern) eine sehr gemischte Bevölkerung von 34,000 Seelen. Das schönste Gebäude ist die neue griechische Domkirche.

An Lehrinstituten sind vorhanden eine griechisch-orientalische theologische Lehranstalt (mit 7 Professoren und durchschnittlich 70 Alumnen), ein Obergymnasium mit etwa 550 Schülern (28 Proc. Deutsche, 19 Proc. Polen, 35 Proc. Ruthenen und 18 Proc. Rumänen) und eine griechisch-orientalische Oberrealschule mit 340 Schülern (30 Proc. Deutsche). Die Industrie erstreckt sich auf Bronze-, Papier- und Maschinenfabrikation; der Handel, besonders nach Deutschland und der Moldau, ist lebhaft. In der Nähe der 575 Meter hohe Berg Cecina, merkwürdig wegen der Alterthümer, die hier im Mauerschutt gefunden wurden (Reifkrone, Schwert ꝛc.).

Czerny (spr. tscher-), 1) Georg, genannt Karadjordje, »schwarzer Georg«, Anführer der Serben im Kampfe für ihre Freiheit, geb 21. Dec. 1766 in Wischewac bei Belgrad von armen Eltern, zog mit diesen in früher Jugend höher ins Gebirge nach Topola, nahm gleich an der ersten Erhebung des serbischen Volks gegen die türkische Herrschaft (1787) theil, mußte aber fliehen und erschoß, ehe er über die Save ging, seinen Vater, der ihm zu folgen sich weigerte, den er aber nicht in die Hände der Türken fallen lassen wollte. An der Spitze eines serbischen Freikorps focht er unter Laudon mit Auszeichnung 1788 gegen die Türken, fühlte sich aber zurückgesetzt und begab sich als Heiduck ins Gebirge. Nach dem Frieden von Sistowa (1791) wandte er sich wieder nach Oesterreich und wurde Waldhüter in einem Kloster. Später kehrte er nach Topola zurück und verfocht mit einem starken Anhang die Sache des den Serben freundlichen Pascha Abschi-Mustai gegen die adligen türkischen Freibeuter, die durch den Friedensschluß aus Serbien entfernt, aber widerrechtlich zurückgekehrt waren. Nach der Ermordung von 95 serbischen Gemeindevorstehern durch dieselben ward C. 12. Febr. 1804 auf einer Versammlung von 300 Volksabgeordneten in Oraschatz zum Oberhaupte der Serben gewählt und rief nun die serbische Nation zu den Waffen. In den Jahren 1804 und 1805 säuberte er das ganze Land von den Türken, denen nur Belgrad verblieb. Da aber C. mit den serbischen Aristokraten, die, durch ihn ihre Macht gefährdet glaubend, unter russischem Einfluß der Volksversammlung, mit der C. zu regieren gedachte, 1805 einen Senat von 12 Mitgliedern entgegenstellten, zerfiel, so drangen Ende 1806 die Türken von neuem ins Land ein und schlugen das von den Aristokraten gegen sie geführte Heer. C. wurde durch seinen Sieg am Mischarsko-Polje und die Eroberung Belgrads zum zweitenmal der Befreier seines Vaterlands. Da aber die russische Regierung, unter deren Protektorat die Aristokraten durch Beschluß vom 23. Mai 1807 Serbien stellten, gegenüber der Pforte nicht entschieden vorging, so führte C. auf eigene Faust den Krieg fort, mußte aber 1810 selbst bei den Russen Hülfe suchen und wurde von diesen als »Oberfeldherr von Serbien« anerkannt und unterstützt, worauf er zum drittenmal das Land von den Türken befreite. Auf dieses Verdienst gestützt, ließ er sich 1811 auf einer Volksversammlung von neuem zum alleinigen Kriegsherrn ernennen, während der Senat die Leitung der Civilangelegenheiten erhielt. Er lebte nun auf seinem Bauerngut zu Topola zwei Jahre lang als anerkannter Gebieter Serbiens. Als aber im Kampf gegen Frankreich 1813 der Zar Serbien der Pforte überließ, scheiterte Czerny's Versuch, den Krieg gegen die Türken fortzuführen, an der Weigerung des aristokratischen Senats und an dem Verbot Rußlands. C. trat daher Oktober 1813 nach Oesterreich über und wurde dann zu Chotschim in Bessarabien internirt. Erst 1817 kehrte er mit neuen Befreiungsplänen nach Serbien zurück, wurde aber auf des Fürsten Milosch, seines Rivalen, Veranstaltung in einem Dorf bei Semendria ermordet. Czerny's zweiter Sohn, Alexander Karageorgiewitsch, geb. 1806, ward in Rußland erzogen und trat später in russische Dienste. Nach dem Sturz des Fürsten Milosch in seine Heimat zurückgekehrt, wurde er Adjutant des Fürsten Michael und nach Vertreibung der Familie Obrenowitsch im September 1842 von den versammelten Vertretern der Nation zum Fürsten erwählt, in welcher Würde ihn nach anfänglichem Protest im folgenden Jahr auch die Pforte bestätigte, wiewohl sie ihm nicht den fürstlichen Titel, sondern bloß den eines Basch-Beg (d. i. Oberherrn) zugestand und ihn auch in Bezug auf seine Machtbefugnisse beschränkte. Zerwürfnisse zwischen ihm und der Volksvertretung (Skuptschina) führten Ende 1858 seine Absetzung und die Wiedererhebung des alten Fürsten Milosch herbei. Als dessen Sohn Michael 10. Juni 1868 ermordet worden, wurde Alexander Karageorgiewitsch angeklagt, um die Verschwörung gewußt und die Mörder gedungen zu haben, damit er zum zweitenmal Michaels Nachfolger würde. Das serbische Tribunal verurtheilte ihn zu 20jähriger Zuchthausstrafe und verlangte von der Regierung von Ungarn, wo er wohnte, seine Auslieferung. Diese wurde verweigert, doch erfolgte seine Verhaftung. Nach einer langen Untersuchung wurde Alexander von dem ungarischen Gerichtshof, jedoch nur aus Mangel an genügenden Beweisen, freigesprochen. Vgl. Serbien, Geschichte.

2) Karl, beliebter Komponist, geb. 21. Febr. 1791 zu Wien, wo sein Vater Wenzel C., ein geborner Böhme, Klavierlehrer war, war erst Beethovens, dann Clementi's Schüler, dessen klassische Spielweise er mit dem genialfreien Geiste des Beethoven'schen Vortrags zu vereinigen strebte. Bald ward er einer der beliebtesten Klavierlehrer seiner Zeit; Liszt, Thalberg, Döhler, Mad. Belleville-Oury und viele andere ausgezeichnete Spieler gehörten zu seinen Schülern. Erst 1818 betrat er das Feld der Komposition, auf dem er nun eine unglaubliche Fruchtbarkeit entwickelte. Die Zahl seiner Kompositionen beläuft sich auf ungefähr 900 Nummern, meist für Klavier, bei denen jedoch zahllose Arrangements von Oratorien, Opern, Symphonien, Ouvertüren ꝛc. nicht mit eingerechnet sind, während überdies noch eine erstaunliche Menge von größeren Vokal- und Instrumentalstücken von ihm ungedruckt geblieben ist. Daß die meisten Kompositionen Czerny's eines tiefern Gehalts entbehren, ist unzweifelhaft; jedoch zeigt er sich überall als form- und stilgewandten Musiker sowie als einsichtigen Kenner seines Instruments und der auf demselben zu erzielenden Wirkungen. Von bleibendem Werth sind jedenfalls seine Etüdenwerke: die Schulen der Geläufigkeit, der Fingerfertigkeit, des Virtuosen ꝛc. C. starb 15. Juli 1857. Sparsam lebend und nie verheirathet, hinterließ er ein ansehnliches Vermögen, das er testamentarisch zu Zwecken der edelsten Art bestimmte, nachdem er schon während seines Lebens große Summen zur Unterstützung von Künstlern ꝛc. verwendet hatte.

Czerśk (spr. tschersk), Ortschaft im polnisch-russischen Gouvernement Warschau, Kreis Gorno-Kalwaria, an der hier die Czarna aufnehmenden Weichsel, mit Schloß und (1867) 525 Einw.; war in älterer Zeit die

gewöhnliche Residenz der Herzöge von Masovien und die Hauptstadt des Landes und zählte 15—20,000 Einw.

Czerski (spr. tsch-), Johann, Mitstifter der deutschkatholischen Kirchengemeinschaft, geb. 12. Mai 1813 zu Werlubie unweit Neuenburg in Westpreußen von armen Eltern, erhielt seine Bildung auf der Stadtschule zu Bromberg, auf dem Gymnasium zu Konitz und auf dem Mariengymnasium zu Posen, dann in dem bischöflichen Seminar und ward 1842 zum Priester geweiht. Zuerst Vikar an der Domkirche in Posen, wurde er im März 1844 in gleicher Eigenschaft nach Schneidemühl in Schlesien versetzt. Hier legte C. 22. Aug. 1844 seine Stelle als römisch-katholischer Geistlicher nieder und trat mit einem Theil seiner Gemeinde öffentlich aus dem Verbande der römischen Kirche aus und gründete die erste freireligiöse Gemeinde, die sich damals eine christlich-apostolisch-katholische nannte. Schon auf dem ersten deutschkatholischen Koncil zu Leipzig im März 1845 stellte sich seinen Mitstrebenden gegenüber Czerski's größere Kirchengläubigkeit heraus, und im Juni 1845 erklärte er sein Festhalten an dem apostolischen Symbolum. Auf einer Synode von elf posenschen Gemeinden zu Schneidemühl im Juli 1846 faßte C. ein dem Leipziger Bekenntnis gegenüberstehendes ab und sonderte sich seitdem immer entschiedener von der Ronge-Leipziger Partei ab. Später aber nahm er einen freiern Standpunkt ein, und gegenwärtig bereist er alljährlich einen großen Theil Deutschlands, um in freireligiösen Gemeinden und Vereinen Vorträge zu halten. Vgl. seine Schrift »Rechtfertigung meines Abfalls von der römischen Hofkirche« (Bromb. 1845). S. Deutschkatholiken.

Czetate (spr. tsche-), Dorf in der Kleinen Walachei bei Kalafat, bekannt durch den 6. Jan. 1854 erfolgten vergeblichen Angriff der Türken unter Selim Pascha auf die Russen unter Anref und den erneuten Angriff 6. und 9. Jan., in dem die Türken siegten.

Czetz (spr. zetz), Johann, bekannt durch seine Theilnahme an der ungarischen Insurrektion, geb. 1822 im Szeklerland, trat 1842 als Leutnant in ein österreichisches Infanterieregiment, kam 1846 zum österreichischen Generalstab, im Juni 1848 in das ungarische Kriegsministerium und dann als Militärreferent zum Landesvertheidigungsausschuß, wo er mit den Führern der Insurrektion bekannt wurde. Kossuth ernannte ihn zum Chef des Generalstabs in Siebenbürgen und übergab ihm das Kommando der dortigen Armeetrümmer. Bald hatte C. die Armee reorganisirt und rechtfertigte das Vertrauen, das ihm der Obergeneral Bem schenkte. Er wurde Mai 1849 zum General und Kommandirenden in Siebenbürgen befördert; doch konnte er wegen einer Verletzung am Fuß nicht persönlich an den Operationen gegen die vordringenden Russen theilnehmen. Nach der Katastrophe von Világos ging er nach Ungarn, wo er den Winter hindurch bei Freunden verborgen blieb, bis er im Frühjahr 1850 seine Flucht über Hamburg nach England ausführen konnte. Hier gab C. seine »Memoiren über Bems Feldzug in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849« (Hamb. 1850) heraus.

Czidlina, Fluß, s. Cidlina.

Czirknitz, Marktflecken, s. Zirknitz.

Czoernig (spr. tschör-), Karl von, Freiherr von Czernhausen, Staatsmann und Statistiker, geb. 5. Mai 1804 zu Tschernhausen in Böhmen, studirte die Rechte zu Prag und Wien und trat schon als Student mit der »Beschreibung von Reichenberg und Gablonz« (Wien 1829) als Schriftsteller auf. Seit 1828 im Staatsdienst, kam er nach Triest und Mailand, wo er 1834 zum Präsidialsekretär bei der lombardischen Landesregierung ernannt wurde. Damals verfaßte er folgende staatswirtschaftliche und statistische Schriften: »Ueber den Freihafen von Venedig« (Wien 1831), »Geschichte der lombardischen Gemeindeverfassung« (Heidelb. 1844) und »Italienische Skizzen« (Mail. 1838). Im Jahr 1841 als Hofsekretär und Direktor der administrativen Statistik nach Wien berufen, organisirte er hier die statistische Anstalt und begann regelmäßige Veröffentlichungen der umfassendsten statistischen Arbeiten in den »Tafeln der Statistik der österreichischen Monarchie« (Wien 1841 ff.). Er ward 1846 zum Hofrath bei dem Generalrechnungsdirektorium ernannt und unternahm 1845 als Administrator der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, um die Gründung eines Handelsvereins zum leichtern Absatz der österreichischen Industrieerzeugnisse nach dem Orient anzubahnen, eine Reise dorthin. Im Jahr 1848 wurde er von seinem Heimatsbezirk in die Nationalversammlung zu Frankfurt gewählt und vom Minister Bruck unter Beibehaltung des statistischen Büreau's in das Handelsministerium berufen. Er gründete 1849 das handelspolitische Blatt »Austria« und begann im April 1850 die »Mittheilungen über Handel, Gewerbe und Verkehrsmittel«. An der Neugestaltung Oesterreichs nahm C. thätigen Antheil durch die ihm übertragene Organisirung mehrerer Centralstellen wie der Centralseebehörde zu Triest (1850), welcher er zwei Jahre hindurch vorstand, der Centralkommission für Erhaltung der Baudenkmale (1853), welche, von ihm bis 1863 geleitet, durch ihre Leistungen sich allgemeine Anerkennung erwarb, endlich der statistischen Centralkommission (1863). Im Jahr 1850 ward er Sektionschef im Handelsministerium und erhielt die Oberleitung der öffentlichen Bauten (1852), dann des Staatseisenbahnwesens (1853—59), in welche Periode die Vollendung der Bahn über den Semmering und jener über den Karst von Laibach nach Triest fiel. Im Jahr 1852 wurde er in den Freiherrenstand erhoben und 1859 zum Wirklichen Geheimen Rath ernannt. Er vertrat Oesterreich bei den statistischen Kongressen zu Brüssel (1853), Paris (1855), London (1860) und Florenz (1867), während er bei dem statistischen Kongreß zu Wien (1857) als Präsident fungirte. Im Jahr 1854 wurde er mit der Mission zur Kontrahirung eines Staatsanlehens von 35 Mill. Gulden in Paris, Amsterdam und Frankfurt a. M. betraut. Seine umfassendste Arbeit ist die große ethnographische Karte der österreichischen Monarchie, aus 9 Blättern bestehend und von 3 Bänden Text begleitet, die bis 1857 erschien. Seine bedeutendsten Schriften sind: »Oesterreichs Neugestaltung von 1848—58« (Wien 1859, 2 Bde.) und »Das österreichische Budget für 1862, verglichen mit jenen der vorzüglicheren anderen Staaten« (das. 1862, 2 Bde.). Außerdem sind von seinen Werken noch zu nennen: »Statistisches Handbuch für die österreichische Monarchie« (4. Aufl., Wien 1861); »Darstellung der Einrichtungen über Budget, Staatsrechnung und Kontrolle in Oesterreich, Preußen, Sachsen, Bayern ꝛc.« (das. 1866); »Görz, Oesterreichs Nizza; geographisch-statistisch-historische Monographie des Landes und der Stadt Görz« (das. 1873—74, 2 Bde.). Im Jahr 1866 trat C. in Ruhestand und lebt seitdem als Pensionär in Görz.

Czórtkow (spr. tschó-), Stadt und ehemaliger Kreishauptort im Königreich Galizien, am Sereth, südöstlich von Lemberg, Sitz eines Bezirksgerichts, mit zwei herrschaftlichen Schlössern, einem Dominikanerkloster und ca. 3500 Einw.

Czuczor (spr. zutzor), Georg, ungar. Dichter und Gelehrter, geb. 17. Dec. 1800 zu Andód im Komitat Neutra, trat 1824 in den Benediktinerorden, war 1825—35 Lehrer an den Gymnasien zu Raab und Komorn und lenkte als solcher durch seine Heldengedichte: »Die Augsburger Schlacht« (1824) und »Der Reichstag zu Arad« (Pest 1828), worin er fast die naive Objektivität der alten Klassiker erreicht, die Aufmerksamkeit auf sich. Später folgten »Botond« (Pest 1831) und »Johann Hunyady« (2. Aufl., das. 1833). Im Jahr 1835 zum Sekretär der ungarischen Akademie erwählt, zog er nach Pest, wo 1836 seine »Poetischen Werke«, von Toldy gesammelt, erschienen. Der erotische Inhalt derselben wie überhaupt Czuczors freies Leben bewirkten seine Zurückberufung ins Kloster und ein Verbot seiner Schriften. Erst 1842 erlangte er die Lehr- und Schreibfreiheit wieder; er veröffentlichte eine vortreffliche Uebersetzung des Cornelius Nepos (2. Aufl., Pest 1843) und ein »Leben Washingtons« (das. 1845), das sich durch edle Einfachheit und Präcision des Stils auszeichnet, und ward 1844 von der Akademie mit Ausarbeitung des großen akademischen Wörterbuchs betraut. Wegen eines im »Kossuth Hirlapja« im December 1848 abgedruckten Gedichts, »Riadó« (Weckruf), wurde er im Januar 1849 von Windischgrätz zu sechsjährigem Festungsarrest in Eisen (die man ihm jedoch bald abnahm) verurtheilt, dann bei der Einnahme Ofens durch die Ungarn befreit und, nachdem er sich freiwillig wieder gestellt und einige Zeit auf der Festung Kufstein gesessen hatte, 1850 amnestirt. Er starb 9. Sept. 1866 zu Pest, bis zu seinem Tod mit dem großen Wörterbuch der Akademie beschäftigt, das 1874 durch J. Fögaraſſy (s. d.) beendet wurde. Außer den genannten Dichtungen hat C. Volkslieder, Balladen, Legenden und Elegien producirt, die zu den klassischen Erzeugnissen der ungarischen Poesie gehören. Eine vollständige Sammlung seiner poetischen Werke erschien Pest 1856 in 3 Bänden.

D.

D (De), **d**, lat. **D**, **d**, der vierte Buchstabe des deutschen und aller bekannteren Alphabete, der weiche Zungen- oder Zahnlaut, hebräisch Daleth, griechisch Delta genannt, nähert sich dem S-Laut, daher im Griechischen das Delta oft in Zeta übergeht. Als Zahlenzeichen bedeutet im Lateinischen D (entstanden aus der Hälfte des Zeichens CIↃ = 1000) 500 und ↁ 5000. Als Abkürzungszeichen in römischen Inschriften und auf römischen Denkmälern ist D oder d = Decimus, Decretum, Decuria oder Decurio, Deo, die, Divus, domo; DD oder dd = devoti, Diis, Deabus, Domus divina (Kaiserhaus), donum dedit s. dedicavit; DDD oder ddd = dat, donat, dedicat; in juristischen Werken: D = Digesta; zur Bezeichnung akademischer Grade: D. oder Dr. = Doctor, Dd. = Doctorandus; auf Korrekturbogen (Ꭰ) = deleatur; auf Recepten = detur; auf Musikstücken = da, dal oder destra; in altfranzösischen Geldrechnungen D oder d = Denier; auf französischen Münzen Bezeichnung des Münzorts Lyon, auf preußischen von 1817—48 Düsseldorf, auf deutschen Reichsmünzen München, auf österreichischen Münzen Graz. In der Logik ist D das Zeichen, daß jeder Schluß der zweiten Figur, dessen Name mit D anfängt, z. B. Darapti, Dimatis, auf den mit D anfangenden Schluß der ersten Figur, Darii, reducirt worden ist (s. Syllogismus). Im modernen Tonsystem bezeichnet D (bei den Franzosen und Italienern re) die zweite diatonische Tonstufe oder die dritte Saite der diatonisch-chromatischen Tonleiter. Gegen den Grundton C macht der Ton D einen großen ganzen Ton aus; seine Saitenlänge verhält sich zu der des Grundtons C wie 8:9, folglich seine Schwingung wie 9:8.

D. A., Abkürzung für Divus Augustus.

D. a., Abkürzung für Dicti anni, besagten Jahrs.

Daalder (Rijksdaalder), Thaler, heißen in Holland die 2½-Guldenstücke oder 250 Cents = 4,28 Reichsmark.

Daba, ein merkwürdiges Höhlensommerdorf in Tibet, von den Eingebornen Stadt genannt, weil es die Residenz eines Dzongpon oder Festungsgouverneurs ist, liegt an einem linken Nebenfluß des obern Satledsch, unter 79° 57′ östl. L. v. Gr., 31° 13′ nördl. Br., 4536 Meter ü. M. und wurde 1810 von Moorcroft besucht, 1855 von den Gebrüdern Schlagintweit, 1865 von Kapitän Bennet in der Nähe gesehen, jedoch nicht betreten. Vom 5122 Meter hohen Nitipaß an der Grenze des britischen Gebiets von Garwhal führt der Weg über den sterilen, von zahlreichen Schluchten der stark eingerissenen Gebirgsbäche durchschnittenen Nordabhang des Himalaya hinab, der hier jeder Bewaldung entbehrt und nur mit einem spärlichen Graswuchs bedeckt ist. Wilde Pferde, die Kiang (s. d.), Murmelthiere ꝛc. suchen hier ihre Nahrung. Das enge Thal eines jener Gebirgsbäche enthält in der Länge einer Viertelstunde die sogen. Stadt. Die Thalwände, aus Mergel und Geröll bestehend, sind voll Aushöhlungen, die mit Thüren versehen, außen geglättet und getüncht sind und als Scheuern, einige auch während des Sommers als Wohnungen dienen. Als solche hat man aber meist steinerne Häuser mit flachen Dächern. Der von den Lama's, den buddhistischen Priestern, bewohnte Raum ist ganz roth übertüncht; auch andere zu Wohnungen eingerichtete Felsspalten sind phantastisch bemalt, so daß das Ganze, aus der Ferne von oben gesehen, das Bild einer Stadt mit Thürmen und Zinnen geben soll. Die wunderlichen Gestalten der Sandsteinfelsen wie die Höhlungen der letzteren verdanken ihren Ursprung ohne Zweifel mehr der Thätigkeit des Wassers als der Menschen. Die Bewohner treiben einen lebhaften Tauschhandel mit Garwhal (Salz, Borax, Schafe, etwas Moschus gegen Mehl, Reis ꝛc.); doch geht auch dieser außerhalb der Stadt vor sich. Das Klima ist kalt und scharf, die Schneegrenze liegt auf dieser Seite des Himalaya erst bei 6100 Meter Höhe. Vgl. H. v.

Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien, Bd. 3 (Jena 1872).

Dabbeh (Debbe), ansehnlicher Ort in Nubien, an der Strombiegung des Nils nach N., zwischen Alt-Dongola und Ambukol, Hauptstationsplatz für die von Dongola nach Darfur und durch die Bahiudawüste nach Kordofan gehenden Karawanen.

Daber, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Naugard, in sumpfiger Niederung zwischen dem trocken gelegten Daber- und dem Teetzsee, hat eine gothische Kirche (15. Jahrh.) mit gleich hohen Seitenschiffen, eine malerische Schloßruine und (1871) 2158 Einw., welche hauptsächlich Landwirtschaft treiben. Auch bestehen hier eine Kartoffelstärke- und Dextrinfabrik mit Dampfbetrieb. Bei der Trockenlegung des Dabersees kamen Pfahlbauten zu Tage, welche von Virchow untersucht wurden.

Dabistan, berühmtes Werk eines mohammedanischen Gelehrten, Mohsan, mit dem Beinamen Fani (der Vergängliche), der aus Kaschmir gebürtig war und im 17. Jahrh. lebte. Es handelt von 12 verschiedenen Religionen des Orients.

Dabrath, Levitenstadt des Stammes Issaschar, auf der Grenze mit Sebulon, am Berg Tabor; jetzt Dabora oder Dabury.

Da capo (ital., abgekürzt d. c. oder D. C., »von Anfang«), deutet in der Notenschrift an, daß ein Tonstück nochmals von vorn gespielt werden soll, und zwar bis zu der Stelle, welche der Komponist durch das Wort fine (»Ende«) oder durch eine Fermate (𝄐) als eigentlichen Schluß kenntlich gemacht hat. Am häufigsten war der Gebrauch des D. c. in der großen Arie (s. d.), deren erster Theil bis auf die Veränderungen und neuen Verzierungen, welche der Sänger nach eigenem Geschmack damit vornahm, hinter dem zweiten genau wiederholt wurde; in der heutigen Musik findet man die Bezeichnung D. c. vornehmlich in Symphonien und anderen Musikstücken der Sonatenform hinter dem Trio des Scherzo, ebenso in kleineren Tanzstücken. Auch ist D. c. ein den Italienern entlehnter auszeichnender Zuruf an Sänger und Instrumentalisten, das vorgetragene Stück zu wiederholen.

Dacca, s. Dakka.

Dach, derjenige Theil eines Gebäudes, welcher den innern Raum desselben von oben gegen den Regen, den Schnee und die Sonnenstrahlen schützen soll. Zur Erreichung dieses Zwecks, namentlich zur Ableitung des Schnee- und Regenwassers, muß die Dachfläche stets eine mehr oder minder geneigte sein; doch sind der Grad der Neigung und die dem D. etwa sonst noch zu gebenden Formen abhängig von den klimatischen Einflüssen, der Art der Deckung, dem ökonomischen Werth und den ästhetischen Anforderungen. In Bezug auf die Dachneigung unterscheidet man: das altdeutsche D., dessen Sparrenlänge der ganzen Tiefe des Gebäudes gleich ist, welches also mit der Balkenlage ein gleichseitiges Dreieck bildet; das neudeutsche (Winkel-) D., dessen Sparren oben unter einem rechten Winkel zusammenstoßen und dessen Höhe alsdann bei einer Neigung der Dachfläche von 45° der halben Gebäudetiefe gleich ist; das flache (griechische) D., dessen Höhe ¼ der Tiefe (Breite) mißt; das italienische D., dessen Höhe ⅛ der Tiefe beträgt, und das Altandach, dessen geringe Neigung das Herumgehen auf demselben gestattet. Unter einem Halb-, Drittel-, Viertel-, Zehntelbach versteht man allgemein ein solches, dessen Tiefe beziehungsweise das 2-, 3-, 4-, 10fache der Höhe 1 beträgt. Nach der Form des Daches unterscheidet man folgende Arten. Das Pultdach, auch Taschen- oder Halbdach, besteht aus nur Einer Dachfläche, erhebt sich schräg von der niedrigen Vorderwand zu der bis an den Giebel (First) des Daches reichenden Hinterwand und wird gewöhnlich bei Seitengebäuden, Schuppen und Ställen angewendet. Das Sattel- oder Giebeldach hat zwei meist von den Langseiten des Gebäudes aufsteigende, gegeneinander geneigte Dachflächen, welche oben in einer scharfen Kante, der First, zusammenstoßen und zwischen den beiden Giebelmauern liegen. Diese Art Dächer pflegt man auch als deutsche Dächer zu bezeichnen, weil man sie am häufigsten in den älteren Städten Deutschlands findet. Das gebrochene, neufranzösische oder Mansardendach, so genannt von seinem Erfinder Franz Mansard, besteht gleichsam aus zwei besonderen, aufeinander gesetzten Dächern, einem steilen untern und einem flachen obern, und kam zuerst in Paris in Aufnahme, weil man durch seine Anwendung eine den Etagenbau beschränkende Verordnung umgehen konnte, und fand dann auch in anderen Ländern ziemlich allgemeine Verbreitung. Bei dem holländischen oder Walmdach liegen auf den beiden Giebelmauern, die entweder mit den Hauptmauern in gleicher Höhe abgeschnitten, oder etwa ⅓ der Breite des Gebäudes über jene hinaufgeführt sind, auch Dachflächen, die dann Walme, Halbwalme, Krüppelwalme, Kühlenden oder wälsche Hauben heißen; diese Art Dächer findet man häufig auf frei stehenden Häusern. Das Zeltdach (französisch pavillon), eine Untergattung des Walmdaches, bildet eine flache Pyramide auf einer regelmäßigen quadratischen Grundfläche. Auf Thürmen gestaltet sich dasselbe zur aufstrebenden schlanken Pyramide. Ferner unterscheidet man unter den Dächern mit gekrümmten Sparren das Tonnen- oder Cylinderdach mit kreissegmentförmigen oder parabolischen Sparren und rechteckiger Grundfläche, das Kuppeldach, dessen Querdurchschnitte Halbkreise, Kreissegmente oder Parabeln und dessen Grundflächen Kreise oder regelmäßige Vielecke sind, und das geschweifte D. (Kaiser-, Helmdach, wälsche Haube, Thurmdach, Zwiebelkuppel), das aus ein- und ausgeschweiften, in einer Spitze zusammenlaufenden Dachflächen besteht und sich namentlich an älteren Kirchthürmen findet.

Das Material des Daches ist verschieden: die Dachstühle, welche die Dachbedeckung tragen, sind entweder, wie in den meisten Fällen, von Holz, von Holz und Eisen, oder, wie bei weitgespannten und feuersicheren Dächern, ganz aus Eisen. Die einzelnen Theile der hölzernen Dachstühle sind bei massiven Gebäuden die Mauerlatten, bei hölzernen die Blattstücken (Dachrahmen), horizontal auf der Wand oder den Wandsäulen nach der Länge des Gebäudes liegende Hölzer, auf denen die Dachbalken ruhen, welche die Decke des obersten Stockwerks und zugleich den Fußboden des Dachraums bilden. Sie ruhen, wie die Stockwerksbalken, auf den Umfassungsmauern, wo sie in die Mauerlatten oder, wie bei Fachwerksgebäuden, in Rahmen eingekämmt werden; sie sind länger als jene, weil sie die Dachtraufe und das profilirte hölzerne Dachgesims aufnehmen. Nach ihrer verschiedenen Lage unterscheidet man Giebelbalken, Bund- oder Wandbalken, Dachbinderbalken und ledige Balken. Die Dachbalken bilden zusammen die Dachbalkenlage, welche das

Dachgespärre und den Dachstuhl trägt. Sie muß, wenn möglich, durchgehende Balken erhalten, indem so die Verankerung mit den Umfassungsmauern die größte Festigkeit erhält. In jeden Dachbalken werden die Sparren ungefähr 7—8 Centim. tief eingezapft; es sind die Hölzer, die an ihren oberen Enden ebenfalls in einander gezapft sind und so die äußeren Dachformen bilden. Die Länge und Stärke der Sparren hängt von der Breite und Höhe des Daches ab. Sind sie, bei gewöhnlicher Stärke, über 4 Meter lang, so bedürfen sie, damit sie sich nicht biegen, gegen die Mitte ihrer Länge eine Unterstützung. Diese geben die parallel mit den Dachbalken in je zwei zusammengehörigen Sparren (Gebindsparren) eingezapften Stuhl- (Kehl-)balken. Eine Sparrenlänge von mehr als 9 Meter erfordert mehrere Kehlbalkenlagen, von denen die oberste Hahn- oder Hainbalkenlage genannt wird. Ist hierdurch die Verbindung in einzelnen Gebindsparren nach der Tiefe des Gebäudes hergestellt, so müssen dieselben nun auch eine Verbindung unter sich nach der Länge des Gebäudes erhalten. Diese wird bei Gebäuden unter 8 Meter Tiefe durch Windrispen (Windlatten), d. h. von dem einen Giebelbalken in diagonaler Richtung aufsteigende, innerhalb des Daches mit sämmtlichen Sparren befestigte Hölzer, bei Gebäuden über 8 Meter Tiefe durch einen Dachstuhl bewirkt. Dieser besteht aus besonderen, der Länge des Gebäudes nach unter den Kehlbalken weglaufenden, dieselben tragenden Hölzern (Stuhlrahmen), die, durch je 4—5 Meter entfernte, auf den Balken stehende Säulen unterstützt und mit diesen durch Riegel und Bänder verbunden, die Stuhlwand bilden. Diejenigen Gebindsparren, unter denen auf dem dazu gehörigen Balken solche Stuhlsäulen stehen, heißen Dachbinder (Bundgespärre), die zwischen je zwei solchen Bindern liegenden zwei bis drei Gebindsparren Leergespärre (leere Gebinde). Als Arten des Dachstuhls selbst unterscheidet man den Bock (verkehrt liegende Stuhlwände), wenn die Säulen (hier Rispen genannt) die entgegengesetzte Lage der Sparren haben; den stehenden Dachstuhl, wobei die Stuhlsäulen lothrecht auf den Balken stehen und den Stuhlrahmen unterstützen, und den liegenden Dachstuhl, wobei die Stuhlsäulen in ähnlicher Richtung wie die Sparren und unmittelbar unter denselben liegen. Der stehende Dachstuhl ist entweder ein einfacher, wenn bei Gebäuden bis zu 8 Meter Tiefe nur ein Stuhlrahmen unter die Mitte der Kehlbalken gelegt wird; oder ein doppelt stehender, wobei nahe unter beiden Enden der Kehlbalken zwei stehende Säulen den Stuhlrahmen unterstützen und durch schräg nach dem Kehlbalken gerichtete Streben (Winkelbänder) das Ausweichen der Stuhlsäule verhindern; oder ein dreifach stehender, wenn die Länge der Kehlbalkenlage mehr als 12 Meter beträgt und noch eine dritte Stuhlsäule in die Mitte gesetzt wird; oder ein abgesprengter, wobei der Druck des Daches durch Streben aufgefangen wird, die auf den Umfassungswänden ruhen und durch einen Spannriegel unmittelbar unter dem Kehlbalken verbunden sind. Die liegenden Stühle haben vor den stehenden den Vortheil, daß sie solider sind, mehr Dachraum gewähren, und daß die Binder auch auf ununterstützten Balken stehen können; sie erfordern aber gegen viermal mehr Holz und Arbeitslohn als diese. Beträgt die Tiefe des Gebäudes mehr als 28 Meter, so erhält es zwei Dachstühle über einander; überspannt aber das D. einen ganz freien Raum oder sehr große Abtheilungen eines solchen, wie bei Kirchen, Reit-, Exercir-, Schauspielhäusern und Sälen, so müssen die Binder Hänge- und Sprengwerke sein. Bei 15 Meter Spannung erhält das D. eine aus Hängesäulen bestehende Hängewand, bei 20 Meter Spannung zwei, bei 25 Meter drei und bei 30 Meter vier Hängewände. Flache Dächer ruhen auf Dachspitzen, d. h. senkrecht stehenden, auf den Balken ruhenden Säulen, welche das Firstholz unterstützen und durch Streben mit demselben verbunden sind. Neben den bisher angeführten allgemeinen Anordnungen erfordern die verschiedenen Dachformen besondere Verbindungen. Das Satteldach erhält eine Giebelwand, die außer den ohnehin zum Giebelbinder erforderlichen Säulen noch andere Wandsäulen mit Riegeln und Bändern erhält. Bei dem gebrochenen D. werden die Dachflächen durch obere und untere Sparren gebildet, deren erstere an ihrem untern, deren letztere am obern Ende in die Kehlbalken eingezapft sind. Als Längenverbindung und Unterstützung der Kehlbalken erhalten sie ebenfalls einen Dachstuhl, und zwar meist einen liegenden, oder bei weiten Spannungen Hängewerke. Das einseitige D. kann ein gerades oder ein gebrochenes sein; die Kehlbalken desselben müssen aber, damit der Druck der schrägen Dachfläche gegen die hohe Dachwand vermindert werde, durch eine schräg liegende Stuhlwand unterstützt werden. Das Walmdach hat zur Unterstützung seiner vier schrägen Dachflächen Sparren von vier verschiedenen Neigungen. Diejenigen Sparren, die nach der Giebelseite zu stehen kommen, werden in kurze, mit den Längenmauern des Gebäudes parallel laufende Balken, Stichbalken genannt, eingezapft. Die eine Ecke bildenden Sparren heißen Gratsparren, der Punkt, in welchem sich je zwei dergleichen Sparren an der First vereinigen, der Anfallspunkt des Walms, und die Stichbalken, auf denen sie stehen, Gratstichbalken. Gleiche Benennung erhalten die über den Grat- und Stichbalken liegenden kurzen Kehlbalken; dagegen heißen diejenigen Sparren, die nicht bis an die First reichen, sondern mit ihren oberen Enden an die Gratsparren genagelt werden, Schiftsparren. Bei liegenden Stühlen kommen unter die Gratsparren Stuhlsäulen. Das halbe Walmdach, dessen Walm erst in der Kehlbalkenlage anfängt, erhält daher nur von den Kehlbalken an Gratsparren, die auf Gratstich- und Kehlbalken stehen und unter der Kehlbalkenlage einen Dachstuhl haben wie die Giebeldächer. Diese Dachart gewährt den Vortheil, daß der Dachraum besser benutzt werden kann als bei den ganzen Walmdächern, und daß an den Giebelseiten bequem Giebelstuben und Fenster angebracht werden können. Um eine Holzersparnis zu erzielen und größere Räume ohne kostspielige Konstruktionen zu bedachen, hat schon in der Mitte des 16. Jahrh. der französische Baumeister Philibert de l'Orme die sogen. Bohlendächer erfunden, die zunächst von Gilly 1797 in Deutschland bekannt gemacht und nachher von mehreren Baumeistern, besonders in den preußischen und sächsischen Staaten, häufig angewendet wurden. Sie bestehen aus bogenförmigen Sparren (Bohlensparren), die aus je 4—5 Centim. starken, je 2—2,5 Meter langen, zwei- oder dreifach mit eisernen oder hölzernen Nägeln aneinander genagelten und hochkantig gestellten Bohlenstücken zusammengesetzt sind. Das durch dieselben gebildete D. erhält

entweder eine Spitzbogen- oder eine halbkugelförmige Kuppelgestalt; bei ersterer, wo alsdann das D. etwas mehr als die halbe Tiefe zur Höhe bekommt, muß der Bogen des Sparrens aus einem Mittelpunkt und so konstruirt sein, daß ein von dem Bogen auf das Mittel seiner Sehne gezogenes Perpendikel den sechsten oder siebenten Theil ihrer Länge beträgt; ferner müssen die Fugen der einzelnen Bohlenstücke nach dem Mittelpunkt ihrer Bögen geschnitten sein und dürfen nirgends auf einander treffen. An dem untern Ende stehen die Sparren mit doppelten Zapfen in den Balken oder, wo kein Dachboden erforderlich ist, auf Stichbalken oder bloßen Schwellen (Mauerlatten), an dem obern Ende aber, bei gerade fortlaufenden Dächern von beiden Seiten, mit Versatzungen in einer längs der First befindlichen Bohle (Firstbohle). Die Bohlensparren bedürfen keines Querverbands und deshalb auch keiner Dachstühle. Dagegen ist, wie bei anderen Dächern, eine das Verschieben der Sparren verhütende Längenverbindung erforderlich und kann, außer einer Verbindung durch Lattung, innere Verschalung, Walme oder starke Giebelwände, durch Sturmlatten oder durch 10 Centim. breite, 30 Centim. hohe, zwischen je zwei Sparren durchgesteckte und verkeilte Riegel bewerkstelligt werden. Die einer Eindeckung mit Ziegeln hinderliche, dabei nicht gut aussehende Spitzbogenform der Bohlensparren wird durch Schiftsparren äußerlich in eine ganz oder theilweise gerade umgeschaffen. Nur bei Kuppeldächern und Dächern über sehr weite Räume, die kein Gebälk erfordern, und wo dieses sowie kostspielige Hängewerke erspart werden sollen, wie bei Kirchen, großen Sälen u. dgl., sind Bohlendächer nützlich, nicht aber bei Gebäuden von geringerer Tiefe. Eiserne Dächer werden nicht nur wegen der durch sie, hölzernen Dächern gegenüber, verminderten Feuersgefahr und größern Dauerhaftigkeit, sondern auch wegen der Möglichkeit, größere Räume ohne Zwischenstützen zu überspannen, mit Vortheil mehr und mehr angewandt. Ueber geschlossenen Räumen, welche feuergefährliche Gegenstände bergen sollen, worin sich, nach etwa ausgebrochenen Bränden, eine Hitze von über 500° entwickeln kann, bei welcher das Eisen zu erweichen und biegsam zu werden beginnt, sind eiserne Dächer als nicht mehr feuersicher anzusehen und deshalb auszuschließen oder nur mit Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, welche das Eisen ihrer Bestandtheile vor Erweichung schützen. Die ersten eisernen Dachkonstruktionen erhielten gußeiserne Sparren, welche aus mehr oder weniger langen, mittels Flanschen und Bolzen unter einander verschraubten Stücken bestanden und an dem Fuß gewöhnlich mit schmiedeeisernen Zugstangen versehen waren. Hierher gehört der von Etzel konstruirte, mit hölzernen Pfetten versehene Dachstuhl über dem Dianabad zu Wien, der aus gußeisernen halbkreisförmigen, aus je zwei Stücken bestehenden, zusammengeschraubten Sparren und schmiedeeisernen Pfetten bestehende Dachstuhl einer Passage zu Hamburg, der Dachstuhl der Kornhalle zu Paris und die aus gußeisernem Sparren und kranzförmigen Pfetten mit schmiedeeisernem Faßring bestehende Schutzkuppel der Nikolaikirche in Potsdam. Mit den Fortschritten, welche man im Walzen des Eisens gemacht hat, wandte man sich der größern Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Konstruktion wegen mehr und mehr dem Schmiedeeisen zu, wobei höchstens noch kürzere, einem Druck ausgesetzte Theile von Gußeisen hergestellt werden. Wir unterscheiden die Dächer mit geraden und gekrümmten Sparren, welche beide entweder über rechteckigen, oder über polygonalen und runden Grundrißformen zur Anwendung kommen. Unter den zahlreichen Systemen der Dächer mit geraden Sparren sind das System des deutschen Dachstuhls, wobei der Sparren durch eine zu demselben unter einem spitzen Winkel geneigte Strebe und der Seitenschub durch eine geneigte schmiedeeiserne Zugstange unterstützt wird, das System des französisch-belgischen Dachstuhls, dessen Sparren durch eine, drei oder fünf zu ihm normale guß- oder schmiedeeiserne Streben mit den zugehörigen schmiedeeisernen Zugstangen unterstützt wird, und das System des englischen Dachstuhls, dessen Sparren durch eine Reihe geneigter Streben und lothrechter Zugstangen oder lothrechter Streben und geneigter Zugstangen unterstützt wird, hervorzuheben. Schwer zu belastende Böden unterstützt man mittels eiserner zusammengesetzten Hängwerke, welche aus so vielen einfachen Hängwerken bestehen, als Unterstützungspunkte erforderlich sind. Die Sparren dieser Dächer erhalten meist T-, seltener I-förmigen, die Streben meist +-förmigen, die Zugstangen entweder rechteckigen oder runden Querschnitt. Statt der hölzernen Latten oder Schalbreter werden alsdann schwache ⌊-förmige oder I-förmige schmiedeeiserne Pfetten angewandt, welche das Deckmaterial unmittelbar aufnehmen. Die Detailverbindung dieser Theile erfolgt an dem Sparrenfuß meist durch gußeiserne Lagerstühle ohne oder mit besonderen Unterlagsplatten, in der First und an den einzelnen Knotenpunkten mittels schmiedeeiserner Laschen und Niet- oder Schraubenbolzen. Unter den Dächern mit polygonalen oder gekrümmten Sparren sind das paraboliſche Tonnen- und Kuppeldach hervorzuheben, wovon das erstere mehrfach bei weitgespannten Bahnhofshallen, das letztere besonders zur Bedeckung von Gasometern und centralen Lokomotivschuppen in Anwendung gekommen ist. Die Bildung der Details erfolgt in einer der zuvor angegebenen ähnlichen Weise. Steinerne Dächer sind Gewölbe, deren Oberfläche mit Steinplatten belegt ist. Sie behalten entweder die Form der Gewölbe, wie bei Kuppeln, oder erhalten eine gerade, den Giebeldächern gleiche Dachfläche. Man findet steinerne Dächer auf Kirchen aus dem Mittelalter und deren Thürmen, außerdem werden sie beim Festungsbau angewendet.

Die Wahl der Konstruktion eines Daches wird bedingt durch die Belastung und durch das Profil des Daches. Die erstere ist entweder eine stetige (s. unten), oder eine wechselnde. Die stetige Belastung besteht aus derjenigen des Eigengewichts, die wechselnde aus derjenigen des Schnee- und Winddrucks. Der größte Schneedruck auf ein Halb-, ein Fünftel- und ein Zehnteldach kann beziehungsweise zu 55, 73 und 77 Kilogr. pro □Meter Dachfläche, der stärkste Winddruck bei 30 Meter Geschwindigkeit des Windes in der Sekunde bei einem Halb-, einem Fünftel- und einem Zehnteldach beziehungsweise zu 109, 34 und 15 Kilogr. pro □Meter Dachfläche angenommen werden. Die Eigengewichte der Dächer variiren mit deren Material, Konstruktion und Neigung. Näheres hierüber vgl. Heinzerling, Die angreifenden und widerstehenden Kräfte der Brücken- und Hochbaukonstruktionen (Berl. 1867).

Die Dachfläche wird, wenn hölzerne Dachsparren vorhanden sind, mit Dachlatten benagelt (Belattung), worauf dann die Dachbedeckung (Dach-

deckung) folgt. Dieselbe wird eingetheilt in harte Deckung, Deckung mit Metall und in weiche Deckung. Das Material zur harten Deckung (Ziegeldach) ist der Dachziegel (s. Mauersteine). Nach der Art der Eindeckung ist das Ziegeldach entweder ein einfaches oder Spließdach, bei welchem die Lattung von Oberkante zu Oberkante 17,5—20 Centim. weit ist, auf jede Latte eine Reihe Ziegel kommt und unter die Fugen Dachspäne gelegt werden (1 QMeter Spließdachfläche von 17,5 Centim. Lattenweite erfordert 6,5 laufende Meter Latten, pro laufender Meter Latte 15 Stück Speichernägel oder Drahtstifte, 36—38 Stück Ziegel und 38 Stück Spließen, bei Verdichtung der Stoßfugen mit Kalkmörtel rechnet man 0,36 Kubikm. Mörtel auf 1000 Stück Ziegel); oder ein Doppeldach, bei welchem die Lattung 11,25—13,75 Centim. weit ist, die obere Reihe Ziegel die untere vollkommen überdeckt und daher die Dachspäne wegfallen. Die oberste und unterste Schicht erhält bei beiden Dachungen zwei Reihen Ziegel, welche man Doppelschichten nennt; die oberste heißt auch Firstschicht, die unterste Traufschaar (1 QMeter Doppeldachfläche erfordert 9 laufende Meter Latten, pro laufender Meter Latte 21 Stück Speichernägel oder Drahtstifte und 55 Stück Ziegel). Beträgt die Lattenweite 20—21,25 Centim., und hängt auf jeder Latte eine Doppelschicht, so nennt man es Kronen- oder Ritterdach, bei welchem auf 1 QMeter 5,5 laufende Meter Latten, auf 1 laufenden Meter Latte 12 Stück Nägel oder Drahtstifte und 30—35 Stück Ziegel kommen. Die böhmische Dachdeckung unterscheidet sich dadurch von der vorigen, daß zwischen die Fugen der Dachziegel und zwischen je zwei aufeinander liegende Ziegel eine Mörtelschicht gebracht wird. Die Ziegel werden in Verband, d. h. so gedeckt, daß die Fugen zwischen zwei Ziegeln von den darüber liegenden Ziegeln gedeckt werden. Bei Anwendung der S-förmigen sogen. Pfannenziegel oder Dachpfannen, auch Krumm- oder Krempziegel, welche mit Nasen auf den Latten hängen, und deren konkave Seite durch die konvexe des andern, in Kalk gelegten Ziegels gedeckt wird, kommen auf 1 QMeter 4,5 laufende Meter Latten, auf 1 laufenden Meter Latte 12 Stück Speichernägel und 20 bis 25 Stück Ziegel. Die Eindeckung der Dachfirsten und Grate der zuvor genannten Dächer mit Hohlziegeln erfordert pro laufenden Meter 3,4 Stück Hohlziegel, 0,53 Kubikcentim. gelöschten Kalk, 1 Kubikcentim. Sand und 0,082 Kilogr. Kuhhaare. Die italienische Dachdeckung ist 37,5 Centim. weit gelattet; eine Reihe gerader Platten, 40 Centim. lang, 15 Centim. breit, 2,5—3 Centim. stark, liegt auf 7,5—10 Centim. hohen Latten, und auf den Platten mit erhöhter Kante liegen zu beiden Seiten Flachziegel, die oben 32,5 Centim., unterhalb 25 Centim. breit und von derselben Länge wie die Platten sind. Mit den Platten werden die oberen Ziegel, die flach sind, in Verband gelegt; die Hohlziegel kommen auf die oberen Flachziegel, greifen über die Kanten derselben und decken die Fugen. Werden die unteren Ziegel der obigen Deckung nahe aneinander gelegt und die Fugen mit schmäleren Hohlziegeln überdeckt, so entsteht die antike Dachdeckung. Besteht die ganze Deckung aus Hohlziegeln, und zwar so, daß die unteren mit der konkaven Seite nach oben und auf deren Fugen andere mit der konkaven Seite nach unten (⌒) gelegt werden, so nennt man die oberen Mönche, die unteren Nonnen, das Ganze aber ein Priependach. Das Gewicht dieser Ziegeldächer ist sehr verschieden; in der Regel wiegt 1 QMeter einfaches Ziegeldach ca. 100 Kilogr., Kronendach ca. 130 Kilogr., Priependach ca. 150 Kilogr. Die Dachhöhe muß mindestens ein Drittel der Tiefe betragen; übrigens s. Mauersteine.

Bei Schieferdeckung werden die Sparren entweder mit Bretern verschalt, oder je nach der Größe der Schieferplatten 7,5—15 Centim. weit gelattet. Die mit Löchern versehenen Schieferplatten werden auf die Unterlage mit 1 oder 2 Nägeln (Schiefernägeln) in schräger oder gerader Richtung aufgenagelt; an der obern und untern Dachkante aber werden größere Platten (Kantensteine) angebracht. First und Gräte werden mit Metall gedeckt. Zum Anhängen der Leitern bei Reparaturen werden in die Sparren in je 3 Meter Entfernung von einander gekrümmte eiserne Haken, sogen. Dachhaken, Dachknappen, eingeschlagen. Die Schieferdächer sind flacher als die Ziegeldächer, indem sie ¼ bis ⅛ der Tiefe des Gebäudes zur Höhe haben. Man unterscheidet mehrere Arten. Beim deutschen Schieferdach von unbearbeitetem Schiefer, der nach Centner oder Rieß verkauft wird (1 Rieß = 5 Centner), wird die Eindeckung in schrägen Reihen bewerkstelligt, wodurch das sogen. Schuppendach entsteht. Zu 1 QMeter braucht man 2 Stück vierlattige Dachdielen, 0,2 Rieß = 0,6 Meter Dachschiefer, 16—20 Stück Drahtstifte, 160 Stück Decknägel und 32 Stück Schloßnägel. Beim englischen Schieferdach sind pro QMeter zwei vierlattige Dachdielen, 38 Stück $^{26}/_{16}$ Centim. große Schablonenschiefer, 16—20 Stück Drahtstifte, 500—750 Stück Schloß- oder Decknägel erforderlich. Das Gewicht eines Schieferdaches inkl. Schalung und Sparren beträgt 75—80 Kilogr. pro QMeter und 24 Kilogr. ohne die beiden letzteren. Zu den Dachbedeckungen von oder vor Räumen, welche viel Licht erfordern, wie bei Bahnhofshallen, Oberlichtsälen, Perrondächern u. dgl., wird in neuerer Zeit besonders Dachglas (geblasenes Dachglas, Rohrglas, gegossenes Glas, Gußglas) von 9—12 Millim. Stärke hergestellt, welches gewöhnlich zwischen eisernen Sparren auf zwei verschiedene Arten eingedeckt wird. Die Glastafeln werden entweder in die Falze von L-förmigen Fenstersprosseneisen so eingelegt, daß die oberen über die unteren etwas übergreifen, mit Glaserkitt verstrichen und durch kleine, seitlich an jene Sprossen genietete Winkellappen und Stifte an dem Abrutschen und Aufklappen verhindert, oder sie werden so über rinnenförmige Sparren gelegt, daß ein Zwischenraum zum Abfluß des Wassers bleibt, und mittels federnder Querbänder und Bolzen auf den Sparren festgehalten.

Bei der Deckung mit Metallblechen muß das D. mit Bretern verschalt werden; die Metalltafeln werden besser in runde Falze umgebogen und angenagelt, als zusammengelöthet, weil die Dehnbarkeit derselben in den Falzen mehr Spielraum hat als beim Löthen; bei gebogenen Dachflächen ist aber das Löthen unumgänglich nöthig; da, wo Nagelung angewendet wird, werden lange Streifen (Haftbleche) eingelegt. Die Metalldächer können ganz flach gemacht werden. Das vorzüglichste Metall zur Dachdeckung ist Kupfer, welches aber sehr kostspielig ist; der Zink leistet dieselben Dienste und kommt als Zinkblech oder als gewellter Zink zur Verwendung. Die Eindeckung mittels Zinkblechs erfolgt entweder nach dem sogen. Leistensystem, wobei die einzelnen Zinktafeln zwischen Leisten aufgebogen und durch übergeschobene

und dann niedergebogene Zinkstreifen verbunden werden, oder nach dem Rautensystem, wobei die Ränder der rautenförmigen Zinktafeln übereinander gebogen und durch Haften festgehalten werden. Das Leistensystem erfordert pro QMeter Dachfläche 8,35 Kilogr. Zink Nr. 14 (ca. 0,9 Millim. stark), 7,52 Kilogr. Zink Nr. 13 (ca. 0,8 Millim. stark) und 6,7 Kilogr. Zink Nr. 12 (ca. 0,7 Millim. stark); der QMeter rautenförmiger Bedachung wiegt von Zink Nr. 9 bis 12 (ca. 0,7 bis 0,5 Millim. Stärke) 3,33 bis 5,31 Kilogr. Die Eindeckung mit wellenförmigem Zink erfordert einschließlich der Haften 9,25 Kilogr. von Zink Nr. 14, 8,31 Kilogr. von Zink Nr. 13 und 7,4 Kilogr. von Zink Nr. 12. Die Eindeckung mit sogen. kannelirtem Zink erfordert etwa denselben Aufwand wie die mit wellenförmigem, und letztere etwa 4—5 Proc. mehr als die mit glattem. Zur Eindeckung mit Kupferblech decken Tafeln von 0,77, 1,54 und 2,56 QMeter Größe beziehungsweise 0,62, 0,9 und 2,2 QMeter Dachfläche und erfordern pro Tafel beziehungsweise 6, 7 und 8 Haften und doppelt so viele Nägel. 24 Haften und 48 Nägel wiegen ca. 1 Kilogr. Für den QMeter Bleibedachung werden 19—25 Kilogr. Bleiblechtafeln erforderlich, welche theils verlöthet, theils durch verzinnte Nägel festgehalten werden.

Zur weichen Deckung gehören zunächst die Schindeldächer. Von Schindeln unterscheidet man die großen, welche 1 Meter lang, 7,5 - 12,5 Centim. breit, 1,25 Centim. dick, aus Kiefernholz gespalten und mit Nuthen versehen sind und auf die 40 Centim. weite Lattung mittels hölzerner Nägel im Verband befestigt werden, und die kleinen, welche 35—37,5 Centim. lang, 7,5—10 Centim breit sind, eine 20—25 Centim. weite Lattung erhalten und mit eisernen Nägeln verbandmäßig übereinander genagelt werden. Die kiefernen Schindeln halten 15, die fichtenen 9—10, die eichenen wohl 30 Jahre. Die Dachhöhe muß mindestens 1/3 der Tiefe betragen. Diese Dachung ist hier und da als feuergefährlich verboten und wenig dauerhaft. Will man ein Schindeldach mit verminderter Feuersgefahr herstellen, so weicht man die Schindeln in einer verdünnten Auflösung von Potasche, Vitriol, Alaun oder Küchensalz eine Zeitlang ein, gibt ihnen nach dem Eindecken auf der innern Seite einen feuerfesten Anstrich, belegt sie auswendig mit einander überdeckenden Baumrindenstücken (namentlich Birken-, Tannen- und Erlenrinde), nagelt dann von Elle zu Elle wagrecht eine Latte so, daß das Wasser darunter durchfließen kann, und bedeckt das D. mit Erde, worin man Hafer, Gurken oder Rasen säet. Beim Schindeldach mit Strohbelag wird auf die Schindeln Lehm gestrichen und Stroh mit den Aehren nach oben aufgelegt und angeplätzt. Das Breterdach ist eine Dachschalung mit abwärts gehenden Fugen, entweder aus gespündeten Bretern oder mit Leisten auf den Fugen versehen, welche sich vorzugsweise auf Pfetten anbringen läßt, aber nur hält, wenn sie gut im Anstrich gehalten wird. Die Breter parallel mit den Firsten zu legen, ist ganz unzweckmäßig. Die Dauer eines solchen Daches kann man durch Sieden der Breter in Leinöl vermehren. Noch wendet man kieferne Bretstreifen von 60 Centim. Länge, 2 Centim. Dicke und 15 Centim. Breite an, die mit halben Falzen aufeinander gelegt werden, oben aber gehobelt sein müssen und mit einer Lauge von Thon und Schwefelsäure angestrichen werden. Eine solche Dachdeckung kann 50 Jahre liegen. Gespaltene Breter sind deshalb vorzuziehen, weil sie sich weniger werfen als die ganz gelassenen. Theer mit Kohlenstaub vermischt ist ein guter Anstrich für dieselben, ebenso Theer mit Sand besiebt und dann mit einer Mischung von 3 Theilen abgelöschtem Kalk und 1 Th. Ochsenblut, 1/2 Th. in Wasser zerlassenem fetten Thon, 1/2 Th. fein gestoßenem Gips, 1 Th. fein gesiebtem Sand, 2 Th. Ziegelmehl, 1 1/2 Th. grobem Hammerschlag, 2 Th. klein gehackten Thierhaaren, die bis zur Konsistenz von Tünchkalk verdünnt wird, 1 Centim. dick überzogen, mit scharfem Sand bestreut und überweißt. Auch wendet man statt der schmalen Breter die Dachspäne (s. d.) an. Bei Stroh- und Rohrdeckung besteht die Lattung aus starken gespaltenen Stangen, welche in 30—37,5 Centim. Weite auf den Sparren befestigt werden. Auf diese werden die Strohbündel (Dachschauben), die Aehren nach unten gekehrt, mittels Strohbänder befestigt und durch Bandstöcke, gewöhnlich Weidenruthen, welche parallel dem First auf das Stroh gelegt und durch dasselbe hindurch an den Sparren und Strohseilen befestigt werden, gehalten. Die Dicke der doppelt übereinander liegenden Stroh- und Rohrdecke beträgt 30—37,5 Centim.; der First und die Grate werden gewöhnlich mit Schindeln oder Ziegeln belegt. Die Dachneigung muß mindestens 55° betragen. Strohlehmschindeln (Streichschindeln) sind aus Stroh mit Lehm bereitete Tafeln, bei deren Anfertigung man naß gemachtes Stroh auf einem Tisch ausbreitet, einen 1—1,25 Meter langen Stock quer über dasselbe und die Aehrenenden um denselben herumlegt, nachdem man das Stroh mit geschlämmtem Lehm auf beiden Seiten tüchtig bestrichen hat. So erhält man eine Lehmtafel von 7,5—10 Centim. Dicke. Das D. wird 45—50 Centim. weit gelattet, und die Lehmschindeln werden im Verband mittels der Stöcke und mit Bindweiden an die Latten befestigt, die Fugen aber mit Lehm verstrichen. Bei der vom Kommissionsrath Dorn in Berlin erfundenen und daher nach ihm benannten Dorn'schen Dachbedeckung werden auf die Dachbalken Sparren so gelegt, daß die Dachfläche 1,25—2,5 Centim. Fall für den laufenden Meter erhält, und gespaltene oder geschnittene Latten von 6,25 Centim. Breite, 3,25 Centim. Stärke in Zwischenräumen von 1,25—2 Centim. aufgenagelt. Hierauf wird eine hinreichende Menge gereinigten Lehms mit Wasser zu einem breiartigen Mörtel angemacht und mit guter trockener, faseriger, ausgelaugter Gerberlohe so vermischt, daß zu jedem Kubikmeter Lehm etwa 30 Kilogr. Lohe genommen wird. Die Masse wird auf die Dachfläche zwischen Lehrlatten in 1,25—2 Centim. Stärke mit der Mauerkelle scharf aufgetragen, so daß der Lehm in die Zwischenräume der Latten eindringt, und sodann mit dem Reibebret vollständig geglättet. Bei Schornsteinen läßt man die Lehmlage etwas anlaufen und zuletzt erst den Abputz des Schornsteins vornehmen. Das ganze D. bestreut man mit gutem trockenem Mauersand, den man in die Risse kehrt, und überstreicht es drei- bis viermal mit Steinkohlentheer. Nachdem dieser Anstrich trocken geworden ist, wird ein letzter Anstrich, bestehend aus 8 Theilen Steinkohlentheer, 1 Th. weißem Harz und 1 Th. Kolophonium, gegeben und derselbe mit feinem, trockenem Sand dick übersiebt; schließlich werden alle entstehenden Sprünge und Risse mit Lehm, Sand und Theer verstrichen. Soll das D. betreten werden, so macht man auf die erste eine zweite Lehmlage, die Decklage, mit Theeranstrich von gleicher Dicke. Solche Dächer

bauern 10—15 Jahre. Die Mastirbedachung wird auf verschiedene Weise gemacht. Lehmmastir besteht aus gepulvertem und gesiebtem Lehm, faseriger, feiner Lohe und gutem Steinkohlentheer: Bestandtheile, welche über Feuer in einem großen Kessel unter Zusatz von etwas Sand zu einer breiartigen Masse vermengt werden. Das Auftragen geschieht auf dieselbe Weise wie bei dem Dorn'schen D. Ist die Mastirlage so weit trocken, daß man darauf gehen kann, so wird die ganze Oberfläche mit trockenem, gesiebtem Sand bestreut, worauf dann ein wasserdichter Ueberzug gemacht wird. Der Holzkohlenmastir besteht aus trockenem, gepulvertem Lehm, gestampfter Holzkohle und Steinkohlentheer, welcher, bis zum Kochen erwärmt, dem erstern in einem gewöhnlichen Kalkkasten zugesetzt und tüchtig damit vermengt wird. Steinkohlenaschenmastir besteht aus einer Mischung von Steinkohlentheer und Steinkohlenasche und wird ganz so wie der Holzmastir präparirt. Die Schalung wird hierbei nur mit noch engeren Zwischenräumen ausgeführt. Die Masse wird 3 Centim. stark lose aufgeschüttet, mit der Kelle ausgebreitet und etwas geebnet, sodann mit hölzernen Schlägeln geglättet und dieses Schlagen nach einigen Tagen mit Unterstreuung von einiger Steinkohlenasche wiederholt. Statt der Schlägel wendet man auch mit Vortheil eine Walze an, weil dadurch weniger Erschütterung veranlaßt wird. Da diese Masse zu wenig elastisch ist, so gibt man ihr eine 1—1,25 Centim. starke Unterlage von Dorn'scher Masse. Ueber Holzcementdächer s. Holzcement. Bei der Dachpappe- oder Steinpappeeindeckung wird das D. mit 2—2,5 Centim. starken, ca. 15 Centim. breiten Bretern möglichst gut verschalt. Es erhält $^1/_8$ bis $^1/_{12}$ Tiefe eines Doppeldaches oder $^1/_4$ bis $^1/_6$ eines einseitigen Daches. Die Pappen (s. Dachpappe) müssen, wenn sie alt sind, ehe sie verdeckt werden, mindestens 12 Stunden lang in ein Gefäß mit Wasser gelegt werden, damit sie sich beim Trocknen glatt und straff auf die Schalung aufspannen. Sie werden mit der Spitze nach der Grundlinie des Daches gerichtet und mittels breitköpfiger Nägel aufgenagelt. Diese Diagonaldeckung ist besser als die der Grundlinie parallele. Es ist dabei zu beachten, daß die Fugen nicht der Wetterseite entgegenstehen. Wo die Pappen zusammenstoßen, werden sie 6,25—7,5 Centim. übereinander gelegt. Zwischen die beim Uebereinanderlegen der Pappen entstehenden Fugen wird eine Mischung von dickem Theer und Steinkohlenpech gestrichen. Auf den Firsten läßt man entweder die eine Seite der Pappe überstehen, um diese auf der andern Seite herüberzunageln, oder man schneidet beide Pappen, wo sie zusammenstoßen, ab und setzt Kappen von Pappe darüber. Sind die Fugen nochmals mit obiger Theermischung überstrichen, so wird das ganze D. noch mit einer Mischung aus $^2/_3$ Th. Theer und $^1/_3$ an der Luft gelöschtem, fein gesiebtem Graukalk überstrichen und gleichzeitig die frisch getheerte Fläche mit feingesiebtem scharfem Flußmaurersand oder Steinkohlenasche bestreut. Die Dachhöhe muß mindestens $^1/_{24}$ der Tiefe betragen. In neuerer Zeit ist in Preußen, Sachsen ꝛc. das Decken der Dächer, namentlich flacher Dächer, mit der neu erfundenen Steindachpappe von Stalling u. Komp. sehr in Aufnahme gekommen, indem sich diese Pappe durch ihre Nichtverbrennbarkeit und Leichtigkeit empfiehlt.

In ihrer ursprünglichen Form bestanden die Wohnungen der Menschen nur aus dem D. allein, das zu beiden Seiten bis auf die Erde herunterreichte. Als jedoch die Wohnungen sich in weitläufigere, von hohen und starken Mauern umschlossene Bauwerke verwandelten, auf deren oberem Gipfel das D. ruhte, ward dadurch auch die Form des letztern auf mancherlei Weise verändert. Die Dächer der Morgenländer waren flach, wie noch jetzt. Sie waren mit Backsteinen gemauert und mit breiten Steinen oder mit einer Erdschicht, oft auch mit Marmor- oder Metallplatten belegt und mit einer gegen den Hof zu niedrigen, nach der Straße hin höhern Brustwehr versehen. Mitten darüber ging ein Kanal, aus dem das Regenwasser in den Hof herabfloß. Auf dem D. hielt man sich bei gutem Wetter auf, um freie Luft und Aussicht zu genießen; hier badete, speiste, schlief man in den Sommermonaten ꝛc., weshalb auch Gärten, Fischbehälter, Bäder ꝛc. sich daselbst befanden, wie noch jetzt. Hatten die Häuser gleiche Höhe, so konnte man von D. zu D. gehen. Runde und gewölbte Dächer waren selten und galten für sehr prächtig. Die Dächer der Griechen hatten insgemein eine mehr oder weniger flache Erhöhung und sprangen in den ältesten Zeiten weit über das Gebäude hervor, was aber, wegen Verfinsterung der Straßen, von Aristides, Themistokles und dem Areopag verboten wurde. In späteren Zeiten bildeten bei prächtigeren Wohngebäuden die platten Dächer künstliche, mit Säulen ausgeschmückte Altane, an welchen große, mit Bildsäulen verzierte Erker hervorragten. Die Tempel hatten zum Theil gar keine Dächer; sonst war das D. gewöhnlich von Stein, bei runden Tempeln gewölbt, bei viereckigen dreiseitig prismatisch, bei letzteren gewöhnlich mit einem mit Basreliefs geschmückten Giebel oder Frontispiz. Die römischen Wohnhäuser hatten oft, nach orientalischer Sitte, ein plattes D. mit ungefähr 20 Proc. Gefälle zur Ableitung des Regenwassers, oft mit Gärten, selbst Obst- und anderen Bäumen besetzt. Häufiger waren aber schiefe Dächer, die den neueren Pultdächern glichen. Oeffentliche Gebäude, besonders Tempel, bekamen entweder ein rundes D., oder ein Satteldach, das ungefähr $^1/_3$ der Breite zur Höhe hatte, wodurch zwei Giebel, die Hauptzierde der Tempel, entstanden. Gegen das Ende der Republik ging diese Art von Dächern auch auf die Wohnhäuser über, und Cäsar war einer der ersten, die ihren Häusern solche Giebel gaben. Der Sims ließ die Traufe durch Löcher ablaufen; in geringeren Häusern bestand die Traufe aus Bretern. Was den innern Ausbau des Daches betrifft, so wurde auf jeden Hauptbalken, der auf den Säulen und Wandpfeilern lag, eine Giebelsäule unter den First des Daches (columen in summo fastigio culminis) gestellt, in diese Säule aber und in die Sparren verzapfte man Spannriegel oder Querbalken (transtra) und Strebebänder (capreoli), um den langen Sparren mehr Festigkeit zu geben und dem Werfen der hohen Giebelsäule vorzubeugen. Oben von dieser Giebelsäule bis auf das Ende des Hauptbalkens gingen die Sparren (canterii) herab. Ueber die Sparren wurden in der Quere die Dachstuhlrahmen (templa) gelegt und auf diese der Länge nach herunter die Latten (asseres), welche die Dachziegel trugen und so weit herunterreichten, daß sie vor den Enden der Hauptbalken etwas hervorragten, damit das D. einen Vorsprung erhielt und die Mauer des Gebäudes gegen die Traufe geschützt war. Bei niedrigeren Dächern fielen die Kehlbalken und Streben weg. Also lagen bei dem römischen D. die Dachstuhlrahmen

nicht, wie jetzt, unter den Sparren, sondern darüber, und die Latten lagen nach der Länge des Daches herunter, statt, wie heutzutage, nach der Quere. Diese Dächer waren mit Hohlziegeln statt der früheren Schindeln gedeckt, indem man wahrscheinlich zuerst solche Ziegel aufnagelte, die an beiden Seiten einen erhabenen Rand hatten, und dann da, wo die Ränder der beiden Ziegel zusammenstießen, einen Hohlziegel in Kalk auflegte, um alle Fugen zwischen den unteren Ziegeln gehörig zu decken.

Dach, Simon, deutscher Liederdichter, geb. 23. Juli 1605 zu Memel, wo sein Vater Dolmetscher der litauischen Sprache war, besuchte die Schulen zu Memel, Königsberg, Wittenberg und Magdeburg, studirte in Königsberg Theologie und Philosophie, ward 1633 Kollaborator und 1636 Konrektor an der Domschule daselbst und infolge eines dem Kurfürsten von Brandenburg geweihten Gedichts 1639 Professor der Dichtkunst. Der Tod seines Freundes, des Dichters Robert Roberthin (1648), versenkte ihn in tiefe Schwermuth; er starb 15. April 1659. Seine zahlreichen geistlichen und weltlichen Lieder sind in verschiedenen Sammlungen und fliegenden Blättern zerstreut, besonders in den »Geistlichen Arien« des Organisten Heinrich Albert (4. Aufl., Königsb. 1652—54; nachgedruckt, Leipz. 1657). Einige, besonders die Gelegenheitsgedichte auf das kurbrandenburgische Haus, erschienen nach seinem Tod unter dem Titel »Kurbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Scepter« (Königsb. 1661). Eine Auswahl seiner weltlichen Gedichte befindet sich in Wilhelm Müllers und K. Försters »Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts« (Leipz. 1822—1838, Bd. 5). D. gehört zu den bedeutendsten Nachfolgern der Meister der Ersten schlesischen Dichterschule und war der Mittelpunkt des sich während des Dreißigjährigen Kriegs bildenden Königsberger Dichterbundes. Ein Zug von Melancholie und Klagen über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens gehen durch seine sämmtlichen Poesien, daher ihm auch das weltliche Lied, das Schäfer- und Liebesgedicht, worin er die Franzosen und Holländer nachahmte, weniger gelang; doch ist sein (ursprünglich niederdeutsches) »Aennchen von Tharau« noch jetzt ein beliebtes und gern gehörtes Lied. Seine Sprache ist rein und zwanglos, der Ausdruck innig und naiv; immer aber fehlt dem Ganzen der Ausdruck einer freien Seele. D. ist auch Verfasser einiger freilich verfehlter Schauspiele. Viel bedeutender ist er als kirchlicher Dichter; in seinen geistlichen Liedern (z. B. »Ich bin ja, Herr, in deiner Macht«, »O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen«) steht er neben Paul Gerhard. Auch unter seinen Naturliedern sind einige sehr vorzügliche. Seine Autorschaft der Schwanksammlung »Kurzweiliger Zeitvertreiber« (o. O. 1668, 5. Aufl. 1700) wird von J. Grimm bezweifelt. Vgl. Gebauer, Simon D. und seine Freunde als Kirchenlieberdichter (Tübing. 1828).

Dachau, Marktflecken mit städtischer Verfassung im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, auf einer Anhöhe an der Amper, nordwestlich von München, Sitz eines Bezirksamts, eines Landgerichts und eines katholischen Dekanats, hat ein hoch gelegenes Schloß mit schönem Garten, 2 Kirchen, ein Filialinstitut der Armen Schulschwestern, ein Spital, ein Denkmal des Kurfürsten Karl Theodor, der den beschwerlichen Bergweg in eine bequeme Straße umschaffen ließ, Papier-, Malz- und Tuchfabrikation, bedeutende Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, lebhaften Getreide- und Holzhandel und (1871) 2166 durchaus kathol. Einwohner. Dabei Tara, mit Wallfahrtskirche, und Kloster Innersdorf. D. war im Mittelalter der Stammsitz eigener Grafen aus dem Hause Scheyern, die 1175 ausstarben, worauf es durch Kauf an das Haus Wittelsbach kam. Im Dreißigjährigen Krieg eroberten es die Schweden 1633 und später (1648) abermals nach einer nicht unbedeutenden Schlacht daselbst. Auf dem rechten Ufer der Amper breitet sich bis zur Isar und gegen Freising hin das Dachauer Moos aus, eine 37 Kilom. lange und über 7 Kilom. breite Sumpfebene, die größtentheils mit Rietgras bewachsen und nur stellenweise durch Torfstich und Entwässerung (besonders von Schleißheim aus) kultivirt und mit Ansiedelungen, z. B. Augustenfeld, Karlsfeld, Ludwigsfeld 2c., besetzt ist.

Dachauer Banken (Sandbanken), die in den Jahren 1871 und 1872 in München auftauchenden Schwindelinstitute, welche durch das Versprechen enorm hoher Zinsen riesige Summen in kleineren Beträgen aus den mittleren und unteren Ständen der Bevölkerung hauptsächlich von Altbayern, aber auch entfernterer Gegenden Bayerns an sich zu ziehen wußten und endlich durch ihren Zusammenbruch und die dabei enthüllte sittliche Fäulnis nach jeder Richtung hin großes Aufsehen erregten. Woher der Name, ist nicht sicher festgestellt; wahrscheinlich rührt er daher, daß die Dachauer Bauern zuerst und zum größten Theil sich herbeiließen, ihre Ersparnisse diesen Schwindelunternehmungen anzuvertrauen. Die Hauptrolle in der Komödie spielte die Schauspielerin Adele Spitzeder. Ende der sechziger Jahre in großen Geldnöthen lebend, suchte sie durch ein Inserat in dem verbreitetsten Lokalblatt zu hohen Zinien ein Darlehn aufzunehmen und erhielt nahezu 30 Anerbieten, welche sie, kurz entschlossen, alle annahm. Um mit neuen Darlehen die Zinsen der alten zu bezahlen, setzte sie das Inseriren fort, und das förmlich eingerichtete Schwindelgeschäft ging so flott, daß sie bald in Verlegenheit kam, was sie mit den massenhaft bei ihr sich anhäufenden Geldern beginnen solle. Als ihr Name immer bekannter wurde, drängten sich nun auch die Geldsuchenden zu ihr (meist aus den höchsten Gesellschaftskreisen), und sie begann Kapitalien gegen Wechsel und die höchsten Wucherzinsen wieder auszuleihen. Die Aussichtslosigkeit, bei dieser Gattung von Schuldnern ihr Geld je zurückzuerhalten, bewog sie bald, diese Geschäfte zu beschränken und sich auf Häuserspekulation zu legen, für welche Branche die von ihr bezahlte Münchener Schmutzpresse auf die zweckmäßigste Weise Reklame zu machen wußte. Dabei verstand sie es, sich mit einem religiösen Glorienschein zu umgeben. Bei der Art und Weise, wie sie die Rolle einer glühenden Katholikin mit schlauer Berechnung durchführte, wie sie Wallfahrten nach verschiedenen Heiligthümern mit Landpartien zu vereinigen wußte, wie sie ihrem ganzen Hause, mit Ausnahme der von ihr bewohnten Räumlichkeiten, welche durchaus kein asketisches Ansehen trugen, und dem Geschäftslokal ein frommes, klösterliches Ansehen gab, wie sie mit der Geistlichkeit verkehrte, mit verschwenderischen Händen für fromme Zwecke Geld gab, die ultramontane Presse zu ihren Zwecken ausnutzte, wie sie, die am Abend im Kreise ihrer Vertrauten in üppigem Luxus Orgien feierte, am Tage nie ohne ihr großes goldenes Kreuz sich sehen ließ, gewann sie bei den Volksmassen unbegrenztes Vertrauen. Als die liberale Presse den Schwindel zu bekämpfen begann, hatte sie, deren

Anhänger dieser Polemik eine politische Seite zu verleihen wußten, die Keckheit, öffentlich anzuzeigen, sie habe, als infolge des in der liberalen Presse gegen sie erhobenen Sturms die Gläubiger massenhaft ihre Kapitalien zurückverlangten, bereits für 180,000 Fl. noch nicht fällige Wechsel eingelöst und werde jeden fälligen Wechsel unweigerlich sofort bezahlen. Die Folge war, daß ihr Geschäft jetzt erst recht ungeahnte Dimensionen, namentlich in den niederen Ständen, bis zu den Dienstboten herab, annahm. In kürzester Zeit entstanden dann noch eine Reihe Konkurrenzgeschäfte, die noch mehr Procente boten als die Spitzeder. In allen Zeitungen wurde die Klage über den Verfall des Kreditwesens (namentlich des Hypothekarkredits und der Sparkassen) laut, und damit gingen die Klagen über die Unbotmäßigkeit des Dienstpersonals in Stadt und Land sowie der niederen Klassen Hand in Hand. Vergebens warnte die Presse, vergebens erließ die Regierung öffentliche Warnungen. Erst spät wurde gegen das Schwindeltreiben der D. B. gerichtlich eingeschritten, und die Spitzeder und ihr Anhang sowie die Gründer der übrigen Schwindelbanken wurden verurtheilt. Kaum 12 Proc. der vielen Nothpfennige sollen den Getäuschten übrig geblieben sein. Die Einlagen bei der Spitzeder berechnen sich auf ungefähr 8½ Mill. Fl., in die sich ca. 30,000 Gläubiger theilen. Vgl. Gugl, Die D. B. (Münch. 1872), und den Artikel »Sparkassenwesen« in Meyers »Deutschem Jahrbuch« 1873.

Dachdecken, s. Dach.

Dachdecker, Handwerker, dessen Beschäftigung darin besteht, das Deckmaterial auf die Dächer zu bringen und somit die Bedachung zu vollenden. Die Ziegeldächer werden entweder von Maurern, oder von besonderen Ziegeldeckern eingedeckt. In einigen Gegenden, z. B. in Thüringen, haben die Tüncher das Recht, Ziegeldächer einzudecken. Die Schieferdächer werden durch besondere Schieferdecker gedeckt; doch gibt es auch Ziegeldecker, die zugleich Schieferdecker sind; in diesem Fall führen sie den allgemeinen Namen D. Die Kupferdächer werden von dem Kupferschmied, Zink-, Blech- und Bleidächer von dem Klempner oder dem Zinngießer eingedeckt. Bisweilen halten die Etablissements, welche Metallbleche für die Eindeckung der Dächer erzeugen, eine Anzahl von Arbeitern, welche auf das Decken mit diesen Blechen eingeübt sind, und stellen dieselben auf Verlangen zur Verfügung. Aehnliches gilt von den Häuster'schen Holzcementdächern und den asphaltirten Filz- und Pappendächern. Strohdächer decken entweder die Landleute selbst, oder Taglöhner, die sich ausschließlich damit beschäftigen; Breter- und Schindeldächer schlagen die Zimmerleute auf.

Dachel (Dakhel, Wadi el Dachileh), eine Aegypten tributäre Oase in der Libyschen Wüste, liegt in der Breite von Theben, westlich von der Oase Kargeh, hat sehr fruchtbaren Boden, außerordentlich zahlreiche warme Quellen (ca. 36° C.), die durch Bohrung leicht noch vermehrt werden können, und zählt 12 Dörfer mit ca. 17,000 Einw. Es sind fast nur Fellah, echte Abkömmlinge der alten Aegypter und von zutraulichem und friedfertigem Charakter. Nomadisirende Araber, deren Hauptbeschäftigung in der Zucht von Kamelen, in der Begleitung der Karawanen und gelegentlich in Räuberei besteht, gibt es hier nicht. Die Sommerhitze ist sehr groß, während der Regenzeit die Temperatur wechselnd. Im Mai und Juni weht aus SW. der äußerst heftige Chamsin. Die Kulturerzeugnisse sind Datteln, die in zahllosen winzigen, dicht nebeneinander liegenden und sorgsam angebauten Gärtchen gezogen werden, ferner Suntakazien (Acacia nilotica), vereinzelt auch Oliven, Feigen und Weintrauben, in Menge Apfelsinen und Citronen, seltener wieder Bananen, Granaten, Aprikosen, Maulbeeren, dann (als Hauptnahrungsmittel neben den Datteln) Weizen, Reis und Durrah; ferner Klee in geringerer Menge, Linsen, Erbsen, Mais, Tabak, Indigo, Baumwolle. Im ganzen gehören die Kulturgewächse von D. durchaus dem Mittelmeergebiet an. Die Viehzucht ist nur unbedeutend; die ganze Oase besitzt kaum 2 Dutzend unansehnliche Pferde und wenige Rinder der braunen ägyptischen Rasse. Das häufigste Hausthier ist der Esel; auch an Schafen und Ziegen ist kein Mangel, ebenso findet man Puter und Hühner, weniger Enten; Gänse scheinen ganz zu fehlen. Der bedeutendste Ort ist El Kasr D., eine ansehnliche Stadt mit den reichsten Fruchtgärten, ca. 600 Einw. und einem altägyptischen Tempel. Auch sonst finden sich zahlreiche Ruinen altägyptischer Dörfer in D., das man in Verbindung mit Kargeh mit Grund für die Oase Herodots hält. D. wurde im Januar 1874 von Rohlfs auf seiner Expedition durch die Libysche Wüste besucht.

Dachfenster, Fenster, die an den Dachflächen angebracht werden, um den Dachräumen Licht und Luft zu verschaffen. Die gewöhnlichen bestehen aus einer auf die Sparren aufgekämmten Unterschwelle, auf der in gehöriger Entfernung zwei Pfosten stehen, die einen Rahmen tragen, auf welchem die Dachfensterfparren ruhen, und hinten unter einem möglichst spitzen Winkel an die Dachsparren stoßen, wenn sie nicht unmittelbar bis zum First hinauflaufen. Die sogen. Ochsenaugen (franz. œil de boeuf) haben eine lothrechte Vorderwand mit kreisrunder oder ovaler Oeffnung und Satteldach und fanden früher besonders bei Mansarden- und Kuppeldächern Anwendung. Sie haben aber mit jenen den Fehler gemein, daß da, wo ihre Bedeckung mit dem Dach zusammenstößt, das Regenwasser leicht eindringt und die Fäulnis der Sparren und Latten herbeiführt. Um diesem Uebelstand zu begegnen, hat man die Fledermäuse (Froschmäuler oder Schwalbenschwänze) eingeführt, die sich von jenen dadurch unterscheiden, daß sich ihre Bedeckung zu beiden Seiten in das Dach verläuft. Für Bodenräume genügen meist in den Dachflächen angebrachte (liegende) Oberlichtfenster, sogen. Dachklappen von Gußeisen oder Zinkblech. Bei größeren Fensterflächen werden die Glastafeln durch eisernes Sprossenwerk unterstützt. Mittels solcher Oberlichtfenster läßt sich für Säle, Museen ꝛc. ein schönes Licht erzielen. Bei Ziegel- und Schieferbedachung wird auch durch starke Glasplatten, welche zwischen die Dachziegel eingedeckt sind, Oberlicht hergestellt. Kleine, halbkreisförmige, aus gebrannten Thonzellen oder Metall gebildete, in die Dachflächen eingesetzte Fensterchen heißen Kappfenster oder Dachluken. Bei versenktem Dachgebälke werden die zur Erleuchtung der Dachräume bestimmten Fenster noch in den Umfassungswänden (der Stempelwand) angebracht. Vgl. Kappfenster.

Dachgesims, eine mit architektonischen Gliedern versehene steinerne oder hölzerne Bekrönung der Mauer unmittelbar unter dem Dach, die das Gebäude abdecken und zugleich vor dem von dem Dach fließenden Wasser schützen soll. Die Anordnung der Gliederung des Dachgesimses richtet sich nach dem

Charakter des Gebäudes. Gewöhnlich wird das D in drei Theile abgetheilt. Der unterſte, unterſtützende Theil bekommt ein Plättchen und einen umgekehrten Karnies oder Zahnſchnitt, der mittelſte oder Hauptheil die ſogen. hängende Platte und der oberſte, bekrönende Theil ein Plättchen, Karnies und Rundſtäbchen. Große Dachgeſimſe werden bisweilen in vier Theile getheilt, von denen der dritte Zahnſchnitte oder Sparrenköpfe erhält, während die übrigen wie die vorigen behandelt werden. Die Höhe des Dachgeſimſes richtet ſich nach der Höhe der Façade und kann bei 7 Meter Höhe ca. 35 Centim., bei 10 Meter Höhe 50 Centim., bei 20 Meter Höhe 90 Centim. bis 1 Meter betragen. Die Ausladung iſt von der Anordnung des Ganzen abhängig, erreicht gewöhnlich aber höchſtens die Höhe des ganzen Dachgeſimſes. Man verfertigt die Dachgeſimſe aus Stein (Werkſtücken oder gebrannten Ziegeln) oder Holz (profilirten Sparren- und Balkenköpfen). Bei den gewöhnlicheren Gebäuden beſteht das D. nur aus Bretern, welche an die ſchräg verſchnittenen Balken angenagelt werden.

Dachpappe, gewöhnliche Pappe, welche durch Imprägniren mit verſchiedenen Stoffen undurchdringlich für Feuchtigkeit gemacht worden iſt und zu Pappdächern verwandt wird. Gut bereitete D. iſt für gewiſſe Zwecke ein ganz ausgezeichnetes Material, für welches wenigſtens bis jetzt kein Erſatz bekannt geworden iſt. Die Darſtellung iſt ſehr einfach; ſtarke Pappen werden in mit kochendem Theer gefüllte Keſſel getaucht, übereinander geſchichtet, nach etwa 5 Stunden herausgenommen, mit grob gepulvertem Granit oder ſcharfkörnigem Sand mittels eines Blechſiebs beſtreut und dann an der Luft getrocknet. Innerhalb einer Stunde können 100 QMeter ſolcher D. von zwei Arbeitern gefertigt werden. Auf 1 Ctr. Pappe = 100 QMeter rechnet man 3 Ctr. Theer. Es iſt natürlich ſehr wichtig, daß der Theer die Pappe vollſtändig durchdringe, daß alſo die D. beim Durchſchneiden nicht eine innere, von Theer freie Schicht zeige. Um dies zu erreichen, wird vorgeſchlagen, die einmal in ſiedend heißen Theer getauchten Pappen trocknen zu laſſen und ſie dann in kochendes Waſſer zu tauchen. Hierdurch ſoll ſich der Theer von der Oberfläche der Pappen nach dem Innern ziehen. Nachdem die Pappen wieder getrocknet ſind, werden ſie wiederholt in heißen Theer getaucht und mit feinem Kies, Steinpulver u. dgl. beſtreut. Ueber Benutzung der D. ſ. Dach.

Dachrecht, ſ. v. w. Traufrecht.

Dachreiter (Dachreuter), auf dem Dachfirſt hervorſtehender Thurm, ſteht auf einem mit Sprengwerk verſehenen Kehlgebälke und dient zur Verzierung, zum Anbringen einer Uhr, einer kleinen Glocke ꝛc.

Dachrinne, eine an der untern Seite der Dachfläche angebrachte, zur Ableitung des Waſſers beſtimmte, 12,5—15 Centim. weite Rinne von Holz, Eiſen, Zink-, Kupferblech oder Blei, die vermittels eiſerner Haken (Rinneiſen) an die Sparren oder Aufſchieblinge befeſtigt wird. Mitunter bildet die D. den oberſten Karnies des Simſes und wird alsdann Karniesrinne genannt. Die Ableitung des Waſſers aus der Rinne geſchieht durch Ausgußröhren, die entweder 1,75—2 Meter über das Dach hervorſpringen, durch eiſerne Stangen geſtützt werden und zuweilen mit Drachenköpfen u. dgl. verziert ſind, oder durch 7,5—10 Centim. weite, längs des Gebäudes ſenkrecht herunterlaufende und durch eiſerne Bänder (Schlaucheiſen, Rohrſchellen) an die Mauer befeſtigte blecherne oder kupferne Röhren (Dachröhren, Dachſchläuche, Abfallröhren). Letzteres iſt erſterem vorzuziehen, weil das aus den hervorſpringenden Röhren herabfallende Waſſer nicht nur die Vorübergehenden inkommodirt, ſondern auch das Straßenpflaſter ausſpült und bei Stürmen gegen die Mauer des Hauſes getrieben wird. Die Dachrinnen müſſen nach den Abzügen zu geneigt liegen und etwa 5 Proc. Fall haben, damit das Waſſer ſchnell abziehen kann. Die Weite und Tiefe derſelben bemißt ſich nach der Röſche und Größe der Dachflächen. Ihre Anlage muß ſo beſchaffen ſein, daß der hintere, unter der Dachung befindliche Rand etwas höher iſt als der äußere, damit in der Rinne aufgeſtautes Waſſer nicht in das Dach und das Mauerwerk eindringen kann. Die Abfallröhren werden auch bisweilen in die Mauern gelegt, wodurch zwar etwaige Reparaturen ſchwierig, aber die Röhren gegen Beſchädigungen geſchützt werden.

Dachs (Meles *Storr.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Raubthiere und der Familie der Marder (Mustelida) mit der einzigen Art M. Taxus *Pall.* (gemeiner D., ſ. Tafel »Raubthiere II«). Dies Thier iſt 70—76 Centim. lang, kaum 30 Centim. hoch, von gedrungenem, niedrigem, breitem Leibesbau mit dickem Hals, langem Kopf, zugeſpitzter Schnauze und kleinen Augen und Ohren. Der Pelz iſt lang und ſteifhaarig, am Rücken weißgrau und ſchwarz gemiſcht, an den Seiten röthlich, an den Füßen und der Unterſeite ſchwarzbraun; der Kopf iſt weiß mit einem matten, ſchwarzen Streifen, welcher an der Schnauze beginnt und ſich verbreiternd über Auge und Ohr verläuft. Die Sohlen ſind nackt, die Vorderfüße mit ſtarken Krallen ausgerüſtet, der Schwanz kurz und röthlich behaart; am After befindet ſich eine Drüſentaſche; der erſte obere Fleiſchzahn iſt ſehr klein, der obere Höckerzahn ungemein groß. Der D. bewohnt Europa bis zum 60. Breitengrad und das mittlere und nördliche Aſien bis zur Lena. Seine Wohnung iſt ein unterirdiſcher Bau, in dem er, meiſt ganz einſam, den größten Theil ſeines Lebens verbringt. Derſelbe wird an einſamen Orten auf der Sonnenſeite bewaldeter Hügel in Vorhölzern, welche nicht weit von Fluren entlegen ſind, ſelbſt an unbewaldeten Gehängen mitten in der Flur angelegt und hat 4—8 ſehr lange Röhren, von denen aber nur eine oder zwei gewöhnlich von ihm befahren werden, die übrigen theils Flucht-, theils Luftröhren ſind. Die Hauptwohnung im Bau iſt der 1,25—1,5 Meter unter der Erdoberfläche liegende »Keſſel«, zu dem mehrere Röhren führen, und der ſo groß iſt, daß er dem Thier zur Ruheſtätte und zur Erziehung der Jungen dienen kann. Vor allen ähnlichen Behauſungen von Thieren zeichnet ſich der Dachsbau durch große Sauberkeit aus. Der D. iſt ein mißtrauiſches, einſiedleriſches, mürriſches Thier, welches auf ſeine Ruhe und Sicherheit ungemein bedacht iſt. Nur zur Nachtzeit ſucht er Nahrung, die aus Bucheckern, Eicheln, Wurzeln, Trüffeln, Rüben, Möhren, Schnecken, Regenwürmern beſteht; doch frißt er auch Ottern, Vogeleier und junge Vögel, junge Haſen, Maulwürfe und Reptilien, ſcharrt Hummel- und Wespenneſter aus und richtet oft in Weinbergen bedeutenden Schaden an, indem er Trauben maſſenhaft vernichtet. Im ganzen frißt er aber nicht viel und trägt auch nicht viel in den Bau. Am Tage liegt er, wohl ſich ſonnend, vor ſeinem Bau und macht auch kleine Ausflüge; ſein Gang iſt ſehr langſam, ſchleppend und

schwerfällig. Bei eintretender Kälte begibt er sich zur Winterruhe in seinen Bau, erstarrt aber nicht, sondern geht bei gelinder Witterung auf Nahrung aus. Die Paarungszeit fällt in den November, und nur dann lebt der D. gesellig mit seinem Weibchen; im Februar bekommt die Dächsin 3—5 blinde Junge, welche noch bis zum Herbst denselben Bau mit ihr bewohnen und im zweiten Jahr ausgewachsen sind. Der D. erreicht ein Alter von 10—12 Jahren. Seinen schlimmsten Feind hat er in dem Fuchs, welcher ihn durch Verunreinigung seines Baues aus demselben zu vertreiben weiß, bisweilen aber auch mit ihm einen und denselben Bau, freilich mit zwei Kesseln, bewohnt. Das Fleisch des Dachses ist eßbar, aber wenig wohlschmeckend; sein Fell wird, weil es für den Regen undurchdringlich ist, zu Jagdtaschen, Kofferüberzügen u. dgl. verwendet. Die Haare geben Malerpinsel. Ehedem war das Fett (Dachsfett) und das getrocknete Blut (Dachsblut) officinell. Das Fett liegt im Spätherbst oft gegen drei Finger dick auf dem Rücken und wiegt 2,5—3,5 Kilogr. Es ist gelblichweiß, riecht wie Gänsefett und ist auch sehr flüssig. Die Dachsjagd wird im Oktober und November, wo der D. an Leib (15—20 Kilogr. schwer) und Fell am besten ist, gehalten. Nur selten bekommt man den D. auf dem Anstand im Herbst bei früher Morgendämmerung, wenn er in seinen Bau zurückkehrt, zum Schuß. Gewöhnlich muß man ihn ausgraben. Man läßt zu diesem Behuf die Hunde in den Bau, nachdem man sich zuvor vergewissert hat, daß derselbe von dem D. befahren ist, stellt durch sie den letztern im Kessel und sucht durchs Gehör die Stelle ausfindig zu machen, unter welcher senkrecht in der Tiefe der D. vor dem lautgebenden Hund sich befindet. Man gräbt darauf ein kesselförmiges Loch, sticht, wenn man des Thiers ansichtig geworden, dasselbe mittels eines harpunenartigen, mit Widerhaken versehenen Werkzeugs, der Dachsgabel oder des Dachshakens, an, zieht ihn hervor und schlägt ihn todt. An steilen Abhängen, wo die Laufröhre horizontal in den Kessel führt, pflegt man ihn auch mittels des sogen. Dachsschwanzes, eines doppelten scharfen Pfropfenziehers, anzubohren und herauszuziehen. Auch sucht man ihn bei seinen nächtlichen Fahrten außerhalb des Baues zu fangen, indem man alle Eingänge desselben bis auf die Hauptlaufröhre verlegt und in letzterer eine sogen. Dachshaube, ein starkes, kegelförmig zulaufendes Netz mit einem Nasenring am Ende, aufstellt. Jagt man nun den D. mit Hunden, so flüchtet er sich zur Röhre und schießt in das Netz. In der Gefangenschaft zeigt sich der D. dumm, faul und tückisch und kann mit seinem furchtbaren Gebiß schwere Wunden beibringen. Der amerikanische D. (Labradordachs, **Taxidea americana** *Baird.*, **Meles labradorius** *Meyer*) zeichnet sich durch die weiße Färbung an der Unterseite und durch feines und weiches Haar aus; er ist etwas kleiner als unser D., bewohnt die Prairien um die Felsengebirge, namentlich die Ebenen um den Missouri und lebt wie der europäische D. Sein Fell wird ebenfalls geschätzt.

Dachs, australischer, s. v. w. Wombat.

Dachshund, s. Hund.

Dachspäne (Dachspließen), dünne, gespaltene Brettchen, welche bei Dächern unter die Fugen der Dachziegel gelegt werden, um dem Eindringen des Wassers vorzubeugen.

Dachstein, eine mächtige Berggruppe der Salzkammergutalpen am Südrande des Hallstädter Sees, ist wie das Berchtesgadener Land durch tiefe Einschnitte von ihren Umgebungen gesondert und stellt auf ihrem Gipfel eine Hochebene von 1600 bis 2200 Meter Höhe dar, die von Hochgipfeln umkränzt ist. Steil stürzt die Nordseite ab zum Hallstädter See, nicht minder steil der viel höhere Südrand in das Thal der Enns. Hier ragen auch die höchsten Berge empor: der eigentliche D., die höchste Spitze der oberösterreich. Alpen (3002 Meter), auf dessen Gipfel das Karls-Eisfeld und kleinere Gletscher sich ausbreiten, und westlich hart daneben, durch eine Senke von jenem getrennt, der Thorstein (2944 Meter). Erstiegen sind beide Gipfel, der D. insbesondere, wiederholt von F. Simony, dem man die gründlichsten Beobachtungen über die Gebirgsgruppe verdankt.

Dachstein, Wolfgang, Liederdichter und Komponist, war zu Anfang des 16. Jahrh. katholischer Priester zu Straßburg, ging 1524 zum Lutherthum über und ward Vikar und Organist an der Thomaskirche daselbst. Unter seinen Kirchenliedern und Melodien finden sich die folgenden: »O Herre, wer wird Wohnung han« (Ps. 15), »Der dorecht spricht: es ist kein Gott« (Ps. 53) und »An Wasserflüssen Babylon« (Ps. 157) noch gegenwärtig in vielen Gesangbüchern.

Dachstuhl, s. Dach.

Dachziegel, s. Mauersteine.

Dacien (Dacia), bei den Römern Name des zwischen Theiß, Pruth, Karpathen und Donau gelegenen fruchtbaren, an Getreide, Holz und Metallen reichen Landes. Die Bewohner desselben, die Dacier, waren ihrer kriegerischen Gesinnung halber gefährliche Nachbarn Roms. Sie fielen mehrmals in Mösien ein und mußten von Augustus und den folgenden Kaisern wiederholt zurückgetrieben werden. Domitian erkaufte nach mehrjährigen Kämpfen in schmählicher Weise den Frieden von dem Dacier Decebalus. Erst Trajan tilgte diese Schmach des römischen Namens. Im Jahr 101 n. Chr. brach er gegen den Decebalus auf; derselbe, in drei Schlachten besiegt, mußte 103 Unterwerfung geloben. Der Bruch dieser Zusage führte schon 104 den Kaiser über die neu erbaute steinerne Brücke (Pons Trajani) nochmals nach D. Die Eroberung der Hauptstadt Sarmizegethusa (beim heutigen Varhely im nördlichen Siebenbürgen) entschied die Unterjochung des Landes und seine Verwandlung in eine römische Provinz (106), nachdem sich Decebalus aus Verzweiflung selbst getödtet hatte. Ein Theil der überwundenen Eingebornen zog ostwärts an den Borysthenes und ließ sich hier unter dem Namen Tyrageten nieder. Die Zurückgebliebenen nahmen viele Kolonisten unter sich auf und wurden nach und nach romanisirt. Als 274 der Kaiser Aurelianus der Gothen wegen das Land räumte und die römischen Bewohner nach Mösien versetzte, nannte er das Uferland rechts der Donau Dacia ripensis, um wenigstens den Namen des Verlorenen zu behaupten. Die Dacier verschwinden später unter den Gothen, Hunnen und anderen Völkerschwärmen. Ueberbleibsel von ihnen, aber schon in ihrer Vermischung mit den Römern, sind wahrscheinlich die heutigen Bewohner der Moldau und Walachei. Vgl. Franke, Die Alterthümer Daciens (Wismar 1836); Neigebaur, D., aus den Ueberresten des klassischen Alterthums (Kronst. 1851); Rösler, Dacier und Romänen (Wien 1866).

Dacier (spr. dasjeh), 1) André, franz. Philolog, geb. 6 April 1651 zu Castres in Oberlanguedoc,

studirte zu Saumur, ward 1672 zu Paris mit der Herausgabe des Pompejus Festus und Valerius Flaccus (Par. 1681, Amsterd. 1699) »in usum Delphini« beauftragt, trat hier zur katholischen Kirche über und zog sich für einige Zeit nach Castres zurück. Später ward er Bibliothekar des Königs und 1695 Mitglied der Akademie der Inschriften und der königlichen Akademie, die ihn 1713 auch zu ihrem beständigen Sekretär erwählte. Er starb 18. Sept. 1722. D. hinterließ Uebersetzungen des Horaz (Par. 1681—89, 10 Bde.), des Platon (1699, 2 Bde.), des Plutarch (1721, 8 Bde.), des Epiktet (1715) u. a.; als besonders gelungen gilt seine Uebertragung der »Poetik« des Aristoteles (1697).

2) Anna, die gelehrte Tochter des gelehrten Tanegui Lefèbre und Gattin des vorigen, im März 1654 zu Saumur geboren, kam 1672 nach Paris und erlangte durch ihre Ausgabe des Kallimachos (1674) einen solchen Ruf, daß ihr der Herzog von Montausier die Bearbeitung mehrerer Ausgaben alter Schriften »in usum Delphini« übertrug. Sie starb 17. Aug. 1720. Aufsehen machte ihre keineswegs ausgezeichnete Uebersetzung des Homer (Amsterd. 1708; neue Aufl., Par. 1856, 8 Bde.). In den »Considérations sur les causes de la corruption du goût« (Par. 1714) vertheidigte sie den Homer mit Scharfsinn gegen Houdart de Lamotte und in ihrem »Homère défendu« (das. 1716) gegen den Jesuiten Hardouin. Auch übersetzte sie den Terenz (Par. 1680, 3 Bde., u. öfter), mehrere Stücke des Plautus (das. 1683, 3 Bde.), den Anakreon und die Sappho (das. 1681) sowie den »Plutos« und die »Wolken« des Aristophanes (das. 1684), die erste französische Uebertragung dieses Dichters.

3) Von Joseph, franz. Historiker, geb. 1. April 1742 zu Valognes in der Normandie, studirte Theologie und Geschichte, ward später Mitglied der Akademie der Inschriften und 1782 deren beständiger Sekretär. Als solcher stiftete er das Komité der Handschriften, welches die »Notices et extraits« aus den ungedruckten Werken der Pariser Bibliothek herausgab. Im Jahr 1784 begann er eine vollständige Ausgabe der Chronik von Froissart zu veranstalten, deren Druck aber schon während des ersten Bandes unterbrochen wurde. Als Mitglied der Municipalität der Stadt Paris 1790 hatte D. die neue Vertheilung der Steuern zu besorgen; das Finanzministerium jedoch, das ihm Ludwig XVI., der ihn oft zu Rathe zog, anbot, schlug er aus. Während der Revolution lebte er in tiefer Zurückgezogenheit und erschien erst 1795 bei der Stiftung des Nationalinstituts, dessen Mitglied er wurde, wieder. Im Jahr 1800 wurde er erster Vorsteher der Nationalbibliothek, 1802 Mitglied des Tribunats und 1823 der Akademie und starb zu Paris 4. Febr. 1833. Außer seiner Ausgabe der »Cyropädie« Xenophons (Par. 1777, 3 Bde.) ist besonders zu erwähnen: »Rapport sur les progrès de l'histoire et de la littérature ancienne depuis 1789 jusqu'à 1808« (Par. 1810, neue Ausg. 1862).

Da Costa, Isaak, holländ. Dichter und Schriftsteller, geb. 14. Jan. 1798 zu Amsterdam als Sohn einer angesehenen, aus Portugal stammenden jüdischen Kaufmannsfamilie, besuchte, da er sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit widmen sollte, die lateinische Schule seiner Vaterstadt. Einige poetische Versuche, die er damals machte, lenkten die Aufmerksamkeit des Dichters Bilderdijk auf ihn, der seitdem seine weitere Ausbildung überwachte und bald in den vertrautesten Verkehr mit ihm trat. Im Jahr 1817 begab sich D. behufs der Vollendung seiner Studien nach Leiden, wohin auch Bilderdijk übersiedelte. Nachdem er 1818 zum Doktor der Rechtsgelehrsamkeit und 1821 zum Doktor der Philosophie promovirt worden, trat er 1822 zum Christenthum über. Schon hatte er sich als Dichter einen so geachteten Namen erworben, daß er nach Bilderdijks Tod (1831) allgemein als dessen Nachfolger im Range des ersten niederländischen Dichters bezeichnet ward. Sein Reichthum verlieh ihm eine unabhängige Lebensstellung; doch fungirte er zuletzt als Lehrer und Mitdirektor des Seminars der freien schottischen Kirche. Obschon von sehr wankender Gesundheit, schuf er doch noch zwei seiner Hauptwerke: »De slag van Nieupoort« und »De mensch en de dichter«. Er starb 28. April 1860. D. war Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften der Niederlande. Von seinen poetischen Werken sind außer den genannten als die wichtigeren hervorzuheben: »Poëzij« (1821—22, 2 Bde.); »Hymne: Got met ons« (1826); »Feestliederen« (1828); »Vijf-entwintig jaren« (1840); »Hagar« (1847). Auch lieferte er eine Anzahl politischer Gedichte. Zu seinen vorzüglichsten prosaischen Arbeiten gehören: »Bezwaren tegen den geest der Eeuw« (1823); »Karakter van Prins Maurits« (1824); »Regtspleging van Oldenbarneveld« (1825); »Israël en de volken« (1849). Theologischen Inhalts sind die Schriften: »Over de eenheid en overeenstemming der Evangelien« (1840, 2 Bde.); »Over de waarheid en waardij van het Oude Testament« (1843); »Paulus, eene Schriftbeschouwing« (1846); »De Apostel Johannes en zijne Schriften« u. a. m. Seine Schriften wurden wiederholt neu aufgelegt, so in Amsterdam, Leiden, Zütphen ꝛc. Die Dichtwerke erschienen neuerdings gesammelt in 3 Theilen (Haarlem 1861—1862). Wenn ihm auch nicht mit Unrecht vorgeworfen wird, daß er sich in seinen religiösen und politischen Ansichten zu sehr an Bilderdijk angeschlossen, so erwarb er sich doch durch die Festigkeit, mit welcher er die einmal eingeschlagene Richtung festhielt, selbst die Achtung seiner Gegner, und sein edler Charakter ward nicht minder geschätzt als sein Genie. Vgl. Kate, Bilderdijk en D. (Amsterd. 1862).

Dactylis *L.* (Knaulgras, s. Tafel »Gräser II«), Pflanzengattung aus der Familie der Gräser. D. glomerata *L.* (Hundsgras), 60 bis 90 Centim. hoch mit knaulförmig in der Rispe stehenden Grasährchen und zusammengedrückten, gekielten, grannenspitzigen oder kurz begrannten Spelzen, sehr gemein auf trockenem, besserem Boden, am schönsten auf berieselten, bodenkräftigen Wiesen, äußerst ertragreich, nahrhaft, ein Schnittgras erster Klasse, bleibt aber auf trockenem, weniger kräftigem Sandland zu klein und wird zu hart.

Datzin (spr. -tschin), Stadt, s. v. w. Tetschen.

Dadūchos (griech.), Fackelträger, Fackelträgerin der zwei Oberpriester der eleusinischen Mysterien, in der Mitte stehend zwischen dem Hierophanten und dem Hierokeryx. Das Amt war in mehreren atheniischen Familien erblich. Vgl. Eleusinien.

Dädalēum, ein Apparat, welcher sich auf die durch die Dauer eines Lichteindrucks herbeigeführten Augentäuschungen gründet und insoweit mit der stroboskopischen Scheibe übereinstimmt. Er besteht aus einem hohlen Cylinder, welcher auf dem Rand einer rotirenden Scheibe ruht und in gleichen Abständen mit Oeffnungen versehen ist. Durch letztere

erblickt man die auf der Innenseite des Cylinders angebrachten, am besten transparenten Figuren, welche die nämlichen Erscheinungen wie die Figuren der stroboskopischen Scheibe zeigen, wenn sie in Zahl und Stellung im Verhältnis zu der Zahl der Oeffnungen ebenso angeordnet sind wie bei jener.

Dädălos, der berühmteste griech. Künstler der mythischen Zeit, Sohn des Metion und Urenkel des Königs Erechtheus zu Athen, Zeitgenosse des Theseus und Minos. Als Architekt, Bildner und Techniker allgemein bewundert, mußte er aus Athen fliehen, weil Künstlerneid ihn zur Ermordung seines Schülers Talos verleitet hatte, und fand beim König Minos von Kreta Schutz. Hier verfertigte er die Kuh der Pasiphaë, erbaute einen Tempel der Britomartis (s. d.) sowie für den Minotaur das Labyrinth, ward aber von Minos wegen der für die Pasiphaë gefertigten Kuh mit seinem Sohn Ikaros ins Labyrinth gesperrt. Sie entflohen von da mittels künstlicher Flügel von Wachs und Leinwand. Ikaros zwar stürzte in das nach ihm benannte Meer, D. aber entkam nach Sicilien, wo er bei dem König Kokalos Aufnahme fand; der ihn auch hierher verfolgende Minos wurde von Kokalos oder dessen Töchtern in einem warmen Bad erstickt (s. Minos). D. führte in Sicilien verschiedene Wasser- und andere Bauten aus und ging dann mit Aristäos nach Sardinien, wo er für den König Jolaos großartige Werke (die Dädaleen) ausführte. Zu Capua und Cumä in Unteritalien errichtete er dem Apollo Tempel. Selbst in Aegypten läßt ihn die Sage herrliche Proben seiner Kunst geben, z. B. ein Propylon am Hephästostempel zu Memphis und ein Holzbild im Tempel selbst. Von den zahlreichen statuarischen Arbeiten des D. sah Pausanias noch einen Herakles zu Theben, eine Athene in Knossos u. a., lauter Holzbilder im steifen ägyptischen Stil, aber lebensvoller als die ägyptischen Vorbilder. Auch für Zimmermann und Schiffer soll D. manches erfunden haben. Wahrscheinlich ist D. nicht eine historische Person, sondern ein Gesammtname, auf den das Alterthum die ältesten Erzeugnisse der Architektur, Holzschneidekunst und die nützlichsten technischen Erfindungen, deren Urheber unbekannt waren, zusammentrug. Gerade die auf Kreta, auf dem Eilande, das schon durch seine Lage zur Vermittelung von allerlei Kultur zwischen Morgen- und Abendland berufen war, ihm zugeschriebenen Werke sind aber derart, daß sie auf einen kosmischen Bildner, auf einen Gott deuten, wie denn der Dichter Pindaros geradezu den Namen D. für Hephästos setzt. Auf ähnliches leiten die attischen Sagen von der Abstammung des D. von Erechtheus, mit dessen Beziehungen zur Athene; auf ähnliches endlich die wesentliche Identität des D. mit unserem Wieland, dem »Schmied«, wie sie A. Kuhn in der »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung«, (Bd. 4, S. 95) schlagend nachweist.

Dăge, Eduard, Historienmaler, geb. 1805 in Berlin, erhielt seine Ausbildung in der königlichen Akademie der Künste, hernach im Atelier des Professors Wach und bereiste später Italien. Durch sein anmuthiges und stilvolles Bild »Die Erfindung der Malerei« verschaffte er sich rasch einen Namen. Altarbilder lieferte er für eine Kirche in Rostock, in Kyritz, für die protestantische Kapelle in Marienbad, für die katholische Kirche in Sigmaringen u. a.; ferner nahm er theil an der Ausmalung der Kapelle des königlichen Schlosses zu Berlin und der Halle des Museums daselbst. Er hat daneben auch Genrebilder gemalt, meist mit religiösem Anstrich, wie: der wohlthätige Mönch, der Meßner, von einem Knaben durchs Wasser geleitet (Gegenstücke, das letztere in der Berliner Nationalgallerie), die Einkleidung der Nonne, die Zuflucht zum Altar, das Weihwasser u. a. m. Alle diese Bilder zeichnen sich weniger durch geistreiche Erfindung als durch Sorgfalt in der Ausführung, angemessene Komposition und feine Empfindung aus. D. ist seit 1835 ordentliches Mitglied der Berliner Kunstakademie, seit 1838 Lehrer an der Antikenklasse derselben, seit 1852 Mitglied des Senats und seit 1861 Vertreter des Direktors.

Dähling, Heinrich, Maler, geb. 1773 zu Hannover, kam 1794 nach Berlin, wo er als Miniaturmaler Beifall fand; darauf widmete er sich in Paris der Oelmalerei. Die Darstellung eines Schiffbruchs verschaffte ihm in Berlin einen Namen, so daß er 1811 ordentliches Mitglied der Kunstakademie und drei Jahre später Lehrer an derselben wurde. Er erhielt darauf den Titel Professor und wurde 1828 Mitglied des Senats. Noch in hohem Alter machte er eine Reise nach Italien und starb 1850 zu Potsdam. Von seinen religiösen Werken sind zu erwähnen: die Abnahme vom Kreuz in der Potsdamer Garnisonkirche, und Christus, die Mühseligen und Beladenen zu sich rufend. Als Genremaler huldigte D. der Romantik; die Kranzwinderinnen zeigen zwar noch Mengs'schen Stil, durchaus romantisch aber sind: der Jüngling im Jägerkleid, ein schlummerndes Mädchen betrachtend, der Wettgesang, der Romanzensänger, die festliche Schiffahrt und das schöne Bild: der Einzug eines Fürsten in seine Burg (Berliner Nationalgallerie), das in seiner fleißigen Durchführung an Memling erinnert. Von D. kennt man außerdem einige Landschaften, mehrere Kartons: Anbruch des Jüngsten Tags und den Todesengel, eine große Zeichnung: der von Helios heraufgeführte Frühling, und einen Cyklus von 8 Zeichnungen, Lebensmomente darstellend.

Dael (spr. dahl), Jan van, trefflicher Dekorations-, Blumen- und Früchtemaler, geb. 27. Mai 1764 zu Antwerpen, arbeitete seit 1786 zu Paris, wo ihn der Hof von Napoleon I. bis Karl X. mit Bestellungen überhäufte, und starb 20. März 1840. Zwei große Bilder von ihm, das Opfer der Flora und das Grabmal der Julie, sind in der herzoglich Leuchtenbergischen Gallerie zu St. Petersburg; andere befinden sich in Parma, Trianon, im Lyoner Museum, im Louvre ꝛc. Sein Hauptbild, la Croisée, ging nach dem Tode der Kaiserin Josephine, die dem Künstler 17,000 Franken dafür bezahlt hatte, in das Museum von Antwerpen über.

Dämmerung, die Helligkeit, welche die Sonne einige Zeit vor ihrem Aufgang (Morgendämmerung) und nach ihrem Untergang (Abenddämmerung) verbreitet und welche zu- oder abnimmt, wie sich die Sonne dem Horizont nähert oder sich von demselben entfernt. Sie entsteht dadurch, daß die Sonnenstrahlen die höheren Luftschichten noch treffen und diese, weil sie nicht vollständig durchsichtig sind, einen Theil des auf sie fallenden Lichts zurückwerfen und zerstreuen. Ohne Atmosphäre, oder bei vollständiger Durchsichtigkeit derselben würden auf unserer Erde Licht und Finsternis unmittelbar und ohne Uebergänge einander folgen. Wie nun die D. zunächst abhängig ist vom Stande der Sonne, so wird sie in ihrem Verlauf und in ihren einzelnen Erscheinungen ganz vom Zustande der Atmosphäre

beherrscht, so weit derselbe das Verhalten zum Licht zu modificiren vermag. Weil aber die Atmosphäre in Bezug auf ihre Reinheit, Feuchtigkeit, Temperatur, Ruhe und Bewegung fortwährenden Schwankungen unterworfen ist, so ist auch die D. zu verschiedenen Zeiten an denselben Ort sehr ungleichartig. Ist die Luft recht rein, so bemerkt man bald nach Sonnenuntergang diametral dem Untergangspunkt gegenüber einen aschgrauen, bogenförmig begrenzten Raum am Himmel, welcher den von der Erde auf die Atmosphäre geworfenen Schatten bezeichnet. Dieser Raum wurde von Mairan Gegendämmerung genannt. Er ist gewöhnlich durch einen weißlichen Streifen von dem übrigen röthlichen Himmel getrennt, eine Folge der Zusammenwirkung des rothen und blauen Lichts. Wie die Sonne sinkt, so hebt sich der Schatten mehr und mehr und erreicht das Zenith, wenn die Sonne 6½° unter dem Horizont steht. Zu dieser Zeit werden die größeren Sterne sichtbar; bald aber lagert sich von Osten her tieferes Dunkel über den Himmel, die Abendröthe verschwindet mehr und mehr und sinkt endlich unter den westlichen Horizont hinab, worauf auch die kleinsten Sterne sichtbar werden. Dies ist das Ende der astronomischen D., bei welchem die Sonne 18° unter dem Horizont sich befindet. Ein Kreis, welcher 18° unter dem Horizont und parallel mit diesem am unsichtbaren Theil des Himmels gezogen wird, heißt der Dämmerungskreis, und da, wie schon erwähnt, die D. von der Atmosphäre bedingt wird, so kann man aus dem Werthe des Dämmerungskreises auf die Höhe der Atmosphäre schließen, die sich hiernach zu etwa 9 geographischen Meilen ergibt. Die Dauer der D. ist also abhängig von der Zeit, in welcher die Sonne den Dämmerungskreis erreicht, und diese Zeit ist verschieden je nach der Neigung und Stellung des von der Sonne an einem Tage durchlaufenen Kreises. In dem Maß wie die Sonne schräger gegen den Horizont herabsinkt, braucht sie offenbar mehr Zeit, den Dämmerungskreis zu erreichen, weil sie einen größern Weg zurückzulegen hat als da, wo sie mehr oder weniger senkrecht zum Horizont untergeht. Letzteres findet am Aequator statt, und die Bahn der Sonne liegt immer schräger gegen den Horizont, je mehr man sich vom Aequator entfernt. Die D. ist daher am Aequator am kürzesten und wird gegen die Pole zu immer länger. Für gewisse Orte und Zeiten sinkt die Sonne überhaupt nicht 18° tief unter den Horizont, es findet dann eine ununterbrochene (mitternächtliche) D. statt. Unter dem Aequator schwankt die Dauer der astronomischen D. zwischen 70 und 77 Minuten, unter 40° nördl. oder südl. Br. zwischen 92 und 127 Minuten, unter 50° nördl. oder südl. Br. zwischen 111 und 240 Minuten, unter 70° nördl. oder südl. Br. zwischen 211 und 331 Minuten; unter den Polen endlich werden der halbjährlichen Nacht fast 100 Tage durch die D. entzogen. Als Anfang und Ende der bürgerlichen D. nimmt man den Moment an, wo man im Zimmer ohne Kerzenlicht die gewöhnlichen Beschäftigungen noch nicht oder nicht mehr vorzunehmen im Stande ist. Diese Bestimmung enthält ungenaues, indem es von der Güte der Augen, der Lage des Lokals und anderen Umständen abhängt, ob daselbst noch gelesen oder sonst etwas ausgeführt werden kann. Das Lesen größerer Schrift gelingt etwa noch, so lange der Sonnenmittelpunkt nicht die Tiefe von 6½° unter dem Horizont erreicht hat. Für die bürgerliche D. ergibt sich unter [illegible]° Breite die kürzeste Dauer am 15. März und 29. Sept. bei 2° 29′ südlicher Deklination; dieselbe beträgt dann 40 Minuten, die zugehörige astronomische hingegen unter dieser Breite 1 Stunde 53 Minuten. Am Aequator findet das ganze Jahr über so gut wie kein Unterschied in der Dauer der bürgerlichen D. statt, indem sie in den Aequinoktien 24, in den Solstitien 25 Minuten währt. Mit dem wachsenden Unterschiede der Tageslängen wächst auch der Unterschied der Dämmerungen.

Dämon (griech.), ursprünglich die Gottheit selbst, später insonderheit Name für gewisse Mittelwesen zwischen der Gottheit und den Menschen, theils guter Art, Schutzgeister, Genien, Agathodämonen, theils böser Natur, Kakodämonen. In diesem letztern Sinn hat der Glaube an Dämonen und die Lehre von denselben (Dämonologie) eine bedeutende Rolle in der Philosophie, Religion und Poesie gespielt. Die lediglich mit Mitteln der Phantasie arbeitende Spekulation der alten Religionsvölker war fast allenthalben bemüht, die Stufenleiter, welche man von den niedrigsten Produkten der Erde bis herauf zum Menschen reichen sah, durch die Annahme von Wesen zu ergänzen, welche dieselbe Stufenleiter vom Menschen weiter bis hinauf zur obersten Gottheit zu führen hätten. So nahmen die Aegypter eine ungeheure Zahl Dämonen auf der Erde, in der Luft, im Wasser an. Die Indier verehrten neben Brahma, Wischnu und Schiwa mehr als 30,000 Dämonen, Deweta's. Die Chaldäer kannten neben ihren mit dem Sterndienst zusammenhängenden himmlischen Geistern auch solche, deren Aufenthalt und Wirksamkeit an bestimmte Gegenden gebunden war, und noch tiefer unten die verfinsterten Geister, die auf und in der Erde und in ihrer Atmosphäre wohnten, wie die Feuer-, Licht-, Feldgeister ꝛc. In ein System gebracht finden wir die Dämonenlehre bei den Persern, welche dem Ormuzd außer den 7 Amschaspands (s. d.) viele gute Genien, dem Ahriman außer den 7 Dews (s. d.) noch zahllose böse Geister unterordneten. In den älteren Schriften der Hebräer spielt die Dämonologie eine ganz untergeordnete Rolle; nur wenige Eindringlinge aus den eben besprochenen Religionen machen sich bemerklich. Mit voller Macht dagegen drang der Glaube an die Dämonen in das jüdische Bewußtsein ein seit der Berührung mit dem Parsismus während der jüdischen Exile. Die Geister wurden nun in gute und böse (s. Teufel) unterschieden, beide wieder in Klassen getheilt, mit Namen belegt und mit Aemtern betraut, insbesondere als Schutzengel für Städte und Länder bezeichnet. Auf die Einwirkung der bösen Dämonen führte man jede Krankheit, insonderheit Tobsucht, Epilepsie, plötzliches Stumm- oder Taubwerden, auch alle Arten von Geistesgestörtheit zurück. Dies die »Besessenen« oder »unsauberen Geister« des Neuen Testaments. Eine noch vollständigere Ausbildung und eine vollständige, mit fast naturgeschichtlicher Genauigkeit verfahrende Terminologie erhielt die Dämonologie im Gnosticismus, Rabbinismus und Kabbalismus. Bildete sich die Dämonologie bei den orientalischen Völkern vornehmlich dogmatisch-poetisch aus, so gestaltete sich dieselbe bei den Griechen mehr poetisch-philosophisch. Der alte Sprachgebrauch bezeichnet mit D. (vom griech. däein, theilen) die austheilende Gottheit, das Schicksal. Der D. ist es daher, welcher den Menschen bald mit höherer Begeisterung erfüllt, bald aber auch mit Wahnsinn

und Unheil schlägt. In diesem Sinn wird jede eminente Kraft oder That eine dämonische genannt, sofern ein D. zu ihr trieb. Eine besondere Rolle spielte die Dämonologie bei den griechischen Philosophen, welche fast alle in den Dämonen psychische Wesen, ähnlich den Menschenseelen, erblicken, insonderheit den ganzen Aether von Dämonen bewohnt denken, welche Träume erwecken, in Krankheiten Heilmittel angeben, aber auch beängstigende Wirkungen ausüben können. In etwas allgemeinerem Sinn spricht Sokrates von seinem »Dämonion« als von einem guten Geist, welcher ihn von den ersten Jahren seines Lebens an begleitet und stets von Unrechtem abgehalten habe. Dagegen hat der spätere Platonismus seit dem zweiten christlichen Jahrhundert von Judenthum und Christenthum den Glauben an eine sinnliche, fleischliche Richtung der Dämonen auf Opfer und Opfergerüche und mittels desselben eine erwünschte Erklärung der groben Mythologie angenommen. Als Dämonen lebten die heidnischen Götter noch lange auch im Christenthum fort. Wieder anders hatte sich die Dämonologie bei den Römern entwickelt, zu welchen nicht bloß die griechischen Ideen übergingen, sondern auch orientalische durch Vermittelung Etruriens. Hier erscheinen die Dämonen als sogen. Genien. Nach der Eintheilung des Nigidius gab es Genien des Jupiter, Neptun, der unterirdischen Götter und der Menschen. Die römische Dämonologie setzt jeder Persönlichkeit zwei Genien vor, von denen der eine freundlich, der andere aber feindselig waltet. Die noch vorhandenen Abbildungen aus Etrurien und Rom stellen den bösen D. von fürchterlichem Aussehen dar, einen Hammer in der Hand, einer reitenden, verschleierten weiblichen Figur vorangehend, während ein guter D. folgt, um jene zu schützen. Der gute Genius wurde, wie in Griechenland, dargestellt als freundlicher Knabe, geflügelt und theilweise mit einem mit Sternen besäeten oder mit Blumen eingefaßten Gewand bedeckt, oder symbolisch als Schlange, welche sich um den Hausaltar windet. Aber auch bei fast allen übrigen Völkern finden wir in den verschiedenartigsten Ausprägungen den Glauben an gute und böse Geister, welche, Mittelwesen zwischen der Gottheit und den Menschen, auf diese einen wohlthätigen oder verderblichen Einfluß ausüben. Der Glaube an Gespenster, der Glaube an das jüdische Nachtgespenst Lilith, die Sagen von Kobolden, Poltergeistern, Niren, Nikiten, Bergmännchen, Windgeistern, Wärwölfen, Ahriet und Goul, grausame Gespenster der Araber, das Gespenst von Looe bei Ossian und die Feuergeister der Grönländer, auch der gesammte Herenglaube, gehören mehr oder weniger in diese Kategorie. Vgl. Ukert, Ueber Dämonen, Heroen und Genien (Leipz. 1850).

Dämonomanie (griech., Besessensein), eine eigenthümliche Form der Melancholie oder Schwermuth, wobei der Kranke die feste Wahnidee hegt, er sei vom Teufel oder anderen bösen Geistern besessen und er müsse sich nun der neuen in ihm steckenden Persönlichkeit angemessen betragen, weshalb er Geister aus sich sprechen läßt oder wie ein Thier brüllt ꝛc. Vgl. Melancholie.

Dämpfer (ital. Sordino, franz. Sourdine), mechanische Vorrichtung bei musikalischen Instrumenten, um deren Klang weicher und schwächer zu machen. Bei den Geigeninstrumenten wird dieses durch einen kleinen Kamm von Holz, Elfenbein oder Metall bewirkt, dessen drei gespaltene Zacken auf den obern Theil des Stegs eingeschoben werden, ohne daß sie die Saiten berühren. Unter den Blasinstrumenten wird nur beim Horn und der Trompete ein mechanischer D. angewendet. Beim erstern besteht er gewöhnlich aus einer mit Tuch überzogenen hohlen Kugel von Pappe, ungefähr 16 Centim. im Durchmesser, an welcher sich ein offener Schlauch befindet, der in den untern Theil des Horns, zunächst des Schalltrichters, paßt; innerhalb der Kugel ist ein Draht mit einer Scheibe angebracht, durch welche die Höhlung des Schlauchs verdeckt werden kann, damit der Hornist bei Anwendung des Dämpfers nicht den Vortheil des Stopfens verliere. Bei der Trompete ist der D. ein Stückchen ausgebohrtes und gut abgedrehtes Holz, das in den Schalltrichter geschoben wird. Bei den Klavierinstrumenten besteht der D. aus einem innern Mechanismus zur Verhinderung des Nachklingens der Saiten nach Aufhebung der Finger von den Tasten. Die gesammte Einrichtung dieses Theils der Klavierinstrumente wird gewöhnlich die Dämpfung genannt, während der einzelne Körper, welcher nur Eine Saite dämpft, D. heißt. Bei den alten Flügeln und Klaviercymbeln ist dieses ein kleines Stück Tuch an den sogen. Docken oder Springern, welches sich nach dem Anschlagen des Tons und bei dem Zurückhalten der Springer auf die Saite legt, bei den neueren Pianoforte's ein kleiner, mit ausgefasertem Tuch, Filz oder sehr wolligem Leder überzogener, am besten jedoch mit feiner Merinowolle belegter Körper, der augenblicklich auf die Saite fällt, sobald der Finger die Taste verläßt, entweder vermöge seiner eigenen Schwere, oder einer entgegenstrebenden Feder, und zwar so fest und gleichmäßig, daß kein Nachklang irgend einer Saite stattfinden kann. Bei den älteren Klavieren läßt sich die Dämpfung durch einen Zug aufheben, bei den neueren geschieht es durch ein am Boden angebrachtes und vom Spieler mit dem Fuß regiertes Druckwerk (Pedal). Bei dem großen Umfang der neueren Pianoforte's erhalten übrigens die Töne der höchsten Oktave gar keine Dämpfung, weil die Schwingung der Saiten infolge ihrer Kürze an sich nicht lange währt und also kaum ein Nachklingen stattfinden kann.

Daendels (spr. dahn-), Hermann Wilhelm, niederländ. General, geb. 21. Okt. 1762 zu Hattem im Geldernschen, nahm an den 1787 in den Niederlanden ausgebrochenen Unruhen Antheil, mußte daher, als die Sache der Patrioten unterlag, fliehen und unternahm in Dünkirchen glückliche Handelsspekulationen. Im Jahr 1793 leistete er als Oberstleutnant dem General Dumouriez bei dessen Zuge gegen Holland bedeutende Dienste, wurde 1794 Brigadegeneral, nahm bei dem neuen Zuge gegen Holland unter Pichegru (1795) die Insel Bommel, das Fort St. Andreas und einen großen Theil der feindlichen Artillerie, trat nach der Proklamation der Batavischen Republik als Divisionsgeneral in deren Dienste und übte bei den Regierungs- und Verfassungsveränderungen einen bedeutenden Einfluß aus. Als Gegner der demokratischen Partei, die am Ruder war, ging er nach Paris und ward von hier vom französischen Direktorium wieder nach Holland gesandt, um für die Aristokratie eine neue Revolution einzuleiten, was ihm auch gelang. Mit dem General Brune operirte er 1799 mit Erfolg gegen die Engländer und Russen, worüber zu vergleichen sein »Rapport des opérations du lieutenant-général D., depuis le 22 août jusqu'à la capitulation

de l'armée anglaise et russe, le 18 oct. 1799« Anfeindungen bewogen ihn, 1803 seine Entlassung zu nehmen. Beim Ausbruch des Kriegs von 1806 erhielt er vom König von Holland das Kommando einer Division und bemächtigte sich im Oktober Ostfrieslands und Westfalens, wofür er zum General der holländischen Kavallerie und Februar 1807 zum Marschall von Holland und Generalgouverneur der ostindischen Besitzungen ernannt wurde, die er von 1808 bis zur englischen Invasion 1811 mit Umsicht und Energie verwaltete. Mehrerer Willkürlichkeiten angeklagt, ward er zurückgerufen und veröffentlichte 4 Bände Aktenstücke über seine Verwaltung. Er machte sodann unter Napoleon I. den Feldzug von 1812—13 mit und vertheidigte als Gouverneur von Modlin diese Stadt bis zum äußersten. In seinem Vaterland bewarb er sich umsonst um einen militärischen Posten; erst Oktober 1815 erhielt er den Auftrag, die Verwaltung der wieder erworbenen Besitzungen auf der Goldküste von Afrika zu ordnen. Er benahm sich hier sehr energisch, beförderte die Anlegung neuer Pflanzungen und hinderte nach Kräften den Sklavenhandel. Er starb 2. Mai 1818.

Dänemark (s. Karte), das kleinste der drei skandinavischen Königreiche, umfaßt seit dem Krieg von 1864 nur noch die eigentlichen dänischen Länder, bestehend aus den Inseln zwischen der Ostsee und dem Kattegat und dem größern nördlichen Theil der Halbinsel Jütland zwischen dem Kattegat und der Nordsee (hier Westsee genannt). Es liegt zwischen Deutschland (im N. von Schleswig), Schweden und Norwegen (gegen O. und N.) und der Nordsee (gegen W.) und erstreckt sich von 54° 33′ bis 57° 45′ nördl. Br. und von 8° 4′ bis 15° 10′ (Bornholm) östl. L. v. Gr., jetzt zu einem Staate dritter Ordnung herabgedrückt. Von den beiden Haupttheilen sind die Inseln der von der Natur bevorzugte kleinere, am besten angebaute, die Halbinsel Jütland (dänisch Jylland) aber wegen ihrer Größe der wichtigere. Diese Halbinsel bildet einen schwach gekrümmten, nach W. zu konveren Bogen, der hier wenig zerrissen, sondern ziemlich abgerundet ist; die östliche Seite des Landes dagegen zeigt deutliche Spuren des Andrangs der Gewässer der Ostsee, welche hier einen Ausweg für die überströmende Wassermenge suchten und das niedrige, wenig felsige Land leicht zerrissen. Hier liegen die Inseln, die Krone Dänemarks, meist hinsichtlich der Bodenformation einander ähnlich und in dieser Hinsicht wenig vom festen Land verschieden, sonst ungestaltete, vielfach gegliederte Massen ohne irgend eine Regelmäßigkeit. Unter diesen Inseln, von denen Seeland (Själland), Fünen (Fyen), Laaland (Lolland), Falster, Langeland und Aerö (Arroe) sowie in der Ostsee Bornholm die größten sind, nebst der Halbinsel, versteht die dänische Staatspraxis das Königreich; die übrigen Besitzungen in Europa und den übrigen Welttheilen (Island, die Küste von Grönland und die westindischen Inseln, die Färöer) werden als Kolonien oder Nebenländer betrachtet. Die Konfiguration des Landes ist fast überall gleich. Es gibt keine Stelle in D., wo die See 75 Kilom. entfernt wäre, und durch die vielen Buchten wird sie dem Bewohner, welcher sie von jedem mäßigen Hügel in geringerer oder größerer Entfernung erglänzen sieht, noch näher gerückt. Jütland bildet von der Grenze Deutschlands an bis zur nördlichen Spitze eine gleichförmige Fläche, und von gleicher Bodenbeschaffenheit sind die Inseln, von denen nur Bornholm mit seiner Felsennatur an Schweden erinnert. Nur an einigen Stellen haben die Inseln und ebenso das feste Land steile Ufer; meist erhebt sich die Küste nur wenige Fuß über das Meer, welches im allgemeinen nur eine geringe Tiefe hat. Vom Vorgebirge Skagen, dem nördlichsten Punkt Jütlands, beginnen Sanddünen und Flugsandfelder (dänisch Klitter), welche sich an der Westseite bis an die südliche Grenze erstrecken, aber zum größten Theil bepflanzt oder, wie man es nennt, gedämpft sind. Weiter im Innern wechseln Niederungen, Sümpfe, Geest- und Marschboden mit unbegrenzten Sandebenen, welche, eine Fortsetzung der Lüneburger Heide, von S. nach N. das Land durchschneiden und erst am nördlichen Meer endigen. Der Sand derselben ist fein und beweglich und noch unfruchtbarer, seitdem man die hier und da wachsenden Wälder vernichtet hat. Er ruht an vielen Stellen auf einer harten Sandsteinmasse (Ahl), die oft fast bis an die Oberfläche reicht, so daß nicht einmal das Heidekraut darauf wachsen will. Die Heiden- und Flugsandfelder bedecken hier gegen 6600 QKilom. (120 QM.); doch werden davon alljährlich große Strecken unter den Pflug gebracht oder mit Wald bepflanzt. Weiter nach O. hin steigt das Land an und erreicht seine bedeutendste Erhebung wenige Meilen von der Ostsee. Hier befinden sich Hügel von 100 bis 130 Meter Höhe; der Himmelsberg steigt am höchsten, bis zu 179 Meter, und Eiers Bavnehöi erreicht 169,4 Meter. In diesem Landrücken, der das Land in eine kleinere, fruchtbarere östliche und eine größere westliche Hälfte theilt, entspringen die kleinen Flüsse. Der Boden ist meist sandig und lehmig, auch kiesig, im O. reichlicher mit Dammerde untermischt. An den Küsten der Nordsee ziehen sich Dünenreihen, meist drei hinter einander, hin. Ehe sich diese bildeten, hat das Meer seinen Lehm niedergeschlagen, welcher das Erdreich in den Marschen bildet, die aber eigentlich erst in Schleswig beginnen, so daß in dem jetzigen dänischen Staat nur wenige (die Tipper) vorhanden sind. Außerdem sind einzelne, bisweilen ziemlich große Stellen von Torfmooren bedeckt, welche in Waldmoore (namentlich an der Westküste), Pfuhlmoore und Heide- oder Hochmoore getheilt werden und den Bewohnern das hauptsächlichste Brennmaterial liefern. Von den Inseln besitzt Falster, der Garten Dänemarks, schwarze Dammerde. Auch auf Seeland und den übrigen Inseln findet man solche fruchtbare Gegenden. Sonst bestehen die Inseln aus Muschelbänken, welche in Kalkschichten, mit Sand, Thon, Kieselsteinen untermischt, verwandelt worden sind. Bornholm macht eine Ausnahme, indem es zu ⅔ aus Granit, der zu Seiten der mittleren öden Hochheiden mit Thon überdeckt ist, besteht und Granitfelsen, z. B. die fast 20 Meter hohen Ertholme (s. Christiansö), in das Meer hinaussendet. In dem übrigen D. bildet die unterste Schicht im O. vorwiegend Kreide, im W. Braunkohlenbildungen. An der Südseite von Seeland erheben sich Kreidefelsen bis zu 65 Meter und auf Möen in dem Aborre Bjerg bis zu 141 Meter Höhe. Die weiße Kreide kommt hier sowohl als auch in Jütland an vielen Stellen zu Tage. Je wellenförmiger sich das Terrain gestaltet desto fruchtbarer pflegt es zu sein. Nach den neuesten Bestimmungen umfaßt das ganze Königreich, mit Ausschluß der Beiländer, wie die nachstehende Tabelle, auf welcher auch die Bewohnerzahl angegeben ist, näher anzeigt, 38,209 QKilom. (693,92 QM.), wozu noch die Nebenländer und

DÄNEMARK.
Mafsstab 1 : 2 000 000
Skagen
Friedrichshafen
Nibe
Aalborg
Hobro
Mariager
Randers
Grenaa
Ebeltoft
Aachum
Horsens
Samsoe
Bogense
Kjertemünde
Nyborg
Odense
Fredericia
Kolding
Haderslebeng
Lemvig
Holmsland
Blaavands Huk
Fanöe
Sylt
Amrum
Bredstedt
Flensburg
Sonderborg
Arroeskjöbing
Anholt ins.
Yder Hoj
Meyers Konversations-Lexikon 3 Aufl.
Bibliographisch

ISLAND.
Maassstab 1 5000 000
Dänische Meilen
ISLAND
Hekla
Skalholt
Vatnajökul
Ingolfs Börde
Breidhi Bucht
Faxa B.
REIKIAVIK
C. Reikianaes
Hudaflöi
Kongelf
Göteborg
Kongsbacka
Lilla Middelgrund
Stora
Feiner rother Sand
Torcko
Engelholm
SCHWEDEN
Carlshamn
Sölvitsborg
Helsingborg
Landskrona
Lund
Malmoe
Ystad
Cimbrishamn
KOPENHAGEN
Amager
Skanör
Falsterbo
Hesseloen
Prästoe Bucht
MOEN
FALSTER
Nykjöbing
INSEL — RÜGEN
Arkona
Hiddensoe
Bergen
Moukgut
Darser Ort
BORNHOLM
Sandvig
Allinge
Hasle
Rönne
Aakirkeby
Nexoe
OSTSEE
Institut in Leipzig.

Kolonien kommen: Färöer 1322 QKilom. (24 QM.) mit (1870) 9992 Einw.; Island ca. 101,600 QKilom. (1860 QM., wovon 764 QM. bewohnbar) mit 69,763 Einw.; der gletscherfreie Theil von Grönland, in welchem sich die Niederlassungen befinden, ca. 88,000 QKilom. (1600 QM.) mit 9825 Einw. und die westindischen Inseln Ste. Croix, St. Thomas und St. John 308 QKilom. (5,6 QM.) mit 37,821 Einw., so daß also das Ganze etwa 229,400 QKilom. (4184 QM.) mit 1,912,142 Einw. beträgt.

Aemter	Areal QKilom.	Areal Geogr. QM.	Einwohner 1. Febr. 1870	Auf 1 QM.	Berechnet 1. Jan. 1872
Kopenhagen (Stadt)	13,22	0,24	181391	12807	182902
Kopenhagen (Amt)	1208,43	21,96	103890		105712
Frederiksborg . .	1853,46	34,69	82367	3349	83571
Holbek	1619,96	29,43	88270	3000	90282
Sorö	1472,83	26,76	85069	3180	86909
Prästö	1671,71	30,36	96833	3156	98936
Bornholm . . .	563,67	10,60	31894	3009	32491
Maribo	1657,94	30,11	90706	3012	92736
Odense	3406,19	62,04	122158	2811	124570
Svendborg . . .	1640,87	29,80	114153	3803	116701
Die Inseln	12987,00	255,87	996622	4225	1014130
Hjörring . . .	2815,87	51,12	91927	1700	94606
Thisted	1686,66	30,63	60724	1983	62186
Aalborg	2895,76	52,59	87089	1656	89084
Viborg	3031,21	55,06	83877	1600	85011
Randers	2432,66	44,18	95916	2171	97960
Aarhus	2476,73	44,99	125323	2786	128103
Veile	2255,67	42,96	102684	2375	105383
Ringkjöbing . . .	4502,49	81,77	75961	929	77963
Ribe	3047,19	55,34	65668	1187	67286
Halbinsel Jütland	25221,56	458,04	785119	1720	807682
Dänemark . . .	38209,22	693,92	1781741	2572	1822492

Das D. zunächst umflutende Meer ist in seiner Bodenformation dem tief liegenden Land vergleichbar und nur durch vortreffliche Lootsen und Leuchten bei seiner meist geringen und stark wechselnden Tiefe für die Schiffahrt bequem. In den beiden Belten wechselt die Tiefe von 2 zu 6 und 20 Faden, selten bis zu 60 Faden. Besser ist das Fahrwasser im Sund, doch keineswegs gefahrlos, indem auch hier die Sandbänke sehr zahlreich sind und bei der Schiffahrt deren genaue Kenntnis erforderlich ist. Die nördlichste Spitze umflutet das Skagerrak, der Schrecken der Seefahrer, welche hier überall an den Küsten, der sogen. Jernkyste (»öde Küste«), durch die aus den Wogen hervorragenden Wracke der gestrandeten Schiffe an das Loos, welches jeder Sturm ihnen selbst droht, erinnert werden, und denen sich kein einziger Hafen als Zufluchtsort darbietet, da selbst der neuerdings in Stand gesetzte Hafen Esbjerg im S. des Blaavandhuk keine größeren Fahrzeuge aufnehmen kann. Mit der Umsegelung von Skagenshorn tritt der Schiffer in das Kattegat ein, welches nicht minder gefährlich ist, indem hier noch zu den übrigen Gefahren die nicht unbedeutende Strömung des Meers aus der Ostsee hinzukommt; doch finden sich hier wenigstens mehrere gute Häfen. Drei Meeresstraßen verbinden das Kattegat mit der Ostsee: der Oresund, gewöhnlich Sund genannt, 107 Kilom. lang von Kullen im N. bis Falsterbo Riff im S., zwischen 3,800 Kilom. bei Helsingör und 30 Kilom. zwischen Kopenhagen und Malmö breit und in den ziemlich schmalen Fahrwässern Drogden und Flintenrinne zu beiden Seiten der Insel Saltholmen, von denen das erstere an der dänischen Seite befindliche besonders zur Schiffahrt benutzt wird und das letztere erst seit 1873 abgeprickt ist, wenigstens 7 Meter tief; der Große Belt, zwischen Seeland und Fünen, von sehr wechselnder Breite, doch noch an der schmalsten Stelle über 15 Kilom. breit, wegen seiner zahlreichen Sandbänke der Schiffahrt sehr gefährlich, und der Kleine Belt, zwischen Jütland und Fünen, an der schmalsten Stelle bei Middelfart kaum 2 Kilom. breit, bei reißender Strömung der Schiffahrt nicht minder gefährlich als der Große Belt. Der früher in allen drei Meerengen entrichtete Sundzoll ist durch einen 14. März 1857 zwischen der Regierung von D. und 15 anderen abgeschlossenen Vertrag mit 30,476,325 dänischen Reichsthalern abgelöst worden. Wegen der Gefährlichkeit und Seichtigkeit der dänischen Meere sind an verschiedenen Stellen Leuchtfeuer, im ganzen 59 (darunter 8 Feuerschiffe), nämlich längs der Westküste 3, am Kattegat 20, im Sund 7, im Großen Belt 14, im Kleinen Belt 4 und in der Ostsee 6. Auch sind an gefährlichen Stellen Rettungsstationen eingerichtet. Jütland, theilweise auch die Inseln, haben tiefe Einbuchten, Fiorde genannt, welche das Land oft mehr als zur Hälfte durchschneiden. Sie sind der Schiffahrt meist sehr förderlich, doch mehr noch dem Fischfang; in neuerer Zeit hat man bemerkt, daß ihre Tiefe an mehreren Orten abnimmt. Die größte dieser Einbuchten ist der Limfjord in Jütland; derselbe öffnet sich bei Hals und zieht sich ohne merkliche Erweiterung gegen Aalborg, wo seit 1865 eine 580 Meter lange Floßbrücke hinüberführt, jetzt aber sowohl für die Eisenbahn als auch für den übrigen Verkehr eine eiserne, auf steinernen Pfeilern ruhende, 390 Meter lange, in der Mitte mit einer 22 Meter breiten Oeffnung versehene Drehbrücke angelegt wird. Im W. von Aalborg dehnt sich der Limfjord zu einem bedeutenden See aus, umschließt mehrere Inseln (Giöl und Orholm) und sendet einen tiefen Busen bei Nibe ins Land; hierauf verengt er sich wieder bis Aggerborg und Lögstör, wo er sich, die große Insel Mors umflutend, nach allen Seiten hin erweitert. Im äußersten Westen war er früher durch eine kleine, nur 450 Meter breite Landenge (die Harboöre Tange) von der Nordsee getrennt; doch wurde dieselbe 3. Febr. 1825 durchbrochen, so daß von dieser Zeit an der nördlichste Theil von Jütland eine Insel bildet. In älterer Zeit hatte dieser Busen für die größten Schiffe Tiefe genug, was jetzt nicht überall mehr der Fall ist; an der Mündung bei Hals ist er nur 3—3,5 Meter und bei Lögstör gar nur 1,7—2 Meter, ja bei starken östlichen Winden kaum 1,8 Meter tief, daher dort zur Vermeidung der Barre ein 3900 Meter langer, 3,8 Meter tiefer Kanal gegraben ist. Der Limfjord nimmt eine Menge kleiner Flüsse und Bäche auf; seine ganze Länge beträgt 63 Kilom., seine Oberfläche 1460 QKilom. (26,5 QM.). Weit unbedeutender ist der Mariagerfjord, welcher, 37 Kilom. lang, sich bis Hobro erstreckt. Hierauf folgt der 22 Kilom. lange Randersfjord, ein wenig südlicher bis zur Stadt Randers, wo sich die Gudenaa in denselben ergießt; sodann der Horsensfjord bei der Stadt Horsens, der für die größten Kriegsschiffe hinreichend tiefe Veilefjord und der Kolbingfjord. An der Westseite befinden sich zunächst dem Limfjord der Nissumfjord, 82 QKilom. (1,5 QM.) groß, dessen Mündung in die Nordsee den Namen Thorsminde oder Nyminde trägt; der Ringkjöbingfjord, dessen Mündung, Nyminde Gab, am südlichen Ende liegt, von wo aus sich derselbe mit sehr beträchtlicher Breite nach N. hin ausdehnt, indem er gleich dem Nissumfjord, nur durch einen schmalen Landrücken von der Nordsee

getrennt wird. Beide sind sehr seicht und nur mit flachen Prahmen und Booten zu befahren; auch setzen sie fortwährend fruchtbares Marschland, die sogen. Tipper, ab, und man ist daran, den Nissumfjord ganz und den Ringkjöbingfjord im nördlichen Theil trocken zu legen. Auf Seeland ist im N. der Insel der Isefjord, welcher gegen W. den Lammefjord, gegen S. den Holbäksfjord, gegen O., doch mit südlicher Erweiterung, den Roeskildefjord aussendet. Auf Fünen liegt der nicht tiefe Odensefjord. Alle diese Fjorde enthalten salziges Wasser, dessen Salzgehalt indeß auf der östlichen, dem Kattegat zugekehrten Seite geringer ist als auf der westlichen, von der Nordsee bespülten, entsprechend der Beschaffenheit dieser Meere selbst. Außerdem gibt es noch eine große Anzahl Buchten, welche dänisch Vik oder Bugt genannt werden; sie sind zahlreicher auf der Ostseite des Landes als auf der Westseite, und mehrere derselben bieten vortreffliche Häfen dar. Binnenseen finden sich in großer Menge; mehrere sind indeß nur Niederungen, die sich mit Wasser gefüllt haben. Nicht alle stehen mit dem Meer in Verbindung. Die bedeutendsten sind: auf Seeland der Arre-, Fure- und tiefe Esromsee; auf Laaland der Maribosee; in Jütland der Kolbingsund, der Mos- und Filsee. Außerdem gibt es eine Menge Sümpfe und Moräste, besonders in Jütland, wo das ganze Vendsyssel oder der im N. des Limfjord belegene Theil fast nur ein großer Morast ist. Dort ist der große Vildmose (69 QKilom.) und im S. des Limfjord der kleine Vildmose (55 QKilom.), in denen die Torfbildung noch nicht ganz vollendet ist. Vermöge seiner Lage und physischen Beschaffenheit kann D. keine großen Flüsse haben; doch sind die meisten derselben bei ihrer Mündung ins Meer durch das Eindringen der Flut tief ausgehöhlt und für große Schiffe fahrbar. Sie münden fast alle in Fjorde oder Wike, und wollte man diese als ihre Fortsetzungen ansehen, so würde kein Land im Verhältnis zu seiner Größe mit D. an großen Flüssen wetteifern können. Ein solcher kleiner Fluß heißt in D. und Norwegen Aa (Plur. Aaer), in Schweden Å (Plur. Åar), in Schleswig und Holstein Aue. In Jütland sind die bedeutendsten: an der östlichen Abdachung in das Kattegat fließend, die Kolding-, Veile- und Guden-Aa; diese letzterwähnte, die bedeutendste von allen, ist 148 Kilom. lang, von der Mündung in den Randersfjord 11 Kilom weit etwa 2,8 Meter tief, dann 70 Kilom. theils vertieft und theils kanalisirt für Prahmen und Boote; in die Nordsee ergießen sich von S. nach N.: die Konge- (Grenze gegen Schleswig), Varde-, Skjern- oder Lönborg- (in den Ringkjöbingfjord), Stor- (in den Nissumfjord) und Uggerby-Aa; in den Limfjord die Stive- und die Hersom-Aa; in Seeland fließt gegen S. die Sus- (Suus-)Aa, 82 Kilom. lang, theils schiffbar und theils kanalisirt durch den Dannefjoldkanal; auf Fünen ist die 60 Kilom. lange, für Prahmen schiffbare Odense-Aa. An Kanälen sind in Jütland der Silkeborgkanal an der erwähnten Guden-Aa und die drei Gudmunlundkanäle, jeder 4—6 Kilom. lang, über 2 Meter tief, zum Theil angelegt zur Austrocknung der Sümpfe; auf Seeland der erwähnte Dannefjoldkanal, mindestens 1,8 Meter tief, 22 Kilom. lang, mit fünf Schleußen, der Esromkanal, 9 Kilom. lang, 1,9 Meter tief, von dem Esromsee nach dem Kattegat, und der Frederiksværkkanal, 2 Kilom. lang, von dem Arroesee aus gegraben, um die Ueberschwemmungen dieses Sees zu verhüten und nebst den beiden vorhergehenden der Hauptstadt aus diesen waldreichen Gegenden Brennmaterial zuzuführen; in Fünen der Odensekanal, von Odense in den Odensefjord, 2,8—3,2 Meter tief. Kleinere Kanäle, welche Moräste trocken legen, sind zahlreich. — Am Saum der gemäßigten Zone gelegen und etwas über drei Grade nach N. ausgedehnt, hat D. kein sehr verschiedenes Klima, milder im S., rauher im N.; doch ist dasselbe im allgemeinen gemäßigter, als man bei der nördlichen Lage des Landes erwarten sollte. Man nimmt an, daß die mittlere Temperatur gegen N mit jedem Breitengrad um $^1/_3$° R. abnimmt. Im Vergleich zu Deutschland ist D. auch in den besten Distrikten rauher, besonders durch kalte Seewinde, welche das Land von O. und W. treffen. Nicht wenig hat dieses durch Ausrodung der Wälder gelitten, welche sonst einen großen Theil von Jütland bedeckten und eine Wand gegen die kalten Winde bildeten. Der trockene, kalte Nordwestwind, welcher im Frühjahr im nördlichen Jütland an der Westküste weht, heißt Skai; er treibt den vom Meer abgesetzten feinen Sand weit in das Land hinein und zerstört den Pflanzenwuchs. Höchst unangenehm und der Gesundheit nachtheilig ist dort auch der dicke Nebel, welchen man Havguse nennt; er stellt sich gewöhnlich in warmen Sommertagen einige Stunden vor Sonnenuntergang ein und zieht in niedrig streichenden Wolken schnell gegen W. der Küste zu. Regen führt er nie mit, aber eine durchdringende, nasse Kälte und viele Salztheile. Nebel, Regen und Stürme sind sehr häufig; Winter und Sommer treten ohne den Uebergang von Frühling und Herbst ein; jeder Wechsel ist plötzlich. Im allgemeinen ist die Luft sehr feucht, doch nicht ungesund. Kopenhagen hat im Jahr etwa 157 Regentage und eine Regenmenge von 21½ Zoll, dagegen Ringkjöbing über 200 Regentage und 27½ Zoll Regen. Die Nässe ist gut für den sandigen Boden, da sonst die Früchte auf demselben im Sommer verbrennen würden, wo das Thermometer oft bis auf 20° R. steigt. Die Winter sind nicht übermäßig streng, und es geschieht sehr selten, daß der Sund gefriert. Ueberhaupt ist die Ostküste sowie jede gegen die Stürme geschützte Stelle freundlicher und bietet eine kräftigere Vegetation dar. Von den Inseln haben Seeland, Fünen, Möen, Bornholm und Langeland eine hohe und gesunde Lage; Laaland und Falster aber liegen sehr niedrig und haben daher Marschluft; dort herrschen im August und September, besonders nach warmen Sommern, häufig Fieber. Die mittlere Temperatur zu Kopenhagen ist +6,8, zu Frederikshavn +6,3, zu Viborg +5,1, für ganz D. etwa + 6,5 R.; der Barometerstand wechselt zwischen 26,4 bis 28,8°. Thiere und Pflanzen gedeihen, Maulbeeren und Wallnüsse reifen im Freien; auch hat man viele Beispiele von Menschen, die sehr alt wurden.

An Produkten des Thierreichs stehen die Hausthiere obenan. Ausgezeichnet sind die dänischen Pferde (1871: 316,570 Stück), die einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel bilden und deren Zucht von der Regierung sehr unterstützt wird. Das eigentlich dänische Pferd ist nicht groß, aber schön gebaut, kräftig und lebhaft. Das jütländische Pferd hat einen weniger schönen Kopf, dagegen einen bessern Rücken. Im Jahr 1870—71 wurden von D. nicht weniger als 22,840, 1873—74: 7088 Pferde ausgeführt. Nicht minder bedeutend ist die Rindviehzucht (1871:

1,238,898 Stück), die nicht bloß zum Behuf der Milchwirtschaft, sondern auch zum Zweck der Ausfuhr (1873: 71,256 Stück) betrieben wird. Die Schafzucht (1,842,481 Stück) hat bisher keinen so großen Aufschwung genommen wie in mehreren Gegenden Deutschlands; doch hat man in der neuern Zeit auch Merino's eingeführt. Die meisten Schafe findet man in den Marschen (Ausfuhr 1873: 46,396 Stück). Schweine werden sehr viel gezogen (1871: 442,421); die Ausfuhr (einschließlich Ferkel, betrug 1873: 188,306 Stück, dazu 14,425,923 Pfund Speck, Schinken und Würste. Von wilden Thieren finden sich Füchse, Hasen, Wiesel, Iltisse, Marder, Robben, Fischottern, Meerschweine (Delphine) in dem Kleinen Belt, Strandvögel, Schnepfen, Haselhühner, Moorhühner, besonders Eidergänse auf Bornholm und auf Christianssö. Fische werden in großer Menge in den Fjorden und an der ganzen Küste gefangen, hauptsächlich Häringe, Thunfische, Lachse, Kabeljaue, Schollen, Aale, Makrelen, Steinbutten und Rochen; aber der Fischfang wird weniger lebendig betrieben als man erwarten sollte, zumal da auch die Binnenseen dazu die schönste Gelegenheit darbieten. Man behauptet, daß namentlich die Meere um D. nicht mehr so fischreich seien wie im Mittelalter; der Däne liebt auch den Ackerbau mehr als die Fischerei, und dazu sind kaum Hände genug vorhanden. Im ganzen beschäftigt die Fischerei, wozu auch der Austern- und Hummerfang zu rechnen ist, 60,000 bis 70,000 Menschen. D. eigenthümlich sind eine Art geflammter Katzen und eine besondere Hunderasse. Die Jagd ist im ganzen unbedeutend. An Produkten des Pflanzenreichs gewinnt man alle Arten Getreide, die jenes Klima ertragen: Weizen 700,000, Roggen 4,000,000, Gerste 4,200,000, Hafer 5,000,000, Hülsenfrüchte 1,000,000, Buchweizen 250,000 Tonnen (à 1,931 Hektol.); dann Gartenfrüchte und Obst, besonders in der Nähe größerer Städte, Tabak, Flachs, Waid, Oelfrüchte und Kartoffeln. Holz wird nicht hinlänglich gewonnen; man hat sich aber in neuerer Zeit sehr bemüht, dasselbe wieder anzupflanzen, um viele jetzt öde Stellen für die Kultur des Bodens wieder zu benutzen. Die eingehegten Wälder bedecken jetzt auf den Inseln 204,896, in Jütland 114,206, Summa 319,102 Tonnenland à 14,000 Quadratellen (9955 = 55 QKilom.); sie bestehen besonders aus Buchen, Eichen, Birken, Elsen, Espen, Ebereschen, Weiden u. a. Die Mitte und die Westseite von Jütland ist fast ganz waldlos. Bauholz wird meist eingeführt, Brennholz durch Torf, welcher sich in großer Menge fast bei jedem Dorfe findet, Braunkohle und Seetange ersetzt. In der Mitte von Jütland, wo die Heide sich breit und zusammenhängend über ein Areal von wenigstens 5500 QKilom. (100 QM.) ausbreitet, ist auch das Heidekraut nützlich, indem es von Schafen und Ziegen gefressen wird, das einzige Brennmaterial liefert und zum Dachdecken sowie als Streu angewendet wird. An Mineralien besitzt das Land keinen Reichthum. Es findet sich Bernstein an der Westküste in Jütland auf einer Bank, die Hize genannt, woher die, welche ihn sammeln, »Hizläufer« genannt werden; der Ertrag ist aber nicht bedeutend. Porzellanerde findet sich auf Bornholm, Raseneisen in Jütland, Cement auf Bornholm, ebendaselbst auch Steinkohlen, ferner Walkererde, Vitriol, Salpeter, Kreide, Kalk (überall, daher die Kalkbrüche und Kalkbrennereien sehr wichtig sind), Töpferthon, Bausteine auf Bornholm, auch schlechter Marmor daselbst; endlich sind noch die sogen. Bornholmer Diamanten (schöne Bergkrystalle) zu erwähnen.

Die Bevölkerung besteht jetzt fast ausschließlich aus Dänen. Dieselben sind ein großer, kräftiger Menschenschlag, schön gewachsen, von regelmäßigem Körperbau, mit weißer Hautfarbe, blonden Haaren und meist blauen Augen. Bei dem Weibe zeigen sich die Züge des Mannes in zarteren Formen. Der Däne, wie er sich in den kleineren Städten und auf dem Lande zeigt, ist tapfer, ausdauernd, aber oft langsam, phlegmatisch, träge. Bei seiner Hinneigung zur Ruhe fehlen ihm die glühenden Leidenschaften und Laster des Südens; seine Vergnügungen sind still, sinnig und auf die edleren Genüsse des Menschen berechnet, ohne Pracht. Er ist praktisch, ein guter, doch langsamer Beobachter, ein nüchterner Denker, daher für Wissenschaft empfänglich; dabei haben die Lage seines Landes, die vielen Berührungen mit der See seinem Charakter einen gewissen romantischen Anflug gegeben, so daß sich die Nationalpoesie auch reich und schön entfalten konnte. Die Lebensweise ist dem Klima angemessen, welches bei kalter, zehrender Nässe geistige Getränke und viele kräftige Fleischspeisen nöthig macht. Die Wohnungen sind reinlich, klein auf dem Lande, doch auf den großen Gütern groß und prächtig, die neuen Wohnhäuser in modernem Stil, viele der älteren aber aus dem Mittelalter stammend, mit dicken Mauern und Thürmen versehen und mit Gräben umgeben, bequem in den Städten, prächtig in der Hauptstadt Kopenhagen. Die meisten Häuser in den Städten sind von Stein oder Backsteinen, nach der Bauart der norddeutschen Städte mit breiten Giebeln nach der Straße zu errichtet. Die Arbeiten der Dänen, außer im Seewesen, zeigen wenig Gewandtheit und stehen den deutschen nach, wie überhaupt die Dänen den Unternehmungsgeist in der neuern Zeit nicht wieder gezeigt haben, von welchem die Geschichte berichtet und welchen die Beschaffenheit ihres Landes anzuspornen scheint. Unter den Dänen, deren Zahl 1870 auf 1,730,698 angegeben wird, leben besonders in den Städten und vor allem in der Hauptstadt 54,143 Ausländer, wozu man auch 1071 in den dänischen Nebenländern Geborne zählt. Unter diesen sind die Deutschen am zahlreichsten (31,845, wovon 26,392 in Schleswig, Holstein und Lauenburg geboren sind); ihnen zunächst an Zahl stehen die Schweden (15,388). In den Heiden wohnen außerdem Zigeuner (Tataren), deren Zahl sich auf 400—500 veranschlagen läßt, und die eigentlich in zwei Stämme zerfallen: in die wirklichen Zigeuner, welche eingewandert sind, und in die Kjeltringer, wahrscheinlich Nachkömmlinge inländischer Vagabunden, die sich in früheren Zeiten bandenweise vereinigt hatten. Die dän. Sprache, welche in die seeländische, der Schriftsprache am nächsten stehende, und in die jütische Mundart zerfällt, ist allgemein im N. der Hvidaa, schiebt sich aber als ein Keil nach S. in Schleswig hinein, dessen Spitze etwa in der Mitte zwischen Husum und Schleswig liegt. Die Grundlinie wäre alsdann zwischen Flensburg und Tondern zu setzen. Die Kirchen- und Schulsprache ist überall die dän. Schriftsprache, außer in der deutschen Kirche und Schule zu Kopenhagen. Die Bewohnerzahl betrug, wie oben in der Tabelle angegeben ist, 1870: 1,784,741 (davon 880,807 männliche und 903,934 weibliche Personen) und wurde für den 1. Okt. 1874 auf 1,874,000 berechnet, wozu noch die

Bewohner der Nebenländer und Kolonien, wie dort angeführt, mit 127,401 kommen, so daß also für 1872 die Gesammtzahl derselben 1,943,893 beträgt. Dem Religionsbekenntnis nach war die überwiegende Mehrzahl der evangelisch-lutherischen Kirche zugethan, nämlich 1,730,698; daneben gab es 1211 freie Lutheraner, 1767 Reformirte, Methodisten und Anglikaner (meistens in den Städten), 3223 Baptisten (meistens auf dem Lande), 1857 römische Katholiken (meistens in Kopenhagen und demnächst in den übrigen Städten), 477 zu anderen christlichen Sekten gehörende, 4290 Israeliten (davon 3145 in Kopenhagen), 2128 Mormonen und 205 ohne positive Religion. In dem Decennium 1861—70 wurden jährlich im Durchschnitt geboren 54,820; es starben 361,865; es wurden getraut 12,757 Paare. Von Selbstmord kamen 1864—73: 4628 Fälle vor. Die Zahl der Auswanderer belief sich 1869—73 auf 25,883 (davon 2969 aus Kopenhagen); die Mehrzahl derselben begab sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika (22,720) und Australien (2656). Von der Bewohnerzahl wohnten 1870: 417,590 in den 68 Städten. Mit Ausnahme Kopenhagens, welches mit dem damit zusammenhängenden Dorfe Frederiksberg jetzt über 200,000 Einw. zählt, sind die übrigen Städte klein, und Ackerbau ist in ihnen eine Hauptbeschäftigung. Von ihnen zählen über 10,000 Einw.: Odense 16,970, Aarhus 15,025, Aalborg 11,721, Randers 11,354 und Horsens 10,501. Die allgemeine Volksbildung in D. ist eine sehr befriedigende. Durch besondere, das Volksschulwesen regelnde Gesetze sind (seit 1814) die Eltern bei Strafe verpflichtet, ihre Kinder vom 7. bis zum 14. Jahr die Schule besuchen zu lassen; die Lehrfächer sind hier: Lesen, Schreiben und Rechnen, Religion, vaterländische Geschichte und Erdkunde. Die Anzahl der schulpflichtigen Kinder im Königreich ist etwas über 200,000 auf dem Lande und gegen 34,000 in den Städten außer Kopenhagen, wo über 20,000 Kinder unterrichtet werden; die Anzahl der Volksschulen auf dem Lande ist: auf den Inseln 1156 mit 1340 Lehrern und in Jütland 1625 mit 1648 Lehrern, zusammen 2781 Schulen mit 2988 Lehrern (davon 59 Lehrerinnen); in den Städten (besonders in der Hauptstadt) ist bei weitem mehr für den Unterricht gethan. Gymnasien bestehen in den größeren Städten, auch in Kopenhagen; hier aber benutzt die Mehrzahl der Zöglinge die Privatanstalten. Jeder Lehrer und jede Lehrerin, selbst ein Hauslehrer und eine Gouvernante, muß sich einem Examen unterziehen, nach dessen Resultat der Unterricht begrenzt wird. Zur Heranbildung der Volksschullehrer bestehen vortreffliche Seminarien. Das eigentliche Königreich D. hat eine einzige Universität, die zu Kopenhagen (1479 gegründet) mit 48 Professoren in 5 Fakultäten (theologischer, juristischer, medicinischer und philosophischer, die in eine eigentlich philosophische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche zerfällt). Die Anzahl der Studirenden kann durchschnittlich auf 1200 veranschlagt werden. In Verbindung mit der Universität besteht eine polytechnische Lehranstalt, die sich eines bedeutenden Rufs erfreut. Mehr noch gilt dies von der Militärhochschule, deren Zöglinge zu sehr befähigten Officieren ausgebildet werden. Außerdem besitzt Sorö eine Akademie oder allgemeine gelehrte Schul- und Erziehungsanstalt nebst Forstakademie. Ferner hat das Königreich ein theologisches Seminar, eine königliche chirurgische Akademie, eine Veterinärschule, eine Artillerie-kadetten-, eine Seekadetten-, eine Landkadettenschule und noch mehrere besondere Unterrichts- und Bildungsanstalten. Die größeren Städte, besonders Kopenhagen, besitzen große Bibliotheken.

Fast bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts stand der Ackerbau in D. auf einer sehr niedrigen Stufe, woran besonders die Leibeigenschaft und die »Gemeinschaft des Bodens« die Schuld trug. Zu jedem Dorf gehörte ein großes Feld, von dem jeder Bauer mehrere zerstreute Stücke, von jedem Grade der Bonität eins, besaß; die Kultur des Feldes ward aber gemeinschaftlich und eben deshalb schlecht betrieben, indem sich der Einzelne gebunden und von der Majorität abhängig sah. Durch die »Zertheilung« des Grundbesitzes wurde diesem Uebelstand abgeholfen und zugleich das Quantum Boden nach der Matrikel (Flurbuch) bestimmt, wonach jedes Grundstück ein gewisses Hartkorn erhält. Der Normalboden, d. h. der beste Boden des Landes, ist in dieser Matrikel mit der Zahl 24 bezeichnet, so wie man ihn bei dem Dorf Karlslunde im Amt Kopenhagen fand, wo er in einer Tiefe von 18 Zoll wenig Kalk, $^4/_{12}$ schwarze Dammerde, $^3/_{12}$ Thon und $^5/_{12}$ Sand enthält, und durch sorgfältige Berechnungen gelangte man zu der Bestimmung, daß 72,000 Quadratellen (= 5⅓ Tonnen) Land zur Taxe 24 eine Tonne neues Hartkorn ausmachen sollten und für die Waldungen das Doppelte. Nur für Bornholm wurden 49,000 Quadratellen (3½ Tonnen Land) als Einheit angenommen, so daß also hier eine Tonne Hartkorn weniger ist. Da die Güte des Bodens sehr verschieden ist, so kann man daraus das Areal derselben nicht abschätzen; auf den Inseln enthält 1 Tonne Hartkorn zwischen 6¾ und 32¼, durchschnittlich 10, und in Jütland zwischen 8 und 244 oder durchschnittlich 26¼ (wobei aber auf das nördlichste, beinahe ganz aus Flugsand bestehende Kirchspiel Skagen keine Rücksicht genommen ist, indem das 8550 Tonnen Land betragende Areal desselben nur auf 8 Tonnen Hartkorn abgeschätzt ist), in dem ganzen Königreich durchschnittlich 17¼ Tonnen Land. Nirgends ist für irgend ein Gut die höchste Zahl angenommen; der höchste, wirklich vorkommende Werth einer Tonne Hartkorn ist 6¾ Tonnen Land. Wenn man die Hälfte des Hartkorns der Wälder (6267) zu dem der Aecker und Wiesen hinzulegt, so erhält man für den ganzen Staat gegen 381,000 Tonnen Hartkorn. Sehr bald entwickelte sich dann die Bodenkultur, wozu besonders die anderweitig günstiger gewordene persönliche Stellung des Bauern, die durch das verbesserte Schulwesen überhandnehmende größere Aufklärung sowie die Bestrebungen der königlichen landwirtschaftlichen Gesellschaft, endlich die Wirksamkeit einzelner tüchtigen Männer beitrugen. Nicht ohne großen Einfluß blieb auch die Ansiedelung vieler deutschen Landwirte, welche bessere Methoden mitbrachten und gelehrige Schüler fanden. Zu den wesentlichsten Fortschritten in der Landwirtschaft gehören in den letzten Jahrzehnten die Verbreitung der Wässerungsmethoden und des Wechselbaues, anstatt des frühern, aus Holstein stammenden Koppelbaues. Im ganzen darf man wohl sagen, daß der Ackerbau im Königreich gegenwärtig mit den am besten angebauten Theilen des Auslandes, einzelne Gegenden Englands, Belgiens und Hollands ausgenommen, wetteifern kann. Den Ertrag der Ernte schlägt man durchschnittlich auf das Neunfache der Aussaat an; auf den kleinen Inseln und

in gewissen Gegenden von Fünen erntet man durchschnittlich das Zwölf- bis Vierzehnfache der Aussaat. Von einem eigentlichen Proletariat, wie man es in England, Frankreich und in einzelnen Theilen Deutschlands hat, ist in D. nicht die Rede, wogegen es freilich ebensowenig große Kapitalisten gibt. Diese glückliche Lage der Ackerbauer ist das Werk der letzten 70—80 Jahre, während ein Blick in die Vorzeit uns den dän. Bauernstand im tiefsten Elend körperlich und geistig verkümmert zeigt. Durch die Katastrophe von 1660 hatte allerdings der Adel seine Regierungsgewalt verloren; aber derselbe blieb immer noch der unumschränkte Gebieter seiner Untergebenen, die entweder gar nicht, oder durch höchst mangelhafte und in ihrer Natur zweideutige Gesetze geschützt wurden. Noch fühlbarer wurde diese Unterdrückung, als die deutschen Fürsten, welche nach dem Tode der Königin Margaretha den Thron einnahmen, Scharen von deutschen Edelleuten und Rittern ins Land brachten. Die Edelhöfe erhielten das Jus patrimonii, Freiheit von Zehnten und viele andere Erleichterungen, während die Bauern Leibeigene blieben. Das persönliche Wohlwollen der meisten Könige vermochte an diesem Zustand wenig oder nichts zu ändern. Friedrich IV. (1699—1730), unter dem das Volksschulwesen die ersten Verbesserungen erfuhr, versuchte vergebens, durch mehrere Verordnungen die Lage der Ackerbauern wesentlich zu bessern; erst gegen Ende des 18. Jahrh. wurden jene durchgreifenden socialen Reformen möglich und durch Friedrich VI., damals (1784) Kronprinz, mit beispielloser Energie ins Werk gesetzt. Der 16jährige Jüngling hob, sobald er Sitz und Stimme im Staatsrath erhalten hatte, auf den Krongütern im nördlichen Seeland alle diejenigen Grundverhältnisse auf, wodurch der Ackerbauer beeinträchtigt wurde. Durch eine Kommission ließ er die Gemeinschaft des Bodens abschaffen, die Bauernhöfe auf die dazu gehörigen Grundstücke verlegen, die Frondienste und die Zehnten in natura gegen billigen Ersatz an Geld ablösen, Häuser (Kathen) einrichten und Schulen bauen. Mit reißender Schnelligkeit entwickelten sich bald Wohlstand und Aufklärung auf jenen Gütern, und der Kronprinz vervollständigte sein Werk, indem er den tüchtigsten Bauern ihre Höfe zum freien Eigenthum schenkte. Diesem Anfang folgten in wenig Jahren eine Reihe von ähnlichen Veranstaltungen, die das ganze Land betrafen. Am 20. Jan. 1788 wurde durch Verordnung die Leibeigenschaft für ewige Zeiten abgeschafft. Die nächste Maßregel war die Freigebung des Handels mit Getreide und Vieh. Nach dem 1799 erschienenen allgemeinen Frongesetz wurden die Frondienste bedeutend vermindert, an einzelnen Stellen sogar gegen ein Aequivalent an Geld aufgehoben und die Zehnten nicht länger in natura vom Feld genommen, sondern nach einer nach den Durchschnittspreisen der vier letzten Monate im Jahr festgestellten Taxe (Kapiteltaxt) mit Geld bezahlt. Noch schwieriger als in D. war es in den Herzogthümern, den Bauern Freiheit und Menschenrechte zu verschaffen. Mehr als 20,000 leibeigene Familien seufzten unter dem Joch der schleswigholsteinischen Ritterschaft, die sich erst nach langem Sträuben den Plänen des Kronprinzen fügte, und 1805 gab es auch in den Herzogthümern keine Leibeigenen mehr. Von höchster Wichtigkeit für die socialen Verhältnisse bewies sich um diese Zeit die Bildung der Gesellschaft der »Bauernfreunde«, zu welcher der Schullehrer Rasmus Sörensen den ersten Impuls gab. Sörensen bezweckte zunächst die vollständige Aufhebung der Frondienste und der Zehnten, die Egalisirung des Hartkorns und den Uebergang vom Pachtwesen zum Selbsteigenthum. Mit ihm vereinigten sich mehrere Männer, die längst als thätige Freunde des Bauernstandes bekannt waren, z. B. Drewsen, Balthasar Christensen, Kapitän Tscherning und Orla Lehmann, welche nun die Gesellschaft der »Bauernfreunde« ins Leben riefen. Ein von Sörensen gegründetes Blättchen »Almuevennen« (der Freund des gemeinen Mannes) wurde das Organ der Gesellschaft. Die Pachtverhältnisse waren es hauptsächlich, worauf die Gesellschaft ihr Auge richtete, und in ihrer Zeitschrift kämpfte sie mit aller Kraft für deren Beseitigung. Der dänische Bauer ist nämlich entweder wirklicher Besitzer (Erbpächter), oder Pächter auf Lebenszeit für sich und seine Frau. Vor 80—90 Jahren war die erste Kategorie so gut wie unbekannt in D.; aber schon 1835 waren 40 Proc. des Gesammthartkorns im eigenen Besitz der Bauern, während sich nur 39 Proc. in Pacht auf Lebenszeit, 10 Proc. in erblicher Pacht des Bauernstandes befanden. Der Pächter trägt 4 Hauptlasten: die Steuern an den Staat, die Zehnten, die jährlichen Abgaben an den Gutsherrn (Landgilde) und die Frondienste. Außerdem bezahlt er beim Antritt der Pacht eine baare Summe, die in späteren Jahren durchgängig sehr hoch gestellt worden und namentlich um so höher ist, je geringer die jährlichen Abgaben und die Frondienste sind. Von einem Bauernhofe von 6 Tonnen Hartkorn betragen die Frondienste gewöhnlich 8 Pflugtage, 50 Gespanntage und 150 Gangtage, und reducirt auf Geldwerth machen diese zusammen die Summe von wenigstens 50 Reichsbankthalern aus. Das Gesetz vom 4. Juli 1850 sprach die Aufhebung sämmtlicher Frondienste aus; wo sich Gutsbesitzer und Bauern über die jährliche Ablösungssumme nicht einigen konnten, sollte eine Regierungskommission entscheiden. Indeß waren schon vor dem Erscheinen dieses Gesetzes die Frondienste größtentheils abgelöst. Der Betrag der sonstigen jährlichen Abgaben an den Gutsherrn läßt sich nicht genau angeben; durchschnittlich betragen sie an 8 Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn. Die Zehnten, welche auch zum Theil den Gutsbesitzern zufließen, sind auf etwas über 8 Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn zu veranschlagen. Diese Zehnten waren als ein großes Uebel zu betrachten, so lange sie in natura vom Feld genommen wurden; allein auch hier hat die Partei der Reform einen Sieg gewonnen, indem nach mehrfachen Verhandlungen auf dem Reichstag durch ein Gesetz vom 14. Mai 1852 angeordnet wurde, daß sämmtliche Zehnten vom 1. Jan. 1856 an gegen Geldersatz abgelöst und behufs der unparteiischen Durchführung dieser Maßregel sogen. Zehntenkommissionen ernannt wurden. Nach diesen Berechnungen hat also der Pächter außer den Steuern und Kommunalabgaben, welche zusammen 13 Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn ausmachen, noch gegen 22 Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn zu entrichten, wozu noch die Zinsen von seiner Antrittssumme kommen. Ein von Sachkundigen gemachter Ueberschlag über die Einnahmen und Ausgaben eines solchen Pächters ergibt, daß die ersteren an 870 Reichsbankthaler (652½ Thlr. preuß. Kur.), die letzteren an 570 Reichsbankthaler (427½ Thlr. preuß. Kur.) betragen, wonach also ein Ueberschuß von etwa 300 Reichsbank-

thalern (225 Thlr. preuß. Kur.) bleibt. Der Hauptvorwurf gegen das Pachtwesen in D. ist der, daß nach dem Tode des Vaters die Kinder Haus und Hof nach dem Gesetz ohne irgend eine Vergütung verlassen müssen, wenn es auch Brauch ist, daß der Gutsherr die Stelle einem Kind oder Verwandten des Verstorbenen in Pacht gibt, was freilich die Zahlung einer neuen Antrittssumme nöthig macht. Die ersten Schritte zur principmäßigen Aufhebung dieser Pachtverhältnisse that der Staat selbst durch das Gesetz vom 8. April 1851, betreffend den Uebergang der Pacht zum eigenen Besitz auf den Staatsgütern. Nach diesem Gesetz machen der 25fache Betrag der jährlichen matrikulirten (Jordebogs) Abgaben und das 1½fache der gezahlten Antrittssumme die Kaufsumme aus, welche, ohne bei Lebzeiten des gegenwärtigen Pächters und seiner Frau vom Staat gekündigt werden zu können, als erste Priorität am Hofe haften darf. Dem Pächter steht das Recht zu, in beliebigen Terminen Abschlagszahlungen zu leisten, jedoch keine unter 25 Reichsbankthalern (18¾ Thlr. preuß. Kur.). Geht der gegenwärtige Pächter auf diese Bedingungen ein, so wird der Hof, sobald er pachtfrei wird, in öffentlicher Auktion verkauft, wobei jedoch den Erben des verstorbenen Pächters der Ankauf vorzugsweise erleichtert werden soll. Schon ein Jahr früher (27. Juni 1850) war durch ein Gesetz das privilegirte Hartkorn mit dem unprivilegirten auf gleichen Fuß gestellt worden, sowohl hinsichtlich der Steuern als der Kommunalabgaben. Die dadurch Betroffenen wurden vom Staat entschädigt, und zwar durch Obligationen, die auf den 15fachen (für diejenigen, die unter 200 Tonnen Hartkorn besaßen, den 20fachen) Betrag der Abgabenerhöhung lauteten. Im allgemeinen ergibt sich aus diesen Verhältnissen, daß die Lage des dänischen Bauernstands gegenwärtig keine ungünstige ist. Weniger ist dies bis jetzt mit den Käthnern der Fall; denn selbst diejenigen von ihnen, welche Landwirtschaft haben, müssen in hohem Grad fleißig und sparsam sein, um ihre Lebensbedürfnisse befriedigen zu können; den übrigen würde dies unmöglich sein, wenn es nicht überall hinreichend Gelegenheit zu Lohnarbeit gäbe. Für Alte, Krüppel, Waisen und andere, die sich durchaus nicht selbst unterhalten können, sorgt im ganzen Land ein wohlorganisirtes Armenwesen; doch fallen kaum 3 Proc. der Gesammtbevölkerung des Königreichs demselben ganz oder theilweise zur Last. Die Ausgaben der Kommunen für das Armenwesen betrugen 1871—72: 1,572,252 Rthlr., wozu noch 387,272 Rthlr. als Werth der Naturallieferungen gerechnet werden müssen; davon fallen auf Kopenhagen 495,354 und auf die übrigen Städte 355,711 Rthlr. Obgleich der Reichstag seit 1849 die Lage der Käthner bedeutend gebessert hat, so müssen doch noch viele Reformen folgen, bevor dieselben den Hufnern verhältnismäßig gleichstehen werden. Das Areal des gesammten Königreichs wird 15. Juli 1871 angegeben zu 6,930,565 Tonnen Land (9955 = 55 QKilom.), davon wurden 5,023,623 benutzt (nämlich 2,081,187 besäet oder bepflanzt, 2,623,326 als Wiesen oder Weiden und 319,102 als eingehegte Wälder). Im Jahr 1860 waren in ganz D. 51,028 Güter mit 216,256 Tonnen Hartkorn in selbständigem Besitz; darunter zählte man 1600 große Güter, sogen. »Haupthöfe«, mit 46,860 Tonnen Hartkorn und unter diesen 175 mit je über 60 Tonnen Hartkorn, ja 47 mit je 1000 bis 3040 Tonnen Hartkorn. Diese übergroßen Güter gehören größtentheils zu Grafschaften, Baronien und Stammhäusern, welche jedoch seit 1849 nicht mehr errichtet werden dürfen. Alle kleineren Güter nennt man Bauerngüter. Außerdem gab es 6114 Erbpachtgüter mit 30,568 Tonnen Hartkorn, deren Inhaber das Recht des Verkaufs und Verpfändens hatten, und 14,886 Erbpachtgüter mit 77,147 Tonnen Hartkorn, deren Inhaber nicht das Recht des Verkaufs und Verpfändens besaßen. Aber 1862 waren nur noch 12,443 Pachtgüter mit 67,802 Tonnen Hartkorn vorhanden, und davon wurden bis 1871 verkauft: zu eigenen Gütern 2116 mit 10,607 Tonnen Hartkorn und zu Erbpachtgütern 2244 mit 13,037 Tonnen Hartkorn, so daß nur noch 8084 Pachtgüter mit 44,158 Tonnen Hartkorn übrig waren. Der durchschnittliche Preis für 1 Tonne Hartkorn, höher auf den Inseln, niedriger in Jütland, war in den letzten Decennien 327,21 dän. Rthlr.; 1850—59 betrug derselbe für 2349 verkaufte Güter mit 12,145 Tonnen Hartkorn 167,22 Rthlr. und war 1850 für 5263 verkaufte Güter mit 28,211 Tonnen Hartkorn 66,70 Rthlr. Der Verkaufspreis für eigene Güter, 1848 bis 1849 für 1 Tonne Hartkorn 1134 Rthlr., war 1865—69 auf 2366 Rthlr. gestiegen. Die Zahl der Kathen (1860) war 139,286 mit 34,758 Tonnen Hartkorn. Von diesen waren freie Besitzungen der Käthner: auf den Inseln 30,220 mit 7442 Tonnen Hartkorn und in Jütland 58,281 mit 15,988 Tonnen Hartkorn. Die übrigen waren von den Käthnern gepachtet, nämlich auf den Inseln 39,095 mit 9409 Tonnen Hartkorn und in Jütland 11,099 mit 1837 Tonnen Hartkorn. Im ganzen herrscht in D. Wohlstand, was daraus abzunehmen ist, daß zu Ende 1872 in den bestehenden 229 Sparkassen 285,551 Interessenten ein Guthaben von 76,627,667 Rthlr. (am meisten in den beiden Sparkassen zu Kopenhagen) hatten; der Ueberschuß der Sparkassen betrug 3,067,432 Rthlr.

Auch zur Hebung der Industrie hat die Regierung viel gethan; doch hat der Erfolg ihren Bemühungen noch nicht ganz entsprochen. Die dänische Bevölkerung scheint sich vorzugsweise für den Landbau zu eignen, der Fabrikarbeit aber abgeneigt zu sein; dazu kommt der Mangel an Feuerungsmaterial, welcher sich der Industrie sehr hemmend entgegenstellt. Da die Fabrikanten in den meisten Fällen die inländischen Bedürfnisse nicht befriedigen können und deshalb ihre Fabrikate leicht verkaufen, so haben sie keine Aufforderung, durch Kunst den Werth ihrer Produkte zu erhöhen. Indeß ist in neuerer Zeit durch die vermehrte Berührung mit dem Ausland ein bedeutender Fortschritt gemacht worden. Man hat Tuchfabriken, Segeltuch- und Handschuhmanufakturen in Randers und Odense, webt Wolle (Hylskleider), Baumwolle, Seide, klöppelt Spitzen, dreht Taue für die Schiffe; ferner sind die Gerbereien, Branntweinbrennereien, Zuckerraffinerien und Tabakfabriken nicht unbedeutend. Weniger wichtig sind die Papiermühlen (Strandmühle bei Kopenhagen und zu Silkeborg), Porzellan-, Favence- und Gewehrfabriken, die Kupfer- und Messinghämmer. Eine Kanonengießerei steht unter der Direktion der Regierung. Alle übrigen Erzeugnisse des Kunstfleißes sind von geringer Bedeutung. Man verfertigt allgemein ein grobes wollenes Zeug, Wadmel genannt, für die Kleidung des Landmanns, die sich derselbe selbst zu machen pflegt; aus Flachs und Wolle spinnt man das Havergarn, Leinwand, Strümpfe, Pferdedecken, Säcke nicht bloß für den

einheimischen Bedarf. In Jütland werden viele Holzschuhe (Holschen) verfertigt, deren sich die ganze gothisch-skandinavische Bevölkerung bedient. Die meisten Fabriken befinden sich in Kopenhagen, Randers und Fridericia.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beherrschte Kopenhagen fast ausschließlich den dänischen Handel, und der Zwischenhandel dieser Hauptstadt nach China und Ostindien war sehr bedeutend, was allerdings seinen Grund in den damaligen politischen Konjunkturen hatte. D. bewahrte nämlich während des amerikanischen Freiheitskriegs und später, während der ersten französischen Revolutionskriege, eine glückliche Neutralität, infolge deren die dänische Flagge sehr gesucht und dem tüchtigen Kaufmann ein weites Feld zur erfolgreichen Konkurrenz mit größeren Nationen eröffnet war. Es gab 1798 Häuser in Kopenhagen, welche 5, 6, 10, 13 Ostindienfahrer besaßen. Die Provinzialstädte waren damals vollkommen unselbständig, ihr Umsatz beschränkte sich fast ausschließlich auf den Verkehr mit Kopenhagen. Die Kriegsjahre und die bodenlosen finanziellen Wirren während derselben vernichteten aber die Uebermacht Kopenhagens. Der chinesisch-ostindische Handel hörte fast ganz auf, weil nach dem allgemeinen Frieden die unnatürlichen Bedingungen seiner Existenz oder doch wenigstens seines außerordentlichen Umfangs nicht mehr vorhanden waren. Die Provinzialstädte dagegen wurden allmählich selbständiger und unternehmender und exportirten selbst die Produkte ihrer Umgegenden direkt ins Ausland, wenn auch zum Theil für Kopenhagener Rechnung. Der Handel Kopenhagens gerieth unter solchen Verhältnissen bis gegen 1830 in Abnahme, ist aber seitdem wieder in steter Zunahme begriffen und umfaßt jetzt ungefähr $^2/_3$ des ganzen Handels. Namentlich war es der Krieg mit den Herzogthümern (1848 und 1849), durch den die Hauptstadt bedeutend emporkam, sowie derselbe auch zeitweilig dem Handel der Provinzen einen Umschwung gab. Ein älteres und zu verschiedenen Zeiten vielbesprochenes handelspolitisches Projekt, Kopenhagen zu einem Freihafen zu machen, das 1848 auftauchte, ist bis jetzt nicht zu Stande gekommen. Der Bestand der Handelsflotte war 31. März 1874: 2846 Fahrzeuge von 212,600 Registertons (38 Fahrzeuge und 33,954 Tons mehr als 1870, so daß die durchschnittliche Tragfähigkeit jedes Fahrzeugs von 63 auf fast 75 Tons gestiegen ist). Die Dampfschiffsflotte hat sich in den 4 Jahren von 1870—74 um 34 vermehrt und betrug 123 Schiffe; auch die durchschnittliche Tragfähigkeit derselben ist von 117 auf 223 gestiegen. In dem Finanzjahr 1873—74 gestaltete sich der Schiffsverkehr Dänemarks, wie folgt:

A. Küstenschifffahrt.	Eingelaufen		Ausgelaufen	
	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen
Segelschiffe	16,990	167,300	18,166	178,940
Dampfer	6545	172,450	6033	144,882
	23,535	339,750	24,199	323,822
B. Auswärtiger Handel.				
Segelschiffe	15,379	646,382	15,554	204,907
Dampfer	5899	246,938	6138	211,703
	21,278	933,320	21,692	416,610

Von den Ausfuhrartikeln einheimischer Produkte steht Getreide obenan, demnächst Vieh. Im Folgenden sind die wichtigeren Artikel (vom Finanzjahr 1873—74) angegeben, und es ist in Parenthese die Einfuhr davon neben die Ausfuhr gestellt: Getreide 2,368,840 (505,735) Tonnen, nämlich 1,001,960 Gerste, 390,065 Roggen, 361,840 Weizen und 575,408 Hafer (im Jahr 1871—72 war die Ausfuhr 3,012,614 Tonnen gewesen); Mehl und Grütze 69,954,940 Pfd. (3,120,379 Pfd.), während im vorhergehenden Jahr 62,535,207 Pfd., 1871—1872 dagegen nur 44,038,483 Pfd. ausgeführt worden waren. Von lebendigen Thieren wurden ausgeführt (resp. eingeführt): Schafe, Ziegen, Böcke und Lämmer 46,396 (10,381), Pferde 7088 (3700), Ochsen, Kühe und Kälber 71,256 (15,344), Schweine und Ferkel 188,306 (11,994) Stück; ferner Austern 1,464,435 (14,432) Pfd., Fleisch, Schinken, Würste 2c. 14,425,923 (3,528,076) Pfd., Butter 103,322 (13,460) Tonnen, Käse 26,358 (956,740) Pfd., Wolle 3,515101 (1,131,942) Pfd., Häute, unbereitet 4,568,111 (5,837,858) Pfd., bereitet 71,298 (448,029) Pfd., Handschuhe 21,401 (309) Pfd., Lumpen 3,546,365 (1,108,584) Pfd., Knochen und Zähne 3,759,509 (774,060) Pfd. Von den Einfuhrartikeln, denen ebenfalls die gleichzeitige Ausfuhr beigesetzt ist, sind die wichtigsten: Cichorie und andere Kaffeesurrogate 3,671,433 (95,622) Pfd.; von Getränken Meth 8907 (5851), Bier 139,100 (798,272), Wein, Cider u. dgl. 3,599,873 (558,070), andere Spirituosen 1,507,371 (1,052,251) Potter; frische Fische 109,165 (2,970,285) Pfd., getrocknete, geräucherte, gesalzene und eingelegte Fische 18,329,332 (6,199,399) Pfd., Farbstoffe 4,222,971 (549,420) Pfd., Früchte 8,073,095 Pfd. und 3375 Tonnen (1,041,894 Pfd. und 90 Tonnen), Galanteriewaaren 224,722 (11,659) Pfd., Glaswaaren 4,605,533 (1,131,996) Pfd., Lohrinde 6,159,753 (170,406) Pfd., Kork 2,116,084 (639,072) Pfd., Hopfen 589,551 (10,446) Pfd., Oelkuchen 16,840,033 (7,258,413) Pfd., Ziegel- und Dachsteine, Röhren und Fliesen 19,921,800 (2,392,437) Stück, Töpferarbeiten 1,918,903 (202,293) Pfd., Steingut und Fayence 1,245,665 (61,437) Pfd., Porzellan 119,519 (134,498) Pfd., Kaffee 23,558,696 (12,401,679) Pfd., Gewürze 2c. 1,433,633 (143,846) Pfd., Steinkohlen 3,610,085 (445,696) Tonnen, Oel, Petroleum 2c. 15,112,611 (3,406,799) Pfd., Manufakturwaaren von Baumwolle, Flachs und Hanf 11,468,182 (1,192,637) Pfd., von Seide 196,908 (7726) Pfd., von Wolle, Haaren 2c. 3,672,834 (357,781) Pfd., Metalle, rohe 23,320,340 (6,205,331) Pfd., Eisen und Stahl, verarbeitet 96,938,041 (8,787,232) Pfd., andere verarbeitete Metalle 3,062,682 (372,634) Pfd., Papier 2,532,557 (856,295) Pfd., Reis und Reismehl 17,690,787 (6,673,395) Pfd., Sago, Salep 2c. 1,377,228 (45,715) Pfd., Salz 40,877,099 (1,560,662) Pfd., Zucker und Sirup 54,353,710 (8,731,521) Pfd., Thee 772,396 (217,249) Pfd., Tabak, unverarbeitet 5,768,209 (120,438) Pfd., verarbeitet 187,330 (257,546) Pfd., Bauholz, fünfisches 25,436 (0) Tonnen, unverarbeitetes Eichenholz 261,655 (24,418) Kubikfuß, Brennholz 70,332,600 (1,193,400) Pfd., Buchsbaum, Ebenholz 2c. 4795 Kubikfuß und 298,271 (9303) Pfd., andere Holzarten 149,900 Tonnen und 4,072,530 Kubikfuß (268,389 Kubikfuß), verarbeitetes Holz 135,223 Kubikfuß und 14,249,462 Pfd. (1,106,573 Pfd.). Der Gesammtwerth der Ausfuhr von 1873—74 wurde zu 85,528,515 Rthlr., der der Einfuhr zu 115,364,448 Rthlr. berechnet. Die Zollabgaben (Einfuhr-, Ausfuhr-, Transitzoll, Schiffsabgaben, Sporteln 2c.) waren früher sehr drückend, sind aber durch das Zollgesetz von 1838 sehr

ermäßigt worden und können jetzt im Vergleich mit anderen Ländern mäßig genannt werden. Die Zollsätze variiren zwischen 3 und 20 Proc. des officiellen Waarenwerths, und nichtsdestoweniger sind die Zolleinnahmen bedeutend gestiegen. Mehrere Gegenstände, nämlich solche, die zur Förderung der Wissenschaften, und solche Rohstoffe, die zur Veredelung inländischer Produkte nothwendig sind, z. B. ungemahlenes Getreide sowie einzelne andere Artikel, sind zollfrei. Inzwischen hat, um der finanziellen Verlegenheit des Staats abzuhelfen, welche durch den Krieg hervorgerufen ist, eine Kriegssteuererhöhung auf mehrere Artikel gelegt werden müssen. Die Branntweinsteuer ist ebenfalls ziemlich bedeutend. In den Jahren 1867—72 haben die Zolleinnahmen in abgerundeten Zahlen betragen: 7,60, 8,58, 9,06, 8,68, 8,90, 9,41 Mill. Reichsthaler. Die wichtigsten Handelsstädte sind Kopenhagen, Aalborg, Aarhus, Randers, Fredericia, Odense, Korsör, Thisted u. a. — Die Kanäle sind oben bereits angeführt. Von den Landstraßen sind die Hauptwege vortreffliche Chausseen, 9 bis 13 Meter breit, auf den Inseln 560 Kilom. und in Jütland 755 Kilom. lang; auch die Nebenwege sind größtentheils Chausseen, mindestens 8 Meter breit mit einer Gesammtlänge von 4970 Kilom. Auch in dieser Hinsicht sind die Inseln besser bedacht als Jütland. Die Eisenbahnen Dänemarks hatten zu Anfang 1874 eine Gesammtlänge von 8979 Kilom. (119,2 dänische Meilen); sie werden in die seeländischen und in die jütisch-fünenschen getheilt. Die ersteren erstrecken sich von Kopenhagen theils gegen N. (mit einer kurzen Zweigbahn nach Klampenborg) über Hilleröd nach Helsingör, theils gegen W. durch die Mitte der Insel über Roeskilde, Ringsted, Sorö und Slagelse nach Korsör, von wo die Ueberfahrt über den Großen Belt nach Nyborg auf Fünen geschieht. Bei Roeskilde zweigt sich von dieser Hauptbahn (eröffnet 1857) gegen S. eine Bahn ab, die über Kjöge und Nestved nach Vordingborg und Masnedsund führt, wo die Ueberfahrt nach Orehoved auf Falster stattfindet und die Bahn noch bis Nykjöbing fortgesetzt wird. Bei Roeskilde zweigt eine zweite, noch in der Anlage begriffene Bahn gegen W. über Holbäk nach Kallundborg von der Hauptbahn ab. Die jütische Bahn, während der dän. Herrschaft durch Schleswig so gerade wie möglich mit ängstlicher Vermeidung aller Städte, in Jütland aber mit großen Krümmungen geführt, beginnt im S. bei Vamdrup und führt als Längenbahn an der Ostseite der Halbinsel über Kolding, Fredericia (Ueberfahrt über den Kleinen Belt, s. unten), Veile, Horsens, Skanderborg (Zweigbahn nach Silkeborg), Aarhus, Randers, Hobro, Aalborg (hier Unterbrechung durch den Limfjord, über welchen eine Brücke gebaut wird, s. oben), Nörre Sundby und Hjörring nach Frederikshavn, von wo regelmäßige Dampfschiffahrt nach Göteborg in Schweden stattfindet. Von dieser Längenbahn zweigt sich gegen W. die Querbahn ab bei Langaa zwischen Aarhus und Randers über Viborg und Skive nach Struer, wo sie sich gegen S. nach Holstebro wendet. Von dort wird sie jetzt weiter fortgesetzt über Ringkjöbing und Varde nach dem Hafenort Esbjerg (Dampfschiffahrt nach England) und von diesem in östlicher Richtung unweit der südlichen Grenze nach der Längenbahn, welche sie bei Lunderskov zwischen Vamdrup und Kolding erreichen wird. Die fünensche Bahn beginnt im W. bei Strib (Ueberfahrt über den Kleinen Belt nach Fredericia) und geht mit einer Zweigbahn nach Middelfart über Odense nach Nyborg (Ueberfahrt über den Großen Belt nach Korsör auf Seeland). Die vortrefflich eingerichtete Post beförderte 1873—1874: 16,487,777 Briefe, 283,192 Postanweisungen (4,637,447 Rthlr.), 133,453 Postvorschüsse (959,543 Rthlr.), 471,737 Geldbriefe mit 114,762,319 Rthlr., 1,048,367 Paketstücke, die 5,933,665 Pfd. wogen, und 15,134,812 Nummern von Zeitungen ꝛc. Die Telegraphen hatten Ende 1873 eine Länge von 2546 und die Drähte eine von 7049 Kilom. mit 174 Stationen. Die Zahl der internen Depeschen betrug 1873: 240,565, der Depeschen im Verkehr mit dem Ausland 226,265, der im Transit 159,898, zusammen 626,728. Ueber die in D. bestehenden Banken s. Banken, S. 534. Die Regierung übt eine sorgfältige Handelspolizei aus. Jeder, der Handel treiben will, muß seine Qualifikation dazu nachweisen und ist sodann auf die Handelsartikel angewiesen, welche der Klasse, für die er sich als befähigt erwiesen, gesetzlich gehören; dabei muß er volljährig und Bürger einer Stadt sein. Der Großhändler muß wenigstens 30 Kommerzlasten eines Schiffs besitzen und eine bestimmte Einlage in die Staatskasse machen. Fremde dürfen Waaren kaufen, aber nicht wieder verkaufen. Die Münzen werden in Kopenhagen geprägt. Durch Gesetz vom 10. Febr. 1854 war der Reichsbankmünzfuß eingeführt. Der Rigsdaler Reichsmünze hat 6 Mark à 16 Schillinge = 2 Franken 81 Centimes = 2 Mark 25 Pf. Infolge einer auf zehn Jahre (bis zum 31. Dec. 1884) zwischen den Regierungen in Schweden-Norwegen 18. Dec. 1872 abgeschlossenen Münzkonvention, welche aber, da sie von dem norwegischen Storthing verworfen worden war, 27. Mai 1873 zwischen Schweden und D. allein abgeschlossen wurde, ist das ganze Münzsystem vollständig umgebildet und auf Goldwährung begründet worden, wobei die Münzen des einen Staats auch in den beiden anderen (denn Norwegens Beitritt läßt sich mit Bestimmtheit erwarten) als gesetzliche Zahlungsmittel anerkannt werden. Danach heißt die Einheit der Münze »Krone«, welche an Werth gleich ist einem schwedischen und einem halben dänischen Riksdaler und einem Viertel norwegischen Speciesdaler und in 100 Öre getheilt wird. In Gold werden Zehn- und Zwanzigkronenstücke geprägt, von denen 248 der ersteren 1 Kilogr. feines Gold (die letzteren natürlich 124) enthalten, aber jedes Stück, da es aus $^{9}/_{10}$ feinem Gold und $^{1}/_{10}$ Kupfer (Münzgold) geprägt wird, 4,4805 Gramm wiegt. An Scheidemünzen sind vorhanden: in Silber Stücke von 2 und 1 Krone (= 1 Mark 8 Pf.), 50, 25 und 10 Öre, und in Bronze Stücke von 5, 2 und 1 Öre. Die Einführung dieses Systems, welches spätestens 1. Jan. 1875 durchgeführt sein sollte, hat bereits mit dem 1. Jan. 1874 sowohl in Schweden als auch in D. begonnen; auch das Papiergeld wird danach verändert. Der dänische Fuß ist dem rheinischen gleich (= 0,314 Meter) und theilt sich in 12 Zoll und 144 Linien; 2 Fuß machen eine Elle, wonach in D. gewöhnlich gerechnet wird, 6 Fuß einen Faden. Das Feldmaß wird nach Tonnen bestimmt, eine Tonne Land enthält 14,000 Quadratellen (à 0,568 Hektar). Das Getreide wird nach Lasten bestimmt, von denen jede 22 Tonnen (à 1,201 Hektol.) hält. Die Tonne Bier enthält 1,214 Hektol., die Tonne Butter 112 Kilogr., die Tonne Kohlen 120 Kilogr. Von den Flüssigkeitsmaßen hält ein Fuder Wein 6 Ohm, 24 Anker, 240 Stübchen, 463 Kannen, 930 Potter (à 0,966 Liter).

Das Pfund ist jetzt das französische und deutsche halbe Kilogramm; eine dänische Meile enthält 7,53 Kilom.

D. ist seit 5. Juni 1849 eine erbliche konstitutionelle Monarchie und hatte seit 2. Okt. 1855 eine Gesammtverfassung. Der König ist unverantwortlich, seine Person heilig und unantastbar. Die Minister dagegen können ihrer Amtsführung wegen zur Verantwortung gezogen werden. Der König besitzt die höchste Gewalt über die Land- und Seemacht, erklärt Krieg, schließt Frieden, Bündnisse und Handelstraktate und hebt sie auf; doch kann er dabei nicht ohne Einwilligung des Reichsraths irgend einen Theil des Landes entäußern, über irgend eine Staatseinnahme verfügen oder dem Land irgend eine lastende Verpflichtung aufbürden. Die Erbfolge des Königreichs D. ist klar und fest bestimmt in dem von Friedrich III. 1660 gegebenen dänischen Grundgesetz, dem sogen. Königsgesetz, das aber für die Herzogthümer niemals gegolten hat und 1853, da der König Friedrich VII. kinderlos war, dahin verändert wurde, daß der Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg als Thronerbe anerkannt wurde, welcher auch 1863 als Christian IX. den Thron bestiegen hat, aber gleich zu Anfang seiner Regierung genöthigt war, die Herzogthümer an Deutschland abzutreten, daher infolge dessen die Verfassung 1866 wesentlich hat abgeändert werden müssen. Nach Artikel 28—38 desselben galt das Recht der Erstgeburt in dem Mannsstamm nach der Ordnung der Linien; nach dessen Erlöschen in der königlichen oder Primogeniallinie folgt der Weiberstamm, was jedoch in Holstein und Schleswig nie anerkannt worden ist. Nach der jetzt geltenden Verfassung von 1866 besteht der Staatsrath aus sechs Ministern: der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegs, der Marine, der Finanzen, der Justiz und des Innern. Die Volksrepräsentation geschieht in dem Reichstag, dem Landsthing und dem Folkething. Die Zahl der Mitglieder des Landsthings ist auf 66 bestimmt; davon ernennt der König 12, in Kopenhagen werden 7, in den größeren Wahlkreisen, umfassend Städte und ländliche Distrikte, 45, auf Bornholm 1 und auf den Färöern 1 auf 8 Jahre gewählt, so daß nach 4 Jahren immer die Hälfte ausscheidet. Die Anzahl der Mitglieder des Folkethings soll ungefähr in dem Verhältnis von 1 zu 16,000 Einw. stehen. Zu der Wahl derselben, jedesmal auf 3 Jahre, sind die Aemter nach ihrer Bewohnerzahl in Wahlkreise getheilt, 2 in 4, 10 in 5, 3 in 6, 2 in 7, 1 (Bornholm) in 2 und die Hauptstadt in 9, wozu noch die Färöer mit 1 kommen. Diese erhalten Diäten. Der Regierungssitz ist auch der Versammlungsort des Reichstags; doch kann ihn in außergewöhnlichen Fällen der König auch nach einem andern Orte des Reichs zusammenrufen. Jedes Thing ist berechtigt, Gesetze vorzuschlagen und für seinen Theil anzunehmen. Kein Gesetzentwurf erlangt verbindliche Kraft, bevor er nicht dreimal von dem Thing verhandelt worden ist. Kein Reichstagsabgeordneter kann während der Versammlung des Reichstags ohne Zustimmung des Things, wozu er gehört, Schulden halber seiner Freiheit beraubt oder gefänglich eingezogen, oder zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden, mit Ausnahme der Ergreifung auf frischer That; für seine Aeußerungen auf dem Reichstag kann keins der Mitglieder ohne Einwilligung des Things zur Verantwortung außerhalb desselben gezogen werden. Die Versammlungen der Thing sind in der Regel öffentlich. Der vereinigte Reichstag wird durch das Zusammentreten des Folkethings und des Landsthings gebildet. Das Reichsgericht besteht aus 16 Mitgliedern, die auf 4 Jahre gewählt werden, zur Hälfte von dem Landsthing, zur Hälfte von dem obersten Gerichtshof des Landes und zwar unter dessen Mitgliedern selbst. Es entscheidet in den vom Folkething gegen die Minister eingeleiteten Processen; doch kann der König vor das Reichsgericht auch andere wegen Verbrechen stellen lassen, von denen er findet, daß sie besonders gefährlich für den Staat sind, sobald das Folkething dazu seine Einwilligung gibt. Uebrigens ist die Rechtspflege von der Verwaltung getrennt. Richter können nicht ohne Urtheilsspruch abgesetzt, ebenso auch nicht wider ihren Willen versetzt werden, ausgenommen in den Fällen, wo eine Umgestaltung der Gerichtshöfe stattfindet. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit sollen für die ganze Rechtspflege durchgeführt werden; in Kriminalsachen und in Sachen, welche aus politischen Gesetzübertretungen entstehen, sollen Geschworne entscheiden. Die Staatsbürger haben das Recht, sich in Gemeinden zu vereinigen, um Gott zu verehren auf die Weise, die mit ihrer Ueberzeugung stimmt; doch darf dabei nichts gelehrt oder vorgenommen werden, was gegen die Sittlichkeit und öffentliche Ordnung streitet. Auf Grund seines Glaubensbekenntnisses kann keinem der volle Genuß seiner bürgerlichen und politischen Rechte entzogen werden; auch kann niemand aus diesem Grunde die Ausübung irgend einer allgemeinen Bürgerpflicht verweigern. Jeder ist berechtigt, durch die Presse seine Gedanken zu veröffentlichen, doch unter Verantwortlichkeit vor den Gerichten. Die Staatsbürger haben das Recht, ohne vorhergehende Erlaubnis zu jedem gesetzlich erlaubten Zweck Vereine zu schließen, und kein Verein kann durch Veranstaltung der Regierung aufgehoben werden; öffentliche Versammlungen unter freiem Himmel können verboten werden, wenn man von ihnen Gefahr für die öffentliche Ruhe befürchten darf. Jeder waffenfähige Mann ist verpflichtet, mit seiner Person zur Vertheidigung des Vaterlands beizutragen. Jedes in der Gesetzgebung an Adel, Titel und Rang geknüpfte Vorrecht ist abgeschafft; kein Lehen, Stammhaus oder Fideikommiß kann seit 1849 errichtet werden.

D. wird in administrativer Hinsicht außer der Hauptstadt in die oben angegebenen 18 Aemter eingetheilt, an deren Spitze Amtmänner stehen, die jedoch in den sieben Stiftsstädten oder den Wohnsitzen der Bischöfe den Titel »Stiftsmann« führen; die Aemter sind wieder in Herreder oder Harden, Jurisdiktionen oder Birke und in Kirchspiele oder Sogn getheilt, von denen jedes eine eigene Kommune bildet; außerdem aber bildet jede Stadt eine Kommune mit eigener Jurisdiktion, in den größeren mit einem Bürgermeister, in den kleineren mit einem Stadtvogt an der Spitze. In kirchlicher Hinsicht bestehen 7 Stifter, an deren Spitze ein Bischof steht, und die wieder in 69 Propsteien und 1697 Kirchspiele zerfallen. Der Bischof von Seeland, welcher in Kopenhagen wohnt, ist der Primas; zu seinem Sprengel gehören außer den fünf zuerst auf der Tabelle erwähnten, auf Seeland belegenen Aemtern, mit Ausnahme der Insel Samsö, welche in dieser Hinsicht zu Aarhus gehört, auch Bornholm, die Färöer und die westindischen Inseln Dänemarks; das Stift Fünen umfaßt die beiden Aemter Odense

und Svendborg, und das Stift Laaland-Falster das Amt Maribo. In Jütland sind die vier Stifter Aalborg, Viborg, Aarhus und Ribe; die Grenzen ihrer Sprengel fallen aber nicht mit denen der Aemter zusammen. Die niedrigsten Gerichte sind in D. die königlichen Thinggerichte in jedem Herred und die Stadtgerichte. Hierauf folgen als zweite Instanz die königlichen Landesobergerichte zu Kopenhagen und Viborg. Die letzte Instanz hat das Oberappellationsgericht (höieste Ret) zu Kopenhagen, dessen Präsident der König ist. Die Gesetze, nach welchen entschieden wird, sind für D. das »Danske Lov«, wohlgeordnet und auf feste Principien begründet, doch ergänzt durch königliche Verordnungen, die 45 Bände ausfüllen; sodann das »Kirkeritualet«, d. i. die Kirchenordnung, und königliche Privilegien und Statuten für Stände und Städte. Dazu kommen für das Heer der »Artikelsbrief« und die »Kriegsgerichtsinstruktion« Christians V. und der »Seekriegsartikelsbrief« für die Marine. Die Polizeiverwaltung ist außerordentlich ausgedehnt. Ihr gehören an die Aufsicht über Anstalten aller Art, die Volks-, Ehe-, Geburts- und Sterblisten, die Zählungen des Viehs, über Ernte, Aussaat, Konsumtion, die Medicinalangelegenheiten, Gesundheitsanstalten, Gefängnisse, Konvente, Versorgungs- und Erziehungsanstalten, Postsachen ꝛc. An der Spitze derselben stehen die Amtmänner, die dem Polizeidirektorium und dem Polizeigericht in Kopenhagen untergeordnet sind. In den größeren Städten befinden sich Polizeidirektionen. In kirchlichen Angelegenheiten bilden die Pröpste in jedem Stift unter dem Bischof ein Kollegium. Island hat seinen eigenen Bischof, auch hat die Insel 5. Jan. 1874 eine eigene Verfassung erhalten. Das Steuersystem des Königreichs ist in diesem Jahrhundert im höchsten Grad vereinfacht worden, zuletzt namentlich durch das Gesetz vom 20. Juni 1850, welches zehn verschiedene kleine Steuern aufhob und eine einzige, die Vertheilungssteuer, an ihre Stelle setzte. Die direkten Abgaben des Königreichs sind außer dieser: die alte Steuer (dän. »Gammelskat«), die Landsteuer, die Bausteuer (in den Städten), die Wegesteuer und die Rangsteuer. Zu den Kommunalabgaben gehören hauptsächlich die Zehnten der Geistlichkeit, das Armengeld, das Schulgeld und die Abgabe zum Amtsrepartitionsfonds, aus welchem solche Sachen bezahlt werden, die das Amt in toto angehen. Was die sogen. Bankhaft betrifft, so entstand dieselbe zwangsweise nach dem Staatsbankerott, bei der Verwandlung der Reichsbank in eine Nationalbank; sie bestand früher in einer Abgabe von ▮ Proc. des Werths der Grundstücke. Als 1838 die Finanzen ihr Verhältnis zu der Nationalbank regulirten, wurden ³/₈ der Bankhaft annullirt, die übrigen ⁵/₈ dagegen mit 6½ Proc. verzinst. Jedoch werden dem Hartkorn ³/₈ wieder vom Staat vergütet, so daß die reelle Abgabe nur ¹/₈ ausmacht, das auch baar eingelöst werden kann, während die ⁵/₈ eine bleibende Haft sind. In den Städten, wo die ganze Bankhaft eingelöst werden kann, wurde auch der ganze Betrag derselben verzinst, was sich in vielen Jahren als bedeutende Last für die Städte erwies. Als aber die Bankaktien 1841 über pari kamen (beim Ausbruch des Kriegs 1848 standen sie 176 Proc.), wurde es sogar einträglich, eine große Bankhaft zu haben. Die Staatsrechnungsablage für das Jahr 1873—74 ergibt im ganzen 24,201,785 Rthlr. Einnahmen und 23,352,204 Rthlr. Ausgaben. Unter den Einnahmen figuriren: Domänen 952,737, Staatsaktiva 2,436,619, direkte Steuern 4,074,702, indirekte Steuern 13,063,576, Posten, Telegraphen, Klassenlotterie, Färöer netto 680,476, Verschiedenes 401,877, Zuschuß des Reservefonds ꝛc. 2,591,788 Rthlr.; unter den Ausgaben: Civilliste, Apanagen, Staatsrath, Reichstag 934,769, Staatsschuld 4,620,372, Pensionen 1,444,334, Auswärtiges 180,628, Inneres 736,943, Justiz 1,057,141, Kirchen- und Unterrichtswesen 371,261, Kriegsministerium 4,688,586, Marine 2,133,447, Finanzen 1,484,252 Rthlr. In den Jahren 1870—71 und 1871—72 betrugen die Einnahmen 24,581,847, resp. 23,525,099, die Ausgaben 23,066,227, resp. 21,573,366 Rthlr. Die Staatsschuld betrug in Reichsthalern:

	1870:	1872:	1874:
Innere	82,213,025	84,392,260	80,653,954
Aeußere	36,206,425	31,784,621	25,282,238
Summa	118,419,450	116,176,881	105,936,192
Dagegen Aktiva	53,312,600	54,660,575	50,773,636
Wirkliche Schuld:	65,106,850	61,516,306	55,162,557.

Die Einrichtung des Heerwesens beruht auf Gesetz vom ▮. Juli 1867, ein neuer Entwurf vom 8. Jan. 1873 ist von den Kammern noch nicht angenommen. Die Wehrpflicht ist allgemein; die Dienstpflicht, mit beendetem 22. Lebensjahr beginnend, dauert acht Jahre in Linie und Reserve, acht Jahre in der sogen. Verstärkung (Landwehr). Jährlich werden 9000 Mann ausgehoben. Die Dienstzeit, nicht für alle Leute gleich, beträgt an Rekrutenschule, Uebungen in Reserve (1 resp. 2 von 45, 1 von 30 Tagen) und Verstärkung (1 zu 15 Tagen) zusammen 10½—18 Monate bei der Infanterie ꝛc., 17—24 Monate bei der Kavallerie. Die Truppen unter zwei lokalen Generalkommando's bestehen aus: A. Fußvolk: 1 Garde-, 20 Linien-, 10 Reserve-, 11 (incl. 1 Garde-) Verstärkungsbataillonen, von denen je 4 Linien-, 2 Reserve-, 2 Verstärkungsbataillone in einem Brigadeverband stehen. Die Bataillone zu 4 Kompagnien zählen auf Kriegsstärke je 800 Köpfe. B. Reiterei: 1 Husaren- (Garde-), 4 Dragonerregimenter zu je 2 Eskadrons Linie, 1 Reserveschule (im Krieg Depot); die 15 Eskadrons rücken mit je 120 Pferden aus, eine 16. Ordonnanzeskadron wird bei der Mobilmachung neu errichtet. C. Feldartillerie: 2 Regimenter, eins zu 6 Linien-, 2 Reservebatterien, das zweite halb so stark, jedes mit 1 Trainkompagnie zum Munitionstransport. Die Batterien (167 Köpfe) haben 8 Geschütze, eiserne Vorderlader (System Lahitte). D. Festungsartillerie: 2 Bataillone, eins zu 4 Linien- und 2 Verstärkungskompagnien, das andere zu 2 Linien- und 1 Verstärkungskompagnie, jede mobil 400 Köpfe stark. E. Genietruppen: 1 Bataillon Linie, im Felde zu 9, 1 Bataillon Reserve zu 5 Kompagnien, und 1125 resp. 500 Mann stark. Dazu Stäbe (ca. 700); Trains, Administrationen ꝛc. (2534 Köpfe) bringen das Heer bei 37,080 Mann Infanterie, 2090 Mann Kavallerie, 2228 Mann Feldartillerie, 1776 Mann Genietruppen auf rund 50,000 Mann. Mit den Lokaltruppen (2 Bataillone Kopenhagener Wehr, 2 Festungskompagnien und der Waffenmacht Bornholms) zählt es 52,656 Köpfe (ca. 1400 Officiere). Die Friedensstärke wechselt fast monatlich. Schulen und Ausbildung sind gut geordnet. Reservetruppen haben nur schwache Kadres. Das neue Gesetz formirt aus Linie und Reserve 2 Divisionen, 10 Regimenter Infanterie zu 3 Bataillonen, 4 Kavallerieregimenter zu 4 Eskadrons, 1 Feldartillerieregiment von 4 Abtheilungen zu 3 Batterien.

je 1 Regiment Festungsartillerie und Pioniere zu 2 Bataillonen. Festungen sind Kopenhagen (Erweiterung projektirt) mit Forts (Friedrichshafen, Dreikronen ꝛc.), Schloß Helsingör und die verfallenen Plätze Korsör und Fredericia. Die einst berühmte Flotte, die 1710: 39, 1800 noch 26 Linienschiffe ohne die kleineren Fahrzeuge zählte, aber nach ihrer Zerstörung und theilweisen Wegführung durch die Engländer (1807) im Jahr 1810 nur noch 1 Linienschiff ꝛc. besaß, zählte zu Anfang 1875: A. Panzerschiffe: 3 Fregatten (58 Kanonen und 4110 Pferdekräfte), 3 schwimmende Batterien (7 Kanonen, 3930 Pferdekräfte), 1 Kasemattschiff (4 Kanonen, 2500 Pferdekräfte); B. unbepanzerte Dampfer: 3 Fregatten (78 Kanonen, 3200 Pferdekräfte), 3 Korvetten (38 Kanonen, 2200 Pferdekräfte), 5 Schooner (17 Kanonen, 3870 Pferdekräfte), 11 eiserne Kanonenboote (16 Kanonen, 2130 Pferdekräfte), 3 Raddampfer (27 Kanonen, 1530 Pferdekräfte): Summa 32 Schiffe mit 245 Geschützen und 23,470 Pferdekräften; daneben noch 1 Segelfregatte, 1 Kutter, 8 Kanonenjollen (Ruder), 20 eiserne Transportboote, 1 Prahm, 1 Dampftransportjolle (im Bau). Der feste Stamm für die Bemannung ist bei 117 Offizieren ca. 800 Köpfe stark. Kriegshafen und Arsenal ist Kopenhagen. Projektirt ist die Erweiterung der Flotte auf 12 große Schlachtschiffe und ein neuer befestigter Hafen am Großen Belt. Die Flagge (Danebrog, s. die »Flaggenkarte«) ist hochroth mit weißem, sie rechtwinklig durchschneidenden Kreuz und dem Namenszug des Königs in der Mitte; bei Kriegsschiffen ohne letztern, vorn mit zwei Spitzen. Die Nationalfarbe ist Roth und Weiß. Das Wappen (s. »Wappentafel«) besteht aus einem Schild, quadrirt durch das Danebrogskreuz mit einem Herz- und Mittelschild; der Herzschild hat rechts zwei rothe Querbalken in goldenem Feld (Oldenburg), links ein goldenes Kreuz in Blau (Delmenhorst), der Mittelschild im obern Theil rechts ein weißes Nesselblatt in Roth (Holstein), links im rechten Theil einen silbernen Reiter in Roth (Dithmarschen), im linken Theil einen goldenen Pferdekopf und Pferdehals in Roth (Lauenburg); der Hauptschild hat im ersten Felde drei blaue Leoparden in Gold zwischen rothen Herzen (D.), im zweiten zwei blaue gekrönte Leoparden in Gold (Schleswig), im dritten dreitheiligen oben rechts einen weißen gespaltenen Fisch mit Krone in Roth (Island), links einen weißen, schwarzfleckigen Bock in Blau (Färöer), unten einen aufrecht stehenden weißen Bären in Blau (Grönland), im vierten oben einen über drei rothe Herzen schreitenden Löwen in Gold (Jütland), unten einen goldenen gekrönten Lindwurm in Roth (Wenden). D. hat zwei Orden: den Danebrogsorden (s. d.), den Elefantenorden (s. d.). Ein dritter, de l'Union parfaite, wurde zum Andenken der Vermählung Christians VI. von dessen Gemahlin Sophie Magdalene 1732 gestiftet. Eine 1848 gestiftete Verdienstmedaille wird in Gold und Silber verliehen.

Geschichte. Die Anfänge der dän. Geschichte verlieren sich in sagenhaftes Dunkel, während die beglaubigte Geschichte kaum ein Jahrtausend umfaßt. Der skandinavische Norden soll seine ersten Bewohner unter Anführung der Asen aus Asien erhalten haben. Sie brachten die Religion des Odin mit. Ehe die eigentliche Geschichte beginnt, weiß die Sage von einem heroischen Zeitalter zu erzählen, welches voll ist von kühnen Thaten und Fahrten der nordischen Helden. Die erste historische Spur von D. möchte sich in Pytheas' von Massilien Reisebericht finden, welcher Jütland gekannt zu haben scheint. Hierher wird auch das Vaterland der Cimbern verlegt (daher der Name Cimbrische Halbinsel). Auch die Angeln und Sachsen, welche in der Mitte des 5. Jahrh. England eroberten, gingen von den dän. Gestaden aus. In das entvölkerte Land rückten Dänen aus Seeland und Schonen nach und unterwarfen alles Land bis an die Eider. Historisch sind aber erst die Könige, welche zur Zeit Karls d. Gr. auftreten: Siegfried, zu dem Wittekind und andere sächsische Edle vor dem Zorn Karls d. Gr. flohen, Gottfried oder Göttrik, der Abotriten und Franken bekämpfte und zum Schutz gegen letztere das Danewirk baute, von Karl d. Gr. 810 darob bekriegt, aber noch vor dem Zusammenstoß mit diesem von seinen Söhnen erschlagen wurde. Gottfrieds Sohn Harald nahm 826 zu Mainz das Christenthum an, welches im Norden namentlich durch den zum Bischof von Hamburg ernannten Ansgarius ausgebreitet wurde. Nichtsdestoweniger dauerten die Angriffe der Dänen auf das fränkische Reich fort: Hamburg wurde wiederholt hart mitgenommen und die Raubzüge der »Wikinger« an den nördlichen Küsten fortgesetzt. Daneben fanden häufige Fehden innerhalb des Reichs selbst statt. Fester begründet wurde der dän. Staat durch Gorm den Alten, welcher die Inseln mit der jütischen Halbinsel vereinigte, das Christenthum aber wieder auszurotten suchte, bis er von König Heinrich I. besiegt und genöthigt wurde, die Herstellung der alten deutschen Mark bis zur Eider und die Wiedereinrichtung des Christenthums zu gestatten. Er starb 936. Sein Sohn Harald Blauzahn mußte sein Reich vom Kaiser Otto I., der bis zum Ottensund (Limfjord) vordrang, zu Lehen nehmen und sich taufen lassen. Haralds Sohn Sven Gabelbart und sein Enkel Knud (Kanut, 1014—35), der größte mittelalterliche Herrscher des skandinavischen Norden, eroberten England und Norwegen; Knud gewann auch Schleswig zurück und bildete so ein großes skandinavisch-englisches Reich, das er staatlich zu einigen und zu civilisiren versuchte. Er war ein eifriger Freund des Christenthums, das unter ihm das Heidenthum völlig überwand. Nach seinem Tod fielen die drei Reiche wieder aus einander. Doch begründete Knuds Schwestersohn Svend Esthridson (gest. 1076) eine Dynastie, welche 400 Jahre lang die Herrschaft behielt. Seine 5 Söhne bestiegen nach einander den Thron, doch ist ihre Regierung von keiner Bedeutung.

D. umfaßte damals mit Einschluß Schleswigs, der Inseln und des jetzt zu Schweden gehörenden südlichen Theils der skandinavischen Halbinsel etwa 1200 QMeilen, war aber größtentheils von Wäldern bedeckt. Der frühere Fürstenstand hatte sich ganz unter die Macht der Könige beugen müssen; dagegen bildete sich aus der Leibgarde, den »Hauskerlen« der Könige, ein neuer Adel. Noch aber beruhte die Kraft des Staats vornehmlich auf der Zahl seiner freien Männer, deren im 11. und 12. Jahrh. gegen 15,000 gewesen sein sollen, und neben denen es zahlreiche Unfreie und Sklaven gab. Im Anfang des 12. Jahrh. wurde das Reich durch mehrfache Thronkämpfe zerrissen, bis Waldemar I. d. Gr. (1157—82) die Herrschaft über das ganze Königreich erlangte und von Friedrich Barbarossa darin bestätigt wurde. Waldemar unterwarf Rügen, sein Sohn Knud VI. (1182—1201)

einen großen Theil von Mecklenburg; dessen Nachfolger Waldemar II. »der Sieger« (1202—1241) gewann Holstein und Lauenburg und zwang den Herzog von Pommern und die Grafen von Schwerin, seine Oberhoheit anzuerkennen. Der Kreuzzug, den er 1215 gegen die Esthen unternahm, fügte die Ostküste des Baltischen Meers dem Reich hinzu. Hamburg und Lübeck gehorchten ihm, Stralsund wurde 1209 zur Sicherung der dän. Herrschaft über Pommern und Rügen angelegt. Waldemars Ostseeflotte soll 1400 Schiffe, seine Kriegsmacht 160,000 Mann stark gewesen sein. Doch brach diese schnell erworbene Macht noch rascher zusammen, als Graf Heinrich von Schwerin den König durch einen kühnen Handstreich in seine Gewalt brachte (1223) und die vertriebenen oder unterworfenen Fürsten sich erhoben. Auch Kaiser Friedrich II. wollte diese Gelegenheit benutzen, die verlorenen Reichslande wieder zu gewinnen, und brachte nach langen Unterhandlungen einen Vertrag zu Stande, in welchem Waldemar seine Freiheit durch Verzichtleistung auf alles Land im Süden der Eider erkaufte (1225). Als er bald darauf versuchte, Holstein wieder zu gewinnen, wurde er von den Grafen von Holstein und dem Herzog von Sachsen bei Bornhöved 22. Juli 1227 entscheidend geschlagen. Damit war das dän. Uebergewicht auf lange Zeit gebrochen. Waldemar sah sich genöthigt, die Eroberungsgedanken aufzugeben, und widmete die letzten Jahre seiner Regierung den inneren Angelegenheiten. Er brachte viele königliche Güter und Gerechtsame, die der Adel für seine Kriegsdienste zu gewinnen gewußt hatte, an die Krone zurück, ließ ein neues Gesetzbuch abfassen und erleichterte die Lasten des Volks. In Estland, das ihm von allen Eroberungen allein geblieben war, stiftete er das Bisthum Reval.

Unter seinen Nachfolgern folgte für D. eine Zeit der Bürgerkriege und innerer Zerrüttung; Kämpfe mit Brüdern und Söhnen, mit der Geistlichkeit und dem Adel erfüllten ein Jahrhundert lang die Regierung der Könige, deren einige ermordet, andere vertrieben wurden. Der Klerus erlangte zuletzt eine ganz unabhängige Stellung, und der Adel beschränkte bei der Thronbesteigung des schwachen Christoph II. (1320) durch eine Wahlkapitulation, welche die Rechte der vier Stände festsetzte, die königliche Macht; Fünen und Falster wurden erbliche Lehen und entzogen sich dem königlichen Einfluß, in Schleswig begründete das Haus Schauenburg eine fast unabhängige Macht, andere Landestheile mußten an Schweden abgetreten werden. Erst der staatskluge Waldemar IV. »Atterdag« (1340—75) stellte, auf deutsche Söldner gestützt, in energischer Weise die Ordnung wieder her und brachte die entfremdeten Glieder an das Reich zurück, so daß D. 1360 wieder denselben Umfang hatte wie zu den Zeiten Gorms des Alten und Waldemars I. Das ferne Estland verkaufte er an den Deutschen Orden, dagegen suchte er seine Macht auf Kosten Schwedens und der Hansestädte zu vergrößern. Er eroberte Gothland und plünderte das reiche Wisby (1361), das sich von dem durch diesen Ueberfall erlittenen Schaden nie wieder erholt hat. Die Hanseaten unternahmen darauf einen Rachezug und plünderten Kopenhagen, wurden aber an der Küste von Schonen so entscheidend geschlagen, daß sie 1363 unter nachtheiligen Bedingungen Waffenstillstand schließen mußten. Vier Jahre später erneuerten sie den Krieg im Bund mit Schweden und einem Theil des über Waldemars strenges Regiment erbitterten jütischen Adels. Kopenhagen wurde aufs neue geplündert, das Land weithin verheert. Endlich schlossen die Stände 1370 ohne Zuziehung des Königs zu Stralsund Frieden mit den Hansestädten, bewilligten denselben die ausgedehntesten Privilegien und verpflichteten sich, keinen neuen König anzuerkennen, es sei denn mit dem Rathe der Städte. Waldemar sah sich genöthigt, diesen Friedensschluß zu genehmigen.

Indessen bot sich für D. bald die Gelegenheit, sich durch enge Verbindung mit den anderen skandinavischen Staaten dieser Abhängigkeit von den Hansestädten einigermaßen zu entziehen. Nach Waldemars Tod (1375) übernahm seine einzige Tochter Margaretha, die Gemahlin des norwegischen Königs Hakon, die Vormundschaft für ihren Sohn Olaf und wurde nach dem Tode desselben 1387 als Herrscherin von Dänemark und Norwegen anerkannt. Ein Jahr später wurde sie von den im Aufstand gegen ihren König, Albrecht von Mecklenburg, begriffenen Schweden gleichfalls zur Königin gewählt. Als ihr die Vertreibung dieses Gegners gelungen war, setzte die kinderlose Fürstin durch, daß ihr Neffe Erich, der Sohn des Herzogs von Pommern, zu ihrem Nachfolger gewählt wurde; dann berief sie 1397 die Stände der drei Reiche nach Kalmar und brachte hier das unter dem Namen der Kalmarischen Union bekannte Grundgesetz zu Stande, nach welchem fortan zu ewigen Tagen nur Ein König über die drei Reiche sein und nach König Erichs Tod keine einseitige Königswahl, sondern nur eine allgemeine im Namen der drei Reiche vorgenommen werden, jeder Krieg, jede Vertheidigung des Reichs, jedes Bündnis und jeder Vertrag mit fremden Staaten allen drei Reichen gemeinsam sein, dabei aber jedes seine eigenen Rechte und Gesetze behalten sollte. In die Regierung Margaretha's fällt auch die Abschließung des Nyborger Vertrags, 1386, kraft dessen die Herzöge von Holstein erbliche Herzöge von Schleswig sein sollten mit der Bedingung, daß sie dem König von D. huldigten und Heeresfolge leisteten. Der erste Herr des vereinigten Schleswig-Holstein war Graf Gerhard von Schauenburg. Doch führte dieser Vertrag noch unter Margaretha zu blutigen Fehden, die noch nach Margaretha's Tod (1412) fortdauerten. Ihr Neffe Erich folgte in den drei Reichen; doch waren die partikularistischen Bestrebungen in Schweden so stark, daß mehrmals Aufstände ausbrachen und das Land sich 1435 einen eigenen Reichsverweser wählte. Auch der Krieg, welchen Erich gegen die Grafen Heinrich und Adolf von Schleswig-Holstein führte, um sie wieder ganz unter die dän. Herrschaft zu bringen, endigte nach vielen gegenseitigen Verwüstungen 1432 damit, daß thatsächlich der Nyborger Vertrag bestehen blieb, und die Hansestädte, welche gegen D. mitgekämpft hatten, ihre Privilegien behielten. Zuletzt erhoben sich auch die Dänen gegen Erichs Mißregierung. Der alternde König versuchte vergeblich, seine Macht wiederherzustellen, und flüchtete dann 1439 nach seinem pommerschen Heimatland, wo er 1459 starb. Der Wunsch, die Union aufrecht zu erhalten, hatte die Stände der drei Reiche bewogen, Erichs Neffen, den bayrischen Prinzen Christoph, zum König zu wählen. Als auch dieser Fürst, welcher 1440 dem Grafen Adolf Schleswig als erbliches Fahnenlehen übertrug, 1448 kinderlos starb, wurde in Schweden der bisherige Reichsvorsteher Karl Knudson, in D. Graf Christian I. von

Oldenburg (1448—81) zum König gewählt. Dieser sowohl als sein Sohn Johann (1481—1513) erlangten zwar nach heftigen Kämpfen auch die schwedische Krone, vermochten dieselbe aber den wiederholten Aufständen gegenüber nicht zu behaupten. Unter Johanns Sohn Christian II. (s. d.) zerriß die Union vollständig. Dieser Fürst, der ebenso große Vorzüge als Fehler besaß, empfing 1514 die dänische und norwegische Krone und vermählte sich darauf mit Isabella, der Schwester Kaiser Karls V., ohne sich jedoch von seiner Geliebten, der Holländerin Düveke, zu trennen, deren Mutter Sigbrit großen Einfluß auf ihn ausübte. Er bemühte sich, den selbständigen dän. Handel zu heben, um den Einfluß der Hansa zu beseitigen, und siedelte Holländer auf der Insel Amak an. Schweden ward, nachdem der Reichsverweser Sten Sture im ersten Treffen von 1520 gefallen war, zwar unterworfen; doch entzündete Christian durch das sogen. Stockholmer Blutbad den Krieg von neuem Während Gustav Wasa Schweden gewann, führte die Härte, mit welcher Christian die Opposition der Geistlichkeit und des Adels zu brechen versuchte, auch in D. zum Aufstand. In einer Versammlung zu Viborg 1523 kündigten die beiden Stände dem König den Gehorsam auf und beriefen seinen Oheim Friedrich I. (1523—33) auf den Thron. Der Adel ließ sich vom neuen König alle verpfändeten Güter und andere wichtige Vorrechte einräumen; ebenso benutzten die Hanseaten die Umstände zu ihrem Vortheil, und zuletzt mußte Friedrich auch den Dithmarschen alle ihre Vorrechte bestätigen. Dagegen sah sich Gustav Wasa genöthigt, seinen Plan, die Dänen aus Schonen und ihren anderen Besitzungen in Schweden zu vertreiben, aufzugeben, ja Friedrich zur Eroberung von Malmö und zur Erlangung der Krone von Norwegen Hülfe zu leisten. Auf der Versammlung der Reichsstände zu Odense 1527 gestattete Friedrich beiden Konfessionen in seinen Reichen Duldung, besetzte aber später die erledigten Bisthümer nur mit solchen Männern, welche der Reformation zugethan waren. Zu gleicher Zeit verbreitete sich die Reformation auch in Norwegen. Eine Landung des vertriebenen Christian II. in Norwegen endigte mit dessen Gefangennehmung, worauf er auf Alsen in strenger Verwahrung gehalten wurde, wo er erst 1559 starb. Zwar wurden nach Friedrichs I. Tod von Lübeck unter seinem unternehmenden Bürgermeister Wullenweber in Verbindung mit anderen Hansestädten und mit England Versuche gemacht, Christian II. wieder zurückzuführen, und überhaupt die Macht Dänemarks zu beschränken, ein Kampf, in welchen auch die Gegensätze von Katholiken und Protestanten, von Adel und Geistlichkeit, Städten und Bauern hineingezogen wurden; doch endigte dieser Grafenkrieg, in welchem die schon im 14. und 15. Jahrh. schwer geschädigte Freiheit und Kraft des Bauernstandes vollends zu Grunde ging, damit, daß der älteste Sohn König Friedrichs, der Herzog Christian von Schleswig-Holstein, als Christian III. (1536—59) König von D. wurde. Sein wichtigstes Werk war die Durchführung der lutherischen Reformation. Da der Klerus infolge davon alle weltliche Macht verlor und die Städte auf die öffentlichen Angelegenheiten nie einen irgend bedeutendern Einfluß ausgeübt hatten, so blieb als freier, mächtiger Stand nur der Adel übrig, der sich jetzt mit der Krone durch das säkularisirte Kirchengut bereicherte. Die Reichstage, in denen alle Stände vertreten waren, hatten ihren politischen Einfluß an den Reichsrath verloren, welcher aus den höchsten Kronbeamten und anderen vom König aus dem Adel zu wählenden Mitgliedern bestand. Da nun in der Wahlkapitulation Christians I. D. für ein »freies Wahlreich« erklärt worden war und das regierende Geschlecht keineswegs ein eigentliches Erbrecht auf den Thron hatte, vielmehr die Wahl eines neuen Königs durch weitere an den Reichstag zu machende Zugeständnisse erkauft werden mußte, so wurde die Stellung der Krone dem Adel gegenüber immer schwächer, zumal da dem König infolge der Theilung der Herzogthümer Schleswig-Holstein unter ihn und die jüngeren Brüder nur eine geringe Hausmacht zu Gebote stand. Während aber mit dem Verlust wichtiger Kronrechte an den Adel das Königthum bald zum leeren Schattenbild herabsank, ward auch die Kraft des Reichs durch unglückliche Kriege mit Schweden erschüttert. Schon Christians III. Nachfolger Friedrich II. (1559—88) kriegte 7 Jahre lang erfolglos gegen diese aufstrebende Macht. Sein Sohn Christian IV. (s. d., 1588—1648), zwar unter den dän. Königen durch Regententugenden einer der hervorragendsten, erntete im Dreißigjährigen Krieg wenig Ruhm und führte zwei Kriege mit Schweden, von denen der zweite so unglücklich endigte, daß D. im Frieden zu Brömsebro 1645 namhafte Konzessionen und Abtretungen sich gefallen lassen mußte. Erfolgreicher war seine Thätigkeit für die imeren Angelegenheiten, für Kirche und Schule, Handel und Schiffahrt, Ausdehnung und Befestigung des Kolonialbesitzes. Noch unglücklicher im Kriege gegen Schweden war sein Nachfolger Friedrich III. (1648 bis 1670), welcher in den Friedensschlüssen von Roeskilde (1658) und Kopenhagen (1660) die dän. Besitzungen jenseit des Sundes, nämlich Schonen, Halland, Blekingen und Bohus, an Schweden abtreten und auf die Lehnshoheit über Schleswig Verzicht leisten mußte. Dieses nationale Unglück dem äußern Feind gegenüber führte aber einen politischen Umschwung im Innern herbei. Da nämlich auf dem 8. Sept. 1660 einberufenen Reichstag der Reichsrath und Adel in engherziger Selbstsucht nichts von ihren Vorrechten dem allgemeinen Besten opfern wollten, so verbanden sich Geistlichkeit und Bürgerschaft und übertrugen dem König die volle erbliche Souveränität, es ihm zugleich anheimgebend, die Reichsverfassung endgültig festzustellen, worauf Friedrich 18. Okt. 1660 die Huldigung als erblicher und absoluter König empfing. Die neue Verfassung wurde fixirt durch das vom König 14. Nov. 1665 vollzogene sogen. »Königsgesetz«, worin bestimmt wurde, daß der König lutherischer Konfession sein müsse, das Reich nicht theilen, das Königsgesetz nicht verletzen dürfe, im übrigen aber nur Gott für seine Handlungen Rechenschaft schuldig sei. Zur Erbfolge sollte sowohl die männliche als die weibliche Linie berechtigt sein. Friedrichs Nachfolger, Christian V. (1670—99), benutzte die Macht, welche das Königthum erlangt hatte, zu umfassenden Reformen in der Gesetzgebung (Dän. Gesetzbuch von 1683) und Verwaltung sowohl in Norwegen als in D. Auch gelang es ihm, durch Vertrag mit den näher berechtigten Erben die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, wo die regierende Linie 1667 ausgestorben war, an sein Haus zu bringen. Friedrich IV. (1699—1730) erleichterte die Lage der Bauern und hob 1702 die Leibeigenschaft auf. Doch blieb die Haftbarkeit der Bauern an der Scholle bestehen, und die neu eingerichtete Landmiliz beruhte wesentlich

auf dieser Grundlage. Am nordischen Krieg als Gegner Karls XII. von Schweden sich betheiligend, kämpfte er unglücklich und mußte im Frieden zu Travendal alle früheren Verträge bestätigen und die Souveränität des Herzogs von Holstein-Gottorp ausdrücklich anerkennen. Nach Karls Niederlage nahm er den Kampf wieder auf und brach in Schonen ein, erlitt aber 1710 eine vollständige Niederlage bei Helsingborg, worauf der Krieg unentschieden fortdauerte und erst durch den Frieden zu Frederiksborg 1720 beendet wurde, in dem D. gegen Herausgabe seiner pommerschen Eroberungen den gottorpschen Antheil an Schleswig, den Sundzoll und 600,000 Thlr. von Schweden erhielt. Als 1742 der Sohn des hierdurch verkürzten Herzogs von Holstein-Gottorp als Peter III. Kaiser von Rußland wurde, entstanden wegen des gottorpschen Antheils längere Verwickelungen, die erst 1773 dadurch beseitigt wurden, daß derselbe gegen Oldenburg und Delmenhorst ausgetauscht wurde. Christian VI. (1730—46) und in noch höherem Grad sein trefflicher Sohn Friedrich V. (1746—66) erwarben sich Verdienste um die Ausbildung der Gesetzgebung, verbesserten das Unterrichtswesen und bemühten sich, den dän. Handel durch Handelsverträge und durch Anlegung von Bankinstituten zu fördern. So hatte der königliche Absolutismus ein Jahrhundert lang mit weiser Selbstbeschränkung zum Nutzen des Landes gewirkt, und auch Christian VII. (1766—1808) schien seine Macht in demselben Sinn gebrauchen zu wollen, so lange er den ältern Bernstorff (s. Bernstorff 1) als Minister zur Seite hatte (1750—70). Bald aber verfiel der König in eine Geisteskrankheit, und der allmächtige Einfluß, den Struensee (s. d.) erlangte, und seine gewaltsamen, übereilten Reformen zeigten die nachtheiligen Folgen einer durch keine gesetzliche Schranke geregelten königlichen Gewalt. Nach Struensee's Sturz erbte die Königin-Mutter Juliane seinen Einfluß; nach ihrem Tod 1784 führte der Kronprinz die Regierung, zunächst unter dem Titel eines Mitregenten seines geisteskranken Vaters, dann nach dessen Tod 1808 als König Friedrich VI. (1808—1839). Unterstützt durch den jüngern Bernstorff (s. Bernstorff 2), hob er in den Herzogthümern die Leibeigenschaft auf (1804), beseitigte auch in D. die letzten Reste derselben (1788) und erließ Vorschriften über die Regelung und Ablösung der Frondienste. Die große Bewegung, welche infolge der französischen Revolution damals Europa ergriff, wurde in D. früher erkannt und ihrer hohen Bedeutung nach gewürdigt als in den meisten anderen Staaten Europa's. Die Regierung zögerte nicht, mit Durchführung der nothwendig gewordenen Reformen die Initiative zu ergreifen, doch in vorsichtiger Weise, ohne, wie in Frankreich geschehen war, die Grundlagen des staatlichen Organismus zu erschüttern. Weniger glücklich war die auswärtige Politik der Regierung. Durch einen geheimen Allianzvertrag von 1773 mit Rußland war D. genöthigt, 1788 am russischen Kriege gegen Schweden theilzunehmen; doch ward schon 9. Okt. 1788 ein Waffenstillstand geschlossen. Während der französischen Revolution suchte D. längere Zeit Neutralität zu beobachten und trat, als die Briten 1799 und 1800 dän. Fregatten wegnahmen, 16. Dec. 1800 der von Rußland gegen britische Uebergriffe gestifteten bewaffneten Neutralität bei. England sah darin eine Kriegserklärung und sandte eine Flotte unter Parker und Nelson in die Ostsee, welche 2. April 1801 vor Kopenhagen die dänische Flotte schlug und die Stadt selbst bombardirte. Als der russische Kaiser Alexander I. kurz darauf eine Konvention mit England abschloß, wurde D. allein zu einem höchst nachtheiligen Frieden mit England genöthigt, der seinen Handel gänzlich lahm legte. Dieser Umstand, der gedrückte Stand der Finanzen, die vermehrte Staatsschuld und die Nothwendigkeit, die Flotte möglichst wieder herzustellen, geboten Ruhe, daher D. 1805 an dem neuen Kriege gegen Frankreich keinen Theil nahm. Dennoch sandte England aus Furcht, Napoleon möchte jetzt, wo er über so viele Küstenländer Europa's gebot, auf seinen alten Plan einer Landung in England zurückkommen und dazu die dän. Flotte benutzen, eine Flotte von 18 Linienschiffen, 7 Fregatten und 25,000 Mann Landungstruppen 1807 ins Kattegat und verlangte Dänemarks Allianz mit England, die Auslieferung der dän. Flotte als Unterpfand und die Uebergabe von Kronburg. Als der Kronprinz diese Forderungen zurückwies, bombardirten die Engländer drei Tage lang Kopenhagen und führten die dän. Flotte weg, und zwar jetzt nicht als Unterpfand, sondern als Beute. Der Kronprinz verband sich hierauf mit Frankreich, erklärte den Krieg an England und, wegen des zweideutigen Benehmens beim letzten Angriff der Engländer, auch an Schweden. Die Folge war der Verlust der dän. Kolonien, Island und Helgoland wurden von den Engländern genommen und bloß ein Angriff Schwedens auf Norwegen glücklich zurückgeschlagen. Danach blieb D. aufs engste an die Interessen Napoleons I. geknüpft, und auch nach dem Feldzug von 1812 bestand das dänisch-französische Bündnis fort. Die Folge hiervon war, daß sich Friedrich VI. nach der Schlacht bei Leipzig durch die Okkupation Jütlands genöthigt sah, 14. Jan. 1814 den Frieden zu Kiel zu schließen, in welchem D. Norwegen gegen Schwedisch-Pommern an Schweden, Helgoland an England abtrat, Tranquebar aber nebst den übrigen Kolonien zurückerhielt, außerdem ein Heer von 10,000 Dänen zum Kriege gegen Frankreich unter des Kronprinzen von Schweden Oberbefehl zu stellen versprach. Auf dem Wiener Kongreß, dem König Friedrich VI. persönlich beiwohnte, erhielt D. für Schwedisch-Pommern von Preußen Lauenburg nebst 1 Mill. Thlr.; dieses neue Herzogthum wurde in den wesentlichsten Beziehungen mit Holstein vereinigt und so in den Deutschen Bund aufgenommen. Durch die Kriegslasten, die langjährige Handelsstockung und schlechte Finanzwirtschaft war der öffentliche wie der Privatwohlstand untergraben. Die Staatsschuld war in den Jahren 1800—1814 von 28 auf 100 Mill. Thlr., die Zettelschuld (unfundirtes Papiergeld) auf 142 Mill. gestiegen. Durch eintretenden partiellen Staatsbankerott ward das Papiergeld völlig entwerthet. Die Regierung belegte zwar alles Grundeigenthum mit einer Abgabe von 6 Proc. des Werths; doch ward dadurch der finanziellen Bedrängnis nicht abgeholfen, und Ende 1816 belief sich die Staatsschuld noch auf 116,500,000 Reichsbankthaler. Zwar gelang es selbst Möstings weiser Verwaltung nicht völlig, die Ausgaben mit den Einnahmen in ein angemessenes Verhältnis zu bringen; doch konnte man wenigstens allmählich die Zinsen für die Staatsschuld regelmäßig zahlen, der Kredit hob sich wieder, und eine neue Flotte wurde hergestellt. Neue Häfen wurden zu Frederikshavn und Helsingör angelegt und auch sonst viel für den Handel, die innere Verwaltung des Staats, besonders für die Justiz, gethan. Das

Unterrichtswesen ward verbessert, jedes wissenschaftliche Bestreben begünstigt. Mit Unterstützung der Regierung wurden Entdeckungsreisen unternommen, hauptsächlich in Grönland von Dr. Pingel und Graah.

Nach dem Frieden erholten sich die Herzogthümer am frühesten; doch traten hier bald auch politische Bewegungen hervor, namentlich in der Ritterschaft, welche sich ihrer alten Rechte erinnerte und in dem Professor Dahlmann zu Kiel, dem Sekretär der fortwährenden Deputation der schleswig-holsteinischen Prälaten und der Ritterschaft, einen Vertheidiger der alten Verfassung fand. Er entwarf eine Eingabe an den Deutschen Bund, machte die betreffenden Aktenstücke bekannt und suchte das Steuerbewilligungsrecht in mehreren Schriften 1815—19 als Recht der Stände in den Herzogthümern darzulegen; die Supplik wurde jedoch in Frankfurt abgewiesen, weil die Verfassung nicht in anerkannter Wirksamkeit bestände, und da der König eine Verfassung versprach, schien eine lange Lethargie einzutreten. Erst die Julirevolution regte die früheren Bestrebungen wieder an; indessen alles, was nach längeren Verhandlungen zuletzt erreicht wurde, waren die Gesetze vom 28. Mai 1831 und vom 15. Mai 1834, in welchen die ständischen Verhältnisse regulirt wurden. Die Inseln, Jütland, Schleswig, Holstein nebst Lauenburg erhielten Provinzialstände nach dem Muster der preußischen, jede Provinz für sich, und der König versprach, die Entwürfe allgemeiner Gesetze, welche Personen- und Eigenthumsrechte, Kommunalangelegenheiten und Lasten beträfen, den Ständen zur Berathung vorlegen und Anträge und Beschwerden von ihnen annehmen zu wollen. Die Stände für die Inseln versammelten sich in Roeskilde, die für Jütland in Viborg, die für Holstein in Itzehoe, die für Schleswig in Schleswig. Zugleich erfolgte eine Trennung der Justiz von der Administration, jedoch nur in den höheren Instanzen. Schleswig und Holstein erhielten eine besondere Provinzialregierung. Alle diese Anordnungen wurden von dem Volk mit geringer Theilnahme aufgenommen; der intelligentere Theil erkannte wohl, daß in denselben für die höhere Entwickelung der bürgerlichen und politischen Freiheit keine Garantie gegeben war. In der That hatten denn auch diese Ständeversammlungen kein erhebliches Resultat, und auf die von ihnen gestellten Forderungen in Beziehung auf Finanzverwaltung, Preßfreiheit u. dgl. erfolgte von Seiten der Regierung keinerlei eingreifende Maßregel. Friedrich VI. starb 3. Dec. 1839, und Christian VIII. (1839—48) bestieg den Thron. Man hegte große Erwartungen von diesem König, der eine nicht unbedeutende politische Laufbahn durchgemacht hatte, ein Mann von Geist und Einsicht war und bereits Beweise seiner liberalen Gesinnung vielfach an den Tag gelegt hatte. Diese Hoffnungen wurden jedoch bald durch einen »offenen Brief« des Königs an alle seine Länder, der zwar Verbesserungen in der Verwaltung versprach, doch die Verfassung durchaus nicht berührte, enttäuscht. Eine unruhige Bewegung entstand sodann in Schleswig-Holstein, da der König für den nahe bevorstehenden Fall, daß der oldenburgische Mannsstamm aussterben würde, in dem »offenen Briefe« vom 8. Juli 1846 die dän. Erbfolge auch für die Herzogthümer festsetzen zu wollen erklärte, eine Erklärung, die Proteste von Seiten der erbberechtigten Agnaten, der Stände der Herzogthümer und des Deutschen Bundes hervorrief und daher vom König selbst wieder durch eine zweite Bekanntmachung vom 18. Sept. 1846 abgeschwächt wurde. Zu gleicher Zeit aber erhob sich eine lebhafte Agitation für eine förmliche Einverleibung Schleswigs in den »Gesammtstaat« D., betrieben von der Partei der sogen. »Eiderdänen«, an deren Spitze Orla Lehmann, Monrad u. a. standen, weshalb die Herzogthümer engern Anschluß an Deutschland verlangten. Eine Stärkung des dän. Interesses suchte man in D. durch eine engere Verbindung mit Schweden, man dachte sogar an Erneuerung der Kalmarischen Union; doch führte dieses ideologische Streben zu keinem praktischen Resultat, und man kam nicht über einige Demonstrationen und Studentenversammlungen hinaus.

Am 20. Jan. 1848 starb Christian VIII., und sein Sohn Friedrich VII. (1848—63) bestieg den Thron. Bereits am ersten Tag seines Regierungsantritts erließ er einen »offenen Brief«, in welchem er versprach, die Bewohner sämmtlicher Landestheile mit gleicher Liebe zu umfassen und die von dem verstorbenen König beabsichtigte Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Staats zum Ziel zu bringen. Am 28. Jan. folgte ein Reskript, betreffend die Einführung einer Verfassung, die gleichzeitig die unantastbaren Rechte im allgemeinen sowie die besonderen Rechte und Interessen sämmtlicher Unterthanen sichern sollte, zu welchem Zweck die Einführung gemeinschaftlicher Stände für das Königreich D. und die Herzogthümer Schleswig und Holstein, welche sich zu gewissen Zeiten in gleicher Anzahl vom Königreich und von den Herzogthümern abwechselnd dort und hier versammeln sollten, verheißen wurde. Die Aufnahme des Reskripts war im ganzen keine günstige. Während die einen meinten, die beabsichtigte Verfassung müsse den Einfluß des Deutschen Bundes auf die Angelegenheiten des Königreichs D. herbeiführen, waren andere unzufrieden, daß sich das Reskript über die konstitutionellen Freiheiten, wie über das Steuerverweigerungsrecht der Stände, Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Minister, erweitertes Wahlrecht, nur vag aussprach. Die Februarrevolution 1848 fand unter diesen Umständen auch zu Kopenhagen ihren Widerhall. Die Regierung schien keine ernsten Folgen für das eigene Land zu erwarten, trotzdem, daß die schleswig-holsteinischen Deputirten 27. Febr. in Kiel eine Erklärung abgaben, welche ausdrücklich gegen das Princip des Verfassungsreskripts gerichtet war und eine Verwahrung gegen jeden Angriff auf die Rechte der Herzogthümer enthielt. Am 11. März wurde zur Besprechung der schleswigschen Frage von der eiderdänischen Partei eine große Versammlung im Kasino gehalten. In derselben ward unter Hvidts Präsidium vom Professor Clausen und noch bestimmter vom Kapitän Tscherning das Herzogthum Schleswig für eine dän. Provinz erklärt, deren Wille nicht in Betracht kommen dürfe. Darauf folgten noch weitere öffentliche Demonstrationen, infolge deren der König das bisherige Ministerium entließ und 22. März das »Kasino«-Ministerium berief, in welchem die entschiedensten Eiderdänen, wie Monrad, Hvidt, Tscherning, saßen. Eine Proklamation vom 24. enthielt das neue Programm »D. bis an die Eider«. Trotz der großen Schwierigkeiten, welche das Kabinet im Innern und im Verhältnis zum Ausland vorfand, ging es mit Energie an die Lösung seiner Aufgabe. Zunächst suchte man auf dem Weg der Diplomatie die Großmächte zu gewinnen. Lehmann ging Ende März selbst nach Berlin in der Hoffnung, die Intervention Preußens in dem Kampf der Schleswig-Holsteiner zu verhindern, und von dort

aus nach London, wo er den spätern Schatzkanzler Disraeli und die »Times« für die dän. Politik gewann. Schon 16. April bot Großbritannien dem dän. Kabinet seine guten Dienste an, die zwei Tage später angenommen wurden, aber erfolglos blieben, da Lord Palmerston nicht zu bewegen war, sich über den Fall der Nichtannahme seiner Vermittelung zu erklären. Das Petersburger Kabinet, die deutschen Zustände würdigend, machte dem dän. Gesandten die konfidentielle Mittheilung, daß »russische Hülfe die Lage Dänemarks nur verschlimmern würde«. Dafür wurde aber fast die ganze französische und englische Presse für die dän. Sache gewonnen. Am 29. April 1848 wurde von der dän. Regierung die Blokade der deutschen Häfen deklarirt; fast gleichzeitig begannen aber die Verhandlungen über einen Waffenstillstand. Das dän. Volk selbst gab im allgemeinen während des Kriegs die größten Beweise von Patriotismus und Opferwilligkeit. Der Krieg endigte auch durch die antideutsche Politik Preußens und Oesterreichs, welche die Herzogthümer im Stich ließ, in einer für D. vortheilhaften Weise: außerdem, daß Schleswig, getrennt von Holstein, D. einverleibt wurde, war es der dän. Regierung auch gelungen, die außerdeutschen Großmächte und Schweden zu einer Erklärung für die Aufrechthaltung der Integrität (Untheilbarkeit) der dän. Monarchie in London 2. Juni 1850 zu vereinigen, der 2. Aug. d. J. auch Oesterreich beitrat. Darauf wurde im Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1851 der Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg von D. und Rußland zum eventuellen Thronfolger in dem Gesammtstaate designirt und im Londoner Traktat vom 8. Mai 1852 von allen Großmächten und von Schweden als solcher anerkannt. Die näher berechtigten Agnaten in D. verzichteten zu seinen Gunsten, und der dän. Reichstag genehmigte die neue Thronfolgeordnung 31. Juli 1853. Die Genehmigung des deutschen Bundestags ward so wenig eingeholt wie die der Agnaten in Schleswig.

Gleichzeitig ward in D. die innere Verfassungsangelegenheit in Angriff genommen. Schon Anfang Juli 1848 war das Wahlgesetz erschienen, dessen allgemeine Bestimmungen, auf der Basis des allgemeinen Wahlrechts, wesentlich dieselben waren, die später in das Grundgesetz aufgenommen wurden. Am 23. Okt. 1848 hatte der König die grundgesetzgebende Versammlung mit einer kurzen Thronrede eröffnet, nach welcher der Ministerpräsident, Graf Moltke, eine weitläufige »Uebersicht über die Lage des Reichs« gab. Zum Präsidenten der Versammlung wurde Schouw, zum Vicepräsidenten Clausen gewählt. Außerhalb der Versammlung bildeten sich zwei Klubs, einer der »Bauernfreunde«, welche im wesentlichen demokratische Tendenzen verfolgten, und einer der doktrinären Partei, welche vorzugsweise an der eiderdänischen Politik festhielt, aber keinen großen Einfluß in den inneren Fragen hatte. Noch ehe jedoch das Verfassungswerk zum Abschluß gediehen war, fand Anfang November 1848 ein unerwarteter Wechsel des Ministeriums statt. Dasselbe hatte nämlich als subsidiäre Friedensbasis die Theilung Schleswigs vorgeschlagen und demgemäß eine Instruktion an den königlichen Gesandten in London ausgefertigt; der König verweigerte aber die Unterschrift, und eine mit über 20,000 Unterschriften versehene Adresse an den König verlangte die strengste Aufrechthaltung des Eiderprogramms. So wurde denn das Kabinet umgebildet; neu traten ein: Etatsrath Bang (Inneres), Professor Madvig (Kultus), Graf Sponneck (Finanzen), General Hansen (Krieg) und Clausen (ohne Portefeuille). Es wurde nun 5. Juni 1849 das Grundgesetz regulirt, wonach das System der indirekten Wahlen zum Landsthing adoptirt und die Wählbarkeit zu demselben durch einen Census beschränkt wurde. Der Streit über die Herzogthümer sollte durch den deutsch-dänischen Separatfrieden vom 2. Juli 1850 beendigt werden, dessen Bedingungen deutlich das Princip des dän. Gesammtstaats aussprachen, welches denn auch in dem Londoner Protokoll festgehalten wurde. An diese Veränderungen in Schleswig schlossen sich die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz im Sommer 1850. Die Holsteiner gingen auf das die Untheilbarkeit Dänemarks verkündigende Manifest des Königs vom 14. Juni 1850 nicht ein, sondern beschlossen, mit ihren eigenen Mitteln und Waffen ihre Sache gegen D. zu führen; die Schlacht bei Idstedt, die Affaire von Friedrichsstadt und die Intervention Oesterreichs und Preußens waren die Ereignisse, mit denen diese letzte Anstrengung Schleswig-Holsteins endete.

Den Zweck des Kampfes, »D. bis an die Eider«, hatte D. nicht erreicht; der einzige, sehr theuer erkaufte Gewinn lag nur darin, daß eine Krisis herbeigeführt worden. Daher kam es, als man die Gewißheit der Bundesintervention erlangt hatte, zu ernsten Verhandlungen über die definitive Richtung der zukünftigen Politik. Die vollkommene Trennung Holsteins von Schleswig und eine gewisse provinzielle Selbständigkeit des letztern Herzogthums, mit anderen Worten eine modificirte Eiderstaatstheorie, war der Plan der Majorität, aber ohne Erfolg. Da sich das Novemberministerium nicht vollständig von dem Eiderstaat lossagen konnte und dies doch der Wille der deutschen Großmächte und Rußlands zu sein schien, erhielt D. infolge russischer Vermittelung 12. Juli 1851 ein neues Ministerium: A. W. Moltke, Reedtz, Sponneck, Madvig, welche in ihren Funktionen blieben; Scheel (Justiz), Oberst Fibiger (Krieg), Kapitän van Dockum (Marine), Tillisch (Inneres), K. Moltke-Nütschau (ohne Portefeuille) und Bardenfleth (Minister für Schleswig mit Sitz und Stimme im Staatsrath). Clausen, Hansen und Rosenörn, der für Bang als Minister des Innern eingetreten war, schieden aus; Graf H. Reventlow-Criminil blieb landesherrlicher Kommissär in Holstein. Dänische sahen darin »die Selbständigkeit des alten D. vernichtet«, Deutsche »Schleswig inkorporirt«. Infolge der Intervention der Großmächte in der schleswig-holsteinischen Frage entstand im Ministerium ein innerer Zwiespalt, da die Majorität eine fremde Einmischung nicht zulassen wollte. Daher traten die gemäßigteren Elemente aus und wurden durch den Geheimenrath Bluhme (Minister des Auswärtigen) und den General Flensborg (Kriegsminister) ersetzt. Man arbeitete nun die Kundmachung vom 28. Jan. 1852 aus, welche eine Art von Gesammtstaatsordnung enthielt. Nach derselben sollte der dän. Staat aus drei Hauptheilen bestehen: dem Königreich, dem Herzogthum Schleswig und den Herzogthümern Holstein und Lauenburg. Das Verhältnis des Königs als deutscher Bundesfürst für Holstein und Lauenburg ist darin unverändert festgehalten. Am 27. Jan. hatten A. W. Moltke, Tillisch, Bardenfleth, Flensborg und van Dockum ihre Portefeuille's abgegeben. Das neue Ministerium, das siebente seit dem Tod Christians VIII., bildeten:

Bluhme (Premier und Auswärtiges), Sponneck (Finanzen), Hansen (Krieg), Kommandeur Steen-Bille (Marine), Bang (Inneres und Kultus), Scheel (Justiz), K. Moltke (für Schleswig) und Reventlow-Criminil (für Holstein-Lauenburg); später trat noch Simony (Kultus) ein. Da indessen dieses neue Ministerium bei den Ständen auf mehrfache Opposition stieß, so wurde das Volksthing 12. Jan. 1853 aufgelöst. Am 7. März erfolgte darauf die Eröffnung des neuerwählten Volksthings, dessen Zusammensetzung allerdings für die Regierung günstiger ausfiel. Außer dem vom vorigen Volksthing verworfenen Zolleinigungs- und Zollverlegungsgesetz wurde 11. März dem vereinigten Reichstag die königliche Botschaft, betreffend die Erbfolge in der frühern Form, zu deren unbedingter Annahme vorgelegt. Bei der ersten Berathung 17. März gab der Ministerpräsident Bluhme die Erklärung ab, daß man jetzt von der Unausführbarkeit der Eiderpolitik überzeugt sei, da Holstein im Interesse des europäischen Gleichgewichts weder von der übrigen Monarchie getrennt, noch in ein anderes Verhältnis als die übrigen Landestheile zu derselben gestellt werden könne. So vertrete das Ministerium gemäß den Londoner Protokollen das Integritätsprincip, als dessen Konsequenz nun auch die Ausschließung der weiblichen Linie in der Erbfolge der Monarchie zu betrachten sei. Dennoch ergab die 18. April im vereinigten Reichstag vorgenommene Schlußabstimmung die Verwerfung des Erbfolgegesetzes, daher die Regierung die beiden Thing 19. April auflöste. Aus dem Kabinet traten Simony und Bang aus, und Bluhme übernahm das Departement des Auswärtigen, während Konferenzrath Oersted 21. April als Ministerpräsident und zugleich als Minister des Innern und des Kultus eintrat. Der neue Reichstag, für welchen fast überall überwiegend im Sinn der Regierung gewählt worden war, wurde 13. Juni eröffnet und ging sofort an die Berathung des Erbfolgegesetzes, dem denn endlich auch in der Sitzung des vereinigten Reichstags vom 24. Juni mit 119 gegen 10 Stimmen die Zustimmung ertheilt ward. Ebenso ward nun das Gesetz über die Zolleinheit des Staats angenommen. Am 26. Juli wurde die Durchführung der Zolleinheit des Königreichs und der Herzogthümer Schleswig und Holstein publicirt. Am 31. Juli erfolgte die Sanktionirung des Thronfolgegesetzes durch den König, Prinz Christian von Glücksburg erhielt damit den Titel Prinz von D. Dem 3. Okt. wieder eröffneten Reichstag ward als wichtigste Aufgabe die Berathung des neuen Grundgesetzentwurfs für das Königreich zuerkannt; Regierung und Stände konnten sich aber darüber nicht vereinigen. Gleichzeitig mit der Eröffnung des Reichstags hatte auch 5. Okt. die Eröffnung der Provinzialständeversammlungen, für Schleswig in Flensburg, für Holstein in Itzehoe, stattgefunden, und es war denselben ein ziemlich gleichlautender Entwurf zu einer Provinzialverfassung vorgelegt worden, jedoch mit der Beschränkung, daß die ersten, auf die Verbindung mit D. bezüglichen Paragraphen nicht in den Kreis der ständischen Besprechungen zu ziehen seien. Nach demselben sollte das Herzogthum Schleswig unzertrennlich der dän. Krone gehören, Holstein aber einen selbständigen Theil der dän. Monarchie bilden und mit derselben durch das Thronfolgegesetz vereinigt sein. Hinsichtlich der Erbfolge sollte das Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853 zur Richtschnur dienen. Nur in allen zu den Ministerien des Auswärtigen, der Finanzen, des Kriegs und der Marine gehörigen Angelegenheiten sollte Schleswig eine mit den übrigen Bestandtheilen der Monarchie gemeinsame Gesetzgebung und Verwaltung haben. Die Landesgesetze sollten in dänischer und deutscher Sprache veröffentlicht werden und eine Veränderung derselben nur mit Zustimmung der Provinzialstände stattfinden. Die holsteinischen Stände gaben 16. Dec. ihr Votum dahin ab, daß die Einführung der Provinzialverfassung der Regierung zu widerrathen und als das Wünschenswertheste die Herstellung der absoluten Regierungsform zu bezeichnen sei. Aehnlich lautete der Beschluß der bis zum 10. Jan. 1854 verlängerten schleswigschen Ständeversammlung, welche die Frage, ob überhaupt eine neue Verfassung zu erlassen sei, verneinte, dagegen die Herstellung der frühern Sprachgrenze und die Erhaltung des alten ständischen Princips beantragte. Am 19. Dec. war noch der Abschluß eines Postvertrags mit Preußen erfolgt.

Beim Beginn des orientalischen Kriegs hatten sich die skandinavischen Reiche in einem Neutralitätsvertrage geeinigt, und D. blieb auch für die Folgezeit diesem Princip treu. Inzwischen hatte der Reichstag seine Berathungen über das Grundgesetz fortgesetzt. Der Antrag der Regierung, daß dem König das uneingeschränkte Recht zum Erlaß einer Gesammtstaatsverfassung zuzugestehen sei, ward 23. Febr. vom Volksthing verworfen. Dagegen wurden 25. Febr. die Ausschußanträge angenommen, daß die Modifikationen des Grundgesetzes erst dann in Kraft treten dürften, wenn entweder der Reichstag im voraus von der Beschaffenheit der Gesammtverfassung in Kenntnis gesetzt sei, oder wenn eine aus Abgeordneten aller Theile der Monarchie bestehende Versammlung sich mit der Regierung über eine Gesammtverfassung geeinigt habe. Doch wurde, ehe ein definitives Resultat zu Stande kam, der Reichstag 24. März geschlossen. Am 26. Juli 1854 erschien endlich die lange angekündigte Gesammtverfassung, nach welcher der Reichstag für die ganze Monarchie aus 50 Mitgliedern bestehen sollte, wovon 20 vom König zu ernennen, darunter 4 holsteinische. Beim Finanzgesetz sollte der Reichsrath nur berathend, bei neuen Steuern beschließend sein. Er sollte mindestens alle zwei Jahre in Kopenhagen zusammenkommen und vom 1. Sept. an allein in Wirksamkeit treten. Die Ueberraschung war allgemein, die öffentliche Stimmung dem Gesetz entgegen. Zwar lehnte nur Madvig die Mitgliedschaft des Reichsraths ab, dagegen mehrten sich die Mandatsniederlegungen von Reichstagsabgeordneten (Clausen, Larsen ꝛc.). Der Reichsrath selbst, dessen Sitzungen schon 2. Okt. wieder geschlossen wurden, nahm sofort eine oppositionelle Stellung gegen die Regierung ein, und eine noch ernstere Opposition fand das Ministerium in dem wieder eröffneten Reichstag. Dazu liefen auch aus dem Lande die dringendsten Adressen gegen das Ministerium ein. Dennoch erklärte der König in der Thronrede, daß er das Ministerium beibehalten werde. Da aber die beiden Thing an ihrem Widerspruch festhielten und selbst der Antrag auf ein Proceßverfahren gegen die Minister angenommen wurde, so ward das Volksthing 20. Okt. aufgelöst, und 23. Okt. erfolgte auch die Suspension der Sitzungen des Landsthings. Da aber die neuen Wahlen ebenfalls gegen die Regierung ausfielen, so gab das Ministerium 3. Dec. seine Entlassung ein. In dem neuen Kabinet ward Bang Ministerpräsident und Minister des Innern, Graf Scheel-Plessen

Digitized by Google

übernahm das Auswärtige, Oberst Lüttichau den Krieg, Oberstleutnant Andrä die Finanzen, Simony die Justiz, Hall den Kultus, Michelsen die Marine; Raaslöff trat als Minister für Schleswig, v. Scheele für Holstein ein, im Kabinetssekretariat wurde Tillisch durch Liebenberg ersetzt. Am 18. Dec. ward das neue Volksthing eröffnet. Das dem Reichstag vorgelegte Programm lautete dahin, daß unter Vorbehalt einer definitiven Regelung die Gesammtstaatsverfassung insoweit abgeändert werden solle, daß die Gesammtrepräsentation in Finanz- und Gesetzgebungsangelegenheiten beschließend, die Zahl der vom König zu ernennenden Mitglieder beschränkt, in den äußeren Angelegenheiten endlich die Neutralitätspolitik festgehalten werden solle. Nach langen Berathungen wurde sodann 2. Okt. 1855 eine neue Verfassung festgestellt, wonach die beiden Kammern des Reichstags, Folkething und Landsthing, beschließende Kompetenz haben und im ganzen aus 80 Mitgliedern bestehen sollten, von welchen der König 20 ernennen dürfe. Infolge dieses für den Gesammtstaat geltenden Modus waren die Herzogthümer nothwendig der dän. Majorität im Reichstag preis gegeben; die willkürliche Behandlung derselben zeigte sich schon darin, daß ein Antrag von Scheel-Plessen und Genossen, die Herzogthümer über die neue Verfassung zu befragen, abgelehnt wurde. In eine bedenkliche äußere Verwickelung gerieth D. infolge der Kündigung des Sundzollvertrags von Seiten der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Die dän. Regierung, für welche die Frage geradezu eine Existenzfrage war, da der Zoll über 2½ Mill. Thlr. einbrachte, erließ schon unter dem 17. April eine Erwiderung an die Unionsregierung, welche jedoch in dem Entschluß der letztern nichts änderte. Eine Konferenz der Staaten, welche Handel in der Ostsee treiben, einigte sich endlich (23. Febr. 1857) dahin, daß D. eine Ablösungssumme von 35 Mill. Thlr. erhalten solle (s. Sundzoll).

Die Verfolgung der Ministeranklage wegen willkürlicher Finanzmaßregeln hatte eine Freisprechung der Minister durch das Reichsgericht zur Folge; eine Anklage gegen den Minister v. Scheele wegen ungesetzlichen Verfahrens in der Verwaltung der Herzogthümer endigte mit einer Inkompetenzerklärung des Gerichts. Damit war das Land der Ministerwillkür vollkommen preis gegeben. Nachdem ein offener Brief des Königs vom 28. Jan. 1856 die Vereidigung der Beamten auf die Gesammtverfassung anbefohlen hatte, ward 1. März der Reichsrath in Kopenhagen eröffnet. Bei der Uebermacht der Dänischgesinnten war es nicht anders möglich, als daß die deutschen Vertreter der Landesrechte stets in der Minderheit blieben. Am 14. März stellten 14 Reichsräthe aus den Herzogthümern den Antrag auf neue Verfassungsvorlagen für die Herzogthümer, der aber nach langen Kämpfen 25. April verworfen wurde. Eine der wichtigsten praktischen Berathungen betraf den finanziellen Theil des Gesammtstaats. In der Gesammtverfassung waren die Domänen als gemeinschaftlich bezeichnet, und so wurden schon November 1855 die schleswigschen und Juli 1856 auch die holsteinischen und lauenburgischen Domänen dem Ministerium für die allgemeinen inneren Angelegenheiten der Monarchie unterstellt. Als nun die Regierung dem Reichsrath Gesetzesentwürfe bezüglich des Verkaufs holsteinischer und lauenburgischer Domänen vorlegte, erhoben sich die deutschen Abgeordneten dagegen, und selbst patriotisch gesinnte Dänen warnten das Ministerium vor der Durchführung dieses Gewaltschritts. Indessen ward das Ministerium in drei aufeinander folgenden Beschlüssen ermächtigt, ohne weiteres alle diejenigen Domanialgrundstücke in Schleswig und Holstein zu veräußern, deren jährlicher Ertrag die Summe von 200 Reichsthalern nicht erreichte. Mit dieser That schloß der erste Reichsrath 2. Juni seine Session. Bereits 1. Juni hatte eine Note Preußens das dän. Kabinet daran erinnert, welche Verfassungsverletzungen gegen die Herzogthümer und welche Vertragsverletzungen gegen die deutschen Großmächte jenes Verfahren in der Domänenfrage involvire, und auch Oesterreich sprach sich in gleichem Sinn aus. Wenige Tage nach Empfang dieser Noten erfolgte die Publikation des holstein-lauenburgischen Domänengesetzes und einer Bekanntmachung, worin die Domänen zu den gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie geschlagen wurden. Endlich, auf ein neues Monitorium von Seiten Oesterreichs und Preußens, ging der dän. Bundestagsgesandte, Baron Bülow, nach Berlin und Wien, um das Verfahren der dän. Regierung zu rechtfertigen. Obgleich nun diese Mission mißglückte, so wurde doch von Preußen sowohl als Oesterreich Ende Oktober abermals der Weg des diplomatischen Notenerlasses betreten.

Das dän. Kabinet seinerseits suchte die diplomatischen Verhandlungen durch Verzögerung der Rückäußerung auf die preußischen und österreichischen Noten zu verschleppen und endlich die Frage als eine Angelegenheit der Gesammtmonarchie und als eine europäische Frage zur Geltung zu bringen, und während dessen war bereits die Regierung in Holstein und Lauenburg mit dem Domänenverkaufe vorgeschritten. Eine Deputation der lauenburgischen Ritter- und Landschaft mit der Petition um Sistirung des Verkaufs wurde vom König abgewiesen. Eine neue Beeinträchtigung der Herzogthümer war die vom Reichsrath beschlossene und vom König sanktionirte Verwendung der Sundzollablösungsgelder für das Königreich D., während die Herzogthümer vertragsmäßigen Antheil an denselben haben sollten. Als ein versöhnlicher Schritt erschien eine Amnestie für den größten Theil der 1851 verbannten Schleswig-Holsteiner, von der jedoch der Herzog von Augustenburg, der Prinz von Noer, Beseler, Francke und Graf Friedrich v. Reventlow ausgeschlossen blieben. Die Antwort auf die Noten der deutschen Großmächte verhieß die Einberufung der holsteinischen Provinzialstände zur Berathung der Verfassungsparagraphen, welche sich auf das Verhältnis Holsteins zum Gesammtstaat beziehen. Dasselbe wurde später den lauenburgischen Ständen versprochen. Infolge dessen berief ein königliches Patent die holsteinischen Provinzialstände auf den 15. Aug. 1857. Da indeß der Bericht des Ausschusses über die Vorlagen der Regierung im wesentlichen darauf hinauslief, daß man sich nicht eher mit Sonderangelegenheiten beschäftigen könne, als bis das Verhältnis des Herzogthums zum Gesammtstaat von der Regierung in befriedigender Weise geordnet sei, so ward der vorgelegte Verfassungsentwurf mit 46 gegen 2 Stimmen abgelehnt. Inzwischen hatten Preußen und Oesterreich die Angelegenheit vor den deutschen Bundestag gebracht, und 11. Febr. 1858 erfolgte endlich ein Beschluß des letztern, worin die dänische Regierung ersucht ward, in Holstein und Lauenburg einen den Bundesgrundsätzen und

den ertheilten Zusicherungen entsprechenden, die Selbständigkeit der besonderen Verfassungen und der Verwaltung der Herzogthümer sichernden und deren gleichberechtigte Stellung wahrenden Zustand herbeizuführen; zugleich wurde 25. Febr. die Erwartung ausgesprochen, daß die dän. Regierung sich von jetzt an in Holstein und Lauenburg aller weiteren mit dem Bundesbeschluß vom 11. Febr. nicht im Einklang stehenden, die dermalige Sachlage ändernden Vorschritte auf Grundlage der einer verfassungsmäßigen Wirksamkeit entbehrenden Gesetze enthalten werde. Allein die 14. Jan. 1858 bei der Eröffnung des Reichstags vom Könige gehaltene Thronrede deutete nicht Nachgiebigkeit, sondern eher kriegerische Absichten an, indem umfassende die Verstärkung der See- und Landmacht und die Befestigung Kopenhagens betreffende Gesetze vorgelegt und 27. März angenommen wurden. Solchergestalt ward, dem Ansuchen des Bundestags zum Trotz, von dem als nicht rechtsbeständig anzusehenden Reichstag ein Gesetz votirt, welches darauf gerichtet war, die unrechtmäßige Unterordnung der Herzogthümer nöthigenfalls durch Waffengewalt aufrecht zu erhalten, zu welchem Zweck letztere in ungleich größerem Maß als D. selbst mit neuen Auflagen für rein dän. Interessen belastet wurden. Am 26. März erfolgte von Seiten der dän. Regierung auf die Bundesbeschlüsse vom 11. und 25. Febr. eine Erwiderung, welche jenen Bundesbeschlüssen in keiner Weise Genüge leistete, indem den holsteinischen Ständen ein Recht zur Verhandlung über die Gesammtverfassung nicht eingeräumt ward, deren Revision vielmehr dem nach dem Bundestagsbeschluß nicht rechtsbeständigen Reichsrath in seiner dermaligen Zusammensetzung vorbehalten bleiben sollte. Hierauf erfolgte der Bundesbeschluß vom 20. Mai 1858, wonach von der dän. Regierung eine bestimmte Erklärung darüber verlangt ward, welche positiven Veränderungen sie in dem Gesammtstaatswesen vorzunehmen gedenke, damit die Selbständigkeit und gleichberechtigte Stellung der Herzogthümer sicher gestellt werden könne. Während hierauf die dän. Regierung sich es aufs eifrigste angelegen sein ließ, bei den Großmächten der Ansicht Eingang zu verschaffen, daß der Deutsche Bund die Grenzen seiner Befugnisse überschreite und die Unabhängigkeit der dän. Monarchie bedroht sei, ergossen sich die dän. Blätter in maßlosen Schmähungen gegen Deutschland. Doch ging 15. Juli 1858 beim Bundestag eine Erklärung der dän. Regierung ein, wonach diese zwar die durch den Bundesbeschluß vom 20. Mai geforderte bestimmte Erklärung ablehnte, aber sich bereit erklärte, die Gesammtverfassung vom 2. Okt. 1855 als für Holstein und Lauenburg »mittlerweile außer Wirksamkeit seiend zu betrachten«, bis die Feststellung der verfassungsmäßigen Stellung der Herzogthümer auf dem Weg der Unterhandlung erfolgt sei. Als die Bundesversammlung hierauf 12. Aug. sich dahin ausgesprochen hatte, daß die Mittheilung vom 15. Juli als eine hinlängliche Erfüllung des Bundesbeschlusses vom 20. Mai und der bundesrechtlichen Pflichten nicht angesehen werden könne, erklärte zwar der holstein-lauenburgische Gesandte 9. Sept., die dän. Regierung sei zu Modifikationen der bestehenden Verfassung bereit; allein bald ergab es sich, daß die dän. Regierung nur darauf ausging, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Erst als in Preußen die Regierungsgewalt durch Einsetzung der Regentschaft des Prinzen von Preußen im Oktober in energischere Hände überging, einigte man sich dahin, daß auf Grundlage der Exekutionsordnung gegen D. vorgeschritten werden solle. Nun entschloß sich die dän. Regierung noch in der letzten Stunde zur Nachgiebigkeit. Am 7. Nov. wurden drei königliche Patente publicirt, wodurch das Gesammtstaatsverfassungsgesetz für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg sowie die Verordnung vom 11. Juni 1854, betreffend die Verfassung Holsteins, insoweit die Bestimmungen derselben dem Beirathe der holsteinischen Provinzialstände nicht unterbreitet worden, aufgehoben und die holsteinischen Stände auf den 3. Jan. 1859 zusammenberufen wurden, um in Bezug auf jene Verfassungsaufhebungen eine Prüfung derjenigen Vorlagen vorzunehmen, welche der König-Herzog zur Ergänzung der Verfassung Holsteins für erforderlich erachte. Der Ausschuß der 3. Jan. 1859 eröffneten holsteinischen Ständeversammlung sprach sich gegen die Verfassung vom 2. Okt. 1855 aus, protestirte gegen die Aufhebung der legislativen und administrativen Verbindung Holsteins und Schleswigs und verlangte Selbständigkeit und Gleichberechtigung aller Theile der Monarchie mit beschließenden Versammlungen der einzelnen Landestheile in Bezug auf die gemeinschaftlichen Angelegenheiten; die Ständeversammlung nahm diese Anträge an. Da nun die dän. Regierung keine Anstalt machte, den Forderungen der Bundesversammlung irgendwie zu genügen, so faßte letztere 7. Febr. 1861 den Beschluß, das 12. Aug. 1858 gegen D. eingeleitete, dann wieder sistirte Exekutionsverfahren wieder aufzunehmen, wenn D. den Forderungen des Bundes nicht binnen 6 Wochen »in vollkommen sichernder Weise« Genüge leisten würde. Aber noch einmal gelang es D., die Entscheidung hinauszuschieben. Noch vor Ablauf jener Frist, 6. März, legte es den Ständen von Holstein die Grundzüge einer neuen Gesammtstaatsverfassung und einen die provisorische Stellung Holsteins hinsichtlich der gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie betreffenden Gesetzentwurf vor. Allein die Stände verwarfen 25. März und 10. April beide Vorlagen einstimmig, indem sie die »Wiederherstellung und zeitgemäße Entwickelung der altberechtigten Verbindung mit Schleswig« verlangten, und lehnten es auch ab, auf das, was ihnen als Budget vorgelegt worden, sich einzulassen, da ihnen die dänische Regierung statt der vom Bund für sie geforderten beschließenden Mitwirkung bloß die Stellung gutachtlicher Anträge und auch diese nur ausnahmsweise zugestehen wollte. Um aber der inzwischen suspendirten Bundesexekution zu entgehen, machte D. 29. Juli dem Deutschen Bund eine finanzielle Konzession zu Gunsten Holsteins, womit sich der Bundestag 12. Aug. 1861 vorerst befriedigt erklärte und die Exekution wieder auf unbestimmte Zeit vertagte.

In D. benutzte man nun die gewonnene Frist, um, mit relativer Beiseitelassung Holsteins, auf eine völlige Vereinigung Schleswigs mit D. hinzuarbeiten, das auch militärisch zu einer festen Position gegen Deutschland gemacht werden sollte. Mitten in dem Herzogthum erhoben sich Befestigungen, welche mit einem ungeheuren Kostenaufwand hergestellt waren, das Danewirk und die Düppeler Schanzen. An Schweden suchte man eine Unterstützung zu gewinnen für den voraussichtlich unvermeidlichen Zusammenstoß mit Deutschland: vielfach war daher von einem skandinavischen Vertheidigungsbunde die Rede. Doch

konnte sich keine rechte Innigkeit der Beziehungen entwickeln. Während sich nun der Bundestag mit den leeren finanziellen Zugeständnissen Dänemarks begnügt hatte, deckte eine preußische Note vom 27. Juni 1862 das unredliche und trügerische Verfahren der dänischen Regierung schonungslos auf und verbreitete sich eine preußische Denkschrift überhaupt über die dänische Mißregierung in den Herzogthümern. Nun suchte England in der Frage zu vermitteln. Am 24. Sept. 1862 erschien ein Vorschlag des Lord Russell, dessen Inhalt wesentlich aus folgenden Punkten bestand: 1) Holstein und Lauenburg sollen alles haben, was der Deutsche Bund für sie fordert; 2) Schleswig soll die Macht haben, sich selbst zu regieren und nicht im Reichsrath vertreten sein; 3) ein Normalbudget soll von D., Holstein, Lauenburg und Schleswig genehmigt sein; 4) außerordentliche Ausgaben sollen vom Reichsrath und von den gesonderten Ständeversammlungen Holsteins, Lauenburgs und Schleswigs genehmigt werden. Offenbar entsprachen diese Pläne sehr wenig den Anschauungen Dänemarks; um so bereitwilliger zeigten sich die deutschen Großmächte zur Annahme dieser Vorschläge, an denen Russell trotz des Widerspruchs Dänemarks festhielt, für die er indeß vergebens sich bemühte, durch zwei weitere Noten die Zustimmung des Kopenhagener Kabinets zu gewinnen. Blieben die damals geführten Verhandlungen, welche sich bis in den Januar 1863 hineinzogen, auch ohne direktes Ergebnis, so hatten sie wenigstens das eine zu Wege gebracht, vor den Augen von Europa die Ungerechtigkeit und Hartnäckigkeit des dänischen Standpunkts in das rechte Licht zu rücken. Im Januar 1863 beschloß sogar das Landsthing mit einer sehr bedeutenden Majorität eine Adresse an den König, um eine weitere Ausscheidung Holsteins und dafür eine um so engere Vereinigung Schleswigs mit dem eigentlichen D. zu begehren. Der König lehnte zwar die Adresse ab, lobte indeß den patriotischen Geist, aus dem dieselbe hervorgegangen sei. In Uebereinstimmung mit jenen Forderungen, welche auch in Volksversammlungen wiederholt wurden, erließ sodann der König 30. März 1863 eine Bekanntmachung, durch welche Holstein von der bisherigen Gemeinsamkeit mit den übrigen Theilen des Königreichs ausgesondert wurde; es bahnten sich die Versuche einer Inkorporation des Herzogthums Schleswig an. Die Stände beschlossen infolge davon, eine abermalige Beschwerde am Bundestag zu erheben, während Oesterreich und Preußen durch identische Noten in ihrem eigenen und im Namen des Deutschen Bundes gegen den auf Holstein bezüglichen Erlaß des Königs vom 30. März vorläufigen Protest einlegten. Aber um diese Einreden sich nicht kümmernd, begann 1. Mai die neue holsteinische Regierung auf Grund jener königlichen Verordnung zu Plön ihre Wirksamkeit. Dem Bundestag erklärte der Gesandte Dänemarks, seine Regierung sei außer Stande, die Bekanntmachung vom 30. März zurückzunehmen, aber zu jeder wünschenswerthen »Auskunft« und ernsten »Erwägung« etwaiger Vorschläge bereit. Mehr und mehr kam auch die dänische Politik in Absicht auf Schleswig zum Vorschein, welches immer offener als dänische Provinz behandelt wurde. Ein weiterer bedeutsamer Gewaltschritt auf dieser Bahn war es, als die Regierung dem 28. Sept. 1863 eröffneten Reichsrathe den Entwurf einer für das eigentliche D. und das Herzogthum Schleswig gemeinsamen Verfassung vorlegte. Dieses Staatsgrundgesetz fand rasch die Genehmigung des Gesetzgebenden Körpers; schon 13. Nov. ward dasselbe unter stürmischem Beifall der Tribünen mit 41 gegen 16 Stimmen angenommen. Die eiderdänische Demokratie der Hauptstadt jubelte; sie hatte in der Erreichung des lange angestrebten Ziels einen glänzenden Triumph gefeiert. Die noch fehlende königliche Sanktion war natürlich mit Sicherheit zu erwarten. Und dann sollte die neue Ordnung schon mit 1. Jan. 1864 in Kraft treten. Gerade in diesem Augenblick aber erkrankte der König, welcher zu einem bloßen Werkzeug in den Händen der demokratischen Partei geworden war, und starb 15. Nov. unerwartet in Glücksburg. Als Nachfolger Friedrichs VIII. bestieg der sogen. »Protokollprinz«, Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, als Christian IX. den dänischen Thron. Im eigentlichen Königreich geschah dieses vollkommen rechtlich, da hier der Londoner Vertrag durch den Verzicht der näher Berechtigten und die Zustimmung des Reichstags unbestrittene Gültigkeit erlangt hatte, in den drei Herzogthümern nur faktisch. Auf diese erhob der augustenburgische Erbprinz Ansprüche, und Lauenburg begehrten auch noch andere deutsche Fürsten. In Holstein namentlich gestaltete sich sofort ein entschiedener Widerstand gegen die Regierung Christians IX., viele Beamte verweigerten den Eid, und Stände wie Ritterschaft riefen den Deutschen Bund um Schutz an für die Rechte des Landes und die legitime Erbfolge. Gleichwohl gab der König, gedrängt von dem Fanatismus der Hauptstadt, 18. Nov. der für D. und Schleswig gemeinsamen Verfassung seine Zustimmung; am 1. und 2. Dec. wurde dieselbe amtlich publicirt und sollte in der That 1. Jan. des nächsten Jahrs in Vollzug treten. Doch dies vereitelte das Vorgehen Deutschlands, namentlich seiner beiden Großmächte; es ward noch einmal ein deutsch-dänischer Krieg geführt (über dessen Verlauf s. Deutschland, Geschichte), der aber ein anderes Ende nahm als der erste: der Wiener Friede vom 30. Okt. 1864 beraubte D. der drei Herzogthümer, ohne daß die Freundschaft Rußlands und Englands, die Gunst des französischen Herrschers oder die Stammesverwandtschaft mit Schweden diesen Verlust hätten abwenden können. Gleich nach dem Krieg ward der so bedeutend verkleinerte Staat in die Stürme einer innern Verfassungskrisis hineingeworfen. Als der Reichstag 3. Okt. 1864 wieder zusammentrat, erhob nämlich die Partei der Bauernfreunde in beiden Thing das Verlangen nach einer Wiederherstellung der ursprünglichen Verfassung von 1849. Bald darauf, seit 5. Nov. nämlich, tagte auch der Reichsrath in Kopenhagen, und ihm legte die Regierung den Entwurf einer Modifikation der Verfassung vom 18. Nov. 1863 vor, welchen das Landsthing des Reichsraths mit 50 Stimmen gegen eine annahm. Im Volksthing dagegen wurden noch weitere wesentliche Abänderungen beschlossen, denen gegenüber das andere Haus des Reichsraths an seiner Stellung festhielt, und es kam zu längeren, zum Theil sehr leidenschaftlichen Verhandlungen, bis Ende 1864 eine Revision der Verfassung zu Stande kam, welche 21. Dec. 1864 die Zustimmung der beiden Thing des Reichsraths und 23. Dec. 1864 die königliche Sanktion erhielt. Durch diese Revision kamen die bisherigen königlichen Ernennungen

zum Landsthing wie die schleswigschen Wahlen für beide Häuser in Wegfall, und das Normalbudget vom 28. Febr. 1856 ward für 1. März 1866 außer Geltung gesetzt. Allein damit war die Frage noch nicht erledigt, ob dem Verlangen der Bauernfreunde auf Abstellung der Novemberverfassung und Restituirung des Staatsgrundgesetzes vom Juni 1849 Folge gegeben werden solle oder nicht. Das Ministerium wollte höchstens zugestehen, daß der Reichsrath auf verfassungsmäßigem Weg seiner Rechte und Befugnisse sich begebe und der Reichstag gleichfalls in korrekt konstitutioneller Form diese letzteren an sich nehme. Das gab dem Ministerium eine vortheilhafte Position, während die Bauernfreunde in heftigem Zorn aufbrausten. Bis zu einer Anklage wegen Verfassungsverletzung erhob sich Tscherning, ohne indeß eine Majorität gewinnen zu können. Das Ministerium Bluhme hatte, als es den neuen Revisionsentwurf vorlegte, für das Volksthing das allgemeine Wahlrecht zugestanden, dagegen für das Landsthing eine bedeutende Erhöhung des Census für das aktive Wahlrecht in Vorschlag gebracht. Da dieser Entwurf keine Aussicht hatte, angenommen zu werden, so schloß sich das Ministerium den Vereinbarungen an, welche ein gemeinsamer Ausschuß der beiden Thing festgestellt hatte, und in denen auf Klassenwahlen zurückgegangen war. Das Landsthing zollte denselben einstimmige Billigung, während sie das Volksthing 10. April 1865 mit 50 gegen 45 Stimmen ablehnte. Nun folgte dessen Auflösung; allein die neuen Wahlen ergaben ein nur um wenig günstigeres Ergebnis für die jetzt ministerielle national-liberale Partei. Am 4. Sept. 1865 legte das Ministerium abermals den mit dem gemeinsamen Ausschuß und dem Landsthing vereinbarten Entwurf vor, und als es einer den Bauernfreunden günstigen Abänderung des Census für die ländlichen Wahlen zustimmte, durfte die Annahme von Seiten des Volksthings erwartet werden. Mit einemmal aber wandte sich ein Theil der National-Liberalen von diesem Entwurf ab; es wurde zuletzt noch einmal ein gemeinsamer Ausschuß der beiden Thing nöthig. Und da dieser die Beschlüsse des frühern verwarf, so schien eine unabsehbare Verwirrung Platz greifen zu wollen. Dem Ministerium bot dies den willkommenen Anlaß, seine Demission zu geben, die der König bewilligte, worauf Graf Frijs-Frijsenborg zur Bildung eines neuen Kabinets schritt. Der neue Entwurf der Verfassung nach den Anträgen der gemischten Kommission erhielt wenige Tage darauf die Zustimmung der beiden Häuser des Reichsraths, worauf alsbald der Schluß der außerordentlichen Session eintrat. Etwas später erfolgte der Wiederzusammentritt des Reichstags, dessen Landsthing den Verfassungsentwurf nach kurzen Verhandlungen annahm, welcher dann auch in dem Volksthing eine bedeutende Majorität erlangte (über denselben s. oben). Im Oktober 1866 erfolgten die Wahlen zu den beiden Thing des Reichsraths auf Grund der neuen Verfassung, und als der König denselben 12. Nov. eröffnete, da konnte er auf eine dem dän. Volk sehr erfreuliche Aussicht hinweisen: die Rückgabe der nördlichen Distrikte des Herzogthums Schleswig, unter der Voraussetzung freilich, daß die Bevölkerung in freier Abstimmung sich dafür ausspreche. Bekanntlich bildet diese Bestimmung den fünften Artikel des Prager Friedensvertrags zwischen Oesterreich und Preußen. Schon damals rühmte Christian IX. das zu tiefem Dank verpflichtende Interesse, mit dem Kaiser Napoleon die Berechtigung dieser Forderung Dänemarks anerkannt habe. In der That konnte D. bis zum Jahr 1870 hoffen, mit französischer Hülfe die Erfüllung seiner Wünsche zu erreichen; aber der Ausgang des Kriegs 1870/71 hat auch diese Hoffnungen vereitelt. Zwar wurden wiederholt, besonders 1869, über diese Frage zwischen Preußen und D. Besprechungen gepflogen; da aber D. nicht so viele Konzessionen machen wollte, als die preußische Regierung für nöthig hielt, und über den Umfang des an D. zurückzugebenden Distrikts kein Einverständnis erzielt werden konnte, so harrt die Frage noch der definitiven Regelung, und Nordschleswig ist einstweilen thatsächlich ein Theil Deutschlands, was es wohl auch bleiben wird. — Das Bedürfnis einer Heeresorganisation empfand man auch in D. seit längerer Zeit; die im Reichstag darüber geführten Verhandlungen gelangten aber erst nach vielfachen Berathungen zum Abschluß. Am 4. Jan. 1868 wurde von der Regierung der Entwurf eines neuen Wehrpflichtgesetzes eingebracht: es enthielt die allgemeine Wehrpflicht, nur die ordinirten Geistlichen sollten vom Militärdienst frei sein. Dieser Entwurf wurde denn auch 25. Jan. 1869 angenommen. Im Herbst 1867 beschloß die Regierung, den Verkauf der westindischen Inseln St. Thomas und San Juan an die Vereinigten Staaten von Nordamerika um 14 Mill. Reichsthaler einzuleiten. Die Inseln selber erklärten sich in allgemeiner Abstimmung vom 9. und 10. Jan. 1868 für das Projekt, der Reichstag genehmigte den Verkauf, und der König hatte ihn schon sanktionirt, als zuletzt noch im amerikanischen Senat der Vertrag auf Widerspruch stieß. So scheiterte der Plan, und die Inseln blieben bei D. Infolge eines Konflikts wegen des Militärbudgets nahm Graf Frijs im Mai 1870 seine Entlassung, und es wurde ein neues Kabinet unter dem Präsidium des Grafen Holstein von Holsteinborg gebildet, in welchem Hall den Kultus übernahm. Beim Ausbruch des Kriegs von 1870 lag die Versuchung nahe, mit Frankreich zur Wiedererlangung des Verlorenen eine Alliance einzugehen, wie auch Napoleon auf eine solche hoffte und den Herzog von Cadore nach Kopenhagen schickte, um zu unterhandeln; allein der für Frankreich so ungünstige Gang des Kriegs setzte allen derartigen Versuchen bald ein Ziel, zumal auch der Prinz von Wales und der russische Thronfolger selbst in Kopenhagen erschienen und zur Neutralität mahnten.

In den folgenden Jahren suchte D. engere Verbindung und bessere Beziehungen zu seinen Nachbarn herzustellen. Im Jahr 1873 wurde vom Reichstag die mit Schweden abgeschlossene Münzkonvention genehmigt, wobei Norwegen der Beitritt offen gehalten wurde. Zugleich wurde mit diesen beiden Ländern, zum Zweck der Einführung eines einheitlichen Porto's für die drei skandinavischen Reiche, eine Postkonvention abgeschlossen. Der Kronprinz des Deutschen Reichs, welcher im Sommer 1873 eine Reise nach Schweden und Norwegen machte, erhielt in Malmö von dem dänischen Kronprinzen einen Besuch und eine Einladung, auch nach Kopenhagen zu kommen. Am 18. Aug. brachte derselbe auf Schloß Fredensborg einen Trinkspruch aus auf die hergestellte Freundschaft zwischen beiden Fürstenhäusern. Zwischen dem Ministerium und dem Reichstag entstanden aber bald Verwickelungen, indem die aus 55

Mitgliedern bestehende Vereinigte Linke im Volksthing eine liberalere Verfassung und zu diesem Zweck den Sturz des Ministeriums Holstein-Holsteinborg erstrebte. Zwar wurde der vom Kriegsminister vorgelegte Gesetzentwurf, betreffend die Reorganisation des Heers, 23. Jan. 1873 vom Volksthing genehmigt, obgleich dieselbe bedeutende Mehrausgaben verursachte. Aber 31. März setzte die Linke mit 55 gegen 34 Stimmen eine Mißtrauensadresse gegen die Regierung durch, in welcher das Ministerium als ein unparlamentarisches bezeichnet und der König aufgefordert wurde, ein neues Ministerium aus der Vereinigten Linken zu bilden, und nur einem solchen die Kraft zugeschrieben wurde, die nationale und geistige Verbindung mit den dänischen Südjüten (den Nordschleswigern) zu heben. Dagegen richtete das Landsthing 2. April mit 44 gegen 8 Stimmen eine Vertrauensadresse an den König. Dieser versicherte in seiner Antwort vom 4. April auf beide Adressen, daß die Minister sein volles Vertrauen hätten, und daß das Wohl des Landes nicht bloß auf den Beschlüssen des Volksthings beruhe. Aber die Linke beharrte auf ihren Plänen. Nach Wiedereröffnung des Reichstags 6. Okt. wurden die beiden Anträge der Linken, das Volksthing solle das Ministerium zur Abdankung auffordern und das Finanzgesetz ohne Berathung verwerfen, 13. und 17. Okt. angenommen, obgleich der Ministerpräsident als Folge der Annahme die Auflösung des Volksthings bezeichnet hatte. Dieselbe erfolgte 18. Okt., und die Neuwahlen fanden 14. Nov. statt. Trotz aller Gegenanstrengungen der Regierung wurden 53 Mitglieder der Vereinigten Linken und 49 Ministerielle gewählt. Die Eröffnung der neuen Session erfolgte 4. Dec. In der Adresse vom 18. Dec., welche mit 59 gegen 32 Stimmen angenommen war, wurde dem König aufs neue der Wunsch kundgegeben, sein Ministerium zu ändern. Der König antwortete dem Volksthing 2. Jan. 1874, er lasse sich kein anderes Ministerium aufdrängen. Da aber unter diesem Konflikt das ganze Land litt und alle Reformthätigkeit auf staatlichem Gebiet stillstand, so gab das Ministerium im Juni endlich seine Entlassung ein. Der bisherige Minister des Innern, Fonnesbeck, mit Bildung eines neuen Kabinets beauftragt, brachte 13. Juli ein solches zusammen, in welchem er die Präsidentschaft, Tobiesen die Finanzen, Worsaae das Innere, General Steinmann das Kriegswesen übernahm, die Minister des Aeußern, des Kultus, der Justiz und der Marine ihre Posten beibehielten. Bei der Eröffnung des Reichstags 5. Okt. sprach auf dies hin der König die Erwartung eines einträchtigen Zusammenwirkens des neuen Kabinets und des Reichstags bei den vorgeschlagenen Reformen, zugleich auch die Hoffnung einer befriedigenden Lösung der nordschleswigschen Frage aus. Die Beziehungen zu Island, mit dessen Althing seit 1871 ein Verfassungskonflikt bestand, wurden durch Gewährung einer den Wünschen der dortigen Einwohner entsprechenden Verfassung, welche 1. Aug. 1874 in Kraft trat, geregelt. Das tausendjährige Jubiläum des isländischen Staats wurde unter Theilnahme des Königs Christian, welcher 31. Juli 1874 auf der Insel landete, gefeiert.

Literatur. Zur Geographie: Bergsö, Den Danske Stats Statistik (Kopenh. 1843—48, 3 Thle.); Erslev, Geographische Beschreibung des dänischen Staats (Schleswig 1853); Derselbe, Den Danske Stat, geographisk Skildring for Folket (Kopenh. 1855—56); Berghaus, Schweden, Norwegen und D. (Berl. 1857); Trap, Statistik-topographisk Beskrivelse af Kongeriget Danmark (Kopenh. 1856—60, 4 Bde., Hauptwerk; 2. Aufl. 1870 ff.; deutsch von Saraun, Kiel 1857—61); Baggesen, Den Danske Stat i Aaret 1860 (Kopenh. 1860—61, 2 Bde.); Both, Kongeriget Danmark; historisk topografisk beskrivelse (1870 ff.); Grove, Illustrirtes Reisehandbuch für D. (deutsch von Lobse, Leipz. 1874); Kohl, Reisen in D. ꝛc. (das. 1846, 2 Bde.); die sehr ausführlichen Arbeiten des statistischen Büreau's in Kopenhagen (1844—74). Von Kartenwerken sind die noch unvollendete »Generalstabens topographiske kort over Danmark« (seit 1845, auf 81 Blätter berechnet), Mansa, Kort over Danmark (1837—51, 18 Bl.), Kiepert, D. (Berl. 1861) und der »Haand Atlas over Danmark« (Kopenh. 1873) zu empfehlen. Die Quellen der Geschichte Dänemarks sind gesammelt in: »Scriptores rerum Danicarum«, herausgeg. von Langebeck, Suhm ꝛc. (Kopenh. 1772—1834, 8 Bde.); »Monumenta historiae Danicae. Historiske Kildeskrifter og Bearbeidelser af dansk Historie«, herausgeg. von Rördam (1871 ff.); »Regesta diplomatica historiae Danicae« (1847—70); Thorkelin, Diplomatarium Arna-Magnaeanum (1786). Daran schließen sich als Bearbeitungen der ältesten Zeit an: »Den danske Riimkrönike«, herausgeg. von Molbech (1825); »Saxonis Grammatici historia Danica«, herausgeg. von P. E. Müller und Velschow (1839—1858, 3 Bde.); Hvitfeldt, Danmarks Riges Krönike (1652, 2 Bde.); Bartholini, Antiquitates Danicae (1689); P. E. Müller, Sagabibliothek (1817—1820); L. C. Müller, Danmarks Sagnhistorie (2. Aufl. 1874); Worsaae, Minder om de Danske i England (1851); Derselbe, Den danske Erobring af England og Normandiet (1863); Derselbe, Danmarks Oldtid (1843); N. M. Petersen, Danmarks Historie i Hedenold (2. Aufl. 1854—55, 3 Thle.). Bearbeitungen der ganzen Geschichte sind: Meursius, Historia Danica (1647); L. Holberg, Danmarks Historie (1732—35, neueste Ausgabe 1856); J. H. Schlegel, Geschichte der Könige aus dem oldenburgischen Stamm (Leipz. 1769—71); Suhm, Historie af Danmark (1782—1828, 14 Thle.; deutsch von Gräter, Leipz. 1803); F. Suedorf, Forelæsninger over Fädrelandets Historie (1797—98, 2 Bde.); Baden, Danmarks Riges Historie (1829—32, 5 Bde.); C. F. Allen, Det danske Sprogs Historie i Slesvig (1857—58, 2 Bde.; deutsch, Schlesw. 1857—58); Wheaton, History of the Northmen or Danes and Normans (Lond. 1831); Molbech, Fortällinger af den danske Historie (1837—38, 2 Bde.); Dahlmann, Geschichte von D. (Hamb. 1840—43, 3 Bde.); C. F. Allen, De tre nordiske Rigers Historie under Hans, Christiern II., Frederik I., Gustav Vasa, Grevefeiden (1497—1536) (1864—72, 5 Bde.); E. M. Oettinger, Geschichte des dänischen Hofs von Christian II. bis Friedrich VII. (Hamb. 1857—59, 8 Thle.); C. Paludan-Müller, De förste Konger af den oldenborgske Slägt (1874); Kjellgren, Danmarks Historia (Stockh. 1863); Lundblad, Histoire de Danemarc et de Norvège (Tours 1863); Barfod, Fortällinger af Fädrelandets Historie (4. Ausg. 1872—74, 2 Bde.); Fabricius, Illustreret Danmarks Historie for folket (1862, 2 Bde.); Allen, Haandbog i Fädrelandets Historie (7. Aufl. 1870; deutsch von Falk, Kiel 1846); L. C. Müller, Danmarks Historie (2. Aufl., Kopenh. 1874), und die Zeitschriften:

Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed (1832—36); Annaler for nordisk Oldkyndighed og Historie (1836—63, 23 Bde.); Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie (1865 u. f.); Danske Magazin til Historiens Oplysning (1794—1874); Nordisk Tidskrift for Historie etc., herausgeg. von Molbech (1827 ff.); Historisk Tidskrift (1840—74); Historiske Aarböger, herausgeg. von Molbech (1845 ff.); Aarsberetning fra det kgl. Geheime-Archiv (1855—1874); Danske Samlinger for Historie etc., herausgeg. von Brunn, Nielsen u. a. (1865—74); Samlinger til jydsk Historie etc. (Aalborg 1866—74).

Dänholm (Danholm, ehemals Strale), Insel dicht bei Stralsund in Pommern, in der Meerenge Gellen, mit Schanze, bildet einen beliebten Vergnügungsort der Stralsunder und spielt in allen Belagerungen Stralsunds eine wichtige Rolle.

Dänische Literatur. Die ersten Anfänge der eigentlichen dän. Nationalliteratur fallen in die Zeit bald nach der Reformation, aber ihre reichere Entwickelung beginnt erst mit Anfang des 18. Jahrh. Die weiter zurückreichende mittelalterliche Literatur Dänemarks bildet nur einen Zweig der alten skandinavischen Literatur (s. d.). Einen Hauptbestandtheil derselben bilden die dän. Volks- und Heldenlieder (Kämpeviser), die aber in ihrer gegenwärtigen Gestalt der Mehrzahl nach aus dem 14.—16. Jahrh. herrühren, daher in ihnen der altnordisch-mythische Charakter mit der Romantik des spätern Mittelalters verbunden erscheint. Nachdem bereits im 16. Jahrh. eine Anzahl derselben von Vedel (»Et Hundred udvalgte danske Viser«, Ribe 1591 u. öfter) aufgezeichnet worden, veranstalteten Peder Syv (Kopenh. 1695 u. öfter) und Nyerup, Abrahamson und Rahbek (»Udvalgte danske Viser fra Middelalderen«, das. 1810—14, 5 Bde.) vollständigere Sammlungen, zu welchen Rasmussen und Nyerup später noch Nachträge (»Udvalg af danske Viser fra Midten af det 16. Aarhundrede til Midten af det 18. Aarhundrede«, das. 1821, 2 Bde.) lieferten. Weit ältere, bis ins 12. Jahrh. zurückreichende eigentlich dänische Sprachdenkmale sind die Gesetze der alten Könige, so: Knuts d. Gr. »Vitherlagsret« (leges castrenses), vom Geschichtschreiber Svend Aagesen übersetzt; das »Skaanske Lov« für Schonen, aus Waldemars I. Zeit (Kopenh. 1505; lat., das. 1596); Thord Gilfers »Kirchenrecht« von 1162 (das. 1505); das seeländische Gesetz (»Sällandske Lov«) von 1171 (das. 1505 u. öfter; herausgegeben von Thorsen, das. 1852); das »Rigens Ret« (Reichsrecht) von 1180 (verbessert 1244) und das »Birkeret« (Gerichtssprengelrecht) ebendesselben von 1269; vor allem aber das »Jyske Lovbog« oder das Gesetz für Jütland, das, 1240 auf dem Reichstag in Vordingborg gegeben, unter Aufhebung aller früheren Lokalsammlungen mit Ausnahme der in Geltung bleibenden Gesetze für Schonen und Seeland, zum allgemeinen Landesgesetz erklärt ward und demnach die Grundlage der ganzen heutigen dän. Gesetzgebung bildet (zuerst Kopenh. 1501; kritisch berichtigt von Petersen 1850 und Thorsen 1853). Vgl. Kolderup-Rosenvinge, Grundrids af den danske Retshistorie (3. Aufl. 1860, deutsch Berl. 1825); v. Stemann, Den danske Retshistorie etc (Kopenh. 1871).

Durch Auflösung der Kalmarischen Union (1524) gewann Dänemark politische Selbständigkeit, daher die Anfänge der eigentlichen dän. Nationalliteratur von dieser Zeit datiren. Aber unter dem Hereindringen fremder Elemente, namentlich der altklassischen Studien und deutscher Kultur, wandte sich die entstehende Literatur von der skandinavischen Vorzeit ebenso ab, wie der Staat infolge der Einführung der Reformation (1527—37) eine neue Entwickelungsphase begann. Wenn der eine der beiden obengenannten Faktoren beginnender literarischen Thätigkeit, die klassischen Studien, schon früher, namentlich zu Waldemars d. Gr. Zeit durch Saxo Grammaticus (s. d.), den Verfasser einer lateinisch geschriebenen Geschichte Dänemarks, Eingang gefunden hat, so war dies nur in ausgewählten Kreisen und durch die Bemühungen einzelner Männer, vor allen des Erzbischofs Absalon von Lund, geschehen, ohne daß die Kultur im allgemeinen dadurch in eine neue Richtung getrieben worden wäre. Auch deutsches Wesen hatte vor der Reformation nur in den Hofkreisen der Könige deutscher Abstammung und unter den privilegirten Klassen der Bevölkerung Anhänger gewonnen. Die Gründung der Universität Kopenhagen (1479) änderte hierin anfangs wenig, und auch die Buchdruckerkunst, die sich um 1490 nach Dänemark verbreitete, konnte ihre bildungbefördernde Wirkung erst ausüben, nachdem die Reformation eine freiere Geistesbildung angebahnt hatte. Zu poetischen Versuchen erhoben sich nur einzelne Kleriker, die sich dabei ganz innerhalb des Kreises der kirchlichen und theologischen Anschauungen bewegten und, der lateinischen Sprache sich bedienend, wenig mehr als pedantische, geistlose Nachahmungen antiker Muster lieferten. Nur hier und da gab sich deutscher Einfluß kund, so in Michaels (im 15. Jahrh. Prediger in Odense) mystisch-allegorischem Gedicht »Om Jomfru Mariae Rosenkrands« (Kopenh. 1516) und desselben »Om det menneskelige Levnet« (herausgeg. von Molbech, das. 1836). Das einzige nationaldänische Werk von größerer Bedeutung aus der Zeit vor der Reformation ist die wahrscheinlich 1478 vollendete Reimchronik des Bruders Niels von Sorde (herausgeg. von Molbech, Kopenh. 1825), die ihrer Zeit ein viel gelesenes Buch war. Andere Sprachdenkmale sind noch das angeblich aus dem 13. Jahrh. stammende Arzneibuch von Henrik Harpestreng (herausgeg. von Molbech, Kopenh. 1826), eine dän. Uebersetzung des Alten Testaments (herausgeg. von Molbech, das. 1829) und Peter Laale's Sammlung dänischer Sprichwörter (das. 1506; herausgeg. von Nyerup, das. 1828), zu Anfang des 14. Jahrh. entstanden und bis in die Zeit der Reformation hinein ein viel gebrauchtes Unterrichtsbuch. Erst als nach Einführung der Reformation die Universität und das Unterrichtswesen verbessert worden waren und die ins Land gerufenen holländischen und deutschen Gelehrten das Studium der alten Klassiker in weiteren Kreisen in Aufnahme gebracht hatten, brach sich ein besserer, geläuterterer Geschmack Bahn. Ein ähnliches Verdienst, wie Luther durch seine Bibelübersetzung um die deutsche Sprache, erwarb sich Christen Pedersen (1480—1554) um die dän. Schriftsprache. Da die von Hans Mikkelsen herrührende Uebersetzung des Neuen Testaments (Leipz. 1524) sich als sprachlich ungenügend erwies, so übertrug Pedersen das Neue Testament (Antwerpen 1529) nebst dem Psalter (das. 1529) von neuem aus dem Grundtext. Die Bedeutung eines eigentlichen Nationalwerks gewann aber erst die auf Befehl Christians III. gemachte Bibelübersetzung (Kopenh. 1550), die hinsichtlich der Sprache als ein Meisterwerk zu betrachten ist. Eine Auswahl der besten altdänischen geistlichen Poesien veranstaltete Hans

Thomäsen (gest. 1573) in seinem »Dansk Psalmebog« (Kopenh. 1569 u. öfter). Von der großen Zahl von sogen. Dichtern dieses Zeitraums, deren Namen von den Literarhistorikern aufbehalten worden sind, gehörten bei weitem die meisten dem geistlichen Stand an, weshalb sie auch ihre Stoffe zu Gesängen, erbaulichen Erzählungen und dramatischen Versuchen meist der Bibel entnahmen. Biblische Dramen dichteten Hieron. Justesen Rauch (gest. 1607), dessen »Kong Salomons Hylding« (1585), »Samsons Fængsel« (1633) und »Karrig Nidding« (1633) oft gedruckt wurden, und Peder Hegelund (gest. 1614), Verfasser der »Susanna« (1578). Nur vier Dichter dieses Zeitraums sind von Bedeutung, nämlich: Anders Arreboe (gest. 1637), der für den Vater der neuern dän. Dichtkunst gilt, aber bei unbestreitbarer poetischer Begabung doch noch große Roheit der Form und der Sprache sowie Mangel an origineller Phantasie und gutem Geschmack zeigt; Anders Bording (gest. 1677), der wegen seiner gewandten Versifikation und heitern Laune, welche er in seinen Gelegenheitsgedichten (»Poetiske Skrifter«, Kopenh. 1735) zeigt, seiner Zeit sehr gefeiert ward, aber ebenfalls noch gebildeten Geschmack vermissen läßt; der Bischof Thomas Kingo (gest. 1723), welcher in seinen geistlichen Liedern sich als begabter lyrischer Dichter erwies, und Jörgen Sorterup (gest. 1722), welcher das alte nordische Heldenlied aus der Vergessenheit wieder hervorzuziehen suchte. Bording gab seit 1666 eine politische Monatsschrift, »Den Danske Mercurius«, in Versen nach Art der Reimchroniken, heraus. In der beschreibenden und didaktischen Poesie versuchten sich Jan Steen Schested (gest. 1695) und Povel Juul (gest. 1723), während Peder Dass (gest. 1708) biblische Volkslieder lieferte. Außer diesen möchte nur noch Töger Reenberg (gest. 1742) wegen seiner metrisch und sprachlich ziemlich vollendeten und außerdem durch ungezwungenen Witz ausgezeichneten »Poetiske Skrifter« (Kopenh. 1769, 2 Bde.) zu erwähnen sein. Auch hat dieser Zeitraum schon eine beträchtliche Anzahl nationalgeschichtlicher Werke, die theils in lateinischer, theils in dänischer Sprache geschrieben sind, aufzuweisen. Darunter ist Arild Hvitfelds »Danmarks Riges Krönike« (das. 1595—1604, 10 Bde.; 1682, 2 Bde.) als Quellenschrift von Werth. Klaus Christopher Lyskander (gest. 1623) schrieb eine dän. Chronik und »Danske Kongers Slectebog« (das. 1622), Arent Berntsen (gest. 1680) »Danmarks og Norges fructbare Herlighed« (das. 1656). Hans Svaning der Jüngere (gest. 1675) machte sich um die Chronologie verdient; Jonas Ramus (gest. 1718) lieferte mehrere die ältere nordische Geschichte betreffende Werke. Der Erforschung des nordischen Alterthums insbesondere widmeten sich schon im 16. Jahrh. Gudmund Andreä Runolf und Arngrim Johnsen, genannt Vidalin, später Ole Worm, Thorlek Skulesen, Peder Rosen, Otto Sperling und vornehmlich Peder Syv. Besonders aber ward das Feld der Naturwissenschaften schon damals in Dänemark mit solchem Erfolg angebaut, daß die betreffenden Gelehrten weit über Dänemarks Grenzen hinaus Anerkennung gefunden haben, so Caspar Bartholin (gest. 1629), der Vater einer an Gelehrten reichen Familie, Thomas Bartholin (gest. 1680), der erste Anatom, und Thomas Thomsen Bartholin (gest. 1690), der erste Polyhistor seiner Zeit, Tycho Brahe (gest. 1601), Christian Longomontanus (gest. 1647), ausgezeichneter Astronom, Ole Römer (gest. 1710), gleichfalls Astronom, Holger Rosenkrants (gest. 1642) u. a. Die klassische Philosophie, welche auch unter den eben genannten Verehrer fand, ward kultivirt von Povel Jensen Colding, Henrik Ernst (gest. 1665), Rasmus Bindbing (gest. 1684), Ole Borch (Olaus Borrichius, gest. 1690), Anders Borch (gest. 1709) u. a. Als Orientalisten sind zu nennen: Niels Pedersen (gest. 1634), M. P. Grum (gest. 1652), Jak. Bartholin (gest. 1653), Th. Bang (gest. 1661) und besonders Chr. Nold (gest. 1683); als bedeutende Theologen nach der Reformation Hemmingsen (gest. 1600), J. Brochman (gest. 1652) und dessen Schüler Hans Svaning der Jüngere, Jens Birkerod (gest. 1686) und Joh. Brundsmand (gest. 1707) im 17. Jahrh.

Eine neue Epoche der dän. Nationalliteratur begann mit Ludwig v. Holberg (gest. 1754), der nicht bloß der Schöpfer einer nationalen Bühne ward, sondern auch als Verfasser zahlreicher poetischen und prosaischen Schriften dem dän. Nationalcharakter, insoweit er sich in der Literatur kundgibt, einen neuen Impuls gab, welcher, obwohl Holberg keine eigentliche Schule gründete, noch bis auf die Gegenwart fortwirkt. Holberg entnahm zwar seine Stoffe nicht der vaterländischen Vorzeit; doch rückte er dessenungeachtet das nationale Leben dem Bewußtsein seiner Zeitgenossen wieder näher, indem er ihnen ihre eigene Gegenwart in treffenden Spiegelbildern vorhielt. Jetzt erst und durch ihn wird die d. L. ein ebenbürtiges Glied in der Reihe der modernen Literaturen und tritt mit diesen in Wechselwirkung. Holbergs würdiger Nachfolger, der das von ihm Begonnene weiter führte, war Johannes Ewald (gest. 1781), gleich bedeutend als Lyriker wie als Dramatiker. Die Blütezeit beider bildet das sogen. goldene Zeitalter der dän. Nationalliteratur. Neben Holberg und großentheils durch ihn angeregt, traten als Dichter auf Christian Falster (gest. 1752), welcher beißende, aber leicht versificirte Satiren lieferte; Brauman Tullin (gest. 1765), in dessen »Samtlige Skrifter« (das. 1770—1773, 3 Bde.) insbesondere die ins lyrische und beschreibende Fach einschlagenden Produkte ein Streben nach Höherem kundgeben; Ambrosius Stub (gest. 1758) und vor allen Hans Adolf Brorsen (gest. 1764) als Dichter geistlicher Lieder, letzterer namentlich durch seine »Psalmer og aandelige Sange« (herausgeg. von Turen, Kopenh. 1865) der zweite hervorragende Dichter geistlicher Lieder in Dänemark. Als Nachfolger Holbergs im dramatischen Fach sind hervorzuheben die Lustspieldichter Johan Herman Wessel (gest. 1785), der nur ein einziges, aber meisterhaftes Stück: »Kjærlighed uden Strömpere« (Kopenh. 1772) lieferte; Joh. v. Wibe (gest. 1782), der Verfasser von »De nysgjerrige Mandfolk« (das. 1783); Frederik Wilhelm Wivet (1790), dessen »Datum in blanco« viel Aufsehen erregte; Johan Clemens Tode (gest. 1806), dessen Ruf sich besonders auf seine Lustspiele »Skolfeererne« (1782) und »Ägteskabsdiävelen« (1783) gründet, und der Dramatiker Christian Olufsen (gest. 1822). Alle aber überragt Peder Andreas Heiberg (gest. 1841), dessen Witz und scharfer Blick für alle Fehler und Thorheiten der Menschen überhaupt, insbesondere seiner Zeitgenossen, ihn vorzüglich zum Lustspieldichter befähigten. Dem tragischen Fach, und zwar unter Benutzung vaterländischer Stoffe, widmete sich zuerst Johannes Ewald. Sonst sind als

dramatische Dichter noch zu nennen Ole Johan Samsöe (gest. 1796) und Levin Christian Sander (gest. 1819), beide, jener in seiner »Dyveke« (in den »Efterladte digteriske Skrifter«, Kopenh. 1796 u. öfter), dieser in »Niels Ebbesen« (1799), vaterländische Stoffe bearbeitend, sowie Thomas Thaarup (gest. 1821), der in seinen Singspielen eine echt nationale Saite anschlug. Im lyrischen Fach leisteten Anerkennenswerthes die Brüder Claus und Peder Harboe Frimann, Johan Nordahl Brun (gest. 1816), Jens Zetlitz, ausgezeichnet im heitern und scherzhaften Genre; Edvard Storm (gest. 1794), der sich mit Glück in Nachbildung der alten Heldengesänge versuchte; die Brüder Peder Magnus Trojel (gest. 1793) und Peder Kofod Trojel (gest. 1784), die durch Originalität und kaustische Laune ausgezeichnete Poesien lieferten. Das romantische Epos fand seinen vorzüglichsten Bearbeiter an Christian Pram (gest. 1821), dessen »Stärkodder« (1785) das altnordische Leben vorführt und zu weiteren Versuchen in Wiederaufnahme altvaterländischer Stoffe ermunterte. Am Schluß dieser Periode steht Jens Baggesen (gest. 1826), der bei den Dänen besonders durch seine lyrischen und komisch-epischen Poesien in großem Ansehen steht, aber, da er auch in deutscher Sprache dichtete, zugleich der deutschen Literatur angehört. — In dieser ersten Blütezeit der dän. Literatur entwickelte sich auch schon eine literarische und ästhetische Kritik, für welche Jens Schielderup Sneedorff in den Zeitschriften »Den patriotiske Tilskuer« (Soröe 1761—65) und Jakob Baden in »Den kritiske Journal« (Kopenh. 1768—69) gute Organe schufen. Letzterer erwies sich nicht nur als geschmackvoller und unparteiischer Kritiker, wie unter anderem in »Kjöbenhavns Universitetsjournal« (1793—1801), sondern wirkte auch als Grammatiker und Uebersetzer (z. B. des Tacitus) mit Erfolg für Reinerhaltung und Bereicherung der Muttersprache. Einen nicht geringen Einfluß auf die Ausbildung der letztern übten auch die königliche Gesellschaft der Wissenschaften (gegründet 1742) und die königl. dän. Gesellschaft für die Geschichte und Sprache des Vaterlands (1785 von Langenbeck gegründet). Sehr anregend wirkte die Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften und des Geschmacks, welche seit 1758 Preise für gute Leistungen in Poesie und Prosa aussetzte und die gekrönten Arbeiten (Kopenh. 1764—79, 7 Bde.) drucken ließ. J. E. Schlegel bemühte sich, der Dichtungsweise Klopstocks in die d. L. Eingang zu verschaffen. Auf die Entwickelung des Nationalgeschmacks wirkten aber besonders A. S. Karsten, Levin Chr. Sander, Knud Lyne Rahbek, der verdiente Sammler und Herausgeber der Werke verschiedener dän. Dichter und Schriftsteller, fördernd ein. Rahbeks Zeitschriften »Minerva« (1785) und »Danske Tilskuer« (1791—1809) fanden mehrfache Nachahmungen, z. B. in Poulsens »Iris« (1791).

Das 19. Jahrh. hatte eine glänzende Erbschaft vom vorhergehenden angetreten; aber bei der Inventarisirung fand sich, daß nicht alles Gold war. Es kann nicht geleugnet werden, daß in den letzten Decennien des 18. Jahrh. neben einer größern Aufklärung und einer feinern Kultur auch eine selbstgefällige Oberflächlichkeit in wissenschaftlichen Untersuchungen, Leichtsinn in religiösen und politischen Raisonnements und eine schwächliche Sentimentalität in ästhetischen Genüssen beim Publikum Platz gegriffen hatte. Die hier berührten falschen Tendenzen erhielten ihr Gegengewicht in dem Ernst, womit theils die von Deutschland ausgehende tiefere Philosophie, theils die unter den staatlichen Kämpfen erwachten patriotischen Gefühle manche jüngeren und begabten Männer erfüllte, die den neuen Geist in entsprechenden Schriften verbreiteten. Sie suchten näher auf den Kern von Natur und Menschenleben zu dringen, zu begeistern, statt zu unterhalten, und das Alterthum ward wieder erweckt, um Nahrung aus seiner Kraft zu schöpfen. Es war nicht strikte Gelehrsamkeit, was den Anfang des 19. Jahrh. auszeichnete, sondern wissenschaftlicher Sinn vieler und eine poetische Auffassung von Vorzeit und Mitzeit. Der gelehrteste theologische Schriftsteller war Friedr. Münter (gest. 1803), der nicht bloß gründlich auf dem Boden der Kirchengeschichte arbeitete, sondern einer ganzen Reihe von Fächern mächtig war und über sie schrieb. Unter den anderen Theologen erwarb sich E. Müller (gest. 1834) Verdienste als systematischer Theolog. J. P. Mynster (gest. 1854), der durch seine Tiefe und Klarheit so viel für das wahre Christenthum wirken sollte, begann seine lange Laufbahn, und N. F. S. Grundtvig (gest. 1872) zeigte bereits etwas von der Macht, die er über viele Herzen zu gewinnen berufen war. Von den jüngeren Philosophen, welche aufstanden, hatte H. Steffens, trotz der kurzen Zeit, die er sich in Dänemark aufhielt, den größten Einfluß durch die neuen Ideen geübt, die er mit Lust und Liebe verbreitete. Ernstliches Philosophiren machte sich auch in anderen Disciplinen bemerklich: die Oersted, der große Jurist und der weltberühmte Naturforscher, machten sie, jeder für seine Wissenschaft, fruchtbar. Mit großer Vorliebe wurde denn auch in dieser Periode das historische Fach, namentlich die dänische Geschichte, kultivirt. Hier zeigten C. C. Werlauff (gest. 1873), Vedel Simonsen, G. L. Baden (gest. 1843) und Rasm. Nyerup (gest. 1829) ihre Gelehrsamkeit und Darstellungsgewandtheit, der letztere namentlich in der Art und Weise, die Kultur- und Literaturgeschichte zu behandeln; hier lieferte Christ. Molbech (gest. 1857) eine seiner besten Schriften (über den Dithmarschenkrieg), und viele andere gaben werthvolle Beiträge zur Aufhellung einzelner Partien der Geschichte oder des Lebens hervorragender Personen. Die Mythologie des nordischen Alterthums fand in Grundtvig einen begeisterten Dolmetscher. Endlich gab der große Linguist R. K. Rask (gest. 1832) bereits seine treffliche Anleitung zur isländischen Sprache. Es wehte ein frischer Geist in den Arbeiten dieser Männer; aber am frischesten blühte die dän. Poesie, und die Dichter, welche jetzt auftraten, zogen die Aufmerksamkeit von den älteren ab, welche noch bis in diese Periode hereinragten und sie noch mit mancher schönen Frucht bereicherten. Selbst Baggesen wurde verdunkelt. Adam Oehlenschläger (gest. 1850) wurde der Schöpfer der nationalen Dichtkunst des beginnenden Jahrhunderts. Mit ihm hielt die romantische Schule ihren Einzug in die d. L., aber mit einer durchaus selbständigen Richtung, nämlich der auf das Nordische hin. Oehlenschläger ließ den alten Norden wieder aufleben, aber nicht ohne die Veränderungen in seinem Charakter, welche den modernen Gefühlen und den Forderungen einer humanern Zeit entsprachen. In verklärtem Glanz erstand der Norden in vielen seiner Dichtungen, und diese wie seine übrigen waren voll bezaubernder Phantasie und

hinreißenden Gefühls. Grundtvig, welcher noch nordischer sein wollte, wurde dadurch minder verständlich und populär. Ein dritter geistreicher Dichter, der ebenfalls die neuere Richtung repräsentirte, Schack Staffeldt (gest. 1826), glänzte durch eine ungewöhnlich lebendige Einbildungskraft und Gedankentiefe, legte es aber nur wenig darauf an, der Menge mundgerecht zu sein. Dies waren die hervorragendsten neuen Dichter der Periode bis kurz vor dem Schluß derselben. Auch B. S. Ingemann und J. L. Heiberg debütirten mit Schöpfungen, die ihnen sofort warme Anerkennung brachten.

Norwegens politische Trennung von Dänemark und die Selbständigkeit, auf welche seine Literatur von da an Anspruch machte, rechtfertigt wohl, von 1814 an die dänische ohne Rücksicht auf die norwegische zu behandeln und, um noch weiteres Abbrechen zu vermeiden, sie in Einem bis auf unsere Tage zu betrachten. Der Theolog, der stetig und in langer Zeit am fruchtbarsten für eine tröstende Erkenntnis des Christenthums schrieb, war Mynster; aber Grundtvig übte vielleicht einen noch stärkern Einfluß auf seine Anhänger, die mit Freuden ihm folgten, nicht bloß in seinen rein theologischen Anschauungen, sondern auch in den historischen und politischen, welche auf eine eigenthümliche Weise sich mit jenen in einer Art von nordischem und nationalem Christenthum verschmolzen. Von den jüngeren Schriftstellern dieses Faches ging der klar denkende H. N. Clausen (geb. 1793) und der gelehrte und scharfsinnige A. G. Rudelbach (gest. 1862) jeder seinen Weg, jener mehr in rationalistischer Richtung, dieser mehr in streng kirchlicher. In H. Martensen (geb. 1808) erhielt die Theologie etwas später einen philosophisch gebildeten, geistreichen und echt christlichen Dogmatiker. P. C. Kierkegaard trat für die Grundtvig'schen Anschauungen mit Gelehrsamkeit und wissenschaftlichem Geist ein, und sein genialer Bruder, Sören Kierkegaard, stellte in mannigfaltigen geistvollen Arbeiten die Forderung des Christenthums auf entschiedene Weise dar. Lindberg (gest. 1857), der im übrigen große Verdienste um die Numismatik und das hebräische Sprachstudium hat, muß hier wegen seiner Bibelübersetzung genannt werden. Außer diesen sind hervorzuheben: L. Helweg, C. T. Engelstoft, F. Hammerich als tüchtige Kirchenhistoriker; Paludan-Müller, N. Nielsen, C. E. Scharling, E. Tryde, J. H. Lautrup als Dogmatiker; B. J. Fog, D. G. Monrad und N. G. Blädel als Homileten. Unter den Juristen verdunkelt keiner A. S. Oersted; Kolderup-Rosenvinge, C. L. E. Stemann, Schlegel, Larsen, H. Matzen bereicherten die Rechtsgeschichte. Die zwei letzteren, Scheel, Krieger, Nellemann, Holck zeichneten sich als scharfsinnige Gesetzeserklärer aus und F. C. Bornemann (gest. 1861) als ein genialer Rechtsphilosoph und Kriminalist, dessen großer Geist alle Zweige der Rechtsgelehrsamkeit umfaßte. Die Staatswissenschaften fanden einen außerordentlich tüchtigen Vertreter in C. G. N. David (gest. 1874), der zugleich einer der geachtetsten Publicisten war, später in dem gründlichen und talentvollen C. J. Kayser, in C. G. Holck, M. L. Nathanson, N. C. Frederiksen, W. Scharling. Als Publicisten thaten sich mit Freigebung der Presse hervor: A. S. Oersted, David, Clausen, Orla Lehmann, Ploug, St. A. Bille. Besonders reich ist auch in dieser Periode die Geschichte vertreten, vor allem durch die zahlreichen Forscher nordischen Alterthums. Ins höchste Alterthum stieg hinauf der grundgelehrte Finn Magnussen (gest. 1847); ihm folgten der oft genannte N. F. S. Grundtvig und der scharfsinnige P. E. Müller. C. C. Rafn (gest. 1864), welcher die »Nordiske Oldskriftsselskab« stiftete, verbreitete Interesse für diese Literatur weit über die Grenzen seines Vaterlands hinaus durch Herausgabe von Schriften der Vorzeit. R. M. Petersen (gest. 1862), eine der glänzendsten Erscheinungen der dän. Literatur, lieferte seine Geschichte Dänemarks in der Heidenzeit, seine altnordische Geographie und Mythologie. Auch Thomsen (gest. 1863) und J. J. A. Worsaae (geb. 1821) haben sich große Verdienste in dieser Richtung erworben, und in den Fußstapfen dieser hervorragenden Celebritäten gingen: H. F. J. Estrup, F. Klee, J. R. Keyser, P. A. Munch, P. F. Suhm, C. Engelhardt, Herbst, G. Stephens u. a. Aber das Alterthum zog die Aufmerksamkeit der dän. Forscher nicht vom Mittelalter und der neuern Zeit ab. Auch hier rivalisirte mit den älteren Kräften eine Reihe jüngerer: von jenen arbeitete R. Nyerup mit gewohnter Unverdrossenheit fort; G. L. Baden beleuchtete in seinen Abhandlungen manchen dunkeln Punkt und gab seine größere Geschichte Dänemarks heraus, ein gelehrtes, wenn auch einseitiges und etwas geschmackloses Werk. In E. C. Werlauff fand die Geschichte seiner Nation einen ungemein gewissenhaften, archivalisch gründlichen Forscher, dem C. F. Wegener ebenbürtig zur Seite stand. C. Molbech, der mit ſo großer Leichtigkeit schrieb, war auch auf dem Boden der Staatsgeschichte, vorzüglich aber auf dem der Sprach- und Literaturgeschichte fruchtbar. Grundtvig behandelt von seinem Standpunkt aus die ganze Weltgeschichte, während die bisher genannten und außer ihnen L. Engelstoft, H. C. Behrmann, O. Wolf, J. Möller, J. K. Höst sich beinahe ausschließlich mit der dän. Geschichte befaßt hatten. Unter denen, die nicht vor 1814 aufgetreten waren, müssen selbst in einer kurzen Uebersicht die gründlichen und gewissenhaften Forscher Estrup, Velschow, P. W. Becker, T. A. Becker, C. Paludan-Müller, A. Fabricius, A. D. Jörgensen, C. Bruun, J. P. F. Königsfeldt, die guten Erzähler L. C. Müller, Fr. Hammerich, Fr. Barfod, der geistreiche Fr. E. Schiern und der umfassende C. F. Allen genannt werden, dessen »De tre nordiske Rigers Historie« (die Jahre 1497—1536 umfassend) ein Hauptwerk der nordischen Geschichtschreibung bleibt, nicht bloß durch Natürlichkeit, sondern auch durch schönen, klaren Stil; endlich die Kriegshistoriker: J. H. Jahn, Blom, Vaupell, Sörensen, H. G. Garde, Turen. Als Autobiographen schließen sich hier an: K. L. Rahbek, A. S. Oersted, Oehlenschläger, Andersen, Bournonville, C. Hauch, Th. Overskou, J. P. Mynster, J. K. Höst, B. S Ingemann, J. M. Thiele; als Biographen anderer: J. M. Thiele (Thorwaldsen), Molbech und Hammerich (Ewald), Mynster (Bröndsted), Bruun (Rostgaard), Bohr (Tordenskjold), Petersen und F. R Früs (Brahe), Bergsöe (Reventlov), T. A. Fibiger (Rantzau), Smith (Leonore Ulfeld) und der fleißige Barfod. — Die Geographie wurde mehr durch Weltumsegler und große Reisende als durch wissenschaftliche Bearbeitung gefördert. In erster Richtung sind zu nennen: Steen Bille (Weltumsegler), W. A. Graah (Grönland), ferner P. O. Bröndsted, O. Pontoppidan, H. F. J. Estrup, Molbech, Ployen, O. Rosen, Topsöe, A. F. Mehren, H. C. Stilling, Petersen, Treschow, Hammerich, Rothe u. a.; als wissenschaftliche Bearbeiter: F. Schiern, J. F. Schouw (gest. 1852), E. Löffler; endlich als um die dänische Landeskunde verdient: A. J. Bergsöe, E. Erslev,

H. Knudsen, J. P. Trap, O. Nielsen, A. Baggesen, L. Both, J. M. Thiele, F. Klee.

In naher Verbindung mit Geschichte und Geographie stehend, schließe sich hier die Sprachkunde an. Während Rask (gest. 1832) als der umfassendste Linguist bewundert wurde, traten andere auf, welche sich in einzelnen Zweigen der Sprachgelehrsamkeit hervorthaten. Die altnordische Sprachwissenschaft gewann durch mehrere Schriftsteller, welche bereits unter den Historikern genannt sind, und in der Lexikographie leistete der einzige Molbech (gest. 1857) mehr als alle anderen zusammen. Namentlich zu nennen sind indeß P. E. Müller, als Synonymiker außerdem Gislason, L. T. A. Wimmer, K. J. Lyngbye, P. Hjort. — Die Verdienste J. N. Madvigs um die klassische Philologie haben ihm auch in Deutschland einen hochgeachteten Namen erworben; neben ihm sind zu nennen: Ingerslev, Bloch, Henrichsen, Wesenberg. So weit die klassische Philologie auch die Kunstarchäologie umfaßt, ist hier P. O. Bröndsteds und seiner werthvollen Arbeiten zu gedenken, ebenso wie des noch lebenden Archäologen J. L. Ussing. Um die orientalische Sprachforschung haben sich verdient gemacht: Westergaard und Fausböll, speciell um die arabische: Mehren. — Einen selbständigen Philosophen von epochemachender Bedeutung hat Dänemark nicht hervorgebracht: überall sehen wir den mächtigen Einfluß von Deutschland. Von den philosophischen Schriftstellern der Periode war der fruchtbarste Fr. Chr. Sibbern (gest 1872), und sein lebendiges und vielseitiges Interesse wirkte anregend auf verschiedene Fächer, namentlich Theologie und Aesthetik. R. Nielsen ist reich an lebensvollen und interessanten Gedanken, und Sören Kierkegaard und H. Bröchner zeichnen sich durch selbständigen, kräftigen Geist aus. Diesen selbständigen Geist hat in neuester Zeit aber keiner mehr bewährt und darum keiner größeres Aufsehen gemacht und größere Angriffe zu erfahren gehabt als G. Brandes, der durch seine Vorlesungen über »die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts« und die Monatsschrift »Det nittende Aarhundrede« der Freiheit des Gedankens und der Forschung gegenüber der religiösen, philosophischen und politischen Reaktion zu ihrem Recht verhalf. Um die Geschichte der Philosophie haben sich Bröchner, H. Höffding und P. S. V. Heegaard verdient gemacht. Auf dem Gebiete der Aesthetik begegnen wir den bekannten Namen C. Hauch, J. L. Heiberg, C. Molbech, S. Kierkegaard, außerdem G. Brandes; auf dem Gebiete der Kunstgeschichte: Friis (Architektur), N. L. Hoyen, Thiele, Jul. Lange, J. L. Ussing, Weilbach, E. Bloch (Malerei), Heiberg, Overskou, Bournonville (Theater). Die Naturwissenschaften sind in dieser Periode auf die vielseitigste Weise angebaut worden; sie wurden in gleicher Weise von dem Zeitgeist wie durch die Begünstigung der Regierung gefördert. H. C. Oersted (gest. 1851) war nicht bloß groß durch eine einzelne Entdeckung oder überhaupt durch seine gründliche Einsicht in die Physik, sondern weit mehr noch durch seine umfassende Bildung und seinen klaren Blick, die ihn zu einem ebenso wissenschaftlichen als populären Schriftsteller machten. Derselbe Ruhm gebührt dem nicht minder um seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit als um seiner edlen und freisinnigen Wirksamkeit willen hochgeachteten J. F. Schouw (gest. 1852), der die Botanik, Meteorologie und physische Geographie in gründlichen Arbeiten behandelte und zugleich bestrebt war, allgemeine Aufklärung in seinen Fächern zu fördern. Auch Forchhammer (gest. 1865), der namentlich die Kunde seines Vaterlands im Auge behielt, schrieb für einen größern Kreis als den der Gelehrten; endlich sind J. Thomsen und C. Barford als Physiker und Chemiker zu nennen. Als Zoologen erwarben sich Ruf: Steenstrup, Krover, Schiödte und Lütken, als Botaniker Hornemann, Liebmann, Johan Lange, als Mineralogen Forchhammer und Jonstrup. Eschricht, Bendz, Levy, Bang, P. L. Panum, Hannover wurden bekannt als Physiologen und vergleichende Anatomen, Tscherning als Thierarzt, F. V. Mansa und Ingerslev als Geschichtschreiber der Medicin.

In die Poesie dieser Periode ragen noch die letzten Schöpfungen Oehlenschlägers herein, der bis zu seinem Tod fast ungeschwächt fruchtbar blieb und seinen Einfluß geltend machte. Jens Baggesen lieferte auch noch in der letzten Zeit seines dän. Aufenthalts, welche durch die Polemik mit Oehlenschläger vielfach getrübt wurde, einige interessante Arbeiten. B. S. Ingemann (gest. 1862) entwickelte seine seltene Produktivität in verschiedenen Richtungen; vielleicht am glücklichsten als Lyriker, bebaute er auch das Drama fleißig, wurde aber hauptsächlich durch seine historischen Romane ein beliebter Volksschriftsteller. J. L. Heibergs (gest. 1860) geistvolle Auffassung des Lebens, urbaner Geschmack und leichte Sprachbehandlung machen alle seine Schöpfungen gleich ansprechend. Auch war er nicht bloß Lyriker, sondern gewann seine meisten Lorbeeren als Dramatiker. Er war des dän. Vaudeville's Vater und freigebiger Versorger, und stellte er hier die Gegenwart in unterhaltenden Genrebildern dar, so verstand er nicht minder einer ganz andern Art von musikalischem Schauspiel (»Elverhöi«) den Zauber nationalen Geistes einzuhauchen. Außerdem ist er auch als ästhetischer Kritiker durch seinen wissenschaftlichen Geist, seinen klaren und witzigen Stil hervorragend. Auch C. Hauch (gest. 1872), von Haus aus Naturforscher, war ebenso glücklich in seinen schöpferischen Gaben (Gedichte, Romane, Dramen), als er gründlich in seinen Arbeiten über Poesie war. St. Blicher (gest. 1848) schilderte mit poetischer Wahrheit das jütische Volksleben in seinen einfachen, aber humoristischen, reizvollen Novellen, durch die er förmlich nationales Terrain eroberte. Auf gleichem Boden bewegt sich J. C. L. Brosböll (Carit Etlar), dessen Erzählungen eine ungewöhnlich reiche und üppige Phantasie und eine starke Kombinationsgabe verrathen, während das Stoffliche nicht genug beherrscht ist. Die anerkanntesten Namen als Novellisten sind jedoch Frau Gyllembourg-Ehrensvärd (gest. 1856, die »Verfasserin einer Alltagsgeschichte«, J. L. Heibergs Mutter) und der pseudonyme St. Aubain (Karl Bernhard, gest. 1865). Grundtvig schöpfte aus der Geschichte der Religion und seinem eigenen tiefen Sinn Gedanken und Gefühle, die er, wenn auch manchmal mit geringerer Klarheit, mit Wärme in manchem hinreißenden Gedicht, namentlich in schönen geistlichen Liedern, ergoß. Paul Möllers (gest. 1838) wenige, aber gediegene Arbeiten waren Früchte eines ebenso poetischen als philosophischen Geistes. Christian Winther ist zwar ein guter Novellist, aber doch vor allem und allen voran ein reicher, frischer Lyriker, kühn und warm, leicht und elegant. In Henrik Herz (gest. 1870) besitzt die d. L. einen ihrer vielseitigsten Geister. Von dem Zeitpunkt an, da er in seinen

»Gjenganger-Breve« das Publikum durch eine poetische Wiederbelebung der Baggesen'schen Muse überraschte, hat er bald durch seine Lyrik, bald durch Erzählungen, bald in romantischen (z. B. »König René's Tochter«) und nationalen Tragödien, bald durch gediegene Lustspiele und leichte Vaudevilles das lesende und schauende Publikum erfreut. Auch in Th. Overskou (gest. 1874) gewann die Bühne einen tüchtigen und sinnigen Dramatiker, und Hostrups unterhaltende Komödien fanden wohlverdienten Beifall. C. J. Boye (gest. 1853) schrieb Trauerspiele und Lustspiele, ist jedoch bedeutender als geistlicher Liederdichter. H. C. Andersen (geb. 1805), der weltberühmte Märchenerzähler, wußte selbst des Lebens einfachsten Erscheinungen Poesie einzuhauchen und hat, während er diese kleinen, aber kostbaren Dichterperlen in zahlloser Menge ausstreute, auch als Romanschriftsteller mit großem Glück, als Dramatiker mit minderem Erfolg gewirkt. Fr. Paludan-Müller (geb. 1809) hat das volle Leben durch seine Poesie erschöpft und in sinnigen und kunstvollen Dichtungen uns eine reiche Ausbeute seiner poetischen Auffassung desselben gegeben. Der Gedanken, Gefühle und Schilderungen, die er in seinem Hauptwerk: »Adam Homo«, niederlegte, sind so viele und schöne, daß das Buch, für das in keiner Literatur eine Parallele existirt, wahrhaft unerschöpflich scheint. Unter den Neueren sind zu nennen als Lyriker: L. Bödtcher, C. Boegh, M. Bagger, C. Andersen, C. K. F. Molbech, H. P. Holst, F. Schaldemose, C. Ploug, E. Aarestrup, Kaalundt, Richardt; als Novellisten und Romanschreiber: M. A. Goldschmidt, der das jüdische Leben so treu wiederspiegelt, Waldemar Thisted (Emanuel St. Hermidad, geb. 1815), der sich in allen Formen der Poesie bewegt, namentlich aber der Novelle durch die Schilderung südlichen Lebens und südlicher Natur einen ungemein warmen und farbigen Hintergrund verleiht; H. F. Ewald (geb. 1821), durch eine Reihe von historischen Romanen ausgezeichnet; der anonyme Verfasser des »Doppelgängers«, ein Nachahmer Dickens', und das neue Phänomen am Romanhimmel, W. J. Bergsöe (geb. 1835), der zuerst als Naturforscher mit Glück auftrat, dann aber durch seine Romane, welche sich durch lebendige und treue Zeichnung der Landschaft und des Volkslebens in Nord und Süd, weniger durch kühne Schürzung und kunstvolle Lösung der Konflikte, auszeichnen, sich Ruf erwarb. Ihnen schließen sich an: Thom. Lange, C. A. Thyregod, B. Dodt, Torkel Trane, A. Nielsen, Thiele, H. Scharling, L. Budde u. a. Als Dramatiker sind, außer den oben genannten Oehlenschläger, Hauch, Heiberg, Overskou, Hertz, Paludan-Müller und Hostrup noch zu nennen: C. Boegh und P. Chiewitz. Als Humoristen mögen sich hier anreihen der talentvolle Feuilletonist C. Boegh, P. Faber, J. Helms, Ad. Recke und der Schauspieler A. Rosenkilde. Endlich sind als geschmackvolle Uebersetzer zu nennen: Foersom und Lembke (Shakespeare), C. K. F. Molbech (Dante), C. M. Thorson (Slawisches), Wilster (Homer, Euripides).

Die Literaturgeschichte wurde erst in unserem Jahrhundert wissenschaftlich behandelt: alles Frühere war nur Materialiensammlung. R. Nyerup gilt als der Vater der nationalen Literaturgeschichte durch sein Werk: »Den Danske Digtekonsts Middelalder« (mit Rahbeck, Kopenh. 1805—1808). Ihm folgten Rahbeck mit »Udsigt over den Danske Digtekonst under Frederik V. og Christian VII.« (Kopenh. 1819—28), C. Molbech mit »Forelæsninger over den Danske Literatur« (das. 1839), C. A. Thortsen mit »Historisk Udsigt over den Danske Literatur ind til Aar 1814« (5. Aufl., das. 1858) und vor allen R. M. Petersen mit »Bidrag til den Danske Literatur-s Historie« (das. 1853, 2. Aufl. 1867—71, 5 Bde.), C. Nyrop mit »Bidrag til den Danske Boghandels Historie« (das. 1870, 2 Bde.) und J. Ström mit »Dansk Literaturhistorie« (das. 1871). Als werthvolle Bearbeitung eines Literaturzweigs ist zu rühmen: Th. Overskou, »Den Danske Skueplads i dens Historie« (Kopenh. 1859—74, 6 Bde.). Einer umfassenden Behandlung harrt noch die dän. Literaturgeschichte. Reicher ist das bibliographische Material gesammelt in Jens Worms »Forsög til et Lexicon over danske, norske og islandske lärde Mänd« (1771—84), in Kraft und Nyerups »Almindelig Literaturlexicon for Danmark, Norge og Island« (Kopenh. 1820), in Erslews »Almindelig Forfatter-Lexicon for Danmark« (das. 1843—68, bis auf die neueste Zeit fortgeführt). Bibliographische Hülfsmittel sind: der »Almindelig dansk-norsk Forlagscatalog« (Kopenh. 1841—45); die »Dansk Bibliographie« (das. 1843—53); das »Dansk Bogfortegnelse« für 1841—58 von Fr. Fabricius (das. 1862) und die Fortsetzung: »Dansk Bogfortegnelse for Aarene 1859—69« von J. Wahl (das. 1871); das »Dansk Bogfortegnelse« von Gad (das. 1850 bis jetzt), endlich die erst begonnene »Bibliotheca Danica« von C. V. Bruun, 1482—1830 (Bd. 1, Theologie, das. 1872). — In Deutschland fand die dän. Literaturgeschichte noch wenige Bearbeitung: zuerst durch Fürsts »Vorlesungen über die neuere d. L.« (Wien 1816, 2 Bde.), dann durch Robert Prutz in seiner Einleitung zu »Holberg« (Stuttg. 1867), endlich durch Ad. Strodtmann in seinem Buch: »Das geistige Leben in Dänemark« (Berl. 1873) und Wollheim da Fonseca in seiner »Nationalliteratur der Skandinavier« (das. 1874 ff.); in Frankreich durch X. Marmier, »Histoire de la littérature en Danemarc et en Suède« (Par. 1834).

Dänische Sprache. Die d. S. bildet mit der schwedischen den südöstlichen Zweig der bisher nicht mehr erreichbaren altnordischen (nordgermanischen) Ursprache. Der mittelalterliche Ausdruck dansk tunga (lingua danica) bezeichnet nicht speciell die Sprache der Dänen, sondern ethnographisch die Nordgermanen. Die südlichen Schriftsteller nahmen die Bezeichnung fürs Ganze von dem damals mächtigsten und ihnen nächsten Theil. Die Geschichte der selbständigen dän. Sprache können wir seit Ende des 13. Jahrh. verfolgen, woher die ältesten Urkunden (Gesetzbücher der dän. Provinzen und auch schon dialektisch) datiren. Ihre heutige Schrift- und Redegestalt erhielt sie in der Mitte des 16. Jahrh. Aus dem seeländischen Dialekt hatte sich im 14. bis 15. Jahrh. bereits eine allgemeine Schriftsprache gebildet, die mit der Reformation durch Buchdruck und größere literarische Thätigkeit sich auch im Laienstand befestigte und ausbildete. Als erstes bedeutenderes Denkmal der einheitlichen neudänischen Sprache darf die Uebersetzung der Lutherbibel (1550) gelten. Seitdem beeinflußten ihre Entwickelung wesentlich zwei Faktoren: 1) Abschwächung der Lautform und Vereinfachung der Flexion durch Formübertragung; 2) das Eindrängen fremder Wörter in den Sprachschatz. Zuerst brachte Kirche und Gelehrsamkeit lateinische, dann die Wirksamkeit des Birgittenordens (seit dem 15. Jahrh.) schwedische, im 16.

und 17. Jahrh. die Sprache der Diplomatie und höhern Geſellſchaft franzöſiſche Wörter. Alles das war aber verſchwindend gegenüber dem deutſchen Einfluß, der ja durch geographiſche Lage wie durch politiſche und kulturgeſchichtliche Verhältniſſe bedingt war. Durch die Hanſa und ſeit dem 15. Jahrh. durch das deutſche Regentenhaus kamen eine Unzahl niederdeutſcher Wörter ins Däniſche, überhaupt der überwiegende Theil des deutſch-däniſchen Wortſchatzes, namentlich die Ausdrücke für Handel, Gewerbe und Schiffahrt. Während dies durch perſönlichen Verkehr vermittelt ward, drang das Hochdeutſche ſeit der Reformation zunächſt nur durch Schrift und Literatur ein, um erſt im 18. Jahrh. (unter Chriſtian VI. und VII.) unmittelbar zu wirken, als unter Struenſee's Verwaltung die Staatsangelegenheiten und der öffentliche Unterricht vorwiegend in hochdeutſcher Sprache und von deutſchen Beamten geleitet wurden. Erſt gegen Ende des 18. Jahrh. ward durch nationale Dichter, wie Ewald, eine ſelbſtändigere Ausbildung des Däniſchen angebahnt und zu Anfang des 19. Jahrh. ebenſowohl durch die Wiederaufnahme altnordiſcher Studien, als infolge der meiſterhaften Behandlung der Sprache durch Baggeſen, Oehlenſchläger (die jedoch auch deutſch dichteten), Grundtvig u. a. vollendet. Dies Streben dauert fort, aber es entſpringt jetzt nicht mehr puriſtiſchen, ſondern nationalen Motiven. Gleichwohl iſt noch heute mehr als die Hälfte der dän. Wörter deutſchen Urſprungs. — Das Gebiet der dän. Sprache iſt das Königreich Dänemark, Nordſchleswig (wo ſie aber nur neben Nieder- und Hochdeutſch geſprochen und wenig neben Hochdeutſch geſchrieben wird) und Norwegen, wo ſie Schrift- und höhere Geſellſchaftsſprache iſt. Dialekte treten hauptſächlich zwiſchen dem dän. Feſtland und den Inſeln hervor; in Norwegen herrſcht härtere Ausſprache, und vieles iſt aus der Volksſprache aufgenommen. Die d. S. iſt die weichſte und modernſte unter den ſkandinaviſchen, doch nicht ſo wohllautend wie die ſchwediſche. Das Alphabet iſt weſentlich das deutſche, nur w fehlt (wofür v ſteht); dazu kommen noch æ (oder ä) und ö (oder ein durchſtrichenes o) und ſeit neueſter Zeit, dem Schwediſchen entlehnt, å (für aa). Der Gebrauch lateiniſcher Schrift (Antiqua) ſtatt der deutſchen (Fraktur) iſt im Däniſchen heute viel ausgedehnter als bei uns, ſogar in politiſchen Zeitſchriften (z. B. Fädrelandet und Dagbladet). Die Geltung der Schriftzeichen iſt aber vielfach verſchieden: aa (å) = o, u (zum Theil) = o, y (zum Theil) = ö ꝛc. Im Jahr 1869 ſuchte eine Verſammlung däniſcher, norwegiſcher und ſchwediſcher Gelehrten in Stockholm eine wenigſtens annähernde Einheit der Orthographie feſtzuſtellen; ſtarrer Widerſpruch von vielen Seiten hat die Sache bis jetzt aufgehalten. Die erſte Grammatik des Däniſchen erſchien 1668 in Kopenhagen, von Eriksen und Broby (Pontoppidanus) verfaßt; andere lieferten P. Syv 1685, Hoysgaard 1743, J. Baden 1785 (1792), Abrahamſon 1812, Bloch 1817. Sie und mehrere andere noch ſind verzeichnet und beſprochen in Peterſens »Beitrag zur dän. Literaturgeſchichte« (Bd. 3—5). Von neueren Grammatikern ſind zu nennen: Raſk, urſprünglich engliſch, dann ins Däniſche überſetzt und zu Grunde gelegt von N. M. Peterſen in ſeiner »Däniſchen Sprachlehre für Deutſche«; Lökke (im Anſchluß an J. Grimms Grammatik nach hiſtoriſch-komparativer Methode), Munch, Lyngby, Jeſſen. Das norwegiſche Däniſch ward von Knudſen (Chriſtiania 1856) und P. Aaſen (»Det norske Folkesprogs Grammatik«, 2. Ausg., daſ. 1864) bearbeitet. Die für Deutſche brauchbarſte dän. Grammatik iſt die von Th. Möbius (Kiel 1871), muſterhaft in jeder Beziehung. Einige däniſch-lateiniſche Wörterbücher gab es ſchon im 16. Jahrh.; ihnen folgten ſpäter die von Aphelen, Jak. Baden, Reiſter (Kopenh. 1799; 3. Aufl. von Prim, 1810), G. H. Müller (Schlesw. 1800; neu bearbeitet von Guldberg, Kiel 1807, 4 Bde.), Leth (1800), Ingerslev (1850). Das große »Dansk Ordbog« der dän. Akademie (Bd. 1—7, 2, A—U, Kopenh. 1793—1863) iſt von Verſchiedenen bearbeitet, wird aber von Molbechs »Dansk Ordbog« (daſ. 1833, 2. Aufl. 1859, 2 Bde.) übertroffen. Däniſch-deutſche Wörterbücher lieferten Amberg (Kopenh. 1810), Breſemann (daſ. 1852—55, 2 Bde.), Grönberg (4. Aufl., daſ. 1864, 2 Bde.), Helms (Leipz. 1858, 2. Aufl. 1871); ein däniſch-norwegiſch-deutſches J. Kaper (Kopenh. 1870), ein däniſch-isländiſches Gislaſon (daſ. 1851), ein däniſch-norwegiſch-ſchwediſches Dalin (Stockh. 1869), ein däniſch-franzöſiſches Borring (daſ. 1853—56, 2 Bde.), ein däniſch-engliſches Ferral (4. Aufl., daſ. 1873). Ein »Dansk Dialekt-Lexicon« gab Molbech (Kopenh. 1841) heraus, ebenſo ein »Dansk glossarium« (daſ. 1853—66) für die veralteten Wörter. Dyrlund gab eine »Udsigt over de danske Sprogarter« (Kopenh. 1857), P. E. Müller eine »Dansk Synonymik« (daſ. 1829, 2 Bde.; 3. Aufl. von Dahl, 1872), Thortſen eine »Forsög til en dansk Metrik« (daſ. 1833—34, 2 Bde.) heraus. Die auf dem Stockholmer Orthographenkongreß feſtgeſetzten Regeln brachte in Anwendung Sv. Grundtvig in »Dansk Retskrivnings-Ordbog« (Kopenh. 1870). Treffliche Arbeiten über die Geſchichte des Däniſchen ſind von Peterſen (»Det danske, norske og svenske Sprogs Historie«, Kopenh. 1829—30, 2 Bde.) und Molbech (»Det danske Sprogs historiske Udvikling«, daſ. 1846). Ein regeres Leben in der Sprachforſchung ward erſt mit dem Anfang des 19. Jahrh. ſichtbar, obſchon die Zahl der Arbeiter in dieſem Fach überhaupt verhältnismäßig nicht ſehr groß war; vorzugsweiſe ſind hier die Namen Grundtvig, Raſk, Raſn, Nyerup, P. E. Müller (Synonymik), Molbech, Rydquiſt, Jeſſen, Lyngby, Wimmer zu nennen.

Däniſchwohld (Däniſcher Wald), der mit Gehölzen beſetzte ſüdöſtlichſte Theil des Herzogthums Schleswig, zwiſchen dem Eckernförder Buſen und dem Eiderkanal, faſt ausſchließlich aus adligen Gütern beſtehend.

Dafar (Dofar, Thaphar, Saphar), Landſchaft in Südarabien (Hadramaut), im Bereich des Hafenplatzes von El Schehr an der Küſte des Arabiſchen Meers, liegt am Fuß eines über 1550 Meter hohen Gebirges und bildet eine waſſerreiche, fruchtbare und gut bevölkerte Ebene, in welcher die ausgedehnten Ruinen von El Belad liegen. Die Bewohner ſind die Beni Gurreh, ein räuberiſcher und roher Beduinenſtamm, der eine bedeutende Rindvieh- und Schafzucht treibt. Die große Stadt D., welche einſt hier lag, wurde um 1520 von den Portugieſen zerſtört. Unter den Ankerplätzen der Küſte iſt Addarhariz der vorzüglichſte.

Daffinger, Moritz Michael, Porträtmaler, geb. 25. Jan. 1790 in Wien, widmete ſich zunächſt der Porzellanmalerei im Dienſte der damals beſtehenden k. k. Fabrik in Wien, wozu er ſich jedoch

durch Studien an der Akademie der bildenden Künste unter Füger vorbereitete. Seit der Zeit des Franzoseneinfalls 1809 war D. ausschließlich im Porträtfach und zwar insbesondere mit der Elfenbeinminiaturmalerei beschäftigt, worin er höchst Vortreffliches leistete. Wahrscheinlich wurde er durch die damals hochgerühmten Arbeiten Jean B. Isabey's auf diese Bahn gebracht, denn dessen Stil ist in Daffingers Werken nachzufühlen; später soll er sich auch an W. Lawrence gehalten haben, der beim Kongreß in Wien war. Seine Porträts, wohl über tausend an der Zahl, aber alle von gleich hoher Vollendung, sind meist in den Händen der österreichischen Aristokratie. Später malte er zu seinem Vergnügen die Blumenflora Oesterreichs. D. starb 22. Aug. 1849 in Wien an der Cholera.

Dag (Dagr, »Tag«), in der nordischen Mythologie Sohn Dellings und der Nött (»Nacht«), ward von Alfadr beauftragt, mit Pferd und Wagen jeden Tag die Erde zu umfahren, wobei das Pferd Skinfari (»Glanzmähne«) Luft und Erde erleuchtete.

Dagget, s. v. w. Birkentheer.

Daghestan (»Gebirgsland«), Landschaft in Kaukasien, die sich vom östlichen Abhang des Kaukasus bis zum Kaspischen Meer erstreckt, im N. vom Terschen Landstrich, im S. von den Gouvernements Tiflis und Baku begrenzt wird und einen Flächeninhalt von 28,590 QKilom. (519 QM.) hat (s. Karte »Rußland«). Dieser dreieckige Landstrich ist von Gebirgen durchzogen, welche vom Kaukasus ausgehen und sich zum Theil über die Grenze des ewigen Schnees (bis an 4000 Meter) erheben; nur in der Nähe der Küste trifft man Flachland. Er wird von einer Menge von Flüssen bewässert, unter denen als die bedeutendsten der aus vier (Koisu genannten) Flüssen sich bildende Sulak und der Samur mit zahlreichen Mündungsarmen hervorzuheben sind. Auch viele heiße Quellen findet man. Das Klima ist in den niedrigen Theilen sehr mild und im Sommer meist sehr trocken. Im höhern Gebirge ist die Luft kälter. Das Gebirgsland producirt wenig Getreide (vornehmlich Hirse); mit Mühe kann das Vieh das ganze Jahr über mit Futter versorgt werden. Schafe werden in großer Menge gehalten, die Schätzung von 1870 ergab über 1,7 Mill. Stück. Fruchtbar und gut angebaut ist das Flachland, wo die edelsten Früchte gedeihen und das Klima zeitweise geradezu heiß ist. Die Regenmenge an der Küste ist beträchtlich. Jagdbares Wild und einzelne Raubthiere (Bären, Wölfe ꝛc.) finden sich in den waldreichen Gebirgsgegenden. An Erzen ist das Land arm Die Einwohner, 1870 zu 448,299 angegeben, wohnen in 3 Städten, 1353 Dörfern, Weilern und Raststätten für Nomaden und in Filzzelten. Sie gehören überraschend vielen Nationalitäten an, und die Zahl der unter sich verschiedenen Sprachen ist sehr groß. Sie sind sowohl von dem Türkischtatarischen wie dem Indogermanischen zu trennen, sind gegenseitig aber verwandt und werden bei der Mehrzahl als Idiom des lesghischen Stammes bezeichnet. Manche Sprachen beschränken sich nur auf sehr wenige Dörfer und werden von verhältnismäßig wenigen verstanden. Nur eine kleine Anzahl solcher Sprachen ist uns bis jetzt beschrieben. Umgangssprache ist Tatarisch, Arabisch ist Schriftsprache. Komarow (1868) zählt 32 Nationalitäten, Berger (in Petermanns »Mittheilungen« 1860) 27 Stämme des lesghischen Stammes; eine Uebersicht über die Sprachen gibt Spiegel, Eranische Alterthumskunde, Bd. 1 (1871).

Die Lesghier bilden die Hauptbevölkerung; sie sind, ähnlich den Tscherkessen, von schlanker Gestalt, haben gestreckte Nasen und schmale Lippen, dunkle Augen, hohe Stirnen, dunkle Haupt- und Barthaare, tragen den Bart meist rasirt bis auf den Schnurrbart. Die Tracht besteht aus eng anliegenden Kleidern, einem Filzmantel (Burka) und einer Art Pelzmütze. Ihre Wohnungen liegen sämmtlich tief im Gebirge, theilweise versteckt und unzugänglich für den Fremden, der die Schluchten und Wege nicht kennt; der Zugang ist möglichst winklig gewählt. Die Dörfer sind nicht groß, die Häuser durchgängig klein und einstöckig, aber in ihrer Bauart sehr verschieden, bald aus Hürden geflochten, bald aus Balken und Steinen gefügt. Die Erziehung der Kinder liegt der Mutter ob, sie weckt ihren kriegerischen Sinn. Die Dörfer haben ihre Oberen, die aber im allgemeinen geringes Ansehen genießen. Im Verkehr unter sich zeichnet die Bewohner Sittenreinheit aus. Arbeitsames Leben ist ihnen verhaßt; sie können vom Morgen bis Abend vor der Thür ihrer Hütten liegen, ohne etwas anderes zu thun als mit dem Messer Stöckchen zu schnitzen. Ihre Hauptnahrung besteht aus Ochsen-, Schaffleisch und Gomi (Hirse). Von Hunger geplagt und vom Fanatismus aufgestachelt, werden diese sonst sorglosen Völker zu den energischsten Thaten befähigt. Sie sind überaus tapfer und verwegen, rachsüchtig und grausam gegen Feinde; ihre Waffen sind vorzüglich. Die meisten bekennen sich zum Islam. Die wichtigsten Orte sind Derbent (15,250 Einw.) mit bedeutendem Handel, der Ausgangspunkt für die Kaukasische Mauer (s. d.), und Petrowsk (früher Tarku), beide am Kaspischen Meer.

Mit den Persern hatten die Bewohner in der Zeit der Sassaniden (3. bis 7. Jahrh. n. Chr.) häufige Kämpfe zu bestehen; die Fernhaltung der nördlichen Völker war Zweck der Kaukasischen Mauer. Während das Flachland Daghestans persische Provinz wurde, blieben die Bewohner des innern D. freie Bergvölker unter eigenen Chanen. Seit Rußland 1801 von Grusien Besitz genommen, mußte es bestrebt sein, auch das nördlich davon liegende D. an sich zu bringen, das damals noch Grusien von Rußland trennte. Von den zwei Zugängen nach dem grusinischen Besitz in Transkaukasien führt durch D. der Weg längs der Küste des Kaspischen Meers; die Truppenkolonnen mußten hier jede Minute gewärtig sein, auf den Feind zu stoßen. Gefährlich wurde die Situation, als der Muridismus (s. d.) unter den Bergvölkern Daghestans feste Wurzeln faßte. Während des türkisch-russischen Kriegs (1828—1829) mußte man ihnen freie Hand lassen; nach dem Friedensschluß rückten Truppen in D. ein und säuberten 1831—32 das Küstengebiet. Zum ersten Schritt gegen das innere D. nöthigte Schamyl (s. d.), der die awarische Chanfamilie verdrängt hatte. Seit 1837 mehrten sich die russischen Festungen gegen Awarien, allein Schamyl ließ sich in der Ausbreitung seiner Macht nicht hindern. Ein Dorf nach dem andern mußte sich seiner Oberherrlichkeit fügen; in Ahulgho, am rechten Ufer des Koisu, baute er sich auf einem Felsen als Zufluchtsort eine Veste. 1839 erkannte die Regierung die Nothwendigkeit, einen Hauptschlag gegen Schamyl auszuführen. General Gholowin entwarf den Operationsplan. Schamyl seinerseits operirte jedoch sehr geschickt; Dorf für Dorf, sämmtlich schon durch ihre Lage schwer zugänglich, mußte genommen werden, und die Russen erlitten enorme

Verluste. Kein Kampf brachte aber Entscheidung; erst als 1856 Fürst Barjatinski den Oberbefehl übernahm, wurde das Land in drei Jahren vom Muridismus befreit, der gleich einer Seuche seine Kräfte aufgezehrt hatte. D. und mit ihm der ganze Kaukasus wurde für Rußland gewonnen. In 5 Wochen, vom 26. Juli 1859 an, ward Schamyl auf den Ghunib zurückgedrängt und zählte nur noch 400 Männer in seiner Umgebung. Am 4. Sept. begann der Angriff gegen diesen isolirten Bergkessel; 6. Sept. (25. Aug. alten Stils) 1859 umringten 14 Bataillone den Aul auf dem Ghunib, der höchstens noch 100 Muriden umschloß. Nachmittags 4 Uhr überlieferte sich Schamyl den Russen, und der Krieg im östlichen Kaukasus hatte sein Ende erreicht. Landbau und Gewerbe begannen sich in den niedrigeren Theilen des nun russischen D. rasch zu heben; in den Gebirgsthälern hofft man den Seidenbau einbürgern zu können. Die Untersuchung des Landes und seiner Hülfsquellen schreitet unausgesetzt fort, die Regierung ist mit dem Eifer, den sie überall in ihrem kaukasischen Besitz an den Tag legt, bestrebt, auch die Völker Daghestans einer bessern, menschenwürdigern Zukunft entgegen zu führen. 1870 besuchte der Großfürst Thronfolger das Land. Die Gouvernementseinrichtungen wurden in D. noch nicht eingeführt; das Land bildet einen Oblast (Regierungsbezirk), der unter der Militärverwaltung steht; der Bezirkschef vereinigt noch in seiner Person die administrative und richterliche Gewalt, alles wird summarisch und mündlich nach dem Gewohnheitsrecht, dem Schariat in strafrechtlichen Sachen, dem Adat in Civilklagen, entschieden. In gewissen Theilen verblieben auch noch eingeborne Fürsten als Gewalthaber. Der Steuerpflicht wollen sich die Bergbewohner nicht fügen; die Befürchtung, die Regierung wolle die Steuern erheben, hat schon wiederholt, so noch 1872, lokale Unruhen und Ermordung russischer Beamten oder Militärs zur Folge gehabt. Vgl. Baumgarten, Sechzig Jahre des kaukasischen Kriegs (mit werthvollen Karten, Leipz. 1861); Cunynghame, Travels in the eastern Caucasus, especially in Dagestan etc. (Lond. 1872). Ein anschauliches Bild des Landes und der russischen Kämpfe geben die Gemälde und Skizzen von Th. Horschelt (photographisch vervielfältigt von J. Albert in München).

Dagobert, fränkische Könige aus dem Geschlechte der Merowinger: 1) D. I., Sohn Chlotars II., König von 628—638, war zu schwach, um dem Majordomus Pipin von Landen das Gegengewicht zu halten, doch der letzte Merowinger, der noch einigermaßen selbständig regierte, schändete aber seine sonst gerechte Regierung durch den Mord von 10,000 Bulgarenfamilien, die vor den Hunnen bei ihm Schutz suchten, indem er den Argwohn gegen sie hegte, sie möchten das ihnen angewiesene Land als Eigenthum behaupten wollen.

2) D. II., Sohn des austrasischen Schattenkönigs Sigbert, Enkel des vorigen, ward nach dem Tode seines Vaters 656 von Pipins Sohn Grimoald in ein irländisches Kloster gesendet, jedoch von den Austrasiern nach ihres Königs Chilberich Tod (673) auf den Thron erhoben, aber 678 ermordet.

3) D. III., Sohn Childeberts III., folgte diesem 711 als Schattenkönig und starb 715.

Dagobertshausen, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Melsungen, an der Fulda, mit alter, schöner Kirche und 273 Einw., geschichtlich bekannt durch den Sieg der Franken unter Dagobert über die Wenden (631).

Dagö (Dago, Dagen oder Dagden), eine zum russ. Gouvernement Esthland gehörige Insel, am Eingang des Finnischen Meerbusens, nördlich von der Insel Oesel, von welcher sie nur durch eine schmale Meerenge, den Selosund, getrennt ist. Sie ist von N. nach S. 45 Kilom. lang, von O. nach W etwa 60 Kilom. breit und hat 1130 QKilom. (20,5 QM.) Flächeninhalt. Ihre Küsten sind durch Welleneinspülung sehr zerrissen und überall von Untiefen, Sandbänken und kleinen Eilanden umgeben, wodurch die Schiffahrt in der Nähe ihrer Ufer sehr gefährlich wird. Auf der äußersten Spitze des westlichen Vorgebirges, Dagerort genannt, steht deshalb ein Leuchtthurm. Die Insel ist von wellenförmiger Oberfläche, die sich am Strand wohl zu Sanddünen und gegen die Mitte hin zu Hügeln, aber nirgends zu Bergen und Felsen erhebt, stark bewaldet, hat auf der Ostseite, wo sie am dichtesten bevölkert ist, einen fetten und fruchtbaren, auf der Westseite dagegen einen magern und sandigen Boden und erzeugt auf der erstern Korn, Flachs, Hanf, Obst und Gartenfrüchte in Fülle, wie auch die dortigen Wiesen einen kräftigen Viehstand begünstigen. Auch hat die Insel auf der östlichen, dem Festland zugewandten Seite mehrere gute Ankerplätze und Häfen. Hier liegt zwischen dem östlichen Vorgebirge, Serel, und dem nördlichen, Pardas, der beste Hafen der Insel, Tewenhawen. Auf der ganzen Insel gibt es nur 6 Kirchspiele. Die 15,000 Bewohner bestehen zu ⅔ aus Esthen, zu ⅓ aus Schweden und Deutschen. Die letzteren sind meist Ackerbauer und Fischer, die Esthen treiben allerlei Künste und Handwerke. Am nördlichen Vorgebirge fängt man viele Strömlinge, die zum Theil marinirt und bis Petersburg und Moskau versandt werden. D. ward 1645 von Dänemark an Schweden und 1721 von letzterem an Rußland abgetreten.

Dagon, Hauptgottheit der alten Philister, als Schöpfungsprincip, als beherrschende Macht über Menschenleben und Schicksal verehrt, den Saaten und dem Ackerbau vorstehend. Erwähnt werden Tempel zu Asdod oder Azotos und zu Gaza. Sein Bild, sonst menschlich, hatte einen Fischrumpf (jedenfalls um die Idee der Fruchtbarkeit anzudeuten).

Dagopa (aus Dhâtugarbha, »Reliquienbehälter«, entstanden), eine über Reliquien des Buddha oder eines Heiligen errichtete, auf einer Plattform stehende Halbkugel, von sich verjüngenden Aufsätzen überragt; die Krone bildet ein Schirm. Der D. soll eine Wasserblase vorstellen, womit Buddha den menschlichen Leib vergleicht. Dergleichen finden sich überall, wo Buddhisten sind. In Indien, dem Ursprungslande des Buddhismus, sind sie verfallen und zerstört; dagegen sind sie eine Zierde in Ceylon, Hinterindien und China. Vgl. Köppen, Die Religion des Buddha, Bd. 1 (Berl. 1859).

Dagoumer (spr. -gumeh), Guillaume, franz. Philosoph, geboren um die Mitte des 16. Jahrh. zu Pont-Audemer, starb 1745 zu Courbevoie bei Paris, war Rektor der Pariser Universität, welche er 1724 erfolgreich gegen die Jesuiten vertheidigte, führte aber einen dissoluten Lebenswandel und ward deshalb von Lesage in seinem »Gil Blas« unter dem Namen Guyomar aufgeführt.

Dagstuhl, ehemalige Herrschaft mit Schloß im preuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Merzig, am Fuß des Hochwaldes unweit der Saar, hatte früher

eigene Herren, kam dann nach einander in Besitz der Herren v. Rollingen, der Freiherren v. Fleckenstein, der Grafen v. Sötern und sollte in den der Fürsten von Oettingen-Wallerstein kommen, als die französische Revolution ausbrach. Napoleon I. schenkte das Schloß der Ehrenlegion, welche es verkaufte; seitdem (1805) gehört es der freiherrlichen Familie Lasalle von Louisenthal. Der Name wird von Dagobertsstuhl (sedes Dagoberti) hergeleitet.

Daguerre (spr. -gähr), Louis Jacques Mandé, Vedute- und Dekorationsmaler, Erfinder des Diorama's und der nach ihm benannten Lichtbildnerei, geb. 18. Nov. 1789 zu Cormeilles in der Normandie, bildete sich unter Degoti und lieferte für die Pariser Theater Dekorationen von bisher nicht gesehener Schönheit. Mit dem Maler Bouton konstruirte er 1822 das Diorama, welches sehr beifällig aufgenommen wurde. Seine weiteren Bemühungen bezogen sich hauptsächlich auf die Fixirung des Bildes in der Camera obscura. Im Jahr 1826 verband er sich zu diesem Zweck mit Joseph Nicéphore Niépce, einem reichen Privatmann, welcher schon seit 1814 ähnliche Versuche angestellt hatte. Beide arbeiteten nun gemeinsam, und 1829 verbanden sie sich noch fester durch einen gerichtlichen Akt zur weitern Verfolgung ihrer Erfindungen. Niépce starb aber 3. Juli 1833, und wie aus den Kontrakten seines Sohnes mit D. hervorgeht, verbesserte dieser nun die bisherigen Methoden sehr wesentlich. Das Resultat seiner Bemühungen wurde in der Sitzung der französischen Akademie vom 19. Aug. 1839 durch Arago bekannt gemacht, und auf dessen und Gay-Lussacs Antrag erhielt D. eine jährliche Pension von 6000 und die Erben von Niépce eine solche von 4000 Franken. Dagegen wurde das Verfahren der Daguerreotypie durch die französische Akademie veröffentlicht. D. starb 10. Juli 1851 zu Petit-Brie bei Paris. Er schrieb: »Histoire et description des procédés du Daguerréotype et du Diorama« (Par. 1840 u. öfter, auch englisch); »Nouveau moyen de préparer la couche sensible des plaques destinées à recevoir les images photographiques« (Par. 1844; deutsch, Köln 1844).

Daguerreotypie (spr. -gärr-), s. Photographie.

Daher, ein Nomadenvolk des Alterthums, an der Ostküste des Kaspischen Meers bis zum Orus und dem Orianischen See (Aralsee) hin (von Arrian Massageten genannt), zerfiel in die Aparner (Parner), Xanthier und Prissurer. Die D. waren gute Krieger und dienten als Reiter unter Darius Codomannus, als reitende Bogenschützen unter Alexander und Antiochos.

Dahl, 1) Johann Christian Clausen, Landschaftsmaler, geb. 24. Febr. 1788 in Bergen in Norwegen als der Sohn eines Seemanns, war anfänglich für den geistlichen Stand bestimmt, bezog aber nach einer siebenjährigen Lehrzeit bei einem Dekorationsmaler die Akademie von Kopenhagen und kam 1818 nach Dresden, wo er Mitglied und Professor der Akademie wurde. Von hier aus machte er Reisen durch die Alpengegenden Deutschlands, besuchte Italien, sah 1820 zu Neapel einen Ausbruch des Vesuvs und kehrte zweimal in seine nordische Heimat zurück. Fleißige Naturstudien führten ihn zu einer eigenthümlichen realistischen Richtung, der es aber an vollendeter Technik mangelte, obgleich man ihn, namentlich seiner trefflichen nordischen Bilder wegen, den »neuen Everdingen« nannte. D. nimmt indeß in der Landschaftsmalerei einen hervorragenden Rang ein, und namentlich gehörte er in der damaligen ziemlich nüchternen Dresdener Kunstperiode mit Carus, Oehme und C. Richter zu den gefeiertsten Vertretern der poetischen Landschaft. Von seinen Bildern befindet sich der Ausbruch des Vesuvs im Besitz des Herrn v. Nitzenberg auf Nischwitz bei Wurzen, eine Ansicht von Bergen im Besitz des Königs von Schweden, eine seeländische Winterlandschaft im Schloß von Kopenhagen, eine norwegische Landschaft im Besitz des Königs von Sachsen, ein Seesturm im Besitz des Herrn v. Seebach in Dresden. Zwei große treffliche Gemälde aus der charaktervollen Natur seiner Heimat stellen den Sturz der Tinterrare in Obertellemarken und eine Thalschlucht mit Wasserfall an der Küste von Bergen dar. Auch mehrere Radirungen sind von ihm bekannt. Endlich verfaßte er ein Werk über die nordische Holzarchitektur, betitelt: »Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens« (Dresd. 1837). D. starb 14. Okt. 1857 in Dresden. Sein Sohn Siegwald Johann D., geb. 1827 in Dresden, widmete sich mit Erfolg der Genre- und Thiermalerei.

2) Wladimir Iwanowitsch, russ. Schriftsteller, bekannt unter dem Pseudonym Kosak Luganski, geb. 1802 als der Sohn eines bei der russ. Flotte im Schwarzen Meer angestellten, aus Sachsen eingewanderten Arztes, ward im Seekadettenkorps zu Petersburg erzogen und trat 1819 als Marineofficier in den entsprechenden Dienst ein, studirte dann, da ihm jener nicht zusagte, zu Dorpat Medicin und verweilte als Militärarzt 1828—29 auf dem Kriegsschauplatz in der Türkei wie 1830 auf dem in Polen. Einige Jahre darauf betheiligte er sich an der Expedition des Grafen Perowsky nach Chiwa und fungirte, von da zurückgekehrt, 11 Jahre lang als Kanzleichef im Ministerium des Innern, worauf er als Präsident des Apanagenkontors in Nischnij Nowgorod angestellt ward. Nachdem er 1858 auch diesen Dienst aufgegeben, lebte er, ganz seinen Studien sich widmend, bis an sein Ende in Moskau. Er starb 4. Okt. 1872. Dahls literarische Thätigkeit hat für Rußland eine dauernde Bedeutung. Seine genauen Kenntnisse des russischen Reichs, das er nach allen Richtungen bereist hatte, verschafften ihm die Möglichkeit, Volkssitten und Volkssprache sich so anzueignen, wie es vor ihm noch keinem gelungen; die Frucht dieser Studien waren eine Reihe Erzählungen, wie sie im Volk von Mund zu Mund gehen. Am treuesten in ihrem primitiven Charakter wiedergegeben finden wir sie in den »Rasskasi Kosaka Luganskawo« (Erzählungen des Luganschen Kosaken) und »Rasskasi iz narodnawo buita« (Erzählung aus dem Volksleben). Zu seinen besten Novellen gehören außerdem: »Chmäl« (der Rausch), »Sson u jaw« (der Traum und das Wachen), »Njebüwalo s bülom« (das Nichtgewesene und das Gewesene), »Dwornik« (der Hausknecht), »Denschtschik« (der Officiersbursche) ꝛc., welche letzteren besonders als treffliche psychologische Schilderungen hervorzuheben sind. Außerdem veröffentlichte D. eine Sammlung russischer Sprichwörter (»Poslowitsi russkawo naroda«, Mosk. 1862), die Frucht einer Jahrzehnte andauernden mühsamen Arbeit, mit gegen 30,000 Sprichwörtern, und ein Lexikon der russischen Sprache (»Tolkowy ssliowarj jiwawo welikorusskawo yasika«, das. 1861—68, 4 Bde.), an dem er ebenfalls vier Jahrzehnte arbeitete und das dem bekannten »Dictionnaire national« von Bescherelle

würdig zur Seite steht. Die Ergebnisse seiner ausgedehnten Reisen in Rußland faßte er in dem Werk »Tolkowy slowarj shiwawo russkagwo jasyka« (Mosk. 1861) zusammen. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1860—61 zu Petersburg in 8 Bänden.

Dahlak (Dahalak), Inselgruppe an der Küste Abessiniens, liegt der Bai von Massaua gegenüber und umfaßt drei Hauptinseln: Groß-D., Mureh und Nokra und zahlreiche Klippen. Sie bestehen aus 10 bis 13 Meter hohen, zerrissenen weißen Kalkklippen und besitzen wegen der magern Dammerde nur geringe, mit der des afrikanischen Festlandes übereinstimmende Vegetation. Aber sie sind der Aufenthaltsort zahlreicher Seevögel, und das Meer ist hier reich an Perlenaustern, von denen jährlich für 50,000 Maria-Theresiathaler ausgeführt werden. Die Einwohner, 1800 an der Zahl, gehören dem abessinischen Stamm an und stehen unter einem Scheich, welcher seine Belehnung vom ägyptischen Gouverneur in Massaua erhält. Ruinen deuten darauf hin, daß die Portugiesen im 16. Jahrh. hier eine Niederlage hatten. Vgl. v. Heuglin, Reise nach Abessinien (Jena 1868). S. Karte »Aegypten ꝛc.«

Dahlberg, Erik Jonsson, Graf von, schwed. Feldmarschall und Generalgouverneur von Livland, geb. 10. Okt. 1625 zu Stockholm, fungirte seit 1646 als Kammerschreiber bei der pommerschen Kammer und ward 1647 mit Untersuchung sämmtlicher schwedischen Festungen in Pommern, Brandenburg, Mecklenburg, Bremen und Westfalen beauftragt. Als Ingenieur bei der schwedischen Armee legte er neue Festungswerke bei Thorn an und zeichnete sich sowohl in dem polnischen, als in dem folgenden Krieg mit Dänemark so aus, daß er 1660 die Stelle eines Oberstleutnants und das Adelsdiplom erhielt und rasch zu höheren Würden stieg. Er wurde 1693 schwedischer Reichsgraf, Feldmarschall und Generalgouverneur von Bremen und Verden und 1696 von Livland. Im Jahr 1700 vertheidigte er Riga gegen die Sachsen, trat 1702, als Karl XII. wider seinen Willen gegen Polen zog, zurück und starb 16. Jan. 1703 zu Stockholm. Wegen seiner Verdienste um Verbesserung des Festungsbaues in Schweden ward er der Vauban Schwedens genannt. Sein Hauptwerk: »Suecia antiqua et hodierna« (Stockh. 1700, 2 Bde.), besteht nur aus Kupferstichen ohne Text.

Dahlbom, Anders Gustav, verdienter schwed. Entomolog, geb. 3. März 1806 zu Forssa unweit Skianninge in Ostgothland, bezog 1826 die Universität Lund, ward hier durch Zetterstedt für die Entomologie gewonnen, erhielt 1830 eine Anstellung als Docent der Naturgeschichte und Amanuensis des zoologischen Museums in Lund und ward 1842 außerordentlicher, 1843 ordentlicher Adjunkt für Entomologie und Intendant des entomologischen Museums der Universität Lund. Er starb 3. Mai 1859. Von seinen Schriften beziehen sich die meisten auf die Insekten Schwedens. Sein Hauptwerk ist »Hymenoptera Europaea praecipue borealia« (1. Bd., Lund 1843—45; 2. Bd., Berl. 1854).

Dahlen, 1) Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Gladbach, zwischen schönen Gärten gelegen, mit Seiden- und Baumwollwebereien, Branntweinbestillation, Lohgerbereien, Bierbrauereien, Flachsbereitungsanstalten, Dampf- und anderen Mühlen für Getreide und Oel, Bauziegeleien und (1871) 6164 Einw. Die Eisenbahn von Gladbach nach Antwerpen wird über D. gehen. — 2) Stadt im sächs. Regierungsbezirk Leipzig, Gerichtsamt Oschatz, unfern der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, hat ein gräflich Bünau'sches Schloß mit großem Park, eine alte Kirche und (1871) 2887 Einw., die Wagen- und Cigarrenfabrikation, Leinweberei und Landwirtschaft betreiben. D. ist von den Sorbenwenden erbaut.

Dahlgren, Karl Frederik, schwed. Dichter und humoristischer Schriftsteller, geb. 20 Juni 1791 zu Stensbruk in Ostgothland, studirte zu Upsala Theologie, ward 1815 Prediger zu Stockholm, 1829 Komminister an der dortigen Großkirche und wohnte als Deputirter den Reichstagen von 1829, 1834 und 1840 bei, wo er fortwährend zur Opposition gehörte und sich erst zuletzt in den wichtigsten Fragen der gemäßigten Partei näherte. Er starb 2. Mai 1844 als Prediger an der Hauptkirche zu Stockholm. Als Dichter trat D. zuerst in Atterboms »Poetisk Kalender« für 1813 auf und gewann mehrmals Preise. Fast jährlich gab er Musenalmanache heraus, die außer metrischen Arbeiten auch Novellen und komische Erzählungen enthalten. D. bewegt sich als Dichter stets mit außerordentlicher, zuweilen freilich auch übereilter Leichtigkeit; am ausgezeichnetsten ist er in der Darstellung idyllisch-burlesker Scenen in Bellmanns Manier. Wir nennen von seinen Schriften: »Aurora« (Stockh. 1815, 2 Thle.); »Mollbergs Epistlar« (das. 1819—20, 2 Bde.); »Babels Torn« (das. 1824); »Odalgumman«, ein poetisches Quodlibet (das. 1829); »Freja«, ein poetischer Kalender, Novellen enthaltend (das. 1832—33); »Aftonstjernan« (das. 1832 ff.); »Toilett-Kalender« (das. 1832); »Grossörskan Vierdumpels Resa till Kanalfesten«, Roman (das. 1833); »Argus i Olympen«, eine Komödie (das. 1825). Das Gelungenste aus seinen Schriften enthalten die beiden Sammlungen »Ungdomskrifter« (Stockh. 1829, 2 Bde.) und »Samlade Skrifter« (das. 1834, Bd. 1). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien unter dem Titel »Samlade Arbeten« (Stockh. 1847—52, 5 Bde.).

Dahlia, Pflanzengattung, s. Georgina.

Dahlia, violette Anilinfarbe, s. Anilin.

Dahlin, s. v. w. Inulin.

Dahlmann, Friedrich Christoph, ein hervorragender Geschichtschreiber und charaktervoller Staatsmann, geb. 17. Mai 1785 zu Wismar in einer aus Schweden stammenden Familie. Seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt er in der mangelhaften Lateinschule seiner Vaterstadt; 1802 bezog er die Universität Kopenhagen, wo ein mütterlicher Oheim sich seiner annahm. Vorwiegende Neigung führte ihn dem Studium der Philologie zu; doch fand er die Lehrer, die er in Kopenhagen traf, wenig geeignet, ihn zu fördern, und entschloß sich daher, nach Halle zu gehen, wo Friedr. Aug. Wolf eine so große Anziehungskraft ausübte. Von diesem empfing er auch nachhaltige Anregung, seine Studien aber wurden durch eigene Krankheit und den Tod seines Vaters, der nur dürftige Mittel hinterließ, unterbrochen, und er kam noch einmal nach Kopenhagen, aber nur um Privatstudien zu treiben. Im Jahr 1809 finden wir ihn in Dresden, wo er Heinrich v. Kleists Bekanntschaft machte und mit ihm innige Freundschaft schloß. In Wittenberg erwarb er 1810 mit einer Abhandlung über Ottokar von Böhmen den philosophischen Doktorgrad; 1811 habilitirte er sich in Kopenhagen als Privatdocent der Philologie, legte sich aber zugleich ernstlich auf deutsche Geschichte und arbeitete eine Geschichte der deutschen Kaiser aus

dem sächsischen Hause aus. Im Frühjahr 1812 erhielt er den Auftrag, an der Universität Kiel geschichtliche Vorlesungen zu halten, und im folgenden Jahr wurde er als außerordentlicher Professor daselbst angestellt. Als solcher hielt er bei der von der Universität veranstalteten Feier der Schlacht bei Waterloo die Festrede (gedruckt Kiel 1815), in welcher er mit ernsten Worten zur Arbeit an der politischen Wiedergeburt Deutschlands mahnte und deutlich zu erkennen gab, wessen man sich von seiner akademischen Thätigkeit zu versehen habe, nämlich, daß er nicht bloß lehren, sondern auch politisch wirken werde. Durch die Hindeutung auf die einstige Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund zog er sich die Ungnade des Königs von Dänemark zu; dagegen beeilte sich die stehende Deputation der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, ihn zu ihrem Sekretär zu wählen, und er lebte sich durch seine Thätigkeit als solcher so sehr in die Interessen Schleswig-Holsteins ein, daß diese ein wesentliches Element seiner politischen Ansichten und Ueberzeugungen wurden. Der Vertretung der Rechte Schleswigs und Holsteins sich mit größtem Eifer widmend, mußte er in eine oppositionelle Stellung zur dänischen Regierung gerathen. Auch bei anderen Gelegenheiten hielt er mit dem Ausdruck seiner politischen Ueberzeugungen nicht zurück. In einer Rede, die er 1820 bei der akademischen Feier des königlichen Geburtstags zu halten hatte, ergriff er die Gelegenheit, eine kräftige Verwahrung einzulegen gegen die verleumderischen Beschuldigungen der Diplomaten, daß die deutschen Hochschulen politische Verbrecher erzögen, wofür er von seiner Regierung eine Verwarnung erhielt. Noch stärker aber sprach er sich gegen die Karlsbader Beschlüsse aus. Er war kurzvorher zur Theilnahme an der von Stein gegründeten Gesellschaft zur Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen aufgefordert worden und hatte die Bearbeitung der niedersächsischen Chroniken zugesagt; auf die Nachricht von den Karlsbader Beschlüssen und ihrer Bestätigung durch den Bundestag kündigte er aber seine Mitwirkung auf, weil jenes Unternehmen unter den Schutz des Bundestags gestellt sei und unter den Direktoren sich mehrere Bundestagsmitglieder befänden. Er wolle, erklärte er, keine Gemeinschaft mit solchen haben, die, während sie Gesetz und Freiheit niedertreten, glauben, Mäcenaten sein zu können. Er halte es für unmöglich, daß unter solchem Schutz und nach solchen Vorgängen etwas Gedeihliches für die Wissenschaft erwachsen könne. D. mußte für die Opposition, die er der dänischen Regierung in schleswig-holsteinischen Angelegenheiten machte, dadurch büßen, daß man ihm die Beförderung zur ordentlichen Professur beharrlich verweigerte. Er griff daher bereitwillig zu, als ein Ruf nach Göttingen zu einer Professur der deutschen Geschichte und der Staatswissenschaften an ihn erging, und siedelte im Herbst 1829 nach der hannöverschen Universität über mit dem Vorsatz, hier sich ganz dem Lehramt und wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Aber bald gerieth er auch hier in eine politische Thätigkeit. Als im Januar 1831 in Göttingen eine revolutionäre Bewegung ausbrach, konnte er sich nicht damit begnügen, derselben aus dem Weg zu gehen; es war ihm Bedürfnis, ihr handelnd entgegenzutreten. Von der Universität mit einer Deputation nach Hannover geschickt, gewann er dort durch die feste, muthige Sprache, die er inmitten der herrschenden Rathlosigkeit und Unschlüssigkeit führte, das Vertrauen der Regierung; es wurde ihm die Ausarbeitung eines neuen Staatsgrundgesetzes übertragen, er nahm an den Verhandlungen darüber regen Antheil und wurde zum Mitgliede der Verfassungskommission und von der Universität zum Abgeordneten für den Landtag erwählt. Seine Vertrauensstellung zur Regierung hinderte ihn nicht, sich in der Ständeversammlung gegen die Bundestagsbeschlüsse vom Juni 1832 mit aller Schärfe zu erklären. Auch an der »Hannöverschen Zeitung«, welche 1832 unter der Redaktion von Pertz gegründet wurde, nahm D. eine Zeitlang lebhaften Antheil. Ein Aufsatz von ihm machte durch den eindringlichen Rath an Preußen, Reichsstände zu berufen, großes Aufsehen, veranlaßte aber die preußische Regierung zur Einsprache durch ihren Gesandten in Hannover und zur Bitte, man möge dafür sorgen, daß in Zukunft keine solchen ganz Preußen aufregenden Artikel gebracht würden. Eine Frucht seiner damaligen praktischen und theoretischen Studien in der Politik war das Handbuch der Politik: »Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt«, von welchem nur der 1. Band (Götting. 1835; 3. Aufl., Berl. 1847) erschienen ist. Dem schönen dankbaren Wirkungskreis, den sich D. in Göttingen geschaffen hatte, wurde ein plötzliches Ende gemacht durch den Verfassungsbruch König Ernst Augusts 1837. D. verfaßte den Entwurf einer Protestation, in welcher eine Anzahl Universitätslehrer erklärten, daß sie sich durch ihren auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet halten müßten; sechs von Dahlmanns Kollegen unterschrieben diese Erklärung. Ihre Absetzung und Ausweisung war bekanntlich die Folge davon. D. begab sich zunächst nach Leipzig, wo man ihm eine Stätte ruhigen Wirkens schaffen zu wollen schien, ein Plan, der aber an der Aengstlichkeit des Ministeriums scheiterte. Nun ging er nach Jena, wo er ein fleißiges Stillleben führte und seine »Geschichte von Dänemark« (Hamb. 1840—43, 3 Bde.) schrieb. Dieses Werk ist wohl die beste der Staatengeschichten der Heeren-Uckert'schen Sammlung, welcher es angehört; an Gründlichkeit der Forschung und Schärfe und Maß der historischen Kritik ist es dem Besten ebenbürtig, und damit verbindet es anschauliche Schilderung und ein liebevolles Erfassen der Eigenthümlichkeiten des Volks und der Natur. Gleichwohl knüpft sich der Ruhm Dahlmanns als Historiker nicht an dieses Werk; denn der Gegenstand, die Geschichte eines kleinen Volks und Staats, verhinderte, daß es über den Kreis der Fachgenossen hinaus drang, wozu noch kommt, daß es Bruchstück geblieben ist und schon mit der Reformationszeit abschließt. Ohne längern Aufenthalt in Kopenhagen hätte D. die Fortsetzung nicht schreiben können; aber Dänemark war für den eifrigen Freund Schleswig-Holsteins ungangbar. Nach vielen vergeblichen Versuchen von Dahlmanns Freunden, ihm in Preußen eine neue Heimat und Berufsstätte zu verschaffen, gelang es endlich, seine Anstellung in Bonn durchzusetzen. Am 1. Nov. 1842 erhielt er seine Bestallung als Professor an der rheinischen Universität, und 28. Nov. eröffnete er seine Vorlesungen. Er wurde mit Jubel aufgenommen und gewann bald eine ausgedehnte Wirksamkeit. Seine Vorlesungen wurden die besuchtesten in Bonn, er galt weithin als politische Autorität, und auch die Regierung schenkte ihm Vertrauen und holte in wichtigen Universitätsangelegenheiten seinen Rath ein. Aber bald verscherzte D. die Gunst des Unter-

richtsministers Eichhorn dadurch, daß er gegen sein Reskript vom Januar 1843, worin Eichhorn eine katechetische Unterrichtsweise empfahl, protestirte und dem Minister den Vorwurf machte, er wolle die preußischen Universitäten auf den Standpunkt der österreichischen herabdrücken. Unter den Vorlesungen, die D. in Bonn hielt, ragten besonders die über die englische und französische Revolution durch ihre politische Bedeutung hervor; sie wurden bald auch gedruckt (»Geschichte der englischen Revolution«, Leipz. 1844; 6. Aufl. 1864; »Geschichte der französischen Revolution«, das. 1845; 3. Aufl. 1864), fanden reißenden Absatz und galten als politische That. An der Veranstaltung der Germanistenversammlungen, welche, in den Jahren 1846 und 1847 gehalten, die Bedeutung eines deutschen Vorparlaments hatten, nahm D. den lebhaftesten Antheil. Eine sehr wichtige, einflußreiche Rolle spielte er in der nationalen Bewegung des Jahrs 1848. Gleich im Beginn derselben wurde er von dem neu ernannten Minister Grafen Schwerin zur Theilnahme an den Berathungen über die preußische Verfassung aufgefordert, bald nachher als preußischer Vertrauensmann zum Bundestag nach Frankfurt geschickt, darauf sogar zum eigentlichen Bundestagsgesandten ernannt, was er jedoch ablehnte, da er überzeugt war, in freierer Stellung mehr wirken zu können. Der Verfassungsentwurf der 17 Vertrauensmänner, in welchem der Einheitsgedanke zu so entschiedenem Ausdruck kam, ist hauptsächlich Dahlmanns Werk. Er arbeitete ihn mit Hülfe seines frühern Göttinger Kollegen Albrecht binnen einer Woche aus. Unter den mancherlei Zuschriften, die D. aus Veranlassung seines Entwurfs bekam, war auch ein ausführliches Schreiben Friedrich Wilhelms IV. Es entspann sich daraus ein Briefwechsel, der aber zu keiner Verständigung führte, da es D. ungeachtet der wichtigsten Gründe, die er aufbot, nicht gelang, den König zu überzeugen, daß Preußen sich allein an die Spitze Deutschlands stellen und Oesterreich aus dem Spiele lassen müsse. Viel zustimmender war ein Gutachten, welches der Prinz von Preußen, der jetzige Kaiser, D. durch Bunsens Vermittelung zugehen ließ. Er erkennt den Entwurf als meisterhaft an und findet, daß die Grundsätze, auf welchen er beruhe, ganz die richtigen für die praktische Verwirklichung der Einheit Deutschlands seien. Für die Wahl Gagerns zum Präsidenten der Nationalversammlung verwendete sich D. eifrig, und sein Einfluß war es, der den Ausschlag gab. Dagegen war er mit Gagerns Politik gar nicht immer einverstanden, namentlich nicht mit seinem »kühnen Griff«, dem Vorschlag, Erzherzog Johann zum Reichsverweser zu machen, und mit seiner vermittelnden Stellung in der österreichischen Frage. Es war ihm klar, daß man mit dem deutschen Bundesstaat ohne Oesterreich fertig werden und die Zeit benutzen müsse, während es mit Italien und Ungarn zu kämpfen habe. Das Verhalten Dahlmanns in der Frage über den Malmöer Waffenstillstand zeigt, daß es ihm zum Staatsmann an einem schnellen Erfassen des Möglichen und Praktischen fehlte, und er selbst sah später den Fehler, den er gemacht hatte, wohl ein. Zur Theilnahme an der Gothaer Versammlung und zur Unterstützung der preußischen Unionsbestrebungen entschloß sich D. nur mit großer Selbstüberwindung: er war überzeugt, daß jener Weg nicht zum Ziel führen werde. Doch ließ er sich in das Erfurter Parlament wählen und trat auch im Sommer 1850 in die Erste preußische Kammer ein, wo er den überstürzenden Restaurationsbestrebungen muthig, aber ohne Erfolg entgegentrat. Später zog er sich ganz aus dem politischen Leben zurück und widmete sich mit Eifer seinem Lehramt. Er war nicht einmal zur literarischen Theilnahme an den politischen Verhandlungen zu bewegen und überließ sich dem Gefühl bitterer Resignation. Erst bei dem italienischen Krieg faßte er wieder neuen Muth; er schrieb noch 23. Juni 1860 an Gervinus: jetzt sei die Arbeit mit dem Schwert die Hauptsache. Seine akademische Thätigkeit setzte er bis an seinen Tod fort und begann noch im November 1860 eine neue Vorlesung über Friedrich d. Gr. Am 2. Dec. wurde er von einem Schlaganfall getroffen, der am 5. seinen Tod herbeiführte. D. war zweimal verheirathet. Am 23. April 1817 wurde er mit Julie Hegewisch, der Tochter seines Vorgängers in Kiel, des Historikers Hegewisch, getraut. Sie gebar ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Nach dem 17. Dec. 1826 erfolgten Tod seiner ersten Gattin schloß D. 3. April 1829 eine zweite Ehe mit Luise, geborne v. Horn. Auch diese starb vor ihm 9. Febr. 1856, ohne Kinder zu hinterlassen. Von Dahlmanns Schriften sind noch zu erwähnen: »Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte« (Bd. 1, Altona 1821; Bd. 2: »Herodot«, 1842); »Quellenkunde der deutschen Geschichte, für eigene Vorträge der deutschen Geschichte geordnet« (Götting. 1870; 3. Aufl., herausgeg. von Waitz, 1871). Seine 1826 in Kiel gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte Dithmarschens gab neuerlich W. H. Kolster (Leipz. 1873) ergänzt heraus. Vgl. A. Springer, Friedr. Christ. D. (Leipz. 1870—72, 2 Bde., eine treffliche Biographie).

Dahlonega, Hauptort der Grafschaft Lumpkin im nordamerikan. Staat Georgia, auf hohem Hügel schön gelegen, mit 500 Einw. Dabei Goldgruben und eine Münzstätte. Der indische Name des Orts (Tau-lau-ne-ca) bedeutet »gelbes Gold«.

Dahme, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Jüterbogk, mit Schloß, 2 Kirchen und (1871) 4776 (mit der Gemeinde »Amtsfreiheit D.« 5367) fast durchaus evangel. Einwohnern, welche sich mit Tuch-, Wollzeug-, Leinwand- und Tabakfabrikation und Schuhmacherei beschäftigen. Letztere zählt über 240 Meister, deren Fabrikate größtentheils exportirt werden. Es besteht in D. auch eine Ackerbauschule und eine agrikulturchemische Versuchsstation. Unmittelbar bei der Stadt liegt die königliche Domäne D. Historisch bekannt ist der Ort durch das Gefecht 7. Sept. 1813 zwischen den (siegenden) Preußen und Franzosen. Bei D. entspringt der Fluß D., der unterhalb Golßen flößbar und bald darauf auch schiffbar wird und nach 75 Kilom. langem Lauf als »Wendische Spree« bei Köpenick in die Spree mündet.

Dahn, Marktflecken und Landgerichtssitz in der bayr. Rheinpfalz, Bezirksamt Pirmasens, mit Burgruine und (1871) 1390 Einw., liegt im Dahnerthal, das, von der Wislauter durchflossen, sich über 20 Kilom. weit bis Weißenburg erstreckt und von pittoresken Felswänden eingeschlossen ist.

Dahn, 1) Friedrich, Schauspieler, geb. 1811 in Berlin, war erst für die Kanzel bestimmt, entschied sich aber bald für die Bühne und begann 1828 am Königstädtischen Theater in Berlin seine Laufbahn. Später ging er als jugendlicher Liebhaber nach Breslau, dann nach Hamburg und gewann sich überall durch sein Talent, das von glänzenden äußeren

Mitteln unterstützt wurde, die Gunst des Publikums. Seit 1834 gehört er dem Münchener Hoftheater an. Hauptrollen in früherer Zeit waren: Don Carlos, Mortimer, Beaumarchais, Gaston; später: Tell, Egmont, Benedikt, Dunois. Der letzten Periode gehören an: Lear, Wallenstein, Oberförster, Feldern und viele Repräsentationsrollen. Im Oktober 1874 feierte D. das 40jährige Jubiläum seines Münchener Wirkens. — Seine erste (seit 1850 von ihm geschiedene) Gattin, Konstanze, geborne Le Gaye, war eine durch Schönheit, Geist und Feuer ausgezeichnete Schauspielerin im Fache jugendlich-tragischer und heiterer Liebhaberinnen und erzielte früher in Hamburg und dann in München durchschlagende Erfolge. Seit einigen Jahren hat sie sich von der Bühne zurückgezogen. — Beider Sohn, Ludwig D., geb. 12. März 1843 in München, besuchte anfangs das dortige Handelsgymnasium, um sich dem Kaufmannsstand zu widmen, bildete sich dann aber unter der Leitung seiner Eltern ebenfalls zum Schauspieler aus. Er debütirte mit 17 Jahren als Kosinsky und zwar mit großem Erfolg. Bald darauf nahm er ein Engagement in Weimar unter Dingelstedts Leitung an und hatte dort Gelegenheit, im Shakespearecyklus der Königsdramen in bedeutenden Rollen mitzuwirken. Nach vier Jahren (1865) wurde er als erster jugendlicher Liebhaber an das Hoftheater zu Berlin berufen, von wo er im September 1873 einem Ruf an das deutsche Hoftheater in Petersburg folgte. Zu seinen besten Leistungen gehören: Schiller, Mortimer, Leopold von Dessau, Gringoire.

2) D.-Hausmann, Marie, seit 1851 zweite Frau des vorigen, geb. 1831 in Wien, wo ihr Vater als beliebter Komiker am Leopoldstädter Theater engagirt war. Die Eltern gingen später nach Mannheim, und dort war es, wo die 15jährige Marie mit solchem Erfolg als Mathilde in »Ewig« debütirte, daß sie sofort einen Engagementsantrag für Frankfurt a. M. erhielt, wo sie drei Jahre verblieb. Ihr Käthchen, Lorle, die Picarde machten ihr schon in jener Zeit einen Namen. Nach einem glänzenden Gastspiel in München schloß sie daselbst einen lebenslänglichen Kontrakt ab. Zur selben Zeit waren ihr vom Burg- und Berliner Hoftheater ehrenvolle Anträge zugegangen. Im Besitz des ersten jugendlichen Fachs hatte sie Gelegenheit, ihre Vielseitigkeit im ernsten wie im heitern Genre zu bewähren, und ihr Gretchen, Klärchen, ihre Julie, Luise, Jane Eyre wie ihre Rosalinde, Katharina, Margarethe Western erhielten sie durch volle 23 Jahre gleichmäßig in der Gunst des Publikums. In der letzten Zeit hat sie den Uebergang in fein-, ja selbst chargirt-komische und edle Mütterrollen mit Glück bewerkstelligt und verspricht auch in diesen Fächern Hervorragendes zu leisten; denn sie charakterisirt scharf und mit vollständiger Verleugnung ihrer Persönlichkeit. Wir nennen in dieser Richtung ihre Hasenklein in »Ein Schritt vom Wege«, Geheimräthin im »Störenfried«, Claudia in »Emilia Galotti«, die alte Feldern in »Hermann und Dorothea«.

3) Julius Sophus Felix, Rechtsgelehrter, Geschichtsforscher und Dichter, geb. 9. Febr. 1834 in Hamburg als Sohn von D. 1) und dessen erster Gattin, Konstanze D. (geborne Le Gaye), studirte 1849—53 in München und Berlin Rechtswissenschaft, Philosophie und Geschichte und habilitirte sich 1857 in München als Docent für deutsches Recht, wurde 1863 außerordentlicher und 1865 ordentlicher Professor in Würzburg, 1869 korrespondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, 1872 Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg, 1872 ordentlicher Professor für deutsches Recht in Königsberg. Als juristischer Schriftsteller hat sich D. bekannt gemacht durch folgende Arbeiten: »Ueber die Wirkung der Klagverjährung bei Obligationen« (Münch. 1855); »Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurtheile« (das. 1857); »Das Kriegsrecht, volksthümliche Darstellung für jedermann, zumal für den deutschen Soldaten« (Würzb. 1870; ins Französische übersetzt, Antwerp. 1870) und durch die Redaktion der »Zeitschrift für Gesetzgebung und einheitliches Recht in Deutschland« (gemeinsam mit Behrend in Berlin). Außerdem besorgte D. die 3. Ausgabe von Bluntschli's »Deutschem Privatrecht« mit selbständiger Darstellung des Handels- und Wechselrechts (1863) und veröffentlichte zahlreiche Aufsätze in Pözls »Kritischer Vierteljahrschrift« und rechtsphilosophische Aufsätze im »Staatswörterbuch« von Bluntschli und Brater. Als Geschichtschreiber hat sich D. namentlich bekannt gemacht durch die Monographie: »Prokopius von Cäsarea. Ein Beitrag zur »Geschichte der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums« (Berl. 1864) und das umfassend angelegte und höchst verdienstliche rechtsgeschichtliche Werk: »Die Könige der Germanen. Wesen und Geschichte des ältesten Königthums der germanischen Stämme« (Münch. u. Würzb. 1861—73, 6 Bde.), in dessen Interesse er 1861—62 eine Studienreise nach Italien gemacht und namentlich in Ravenna und Mailand Forschungen angestellt hatte. Seine neueste hierher gehörige Schrift ist: »Westgothische Studien; Entstehungsgeschichte, Privatrecht, Strafrecht, Civil- und Strafproceß und Gesammtkritik der Lex Visigotharum« (Würzb. 1874). Der lebhafte Verkehr mit dem Münchener Dichterkreis hat auch die reiche poetische Begabung Dahns früh zur Entfaltung gebracht, die sich am glänzendsten auf dem Gebiete der historischen Poesie (dies in seinem weitesten Umfange gefaßt) bekundet. Zeugnis davon geben: »Harald und Theano«, Gedicht (Berl. 1856); »Gedichte«, erste Sammlung (das. 1857); »Gedichte«, zweite Sammlung (Stuttg. 1873); »Sind Götter?«; »Die Halfred Sigrskalda Sage. Eine nordische Erzählung aus dem Ende des 10. Jahrh.« (Leipz. 1874); »König Roderich«, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen (das. 1874); »Zwölf Balladen« (das. 1874). Außerdem schrieb er mehrere Novellen: »Aus der Vendée« (im »Münchener Album«, 1856); »Leben und Schule«, Novelle (im »Heimgarten«, Münch. 1862), und zahlreiche patriotische Gedichte während des Kriegs 1870—71, in dem er als Nothhelfer einer Johanniterkolonne den Feldzug bis Mitte September mitmachte und namentlich der Schlacht bei Sedan unmittelbar anwohnte.

Dahomé (Dahomey, s. Karte »Senegambien«), westafrikan. Negerstaat in Oberguinea, auf der Benin- oder Sklavenküste (s. Benin), grenzt im W an das große Reich der Aschanti, von dem es durch den Volta getrennt wird, im O. an Jarriba mit den Flüssen, welche den Küstensee von Lagos bilden; gegen N. ist die Ausdehnung nicht genau festgestellt, und an der Küste, bis wohin es sich erst gegen Anfang dieses Jahrhunderts ausgedehnt hat, besitzt es die Strecke von Kelä bis zum Fort Badegry, mit den Ländern Ardra und Whidah oder Waida (mit dem gleichnamigen Dorf, dem wichtigsten Handelsorte der

Sklavenküste, wo alle Kaufleute, welche mit D. Handel treiben, Faktoreien angelegt haben). Sein Umfang wird auf 10,350 QKilom. (188 QM.) angegeben, die Zahl der Bewohner auf 180,000. Das Land ist an der Küste Niederung, weiter im Innern Bergland mit weiten Thälern und Plateau's, bedeckt von endlosen Wiesen, in deren hohen Kräutern man sich verstecken kann, mehr noch von ungeheuren zusammenhängenden Wäldern, in denen Wollbäume, Drachenbäume und andere Baumriesen in Menge vorhanden sind. Auch große Sümpfe finden sich; namentlich ist das Land Arbra vom nördlichen D. durch einen sumpfigen Wald getrennt, der zuweilen fast undurchschreitbar ist. Die Staatsform von D. bietet das Aeußerste einer absoluten Monarchie; die ganze Bevölkerung, selbst die höchsten Würdenträger sind nur Sklaven des Herrschers. Der obersten Beamten sind (nach Ballons Mittheilungen, 1860) vier: der Mehu, der an der Spitze des Handelswesens und der Abgaben steht und die Obergewalt über das Heer hat und alle Verhandlungen vermittelt, eine der gefürchtetsten Personen des Reichs; der Minghan, der mit der Polizei und der Rechtsverwaltung betraut ist (gleichsam das Organ des Volks vor dem König, wie der Mehu das des Königs vor dem Volk); der Tolonnu oder erste Verschnittene, der absolute Chef des königlichen Hauses, der auch die Aufsicht über die Frauen des Palastes hat, und der Cambodé oder Großkämmerer, der die Ausgänge des Palastes bewacht, dem König, wenn er ausgeht, den Weg von allen Steinen säubert ꝛc. Nächst diesen Beamten steht der Avoghau oder Vicekönig von Whidah, der Helfershelfer des Mehu, ohne den niemand mit D. Handel treiben kann; sodann der Gao und der Poassu, die beiden Chefs der Armee. Außerdem gibt es auch weibliche Oberbeamte. Der König ist an die strengste Etikette gebunden. Wenn er spricht, so fordert der Cambodé durch eine Glocke, die er fortwährend am Halse trägt, zur größten Stille auf; wenn er hustet oder niest, so wirft sich der ganze Hofstaat mit dem Gesicht auf die Erde; wenn er ißt oder trinkt, so verhüllt ihm der Tolonnu das Gesicht; wer von seinen Unterthanen ihn essen sieht, muß sterben. Um etwas vom König zu erlangen, muß man vor allem seine Favoritinnen durch reiche Geschenke gewinnen; der Einfluß und die Intriguen dieser Frauen sind gewaltig. Dasselbe gilt von der Mutter des Königs, von den Müttern seiner Vorgänger, der Mutter des Mehu, des Minghan ꝛc., die immer Mütter haben, da nach dem Tode der wirklichen Mutter eine andere dazu ernannt wird. Einmal im Jahr richtet der König durch den Mehu seine Befehle direkt an das Volk. Zu diesen Festtagen bringt jeder seinen schuldigen jährlichen Tribut, und während der von seinem ganzen Hof umgebene König mit der einen Hand nimmt, theilt er mit der andern Hand freigebig an die ganze, in Masse nach der Hauptstadt Abomé berufene Volksmenge aus. Dabei aber gehört die scheußlichste Menschenschlächterei zu dem mit völliger Gleichgültigkeit betrachteten religiösen Ceremoniell aller Hoffeste. Behufs des Verkehrs mit den Unterchefs ꝛc. hält der Hof Racadérs oder Boten. Der ganze Staat ist militärisch organisirt. Der König wählt selbst die Häuptlinge der Ortschaften, welche die nöthigen Krieger auf eigene Kosten zu erhalten haben. Außer der gewöhnlichen Armee bilden 5000 weibliche Krieger die eigentliche königliche Garde, welche auf königliche Kosten unterhalten wird und aus 5 Abtheilungen besteht: der Artillerie, mit Säbeln, kupfernen Tromblons und 25—30 Geschützen nebst einer Menge Musketonnern bewaffnet; den Elefantenjägerinnen, der tapfersten Schar, die einen blauen Turban mit hohen Hörnern, den Dolch im Gürtel und eine lange Flinte tragen und trefflich disciplinirt sind; der Infanterie, mit Säbel und Flinte bewaffnet; den Mäherinnen, mit glänzenden Sturmhauben und 1—1,5 Meter langen, aufrecht stehenden Sensenklingen, und den Bogenschützen, die ein Eliten- und Paradekorps bilden und Bogen und Köcher nebst einem kleinen Dolch führen; letztere sind zugleich die Tänzerinnen ersten Ranges. Die Officiere tragen ein silbernes Armband am linken Arm und auf dem Rücken einen Schweif von weißen Baumwollschnüren. In der Armee der Männer bestehen dieselben Abtheilungen. Man hat nur Schloßflinten und im Land gefertigte, sehr schlechte Säbel. Uebrigens gilt die Weiberarmee für kriegerischer, tapferer und grausamer als die männliche und ist dem König rücksichtslos ergeben. Kavallerie ist, da es an Pferden fehlt, nicht vorhanden; nur der König und einige Chefs haben das Recht zu reiten. Die Nordostgrenze des Reichs ist fortwährend militärisch besetzt, und jede Stadt, in welcher sich eine königliche Residenz befindet, hat eine Garnison. Die Religion der Dahomeer ist der gröbste Fetischismus; sie erkennen einen guten und einen bösen Geist an, verehren aber besonders den letztern, den sie fürchten. Der im Lande verbreitetste Kultus scheint ein priapischer; die männlichen oder weiblichen Fetische werden angerufen und mit Palmöl begossen. Die Priester und Priesterinnen werden selbst vom Könige geehrt. Erstere, deren Kopf fast immer auf der rechten Seite rasirt ist, kleiden sich sehr reich; die Priesterinnen schmücken ihr Haar mit Kauris und Perlen, während sonst die Frauen in D. mit kahlem Kopf gehen; den Oberkörper schmücken Federn und Halsbänder, außerdem tragen sie einen leichten, durch einen Gürtel festgehaltenen Rock. Soll irgend eine Stelle für geheiligt erklärt werden, so stellt der Priester dort auf einem gegabelten Stock einen kleinen Topf aus rothem Thon auf, dessen Deckel etwas Palmöl enthält, und umgibt ihn mit flatternden Bändchen. Darauf legt jeder Vorübergehende achtungsvoll etwas Nahrung für den Fetisch, der hier haust. Solche Töpfe trifft man zahlreich im Lande. Die Fetischgötter, aus rothem Thon geformt, stehen am Eingang der Städte und Dörfer, wo jeder Kaufmann den Zehnten und die heilige Gabe abliefern muß. Außerdem hat jedermann in seiner Wohnung seine Hausgötzen. Man verehrt auch Schlangen, deren sich mehrere hundert in einem Hause befinden, und die nachts überall umherschweifen. Die Bevölkerung wird als ein mäßiger, intelligenter und im Innern auch industriöser und moralischer Menschenschlag geschildert. Die Quelle des Reichthums in D. ist der Ackerbau, der ziemlich verständig betrieben wird. Die Produkte desselben sind Mais, Hirse, Maniok, Bohnen, Yams, süße Bataten und Arachisnüsse, worin die Hauptnahrung des Volks besteht. Auch alle Arten von Gemüsen gedeihen sehr gut in den Gärten. Auf allen Pflanzungen, die sich weit ausbreiten, werfen Palmenreihen oder die zu Bäumen gewordenen Bohnensträucher ihren schützenden Schatten und halten zugleich von den Feldern die schädlichen Wirkungen des Regens und Windes ab. Uebrigens bebaut man meist nur hoch gelegene Striche und sanfte

Abhänge und zieht tiefe Gräben zur Ableitung des Waſſers. Als Hausthiere zieht man in großer Menge Hammel, Ziegen, große Schweine, Truthühner, Hühner, Enten, Gänſe, Tauben und Perlhühner. Rebhühner, Wachteln, Turteltauben und Waſſervögel ſind gemein, Haſen, Hirſche und Gazellen dagegen ſelten. Der Gewerbfleiß liefert Baumwollgewebe, harte Thongefäße in Geſtalt von Kalebaſſen (zum Behuf des Götzendienſtes und zum Oeltransport), eiſerne Klingen und Ackergeräthe, Leder, vegetabiliſche Seide ꝛc. Indigo iſt ganz allgemein das Färbemittel; rothe Farbe bereitet man aus den Stengeln der Hirſe, gelbe aus einigen Wurzeln. Aus dem rothen Thon, aus dem faſt durchweg der Boden beſteht, fertigt man harte Blöcke zum Aufbau der endloſen Mauern, welche das Grundeigenthum der Häuptlinge umziehen; auch ſehr dauerhafte Häuſer erbaut man daraus. Sonſt ſind die Häuſer, ohne Fenſter, meiſt aus Pfahlwerk gebaut, das mit leichten Zweigen verbunden iſt, und auf ihnen liegt als Dach ein Flechtwerk aus Stielen der Palmblätter, ſo daß die Luft überall freien Zutritt hat. Eine Art verdeckten Ganges umgibt ſolch ein Haus, und dies iſt der gewöhnliche Aufenthalt der Beſitzer. Man verſteht auch Stoffe zu ſticken, und zwar mit europäiſcher Wolle und Seide. Das Oel aus den Früchten der Oelpalme erhält man einfach durch Auspreſſen derſelben in einem Trog und durch Anwendung ſchwacher Wärme. Der Handel mit dieſem Oel nimmt beſtändig zu, obwohl der König ſeine Abgaben davon fortwährend ſteigert und auch der früher außerordentlich ſtark betriebene, jetzt verpönte Sklavenhandel, an deſſen Stelle dieſer Oelhandel getreten iſt, noch immer nicht ganz aufgehört hat. Zahlloſe junge Oelpalmen ſind rings um alle Dörfer gepflanzt worden, und die Ausdehnung der natürlichen Wälder zwiſchen den großen Küſtenlagunen iſt ſehr bedeutend. Zur Zeit der Ernte bieten die Märkte in den großen Dörfern Toffo, Alada, Whidah ꝛc. ein äußerſt belebtes Gemälde. Als Münze dienen die Kauri's, deren 2000 den Werth von 1 ſpan. Piaſter haben. Die Dahomeer haben dieſelben muſikaliſchen Inſtrumente wie alle anderen Völker dieſer Küſtenländer: den Tamtam, die Elefantenzähne, die Kalebaſſe voll Knöchelchen, die doppelte Schelle, auf die man mit einem kleinen Stock ſchlägt; auch die Rohrflöte und die Harfe (ſechsſaitige Guitarre) hört man ſpielen. Von Harmonie und Melodie haben ſie aber kaum eine Ahnung. Allgemein bei den Bewohnern beliebt iſt der Tanz, der nach der größten Körperanſtrengung ihre Erholung bildet, wobei auch der Branntwein nicht geſpart wird. Die höchſten und älteſten Chefs, ſelbſt der König, verſchmähen es nicht, vor dem Volk zu tanzen.

D. hat ſich erſt in neuerer Zeit, ſeit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts (gleichzeitig mit den Aſchanti), aus kleinen Anfängen durch die Umſicht ſeines damaligen Herrſchers Guadia Trudo, die Tapferkeit ſeiner Bewohner und die Uneinigkeit der kleinen angrenzenden Herrſcher zu einer bedeutenden Macht erhoben, die ſich bald durch die Eroberung Whidahs bis zur Seeküſte ausdehnte und noch in neuerer Zeit immer gewachſen iſt, indem der kleine Staat von Annagou und die zahlreichen kleinen Republiken der Mahi im Konggebirge von den Dahomeern unterjocht wurden. Zahlreiche europäiſche Geſandtſchaften an die verſchiedenen Herrſcher des Landes vermochten nicht den Menſchenſchlächtereien Einhalt zu thun, die bis auf den heutigen Tag fortdauern. Vgl. Forbes, D. and the Dahomeens (Lond. 1851, 2 Bde.); Guillevin, Voyage dans l'intérieur du royaume de D. (in »Nouvelles Annales des Voyages«, Par. 1862); Burton, A mission to Gelele, king of D. (2. Aufl., Lond. 1864, 2 Bde.); Laffite, Le D., Souvenirs de voyage et de mission (Tours 1873); Skertchly, D. as it is (Lond. 1874).

Daillé (ſpr. däjé, Dallăus), Jean, berühmter reformirter Theolog, geb. 1594 zu Chatellerault in Poitou, ward 1623 Prediger zu Foreſt, 1625 zu Saumur und 1626 zu Charenton bei Paris und präſidirte als ſolcher 1659 auf der reformirten Nationalſynode zu Loudun und 1670 zu Paris. D. war einer der gelehrteſten und helldenkendſten der gleichzeitigen Theologen. Unter ſeinen vielen Werken hat beſonders der gegen den Aberglauben an eine dogmatiſche Uebereinſtimmung der Kirchenväter gerichtete »Traité de l'emploi des Pères pour le jugement des différents de la religion« (Genf 1632; lat. von Mettäyer, daſ. 1656 u. 1686; engl. von Th. Smith, Lond. 1675) bleibenden Werth. Sein Leben beſchrieb ſein Sohn Horace (geſt. 1690 zu Zürich) in »Abrégé de la vie de J. D.« (Genf 1671).

Daimiel, Stadt in der ſpan. Provinz Ciudad Real (Neukaſtilien), in einer Ebene unweit des Rio Azuer, an der Eiſenbahn von Ciudad Real nach Madrid, ein gut gebauter und ſehr betriebſamer Ort mit ungefähr 13,000 Einw., welche Tuch-, Barkan-, Etamine- und Leinweberei, Ziegel-, Drainirröhren- und Seifenfabrikation und Branntweinbrennerei betreiben. Im Gebiete der Stadt, wo viele Schafe und Schweine gezüchtet werden, liegen die »Ojos del Guadiana« und ein ſalziger See.

Daimios, die Kaſte der mächtigen erblichen Lehnsfürſten in Japan (ſ. d.).

Dainos, Name der Volkslieder der Litauer, von denen eine Anzahl von Neſſelmann (Berl. 1853) überſetzt wurde; vgl. Litauiſche Sprache und Literatur.

Dairi (Daili, »innerhalb«, d. h. die innerhalb des Palaſtes Wohnenden), in Japan Titel der ſogen. geiſtlichen Herrſcher oder Prieſterkönige; ſ. Japan.

Dajak, Name, mit dem man die Urbevölkerung der Inſel Borneo bezeichnet, im Gegenſatze zu den eingewanderten Malayen, von denen ſie in das Innere zurückgedrängt und möglichſt unterworfen ſind. Sie ſtehen daher in ähnlichem Verhältnis wie die Batta auf Sumatra und die Alfuren auf Celebes und den Molukken. Sie zerfallen in eine große Zahl von Stämmen (wie die Idaon im nördlichen Theil der Inſel, die Tirun im Nordoſttheil, die Darat an der Oſtküſte, die Biadſchu oder die eigentlichen D. im Staat Bandſchermaſing, die Part nördlich von den letzteren, die Kujang im Staat Sintang, die Sadong an der Nordweſtküſte, die Marat im Staat Borneo ꝛc., ganz rohe und noch unbekannte ſollen tief im Innern leben). In der äußern Erſcheinung ſind ſie durchgehends von mittlerer Größe, ſchmächtig gebaut und leicht beweglich. Ihre Hautfarbe iſt braun, doch im ganzen heller als bei den Malayen und Javanern; die Stirn iſt breit und platt, die Augen liegen ſchräg, halb durch die Augenlieder gedeckt, die Backenknochen treten hervor, das Haar iſt ſchwarz und lang. Die gewöhnliche Kleidung beſteht bei den Männern aus einem ſchmalen Lendengurt (Tſchawat) aus Zeug oder Baumbaſt und einem Streifen um Stirn und Hinterkopf; nur ſelten tragen Wohlhabendere malayiſche Kleidungs-

stücke. Die Frauen tragen einen engen, bis an die Kniee reichenden Rock von selbst gewebtem Baumwollzeug oder Baumrinde, außerdem langes, aber in einen Knoten aufgeknüpftes Haar und einen großen, runden, aus Stroh oder Nipablättern geflochtenen Hut. Im Binnenland ist auch das Tättowiren, namentlich unter den Männern, allgemeine Sitte. Waffen sind das dolchähnliche Parang oder Mandan, das sie in einer hölzernen Scheide stets bei sich führen, und das Sumpit, ein langes, hohles (auch mit einem Bajonnett versehenes) Bambusrohr, aus dem sie hölzerne, mit Fischzähnen oder Eisen versehene und vergiftete Pfeile durch Blasen schießen. In Bezug auf sittliche und geistige Beschaffenheit sind sie keineswegs so lässig, feig, beschränkt und befangen, wie die Malayen sie schildern und wie sie allerdings in dem Verhältnis der Unterwerfung unter dieselben auf den ersten Anblick auch erscheinen; sie können vielmehr ausdauernd arbeiten, haben Unternehmungsgeist und Sinn für Betriebsamkeit, zeigen sich einsichtig und anschlägig und haben Neigung, sich anzuschließen. Freilich wenden sie diese Seiten des Gemüths nur dem Europäer zu, zu dem sie Vertrauen haben; dem Malayen gegenüber zeigen sie sich mißtrauisch und sklavisch furchtsam. Blutrachefehden vererben sich unter den Stämmen von Geschlecht zu Geschlecht; dabei besteht als Ehrensache die greuliche Sitte des Kopfabschneidens, indem sie Wehrlose beider Geschlechter aus sicherem Hinterhalt überfallen und ihnen den Kopf abschneiden, um ihn vorzeigen und als Zierat des Hauses aufbewahren zu können. Wer noch keinen abgeschnittenen Kopf aufweisen kann, darf noch nicht heirathen, und nach der Zahl solcher Köpfe, deren manches Haus bis über 100 auf Ringe gezogen aufweist, richtet sich der Ruf der Tapferkeit und das Ansehen des Besitzers. Gewöhnlich vereinigen sich mehrere zu einem Mordzug (Ngadschu), den sie, um der Blutrache vorzubeugen, nicht in der Nähe, sondern oft in einer großen Ferne von ihrem Wohnort ausführen. Mordzüge im größern Maßstab, an welchen 800 bis 1000 Personen theilnehmen, heißen Assan und sind als Kriegführung anzusehen, nur daß sie dieselben in gleich feiger Weise zur Ausführung bringen. Eine Kriegserklärung findet vorher nicht statt. Zum Schutz gegen Säbelhiebe und Pfeile dient eine mit Baumwolle wattirte Jacke und eine Art Harnisch aus Fellen, außerdem hölzerne längliche Schilde. Der religiöse Glaube der D. erkennt eine große Zahl von Göttern an, deren manche noch aus der indischen (buddhistischen) Mythologie stammen, während viele aus den Seelen von zu Göttern erhobenen Vornehmen entstanden sind. Von einer geregelten Verehrung derselben ist keine Spur; nur gelegentlich werden den einzelnen Geistern, als deren Aufenthalt die hohen Berge betrachtet werden, Gebete gewidmet und kleine Speiseopfer, bestehend aus Reis, Gebäck, Hühnerfleisch, Obst ꝛc., dargebracht. Viele Stämme im O. verehren auch Sonne, Mond und Sterne. An den früher hier vorhandenen Buddhismus erinnern die Ruinen von Buddhatempeln und mancherlei Inschriften, die sich noch heute vorfinden; auch die vorkommenden heilig gehaltenen und oft theuer bezahlten antiken Gefäße (Tapayan genannt), Vasen ohne Henkel, mit verschiedenen Abbildungen (meist Blumen und Drachen), um die oft blutige Kämpfe geführt werden, dürften jener Periode angehören, aus welcher im übrigen den D. jede Erinnerung abhanden gekommen ist. Es gibt eine Art Priester beiderlei Geschlechts (Bliang bei den Biadschu), die auch als Aerzte im höchsten Ansehen stehen. Sonst herrscht viel Aberglaube, der sich besonders in der Verehrung von Talismanen (Steinen, Stückchen Holz, Krokodilzähnen ꝛc.) gegen die Wirksamkeit böser Geister, im Achten auf Vorzeichen (Vogelflug, Vogelgesang ꝛc.) und in den Gottesurtheilen äußert. Der Islam hat durch die Bemühung der Malayen nur unter einer kleinen Zahl der D. Eingang gefunden, und auch die christlichen Missionäre haben bis jetzt nur geringe Erfolge ihrer Bemühungen gesehen. Die Sprache der D. gehört nach E. Müller zur malayo-javanischen Gruppe der malayischen Sprache und zerfällt in zahlreiche Dialekte; eine Grammatik derselben lieferte K. von der Gabelentz (Leipz. 1852). Von einer Literatur ist nicht die Rede, es fehlt selbst an einer Schrift; aber in mündlicher Ueberlieferung sind Geistesprodukte, theils für Gesang abgefaßt, theils Erzählungen aus alter Zeit, erhalten worden, deren Träger und Bewahrer die Priester sind. Die Betriebsamkeit der D. und ihre dabei sich entwickelnde Geschicklichkeit ist nicht unbedeutend; namentlich sind sie im Schmelzen der Metalle und Verfertigung von Waffen und anderen Geräthen, auch im Weben von Zeugen und Flechten von Matten nicht ungeschickt und zeigen dabei im allgemeinen guten Geschmack. Ihre Hauptbeschäftigung ist jedoch der Landbau und besonders die Kultur des Reises, die sie nomadenartig derart zu betreiben pflegen, daß sie ein damit besäetes Land nach drei Jahren als erschöpft sich selbst überlassen und ein anderes dazu von Bäumen reinigen. Ihre Wohnungen sind lange, schuppenartige, auf 1,5—6 Meter über dem Boden hervorragenden Pfählen von Eisenholz ruhende Gebäude (in Süd- und Ostborneo von 60—70 Meter Länge) mit niedrigen, aus Bambus gefertigten Wänden und einem spitz zulaufenden Dach, doch ohne Fenster. Das Haus ist der Länge nach durch eine Scheidewand in einen Vorder- und einen Hinterraum abgetheilt, welch letzterer wieder in so viele Räume zerfällt, als Familien unter dem gemeinsamen Dach wohnen sollen. Jeder Raum hat eine besondere Thür (Lawang) in der Vorderwand mit einer Treppe, die in die Höhe gezogen werden kann. Im Vordertheil befinden sich die Herde und die Schlafstellen für die unverheiratheten Männer und die Gäste. Die Lebensweise der D. ist einfach. Ihr Hauptnahrungsmittel bildet der Reis, der mit großer Sorgfalt angebaut wird, an manchen Punkten auch das Sagomehl, dazu allerlei Gemüse. Unter den nordwestlichen Stämmen herrscht eine Art siebenjähriger Brachfeldwirtschaft, insofern man erst das achte Jahr wieder dasselbe Feld anbaut und das inzwischen gewachsene Unkraut, welches verbrannt wird, als Dünger verwendet. Von Hausthieren werden nur Schweine, Hunde und Hühner gehalten; ihr Fleisch wird aber sowie jenes der Affen und Krokodile nur bei Festlichkeiten genossen. Bei letzteren wird auch das aus Reis und verschiedenen Kräutern bereitete, stark berauschende Tuak (oder Nagi) getrunken; sonst dient im allgemeinen Wasser als Getränk. Merkwürdig ist die bei den D. übliche verschiedene Behandlung der Todten, indem die Leichen zum Theil einfach beerdigt, zum Theil verbrannt, außerdem aber auch (in Ostborneo) in hölzernen Kisten im Wald über der Erde aufbewahrt werden. Bei allen Bestattungen findet ein Leichenschmaus statt, und überall wird für den Verstorbenen

ein Menschenopfer dargebracht. Die Ortschaften (Kamvongs) der D. bestehen aus drei oder mehreren der beschriebenen Gebäude, die an dem Ufer eines Flusses oder in einiger Entfernung davon im Dickicht liegen. Es gibt eine Art Adel neben dem von ihm abhängigen Volk; aus den Familien des erstern wählt man den Dorfhäuptling (Tuwa), dessen Einfluß jedoch gering ist; bei den den malayischen Fürsten unterworfenen D. werden sie jedoch von diesen ernannt. Uebrigens sind nicht alle D. seßhaft; im Innern namentlich soll es Stämme geben, die in den Urwäldern umherziehen und einzig von der Jagd und wild wachsenden Wurzeln und Früchten leben. Vgl. Perelaer, Etnographische beschrijving der D. (Zalt-Bommel 1870).

Dak (Dawk), in Ostindien Bezeichnung der für die höheren Klassen und für Europäer üblichen Reiseweise vermittels eines Palankins, dessen Träger auf bestimmten Stationen zum Wechseln bereit stehen. Diese Art zu reisen, ist seit Vervollständigung des Eisenbahnnetzes auf den Hauptreiserouten sehr selten geworden. Höhere Beamte können bei großer Eile 60—90 Kilom. den Tag im D. zurücklegen. Die Reiseart ist ausführlich beschrieben in H. v. Schlagintweit, »Reisen in Indien«, Bd. 1, S. 239 ff. (Jena 1869).

Dake (Dacke), Nikolas, schwedischer Bauer aus der Provinz Smaland, stellte sich an die Spitze der unzufriedenen Bauern, um von Gustav Wasa die Wiederherstellung der katholischen Religion und die Verminderung der Abgaben zu erzwingen, erfocht gegen die königlichen Truppen mehrere Vortheile und trat selbst mit auswärtigen Mächten in Verbindung, ward aber schließlich 1543 erschossen.

Dakiki, Abû Mansûr Mohammed, nach einigen aus Tûs, nach anderen aus Bochara gebürtig, einer der bedeutendsten persischen Dichter vor Firdusi, hat seinen Namen besonders dadurch noch verewigt, daß er auf Befehl des Samanidenfürsten Nûh ben Mansûr (975—997) die erste dichterische Bearbeitung der altiranischen Königssagen begann, die später von Firdusi so herrlich fortgeführt und in vollendetster Weise zum Abschluß gebracht wurde. D. selbst, wie auch Firdusi in seinem »Schâhnâme« erwähnt, hat davon nur 1000 Verse (aus der Geschichte des Guschtasp) vollendet, da er schon in frühem Alter durch die meuchlerische Hand eines Türkenknaben seinen Tod fand. Er hat viele Kasidan (Lobgedichte) zum Preis der Samanidenfamilie gedichtet und in Ghaselen, die ziemlich deutlich verrathen, daß er stark dem vom Islam verpönten Parsismus anhing, hauptsächlich den Wein verherrlicht. Alles, was uns von ihm an Gedichten erhalten ist, findet sich in persischem Text und metrischer deutscher Uebersetzung zusammengestellt in Ethé's »Rûdagi's Vorläufer und Zeitgenossen« (in »Morgenländische Forschungen«, Leipz. 1874).

Dakka (Dhaka), ein Regierungsbezirk (Division) in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, 40,438 QKilom. (733,5 QMeilen) groß, mit (1871) 7,592,932 Einw., umfaßt das durchaus ebene Delta des Brahmaputra und Megna, welche im obern Theil seine Grenzen bilden, während ihn im W. der Brahmaputra, von Goalundo ab der Ganges begrenzt, dessen Madhumati-Arm der Grenzfluß bis zur Ausmündung in das Meer bleibt. Während der Regenzeit stark überflutet, so daß die Gegend auf weiten Strecken als meerartiger See erscheint, welchen die Dörfer und Städte, die theilweise auf künstlichen Erhöhungen angelegt sind, inselartig überragen, trägt der südliche Theil des Bezirks in der Fruktifikationszeit die ergiebigsten Ernten, ist Mißjahren und Trockenheit nicht ausgesetzt und deswegen die Kornkammer Bengalens. Das Land ist fast bis zur Meeresküste angebaut. Oede Flächen finden sich nur im nördlichen Theil; hier allein ist der Boden gewellt und auf größeren Strecken von dichtem, von Tigern und anderen Raubthieren bevölkertem Niederwald bestanden; er geht später in die Hügelländer der Garo und Khassia (s. d.) über. In dem an das Meer stoßenden Distrikt Backergandsch ist der Verkehr in jeder Jahreszeit fast nur zu Wasser möglich, längere Straßenzüge finden sich erst im nördlichen Bezirk Maimensing. Hauptfrucht ist Reis, in welchem sich in jeder größern Stadt ein sehr lebhafter Handel entwickelt, dann die Gespinstpflanzen Dschute und Baumwolle. Thee wird im nördlichsten Theil schon seit mehreren Jahren in zwei Plantagen gebaut; aber die Gärten mehren sich nicht, da das Land als Standort für diese Pflanze zu niedrig liegt. In der Bevölkerung wiegt das Blut der vorarischen Bewohner vor; im S. sind die zahlreichen Tschandals, im N. die in Maimensing wohnenden Stämme von großem ethnographischen Interesse. Der Religion nach sind 61 Proc. Mohammedaner, die übrigen Hindu bis auf kleine Reste Bhutadiener (s. Bhuta) und Christen; letztere sind am zahlreichsten in den Bezirken D. und Backergandsch, wo sie 12,696 gegen 587 in den anderen beiden Bezirken zählen. Zu europäischer Berühmtheit ist D. durch seine feinen Musselingewebe gelangt; die geschicktesten Weber in Indien wohnen hier. Durch Zählen der Fäden und Wägen eines Stücks von gewisser Länge und Breite bestimmte man im Dakka-Musselin die Feinheit des Garns zu Nr. 380; es ist dies zwar bedeutend weniger als bei europäischen, mit Maschinen dargestellten Geweben, die in Schaustücken selbst Nr. 700 aufweisen (wobei jedoch ein für den Gebrauch haltbarer Stoff nicht mehr hergestellt wird); die Dakka-Garne sind dagegen sehr haltbar und feiner als die europäischen. Das Gewebe fühlt sich infolge der Nichtanwendung von Stärke und der ausschließlichen Anfertigung mit Handarbeit sehr zart an. Zu den feinsten, durchsichtigen Geweben wird nur Garn benutzt, welches einige Jahre alt ist. Am theuersten bezahlt sind Mulmul Khas oder Königsmusselin (20 Mark der Meter), Abrawan (»fließend Wasser«, mit 6 Mark). Vgl. Watson, The textile manufactures of India (Lond. 1866). Die Division zählt bei 19,193 Dörfern und Wohnstätten 1272 Schulen mit 20,712 Schülern. Administrativ ist sie eingetheilt in die Bezirke Maimensing, Farridpur, Backergandsch und D. Seit 14. Sept. 1874 ist der nördliche Bezirk Sylhet mit Katschar davon abgetrennt und Assam zugewiesen worden. — Die Stadt D. mit 69,212 Einw., zu fast gleichen Theilen Hindu und Mohammedaner, zur Zeit der Selbständigkeit Bengalens zeitweise Regierungssitz, ist eine bedeutende Handelsstadt und unter der englischen Verwaltung Sitz vieler Behörden und Schulen. Eine Besonderheit ist das hier angelegte Elefantendepot. Am 6. Aug. 1874 wurde der Grundstein zu einem großartigen Wasserwerk gelegt. Europäer haben Dschutereinigungsmaschinen errichtet, und man hofft von dem 1874 sich mächtig regenden Sinn der Eingebornen für Anlage mechanischer Spinnereien und Webereien eine Wiederbelebung der stark zurückgegangenen Weberei, welcher bisher die englischen Kaliko's erfolgreiche Konkurrenz machten. Bei der guten, durch Dampfer vermittelten Wasserverbindung mit dem Meer hat

der Bezirk jedenfalls eine gute Zukunft; die Eisenbahn endet seit 1. Jan. 1871 an seiner Westgrenze, bei Goalundo am Brahmaputra.

Dakóta, ein zahlreicher Indianerstamm im Nordwesten der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Name bedeutet »die sieben Rathfeuer«, worunter der Staatenbund des Hauptvolks dieser Familie zu verstehen ist. Die Franzosen nennen sie Sioux, andere auch Naudowessies (Nadoweſſier), welcher letztere Name aus dem Wort Nadoesi entstanden ist, womit die Odschibwä die D. zu benennen pflegen. Das vornehmste Volk dieses Stammes sind die eigentlichen D., welche das Gebiet zwischen dem obern Mississippi im O. und den Black Hills und Rocky Mountains im W., südlich bis etwa zum Platte und zur Mündung des Siouxflusses bewohnen. Sie umfassen sieben verbündete, aber von einander unabhängige Völker. Die vier östlichen derselben sind unter den Namen Mdewakantonwan (franz. Gens du lac), Wahpetonwan, Wahpekutes und Sisitonwan als alte Feinde der Odschibwä bekannt; das erste unter ihnen ist das einzige, welches Ackerbau treibt. Weniger bekannt sind die drei anderen mehr westlichen Völker, die Janktonwan, Janktanwanna und Titonwan, welche wandernd umherziehen und seit Alters einen fortwährenden Raubkrieg gegen alle am Missouri und seinen Zuflüssen lebenden Indianer führen. Die Zahl der D., die zu den intelligentesten und kriegerischsten Stämmen der Union zählen, schätzt man gegenwärtig auf 23,000. Vor zwei Jahrhunderten wurden sie von französischen Missionären besucht und in der Civilisation weiter gefördert als irgend ein anderer Stamm im NW. gelangt war. Sie sind treffliche Reiter und kühne Jäger, die im Sommer dem Büffel über die Prairie folgen, während sie im Winter ihre Hütten längs der mit Busch und Wald bestandenen Ufer der Seen und Flüsse aufschlagen. Innig verwandt mit den D. sind die Winebago (franz. Puants) am Westufer des Michigansees, von denen die Jowa, Missouri, Oto und Omaha wieder Unterabtheilungen bilden. Im S. dieser Völker, welche die Hauptmasse des Dakotastammes darstellen, wohnen die Kansas, nördlich vom Kansasfluß, die Osagen, südlich vom Missouri, und die Quappa, zwischen Arkansas und Mississippi. Im W. des Verbreitungsbezirks des Dakotastammes wohnen die Mandaner und Menitärri, an der Biegung des Missouri von O. nach S., und westlich von den Black Hills sitzen die Upsaroka oder Krähenindianer (Crows). Das nordwestlichste Volk der Dakotafamilie sind die Assiniboin, welche sich bis an den südlichen Saskatschewan verbreiten. Grammatiken der Dakotasprache lieferten Riggs (Washingt. 1852), von der Gabelentz (Leipz. 1852) und Röhrig (Washingt. 1873). Vgl. Hayden, Contributions to the ethnography and philology of the Missouri Valley (Philad. 1862).

Dakota, Territorium in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wurde zuerst durch Kongreßakte vom 2. März 1861 organisirt und umfaßte damals das ganze Gebiet zwischen Minnesota und Jowa und dem Felsengebirge. Durch Regelung der Grenzen und Neubildung der Territorien Idaho (1863) und Wyoming (1868) wurde es jedoch verkleinert, so daß es jetzt nur das Gebiet nördlich von 42° 30′ nördl. Br. und östlich von 68° 40′ westl. L. v. Gr. umfaßt, welches immerhin noch eine Ausdehnung von 390,898 QKilom. (7099 QM.) hat. Der Missouri durchströmt die Mitte des Territoriums, und der schiffbare Red River des Nordens bildet einen Theil der Ostgrenze. Unter den namentlich im O. zahlreichen Seen ist der 486 Meter ü. M. gelegene Mini Wakan oder Teufelssee, dessen Wasser salzig ist, der bedeutendste. D. ist im allgemeinen eben und nur gegen SW. treten die Schwarzen Berge (Black Hills) in dasselbe über. Die im O. und S. gelegenen Landestheile sowie die Flußthäler bieten für den Feldbau und die Viehzucht geeignetes Land in Fülle; das Plateau du Coteau du Missouri hingegen, welches sich zwischen dem östlichen Ufer des Missouri und dem Dakotafluß hinzieht, sowie die nach SW. gelegenen »Mauvaises Terres« (Bad lands) sind unfruchtbar. Prairien herrschen vor, doch fehlt es nicht an Wald. Der Mineralreichthum ist bedeutend. Gold, Silber, Eisen und Kupfer sind in den Black Hills entdeckt worden; im NO. ist ein ausgezeichnetes Lager von Argilis (Pipe-stone), das je nach dem Eisengehalt in den verschiedensten Farben und von fast jeder Textur auftritt; Kohlen finden sich im südöstlichen Winkel des Landes und Steinsalzlager am Mini Wakan. Das Klima ist im S. mild, im N. aber sehr streng. Das Territorium zählte 1870: 40,501 Einw., einschließlich von 27,520 Dakota- und anderen Indianern, von welchen 26,320 noch ein Nomadenleben führen und in ihren noch kaum erforschten Revieren Büffel, Elens, Hirsche, Antilopen, Bären, Wölfe, Ottern, Marder ꝛc. jagen, deren Felle einen wichtigen Handelsartikel bilden. Die Hauptansiedelungen der Europäer liegen im südöstlichen Theil des Gebiets, unter ihnen die Hauptstadt Yankton an der Mündung des D. in den Missouri. Angebaut werden namentlich Weizen, Mais, Hafer und Kartoffeln (Ertrag des Feldbaues 1870: 495,657 Dollars). Der Viehstand (2514 Pferde, 4151 Milchkühe, 2125 Zugochsen, 6191 Rinder und Kälber, 1901 Schafe, 2033 Schweine) ist noch unbedeutend. Die gewerblichen Anlagen beschränkten sich 1870 auf 10 Sägemühlen, 2 Kornmühlen, 2 Brauereien und 2 Eisenhämmer. Es gab damals 35 Schulen mit 1255 Schülern, 5 öffentliche Bibliotheken und 3 Zeitungen. Der Werth des liegenden und beweglichen Eigenthums wurde 1870 auf 2,924,489 Dollars geschätzt, und es wurden Lokalsteuern im Betrag von 13,867 Dollars erhoben. S. Karte »Vereinigte Staaten ꝛc. III«.

Daktylen, s. Jdäische Daktylen.

Daktyliomantie (griech.), bei den Alten die Kunst, durch Zauberringe wahrzusagen. Ein unter Ceremonien geweihter Ring wurde von einer verhüllten, um den Kopf geschornen, in den Händen Eisenkraut haltenden Person unter Gebetformeln an einen Faden befestigt und auf einer runden, am Rand mit Buchstaben bezeichneten Tafel hüpfend bewegt, und die Buchstaben, auf welche er sprang, wurden Behufs der Beantwortung der gestellten Frage zusammengesetzt.

Daktyliothek (griech., s., »Ringbehältnis, Ringkästchen«), besonders eine Sammlung von Gemmen, Kameen, geschnittenen Steinen, Ringsteinen (Gemmenkabinet), sonst meist eine Zierde des Tempelschatzes. Die älteste D. in Rom stammte von Scaurus, Sulla's Stiefsohn, her. Mithridates besaß eine reiche D., die sein Ueberwinder Pompejus nach Rom ins Kapitol bringen ließ und dem Jupiter weihte. Cäsar legte 6 Daktyliotheken im Tempel der Venus Genetrix an, und unter Augustus stiftete Marcellus, der Sohn der Octavia, eine andere in den Tempel des palatinischen Apollo. Als in dem verfallenden

römischen Reich neben vielen anderen Zweigen der Skulptur auch die Glyptik außer Uebung kam, rettete fromme Prunksucht bedeutende Werke dieser Art, um damit Kleinodienkästchen, Reliquienschreine und Kirchengefäße zu schmücken. Petrarca's Begeisterung für Ueberreste alter Kunst machte zuerst in Italien auf jene werthvollen Kunstprodukte des Alterthums aufmerksam. Es legten Daktyliotheken an die Häuser Gonzaga und Farnese in Rom, Este in Modena und Lorenzo Medici der Prächtige in Florenz und, als diese zerstört worden, ein späterer Medici eine neue, die Grundlage der noch bestehenden florentinischen, der reichsten unter allen, die gegen 4000 Steine enthält; in Rom außer den Päpsten Julius II. und Leo X. (unbedeutend) auch der Prälat Maria Piccolomini und die Königin Christine von Schweden (Museum Odescalchi). Später angelegte Daktyliotheken waren die in der vatikanischen Bibliothek, in den Palästen Barberini und Strozzi (jetzt in Petersburg). Gegenwärtig sind die wichtigsten öffentlichen Sammlungen geschnittener Steine die zu Wien, die reichste an sehr großen Kameen von unschätzbarem Werth, zu Paris, Petersburg, im Haag, zu Florenz und Neapel, letztere insbesondere bereichert durch das ehemalige Borgia'sche Kabinet. Unter den Sammlungen geringern Umfangs verdient das Museum in Berlin besondere Erwähnung wegen der mit demselben vereinigten Sammlung von Stosch. — D. nennt man auch eine Sammlung von Kupferstichen, die Gemmen darstellen, und zwar entweder Gemmen mit Gegenständen von einerlei Art, z. B. solche mit Bildnissen von Philosophen (von Bellori), Abraxasgemmen (von Chifflet), Gemmen mit Inschriften (von Ficoroni), mit den Namen der Verfertiger (von Stosch), oder die Steine einer ganzen Sammlung, z. B. die Sammlung von Gori in dem Museum Florentinum sowie die von Wicar und Mongez daselbst, die früheren Pariser von Mariette, die des Herzogs von Orléans, die von Leblond und Lachaur und die Wiener, von Eckhel in Abbildungen herausgegeben. Nächstdem sind noch anzuführen die Abbildungen der Sammlungen von Odescalchi, Gravelle, Stosch, Bossi und dem Herzog von Marlborough. Unter den Sammlungen von Abbildungen nach abgegossenen Gemmen (Pasten) ist die Lippert'sche in Dresden die berühmteste.

Daktylologie (Daktylonomie, griech.), die Kunst, an den Fingern zu rechnen, die älteste Art zu rechnen, deren man sich sowohl beim Rechnenlernen, als auch im gewöhnlichen Leben bediente. Bei den Römern wurden die Zahlen bis 99 theils durch Einschlagen, theils durch Krümmen der Finger der linken Hand bezeichnet, auf dieselbe Weise aber mit den Fingern der rechten Hand die Zahlen von 100 bis 9000; was über 9000 ging, wurde mit der ganzen Hand angedeutet, indem man sie in die Höhe, an die Brust ꝛc. legte, und zwar von 10,000 bis 90,000 die linke, von 100,000 bis 900,000 die rechte. Eine Million wurde durch die über den Kopf gefalteten Hände angedeutet. D. ist auch s. v. w. Fingersprache.

Daktylosymphysis (griech., f.), das Zusammenwachsen von Fingern oder Zehen.

Daktylus (griech., »Finger, Fingerschlag«), in der Metrik ein Versfuß, der aus einer langen und zwei kurzen Silben besteht: ⏑ ⏑, hat einen geflügelten, hüpfenden Charakter, der sich am schärfsten im gleitenden Reim (z. B. prächtige, mächtige) ausprägt. Es ist erforderlich, daß seine beiden Kürzen rein gehalten und nicht durch eine Länge ersetzt werden, wenn nicht der beschwingte Gang des Verses sofort erlahmen soll; doch wird er in solcher Selbständigkeit und Reinheit nur in kleineren Gedichten angewendet. Die reinen Daktylen eignen sich vorzüglich zur Schilderung eines bewegten Naturlebens, einer jubelnden Freude, wie z. B. in dem Engelschor in Goethe's »Faust« (Christ ist erstanden! Freude den Sterblichen ꝛc.) oder in dem Gedicht »Lüfteleben« von Rückert. Oft bilden sie auch mit Trochäen Strophe und Gegenstrophe, wie in Schillers »Frauenwürde«, oder bei trochäischen Versen eine Art zweizeiliger Refrains. In angemessenem Wechsel mit dem Spondäus bildet der D. das größere epische und elegische Versmaß, den Hexameter und Pentameter, die wichtigsten unter den sogen. daktylischen Versen, deren Grundform er bildet. Außerdem findet man in der lyrischen Poesie Beimischungen daktylischer Rhythmen, z. B. in der Sapphischen, Alkäischen und Asklepiadeischen Strophe.

Dalai Lama (»Priester-Ocean«), ursprünglich mongolische, dann in allgemeinen Gebrauch gekommene Bezeichnung des obersten Priesters aller Buddhisten in China und den Nebenländern sowie der Buddhisten auf russischem Territorium. Nach einer in Tibet im 15. Jahrh. n. Chr. aufgekommenen Anschauung setzt in ihm der Buddha, der Stifter des Buddhismus (s. d.), sein Erlöserwerk fort und wird stets in ihm wiedergeboren; seit dem 17. Jahrh. ist der D. zugleich der weltliche Herrscher von Tibet (s. d.), dessen Hauptstadt Lhassa auch der Sitz des D. ist. Seit 1746 sicherten sich die Chinesen größere Gewalt in Tibet und über den D. Nach den Buddhisten findet die Wiedergeburt des Buddha als Kind statt; nach dem Ableben des D. erfolgt unter den tibetischen Kindern ein Suchen nach der neuen Buddhaverkörperung. Die chinesische Regierung hat Sorge getragen, daß nur ein Kind aus einer ihr ergebenen Familie als neuer D. anerkannt werde; die gröbsten Betrügereien kommen dabei vor. Als Regent ist der D. lediglich Puppe, die Regierung wird thatsächlich von chinesischen Mandarinen geführt. Der tibetische Titel des D. lautet Gyal-va-rin-po-tsche, der »Allerhöchste, Kostbarste«. Mit dem Papste darf er nicht verglichen werden; er ist von demselben unterschieden nicht bloß durch den Umstand, daß er als eine Verkörperung der Gottheit gedacht wird, sondern auch darin, daß gleichzeitig mehrere ihm ähnliche Verkörperungen existiren, und daß er über die Priester nicht im entferntesten eine so allgemeine Gewalt ausübt wie der Papst. Der gegenwärtige D. ist 1856 geboren und wenige Jahre später inthronisirt worden. Vgl. Köppen, Die Religion des Buddha, Bd. 2 (Berl. 1859); E. Schlagintweit, Buddhism in Tibet (Leipz. 1863); Fr. Mayers, Illustrations of the Lamaist System in Tibet, drawn from Chinese Sources (im »Journal of the Royal Asiatic Society«, neue Serie, Bd. 4).

Dalainor, großer Binnensee in der nordöstlichen Mongolei an der russischen Grenze, 60 Kilom. lang, 40 Kilom. breit, nimmt von SW. her den Kerulun (Kherlon) und von SO. her den Chalka auf, der in seinem mittlern Lauf durch den Buinor gezogen ist. Sein Ausfluß am Nordostende bildet eine lange Strecke die Grenze Sibiriens gegen China; er heißt zuerst Dalaigol und nimmt in seinem untern Lauf den Namen Argun (s. d.) an.

Dalarne (schwed., »die Thäler«), nach der frühern, im Munde des Volks noch jetzt gewöhnlichen Benennung das rauhe, aber auch an herrlichen

Landschaften reiche, an den beiden Dalelfen und dem Siljansee gelegene Gebirgsland oder der nördlichste, das jetzige Län Stora Kopparberg oder Falun umfassende Theil des eigentlichen Schweden, enthält 29,085 QKilom. (528,2 QM.) und wird von den Dalkarlar oder Dalekarliern (»Thalkerlen, Thalmännern«) bewohnt, nach denen man gewöhnlich, aber fälschlich, die Provinz Dalekarlien nennt. Düstere Höhen, dazwischen tiefe, lachende Thäler und stille Seen, reißende Ströme und dunkle Fichtenwälder verleihen der Landschaft ihren besondern, ernst-lieblichen Charakter. Das Klima ist rauh, und der lange, kalte Winter zerstört oft die dürftige Ernte; im N. gefriert sogar das Quecksilber. Unter den Mineralprodukten Dalarne's sind zu nennen: Eisen (1872 aus 102 Gruben 3735 Ctr. Erz, aus welchem in 48 Hohöfen, 1,813,400 Ctr. Roh-, 165,000 Ctr. Guß-, 480,000 Ctr. Stab- und 134,300 Ctr. Manufaktureisen gewonnen wurden), Kupfer (1872: 14,700 Ctr. Garkupfer, das meiste aus dem großen Kupferberg bei Falun) und Porphyr, welcher letztere aber jetzt, nachdem das Werk in Elfvedalen abgebrannt ist, wenig benutzt wird. Bei Mißwachs nahm man früher oft zu Rindenbrod seine Zuflucht, was jetzt jedoch wegen der verbesserten Kommunikationen kaum mehr nöthig ist. Die Bewohner, deren Zahl (1871) 176,946 beträgt, sind von den übrigen Schweden durch Sitten, Sprache und Gewohnheiten wesentlich unterschieden. Sie bilden einen kraftvollen, großen, wohlgebauten, schlanken Schlag einfacher und biederer, abgehärteter und arbeitsamer Menschen, die sich durch Patriotismus, freien Sinn, Kühnheit und Tapferkeit, Festhalten an ihren angestammten Rechten und Sitteneinfalt auszeichnen. In seinem Wesen ist der Dalekarlier ernst, still und freundlich, sparsam, beweglicher und lebhafter in dem westlichen Theil des Landes, schwerfälliger in dem östlichen. Beide Geschlechter lassen das blonde Haar über die Schultern herabhängen. Die Männer tragen einen niedrigen, runden Hut mit breitem Rand, weiße oder blaue Ueberröcke, blaue Strümpfe und Schuhe, im Winter Pelze; Frauen und Mädchen weiße leinene Jacken und Häubchen, weiße stehende Halskragen, farbige wollene Schürzen und rothwollene Strümpfe. Die Schuhe haben hohe Absätze, meist Sohlen aus Birkenrinde und sehen unförmlich aus. Im Hauswesen wird die größte Reinlichkeit beobachtet. Die Wohnhäuser sind mit Schindeln gedeckt und roth angestrichen; die weißen steinernen Schornsteine erheben sich über den einstöckigen Häusern bis über 1 Meter hoch. Das eigenthümliche Volksleben zeigt sich besonders an Festtagen in den Kirchspielen um den Siljansee, wenn die Leute in ihren Sonntagskleidern, aus Wäldern und Thälern kommend oder auf dem See mit 10 oder 11 Paar Rudern wettfahrend, in die Kirchen strömen; ferner bei den geheimen Richtersprüchen der großen Dorfschaften, wo die Sittlichkeit des Volks durch dessen eigene sittliche Kraft bewacht wird; oder in den Häusern, wo man neben dem Pflug und der Sense die Werkzeuge des Uhrmachers oder Handwerkers und daneben die Bibel und die lutherische Postille sieht. Der ernste, oft düstere Charakter der Dalekarlier spricht sich auch in den Molltönen ihrer Gesänge, selbst noch in der muntern und raschen Polska aus. Sie sprechen ihren eigenen Dialekt, der in den entferntesten Thälern von dem heutigen Schwedischen überaus verschieden ist; übrigens ist ihnen auch das Runenalphabet geläufig, und noch im vorigen Jahrhundert (ja wohl hier und da noch jetzt) gebrauchten sie den altnordischen Runenstab als immerwährenden Kalender. Die meisten dalekarlischen Bauern sind Eigenthümer des Feldes, das sie bebauen, und wie klein auch dies Eigenthum sei, so verleiht es ihnen doch ein gewisses Gefühl von Stolz und Unabhängigkeit. Die Dalekarlier reden jedermann, selbst den König, vertraulich mit Du an. Da nach des Vaters Tode das kleine Gut unter die Kinder vertheilt wird, so müssen diese neben der Bearbeitung ihres Gütchens noch ein Gewerbe treiben. Von dieser ihrer häuslichen Industrie bringen sie besonders Webekämme, Wanduhren, hölzerne Geräthe, Sensen, Sägen, Schleifsteine ꝛc. und die Weiber künstliche Haararbeiten zum Verkauf. Im Frühjahr wandern viele aus, um in anderen Provinzen Schwedens Arbeit zu suchen. Wegen ihrer Treue, Ehrlichkeit, Arbeitsliebe sind sie auch als Dienstboten sehr gesucht. Bei den Dalekarliern findet man noch die alte nordische Gastfreundschaft; gutherzig theilen sie das Wenige, das sie besitzen, mit dem Fremden, ohne ihm durch neugieriges Fragen beschwerlich zu fallen. In der schwedischen Geschichte spielen diese freisinnigen, vaterlandliebenden Bauern eine große Rolle. An ihrer Tapferkeit brachen sich mehrmals die gegen Schwedens Freiheit gerichteten Angriffe, wie sie anderseits die Sieger und Ruhmesstützen für Gustav Wasa, Gustav Adolf und Karl XII. waren. S. Karte »Skandinavische Halbinsel«.

Dalavadia, im Mittelalter bis gegen Ausgang des 12. Jahrh. eine Landschaft in Irland, welche den größten Theil der jetzigen Grafschaft Down und die südliche Hälfte von Antrim umfaßte.

Dalayrac (spr. dalärack), Nicolas, s. Alayrac.

Dalberg, altes und hochangesehenes reichsunmittelbares Geschlecht, ursprünglich Kämmerer von Worms genannt nach dem ihnen erbeigenen Kämmereramt des Hochstifts Worms, dann Herren von D. oder Dalburg nach einer erheiratheten Burg gleichen Namens im kurpfälzischen Oberamt Kreuznach. »Ist kein D. da?« fragte bei jeder deutschen Kaiserkrönung der Herold, worauf der anwesende Sprößling des Geschlechts vom Kaiser den ersten Ritterschlag erhielt, eine Ehre, die in alten, den Habsburgern geleisteten Diensten ihren Ursprung haben soll. Napoleon I. wollte dieses Herkommen auch nach der Auflösung des Deutschen Reichs aufrecht erhalten, indem er festsetzte, daß der Ritterschlag der D. künftig ein Recht der französischen Kaiserwürde sein sollte. Den freiherrlichen Charakter bekam das Geschlecht um 1634. Heribert, Kämmerer von Worms, ward 990 Erzbischof von Köln, krönte 1002 Kaiser Heinrich II., starb 16. März 1021 und ward später kanonisirt. Bedeutend erhöht wurde die Macht des Geschlechts durch den Ritter Gerhard, Kämmerer von Worms, welcher durch seine Gemahlin, Greta von D., die bedeutenden Güter nebst dem Namen dieser alten Familie an die seinige brachte, so daß fortan die Kämmerer von Worms, genannt D., mit Fürsten wetteifern konnten. Viele Mitglieder der Familie bekleideten hohe weltliche und geistliche Würden. Besonders nennenswerth sind:

1) Johann, Kämmerer von Worms, genannt von D., eifriger Beförderer der wieder auflebenden Wissenschaften in Deutschland, geb. 1445, brachte als Kanzler des Kurfürsten Philipp von der Pfalz die Universität Heidelberg zu ihrer höchsten Blüte und ward 1482 unter dem Namen Johannes III. Bischof von Worms. Die Berufung des Rudolf Agricola nach Heidelberg, die Gründung der Uni-

Digitized by Google

versitätsbibliothek, die Errichtung der neuen Börse, eines besondern Kollegiums für Juristen zur Beförderung des Studiums der bürgerlichen Rechte, waren Dalbergs Werk. Er war Vorsteher der von dem Humanisten Celtes gestifteten Societas Celtica und stand mit den namhaftesten Gelehrten seiner Zeit im Verkehr. Er starb 1503. Vgl. G. W. Zapf, Ueber das Leben und die Verdienste Johann v. Dalbergs (Augsb. 1789 u. 1796).

2) Franz Eckenbert, kurmainzischer Oberamtmann in Kirweiler und Ritterhauptmann am Oberrhein, geb. 1674, wurde der Stifter der ältern Mainzer oder Dalberg-Dalbergischen Linie.

3) Wolfgang Eberhard, Kammerpräsident und Oberamtmann zu Oppenheim, Beförderer der Künste und Wissenschaften, stiftete die jüngere Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Linie, welche aber erloschen ist, starb 1737.

4) Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von, Kämmerer von Worms, letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, später Fürst-Primas des Rheinischen Bundes und Großherzog von Frankfurt, geb. 8. Febr. 1744 auf dem Stammschloß Hernsheim bei Worms als Sohn von Franz Heinrich v. Dalberg, kurfürstlich mainzischem Geheimrath und Statthalter von Worms, studirte die Rechte, bildete sich dann zu Worms, Mannheim und Mainz für den geistlichen Stand aus, wurde in der Folge Kapitularherr zu Mainz, Domherr zu Würzburg und Worms, 1772 Wirklicher Geheimrath und Statthalter zu Erfurt. In letzterer Stellung wirkte er erfolgreich für die Handhabung des Rechts, für Handel, Gewerbe und Landwirtschaft, für die Wiedererhebung der gesunkenen Universität und für die Einigkeit der katholischen und lutherischen Landesbewohner. Mit Wieland, Herder, Goethe und Schiller stand D. in lebhaftem Verkehr. Im Jahr 1787 ward er Koadjutor im Erzstift und Kurfürstenthum Mainz und im Hochstift Worms und 1788 auch im Bisthum Konstanz und Erzbischof von Tarsus. Am 17. Jan. 1800 folgte er im Bisthum Konstanz und 25. Juli 1802 dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph v. Erthal im Erzbisthum Mainz, aber nur in dem Ueberreste des Kurstaats, dem Fürstenthum Aschaffenburg, dem Gebiet Erfurt und dem Eichsfeld, da die überrheinischen Besitzungen des Erzstifts an Frankreich abgetreten, die diesseitigen aber säkularisirt worden waren. D. war der einzige geistliche Fürst des Reichs, dem der Reichsdeputationshauptschluß einen Staat bildete, wozu die Fürstenthümer Regensburg, Aschaffenburg und die Grafschaft Wetzlar verwendet wurden. Hier empfing D. 23. April 1804 die Huldigung. Bei der Kaiserkrönung Napoleons I. verweilte er in Paris, um sich mit dem Papst über die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Deutschland und mit Napoleon über verschiedene Streitfragen zwischen Frankreich und Deutschland zu besprechen. Daß er mit Unrecht eines Einverständnisses mit Frankreich beschuldigt wurde, zeigte sein freimüthiger beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich 1805 an alle Reichsstände erlassener Aufruf und die Verantwortung, zu welcher er deshalb nicht lange nachher von Napoleon in München gezogen wurde. Bei der Errichtung des Rheinbundes mußte er sein Amt als Reichserzkanzler niederlegen, wurde aber unter Beibehaltung seiner erzbischöflichen Würde souveräner Fürst-Primas dieses Bundes und Vorsitzender in der Bundesversammlung; zugleich wurden ihm die Stadt Frankfurt sowie alle Souveränitätsrechte über die Besitzungen der Fürsten und Grafen v. Löwenstein-Wertheim auf der rechten Seite des Mains und über die Grafschaft Rheineck zugesprochen. Frankfurt, Sitz des Rheinbundes, wurde 1807 seine Residenz. Im Jahr 1810 trat er Regensburg an Bayern ab und erhielt dafür die Fürstenthümer Hanau und Fulda mit dem Titel eines Großherzogs von Frankfurt und der Bestimmung, den Vicekönig Eugen als Regierungsnachfolger anzunehmen. Im November 1813 legte er die Großherzogswürde zu Gunsten Eugens nieder, zog sich später in sein Erzbisthum Regensburg zurück und starb hier 10. Febr. 1817. Ein großes Verdienst erwarb sich D. um die Hebung des Schulwesens in seinen Sprengeln. Seine zahlreichen Schriften beziehen sich auf Gegenstände aus den verschiedensten Gebieten, aus Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaften 2c. Er war ein feingebildeter, wohlwollender Mann, der namentlich Gelehrte und Dichter gern unterstützte (wie denn unter anderen Schiller eine Zeitlang einen Jahrgehalt von ihm bezog), freilich in seiner politischen Haltung nicht immer die nöthige Festigkeit und Selbständigkeit bewies. Im Dom zu Regensburg, wo er begraben ist, ließ ihm sein Neffe ein Denkmal aus karrarischem Marmor setzen. Vgl. Krämer, Karl Theodor von D. (Leipz. 1821).

5) Wolfgang Heribert, Freiherr von, Kämmerer von Worms, Bruder des vorigen, geb. 1749, ward Intendant des Mannheimer Theaters, dann seit 1803 badischer Staatsminister, erhob das Mannheimer Theater zu hoher Blüte. Bekannt ist er namentlich durch seinen Verkehr mit Schiller, dessen erste Dramen er zu Mannheim aufführen ließ, wobei er sich öfters kleinlich und engherzig zeigte. Er starb als badischer Staatsminister 28. Sept. 1806 zu Mannheim. Er schrieb mehrere Dramen. An ihn sind Schillers »Briefe an den Freiherrn v. D.« (Karlsr. 1819) gerichtet. Vgl. Koffka, Iffland und D. (Leipz. 1865).

6) Johann Friedrich Hugo, Freiherr von, Kämmerer von Worms, Bruder der vorigen, geb. 16. Mai 1760, war Domkapitular zu Trier, Worms und Speyer, zeichnete sich als tiefer Kenner der Tonkunst, Philosoph und Aesthetiker aus und starb 1803 zu Koblenz. D. schrieb mehrere Schriften über die Theorie der Musik, übersetzte (nach Jones) das altindische Gedicht »Gita-Govinda« (Erf. 1802) und lieferte auch als Komponist Werthvolles.

7) Emmerich Joseph, Herzog von, Kämmerer von Worms, Diplomat, Sohn von D. 5), geb. 30. Mai 1773 zu Mainz, trat 1803 in badische Staatsdienste, ging dann als badischer Gesandter nach Paris, wo er mit Talleyrand in nähere Verbindung trat, übernahm während des Feldzugs von 1809 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten im Großherzogthum Baden, vertauschte aber nach dem Frieden den badischen Staatsdienst und, wegen seiner auf dem linken Rheinufer, mithin in dem damaligen Frankreich liegenden Stammgüter, das deutsche Staatsbürgerrecht mit dem französischen und wurde von Napoleon I., dessen Heirath mit Marie Luise er einleitete, 1810 zum Herzog und Staatsrath erhoben, während er zugleich eine Dotation von 4 Mill. Franken auf das Fürstenthum Baireuth erhielt. Als Talleyrand in Ungnade fiel, zog sich auch D. zurück, ward jedoch April 1814, als jener an die Spitze der provisorischen Regierung getreten war, zu einem der fünf Regierungsmitglieder ernannt, welche die Restauration der Bourbonen beförderten. Er

wohnte als bevollmächtigter Minister Frankreichs dem Wiener Kongreß bei und unterzeichnete dort 1815 auch die Aechtung des Kaisers, wogegen ihn dieser nach seiner Rückkehr unter die 12 Verbannten setzte, deren Güter konfiscirt wurden. D. erhielt jedoch nach der zweiten Restauration der Bourbonen das Verlorene zurück, wurde Staatsminister und Pair von Frankreich und 1816 Gesandter am Turiner Hof. In der Folge lebte er zu Paris und in den letzten Jahren seines Lebens auf seinem Schloß Hernsheim, wo er 27. April 1833 starb.

Dalbergia *L. fil.*, Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, kletternde Sträucher und Bäume mit unpaarig gefiederten Blättern, achselständigen Blütentrauben und dünnen, flachen, ein- oder mehrsamigen Hülsen. D. latifolia *Roxb.* (ostindischer Rosenholzbaum), häufig auf Malabar und Koromandel, ein stattlicher Baum, gibt ein dunkelpurpurrothes, sehr schweres, feinkörniges, nicht wohlriechendes und auch nicht schwarz geadertes Holz, welches gute Politur annimmt und als Blackwood, ostindisches Rosenholz, nach Europa gebracht und vielfach benutzt wird. D. Sissoo *Roxb.*, ein großer, sehr schnell wachsender Baum im nördlichen Indien, gibt ein gröberes, sehr dauerhaftes, dunkelbraunes Holz, welches zu Laffetten, Eisenbahnschwellen und als Schiffbauholz benutzt wird. Von D. melanoxylon *Perot.*, in Westafrika, stammt das »Ebenholz vom Senegal«.

Dalbosee, ein Theil des Wenersees (s. d.) in Schweden.

Dalekarlien, Landschaft, s. Dalarne.

Dalelf, Hauptfluß der schwed. Landschaft Dalarne, entsteht aus zwei Armen, der Oesterdalelf und der Westerdalelf. Jener kommt aus der Alpe Salfjallet an der norwegischen Grenze sowie aus dem See Gröfvelsjö, bildet dann den reizenden, 55 Kilom. langen und 33 Kilom. breiten Siljansee bei Mora, verläßt denselben wieder bei Leksand und vereinigt sich bei Djurås mit der breiten und reißenden Westerdalelf, die sich aus der Vereinigung der Flüsse Lóra und Fulu bildet, von denen jener an der norwegischen Grenze, dieser in den Fulusee seinen Ursprung hat. Die ungemein fischreiche D. durchfließt sodann das südwestliche Dalekarlien, bildet mehrere Wasserfälle, weshalb sie nur streckenweise schiffbar ist, erweitert sich mehrmals zu ansehnlichen Seen und mündet östlich von Gefle bei Elfkarleby nach einem Laufe von 450 Kilom. in den Bottnischen Meerbusen. Kurz vor seiner Mündung bildet der Fluß noch einen berühmten Wasserfall, indem derselbe zu beiden Seiten einer dunkeln Föhreninsel auf einer Strecke von 150 Meter mit einer Breite von 50 und 22 Meter 15 Meter tief hinabstürzt und nun schiffbar dem Meere ruhig zufließt. Der Lachsfang unterhalb des Wasserfalls ist der ergiebigste in Schweden und trägt jährlich etwa 15,000 Thaler ein. Auch oberhalb des Falls durchströmt der Fluß ruhig eine höchst einförmige Ebene; den Fall aber vernimmt man auf der Landstraße von Upsala nach Gefle, welche gleich unterhalb des stärksten Falls, eigentlich aber noch in demselben mittels einer steinernen, 40 Meter langen Brücke mit drei Bögen hinübergeführt ist.

Dalemil, böhmischer Dichter und Geschichtschreiber des 15. Jahrh., aus Meseritsch gebürtig, Domherr zu Altbunzlau; angeblich Verfasser einer böhmischen Reimchronik, die von Tschechs Ankunft in Böhmen bis 1314 reicht und sich eigentlich nur durch ihren antigermanischen Charakter auszeichnet. Sie erschien zuerst gedruckt zu Prag 1620 unter dem Titel »Kronika stará Kláštera Boleslavského etc.« (neue Ausg. von Hanka, Prag 1849); eine ältere deutsche gereimte Uebersetzung wurde durch den Literarischen Verein in Stuttgart von Hanka herausgegeben.

Daleminzien (Dalamince), vormals großer slawischer Gau im heutigen Sachsen, der, zwischen Elbe und Mulde eingeschlossen, sich ungefähr von Meißen bis in die Gegend von Dahlen erstreckte und bei Meißen auch über die Elbe reichte. Die Slawen selbst nannten den Landstrich Glomaci, ein Name, der von einer Quelle herrühren soll, die einen den Slawen heiligen See (den heutigen Polzschner See bei Lommatzsch) bildete. Die Wallfahrten zu diesem See (jetzt nur noch ein Sumpf) veranlaßten wahrscheinlich die Entstehung der Stadt Lommatzsch (Glomaci), welche schon im 9. Jahrh. ein Hauptort des Gaues war. Andere Orte desselben waren: Meißen, Doblin (Döbeln), Hwoznic (vielleicht Leisnig), Chorin (Köhren bei Wurzen), Glussi (Kloschen bei Mügeln), Zadili (Zadel im Amt Meißen), Wisca am Fluß Jahne, Grimmi (Grimma), Rocheletz (Rochlitz), Oszechs (Oschatz), Porutz (Poritz bei Riesa), Machowa (Mochau bei Nossen), Gana oder Jahna, slawische Hauptfestung (vielleicht Jahna an der Jahne), Cirin (Zehren bei Lommatzsch), Coloci (Kolditz an der Mulde) u. a. Die slawischen Bewohner des Gaues, ein Hauptstamm der Sorben, nannten sich Glomaci und waren wahrscheinlich Verwandte der in das alte Dalmatien eingewanderten Wenden, weshalb sie bei den Deutschen meist nur Daleminzier, Dalamanter, Dalmaten oder Dalmatier hießen. Ludwig der Deutsche zwang sie, mit Heeresmacht in ihr Gebiet eindringend, 856 zur Zinspflichtigkeit. Allein schon 858 sah sich der thüringische Herzog Thakulf genöthigt, die Daleminzier wegen ihrer verheerenden Einfälle in Thüringen zu züchtigen. Furchtbarer war die Empörung der Daleminzier 869. Verbündet mit den nordwestlich wohnenden Siuslern und den böhmischen Slawen, überschritten sie die thüringische Grenze verwüstend und raubend, bis Ludwig, Sohn Ludwigs des Deutschen, sie im Sommer desselben Jahrs nach hartnäckigem Widerstand besiegte. Des Herzogs Thakulf Tod 873 war die Losung zu einem neuen Aufstand, der indessen 874 durch Radulf, den Nachfolger Thakulfs, und den Mainzer Erzbischof, Luitbert, gedämpft wurde. Als 880 die Sachsen durch die Normannen bei Ebsdorf eine große Niederlage erlitten hatten, fielen die Daleminzier mit ihren alten Verbündeten abermals in Thüringen ein. Der damalige Herzog Poppo schlug sie zwar in einer blutigen Schlacht unweit der Saale; allein schon 892 fand ein neuer Aufstand statt, in dem Poppo den Bischof Arno von Würzburg zu Hülfe rief. Derselbe wurde jedoch am Chemnitzfluß mit den Seinen erschlagen, und erst der zum Herzog ernannte Graf Burchard zwang die Daleminzier wieder zur Entrichtung des gewöhnlichen Tributs. Im Jahr 908 erhielt der nachmalige König Heinrich von seinem Vater, Otto dem Erlauchten, den Auftrag, die wieder empörten Daleminzier zu bekriegen und zu unterwerfen. Diese riefen damals die Ungarn zu ihrem Beistand herbei und gaben so die Veranlassung zu deren verheerenden Einfällen in Deutschland. Sie selbst scheinen dabei viel gelitten zu haben, aber das deutsche Joch wurde abgeworfen. Deshalb erstreckten sich die Kämpfe Heinrichs I. gegen die Slawen während des neunjährigen Waffenstillstands mit den Ungarn auch auf die Daleminzier. Im Jahr 927

wurde ihre Hauptfestung Gana nach 20tägiger Belagerung erobert und darauf die völlige Unterjochung des Volks ins Werk gesetzt. Um weitere Abfälle zu verhüten, errichtete Heinrich die Festung und Markgrafschaft Meißen, setzte über die einzelnen Distrikte des Landes Grafen und schuf viele mit sächsischen Soldaten besetzte Burgwarten. Das slawische Grundeigenthum fiel den sächsischen Kriegern anheim, die Slawen selbst wurden leibeigen. Seitdem verschmilzt die Geschichte der Daleminzier mit der Geschichte der Markgrafschaft Meißen; nur ihr Name und ihre Sprache dauerten noch einige Jahrhunderte bis zur völligen Germanisirung des Volks fort.

Daler, schwed. Münze in Silber- oder Kupferwährung von 1528—1830, früher 1 D. = 4 Mark oder 32 Oer Silber- oder Kupfervaluta, seit 1777 1 D. Silbermünze = 8 Schillinge Species oder 3 D. Kupfermünze.

Dalgety (spr. dälgétti), Flecken in der schott. Grafschaft Fife, südöstlich von Dunfermline, mit Salzsiederei und bedeutenden Kohlengruben, deren Ertrag durch den Hafen von St. Davids ausgeführt wird.

Dalhousie (spr. delhüsi oder -hauſi), Name einer 1656 Meter ü. M. im äußern Himalaya gelegenen Gesundheitsstation im englisch-indischen Reich im Pendschab, Distrikt Kangra.

Dalhousie (spr. delhüsi oder -hauſi), 1) James Andrew Broun-Ramsay, Marquis von, Generalgouverneur von Britisch-Indien, geb. 22. April 1812, Sprößling einer alten schottischen Familie, studirte in Orford, gelangte 1837 für die Grafschaft Haddington ins Unterhaus und 1838 nach seines Vaters Tod ins Oberhaus. Der Torypartei angehörend, betheiligte er sich 1841 namentlich an der Debatte über die schottische Kirche, indem er das von der General-Assembly bekämpfte Patronatsrecht in Schutz nahm, ohne jedoch die Zerwürfnisse beilegen zu können, die endlich zur Errichtung der freien schottischen Kirche führten. Im Jahr 1843 ward er Vicepräsident, 1845 Präsident des Handelsamts und Mitglied des Geheimen Raths, vertheidigte die Aufhebung der Kornzölle und widmete den Eisenbahnfragen besondere Aufmerksamkeit. Nachdem er Juli 1846 mit dem ganzen Ministerium Peel zurückgetreten, ward er 1847 zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt, wohin er sich November d. J. einschiffte. Seine Regierung ist epochemachend für Indien geworden. Bald nach seiner Ankunft brach der zweite Pendschabkrieg aus, der 1849 nach manchen Wechselfällen mit Annexion des bisherigen Sikhstaats endete. Mit Birma wurde ein glücklicher Krieg geführt, der die Erwerbung des mittlern Theils der jetzigen britischen Provinz Birma zur Folge hatte. D. erhielt den Dank des Parlaments und ward zum Marquis ernannt. Im Jahr 1850 machte er eine Rundreise durch alle Besitzungen Englands in Ostindien, mit welcher er den Besuch der sogen. Strait Settlements in Hinterindien verband, die damals noch unter dem Generalgouverneur von Indien standen. Sein Hauptbestreben war auf Erhöhung der Produktion gerichtet. Ihm verdankt der jetzt vollständig zur Ausführung gelangte Eisenbahnbau seine Entstehung; er regelte die Ausführung derselben durch Aktiengesellschaften. Er erkannte die große Bedeutung von Gesundheitsstationen für Truppen wie Beamte und sorgte für Bereitstellung der nöthigsten Räume. Im Pendschab wie in Birma organisirte er eine geordnete Verwaltung; in den alten Provinzen schuf er gleichfalls lang ersehnte Einrichtungen. Fehlerhaft war dagegen sein Vorgehen gegen das dicht bevölkerte Königreich Audh (11 Mill. Einw.), das im Herzen von Hindostan gelegen war. Schlechte Regierung und Nichterfüllung der Verträge, welche die Könige (Radscha's) von Audh mit der ostindischen Regierung geschlossen hatten, führten zur Annexion dieses Landes; sie wurde nach Dalhousie's Abtreten von der Regierung vollzogen, muß aber, als von D. eingeleitet, ihm zur Last gelegt werden. Die Vertreibung der Großen des Reichs aus ihrem erblichen Besitz war einer der wichtigsten Gründe für die Hartnäckigkeit, mit welcher der Aufstand von 1857 hier auftrat. Aus Gesundheitsrücksichten legte D. Ende 1855 sein Amt nieder und lebte seitdem zurückgezogen in England. Er starb nach längerem Leiden 19. Dec. 1860 auf seinem Stammsitz Dalhousie-Castle. Vgl. über D. als Gouverneur von Indien: Arnold, History of the Marquis of Dalhousie's administration of British India (Lond. 1863—64, 2 Bde.).

2) For Maule-Ramsay, Lord Panmure, Graf von D., Vetter des vorigen, geb. 22. April 1801, kam 1834 in das Parlament, schloß sich den Whigs an und wurde nach einander Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, Vicepräsident des Handelsamts und 1846 Kriegsminister. Im Jahr 1852 verlor er dies Amt durch die Auflösung des Ministeriums Russell, erhielt es 1855 unter Palmerston wieder und führte dasselbe während der letzten Zeit des orientalischen Kriegs und der Kämpfe mit Persien und China. In das neue Kabinet Palmerstons 1859 trat er nicht wieder ein. Er starb 6. Juli 1874 auf seinem Landsitz Brechin-Castle in der schottischen Grafschaft Forfar. Mit ihm erlischt die englische Baronetie.

Dalias, Stadt in der span. Provinz Almeria (Andalusien), in öder Steppe am südwestlichen Fuß der Sierra de Gador gelegen, 4 Kilom. vom Mittelmeer, mit 10,000 Einw. In der Nähe eine Grotte mit Mineralquellen.

Dalibor, ein böhm. Ritter, nach welchem noch jetzt ein an der Nordostseite des Hradschin zu Prag gelegener alter Thurm den Namen Daliborga führt, ward 1498 wegen Bauernaufwiegelung in den genannten Thurm gesetzt und brachte es hier durch bloßes Ueben ohne allen Unterricht zu einer außerordentlichen Virtuosität auf der Geige. Daher das Sprichwort: Etiam Daliborem fames musicam docet. D. wurde später hingerichtet. Der genannte Thurm, ein Rest der alten Befestigung des Hradschin, diente bis 1720 als Staatsgefängnis.

Dalin, Olof von, schwed. Dichter und Geschichtschreiber, geb. 29. Aug. 1708 zu Vinberga in Halland, widmete sich erst der Medicin, dann der Philosophie, Geschichte und den schönen Wissenschaften, ward 1737 Bibliothekar des Königs, 1749 Lehrer des Kronprinzen, nachmaligen Königs Gustav III., 1755 Reichshistoriograph, 1756 verabschiedet und vom Hofe verwiesen, 1761 wieder zu Gnaden angenommen und 1763 Kanzler des Hofs; starb 12. Aug. d. J. Er erwarb sich große Verdienste um die ästhetische Literatur seines Vaterlands, indem er den derben und schwerfälligen Ernst der bisherigen Dichter durch Scherz und eine leichte Darstellung verdrängte, nahm aber auch der schwedischen Sprache durch Einmischung fremdartiger Wörter, Redensarten und Wendungen einen Theil ihrer eigenthümlichen Kraft und Fülle. Seinen Ruf begründete er 1733 durch die Zeitschrift »Den Svenska Argus« und sein erstes

Gedicht »Svenska Friheten« (Stockh. 1742, 1755). Auch als dramatischer Dichter versuchte er sich mit der Tragödie »Brynhilda« und dem Lustspiel »Den Afundsjuke«, in welch letzterem er eine gewisse Aehnlichkeit mit Holberg verrieth. Seine kleineren Schriften erschienen unter dem Titel: »Vitterhets arbeten« (Stockh. 1761—67, 6 Bde.), besser unter dem Titel: »Poetiska arbeten« (1756, 4 Bde.). Durch seine »Svea Rikes Historia« (Stockh. 1747 f., 3 Bde.; deutsch, Wism. 1756—64) legte er den Grund zu einer kritischen Behandlung der schwedischen Geschichte. Wichtig sind Botins »Anmärkningar« dazu.

Dalkeith (spr. delkihth oder dahlkith), Stadt in der schott. Grafschaft Edinburg, auf einer Landzunge zwischen den beiden Armen des Esk, 11 Kilom. südöstlich von Edinburg, mit gothischen Kirchen, Eisen- und Kohlengruben, Fabriken für Wollwaaren, Hüte, Seife, wichtigem Produktenhandel und 5500 Einw. Dabei Dalkeith-Palace, das schöne Landhaus des Herzogs von Buccleuch, mit vortrefflicher Gemäldesammlung, schönem Park und Thiergarten, historisch merkwürdig als das Hauptquartier des Generals Monk, wo der Plan zur Wiedereinsetzung Karls II. entworfen wurde.

Dalkey (spr. dehki), kleine, zu Irland gehörige Insel, am Eingang der Bai von Dublin, in der Nähe von Kingstown, mit Granitbrüchen und sehr besuchten Seebädern.

Dall, Roderick, der letzte der sogen. »wandernden Harfner« in Schottland, lebte noch 1740 bei Blair in Athol, von wo aus er die Burgen des schottischen Adels besuchte. Er galt für einen geschmackvollen Komponisten und Harfenvirtuosen, und viele seiner Melodien und Lieder sind in den Mund des Volks übergegangen, zum Theil auch in Deutschland zu Tänzen und Variationen benutzt worden.

Dall, 1) Caroline Healey, nordamerikan. Schriftstellerin, besonders als Kämpferin für die Frauenrechte bekannt, erregte schon frühzeitig durch zahlreiche Aufsätze gegen die Sklaverei großes Aufsehen, verheirathete sich 1844 mit dem Pfarrer Charles D. in Baltimore, dem sie später nach Boston und nach Toronto in Kanada folgte, und widmete sich, nachdem derselbe 1855 als Missionär nach Ostindien gegangen, gänzlich der sogen. Frauenfrage, die sie durch Wort und Schrift zu fördern suchte. Sie lebt gegenwärtig in Boston. Unter ihren zahlreichen Schriften erwähnen wir: »Woman's right to labor« (1860); »Woman's rights under the law« (1861); »The college, market and court« (1868) und als ihr bestes Werk über den Gegenstand »Patty Gray's journey«, eine Jugendschrift (1869—1870, 9 Bde.).

2) William Healey, Naturforscher und Reisender, Sohn der vorigen, geb. 21. Aug. 1845 zu Boston, studirte an der Harvard-Universität Zoologie und vergleichende Anatomie, setzte 1863 in Chicago unter Kennicott und Brannard seine Studien fort und begleitete F. W. Foster auf seiner Forschungsreise am Obern See. Im Jahr 1865 schloß er sich dem wissenschaftlichen Korps der russisch-amerikanischen Telegraphenexpedition an, führte nach Kennicotts Tode deren selbständige Leitung und machte, als das Unternehmen später aufgegeben wurde, auf eigene Kosten eine Forschungsreise durch Alaska (bis Herbst 1868), deren wichtige Resultate er in dem großen Werk »Alaska and its resources« (Bost. 1870) veröffentlicht hat. D. ist gegenwärtig im Departement des Smithsonian-Institut zu Washington angestellt, dem er auch seine werthvollen Sammlungen vermacht hat.

Dallas (spr. dällăs), George Mifflin, amerikanischer Staatsmann, aus einer alten schott. Familie, Sohn des Alexander James D., welcher während der Präsidentschaft Madisons Finanzminister war und 1817 starb, geb. 10. Juli 1792 zu Philadelphia, studirte Rechtswissenschaft, wurde Mitglied der Legislatur von Pennsylvanien und wirkte 1828 durch Rede und Schrift für die Wahl Jacksons zum Präsidenten. Bald darauf erhielt er im Senat Sitz und that sich namentlich in den Kämpfen gegen die Nationalbank hervor. Während der Jahre 1836—39 war D. Gesandter in Petersburg; 1844 ward er Vicepräsident der Republik und entschied namentlich durch seine Stimme über die neue Zollgesetzgebung, welche im Senat getheilte Meinungen hervorgerufen hatte. Am 4. März 1845 trat er von der Vicepräsidentschaft ab und hielt sich nach der Niederlage seiner demokratischen Parteigenossen 1849 eine Zeitlang von der Politik völlig fern, nur seiner juristischen Praxis obliegend, bis ihn Buchanan 1857 zum Gesandten in England ernannte, in welcher Stellung er ein gutes Einvernehmen zwischen beiden Staaten herzustellen suchte. Am 16. Mai 1861 erhielt er auf dem Gesandtschaftsposten Adams zum Nachfolger, kehrte nach Amerika zurück und sprach sich in dem Bürgerkrieg entschieden für Erhaltung der Integrität der Union aus. Er starb 31. Dec. 1864.

Dallastypie, ein 1873 von dem Engländer Duncan Dallas angewendetes Aetzverfahren zur Herstellung von auf der Buchdruckpresse druckbaren, erhabenen Gravirungen (vgl. Galvanographie)

Dalleiochin (Thalleiochin), s. Chinin.

Dalles City (spr. -ssitti), blühendes Städtchen im nordamerikan. Staat Oregon, Hauptort der Grafschaft Wasco, am Columbiafluß, mit einer Münzstätte und etwa 2000 Einw. Der Fluß ist hier nur 98 Meter breit, und eine nach Celilo führende Eisenbahn umgeht die Stromschnellen (oberhalb der Stadt), durch welche die Schiffahrt unterbrochen wird.

Dallinger von Dalling, 1) Johann, ausgezeichneter Thier- und Historienmaler, geb. 1741 zu Wien, besuchte seit 1759 die Kunstakademie daselbst, ward 1761 fürstlich Liechtensteinischer Gallerieinspektor, machte sich als solcher verdient um die Restauration und Anordnung der dortigen Gemälde und starb 1806. Von seinen zahlreichen Arbeiten sind einige große Altarblätter, dann kleine historische Skizzen, Pferde- und Schlachtstücke besonders erwähnenswerth; die meisten gingen nach Rußland und Polen.

2) Johann Baptist, Sohn, Schüler und Kunstgenosse des vorigen, geb. 1782 zu Wien, ward 1803 Adjunkt seines Vaters, 1831 Direktor der Liechtensteinischen Gallerie daselbst. Er starb zu Wien längst vergessen 1869. Von seinen trefflichen Thierstücken und Landschaften im Stil der altholländischen Schule befinden sich mehrere in der kaiserlichen und Liechtensteinischen Gallerie, in welch letzterer er auch als Restaurator thätig war. Er versuchte sich auch mit Glück in der Schabekunst. Sein Bruder Alexander Johann, geb. 1788 zu Wien, gest. daselbst 1844, war ein guter Kupferstecher, Genre- und Thiermaler, besonders geschickt auch als Restaurator alter Gemälde.

Dall'Ongaro, Francesco, ital. Dichter, Schrift-

steller und Patriot, geb. 1808 zu Mansue, einem kleinen Ort in der Provinz Treviso, als Sohn armer Handelsleute, begleitete 1820 seine Eltern nach Venedig, besuchte hier das Seminar della Salute, studirte dann zu Padua Theologie und nahm die kirchlichen Weihen und das Kleid des Priesters. Er hielt in Padua ein Jahr lang Vorlesungen über humanistische Studien und ließ sich sodann, weil man ihm das Predigen untersagte, in Triest nieder, wo er Privatunterricht in der Literatur ertheilte (1836—1846). Noch als Student hatte er in Padua seine »Amica ideale« gedichtet, die unter der Jugend eine wahre Begeisterung erweckte, sodann seinen »Venerdì santo« (Karfreitag), eine Scene aus Lord Byrons Leben, den ersten Theil einer Trilogie, bei welcher D. die Tendenz verfolgte, die drei göttlichen Tugenden durch die Lebensschicksale von drei berühmten Männern in ein richtiges Licht zu setzen. Später folgten »Poesie« (Triest 1840, 2 Bde.), denen D. seinen Ruhm verdankt; namentlich sprachen seine Romanzen und Balladen sehr an. Sechs weitere Balladen haben Triest und dessen Umgebung zum Schauplatz; eine zweite Reihe entnimmt ihre Stoffe aus der Geschichte und Sage von Friaul. Von der Ballade ging D. 1838 mit den Dichtungen: »Il Fornaretto«, »I Dalmati« und »Marco Cralievic« zum Drama über und erregte besonders mit dem erstgenannten Stück, worin eine venetianische Kriminalgeschichte bearbeitet war, außerordentliches Aufsehen, weil es die erste Protestation gegen die Todesstrafe war, welche man auf der italienischen Bühne zu erheben wagte. Auch in philanthropisch-humanistischem Sinn wirkte D. durch Gründung des Triester Kunstvereins, technischer Schulen, Arbeitshäuser ꝛc. sowie durch Vorträge in den Versammlungen der italienischen Gelehrten. Die Aufsätze dieser Gattung enthält die von ihm herausgegebene »Favilla«, eine jener werthvollen literarisch-politischen Zeitschriften, welche wesentlich zur Erhebung Italiens beigetragen haben. Eine freisinnige politische Rede, die er 1847 bei einem zu Ehren des englischen Nationalökonomen Cobden veranstalteten Bankett hielt, hatte seine Ausweisung aus Triest zur Folge, und von nun an führte D. das Leben eines Verbannten. Wir finden ihn zuerst in Siena, dann in Florenz, Mailand, Turin, Rom, Venedig. In letzterer Stadt gab er 1848 eine kleine populäre Zeitung: »Fatti e non parole«, heraus (das Priestergewand hatte er natürlich längst abgelegt) und war der Hauptanstifter der Bewegung vom 11. Aug.; dann eilte er nach Rom, wo er Mitglied der konstituirenden Versammlung ward und als Garibaldi's Kommissär die »erste italienische Legion« organisirte. Nach dem Fall der Ewigen Stadt treffen wir ihn als Flüchtling in der Schweiz, in Belgien, in Paris, sein Leben fristend, indem er italienischen Unterricht ertheilte, Vorträge über Dante hielt und für die Tagesblätter schrieb. Endlich eröffnete ihm das Jahr 1859 die Rückkehr nach Italien. D. ließ sich in Florenz nieder, wo er einen Lehrstuhl der Literatur an der Deklamationsschule erhielt und über zehn Jahre als Lehrer und Schriftsteller thätig war, bis er als Professor der dramatischen Literatur an die Universität zu Neapel berufen ward. Hier starb er im Januar 1873. Von Dall' Ongaro's zahlreichen Schriften in Versen und Prosa, theils literarischen, theils politischen Inhalts, aber durchaus von demselben edlen, liberalen und patriotischen Geist durchdrungen, nennen wir noch: »Novelle vecchie e nuove« (Scenen aus den italienischen Leben, oft aufgelegt); »Fantasie drammatiche e liriche« (Legenden, dramatische Stücke, Hymnen); die berühmten »Stornelli italiani«, eine Art Volkslieder, die seinen Namen in ganz Italien außerordentlich populär machten und noch jetzt zum Theil gesungen werden; die Dramen »Bianca Capello« (für die Ristori geschrieben) und »L'ultimo de' baroni«; »Alghe della Laguna« (Lieder im venetianischen Dialekt); »Poesie e scene vernacole«; »Storia del diabolo« (eine Dantestudie) und die Komödien »Fasma« (deutsch, Schwerin 1870) und »Il tesoro« (ein nicht unglücklicher Versuch der Wiederherstellung zweier altgriechischen Stücke von Menander). Ein Band »Racconti« erschien Florenz 1870; die »Scritti d'arte«, mit Vorrede von G. Mongeri, erschienen nach seinem Tod Mailand 1873. Von seinen Novellen erschien »Die weiße Rose« in deutscher Uebersetzung (Berl. 1874). Vgl. Barbiera, F. D. (Vened. 1873); eine größere Biographie, von De Gubernatis, mit Auswahl seiner interessanten Korrespondenz, ist unter der Presse.

Dalm., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für J. W. Dalmann (geb. 1787 zu Heinseberg, gest. 1828 in Stockholm; Entomolog).

Dalmatica, aus Dalmatien stammendes langes, weißes Oberkleid mit Aermeln, der römischen Tunica ähnlich, ward in Purpur von den alten Kaisern getragen, gehörte später zur Amtstracht der Diakonen der römischen Kirche. Früher ganz geschlossen, wird die D. jetzt an den Seiten so getrennt, daß sie vorn und hinten freie Blätter bildet. Die Farbe richtet sich nach den Vorschriften der Liturgie für die verschiedenen Fest- und Sonntage und nach den Verrichtungen an denselben. Der pontificirende Bischof trägt sie von weißer Seide. Die D. gehörte auch zum Krönungsornat der deutschen Kaiser.

Dalmatien, Königreich und österreich. Kronland, der südlichste Theil des Kaiserstaats, umfaßt ein schmales Küstengebiet an der Ostseite des Adriatischen Meers, das zwischen 44° 45′ und 42° 10′ nördl. Br. und zwischen 14° 45′ und 18° 58′ östl. L. v. Gr. liegt und im N. von der kroatischen Militärgrenze, im O. von der Türkei und von Montenegro, im S. und W. vom Meer begrenzt wird. Die größte Länge des Landstrichs beträgt 556, die größte Breite 74 Kilom., der Flächeninhalt 12,796 QKilom. (232,4 QM.). Durch die türkischen Landstriche Klek und Sutorina wird das Festland in drei Theile getheilt. Der Bodenbeschaffenheit nach ist D. eine von NW. gegen SO. zerfurchte Karstfläche mit einzelnen Berginseln und hohem Randgebirge. Auch die Reihe lang gestreckter Inseln zeigt dieselbe Richtung. Festland und Inseln haben in der Regel steile, felsige Küsten und theilen die Kahlheit der Berge und die Wasserarmut. Am niedrigsten ist das Land zwischen der Küste und der Zermanja, in dem nur ausnahmsweise einzelne Höhen 600 Meter erreichen. Ein höheres Bergland erfüllt den Theil zwischen Krka und Narenta, wo der Kicin in den Monti Tartari 804 Meter Seehöhe hat, der Smilaja aber bis 1516 Meter ansteigt. Der Hochkette des Vellebit an der kroatischen Grenze, dessen Gipfel Vizeruna und Sveto Brdo (Heiliger Berg) sich bis zu 1631 und 1760 Meter erheben, und den eine Kunststraße (in 1008 Meter Höhe) überschreitet, folgt nach dem Einschnitte der Zermanja die Orlavica (1209 Meter), an die sich die Kette der Dinarischen Alpen anschließt, mit dem M. Dinara (1811 Meter), Sanci Brdo (1677 Meter) und anderen Gipfeln, welche gegen SO.

Digitized by Google

niedriger werden, während das Küstengebirge an Höhe zunimmt. In diesem steigt der Mossor bis 1339 Meter, der wegen seines botanischen Reichthums berühmte Biocovo bis 1766 Meter auf. Die Berge im Ragusaner Gebiet stehen an Höhe zurück, die wenigsten erreichen 1200 Meter (Snienica 1241 Meter); dagegen findet man in der Landschaft Cattaro die höchsten Erhebungen Dalmatiens, darunter den Orjen mit 1898 Meter. Nur die größeren südlichen Inseln zeigen bedeutendere Erhabenheiten (M. San Vito auf Brazza 785 Meter, San Niccolò auf Lesina 634 Meter, der Hum auf Lissa 592 Meter); die nördlichen sind niedrig, nur auf Arbe übersteigt ein Gipfel 400 Meter. Die geologische Formation bewirkt das Dasein zahlreicher Höhlen, doch hat keine derselben eine Berühmtheit erlangt; nennenswerth sind nur die Aeskulapgrotte am Snienica und die Grotte von Verlicca. Eigentliche Ebenen hat D. nicht; der größte ebene Raum befindet sich zwischen Knin und Ostrovizza, etwa 8 QKilom. groß. D. ist im ganzen ein wasserarmes Land; nur einige Gegenden haben Ueberfluß an Quellen, wie z. B. die von Castelli. Die meisten kleinen Inseln haben kein Quellwasser. Man hilft sich daher überall mit Cisternen, zum Theil natürlichen, die durch Hungerquellen gefüllt werden, indem man deren Lauf abdämmt, zum Theil künstlichen, die aber gewöhnlich im Sommer vertrocknen. Unter den Küstenflüssen ist nur die Narenta von Bedeutung, von der aber nur die versumpfte Mündung D. angehört. Die anderen wenigen Küstenflüsse sind die Zermanja (die außerhalb der Grenze entspringt), die Krka mit der Cikola und die Cettina. Alle sind tief eingeschnitten; die Krka bildet mehrere Wasserfälle, worunter der bei Scardona der bedeutendste ist. Auch die Cettina stürzt, bevor sie das Meer erreicht, in einen tiefen Schlund. Alle übrigen Gewässer bestehen aus kleinen Bächen, welche häufig nur beim Regenwetter erscheinen und im Karstboden verschwinden. Außer dem salzigen Vranasee (29 QKilom.) besitzt D. periodisch trockene Becken, die das Regenwasser füllt; so die Seen nächst Zara, Imoski, Vrgoraz, letztere wahrscheinlich in unterirdischer Verbindung stehend. Es fehlt in D. nicht an Sümpfen (138 QKilom.); doch haben nur die im Delta der Narenta gelegenen, deren Trockenlegung beschlossen ist, größern Umfang. Von Mineralquellen sind nur die Schwefelquellen im Hafen von Salona bekannt. Das Adriatische Meer bespült in einer Länge von 660 Kilom. die Küste von D. Durch die vielen Vorgebirge, Halbinseln und Landengen werden eine Menge Kanäle, Meerengen, Buchten und Baien gebildet, welche für die Schiffahrt um so wohlthätiger sind, als die Küste fast durchaus sehr steil ist. Die vorzüglichsten dieser Meeresstraßen sind: der Kanal della Morlacca, der Kanal des Quarnerolo, der Kanal von Curzola. Zu den wichtigsten Meerbusen gehören jener von Spalato und die Bocche di Cattaro, mit ihren Seebecken und Engen der landschaftlich schönste Theil des Landes. Längs der ganzen Küste macht sich eine schwache Strömung von SO. nach NW. bemerkbar, die Corrente generale, welche bei Südwinden am fühlbarsten ist. Ebbe und Flut beträgt nicht mehr als ½ Meter über oder unter der gewöhnlichen Wasserhöhe; nur bei heftigem Wind erreicht sie 1 Meter. An 50 größere Inseln und ebenso viele größere, besonders benannte Scoglien (Felseninseln, theils gar nicht, theils nur zu Zeiten von Fischern bewohnt) ziehen sich an der Küste von D. herab. Die bedeutendsten sind (von N. nach S.): Arbe, Pago, Brazza (die größte und bevölkertste Insel), Lesina, Lissa, Curzola, Lagosta und Meleda. Im allgemeinen hat D. das wärmste Klima aller österreichischen Länder, obschon es durch die Seeluft bedeutend gemildert wird. Das Küstenland hat nur selten einen eigentlichen Winter mit Schnee und Eis, und selten fällt das Thermometer unter den Gefrierpunkt. Im ganzen wechseln trockene und feuchte Jahre regelmäßig ab. Der Winter ist nur eine Regenzeit, während welcher aber dem Fremden die Kälte nur um so empfindlicher ist, besonders wenn die Bora herrscht, welche für die Schiffahrt äußerst gefährlich ist. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Zara 14,7° C., in Ragusa 16,8° C.; die mittlere Wärme des Juli für Zara 23,8° C., für Ragusa 25,8° C.; die mittlere Wärme des Januar für Zara 6,1° C., für Ragusa 8,7° C.; die mittlere Regenmenge stellt sich auf 78—80 Centim. Der Südost (Scirocco) ist der vorherrschende Wind, seltener weht der Nordwest (Maestrale); der gefürchtete Nordost (Bora) tritt so oft ein, als die kalte Luft der höheren Regionen mit der erhitzten Luft der niederen gewaltsam sich ausgleicht. Gewitter sind häufig, über 40 im Jahresdurchschnitt. Wenige Länder haben verhältnismäßig eine solche Mannigfaltigkeit der Vegetation wie D. Bis zum Fuße der Gebirge kann man zwei Erdstriche unterscheiden. Auf die kahle, felsige Küste folgt ein fetter, aus Mergel, Thon und schwarzer Kohle bestehender Boden, vom Promma durch das Val di Much und vom Mossor bis zum Biocovo, der fruchtbarste Theil des Landes. Mangel an Bewässerung, die Vernichtung der Wälder unter der venetianischen Herrschaft, die bei Stürmen mitgeführten Salztheilchen hindern aber das üppige Gedeihen der Pflanzenwelt, namentlich des Baumwuchses, der schon durch die Ueberzahl von Schafen und Ziegen äußerst gefährdet ist. Pinien hat D. nur wenig, um so häufiger sind Cypressen und Strandkiefern. Die Gebüsche bestehen aus Pistacien, Myrten, Wachholder, Johannisbrodbäumen ꝛc. Eine besonders reiche Flora hat die Insel Lesina, wo auch der Rosmarin einige Strecken bedeckt. In den südlichen Gegenden gedeihen Gewächse des südlichsten Europa im Freien, namentlich Kaktus, Agave, selbst die Dattelpalme. Das Ackerland nimmt nur 18 Proc. der Oberfläche ein, dagegen die Weiden 58 Proc. Die Weingärten bedecken 5⅛ Proc., die Olivenwälder 2 Proc., der im Innern des Landes spärlich vorkommende Wald nur 22 Proc. Die kargen Erträgnisse des Ackerbaues (ca. 570,000 Hektol. Kornfrüchte, meist Gerste und Mais, 12,000 Hektol. Hülsenfrüchte, 83,000 Hektol. Kartoffeln, 19,000 Hektol. Rüben) reichen für den Bedarf nicht hin; dagegen erübrigt von dem erzeugten, mitunter vorzüglichen Wein (765,000 Hektol.) und vom Olivenöl (über 100,000 Ctr.) ein Theil zur Ausfuhr. Vortrefflich gedeihen Weichseln (die den Maraschino liefern), Mandeln, Melonen, Feigen, Granatäpfel ohne alle Pflege. Das Grasland liefert 1,070,000 Ctr. Heu und Grummet, und die wenigen Wälder etwa ⅛ Mill. Klafter Holz. Der Werth des Realbesitzes und des Kulturbodens wird auf 37,5 Mill. Fl. geschätzt. Die Thierwelt ist minder reich an Säugethieren als an Geflügel. Außer den gewöhnlichen Hausthieren kommt der Fuchs zahlreich vor, seltener der Schakal, noch seltener der Bär. Die Viehzucht kann sich bei dem Mangel an Futterbau und dem geringen Ertrag des Graslandes nicht heben. Pferde (22,000)

Stück) dienen als Reit- und Saumthiere, so auch Maulthiere (6000 Stück) und Esel (16,000 Stück). Bei dem geringen Stande des Rindviehs (115,000) und seiner Verwendung beim Ackerbau sind Milch, Butter, Kalbfleisch nur Nebenprodukte und zu Leckerbissen geworden. Zahlreich sind nur Schafe (816,000 Stück) und Ziegen (424,000 Stück), daher Hammelfleisch die gewöhnlichste Nahrung. Schweine (42,000 Stück) trifft man nicht häufig. Der gesammte Viehstand Dalmatiens hat einen Werth von 9,5 Mill. Fl. Die freigegebene Jagd findet nur an dem zahlreichen Wassergeflügel (namentlich im Narentadelta) einen ergiebigen Ertrag. Auf den Inseln wird Bienenzucht betrieben (Honig von Solta); Blutegel liefern die Sümpfe der Narenta. Von hoher Bedeutung für D. ist die Fischerei, namentlich auf Sardellen, deren Fang die Einwohnerschaft einer Anzahl von Dörfern ausschließlich beschäftigt. Die Fische (22 genießbare Gattungen) bilden gesalzen und gedörrt einen wichtigen Handelsartikel. Bei Sebenico werden auch Korallen gewonnen. Der Boden Dalmatiens birgt wenig mineralische Schätze. Asphalt (bei Vergoraz 148,000 Ctr.) und Braunkohlen (bei Drnis und Sinj 84,000 Ctr.) geben einen Ertrag von ca. 15,000 Fl. Dagegen sind Kalkstein- und Marmorbrüche ergiebiger, den größten Werth aber liefert das Meer mittels der großen Salinen zu Pago und Stagno (über 100,000 Ctr.). Der Werth aller angeführten Produkte erreicht kaum 55,000 Fl., wovon fast 40,000 auf das Seesalz kommen.

Die Bevölkerung Dalmatiens war 1869 auf 456,960 Personen gestiegen und ist aus verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzt. Der zahlreichste ist der serbische (89 Proc.), dessen Angehörige im Innern Morlaken genannt werden. Nördlich von der Cettina nähern sich Körperwuchs, Dialekt, Tracht, Gebräuche immer mehr dem kroatischen Typus; auf den Inseln ist der Einfluß des italischen Idioms merkbar. Die Slawen bedienen sich außer dem lateinischen Alphabet auch (für gottesdienstliche Bücher) des cyrillischen und glagolitischen Alphabets. Den nächstzahlreichen Volksstamm bilden die Italiener (10½ Proc.), vorzugsweise in den Hafenstädten und auf den Inseln ansässig. Etwa 900 Albanesen bewohnen den Flecken Grizzo bei Zara, gegen 250 Juden spanischer Abkunft machen den Rest der Bevölkerung aus. Relativ kommen 36 Seelen auf 1 QKilom. Die dünnste Bevölkerung fällt auf die Bezirkshauptmannschaft Benkovac (19), die dichteste auf die von Cattaro (57). Die Bevölkerung vertheilt sich auf 17 Städte, 60 Märkte und 812 Landgemeinden, die oft aus vielen kleinen Hausgruppen zusammengesetzt sind. Nur eine Stadt (Spalato) hat mehr als 10,000 Einw., die Hauptstadt Zara nur 8000, Ragusa 5800, Sebenico 5500 Einw. In Beziehung auf Körpergestalt ist der Dalmatier ausgezeichnet durch einen hohen Wuchs, ausdrucksvolle Züge, scharfe Sinne und ungewöhnliche Kraft. Er ist ausdauernd, seine Nahrung einfach, sein Geist bildungsfähig. Die Wohnungen des Landmanns, bald roh aus Stein, bald aus nur mit Mist verkleisterten Rohrgeflechten errichtet, haben weder Fußboden noch Schornstein; nicht weniger dürftig ist das Mobiliar, die selbst verfertigten Ackergeräthe und Kleidungsstücke eingeschlossen. Eine Schattenseite ist die übliche Blutrache. Der Anzug ist sehr verschieden, bald an Kroatien, bald an die Türkei mahnend, und so mannigfaltig, daß z. B. fast jede Gemeinde der Bocche di Cattaro sich durch besondere Tracht auszeichnet. In religiöser Beziehung bekennen sich 82 Proc. der Bewohner zur römisch-katholischen und nicht volle 18 Proc. zur orthodoxen griechischen Kirche; die evangelischen und unirten Griechen bilden ein sehr kleines Häuflein. Die römisch-katholische Kirche zählt einen Erzbischof (zu Zara), 5 Bischöfe (zu Ragusa, Spalato, Sebenico, Lesina und Cattaro). Die orientalischen Griechen haben ihren Bischof in Zara; die Klöster (80 römisch-katholische, 11 griechische) beherbergen 370 Mönche und 80 Nonnen. An Bildungsanstalten bestehen außer den bischöflichen Seminarien und Klosterlehranstalten (Sinj): 4 Obergymnasien (Zara, Spalato, Ragusa, Sinj), 3 unvollständige Realgymnasien (Cattaro, Curzola, Sebenico), eine Oberrealschule (Spalato), eine Unterrealschule (Zara). An den theologischen Lehranstalten werden jährlich ca. 100 Theologen ausgebildet; die Mittelschulen werden von ca. 700 Schülern besucht. Volksschulen gibt es 230, doch nur 28 Proc. der schulpflichtigen Jugend besuchen dieselben. Ein Museum zu Zara ist im Werden, das zu Spalato enthält die zu Salona aufgefundenen Alterthümer. — Die Industrie ist in D. mit Ausnahme der Geistbrennereien (Maraschino, Zaratiner Rosoglio), Kalk- und Ziegelbrennereien, der Seifenfabrikation und der Oelpressen kaum halb entwickelt; sogar die Mahlmühlen sind noch im primitivsten Zustande. Die Seidenspinnerei ist erst seit einigen Jahrzehnten im Betrieb, und die meisten Produkte werden roh ausgeführt, um verarbeitet wieder eingeführt zu werden. Selbst die Korallen werden nicht in D., sondern in Italien polirt und geschnitten. Dagegen sind die Landbewohner äußerst geschickt in der Verfertigung alles dessen, was sie zu ihrer Kleidung und ihrem häuslichen Bedarf brauchen, als Tuch, grobes Leinen, Seilwerk, Körbe, Hüte ꝛc. Sehr wichtig ist der Schiffbau; kleinere Schiffe werden an mehreren Orten gebaut, große Werften sind bei Ragusa und zu Millna auf der Insel Brazza. Schiffahrt ist ein Hauptgewerbe der Dalmatier, welche die geübtesten Seefahrer im Adriatischen Meer sind, und deren Schiffe von den italienischen Handelsleuten aus vielen Gegenden für ihren Verkehr in diesen Gewässern von jeher vorzüglich gesucht wurden. 1500 Schiff- und Flossmeister sind mit den Schiffbau beschäftigt; die Zahl der gebauten Fahrzeuge beträgt zwischen 300 und 400, wovon aber ⁹/₁₀ nur zum Fischfang und zur Küstenfahrt verwendet werden. Der Handel Dalmatiens besteht zum großen Theil im Transit der Waaren aus und nach Bosnien und der Herzegowina. Der Waarenverkehr kann zu etwa 16 Mill. Fl. angenommen werden, wovon auf die Einfuhr zur See (Schaf- und Baumwollwaaren, Mehl, Faßdauben) 33 Proc., auf die Einfuhr zu Lande (Getreide, Tabak, Schlachtvieh) 8½ Proc., auf die Ausfuhr (Olivenöl, Wein, Rosoglio, Fische, Seesalz, Rohstoffe) über 36 Proc., auf den Transitverkehr 22 Proc. kommen. D. bildet ein Zollgebiet für sich, eine Ausscheidung, die ihm bei der Einfuhr gut zu statten kommt. Mit der Türkei findet der Verkehr wegen Mangels an Straßen mittels Saumthiere statt, und die Waaren müssen zu diesem Behuf in kleine Kolli von höchstens 1½ Ctr. Gewicht abgetheilt werden. Als Marktplätze dienen die Kastelle zu Bilibrig, Ragusa, Cattaro u. a. O., wo Käufer und Verkäufer durch Schranken getrennt sind. Eisenbahnen sind in D. noch nicht vorhanden, aber bereits in ernster Verhandlung und bis Spalato

Digitized by Google

projektirt. Auch Kunststraßen erhielt D. erst durch die österreichische Regierung. Die wichtigsten sind die »Strada mediterranea«, welche das Land der Länge nach durchzieht, und die »Strada littoral«, welche von Zara bis Almissa führt. Seit 1831 ist die Straße über den Vellebich eröffnet, welche 1008 Meter Seehöhe erreicht und die kürzeste Linie zwischen Zara und Karlstadt herstellt. Die Häfen Dalmatiens bedürfen selten künstlicher Nachhülfe; in militärischer Beziehung wichtig ist der am offenen Meer liegende Hafen von Rogosnica. Einer der ausgezeichnetsten Häfen ist Porto di San Giorgio auf der Nordseite der Insel Lissa. Die beste Zuflucht im Winter für ganze Geschwader bietet der Kanal di Calamotta, dessen hohe Berge vor der Bora schützen. Der Hafen von Ragusa selbst ist klein und dem Scirocco ausgesetzt; aber etwas nördlicher liegt die Bucht von Gravosa, welche als der eigentliche Porto zu betrachten ist, für die größte Marine geräumig genug und sicher. Ausgezeichnet ist die Bocche di Cattaro, die selbst gegen die heftigste Bora sichert. Kriegshäfen sind: Lissa, Zara und Cattaro. — Der Landtag von D. ist zusammengesetzt aus den geistlichen Oberhirten und 27 Abgeordneten (4 aus den Höchstbesteuerten, 1 der Landeshauptstadt, 7 der Städte, 3 aus den Handelskammern und 12 der Landgemeinden). Die politische Oberbehörde ist die Statthalterei, unter welcher der politische Magistrat von Zara und 12 Bezirkshauptmannschaften: Zara, Benkovac, Knin, Sebenico, Spalato, Sinj (Sign), Imoschi, Lesina, Makarska, Ragusa, Curzola, Cattaro, stehen. Zu Zara fungirt ein Gerichtshof zweiter Klasse; zu Spalato, Ragusa, Cattaro sind Kreisgerichte; dazu bestehen 30 Präturen. Außerdem gehören zur Administration die Finanzbehörden (Landesdirektion und drei Bezirksdirektionen, Zoll- und Steuerämter) und die Post-, Telegraphen- und Hafenämter. Zu Zara, Ragusa und Spalato bestehen auch Handels- und Gewerbekammern. In den Reichstag wählt D. 9 Deputirte: 1 die Höchstbesteuerten, 2 die Städte und Handelskammern und 6 die Landgemeinden. D. trägt an direkten Steuern kaum volle 600,000 Fl. ein, an indirekten nahezu 1½ Mill., wovon über ⅔ auf das Salz- und Tabakmonopol kommen. Es wurde lange zu den passiven Ländern gerechnet, und dieses Verhältnis dürfte sich noch nicht wesentlich geändert haben. Im Wappen führt D. 3 gekrönte goldene Leopardenköpfe; Ragusa 3 blaue rechte Schrägbalken, Zara einen gehamischten Reiter und Cattaro (Oesterreichisch-Albanien) einen rothen Löwen. Die Flagge ist die der österreichischen Marine.

Geschichte. Das alte D., ein Theil von Illyrien, erhielt seinen Namen von der Handelsstadt Delminium oder Dalmium, welche um 200 v. Chr. Hauptstadt eines eigenen Gebiets (Dalmatia) zwischen dem Adriatischen Meer, dem Fluß Titius (Krka) und dem Bebischen Gebirge wurde. Die Bewohner desselben, Dalmatä oder Dalmatii, die von der Jagd, Fischerei und Viehzucht, vorzüglich aber vom Raub lebten, geriethen wiederholt in Krieg mit den Römern, die 156 v. Chr. ihre Herrschaft, wenigstens auf der Küste, begründeten. Unter Cäsars Statthalterschaft über Gallien und Illyrien erhoben sich aber die Dalmatier mit den übrigen Illyriern zur Bekriegung der mit den Römern verbündeten Liburner, vernichteten 50 v. Chr. ein von Cäsar gesandtes Heer sowie 48 v. Chr. 15 Kohorten und 3000 Reiter unter Gabinius und bequemten sich erst nach der Beendigung des Bürgerkriegs zu einem mäßigen Tribut. Nach Cäsars Tod verweigerten sie jedoch denselben wieder, und ihre völlige Unterjochung bewirkte erst Statilius Taurus 23 v. Chr. Befestigt wurde die Eroberung zuletzt durch die Unterdrückung des großen dalmatisch-pannonischen Aufstandes 10 n. Chr. Das Land bildete seitdem mit Liburnia und Japydia die Provinz Illyricum. Römische Kultur verbreitete sich nun über das Land, Wein- und Ackerbau gewannen eine bis jetzt nicht wieder erlangte Ausdehnung, blühende Handelsstädte erhoben sich an den zahlreichen Buchten der Küste, und das Land lieferte dem römischen Heer die besten Soldaten, selbst einige Kaiser, wie den Diokletian. Bei der Theilung des römischen Reichs wurde D. zum occidentalischen Kaiserthum geschlagen, aber schon nach dem Tode des Honorius mit dem orientalischen Kaiserthum vereinigt, dessen Schicksal es nun mehr als ein Jahrhundert hindurch theilte. Mit Einwilligung des Kaisers Zeno kam es 489 unter die Herrschaft des ostgothischen Königs Theoderich d. Gr. und bildete seit 491 einen Theil des ostgothischen Königreichs Italien, ward aber durch Belisar und sodann nach Totilas' Wiedereroberung durch Narses von neuem mit dem orientalischen Kaiserthum vereinigt. Im 5. Jahrh. nahmen die Avaren das Land in Besitz und behielten es bis zum Anfang des 7. Jahrh., worauf die Slawen es einnahmen. Eine kurze Zeit gehörte der nordwestliche Theil von D. zum Reich Karls d. Gr. Doch fiel es bald wieder an die Byzantiner und von diesen im 9. Jahrh. an die Kroaten, welche darüber mit Venedig in Streit geriethen, welcher zu Gunsten der Kroaten endete, so daß der König Crescimir Peter seit 1052 den Titel eines Königs von D. annahm. König Demetrius Zwonimir nahm seine Länder, also auch D., vom Papst Gregor VII. zu Lehen und behauptete sich gegen die vereinigten Byzantiner und Venetianer bis zu seinem 1089 erfolgten Tod. Mit seinem Nachfolger Stephan erlosch kurz nachher die Reihe der kroatisch-dalmatischen Nationalkönige, und D. wurde von nun an der Zankapfel aller benachbarten Reiche und der Tummelplatz der wildesten Oligarchie. König Ladislaus von Ungarn, Schwager des Königs von Kroatien und D., machte seine Ansprüche ebenfalls geltend und eröffnete einen Krieg um den Besitz dieses Landes, der erst durch den 1433 mit den Venetianern abgeschlossenen Waffenstillstand endete, wobei D. zwischen beiden Mächten getheilt wurde. Im Anfang des 13. Jahrh. wanderten die Morlaken (s. d.) in D. ein, und 1242 ward es von den Mongolen schwer heimgesucht. Dazu dauerten die Kämpfe zwischen Ungarn und Venedig fort, und seit 1462 begannen auch die Osmanen regelmäßige Unternehmungen gegen Kroatien und D., die zwar an den festen Städten scheiterten, aber dem offenen Lande großen Schaden zufügten. Die Venetianer behaupteten sich indeß in ihren dalmatischen Besitzungen und vergrößerten dieselben durch Eroberungen und Verträge mit der Türkei. Ragusa allein behauptete inmitten aller Kämpfe seine Unabhängigkeit und war selbst die 1203 eingegangene lästige Verbindlichkeit, seine »Grafen« oder »Rektoren« der Republik aus Venedig zu nehmen, bereits nach 150 Jahren wieder los geworden. Im Karlowitzer Frieden 1699 trat die Pforte den südlichen Theil von D. an Venedig ab, welches die Dalmatier so für sich zu gewinnen wußte, daß sie seine treuesten Unterthanen waren und aufs tapferste

gegen die Türken kämpften, und während Venedig seine schönsten Besitzungen in der Levante den Türken überlassen mußte, vermochten diese mit aller ihrer Macht nicht, das kleine D. zu erobern, welches mehr von den Eingebornen als von regulären Truppen vertheidigt ward. Der Friede von Passarowitz 1718 gab D. als venetianischem Besitz die Grenzen, welche es noch gegenwärtig hat. Die aus der Zeit der einstigen Unabhängigkeit herrührenden Municipalstatuten bildeten die Grundlage des Gemeindewesens, und die Regierungsform war daher bald aristokratisch, bald demokratisch, bald aus beiden Elementen gemischt. Später nahmen jedoch die meisten Orte nach dem Beispiel Venedigs eine aristokratische Regierungsform an, so daß die Nobili oder Edelleute die eigentliche Gemeindeverwaltung in die Hände bekamen, obgleich die unteren Klassen davon nicht ganz ausgeschlossen waren. Der Repräsentant der höchsten gerichtlichen, politischen und militärischen Gewalt war in jeder Stadt der von Venedig gesandte Conte-Capitano, welcher seinerseits unter dem in Zara residirenden Generalproveditore der Provinz stand. Für Hebung des materiellen Wohlstandes sowie für Förderung der geistigen Bildung der Bewohner durch Schulunterricht geschah von Seiten Venedigs äußerst wenig. Dennoch war die Trauer allgemein, als die Dogenrepublik infolge des Friedens von Campo Formio 12. Mai 1797 aufhörte und das bisherige venetianische D. unter österreichische Herrschaft kam. Im Preßburger Frieden (1805) mußte Oesterreich D. an Napoleon I. abtreten, der es nach Vertreibung der Russen zum Königreich Italien schug. Nachdem er im Wiener Frieden (1809) auch noch den ungarischen Theil von D. erhalten, bildete er 1810 aus dem gesammten D. mit Hinzufügung der von Oesterreich auf dem rechten Ufer der Save abgetretenen Gebiete die sogen. illyrischen Provinzen seines Kaiserthums. Im Jahr 1814 fiel D. an Oesterreich zurück und ward mit dem Ragusanischen und einem Theil von Albanien 1816 zu einem eigenen Königreich erhoben. Von Seiten der österreichischen Regierung geschah nun zwar etwas mehr für die materielle und geistige Hebung des Landes, doch wurden dadurch keine großen Sympathien gewonnen. Infolge der Ereignisse von 1848 ward D. dem Ban von Kroatien untergeordnet, ohne jedoch mit den Kronlanden Kroatien und Slawonien in nähere Verbindung gebracht zu werden. Obwohl die Dalmatier großentheils von einerlei Abstammung mit den Kroaten sind und ihren eigenen Dialekt als kroatisch bezeichnen, so haben sie doch, seit mehr als 400 Jahren von Kroatien getrennt, einen ganz andern Entwickelungsgang durchschritten, und die mehr italienischen Institutionen und Gesetze Dalmatiens stehen mit den noch halb mittelalterlichen Komitatseinrichtungen Kroatiens und Slawoniens im schärfsten Gegensatz. Daher sprach auch der dalmatische Landtag, in dem das italienische Element überwiegend war, den Wunsch aus, im Verbande der deutschslawischen Provinzen zu bleiben, und beeilte sich, den Wiener Reichstag zu beschicken, während die slawische Partei in Ragusa und Cattaro eine eigene Deputation an den Kaiser sandte, um die Vereinigung Dalmatiens mit Kroatien zu betreiben, und sogar Abgesandte zum Agramer Landtag wählte. Dieser verlangte in einer 9. Okt. 1861 dem Kaiser übergebenen Adresse wirklich die Wiederherstellung des »dreieinigen« Königreichs, für das er in Bezug auf den österreichischen Staatsverband dieselbe Selbständigkeit beanspruchte, welche Ungarn bis zur Revolution von 1849 besessen. Doch ist dieser Wunsch nicht verwirklicht worden. Daß die Einwohner bis jetzt weder ordentlich civilisirt, noch innerlich mit dem Kaiserstaat verbunden sind, zeigte der Aufstand von 1869. Als nämlich die Regierung im Oktober 1869 eine allgemeine Landwehrrekrutirung ausführen wollte, erschien dies den Umwohnern der Bocche (Bucht) von Cattaro als ein Attentat auf ihre Freiheit; sie widersetzten sich mit bewaffneter Hand, vertrieben die Beamten, belagerten das Fort Dragalj und vernichteten ein gegen sie geschicktes Detachement. Auf ihren Bergen waren sie fast unangreifbar. Mehrere Regimenter wurden mit Verlust zurückgeschlagen, und die Insurgenten bekamen neuen Zuzug aus dem Innern des Landes sowie aus Montenegro. Der General Auersperg, welcher an die Stelle des Gouverneurs, Feldmarschallleutnants v. Wagner, getreten war, mußte Ende November die Operationen einstellen. Endlich versuchte es der Feldmarschallleutnant v. Rodich auf gütlichem Weg. Gegen Versprechung von Amnestie, Schadenersatz, Geldsummen, Freiheit von der Wehrpflicht wurden die Bocchesen vermocht, die Waffen niederzulegen und sich zu unterwerfen, so daß im Februar 1870 die Ruhe wieder hergestellt war. Die Regierung wurde zu diesem nicht sehr ehrenvollen Verfahren veranlaßt durch die Besorgnis, der Aufstand möchte zu einer allgemeinen slawischen Erhebung führen und eine Frage von europäischer Bedeutung daraus hervorgehen. Das Verlangen nach Ablösung von Cisleythanien und nach Vereinigung mit Kroatien, beziehungsweise mit Transleythanien, wurde auch 1872 von dem Landtag von D. sowie von dem ungarischen Ministerium gestellt. Doch konnte letzteres in diesem Jahr, wo es zugleich Verwickelungen mit Kroatien hatte, seine Forderung nicht energisch betreiben, daher vorderhand diese weitere Annektirung aufgeschoben ist. Vgl. Zavoreo, Memoria statist. sulla Dalmazia (Veneb. 1821); Petter, Compendio geografico della Dalmazia con un' appendice sul Montenero (Zara 1834); Cattalinich, Storia della Dalmazia (das. 1835, 3 Bde.); Petter, D. in seinen verschiedenen Beziehungen dargestellt (Gotha 1857, 2 Bde.); Schmidl, Das Königreich D. (Stuttg. 1843); H. Stieglitz, Istrien und D., Briefe und Erinnerungen (das. 1845); Kohl, Reise nach Istrien, D. und Montenegro (Dresd. 1851, 2 Bde.); Ida v. Düringsfeld, Reiseskizzen aus D. (Prag 1857, 3 Bde.); Noë, D. und seine Inselwelt (Wien 1870). Ueber den Aufstand von 1869 vgl. Pacor, Die Operationen in der Bocche von Cattaro (Wien 1870).

Dalmatien, Herzog von, s. Soult.

Dalmatius (Delmatius), Neffe Kaiser Konstantins d. Gr., ward 333 zum Konsul, 335 zum Cäsar ernannt, erhielt bei der Theilung des Reichs durch Konstantin d. Gr. Illyricum, Makedonien und Griechenland und fiel in einem Soldatenaufstand.

Dalmellington, industrieller Flecken in der schott. Grafschaft Ayr, mit Kohlengruben und Eisenwerken, Wollspinnerei, Tartan-, Decken- und Teppichfabriken und 1300 Einw.

Dalrymple (spr. dällrimpl oder dälrimpl), 1) Sir David, Lord New-Hailes, schott. Rechtsgelehrter und Historiker, geb. 28. Okt. 1726 zu Edinburg, studirte zu Utrecht, trat nach seiner Rückkehr als Anwalt auf, ward 1766 Mitglied des Obergerichts, 1776 Lord-Kommissär des Justizhofs und

nahm als solcher den Titel Lord Hailes an. Er starb 29. Nov. 1792. Als Schriftsteller ist er besonders durch seine »Annals of Scotland from the accession of Malcolm III. surnamed Canmore to the accession of Robert I.« (Edinb. 1797, 3 Bde.) und seine Polemik gegen Gibbon bekannt. Auch schrieb er »Memorials and letters relating to the history of Britain in the reign of James I.« (Edinb. 1762) und »of Charles I.« (das. 1766), »Historical memorials« (das. 1769) u. a. m.

2) Alexander, Geograph und Reisender, Bruder des vorigen, geb. 24. Juli 1737, trat noch jung in die Dienste der Ostindischen Kompagnie und sammelte zu Madras Nachrichten, besonders über die Südseeländer. Seit 1789 machte er mehrere Reisen nach den Südseeinseln und entwarf Zeichnungen von den besuchten Küsten. Die Kompagnie ernannte ihn darauf zu ihrem Hydrographen, und von der englischen Regierung erhielt er den Auftrag, den Entwurf einer Entdeckungsreise nach der Südsee zu machen. Auf Grund seines Projekts machte dann Cook 1768—71 seine erste Reise um die Welt. D. starb als königlicher Hydrograph 19. Juni 1808 zu London. Seine Karten, namentlich die von Ostindien, sind vortrefflich; eine ausgezeichnete Sammlung seiner Seekarten findet man in der von ihm herausgegebenen »General collection of nautical publications« (Lond. 1753) und in dem »Oriental repertory from April 1791 to January 1795« (das. 1791). Er schrieb unter anderem »Historical collection of the several voyages and discoveries in the pacific Ocean« (Lond. 1770, 2 Bde.).

3) Sir Hew Whiteford, engl. General, geb. 1750, befehligte 1808 die englische Expedition nach Portugal, welche die Franzosen unter Junot zur Kapitulation von Cintra nöthigte. Sein Verhalten bei dieser Gelegenheit ward vom britischen Kabinet mißbilligt und ihm der Vorwurf gemacht, den Franzosen, die auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückgebracht werden sollten, zu günstige Bedingungen gewährt zu haben. Nach England zurückberufen, ward er vor ein Kriegsgericht gestellt, jedoch freigesprochen. Doch war er seitdem nicht mehr aktiv. Er starb 9. April 1830

Dal segno (ital., spr. ssennjo, abgekürzt D. S.), »vom Zeichen an«, in der Notenschrift Bezeichnung der Wiederholung von einer bezeichneten Stelle an. Vgl. Al Segno.

Dalsland (Dal), Landschaft im südlichen Schweden, früher, als zu Norwegen gehörend, »Marker« genannt, zwischen dem Wenersee und Norwegen gelegen, bildet den kleinern nördlichen Theil des Läns Elfsborg, ist 3390 QKilom. (72,9 QM.) groß und wird von 85,244 Menschen bewohnt, wovon 1751 in der einzigen Stadt Amål. Nur der am Wenersee belegene südöstliche Theil, etwa 1/15 des Ganzen, ist eben und fruchtbar; alles übrige ist ein Gebirgsland, dessen bedeutendste Höhen aber kaum 240 Meter erreichen und in dessen tiefen Einsenkungen sich mehrere größere Landseen und eine große Menge von kleineren Seen und Mooren befinden. Es bietet die herrlichsten Naturscenerien dar. Die vorherrschende Gebirgsart ist Gneis; Granit ist selten. Uebergangs- und Flötzgebirge fehlen ganz; dagegen gibt es viele Tropfstein-, Dachschiefer- und Mühlsteinbrüche. Kupfer- und Silbererze kommen zwar vor, sind aber nicht so reichhaltig, daß sie mit Vortheil ausgebeutet werden könnten. Besonders merkwürdig sind die großen Lager von Meeresschnecken auf Höhen von 70—100 Meter, die sogen. »Riesentöpfe«, von denen man 75 kennt, und die bedeutenden tiefen Spalten in den Bergen. Das Land ist sehr reich an Gewässern, sowohl an Seen als auch an Flüssen. Durch die Mitte desselben erstreckt sich von dem Wenersee gegen W. eine Kette von terrassenförmig über einander liegenden schönen Landseen, welche sich durch schnell strömende Flüsse in einander ergießen und die Anlage des Dalslandskanals ermöglicht haben. Von diesen Seen ist Store Lee, 60 Kilom. lang, 101 Meter ü. M., zum Theil zu Norwegen gehörend, der westlichste und höchste; er fließt ab in den Lelången, 30 Kilom. lang, 92,6 Meter ü. M., in welchen sich von N. her die beiden großen, zum Theil auch zu der Landschaft Wermland gehörenden Seen Oestra Silen (103 Meter ü. M.) und Westra Silen (95,6 Meter ü. M.) ergießen, und welcher dann in den 15 Kilom. langen, 4 Kilom. breiten Larsjo (74 Meter ü. M.), sowie dieser durch die Upperudså bei Köpmannebro in den Wener abfließt. Diese ganze Seenkette ist durch das Dalsland Kanalsystem 1864—67 von dem Baumeister Nils Ericsson schiffbar verbunden worden, und es sind dazu auf der Strecke von dem Wener bis an den Store Lee 24 Schleußen, und von dem Lelången bis an den Oestra Silen 3 Schleußen erforderlich gewesen. Von diesen hat die unterste die Dimensionen des Götakanals und gestattet daher größeren Fahrzeugen bis Upperud zu gelangen; die übrigen sind kleiner (32 Meter lang, 4,5 Meter breit und 1,6 Meter tief), so daß sie nur von kleineren Fahrzeugen passirt werden können. Der interessanteste Punkt ist bei dem Eisenwerk Håfverud im O. des Sees Aklången, in welchen drei Senk- und eine bestimmende Schleuße, sowie ein frei über einem bedeutenden Wasserfall schwebender, von starken eisernen Platten zusammengefügter, 1500 Ctr. schwerer Aquädukt hinaufführen. Die Anlagekosten dieses Kanals haben 2,641,950 Reichsthlr. betragen, wovon der Staat 1,063,950 bestritten hat. Die schiffbare Verbindung des nördlich von diesem Fahrwasser belegenen Sees Animmen mit dem Wener durch einen kurzen Kanal mit einer Schleuße ist in Anlage begriffen. Die übrigen Gewässer fließen theils in den Wener und theils in das Skagerrak aus. Die Wälder, freilich stark ausgebeutet, sind sehr bedeutend und bedecken über 1160 QKilom. Waldwirtschaft, Viehzucht und Ackerbau sind die Hauptnahrungsquellen. Wegen des Holzreichthums sind viele Eisenwerke vorhanden, die aber ihr Roheisen aus Wermland holen, denn es gibt nur einen einzigen Hohofen (bei Billingsfors). Das Land ist als an der Grenze abseits gelegen lange wenig bekannt gewesen und hat erst in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit mehr auf sich gezogen, besonders seitdem der erwähnte, regelmäßig von Dampfern befahrene Kanal mit seinen Naturschönheiten die Reisenden anlockt. Eisenbahnen sind jetzt noch nicht vorhanden; doch ist die große Bergbezirksbahn zwischen Göteborg und Falun, welche den östlichsten Theil des Landes längs des Wener durchschneidet, bereits in Anlage begriffen; außerdem hat sich eine Aktiengesellschaft gebildet zur Anlage einer Bahn, die von der Bergbezirksbahn bei Mellerud nach der norwegischen Grenze gehen soll, wo sie mit der Smaalenenebahn zusammenstoßen und an der Ostseite an einen Hafen im Wenersee führen wird. S. Karte »Skandinavische Halbinsel«.

Dalston (spr. dahlst'n), nördliche Vorstadt von London (s. d.), in welcher das deutsche Hospital liegt.

Dalton (spr. dahll'n), 1) John, einer der bedeutendsten engl. Chemiker und Physiker, geb. 5. Sept. 1766 zu Eaglesfield in Cumberland als der Sohn eines armen Wollwebers, war seit 1781 Hülfslehrer in der Schule seines Neffen Bewley in Kendal in Westmoreland und widmete sich hier mit Vorliebe mathematischen und physikalischen Studien. 1785 wurde er mit seinem Bruder Jonathan Vorsteher jener Schule und 1793 Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften am Kollegium zu Manchester, welche Stadt auch fortan sein eigentlicher Wohnort blieb, obgleich er von 1804 an abwechselnd in den größeren Städten Großbritanniens Vorlesungen über Chemie hielt. Er ward Mitglied der Royal Society in London und 1817 Präsident der Literary and philosophical society zu Manchester, starb 27. April 1844 daselbst. Seine vorzüglichsten physikalischen Arbeiten beziehen sich auf die Ausdehnung und Mischung der Gase und die Elasticität der Dämpfe; in der Chemie hat er sich durch Aufstellung der atomistischen Theorie und wesentliche Förderung der Lehre von den festen Proportionen, durch Untersuchungen über die Absorption der Gase durch das Wasser, über Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoff, die Sauerstoffverbindungen des Stickstoffs ꝛc. große Verdienste erworben. Seine Abhandlungen finden sich größtentheils in den »Memoirs of the Literary and Philosophical Society of Manchester«; ferner in den »Philosophical Transactions«, in Nicholsons »Philosophical Journal« und Thomsons »Annals of Philosophy«. Selbständige Werke von D. sind: »Meteorological essays and observations« (Manchester 1793, 2. Aufl. 1834) und das »New system of chemical philosophy« (das. 1808—1827; deutsch, aber nicht vollständig, von Wolff, Berl. 1812—14, 2 Bde.). Vgl. Henry, Life and researches of D. (Lond. 1854).

2) John, bedeutender amerikan. Physiolog, geb. 2. Febr. 1825 zu Chelmsford in Massachusetts, ward auf dem Harvard-College gebildet, empfing daselbst 1847 den Doktorgrad und gewann 1857 mit seinem »Essay on the Corpus Luteum« den von der American Medical Association ausgesetzten Preis. Seine acht Jahre später publicirte Schrift »Treatise on human physiology« (New York 1859, 5. Aufl. 1872) machte ihn mit einem Schlag zu einem der berühmtesten Physiologen Amerika's und trug ihm eine ganze Reihe von Berufungen an Lehrstühle für Physiologie ein, unter denen er die Professur an einer der medicinischen Schulen der Stadt New York und zugleich an dem Long Island-Hospital-College zu Brooklyn wählte. Während des Bürgerkriegs war er eine Zeitlang Direktor des Medicinalwesens der Potomacarmee. Außer verschiedenen Abhandlungen und Denkschriften in medicinischen Journalen hat er noch eine größere Schrift: »Treatise on physiology and hygiene« (1868) veröffentlicht.

3) William, engl. Journalist und beliebter Jugendschriftsteller, der mit Vorliebe transatlantische und erotische Stoffe behandelt und die ihm mangelnde Autopsie durch reiche Belesenheit und glänzende Phantasie geschickt zu ersetzen weiß, ward als Sproß einer alten Yorkshirefamilie 1821 geboren, beschäftigte sich schon früh mit literarischen Arbeiten und lieferte Beiträge für Zeitschriften. Er war eine Zeitlang Hauptredakteur des »Daily Telegraph«, der ersten täglichen Penny-Zeitung, die in London erschien, und später bei der Redaktion des »Morning Herald« und des »Standard« thätig. Er hat auch ein eigenes »Monatsmagazin« herausgegeben und ist Mitbegründer des bekannten Savage-Clubs in London. Seine Hauptschriften sind: »The wolf-boy of China« (1857, neue Ausg. 1869); »The English boy in Japan« (1859); »War-tiger, a tale of the conquest of China« (1859); »The white elephant or the hunters of Ava« (1860); »Lost in Ceylon, the story of a boy and girls adventures« (1860); »Will Adams, the first Englishman in Japan« (1861, neueste Ausg. 1869); »Cortes and Pizzarro« (1862); »Phaulcon the adventurer, a romantic biography« (1862); »The nest-hunters, or adventures in the Indian Archipelago« (1863); »The tiger-prince, or adventures in the wilds of Abyssinia« (1863, neue Ausg. 1871); »The wasps of the ocean, a romance of travel« (1864, neue Ausg. 1869); »Lost among the wild men« (1866, neue Ausg. 1869); »The story of Mark Raffles« (1871).

Daltonismus, ein angeborner Fehler des Farbensinns, infolge dessen der daran Leidende nicht im Stande ist, gewisse Farben als solche wahrzunehmen und von anderen Farben zu unterscheiden. Es gibt sehr verschiedenartige Fehler des Farbensinns, welche mit besonderen Namen belegt worden sind. Wenn Blau und Grün nicht unterschieden wird, so bezeichnet man den Fehler als Acyanoblepsie. Der häufigste Fehler dieser Art ist aber der D., welcher seinen Namen von dem englischen Chemiker Dalton führt und vorzugsweise dadurch charakterisirt ist, daß dabei die Wahrnehmung des Rothen fehlt. Die an D. Leidenden halten Roth für Aschgrau. Dalton selbst erzählt von sich: Carmoisin gleicht mir dem Blau, welchem man ein wenig Dunkelbraun beigemischt hat, Violett dem Blau. Die Rose wie das Veilchen sehe ich blau; die frische Gesichtsfarbe eines jungen Mädchens erscheint mir wie ein Dintenfleck; das Blut gleicht dem Dunkelgrün der Flaschen. Roth und Scharlach erscheinen mir bei Tage aschgrau. Grün halte ich für Braun und Braun für Grün ꝛc. Der D. sowohl wie die übrigen Fehler des Farbensinns kommen häufiger vor als man gewöhnlich voraussetzt, und können notorisch vererbt werden. Die Sehschärfe ist bei dem angebornen D. ganz normal. Nach der Young'schen Hypothese, wonach die Farbenwahrnehmungen auf den drei Grundempfindungen für Roth, Grün und Violett beruhen sollen, würde sich der D. einfach als Rothblindheit auffassen lassen. Vgl. Farbensinn.

Dalwigk, Karl Friedrich Reinhard, Freiherr von, großherzoglich hess. Ministerpräsident, geb. 19. Dec. 1802 zu Darmstadt, Sohn des Freiherrn Reinhard von D., großherzoglich hess. Generalleutnants (gest. 1844), trat 1828 in den großherzoglich hess. Staatsdienst, ward 1842 Kreisrath in Worms, erhielt 1845 das Provinzialkommissariat der Provinz Rheinhessen und 1848 das Territorialkommissariat in der Bundesfestung Mainz, war 1850 kurze Zeit Bundestagsgesandter und ward 1. Juli d. J. zum Ministerpräsidenten und zugleich zum Minister des großherzoglichen Hauses, des Aeußern und des Innern ernannt. Seine innere Politik war eine Politik der entschiedensten Reaktion. Er suchte zum Theil die vormärzlichen Zustände wieder herzustellen und zeigte eine besondere Vorliebe für das System Napoleons. So wurde namentlich die Gemeindeverfassung nach französischem Muster eingerichtet und für die Wahlen das System der officiellen Kandidaturen eingeführt. Willkürmaßregeln gegen die Beamten und

eine kleinliche Beaufsichtigung derselben waren damit verbunden. Auch auf kirchlichem Gebiet verfolgte er einseitig reaktionäre Bestrebungen. Er begünstigte in der protestantischen Kirche die ultra-orthodoxe Richtung, während er sich zugleich auf die ultramontanen Elemente des Katholicismus zu stützen suchte, wobei er aber in Abhängigkeit von dem ihm geistig überlegenen Bischof Ketteler von Mainz gerieth, mit dem er 1854 ein weitgehende Konzessionen enthaltendes Konkordat schloß. Abgesehen von diesen Bestrebungen ist Dalwigks Staatsleitung in mancher Hinsicht zu rühmen, namentlich wegen seiner Bemühungen, den Geschäftsgang der Justiz- und Verwaltungsbehörden zu vereinfachen. Auch für die materiellen Interessen trug er, besonders durch Anlegung von Eisenbahnen, Sorge, doch nur mit theilweisem Erfolg, da die übermäßige Bevormundung die wirtschaftliche Entwickelung lähmte. In den deutschen Angelegenheiten zeigte sich D. als entschiedener Partikularist und als ein fast fanatischer Gegner Preußens. Im Verein mit Beust und mit v. d. Pfordten war sein Bestreben darauf gerichtet, die Idee einer deutschen Trias zu verwirklichen. In den langjährigen Verhandlungen über die Bundesreform und über den französischen Handelsvertrag hat er diese Idee mit Konsequenz festgehalten und sich durch das mehrmalige Scheitern seiner Pläne nicht von immer neuen Versuchen abhalten lassen. Auch in der schleswig-holsteinischen Frage vertrat er mit Entschiedenheit den mittelstaatlichen Standpunkt. 1866 schloß er sich Oesterreich an und flüchtet, vor dem Anmarsch der preußischen Mainarmee mit dem Großherzog nach München. Dann ging er nach Nikolsburg, um den Frieden abzuschließen, wie ihn der Sieger diktirte (vgl. Hessen, Geschichte). Beim Ausbruch des Kriegs von 1870 war seine Haltung anfangs schwankend, doch konnte er sich dem Druck der öffentlichen Meinung nicht entziehen und schien bereit, sich in die nothwendig gewordenen neuen Verhältnisse zu schicken. Er schloß in Versailles (15. Nov. 1870) die Verträge ab, durch welche Hessen dem neugegründeten Deutschen Reich beitrat, erhielt aber bald darauf in gnädigster Form seine Entlassung (6. April 1871), unmittelbar nach der Rückkehr des Großherzogs von seinem Besuch am Kaiserhof in Berlin.

Dama, Volk, s. Damara.

Daman, 1) (Dâmân, »Saum«) ein wasserloser Strich Landes von 12 bis 16, selten 45 Kilom. Breite im äußersten Westen Ostindiens, welcher nördlich des 32.° nördl. Br. zwischen dem Indusfluß und dem Suleimangebirge sich hinzieht. Seine wenig zahlreichen Bewohner gehören dem afghanischen Stamm an, bilden aber eine eigene Gruppe und sind wie alle Afghanen in zahlreiche Stämme gespalten. — 2) (Damaun, Damão) portug. Stadt auf der Westküste Vorderindiens (Nordkonkan), an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in fruchtbarer Umgebung, hat einen guten Ankerplatz, ein Kastell und viele christliche Kirchen. Die Zahl der Einwohner ist nicht genau bekannt, wird aber mit dem Landbezirk 20,000 übersteigen. Die Portugiesen besitzen die Stadt seit 1558.

Damanhur, Stadt in der unterägyptischen Provinz Bahhari, in der Nähe des Mahmudiehkanals und an der Eisenbahn, mit 7000 Einw.

Damar, Stadt in der arabischen Landschaft Jemen, südlich von Sana, in fruchtbarer Gegend, mit einem Kastell, einer mohammedanischen Hochschule (für die Zeitis), berühmter Pferdezucht und 20,000 bis 25,000 Häusern.

Damara (Dama), bei den Namaquahottentotten und auch bei den Europäern im Kapland gewöhnlicher Name für das Volk der Ovaherero im westlichen Südafrika. Ihr Land liegt zwischen 22° 58′ und 19° 30′ südl. Br., grenzt nördlich an das der Ovampo und besteht aus einem sandigen, wasserarmen Küstenstrich und einem nach dem Innern zu gelegenen Hochland, welches in einzelnen Gipfeln (z. B. Omatako) bis 2600 Meter Höhe erreicht. Flüsse sind der Kuisip, Swakop, Omaruru, doch ist keiner derselben schiffbar; auch fehlt es der Küste an guten Ankerplätzen. Die wichtigeren Produkte des Landes sind Kupfer, das sogar ausgebeutet wird, Zinn, Blei, Gold, Elfenbein, Häute und Rindvieh (von außerordentlich kleiner Rasse), das von hier viel in die Kapkolonie geht. Im N., wo sich gegen die Ovampo hin dichte Akazien- und Kameeldornwälder finden, hausen die gewöhnlichen Arten der großen Thiere Afrika's; an der Küste zeigen sich große Walfische. Die D. bilden ein verbindendes Glied zwischen den Negern und den Betschuanen und Kaffern und sind ein kräftiges, aber sehr schmutziges Volk, gewöhnlich mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie sprechen mit den Ovampo die Ovahererosprache, welche der der Betschuanen verwandt ist, aber nicht von diesen verstanden wird. Meist Hirten und ohne feste Ansiedlung, leben sie in stetem Krieg mit den Großnamaqua (Bastardhottentotten), sowie auch mit den Bergdamara (Ghuadamup), einem den Bakalihari ähnelnden räuberischen Negerstamm, welcher die Namaquasprache spricht, in den zugänglichen Bergen des südlichen Damaralandes wohnt und von den mehr civilisirten Viehdamara der Ebene wohl zu unterscheiden ist. Als Missionär und Erforscher des Landes hat sich namentlich der Deutsche Hugo Hahn verdient gemacht, welcher zu Otjikango die Missionsstation Barmen gründete. S. Karte »Kapland ꝛc«.

Damarātus (Demaratus), 1) eine mythische Person der römischen Geschichte, wird als Vater des Tarquinius Priscus genannt, soll zu den Bacchiaden in Korinth gehört und sich infolge eines Aufruhrs daselbst als Kaufmann in Tarquinii niedergelassen haben, von wo dann sein Sohn nach Rom kam, um dort König zu werden.

2) König von Sparta kurz vor dem ersten Perserkrieg, Sohn des Ariston. Von Kleomenes unter dem Vorgeben, daß er ein untergeschobener Sohn sei, der königlichen Würde beraubt, begab er sich nach Persien und gewann bei König Darius großen Einfluß, soll diesen auch bestimmt haben, den Xerxes zu seinem Nachfolger zu erklären. Er begleitete in der Folge diesen auf seinem Zug nach Griechenland und war ihm stets ein freimüthiger Rathgeber. Er unterrichtete zwar die Spartaner von dem Feldzug des Xerxes, doch wäre Sparta ohne Zweifel verloren gewesen, hätte Xerxes des D.' Aufforderung, Kythera zu besetzen, befolgt.

Damas (spr. -mâs), 1) Etienne Charles, Chevalier, dann Herzog von D.-Crux, franz. Generalleutnant, geb. 19. Febr. 1754 auf dem Schloß Crux in Nivernais, focht als Hauptmann in Ostindien gegen die Engländer, ward hier gefangen, aber später ausgewechselt, worauf er den Befehl über ein Infanterieregiment erhielt. Während der Revolution nahm er in der royalistischen Armee an dem Feldzug von 1792 theil, und 1794 bildete er

in England und Holland eine Legion, die jedoch bei Quiberon vernichtet wurde. Als Maréchal de Camp begleitete er den Herzog von Angoulême auf dessen Reisen und erhielt nach der ersten Restauration den Grad eines Generalleutnants, nach der zweiten das Kommando einer Militärdivision, die Pairswürde und den Herzogstitel. Nach der Julirevolution aus der Pairsliste gestrichen, weil er den Eid verweigerte, lebte er zurückgezogen auf seinem Schloß bei Menou und starb 30. Mai 1846.

2) Joseph François Louis Charles César, Graf, dann Herzog von D., geb. 28. Okt. 1758, machte als Oberst die Feldzüge von 1780 und 1781 in Amerika mit. Nach seiner Rückkehr mit dem Oberbefehl über ein Dragonerregiment betraut, sollte er mit diesem die beabsichtigte Flucht Ludwigs XVI. decken, verließ aber sein widerspenstiges Regiment und begab sich zu dem König nach Varennes, wo er verhaftet wurde. In Paris zum Tod verurtheilt, aber begnadigt, folgte er dann dem Grafen von Artois nach Italien, ward 1795 zum Maréchal de Camp ernannt und war im Begriff, an der Expedition von Quiberon theilzunehmen, als er bei Calais Schiffbruch litt und in die Hände der Republikaner fiel. Unter dem Konsulat wieder in Freiheit gesetzt, begleitete er den Grafen von Artois als Generaladjutant nach Ile-Dieu, diente von 1797—1801 in der Armee Condé's und ward nach der Restauration zum Pair von Frankreich, Generalleutnant und Kapitän der Chevau-légers ernannt. Er folgte Ludwig XVIII. 1815 nach Belgien, ward dann Kommandant der 18. Militärdivision zu Dijon, 1825 Herzog, und starb zu Paris 5. März 1829. In den »Mémoires relatifs à la révolution« (Par. 1823, 20. Bd.) befindet sich von ihm ein Bericht über das Ereignis von Varennes.

3) Roger, Graf von, franz. General, Bruder des vorigen, geb. 1765, trat in seinem 12. Jahr in das Regiment des Königs, entwich dann und nahm an dem russisch-türkischen Feldzug theil. Ein kühner und glücklicher Angriff auf das türkische Admiralschiff, sowie sein Sturm auf Otschakow gewannen ihm die Gunst der Kaiserin von Rußland, die ihn zum Oberst ernannte. Gegen Ende 1789 kehrte er nach Paris zurück, ging aber nach dem Ausbruch der Revolution nach Wien, erhielt zu Jassy das Kommando eines russischen Regiments und hatte großen Antheil an der Eroberung von Ismail. Im September 1792 begleitete er den Grafen von Artois in die Champagne, nach dem kläglichen Ende dieses Feldzugs nach Petersburg und nach England und befehligte dann in der Rheinarmee des Prinzen Condé eine Legion in den Feldzügen von 1796 und 1797. Als aber die Armee in russischen Sold trat, ging er nach Italien, erhielt zu Neapel das Kommando einer Division unter Macks Oberbefehl, und sein Korps war das einzige in diesem schmählichen Feldzug, welches die militärische Ehre rettete. Im Jahr 1801 kommandirte er ein neapolitanisches Korps im Kirchenstaat, mit dem er aber nichts ausrichtete. Nach dem Friedensschluß zog er sich nach Wien zurück, trat 1805 wieder in die Dienste des hart bedrängten Königs von Neapel und rettete fast allein die Ehre der neapolitanischen Waffen. Im Jahr 1814 ward er in alle seine früheren Würden wieder eingesetzt und zum Generalleutnant und Befehlshaber von Lyon ernannt. Nach fruchtlosen Anstrengungen, bei Napoleons I. Rückkehr von Elba die Truppen in Gehorsam zu erhalten, folgte er Ludwig XVIII. nach Belgien. Nach der zweiten Restauration ward er von den Departements Côte d'Or und Haute Marne zum Mitglied der Deputirtenkammer gewählt, vom König aber bald wieder auf seinen Posten als Gouverneur von Lyon zurückversetzt. Er starb im September 1823.

4) Ange Hyacinthe Marence, Baron von, franz. General, geb. 30. Sept. 1785 zu Paris, ging während der Revolution mit seiner Familie nach Deutschland und von da nach Rußland, machte seit 1805 als Officier der russischen Armee alle Feldzüge gegen die Franzosen mit, trat nach der Restauration als Maréchal de Camp in die französische Armee, begleitete 1814 als Generalleutnant den Herzog von Angoulême nach Spanien und erhielt nach der Schlacht von Waterloo den Befehl über die 8. Militärdivision in Marseille. Im Jahr 1823 befehligte er eine Division im spanischen Feldzug und übernahm 1824 das Portefeuille des Kriegsministeriums. Da er in die ungerechten Maßregeln gegen die Officiere des Kaiserreichs nicht einstimmte, übertrug ihm Villèle schon im Oktober 1824 das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, das er bis zum 4. Jan. 1828 behielt. Später war D. Gouverneur des Herzogs von Bordeaux, dem er 1830 in die Verbannung folgte. Nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er auf dem Lande den Wissenschaften und seiner Familie und starb 1862.

Damas (spr. -mâs), François Etienne, General der franz. Republik, geb. 22. Juni 1764 zu Paris, nahm von 1792 an unter Mounier, Jourdan und Kleber an allen Kämpfen der französischen Rheinarmee theil, ward Generaladjutant, dann Chef von Klebers Generalstab und Brigadegeneral. Als solcher erzwang er 2. Juli 1796 den Uebergang der Sambre- und Maasarmee über den Rhein bei Neuwied. Im Jahr 1798 trat er wieder als Chef des Generalstabs unter Klebers Kommando und nahm rühmlichen Antheil an den Feldzügen in Aegypten und Syrien. Infolge von Intriguen nach Frankreich zurückgesandt, blieb er 5 Jahre in Unthätigkeit, bis ihn Murat zum Militärkommandanten seines Herzogthums Berg und zum Staatsrath ernannte. Als Mainz im Mai 1814 den Alliirten übergeben wurde, kommandirte D. daselbst die erste Division. Ludwig XVIII. vertraute ihm sodann die Organisation und das Kommando der Garde von Paris an. Während der Hundert Tage leistete er Napoleon I. den Schwur der Treue, ward aber nichtsdestoweniger 1816 zum Generalinspektor der Gensdarmerie ernannt, als welcher er 23. Dec. 1828 zu Paris starb.

Damascener Stahl (damascirter Stahl), ein ursprünglich im türk. Asien und in Persien dargestelltes, innig mit einander verschweißtes Gemenge von Stahl und Eisen, welches besonders zu Waffen verarbeitet wird und beim Beizen der blank gefeilten und geschliffenen Oberfläche mit einer Säure eigenthümliche, aus hellen und dunklen Linien zusammengesetzte Zeichnungen (Damast, Damascirung) erhält. Der Name dieses zur Zeit der Kreuzzüge bekannt gewordenen Stahls wird gewöhnlich von der Stadt Damask hergeleitet, wo damascirte Waaren in großer Menge und von vorzüglicher Qualität gefertigt wurden. Nach neueren Forschungen aber bedeutet das Wort Damask eben nur s. v. w. bunt durchwunden, und die Stadt Damask soll ihren Namen dieser Grundbedeutung des Worts um ihrer schönen Lage willen verdanken. Das Charakteristische aller echten damascirten Waaren beruht auf der

Eigenschaft des Stahls, besonders des gehärteten, von Säuren viel langsamer aufgelöst zu werden als Schmiedeeisen, so daß Arbeitsstücke, die aus mehreren zusammengeschweißten und nachher ausgestreckten Lagen von Stahl und Eisen bestehen, beim Aetzen tiefer liegende mattgraue, dem Eisen entsprechende und höher liegende, helle, dem Stahl entsprechende Streifen erhalten. Diese Arbeiten zeichnen sich durch sehr große Zähigkeit aus und verdanken dieselbe sowohl der Verwebung der Fasern als auch der Verbesserung des Materials durch das bei der Bereitung erforderliche fleißige Ausschmieden und Schweißen. Das im Orient gebräuchliche Verfahren zur Darstellung von D. S. ist nicht genau bekannt, in Europa befolgt man nach Karmarsch gewöhnlich folgende Methode. Dünne Stäbchen von Schmiedeeisen und Stahl (oder auch von hartem und weichem Schmiedeeisen) werden in gehöriger Anzahl zu einem Bündel parallel neben einander gelegt und zusammengeschweißt. Die erhaltene Stange wird in die Länge geschmiedet, in 2—3 Theile zerhauen, die man wieder aufeinander legt und zusammenschweißt. Dies Verfahren liefert nach öfterer Wiederholung einen Stab, in welchem Eisen und Stahl in sehr dünnen Lagen mit einander wechseln. Man macht denselben rothglühend, befestigt ihn mit einem Ende im Schraubstock und windet ihn schraubenförmig zusammen. Wird er dann wieder glatt geschmiedet, so kommen die Schraubenwindungen mehr oder weniger in eine gemeinschaftliche Ebene zu liegen und beim Beizen erhält man viele symmetrisch gestellte kleine Figuren, deren Linien um so zarter sind, je mehr beim Schmieden die Metalle zu feinen Fäden ausgearbeitet wurden. Nach dem Verfahren von Crivelli umwindet man Stahlschienen von beliebiger Länge, 2,5—4 Centim. Breite und 1,5 Millim. Dicke in weiten Schraubenwindungen mit Eisendraht von ebenfalls 1,5 Millim. Dicke, drückt durch Hämmern im rothglühenden Zustand den Draht in die Stahlschienen, legt darauf mehrere so bearbeitete Schienen auf einander, schweißt sie zusammen und zertheilt sie, nachdem man sie ausgestreckt, in mehrere Theile, welche abermals zusammengelegt, unter sich zusammengeschweißt und ausgeschmiedet werden. Nach mehrmaliger Wiederholung dieses Verfahrens erhält man einen Stab, der aus einer Anzahl dünner, mit einander abwechselnder Schichten von Stahl und Eisen besteht. Schmiedet man hieraus eine Klinge, so zeigt dieselbe nach dem Abschleifen beim Beizen mit Essig und Salpetersäure eine recht gute, einfache, in ihrer Unregelmäßigkeit aber sehr vom Zufall abhängige Damascirung. Feilt man quer über die Flächen des Stabs halbrunde Rinnen ein, welche so stehen müssen, daß jede Rinne der obern Fläche einem Zwischenraum der untern Fläche gegenüber steht, und hämmert den nun wellenartig gekrümmten Stab wieder flach, so nehmen alle von der Feile nicht durchschnittenen Schichten eine wellenförmige Krümmung an, und auf den Flächen entstehen durch das Beizen lauter ungefähr elliptische, den Rinnen entsprechende Figuren, welche aus vielen gleichlaufenden, meist in sich zurückkehrenden und in einander eingeschlossenen Linien gebildet erscheinen. Bearbeitet man dagegen den Stab nicht mit der Feile, sondern mit einem Schmiedegesenke, welches irgend eine erhabene Zeichnung hervorbringt, so erhält man nach dem Wegfeilen dieser Erhöhungen und nach dem Beizen dieselbe Zeichnung in feinen Linien. Man verwendet den D. S. zu Klingen und Gewehrläufen, welche letztere aus zusammengeschmiedeten Bändern von hartem und weichem Eisen (auch wohl von Stahl und Eisen) auf gewöhnliche Weise hergestellt werden. Der Materialaufwand zu diesen Läufen ist sehr groß wegen des höchst beträchtlichen Abbrandes bei den vielen Schweißungen; ein fertiger Lauf von 1—1,5 Kilogr. erfordert manchmal 50 Kilogr. rohes Stabeisen. — Es liegt in der Natur des Damascener Stahls, daß man seine Zeichnungen abschleifen und dann durch Beizen immer wieder von neuem hervorrufen kann. Darin unterscheidet sich der D. S. von Nachahmungen, die auf viel einfachere Weise zu erhalten sind. Man erhält z. B. glänzende und etwas erhabene Zeichnungen auf mattem Grund (damascirte Arbeit), wenn man auf einer fein polirten Stahlfläche alle Stellen, die blank bleiben sollen, mit einer Lösung von Aetzgrund in Terpentinöl bedeckt und den so vorbereiteten Stahl über Kochsalz hält, welches man mit etwas Schwefelsäure vermischt hat. Die sich entwickelnden Dämpfe von Salzsäure beizen den freien Stahl matt, und wenn man dann den Aetzgrund abwäscht, so ist der Zweck erreicht.

Die sehr alte Erfindung des Damascener Stahls scheint durch die Noth erzeugt worden zu sein, indem man aus Mangel an Stahl alte Eisenstücke zu neuen Waffen verwendete und auf solche Weise das Damasciren hervorbrachte. Schon bei Herodot soll das Damasciren unter dem Namen Kollesis vorkommen; doch bedeutete dieses mehr eine Auflöthung eines Metalls auf das andere, und da eine solche Glaukos von Chios zuerst machte, so pflegt man unrichtigerweise denselben als den Erfinder des Damascirens zu nennen. Die zu Turin befindliche Isistafel ist eine Art Damascirung. Später, als unter Domitian Waffenfabriken zu Damask angelegt wurden und dieses sich zu einem Haupthandelsplatz erhoben hatte, erhielt das Damasciren seinen jetzigen Namen. Durch die Kreuzzüge kam eine große Menge vortrefflicher Stahlarbeiten nach Europa, wo man in jener kriegerischen Zeit bald bemüht sein mußte, auch dem einheimischen Fabrikat die Güte und Schönheit des ausländischen zu geben. Die meisten Versuche jener und der spätern Zeit lieferten indeß kein genügendes Resultat. Vor allem mangelte den in Europa gefertigten Klingen der Damast, das sogen. Wasser, worunter man die regelmäßig wiederkehrenden, fast symmetrischen Figuren versteht. Erst in der Neuzeit ist es den Bemühungen von Clouet (1780—90), Bréant, Mille, Duc de Luynes (1835), Anosoff (1844) und namentlich Crivelli (1820) gelungen, Nachbildungen zu erzeugen, welche den orientalischen Mustern weder in Güte noch in Schönheit der Form nachstehen.

Damascēnus, Johannes, s. v. w. Johannes Chrysorrhoas (s. Johannes).

Damascia, Stadt und Bergfestung der alten Likattier in Vindelicien, nach einigen die spätere Augusta Vindelicorum (Augsburg), wahrscheinlicher jedoch das jetzige Hohenems an der rechten Seite des obern Rheinthals bei Ems.

Damaskios, der letzte Lehrer des Neuplatonismus zu Athen, geboren um 470 n. Chr. zu Damaskus, wurde zu Alexandria von Theon in der Redekunst und von Ammonios in der Mathematik und Philosophie, zu Athen von den Neuplatonikern Marinos, Isidoros von Gaza und Zenodotos unterrichtet. Nachfolger der letztgenannten auf dem Lehrstuhl, ward er, als Justinian 529 die Akademie zu Athen

schließen ließ, verbannt. Er begab sich nach Persien zum König Chosroës, kehrte jedoch um 533 ins oströmische Reich zurück, nachdem jener für ihn die ungestörte Uebung der heidnischen Philosophie erwirkt hatte. D.' weitere Lebensschicksale sind unbekannt. Von seinen Schriften wurden die »Quaestiones de primis principiis« von J. Kopp herausgegeben (Frankf. a. M. 1826).

Damaskus (arab. Dimischke Scham), Hauptstadt der asiatisch-türkischen Provinz Suria (Syrien), im Rang die fünfte Stadt des osmanischen Reichs, in entzückender Lage am östlichen Fuß des Antilibanon, 670 Meter ü. M., in dem weiten, herrlichen und üppig fruchtbaren Thal von D., das von den Orientalen als das schönste der vier irdischen Paradiese gepriesen wird. Der Barrada (Chrysorrhoas), vom Gebirge herabkommend, durchströmt in mehreren Armen die Stadt, bewässert dann die stundenweit ausgedehnten Gärten und Felder der Umgegend und verliert sich endlich gegen O. hin in Sümpfen. Aus der wundervollen Lage D.' sind die zahlreichen verherrlichenden Beinamen entsprungen, welche orientalische Schriftsteller der Stadt geben, als: die Paradiesesduftende, das Muttermal auf der Wange der Welt, das Gefieder des Paradiesespfauen, das Auge des Ostens ꝛc. Die Stadt ist von festen Mauern mit Thürmen und Gräben umgeben und hat neun Thore. Die Straßen sind krumm, staubig und unsauber und führen nach orientalischer Weise zwischen kahlen, fensterlosen Lehmwänden hin; aber das Innere der Häuser, die Hofräume und Gärten sind zum Theil glänzend und durch Blumenpracht, Säulenhallen und Springbrunnen überaus lieblich. Die schnurgerade, an 2 Kilom. lange Hauptstraße der Stadt soll dieselbe sein, welche in der Apostelgeschichte (9, 11) als die »richtige« (d. i. gerade) erwähnt wird. Im übrigen hat D., trotz seines hohen Alters, nur wenig Alterthümer (einen römischen Aquädukt, einige Inschriften und Säulen ꝛc.) aufzuweisen. Die öffentlichen Gebäude sind meist prachtvoll. Unter den sehr zahlreichen Moscheen (angeblich 200) ist die berühmteste die Moschee der Omajjaden (Heraklios-moschee), ursprünglich eine uralte Christenkirche des heil. Johannes, welche an der Stelle eines korinthischen Tempels errichtet und später von Abdulmalik, dem fünften Chalifen des Hauses der Omajjaden, in das jetzige, durch seine Pracht und Schönheit ausgezeichnete Wunderwerk arabischer Baukunst umgewandelt wurde. Den Mittelgang des Gebäudes, dessen Herstellung 5 Mill. Dukaten gekostet haben soll, bilden 2 Reihen von je 40 ungeheuren Säulen von Serpentin, Granit, Porphyr und vielfarbigem Marmor; vier Thore öffnen sich gegen die vier Himmelsgegenden. Von den drei Minarets genießt der »Minaret der Braut« besondere Verehrung wegen der Sage, daß am Jüngsten Tag Jesus auf demselben vom Himmel zur Erde steigen werde; derselbe blieb bei dem Brande der Moschee, als Timur die Stadt verheerte, unversehrt. Das größte Heiligthum der Moschee ist indessen die Kapelle, wo das Haupt Johannes des Täufers ruhen soll, obschon es zur Zeit des byzantinischen Reichs nach Konstantinopel gebracht wurde. An nichtmohammedanischen Gotteshäusern besitzt D. 8 Synagogen, eine griechische, eine maronitische, eine syrische, eine armenische Kirche und 3 römisch-katholische Klöster. Merkwürdig ist auch das umfangreiche Serail oder alte Schloß im Westtheil der Stadt, das aus den Zeiten der Kreuzzüge stammen soll und jetzt als Citadelle benutzt wird. Ausgezeichnet ist D. ferner durch Glanz und Schönheit seiner Kaffeehäuser. Auch zeigt man hier die Grabmäler zweier Gemahlinnen des Propheten (der Umm Selma und Umm Habiba), sowie die Grabstätten mehrerer Chalifen, Heiligen, Weisen, Dichter und der beiden besten Sultane des Islams, nämlich Nureddins und Salaheddins, die beide an den von ihnen erbauten Akademien ruhen. Die Bazare von D. (über 30 an Zahl) sind die originellsten im Morgenland; sie ziehen sich in unendlichen Verzweigungen bedeckter Passagen um die Moschee der Omajjaden herum und haben vor den meisten anderen des Orients den Vorzug, daß sie alles zum Lebensgenuß und Lebensverkehr erforderliche in sich fassen. In ihnen findet man herrliche Karawanserai's, Waarenhäuser, eine Börse, Schlafstätten fremder Kaufherren, Bäder, Kaffeehäuser und klare, frische Quellen. Unmittelbar bei der großen Moschee befindet sich der Sannaninebazar, der bei einer Breite von fast 20 Meter der umfangreichste in ganz Syrien und durch Bögen in 16 Abtheilungen getrennt ist. Der große Chan Assad Pascha in diesem Bazar ist einer der schönsten, die es gibt; das Portal ist von der Bauart der größten Moscheen in Kairo, das Innere eine mit Marmor belegte Rotunde. Ein freundlicher Platz ist der der großen Fontäne, an deren Fuß ein Kaffeehaus mit gemalten Säulen steht. Gegenüber liegt das berühmte Marmorbad, das sich durch außerordentliche Reinlichkeit und äußerst zweckmäßige Einrichtung auszeichnet. Am südöstlichen Ende der Stadt zieht sich die Vorstadt Meidan hin. Die Zahl der Einwohner beträgt nach den glaubwürdigsten Schätzungen etwa 150,000 Seelen (früher 400,000), bestehend aus 6000 Juden und 18,000 Christen (Armeniern, Griechen ꝛc.), im übrigen aus christenfeindlichen Mohammedanern. Vor dem großen Christengemetzel im Jahr 1860 zählte man 32,000 Christen in D. In industrieller Beziehung ist D. berühmt durch seine Bäckereien und Konditorwaaren, sein Rosenöl (aus der Damascenerrose, die auf einem 2½ bis 3 Meter hohen Stock wächst), seine Seidenmanufakturen. Der schwere Damast wird zwar noch hier verfertigt, jedoch von ähnlichen Fabriken in Westeuropa übertroffen. Die Anzahl der Webstühle für seidene Zeuge und gemischte Baumwolle wird auf 4000 angegeben. Auch Gold- und Silberfaden wird in beträchtlicher Menge verfertigt, ferner Gold- und Silberstoff aller Art, elegante Sattlerarbeiten und Geschirre, feine Oele, Parfümerien, Balsam und andere Toilettenartikel, Teppiche ꝛc. Ehedem (bevor Tamerlan die Waffenschmiede von D. fortführte) hatten auch seine Säbelklingen Weltruf. Auch die Garküchen von D. (etwa 400), denen es nie an vortrefflichem Reis und Gemüsen aller Art fehlt, sind nicht zu vergessen. Der Handel der Stadt ist noch jetzt ziemlich bedeutend und wird hauptsächlich mit Europa über Beirut und mit Bagdad mittels Karawanen getrieben. Dreimal monatlich trifft eine Karawane von Aleppo in D. ein, und auch die große Pilgerkarawane für Mekka sammelt sich hier alljährlich im September. Haupthandelsartikel sind Südfrüchte, Wein, Olivenöl und Baumfrüchte. Unter den Erzeugnissen der Umgegend sind die großen Damascenerpflaumen und die Damascenertrauben, welche am Stock getrocknet die besten Rosinen geben, hervorzuheben. Obwohl der Winter kalt, das die Stadt umgebende Gebirge

ziemlich lange mit Schnee bedeckt ist und im Herbst Fieber herrschen, gilt D. doch für einen gesunden Ort.

Geschichte. D. gehört zu den ältesten Städten des Orients. Die Umgegend, Damascene, glich schon im Alterthum einem großen Garten und erzeugte besonders die gepriesenen Damascenerpflaumen. In der Geschichte erscheint D. zuerst zur Zeit des jüdischen Königs David, welcher D. nach einem blutigen Krieg eroberte. Doch machte es sich schon unter Salomo wieder unabhängig, und die Könige von D. benutzten die Spaltung des israelitischen Reichs, um auf die nördlichen Theile desselben Angriffe zu machen. Besonders Benhadad I. und II. und Hasael machten dem Reich Ephraim viel zu schaffen. Jerobeam II. eroberte D wieder auf kurze Zeit. Als sodann in der Mitte des 8. Jahrh. der König Rezin von D. mit Pekah von Ephraim gegen Jerusalem vorrückte, rief dessen König Ahas den assyrischen König Tiglat Pileser zu Hülfe, der D. dem assyrischen Reich einverleibte. Sowohl unter der assyrischen, als später unter der babylonisch-chaldäischen und persischen Herrschaft scheint D. eine blühende Stadt geblieben zu sein. Nach der Schlacht bei Issus fiel es in die Gewalt Alexanders d. Gr. und verlor unter den Seleuciden vollends ihre Bedeutung als Hauptstadt Syriens. Als Antiochos Dionysios 84 v. Chr. im Kriege gegen die Araber blieb, ward deren Anführer Aretas I. von den Damascenern zur Herrschaft berufen. Bald nachher begann die Herrschaft des Tigranes über Syrien und nach dessen Besiegung die der Römer. Metellus besetzte D., und Pompejus empfing daselbst 64 v. Chr. die Gesandtschaften der benachbarten Könige. Herodes d. Gr., welcher die Verwaltung Cölesyriens erhielt, baute zu D. Theater und Bäder. Das Christenthum faßte hier frühzeitig Wurzel. Zu Paulus' Zeit, der hier zum Christenthum bekehrt wurde, stand D. unter der Herrschaft des arabischen Königs Aretas III., welcher daselbst einen Ethnarchen hatte, jedoch schon 39 den Platz wieder aufgeben mußte. Seit Hadrian führte die Stadt den Ehrentitel Metropolis, Kaiser Philipp machte sie zu einer römischen Kolonie. Diokletian legte daselbst gegen die Saracenen bedeutende Waffenfabriken, Magazine und Festungswerke an. Später wurde D. der Sitz eines Bischofs und dem oströmischen Reich einverleibt. Im Jahr 635 eroberten es die Araber unter dem Chalifen Omar nach zweimonatlicher Belagerung. Omar residirte abwechselnd hier und zu Mekka; Moawija, der Stammvater der omajjadischen Chalifen, verlegte seinen Sitz hierher, und seine Nachkommen, sowie die ersten Abbassiden residirten von 660—753 daselbst. Nachdem Almansor Bagdad zu seiner Residenz gemacht, wurde D. durch Statthalter verwaltet, von denen mehrere ein eigenes Sultanat begründeten. So ward es 877 von Achmed, dem Tuluniden, dem Chalifat entrissen, wechselte aber öfters die Dynastie. Auch in den Kreuzzügen wurde wiederholt um den Besitz von D. gekämpft. Im Jahr 1148 belagerten die Kreuzfahrer D. ohne Erfolg. 1154 ward es von dem Sultan Nureddin von Aleppo erobert und mit Aegypten vereinigt. Nach Nureddins Tod kam es in die Gewalt Saladins und theilte hierauf meist das Loos von Aleppo und Aegypten. Timur schlug 5. Jan. 1401 die Aegypter unter den Mauern von D. und legte der Stadt eine Brandschatzung von 1 Mill. Dukaten auf. Trotz der bezahlten Brandschatzung aber drang das Heer in die Stadt ein und verheerte sie mit Feuer und Schwert (25. März 1401). Wegen seiner wichtigen Lage für den Handel des Orients ward D. von neuem aufgebaut. Später waren die Mamlukken als Herrscher Aegyptens auch Herren von D., bis es im Herbst 1516 dem türkischen Sultan Selim I. gelang, Stadt und Gebiet dem osmanischen Reich einzuverleiben. Seit dieser Zeit war D. als Sitz eines türkischen Statthalters ein wichtiger Bestandtheil des Reichs. Am 14. Juni 1832 eroberte es Ibrahim Pascha für seinen Vater, den Vicekönig Mehemed Ali von Aegypten, und dieser erhielt es 1833 von der Pforte nebst Syrien und Palästina abgetreten; aber schon 1840 nöthigten infolge des Londoner Vertrags vom 15. Juli die europäischen Großmächte (mit Ausschluß Frankreichs) Mehemed Ali, Syrien und Palästina dem Sultan zurückzugeben. Seitdem ist D. wieder türkisch und der alte schlechte Zustand wieder hergestellt. Im Jahr 1840 (noch unter ägyptischer Herrschaft) fand hier eine große Judenverfolgung statt, bei welcher der fanatische französische Konsul Graf Ratti-Menton die Hauptrolle spielte. In den Tagen vom 9.—16. Juli 1860 fand hier eine furchtbare Metzelei der Christen durch die fanatisirte mohammedanische Bevölkerung statt, infolge deren die christliche Bevölkerung aus D. und den benachbarten Orten meist nach Aleppo und in andere sichere Plätze übersiedelte und erst nach genügenden Garantien für ihre Sicherheit zurückkehrte. Die Anstifter und Hauptschuldigen jener Metzelei wurden von der Pforte am Leben gestraft. Vgl. L. Müller, De origine regni Damasceni, im 1. Band von Ikens »Thesaur. dissert. theol.« (Leiden 1732); G. H. v. Schubert, Reise in das Morgenland (Erlang. 1839, 3 Bde.); H. Petermann, Reise im Orient, Bd. 1 (Leipz. 1860); Porter, Five years in D. (2. Aufl., Lond. 1870).

Damást, gemustertes, meist einfarbiges Köpergewebe aus Seide, Wolle, Leinen, Baumwolle, aus zweien oder mehreren dieser Spinnstoffe, stammt aus dem Orient und soll von den Einwohnern der Stadt Damaskus, nach anderen von den Babyloniern erfunden worden sein. Es wird aber auch in Ostindien und China gefertigt und wurde in Europa zuerst von Holländern und Italienern nachgeahmt. Noch im 17. Jahrh. bezog man es nur aus Italien, während jetzt der beste D. in Deutschland, England und Frankreich verfertigt wird. Der D. erhält sein Muster lediglich durch die eigenthümliche Webart und unterscheidet sich von dem Drell durch die bei weitem künstlichere Musterung, weshalb er auch meistentheils mittels der Jacquardmaschine gewebt wird. Zu den Seidendamasten gehören die prachtvollsten ein- und mehrfarbigen Gewebe, oft mit Goldfäden, zu Möbelstoffen, Tapeten, Vorhängen, Tischdecken, aber auch zu Kleidern, Kirchenornamenten 2c. Die Wolldamaste werden aus hartem, glänzendem Kammgarn, bei uns namentlich in Gera, Rochlitz, Weida, Chemnitz, Penig, Berlin, Magdeburg, Langensalza, Eisenach angefertigt und zu Möbelstoffen und Vorhängen benutzt; sie sind aber bedeutend zurückgedrängt durch die halbwollenen Damaste aus hartem Kammgarn und Baumwolle, welche oft zwei- und dreifarbig vorkommen und wie jene verwendet werden. Leinendamast, von besonderer Schönheit in der sächsischen Oberlausitz aus Handgarn dargestellt, dient zu Handtüchern, Servietten, Tafeltüchern und wird deshalb stets abgepaßt, d. h. nach bestimmtem Maß mit Einfassung, Mittel- und Eckstücken gewebt.

Damaſtartige, kleingemuſterte Stoffe kommen als Halbdamaſt vor. Der engliſche Leinendamaſt aus Maſchinengarn iſt ſehr ſchön, verliert aber in der Wäſche viel von ſeinem Glanz. Häufig iſt der Leinendamaſt aus gebleichtem und ungebleichtem Garn hergeſtellt, wo dann das Muſter weiß in gelb erſcheint. Baumwollendamaſte ſind bedeutend billiger als die leinenen, werden auch ſehr geſchmackvoll hergeſtellt, erreichen aber nie die eigenartige Schönheit von jenen.

Damäſus, Name zweier römiſchen Päpſte: 1) D. I., geb. 305, Papſt von 366—384, gelangte durch einen blutigen Kampf mit ſeinem Gegner Urſinus, bei dem 137 Menſchen getödtet und viele verwundet wurden, auf den päpſtlichen Stuhl und bewies ſich, ſo lange er denſelben inne hatte, als einen heftigen Gegner der Arianer. Er war mit dem Kirchenvater Hieronymus befreundet und hat denſelben zur Abfaſſung der verbeſſerten lateiniſchen Bibelüberſetzung (der ſogen. Vulgata) veranlaßt. Er ſelbſt war Dichter, und es ſind noch jetzt zahlreiche lateiniſche Epigramme von ihm vorhanden. Er ſtarb 384 im 80. Lebensjahr und wurde heilig geſprochen. Sein Gedächtnistag iſt der 11. Dec. — 2) D. II., vorher unter dem Namen Poppo Biſchof von Brixen, ward vom Kaiſer Heinrich III. Juli 1048 als Papſt eingeſetzt, ſtarb aber wenige Wochen nach ſeiner Erhebung.

Dambach, Stadt in Niederelſaß, Kreis Hagenau, am Fuß des Wasgenwaldes, mit (1871) 3225 Einw., welche vorzugsweiſe Töpferei betreiben und einen geſchätzten Rothwein bauen. Unfern im Walde die Ruinen des Schloſſes Bernſtein.

Damböck-Straßmann, Marie, hervorragende Schauſpielerin, geb. 16. Dec. 1827 zu Fürſtenfeld in Steiermark, betrat, ohne eine regelrechte Ausbildung ihres früh ſich zeigenden Talents erhalten zu haben, zuerſt zu Innsbruck, dann in anderen öſterreichiſchen Provinzialſtädten die Bühne mit glücklichem Erfolg und folgte von Brünn aus, wo ſie als tragiſche Liebhaberin mehrere Jahre wirkte, 1845 einem Ruf nach Hannover, der eigentlichen Wiege ihres Ruhms. Unter mehreren Städten, von wo ſie 1849 ehrenvolle Anträge erhielt, wie Wien, Berlin, Stuttgart, München, entſchied ſie ſich für letztere, verheirathete ſich daſelbſt mit dem Heldenſpieler Straßmann und ſiedelte mit demſelben 1868 an das Stadttheater zu Leipzig über, das ſie jedoch ſchon 1870, nach dem Weggang Laube's, mit dem Wiener Burgtheater vertauſchte. Im Jahr 1872 erhielt ſie einen Ruf an das königliche Schauſpielhaus zu Berlin. Früher im Fach der Liebhaberinnen glänzend, ging ſie bereits in Hannover zu dem der Heldinnen und weiblichen Charakterrollen über und leiſtete, unterſtützt durch reiche äußere Mittel, beſonders in der Darſtellung dämoniſcher und hochtragiſcher Geſtalten ausgezeichnetes. Zu ihren Hauptrollen auf dieſem Gebiet gehören Antigone, Iphigenie, Medea, Judith, Thusnelda, Jungfrau von Orleans, Deborah ꝛc. In der letztern Zeit wandte ſie ſich dem Fach der Heldenmütter mit gleichem Erfolg zu. Weniger glücklich iſt ſie im Luſtſpiel.

Dame (franz.; ital. dama, donna; vom lat. domina, Herrin), Ehrentitel, der urſprünglich nur den adligen Frauen zuſtand. Später ſetzte man meiſt das zueignende Fürwort ma (Madame) vor (ſ. Madame). Ironiſch aber allgemein nennt man ſchon ſeit langer Zeit die Fiſch- und Hökerweiber der großen Pariſer Markthalle Damen (les dames de la halle). Jetzt gebraucht man das Wort D., beſonders in Frankreich, von allen gutgekleideten Frauen. (Vgl. Dietrich, Frau und D., Marb. 1864). In den franzöſiſchen Spielkarten heißt D. die im Rang zwiſchen dem König und dem Buben ſtehende Figur, im Schachſpiel die Königin; vgl. auch Damenſpiel. D. nennt man auch die nach dem Springen mehrerer Minen zwiſchen zwei Minen ſtehen gebliebene Erde, und bei Grabung von Kanälen die in gewiſſen Zeiträumen bis zur Vollendung ſtehen bleibende Erde, wodurch der Zudrang des Waſſers vor der Vollendung gehindert werden ſoll.

Dame d'honneur (franz., ſpr. dam donnär, Ehrendame), Hofdame, welcher dieſe Würde aus Rückſicht auf ihren Stand oder den ihres Gatten verliehen iſt

Dame du palais (franz., ſpr. dam dü palä, Palaſtdame), beſoldete Hofdame am franz. Hof.

Damen der chriſtlichen Liebe, ſ. Damen Unſerer Lieben Frau von der chriſtlichen Liebe.

Damen des heiligen Herzens oder des Glaubens Jeſu, Frauenorden, geſtiftet 1799 von Nicolao Paccanari unter den Auſpicien der Erzherzogin Marianne von Oeſterreich nach den Statuten der ehemaligen Jeſuitinnen. Ihr Hauptſitz iſt zu Paris in der Straße Varennes. Vgl. Paccanariſten.

Damenfriede, der Friede von Cambrai (ſ. d.)

Damenisation, das von Graun um 1745 eingeführte Solfeggiren, nach den Silben da, me, ni, po, tu, la, be benannt; ſ. Solmiſation.

Damenſpiel, Bretſpiel, wird zwiſchen zwei Perſonen meiſt auf einem gewöhnlichen Schachbrett (Damenbret) von 64 ſchwarzen und weißen Feldern mit 12 ſchwarzen und 12 weißen Steinen (Damenſteinen) geſpielt. Der eine Spieler erhält die 12 weißen Steine, die er auf die unteren 12 ſchwarzen Felder ſetzt, der andere die 12 ſchwarzen Steine, womit er die oberen 12 ſchwarzen Felder belegt. Auf den leer gebliebenen zwei Reihen beginnt nun das Spiel durch ſchräges Gegeneinanderziehen der Steine auf den ſchwarzen Feldern, ſo daß die weißen Felder ganz unberührt bleiben: es gilt, mit ſeinen Steinen in die letzte feindliche Reihe, in die Dame, zu kommen, wodurch der Stein, mit dem dieſes gelungen, zur Dame wird, d. h. freiere Bewegung erhält; dazu müſſen einzelne Steine vom Bret weggenommen, »geſchlagen« werden. Durch die Weiſe, wie geſchlagen wird, unterſcheiden ſich die Arten des Damenſpiels, von denen die bekannteſten die deutſche, polniſche und Schlagdame ſind. Bei den zwei erſten Arten ſiegt, wer dem Gegner alle Steine geſchlagen hat, während bei der Schlagdame der gewinnt, deſſen Steine alle geſchlagen ſind. Vergißt man zu ſchlagen, wenn man konnte, ſo wird der Stein, mit welchem man hätte ſchlagen können, vom Gegner »geblaſen«, d. h. genommen. Iſt ein Stein in die Dame gekommen, ſo wird dies dadurch bezeichnet, daß man auf einen ſolchen Stein einen andern gleichartigen ſetzt. Die Dame darf ſowohl rückwärts als vorwärts (doch immer nur einen Schritt) ziehen und ſchlagen. Das Spiel heißt remis, wenn beide Spieler ſo geſchwächt ſind, daß keiner es gewinnen kann. Bei der polniſchen Dame dürfen die einfachen Steine zwar nur vorwärts ziehen, aber ſowohl rückwärts als vorwärts ſchlagen. Die Dame aber kann in jeder ſchrägen Richtung vorwärts oder rückwärts gehen, ſo weit ſie will, wenn nur nicht auf dem Weg zwei Steine

(eigene oder fremde) hinter einander stehen, in welchem Fall sie nur bis an diese ziehen kann. Bei der englischen Dame schlägt jeder Stein nicht nur vor- und rückwärts in schräger Richtung, sondern auch in gerader Richtung. Eine besondere Art des Damenspiels ist Schaf und Wolf, wobei mit vier Steinen gegen einen (vier Schafe gegen den Wolf) gespielt wird. Der Wolf hat die Aufgabe, den Schafen in den Rücken zu kommen, was aber die Schafe bei richtigem Spiel verhindern können. S. Mühlenspiel. Vgl. von Alvensleben, Encyklopädie der Gesellschaftsspiele (6. Aufl., Weim. 1874).

Damen Unserer Lieben Frau von der christlichen Liebe (Damen von St. Michael), Frauenorden, gestiftet 1640 von Eudes Mezeray zu Caen, 1651 nach Augustiner Regel bestätigt, erloschen 1790, wieder aufgeblüht 1807 und 1814 über viele Städte Frankreichs verbreitet, bezweckt die besondere Verehrung der Herzen Jesu und Maria's und Bekehrung unordentlich lebender Frauenzimmer. Die Tracht ist weiß mit schwarzem Schleier, auf dem Skapulier ein silbernes Herz mit dem Bilde der heil. Jungfrau mit dem Jesuskind, von einem Kranz aus Lilien und Rosen umgeben. Der Orden umfaßt drei Gattungen von Reuigen oder Büßerinnen, welche Unterricht erhalten in Religion, weiblichen Arbeiten ꝛc. und von einander streng getrennt gehalten werden. Jedes Haus hat eigene Wohnungen für Damen, welche von der Welt getrennt leben wollen, ohne selbst Klosterfrauen zu werden.

Damen von der christlichen Liebe und der armen Kranken (Filles de la charité), von der Jungfrau de Grâce 1633 zu Paris gestifteter, 1657 vom König von Frankreich, 1660 vom Papst sanktionirter Orden, mit dem Zweck der Verpflegung armer Kranken, des Jugendunterrichts und der Verbreitung christlichen Lebens, noch jetzt in Frankreich und Belgien verbreitet.

Damenwinde, s. v. w. Passatwinde.

Damerghu, Gau im Sudân, nordwestlich von Bornu, von ungefähr 110 Kilom. Länge und 75 Kilom. Breite, eine fruchtbare, gewellte Landschaft, die von Bornunegern bewohnt und dem Häuptling von Mussa tributpflichtig ist. Der wichtigste Ort ist der kleine, aber lebhafte Handelsplatz Taghelel, wo die Karawanenstraßen von Kuka und Kano zusammenstoßen. Barth besuchte 1851 den Gau.

Damerow, Heinrich Philipp August, berühmter Irrenarzt, geb. 28. Dec. 1798 zu Stettin, studirte seit Ostern 1817 Medicin in Berlin, wurde 1822 Privatdocent und 1830 außerordentlicher Professor daselbst, ging 1836 als Arzt und Direktor des provisorischen Irrenheilinstituts nach Halle, arbeitete dann mehrere Jahre in der Medicinalabtheilung des Kultusministeriums und kehrte erst 1842 nach Halle zurück, um die Direktion der nach seinen Plänen erbauten Irren-, Heil- und Pfleganstalt für die Provinz Sachsen bei Halle zu übernehmen. Er starb 22. Sept. 1866 in Halle. Er war Mitarbeiter an Heckers Literarischen Annalen der gesammten Heilkunde, an den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Schmidts Jahrbüchern der Medicin und der Preußischen medicinischen Vereinszeitung. Damerows Hauptverdienst beruht in einer wesentlichen Verbesserung der Anlage der Irrenanstalten in Deutschland. Während man vorher vielfach bestehende Gebäude zu Irrenanstalten schlecht und recht einrichtete und die Zwecke der Heilung und Verwahrung nicht streng trennte, hat D. darauf bestanden, die Irrenanstalten für ihren Zweck neu zu erbauen und die Heilbaren und Unheilbaren vollständig zu trennen, zu Minderung der Kosten jedoch beide Anstalten unter dieselbe Verwaltung und Direktion zu stellen und ihre Räumlichkeiten um ein gemeinsames Verwaltungs- und Direktionsgebäude zu gruppiren. Von seinen Schriften erwähnen wir: »Ueber die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pfleganstalten« (Leipz. 1840); »Sefeloge, eine Wahnsinnsstudie« (Halle 1853); »Zur Kretinen- und Idiotenfrage« (Berl. 1858); »Ueber die Grundlage der Mimik und Physiognomik, als freier Beitrag zur Anthropologie und Psychiatrie« (das. 1860); »Irrengesetze und Verordnungen in Preußen« (das. 1863). Mit Fleming und Roller gründete D. 1844 die »Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie« (Berl.).

Damgarten, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Stralsund, Kreis Franzburg, unweit der mecklenburgischen Grenze, an der Mündung der Recknitz in den Ribnitzer Meerbusen und am Blackensee, mit einem Schloß, Leinwand- und Damastweberei, einer Glashütte, Getreidehandel, Schiffbau, Rhederei, Fischerei und (1871) 1826 Einw. D. wurde 1258 vom Fürsten Jaromir von Rügen mit Stadtrechten versehen und befestigt, erhielt das Lübische Recht, die Fischerei bis nach Barth und Zollfreiheit im ganzen rügischen Land sowie Freiheit von allen Abgaben. In D. wurde 1322 der Friede zwischen dem Rügenfürsten Wizlaff IV. und Heinrich dem Löwen von Mecklenburg geschlossen. Im Dreißigjährigen Krieg wurde D. 1637 von den Kaiserlichen und 1638 von den Schweden besetzt und theilte von da an die Schicksale Vorpommerns.

Damghan, Stadt in der persischen Provinz Chorassan, an der Straße von Teheran nach Schahrud, mit 2000 Einw., vielleicht das alte Hekatompylos, jetzt sehr zerfallen.

Damhirsch, s. Hirsche.

Damiani, Peter, lat. Petrus de Honestis, einer der einflußreichsten Kirchenfürsten des 11. Jahrh., Geistesverwandter und in mehrfacher Beziehung Vorarbeiter Gregors VII., geboren um 990 zu Ravenna, studirte, von seinem wohlhabend gewordenen Bruder Damianus, dessen Namen er auch aus Dankbarkeit annahm, unterstützt, zu Faenza und Parma, wurde, unbefriedigt von einem weltlichen Leben, das er geführt, Abt von Santa Croce d'Avellano im Stift Gubbio, als welcher er die Geißelübungen in eine Methode brachte, aber auch auf die Verbesserung des Kirchenregiments und der Sitten des Klerus hinzielende Schriften verfaßte, darunter den »Liber Gomorrhianus«, der die Ausschweifungen des Klerus so nackt und anschaulich schildert, daß der Papst das Buch unterdrückte. Im Jahr 1057 zum Kardinal und Bischof von Ostia erhoben, eiferte D. seitdem in Gemeinschaft mit Hildebrand gegen die Simonie und für den Cölibat, so namentlich auch auf dem Laterankoncil von 1059, und setzte die Umwandlung der Canonici in besitzlose regulirte Chorherren vom Orden des heil. Augustin durch. Der Abscheu vor der Sittenlosigkeit der römischen Geistlichkeit bewog ihn 1061 zur Rückkehr ins Kloster. Allein schon 1062 mußte er als päpstlicher Legat zur Reformation des Klosters Clugny nach Frankreich gehen. Dem Kaiser Heinrich IV. trat er 1069 zu Frankfurt so gebieterisch entgegen, daß derselbe

fast ohne Widerrede sein Vorhaben der Ehescheidung aufgab. Damiani's letzte Sendung ging nach Ravenna, dessen Bürger nach dem Tod ihres kaiserlich gesinnten Erzbischofs der römischen Kirche wiedergewonnen wurden. Auf der Rückreise starb er 1072 zu Faenza. Seine Briefe, Reden, Biographien von Heiligen und Traktate wurden vom Kardinal Cajetan gesammelt und mehrmals (am besten Veneb. 1743, 4 Bde.) herausgegeben. Vgl. A. Vogel, Peter D. (Jena 1856); Capecellatro, S. Pier D. il suo tempo (Flor. 1862, 2 Bde.).

Damiens (spr. damjäng), Robert François, bekannt durch den Mordversuch gegen Ludwig XV., wurde 1715 in Tieuloy bei Arras geboren und war Schlosserlehrling, dann Soldat, desertirte zweimal, kam als Bedienter nach Paris und sammelte hier in einem Jesuitenkollegium einige Kenntnisse. Infolge eines Diebstahls flüchtig, trieb er sich 5 Monate lang unter allerlei Namen in der Gegend von Dünkirchen und Brüssel umher und kam, körperlich und geistig geschwächt, besonders durch häufiges Opiumessen, im December 1756 nach Paris zurück. Der allgemeine Tadel, welchen damals die Regierung Ludwigs XV. und besonders sein despotisches Verfahren gegen das Parlament erfuhr, versetzte D. in eine außerordentliche Aufregung; fast wahnsinnig rannte er 3. Jan. 1757 nach Versailles, wartete 5. Jan. die Ausfahrt des Königs ab und versetzte diesem einen Messerstich in die rechte Seite. In den Verhören und unter den wiederholten Qualen der Folter leugnete er jede Mitwissenschaft anderer und blieb dabei, daß er den König nicht habe tödten, sondern nur auf bessere Gedanken bringen wollen. Dennoch wurde er 28. März 1757 auf dem Grèveplatze zu Paris, nachdem ihm die rechte Hand durchstochen und bei einem gelinden Feuer verbrannt worden war, mit glühenden Zangen gezwickt, von 4 Pferden zerrissen und zuletzt verbrannt. Seine ganze Verwandtschaft wurde auf ewig aus Frankreich verbannt und das Haus, in welchen D. geboren war, niedergerissen.

Damiette (arab. Damyât), Stadt in Unterägypten, in der Provinz Mennsieh, rechts am Damiette- oder phanitischen Nilarm, 8 Kilom. von dessen Mündung in das Mittelmeer und unweit des Menzalahsees, in sehr schöner und fruchtbarer Gegend, ist halbmondförmig gebaut, hat einige schöne Moscheen (eine derselben ist eine alte christliche Kirche), mehrere Bazare und Marmorbäder, stattliche Kasernen, sonst aber nur am Flußufer hübschere Häuser; die Straßen zeichnen sich durch Sauberkeit aus. D. ist Sitz eines koptischen Bischofs. Die Einwohner, deren Zahl 37,000 beträgt, sind sehr thätig und wohlhabend. Sie unterhalten namentlich einen ansehnlichen Handel mit gesalzenen Fischen nach Syrien und mit dem in der sumpfigen und ungesunden Umgegend in Fülle gewonnenen vortrefflichen Reis, der in großen Magazinen in der Stadt aufgespeichert wird. Auch der Handel mit Kaffee, Bohnen und Leinen (aus dem in der Umgebung wachsenden trefflichen Flachs bereitet), sowie mit Indigo, den ebenfalls die Umgegend liefert, ist nicht unbedeutend. Die Mündung des Flusses, der von zahlreichen elegant dekorirten Gondeln (Canjes genannt) bedeckt ist, schützen 2 Thürme, von einer kreisförmigen Batterie umschlossen. In der Nähe von D. stand das alte Thamiatis, das zur Zeit der Kreuzzüge, wo es als Schlüssel Aegyptens galt, mehrmals belagert, zuletzt 1249 von Ludwig dem Heiligen erobert und geschleift wurde, während man zugleich den Hafen durch Versenkungen schloß. Die Stadt wurde darauf etwas südlicher an der jetzigen Stelle wieder aufgebaut. Die Franzosen eroberten D. 1798 und erfochten hier 1. Nov. 1799 unter Kleber einen wichtigen Sieg über die Türken; aber die Briten unter Sidney Smith entrissen es ihnen wieder und gaben es den Türken zurück, unter deren Botmäßigkeit es nun bis 1833 blieb, wo es Mehemed Ali erhielt.

Damjanich, Johann, ungar. General im Revolutionskrieg, geb. 1804 zu Pancsowa im Militärgrenzbezirk, serbischer Abkunft, trat, sehr mangelhaft gebildet, in ein Grenzregiment und wurde erst im 40. Jahr Hauptmann. Er trat 1848 mit Kossuth in Verkehr und suchte die Greuzregimenter zu gewinnen, organisirte beim Ausbruch der Unruhen in der Backa und im Banat ein Bataillon mobilisirter Nationalgarde und zeichnete sich an der Spitze desselben bei den blutigen Kämpfen gegen Raizen und Serben mehrfach aus. Bei dem Einmarsch von Windischgrätz wurde er zur Deckung der Theiß kommandirt und führte hier den Ueberfall von Szolnok aus, worauf er zum General befördert wurde. Bei den entscheidenden Bewegungen, welche den Rückzug der Ungarn zur Folge hatten, focht er unter Görgei. Bei dem Einzug in Komorn brach er das Bein, übernahm, wieder hergestellt, in Arad den Befehl, mußte sich aber nach der Katastrophe von Világos den Russen ergeben, wurde an die Oesterreicher ausgeliefert und starb 6. Okt. 1849 in Arad mit 12 anderen ungarischen Generälen am Galgen.

Damm, jede sich in die Länge erstreckende künstliche Erd-, Sand-, Faschinen-, Knüttel- oder Steinerhöhung auf dem trockenen Land oder an Fluß- und Seeufern und im letztern Fall bisweilen gleichbedeutend mit Deich (s. d.). Entweder dienen die Dämme dazu, bei Grundbauten oder Schlämmungen der Flüsse das Wasser abzuhalten, um Anstauungen zu erzeugen, oder Eisenbahnen, Straßen und Wege über Gewässer, Vertiefungen und Morastboden zu führen. Man unterscheidet hiernach Fangdämme, Wehrdämme, Eisenbahn-, Straßen- und Wegdämme. Die Höhe des Damms richtet sich nach dem höchsten Wasserstand oder bei Eisenbahn- und Straßendämmen nach den mit einander zu verbindenden höher liegenden Eisenbahnen oder Straßen und muß, wenn der D. durch eine sumpfige Gegend geführt wird, so viel betragen, daß derselbe stets eine vor Ueberschwemmungen gesicherte Straße bildet. Die obere Breite des Damms wird durch den Zweck bestimmt und beträgt bei eingeleisigen Eisenbahnen mindestens 4 Meter, bei doppelgeleisigen Bahnen mindestens 7,5 Meter, bei Straßen 7,5—10 Meter, bei Wasserdämmen mindestens 2 Meter, während die untere Breite sich aus der obern und den beiden durch die Dammhöhe und das Böschungsverhältnis bedingten Ausladungen zusammensetzt. Bisweilen wird indeß die untere Breite, namentlich bei Wasserdämmen, nach dem zur Disposition stehenden Raum bemessen. Dient ein D. als Unterbau einer Eisenbahn oder Straße, so soll derselbe möglichst fest sein und sich so wenig als möglich setzen, auch das eingedrungene Regenwasser nicht in sich zurückhalten, sondern leicht durchsickern lassen. Man zieht deshalb zur Herstellung solcher Dämme Sand, Kies oder Steinschotter den lehmigen oder thonigen Bodenarten vor und gibt denselben das ihnen entsprechende Böschungsverhältnis von $1-1\frac{1}{2}$ Meter Ausladung auf 1 Meter Höhe. Dammböschungen von größerer Höhe erhalten

in Abständen von 2—3 Meter wagrechte Absätze, sogen. Bankette von je ½ Meter Breite, welche das Einreißen von Wasserfurchen erschweren und die Böschungen zum Zweck ihrer wirtschaftlichen Benutzung zugänglich machen. Bei Herstellung der Eisenbahn- und Straßendämme bedient man sich entweder eines allmählichen Auftragens in Schichten von 0,25—0,5 Meter Höhe oder der sogen. Kopfschüttung, wobei der D. durch wiederholtes Abstürzen des Bodens an seinem Ende in der ihm zukommenden Höhe fortgeführt wird. Wo die zu dem Dammkörper verwendete Bodengattung eine Besamung der Böschungsflächen nicht ohne weiteres gestattet, wird derselbe mit fruchtbarer Erde, welche man vor dem Auftragen des Damms von der Oberfläche des gewachsenen Bodens entnimmt und zur Seite ablagert, 15—20 Centim. hoch bedeckt und mit Gras oder Klee eingesäet, um die Oberfläche der Böschungen zu befestigen und ertragsfähig zu machen. Wo Eisenbahn- oder Straßendämme an stark strömendem Wasser hinziehen, werden dieselben bis zum Hochwasserstand mit Steinen bekleidet. Wird ein D. längs des Flusses angelegt, so muß noch ein genügend breites Vorland bleiben, damit der D. nicht Schaden leide und nicht überflutet werde. Von den zwei Böschungen nach der Land- und nach der Wasserseite hin heißt die erstere Innen-, die letztere Außenböschung. Die Außenböschung legt man in der Regel mit flacherem Böschungsverhältnis an als die Innenböschung. Je schwerer, fetter und bindender das Erdreich ist, das man zur Anlegung eines Damms benutzt, desto mehr Haltbarkeit wird erzielt. Thonerde, mit feinem Sand vermischt, ist am geeignetsten. Die inneren Dossirungen der zum Abhalten der Hochwasser angelegten Dämme oder Deiche müssen, wenn dieselben nicht von Steinen, Faschinen oder Knütteln konstruirt sind, mit Rasen belegt oder mit Gras besamt werden, damit der D. selbst mehr Festigkeit erhalte und das Ausspülen desselben vermieden werde. Durch Stampfen gibt man dem Erdreich die gehörige Festigkeit. Nothwendig ist es, daß man den Untergrund derjenigen Strecke, auf welcher der D. errichtet werden soll, untersuche. Ist der Untergrund moorig, sumpfig oder kiesig, so ereignet es sich, daß, wenn dem D. eine genügende Höhe gegeben wird, wohl ein Ueberfluten nicht stattfinden kann, daß aber das Wasser unter dem D. durchsickert und den Kulturboden hebt, wodurch er oft eine größere Störung erleidet, als wenn er vom Wasser überflutet worden wäre. Bei solchem Untergrund muß man darum zuvörderst einen geeignet breiten und genügend tiefen Graben ziehen, denselben mit Letten ausstampfen und auf diesen erst den D. aufbauen. Die Böschungen dürfen nicht weniger als 1—1½ Meter Anlage auf 1 Meter Höhe haben. So lange der D. noch nicht vollkommen befestigt ist, müssen die Böschungen jedes Frühjahr geplatscht werden. Da, wo der D. starken Strömungen ausgesetzt ist und wo ihm der Eisgang leicht schaden kann, muß man am Fuß Hecken anlegen oder Weidenbäume anpflanzen. In den Sinkwerken der Salzwerke, wo man süßes Wasser in die Kammern leitet, damit es mit Salz gesättigt wieder abfließe, heißt D. die Erhöhung von Lehm und Thon, welche verhindert, daß dieses Wasser eher abfließt, als bis es gesättigt ist; durch diese Erhöhung wird eine Ausflußröhre geführt und der D. auf der Wasserseite mit Bretern beschlagen oder verblendet (Dammblendung). Im Bergbau heißt D. eine aus zwei Wänden von dicht auf einander getriebenen Stempeln, zwischen welche Thon und Lehm eingestampft wird (daher Dammstoßen), bestehende Wand, welche in den Gruben errichtet wird, um das wilde Wasser von den Arbeitern abzuhalten. D. der Schmelzöfen heißt derjenige Theil des Sammlungsraums für die geschmolzene Masse, der von Zeit zu Zeit durchstochen wird, um dieselbe abzulassen. In der Anatomie ist D. s. v. w. Mittelfleisch oder Perinaeum.

Damm, 1) (Altdamm, ehemals Damba oder Badam) Stadt (bisher befestigt) im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Randow, an der Mündung der Plöne in den von der Reglitz, Plöne und Ihna gebildeten 15 Kilom. langen, 11 Kilom. breiten Damm'schen See. Die Festungswerke, welche den am rechten Ufer der Oder liegenden Brückenkopf von Stettin bildeten, wurden neuerdings, da Stettin aufgehört hat, Festung zu sein, zur Abtragung bestimmt. Mit Stettin ist D. durch eine überaus lange, über Wiesengrund führende Eisenbahnbrücke und durch einen schon 1299 angelegten Steindamm verbunden. Die Stadt hat 2 Vorstädte, 3 Thore, eine Kirche, eine Garnison von 3 Kompagnien (Train), prächtige Militärbauten, 2 höhere Privatschulen und (1871) 4298 Einw., welche bedeutenden Grün- und Heuhandel treiben. Außerdem hat D. ausgedehnte Industrie, und zahlreiche Fabriken (besonders für Chemikalien und Cement) ziehen sich bis nach Finkenwalde hin. In der Nähe finden sich auch Braunkohlen. D. war schon 1121 unter dem Namen Badam stark befestigt, ward aber bald darauf nebst der Umgegend von den Polen gänzlich verheert. Im Jahr 1249 war es schon wieder eine Stadt, die später auch Seehandel trieb. Wegen der Jagd und Fischerei war D. der Lieblingsaufenthalt des Herzogs Barnim I. Im Dreißigjährigen Krieg wurde D. wieder arg mitgenommen, wie es überhaupt fast in allen Kriegen das Schicksal Stettins theilte. Seit 1646 ward es von den Schweden bedeutend befestigt. 1720 fiel die Stadt an Preußen. Friedrich II. schenkte die Festungswerke den Bürgern zur Anlage von Gärten, ließ die Stadt aber seit 1759 neu und stärker befestigen.

2) (Neudamm) sonst feste Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Königsberg in der Neumark, an der Darre, mit (1871) 3357 Einw., welche in neun Fabriken Spinnerei und Tuchfabrikation betreiben. D., seit 1562 zur Stadt erhoben, ward im Dreißigjährigen Krieg sehr mitgenommen. Vom Dorf D. (1800 Einw.) wird sie rings umgrenzt, wodurch es ihr nicht möglich ist, sich zu vergrößern.

Dammăra *Rumph* (Dammarfichte), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, große Bäume mit zerstreut stehenden, lederartigen Blättern und diöcischen Blüten in Ostindien, auf den Inseln, auf Neuseeland und Neuguinea. **D. australis** *Don.* (Kaurifichte, s. Tafel »Industriepflanzen«), ein schöner, bis 25 Meter hoher Baum, welcher 4,5 Meter Stammdurchmesser erreicht, wächst horstweise auf der Nordinsel von Neuseeland, besitzt einen fast walzigen Stamm, gleicht in der Jugend unserer Fichte, bildet im Alter eine verzweigte, schirmförmige Krone; er hat längliche, breite Blätter und ovale Zapfen, Zweige und Aeste des Baums starren von Harztröpfchen, und unten am Stamm und am Wurzelstock sammelt sich das Harz in Knollen bis zu 50 Kilogr. Dies Harz kommt als Kauriharz in den Handel. Das Holz gleicht unserm Tannenholz und dient zu

Masten, Spieren und als Bauholz. D. orientalis *Lamb.*, ein auf Malacca, Borneo, Java, Sumatra und den Molukken häufig vorkommender, bis 30 Meter hoher Baum, ist gleichfalls sehr harzreich und liefert das Dammaraharz; er wird auf Amboina und Java kultivirt. Von D. ovata *Moore* auf den Gebirgen Kanada's kommt das neukaledonische Kauriharz. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen kultivirt.

Dammāraharz (Dammar, malayisch, »Licht«; Katzenaugenharz, Steinharz), das aus den Stämmen von Dammara orientalis ausschwitzende und in ähnlicher Weise wie bei uns das Terpentin gewonnene Harz, bildet rundliche Stücke von 0,5—4 Centim. Durchmesser oder stalaktitische, an den Stämmen erhärtete Massen, ist farblos oder gelblich, klar und durchsichtig, bisweilen mit bimssteinartiger Kruste überzogen, nicht hart, leicht zerreiblich, auf dem Bruch glasglänzend, riecht angenehm balsamisch, ist im Alter fast geruchlos, gibt beim Kauen ein weißes, an den Zähnen haftendes Pulver, spec. Gew. 1,04—1,08 (1,097—1,123), erweicht bei 75°, wird bei 100° dickflüssig, bei 150° dünnflüssig und klar; es löst sich nicht vollständig in Alkohol und Aether, wohl aber in fetten und ätherischen Oelen, und die Lösung reagirt sauer. Es besteht aus 13 Proc. sauerstoffreiem, amorphem Dammaryl, welches sich an feuchter Luft zu Dammarylsäure oxydirt; von letzterer enthält das Harz 36 Proc., außerdem wenig Gummi und Mineralbestandtheile. Außer diesem gewöhnlichen D. kommen noch andere Harze von geringerer Bedeutung im Handel vor, besonders das härtere, schwerer pulverisirbare und deshalb höher geschätzte Dammarmata-kooching aus Singapore, von Hopea-Arten abstammend. Das D. eignet sich sehr gut zur Bereitung von Firnis; derselbe ist zwar nicht so hart und dauerhaft wie Bernstein- oder Kopalfirnis, aber billig, farblos, klar und glänzend. Am häufigsten wendet man den Dammarafirnis mit Terpentinöl an und erhitzt zur Bereitung desselben 2 Kilogr. klares, durchsichtiges D. (nicht gepulvert) mit 4 Kilogr. Terpentinöl in einem emaillirten eisernen Gefäß über Kohlenfeuer. Anfangs siedet die Masse heftig von entweichendem Wasserdampf, dann aber wird sie klar und kocht ruhig. Nur auf diese Weise erhält man guten, nicht klebrigen Dammarafirnis, welcher sich besonders zum Ueberziehen von Oelgemälden, Zeichnungen, Stahlstichen ꝛc. eignet. Für weiße Holzarbeiten und Blechwaaren bereitet man Dammarafirnis, indem man 375 Gramm D. schmelzt, 22 Gr. venetianischen Terpentin zusetzt und in 1,25 Kilogr. heißem reinen Terpentinöl auflöst. Auch Dammarafirnis mit Weingeist und Aether benutzt man häufig wie den Terpentinölfirnis. Für Gegenstände, die mit Bleiweiß oder Zinkweiß angestrichen sind, ist folgender Dammarafirnis empfehlenswerth: 315 Gr. D. löse man in 188 Gr. kochendem reinen Terpentinöl und setze hinzu 188 Gr. Alkohol von 98 Proc. Trall. und 188 Gr. reines Terpentinöl. Aetherdammarafirnis bereitet man durch Auflösen von 150—180 Gr. scharf getrocknetem Dammarapulver in 0,5 Kilogr. entwässertem Aether. Dieser Firnis dient als Zusatz zu Oel- oder Weingeistfirnis, um diesen klar zu machen. Man kann auch 1 Kilogr. D. in Stücken in einer Mischung von 2 Kilogr. reinem Terpentinöl, 2 Kilogr. Alkohol von 98 Proc. Trall. und 1 Kilogr. Aether lösen. Der fette Dammarafirnis wird erhalten, wenn man 4 Kilogr. D. in Stücken in einem emaillirten eisernen Gefäß schmelzt bis kein Schäumen mehr erfolgt, mit 1 Kilogr. siedendem Leinölfirnis oder besser gekochtem Leinöl vorsichtig vermischt und mit 4 Kilogr. warmem rektificirten Terpentinöl verdünnt. Dieser Firnis ist nicht so gut wie fetter Kopalfirnis und wird deshalb nur für geringere Gegenstände angewandt, dient aber häufig auch zur Verfälschung des Kopalfirnisses. Ist der fette Dammarafirnis sehr gut, so benutzt man ihn auch als Retouchirfirnis. Australisches D., Kauriharz, s. Kopal.

Dammartin (spr. -täng, D. en Goële), Stadt im franz. Departement Seine-et-Marne, Arrondissement Meaux, Station der Nordbahn, mit mehreren alten Kirchen, Spitzen- und Blondenfabrikation, Handel mit Getreide und Wein und (1872) 1783 Einw. Die ehemalige nach D. benannte Grafschaft kam um 1220 durch Adelheid von D. an die Herren von Trie, später an verschiedene Häuser, ward 1632 nach dem Tode des Marschalls von Montmorency, des letzten Besitzers, vom König eingezogen und dem Haus Bourbon-Condé geschenkt. Im Anfang der Belagerung von Paris 1870 war die Stadt wichtig als Evakuationsstation erkrankter und verwundeter deutscher Truppen.

Dammastock, einer der Alpenkönige in der Ostgruppe der Berner Alpen, 3633 Meter hoch, umgeben vom Galenstock, Thierberg, Sustenhorn und anderen Trabanten. Von den Lagern ewigen Schnees (Dammafirn ꝛc.) steigen beträchtliche Eisströme in die Thäler hinab, so der Rhônegletscher, der Trift-gletscher, der Steingletscher (letztere zwei zum Gebiet des Gadmenwassers), der Wallebühlfirn, der Kehlegletscher und der Wintergletscher (diese drei zur Göschener Reuß) u. a. Ueber dem ob Ursern hangenden Tiefengletscher entdeckten 1866 die Thalleute von Guttannen (Hasli) eine Krystallhöhle, die reiche Ausbeute gab. Einige dunkle Stellen, etwa 30 Meter über dem Gletscherrand, waren als Löcher erkannt worden, und es gelang einem verwegenen Jungen, hinaufzusteigen, freilich ohne daß vorläufig viel gefunden wurde. Bei einer neuen Expedition brachte man schon ein 15 Pfd. schweres Stück Bergkrystall aus einem der Löcher heraus und erweiterte einen der kleinen Eingänge durch Sprengung. So gelangte man in eine geräumige Höhle, die bis nahe an die Decke mit einer Masse erdigen, chloritartigen Schutts, Quarzstücken und Granitblöcken angefüllt war. Oben auf dem Schutt lag die Deckplatte, eine weiße Schicht verwitterten Granits, welcher offenbar in größeren Tafeln sich von der Decke abgelöst hatte. Die Untersuchung förderte eine Menge großer und kleiner Rauchtopase (morion) aus dem Schutt hervor: prächtige Kabinetstücke wie beschädigte und mangelhaft entwickelte Exemplare, im ganzen gegen 300 Ctr. Unter den bedeutenderen Exemplaren ragen durch Größe und Schönheit hervor: der »Großvater« (133 Kilogr.), der »König« (127 Kilogr.), »Karl der Dicke« (105 Kilogr.) u. a. So bildete der Fund ein Seitenstück zu den älteren am Zinkenstock (s. Finsteraarhorn) und im Wallis; er wirkte auf die Thalbevölkerung wie die Entdeckung eines Goldfeldes. Alles eilte ins Gebirge, und man arbeitete in fieberhafter Hast, um die Schätze, auf welche Ursern Ansprüche erhob, noch rechtzeitig unter Dach zu bringen. In der mächtigen Gruppe des Dammastocks begannen die Ersteigungen der höchsten und schwierigsten Gipfel mit dem Gletscherhorn (G. Studer 7. Aug. 1841) und dem Galenstock (Desor und Dollfuß 18. Aug. 1845); es folgten 1864 der

Schneestock (Wenger 7. Juli), der Spitzberg (Raillard und Fininger 21. Juli), der D. (Hoffmann 28. Juli), der Hintere Thierberg (Preiße 1. Aug.), das Diechterhorn (Schwarzenbach 2. Aug.); 1865 wurde der Kilchlistock (A. Hoffmann-Burckhardt 14. Juli) und der Stücklistock (E. Hoffmann und J. Hoffmann-Merian 27. Aug.) bezwungen.

Damme, 1) Marktflecken und Amtssitz im Großherzogthum Oldenburg, südlich von Vechta, mit einer höhern Bürgerschule, stark besuchten Märkten und (1871) 1448 Einw., welche sich von Ackerbau und Vieh-, besonders Schweinezucht, sowie von Leinweberei und Ziegelei ernähren. D. gehörte früher zu Osnabrück. Die Umgegend ist reich an germanischen Alterthümern (Gräber, Opfersteine ꝛc.); auch viele römische Waffen und Münzen hat man gefunden. Einige halten die Gegend für die Stelle, wo Germanicus über die Deutschen siegte. — 2) Ort bei Brügge (s. d.).

Dammerde, s. v. w. Ackerkrume oder Humus, s. Boden.

Dammersfeld, eine der bedeutendsten Erhebungen des Rhöngebirges, zwischen Fulda und Sinn dem Kreuzberge gegenüber, 925 Meter hoch, hat einen langen und breiten, mit großen Mooren und Wiesen bedeckten Rücken, auf dem sich noch eine Kuppe erhebt, die eine schöne Fernsicht nach der Wetterau, ins Fuldaische, Westfälische und Thüringische gewährt. An seinem südöstlichen Theil treten Massen von übereinander gestürzten Basalten und herrliche Laubwälder auf. Die Wiesen des Dammersfeldes lieferten zur Zeit der fuldaischen Fürsten als Domäne 4500 Ctr. des besten Heus und nährten obendrein noch eine bedeutende Rinderherde; das alte große Schweizerhaus stand noch lange auf dem Bergrücken.

Damm'scher See, s. Damm 1).

Damn (engl., spr. dämm), als Fluch, Schwur, »verdammt«; auch God d., Gott verdamme, strafe mich.

Damnabel (lat.), verdammenswerth, abscheulich.

Damnatio (lat.), Verdammung, Verurtheilung.

Damnātur (lat.), »wird verdammt« zur Nichtveröffentlichung, bei der Büchercensur Formel, wonach ein Buch oder eine Stelle darin nicht durch den Druck veröffentlicht werden darf. Gegensatz: imprimatur (s. d.).

Damnificiren (lat.), einem Schaden zufügen, ihn benachtheiligen; Damnifikant, der Beschädiger; Damnifikāt, der Beschädigte.

Damno (der oder das, kaufmännisch für ital. Danno, lat. Damnum), Verlust, Schaden, insbesondere an Börsenpapieren, Hypotheken u. dgl.; das Gegentheil von Agio, daher D. s. v. w. Disagio.

Damnum (lat., n.), Schaden, im weitern Sinn jeder Nachtheil, welchen jemand in irgend einer Beziehung erleidet; im engern Sinn ein Vermögensnachtheil. Dieser Nachtheil kann entweder darin bestehen, daß unser bereits vorhandenes Vermögen verringert wird (positiver Schaden, d. emergens, d. im engern Sinn), oder darin, daß man etwas, was man ohne das benachtheiligende Ereignis erhalten haben würde, nun nicht erhält, also ein erlaubter Gewinn vereitelt wird (negativer Schaden, lucrum cessans). Die Ursache des Schadens liegt entweder in einem Zufall (casus, d. fatale), d. h. in einem Ereignis, welches nicht einer Person zur Schuld zu rechnen ist, oder in einer unerlaubten Handlung eines andern (dolus, culpa, mora), oder in beidem zugleich (casus mixtus). Die Folge einer durch Schuld zugefügten Beschädigung kann bestehen in der Verpflichtung, das durch die Verletzung Erhaltene wieder herauszugeben, dem andern den entzogenen Besitz wieder einzuräumen, das gestörte Recht wieder anzuerkennen, den vorigen Zustand wieder herzustellen, wegen künftiger Störung Sicherheit zu leisten, aber auch in wirklicher Strafe und jedenfalls in der Verpflichtung, Schadenersatz (s. d.) zu leisten, d. h. die widerrechtliche Vermögensverringerung durch Hingabe eines entsprechenden Vermögenstheils wieder auszugleichen, vorausgesetzt, daß der Schaden überhaupt in Geld angeschlagen werden kann. Der Unterschied zwischen dem gegenwärtigen Bestande des Vermögens des Geschädigten aber, so wie er sich nach dem Schaden bringenden Ereignis darstellt, und dem Betrag, welchen das Vermögen ohne dies Ereignis haben würde, heißt das Interesse (»id quod interest«). Die Verbindlichkeit zum Ersatz dieses Interesses an den Geschädigten bildet häufig den ursprünglichen Inhalt einer Obligation, eines Schuldforderungsverhältnisses, z. B. wenn jemand durch seine vorsätzliche oder leichtfertige und unvorsichtige Handlungsweise die Sache eines andern beschädigt und diesem letztern nun Schadenersatz leisten soll, oder wenn jemand die Sache eines andern gegen Feuersgefahr versichert. Aber auch jede andere Obligation kann sich in eine solche auf Schadenersatz auflösen, wofern nämlich der Schuldner den ursprünglich geschuldeten Gegenstand durch sein Verschulden dem Gläubiger nicht mehr leisten kann. Ebenso kann sich zu jeder andern Forderung durch schuldhaftes Handeln eines Kontrahenten noch eine Forderung auf Schadenersatz gesellen; z. B. wenn ich jemandem ein Buch leihe und er mir dies Buch schuldhafterweise beschädigt, so kann ich einmal das Buch von ihm zurückverlangen und außerdem noch Ersatz des verursachten Schadens fordern. Es kommt in solchen Fällen eben immer darauf an, ob der Schaden ein rein zufälliger oder ob er durch Verschulden eines Kontrahenten verursacht worden ist. In dem letztern Fall ist derselbe, wie gesagt, stets zum Ersatz des Schadens verpflichtet, während im entgegengesetzten Fall die Regel gilt: »Casum sentit dominus«, der Eigenthümer trägt den Schaden, welcher durch einen Zufall verursacht wurde, oder: »Casus a nullo praestatur«, für einen reinen Zufall kann niemand verantwortlich gemacht werden. Wenn z. B. das von mir dargeliehene Buch bei einer Feuersbrunst ohne Verschulden des Empfängers mit verbrennt, so hat mir dieser das Buch nicht zu ersetzen. Mit anderen Worten: wird dem Schuldner die Erfüllung seiner Verbindlichkeit durch einen Zufall unmöglich, so ist er von seiner Verbindlichkeit frei, ohne Schadenersatz leisten zu müssen. Geht die Forderung jedoch nicht auf einen individuell bestimmten (»species«), sondern nur der Gattung nach bezeichneten Gegenstand (»genus«), so wird der Schuldner durch den zufälligen Untergang eines Gegenstandes der letztern Art, den er hatte leisten wollen, nicht befreit, weil es noch mehr Sachen von dieser Gattung gibt (»quia genus non perit«), die Leistung also auch nicht unmöglich ist. Wenn ich z. B. jemandem verspreche, ihm ein Pferd schlechthin zu liefern, und das Pferd, welches ich liefern wollte, stirbt, so bin ich nicht von der übernommenen Verbindlichkeit, ein Pferd zu liefern, befreit, weil der Gegenstand nur der Gattung nach bestimmt war und es ja noch mehr Pferde gibt. Versprach ich dagegen speciell ein mir gehöriges, individuell

bezeichnetes Pferd zu liefern, und dieses stirbt, so bin ich von meiner Verbindlichkeit befreit. Die römischen Juristen drücken dies durch das Rechtssprichwort aus: »Species perit ei, cui debetur«, d. h. die Gefahr des Untergangs einer individuell bestimmten Sache trägt der Gläubiger. Eine Modifikation dieser Grundsätze über die Haftung für zufälligen Schaden tritt jedoch ein bei vorliegendem Verzug (mora). Wenn nämlich der Schuldner mit Leistung des verschuldeten Gegenstandes in Verzug kommt, so geht von da an die Gefahr auf ihn über, d. h. er muß dem Leistungsberechtigten selbst für zufälligen Schaden einstehen, sofern er nicht nachzuweisen vermag, daß auch bei rechtzeitiger Leistung die betreffende Sache von dem zufälligen Ereignis betroffen worden wäre. Befindet sich aber umgekehrt der Gläubiger bezüglich der Annahme des ihm geschuldeten Gegenstandes im Verzug, dann geht die im gegebenen Fall dem Schuldner obliegende Verpflichtung, die Gefahr zu tragen, nunmehr auf ihn über. Die Darstellung der genaueren Rechtsverhältnisse bezüglich Haftung für D. muß bei den einzelnen Rechtsinstituten ihre Stelle finden. Eine rechtswidrige positive Handlung, durch welche eine Beschädigung hervorgebracht worden war, hieß bei den Römern »D. iniuria datum«, und es war in solchem Fall die sogen. aquilische Klage (»actio legis Aquiliae«) gegeben. Bei Körperbeschädigung wird heutzutage dem Beschädigten auf dessen Antrag auch noch ein angemessenes Schmerzensgeld außer dem Schadenersatz zugebilligt. Uebrigens wird das D. in der Regel nur dann rechtlich berücksichtigt, wenn bereits wirklich ein Schaden eingetreten ist, nicht wenn ein solcher erst droht. Eine Ausnahme besteht für das D. infectum. Wenn nämlich jemand von dem baufälligen Gebäude eines andern im Fall des Einsturzes desselben einen Schaden zu befürchten hat, so kann er von dem Eigenthümer desselben oder von demjenigen, der das Gebäude kraft eines dinglichen Rechts besitzt, Kautionsleistung wegen des zu befürchtenden Schadens (cautio damni infecti) fordern. Vgl. Schömann, Die Lehre vom Schadenersatz (Gießen 1806, 2 Bde.); Wening-Ingenheim, Die Lehre vom Schadenersatz (Heidelb. 1841); Mommsen, Beiträge zum Obligationenrecht, Bd. 2: Zur Lehre von dem Interesse (Braunschw. 1855).

Damoiseau (franz., spr. damoāsoh), früher s. v. w. Edelknappe, Junker; jetzt Jungfernknecht, Stutzer.

Damokles, Höfling des ältern Dionysios von Syrakus. Einst rühmte er diesen als den glücklichsten aller Sterblichen. Dionysios bot ihm darauf sein Glück an und ließ ihm in seinem Palast alle Herrlichkeiten und Genüsse zur Verfügung stellen. D. war entzückt über dies Loos; als er aber, über sich blickend, ein Schwert gewahrte, das von der Decke herab an einem Pferdehaar gerade über seinem Haupt hing, beschwor er den Tyrannen, ihn zu entlassen, weil er seines Glücks bereits satt sei. Daher wurde »das Schwert des D.« sprichwörtlich für eine mitten im Besitz äußern Glücks drohende Gefahr.

Damon und **Phintios**, zwei durch ihre Freundschaft berühmt gewordene Pythagoräer zu Syrakus. Aristoxenos erzählt nach der selbst angehörten Erzählung des jüngern Dionysios von Syrakus bei Jamblichos: Unter den Vertrauten des jüngern Dionysios entstand Streit über den Lebensernst und die Freundestreue der Pythagoräer. Um sie zu erproben, wurde Phintias eines Anschlags auf das Leben des Dionysios beschuldigt und zum Tode verurtheilt. Er bat nur um Aufschub des Urtheils bis zum Untergang der Sonne, damit er seine Angelegenheiten ordne. Als Bürgschaft für die Wiederkehr des Freundes aber setzte Damon sein Leben ein. Schon neigte sich die Sonne zum Untergang, als Phintias, an einer frühern Rückkehr verhindert, athemlos ankam. Erstaunen ergriff alle Anwesenden, und Dionysios, die Freunde umarmend, bat, als der dritte in ihren Bund aufgenommen zu werden, was ihm jedoch abgeschlagen wurde. Nach Cicero geschah das Erzählte unter dem ältern Dionysios, später erhielt es mancherlei Ausschmückungen. Schillers »Bürgschaft« folgt dem Hyginos (Fab. 257), der die Freunde Möros und Selinuntios nennt.

Dampf, jeder gasartige Körper, welcher durch den Einfluß der Wärme auf feste oder flüssige Substanzen sich aus diesen bildet und seine Raum nur so lange unverändert beibehält, als die Temperatur nicht sinkt oder der Raum nicht vermindert wird, den er einnimmt. Dadurch unterscheidet sich D. und Gas; letzteres behält seinen Zustand permanent unter jedem gewöhnlich vorkommenden Druck und bei jeder gewöhnlichen Temperatur, wenngleich manche (und vielleicht alle) Gase durch außerordentlich hohen Druck, verbunden mit starker Temperaturerniedrigung, in den tropfbar flüssigen, ja selbst in den festen Zustand übergeführt werden können. Ist in einem begrenzten Raum eine flüchtige Flüssigkeit vorhanden, so hängt die Menge des über derselben sich bildenden Dampfes nur von der Temperatur desselben ab, sie steigt mit dieser und vermindert sich mit ihr, indem in letzterem Fall ein Theil des Dampfes sich kondensirt, d. h. in den tropfbar flüssigen Zustand übergeht. Befindet sich in einem Raum genau soviel D., wie bei der Temperatur desselben darin aufgenommen werden kann, so nennt man diesen D. gesättigt oder im Maximum seiner Dichte und Spannkraft befindlich. Verdampfung findet bei jeder Temperatur statt; allein wenn man einer Flüssigkeit mehr und mehr Wärme zuführt, so gelangt jene schließlich in einen Zustand, bei welchem nicht nur an der Oberfläche, sondern, und zwar vorzugsweise, auch an der Stelle, welche der Einwirkung der Wärme am meisten ausgesetzt ist, eine sehr starke und für das Auge wahrnehmbare Dampfbildung erfolgt. Man sagt jetzt: die Flüssigkeit siedet. Damit dies eintreten kann, muß die Spannkraft des Dampfes dem Druck der Atmosphäre auf die Oberfläche der Flüssigkeit das Gleichgewicht halten. Durch stetige Zuführung von Wärme wird die Spannkraft des Dampfes mehr und mehr gesteigert; bei geringerem Druck der Atmosphäre (also z. B. in großen Höhen) genügt eine geringere Spannkraft des Dampfes und demnach eine geringere Zuführung von Wärme, um eine Flüssigkeit zum Sieden zu bringen. Wasser, das in der Ebene bei 100° C. siedet, siedet auf der Spitze des Montblanc bereits bei 85° C. — Wird eine Flüssigkeit bis zum Siedepunkt erhitzt und ihr dann fortwährend weitere Wärme zugeführt, so zeigt am Thermometer weder die Flüssigkeit noch der D. eine Zunahme der Temperatur; dieser Theil der Wärme ist verschwunden und wird latente oder gebundene Wärme genannt, in Wirklichkeit hat sie die Spannkraft des Dampfes vermehrt. Black, der zuerst auf die latente Wärme aufmerksam wurde, fand aus der Quantität

des zur Verdampfung des Waſſers verbrauchten Brennmaterials die latente Wärme des Dampfes in der Siedehitze zu 445° C.; ſpätere genauere Verſuche ergaben dafür 537,2° C., d. h. um ein Pfund Waſſer von 100° C. in ein Pfund D. von derſelben Temperatur zu verwandeln, braucht man 537,2mal ſoviel Wärme, als man nöthig hat, um ein Pfund Waſſer um 1° C. zu erwärmen. Nach Ure beträgt die latente Wärme des Dampfes von Alkohol 245,6°, von Schwefeläther 168°, von Petroleum 98,8°, von Salpeterſäure 296,7° C.

Elaſticität oder Spannung des Dampfes iſt diejenige Kraft, wodurch er allerſeits gegen andere Körper Druckwirkungen ausübt. Man mißt die Größe dieſes Drucks durch die Höhe einer Queckſilberſäule, deren Schwere demſelben gleich iſt. Da der Druck der Atmoſphäre auf irgend eine Fläche im Mittel an der Meeresfläche ſo groß iſt wie der Druck einer 760 Millim. hohen Queckſilberſäule von dem gleichen Querſchnitte dieſer Fläche, ſo iſt es leicht, die Spannung des Dampfes auf den Druck einer oder mehrerer Atmoſphären zu reduciren, reſp. damit zu vergleichen. Im allgemeinen war die Elaſticität des Dampfes ſchon im Alterthum bekannt; aber ihre Zunahme mit wachſender Temperatur wurde zuerſt von Watt und zwar beim Waſſerdampf unterſucht. Wegen der großen techniſchen Wichtigkeit des letztern iſt demſelben überhaupt die meiſte Aufmerkſamkeit geſchenkt worden, und beſonders über das Verhältnis, in welchem ſeine Elaſticität mit der Temperatur wächſt, liegen zahlreiche Arbeiten vor. Indeſſen iſt es bis jetzt noch nicht gelungen, die Beziehungen zwiſchen Temperatur und Spannung des Waſſerdampfes aus einem allgemeinen Geſetze zu entwickeln, und man muß ſich daher mit empiriſchen Formeln begnügen, welche ſich an die Beobachtungsreſultate möglichſt nahe anſchließen. Die Spannung des geſättigten Dampfes nimmt bei wachſender Temperatur ſo raſch zu, daß für praktiſche Fälle bei ſchon vergleichungsweiſe niederen Temperaturen wegen der Gefahr des Zerſpringens eines Keſſels eine Grenze eingehalten werden muß. Bei den ſogen. Hochdruckdampfmaſchinen (Lokomotiven insbeſondere) wendet man höchſtens einen D. von 10 Atmoſphären Spannung an. In dieſem merkwürdigen Verhalten des geſättigten Dampfes, ſeine Spannung ſo ausnehmend raſch zu vergrößern, liegt überhaupt die Möglichkeit, ihn in der Hochdruckdampfmaſchine zu verwenden und in kleinem Raum ſo außerordentlich große Kraft hervorzubringen. Würde der D. z. B. nur in einer Spannung von 1 Atmoſphäre ſich aus dem Waſſer bilden, und wollte man nun ſeine Spannung durch weitere ſelbſtändige Erhitzung desſelben vergrößern, ſo müßte ſeine Temperatur bis auf 473° geſteigert werden, um ſeinen Druck 2 Atmoſphären, und bis auf 846°, um ihn 3 Atmoſphären ſtark werden zu laſſen. Dies ſind aber Temperaturen, welche ſich im praktiſchen Betrieb nicht würden herſtellen laſſen, oder welche die Maſchinentheile auf die Dauer nicht würden aushalten können.

Die Dichtigkeit des Dampfes hängt, wie die einer jeden Gasart, von der Temperatur und Spannung zugleich ab (ſ. Gaſe). Da aber beim geſättigten D. die Spannung durch die Temperatur beſtimmt iſt, ſo folgt, daß bei dieſem im Maximum der Spannung befindlichen D. die Dichtigkeit von der Temperatur oder von der Expanſivkraft allein abhängt. Um nun die Dichtigkeit eines Dampfes bei jeder Temperatur und Spannung angeben zu können, iſt es nöthig, dieſelbe wenigſtens bei einer beſtimmten Temperatur und Spannung durch Verſuche zu ermitteln. Die zahlreichſten Verſuche ſind wieder über den Waſſerdampf angeſtellt worden. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, wird es genügen, in der nachſtehenden Tabelle die zuverläſſigſten und für die Praxis wichtigſten Ergebniſſe über das Verhältnis zwiſchen Temperatur, Druck, Dichte ꝛc. des Waſſerdampfes zuſammenzuſtellen:

Temperatur °R.	Dampfdruck in Atmoſphären	Dichtigkeit des Dampfes zur Dichte des Waſſers	Aus 1 Raumtheil Waſſer erfolgt an Dampf Raumtheile	1000 Raumtheile Dampf erfordern an Waſſer Raumtheile
80	1,000	0,00059	1696	0,589
84	1,107	0,00069	1449	0,690
88	1,409	0,00080	1243	0,804
92	1,847	0,00093	1072	0,933
96	1,994	0,00107	930	1,075
100	2,337	0,00123	810	1,234
104	2,688	0,00141	709	1,410
108	3,069	0,00160	623	1,604
112	3,490	0,00181	550	1,818
116	3,960	0,00205	487	2,051
120	4,447	0,00230	433	2,307
124	5,043	0,00258	388	2,584
128	5,697	0,00288	346	2,886
132	6,416	0,00321	311	3,213
136	7,201	0,00356	281	3,564
140	8,057	0,00394	254	3,943
144	8,989	0,00435	230	4,349
148	10,000	0,00479	209	4,784

Expanſion des Dampfes. Befindet ſich geſättigter D., z. B. geſättigter Waſſerdampf, für ſich in einem beſondern Raum, etwa in dem Cylinder einer Dampfmaſchine, ſo übt er auf jeden Theil der Oberfläche desſelben einen Druck aus, welcher im Verhältnis ſeiner Spannung ſteht. Eine bewegliche Fläche, alſo ein Kolben in dem Cylinder, wird ſomit unter dem Geſammtdruck ſtehen, welcher ausgedrückt iſt durch die Anzahl der Quadratzolle desſelben, multiplicirt mit 15 Pfd. und dem Dampfdruck in Atmoſphären; alſo wird eine Fläche von 100 Quadratzoll, wenn in dem Cylinder D. von 3 Atmoſphären vorhanden iſt, einen Druck von 4500 Pfd. auszuhalten haben. Der Kolben wird in Ruhe bleiben, wenn er auf ſeiner Rückſeite mit einem ebenſo großen Druck belaſtet iſt. Nimmt die Belaſtung auf der Rückſeite jedoch ab, ſo wird der Ueberdruck des Dampfes im Innern ſich geltend machen und den Kolben in Bewegung ſetzen; der D. expandirt ſich dabei, d. h. er vergrößert ſein Volumen, und in einem gewiſſen Verhältnis nimmt dadurch ſein Druck ab. Der D. wird nicht weiter durch Expanſion den Kolben zurückſchieben, wenn ſein verminderter Druck der äußern Belaſtung des Kolbens gleich geworden iſt. Dieſe Eigenſchaft des Dampfes, durch Expanſion Arbeit leiſten zu können, wird in den Expanſionsdampfmaſchinen mit großem Vortheil praktiſch verwerthet. Urſprünglich wendete man bloß ſogen. Volldruckdampf in der Maſchine an, wie ihn der Keſſel fortwährend erzeugt. Neuerdings läßt man faſt ganz allgemein den Volldruckdampf nur zum Theil den Cylinder ausfüllen und ſchließt dann die Verbindung mit dem Keſſel ab, worauf der D. durch Expanſion den Kolben bis ans Ende des Cylinders treibt; die ganze Arbeit, welche der D. dabei durch Expanſion leiſtet, iſt als gewonnen zu betrachten. Die Verhältniſſe, welche der D. während der Expanſion zeigt, ſind ſehr eigenthümliche; ſie ſind erſt in der neueſten Zeit auf mathe-

matischem Weg durch die Untersuchungen auf dem Gebiete der mechanischen Wärmetheorie erkannt worden. Früher nahm man an, daß der D. bei der Expansion immer seine volle Wärme behalte, vollständig dampfförmig und gesättigt bleibe; die Rechnung hat jedoch herausgestellt, und umfassende Versuche haben es bestätigt, daß der D. bei der Expansion in der Maschine einen großen Theil seiner Gesammtwärme verliert, welche sich in Arbeit umsetzt, und daß er nicht vollständig dampfförmig bleibt, sondern eine gewisse Menge desselben sich als Wasser niederschlägt. Die Berechnung der Arbeit des Dampfes durch Expansion ist infolge dessen eine ziemlich komplicirte.

D., welcher nicht gesättigt ist, sich also nicht im Zustand seiner größten Dichtigkeit und Spannung befindet, wird überhitzter D. genannt; in diesem Zustand folgt er dem Mariotte'schen und Gay-Lussac'schen Gesetz; doch zeigt er in der Nähe des Sättigungspunkts große Abweichungen von dieser Regel, welche sich aber bis jetzt noch nicht näher durch Rechnung ausdrücken lassen. Gesättigter D. kann auf mehrfache Weise in den überhitzten Zustand gelangen; einmal dadurch, daß er getrennt von dem Kessel, worin er erzeugt wurde, erwärmt wird; im geschlossenen Raum vergrößert sich dann noch seine Spannung im Verhältnis seiner Temperaturerhöhung nach dem Gay-Lussac'schen Gesetz, oder wenn er sich dabei ausdehnen kann, vergrößert sich sein Volumen nach demselben Gesetz. Ueberhitzter D., in der letztern Weise bereitet, wird gegenwärtig vielfach in den Dampfmaschinen angewendet, indem eine große Ersparung an Brennstoff dadurch bewirkt wird. Ferner bildet sich noch überhitzter D., wenn gesättigter D. für sich in einem geschlossenen Raum durch Verkleinerung desselben zusammengepreßt wird, sowie auch schließlich bei der Expansion des gesättigten Dampfes noch dann, wenn derselbe einen viel geringern Druck zurückschiebt, als in jedem Augenblick der Expansion seinem eigenen Druck entspricht. Wenn z. B. Hochdruckdampf aus dem Dampfkessel in die freie Luft strömt, so hat er bloß den weit geringern einfachen Atmosphärendruck zu überwinden. Unter diesen Umständen wird er überhitzt; an diesem D. verbrennt man sich also deshalb nicht, wenn man die Hand hinein hält; er verhält sich nur wie ein sehr heißer Luftstrom. An gewöhnlichem gesättigten D., wie er sich im offenen Kessel bildet, verbrüht man sich bloß darum, weil der D., indem er an einen kältern Körper kommt, sich theilweise niederschlägt und dabei seine ganze Menge latenter Wärme an den kalten Körper abtritt. Stark überhitzter D., an einem kalten Körper schnell vorbeistreifend, verdichtet sich jedoch nicht zu Wasser.

Der Wasserdampf ist vollkommen durchsichtig und farblos. Was man im gemeinen Leben als D. bezeichnet, die sichtbare Wolke, die aus den Dampfmaschinen austritt, ist durch Abkühlung an der Luft verdichteter D., nämlich kleine Wasserbläschen, wirklicher Nebel, welcher das Licht nicht mehr durch seine Masse hindurchgehen läßt, sondern an allen Theilen zerstreut und reflektirt. Diese Wasserbläschen besitzen keine Spannkraft, kein Ausdehnungsvermögen; es geht ihnen also das wichtigste Kennzeichen des gas- und dampfförmigen Zustandes ab. Sie schwimmen bloß in der Luft infolge ihrer ausnehmend großen Feinheit und Leichtigkeit; gewöhnlich lösen sie sich allerdings bald wieder in der nicht vollständig gesättigten Luft auf und werden wieder zu D.; dadurch verschwinden sie aber für das Auge. Nur wenige andere Dämpfe sind in ihrer Masse gefärbt, so der Joddampf violett, der Bromdampf gelbbraun ꝛc.

Dampf (Dämpfigkeit der Pferde, Bauchblas, Herzschlag, Herzschlägigkeit, Herz- oder Heuschlechtigkeit, Engbrüstigkeit, Asthma), jede dauernde, fieberlose Athembeschwerde der Pferde, die sich dadurch äußert, daß das Athmen bei Anstrengungen, beim Laufen oder schweren Ziehen, übermäßig beschleunigt wird und sich nach der Anstrengung nur sehr langsam wieder beruhigt. Das beschleunigte Athmen erscheint auch erschwert, mit ungewöhnlicher Bewegung der Nüstern, deutlicher Bewegung der Rippen und starker Zusammenziehung der Bauchmuskeln beim Ausathmen, so daß sich oft längs der Rippenknorpel die sogen. Dampfrinne bildet. Zuweilen ist beim Einathmen ein mehr oder weniger lauter Ton hörbar (Lungenpfeifen, Kehlkopfpfeifen). Nach der Bewegung zeigt sich zuweilen Ausfluß von wässerigem Schleim aus der Nase (feuchter D.); in anderen Fällen bleiben die Nasenlöcher trocken (trockener D.). Wenn dämpfige Pferde ausgeruht haben, ist das Athmen meistens nur wenig, in manchen Fällen gar nicht beschleunigt und erschwert. Zuweilen besteht Husten, der öfters matt und dumpf, nicht selten aber auch kräftig ist. Die inneren Ursachen des Dampfes sind sehr verschiedenartige krankhafte Veränderungen an den Athmungsorganen oder am Herzen, die ihrerseits wieder durch äußere Schädlichkeiten, Erkältung, Anstrengung, Fütterung mit dumpfigem oder staubigem Heu ꝛc., hervorgerufen werden können. Große Hitze, Anstrengungen, schweres, sowie voluminöses Futter steigern den D.; durch Schonung, weiches, knappes Futter oder Abführmittel wird er vermindert. Eine Heilung tritt in der Regel nicht ein. In Deutschland gehört der D. zu den Gewährsmängeln (s. d.).

Dampfbad, in der Chemie und Technik, s. Bad.

Dampfer, s. v. w. Dampfschiff.

Dampffähre, s. Dampfschiff.

Dampfflinte, s. Dampfgeschütz.

Dampfgeschütz. Die Verwandtschaft der Expansionskraft des verbrennenden Schießpulvers mit derjenigen eingeschlossener Wasserdämpfe hat bald nach Erfindung der Dampfmaschinen zu dem Versuche geführt, Wasserdämpfe zum Forttreiben von Geschossen aus Flinten- und Kanonenläufen zu verwenden. Die erste Anregung zum D. gab der französische General Chasseloup, welcher 1805 vorschlug, im Festungskrieg dem Angreifer heiße Dämpfe entgegen zu sprühen. Der spätere General Girard konstruirte 1813—14 eine Art Dampfmitrailleuse, ein aus sechs Flintenläufen zusammengesetztes Geschütz, welches angeblich 300 Schüsse in der Minute abgeben konnte und 1815 zur Vertheidigung von Paris mit hinter den Wällen placirt wurde, ohne indeß praktische Verwendung zu finden. Im Jahr 1823 nahm der amerikanische Ingenieur Perkins Girards Idee wieder auf und konstruirte eine Dampfflinte und ein vierpfündige Kugeln verschießendes D., welches 1835 in London, wo der Erfinder es ausstellte, großes Aufsehen erregte. Später hat noch Prechtl den Dampf indirekt zur Forttreibung der Projektile benutzen wollen, indem er mittels desselben die Luft im Kolben der Windbüchse komprimirte. Von der französischen Artillerie zu Vincennes angestellte Versuche ergaben schon 1828 die praktische Werthlosigkeit dieser Erfindung, welche auch dem militärischen Laien klar werden muß, wenn man berücksichtigt, daß die aufs äußerste und gefährlichste

getriebene Dampfſpannung immer nur einen geringen Bruchtheil der außerordentlich hohen Spannung der Gaſe abgibt, welche die Verbrennung des Schießpulvers zu erzeugen vermag.

Dampfhammer, ſ. Hammer.

Dampfheizung, ſ. Heizung.

Dampfkanone, ſ. v. w. Dampfgeſchütz.

Dampfkeſſel (engl. Steam boilers, franz. Chaudières), Apparate, in welchen Waſſerdampf zum Betrieb von Dampfmaſchinen oder zum Heizen, Sieden und Abdampfen, wie in Zuckerſiedereien, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien ꝛc. und in der Dampfheizung im engern Sinn, erzeugt wird. Das Material, aus welchem die D. hergeſtellt werden, iſt gegenwärtig meiſt gewalztes Eiſenblech, wovon die einzelnen Platten durch einfaches oder doppeltes Aufeinandernieten an den Enden verbunden werden. Auch das Schweißen der Fugen wird hier und da verſucht. Kupfer wird nur ausnahmsweiſe angewendet; es iſt zwar etwas dauerhafter und ein weit beſſerer Wärmeleiter als Eiſen, aber um vieles theurer. In den letzten Jahren hat man Stahlblech ſtatt des Eiſenblechs in Vorſchlag gebracht, weil es eine größere Feſtigkeit beſitzt und deshalb in dünneren Platten (⁵/₈) angewendet werden kann. Es gewährt eine Erſparnis an Brennmaterial oder größern Nutzeffekt, hat ſich aber trotzdem nicht ſo ſchnell und allgemein Eingang verſchafft, wie man vorauszuſetzen begann, weil die Stahlkeſſel trotz der dünneren Wandungen bedeutend theurer ſind und die vorkommenden ungleichartigen Härten für die Anfertigung und für den Beſtand der Keſſel ungünſtig wirken. Meſſingblech darf nur zu Siederöhren und Feuer- oder Durchzugsröhren bis zu 10 Centim. Durchmeſſer benutzt werden. Gußeiſen iſt nicht empfehlenswerth, weil es ſtarke Wandbicken vorausſetzt und die Wärmeleitungsfähigkeit einer Keſſelwand mit ſteigender Dicke raſch abnimmt. Es darf nur dann zu Keſſeln, Feuer- oder Siederöhren benutzt werden, wenn deren lichte Weite bei cylindriſcher Geſtalt 25 Centim., bei Kugelgeſtalt 30 Centim. nicht überſteigt. Gußeiſerne D. wirken bei Exploſionen nach Art der Bomben. Behufs der Dampferzeugung ſind die Keſſel mit einem geeigneten Apparat verbunden, in welchem das erforderliche Heizmaterial vortheilhaft verbrannt werden kann. Die Räume, in welchen die Verbrennungsprodukte vom Herd (Roſt) aus unter, in und um den Keſſel fortziehen, nennt man Feuer- oder Rauchkanäle, und den Theil der geſammten Oberfläche, welcher hierdurch geheizt wird, die Heizfläche des Keſſels. Man verlangt von jedem guten D., daß er die größtmögliche Menge Dampf mit dem geringſten Aufwand an Brennmaterial liefere. Zur Bildung von Dampf, der eine Spannung von 4 Atmoſphären beſitzen ſoll, ſind 650 Wärmeeinheiten erforderlich, und 1 Kilogr. Steinkohle müßte danach 10,84 Kilogr. Waſſerdampf entwickeln; die meiſten D. geben aber mit 1 Kilogr. Steinkohle nur 5 bis 6 Kilogr. Dampf. Man unterſcheidet nach Redtenbacher Richtſtromkeſſel, Parallelſtromkeſſel und Gegenſtromkeſſel, je nachdem das Waſſer im Keſſel keine merkliche Strömung beſitzt oder die mehr oder weniger ſtarke Strömung mit der, in welcher die Verbrennungsprodukte aus der Feuerung entweichen, gleiche oder entgegengeſetzte Richtung hat. Die letztere Form iſt weitaus die vortheilhaftere. Die D. müſſen eine große Widerſtandsfähigkeit beſitzen; denn in der Regel will man in denſelben einen Dampfdruck von 4—6 Atmoſphären und in neueſter Zeit in einzelnen Fällen ſogar bis 10 Atmoſphären erzeugen. Die Rückſicht auf dieſe hohe Dampfſpannung beeinflußt weſentlich die den Keſſeln zu gebende Form (ſ. die Tafeln I, II).

Die einfachſte Form eines Dampfkeſſels bietet der Watt'ſche Wagen- oder Kofferkeſſel (Fig. 1), bei welchem das Feuer an der Unterfläche A hin und dann noch einmal an den Seiten BCD um den ganzen Keſſel herumgeht, ehe es in den Schornſtein tritt. Dieſer Keſſel bewährt ſich in Hinſicht auf die Ausnutzung des Brennmaterials recht gut und hält den Vergleich mit vielen Keſſeln der Neuzeit aus; bei Anwendung einigermaßen hoher Dampfſpannungen, wie ſie jetzt allgemein üblich ſind, erleidet er aber für die Widerſtandsfähigkeit nachtheilige Formveränderungen, und obwohl man ihm durch Anwendung innerer Verankerungen größere Feſtigkeit zu geben verſucht hat, ſo wendet man ihn doch bei Neubauten faſt niemals mehr an. Gibt man einem D. durchaus kreisförmige Querſchnitte von einerlei Halbmeſſer, ſo beſitzen ſeine Wände überall gleiche Widerſtandsfähigkeit, und aus dieſem Grund haben faſt alle zur Zeit benutzte D. dieſe Querſchnittsform. Einen cylindriſchen Keſſel einfachſter Form zeigt Taf. I, Fig. 2. Die halbkugelförmigen Köpfe bei BB machen aber dem Fabrikanten ſowie bei der Aufſtellung (Mauerung) Schwierigkeiten, weshalb man ſie vortheilhaft durch Kopfplatten erſetzt, die nur wenig gebaucht ſind. Die beſte Ausbauchung bei gleicher Blechdicke in Kopf und Rohr iſt diejenige, bei der man den Halbmeſſer der Wölbung gleich dem Durchmeſſer des Keſſels macht, weil in dieſem Fall in beiden Theilen ziemlich genaue gleiche Feſtigkeit herrſcht. Man gibt dieſen Keſſeln nicht mehr als 1,25—1,33 Meter Durchmeſſer, unter Vorausſetzung eines Dampfdrucks von 1—6 Atmoſphären, und eine Länge von 5—7 Durchmeſſern. Reicht ein ſolcher Keſſel nicht aus, ſo werden zwei und mehrere angewandt. Das Beſtreben, die Heizfläche des Keſſels zu vergrößern, führte zur Anwendung von Rauch- oder Flammröhren im Keſſel, durch welche die Feuerluft abzieht (Fig. 3). Man baut dieſe Keſſel mit einer, auch mit zwei Röhren, muß aber im letztern Fall zwiſchen den Röhren unbedingt ſo viel Raum laſſen (0,27 und mehr Meter), daß ein Mann hindurch gelangen kann. Da ſich übrigens ſehr bald Rußtheilchen in den Röhren niederlegen, ſo kann man nicht die ganze innere Wandung derſelben, ſondern nur etwa ⁵/₆

Fig. 1.

Watt'ſcher Kofferkeſſel.

Fig. 3.

Cylindriſcher Keſſel mit Rauchröhren.

Digitized by Google

als Heizfläche rechnen. Dieſe Keſſel haben zwei Uebelſtände: es findet bei ihnen nämlich hauptſächlich Parallelſtrömung ſtatt, und das Rauchrohr erfährt nur Druck von außen, welchem es aber viel weniger widerſteht als dem Druck von innen. Bei einer namentlich in Frankreich und Belgien gebräuchlichen Keſſelgattung werden zwei oder drei Siederöhren C (Fig. 4) durch kurze Röhren B mit dem Keſſel A verbunden (Woolf'ſche Keſſel). Die Sieder und die kurzen Röhren ſind mit Waſſer ganz gefüllt, und der Dampf muß durch letztere aufſteigen (Fig. 5). Das Feuer umſpült zunächſt die Sieder, ſteigt am hintern Ende derſelben empor, geht in einem Seitenkanal am Hauptkeſſel entlang wieder nach vorn, ſtrömt um die Stirnfläche des letztern und endlich durch einen zweiten Seitenkanal in den Schornſtein. Die Sieder haben in der Regel 0,33 Meter Durchmeſſer, die Hälſe müſſen gleichfalls weit ſein, und bei langen Keſſeln gibt man gern jedem Sieder vier Verbindungen mit dem Keſſel. Bei den neueren Henſchel'ſchen Keſſeln (Taf. I, Fig. 6) ſind zwei ſchräg liegende Sieder B und C an einen Hauptkeſſel A, unter welchem das Feuer liegt, angenietet. Die Sieder werden auch hier vollſtändig vom Feuer umſpült, und der Keſſel dient ſowohl als Dampfbehälter, wie auch als Dampferzeuger. Man ſchätzt dieſe Keſſel wegen guter Leiſtung bei geringem Materialverbrauch und benutzt ſie namentlich in den rheiniſchen und weſtfäliſchen Grubenbezirken. Abweichend von dieſen Keſſeln mit Siederöhren ſind die ihnen äußerlich ähnlichen mit Vorwärmröhren und ſogen. Zwiſchenfeuer. Die Feuergaſe gehen zunächſt unter dem Hauptkeſſel nach hinten, dann durch die beiden im Keſſel liegenden Rauchröhren wieder nach vorn, in zwei Seitenzügen abermals zurück, durch zwei abſteigende Züge nach unten und dann, die eine oder die beiden Vorwärmröhren umſpülend, nach vorn, um nun durch einen Kanal in den Schornſtein zu entweichen. Das kalte Waſſer tritt bei der Speiſung in den hintern Theil des Vorwärmers. Dieſe Gegenſtromkeſſel werden ſehr gerühmt und ſind beſonders in Deutſchland beliebt. Den bisher erwähnten Keſſeln ſtehen diejenigen gegenüber, bei welchen die Feuerung in einer oder in zwei Flammröhren, alſo im Innern des Keſſels liegt. Die erſteren heißen Cornwall- (Fig. 7), die mit zwei parallelen Feuerröhren Fairbairn-Keſſel. Letztere ſind jetzt ſehr verbreitet; ihre beiden Roſte werden mit Ausnahme der Feuerthürſeite überall vom Waſſer umgeben, die Feuergaſe gehen zuerſt in beiden Röhren nach hinten, vereinigen ſich in einem gemeinſamen Kanal, ſtreichen an der einen Langſeite des Keſſels wieder nach vorn, treten in eine verſenkte Grube, aus dieſer in einen Längenkanal der andern Seite des Keſſels und am Ende des letztern in den Schornſtein. Man kann gegen dieſe Keſſel einwenden, daß ſie für den Platz der Herdröhren großen Durchmeſſer haben müſſen, deshalb dicke Wände bekommen und ſehr ins Gewicht fallen, daß ſich die Herdröhren unterwärts mehr oder weniger mit Flugaſche füllen und die Keſſel mithin inwendig mit ſchlechten Wärmeleitern bedeckt werden; aber trotz dieſer und ähnlicher Bedenken mehr iſt doch Thatſache, daß dieſe Keſſel große Heizfläche darbieten, viel Dampf liefern und von den Praktikern, namentlich in Norddeutſchland und England, gern gewählt werden. Die Röhrenkeſſel beſitzen gleichfalls einen innern Feuerherd (Feuerkiſte) und ein ganzes Syſtem von letzterem ausgehender Feuerröhren, durch welche die in einzelne Zweige getheilte heiße Luft geht, um ſich vor dem Eintritt in den Schornſtein noch in einem Sammelbehälter (Rauchbüchſe) zu vereinigen. Dieſe Keſſel wurden urſprünglich nur bei Lokomotiven, Lokomobilen und auf Dampfſchiffen benutzt (daher Lokomotivkeſſel), werden jetzt aber mit zweckmäßigen Abänderungen auch in größeren Induſtrieetabliſſements eingeführt. Ihre Hauptvortheile ſind: große und raſche Dampfproduktion, Erſparnis an Brennmaterial und Mauerwerk und Leichtigkeit des Transports. Einen Lokomotivkeſſel zeigt Taf. I, Fig. 8. Die Feuerbüchſe A iſt ein Doppelkaſten aus ſtarkem Eiſen- und Kupferblech, zwiſchen beiden Wandungen mit Waſſer gefüllt, welches die obere Platte der innern Feuerbüchſe immer bedecken muß; a iſt der Roſt, b die Heizthür. B iſt der Keſſel, durch welchen die Heizröhren C

Fig. 4.

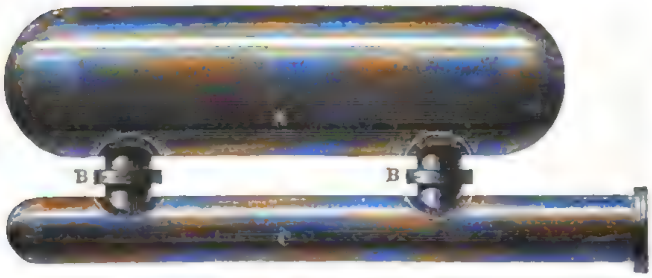


Fig. 5.

Cylindriſcher (Woolf'ſcher) Keſſel mit Siederöhren.

Fig. 7.

Cornwall-Keſſel.

Digitized by Google

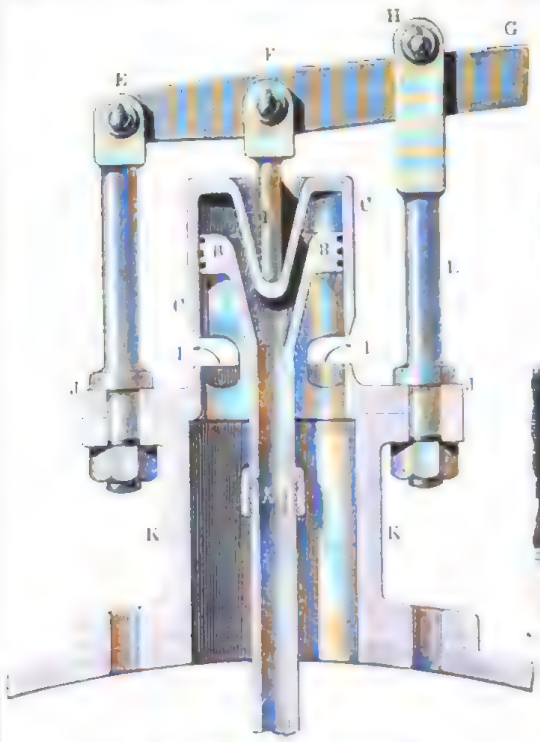


Fig. 30. Bodmer's Sicherheitsventil.

Fig. 25. Schwimmer (Wasserstan

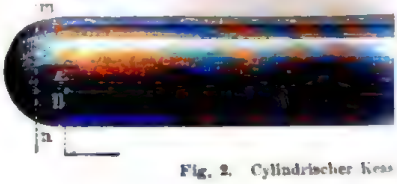


Fig. 2. Cylindrischer Kess

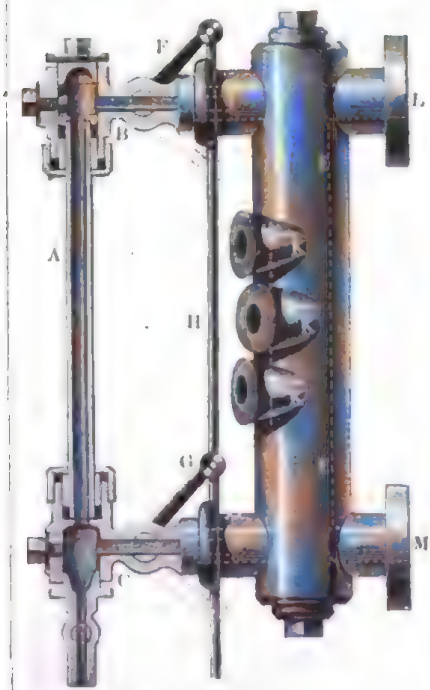
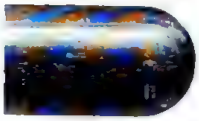


Fig. 26. Wasserstandsröhre.

Fig. 19. Kesselanlage, Querschnitt.

Digitized by Google

anzeiger).



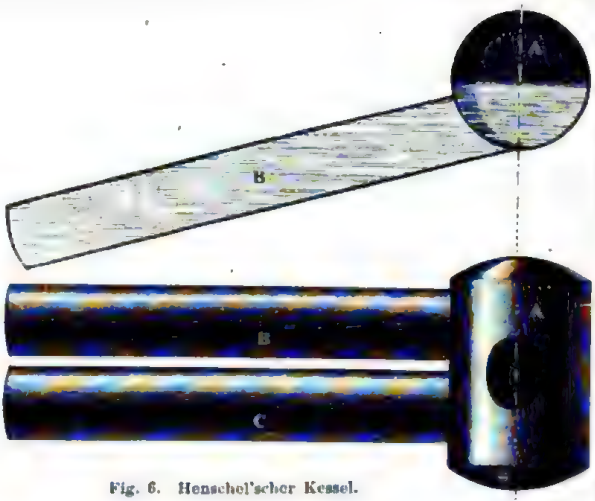


Fig. 6. Henschel'scher Kessel.

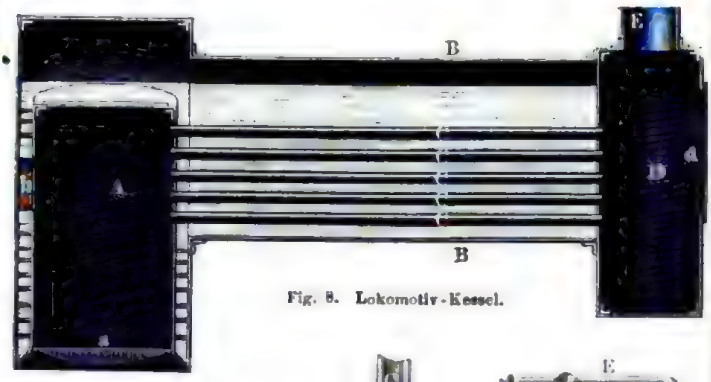


Fig. 8. Lokomotiv-Kessel.

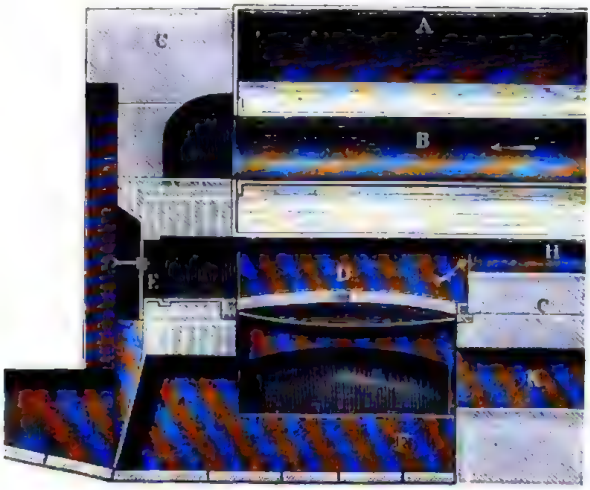


Fig. 18. Kesselanlage, Längsschnitt.

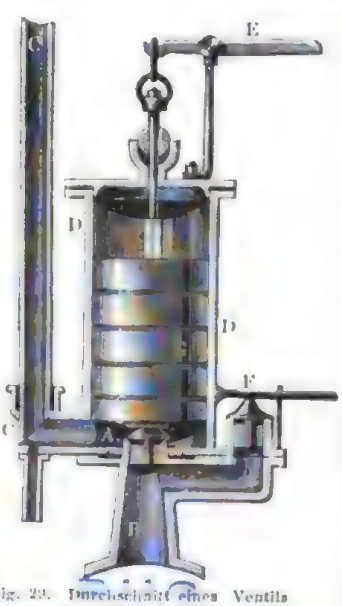


Fig. 29. Durchschnitt eines Ventils mit direkter Belastung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

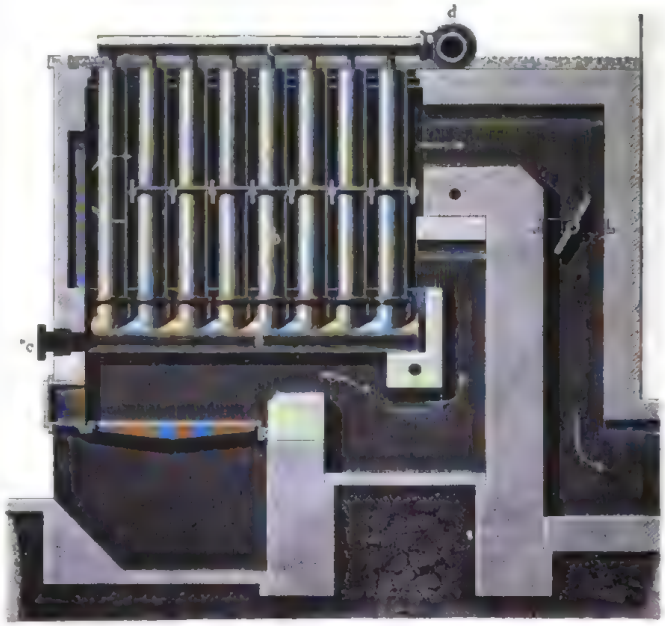


Fig. 15. Howard's Sicherheitskessel.

Fig. 9. Röhrenkessel

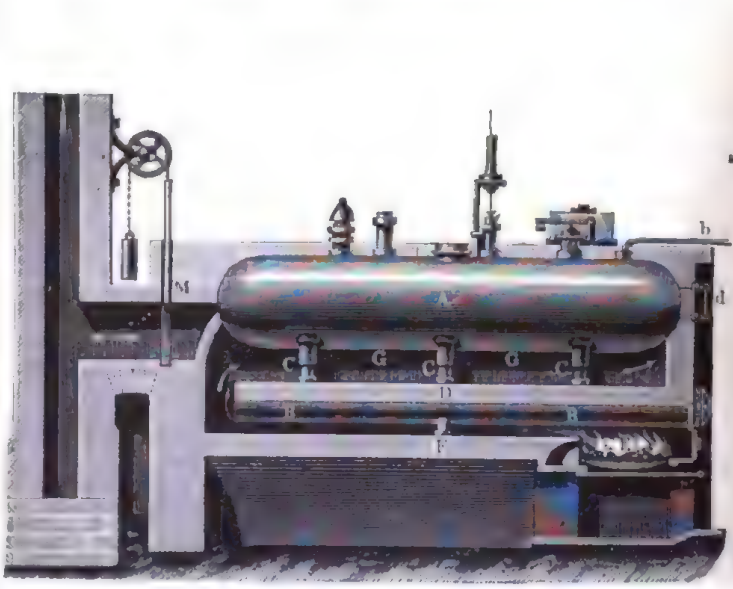


Fig. 20. Kessel mit Siederöhren.

Fig. 10. Röhrenkes
auf Schif

Digitized by Google

r Hochdruck auf Schiffen.

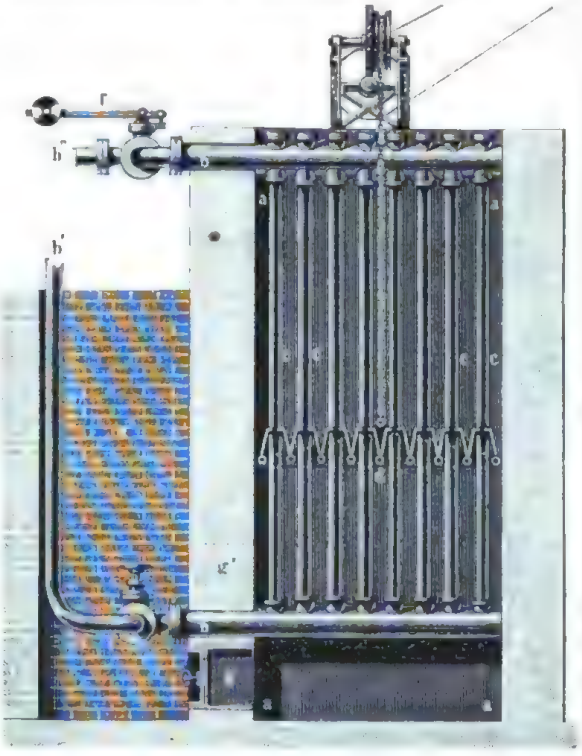
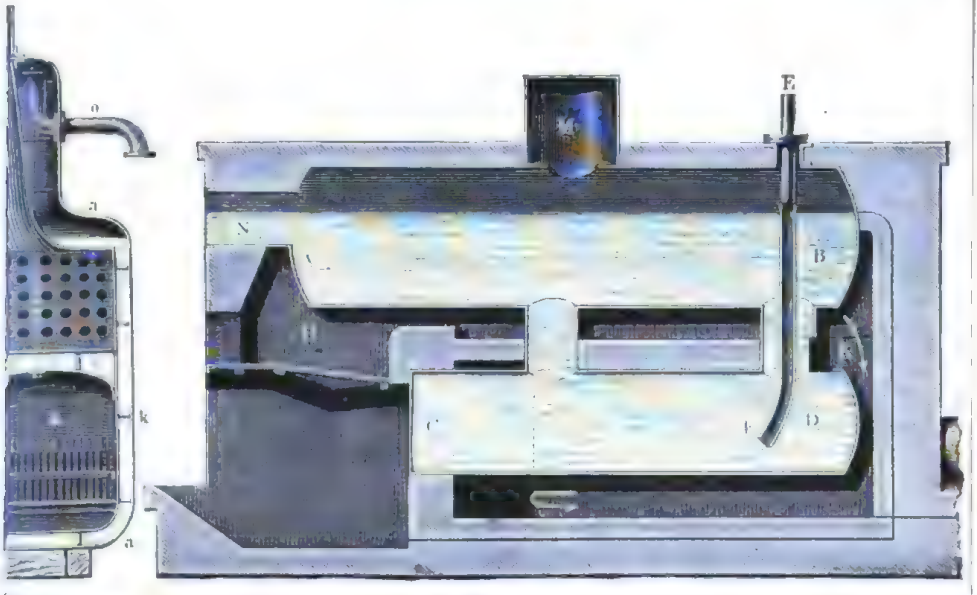


Fig. 24. Economiser (Brennstoffsparer).



ür Hochdruck

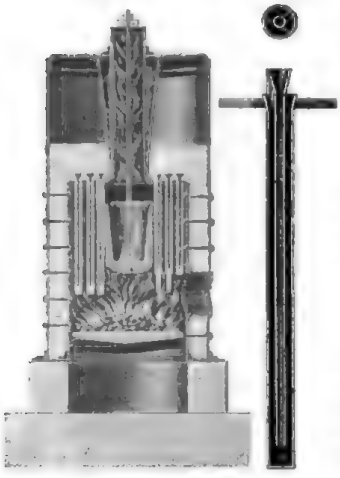
Fig. 21. Kessel mit Vorwärmerohre.

Digitized by Google

Digitized by Google

gehen, deren Zahl bei großen Keſſeln auf 80 und mehr ſteigt. D iſt der durch eine Thür d zugängliche Rauchkaſten und E der Kamin, in welchen ein Blasrohr den Abdampf der Dampfmaſchine führt, um den Zug der Feuerung zu verſtärken. Für Dampfſchiffe mit Hochdruckmaſchinen iſt dieſer Keſſel in folgende Form umgeändert (Taf. II, Fig. 9 u. 10). In dem Waſſer- und Dampfraum liegen zwei Feuerkäſten bb mit dem geneigten Roſt d; gg ſind 80 Heizröhren, durch welche die Feuerungsgaſe in den Schornſtein h treten. Der erzeugte Dampf entweicht durch die Röhren oo. Hier iſt auch der Field-Keſſel (Fig. 11, 12) zu erwähnen, welcher im kleinſten Raum eine große Heizfläche darbietet u. ſich durch raſche Dampferzeugung und Oekonomie in Brennſtoff auszeichnet. Er unterſcheidet ſich dadurch von den Röhrenkeſſeln, daß man bei ihm nicht die Feuergaſe in dünnen Strömen durch das Waſſer, ſondern umgekehrt das Waſſer ſelbſt mit einer der

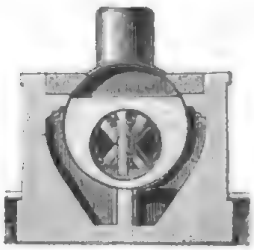
Fig. 11. Fig. 12.



Field-Keſſel.

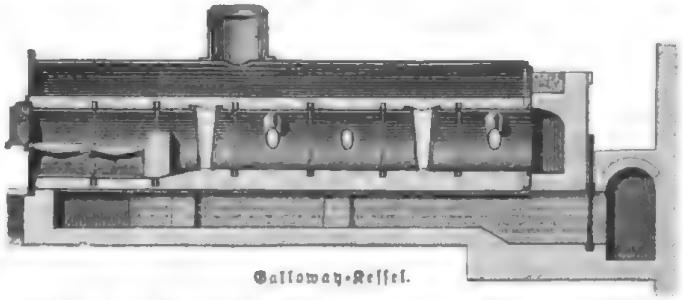
hängt innerhalb der Feuerröhre herab und verhindert, daß irgend ein Theil der Feuergaſe nach oben durch den Keſſel abgehe, ohne erſt die herabhängenden Röhren umſpült zu haben. Bei dieſer Anordnung wird das Waſſer in dem ringförmigen Raum zwiſchen beiden Röhren zuerſt erhitzt und ſteigt empor, während kaltes Waſſer in der innern Röhre niederſinkt. Dieſe Strömung erlangt mit ſteigender Hitze eine außerordentliche Intenſität, ſo daß ſtets die kälteſten Theile des Keſſelwaſſers mit den Heizgaſen in Verbindung gebracht werden und die Abgabe der Wärme eine ſehr vollkommene ſein muß. Die Stärke der Strömung verhindert übrigens die Keſſelſteinbildung vollſtändig, wenn das Speiſewaſſer nicht gar zu ſchlecht iſt. Gute Reſultate werden durch dieſe Konſtruktion aber nur erzielt, wenn der Betrieb möglichſt ſelten unterbrochen wird. Die Field-Keſſel leiden ſehr, wo ſie allabendlich oder wöchentlich ganz kalt werden. Ein ſehr verbreiteter Röhrenkeſſel iſt der von Galloway in Mancheſter (Fig. 13, 14), ein Cylinderkeſſel mit Innenfeuer in zwei getrennten Röhren, die ſich hinter der Feuerbrücke zu einer einzigen vereinigen. Durch letztere Innenröhre ſind kegelförmige Röhren (größte Weite nach oben) geführt, in welchen das obere Waſſer mit dem untern kommunicirt. Sie bilden Anker, welche die Feſtigkeit erhöhen, die Heizfläche vermehren und günſtige Strömung von Waſſer und Dampf bewirken. Das hintere Rohr enthält auch noch ſechs Seitentaſchen, welche wie Halbſäulen hervorſtehen und das Hinziehen eines geſchloſſenen Feuerſtroms längs der Wand wirkſam verhindern. Howards Sicherheitskeſſel (Taf. II, Fig. 15) iſt aus 20 eiſernen Röhren von 23 Centim. Durchmeſſer und 3,65 Meter Länge zuſammengeſetzt; an dem ganzen Keſſel kommt abſolut keine Nietung vor, und alle Verbindungen ſind dauernd dicht. Nach der frühern Konſtruktion ſtanden die Röhren theils vertikal, theils lagen ſie horizontal, und das Feuer

Fig. 13.



Galloway-Keſſel.

Fig. 14.



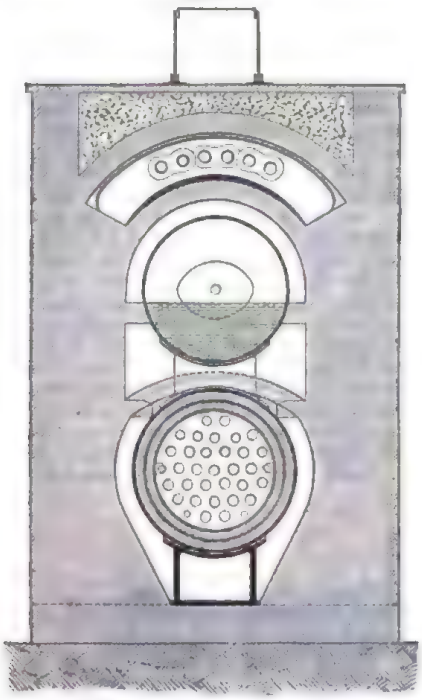
Galloway-Keſſel.

Hitze proportionalen Geſchwindigkeit in und durch die heißeſten Theile des Ofens leitet. Bei einem ſtationären cylindriſchen, vertikalen Keſſel ſind eine Menge Röhren ringförmig um die Feuerröhre herum, welche ſenkrecht durch den Keſſel emporgeht, angebracht. Dieſe Röhren hängen von der untern Seite des Waſſer- und Dampfraums in den Feuerraum herab, ſind oben nach dem Waſſer zu offen und unten geſchloſſen, mithin beim Betrieb mit Waſſer gefüllt. In jeder Röhre hängt frei eine engere Röhre, welche, an beiden Enden offen, mit dem obern, trichterförmig erweiterten über die Mündung der äußern Röhre hervorragt und unten nicht bis ganz zu ihrem Boden reicht. Eine Schließplatte umſtrich ſie auf drei Wegen. Ein unteres Rohr mit acht Stutzen nimmt in letztere acht vertikale Röhren auf, deren Deckel eingeſchweißt ſind und durch kleine Röhren ihren Dampf in ein darüber liegendes Sammelrohr abgeben. Solcher Syſteme legt man fünf und mehr in einen Ofen und verbindet ſie oben durch ein gemeinſchaftliches Dampfrohr d und unten durch ein gemeinſchaftliches Speiſerohr e. Der höchſte Waſſerſtand geht bis zur halben Höhe der obern Rauchkammer, der niedrigſte bis eben über die Abdeckungsplatte des Zugkanals. Weil die Röhren dicht nebeneinander liegen, ſo kann die Flamme nicht direkt vom Roſt nach oben gehen; ſie muß über der Feuerbrücke und unter der Tragbrücke hindurch

by Google

ſich koncentriren und nun die vertikalen Röhren umſtreichen. Eine Abdeckung aus gußeiſernen Platten faßt die Röhren ein und leitet die Flamme nach vorn, von wo ſie über die Deckplatten nach hinten geht, um durch zwei Oeffnungen in den Fuchs zu gelangen. Oben ſind die Röhren ebenfalls von Platten gut umſchloſſen und dieſe durch feuerfeſte Maſſe verdichtet. Gegenwärtig wird dieſer D. mit liegenden Heizröhren gebaut, der Sammler liegt ſeitwärts und iſt nur durch ein nachgiebigeres Glied mit den Heizröhren verbunden. Sämmtliche Röhren enthalten Field'ſche Einlagen, um die Waſſercirkulation während des Betriebs zu erleichtern. Der höchſte Waſſerſtand tritt noch nicht in die oberſte Reihe, und indem die Feuergaſe zuletzt immer eine oberzwei leere Rohr-

Fig. 16.



Dinglers (Erhardts) Dampfkeſſel.

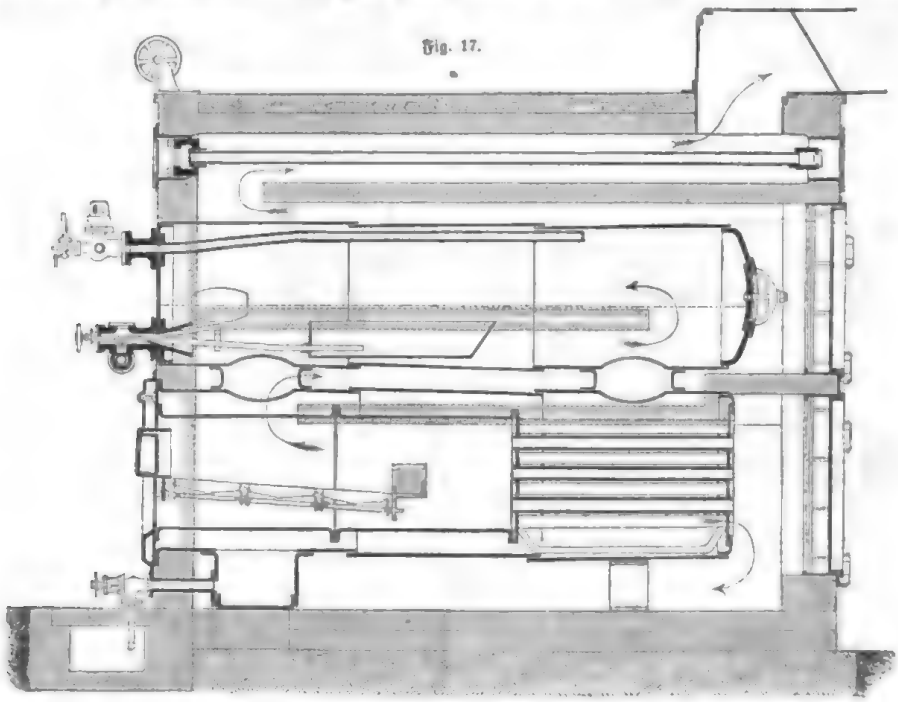
zeilen umſtreichen, wird der darin enthaltene Dampf getrocknet, reſp. überhitzt. Dieſe Keſſel ſind leicht zu transportiren und aufzuſtellen; ſie nehmen wenig Raum ein, können leicht gereinigt werden, geſtatten eine Dampfſpannung von zehn Atmoſphären, verlangen aber auch ſorgfältige Bedienung und dürfen nicht überangeſtrengt werden. Einen gleichfalls für hohe Dampfſpannung berechneten Keſſel baut die Dingler'ſche Maſchinenfabrik nach den Angaben Erhardts. Derſelbe (Fig. 16, 17) beſteht aus Oberkeſſel, Unterkeſſel und Röhrenvorwärmer. Der Unterkeſſel iſt ein Röhrenkeſſel mit innerer Feuerung. Die Heizgaſe durchſtreichen deſſen Siederöhren, gehen dann durch Kanäle längs des Unterkeſſels nach vorn, ſteigen von da aus zwiſchen dem untern und obern Keſſel wieder nach rückwärts, ziehen dann den obern Keſſel entlang nach vorn und gelangen endlich nach Paſſirung eines Röhrenvorwärmers zu dem Kamin. Unter- und Oberkeſſel ſtehen durch weite Blechſtutzen mit einander in Verbindung. Alle Keſſeltheile, mit Ausnahme der vordern Stirnfläche, werden geheizt, indem die Gaſe nach dem Paſſiren der eigentlichen Heizflächen den ganzen Dampfraum des Oberkeſſels umſpülen und ſo den Dampf vollkommen trocknen, vielleicht auch theilweiſe überhitzen können. Man rühmt an dieſem Keſſel vollſtändige Ausnutzung des Brennmaterials, bedingt durch einen guten Feuerherd im Keſſelinnern und durch vollkommene und rationelle Ausnutzung der erzeugten Wärme, einfache Einmauerung und ſehr geringes Raumerfordernis ſowie Ueberſichtlichkeit und Zugänglichkeit aller Theile.

Die Dampfkeſſelfeuerung zerfällt in drei Theile, den Feuerraum, die Zugkanäle und den Schornſtein. Der Feuerraum enthält als Hauptheil den Roſt, für welchen alles gilt, was im allgemeinen bezüglich der vortheilhafteſten Anlage von Feuerungen feſtgeſtellt iſt. Die Größe der Roſtfläche muß ſich nach der zu erzeugenden Dampfmenge und nach dem Brennmaterial richten. Nach Redtenbacher iſt die Roſtfläche R in Quadratmetern zu nehmen, $R = \frac{N}{10} = \frac{S}{50} = \frac{H}{250}$, wenn unter N die Leiſtungsfähigkeit des Keſſels in Pferdeſtärken, unter S die Steinkohlenmenge in Kilogrammen und unter H die Holzmenge in Kilogrammen verſtanden wird, die pro Stunde auf dem Roſt verbrannt werden ſoll. Treppenroſte verbrennen etwa 5 Proc. mehr Brennſtoff auf gleicher Fläche als gut eingerichtete liegende Barrenroſte, was bei Beſtimmung der Roſtfläche im Auge zu behalten iſt. Die Entfernung des Roſtes vom Keſſelbodenr beträgt vortheilhaft 34—47 Centim., je nach der Beſchaffenheit der Kohle; nur Braunkohlen verlangen 32, erdige, ſtaubige Braunkohlen 22, Holz dagegen 47—60 Centim. Abſtand. Um Wärmeverluſte zu vermeiden, wird der Feuerraum aus Mauerwerk aufgeführt und mit Chamottemaſſe ausgeſchlagen; nur die Schiffs- und Lokomotivkeſſel machen eine Ausnahme, weil bei ihnen die Bedingung, im kleinſten Raum und mit dem geringſten Gewicht der Theile möglichſt viel Dampf zu erzeugen, zunächſt die Rückſicht auf die Brennſtofferſparnis überwiegt. Die Feuerung erhält einen Abſchluß durch die Feuerbrücke, eine Mauer, welche durch Verengerung des Feuerraums eine innige Miſchung der Verbrennungsgaſe unter ſich und mit der Luft und damit zugleich eine möglichſt vollſtändige Verbrennung bewirkt. Um letztere zu erzielen, ſind zahlreiche beſondere Einrichtungen getroffen worden, ohne die Aufgabe der ganz rauchloſen Verbrennung völlig zu löſen. Die Züge oder Feuerkanäle, in welchen die Feuerungsgaſe den Keſſel umſpülen, müſſen von der Feuerbrücke bis zum Schornſtein gleichen, bei den Umbiegungen aber erweiterten Querſchnitt haben und dürfen, um die Reibung der Feuerungsgaſe nicht unnöthig zu erhöhen, nicht zu eng ſein. Die Länge der Züge ſollte 30 Meter nicht überſteigen. In dem zwiſchen Keſſel und Schornſtein gelegenen Theil der Züge, dem Fuchs, iſt ein gut beweglicher Schieber oder eine Klappe zum Reguliren des Feuers und zum gänzlichen Schließen des Ofens angebracht. Der zum Verbrennen nöthige Luftwechſel wird vorzüglich durch den Schornſtein oder die Eſſe herbeigeführt, welcher eine hinreichende Höhe und Weite beſitzen oder, wenn man ihm ſolche nicht geben kann, mit beſonderen Vorrichtungen verſehen ſein muß,

um den Abzug der Feuerungsgaſe zu beſchleunigen. Bei Dampfwägen läßt man in dieſer Abſicht den verbrauchten Dampf durch die Eſſen ausſtrömen, wobei jener durch die Gewalt ſeiner Bewegung die Luft durch die Rauchröhren nach ſich zieht; in anderen Fällen wendet man auch Luft- oder Wettermaſchinen an, welche die Luft entweder unter den Roſt blaſen, oder aus den Feuerkanälen herausſaugen. Der Zug im Schornſtein erreicht ſein Maximum, wenn die Gaſe mit einer Temperatur von 250—300° eintreten. Damit ein Keſſel das erforderliche Dampfquantum in beſtimmter Zeit liefern könne, muß er, gute Feuerung vorausgeſetzt, eine Heizfläche von beſtimmter Größe beſitzen. Für eine Pferdeſtärke ſind im Durchſchnitt 1,5 QMeter Heizfläche zu geben; dieſe Fläche verdampft 25—38 Kilogr. Waſſer in einer Stunde, auf Dampfwägen bei heftigſtem Feuer die letzteren der Einwirkung der unmittelbar vom Feuerraum kommenden und nach hinten ſtrömenden Feuerluft gänzlich ausgeſetzt, während der erſtere von der in den Zügen GG zurückkehrenden und nach Befinden um den ganzen Keſſel herumgehenden Feuerluft erwärmt wird. Eine beſondere Keſſelanlage mit Vorwärmeröhren führt noch Taf. II, Fig. 21 vor Augen. Es iſt hier AB der D., CD der Vorwärmer. Die Feuerluft bewegt ſich erſt vom Brennherd H aus auf dem Wege HK unter dem Keſſel hin, ſinkt dann herab in das Niveau des Vorwärmers CD und läuft um denſelben herum, ehe ſie in den Schornſtein tritt. Die Speiſung des Keſſels mit friſchem Waſſer findet durch die Röhre EF ſtatt, welche das Waſſer in den Vorwärmer führt.

Jeder Keſſel beſitzt noch eine Anzahl Apparate, welche die Montirung, Armatur, Garnirung

Fig. 17.



Dinglers (Erhardts) Dampfkeſſel.

100—120 Kilogr. Es ergaben ſich hier 0,344 QMeter Heizfläche pro Pferdeſtärke. Die folgenden Illuſtrationen zeigen die Haupteinrichtungen einiger Keſſelanlagen. Tafel I, Fig. 18 zeigt eine ſolche im Längsdurchſchnitt und Fig. 19 im Querſchnitt. Es iſt hier A der D. mit 2 Rauchröhren BB, C das Mauerwerk, D der Roſt, E die Feuerthür, F der Aſchenfall, K der Luftzuführungskanal, welcher, da er unter dem heißen Mauerwerk hergeht, die Luft ſchon theilweiſe erwärmt und die Verbrennung befördert, G die Feuerbrücke, H der Theil des Feuerkanals, in welchem die Feuerluft unter dem Keſſel, und JJ ſind die Kanäle, in welchen dieſelbe an den Seiten des Keſſels hingeht, nachdem ſie durch die Röhren BB nach vorn zurückgekehrt iſt.

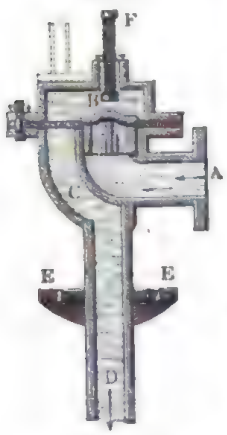
Ein Keſſel mit Siederöhren iſt auf Taf. II, Fig. 20 abgebildet. Es iſt hier der D. A von den Siedern B und B durch ein Gewölbe D getrennt, und es werden

oder Ausrüſtung bilden und die Dampfableitung, die Waſſerzuleitung, die Waſſerſtandsbeobachtung, die Sicherheit gegen Uebermaß des Dampfdrucks und Exploſionen, das Einlaſſen von Luft in erkaltende Keſſel, gänzliche Entleerung, Befahrung durch einen Arbeiter und ſtetige Erkennung des Dampfdrucks in zweckentſprechender Weiſe ermöglichen ſollen. Nimmt man an, daß der Waſſerſpiegel des gefüllten Keſſels in etwa $^2/_3$ der Höhe des Keſſeldurchmeſſers liegt, ſo nimmt das Waſſer (Keſſel ohne Flammröhren vorausgeſetzt) 0,77 des ganzen Keſſelraums ein, und für den Dampf bleiben nur 0,23 übrig. Watt verlangte, daß jeder Keſſel wenigſtens für 8 Füllungen des Cylinders der Dampfmaſchine Dampf enthalten müſſe; für die jetzt mit Hochdruck arbeitenden Keſſel fordert man aber 12 bis 20 Cylinderfüllungen und wendet zur Vergrößerung des Dampfraums die Dampfdome an. Dieſe ermöglichen zugleich die Gewinnung

eines trockenern Dampfs und ſind für dieſen Zweck oft mit beſonderen Vorrichtungen verſehen, welche das Mitreißen von Waſſertropfen durch den Dampf verhindern ſollen. Ohne Dampfdom wird heute wohl kein Keſſel mehr gebaut. Den Erſatz für das verdampfte Waſſer ſchafft die Speiſevorrichtung.

Das Speiſen eines Dampfkeſſels ſollte ſo gleichmäßig wie möglich vor ſich gehen, in nicht zu großen Mengen auf einmal und mit möglichſt reinem und warmem Waſſer erfolgen. Wird in dem Keſſel Dampf von niedrigem Druck erzeugt, deſſen Spannung den Atmoſphärendruck nur um ¼ bis ⅓ übertrifft, ſo genügt zur Einführung des Waſſers in den Keſſel ein einfaches, etwa 2,5 Meter über das Keſſeldach verlängertes Rohr mit Selbſtregulirung; einem Keſſel mit Hochdruckdampf hingegen muß das Speiſewaſſer durch eine Pumpe zugedrückt werden, weil eine bloße Speiſeröhre zu lang ausfallen würde. Das Speiſerohr geht von oben durch den Keſſelraum hindurch und endigt etwa 15 Centim. über dem Keſſelboden, möglichſt entfernt von dem eigentlichen Feuerherd. Die Pumpe muß von dem Maſchiniſten in Thätigkeit geſetzt werden, ſobald der Waſſerſtandsanzeiger einen Mangel an Waſſer zu erkennen gibt. Bei der Einmündung der Pumpe in den Keſſel iſt nach geſetzlicher Vorſchrift ein Speiſeventil anzubringen, wie es Fig. 22 zeigt. Bei A wird das Waſſer durch die Pumpe zugedrückt; B iſt ein Ventil, durch welches es hindurchgehen muß, um in die eigentliche Speiſeröhre CD zu gelangen; mit EE ſitzt die Röhre auf dem Keſſel auf. Um den Hub des Ventils B zu reguliren, iſt in dem Deckel von C eine Stellſchraube F angebracht, gegen welche das Ventil beim Oeffnen aufſchlägt. Das Ventil iſt nichts anderes als ein zweites Druck- oder Steigventil der Speiſepumpe; es hebt ſich bei jedem ganzen Kolbenhub der Pumpe und wird dann wieder durch das über ihm ſtehende, von der Dampfſpannung gepreßte Waſſer zugedrückt. Es ſichert zugleich den Gang der Pumpe, geſtattet, ohne weiteres Reparaturen an derſelben vorzunehmen und die Waſſerzuführung in den Fällen zu reguliren, wo mehrere Keſſel von einer Pumpe aus geſpeiſt werden.

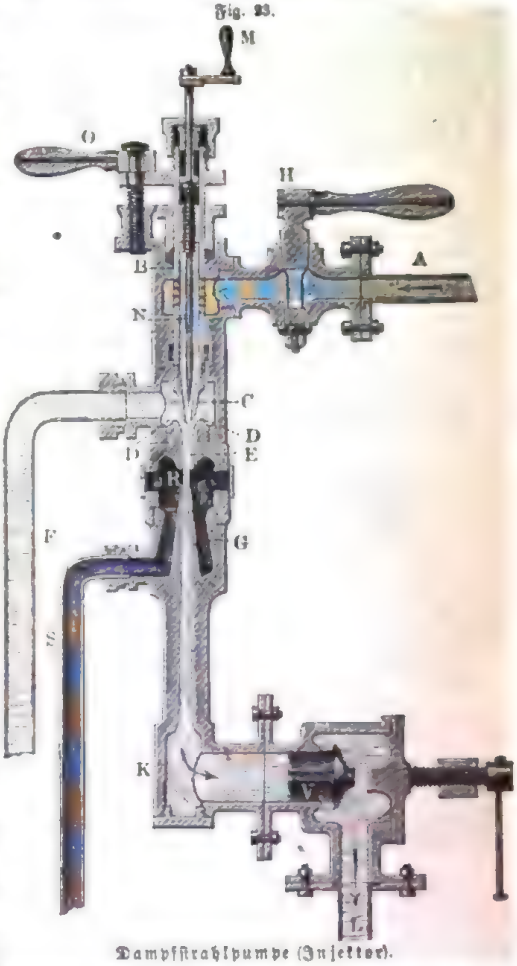
Fig. 22.



Speiſeventil.

Ein merkwürdiger, in neueſter Zeit ſehr in Aufnahme gekommener Apparat zum Speiſen iſt die Dampfſtrahlpumpe (Einſpritzer, Injektor) von Giffard. Die Einrichtung und Wirkungsweiſe derſelben iſt folgende: Das Rohr A (Fig. 23) ſteht mit dem Dampfraum des Dampfkeſſels in Verbindung und führt bei geöffnetem Hahn H den Dampf durch eine Menge Löcher in die Röhre BC mit dem koniſchen Mundſtück C. Letzteres mündet in der Dampfkammer DD aus, welche durch das Saugrohr F mit dem Speiſewaſſerbaſſin kommunicirt und mit einem kegelförmigen Mundſtück E verſehen iſt, durch welches nicht allein das mittels des aus C austretenden Dampfſtrahls durch die Röhre F angeſaugte, ſondern auch das Waſſer, welches aus der Kondenſation des Dampfs hervorgeht, abſtrömt.

Fig. 23.



Dampfſtrahlpumpe (Injektor).

Ein anderes, nach oben gerichtetes koniſches Mundſtück G fängt den aus E kommenden Waſſerſtrahl auf und leitet denſelben in die Röhre K, welche durch die Röhre L mit dem Waſſerraum des Dampfkeſſels kommunicirt. Es iſt hiernach leicht zu bemeſſen, daß auf dieſe Weiſe der bei C ausſtrömende Dampf nach ſeiner Kondenſation auf dem Wege GKL einen ſtetigen Waſſerſtrom in den Keſſel leitet. Das Reguliren der Dampfmenge erfolgt durch eine Kurbel M, welche mittels eines in eine koniſche Spitze auslaufenden Dorns N in das Mundſtück C der Röhre BC beliebig tief hineingeſchoben werden kann, ſowie das Reguliren der Speiſewaſſermenge durch eine andere Kurbel O, mittels welcher die Röhre BC

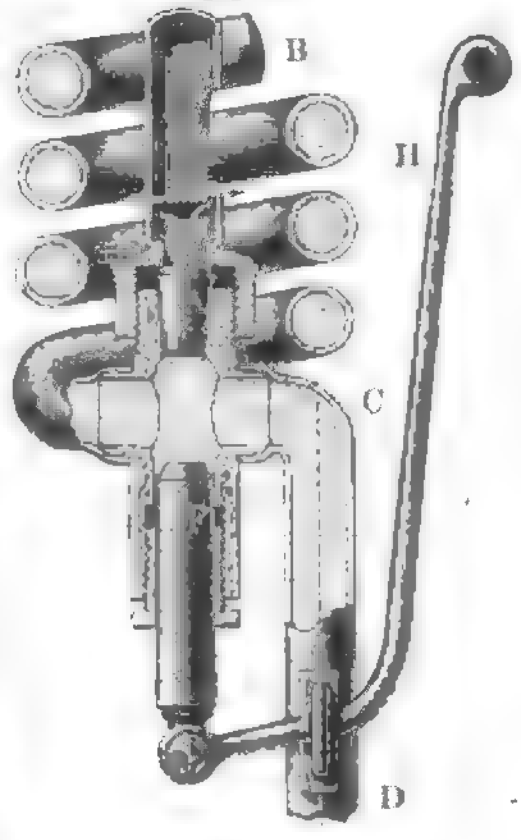
gehoben und gesenkt, folglich auch der Abstand ihrer Ausmündung von dem Boden der Kammer DD beliebig vergrößert und verkleinert werden kann. Das überflüssige Speisewasser, welches nicht in das Mundstück ◻ eintritt, sammelt sich in der Kammer R und fließt durch die Röhre S ab. Diese Speisevorrichtung ist nicht nur ein höchst einfacher, sondern auch ein höchst vortheilhaft wirkender Apparat, da hier die Wärme des verbrauchten Dampfs nicht verloren ist, sondern auf das Speisewasser übergeht. Allerdings läßt sich nicht ein auf andere Weise schon viel über 30° C. vorgewärmtes Wasser zum Speisen benutzen, da dieses den Dampf nicht hinreichend kondensiren würde, worauf doch die ganze Wirkung des Apparats beruht. Wollte man aber auch auf den ökonomischen Punkt keine Rücksicht nehmen, so ist doch diese Speisevorrichtung durch ihre ausnehmende Einfachheit höchst empfehlenswerth. Vielfach sind Vorrichtungen konstruirt worden, welche eine selbstwirkende Speisung ermöglichen sollen; alle diese Apparate leiden aber an zu großer Komplicirtheit und absorbiren deshalb die Aufmerksamkeit des Maschinisten in viel höherem Grad als eine gute, leicht zu untersuchende und zu reparirende Druckpumpe.

Um das Speisewasser vorzuwärmen, legt man wohl die Speiseröhre in den Zugkanal, welcher um den Kessel führt, und erhält so eine Temperatur von 100° und mehr. Ein ausgedehnter Röhrenapparat zum Erhitzen des Speisewassers in der Abhitze der Kesselfeuerung ist der viel verbreitete Economiser (Brennstoffsparer) von Green (Taf. II, Fig. 24). Er steht in dem erweiterten Fuchs aaaa und ist zusammengesetzt aus den Röhren bb und cc. Von ersteren liegen 6—8 und mehr batterieartig und mit je 7 und 8 vertikalen Röhren versehen neben einander. Alle unteren Röhren münden in das Zuleitungsrohr b' und die oberen in das zum Kessel führende Rohr b''. Von der Grube o aus ist der Apparat durch g und g' zugänglich, f ist Sicherheitsventil. Die Schaber d halten die Röhren rußfrei. Jede einzelne der gußeisernen Röhren, deren so viele angewendet werden, wie der Kessel Pferdekräfte hat, besitzt eine Oberfläche von 1 QMeter, ist 3 Meter hoch und 11 Centim. dick. Man benutzt die Economiser besonders, wo eine Steigerung der Dampfproduktion durch Forciren der Kessel gewünscht wird. In diesem Fall bewährt sich, was man ihnen nachrühmt, daß sie den Zug verbessern sollen, weil ohne ihre Anwendung die Feuerungsgase zu heiß in den Schornstein gelangen, und dann wirken sie in der That brennstoffsparend. Ein normal zur Arbeit herangezogener Kessel braucht und verträgt sogar keinen Economiser, weil bei einem solchen die Feuerungsgase nur mit einer Temperatur abgehen, deren sie eben zum Aufsteigen im Schornstein bedürfen. Ein einfacherer Vorwärmer besteht aus einem kleinen Kessel im aufsteigenden Fuchs, der mit Wasser gefüllt erhalten wird und durch ein vom Boden ausgehendes Rohr mit dem Wasserraum, durch ein von der Decke ausgehendes mit dem Dampfraum des Kessels in Verbindung steht. Beide Röhren werden gleichzeitig geöffnet, worauf das Wasser in den Kessel abfließt.

Unmittelbar neben dem Heizerstand müssen Apparate vorhanden sein, welche den Stand des Wassers im Kessel ohne weiteres erkennen lassen. Man benutzt hierzu Schwimmer, Probirhähne und Wasserstandsröhren. Einen Schwimmer zeigt Taf. I, Fig. 25. Derselbe besteht aus einem doppelarmigen Hebel ABC, an welchem einerseits ein eiserner oder steinerner Schwimmer S, anderseits aber ein Gewicht ◻ angehängt ist; die Drehungsaxe ist in C. Das Lager D wird gewöhnlich auf das Druckrohr der Speisepumpe F aufgesetzt. Um den Stand des Schwimmers genau anzugeben, wird ein Zeiger Z an den Hebel angesetzt, der über einer festen Skala E hinläuft. H ist die Stopfbüchse für den Kupferdraht, woran der Schwimmer hängt, XX der Wasserspiegel. Zuweilen verbindet man mit dem Schwimmer eine Warn- oder Sicherheitspfeife, durch die der Dampf bläst, wenn der Wasserspiegel mit dem Schwimmer zu tief gesunken ist. Die Probirhähne geben nicht unausgesetzt den Wasserstand im Kessel an, sondern nur, wenn man sie öffnet, wobei dann entweder Wasser oder Dampf ausströmen wird; sie dienen mehr zur Kontrolle für die richtige Funktion der anderen Anzeiger und sind deshalb unentbehrlich. Die Wasserstandsröhren sind die sichersten direkten Anzeiger und deshalb gegenwärtig am meisten in Gebrauch. Taf. I, Fig. 26 zeigt die Einrichtung einer solchen. A ist eine Glasröhre, welche bei B und C in die metallenen Kommunikationsröhren eingelassen ist, wovon die untere in den Wasser- und die obere in den Dampfraum einmündet. F und ◻ sind zwei durch eine Stange H verbundene Hebel, wodurch die Hähne in Bewegung gesetzt und die Kommunikation der Glasröhre mit dem Kessel hergestellt und aufgehoben werden kann; endlich sind noch in der Röhre EE, welche die beiden bei L und M in den Kessel einmündenden Hahnstücke mit einander verbindet, die Ansetzstücke K für drei Probirhähne angebracht.

Die im Kessel herrschende Dampfspannung wird durch Manometer (s. d.) angezeigt, von denen man sowohl Quecksilber- als auch Metallmanometer anwendet. Weitere Sicherheitsapparate sind die schmelzbaren Platten, die Sicherheitsventile und das Luftventil. Die schmelzbaren Platten bestehen aus Zinn-Blei-Wismutlegirung, welche je nach der quantitativen Zusammensetzung bei verschiedenen Temperaturen schmilzt. Man kann also leicht eine Legirung komponiren, welche z. B. bei 145,5° schmilzt, welche Temperatur einem Ueberdruck des Dampfs von 4 Atmosphären entspricht. Verschließt man mit einer Platte aus solcher Legirung eine Oeffnung im Kesselbach, so wird also dem Dampf ein Ausweg gestattet, sobald die Temperatur jene Höhe erreicht hat. Diese Platten waren früher in Frankreich gesetzlich vorgeschrieben; man benutzt sie jetzt aber nicht mehr, weil sie den erhofften Schutz vor Explosionen nicht gewähren, wohl aber häufig Störungen und selbst Nachtheile für die Kessel herbeiführen. Dagegen findet dasselbe

Fig. 27.

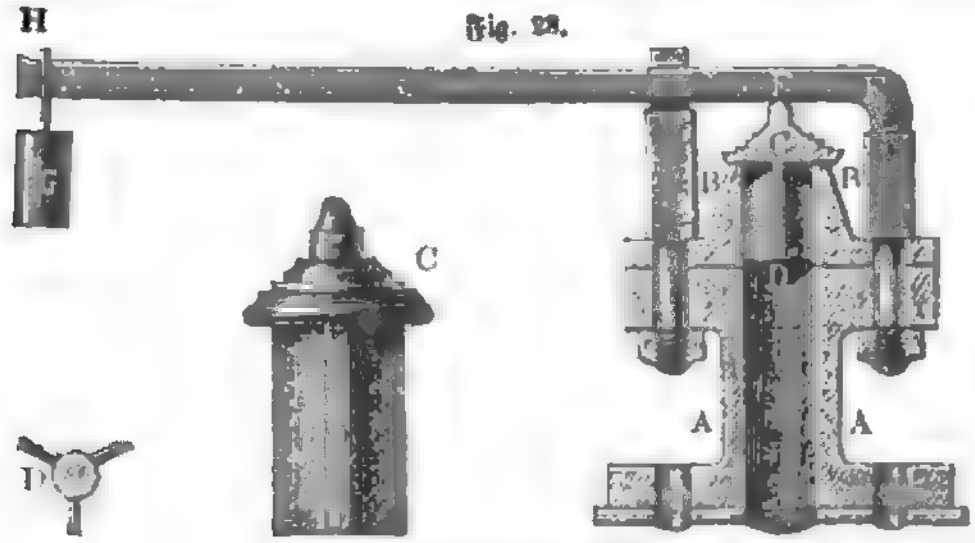


Blacks Alarmapparat.

Princip Anwendung in dem Alarmapparat oder Warner von Black (Fig. 27 zeigt das Obertheil desſelben in ¼ der natürlichen Größe). Bei dieſem Apparat verſchließt ein bei etwa 100° ſchmelzender Metallpfropf A das bis in das Keſſelwaſſer tauchende Metallrohr BCD und wird durch eine Dampfpfeife E feſtgehalten, während das Ventil F die Verbindung der Pfropfenöffnung mit dem Waſſerrohr abſchließen kann. So lange das Rohr des Sicherheitsapparats in das Keſſelrohr taucht, bleibt es auch mit Waſſer gefüllt, welches aber infolge der Ausſtrahlung nur eine Temperatur von 40 bis 45° beſitzt. Fällt dagegen der Waſſerſpiegel im Keſſel unter D, ſo entleert ſich das Rohr, und der eintretende Dampf ſchmilzt den Metallpfropf, entweicht grell pfeifend durch E und bezeichnet dadurch den Moment, wo eine Gefahr für den Keſſel gerade beginnt.

Die wichtigſten Sicherheitsapparate der D. ſind die Sicherheitsventile. Man unterſcheidet innere und äußere. Aeußere, auch Sicherheitsventile ſchlechtweg genannt, öffnen ſich nach außen, wenn der Dampfdruck im Keſſel eine gewiſſe Grenze überſchreitet, und laſſen nur ſo lange Dampf abſtrömen, bis die Dampfſpannung wieder unter dieſe Grenze

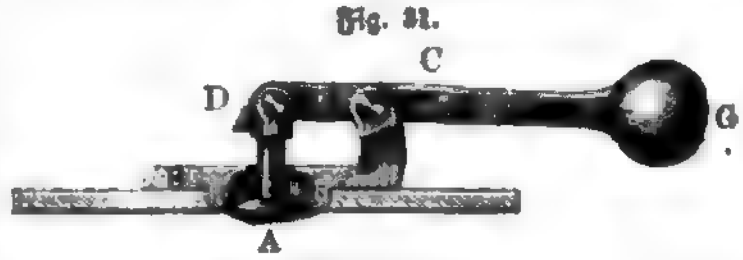
Fig. 28.



Ventil mit Hebelbelaſtung.

herabgegangen iſt, in welchem Fall ſie ſich von ſelbſt wieder ſchließen. Die inneren Sicherheits- oder Luftventile hingegen öffnen ſich nach innen, wenn der Druck im Innern des Keſſels, vielleicht durch Abkühlung bei Unterbrechung der Feuerung, unter eine gewiſſe Grenze hinabgeht, und laſſen dann ſo lange Luft von außen nach innen ſtrömen, bis die Spannung im Keſſel beinahe dem Atmoſphärendruck gleichkommt. Während die äußeren Sicherheitsventile das Zerreißen des Dampfkeſſels durch den Dampfdruck verhindern ſollen, haben die inneren Sicherheitsventile den Zweck, das Zerdrücken desſelben durch den Atmoſphärendruck zu verhindern. Man kann leicht ermeſſen, daß die inneren Sicherheits- oder Luftventile nur dann in Wirkſamkeit treten, wenn ſich nach Beendigung der Feuerung eines Keſſels die Dämpfe in demſelben kondenſiren. Dieſelben ſind vorzugsweiſe von Wichtigkeit bei den Kofferkeſſeln, welche durch ihre Form dem Zuſammendrücken beſonders leicht ausgeſetzt ſind. Nach der Art und Weiſe, wie die Sicherheitsventile beſchwert werden, um dem Dampfdruck das Gleichgewicht zu halten, hat man die Ventile mit direkter Belaſtung zu unterſcheiden von den Ventilen mit indirekter oder Hebelbelaſtung. Die Ventile der erſten Art werden vorzüglich bei mäßigen Dampfſpannungen angewendet, wogegen man ſich der letztern mehr bei ſtarken Dampfſpannungen bedient, um weniger Belaſtung nöthig zu haben. Fig. 28 ſtellt ein Ventil mit Hebelbelaſtung dar. A A iſt das Ventilgehäuſe, welches auf den D. aufgeſchraubt wird, B B der Ventilſitz, C D das Ventil, und zwar C die Ventilplatte, welche auf dem bei B ziemlich ſcharf zugehenden Ventilſitz mit nur ſchmaler, ringförmiger Berührungsfläche aufſitzt, und D ſind die zum geraden Auf- und Niederſinken nöthigen Ventilflügel; E F H iſt der um E drehbare Hebel, welcher in H durch ein Gewicht nieder- und durch das Ventil in F aufwärts gedrückt wird. Taf. I, Fig. 29 iſt die Durchſchnittszeichnung eines Ventils mit direkter Belaſtung: A das Ventil, G G ſind die über eine vierkantige Ventilſtange geſchobenen Belaſtungsgewichte, H iſt das auf dem Keſſel aufſitzende und den Ventilſitz bildende Fußſtück, C C ferner das Dampfableitungsrohr, D D das dem Heizer unzugängliche Ventilgehäuſe, E ein Hebel zum Lüften und Probiren des Ventils, F endlich ein zweites, dem Heizer zugängliches Hebelventil. Bei allen gewöhnlichen Sicherheitsventilen ändert der Dampf im Augenblick des Ausſtrömens ſeine Druck- und Geſchwindigkeitsverhältniſſe derart, daß er die nöthige Kraft verliert, das Ventil lange und hoch genug ſchwebend zu erhalten. Der Dampf kann nicht in derſelben Zeit entweichen, in welcher er ſich entwickelt, und der Keſſel wird alſo einer fortwährend ſteigenden und immer gefährlicher werdenden Spannung ausgeſetzt. Man hat daher Ventile konſtruirt, bei denen der Dampf, welcher der Ventilbelaſtung das Gleichgewicht halten ſoll, von jenem getrennt iſt, welcher zur Ausſtrömung gelangt. Ein ſolches Ventil zeigt Taf. I, Fig. 30. J J iſt der auf den Unterſatz K K aufgeſchraubte Ventilſitz, auf deſſen ringförmigen Spiegel 11 ſich das Ventil aufſetzt. Dasſelbe iſt auf einer Art von Kolben B geführt, welcher mittels dreier Rippen und eines Rohrs mit dem Ventilſitz J J feſt zuſammenhängt; die Verlängerung A des Rohrs führt in den D., aus welchem der Ventilhöhlung Dampf von einer Spannung zugeführt wird, die von derjenigen bei 11 unabhängig iſt, indem die in B eingedrehten Rinnen einen faſt ganz dichten Verſchluß herbeiführen. Dieſer Dampfdruck lüftet das Ventil, ſobald er mit dem auf C durch den Stift D übertragenen Druck ins Gleichgewicht tritt, welchen das in der Figur nicht ſichtbare Gewicht an dem Belaſtungshebel ausübt. Alsdann hebt ſich ſofort das Ventil ſo weit, daß der Hebel den Stift H in dem Führungsſtück L anſchlägt, um ſofort wieder ganz zu ſinken, ſobald der Dampfdruck wieder auf das richtige Maß geſunken iſt. Bei Lokomotiven belaſtet man die Ventile wegen der unvermeidlichen Schwankungen der ganzen Maſchine meiſt

Fig. 31.



Luftventil.

durch Federdruck. In Fig. 31 iſt ein Luftventil abgebildet. Hier iſt A das Ventil, durch ein Gelenk

mit dem um C drehbaren Hebel D E verbunden, und es wird dasselbe durch ein mäßiges Gewicht G am längern Arm des Hebels ganz schwach von unten nach oben an den Ventilsitz B angedrückt.

Jeder größere D. muß von dem Wärter befahren werden können und erhält zu dem Zweck das Mannloch, meist ein Oval von 34 Centim. Breite und 45—55 Centim. Länge, welches durch eine starke gußeiserne Platte mittels Riegel und Schraube verschlossen wird. Um das Wasser des Kessels abzulassen, befindet sich im Boden desselben über dem Feuerrost ein Loch, welches durch einen konischen Zapfen von innen verschlossen wird; man bedient sich aber auch hierzu besonderer Hähne und Ventile. Das Wasser, womit ein D. gespeist wird, ist nie ganz rein; deshalb wird das Kesselwasser bald trübe und schlammig, und es ist daher nöthig, von Zeit zu Zeit eine Reinigung des Kessels vorzunehmen. Um diesen Schlamm im Kessel sich nicht anhäufen zu lassen, wird das Ausblaserohr, ein bis nahe an den Boden reichendes und sich da konisch erweiterndes und außen durch einen Hahn verschließbares Rohr angewendet. Oeffnet man, nachdem die Feuerung aufgehört hat und die Spannung des Dampfs zu einer mäßigen Höhe herabgebracht ist, den Hahn, so wird das trübe Wasser ohne Gefahr durch den Dampf fortgetrieben. Dieses Ausblasen ist zumal bei den Seedampfschiffkesseln nöthig, da diese mit Seewasser gespeist werden. Besonders nachtheilig können die im Wasser aufgelösten Bestandtheile, wie Kalk und Gips, auf den Kessel einwirken, indem sich aus denselben eine feste Rinde, der sogen. Kesselstein (Pfannenstein), bildet, welche die Wandungen des Kessels bedeckt. Diese steinartige Masse erschwert nicht allein den Durchgang der Wärme, sondern wirkt auch zerstörend auf den Kessel, zumal da dieser an der Stelle, welche mit Kesselstein bedeckt ist, leicht glühend wird. Damit sich diese Masse nicht unmittelbar über dem Feuerherd ansetze, führt man das Wasser an der dem Herd entgegengesetzten Seite in den Kessel ein und legt auch hier den Kessel 3—8 Centim. tiefer als vorn beim Feuerraum. Es ist natürlich nöthig, den Kesselstein von Zeit zu Zeit von den Kesselwänden loszuschlagen. Ueber die Mittel, seiner Bildung ganz vorzubeugen, s. Kesselstein.

Die Anlage von Dampfkesseln unterliegt nach § 24 der Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 gewissen polizeilichen Bestimmungen, welche unter dem 29. Mai 1871 vom Reichskanzleramt publicirt worden sind. § 1 dieser Bestimmungen verbietet die Anwendung von Gußeisen für die vom Feuer berührten Wandungen der D., der Feuer- und Siederöhren, sofern deren lichte Weite bei cylindrischer Gestalt 25, bei Kugelgestalt 30 Centim. übersteigt. Anwendung von Messingröhren ist nur für Feuerröhren von weniger als 10 Centim. lichter Weite gestattet. Nach § 2 müssen die um oder durch einen D. gehenden Feuerzüge an ihrer höchsten Stelle mindestens 10 Centim. unter dem festgesetzten niedrigsten Wasserspiegel des Kessels liegen. Bei Schiffskesseln von 1—2 Meter Breite muß der Abstand mindestens 15, bei größeren 25 Centim. betragen. Diese Bestimmungen finden nicht Anwendung auf D., welche aus Siederöhren von weniger als 10 Centim. Weite bestehen, sowie auf solche Züge, in denen ein Erglühen des mit dem Dampfraum in Berührung stehenden Theils der Wandungen nicht zu befürchten ist. Die Gefahr des Erglühens ist in der Regel als ausgeschlossen zu betrachten, wenn die vom Wasser bespülte Kesselfläche, welche von dem Feuer vor Erreichung der vom Dampf bespülten Kesselfläche bestrichen wird, bei natürlichem Luftzug mindestens 20mal, bei künstlichem mindestens 40mal so groß ist als die Fläche des Feuerrostes. § 3 verordnet die Anwendung eines Speiseventils; § 4 das Vorhandensein von zwei zuverlässigen Speisevorrichtungen, die nicht von derselben Betriebsvorrichtung abhängig sind, und von denen jede für sich die erforderliche Wassermenge zuzuführen vermag. Mehrere zu einem Betrieb vereinigte D. werden hierbei als Ein Kessel angesehen. Nach § 5 muß jeder D. ein Wasserstandsglas und eine zweite zur Erkennung des Wasserstands taugliche Vorrichtung besitzen. Nur bei Anwendung eines Rohrs von 60 QCentim. lichtem Querschnitt genügt eine gemeinschaftliche Verbindung dieser Vorrichtungen mit dem D. Werden Probirhähne angewandt, so ist nach § 6 der unterste in der Ebene des festgesetzten niedrigsten Wasserstands anzubringen; auch muß man die Hähne in gerader Richtung durchstoßen können. Der festgesetzte niedrigste Wasserstand ist nach § 7 am Wasserstandsglas und an der Kesselwandung oder dem Mauerwerk zu bezeichnen. Nach § 8 muß jeder D. mit wenigstens Einem zuverlässigen Sicherheitsventil versehen sein. Wenn mehrere Kessel einen gemeinsamen Dampfsammler haben, von welchem sie nicht einzeln abgesperrt werden können, so genügen für dieselben zwei Sicherheitsventile. Dampfschiffs-, Lokomotiv- und Lokomobilkessel müssen immer zwei Sicherheitsventile haben. Die Ventile müssen jederzeit gelüftet werden können und sind höchstens so zu belasten, daß sie bei Eintritt der für den Kessel festgesetzten Dampfspannung sich öffnen. Nach § 9 muß jeder Kessel ein (Schiffskessel zwei) zuverlässiges Manometer mit einer die höchste Dampfspannung angebenden Marke besitzen. Jeder neu aufzustellende D. muß nach seiner letzten Zusammensetzung vor der Einmauerung oder Ummantelung unter Verschluß sämmtlicher Oeffnungen durch Wasserdruck geprüft werden. Bei Kesseln für nicht mehr als 5 Atmosphären Ueberdruck erfolgt die Prüfung nach § 11 mit dem doppelten Betrag, bei den übrigen mit einem Druck, welcher den beabsichtigten Druck um 5 Atmosphären übersteigt. Unter Atmosphärendruck wird ein Druck von 1 Kilogr. auf 1 QCentim. verstanden. Die Kesselwandungen dürfen durch die Proben ihre Form nicht bleibend verändern und beim höchsten Druck Wasser aus den Fugen nur als Nebel oder in feinen Perlen austreten lassen. Nach jeder Ausbesserung, bei welcher die Kessel ganz bloßgelegt worden sind, ist die Prüfung nach § 12 zu wiederholen; ebenso, wenn das innere Feuerrohr oder die Feuerbüchse behufs Ausbesserung oder Erneuerung herausgenommen, oder wenn bei cylindrischen oder Siedekesseln eine oder mehrere Platten neu eingezogen werden. Nach § 13 ist bei der Prüfung ein offenes Quecksilber-Manometer oder das amtliche Kontrollmanometer anzuwenden, für dessen Anbringung jeder D. eine passende Vorrichtung haben muß. § 14 verbietet die Aufstellung von Dampfkesseln für mehr als 4 Atmosphären Ueberdruck und solcher, bei denen das Produkt aus der feuerberührten Fläche in QMetern und der Dampfspannung in Atmosphären Ueberdruck mehr als 20 beträgt, unter Räumen, in welchen Menschen sich aufzuhalten pflegen. Innerhalb solcher Räume ist ihre Aufstellung unzulässig, wenn dieselben überwölbt oder mit fester Balkendecke versehen sind. An jedem D., welcher unter Räumen

aufgestellt wird, in welchen Menschen sich aufzuhalten pflegen, muß die Einwirkung des Feuers sofort gehemmt werden können. Die D., welche aus Siederöhren von weniger als 10 Centim. Weite bestehen, und solche, die in Bergwerken unterirdisch oder auf Schiffen aufgestellt werden, unterliegen diesen Bestimmungen nicht. Zwischen dem Mauerwerk, welches den Feuerraum und die Feuerzüge feststehender D. einschließt, und den dasselbe umgebenden Wänden muß ein Zwischenraum von mindestens 8 Centim. verbleiben, welcher oben abgedeckt und an den Enden verschlossen werden darf. — Für Eisenbahnlokomotivkessel gelten die besonderen Bestimmungen des Bahnpolizeireglements vom 3. Juni 1870. Die Anweisung des königl. preuß. Handelsministers vom 11. Juni 1871 bestimmt mit Rücksicht auf § 6 der obigen Bekanntmachung, daß die zulässige Belastung der Sicherheitsventile nicht mehr im voraus normirt werden kann, sondern daß dieselbe, wenn die Kessel vor dem Beginn des Betriebs der vorschriftsmäßigen Revision unterzogen werden, mit Hülfe des Kontrollmanometers oder eines Quecksilberröhrenmanometers nach Maßgabe der genehmigten Dampfspannung regulirt, an dem Ventil markirt und in der Genehmigungsurkunde vermerkt werden muß. Von einer besondern Sicherung der Sicherheitsventile gegen unzulässige Belastung ist Abstand genommen. Da eine Ueberlastung derselben die Kesselbesitzer straffällig machen würde, so haben die D. in dieser Beziehung den Gegenstand einer besonders sorgfältigen Kontrolle während des Betriebs zu bilden.

Nach dem Gesetz vom 3. Mai 1872, betreffend den Betrieb der D., sind die Besitzer von Dampfkesselanlagen oder die an ihrer Statt zur Leitung des Betriebs bestellten Vertreter sowie die mit der Abwartung von Dampfkesseln beauftragten Arbeiter verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß während des Betriebs die bei Genehmigung der Anlage oder allgemein vorgeschriebenen Sicherheitsvorrichtungen bestimmungsmäßig benutzt und Kessel, die sich nicht in gefahrlosem Zustand befinden, nicht im Betrieb erhalten werden. Die Besitzer müssen amtliche Revision des Betriebs gestatten, die dazu nöthigen Arbeitskräfte und Vorrichtungen bereit stellen und die Kosten der Revision tragen. Die Verordnung vom 24. Juni 1872, betreffend diese Revisionen, bestimmt, daß D., deren Besitzer Vereinen angehören, welche eine regelmäßige und sorgfältige Ueberwachung der Kessel vornehmen lassen, mit Genehmigung des Ministers von der amtlichen Revision befreit werden können. Die gedachten Vereine haben den Behörden Mitgliederverzeichnis und Uebersicht aller im Lauf des Jahrs ausgeführten Untersuchungen mit Angaben über Art und Ergebnis derselben am Jahresschluß einzureichen. Die äußere amtliche Untersuchung findet alle zwei, die innere alle sechs Jahre statt. Erstere besteht vornehmlich in einer Prüfung der ganzen Betriebsweise des Kessels; die innere erstreckt sich auf den Zustand der Kesselanlage überhaupt und umfaßt auch die Prüfung der Widerstandsfähigkeit der Kesselwände und des Zustandes des Kesselinnern. Sie ist stets mit einer Probe durch Wasserdruck zu verbinden und erfordert also Einstellung des Betriebs des Kessels sowie auch theilweise oder gänzliche Beseitigung der Ummauerung oder Ummantelung, wenn sich die Untersuchung durch Befahren der Züge oder auf andere einfache Weise nicht zur Genüge bewirken läßt. Werden bei der Untersuchung erhebliche Unregelmäßigkeiten im Betrieb ermittelt, so kann nach Ermessen des Beamten im folgenden Jahr die äußere Untersuchung wiederholt werden. Ergeben sich Mängel, die Gefahr herbeiführen können, und wird diesen nicht sofort abgeholfen, so muß nach Herstellung des vorschriftsmäßigen Zustandes die Untersuchung von neuem vorgenommen werden. Befindet sich der Kessel bei der Untersuchung in einem Zustand, welcher eine unmittelbare Gefahr einschließt, so ist die Fortsetzung des Betriebs bis zur Beseitigung der Gefahr zu untersagen, und vor Wiederbeginn des Betriebs ist die ganze Untersuchung zu wiederholen. Von der bevorstehenden innern Untersuchung wird der Besitzer mindestens vier Wochen vorher unterrichtet, und der Sachverständige sucht sich mit dem Besitzer über die Wahl des Zeitpunkts für die Untersuchung zu verständigen, um den Betrieb so wenig wie möglich zu beeinträchtigen. Vgl. Fallenstein, D., deren rationelle Konstruktion, Anlage und Betrieb (Stuttg. 1861); Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 1 (Braunschw. 1862); Bernoulli, Dampfmaschinenlehre (5. Aufl., Stuttg. 1865); Scholl, Führer des Maschinisten (8. Aufl., Braunschw. 1873); Reiche, Anlage und Betrieb der D. (Leipz. 1872); Derselbe, Die D. der Wiener Weltausstellung (als 2. Bd. des vorigen, das. 1874); Radinger, Die D., im officiellen österreichischen Weltausstellungsbericht (Wien 1874); Frantz, Dampfkesselanlage und Betrieb nach der neuesten Gesetzgebung Deutschlands und Oesterreichs (Waldenburg 1872); Schönflies, Berechnung der Dampfkesselanlagen (Elberf. 1874); v. Gutbier, Hülfsbuch für den Dampfkesselbetrieb, die Gewichts- und Druckvergleichungen (Kiel 1874).

Dampfkesselexplosion, ein fast momentanes Zerspringen oder Zerreißen des Dampfkessels, welches eintritt, wenn das Material desselben dem inwendigen Dampfdruck nicht mehr genügenden Widerstand leistet, und wobei Theile oder Bruchstücke in der Regel mit geschoßartiger Heftigkeit auf weite Entfernungen fortgeschleudert, mächtige Ergießungen siedenden Wassers erzeugt und oft erschreckende Verheerungen angerichtet werden. Ueber die Entstehung der D. weiß man noch nichts Sicheres; doch darf man wohl annehmen, daß die meisten Explosionen einzig und allein durch den zu geringen Widerstand der Kesselwandungen hervorgebracht werden, welche eine Folge ist von ursprünglich fehlerhafter Konstruktion oder Ausführung, zu dünnen oder schlechten Blechen, mangelndem Wasserstand, Kesselsteinbildungen ꝛc. Durch übermäßige Dampfspannung wird wohl nur selten eine Explosion herbeigeführt, wenn nicht gleichzeitig Stöße von außen oder innen hinzukommen. Dagegen leiden die Kessel oft beim Betrieb und werden an der direkten Heizfläche durch die beständige Einwirkung des Feuers dünnwandiger, so daß sie dann auch dem normalen Druck nicht mehr widerstehen können. Am gefährlichsten ist der Wassermangel, bei welchem größere oder geringere Theile der Kesselwandung überhitzt werden und stark leiden. Eine solche Ueberhitzung kann auch stattfinden, wenn das Speisewasser bei gewissem Salz- und Erdengehalt Fett aufnimmt, weil sich dann unlösliche, pulverförmige Seifen bilden, welche die Benetzung der Kesselwand zu hindern im Stande sind; ebenso beim Ueberhandnehmen des Kesselsteins, der dann die Kesselwandungen in dicker Schicht bedeckt. Löst sich von dieser ein größeres Stück etwa durch schnellen Temperaturwechsel (beim Anfeuern, durch kaltes Speisewasser) von dem Eisen, so kommt das Wasser

plötzlich mit dem glühenden Metall in Berührung, und die Platten werden mindestens stark leiden. Auch die beim Erhitzen und Wiederabkühlen des Kessels unvermeidlichen Biegungen können, besonders bei mangelhafter Konstruktion, das Blech beschädigen und Risse herbeiführen.

Es sind zahlreiche Theorien über die Entstehung der D. aufgestellt worden. Die ältere Anschauung, nach welcher bei zu niedrigem Wasserstande das glühend gewordene Kesselblech unter Zersetzung von Wasser eine Entwickelung von Wasserstoff verursachen soll, so daß sich unter Mitwirkung des in dem neu zufließenden Speisewasser enthaltenen Sauerstoffs Knallgas bilden könne, welches bei seiner Entzündung durch das glühende Metall eine furchtbare Explosion verursachen müsse, ist so gut wie vollständig aufgegeben worden. Das Komité des Franklin-Instituts, welches in einen glühenden Kessel Wasser pumpte, fand in dem aufgefangenen Gas nur Stickstoff und Sauerstoff und kommt zu dem Schluß, daß das Wasser durch eine erhitzte reine, aber nicht glänzende Eisenfläche nicht zersetzt wird, weil das Metall sich unter dem Schutz einer Oxydschicht befindet. Schafhäutl hat überdies nachgewiesen, daß, wenn sich in der Dampfkammer eines Dampfkessels ein explosionsfähiges Gemisch bilden sollte, dies wenigstens in der doppelten Menge des Dampfes vorhanden sein müßte, um eine Explosion zu bewirken. Man hat auch angenommen, daß das Wasser sich bei Ueberhitzung der Kesselwandung, wie im Leidenfrost'schen Versuch, von dem glühenden Metall trenne und dieses erst wieder nach einer gewissen Abkühlung, dann aber unter ungemein stürmischer Dampfentwickelung berühre. Ob aber dies Leidenfrost'sche Phänomen wirklich eine solche Rolle zu spielen vermöge, wie namentlich Boutigny darzuthun suchte (vgl. Boutigny, Studien über die Körper im sphäroïdalen Zustand; in deutscher Uebersetzung, Leipz. 1858), muß jedenfalls noch durch Versuche im großen nachgewiesen werden. Daß aber bei zu niedrigem Wasserstand glühend gewordenes Kesselblech höchst verderblich werden kann, unterliegt auch ohne die Annahme der Knallgasbildung oder des Leidenfrost'schen Phänomens keinem Zweifel. Denn nach Tremery's Versuchen soll rothglühendes Metallblech nur $^1/_6$ soviel Widerstand leisten wie kaltes, und Fairbairn will gefunden haben, daß die Rothglühhitze das Bolzeneisen um mehr als die Hälfte schwächt. Schafhäutl hat auch darauf aufmerksam gemacht, daß durch schwefelkieshaltige Kohlen das Kesselblech zum Theil in Schwefeleisen verwandelt und dadurch ungemein spröde werden kann. Die Bildung von Schwefeleisen aber wird besonders dann erfolgen, wenn das Eisen stark erhitzt ist. Dieser Fall tritt nun auch ein, wenn das Blech mit festen Körpern bedeckt ist, welche die direkte Berührung mit Wasser verhindern. Es wurde schon in dieser Beziehung auf die Schädlichkeit von fetthaltigem Speisewasser und starkem Kesselstein hingewiesen. In Bezug auf die Gefahr, welche durch das Abplatzen ganzer Kesselsteinplatten entstehen kann, erwähnt Rühlmann, daß 1 Kilogr. Wasser nach Marestier durch 4 Kilogr. (nach Johnson durch 9 Kilogr.) rothglühendes Eisen in Dampf verwandelt wird. Ein QMeter (50 Kilogr.) Kesselblech, welches unter normalen Umständen 0,0067 Kilogr. Dampf pro Sekunde liefert, würde rothglühend ein $\frac{50}{4} \cdot \frac{1}{0{,}0067} = 1860$faches Volumen Dampf entwickeln, welches schwerlich durch die gewöhnlichen Ausgänge entweichen könnte. Man darf aber, wie Grashof ausführt (»Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure«), wohl nicht voraussetzen, daß, wenn bei niedrigem Wasserstand ein Theil der Kesselfläche wasserfrei und glühend geworden ist, mehr und höher gespannte Dämpfe in einer gegebenen Zeit unter sonst gleichen Umständen sich bilden werden als bei normalen Verhältnissen. Denn diese Behauptung würde den Satz in sich schließen, daß unter sonst gleichen Umständen durch glühendes Blech aus Luft (den Heizgasen) in Dampf eine größere Wärmemenge transmittirt werde als durch warmes, nicht glühendes Blech aus Luft in Wasser. Erfahrungsmäßig ist aber die Wärmemenge, welche durch gleich beschaffene Wände und unter sonst gleichen Umständen aus Luft in Luft oder Dampf übergeführt wird, gerade umgekehrt wesentlich kleiner als die aus Luft in Wasser übergeführte Wärme, während auch der Umstand, daß das kochende Wasser am Rand seiner Oberfläche mit dem heißern Blech in Berührung kommen kann, nur zur Folge haben wird, daß es in vorliegendem Fall keine scharfe Grenze zwischen glühendem und nicht glühendem Blech gibt, sondern in dieser Beziehung ein allmählicher Uebergang stattfindet. Daß Wassermangel ein stetiges Wachsen der Dampfspannung zur nothwendigen Folge habe und somit durch das heftige Abblasen der Ventile angezeigt werde, ist nicht wahrscheinlich. Eine stärkere Verdampfung wird eben nur stattfinden, wenn, wie oben angedeutet, ganze Platten von Kesselstein abspringen; voraussichtlich tritt dies aber am häufigsten dort ein, wo Wasser und Dampf die Kesselfläche berühren, so daß der erzeugte Dampf nicht auf den Widerstand einer unzusammendrückbaren, trägen Masse treffen und mithin ohne Stoß in der übrigen Dampfmasse sich verbreiten kann. Läßt sich also in dieser Beziehung über die Bedeutung glühender Stellen im Kesselblech streiten, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß durch das Glühen der Kessel schadhaft werden muß. Es ist auch sehr fraglich, ob ein nur allmählich gesteigerter Dampfdruck eine Explosion bewirken kann. Nach der Meinung der meisten Techniker und speciell nach v. Burg wird dadurch zunächst nur ein Riß entstehen. Dieser wird sich aber leichter bilden, wenn das Blech glüht, und nun darf nicht bezweifelt werden, daß, wenn einmal ein klaffender Riß existirt, dieser sekundär die Explosion veranlassen kann. Wie dies geschehen kann, erklären zwei neue Theorien, welche auf die ganze Frage ein helles Licht werfen. Nach dem bekannten Dalton'schen Gesetz hängt die Temperatur, bei welcher das Sieden beginnt, von dem auf der Flüssigkeit lastenden Druck ab. Das Sieden kann erst dann eintreten, wenn der aus dem Wasser sich entwickelnde Dampf mit dem auf der Flüssigkeit lastenden Druck im Gleichgewicht steht oder diesen Druck eben zu überwinden im Stande ist. Unter bestimmten Verhältnissen wird aber das Sieden verzögert; das Wasser kann bedeutend über seinen Siedepunkt erhitzt werden, ohne sich in Dampf zu verwandeln. Dies geschieht dann, wenn das Wasser völlig luftfrei ist. In Metallgefäßen kocht luftfreies Wasser leichter als in Glasgefäßen, weil die ersteren mehr Luft auf ihren Wandungen verdichten als die letzteren; in den Glasgefäßen wird das Wasser stetig erhitzt, und wenn sich dann doch endlich Dämpfe bilden, so entwickeln sie sich sogleich massenhaft und tumultuarisch (die Flüssigkeit stößt). Das Dalton'sche Gesetz gibt sonach nur die Minimal-

temperatur an, unter welcher das Sieden eintreten kann, jedoch nicht nothwendig eintreten muß. Größere Waſſermaſſen, wie ſie z. B. in Dampfkeſſeln vorkommen, bringt man am leichteſten dadurch in den Zuſtand einer Ueberhitzung, daß man das Waſſer zuerſt unter einem höhern Druck erhitzt und hierauf, bevor es ſiedet, den Druck auf den Waſſerſpiegel nach und nach vermindert; auf dieſe Weiſe gelang es Duſour, Waſſer bis 20 und ſelbſt bis 30° über den dem Druck entſprechenden Siedepunkt zu erhitzen. Stets aber trat ſofort heftiges Sieden ein, wenn das überhitzte Waſſer erſchüttert wurde. Auf dieſe Thatſachen geſtützt, erklären ſich die während der Ruhezeit oder unmittelbar darauf erfolgenden Exploſionen ſehr leicht, denn ſobald bei einem in Betrieb ſtehenden Dampfkeſſel die Feuerung eingeſtellt wird, tritt im Dampfraum eine Kondenſation der Dämpfe und mithin eine Verminderung des Drucks ein, ſo daß die Verhältniſſe gegeben ſind, unter welchen das Waſſer in den überhitzten Zuſtand übergehen kann. Eine Erſchütterung des Keſſels iſt beim Wiederbeginn des Betriebs faſt unvermeidlich, und es müſſen ſich dann Dampfmaſſen entwickeln, denen der Keſſel unmöglich widerſtehen kann. Nach Werner würde eine Ueberhitzung von nur 5° ausreichend ſein, um eine gefährliche Steigerung der Dampfſpannung bei eintretender plötzlicher Dampfbildung zu erzeugen. Da nun nach vielfältigen Berichten die meiſten Keſſelexploſionen während der Ruhezeit oder beim Anlaſſen der Maſchine (nach Parkes in 19 unter 23 Fällen) ſowie oft dann eintraten, nachdem das Feuer bereits gelöſcht war und die Keſſel ſich im Stadium der Abkühlung befanden, da ferner in vielen Fällen unmittelbar vor der Exploſion notoriſch eine Druckabnahme im Keſſel ſtattgefunden hatte, und da endlich auch Exploſionen bei Lokomotiven verhältnismäßig viel ſeltener als bei ſtabilen Dampfkeſſeln eintreten, ſo muß man zugeben, daß die Duſour'ſche Theorie wenigſtens in ſehr vielen Fällen die Exploſionen gut und ungezwungen erklärt. Kayſer ſucht die Entſtehung der Exploſionen aus einer plötzlich eintretenden Entlaſtung des Waſſers zu erklären und trifft alſo im Grunde mit Duſour überein. Derartige Entlaſtungen aber können häufig genug eintreten, und oft ſind Exploſionen in dem Augenblick vorgekommen, in welchem die Ventile abbliefen. Entſteht durch übermäßige Dampfſpannung oder infolge ſtarker Korroſion des Keſſelblechs ein Riß, ſo wird durch dieſen ebenfalls eine große Menge Waſſer oder Dampf ausſtrömen, und der Druck im Keſſel wird ſich ſo ſtark vermindern, daß plötzlich eine äußerſt heftige Dampfentwickelung eintreten muß.

Zur Verhinderung der Keſſelexploſionen würde vom Standpunkte der beiden neuen Theorien aus zu empfehlen ſein, den Keſſel allabendlich, beſonders aber nach Sonn- und Feiertagen, auszublaſen und in kurzen Stillſtandspauſen, ſei es durch das Lüften eines Sicherheitsventils, ſei es mit der Pumpe oder dem Injektor (um friſches lufthaltiges Waſſer in den Keſſel zu bringen), für fortwährende Dampferzeugung zu ſorgen. Fett und Säuren, durch deren Beimiſchung der Siedepunkt verrückt werden kann, ſind vom Speiſewaſſer fern zu halten. Ferner ſollte ein Thermometer neben dem Manometer angebracht ſein und auf erſterem nicht ſowohl die Temperatur des Keſſelwaſſers, als die dieſer Temperatur entſprechende Dampfſpannung angegeben ſein. So lange nun kein Siedeverzug eintritt, werden beide Inſtrumente mit einander übereinſtimmen; beginnt dagegen das Thermometer einen höhern Druck als das Manometer anzuzeigen, ſo befindet ſich der Keſſel in gefahrdrohendem Zuſtand, und es iſt die Temperatur des Keſſelwaſſers unter Beibehaltung oder womöglich noch unter Erhöhung der vorhandenen Dampfſpannung herabzubringen. Dazu wird man das Feuer und bei Lokomotiven außerdem die Geſchwindigkeit mäßigen, alſo in dieſem letztern Fall die Regulatoröffnung verengen. In vielen Fällen kann auch ein Nachpumpen von Waſſer oder die Entfernung des Feuers mit Vermeidung jeder Erſchütterung und unter Schließung der Ventile zweckmäßig ſein. Unter allen Umſtänden erſcheint es zweckmäßig, für eine ſtetige Bewegung des Keſſelwaſſers zu ſorgen, da bei ſolcher eine Ueberhitzung nicht eintreten kann. Kayſer verlangt vor allem richtige Konſtruktion der Sicherheitsventile, deren Oeffnung nicht plötzlich und in ihrer ganzen Größe, ſondern nur nach und nach frei werden ſoll. Die Anwendung mehrerer Ventile mit ein wenig verſchiedener Belaſtung würde dieſer Bedingung ſchon nahe kommen. Was für die Sicherheitsventile gilt, ſoll auch für die Abſperrventile gelten. Ferner muß der Dampfraum genügende Größe haben, denn je kleiner derſelbe iſt, um ſo bedeutender iſt die plötzliche Spannungsverminderung, welche einem Abſtrömen der Dämpfe folgt; dem entſprechend iſt dann der Waſſerinhalt möglichſt zu reduciren. Die exploſive Entwickelung des Dampfs wird um ſo heftiger auf die Keſſelwandungen wirken, je ruhiger die Waſſermaſſe in demſelben Augenblick iſt. Energiſche Bewegung der Waſſerpartikel muß den Stoß abſchwächen und brechen. Iſt die Waſſermaſſe aber gar ſchon in lebhafter Dampfentwickelung begriffen und durch die zahlreichen aufſteigenden, elaſtiſchen Dampfblaſen getheilt, ſo würde dadurch der Stoß faſt ganz unwirkſam werden. In ähnlicher Weiſe würden vielfache Unterbrechungen der Waſſermaſſe vortheilhaft wirken, wie ſolche z. B. Röhrenkeſſel bieten, welche zugleich den Stirnwänden des Keſſels eine vielfach vermehrte Widerſtandsfähigkeit geben, während ſie die Wirkung auf dieſelben durch Verminderung der Waſſermaſſe und Verminderung des dem Stoß ausgeſetzten Areals bedeutend abſchwächen. Uebrigens iſt und bleibt der verſtändige, aufmerkſame und gewiſſenhafte Heizer das vorzüglichſte Mittel, um D. möglichſt zu verhüten. Vgl. Fiſcher, Zur Geſchichte der Dampfkeſſelexploſionen (Dinglers »Polytechniſches Journal« 1874, CCXIII, 296)

Dampfkochtopf, ſ. Digeſtor.

Dampfkochung. Während man im Haushalt eine zu erhitzende Flüſſigkeit gewöhnlich direkt aufs Feuer ſetzt, erzeugt man beim techniſchen Betrieb ſehr häufig in einem beſondern Dampfkeſſel Waſſerdampf und benutzt dieſen zur Erhitzung der Flüſſigkeit, welche gekocht werden ſoll. In vielen Fällen kann man den Dampf aus dem Dampfkeſſel durch ein metallenes Rohr direkt in die betreffende Flüſſigkeit leiten. Der Dampf gibt dann ſeine Wärme ſehr vollſtändig ab und wird ſelbſt wieder zu Waſſer verdichtet, welches ſich natürlich der zu kochenden Flüſſigkeit beimiſcht. Bei dieſer Kochmethode wird die Flüſſigkeit alſo ſtets verdünnt. Sie iſt aber in allen Fällen, wo dies nicht in Betracht kommt, ſehr vortheilhaft, und man erhält z. B. direkt ſehr concentrirte Löſungen, wenn man den Dampf auf Salz, Zucker oder dergl. wirken läßt; leitet man ihn zu Farbholzſpänen, ſo entſteht eine ſehr ſtarke Brühe, und der Farbſtoff wird dem Holz vollſtändig entzogen.

Digitized by Google

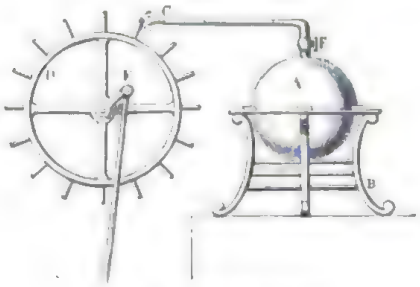


Fig. 1. Branca's Aeolipile.

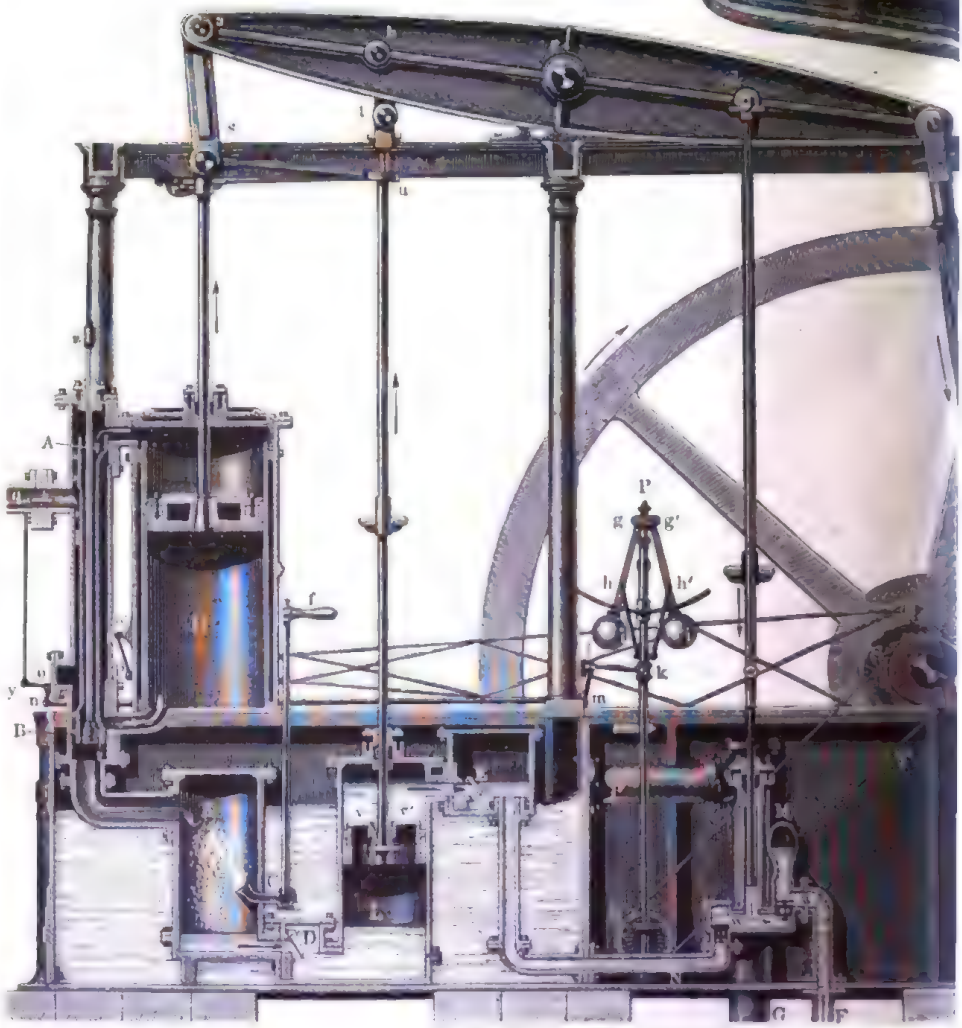


Fig. 4. Watt'sche Niederdruckmaschine.

Digitized by Google

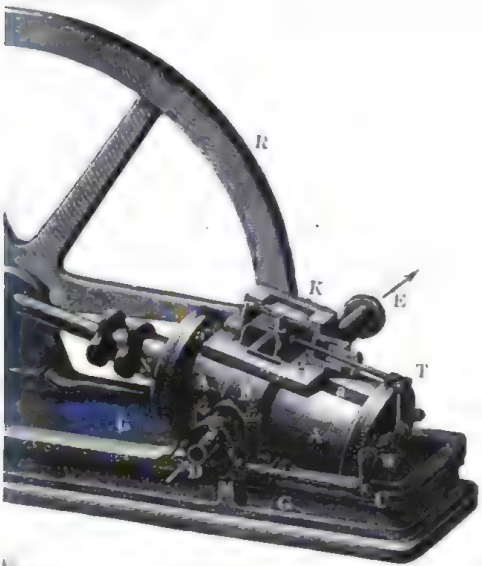


Fig. 11. Oscillirende Maschine, perspektivische Ansicht.

Fig. 2. Savery's Aspirationsmaschine.

Fig. 3. Newcomens atmosphärische Dampfmaschine.

Digitized by Google

Digitized by Google

Besondere Wichtigkeit hat die Methode auch für die Landwirtschaft. Man weiß, daß gekochtes Futter vom Vieh viel besser verdaut wird als ungekochtes, daß man also mit einer kleinern Menge gekochten Futters dasselbe Resultat erreicht wie mit einer größern Menge rohen Futters, und man kann leicht berechnen, wie viel vortheilhafter es ist, wenn man das Futter durch hinzugeleiteten Dampf bis auf den Siedepunkt des Wassers erhitzt, als wenn man es mit Wasser übergießt und dies dann zum Kochen erhitzt. Zu diesem Zweck sind von Gall, Richmond und Chandler, Eckert u. a. zweckmäßige Apparate konstruirt worden. — In allen Fällen, wo das aus dem Dampf verdichtete Wasser nicht mit der zu kochenden Flüssigkeit in Berührung kommen darf, wendet man Gefäße mit doppeltem Boden an und leitet zwischen beide Böden den im Dampfkessel erzeugten Dampf. Diese Art der D. wird namentlich überall angewandt, wo in einer zu erhitzenden Flüssigkeit zugleich feste Körper vorkommen, also z. B. beim Scheiden des Rübensafts, in der Färberei, wenn man Zeuge in die Flotte tauchen will, ꝛc. Hat man es aber nur mit einer gleichartigen Flüssigkeit zu thun, so legt man 1 oder 2 Schlangenröhre in den Kessel, in welchem gekocht werden soll, und leitet den Dampf durch dieselben. Hier ist die Berührung der durch den Wasserdampf erhitzten Metallfläche mit der Flüssigkeit größer, und die Erhitzung verläuft deshalb schneller. Auf diese Art sind z. B. die Abdampfpfannen in den Zuckersiedereien, die Vakuums und ähnliche Apparate eingerichtet. Bei dem Robert'schen Verdampfungsapparat sind mehrere hundert Röhren mit ihren Enden in entsprechenden Oeffnungen zweier horizontalen Scheiben befestigt, die den cylindrischen Raum des Verdampfungsgefäßes, den Dampfheizraum, unten von dem kleinen gewölbten Bodenraum und oben von dem geräumigen Saftdampfraum trennen. Der Bodenraum steht also mit dem Saftdampfraum durch die Röhren in Verbindung, und eingelassener Saft füllt erstern, letztern und die Röhren; der eingelassene Dampf umspült den obern und den untern Boden sowie die Röhren und erhitzt dadurch den Saft. Diese Apparate werden namentlich bei der Rübenzuckerfabrikation angewendet. Die D. bietet besonders den Vortheil, daß man mit Einer Feuerung viele Gefäße erhitzen und daß man zu den Kochgefäßen sehr häufig hölzerne Fässer oder dergleichen benutzen kann, da dieselben mit Feuer nicht in Berührung kommen, und namentlich den, daß ein Anbrennen vollständig vermieden wird. Auch für die Küche hat man daher die D. angewendet und für gewisse Zwecke mit großem Vortheil. Man gießt in einen Topf einige Zoll hoch Wasser und stellt einen mit drei Füßen versehenen zweiten Boden aus Drahtgeflecht oder siebartig durchlöchertem Blech hinein. Diesen Boden darf das Wasser nicht berühren; erhitzt man nun zum Kochen, so dringt der Dampf durch die Oeffnungen des zweiten Bodens und wirkt auf die auf demselben befindlichen Körper. Mit größerem Vortheil und namentlich für Speiseanstalten wendet man geschlossene Töpfe an und leitet in jeden derselben aus einem Dampfkessel ein Dampfrohr. Man kann dann den Druck beliebig steigern und erhält in kürzester Zeit sehr wohlschmeckende Speisen.

Dampfkugel, s. v. w. Aeolipile; im Kriegswesen ein Gemenge aus Harz, Pech, Salpeter, Schwefel, Kohle ꝛc., welches zum Ausräuchern des Feindes aus Gebäuden und des starken Rauchs wegen als Tagessignal gebraucht, in neuerer Zeit aber meist durch Pulversäcke u. dgl. ersetzt zu werden pflegt.

Dampfkutsche, s. Lokomobile.

Dampflampe, s. Lampe.

Dampfmaschine (s. die Tafeln I—III), mechanische Vorrichtung, bei welcher Dampf, und zwar vorzugsweise Wasserdampf, benutzt wird, um regelmäßige Bewegungen hervorzubringen, die man direkt oder indirekt mit Hülfe von Zwischenmaschinen zu mechanischen Zwecken verwendet. Erhitzt man Wasser in einem Metallgefäß A (Fig. 1) und läßt den Dampf nach Oeffnung des Hahns F durch das gebogene Rohr C gegen die Schaufeln des Rades D strömen, so geräth dies in Rotation, und von seiner Drehare aus kann die Bewegung mittels Kurbel und Lenkstange oder durch aufgebrachtes Räderwerk entsprechend zur Verrichtung mechanischer Arbeit fortgepflanzt werden. Mit Hinsicht auf das erforderliche Brennmaterial gewährt diese Maschine aber nur einen sehr geringen Effekt. Läßt man Wasserdampf in ein Gefäß treten, so daß er die Luft aus demselben vollständig verdrängt, schließt dann das Gefäß luftdicht und kühlt es ab, so wird der Dampf vollständig zu Wasser verdichtet, und da dieses einen bedeutend kleinern Raum einnimmt als der Dampf, so entsteht in dem Gefäß ein leerer Raum. Oeffnet man nun dasselbe gegen Wasser, so wird letzteres durch den Druck der Atmosphäre hineingetrieben und kann dabei auf eine bedeutende Höhe steigen. Fig. 2 zeigt eine solche Aspirations- oder Ansaugemaschine. A ist der Kessel mit dem Sicherheitsventil d; das Rohr B führt den in A entwickelten Dampf in das Gefäß D, aus welchem also die Luft ausgetrieben wird. Ist dies geschehen, so wird der Hahn C geschlossen und die Verdichtung des Dampfs durch das aus I ausfließende Kühlwasser beschleunigt. Nun drückt die Atmosphäre das Wasser aus dem Brunnen G durch das Rohr E in das Gefäß D hinein und füllt es. Oeffnet man dann wieder den Hahn C, so hindert das Ventil in b das Zurückfallen des Wassers, während der Dampfdruck dasselbe durch das sich öffnende Ventil a und durch das Steigrohr F in das Bassin H treibt, aus welchem es dann auf ein Wasserrad abfließen kann. Diese Maschine verwerthet also in der ersten Periode ihrer Thätigkeit den Druck der Atmosphäre, in der zweiten die Spannkraft des Dampfs; sie leidet aber an dem großen Uebelstande, daß von dem auf das Wasser in D drückenden Dampf ein großer Theil nutzlos kondensirt wird. Bringt man in einem Hohlcylinder, welcher unten verschlossen und oben offen ist, einen Kolben an, welcher darin luftdicht schließend auf- und abgleiten kann, und läßt man, während der Kolben in die Höhe steigt, Wasserdampf unter den Kolben in den Cylinder treten, so wird der Kolben nach Absperrung der Dampfzuleitung infolge der Kondensation des im Cylinder enthaltenen Dampfs durch den Atmosphärendruck wieder niedergetrieben werden. Auf dieser Ausnutzung des Luftdrucks gegen den leeren Raum beruht die atmosphärische D. (Fig. 3). A ist der Dampfkessel mit der Feuerung a b c und dem Sicherheitsventil L. Das Rohr C verbindet den Kessel mit dem oben offenen Cylinder B, in welchem der Kolben D mit der Kolbenstange E luftdicht schließend auf- und abgleitet. Mit der Kolbenstange ist durch die Kette F der auf G ruhende und um I sich drehende Balancier verbunden, an dessen anderem Ende mittels der Kette H die Zugstange der Pumpwerke I und das Gewicht

K hängt. Letzteres zieht den Kolben D in die Höhe, wobei sich der Cylinder B mit Dampf füllt. Hat der Kolben seinen höchsten Stand erreicht, wird dann der Dampfzufluß durch einen Hahn abgesperrt und nach Oeffnung eines andern Hahns aus dem Bassin L durch das Rohr P Wasser in den Cylinder gespritzt, so kondensirt sich der Dampf, und der Luftdruck treibt den Kolben nieder und hebt die Pumpenstange, worauf das Spiel von neuem beginnen kann. Die Stange M führt zu einer Speisepumpe, welche durch das Rohr N Wasser in das Bassin L treibt. Durch RS fließt das Kondensationswasser ab. Bei der Kondensation wird in dieser Maschine der Cylinder H stark abgekühlt, und die Luft wirkt gleichfalls kühlend auf den Kolben D; beim Eintritt von neuem Dampf wird mithin zunächst ein bedeutender Theil desselben zum Erhitzen dieser Maschinentheile verbraucht. Um diese Uebelstände zu vermeiden, stellt man einen besondern Kondensator auf, welcher mit dem Dampfraum des Cylinders in Verbindung gebracht wird, sobald der Kolben seinen höchsten Stand erreicht hat; ferner verschließt man den Cylinder auch oben und läßt nun nicht mehr den Atmosphärendruck, sondern den Druck des Dampfs auf den Kolben wirken, indem man beim höchsten Stande des Kolbens den Dampfzufluß am Boden des Cylinders absperrt und dafür Dampf über den Kolben treten läßt. Bringt man dann, wenn der Kolben seinen tiefsten Stand erreicht hat, den Dampfraum über demselben mit dem Kondensator in Verbindung und läßt Dampf unter den Kolben treten, so wird nun der Kolben auch ohne das Gewicht K in die Höhe getrieben werden, weil ja in diesem Fall der Dampfdruck gleichfalls gegen den leeren Raum wirkt. Dies ist die doppelt wirkende D., bei welcher also der Raum über und unter dem Kolben abwechselnd mit dem Dampfraum des Kessels und mit dem Kondensator in Verbindung gebracht wird. Um dies zu erreichen, ist eine besondere Vorrichtung, die Steuerung, in unmittelbare Verbindung mit dem Cylinder gebracht. Maschinen dieser Konstruktion bedürfen keiner hochgespannten Dämpfe; der Dampf wird in erster Linie benutzt, um einen leeren Raum zu erzeugen, und gegen diesen wird der Kolben beim Auf- und Niedergang durch Dampf von niederer Spannung gedrückt. Fig. 4 zeigt eine solche Watt'sche Niederdruckmaschine. H ist der Arbeitscylinder, welcher, um vor Abkühlung geschützt zu sein, mit einem zweiten, oben und unten dampfdicht schließenden zweiten Cylinder, dem Mantel, umgeben ist. Am Boden und am Deckel des Cylinders sind zwei Kanäle, die Dampfwege, angegossen, welche zu dem cylindrischen Steuerkasten I führen. In diesen tritt der Dampf aus dem Kessel durch das Rohr q zuerst ein; der Steuerkasten steht aber auch durch eine Röhre mit dem Kondensator K in Verbindung, in welchem das durch C einspritzende Wasser ein Vakuum erzeugt. In dem Steuerkasten J befindet sich ein röhrenförmiger, hohler Schieber A B, welcher die Vertheilung des Dampfs, die Zuführung desselben auf die eine Seite des Kolbens und seine Abführung von der andern Seite nach dem Kondensator bewerkstelligt. Dieser Schieber besitzt nämlich zwei Vorsprünge, welche die Oeffnungen des Cylinders gerade vollständig bedecken können und bald über, bald unter denselben befindlich sind. Die Bewegung des Schiebers wird von außen durch eine damit in Verbindung stehende Stange vom Kopf s aus durch das sogen. Excentrik geleitet. In der Stellung der Maschinentheile, wie sie die Figur zeigt, geht eben der Kolben im Treibcylinder nach oben; der Dampf, welcher im Steuerkasten die Schieberröhre von außen ganz umspült, strömt durch die untere Oeffnung des Cylinders fortwährend ein und füllt den Raum unter dem Kolben vollständig aus, bis derselbe oben angelangt ist. Der Dampf über dem Kolben strömt oben in den Steuerkasten ein und fließt durch die hohle Schieberröhre hindurch in den Kondensator, wo er durch das eingespritzte Wasser momentan verdichtet und dadurch fast vollständig aus dem obern Theil des Treibcylinders herausgezogen wird. Es ist also gegenwärtig über dem Kolben durch die Steuerröhre hindurch in den Kondensator hinunter ein Vakuum; unter dem Kolben befindet sich frisch zugeführter Kesseldampf von etwa atmosphärischer Spannung, der Kolben wird also mit einer Kraft aufwärts gedrückt, welche gleich der Anzahl Quadratcentimeter der Kolbenfläche mal 1,034 Kilogr. ist; besitzt die Kolbenfläche 500 Quadratcentim., so steht sie unter einem Druck von 517 Kilogr. Ist der Kolben am Cylinderdeckel angelangt, so bewegt sich die Steuerröhre aus ihrer untersten Lage nach oben, und während der Kolben gerade seinen höchsten Punkt erreicht hat, schließt sie mit ihren vorspringenden Flächen einen Augenblick beide Oeffnungen des Cylinders, um sie gleich darauf mit anderen Theilen des Steuerkastens wieder in Verbindung zu setzen. Wenn nämlich die Fläche A über der obern Einlaßöffnung des Cylinders sich befindet, so hat jetzt der Dampf aus dem Kessel Zutritt hierher und strömt über den Kolben, sucht denselben also nach unten zu drücken, und wenn unten die Fläche B der Steuerröhre über der untern Einlaßöffnung des Cylinders angelangt ist, so strömt der Dampf unterhalb des Kolbens aus dem Cylinder nunmehr in den Kondensator aus, wo er verdichtet wird. Es entsteht also unterhalb des Kolbens jetzt ein Vakuum, in welches der Kolben durch den von oben frisch hereinströmenden Dampf heruntergepreßt wird. Ist der Kolben am untern Boden des Cylinders angelangt, so kehrt die Steuerröhre ihre Bewegung abermals um, geht nach unten, schließt wieder einen Moment beide Oeffnungen des Cylinders, wenn der Kolben gerade am Ende des Cylinders sich befindet, und setzt sodann von neuem den obern Theil des Cylinders mit dem Kondensator und den Raum unter dem Kolben mit dem Kessel in Verbindung, so daß der Kolben jetzt in die Höhe gepreßt wird. Das durch die Röhre C in den Kondensator infolge des äußern Luftdrucks eingespritzte Abkühlungswasser, dessen Zuflußmenge man durch einen Hahn mittels der Kurbel bei f regulirt, wird durch eine besondere Pumpe, die Luftpumpe L, fortgeschafft. Diese entfernt gleichzeitig auch die mit dem Dampf aus dem Wasser des Dampfkessels und mit dem Kondensationswasser in den Kondensator gelangte Luft, welche bald einen schädlichen Rückdruck auf den Kolben ausüben würde. In der Zeichnung bewegt sich der Kolben der Luftpumpe nach oben, das über demselben befindliche Wasser strömt in den Sammelbehälter E ab. Geht der Kolben wieder nach unten, so schließt sich die Klappe bei E, so daß das Wasser von hier nicht zurückfließen und auch keine Luft in den obern Theil der Luftpumpe einströmen kann. Während des Aufgangs hatte der Kolben Wasser und Luft aus dem Kondensator eingesogen; während des Niedergangs fällt die Klappe D zu, und es ergießen sich nun Wasser und Luft aus dem untern Theil der Luftpumpe durch die Oeffnungen des Kolbens, die

Ventile v v' hebend, nach oben. Beim Aufwärtssteigen des Kolbens fallen die Ventile v v' zu, und es wird jetzt die ganze darüber befindliche Flüssigkeit wieder nach E gedrückt. Aus E fließt ein Theil des Wassers und die eingeführte Luft durch einen besondern Kanal ab; ein anderer Theil des Wassers gelangt durch eine niedergehende Röhre, wie die Figur zeigt, in die Speisepumpe M. Wenn der Pumpenkolben M in die Höhe geht, so zieht er durch das sich öffnende Kegelventil w Wasser aus dem Raum E ein; geht er nieder, so schließt sich dieses Ventil, und ein anderes Ventil w' hebt sich dagegen, das Wasser strömt hier durch und wird durch die abwärts gehende Röhre F als Speisewasser in den Kessel geführt oder in den Sammelbehälter, von wo es durch einen selbstregulirenden Schwimmer zeitweilig in den Kessel einströmt. Noch ist die Kaltwasserröhre H in der Zeichnung namhaft zu machen, durch welche das Brunnenwasser aufwärts steigt, um bei P in das Reservoir sich zu ergießen, von wo es, den Kondensatorkasten äußerlich rings umgebend und abkühlend, durch die Röhre C in den innern Kondensator vermöge des Luftdrucks eingeführt wird. Zur Beschaffung des bei P ausfließenden Wassers bedarf es unter Umständen noch einer besondern Pumpe, die dann Kaltwasserpumpe heißt, welche aber in der vorliegenden Zeichnung nicht angegeben ist. Die Verbindung der verschiedenen Maschinentheile unter einander zu einem harmonischen Spiel und zur Erzielung einer rotirenden Bewegung, von welcher sich die meisten anderen, für den verschiedenartigsten technischen Betrieb erforderlichen Bewegungen leicht ableiten lassen, geschieht in folgender Weise. Das Ende der Kolbenstange, welche luftdicht durch die auf dem Cylinderdeckel befindliche Stopfbüchse geht, ist durch die Stange ss mit dem Balancier abcd in Verbindung gesetzt. Dieser Balancier (gewöhnlich ein gleicharmiger Hebel) stellt eine aus Gußeisen bereitete, an den Enden spitz zugehende, seitlich und in der Mitte zur Verstärkung mit breiter Kante versehene Platte oder Schiene dar, die sich bei c um ein auf dem Gerüst fest angebrachtes Lager dreht und eine oscillirende Bewegung macht. Während der Kolben aufwärts geht, wird sich also auch der Endpunkt a des Balanciers nach oben bewegen und umgekehrt. Am andern Hebelarm c des Balanciers ist eine sogen. Kurbelstange cx angebracht, welche die Kurbel (oder den Krummzapfen) ox bei x ergreift und um den Mittelpunkt herumdreht, während der Punkt c auf- und abwärts geht. Mit der Kurbel in Verbindung steht das Schwungrad, welches, einmal in rotirender Bewegung, durch seine lebendige Kraft (oder Trägheit) einen gleichmäßigen Gang der Maschine, also des Kolbenspiels und aller sich daran anschließenden Mechanismen, herbeiführt. Es ist noch die sinnreiche Konstruktion hervorzuheben, durch welche die geradlinige Bewegung des Endpunkts der Kolbenstange s und damit auch des Kolbens bewerkstelligt wird, nämlich das Watt'sche Parallelogramm. An dem Punkt b des Balanciers befindet sich eine Stange bu von derselben Länge wie as, und eine weitere Stange us von der Länge ab verbindet die Endpunkte u und s; ferner greift bei u noch der Endpunkt der Stange ru (der Lenker oder Gegenbalancier) an, welche bei r an dem Gerüst sich dreht. Die vier Punkte abus bilden also ein fest verbundenes Parallelogramm. Während der Bewegung des Balanciers auf- und abwärts beschreibt der Endpunkt a einen Bogen, und die daran hängende Stange as hat natürlich eine Neigung, diesem Bogenweg zu folgen; ebenso verhält es sich mit der Stange bu und also auch mit den betreffenden Endpunkten s und u beider Stangen. Infolge des Lenkers ru muß aber der Punkt u in Wirklichkeit einen Bogen beschreiben, welcher in umgekehrtem Sinn gerichtet ist, da der Punkt r feststeht; die Bewegung des Punkts u, da sie eine fest gegebene ist, wird also die Bewegung des Punkts s durch die Verbindungsstange us beeinflussen müssen; s sucht sich in einem Bogen zu bewegen, der nach innen (rechts) gerichtet ist, durch die Verbindung mit dem Punkt u wird s aber in einen Bogen gezogen, der nach außen (links) geht; beide Bewegungen nach rechts und links werden sich somit geradezu ausgleichen und sich zu einer geraden Linie kombiniren, in welcher der Punkt auf- und abwärts schreitet. Alle Balanciermaschinen sind bis auf den heutigen Tag mit dieser sinnreichen und einfachen Geradführung versehen. Auch der Punkt t in der Mitte der Schiene bu bewegt sich in einer geraden Linie auf- und abwärts. Der Punkt b des Balanciers beschreibt nämlich einen Bogen vom Mittelpunkt c aus, und der Punkt u des Lenkers ru beschreibt einen ebenso großen Bogen vom Mittelpunkt r aus (da ru gleich bc). Es wird somit die Mitte t der Verbindungsstange bu sowohl der Bewegung von b, als der entgegengesetzten Bewegung von u gleichzeitig folgen müssen, was natürlich nur dadurch geschehen kann, daß beide entgegengesetzten Bogenbewegungen in t sich aufheben, t also in gerader Linie auf- und abgeht. An diesem Punkte t wird der Endpunkt der Zugstange des Kolbens der Luftpumpe L aufgehängt und dadurch dessen geradlinige Bewegung und richtiger Anschluß an den Stiefel der Luftpumpe gesichert. Die Bewegung des Kolbens der Speisepumpe, welcher gewöhnlich ein Mönchskolben (d. h. eine den Stiefel der Pumpe ganz ausfüllende Cylinderstange, welche Kolben und Kolbenstange zugleich vorstellt und durch eine Liederung geht, welche der Weite des Stiefels entspricht) ist, erfolgt durch die Hängestange dd', welche bei d am Balancier befestigt ist; der Kolben muß hier durch einen langen Anschluß an den Stiefel und durch die Liederung seine geradlinige Bewegung von selbst besorgen, da der Punkt d' infolge der Bogenbewegung des Punkts d immer eine Neigung hat, bald nach rechts, bald nach links von der geraden Linie abgelenkt zu werden. Die Steuerung des Schiebers im Steuerkasten J wird vermittelt durch das sogen. Excentrik S, ein daran befestigtes Gestänge Sp, einen rechtwinkligen Hebel po' (der dritte Endpunkt desselben ist durch den Steuerkasten verdeckt) und durch eine Stange hinter dem Steuerkasten, welche von dem verdeckten dritten Endpunkte des Hebels po' zu dem äußern Kopf z der Zugstange des Schiebers hinaufreicht. Der Punkt o' des Hebels ist fest und bildet den Drehpunkt. Der Punkt p schwingt nach rechts und nach links ziemlich horizontal; in der Zeichnung ist p gerade in der äußersten Abweichung nach rechts dargestellt. Der andere Endpunkt des Hebels wird, da er einen rechten Winkel mit o'p bildet, auf- und abwärts schwingen müssen; in der Lage der Maschinentheile, wie sie die Zeichnung andeutet, befindet er sich in seiner äußersten Abweichung nach unten; somit wird auch der Kopf z des Schiebers am tiefsten unten stehen und desgleichen der Schieber. Bewegt sich p nach links, so geht der andere Endpunkt des Hebels,

deshalb auch der Punkt s und der Schieber im Steuerkasten in die Höhe. Die hin- und hergehende Bewegung des Punkts p wird aber durch das Excentrik und das Gestänge, welches von S nach p geht, vermittelt. Das Excentrik bildet eine Scheibe, welche mit der Schwungradwelle in fester Verbindung sich befindet, aber außerhalb deren Mittelpunkt gestellt ist, was die Figur deutlich erkennen läßt. Um diese Scheibe ist ein Ring gelegt, innerhalb dessen die Scheibe sich dreht. Dieser Ring wird den Bewegungen der Scheibe folgen müssen, ohne jedoch, wie deren Peripherie, sich im Kreis zu drehen. Er wird also, da die Scheibe mit ihrem excentrischen Theil (oder ihrem eigenen Mittelpunkt) bald mehr nach rechts, bald mehr nach links, nach oben oder nach unten gerichtet ist, ebenfalls diese Lagen annehmen müssen. Das mit diesem Ring verbundene Gestänge S p wird somit an seinem Endpunkt p nur eine hin- und hergehende Bewegung nach rechts und nach links machen müssen, da die auf- und abwärts gehende Bewegung des Rings auf das Excentrik hier keine Wirkung äußern kann. Es muß nun nur noch von vorn herein die Stellung des Excentriks so gegen die Kurbel o x gerichtet sein, daß es bei der Lage, welche der Kolben in der Zeichnung besitzt, gerade anfängt, den Punkt o' nach links zu drücken, so daß also der Schieber aufwärts steigt, um, wenn der Kolben am Ende des Cylinders angekommen ist, die Einlaßöffnungen des Cylinders im Vorübergehen einen Augenblick zu schließen und dann eine umgekehrte Vertheilung des Dampfs zu bewirken. Beim Niedergang des Kolbens findet eine Bewegung im entgegengesetzten Sinn statt. Kolben sowohl als Schieber bewegen sich somit unausgesetzt auf- und abwärts, der Schieber aber ist, immer einen Viertelkreisbogen oder 90° hinter dem Kolben zurück, gerade in stärkster Bewegung, wenn der Kolben in Ruhe, und umgekehrt gerade in Ruhe, wenn der Kolben in seiner stärksten Bewegung begriffen ist. Eine Vorrichtung in der Maschine bedarf zum Schluß noch einer Erläuterung. Es ist die Regulirung ihres gleichmäßigen Gangs, die Herstellung einer unveränderlichen Geschwindigkeit in der Umdrehung des Schwungrads vermittels des Regulators. Eine D. wird nie unter Umständen arbeiten, wobei ihre Geschwindigkeit sich auf die Dauer unverändert erhielte. Die Arbeitsmaschinen bieten schon bald größern, bald geringern Widerstand, und demgemäß wird die Maschine sich bald langsamer, bald schneller zu bewegen suchen; auch ist die Produktion des Dampfes im Kessel nicht immer ganz gleichförmig, je nachdem das Feuer in seiner Intensität wechselt. In vielen Fällen, z. B. in den Spinnereien, ist es aber von der größten Wichtigkeit, daß die Arbeitsmaschinen mit vollkommener Gleichförmigkeit sich bewegen; man erreicht dies dadurch, daß man die Zuströmung des Dampfs in die Maschine veränderlich macht, wenn die Arbeitsmaschinen selbst Schwankungen im Kraftbedarf unterworfen sind, und wenn die Spannung des Dampfs sich ändert. Man bringt nämlich in der Dampfröhre vor ihrer Einmündung in den Steuerkasten bei q eine Klappe an, ein sogen. Drosselventil, welches von derselben Beschaffenheit ist wie die Klappe in unseren Ofenröhren, also eine kreisförmige Scheibe, welche von außen zu drehen ist und, wenn sie senkrecht gegen die Längsrichtung der Röhre gerichtet ist, den Zufluß des Dampfes vollständig sperrt und, wenn sie, wie in der Figur, parallel der Röhre läuft, den Querschnitt derselben nicht verändert, also den Dampf ganz ungehindert durchströmen läßt. In den dazwischen befindlichen Lagen wird die Klappe den Querschnitt der Röhre mehr oder weniger verengern, also auch den Zufluß des Dampfs mehr oder weniger verringern. Die Stellung dieser Klappe wird durch die Geschwindigkeit, mit der sich das Schwungrad dreht, in folgender Weise bewirkt. Von der Schwungradwelle geht eine endlose Leine S T R um ein Rad R und setzt dieses in Umdrehung. Dieses Rad greift vermittels einer konischen Zahnung in die entsprechende Zahnung einer vertikalen Welle P N ein, welche bei N ihr Lager besitzt. Es wird also auch diese Welle in eine entsprechende Umdrehung versetzt. An den Punkten g und g' sind die Zapfen zweier Stangen g h und g' h', an deren Endpunkten zwei massive Kugeln i und i' befestigt sind. Bei der Umdrehung der Welle P N werden auch die Kugeln i und i' in Umdrehung versetzt; infolge der Centrifugalkraft suchen sie sich aber vom Mittelpunkte der Umdrehung, also der Welle P N, zu entfernen, sie beschreiben um die Punkte g und g' Kreisbögen und heben sich; sie werden sich um so mehr heben, je größer die Umdrehungsgeschwindigkeit der Welle P N und somit des Schwungrads ist. Bei h und h' befinden sich nun noch die Zapfen für zwei weitere Stangen, welche bei k einen Ring ergreifen, der lose auf der Welle P N gleitet und eine Rinne besitzt, in welche der Endpunkt eines rechtwinkligen Hebels m l k eingelegt ist, dessen Drehpunkt in l sich befindet. In m ist eine horizontale Stange m n angebracht, welche in n einen andern Winkelhebel n o y mit dem Drehpunkt o ergreift; von y geht eine Stange aufwärts an eine Kurbel, welche von außen die Bewegung der Klappe q dirigirt. Wächst nun die Geschwindigkeit des Schwungrads, so nimmt die Umdrehungsgeschwindigkeit der Welle P N und der daran angebrachten Schwungkugeln zu; dieselben heben sich, bewegen die Punkte h und h', damit auch den Ring k, aufwärts; dieser wieder hebt den Hebelarm k l in die Höhe, dadurch bewegt sich der Punkt m nach rechts, ebenso der Punkt n und dadurch der Punkt y nach unten, wodurch eine entsprechende Drehung der Klappe und theilweise Verengerung oder Schließung des Dampfkanals bewirkt wird. Es strömt dadurch eine geringere Menge von Dampf in die Maschine ein, der Druck auf den Kolben nimmt ab, folglich wird auch wieder dessen Bewegung und die Umdrehungsgeschwindigkeit des Schwungrads verzögert; die Maschine wird mit einem Wort in ihre als normal angenommene Geschwindigkeit zurückkehren.

Da die mit Dampf von niederer Spannung arbeitenden Maschinen nicht die günstigste Ausnutzung der Wärme gestatten, so verwendet man jetzt allgemein hochgespannte Dämpfe in der durch verhältnismäßige Einfachheit sich auszeichnenden Hochdruckmaschine. Man erhält alsbald das Bild einer solchen, wenn man in Fig. 4 die der Niederdruckmaschine eigenthümlichen Theile streicht und den Dampf, welcher den Kolben soeben an das eine Ende seiner Bahn getrieben hat, in die Luft entweichen läßt. Der Dampf, welchem man eine Spannung von 3 bis 5 Atmosphären und mehr gibt, hat in dieser Maschine stets den Druck der Luft zu überwinden; aber bei einer Spannung von z. B. 5 Atmosphären ist dann noch immer ein aktiver Druck von 5 — 1 = 4 Atmosphären, d. h. 4mal 1,034 oder 4,136 Kilogr. auf den Quadratcentimeter des Kolbens, vorhanden, also

Digitized by Google

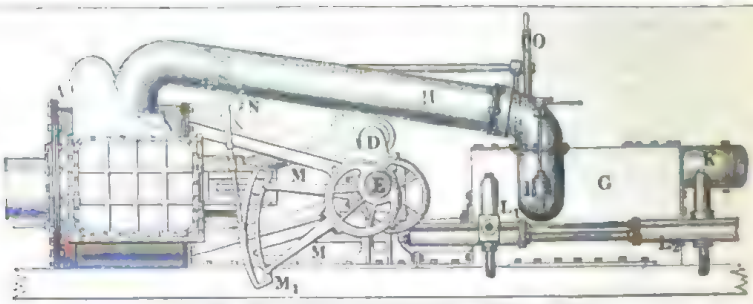


Fig. 13. Woolf'sche Trunkmaschine, Seitenansicht.

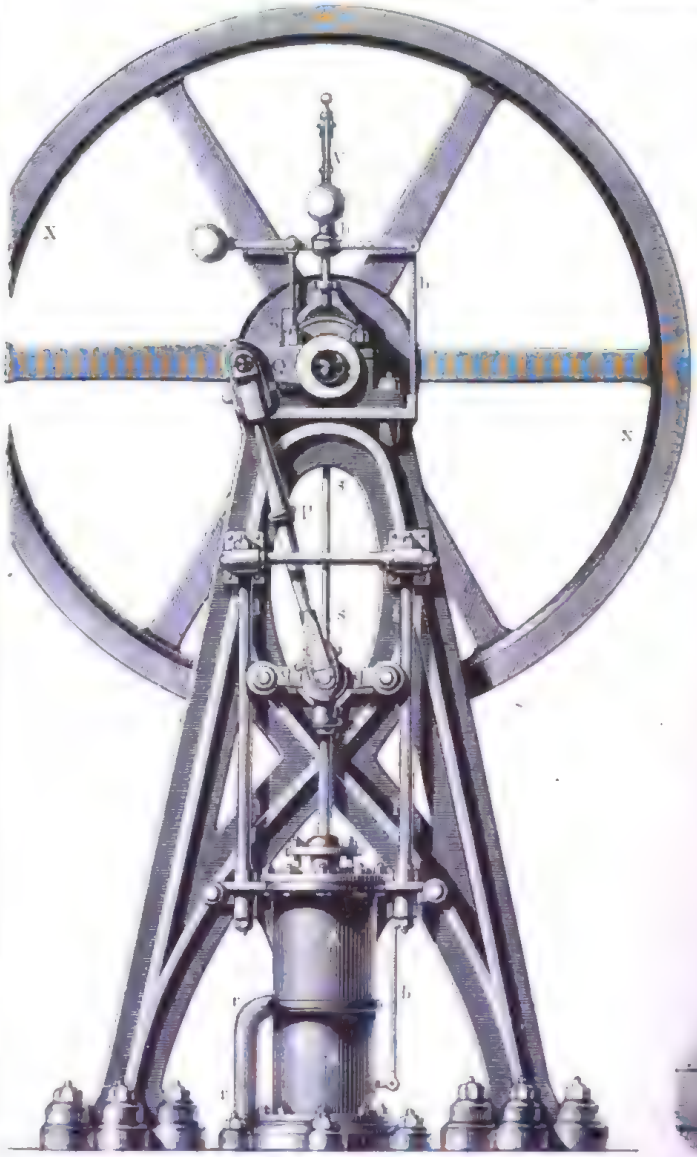


Fig. 6. Hochdruckmaschine ohne Balancier.

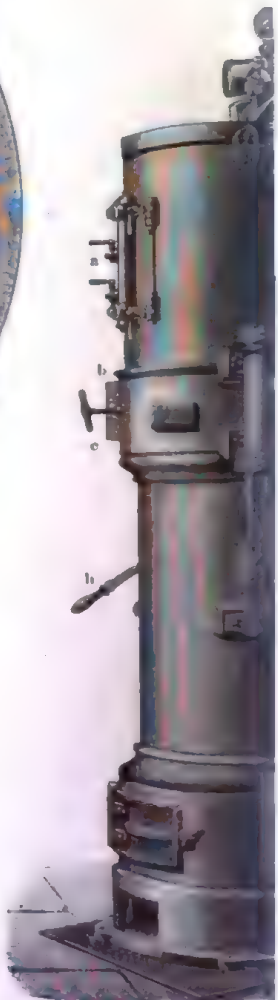


Fig. 14. Transportab

Digitized by Google

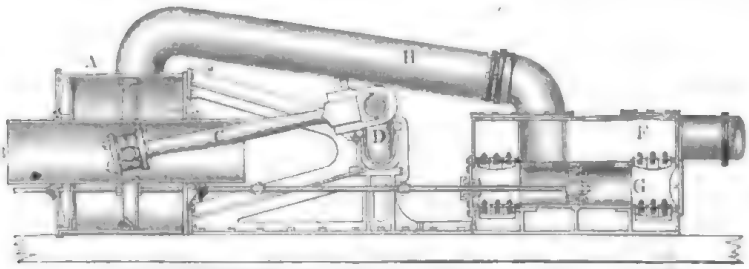
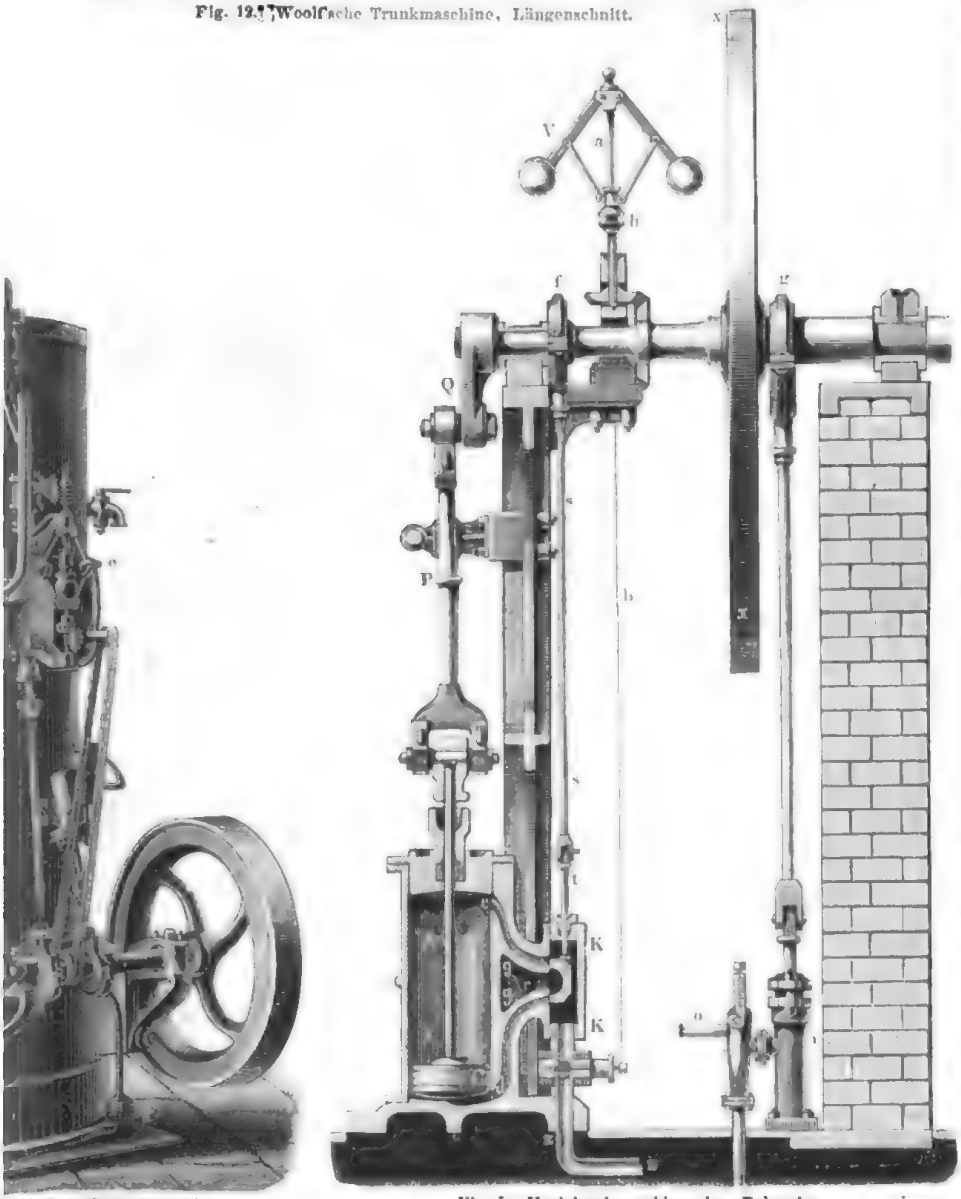


Fig. 12. Woolf'sche Trunkmaschine, Längenschnitt.



vertikale Dampfmaschine.

Fig. 5. Hochdruckmaschine ohne Balancier.

Digitized by Google

Digitized by Google

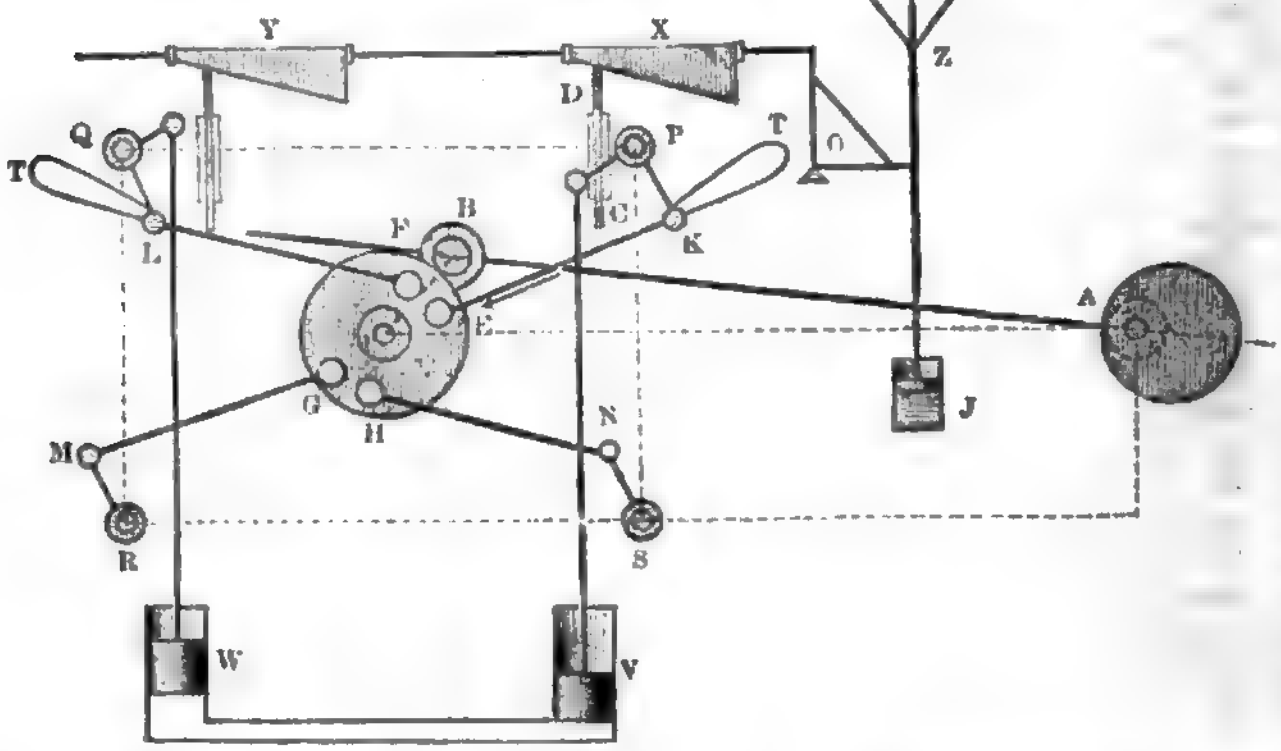
viermal soviel als in der Niederdruckmaschine. Für gleichen Kraftbedarf braucht also eine Maschine bei Benutzung eines Dampfs von 5 Atmosphären nur den vierten Theil des Raums als bei Benutzung eines Niederdruckdampfs von bloß einer Atmosphäre. Dieser Umstand ist es vorzugsweise, welcher gegenwärtig zur fast ausschließlichen Konstruktion von Hochdruckmaschinen geführt hat, zumal man die Kessel jetzt so solid baut, daß eine Explosion zu den Seltenheiten gehört und gewiß nur bei unaufmerksamer Behandlung derselben eintritt. Fig. 5 und 6 zeigen eine Hochdruckmaschine ohne Balancier von einfacher Konstruktion. A ist der Dampfcylinder mit dem Kolben C, dessen Stange durch die an dem Querhaupt q angebrachten Rollen und die Leitstangen ll eine gerade und mit der Cylinderaxe parallele Führung erhält. Die Schubstange P greift an die Kurbel Q, durch welche die Schwungradwelle mit dem Schwungrad x in Rotation versetzt wird. Der Dampf wird aus dem Kessel durch das Rohr s zu der Dampfkammer k k geleitet; von dort führt ihn der Dampfweg d unter, e über den Kolben, während der Raum ▮ durch das Rohr r mit der freien Luft in Verbindung steht. Der Schieber sitzt an der Schieberstange t und wird durch diese und die Stange s von dem Excentrik f aus bewegt. Die Figur zeigt die Kolbenstellung, bei welcher der Dampf soeben unter den Kolben zu treten beginnt; der Kolben steigt und zugleich der Schieber, es öffnet sich d mehr und mehr, während gleichzeitig der Raum über dem Kolben mit dem Dampfraum g, also mit der freien Luft, in Verbindung tritt. In der zweiten Hälfte des Kolbenaufgangs schließt sich d allmählich und ist vollständig geschlossen, sobald der Kolben seinen höchsten Stand erreicht hat. Dann öffnet sich der Dampfweg e, es tritt Dampf über den Kolben, und der Dampfraum unter dem letztern wird durch d mit ▮ und der freien Luft in Verbindung gesetzt. V ist der Centrifugalregulator, durch die Stange b mit einem Hebel der Drosselklappe in Verbindung; o ist die Speisepumpe, welche durch das Excentrik g betrieben wird.

Einen großen Vortheil kann man bei Hochdruckmaschinen durch Anwendung der Expansion des Dampfs im Cylinder erzielen, indem man den Dampfzufluß vor vollendetem Kolbenlauf absperrt. Hat der Dampf eine Spannung von 5 Atmosphären, so hebt er so vielmal 5,170 Kilogr., als der Kolben Quadratcentimeter hat. Sperrt man nun den Dampfzufluß ab, wenn der Cylinder bis zur Hälfte mit diesem Dampf gefüllt ist, so wird der Kolben mit seiner Last sich nicht weiterbewegen; vermindert man darauf aber die Last, so wird sich der Dampf sofort weiter ausdehnen, bis seine Expansivkraft wiederum mit der Last im Gleichgewicht ist. Bei einer Verminderung der Last auf die Hälfte könnte sich der Dampf auf das doppelte Volumen ausdehnen und wäre dann noch eben im Stande, diese Last zu heben. Der Dampf leistete also in diesem Fall eine um mehr als die Hälfte größere Wirkung. Denkt man sich den Kolbenlauf in 20 Stationen getheilt und sperrt man den Dampf ab, wenn der Kolben den vierten Theil seines Wegs vollendet hat, so wird der Dampf während der 5 ersten Stationen mit seiner vollen Kraft = 1 auf den Kolben drücken, bei der sechsten Station aber nur mit $^5/_6$, weil der Raum sich ohne Dampfzufluß um $^1/_5$ vergrößert hat, bei der siebenten nur mit $^5/_7$ seiner ersten Kraft, bei der achten mit $^5/_8$, bei der zwanzigsten endlich nur mit $^5/_{20}$. Die Summe aller Wirkungen wäre in diesem Fall 11,56, während man bei ungehindertem Einströmen des Dampfs bis zur Vollendung des Kolbenlaufs, also bei vierfachem Dampfverbrauch, doch nur eine Wirkung = 20 erhalten würde. So große Vortheile, wie sich aus diesen Betrachtungen ergeben, erzielt man nun bei der Expansion in der That nicht; denn selbst, wenn keine Wärme verloren geht, sinkt doch die Temperatur des Dampfs durch die Expansion, und bei halber Dichtigkeit wird er also weniger als halb so viel Spannung haben. Ein Volumen Dampf, das man bis zum zweifachen Volumen sich expandiren läßt, also mit Absperrung bei $^1/_2$ des Kolbenlaufs, leistet 0,84 mal soviel als 2 Volumina desselben Dampfs ohne Expansion, mit Absperrung bei $^1/_3$ des Kolbenlaufs 0,70 der dreifachen Menge ohne Absperrung, bei $^1/_4$ 0,57, bei $^1/_5$ 0,39. Läßt man bei jedem Hub 1 Volumen Dampf in einen Cylinder von 3 Volumina Kapacität treten, so daß er sich auf das Dreifache ausdehnen kann, so erhält man mehr als zweimal soviel Kraft als aus 1 Volumen dieses Dampfs ohne Expansion. Die Expansionsmaschinen, welche also bedeutend an Dampf und deshalb an Kohlen sparen, bedürfen größerer Cylinderdurchmesser und größerer Kolbengeschwindigkeit. Soll sich aber die Maschine mit gleichförmiger Geschwindigkeit bewegen, so muß das Schwungrad sehr groß und schwer sein, damit es aus der ersten Wirkung des nicht expandirten Dampfs genug lebendige Kraft aufnehmen kann, um während der Expansionswirkung bei gleichbleibender Last den Kolben fortzubewegen. Expansionsmaschinen ohne Drehung müssen aus gleichem Grunde schwere in Bewegung zu setzende Massen besitzen. Zur Ausführung der Expansion unterbricht man durch die Steuerung oder andere Vorrichtungen den Dampfzufluß, ehe der Kolben seinen Weg vollendet hat, oder man wendet Maschinen mit 2 Cylindern an, bei denen sich der erste, kleinere Cylinder ganz oder zum Theil mit gespanntem Dampfe füllt, welcher nach dem Kolbenwechsel, d. h. sobald der Kolben seine Bewegung umkehrt, in den zweiten, drei- bis fünfmal so großen Cylinder strömt, sich dort zu Dampf von sehr niederer Spannung ausdehnt und zuletzt noch kondensirt wird (Woolf'sche Maschine). Bei den eincylindrigen Maschinen kann man den Zweck durch einen einzigen Schieber erreichen; häufiger aber wendet man zwei Schieber an, von denen der eine in der gewöhnlichen Weise wirkt, während der andere den Dampfzufluß nach Zurücklegung eines bestimmten Theils des Kolbenwegs abschließt. Von den zahlreichen Konstruktionen, welche vorgeschlagen und ausgeführt worden sind, erwähnen wir hier zuerst eine eigenthümliche Expansionssteuerung, bei welcher durch die Stellung des Expansionsapparats selbst die Regulirung des Gangs der D. bewirkt wird. Es ist dies die Meier'sche Steuerung mit variabler Expansion. Die Fig. 7 zeigt die vollständige Anordnung einer Meier'schen Maschine und die Fig. 8 noch besonders die Expansionsvorrichtung. Es ist in Fig. 7 AA der Treibcylinder mit seinem Kolben und dem Dampfwagen d d', der Kolbenstange B, der Kurbelstange C und der Kurbel D. DEHT ist die Schwungradwelle, G G das Schwungrad, H das kreisförmige Excentrik, welches einen gewöhnlichen Schubladenschieber lenkt. Vom konischen Zahnrad H wird direkt der Schwungkugelregulator K L bewegt, dessen Kugeln M M bei einer vergrößerten Geschwindigkeit

sich heben, dadurch das Gestänge L und damit einen konischen Körper b r heben. An demselben befinden sich zwei Längenrippen, wie Fig. 8 II näher zeigt. Dieser Kegel bewegt sich in einem Rahmen f h, woran eine Stange befestigt ist, welche durch eine Liederung in den Steuerkasten zu dem Kegelventil b geht. Noch ist zu bemerken, daß bei f eine Feder sich befindet, welche den Rahmen fortwährend nach der Richtung I preßt, also das Ventil b stets zu schließen sucht. Beim Gang der Maschine dreht sich der Regulator ganz gleichmäßig mit der Schwungradwelle herum, da gleiche Zahnräder die Bewegung übertragen. Die Längenrippen des Kegels r h stoßen nun bei jedem Wechsel des Kolbenspiels eine gewisse Zeit lang den Rahmen nach der Richtung f und öffnen dadurch das Ventil b, so daß Dampf in den Cylinder einströmen kann. Das Ventil wird, wie man leicht einsieht, um so länger geöffnet bleiben, der Dampf also um so länger in den Cylinder einströmen, einen je tiefern Stand der Kegel einnimmt, weil dann der Rahmen längere Zeit zur Linken gedrückt bleibt. Umgekehrt wird um so weniger Dampf in den Cylinder gelangen, je höher der Kegel steht. Dieser Stand des Kegels wird aber durch den Regulator bedingt. Drehen sich die Kugeln sehr schnell, ist also die Geschwindigkeit der Maschine eine sehr große, so gehen die Kugeln in die Höhe und ziehen auch den Kegel aufwärts. Es strömt dann weniger Dampf in den Cylinder ein, die Maschine geht wieder langsamer. Geht die Maschine hingegen zu langsam, so sinken die Kugeln tief herunter und gleichzeitig auch der Kegel, und die Einrichtung kann selbst so getroffen werden, daß der Kegel während des ganzen Kolbenwegs geöffnet bleibt, die Maschine also mit Volldruckdampf ohne jede Expansion arbeitet. Durch die Gegengewichtvorrichtung t u g wird das Gewicht der Regulatorkugeln und des Kegels b r zum Theil aufgewogen und der Regulator für seinen Zweck tauglicher gemacht. In der Figur zeigt noch a das Dampfrohr, welches den Dampf in den Steuerkasten leitet, und e das Blaserohr, durch welches der Dampf die Maschine verläßt. Auf der Schwungradwelle deutet noch T ein Excentrik an, welches mit dem Gestänge T N die Speisepumpe P Q im Gang erhält.

In der beschriebenen Maschine ist bereits von dem ältern Princip, den Regulator auf eine Drosselklappe wirken zu lassen, Abstand genommen worden; diese Neuerung hat sich ganz allgemein Bahn gebrochen, und zwar besonders durch den großen Einfluß, welchen die Corliß-Maschine gewonnen hat. Dieselbe wird meist als liegende Maschine konstruirt; aber statt der früher so beliebten Grundplatte verwendet man als Gerüst einen soliden Hohlgußsteg, auf welchen alle Maschinentheile gelagert und befestigt sind. Corliß benutzt nur einen Dampfcylinder und wendet in demselben eine bedeutende Expansion des Dampfs an, der mit vollster Spannung, also ohne Drosselung, auf kürzesten Wegen ein- und ausgelassen wird. Dazu dient eine momentan und vollständig sich öffnende u. schließende Steuerung, die streng durch einen empfindlichen Regulator geregelt wird. Unsere Textfigur 1 zeigt die ursprüngliche Konstruktion. In größter Nähe des Cylinders sind die vier Drehschieber P Q R S angebracht, von welchen P und Q den Einlaß, R und S den Auslaß des Dampfs bewirken. Die Drehung dieser hahnartigen Schieber erfolgt durch die 4 Zugstangen E K, F L, H N, G M, welche an der Scheibe F E H G sitzen, die ihrerseits durch die Stange B A von dem auf der Schwungradwelle befindlichen Excentrik A aus in hin- und hergehende Drehbewegung um ihre horizontale Mittelpunktaxe versetzt wird. Um nun das möglichst momentane Oeffnen und Schließen der Dampfwege zu bewirken, gehen die Stangen E K, F L an die Hebel P K, Q L, sind aber bei K T und L T zum Zweck [illegible] Federns schleifenartig gestaltet und können hierdurch die Hebel mit Nasen erfassen und loslassen. In dem Moment, in welchem ein durch den Keil X oder Y gesteuerter Riegel D C die Stange E K oder L P von dem zugehörigen Hebel K P oder L Q, an dessen Drehaxe ein Schieber sitzt, auslöst, tritt sofort eins der Gewichte V W in Wirksamkeit, dessen Niedersinken die erforderliche Drehung erzeugt. Um die Schnelligkeit des Fallens dieses Gewichts entsprechend reguliren zu können, bewegt es sich gehörig dicht in einem feststehenden Cylinder, der mit dem Cylinder des andern Gewichts kommunicirt. Bestimmt wird die Auslösung der Stangen vom Regulator Z, welcher von seiner schiebbaren Hülse aus den Winkelhebel O und die Horizontalstange, an der die Keile X Y sitzen, bewegt. Diese Keilstücke sind verstellbar und gestatten mithin die feinste

Fig. 1.



Corliß-Steuerung.

Digitized by Google

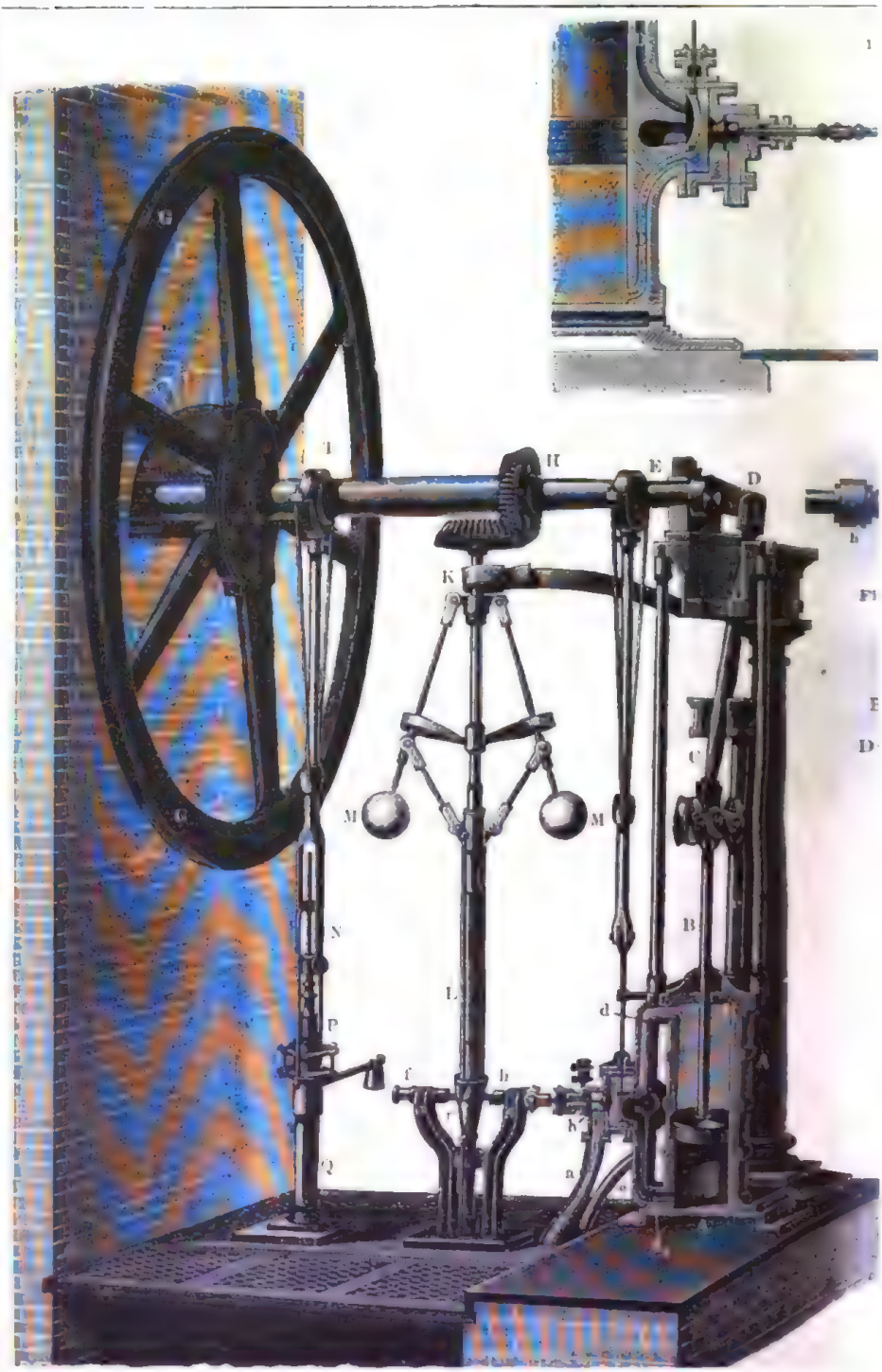


Fig. 7. Dampfmaschine mit Meier'scher Steuerung.

Digitized by Google

Meier'sche Expansionsvorrichtung.

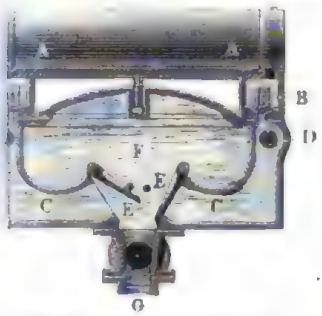


Fig. 15. Kotzo's Kondensation ohne Luftpumpe.

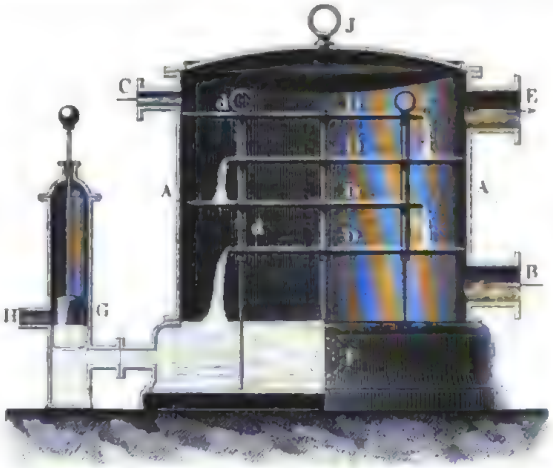


Fig. 16. Vorwärmer.

Fig. 10. Woolf'sche Dampfmaschine.

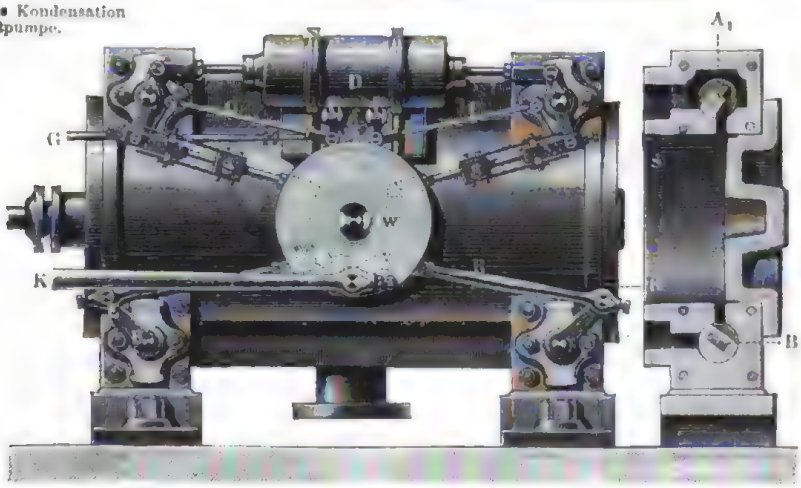


Fig. 9. Corlissmaschine von Spencer und Inglis.

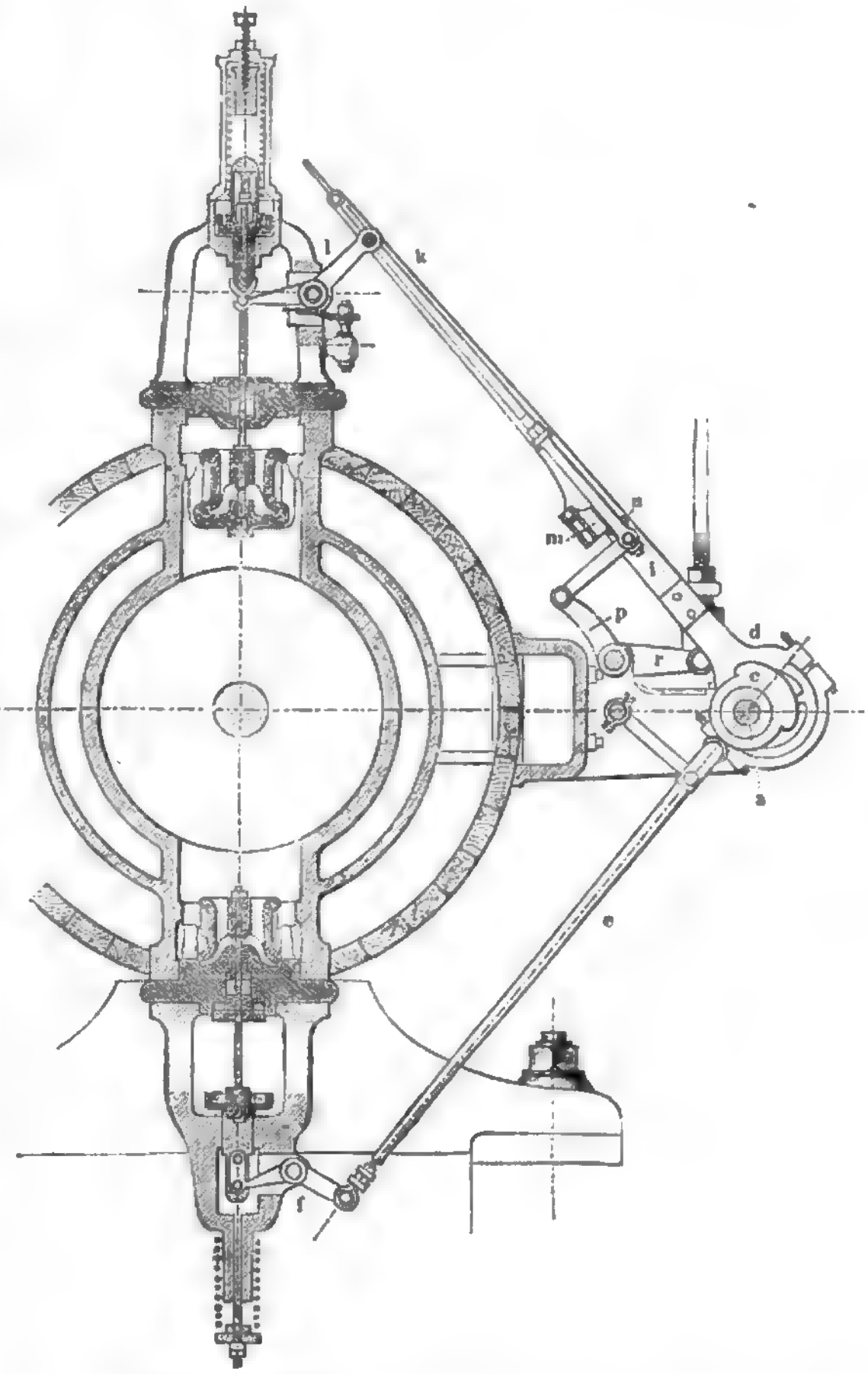
Digitized by Google

Digitized by Google

Adjustirung. Um den Auslösungsmechanismus gegen Stöße und heftige Bewegungen zu schützen, die im Gefolge starker Schwankungen des Regulators vorkommen, ist an dessen nach unten verlängerter Hülse ein Kolben angebracht, der ohne Dichtung in einen mit Wasser gefüllten Cylinder J taucht. Die vielfach angewandte neueste Konstruktion einer Corliß-Maschine nach dem Patent von Spencer und Inglis zeigt Fig. 9, welche den Cylinder mit der Steuerung theils in äußerer Ansicht, theils im Durchschnitte darstellt. AA1 sind die Einlaß-, BB1 die Auslaßhähne; von der hin- und herschwingenden Steuerscheibe W gehen die Gelenkstangen SSER aus und dienen zur Bewegung der an den Bewegungszapfen der Hähne angebrachten Hebel. Die Stange K verbindet W mit dem Excentrik auf der Kurbelwelle Die Auslaßschieber BB sind in fester Verbindung mit W, während die Schubstangen SS der Einlaßschieber von den Hahn- oder Schieberhebeln gelöst werden können, worauf die Excentersteuerung nicht mehr auf sie wirkt. Die Auslösung erfolgt in dem Moment, wenn die Absperrung geschehen soll, und der Schieberhahn ist dann plötzlich der Einwirkung von Puffern ausgesetzt, welche ihn sofort in die abschließende Stellung bringen. In dieser Stellung bleibt der Hahn bis nahe zur Vollendung des Kolbenhubs, wird dann aber wieder durch Einlösung des Gestänges S gesteuert und für nächstes Dampfgeben offen gestellt. Die erwähnten Pufferfedern befinden sich in dem Cylinder D; die von ihnen ausgehenden Stangen sind an die kurzen Hebel, welche den großen Steuerhebeln der Hähne AA1 entgegen stehen, eingelenkt, und sobald der Haupthebel abschnappt, zieht der komprimirte Puffer den Schieber in die schließende Stellung. Die Stange G geht vom Regulator an den Hebel F, der mittels zweier Zahnsegmente die Bewegung auf den zweiten Hebel F überträgt; von hier aus gehen Stangen CC an leichte Hebel, deren Daumen zwischen den federnden Ausläufern der Stangen SS spielen und diese auseinander treiben, wenn der Regulator die Absperrung verlangt. Dann gleiten die Stahlbacken jener federnden Gabel über die Stangenköpfe der Hebel und fangen sich zur richtigen Zeit wieder in deren Einschnitten.

Eine der vorzüglichsten Maschinen dieser Kategorie ist die Sulzer-Maschine von Gebrüder Sulzer in Winterthur, welche seit der letzten Pariser Industrieausstellung große Anerkennung und Verbreitung gefunden hat. Das Gestell ist aus Hohlguß hergestellt und zeichnet sich durch große Steifheit und Festigkeit aus. Dasselbe ist an dem Dampfcylinder schwebend angeschraubt, so daß letzterer in starrer Verbindung mit dem Lager der Maschinenwelle steht. Statt der Corliß'schen Hähne sind hier entlastete Doppelsitzventile benutzt, und zwar sind die Einlaßventile oben auf dem Cylinder, die Auslaßventile unterhalb im tiefsten Punkte desselben angebracht, so daß zugleich das Kondensationswasser durch dieselben entfernt wird. Die Bewegung der Steuerungsventile erfolgt durch die horizontale,

Fig. 2.

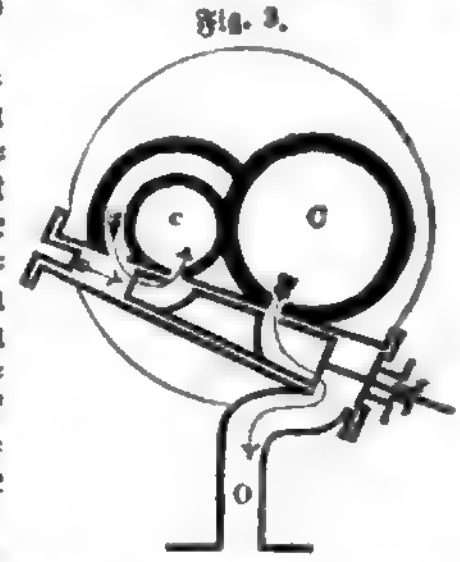


Sulzer-Maschine.

parallel mit der Are des Cylinders an diesem entlang laufende Welle a (Textfig. 2), welche an der Schwungradwelle durch ein Paar konischer Räder betrieben wird und mittels eines Vorgeleges den Regulator in Umdrehung versetzt. Auf der Steuerwelle sind auf jeder Cylinderseite eine unrunde Scheibe c und ein Excentrik d aufgekeilt, von denen die erstere zum Oeffnen des Austrittsventils, das letztere für die Bewegung des Einlaßventils dient. Die Auslaßventile werden durch die Stange e und den Hebel f direkt bewegt, sie werden rasch geöffnet und geschlossen und bieten dem Dampf während der ganzen Dauer des Ausströmens den vollen Durchgangsquerschnitt. Durch eine unter ihnen liegende Feder werden sie ebenso schnell geschlossen. Sehr sinnreich ist die Bewegung des Einlaßventils. An den Ventilhebel l greift die Zugstange k, welche an ihrem andern Ende durch eine kurze Verbindungsstange an den Winkelhebel p angeschlossen ist, der durch r vom Regulator aus bewegt wird. Die Excenterstange i besteht aus zwei gleichen Flacheisenlamellen, welche die Stange k zwischen sich fassen, und das Ende derselben wird geführt durch ein auf dem äußersten Theil von k bewegliches Gleitstück. Beide Lamellen werden verbunden durch den Stahlsteg m, welcher bei der Bewegung des Excenters eine länglich eiförmige Kurve beschreibt. Er trifft dabei aber jedesmal auf die mit der Stange k verbundene Stahlschneide n, zwingt diese mitzugehen und hebt so das Ventil. Nach kurzer Bewegung verläßt er die Schneide wieder, und dann wird die auf das Ventil wirkende Feder frei und schließt das Ventil. Je nach der Stellung des Regulators ändert sich aber die von der Schneide beschriebene Kurve, und infolge dessen tritt der Schluß des Ventils früher oder später ein. Der große Vorzug dieser Steuerung beruht darauf, daß die Bewegungen sämmtlicher Theile absolut gezwungen sind, so daß also Störungen, selbst auch bei rascherem Gang, nicht leicht vorkommen können. Die Expansionsvorrichtung gestattet eine Veränderlichkeit der Füllung von 0 bis 70 Proc. des Hubes. Die Kolbenstange geht auch durch den hintern Cylinderdeckel hindurch und ist mit der Kolbenstange der Luftpumpe des Kondensators verbunden. Die mit Sulzer'schen Maschinen angestellten Proben haben ausgezeichnete Resultate ergeben u. bekunden die hohe Vorzüglichkeit derselben.

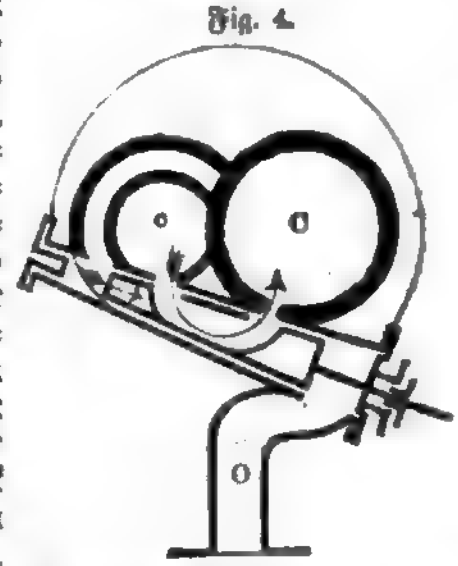
Die schon erwähnte Woolf'sche Maschine, bei welcher die Expansion des Dampfs in einem zweiten größern Cylinder erfolgt, arbeitet mit Kondensator, in welchen der Dampf aus dem großen Cylinder tritt, während der kleinere Cylinder fortwährend hochgespannten Dampf aus dem Dampfkessel empfängt. Stehen beide Cylinder seitlich neben einander, z. B. beide auf dieselbe Kurbel wirkend, so haben ihre Kolben gleiche Schublänge; steht aber, wie bei Balanciermaschinen, der kleine Cylinder zwischen dem großen und dem Balanciermittel unter dem Balancier, so ist sein Kolbenschub geringer als der des großen. Tritt (Fig. 10) durch E frischer Dampf über den Kolben A, so tritt gleichzeitig der Dampf von C durch H über den Kolben B, während der Raum unter letzterem durch L mit dem Kondensator in Verbindung steht. Beide Kolben gehen also gleichzeitig abwärts, der Dampf zwischen A und B drückt durch seine Spannung H nach unten und A nach oben; da aber B größer ist als A, so bleibt stets ein den Kolben B abwärts bewegender Druck übrig, proportional dem Unterschiede der beiden Kolbenflächen. Nachdem beide Kolben den tiefsten Stand erreicht haben, ist der Cylinder D mit dem ursprünglich in C befindlich gewesenen Dampf gefüllt, und dieser ist um das 3,5—5fache expandirt. Beim Kolbenwechsel öffnen sich die Hähne FG und K, und die Kolben steigen unter denselben Verhältnissen in die Höhe, wie sie niedergegangen sind. Bisweilen läßt man hochgespannten Dampf auch im kleinern Cylinder sich schon etwas expandiren und kann überhaupt eine sehr bedeutende Expansion bei diesen Maschinen erreichen. Dabei ist während eines Schubes der Druck auf die Kurbel minder veränderlich als bei Expansionsmaschinen mit nur einem Cylinder, und der Kohlenverbrauch ist sehr gering. Eine 30pferdige Woolf'sche Maschine verlangt aber mindestens 69 Kubikmeter Wasser pro Stunde.

Fig. 3.



Eine Woolf'sche Maschine, welche von den bisherigen Konstruktionen wesentlich abweicht und namentlich eine durchaus neue Steuerung besitzt, ist von Ehrhardt angegeben und von der Dingler'schen Maschinenfabrik in Zweibrücken ausgeführt worden. Diese Maschine ist namentlich gegenüber den verschiedenen Variationen des Corliß-Systems so einfach und zeigt so wesentliche Vortheile, daß sie neben der Sulzer'schen als die vorzüglichste aller neueren Konstruktionen und als die Maschine der Zukunft von hervorragenden technischen Autoritäten bezeichnet worden ist. Sie ist für einen Dampfüberdruck von 10 Atmosphären im kleinen Cylinder,

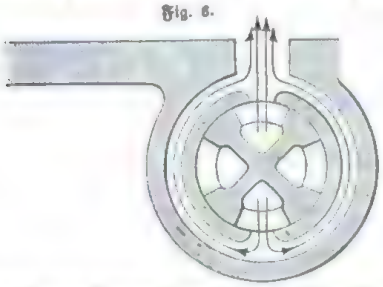
Fig. 4.



zehnfache Totalexpansion (2½fache im kleinen und 4fache im großen Cylinder) und Kondensation konstruirt. Sie macht 115 Umdrehungen pro Minute, was z. B. bei 0,5 Meter Kolbenhub 1,917 Meter Kolbengeschwindigkeit pro Sekunde ergibt. Die beiden Cylinder sind zusammengegossen und zusammen mit dem Steuerungsgehäuse in einem größern Cylinder zur Vermeidung von Wärmeverlusten eingeschlossen. Die Kolben bewegen sich in entgegengesetzter Richtung, wodurch die Druckwirkungen auf die Schwungradlager sich zum größten Theil ausgleichen. Auf der doppelt gekröpften Kurbelwelle sind 2 Schwungräder, die gleichzeitig als Riemenscheiben dienen können, angebracht. Die feste Verbindung zwischen Cylinder und Lager wird durch einen kräftigen Hohlgußkörper bewirkt, welcher auch die Geradführungen für die beiden Kolbenstangen enthält. Der Kondensator steht seitwärts neben der Maschine, die Luftpumpe wird von der Kurbelwelle aus durch Kurbelscheibe und Stange betrieben. Die Steuerung gestattet rasches Oeffnen und Schließen der Dampf-

kanäle und ſelbſtthätig variable Expanſion. Die beiden Steuerungshähne werden durch eine Querwelle von der Kurbelwelle aus in eine kontinuirliche Drehung verſetzt; an jedem Ende der Cylinder iſt ein ſolcher Hahn angebracht, welcher zugleich beide Cylinder ſteuert und deſſen Funktion ſich aus der ſchematiſchen Darſtellung (Textfig. 3 u. 4) ergibt. Der Dampf tritt zunächſt in den Mantel des kleinen Cylinders c, von hier durch den Steuerungshahn

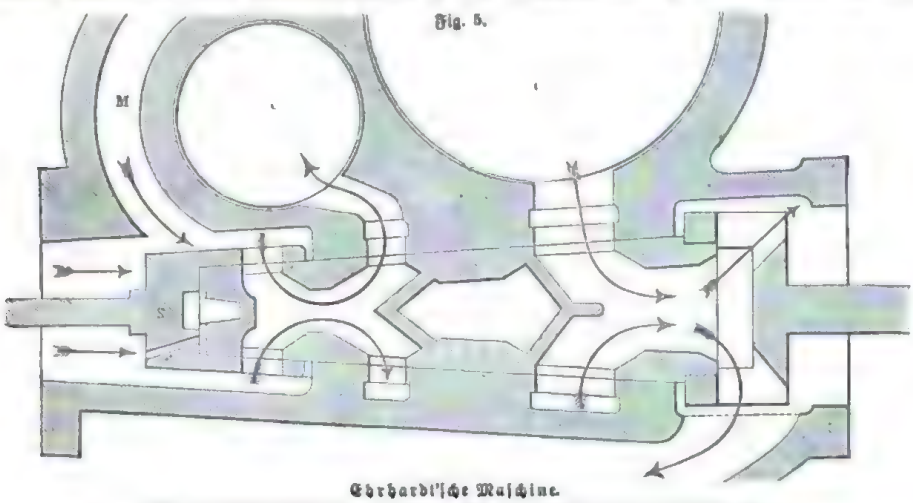
Fig. 6.



in den kleinen Cylinder hinter den Kolben, während gleichzeitig für den vor dem entgegengeſetzt ſich bewegenden Kolben des großen Cylinders C austretenden Dampf der Ausweg O zum Kondenſator durch den Steuerungshahn geöffnet iſt. Am andern Ende der Cylinder muß gleichzeitig der vor dem kleinen Kolben hergetriebene Dampf hinter den Kolben im großen Cylinder hinüber expandiren können, weshalb der andere Steuerungshahn die in alles Kondenſationswaſſer, ohne Störungen zu veranlaſſen, freiwillig abfließen kann. Um eine ſelbſtthätig variable Expanſion zu erzielen, iſt auf das obere Ende des Steuerungskegels eine Büchſe oder Kappe s aufgeſetzt, welche an der Drehung desſelben nicht theilnimmt und für normal ganz unbeweglich bleibt, mittels Hebel und Zugſtange aber vom Regulator gedreht werden kann. Hierdurch wird der Zutritt des Dampfs aus dem Cylindermantel M in den Steuerungshahn bei deſſen kontinuirlicher Drehung früher oder ſpäter unterbrochen und dadurch variable Expanſion im kleinen Cylinder c bewerkſtelligt. Intereſſant iſt auch die Dichtung der Hahnkegel und der Kolben. Die Hahnkegel ſind nämlich keineswegs ſehr feſt in ihren Sitz gepreßt, ſie drehen ſich vollkommen frei, und der am Kegel ſich vorbeipreſſende Dampf, welcher auf ſeinem Weg bis zum Austritt ſeine Spannung faſt vollſtändig verliert, wirkt als Schmiermittel und ſichert den Kegel und ſeinen Sitz vor jeder größern Abnutzung. Dasſelbe Princip iſt nun auch auf die Kolben angewandt. Dieſelben ſind ohne jede Dichtung eingeſetzt, aber ſehr leicht und dünnwandig und dabei ſehr hoch gehalten, ſo daß auch hier der Dampf auf ſeinem Weg von einer Kolbenſeite zur andern ſeine Spannung völlig verliert.

Sehr große Maſchinen baut man auch gegenwärtig wohl noch mit Balancier; dieſe Konſtruktion beſitzt große Feſtigkeit und Sicherheit und gewährt bei Kondenſationsmaſchinen auch den Vortheil, daß Luft- und Warmwaſſerpumpe ſehr einfach und leicht aufgehangen und bewegt werden können. Am häufigſten benutzt man gegenwärtig den

Fig. 5.



Ehrhardt'ſche Maſchine.

Fig. 3, 4 ſchematiſche Darſtellung; Fig. 5, 6 konſtruktive Ausführung.

Fig. 4 ſkizzirte zweite Poſition einnehmen muß. Bei der nächſten halben Drehung der Schwungradwelle oder der Steuerungshähne haben die letzteren ihre gegenſeitige Stellung ſelbſtverſtändlich vertauſcht. Die konſtruktive Ausführung (Textfig. 5 u. 6) läßt erkennen, daß alle Austrittsöffnungen doppelt vorhanden ſind, ſo daß der Hahn bis auf den Druck in ſeiner Längsaxe vollſtändig entlaſtet iſt. Dieſer letztere wird durch einen ſoliden Spurzapfen aufgenommen. Die Hähne liegen nach dem Kondenſator zu in geneigter Richtung, und die Kanäle nach den Cylindern münden am tiefſten Theil derſelben, ſo daß

Balancier, wenn man außer der rotirenden noch einer auf- und abgehenden geradlinigen Bewegung zum Treiben beſonderer Waſſerpumpen bedarf. In den meiſten Fällen konſtruirt man aber die ſtationären Maſchinen mit direkter Uebertragung der Kolbenbewegung auf die Kurbel. Die Raumerſparnis iſt dabei eine ganz beträchtliche. In vielen Fällen muß man aber ganz beſonders haushälteriſch mit einem gegebenen Raum umgehen; die ganze Maſchine läßt ſich dann noch im Verhältnis der Kurbelſtange (welche den Kolbenſtangenkopf mit der Kurbel verbindet) verkürzen, wenn man den Cylinder

ized by Google

oscillirend macht; der Kolbenstangenkopf kann in diesem Fall die Kurbel direkt angreifen. Die Fig. 11 zeigt eine ausgeführte oscillirende Maschine in perspektivischer Ansicht. Es hat hier der Dampfcylinder AA zwei angegossene hohle Zapfen, und letztere ruhen in gewöhnlichen Zapfenlagern B, welche auf einem rahmenförmigen Gestell GGG befestigt sind. Die Röhren D und E, wovon die eine den Dampf zuführt und die andere denselben nach vollbrachter Wirkung ableitet, stehen mit den Zapfenhöhlungen in Kommunikation und sind darin durch Stopfbüchsen S abgedichtet. Die Fußplatte F der auf dem Dampfcylinder aufsitzenden, in der Abbildung der Länge nach halb durchschnittenen Dampfkammer K hat vier Mündungen, wovon die vordere (1) durch einen Kanal und die Höhlung des Zapfens BS mit dem Dampfrohr D und die mittlere (2) durch einen gleichen Kanal auf der andern Seite des Cylinders und durch die Höhlung des zweiten Zapfens mit dem Auslaßrohr E kommunicirt. Die letztere Mündung ist vom (mit abgeschnittener Seitenwand dargestellten) Schieber L stets und von den ihr zur Seite stehenden Mündungen (3) und (4), je nach der Schieberstellung, nur die eine bedeckt. Der durch (1) zutretende frische Dampf strömt bei der abgebildeten Schieberstellung durch (3) in den Kanal a und von da nahe über dem Boden in den Cylinder A, wogegen der benutzte Dampf durch den Kanal a_1 mittels (4) in die Dampfkammer und von da wieder durch (2) in das Auslaßrohr E geleitet wird. In der entgegengesetzten Schieberstellung, wobei (3) vom Schieber eingeschlossen ist und (4) frei liegt, finden natürlich in a und a_1 die entgegengesetzten Bewegungen des Dampfs statt. Die Kraft des Dampfkolbens wird hier durch die Kolbenstange O direkt auf die Kurbel P übertragen. Zur Geradführung der Kolbenstange dient die Stopfbüchse N mit einem ungewöhnlich langen Gehäuse. Die Kurbel P dreht das Schwungrad RR herum. Zur Bewegung des Schiebers dient ein Hebelmechanismus, dessen Welle W auf dem Boden des Dampfcylinders A gelagert ist. Eine um den festen Punkt M drehbare Lenkstange MU ist an dem einen und die Schieberstange LT am andern Arm dieses Hebelmechanismus angeschlossen; infolge der Schwingung der Welle W um die Are DE nimmt der Schieber die erforderliche hin- und hergehende Bewegung an. Für stationäre Maschinen sind die oscillirenden Cylinder nicht viel in Gebrauch gekommen; dagegen werden sie auf den Dampfschiffen zum Betrieb des Schaufelrads, unter dessen Welle sie gewöhnlich aufrecht angebracht sind, gegenwärtig fast ausschließlich angewendet. (Vgl. Dampfschiff.) Eine andere, auf Schraubenschiffen häufig benutzte Maschine zeigt Fig. 12 u. 13. A ist der Dampfcylinder, in welchem der Kolben mit einer vorn und hinten austretenden hohlen, sehr weiten Kolbenstange (Trunk, daher Trunkmaschine) hin- und hergeht. Die Pleuelstange C greift in der Kolbenstange an und anderseits an die Wellenkröpfung D. E ist die Schraubenwelle, F der Kondensator, G die doppelt wirkende Luftpumpe, deren Kolbenstange direkt mit dem Dampfkolben verbunden ist. Das Rohr H führt die Abgangsdämpfe dem Kondensator zu. I ist der Einspritzhahn, K das Ausgußrohr der Luftpumpe, L L_1 die Speisepumpe, L_2 die Leckpumpe, welche beide gleichfalls direkt vom Dampfkolben aus betrieben werden. MM sind die Excentrikstangen, M_1 der Schleifbogen oder die Hängetasche, welche mittels der Räder bei N von dem Handrad bei O aus verstellt werden kann.

Eigenthümlichkeiten mannigfacher Art zeigt die Lokomotive und Lokomobile (s. d.); nimmt man der letztern die Räder mit den Aren und gibt dem Kessel passende Füße, so entsteht die transportable unfahrbare D. Eine sehr häufig angewandte, mit dem Kessel direkt verbundene vertikale Maschine, wie sie für die Kleinindustrie mit außerordentlichem Vortheil benutzt wird, zeigt Fig. 14. Der vertikale Dampfkessel A ist mit Field-Röhren ausgestattet, man sieht links unter dem Wasserstandsglas a das Rauchrohr b mit der Registerklappe c; d ist der Dampfcylinder, e der Schwungkugelregulator, welcher mittels des gezahnten Gradbogens f die Drosselklappe stellt, g ist der Saugkopf der Speisepumpe, h der Handhebel einer Reservespeisepumpe. Von dem Schwungrad mit Riemenkranz versehen, wird die Kraft fortgepflanzt.

Die Seeschiffe sind infolge des Salzgehalts des Meerwassers gezwungen, in kurzen Zeiträumen einen Theil des Kesselwassers durch Abblasen oder Auspumpen zu entfernen, weil sonst alsbald eine aus Salzen bestehende Kruste auf der innern Kesselwandung entstehen, die Verdampfung hindern und die Kesselbleche gefährden würde. Dieser häufige Wechsel des Kesselwassers bedingt große Wärmeverluste, und es resultirt daher ein bedeutender Vortheil durch Anwendung der trockenen oder Oberflächenkondensation, bei welcher der benutzte Dampf ohne Beimischung von Seewasser kondensirt und das so erhaltene reine, salzfreie Wasser wieder zur Kesselspeisung benutzt werden kann. Nach mißlungenen Versuchen von Newcomen und Cartwright wurde zuerst 1821 trockene Kondensation von Napier, mit besserem Erfolg 1836 von Hall angewandt. Die seitdem vielfach verbesserten Apparate bestehen im wesentlichen aus einer sehr großen Anzahl enger, dünnwandiger Röhren, welche durch Wasser kühl gehalten werden, und an deren Wänden sich der Dampf verdichtet. Zur Abkühlung benutzt man fließendes Wasser oder die Verdunstungskälte von herabtröpfelndem Wasser. Die Oberflächenkondensation, welche etwa ebensoviel Kühlwasser verbraucht wie die gewöhnliche, liefert ein mindestens ebenso hohes Vakuum wie diese und bedarf zur Fortschaffung des kondensirten Wassers einer bedeutend kleinern Luftpumpe. Auf Seeschiffen hat man durch dieselbe eine Kohlenersparnis von 13—30 Proc. erzielt; die Kessel können kleiner sein, brauchen nicht gereinigt zu werden, leiden nicht durch Kesselstein; der Wasserstand ist fast ganz unveränderlich, die Maschine leidet nicht durch mitgerissene erdige Theile, und endlich kann man bei dem reinen Wasser auch auf dem Meer hochgespannte Dämpfe und starke Expansion anwenden, was wegen allzu starker Ausfällung von Salz bei Dampfspannungen von mehr als 2 Atmosphären Ueberdruck bisher nicht möglich war. Als Uebelstand stellt sich heraus, daß infolge der Ansammlung und Zersetzung von Fett im kondensirten Speisewasser der Kessel stark leidet und sehr viel schneller zu Grunde geht als bei Anwendung von gewöhnlichem Wasser. Eine Kondensation ohne Luftpumpe für liegende Corliß- und Kondensationsmaschinen, auch für partielle Kondensation an Expansionsmaschinen, die den Dampf bis unter den Atmosphärendruck ausdehnen, wobei dann der Zufluß kalter Luft in den Cylinder verhindert wird, hat Kotzo angegeben. Fig. 15 zeigt in AA den

Untertheil des Cylinders; BB sind die Auslaßschieber für den Dampf, der in Kästen CC strömt, dabei aber die Brausevorrichtungen DD passirt. Eine Pumpe preßt hier zu jedem Dampfstoß feine Strahlen kalten Wassers aus, während die Klappe E dabei den betreffenden Kasten verschlossen hält. Beim Kolbenwechsel öffnet sich dagegen die Klappe und läßt Wasser und Luft in den großen Kasten F treten, von wo es durch das Rohr G fortgeführt wird. Die Kästen CC müssen genau der vorkommenden Menge von Luft und Kondensationswasser entsprechen. Bei Hochdruckmaschinen, die ohne Kondensation arbeiten, leitet man den abziehenden Dampf in Vorwärmer, welche zwischen Speisepumpe und Kessel oder zwischen Bassin, Kaltwasserpumpe und Speisepumpe aufgestellt werden. Diese Apparate sind entweder so konstruirt, daß der Dampf in mehr oder weniger direkte Berührung mit dem Speisewasser tritt, oder sie gleichen den Oberflächenkondensatoren, indem der Dampf ein System enger, dünnwandiger Röhren umspült, durch welche Wasser strömt. Einen Vorwärmer erster Art zeigt Fig. 16. In den gußeisernen Kasten A mündet das von der Maschine kommende Dampfrohr B; das bei C einströmende kalte Wasser rieselt über die Scheibe DD, während der Dampf auf langem Weg ihm entgegenströmt und bei E den Apparat verläßt. Der Schwimmer G zeigt den Wasserstand an, durch H fließt ein etwaiges Uebermaß ab, und bei F saugt die Speisepumpe. Dieser Apparat wirkt zugleich reinigend auf das Speisewasser, aus dem sich erdige Bestandtheile auf den Scheiben absetzen. Die durch dd verbundenen Platten können nach dem Abheben des Deckels I aus dem Apparat herausgenommen und durch Abklopfen gereinigt werden.

In neuester Zeit fängt man vielfach an, den Dampf nicht mehr im gesättigten Zustand, wie er sich über dem Wasser des Kessels bildet, anzuwenden, sondern als überhitzten, indem man denselben nach seinem Austritt aus dem Kessel in einer oder mehreren Röhren durch die abziehenden Feuergase über seine Kesseltemperatur erwärmt, während seine Spannung gleich der des Dampfs im Kessel bleibt. Diese Ueberhitzung des Dampfs ist mit erheblichen Vortheilen verbunden, vor allem mit einem nicht unbeträchtlichen ökonomischen Gewinn, welcher bis 10 Proc. Kohlenersparnis betragen kann. Durch die Ueberhitzung vergrößert sich das Volumen des Dampfs nach dem Gay-Lussac'schen Gesetz, ohne daß dafür nur annähernd so viel Wärme verbraucht wird wie zur Erzeugung eines entsprechenden Volumens frischen Kesseldampfs. Eine Ueberhitzung des Dampfs von 144° (bei 4 Atmosphären) bis auf 200° C. macht sein Volumen um $\frac{273+200}{273+144}=\frac{473}{417}$ größer; man braucht im umgekehrten Verhältnis weniger Kesseldampf zu produciren für gleichen Kraftbedarf der Maschine, nämlich bloß $\frac{417}{473}=0{,}88$; man spart also bei der Kesselheizung 12 Proc. Die Ueberhitzung von 1 Kilogr. Dampf um 200—144 = 56° unter konstantem Druck erfordert aber nur $56 . 0{,}383 = 21{,}4$ Wärmeeinheiten, also etwa 4 Proc. der zur Dampfbildung erforderlichen Wärmemenge; zieht man dies ab von obigen 12 Proc., so bleiben noch 8 Proc. Ersparnis an Brennstoff. Wenn die Wärme der abziehenden Feuergase, welche gewöhnlich noch eine Temperatur von 300° C. besitzen, zur Ueberhitzung des Dampfs benutzt wird, so kann der volle Gewinn an Brennstoff gewiß bis zu 12 Proc. gesteigert werden. Den Dampf höher als bis zu 200° zu überhitzen, scheint nicht thunlich. Ein solcher überhitzter Dampf hat noch den Vortheil, vollkommen trocken zu sein und bei der Expansion so zu bleiben. Gewöhnlich reißt nämlich der Dampf aus dem Kessel viel Wasser in Nebelform mit sich fort, welches sich im Cylinder niederschlägt und auch noch vermehrt werden kann durch das durch den Expansionsproceß sich bildende Wasser. Das Wasser im Cylinder kann der Bewegung des Kolbens sehr hinderlich werden, besonders wenn es sich in solchen Mengen angesammelt hat, daß es nicht mehr ausweichen kann, wenn der Kolben ans Ende des Cylinders gelangt. Dabei kann es vorkommen, daß der Cylinder gesprengt wird oder die Kolbenstange sich verbiegt. Bei allen Maschinen müssen deshalb besondere Hähne an beiden Enden des Cylinders zum gelegentlichen Ablassen des kondensirten Wassers sich befinden. Bei Anwendung von überhitztem Dampf wird sich kein Wasser oder verhältnismäßig nur wenig bei sehr starker Expansion bilden können; auch wird der Cylinder, da er immer trocken bleibt, viel weniger leicht rosten können. Bei Seeschiffen ist dies besonders wichtig, da bei der Abwesenheit aller Wasserpartikelchen die Maschinentheile frei von Salzen bleiben, welche unter gewöhnlichen Umständen das Metall stark angreifen.

Außer den Cylinderdampfmaschinen mit geradliniger Bewegung hat man auch andere Systeme ersonnen, besonders zu dem Zweck, eine durch den Dampfdruck bewegte Fläche selbst in eine Kreisbewegung zu versetzen, um dadurch die Maschine zu vereinfachen und in kleinerem Raum herzustellen. Diese sogen. rotirenden Dampfmaschinen, von denen sehr viele verschiedenartige Formen konstruirt worden sind, haben sich jedoch in der Praxis nicht bewährt, insbesondere weil sie sich nicht so leicht liedern und auf die Dauer dampfdicht herstellen ließen wie die Cylindermaschinen. Schon Watt hatte den Versuch einer rotirenden Maschine gemacht, sich aber auch bald von der Unmöglichkeit ihrer Konkurrenz mit den Cylindermaschinen überzeugt. Noch bis auf den heutigen Tag werden neue, zum Theil recht ingeniöse Formen ersonnen. Sie haben indeß alle dasselbe Schicksal getheilt. Ihre Vortheile sind übrigens auch großentheils eingebildete.

Berechnung der Leistung der Dampfmaschinen. Die Größe der bewegenden Arbeit einer D. wird gefunden, wenn man den nützlichen (resultirenden) Druck des Dampfs gegen den Kolben mit dem Weg multiplicirt, welchen derselbe pro Hub oder pro Sekunde zurücklegt. Beträgt z. B. der Durchmesser des Dampfkolbens 0,248 Meter, der Hub desselben 0,534 Meter, übt der Dampf im Cylinder pro □Meter einen mittlern Druck von 33,400 Kilogr. (= 3,233 Atmosphären), und schätzt man die Größe der schädlichen Widerstände (bei einer ohne Kondensation arbeitenden Maschine) auf 15,000 Kilogr., so erhält man einen nützlichen Druck von 33,400 — 15,000 = 18,400 Kilogr., und der Kolben wird mit einer Nutzkraft fortgeschoben (beim Kolbenquerschnitt = 0,0483 □Meter), die gleich ist $18{,}400 . 0{,}0483 = 888{,}72$ Kilogr. Erfolgen nun in der Minute 132 einfache Kolbenspiele, so bewegt sich der Kolben mit einer mittlern Geschwindigkeit pro Sekunde von $\frac{132}{60} . 0{,}534 = 1{,}175$ Meter. Die Nutzarbeit, welche auf die Welle des Schwungrads übertragen wird, ist mithin $888{,}72 . 1{,}175 = 1045$ Meterkilogr. oder $\frac{1045}{75}=13{,}93$

Maschinenpferden. Das pro Sekunde verbrauchte Dampfvolumen beträgt 0,0483 . 1,175 = 0,0568 Kubikmeter oder, mit Beachtung des Verlustes durch schädliche Räume, 1,050 . 0,0568 = 0,060 Kubikmeter; 1 Kubikmeter dieses Dampfes wiegt aber 1,7215 Kilogr., und mithin wird pro Sekunde verbraucht 0,1033 Kilogr. und pro Stunde 371,88 Kilogr., also pro Pferdekraft (wenn man der Sicherheit halber nur 13 Pferde rechnet) 28,6 Kilogr. Zur Berechnung der Leistung einer mit Expansion arbeitenden Maschine kann man von nachstehender Tabelle Gebrauch machen, welche die Totalarbeit von 1 Kubikmeter Wasserdampf bei verschiedenen Absperrungen unter Voraussetzung der Pressung einer Atmosphäre angibt:

Vol. nach der Absperrung in Kubikmetern	Größe der korresp. Arbeit in Meterkilogr.	Vol. nach der Absperrung in Kubikmetern	Größe der korresp. Arbeit in Meterkilogr.
1,00	10323	2,20	18461
1,05	10837	2,40	19380
1,10	11318	2,60	20207
1,15	11778	2,80	20973
1,20	12217	3,00	21686
1,25	12639	3,20	22352
1,30	13044	3,40	22979
1,40	13810	3,60	23570
1,50	14523	3,80	24128
1,60	15190	4,00	24658
1,70	15816	4,20	25163
1,80	16407	4,40	25643
1,90	16966	4,60	26102
2,00	17496	4,80	26542

Bei der oben berechneten Maschine hat der ganze Cylinder einen Inhalt von 0,0483 . 0,534 = 0,0258 Kubikmeter. Nimmt man an, daß der Zufluß frischen Dampfs nach Durchlaufen der ersten Hälfte des Kolbenwegs abgesperrt wird, so beträgt also das einströmende Dampfvolumen 0,0129 Kubikmeter. Nach der Tabelle ist die Arbeit eines Kubikmeters Dampf von 1 Atmosphäre Spannung bei doppelter Ausdehnung 17,496, daher von 0,0129 Kubikmeter bei 3,223 Atmosphären Spannung: 17,496 . 0,0129 . 3,223 = 729,75 Meterkilogr. Von dieser Arbeit des Dampfes gegen die eine Seite des Kolbens ist abzurechnen die Arbeit des rückwirkenden Drucks (= 10,333 Kilogr. pro QMeter): (0,0483 . 10,333) 0,534 = 0,0258 . 10,333 = 266,8 Meterkilogramm. Daher die resultirende Arbeit pro Hub 729,75 — 266,8 = 463,15 Meterkilogr. und pro Sekunde $\frac{132}{60}$. 463,15 = 1018,93 Meterkilogr. = 13,57 Maschinenpferden. In Wirklichkeit ergab ein Versuch mit dem Bremsdynamometer bei dieser Maschine nur 9,5 Maschinenpferde, d. h. nur 70 Proc. der berechneten, so daß sich für die passiven Widerstände (Reibungen und Durchgangsverluste), die in der Rechnung unbeachtet gelassen worden waren, etwa 30 Proc. ergaben. Man nimmt an, daß dieselben bei guten Maschinen höchstens 40 Proc. betragen dürfen. Diese Maschine verbraucht pro Stunde und Pferdekraft 18,20 Kilogr. Wasser, und es ergibt sich also folgender Vergleich: ohne Absperrung: 13,0 Pferdekräfte und pro Stunde und Pferdekraft 28,6 Kilogr. Wasser verbraucht; mit Absperrung: 9,5 Pferdekräfte und pro Stunde und Pferdekraft 18,2 Kilogr. Wasser verbraucht. Während sich also die Nutzarbeit der Maschine durch die Absperrung um 27 Proc. vermindert, verringert sich der Wasser- und mithin der Brennmaterialaufwand um 36 Proc., woraus sich das Vortheilhafte der mit Expansion arbeitenden Maschinen ergibt. Ueber die Leistungen der verschiedenen Maschinengattungen gibt folgende Tabelle Andeutungen:

Anzahl der theoretischen Maschinenpferdekräfte,
welche durch das Verbrennen von 0,5 Kilogr. Kohlenstoff bei verschiedenen Dampfspannungen entwickelt werden können.

Dampfspannung in Atmosphären Korrespondirende Temperatur	1 100°	2 121,4°	3 135,1°	4 145,8°	5 153,0°	6 160,2°	7 166,5°	8 172,1°
Maschinen mit Absperrung und Kondensation . .	1186	1706	2120	2391	2595	2762	2904	3026
Maschinen ohne Absperrung mit Kondensation . .	756	842	873	889	899	904	910	913
Maschinen mit Absperrung ohne Kondensation .	0	522	883	1147	1356	1526	1675	1806
Maschinen ohne Absperrung ohne Kondensation .	0	434	605	696	752	792	820	841

Als die vorzüglichsten Maschinen ergeben sich hieraus die Maschinen mit Absperrung und Kondensation, und man sieht, daß ihre Leistung mit der Dampfspannung wächst. Viel weniger leisten die Maschinen mit Absperrung ohne Kondensation, und bei den Maschinen ohne Absperrung mit Kondensation wächst die mechanische Arbeit mit der Spannkraft des Dampfs sehr wenig.

Für praktische Zwecke ermittelt man die effektive Leistung der D. an der Schwungradwelle mit dem Bremsdynamometer oder Prony'schen Zaum, benutzt aber auch sehr allgemein den Indikator, mit welchem man den sogen. mittlern Dampfdruck im Cylinder ermittelt. Aus diesem leitet man die Leistung ab, oder man berechnet dieselbe direkt aus dem Flächeninhalt des Indikatordiagramms. Die in beiden Fällen gefundene Anzahl Maschinenpferdekräfte nennt man indicirte oder Indikatorpferdekräfte. Sie ist natürlich größer als die der effektiven, durch den Bremsdynamometer ermittelten Pferdekräfte; denn der vom Indikator angegebene Druck wird durch die schädlichen Widerstände noch merklich vermindert, ehe er als Nutzdruck im Umfang der Schwungradwelle auftreten kann. Eine allgemeine Regel über das Verhältnis der Dynamometer- zu den Indikatorangaben läßt sich natürlich nicht aufstellen. Die Benutzung des Indikators ist übrigens auch deshalb sehr empfehlenswerth, weil das von demselben aufgezeichnete Diagramm ein klares Bild über das Verhalten des Dampfs während seiner Arbeit im Cylinder gibt, und weil sich hieraus die richtige Anordnung und Wirkung der Steuerung, die richtigen oder unrichtigen Verhältnisse der Dampfkanäle, überhaupt das ganze wichtige Maschinenwerk in einer Weise beurtheilen läßt, welche auf anderem Weg kaum möglich ist. Bei Abschätzung der Arbeit von Schiffsdampfmaschinen zu Verkaufszwecken besteht die Gewohnheit, nach nominellen Pferdekräften zu rechnen, wobei man unter allen Umständen auf jeden Quadratzoll (engl.) der Kolbenfläche einen resultirenden Dampfdruck von 7 Pfd. (engl.) annimmt. Die durch den Indikator ermittelte Zahl der Pferdekräfte Ni einer D. ist stets größer als die Zahl der nominellen Pferdekräfte Nn, und variirt nach Verkaufswillkür $\frac{Ni}{Nn}$ von 1,5 bis 7.

Geschichte. Daß das Wasser, wenn es in einem Gefäß über Feuer erhitzt wird, in einen Zustand übergeht, in welchem es eine große Kraft zu äußern vermag, mußte schon sehr früh wahrgenommen

werden. Jeder am Feuer überkochende Wassertopf demonstrirt das Kraftvermögen des Wasserdampfs, und es lag nahe, auf Verwerthung dieser Dampfkraft zu sinnen. Die ersten Versuche, Dampf zur Erzeugung von Bewegungen zu benutzen, finden sich in einer Schrift Herons von Alexandrien (120 v. Chr.), welcher die Aeolipile beschreibt, die im Princip dem Segner'schen Wasserrad gleichkommt, d. h. durch die Reaktionskraft des in ihr erzeugten und ausströmenden Dampfs in Rotation versetzt wird. In einer andern Vorrichtung, welche Heron gleichfalls erwähnt, wird Wasser in einem verschlossenen Gefäß erwärmt und durch die Spannkraft des dabei sich entwickelnden Dampfs zum Emporsteigen in einem mit dem Gefäß verbundenen Rohr gebracht. Nach einer Mittheilung von Leonardo da Vinci, welcher wahrscheinlich aus einem verloren gegangenen arabischen Text geschöpft hat, soll auch schon Archimedes vorgeschlagen haben, die Spannkraft des Dampfs zu benutzen, und zwar zum Fortschleudern eines Geschosses aus einem kurzen Rohr. Die Alten haben also sehr wohl Kenntnis von der Dampfkraft gehabt; aber sie kamen nicht über die angedeuteten Ideen hinaus, und ebensowenig zeigt sich irgend welcher nennenswerthe Fortschritt bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts. Joh. Branca ließ 1629 den aus einem verschlossenen Gefäß durch ein gebogenes Rohr ausströmenden Dampf gegen ein Schaufelrädchen strömen (Fig. 1). De Caus, welcher eine Zeitlang als Erfinder der D. gerühmt wurde, hatte 1615 einen Apparat beschrieben, der, ähnlich wie der schon von Heron angegebene, Wasser durch die Spannkraft des Dampfs zum Steigen brachte, und ein Marquis of Worcester wollte zwei solcher Apparate verbinden, um durch ihr abwechselndes Spiel einen kontinuirlichen Strahl zu erzeugen. Man könnte noch einige derartige Versuche mehr aufzählen, würde aber damit immer nur weiter bestätigen, daß vor der Entwickelung der modernen Naturwissenschaft die eigentliche Idee der D. völlig unbekannt war. Erst nach dem epochemachenden Auftreten von Descartes, Galilei, Torricelli und Kepler war die Möglichkeit gegeben, zur Erfindung der D. zu gelangen, deren Grundlage die Erkenntnis von dem Zusammenhang der dabei in Mitwirkung gezogenen Naturerscheinungen ist. Torricelli's Beweis von der Schwere der Luft und die staunenerregenden Versuche Otto v. Guericke's mit der Luftpumpe erweckten das Verlangen, den Luftdruck industriell zu verwerthen, und nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es endlich auch dem Marburger Professor Dionysius Papin, eine Vorrichtung anzugeben, mittels welcher auf einfache Weise ein leerer Raum gewonnen werden kann. Er konstruirte einen oben offenen Hohlcylinder von kreisförmigem Querschnitt und brachte in demselben einen Kolben an, welcher, vollständig luftdicht schließend, in dem Cylinder auf- und abgleitet. In den Cylinder goß er ein wenig Wasser und trieb den Kolben, welcher zu diesem Zweck eine kleine Oeffnung besaß, bis auf den Wasserspiegel nieder. Dann verschloß er die Oeffnung im Kolben und erhitzte den Cylinder. In dem Maß, wie sich hierbei Dampf entwickelte, wurde der Kolben durch ein Gegengewicht, welches an einem über Rollen laufenden Seil hing, in die Höhe gezogen, bis er seinen höchsten Stand im Cylinder erreicht hatte. Alsdann wurde das Feuer entfernt, und nun trat alsbald durch Abkühlung Kondensation des Dampfs ein, und es entstand ein luftleerer Raum unter dem Kolben, so daß letzterer durch den Atmosphärendruck herabgetrieben wurde. Diese Vorrichtung wurde 1690 bekannt gemacht; doch fand der neue Gedanke wenig Anerkennung, und nach vielen Bemühungen, seine Erfindung zu verbessern, gab sie Papin selbst auf. 1698 hatte sich der Bergwerksbeamte Savery in England einen Apparat zum Heben von Wasser und zur Bewegung von Arbeitsmaschinen patentiren lassen, welcher oben beschrieben und abgebildet ist (Fig. 2). Diese einfache Vorrichtung genügte aber dem Zweck keineswegs und blieb auch sehr mangelhaft, als Savery, um eine kontinuirliche Wirkung zu erzielen, zwei Saug- und Druckgefäße D anwandte, die sich abwechselnd füllten und entleerten. Papin, welcher 1705 durch Leibniz von dieser Maschine gehört hatte, beseitigte den größten Uebelstand bei derselben, indem er das Gefäß D cylindrisch gestaltete und zwischen Dampf und Wasser einen Kolben einschaltete, der die nutzlose Kondensation des Dampfes durch das kalte Wasser wenigstens theilweise verhinderte. Das gehobene Wasser ließ er auf ein Wasserrad fließen, welches dadurch in Rotation versetzt wurde. Papin scheint diese Maschine auf einem von ihm konstruirten Dampfschiff, welches 1707 auf der Fulda gelungene Probefahrten machte, benutzt zu haben; viel größere Erfolge aber errangen der Schlosser Newcomen und der Glaser Cawlay in Darmouth (Devonshire), welche zwar die Ideen von Savery und Papin benutzten, aber durch schnellere Kondensation des Dampfes die Maschine wesentlich verbesserten. Sie nahmen zuerst 1705 in Gemeinschaft mit Savery ein Patent, »um unter den Kolben geführten Dampf zu kondensiren und eine abwechselnde Bewegung durch seine Verbindung mit einem Hebel hervorzubringen«. Sechs Jahre später blieb das Patent Newcomen allein überlassen, und unter seinem Namen ist die oben beschriebene, erste praktisch brauchbare Maschine (Fig. 3) in die Praxis eingeführt worden. Im Jahr 1712 wurde sie durch die Einspritzung von Wasser in den Kolben sehr wesentlich verbessert; Potter verband die Handgriffe der Hähne, welche die Zuleitung von Wasser und Dampf regeln, durch Schnüre mit bewegten Theilen der Maschine und schuf so die selbstthätige Steuerung, welche 1718 durch Brighton wesentlich verbessert wurde. Eine Newcomen'sche Maschine wurde zuerst 1712 zum Fördern von Wasser aus einer Steinkohlengrube zu Griff in Warwickshire in Gang gebracht, und bei allen Mängeln bot dieselbe doch so viele Vortheile, daß sie noch 1836 in Deutschland mehrfach zu finden war; ja, in England soll sie sich an einzelnen wenigen Stellen bis heute erhalten haben. Smeaton benutzte die Newcomen'sche Maschine auch zum Treiben von Cylindergebläsen und Mühlwerken, und Fitzgerald versuchte 1758 die schwingende Bewegung des Balanciers mittels Zahnräder und Sperrwerke auf eine Welle mit Schwungrad zu übertragen. Bis 1770 erhielt sich die D. wesentlich auf diesem Standpunkt, und es war James Watt, einem der eifrigsten Schüler von Black, dem Begründer der Lehre von der freien und gebundenen Wärme, vorbehalten, sie durch die glänzendsten Erfindungen auf eine ungleich höhere Stufe und zu einem solchen Grade der Vollkommenheit zu bringen, daß man selbst bis auf den heutigen Tag nicht im Stande gewesen ist, größere, bedeutsamere und sehr wesentliche Verbesserungen in den Haupttheilen der Maschine anzubringen. Watt war der Schöpfer der D. von der Form und

Einrichtung, wie sie jetzt allgemein benutzt wird. Bei seiner ersten, 1768 erbauten Maschine bewirkte der Dampf den Niedergang des Kolbens, während er durch Gegengewichte wieder in die Höhe gezogen wurde; die Kondensation fand in einem eigenen Gefäß, dem mit der Luftpumpe verbundenen Kondensator, statt; der Druck der Atmosphäre auf den Kolben wurde vollständig ausgeschlossen und der Cylinder, um ihn vor Abkühlung zu schützen, mit einem Mantel umgeben. Schon 1769 ersann Watt eine wichtige Verbesserung, welche in der Absperrung des Dampfs, bevor noch der Kolben seinen Weg völlig zurückgelegt hatte, bestand. Bei dieser Expansionsmaschine, die aber erst 1778 ausgeführt wurde, gelangte also der Kolben allein durch die Expansivkraft des Dampfs an das Ende seines Wegs, und der dadurch erzielten Ersparung an Dampf entsprach natürlich auch eine Ersparung an Brennmaterial. 1778 und 1779 kam Watt auf den Gedanken, Kurbel, Lenkstange und Schwungrad auch bei der D. anzuwenden; da er aber mit der Sicherung durch ein Patent zögerte, so kamen ihm andere zuvor, und er sah sich lange auf die von ihm erfundene Sonnen- und Planetenradanordnung beschränkt. Im Jahr 1774 hatte er dem Unterhaus die Zeichnung einer doppelt wirkenden D. vorgelegt, und 1782 brachte er eine solche zur Ausführung. Zwei Jahre später erfand er das Parallelogramm, und gleichzeitig ließ er sich die Anwendung des Centrifugalpendels patentiren, dessen man sich schon früher bei englischen Windmühlen bedient hatte. Durch alle diese Verbesserungen war die D. über die einseitige Verwendung in den Bergwerken hinausgehoben; es war ihr ein neues, unabsehbares Feld eröffnet, und bald bürgerte sie sich nun auch in Baumwollspinnereien, Bierbrauereien, Mühlen, Walzwerken ꝛc. ein. Ungemein schnell verbreiteten sich die Dampfmaschinen auf den britischen Inseln; Watt hatte sich 1769 mit Boulton associirt, und aus ihrer Fabrik in Soho bei Birmingham gingen die ersten Dampfmaschinen hervor. Im Jahr 1776 wurde die erste große Maschine von 50 Zoll Kolbendurchmesser für ein Wasserpumpwerk bei Tipton in Staffordshire geliefert, 1778 eine ähnliche von 58 Zoll für Ketley in Shropshire. Die erste D. für die Manchester-Baumwollspinnerei lieferte Watt 1782 an Arkwright. Schon 1810 wurde die Zahl der in Großbritannien arbeitenden Dampfmaschinen auf 5000 geschätzt. In Frankreich baute Perier 1780 die erste D. nach Watts System, aber 1810 zählte man erst 200 Dampfmaschinen. In Preußen wurde die erste D. 1788 in Tarnowitz zum Wasserheben aufgestellt. Die zweite folgte 1822 in der Berliner königl. Porzellanmanufaktur, und erst von 1830 datirt die allmählig zunehmende Verwendung der Dampfkraft. Hannover erhielt 1832, Würtemberg 1841 die erste D. Die alte, einfach wirkende Maschine Watts wurde namentlich in den Bergwerken von Cornwall zum Heben der Grubenwässer angewandt, im Lauf der Zeit vielfach vortheilhaft ausgebildet und ist noch gegenwärtig als **Cornwall-Maschine** bekannt und gebräuchlich; doch baut man sonst allgemein nur doppelt wirkende Maschinen, und auch diese sind durch zahllose Modifikationen sehr wesentlich umgestaltet worden. Schon 1799 ersetzte **Murdock** in der Soho-Fabrik die Ventile der Steuerung durch einen Schieber, und **Murray** in Leeds führte den Muschelschieber und die excentrische Scheibe ein und lieferte die erste D. ohne Balancier. Frühzeitig traten auch die Bemühungen hervor, eine rotirende Bewegung ohne Zwischenmittel zu erhalten, und in der Specifikation von Watts drittem Patent (1782) findet sich die Anordnung einer D. mit rotirendem Kolben; eine andere rotirende D. mit zwei Drehkolben ließ sich Murdock 1799 patentiren. Alle Watt'schen Maschinen waren Niederdruckmaschinen, welche mit Dampf von sehr geringer Spannung arbeiten. Sie erforderten deshalb sehr große Cylinder und gestatteten nicht die günstigste Ausnutzung der Wärme. Man benutzt deshalb gegenwärtig selbst bei der der Watt'schen Maschine noch am nächsten stehenden Dampfschiffmaschine höhere Dampfspannung und verwendet auch sonst allgemein sehr hoch gespannten Dampf. Watt selbst projektirte schon 1769 die Hochdruckdampfmaschine ohne Kondensator, führte sie aber nicht aus. Die erste wirklich brauchbare **Hochdruckmaschine** baute der Amerikaner **Evans** zum Betrieb einer Getreidemahlmühle, und in England wurde eine solche von **Trevithick** und **Vivian** 1802, zunächst nur als transportable Maschine, bald aber auch in vielseitigen anderen Anordnungen gebaut. Diese Maschine erinnerte lebhaft an den Vorschlag, welchen schon 1724 Jakob **Leupold** in seinem »Theatrum machinarum« gemacht und durch eine sehr genaue Zeichnung erläutert hatte, und neu war an derselben eigentlich nur die Vereinigung der zwei einfach wirkenden Cylinder Leupolds in einen einzigen doppelt wirkenden. Seit dieser Zeit kam die Hochdruckmaschine nicht wieder außer Gebrauch; die verhältnismäßig günstigen Resultate, welche sie lieferte, wurden zunächst Hauptveranlassung, daß man eine bereits 1781 von **Hornblower** versuchte Anordnung weiter ausbildete, nämlich Maschinen mit zwei Cylindern von verschiedener Weite, in denen der Dampf zunächst gegen den Kolben des kleinern, dann gegen den Kolben des größern Cylinders wirkte und zuletzt kondensirt wurde. Hornblower scheiterte mit seiner Idee an den Patentrechten Watts; dagegen lieferte **Woolf** 1804 nach dem Erlöschen des Watt'schen und des Hornblower'schen Patents Zweicylindermaschinen, welche mit hochgespanntem Dampf arbeiteten, eine sehr starke Expansion des Dampfs in Anwendung brachten und so günstige Resultate lieferten, daß sie bis heute eine immer steigende Verbreitung fanden. Der Wunsch, die D. möglichst zu vereinfachen und raumersparend einzurichten, führte zur Beseitigung des Balanciers und zur Konstruktion der **direkt wirkenden Maschinen**. Nach dem nicht ganz erfolgreichen Vorgang von **Cartwright** (1797) und **Murray** (1802) lieferte **Maudslay** 1807 derartige Maschinen von einer bis dahin unbekannten Symmetrie und Eleganz, welche überall großen Beifall ernteten. Eine weitere Vereinfachung lag in dem Ersatz der Lenkstange durch die Kolbenstange, welcher durch Anwendung schwingender (oscillirender) Cylinder ermöglicht wurde, deren hohle Dreharen zugleich die Kanäle für den aus- und eintretenden Dampf bildeten. **Murdock** führte 1785 eine derartige Maschine im Modell aus; praktische Anwendung fand sie aber erst 1820 durch **Cavé** in Paris und 1822 durch **Manby** in England. Direkt wirkende Maschinen mit unbeweglichem, liegendem Cylinder wurden zuerst 1801 von **Symington** gebaut; doch stand ihrer weitern Ausbreitung vorderhand das unbegründete Vorurtheil im Weg, daß sich die Cylinder einseitig ausarbeiten und die Kolben schwerer dicht zu erhalten sein würden. Erst nach 1831, wo Stephenson angefangen hatte, bei seinem

damaligen Dampfwagen ausschließlich Maschinen mit horizontalem Cylinder zu benutzen, kam man zu anderen Ansichten und freilich auch zu zweckmäßigeren Konstruktionen, und heute gehören die liegenden Maschinen zu den beliebtesten und bewährtesten. Die neueste Zeit hat namentlich eine sehr weit getriebene und glückliche Ausarbeitung aller Details gebracht; es sind zahlreiche neue Konstruktionen angegeben worden, und besonders hat sich der Erfindungsgeist auf die Expansionsvorrichtungen geworfen. In den allermeisten Fällen arbeiten die Dampfmaschinen gegenwärtig mit Expansion und Kondensation, und den größten Einfluß haben seit der letzten Pariser Industrieausstellung die Konstruktionsprincipien des Amerikaners Corliß gewonnen. Ein bedeutender Fortschritt liegt auch in der gelungenen Anwendung der Oberflächenkondensation, und vielfach hat man mit Vortheil überhitzten Dampf angewandt.

Die ersten Maschinen, welche eine Leistungsfähigkeit von 100 Pferdekräften besaßen, erregten großes Aufsehen, während man gegenwärtig sehr viel größere Maschinen mehrfach in Betrieb gesetzt hat. Zur Trockenlegung des Haarlemer Meers wurden drei Woolf'sche Dampfmaschinen aufgestellt, deren Cylinder je 2,2 und 3,76 Meter Durchmesser hatten, mit 350 bis 500 Pferdestärken arbeiteten und pro Kolbenschub mittels Pumpen von 3 Meter Hub 66 Kubikmeter Wasser durchschnittlich 5 Meter hoch hoben. Diese Maschinen haben in zehn Jahren 45,000 Acres Land trocken gelegt und im ganzen etwa 8000 Mill. Kubikmeter Wasser fortgeschafft. Das englische Schiff Leviathan erhielt für den Räderbetrieb eine viercylindrige D. von ca. 1200 Pferdestärken und zum Schraubenbetrieb gleichfalls eine viercylindrige Maschine, die 2500 Pferdestärken entwickeln soll. Die Maschinen des Panzerschiffs »König Wilhelm« aber besitzen 8664 Indikatorpferdekräfte. Man hat die Gesammtstärke aller Dampfmaschinen der Erde vor 10 Jahren (wohl etwas zu hoch) auf 15 bis 20 Mill. Pferdestärken geschätzt; dies ist etwa 30mal soviel als die absolute Arbeitsstärke, welche der Rhein vom Bodensee bis zum Meer entwickelt; dagegen ist die Arbeitsstärke des Niagara auf einer kurzen Strecke seines Laufs (Stromschnellen und Fall) zu 12,5 Mill. Pferdestärken, d. h. zu etwa 0,66 der Stärke sämmtlicher Dampfmaschinen der Erde, geschätzt worden. Alle diese Maschinen, um den Niagarafall geschart, würden bei 16stündiger täglicher Arbeit kaum im Stande sein, dessen Wassersturz wieder auf die Höhe der Stromschnellen zu schaffen. Erscheint bei solchem Vergleich die benutzte Dampfkraft geringfügig, so zeigt doch eine andere Betrachtung sehr bald, welche eminente Bedeutung sie für die Menschheit besitzt. Die 1000 Mill. Menschen, welche auf der Erde leben, würden im günstigsten Fall 70 Mill. Arbeiter stellen können, und diese würden bei täglich 12stündiger angestrengter Arbeit noch nicht ganz 12 Mill. Pferdestärken, also etwa 0,66 von dem, was die Dampfmaschinen leisten, repräsentiren. Da nun aber thatsächlich noch nicht 7 Mill. Menschen industriell arbeiten, so haben die Dampfmaschinen schon jetzt die wirklich geleistete industrielle Arbeit des Menschengeschlechts sehr weit überholt. Leider stehen aber auch unsere besten Dampfmaschinen in der Ausnutzung der durch Verbrennung der Kohle erzeugten Wärme noch auf sehr niedriger Stufe, und jene Leistung wird daher nur mit einem verhältnismäßig ganz enormen Aufwand von Brennmaterial erzielt. Nach den exaktesten Bestimmungen können durch die Wärmemenge, welche die Temperatur von 1 Kilogr. Wasser von 0° um einen Grad zu erwärmen vermag, 424 Kilogr. auf 1 Meter Höhe gehoben werden. Eine Wärmeeinheit gibt also, wenn keine Verluste stattfinden, eine Arbeit von 424 Kilogrammmeter. Nun entwickelt 1 Pfd. Steinkohle bei der Verbrennung 6000 bis 7000 Wärmeeinheiten und enthält also theoretisch ein Arbeitsvermögen von 6000 . 424 = 2,544,000 Kilogrammmeter. Die besten Dampfmaschinen geben aber von 1 Pfd. Kohle nicht mehr als 405,000 Kilogrammmeter oder etwa 16 Proc. Die alte Savery'sche Maschine gab nur 0,25 Proc. Nutzleistung, der Fortschritt ist also sehr bedeutend; aber unsere übrigen Kraftmaschinen erreichen einen Wirkungsgrad von 0,75, und man hätte also die Dampfmaschinen um das Fünffache zu verbessern, wenn sie diesen gleichkommen sollten. Dazu ist nun aber keine Aussicht vorhanden, weil von der erzeugten Wärme außerordentlich viel verloren geht und verloren gehen muß. Dagegen hat man wissenschaftlich nachgewiesen, daß sich der Nutzeffekt auf 20 bis 25 Proc. bringen läßt, und es ist zu hoffen, daß es einer nicht zu fernen Zukunft gelingen werde, diesem Werth sich zu nähern.

Die D. hat auf die gesammte Industrie einen ungeheuren Einfluß ausgeübt, ja sie hat dieselbe gewissermaßen erst geschaffen, indem sie den Gewerben eine Vergrößerung des Arbeitsvermögens bot und sofort eine bedeutende Erhöhung der Leistungen hervorbrachte. Sie veranlaßte eine Verbesserung der Werkzeuge, welche durch sie in Bewegung gesetzt wurden, und führte zur Erfindung neuer Arbeitsmaschinen, durch deren vorzügliche Produkte sie selbst wieder an Vollendung gewann. An der Erfindung der D. haben alle Nationen Antheil, aber vor allen hat England mit erstaunlicher Rührigkeit die Verwerthung der neuen Idee betrieben. Der gesammte Maschinenbau lag anfangs fast ausschließlich in seinen Händen, und erst allmählich gelangte Frankreich und noch später Deutschland zu selbständiger Bethätigung. In der Folge sind viele sehr wesentliche Vervollkommnungen in beiden Ländern ersonnen worden, und der Maschinenbau hat sich auch in ihnen schnell zu hoher Blüte entfaltet. Cavé in Paris und Borsig in Berlin müssen als die hervorragendsten Industriellen auf diesem Gebiet genannt werden. Auch Amerika hat sich an der Entwickelung des Maschinenwesens lebhaft betheiligt und sich dabei durch eine originelle Auffassung der Konstruktionen hervorgethan. Wenn aber England seine Führerschaft in der neuesten Zeit mehr und mehr verloren hat, so verdankt es dies hauptsächlich der mindern Berücksichtigung wissenschaftlicher Hülfsmittel. Die D. ist Schritt für Schritt mit dem Fortschreiten der Wissenschaften ausgebildet worden; sie hat auch durch die neuesten Forschungen in der Physik gewonnen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die neue Wärmelehre die D. oder allgemeiner die Wärmemaschine in neue, von den gegenwärtigen aufs vortheilhafteste sich unterscheidende Bahnen leiten werde. In Deutschland und Frankreich ist die wissenschaftliche Seite der D. mit besonderem Eifer gepflegt worden, und Poncelet, Navier, Pambour, Redtenbacher haben sich in dieser Hinsicht große Verdienste erworben.

Ueber die Zahl und Stärke der gegenwärtig in Betrieb befindlichen stationären Dampfmaschinen, Lokomotiven und Seedampfer liegen nur sehr ungenügende, zum Theil veraltete Angaben vor. In seiner »Statistik der Dampfkessel u. Dampfmaschinen« (Berl. 1874) gibt Engel folgende Zusammenstellung:

Digitized by Google

Länder	Stationäre Maschinen			Lokomotiven			Schiffsmaschinen (1872)			Sämmtliche Maschinen	
	Jahr	Zahl	Pferdekräfte	Jahr	Zahl	Pferdekräfte	Zahl der Seeschiffe	Tonnengehalt der Seeschiffe	Pferdekräfte (auf je 8 T. 1 effekt. Pf.)	Zahl	Pferdekräfte
Großbritannien . .	1871	40,000	938,405	1870	9379	1,875,000	3061	2,824,421	534,563	52,440	3,326,281
Dänemark	—	—	—	1865	39	7800	71	34,498	6898	—	—
Norwegen	—	—	—	1871	34	6500	38	41,602	8320	—	—
Schweden	—	—	—	1872	135	27,500	143	53,327	10,664	—	—
Rußland	—	—	—	1873	2754	556,500	114	67,522	13,504	—	—
Oesterreich	—	—	—	1871	2043	409,600	91	46,553	16,899	—	—
Ungarn	—	—	—	1869	506	111,200	—	—	—	—	—
Schweiz	—	—	—	1868	226	45,200	—	—	—	—	—
Zollverein	1861	10,113	184,654	1871	5927	1,185,400	225	171,039	33,210	16,165	1,403,264
Niederlande . . .	—	—	—	1872	331	66,200	95	73,315	14,546	—	—
Belgien	1860	4410	99,601	1870	371	55,544	42	30,444	6088	9340	293,703
Frankreich	1869	27,041	325,507	1869	4938	412,044	375	—	62,827	32,891	864,378
Portugal	—	—	—	—	—	—	17	14,536	2906	—	—
Spanien	—	—	—	—	—	—	203	138,765	27,734	—	—
Italien	—	—	—	1872	1173	234,400	103	65,045	17,086	—	—
Griechenland . . .	—	—	—	—	—	—	8	3390	618	—	—
Vereinigte Staaten	1870	40,191	1,215,711	1872	13,680	2,506,000	408	488,040	96,608	53,134	3,818,319
Aegypten	—	—	—	1870	212	42,400	25	18,716	3937	—	—
Indien	—	—	—	1872	1322	264,600	—	—	—	—	—

Vgl. »Abhandlung der königlich preußischen technischen Deputation für Gewerbe, 1. Theil: Geschichte der Dampfmaschinen« (Berl. 1826); Farey, **A treatise on the steam engine. Historical, practical and descriptive** (Lond. 1827); Arago, Zur Geschichte der Dampfmaschinen (deutsche Ausgabe der »Sämmtlichen Werke«, Bd. 5, Leipz. 1856); Bernoulli, Handbuch der Dampfmaschinenlehre (5. Aufl., Stuttg. 1865); Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 1 (Braunschw. 1862); Weisbach, Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik, Bd. 2 (5. Aufl., das. 1875); Scholl, Führer des Maschinisten (8. Aufl., das. 1873); Emsmann, Die D. (Leipz. 1858); Schmidt, Die Fortschritte in der Konstruktion der Dampfmaschinen 1854–63 (das. 1862–64, 3 Bde.); Neumann, Die stationären und lokomobilen Dampfmaschinen und Dampfkessel (2. Aufl., Weim. 1874); Redtenbacher, Resultate für den Maschinenbau (5. Aufl., Heidelb. 1870).

Dampfmesser, s. Manometer.

Dampforgel, eine von dem Amerikaner A. S. Donnay erfundene Orgel, die durch Dampf in Bewegung gesetzt wird. Auf eine starke Dampfröhre, welche mit einem Dampfkessel in Verbindung steht, ist eine Anzahl nach der Tonleiter gestimmter Dampfpfeifen aufgeschraubt. Jede dieser Pfeifen ist mit einem Ventil, auf welches eine Feder wirkt, verschlossen. An dem Ventil sind Drähte befestigt, welche durch Hebel auf einer Seite mit Tasten verbunden sind, auf der andern mit einer drehbaren Stiftwalze in Kommunikation gesetzt werden können, so daß man entweder Melodien ableiern, oder nach Belieben auf der Klaviatur spielen kann.

Dampfpfeife, eine Pfeife, welche durch Dampf zum Ansprechen gebracht wird. Das Dampfrohr ist an seiner Mündung mit einer kreisrunden Scheibe versehen, so daß der Dampf nur am Rande des Rohrs durch eine feine ringförmige Spalte entweichen kann. Der Spalte gegenüber befindet sich in geringem Abstande der Rand einer Glocke, und indem der Dampf sich an dem scharfen Glockenrand stößt und sich nach innen und außen zertheilt, geräth die Glocke in Vibrationen und erzeugt den bekannten durchdringenden Ton. Dampfpfeifen sind an Dampfmaschinen und als Warnungsapparate an Dampfkesseln in Gebrauch.

Dampfpflug (s. die Tafel), mechanische Vorrichtung zur Beackerung des Bodens mit Hülfe der Dampfkraft. Die Ausbildung der Dampfpflüge bis zur praktischen Brauchbarkeit datirt aus der Zeit von 1850 an, indeß hatte man sich schon lange Zeit vordem um die Konstruktion des Dampfpflugs bemüht; ja, selbst vor Erfindung der Dampfmaschine beschäftigten sich einzelne mit der Herstellung von Bodenbearbeitungsgeräthen, welche ohne Spannvieh, wahrscheinlich durch die Kraft des Windes, in Bewegung gesetzt werden sollten. So ließen sich z. B. David Ramsey und Thomas Wildgoose 1618 eine Maschine patentiren, welche ohne Anwendung von Spannvieh pflügen, düngen und säen sollte. Der Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, kam sofort auf den Gedanken, einen D. zu konstruiren, der freilich in damaliger Zeit keinen Erfolg erringen konnte. Ebensowenig gelang dies zahlreichen späteren Konstrukteuren bis in die neueste Zeit.

Alle bisher konstruirten Dampfpflüge lassen sich im wesentlichen in zwei Gruppen theilen: 1) in solche, bei welchen die Betriebsmaschine mit den Bodenbearbeitungsinstrumenten über den Acker fährt, und 2) in solche, bei welchen der Motor während der Bearbeitung des Bodens stillsteht und die Kulturinstrumente durch geeignete Seiltransmission in Bewegung setzt. Die erste dieser Gruppen hat manches Bestechende, namentlich die große Einfachheit und Billigkeit, dagegen den erheblichen Uebelstand, daß stets die schwere Masse der Zugmaschine mit bewegt werden muß. Auch ist es bisher noch nicht gelungen, dieselbe derartig zu konstruiren, daß sie gegen das Einsinken vollständig gesichert ist. Aus diesem Grund hat man heutigen Tags dieses System, welches noch im Jahr 1860 mit entschiedenem Beifall aufgenommen wurde, zu Gunsten des zweiten Systems gänzlich aufgegeben. Es läßt sich jedoch mit Sicherheit erwarten, daß bei weiterer Vervollkommnung der Straßenlokomotiven das direkte Dampfpflugsystem wieder in Aufnahme kommen wird. Die bekanntesten Ausführungen desselben waren die rotirenden Kultivatoren von Romaine und Usher; bei ersterem befanden sich die Grubberzinken auf einer von der Maschine in Umdrehung versetzten Trommel angeordnet. Die Arbeit des Romaine'schen Dampfpflugs war eine vortreffliche, der Boden wurde in vollkommener Weise bis zu beträchtlicher Tiefe gelockert. Andere, und zu diesen gehörte auch Usher, brachten komplete Pflugsätze mit Kolter, Schar und Streichbrett am Umfang der rotirenden Trommel an, womit sie jedoch keine Erfolge erzielen konnten. Eine ganz eigenthümliche Richtung erhielt aber die weitere

Digitized by Google

Fig. 1. Das Howard'sche

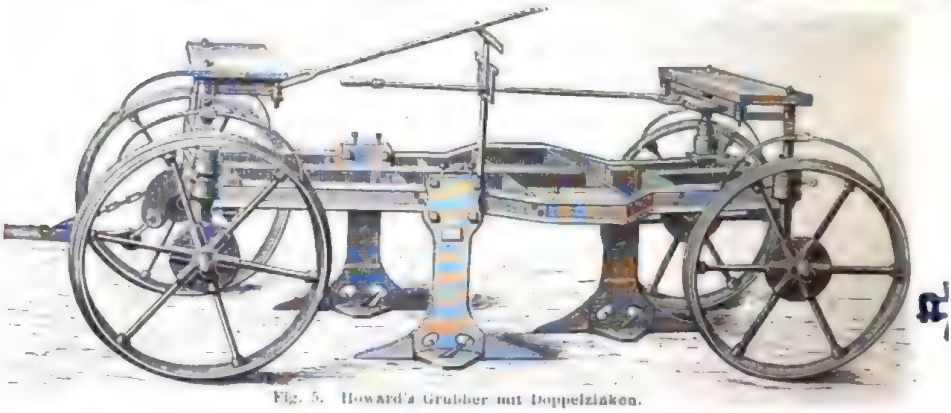


Fig. 5. Howard's Grubber mit Doppelzinken.

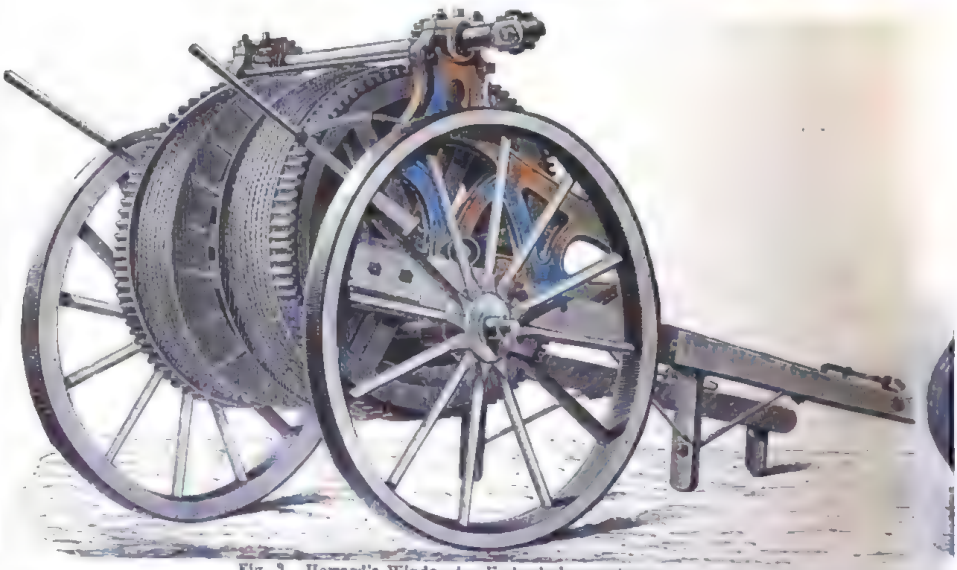
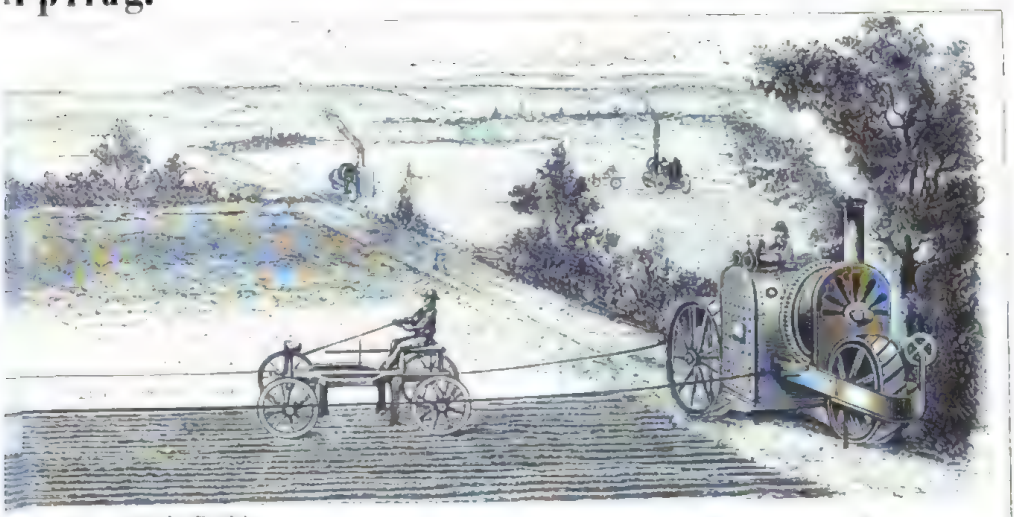


Fig. 3. Howard's Winde des Umkreiselungssystems.

Digitized by Google



ampfpflugsystem im Betrieb.

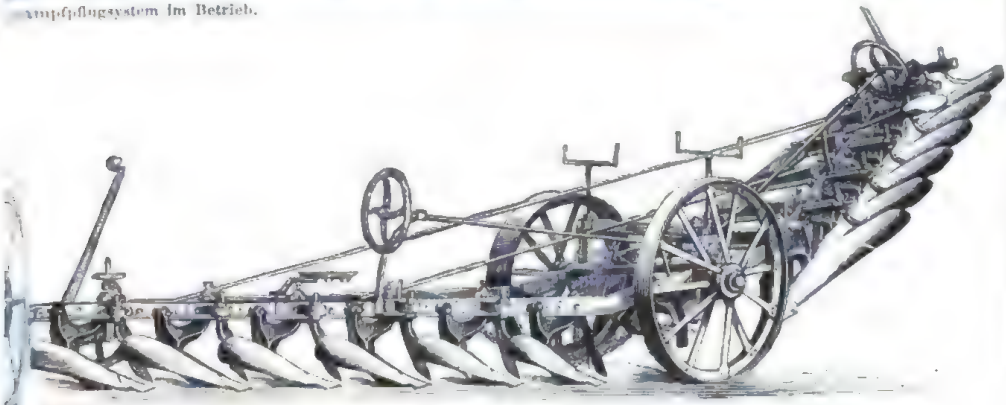


Fig. 4. Fowler's Balancirpflug.

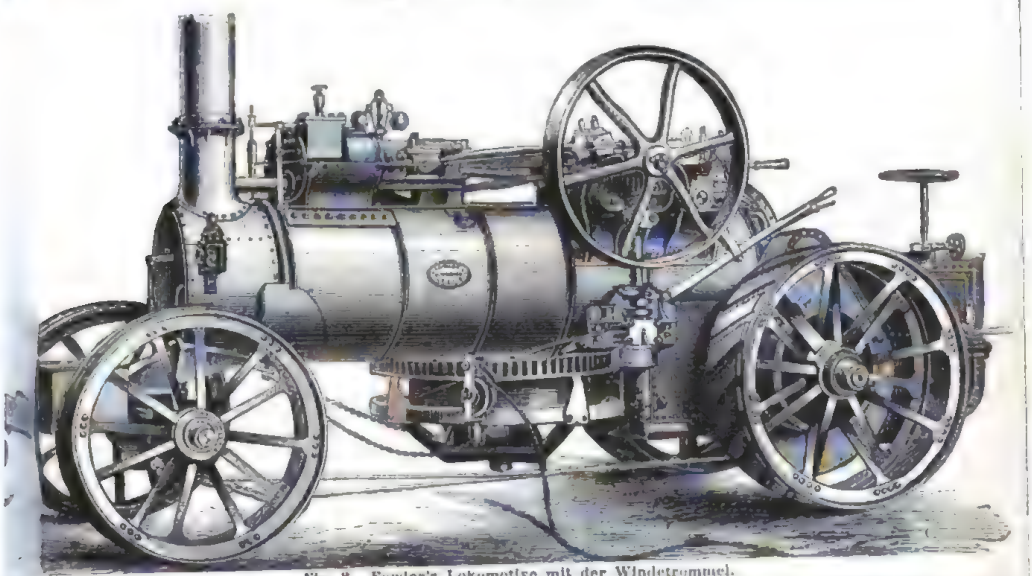


Fig. 3. Fowler's Lokomotive mit der Windetrommel.

Digitized by Google

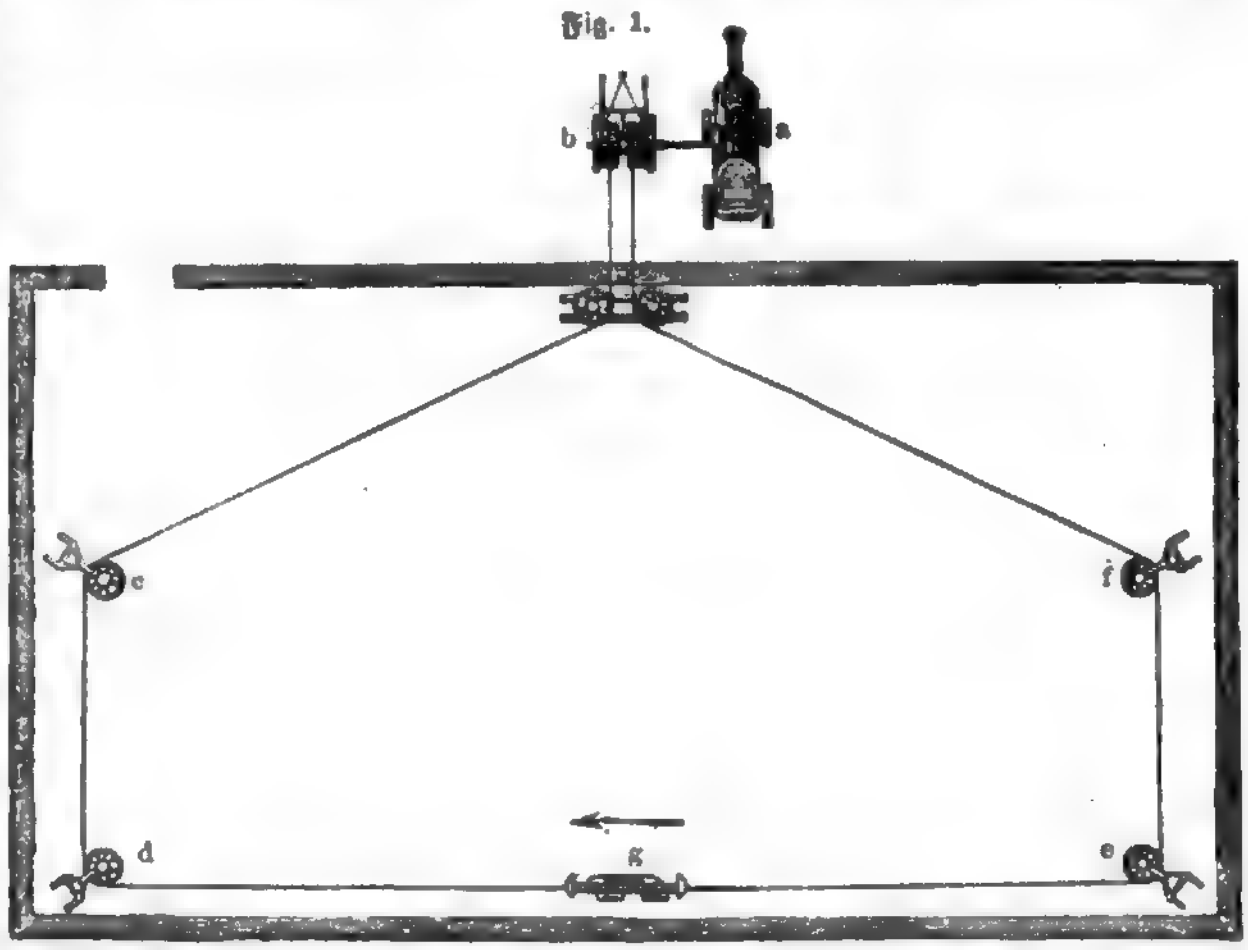
Digitized by Google

Ausbildung der Dampfpflüge durch den Engländer Haikett. Im Jahr 1857 trat derselbe mit einem System auf, welches im Princip die direkte Bewegung der Kulturgeräthe mittels der gleichzeitig fortbewegten Motoren beibehielt, die letzteren aber auf Schienen laufen ließ. Die Ackerstücke wurden in Abständen von 9 bis 18 Meter mit Schienen belegt, deren Befestigung auf einer gemauerten Unterlage erfolgte. Auf diesen bewegte sich, durch 4 bis 6 Räder getragen, eine Bühne, welche an jedem Ende mit einer Dampfmaschine armirt war. Dieselben setzten die Räder der Bühne in Umdrehung und veranlaßten so die Fortbewegung des Apparats. An demselben konnten durch die ganze Breite hindurch die Bodenbearbeitungsgeräthe, also Pflüge, Grubber, Eggen und Walzen, angebracht werden; der Erfinder ging sogar noch weiter und beabsichtigte, Säe- und Mähemaschinen mit seiner Bühne zu verbinden. Am Ende des Ackerstücks angelangt, sollte der Apparat mittels einer Schiebebühne auf den Nebenstrang gefahren werden, wo die Arbeit in umgekehrter Richtung fortgesetzt werden sollte. Dieses System erwies sich selbstverständlich in der Praxis als durchaus verfehlt und verschwand nach einigen Versuchen bald wieder vom Schauplatz. — Die zweite Gruppe von Dampfpflügen, bei welcher die Bewegung durch eine Drahtseiltransmission erfolgt, hat in der Praxis bessern Erfolg errungen. Wer der Erfinder derselben ist, möchte heutigen Tags schwer festzustellen sein. Bereits 1833 versuchte ein gewisser Heathcoat und nach ihm Lord Tweeddale und Lord Willoughby d'Eresby die Konstruktion derartiger Dampfpflüge, jedoch mit gänzlicher Erfolglosigkeit, und in gleicher Weise scheiterten viele späteren Versuche, welche sich eine ähnliche Aufgabe stellten. Erst zu Anfang der fünfziger Jahre nahm das System eine praktischere Gestaltung an und zwar, als sich Männer von außerordentlichem Talent, wie John Fowler, Smith-Woolston und James Howard, mit der weitern Ausbildung des Dampfpflugs beschäftigten. In gleicher Weise hat aber auch die Royal Agricultural Society of England zur Vervollkommnung des Apparats beigetragen, indem sie durch Aussetzung hoher Geldpreise das Interesse der Konstrukteure und der Landwirtschaft für den Gegenstand stets wach erhielt. Fowler führte auf der ersten Londoner Ausstellung 1851 seinen Drainpflug vor. Dieser originelle Apparat wurde durch ein starkes Hanfseil von einem Göpel aus in Bewegung gesetzt. Statt des Pferdegöpels wurde dann bald eine Lokomobile, statt des Hanfseils ein eisernes, in der Folge ein stählernes Drahtseil benutzt, und nun war es nur noch erforderlich, die Disposition und Anordnung der einzelnen Theile für den praktischen Gebrauch auszubilden.

Man muß berücksichtigen, daß auch in dieser Zeit, unmittelbar nach der ersten Londoner Ausstellung, die transportable Dampfmaschine, die Lokomobile, bis zur praktischen Brauchbarkeit vervollkommnet wurde, ein Umstand, welcher den Konstrukteuren der Dampfpflüge außerordentlich zu statten kam; denn sicherlich hat der Mangel einer gut konstruirten Lokomobile viel zum Scheitern der früheren Versuche beigetragen. Von den heutigen Tags in Anwendung befindlichen Systemen sind die wichtigsten folgende.

1) Das einfachste Dampfpflugsystem ist sicherlich das ältere Howard'sche, sogen. Umkreiselungssystem, welches in der nebenstehenden Fig. 1 dargestellt ist. Dasselbe ist zu gleicher Zeit von Howard und einem praktischen Landwirt, Smith-Woolston, ausgebildet worden. Der Betrieb des Kultivators erfolgt durch eine gewöhnliche Lokomobile

Fig. 1.



Dampfpflug: Howards Umkreiselungssystem.

a, wie solche in gleicher Weise zum Dreschen, Pumpen ꝛc. benutzt wird. Dieselbe steht außerhalb des zu bearbeitenden Ackerstücks und betreibt durch eine Kuppelungsstange mit Universalgelenken einen Windeapparat b, ebenfalls wie die Lokomobile transportabel angeordnet, in welchem sich zwei Windetrommeln befinden. Jede derselben kann durch passende Kuppelungen in und außer Verbindung mit der Lokomobile gebracht werden. Das Seil wird von den Trommeln durch Führungsrollen c, d, e und f nach der in der Zeichnung angegebenen Disposition geleitet. Die Rollen werden mittels Anker in dem Boden befestigt und durch den Zug des Seils vollständig eingezogen. Bei g ist der Kultivator, Pflug, Grubber oder Egge, eingeschaltet. Der Arbeitsmodus ist nun folgender: Wird von der Maschine die in der Zeichnung links befindliche Windetrommel in Bewegung gesetzt, so windet diese das Seil auf; der Kultivator bewegt sich somit von e nach d, in der Richtung des Pfeils. Bei d angelangt, wird diese Rolle um die Breite der gezogenen Furchen verstellt und die andere Seiltrommel in

Betrieb gesetzt. Hierbei windet diese das Seil auf; der Pflug bewegt sich also von d nach a, während das demselben nachfolgende Seil von der jetzt lose auf ihrer Axe befindlichen linken Seiltrommel ausgeworfen wird. Alsdann wird die Ankerrolle a um die Breite der gezogenen Furchen versetzt und so fortgearbeitet, bis das ganze von dem Seil umspannte Stück gepflügt ist. Dieses System gestattet übrigens mancherlei Modifikationen. Die Lokomobile kann z. B. anstatt in der Mitte an einer Seite stehen; das umspannte Ackerstück kann eine unregelmäßige Form besitzen, wobei es nur erforderlich ist, an den Ecken und Krümmungen Ankerrollen zu befestigen. Zum Betrieb gehören fünf Arbeiter: der Maschinenführer, ein Mann an der Winde, ein Mann auf dem Pflug und zwei Arbeiter an den Ankerrollen, außerdem zwei bis drei Jungen zur Beaufsichtigung der Seilträger. Beim Umstellen der Apparate auf ein neues Ackerstück werden die einzelnen Theile durch Spannvieh transportirt; die Aufstellung selbst nimmt bei mittelmäßig geübten Arbeitern etwa zwei Stunden Zeit in Anspruch.

2) Bei dem Fowler'schen Ankerwagensystem ist die Betriebsmaschine selbstbeweglich, also als Straßenlokomotive konstruirt. Während diese an dem einen Gelände ihren Platz nimmt, befindet sich an dem entgegengesetzten der Ankerwagen mit scharfen, tief in den Boden einschneidenden Rädern, welcher durch seine eigene Schwere, beziehentlich mit künstlicher Belastung, einsinkt und so dem Zug des Seils den gehörigen Widerstand entgegensetzt. Unter dem Kessel des Motors und ebenso in dem Ankerwagen befindet sich je eine Seilscheibe, über welche ein endloses Seil gelegt ist. Dieses bewegt sich, je nach der Bewegungsrichtung der Seilscheibe, so, daß der in dem Seil eingeschaltete Kultivator entweder zur Maschine, oder zum Ankerwagen hingezogen wird. Nach dem Ziehen einer Furchenreihe rücken beide Apparate, und zwar stets durch die Betriebskraft der Maschine, um die Breite der gezogenen Furchen vorwärts. Um ein Herunterfallen des Seils zu verhüten, ist die Scheibe an der Maschine als sogen. Klappentrommel konstruirt, d. h. sie besteht aus einer Anzahl Charnieren, welche das Seil festklemmen, so daß es nicht abrutschen kann. In neuester Zeit wendet Fowler anstatt des endlosen Seils ein auf zwei Windetrommeln aufgewundenes Seil an, während im übrigen der Ankerwagen beibehalten ist.

3) Das Zweimaschinensystem hat zur Zeit die meiste Verbreitung. An jedem Ende des Ackerstücks befindet sich, wie die Textfig. 2 darstellt, je eine Lokomotive mit einer unter dem Kessel angebrachten Windetrommel. Das Seil wird von beiden Trommeln nach dem Kultivator geführt, während dieser sich abwechselnd von der einen Maschine zur andern bewegt, so daß also diejenige Maschine, zu welcher der Pflug hingezogen wird, in Betrieb, die andere dagegen ausgelöst ist. Nach dem Anlangen des Pflugs bei der arbeitenden Maschine fährt diese stets um die doppelte Breite der gezogenen Furchen vor, der gewendete Pflug wird in die neue Furchenreihe eingesteuert, worauf der Betrieb der an der andern Maschine befindlichen Windetrommel eingerückt wird ꝛc. Die Aufstellung der Apparate kann bei diesem System in kürzester Zeit bewerkstelligt werden; die Länge des Seils ist im Vergleich zu der bei den anderen Systemen außerordentlich gering. Dieses System wird von verschiedenen Fabrikanten in Anwendung gebracht, gewöhnlich aber das Fowler'sche genannt, da sich gerade die specielle Anordnung dieses Erfinders am meisten bewährt hat. Es lag nahe, gleichzeitig mit den beiden Maschinen zwei Ackergeräthe in Bewegung zu setzen. Fig. 1 der Tafel zeigt eine solche Anordnung nach Howard; dieselbe hat jedoch in der Praxis wegen der erheblichen Komplikation nicht viel Verbreitung finden können.

Was die Kulturinstrumente der verschiedenen Dampfpflüge betrifft, so ist hier zunächst das bewährteste Muster derselben, der Fowler'sche Balancirpflug, zu erwähnen (s. Tafel, Fig. 4). In einem in der Mitte abbalancirten und drehbaren Gestell befinden sich auf jeder Seite schräg hinter einander 3—6 vollständige Pflugsätze, welche also gleichzeitig eine Reihe von Furchen ziehen. Das Gestell ist derartig abbalancirt, daß nur durch das Uebergewicht des Arbeiters, welcher auf jeder Seite des Apparats Platz nehmen kann, ein Senken der betreffenden Seite stattfindet, wodurch also die andere Seite, welche die Furchen nach entgegengesetzter Richtung ziehen würde, schwebend gehalten wird. Unter den Grubbern nimmt der Howard'sche mit Doppelzinken (s. Tafel, Fig. 5) den ersten Rang ein. Derselbe hat sich wegen seiner soliden Konstruktion und vortrefflichen Leistung überall bewährt. Fowlers Kultivator ist derartig eingerichtet, daß er durch den Zug der Maschinen umgewendet werden kann; er ist zwar komplicirt, arbeitet aber allgemein zur Zufriedenheit. In gleicher Weise wie die erwähnten Kultivatoren werden auch bei den Dampfpflügen Eggen, Walzen sowie Kulturmaschinen für bestimmte Zwecke, z. B. für die Baumwollkultur, zum Ausroden von Wurzeln, Drainpflüge und Säemaschinen, angewendet. In Fig. 2 der Tafel ist die Fowler'sche Lokomotive des Zweimaschinensystems mit der Windetrommel, in Fig. 3 die Howard'sche Winde des Umkreiselungssystems dargestellt.

Gehen wir jetzt zur Kritik der besprochenen drei Systeme über, so haben wir bei dem Howard'schen System zunächst den Vorzug der Einfachheit, der geringen Anschaffungskosten und den Umstand zu erwähnen, daß die gewöhnliche landwirtschaftliche Lokomobile als Motor dient. Dem gegenüber stehen jedoch nicht unbeträchtliche Nachtheile: geringe Leistung, namentlich gegenüber dem Zweimaschinensystem, Schwierigkeiten und große Zeitverluste beim Transportiren und Umsetzen auf ein neues

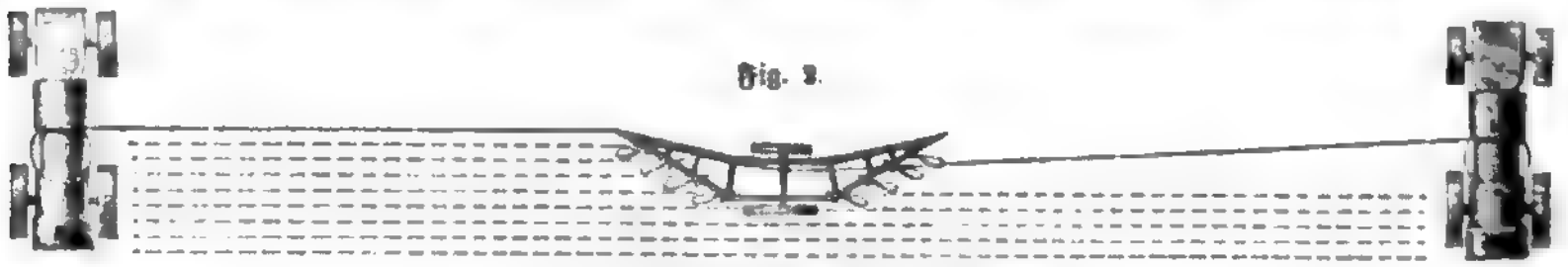


Fig. 2.

Dampfpflug: Zweimaschinensystem.

Ackerstück. Die Arbeit des Howard'schen Dampfpflugs ist selbstverständlich eine gleich gute wie die der anderen Systeme; es wird demnach wesentlich von den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen und namentlich von dem zur Verfügung stehenden Kapital abhängen, ob einzelne Besitzer (für das Mietpflügen oder für Dampfpflug-Genossenschaften ist dasselbe wegen der Schwierigkeit des Transports nicht geeignet) dasselbe oder eins der kostspieligeren, dafür aber auch leistungsfähigeren Systeme benutzen wollen. Das Fowler'sche Ankerwagensystem ist am wenigsten zu empfehlen. Der Ankerwagen ist durchaus keine vollkommene Maschinerie; in hartem Boden sinkt er nicht tief genug ein, so daß er dem Zug des Seils nicht den gehörigen Widerstand entgegensetzt. Der Apparat zum Vorwärtsbewegen desselben längs des Kopfendes des Feldes ist komplicirt und versagt leicht seinen Dienst; auch die Aufstellung der Apparate ist zeitraubend, wenn auch nicht in dem Maß wie bei dem Howard'schen D. Das Zweimaschinensystem ist unstreitig als das vollkommenste zu bezeichnen. Trotz des sehr hohen Preises findet es von Jahr zu Jahr immer weitere Verbreitung. Es besitzt den großen Vorzug, daß das Aufstellen der Apparate mit dem geringsten Zeitverlust von statten geht, und daß hierzu kein Spannvieh benutzt wird. Außerdem ist die quantitative Leistung erheblich höher als bei den älteren Systemen, ein Umstand, welcher für die meisten Verhältnisse dieses System zu dem in der Regel empfehlenswerthesten macht. Namentlich wo ein strenger, früh eintretender Winter zur zeitigen Einstellung der Pflugarbeit zwingt, ist man ausschließlich auf den Fowler'schen Zweimaschinendampfpflug angewiesen.

Bezüglich der Arbeit des Dampfpflugs in der Praxis haben sich als Vorzüge der Dampfbodenkultur herausgestellt, daß man unmittelbar nach der Ernte mit dem Umbrechen der Stoppelfelder beginnen kann, also in einer Zeit, in welcher in den meisten Wirtschaften weder Arbeiter noch Spannvieh zum Pflügen disponibel sind. Daß ein Boden, welcher unmittelbar nach der Ernte den wohlthätigen Einflüssen der Atmosphäre offen gelegt wird, eine ganz andere Beschaffenheit annimmt, als wenn er bis zum Spätherbst, wie dies sonst gewöhnlich der Fall ist, geschlossen liegt, bedarf keiner weitern Ausführung. Ferner ist zu berücksichtigen, daß das Festtreten des Bodens durch die breiten Hufe der Zugthiere gänzlich vermieden wird. Vier Ochsen am Pflug verursachen bei gewöhnlicher Breite der Furchen etwa 400,000 Fußtritte pro Hektar; der Boden wird hierdurch in einer Weise geknetet und gepreßt, daß man in der That darüber staunen muß, daß solcher Boden überhaupt noch Früchte trägt. Der wichtigste Vorzug der Dampfkultur besteht aber in der weitaus bessern Arbeit gegenüber dem Pflügen mit Spannvieh. Diese ist jetzt überall anerkannt, namentlich auf nassem Boden spricht sie sich aufs deutlichste aus. Schließlich ist noch zu berücksichtigen, daß man mit Einführung des Dampfpflugs einen Theil des Spannviehs abschaffen kann. All dieses zusammen ergibt bei rationeller Anwendung des Dampfpflugs eine größere Ernteſicherheit und höhere Ernteerträge. Letztere sind überall, und zwar oft in evidentem Maß, konstatirt worden, wo der D. mehrere Jahre hindurch in Betrieb war. Selbst erhebliche Mehrkosten, wie sie der Betrieb des Dampfpflugs gegenüber dem Spannpflug oft verursacht, werden hierdurch aufs reichlichste aufgewogen. Als Nachtheile des Dampfpflugs sind hauptsächlich die folgenden anzuführen: die Anschaffungskosten desselben sind außerordentlich hoch; einschließlich der Steuer und Fracht kostet der Fowler'sche Apparat mit zwei Maschinen in Deutschland ca. 17,000 Thlr., ein Betrag, welcher schwer von den einzelnen Wirtschaften aufgebracht werden kann. Man hat deshalb vielfach auf gemeinschaftliche Weise den D. beschafft oder auch mit gutem Erfolg ein Mietsystem eingeführt, wobei der Vermieter sich die Kosten des Pflügens pro Hektar nach einem vereinbarten Satze zahlen ließ. Ferner ist zu berücksichtigen, daß der D. nicht überall arbeiten kann. Ueberall, wo sich Terrainschwierigkeiten ergeben, wo sich viele und große Steine im Boden befinden, wo Baumstämme nicht vollständig ausgerodet sind, auf sumpfigem Ackerland, auf sehr kleinen Parcellen, ist der D. nicht zu gebrauchen. Das Entfernen der Steine, das Ausroden von Wurzeln, das Trockenlegen und Arrondiren der Aecker sind aber Meliorationsarbeiten, welche unter allen Umständen dem D. vorangehen müssen. Im übrigen ist noch hervorzuheben, daß öfters Betriebsstockungen durch Brüche an den Apparaten vorkommen, welche sich jedoch bei verständiger Behandlung nicht als so erheblich herausgestellt haben, wie man anfänglich vermuthete; schließlich müssen auch noch die unvermeidlichen Schwierigkeiten hervorgehoben werden, welche mit dem Anlernen der Arbeiter verbunden sind. Was die Leistung des Dampfpflugs betrifft, so muß voraus bemerkt werden, daß es sehr schwierig ist, feste Zahlen über die Leistung einer Maschine anzugeben, welche so vielen veränderlichen Einflüssen unterliegt wie der D. Nur ungefähr läßt sich annehmen, daß man im Stande ist, mit dem D. nach Howard'schem oder Fowler'schem Ankerwagensystem täglich 2—2,5 Hektar auf 26 Centim. Tiefe zu pflügen; in dieser Höhe stellt sich die Leistung als Mittelwerth einer großen Anzahl von Berichten. Weit günstiger erweist sich die Leistung bei dem Zweimaschinensystem. Die neueren Fowler'schen Dampfpflüge mit Maschinen von 14 Pferdekraft pflügen täglich 3,5—4 Hektar auf 36 Centim. Tiefe, 6,5 Hektar auf 26 Centim. Tiefe. Auch dieses sind nur Mittelwerthe, welche unter günstigen Umständen noch beträchtlich überholt werden. Für die Berechnung der Kosten läßt sich kein allgemein passendes Schema aufstellen; wesentlich werden dieselben von der Zeitdauer, in welcher der Apparat im Jahr in Betrieb ist, abhängen. Folgende Rechnung gründet sich auf die Resultate einer Anzahl in Deutschland angewendeter Dampfpflüge.

Rentabilitätskalkül eines 14pferdigen Fowler'schen Dampfpflugs. Anschaffungskosten 17,000 Thlr. Arbeitsdauer 100 Tage.

1) Tägliche Kosten beim Tiefpflügen auf 36 Centim. Tiefe. Leistung pro Tag 3,5 Hektar.

	Thlr.	Sgr.
Zinsen, 5 Proc. von 17,000 Thlr.	8	15
Amortisation und Reparaturen	25	15
Kohlen, 12 Ctr. pro Hektar à 10 Sgr.	14	–
Arbeitslöhne {125 Tage, 4 Mann à 20 Sgr. / 100 " , 2 Jungen à 10 " } = 400 Thlr.	4	–
Ein Gespann und Knecht zum Wasserfahren	4	–
Oel und Schmiere	1	–
Summa	57	–

Die Kosten pro Hektar betragen also 16 Thlr. 8 Sgr. 6 Pf.

2) Tägliche Kosten beim Flachpflügen auf 26 Centim. Tiefe. Leistung pro Tag 6,5 Hektar.

Digitiz Google

	Thlr.	Sgr.
Zinsen wie oben	8	15
Amortisation wie oben	25	15
Kohlen, 8 Ctr. pro Hektar à 10 Sgr.	17	10
Arbeitslohn wie oben	4	—
Wasserfahren	4	—
Oel und Schmiere	1	—
Summa	60	10

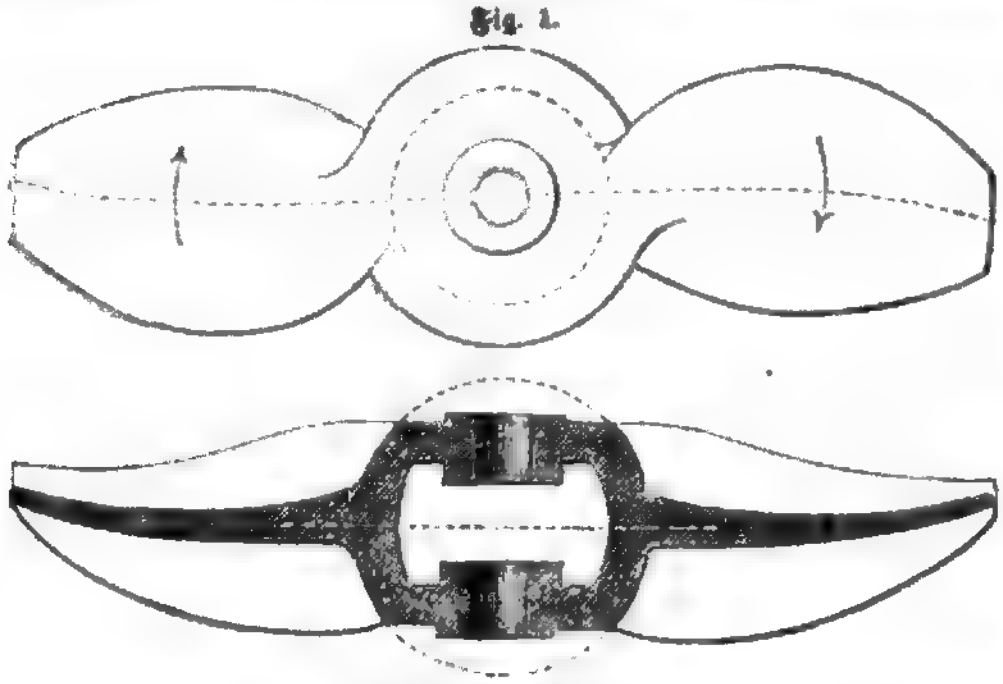
Die Kosten pro Hektar betragen also 9 Thlr. 8 Sgr. 3 Pf.

Bei der Vergleichung der Dampfkultur mit der Spannkultur müssen aber in erster Reihe die Ernteergebnisse in Betracht gezogen werden; denn die Schlußfrage kann nicht sein: was kostet ein Hektar mit Dampfkraft zu pflügen im Vergleich zum Pflügen mit dem Spannpflug? sondern: was bringt ein Hektar mit Dampfkraft gepflügten Ackers im Vergleich zu letzterem? Und diese Frage wird von der Praxis allgemein zu Gunsten des Dampfpflugs beantwortet. Ein Beispiel mag dies erläutern: Inspektor Ebermann berichtet über die Arbeitsergebnisse in einer rheinischen Rübenwirtschaft: »In der Verwaltung K. wurden ⅔ des Rübenlandes einmal auf 28,7 Centim. gegrubbert, und ich hatte hier pro Hektar 136 Ctr. Rüben mehr als auf dem in gewöhnlicher Weise bestellten Boden. In der Verwaltung H., wo etwa die Hälfte des Areals per Dampf gepflügt war, hatte ich pro Hektar 120 Ctr. Rüben mehr als auf der mit Spannvieh bestellten zweiten Hälfte. Auf einer andern Parcelle wurde der Boden 36 Centim. tief gepflügt und brachte pro Hektar 168 Ctr. mehr Ertrag als die übrigen im Herbst mit Ochsen gepflügten. Das Sommergetreide ist außerordentlich gut gerathen; ohne Ausnahme liefern die mit Dampfkraft bestellten Stücke 240—320 kleine Garben pro Hektar mehr.« In ähnlicher Weise sprechen sich sämmtliche vorliegenden Berichte aus; sie geben den Beweis, daß der D., wenn er auch sicherlich in Zukunft noch erhebliche Verbesserungen erfahren wird, doch jetzt bereits für viele Fälle mit außerordentlichem Vortheil in Anwendung gebracht werden kann. Er findet auch, nachdem zur Zeit ein gewisser Abschluß in der Konstruktion eingetreten ist, von Jahr zu Jahr immer ausgedehntere Verbreitung. Dennoch darf man sich in Betreff der Zukunft keine allzu sanguinischen Hoffnungen machen. Der Boden bietet in seinen mannigfaltig wechselnden Zuständen zu viele Hindernisse dar, welche in zahlreichen Fällen die Bearbeitung durch die stetig und gleichmäßig wirkende Dampfmaschine erschweren. Vgl. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 2 (Braunschw. 1865); Perels, Handbuch zur Anlage und Konstruktion landwirtschaftlicher Maschinen und Geräthe, Bd. 2 (Jena 1866); Derselbe, Die Dampfbodenkultur (Berl. 1870).

Dampfschiff (franz. Bateau à vapeur oder nur Vapeur, engl. Steamer, jetzt häufig auch Steam-ship, früher Steam-boat), ein Schiff, welches durch die Kraft einer in demselben befindlichen Dampfmaschine bewegt wird. Nach der Art des Motors, d. h. derjenigen Vorrichtung, welche, von der Maschine in Bewegung gesetzt, ihrerseits dem Schiff seine Bewegung ertheilt, zerfallen die Dampfschiffe in Raddampfer, Schraubendampfer (in Oesterreich Propellerschiff genannt) und Turbinendampfer. Bei den Raddampfern (Vapeurs à aube, Paddle-wheel steamer) bilden zwei meist durch eine gemeinsame Welle verbundene Schaufelräder, seltener ein einziges Schaufelrad den Motor. Die Are der Räder liegt quer zum Schiff und in der Mitte desselben, und während sie an ihren äußersten Enden die Treibräder trägt, wirkt auf ihren mittlern Theil die in den unteren Räumen des Schiffs befindliche Dampfmaschine. Die Schaufelräder gleichen im wesentlichen unterschlächtigen Wasserrädern. Jedes Schaufelrad besteht aus zwei parallel zu einander auf der Are sitzenden gewöhnlichen Rädern ohne Radkränze, deren schmiedeeiserne Speichen oder Strahleisen mit einander durch Diagonalverstrebungen verbunden sind. An die Enden von je zwei korrespondirenden Speichen ist eine viereckige, meist hölzerne Platte, die Schaufel, festgeschraubt, welche bei der durch die Dampfmaschine bewirkten Rotation des Rades in das Wasser eintaucht. Diese mit den Speichen fest verbundenen Schaufeln treten, besonders wenn sie etwas tief eintauchen, sehr schräg ins Wasser und verlassen es auch wieder in sehr schräger Richtung. Dadurch wird aber das Schiff im erstern Fall sehr erschüttert, und im zweiten wird zu viel Wasser in der Richtung des Radumfangs ohne Effekt mit fortgerissen. Man hat deshalb Schaufelräder (Patentschaufelräder, feathering wheels) konstruirt, bei welchen die Schaufeln nicht unbeweglich mit den Radspeichen verbunden sind, sondern sich um einen Zapfen in der Weise drehen, daß sie durch die Führung eines Excentriks von der Are aus beim Eintritt in das Wasser sowie beim Austritt aus demselben stets eine fast senkrechte Stellung annehmen. Da das Schaufelrad jedoch nur in der Peripherie, nicht aber in der Richtung der Sehne des eingetauchten Kreises eine gleichmäßige Geschwindigkeit hat, so tritt der diesem System anhängende Nachtheil ein, daß die Wurfgeschwindigkeit der Schaufel in der Richtung der Fortbewegung des Schiffs keine gleichmäßige ist. Dieser Nachtheil wird dadurch auf das geringste Maß gebracht, daß man den Durchmesser des Rades, der verlangten Geschwindigkeit des Schiffs angemessen, möglichst groß und die Schaufeln möglichst lang macht und nur so tief eintauchen läßt, daß nie mehr als drei Schaufeln zugleich sich im Wasser befinden, so daß, während die mittlere senkrecht steht, die beiden anderen eben nur eingetaucht sind. Nach einer andern Verbesserung werden die Räder so konstruirt, daß die Schaufeln, dem jedesmaligen Tiefgang entsprechend, kleine Verrückungen in radialer Richtung zulassen. Ganz allgemein betrachtet, lassen sich die Nachtheile und die Vorzüge der Schaufelräder im Folgenden zusammenfassen. Flußdampfschiffe erhalten durch die seitwärts weit herausragenden Schaufelräder eine sie zum Befahren schmaler Flüsse untauglich machende Breite, weshalb man sie bisweilen für schmale Kanäle so konstruirt, daß sie nur ein Rad besitzen, dessen horizontale Welle nicht breiter als das Schiff ist und hinter diesem in einer Gabel hängt, ähnlich wie das Rad an einem Schubkarren. Solche Schiffe sind aber nur von geringem Effekt. Ein anderer Nachtheil aller Raddampfer ist es, daß die Ruderräder gegen das Schiff stets dieselbe Lage behalten, gleichviel ob dasselbe stark oder schwach beladen ist, ob es nach der einen Seite überhängt oder nicht. Große Schiffe, welche weite Reisen machen, bedürfen für diese Reisen großer Brennmaterialvorräthe. Zum Beginn der Reise ist daher das Schiff schwer beladen, die Räder tauchen tief ein; später, nachdem die Kohlenvorräthe beträchtlich vermindert sind, greifen die Räder nur schwach ein, die fortbewegende Kraft ist somit stets veränderlich. Bei stürmischer See wird das Schiff bald rechts, bald links geneigt; dabei taucht bald dieses,

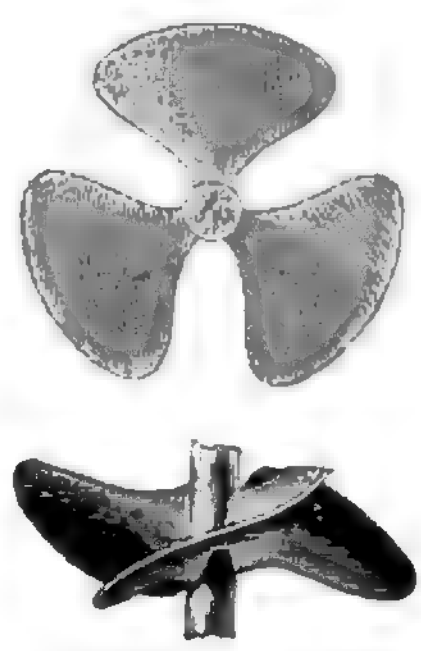
bald jenes Rad mehr oder weniger, oft eins allein in das Wasser, wodurch unvermeidlich ein sehr unruhiger Gang für die Maschine und somit für das ganze Schiff resultirt. Dabei leidet besonders die bei Schaufelrädern so wie so schon ungünstig gelagerte Triebaxe. Für den Kriegsdienst sind Raddampfer insofern untauglich, als bei ihnen der gesammte Treibapparat stets der Wirkung der feindlichen Geschosse ausgesetzt ist und somit dem Schiff durch einen einzigen Schuß seine Bewegungsfähigkeit genommen werden kann. Der Effekt der Ruderräder ist wegen der nur periodischen Wirksamkeit der einzelnen Theile ein ungünstiger. Bei gutem Wind, wo die Segel allein zur Bewegung des Schiffs hinreichen, setzen die Schaufelräder mit dem sie bedeckenden Radkasten dieser Bewegung einen sehr bedeutenden Widerstand entgegen. Diesen Nachtheilen steht als Vortheil nur gegenüber, daß die Raddampfer, namentlich wenn sie Patentschaufeln führen, welche in eine ähnliche Tiefe tauchen wie die Schraube eines gleich großen Schraubendampfers, einen größern Nutzeffekt erzielen, also schneller sind, weshalb die Engländer auch ihre neuesten Aviso's (dispatch vessels) als Raddampfer konstruirt haben. Auch kann bei diesen Fahrzeugen der ganze Treibapparat in seinem Zusammenhang mit der Maschine leicht übersehen werden, so daß man etwa erforderliche Reparaturen ohne Schwierigkeit anzuordnen vermag. Bei den überwiegenden Nachtheilen der Raddampfer kann es nicht auffallen, daß man schon früh das Schaufelrad durch einen praktischern Motor zu ersetzen suchte. Als solcher ist jetzt allgemein die Schraube im Gebrauch. Der Schraubenpropeller (engl. Screw-propeller, franz. Hélice propulsive) besteht aus zwei oder mehr schraubenartig gewundenen Flügeln, die in gleicher Entfernung von einander von einer Nabe ausgehen, durch deren Mittelpunkt, rechtwinklig zu der Stellung der Flügel, die Betriebswelle geht. Diese liegt in der Regel der Länge nach in der Mittellinie des Schiffs und trägt unmittelbar nach ihrem Austritt aus dem zu einer Buchse erweiterten Hintersteven den Propeller; derselbe liegt, um vollständig zu wirken, ganz unter Wasser, und während er dasselbe durch die schraubenartige Steigung seiner Flügel nach vorwärts greifend erfaßt, wirft er es in mehr oder weniger divergirenden Strahlen in entgegengesetzter Richtung als strudelnde Wassersäule wieder von sich. Das Schraubendampfschiff verlangt ein sehr scharf zulaufendes Hintertheil unter dem Wasser, damit der Zufluß der Wasserstrahlen zu dem Propeller mit Leichtigkeit stattfinde. Bei den meisten Schiffen befindet sich derselbe in einem Ausschnitte der hintern Schärfe derselben vor dem Steuer; mitunter befindet er sich auch des größern Effekts wegen hinter dem Steuer, ist dann aber sehr exponirt und der Beschädigung leichter ausgesetzt. Die Anzahl der gewundenen Schaufeln dieses Propellers ist verschieden. Anfangs wandte man deren nur zwei an. Es zeigte sich jedoch bald, daß drei bis vier Schaufeln das Schiff weniger erschüttern, da der Widerstand derselben dadurch im Wasser gleichmäßiger wird. Die großen französischen Panzerschiffe besitzen zum Theil sechs Flügel, wodurch die Gleichmäßigkeit des Ganges gesichert wird, während die Schraube dadurch zu breit wird, um aus der Axe ausgehoben und nach oben in einen im Hinterschiff ausgesparten Raum, den Schraubenbrunnen, aufgewunden werden zu können, was sehr vortheilhaft ist, wenn das Schiff bei gutem Wind nur segeln will, weil dann die Schraube keinen Widerstand im Wasser findet. Hierzu ist aber die zweiflügelige Form (wie bei den deutschen Kriegsschiffen) besonders vortheilhaft, da die Flügel auf- und niederstehend nur sehr schmal sind. Auch die Form der Schaufeln, sowohl in Bezug auf ihre Breite, wie auch auf die Neigung der gewundenen Fläche, ist verschieden. Im allgemeinen ist Regel geworden, daß mit der Größe des Durchmessers der Schraube die Breite der Schaufel abnimmt und mit der Schnelligkeit des Schiffs die Neigung der Schraubenlinie wächst. Obschon dieser »Propeller« schon seit ca. 35 Jahren in Gebrauch ist, so ist eine allen Zwecken entsprechende Normalkonstruktion der Flügel noch immer nicht festgestellt. Die vor etwa zehn Jahren von Griffith empfohlene und seitdem namentlich bei größeren Schiffen viel angewandte Form der Flügel nimmt nach den Enden hin in dem Verhältnis der größern Umfangsgeschwindigkeit an Breite ab und ist, namentlich bei größeren Schiffen, so eingerichtet, daß die Flügel verstellbar sind, so daß man denselben nach Belieben mehr oder weniger Steigung geben kann. Zu diesem Zweck ist die Nabe der Schraube hohl und erlaubt ein Lösen und Feststellen der Flügel von innen aus. Fig. 1 zeigt Vorderansicht, Profil und Ansicht einer Griffith-Schraube mit zwei festen Flügeln von oben. Man erkennt an derselben auch, daß die Nabe an ihrer Außenseite den mittlern Theil

Fig. 1.



Griffith-Schraube.

Fig. 2.



Dreiflügelige Schraube.

Digitized by Google

einer großen Kugel bildet, welche bekanntlich dem Wasser nur geringen Widerstand bietet. Eine auch häufig angewandte dreiflügelige Schraube zeigt Fig. 2. Immerhin bleibt der schraubenartig gewundene Flügel nur ein unvollkommenes Wurfinstrument, welches das Wasser in gewundenen, divergirenden Strahlen in Gestalt einer wirbelnden Wassersäule von sich wirft. Durch die Abweichung der Strahlen von einander wird die Wurfgeschwindigkeit des Wassers insofern beeinträchtigt, als ein Theil des geworfenen Wassers die Richtung seitwärts nimmt. Um dem so geworfenen Wasserstrahl mehr Schluß in sich selbst zu geben und den Seitenabfluß zu verhindern, hat Hirsch in London kürzlich ein Patent auf eine wiederum neue Konstruktion der Schraubenflügel genommen, deren gewundene Fläche sich zwar der Griffith-Form anschließt, die jedoch in der Endprojektion die Figur eines Kreisbogens erhält, der mit der konkav gekrümmten gewundenen Fläche das Wasser aufnimmt, wodurch das Divergiren der Strahlen verhindert wird und die erfaßte Wassermenge in mehr geschlossener Form zum Wurf kommt. Obschon die Hirsch-Schraube bei dem Rückwärtsgehen des Schiffs, wobei die konvexe Krümmung der Flügel gegen das Wasser tritt, nicht mehr leistet als die Griffith-Schraube, so hat sich ihre Konstruktion für die schnellere Fortbewegung des Schiffs, worauf es hauptsächlich ankommt, als die vortheilhafteste bewährt. Die Schraube, welche oft aus Gußeisen, bei Kriegsschiffen aus Gußstahl, Bessemerstahl oder Bronze angefertigt ist, befindet sich zwischen Schiff und Steuer und ist stets vollständig unter Wasser. Die Schraubenwelle wird an der Stelle, wo sie aus der Schiffswand tritt, durch eine sogen. Stopfbüchse geführt, welche die Drehung der Axe zuläßt, aber den Eintritt des Wassers in die Schiffsräume verhindert. Die Schraubenwelle besteht meist aus mehreren Theilen; ihr vorderes Ende wird von der Dampfmaschine gedreht, und ihr hinteres Ende trägt die Schraube. Auf der Welle sitzen vielfach koncentrische Ringe, welche in entsprechenden Vertiefungen des Lagers ruhen, um den von der Schraube hervorgebrachten Druck auf möglichst viele Flächen zu vertheilen. Als die Dampfschiffe in den Kriegsmarinen zuerst Verwendung fanden, hatte man zunächst nur Raddampfer, welche als leichte Schiffe dienten, während für die Führung rangirter Gefechte nach wie vor Segelschiffe, als feindlichen Schüssen gegenüber widerstandsfähiger, bestimmt waren. Nach dem Aufkommen der Schraube aber, welche sich anbringen läßt, ohne daß die Qualitäten als Segelschiff vermindert würden, erhielten die neuen Segelkriegsschiffe zunächst schwache Hülfsmaschinen und wurden, weil sie ihre volle Segeltakelage behielten, gemischte Schiffe genannt (vaisseaux mixtes, Linienschiffe dieser Art in Frankreich). Jetzt hat jedes Kriegsschiff, das für das Fechten bestimmt ist, eine starke Schraubenmaschine. Der Effekt der Schraube ist von dem Tiefgang des Schiffs unabhängiger als der des Rades, da die Schraube stets unter Wasser bleibt, wenn es auch einen Unterschied macht, ob die Schraube gegen das dichtere Wasser in der Tiefe oder nahe der Oberfläche arbeitet; auch ist die Wirkung ihrer Flügel auf das Wasser eine kontinuirliche, und die nachtheiligen Wirkungen, die beim Ein- und Austritt der Schaufelräder stattfinden, fallen bei der Schraube ganz weg. Zum Kriegsdienst eignen sich Schraubendampfer wegen der versteckten Lage ihres Treibapparats und, weil sie in ihrer ganzen Breitseite Raum für die Aufstellung von Geschützen geben, weit besser als Raddampfer. Dagegen ist die Schraube besonders gefährdet, wenn das Schiff in seichtes Fahrwasser geräth oder wenn das Wasser Treibholz führt. Sehr unvortheilhaft für etwaige Schäden und die zu ihrer Ausbesserung erforderlichen Reparaturen ist endlich die unzugängliche Lage der Schraube, die ein Auswechseln während der Fahrt meist unstatthaft macht.

Das Schraubensystem hat neuerdings insofern eine Vervollkommnung erfahren, als man jetzt vielfach Schiffe mit Zwillingsschrauben (engl. twin screws) baut, bei welchen nicht Eine Schraubenaxe in der Mittellinie des Schiffs liegt, sondern zwei solche in den Mittellinien der rechten und der linken Hälfte des Schiffs angebracht sind und, aus dem Schiff hinten hervorragend, beiderseits des Steuerruders je eine Schraube tragen. Diese Konstruktion hat auch bei Kriegsmarinen Eingang gefunden, und die größten englischen Breitseitenpanzerschiffe (Audacious ꝛc.) sind mit Zwillingsschrauben konstruirt. (Die Schwierigkeit, dem Kopf der Schraubenwellen mit dem Schiffskörper eine hinreichend starke Verbindung zu geben, läßt sich immer noch leichter überwinden als die Nachtheile einer Konstruktion mit zwei vollständig gesonderten Hinterschiffen neben einander, wie sie das in Bordeaux gebaute deutsche Panzerfahrzeug Prinz Adalbert und die englische Panzerkorvette Penelope hat, bei denen der Abstrom des Wassers sehr ungünstig ist und die Haltbarkeit des Schiffskörpers sehr angegriffen wird.) Ein Hauptvortheil des Zwillingsschraubensystems ist, daß der Bruch einer Welle noch nicht die Bewegungsfähigkeit des Fahrzeugs vernichtet, da man bei zwei Schraubenwellen immer noch mit der zweiten Schraube und einer verhältnismäßig nur wenig verminderten Geschwindigkeit die Fahrt fortsetzen kann. Außerdem werden durch Anwendung zweier Schrauben die Vibrationen vermindert, durch vermehrte Widerstandsfläche wird die Schnelligkeit der Schiffe vergrößert, die Anordnung der Maschinen wird erleichtert, und das Schiff selbst wird manövrirfähiger. Die größere Schnelligkeit dieser Schiffe kann aber nur durch verhältnismäßig größern Kostenaufwand gegenüber der Anwendung von nur einer Schraube mit gleicher Kraft erreicht werden, und ein anderer Nachtheil besteht darin, daß das Wasser nicht frei genug an den hinteren Wandungen des Schiffs vorbeigleiten kann, weil es durch die Arrangements für die Schrauben aufgehalten wird.

Außer den Rad- und Schraubendampfern existiren heutzutage noch einige Dampfschiffe, welche nach dem Turbinen- oder hydraulischen Reaktionssystem gebaut sind. Sie führen ihren Namen davon, daß bei ihrer ersten Konstruktion die Wirkung der schottischen Turbine als Vorbild gedient hat. Bei dieser wirkt bekanntlich der Druck einer natürlichen Wassersäule auf ein Rad, welches aus zwei in gleichlaufender Richtung gekrümmten, horizontal liegenden Röhren besteht, die nach dem Princip der hydraulischen Reaktion durch das Gewicht des seitlich ausströmenden Wassers in eine kreisende Bewegung versetzt werden, die der Richtung des Ausflusses entgegengesetzt ist. Bei den Turbinendampfern wird der Druck der natürlichen Wassersäule durch die Centrifugalkraft eines Wurfrades ersetzt, welches im Innern des Schiffs angebracht ist, durch die Dampfmaschine bewegt wird und das Wasser durch Röhren im Boden des Schiffs empfängt. Das

Wasser wird von dem Umfang des Rades aus in Kanälen nach zwei Knierohren geleitet, aus deren beweglichen, horizontal liegenden Ausflußschenkeln es mit großer Geschwindigkeit ausströmt. Da zur Erreichung des größten Effekts der freie Abfluß des Wassers soviel als möglich durch nichts behindert werden darf, so geschieht dieser Abfluß am vortheilhaftesten unmittelbar über der Oberfläche des äußern Fahrwassers horizontal in der Längenrichtung des Schiffs. Geschieht der Abfluß des Wassers in horizontaler Richtung nach hinten hin, so bewegt sich das Schiff vorwärts; werden die Abflußrohre so gedreht, daß der Ausfluß nach vorn hin stattfindet, so geht das Schiff rückwärts. Werden die Röhren in schräge Richtung gebracht, so geht das Schiff langsamer. Stehen die Röhren senkrecht, so steht das Schiff still, und werden die beiden Röhren einander entgegengesetzt gestellt, so dreht sich das Schiff um sich selbst. Die Geschwindigkeit des Schiffs wächst und fällt in dem Maß, wie der Sinus des Neigungswinkels an Größe zu- oder abnimmt, den das Abflußrohr gegen den Horizont annimmt. Infolge dieser Eigenschaften steht den Turbinenschiffen eine außerordentliche Lenkbarkeit zur Verfügung.

Aeußerlich unterscheidet sich die Bauart der Dampfer von der der Segelschiffe für das geübte Auge sehr wesentlich. Zwar verursacht, abgesehen von den Raddampfern, deren Schaufelräder von großen halbcylindrischen Radkästen (engl. paddle-wheel boxes) umschlossen sind, der Motor im Aeußern keine auffallende Veränderung, und man kann beim Schraubenschiff nur den Ausschnitt für die Schraube vor dem Steuerruder sowie beim Reaktionsdampfer nur die Ausflußrohre sehen. Aber der ganze Habitus des Dampfers ist ein anderer, auch abgesehen von dem Eisenblechschornstein, welcher oft einen kolossalen Durchmesser hat und bei Kriegsschiffen teleskopisch, zum Zusammenschieben eingerichtet ist, und von der Takelage, welche bei allen Raddampfern und auch bei den meisten Schraubendampfern der Handelsmarine viel schwächer ist und weiter auseinander stehende Masten hat als bei den Segelschiffen. Der Bau des Rumpfs ist beim Dampfer viel gestreckter als beim Segelschiff: letzteres ist etwa viermal so lang als breit, der Seedampfer ist fünf- bis sieben- und neuerdings oft zehnmal so lang als breit, der Flußdampfer sogar acht- bis sechzehnmal. Das Material, aus welchem die Dampfer gebaut werden, war früher ausschließlich Holz und ist jetzt fast ausschließlich Eisenblech, meist von 1 Centim. Dicke, wie ja neuerdings auch vielfach eiserne Segelschiffe gebaut werden, weil das dünne Eisen weniger wiegt als die dicke Holzwand, das Eisenschiff also mehr tragen kann. Ein Nachtheil des Eisens ist nur, daß es trotz aller Anstriche in heißen Klimaten zu leicht mit Seeerzeugnissen bewächst, welche die Schnelligkeit des Schiffs vermindern.

Für Berechnung der Maschinen beim Bau eines Dampfers muß der Widerstand bekannt sein, den das Schiff bei seiner Bewegung im Wasser erleidet. Im allgemeinen wächst der Widerstand mit der Größe des Hauptquerschnitts und mit dem Quadrat der Geschwindigkeit des Schiffs. Zur Bestimmung des Widerstands ist indessen das Produkt aus dem Hauptquerschnitt und jenem Quadrat der Geschwindigkeit noch mit einer je nach der Bauart des Schiffs groß oder klein ausfallenden Zahl, dem sogen. Widerstandskoëfficienten, zu multipliciren. Diesen Widerstandskoëfficienten von vorn herein haarscharf anzugeben oder ihn gar zu berechnen, ist unmöglich; durch Versuche hat sich indeß herausgestellt, daß derselbe für sehr gute Schiffsformen 0,05—0,10 beträgt, während er bei einem prismatischen Schiff ohne alle Verfeinerung der Form gleich 1,1 zu rechnen ist. Für wirklich gut geformte Schiffe dürfte anzunehmen sein, daß der Widerstand fast nur von der Reibung des Wassers an den Schiffswänden herrührt, entsprechend der Reibung, welche in Röhren fließendes Wasser erleidet, wie denn auch sehr lange Schiffe stärkerer Maschinen bedürfen als kürzere von gleichem Querschnitt, wie sie in Nordamerika auf den Binnendampfern theilweise noch im Gebrauch sind.

An die Dampfkessel der Dampfschiffe, welche meist in der Mitte des Schiffs und zwar möglichst tief liegen, stellt man in vielen Beziehungen ähnliche Anforderungen wie an die der Lokomotiven, und die günstigen Erfahrungen, welche man bei letzteren mit den Röhrenkesseln gemacht hat, führten, namentlich seit Benutzung hochgespannter Dämpfe, zur immer allgemeinern Einführung dieser Kesselgattung auf Dampfschiffen. Bei Seedampfern, welche ihre Kessel mit Seewasser speisen müssen, bringt aber der Salzgehalt des letztern den Uebelstand hervor, daß sich bei fortschreitender Verdampfung sehr bald eine Salzkruste auf der innern Kesselwandung ablagert, welche die Heizung erschwert und eine Beschädigung der Kesselbleche durch die Feuerung veranlaßt. Die Seedampfer sind daher gezwungen, in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen einen Theil des Kesselwassers abzulassen und durch neues Seewasser zu ersetzen. Dadurch entsteht ein bedeutender Wärmeverlust, und man ist daher bedacht gewesen, durch Kondensation des in der Dampfmaschine benutzten Dampfs ohne Beimischung von Seewasser sich reines Speisewasser für die Kessel zu beschaffen. Man erreicht dies durch die Oberflächenkondensation, bei der ein Röhrensystem angewandt wird, in welchem der Dampf mit großen durch Seewasser gekühlten Metallflächen in Berührung kommt. Das so gewonnene Wasser wird sofort wieder mittels der Speisepumpe in die Kessel zurückgeschafft. Die Oberflächenkondensation gewährt eine bedeutende Ersparnis an Brennmaterial und hat namentlich auch die Anwendung hochgespannter Dämpfe auf Seeschiffen ermöglicht. Ein weiterer großer Vortheil ist durch die Ueberhitzung des Dampfs erzielt worden. Zur Herstellung von überhitztem Dampf ist unter sonst gleichen Verhältnissen weniger Wärme erforderlich als zur Herstellung eines gleichen Volumens gesättigten Dampfs. Daraus folgt, daß die Anwendung desselben stets mit einem Gewinn an Brennmaterial verbunden sein muß. Man erzielt aber gleichzeitig auch den Vortheil, daß das bei allen Röhrenkesseln unvermeidliche Fortreißen unverdampften Wassers fast neutralisirt wird, indem im Ueberhitzungsapparat das mit fortgerissene Wasser verdampft oder der Dampf getrocknet wird. Der Ueberhitzungsapparat besteht z. B. aus einem System vertikal gerichteter dünner Röhren, die in der sogen. Rauchkammer des Kessels placirt sind, wobei der im Kessel gebildete Dampf die Röhren umspült, während die heißen Gase durch die Röhren in den Schornstein strömen. Bei den Schiffen des Bremer Lloyd erhitzt man den Dampf so stark, daß er ungefähr mit derjenigen Temperatur des gesättigten Dampfs in die Dampfcylinder tritt, welche der Spannung im Kessel entspricht. Von großer Bedeutung würde für die transatlantische Dampfschiffahrt die Benutzung

von Mineralölen als Heizmaterial sein, da hierdurch sehr erheblich an Laderaum gewonnen und an Arbeitskraft gespart werden würde. Man hat in dieser Richtung viele Versuche angestellt und unter anderem auch einen Apparat angewandt, welcher im wesentlichen aus einer mit brausenartigen Brennern versehenen Retorte besteht, die im Kessel die Stelle des Rostes einnimmt und durch eine Röhrenleitung mit Erdöl gespeist wird. Auch die englische Admiralität hat Versuche mit Petroleumheizung angestellt, bis jetzt jedoch ohne durchschlagenden Erfolg. Die Dampfschiffe des Kaspischen Meers benutzen als Heizmaterial Destillationsrückstände von der Verarbeitung des Petroleums und verbrennen sie in besonders dazu konstruirten Apparaten mit Dampfpulverisation.

Die Dampfmaschinen der Dampfschiffe gehören verschiedenen Systemen an. Bis in die neueste Zeit kämpften Balancier- und direkt wirkende Maschinen um den Vorrang hinsichtlich der Vorzüge und Nachtheile; gegenwärtig zieht man direkt wirkende Maschinen vor wegen ihrer Einfachheit, weil sie weniger Raum einnehmen und verhältnismäßig auch größere Kolbengeschwindigkeit zulassen. Außerdem sind aber auch schon früh Maschinen mit oscillirenden Cylindern angewandt worden und finden sich auch heute noch auf Raddampfern, mit allen Verbesserungen der neuesten Zeit ausgestattet. Dampfmaschinen mit nur einem Cylinder kommen gegenwärtig nur noch selten vor; meist benutzt man zwei oder mehr Cylinder und stellt die Krummzapfen so zu einander, daß auch ohne das Schwungrad, welches bei Dampfschiffen nicht anwendbar ist, die Maschine leicht über den todten Punkt hinwegkommt. Zur Steuerung dient meist die Stephenson'sche Kulisse, welche, wie bei den Lokomotiven, die Umkehrung der Bewegung gestattet. Abgesehen von der in Beziehung auf die Axe des Schiffs verschiedenen Lagerung der Welle bei Rad- und Schraubendampfmaschinen bieten dieselben auch sonst mancherlei Eigenthümlichkeiten dar. Die Schraube muß viel schneller umlaufen als das bedeutend größere Rad, und man glaubte daher anfänglich, daß die Schraubenwelle nicht direkt, sondern nur unter Einschaltung von Ketten- oder Zahnrädern zwischen ihr und dem Krummzapfen in Umdrehung gesetzt werden könne. Erst später erkannte man die Vortheile der Dampfmaschinen mit großer Kolbengeschwindigkeit und baute nun meist direkt wirkende Maschinen, d. h. solche ohne Vorgelege. Weitere Verbreitung fanden dann auch die Trunkmaschinen mit hohlen Kolbenstangen, in welche die Pleuelstangen hineinfassen. Für Kriegsschiffe baut man die Dampfmaschinen meist mit horizontal liegenden Cylindern, weil hier alle wesentlichen Theile so wenig wie möglich hoch über die Wasserlinie hinausragen dürfen, um vor feindlichen Geschossen möglichst gesichert zu sein. Für Handelsschiffe baut man die Maschinen lieber mit vertikal gestellten Cylindern, jedoch mit nach unten arbeitenden Kolben und Lenkstangen (overhead oder Hammermaschinen). Gegenwärtig, wo durch die Einführung der Oberflächenkondensation die Verwendung von hochgespanntem Dampf möglich geworden ist, und wo anderseits die Konkurrenz die Nothwendigkeit der Brennmaterialersparnis immer dringlicher macht, wendet man allgemein Woolf'sche zweicylindrige Maschinen (compound engines) an, bei denen der Dampf zunächst in den kleinern Cylinder geht, hier theilweise expandirt, dann in den großen Cylinder tritt, in diesem stark expandirt und endlich in den Kondensator gelangt. Bei den Dampfern der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft ersetzte man gewöhnliche Niederdruckmaschinen durch Woolf'sche Maschinen und erreichte dadurch, daß sich (unter sonst fast gleichen Umständen) der Kohlenverbrauch von früher täglich 40—54 Tons auf 20—26 Tons verminderte. Man arbeitet jetzt auf Dampfschiffen mit Dampfspannungen von 4—6 Atmosphären und soll in Amerika bei Schraubenschleppbooten Woolfsche Maschinen mit Dampf von 14—15 Atmosphären Kesseldruck benutzen.

In volkswirtschaftlicher und handelspolitischer Beziehung hat die Erfindung des Dampfschiffs und die allgemeine Benutzung desselben eine wahre Revolution hervorgebracht. An dem großen, in seiner ganzen Ausdehnung kaum zu übersehenden Umschwung, der durch die Erfindung der Dampfmaschinen erzielt wurde, nimmt die Dampfschiffahrt (s. d.) einen wesentlichen Antheil. Vor allem bedeutungsvoll wurde der von Wind- und Wasserströmungen nun ziemlich unabhängige regelmäßige und schnelle Verkehr zwischen Europa und den übrigen Welttheilen, welcher durch die Dampfschiffahrt eine in früherer Zeit nicht geahnte Ausdehnung erhalten hat. Die Ein- und Ausfuhr der für ein Land nothwendig oder entbehrlich gewordenen Produkte ist eine wesentlich andere geworden, seitdem ein regelmäßiger Verkehr zu Wasser durch Dampfschiffe ins Leben gerufen ist. Die Dampfschiffe ermöglichen einen sichern, schnellen und regelmäßigen Verkehr. Daß sie diesen Zwecken immer mehr genügen, ist eine besondere Errungenschaft der neuesten Zeit. Die Sicherheit des Verkehrs hat eine außerdem durch die wachsende Solidität des Schiffbaues und der Maschinen fortwährend sich steigernde Höhe erreicht. Auch in Betreff der Schnelligkeit der Dampfschiffe hat man durch Aufstellung verbesserter Schiffsformen, durch ein richtig gewähltes Verhältnis zwischen der Kraft der Maschinen und dem Widerstande des Schiffs Bedeutendes erreicht. (Die Fahrt zwischen England und New York ist wiederholt in neun Tagen und noch kürzerer Zeit vollendet worden, während man durchschnittlich mit Rücksicht auf die Ungleichmäßigkeit des Wetters die Schnelligkeit der Seedampfer auf zehn Seemeilen in der Stunde berechnet.) Der Wunsch, die Transportkosten möglichst zu verringern, führte zu der Konstruktion außergewöhnlich großer Schiffe. Wenn das Eigengewicht des Schiffs mit seiner Ladefähigkeit in gleichem Verhältnis wüchse, wenn das zur Reise erforderliche Brennmaterial ebenfalls in geradem Verhältnis zur Größe des Schiffs stände, so wäre es kein Zweifel, daß unter Voraussetzung gleicher Sicherheit und Schnelligkeit kleine und große Schiffe in der angedeuteten Beziehung denselben ökonomischen Werth haben müßten. Die eigentlich todte Last der Schiffe, ihr Eigengewicht, steht indessen keineswegs in einem geraden Verhältnis zu ihrer Ladefähigkeit. Im Gegentheil wird der eigene Bau für große Schiffe unverhältnismäßig leichter und billiger, und hierin liegt ein Hauptvortheil derselben. Anderseits gebrauchen die Dampfer bedeutendere Quantitäten von Brennmaterial, und je mehr Feuerungsmaterial sie führen, desto weniger Ladung können sie nehmen. falls sie aber weniger Kohlen führen, müssen sie oft weite Umwege machen, um neue Kohlen aufzufüllen, und an diesen Kohlenstationen sind die Preise oft ganz unverhältnismäßig hoch. Alle diese Gründe drängten

darauf hin, verhältnismäßig immer größere Dampfer zu konstruiren. Ein Schiff, welches als der entschiedenste Repräsentant dieses Gedankens angesehen werden kann, ist der 1860 auf der untern Themse von Scott Russel erbaute Great Eastern, das größte Schiff der Welt, ursprünglich zur Fahrt zwischen England und Australien bestimmt, wobei er unterwegs nie Kohlen nehmen sollte, jetzt aber seiner passenden Größe wegen meist zur Legung von Telegraphenkabeln verwandt. Der Rumpf des Great Eastern ist ganz von Eisen gebaut und, wie es seitdem bei Eisenschiffen vielfach geschieht, in water-tight compartments, d. h. wasserdicht von einander abgeschlossene Unterabtheilungen, in für sich abgesonderte Kammern, getheilt, in elf der Quere nach und zweimal so viel der Länge nach. In eine jede dieser wasserdichten Abtheilungen könnte ein großes Leck kommen, ohne daß deshalb die Sicherheit des übrigen Schiffs gefährdet würde. Die Länge des Great Eastern, von Steven zu Steven gemessen, beträgt 207 Meter, die Höhe vom Kiel zum Deck 17,87 Meter. Als Motoren dienen gleichzeitig zwei Ruderräder von 17,6 und eine Schraube von 7,5 Meter Durchmesser; das Schiff hat aber auch 3 Vollmasten und 3 Schoonermasten, von denen 5 aus Eisen und einer aus Holz bestehen. Vier Dampfmaschinen mit liegenden Cylindern zum Betrieb der Schraube entwickeln 3976 Indikatorpferdekräfte; die Ruderräder werden durch vier oscillirende Cylinder in Bewegung gesetzt, die 3676 Indikatorpferdekräfte entwickeln. Für die Schraubendampfmaschinen sind 6 Paar Röhrenkessel, für die Ruderradmaschinen 4 Paar Kessel vorhanden, und die 5 dazu gehörigen Schornsteine sind über 31 Meter hoch. Außerdem sind noch 12 Hülfsdampfmaschinen vorhanden zur Bewegung von Ankerwinden, Krahnen, Wasserpumpen ꝛc. Die Fortlaufgeschwindigkeit des Schiffs wird auf 14 Knoten angegeben. Der Steinkohlenkonsum beträgt bei 13,7 Knoten eine Tonne pro Knoten und Stunde. Das todte Gesammtgewicht oder das Deplacement des leeren Schiffs beträgt 11,844 Tons, und da das Deplacement bei 9,4 Meter Tauchung 27,384 Tons beträgt, so verbleiben für Steinkohlen- und Nutzladung 15,540 Tons. Der Weg von England nach Australien würde im günstigsten Fall in 34 Tagen zurückzulegen sein, aber auch einen Kohlenvorrath von mehr als 10,000 Tons (nur für die Hinfahrt) erfordern. Für Nutzfracht blieben also nur 5540 Tons, und dies verspricht keine Rente (für die Fahrt nach Australien), da das Schiff 25 Mill. Franken gekostet haben soll.

Eigenthümliche Verwendung haben Dampfschiffe als **Dampffähren** (**Trajektschiffe**) gefunden, besonders zur Vermittelung des Eisenbahnverkehrs über Ströme, Seen und Meeresarme. Man benutzt dazu gewöhnliche Räder- oder Schraubendampfer oder verrichtet die Ueberfahrt durch Ziehen an mehr oder weniger gespannten Ketten oder Seilen vom Schiff aus. In beiden Fällen aber wird das Schiff selbst als Prahm (Ponton) konstruirt. Zuerst sind derartige Dampffähren bei den Trajektanstalten der Edinburg-Perth-Dundee-Eisenbahn über den Firth of Forth und Firth of Tay benutzt worden; dann fanden sie Nachahmung bei der Homberg-Ruhrorter Rheintrajektanstalt, beim Elbübergang der Lüneburg-Lauenburger Bahnstrecke, als Trajektanstalt über den Nil bei der Bahn von Alexandria nach Kairo, beim Uebergang über den Detroit in Kanada und beim Transport der Eisenbahnwägen von der würtembergischen Staatseisenbahn über den Bodensee auf die schweizerische Nordostbahn. In allen diesen Fällen werden freie Pontondampfschiffe benutzt. Es sind dies große, besonders breite, aber nicht sehr hohe Fahrzeuge, mit den Schornsteinen an der Seite. Dieselben sind mit einem besonders starken Verdeck versehen, welches zur Aufnahme der Eisenbahnwägen dient, die entweder durch eine schiefe Ebene vom Ufer aus, oder auch senkrecht durch ein hydraulisches Hebewerk auf das Schiff und von demselben befördert werden. Zu diesem Zweck befindet sich eine stationäre Dampfmaschine an dem Ufer, welche entweder die Waggons von dem Schiff aus die schräge Ebene hinanzieht, oder die hydraulischen Pumpen für das Hebewerk treibt. Das Verdeck oder die Plattform dieses Schiffs ist der Länge nach mit einem oder auch zwei Eisenbahnschienensträngen belegt, um den ganzen Zug mit einemmal aufnehmen zu können. Die Lokomotiven und Tender bleiben jedoch an dem einen Ufer zurück und werden an dem andern Ufer durch andere abgelöst. Auf den Schiffen selbst befinden sich für Passagiere, die nicht in dem Waggon bleiben wollen, bequeme Kajüten. Zu der zweiten Gattung von Dampffähren gehört z. B. die zum Uebersetzen von Fuhrwerken der Essen-Osterrather Eisenbahn bestimmte Trajektanstalt über den Rhein bei Rheinhausen unweit Duisburg, welche, um die Fähren in völlig geradliniger Fortsetzung mit den Eisenbahngeleisen an beiden Ufern und deshalb rechtwinklig gegen die Stromrichtung überführen zu können, mit drei verschiedenen Drahtseilen und außerdem mit einer langen, starken Kette ausgestattet ist. Ein Zugseil von 33 Millim. Durchmesser dient dazu, das Fahrschiff von einem Ufer nach dem andern zu schaffen; ein damit paralleles Halteseil von 46 Millim. Durchmesser erzwingt die bestimmte Fahrrichtung, ein Ankerseil dient zum Verankern des jedesmaligen Halteseils und eine in der Stromrichtung durchgehende Kette zur gehörigen Befestigung der Ankerseile. Dampfmaschine und Kessel liegen in der Längenrichtung des Schiffs hinter einander und nehmen kaum ein Drittel der Breite des 7,85 Meter breiten Schiffs ein, während der übrige Raum frei bleibt zur Aufstellung der Eisenbahnwägen, von denen gewöhnlich sechs hinter einander Platz finden

Geschichte. Mechanische Mittel und Kombinationen zur Fortbewegung von Schiffen ohne Handruder und Segel sind schon in sehr früher Zeit versucht worden. Vielleicht haben die Chinesen zuerst Schiffe mit Ruderrädern an beiden Seiten gebaut; sicherer scheint zu sein, daß der Konsul **Appius Claudius** 263 v. Chr. die römische Armee nach Sicilien auf Schiffen übersetzte, welche statt der Ruder Schaufelräder hatten, die von wahrscheinlich an einer Art Göpel arbeitenden Ochsen in Umdrehung gesetzt wurden. Im Jahr 1472 veröffentlichte **Valturius** die Abbildung zweier Galeren, die gleichfalls durch Schaufelräder (fünf an jeder Seite des Schiffs) bewegt werden sollten. Die Räder sollten durch eine gekröpfte Welle in der Mitte und unter Mithülfe von Seilen entsprechend zur gemeinsamen Aktion vereinigt werden. Die Erfindung, den Dampf als Triebkraft zu benutzen, hat man einige Zeit lang dem spanischen Seekapitän **Blasco de Garay** (1543) zugeschrieben; indeß hat Mac Gregor nachgewiesen, daß hier ein Mißverständnis vorlag und nur von Experimenten die Rede sein kann, Schiffe durch Schaufelräder, welche von Menschen betrieben

wurden, in Bewegung zu setzen. Die ersten Patente auf verschiedene mechanische Mittel, Schiffe ohne Handruder und Segel zum Fortlauf zu bringen, datiren in England von 1618; doch ist hinsichtlich deren Ausführung nichts bekannt geworden. Somit beginnt die Geschichte der Dampfschiffe thatsächlich erst mit dem 1681 von Papin geschriebenen Buch, in welchem er den Vorschlag machte, die Dampfkraft zur Bewegung der Schiffe zu benutzen. Papin wurde einige Jahre darauf Professor der Physik in Marburg, und es ist völlig zweifellos, daß er 27. Sept. 1707 mit einem von ihm angegebenen Ruderradschiff, wobei der Wasserdampf als bewegende Kraft benutzt wurde, auf der Fulda von Kassel nach Münden gefahren ist. Papin wollte mit diesem Schiffchen nach England übersetzen und scheint den Durchgang bei Münden, da ihm die obrigkeitliche Erlaubnis versagt worden war, mit Gewalt versucht zu haben. Dabei zerstörten ihm die dortigen Schiffer sein Fahrzeug, und dies Mißgeschick entmuthigte ihn so sehr, daß er alle weiteren Bemühungen aufgab. Im Jahr 1736 erhielt Hull ein Patent auf die Verwendung der Newcomen'schen atmosphärischen Dampfmaschine zur Umdrehung von Ruderrädern auf Schiffen. Doch ist von einer Ausführung seiner Ideen nichts bekannt. Interessant ist, daß schon damals der Physiker Daniel Bernoulli vorgeschlagen hat (in seiner 1727 bearbeiteten und 1738 in Straßburg erschienenen »Hydrodynamica«), Schiffe durch die Reaktion von an ihrem Hintertheil unter dem Wasserspiegel ausströmendem Wasser in Bewegung zu setzen. Im Jahr 1753 erinnerte Bernoulli in einer von der Pariser Akademie gekrönten Preisschrift über den besten Schiffsmotor an diesen Vorschlag, gab aber dabei einer nach Art der Windräder konstruirten Schraube den Vorzug. Auf den Ruhm, das D. erfunden zu haben, macht übrigens auch Frankreich große Ansprüche, obwohl erst 1774 Auriron und 1775 Périer Dampfboote konstruirten, welche aber viel zu langsam liefen, als daß sie zur weitern Verfolgung der Sache hätten anregen können. Im Jahr 1776 begann auch der Marquis Joffroy auf dem Doubs seine Versuche, und 1783 soll dieser mit einem größern Boot bei Lyon eine kurze Zeit gegen den Strom gefahren sein. Wegen der Geringfügigkeit des Erfolgs lehnte indeß Calonne das Patentgesuch ab, und ein erneuter Versuch 1816 schlug gleichfalls fehl. In England begann man ungefähr um dieselbe Zeit mit derartigen Bemühungen. Im Jahr 1787 befuhr Patrick Miller den Firth of Forth mit einem Doppelboot, welches von zwei durch Handhaspel umgedrehten Ruderrädern bewegt wurde, und im folgenden Jahr benutzte er zum Betrieb der Räder eine kleine von Symington erbaute Dampfmaschine. Im Jahr 1785 hatte Bramah ein englisches Patent auf Schrauben als »Schiffspropeller« erhalten; aber 1787 befuhr Fitch mit dem ersten Schraubendampfer den Delaware, und noch in demselben Jahr kam Rumsey in Nordamerika mit einem Boot zu Stande, welches die Reaktionskraft aus Röhren fließenden Wassers als Motor benutzte. Beide Amerikaner scheiterten mit ihren Arbeiten an Widerwärtigkeiten und Unglücksfällen verschiedener Art. Dagegen erbaute Symington 1801 sein D. mit einer doppelt wirkenden Watt'schen Dampfmaschine und einem Ruderrad am Hintertheil des Schiffs und schleppte mit diesem 1802 auf dem Forth- und Clydekanal zwei Kanalboote mit einer Geschwindigkeit von 3,25 engl. Meilen pro Stunde. Symington gebührt das Verdienst, zum erstenmal die Verbesserungen mit einander vereinigt zu haben, welche die Basis des heutigen Systems der Dampfschiffe bilden; aber auch er wurde weit überflügelt von dem Amerikaner Robert Fulton. Dieser hatte 1803 mit einem wenig gelungenen Dampfboot auf der Seine Versuchsfahrten angestellt, reussirte dann aber vollständig mit seinem D. Clermont, welches 7. Okt. 1807 den Hudson von New York bis Albany mit einer Maximalgeschwindigkeit von 5 engl. Meilen befuhr. Dieses Schiff war 42,67 Meter lang, 4,57 Meter breit, hatte eine 20pferdige Watt'sche Dampfmaschine und 2 an den Seiten placirte Ruderräder von 4,7 Meter Durchmesser. Nach der Versuchsfahrt wurde es sofort als Passagierboot benutzt, und damit war die Dampfschiffahrt eröffnet. Es muß aber hervorgehoben werden, daß Fulton keineswegs als Erfinder wesentlicher Theile des Schiffs betrachtet werden darf; er benutzte eine Dampfmaschine von Watt, die Ruderräder von Miller, die Kombination der Räder mit der Maschine wesentlich nach den Ideen Symingtons, und die Gestalt des Schiffs war vorzugsweise auf Beaufoy's Versuche gestützt. Seine Erfolge fanden aber so großen Anklang, daß schon 1812 mehr als 50 in Nordamerika erbaute Dampfer die dortigen Flüsse befuhren. Im Jahr 1818 lief in New York das für die Tour New York-Liverpool-St. Petersburg bestimmte dreimastige D. Savannah vom Stapel und vollendete seine erste Fahrt vom Savannahhafen bis Liverpool in 26 Tagen, wobei man sich der Dampfkraft nur während 18 Tage bediente, die übrigen 8 Tage aber ausschließlich Segelkraft benutzte. Die amerikanischen Ingenieure verbesserten die Dampfschiffe mit großer Energie, sie erreichten eine Geschwindigkeit von 10 Knoten, und so schnell breitete sich nun die Dampfschiffahrt aus, daß 1823 schon über 300 Schiffe die Flüsse und Küsten befuhren. Charakteristisch für diese Dampfer waren die hoch über Deck aufgebauten Passagierräume.

In Europa wurde das erste zur Nachfolge anregende D. 1812 von Wood im Auftrag von Bell an der Clydemündung erbaut und noch in demselben Jahr als Passagierboot zwischen Helensburgh und Glasgow benutzt. Bell hatte anfänglich mit John Thomson in Verbindung gestanden, und diesem gelang es 1812, auf eigene Hand ein D. zu bauen, welches schneller lief als das von Bell; fast gleichzeitig erbaute Robertson ein D., welches in Europa die erste Reise zur See machte. Ein anderer Glasgower Mechaniker, Buchanan, erfand 1813 die feathering paddle-wheels, deren Schaufeln in vertikaler Richtung ein- und austraten und auch so durch das Wasser gingen, aber leider in der Praxis sich nicht bewährten (s. oben). Die englischen Dampfschiffunternehmungen hatten guten Erfolg, und 1815 fuhren in England und Schottland schon 20, im Jahr 1823 über 160 Boote. Deutsche Flüsse (Rhein und Elbe) wurden seit 1818 von englischen Dampfern befahren, aber auf der Donau erschien erst 1830 ein D. In Frankreich datirt die Dampfschiffahrt von 1820, und drei Jahre später soll man dort mit dem Bau von Kriegsdampfschiffen begonnen haben. Die erste größere Dampfschiffahrtsgesellschaft war die »General Steam-Navigation Company«, deren Schiffe eine Geschwindigkeit von 9 Knoten erreichten. Sie wurde 1825 gegründet; in demselben Jahr benutzte auch ein englisches Schiff die Dampfkraft

zur Aushülfe seiner Segelkraft auf der Fahrt nach Kalkutta, und ein anderes englisches D. vollendete die erste Fahrt nach Ostindien ausschließlich mit Dampfkraft in 113 Tagen, wovon 10 Tage zum Anlegen und zur Aufnahme frischer Kohlen gebraucht wurden. Im Jahr 1830 besaß England schon 315 D. und fünf Jahre später 538. Im Jahr 1833 baute Lang das erste englische Kriegsdampfschiff, eine Fregatte mit 110 Pferdekräften und einer Lastigkeit von 807 Tons. Durch die Fähigkeit dieses Schiffs, welches 64,8 Meter lang und 14,45 Meter breit war, 360 Tonnen Kohlen an Bord zu nehmen, soll erst die Möglichkeit vollständig entschieden worden sein, ohne Mithülfe der Segelkraft die Fahrt über den Atlantischen Ocean zu vollenden. — Einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des Dampfschiffs bildet die 1829 zu Triest gelungene Konstruktion eines Dampfschiffs durch Joseph Ressel, welches mit Erfolg eine Schraube als Motor benutzte. Die Schraube hatte einen und einen halben Umgang, 1,57 Meter Gewindehöhe und lag völlig unter Wasser zwischen Hintersteven und Steuerruder. Leider veranlaßte ein geringfügiger Unfall bei der Probefahrt die österreichische Polizei, alle weiteren Versuche zu untersagen, und so hörte man nichts von der Anwendung der Schraube bis 1836, wo Smith in England großes Aufsehen mit einem Schraubendampfer erregte. Es gelang ihm, die Verwendbarkeit seiner Schraube für Fluß- und Seeschiffe darzuthun, und nach mehreren Versuchen erhielt er von der englischen Admiralität den Auftrag zum Bau eines größern Schraubendampfers. Dies Schiff, der Archimedes, machte 1839 seine Probefahrten mit so gutem Erfolg, daß von da ab die Schraube schnell auch bei anderen Nationen Eingang fand. Die Probefahrten mit dem Archimedes ergaben, daß eine kurze, zweigängige Schraube wirksamer und überhaupt vortheilhafter ist als eine lange, eingängige. Ericsson, der gleichzeitig mit Smith auftrat, benutzte dagegen zwei hintereinander liegende Räder mit je 8 getrennten Schraubenflächen, welche beide nach entgegengesetzten Richtungen ansteigen, sich aber auch nach verschiedenen Richtungen umdrehen. Diese Konstruktion bewährte sich so gut, daß sie alsbald in Nordamerika allgemein angenommen ward und auch in Frankreich Verbreitung fand. Smith hatte eine Geschwindigkeit von 9,75 Knoten erreicht, Ericsson aber fuhr mit 10 Knoten. Inzwischen hatten sich in England große Dampfschiffahrtsgesellschaften gebildet, und 1843 lief das von Brunel erbaute eiserne Schiff Great Britain, der erste mit einer Schraube versehene Oceandampfer, vom Stapel. Er hatte eine Decklänge von 322 engl. Fuß, war 51 Fuß breit, besaß eine Lastigkeit von 3500 Tons, 4 Dampfmaschinen von 1000 bis 2000 Pferdekräften und eine vierflügelige Schraube von 15,5 Fuß Durchmesser und 28 Fuß Steigung. Ein ausgezeichnetes Schraubenlinienschiff, den Napoleon, mit vierflügeliger Schraube erbaute Dupuy de Lôme von 1848—52 und erreichte mit demselben eine Geschwindigkeit von 12 bis 13, selbst 14 Knoten. Das größte Aufsehen aber erregten Brunel und Scott Russel mit ihrem Great Eastern, der 1852 begonnen und 1857 vollendet wurde. Dies Schiff (s. oben), welches hinsichtlich seines Nichtrentirens gegenüber den Aktionären als verfehlt angesehen werden muß, lieferte die werthvollsten Ergebnisse über das hier zum erstenmal versuchte Zusammenwirken von Rädern und Schrauben und bezüglich des Baues eiserner Schiffe überhaupt; es leistete später aber auch die trefflichsten Dienste beim Legen transatlantischer Kabel. Die neueste Zeit hat für Seeschiffe den Vorzug der Schraube ganz allgemein und endgültig dargethan; man baut jetzt nur noch sehr selten und für ganz bestimmte Fälle Räderdampfschiffe für den Verkehr auf offener See, während auf (seichten) Binnenseen und nicht sehr tiefen Flüssen die Ruderräder noch sehr häufig benutzt werden. Auf den indischen Flüssen hat man mehrfach flach gehende Dampfschiffe mit zwei Ruderrädern an jeder Seite gebaut und will dadurch namentlich bei großen Stromgeschwindigkeiten die Steuerung des Schiffs erleichtert haben. Ueber die Schrauben herrscht noch wenig Einigkeit, und fast jeder Schiffsschraubenkonstrukteur hat seine besonderen Formen, die auf mehr oder weniger empirischen Regeln beruhen. Der Engländer Taylor oder wahrscheinlicher der Schotte Wilson versuchte zuerst, Schiffe mit zwei Schrauben auf zwei parallel neben einander, in derselben Horizontalebene liegenden Wellen zu bauen. Diese Zwillingsschrauben werden auf Schiffen mit nur einem oder auch mit zwei Hintersteven benutzt. Curtis brachte 1862 eine in horizontaler Richtung verstellbare Schraube zu Stande, welche gleichzeitig als Propeller und Steuerungsmittel dienen sollte. Er ließ die lange Transmissionswelle von der Maschine zur Schraube unmittelbar vor oder am Anfang des Schraubenbrunnens enden, befestigte die Schraube selbst auf einer kurzen Welle, verband beide Wellentheile durch ein Gelenk und bewerkstelligte die horizontale Seitenbewegung der Schraube durch eine geeignete Transmission vom Handsteuerrad aus. So wesentliche Vortheile solche Einrichtung in Aussicht stellt, so hat sie doch nicht, namentlich nicht bei allen langen und schweren Dampfern, Anwendung gefunden. Die dritte Art praktisch verwendbarer Motoren, die Reaktionsröhren (Turbinenschiff, Prallschiff, Spritzschiff) wurde, wie erwähnt, schon 1727 von Daniel Bernoulli vorgeschlagen; Allen ließ sich dasselbe Triebmittel 1729 patentiren, und Albert Euler erörterte 1764 neben der Verwendung von Ruderrädern und Schrauben auch die der Reaktion des Wassers bei seinem Ausfluß aus gehörig gekröpften Röhren. Das erste Schiff mit Reaktionsröhren wurde aber 1787 von Rumsey erbaut (s. oben); dann ruhte die Idee, bis die Edinburger Mechaniker Muthuen Vater und Sohn 1850 ein kleines Boot mit Reaktionspropeller zu Stande brachten. Dies Boot soll eine Geschwindigkeit von 8 Knoten erreicht haben; aber weitere Versuche mißlangen, und so blieb es Seydell in Stettin vorbehalten, mit seinem Albert, der 1855 vom Stapel lief, das Reaktionspropellersystem zuerst zu praktischer Verwendbarkeit zu bringen. Die vollkommene Manövrir- und Steuerfähigkeit des Schiffs und seine Verwendbarkeit für jeden Tiefgang regte die Maschinenfabrik Cockerills in Seraing zur Nachfolge an, und 1866 machte das von der englischen Admiralität erbaute eiserne Panzer-Dampfkanonenboot Waterwitch mit Reaktionspropeller auf der Themse seine Probefahrt und erreichte eine Geschwindigkeit von fast 9 Knoten. Als ein vierter Motor kann die Kette oder das Seil betrachtet werden, welches bei der Seil- oder Kettenschiffahrt (s. d.) in der Weise angewandt wird, daß man durch eine auf dem Schiff befindliche Dampfmaschine Trommeln in Umdrehung setzt, um die man mehreremal eine endlose Kette oder ein endloses Seil schlingt,

welches gleichzeitig längs des ganzen vom Schiff zu durchlaufenden Wegs über den Boden hin ausgespannt und an der Anfangs- und Endstation an letzterem entsprechend befestigt ist. Ueber Statistik der Dampfschiffe s. Dampfmaschine. Vgl. Scott Russel, Treatise on steam and steam navigation (Lond. 1841); Fredgold, The steam engine and the steam navigation (das. 1845); Woodcroft, A sketch of the origin and progress of steam navigation (das. 1849); Fincham, History of naval architecture (das. 1851); Dietze, Die Dampfschiffahrt von ihrer Entstehung bis zur heutigen Zeit (in »Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure« 1861); Hamel, Rückblick auf die Einführung der Dampfschiffahrt in Europa (in Försters »Bauzeitung« 1866); Murray, Shipbuilding in iron and wood (2. Aufl., Edinb. 1863); Prömmel-Ugla, Anleitung zum Schiffbau (2. Aufl., Hamb. 1864); Rankine, Ship-building (Lond. 1866); Bourne, A treatise on screw propeller (neue Ausg., das. 1867); Russel, The modern system of naval architecture (das. 1865, 3 Bde.); Reed, Shipbuilding in iron and steel (das. 1869); Redtenbacher, Maschinenbau (Heidelb. 1862—65, 3 Bde.); Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 4 (Braunschweig 1872); Schwarz-Flemming, Kesselabtheilung auf Dampfschiffen (Berl. 1873, 2 Thle.); Burgh, Modern marine engineering (neue Ausg., Lond. 1867).

Dampfschiffahrt. Die erste eigentliche D. mit Erfolg für ernste Zwecke war diejenige Fultons auf dem Hudson zwischen New York und Albany, welche 1807 begann. Einige Jahre später wurde die große Neuerung nach Europa übertragen durch den zwischen Glasgow und Greenock fahrenden Komet. 1820 zählte England 35 Dampfschiffe, 1836 schon 388. In Deutschland wurden die ersten im Jahr 1818 in Gang gesetzt, ziemlich gleichzeitig auf der Weser von Bremen nach Vegesack, auf der Spree und auf dem Rhein. Im nächsten Jahr durchfuhr zum erstenmal ein Dampfschiff den Atlantischen Ocean, die Savannah, welche von dem Hafen gleichen Namens in 26 Tagen nach Liverpool und von da nach Stockholm und Kronstadt fuhr, aber den Dampf nur aushülfsweise benutzte, wenn Segeln weniger als vier Seemeilen in der Stunde ergab. Es dauerte übrigens noch fast 20 Jahre, ehe diesem ersten Versuch die nachhaltige Einrichtung transatlantischer Linien folgte. Erst im Frühling 1838 brachen der Sirius und der Great Western, von Bristol nach New York und zurück fahrend, hierfür endgültig die Bahn. Liverpool, bei den dadurch aus dem Feld geschlagenen schnellen und schön eingerichteten Postsegelschiffen stark interessirt, hatte Bristol den Vorsprung gelassen, holte aber seine sonst längst überwundene ältere Nebenbuhlerin um den atlantischen Handel bald wieder ein und wurde dann der Hauptplatz für die oceanischen Linien, namentlich die nach Amerika. Am 4. Juli 1840 eröffnete die berühmte Cunardlinie von dort aus ihre Fahrten nach Halifax und New York. Am 16. März 1842 wurde von England aus die erste Dampferfahrt um die Erde unternommen; in demselben Jahr hatte England bereits tausend Dampfschiffe, heute ungefähr dreimal so viel. Es kam diesem Wachsthum sowie der Etablirung der oceanischen Linien überhaupt zu statten, daß etwa gleichzeitig mit ihrem Beginn die Schraube erfunden wurde, welche den Rumpf des Fahrzeugs so viel unverwundbarer macht. Heute hat der Schraubendampfer den Raddampfer von der hohen See nahezu verdrängt. Das amtliche Verzeichnis der deutschen Kauffahrteischiffe vom Jahr 1873 zählt unter 4994 Fahrzeugen überhaupt 200 Schraubendampfer, aber nur 24 (25) Raddampfer auf, von denen diese durchschnittlich 73 Tonnen und 56 Pferdekräfte hielten, jene aber durchschnittlich 852 Tonnen und 160 Pferdekräfte; daraus ergibt sich schon die verschiedene Verwendungssphäre.

Vor dem Segel hat die Dampfmaschine als Schiffsbewegungskraft erstens die größere Schnelligkeit und zweitens die größere Unabhängigkeit von Wind, Strömung und Wogendrang voraus, demzufolge die größere Regelmäßigkeit und Berechenbarkeit. Die Schnelligkeit des Dampfschiffs ist durchschnittlich mindestens dreimal so hoch anzuschlagen. Die Unabhängigkeit von Wetter und See ist so beträchtlich, daß die Schwankungen in der Dauer oceanischer Reisen gegen diejenigen von Segelschiffen fast verschwinden und z. B. die Fahrt über die ganze Breite des Stillen Oceans von San Francisco nach Yokohama und umgekehrt in der Regel pünktlich auf Tag und Stunde berechnet werden kann. Daher hat auch erst mit der Anwendung der Dampfkraft auf die Schiffahrt eigentlich die Einrichtung regelmäßiger Linienfahrten zwischen einander minder nahen Seeplätzen begonnen. In der Segelschiffahrt herrschen Zufall und Willkür vor, in der D. feststehende berechenbare Regel. — Das dichteste Netz regelmäßiger Dampferlinien hat sich begreiflicherweise über den Atlantischen Ocean gelegt, der die civilisirten Theile der Alten und der Neuen Welt verbindet. Reichlich 300 Dampfer stellen zwischen ihnen einen nahezu täglichen Verkehr her. Aehnlich belebt ist das Mittelmeer und neuerdings der Weg nach Ostindien durch den Suezkanal, der weiterhin durch den Indischen Ocean führt. Vereinzelter sind gegenwärtig noch, aber eines raschen Aufschwungs ebenfalls sicher, die Linien im Stillen Ocean. Seine erfolgreiche Durchschiffung hat die Umspannung des Erdballs durch regelmäßigen Dampftransport, Schienenwege auf dem Land und Dampfschiffe über See, vollendet. Aus drei Jahren, der Zeit, welche ein Segelschiff früher für die Erdumsegelung zu gebrauchen pflegte, sind so drei Monate geworden, und man kann dies unseren letzten Vorjahren noch so außerordentlich erscheinende Unternehmen jetzt auf eigene Faust machen, ohne Ausrüstung einer förmlichen Expedition.

Die wichtigsten regelmäßigen Dampferlinien für Post-, Passagier- und Eilgutbeförderung sind dermalen nachstehende:

I. Oceanfahrten. A. Westwärts: Atlantischer und Stiller Ocean. 1. Englische Linien. a) Nach Nordamerika. 1) Die British and North American Royal Mail Steam-Ship Company (Cunardlinie), die schon erwähnte älteste der regelmäßigen Postdampfschiffahrten, von Liverpool über Queenstown (Cork) nach New York und Boston, 3100 Seemeilen, mit einer Flotte von 30 Dampfern von 2500—3300 Tons Tragfähigkeit, wöchentlich viermal, abwechselnd zweimal nach New York und ebenso oft nach Boston. 2) Die Liverpool-New York and Philadelphia Steam-Ship Company (Inmanlinie) mit 13 Dampfern, zweimal wöchentlich von Liverpool über Queenstown nach New York und Philadelphia. 3) Die Liverpool and Great Western Steam-Ship Company (Guionlinie), einmal wöchentlich von Liverpool über Bristol nach New York.

4) Die White Starlinie, jede Woche einmal von Liverpool nach New York. 5) Die National Steam-Ship Company (Nationallinie), einmal wöchentlich von Liverpool nach New York, alle 14 Tage einmal von London (Victoria Docks) nach New York. 6) Die Montreal Ocean Steam-Ship Company (Allanslinie), mit 21 Schiffen, einmal wöchentlich von Liverpool über Queenstown nach Quebek und Montreal (Kanada) und einmal wöchentlich von Liverpool nach Halifax und Norfolk (Virginien). 7) Die Dominionlinie, einmal wöchentlich von Liverpool über Belfast nach Montreal (Kanada). 8) Die Transatlantic Steam-Ship Company (Anchorlinie), zweimal wöchentlich von Glasgow über Cork nach New York. 9) Die Statelinie, einmal wöchentlich von Glasgow über Belfast nach New York. 10) Die South Wales Atlantic Steam-Ship Company, mit 3 Schiffen, von Cardiff (Wales) nach New York. b) Nach Westindien und Centralamerika. 1) Die 1849 gegründete Royal Mail Steam-Packet Company, die zweitgrößte der britischen Kompagnien, von Southampton über St. Thomas (3570 Seemeilen = 15 Tage) nach Colon (Aspinwall 18 Tage), zweimal monatlich, mit Zweiglinien von St. Thomas nach Porto Rico, Havana (Cuba), Veracruz und Tampico (Mejiko); ferner von Colon über Santa Marta, La Guayra und Savanilla nach Greytown; außerdem einmal monatlich zwischen Southampton, St. Thomas, Jamaica und Colon, mit Zweigroute: St. Thomas, Guadeloupe, Martinique, Demerara, Grenada, Tabago. Die Linien nach Colon stehen im Zusammenhang mit der Eisenbahn, welche über die Darienlandenge von Colon nach Panama führt. In Panama schließen die Dampferlinien des Pacific-Oceans, nördlich nach San Francisco und südlich nach Valparaiso, sich an, so daß eine unmittelbare Verbindung Southampton-Panama-San Francisco (mit Anschluß nach Yokohama) einerseits und Southampton-Panama-Valparaiso hergestellt wird. 2) Die West India and Pacific Steam-Ship Company (Aspinwalllinie), zwischen Liverpool und Colon (3865 Seemeilen), abwechselnd über Barbadoes, La Guayra, Porto Cabello nach Colon und Cartagena, oder über Port au Prince, Kingston (Jamaica), Veracruz und Tampico, oder endlich über St. Thomas, Curaçao, Santa Marta und Savanilla, im ganzen dreimal monatlich. 3) Die Statelinie, von Liverpool über Bordeaux nach New Orleans, einmal monatlich. 4) Die Liverpool and Mississippi Steam Navigation Company (Dominionlinie), alle 10 Tage zwischen Liverpool und New Orleans. 5) Die westindische Linie der Cunarddampfer, zwischen Halifax, New York, den Bermudainseln und St. Thomas, einmal monatlich. c) Nach Südamerika. 1) Die Brazil and River Plate-Linie der Royal Mail Steam-Packet Company, zwischen Southampton und Buenos Ayres (5400 Seemeilen, 32 Tage) über Lissabon (Fahrzeit: 3¾ Tage), Cap Verde (11 Tage), Pernambuco (18½ Tage), Bahia, Rio de Janeiro (23½ Tage), Montevideo (31 Tage), zweimal monatlich. 2) Die Liverpool, Brazil and River Plate Steam-Navigation Company, zwischen Liverpool und Montevideo (Buenos Ayres) über Lissabon, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, zweimal monatlich. 3) Die River Parana Steam-Ship Company (nordbrasilische Linie) von Liverpool über Havre und Lissabon nach Pará, Maranham und Ceará, einmal monatlich. 4) Die Pacific Steam-Navigation Company (Valparaisolinie) mit 21 Schiffen, von Liverpool über Bordeaux, Santander, Coruña, Carril, Vigo und Lissabon nach Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, Montevideo und dann durch die Magelhaensstraße nach Valparaiso und Callao (Peru), zweimal monatlich. Außerdem sind hier zu erwähnen: 5) Die Fahrten der britischen Royal Mail Steamer zwischen Panama und Valparaiso, über Guayaquil, Payta, Callao, Islay, Arica, Iquique, Cobija, Mejillones de Bolivia, Coquimbo (Chile), dreimal monatlich, im Anschluß an die Fahrten von Southampton und Liverpool nach Colon. 6) Die London, Belgium, Brazil and River Plate Steam-Ship Company (Rydelinie), von London (Antwerpen) über Southampton, Havre und Lissabon nach Rio de Janeiro und Montevideo (27 Tage), monatlich ein- bis zweimal. d) Nach Afrika. 1) Die African Steam-Ship Company, von Liverpool nach Teneriffa, Madeira, Sierra Leone, Gorée, Bathurst, Accra, Lagos, Fernando Po, Gaboon, Black Point, Landand, Congo, Ambrizette, Rinsembo, Ambriz, St. Paul de Loanda, Kapstadt und Port Natal (7580 Seemeilen), ein- bis zweimal monatlich. 2) Die British and African Steam-Ship Company auf demselben Weg, ein- bis zweimal monatlich. 3) Die Union Steam-Ship Company, zwischen Southampton (Plymouth) und Kapstadt (7340 Seemeilen), Algoabai, Mosselbai, Port Natal, Sansibar, Mozambique über Madeira und St. Helena (zurück über Ascension), dreimal monatlich. 4) Die Cape of Good Hope Steam-Ship Company (Donal, Currie and Company's East London and Natallinie) von London über Dartmouth und Madeira nach der Westküste von Afrika (Bathurst, Freetown, Aschantiküste), Kapstadt, Port Elizabeth (Algoabai), Port Natal.

2. Französische Linien. a) Nach Nordamerika und Westindien. Die Erfolge Englands im oceanischen Verkehr bewogen auch Frankreich, sich seinen Antheil an der Vermittelung der überseeischen Beziehungen zu sichern. Der französische Finanzminister wurde zuerst durch das Gesetz vom 17. Jan. 1857 ermächtigt, die Herstellung einer direkten Dampfschifflinie zwischen Frankreich und Amerika unter Gewährung der auch in England üblichen Staatszuschüsse ins Werk zu setzen. Dies geschah durch den Abschluß eines Vertrags mit der Compagnie générale maritime (24. April 1861), wonach dieselbe sich verpflichtete, gegen einen Staatszuschuß von 9,300,000 Franken die Linien Havre-New York und St. Nazaire-Aspinwall zu befahren, auch in Westindien Zweiglinien nach Guadeloupe, Mejiko und Cayenne herzustellen. Diese Fahrten begannen im Jahr 1862. Gegenwärtig kursiren die Dampfer der Compagnie générale transatlantique einmal wöchentlich zwischen Havre, Brest und New York, und einmal monatlich zwischen St. Nazaire, Fort de France auf Martinique, La Guayra, Santa Marta (Neugranada) und Colon sowie einmal monatlich zwischen St. Nazaire, Santander, St. Thomas, Havana, Veracruz und Tampico. Von Fort de France geht eine Zweiglinie über Ste. Lucie, St. Vincent, Grenada, Port of Spain, Georgetown in Demerara nach Surinam und Cayenne; von St. Thomas eine andere Zweiglinie nach Port au Prince (Hayti) und Kingston (Jamaica). Von Panama schließt sich die Dampferlinie der Compagnie générale transatlantique nach Valparaiso (einmal monatlich) an, welche die Verbindung mit der südamerikanischen Westküste vermittelt. b) Nach

Südamerika. Der Verkehr von Frankreich nach der Ostküste von Südamerika wird durch zwei französische Gesellschaften vermittelt: 1) Compagnie des Messageries maritimes de France (seit April 1860), zwischen Bordeaux und Buenos Ayres über Lissabon, Gorée, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, Santos, Montevideo, zweimal monatlich; 2) die Société générale des transports maritimes à vapeur, von Marseille über Barcelona, Gibraltar und St. Vincent auf den Cap Verde'schen Inseln nach Rio de Janeiro, Montevideo und Buenos Ayres (28 Tage), einmal monatlich.

3. Deutsche Linien. a) Nach Nordamerika. Bis zu Ende der vierziger Jahre bestand keine direkte Postverbindung zwischen Deutschland und Nordamerika, obwohl bereits seit 1847 zwei Dampfer, Washington und Hermann, zwischen Bremen und New York hin- und herfuhren. Die Briefe wurden der britischen Post vielmehr einzeln zur Weiterbeförderung überliefert. 1849 schloß die preußische Post Verträge mit Nordamerika und England ab, infolge deren direkte preußisch-amerikanische Briefpakete (Prussian closed mail) von Köln über England nach New York eingerichtet wurden (1852). Einen direkten deutschen Dampfschiffsdienst nach Amerika begründete zuerst 1850 der Rheder Sloman in Hamburg; doch mißglückte sein Versuch, bis 1) 1856 die Hamburg-Amerikanische-Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft regelmäßige Dampfschiffahrten zwischen Hamburg und New York ins Leben rief und ihrem Beispiel 2) der 1857 begründete Norddeutsche Lloyd in Bremen folgte, dessen Dampfer ihre Fahrten nach New York 19. Juni 1858 begannen. Im Juni 1871 kam zu diesen Gesellschaften 3) der Baltische Lloyd auf der Linie zwischen Stettin und New York. Die Hamburger Dampfer gehen jeden Mittwoch über Havre und gelegentlich außerdem Sonnabends direkt nach New York; die Bremer Dampfer jeden Sonnabend über Southampton und jeden Dienstag über Havre nach New York, außerdem wöchentlich einmal (Mittwoch) von Bremen über Southampton nach Baltimore. Der Baltische Lloyd hat seine Fahrten über Kopenhagen und Christiansand (Norwegen) nach New York wegen zu geringer Benutzung bald wieder eingestellt. Die Flotte der Hamburg-Amerikanischen Gesellschaft zählt 18 transatlantische Dampfer, die des Bremer Lloyd 30, jeder von 3000—3500 Tons. Neuerdings ist zu diesen Linien 4) die Deutsche Transatlantische Dampfschiffahrts-Gesellschaft (Adlerlinie), alle 14 Tage einmal direkt zwischen Hamburg und New York, hinzugetreten. Von welcher Wichtigkeit der direkte deutsch-amerikanische Verkehr ist, beweisen folgende Zahlen. Es sind allein nach New York und von da zurück 1872 befördert worden: a. vom Norddeutschen Lloyd: 56,960 Personen, b. von der Hamburg-Amerikanischen Gesellschaft: 47,138 Personen. Man fährt mit dem Aufenthalt in Southampton oder Havre nach New York 11—12, nach Baltimore 12—13 Tage. b) Nach Mittelamerika und Westindien. Bis zum Jahr 1869 bestanden nur britische und französische Dampferverbindungen nach Westindien. Das Wachsthum des deutschen Handels nach diesen Gegenden bestimmte den Norddeutschen Lloyd, 1) eine direkte Dampferlinie von Bremen über St. Thomas nach Colon ins Leben zu rufen, welche 17. Okt. 1870 eröffnet wurde. Im Anfang des Jahrs 1874 ist diese Linie wegen zu geringer Benutzung jedoch vorläufig wieder eingestellt worden. Es besteht dagegen noch 2) die 1871 eröffnete westindische Linie der Hamburg-Amerikanischen Gesellschaft, deren Dampfer jetzt zweimal monatlich von Hamburg über Grimsby und Havre nach St. Thomas, Curaçao, La Guayra, Porto Cabello, Santa Marta und Colon fahren. Der Personenverkehr Hamburg-Colon bezifferte sich 1872 auf 1786, 1873 auf 1686 Passagiere. In St. Thomas hat die Gesellschaft eine Centralstation für Westindien errichtet, von der aus Zweiglinien nach Jamaica und Mexiko sowie nach La Guayra, Greytown und Demerara laufen. 3) Die Verbindung zwischen Bremen und New Orleans über Havre und Havana wird vom Norddeutschen Lloyd vom September bis zum Mai alle 14 Tage vermittelt. Die Fahrten der Hamburger Gesellschaft von Hamburg nach New Orleans über Havre, Santander und Havana sind wegen zu geringer Benutzung wieder eingestellt worden. c) Nach Südamerika. Die erste direkte D. zwischen Deutschland und Brasilien (Rio de Janeiro) rief der Schiffsmakler Bolten zu Hamburg 1869 ins Leben. Aus diesen Anfängen entstanden 1871: 1) die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, deren Dampfer jetzt einmal monatlich eine regelmäßige Verbindung von Hamburg über Lissabon nach Bahia, Rio de Janeiro, Santos, Montevideo und Buenos Ayres herstellen. Nach Abschließung des deutsch-brasilischen Postvertrags vom 30. Sept. 1873 wird auch die deutsch-brasilische Post in direkten Paketen mit diesen deutschen Dampfern befördert. 2) Die deutsche Dampfschiffahrts-Gesellschaft »Kosmos«, welche mit 6 Schiffen eine direkte regelmäßige Verbindung zwischen Hamburg und der Westküste Südamerika's durch die Magelhaensstraße unterhält. Die Schiffe fahren einmal monatlich von Hamburg über Antwerpen und Havre nach Montevideo, Buenos Ayres, Valparaiso, Arica, Islay und Callao (Peru).

4. Südeuropäische Linien. a) Die (spanische) Compañia de navegacion por vapor de A. Lorq y Cia. (transatlantische und Antillenlinie) mit 8 Schiffen, alle 14 Tage zwischen Cadiz, Teneriffa, Porto Rico, Matanzas (Cuba) und Havana mit einer Zweiglinie von Havana über Sisal (Yucatan) nach Veracruz (Mexiko). b) Die Companhia geral portugueza de navegação a vapor, zwischen Lissabon und Madeira einmal monatlich (Fahrzeit 2½ bis 3 Tage), Rio de Janeiro und Buenos Ayres. c) Die italienische Compagnia di navigazione a vapore (G. B. Lavarello u. Co.), zwischen Genua und Buenos Ayres über Barcelona, Cadiz, St. Vincent, Rio de Janeiro, Montevideo (24 Tage).

5. Niederländische Linien. a) Die Niederländisch-Amerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft zwischen Rotterdam und New York, zweimal monatlich, Fahrzeit 14—15 Tage. b) Die White Crosslinie, zwischen Antwerpen und New York, einmal monatlich in 16 Tagen. c) Die Red Starlinie, zwischen Antwerpen und Philadelphia (New York), einmal monatlich. d) Die Belgian Royal Mail Compagny (Rodelinie) zwischen Antwerpen, Southampton, Lissabon und Rio de Janeiro, Montevideo und Valparaiso (Fahrzeit bis Valparaiso 45 Tage), zweimal monatlich.

6. Norwegische Linie. Die Norsk-Amerikansk Dampskibsselskab, von Christiania über Bergen nach New York zweimal monatlich.

7 Nordamerika. a) Der Seeweg nach Europa

wird zwar von zahlreichen amerikanischen Dampfern befahren; es existirt aber keine größere Dampfschiffgesellschaft in den Vereinigten Staaten, welche in der Weise wie die britischen, deutschen, französischen ꝛc. Kompagnien regelmäßige Verbindungen zwischen Amerika und Europa unterhielte. Deshalb muß der Transport der Post nach Europa von europäischen Dampfern besorgt werden; alle Bemühungen der Postbehörde und des Kongresses zu Washington, eine ihnen gewachsene amerikanische Konkurrenz durch die Lockung hoher Subventionen ins Leben zu rufen, sind bisher hauptsächlich an dem den Schutzzöllen zu verdankenden Darniederliegen des Schiffbaues gescheitert. b) Eine bewegte Geschichte hat die Entwickelung des Verkehrs zwischen New York und Panama. Vor Eröffnung der großen Pacificbahn (1869) über den nordamerikan. Kontinent (5300 Kilom.) gingen die Waarenzüge von New York nach dem Westen ausschließlich zur See bis Colon, sodann über den Isthmus von Darien und von Panama zur See nach San Francisco. Dieser Weg (New York-Panama, 4992 Meilen) bot erhebliche Vortheile gegen den 15,000 Seemeilen langen Seeweg um das stürmische Kap Horn herum, den die ersten Briefposten von New York nach San Francisco (1848) einschlagen mußten. Der Waarenverkehr New York-Panama stieg, seitdem auch die Eisenbahn von Colon nach Panama (1856) vollendet war, außerordentlich. Dennoch litt die Fahrt an mannigfachen, besonders durch die Umladung in Colon herbeigeführten Uebelständen, und es ist daher nach Vollendung der Pacificbahn der Verkehr New York-Panama stark gesunken. Die Verbindung zwischen New York und Centralamerika wird jetzt vermittelt von 1) der United States and Merican Mail Steam-Ship Company, zwischen New York, Veracruz und Belize (Honduras), einmal wöchentlich; 2) der New York and West India Mail Steam-Ship Company, zwischen New York und St. Thomas (1880 Seemeilen), einmal wöchentlich, mit Anschluß nach Colon; 3) der Pacific Mail Steam-Ship Company, zwischen New York und Colon, zweimal monatlich; 4) der Atlas Steam-Ship Company, zwischen New York und Jamaica, Colon, Santa Marta, Savanilla, Cartagena, alle 14 Tage, nach Hayti, La Guayra, St. Cabello, Maracaibo, alle 3 Wochen einmal; 5) der Red Ballinie, zwischen New York und St. Thomas, Barbadoes, Demerara, alle 3 Wochen einmal. Außerdem kursirt ein englischer Cunarddampfer monatlich zwischen Halifax, New York und St. Thomas. Im Stillen Ocean schließen sich an die Eisenbahn Colon-Panama die North Pacific-Dampferlinien an, nämlich 1) Panama Railroad Company's Steam Service (Central-Americanlinie) zwischen Panama, Acapulco, San Francisco sowie zwischen Panama und den nächstgelegenen mexikanischen Häfen, zweimal monatlich, und 2) North Pacific Transportation Company, zwischen Panama, Acapulco, Kap San Lucas und San Francisco (einmal wöchentlich) und von San Francisco weiter nördlich nach Victoria, Oregon und Alasca-Territory. c) Nach Südamerika. Die United States and Brazil Steam-Ship Company zwischen New York, Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro, einmal monatlich.

8. Brasilische Linien. a) Die Companhia Brazileira dos Paquetes a vapor, b) die Companhia intermediaria dos portos do Sul, zwischen den brasilischen Hafenplätzen Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, Santos und Montevideo, Buenos Ayres.

9. Chilenische Linien. Die Compañia Sud Americana dos Vapores zwischen Panama und Valparaiso (Chile) über Guayaquil (Ecuador), Callao (Peru) und Cobija (Bolivia), im Anschluß an die Eisenbahn Colon-Panama, beziehentlich an die europäischen Dampferlinien nach Colon, zweimal monatlich.

10. Von Amerika durch den Stillen Ocean. a) Nach Australien. 1) Die Panama New Zealand and Australian Royal Mail Steam-Navigation Company, zwischen Panama und Neuseeland, einmal monatlich, unter Subvention der australischen Kolonialregierungen für den Posttransport von Panama nach Auckland und Sydney über die Fidschiinseln. 2) Die Webbs American-Linie, von San Francisco über Honolulu nach Sydney, einmal monatlich. San Francisco-Honolulu 2080 Seemeilen (10 Tage), Honolulu-Fidschiinseln 2720 Seemeilen (13½ Tage), Fidschiinseln-Sydney 1780 Seemeilen (8 Tage), zusammen: 6582 Seemeilen in 31½ Tagen. b) Nach Ostasien. Die Vollendung der Pacificbahn von New York nach San Francisco gab den Anlaß zur Einrichtung einer direkten Dampfschiffsverbindung von San Francisco nach Yokohama (4520 Seemeilen), welche nicht bloß den Verkehr New Yorks mit Ostasien vermitteln, sondern auch einen Theil der großen internationalen Beziehungen zwischen Europa und Ostasien auf die amerikanische Fahrt ablenken sollte. 1) Die amerikanisch-japanische Linie wurde von der großen Pacific Mail Steam-Ship Company anfangs einmal monatlich befahren, seit 1873 zweimal monatlich. Die Pacific-Compagnie bezieht dafür eine Subvention von 1 Mill. Dollar jährlich. Weitere Fahrten im Stillen Ocean sind 2) von der California Oregon and Mexiko Steam-Ship Company versuchsweise einmal monatlich zwischen San Francisco und Honolulu eingerichtet worden, haben jedoch sich nicht als haltbar erwiesen.

B. Ostwärts: Mittelmeer und Indischer Ocean. 1. Englische Linien. Für die direkte Verbindung zur See zwischen England und Ostindien bot sich bis zur Eröffnung des Suezkanals (1869) nur der 13,600 Seemeilen lange, überaus beschwerliche Weg von London nach Kalkutta um das Kap der Guten Hoffnung dar. Zwei Jahrhunderte lang hatten Post- und Waarenverkehr diesen Weg ausschließlich benutzen müssen. Alle Versuche, der britisch-indischen Post den kürzern Weg über Kleinasien zum Indus oder zum Persischen Golf (über Basra) zu eröffnen, waren bis 1790 vergeblich geblieben. Im Jahr 1790 ward zuerst der britischen Regierung das Projekt vorgelegt, die indische Post über die Landenge von Suez und von da durch das Rothe Meer nach Bombay zu befördern; 1801 wurde dieser Plan verwirklicht. Ein Theil des indischen Schnellwaarenverkehrs und auch der Post wurde seitdem durch Frankreich nach Triest geleitet (Overland Mail), wozu namentlich Leutnant Waghorns Schnellfahrten über Triest in den zwanziger Jahren einen erfolgreichen Anstoß gaben. Eine durchgreifende Umgestaltung erfuhr der britisch-indische Posttransport indessen erst durch die 1840 erfolgte Begründung der a) Peninsular and Oriental Steam-Navigation Company, deren Dampfer nunmehr die Post von Southampton nach Alexandria und von Suez über Aden nach Bombay beförderten. Die Flotte dieser Gesellschaft zählt zur Zeit mehr

als 60 große Dampfer; außer den indischen Postfelleisen, welche meist die gesammte europäisch-indische Post enthalten und im Durchschnitt wöchentlich 90—100 Ctr. wiegen, werden von ihr 35—40,000 Personen jährlich nach und von Indien befördert. Im Jahr 1870 erhielt sie 450,000 Pfd. Sterl. Staatssubvention. Während die Fahrten vor der Eröffnung des Suezkanals entweder in Southampton, oder in Marseille begannen, ist seit der Vollendung des Durchstichs jener Barre, welche Asien mit Afrika verbindet, die Fahrt von Marseille nach Alexandria aufgehoben und dafür die Linie Brindisi-Alexandria (700 Seemeilen) in Benutzung genommen. Die indische Ueberlandpost wird seitdem von London nach Dover zu Eisenbahn, sodann von Dover nach Calais zu Dampfer, von Calais über Paris, Lyon, durch den Mont Cenis-Tunnel nach Modane, Turin, Bologna bis Brindisi zu Eisenbahn spedirt. Von Brindisi befördern die Dampfer der Gesellschaft (zur Zeit jeden Montag abgehend) die Post in 75 Stunden nach Alexandria; in Alexandria geht sie auf die Eisenbahn und nach Suez über, und von Suez ab erfolgt der Transport wiederum durch die Peninsular and Oriental-Dampfer auf dem Rothen Meer bis Aden (Straße Bab el Mandeb) und sodann auf dem Indischen Ocean bis Bombay (Suez-Bombay 14 Tage, Suez-Kalkutta 24 Tage Fahrzeit). In Bombay setzt sich die Linie der Gesellschaft über Point de Galle, Penang, Singapore nach Hongkong fort. Die Fahrten sind vierzehntägig, zur Zeit jeden zweiten Montag, und dauern von Point de Galle bis Hongkong 22 Tage. Die Zweiglinien von Point de Galle (welches der Sammelplatz der indo-europäo-australischen Posten ist) durch den King Georges Sund nach Melbourne (4670 Seemeilen) und von Singapore nach Brisbane, monatlich je einmal, verbinden Europa mit Australien. In Hongkong stehen mit der Hauptlinie die Zweiglinien Hongkong-Schanghai (4 Tage) und Hongkong-Yokohama (7 Tage) in unmittelbarer Verbindung. In Yokohama begegnen wir der andern, von Europa die Fahrt um die Erde vermittelnden Postdampferlinie des Stillen Oceans (s. oben unter den amerikanischen Linien), welche uns nach San Francisco bringt, wo sich die große Ueberlandbahn nach New York und alsdann die Dampferlinie New York-Liverpool zur Vollendung der Fahrt um die Erde in 88 Tagen anschließt. b) Die British India Steam-Navigation Company, 1857 als Calcutta and Burma Steam Navigation Company gegründet, jetzt im Besitz einer Flotte von 40 Dampfern, verbindet seit 1864 den Persischen Golf, insbesondere die alte Chalifenstadt Basra (Busreh) am Tigris oder Schat el Arab, sowie Mascat in Arabien, Bender, Abbas und Fao in Persien mit Bombay durch monatliche regelmäßige Fahrten und versieht auch den interkolonialen Dienst zwischen den indischen Häfen Kurrachee, Bombay, Kalikut, Madras, Kalkutta, Rangun und Moulmein (in Birma), sodann von Moulmein über Pinang nach Singapore. Seit 1872 hat die Kompagnie auch Aden mit Sansibar an der Ostküste von Afrika verknüpft; es finden dorthin im Anschluß an Suez-Aden monatlich einmalige Fahrten statt, welche bis Mayotte und Nossib auf Madagaskar und zur Insel Bourbon ausgedehnt werden, so daß auch diese neuerdings mehr und mehr in die Geschichte eingetretenen ostafrikanischen Länder dem Netz des Weltverkehrs eingefügt sind. Mit der vorgenannten Kompagnie unter gleicher Verwaltung steht: c) Die Netherlands India Steam-Navigation Company, welche mit 21 großen Dampfern die Linien Singapore-Java und Java-Torresstraße-Brisbane (Queensland)-Sydney-Melbourne einmal monatlich befährt. d) Die Bombay and Bengal Steam-Navigation Company vermittelt den Verkehr zwischen den ostindischen Hafenstädten Bombay, Kalkutta und Rangun (Birma). Außer diesen großen Gesellschaften befahren noch zahlreiche kleinere Dampferkompagnien die direkte Straße von London nach Kalkutta durch den Suezkanal, wobei jedoch Postbeförderung nicht stattfindet. Es sind dies namentlich die Wilsonlinie mit 16 Dampfern von 1700—3200 Tons, alle 14 Tage zwischen Hull, London, Bombay, Colombo, Madras und Kalkutta; sodann die Ducallinie (Mrs. Carlyle Brothers and Company) und die Blackwallinie (Mrs. Greens) zwischen London und Ceylon, mit 7 Schiffen zu 2400—3000 Tons; die Glenlinie von London über Antwerpen nach Batavia, Surabaya, Samarang, Singapore, Hongkong, Schanghai, Yokohama, Nangasaki, einmal monatlich; endlich die Queen- und die Citylinie von London nach Kalkutta. In Australien vermitteln den Küstenverkehr die Intercolonial Mail Steamers zwischen Adelaide, Melbourne und Sydney und Sydney-Brisbane sowie zwischen Sydney und Neuseeland (Wellington) und zwischen Melbourne und Vandiemensland (Hobarttown).

2. Französische Linien. Um die französischen Besitzungen in Ostindien in direkte Verbindung mit dem Mutterland zu bringen, wurde a) der Compagnie des Messageries maritimes de France unter Staatssubvention von zuerst 5 Mill. Franken die Errichtung einer indochinesisch-französischen Linie übertragen. Im Jahr 1861 trat die Fahrt von Marseille über Syra nach Alexandria, sodann von Suez über Aden nach Bombay, Point de Galle (mit Zweiglinie nach Pondichéry und Kalkutta), Singapore und Saïgon ins Leben. 1864 erfolgte die Ausdehnung von Saïgon bis Hongkong, bald darauf nach Schanghai und Yokohama. Die Vollendung des Suezkanals durch den Franzosen Lesseps (1869) ermöglichte direkte Fahrten zwischen Marseille, Port Saïd und Hongkong. Die Messageriedampfer fahren zur Zeit jeden zweiten Sonntag von Marseille ab und treffen nach 46 Tagen in Yokohama ein. Von Aden zweigt sich die Linie nach Madagaskar (Mayotte) und La Réunion (Bourbon) über die Seychelleninseln ab. Besondere Linien verbinden Marseille mit Konstantinopel und den Häfen am Schwarzen Meer, wöchentlich einmal über Palermo, Messina, Syra nach Smyrna, einmal über Genua, Messina, Volo, Salonich, die Dardanellen, Lagos nach Konstantinopel und einmal über Neapel, Alexandria, Port Saïd, Jaffa, Beyrut, Alexandrette, Lattakieh, Rhodos, Smyrna nach Konstantinopel. Hieran schließen sich im Schwarzen Meer die Linien von Konstantinopel nach Kustendjeh, Varna, Galatz und nach Ineboli, Samsun, Trapezunt (Armenien) an. Ebenso versieht b) die Nouvelle Compagnie Marseillaise de Navigation à vapeur (Fraissinet u. Cie.) den Dienst von Marseille über Malta nach Port Saïd zweimal monatlich und von Marseille über Neapel, Patras, Piräus (Anschluß nach Athen), Salonich, die Dardanellen und Gallipoli nach Konstantinopel wöchentlich einmal.

3. Deutsche Linien. Nachdem die deutsche Segelschiffahrt in den ostasiatischen Gewässern schon

lange durch zahlreiche, dort jahraus jahrein fahrende Schiffe vertreten war, ist 1872 auch von der deutschen Dampfschiffahrtsrhederei in Hamburg dorthin eine Dampferlinie ins Leben gerufen wurden. Ihre Schiffe gehen einmal monatlich durch den Suezkanal, berühren Pinang, Singapore, Hongkong und endigen die Fahrt in Schanghai. Von Schanghai gehen bereits, wenn auch in unregelmäßigen Fristen, deutsche Dampfer nach den japanischen Häfen Osaka und Yokohama. Außerdem fahren deutsche Dampfer regelmäßig zwischen Hongkong und Kanton, Kanton und Macao und Kanton und Schanghai.

4. Oesterreichische Linien. Der Oesterreichisch-ungarische Lloyd, 1846 durch den Freiherrn v. Bruck in Triest begründet, hat neben zahlreichen Küstenlinien (s. unten) auch eine direkte Linie Triest-Alexandria (1200 Seemeilen) eingerichtet, auf welcher wöchentlich einmal Dampfschiffe über Korfu gehen (von Triest Freitags nachts, von Alexandria Donnerstags früh). Diese Fahrten stehen in direkter Verbindung mit den Fahrten der Peninsular and Oriental St. N. Co. von Suez nach Hongkong. Einmal monatlich sendet der Lloyd direkte Dampfer (meist mit Waaren) von Triest durch den Suezkanal nach Bombay (23 Tage Fahrzeit). Auf der direkten Linie Triest-Konstantinopel (1178 Seemeilen) fährt wöchentlich einmal der Dampfer über Korfu und Syra, Abgang Sonnabend 2 Uhr nachmittags, Ankunft Donnerstag 5 Uhr nachmittags. In Syra zweigen sich Seitenlinien nach dem Piräus (Athen) und nach Kandia ab. Außerdem werden die Linien Konstantinopel-Alexandria (802 Seemeilen), Konstantinopel-Gallipoli-Tenedos-Mitylene-Smyrna-Scio-Rhodos-Cypern-Beyrut-Kaifa-Jaffa-Port Saïd-Alexandria (1352 Seemeilen), Konstantinopel-Salonich-Syra (735 Seemeilen), Konstantinopel-Ineboli-Samsun-Kerasun-Trapezunt (537 Seemeilen) sowie Konstantinopel-Galatz-Braila (429 Seemeilen) und Konstantinopel-Kustendsche-Varna (343 Seemeilen) auf dem Schwarzen Meer, endlich die Linie Triest-Korfu-Zante-Cerigo-Syra-Smyrna (1082 Seemeilen) wöchentlich von den Lloyddampfern befahren.

5. Italienische Linien. Die direkte italienische Schiffahrt nach Indien datirt erst seit Eröffnung des Suezkanals und wird von Genua aus betrieben durch die Società Rubattino. Deren Schiffe fahren von Genua (Livorno) über Neapel, Catania, Port Saïd durch den Suezkanal nach Bombay einmal monatlich; von Genua am 24. jeden Monats, von Bombay am 16. des folgenden Monats. Dieselbe Gesellschaft befährt auch die Linien Genua-Messina-Alexandria (dreimal monatlich) und Genua-Cagliari-Tunis (einmal wöchentlich). Die Società Trinacria befährt die Linie Neapel, Messina, Piräus und Konstantinopel wöchentlich einmal.

6. Niederländische Linien. 1) De Stoomvaart-Maatschappij Nederland, Fahrt mit 3 Schiffen zu 3500 Tons und 400 Pferdekraft zwischen Nieuwediep und Batavia durch den Suezkanal unter Subvention der niederländischen Regierung einmal monatlich. 2) Die Commercial Steam-Ship Company zwischen Rotterdam und Java (Samarang, Surabaya) ebenfalls durch den Suezkanal einmal monatlich in 45 Tagen.

II. Küstenfahrten. In der Darstellung der oceanischen Dampferzüge haben wir nach Vollständigkeit gestrebt, die freilich bei der unaufhörlichen Zunahme derselben nur höchst vorübergehend, wenn überhaupt, erreicht werden kann; bei den Fahrten zwischen nachbarlichen Küsten oder längs desselben Strandes beschränken wir uns von vornherein auf die wichtigeren Linien und stellen hier wie billig unser eigenes Land in den Vordergrund und Mittelpunkt.

A. Verkehr von und nach Deutschland. 1. Deutsche Linien. a) Nordsee. Ueber Hamburg gehen Seedampfer in regelmäßig wiederkehrender Fahrt nach Kurhaven-Helgoland, Gothenburg, Christiania-Bergen-Drontheim, London, Hull, Newcastle, Leith, Liverpool, Glasgow, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Havre, meist einmal wöchentlich. Von Bremerhafen-Geestemünde nach London, Hull, Rotterdam, Antwerpen zweimal wöchentlich; nach Leith alle 14 Tage; außerdem im Sommer je dreimal wöchentlich nach Norderney (über Wangeroog und Spiekeroog) und Helgoland. Von Leer im Sommer nach Norderney und nach Borkum. Von Emden im Sommer täglich nach Norderney und wöchentlich nach Borkum. Von Norddeich (bei Norden) im Sommer täglich ein- bis zweimal nach Norderney. Von Husum nach Wyk auf Föhr, nach der Insel Sylt, nach Nordstrand und Pellworme im Sommer täglich. Von Hoyer nach der Insel Sylt im Sommer täglich. b) Ostsee. Von Lübeck nach Riga und Petersburg wöchentlich. Von Kiel nach Kappeln und Sonderburg zweimal wöchentlich; über Tönning nach Geestemünde zweimal monatlich; über Heiligenhafen und die Insel Fehmarn nach Lübeck einmal wöchentlich; nach Korsör täglich; nach Kopenhagen zweimal wöchentlich. Von Schleswig nach Kappeln täglich. Von Flensburg nach Gravenstein und über Sonderburg nach Apenrade täglich. Von Rostock nach Nykjöbing (Falster) dreimal wöchentlich. Von Stralsund nach Ystad zweimal wöchentlich, nach Ralswiek auf der Insel Rügen dreimal wöchentlich, nach Barth und der Insel Zingst zwei- bis dreimal wöchentlich. Von Greifswald nach Lauterbach bei Putbus im Sommer täglich. Von Stettin nach Kiel, nach Danzig über Stolpemünde, nach Memel und Tilsit je einmal wöchentlich; nach Elbing und Pillau zweimal wöchentlich; nach Riga und Petersburg einmal wöchentlich; nach Reval und Petersburg zweimal wöchentlich; nach Kopenhagen zweimal wöchentlich; nach Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen zwei- bis dreimal wöchentlich. Von Danzig nach Neufahrwasser täglich; nach Stettin alle 5 Tage. Von Königsberg nach Pillau täglich; nach Kopenhagen und Amsterdam zweimal monatlich. Von Memel nach Libau wöchentlich.

2. Englische Linien. Nach Hamburg viermal wöchentlich von London, dreimal monatlich von Aberdeen, zweimal wöchentlich von Grimsby, viermal wöchentlich von Hull, monatlich von Leith, alle 3 Tage von Newcastle, zweimal wöchentlich von West-Hartlepool.

3. Französische Linien. Nach Hamburg von Bordeaux über Havre wöchentlich.

4. Holländische Linien. Nach Hamburg von Amsterdam wöchentlich, von Rotterdam ein- bis zweimal wöchentlich. Nach Danzig von Amsterdam dreimal monatlich.

5. Dänische Linien. Nach Kiel von Kopenhagen zweimal wöchentlich, von Korsör täglich. Nach Flensburg von Korsör zweimal wöchentlich. Nach Lübeck von Kopenhagen täglich, von Korsör wöchentlich. Nach Stettin von Kopenhagen

zweimal wöchentlich. Nach Rostock von Nykjöbing dreimal wöchentlich.

6. Schwedische Linien. Nach Hamburg von Gothenburg wöchentlich, von Stockholm (durch den Eiderkanal) wöchentlich, von Halmstadt wöchentlich. Nach Lübeck von Gothenburg wöchentlich, von Malmö täglich, von Norrköping über Westerwick, Kalmar, Karlshamm und Ystad zweimal wöchentlich, von Stockholm über Kalmar zweimal wöchentlich. Nach Stettin von Gothenburg über Kopenhagen wöchentlich, von Stockholm wöchentlich

7. Norwegische Linien. Nach Hamburg von Bergen über Stavanger, Christiansand und Kopenhagen wöchentlich, von Christiania über Arendal und Christiansand wöchentlich. Nach Stettin von Bergen über Kopenhagen wöchentlich, von Tromsö über Drontheim, Bergen, Christiania, Gothenburg und Kopenhagen wöchentlich. Nach Lübeck von Christiania wöchentlich.

8. Russische Linien. Nach Lübeck von Helsingfors monatlich, von Riga wöchentlich, von Petersburg wöchentlich. Nach Königsberg von Riga über Libau und Windau monatlich. Nach Stettin von Riga wöchentlich, von Petersburg wöchentlich.

B. Außerdeutscher Verkehr. 1. Kanallinien. Von London nach Amsterdam wöchentlich in 16 Stunden, Rotterdam zweimal wöchentlich, über Harwich sechsmal wöchentlich, Antwerpen über Harwich dreimal wöchentlich, Ostende zweimal wöchentlich in 10 Stunden, Dünkirchen zweimal wöchentlich, Calais alle 5 Tage in 8 Stunden, Boulogne täglich in 8 Stunden, Dieppe täglich, Havre wöchentlich in 18 Stunden, Havre, Honfleur und Rouen dreimal wöchentlich, über Southampton und Plymouth nach Havre dreimal wöchentlich. Von Dover nach Calais täglich mehreremal in 1½ Stunden. Von Folkestone nach Boulogne täglich in 2 Stunden. Von Plymouth nach Cherbourg wöchentlich. Von Portsmouth nach Ryde und Cowes (Insel Wight) täglich. Von Southampton nach Cherbourg und Havre wöchentlich zweimal, nach Guernsey und Jersey täglich, nach Ryde und Cowes täglich. In umgekehrter Richtung natürlich ebenso.

2. Französische Mittelmeerlinien. a) Nach Corsica: von Marseille über Nizza nach Bastia und Ajaccio (und weiter nach Livorno) zweimal wöchentlich, nach Bastia (und Livorno) wöchentlich, nach Ajaccio und Bonifacio wöchentlich, nach Ajaccio (und weiter nach Tunis, La Calle, Bona) wöchentlich; von Nizza nach Ajaccio wöchentlich. b) Nach Algerien: von Marseille nach Algier und Oran wöchentlich, Algier zweimal wöchentlich, über Cartagena nach Oran und Philippeville wöchentlich; von Cette nach Algier und Oran wöchentlich; von Havre nach Oran, Algier, Philippeville und Bona alle 20 Tage. c) Nach Spanien: von Marseille nach Barcelona wöchentlich; von Cette nach Barcelona alle 10 Tage. d) Nach Italien: von Marseille nach Neapel zweimal wöchentlich, nach Genua, Livorno, Civita Vecchia, Neapel, Palermo zweimal wöchentlich, nach Genua, Livorno, Civita Vecchia, Neapel zweimal wöchentlich, nach Savona wöchentlich, über Cannes und Nizza nach Savona täglich; von Cette nach Genua, Civita Vecchia, Neapel wöchentlich; von Nizza nach Genua wöchentlich.

3. Spanische Mittelmeerlinien. Von Barcelona über Valencia, Alicante, Malaga nach Cadiz zweimal monatlich, über Malaga und Gibraltar nach Cadiz dreimal monatlich, nach Palma auf Mallorca (Baleareninseln) wöchentlich; von Palma nach Iviza wöchentlich, nach Port Mahon auf Menorca wöchentlich; von Sevilla über Cadiz, Malaga, Cartagena, Alicante, Valencia, Tarragona, Barcelona nach Marseille monatlich.

4. Italienische Mittelmeerlinien. Von Genua nach Porto Maurizio und Nizza wöchentlich in 10 Stunden; nach Marseille wöchentlich in 21 Stunden; nach Spezzia dreimal wöchentlich; über Livorno und Civita Vecchia nach Neapel zweimal wöchentlich; über Livorno und Cagliari nach Tunis wöchentlich; über Livorno nach Bastia und Porto Torres (Sardinien) wöchentlich; über Livorno und Civita Vecchia nach Palermo wöchentlich. Von Cagliari nach der Insel Maddalena wöchentlich, nach Neapel alle 14 Tage, nach Palermo alle 14 Tage. Von Livorno nach Civita Vecchia und Porto Torres wöchentlich; nach Porto Ferrajo auf Elba wöchentlich; nach der Insel Gorgona, Porto Ferrajo, der Insel Formosa und Porto San Stefano wöchentlich. Von Neapel nach Messina und Catania wöchentlich; nach Messina und Reggio dreimal wöchentlich; nach Palermo dreimal wöchentlich; über Palermo und Messina nach dem Piräus wöchentlich; über Messina, Catania, Taranto, Gallipoli, Brindisi, Bari, Molfetta, Manfredonia, Vieste und die Tremitiinseln nach Ancona wöchentlich. Von Palermo nach Piräus wöchentlich; nach Malta wöchentlich; nach Tunis alle 14 Tage. Von Syrakus nach Catania täglich. Von Trapani nach der Insel Pantellaria wöchentlich, nach der Insel Favignana wöchentlich. Von Ancona nach Venedig wöchentlich; nach Triest wöchentlich in 15 Stunden.

5. Oesterreichisch-ungarische Mittelmeerlinien. Von Triest nach Venedig dreimal wöchentlich; über Pola, Zara, Sebenico, Trau, Spalato, Almissa, die Insel Curzola, Castelnuovo nach Cattaro wöchentlich; über Pirano, Rovigno, Zara, Trau, Spalato, die Insel Lissa, Budoa nach Antivari wöchentlich; über Pola, die Insel Selve, Zara, Spalato, die Insel Lissa, die Insel Lesina, Castelnuovo, Perasto, Cattaro, Durazzo, Avlona, die Inseln Korfu, Paxo und Santa Maura nach Prevesa wöchentlich; über Pirano, Cittanuova, Parenzo, Rovigno, Pola nach Fiume zweimal wöchentlich. Von Fiume über Novi, Zengg, die Insel Arbe nach Zara wöchentlich; über die Inseln Cherso und Lussin Piccolo, Zara, Spalato, die Inseln Lesina und Curzola nach Cattaro wöchentlich.

6. Ostseelinien. a) Dänische: Von Kopenhagen nach Aalborg dreimal wöchentlich, nach Aarhuus dreimal wöchentlich, über Frederikshavn nach Christiania wöchentlich, nach Gothenburg wöchentlich in 12 Stunden, nach den Färöern monatlich in 5 Tagen, nach Island monatlich in 12 Tagen, nach Helsingör und Helsingborg täglich, nach Kolding wöchentlich, nach Landskrona (Schweden) täglich, nach Malmö täglich in 1½ Stunden, nach Randers zweimal wöchentlich, nach Rönne auf Bornholm zweimal wöchentlich, nach Veile wöchentlich; von Fredericia (Jütland) nach Strib (Fünen) täglich mehrmals in ½ Stunde; von Nyborg (Fünen) nach Korsör (Seeland) täglich in 1½ Stunden; von Frederikshavn (Jütland) nach Gothenburg dreimal wöchentlich in 6 Stunden. b) Schwedische: Von Stockholm nach Gefle und Söderhamm täglich, über Gefle und Söderhamm nach Hudiksvall,

Hernösand, Umeå, Piteå, Luleå nach Haparanda alle 14 Tage, über Sundsvall und Hernösand wöchentlich, über Hernösand nach Umeå wöchentlich, nach Umeå, Piteå, Luleå, Kalix wöchentlich, nach Wisby auf Gothland zweimal wöchentlich, über Nordmaling und Umeå nach Wasa (Finnland), über Abo und Helsingfors nach Petersburg wöchentlich, nach Riga wöchentlich. c) Russische: von Petersburg nach Kronstadt täglich, nach Reval und Helsingfors wöchentlich, nach Uleåborg monatlich. — Ein lebhafter Dampfverkehr findet in Europa außerdem noch statt längs der britischen und norwegischen Küsten sowie an den Oceanküsten Frankreichs, Spaniens und Portugals, eine minder entwickelte im Osten des Mittelmeers, was näher darzustellen hier zu weit führen würde.

III. Binnenseefahrten. In Deutschland werden mit Dampfern befahren: der Chiemsee und der Starnbergersee sowie der Bodensee von Konstanz, Radolfzell, Ueberlingen, Meersburg, Friedrichshafen und Lindau aus. In Oesterreich-Ungarn der Bodensee von Bregenz aus, ferner der Traunsee, Mondsee, Wolfgangsee, Attersee, Wörthersee, Plattensee. In der Schweiz der Bodensee von Romanshorn und Rorschach aus; sodann der Züchersee, der Zugersee, der Vierwaldstättersee, der Neuenburger- und Murtenersee, der Thuner- und Brienzersee, der Genfersee. In Italien der Lange See (Lago Maggiore), der Luganersee, der Komersee, der Iseosee, der Gardasee. In Norwegen der Mjösensee. In Schweden der Mälarsee, der Wenernsee mit dem Trollhätta- und Götäkanal (von Stockholm nach Gothenburg 55 Stunden), der Wettersee. In Rußland der Peipussee von Dorpat nach Pleskau dreimal wöchentlich. Ebenso selbstverständlich Nordamerika's große Binnenseen: der Ontariosee zwischen Oswego und Toronto, zwischen Hamilton und Kingston (mit Fortsetzung auf dem Rideaukanal und dem Ottawa nach Montreal); der Eriesee zwischen Buffalo, Erie, Cleveland, Toledo, Monroe, Detroit; der Huronsee zwischen Detroit, Port Huron, Sarnia, Goderich, Soult Ste. Marie und Ontonago am Obern See; der Michigansee zwischen Mackinaw und Manitowoc, Milwaukee, Grandhaven und Chicago.

IV. Flußfahrten. In Deutschland werden mit Dampfern befahren: der Rhein von Köln bis Straßburg aufwärts und bis Rotterdam abwärts von zwei Gesellschaften, in 8—10 Fahrten täglich, außerdem der ausgedehnteste Schleppdienst; die Mosel von Trier bis Koblenz abwechselnd täglich; die Weser zwischen Bremen und Bremerhafen, zwischen Hameln und Karlshafen, Schleppschiffahrt außerdem auf der ganzen Länge von Münden an; die Elbe zwischen Hamburg-Altona und Harburg zehnmal täglich, zwischen Hamburg und Blankenese zweimal täglich, zwischen Hamburg und Buxtehude zweimal täglich, zwischen Hamburg und Stade zweimal täglich, zwischen Hamburg und Wischhafen täglich, zwischen Hamburg, Brunsbüttel und Neuhaus an der Oste dreimal wöchentlich, zwischen Hamburg und Dönitz viermal wöchentlich, ferner von Dresden über Meißen nach Riesa viermal täglich, von Dresden über Pillnitz, Pirna, Schandau nach Außig, Lowositz und Leitmeritz in zahlreichen täglichen Fahrten, außerdem Kettenschleppschiffahrt bis Hamburg hinunter; die Trave zwischen Lübeck und Travemünde mehrmals täglich, ebenso die Warnow zwischen Rostock und Warnemünde; die Spree zwischen Berlin und Köpenick; die Oder nebst der Divenow, der Peene und dem Haff zwischen Stettin und Frankfurt, Schwedt, Greifenhagen, Stepenitz, Pölitz, Wollin, Kammin, Divenow, Swinemünde, Misdroy, Ukermünde, Demmin; die Weichsel und das Frische Haff zwischen Danzig und Neufahrwasser, Danzig und Elbing, Elbing und Königsberg, Elbing und Kahlberg; der Pregel, die Memel und das Kurische Haff zwischen Königsberg und Wehlau, Tilsit, Memel; die Donau zwischen Donauwörth und Regensburg. In Oesterreich-Ungarn: die Donau zwischen Passau, Linz, Wien, Preßburg, Buda-Pest, Mohacs, Semlin, Orsowa (und von da weiter über Galatz ins Schwarze Meer und nach Konstantinopel); die Drau zwischen Mohacs und Essek; die Save zwischen Semlin und Sissek; die Theiß von Semlin nach Szegedin. Das Gleiche gilt von den Strömen Englands, Frankreichs, den Niederlanden, der Iberischen Halbinsel, Rußlands und vor allen Nordamerika's, dessen mächtiger Mississippi schon von einer ganzen Dampferflotte befahren war, deren tolle Wettfahrten die civilisirte Welt erschreckten, bevor die meisten auch der größeren europäischen Flüsse nur ein Dampfschiff auf ihrem Rücken getragen hatten. Auch nach den in den Kreis unserer Kulturbewegung hineingezogenen Wasserstraßen des Ostens, wie dem Nil, dem Ganges, den chinesischen und den australischen Strömen, hat sich selbstverständlich dieses so viel leichter noch als die Eisenbahn zu übertragende Transportmittel längst in regelmäßigem Dienst verpflanzt.

Dampftopf (Automat, Kondensationstopf). Beim Kochen einer Flüssigkeit mit Dampf bedient man sich entweder einer Pfanne mit doppeltem Boden oder eines in die Flüssigkeit getauchten Schlangenrohrs und leitet den im Dampfkessel entwickelten gespannten Dampf zwischen beide Böden oder durch das Rohr. Hierbei ist nun möglichst jede Expansion des Dampfes zu vermeiden, weil mit der Expansion die Temperatur des Dampfes sinkt. Es entsteht immer Verlust, wenn außer dem heißen Wasser, das durch Verdichtung des Dampfes infolge der Abgabe von Wärme entstanden ist, auch noch Dampf abgeht, wie es geschieht, wenn der Dampfraum (zwischen doppelten Böden oder die Dampfschlange) mit einem großen Dampfsammler in Verbindung steht. Diesen Verlust vermeidet man vollständig, wenn der aus dem Dampfkessel strömende Dampf die Schlangen oder den Heizraum passirt und dann mit dem verdichteten Wasser durch ein anderes (Retour-) Rohr zurück in den Dampfkessel und unter den Spiegel des darin befindlichen Wassers geleitet wird. Natürlich müssen dann die Gefäße, in welchen man mit Dampf kocht, höher stehen als der Kessel. Da diese Einrichtung aber mit Gefahr verbunden ist, so umgeht man dieselbe mit Erreichung desselben Zwecks durch den D. In einem gußeisernen, cylindrischen, mit einem Deckel geschlossenen Gefäß steht ein kleineres cylindrisches, oben offenes Gefäß aus Eisenblech, auf dessen Boden eine plankonvere Scheibe von Messing liegt, welche durch drei ganz lose übergreifende Haken gehindert ist, sich zu verschieben. Durch den Deckel des äußern Gefäßes geht dampfdicht ein Rohr bis zu 1 Millim. von der Messingscheibe. Ziemlich in der Mitte der Seitenwand des äußern Gefäßes mündet das aus irgend einem geheizten Apparat abgehende Retourrohr, durch welches kondensirtes Wasser und Dampf eintreten. Damit aber der eintretende Dampf nicht direkt gegen das innere Gefäß stoße, ist vor die

Mündung des Rohrs ein gebogenes Blech genietet, das dem Dampf nur gestattet, seitwärts auszutreten. Das äußere Gefäß wird anfangs mit so viel Wasser gefüllt, daß das innere schwimmt; die Messingplatte in dem letztern verschließt dann das erwähnte Rohr, dessen Stellung durch vorhandene Leitungen gesichert wird. Ist nun von dem in den D. eintretenden Dampf die Luft durch einen im Deckel des äußern Gefäßes befindlichen Hahn ausgetrieben und dieser Hahn wieder geschlossen worden, so sammelt sich immer mehr Wasser in dem äußern Gefäß und fließt endlich in das innere hinein und in solcher Menge, daß letzteres niedersinkt. Dadurch wird die Oeffnung des bis auf den Boden des innern Gefäßes reichenden und durch die Messingplatte bisher verschlossenen Rohrs frei; das heiße Wasser wird aus dem innern Gefäß durch den Dampf in das Rohr gedrückt, in diesem in die Höhe getrieben und fortgeführt, bis das innere Gefäß wieder so leicht geworden ist, daß es schwimmt und das Rohr sich also wieder schließt. Es kann mithin stets nur Wasser aus dem D. austreten, und der Druck in demselben bleibt stets derselbe wie in dem Heizraum oder in der Schlange. Diese Apparate finden gegenwärtig immer allgemeinere Anwendung.

Dampfwagen, s. Lokomotive und Lokomobile.

Dampier (spr. dämmpir), William, der kühnste Seefahrer des 17. Jahrh., geb. 1652 zu East-Coker in der engl. Grafschaft Somerset, machte in seinem 14. Jahr als Schiffsjunge eine Reise nach Neufundland mit und ließ sich später nach dem Ausbruch des Kriegs in Indien 1673 als Soldat anwerben. 1674 erhielt er die Aufsicht über eine Plantage in Jamaica, erwarb sich dann im Dienst eines Küstenfahrers eine sehr genaue Kenntnis jener Gegenden, befuhr seit 1675 mit dem Kapitän Wren die Campechebai und die Küste vom Kap Catoche bis zum Kap Condecedo, arbeitete dann wieder auf Jamaica und kehrte 1678 nach England zurück. Auf einer neuen Reise nach Jamaica fiel er in der Negrilbai einer Schar von Flibustiern in die Hände, plünderte hierauf mit denselben die spanischen Küstenorte und Niederlassungen in Peru, landete mit etwa 40 Mann an der Westküste Amerika's, schloß sich am Mejikanischen Meerbusen einer andern Schar Freibeuter an und machte mit denselben abenteuerliche Kreuz- und Querzüge. Mit einem Kapitän Cook segelte er 1683 nach der Küste von Guinea, dann um die Südspitze Amerika's nach der Insel Juan Fernandez, den Gallapagosinseln und nach der Küste von Mejiko und setzte nach Cooks Tode die Expedition fort; er berührte Ria Leja, nahm bei Guayaquil einige reich beladene Sklavenschiffe und eroberte zu Anfang 1684 an der Küste der Bai von Panama mehrere Städte. Er segelte darauf mit Kapitän Swen die mejikanische Küste entlang und wandte sich nach einem unglücklichen Treffen mit den Spaniern nach Ostindien. Nach überstandener Hungersnoth, die zu Meutereien unter seiner Mannschaft geführt hatte, erreichte er Mindanao, wo der wegen seiner Härte verhaßte Kapitän Swen zurückgelassen ward, und dann Manila. Durch widrige Winde an der Küste von China hin- und hergetrieben, entdeckte D. darauf mehrere Inseln, z. B. die Gruppe der Baschiinseln oder Batanes. Von da segelte er nach Neuholland. Bei den Nikobaren ließ er sich mit sieben Gefährten ans Land setzen und erreichte auf einem offenen Kahn nach großen Gefahren Benkulen auf Sumatra. Hier trat er als Kanonier in holländische Dienste, desertirte und zog abenteuernd in Ostindien umher, bis er sich 25. Jan. 1691 nach England einschiffte, wo er 16. Sept. d. J. anlangte. Die Beschreibung seiner Fahrten: »New voyage round the world« (Lond. 1697—1707, 3 Bde., mit Kupfern; deutsch von Kind, Leipz. 1783, 4 Bde.), machte ihn mit dem Grafen Orford, dem ersten Lord der Admiralität, bekannt. Durch diesen beauftragt, eine Entdeckungsreise nach Neuholland zu unternehmen, verließ er mit dem Schiff Roebuck 26. Jan. 1699 England, berührte Brasilien und bei Eentrachtsland die Westküste von Neuholland, entdeckte die Seehundsbai, ging nach Timor, drang bis zur Westküste von Neuguinea vor, dublirte das Kap Nabo, verfolgte die Nordküste bis zur Insel Schouten, segelte dann gegen Osten, entdeckte mehrere Inseln und gelangte zur Südostspitze von Neuirland, die er St. Georgs Kap nannte. Die nach ihm genannte Dampierstraße überzeugte ihn endlich, daß das östlich liegende Land, das er Neubritannien nannte, von der Küste von Neuguinea getrennt sei. An der nördlichen Küste von Neuguinea weiterfahrend, gelangte er zum Kap Nabo, von hier nach Ceram, wo er sich nach Europa einschiffte. Auf der Rückreise erlitt er 22. Febr. 1701 bei der Insel Ascension Schiffbruch; er mußte sich mit seiner Mannschaft auf Flößen nach der Insel retten und mehrere Wochen daselbst verweilen, bis endlich vorbeisegelnde englische Schiffe ihn aufnahmen und nach der Heimat brachten. Im Jahr 1703 rüstete er sich zu einer neuen Reise, befehligte 1705 ein Schiff in der Südsee und begleitete 1708—1711 als bloßer Pilot Woodes Roger auf seiner Reise um die Welt. Ort und Zeit seines Todes sind unbekannt. Mehrere nach ihm benannte Punkte Australiens und eine von Brown aufgestellte Pflanzengattung, Dampiera, neuholländische Sträucher aus der Familie der Kampanulaceen, erhalten sein Andenken.

Dampierre (spr. dangpjähr), 1) Heinrich Duval, Graf von, österreich. Feldherr, geboren 1580 im Bisthum Metz, diente zuerst dem Kaiser Rudolf II. in Ungarn und Siebenbürgen, avancirte rasch, besiegte 1604 Bethlen Gabor, ward aber bald darauf von Stephan Bocskay aus Siebenbürgen verdrängt und suchte 1605 Gran vergeblich gegen die Türken zu halten. Darauf zum kaiserlichen Kriegsrath, Kämmerer und Oberst ernannt, leistete er Dienste gegen die Venetianer. In den böhmischen Unruhen 1618 nahm er mit einem zusammengerafften Heer Bistritz weg und entsetzte das vom Grafen Thurn besetzte Budweis, ward jedoch durch Mangel zum Rückzuge genöthigt. Im folgenden Jahr siegte er mit Boucauoi und Wallenstein bei Tein über Ernst von Mansfeld und befreite dadurch Wien, ward aber dann nach Mähren zurückgedrängt. 1620 mit 10,000 Mann gegen Bethlen Gabor geschickt, fiel er bei einem tollkühnen Angriff auf Preßburg 9. Okt.

2) Auguste Henri Marie Picot, Marquis de, General der franz. Republik, geb. 11. Aug. 1756 zu Paris, trat als Leutnant bei der Garde ein, ging auf Urlaub nach England und Deutschland und machte sich in Berlin mit dem preußischen Militärwesen bekannt, dessen eifriger Bewunderer er ward. Sich zu den Grundsätzen der Revolution bekennend, wurde er 1791 Adjutant des Marschalls Rochambeau und bald darauf Oberst eines Dragonerregiments, mit dem er den Krieg von 1792 eröffnete. Er befehligte unter Dumouriez in der Champagne

und avancirte nach dem Treffen von Valmy zum Divisionsgeneral. Sein muthiger Angriff auf die österreichischen Verschanzungen bei Jemappes trug das Meiste zu dem hier erfochtenen Sieg bei. Im Jahr 1793 mit ungefähr 15,000 Mann zur Deckung der Belagerung Mastrichts an der Roer aufgestellt, ward er von der österreichischen Uebermacht bei Aldenhoven (1. März) geschlagen und bis nach Lüttich zurückgeworfen. In der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (18. März) befehligte er das Centrum. Nach Dumouriez' Abfall von der Sache des Konvents erhielt er den Oberbefehl über das bis auf 30,000 Mann zusammengeschmolzene und entmuthigte Heer. Gedrängt von den Konventskommissären, mußte er trotz aller Gegenvorstellungen die Offensive wieder ergreifen. Er kämpfte bei Quiévrain 6. Mai 1793 erfolglos gegen die Verbündeten, verlor durch eine Kanonenkugel ein Bein und starb zwei Tage darauf.

Dampiers Archipel, eine Inselgruppe an der Nordwestküste von Australien, aus etwa 20 dürren und felsigen Inseln bestehend, welche die Mermaidstraße in zwei Gruppen theilt. Die größte ist Rosemary in der östlichen Gruppe.

Dampiers Insel, eine Insel an der Nordostküste von Neuguinea, mit einem gegen 1600 Meter hohen, spitzgipfligen Berg.

Dampiers Straße, die Meerenge zwischen der Nordküste von Neuguinea und dem Westende von Neubritannien, wird durch die Insel Rook in zwei Straßen getrennt, von denen die südliche die breiteste und sicherste, die nördliche durch kleine Inseln und Bänke gefährdet ist.

Damrémont (spr. dang-remóng), Charles Marie, Graf Denys de, franz. General, geb. 8. Febr. 1783 zu Chaumont im Departement Obermarne, trat 1803 in die Militärschule zu Fontainebleau, ward 1807 Adjutant Marmonts, stand 1809 bei dem Heer in Dalmatien, 1811 und 1812 in Spanien und Portugal, machte die Hauptschlachten und Feldzüge 1813 und 1814 mit und ward noch von Napoleon I. zum Oberst befördert. Nach der Restauration erhielt er das Kommando der Legion des Departements Côte d'Or, ward 1821 Maréchal de Camp und führte als solcher 1823 eine Abtheilung des 5. Korps der Armee nach Spanien. 1830 kommandirte er bei der Expedition nach Algier die 1. Brigade der 2. Infanteriedivision. Nach der Julirevolution erklärte er sich für die neue Dynastie, ward zum Generalleutnant befördert und erhielt 1832 das Kommando der 8. Militärdivision in Marseille. 1833 ward er Generalinspektor der Infanterie und 1835 Pair. 1837 nach dem unglücklichen Ausgang der ersten Expedition gegen Konstantine zum Generalgouverneur von Algier ernannt, hielt er die eingeborne Bevölkerung durch Energie und versöhnende Maßregeln im Zaum und eröffnete endlich, da die Unterhandlungen mit Achmed Bei ohne Resultat blieben, wohlgerüstet eine zweite Expedition gegen Konstantine, fiel aber bei der Untersuchung einer Bresche 12. Okt. 1837. Am folgenden Tag wurde die Stadt unter dem General Valée mit Sturm genommen.

Damrosch, Leopold, Komponist und Violinspieler, geb. 1832 in Posen, studirte nach dem Wunsch seiner Eltern in Berlin Medicin, setzte aber seine leidenschaftlich betriebenen Musikstudien eifrig fort, indem er beim Konzertmeister Ries im Violinspiel, bei Dehn in der Komposition Unterricht nahm, und ging endlich, nachdem er 1854 als Doktor promovirt hatte, ganz zur Künstlerkarrière über. Sein Debüt als Violinspieler in Magdeburg (1855), dann in Berlin (1856) hatte guten Erfolg; bald darauf berief ihn Liszt in die großherzogliche Kapelle nach Weimar; 1858 wurde er Dirigent des Orchestervereins zu Breslau und 1866 Kapellmeister des Stadttheaters daselbst. Ein entschiedener Anhänger der neuen Musikrichtung (Berlioz, Wagner, Liszt), hat er für dieselbe sowohl als Dirigent, wie als Schriftsteller (in der »Neuen Zeitschrift für Musik«) gewirkt. Im Jahr 1872 siedelte er nach New York über, wo er als Dirigent des Singvereins »Arion«, Schriftsteller, Violinspieler und Gesanglehrer eine angesehene Stellung einnimmt. Als Virtuose gehört D. zu den bedeutenderen klassischen Geigern. Unter seinen mannigfachen Kompositionen sind besonders seine Lieder und eine große Serenade (Violinkonzert) zu erwähnen. — Seine Gattin Helene D. ist eine treffliche Liedersängerin.

Dan, nach dem Sohn Jakobs von Rahels Magd Bilha benannter israelitischer Stamm, vor der Einnahme Kanaans 62,700 Streiter stark, ward von Josua an das Mittelländische Meer gewiesen und östl. von Benjamin und Juda, nördl. von Ephraim, südl. von Simeon begrenzt. Die dazu gehörigen Städte sind Jos. 19, 41—46 verzeichnet. In der Richterzeit zog ein Theil dieses Stamms aus seinem angewiesenen Gebiet nach dem äußersten Norden Palästina's, eroberte die phönikische Stadt Laïsch oder Leschem und nannte sie D. (Josua 19, 47; Richt. 18). Nach dem Exil verschwindet der Stamm aus der Geschichte und den jüdischen Geschlechtsregistern (1. Chron. 6).

Dan, Stadt an der nördlichen Grenze Palästina's im Stamm Naphthali, Kolonie der Daniten, früher zu Sidon gehörig und Laïsch genannt, war stets ein Sitz des Götzendienstes und seit Jerobeam ein Hauptort des Stierkultus, ein Marktplatz der syrischen und phönikischen Stämme und eine Station der zwischen Phönikien und dem Euphrat ziehenden Karawanen; war zu Hieronymus' Zeit noch ein Flecken.

Dan, Fluß in Nordamerika, entspringt in Nordcarolina an den östlichen Abhängen der Blue Ridge, durchfließt den Staat in südöstlichem Lauf, wendet sich dann nordöstlich und bildet nach einem Lauf von 320 Kilom. in Virginien durch seine Vereinigung mit dem Staunton den Fluß Roanoke.

Dana, Fluß in Ostafrika, von den Galla Maro oder Manja genannt, entspringt am Schneeberg Kenia und mündet an der Gallaküste unter 2° 47' südl. Br. in den Indischen Ocean. Er ist im obern Theil, wo Krapf ihn überschritt, felsenreich und etwa 2 Meter tief, hat vom Mai bis August hohen Wasserstand und kann alsdann bis Malakote, 180 Kilom. von der Küste, ohne Hindernis befahren werden. Seine Mündung, welche durch eine Barre gesperrt ist, hat noch 6 Meter Tiefe. Erforscht wurde er durch die Expedition v. d. Deckens.

Dana (spr. dehnä), 1) Richard, Henry, amerikan. Dichter und Schriftsteller, geb. 15. Nov. 1787 zu Cambridge in Massachusetts, Sohn von Francis D. (gest. 1811), der an dem Befreiungskampf und den politischen Ereignissen der folgenden Zeit hervorragenden Antheil nahm und eine Zeitlang Gesandter in Petersburg war, erhielt seine erste Erziehung in Newport auf Rhode Island und studirte dann im Harvard-College die Rechte. Er praktizirte eine

Zeitlang als Advokat, widmete sich aber dann ausschließlich literarischer Beschäftigung. Von 1817—1820 schrieb er für die »North American Review« eine Reihe von Artikeln über die englischen Dichter, gründete 1825 eine Zeitschrift »The idle man«, die mit dem zweiten Jahrgang wieder einging, und arbeitete in der Folge besonders für die »New York Review«, welche damals der Dichter Bryant leitete. In den Jahren 1839—40 hielt er in Boston, New York und Philadelphia vielbesuchte Vorlesungen über Shakespeare. Seit 1842 lebte er zurückgezogen auf einem kleinen Landgut in der Nähe von Cape Ann bei Boston. Seine bedeutendsten Dichtungen sind »The change of home«, »The dying raven« (1825) und besonders »Matthew Lee, the Buccaneer« (1827). Letzteres Gedicht ist die Erzählung eines Mordes, den ein Seeräuber an der Küste von Neuengland begeht und für den ihn eine furchtbare Strafe trifft, und zeichnet sich ebenso sehr durch die großartige Schilderung der Phänomene des Oceans wie durch seine psychologische Darstellung der Charaktere und des Seelenlebens aus. Seit 1833 erschienen von D. nur noch kleinere Gedichte und prosaische Aufsätze in der »Literary and Theological Review« und in »The Spirit of the Pilgrims«. Eine Auswahl von seinen prosaischen Arbeiten erschien zu New York 1827—33, 2 Bde., eine Sammlung seiner Werke 1850, 2 Bde.; seine poetischen Werke mit denen von E. A. Poe auch London 1857.

2) James Dwight, nordamerikan. Geolog, geb. 12. Febr. 1813 zu Utica im Staat New York, studirte Mathematik und Naturwissenschaft in New Haven in Connecticut, wurde als Lehrer der Mathematik bei der Flotte angestellt, bereiste 1833—1835 das Mittelmeer, war 1835 und 1836 Assistent Sillimans und begleitete 1838 als Geolog und Mineralog die Expedition von Wilkes zur Erforschung des Großen Oceans. Nach einer Reise um die Welt kehrte er 1842 zurück und bearbeitete in Washington die wissenschaftlich sehr werthvollen Berichte über seine Reise: »Report on zoophytes« (Washington 1846), »Report on the geology of the Pacific« (das. 1849), »Report on crustacea« (das. 1852—54). Seit 1855 lebt D. in New Haven als Professor der Naturgeschichte am Yale-College. Von seinen Schriften sind noch erwähnenswerth: »System of mineralogy« (mit Brush, 5. Aufl. 1871), das vollständigste Lehrbuch der Mineralogie, das aber leider in der Krystallbezeichnung keine der in Deutschland herrschenden Methoden angenommen hat; »Text book of Geology« (Lond. 1864); »Manual of Mineralogy« (neue Aufl., das. 1874); »Manual of Geology« (neue Ausg., Philad. 1874); »Corals and coral-islands« (1872). Auch gibt er seit einer Reihe von Jahren das von seinem Schwiegervater Silliman begründete »American Journal of Science« heraus. — Derselben Familie gehören an: James Freeman D., geb. 1793 zu Exeter in New Hampshire, gest. 1827 als Professor der Chemie am medicinischen College in New York, besonders durch seine »Mineralogy an geology of Boston and vicinity« (1818) bekannt, sowie dessen Bruder, Samuel Luther D., geboren Juli 1795 zu Amherst im Staat New Hampshire, erst Militär, dann Arzt und namentlich durch seine Schriften über Gegenstände der Agrikultur- und technischen Chemie bekannt.

3) Richard Henry, der Jüngere, Sohn von D. 1) und ebenfalls Schriftsteller, geb. 1. Aug. 1815 zu Cambridge in Massachusetts, trat 1832 ins Harvard-College, mußte aber eines Augenübels wegen 1834 das Studium vorläufig aufgeben und unternahm zur Kräftigung seiner Gesundheit eine große Reise, die er nachher in seinem Werk: »Two years before the mast« (3. Aufl. 1869) vortrefflich beschrieb. Das Buch fand in Amerika wie in England als das treueste Gemälde von dem Leben und Treiben der Seeleute an Bord, ihren täglichen Arbeiten, Freuden und Leiden, großen Beifall. Nach seiner Rückkehr studirte er bis 1840 Jurisprudenz und ließ sich noch in demselben Jahr als Advokat zu Boston nieder. Er gilt als Jurist besonders im Seerecht für eine Autorität. Sein zweites bedeutsames Werk ist »The seaman's friend« (1841, in England besser gekannt als »The seaman's manual«), das ein Lexikon aller Seeausdrücke, Gebräuche ꝛc. enthält (10. Aufl., Lond. 1869). D. war einer der Begründer der Freibodenpartei, ein einflußreiches Mitglied der Massachusetts-Constitutional-Convention von 1853 und ein hervorragender Theilnehmer an der republikanischen Bewegung von 1856. Auch hat er verschiedene biographische Skizzen, so über Major Vinton, Professor Channing u. a. geschrieben. Außer mannigfachen Beiträgen zu Reviews verfaßte er in dieser Zeit noch sein interessantes Reisetagebuch: »To Cuba and back: a vacation journey« (1859). Im Jahr 1867 trat er als Kongreßkandidat für die Grafschaft Essex in Massachusetts auf, ward aber von General Butler geschlagen. In demselben Jahr ward er Herausgeber der »New York Sun«, mit der er noch in Verbindung steht.

Danaë, in der griech. Mythe Tochter des Akrisios, wurde von ihrem Vater, dem ein Orakel verkündete, daß der Sohn der D. ihn tödten werde, in einen Thurm eingeschlossen, hier aber von Zeus in Gestalt eines goldenen Regens besucht und gebar ihm den Perseus, den Lichtheros (nach einem fruchtbaren Regen glänzt alles in neuem Licht, wie D. unverkennbar Personifikation des von Dürre heimgesuchten Erdbodens ist). Hierauf von Akrisios sammt ihrem Kind in einem Kasten dem Meer übergeben, wurde sie nach Seriphos getrieben und hier des Polydektes Gattin; nach anderen Berichten floh sie vor dem Vater zu einem Altar, und jener ward von Perseus in einen Stier verwandelt. Nach italischen Mythographen kam D. auch nach Italien, baute Ardea, vermählte sich mit Pilumnus und gebar demselben den Daunus, des Turnus Stammvater.

Danäer, dichterische Bezeichnung der Bewohner von Argos, nach einem vortroischen König. Da im Trojanischen Krieg Argos unter Agamemnon den Vorrang hatte, so übertrug Homer den Namen D. auf die Hellenen überhaupt. Ein Danaergeschenk ist ein verdächtiges und unheilbringendes, von dem hölzernen Pferd her, welches die Griechen bei ihrem Scheinabzug vor Troja zurückließen, und vor dessen Aufnahme in die Stadt (nach Virgil. Aen. II, 49) der Priester Laokoon vergebens warnte: »Ich fürchte die Danaer, zumal wenn sie Geschenke bringen« (timeo Danaos et dona ferentes).

Danaïden, s. Danaos.

Danákil (Plural von Dankali), gemeinschaftlicher Name der zahlreichen Nomaden- und Fischerstämme, welche den abessinischen Küstenstrich Samhara am Ostrand Afrika's von der Straße von Bab el Mandeb nördlich bis Harkiko bewohnen. Ihr Land ist eine dürre und wasserlose, von kleinen Bergzügen hin und wieder durchzogene Felsenwüste, die jedoch an vielen Stellen, wie in der Taltalebene östlich von

Abdigrate, beſſern Boden hat. Die D. gehören der Menſchenart mit ſchlichtem Haar an, ihre Hautfarbe iſt dunkel, aber nicht ſchwarz; ſie haben einen kräftigen Wuchs und regelmäßige Geſichtszüge, ſind aber räuberiſch, träg, lügenhaft, verrätheriſche und fanatiſche Bekenner des Islams. Nachdem das mächtige Reich, das ſie im 16. Jahrh. bildeten, durch die Galla zerſtört worden, bilden ſie kein ſtaatliches Ganzes mehr, ſondern zerfallen in viele kleine, von einander völlig unabhängige und auch einander befehdende Völkerſchaften mit eigenen Häuptlingen. Alle dieſe Stämme haben kein anderes verknüpfendes Band unter ſich als die Sprache. Der danakil'ſche Dialekt, durch Iſenbergs Vokabular (Lond. 1840) bekannt geworden, bildet mit dem Bedſcha, Somali und Galla zuſammen die äthiopiſche Gruppe der hamitiſchen Sprachen. S. Karte »Aegypten«.

Danaos, in der griech. Mythe König von Argos im Peloponnes, Sohn des Belos und der Anchirrhoë und aus Chemmis in Aegypten, zugleich aber als Urenkel von Epaphos (durch Jo Enkel des Inachos) von argiviſcher Abſtammung. Zum Herrſcher von Libyen beſtellt, floh er vor ſeinem ihm nach Thron und Leben trachtenden Bruder Aegyptos nach Rhodos und von da nach Argos. Seine 50 mit verſchiedenen Frauen erzeugten Töchter, die Danaïden, folgten ihm und führten auf Rhodos den Dienſt der Athene Lindia ein. In Argos bemächtigte ſich D. der Herrſchaft und gründete dem Apollon Lykios einen Tempel (ſein Gott des wiederkehrenden »Lichts« ſiegte über den der ſtürmiſchen, winterlichen Flut). Seine Töchter ſandte er aus, um in dem waſſerarmen Argos Quellen zu ſuchen. Amymone wurde dabei von Poſeidon umarmt und gebar ihm den Nauplios; drei aufgefundene Quellen wurden nach ihr und zwei ihrer Schweſtern benannt. Auch um die agrariſche Kultur des Landes machten ſich die Danaïden durch Einführung der Theſmophorien verdient. Unterdeſſen hatte Aegyptos ſeine 50 Söhne (vermuthlich Perſonificirungen der Flüſſe und Ströme, wie die 50 Danaïden die der Quellen und Bäche) zur Verfolgung des D. abgeſchickt; in Argos angekommen, erhielten ſie deſſen Töchter zur Ehe verſprochen. In der Brautnacht aber erdolchte jede der Danaïden auf D.' Geheiß ihren Verlobten (im Sommer verſiegen die argiviſchen Flüſſe, nur die Quellen nicht); Hypermneſtra allein verſchonte den ihr liebgewordenen Lynkeus und wurde dafür vor Gericht geſtellt, aber freigeſprochen und ſpäter noch mit demſelben vermählt. Da ſich für die übrigen keine Freier wieder fanden, ſo ſtellte D. Wettkämpfe an und theilte den Siegern die Töchter als Preis zu. In der Folge ſoll ſich Lynkeus zum Rächer ſeiner Brüder aufgeworfen, ſeine Schwägerinnen nebſt dem Schwiegervater getödtet haben und König von Argos geworden ſein. Das Grabmal des D.' ſtand auf dem Marktplatz zu Argos, auch Lynkeus und Hypermneſtra hatten daſelbſt ein gemeinſames Heiligthum. In der Unterwelt wurden die meuchelmörderiſchen Danaïden verdammt, beſtändig Waſſer in ein durchlöchertes Faß zu ſchöpfen (ein Bild nie endender, immer vergeblicher Arbeit). Die Sage von D. und den Danaïden behandelt das Drama »Die Schutzflehenden« von Aeſchylos.

Danbury (ſpr. dänbörĭ), Stadt im nordamerikan. Staat Connecticut, Grafſchaft Fairfield, am Still River und der Danbury-Norwalk-Eiſenbahn, hat bedeutende Fabriken, beſonders Hutmanufakturen, und (1870) 6542 Einw. Die Stadt, bereits 1696 inkorporirt, ward im Befreiungskampf 27. April 1777 von den Engländern durch Feuer verwüſtet und der General der amerikaniſchen Truppen, Wooſter, dabei tödtlich verwundet. Ihm wurde 1854 ein Denkmal daſelbſt errichtet.

Dancarville (ſpr. -wil), Pierre François Hugues, fälſchlich d'Hancarville, gelehrter Abenteurer, geb. 1. Jan. 1729 zu Marſeille, ſpielte eine Zeitlang in Berlin den Grafen, kam aber wegen Schulden ins Gefängnis, lebte dann zu Rom als Baron Du Han, beſorgte in Neapel die Herausgabe des Hamilton'ſchen Werks über die etruskiſchen Vaſen, erhielt in Florenz vom Großherzog die Aufſicht über die mediceiſche Sammlung übertragen, die er in einem großen, mit 300 Kupfern geſchmückten Werk beſchrieb, ging ſpäter nach Padua, dann nach Venedig und ſtarb hier 9. Okt. 1805. Seine Werke, von denen wir die »Antiquités étrusques, grecques et romaines« (Neapel 1766, 4 Bde., mit kolorirten Kupfern), »Veneres et Priapi uti observantur in gemmis antiquis« (Leiden, eigentlich Neapel 1771, 2 Bde., mit Kupfern), »Monuments de la vie privée des douze Césars, d'après une suite de pierres gravées sous leurs règnes« (Caprea 1780, mit Kupfern), »Mémoires du culte sacré des dames romaines« (daſ. 1784, mit Kupfern) und »Recherches sous l'origine, l'esprit, les progrès des arts dans la Grèce« (Lond. 1785, 3 Bde., mit Kupfern) nennen, ſind der Kupfer wegen geſchätzt.

Danckelmann, Eberhard Chriſtoph Balthaſar, Freiherr von, brandenburg. Staatsmann, geb. 23. Nov. 1643 in der Grafſchaft Lingen, ſtudirte in Utrecht, ward 1663 Erzieher des Prinzen Friedrich (nachmaligen Königs Friedrich I. von Preußen) und erwarb ſich als ſolcher nicht nur des Großen Kurfürſten Vertrauen, der ihn zum Geheimen Kammer- und Lehnsrath ernannte, ſondern blieb auch nach beendeter Erziehung als Geheimer Sekretär und vertrauter Rathgeber beim Prinzen und ſtand dieſem mit uneigennütziger Aufopferung zur Seite. Im Jahr 1688 ernannte ihn Friedrich zum Geheimen Staats- und Kriegsrath, 1692 zum Präſidenten der Regierung zu Kleve und 1695 zum Premierminiſter und Oberpräſidenten. Von Kaiſer Leopold I. ward er mit ſeinen Brüdern in den Reichsfreiherrenſtand erhoben, erhielt für ſich und ſeine Nachkommen die Erbpoſtmeiſterwürde und 1696 eine Hauptmannſchaft zu Neuſtadt an der Doſſe. Als Finanzminiſter ſuchte D. Manufakturen und Fabriken zu heben, ordnete, um den Ertrag der Domänen zu erhöhen, eine eigene Hofkammer an, aus welcher ſpäter ein Domänendirektorium wurde, und ſuchte Friedrichs Hang zu übermäßigen Ausgaben auf nützliche Gegenſtände zu leiten; dieſem Beſtreben verdankten Berlin manche Verſchönerung und die Akademie der Wiſſenſchaften, Halle die Univerſität, Bibliotheken und Kunſtkammern ihre Ausſtattung. Theils Neid, theils Danckelmanns unfreundliches Weſen riefen indeß eine ihm feindliche Partei unter Baron von Kolbe-Wartenberg ins Leben, deren Verdächtigungen der Kurfürſt um ſo williger Gehör ſchenkte, als ſich ihm D. dadurch, daß er ihm von der Annahme der Königskrone entſchieden abgerathen, mißliebig gemacht hatte. D. erhielt daher 27. Nov. 1697 einen ehrenvollen Abſchied mit reicher Penſion, ward jedoch kurz darauf auf die Anklage ſeiner Feinde, er habe die Papiere über Landesangelegenheiten nicht richtig abgeliefert und gegen ausdrücklichen Befehl mit fremden Miniſtern Verhandlungen gepflogen,

verhaftet und auf Grund von 290 Klagepunkten in förmliche Untersuchung gezogen. Er vertheidigte sich zwar gegen diese meist ungegründeten Beschuldigungen, vermochte sich aber nicht ganz zu entlasten und ward daher ohne eigentliches Endurtheil zu lebenslänglicher enger Haft nach der Festung Peitz abgeführt. Seine Güter wurden eingezogen, wie er auch seine Pension und die ihm erblich zugesagten Würden und sonstigen Vortheile verlor. Erst 1702 erhielt er einige Festungsfreiheit, und 1707 gab ihm der König die Freiheit wieder, doch sollte er zu Kottbus wohnen und sich der Residenz nicht über 2 Meilen nähern dürfen; auch ward ihm aus seinem konfiscirten Vermögen eine jährliche Einnahme von 2000 Thlr. bewilligt. König Friedrich Wilhelm I. berief ihn nach seiner Thronbesteigung 1713 auf eine ehrenvolle Weise an den Hof, indem er wichtige Aufschlüsse von ihm zu erhalten hoffte, und bot ihm, auch als D. seinen Erwartungen wenig entsprach, seine vorigen Stellen wieder an, welche jener jedoch ablehnte. D. starb zu Berlin 31. März 1722. Sein Bruder Nikolaus Bartholomäus, geb. 25. Mai 1650, war kurfürstlich brandenburgischer Gesandter in Wien und beim Friedensschluß zu Ryswik und starb 27. Okt. 1739 zu Lodersleben in Thüringen. Er ist Stammvater aller jetzt lebenden Glieder des Geschlechts.

Dancla, Jean Charles, franz. Violinvirtuos und Komponist, 19. Dec. 1817 zu Bagnères de Bigorre aus einer Künstlerfamilie geboren, besuchte das Pariser Konservatorium, wo er im Violinspiel Baillot, in der Komposition Berton und Halévy zu Lehrern hatte, und erhielt 1833 den ersten Violinpreis, sowie 1838 den zweiten großen römischen Preis für Komposition. Seit 1857 ist er als Professor des Violinspiels am genannten Konservatorium angestellt. Unter seinen zahlreichen Violinkompositionen zeichnen sich seine Konzerte und instruktiven Werke für Schüler aus.

Dancourt (spr. dangkuhr), eigentlich Florent Carton, franz. Schauspieler und Bühnendichter, geb. 1. Nov. 1661 zu Fontainebleau, studirte zu Paris in einem Jesuitenkollegium, ward Advokat, trat, nachdem er eine Schauspielerin geheirathet, 1685 selbst in die Comédiens du roi ein und machte sich sowohl durch seine Theaterstücke als sein Darstellungstalent allgemein beliebt. Nach 38jähriger Thätigkeit auf den Bretern zog er sich 1723 auf sein Gut in der Provinz Berri zurück und starb hier 6. Dec. 1726. Die besten seiner Lustspiele oder Possen, die amusante Tagesgeschichten behandeln und sich durch lebendigen Dialog und nicht eben feine, aber meist glückliche Einfälle auszeichnen, sind: »Le chevalier à la mode« (1687), »Les vendanges de Surène«, »Mari retrouvé«, »Bourgeoises de qualité« und besonders »Le galant jardinier«. Seine Werke erschienen am vollständigsten Paris 1760; eine Auswahl bei Didot, das. 1810, 5 Bde. und in den Chefs-d'œuvre des auteurs comiques, Bd. 2 (1844). D. schrieb zuerst ganze Stücke im Volksdialekt. Voltaire räumt ihm nach Molière den ersten Rang in der Posse ein. — Seine Frau, Thérèse Lenoir de la Thorillière, um 1663 geboren, betrat 1685 die Bühne, zeichnete sich durch ihr Talent und ihre Schönheit aus und starb 1725. Auch ihre beiden Töchter waren namhafte Schauspielerinnen.

Dandaren (Dandaridä), Volk des Alterthums, am nordwestlichen Kaukasus, südlich vom Hypanes (Kuban) wohnhaft.

Dandin (spr. dängdäng), im Französischen eigentlich Bezeichnung eines linkischen, schlotterigen Menschen; dann Name der Haupt- und Titelrolle einer Molière'schen Komödie, ein reicher Bauer, der infolge einer Heirath mit einer Adligen in allerlei Fatalitäten geräth. Sein wiederholter Ausruf: »Vous l'avez voulu (oft verändert in: Tu l'as voulu), George Dandin!« ist sprichwörtlich für selbstverschuldete Widerwärtigkeiten geworden.

Dandolo, eine der zwölf ersten venetianischen Familien, berühmt durch viele aus ihrer Mitte hervorgegangene Staatsmänner, Gelehrte, Feldherren und vier Doge n. Bemerkenswerth sind besonders:

1) Enrico, der Berühmteste der Familie, Gründer der Herrschaft Venedigs über das Mittelmeer. Geboren um 1108, widmete er sein ganzes Leben Staats- und Handelsgeschäften. Er ward 1192 Doge. Unter seiner Regierung wurde ein Theil der dalmatischen Küste unterworfen, über Padua und andere Städte des venetianischen Festlands eine Art Schutzherrlichkeit erworben, das mächtige Pisa aber bei Modone 1195 geschlagen. Durch einen Handelsvertrag mit dem armenischen König Leo (1201) öffnete D. den Venetianern den Handel nach Armenien, Persien und Mesopotamien und sicherte die Verbindung mit Trapezunt. Mit Hülfe der Kreuzfahrer eroberte er Triest, Zara, die Hauptstadt Dalmatiens, dann die albanische Küste, die Jonischen Inseln und 17. Juni 1203 Konstantinopel, sodann dieselbe Stadt nach der Ermordung des von ihm auf den Thron erhobenen Kaisers Alexios nochmals 12. April 1204. Hierauf errichtete er daselbst das »lateinische Kaiserthum«, ließ den Grafen Balduin von Flandern zum Kaiser wählen und erlangte in der darauf vertragsmäßig vorgenommenen Theilung des Reichs für Venedig die wichtigsten Küstenplätze vom Schwarzen Meer bis Epirus, einige Inseln des Archipels, die des Jonischen Meers, ein ganzes Quartier der Stadt Konstantinopel und durch Tausch mit Bonifaz von Montferrat auch Kandia; obendrein wurde ihm Handelsfreiheit nebst manchen anderen Vorrechten durch das ganze Reich zugestanden. Als die von den schwer bedrückten Griechen herbeigerufenen Bulgaren Adrianopel erobert und Kaiser Balduin 14. April 1205 geschlagen hatten, eilte D. herbei und rettete das Heer der Lateiner wenigstens vor gänzlichem Untergang. Noch war der drangvolle Sturm nicht beschworen, als D. 1. Juni 1205 zu Konstantinopel starb. Sein Grabmal in der Sophienkirche daselbst wurde 1453 von den Türken zerstört.

2) Francesco, war Doge von 1328—39, bezwang das mächtige Haus della Scala (1334—38), wodurch Venedig festen Fuß auf dem Festland Italiens faßte und freie Schiffahrt auf dem Po erlangte.

3) Andrea, 1342—54 Doge, schloß einen Bund mit dem Papst, dem König von Cypern, dem griechischen Kaiser und dem Hochmeister der Johanniter gegen die Türken, stellte durch Verträge mit dem Tatarenchan die erschütterten Handelsverbindungen Venedigs am Schwarzen Meer wieder her und unterwarf 1346 das abgefallene Zara und 1348 Capo d'Istria. Er starb 7. Sept. 1354. D. schrieb eine lateinische Geschichte Venedigs (»Chronicon«), welche sich durch Unbefangenheit und Genauigkeit auszeichnet; auch Dandolo's Briefwechsel mit Petrarca hat sich erhalten.

Dandolo, 1) Vincenzo, Graf, verdienstvoller Chemiker und Agronom, geb. 26. Okt. 1758 zu Venedig, nahm lebhaften Antheil an den politischen

Ereignissen, die 1797 den Sturz der Republik Venedig herbeiführten, war später Mitglied des Großen Raths der Cisalpinischen Republik, dann fünf Jahre Gouverneur von Dalmatien, lebte hierauf, wegen seiner Verdienste um letzteres Land von Napoleon I. in den Grafenstand erhoben, auf seinen Gütern bei Varese und starb daselbst 12. Dec. 1819. D. machte sich um Verbesserung der Straßen, des Acker- und Weinbaues in der Lombardei sowie der Seidenzucht verdient; seine Werke über letztere: »Il buon governo de' bachi da seta« (Mail. 1816, 2 Bde.) und »Storia de' bachi da seta« (das. 1818—19, 3 Bde.), verschafften ihm europäische Berühmtheit. Außerdem schrieb D.: »Fondamenti della fisico-chimica applicati alla formazione de' corpi e de' fenomeni della natura«, ein Werk, worin er die Entdeckungen der Naturwissenschaften bis auf die letzte Zeit zusammenfaßte und das binnen wenigen Jahren sechs Auflagen erlebte; »Les hommes nouveaux, ou moyens d'opérer une regénération morale« (1799, 2. Aufl. 1801) und außer mehreren italienischen Uebersetzungen berühmter chemischer Werke eine Anzahl von größeren und kleineren Schriften über die Verwaltung Dalmatiens sowie über landwirtschaftliche Gegenstände, namentlich Traubenzuckerfabrikation, Oenologie (»Enologia«, Mail. 1812, 2 Bde.) und Schafzucht. Seine Memoiren gab Compagnoni heraus (das. 1820).

2) Tullio, Graf, geschätzter ital. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geboren im September 1801 zu Varese im Lombardischen, erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte in Zara, Varese und Pavia und suchte dann seine Bildung durch Reisen zu erweitern, deren Eindrücke er in zahlreichen Schriften niederlegte. Hervorzuheben sind: »Viaggio per la Svizzera occidentale« (Mail. 1820—35, 11 Bde.); »Viaggio per la Svizzera orientale« (das. 1836, 2 Bde.); »Lettere su Roma e Napoli« (das. 1826); »Firenze« (das. 1827); »Lettere su Venezia« (Livorno 1830); »Schizzi di costumi« (Mail. 1836); »Reminiscenze e fantasie; schizzi letterarj, Peregrinazioni« (Turin 1841, 2 Bde.). Später wendete er sich geschichtlichen Studien zu, während er gleichzeitig einen strengkirchlichen Charakter in seinen Schriften immer entschiedener ausprägte. Auch die Ergebnisse dieser seiner historischen Bestrebungen legte er in zahlreichen Schriften nieder. Wir erwähnen in chronologischer Ordnung: »Studii sul secolo di Pericle« (1835); »Studii sul secolo d'Augusto« (1837); »Firenze sino alla caduta della republica« (Mail. 1834); »Roma e l'imperio sino a Marco Aurelio« (das. 1844), wovon das 6. Buch unter dem Titel »Cristianismo nascente« (1854) besonders gedruckt erschien und allgemeiner bekannt ist; »San Domenico e i suoi discepoli« (das. 1847); »San Francesco d'Assisi e due suoi discepoli« (das. 1847); »I secoli de' due sommi italiani Dante e Colombo« (das. 1852, 2 Bde.); »L'Italia nel secolo passato sin 1789« (das. 1854, 2 Bde.); »Il Settentrione dell' Europa e dell' America nel secolo passato sino 1789« (das. 1854, 2 Bde.); »Il pensiero pagano ed il pensiero cristiano ai giorni dell' impero« (das. 1855, 3 Bde.); »La signora di Monza e le streghe del Tirolo« (Hexenprocesse, zum erstenmal aus den Urkunden veröffentlicht, das. 1855); »Ricordi inediti di Gerolamo Morone, gran cancelliere dell' ultimo duca di Milano etc.« (das. 1855); »Monachismo e leggende« (das. 1856); »Storia del pensiero nel medio evo« (1857); »Roma pagana e cristiana« (1860); »Il secolo di Leone X.« (1861—63); »Storia del pensiero nei tempi moderni« (1864, 2. Aufl. 1870—71, 3 Bde.). D. starb zu Urbino 6. April 1870.

3) Emilio, ital. Patriot und Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1831 zu Varese im Lombardischen, nahm 1848 als 17jähriger Jüngling thätigen Antheil an der Revolution zu Mailand, kämpfte dann als Freischärler gegen die Oesterreicher in der Lombardei und in Tirol, und späterhin in Rom gegen die Franzosen. Die Geschichte dieser zweijährigen Kämpfe beschrieb der jugendliche Patriot unmittelbar darauf (1849) in einem Buch, in welchem sich nicht bloß der Jugendmuth und die Begeisterung des Verfassers, sondern auch seine verständige Auffassung der Dinge aufs schönste bethätigt. Nach Unterdrückung der nationalen Revolution begab sich D. zunächst in die Schweiz, dann nach Turin; bald darauf aber suchte sein drangvoller Geist Zerstreuung in einer größern Reise nach dem Orient. Er verließ Italien im Oktober 1850, bereiste die Jonischen Inseln, einen Theil von Griechenland, Aegypten, den Sudán und die Wüste von Bajuda, Syrien und Palästina. Die Beschreibung dieser Reise (»Viaggio in Egitto, nel Sudan, in Siria ed in Palestina 1850—51«, Mail. 1854, mit zwei Karten), obgleich die Arbeit eines 22jährigen Jünglings, verräth ein sicheres und besonnenes Urtheil und Beobachtungsgabe, vereinigt mit einer schwunghaften und dabei doch klaren, gediegenen Weise des Ausdrucks. Nach seiner Rückkehr brachte D. einige Zeit im elterlichen Haus zu; als dann bei Ausbruch des orientalischen Kriegs auch Piemont sich anschickte, dem Feldzug der Westmächte gegen Rußland mit einem Hülfskorps sich anzuschließen, eilte D. nach Turin, erlangte eine Officiersstelle in einem Regiment der Bersaglieri und ging in dieser Eigenschaft 1855 nach der Krim ab. Als ein schwerer Schlag traf ihn hier nach kurzer Zeit seine plötzliche Abberufung, da infolge der Einsprache der österreichischen Regierung, welche D. als ihren Unterthan reklamirte, Piemont sich genöthigt gesehen hatte, ihn zu entlassen. Nach Mailand zurückgekehrt, schleppte er sich hier, zur Thatlosigkeit verurtheilt und mehr und mehr eine Beute der Schwermuth und eines überhandnehmenden Brustleidens einige Jahre hin, bis er 1859, erst 28 Jahre alt, starb. Seine Biographie schrieb G. Carcano (Tur. 1872).

4) Girolamo, ital. Schriftsteller, Sohn des Silvestro D., des letzten Admirals der Republik Venedig, geb. 26. Juli 1796 zu Venedig, trat nach Vollendung seiner Studien in den Staatsdienst. Als im lombardo-venetischen Königreich die Revolution ausbrach und Venedig sich zur Republik erklärte, übernahm er die Stelle eines Gouverneurs von Rovigo und bekleidete später andere Staatsämter in Chioggia und in Venedig selbst. Nach Unterdrückung des Aufstandes und Rückkehr der Oesterreicher wurde D. zunächst pensionirt; späterhin aber, zur Zeit, als Erzherzog Max die Stelle des Gouverneurs in Lombardo-Venetien bekleidete, wurde das historisch werthvolle Archiv der Kirche de' Frari seiner Aufsicht übertragen. Nach der Abtretung Venetiens nahm Oesterreich dieses Archiv in Anspruch; dem geschlossenen Friedensvertrage gemäß mußten die Dokumente desselben ausgeliefert werden, und man schreibt den nicht lange darauf erfolgten Tod des patriotischen Mannes dem Schmerze zu, den es ihm bereitete, diesen historischen, ihm anvertrauten Schatz für seine Vaterstadt verloren gehen zu sehen. Er starb

26. März 1866. Unter ſeinen Schriften iſt die bedeutendſte ein biographiſches Quellenwerk: »La caduta della repubblica di Venezia ed i suoi ultimi cinquant' anni« (Veneb. 1855). Ihren Urſprung verdankte dieſe Schrift der Abſicht, die Behauptung zu widerlegen, die venetianiſche Republik ſei durch innern Verfall, durch geiſtige und ſittliche Entnervung zu Grunde gegangen. Auf eine geſchichtliche Einleitung läßt der Autor die Lebensſkizzen der berühmten Venetianer folgen, welche ſich in eben jener Epoche hervorgethan und deren Zahl beweiſt, daß Thatkraft und geiſtige Regſamkeit damals keineswegs erloſchen waren. Außer dieſem Werk lieferte D. noch einige Arbeiten von größtentheils lokalem Intereſſe, wie: »Osservazioni sui quattro cavalli della basilica di San Marco« (Veneb. 1817), »Il porto di Malamocco« und »Il Carmagnola« (daſ. 1865).

Dandy (engl., Mehrzahl: Dandies, wahrſcheinlich von dandle, tändeln, hätſcheln, oder vom franz. dandin), ein feiner Herr der eleganten Welt, der Geſetzgeber der Mode und des Tons ſein will, wozu Geſchmack, Grazie, Vermögen und gute Herkunft nöthig ſind. Das deutſche »Stutzer« entſpricht dem engliſchen D. nur ſehr unvollkommen.

Danebrogsorden (Orden des däniſchen Reichsbanners, von Brog, »Fahne«), der zweite der däniſchen Ritterorden, ſoll der Sage nach von Waldemar II. geſtiftet worden ſein zum Andenken an das Wunder, daß in der Schlacht von Reval (15. Juni 1219) in höchſter Noth ein rothes Banner mit dem weißen Kreuz aus den Wolken gefallen ſein und ihm den Sieg gebracht haben ſoll. In Wirklichkeit wurde der Orden erſt von Chriſtian V. geſtiftet, indem derſelbe 12. Okt. 1671, dem Tag nach ſeines Kronprinzen (Friedrichs IV.) Geburtstag, zur Verherrlichung desſelben die erſten 19 Ritter vom Danebrog ernannte. Am 1. Dec. 1693 erhielt der Orden ſeine Statuten, nach welchen derſelbe nur eine Klaſſe hatte, nur an Adlige ertheilt wurde und die Zahl der Ritter 50 nicht überſteigen ſollte. Dieſe Statuten blieben in Kraft, bis Friedrich VI. (28. Juni 1808) den Orden bedeutend erweiterte und, indem er ihn auch Unadligen zugänglich machte, in drei Klaſſen theilte: Großkommandeure (von denen es nie mehr als drei auf einmal gab) und Großkreuze (entſprechend den früheren »Weißrittern«), Kommandeure, 1864 in zwei Grade getheilt, mit und ohne Bruſtſtern, und Ritter, wozu noch Danebrogsmänner kamen, d. h. ſolche, zu deren beſcheidener Lebensſtellung ein Ritterkreuz nicht paſſend gefunden wurde, und die in bedrängter Lage Unterſtützung erhalten. Indeß wird dies »Ehrenzeichen« Rittern aller Klaſſen als beſondere Auszeichnung noch beſonders verliehen. Das Ordenszeichen iſt ein längliches goldenes Kreuz, weiß emaillirt mit rothen Rändern und ſchmaler goldener Einfaſſung, darüber der Namenszug des regierenden Königs und eine goldene Krone. Auf dem Avers des Kreuzes ſteht in der Mitte ein W (Waldemar) und vertheilt auf den vier Armen 1219, 1671 und 1808; auf dem Revers Gud og Kongen (Gott und der König), zwiſchen jedem Arm eine goldene Krone. Das Kreuz der Danebrogsmänner iſt dasſelbe, nur ganz von Silber. Die Großkommandeure tragen das Kreuz ohne Inſchrift, ſtatt deſſen mit Diamanten verziert, an ſilberner Kette um den Hals; die Großkreuze das Kreuz ohne Krone, aber mit Brillanten, am Band von der rechten Schulter nach der linken Hüfte; die Kommandeure das Kreuz um den Hals, die Ritter im Knopfloch. Der Bruſtſtern der erſten Klaſſen iſt ein vielſtrahliger ſilberner Stern, auf welchem das einfache Kreuz mit dem W, der Krone und der Deviſe liegt. Das Band iſt weiß mit ſchmalen rothen Rändern. Ordenstage ſind des Königs Geburtstag, ferner 28. Jan., 15. April und 28. Juni. Vgl. Werlauff, Om Danebrog og Danebrogsordenen, udg. af Wegener (Kopenh. 1872). S. Tafel »Orden«.

Danewerk (dän. Dannevirke, Limes Normannicus, Danorum Vallum), der alte berühmte Grenzwall der Dänen gegen die Deutſchen in Schleswig, auf dem nördlichen Ufer der Eider, von der Küſte der Oſtſee bis zu der der Nordſee oder von dem Dorf Hollingſtedt bis ſüdlich von der Stadt Schleswig, wo die jütländiſche Halbinſel die geringſte Breite hat, in einer Länge von 15 Kilom. und einer Höhe von 8—13 Meter ſich erſtreckend, ward 808 von dem Dänenkönig Gottfried (Göttrik) errichtet, um die Grenzmark ſeines Landes von dem alten Vaterlande der unter fränkiſche Botmäßigkeit gerathenen Oſtſachſen abzuſondern. Gottfried ließ in dem errichteten Wall ein einziges Thor (Wiegleshor, »Weglaßthor«, oder Heggethor, »Heckenthor oder Hegthor«) anbringen, durch welches allein die Verbindung mit den Grenznachbarn ſtattfinden ſollte. Die Bewachung des Walles ward einem beſondern Grenzwächter (custos Normannici limitis) anvertraut. Nach Saxo Grammaticus ward der Wall von Thyre, der Wittwe Gorms des Alten, und ihrem Sohn Harald Blauzahn aufgeführt; doch iſt hierunter wohl nur eine ſpätere Erneuerung zu verſtehen, die zu der Zeit ſtattfand, als die Dänen die von Heinrich I. 931 errichtete ſächſiſche Mark Schleswig um 974 vernichtet und ſich des Danewerks wieder bemächtigt hatten. Otto II. ſah ſich zu einem mörderiſchen Sturm gegen jene Befeſtigungen gezwungen, der unter der Leitung des Herzogs Bernhard und des Grafen Heinrich von Stade vollkommen gelang und die Zerſtörung des Danewerks zur Folge hatte. Die durch die Abtretung Schleswigs 1028 an die Dänen zurückgekommenen Ueberreſte des Danewerks wurden im 12. Jahrh. von Waldemar d. Gr. erneuert und durch eine ſteinerne Mauer verſtärkt. Zum letztenmal vergrößert wurde der Wall im 13. Jahrh. durch die Königin Margaretha; von nun an ließen ihn die Herzöge als bedeutungslos verfallen. Erſt im ſchleswig-holſteniſchen Krieg von 1848—49 erhielt das D. wieder eine hiſtoriſche Bedeutung durch die Schlacht bei Schleswig 23. April 1849; doch befand ſich dasſelbe in einem ſo ungenügenden Zuſtande, daß die Befeſtigung dem erſten Anlauf der Preußen erlag. Auch im letzten deutſch-däniſchen Krieg wurde das D., das nach 1850 mit großem Koſtenaufwand und auf Grund eines wohldurchdachten Plans zu einer ſehr ſtarken Poſition ausgebaut worden war, viel genannt, hat jedoch in keiner Weiſe auf den Gang des Kriegs Einfluß gehabt. Nachdem die Deutſchen über die Schlei gegangen waren, räumten die Dänen (unter General de Meza) unerwarteterweiſe den Wall ohne Schwertſtreich und zwar, weil es ihnen zur Vertheidigung der langen Befeſtigungslinie an den nöthigen Streitkräften gebrach. Für die Sieger hatten die Befeſtigungen des Danewerks keinen Werth und wurden deshalb abgetragen. Vgl. Lorenzen, Dannevirke og Omegn (2. Aufl., Kopenh. 1864); Kaufmann, Der Rückzug von Danewirk und deſſen geheime Geſchichte (aus dem Däniſchen, Berl. 1865).

Dangaſt, Dorf im oldenburg. Amt Varel, am

Jahder Meerbusen in der Nähe der Eisenbahnstation Varel, mit 537 Einw. und besuchtem Seebad.

Dange, Fluß im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, entspringt in Kurland, tritt bei Krottingen in Preußen ein und fällt nach 52 Kilom. langem Lauf bei Memel schiffbar ins Kurische Haff.

Danhauer (Donauer), Porträtmaler, aus Schwaben gebürtig, Schüler Sebastian Bombelli's in Venedig, kam nach Rußland unter Peter d. Gr. und starb in Petersburg 1733, nachdem er sich daselbst durch zahlreiche wohlgelungene Porträts der hohen und höchsten Personen einen großen Ruf erworben hatte. In der Gemäldegallerie der kaiserlichen Akademie der Künste, der Eremitage, der Schlösser Peterhof, Pawlowsk und Zarskoje-Selo ist sein Name durch zahlreiche Arbeiten vertreten, welche sämmtlich einen leichten und gefälligen Stil verrathen. Namentlich wird auch seine Zeichnung als sehr korrekt gerühmt.

Danhauser, Joseph, vorzüglicher Genremaler, geb. 18. Aug. 1805 zu Wien, bildete sich auf der Akademie daselbst unter Peter Krafft und trat zuerst als Historienmaler auf. Scenen aus Pyrkers »Rudolf von Habsburg« erwarben ihm die Gunst des Verfassers, der ihn für einige Zeit nach Venedig zog. Er trat hier mit seinen Darstellungen aus dem modernen Künstlerleben, den bekannten Malerateliers (das Scholarenzimmer eines Malers, ein Fleischerhund im Maleratelier ꝛc.) auf. Nach Vollendung einiger historischen Gemälde und des Hauptaltarblatts für den Dom zu Erlau, die Marter des heil. Johannes darstellend, wandte er sich ausschließlich dem Genre zu, worin er sich mit Humor und vieler Popularität bewegte. Seine Hauptarbeiten sind: der Augenarzt; der geheilte Blinde; der Prasser (gestochen von Stöber als österreichisches Kunstvereinsblatt für 1838); die Testamentseröffnung (gestochen für 1843); die Klostersuppe; Wein, Weib und Gesang; die aufgehobene Zinspfändung ꝛc. Sein letztes Bild war: der Feierabend. Er starb 4. Mai 1845. D. besaß einen glücklichen Humor und scharfe Beobachtungsgabe; seine Ausführung ist sehr sorgfältig, seine Farbe nach der Sitte der Zeit etwas glasig.

Daniel (hebr., »der Richter Gottes«, d. i. der im Namen Gottes Recht spricht), war nach Ezech. 14, 14. 20; 28, 3. ein mit Noah und Hiob zusammen genannter frommer Dulder der Vorzeit. Seine bereits völlig legendenhafte Geschichte erzählt das nach ihm genannte, in unseren lateinischen und deutschen Bibeln in die Zahl der sogen. vier großen Propheten aufgenommene Buch des hebräischen Kanon. Hiernach gehörte er zu den unter Jojakim in das babylonische Exil weggeführten Juden, erlangte schon unter Nebukadnezar eine hohe Stelle am Hofe, die er auch unter den folgenden Königen, namentlich dem Meder Darius und dem Perser Cyrus, trotz aller gegen ihn gesponnenen Hofkabalen behauptet haben soll. Das halb aramäisch, halb hebräisch geschriebene Buch, welches dieses erzählt, ist, wie schon seit Corrodi und Eichhorn feststeht und Forscher, wie Bleek, de Wette, Hitzig, Ewald, Lücke, Bunsen, Hilgenfeld, Graf, zur Evidenz erhoben haben, erst Jahrhunderte nach der babylonischen Gefangenschaft geschrieben worden, ohne Zweifel im achten oder neunten Regierungsjahr des Antiochus Epiphanes, 167 v. Chr. Das Werk ist das erste in der Kette der sogen. Apokalyptik, eines eigenthümlichen, im spätern Judenthum die frühere Prophetie ersetzenden Zweigs der Literatur. Die Verkündigung der Zeitereignisse bis auf die Gegenwart des Verfassers wird einem früher lebenden Seher in der Form der Weißagung in den Mund gelegt. Die Leser sollen dadurch in den Zeiten der syrischen Religionsnoth getröstet und gestärkt werden, sofern alle scheinbaren Widerwärtigkeiten als Theile des göttlichen Weltplans erscheinen, dessen letztes Ziel in einer mit phantastischen Farben geschilderten, demnächst anbrechenden Herrschaft des Volks Gottes auf Erden besteht. Vgl. Hitzig, Das Buch D. (Leipz. 1850).

Daniel, 1) Arnaud, provençalischer Dichter, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. blühte, stammte aus dem Perigord, doch ist von seinen Lebensverhältnissen und Schicksalen sehr wenig bekannt. Als Dichter wurde er von seinen Zeitgenossen außerordentlich geschätzt, und selbst Dante und Petrarca zählen ihn zu den vorzüglichsten Troubadours. Dieser Ruhm scheint vorzugsweise auf seinen leider verloren gegangenen Romanen zu beruhen. Als Lyriker huldigte er dem dunklen und gekünstelten Stil, und seine 17 noch vorhandenen Lieder bieten daher für das Verständnis große Schwierigkeiten.

2) Samuel, engl. Dichter und Historiker, geb. 1562 zu Taunton in der Grafschaft Somerset, studirte zu Oxford, widmete sich dann aber ausschließlich der Poesie und Geschichte und wurde von der Königin Elisabeth als Dichter gekrönt, von Anna, der Gemahlin Jakobs I., aber zum Kammerherrn ernannt. Er starb 14. Okt. 1619 zu Beckington in der Grafschaft Somerset. Sein bestes Werk ist seine »History of England« (Lond. 1613—18, 2 Bde., u. öfter; fortgesetzt von J. Russell bis 1484, das. 1650), welche sich durch gute Darstellung und klaren, fließenden Stil auszeichnet. Als Dichter ist D. durch seine lyrischen Poesien, insbesondere durch seine Sonette, von einiger Bedeutung. Dagegen sind seine größeren Gedichte, namentlich seine »History of the civil wars between the houses of York and Lancaster« (1599), wenig mehr als gereimte Prosa. Seine »Poetical Works« erschienen London 1623, 1718, 2 Bde.

3) Gabriel, franz. Historiograph, geb. 8. Febr. 1649 zu Rouen, ward Jesuit und lehrte in den Kollegien des Ordens Philosophie, Humaniora und Theologie, kam zuletzt als Bibliothekar in das Professhaus seines Ordens nach Paris, erhielt von Ludwig XIV. den Charakter eines königlichen Historiographen und starb 23. Juni 1728. Seine »Voyage du monde de Descartes« (Par. 1691) ward auch ins Lateinische, Englische und Italienische übersetzt (neue Aufl., das. 1696; mit den »Nouvelles difficultés touchant la connaissance des bêtes« vermehrt, zum letztenmal 1739, 2 Bde.). Gegen Pascals »Lettres provinciales« vertheidigte er die Jesuiten in den »Entretiens de Cléandre et d'Eudoxe sur les lettres provinciales« (Rouen 1694; auch ins Lateinische, Spanische, Italienische und Englische übersetzt). Sein Hauptwerk: »Histoire de France« (beste Ausgabe mit Fortsetzung bis 1715 von P. Griffet, Par. 1755—57, 17 Bde., und von Lombard, Amsterd. 1755—58, 24 Bde.; deutsch, Nürnb. 1756—63, 16 Bde.) ermangelt des Quellenstudiums und der historischen Treue und dient, obwohl dies mit jesuitischer Kunst verdeckt wird, den Interessen des Hofs und Klerus. Bekannt ist noch seine »Histoire de la milice française« (Par. 1721, 2 Bde.; im Auszug von Allatz, das. 1773, 1780, 2 Bde.).

4) Joseph Henri, eigentlich Du Commun du

Locle, genannt Daniel, franz. Bildhauer, geboren zu Nantes im April 1804, Schüler Bosio's und Cortots, schuf außer zahlreichen Büsten als seine Hauptwerke Kleopatra in Marmor und in Bronze, die Kolossalstatue des Grafen Raimbaud III. von Orange für diese Stadt (1846), die Statue der Musik im Louvre und den großen Brunnen mit sieben Figuren zu Nantes.

5) Hermann Albert, der deutsche Schulgeograph, geb. 18. Nov. 1812 zu Köthen, studirte 1830—34 in Halle Theologie, der er Zeitlebens sehr ergeben blieb, wie seine Studien über alte Kirchenhymnen (»Thesaurus hymnologicus«, Halle 1841—1856, 5 Bde., und »Codex liturgicus«, das. 1847—1855, 4 Bde.) und die Herausgabe des »Allgemeinen Schulgesangbuchs der Francke'schen Stiftungen« (das. 1845) beweisen. Seine Hauptthätigkeit entfaltete er aber als Professor am Pädagogium zu Halle und als geographischer Schriftsteller. Sein großes und bleibendes Verdienst ist es gewesen, der Geographie, die er im Sinne Ritters behandelte, durch geschmackvolle Darstellungsweise in seinen verschiedenen Lehrbüchern die Schulen und die umfassende Theilnahme der gebildeten Welt erobert zu haben. Schon 1844 veröffentlichte er ein »Lehrbuch der Geographie für höhere Unterrichtsanstalten« (39. Aufl. 1874), gesellte diesem einen »Leitfaden« für niedere Anstalten bei (96. Aufl. 1874) und legte 1859 die Summe seiner Kenntnisse in dem »Handbuch der Geographie« (4. Aufl., Leipz. 1874, 4 Bde.) nieder, von dem ein Auszug 1874 in 2. Aufl. erschien. Von all diesen Werken, die in mehrere Sprachen, sogar ins Spanische und Neugriechische, übersetzt wurden, ist über eine halbe Million Exemplare verbreitet worden. D. starb 13. Sept. 1871 zu Leipzig, wohin er sich, nachdem er sein Lehramt niedergelegt, zurückgezogen hatte. Vgl. »H. A. D., ein Lebensbild« (Halle 1872).

Daniell (spr. dänjĕl), 1) Thomas, engl. Landschaftsmaler und Radirer, geb. 1749 zu Kingston-at-Thames, lernte von 1773 in der Londoner Akademie und stellte von 1774—84 Blumen und Landschaften aus. In letzterem Jahr ging er mit seinem Neffen William nach Indien. 1799 wurde er Mitglied der Akademie. Er starb zu London 19. März 1841. Seit seiner Rückkehr malte er meist indische Landschaften, Tigerjagden u. dgl. Er veröffentlichte: »Antiquities and views in India« (143 illuminirte Kupfer und ein Oktavband Text, Lond. 1799—1808); »A picturesque voyage to India, by the way of China« (50 illuminirte Kupfer, das. 1810).

2) William, engl. Landschaftsmaler und Radirer, Neffe des vorigen, geb. 1769, begleitete seinen Oheim nach Indien, wurde 1822 Mitglied der königlichen Akademie und starb 16. Aug. 1837 in New Camden Town. Er hat eine Masse Zeichnungen und Stiche für Werke geliefert; so war er Mitarbeiter an den bei dem vorigen genannten, ferner gab er unter anderem heraus: »A series of views of London etc.« (12 kolorirte Blätter, Lond. 1812); »Interesting selections of animated nature« (60 Bl., das. 1809; 2. Ausg. mit 120 Bl. 1820); »A voyage round Great Britain — in the summer 1813« (das. 1814—20, 4 Bde.); »Illustrations of the island of Staffa« (9 kolor. Bl., das. 1818). Nach seinem Tod erschien: »Eastern Legendary Tales and oriental Romances etc.«, Stahlstiche nach Daniells Zeichnungen (Lond., 2 Bde.). Für den »Oriental Annual« lieferte er viele Beiträge. Ein Gemälde von ihm, »A view of the long walk, Windsor«, befindet sich in der königlichen Sammlung.

3) Samuel, engl. Landschaftsmaler, Bruder des vorigen, geb. 1777 zu London, ging früh nach dem Kap der Guten Hoffnung und drang tief in das Innere Afrika's ein, kam 1804 nach London zurück, ging aber zwei Jahre später nach Ceylon, wo er 1811 starb. Nach seinen Zeichnungen erschienen: »African scenery and animals« (30 Kupfer, 2 Thle., Lond. 1804—1805); »A picturesque illustration of the scenery etc. of Ceylon« (12 Kupfer, das. 1808); »Sketches representing the native tribes etc. of Southern Africa, from drawings by the late S. D., engraved by Will. D.« (48 Lithographien, das. 1820).

Daniell'sche Batterie, s. Galvanische Batterie.

Daniels, Alexander Joseph Aloys Reinhard von, namhafter deutscher Rechtsgelehrter, geb. 9. Okt. 1800 zu Düsseldorf, studirte seit 1818 zu Heidelberg und Bonn Rechtswissenschaft, trat 1821 als Auskultator bei dem Oberlandesgericht zu Paderborn in den preußischen Staatsdienst, war seit 1826 Kammergerichtsassessor, bis Mitte 1830 am rheinischen Appellationsgerichtshof zu Köln, dann beim Landgericht in Kleve, seit Juni 1843 als Appellationsgerichtsrath am rheinischen Revisions- und Kassationshof zu Berlin beschäftigt und trat bei Vereinigung des letztern mit dem Obertribunal (1852) als Rath in letzteres ein. Zugleich hatte er seit 1844 an der Universität über deutsche Rechtsgeschichte und Code Napoléon Vorlesungen gehalten. 1848 Mitglied der zu Vereinbarung der preußischen Verfassung berufenen Nationalversammlung und der von letzterer niedergesetzten Verfassungskommission, vertrat er entschieden die Prärogative der Krone, sprach gegen das Steuerverweigerungsrecht, gegen die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden und für Beibehaltung des Titels »von Gottes Gnaden«. 1849 in die Erste Kammer gewählt und 1854 vom König zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses berufen und zum Kronsyndikus ernannt, bewies er sich hier als einen der Vorkämpfer des »christlichen Staats« und als entschiedenen Gegner jeder liberalen Neuerung, wie er auch als Referent für die rheinische Gesetzgebung hier ebenfalls konservativen Grundsätzen die ausgedehnteste Geltung zu verschaffen suchte. Er starb 4. März 1868 zu Berlin. Seine zahlreichen Schriften sind theils privatrechtlichen, theils rechtsgeschichtlichen Inhalts. Hervorzuheben sind: »Handbuch der freiherrlichen Gesetze und Verordnungen für die Rheinprovinz« (Köln 1833—43, 8 Bde.); »Lehrbuch des gemeinen preußischen Privatrechts« (Berl. 1851—52, 4 Bde.; zweite Bearbeitung, das. 1862); »Grundsätze des rheinischen und französischen Strafverfahrens« (das. 1849); »Handbuch der deutschen Reichs- und Staatenrechtsgeschichte« (Tübing. 1859—61, 4 Bde.); »System des preußischen Civilrechts« (Berl. 1866, 2 Bde.); »Rechtsdenkmäler des deutschen Mittelalters« (mit v. Gruben und Kühns, Bd. 1 u. 2, das. 1858—62); »Alter und Ursprung des Sachsenspiegels« (das. 1853), in welch' letzterer Abhandlung er ebenso wie in den »Rechtsdenkmälern des Mittelalters« gegen Homeyer die Ansicht vertheidigte, daß der »Sachsenspiegel« nur ein Auszug aus dem »Schwabenspiegel« und dem »Sächsischen Weichbildrecht« sei.

Danilo, Pietrowitsch Njegosch, Fürst von Montenegro, 1826 in einem Dorf bei Cattaro

geboren, aus der längst regierenden Familie, wurde, nachdem er sich in Wien einige Zeit aufgehalten hatte, nach dem Tode des Wladika Peter III. November 1851 Fürst. Um die bisher vereinigte geistliche und weltliche Würde zu trennen, ließ er mit russischer Zustimmung und Subvention die geistliche Metropolitanwürde an einen Verwandten übertragen, sich selbst aber 21. März 1852 vom Volk als Fürst der ganzen Tschernagora anerkennen. Im Jahr 1855 vermählte er sich mit der Tochter eines reichen Großhändlers in Triest. Seine Regierung war, wie die seiner Vorgänger, eine äußerst bewegte. Ein Versuch der Pforte, Montenegro durch Omer Pascha zu unterjochen, scheiterte an der Intervention Oesterreichs, das an dem Fortbestande dieses Hinterlands der dalmatischen Küste ein Interesse hat. D. begann nun seine Regierung im Innern zu befestigen und das, was er unter Kultur verstand, einzuführen. Er unterdrückte das frühere System der kleinen Tyrannen, welche für willkürliche Taxen einzelne Distrikte verwalteten, sorgte für die Sicherheit des Landes, richtete Schulen ein und suchte auch die Beziehungen der Kirche zum Staat zu regeln. Als Rußland die zugesagten Subsidien nicht mehr zahlte, suchte D. durch persönliche Anwesenheit am französischen Hof 1857 Frankreichs Sympathien für sich zu gewinnen, was ihm auch gelang; zugleich aber gedachte er auch von der Pforte gegen Anerkennung der Oberhoheit derselben über sein Land Vergrößerungen und Handelserleichterungen zu erlangen. Nichts konnte aber unpopulärer bei seinem Volk sein. Es entstanden Parteiungen, die zu ernsten inneren Zerwürfnissen führten. Noch 1857 wurden verschiedene Verschwörungen gegen die Regierung und das Leben des Fürsten entdeckt, an denen selbst Verwandte desselben theil hatten. Ein Konflikt mit der Türkei 1858 wegen einiger Grenzbezirke wurde unter Vermittelung der Großmächte zum Vortheil Montenegro's beigelegt. Am 12. Aug. 1860 ward D. zu Cattaro, im Begriff, in einen Kahn zu steigen, von Todoro Cadich aus Lorana, welcher als der Theilnahme an einer Verschwörung verdächtig aus Montenegro hatte fliehen müssen, durch eine Kugel meuchlerisch getroffen, infolge dessen er am folgenden Tag starb. Ihm folgte auf dem Thron der von ihm adoptirte älteste Sohn seines Bruders Mirko, Nikizza Pietrowitsch Njegosch. Vgl. »Neuer Pitaval«, Bd. 31 (Leipz. 1862).

Danilo-Orden, montenegrinischer Militär- und Civilorden, erhielt 1855 seine jetzige Gestalt zum Gedächtnis der »czernagorischen Unabhängigkeit«. Er hat drei Klassen: Großkreuze, Kommandeure und Ritter. Das Großkreuz, welches nur Fürsten verliehen wird, besteht in einem blauen, roth eingefaßten Goldkreuz, in dessen Mittelschilde die gekrönte russische Chiffre *Д I* (Danilo I.) von Gold steht. Dasselbe umgibt ein blauer, weiß eingefaßter Reif mit der Umschrift: Fürst der Schwarzberge. Der Revers des Mittelschilds trägt die Zahlen 1852—53 und die Umschrift: Für Unabhängigkeit der Schwarzberge. Ueber dem Kreuz befindet sich die Fürstenkrone in Gold mit flatterndem Band. Die Großkreuze tragen dazu auf der linken Brust einen silbernen Stern mit acht Strahlen, zwischen welchen glatte Silberstrahlen hervorgehen. Auf dem Stern liegt obiges Kreuz ohne Krone. Die Kommandeure erster Klasse tragen das gleiche Kreuz und den gleichen Stern, nur kleiner, ersteres um den Hals, letztern auf der rechten Brust, die Kommandeure zweiter Klasse das Kreuz ohne Stern. Die Ritter tragen ein silbernes, schwarz emaillirtes Kreuz mit demselben rothen Mittelschild.

Danilow, 1) Kreisstadt im russ. Gouvernement Jaroslaw, am Fluß Pelanda, hat 2 Kirchen, ein Hospital, ein Armenhaus, ein Kreisgericht, eine Kreisschule und (1867) 3422 Einw., die etwas Industrie und Handel mit Seidenwaaren, Leinwand und Cerealien treiben. — 2) (Danila), großes Kloster im russischen Gouvernement Olonetz, am Wigosee, berühmter Wallfahrtsort.

Danischmend (türk., »Gelehrter«), Titel der türk Geistlichen niedern Rangs, die in einer Dschami (Moschee) den Dienst verrichten.

Danisiren, zu Dänen, dänisch machen, verdänen.

Danjoutin (spr. dängschutäng), Dorf im Süden von Belfort, das während der Belagerung dieser Festung 8. Jan. 1871 von den Deutschen, nach hartnäckigster Vertheidigung durch die franz. Besatzung, erobert ward.

Dankberg, Bildhauer, geb. 1819 in Halle bei Bielefeld, kam in seinem 20. Jahr als Tischlergeselle nach Berlin und arbeitete ein halbes Jahr bei einem dortigen Meister. Durch Verwendung des Geheimraths Kisker ward er in die Akademie aufgenommen und machte seine ersten Studien unter der Leitung des Bildhauers Holbein. Seinen Ruf begründete er durch die Arbeiten an der Borsig'schen Fabrik in Moabit (1845), dann folgte rasch die Ausschmückung des Babelsberger Schlosses, der Kurfürstenkammer im königl. Schloß, des Schweriner Schlosses, des Schlosses des Fürsten Hohenzollern in Löwenberg, des Palastes des Prinzen Friedrich Wilhelm, des Orangeriegebäudes in Sanssouci 2c. Die sich immer mehr anhäufenden Bestellungen von fürstlichen und Privatpersonen brachten ihn auf den Gedanken, ein eigenes großes Etablissement mit einer Muster- und Modellsammlung für architektonische Ornamentik zu begründen. Das geräumige Gebäude, welches er zu diesem Zweck aufführen ließ, enthält zahllose Gegenstände der Skulptur und Plastik, Büsten, Figuren, Reliefs, Friese, Karyatiden, Säulen, Kapitäle, Pilaster, Konsolen und architektonische Gliederungen. Im großen Saal befindet sich eine plastische Nachbildung des Kaulbach'schen Kinderfrieses im neuen Museum in einer Länge von 30 Meter. D. besaß eine reiche, nie versiegende Erfindungsgabe, die sich in den zahllosen verschiedenen Motiven und Modifikationen aller Arten der Ornamentik kund gibt. Eine Reihe reizender Brunnen- und Fontainegruppen ist aus seinem Atelier hervorgegangen. Von seinen Rundfiguren mögen folgende angeführt werden: die vier überlebensgroßen Figuren der Eintracht, der Ernte, der Fischerei und des Fleißes, der Triton, der Knabe mit der Schale, der Fischerknabe, das Echo, der Morgen, der Abend, die Karyatiden, Musik und Malerei u. a., meist zu Berlin. Er starb zu Berlin 13. Okt. 1866.

Dankmar, s. Thankmar.

Dankopfer, s. Opfer.

Dankow (Donkow), Kreisstadt im russ. Gouvernement Rjäsan, am Don, hat zwei Kirchen, ein Kreisgericht, eine Kreisschule, ein kaiserliches Salz- und Kornmagazin, einen öffentlichen Kaufhof und (1867) 2212 Einw. Die Bewohner, sämmtlich Großrussen, nähren sich von Landwirtschaft und unterhalten zwei große Jahrmärkte.

Dankwart, Hagens Bruder, einer der vornehmsten Helden im Sagenkreis des Heldenbuches (s. d.).

Dannebrogsorden, s. Danebrogsorden.

Dannecker, Johann Heinrich von, einer der bedeutendsten neueren Bildhauer, geb. 15. Okt. 1758 zu Waldenbuch im würtemberg. Oberamt Stuttgart als der Sohn eines herzogl. würtembergischen Stallbedienten, wurde seit 1771 in der Karlsschule gebildet und zwei Jahre später in die Bildhauerabtheilung aufgenommen, wo er den Unterricht Le Jeune's genoß. Bei einer Konkursprüfung erhielt seine Komposition: Milo von Kroton, die Hände in einem Baumspalt und von dem Löwen angefallen, den Preis. Seine Hauptbeschäftigung bestand damals in der Ausschmückung der herzoglichen Schlösser, namentlich Hohenheims, und noch finden sich Gruppen von Genien, Kindern und Karyatiden von seiner Hand dort vor. Einen engen Freundschaftsbund schloß er während dieser Zeit mit Schiller, Zumsteeg und dem Bildhauer Scheffauer. Im Jahr 1780 verließ D. die Akademie und wurde zum herzoglichen Hofbildhauer mit einem Gehalt von 300 Fl. bestellt. Im Jahr 1783 besuchte er mit Scheffauer Paris, wo er zwei Jahre verweilte, in Pajou's Atelier arbeitete und unter anderem einen sitzenden Mars schuf; doch beschäftigte ihn hier mehr das Studium der Natur, als das der antiken und klassischen Meisterwerke. Mit Scheffauer ging er 1785 nach Rom, wo namentlich der Umgang mit dem ein Jahr älteren Canova, dessen Ruhm damals durch die Dädalusgruppe und die kolossale Gruppe des Theseus mit dem Minotaurus schon hoch gestiegen war, belehrend und ermunternd auf ihn einwirkte. Auch Herder und Goethe lernte er hier kennen. In Rom entstanden seine ersten Marmorwerke, die Statuen des Bacchus und der Ceres, jetzt im königlichen Schloß zu Stuttgart als die ersten Zeugen seiner künftigen Meisterschaft. Diese beiden Werke erfreuten sich einer allgemeinen Bewunderung und veranlaßten die Akademien von Bologna und Mailand, D. unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Erst 1790 kehrte dieser ins Vaterland zurück, um das große Werk der Restauration der Skulptur in Deutschland zu beginnen. Die äußere Stellung, in die ihn der Herzog versetzte, bot ihm dazu anfangs zwar nur beschränkte Gelegenheit, da D. als Professor der bildenden Künste an der seitdem zur hohen Schule erhobenen Karlsakademie sich den oft eckigen Anordnungen des Herzogs fügen mußte und außerdem viele Zeit mit Anfertigung von Skizzen und Entwürfen für denselben hinbrachte. Doch gestalteten sich seine Verhältnisse immer günstiger, je höher durch die einzelnen Marmorwerke, womit er von Zeit zu Zeit die Welt überraschte, sein Künstlerruhm stieg. Die hervorragendsten Notabilitäten wurden, wenn sie der Strom der Zeit in seine Nähe brachte, von ihm porträtirt und in Büsten dargestellt. Auch an äußeren sonstigen Anerkennungen mangelte es nicht und ebensowenig an tüchtigen Schülern. Zu den letzteren gehören F. Distelbarth, F. S. Zwerger, H. Imhoff, Wagner und viele andere. Die letzten Jahre seines Lebens wurden getrübt durch Geistesschwäche, die sich bis zum Verlust des Gedächtnisses steigerte. Nachdem er schon im Oktober 1839 die Direktion der Kunstschule niedergelegt, starb er 8. Dec. 1841. D. gehört ohne Zweifel zu den größeren Künstlern seiner Zeit, wenn auch, weil er langsam und selten mit sich selbst zufrieden arbeitete, nicht zu den fruchtbareren. Auch fand er zu monumentaler Bethätigung weniger Gelegenheit als seine, übrigens auch höher begabten, Zeitgenossen Canova, Flaxman, G. Schadow, Thorwaldsen und Rauch. Das erste Werk Danneckers nach seiner Heimkehr von Rom war ein Mädchen, das um einen Vogel weint; noch im hohen Alter ließ er dieses Modell von einem seiner Schüler in Marmor ausführen. Um 1795 entstanden: Psyche, die von dem Flußgott halb todt aus dem Wasser getragen wird, und Hektor, der den Paris der Weichlichkeit beschuldigt, kolossal; um 1796 die liegende Sappho mit der Lyra zur Seite (jetzt in Monrepos) und zwei Opferdienerinnen in Gips (in der Favorite zu Ludwigsburg). Um dieselbe Zeit entstanden die Büsten des Erzherzogs Karl, des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg und seiner Gemahlin. Im Jahr 1797 vollendete er die erste Büste Schillers, nach der Natur und in Lebensgröße, aufgestellt in der Bibliothek zu Weimar. Eine zweite kolossale in karrarischem Marmor, ein höchst geniales Werk, das er in seinem Atelier zurückbehielt, befindet sich, leider von seiner altersknabischen Hand selbst in dem herrlichen Lockenschmuck verstümmelt, im Danneckerkabinet des Museums zu Stuttgart, eine Wiederholung im Besitz des Grafen Schönborn-Wiesentheid; eine dritte Büste Schillers fertigte D. für den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern. Diese Schillerbüsten sind unstreitig die besten unter den Bildnissen seines berühmten Schulfreundes. Außerdem entstanden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, in Danneckers Atelier die Büsten von Zumsteeg, Lavater, Gluck, Friedrich dem Siegreichen und Herzog Karl. Im Jahr 1804 führte er das Grabmal des Grafen Zeppelin in Marmor aus (im Park zu Ludwigsburg). Von dieser Zeit an lieferte er wieder eine Reihe bedeutender Büsten. Im Jahr 1809 begann D. seine Ariadne auf dem Panther (im Bethmann'schen Museum in Frankfurt a. M.). Das Werk ist in karrarischem Marmor ausgeführt und zeigt ein herrliches, mit allen üppigen Reizen begabtes Weib, nackt in halbliegender Stellung auf dem fortschreitenden Thier ruhend, den Kopf von der Linken unterstützt und mit der Rechten den Fuß des untergeschlagenen Beins fassend. Wenn auch überschätzt, bleibt es doch ein Meisterwerk, das dem Künstler für alle Zeiten einen hervorragenden Platz in der Kunstgeschichte sichert. Schiller nannte diese Ariadne »so schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen«. Ariadne und die Büste Schillers sind das Höchste, was D. geleistet hat. Um dieselbe Zeit fertigte D. das Modell zu der Wasser- und Wiesennymphe am Bassin des obern Sees der Stuttgarter Anlagen und für den König Friedrich von Würtemberg eine Statuette des Amor mit gesenktem Pfeil und Bogen. Im Jahr 1814 führte er das Modell zur Psyche für den englischen General Murray aus. Um diese Zeit empfing D. die Idee zu seiner Christusstatue, welche er volle acht Jahre lang mit sich herumtrug, bis ihm ein begeistertes Traumgesicht das Urbild zu seinem Ideal zeigte. Das Modell war 1818 vollendet und versinnbildlicht Christus als den Mittler zwischen Gott und dem Menschen, der die heilige Lehre offenbarend spricht: »Durch mich geht der Weg zum Vater«. Der Heiland deutet mit der Rechten auf sich selbst, mit der Linken zum himmlischen Vater. Das Kunstwerk, welches ungemein viel zu Danneckers Ruhm beigetragen und von vielen für seine bedeutendste Schöpfung gehalten wird, obgleich es an Kraft und Frische den beiden vorhergenannten Werken nachsteht, wurde (1824 in Marmor vollendet) von der Kaiserin von Rußland für die neue Kirche in Moskau erworben; eine zweite Ausführung desselben in

Marmor, die dem deutschen Vaterlande erhalten worden ist, vom Künstler 1831, nachdem er von einer langwierigen Krankheit genesen war, vollendet und von energischerem Ausdruck, ließ die Fürstin von Thurn und Taxis (geborne Prinzessin von Mecklenburg) als Monument ihres verstorbenen Vaters in der Klosterkirche zu Neresheim aufstellen, von wo sie 1840 nach der neuen Thurn- und Taxis'schen Gruftkirche in Regensburg gebracht wurde. Außer diesen Werken vollendete D. noch das Grabmonument der Erbprinzessin Ida von Oldenburg, die Statue des Evangelisten Johannes, 1826 für die Begräbnißkapelle auf dem Rothenberg gearbeitet, ein Werk von außerordentlicher Wirkung durch Kraft und Anmuth; ferner eine Reihe Basreliefs, bekannt als »Danneckers Traum«, ein Basrelief, die tragische Muse darstellend, wie sie sich auf die Muse der Geschichte stützt. Seine letzte Arbeit war ein christlicher Todesengel, ausgeführt von seinem Schüler Wagner. In der Geschichte der Bildhauerkunst steht D. zwischen Canova und Thorwaldsen; es fehlte ihm die geniale urschöpferische Kraft, dafür aber war ihm im vollen Maße eine feinfühlende, ästhetische Natur verliehen. Er war der erste, welcher die von Canova ausgegangene Anregung aufzunehmen und fortzupflanzen verstand; seine Hauptvorzüge sind das warme, sinnige Leben, das er aus seinem eigenen Reichthum auf seine Gebilde übertrug, das zarte Naturverständnis, das sich bei ihm vom höchsten geistigen Ausdruck im Menschenantlitz bis zu den eigenthümlichsten Geberden des Thiers erstreckt, und der liebevolle technische Fleiß, von dem alle seine Werke, vielleicht mit geringer Ausnahme einzelner Porträts, Zeugnis geben. Eine Auswahl seiner Werke, mit Biographie, wurde von Grüneisen und Wagner (Hamb. 1841) herausgegeben.

Dannemarie (spr. dann'marih), Dorf im franz. Departement Doubs, 11 Kilom. südwestlich von Besançon, an der Eisenbahn nach Dijon gelegen. Hier 23. Jan. 1871 Gefecht der deutschen 14. Division mit dem französischen 20. Korps, indem die Armee Manteuffels der retirirenden Bourbaki'schen Armee den Rückzug nach Lyon zu verlegen suchte.

Dannemöra, Kirchspiel im schwed. Län Upsala, nördl. von Upsala, mit 1100 Einw., berühmt durch sein reiches Eisenfeld, das sich bis ins Kirchspiel Film erstreckt und das beste vorzüglich von den Engländern für ihre Stahlfabriken gesuchte schwedische Eisen liefert. Die Minen, gegen 80 an der Zahl, von denen jetzt jedoch nur 20 bearbeitet werden, liegen auf einem kaum 3 Kilom. langen, 300—600 Meter breiten, ziemlich ebenen, wenig erhöhten, von Seen und einem Torfmoor umgebenen Grund und bilden eine sogen. offene Pinge, einen Abgrund von mehr als 160 Meter Tiefe mit senkrechten, schwarzen Wänden, in denen erst die Gruben und Schachte sich befinden. Mehrere Gruben sind von ungeheurer Tiefe und Ausdehnung. Die Arbeiter fahren theils auf Leitern, theils in Tonnen, die an Seilen hängen, aus und ein. Das Erz gibt eine Ausbeute von 40—50 Proc. Roheisen im großen und ist von so guter Beschaffenheit, daß es größtentheils ohne allen Zusatz geschmolzen wird. Es wird meist durch Sprengen gewonnen, und täglich um Mittag, wenn die Arbeiter den Bau verlassen, werden alle Schüsse zugleich losgebrannt, deren Donner dann einem Erdbeben gleicht. Die Ausbeute belief sich 1872 auf 587,000 Ctr., die zum großen Theil in mehreren nahe liegenden Eisenwerken, unter denen Oesterby und Löfsta die größten sind, verschmolzen werden. In Bearbeitung sind die Minen von D. bereits seit dem 15. Jahrh. Sie sind im Privatbesitz einer Gewerkschaft, welche viele der vornehmsten Familien des Landes unter sich zählt. Durch Unverstand war man nahe daran, das ganze Bergwerk zu zerstören, indem man das zu Tage geförderte taube Gestein in den nahe belegenen Grubensee warf, dieses den zähen thonartigen Boden des Sees durchdrang, worauf das Wasser den aus Gerölle und Sand bestehenden Zwischenraum durchströmte und die Gruben anfüllte. Nur durch die Aufführung einer kostspieligen, zum Theil 10 Meter hohen, mit Puzzolancement verbundenen Mauer von fein behauenem Granit, hinter welcher Thon eingestampft wurde, ist man im Stande gewesen, das Wasser abzuhalten. Bei D. findet sich auch Danemoragranat, eine Abart des braunen Granats mit Streifungen auf den Kernflächen.

Dannenberg (Danneberg), Kreisstadt in der preußischen Landdrostei Lüneburg, an der schiffbaren Jeetzel, Amtssitz, ist alterthümlich gebaut, mit Mauern umgeben, hat ein altes Schloß, ein Hospital und (1871) 2102 Einw., welche sich mit Hopfen- und Leinenhandel, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei beschäftigen. In der alten Burg D. wurde König Waldemar II. von Dänemark 1223—25 durch den Grafen Heinrich von Schwerin in strenger Haft gehalten. Burg und Herrschaft D. gehörten im Mittelalter einem eigenen Grafenhaus, welches 1312 die Grafschaft an Herzog Otto von Braunschweig und Lüneburg verkaufte. Da aber die in dem Schloß belassene Besatzung sich arger Räubereien schuldig machte, so belagerte und zerstörte Kaiser Karl IV. 1376 auf Wunsch der Hansastädte das Schloß, und die Grafschaft wurde dem Herzogthum Lüneburg völlig einverleibt. Einige Zeit vorher war die Stadt gleichen Namens entstanden und hatte bereits 1365 vom Herzog Wilhelm das Marktrecht erhalten. Im Jahr 1566 kam D. an Herzog Heinrich von Braunschweig als besonderes Fürstenthum; sein Sohn Julius Ernst aber erbte Braunschweig, und D. fiel 1671 an Lüneburg zurück, dessen Schicksal es von da an theilte.

Dannenberger, Johann Friedrich, bedeutender Industrieller, geb. 25. Nov. 1786 in Berlin, trat 1797 als Streichjunge in eine Kattundruckerei, avancirte 1799 zum Lehrburschen und wurde 1804 los- und freigesprochen. Er war mit größtem Eifer bemüht, die Lücken, welche seine nur sehr bescheidene Schulbildung gelassen, auszufüllen und namentlich auch in seinem Fach sich theoretische Kenntnisse zu erwerben. 1807 entdeckte er durch Zufall den Dampffarbendruck und verwerthete sein Studium von Hermbstädts Farbenchemie als Kolorist; 1810 hörte er bei Hermbstädt ein Kollegium und etablirte sich 1812 in Berlin als Zeugdrucker. Durch geschickte Benutzung neuer Methoden erwarb er sich bald bedeutenden Ruf, so daß er seine Fabrik schnell erweitern konnte. Im Jahr 1814 erhielt er ein Patent auf Türkischroth mit Weiß und Applikationsfarben, 1816 auf den heute fast allein üblichen Walzendruck (Rouleaudruck von kupfernen Walzen); seit 1819 betrieb er seine Fabrik mit Dampfkraft. Er ging wiederholt nach England um die neuesten Fortschritte kennen zu lernen und war der erste, welcher sie unter den größten Mühen und mit bedeutenden Kosten in Deutschland einführte. Durch wiederholte Krankheitsanfälle sah er sich genöthigt, seine Fabrik 1838 zu verkaufen; 1839 trat er in die Direktion der

Berlin-Anhalter Eisenbahn und wirkte hier sehr erfolgreich für die Begünstigung der heimischen Industrie, speciell der Borsig'schen Maschinenbauanstalt; 1844 ward er Mitglied der Gewerbeausstellungskommission, 1849 Mitglied des Herrenhauses und der Hauptverwaltung der Darlehnskassen. Seine Fabrik, gegenwärtig im Besitz des Hauses Liebermann u. Komp., ist außerordentlich vergrößert und als Musteranstalt für Kattundruckerei noch heute als »Dannenberger'sche Kattunfabrik« bekannt.

Danner, Luise Christine, Gräfin von, geb. 21. April 1814 zu Kopenhagen in einer bürgerlichen Familie Namens Rasmussen, erhielt eine sorgfältige Erziehung, wurde zur Gouvernante gebildet und war als solche in mehreren Familien thätig. Später trat sie in das Ballet des Theaters zu Kopenhagen. Sie gewann die Neigung des ehemaligen Buchdruckers, spätern Kammerherrn und königl. Privatsekretärs Berling und eröffnete mit dessen Beihülfe zu Kopenhagen einen Putzladen. Hier knüpfte der Kronprinz von Dänemark, nachmaliger König Friedrich VII., ein Liebesverhältnis mit ihr an, das 7. Aug. 1850 zum Abschluß einer morganatischen Ehe führte. Sie ward zur Gräfin von D. erhoben und übte in den damaligen Parteikämpfen einen nicht unbedeutenden Einfluß aus. Nach Friedrichs VII. Tod (1863) zog sie sich mit einem großen Vermögen nach Cannes in Frankreich zurück. Sie starb 6. März 1874 in Genua.

Dano, franz. Diplomat, hatte bei und nach der Gründung des mejikan. Kaiserthrons Maximilians von Oesterreich das Interesse Frankreichs als kaiserlicher Gesandter in Mejiko zu vertreten, Maximilian zu einer von dem Vertrag von Miramar sehr abweichenden Konvention (30. Juli 1866) zu bewegen und bildete in Verbindung mit dem bald darauf eintreffenden General Castelnau (s. d.) und dem Marschall Bazaine eine Art französisches Triumvirat, welches sich dazu hergab, über Kaiser Maximilian und über Mejiko nach dem jeweiligen Belieben Napoleons verfügen zu wollen, und dabei für Frankreich und für sich selbst möglichst viele Vortheile zu erreichen suchte. Der Entschluß Maximilians, auf seinem Posten auszuharren und nicht auf den neuen Napoleonischen Vorschlag, wonach er abdanken und nach Europa zurückkehren sollte, einzugehen, vereitelte diesen Plan. Vergebens suchte D. 25. Dec. 1866 in einer Unterredung zu Puebla Maximilian zur Abdankung zu bewegen; der Kaiser blieb standhaft, und D. mußte im Februar 1867 ohne jenen mit seinen Kollegen im Triumvirat nach Frankreich zurückkehren.

Dansville (spr. dännswil), Ortschaft im nordamerikan. Staat New York, Grafschaft Livingston, im Geneseethal an der Erie-Geneseevalley-Bahn, südl. von Rochester, ein gewerbreicher Ort mit einer besuchten Kaltwasserheilanstalt und (1870) 3387 Einw., darunter etwa 250 deutsche Familien.

Dantan (spr. dangtáng), Jean Pierre, franz. Bildhauer, geb. 26. Dec. 1800 zu Paris als der Sohn eines Holzschnitzers, Schüler Bosio's, bildete sich auf der Akademie zu Paris, sodann zu Rom, wo er sich ganz dem Porträt zuwendete. Schon in Italien lieferte er Karikaturstatuetten, gewöhnlich Chargen genannt, in denen er das physisch Lächerliche in Physiognomie oder Gestalt hervorhob, ohne jedoch dadurch die physiognomische Aehnlichkeit zu verwischen, und durch welche er sich, besonders nach seiner Rückkehr nach Frankreich (1830), einen ausgebreiteten Ruf erwarb. Unter seinen Chargen sind die Talleyrands, Wellingtons, Broughams, d'Orsay's, O'Connells, Rothschilds, des Herzogs von Cumberland, König Wilhelms IV., Lord Grey's, Rossini's, Victor Hugo's, Souliers und Liszts. Auch die ideale und ernste Skulptur vernachlässigte er nicht. Fast von allen Notabilitäten Frankreichs fertigte er kleine Porträtgipsbüsten, lieferte auch die großen Büsten Pius' VIII., Jean Barts, Ludwig Philipps, Boieldieu's, Rossini's, Meyerbeers, de l'Orme's, ferner die der Grisi, Bellini's, Le Kains, der Malibran, Nourrits, Lamennais' und Demidows in Lebensgröße. Er starb zu Baden-Baden 6. Sept. 1869. Auch sein älterer Bruder, Antoine Laurent, geb. 8. Dec. 1798 zu Saint Cloud, ebenfalls in Rom gebildet, ist namhafter Bildhauer.

Dante Alighieri (spr. aligjehri), der größte Dichter Italiens und einer der tiefsten Geister aller Zeiten und Völker, wurde wahrscheinlich an einem der letzten Tage des Mai 1265 zu Florenz geboren und erhielt in der Taufe den Namen Durante (»Hartmuth«), der nach der herrschenden Sitte in Dante abgekürzt wurde und ihm so dauernd verblieben ist. Seine Familie gehörte zu den alten florentinischen Geschlechtern und stand auf Seite der Welfen. D. selbst nennt als seinen Stammvater den Cacciaguida, einen tapfern Krieger (geboren um 1090), welcher eine Alighieri aus dem Pothal zur Frau hatte. Einer ihrer Söhne (gestorben um 1200) nahm den Namen der Mutter an und ward so der Stifter des Geschlechts der Alighieri zu Florenz. Von der Jugend des Dichters weiß man thatsächlich wenig, da die romanhaft und tendentiös aufgeputzten Mittheilungen seines ersten Biographen Boccaccio nur mit Vorsicht aufzunehmen sind. Erst die gründlichen Forschungen der neuern Zeit, namentlich Baldo's und Fraticelli's, haben ein ziemlich klares Bild von Dante's Lebensgang hergestellt. Der Vater, ein Rechtsgelehrter, starb schon 1270, hinterließ aber ein ziemliches Vermögen an liegenden Gründen, und die Mutter, Donna Bella, übertrug nun die Erziehung ihres Knaben dem gelehrten Staatssekretär der Republik, Brunetto Latini, der selbst als Dichter in Ruf stand und dem D. später an einer Stelle seiner »Komödie« ein rührend schönes Denkmal setzte. Unter Brunetto's Leitung machte sich D. mit allem bekannt, was damals im Bereich der Gelehrten lag, und beschäftigte sich neben den strengen Studien auch mit den heiteren Künsten; er war Freund der Maler Giotto und Oderisi, wie er auch selbst zeichnete, sowie des Sängers und Musikers Casella. Wie früh er die Dichtkunst getrieben, läßt sich nicht bestimmen; wohl aber sagt er selbst, daß er die Provençalen kannte und bewunderte. Von dichterischen Freunden nennt D. den ausgezeichneten Guido Cavalcanti, an welchen das erste öffentlich von ihm bekannt gemachte Sonett gerichtet ist und den er später verbannt sehen mußte, und Cino da Pistoja, welcher später den D. in einer Kanzone beklagt; andere waren Dante da Majano, Dino Frescobaldi ꝛc. Eng verbunden mit seiner Liebe zur Poesie ist seine idealische Liebe zu Beatrice, der Tochter eines angesehenen Bürgers Folco de Portinari, die er 1274, kaum neun Jahre alt (sie selbst zählte acht) bei einem Maifeste zu Florenz zuerst gesehen hatte, worüber D. selbst in seinem Erstlingswerk »Vita nuova« berichtet. Von dieser ersten Jugendliebe blieb ihm der tiefste Eindruck für das ganze Leben und steigerte sich in ihm zu jener Verklärung und Bedeutung Beatricens, wie er sie

in seinem großen Gedicht verewigt hat. Daher setzt es unseren Begriffen gemäß allerdings in Erstaunen, zu erfahren, daß D. ein oder zwei Jahre (1291) nach Beatricens frühem Tod sich mit Donna Gemma aus dem vornehmen Geschlecht der Donati verheirathet habe, und manche sind geneigt, die ganze Mittheilung Dante's über jenen Gegenstand in symbolischem Sinn aufzufassen. Richtiger dürfte es sein, die Sache mit dem damals aus der Provence her noch fortwirkenden ritterlichen Frauendienst in Verbindung zu bringen, nach welchem Ehe und Minne neben einander bestehen konnten, ohne sich gegenseitig zu beirren. Daß der lernbegierige Zögling, herangewachsen, in den Orden der Franciskaner getreten, aber noch vor Ablauf des Noviciats wieder ausgeschieden sei, ist eine Sage. In Wirklichkeit hat er wohl seine Studien in Bologna und Padua fortgesetzt und ist etwa 1288 in die Vaterstadt zurückgekehrt, um sich nach dem Vorbild seines väterlichen Freundes und des trefflichen Priors Giano della Bella den Staatsgeschäften zu widmen. Er ließ sich, wie das Gesetz es damals vorschrieb, in eine Zunft, und zwar in die der Aerzte und Apotheker, aufnehmen, zog 1289, als die Ghibellinen von Arezzo aus wieder einmal einen Sturm auf Florenz zu unternehmen gedachten, mit gegen sie zu Felde und focht 11. Juni tapfer bei Campaldino, wobei er in große Gefahr gerieth. Im folgenden Jahr war er bei dem Zug nach Pisa, durch welchen unter Anführung des Podestà Novello da Polenta die Veste Caprona erobert wurde. Außerdem ist in der Zeit von 1295—1301 von verschiedenen Gesandtschaften die Rede, zu welchen D. verwendet wurde. Als er das gesetzliche Alter von 35 Jahren erlangt hatte, wurde er in die Zahl der Prioren gewählt (1300) und zwar nicht, wie es gewöhnlich geschah, durch das Loos, sondern durch freie Wahl; ein Amt, das für ihn, nach seinem eigenen Ausspruch, die Quelle all seines spätern Unglücks wurde. Florenz, im ganzen welfisch, war doch in zwei Parteien getheilt, die sich die »Weißen« und die »Schwarzen« nannten. Dante's patriotischer Eifer brachte es dahin, daß der Senat die Häupter beider Parteien aus Florenz verwies; doch entbrannte, da der Senat die Weißen begünstigte, der Kampf bald von neuem. Als die Schwarzen in Rom beschlossen, Karl von Valois, der sich eben zu einem Kriegszug gegen Sicilien rüstete, als Friedensstifter nach Florenz zu senden, schickten die Weißen Abgeordnete nach Rom, um dem Papst die wahre Sachlage vorzustellen und womöglich die Ankunft Karls zu hintertreiben. Zu dieser Gesandtschaft gehörte auch D., der sich der Sache der Weißen zuneigte. Er verließ Florenz, um nie wieder dahin zurückzukehren. Während er noch in Rom war, rückte Karl von Valois, vom Papst unterstützt, Anfang November 1301 in Florenz ein und rief sofort die Schwarzen zurück. Es kam zu einem Gericht über die Weißen, und D. mit 14 anderen wurde 10. März 1302 zu 8000 Lire Geldbuße und zu zweijähriger Verbannung (resp. Feuertod im Betretungsfall) verurtheilt. Seine Güter wurden eingezogen, sein Haus in der Stadt der Plünderung des Pöbels preis gegeben. Empört über die Unbill und die Beschimpfung, die ihm durch diesen Spruch widerfahren, eilte D. von Rom, wo er natürlich nichts ausgerichtet hatte, zunächst nach Siena und von da nach Arezzo, um hier mit den übrigen Geächteten Raths zu pflegen, was zu thun sei. Als Bitten und friedliche Maßregeln keinen Erfolg hatten, beschlossen die Flüchtlinge die Rückkehr mit Waffengewalt zu erzwingen und unternahmen 20. Juli 1304 einen Angriff auf Florenz. Derselbe scheiterte indessen, und D., der vielleicht gar nicht daran theilgenommen, wurde nun auf Lebenszeit in die Acht erklärt. Tief erbittert zog er sich von den anderen Geächteten zurück und nahm das Asyl an, das Graf Guido Salvatico im Val Casentino ihm anbot. Inzwischen war sein ältester Sohn Pietro herangewachsen und sollte in Padua seine Studien beginnen. Um ihn wiederzusehen, begab sich D. 1306 nach Padua, scheint sich aber nicht lange daselbst aufgehalten zu haben. Im Sommer 1307 machte Papst Clemens V. einen Versuch, den vertriebenen Weißen zur Rückkehr nach Florenz zu verhelfen; es kam zu Mugello zu einer Zusammenkunft der Betheiligten, und auch D. fand sich dazu ein. Allein die Unterhandlungen zerschlugen sich; die »schlechte und dumme Bande« der Weißen benahm sich so unwürdig, daß sich D. vollständig von ihr lossagte, um fortan »für sich allein Partei zu machen«. Allein wanderte er nun im Lande umher, um zu erfahren, »wie scharf versalzen fremdes Brod schmeckt, wie hart es ist, fremde Treppen zu steigen«. Auch der Schmerz sollte dem Verstoßenen nicht erspart bleiben, »alles Theure«, das er in Florenz hatte zurücklassen müssen, durch einen plötzlichen Tod zu verlieren: seine Gattin und die beiden jüngsten Söhne starben 1308 an der Pest. Von den Orten, an welchen D. verweilte, kennt man mit Bestimmtheit nur einige. Nachdem er kurze Zeit in der Lunigiana (zwischen Lucca und Genua) beim Marchese Morello Malaspina gerastet (auf dessen Schloß er vielleicht den ersten Plan zur »Commedia« entwarf), wandte er sich nach Verona, wo eben (1308) der heldenmüthige Can della Scala (Can grande) Mitregent seines schwachen Bruders Alboin geworden war, und ging von hier, wie wenigstens Boccaccio berichtet, nach Paris, wo er sich in theologische Studien vertiefte. Die Kunde von dem Zug König Heinrichs VII. nach Italien erweckte wieder neue Hoffnungen in ihm und rief ihn ins Vaterland zurück. D., der schon früher einen Ermahnungsbrief an die Fürsten und Völker Italiens erlassen hatte, sich dem Kaiser als dem »Retter des Landes« zu unterwerfen, begrüßte diesen zu Mailand (December 1310) und schrieb, als ihm derselbe zu lange in Oberitalien zögerte, einen feurigen Brief, der ihn aufforderte, ungesäumt die Art an die Wurzel des Uebels, Florenz, zu legen (11. April 1311). Eine dritte Epistel richtete D. sodann an die Florentiner selbst und verkündete darin seiner Vaterstadt das Schicksal Sagunts. Florenz antwortete mit einem Dekret (9. Sept. 1311), das die Aechtung Dante's in den schärfsten Ausdrücken bestätigte und ihn »auf ewige Zeiten« verfemte, während es zugleich offene Partei für die »heilige Kirche« gegen den Kaiser nahm. Die Belagerung der Stadt, welche der Kaiser im Sommer 1313, nachdem er im Juni 1312 in Rom gekrönt worden war, unternahm, hatte keinen Erfolg; er mußte unverrichteter Sache abziehen, und als er sie mit neuen Kräften wieder aufnehmen wollte, ereilte ihn bei Siena der Tod (24. Aug. 1313). Ob D. persönlichen Antheil an diesen Begebenheiten genommen, oder wo er sich um diese Zeit aufgehalten, ist nicht mit Sicherheit ermittelt. Ueber ein Dutzend Ortschaften und Klöster in den verschiedensten Gegenden Italiens haben in der Folge die Ehre beansprucht, des Heimatlosen Asyl und Herberge gewesen zu

sein. Wahrscheinlich ist, daß er sich zunächst dem ihm von Arezzo her befreundeten Uguccione della Faggiuola, der das Haupt der Ghibellinen von Toscana und Herr von Pisa war, angeschlossen (dem er, wie man berichtet, den ersten Theil der »Commedia« dedicirte, wie er den zweiten Theil dem Marchese Moroello Malaspina gewidmet haben soll), und daß er nach Heinrichs VII. Tod alle Hoffnung aufgegeben und sich einzig mit der Vollendung seines großen Gedichts beschäftigt hat. Von Pisa scheint er sich nach der Romagna gewandt zu haben, wo er etwa 1315 mit seinen beiden Söhnen Pietro und Jacopo und seiner Tochter Beatrice nach Ravenna kam; der Fürst Guido Novello da Polenta gewährte ihnen dort eine bleibende Stätte. Um diese Zeit ward dem berühmt gewordenen Dichter endlich die Erlaubnis zur Rückkehr nach Florenz durch einen Freund ausgewirkt, unter der Bedingung, daß er sich »der Form wegen« einer kurzen Verhaftung und einer Geldstrafe unterwerfe und in einer Kirche seine Schuld durch ein Sühnopfer anerkenne. Mit großartigem Selbstbewußtsein wies aber D. in einem noch erhaltenen Brief den Antrag unter solchen Bedingungen zurück, und so ward das Verbannungsurtheil im Oktober 1315 abermals »auf ewige Zeiten« bestätigt und merkwürdigerweise erst 1494 ausdrücklich aufgehoben. In Ravenna brachte er wohl den dritten Theil seiner »Commedia« vollständig zu Ende (um 1319); auch er soll nach Boccaccio während dieser Zeit zahlreiche Schüler unterrichtet und zum Dichten in der italienischen Volkssprache angeleitet haben. Im Sommer 1321 ging er dann, wie weiter berichtet wird, in einer diplomatischen Mission seines Gastfreundes nach Venedig, erkrankte dort und wurde, dem Tode nahe, nach Ravenna zurückgebracht, wo er 14. Sept. 1321 im Alter von 56 Jahren starb. Er ward in der Grabkapelle neben der Franciskanerkirche in einem marmornen Sarg feierlich bestattet. Der Fürst selbst hielt ihm eine Leichenrede, und nur seine eigene Verbannung, die im folgenden Jahr erfolgte, vereitelte seine Absicht, ihm ein prächtiges Denkmal zu errichten. Im Jahr 1483 ließ Bernardo Bembo, Vater des berühmten Kardinals, die Grabstätte mit einem Denkmal schmücken und darauf eine angeblich von D. selbst verfaßte Inschrift setzen. Durch den Kardinallegaten Domenico Maria Corsi ward 1692 die verfallene Grabstätte nothdürftig restaurirt; erst 1780 erfuhr sie durch Luigi V. Gonzaga eine gründliche Reparatur. Im Jahr 1813 stellte Canova Dante's Marmorbüste im Pantheon zu Rom auf. Florenz reklamirte die Gebeine des Dichters, der in seinem letzten Willen ausdrücklich verlangt hatte, daß sie unter keinen Umständen an seine undankbare Vaterstadt ausgeliefert werden sollten, wiederholt (zuletzt noch 1864), aber immer vergeblich, und hat erst 1830 in der Kirche Santa Croce seinem großen Sohn ein Denkmal von der Hand Ricci's errichten lassen. Zwischen den Grabstätten Michelangelo's und Alfieri's steht das marmorne Kenotaph, auf welchem der Dichter, das Haupt in die Hand gestützt, tief nachdenkend sitzt, während ihm die Gestalten der Poesie und der Italia zur Seite stehen. Erstere blickt in das aufgeschlagene Buch der »Commedia« und hält den Lorbeerkranz über das Haupt des Dichters, Italia aber deutet auf die jener entnommene Inschrift des Kenotaphs: »Onorate l'altissimo poeta!« Während der Kardinal Bertrando di Poggetto Dante's Gebeine als die eines Ketzers zum Feuer verurtheilen wollte, hallte ganz Italien vom Ruhm des Dichters wieder. An mehreren Orten, wie in Florenz, wurden Lehrstühle zur Erläuterung seines Werks errichtet, und sein Volk gab ihm den Beinamen des »Göttlichen«. Nach Boccaccio's Beschreibung war D. ein Mann von mittlerer Größe, im Alter etwas gekrümmt, doch würdig und stets in sehr anständiger Kleidung einhergehend, sein Gesicht lang, mit einer Habichtsnase und großen, ausdrucksvollen Augen; die Kinnbacken waren stark und die untere Lippe etwas hervorspringend, Bart und Haupthaar schwarz, dicht und kraus, der Ausdruck des Gesichts schwermüthig und tiefsinnig, die Farbe desselben bräunlich. Raffael hat ihn in dem unter dem Namen der Disputa bekannten Gemälde zwischen Thomas von Aquino und Scotus und in einem andern, den Parnassus darstellenden Gemälde neben Virgil und Homer angebracht. In Florenz befindet sich eine Wachsmaske, die über der Leiche des Dichters abgenommen sein soll und von Rauch abgeformt wurde; nach ihr ist der Kupferstich in Kannegießers Uebersetzung der »Göttlichen Komödie« gearbeitet. Ein Bildnis Dante's auf einer Medaille fand 1832 Misserini auf. Ein Freskobildnis von D. (wie man annimmt von Giotto) wurde 1840 im Bargello zu Florenz aufgefunden.

Die 600jährige Wiederkehr des Geburtstags Dante's im Mai 1865 gab in Italien Anlaß zu einer nationalen Jubelfeier, die in Florenz 14. bis 16. Mai in großartigster Weise begangen wurde. Das Fest hatte einen durchaus politischen und patriotischen Charakter. Es wurde zur Nationaljubelfeier der endlichen Vereinigung Italiens unter Einem Scepter; man feierte D. als »den Vorläufer der politischen Einheit des Vaterlandes und als den Anwalt für Freiheit und Recht in der christlichen Welt«. Den Kernpunkt desselben bildete die Enthüllung der Statue Dante's die, ein Werk des Bildhauers Enrico Pazzi, auf dem Santa Croceplatz, gegenüber der Kirche, sich erhebt. Auf einem etwa 7 Meter hohen Piedestal, das mit Scenen aus der »Commedia« in Basreliefs geschmückt ist, steht das fast 4 Meter hohe, kolossale Standbild des Dichters als eines reisigen Pilgers im mittelalterlichen Gelehrtengewand, das Haupt mit dem Lorbeerkranz umwunden, in der Rechten das Buch der »Commedia« tragend; zu seinen Füßen aber sitzt auf dem Sims des Postaments der in dem Gedicht so hoch gefeierte kaiserliche Adler. Das Gesicht Dante's ist nach der (angeblichen) Todtenmaske geformt. In Ravenna, der Grabstätte des Dichters, wo man die Feier 24. und 25. Juni beging, erhielt dieselbe durch eine überraschende, kurz zuvor gemachte Entdeckung ein besonderes Interesse. Während man bislang gar nicht anders gewußt hatte, als daß die sterblichen Ueberreste Dante's in dem Marmorsarg bestattet lägen, den Guido da Polenta 1321 ihnen gegeben, wurde 26. Mai (1865) bei einer baulichen Reparatur an der Franciskanerkirche, mehrere Schritte von der Dantekapelle entfernt, ganz zufällig eine Kiste eingemauert gefunden mit der Aufschrift: »Dantis ossa a me Fra Antonio Santi hic posita anno 1677 die ... Octobris«. Das Innere enthielt die auseinander gebrochenen Stücke eines menschlichen Skeletts, und eine zweite Inschrift besagte: »Dantis ossa denuper revisa 3. Juni 1677«. Als man darauf den Marmorsarg öffnete, wurde er wirklich leer befunden; nur verdorrte Lorbeerblätter und einige Knochenstücke, welche gerade an dem in der Kiste gefundenen Skelett fehlten, lagen darin, so

daß die Identität der Gebeine außer Zweifel zu sein scheint. Wahrscheinlich hatte Sauti, der 1677 Kanzler des Klosters war, den Reliquienschatz verborgen, in der Befürchtung, derselbe könne bei der vom Kardinal Corsi beabsichtigten und 1692 ausgeführten Reparatur des Mausoleums aus der Grabeskapelle fort nach Florenz geschafft werden.

Die Lebensumstände des Dichters sind von keinem seiner Zeitgenossen ausführlich aufgezeichnet worden. Boccaccio's »Dell' origine, vita, studj e costumi del chiarissimo D. A.« ist ein Panegyrikus auf D., mehr Roman als Geschichte. Fil. Villani's »Vita Dantis« in dessen »Solitarii de origine civitatis Florentiae et ejusdem famosis civibus« (Veneb. 1747) ist von geringer Bedeutung. Etwas ausführlicher ist die Biographie Dante's in dem »Fons memorabilium universi etc.« von Dominicus Bandini, die Mehus als Auszug aus dem ganzen Werk hat abdrucken lassen. Unbedeutend ist wieder, was Secco Polentone im vierten Buch seiner »Scriptorum illustrium linguae latinae ad Polydorum filium« von D. erwähnt; weit wichtiger dagegen Leonardo Bruni's Biographie Dante's (Perugia 1617; Flor. 1672, und in mehreren Ausgaben der »Divina Commedia«), sowie Jannotius Manettus' »De vita et moribus trium illustrium poetarum Florentinorum, Dantis, Petrarchae et Boccaccii« und Giov. Mario Filelfo's »De clarissimi poetae Dantis Florentini vita et moribus«, woraus Mehus mehrere Auszüge bekannt gemacht hat. Der erste, der die vorhandenen Materialien kritisch zu sichten versuchte, war Guis. Pelli, dessen »Memorie per servire alla vita di D.« in der 2. Abtheilung des 4. Bandes der Gesammtausgabe von Dante's Werken (Veneb. 1758) sich befinden. Mehr oder minder glückliche Nachfolger sind: Dionisi in seiner »Serie d'Aneddoti« (Verona 1785) und »Preparazione storica e critica alla nuova edizione di D.« (daf. 1806; auch in der von ihm besorgten Prachtausgabe des D., Parma 1795, und in der kleinern Ausgabe, Brescia 1810), Gaspard degli Orelli im 2. Theil der »Cronichette d'Italia« (Chur 1822), Kannegießer in seiner Uebersetzung der »Divina Commedia« (Leipz. 1825), Abeken in seinen »Beiträgen für das Studium der Göttlichen Komödie« (Berl. 1826), Ugo Foscolo in der »Divina Commedia illustrata« (auch als »Discorso del testo di D.« 1825 zu London erschienen), C. Troya in seinem Vorläufer »Del veltro allegorico di D.« (Flor. 1826), Blanc in Ersch' und Grubers »Allgemeiner Encyklopädie« (Bd. 23), Cesare Balbo in seiner »Vita di D.« (Tur. 1839, 2 Bde.), ganz besonders aber Fraticelli in seiner ausgezeichneten Biographie des Dichters (»Storia della Vita di D.«, Flor. 1861) und die weiter unten anzuführenden allgemeinen Schriften über D. und seine Werke. Eine sorgfältige und kritische Zusammenstellung aller älteren Nachrichten über des Dichters Leben gibt Paur, Ueber die Quellen zur Lebensgeschichte Dante's (Görl. 1862).

Wie über Dante's Leben genaue Nachrichten fehlen, so ist auch hinsichtlich seiner Werke schwer anzugeben, wann und wo die einzelnen begonnen und vollendet wurden. Die früheste seiner größeren Schriften ist »Vita nuova« (»Das neue Leben«), ein seltsames Werk, das um 1293—95 (D. sagt: »vor dem Eintritt in mein Mannesalter«) abgefaßt wurde. Es berichtet über die Geschichte seiner Jugendliebe zu Beatrice und enthält die Sonette, Balladen und Kanzonen, die derselben ihre Entstehung verdanken, aber durchweg von trockenen, scholastischen Erklärungen begleitet sind, die über Anlaß, Sinn, besondere Bedeutung und Zweck jedes einzelnen Gedichts Auskunft geben, so daß das Ganze dadurch in das Bereich der Allegorie (mit Bezug auf politische Verhältnisse) gerückt wird. Die »Vita nuova« erschien zum erstenmal gedruckt mit den Kanzonen des D. und seinem Leben von Boccaccio, Florenz 1576, etwas besser in den »Prose di D. A. di M. G. Boccaccio« (daf. 1723); ferner in einer korrekten und splendiden Ausgabe vom Marchese Trivulzio (Mail. 1827); nach einer Handschrift aus dem 15. Jahrh. (Pesaro 1828); von G. Giuliani: »La vita nuova e il canzoniere di D.« (Flor. 1868); von d'Ancona u. a. (Pisa 1872). Deutsche Uebersetzungen lieferten Fr. v. Oeynhausen (Wien 1824), K. Förster (Leipz. 1842) und im Auszug Kannegießer (»Dante's lyrische Gedichte«, daf. 1827; 2. Aufl. 1842). Das zweite größere Werk Dante's: »Il convito« (das Gastmahl) ist ein noch seltsameres Buch als die »Vita nuova« und wurde wahrscheinlich 1303 in Arezzo begonnen. D. setzte sich darin vor, 14 in Bezug auf sein Liebesverhältnis zu Beatrice gedichtete Kanzonen so zu erläutern, als wären sie wiederum ganz allegorisch gemeint und bezögen sich auf seine Liebe zur Philosophie. Glücklicherweise hat er nur zu dreien den Kommentar gegeben; das Buch blieb unvollendet. Den Namen »Gastmahl« gab er ihm, weil er die Erklärung gleichsam als Brod zu den Gerichten der Kanzonen auftischen wollte. Zum erstenmal gedruckt ward das Werk Florenz 1490, dann Venedig 1521, daf. 1529 u. 1531. Kritische Arbeiten lieferten darüber: Monti (Mail. 1823), Witte (Rom 1825), Scolari (Padua 1828) und Selmi (Tur. 1865). Die Kanzonen finden sich übersetzt in v. Oeynhausens Uebertragung der »Vita nuova« und in »Dante's lyrischen Gedichten« von Kannegießer. Eine ziemlich bedeutende Anzahl von Gedichten von D., von Späteren gesammelt, erschien als »Rime di D.« Der älteste, nur 15 Kanzonen enthaltende Abdruck ist wohl der von Pietro Cremonese als Anhang zur »Divina Commedia« (Veneb. 1491) besorgte. Sehr selten ist Cino's und G. Novello's Ausgabe der »Canzoni e Madrigali di D.« (Veneb. 1518 u. Mail 1518). Die erste bekannte ziemlich vollständige Ausgabe dieser lyrischen Gedichte bilden die 4 ersten Bücher der »Sonetti e Canzoni di diversi autori Toscani in X libri raccolte« (Flor. 1527; Veneb. 1532; Flor. 1727; Veneb. 1731 u. 1740; zuletzt: »Amori e rime di D.«, Mantua 1823). Als Anhang zu den »Rime« findet man in einigen Ausgaben »Rime spirituali« (geistliche Lieder), aus einer Paraphrase der 7 Bußpsalmen und dem sogen. »Credo di D.« bestehend, beides jedoch unecht und dem D. nur untergeschoben, um ihn zu einem bußfertigen Mönch zu machen. Gesondert sind die »Sette Salmi« abgedruckt worden in »Raccolta di rime antiche toscane« (Palermo 1817), das »Credo« in »Saggio di rime di diversi buoni autori« (Flor. 1827). Einzelne Gedichte Dante's finden sich auch in den Sammlungen von Corbinelli, Leone Allacci, Fiacchi, Valeriani und in verschiedenen Ausgaben der »Divina Commedia«. Eine deutsche Uebersetzung der »Rime« findet sich in Kannegießers oben angeführtem Werk, das zugleich eine geistvolle Abhandlung von Witte enthält, worin dieser echtes und unechtes zu unterscheiden versucht. Die vollständigste Uebersetzung von Dante's lyrischen Gedichten lieferte aber K. Krafft (»Dante's lyrische Gedichte und

poetiſcher Briefwechſel«, Regensb. 1859). Dante's Kanzonen waren übrigens ſo volksthümlich geworden, daß ſie allenthalben in Italien geſungen wurden. — Auch in lateiniſcher Sprache hat D. mehreres abgefaßt. So das Werk »De monarchia«, gleichſam ſein politiſches Glaubensbekenntnis, worin er ſich offen als Ghibelline bekennt und das Kaiſerthum als ein ebenſo göttliches und dem Heil der Menſchheit nothwendiges Inſtitut der Kirche ebenbürtig gegenüber ſtellt. Er fordert eine weltliche Univerſalmonarchie und ſpricht der Kirche, ſobald ſie ſich in Streit und Hader zur weltlichen Herrſchaft dränge, alle Autorität ab. Das Werk entſtand um die Zeit, als Heinrich VII. das kaiſerliche Anſehen in Italien wieder herzuſtellen bemüht war (zwiſchen 1310 u. 1313). Gedruckt ward es zuerſt Baſel 1559, dann in »Sim. Scardii Syntagma tractatuum de imperiali jurisdictione etc.« (daſ. 1566; Straßb. 1609; beſonders Genf 1740); in neueſter Zeit wurde es herausgegeben von K. Witte (2. Aufl., Wien 1874) und überſetzt von Hubatſch (Leipz. 1873). Vgl. Böhmer, Ueber Dante's Monarchie (Halle 1866). Eine andere Schrift in lateiniſcher Proſa iſt die Abhandlung »De vulgari eloquentia« (über die Volksſprache), worin er theils den Vorzug der neueren Sprache Italiens, wie er ſie zu ſchaffen bemüht war, vor den Idiomen anderer neueren Völker und vor den einzelnen Mundarten Italiens ſelbſt zu zeigen ſucht, theils auch die verſchiedenen neueren Dichtungsarten charakteriſirt. Das unvollendet gebliebene Werk entſtand wohl um 1203 und erſchien zuerſt in einer ital. Ueberſetzung von Triſſino (Vicenza 1529; Ferrara 1583; Veneb. 1696; das Original mit Noten von Corbinelli Par. 1577, Original und Ueberſetzung bei den Werken des Triſſino, Verona 1729). Vgl. Böhmer, Ueber Dante's Schrift: »De vulgari eloquentia« (Halle 1868). Auch zwei »Eklogen« in lateiniſchen Hexametern hinterließ D., deren Echtheit jedoch nicht ſicher iſt. Sie erſchienen zuerſt vollſtändig, aber fehlerhaft in »Carmina illustrium poetarum Italorum« (Flor. 1718); beſſer gab ſie Dioniſi aus einer Handſchrift der »Laurentiana« in ſeinen »Aneddoti IV« nebſt den beiden dazu gehörigen Gedichten des Giov. di Virgilio heraus. Sie fallen in die Jahre 1320 und 1321 und beantworten ablehnend die Aufforderung Giovanni's di Virgilio, einige große Begebenheiten der Zeit in römiſcher Sprache zu beſingen und nach Bologna zu kommen. Die Sprache dieſer Eklogen iſt weit beſſer als die der proſaiſchen Werke Dante's. Die bis jetzt aufgefundenen Briefe Dante's finden ſich in Witte's Sammlung: »Dantis Epistolae quae exstant cum notis« (Padua 1827). In neuerer Zeit fand Theod. Heyſe 9 weitere Briefe Dante's auf, die in der Briefſammlung Dante's von Aleſſ. Torri (Verona 1843) enthalten ſind, wo ſich auch die ſeltene Abhandlung über das Waſſer und die Erde findet, welche D. 1320 zu Verona vorlas (zuerſt gedruckt Veneb. 1508, dann Neap. 1576). Eine Ueberſetzung der »Proſaiſchen Schriften Dante's« (mit Ausnahme der »Vita nuova«) lieferte Kannegießer (Leipz. 1845, 2 Bde.).

Dasjenige Werk aber, welches Dante's Namen unſterblich gemacht hat, iſt die »Divina Commedia«. Warum D. ſein Werk Komödie nennt, ergibt ſich aus ſeiner Schrift »De vulgari eloquentia«, worin er drei Arten des Stils aufſtellt: den tragiſchen oder höhern, den komiſchen oder niedern und den elegiſchen oder klagenden. Der Beiname »die göttliche« (divina) entſtand erſt nach des Dichters Tod, und zwar findet ſich derſelbe ſchon in einigen Manuſkripten der »Vita di D.« von Boccaccio und in mehreren Handſchriften des Gedichts; die erſte Ausgabe mit der Bezeichnung »divina C.« ſcheint die von Venedig 1516 zu ſein. Das Gedicht iſt mehr eine Viſion beſtimmter, geſchichtlicher Ereigniſſe, als ein eigentliches Epos von objektiver Faſſung und enthält 3 Abtheilungen: Hölle (Inferno), Fegefeuer (Purgatorio) und Paradies (Paradiso), die drei Orte der überſinnlichen Welt, in denen ſich nach den Lehren des katholiſchen Glaubens der Menſch nach dem Tode befinden kann. Jede dieſer Abtheilungen beſteht aus 33 Geſängen, ſo daß das Ganze, mit der Einleitung als erſtem Geſang, 100 Geſänge umfaßt von zuſammen 14,230 Verſen in der Terzinenform, als deren Erfinder D. daſteht. Kein anderes epiſches Gedicht hat einen ſo bis ins einzelnſte gehenden architektoniſchen Bau als dieſe »Commedia«, weil er hier von dem allegoriſchen Inhalt nicht bloß geſtattet, ſondern ſogar bedingt iſt. Das »Inferno« enthält (außer dem Vorhof) 9 Höllenkreiſe, desgleichen das »Purgatorio« 9 Räume: den Vorhof, 7 Büßerterraſſen und das irdiſche Paradies auf dem Gipfel des Läuterungsberges. Das »Paradiso« endlich beſteht ebenfalls aus 9 kreiſenden Himmeln, über denen das Empyreum als der unbewegliche Sitz der Gottheit ſchwebt. Die Grundidee des Gedichts iſt nun einfach die einer Wanderung des Dichters durch dieſe drei Welten der Geiſter, die er auf höheres Geheiß unternimmt. Er findet ſich um die Mitte ſeines Lebens in einem wilden Wald verirrt; als er bei Tagesanbruch deſſen Ende erreicht und einen ſonnigen Berg erklimmen will, hindert ihn daran die Erſcheinung eines Panthers, eines Löwen und einer Wölfin. Im Begriff, wieder in die Tiefe des Waldes zurückzukehren, erſcheint ihm der Schatten Virgils und verkündet ihm, er müſſe einen andern Ausweg ſuchen; er ſelbſt werde ihn durch die Hölle und den Reinigungsort begleiten; zu den Seligen aber müſſe ihn eine würdigere Seele geleiten. Dante's Zweifel werden durch die Angabe Virgils, Beatrice habe ihm dieſen Auftrag gegeben, beſchwichtigt, und beide treten nun die Reiſe an und gelangen zu der Höllenpforte. Dante's Hölle nimmt einen bedeutenden Theil des innern Erdkörpers ein und bildet einen Trichter, deſſen Spitze ſich im Mittelpunkt der Erde befindet, und deſſen Wände treppenartig durch mehrere rund umher laufende Stufen abgetheilt ſind. Die Kluft iſt von der äußeren Erdrinde bedeckt, und in der Mitte dieſes Gewölbes befindet ſich Jeruſalem oder der Berg Zion, ſenkrecht über Lucifer, der den tiefſten Punkt der Hölle, den Mittelpunkt der Erde, einnimmt. Die Verdammten befinden ſich auf den verſchiedenen Stufen dieſes Trichters, die ſich von der erſten bis zur neunten immer mehr verengen, wie auch die Laſterhaftigkeit und die Strafen ihrer Bewohner zunehmen. Der erſte Raum wird von der großen Maſſe bewohnt, die auf Erden ohne Schande und ohne Ehre gelebt haben. Der erſte Höllenfluß, der Acheron, ſcheidet, im Kreis fließend, jenen Vorhof von den eigentlichen Höllenkreiſen. Im erſten dieſer Kreiſe wohnen die Geiſter, die der Taufe entbehrten. Homer, Horaz, Ovid und Lukan begegnen dem Dichter und führen ihn in ein anmuthiges Gefilde, wo ſich die Wohnungen der Großen der Vorwelt, auch die Virgils, ſeines Führers, befinden. Im zweiten Kreis, deſſen Eingang Minos bewacht, dulden die Seelen derer, die auf Erden der Wolluſt gefröhnt, ihnen allen

voraus Semiramis, Kleopatra, Dido, Helena, Paris, Triſtan, Franceſca von Rimini und ihr Geliebter. Im dritten Kreis, dem der Schlemmer, durchziehen ewiger Schnee, Hagel und Fluten und ſcheußliche Gerüche die Nacht. Im folgenden Kreis ſchaut der Dichter die Qualen der Geizigen und der Verſchwender, die gewaltige Laſten mit der Bruſt gegen einander wälzen, um beim Anprall heulend zurückzufliehen und ihr Werk von neuem zu beginnen. Im fünften Kreis hauſen die Seelen derer, die der Zorn bezwungen, mit halbem Leib aus dem Sumpf emporragend, ſich ſchlagend und wild mit den Zähnen packend; tief unterm Waſſer aber dulden die, welche im Leben Tücke und Groll gehegt, und von ihrem Seufzen ſteigen Blaſen auf. Mit dem ſechsten Kreis beginnt die tiefere Hölle, die Stadt des Dis. Epikuräer und Ketzer liegen hier in glühenden Särgen, unter ihnen der Hohenſtaufe Friedrich II. Durch einen vom Minotaurus bewachten Abgrund klimmen die Wanderer mühſam hinab zum ſiebenten Kreis, der in drei Binnenkreiſen die Seelen derer beherbergt, welche Gewalt geübt gegen den Nächſten und gegen ſich ſelbſt wie gegen Gott. Räuber, Mörder, Tyrannen, unter ihnen Alexander von Makedonien, Dionyſios von Syrakus, Pyrrhus, König von Epirus, Nero, Attila, ſieden im erſten Binnenkreis in kochendem Blut. Von Neſſos, dem Kentauren, geführt, beſchreiten die Wanderer den zweiten Binnenkreis, einen dichten Wald, deſſen Bäume die Seelen der Selbſtmörder umſchließen, und von deſſen Laub ſich die Harpyien nähren. Der dritte Binnenkreis iſt eine Sandwüſte, ſie bewohnen die nackten Seelen der Gotteslästerer liegend, die der Sodomiten laufend, die der Wucherer zuſammengekauert ſitzend, von ewigem Feuerregen übergoſſen; unter den Unglücklichen der zweiten Gattung erkennt der Dichter ſeinen Freund und Lehrer Brunetto Latini. Der achte Kreis, von hohen Felſenwänden in 10 Thäler zerſchnitten, iſt den Betrügern zur Wohnung angewieſen, und zwar je nach ihrer Schuld eins der 10 Thäler. Die Kuppler und Verführer fliehen in dem erſten vor den Geiſeln der ſie verfolgenden gehörnten Teufel, unter ihnen Jaſon, der Verführer der Medea; im zweiten wälzen ſich die Schmeichler in Menſchenkoth; im dritten werden die Simoniſten beſtraft; im vierten wandeln die Zauberer und Wahrſager mit zum Rücken gekehrten Geſichtern ſtillſchweigend und weinend; im fünften müſſen diejenigen büßen, die ein Staatsamt betrügeriſch mißbrauchten; im ſechsten die Heuchler, getünchte Leute, erſchöpft, mit langſam ſchweren Schritten, die thränenden Augen von Kapuzen verhüllt, träge dahinſchreitend; im ſiebenten Räuber und Diebe, theils als Schlangen, theils als Menſchen geſtaltet, ſich gegenſeitig durch Berührung verwandelnd, zu ungewohnter Form verbindend, haſſend, vernichtend; im achten die betrügeriſchen Rathgeber, die, mit einer Flamme bekleidet und unaufhörlich ihre Glut fühlend, einhergehen, unter ihnen Ulyſſes und Diomedes, ihren der Stadt Troja ſo unheilvollen Rath büßend; im neunten Sektirer und Anſtifter von Zwietracht, z. B. Ali und Mohammed, Curio, Beltram von Bornio; im zehnten die Fälſcher aller Art, an ekelhaften Krankheiten darniederliegend, unter anderen Griffolino aus Arezzo, ein Alchemiſt, Potiphars Weib, Simon. Die Dichter wenden ſich nun von dieſen Thälern quer über den Felſendamm, um zu dem neunten und letzten Kreis zu gelangen, in welchem die Verräther den qualvollen Lohn ihres Verbrechens ernten. Der Kreis ſelbſt iſt wieder in vier verſchiedene Bezirke, je für die Verräther der Verwandten, des Vaterlands, der Freunde und der Wohlthäter, getheilt. Im Mittelpunkte dieſes Kreiſes ſieht D. den Kaiſer dieſes Reichs, Dis oder Lucifer, das böſe Princip, mit drei Geſichtern (als grauſes Gegenbild der Trinität), ungeheuren Flügeln, gleich denen der Fledermaus, und drei Mäulern, welche Judas Iſcharioth, Caſſius und Brutus gepackt halten. Die Genauigkeit des Dichters in der Zeitbeſtimmung ſeiner Reiſe und zum Theil auch in der Angabe des räumlichen Verhältniſſes hat mehrere veranlaßt, ſich die fruchtloſe Mühe zu nehmen, die Dimenſionen der Hölle genau zu berechnen. Die Darſtellung ſelbſt iſt von plaſtiſcher Rundung, alle Schilderungen und Geſpräche ſind von tiefer Wahrheit, die Sprache iſt kräftig, mannigfaltig und dem Gegenſtand ſtets angemeſſen, das Ganze von einem unerſchöpflichen Ideenreichthum und hoher ſittlicher Würde. Bis zum Lucifer gekommen, klettert Virgil, ſeinen Schützling tragend, an dem zottigen Leib des Ungeheuers hinab bis zu deſſen Füßen, dem Mittelpunkte der Erde, ſodann an den Schenkeln empor bis zum Rande des Brunnens, worauf ſie dem Lauf eines klaren Bachs folgen, bis ihnen der Himmel durch der Felsſchlucht obere Rundung entgegenblickt, während die verlaſſene Erdhälfte im Schleier der Nacht ruht. Auf der Erdhälfte, die ſie nun betreten, erhebt ſich aus den Fluten, die dieſe ganze Seite der Erde bedecken, der Berg des Purgatoriums. Am Uferrand zeigt ſich Cato von Utica, der Wächter dieſes Reichs, der dem D. befiehlt, ſein Antlitz mit dem Thau des Graſes vom Schmutz der Hölle zu reinigen und ſich den Leib mit einer Binſe zu gürten. Die Wanderer erreichen den Fuß des Berges, wo nicht nur die Gebannten, ſondern auch die, welche ihre Sünden zu ſpät bereut haben, vor der Pforte des Fegefeuers harren müſſen, bis die beſtimmte Zeit verfloſſen iſt, wenn nicht frommes Flehen dieſelbe abkürzt. Unter ihnen ſind der Hohenſtaufe Manfred, Kaiſer Rudolf, König Ottokar, Philipp III. von Frankreich, Peter III. von Aragonien, Heinrich III. von England. Nach Anbruch der Nacht wird D. unbewußt zum Thor des Purgatoriums entrückt. Der Berg der Läuterung erhebt ſich kegelförmig und ſteil und iſt, wie erwähnt, in ſieben rund umherlaufende Terraſſen getheilt, die von den verſchiedenen Abtheilungen der Büßenden bewohnt werden; von einer Terraſſe zur andern führen ſchmale Stufen, von einem Engel bewacht. Wie der Berg der Läuterung die umgekehrte Geſtalt der Hölle hat, ſo laufen auch die Bußübungen im Fegefeuer mit den Höllenſtrafen gewiſſermaßen parallel, aber in umgekehrter Ordnung aufeinander folgend. Führt uns die Hölle vom leichtern zum ſchwerern Vergehen, ſo ſteigt man im Purgatorio vom ſchwerern zum leichtern, und zwar hat jede Seele nach der Beſchaffenheit ihres Lebens mehrere oder alle Stufen des Fegefeuers zu durchlaufen. In dem erſten, folglich dem weiteſten Kreis umwandeln die Hochmüthigen, von Laſten tief niedergebeugt, den Berg. Im zweiten Kreis büßen die Neidiſchen, mit härenen Hemden bekleidet, die Augen mit Draht zugenäht, von den Händen der Liebe gegeiſelt. Im dritten läutern ſich die Schatten der Zornigen im dichteſten Rauch, während Bilder der liebevollen Gelaſſenheit bei Anlaß zum Zorn dem Dichter wie im Traum erſcheinen. Im vierten müſſen die ſittlich Trägen eilig laufen, ſich dabei einander ihre

Vergehen vorhaltend. Im fünften liegen die Geizigen und Verschwender mit gebundenen Händen, das Antlitz zur Erde gekehrt. Im sechsten leiden die Schwelger beim Anblick eines mit Früchten beladenen Baums und eines sprudelnden Quells Hunger und Durst. Im siebenten endlich wandeln die Unzüchtigen in Flammen, die auch D. durchschreiten muß, um auf die obere Fläche des Bergs, das irdische Paradies, zu gelangen. Dieser wonnige Aufenthaltsort ist mit höchster dichterischer Schönheit geschildert. Virgil erklärt hier sein Geschäft für beendigt und verstummt von nun an. Eine schöne Frau, Mathilde, empfängt die Wanderer, und D. sieht in einer Vision die triumphirende Kirche unter dem Bild eines von einem Greifen (Christus) gezogenen, von symbolischen Personen des Alten und Neuen Bundes umgebenen Wagens. Auf demselben erscheint Beatrice, hält dem Dichter seine Verirrungen vor und läßt ihn zum Vergessen des Bösen im Bach Lethe baden, dann aus dem Bach Eunoe Erinnerung des Guten trinken, wodurch er fähig wird, zum Himmel emporzusteigen. Virgil war unbemerkt verschwunden, als sich D. Beatricen näherte. Auch D. nahm mit seiner Zeit an, daß die verschiedenen Himmel als hohle, durchsichtige Kugeln die im Mittelpunkte des Universums feststehende Erde umgeben und sich mit verschiedener Geschwindigkeit um sie drehen, so daß die der Erde nächsten die langsamste Bewegung haben. Nachdem er mit Beatrice die Luft und die Region des Feuers durchzogen, dringen sie, wie der Strahl in das Wasser, in den ersten Planetenhimmel, den des Mondes, ein, wo sie die Seelen derer erblicken, die sich zwar dem geistlichen Leben geweiht haben, aber durch Umstände verhindert wurden, ihr Gelübde ganz zu erfüllen. Im zweiten Himmel, dem des Merkur, befinden sich die Seelen derer, die, obwohl tugendhaft, doch auch nach irdischem Ruhm gestrebt; im dritten, dem der Venus, diejenigen, welche irdische Liebe mit der Frömmigkeit verbunden; im vierten, dem Sonnenhimmel, die Seelen berühmter Kirchenlehrer; im fünften, dem des Mars, die Seelen derer, die für den Glauben gestritten und die nun gleich Sternen strahlen und ein leuchtendes Kreuz bilden, an welchem die Gestalt des Erlösers erglänzt; im sechsten, dem des Jupiter, die Seelen gerechter Fürsten; im siebenten, dem des Saturn, Einsiedler und beschauliche Seelen, gleich Flammen sich an einer Leiter auf- und niederbewegend. Den achten Himmel, den der Fixsterne, betritt der Dichter im Gestirn der Zwillinge, das seiner Geburt geleuchtet, sieht in einer Vision den Triumph Christi und der Maria und wird von Petrus, Jakobus und Johannes über Glaube, Hoffnung und Liebe befragt. Der neunte Himmel, das Primum mobile, umfaßt alle übrigen Sphären und verleiht ihnen Bewegung und die von Gott unmittelbar gegebene Kraft; D. erblickt darin die neun Hierarchien der Engel, welche die neun Himmelssphären regieren und sich hier in neun koncentrischen Kreisen um einen leuchtenden Mittelpunkt, die Gottheit, bewegen. Im zehnten, dem unbeweglichen Lichthimmel (Empyreum), endlich schaut er alle Seligen, die, wie ebenso viele Blätter, eine unendliche Rose bilden, sich in dem göttlichen Licht spiegelnd, das sie umschließen. Hier ist der eigentliche Sitz aller Seligen, nachdem sie durch die verschiedenen Planetenhimmel, die Stufen ihrer Seligkeit, hindurchgegangen. Beatrice hat den Dichter hier verlassen, und der heil. Bernhard ist sein Führer; dieser erklärt ihm die Erscheinung der Rose und bittet für ihn, daß ihm gestattet werde, die Gottheit selbst anzuschauen. D. erblickt nun drei Kreise, an Umfang gleich, doch von verschiedener Farbe, wovon einer menschliches Antlitz zeigt. Ein Blitz durchdringt seinen Geist und läßt ihn das Verhältnis des Bildes zum Kreis ergründen. Die ganze Reise dauert acht Tage, von denen zwei auf das Inferno, einer auf den Weg von Lucifer bis zum Berg des Purgatorio, vier auf das Purgatorio und einer auf das Paradiso kommen. Obwohl die erste Abtheilung des Gedichts durch die Künstlichkeit ihrer Organisation und die Mannigfaltigkeit und Plastik ihrer Gestalten den Leser bei weitem mehr fesselt als die beiden letzten Abtheilungen, so herrschen doch auch hier höchste Klarheit der Anschauung, höchste Erhabenheit der Gesinnung und Empfindung. — Was aber die Deutung des Gedichts als eines allegorischen Ganzen wie seiner Allegorien im einzelnen betrifft, so haben sich in den sechs Jahrhunderten seines Bestehens die verschiedensten Geister auf die verschiedenartigste Weise daran versucht. Im allgemeinen herrschte früher die moraltheologische Deutung vor, wie denn auch Schlosser die Grundidee in diesem Sinn auslegt. Nach ihm hätte D. in seinem Gedicht den Weg besungen, auf dem er von der sinnlichen Liebe zur himmlischen, von politischen Bestrebungen zum betrachtenden Leben gelangt sei. In unserm Jahrhundert, besonders seit Marchetti's und Rossetti's Auftreten, hat sich dagegen die Auffassung der »Commedia« als einer Dichtung von wesentlich politischem Charakter Geltung verschafft und ist in Italien gegenwärtig die herrschende geworden. Man betrachtet sie als ein großartiges Strafgedicht, eine an die persönlichen Schicksale des Dichters anknüpfende politische Satire auf die Verworfenheit seines Zeitalters, auf die durch die Päpste in Schmach und Schande gestürzte Menschheit, die nur durch die volle Entfaltung der kaiserlichen Herrschermacht reorganisirt werden könne. So wurden denn z. B. auch die allegorischen »Raubthiere« der Einleitung zur »Hölle« als bestimmte historische Gestalten gedeutet: der buntgefleckte Panther (früher als Sinnenlust bezeichnet) als Florenz mit seinen Parteien der Schwarzen und Weißen, der Löwe (früher Ehrgeiz) als Frankreich, speciell Karl von Valois, die gierige Wölfin (früher Habsucht) als die römische Kurie, speciell Bonifaz VIII. Indessen so sehr die dem Gedicht zu Grunde liegende Allegorie den Kenner und Forscher entzückt, so ist doch mit großer Kunst alles so eingerichtet, daß auch der Leser, der die Allegorie nicht sucht und nicht will, sondern alles bloß als Geschichte und Gemälde, als poetische Darstellung der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens betrachtet, gefesselt und von Bewunderung erfüllt wird.

Wann D. sein großes Werk angefangen und wann er die einzelnen Theile vollendet habe, diese Fragen werden verschieden beantwortet. Mit ziemlicher Bestimmtheit ist jedoch anzunehmen, daß er das Inferno nicht vor 1314, das Purgatorio nicht vor 1318 beendigt haben kann, da darin noch Begebenheiten dieser Jahre erwähnt werden; wahrscheinlich ist auch, daß die 13 letzten Gesänge erst acht Monate nach Dante's Tod aufgefunden worden, was Dionisi's Ansicht, die Vollendung des Ganzen falle in das Jahr 1320, nicht widerspricht. Die »Divina Commedia« ist über 150 Jahre Manuskript geblieben und war in unzähligen Abschriften in Italien verbreitet, und noch heute besitzen die Bibliotheken Italiens, Deutschlands, Frankreichs und Englands eine große Zahl derselben, die freilich alle durch

Korruptionen entstellt sind und durch Varianten von einander abweichen. Alle öffentlichen Bibliotheken von Florenz sind reich an Manuskripten des D. Berühmt ist ein sehr schön geschriebenes in der Vaticana zu Rom; ferner der »Codice Cassinese«, in Monte Cassino entdeckt, und das Manuskript der »Estensis« in Modena, welches theilweise für die Paduaner Ausgabe benutzt worden ist. Auch die königl. Bibliothek zu Dresden besitzt ein wegen guter Lesarten ausgezeichnetes Exemplar. Die Zahl aller Codices schätzt Cancellieri auf 452. Ein vollständiges Verzeichnis aller Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften gibt Colomb de Batines' »Bibliografia Dantesca« (Prato 1845—48, 5 Bde.) mit der Fortsetzung von Carpellini (Siena 1866) und Ferrazzi's »Bibliografia Dantesca« (Bassano 1873). Die Dante-Literatur von 1865—71 enthält die »Bibliographia Dantea« von Petzholdt (Dresd. 1872). Von der größten Seltenheit sind die drei ersten 1472 erschienenen Drucke, der eine, Foligno, klein Folio (mit dem Titel: »La commedia di D. A. delle pene e punizj de' vizj e de' meriti e premj della virtù«), der zweite, Jesi, groß Quart, der dritte, Mantua, Folio. Auch die Ausgabe von Florenz 1481, mit dem Kommentar des Landino, ist ziemlich selten und besonders wegen der vielen darin enthaltenen Kupfer geschätzt. Ein besonderes (aber unverdientes) Ansehen erwarb sich die von Pietro Bembo besorgte, bei Aldus zu Venedig 1502 erschienene Ausgabe, deren Text daher von sämmtlichen folgenden des 16. Jahrh. wiederholt und im wesentlichen auch von der Crusca ihrer ersten Ausgabe (Flor. 1595) zu Grunde gelegt wurde. Der Cruscatext blieb zwei Jahrhunderte lang in ausschließlicher Geltung. Der erste, der seine Mängel erkannte, war Lombardi; seine Ausgabe erschien zuerst Rom 1791, 3 Bde.; das. 1810, 3 Bde.; das. 1815—17, 4 Bde.; das. 1820—22, 5 Bde.; Padua 1822, 5 Bde. Noch mehr that Dionisi für die Reinigung des Textes in seiner Ausgabe Parma 1795, 3 Bde. (Brescia 1810, 2 Bde., Nachdruck). Letzterer ging auf den ältesten aller noch vorhandenen Codices, den Filippo Villani 1343 angefertigt haben soll, als den korrektesten zurück. Andere Ausgaben sind: »La divina Commedia di D. con illustrazioni« (Pisa 1804—1809, 4 Bde., Folio, von Rosini besorgt); »La divina Commedia di D. A. illustrata di note« (Mail. 1804, 3 Bde., von Porticelli besorgt, als Theil der großen Sammlung der »Classici italiani«); »La divina Commedia etc. accuratamente emendata ed accresciuta di varie lezioni tratte da un antichissimo Codice« (Livorno 1807, 4 Bde., von Poggiali besorgt); dieselbe »illustrata da Romualdi Zotti« (Lond. 1808, 4 Bde.; Mail. 1808—1809, in 4 Ausgaben: 3 Bde., 16., 3 Bde., Folio, und 3 Bde., 12.); »La divina Commedia col commento di G. Biagioli« (Par. 1818—19, 3 Bde.; Mail. 1820, 3 Bde.; Flor. 1817—19, 4 Bde., Folio, Prachtausgabe mit vielen Kupfern; Prato 1822, 3 Bde.; Bologna 1819—24, 3 Bde.); »La divina Commedia di D. giusta la lezione del Codice Bartoliniano« (Udine 1823—28, 3 Bde., von Viviani); als Theil des »Parnasso classico italiano« (Padua 1827, von Sicca besorgt); die gründlich revidirten Ausgaben von Ugo Foscolo (Lond. 1825) und von Rossetti (das. 1826 ff.). Als die beste neuere Ausgabe gilt in Italien sowohl wegen der Textrecension, als wegen des Kommentars die von Bianchi (7. Aufl., Flor. 1868), für die beste Ausgabe der »Opere minori« die von Fraticelli (das. 1856). Deutsche Ausgaben erschienen Nürnberg 1784, Berlin 1788, Penig 1804, 3 Bde.; von Fernow, Jena 1807, 3 Bde. (ein Abdruck des lombardischen Textes); Chemnitz 1807; im »Parnasso italiano, ovvero i quattro poeti celeberrimi italiani« (Leipz. 1826). Die beste Ausgabe in Deutschland ist die von Witte (»La Divina Commedia di D.«, Berl. 1862), die auf der sorgfältigsten Vergleichung der vier korrektesten Codices (Villani, Caetani, Vaticanus und Berolinus) beruht, und mit der endlich einmal eine feste Grundlage für Herstellung eines authentischen Textes gewonnen ist. Eine neuere Ausgabe besorgte Scartazzini (Leipz. 1874, Bd. 1). Für den ersten Uebersetzer Dante's in lateinischen Versen hält man gewöhnlich den Olivetanermönch Matteo Ronto (starb 1443); doch theilt Viviani ein offenbar älteres Bruchstück einer lateinischen Uebersetzung mit. Andere Uebersetzungen ins Lateinische sind von Carlo d'Aquino (Neap. 1728, 3 Bde.) und von Piazza (1848). Ins Spanische wurde das Gedicht übersetzt von Fernandez de Villegas (Burgos 1515; neue Ausg., Madr. 1867), neuerdings von Manuel Aranda y Sanjuan (Madr. 1868); ins Französische von Balth. Grangier (Par. 1596—97, 3 Bde.), von Moutonnet de Clairfons (das. 1776), von Colbert und Estouteville, vom Chevalier d'Artaud de Montor (das. 1811—13, 3 Bde.; neue Ausg. 1845), von J. A. de Gourbillon (das. 1831), von Pier Angelo Fiorentino (8. Ausg., das. 1868), von Louis Ratisbonne (4. Ausg., das. 1870), von Lamennais (in Prosa, das. 1862); ins Englische von H. Boyd (Lond. 1785, 1802, 3 Bde.), von F. Carey (das. 1814, 3 Bde.), von N. Howard (das. 1807), von W. Hume (das. 1812), von Wight (1833), von Cary (1851; neueste Ausg. 1871, in Terzinen), von Dayman (1865, in Terzinen), von Longfellow (Boston 1865, neue Ausg. 1870), von W. M. Rossetti (1865, in reimlosen Jamben), von Ford (1871); ins Russische von Dmitri Min (Die Hölle, in Prosa, Petersb. 1843); ins Polnische von A. Stanislawski (Posen 1870); ins Dänische von Molbech (Die Hölle, Kopenh. 1851, in Terzinen); ins Schwedische von K. Wilh. Böttiger (in »Italienska studier«, Upsala 1853, in reimlosen Versen); ins Holländische von Hacke van Mynden (Haarl. 1867—70) und von A. S. Kok (Amsterd. 1870). Deutsche Uebersetzungen haben wir in Prosa von Bachenschwanz (2. Aufl., Leipz. 1767—69, 3 Bde.); von Jagemann in freien Jamben (Weim. 1780—85, 7 Bde.); einige Stellen der »Hölle« von A. W. Schlegel (in den »Horen« 1795), das Ganze von Kannegießer (Leipz. 1814—21, 5 Aufl. 1873), von Streckfuß (Halle 1824—26, 3 Bde.; 9. Aufl. 1871) in Terzinen; von J. B. Hörwarter und K. v. Enk (Innsbr. 1830—31, 3 Bde.) in Prosa; von Philalethes (König Johann von Sachsen) in reimlosen Jamben (Dresd. 1839—40, 3 Bde.; neue Ausg., Leipz. 1865—66, 3 Bde.; 2. Abdruck 1871), ebenso von Heigelin (Blaubeuren 1836, 3 Bde.); von Kopisch (Berl. 1840, 2. Aufl. 1862) in reimlosen Versen; von G. v. Berneck (Pforzh. 1841; 2. Aufl., Stuttg. 1856) und von Graul (»Hölle«, Leipz. 1843) in Terzinen; von Jul. Braun (Berl. 1863, 1. Bd.: Die Hölle) in freien Versen; von Blanc (Halle 1864), von Eitner (Hildburgh. 1865, 3 Bde.), von Witte (Berl. 1865) in reimlosen Jamben; von Josepha v. Hoffinger (Wien 1865, 3 Bde.), von A. Doerr (Darmst. 1867, nur 17 Gesänge der »Hölle«), von W. Krigar (Berl. 1870—71, mit den Illustrationen von G. Doré), von R. Baron (Oppeln 1870),

von Fr. Notter (Stuttg. 1871—72, 2 Bde.) in Terzinen. Auch gibt es eine hebräische Uebersetzung der »Hölle« von Formiggini (Triest 1869). Erwähnung verdienen Flaxmans Zeichnungen zur »Divina Commedia«, die, von Pistrucci gestochen, unter dem Titel »Atlante Dantesco« (Mail. 1822) erschienen. Auch Cornelius und Genelli haben Zeichnungen dazu geliefert. In neuester Zeit sind die schon erwähnten Illustrationen von Doré zur »Divina Commedia« besonders beliebt geworden und verschiedenen französischen, englischen und deutschen (s. oben) Uebersetzungen derselben einverleibt. Zur Orientirung auf den verschiedenen Schauplätzen der »Divina Commedia« können M. A. Caetani's bildliche Darstellungen derselben unter dem Titel: »La Materia della Divina Commedia dichiarata in VI tavole« (Rom 1855; 2. Ausg., das. 1872) dienen. Der Kommentare, welche bald den ästhetischen Werth des Gedichts, bald die darin auftretende Theologie und Philosophie, bald die geschichtlichen Thatsachen, bald die politischen Tendenzen des Dichters behandeln, sind unzählige. Fast sämmtliche Manuskripte sind mit Kommentaren und Randglossen versehen, und ebenso sind die meisten Ausgaben erläutert und kommentirt. Die ältesten authentischen Kommentare sind der des Jacopo della Lana (in der Ausgabe der »Divina Commedia« von Vendelin de Spira, 1477; neue Ausg., Mail. 1865, Quart) und der unter dem Namen »L'anonimo, l'antico, il buono, l'ottimo« bekannte (Pisa 1827—29); ferner der von Benvenuto Ramboldi von Imola (Imola 1855—56, 3 Bde.) und der des Francesco de Buti (Pisa 1858). Von neueren Kommentaren sind besonders hervorzuheben der von Arrivabene: »Il secolo di D. etc.«, der zuerst mit dem Bartolini'schen Text erschien und dann besonders (Flor. 1830) gedruckt wurde, und der schon oben erwähnte von Br. Bianchi; ferner der Kommentar von Ugo Foscolo (Lond. 1825) und der wegen seiner einseitigen Auffassung anfänglich scharf angegriffene von Rossetti (Lond. 1826—27, 2 Bde.).

Wichtige Hülfsmittel zum Studium der »Divina Commedia« sind Blancs »Vocabolario Dantesco« (Leipz. 1852) sowie dessen »Versuch einer philologischen Erklärung dunkler und streitiger Stellen der Göttlichen Komödie« (Halle 1860—65, unvollendet), endlich D. Mauro Granata's »Florilegio e dizionario Dantesco« (Neap. 1855). Auch an seltsamen und unhaltbaren Hypothesen über die »Commedia« hat es nicht gefehlt. Der bekannte P. Hardouin hielt dieselbe für das Werk eines unbekannten Anhängers Wiclefs aus dem 15. Jahrh. Nach Fontanini's Zeugnis stellte Malatesta Porta, ein Zeitgenosse des Tasso, die jetzt als falsch erwiesene Meinung auf, D. könne wohl die Idee zur Organisation seines »Inferno« aus einem alten Roman, »Guerrino da Durazzo detto il Meschino«, genommen haben. Pelli in seinen »Memorie per la vita di D.« (Veneb. 1758) und nach ihm andere, wie Porticelli und besonders Cancellieri (»Osservazioni intorno alla questione sopra l'originalità di D.«, Rom 1814), behaupten, daß die Idee zur »Göttlichen Komödie« einer lateinischen Legende aus dem Anfang des 12. Jahrh. entlehnt sei, wonach ein neunjähriger Knabe, Namens Alberieus, im Traum von einer Taube zum heil. Petrus getragen und von diesem in den Höllenraum, durchs Fegefeuer und durch 7 Himmel in das Paradies geführt worden sein soll. Indessen vertheidigt De Romanis D. gründlich gegen den Vorwurf des Plagiats, und Gherardo de Rossi zwang Cancellieri durch einige offene Briefe zu dem Bekenntnis, daß seine Entdeckung dem Ruhm des Dichters keinen Eintrag thun werde. Thatsache ist allerdings, daß die Einkleidung didaktischer Stoffe in die Form einer Vision schon vor D. in der Dichtung des Mittelalters sehr beliebt war. Hat D. eine solche Vision gekannt, so ist sie doch nur der zündende Funke gewesen, der in des Dichters Geist eine Welt ins Dasein rief. Die »Göttliche Komödie«, in ihrer Großartigkeit, ihrer gewaltigen Tiefe unendlich verschieden von jenen früheren geistlosen Visionen, ist Dante's ureigenes Werk, und auch abgesehen davon, daß man D. als den Schöpfer der Poesie und der poetischen Sprache der Italiener betrachten darf, da erst durch ihn diese eine reine und würdige Gestalt gewann und jene sich aus den Fesseln der Nachahmung löste, steht D. als Dichter in der gesammten Literatur ganz einzig großartig da.

Von allgemeineren Werken über D. sind hervorzuheben: Ruth, Studien über D. (Tübing. 1853); Schlosser, D. (Leipz. u. Heidelb. 1855); Flote, D., sein Leben und seine Werke (Stuttg. 1858); Wegele, Dante's Leben und Werke (2. Aufl., Jena 1865); Grieben, D., eine Studie (Köln 1865), und Scartazzini, D., seine Zeit, sein Leben und seine Werke (Biel 1869); Pfleiderer, Dante's Göttliche Komödie, übersichtlich dargestellt (Stuttg. 1871); endlich K. Witte's verschiedene wichtige Aufsätze zur Dante-Literatur, gesammelt unter dem Titel: »Dante-Forschungen. Altes und Neues« (Halle 1869). In Frankreich brachten nicht unwichtige Beiträge zur Kenntnis Dante's und seiner Zeit: Fauriel in »D. et les origines de la littérature italienne« (Par. 1854, 2 Bde.), Ozanam in »D. et la philosophie catholique au treizième siècle« (5. Aufl., das. 1869) und K. Hillebrand in »Dino Compagni, étude historique et littéraire sur l'époque de D.« (das. 1862). In Deutschland gab das Dante-Jubiläum Anlaß zur Gründung der Dante-Gesellschaft, die sich 1865 in Dresden unter der Aegide des Dante-kundigen Königs Johann von Sachsen konstituirte und bis jetzt drei Bände ihres »Jahrbuchs« (Leipz. 1867—71) herausgegeben hat.

Dante's Tochter starb 1350 als Nonne in Ravenna. Von seinen beiden Söhnen war der jüngere, Jacopo di D., bei dem Tode des Vaters in Ravenna und lebte noch 1342 in Florenz, wo er einen Theil der konfiscirten Güter des Vaters zurückkaufte. Man schreibt ihm einen Kommentar über das »Inferno« zu, betitelt »Chiose di Jacopo figliuolo di D. sopra la Commedia etc.«, sowie mehrere Gedichte. Das Geschlecht des Dichters wurde durch den ältern Sohn, Pietro, fortgepflanzt und erlosch in seiner männlichen Linie erst 1547, wo der Name Aligbieri dann mit der weiblichen Linie auf die Sarezi überging, die noch heute in Verona leben und sich nach dem großen Dichter nennen.

Dante da Majano, ital. Dichter, Freund des Dante Alighieri, aus Majano in Toscana gebürtig, blühte um 1290 und gehörte zu der großen Zahl damaliger Dichter, die das Wesen der Poesie in künstlichen Reimereien ohne Wahrheit und Tiefe fanden. Seine Sprache ist noch roh, voll provençalischer Wortformen und Wendungen, und dennoch war er zu seiner Zeit hochberühmt. Es haben sich von ihm etwa 40 Sonette, 5 Balladen und 3 Kanzonen erhalten, die sich in mehreren Sammlungen, namentlich in »Poeti del primo secolo della lingua italiana« (Flor. 1816, 2 Bde.) und in »Raccolta

di rime antiche toscane« (Palermo 1817, 4 Bde.), abgedruckt finden.

Dantiscus, Johannes, eigentlich Flachsbinder, neulateinischer Dichter, geb. 1485 zu Danzig, durchwanderte, nachdem er zu Krakau seine Studien vollendet und eine Zeitlang im polnischen Heer gedient hatte, das Morgenland, ward nach seiner Rückkehr Geheimschreiber des Königs Sigismund I. und bald darauf vom Kaiser Maximilian als Dichter gekrönt und unter dem Namen von Hofen (de Curiis) geadelt. Als Gesandter des Königs von Polen bei Kaiser Karl V. wohnte er dessen Friedensschluß mit Venedig sowie 1530 dem Augsburger Reichstag bei, begleitete später den Kaiser nach Spanien und kehrte 1535 nach Polen zurück. Zum Fürstbischof von Ermeland ernannt, starb er 1548. Seine Gedichte, meist Gelegenheitsgedichte über damalige Zeitverhältnisse, zeichnen sich weniger durch Tiefe als durch Klarheit der Gedanken und Reinheit der Sprache aus; sie erschienen gesammelt von Böhm (Bresl. 1764).

Danton (spr. dängtong), Georges Jacques, einer der hervorragendsten Männer der franz. Revolution, geb. 28. Okt. 1759 zu Arcis sur Aube, war beim Beginn der Revolution 1789 Advokat in Paris. Mirabeau erkannte in ihm eine bedeutende Stütze seiner Pläne, und wirklich war D. wie zum Revolutionär geboren. Seine Gestalt war kolossal, seine Stimme von durchdringender Gewalt, das Gesicht häßlich, von Pockennarben zerrissen, das kleine Auge stechend und kühn, seine Rede phantastisch und ergreifend. Am 14. Juli 1789 begeisterte er die Massen zum Angriff auf die Bastille. Bald darauf Präsident des Distrikts der Cordeliers, klagte er im Sinn der Jakobiner 10. Nov. 1790 die Minister bei der Nationalversammlung an und stiftete mit Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine und Marat den Klub der Cordeliers, der den Klub der Jakobiner bald in politischem Fanatismus überbot, ohne sich von ihm zu trennen. Nach Mirabeau's Tod immer entschiedener auftretend, schlug er die ihm vom Hof gemachten Anträge aus, und auf seinen Ruf versammelte sich 17. Juli 1791 das Volk auf dem Marsfeld, um Absetzung des Königs und Gericht über ihn von der Nationalversammlung zu verlangen. Lafayette und Bailly dämpften den Aufstand zwar, und D. mußte sich durch die Flucht der gegen ihn ausgesprochenen Verhaftung entziehen, kehrte aber bald darauf unter dem Schutz des Volks nach Paris zurück und ward der konstituirenden Versammlung zum Trotz Substitut des Gemeindeprocureurs. Am 10. Aug. 1792 war er bei den Vorbereitungen zur Erstürmung des Schlosses thätig, doch nicht bei der Ausführung dieses Plans. In dem neu eingesetzten provisorischen Ministerium nahm er als Justizminister Platz. Das Vorrücken der feindlichen Heere in der Champagne und das Wiederauftauchen der royalistischen Partei in Paris gaben ihm den Vorwand zur Organisirung der Greuel des September 1792. D. ließ sich hierbei nicht von persönlicher Feindschaft, sondern lediglich von dem Zweck der Revolution leiten; ja, einzelnen, die ihn um Rettung anflehten, ließ er dieselbe angedeihen, z. B. Dupont, Barnave, Lameth und dem Abbé Barthélémy. Als der Konvent seine Berathungen begann, vertauschte D. seine Ministerstelle mit dem Deputirtensitz und begab sich mit Lacroix nach Belgien, um das revolutionäre Element auch dort auszubreiten. Von hier aus stimmte er für den Tod des Königs und zwar ohne Bedingung. Die ewige Verbannung der Emigranten hatte er schon vorher durchgesetzt. In Belgien hauste er nach seiner gewöhnlichen Weise; Staats- und Kirchengüter wurden, theilweise zu seiner Bereicherung, konfiscirt und verschleudert, die ihm entgegenstrebenden Parteien mit blutigem Eifer verfolgt, aber auch hier persönliche Rechte und Bitten nicht unberücksichtigt gelassen. Indessen suchte er sich den Girondisten zu nähern, um mit ihrer Hülfe der Pöbelherrschaft einen Damm entgegenzusetzen, fand sich aber von jenen zurückgewiesen und nahm daher von neuem mit dem Berge gegen die Gironde Partei. Obgleich er nun mit zum Sturz der Gironde beitrug, wünschte er doch nicht die Hinrichtung der Girondisten. Diese Mäßigung machte ihn verdächtig; obgleich er das Gesetz des Maximum sowie die Besoldung der Sansculotten noch durchsetzte, sank sein Ansehen doch täglich; an dem Wohlfahrtsausschuß, in welchem seine Todfeinde als Mitglieder saßen, nahm er gar keinen Theil mehr. So wurde es denn Robespierre, der nach Marats Tode das Haupt des Wohlfahrtsausschusses und des Jakobinerklubs war, nicht schwer, den ihm unbequem werdenden D. zu stürzen. Von seinen Freunden auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam gemacht, kam D. nach Paris zurück, entschlossen, der Menschlichkeit und Vernunft wieder Geltung zu verschaffen, und noch auf das Mitwirken Robespierre's vertrauend. Erst nach der Verhaftung seines Freundes Fabre d'Eglantine zerfiel er mit jenem und ward in der Nacht vom 31. März auf den 1. April 1794 mit Lacroix verhaftet. Am 3. April erschien er mit seinen Freunden Desmoulins, Westermann, Lacroix, Philippeaux ꝛc. vor dem Revolutionstribunal. Die Anklage, von Saint Just meisterhaft abgefaßt, lautete auf Entwürfe Dantons, den Herzog von Orléans auf den Thron zu setzen, auf sein Mitwissen um Dumouriez' Verrath ꝛc. D. behandelte die Richter mit Verachtung und rief bei der Verkündigung des Todesurtheils: »Man opfert uns einigen feigen Räubern, aber sie werden ihren Sieg nicht lange genießen; ich ziehe Robespierre nach. Der Feige! ich allein besaß die Macht, ihn zu retten«. Am 5. April 1794 bestieg D. mit Desmoulins, d'Eglantine, Hérault de Séchelles, Philippeaux, Westermann u. a. das Schafott. Sein tragisches Geschick gab G. Büchner Stoff zu einem genialen Drama.

Danubius, s. Donau.

Danville (spr. dännwill), 1) Hauptstadt der Grafschaft Boyle im nordamerikan. Staat Kentucky, an der Vereinigung der Lebanon-Zweigbahn mit der Central-Kentuckybahn, hat ein Taubstummeninstitut, eine höhere Lehranstalt (Central-College, 1821 gegründet) und (1870) 2543 Einw.; war bis 1792 Hauptstadt des Staats. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Montour im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, am Susquehannah und der Lackawanna-Bloomsburg-Eisenbahn, mit bedeutenden Eisenwerken und (1870) 8439 Einw. — 3) Hauptstadt der Grafschaft Vermilion im Staat Illinois, am Vermilion River und der Toledo-Wabash- und Westernbahn, mit (1870) 4751 Einw. In der Nähe reiche Kohlenlager.

Danz, Heinrich Aemilius August, deutscher Rechtsgelehrter, geb. 11. Dec. 1806 zu Jena, Sohn des Theologen Joh. Traugott Leberecht D. (geb. 1769, gest. 1851), habilitirte sich 1831 an der Universität seiner Vaterstadt und hält seitdem dort

Vorträge über römisches Recht; auch ist er Rath am dortigen Oberappellationsgericht. Er schrieb: »Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts« (Leipz. 1840, 2. Aufl. 1871—73); »Der sakrale Schutz im römischen Rechtsverkehr« (Jena 1857); »Die Wirkung der Kodifikationsformen auf das materielle Recht« (Leipz. 1861); »Aus Rom und Byzanz« (Vorträge, Weim. 1867).

Danzel, Theodor Wilhelm, Aesthetiker und Literaturhistoriker, geb. 4. Febr. 1818 zu Hamburg, am Johanneum und akademischen Gymnasium daselbst, seit 1837 auf den Universitäten zu Leipzig, Halle und Berlin gebildet, gehörte anfänglich der Hegel'schen Richtung an, von welcher er sich in der Schrift: »Ueber die Aesthetik der Hegel'schen Philosophie« (Hamb. 1844), der eine andere: »Ueber Goethe's Spinozismus« (Hamb. 1843), vorangegangen war, emancipirte. Im Jahr 1845 an der Leipziger Universität habilitirt, schrieb er in Opposition gegen Gervinus seine beiden literarhistorischen Hauptwerke: »Gottsched und seine Zeit« (Leipz. 1848) und »G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke« (das. 1850, Bd. 1; Bd. 2 herausgeg. von Guhrauer, 1853—54), die erste würdige Biographie Lessings. D. starb 9. Mai 1850. »Gesammelte Aufsätze« Danzels, herausgeg. von Otto Jahn, erschienen Leipzig 1855.

Danzi, Franz, Violoncellspieler und Komponist, geb. 15. Mai 1763 zu Mannheim, wo sein Vater, Innocenz D., kurpfälzischer Hofmusikus und erster Violoncellist an der Kapelle war. Schon in seinem 15. Jahr wurde auch D. als Violoncellist in dieselbe aufgenommen und 1778 mit derselben nach München versetzt. Hier verheirathete er sich 1790 mit Margarethe Marchand, einer ausgezeichneten Sängerin, Schauspielerin und Klaviervirtuosin, und machte mit ihr 1791 eine größere Kunstreise, am längsten in Leipzig und Prag verweilend. In den Jahren 1794 und 1795 hielten sich beide in Italien, besonders in Venedig und Florenz, auf, kehrten aber 1797 nach München zurück; in demselben Jahr wurde D. Vicekapellmeister der kurfürstlichen Kapelle. Nach dem Tode seiner Gattin 1799 ging er 1807 als Hofkapellmeister nach Stuttgart und später nach Karlsruhe, wo er 13. April 1826 starb. Von seinen Opern sind »Der Kuß«, »Die Mitternachtsstunde« und »Iphigenia« die besten. Seine Instrumentalwerke, bestehend in Quartetten, Quintetten, Symphonien, Konzerten für verschiedene Instrumente, besonders für das Violoncell, seine Lieder, seine ein- und mehrstimmigen Gesänge, Messen, Kantaten ꝛc. belaufen sich auf beinahe 100; unter seinen geistlichen Kompositionen zeichnet sich besonders ein Tedeum aus.

Danzig (polnisch Gdansk), Hauptstadt des preuß. Regierungsbezirks D. (s. unten), Festung ersten Ranges, einst eine mächtige Hansestadt und noch jetzt als Handelsplatz wichtig, liegt anmuthig am linken Ufer des westlichsten (jetzt todten) Armes der Weichsel, ca. 2 Kilom. von der Ostsee, und ist sowohl Station der von Berlin kommenden preuß. Ostbahn, von der bei Dirschau eine Zweigbahn über D. nach Neufahrwasser ans Meer führt, als auch Endpunkt der pommerschen Abtheilung der Berlin-Stettiner Eisenbahn. Im W. schließen beträchtliche Höhen (Bischofs-, Hagelsberg ꝛc.) die Stadt ein; auf den übrigen Seiten ist sie von üppigen Wiesen und fruchtbaren Niederungen umgeben. Sie wird von der Motlau in mehreren Armen durchflossen, deren zwei die sogen. Speicherinsel bilden, früher nur eine Ansammlung von Waarenniederlagen, wo sich der Handel koncentrirte, seit neuester Zeit auch mit Wohnhäusern besetzt. Die durchströmenden Wasserarme haben in Verbindung mit der Handelsblüte der Stadt den Namen des »nordischen Venedig« verschafft. Die Motlau, früher von nur 2,5 Meter Tiefe, ist durch Baggerung jetzt bis zu 4,5 Meter vertieft, so daß die größten Handelsschiffe bis in die Mitte der Stadt und zur Speicherinsel gelangen können. An der Westseite fließt die Radaune. Beide Flüsse vereinigt münden unterhalb Danzigs in die Weichsel. Die eigentliche Stadt besteht aus 5 Theilen: der Altstadt, der Rechtstadt, der Vorstadt und der Niederstadt, südlich von der Speicherinsel, wo sich längs eines Motlauarms große Holzniederlagen befinden, und dem Langgarten. Vier Hauptthore führen in die Stadt: das Lege-, Langgartner-, Jakobs- und das stattliche Hohe Thor (von 1588), von welch letzterem die »Lang-Gasse«, die schönste Straße Danzigs, auf den »Langen Markt« führt. Dazu umlagern 9 Vorstädte den westlichen Halbkreis der Stadt, unter denen einige ziemlich entfernt liegen: St. Albrecht (2 Kilom. südlich), Altschottland mit Ohra, Schidlitz, Langfuhr, die schönste Vorstadt (4 Kilom. im NW.), wohin eine prachtvolle doppelte Lindenallee führt, Neuschottland und Neufahrwasser, der Hafen von D. Mit Ausnahme Nürnbergs und einiger rheinischen Städte hat D. unter allen deutschen Städten die am schärfsten ausgeprägte Physiognomie, und nirgends vergegenwärtigen die Gebäude so verständlich die Geschichte und den Geschmack ihrer Zeit. Zu den Eigenthümlichkeiten der Häuser gehörten früher besonders die sogen. »Beischläge«. Die engen Straßen hatten nämlich keinen Bürgersteig, sondern waren an beiden Seiten durch Rinnsteine begrenzt; was demnächst folgte, war abgeschlossenes Privateigenthum. Man ging daher in D. stets in der Mitte der Straße. Den Raum, der sonst zu den Bürgersteigen verwendet wird, nahm eine Platte ein, der sogen. »Beischlag«, der, meist mit Steinfliesen belegt, vor der ganzen Front des Hauses hinlief und gegen die Steinrinne hin durch eine niedrige Mauer von behauenen Steinen in zierlicher Form begrenzt war. In der Mitte dieser Mauer, an der sich bei vielen Häusern kunstvolle Reliefdarstellungen befanden, war ein Raum zum Durchgang offen gelassen, oft auch ein Theil des Beischlags oder sein ganzer Raum bis zur Fensterhöhe des ersten Stocks budenartig überbaut; auch hochgewachsene Linden standen vor vielen der Beischläge, diesen Schatten und den Straßen eine besondere Zierde verleihend. Seit dem letzten Jahrzehnt sind diese Beischläge wegen der dadurch veranlaßten Beschränkung der Kommunikation aus allen Hauptstraßen entfernt worden, und Trottoirs dienen jetzt daselbst als Bürgersteig, wie in anderen Städten. Die Häuser Danzigs stehen fast alle mit der schmalen Giebelseite nach der Straße zu und dehnen sich ganz unverhältnismäßig nach hinten aus. Oft steht die schmale Hinterfront an der parallel laufenden Hintergasse, oder es befindet sich zwischen Vorder- und Hintergebäude ein kleiner Hof, auf dem ein Seitengebäude die beiden Haupttheile verbindet. Wo aber Grund und Boden aufs äußerste beschränkt war, da baute man in die freie Luft. Daher sind viele Häuser Danzigs sehr hoch und thurm- und laternenartig luftig. Sehr hohe und eng nebeneinander gestellte Fenster von krystallklarem Spiegelglas

geben den Façaden etwas Glasartiges, Durchbrochenes und Glänzendes. Die Dachspitzen streben meist in zierlichen Formen arabeskenartig in die Höhe und sind gewöhnlich von einer Fahne oder irgend einer Figur eingenommen. In der ganzen Architektur Danzigs spricht sich derselbe Geist abgeschlossenen, selbstbewußten, kräftigen Bürgerthums aus, der die Stadt einst so groß gemacht. Die stattlichsten Theile derselben sind die Lang-Gasse und der Lange Markt bis südlich zur Motlau, die mit den prächtigsten alten Bauten prangen, von denen auch einzelne Häusern in Portugal und Italien nachgeahmt sind. Auch die öffentlichen Gebäude sind meist großartig. Unter den 23 Kirchen der thurmreichen Stadt, von denen 8 katholisch sind, ist die 1343—1502 erbaute Oberpfarrkirche zu St. Marien die bedeutendste und zugleich eine der größten evangelischen Kirchen, die es gibt. Sie mißt 104 Meter in der Länge, 34,8 Meter in der Breite und über 23,8 Meter in der Höhe, hat 3 gleich hohe und lange Schiffe mit 37 großen Fenstern, einen 76 Meter hohen Thurm nebst 10 kleineren Thürmen. Eine Eigenthümlichkeit dieser Kirche sind die nach innen hineingezogenen, überwölbten und zu Kapellen benutzten Strebepfeiler, wodurch die Kirche eigentlich fünfschiffig wird. Sie enthält zwei Kunstschätze: ein Jüngstes Gericht von van Eyck oder Memling und einen kunstvoll in Holz geschnitzten Hochaltar, der erst in neuerer Zeit seine Vollendung erhalten hat. Vor wenigen Jahren sind auch in Schränken der Sakristei kostbare Paramente von hohem Kunstwerth gefunden worden. Der Dichter M. Opitz ruht in dieser Kirche. Die älteste Kirche ist die Katharinenkirche, mit einem schönen Glockenspiel. Die bedeutendsten weltlichen Gebäude sind das großartige gothische Rathhaus in der Rechtstadt, aus dem 14. Jahrh., mit einem zierlichen, 82 Meter hohen Thurm und einem erzenen Springbrunnen daneben, und das altstädtische Rathhaus, ein Renaissancebau (1587 vollendet). Auch das Krahnthor und das Zeughaus sind alterthümliche Gebäude. Auf dem Langen Markte steht der Artus- oder Junkerhof (die großen Kaufleute hießen im Mittelalter hier »Junker«), dessen Inneres eine einzige große, viereckige, von 4 Granitsäulen getragene und in der eigenthümlichsten Weise mit Gemälden und Schnitzwerk aus der Sagenwelt verzierte Halle bildet, welche ehedem zu Gelagen bestimmt war und jetzt als Börse dient. Endlich ist noch die berühmte alte Mühle von 18 Gängen an der Radaune zu erwähnen, die ehemals der Stadt in jeder Stunde einen Dukaten abgeworfen haben soll, der sogen. Stockthurm und das spätgothische, 1871 restaurirte Franciskanerkloster (das einzige noch vorhandene Klostergebäude), dessen oberes und unteres Geschoß die städtische Gemäldegallerie und Alterthümersammlung einnimmt, während das mittlere zum Lokal der Realschule bestimmt ist. Außer den genannten Kirchen besitzt D. zwei Synagogen und ein mennonitisches Bethaus. Die Befestigungen der Stadt bestehen aus einem Hauptwall mit 20 Bastionen. Sämmtliche Gräben vor dem Hauptwall sind mit Wasser angefüllt, und die Umfassung ist zu zwei Dritteln durch die Weichsel und durch Ueberschwemmungen gedeckt, die mittels der Steinschleuße am Legethor bewirkt werden können. Der Hauptwall hat daher nur vor 3 Fronten kleine Ravelins und Lünetten als Außenwerke vor sich, aber nach den überschwemmbaren Seiten im N., O. und W. hin einen bedeckten Weg mit Glacis. Auf der nordwestlichen Seite ist der Thalrand der sehr nahen Radaune bedeutend höher als der Wall, weshalb nach dieser Seite 7 Bastionen mit Kavalieren angelegt sind. Zugleich hat man die nahe an die Stadt hintretenden Höhen als zweite Vertheidigungslinie mit selbständigen Werken besetzt, welche die Stadt von außen decken. Das stärkste liegt auf dem Hagelsberg (Russisches Grab genannt), bestehend aus 4 Bastionen und mehreren Seitenwerken; weiter südlich ist der befestigte Bischofsberg mit zwei halben und einer ganzen Bastion nebst Ravelins. Der Hagelsberg ist durch eine bedeckte Caponière mit der Stadt verbunden. Neun Defensivkasernen in den Werken verstärken die Vertheidigungsfähigkeit des Platzes. Auch mehrere einzelne Außenwerke sind an wichtigen Punkten vorgeschoben. Namentlich zieht sich von der Nordseite der Stadt eine Reihe von Werken längs der Weichsel bis an ihre Mündung, wo sie mit den Batterien am Kanal Neufahrwasser oder Hafenkanal endigen. An diesem Kanal, der 970 Meter lang und 26 Meter breit ist und wegen Versandung der alten Weichselmündung angelegt wurde, ist bei Neufahrwasser der Hafen von D., mit einer großen Steinmole und 2 Leuchtthürmen versehen und durch Dampfschiffahrt (wie durch Eisenbahn) mit der Stadt verbunden; der Bau eines neuen Hafenbassins an der westlichen Seite des Hafenkanals wurde 1871 begonnen. Gegenüber an der rechten Seite der Weichselmündung liegt die Festung Weichselmünde, ein bastionirtes Viereck, welches mit der Westerschanze und mehreren Forts den Flecken und Kanal Neufahrwasser und die Rhede deckt. Durch den Holm, eine befestigte große Insel der Weichsel, und mehrere Forts wird die Verbindung zwischen D. und dem 4 Kilom. entfernten Weichselmünde bewerkstelligt. Zwischen dem Meer und Neufahrwasser liegt der in einen schattigen Park verwandelte Küstenstrich Westerplatte. Der frühere Ausfluß der Weichsel ist, seit 1. Febr. 1840 der Strom die Sanddüne bei dem Dorf Neufähr durchwühlte und sich eine neue Mündung machte, ganz geschlossen, so daß die Seeschiffe nur durch den Hafenkanal von der Rhede in die Weichsel gelangen. Der Weichseldurchbruch ist an der Mündung zu sehr versandet und darum für Schiffe nicht zu benutzen, dennoch aber durch ein Fort geschützt. — D. ist der Sitz der Regierung, eines Stadt- und eines Kreisgerichts, des Kommerz- und Admiralitätskollegiums, des Bankkontors (Filial der Berliner Bank), einer Oberpostdirektion, mehrerer Konsuln ꝛc. Von Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten finden sich hier 4 städtische höhere Lehranstalten, als: ein Gymnasium, 2 Realschulen erster Ordnung und eine höhere Töchterschule; ferner eine Handelsschule, Navigationsschule, Provinzial-Gewerbschule, Kunstschule für Handwerker, 3 städtische Mittelschulen, 23 städtische Elementarschulen, 5 höhere Privattöchterschulen und ca. 22 andere Privatschulen; dazu ein Hebammeninstitut, mehrere gelehrte Gesellschaften, zwei Sternwarten, eine Bibliothek mit 49,000 Bänden und einigen Manuskripten, eine Gemälde- und Antiquitätensammlung (s. oben), ein Theater; ferner gute Armenanstalten, zwei Waisen- und zwei Krankenhäuser (Marienkrankenhaus und Diakonissinnenanstalt), ein Lazareth unter städtischer Verwaltung und ca. 130 milde Stiftungen, darunter einige sehr bedeutende, wie das Heil. Leichnamshospital, das Elisabethhospital, das Gertrudenhospital u. a. D. ist auch Centralsitz der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger (1872 mit 22,715 Mitgliedern und

55,813 Thlr. Einnahme, 1865 gegründet) und des Deutschen nautischen Vereins sowie mehrerer gewerblichen Bildungs- und Unterstützungsvereine. Die Einwohnerzahl betrug 1861: 82,765 Seelen, soviel wie zur Zeit der größten Blüte der Stadt, während dieselbe 1782 nur 50,000 und noch 1849 nur 63,900 Einwohner zählte. Nach dem Census von 1871 hatte D. 88,974 Einw., worunter etwa 22,000 Katholiken, 300 Mennoniten und 2300 Juden; die Garnison beträgt 5300 Mann. Die Messe (Dominikmarkt), welche, 5. Aug. beginnend, alljährlich in D. abgehalten wird, hat neuerdings an geschäftlicher Bedeutung sehr abgenommen. D. ist der Geburtsort von Hevel, Fahrenheit, Chodowiecki, Archenholtz, Koppe, Johannes Falk, Johanna Schopenhauer, H. Döring u. a. In der Umgegend sind außer den schon erwähnten Punkten noch die besuchten und geschmackvoll angelegten Badeorte Zoppot und Brösen und das frühere Cistercienserstift Oliva, im NW. der Stadt, zu nennen. Von dem dabei liegenden Karlsberg ist der Blick auf die thurmreiche Stadt und die lieblichen Thäler und Dorfschaften zur Rechten, dann auf die zur Linken erglänzende Weichsel und in die weite, von Schiffen und Dampfbooten belebte See hinaus über alle Beschreibung schön. Die Industrie Danzigs hat sich während der letzten Jahre sehr gehoben. Außer den Branntwein- und Likörfabriken, aus denen das berühmte »Danziger Goldwasser« hervorgeht, und der Bernsteinindustrie, welche bereits seit Menschenaltern den Ruhm der Stadt bildet, besitzt es große Mühlwerke, Brauereien (darunter eine großartige Aktienbrauerei in dem benachbarten Kleinhammer) und Eisenwalzwerke, wozu neuerdings Fabriken für Chemikalien, Papier und Dachpappe, künstlichen Dungstoff, Theer ꝛc., eine Anlage zur Erzeugung von Holzfaserstoff, eine Glashütte, eine Schriftgießerei und eine große Oelraffinerie ꝛc. gekommen sind. In merkantiler Hinsicht gehört D. zu den wichtigsten Seehandelsstädten Preußens und des Nordens überhaupt, wenn auch sein Handel nicht im Verhältnis zu früheren Zeiten fortgeschritten ist, was theils in der Absperrung des obern und mittlern Weichselgebiets, theils im Emporkommen russischer Hafenplätze und endlich in der Rivalität des günstiger gelegenen Stettin, das den Danziger Handel überflügelt hat, seinen Grund findet. Der Gesammtwerth des Waarenverkehrs von D. betrug 1872:

	Einfuhr	Ausfuhr
Seewärts . .	17,913,110 Thlr.	17,942,400 Thlr.
Auf der Weichsel	17,749,840 "	7,876,300 "
Mit Eisenbahn	15,010,030 "	13,985,660 "
Summa	49,972,980 Thlr.	39,804,360 Thlr.

gegen 46,962,850 Thlr. Einfuhr und 42,758,640 Thlr. Ausfuhr im Jahr 1871. Die Zahl der eingelaufenen Schiffe belief sich auf 1844 mit einem Gehalt von 464,850 Tonnen (à 1000 Kilogr.), darunter 289 Schraubendampfer von 122,748 Tonnen; die der ausgelaufenen auf 1873 mit einem Gehalt von 471,321 Tonnen, darunter 287 Schraubendampfer von 122,550 Tonnen. Unter den Verkehrsländern waren dem Tonnengehalt nach Deutschland und England, nächstdem Holland, Norwegen, Dänemark und Schweden am stärksten bei dem Danziger Handel betheiligt. Als Haupthandelsartikel sind Ackerbauprodukte, besonders Weizen, zu verzeichnen, von welch letzterem 1872 stromwärts 101,495 Tonnen im Werth von 8,525,600 Thlr., landwärts 40,658 Tonnen im Werth von 3,415,270 Thlr. in D. eingingen. Nächstdem spielen in der Einfuhr Kaffee und Kakao, Häringe (für 1,210,000 Thlr.), Petroleum (1,289,200 Thlr.), Steinkohlen (2,007,000 Thlr.) und Manufakturwaaren (3,765,750 Thlr.); in der Ausfuhr außer den meisten dieser Gegenstände besonders Holz (seewärts allein für 5,861,200 Thlr.), Eisen- und andere Metallfabrikate die Hauptrolle. Die Rhederei Danzigs bestand 1872 aus 108 Segelschiffen, 4 Schrauben- und 13 Raddampfern von zusammen 66,094 Tonnen Gehalt, was gegen früher (1868 hatte D. 144 Schiffe mit 78,412 Tonnen Gehalt) einen Rückgang bezeichnet. Schiffbau wird auf 3 Werften (darunter eine kaiserliche mit Trockendock) betrieben und ist neuerlich bedeutend ausgedehnt worden. D. ist das Entrepot für die überschüssige Produktion Westpreußens, Polens, Ungarns und eines Theils von Litauen; die Produkte lagern auf der bis vor kurzem nicht bewohnten und des Nachts abgesperrten Speicherinsel, in deren Räumen über 2½ Mill. Scheffel Getreide Platz finden. An Geld- und Kreditinstituten bestehen in D.: das königl. Bankkontor (Umsatz 1872: 89,296,800 Thlr.), die Danziger Privataktienbank (Umsatz 101,308,176 Thlr.) und der Sparkassenaktienverein (Umsatz 18,274,600 Thlr.).

Der Regierungsbezirk D. enthält 7955 QKilom. (144,6 QM.), zerfällt in den Stadtbezirk D. und die 7 Kreise: D. (Landkreis), Neustadt, Karthaus, Berent, Stargard, Marienburg und Elbing und zählte im December 1871: 525,012 Einw.

Geschichte. Die Stadt D., über deren Gründung Dunkel herrscht, stand schon zu Ende des 10. Jahrh. in Blüte und Ansehen und wurde damals die Hauptstadt von Oberpommern (Pomerellen). Adalbert, Bischof von Prag, predigte hier 997 das Christenthum. Herzog Subislaw umgab D., damals Gidanie (ein Name, der auf die Gothen zurückgeführt wird) genannt, 1185 mit Mauern. Im Jahr 1221 eroberte es König Waldemar II. von Dänemark, verlor es aber schon 1225 an Swantopolk III. von Pommern. Derselbe rief gegen die heranbringenden Preußen, die D. 1225 erstürmten, die Hülfe der deutschen Ordensritter an, die aber aus Helfern bald Unterdrücker wurden. Aehnlich erging es dann seinem Sohn Mestwin mit den gegen seinen Bruder zu Hülfe gerufenen Brandenburgern, von denen er 1271 seine Hauptstadt zurückerobern mußte. Als derselbe 1294 kinderlos starb, fiel D. an Przimisl von Polen, nach dessen Tode sein Erbe Wladislaw Lokietek abermals den Deutschen Orden gegen Brandenburg zu Hülfe rief. Der Markgraf von Brandenburg wurde nun zwar geschlagen; der Deutsche Orden besetzte aber die Stadt und behielt sie, da die versprochene Entschädigung nicht aufzutreiben war, als Eigenthum (1310); ja, der Polenkönig Kasimir mußte sie im Vertrag von Kalisch 1343 dem Hochmeister Ludolf förmlich zugestehen. Trotz aller dieser Kämpfe hatte D. an Wohlstand ungemein zugenommen und trat um 1350 dem Bunde der Hansa bei. Aus jener Zeit stammen viele bedeutende Bauten, namentlich die Anlage der Rechtstadt (1340), der Jungstadt (1380) und der Vorstadt (1393). Unter dem Hochmeister Konrad von Jungingen (1393—1407) erscheint D. zuerst kriegerisch thätig, indem es für den Schwedenkönig Albrecht Stockholm besetzte und durch seinen Kampf mit den seeräuberischen Vitalianern auch mit Margarethe von Dänemark in einen Krieg verwickelt wurde. Als infolge der Niederlage Ulrichs von Jungingen bei Tannenberg (1410) die Macht des Deutschordens

sauk, benutzte D. diesen Umstand, um sich vom Orden loszumachen; nach mannigfachen Streitigkeiten erfolgte die gänzliche Lossagung Danzigs von dem Orden und die Erwählung des Königs Kasimir IV. von Polen zum Schutzherrn (1454). D. wurde dadurch zu einem kleinen Freistaat; es durfte in Gemäßheit des ihm ertheilten Privilegium Casimirianum seine Aemter selbst besetzen, erhielt die vollständige Gerichtsbarkeit (nach eigenem Gesetzbuch, Danziger Willkür genannt), Befreiung von allen Zöllen und Abgaben und von der Rechnungslegung über seine Einkünfte, das Münzrecht, das Recht, eigene Besatzung zu halten, und völlig freie Entscheidung über Krieg, Bündnisse und Frieden. Die Oberhoheit des Königs von Polen repräsentirte ein Glied des Stadtraths, der Burggraf; die Stadt hielt in Warschau ihren Sekretär und stimmte auf Reichstagen und bei Königswahlen mit. Die vier Stadttheile wurden nun zu einem Ganzen vereinigt und dem rechtstädtischen Rath untergeordnet. Um dem Feind kein Terrain zu lassen, wo er sich festsetzen konnte, wurde die Jungstadt mit 3 Klöstern und mehreren Kirchen niedergerissen, wodurch auch der Handel Danzigs gewann. Streitigkeiten mit dem König wegen Besetzung des Bisthums Ermeland führten zu dem achtjährigen Pfaffenkrieg (1472—80), in welchem sich zwar Danzigs Macht, aber auch die polnische Antipathie gegen diese Stadt bewährte. In den Kriegen zwischen Polen und dem Orden sowie zwischen Schweden und Dänemark im Anfang des 16. Jahrh. hatte D. eine schwierige Stellung; dazu verlor sein Handel durch die steigende Industrie Englands und der Niederlande, durch die Entdeckung Amerika's und die Umschiffung des Kaps der Guten Hoffnung, die dem Handel eine andere Richtung gab. Am bedeutendsten war noch der Getreidehandel. Schon 1523 nahm D. die Reformation an, die jedoch nicht ohne heftige innere Kämpfe festen Fuß fassen konnte. In dem 1531 ausgebrochenen Skandinavischen Krieg behauptete D. die strengste Neutralität. Um diese Zeit ward die Stadt durch mancherlei Unglücksfälle heimgesucht. In den Jahren 1529—49 grassirte hier der Englische Schweiß, eine pestartige Krankheit; 1538 und 1549 herrschte Hungersnoth. Am verderblichsten für die Zukunft der Stadt war aber die Durchstechung der Großen Kampe, einer Flußinsel vor der Spaltung der Weichsel (in Weichsel und Nogat), seitens der Elbinger und Marienburger, wodurch die Tiefe des Fahrwassers im Verlauf eines Jahrs um die Hälfte vermindert wurde. An den Kriegen Polens mit Livland (1556 und 1557), Rußland (1561—69) und Schweden nahm D. zwar keinen unmittelbaren Antheil, erlitt aber durch Auferlegung von Kontributionen große Verluste. Als Stephan Bathori zum König von Polen gewählt wurde, wollte ihn D. nicht anerkennen und erklärte sich für Kaiser Maximilian II., welcher der Stadt bedeutende Handelsvortheile zusichern ließ. Selbst nach des letztern Tode wollte D. dem König Stephan die Huldigung nur gegen bedeutende Zugeständnisse leisten. D. wurde daher belagert, vertheidigte sich aber 1577 so entschlossen, daß der König mit einer Abbitte und Zahlung von 200,000 Fl. sich begnügte. Im Jahr 1656 belagerten die Schweden die Stadt zu Wasser und zu Land, wurden aber durch Hülfstruppen des Königs Johann Kasimir und durch eine holländische Flotte vertrieben. Im Jahr 1734 wurde D., weil es den König Stanislaus Leszczynski aufgenommen hatte, von den Russen und Sachsen unter Münnich belagert und trotz tapferer Gegenwehr nach mehrmonatlicher Einschließung durch ein Bombardement, wodurch es sehr litt, zur Kapitulation und zur Zahlung bedeutender Summen genöthigt. Bald darauf entstanden zwischen Magistrat und Bürgerschaft Streitigkeiten, die erst 1752 eine neue Gesetzgebung beilegte. Seine politische Bedeutung verlor D., als Preußens Grenzen der Stadt näher rückten. Bei der ersten Theilung Polens 1772 behielt die Stadt zwar ihre Freiheit; aber da sie von preußischem Gebiet umschlossen, von starken Zöllen hart bedrückt war, so nahmen Handel, Kunstfleiß und Bevölkerung immermehr ab, und der letzte König von Polen, Stanislaus, erklärte, daß er D. seinem Schicksal überlassen müsse. So kam die Stadt bei der zweiten Theilung Polens 1793 an Preußen. Ihr tief gesunkener Wohlstand begann seitdem schnell wieder aufzublühen, und D. wurde für das Opfer einer unruhvollen Freiheit reichlich durch die feste Ordnung heilbringender Institutionen entschädigt. Das Jahr 1806 wurde aber für D. wieder sehr verderblich. Schon vor der Kriegserklärung wurde der Hafen von den Schweden blokirt und von England auf die preußischen Schiffe Embargo gelegt. Nach den Schlachten bei Jena und Auerstädt wurden in D. die Rüstungen zum Widerstand mit Eifer betrieben, die 21,700 Mann starke Besatzung genügend verproviantirt, die Niederung unter Wasser gesetzt und die Vorstädte zum Theil demolirt. Schon Anfang März rückten die Franzosen unter Marschall Lefebvre vor die Stadt; trotz tapferer Vertheidigung durch den Gouverneur Kalckreuth setzten sich die Belagerer 1. April auf dem Ziegankaberg fest und nahmen in der Nacht vom 12. auf den 13. April auch die Kalkschanze an der Weichsel. Sie wurde ihnen zwar wieder entrissen; aber die Danziger sahen sich genöthigt, dieses höchst wichtige Werk selbst zu zerstören. In der Nacht vom 23. auf den 24. begann das Bombardement der Stadt, das, nachdem Lefebvre am 25. vergeblich zur Uebergabe aufgefordert hatte, mit Nachdruck fortgesetzt wurde. Als der russische General Kamensky sich mit 5000 Russen und Preußen von Weichselmünde nach D. durchzuschlagen versuchte, drängte ihn Oudinot zurück. Auch eine englische Korvette, welche auf der Weichsel Kriegsvorräthe, Geld ꝛc. von Königsberg her zuführen sollte, gerieth auf den Grund und wurde von den Belagerern genommen. Der furchtbarste Angriff der Belagerer 21. Mai wurde noch einmal abgeschlagen, erschöpfte aber den letzten Pulvervorrath. Als nun auch die Lebensmittel auf die Neige gingen, die Besatzung auf 7000 Mann zusammengeschmolzen, dagegen die Streitmacht des Feindes durch die Ankunft des Marschalls Mortier auf 60,000 Mann angewachsen war, kapitulirte die Stadt 24. Mai. Die Besatzung verließ 27. Mai, wo auch Weichselmünde kapitulirte, die Festung mit Kriegsehren und der Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Den Einwohnern aber ward eine Kriegssteuer von 20 Mill. Franken mit der Bewilligung allmählicher Bezahlung auferlegt. Der Marschall Lefebvre erhielt den Titel eines Herzogs von D. Im Tilsiter Frieden vom 14. Juli 1807 wurde D. als Freistaat mit einem Gebiet von 2 Lieues, die durch die willkürliche Erklärung Napoleons I. auf 2 deutsche Meilen ausgedehnt wurden, unter Frankreichs, Preußens und Sachsens Schutz anerkannt; doch blieb fortwährend ein französischer Gouverneur daselbst in Garnison,

und durch das Kontinentalsystem war der Handel mit England zerstört. Auch litt die Stadt sehr durch fortwährende Kontributionen, freiwillige wie gezwungene Anleihen und durch die Erhaltung der französischen Besatzungstruppen. Die Festungswerke wurden verstärkt und 1808 der Code Napoléon eingeführt. Infolge des russischen Kriegs wurde D. 31. Dec. 1812 in Belagerungszustand erklärt und die französische Besatzung bis auf 30,000 Mann verstärkt. Beim Rückzug aus Rußland gelang es den französischen und polnischen Truppen des 10. französischen Armeekorps, sich in die Stadt zu werfen. Da erschien gegen Ende Januar 1813 ein aus 6000 Mann Kosaken bestehendes russisches Einschließungskorps, welches jedoch bald durch ein Korps von 7000 Mann Infanterie und 2500 Mann Kavallerie mit 60 Feldgeschützen unter dem Kommando des Generalleutnants v. Loewis abgelöst wurde. Die elfmonatliche Belagerung brachte wieder schwere Drangsale über die Stadt. Die heftigsten Ausfälle und Angriffe fanden 4. Febr., 5. März, 27. April und, nachdem 1. Juni das Belagerungsheer durch 8000 Mann preußischer Landwehr unter dem Grafen Dohna verstärkt worden war, 9. Juli statt. Die Theuerung erreichte in der Stadt eine entsetzliche Höhe, und das Besatzungsheer erlitt einen Verlust um den andern. Nach dem Waffenstillstand vom 24. Aug. übernahm der Herzog Alexander von Württemberg den Oberbefehl der Belagerungsarmee und fügte 28. und 29. Aug., 1., 7. und 17. Sept. und 1. Nov. den Belagerten große Nachtheile zu, während ein englisches Geschwader die Stadt von der Seeseite her mit Congreve'schen Raketen beschoß. Endlich kam 17. Nov. eine Kapitulation zu Stande, nach welcher die Garnison 1. Jan. 1814 mit der Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu dienen, nach Frankreich entlassen werden sollte. Diese Bedingungen erhielten jedoch die Genehmigung des Kaisers Alexander I. nicht, und General Rapp mußte die Bedingung eingehen, daß alle Franzosen nach Rußland abgeführt wurden. 309 Häuser und Speicher waren niedergebrannt, noch weit mehr beschädigt worden, und Seuchen hatten die Bevölkerung decimirt. Mit dem 3. Febr. 1814 kehrte D. unter Preußens Oberherrschaft zurück, worauf die alte Verfassung wieder hergestellt ward. Im Jahr 1816 wurde D. der Sitz der Regierung des Danziger Bezirks, des Konsistoriums und des Oberpräsidiums von Westpreußen. Rasch erfolgten nun, namentlich auf Veranlassung des Oberpräsidenten v. Schön, zahlreiche und in alle Zweige tief eingreifende Verbesserungen. Großen Schaden erlitt die Stadt 1829 durch einen Durchbruch der Weichsel, 1831 durch die asiatische Cholera und durch einen Brand im Juni 1858.

Seit 1863 hat die städtische Verwaltung einen neuen, großartigen Aufschwung genommen, hervorgerufen durch die Amtsthätigkeit des Oberbürgermeisters v. Winter. Neue, meist mustergültige Einrichtungen sind ins Leben gerufen. D. war bisher eine der ungesundesten Städte der Monarchie: seine Luft wurde durch den in abflußlosen Kanälen aufgehäuften Unrath verpestet, an Trinkwasser fehlte es gänzlich. Im Laufe der sechziger Jahre wurde die Stadt durch eine großartige Leitung mit vortrefflichem Trinkwasser versehen, welches jetzt bereits in alle Häuser bis zu den obersten Stockwerken geführt ist. Seit 1870 wird an einem bereits nahezu vollendeten Sielsystem gearbeitet, welches die ganze Stadt kanalisirt, alle Auswurf- und Spülstoffe wegschwemmt, den Boden von den faulenden Stoffen, die ihn bisher schwängerten, befreit und das so gewonnene Spülwasser durch ein Pumpwerk auf den fliegenden Dünensand leitet, der durch Ueberrieselung in fruchtbares Land verwandelt wird. Dieses System von Schwemmkanälen und Ueberrieselungsfeldern hat D zuerst auf dem Kontinent ausgeführt; es ist vollständig gelungen und wird neuerdings von vielen großen Städten nachgeahmt.

Vgl. R. Curicke, Historische Beschreibung der Stadt D. (Danz. 1687); D. Gralath, Geschichte Danzigs (Königsb. 1789—92, 3 Bde.); Duisburg, Geschichte der Belagerungen und Blokaden Danzigs seit den frühesten Zeiten (Danz. 1808); Derselbe, Historisch-topographische Beschreibung Danzigs (das. 1816); Blech, Geschichte der siebenjährigen Leiden der Stadt D. (das. 1815, 2 Bde.); G. Löschin, Geschichte Danzigs (das. 1822, 2 Bde.); Derselbe, D. und seine Umgebungen (das. 1836, 4. Aufl. 1860); Wernick, Führer durch D. (das 1873); Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte unter der Herrschaft des Deutschen Ordens (Leipz. 1858); J. C. Schultz, D. und seine Bauwerke (54 Kupfertafeln, Berl. 1873).

Danzig, Herzog von, s. Lefebvre.

Danziger Bucht, eine nach der Stadt Danzig benannte Einbuchtung der Ostsee in das Festland von Westpreußen, die 45 Kilom. tief ist und bis an ihre Mündung (von Brüsterort bis Kirhöft) gegen 82 Kilom. Breite hat. Innerhalb derselben befindet sich im W. das Putziger Wiek, gebildet durch die vorspringende Landzunge Hela; im SO. zieht sich, von der Frischen Nehrung abgeschnitten, das Frische Haff hin. Der nördliche Theil der Ostküste ist die sogen. Bernsteinküste. Dieser Busen liegt lange im Eis und hat gegen die Küste 3—19, gegen die offene See hin 20—60 Faden Tiefe. Leuchtthürme befinden sich zu Brüsterort, Pillau, bei Neufahrwasser, auf der Spitze der Helahalbinsel und zu Kirhöft. S. Karte »Preußen, Provinz«.

Danziger Nehrung, der schmale, niedrige, zum Theil fruchtbare und gut angebaute Landstrich in Westpreußen zwischen der Ostsee und den beiden Weichselarmen, der östlich in die Frische Nehrung ausläuft.

Danziger Werder, fruchtbare Marschgegend in Westpreußen, südlich von der Stadt Danzig, zwischen der Weichsel, Motlau und Radaune, mit starker Rindvieh- und Pferdezucht und Getreidebau.

Danziger Willkür, s. Danzig.

Daphne, im Alterthum berühmter Lustort südwestlich vom syrischen Antiochia (s. d.), gewöhnlich als dessen Vorstadt betrachtet, in einem reizenden Cypressen- und Lorbeerhain gelegen, hatte einen herrlichen Tempel des Apollon und der Artemis, welcher 362 n. Chr. ein Raub der Flammen wurde, sowie eine feste königliche Burg und war Lieblingsaufenthalt der Seleukiden, des Pompejus und anderer vornehmen Römer, die jedoch den Ort durch ihre Ueppigkeit und Schwelgerei in übeln Ruf brachten. Jetzt wahrscheinlich Beit-el-Maa, mit Ruinen und zahlreichen Quellen.

Daphne (»Lorbeer«), in der griech. Mythe Tochter des arkadischen Flußgottes Ladon und der Gäa (Erde) oder des thessalischen Peneios. Apollon liebte sie, hatte aber einen Nebenbuhler an Leukippos, des Königs Oenomaos von Elis Sohn, der ihr als Jungfrau verkleidet folgte, aber auf Apollons

Veranstaltung entdeckt und von den Nymphen getödtet wurde. Dann auch vor dem Gott fliehend, wurde sie von ihrer Mutter aufgenommen und in den immer grünenden Lorbeerbaum verwandelt.

Daphne *L.* (griech., bei Homer Lorbeer, Kellerhals, Seidelbast), Pflanzengattung aus der Familie der Thymeleen, Sträucher, seltener Bäumchen, mit sehr entwickelter, zäher, scharfer Rinde, ganzrandigen, meist in einen Stiel auslaufenden, dicklichen und meist bleibenden Blättern, kurzgestielten, blattwinkel- oder gipfelständigen, oft Köpfe, Büschel oder Trauben bildenden Blüten und Beeren mit fleischiger oder lederartiger Schale. D. Cneorum *L.* (Steinröschen), in allen Gebirgen Mitteleuropa's bis zu den Pyrenäen, ist ein schöner Ziersträuch mit langen, niederliegenden Zweigen, bleibenden, länglich-spatelförmigen Blättern und sechs- bis zehnblütigen, wohlriechenden, rothen Blütenköpfen; Blätter und Früchte wirken brechenerregend und purgirend. D. Gnidium *L.*, in Südeuropa, hat linien-lanzettförmige, lang- und feingespitzte, immergrüne Blätter und weiße, in rispenförmigen, dichten Endtrauben stehende, auswendig seidenhaarige, wohlriechende Blüten. Die außen braune, dicht mit Narben besetzte Rinde wird in Südeuropa wie bei uns die von D. Mezereum angewendet. Die getrockneten Früchte, Purgirkörner, Keller- oder Brennwurzbeeren, besitzen eine ätzende Schärfe, wirken drastisch-purgirend und brechenerregend. D. Laureola *L.* (Zeiland, Zindelbast, Lorbeerkraut), ein kleiner, wenig ästiger Strauch auf den Gebirgen Mittel- und Südeuropa's, in Kleinasien und auf den Azoren, mit bleibenden, elliptisch-spatelförmigen, glänzenden Blättern und hängenden, achselständigen Doldentrauben mit 4—5 grünlich gelben Blüten, muß bei uns im Winter gedeckt werden. Die Rinde findet dieselbe Anwendung wie die viel schärfere der folgenden Art und kommt zuweilen statt jener vor. D. Mezereum *L.* (gemeiner Seidelbast, Kellerhals, wilder Pfefferstrauch, s. Tafel »Giftpflanzen«), in Wäldern von fast ganz Europa, im Orient und in Sibirien, ein 60 Centim. hoher, wenig ästiger Strauch, im März vor dem Ausbruch der Blätter blühend, hat lanzettförmige, glatte, abfallende Blätter, an den Seiten der Zweige zu 2 und 3 aufsitzende, auswendig weichhaarige, rothe, wohlriechende Blüten und rothe Beeren. Alle Theile dieses niedlichen Strauchs, mit Ausnahme der wohlriechenden Blüten, riechen gerieben unangenehm, ziehen auf der Haut Blasen und wirken innerlich sehr scharf giftig. Officinell ist die Rinde des Stammes als Seidelbast-, Kellerhals-, deutsche Pfefferrinde, Zeiland, Cortex Mezerei. Man sammelt sie im Winter vom Stamm und von den stärkeren Aesten (auch von der Wurzel) und windet und wickelt sie in kleine, ringförmige Bündel. Die Stamm- und Astrinde ist außen graubraun, innen schwach gelblichgrün, sehr glatt und glänzend, fein- und kurz-längsstreifig; frisch riecht sie unangenehm, getrocknet gar nicht, schmeckt aber scharf, anhaltend brennend und bewirkt Röthung der Haut und selbst Blasen. Der blasenziehende Bestandtheil, vermuthlich Harz oder Fett, scheint allein in der Mittelrinde enthalten zu sein. Das aus der Rinde dargestellte Daphnin, ein indifferentes, nicht flüchtiges Glykosid, schmeckt nur bitter und adstringirend und ist kaum als der wirksame Bestandtheil zu betrachten. Innerlich wirkt die Rinde ekel- und brechenerregend, erzeugt Brennen im Magen, dann Durchfall, auch Blutharnen; große Dosen wirken tödtlich. Man benutzte sie früher häufiger als jetzt bei veralteten syphilitischen Knochen- und Hautleiden, rheumatischen und gichtischen Beschwerden der Gelenke, als Kaumittel bei Lähmung der Zunge und äußerlich als starkes Hautreizmittel und zu Pflastern und Salben. Die sehr scharfen Früchte, Baccae Coccognidii, Piper germanicum (Kellerhalsbeeren, Damersamen, Stech- oder Rachbeeren), waren früher gleichfalls officinell; auch bereitete man daraus Farbstoff und benutzt sie noch jetzt in Sibirien zum Schminken. D. odora *Thumb.* aus Japan, mit glänzenden, zugespitzt-eiförmigen Blättern und weißen oder rothen, sehr wohlriechenden Blüten, wird in Gewächshäusern kultivirt. Von D. cannabina *Lour.* im Himalaya wird der Bast zur Papierfabrikation verwendet.

Daphnephágos (griech., »Lorbeeresser«), bei den alten Griechen Beiname der Pythia und anderer Wahrsager, da das Kauen der Lorbeerblätter die Gabe der Weißagung erhöhen sollte.

Daphnephorien, ein dem Apollon zu Delphi, Tempe und in Böotien begangenes Fest zur Erinnerung an seine Sühne von dem Morde des Python. In Theben wurde dasselbe dem Apollon Ismenios alle neun Jahre gefeiert. Vor dem Festzug trug ein schöner Knabe, dessen Eltern noch lebten, einen mit 365 Lorbeer- und Blumenkränzen umwundenen Olivenstab mit einer Kugel auf der Spitze (Kypo), an welcher kleinere Kugeln herabhingen, während in der Mitte des Stabs eine mittelgroße Kugel ruhte als Symbol für Sonne, Mond, Planeten. Das Fest hatte somit zugleich einen astronomisch-chronologischen Sinn.

Daphnis, Sohn des Hermes und einer sicilischen Nymphe, war Schüler des Pan in der Musik, während er seine Herden am Fuße des Aetna weidete, und angeblicher Erfinder der bukolischen Poesie, Geliebter der Nymphe Echenais oder Nomia, ward infolge seiner Treulosigkeit gegen dieselbe des Gesichts beraubt und von Hermes in den Himmel entrückt, nach Ovid in einen Stein verwandelt; nach Theokrit starb er vor Liebesgram.

Daphnogëne *Unger,* vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen (s. d.).

Dapifer (lat.), am Hof der späteren römischen Kaiser der mit der Aufsicht über die Speisen betraute Hofbeamte; im Mittelalter s. v. w. Truchseß; in akademischen Konvikten der Speiseaufträger.

Daponte, Lorenzo, ital. Operndichter, geb. 10. März 1749 zu Ceneda im Venetianischen, wurde Lehrer der Literatur in Treviso, aber seiner freieren philosophischen Ansichten wegen aus dem Gebiete der Republik Venedig verwiesen. In Wien, wohin er sich wandte, erhielt er die Stelle eines Theaterdichters an der kaiserlichen Hofbühne. Nachdem er einige Operntexte geschrieben, trat er 1785 mit Mozart in Verbindung und schrieb »Figaro« und »Don Juan« für denselben. Gleichzeitig dichtete er für Salieri den »Arur« und den »Baum der Diana«. Von Kaiser Leopold II. entlassen, ging er nach Triest, folgte von da einem Ruf an die Italienische Oper nach London und wandte sich später nach New York, wo er anfangs in der italienischen Sprache unterrichtete und sich sodann, in allen Unternehmungen unglücklich, in verschiedenen Berufsarten versuchte. Zuletzt gründete er eine Italienische Oper, die er bis zu seinem Tod (17. Aug. 1838) leitete. Sein wechselvolles Leben hat er selbst in seinen »Memorie« (New York 1823—27, 4 Bde.; deutsch von

Burckhardt, Gotha 1861) geschildert; neuerlich wurde es von J. Grosse in einem Roman behandelt.

Dappenthal (Vallée des Dappes), ein 7 Kilom. langes jurassisches Thal an der französisch-waadtländischen Grenze. Durch diese einsame Landschaft führt die Bergstraße aus dem französischen Grenzfort Les Rousses nach Ger und Genf; sie ist als ein strategischer Schlüssel lange Zeit zwischen den beiden Grenzländern streitig gewesen, kam 1802 an Frankreich, wurde dann im Pariser Frieden 1814 an Waadt zurückgegeben, aber seit 1848 von Frankreich von neuem beansprucht. Im Jahr 1861 wurde der Streit wieder aufgenommen und 7. Dec. 1862 im Vertrag zu Bern durch eine neue Grenzregulirung zwischen Frankreich und der Schweiz beigelegt.

Dapper, Olivier, Arzt und fruchtbarer geograph. Schriftsteller, lebte meist in Amsterdam und starb 1690. Er lieferte kompilatorische Beschreibungen von Aegypten, Libyen, Biledulgerid, Guinea, Aethiopien und Abessinien (Amsterd. 1668, deutsch 1670), vom Reich des Großmoguls (das. 1672), von Persien (das. 1672; deutsch von Beer, Nürnb. 1681—88, 3 Bde.), von Vorderasien (Rotterd. 1677, 2. Aufl. 1680; deutsch von Beer, Nürnb. 1681), von Syrien und Palästina (Rotterd. 1667; 2. Aufl., Amsterd. 1681; deutsch von Meursen, das. 1681), von den Inseln des Mittelländischen Meers (Amsterd. 1688; deutsch, Augsb. 1688), von Morea (das. 1688), von Amerika (das. 1671). Einen Auszug aus Dappers Werken gab Mannling in »Dapperus exoticus curiosus« (Frankf. 1717, 2 Thle.).

Dapsang, nach dem Gaurisankar der zweithöchste Berg der Erde, liegt in der Provinz Nubra des westlichen Tibet unter 35° 28′ nördl. Br. und 77° 10′ östl. L. v. Gr. und ist bei 8566 Meter Höhe der höchste Gipfel in der Karakorumkette. Vgl. H. v. Schlagintweit, Results of a scientific mission to India and High Asia, Bd. 2 (Leipz. 1861).

Dar, in der Nubasprache s. v. w. Land, Gebiet; daher in Namen von Landschaften in Nubien und im östlichen Sudân häufig vorkommend.

Darab (Darabdscherd, »Stadt des Darius«), Stadt in der pers. Provinz Farsistan, ostsüdöstlich von Schiras, in einer von hohen Bergen umschlossenen Ebene zwischen Kornfeldern und Palmen gelegen, hat einen in Fels gehauenen Thoreingang und 400 (nach älteren Angaben, wohl übertrieben, 12,000) Einw., darunter viele Juden. Nördlich davon die Pergveste Kalaa-i-Dehajeh, von vielen Mauerresten alter Bauwerke umgeben. Am nahen Kuh-i-Mumijeh quillt ein schwarzes Erdöl hervor, das gesammelt und erhärtet unter dem Namen Belessun (Balsam) oder Mum als kostbare Arznei in den Handel kommt. Nach Hammer ist D. das alte Pasargadä.

Dararî, Mohammed Ebn Ismail el, um 1017 Stifter der mohammedanischen Sekte der Dararier (Dararianer), welche mehrere Ehebeschränkungen und asketische Gebräuche des Korans aufgaben und den Chalifen Al Hakem fast göttlich verehrten. Nachdem D. von einem fanatischen Haufen erschlagen worden, breitete Hamza Ebn Admah al Hadi dessen Grundsätze besonders in Syrien aus

Dar Beida (bei den Berbern Anfa), Stadt in der marokkanischen Provinz Shawia, an einer geräumigen Bucht des Atlantischen Oceans, einst ein großer Handelsplatz, jetzt verfallen, mit kaum 800 Einw. In der Umgegend große Getreideproduktion.

Darboy (spr. -boä), Georges, Erzbischof von Paris und Senator, geb. 16. Jan. 1813 in Fayl-Billot (Departement Obermarne), besuchte seit 1826 das kleine, seit 1831 das große Seminar zu Langres, wurde 1836 zum Priester geweiht und zum Pfarrgehülfen von St. Dizier, 1840 aber zum Professor der Philosophie und 1841 der Theologie an dem Seminar in Langres ernannt. Als das Seminar einem religiösen Orden übergeben wurde, verließ D. dasselbe und begab sich auf den ausdrücklichen Wunsch des Erzbischofs Affre von Paris 1845 nach der Hauptstadt, wo er sich durch eine treffliche Uebersetzung der Werke des Dionysius Areopagita (Par. 1845) bereits bekannt gemacht hatte. Im Jahr 1846 wurde er von Affre zum zweiten Almosenier des Collége Henri IV und zum Titularkanonikus der Metropole ernannt, vom Erzbischof Sibour aber mit der Direktion des »Moniteur catholique« betraut, zum ersten Almosenier des Collége Henri IV ernannt und ihm die Aufsicht über den religiösen Unterricht an den Lyceen der Diöcese übertragen. Im November 1854 begleitete er den Erzbischof nach Rom und erhielt vom Papste den Titel eines apostolischen Protonotars erster Klasse; 1855 wurde er zum Titular-Generalvikar von Paris, 1859 zum Bischof von Nancy ernannt, nachdem er kurz vorher den Auftrag erhalten hatte, die Fastenpredigten in der Tuilerienkapelle zu halten, welche ihm die Gunst des kaiserlichen Paars erwarben. Nach dem Tode des Kardinal-Erzbischofs Morlot von Paris wurde D. durch kaiserliches Dekret vom 10. Jan. 1863 auf den erzbischöflichen Stuhl von Paris berufen und 22. April in sein Amt eingesetzt. Auch wurde er 8. Jan. 1864 zum Großalmosenier des Kaisers, 5. Okt. 1864 zum Senator, August 1866 zum Mitgliede des öffentlichen Unterrichtsraths ernannt. Dem päpstlichen Stuhl und dessen jesuitischen Anhängern oder Leitern war D. zu sehr gallikanischer Bischof, welcher die Rechte des Staats und der Bischöfe gegen die Allgewalt des Papstes zu wahren suchte. Auch seine Haltung im Senat war nicht die eines fanatischen Anhängers der weltlichen Macht des Papstes; seine Rede vom 27. Nov. 1867 bei den Debatten über die römische Frage entfremdete ihn vollends dem päpstlichen Stuhl. Die Ungunst des Papstes wurde dadurch noch gesteigert, daß D. den erklärten Feind der Jesuiten, den Pater Hyacinth, auf die Kanzel in Notre Dame berief, demselben seinen Schutz gewährte und auch nach dessen Briefe vom Jahr 1869 ihn nicht gleich öffentlich verdammte. Unter solchen Umständen konnte das vatikanische Koncil D. nur in den Reihen der Opposition sehen. Noch vor Eröffnung desselben trat er in Frankreich an die Spitze der oppo-nirenden Bischöfe und legte in seinem Hirtenbriefe vom 18. Okt. 1869 seine Ansichten über die beabsichtigte Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit freimüthig nieder. Vergebens suchte ihn auf dem Koncil die päpstliche Kurie durch die Aussicht auf den Kardinalshut zu gewinnen; er ließ sich nicht bestechen, bestritt offen die Opportunität des neuen Dogma's, protestirte nebst dem Bischof Dupanloup von Orléans gegen die aufgedrängte, eine freie Berathung zur Illusion machende Geschäftsordnung, trat mehrmals, besonders in seiner Rede vom 20. Mai 1870, für die Rechte der Bischöfe in die Schranken und stimmte gegen das Dogma. Doch nach Proklamirung desselben fügte er sich stillschweigend; wenigstens liegt kein vollgültiger Beweis

vor, daß er das Dogma von der Unfehlbarkeit ausdrücklich angenommen habe. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris Juli 1870 blieb er ſowohl während der Belagerung, als nach dem Aufſtand vom 18. März 1871 auf ſeinem Poſten. Am 4. April wurde D. nebſt anderen Prieſtern verhaftet und in das Gefängnis nach Mazas abgeführt. Die Gefangenen ſollten als Geiſeln dienen für die in den letzten Gefechten gefangenen Nationalgardiſten. Alle Bemühungen, die Kommune zur Freilaſſung des Erzbiſchofs zu bewegen, waren vergeblich. Nachdem er 2. Mai von Mazas nach La Roquette gebracht worden war, ward er am Abend des 23. Mai nebſt dem Präſidenten Bonjean, dem Pfarrer Deguerry und drei anderen Geiſtlichen in dem Hof des Gefängniſſes erſchoſſen, nachdem ſie den gröbſten Schmähungen der Mörderbande ausgeſetzt geweſen waren. Am 5. Juni ward, unter Theilnahme von Deputationen der großen Staatskörper, das feierliche Leichenbegängnis Darboy's gehalten. Unter ſeinen Schriften ſind noch zu erwähnen: »Les femmes de la Bible« (1846—49; 7. Aufl., Par. 1873); »Les saintes femmes« (daſ. 1850, 3. Aufl. 1866); »La vie de saint Thomas Becket« (1860); eine Ueberſetzung des Thomas a Kempis und zahlreiche Artikel im »Correspondant«.

Darbyſten (Darbychriſten oder Plymouthbrüder), eine zwiſchen 1820 und 1830 in England entſtandene, beſonders in der franzöſiſchen Schweiz verbreitete chiliaſtiſche Sekte, nach ihrem Stifter John Darby, vormaligem anglikaniſchen Geiſtlichen, genannt, welche, in dem ganzen gegenwärtigen Kirchenweſen mit ſeiner hierarchiſchen Ordnung nur einen allgemeinen Abfall vom Chriſtenthum erblickend, die Wiederkunft Chriſti als ſehr nahe bevorſtehend erwartet und ſich in freier gottesdienſtlicher Vereinigung ohne alle kirchliche Organiſation und in Zurückgezogenheit vom weltlichen Treiben auf dieſelbe vorzubereiten ſucht. Die Mitglieder derſelben nannten ſich »Brüder« oder »Brüder in dem Herrn«. Den Namen »Plymouthbrüder« erhielten ſie von der Stadt Plymouth, wo ſie ſich zuerſt in größerer Anzahl um Darby ſammelten. Von dem anglikaniſchen Klerus verfolgt, wandte ſich dieſer 1838 nach Genf und von da 1840 nach Lauſanne, wo er ſeine Lehren durch Predigten und Traktate verbreitete und, durch die damaligen waadtländiſchen Diſſidentenbewegungen unterſtützt, zahlreiche Anhänger fand. Nach der Meinung der Sekte gibt es ſeit dem Abſcheiden der Apoſtel keine rechtmäßige Kirche als Vermittlerin der göttlichen Segnungen für die Chriſten mehr, weshalb die wahrhaft Gläubigen der »Bileamskirche« den Rücken kehren und ſich zu völlig freien Kongregationen ohne beſonderes Predigtamt vereinigen ſollen. Die Gründung der waadtländiſchen Freikirche (November 1845) ſetzte dem weitern Umſichgreifen der darbyſtiſchen Grundſätze ein Ziel, indem jetzt die Oppoſition gegen das Staatskirchenthum unter der Führung aus der Staatskirche ausgetretener Geiſtlichen eine andere Richtung nahm. Vgl. Herzog, Les frères de Plymouth et John Darby (Lauſanne 1845); Grunewald, Die D. (»Jahrbücher für deutſche Theologie« 1870, Heft 4).

D'Arcet (ſpr. darſä), Jean Pierre Joſeph, Chemiker, geb. 31. Aug. 1777 in Paris, Sohn des ebenfalls als Chemiker bekannten Jean d'A. (geb. 1725, geſt. als Direktor der Porzellanmanufaktur zu Sèvres 1801), ward ſchon 1801 Münzwardein und ſtarb als Generalmünzwardein 2. Aug. 1844 in Paris als Mitglied des Generalkonſeils der Fabriken und Manufakturen und des Salubritätskonſeils im Departement Seine. Er lieferte für die chemiſche Technik mehrere werthvolle Arbeiten, verbeſſerte die Pulverfabrikation und die Darſtellung der Bronze und bronzeartigen Legirungen, entdeckte, daß zinnreiche Bronze durch wiederholtes Ablöſchen hämmerbar und ſehr zäh wird, gab die Zuſammenſetzung eines ſehr leichtflüſſigen Metalls an und erfand 1802 das Verfahren zur Scheidung des Goldes vom Silber, welches darin beſteht, daß man das Metallgemiſch in Schwefelſäure löſt (wobei das Gold zurückbleibt) und aus der Löſung das Silber durch Kupfer fällt. Dies 1816 noch verbeſſerte Verfahren ermöglicht die Abſcheidung eines ſehr geringen Goldgehalts aus großen Mengen alten Silbers. Er unterſuchte die nährenden Beſtandtheile der Knochen, die Verarbeitung der Kaſtanien auf Zucker ꝛc. Im Jahr 1830 konſtruirte er ein ſehr praktiſches Gebäude für die Zucht der Seidenraupen in großem Maßſtab; auch bemühte er ſich vielfach um die Beſeitigung der ſchädlichen Einflüſſe bei verſchiedenen Gewerben, bei der Goldarbeiterkunſt, Seifenſiederei, in Waſchanſtalten, und ſchrieb über die geſundheitsgemäße Einrichtung der Hoſpitäler. Er war Mitarbeiter am »Dictionnaire des arts et manufactures«, am »Dictionnaire de l'industrie manufacturière, commerciale et agricole« und an zahlreichen Journalen.

D'Arcets Metall (Newton'ſches Metall), wird durch Zuſammenſchmelzen von 3 Theilen Zinn, 5 Th. Blei und 8 Th. Wismut erhalten, ſchmilzt ſchon bei 95° C. und wird benutzt, um Flüſſigkeiten anhaltend einer gewiſſen Temperatur auszuſetzen, zu ſogen. Metallbädern, auch als Wärmeanzeiger ꝛc.

Dardanariat, ein jetzt veralteter ſtrafrechtlicher Begriff, bedeutete zu ſeiner Zeit jedes rechtswidrige Unternehmen zu dem Zweck, die zum gewöhnlichen Gebrauch dienenden Lebensbedürfniſſe oder andere Gegenſtände des Handelsverkehrs zu vertheuern oder einen gänzlichen Mangel daran herbeizuführen. Den Namen D. leitet man von einem Schwarzkünſtler Dardanarius ab, einem berüchtigten römiſchen Kornwucherer. Die gemeinrechtlichen Beſtimmungen über dies Verbrechen ſowie die alten Reichsgeſetze enthalten wenig Beſtimmtes. Das römiſche Recht bezeichnete als Dardanarii diejenigen, welche in gewinnſüchtiger Abſicht den Preis von Waaren und Lebensmitteln über die natürliche Höhe künſtlich hinauftrieben, und bedrohte ganz allgemein »Dardanarii ullius mercis«, worunter alſo alle Gattungen von Handelsgegenſtänden zu verſtehen ſind. Die Reichsgeſetze zählen unter dieſe Kategorie »allerlei Waaren und Kaufmannsgüter von den höchſten bis auf die geringſten«, während nach der Meinung mehrerer Rechtslehrer dies Verbrechen nur in Bezug auf die dringendſten, nothwendigſten Lebensbedürfniſſe begangen werden konnte. Uebrigens konnte das Verbrechen auch noch durch andere Handlungen begangen werden, namentlich durch Aufſpeicherung eigener Produkte oder durch künſtliche Hemmung der Zufuhr ꝛc. Ob das Verbrechen des Dardanariats auch fahrläſſig begangen werden könne, war ſtreitig; aus den Geſetzen ſelbſt ließ es ſich nicht erkennen. Nicht minder war ſtreitig, ob zu dem Thatbeſtande des Verbrechens auch die eigennützige, gewinnſüchtige Abſicht gehöre, oder ob es hinreiche, daß Mangel oder Theuerung entſtanden ſei. Eine andere Begehungsart beſtand darin, daß ſich Verkäufer unter einander verbanden,

die Waaren nur zu einem von ihnen selbst bestimmten, willkürlichen Preis wegzugeben. Auf- und Vorkäuferei bedrohten die Reichsgesetze mit Landesverweisung nebst Konfiskation des Vermögens. Nach dem Gerichtsbrauch trat Gefängnis oder Geldbuße ein, die Konfiskation beschränkte sich nur auf die aufgekauften Waaren. Unter gleichen Gesichtspunkt fiel, wenn Handwerker durch Uebereinkunft den Preis ihrer Arbeiten ungebührlich vertheuerten und sich verbindlich machten, nicht anders als um den bestimmten Preis zu arbeiten. Die Reichsgesetze schrieben in diesem Fall willkürliche Strafen vor. In den neueren Partikulargesetzgebungen ist einestheils der Begriff des Dardanariats enger begrenzt, anderntheils ganz aufgegeben worden, indem derselbe der heute herrschenden allgemeinen Handels- und Gewerbefreiheit widerspricht. Nachdem schon die meisten einzelstaatlichen Strafgesetzgebungen damit vorangegangen, hat auch das deutsche Strafgesetzbuch vom 25. Mai 1870 dies Vergehen oder Verbrechen ganz fallen lassen und den Begriff damit ein- für allemal aus dem geltenden Strafrecht gestrichen.

Dardanellen, die wahrscheinlich nach der alten Stadt Dardanos in Troas benannten vier festen Schlösser zu beiden Seiten der das Marmormeer mit dem Aegäischen Meer verbindenden Meerenge (Hellespont), welche als der Schlüssel von Konstantinopel betrachtet werden. Den ersten, etwa 4 Kilom. breiten Eingang aus dem Aegäischen Meer in die Meerenge bewachen die neuen Schlösser Sedil Bahr auf europäischer und Kum Kale auf asiatischer Seite, die 1658 unter Sultan Mohammed IV. zum Schutz der türk. Flotte und Hauptstadt gegen die Venetianer angelegt wurden. Etwa 20 Kilom. nordöstlich davon liegen, 2 Kilom. von einander entfernt, äußerst malerisch die alten Dardanellenschlösser, die Mohammed II. gleich nach der Eroberung Konstantinopels erbauen ließ: Kilid Bahr (»Meeresriegel«) in Europa und Kale Sultanie (Tschanak Kalessi) in Asien. Beide heißen gewöhnlich die alten Schlösser von Rumeli und Anadoli. Weiterhin wird der Kanal immer schmäler, und anderthalb Stunden von den alten Schlössern nähern sich wiederum zwei hervorspringende Erdspitzen einander. Hier mag Xerxes seine Brücke über die Straße gelegt, und ebenso mögen dort die Heere Alexanders die Meerenge überschritten haben. Auf der Landspitze Nagbara Kalessi, gegenüber dem Kiliahafen, liegen die Trümmer von Abydos, neben denen ein Fort erbaut ist, und quer gegenüber auf europäischer Seite die Ruinen von Sestos. Die Straße behält nun eine Strecke weit ziemlich gleiche Breite, und die Ufer sind gleichmäßig mit Weingärten, Hecken und Dörfern in reicher Abwechselung eingefaßt. Am Ausgang liegt als bedeutendste Uferstadt Gelibolu oder Gallipoli, nach welcher die Meerenge auch wohl Straße von Gallipoli genannt wird, gegenüber in Anatolien Tschardak und südlich hiervon Larsaki (Lampsakos), ein unbedeutendes Dorf mit schöner Moschee. Die Dardanellenstraße hat einige Untiefen und außerdem eine sehr heftige Strömung, die bei Nordwind fast unwiderstehlich ist, am wenigsten dagegen bei Südwind sich bemerklich macht.

Im Jahr 405 v. Chr. wurde hier am Aegospotamos, südlich von Gallipoli, durch Wegnahme der athenischen Flotte seitens der Spartaner unter Lysander der Peloponnesische Krieg entschieden. Am Eingang der D. fanden 1499 und 20. Juli 1657 Seeschlachten statt, beide zwischen den Venetianern und den Türken; 1499 unterlagen die letzteren, und 1657 wurde ihre Flotte fast vernichtet; dagegen wurde die venetianische Flotte 1694 dort geschlagen. Die sorglosen Türken erhielten im vorigen Jahrhundert, im Vertrauen auf den Ruf der Dardanellenschlösser, dieselben so wenig im Vertheidigungszustand, daß sie nach und nach gänzlich verfielen. Erst nachdem 1770 ein russisches Geschwader unter Admiral Elphinstone ungehindert in die Meerenge eingedrungen war, ließen sie die Forts wieder herstellen, und zwar durch den französischen Obersten Baron Tott, der zunächst vier Batterien errichtete, zwei auf der europäischen und zwei auf der asiatischen Seite, deren Schüsse sich gegenseitig kreuzten. Vergeblich wurde bald darauf das erste Fort der D. von neun russischen Linienschiffen beschossen. Allein lange dauerte dieser gerüstete Zustand der D. bei der Schlaffheit der Türken auch jetzt nicht. Schon 1798 urtheilte Eton, daß eine Flotte leicht die für so furchtbar gehaltenen D. passiren könne, und wirklich wurde eine Durchfahrt durch dieselben 1807 von dem englischen Admiral Duckworth mit acht Linienschiffen, vier Fregatten nebst mehreren Brandern und Bombardirbooten ohne Verlust bewerkstelligt, in deren Folge 20. Febr. zum erstenmal eine feindliche Flotte vor Konstantinopel erschien. Schon früher und dann in dem 1809 zwischen England und der Pforte abgeschlossenen Friedensvertrag hatte erstere Macht in die Forderung der Pforte, daß kein nichttürkisches Kriegsschiff in die Dardanellenstraße und in den Bosporus einlaufen dürfe, eingewilligt, und im September 1841 wurde ein Vertrag zwischen den fünf europäischen Großmächten und der Pforte unterzeichnet, worin die ersteren von neuem das Versprechen gaben, kein Kriegsschiff in die D. einlaufen zu lassen. Beim Beginn des orientalischen Kriegs ankerte die englisch-franz. Flotte im Juni 1853 im S. von Kum Kale in der Besikabai, von wo sie Ende Oktober in die Dardanellenstraße einlief und 3. Nov. in der Beikosbai Anker warf. Im ersten Anhang zu den Pariser Friedensartikeln von 1856 wurde der Vertrag von 1841 der Hauptsache nach bestätigt; doch behielt sich der Sultan vor, leichten, den Gesandtschaften fremder Mächte zur Verfügung gestellten Fahrzeugen durch besondere Firmane die Durchfahrt zu gestatten, wie auch den zwei Fahrzeugen, welche jede der kontrahirenden Mächte nach Maßgabe des Pariser Friedensvertrags an den Donaumündungen aufzustellen berechtigt ist, dieselbe Vergünstigung zu theil werden soll. S. Karte »Griechenland«.

Kleine D. heißen die beiden Schlösser am Eingang des Meerbusens von Lepanto, der Morea von Livadien scheidet: Kastro Rumelias auf dem Festland und Kastro Moreas in Morea.

Dardaner, altes Volk in Obermösien an der illyrischen Grenze, zwischen dem Skardos- und Hämosgebirge, schmutzig und in Erdhöhlen hausend, aber musikliebend, zu Strabons Zeit fast ausgestorben. D. hießen auch die Bewohner der alten festen Stadt Dardania auf der asiatischen Seite des Hellespont, am Fuß des Ida, sowie die Trojaner (vgl. Dardanos).

Dardanos, Stadt des Alterthums in Troas, am Hellespont unweit des Vorgebirges Dardanion, fast in der Mitte zwischen Ilion und Abydos gelegen, eine Kolonie der Aeolier. Hier im Peloponnesischen

Krieg 411 v. Chr. Seeschlacht zwischen den Athenern und Peloponnesiern, später Friedensschluß zwischen Sulla und Mithridates, 84 v. Chr Im Frieden mit Antiochos d. Gr. wurde die Stadt für frei erklärt. Von D. sollen die später errichteten Dardanellenschlösser ihren Namen erhalten haben.

Dardănos, nach der griech. Mythe ein Sohn des Zeus und der Elektra, einer der Töchter des Atlas, der mythische Stammvater der Troer (und durch Aeneas auch der Römer). Sein Heimatland war Arkadien, wo er mit seiner ersten Gattin Chryse, die bei ihrer Vermählung von Pallas Athene das Palladion und die Heiligthümer der großen Götter als Mitgift erhalten hatte, den Deimas, Idäos und die Harmonia (die nach gewöhnlicher Sage freilich ganz anderer Abstammung war, s. Harmonia) erzeugt haben soll. Des D. Bruder Jasion wird nach den einen vom Blitz erschlagen, nach anderen von D. ermordet, was dann wieder dessen (zunächst wohl durch Wassers- und Hungersnoth veranlaßte) Auswanderung über wild empörtes Meer, als Sühne, begründen muß. Auf der Wanderung war Samothrake für D. und Idäos nur Station. Auch von hier durch Ueberschwemmung vertrieben, wandten sie sich nach dem asiatischen Festland, wo D. am Fuß des Idabergs, vom König Teukros freundlich aufgenommen und durch die Gnade, die der Sohn bei der »idäischen« Göttermutter fand, nun aufs neue dem Schutz der Götter befohlen, die unüberwindliche Veste Dardania gründete. Mit seiner zweiten Gattin, Bateia, der Tochter des Teukros, zeugte er den Erichthonios, den reichsten der Menschen, den Vater des Tros, und ward so Stammvater des troischen Königshauses.

Dardistan (Land der Dardu, früher Darada), in europäischen Werken eingeführte Bezeichnung für ein Land in Hochasien, das im N. vom Karakorum (Mustag), dessen mittlere Paßhöhe 5550 Meter beträgt, im W. von der Gebirgskette, welche Tschitral im N. abschließt, und in welcher bis 1873 Gipfel von 5594 Meter gemessen wurden, im O. von der Gebirgskette zwischen dem Indus und dem Krischnaganga, welche im Diamer oder Nanga Parbat sich zu 8114 Meter erhebt, im NO. von den Landschaften Rongdo und Balti begrenzt wird. Das Land ist in viele Thäler zerlegt, deren mittlere Höhe zu 1500—2000 Meter angenommen werden kann; erforscht ist nur das Thal von Gilgit bis Jassin durch Hayward, der hier 1870 ermordet wurde, dann von Hasora bis Gilgit durch Dr. Leitner, den die Regierung des Pendschab 1864 zu sprachlichen Untersuchungen dahin absandte. Der Reisende A. Schlagintweit wurde 1856 durch Aufstände in Gilgit am Vordringen nördlich von Hasora verhindert. Das Gilgitthal ist reich an Wein und Aprikosen, erzeugt auch vorzüglichen Weizen; die Thäler zu beiden Seiten des Indus sind wahrscheinlich im Klima wie in Produkten dem nahen Tschitral ähnlich und mögen in geschützteren Lagen an fruchtbarem Ackerland wie Getreide keinen Mangel haben; die Bergflächen sind dagegen kalt und unbewohnbar. Gerühmt wird schon von den alten Geographen wie im indischen Epos der Goldreichthum, den neuere Nachrichten bestätigten. Abgeschlossen und nur auf wenigen Pässen zugänglich (die Reise von Srinagger, der Hauptstadt von Kaschmir, bis Gilgit erfordert 22 Tagreisen, von Skardo am Indus dahin 14 Tagmärsche), wurde D. damals als ein Sitz der Wunder und Heiligkeit betrachtet. Die Bevölkerung bilden die Dardu (Darada, von den angrenzenden Völkern Kandschut genannt), jetzt schiitische Muselmanen, im 3. Jahrh. v. Chr. Buddhisten. Sie zeigen in den Lebensgewohnheiten und Sitten große Aehnlichkeit mit den Bewohnern des nördlichen Kaschmir; ihre Sprache ist aber merkwürdigerweise eine sanskritische, die in viele Dialekte zerfällt, mit Beimischung persischer Worte. Auch zum Schreiben bedient man sich persischer Schriftzeichen. Die Dardu sind somit Arier, wie die Bewohner im Kuenlün und in Turkestan. Ihre Zahl kann nicht groß sein; selbst die Hauptorte, wie Gilgit, bestehen nur aus 200 Häusern. In politischer Beziehung zerfällt D. in so viele staatliche Gemeinschaften (Chanate), als es Thäler gibt. Es werden eine Menge Namen genannt; die bedeutendsten dieser Gebiete sind die von Hasora, Gilgit und Jassin. Der Radscha von Kaschmir sucht sie unter seine Botmäßigkeit zu bringen und führt fortwährend Krieg gegen sie. Durchschlagende Erfolge sind noch nicht erzielt worden; dagegen wurden die Landschaften Gilgit wie Jassin von den letzten Reisenden durch kaschmir'sche Truppen verwüstet gefunden. Gefährlich sind die Dardu den Karawanen, welche von Badachschan durch Wachan nach Kaschgar gehen. Der Darkutpaß nach dem Orus, längs des War Tschagam, wurde von Europäern noch nicht begangen; zum Transport größerer Massen, insbesondere für europäisches Militär, scheint dieser Paß russischerseits für gangbarer gehalten zu werden als die durch Tschitral dahin führenden und 1870—71 erforschten Pässe, denn »der nächste Weg aus Turkestan nach Indien (heißt es) führe die russische Armee durch Kaschmir«. Vgl. Cunningham, Historical and statistical account of Ladak (1854); Leitner, Results of a tour in D. etc. (Lahore 1867—70, 4 Bde.) und On the Races and languages of D. (im Journal der Londoner Ethnologischen Gesellschaft 1870).

Dardschiling (Darjiling, »weite Insel der Meditation«), tibetischer Name eines Distrikts im Regierungsbezirk Katsch Behar der angloindischen Präsidentschaft Bengalen, 3194 QKilom. (58 QM.) groß, mit (1872) 94,712 Einw., früher Britisch-Sikkim genannt, während damals D. nur Name des Hauptorts war. Die britische Erwerbung des Gebiets datirt seit 1835, wo es wegen seiner Nähe gegen Tibet und seiner Lage im Himalaya zugleich als Gesundheitsstation in Aufnahme kam. Erweitert wurde es seit 1849. Mit Einführung der bis dahin unbekannten Kulturen des Theestrauchs, der Kaffee- und Cinchonapflanze und neuerdings der Baumwolle in der Tarai gewann D. auch eine Bedeutung als Produktionsgebiet. Kaffee gedeiht freilich nur bis 600 Meter Höhe; für die Cinchona hat sich das Klima günstiger bewährt, so daß 1872 allein durch das Ausdünnen der 28 Hektar betragenden Anlagen 17,667 Kilogr. trockener Rinde gewonnen wurden. Immer größere Dimensionen nimmt die Theekultur an; der niedrige Preis von 2½ Rupien (à 2 Mark) für den Acre (40,4 Ar) Land zieht Kapitalisten an, und da Thee hier noch in einer Höhe von 2000 Meter gedeiht, so ist der Spekulation viel Spielraum gegeben. Im Jahr 1872 waren 4100 Hektar mit Thee angebaut, von welchen 1,3 Mill. Pfd. Thee geerntet wurden. Weitere 18,000 Hektar waren zu Theepflanzungen angelegt. 43 Europäer und 9450 Eingeborne waren dabei beschäftigt. Seitdem haben sich neue Thee-Aktiengesellschaften gebildet.

Der Ort D., 2184 Meter ü. M., hat eine Jahres-

temperatur von 12,5° C. und besteht aus vielen reizenden, einzeln stehenden Villen im Stil der englischen Landhäuser; er liegt auf dem Dschillapahar, einem Kamm der Gungkette, welche von der westlich davon ziehenden Singhalilakette sich abzweigt. D. ist für Kalkutta die nächste Himalayastation mit europäischen Bequemlichkeiten; als Militärsanitarium ist es für die Truppen der Divisionen Khanpur, Allahabad, Dainapur und Benares bestimmt. Es bietet bei herrlicher Landschaft reine, erfrischende Luft; nur Feuchtigkeit und Regenmenge sind etwas ungünstig. Die Eingebornen sind meist Leptscha (s. d.). Die neue Straße nach D. wurde 1865 eröffnet und reichte damals bis an den Fuß des Himalaya; sie wurde seitdem weiter fortgesetzt. Auch eine Eisenbahn bis an den Fuß des Gebirges, die Nordbengal-Eisenbahn, wurde Ende 1873 begonnen; der Telegraph reicht bis wenige Meilen von D. Der Handelsverkehr mit Tibet wie Nepal hat sich seit der britischen Besitznahme bedeutend gehoben. D. ist ein Sammelplatz für Händler aus Nepal, Tibet, Bhutan und Indien geworden. Die Umsätze haben sich in wenigen Jahren um das Drei- und Vierfache gehoben und wertheten 1863 bereits 0,31 Mill. Pfd. Sterl. Zur Ausdehnung des Handels mit Tibet würde Erleichterung des Zutritts nach Tibet nöthig sein; die Anstrengungen der Engländer, diesen zu sichern, waren jedoch bisher vergeblich. Vgl. Hathorn, Handbook of Darjiling (1863); H. v. Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien, Bd. 2 (Jena 1871).

Daremberg, Charles Victor, franz. Arzt und Forscher, geb. 14. April 1817 zu Dijon, hat sich besonders bekannt gemacht durch seine gelehrten Uebersetzungen der Werke altgriechischer Aerzte: »Oeuvres choisies d'Hippocrate« (1843, 1855); »Oeuvres choisies d'Oribase« (in Gesellschaft mit Bussemaker, 1853—60); »Oeuvres médicales et philosophiques de Galien« (1854). Ferner gab D. den neu gefundenen »Traité sur la gymnastique« von Philostratos heraus (1859) und zuletzt eine Uebersetzung der »Oeuvres médicales de Rufus d'Ephèse« (1860). Auch deutsche Werke hat D. seinen Landsleuten durch Uebersetzungen bekannt gemacht, so die beiden Schriften Rosenbaums: »Geschichte und Kritik der Hautkrankheiten« (1840) und »Geschichte der Syphilis im Alterthum« (1846). D. hat in den Bibliotheken Deutschlands, Englands und Italiens, welche er im Auftrag des Ministeriums bereiste, manches auf die Geschichte der Medicin bezügliche Anekdoton entdeckt und veröffentlicht (»Histoire des sciences médicales«, 1870; »Cours sur l'histoire de la médecine et de la chirurgie«, 1872). Auch als Bibliothekar (zuerst der Académie royale de médecine, hierauf an der Bibliothèque Mazarin) hat er sich um die Geschichte seiner Wissenschaft verdient gemacht. Er starb 25. Okt. 1872.

Dares, aus Phrygien (D. Phrygius), der Sage nach Priester des Hephästos und Erzieher des Hektor, dem er abgerathen haben soll, den Patroklos zu tödten, wird als Verfasser der »Historia excidii Trojae« genannt, die nach Angabe des vorgesetzten Briefs an Sallust durch Cornelius Nepos aus einem (schon um 170 n. Chr. vorhandenen) griechischen Text übertragen sein soll, nach ihrer ganzen Beschaffenheit aber erst mehrere Jahrhunderte n. Chr. entstanden sein kann. Für die Dichter des Mittelalters wurde sie eine Hauptquelle der Sagen von dem Trojanischen Krieg. Auffallend ist die frühzeitige große Verbreitung dieser Schrift in neueren Sprachen. So wurde sie z. B. von Konrad von Würzburg benutzt. Ausgaben erschienen meist mit dem Dictys Cretensis, auch wohl mit dem Homer, zuerst zu Köln 1470, Venedig 1499, Paris 1560; den ersten kritischen Text besorgte Mercerus (Par. 1618). Bemerkenswerth sind noch die Ausgaben von Dacier (Par. 1680) und besonders von Dederich (Bonn 1835; mit Dictys C., das. 1837). Eine deutsche Uebersetzung gab Hermstädt (Hersfeld 1773). Vgl. Körting, Dictys und D. (Halle 1874)

Daret (spr. -rä), Pierre, Maler und Kupferstecher, geboren zu Paris um 1604, hielt sich einige Zeit in Italien auf und starb 29. März 1678 auf dem Schloß Luque bei Dar. D. widmete sich erst der Malerei, dann aber dem Kupferstich; er stach nach französischen, italienischen und niederländischen Meistern des 17. Jahrh., wie Blanchard, Le Sueur, Vouet, Stella, Sarrazin, Baroccio, Carracci, Caravaggio, G. Reni, G Segbers, van Dyck, Just. van Egmont, mit fester Zeichnung und sorgsamem Vortrag; doch fehlte es seiner Behandlung an Weiche. Er bildete tüchtige Schüler, darunter den berühmten Fr. Poilly. Viele Porträts seiner Zeitgenossen hat er uns aufbewahrt. In der letzten Zeit griff er wieder zum Pinsel.

Dar Fertit, centralafrikanische, erst 1871 von Schweinfurth erforschte Landschaft, zwischen 6½ und 8½° nördl. Br., südlich von Dar Fur im Stromgebiet des Bahr el Arab, eines linken Nebenflusses des Gazellenstroms, gelegen. Das Land, zum großen centralafrikanischen Hochland gehörig, besteht wesentlich aus einer großen Thoneisensteindecke, die nach W. zu allmählich ansteigt. Eine Anzahl bedeutender Hügelkuppen von Granit, welche als echte Landmarken weithin über das wellige Land hinschauen, durchbrechen inselartig bald als flache Platten, bald als Kuppeln die allgemeine Sandsteindecke. Diese Kuppen, in Verbindung gebracht mit den zahllosen einzelnen Granitplatten, deuten die höchsten Gipfel längst abgetragener Gebirgskämme an, welche die verschiedenen Ströme von einander trennten. Die Flüsse des Landes, sämmtlich zum Gebiete des Weißen Nils gehörig und dem Bahr el Arab tributär, fließen in der Richtung von SW. nach NO. Die wichtigsten sind (von W. nach O.): der Biri, Kuru, Pango oder Dembo und der Djur mit dem Wau. Ihre wasserreichen Quellen liegen im Niam-Niam-Land, von wo sie gleich als ansehnliche Ströme nach O. übertreten und hier, ohne viel Zuflüsse zu empfangen, nach N., dem Bahr el Arab und Gazellenstrom zufließen. Der Vegetationscharakter entspricht dem des Niam-Niam-Landes, d. h. es mischen sich bereits westafrikanische Gewächse hier mit denen des Ostens. Auch insofern zeigt die Flora einen eigenthümlichen Dualismus, als trockene Steppen und überfeuchte Uferwaldungen und Waldgallerien mit einander wechseln. Die Fauna ist dieselbe wie im übrigen Mittelafrika. Die ethnographischen Verhältnisse zeigen ein Bild der größten Verwirrung. »Nirgends wohl«, sagt Schweinfurth, »sieht man auf so beschränktem Raum, wie ihn die kleinen Kulturstrecken in der Umgebung der Dêm (Ansiedelungen) darbieten, eine derartige Anhäufung zusammengewürfelter Rassen.« Die Bewohner des Landes sind Neger (Sudân-Neger). Im O. trifft man auf die schon früher bekannten Bongo oder Dor; weiter westlich folgen Golo und Sfêre, oft untereinander gemischt. Die Sfêre, ursprünglich ein Sklavenstamm der Niam-Niam,

scheinen erst in neuerer Zeit und zwar infolge der Entvölkerung des Landes durch den Sklavenhandel von S. her eingewandert zu sein. Aeußerlich den Bongo ähnlich, unterscheiden sich doch Golo und Sšére sprachlich von jenen und nähern sich in ihren Sitten und Gebräuchen den Niam-Niam. Am weitesten westlich, am Biri, wohnen die Kredj, aus einer Unzahl kleiner Stämme bestehend. In kleineren Mengen sind Niam-Niam und im N. Baggara-Araber im Land angesiedelt. D. ist noch immer eine der wichtigsten Domänen des Sklavenhandels und infolge dessen stark entvölkert. Die ursprüngliche Bevölkerung, ausgezeichnet durch sanfte Gemüthsart, beschäftigt sich vorzugsweise mit Ackerbau und ist durch die kaum zu erschwingende Zahl der von den verschiedenen im Land seßhaften ägyptischen Handelsgesellschaften benöthigten Träger, durch Kornmangel und Knechtung durch die vielen aus Dar Fur und Kordofan stammenden Fremden in einen sehr traurigen Zustand versetzt worden. Von ihren Niederlassungen (Dėm, weiter östlich Seriben genannt), durchstreifen die ansässigen Gellaba (Sklaven- und Elfenbeinhändler) das Land weit und breit, alles verwüstend, Noth und Unglück überall hinbringend. Da der Elfenbeinhandel stark im Abnehmen begriffen ist, so erscheinen die nach Kordofan, Dar Fur ꝛc. ausgeführten Sklaven als das Hauptprodukt des Landes, welches nominell wenigstens von den Aegyptern in Besitz genommen ist. In der wichtigsten Niederlassung, der Seriba Siber im Kredjland, befindet sich eine kleine ägyptische Besatzung. S. Karte »Innerafrika«. Vgl. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika (Leipz. 1874, 2 Bde.).

Dar Fur (Dar el Fur), nordafrikan. Reich im östlichen Sudân, zwischen Kordofan im O. und Wadai im W. und zwischen 15½—5½° nördl. Br. gelegen, etwa 275,300 QKilom. (5000 QM.) groß. Von Kordofan wird das Land durch eine wasserlose, mit Buschwerk bedeckte, 9—18 Tagemärsche breite Steppe, welche ohne Unterbrechung in den ebenen Theil der Oberfläche Dar Furs übergeht, getrennt; eine ähnliche Waldwüste von 15—20 Kilom. Breite scheidet es von Wadai; gegen S. bildet Fertit die Grenze. Ein großer Theil der Oberfläche ist eben und zwar nackter granitischer Fels oder (im Osten) gelbrother Sand und dadurch sehr unfruchtbar; ein anderer, besonders im N., steppenartig; der südlichste dagegen ist wasserreicher und im Besitz einer bessern Vegetation. Das Innere durchzieht unter dem 42. Meridian von N. nach S. die lange, aber nicht ununterbrochene, sondern sehr zerrissene Gebirgskette des Marrah, welche zur Entstehung sehr vieler fließenden Wässer Veranlassung gibt und fruchtbare Thäler enthält. Auch der Westtheil des Landes ist durchaus fruchtbar. Die vom Marrah nach O. gehenden Flüsse verlieren sich bald in dem ebenen östlichen Landestheil, wogegen die des westlichen Abfalls dem obern Lauf des Zum und seiner Zuflüsse, die südlichen dem mittlern Lauf des letztern zugehen. Am nördlichsten Abfall des Marrah entspringt der Baré, außer dem Zum der ansehnlichste Strom des Landes, welcher nach längerem Laufe längs des Westrandes des Marrah sich mit dem Zum vereinigt. Alle diese Gewässer sind dem in den Tsad mündenden Schari tributär. An Quellen ist nur der bergige Theil Dar Furs reich. Zu ihnen gehören außer einer Schwefelquelle im Marrah die Rotoke-Thermen. Der Sommer währt in D. vom März bis Ende Juni, der Herbst vom Juli bis Ende September, der Winter vom Oktober bis Ende Februar; in den Herbst fällt die 75 Tage andauernde Regenzeit. Der gesündeste Landestheil ist der östlich vom Gebirge gegen das Nilbecken hin liegende, obschon derselbe sehr dürr ist und an Vegetabilien nur verkümmerte Mimosen hervorbringt. In den Thälern des Gebirges gewinnt man Datteln, Bananen, Citronen, Zwiebeln, rothen Pfeffer, Gurken, Koriander, trefflichen Honig ꝛc. Wie im ganzen östlichen Nigerland, werden vor allem Tamarinden groß und stark; von Kulturpflanzen zieht man vorzüglich Hanf, Baumwolle und Tabak in Fülle. Wiesen gibt es nicht, doch verwandeln sich die Ebenen in der Regenzeit in schöne Savannen. Alle Hausthiere dieser Gegenden sind zahlreich in D. und besonders die Pferde vortrefflich; von Wild sind Kaninchen, Hasen, Gazellen, Kuhantilopen und Füchse häufig. Im Gebirge gibt es mehrere Arten von Affen, außerdem Löwen, Hyänen, Elefanten, Rhinocerose und viele Arten von Vögeln. Erze finden sich nur wenig (Eisenerze, die auch ausgeschmolzen werden), Gold gar nicht, von nutzbaren Steinen, außer Granit, nur Marmor und Alabaster. Die Bevölkerung, früher zu gering veranschlagt, wird nach den neuesten Angaben auf 5 Millionen geschätzt; am dichtesten ist sie im Marrah. Sie besteht aus verschiedenen Stämmen, deren Sprachverhältnisse noch nicht genau festgestellt sind. In den Städten wird theils arabisch, theils berâbrisch gesprochen. Unter ihnen erscheinen die eigentlichen Fori oder Gondjaren (Ganjars), einst das mächtigste Volk Dar Furs, nach denen das Land zuweilen noch Dar Gondjara genannt wird, als die zahlreichsten Sie sind ein eigenthümliches schwarzes Volk, aber nicht negerartig, indem das Haar lang und straff, die Nase erhaben, die Lippen dünn sind und das Gesicht oval und von intelligentem Ausdruck ist. Sie sind sämmtlich durch die in das flache Land eingedrungenen Araber in die gebirgigen Gegenden des Innern zurückgedrängt worden oder haben sich bereits mit diesen amalgamirt, so daß die Fursprache mit vielen arabischen Wörtern gemischt ist. Die Gebirgsfori sind roh, dem Trunk ergeben und nicht gastfreundlich, aber wohlhabend, denn sie besitzen ansehnliche Herden und betreiben ausgedehnten Garten- und Getreidebau; die Bewohner der Ebene werden als träge, schmutzig und unterwürfig geschildert. Im NW. haben sich auch zahlreiche Fellatah angesiedelt. Die Hütten der Bewohner haben eine runde Zeltform und sind gewöhnlich aus Hirsenhalmen erbaut; rings um die Hütte ist eine Dornenhecke gezogen. Die Reichen tragen Kleider von Musselin oder englischem Kaliko und den Tarbusch (rothe Kappe), dazu einen Mantel; die Aermeren haben bloß ein einziges Kleid um den Oberleib. Die meisten Weiber führen einen Nasenring und tragen große silberne Ohrgehänge, Arm- und Beinbänder ꝛc. Bei Heirathen muß der Mann den Eltern des Mädchens einen Preis zahlen, der meist in Vieh und Sklaven entrichtet wird und ziemlich beträchtlich ist. Die Weiber der Großen werden von Eunuchen bewacht, deren der Sultan tausende hält. Die Industrie des Landes ist nicht unbedeutend. Außer Ackerbauern und Gärtnern gibt es Spinner, Weber, Färber, Gerber, Schmiede; man fertigt Lanzenspitzen, Pfeile, Bogen, grobe landwirtschaftliche Geräthe, treffliches Leder ꝛc. Der Handel ist sehr bedeutend, da D. ein großer Stapelplatz für europäische und orientalische Waaren ist, welche mittels der großen Karawane aus Aegypten

bezogen und weiter in das Innere versandt werden. Letzteres geschah früher auch nach Wadai bis zur Eröffnung der direkten Verbindung Wadai's mit der See nach Bengasi. Die Ausfuhr besteht in Sklaven, Gummi, Elfenbein, Tamarinde, Ochsenhäuten, schwarzen und weißen Straußfedern, Kupfer (aus dem im S. gelegenen Dar Rahaß). Unter den Einfuhrartikeln sind besonders geschätzt: Esel aus Aegypten, Kupfer zur Messingbereitung, gelbes Plattkupfer zur Verzierung des Reitzeugs, Glaswaaren, rothe Mützen, Baumwollzeuge, Nähnadeln, Rasirmesser, Schwerter, Schwefel, Schreibpapier, türkische Sättel, Schuhe ꝛc. Der Tellari oder spanische Doñeo oder Pfeilerthaler wird mit Vortheil umgesetzt. Die eigentliche ökonomische Basis Dar Furs ist aber der Sklavenhandel, der hier vollkommen organisirt ist. Ein Sklave gilt 12—15 Thlr. (ein Esel, wie behauptet wird, 10 Sklaven). Eine Sklavenjagd (Rasia) in den südlichen Heideländern kann jeder unternehmen, der sich vom Sultan zu diesem Zweck einen Freibrief verschafft hat; solcher Jagden werden jährlich wohl 60—70 angestellt, und jeglicher wird ihre Route vorgeschrieben. Die herrschende Religion ist die mohammedanische; die Verfassung monarchisch und völlig despotisch, indem der Herrscher durch keinen Rath oder eine andere Kontrolle, sondern einzig durch die Gesetze des Korans beschränkt wird und er den Boden als sein Eigenthum, die Bevölkerung als seine Sklaven anzusehen gewohnt ist. Die Herrscherwürde ist an eine aus dem Gondjarenvolk stammende mohammedanische Familie geknüpft und soll stets auf den ältesten Sohn des verstorbenen Sultans, wenn ein solcher vorhanden ist, übergehen; doch machen Usurpationen anderer Familienglieder hiervon oft Ausnahmen. Der Sultan führt den Titel »Büffel der Büffel, Stier der Stiere, starker Elefant«. Als bürgerliches Gesetz gilt der Koran. Noch sind Ordalien mit vergiftetem Wasser Sitte. Das Heer besteht aus ungefähr 30,000 Mann, theils Freien, welche Ländereien als Sold bekommen, theils Sklaven. Auch ist der Sultan im Besitz mehrerer eiserner Kanonen. Die Einkünfte beruhen auf den Zöllen der nach Aegypten gehenden Waaren, einem Antheil an den Erträgen der Sklavenjagden, Strafen für Vergehen und Naturallieferungen sowohl von der seßhaften, wie von der arabischen wandernden Bevölkerung. Das Land zerfällt in 4 Generalgouvernements. An Ortschaften ist es sehr reich, doch sind die meisten derselben unbedeutend. Hauptstadt ist (seit 1791) Tendelti, mit dem Fascher, der Residenz des Sultans, im N. des Reichs. Als Handelsplätze sind wichtig Kobeh, eine Tagereise nördlich von Tendelti, Kabkabieh im NW. (besonders für den Verkehr mit Wadai), Kweini, der Hauptsammelplatz für die nach Aegypten ziehende Karawane, und Dschemaan, 7 Tagereisen südöstlich von Tendelti, der Hauptort für den Handel mit Kordofan. Besucht wurde D. zuerst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1793) von Brown; in unserm Jahrhundert bereiste es ein gebildeter Mohammedaner, Mohammed Ibn Omar al Tunsi, dessen »Voyage au D.« 1845 in Paris veröffentlicht wurde. In neuester Zeit (1862) versuchten Munzinger und Kinzelbach vergebens, dorthin vorzudringen, da der Beherrscher keine Christen ins Land ließ. Endlich hielt sich 1873—74 G. Nachtigal auf seiner glänzenden Reise vom Mittelmeer durch Wadai nach Aegypten hier auf.

Die Ureinwohner von D., unstreitig Neger, wurden durch den jetzt herrschenden Stamm der Fori zurückgedrängt. Der Islam wurde erst ziemlich spät hier eingeführt. Die Geschichte der einheimischen Sultane bietet nichts Bemerkenswerthes. Im Jahr 1799 eröffnete Bonaparte von Aegypten aus eine Korrespondenz mit dem Sultan Abd ur Rahmân wegen der Lieferung von Sklaven. Unter dem Vorwande, daß entflohene Mamlukken in Kordofan Zuflucht gefunden, sandte Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, 1821 seinen Schwiegersohn Mohammed-Bei El Defterdar gegen D., das sich ihm nach einer mörderischen Schlacht unterwarf. Ein Versuch jenes, den Abu Madian, einen jüngern Bruder des Sultans Mohammed Fahdel, der von diesem in einer Art Gefangenschaft gehalten worden war, mit Waffengewalt auf den Thron von D. zu setzen (1833), scheiterte durch eine Meuterei der rumelischen Hülfstruppen, und D. ward aufs strengste gegen Aegypten abgesperrt. Im Jahr 1842 folgte auf Mohammed Fahdel sein Sohn Hussein. Mit Aegypten blieb D fortwährend auf gespanntem Fuß, und die immer mehr zunehmende Macht dieses Landes, seine Ausdehnung nach S. hin wurde von den Sultanen mit Eifersucht überwacht. Schon seit Jahren war das Verhältnis zwischen den Nachbarn ein feindseliges, das in offene Feindschaft überging, als Aegypten unter dem Einfluß der europäischen Mächte die Einfuhr der Sklaven aus D. verbot und damit diesem Land eine seiner reichsten Einnahmequellen verstopfte. Nachdem Sultan Brahim 1873 mit dem im Süden von D. stationirten ägyptischen Bei Ziber in offenem Kampf gerathen war, rückte von Kordofan aus ein ägyptisches Korps unter Ismael Pascha in D. ein, schlug Sultan Brahim, der im Kampfe fiel (Oktober 1874) und eroberte das Land für Aegypten. Um die neue Besitzung, welche großentheils durch Wüsten von Aegypten getrennt ist, mit diesem Lande besser zu vereinigen, wurden die alten Straßen und Brunnen durch englische Ingenieure in brauchbaren Stand versetzt, und im December 1874 ging eine Expedition unter Oberst Purdy zur genauern Erforschung des immer noch ungenügend bekannten Landes ab. S. Karte »Aegypten ꝛc.« Vgl. W. G. Brown, Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien (aus dem Engl., Weim. 1800); Palme, Beschreibung von Kordofan und einigen angrenzenden Ländern (Stuttg. 1843); Ismard, Voyage au Darfur, par le cheikh Mohammed Ebn Omar el Tounsy (Par. 1845).

Dargomyschsky, Alexander, einer der bedeutendsten russischen Komponisten der Neuzeit, geb. 1813 im Gouvernement Tula, privatisirte seit 1835 in St. Petersburg, wo er 17. Jan. 1869 starb. Von seinen Werken sind hauptsächlich bekannt: Klavierstücke verschiedener Art, Orchesterstücke, Kantaten, besonders aber die beiden Opern »Esmeralda« und »Russalka«, die zu den Zierden der russischen Oper gehören, und seine Romanzen, die in Rußland gleichsam Volkslieder geworden sind. Noch eine vollendete Oper, »Der steinerne Gast« (Text von Puschkin), fand sich in seinem Nachlaß.

Dargun, Marktflecken und Amtssitz in Mecklenburg-Schwerin (wendischer Kreis), am Klostersee unweit der pommerschen Grenze, mit (1871) 2213 Einw., bildet mit dem Dorf Röcknitz eine 2 Kilom. lange Straße, an deren Ende das Schloß steht, vormals eine Benediktinerabtei (1173 gestiftet, 1552 säkularisirt).

Daricus (Dareikos, Stater Dareikos), altpersische Münze von reinem Gold, 8,386 Gramm schwer, 3000 D. = 1 Goldtalent, wurde von den

Griechen Didrachmon, von den Juden Adarkon, Darkon und Darkmon genannt. Gemeinsames Gepräge dieser Münzen ist ein gekrönter Bogenschütze, der sich auf ein Knie niedergelassen hat. Es gab auch halbe Dariken (Semidariken); doch ist es ungewiß, ob sie wirklich ausgeprägt oder nur Rechnungsmünze waren. D. hieß auch eine Silbermünze, der medische Siglos, 5,58 Gramm schwer und von Xenophon = 1,25 attische Drachmen geschätzt.

Dariel-Paß (die Porta Caucasi oder Cumana der Römer), malerisch schöner Gebirgspaß, welcher das Hochgebirge des Kaukasus (mit dem 5041 Meter hohen Kasbek) und das Tiefland in der Gegend von Wladikawkas verbindet, und durch welchen die größte Chaussee des Kaukasus, die grusinische Heerstraße (von Tiflis über Wladikawkas durch die Kabarda nach Mosdok), führt, die nördlich vom D. über den Krestowaja Gora (Kreuzberg) in einer Höhe von 2422 Meter gelegt ist.

Darien (Golf von Urabá), ein Meerbusen des Karibischen Meers an der Nordküste von Neugranada, zwischen der Punta Caribana im O. und dem Kap Tiburon im W., 1502 von Rodrigo Bastidas entdeckt, dringt 60 Kilom. weit ins Land, ist 52 Kilom. breit und von flachen Ufern begrenzt. Zwischen ihm und dem gegenüber an der Westküste liegenden Meerbusen von Panama erstreckt sich der Isthmus von D., bekannter unter dem Namen der Landenge von Panama (s. d.). In den Golf von D. mündet der Rio Atrato. S. Karte »Centralamerika«.

Darien, Hauptort der Grafschaft Mac Intosh im nordamerikan. Staat Georgia, an der Mündung des Altamaha in den Atlantischen Ocean, welche bei Hochwasser für Schiffe von 8 Meter Tiefgang zugänglich ist, mit (1870) 547 Einw.; war vor Einführung von Eisenbahnen zweiter Baumwollhafen der Vereinigten Staaten, während sich jetzt seine Ausfuhr auf Bauholz, Breter und Reis beschränkt.

Darimon (spr. -móng), franz. Journalist und Deputirter, geb. 1819 in Lille, widmete sich nach Beendigung seiner Studien der Schriftstellerei, veröffentlichte zuerst in der »Revue du Nord« die Resultate seiner archäologischen Studien über Flandern, wurde Mitarbeiter verschiedener demokratischer Zeitschriften und erregte besonders Aufsehen durch seine Artikel über Finanzwirtschaft. Als Kandidat der demokratischen Opposition in Paris 1857 in den Gesetzgebenden Körper gewählt, gehörte er während der ganzen Session jener kleinen Gruppe von Oppositionsmitgliedern an, welche man les Cinq nannte (Héron, Ollivier, Favre, Picard und D.). Eine so undankbare Aufgabe es auch schien, mit einer Minorität von fünf Männern der Regierung und einer so gewaltigen Kammermajorität entgegenzutreten, so unterzogen sich die fünf doch dieser Aufgabe, und Darimons Sache war es hauptsächlich, den wundesten Fleck der kaiserlichen Regierung, ihre Budgetvorlagen, einer detaillirten Untersuchung zu unterziehen. Bei den Wahlen von 1863 wieder gewählt, fand er zwar in der Kammer eine größere Zahl von Oppositionsmitgliedern, trennte sich aber 1864 von denselben und nahm mit Ollivier eine vermittelnde Stellung zwischen der demokratischen Opposition und der kaiserlichen Regierung ein, mehr und mehr zu dieser sich hinneigend. Die Folge davon war, daß D. bei den Wahlen von 1869 nicht mehr gewählt wurde.

Darius, pers. Königsname, ursprünglich Appellativum, im Neupersischen s. v. w. König.

1) **D. I. Hystaspis,** Sohn des Hystaspes, aus dem alten persischen Königsgeschlechte der Achämeniden, ein naher Verwandter des Cyrus, nahm schon unter Cyrus eine hohe Stellung ein, war dann Leibwächter des Kambyses und nach dessen Tod 522 die Seele der Verschwörung gegen den falschen Smerdis. Fünf Tage nach der Ermordung desselben traten, wie die Sage erzählt, die sieben Verschworenen zusammen, um über die Verfassung des Reichs zu berathschlagen. Die Ansicht des D., welcher sich für die Monarchie erklärte, erhielt den Sieg, und es ward beschlossen, derjenige solle König sein, dessen Roß, wenn sie an einem bestimmten Tag der Sonne entgegenritten, zuerst wiehere. Die List des Stallmeisters des D., welcher das Pferd den Tag zuvor auf dem zur Zusammenkunft bestimmten Platze zu einer Stute gebracht hatte und dadurch dessen Wiehern veranlaßte, entschied die Wahl zu Gunsten des D. Diese ganze Erzählung trägt offenbar den Charakter der Sage. In Wahrheit wird anzunehmen sein, daß D. nicht durch Zufall den Thron erlangte, sondern als einer der nächstberechtigten Prinzen des königlichen Hauses, der sich in den großen Wirren und Kämpfen nach dem Tode des Kambyses als der tüchtigste erwiesen. Das Denkmal von Behistun zeigt, daß nicht nur in Medien und Babylonien (vgl. Zopyrus), wie Herodot erzählt, sondern auch in Armenien, Lydien, Susiana und unter den Stämmen im östlichen Iran Aufstände ausbrachen, die den Fortbestand des großen Perserreichs völlig in Frage stellten. Durch die allmähliche Unterdrückung dieser Aufstände hat D. das Perserreich aufs neue gegründet. Zur bessern Verwaltung desselben theilte er es in 20 Satrapien, führte regelmäßige Abgaben statt der früheren Geschenke ein und bestimmte die besondere Entrichtung derselben nach den Produkten der Provinzen, weshalb ihm die Perser den Beinamen »der Krämer« gaben. Im Jahr 513 unternahm D. den berühmten Eroberungszug nach Westen gegen die Skythen, überschritt mit 700,000 Mann eine Brücke, die über den Bosporus geschlagen ward, unterwarf Thrakien und Makedonien und wandte sich gegen die Donau, über welche er ebenfalls eine Brücke schlug, ließ sich aber durch verstellte Flucht der Skythen bis an den Darus (die Wolga) verlocken, so daß er nur mit einem Verlust von 80,000 Kriegern die Donau wieder erreichte und völlig verloren gewesen wäre, hätten die Jonier, denen die Obhut der Brücke anvertraut war, auf die Aufforderung des Miltiades dieselbe zerstört. D. ließ einen großen Theil seines Heers unter Megabazus in Thrakien und kehrte selbst nach Susa zurück. Als Regent entwickelte er fortwährend große Thätigkeit. So versetzte er die Päonier nach Asien, schickte ein Heer gegen die Barkäer in Afrika, das aber auf dem Rückweg große Verluste erlitt, und unterwarf Lemnos und Imbros. Auf die Nachricht, daß die kleinasiatischen Jonier in Verbindung mit den Athenern einen Aufstand versucht und Sardes verbrannt hatten, nahm D. seinen Bogen, legte einen Pfeil darauf und schoß ihn in die Luft, indem er ausrief: »O höchster Gott, gewähre mir Rache an den Athenern«. Hierauf mußte ein Diener ihm täglich beim Essen dreimal zurufen: »Herr, gedenke der Athener«. Der erste Feldzug gegen jene aber verunglückte durch das Scheitern seiner Flotte am Vorgebirge Athos, der zweite durch die unglückliche Schlacht bei Marathon. Mit Zurüstung eines dritten beschäftigt, starb D. 485, nachdem er noch den Abfall der Aegypter vernommen hatte. Die Kämpfe, durch welche D. das Reich wieder erobern mußte,

ließ er darstellen auf dem berühmten Denkmal von Behistun (oder Bisitun) am obern Choaspes. Auf einer Felswand fast 100 Meter über dem Boden ist D. dargestellt, wie er neun besiegte vor ihm stehende Könige richtet; die Darstellung ist von Keilinschriften umgeben, welche neuerdings entziffert worden sind und Aufschluß über die erste Zeit dieser Regierung geben. Vgl. Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs D. (Berl. 1873).

2) D. II. Nothus, natürlicher Sohn des Artaxerxes Longimanus, vor seiner Thronbesteigung Ochus genannt, wußte, nachdem seines Vaters einzig rechtmäßiger Sohn, Xerxes II., von seinem natürlichen Bruder, Sogdianus, getödtet worden war, das Heer und einen Theil der Großen zu gewinnen und bestieg mit ihrer Hülfe den Thron; Sogdianus wurde nach halbjähriger Regierung in Asche erstickt. D. II. regierte aus seinem Harem durch Eunuchen und Weiber, besonders durch Parysatis. Seine Regierung ist voll von Aufständen und Hofintriguen. Mehrere dieser Empörungen wurden glücklich, aber grausam unterdrückt; doch behauptete sich Amyrtäus im glücklichen Besitz Aegyptens, den er 414 durch Abfall erworben hatte, bis zu seinem Tod 408. Unter D. übte Persien, besonders durch Tissaphernes, den Satrapen Vorderasiens, und dessen Nachfolger, den jüngern Cyrus, bedeutenden Einfluß auf die griechischen Angelegenheiten aus, und zwar meist durch Unterstützung der Spartaner gegen die Athener, wodurch auch der Peloponnesische Krieg zu Gunsten Sparta's entschieden wurde. D. starb nach 19jähriger Regierung 405 zu Babylon; ihm folgte sein ältester Sohn Artaxerxes II.

3) D. III., vor seiner Thronbesteigung Codomannus genannt, der letzte König der Perser, war der Sohn des Arsanes und der Sisygambis, Urenkel des D. II., hatte sich früh durch Tapferkeit ausgezeichnet und wurde hierfür von Artaxerxes Ochus zum Statthalter von Armenien ernannt. Auf den Thron gelangte er, als letzter Sprößling des königlichen Stammes, durch den Eunuchen Bagoas, Befehlshaber der königlichen Garde, der den Artaxerxes durch Gift aus dem Wege geräumt und den dann zum König erhobenen Arses gleichfalls ermordet hatte. Als Bagoas nicht lange danach auch für D. den Giftbecher mischte, wurde er von diesem gezwungen, ihn selbst zu leeren. Unter des D. Regierung fand das Reich der Achämeniden seinen Untergang. Der makedonischen Macht und ihrem Beherrscher Alexander waren das altersschwache, zerrüttete Perserreich und der verhältnismäßig wohlmeinende und persönlich achtungswerthe D. nicht gewachsen; die Schlachten am Granikus (334), bei Issus (333) und Gaugamela (331) brachen die persische Macht; vergeblich suchte D. den Sieger durch Anerbietungen von Theilen des Reichs zum Frieden zu bewegen. Als er vom Schlachtfeld von Gaugamela ins Innere von Asien flüchtete, wurde er von dem treulosen Satrapen Bessus als Gefangener behandelt und, als Alexander rasch verfolgend sich näherte, verrätherischerweise tödtlich verwundet. Ein Makedonier reichte ihm den letzten Labetrunk und erhielt von ihm den Auftrag, dem Alexander für die seiner Familie gegenüber bewiesene Großmuth zu danken. Alexander traf ihn nicht mehr lebend. Er ließ die Leiche nach Persepolis bringen und in der königlichen Gruft beisetzen.

Darkehmen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, an der Angerapp, Sitz eines Landrathsamts und eines Kreisgerichts, mit (1871) 3078 Einw. (meist Abkömmlingen französischer und salzburgischer Einwanderer), betreibt umfangreichen Getreide- und Produktenhandel und einige Industrie, wie Tuchfabrikation und Wollspinnerei, Messingwaarenfabrikation ꝛc.

Darking, Stadt, s. Dorking.

Darlehn (lat. Mutuum), derjenige Vertrag, bei welchem jemand (der Gläubiger, creditor, mutuo dans) dem andern (Schuldner, debitor, mutuo accipiens) eine Summe Geldes oder eine Quantität anderer vertretbarer Sachen (z. B. Getreide) zum Eigenthum gegen die Verbindlichkeit übergibt, ihm seiner Zeit eine gleiche Quantität von gleicher Beschaffenheit zurückzugeben. Zur Vollziehung des Vertrags ist die Uebergabe der Sachen wesentlich erforderlich; doch wird heutzutage, wo die Klagbarkeit der Kontrakte infolge des veränderten Verkehrs sich wesentlich erweitert hat, in manchen Fällen ein D. auch da angenommen, wo von Seiten des Kreditors eine eigentliche Uebergabe der Sachen nicht erfolgt war, z. B. wenn ausgemacht worden ist, daß jemand den Erlös eines ihm zum Verkauf gegebenen Gegenstands oder das bereits aus einem andern rechtlichen Grunde, z. B. als Depositum, in seinen Händen befindliche Geld als D. behalten soll, ingleichen wenn jemand seinen Schuldner beauftragt, die schuldige Summe einem andern als D. zu geben ꝛc. Der Empfänger wird Eigenthümer der Sachen und trägt als solcher die Gefahr. Daher kann auch nur derjenige gültig ein D. geben, welcher Eigenthümer der Sache ist und freie Disposition darüber hat, oder wer sonst zur Veräußerung fremder Sachen befugt ist, z. B. der Bevollmächtigte des Eigenthümers, der Vormund ꝛc. Hieraus folgt, daß bevormundete Personen: Unmündige, Wahn- und Blödsinnige, gerichtlich erklärte Verschwender, ein D. gültig nicht geben können, ebensowenig wie jemand fremde Sachen ohne Einwilligung des Eigenthümers zum D. geben kann. Durch die Annahme eines Darlehns entsteht für den Empfänger die Verbindlichkeit der Rückzahlung; daher kann nur derjenige ein D. aufnehmen, welcher sich rechtsgültig verbindlich machen kann. Demnach können unter Vormundschaft stehende Personen: Unmündige, Wahnsinnige ꝛc., ohne Zustimmung des Vormunds, und ebenso Ehefrauen ohne Zustimmung des Ehemanns in rechtsverbindlicher Weise kein D. aufnehmen. Der Darlehnsschuldner hat nur die Verbindlichkeit, eine gleiche Quantität und Qualität zurückzugeben; daher gehört die Zahlung der Zinsen durchaus nicht zum Wesen des Darlehnskontrakts, vielmehr müssen Zinsen stets besonders verabredet worden sein. Nur rücksichtlich der Verzugszinsen erleidet dies eine Ausnahme, indem nach allgemeinen Regeln der säumige Schuldner vom Fälligkeitstermin an Verzugszinsen, und zwar gemeinrechtlich zu 5 Proc., zu bezahlen hat. Das deutsche Handelsgesetzbuch (Art. 287) hat jedoch für Handelsgeschäfte die Höhe der Verzugszinsen auf 6 Proc. normirt. Dem Wesen des Darlehnsvertrags widerspricht aber auch die Verabredung, etwas anderes zurückzugeben, als was geliehen worden ist, da es in einem solchen Fall gar kein D. wäre. Nur in Bezug auf ein Geld-D. findet dies insofern nicht Anwendung, als es hier bei der Rückzahlung im allgemeinen nur auf eine dem Werth nach gleiche Summe ankommt, weshalb auch das D., wenn nicht etwas besonderes ausgemacht ist, nicht gerade in den empfangenen Münzsorten zurückgezahlt zu werden braucht. Umgekehrt kann aber auch der

Schuldner nicht in jeder beliebigen Münzsorte Rückzahlung leisten; z. B. ist der Gläubiger nicht verpflichtet, das D. in lauter kleinen oder Scheidemünzen anzunehmen. Nach früheren deutschen Reichsgesetzen, namentlich nach dem Reichsabschied von 1576, § 76, konnte ein D. allerdings auch in Scheidemünze zurückbezahlt werden, aber nur bis zum Betrag von 25 Gulden damaliger Währung. Nach dem unterm 24. Jan. 1857 zwischen fast allen deutschen Staaten, Oesterreich mit inbegriffen, abgeschlossenen Münzvertrag aber ist in den betreffenden Staaten kein Gläubiger verbunden, eine Zahlung in Scheidemünze anzunehmen, so weit die zu zahlende Summe nicht den Werth der kleinsten groben Münze, d. h. nicht unter 5 Silbergroschen oder ¼ Gulden, beträgt. Die Rückzahlung eines Darlehns ist an die festgesetzte Zeit gebunden. Ist gar keine Rückzahlungszeit ausgemacht, so ist das D. zu jeder Zeit fällig und kann sofort gefordert werden; so nach gemeinem Recht und auch nach dem königlich sächsischen Civilgesetzbuch, § 1077. Dagegen setzt das preußische allgemeine Landrecht, I, 11, § 761 f., bei Darlehnen von über 50 Thlr. eine vierteljährige, bei geringeren Beträgen eine Aufkündigungsfrist von vier Wochen fest. Dem Darlehnsgeber steht die **Klage** auf Rückzahlung des Darlehns (actio mutui s. condictio certi ex mutuo) zu, und es geht dieselbe aktiv wie passiv auf die Erben über. Mehrere Erben haften nur nach dem Verhältnis ihres Antheils an der Erbschaft, und es kann der Gläubiger, selbst wenn der Schuldner etwas anderes verordnet hätte, doch nur auf die Antheile klagen. Besondere Vorschriften enthalten die Gesetze über den **Beweis** eines Darlehns durch ein schriftliches Schuldbekenntnis des Darlehnsempfängers. Nach römischem Recht insbesondere beweist ein solches Schuldbokument mit voller Wirksamkeit erst nach 2 Jahren, von der Ausstellung an gerechnet. Innerhalb dieser Frist steht dem Aussteller für den Fall des Nichtempfangs des verbrieften Darlehns die Einrede des nicht empfangenen Geldes (»exceptio non numeratae pecuniae«) sowie eine Klage auf Herausgabe des Schuldscheins zu. Nach preußischem Landrecht I, 11, § 738 ist gegen Darlehnsforderungen, welche ins Hypothekenbuch eingetragen sind, eine Ableugnung des Empfangs nur durch gerichtliche Protestation binnen 38 Tagen nach der Eintragung zulässig. Das deutsche Handelsgesetzbuch (Art. 295) erklärt, daß in Handelssachen die Beweiskraft eines Schuldscheins an den Ablauf einer Zeitfrist nicht gebunden sei. Von dem Darlehnskontrakt unterscheidet sich der **Leihkontrakt** (commodatum) dadurch, daß jemand (commodans) dem andern (commodatarius) eine nicht vertretbare Sache zu einem bestimmten Gebrauch, jedoch ohne Vergütung und unter der Bedingung übergibt, daß er nach gemachtem Gebrauch die Sache wieder zurückgebe. Hier wird also der Empfänger nicht Eigenthümer. Vgl. **Heimbach**, Die Lehre von dem Creditum (Leipz. 1849).

Darlehnskassen, Kredit gewährende Einrichtungen, die, ohne sich auf weitere Bankgeschäfte einzulassen, nur die einfache und gewöhnlich nur in kritischen Zeiten zu lösende Aufgabe haben, einem ungewöhnlichen Kreditbedürfnis durch bloße Gewährung von Darlehnen (nicht etwa durch Diskontogeschäft oder Kontokorrent) augenblickliche Abhülfe zu gewähren. Hierdurch unterscheiden sie sich von den auf die Dauer berechneten Einrichtungen, welche, wie z. B. die Schulze'schen Vorschußvereine und überhaupt alles, was man in der gesammten Welt unter dem Namen Volksbanken zusammenzufassen pflegt, mehr oder minder das Bestreben haben, die verschiedensten Arten Kreditgeschäfte für gesellschaftliche Schichten zu vermitteln, denen die größeren Bankinstitute keine Förderung zu theil werden lassen. Die D. haben mit den Schulze'schen Vorschußvereinen und mit den Volksbanken so wenig gemein, daß auch ihr Name zur Bezeichnung jener andern Klasse von Einrichtungen weder zweckentsprechend noch üblich ist. Gewöhnlich ist der Staat mit seiner außerordentlichen Hülfe der Schöpfer der D. Ein derartiges Beispiel sind die in der dem Krieg von 1866 unmittelbar vorausgehenden allgemeinen Geschäftskrisis von der preußischen Regierung durch Verordnung vom 18. Mai 1866 ins Leben gerufenen, mit 30. Sept. 1866 für die Eingebung weiterer Geschäfte geschlossenen und Ende 1867 auf Veranlassung des ostpreußischen Nothstandes wieder zum Theil hergestellten Institute. Ihre ursprüngliche Aufgabe bestand darin, vornehmlich dem Handels- und Gewerbestand sowie auch den Grundbesitzern Darlehne gegen Sicherheit, nämlich gegen Verpfändung von Waarenvorräthen oder Börseneffekten, gewöhnlich nur auf höchstens 3 Monate, ausnahmsweise auch bis 6 Monate, und zwar zu einem dem Lombardzins der Preußischen Bank entsprechenden Zinsfuß zu gewähren. Die Mittel für diese Operationen wurden durch die Ausgabe eines zunächst uneinlösbaren Papiergelds, der Darlehnskassenscheine, die nach Bedürfnis bis zum Umfang von 25 Mill. Thlr. sollten ausgegeben werden dürfen, beschafft und die Verwaltung dieser Einrichtungen unter direkter Betheiligung des Staats der Preußischen Bank übertragen, welche das Netz ihrer Filialen und auch etwaige neue Agenturen der örtlichen Organisation der D. dienstbar zu machen hatte. Die Kreirung eines uneinlösbaren Papiergelds in Verbindung mit dem politischen Umstande, daß die betreffende Verordnung ohne Betheiligung des Landtags erlassen war, rief eine Opposition gegen die neue Maßregel hervor. Während die kreditbedürftigen Kreise die praktischen Wohlthaten acceptirten, machte man unter Berufung auf politische Rechte und ökonomische Gründe dem Unternehmen des Staats besonders von denjenigen Seiten her principiell den Krieg, wo man schon in der bloßen Thatsache der Staatseinmischung eine Gefährdung der socialen Gesundheit sehen zu müssen glaubte. — Als der ostpreußische Nothstand staatliche Hülfsmaßregeln nothwendig machte, wurde durch Gesetz vom 23. Dec. 1867 angeordnet, die noch nicht vernichteten Darlehnskassenscheine im Betrag von über einer Million sowie außerdem noch eine Million neue Scheine derselben Art in Umlauf zu bringen und durch die in den Bezirken des Nothstandes wieder in Thätigkeit zu setzenden D. Darlehne an Kreisverbände, an Unternehmer landwirtschaftlicher Meliorationen und an kleinere Grundbesitzer, der Regel nach gegen Pfandsicherheiten, aber zu einem der Entscheidung des Finanzministers anheim gestellten Zinsfuß zu gewähren. Diese Nothstandsdarlehne unterscheiden sich von denen in der Geschäftskrisis dadurch, daß sie einen weniger geschäftsmäßigen Charakter mehr und mehr anzunehmen und sich mit Elementen der Schenkung und Unterstützung ohne entsprechende Gegenleistung zu mischen die Tendenz haben und der Natur der Sache nach auch haben müssen. — Während der Handelskrisis von 1857 entstand in Hamburg eine Art Darlehnskasse,

während Bremen durch den freihändlerischen Geist der Börse und die genauere gegenseitige Bekanntschaft ihrer so viel weniger zahlreichen Firmen unter einander davor bewahrt blieb. — Allgemein im Norddeutschen Bund wurden D. beim Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs im Sommer 1870 von Bundeswegen ins Leben gerufen, aber ohne bei der Kürze der damaligen Vertrauensstörung und der raschen Erholung der Erwerbsthätigkeit vom ersten Schaden irgendwo eine erhebliche Wirksamkeit zu entwickeln. Während der ersten zwei Monate wurden nur etwa 6 Mill. Thlr. durch die D. verliehen. Die meisten derselben gingen deshalb auch schon während des Kriegs wieder ein. Fundirt waren sie, wie in dem frühern Fall von 1866/67, mit auszugebenden Darlehnskassenscheinen im Maximum von 30 Mill. Thlr. insgemein, die denn auch bald nachher wieder eingezogen werden konnten. Ueber die anderen Arten von D., welche uneigentlich so genannt werden, s. Kreditvereine, Volksbanken und Vorschußvereine.

Darling, ein Nebenfluß des Murray in Australien, dabei der längste Fluß des Kontinents, indem der Murray bis zur Vereinigung 1110, der D. von der Quelle des Condamine an 2370 Kilom. lang ist; der vereinigte Strom mißt 890 Kilom. Das Stromgebiet des Murray kann auf 991,000 QKilom. (18,000 QM.) veranschlagt werden, wovon auf den D. allein 550,600 QKilom. (10,000 QM.) entfallen. Der Hauptquellstrom des D. ist der Balonne, der an der Quelle Condamine heißt, in den Darling Downs unter 28° 17′ südl. Br. und nur 96 Kilom. von der Ostküste entspringt und gegen NW. strömt. Durch zahlreiche Zuflüsse aus der Wasserscheidekette verstärkt, wendet er sich (als Balonne) gegen W. und später gegen SW. und nimmt nach seiner Vereinigung mit dem Maranoa (228 Meter ü. M.) den Charakter eines Steppenflusses an, indem er sich in mehrere Arme theilt, die sich später an der Mündung des zweiten Quellstroms, des Barwan, der aus der Verbindung des Macintyre, Gwydir, Nammoi, Castlereagh, Macquarie und Bogan entsteht, wieder zu einem Bett vereinigen, das nun den Namen D. empfängt. Er fließt dann erst gegen SW., später bis zur Mündung bei Wentworth gegen S., ohne Zuflüsse aufzunehmen, durch unermeßliche, nur von kleinen isolirten Hügeln unterbrochene Ebenen, in der trockenen Jahreszeit sich fast verlierend, während in der Regenzeit flache Dampfboote stromaufwärts bis fast an den Fuß der Gebirge fahren und den aufblühenden Handelsverkehr mit den zahlreichen Herdenbesitzern vermitteln. Denn längs des D. ist das Land vertheilt und mit den Stationen der Hirten besetzt. Vgl. Beckler, Das Murray- und Darlinggebiet (im Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden, Dresd. 1870).

Darlington (spr. dárling't'n, Darnton), Stadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Durham, am Skern, ziemlich gut gebaut, hat eine alte gothische Kirche (mit 58 Meter hohem Thurm) und eine neue Kirche, zahlreiche Leinwandfabriken, Woll-, Baumwoll- und Flachsspinnereien, Eisen- und Messingwerke, Seilereien, Brauereien, Wollkämmereien, eine optische Glasschleiferei und bedeutenden Verkehr. Die Zahl der Einwohner beträgt (1871) 27,729. Unfern eine von Skorbutkranken häufig besuchte schwefelhaltige Mineralquelle und zwei merkwürdige Erdfälle.

Darm (Darmkanal, Intestinum), ein wichtiger Abschnitt des Verdauungsapparats, hat die Bestimmung, aus den in den Körper eingeführten Nahrungsmitteln und Getränken diejenigen Substanzen aufzunehmen und für den Organismus zurückzuhalten, welche für den thierischen Stoffwechsel und die Ernährung des Organismus erforderlich sind, den hierzu aber unbrauchbaren Rest der festen Nahrungsmittel aus dem Körper auszuscheiden. Der Darmkanal stellt ein langes häutiges Rohr dar, welches in mehrere Abschnitte (Därme) zerfällt und seine Lage in der Bauch- und Beckenhöhle hat. Läßt man den menschlichen D. aus allen seinen Verbindungen, so beträgt seine Gesammtlänge etwa das Vierfache von der Körperlänge des betreffenden Individuums, beim Erwachsenen also etwa 7 Meter. Der D. schließt sich unmittelbar an den Magen an und endigt mit dem After. Sein oberster Abschnitt heißt Zwölffingerdarm (intestinum duodenum), weil seine Länge der Breite von 12 Fingern entspricht. Da, wo der Magen in den Zwölffingerdarm übergeht, liegt der sogen. Pförtner (Pylorus, s. Magen). Der Zwölffingerdarm selbst hat bei mittlerem Füllungsgrad einen Durchmesser von etwa 4 Centim.; er bildet einen hufeisenförmigen Bogen, dessen Konvexität nach rechts hin sieht und der mit seiner Konkavität die Bauchspeicheldrüse umfaßt. Der Ausführungsgang dieser Drüse sowie der Gallengang münden gemeinschaftlich in der Mitte des Zwölffingerdarms aus. Das untere Ende des letztern geht ohne bestimmte Grenze in den Dünndarm (i. tenue) über. Es ist dies ein etwa 5,5 Meter langes, überall gleich weites Rohr von demselben Durchmesser wie der Zwölffingerdarm, welches sich in zahlreiche Schlingen zusammenkrümmen muß, um in der Bauchhöhle Platz zu finden. Die obere Hälfte des Dünndarms heißt Leerdarm (i. jejunum), die untere Hälfte Krummdarm (i. ileum); beide gehen jedoch ohne bestimmte Grenze in einander über. Der Dünndarm ist an dem sogen. Gekröse (mesenterium) befestigt. Das Gekröse ist eine große Falte des Bauchfells, welche sich vor der Wirbelsäule erhebt und immer breiter wird, je mehr sie sich dem Dünndarm nähert. Diese Falte gleicht einem Dreieck, dessen abgestumpfte Spitze an der Wirbelsäule, dessen langgestreckte Basis am Dünndarm liegt. Da dieser zahlreiche Krümmungen macht, so muß sich das Gekröse ebenfalls wie eine Halskrause (daher der Name Gekröse) in Falten legen. Dieser Art seiner Befestigung am Gekröse verdankt der Dünndarm seine große Beweglichkeit. Zwischen den beiden vom Bauchfell gebildeten Blättern des Gekröses liegen, in mehr oder minder reichliches Fettgewebe eingehüllt, die Blut- und Chylusgefäße und die Nerven des Darms sowie zahlreiche Lymphdrüsen (Gekrösdrüsen). An den Dünndarm schließt sich der Dickdarm (i. crassum) an. Derselbe besitzt eine Länge von etwa 1,5 Meter und ist doppelt so weit als der Dünndarm. Er ist nicht glatt wie dieser, sondern seine Oberfläche ist vielfach ausgebuchtet. Der Anfang des Dickdarms liegt auf der rechten Darmbeingrube, der Dünndarm setzt sich unter einem rechten Winkel an denselben an. Entsprechend dieser Ansatzstelle erhebt sich nach der Höhle des Dickdarms zu eine kreisförmige Schleimhautfalte, die sogen. Blinddarmklappe (Valvula Bauhini s. coli). Der Dickdarm besitzt nach unten von der Eintrittsstelle des Dünndarms einen kurzen, weiten, sackförmigen Anhang, den sogen. Blinddarm (i. coecum);

dieſer wiederum trägt einen blind endigenden, ſehr engen, kaum 1 Centim. dicken und etwa 10 Centim. langen Anhang, den ſogen. wurmförmigen Anhang (Processus vermiformis). Der Dickdarm ſteigt von der rechten Beckenſchaufel aufwärts vor der rechten Niere hinweg bis zur untern Fläche der Leber empor (dieſer Theil heißt aufſteigender Grimmdarm oder Colon ascendens); dann geht er als Quergrimmdarm (Colon transversum) am untern Rande des Magens vorbei quer über den Bauch hinweg nach links bis zur Milz hinüber; hier biegt er wieder um und verläuft als abſteigender Grimmdarm (Colon descendens) in der linken Seite vor der Niere herab bis zur linken Darmbeingrube. Hier bildet der Dickdarm eine S-förmige Krümmung (Flexura iliaca) und geht dann in den Maſtdarm (i. rectum) über. Letzterer ſteigt in der Höhlung des Kreuzbeins gerade von oben nach unten und mündet durch den After (anus) nach außen. Die Wand des Darmrohrs beſteht aus drei deutlich geſonderten Häuten, welche durch eine dünne Schicht zwiſchengelagerten Bindegewebes mit einander verwachſen ſind. Die innerſte der drei Häute iſt die Schleimhaut des Darmkanals. Sie wird umſchloſſen von der Muskelhaut, und letztere wieder iſt überkleidet von einer zarten, glatten ſeröſen Haut, welche einen integrirenden Beſtandtheil des Bauchfells (ſ. d.) bildet. Der ſeröſe Ueberzug des Darms hat nicht bloß die Beſtimmung, den einzelnen Darmabſchnitten eine glatte, leicht verſchiebbare Oberfläche zu geben, ſondern er dient anderſeits auch dazu, den D. in der Bauchhöhle zu befeſtigen und trotz ſeiner großen Beweglichkeit doch im ganzen in ſeiner normalen Lage zu erhalten. In dieſer Beziehung verhalten ſich die einzelnen Därme ſehr verſchieden. Der Zwölffingerdarm wird nur an ſeiner vordern Fläche vom Bauchfell überzogen, kann daher ſeine Lage nur wenig verändern. Der ganze Dünndarm dagegen iſt vollſtändig vom Bauchfell überkleidet und überaus beweglich am Gekröſe befeſtigt. Der aufſteigende wie der abſteigende Grimmdarm iſt durch das Bauchfell, welches über die Vorderfläche dieſer Därme hinſtreicht, ziemlich ſtraff an die hintere Bauchwand angeheftet, während der zwiſchen jenen Stücken gelegene Quergrimmdarm, allſeitig vom Bauchfell überzogen, eine ſehr große Beweglichkeit beſitzt. Die S-förmige Krümmung des Dickdarms, welche an einem Gekröſe ſitzt, iſt ſtark beweglich, der Maſtdarm endlich wieder ſtraff in ſeiner Lage befeſtigt. Die Muskelhaut des Darms, unter der Seroſa gelegen, zerfällt in zwei Schichten: die äußere derſelben iſt die Längsfaſerſchicht, ihre Faſern liegen in der Längsrichtung des Darmrohrs und dienen zur Verkürzung desſelben; die innere Schicht iſt die Ringfaſerſchicht, ihre Faſern verlaufen kreisförmig um das Darmrohr herum und dienen zur Verengerung desſelben. Die Darmbewegungen, welche durch die Muskelhaut bewirkt werden, haben den Zweck, den Inhalt des Darmkanals vorwärts zu bewegen. Sie gleichen den wellenförmigen Bewegungen eines Wurms und heißen periſtaltiſche Bewegungen. Unter normalen Verhältniſſen ſchreiten ſie ſtets vom Magen her gegen den After hin fort. Nur bei krankhaften Zuſtänden, namentlich bei eingeklemmten Brüchen und Darmverſchließungen, kommen auch antiperiſtaltiſche Bewegungen, d. h. ſolche vor, welche von unten nach oben fortſchreiten und den Inhalt des Darms nach dem Magen zurückdrängen, wobei gewöhnlich Erbrechen vorhanden iſt. Durch die antiperiſtaltiſchen Bewegungen kann ſogar der Inhalt des Dickdarms, alſo Koth, erbrochen werden. Die Ringfaſerſchicht ſetzt ſich vom Magen aus ununterbrochen auf den D. fort bis zur Bauhin'ſchen Klappe. Am Grunde des Blinddarms beginnt dann eine neue Ringfaſerſchicht, welche ſich ohne Unterbrechung bis zum After fortſetzt. Am Ende des Maſtdarms mehren ſich die Kreismuskelfaſern und bilden einen 1 Centim. breiten Muskelring, den innern Schließmuskel des Afters (Sphincter ani internus), welcher durch den äußern der Willkür gehorchenden Schließmuskel unterſtützt wird. Die Längsfaſerſchicht der Muskelhaut erſtreckt ſich vom Magen bis zum Blinddarm als zuſammenhängende Schicht über den ganzen Dünndarm. Am Dickdarm dagegen ſind die Längsmuskelfaſern auf drei bandartige Streifen (Taeniae coli) zuſammengedrängt, welche erſt an der S-förmigen Krümmung ſich über den ganzen Umfang des Darms ausbreiten und den Maſtdarm als geſchloſſene, ziemlich dicke Schicht bis zum After begleiten. Die Muskelhaut des Darms beſteht aus glatten Muskelfaſern, welche nicht unter dem Einfluß des Willens ſtehen; vielmehr erfolgen alle Darmbewegungen unwillkürlich unter dem Einfluß des ſympathiſchen Nervenſyſtems und zwar der Eingeweidenerven (Nervi splanchnici) desſelben. Nur der äußere Schließmuskel des Afters, welcher aus quergeſtreiften Muskelfaſern beſteht, gehorcht innerhalb gewiſſer Grenzen dem Willen des Menſchen. Die innerſte der drei Häute des Darmrohrs und in phyſiologiſcher Beziehung die wichtigſte iſt die Schleimhaut. Es iſt dies eine weiche, etwa 1 Millim. dicke, an Blut- und Lymph- (reſp. Chylus-) Gefäßen ſowie an Drüſen überaus reiche Membran, welche an ihrer freien Fläche mit einer zuſammenhängenden einfachen Lage von cylindriſch geformten, mit ſchmaler Baſis aufſitzenden Epithelzellen überkleidet iſt. Die Schleimhaut des Dünndarms iſt in zahlreiche Querfalten (Valvulae conniventes Kerkringii) gelegt. Dieſe Falten ſtehen im obern Theil des Dünndarms dicht gedrängt und ſind hier am höchſten, während ſie gegen den Blinddarm hin ſowohl an Höhe als an Zahl fortſchreitend abnehmen. Im Zwölffingerdarm ſind die Falten etwa 4 Millim. hoch und ſtehen ebenſo weit von einander ab. Die Dünndarmſchleimhaut iſt außerdem in ihrer ganzen Länge mit zahlloſen kleinen cylindriſchen oder keulenförmigen Flocken beſetzt, welche der Schleimhaut ein feinzottiges Ausſehen verleihen. Es ſind dies die ſogen. Darmzotten (Villi intestinales); ſie haben die Aufgabe, aus dem Speiſebrei den Chylus (ſ. d.) aufzuſaugen und der Säftemaſſe des Körpers zuzuführen. Zahl und Größe der Darmzotten nimmt gegen das untere Ende des Dünndarms hin ab. Nach einer Schätzung von Krauſe mag die Geſammtmenge derſelben etwa 4 Millionen betragen. Die Darmzotten ſowohl als die Falten der Schleimhaut ſind alſo Einrichtungen, welche dazu dienen, die aufſaugende Oberfläche der Schleimhaut zu vergrößern und dadurch die Aufſaugung des Chylus zu erleichtern und ſicherzuſtellen. Die abſorbirende Fläche der Dünndarmſchleimhaut erreicht durch die Darmzotten eine Ausdehnung von 2,5 Quadratmeter, alſo faſt das Doppelte der äußern Leibesoberfläche. In der Axe der Darmzotten liegen die Anfänge der Chylusgefäße, meiſt in Form eines einfachen Schlauchs, welcher in der Zottenſpitze blindſackförmig endigt. Die Zotten ſind außerdem

reich an kapillaren Blutgefäßen, auch enthalten sie glatte Muskelfaseru, durch welche sie sich verkürzen können. Der Vorgang bei der Auffaugung des Chylus sowie die Kräfte, durch welche der letztere aus dem Lumen des Darmrohrs in die Chylusgefäße der Zotten übergeführt wird, sind noch nicht befriedigend aufgeklärt. In der Schleimhaut des Dünndarms liegen ferner verschiedenartig gebaute Drüsen. Ueber den ganzen Düundarm zerstreut, zwischen den Darmzotten, kommen die sogen. Lieberkühn'schen Krypten in ungeheurer Anzahl vor. Es sind dies kleine einfache, mit einem Cylinderepithel ausgekleidete Schlauchdrüsen; sie sondern den Darmsaft (Succus entericus) ab, welcher sich mit dem Speisebrei vermischt und auf die chemische Umwandlung desselben von maßgebendem Einfluß ist. Die Zahl dieser kleinen Drüsen mag derjenigen der Darmzotten ziemlich gleich kommen. Auf das Anfangsstück des Zwölffingerdarms sind beschränkt die Brunner'schen Drüsen. Diese sind nach dem Typus der traubenförmigen Drüsen gebaut und sondern einen alkalisch-reagirenden Saft ab, welcher dem von Pankreas abgesonderten Bauchspeichel nahe verwandt zu sein scheint. Zerstreut über den ganzen Dünndarm, aber in mäßiger Anzahl, kommen ferner kleine Lymphdrüsen oder geschlossene (die sogen. solitären) Follikel, etwa von der Größe eines Hirsekorns, vor, welche übrigens mit den physiologischen Verrichtungen der Darmschleimhaut keinen direkten Bezug haben, sondern als Bildungsstätten der farblosen Blutkörperchen zu betrachten sind. Im untern Abschnitte des Düundarms liegen endlich die Peyer'schen Drüsenhaufen, welche nichts anderes als eine Anhäufung von vielen solcher geschlossenen Lymphfollikeln sind. Die Schleimhaut des Dickdarms stimmt bei der Betrachtung mit bloßem Auge so ziemlich mit der des Dünndarms überein, ist aber in manchen Punkten sehr wesentlich von dieser verschieden. Die Dickdarmschleimhaut bildet zahlreiche, in Abständen von 1—2 Centim. auf einander folgende Falten, welche ½—1 Centim. in die Höhle des Darms vorragen und durch nischenartige Ausbuchtungen der Darmwand von einander getrennt sind. Die Schleimhaut besitzt im Dickdarm keine Zotten, und von den oben genannten Drüsen kommen nur die Lieberkühn'schen Krypten und die solitären Lymphfollikel, beide von beträchtlicherer Größe als im Dünndarm und ebenfalls sehr zahlreich, vor. Die Verrichtungen des Düunndarms bestehen erstens in der fortgesetzten chemischen Umwandlung des aus dem Magen übergetretenen Speisebreies theils unter dem Einfluß der in der Darmschleimhaut selbst gelegenen Brunner'schen und Lieberkühn'schen Drüsen, theils unter dem Einfluß der Galle und des Bauchspeichels, welche beiden Sekrete in den Zwölffingerdarm ergossen werden. Zweitens aber ist es Aufgabe der Dünndarmschleimhaut, aus dem Speisebrei die geeigneten verflüssigten Nährstoffe in Form des Chylus aufzusaugen. Der unbrauchbare Rest der Nährstoffe gelangt in den Dickdarm, erleidet hier die Umwandlung in Koth, wird durch Resorption seiner flüssigen Bestandtheile eingedickt und schließlich durch die wurmförmigen Bewegungen des Darmrohrs nach außen entleert. Der D. ist reich an Blutgefäßen und Nerven. Das Blut, welches dem D. zur Ernährung dient, wird ihm direkt aus der Aorta durch die beiden Gekrösarterien zugeführt. Das verbrauchte, durch die Haargefäße des Darms geströmte Blut sammelt sich in Venenstämmen an, welche sämmtlich in die Pfortader einmünden. Die Nerven des Darmkanals (Nervi splanchnici) gehören dem sympathischen Nervensystem an. — Der D. ist zahlreichen Erkrankungen ausgesetzt. Man kann Krankheiten der Schleimhaut und solche der serösen Haut unterscheiden; denn die Muskelhaut erkrankt nie für sich allein, sondern stets nur in Verbindung mit den beiden ersteren. Die Krankheiten der serösen Haut des Darms fallen unter den Begriff der Krankheiten des Bauchfells (s. d.). Von den Schleimhautaffektionen des Darms sind als die wichtigsten zu nennen die verschiedenen Formen des Darmkatarrhs und der Darmgeschwüre, der Typhus, die Ruhr, Cholera, Blinddarmentzündung (s. Darmentzündung). S. Tafel »Eingeweide des Menschen«.

Darmentzündung (Enteritis), diejenigen entzündlichen Affektionen des Darmkanals, welche von der Schleimhaut des Darms ausgehen und diese vorzugsweise betreffen, während die Entzündungen des serösen Ueberzugs der Därme zur Bauchfell- oder Unterleibsentzündung gehören. Die D. tritt hauptsächlich in zwei Formen auf, nämlich als katarrhalische D. oder Darmkatarrh und als kroupöse oder diphtheritische D. oder Ruhr (s. d.). Auch der Unterleibstyphus (s. Typhus) und die Cholera (s. d.) sind Darmentzündungen; sie werden aber, da ihnen eine specifische Ursache, ein Ansteckungsstoff, zu Grunde liegt, mit Recht als Krankheiten der gesammten Konstitution betrachtet. Eine besondere und höchst gefährliche Form der D. ist die Blinddarmentzündung, welche wir hier im Anschluß an den Darmkatarrh mit besprechen wollen. — Der Darmkatarrh gehört zu den am häufigsten vorkommenden Krankheiten. Er wird gewöhnlich veranlaßt durch örtliche Reize, welche die Darmschleimhaut treffen, z. B. wenn unverdaute, harte und rauhe, oder in Zersetzung begriffene Massen aus dem Magen in den Darm übertreten, oder wenn feste Kothmassen im Darm zurückgehalten werden, wenn Eingeweidewürmer vorhanden sind ꝛc. Die meisten Purganzen und Abführmittel wirken reizend auf die Darmschleimhaut ein und verursachen Darmkatarrh; ähnlich wirkt der Genuß mancher Obstarten, namentlich des unreifen oder nicht genügend gekauten Obstes. Darmkatarrhe entstehen aber auch durch Fortsetzung einer Entzündung von dem Bauchfell auf die Schleimhaut des Darms, ferner durch Stockungen des venösen Bluts in den Gefäßen der Darmwand, wie sie bei zahlreichen Krankheiten der Leber, des Herzens und der Lungen vorkommen. Erkältungen des Unterleibs und der Füße, heftige Gemüthsbewegungen, namentlich Angst und Schreck, müssen ebenfalls unter den veranlassenden Ursachen des Darmkatarrhs aufgezählt werden. Zu gewissen Zeiten häufen sich, ohne daß man die Ursache davon genau kennt, die Fälle von Darmkatarrh in einer bestimmten Bevölkerungsgruppe an, was man dann auf Rechnung des herrschenden Genius epidemicus bringt. Ueberaus häufig schließt sich ein Darmkatarrh an einen bereits bestehenden Magenkatarrh an. Nur selten wird das Darmrohr in seiner ganzen Länge vom Katarrh befallen; bald ist nur oder doch vorzugsweise der Dünndarm, bald vorzugsweise oder ausschließlich der Dickdarm, selten bloß der Zwölffingerdarm davon ergriffen. Die anatomischen Veränderungen, welche die Darmschleimhaut zeigt, bestehen beim akuten Katarrh in Röthung und Schwellung der Schleimhaut, welche an ihrer Oberfläche

mit einer ansehnlichen Schicht eines trüben und leicht abstreifbaren Schleims überzogen ist. Dieser Schleim enthält massenhafte Cylinderepithelzellen, deren schnelle Bildung und Abstoßung zum Wesen des Katarrhs gehört. Nicht selten findet man eine Schwellung der lymphatischen Gebilde, welche in der Schleimhaut eingebettet sind, nämlich der solitären Lymphfollikel und der Peyer'schen Drüsenhaufen. Zumal bei kleinen Kindern erreicht die Schwellung der Lymphfollikel des Darms manchmal einen bedeutenden Umfang. Schwere Katarrhe führen, besonders im Dickdarm, leicht zur Bildung kleiner oberflächlicher Geschwüre, welche jedoch im ganzen leicht und ohne Narbenbildung wieder zu heilen pflegen. Bei dem chronischen Katarrh tritt die Röthung und Schwellung der Schleimhaut mehr zurück, dagegen nimmt letztere häufig eine graue, schieferähnliche Farbe an; das schleimige Sekret auf der Oberfläche ist spärlicher, aber zäher, von mehr glasigem Aussehen. Die Schwellung der Lymphfollikel und die Bildung oberflächlicher Geschwüre kommt auch im chronischen Katarrh vor. Bei ganz kleinen Kindern findet man nach langwierigen, tödtlich verlaufenden Darmkatarrhen oft weiter nichts als eine auffallende Blässe, Dünnheit und leichte Zerreißlichkeit des Darmrohrs. — Die Symptome des Darmkatarrhs sind verschieden nach dem Sitz der Affektion in den einzelnen Abschnitten des Darmrohrs. Bei den selten vorkommenden Katarrhen des Zwölffingerdarms ist, wenn die Affektion auf dieses Darmstück beschränkt bleibt, außer Appetitlosigkeit und Stuhlanstopfung vorzugsweise die Gelbsucht zu erwähnen, welche dadurch bedingt wird, daß die Schwellung der Darmschleimhaut sich in den gemeinschaftlichen Gallengang fortsetzt, diesen verstopft und also der Galle nicht erlaubt, sich in den Darm zu ergießen. Das wichtigste Symptom beim akuten Katarrh des Dünn- und Dickdarms ist der Durchfall. Die Stuhlentleerungen sind nicht bloß flüssiger, weil eine starke wässerige Ausscheidung aus den Blutgefäßen der Darmwand in die Höhle des Darms stattfindet, sondern sie folgen auch schneller auf einander, weil die wurmförmigen Bewegungen des Darms beim akuten Katarrh sehr lebhaft und selbst stürmisch sind. Dem Durchfall geht gewöhnlich Kollern im Leib voraus. Schmerzen und andere Beschwerden pflegen, abgesehen vom Durchfall, zu fehlen, wenn der Katarrh auf den Dünndarm beschränkt ist. Dagegen ist der Katarrh des Dickdarms in der Regel mit kolikartigen kneipenden Schmerzen verbunden, die anfallsweise eintreten und nach erfolgter Stuhlentleerung sich bessern. Die Kräfte und der Ernährungszustand des Patienten bleiben normal, wenn die Ausleerungen nicht zu massenhaft und zu häufig sind. Verlieren aber die Ausleerungen das Aussehen und den Geruch nach Koth, werden sie wässerig, dünnflüssig, farblos und wiederholen sie sich sehr oft, so bewirken sie, zumal bei kleinen Kindern, einen hohen Grad von Erschöpfung und Abmagerung. Der Leib ist beim akuten Darmkatarrh zuweilen mäßig aufgetrieben, und es entleeren sich mit dem Durchfall große Mengen übelriechender Gase. Schwere Darmkatarrhe gehen mit Fieber einher, welches meist den Charakter des sogen. Katarrhalfiebers, in schlimmeren Fällen den eines nervösen Fiebers an sich trägt. Setzt sich die Entzündung bis auf den Mastdarm fort, so sind beständiger Stuhldrang und schmerzhafte Gefühle im After (Stuhlzwang) vorhanden. — Der chronische Darmkatarrh ist bei Erwachsenen gewöhnlich nicht von Durchfall begleitet, im Gegentheil leiden die Kranken häufig an Stuhlverstopfung, die abgehenden Kothmassen sind aber in reichlichen zähen Schleim eingehüllt. Es treten dabei leicht abnorme Zersetzungen des Darminhalts mit reichlicher Entwickelung stinkender Gase, Auftreibung des Leibes, Oppressionsgefühl, Blähungen ꝛc. ein. Die Kranken verlieren dabei ihre Kräfte, magern ab, haben eine bleiche, schmutzig graugelbe Gesichtsfarbe. Sie bilden sich ein, an der Leber zu leiden, sind verstimmt und werden von hypochondrischen und selbst melancholischen Stimmungen heimgesucht. Krankheitszustände dieser Art sind für den Patienten wie für seinen Arzt überaus lästig und im ganzen schwer zu beseitigen, aber meist ohne besondere Gefahr. — Ganz anders verhält es sich mit dem chronischen Darmkatarrh der Kinder. Derselbe verläuft bald mit, bald ohne Fieber, fast immer aber in Gestalt eines hartnäckigen und erschöpfenden Durchfalls, infolge dessen die Kinder im höchsten Grad abmagern und sehr häufig ein Opfer des Todes werden. Besonders sind ganz kleine Kinder, kurz nach dem Entwöhnen, dieser gefährlichen Krankheit (Diarrhoea ablactatorum) ausgesetzt. — Die Behandlung des Darmkatarrhs hat sich zunächst mit der Beseitigung seiner Ursachen zu beschäftigen. Liegt dem akuten Darmkatarrh eine Erkältung zu Grunde, so hat der Kranke das Bett zu hüten, er mag einige Tassen warmen Thee (Kamillen- oder Pfeffermünzaufguß) genießen und warme Tücher oder einen naßkalten Umschlag auf den Leib legen, welcher bald warm wird und dann längere Zeit liegen bleiben muß. In einem rauhen Klima wird man sich durch wollene Strümpfe, durch eine Leibbinde aus Flanell und (namentlich die Frauen) durch das Tragen von Beinkleidern aus Barchent und anderen dichten Stoffen gegen Darmkatarrhe schützen können. Ist der Darmkatarrh die Folge von Diätfehlern oder einer unzweckmäßigen Ernährungsweise, so muß die Diät regulirt werden. Bei kleinen Kindern hat man in dieser Beziehung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Milchdiät vertragen sie während der Dauer eines Durchfalls gewöhnlich nicht; man muß sie dann mit kräftigen Fleischbrühen, mit etwas süßem Wein (Malaga), mit kleinen Portionen feingeschabten rohen Rindfleisches oder mit der neuerdings von Professor Leube in Erlangen angegebenen Fleischsolution (von Apotheker Mirus in Jena zu beziehen) zu erhalten suchen. Jedenfalls aber muß vorher noch ein Versuch mit Mutter- oder Ammenmilch gemacht werden. Sind harte zurückgehaltene Kothmassen die Ursache des Katarrhs, so hat die Kur mit einem Abführmittel zu beginnen, welches in gewissen Fällen häufig, fast täglich wiederholt werden muß; auch kann durch Klystiere nachgeholfen werden. Gegen chronischen Darmkatarrh mit habitueller Stuhlverstopfung werden von Trousseau und anderen Aerzten die Belladonnapillen als außerordentlich wirksam gerühmt. Eine Hauptaufgabe bei der Behandlung des Darmkatarrhs ist die Bekämpfung des Durchfalls, wenn dieser Gefahr zu bringen droht. Man versucht es zunächst mit schleimigen Getränken (Hafer- oder Gerstenschleim), mit Suppen von gebranntem Mehl u. dgl. Manchmal erweist sich der Genuß des Rothweins, von getrockneten Heidelbeeren, von Eichelkaffee und dergleichen Hausmitteln wegen ihrer adstringirenden Wirkung von Nutzen gegen den Durchfall. Kommt man hiermit nicht zum Ziel,

so sind, zumal bei chronischen Katarrhen, stärkere Adstringentien am Platze, z. B. eine Lösung von Höllenstein, Tannin ꝛc. Bei weitem das sicherste und gebräuchlichste Mittel gegen die Diarrhöe ist aber das Opium, theils innerlich genommen, theils als Zusatz zu den Klystieren. Nur muß dieses Mittel bei ganz kleinen Kindern mit äußerster Vorsicht und in ganz kleinen Dosen angewendet werden. Beim chronischen Darmkatarrh der Erwachsenen sind endlich gewisse Brunnenkuren (Karlsbad, Marienbad, Ems, Kissingen ꝛc.) von unleugbarem Nutzen.

Eine ganz eigenthümliche und höchst gefährliche Form der D. ist die Entzündung des Blinddarms und seines wurmförmigen Anhangs (Typhlitis). Dieselbe entsteht durch den Reiz, welchen stagnirende harte Kothmassen und fremde Körper, wie Kirsch- und Zwetschenkerne, sogen. Koth- oder Darmsteine (s. d.) zunächst auf die Schleimhaut des Blinddarms und seines wurmförmigen Anhangs ausüben. Die Schleimhaut der genannten Darmabschnitte wird durch den Kontakt mit solchen harten, oft rauhen und eckigen Körpern erst in den Zustand des Katarrhs versetzt, geht dann aber in oberflächliche Verschwärung über. Werden jetzt die veranlassenden Ursachen entfernt, so können die Geschwüre ausheilen, wobei, je nach den Umständen, eine das Darmlumen verengende Narbe zurückbleiben kann. In vielen Fällen aber, namentlich wenn die reizenden Fremdkörper liegen bleiben, schreitet die Entzündung unter der Form einer eitrigen Infiltration, der Erweichung, Verschwärung und des brandigen Zerfalls auf den Bauchfellüberzug des Blinddarms und Wurmfortsatzes fort, und es kommt zu einer umschriebenen Bauchfellentzündung. Häufig wird der Blinddarm oder Wurmfortsatz von dem vorhandenen Geschwür durchbohrt, dann tritt der Inhalt des Darms in den Bauchfellsack über, und es entsteht eine allgemeine und fast ausnahmslos in kürzester Frist tödtliche Unterleibsentzündung. War vorher eine Verwachsung des Blinddarms mit seiner Umgebung eingetreten, so bilden sich in der Umgebung des Blinddarms Jaucheherde, welche im glücklichen Fall durch die äußere Haut aufbrechen und sich entleeren, ohne daß nothwendig eine allgemeine Unterleibsentzündung eintreten müßte. Diese letzteren Fälle können zwar ausheilen, aber oft bedingen auch sie nach längerer Dauer durch allgemeine Erschöpfung den Tod des Patienten. Diese auf Stagnation der Kothmasser beruhende Blinddarmentzündung (Typhlitis stercoralis) gibt sich zu erkennen durch eine harte und schmerzhafte Geschwulst in der Gegend der rechten Darmbeinschaufel, welche nicht deutlich abgegrenzt ist. Es besteht hartnäckige, wenn auch nicht absolute Stuhlverstopfung. Dazu kommt häufig Uebelkeit, Würgen und Erbrechen von kothig riechenden Massen (Darmgicht, Ileus), welche durch antiperistaltische Darmbewegungen in den Magen zurückgedrängt worden sind. Die Geschwulst in der rechten Unterbauchgegend wird immer schmerzhafter, der Kranke kann selbst die leiseste Berührung dieser Gegend kaum ertragen. Bessert sich die Krankheit, so geschieht es durch Entleerung größerer Mengen von übelriechenden Kothmassen unter den heftigsten reißenden Schmerzen im Bauch. Schreitet die Krankheit aber fort, so stellen sich entweder die Erscheinungen einer umschriebenen, oder die einer allgemeinen Bauchfellentzündung (s. d.) ein, bald allmählich, bald plötzlich, und nach längerer oder kürzerer Zeit pflegt die tödtliche Katastrophe einzutreten. — Die Behandlung der Blinddarmentzündung führt nur dann zum Ziel, wenn sie rechtzeitig eintritt und umsichtig geleitet wird. Ist der Fall noch frisch und noch kein Erbrechen vorhanden, so gebe man eine starke Dosis (2—3 Eßlöffel) Ricinusöl und suche dadurch die stagnirenden Kothmassen zu entleeren. Gelingt dies nicht, tritt vielmehr Erbrechen hinzu, so sehe man davon ab, den Stuhl durch Abführmittel zu erzwingen. Dann müssen große Mengen von warmem Wasser mit einem Zusatz von Honig oder Oel durch eine Klystierspritze oder besser durch den Klysopompen in den Mastdarm eingebracht werden. Außerdem setze man 10—20 Blutegel in die rechte Unterbauchgegend auf die dort befindliche Kothgeschwulst und unterhalte eine starke Nachblutung. Hierauf werden anhaltend feuchtwarme Umschläge auf die schmerzhafte Stelle des Unterleibs gelegt. Gegen die heftigen Schmerzen, wenn sie nicht durch die Blutentziehung und die Kataplasmen beseitigt werden können, sowie gegen das Erbrechen und bei drohender Gefahr der Perforation sind subkutane Einspritzungen einer Morphiumlösung anzuwenden. Eine etwa eintretende Unterleibsentzündung ist nach den für diese gültigen Regeln zu behandeln. Bilden sich Abscesse in der Umgebung des Blinddarms, so müssen dieselben mit dem Messer frühzeitig und ausgiebig eröffnet werden, um der Jauche den Ausfluß zu verstatten. Selbst in Fällen der Genesung muß der Kranke auf das sorgfältigste beobachtet und behandelt werden. Die Kranken erholen sich gewöhnlich nur sehr langsam von ihrem schweren Leiden. Ueberdies bleiben öfters schmerzhafte harte Partien im Unterleib, ja sogar Knickungen und Verengerungen des Darmrohrs zurück.

Darmfäule, früher übliche Bezeichnung für eine chronische, zum fauligen Zustand sich manchmal hinneigende Darmentzündung, besonders beim Rindvieh, wird aber nicht mehr gebraucht, seitdem die Krankheiten des Rindes genauer erforscht sind (vgl. Ruhr).

Darmgicht, s. Erbrechen.

Darmkatarrh, s. Darmentzündung.

Darmsaiten, s. Saiten.

Verzeichnis der Mitarbeiter

am vierten Band.

Andree, Dr. Richard, in Leipzig: Geographie von Afrika, Westindien; Entdeckungsgeschichte, Reisende.
Augener, Dr. E., in Teplitz: Volkswirtschaft, Verkehr.
Bartling, Dr. H., in London: Neuere englische und französische Literatur.
Baumbach, Dr. K., in Saalfeld: Rechtswissenschaft.
Bender, Prof. H., in Tübingen: Geschichte.
Bernhardt, Forstmeister A., in Neustadt-Eberswalde: Forstwesen.
Bezold, Dr. E., in München: Cavour.
Birnbaum, Prof. Dr. K., in Leipzig: Landwirtschaft.
Blanckarts, M., in Düsseldorf: Moderne Künstler.
Bornmüller, Fr., in Leipzig: Geographie, Literatur, Musik.
Brachelli, Prof. Dr. H. F., in Wien: Geographie.
Breßlau, Dr. H., in Berlin: Historik.
Büchner, Prof. A., in Caen: Französisches Unterrichtswesen.
Carus, Prof. Dr. J. V., in Leipzig: Zoologie.
Clément, Prof. in Schwerin: Münzen und Maße, Handelswesen.
Dammer, Dr. Otto, in Berlin: Chemie, Technologie, Naturwissenschaften.
De Gubernatis, Prof. Angelo, in Florenz: Moderne italienische Biographie.
Deiters, Dr. H., in Konitz: Musik.
Döhn, Dr. Rud., in Dresden: Geographie und Geschichte von Amerika, Politik.
Dohme, R., in Berlin: Moderne Künstler.
Ebhardt, G., in Berlin: Moderne italienische Biographie.
Egli, Dr. J. J., in Zürich: Geographie und Statistik der Schweiz.
Ethé, Dr. H., in Aberystwyth: Moderne englische Literatur; orientalische Literatur.
Ewald, Dr. A. H., in Halle: Christian von Preußen.
Flärl, Dr. A., in München: Dachauer Banken.
Frank, Dr. B., in Leipzig: Botanik.
Frank, Dr. H. H., in Lübeck: Chiffernschrift.
Frisch, Dr. K., in Stockholm (†): Geographie von Skandinavien.
Gabelentz, Dr. G. von der, in Dresden: Chinesische Sprache und Literatur.
Gätschenberger, St., in Würzburg: Englische Literatur.
Göbel, Th., in Stuttgart: Typographie.
Goldschmidt, Dr. Paul, in Berlin: Geschichte, Biographie.
Gosche, Prof. Dr. Richard, in Halle: Allgemeine Literaturgeschichte.
Graser, Dr. B., Vicekonsul in Odessa: Seewesen.
Gruppe, Prof. Dr. O. F., in Berlin: Moderne Künstler.
Hamerling, Prof. Robert, in Graz: Moderne italienische Literatur.
Haushofer, Prof. Dr. Max, in München: Volkswirtschaft.
Heinzerling, Prof. Dr. Fr., in Aachen: Baukunst.
Hildebrand, Dr. K., in Halle: Dänische Sprache, altnordische Literatur.
Holtzmann, Prof. Dr. H. J., in Straßburg: Theologie und Kirchengeschichte.
Ilg, Dr. A., in Wien: Bildende Künste, Kunstgeschichte.

Digitized by Google

Julius, Dr. L., in Dessau: Plastik, Antike.
Kiepert, Dr. Richard, in Berlin: Alte Geographie, Vorderasien ꝛc.
Klein, Dr. H. J., in Köln: Mathematik, Astronomie, Meteorologie, Physik.
Klüpfel, Dr. K., in Tübingen: Dahlmann.
Lammers, Dr. A., in Bremen: Handelswesen, Verkehr.
Lemcke, Prof. Dr. L. G., in Gießen: Italienische, spanische, provençalische ꝛc. Literatur.
Löbe, Dr. W., in Leipzig: Agronomen.
Lüders, Dr., in Berlin: Mediciner.
Mähly, Prof. Dr. J. J., in Basel: Französische Literatur.
Martin, Prof. Dr. A., in Prag: Niederländische Literatur.
Meinicke, Prof. Dr. E., in Dresden: Australien, Asiatische Inseln, Südamerika ꝛc.
Meßmer, Prof. Dr. J. A., in München: Christliche Kunst.
Meyer, F. H., in Leipzig: Buchhändler.
Müller, Dr. H. A., in Bremen: Aeltere Kunst.
Müller, Prof. Wilh., in Tübingen: Geschichte und neuere politische Biographie.
Riemann, Hauptmann A., in Gotha: Kriegswesen.
Baldamus, Dr. Fr. (†), in Frankfurt a. M.: Pädagogik.
Perels, Prof. Dr. E., in Wien: Landwirtschaftliche Maschinen.
Peter, Prof. Dr. K., in Jena: Römische Geschichte.
Ploß, Dr. H., in Leipzig: Historische Anthropologie; vorgeschichtliche Kultur.
Prutz, Dr. H., in Berlin: Geschichte, Biographie.
Ravenstein, E. G., in London: Geographie von Großbritannien, Nordamerika.
Reber, Prof. Dr. F., in München: Neuere Kunstgeschichte.
Reinsberg-Düringsfeld, Freiherr von: Kulturgeschichtliches, Feste, Chronologie.
Rentzsch, Dr. H., in Dresden: Volkswirtschaft, Verkehr.
Roloff, Prof. F., in Halle: Thierarzneikunde.
Roquette, Prof. Dr. Otto, in Darmstadt: Deutsche Literaturgeschichte.
Schlagintweit, Dr. Emil, in Kitzingen: Central- und Ostasien, Indien; Sanskrit ꝛc.
Schmidt, Hauptmann Albert († in Spanien): Kriegswesen.
Schmidt, Dr. W., in München: Bildende Künste, Kunstgeschichte.
Schwarz, Dr. Adolf, in Berlin: Theater.
Seydell, Schiffsbaumeister in Stettin: Dampfschiff.
Steinhauser, A., in Wien: Dalmatien.
Stern, Prof. Dr. A., in Dresden: Deutsche Literatur.
Stoy, Prof. Dr. V. C., in Jena: Pädagogik.
Stricker, Dr. W., in Frankfurt a. M.: Mediciner.
Varrentrapp, Dr. C., in Marburg: Christian I. von Mainz.
Vogelsang, Prof. Dr. H. (†), in Delft: Mineralogie und Geologie.
Wenzelburger, Prof. Dr. Th., in Delft: Geographie der Niederlande.
Wernick, F., in Danzig: Danzig.
Wilbrandt, Dr. F., in Leipzig: Philologie, Alterthumskunde, Mythologie.
Zimmermann, Prof. Dr. Robert, in Wien: Philosophie, Aesthetik.
Zoller, Dr. E., in Stuttgart: Skandinavische Literatur, Ordenswesen.
Prof. N. N., anonym: Medicin.

Digitized by Google

Verzeichnis der Illustrationen

zum vierten Band.

Beilagen.

	Seite
Burgen, Tafel	2
Centralamerika, Karte	261
Centralasien, Karte	265
China, Karte	424
Dänemark, Karte	876
Dampfkessel, Tafel I, II	946
Dampfmaschine, Tafel I	957
= = II	961
= = III	962
Dampfpflug	972

Im Text.

Camera lucida, Fig. 1, 2	109
Camera obscura	110
Centralbewegung, Fig. 1, 2	271—272
Centriren	275
Characeen, Fig. 1—4	333
Chronoskop von Wheatstone und Hipp	545—546
Cissoïde	585
Dampfkessel, 16 Figuren	945—952
Dampfmaschine von Corliß, Sulzer, Ehrhardt, Fig. 1—6	962—965
Dampfpflug, Fig. 1, 2	973—974
Dampfschiff, Fig. 1, 2	977

Digitized by Google

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google